Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt

Jahrgang 1864.

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil.

Inhalt.

Gedichte.

Biographien und Charakteristiken.

Erzählungen und Novellen.

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Medicinisches.

Vermischtes.

Blätter und Blüthen.

Illustrationen.

No 1. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Neujahrsgebet.

Wir hofften es mit Schwertern einzuläuten,
Mit deutschen Schwertern dieses neue Jahr,
Kein Kampfruf aber sammelt die Zerstreuten,
Noch harrt des Führers eine bange Schaar,
Schon hat die Schmach uns in den Staub getreten,
Ein großes Volk, wie ward es schwach und klein,
So höre Du denn der Verzweiflung Beten:
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

Verlassen noch hast Du der Deutschen keinen;
In feigem Mund klingt das wie Hohn und Spott,
Dem Muth'gen nur willst hülfreich Du erscheinen:
Wer selbst sich hilft, dem hilft der liebe Gott!
Das Thier des Waldes wehrt sein Nest der Meute,
Und schlaffen Armes schauen wir darein,
Reißt uns der Feind vom Herzen selbst die Beute –
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

Wir dankten Dir den Sieg vor funfzig Jahren
Mit einem Fest, deß Jubel kaum verhallt,
Und nun das Schlimmste wieder wir erfahren,
Zückt sich kein Schwert, kein streitbar Banner wallt,
Die Freudenfeuer, die empor Dir lohten,
Der Wange Scham ist heut' ihr Wiederschein,
Meineid schon ist der Schwur bei unsern Todten —
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

Und haben auch die Mächtigen und Reichen
Ihr starres Herz von Dir hinweg gewandt,
Du hast zum Kampfe für Dein heilig Zeichen
Die Armen stets und Niedern ausgesandt;
So rufe Du das deutsche Volk zusammen,
Zum heil'gen Kampf gieb ihm die heil'gen Weih'n,
Erschein' uns in der deutschen Eichen Flammen —
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

Das deutsche Volk, es ist ein Volk von Armen,
Gefesselt noch mit schweren Druck und Band,
Nur eine Habe ließ ihm Dein Erbarmen:
Den Traum vom ein'gen freien Vaterland;
Ist's auch ein Land voll Mühe und Beschwerde,
Soll doch kein fremd Gelüst danach gedeih'n,
Dem Feinde keinen Fußbreit deutscher Erde —
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

So höre Du denn der Verzweiflung Beten,
Dein heil'ges Feuer stähle Schwert und Muth,
Laß uns den Morgen schau'n, den lang erflehten,
Und sei auch seine erste Röthe Blut;
Wehrlose Feigheit mag ehrlos verderben,
Zum Kampf, zum Kampf in todesmuth'gen Reih'n,
Nur Männer dürfen um die Freiheit werben
Herr Gott im Himmel, laß uns Männer sein!

Albert Traeger.

Der Kranz am Marterl.

Eine Geschichte aus dem bairischen Hochland.

Von **Herman Schmid**.*

1.

In der engen Felsenschlucht am Fuße der „langen Wand“ war es trotz des ungewöhnlich heißen Mittags im Spätherbst schattig und kühl, denn die Sonnenstrahlen, die nur Morgens ein Viertelstündchen in dieselbe einzudringen vermochten, fielen schon lange nur schräg auf den Saum des Gesteins. Der Boden war mit Felsblöcken, Trümmern und Geröll bedeckt, unter welchem der schmale Wasserfaden einer Quelle fortsickerte, die manchmal, angeschwellt durch die Regengüsse eines Gewitters, die ganze Kluft wie eine Klamm tobend und schäumend ausfüllt und ihr Gewässer in die noch wildere Obernach stürzt, welche tiefer unten zwischen finstern Wäldern dem schwermüthig ernsten Walchensee zustürmt. Erst in halber Höhe der Felswände hatten einige Birken und Fichten sich in den Spalten kümmerlich angehängt und spannten ihre Wurzeln wie Klammern darüber hin; in der Schlucht selbst grünte nichts, denn die thurmhohen Wände drängten sich allmählich so schroff zusammen, daß sie sich oben fast aneinander schlossen und zu der Kühle auch die Dämmerung kam.

Nur an der einen Seite der Schlucht, am Eingange derselben, lag ein kleiner Fleck von kurzem kümmerlichem Rasen. Ueber ihm war an der Wand ein Holztäfelchen angebracht, mit einem kleinen Wetterdach zum Schutze des darauf befindlichen Gemäldes. Es stellte in rohen Umrissen ein nicht zu verkennendes Conterfei der Felsschlucht vor und zeigte im Vorgrunde einen jungen Mann in grauem Rock mit grünem Aufschlag und Kragen, knieend, die Hände zum Gebete faltend und auf dem Kopf ein rothes Kreuz tragend. Eine Büchse lag neben dem Knieenden. Im Hintergrunde sah man dieselbe Gestalt in verkleinertem Maßstabe über die steile lange Wand herabstürzen. Zwischen dem Bilde und den an einem Drahte aufgereihten „Beterln“ oder Rosenkranz-Perlen war eine Inschrift

* Verfasser der „Huberbäurin“, „Almenrausch und Edelweiß“ 2c. 2c. D. Red.

angebracht, noch lesbar, doch etwas verwaschen, denn die Wirkung des kleinen Schutzdaches reichte nicht so weit und hinderte den Regen nicht, unter demselben hereinzuschlagen.

Die Inschrift lautete:

„Am 10. Juni 1806, Sankt Margarethen-Tag, seines Alters im 24igisten Jahr, ist hier der ehr- und tugendgeachte Jüngling, Gotthard Recht, Jagdgehilf, durch einen Sturz von der langen Wand verunglückt und hat sich erfallen.

Bedenk' es wohl, mein lieber Christ:
Weißt nie, wie nah das Sterben ist."

Das Volk im bairischen Hochgebirge liebt es, auf diese Weise die Stellen zu bezeichnen, an welchen ein Unglück, ein besonderes Naturereigniß sich zutrug oder auch ein Verbrechen begangen wurde, und dadurch noch nach Jahren den frommen Wanderer, der daran vorüberzieht, zum Gebete zu mahnen. Die Täfelchen werden je nach Gelegenheit an den Wänden der Häuser, an Bäumen oder auch an eigenen kleinen Säulchen angebracht, welche Martersäulen, kürzer auch „Marterln" genannt werden.

In die Felsschlucht führte von dem tief unten am Rande der Obernach vorbeiziehenden schmalen Waldsträßchen ein schwieriger, mühevoller Fußpfad herauf, zwischen Gestrüpp und Blöcken hindurch und mehrmals das steinige, jetzt weißgebleichte Rinnsal des Wildbaches kreuzend. Schon eine beträchtliche Strecke vor der eigentlichen Verengerung der Schlucht schwenkte der Weg nach rechts ab und bog in den Hochwald ein, dessen Wand durch einen Zaun von langen Stangen verwahrt war, damit das Vieh sich nicht in die Schlucht verlaufen konnte, wenn es sich von den Alm-Weideplätzen verloren, welche hoch oben über Felsen und Bäumen sich sonnten und grünten, schimmernd und duftend von saftigem Gras und Bergkräutern und mit mancher freundlichen Sennhütte bestreut.

Diesen Pfad kam jetzt ein Mädchen herab, in der bäurischen Tracht der nahen Jachenau, welche damals — vor vierundfünfzig Jahren — noch allgemein und unverfälscht getragen wurde. Ein langer rothbrauner Rock fiel bis auf die Knöchel und die weit ausgeschnittenen niedrigen Schuhe herab und ward wieder auf der Brust als Unterleibchen sichtbar, mit blanken Knöpfen besetzt und mit einer schmalen Spitzenkrause den Hals umschließend. Darüber trug sie eine kaum bis an die Schultern und unter die Brust reichende hellgrüne Jacke mit kurzen Aermeln, deren ebenfalls mit einer Krause abschließende Enden die kräftigen, gebräunten Arme ungehindert hervortreten ließen. Den Raum zwischen Jacke und Leibchen füllte ein leicht umgeschlungenes blaßgelbes Tuch; den grünen Hut mit den breiten aufgebogenen Krämpen und den darüber gespannten goldbefranzten, hellgrünen Bändern trug das Mädchen in der Hand. Dadurch wurde das blonde Haar sichtbar, das sie in dichte Zöpfe geflochten und über den Kopf geschlungen trug, auch die meist durch den Hutrand geschützte und darum auffallend weiße, wohlgeformte Stirne und das etwas schmale Angesicht, das trotz seiner fast kränklichen Bläffe erkennen ließ, wie schön es gewesen sein mochte, in den Tagen, als noch der Frohsinn der Gefährte der Jugend war. Die Augen hatte sie meist zu Boden gesenkt, als suche sie etwas Verlornes emsig vor sich hin, wenn sie dieselben aber aufschlug, war der Eindruck der ganzen Erscheinung verändert, denn sie waren von dunklem, fast in Schwarz übergehendem Braun und bildeten durch das düstere Feuer, das in ihnen loderte, einen befremdlichen Gegensatz zu der weichen, fast leidend ergebenen Miene. Nur der fein geschnittene Mund, von der Farbe einer blassen Rose, stimmte dazu, denn er war fest, beinahe herb geschlossen, und der Zug um ihn verkündete einen starken, trotzigen Sinn.

In der Hand, neben dem Hute, trug sie einen Kranz, aus solchen Almkräutern und Gewächsen gebunden, welche am längsten zu dauern versprachen, aus den krausen, dorngeränderten Blättern der Stechpalme, den dunklen Ranken des schmalblättrigen Waldepheus, den graubefiederten Blüthendolden der hochhinaufkletternden Zaunrübe, den tiefgrünen Zweiglein von Scheibenblatt und Immergrün — ein einziger mattweißer Stern von Edelweiß vorn an der Kranzspitze war der ganze lichte Farbenschmuck des Gewindes.

Beinahe ohne aufzublicken war das Mädchen an den Eingang der Klamm gekommen und wandte sich gegen dieselbe, als sie plötzlich stille stand und den überraschten, fragenden Blick auf das Martertäfelchen heftete.

Der Schmuck, den sie mitgebracht hatte, war überflüssig, über dem Schutzdache des Gemäldes hing bereits ein Kranz, aus Tannenreisern und Aesten der zunächst stehenden Gesträuche geflochten.

„Was ist denn das?" sagte sie halblaut vor sich hin. „Wer hat den Kranz da her gehängt? . . . Es kommt doch das ganze Jahr fast Niemand in den abgelegenen Winkel — Niemand als ich! Und auch die Betkorallen sind gerückt — ich weiß es ganz genau, wie ich sie vorgestern gelassen hab' . . . Wer ist dagewesen?"

Begreiflicher Weise kam in der Oede keine Erwiderung auf die Frage. Einen Augenblick stand sie noch zögernd, dann trat sie rasch vor und streckte die Hand nach dem Kranze aus, eine zornige Empfindung war in ihr aufgewallt und hieß sie, den Kranz wegzuwerfen und zu zerstören — Wer, außer ihr, hatte ein Recht, hier zu trauern? Wer durfte sich anmaßen, ein Zeichen liebender Erinnerung an die Unglücksstätte zu tragen? . . . Im Begriffe den Kranz zu erfassen, ließ sie jedoch die Hand wieder sinken, hob dann den eigenen Kranz in die Höhe und hängte ihn über den andern. Eine weichere, dankbare Regung war ihr mit einem wohlthuenden, lang entbehrten Gefühle der Wärme zum Herzen geströmt und hatte den Zorn übermannt. In den ersten Wochen nach dem unglücklichen Ereigniß war das Gerede über dasselbe verstummt, der Jäger und sein Geschick waren vergessen, mehr als drei Jahre lang war sie mit ihrer steten Trauer um den Todten allein gewesen — jetzt war es ihr ein unsäglich erfreuender Gedanke, daß es außer ihr noch ein Menschengeschöpf gab, das, wie sie, den Dahingeschiedenen nicht vergessen hatte. Damit kehrten die frühern Gedanken zurück und die Frage nach dem Spender des Kranzes. Der Jäger war fremd gewesen; er hatte in der Gegend weder Befreundete noch Verwandte, die seiner gedenken konnten — sie mußte das vergebliche Nachsinnen aufgeben und kniete in das Gras zu den Füßen der Felswand, um ein brünstiges Gebet für das Heil der armen Seele zu sprechen, die so plötzlich und furchtbar abgerufen worden war aus dem irdischen Leben und Leibe.

Wie sie so in Andacht versank, versank auch bald die Gegenwart um sie her, sie vergaß die drei Jahre des Grams, und die zurückgewendete Seele sah sehnsüchtig in die Tage des Glücks hinüber, welche den Jahren vorangegangen. Sie hörte und beachtete darüber nicht mehr, was um sie vorging, und bemerkte auch die beiden Männer nicht, welche von der Straße her durch das Steingeröll heraufgestiegen kamen. Der Eine davon, in kurzen Lederhosen, Wadenstrümpfen und derb benagelten Bergschuhen, trug die Jacke zusammengeschlagen über der Schulter und dem schneeweißen, durch die Gurten des grünen Hosenträgers noch gehobenen Hemd. Er hatte den Hut abgenommen und trocknete sich mit dem Hemdärmel den Schweiß von dem gefurchten Angesicht und von dem kahlen, nur von einem silberweißen Haarkränzchen eingefaßten Kopf.

Sein Begleiter war beträchtlich jünger, eine schlanke und doch gedrungene Gestalt mit grünem, schmalkrämpigem Spitzhut, in schwarzen Lederhosen und weiten, bis über die Kniee heraufgezogenen Wasserstiefeln. Um den Leib hing lose eine blaue Weste mit Silberzwanzigern als Knöpfen, ein leichtes dunkles Flortuch um den Hals, und um die Mitte ein wohlgefüllter breiter Ledergurt, eine sogenannte Geldkatze. Auf der Schulter trug der Bursche eine langstielige Axt, über welcher die graue Joppe hing — es war nicht zu verkennen, daß er zu den Flößern gehörte, welche — damals noch viel häufiger als jetzt — in den Wäldern an der Isar hinauf große Bäume fällten, zu Flößen verbanden und damit nach München und weit darüber hinaus in die Donau nach Wien fuhren und bis tief nach Ungarn hinab. Dort wurde das Fahrzeug verkauft, und der Fährmann, den Kaufpreis im Gurt und das Beil auf der Achsel, ließ sich die weite Fußwanderung in die Heimath nicht verdrießen, um unmittelbar nach seiner Ankunft Alles zu neuer Fahrt zu bereiten. Das Gesicht des Burschen trug den offenen markigen Schnitt, der die Züge der Isarthaler von Tölz und Laupgries kennzeichnet, aber es war etwas Wüstes und Fremdes darin, ein höhnischer, fast roh unheimlicher Zug um den Mund, der durch den dichten Schnurrbart unter der gebogenen, etwas seitwärts gedrückten Nase keineswegs verdeckt wurde.

„Hab' ich mir's nit eingebildet!" rief, stehen bleibend, der Alte, als er das Mädchen knieen und beten sah. „Da ist sie richtig wieder herunten vor dem verflixten Marterl und laßt die Alm Alm sein! . . . Aber Vinl," fuhr er lauter fort, als sie ihn nicht gleich bemerkte, „sage nur, was Du treibst? Ist das eine Zeit, wo man von der Alm weggeht und das Vieh allein laßt? Jetzt, wo schon bald abgetrieben wird und das Vieh am weitesten geht und sucht?"

Das Mädchen hatte sich gelassen erhoben, bekreuzte sich zum

Schlusse seines Gebets, warf noch einen traurig sehnsüchtigen Blick auf das Täfelchen und schritt den Kommenden entgegen. „Grüß' Gott, Vetter!“ sagte sie; „brauchst keine Sorg' zu haben. Es ist Alles verwahrt auf der Alm: der Bub' ist bei den Geißen, und die Zwerger-Klar'l ist in der Hütten statt meiner . . .“

„Aber was thust denn schon wieder da herunten in der Kluft?“ entgegnete etwas milder der Alte; „willst denn niemals gescheidt werden, Binl?“

„Gescheidt ist, wer thut was Recht ist!“ erwiderte das Mädchen und schritt neben den Männern her in den Wald; „und ich mein', wenn ich für einen Abgestorbenen bet', thu' ich nur, was Recht ist . . .“

„Das thust nit! Alles hat sein Maß und Ziel!“ eiferte der Alte. „Das ewige Geflenn ist völlig sündhaft! Es macht den Todten . . . der Herr geb' ihm die ewige Ruh! . . . nit wieder lebendig, und Du versitzest Dich drüber und wirst eine alte Jungfer!“

Das Mädchen schwieg und sah vor sich nieder in das Moos des Waldweges.

„Das muß ein End' haben!“ rief der Alte weiter. „Und das Gescheidteste ist, Du kommst weg von dem Ort, wo Dich Alles an den Verstorbenen mahnt . . .“

„Der Ort macht's nit aus!“ sagte sie traurig; „ich werd' an den Gotthard denken, auch wenn mich gar nichts mahnen thät' an ihn!“

„Was soll aber daraus werden? Schau, Binl, Du bist doch sonst so ein richtiges Leut — folg mir und mach' ein End'! Wie ich Dich als ein kleines Dirnl herausgeholt hab' aus Deiner Heimath in der Jachenau, da hab' ich's Deiner Mutter, meiner Schwester, versprochen, daß ich Dich halten wollt' wie ein Vater sein Kind . . .“

„O — Du hast es gethan, Vetter!“ rief das Mädchen rasch mit einem dankbaren Seitenblick auf den Alten. „Du hast es wohl gethan — vergelt's Gott tausendmal dafür!“

„So zeig' mir's auch und folg' mir wie ein Kind! Ich hab' Dir alleweil' viel nachgegeben, vielleicht ein Bissel zu viel! Hätt' ich nur gleich darein gezecht, wie das Gethu und das Gespenzel angegangen ist mit dem Jager — hab's all meiner Lebtag gehört „Jagerblut und Bauernblut — thut niemals nicht beisammen gut!“ Aber der Gotthard war so weit ein ordentlicher Bursch', gegen den sich nichts hat einwenden lassen, und Du bist vernarrt gewesen in ihn . . . wenn Du ihn nit bekommen hätt'st, ich glaub', es wär' Dir an's Leben gegangen . . .“

Ein tiefer Seufzer hob die Brust Sabinens. „Das weiß unser Herrgott!“ flüsterte sie kaum hörbar; „es ist mir an's Leben gegangen!“

„Ich hab' also nachgegeben, hab' Ja gesagt, die Hochzeit war schon vor der Thür . . da macht der Tapp, der sonst auf den Bergen daheim gewesen ist, wie ich in meiner Taschen, einen Fehltritt, fallt über die lange Wand herunter und erstürzt sich! Du hast ihn seither betrauert wie eine rechtschaffene Wittib — aber Alles muß ein End' haben, und weil ich ein alter Kerl bin, mit dem es auch bald und geschwind zu End' gehen kann, so möcht' ich meine Sachen alle in Ordnung wissen. Meinem Buben will ich das Gut übergeben, und Du sollst heirathen, und wenn Du mir folgen willst, brauchst Du nit lang' zu suchen um einen Hochzeiter . . . Na, warum red'st nichts?“ fuhr er fort, als er einige Augenblicke auf eine Erwiderung gewartet hatte. „Bist doch sonst nit auf's Maul gefallen, und fallt Dir jetzt kein Sterbenswörtl ein?“

„Davon wollen wir ein andresmal reden, wenn wir allein sind, Vetter . . .“

„Ah was! Vor dem Lipp brauchst' Dich nit zu scheuen, den geht's so nahe an wie mich und Dich . . . der ist Deinetwegen da!“

„Wegen meiner?“ erwiderte das Mädchen erstaunt und ließ einen ihrer finstern Feuerblicke nach dem Burschen hinüberblitzen, daß dieser, sonst reisegewandt und welterfahren, davon betroffen ward und nur mühsam hervorbrachte, daß er den weiten Umweg nicht gescheut habe, nur allein um sie zu sehen.

„Kurz und gut!“ fiel der Alte ein. „Er ist wieder von Wien zurück, hat ein schönes Geldl erlöst und auch sonst schon was Schönes zusammengebracht. Er will nit mehr Floßknecht bleiben, sondern einen eigenen Breterhandel einrichten, drüben in Walgau. Du gefallst ihm; was Du von mir mitkriegst, reicht gerad, daß Ihr recht schön anfangen könnt mit der Haushaltung und mit der Handelschaft — er ist also da und will um Dich anhalten, wie's Brauch ist, und will Dich heirathen . . .“

„Ich dank' schön für die Ehr' und für die gute Meinung,“ erwiderte das Mädchen gelassen, „aber ich heirath' nit!“

Der Alte war eben im Begriff, sich sein kurzes Pfeifchen anzuzünden, aber er vergaß das vor Staunen über des Mädchens Rede und stand wie unbeweglich, in der einen Hand das Pfeifchen, in der andern den glühenden Schwamm. „Nit heirathen?“ brachte er endlich hervor. „Ja, Madel, was willst denn sonst?“

„ . . . Ledig bleiben . . .“

Jetzt legte der Alte, wie sich besinnend, den Schwamm auf's Pfeifchen, that ein paar tüchtig qualmende Züge und klappte dann kräftig das Deckelchen zu. „Ich geh' da einen Seitenweg,“ sagte er passend, „will im Buchenschlag ein Bissel nachschaun . . . Geh' Du mit dem Madel, Lipp, red' selber mit ihr, wirst wohl keinen Procurator brauchen dazu . . . mir ist das Gered' zu dumm!“

Brummend verschwand er im Wald, das Paar ging eine Weile stumm nebeneinander her. Feierliche Stille waltete in dem grünen Dunkel, das oben an den Wipfeln sich in ein wiederscheinendes Abendroth verlor.

„Du hast es vom Vetter gehört, wie ich gesinnt bin mit Dir,“ sagte endlich der Bursche, etwas unsicher. „Was giebst mir für einen Bescheid, Binl?“

„ . . . Ich hab' ihn Dir schon gegeben,“ war die gleichgültige Antwort. „Ich heirath' nit, Dich nit und keinen Andern nit.“

„Das ist aber doch übertrieben! Ich glaub's wohl, daß Du den Jager so recht von Herzen gern gehabt hast . . . aber was nutzt es ihm, wenn Du Dich so hinunterkränkst wegen seiner? Er ist einmal todt.“

„Für mich nit, Lipp, er hat mein Herz mitgenommen und meine Hand! Wie er mir das Ringel da an den Finger gesteckt hat, hab' ich's ihm versprochen, daß ich nur ihn allein gern haben will mein Leben lang . . . er hat mein Wort mitgenommen unter die Erd' . . . ich will's ihm halten!“

„Du bist nit gescheidt! Das sind überspannte Sachen, die Du Dir selber einred'st . . . Das ist einmal nit anders in der Welt, als daß Eins dem Andern Platz machen muß! Und was wolltest denn lediger Weis' anfangen in der Welt? Als ein alter Dienstbot' herumfahren, wenn der Vetter einmal die Augen zumacht? Du könntest eine gemachte Frau sein, könntest es gut haben und glücklich sein.“

„Das ist Alles vorbei,“ unterbrach sie ihn rasch, „der Gotthard hat mein Glück mitgenommen und mein Herz und die Lieb' dazu! Ich kann keinem Mannsbild mehr versprechen, daß ich ihn gern haben wollt' . . . das ist nit mehr in mir . . . und lügen will ich nit am Altar, und will Keinen betrügen . . .“

„Einbildungen! Das giebt sich Alles mit der Zeit, wenn Du nur erst verheirathet bist!“

„Es ist unmöglich, Lipp — ich kann nit, es wär' Dein und mein Unglück! Ich weiß wohl, Du verstehst mich nit, und der Vetter nit und Niemand nit! Es weiß ja kein Mensch außer mir, was das für eine Lieb' gewesen ist zwischen dem Gotthard und mir — eine Lieb' für die ganze Ewigkeit; so eine reine schöne gottgefällige Lieb', wie von den Engeln im Himmel droben! Kein Mensch außer mir weiß, wie glücklich ich gewesen bin . . . selbigesmal am letzten Abend, wo er mir das Ringel gegeben hat und nur noch vierzehn Tag' hin waren bis zu der Hochzeit . . . Drum weiß auch außer mir kein Mensch, was ich verloren hab' . . . und was ich ausgestanden hab', wie sie hereinkommen sind, Alle käsbleich . . . mit der Botschaft, der Gotthard hätt' sich erstürzt . . . wie ich mich losgerissen hab', weil sie mich haben halten wollen — wie ich hinaus bin und hab' ihn liegen sehn vor mir . . . maustodt . . . in seinem Blut . . . zerschmettert . . . kaum mehr zum Erkennen . . .“

Von der Wucht der Erinnerung überwältigt, mußte sie innehalten, Thränen erstickten ihre Stimme.

„Ich glaub's wohl,“ sagte Lipp nach einer beklommenen Pause, „daß es Dich hart getroffen hat . . . aber die Zeit ist das beste Pflaster . . . Es ist am besten, man vergißt, was doch nit mehr zu ändern ist . . .“

„Vergessen!“ rief das Mädchen mit wildem Hohne. „Als wenn man sich das nur so anschaffen und die Erinnerung weg-

vischen könnt', wie die Buchstaben auf der Tafel! . . Ich hab' Dir chon gesagt, Lipp, daß Du das nit verstehst!"

„Warum sollt' ich's nit verstehn? Meinst, ich wüßt' gar nit, vie's Einem um's Herz ist bei der Lieb'?"

„Du?" fragte Sabine und warf ihm einen Seitenblick zu, er ihm durch die Seele ging.

„Was fragst so besonders?" rief er verwundert.

„Es ist nur . . ." sagte sie wie nach einigem Besinnen, „weil nir just eine Geschichte durch den Kopf geht — auch eine alte, ine vergessene Geschichte . . . von einem armen Weibsbild, das vor fünf Jahren in die Isar gesprungen ist, drüben in Walgau . . . Ein Flößer hat sie verführt gehabt und sich dann von ihr weggeeugnet . . . Willst wohl gehört haben von der Geschicht'? Hast hu vielleicht selber gekannt, den schlechten Burschen, den Flößer?"

Lipp zuckte zusammen, biß die Zähne übereinander und erlaßte, daß es ungeachtet des immer tiefern Waldschattens sichtbar var. „Was weiß ich?" sagte er barsch und doch unsicher. „Die Leut' reden viel, wenn der Tag lang ist! Lassen wir die alten Geschichten ruhen, Du und ich — es ist Gras drüber gewachsen! Gieb dummer Einbildung nit nach — es könnt' eine reuende Zeit ommen!"

„Niemals!"

„Ueberleg' Dir's doch! Ich hab' mein' ordentliches Sach'l bei einander — ich hab's gut mit Dir im Sinn . . . Ueberleg' Dir's, Vinl, und schlag' ein!"

Er stand still und streckte die Hand aus; mit einer Gebehrde es Abscheus wies sie dieselbe zurück. „Ich hab's schon gesagt!" ief sie unwillig. „Ich nehm' Dich nit und keinen Andern nit!"

„So, so . . ." sagte er nach kurzem Schweigen. „Ich verstehe! Das heißt auf Deutsch . . . mich magst Du nit, Du hast was gegen mich . . . denn daß Du auch keinen Andern nehmen olltest . . . das ist ein Gered'! Das machst Du mir nit weiß! Es ist wohl schon öfter vorgekommen, daß sich Einer erstürzt oder daß ein Madel seinen Schatz verloren hat . . . deswegen aber ist die Welt nit ausgestorben, und noch eine Jede hat sich getröst'! . . . Wer kann für's Unglück?"

„. . . Wenn's aber mehr wär', als ein Unglück?"

„Wie ist das gemeint?"

Die Beiden hatten nahezu die Höhe erreicht; der Wald ging zu Ende, und durch die letzten Bäume sah man die grüne Matte der Alm liegen und hörte das Glockenbimmeln der weidenden Rinder. „Wir wollen anhalten und ein wen'gel ausschnaufen," agte das Mädchen. „Setz' Dich dort auf den Marchstein hin . . . ch will Dir Alles sagen, damit Du siehst, es ist mir Ernst . . . Es ist kein Unglück gewesen," setzte sie nach einer Weile leiser inzu, „sondern ein Mord: der Gotthard ist nit hinuntergefallen über den Felsen . . . ein Anderer hat ihn hinuntergestürzt . . ."

Sie schwieg; auch der überraschte Zuhörer fand nicht gleich ein Wort der Erwiderung. „Aber woher weißt Du das?" rief er dann verwundert. „Wer sollt's gethan haben?"

„Der Gotthard," fuhr Sabine stockend fort, „hat sich das Kreuz gebrochen bei dem Sturz und das Genick . . . der Kopf ist fast unbeschädigt gewesen, und am Schlaf war ein kleines blutiges Mal . . . rundlich, fast nit größer als ein Groschen . . . ich hab's dem Vater wohl gewiesen; er hat gesagt, das käm' von einem zackigen Stein, an dem er sich aufgeschlagen hätt' . . . Ich hab's glauben müssen, aber es hat mir nit aus dem Sinn gewollt, als müßt' das Wundmal von einem Schlagring sein, wie ihn die Burschen tragen . . . Es hat mir keine Ruh' gelassen, und wie der Auswärts 'kommen ist und es ist aber schneefrei 'worden auf der Höh' . . . wo er muß hinuntergestürzt sein, — da hab' ich gesucht und gesucht . . . und hab' im Gras, fast hart am Gewänd', einen Schlagring gefunden . . . einen zerbrochenen . . . der Gotthard muß gerungen haben mit seinem Mörder . . . da muß ihm der einen Streich an den Schlaf gegeben haben . . . der Ring ist zersprungen von dem Streich . . . und der Gotthard ist damisch (betaubt) 'worden . . . und . . ."

Sie hielt inne, schluchzend und von einem wilden Schauder geschüttelt.

„Das ist verwunderlich," sagte Lipp; „aber wenn Du eine solche Vermuthung hast, warum hast Du's nit lang schon angesagt am Landgericht?"

„Weil's nichts nützen thät . . . es wär' ihnen nit genug, den Herrn, und wenn sie was thäten, das Ringel bringt den Mörder nit auf . . . unser Herrgott allein hat ihm zugeschaut in der unglückseligen Stund', unser Herrgott allein kann ihn finden!"

„Was soll's aber hernach mit dem ganzen Verdacht?"

„. . . Daß ich's nit verwinden kann, daß er umgebracht worden sein soll . . . und der's gethan hat und ihn auf dem Gewissen hat und mich dazu, der sollt' herum geh'n unterm blauen Himmel und sollt' frei ausgeh'n und nichts haben dafür? . . . Ich hab' einmal gehört, ein Ermordeter hat keine Ruh' im Grab' und seine Seel' kann nit fort von der Erden, bis der Mörder auch drunten liegt bei ihm . . . Mir ist immer, als wär' der Gotthard um mich herum und thät mich mahnen, daß er nicht eingeh'n kann in die ewige Glückseligkeit . . . und ich mein', ich müßt' es noch erleben, daß ich ihm die Ruh verschaffen könnt' . . . und drum will ich allein und ledig bleiben mein Leben lang . . ."

Der Bursche schwieg eine Weile wie überlegend; dann erhob er sich rasch. „Das ist mir zu rund!" rief er. „Ich begreif' nit, warum Du deswegen nit heirathen sollst . . . ein Mann könnt' Dir doch helfen, wenn's einmal wirklich auf was ankäm' . . . Also gerad' heraus . . . Du willst wirklich nit heirathen, Vinl?"

„Ich hab's gelobt — weder Dich, noch einen Andern!"

„Und nochmal gerad' heraus . . . ich glaub's nit, Vinl! Aber ich sag' kein Wörtl mehr zu Dir . . . mit uns Zwei' soll's aus sein; aber merk' Dir wohl, was ich sag . . . ich will Dir helfen, Deine Gelöbniß halten! Mich brauchst nit zu haben, Madel, aber daß Du auch keinen Andern nehmen sollst, dafür wird der Lipp sorgen — verlaß Dich darauf!"

Er schritt voraus die grasige Anhöhe hinan und der Hütte zu, um welche er einen Trupp Männer versammelt sah. Sabine folgte langsam und blieb, oben angekommen, steh'n, um einen Blick in die wundervolle Abendlandschaft zu werfen, die sich vor ihr aufthat. Im Westen, über die Möser und das Flachland hin, war die Sonne schon untergegangen; ein rothblauer Duft wogte wie Nebel auf der fernen Ebene. Näher heran, schwarz und schweigend stiegen die Bergrücken des Herzogenstands und der Jocheralm empor, den dunklen Walchensee umrahmend, der nur noch vom Wiederschein des Alpenglühens erglänzte, in das rückwärts der Karwendel die breite Felsenstirn emporstreckte. Die Röthe gemahnte das Mädchen wie Blut und das einbrechende Dunkel wie Grabestrauer: ihre Gedanken waren blutig und nächtlich.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben deutscher Schauspieler.

Nr. 5. Der polnische Schreiber.

Vor dem Redactionslocale der Gazeta warszawska in Warschau rafen eines Vormittags zu gleicher Zeit drei Knaben zusammen, Jeder in Zeitungsblatt in der Hand haltend, in welchem mit gesperrter Schrift zu lesen stand, es werde von der Redaction ein junger Mensch gesucht, der fertig und schön polnisch, womöglich auch deutsch u schreiben verstehe; der Posten trage fünf Thaler monatlich; Bewerber möchten sich persönlich beim Chefredacteur Krupski zu iner bestimmten Stunde melden.

Diese Stunde war eben jetzt, und die Drei gaben sich denn auch ohne Weiteres als Reflectenten auf die fragliche Stelle zu erkennen. An die erste Begrüßung, die von Seiten des Herrn Krupski sehr kurz war, schloß sich ein nicht viel längeres Examen, denn die beiden Aelteren wurden schon bei der ersten Frage zu leicht befunden. „Verstehst Du Deutsch?" — an dieser Klippe scheiterte die Blüthe der polnischen Nation. Der Jüngste blieb allein übrig; — „na, verstehst denn Du deutsch?" war auch hier die Einleitung, „Ja," die entschiedene Antwort. Dabei wurde aber der hoffnungsvolle Bewerber über und über roth, denn er sagte sich sehr wohl, daß zwischen Deutsch und Deutsch einiger Unterschied bestehe, und das seinige war durchaus nicht ohne Beigeschmack. Indessen

Bogumil Dawison

als 1. Wallenstein. 2. Richard III. 8. Carlos (Clavigo). 4. Harpagon (Der Geizige). 5. Alba. 6. Mephistopheles. 7. Shylock (Kaufmann von Venedig). 8. Gierolamo (Des Malers Meisterstück). 9. Capitain Cobridge (Die Vorleserin). 10. Hans Jürge. 11. Leberecht Knabe (Im Vorzimmer). 12. Fürst Michel (Nur eine Seele). 13. Bonjour (Wiener in Paris). 14. Othello. 15. Der Königslieutenant. 16. Hippolyt Falk und 17. Charles Faucon (Die Unglücklichen).

Originalzeichnung von Herbert König.

— seine Eltern waren so unglücklich, durch die Revolution waren sie um Alles gekommen, er hatte so viele kleine Geschwister — und wollte gern etwas verdienen.

„Wie heißt Du?“ frug ihn Krupski, der den Knaben aufmerksam betrachtete und aus dem, wenn auch nicht schönen, so doch intelligenten Gesichte Arbeitslust und Fähigkeit herauslesen mußte.

„Dawison — Bogumil Dawison,“ war die Antwort.

„Was hast Du bisher gemacht?“ frug der Redacteur weiter.

„Ich war beim Herrn Sequestrator S., aber ich verdiene da gar zu wenig. Außerdem habe ich Schilder gemalt.“

„Schilder —? was für Schilder?“

„Für die Collecteure, worauf sie die gezogenen Nummern anzeigen,“ erwiderte der Gefragte und setzte hinzu, daß es jetzt darin gar nichts für ihn zu thun gäbe.

„Na, so setz' Dich her und schreibe, was ich Dir dictire.“ Die Probe fiel günstig aus, die Handschrift war überraschend schön und leicht. Das Engagement wurde abgeschlossen, und überglücklich trat der Knabe des andern Tages seine, wie ihm schien, bedeutungsvolle Stellung an. Er bekam Zeitungsartikel auszuschreiben, Correcturbogen auszutragen und alle jene kleinen Dienste zu thun, welche sich auf den jüngsten Geschäftsangehörigen zu häufen pflegen. Bis spät in der Nacht mußte er zur Hand sein, um das am andern Morgen auszugebende Blatt noch einmal durchzusehen. Krupski ließ ihm denn deswegen auch ein eigenes Logis einrichten. Dasselbe bestand freilich

aus nichts weiter, als einem durch einen Breterverschlag dem großen Druckersaale abgewonnenen sehr engen Raume, indessen machte es den jungen Arbeiter glücklich. Das Gefühl einer gewissen Selbstständigkeit kam über ihn; er hatte einen Ort, wo er sich seinen eigenen Arbeiten überlassen konnte, und das spärlich ausgestattete Behältniß, Wohn-, Schlaf- und Studirzimmer in Einem, wurde die Wiege seiner Bildung.

Vor Allem mußte die Kenntniß des Deutschen und Französischen vervollkommnet werden. Als er die Erlaubniß bekam, einzelne kleine Nachrichten aus der Vossischen Zeitung für die Gazeta warszawska in's Polnische zu übersetzen, fühlte er sich um ein Stück gewachsen. Es ging ihm plötzlich auf, daß es ja nicht unmöglich sei, ein wirklicher Uebersetzer zu werden, und das wurden seine kühnen Träume! Sein Ehrgeiz war angestachelt. Jeder Mensch, welcher gut Deutsch sprach, war für den jungen Polen ein Gegenstand der Bewunderung und des stillen Neides.

Hauptsächlich aber war es das Theater, das seine junge, für alles Echte und Schöne empfängliche Seele mit Entzücken und Begeisterung erfüllte. Ein namenloser Zauber schien ihm um Alles gewoben, was mit der Bühne zusammenhing; der geringste Coulissenschieber war ihm ein beneidenswerthes Geschöpf! Wie oft stand er, fast erstarrt von der eisigen Winterkälte, gepeitscht von Regen und Schnee, in der dunkeln Ecke am Eingangspförtchen, welches zu den Garderoben der Schauspieler führte, um einen flüchtigen Blick jener Glücklichen zu erhaschen!

Mit der Zeit jedoch genügte das Anbeten aus der Ferne seinem regen Geiste nicht mehr; er wollte in eine engere Verbindung mit den Männern treten, denen er sich in dunkler Vorahnung so nah, so verwandt fühlte. Zu diesem Behufe näherte er sich einem alten, freundlichen Manne, dem in der Zeitungsofficin die Besorgung der Theaterzettel oblag. Zaghaft brachte er seine Bitte vor, ihn in die Geheimnisse des Setzens einzuweihen. Bald war er der Handgriffe so mächtig, daß sein Gönner, der Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit des Schülers vertrauend, ihm die Zettel zu setzen überließ und dafür das weiche Lager suchte. Niemand war glücklicher als Dawison, bis tief in die Nacht stand er am Setzkasten, vor sich das Manuscript des Theaterzettels mit den Namen der Auserwählten und Beneideten, — er war ja nun mit thätig an dem großen Werke der Kunst, wie er in seiner Unschuld sich vorredete. Da schlugen jene Keime in seinem Busen zum ersten Male Wurzel, die wir jetzt als vollendete, prächtige Pflanze bewundern, und es rief wohl schon damals eine leise Stimme in seiner Seele: „Anch' io sono pittore!"

Bald sollte er dem ersehnten Ziele einen Schritt näher kommen. Durch den Unterricht des pensionirten Tänzers Terracini wurde Dawison mit einigen untergeordneteren Mitgliedern des Warschauer Theaters bekannt, in deren Kreis er durch die glückliche Nachahmung der verschiedensten Persönlichkeiten rasch zu einer gewissen Geltung gelangte.

Von da an hatte der junge Mensch nicht Rast und nicht Ruhe. Zitternd sehen wir ihn eines Tages vor dem Tyrannen des Warschauer Theaters, dem Director Dmuszewski, stehen und um Aufnahme in die dramatische Schule bitten. Sie wurde ihm gewährt. Zwei Jahre seufzte er, „in spanische Stiefeln eingeschnürt" unter dem Zopfunterricht der Anstalt, die es so gut meinte und so wenig zu leisten verstand. „Wie viele Jahre," sagt Dawison selbst scherzend, „hatte ich zu arbeiten, um Alles das zu vergessen, was ich damals gelernt hatte!"

Endlich — endlich kam (1837) der ersehnte Tag des ersten Auftretens! Der Erfolg war günstig; trotzdem gab er seine Stellung bald wieder auf, weil sie ihm nicht genug Gelegenheit bot, sich zu versuchen. Den gährenden Kopf zog es zu den kleineren Truppen. Er ging nach Wilna, wo sein Fleiß willkommen war, und fing an Alles zu spielen. Die sogenannten Liebhaber, polternde Alte, Helden, Intriguanten, gab es in dem gewöhnlichen Sinne schon hier nicht für ihn. Er lernte in jeder Rolle den Menschen herausfinden und ihn in eigenthümlicher Weise darstellen, und den „Vater der Debütantin" spielte er mit derselben Hingebung, wie den „Hamlet".

Da löste sich die polnische Truppe in Wilna auf.

„Jetzt kannst du vor das Publicum Warschaus hintreten!" rief es in Dawison, und mit freudiger Zuversicht flog er seiner Vaterstadt entgegen; was sah er für Triumphe vor sich! Sein erster Weg war zu Dmuszewski, dem Director des polnischen Theaters.

Der war nun gar kein Enthusiast. „Es ist Alles recht schön," erwiderte er, „ich will gern glauben, daß es Ihnen Vergnügen machen wird, in Warschau aufzutreten — aber was reden Sie von Theaterfreunden? — Sie sind hier längst vergessen, keine Katze kommt Ihretwegen in's Parterre. Und Honorar? Gage? — nein, Bester. Das ist zu viel! Ist es Ihnen nicht Ehre genug, daß man Sie überhaupt in Warschau auftreten läßt?"

Das war allerdings für Dawison's augenblickliche Verhältnisse zu wenig. Er wartete deshalb zwar einige Wochen, trat auch einmal auf, schnürte aber doch erleichterten Herzens sein Bündel, theilte vorsichtig sein geringes Reisegeld ein und verließ zum zweiten Male die Hauptstadt, als ihm von Lemberg der Antrag gemacht worden war, an das dortige Theater zu kommen. Hier ging es ihm bald wieder besser. Obwohl der Kampf, den sein höheres Wissen, sein besseres Können gegen den alten Schlendrian aufnahm, ihm unzählige Feinde machte, hielt doch der Intendant Graf Skarbek zu ihm, und Beide hatten die Idee einer gründlichen Reform des polnischen Theaters noch nicht aufgegeben, als ein neuer Umstand plötzlich dem Leben Dawison's eine ganz andere Richtung gab.

Dawison hatte nämlich in Lemberg unter seinen Collegen auch die Bekanntschaft einer Familie gemacht, deren Mitglieder zu den vorzüglichsten Künstlern der Bühne gehörten. Besonders zeichnete die eine Tochter, eine zarte, junge Dame, das feinste Verständniß und jener instinctive Blick aus, der das Schöne und Richtige trifft, nicht weil er es gelernt nach Regeln sich zu entwickeln, sondern weil er von allem Verkehrten unharmonisch berührt wird. Von der natürlichen Anmuth der Erscheinung angezogen, war der junge Heißsporn bald leidenschaftlich gefesselt. Wanda sollte sein Weib werden. Mit der beglückenden Gewißheit aber, daß sie es auch wollte, war es allein nicht gethan. Hindernisse der mannigfachsten Art traten den Beiden entgegen.

Da bemächtigte sich jetzt, wo Dawison seinen Namen auf ein geliebtes Wesen übertragen wollte, seiner der glühende Wunsch, jenen glänzend aufzurichten durch das Ringen nach den höchsten Zielen. Polen war für seine Pläne kein Boden mehr. Mit andern Ländern verglichen, wie Deutschland und Frankreich, war es in Bezug auf seine Literatur ein verwahrlostes Land. Dawison sah voraus, daß für ihn hier der Tag kommen mußte, wo er sich zu sagen habe: jetzt ist das Gefäß ausgeschöpft. Seine Natur mußte aber Herculesaufgaben vor sich sehen, um an eine innere Befriedigung glauben zu können. Er wollte sich seine Braut mit seinem Ruhm erkaufen — für ihn gab es nur zwei Wege dazu: entweder nach Frankreich oder nach Deutschland. Er wählte, nachdem er die Kunstrichtungen beider Länder genau studirt hatte, das letztere zu seinem neuen Vaterlande, nicht weil ihm hier ein leichterer Weg zum Ziele zu führen schien, sondern gerade weil der ernstere Sinn der Deutschen ihm offener vorkam für die reine Wahrheit, zu deren Darsteller er sich berufen fühlte; weil die Deutschen die einzige Nation waren, welche außer ihrer eigenen reichen Literatur sich auch die Schätze aller anderen zugeeignet haben, und ganz besonders, weil unter ihnen damals fast allein das Verständniß des großen Briten Shakespeare lebte. —

Wenn man in Berlin die O—straße heruntergeht, so kommt man rechts an ein stattliches, wohlverschlossenes, spitalartig gebautes Haus. Hier war es, wo Dawison zum ersten Male einem deutschen Publicum in Deutschland gegenüber stand, und zwar einem Publicum und in einem Locale, welches beides eigenthümlicher nicht gedacht werden konnte. Ein regelrechtes Streckbett, durch einen grünen Teppich kunstvoll seiner ursprünglichen Bestimmung entrückt, bildete das Hauptmöbel des Zimmers, welches durch eine in der Höhe, wo sonst gewöhnlich der Kronleuchter zu hängen pflegt, sich quer unter der Decke fortziehende Leiter eine anmuthige Decoration erhielt; allerhand aus den Wänden hervorstehende Sprossen, Handhaben und Gurte gaben eine passende Vervollständigung. Auf einem Ecktisch endlich stand eine Punschbowle, die durch ihre Riesendimensionen ebenfalls eher den Gedanken an körperliche Kraftübung als an geistige Erfrischung hervorrief.

Der Schauplatz ist im orthopädischen Institut des Dr. —, und diesem Rahmen entspricht das allmählich sich ansammelnde Publicum vollständig. Endlich öffnet sich die Thür, und der Künstler — tritt nicht auf, sondern wird auf einem Rollstuhle hereingefahren. — Wir müssen um einige Zeit zurückgreifen.

Als Dawison von Lemberg, wo er mit Glück seine ersten

Proben als deutscher Schauspieler abgelegt hatte, weggegangen war, um sich ausschließlich dem deutschen Theater zuzuwenden, hatte er als sein nächstes Ziel Breslau in's Auge gefaßt, die Stadt, welche, seinem Vaterlande am nächsten gelegen, auch am ehesten den ihm noch anhängenden polnischen Accent entschuldigen würde. Allein man belächelte hier nur sein Unternehmen. Er ging nach der kleinen Stadt Brieg — vergeblich, nach dem noch viel kleinern Ohlau — umsonst. Nirgends hülfreiches Entgegenkommen. Nur eine einzige Aussicht blieb dem Wanderer noch, Verständniß zu finden, und diese war Berlin, oder vielmehr der dort lebende Hofrath Louis Schneider, von dem er so viel gelesen, der ihm als eifriger Polenfreund geschildert war. Voll Ungeduld eilt der Künstler nach der preußischen Hauptstadt, — auf dem Bahnhofe endlich angekommen, springt er hastig aus dem Wagen und thut einen unglücklichen Fall. Er hat sich auf gefährliche Weise den Fuß verrenkt.

An Stelle der frischen Hoffnung, die im Eisenbahncoupé neben ihm gesessen und ihm still in's Gesicht und Herz hineingelächelt hatte, sitzt nun ein alter langweiliger Spitaldiener und fährt mit ihm in die Stadt und ruft ihm einmal über das andere zu: „Halten Sie sich man ja recht stille." Fast vier Wochen mußte Dawison das Bett hüten. In dieser Zeit aber hatte er durch seine jugendliche Frische, seine Liebenswürdigkeit, durch seinen Witz und sein Talent zu erzählen sich bei allen seinen Zimmernachbarn so in Gunst gesetzt, daß man den Tag, wo er zum ersten Male wieder das Bett verlassen durfte, durch eine Abendgesellschaft zu feiern beschloß. Und das war heute. Dawison las dabei „Hans Jürge" von Holtei vor. Die Wirkung dieser ersten Huldigung, welche er dem Vaterlande seiner Wahl brachte, war eine unbeschreibliche. Ein buckliger Schulmeister aus Posen fiel ihm schluchzend um den Hals und schwur Stein und Bein, „er selber sei eigentlich auch Schauspieler, er könne es nur nicht so von sich geben; an Dawison's Stelle aber ließe er sich den schwarzen Bart abschneiden und ohne Weiteres mit 10,000 Thalern am Hoftheater engagiren — und er wolle den sehen, der ihn daran hinderte!"

Dawison folgte nun zwar dem Rathe, insofern sich derselbe auf seinen Bart bezog; trotzdem erfüllte sich der zweite Theil jener kühnen Voraussetzung nicht so ohne Weiteres. Von Louis Schneider aber erhielt er Empfehlung nach Hamburg, an den Director des Thaliatheaters Maurice, auf welche hin er einen Cyclus von Gastrollen eröffnen konnte. Wie er hier gleich durch sein erstes Auftreten Zeugniß seiner Genialität ablegte, sodaß sich an sein Gastspiel ein dauerndes Engagement schloß; wie er dann im Fluge gleichsam das noch zu Lernende an sich riß, Rolle auf Rolle sich schuf und immer höhere Aufgaben zu lösen unternahm; wie sein Ruhm wuchs und er endlich seine Stellung an dem ihm so liebgewordenen Thaliatheater mit dem ihm eröffneten ungleich großartigeren Wirkungskreise am Hofburgtheater in Wien vertauschte — das Alles ist bekannt. In Wien wuchs er vollends zu seiner Größe empor. Kein Theater der Welt vermochte ihm eine Vereinigung so bedeutender Kunstgenossen zu bieten, als das Burgtheater; wie dieses war kein Kunstinstitut geeignet, seine Ansichten klären, seine Ueberzeugungen festigen zu helfen. Seine junge Frau, die er sich schon, als er seine Stellung in Hamburg gesichert wußte, aus Lemberg geholt hatte, bereitete ihm eine reizende Häuslichkeit; die schöne Umgebung Wiens, der heitere, leichte Sinn des Volkes, eine geistreiche, freundschaftliche Genossenschaft — Alles, was ihm entgegenkam, forderte zu Genuß auf. Für Dawison aber gab es noch kein Ausruhen, keine Umschau, kein Rückblicken. Jetzt schuf er seine großen Rollen: er ging mächtig an Shakespeare. Unbefangen, unbeirrt von fremden Anschauungen, folgte er nur sich. Ob es Andere so oder anders gemacht, kümmerte ihn nicht.

Als er 1852 nach Dresden kam, war er ein Phänomen. Man kannte seinen Namen, aber die Erscheinung frappirte auf's Höchste. Der unzweideutige Beifall, mit welchem er hier aufgenommen wurde, die glänzenden Anträge, die man ihm stellte, vor Allem aber die zarte Natur seiner Frau, welche das Wiener Klima nicht gut zu vertragen schien, erweckten den Entschluß einer Uebersiedelung. Mit seiner gewöhnlichen Raschheit führte ihn Dawison aus. Das war jetzt vor zehn Jahren.

„Nicht sechs Monate wird er in Dresden bleiben," hieß es in Wien — aber Dawison blieb und ist noch jetzt da. Er fing nun an, wie er sagte, das Leben zu genießen, — allein wie genoß er? dadurch, daß er seinem Schaffenstrieb in neuen Richtungen zu walten erlaubte.

Von dem Ertrage eines Gastrollencyklus in Berlin baute er sich ein reizendes Haus. Er steckte mit ab und hantirte mit Hacke und Spaten in seinem Garten, denn er konnte kaum erwarten, eine Heimath zu haben, die er ganz und gar seiner eigenen Kraft und seinem eigenen Willen verdankte. Aber der Sommer war noch nicht oft in den schönen Garten gekommen, als man die treueste Seele, die dem Manne angehangen hatte, aus ihm hinaustrug. Es war wieder leer; die Blumen wurden von fremden Menschen abgebrochen, das Obst fraßen die Sperlinge. Dawison ging in den Club, und wenn er Nachts nach Hause kam, setzte der Gärtner das Licht auf den Tisch und ließ ihn allein. —

Das war zu trostlos. Im Drange nach Betäubung ging Dawison nach Paris. Er war gerade dort, als über die ganze Erde das große Nationalfest der Deutschen, das Schillerfest, gefeiert wurde. Hier wurde das Fest zu einem kosmopolitischen. Vertreter aller Nationen, aller Stände überfüllten den Cirque de l'impératrice. Die Begeisterung für unser schönes Vaterland, durch deutsche Rede und deutsche Klänge gehoben, ergreift auch die Fremden. Eine schöne Erhebung liegt auf allen Gesichtern, es schwirrt und summt durch den kolossalen Raum. Plötzlich richten sich alle Operngläser auf einen Punkt. „Dawison — das ist er," geht es flüsternd durch den Saal — ein förmlicher Beifallssturm empfängt ihn. Er hatte sich bestimmen lassen, den dritten Act des Don Carlos vorzulesen. Bis in die fernsten Ecken dringt sein Wort, alle Gemüther mächtig ergreifend. Man hört nicht mehr athmen, bei der Unterredung des Königs mit dem Marquis Posa nur schlägt zeitweilig die Begeisterung durch, bei den Worten aber: „Geben Sie Gedankenfreiheit" — da dröhnt heller Jubel durch das Haus.

Alfred de Vigny, der berühmte Akademiker, fällt nach dem Schluß dem Künstler um den Hals: „Ah, que votre patrie est heureuse d'avoir un si grand tragédien!" — demselben, den wir als polnischen Schreiber an der Erlernung des Deutschen verzweifeln sahen. Damals ein Knabe, durch nichts bedeutend, als durch sein Genie und seinen Ehrgeiz, heute ein Mann, dessen Name unter den berühmtesten der Künstlerwelt genannt wird!

Die Aufgabe, die sich Dawison gestellt, läßt sich in wenigen Worten charakterisiren. Sein Bestreben ist: die auf der Bühne verloren gegangene Wahrheit wieder zu Ehren zu bringen. Man hatte im deutschen Theater verlernt zu sprechen; hohles Pathos und Schönrednerei machten sich breit, wo Shakespeare „der Natur gleichsam einen Spiegel vorzuhalten" befiehlt. Dawison ist bei aller Poesie der Auffassung, bei aller künstlerischen Durchführung seiner Aufgaben, stets wahr, und — die Hauptsache — er wirkt durch die einfachsten Mittel.

Wie er spricht und wie er lacht — wie er bittet und wie er herrscht, das kann man nur von ihm selbst erfahren. Um seine Proteusnatur zu kennen, müßte man ihn in allen seinen Rollen, die er spielt oder gespielt hat, gesehen haben. Die auf unserm Bilde dargestellten Köpfe sind aus jener großen Zahl auf gut Glück herausgegriffen. In jeder Rolle ein Anderer. Wer erkennt in dem altervertrockneten, gutmüthigen Kanzlisten Lebrecht Knabe den übermüthigen Benedict aus „Viel Lärm um Nichts", wer in Franz Moor von heute den Falstaff von gestern? glaubst Du, daß Narciß und Oedipus sich in einer Person vereinigen können, und Riccaut de la Marlinière und Hamlet, und der aalglatte Perin und König Lear, Mercutio und Richard III?"

Ein seltenes Gedächtniß kommt Dawison zu Hülfe. Er lernt nicht seine Rolle, sondern das ganze Stück und bedarf des Souffleurs nur wenig. Der Schauspieler giebt es nicht viele, welche ein so reiches Repertoir haben, wie er — in dem Zeitraume von 25 Jahren hat er über 550 verschiedene Rollen gespielt. Und doch findet er noch immer Zeit für sich und seine Freunde, denen er, unterstützt von einer anmuthigen Gattin, seine Häuslichkeit zu einem reizenden Aufenthalte zu machen weiß. Dawison hat sich vor kurzem zum zweiten Male verheirathet, und neben dem Genius der Schauspielkunst waltet in der kleinen Villa an der Chemnitzerstraße nun auch die Muse des Gesanges.

Im Kerker der Hoffnungslosen.

Wenn man in Paris auf dem Bastilleplatz neben der Julisäule steht, so führt links von der breiten, jetzt auch macadamisirten Straßenader, welche die Vorstadt St. Antoine bis zur Barriere du Trône durchschneidet, eine ziemlich schmale Straße von unbedeutendem Aussehen nach Nordost. Es ist die Straße de la Roquette. Der ganze Charakter dieser Straße ist wesentlich verschieden von dem Charakter der andern Straßen, welche die in allen Pariser Revolutionen so berühmt gewordene Vorstadt durchschneiden. Sie ist einsamer, stiller und ruhiger; die Café's, Läden und Werkstätten verschwinden bereits noch vor der Stelle, wo die Straße den neuen Boulevard „Prinz Eugen" kreuzt; dann wird das Aussehen derselben von Schritt zu Schritt sogar ärmlich und schmutzig. Die Asphalttrottoire hören auf, das Pflaster wird unregelmäßig, die hohen Pariser Häuser schrumpfen zu einstöckigen, kleinen Gebäuden zusammen. Noch wenige Minuten, und das ganze große, glänzende und geräuschvolle Paris ist verschwunden; man sieht sich mit einem Male an die äußere Grenze der Vorstadt versetzt. Der Wechsel ist um so plötzlicher, da die Straße Roquette in ihrer ganzen Länge kaum eine Viertelstunde mißt. Jenseits des Boulevard „Prinz Eugen" wird der Charakter der Straße völlig traurig. Grabsteine, Steinkreuze, Todtenkränze, Bilder, welche den Tod und das Grab darstellen, Cypressensträuße, Ephen- und Immortellenkränze bilden die Staffage der Erdgeschosse der ärmlichen Häuser; der Fremde, der die Straße zum ersten Male durchwandert, kann nicht mehr im Zweifel sein — die Straße de la Roquette muß zu einem Friedhofe führen. Und so ist es auch. Sie führt gerade zu der berühmten Begräbnißstätte der Stadt Paris, dem Friedhofe „Père Lachaise".

Aber sie führt noch an einer anderen Begräbnißstätte vorüber, die vielleicht die Wenigsten von den vielen Tausenden, welche die Straße zum Friedhofe des „Père Lachaise" wandern, kennen oder beachten. Kurz bevor die Straße den äußern Boulevard kreuzt, erheben sich zur rechten und zur linken Seite derselben zwei kolossale Gebäude von düsterem, unheimlichem Aussehen. Halb schauen sie wie Gefängnisse, halb wie befestigte Forts aus. Hohe Mauern schließen sie in ihrem ganzen Umfange ein. An den Ecken und über den vergitterten Eingangsthoren sind die hohen Mauern mit Thürmen gekrönt, und aus dem innern Raum dieser düstern Umfassung blicken uns die Giebel kolossaler Gebäude an, welche auf der linken Seite der Straße eine sternförmige Gestalt haben. Zu welchem Zwecke dienen diese beiden finstern Gebäude? Das Gebäude links mit den hohen, sternförmig sich ausbreitenden Häusergiebeln ist das Gefängniß für junge Verbrecher von sechs bis zwanzig Jahren. Es ist der einzige Pariser Kerker, welcher einen vollständig inhumanen Charakter trägt; denn in seinen Gängen und Zellen ist die Isolirhaft in ihrer äußersten Strenge eingeführt. Das Gebäude rechts ist nur in den Menschen, welche in demselben detinirt werden, und in dem Schicksale, dem diese Menschen entgegengehen, fürchterlich; in seinen Räumen und in der Behandlungsweise der Verbrecher, welche diese Räume füllen, waltet die humane Behandlungsweise, welche ich in allen französischen Gefängnissen gefunden habe und welche niemals den Zweck der Haft überschreitet. Es ist das Gefängniß der Bagnosträflinge und der zum Tode Verurtheilten, der Lagerplatz des Ausschusses der Bevölkerung des Seinedepartements, bis sie in die Bagnos und nach den Deportationsplätzen in Cayenne abgeführt werden — oder bis sie die Guillotine besteigen. Aus diesem Gefängnisse erlösen nur zwei Dinge, die schrecklichsten im Menschenleben: das Bagno oder der Tod durch Henkershand. Das Gefängniß führt den Namen nach der Straße, welche an seinem finstern, vergitterten Eisenthore vorüberführt. Es heißt „la Prison de la Roquette." Sein Ursprung ist ganz neuern Datums. Es ist erst im Jahre 1851 erbaut.

Zwanzig Schritte vor dem vergitterten Eingangsthore, immer noch an der linken Seite der Straße de la Roquette, bemerkt der Vorübergehende im Pflaster fünf größere Steine von heller Farbe. Sie bilden ein großes Quadrat, der fünfte Stein liegt in der Mitte, wo die beiden Diagonalen des Quadrats sich schneiden. Diese fünf fast unscheinbaren Steine bezeichnen den fürchterlichsten Platz in Paris. Sie sind die Verkörperung schrecklicher Erinnerungen, welche bis in das vorige Jahrhundert zurückreichen. Die Erinnerungen triefen von Blut, Schmerz und Thränen. Wir stehen, mit einem Worte, hier auf dem Platze, wo bei jeder Hinrichtung in Paris die Guillotine aufgestellt wird. Nachdem dieses fürchterliche Instrument im verflossenen Jahrhundert bald auf dem Grèveplatze, bald auf dem St. Antonsplatze, bald auf dem Revolutionsplatze, welcher heute der Eintrachtsplatz heißt, gehaust hatte und in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts rund um die Barrieren von Paris herumgewandert ist, hat es endlich hier seit zehn Jahren seine bleibende Stätte gefunden. Aber es steigt auch hier nur während der Finsterniß der Nacht aus der Erde, um nach dem ersten Morgengrauen wieder zu verschwinden. Die Guillotine erfüllt ihr schauerliches Handwerk, bevor sich die Sonne über den Baumgruppen des Boulogner Holzes am Himmel erhebt, und verschwindet, ehe sie der Sonne in das strahlende Feuerauge blickt. Das fürchterliche Instrument schämt sich seines Daseins vor dem Jahrhundert, welches die Menschen mit Recht das Jahrhundert der Civilisation und der Humanität getauft haben. Oder schämen sich die Mörder, welche die Todesstrafe in diesem Jahrhundert der Bildung und der Humanität über den Häuptern ihrer Brüder aussprechen? Nein, diese Mörder haben das Gefühl der Scham lange verloren. Das ist der heutige Hinrichtungsplatz für Paris und für das Seinedepartement. Der zum Tode Verurtheilte bringt seine letzte Nacht auf der Erde entweder in den im hintern Hofe des Gefängnisses befindlichen Zellen für die Hinzurichtenden, in welche ich die Leser sogleich führen werde, zu, oder er wird aus dem andern Gefängnisse, in dem er bis dahin detinirt war, wenige Minuten vor seiner Hinrichtung in den vordern Hof der „Prison de la Roquette" geführt, wo ihn der Henker in Empfang nimmt.

Ich zog die Klingel an dem vergitterten Eisenthor, welches auf die Straße de la Roquette hinausführt. Das Thor und der kleine Hof, in den ich von außen hineinblickte, schauten so finster aus. Und draußen lachte die Erde im Blumenschmuck und Sonnenschein. Es war ein strahlender Octobertag. Dann öffnete sich das finstere Thor, Turcos im arabischen Burnus und buntfarbigen Turban empfingen mich und führten mich zu dem Greffier. Ich zeigte ihm meine von dem Polizeipräfecten an alle Gefängnißdirectoren im Departement der Seine lautende Vollmacht vor, mich überall umherzuführen und in allen ihren Diensten und Functionen so genau und so weit zu unterrichten, wie es ihre Pflichten irgend gestatteten. Der Befehl des Polizeipräfecten erschloß mir auch das Gefängniß de la Roquette, welches sehr schwer zugänglich ist. Der Greffier klingelte. Es erschien ein Beamter des Gefängnisses. Ich bat mir als Führer einen der Brigadiers aus, welche bei Felix Orsini, dem fanatischen Gegner Napoleon's, die letzte Nacht, bevor er das schöne Haupt auf das Bret der Guillotine legte, gewacht hatten. Der Greffier sagte mir die Erfüllung meines Wunsches zu. Der Brigadier kam. „Haben Sie bei Orsini die Nacht vor seinem Tode gewacht?" fragte ich ihn.

„Ja wohl, mein Herr," sagte der Brigadier. „Ich habe sowohl bei Orsini, wie bei Pierri und auch bei Rudio manche Nacht die Wache gehabt. Wie Sie wissen werden, brachten sie einundzwanzig Tage in la Roquette zu."

Wir gingen. Der erste kleine Hof schloß mit einem großen, mehrstöckigen Gebäude ab. Es dient zu Beamtenwohnungen, zum Aufenthalt für die Wachen — und zum Aufenthalt des Henkers, welcher hier das Opfer der Guillotine in Empfang nimmt. Heute füllten ihn die afrikanischen Soldaten in ihren malerischen Trachten. Ein zweites, mit eisernen Stäben vergittertes Thor führte in das Hauptgebäude des Gefängnisses von la Roquette. Es dient zum Aufenthalte und zu den Arbeitssälen der Bagnosträflinge und der Deportirten. Nach einigen Schritten standen wir in seiner Mitte. Die vier Seiten des dreistöckigen Gebäudes umgeben einen großen innern Hof. Ein Brunnen mit beständig fließendem Wasser bildet das Centrum desselben. Der weite Hof dient den Sträflingen als Aufenthaltsort und Spazierplatz für die Erholungszeit, wozu selbst in diesem Gefängnisse der schwersten Verbrecher zwei Stunden täglich bewilligt sind.

Da la Roquette durchschnittlich 800—900 Sträflinge enthält, welche ihre Abführung in die Bagno's oder nach den Deportationsorten erwarten, so lösen sich dieselben für die Freistunden abtheilungsweise nach den einzelnen Divisionen ab. Auch zur Zeit, als ich den Hof besuchte, waren viele der Gefangenen in demselben anwesend. Sie gingen und sprachen miteinander, wo und wie sie wollten. Den berüchtigten Gänsemarsch, der in deutschen Zucht-

häusern eingeführt ist, um dem Gefangenen die einzige Erholungsstunde des Tages zu einer Stunde der Langeweile und der Ermüdung zu machen, und den ich auch in den meisten englischen Gefängnissen gefunden habe, kannte das Gefängniß la Roquette nicht. „Was für Strafen wenden Sie denn gegen die Gefangenen an, welche sich widersetzen?“ fragte ich meinen Begleiter, als wir zwischen den plaudernden und umhergehenden Gruppen der Bagnosträflinge hindurchgingen.

„Entziehung der Freistunden, der warmen Kost, auch nöthigenfalls Entziehung des Bettes und Einsperrung in eine dunkle Zelle,“ antwortete er.

„Nicht die Prügelstrafe?“ erwiderte ich.

Der Mann blieb stehen und blickte mich verwundert an. „Prügel?“ sagte er, „Prügel? Sie meinen doch Prügel mit dem Stock oder mit der Peitsche?“

„Allerdings, diese meine ich.“

Der Brigadier schwieg einen Moment. Dann fuhr er auf. „Herr,“ rief er, „in Frankreich prügelt man keine Menschen, auch keine Bagnosträflinge! Prügelt man denn in Ihrem Vaterlande Menschen? Sie sind wohl aus Rußland, wo man die Knute gebraucht?“

„Nein, ich bin nicht aus Rußland, wo man die Menschen mit der Knute züchtigt, ich bin aus Deutschland.“

Der Brigadier sah mich noch erstaunter an. Es schien ihm unerklärlich, daß es außer Rußland noch ein Land in Europa gebe, wo man Menschen mit dem Stock oder mit der Peitsche züchtige. Endlich erholte er sich von seinem Erstaunen. „Sagen Sie,“ wiederholte er, „ist es wahr, daß man in deutschen Gefängnissen prügelt?“

„Sicherlich,“ sagte ich ihm nochmals, „mit einer so fürchterlichen Sache scherzt man nicht. In den meisten deutschen Zuchthäusern wird die Prügelstrafe nicht selten dictirt und ausgeführt.“

„Prügelt man denn auch Frauen und Mädchen in deutschen Gefängnissen?“ fragte er weiter. Auf seinem Gesichte zeigte sich ein Ausdruck, als wenn er bestimmt ein „Nein“ erwarte.

„Allerdings,“ sagte ich, „man prügelt auch Frauen und Mädchen in deutschen Gefängnissen; man legt sie zu diesem Zweck auf einen Bock, den man „Fuchs“ nennt und auf dem ihnen Arme und Beine mit ledernen Riemen festgeschnallt werden. Die einzige Rücksicht, die man bei dieser Operation auf ihr Geschlecht nimmt, ist, daß man ihnen dabei leinene Hosen anzieht.“

Das wollte meinem braven Brigadier nicht einleuchten. Kopfschüttelnd murmelte er ein „Impossible!“ zwischen den Zähnen, während wir unsere Wanderung fortsetzten.

Wir betraten nun zunächst die Arbeitssäle der Sträflinge, welche sich in den verschiedenen Etagen des dreistöckigen Gebäudes befinden. Sie waren hoch, reinlich und luftig, enthielten aber sonst nichts Bemerkenswerthes, als die Verbrecher, welche hier ihren Fähigkeiten oder dem früher betriebenen Handwerke gemäß beschäftigt wurden. Da arbeiten Schuster, Schneider, Lederzubereiter, Pantoffelmacher, Schmiede, Schlosser, Tischler in den hierzu eingerichteten Werkstätten bis zu dem Tage, wo sie die Reihe der Deportation über das Meer trifft. Aber in diesen grauen, wollenen Jacken und Hosen steckte das gefährlichste Gesindel Frankreichs. Jeder der Gesellschaft war wenigstens ein viel bestrafter Dieb. Wie mancher hatte unter der Anklage des Mordes, der Fälschung und des Straßenraubes gestanden! Während wir durch die verschiedenen Werkstätten gingen, erzählte mir mein Begleiter, indem er mich hie und da auf einzelne Galgenphysiognomien aufmerksam machte, eine lange Reihe haarsträubender Geschichten, in denen Diebstahl und Giftmischerei, Nothzucht und Mord die Hauptrolle übernommen hatten. Ich sah junge Sträflinge, die kaum das zwanzigste Jahr überschritten hatten, mit sanften, weichen Gesichtszügen, und doch hatten sich ihre Hände bereits mit den schändlichsten Verbrechen befleckt, und alte Männer mit weißen Haaren, auf deren Gesichtern die Galeere tiefe Furchen gezogen; ich sah ausgemergelte Gestalten, Augen voll Bosheit und niederträchtiger Tücke und Stirnen, auf denen die Gemeinheit ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Aber wozu diese lange Gallerie von Laster und Verbrechen schildern? Es wurde mir unheimlich zu Muthe, wenn ich im Vorübergehen ihre Kleider streifte, und noch heute überläuft mich, während ich schreibe, in der Erinnerung ein Gefühl des Ekels und des Widerwillens. Doch selbst diese Kerle wurden nicht geprügelt, sie wurden in ihrer Verpflegung auf das Menschlichste behandelt, wenn sie auch vom Menschen oft nur die Gestalt behalten hatten. Sie arbeiteten nur von Morgens acht bis Abends acht Uhr, und diese zwölfstündige Arbeitszeit umschloß noch zwei Freistunden. Sie erhielten zu ihrer Nahrung nicht jene wenig schmackhafte Gemüsesuppe, welche man in deutschen Zuchthäusern austheilt, sondern nahrhafte und gut zubereitete Speisen, wenn sie auch nur zweimal die Woche, am Donnerstag und am Sonntag, Fleisch bekamen. Morgens und Abends, zum Frühstück und zum Mittagsessen, erhielt Jeder einen Labetrunk. Die Freistunden und die Stunden von Abends acht Uhr an gehörten ihnen. Sie konnten mit dieser Zeit machen, was sie wollten. Sie konnten arbeiten, spazieren gehen oder lesen.

Zu diesem Zwecke enthielt la Roquette eine nicht unbedeutende Bibliothek, aus welcher sich jeder Sträfling wöchentlich ein Buch entnehmen konnte. Ich ließ mir die Bibliothek zeigen, der ein Sträfling als Bibliothekar vorstand. Die Bücher, welche ich aus den Fächern zog, waren belletristischen, historischen oder wissenschaftlichen Inhalts; ich fand manche Reisebeschreibung, manches naturwissenschaftliche Buch; religiöse oder kirchliche Schriften sind mir weniger zu Gesicht gekommen. Abends war es den Sträflingen gestattet, bis zehn Uhr in ihren Schlafstuben zu lesen. Jeder besaß eine eigene Zelle zum Schlafen, die sich in langen Gallerien nebeneinander an der äußeren Seite des Gefängnisses herum zogen. Jede Zelle hatte die Aussicht auf die hohe Mauer, welche, wie ich schon erwähnte, das Gefängniß der Bagnosträflinge und der zum Tode Verurtheilten in einem ungeheuren Quadrate umschloß. Es fiel mir auf, als ich mit meinem Brigadier diese langen Gänge durchschritt und mir einige Zellen öffnen ließ, daß die Eisengitter nicht dicht vor den Fenstern, sondern in einer Entfernung von vielleicht einem halben Fuß vor den Oeffnungen angebracht waren. Als ich den Kopf hinaussteckte, fand ich, daß es möglich war, mit dem Gefangenen in der Nachbarzelle, wenn derselbe ebenfalls den Kopf aus dem Fenster steckte, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Ich äußerte mich hierüber zu meinem Begleiter, und er erwiderte mir: „Das ist richtig; es geschieht dies auch allabendlich von 9½ bis 10 Uhr. Diese halbe Stunde vor dem Schlafengehen ist den Unglücklichen zu einer Unterhaltung gestattet. Wenn die Uhr des Gefängnisses zehn Uhr schlägt, rufen die, wie Sie bemerken, dort unten an der Mauer aufgestellten Schildwachen, die Lichter auszulöschen. Dann ist die Unterhaltung zu Ende.“

Was sagen die Zuchthausverwalter einiger deutschen Staaten zu einer solchen die Individualität des Menschen berücksichtigenden Maßregel im Pariser Gefängniß der Bagnosträflinge, sie, in deren Gefängnißhöfen die Schildwachen den Befehl erhalten, nach dem Kopfe des Gefangenen zu schießen, der sich an den Fenstern zeigt?

Das Mittelgebäude des großen Hofes hat einen zweiten Durchgang. Dieser führt in einen kleinern Hof. Ein Springbrunnen steht in der Mitte desselben, von einigen Rasenplätzen und Bäumen umgeben. Der Hof ist von zweistöckigen Gebäuden eingefaßt. Es ist hier gar still und einsam und der Contrast um so auffallender, wenn man aus dem Geräusch und Geschwirr des großen Hofes mit seinen ihn umschließenden Werkstätten kommt. Auch ich empfand diesen Contrast, als ich mit meinem Begleiter eintrat; ich hörte nichts, als das Rauschen des in ein weites steinernes Becken zurückfließenden Wasserstrahls. „Wozu dient dieser Hof?“ fragte ich den Brigadier.

„Es ist der Hof der zum Tode Verurtheilten,“ erwiderte er.

Ich schauderte einen Augenblick. „Der Hof der zum Tode Verurtheilten!“ wiederholte ich mechanisch. „Hier sahen Orsini und Pieri zum letzten Male den blauen Himmel und die grüne Erde.“ Wenn ich auch die That der fanatischen Italiener nicht billigen konnte, so wollte mich doch ein Gefühl der Wehmuth beschleichen, wenn ich an die letzten Augenblicke dieser Männer dachte, denen im schönsten Lande der Erde der blaue Himmel zum ersten Male lachte.

„Sie fragten nach Orsini und Pierri,“ sagte mein Begleiter. „Hier ist der Hof, wo sie einen Theil des Tages zubrachten.“

Schweigend ging ich durch die Gänge des kleinen Gärtchens. Die Mittagssonne blickte so golden aus dem azurblauen Himmel hinein, der Rasen war von seltener Frische. Ringsum Alles still. Nur das Wasser plätscherte in Millionen silberner Tropfen über den Stein.

„Ich werde Ihnen nun die Gefängnisse der zum Tode Verurtheilten zeigen,“ sprach der Brigadier.

Er schloß eine starke mit Eisen beschlagene Thüre auf, welche

aus dem Gebäude in den Hof führte. Wir traten durch dieselbe auf einen Gang, welcher im Innern des Hauses den Hof von drei Seiten umgab. Auf den Gang öffneten sich eine Menge Zimmer, die zur Apotheke, zum Sectionssaale, zur Todtenkammer, zu einem Consultationszimmer für die Aerzte und zu andern administrativen Zwecken des Gefängnisses dienten. Der Brigadier schloß zwei anstoßende Zimmer auf. Ich trat ein. Ich befand mich im Gefängnisse Orsini's und Pierri's während ihrer einundzwanzigtägigen Haft in „Prison de la Roquette“.

Die Zimmer waren nicht unfreundlich. Sie waren groß und hoch. Das Zimmer Orsini's hatte eine fast viereckige Gestalt. Das Zimmer Pierri's war um die Breite des Ganges länger. Die Wände hatten einen gelben, ockerfarbigen Anstrich; das von außen mit starken Eisenstangen vergitterte Fenster war ziemlich groß und in der obern Hälfte der Wand. In der Ecke jedes Zimmers stand eine eiserne Bettstelle, während sich ein kleiner, weißer Porzellanofen in der Mitte befand. Außer einigen Rohrstühlen waren keine Möbeln im Zimmer. Der Fußboden war gedielt. In ihrem Aeußeren hatten beide Zimmer also nichts, was an ihre schreckliche Bestimmung erinnerte.

„Die Zimmer auf diesem Gange und im zweiten Stock dienen den zum Tode Verurtheilten zum Aufenthalte, bis sie zur Hinrichtung vor das Gefängniß hinausgeführt werden,“ sagte der Brigadier. „Augenblicklich ist Niemand in la Roquette, dem die Guillotine bevorstände. Die Zimmer werden erst möblirt, wenn sie bezogen werden. Dort links wohnte Pierri, hier rechts Orsini. Sie sehen, beide Zimmer trennt nur eine Wand. Rudio befand sich im obern Stock.“

„Hatten Sie häufig die Nachtwache bei Orsini und Pierri, Brigadier?“ fragte ich.

„Mehrere Male. Sie wissen, Beide brachten einundzwanzig Tage hier zu. Bei Orsini wachte ich die Nacht vor seinem Tode.“

„Wird bei allen zum Tode Verurtheilten die Nächte vor ihrem Tode gewacht?“

„Bei Allen; Sie sehen dort die zwei Stühle, dem Bette gegenüber. Auf dem einen sitzt der Gefängnißbeamte, auf dem andern ein Soldat, das Auge auf das Bett des Verurtheilten gerichtet.“

„Waren Orsini und Pierri heiter und ruhig während der Zeit, wo sie hier detinirt waren?“

„Bis zum letzten Augenblick waren sie heiter und sogar fröhlich. Wenn sie von dem Attentat sprachen, bedauerten sie nur, daß es nicht gelungen sei. Pierri sang zuweilen in seinem Zimmer die Marseillaise oder den Gesang der Girondisten. Dann saß er oft stundenlang da auf dem Mauervorsprung an der Thür und schaute zum Fenster hinaus nach dem Himmel, oder er unterhielt sich mit der Wache, oder er klopfte einmal an die Wand und rief „Orsini“, der in ähnlicher Weise antwortete. Sie hielten sich auch mehrere Stunden des Tages in dem kleinen Gärtchen auf dem Hofe auf, von wo wir eingetreten sind, natürlich nach einander. Erst am Morgen ihrer Hinrichtung sahen sie sich wieder, hier auf dem Gange, als sie aus dem Zimmer traten. „Eh bien,“ rief Orsini, „wo ist denn Rudio?“

Pierri lachte. „Ich habe es mir gedacht, daß wir Beide den Gang allein machen würden,“ erwiderte er.“

„Und Orsini's letzte Stunden, Brigadier? Schlief er ruhig in der letzten Nacht?“

„Ganz ruhig, sechs Stunden. Ich habe nicht bemerkt, daß er erwachte. Nach vier Uhr stand er auf. Er frühstückte und war ganz heiter. Von Neuem sprach er von dem Attentat und bedauerte abermals, daß es nicht gelungen war. Dann kam der Priester. Orsini's Haltung blieb ganz dieselbe, fest, ruhig und heiter. Hier auf dieser Stelle sah er Pierri wieder, wie ich Ihnen schon sagte. Sie begrüßten sich Beide in herzlichster Weise. Wenn es Ihnen beliebt, so gehen wir nun. Sie haben Alles gesehen. Ich werde Sie nun den Weg führen, den Beide zum Tode gingen. Oder wollen Sie erst noch Rudio's Zimmer sehen? Sie wissen, er wurde auf Verwendung seiner Frau begnadigt, nach Cayenne deportirt und ist von dort entkommen.“

„Ich weiß. Rudio's Zimmer interessirt mich nicht. Gehen wir, Brigadier.“

Der Gefängnißbeamte verschloß die Zimmer Orsini's und Pierri's von Neuem. Am Ende des Ganges stiegen wir eine kleine hölzerne Treppe hinauf. Wir befanden uns im obern Stock des Gebäudes. An demselben schloß sich der lange Gang, an dessen beiden Seiten die Schlafzellen der Sträflinge liegen und der wieder zum vordern Hofe des Gefängnisses führt.

„Hier gingen sie Beide zum Tode,“ sagte mein Begleiter, als wir in dem Gange dahin schritten; „Pierri ging voran, Orsini drei Schritte hinter ihm, der Priester neben Orsini. Auf dem ganzen Wege sang Pierri mit lauter, tönender Stimme den Gesang der Girondisten. Orsini sang nicht; er wiederholte nur zuweilen die Worte „du calme“. (Ruhig!) Beide sahen stolz und, ich möchte sagen, fröhlich aus.“

Ich las auf dem Gesichte meines Begleiters ganz deutlich die Empfindung, welche die Erinnerung noch heute in ihm wach rief. Er schwieg einen Moment.

„Weiter, Brigadier,“ sagte ich, „weiter.“

„Nun, draußen im kleinen Hofe wurden Beide dem Henker übergeben. Der Henker wartet immer im vordern Hofe, er kommt nur in den Hof der zum Tode Verurtheilten, wenn der Verurtheilte sich zu gehen weigert und sich widersetzt.“

„Hat Orsini den bekannten Brief an Napoleon geschrieben?“ fragte ich im Weitergehen.

„Das kann ich nicht wissen,“ sagte mein Begleiter. „Der Director des Gefängnisses hielt sich oft längere Zeit bei den drei Gefangenen auf.“

Wir waren währenddem wieder in den vordern Hof von la Roquette gelangt. „Es war ein grauer Wintermorgen,“ erzählte mir der Brigadier noch, bevor ich ihn verabschiedete, „vor sechs Uhr. Da draußen war die ganze Vorstadt auf den Beinen. So weit man sehen konnte, erblickte man Kopf an Kopf. Man hörte ein lautes Weinen und Schluchzen unter der Menge, als Orsini und Pierri das Schaffot betraten. Pierri sang noch den Refrain des Girondistenliedes, als er die Stufen des Schaffots hinanstieg, „mourir pour la patrie, mourir pour la patrie!“ „Vive la France, vive l'Italie!“ rief Orsini, als er von dem Schaffot die Menge überblickte, bevor er das Haupt auf das Bret legte.“

Wieder stand ich allein vor dem schrecklichen Thore von la Roquette auf der Stelle, wo das Schaffot aufgestellt wurde. Vor dem Auge meiner Seele erschien das geisterbleiche Antlitz Felix Orsini's, wie ich es in einem vortrefflichen Bilde bei meinem Freunde Karl Blind in London sah. Und als ich die Straße la Roquette aufwärts nach dem Bastillenplatz ging, da sang ich unwillkürlich mit halblauter Stimme den Gesang der Girondisten. Da war er ja, der Platz, wo das Volk von Paris einst die Bastille stürmte; da sind noch alle die Straßen, welche in die aufrührerische Vorstadt St. Antoine führen. Da weiß ja jeder Stein von den Revolutionen zu erzählen, welche seit siebenzig Jahren fast immer von diesem denkwürdigen Platze ausgingen und ihre Erschütterungen über Europa trugen. Wer vermag zu bestimmen, ob der Tag nicht nahe ist, wo hier wieder das alte „Allons enfants de la patrie“ erbraust? Wer kann sagen, ob es vor oder in den Tuilerien ausklingt?

Gust. Rasch.

Bilder aus dem Thiergarten in Hamburg.

Von Brehm.

2. Unsere Bären.

Die Naturgeschichte „Meister Brauns“, des allbekannten und hochberühmten Gewalthabers im Thierreiche, ist wiederholt zum Gegenstande ausführlicher Darstellung geworden. Der Bär spielt nicht blos in der Wissenschaft seine Rolle, er lebt auch in Wort und Bild im Volksliede und in der Volkssage, in der Wappenkunde und in der Kunst. Die Dichtung aller Völkerschaften, welche mit ihm in Verkehr kommen, hat sich seiner bemächtigt, die Völker haben den plumpen, ernstkomischen Gesellen ausgebeutet, leiblich

wie geistig. Andere Raubthiere lassen gleichgültig oder werden gefürchtet. Der Bär wird geachtet und verehrt. Die feierlichen Gebräuche zur Versöhnung der abgeschiedenen Bärenseele, welche die Indianer Nordamerikas anstellen, die Ehrenbezeigungen, welche sibirische Völkerschaften dem Thiere erweisen, sind nichts anderes, als Erläuterungen unserer eigenen Ansicht.

Es kostet Ueberwindung, ehe man sich eingesteht, daß unsere Anschauungen auf falschen Voraussetzungen oder richtiger auf Mangel an Kenntniß des Bären und seines Wesens beruhen. Wer sich aber vorurtheilsfrei mit Meister Braun beschäftigt, ihn mit anderen Raubthieren vergleicht und sein Wesen einer strengeren Prüfung unterwirft, muß nach und nach doch dahin kommen, sich zu sagen, daß der Bär ein dem allgemeinen Urtheil widersprechendes Geschöpf ist, daß er die Achtung, welche er genießt, nicht verdient.

Das vergangene Jahr hat mir Gelegenheit gegeben, nicht nur unseren braunen Bären, sondern auch seine Verwandten tagtäglich zu beobachten — den braunen Bären in allen Lagen, welche das Gefangenleben eines Thieres möglich macht. Diese Beobachtung hat mein früheres Urtheil gänzlich verändert. Ich habe in einem von Roßmäßler und mir verfaßten Buche, welches Schilderung der Thiere unseres Waldes bezweckt, diesem Urtheil in folgender Weise Worte zu geben versucht:

„Der Bär ist ein in geistiger Hinsicht entschieden tief stehendes Thier. Jede Katze, jeder Hund und jeder Marder erhebt sich hoch über ihn. Sein Verstand ist gering. Er besitzt weder große List, noch besondere Beurtheilungsfähigkeit; er hat ein schwaches Gedächtniß und eine nur geringe Erfindungsgabe. Im Verhältniß zu seiner Stärke ist sein Muth nicht der Rede werth. Nur der in höchsten Zorn gebrachte Bär wird furchtbar; für gewöhnlich weicht das gewaltige Thier vor dem schwachen Jagdhunde. Der Bär ist geistig weit unbeholfener, als leiblich. Er lernt wenig und dies Wenige nicht mit Verständniß, sondern nur nach und nach, in Folge der Angewöhnung. Mit anderen Thieren oder mit dem Menschen befreundet er sich nicht. Er erkennt die Oberherrschaft des letzteren an, ordnet sich ihr aber keineswegs aus freudigem Bewußtsein, sondern nur aus Feigheit, in Erinnerung an viele Prügel unter. Dem einzelnen Menschen beweist er selten eine besondere Anhänglichkeit. Er unterscheidet seinen Wärter zwar von anderen Leuten, behandelt ihn aber auch nicht anders, als jeden Fremden, welcher sich mit demselben Geschick wie sein Wärter mit ihm beschäftigt. Jede Handlung des Bären beweist einen schwachen, niedrig stehenden und bildungsunfähigen Geist. Die dem Thiere nachgerühmte Ehrlichkeit ist nur als Plumpheit, die offene Geradheit als Tölpelhaftigkeit zu deuten. Gutmüthig ist der Bär keineswegs; er wird im Gegentheil wie alle tiefstehenden Charaktere augenblicklich zornig, wenn ihm etwas nicht nach seinem Wunsch geht."

Dieses Urtheil stand fest und war abgefaßt, bevor der Bär des Kölner Thiergartens einen Beleg für seine Richtigkeit lieferte, wie er trauriger nicht gegeben werden konnte. Ich will erzählen, welche Beobachtungen ich gesammelt hatte, bevor ich den Stab über den Bären brach und mir herausnahm, einem Tschudi und anderen tüchtigen Naturforschern zu widersprechen.

Wenige Tage nach Beginn meiner Wirksamkeit als Leiter des Hamburger Thiergartens, zu Ende Januars, brachte mir der Inspector des Gartens die Nachricht, daß die seit October des vorigen Jahres im Zwinger wohnende Bärin zwei Junge geworfen habe. Man kann sich meine Freude denken. Ein junges Thier ist für mich fast dasselbe, was ein neugeborener Mensch für Andere. Seine Entwickelung giebt mir Gelegenheit zu anziehenden, fesselnden Beobachtungen. Ich hoffte solche auch diesmal machen zu können, und — wurde schmählich getäuscht.

Die Bärin hatte sich eine der Zellen des Zwingers zu ihrem Wochenbette erkoren und dort die Jungen einfach auf den Holzboden derselben geworfen. Doch nahm sie Stroh, welches ihr zugereicht wurde, mit Freuden an und machte sich sofort darüber her, ihre Lagerstätte entsprechend zu verbessern. Es schien, als ob sie ihre Kinder mütterlich pflegen werde.

Ich will unentschieden lassen, ob ich einen Fehler beging, als ich anordnete, daß die beiden Eltern getrennt würden. Trübe Erfahrungen, welche früher gemacht wurden, ließen mir solche Trennung gerechtfertigt erscheinen. Ich wußte, daß Meister Braun vom Vaterglück zuweilen eigene Ansichten hat, daß er seine Sprossen erst später als Prinzen von Geblüt anerkennt, bald nach ihrer Geburt dagegen Gelüste zeigt, wie weiland Vater Saturn, der Unersättliche. Vorsicht war jedenfalls angerathen. Die jungen Bärlein waren in der Größe acht Tage alten Jagdhunden etwa gleich, derb vom Leibe, mit dünnen, kurzen, seidenglänzenden, graugelblichen Haaren ziemlich spärlich bekleidet, blind, äußerst hülflos, jedoch sehr gut bei Lunge. Ihre Stimme, welche man häufig vernahm, erinnerte an das Geschrei eines neugeborenen Kindes.

In einem sorgfältig gearbeiteten Bericht des galizischen Naturforschers Pietruwsky hatte ich gelesen, daß eine Bärin, welche von ihm in Haft gehalten worden war und währenddem Junge bekam, diese mit großer Liebe und Zärtlichkeit behandelt, sich um die Außenwelt nicht gekümmert und ausschließlich ihren Kindern gelebt hatte. Die Hoffnungen, welche ich auf unsere Bärin setzte, schienen also gerechtfertigte zu sein. Sie waren dies aber nicht. Ich beobachtete bald, daß unser Bärenpaar sein Glück nicht zu würdigen verstehe. Es schien mir, als ob in der Seele der Mutter die süße Gewohnheit der Gattenliebe mit dem natürlichen Triebe, welcher Zärtlichkeit zum Kinde verlangt, in Streit begriffen wäre. Die Bärin sehnte sich offenbar nach ihrem hohen, wie sie gelangweilten und verstimmten Gemahle. Ihre Sehnsucht ließ sie die Mutterpflichten vergessen. Gefühllos schleppte sie ihre Kinder in der Zelle auf und nieder, unachtsam warf sie die Hülflosen auf den harten Boden hin. Das eine starb schon wenige Stunden nach der Geburt, wie es schien, an Nabelverblutung, das andere folgte ihm zwei Tage später nach. Die abscheuliche Mutter hatte es verschmachten lassen! Unbekümmert um die Leiche ihres Kindes, verlangte sie einzig und allein nach dem Bären, und als ihr Begehr erfüllt wurde, stürzte sie sich gleichsam frohlockend auf ihn zu, beinah in seine Arme.

Meine Entrüstung über die Erbärmliche wurde gemildert durch diesen Beweis des Gefühls. Ich war pflichtschuldigst erbaut und gerührt von solch treuer Anhänglichkeit an den Gatten. Ich konnte nicht unterlassen, meiner abscheulichen — von einem verkrüppelten Schöngeist auch gebührend gerügten — Angewohnheit Folge zu geben, nämlich den Bären mit dem Menschen, bezüglich dessen eheliche Treue mit der des erhabensten Thieres zu vergleichen. Das Ergebniß meines Nachdenkens söhnte mich aus mit den Bären.

Ich sollte abermals getäuscht werden. Mitte Mai begann die Bärzeit. Wir hatten in unserem Zwinger außer den Eisbären, den nordamerikanischen Baribals und unseren gemeinen Bären noch einen männlichen Aasbären, welcher unverkennbar große Sehnsucht nach weiblichem Umgange an den Tag legte. An der Treue des ersterwähnten Bärenpaares zu zweifeln, wäre mir als Frevel erschienen, und ich ging deshalb um so lieber auf den Wunsch der Gesellschaft, gedachtem Junggesellen zu einer passenden Lebensgefährtin zu verhelfen, ein, als ich hoffte, daß die gegenseitige Hingebung des ersten Bärenpaares auch dann nicht gestört werden würde, wenn ich ein zweites treuinnig verbundenes Paar zu ihm bringen würde. Es wurde also eine Bärin für den verheirathungslustigen Aasbären gekauft und zu ihm gebracht. Die Holde konnte allerdings nicht zu den Schönheiten ihres Geschlechts gezählt werden. Sie hatte ihre erste Jugend auf Reisen zugebracht und als Schaustück in Thierbuden geglänzt. Im Laufe dieses wechselreichen Lebens war sie, vielleicht bei einem unliebsamen Streite mit einem der Herren wandernden Thierkundigen, um eins ihrer Augen gekommen. Aber sie war ein Weib und bewahrte jedenfalls die Würde und wenigstens einige Reize ihres Geschlechts.

Petz, der ehelose Bär, war sichtlich erfreut, mit ihr vereinigt worden zu sein. Er schien die Schönheitsmängel der ihm Bestimmten als Folge neidischer Mißgunst des Schicksals zu betrachten, mit welcher oder welchem nicht zu rechten. Mit großer Zärtlichkeit nahte er sich ihr, und bald hatten sich Beide verständigt. Die Zeit schien günstig, das verbundene Paar dem andern zuzugesellen. Es geschah. Die Thür der Zelle wurde aufgewunden, die einäugige Bärin schritt voran, ihr Gemahl, dessen Brust Hochgefühle zu durchwogen schienen, folgte. Beide befanden sich im Zwingerraume, mit dem anderen Paare zusammen.

Eine allgemeine Bestürzung sämmtlicher Bären war die Folge meines übereilten Beginnens. Sämmtliche vier Bären schlugen in seltener Uebereinstimmung klappend ihre achtungswerthen Gebisse zusammen, schnaubten, brummten, brüllten. Sie fürchteten sich gegenseitig, wie die beiden alten Weiber in Gellert's Fabel. Die frühere Eigenthümerin der Wohnung stieg auf den Kletterbaum und sah ängstlich nach unten; die Neuvermählte gerieth in Todesangst, gedachte plötzlich vergangener Zeiten und begann alle Unarten zu

zeigen, welche Raubthiere anzunehmen pflegen, die einen Theil ihres Lebens im engen Käfig verbracht haben. Sie sprang gleichsam tanzend wie rasend auf und nieder — offenbar aus reiner Angst. Die beiden Bären umgingen sich mit vielsagenden Blicken und noch mehr verrathendem Gebrumm, beschnupperten sich, brüllten und — bogen beide ängstlich die Köpfe zur Seite in berechtigter Erwartung furchtbarer Ohrfeigen, welche gegenseitig ausgetheilt werden konnten. Die ursprüngliche Gebieterin des Zwingers saß oben auf dem Kletterbaume und schnappte, die Einäugige tanzte, als ob ihre Glieder aus Stahl gebaut wären und durch Dampfkraft bewegt würden, die edlen Recken fuhren in ihren gegenseitigen Prüfungen fort. Von Minute zu Minute wuchs die Aufregung; die Zwingerbärin war ganz außer sich, obwohl ihr Herr Gemahl sie wiederholt zu beruhigen versuchte, zu ihr hinaufstieg, sie beschnüffelte und dabei brummte, als wolle er ihr Muth einsprechen.

Dagegen schien auch sie ihn zum Handeln antreiben zu wollen; er zeigte aber durchaus keine Lust, mit dem anderen Kämpen anzubinden. Scheinbar in höchster Seelenruhe ging er im Zwinger auf und nieder, ohne sich um den Eindringling zu kümmern. Um so aufmerksamer bewies er sich gegen die Einäugige, gegen das Weib seines Feindes und dies in Gegenwart seiner rechtmäßigen Gemahlin! — eine Aufmerksamkeit, die sich bis zu den zärtlichsten Liebkosungen steigerte.

Diese betrübende Verirrung des einen Bären fand selbst im Herzen des anderen Wiederhall, und erregte in ihm tugendhafte Entrüstung. Eine furchtbare Ohrfeige, welche er dem Sünder verabreichte, war das Ergebniß eines länger währenden Nachdenkens über die verdammenswerthe Handlung, welche schamlos in seiner Gegenwart begangen worden war. Die Ohrfeige, welche einen Ochsen betäubt zu Boden geworfen haben würde, war das Zeichen zum Kampfe, welcher sofort in ernsthafter Weise begonnen wurde und — in Wohlgefallen sich auflöste. Die feigen Kämpen begnügten sich mit einer gegenseitigen Umarmung etwas stürmischer Art, fletschten die Zähne, schnappten, schnauften und ließen plötzlich wieder von einander ab, worauf sie, grollend zwar, aber doch unschlüssig und zwecklos im Zwinger umherliefen. Ich war empört. Jede Katze, jeder Hund, — jede Spitzmaus würde sich muthiger benommen haben! Ich verachtete die Feiglinge aus tiefster Seele.

Man begreift, daß ich wenig Vertrauen mehr hatte, an alten Bären die ihnen nachgerühmten guten Eigenschaften zu entdecken. Ich wandte mich also um so lieber zwei jungen, der Erziehung fähigen Bären zu, welche wir bald nach diesem Vorfalle erhielten. Meine Hoffnung wuchs, als sie wirklich gewissen Erwartungen zu entsprechen schienen. Ein zweites Paar, in etwa gleichem Alter, kam mir sehr erwünscht, ich hatte jetzt vier hoffnungsvolle Zöglinge.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß sich alle vier ihres Namens durchaus würdig, d. h. als echte Bären zeigten. Höflich und artig konnte man sie nicht nennen, diese Söhne der Wildniß; man hatte vielmehr oft Gelegenheit eine große Ungeschliffenheit an ihnen zu rügen. Dabei schienen sie eine hohe Meinung von der Richtigkeit ihrer Ansichten zu besitzen; wenigstens bekundeten sie eine merkwürdige Starrköpfigkeit in der Beschäftigung, die sie sich einmal vorgenommen. Aber sie waren ganz ungemein, ich möchte sagen bestechend komisch. Ihr Auftreten hatte mit dem kleiner Buben, welche die ersten Hosen und zwar dem zarten Kindesalter entsprechend eingerichtete Hosen tragen, täuschende Aehnlichkeit; ihr Benehmen erinnerte an gewisse liebenswürdige Unarten, wie solche als Ergebnisse einer, wenn auch nicht gerade allen Ansprüchen genügenden, so doch ungebundenen Erziehung munteren Kindern anhaften. Unsere vier Bären waren, um es ungeschminkt zu sagen, vollendete Flegel.

So lange die lieben oder, wie die schönen Besucherinnen unseres Gartens sich auszudrücken pflegten, die „süßen" Thierchen gesättigt in ihren Käfigen lagen, beschäftigten sie sich mit der anerkennenswerthen Arbeit, an ihren Vordertatzen zu saugen. Dabei ließen sie ununterbrochen ein beifälliges Gesumm — denn Gebrumm konnte man es nicht nennen — vernehmen, welches schließlich mit lautem Schmatzen beendet wurde. Hatten sie sich an dieser tiefsinnigen Beschäftigung Genüge gethan, so begannen sie zur Abwechslung eine kleine Balgerei, welche in aller Freundschaft begonnen, durch die Zauberwirkung einer unverhofft empfangenen Ohrfeige aber regelmäßig zu ernsterem Kampfe umgewandelt wurde und mit erklärtem Unfrieden endete. Grollend und mit den kleinen Schweinsaugen bösartig schielend oder dem Anderen Zornesblitze zuschleudernd, zog sich hierauf jeder wieder in seine Ecke zurück, betrachtete in wehmüthiger Erinnerung an die süße Mutterbrust seine Branken, begann an ihnen zu saugen, begann zu summen und summte allen Zorn aus seinem Herzen. Bald regten sich der Uebermuth und die jugendliche Spiellust wieder, ein neues Kampfspiel wurde ausgeführt, von Neuem veruneinigte man sich, und wiederum mußten die Tatzen herhalten. Ich beneidete die Bären förmlich um diese Tatzen, welche so treffliche Ableiter des Unmuths zu sein schienen, weil ich bedachte, daß unsere guten Landesväter, hätten wir solche Tatzen, doch recht zufrieden, froh und glücklich sein würden.

Die Stunde des Fressens veränderte bei den jungen Bären natürlich das ganze Wesen. Sie wurde schon lange vorher durch ein höchst aufrührerisches Gebrüll als eine sehnlich erwartete verkündet. Der Magen schien sich durch Gesumme nicht einschläfern zu lassen, verlangte vielmehr sein Recht in ungestümer Weise. Mit unbeschreiblicher Gier fielen die Bären über ihr Futter her; sie zeigten sich so recht als das, was sie sind, als das Schwein unter den Raubthieren. Von anständigem Fressen, wie man es bei Katzen oder Hunden trotz alles Hungers beobachten kann, war keine Rede. Unsere Bären erstickten fast über der Arbeit und schienen richtig bei den Schweinen die Regeln des Anstandes erlernt zu haben. Sobald der Trog, welchen man ihnen bis zum Rande gefüllt hatte, geleert worden war, legten sie sich, befriedigt von den Freuden des Lebens, wiederum nieder und summten, an den Tatzen saugend, gar vergnüglich.

Wenn ich eben andeutete, daß Bären mit den Schweinen in manchen Stücken übereinstimmen, muß ich zum Ruhm der ersteren sagen, daß sie sich durch ihre Reinlichkeitsliebe von letzteren unterscheiden. So lange ein Bär Wasser zu seiner Verfügung hat, badet er sich, und in der Regel hält er sein Fell immer in Ordnung. Unsere jungen Bären konnten im engen Käfig die Wohlthat des Bades nicht empfangen; sie mußten deshalb zuweilen an das Wasser gebracht und dort gebadet werden. Das Becken, in welchem ein Seehund zwanzig Stunden des Tages verträumte, schien mir besonders geeignet, um als Badewanne zu dienen. Besagtes Becken war aber freilich einige hundert Schritte von den Käfigen meiner Zöglinge entfernt, und wir mußten also jedesmal mit ihnen einen guten Theil des Gartens durchschreiten.

So lange die Bären noch klein waren, ging die Sache vortrefflich. Die Thüren der Käfige wurden geöffnet, alle vier Insassen stürzten in's Freie, schnaubten sich gegenseitig an, balgten sich und rannten hierauf hierher oder dorthin, in der entschiedenen Absicht, Beute zu machen. Sie stürzten sich mit Raubthiereifer auf jedes lebende Geschöpf ohne Unterschied der Größe, zeigten sich einer Taube oder einem Affen gegenüber äußerst muthig, Angesichts eines Ziegenbockes aber erbärmlich feig; sie rannten auf jedes Ding in blindem Eifer los und erschraken vor allem Ungewohnten; sie versuchten das gestern vergeblich Ausgeführte heute wieder, ohne gewitzigt zu werden; sie zeigten sich charakterlos, feig, störrisch, vergeßlich, dumm, boshaft und tückisch, vor Allem aber schweineartig gefräßig. Von den Fischkörben, den Vogel- oder Affenkäfigen im Hofe waren sie kaum wegzubringen, und wenn wir es wagten, sie mit Gewalt zu entfernen, fielen sie wüthend über uns her und bissen und kratzten gehörig. Mit Schlägen konnte man sie nicht bändigen, es gab nur ein Mittel sie zu locken, ein Mittel so abgeschmackt, wie die Bären selber. Man mußte schnell vor ihnen weglaufen, dann eilten sie ohne Besinnen nach. So wurde es möglich, sie, immer im Trabe freilich, durch den ganzen Garten zu führen.

Unsere Ausgänge waren für alle Zuschauer höchst ergötzlich. Die vier jungen Bären, welche wie Hunde hinter mir oder dem beauftragten Wärter herliefen, jedes Ding unterwegs untersuchten, die Körbe der Gartenarbeiterinnen durchwühlten, bei dem Erfrischungsgebäude auf Stühlen und Tischen herumkletterten und tausend andere Tollheiten in plump-täppischer, komisch ernsthafter Weise trieben, mußten auch einen erklärten Murrkopf erheitern und belustigen. Ich selbst bemühte mich oft genug vergebens, den meiner Stellung würdigen Ernst zu bewahren.

In der Regel kam ich mit meinen Zöglingen ohne besondere Zwischenfälle zum Seehundsbecken. Dort wurden die Bären gepackt und in das Wasser geschleudert. Das Bad war ihnen

Der Spaziergang zum Bade.
Nach der Natur aufgenommen von H. Leutemann.

stets äußerst unangenehm und dem Seehund nicht minder. Dieser fürchtete sich vor den zottigen Eindringlingen und die Bären natürlich vor dem Seehund. Es kam zu überaus drolligen Vorgängen. Krampfhaft hielten die Bären am Gitter sich fest, ärgerlich brummte der Seehund und wüthend schlug er mit der einen Flossenhand auf's Wasser, wenn man sich anschickte, die Bären in das Becken zu werfen. Land- und Seethiere standen sich unbedingt feindlich gegenüber. Waren endlich alle fünf im Wasser, so suchte der Seehund die Bären von der Tiefe aus zu schrecken, und diese wiesen ihm die Zähne, sobald er sich oben zeigte.

Nach Beendigung des Bades wußten die Bären ihrer Glückseligkeit kaum Ausdruck zu verleihen. Sie kollerten sich wie übermüthige Buben auf dem Rasen herum, kletterten an den Bäumen in die Höhe, schreckten die Lama's und schnauften andere Thiere an, setzten die Leute in Schrecken und trieben ähnlichen Unfug.

Das schöne Vergnügen währte aber nur sehr kurze Zeit. Alle Bemühungen, die Bären erziehen zu wollen, scheiterten an der Bildungslosigkeit derselben. Ihre harmlose Munterkeit verlor sich, ihre Rohheit, ihr grobes, ungeschliffenes Wesen zeigte sich mehr und mehr. Als sie den neunten Monat ihres Lebens erreicht hatten, waren sie ganz dasselbe, was ihre Eltern sind — echte Bären nämlich, zu näherem Umgange gänzlich ungeeignet, boshaft, unzuverlässig, stumpfgeistig, dumm, kurz, freundlicher Behandlung gänzlich unwürdig. Jetzt stecken sie im sicheren Käfig und werden mit Vorsicht behandelt. Vielleicht erzähle ich ein anderes Mal mehr von ihnen.

Aus jüngstvergangenen Tagen.

Nr. 3. Ein Name für das erste deutsche Kriegsschiff.

In der Sitzung des Frankfurter Parlamens vom 31. August 1848 wurde über das deutsche Reichsbanner und die deutsche Flagge verhandelt. Gagern schlug für letztere den doppelten schwarzen Adler mit abgewendeten Köpfen, ausgeschlagenen rothen Zungen, goldenen Schnäbeln und dergleichen offenen Fängen in goldenem Felde vor.

„Gold in Gold," wurde hiergegen eingewendet, „sieht man ja nicht; goldene Klauen und goldene Schnäbel in goldenem Felde verschwinden, — so kann der deutsche Adler wohl zwei Köpfe, aber weder Schnäbel noch Klauen haben."

„Ich kann das Amendement nicht mehr zulassen," erwiderte der Vorsitzende, und der Doppeladler wurde ohne Klauen und Schnäbel in die Welt hinausgejagt.

Beim Schluß dieser Verhandlung schlug dann dasselbe Parlamentsmitglied, das vor dem Adler ohne Klauen und Schnäbel gewarnt, noch zusätzlich vor, einen allgemeinen Beschluß zu fassen, daß jedes deutsche Kriegsschiff, welches ein feindliches Kriegsschiff mit mehr als 20 Kanonen einbringe, einen Preis von 50,000 Thlr. erhalten, das gewonnene Kriegsschiff den Namen des Capitains, der es eingebracht, führen, und sobald das Schiff untauglich werde, das nächste neuerbaute den Namen verewigen solle.

Präsident: „Ich stelle die Frage an den Herrn Antragsteller, ob er diesen Antrag als dringlich bezeichnet?" „Heiterkeit" steht nach dieser Aeußerung des Präsidenten in den stenographischen Berichten. Die Dringlichkeit wurde natürlich abgelehnt, der Antrag an eine Commission verwiesen, und hier — begraben.

Wäre der Antrag nicht mit Hohn zurückgewiesen worden, so hätte Capitain Jungmann nicht zwölf Jahre um das Gnadenbrod betteln müssen, und die Gefion hieße — Theodor Preußer.

Der Fünfziger-Ausschuß hatte der allgemeinen Stimmung im deutschen Volke Ausdruck gegeben, als er die preußische Regierung zwang, die Dänen aus Schleswig-Holstein zu vertreiben. Vielen aber that der Zwang wehe, und in dem Augenblicke, wo die preußischen Garden das Dannevirk erstürmt hatten, erhoben die Gardeofficiere den Ruf: „Es lebe der Prinz von Preußen!"

Wohl wußte man recht gut, was mit diesem Ruf ausgedrückt werden sollte, noch aber schien es nicht an der Zeit das Panier der Reaction offen aufzustecken, noch kehrte man die freisinnige, die volksthümliche Richtung heraus und gab sich den Anschein in officiösen Schriftstücken den Wünschen der Nation Rechnung zu tragen.

Eine bekannte deutsche Großmacht aber schickte um diese Zeit an seinen Gesandten in Kopenhagen eine Note, in der sie dem Könige von Dänemark versicherte, daß der begonnene Krieg in Schleswig-Holstein keine andere Absicht habe, als die demokratischen, die republikanischen Elemente in Deutschland zu verhindern, sich dieser Frage zu bemächtigen, und daß Dänemark durch den Krieg keinen Schaden leiden solle, sondern in seiner ganzen Integrität aus demselben hervorgehen werde.

Der Malmöer Vertrag machte denn dem Kriege, der kein Ziel hatte, ein Ende zum Vortheile Dänemarks, zum Nachtheile Deutschlands, zum Verderben des Parlaments, zum Unheile für Schleswig-Holstein selbst.

Immerhin war aber dieser Friede nur ein fauler, weil er trotz aller Zugeständnisse die Dänen nicht befriedigte, weil diese — nach den Versicherungen der Diplomatie — vom Kriege noch mehr hoffen durften, als sie in dem Malmöer Vertrage bereits erlangt hatten.

Im nächstfolgenden Frühjahr hatte Dänemark alle Vorbereitungen getroffen, Holstein zurückzuerobern. Sein Heer war vollzählig und bereit zum Aufbruche; seine Kriegsschiffe warteten mit Ungeduld auf das Wort, das ihnen den Angriffspunkt bezeichne. In Deutschland herrschte allgemeine Mißstimmung; das Parlament war durch allerlei kluge und unkluge Ränke von rechts und links um das Ansehen gekommen, in welchem, nachdem der Antrag, ihm eine Parlamentswehr zu schaffen, schon im Fünfziger-Ausschusse gestellt und verworfen worden war, allein seine Macht bestanden hatte; der große Aufschwung des Frühjahrs von 1848 war vollkommen gebrochen; die „Reaction" durfte schon offener hervorzutreten wagen; die dänische Regierung konnte hoffen, auf noch weniger ernsten Widerstand als schon im Jahre 1848 von Seiten der preußischen Hülfe in Holstein zu stoßen.

So kündigte sie jetzt den verhängnißvollen Malmöer Vertrag und gab voll Vertrauen die Losung zum Angriffe, vorerst für die Flotte. Siegesbewußt entfaltete diese ihre Segel und steuerte den holsteinischen Ufern zu. Am ersten Jahrestage der Eröffnung des Fünfziger-Ausschusses, des Tages, an welchem der Fünfziger-Ausschuß den Beschluß faßte, daß auch die Schleswiger zur Wahl für das erste deutsche Parlament zu berufen seien, am 4. April 1849 warf die stolze Flotte, das Linienschiff Christian VIII. mit 84 Kanonen, die Fregatte Gefion mit 56 Kanonen, zwei Dampfschiffe, eine Corvette, eine Brigg und zwei Transportschiffe, im Ganzen über 170 Kanonen gebietend, ihre Anker aus bei Noer, am Eingange der Bucht von Eckernförde.

Eckernförde liegt ungefähr in gleicher Entfernung, etwa drei deutsche Meilen, von Kiel, Schleswig und Rendsburg, am Ufer eines Meerbusens, der einen der größten und schönsten Häfen der Ostsee bildet. Er lockte gewissermaßen die Dänen zur Landung. Gelang es ihnen, sich hier festzusetzen, so war Schleswig abgeschnitten und ganz Holstein von hier aus bedroht und beherrscht. Es war vorherzusehen, daß die Dänen hier eine Landung versuchen könnten; und im ganzen Lande ging das Gerücht, daß sie eine solche versuchen würden. Nichts destoweniger war für die Vertheidigung dieses schwachen und doch so bedeutenden Punktes so gut wie gar nicht gesorgt.

Die Bucht von Eckernförde erstreckt sich in meilenweitem Umfange von Osten nach Westen in's Land hinein. Am äußersten Ende des Meerbusens liegt die kleine freundliche Stadt mit ihren 4000 Einwohnern. Die Nordseite der Bucht ist kahl und erhebt sich in kleinen Hügeln über die See, die Südseite trägt theilweise einen jener schattigen, duftigen, saftigen Buchenhaine, die den Buchten des Holsteiner Landes eine so tiefe und stille Andachtstimmung geben. Auf der Nordseite der Bucht, fast in der Mitte derselben, war auf einer Landzunge eine unbedeutende und unscheinbare Befestigung

von Erdwällen angebracht, in welcher acht Kanonen, unter diesen zwei 48pfündige Bombenkanonen, standen. Auf der Südseite der Bucht, kaum eine Viertelstunde von der Stadt, lag eine zweite Batterie von Erdwällen umgeben und von vier 18pfündigen Kanonen besetzt. In jener befehligte ein Hauptmann Jungmann (s. Jahrg. 1862, Nr. 32), in dieser ein Unterofficier Theodor Preußer. In Gettdorf, halben Weges zwischen Kiel und Eckernförde, war unter dem Herzog Ernst von Coburg-Gotha eine deutsche Brigade aufgestellt, um Kiel und Eckernförde zugleich zu Hülfe eilen zu können.

Am Morgen des 5. April um 6½ Uhr lichteten die dänischen Kriegsschiffe die Anker. Ein frischer Ostwind schien sie zum Einlaufen in die Bucht einzuladen. Langsam und stolz segelte der Koloß Christian VIII. vorauf in die Bucht ein, ihm folgte die Gefion und in geringer Entfernung die Dampfschiffe. Eine halbe Stunde später lagen die beiden mächtigen Kriegsschiffe vor der Nordbatterie und begannen dann den ungleichen Kampf von hundertundvierzig Kanonen gegen acht.

Eine Breitseite nach der andern erschütterte die Luft, durchwühlte die Erde des nördlichen Ufers der Bucht, überschüttete die Batterie und ihre Umgebung mit Eisen und Sand. Aber eine Ladung des mächtigen Orlogschiffes um die andere wurde von den Kanonen der Nordbatterie beantwortet. Zwei volle Stunden dauerte der ungleiche Kampf, mehr denn einmal wurde die deutsche Fahne von den Wällen herabgeworfen, doch immer von der tapfern Besatzung dem Feinde zum Trotz wieder aufgepflanzt. Der größere Theil der Geschütze aber wurde allmählich unbrauchbar; die Besatzung, zum Theil getödtet, verwundet, übermüdet, leistete, trotz aller Aufmunterung ihres tapfern Hauptmanns, nach und nach nur noch schwachen Widerstand; endlich fehlte auch die Munition. Die Nordbatterie schwieg.

Mit freudigem Victoriaruf machten dann die beiden Kriegsschiffe eine Wendung, um auch die kleine Batterie an der Südseite des Hafens zum Schweigen zu bringen. Das Haupttagewerk war vollbracht; es galt nur noch eine Nachlese. „Nur die paar Kanonen dort noch, und der Tag ist gewonnen, Eckernförde unser!“ konnte siegesgewiß der Admiral der kleinen Flotte, Commandeur Paludan, seinen um ihn versammelten Officieren zurufen, als der Christian VIII. in majestätischer Ruhe auf die Südbatterie zusegelte.

Wie gesagt, in dieser vollkommen unscheinbaren, mit den gewöhnlichsten Erdwällen umgebenen Batterie standen vier Kanonen, Achtzehnpfünder; zweiunddreißig Artilleristen bedienten diese, und dreißig Mann Infanterie eines der thüringischen Contingente sollten die Batterie beschützen. Auf den beiden dänischen Kriegsschiffen waren 140 Kanonen und 1600 Mann bereit, dies kleine, letzte Hinderniß wegzublasen.

Der Befehlshaber der Südbatterie aber war Theodor Preußer. Er war der Sohn eines Soldaten, eines deutschen Majors des dänischen Heeres, im Jahre 1825 in Rendsburg geboren. Sein Vater hatte den dänischen Kriegsdienst aufgegeben, während der Sohn seine ersten Erfahrungen ebenfalls im dänischen Heere machte. Bis zum Jahre 1814 gab es eine Kriegs- und Cadettenschule auch in Rendsburg. Die Dänen waren die letzten Bundesgenossen Napoleon's I. in Deutschland gewesen; sie kämpften noch für ihn in Deutschland, als er selbst bereits über den Rhein zurückgeworfen war. Der Keim des Deutschenhasses treibt in der ganzen Geschichte Dänemarks mit jeder neuen Lebensthätigkeit des dänischen Völkchens immer wieder neue Früchte. Und das erklärt sich von selbst, weil Dänemark seit Jahrhunderten, ja von Anfang seiner Geschichte an, immer auf Kosten Deutschlands Macht, Ansehen und Wohlstand zu erringen gesucht hat. Der Aufschwung, den die deutsche Nation 1813 nahm, richtete sich auch gegen Dänemark im Bunde mit Frankreich, und die Dänen ahnten mehr als andere Völker, daß Deutschland durch die Bewegung von 1813 einer neuen Zukunft deutscher Größe entgegengehe. Von der Stunde an steigerte sich von Neuem das Mißtrauen, die Eifersüchtelei der Dänen gegen ihre deutschen Mitbürger unter der dänischen Krone. Eine der Folgen dieser Stimmung war es, daß die Kriegsschule und das Cadettenhaus von Rendsburg schon 1814 nach Kopenhagen verlegt wurde.

Hierhin mußten von nun an die Deutschen unter dänischer Herrschaft wandern, die sich dem Kriegswerke widmen wollten. Auch der Major Preußer schickte seinen Sohn, als er das Alter erlangt hatte, in dem er seinen Beruf wählen mußte, nach Kopenhagen auf die Kriegsschule. Aber schon nach Jahr und Tag trat Theodor Preußer aus dem Kopenhagener Cadettenhause und aus dem dänischen Kriegsdienste wieder aus und wurde Landwirth. — Er theilte hierin das Geschick nicht weniger deutscher Jünglinge aus Schleswig-Holstein, die wie er dem Soldatenstande sich widmen wollten, und denen dann in Kopenhagen ihr Beruf auf jede Weise verleidet wurde. Die Dänen spielten hier die Hauptrolle; mit bewußtem oder aus unbewußtem Nationalhasse suchten die Oberofficiere, Lehrer und Cadetten den Deutschen den Dienst zu verleiden. Jede Neckerei, jeder Hohn, jede Zurücksetzung war hier ein gutes Mittel zum Ziele. Nur wer nach und nach sein Deutschthum verleugnen, verstecken lernte, wurde endlich von den Dänen als vollgültig und ebenbürtig angenommen.

Wie manche Stunde bittern Zornes, stillen Hasses, verbissener Verzweiflung mag dem Entschlusse Theodor Preußer's, wie dem so vieler wackern Deutschen, die wie er sich in diese Laufbahn wagten und aus ihr hinausgedrängt wurden, vorhergegangen sein, ehe er seinen Degen hinwarf und zu Pflug und Schaufel griff!

Wenige Jahre nachher fand der Kriegsruf Schleswig-Holsteins ihn am Pfluge, und trieb ihn als Freiwilligen in das junge deutsche nordalbingische Heer. Er wurde Unterofficier in der Artillerie, und ihm war die Vertheidigung der Südbatterie des Hafens von Eckernförde übertragen.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der Tod und das Begräbniß eines Freiheitskämpfers. Einer der herrlichsten Freiheitskämpfer, der im blutigen Kampfe für das Vaterland freudig sein Leben opferte, war Karl Friedrich Friesen, von dem der alte Arndt gesungen hat:

> Wohl Viele sind gepriesen
> Im großen deutschen Land,
> Doch dich, mein frommer Friesen,
> Hat Gott allein gekannt.
> Was blühend im reichen Herzen,
> Die Jugend so lieblich verschloß,
> Ist jeglichem Laut der Schmerzen,
> Ist jeglichem Lob zu groß.
>
> War je ein Ritter edel,
> Du warst es tausendmal,
> Vom Fuße bis zum Schädel
> Ein lichter Schönheitsstrahl —
> Mit kühnem und stolzem Sinne
> Hast du nach der Freiheit geschaut,
> Das Vaterland war deine Minne,
> Es war dir Geliebte und Braut. —

Friesen war in Magdeburg geboren und hatte von Jugend auf eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Im Jahre 1812 war er als Lehrer an der Anstalt des Dr. Plamann in Berlin beschäftigt und zugleich einer der eifrigsten Freunde und Förderer des damals neu aufblühenden Turnwesens. Der ihm befreundete Turnvater Jahn giebt folgende poetische und doch nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Zeitgenossen durchaus wahre Schilderung von dem jungen Helden: „Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt gleich lieb hatten; ein Meister des Schwertes auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und reißend; ein reisiger Reiter, in allen Sätteln gerecht, ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war es nicht beschieden, in's freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von wälscher Tücke fiel er durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampfe keines Sterblichen Klinge gefällt. — Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide; aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen.“

Gleich im Beginn des heiligen Kampfes eilte der tapfere Friesen nach Breslau, wo er in die bekannte Freischaar des Majors von Lützow mit Theodor Körner, Graf Dohna, Karl Müller, Dorow, Beerenhorst, Friedrich Förster u. s. w. eintrat. Ein Freundschaftsband umschlang die edlen Jünglinge und Männer, doch zu Keinem fühlte sich Friesen selbst so hingezogen, als zu dem treuen August von Vietinghof. Beide gelobten sich einst in heilig-ernster Stunde, daß, wenn der

Eine von ihnen auf fremder, feindlicher Erde fiele, der Andere die Leiche des Freundes in's Vaterland zurückführen sollte. Glücklich hatte Friesen in den unsterblichen Schlachten der Befreiungskriege mitgekämpft und sich durch Muth und Tapferkeit vor Allen ausgezeichnet, als ihn in Frankreich selbst bei einem Streifzuge durch die Ardennen eine mörderische Kugel traf. Eingedenk seines Gelübdes suchte der treue Freund lange vergebens die Leiche des Gefallenen, bis ihn ein günstiger Zufall sie entdecken ließ. Sechsundzwanzig Jahre führte Vietinghof die Gebeine des todten Freundes mit sich herum; von Garnison zu Garnison, von Stadt zu Stadt, den Sarg wie einen theuren Schatz behütend, bis er endlich die Erlaubniß erhielt, die sterblichen Ueberreste des unsterblichen Helden auf dem Berliner Invalidenkirchhofe zu bestatten.

Friedrich Adami, der gewissenhafte und fleißige vaterländische Geschichtsschreiber, theilt in seinem neuesten Werke, das unter dem Titel „Vor funfzig Jahren“ vor Kurzem erschienen ist, die betreffende höchst interessante Eingabe an den König Friedrich Wilhelm IV. mit, worin Vietinghof die näheren Umstände über den Tod des Freundes und die Auffindung seiner Leiche erzählt. „Friedrich Friesen,“ so lautet der Bericht, „geboren 1785 zu Magdeburg, evangelischer Religion, von 1808 ab Oberlehrer in der Plamann'schen Lehr- und Erziehungs-Anstalt in Berlin, 1813 Freiwilliger und nachher Lieutenant der Cavallerie und Adjutant beim Chef des Königl. Preuß. Frei-Corps, Oberstlieutenant von Lützow, befand sich im März 1814 nach dem Verlust von Rheims, in dem Augenblick im Auftrage bei der Arrieregarde, als dieselbe bei Rethel in den Ardennen von allen Seiten angegriffen, geworfen und auseinander gesprengt wurde, zu Folge dessen er am 15. März 1814, Nachmittags in der vierten Stunde, von Hunger, Durst und Anstrengung ganz erschöpft, sein ermüdetes Pferd am Zügel hinter sich herleitend, in dem Walde von Huillens, unweit des Dorfes la Lobbe, eine Meile von Launoy und drei Meilen von Mezières, von zwei Holzhauern und einer kleinen Abtheilung französischer Nationalgarde gefangen und bald darauf durch Kolbenstöße, Axtschläge und eine Flintenkugel durch die Brust meuchelmörderisch getödtet worden ist. Einer der Mörder, und namentlich der, welcher den tödtlichen Schuß vollführte, war der Schäfer Brodie von der Ferme Puesieux in Grandchamp und der Anführer der Nationalgarde, der Maire Coche von Launoy, 1816 Notaire daselbst.

Den gänzlich entkleideten Leichnam ließ der Maire Deslyon von la Lobbe, als er davon Anzeige erhalten, noch am Abend des 15. März 1814 in das Dorf bringen und am folgenden Tage auf dem dortigen Kirchhofe feierlich begraben. Das Benehmen des Maire Deslyon erklärt sich nur daraus, daß derselbe Royalist war und, nach seiner mir gemachten Angabe, bei der Besichtigung des so ausgezeichnet schönen Leichnams unwillkürlich hätte annehmen müssen, daß der ermordete preußische Militair hohen Standes sei, weshalb er sich auch veranlaßt gesehen, über den Hergang der Todesart ein procès verbal aufzunehmen.

All diese näheren Thatsachen wurden mir jedoch erst später im Verfolg des Umstandes bekannt, daß ich im December 1816 durch einen glücklichen Zufall zu Lützow's Corpssiegel, welches Friesen an jenem verhängnißvollen Tage bei sich getragen und welches nach seiner Ermordung von einem der französischen Nationalgardisten genommen, mir aber an einem von ihm im Holzgriff desselben angebrachten Kreuzschnitt besonders kenntlich war, gekommen bin. Denn als ich am 7. April 1814 in Nouvion unweit Compiègne vom Lieutenant Wilhelm von Lützow den Tod des Lieutenant Friedrich Friesen erfahren, ward mir nur die Gegend zwischen Rethel und Mezières, wo er gefallen, angedeutet und einige Tage nachher der erste Pariser Friedensschluß bekannt, und sofort der Rückmarsch nach dem Rhein angetreten; dadurch mir aber leider die Gelegenheit benommen, die Begräbnißstätte meines Freundes Friesen schon damals genauer zu ermitteln und dem Angelöbniß, welches wir am Ende 1813 vor dem Abmarsch aus Holstein nach Frankreich uns gegenseitig gegeben, pflichtgetreu nachzukommen, wenn Einer von uns Beiden für König und Vaterland in Frankreich fallen sollte, seine Gebeine dem wälschen Boden zu entreißen. — Um jedoch mein gegebenes Wort in dieser Beziehung zu lösen, waren selbst durch den Wiederausbruch des Krieges von 1815 mir die Umstände nicht günstig; indem ich, von einer am 16. Juni in der Schlacht von Ligny erhaltenen Schußwunde noch nicht vollständig geheilt, kaum bei einem Truppentheil, dem Füsilierbataillon des königl. 25. Infanterieregiments in Landrecy wieder eingetroffen war, trat gedachtes Regiment in Folge des zweiten Pariser Friedens den Rückmarsch in die Heimath an und rückte im December 1815 als Garnison in Erfurt ein. Das Geschick wollte es jedoch anders, denn schon im Februar 1816 wurde ich mittelst Allerhöchster Cabinetsordre zum Füsilierbataillon des königl. 14. Infanterieregiments, welches bei dem Occupationscorps des Generallieutenants Grafen von Zieten in Frankreich stand, versetzt und ich dadurch im Stande, meine diesfälligen Nachforschungen zu erneuern; zufolge derselben mir Anfangs December 1816, in der Cantonnirung zu Launoy, durch den Unterofficier Danner meiner Compagnie Lützow's Corpssiegel überbracht wurde, welches er von seinem Quartierwirth mit dem Bemerken erhalten, daß dasselbe bei einem im März 1814 im Walde von Huillens erschossenen und in la Lobbe begrabenen preußischen Officier gefunden worden sei. Hierauf begab ich mich am 5. Decbr. 1816, in Begleitung des damaligen Lieutenants Meisner, nach la Lobbe und erhielt von dem Maire Deslyon den genauesten Aufschluß über Alles, wonach ich forschte, und fand den eingesargten Leichnam zwar schon verwest, indeß den Kopf meines Freundes Friedrich Friesen an einer mir bekannten Stirnnarbe, die ihm als achtjährigem Knaben durch einen Steinwurf von einem seiner Gespielen oberhalb des rechten Auges einige Linien tief im Schädel zugefügt, und an einem schadhaften Vorderzahn der unteren Reihe, welcher ihm 1810 hier auf dem Fechtboden, durch das Zerspringen der Hieberklinge seines Gegners, beschädigt worden war, außer allem Zweifel unverkennbar vor; nahm die Gebeine mit mir und habe sie seitdem auf allen meinen Hin- und Herzügen als mein heiligstes Besitzthum in der Hoffnung mit mir geführt, für sie dereinst möglichst hier in vaterländischer Erde, in welcher seine im Jahre 1813 hochbejahrt gestorbene Mutter bereits ruht, eine passende Ruhestätte nach vorher erfolgter Anzeige und Genehmigung zu erhalten.“

So hatte der treue Freund sein Wort gehalten, und König Friedrich Wilhelm IV. ertheilte ihm gern die erbetene Erlaubniß zur späten Beerdigung der theueren Gebeine. Es war ein wunderbares Begräbniß, das nach 26 Jahren, am 15. März 1843, in Berlin stattfand. In einer Halle des dortigen Invalidenhauses war der offene Sarg aufgestellt, in welchem sich, durch die kunstgeübte Hand eines Anatomen, des Stabsarztes Dr. Schotte, das Skelet vollständig geordnet und verbunden fand. Mehrere Damen, darunter die Gräfin Ahlefeldt, die Gattin des berühmten Lützow und einst die zärtliche Freundin des Todten, hatten den Scheitel mit dem wohlverdienten Lorbeer geschmückt und die übrigen Gebeine mit Kränzen und Blumen bedeckt. Eine große Anzahl alter Cameraden und Freunde hatten sich eingefunden, die Friesen noch gekannt, als er Lehrer an der Plamann'schen Anstalt gewesen, so der Director August, Professor Bellermann, Geheimrath Beuth, General von Petersdorf, Turnmeister Eiselen &c. Sie Alle blickten jetzt mit tiefer Rührung auf die sterblichen Ueberreste des jungen Helden, den sie einst in frischer Jugendblüthe, vor Allen herrlich und strahlend gesehn. Mit militärischen Ehren wurde der Sarg zur Erde bestattet, sämmtliche Officiere des Invalidencorps waren in Paradeuniform gegenwärtig, und eine Abtheilung der Veteranen stand im Hofe aufmarschirt. Am Grabe sprach Professor Zeune, ein vertrauter Freund Friesen's, einige erschütternde Worte, indem er im Gegensatz zu der damals stattgefundenen Ueberführung der Leiche Napoleon's von St. Helena nach dem Dom der Invaliden hervorhob, daß diese Bestattung nicht eitle Ruhmsucht, sondern deutsche Liebe und Treue veranlaßt hätten.

Selbst das romantische Mittelalter hat keinen poetischeren Beweis von Ergebenheit und Freundschaft aufzuweisen, und dreist darf sich der wackere Vietinghof mit dem treuen Knappen messen, der das Herz seines im Morgenlande gefallenen Herrn unter tausend Beschwerden nach der Heimath brachte. Auch die Dichtkunst hat sich der rührenden That bemächtigt, und der berühmte Immermann dieselbe in einer interessanten Episode gefeiert. Auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin, wo auch Scharnhorst, Lützow und so mancher Held der Befreiungskriege ruhn, liegt das Grab Friesen's mit dem eisernen Kreuz geschmückt, zu dem die immer höher wachsenden Lebensbäume ihre grünen Zweige neigen.

Berichtigung. Unsere Anzeige in der letzten Nummer des vorigen Jahrgangs erleidet insofern eine Veränderung, als die dort angegebene Zahl der neuen Auflage der „Gartenlaube“ durch das preußische Verbot um diesen Verlust gemindert ist.

D. Red.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen in den letzten acht Tagen wieder ein: 2 Thlr. der pädagogische Verein in Grimma — 21 Thlr. für die braven eidesverweigernden Beamten, mit herzlichem Gruß und Handschlag, ges. bei einem heitern Tauffeste am 20. December in Chemnitz, Agathe — 5 Thlr., ein Verehrer der deutschen Gartenlaube in Cölln, bei Meißen: Die alte Schmach wird endlich gut gemacht, wenn nicht von den Fürsten, dann aber vom deutschen Volke — 8 Thlr. 10 Ngr. Eine Classe der Leipziger Realschule — 7 Thlr. 7½ Ngr., ges. von Osc. Hensel in Zittau bei einem zu Ehren des Geburtstages Sr. Maj. des Königs von Sachsen veranstalteten Diner — 4 Thlr., ges. bei einem Kränzchen des Kegelclubs XII in Dresden — 4 Thlr. der Zöllner-Gesangverein in Bernburg — 3 Thlr. 5 Ngr., ges. von Grimmer in Treuen: „Wenig mit Liebe“ — 12 Thlr. 20 Ngr. A. L. in Cöslin: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre“ — 1 Thlr. Beitrag einer deutschen Frau in H. bei Fulda — 13 Thlr., ges. bei einem Austernessen in der Weinstube bei Kötter in Leipzig — 1 Thlr. von der Tertia des Gymnasii Spandoviensis — 1 Thlr. aus Salzmünde — 3 Thlr. von X. X. Christbescheerung zur Kachalia — 3 Thlr. aus Schleusingen — 1 Thlr. der Gesangverein Asträa in Leipzig — 8 Thlr. Sammlung der 2. Classe der Realschule in Leipzig — 12 Thlr. 4 Ngr. von dem uniformirten Schützencorps in Pirna, ges. beim Geburtstag Sr. Maj. des Königs — 14 Thlr. 20 Ngr. Antheil einer Scatcasse, einges. von Fritz Seydel und H. Tietzel in Glauchau — 15 Thlr. D. G. in Magdeburg. (Dank, Ihr braven Leute) — 44 Thlr. zur bestmöglichsten Verwendung für bedrängte Schleswig-Holsteiner vom Singclub in Buchholz — 7 Thlr. 2 Ngr. von der Bürger-Erholung in Hohenstein — 13 Thlr. 5 Ngr. übersandt von Kirschstein in Boguslaw bei Jarocin, „für Euren Freiheitskampf, deutsche Brüder, von der russisch-polnischen Grenze“ — 3 Thlr. vom „Fortschritt“ in Braunsberg — 2 Thlr. 2 Ngr., ges. bei einer Abendunterhaltung des Gesangvereins „Männerchor“ in Leipzig, durch Th. H. — 2 Thlr. bei Gelegenheit eines Doctorschmauses in Leipzig — 2 Thlr. 15 Ngr. von mehrern Quartanern des Nicolaigymnasiums in Leipzig — 2 Thlr. den pflichtgetreuen und deshalb bedrohten Beamten Schleswig-Holsteins von einem Mitglied der Kegelgesellschaft Kachalia in Leipzig — 4 Thlr. von Laura Niendorf in Niemegk — 50 fl. Bankn. aus Graz in Steiermark und zwar: 1 fl. F. L., 5 fl. J. P., 1 fl. E. J., 1 fl. H. F., 5 fl. Murk, 5 fl. Aug. M—l, 5 fl. eine deutsche Hausfrau, 1 fl. G. K., 10 fl. Joh. M—l, 5 fl. Jos. K—z, 10 fl. A. A—n, 1 fl. R. R. — 7 Thlr. 4 Ngr. 3 Pf. durch F. K. So lange der Unverstand die Macht hat, wird stets der Verstand erliegen, aber . . . . . . — 3 Thlr. die Casinogesellschaft in Steinichtwolmsdorf — 17 Thlr. 3½ Ngr. Erste Sammlung des Modernen Gesammtgymnasiums in Leipzig — 90 Thlr. Erster Ertrag einer Sammlung für Schleswig-Holstein von Männern aller Parteien in Neuteich (Westpreußen), übers. durch O. Döring.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 2. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das ewige Licht.

Von Carl August Heigel.

1. Im tiefen Keller.

Ein Kloster an der Donau nicht weit von X. Hohe Felsen tauchen ihre Brust in das grüne Gewässer, eine düstre, verwitterte Gesteinsstrecke, ursprünglich vielleicht eine ungeheure Höhle, unter deren Wölbung in Finsterniß und Stille, gleich dem Acheron, die Donau dahinzieht.

Am rechten Ufer treten die Steinmassen plötzlich zurück und lassen einen schmalen Landstrich frei, auf dem seit Jahrhunderten das Kloster steht. Es führt kein anderer Weg zu ihm, als der Fluß. So liegt dieses Kloster fast abgeschlossen von der übrigen Welt, in einer Natur voll strenger Größe.

Steht man im Klosterhof, so bildet der steile Felsen den Hintergrund; zwei Flügelgebäude ziehen sich flußwärts und werden am Ufersaum durch die Kirche verbunden. Derjenige Flügel, dessen Thorweg der einzige Ein- und Ausgang ist, enthält eine Brauerei, die Vorrathskammern und Keller; bewohnt wird er von wenigen weltlichen Wirthschaftsknechten. Der andere Flügel ist das eigentliche Kloster. In seinem ersten Stock liegen Zellen für zwanzig Mönche, im Erdgeschoß befindet sich außer einigen Gastzimmern für hochgestellte Geistliche das Refectorium und die Bibliothek. Alle Gemächer gehen nach einem Garten hinaus, den man der Landzunge noch zur Noth abgerungen hat; die Fenster der Corridore aber führen nach dem Hof.

Zur Zeit, da unsere Geschichte sich im Kloster ereignete, bewohnten es zwölf, mit dem Prior dreizehn, Benedictiner. Sie dürfen abwechselnd zu Zweien wöchentlich im Klosterkahn einen Ausflug nach den nächstgelegenen Dörfern machen. Sonst beschränkt sich ihre Bewegung auf den Garten, den Hof und die Corridore.

Die Einkünfte der Brauerei bilden den Hauptunterhalt des gering dotirten Klosters. An jeder Mittwoch bringt ein Marktschiff aus der benachbarten Kreisstadt die Nahrungsproducte und andern Lebensbedarf. Am Sonnabend und Sonntag pflegen die Landleute und nicht wenige Städter aus der Umgebung zur Beichte und Predigt zu kommen.

Es waren späte Ostern, aber ein früher Lenz. Unter immer blauem Himmel war der Schnee längst von den Höhen geschmolzen, die Landschaft grünte, und schon gab es sommerlich heiße Tage. Eines Nachmittags ward die Schwüle selbst an diesem felsigen, wasserreichen Ort empfunden. Das volle Sonnenlicht lag auf den Steinen und Rasenflecken des Klosterhofes, strahlte vom verwitterten Felsen wie von den weißgetünchten Wänden der Corridore, ergoß sich wie ein heißer Athem durch Säle und Zellen und brach stellenweise durch die langgestreckten, bemalten Bogenfenster in das geheimnißvolle Düster der Kirche, wo matt und fahl das ewige Licht in der Altarlampe brannte. Alles lag still und in träger Ruhe, wellenlos glitt selbst der Fluß dahin.

Weil es denn oben keine Flucht vor Hitze und greller Helle gab, hatten sich zwei Mönche unter die Erde geflüchtet. Im kühlen Gelaß, das eine Art Vorgemach im tiefen Felsenkeller bildete, saß Pater Eusebius mit dem Bruder Kellermeister. Auf dem Tisch vor ihnen stand eine schmutzige, brennende Laterne und warf ihren Flackerschein auf den Weinkrug und die beiden Zecher, auf die feuchten, schwarzen Wände und die steile Steintreppe. Nur vier schwach schimmernde Streifen Tagelichts zeichneten die Kellerthür, zu der die Stufen aufwärts führten.

„Wenn jetzt der Prior käme!“ sagte Eusebius.

„Ver .... heilige Jungfrau!“ rief der Andere und nahm erschrocken den Krug vom Munde. „Ach, sprich nicht so aufregende Dinge,“ fuhr er dann bittend fort. „Pater Gregor schläft jetzt so sicher, wie zweimal zwei vier ist. Alle schlafen. Wenn Du einem schlichten Bruder nicht grollen wolltest, möchte ich mir fast die Bemerkung erlauben, daß Ihr Herren Patres nicht viel anderes zu thun habt!“

„Silentium! nicht vorwitzig, Herr Frater! Nichtsdestoweniger, sollst leben, alter Freund! War doch eine schöne Zeit, als wir noch zusammen in die Dorfschule gingen!“

„Gott soll mich bewahren, ja sie war schön — aber gelernt habe ich wenig,“ versetzte eifrig der Andere. „Vom Latein verstehe ich nur das Ergo bibamus und Vivat. Im tiefen Keller ist mein Reich; die alten Fässer sind meine Bibliothek. Durch langen Umgang mit ihnen habe ich sie studiren gelernt, ohne Kopfweh davon zu bekommen. Im Wein ist Wahrheit. Im Wein ist fröhliche Musik; er erheitert das Gemüth und stimmt die Menschen gesellig. Die Bücher dagegen sind Urheber der Schwermuth, der Unduldsamkeit, und unter den Gelehrten herrscht ewige Zwietracht. — Sieh unsern Prior und Pater Benedict! Waren sie früher nicht die besten Freunde und sind sie sich jetzt nicht spinnefeind? Und wer ist daran schuld? Die Bücher und alten Pergamente, in denen Benedictus den lieben langen Tag seine Nase hat. Jeder will mehr und besser wissen als der Andere ... Laßt mich mit Eurer Gelehrsamkeit!“

Beim Namen Benedict flog ein grimmiger Ausdruck über des Paters Gesicht; aber er bezwang sich und sagte, die Achsel zuckend: „Ich will Benedictus nichts Uebles nachreden, aber er ist ein Schwärmer, ein überspannter Kopf! Willst Du das Feuer

nun schelten, weil sich Kinder und Narren zuweilen die Finger verbrennen?"

Der Kellermeister machte große Augen. „Du meinst doch nicht im Ernst, daß Pater Benedict . . ."

„Ich will keinem Menschen zu nahe treten," unterbrach ihn Eusebius, „am wenigsten einem Ordensbruder und geweihten Priester, aber — mehercle! wenn ich Prior wäre, hätte ich ihn längst in ein Strafkloster geschickt, wo er Nichts als vier kahle Wände sehen und an den Spinnengeweben Naturgeschichte studiren sollte! Blickt er nicht mit Verachtung auf uns herab, als sei er Platon unter Scythen? Menschlich sind menschliche Schwächen, sagt Thomas von Aquin; aber wenn ich Prior wäre — nicht aus Feindseligkeit gegen Benedictus, sondern um des christlichen Seelenheiles willen würd' ich ihn einsperren! Denn heißt es nicht die Jugend vergiften, wenn man solch einen Freimaurer jährlich als Professor nach der Stadt schickt? Heißt es nicht die Gemeinde corrumpiren, wenn man ihn Sonntags predigen läßt?"

„Aber wenn Benedict predigt, ist die Kirche voller als bei jedem Anderen!"

„Das ist ja das Unglück! Weil er ein Schönredner, ein heilloser Sophist ist, strömt ihm das dumme Volk zu. Die Kanzel ist kein Lehrstuhl des Zweifels, sondern der Thron des Dogma's."

„Aber Benedict macht unser Kloster berühmt! Und seine Schrift, die vom vorigen Jahre, haben selbst protestantische Professoren gerühmt."

„Per deum!" rief Eusebius und schlug auf den Tisch; „glaub' es wohl, daß die Protestanten ihn loben! Giebt er doch den Ketzern in mehr als Einem Fall Recht! sagt an einer Stelle sogar, der Luther und die Reformation hätten unsrer Kirche seit den Aposteln den meisten Nutzen gebracht! Ein katholischer Priester! ein Ordensgeistlicher! Der bare Atheismus steckt dahinter. Das Buch gehört so gut auf den Index, wie Voltaire und David Strauß!"

„Das mußt Du besser wissen, als ich. Ich bin nur ein schlichter Bruder und darf mir kein Urtheil anmaßen. Aber gram kann ich ihm nicht sein. Er ist gegen uns Brüder gut und freundlich. Er spricht mit unser Einem, als wenn er selber Zeitlebens Küfer gewesen wäre! Und doch ist er kein Weintrinker! Er weiß und kennt eben Alles."

Eusebius pfiff leise vor sich hin und spielte mit dem Scapulier.

„Rühme diese Tugenden doch dem Pater Prior!" spottete er.

„Ich werde mich hüten. Zwischen diese Beiden mag sich ein Andrer wagen!"

„Du hältst sie wohl für zwei Mühlsteine?"

„Ich bin nur ein schlichter Bruder und darf mir kein Urtheil erlauben. Das steht Dir zu."

Der Pater schloß die Augen und faltete die Hände. „Menschlich sind menschliche Schwächen," sprach er. „Ich sehe an meinen Oberen nur das Gute."

„Hm, wie war's aber vor acht Tagen, als Du auf Deinen Aerger über den Pater Prior süßen Ungar trinken mußtest?!"

„St!"

„Er sei ein unverbesserlicher heftiger Grobian, sagtest Du; er hätte Landwirth bleiben oder Husar werden sollen, dazu passe er schon seiner Figur und Körpergröße nach besser. Sein Latein hätte er aus Büchern über Düngerwirthschaft . . ."

Eusebius hielt dem Kellermeister die Hand vor den Mund. „Still!" rief er. „Wenn der Pater Prior das erfährt, schlägt er diesen Steinkrug auf unsern Köpfen entzwei. Ich will nur noch Wasser trinken, wenn Du seinen Jähzorn nicht mehr als einmal kennen gelernt hast!"

„Lassen wir das. Ich will Dir etwas Neues anvertrauen."

„Ein Geheimniß?"

„Zwischen dem Pater Prior und Benedict kommt es heute oder morgen zum Austrag. Ich verstehe mich auf Physiognomien. Unser Prior wetterleuchtet schon. Entweder wird Benedictus —"

Von oben herab tönte plötzlich in die Nachmittagsstille die Thorglocke. Beide Mönche sprangen empor. „Da kommt Besuch," sagte der Kellermeister. „Spute Dich, bevor der Pförtner hinterm Ofen vorkriecht!"

Eusebius war schon die Treppe hinangesprungen und stand bereits im Thorweg, als die Glocke zum zweiten Male erklang. „Kling, kling! nur nicht so eilig!" brummte der Bruder Pförtner, der aus seiner Thüre trat und sich die verschlafenen Augen rieb.

Pater Eusebius that, als käme er vom Hofe, und wartete, bis der Fremde eingelassen wurde. Auch der Kellermeister kam nachgeschlichen. Jetzt beim Tageslicht erschien der kleine, schmächtige Pater gegen seinen dicken und breitschultrigen Zechgenossen, den das kurze Scapulier der Brüder gar komisch kleidete, wie Fallstaff's Page. Das schwarze Sammtkäppchen nahm sich auf der dünnen, ganz schwarzgekleideten Figur mit dem vergilbten und verkniffenen Gesicht wie das Tüpfelchen auf einem i aus.

Ein hübscher Knabe von funfzehn Jahren, von einem Livreebedienten begleitet, trat ein. Bevor er vom Mönchstrifolium Notiz nahm, wandte er sich an den Diener. „Sie können gehen! Lassen Sie sich zum Dorf zurückrudern, wo der Doctor wartet. Sagen Sie ihm, daß ich nicht ertrunken sei und daß ich um zehn Uhr wieder bei ihm sein würde!" Der Diener ging.

Jetzt wandte sich der Fremde zu den Benedictinern und begrüßte sie. Der Kopf, der leicht auf den Schultern saß, hatte feine, angenehme Züge. Das Haar war sorgfältig gescheitelt, die Hautfarbe schimmernd. Trotz der Reitgerte, welche der Junge keck in seiner Rechten schwang, brachte er die parfümgetränkte Salonluft mit. Kurz, es war eine jener Knabengestalten, die beim ersten Anblick unwillkürlich an ihre Mutter oder Schwester erinnern, so daß wir die aschblonde, zarte, aber nervöse Dame zu sehen und ihr Seidenkleid rauschen zu hören glauben.

„Was wünschen Sie?" fragte mürrisch der Pförtner.

„Mein Name ist Geldern, Graf Felix Geldern —" Die drei Mönche verbeugten sich, sowie sie den Titel Graf hörten, wie auf Commando.

„Ich wünsche meinen Professor, den Pater Benedictus, zu besuchen."

„Ueberlassen Sie den jungen Herrn mir," sagte Eusebius zum Pförtner und wandte sich dann mit hoher Miene an seinen Freund, den Kellermeister. „Bitte, kommen Sie, Graf Geldern!"

Sie gingen über den Hof nach dem andern Flügel. Der Büchersaal im Kloster war weißgetüncht und schmucklos. Die Wände waren mit Büchern, zum größten Theil mit den Folianten der Kirchenväter bedeckt. Am breiten Eichentisch in der Mitte saß ein Mönch und las. Beim Anblick des hastig eintretenden Knaben erhob sich dieser Mönch rasch, eine schmächtige, unscheinbare Gestalt; das Gesicht verwacht und von ungesunder Farbe; die braunen Augen groß und klar, der Scheitel fast kahl, wodurch der Stirne Wucht und Bedeutung noch mehr hervortrat. Er streckte dem jungen Grafen freundlich die Hand entgegen. „Willkommen, Felix faustusque!" rief er. Es war Benedictus.

2. Das ewige Licht leuchte ihm!

Das Meer des Lebens schlug mit der Stimme des blonden Knaben an ihr Ohr. Im matterleuchteten Speisesaal saßen sie und hörten auf das harmlose Geplauder von Schauspielen und Festen, dreizehn schwarzgekleidete Männer, verschieden an Alter und Antlitz, eins in der Entsagung. Sie durften, mit Ausnahme des Priors und Pater Benedict's, der den Gast hatte, nicht selber sprechen, denn das Abendbrod war vorüber, und Pater Eusebius hatte aus den Legenden die Geschichte vom heiligen Benedictus vorgelesen, der, von irdischen Wünschen und Begierden entbrannt, sich nackt in die Dornen der Rosensträucher warf. So beobachteten sie denn das gebotene Schweigen, aber, das Auge auf den jugendlichen Erzähler gerichtet, hörten sie das Getön der fernen Hauptstadt, Musik und Gesang, sahen hellerleuchtete Säle und lächelnde, in Seide rauschende Gestalten, und der Welt buntes Maskenspiel erschien den Aelteren wie ein Märchen, den Jüngeren — ein Traum.

„Und Ihre Frau Mutter," fragte der Prior, „gab in diesem Winter wohl auch viele Feste?"

„Nein," antwortete der junge Graf mit der Offenheit der Knaben; „nein, meine Mutter ist seit einiger Zeit sehr leidend."

„Wie alt ist Ihre Frau Mutter?"

„O, noch sehr jung, fünfunddreißig Jahre. Die Leute halten mich immer für ihren Bruder. Meine gute Mutter! Ich war drei Jahre alt, als Papa starb, aber sie ist so klug und so zärtlich besorgt, daß ich nie einen Vater vermißte."

„Und sie ist krank?"

„Krank wohl nicht, aber traurig. Pater Benedict würde sie kaum wieder erkennen, so blaß und still ist sie seit dem vorigen Herbst geworden. Oft finde ich sie mit verweinten Augen. Unser

Arzt meint, es käme von den Nerven, aber ich fürchte, daß sie sich meinethalben grämt. Sie ängstigt sich zu sehr, daß ich so jung schon Soldat werde. O," wandte sich Felix an seinen ehemaligen Professor, „wie sie sich freuen wird, wenn ich ihr von meinem Besuch hier erzähle! Es vergeht kein Tag, an dem nicht Ihr Name unter uns genannt wird, und wenn meine Mutter von Ihnen spricht, wird sie rothwangig, froh und beredt!"

Der Prior warf einen überraschten, funkelnden Blick auf Pater Benedict; aber die Augen des Letzteren begegneten ihm so klar und ruhig, daß er die seinigen senken mußte. Er that noch einige gleichgültige Fragen an den Gast, dann verabschiedete sich der Letztere von ihm und den übrigen Mönchen. Benedictus begleitete seinen Schüler an's Thor. Als Beide aus dem Corridor in's Freie traten, stand der Mond am Himmel und beleuchtete den stillen Klosterhof. Die breite Marmortreppe, die zur Kirche aufwärts lud, glänzte wie Silber, das Gotteshaus selbst aber lag dunkel. Die Luft war schwül und duftete, als brächen schon die Rosen auf.

Graf Felix blieb unter dem Kreuzbild inmitten des Platzes stehen und blickte auf die friedvolle Stätte, die der mondbeglänzte Fels wie ein ehernes Riesenthor von der übrigen Welt abschloß. „Wissen Sie, Herr Professor," begann Jener, „daß es mir ordentlich wehe wird, von diesem Ort zu scheiden? Ich fühle mich hier so wohl, ich würde hier ein guter Mensch werden. Wahrhaftig, am liebsten bliebe ich hier, bliebe bei Ihnen!"

Ein wehmüthiges Lächeln zog sich um den Mund des Begleiters. „Felix," sagte er, und legte seine Hand auf des Knaben Schulter; „die Stille ist nicht immer der Friede. Sie würden sich aus klösterlicher Einsamkeit bald in's Freie sehnen, denn nur der darf dem Irdischen entsagen, der das Irdische erkannt hat. Ihnen aber ist noch das Leben eine vielversprechende Blüthe, und der Mensch ein fragwürdiges Räthsel. Sie sind zu einem andern Ziel geboren, als ich. Ihre Gaben, Ihre Erziehung weisen Sie in die Welt!"

Felix hörte mit kindlichem Vertrauen auf seinen Lehrer, schnell auch überkam ihn wieder die Heiterkeit der Jugend. „Der Pater Prior," plauderte er, „scheint mir ein guter und leutseliger Mann zu sein, aber — ich darf es Ihnen wohl gestehen — er sieht gar nicht wie ein Klostergeistlicher aus. Ich mußte fortwährend an ein altes Bild denken, das in unserm Schloß hängt. Es soll einer meiner Ahnen, ein Reiterobrist aus dem dreißigjährigen Kriege, sein, ein großer, stattlicher Mann mit rothem Gesicht und kleinen Feueraugen, vor denen ich mich als Kind immer fürchtete. Gerade so sieht Ihr Pater Prior aus, nur daß er keinen Bart und keinen Lederkoller trägt."

„Der Pater Prior," versetzte der Andere in gutmüthigem Scherz, „würde auch dem Soldatenkleid keine Schande machen; er ist stark und tapfer."

Sie gingen einige Schritte, dann stand Graf Geldern wieder still und fragte plötzlich: „Halten Sie meine Mutter für unglücklich?"

„Vielleicht," antwortete Pater Benedict nach einer kurzen Pause. „Doch, wenn sie es ist, ist sie's nur im Gemüth. Die Herzenswunden aber heilt und vernarbt die Zeit. Der Mann hat noch andere, schlimmere Qualen: Unfrieden und Zwiespalt des Geistes, und das sind Wunden, die selbst die Heilkünstlerin Zeit müde machen."

Der Knabe nahm ein zierliches Buchzeichen aus seiner Brieftasche. „Dies," sprach er, „sendet Ihnen meine Mutter; sie hat es selbst gestickt. Sie möchten unser nie, nie vergessen und für uns beten, waren ihre letzten Worte."

Benedictus nahm das schlichte Erinnerungszeichen, er sagte nur: „Seien Sie ein guter Sohn, Felix!" aber er sagte es mit vor Bewegung zitternder Stimme.

„Und denken Sie nicht mehr nach der Stadt zu kommen? Die Schule verehrt Sie so sehr!"

In diesem Augenblicke that ein Wetterleuchten den ganzen Himmel auf, und Benedictus, der das Antlitz erhoben hatte, sah mit verklärtem Blick wie ein ahnungsreicher Seher aus. „Ich werde wohl nicht wiederkommen . . ." sagte er leise.

Im Thorweg wartete schon der Diener. „Wir müssen eilen, Herr Graf," sprach dieser, „denn es wird ein Gewitter geben. Ueber die Felsen zieht's kraus und schwarz herauf."

Sie nahmen Abschied. Von einem bangen Gefühl des Nimmerwiedersehens belastet, drückte der Knabe dem theuren Lehrer immer wieder die Hand, bat um seinen Segen und warf sich zuletzt laut aufweinend an seine Brust. „Stark und still, mein Sohn," sagte Benedictus mit seiner sanftesten Stimme. „Gott segne Dich . . ."

Die Thorglocke klang, und Benedictus ging allein, gesenkten Hauptes, über den Hof in's Brüderhaus zurück. In den Corridoren huschten die schwarzen Gestalten wie Schatten aneinander vorüber, die Brüder in den matterleuchteten Schlafsaal, die Patres in ihre Zellen. Auch Benedict begab sich in seine Kammer; der Prior ging dicht vor der Thür an ihm vorbei, hoch aufgerichtet und mit wiederhallendem Schritt, wie er in Zorn und Erregung aufzutreten pflegte, aber der Gelehrte hatte sein nicht Acht. Bald darauf wurden nach der Ordensregel alle Lichter ausgelöscht, und durch die öden Gänge flackerte nur noch der Schein des aufziehenden Wetters und zuweilen ein scheuer Blick des Mondes aus eilendem Gewölk. Es war ein stummer Kampf in den Lüften, und ungeduldig rauschte das Wasser der Donau dem ersten Gewitter entgegen. In diese geheimnißvollen Schauer einer Frühlingsnacht tönte wie der Pulsschlag der Menschheit der Pendelgang der Thurmuhr.

Im Innern der Kirche brannte, gegen Wind und Wetter wohl verwahrt, die ewige Opferflamme vor dem Hochaltar. Als die Glocke elf schlug, gingen zwei andere Lichter im Kloster auf. Das eine trug aus kühlem Felsenschacht der weinselige Bruder Küfer empor. Als er vorsichtig die Kellerthüre wieder zuschloß, sah er das zweite Licht im ersten Stock des gegenüberliegenden Flügels auftauchen und langsam die Fensterreihe entlang wandeln. Dies Licht trug der Prior. Im vollen Anzug, die schwarze Kapuze über den Kopf gezogen, schritt er auf den Zehen an den Zellen vorüber. Vor der letzten Thür, dicht neben dem Eingang zum Sängerchor, machte er Halt. Es war Benedictus' Zelle. Der Prior stellte seinen Leuchter auf den Boden und horchte an der Thür. Alles still . . . . In jeder Zellenthüre ist ein Schiebfensterchen angebracht, durch das der Prior seine Mönche beobachten kann. Pater Gregor schob es zögernd zurück und blickte hinein. Ein Wetterstrahl erhellte das enge Gemach. Es war leer, das Lager stand unberührt.

Ein tiefer Seufzer entquoll dem Prior. Er schlug sich vor die Stirn, und auf seinem Antlitz kämpften Gram und Zorn. Dann ergriff er hastig das Licht, eilte zurück, die Treppe hinab und trat durch den Erdflur in die Kirche. Vom Corridor gelangte man in das Schiff der Kirche. Die Wölbung wurde von Pfeilern getragen. Auf den Längeseiten waren je zwei Fensterpaare, links vom Eintretenden gingen sie auf die Hoftreppe, rechts auf den Fluß. Das letzte sich entsprechende Fensterpaar erhob sich auf dem höhergelegenen Hauptchor, nur wenige Fuß über dem Boden. Dazwischen stand der Hochaltar. Der Prior, nachdem er die Thür hinter sich zugezogen, hielt die Hand vor das Licht und blickte aus dem Hintergrund des Schiffs in den gähnenden Raum. Düster, feierlich, still! Nur wenn ein Blitz durch die Fenster flackerte, schienen die weißen Pfeiler plötzlich emporzuzüngeln; die Gestalten im Deckengemälde wurden sichtbar und lebendig, und die bekrönten Knochengerippe in den Heiligenschreinen der Nebenaltäre leuchteten seltsam.

Aber nicht links, noch rechts sah der Prior, sondern starrte vorwärts zum Hochaltar. Dort war die Ampel mit dem ewigen Licht tief herabgezogen, und bei ihrem Schimmer saß ein einsamer Mönch auf den Chorstufen und las. Dieser Mönch war Benedictus. Und so tief war sein Geist im Buche, daß er des Priors Gegenwart erst gewahrte, als dieser, herangeschritten, die Hand auf seine Schulter legte. Er erblaßte und stand auf, aber sein Auge verrieth keine Furcht. So standen sie eine Weile sich schweigend gegenüber, der hochgewachsene, gebieterische Gregor und die bescheidene Gestalt des Gelehrten. Das Flußfenster neben dem Hochaltar war geöffnet, und sie konnten die Wellen der Donau rauschen und an die Mauern schlagen hören. Der erste Donner löste sich langsam und durchwallte die Felsenschlucht.

Der Prior stritt einen schweren Kampf. Im Glanz seiner Augen, im Zucken der Stirnader verrieth sich sein Zorn; er hätte wie das Wetter draußen aufbrüllen und toben mögen, aber er bezwang sich. Langsam schritt er die Stufen empor und that, indem er seinen Leuchter auf die Erde stellte, einen Kniefall vor dem Allerheiligsten. Dann kehrte er sich wieder zu Benedict. Unwillkürlich folgte dieser dem Prior auf den Altartritt und stützte, mit dem Rücken gegen das Fenster stehend, die Hand mit dem Buch auf den Altar.

„Ein heiliges Werk," begann der Andere mit einem Blick auf

das Buch, „ein heiliges Werk muß es sein, womit Pater Benedict den Bruch der Klostergesetze entschuldigt!“

„Jedes Buch,“ antwortete Jener mit seiner wohlklingenden Stimme, „das ein denkender Geist schrieb, ist heilig. Es ist Spinoza.“

„Spinoza!“ schrie der Prior auf. Dann warf er sich auf die Kniee, streckte die Arme gegen das Allerheiligste und rief: „Herr! gehe nicht in's Gericht mit dem Frevler!“ Wieder sprang er empor und riß die Hand des Mönches vom Altar. „Entweihe nicht den Tisch des Herrn, Wahnsinniger! Ist es nicht genug, daß Du das ewige Licht zu gottverfluchten Studien mißbrauchtest?“

„Das wahre ewige Licht ist der Geist. Der Schimmer der Unsterblichkeit ist auch in diesem Buch; also nenn' es nicht gottverflucht! Schlimm genug, daß ich heimlich wie ein Dieb, in Nacht und Finsterniß sehen lernen muß!“

„Den Atheismus trugst Du in's Gotteshaus,“ donnerte Gregor. „Auf die Kniee, Kirchenschänder!“

„Ich wiederhole Dir, dies Werk ist nicht gottlos,“ entgegnete der Andere stolz. „Ich kenn' es. Wer urtheilen will, der prüfe erst!“

„Willst Du den Index der Lüge zeihen? Ueber Spinoza und seine Lehre sprach der Papst den Bann.“

„Der Lüge nicht, aber des Irrthums.“

„Verruchter!“

„Und die Erde bewegte sich doch.“

Der Prior rang nach Athem. „Herr! Herr!“ stöhnte er, dann wies er hinaus auf den Himmel, der ganz in Feuer stand. „Fürchtest Du nicht den Zorn des Allmächtigen? Hörst Du seinen Donner nicht?“

„Ich vernehme den Ewigen überall in der Natur; nicht als Zorn, sondern als Gesetz. Aber gestatte mir, mehr noch als diese Entladung elektrischer Strömungen den Geist zu bewundern, der sie begreift!“

„Du hast den Stolz der Schlange; Du bist keiner der Unsrigen mehr, die Kirche lehrt Unterwerfung, unser Orden Demuth.“

Wie des Priors Augen im Zorn, flammten Benedictus' Augen jetzt in Begeisterung auf. „Die Geschichte des menschlichen Gedankengangs ist die Weltgeschichte,“ rief er. „Wehe über euch, wenn ihr an den scholastischen Kreis glaubt, der ewig nur sich gebiert! Wehe, wenn ihr in neuer Zeit die Zungen des Mittelalters redet! Ich stehe zu euern Fahnen, aber Vorwärts rufe ich ihnen zu. Laßt uns Priester Denker sein, und unsere Kirche sieht abermals die Welt zu ihren Füßen!“

Wiederum ward es still zwischen Beiden. Ein Blick Gregor's fiel durch das offene Fenster, unter dem der Fluß toste. Das erinnerte ihn an den zornigen See, aus dem er einst den Knaben Benedictus gerettet. Jetzt sieht er seinen Jugendgenossen im Strudel eitler Speculation, der ihm grundlos wie die Hölle scheint. Und dahin kann er ihm nicht folgen, nur vom sichern Boden seines Glaubens zurufen: Rette Dich!

Er legte die Hand auf Benedict's Schulter und sagte weich: „Freund, ich habe mir ein Recht auf Dich erworben. Denk' an die Stunde, da ich mit eigener Todesgefahr Dich der Fluth entriß! Damals schon hattest Du den starren, eigenstolzen Sinn. ‚Noch nicht!‘ war Dein erstes und einziges Wort. Beim Himmel, soll ich jene That bereuen? Soll ich Dein Leben gerettet haben, damit jetzt Deine Seele verloren geht? Nein, noch will ich sagen: Noch nicht! ‚Ich trage einen Dämon in mir,‘ rief Paulus, ‚der mich nicht ruhen läßt.‘ Dein Dämon ist der Hochmuth. Entsage der Welt und ihrer Eitelkeit, widme Dein Denken der Kirche und wirf dies unselige Buch in die Donau!“

„Ich hab' Entsagung geübt,“ flüsterte Benedictus und unterm Rollen des Donners hörte er fern, fern das leise Weinen einer Frau. Dann hoch sich aufrichtend, sprach er ruhig, aber fest: „Mein Geist baut Tag und Nacht an unsrer Kirche, einer Kirche freilich, wie sie die Zukunft sehen wird. Dies Buch hier ist nur ein Stein, und wenn ich den jetzt auch verwerfe, wirst Du ihn doch in meinem Bau wiederfinden.“

Der Prior, den nach seinen fruchtlosen Versöhnungsversuchen der Zorn gedoppelt erfaßte, preßte krampfhaft Benedict's Arm. „Mensch,“ sprach er mit heiserem Ton, „laß die gotteslästerlichen Bilder! Ich frage Dich: Hast Du das Herz, Deinem zweiten Vaterhaus, dem Kloster, und mir solche Schmach zu bereiten? So lang diese Mauern stehen, noch sahen sie keinen Abtrünnigen, und kein Aergerniß ging aus ihnen in die Welt. Soll ich, der Erste, sagen müssen, wir haben einen Eidbrüchigen unter uns?“

Benedictus ließ den Donner verhallen, dann erwiderte er: „Ich habe nie mein Herz befragt und nie geschont. Widerlege meinen Geist!“

„Wurm!“ schrie Gregor, im tiefsten Innern getroffen. „Kraft meines Amtes, als Dein Prior befehl' ich jetzt: Wirf zum ersten Zeichen Deiner Reue dies Buch in die Donau!“

„Kraft seines Amtes,“ entgegnete der Andere bitter, „ließ Torquemada hunderttausend Andersdenkende verbrennen, und doch stand ein Luther auf. Giordano Bruno bestieg den Scheiterhaufen, aber sein Wort von der Einheit Gottes und der Welt lebte in Spinoza wieder auf. Das Wort hat Millionen Leben, und es ist mächtig in mir.“

„Ich werde Dich verstummen machen!“ knirschte der Prior.

„Ich wag's,“ fuhr Benedict begeistert fort. „Die Natur kann donnern, der Mensch hat das Wort. In alle Welt will ich mein Vorwärts rufen. Morgen, von jener Kanzel, in die lauschende Gemeinde hinab sollst Du mich predigen und rufen hören: Vorwärts!“

„Das wolltest Du?“

„Morgen.“ —

„Nie! nie!“ schrie der Prior auf. Und plötzlich schnellte er wie ein Tiger empor, hob und schwang Benedictus mit ehernen Armen und schleuderte ihn in furchtbarer Anstrengung, aber auch mit furchtbarer Kraft durch das Fenster. Er selbst brach dabei an der Brüstung zusammen, hörte einen kurzen Schrei und das Aufschlagen der Wellen . . . sie brausten über Benedictus . . .

Warum hält der Donner gerade jetzt seinen Athem an? Warum jetzt nur das Rauschen der Donau? O, noch einen Hülferuf aus der Tiefe, Musik für Gregor's Ohr! er würde hinabspringen, seinen Benedict zum zweiten Mal retten! Aber nur die Woge rauscht, wirbelt und zieht, zieht mit einem Todten in die Welt.

Ein Luftzug verlöscht in diesem Augenblick das Licht Gregor's, das auf den Altarstufen brennt, und eine ferne Thür fällt in's Schloß. Gregor schrickt zusammen, und dieser Schrecken tauft seine nachtgeborne That: M o r d!

„Es ist geschehen. Ich bin ein Mörder, vor Gott — — aber vor Niemand sonst. Der Fluß hat Benedict begraben, und mein Kloster bleibt vor Schande bewahrt.“

Er rafft sich auf und stößt dabei auf das Buch, das Benedict im entsetzlichen Augenblick entfallen ist. Gregor zittert bei seiner Berührung, dennoch vermag er es nicht in den Fluß zu werfen. Er verbirgt es unter seinem Scapulier.

Er will die Kirche verlassen, aber ihn schaudert vor der gähnenden Dunkelheit. So zündet er denn seine Kerze am ewigen Licht an, das niemals wieder auf Benedictus' Gedankenwege glänzen wird.

Dann wankt er in's Schiff hinab, verläßt die Kirche, die er, der Priester, entweiht. Ein scheuer, fluchbeladener Verbrecher, kehrt er in seine Zelle zurück, die er als strenger, gotteszuversichtlicher Richter verließ. Und so, gebrochen, lebensmüde, in Reuethränen zerfließend, wirft er sich vor dem Crucifix nieder und spricht das Todtengebet: „Et lux perpetua luceat ei! Und das ewige Licht leuchte ihm!“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Volks- und Gedenkfeste.

1. Die Kinderzeche in Dinkelsbühl.

Wer je am Montag vor Margarethe Morgens zu den festlich geschmückten Thoren der ehemals freien Reichsstadt Dinkelsbühl — jetzt zu Baiern gehörig — einpilgert, der findet die ganze Stadt in freudiger Aufregung; denn „es ist heute Kinderzeche“ heißt es. Jede Arbeit ruht; straßenauf und ab wogt die Menge Einheimischer und Fremder, die schon Tags zuvor in großer Anzahl sich eingefunden haben, und Alles harrt in gespannter Erwartung, bis der Umzug beginnt. Vom evangelischen Schulhause geht er

Die Kinderzeche in Dinkelsbühl.

Nach der Natur gezeichnet von Oscar Schäffer.

aus; voran die Musik, dann die Kinder, von ihren Lehrern geführt, alle festlich angethan, die Knaben mit Fahnen, die Mädchen mit Kränzen, und in der Mitte des Zuges hoch zu Roß der Oberst, ein Bürschlein von acht Jahren, in altschwedischer Uniform mit wallendem Federhut und Stulpenstiefeln, ein Gustav Horn im Kleinen. Vor ihm und nach ihm seine Schweden, vier Trommler, Hauptmann, Fähnrich und Lanzenknechte, lauter Bürschlein unter acht Jahren, aber wohlgeschult und in tapferm Schritt marschirend. So geht der Zug, von der wogenden Menge begleitet, hinaus durch's Wörnitzthor über die Brücke und dort sich schwenkend wieder zurück in die Stadt vor die Kirche, dem Herrn ein Loblied zu singen. Von da wendet sich der Zug zum Rathhause, und hier hält der kleine Oberst seinen Spruch, der also lautet:

Vernehmt, ihr Leute groß und klein,
Was ich euch jetzt berichte;
Ich schenk' euch gute Mähre ein
Aus unsrer Stadt Geschichte.

Man weiß ja wohl das schwere Jahr,
Da ließ es Gott geschehn,
Daß sie befreit ward aus Gefahr
Durch ihrer Kinder Flehen.

Der Feind stand dräuend vor dem Thor;
O weh! wer hilft der armen?
Da drang die Bitte an sein Ohr:
„Hab' doch mit uns Erbarmen!

Sieh hier die zarte Kinderschaar!
Wer soll uns speisen, tränken,
Willst Du der Stadt, die uns gebar,
Nicht Gnad' und Frieden schenken?"

Da ward des Feindes Herz erweicht.
Das Schwert fuhr in die Scheide;
Viel Mutterherzen wurden leicht,
Und alles war voll Freude.

Deß zum Gedächtniß feiert man
Dies Fest seit vielen Jahren,
Und stimmet Dem ein Loblied an,
Der uns aus Kriegsgefahren

Errettet hat zu Seiner Zeit
Durch Kindermundes Lallen;
Er lasse sich's voll Freundlichkeit
Auch heute wohlgefallen.

Er gebe uns ein frommes Herz
Und lehr' uns kühnlich treten
Vor Ihn, in Freude wie in Schmerz
Für unsre Stadt zu beten.

Dinkelsbühl lebe hoch!

An das Schulhaus zurückgekehrt, löst der Zug sich auf, um am andern Tage denselben Kreislauf wieder zu beginnen, und die Kinder kehren, reich beschenkt, zu ihren Eltern heim; der Oberst aber wird natürlich von seiner militärischen Suite feierlich nach Hause geleitet.

Was soll denn aber nun der Mummenschanz, und ist es auch der Mühe werth, von einem Kinderfeste, deren es doch überall genug giebt, aller Welt zu erzählen oder gar selber nach Dinkelsbühl zu kommen, um sich den Spaß mit anzuschauen? Nun, wer gerne noch eine säuberliche Stadt mit hochgegiebelten Häusern, mit schönen Kirchen und stattlichen Mauerthürmen sehen mag, eine Stadt, die weder durch Fürstengunst, noch durch des Krummstabes Walten, sondern allein durch ihrer Bürger Fleiß zu hohem Wohlstande sich erhoben hat, der noch heute in den schönen Bauten und den reichen Stiftungen „zu Gottes Ehr und der Armen Nutz" verkörpert dasteht, der mag wohl auch sonst es nicht bereuen, seinen Fuß nach dem freundlichen Wiesgrunde zu kehren; ist auch die alte Zeit dahin, die alten Tugenden des Fleißes und der bürgerlichen Einfachheit sind geblieben. Es ist aber auch kein schlechter Mummenschanz, der dort am Montag und Dienstag vor Margarethe aufgeführt wird, wie Jeder schon aus des Obersten Spruch vernehmen konnte, und der freundliche Leser wird mir nun wohl noch erlauben, ihm die geschichtliche Deutung des Festes zu entziffern, soviel die Stadtchronik dazu Stoff an die Hand giebt.

Der Kinderzeche Ursprung schreibt sich jedenfalls schon von der Reformation her, welche das Volksschulwesen, wie bekannt, allerwärts in Schwung brachte. Dinkelsbühl hatte sich aber auf dem Regensburger Reichstage zur Augsburgischen Confession bekannt, und damals schon mag man darauf verfallen sein, durch eine alljährlich wiederkehrende festliche Bewirthung sowohl der Lehrerschaft wie der Schuljugend einen Sporn zu andauerndem Eifer zu bieten. Man gab diesem Feste den Namen „Zeche" und hielt es regelmäßig am 23. Juli alten Styles mit festlichem Umzug vor Kirche und Rathhaus, dann mit Bewirthung der Lehrer und Kinder und lustiger Kurzweil in den Classen der Schule ab. Wohl verging der evangelischen Gemeinde in den schweren Zeiten des Interims, das sie all ihrer Rechte beraubt hatte, Lust und Freude zu festlichen Aufzügen, denn auch der Religionsfriede brachte ihr nicht, was er andern Gemeinden brachte, und von fröhlichen Kinderzechen aus dieser Zeit der Drangsal weiß daher die Chronik auch wenig zu erzählen. Es folgte der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken; aber eben dieser wurde es doch, der die Kinderzeche zu neuem Leben rief und ihr eine neue weitgreifende Bedeutung gab. Denn als der König Gustav Adolph von Schweden nach der Breitenfelder Schlacht mit seinen siegreichen Schaaren nach Süden zog, da dämmerte auch der evangelischen Bürgerschaft Dinkelsbühls ein Hoffnungsmorgen, obschon sie vorher noch eine schlimme Angst überstehen sollte. Während der König der Donau zueilte, um den Krieg in's Herz der Liga hineinzutragen, zog ein anderer schwedischer Heerhaufen weiter westlich und kam im Mai von Rothenburg her angerückt, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. Denn ob zwar die Bürgerschaft schier ohne Ausnahme dem Evangelium anhing, so war doch das Regiment katholisch, hielt's mit der Liga und hatte eine baiersche Besatzung in die Stadt aufgenommen. So galt die Stadt den Schweden gegenüber für katholisch und hatte die härteste Behandlung von ihnen zu gewärtigen. Schon hatten sie das Vorwerk auf dem Ziegelbuck mit Gewalt genommen, da gaben die Baiern die Stadt auf und schickten die evangelische Jugend zum Wörnitzthor hinaus über die Brücke dem feindlichen Obersten Clas Dietrich von Sperrnut entgegen, ihn um Gnade und Schonung anzuflehen. Die Kinder mit ihren ängstlichen Mienen und bittenden Stimmchen rührten dem schwedischen Feldobersten das Herz. Er ließ der Stadt Gnade und Schonung zu Theil werden, und seine Soldaten hielten in dem von ihnen besetzten Dinkelsbühl gute Mannszucht. Der katholische Rath freilich mußte einem evangelischen weichen, und von Augsburg aus ordnete der König an, den Evangelischen alle entrissenen Rechte wieder zu erstatten. Blieb's nun zwar auch nicht lange so, brachte die unglückliche Nördlinger Schlacht schon nach dritthalb Jahren wieder einen völligen Umschwung und neue Bedrängnisse für die evangelische Gemeinde, welche erst der Westphälische Friede zum größeren Theile hob, so erhielt sich doch die Erinnerung an jene Errettung aus großer Gefahr, welche die Stadt ihrer fürbittenden Jugend zu danken hatte, frisch und lebendig. Und als nun endlich Friede war, da lebte auch die alte Kinderzeche mit neuer Lust wieder auf und bekam dann auch zum Andenken an jenes Ereigniß den jugendlich militärischen Charakter mit Oberst und Hauptmann, Lanzenknechten und Trommlern, seidnen Schärpen und Federhüten.

Als die Stadt an Baiern fiel, erlitt die Kinderzeche mancherlei Ungunst und nahm immer mehr den Charakter eines bloßen Frühlingsfestes an, und leicht hätte darüber die ganze geschichtliche Tradition verloren gehen können, wenn nicht das Jahr 1848 auch hier belebend gewirkt hätte. Nun wurde der geschichtliche Boden wieder neu betreten und dem ganzen Feste diejenige Gestalt gegeben, welche die Erinnerung an die Vergangenheit der Mit- und Nachwelt frisch zu bewahren geeignet ist. Seitdem blüht die alte Kinderzeche mit jedem Jahre mehr auf, und wem diese Zeilen Lust machen sollten, dies Stück alter Geschichte in jugendlich heiterem Kleide mit anzuschauen, der wird den Gang nicht bereuen.

U. Z.

Aus jüngstvergangenen Tagen.

Nr. 8. Ein Name für das erste deutsche Kriegsschiff.

(Schluß.)

Preußer war Soldat genug, um mit dem ersten Erscheinen der dänischen Schiffe in der Bucht von Eckernförde vorherzusehen, daß es zum entscheidenden Kampfe kommen werde. Die ganze Nacht hindurch hatte er Alles vorbereitet, um glühende Kugeln so viel als möglich vorräthig zu haben. Sein Entschluß stand fest, dem Vaterlande sich bis zum letzten Athemzuge zu widmen und den Dänen den Hohn, der ihn aus seiner Kriegslaufbahn hinausgetrieben hatte, heimzuzahlen. Jedes Wort, das er im Laufe der Nacht und am Morgen des Kampftages zu seinen Cameraden sprach, war eine Ermuthigung, eine Aufmunterung. Meist waren es kecke Witzworte, beißender Hohn gegen die Dänen, die diese Ermuthigungen würzten. Dann belehrte er seine tapfern Kanoniere, daß es nicht nöthig sei, ohne Nutzen sich bloßzustellen. „Wir werden das Feuer der Kanonen auf den Schiffen sehen, ehe die Kugeln uns nahekommen. So oft wir es sehen, bückt Euch, duckt Euch hinter die Erdwälle; das macht Euch keine Schande, wenn Ihr sonst tapfer aushaltet und gleich wieder an den Kanonen seid, um zu antworten. Immer ruhig, immer lustig, Ihr Jungens; wir wollen den Dänen heiß machen."

Während die beiden Kriegsschiffe die Nordbatterie beschossen, schickten dieselben nur selten ein paar Kugeln gegen die Südbatterie, die ihrerseits der Entfernung wegen kaum mit großem Erfolge antworten konnte. Der zweistündige Kampf gegen die Nordbatterie gewöhnte aber die Besatzung der Südbatterie wenigstens an das furchtbare Schauspiel, das dieser Kampf bot und das ihnen selbst bevorstand.

Endlich schwieg die Nordbatterie; — endlich rückten die Tod und Verderben drohenden schwimmenden Festungen mit ihren 140 Feuerschlünden langsam über den blauen Spiegel der Bucht auf die Südbatterie zu. „Jungens, jetzt kommt die Reihe an uns! Wir wollen dem Dänen zeigen, mit wem er's zu thun hat. Geben wir uns Alle das Wort und die Hand darauf, daß wir diese Batterie nicht verlassen, bis der letzte Mann von uns gefallen und die letzte Kugel verschossen ist." Sie reichten sich die Hände, als eben die erste Breitseite des Christian VIII. auf sie abgefeuert wurde. Mit einstimmigem „Hurrah!" antworteten sie.

Dann begann der ungleiche Kampf. Eine Breitseite nach der andern durchwühlte die Erdwälle; immer antworteten die vier Kanonen der Batterie mit wohlgezielten Schüssen von glühenden Kugeln. Eine nach der andern traf die Wände der Schiffe, daß man in der Batterie das Krachen derselben hörte und die tapfern Holsten jeden glücklichen Schuß mit einem glücklichen Witze in ihrem Plattdeutsch begleiteten. So oft die Breitseiten blitzten, lagen sie alle am Boden; so bald die Kugeln über sie weggesaust, standen sie wieder bei ihren Kanonen.

Nach einem Kampfe von etwa einer Stunde gingen der Batterie die glühenden Kugeln aus; eine derselben aber steckte dem Christian so in den Rippen, daß später sich ihre Wirkung im vollen Maße zeigte. Vorerst aber wurde der Kampf jetzt mit gewöhnlicher Kanonenladung fortgesetzt. Da riß eine dänische Kugel die deutsche Flagge der Batterie nieder. Und derselbe tapfere, besonnene Befehlshaber, der seinen Kanonieren rieth, sich hinter die Wälle zu bücken, wenn der Blitz auf den Schiffen den Kugeln vorhergehe, sprang jetzt auf die Brüstung der Batterie und pflanzte, kalt, ruhig und keck, die deutsche Fahne wieder auf. Mit einem jubelnden „Hurrah!" seine Mütze den Dänen zum Gruß schwingend, eilte er in die Batterie zurück und wurde dort mit freudigem Hurrah-Echo empfangen.

Vier volle Stunden dauerte dieser wunderbare Wettkampf, bis endlich nach zwei Uhr Nachmittags die beiden Kriegsschiffe ein Manöver begannen, dem man die Absicht ansah, die Schiffe vor der Batterie zurückzuziehen. Aber jetzt zeigte sich bald, daß dies nicht mehr möglich. In dem festen Vertrauen, daß die Südbatterie ihnen nur so zum Nachtische nach der Nordbatterie dienen werde, hatten die beiden Schiffe sich an eine Stelle gewagt, in deren nächster Nähe eine Sandbank liegt. Bei dem Versuche des Christian VIII., gegen den starken Ostwind lavirend, seine nicht länger geheuere Stellung zu verändern und dem Meere zuzusteuern, war derselbe auf diese Sandbank gerathen, so daß das Steuer den Dienst versagte. Gleichzeitig brach der Rauch aus den Luken des Schiffes hervor. Eine der glühenden Kugeln hatte gezündet und zwar auf einer Stelle, der nicht beizukommen war.

Alles das verdoppelte den Eifer der Besatzung der Südbatterie. Jetzt, wo der Christian festlag, so daß er seine Kanonen nicht einmal mehr auf die Batterie richten konnte, flogen die Kugeln von dieser nur um so lustiger ihm in die Wände, in den Rumpf hinein, über das Deck in die Besatzung, in die Masten und auch in das Takelwerk. Jeder Schuß traf. Da flatterte auf einmal eine weiße Fahne und kletterte geschäftig zur Spitze der Masten auf den Schiffen hinauf! — Der Sieg war errungen.

Wer will die Gefühle beschreiben, die beim Hissen der weißen Flagge auf den beiden Kriegskolossen in den Herzen der Besatzung der Südbatterie, in den Herzen der Bewohner von Eckernförde und der Landbauern der Umgegend aufstiegen, die herzugeströmt waren und von ferne dem Schauspiel mit höchster Seelenspannung zusahen! „Herr Gott, dich loben wir!" In wie vielen Seelen mag der Gedanke wiedergeklungen sein, ehe er von Eckernförde bis zu den Alpen ganz Deutschland durchzog. Der Sieg war errungen, aber der Tag noch nicht zu Ende. Die Dänen forderten einen Waffenstillstand zur Unterhandlung. Der wurde gewährt. Bei der dann beginnenden Unterhandlung wollten sie zusagen, daß sie sich, ohne weiter die Stadt zu beschießen, zurückziehen würden, wenn man sie unbelästigt abrücken lasse. Sonst würden sie die Stadt in Grund und Boden zerstören. Die Bürger der Stadt selbst aber erklärten sich bereit, lieber Haus und Gut zu opfern, als schuld zu sein, daß um ihretwillen der Däne aus der Lage entschlüpfe, in die ihn die tapfere Besatzung der Südbatterie hineingetrieben hatte. Ergeben auf Gnade und Ungnade — war die einzige Bedingung, die ihnen gestellt wurde.

„So wollen wir kämpfen," — antworteten die Dänen, die so tapfer sind, wie es die Germanen aller Stämme zu sein pflegen. Und so begann der Kampf von Neuem und bald zu noch größerem Nachtheile der in der That bereits vollkommen Besiegten. Während des Zweikampfes zwischen den Kriegsschiffen und der Nordbatterie war, durch die Kanonenschüsse gerufen, der Herzog Ernst von Coburg-Gotha an der Spitze eines Theiles seiner Brigade, und insbesondere mit der sechsten nassauischen Fußbatterie, auf den Kampfplatz geeilt. Diese Batterie, vier Geschütze, wurde jetzt hinter einer Erdbedeckung gegen das Linienschiff, kaum 400 Schritte von diesem, aufgestellt. Auch die Nordbatterie war wieder mit Schießbedarf versehen worden, so daß, als mit dem Glockenschlage vier der Waffenstillstand verstrichen war, nicht nur die beiden Strandbatterien den Kampf wieder begannen, sondern die Nassauer mit ihren Sechspfündern namentlich das Verdeck der Gefion durch Kartätschen fegten, so daß der Kampf hier sehr bald ein Ende erreichte.

Nun rief der Christian VIII. durch Signale einen Dampfer herbei als letzte Rettung, um ihn aus der Bucht hinauszuschleppen. Aber kaum im Bereiche der Nordbatterie, erhielt der Dampfer mehrere Schüsse in Rad und Maschine, so daß dieser selbst nur im raschen Rückzuge Rettung fand. Von da an kämpften die Dänen nur noch den Verzweiflungskampf um ihre Ehre, und sie kämpften ihn in der Lage, in der sie sich befanden, so ehrenvoll, wie er selten gekämpft wurde. Sie beschossen die Stadt, die Kugeln zerrissen die Häuser, in „Christians Pleghand" — ein Pathenkind des Königs Christian VIII., wie jenes Schiff, das dem Untergange geweiht war — drang eine Kugel durch zwei Mauern und zerriß eine alte kranke Frau von achtzig Jahren. Sie brachte die Botschaft des Sieges in jene Welt, denn dieses Opfer war eines der letzten des Tages.

Es war dem Befehlshaber des Christian nicht zweifelhaft, daß sein Schiff, von einem Feuer, dem nicht beizukommen war,

verzehrt, in höchster Gefahr schwebte, während die Gefion unabläßig von den Kartätschen der Nassauer unter ihrem tapfern Hauptmann Müller gepeinigt wurde. Die Hälfte der Besatzung lag todt oder verwundet auf dem Deck und in den Räumen, — ehe endlich der Danebrog auf den beiden Schiffen das stolze Haupt senkte und der Commandeur Paludan das Parlamentairboot bestieg, um mit seinem Degen die beiden Schiffe dem glücklichen Befehlshaber des Platzes, dem Herzog Ernst von Coburg, zu übergeben.

Christian VIII. stand in Flammen. Fast dreihundert Verwundete waren in der höchsten Gefahr, lebendig zu verbrennen, und mit ihnen die tapfersten der dänischen Seeofficiere, die selbst in dieser Gefahr sich geweigert hatten, ihrem Befehlshaber zur Uebergabe ihrer Degen an's Land zu folgen. Ob da Theodor Preußer vielleicht daran gedacht, daß unter diesen der Eine oder Andere seiner Schulgenossen im Cadettenhause zu Kopenhagen sein möchte? Ob er da des Spottes, des Hohnes sich erinnert, mit dem die Dänen ihn aus dem Kriegsdienste vertrieben hatten? —

„Die Verwundeten müssen gerettet sein," war sein einziger Gedanke. Preußer befahl den Booten, auf welchen die Dänen gelandet, zurückzukehren und die Verwundeten zu retten. Er selbst trat in das erste, welches vom Lande wieder abstieß, und übernahm die Leitung dieses edlen Rettungswerkes. „Das Schiff ist in höchster Gefahr, in die Luft zu fliegen," riefen ihm befreundete Stimmen zu. — „Retten wir die Verwundeten!" war seine Antwort. So trat er auf das Verdeck. Hier legte er selbst Hand mit an, sorgte, daß, so viel die Boote fassen konnten, Verwundete hineingebracht wurden, und befahl, so oft eines gefüllt, an's Ufer zurückzukehren. Rettend, helfend, sorgend für die Unglücklichen, stand der Sieger zwischen den Besiegten — als ein furchtbarer Schlag die Luft zerriß. Das Schiff war aufgeflogen. In der Dampf- und Feuersäule, unter zahllosen Leichen und Splittern flog auch die Leiche Theodor Preußer's mit in die Luft, um dann in den blauen Wogen der Bucht von Eckernförde begraben zu werden. — Die ganze Nacht hindurch brannte der Rumpf des gewaltigen Schiffes lichterlohe bis zum Spiegel des Wassers, ein Katafalk, so großartig, wie sie bei den größten Leichenfesten von Fürsten und Herrschern nie vorgekommen.

Der Befehlshaber der schleswig-holsteinschen Armee aber ernannte den Todten — nachträglich zum Lieutenant; und so lange die schleswig-holsteinsche Armee bestand, wurde bei jedem Appell der Name „Theodor Preußer" in seiner Compagnie aufgerufen, worauf dann der älteste Unterofficier antwortete: „Hier!"

„Hier!" — Daß dies Wort zur That werde, sobald die deutsche Nation wieder eines Theodor Preußer bedarf! —

Und wieder saßen die Herren zu Frankfurt und beriethen das Heil der Nation. Da trat der Kriegsminister von Peuker auf und erzählte mit stolzen Worten die That Preußer's und Jungmann's und setzte hinzu, daß „damit das erste derartige Kriegsschiff (eine Fregatte) der deutschen Flotte zugeführt worden" und daß in Zukunft die Gefion — Eckernförde heißen solle. Selbst das war den Herrscherlingen, die bald nach jenem Tage einer großen That wieder Oberwasser erlangten, zu viel. Preußen kaufte die „Eckernförde", als der Bundestag sie unter den Hammer brachte und — taufte sie wieder um — zur Gefion, den Dänen zu Ehren! — Nachdem der Beifallssturm, den die Worte des Kriegsministers hervorgerufen, verrauscht war, trat jenes Parlamentsmitglied wieder auf und erinnerte an seinen frühern für nicht dringlich erklärten Antrag, daß, wer das erste feindliche Kriegsschiff wegnehme, eine National-Belohnung erlangen und sein Name dem Schiffe, das er erobert, bleiben solle. Der Marineausschuß hatte den Antrag vergessen. „Theodor Preußer" muß das erste Kriegsschiff heißen, sobald Deutschland wieder deutsche Kriegsschiffe hat.

J. Venedey.

Das Testament eines oldenburgischen Bauern.

Es ist ein ganz eignes Geschöpf, so ein echter Bauer vom alten Schlag. Was ist eigentlich ein Bauer? Der moderne Geschäftsmann wird sagen: Ein Mensch, welcher sich durch Betreibung der Landwirthschaft im Kleinen Geld zu verdienen und seinen Unterhalt zu verschaffen sucht. Aber ein solcher Mensch mag ein Oekonom, ein Landmann, ein Pächter oder Ackerbürger sein; das, was man eigentlich Bauer nennt, ist er gewiß nicht. Ein echter Bauer sitzt auf seiner von seinen Vätern ererbten „Stelle", welche ihm nicht Mittel zum Zweck, nicht das Mittel ist, um Geld zu verdienen. Vielmehr ist die Stelle gerade selbst sein einziger Zweck.

Er selbst, seine ganze Familie, sein ganzes Leben sind eigentlich nur Mittel zu diesem Zwecke, sie sind da, um die Stelle zu erhalten, zu mehren und stattlich erscheinen zu lassen. In dieser Unterordnung der persönlichen Interessen, ja der ganzen Person unter die Stelle und deren Interessen liegt das Eigenthümliche des Standes der Bauern vom alten Schlag. Aus dieser Eigenthümlichkeit erklären sich fast alle althergebrachten Rechte und Gewohnheiten des Bauernstandes. Dieselbe tritt in einem Theile des Oldenburger Landes, dem sogenannten Münsterlande, auch äußerlich dadurch in interessanter Weise hervor, daß es bei den Bauern einen Familiennamen nicht giebt, sondern nur einen Stellenamen, welchen Jeder annimmt, der die Stelle erwirbt. Der Familienname des Käufers einer Bauernstelle, welche etwa „Kleine Steverdinge" Stelle heißt, wird höchstens mit einem „Geborener" hinzugesetzt, so daß also, wenn etwa der Käufer der Stelle „Johann Ricking" hieße, derselbe künftig den Namen „Johann Kleine Steverding geb. Ricking" führen würde.

Vererbt demnächst die Stelle auf den Sohn, so führt dieser nur noch den Namen „Kl. Steverding", hat also seinen Familiennamen gänzlich verloren. Auf diese Weise kann es vorkommen, daß die Söhne eines Bauern — wenn sie nämlich selbst Bauernstellen, etwa durch Heirath mit einer Erbin, erwerben — ganz andere Namen führen, als der Vater. Der Vater heißt vielleicht nach seiner Stelle „Große Pining", der älteste Sohn nach der von ihm erheiratheten „Feldhus", und der zweite Sohn nach seiner Stelle „Steverding." Faßt man die gedachte Eigenthümlichkeit des Bauernstandes in's Auge, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die Bauernstelle nur auf eines der Kinder vererbt und daß die sämmtlichen übrigen Kinder (wie dies noch jetzt in dem größten Theile des Oldenburger Landes Rechtens ist) zusammen nur eine „Abfindung" von zwanzig Procent vom schuldenfreien Werth der Stelle bekommen. Es kommt ja nicht darauf an, das Interesse der Kinder zu wahren, vielmehr muß sich dieses dem Interesse der Stelle unbedingt unterordnen, und für diese ist ja bestens gesorgt, wenn der Erbe derselben (der Grunderbe) nur zwanzig Procent abgiebt.

Durch die bemerkte Eigenthümlichkeit erklärt sich auch das an vielen Orten noch bestehende Herkommen, nach welchem, wenn Geschwister auf der Stelle ohne Kinder versterben, dieselben nicht von allen Geschwistern, sondern nur von dem Stellbesitzer beerbt werden. Die Stelle beerbt eben diese Geschwister, welche in ihrem Schooße gelebt haben. Es kann uns wenig wundern, daß das in eine Bauernstelle eingebrachte Vermögen der Frau, sobald es zum Besten der Stelle verwendet ist, jede selbstständige Existenz verliert und niemals ersetzt verlangt werden kann, daß ferner der Hausmann (Vollbauer) nur eine Hausmannstochter heirathet, daß überhaupt die Heirath als ein Rechtsgeschäft im Interesse der Stelle erscheint, wenn wir festhalten, daß die Stelle die Gottheit ist, welcher Alles von allen Seiten geopfert wird.

So wird es uns denn auch nicht sehr unerklärlich scheinen, wenn wir sehen, daß der Bauer vom alten Schlage seine schönen alten Eichen Jahrhunderte lang stehen und zuletzt sogar auf dem Stamme verfaulen läßt. Die Stelle ist ihm ja nicht das Mittel, um Geld zu verdienen. Sie ist sein Zweck, sein Alles; wie kann er sie also ihres schönsten und stattlichsten Schmuckes berauben, um Geld daraus zu machen!

Es giebt eine alte Anekdote von einem oldenburgischen Bauer. Derselbe hatte ein Stück Landes mit Unrecht in seinen Besitz gebracht und, von dem rechtmäßigen Eigenthümer desselben auf Herausgabe des Grundstücks belangt, durch einen Meineid ein günstiges

Urtheil herbeigeführt und das Land behalten. Doch als er zum Sterben kam, da schlug ihm das Gewissen. Auf dem Sterbelager ruft er seinen Sohn, den künftigen Stellenbesitzer, zu sich, bekennt den Meineid und bittet, sofort nach seinem Tode das Stück Land an den rechtmäßigen Eigenthümer zurückzugeben, da er sonst nicht ruhig sterben könne.

Der Sohn: „Aberst Vader, dat is jo use beste Wische by de Stäe, de köhn wy jo van de Stäe ganz nich missen."

Der Vater sterbend: „Dat is ook so, myn Söhn, Du bist'n braven Jung, denn laat my man röstén in de Hölle." *

Diese Anekdote ist nicht schlecht erfunden. Sie zeigt uns die bäuerliche Auffassung, die unbedingte Unterordnung der persönlichen Interessen unter die Interessen der Stelle, in der höchsten Consequenz. Es ist eben die verfluchte Schuldigkeit des echten Bauern vom alten Schlage, „in der Hölle zu rösten", wenn es zum Besten der Stelle nöthig ist. Im Ganzen aber ist dies ein überwundener Standpunkt; der Bauer vom alten Schlage wird in der modernen Welt nur noch selten gefunden. Die neue Gottheit der gierig nach Gewinn jagenden Welt, das „Geldmachen", das goldene Kalb, welches Alle anbeten, ist auch bei dem Bauer eingezogen, und als Diener dieser neuen modernen Gottheit nennt er sich auch nicht einmal gern mehr „Bauer", sondern wird zum „Landmann" oder „Landwirth" oder gar zum „Oekonomen" oder „Gutsbesitzer". Im Oldenburger Lande, namentlich in denjenigen Bezirken, wohin die moderne Geldcultur noch weniger gedrungen ist, findet man jedoch vereinzelt noch Landleute, welche als würdige Repräsentanten des echten Bauernstandes gelten können.

Ein solcher Bauer vom alten Schlage war der reiche Hausmann Henken-Frers zu H. Ich hatte ihn kennen gelernt und sein Vertrauen erworben durch einen Riesenproceß, welchen ihm ein ehemaliger Mündel an den Hals geworfen und ich mit großer Mühe zu einem für ihn guten Ende geführt hatte. Seitdem hielt er unverbrüchlich zu mir; ich war sein Mann, mochte es sich um Processe oder um Landtagswahlen, um Gemeindeangelegenheiten oder Wahlen zur Synode oder was sonst handeln, selbstredend, soweit das Interesse seiner Stelle nicht entgegenstand. Henken-Frers war früher verheirathet gewesen, die Frau aber schon vor langen Jahren gestorben. Seitdem lebte er, reich, durchaus nicht ungebildet, aber schlicht wie ein Bauer, auf seiner stattlichen Hufe mit seinen beiden einzigen Kindern und einer Schwester, welche die Stelle der Hausfrau vertrat und zu der Henken-Frers das unbedingteste Vertrauen hatte.

Eines Tages sandte mir Henken-Frers seinen Wagen und einen Brief, in welchem er meldete, er müsse in den nächsten Tagen sterben, wünsche aber vorher noch sein Testament zu machen. Der Amtmann habe ihm nun gesagt, daß dasselbe so, wie er (Henken-Frers) es wünsche, nicht gemacht werden könne. Er bäte mich deshalb, zu ihm zu kommen, da ich ja wohl Rath schaffen werde. Ich machte mich auf den Weg und gelangte bald über die dürre braune Haide, welche nur an den Rändern von den Vorposten der Civilisation, den sogenannten Anbauern, nach und nach in Angriff genommen und mit langjähriger Arbeit in Cultur gebracht wird, zu den grünen „Büschen" (Holzungen) des Ammerlandes und in das Dorf H—, den Wohnort des Henken-Frers. Die stattliche Stelle desselben befand sich in der Mitte des friedlichen Dorfes. Eine prächtige Eichenallee führte durch ein großes Heck (Thor) über grünes Weideland zu dem mit alten Bäumen bestandenen Hofe. Von diesen Bäumen und einem Gemüse- und Blumengarten umgeben, lag das lange niedrige Bauernhaus, in welchem vorn das Vieh und hinten die Menschen ihr Quartier haben, mit seinem hohen grauen Reitdache, zwar nicht elegant, aber behäbig und wohnlich da. Misthaufen und Schweine bildeten freilich die nächste Aussicht; aber weiterhin schweifte der Blick über frische Wiesen und wohlangebaute Ackerfelder zu den stattlichen Büschen der Stelle, welche seit Jahrhunderten unberührt waren. Gesättigte Ruhe ist der Charakter einer solchen niederdeutschen ländlichen Ansicht.

Ich trat durch die große Einfahrtsthür in das Haus und passirte, auf der Diele von gestampftem Lehm, zunächst die zwei Reihen wohlgenährten Viehs, für welches das Winterfutter bereits auf den „Hillen" (dem Raume über dem Viehstande) und auf dem Heuboden über der Diele in Masse aufgespeichert lag. Die Kühe kauten, behaglich hingestreckt, ihr Futter; eine Gesellschaft Hühner suchte eifrig nach ausgefallenen Körnern, unter Anführung des Haushahns, der in stolzer Positur die Arbeit überwachte. Von da gelangte ich in den offenen Küchenraum, in dessen Mitte noch das althergebrachte freundliche Heerdfeuer — der Sammelplatz der sämmtlichen Hausgenossen — brannte. Geschirre aller Art, Teller und Schüsseln, Pfannen und Töpfe, Tassen und Kannen, Löffel und Gabeln und die vielen andern Dinge, welche in einem großen Bauernhause gebraucht werden, waren hier an den Wänden, in großen Schränken, oder wo sonst geeigneter Platz, blank geputzt, in bunter Reihe aufgestellt. Die „Butterkaren" und das gelegentliche Brüllen einer Kuh lieferten die Musik, und der Haushund erhob sich langsam von seinem warmen Platz am Heerde, um den fremden Eindringling mit gebührendem Gebell zu empfangen.

Auf meine Frage nach dem „Bauern" wurde ich in eines der hinter dem Küchenraume befindlichen Zimmer geführt. Dasselbe war zwar etwas niedrig, aber sonst — wie es bei dergleichen großen Bauernhäusern schon lange der Fall — ziemlich comfortabel, mit Sopha, eleganten Stühlen und Mahagonitischen, mit hübschen Gardinen und Blumen vor den Fenstern versehen, ziemlich so, wie man derlei „beste Stuben" auch bei dem Mittelstande in den Städten findet. Ausgezeichnet ist solche „beste Stube" bei den Bauern in der Regel dadurch, daß in einem großen Glasschranke die werthvollsten Geschirre, Tassen, Silbergeräthe ꝛc. zur Ansicht aufgestellt sind, daß sämmtliche Stühle in der accuratesten Linie neben einander an den Wänden stehen und daß der Fußboden auf das Sorgsamste mit frischem weißem Sand bestreut ist; doch darf sich bei Leibe kein Sandkorn *unter* die Stühle selbst verirren.* Alles in Allem genommen, macht ein solches großes niederdeutsches Bauernhaus mit dem Reichthume seiner offen daliegenden Vorräthe, vollgepfropft mit Vieh, Futter für dieses, Lebensmitteln, Kisten und Kasten, Geräthen und Geschirren jeder Art, einen recht angenehmen heimischen Eindruck, namentlich von dem freundlichen Heerdfeuer aus, welches indeß leider mehr und mehr aus unsern Bauernhäusern verschwindet. —

Doch endlich zur Sache. Ich traf meinen alten Freund in der besten Stube im „Alkoven", zwar „bettlägerig und krank, aber, wie eine mit ihm angestellte Unterredung ergab, bei gesunden Geisteskräften," wie man einen ordentlichen Menschen, welcher sein Testament machen will, eben treffen muß. Die eisernen Gesichtszüge waren noch die nämlichen, wie früher, zeigten denselben Ausdruck frischen Muths, wie immer.

Henken-Frers trug mir nun vor: Er müsse in diesen Tagen sterben. Morgen werde es wohl noch „gut gehen", aber übermorgen sei gewiß der letzte Tag. Dagegen lasse sich ja an weiter nichts sagen; er sei alt genug, seine Frau ihm schon lange vorangegangen, und wenn sein Grunderbe auch noch nicht volljährig wäre, so könne er sich darauf verlassen, daß seine alte treue Schwester nach seinem Tode bis zur Volljährigkeit des Grunderben Alles ganz so gut „verwahren" werde, wie bisher. Nur Eins lasse ihn nicht ruhig sterben, und deßhalb habe er mich rufen lassen. Man habe ihm nämlich gesagt, daß das Gericht, wenn er sterbe, da der Grunderbe noch minderjährig und eine Wittwe (welche sonst den Nießbrauch und die Verwaltung behält) nicht vorhanden sei, Vormünder bestelle und diese zwinge, alle „Mobilien und Movenzien" öffentlich zu verkaufen und die Stelle im Licitationswege zu verpachten.

„Den Schimp un de Schanne" — so fuhr er fort — „much ick nu doch um de heele Welt nich hebben, datt see hier in'n Huse in alle Eggen herum schnüffert unn dat Good tosämen hält unn usen Kram öpentlich vor Geld verkoopt. Unn datt schull myn Söhn mit ankieken! Unn denn schull hier up use Stäe een Hürmann sitten und dat Land utsugen, um dat Geld ut so maken. Näh, dat kann nich gahn, un schall nich gahn, un davör mött' See sorgen, datt ett nich geiht, sünst kann ick nich ruhig starven. Ick bin doch Herr up myne Stäe, un wenn de Herr Amtmann

* Der Sohn: „Aber Vater, das ist ja die beste Wiese bei unserer Stelle, die können wir ja gar nicht entbehren." Der Vater: „Das ist auch wahr, mein Sohn, Du bist ein braver Junge, dann laß mich nur braten in der Hölle."

* Man ermöglicht dies letztere dadurch, daß man beim Sandstreuen ein Bret vor die in gerader Linie aufmarschirten Stühle stellt und so verhindert, daß beim Sandstreuen irgend ein Sandkorn unter die Stühle geräth, was durchaus unzulässig ist.

seggt, dat geiht nich anners, so segge ick, dat mutt anners gahn.“ *

So wußte ich also, wo der Schuh drückte. Ich gestehe, ich fühlte ganz so, wie der alte Bauer. Hätte ich an seiner Statt gelegen, auch mir wäre der Gedanke unerträglich gewesen, daß, sobald ich die Augen geschlossen, das ganze Haus ausgeräumt und Alles verschachert werden würde. Der Mann hatte um so mehr Recht, da der Grunderbe schon in einigen Jahren die Stelle selbst antreten konnte.

Doch wie da helfen? Das Gesetz brachte es allerdings so mit sich, daß die zu bestellenden Vormünder Alles verkaufen und die Stelle verpachten mußten, und da dieses im öffentlichen Interesse, zur Vorsorge für die Minderjährigen, angeordnet ist, so konnte es durch die Privatwillkür des Erblassers, durch Testament gültig nicht beseitigt werden, direct wenigstens nicht. Ich wußte lange nicht, was zu machen, bis mein Bauer selbst mir auf die Sprünge half, indem er meinte, er brauche ja seine Schwester nur zu seiner Wittwe zu ernennen, so daß sie dann den Nießbrauch und die Verwaltung habe. Aber wie das Gericht und die Vormünder zwingen, daß sie die Schwester des Erblassers als die rechtmäßige Vertreterin von dessen minderjährigen Kindern anerkannten?

Endlich fand ich einen Weg. Ich frug meinen Bauer, was er meine, ob, wenn er seine eignen Kinder zu Gunsten der Schwester bis auf den Pflichttheil (im vorliegenden Falle ein Drittel des Erbtheils) enterbe, die Schwester alsdann von einer solchen Bestimmung wohl je zu eignem Nutzen Gebrauch machen werde, oder ob er überzeugt sei, daß dieselbe doch Alles, was sie von ihm bekomme, nur für die Kinder verwalten und diesen beim Eintritt der Volljährigkeit getreulich abliefern werde. Ohne Besinnen erklärte er: „Wat myne Süster (Schwester) hätt, datt heft ook myne Kinner. Dat is all eens (einerlei), wer't kriggt, wenn't man nich All verkofft ward.“ Damit war weiter zu kommen. Die Eltern können nämlich ihre Kinder willkürlich bis auf den Pflichttheil, also bis auf ein Drittel des ihnen sonst zufallenden Erbtheils, enterben. Dürfen sie dies willkürlich, ohne Angabe jeglichen Grundes thun, so können sie es auch für einen bestimmten Fall, unter einer bestimmten Voraussetzung, wenn Dies oder Das eintritt, einerlei, ob das Eintretende von dem Willen der Erben oder dem Willen Dritter abhängt.

Ich machte also folgendes Testament: Henken-Frers setzt als seine Erben ein; seine beiden Kinder, welche seinen Nachlaß nach Gesetz und Herkommen unter sich theilen sollen. Die Schwester soll aber bis zur Volljährigkeit der Erben den Nießbrauch und die Verwaltung des gesammten Nachlasses haben, ganz in dem Umfange, in welchem Solches einer Wittwe, deren Stelle die Schwester vertreten soll, gebühren würde, und soll deßhalb namentlich ohne Einwilligung der Schwester kein Stück von den Mobilien und Moventien verkauft oder gar die Stelle verheuert (verpachtet) werden. Für den Fall aber, daß die Vormünder der Kinder die der Schwester vermachten Rechte nicht anerkennen wollten, oder vom Gerichte gezwungen würden, diese Rechte nicht anzuerkennen, enterbt Henken-Frers seine Kinder bis auf den Pflichttheil und ernennt als Erbin seines ganzen übrigen Nachlasses (also auf $^2/_3$) seine Schwester, die für diesen Fall — einerlei, durch welche Veranlassung derselbe eintritt — seinen ganzen Nachlaß in Natur zu sich nehmen und den Kindern nur den Pflichttheil in Gelde herauskehren soll.

Gegen eine solche Bestimmung ließ sich rechtlich Nichts einwenden. Ich durfte auch sicher annehmen, daß das Gericht die Rechte der Schwester nicht anfechten und damit veranlassen werde, daß die Kinder nur den Pflichttheil erhielten. That das Gericht dies aber dennoch, nun, dann kam freilich Alles auf die Ehrlichkeit und Treue der Schwester an. Der alte Bauer, dem ich dies und den ganzen Sinn der getroffenen Bestimmungen auseinandersetzte, begriff mich sofort vollständig, hatte nicht die geringsten Bedenken und meinte schließlich, fast triumphirend: „Na, seht Seh nu woll, wenn man mann (nur) will, so geiht ett doch.“

Das Geschäft war beendet. Die sieben gesetzlichen Zeugen aus der Nachbarschaft, „eigens zu diesem Geschäfte geladen und freiwillig erschienen“, hatten gesehen, daß der Testator das Testament eigenhändig unterschrieben, und hierauf das Testament ihrerseits sämmtlich als Zeugen (mitunter nicht ohne Mühe) mit unterzeichnet, sie hatten vorschriftsmäßig ihr Siegel (oder vielmehr, da sie Alle kein Siegel führten, das meinige) neben ihre Namen gedruckt und damit den durch nichts Fremdartiges unterbrochenen Act geschlossen. Bereits hatten sie sich entfernt, und auch ich rüstete mich zum Aufbruch. Doch daran war noch nicht zu denken. Der alte Bauer stellte mir ruhig und treuherzig vor, es sei nun das letzte Mal, daß er mich sehe, ich hätte ihm schon oft zur Seite gestanden und ihm heute dazu verholfen, daß er ruhig sterben könne, drum bitte er mich, doch zu guter Letzt noch ein Stündchen bei ihm zu sitzen und mit ihm zu verplaudern. Ich that es gern, obgleich diese stoische Ruhe mir nachgerade fast unheimlich zu werden begann. Der Tisch vor dem Alkoven wurde gedeckt; ich ließ mir den geräucherten Schinken, das Schwarzbrod und die frische Butter schmecken und fand selbst in dem vorgesetzten Rothweine ein ganz erträgliches Glas St. Julien. Wir schwatzten über alles Mögliche, über die Chaussee, welche durch das Dorf geführt werden sollte, über den Landtag (dessen Verhandlungen der Bauer sogar aus den stenographischen Berichten kannte), von der Synode und Aehnlichem weiter. Vom Sterben war keine Rede mehr, und mein Bauer sprach über alle Dinge mit derselben Theilnahme, als wenn er noch lange zu leben gedächte. Ich wußte nicht, was ich aus dem Ganzen machen sollte. An Einbildungen und ungegründeter Todesfurcht konnte doch der Mann nicht leiden! Aber den Tod so vollständig als etwas für den Hauptinteressenten ganz Gleichgültiges anzusehen, wenn die Angelegenheiten auf Erden nur zur Zufriedenheit geordnet sind — an eine solche Auffassung konnte ich mich doch auch schwer gewöhnen. Ueberdem erwähnte mein Bauer das ihn nach seinem Hintritte Erwartende mit keiner Sylbe, sondern schien den Tod eben als sein wirkliches Ende anzusehen.

Indeß meine Zeit war um. Ich mußte meinem alten Freunde nochmals feierlich geloben, dafür zu sorgen, daß nach seinem Tode Alles so bleibe, wie es jetzt war, und auf seinen Wunsch das Testament mit und in meine Verwahrung nehmen. In den nächsten Tagen — so sagte er — wenn er gestorben, werde der Bruder kommen und das Testament abholen.

Und am dritten Tage erschien richtig der Bruder und nahm das Testament in Empfang. Er erzählte mir, daß der Alte sanft eingeschlafen sei, nachdem er vorher von allen Angehörigen mit der größten Ruhe Abschied genommen habe. Zwar wurden die Bestimmungen des Documentes etwas sonderbar befunden, blieben jedoch, nach einigem Bedenken, von Seiten der Vormünder unangefochten. Dem Alten wird also die Ruhe im Grabe nicht gefehlt haben.

Rechtsanwalt A. Niebour in Varel.

* Den Schimpf und die Schande möchte ich doch um die ganze Welt nicht haben, daß man hier im Hause in allen Ecken herumstöberte, unser Gut zusammentrüge und Alles öffentlich für Geld verkaufte. Und das sollte mein Sohn mit ansehen? Und dann sollte hier auf unserer Stelle ein Pächter sitzen und das Land aussangen, um möglichst viel Geld daraus zu machen? Nein, das kann nicht angehen und das soll nicht angehen, und dafür müssen Sie sorgen, daß es nicht angeht, sonst kann ich nicht ruhig sterben. Ich bin doch Herr auf meiner Stelle, und wenn der Herr Amtmann sagt, das geht nicht anders, so sage ich, das muß anders gehen.“

Ein deutscher Trollhätta-Canal.

So nannten wir in Nr. 42 des Jahrg. 1862 der Gartenlaube ein deutsches Meisterwerk der Wasserbaukunst, und zwar mit Unrecht, denn selbst dieses berühmte schwedische Weltwunder übertrifft es nur in seinen Dimensionen, erreicht aber keineswegs die Großartigkeit des Gedankens, der den Elbing-Oberländischen Canal der Provinz Preußen in's Leben rief. Denn während der Trollhätta-Canal nur aus Schleußenwerken besteht, bewältigt unser deutsches Canalwerk seine schiefen Ebenen mit Hülfe der Eisenschienen, auf welchen riesige Wagen unsere Schiffe von 1200 Centner Last über eine Höhe von mehr als 300 Fuß von Wasser zu Wasser tragen. Wir haben ein Recht, unseren Elbinger Canal ein Bauwerk zu nennen, das von keinem zweiten in der Welt übertroffen ist, denn selbst der Morris-Canal in Nordamerika, dessen Einrichtung dem unsern zum Muster diente, schadet dem Ruf desselben nicht, weil er nur Schiffe von höchstens 700 Centner Last befördern kann.

Ein Blick auf die Karte des preußischen Oberlandes zeigt uns

eine Reihe langgestreckter Seen, die durch kurze Canalstrecken leicht zu verbinden waren. Daher ist die Idee, das Oberland zu canalisiren, gewiß schon alt. Aber was nützte ein Canal im Innern des Landes, wenn man keine Verbindung mit dem Meere herstellen konnte, denn 317 Fuß Gefälle zu überwinden, welche kostbaren Schleußenwerke wären dazu erforderlich gewesen! Und selbst, wenn man die Anlagekosten nicht gescheut hätte, würden doch schwerlich die oberländischen Seen ohne Schaden für die Schifffahrt soviel Wasser haben hergeben können, als der Durchgang der Fahrzeuge durch die Schleußen consumirte. Erhielte auch jede Schleuße ein Gefälle von 10 Fuß, so würden doch 32 Schleußen nothwendig geworden sein; der hierdurch erzeugte Aufenthalt in der Schifffahrt, der obenerwähnte Wasserverlust und die unverhältnißmäßigen Kosten ließen stets das Project scheitern.

Da trat vor etlichen zwanzig Jahren ein Mann mit der Idee hervor, die Schiffe auf Walzen und Eisenbahnen bergauf und ab zu führen, und wurde hierdurch der Segenspender für einen großen Strich Landes, dessen reiche Schätze bis dahin kaum gehoben werden konnten. Vier Städte, Deutsch-Eylau, Osterode, Saalfeld und Liebemühl, wurden somit Vorplätze unserer größeren Seestädte und heben sich sichtlich mehr und mehr. Ueber 200,000 Morgen Forsten, worunter 109,000 Morgen königlich, sind dem Verkehr erschlossen. Der Grundbesitz hat einen doppelten Werth erhalten, und Handel und Wandel gewinnen täglich an Aufschwung. Der Mann, der so Großes für eine halbe Provinz that, der sein ganzes Leben diesem einzigen Ziele widmete, der unbeirrt Hohn und Gespött über seinen „Phantasiecanal" ertrug, um endlich den schönsten Lohn zu finden, das Bewußtsein erfüllter Pflicht und nicht umsonst gelebt zu haben, dieser Mann ist der Baurath Steenke zu Zoelp, unsern Maldeuten. Ich nenne ihn, weil die Namen derer, die für ihre Mitmenschen Großes und Gemeinnütziges geleistet haben, Gemeingut der Nation sind und von Jedermann gekannt und genannt zu werden verdienen, und weil die Gartenlaube diesen Namen in jeder deutschen Hütte trägt, läge sie noch so fern. — In zweiter Linie nenne ich noch den Dirigenten der königl. Maschinenbau-Anstalt zu Dirschau, Herrn Krüger, welcher sich durch saubere Ausführung und Aufstellung der Triebwerke um den Bau verdient gemacht hat.

Wollt Ihr nun das ganze Bauwerk mit Muße betrachten, so thut Ihr am besten, Ihr setzt Euch mit mir und einer munteren Gesellschaft auf einen unserer vier Dampfer und fahrt von Deutsch-Eylau den Geserichsee entlang. Er bietet Euch durch seine grünen und bewaldeten Uferbiegungen ansprechende Fernsichten und dauernde Abwechselung. Nachdem wir ihn zu zwei Dritttheilen zurückgelegt haben, können wir durch einen Zipfel desselben links durch den Weinsdorfer Canal in den Ewingsee nach Saalfeld fahren. Wir ziehen es aber vor, gerade aus gen Elbing zu dampfen.

Ueber zwei und eine halbe Meile sind wir von Eylau entfernt und gelangen durch eine kurze Canalstrecke in den Dubensee und durch den nahezu anderthalb Meilen langen Liebemühl-Geserich-Canal zur Stadt Liebemühl. Auf dieser Strecke treffen wir die erste größere Sehenswürdigkeit des Canals. Derselbe ist nämlich durch einen Damm geleitet, welcher durch den fünf Fuß niedriger liegenden Abißgarsee geschüttet ist, also ein Canal durch den See! Es sind stellenweise sechszig Fuß Wassertiefe auszufüllen gewesen. Dieser kolossale Aquäduct hat eine Länge von 1550 Fuß und eine Kronenbreite von 124 Fuß. — Wenden wir uns nun rechts, so gelangen wir durch zwei Schleußen und den canalisirten Liebefluß zum Drewenzsee, welcher funfzehn Fuß niedriger liegt, als unsere Wasserbahn, und nach Osterode. Wir aber gehen abermals geradeaus durch mehrere kleinere Seen und Canalstrecken in den reizenden Röthloffsee, von dessen nördlichem Ende uns die freundliche Villa des Herrn Baurath Steenke zu Zoelp ein Willkommen zuruft. Hier halten wir einige Augenblicke, um diesem Biedermanne die Hand zu drücken, eilen aber dann ungesäumt weiter, denn wir haben keine Zeit zu verlieren, durch den Samrodt- und Pinnausee und den Draulitter Canal zur ersten „geneigten Ebene". Diese letzte Canalstrecke ist nahezu eine halbe Meile lang und durch einen bis 55 Fuß hohen Bergrücken geführt. Hic haeret aqua. Vor uns sehen wir eine kleine Anhöhe, planirt und mit zwei Schienensträngen belegt, aber kein Wasser. Ueber diesen Berg fahren wir, ohne das Schiff zu verlassen, wenige Fuß bergan, dann eine lange Strecke bergab; wie, erzähle ich Euch später. Wiederum schwimmen wir, aber nur ein kurzes Endchen, dann abermals über einen solchen Berg zu Lande, wieder zu Wasser, und so passiren wir im Ganzen vier solcher „geneigten Ebenen", bis wir schließlich dem nassen Element getreu bleiben und durch noch fünf Schleußen (welche später durch eine einzige Ebene ersetzt werden sollen) zum rohr- und entenreichen Drausensee, durch den Elbingfluß zur gleichnamigen Stadt, zum frischen Haff, zum Meere gelangen. Von Elbing aufwärts haben wir auf diese Weise eine Schifffahrtsbahn von im Ganzen sechsundzwanzig Meilen, wovon sechs und eine halbe Meile Canäle, zwanzig und eine halbe Meile Seen sind. Diese letzteren haben zum Theil gesenkt werden müssen, um sie mit den übrigen in gleiches Niveau zu bringen (z. B. der Samrodt- und Pinnausee um 17 F.). Dadurch sind 1) circa 2000 Morgen vorzüglicher Wiesen entstanden, 2) haben die Bodenverhältnisse durch größere Entwässerungsfähigkeit im weiten Umkreise gewonnen, und 3) ist eine Wasserbahn erzielt, welche ohne Unterbrechung von Schleußen eine Länge von sechszehn und einer halben Meile hat. Kein zweiter Canal hat solche ununterbrochene Ausdehnung aufzuweisen.

Aufriß der „geneigten Ebene" bei Buchwalde.

Ich komme jetzt zum schwierigsten Theile, zugleich aber der Hauptsache dieser Arbeit, der Beschreibung einer „geneigten Ebene" und deren Triebwerk, und wähle dazu die erste bei Buchwalde, der im Wesentlichen die anderen drei gleich sind. Dieselbe hat, wo sie sich außerhalb des Wassers befindet, eine Neigung von 1:12 und setzt sich oberhalb wie unterhalb unter Wasser in einer Neigung von 1:24 fort. Sie ist ihrer ganzen Länge nach (ca. eine sechszehntel Meile) mit zwei parallel laufenden Schienengeleisen auf dicht liegenden eichenen Schwellen belegt. Auf jedem derselben geht ein Wagen auf acht Rädern, ganz von Eisen construirt, 64 Fuß lang, 10 Fuß im Lichten breit und mit zwei hohen Geländern versehen. Derselbe hat ein Gewicht von 521 Centnern. Sein Boden ist mit starken Latten belegt. Im Moment der Ruhe steht ein Wagen im oberen Bassin unter Wasser (vgl. Bild II.), so daß nur das Geländer aus demselben hervorragt (dadurch ist dem Schiffer genau die Stellung des Wagens bezeichnet), der andere Wagen ebenfalls unter Wasser im unteren Bassin. Kommt nun ein Schiff an, so fährt es zwischen die beiden Seitengeländer und

wird vorn und hinten mit Ketten an dieselben festgelegt. Dadurch ist das Fahrzeug gezwungen, vorläufig schwimmend, der Bewegung des Wagens zu folgen. Dieser hebt sich mehr und mehr, drückt sich gegen den Boden des Schiffes und hebt dieses endlich ganz aus dem Wasser (wie unser Bild I. darstellt).

Bei der gewöhnlich angewandten Kraft von $12\frac{1}{2}$ Fuß Umfangsgeschwindigkeit des treibenden Wasserrades (vgl. den Grundriß, wo es mit k bezeichnet ist), legt der Wagen in der Secunde dritthalb Fuß zurück, beim Beginn, beim Ueberschreiten des höchsten Punktes und zum Ende (in Summa ca. ein Drittel des ganzen Weges) jedoch nur einen Fuß in der Secunde, so daß die ganze Strecke von 1530 Fuß in 918 Secunden oder $15\frac{1}{4}$ Minute zurückgelegt wird. Das Auf- und Abschwimmen der Schiffe nimmt weitere fünf Minuten in Anspruch, so daß in zwanzig Minuten der ganze Uebergang bewerkstelligt, eine sechszehntel Meile zurückgelegt und ein Gefälle von 65 F. überwunden ist. — Wenn wir den halben Weg zurückgelegt haben, treffen wir den andern Wagen, der uns auf dem zweiten Geleise, gleichviel ob belastet oder leer, entgegenkommt. Seine Beladung verringert durchaus nicht die Schnelligkeit unserer Fahrt. Nähert sich dieselbe ihrem Ende, so verschwindet der Wagen nach und nach wieder im Wasser, bis nur noch das Geländer über demselben bleibt, wir fühlen wieder Wasser unter uns, lösen die Ketten unseres Fahrzeugs von dem Wagen, und — weiter geht die Reise.

Die Entfernung des Schiffes aus dem Wasser und der dadurch aufgehobene Seitendruck des Wassers auf die Wände desselben übt durchaus keinen schädlichen Einfluß auf die Dauerhaftigkeit und Dichtigkeit des Fahrzeugs, wie man anfangs fürchtete, da dieselben nach der Zeichnung des Herrn Bauraths Steenke zu diesem Zwecke besonders construirt sind. Sie haben einen acht Fuß breiten, platten Boden, eine obere Breite von $9\frac{1}{2}$ Fuß und eine Länge von 78 Fuß. Wohl aber würde es den Fahrzeugen schädlich sein, wenn sie mit dem einen Ende früher auflegten, als mit dem anderen, da hierdurch die Schiffe in ihrer ganzen Länge gebogen würden. Um dieses zu vermeiden, ist es nöthig, daß die Wagen so lange, bis das Fahrzeug festliegt, in ihrer Bewegung stets horizontal bleiben, und dies ist durch eine einfache, höchst sinnreiche Construction erlangt.

Je zwei Räderpaare bilden ein System und die Achsen des einen sind um eine Felgenbreite länger, als die des andern. Im Oberwasser (vgl. den Grundriß, wo a das Ober-, b das Unterwasser bedeutet) liegt außerhalb der durchgehenden Schienen, um eine halbe Felgenbreite von diesen entfernt, ein zweites Paar Schienen, die anfangs horizontal fortgehen, während die durchlaufenden sich senken, dann aber funfzehn Zoll höher als diese mit ihnen parallel laufen. Im Unterwasser befindet sich ein zweites solches Schienenpaar innerhalb der durchgehenden Schienen. Außerhalb des Wassers aber läuft, wie gesagt, nur ein Schienenstrang für jeden Wagen. Die Felgenbreite der Räder ist in drei Theile getheilt. Der mittelste Theil gehört der Bremsvorrichtung. Die Benutzung der äußeren Theile wird sogleich klar werden. Bewegt sich der Wagen außerhalb des Wassers auf den durchlaufenden Schienen, so ruhen die vier Vorderräder auf ihren äußeren Felgentheilen, die vier Hinterräder, deren Achsen länger sind, auf den inneren Felgentheilen. Im Oberwasser dagegen treten die Hinterräder mit ihren äußeren Theilen auf die äußeren, höheren Schienen, während die Vorderräder auf den niedrigeren Schienen bleiben. Dadurch bekommt der Wagen eine horizontale Stellung. Im Unterwasser dagegen treten die Vorderräder mit ihren inneren Theilen auf die inneren, höheren Schienen, während die Hinterräder auf den niederen Schienen bleiben, und wiederum ist eine horizontale Stellung erreicht. Außerhalb des Wassers nimmt aber der Wagen die Neigung der Ebenen (1 : 12) an.

Nr. I. Uebergang vom Canal zur Schiffwagenbahn bei Buchwalde.

Die Fortbewegung der Schiffwagen auf der Eisenbahn geschieht mittelst Drahtseilen auf verticalen Leitrollen, wie der Grundriß und Bild II sie deutlich zeigt. Wenn nun gleich die arbeitenden Drahtseile eine dreifach größere Last aushalten, als ihnen zu befördern zugemuthet wird, so ist doch für den Fall eines Zerreißens eine Bremsvorrichtung nöthig. Um den mittelsten Felgentheil jedes der acht Räder befindet sich lose ein eisernes Band. Durch eine einzige Schraubenvorrichtung ist man aber im Stande, diese Bänder um die Räder festzuziehen und die Rotation derselben zu hindern, so daß der Wagen ohne jeden anderen Halt auf der „geneigten Ebene“ stehen bleibt. — Jetzt noch einen Besuch im Maschinenhause, wozu wir uns den Grundriß und Bild II vor die Augen halten. Dort haben wir zunächst Gelegenheit zu bewundern, welche geringe Wassermasse genügt, so große Lasten zu fördern. Das Maschinenhaus (l) liegt am oberen Ende der „geneigten Ebene“. An seiner Seite befindet sich ein ganz eisernes Wasserrad (k) von 27 Fuß Durchmesser und 10 Fuß lichter Breite. Es ist rückschlächtig, hat 60 Wasserzellen und 68 Pferdekraft. Beim höchsten Wirkungsgrade consumirt es nur 34 Cubikfuß Wasser in der Secunde. Dieses wird ihm aus dem oberen Canal durch eine Röhrenleitung (i) zugeführt. Das benutzte Wasser wird durch einen kleinen gepflasterten Canal (p) der unterhalb liegenden Canalstrecke zugeführt und dient zu deren Speisung. Das Wasserrad setzt eine gußeiserne Trommel (m) in Bewegung. Diese hat eine Länge von 8 Fuß 4 Zoll und einen Durchmesser von 12 Fuß. Je nachdem der eine Wagen hinunter oder hinauf gehen soll, bewegt sie sich vor- oder rückwärts. An jeder Seite ist ein Drahtseil (x und y) von $1\frac{1}{4}$ Zoll Stärke befestigt; während das eine sich abwickelt, rollt sich das andere auf. Im Moment der Ruhe bedeckt eines der beiden Seile die Trommel (dasjenige, welches zum obenstehenden Wagen (g) geführt ist), während das andere, mit dem untenstehenden Wagen (h) verbundene, abgewickelt ist. Das nicht an der Trommel befestigte Ende des aufgewickelten Seils ist zum Maschinenhause hinaus über verschiedene Leitrollen durch größere Seilscheiben (n, vergl. auch Bild II) in die Mitte des einen Schienenstranges (e) geleitet und am hinteren Ende des oberen Wagens befestigt. Vom vorderen Ende desselben

führt ein Drahtseil von 1 Zoll Stärke (dasselbe hat weniger zu leisten), immer in der Mitte zwischen diesem Schienenstrange über viele kleine Rollen geleitet, zum unteren Ende der Ebene (f), wendet sich dort unter Wasser über 3 größere Seilscheiben (o) der Mitte des anderen Schienenstranges zu und ist dort am hinteren Ende des unteren Wagens befestigt. Von seinem vorderen Ende führt das dritte Seil, $1\frac{1}{2}$ Zoll stark, über ebenso viele Leitrollen die Ebene (d) hinauf und wendet sich über 2 Seilscheiben (n bei e) dem Maschinenhause (l) und der Trommel (m) wieder zu. Hierdurch ist der Ring geschlossen, und es ist klar, daß, sobald die Trommel in Bewegung gesetzt wird, alle Theile dieser Kette dieser Bewegung folgen müssen, also auch die Wagen. Der eine wird durch das sich aufwickelnde Seil zu Berg gezogen, während der andere in seinem Laufe thalwärts durch das sich abwickelnde Seil zum langsamen Gange gezwungen wird. Wie schon früher erwähnt, ist die Stärke der Seile auf die dreifache Last berechnet, daher vollkommen sicher. — Die anderen drei Ebenen gleichen dieser in der Construction. Nur ist ihre Länge, so wie die der Seile und die Breite der Trommel von dem zu überwindenden Gefälle abhängig. Dieses beträgt bei Buchwalde 65, bei Kanten 60, bei Schönfeld 78 und bei Hirschfeld 70, in Summa 273 Fuß. Dazu kommen für die 5 Schleußen 44 Fuß, so daß in der kurzen Entfernung von $1\frac{1}{4}$ Meile 317 Fuß Gefälle überwunden sind.

Der ganze Canal ist in 16 Jahren vollendet worden, hat in runder Summe $1\frac{1}{2}$ Million gekostet, wovon 240,000 Thaler auf Schienen, Wagen und Maschinen kommen, und ist im Frühjahre 1861 dem Verkehr übergeben worden. Die veranschlagte Beförderung von 2 Millionen Centner zu Thal und $\frac{1}{4}$ Million zu Berg hat sich bereits in diesen beiden Jahren als zu gering herausgestellt. — Jedem Touristen rathe ich, von Güldenboden, einer Station der Ostbahn, einen Abstecher von 2 Meilen zu der letzten „geneigten Ebene" bei Hirschfeld zu machen. Er wird es nicht bereuen.

Bild Nr. I stellt das kürzere, obere Ende der geneigten Ebene bei Buchwald dar. Das längere, untere Ende ist unsern Blicken entzogen. 2 Schienengeleise (auf dem linken befindet sich auf dem höchsten Punkte der Ebene ein Wagen mit Schiff) mit je doppelten Schienen unter Wasser (zur Horizontalstellung des Wagens) und zwischen denselben auf Rollen die arbeitenden Drahtseile.

Bild Nr. II veranschaulicht die Art und Weise, wie die arbeitenden Drahtseile über je 2 Seilscheiben zum Maschinenhause und zurück geführt werden. Rechts sehen wir einen Wagen unter Wasser und am Mauerwerk einen siebartig durchlöcherten Eisencylinder, welcher durch eine Röhrenleitung das Wasserrad der Maschine speist. — Am unteren Ende der Ebene wird das Seil von einem Schienengeleise zum anderen über 3 Seilscheiben an einem Ständer (1 oben, 2 halb im Wasser, dieser Zeichnung entsprechend) geleitet.

R. Richter.

Nr. II. Die Seilscheiben zur Leitung des Drahtseils für den Schiffwagen.

Der Kranz am Marterl.

Eine Geschichte aus dem bairischen Hochlande.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

Auf der Alm herrschte übrigens keineswegs die feierliche Stille, welche sonst dort ihren liebsten Wohnplatz zu suchen pflegt. Die Männer standen an der Hütte in lautem, eifrigem Gespräch bei einander und beachteten die Sennerin kaum, als sie näher kam und in die Hütte trat. Es war eine bäurische und doch bunte Versammlung, denn die Männer waren des verschiedensten Alters und Standes und aus allen nahe liegenden Bergdörfern zusammengeströmt. Neben dem Posthalter, dem Revierförster und den Bauern von Walchensee standen die Besitzer der in einsamer Seebucht verborgenen Zwergerhöfe; der Fischer von Urfarn war herübergerudert und hatte die Bewohner der Häuser mitgebracht, welche am Sachenbach und am Anfang der Jachenau stehen. Alle waren bewaffnet, wie eben das Haus ihnen eine Wehre zu bieten vermocht hatte, und neben dem wohlgeschäfteten Scheiben- und Pirsch-Stutzen prangte auch manche alte Flinte, mancher noch ältere, verrostete Pallasch und manch anderes Mordgewehr bis zu Dreschflegel und Sense.

„Ich kann's halt immer noch nicht recht glauben," sagte der Besitzer der Alm, „daß die Tiroler sich untersteh'n sollten, zu uns heraus zu brechen!"

„Warum doch!" rief der Förster. „Haben sie's doch auf andern Punkten schon gethan! Nicht sechs Wochen ist es, daß sie über Partenkirchen heraus sind bis nach Murnau und hätten den ganzen Markt angezündet und geplündert, wenn ihnen der Herr Pfarrer nicht mit Kreuz und Fahnen in Procession entgegen gegangen wär' ... sie haben eine Brandschatzung von dreißigtausend Gulden mitgenommen, das ist das Wenigste!"

„Ich mein' halt, es ist am besten, man sorgt vor!" rief der Eine von den Zwergerhofbesitzern. „Ich hab' ein altes Evangeli' daheim, da hat mein Urahnl auf die letzte Seit' allerhand hineingeschrieben, was Merkwürdiges gescheh'n ist zu seiner Zeit. Da steht's drinnen ... Zu Kurfürst Max Emanuel's Zeiten, es werden jetzt gerade so ein funfzig Jahrl'n sein, da ist auch Krieg gewesen mit den Tirolern, und die sind auch zu uns heraus gestreift in ihrer übermüthigen Weis'. Die Walchenseeer aber haben in der Eng' am Katzenkopf einen Verhau gemacht von Bäumen

und Trümmern und haben sich dahinter gestellt mit ihren Büchsen . . . da sind die Tiroler umgekehrt und ist kein einziger Schuß gefallen! Wir wollen's auch so machen!"

„Bin nit dagegen," sagte Sabinens Vetter; „aber wundern thut's mich doch! Hat's doch geheißen, der Lefèvbre käm' anmarschirt mit hunderttausend Mann, und die Tiroler wären geschlagen auf allen Seiten?"

„Und der Kaiser Franz hab' das Tirol aufgegeben?" fragte ein Anderer. „Und es soll doch bei Baiern bleiben?"

„Hab's auch nit anders gehört," setzte ein Dritter hinzu. „Und der Sandwirth, der in Innsbruck regiert hat wie ein König, soll flüchtig geworden und auf und davon gegangen sein?"

„Das ist Alles wahr," erklärte der Posthalter; „aber die Tiroler sind einmal verblendet und glauben's nicht. Der Husarenwirth von Mittenwald hat mir Post heraus gethan; die Tiroler, die in der Scharnitz liegen, rühren sich und wollen einen Einfall zu uns machen. Er hat's von einem Fuhrmann, den sie angehalten haben und der ihnen ausgekommen ist und ist bei der Nacht über die Grenze herüber . . ."

„Gut also!" rief der Vetter wieder; „so wollen wir vorsorgen und auch einen Verhau machen. Kannst gleich auch mitgeh'n, Lipp, mit Deinem Beil!"

„Gewiß!" erwiderte dieser, die Axt lüpfend, in rohem Ton; „sie rührt sich schon nach einem Tiroler-Schädel! Wir wollen's ihnen machen, wie sie's den Unsern gemacht haben . . . ich hab' auch einen Bruder dabei unter denen Vierhundert, die sie am Iselberg mit den Büchsenkolben erschlagen haben, wie die wüthigen Hund'!"

„Und ich einen Buben!" sagte der Sachenbacher grimmig. „Es ist mein Jüngster gewesen und mein Liebster . . . er ist mit dem Burscheidt gewesen an der Pontlatzer-Brucken und liegt unter den Felsentrümmern begraben! Jetzt wollen wir Alten es ihnen heimzahlen und wollen ihnen zeigen, daß der baierische Bauer mit dem Stutzen gerad' so gut umgeh'n kann, wie der Tiroler!"

„Es ist doch immer schade und ein' Schande dazu!" sagte der Posthalter, indem er mit den Männern den Weg waldabwärts einschlug. „Die Tiroler sind alleweil' gute Nachbarn gewesen und sind deutsche Leut', wie wir . . . ich wollt', wir könnten einmal miteinander über die Franzosen her, anstatt daß sie uns immer übereinander bringen und hetzen!"

Die Männer gingen, und bald war es still auf der Almweide, nur von unten herauf aus weiter Entfernung dröhnten manchmal Beilhiebe und das Stürzen der Bäume, welche den Verhau bilden sollten.

Sabine stand noch eine Weile unter der Thür und sah in die Sternennacht empor, die sich kühl und klar aufgethan hatte über Bergen und Wald. Sie hatte das Vorgehende nur halb vernommen; dringendere, eigenste Sorgen lagen ihr am Herzen, und auch als sie in die Hütte zurücktrat und die Thür schloß, um das Küchen- und Milch-Geschirr am Heerde zu ordnen und zu reinigen, waren ihre Gedanken nicht bei ihrer Beschäftigung, sondern schweiften hinab in die Felsschlucht mit dem Taferl und schwebten um den Kranz an demselben und dessen räthselhaften Spender. Als sie fertig war, saß sie noch lange auf dem Heerdrande, die Hände in den Schooß gelegt, beim Scheine des erlöschenden Feuers, und selige Träume von vergangenem Liebesglück umschwebten ihre Seele.

Einmal horchte sie auf, denn es war ihr gewesen, als hätte sie Schritte nahen gehört; aber Alles blieb still, und sie versank wieder in ihre Träumerei.

So erschrak sie wirklich, als mit einmal vor der Thür eine Stimme laut wurde — eine Stimme, die ihr so bekannt war, daß sie davor erbebte, und über die sie sich nicht täuschen konnte! Und doch — dem diese Stimme gehörte, lag ja lange zerschmettert im Grab und konnte nicht wiederkommen . . . Sie glaubte, geträumt zu haben . . . es mochte die Macht ihrer Einbildung sein, was ihr die Erinnerung als Wirklichkeit erscheinen ließ.

Da klopfte es fest an das kleine klirrende Fenster, und die Stimme rief so deutlich, daß kein Zweifel, keine Täuschung mehr möglich war: „Sennerin, mach' auf . . ."

Halb ohnmächtig, die eine Hand auf den Heerd stützend, die andere an das hochschlagende Herz gepreßt, stand Sabine . . . „Alle guten Geister . . ." stammelte sie mit stockendem Athem. „Wer ist draußen?"

„Einer, der den Weg verloren hat," klang es herein, „der nicht mehr weiter kann vor Hunger und Müdigkeit . . . Sennerin, mach' auf . . ."

Das war deutlich Gotthard's Stimme . . . konnte es eine solche Aehnlichkeit geben? Wie oft hatte sie auf diesen Ton gelauscht . . . wie oft hatte er ihr diese Worte scherzend zugerufen, wenn ihn der Weg Nachts aus dem Walde noch heimführte und er sich die Mühe nicht reuen ließ, ihr mindestens durch's Fenster einen Nachtgruß zu bringen! . . . „Es ist schon spät," brachte sie endlich mühsam hervor . . . „ich mach' nit mehr auf . . ."

„So gieb mir eine Schüssel Milch und ein Stück Brod durch's Fenster heraus," rief es entgegen. „Ich will Dir's zahlen . . . aber ich kann nit mehr fort vor Ermattung . . ."

„Wer ist's denn nachher?" fragte sie gefaßter und ermuthigter. „Wo kommst' her?"

„Ein Teppichhändler bin ich," war die Antwort, „aus dem Innthal . . . Ich komm' von Walgau und hab' einen kürzern Weg über die Berge gehen wollen und bin irr gegangen . . ."

Furcht und Neugier kämpften in dem Mädchen; die Furcht, noch so spät und allein einen unbekannten Menschen einzulassen, die Neugier, denjenigen von Angesicht zu sehen, dessen Stimme so sehr jener des todten Geliebten glich. Sie war noch unentschlossen, was sie thun wollte, als ihre Hand schon an den Thürriegel rührte und ihn zurückzog. Dann trat sie an den Heerd und störte die Gluth, daß sie aufflackerte.

In der Thür stand ein großer, schön gewachsener Bursche in Tirolertracht von kühnem Aussehen und einem entschlossenen Wesen, das zu dem friedlichen Handel mit Teppichen gar nicht zu passen schien, von denen er einige über den Arm hängen hatte und einen größern Pack in Riemen über den Schultern trug.

„Grüß' Dich Gott, Sennerin," sagte er, „es ist wollern brav von Dir und fein, daß Du mich noch hereinlass'st — brauchst Dich aber nit zu fürchten vor mir!"

„Ich fürcht' mich auch kein Bröfel," erwiderte Sabine kurz, stellte Milchschüssel und Brodlaib vom Gesims auf den Heerdrand und schob das Geldstück zurück, das der Bursche dafür hinlegte. „Steck's ein," sagte sie, „wirst es etwan schon noch brauchen können — 's ist nit der Brauch da heroben, daß man 'was nimmt von Einem, der hungrig ist . . ."

„Dann sag' ich halt, 'gelt's Gott tausendmal . . ."

„Gesegn's Gott auch so viel . . ."

Damit war das Gespräch zu Ende; der Fremde aß, doch nicht mit jenem Eifer, der nach seinem angeblichen Hunger zu erwarten gewesen wäre: er fand immerhin Zeit, über die Schüssel weg seiner Wirthin in's Gesicht zu blicken. Bei ihr war es die Neugierde, weshalb sie öfter auch nach ihm sah — sie mußte doch wissen, wie ein Mensch aussah, der dieselbe Stimme hatte wie Gotthard. Vieles erinnerte sie auch in der Erscheinung des Fremden an ihn: es waren zwar ganz andere Züge, und doch lag etwas in seiner Haltung und seinem ganzen Wesen, wodurch sie sich unerklärlich angezogen fühlte. Sie wandte die Augen ab oder schlug sie zu Boden, wenn sie dem forschenden Blicke desselben begegnete. Dies Anstarren war ihr zuwider und verletzend, und doch regte sich ein Zug des Wohlwollens in ihr, wegen dessen sie sich grollte und den sie nicht mehr für möglich gehalten hatte in ihrem Leben.

Sie mußte sich aufraffen und dem Ding ein Ende machen. „Was gaffst' mich so in einem fort an?" sagte sie unwillig. „Hast noch nie eine Sennerin gesehn?"

„Eine solche, wie Du bist, noch nie!" entgegnete der Fremde unbefangen und geradezu. „Du gefallst mir so viel gut — daß ich's gar nit sagen kann. Hast schon einmal von den saligen Fräulein gehört?"

„Niemals," erwiderte sie mit beklommener Verwunderung.

„Das sind Weiß-Alben," fuhr er fort, „gute Geister, die bei mir daheim in Tirol auf den höchsten Bergen oben in den Felsen drin hausen — stille, fromme Geschöpf', freundlich und schön wie der Mondschein. Es ist wunderselten, daß Einer sie singen hört, oder gar, daß Einer sie sitzen sieht vor ihrer Höhl' und schaut ihr zu von fern, wie sie an einer goldenen Spindel spinnt . . . Wenn sie aber einen Menschen finden, der's werth ist und der ihnen gefallt, den führen sie in den Berg hinein in ihr unterirdisches Reich, und wer einmal da drinn' gewesen ist, der kann's nimmer erleiden auf der Welt und kränkt sich hinunter, bis ihm die Sehnsucht das Herz abstoßt . . ."

„Das sind Fabeln,“ sagte sie und wandte sich ab.

„Freilich wohl — wie ich aber jetzt so dasitz' vor Dir, ist mir, als wär' es doch wahr und als hätt' mich ein saliges Fräulein hereingeführt in sein Reich.“

Ein schwaches Roth überflog die bleiche Wange des Mädchens. Geräusch von außen entriß sie der Verlegenheit und ersparte ihr die Antwort. Auch der Fremde vernahm das Geräusch und sprang auf, aber nicht mit der Haltung eines erschrockenen Händlers, sondern mit der eines Mannes, der sich zu vertheidigen entschlossen ist. „Ich hör' Fußtritt',“ sagte er mit eigenthümlicher Betonung. „Gilt's Dir, Sennerin? Ist das Dein Schatz, der an's Fenster kommen will . . .?“

„Ich hab' keinen Schatz,“ rief sie unwillig und mit tiefer Gluth übergossen, „die Bauern werden's sein, die drunten einen Verhack machen . . . Die rebellischen Tiroler sind uns angesagt worden . . . . Mach', daß Du fortkommst!“

Er zögerte. „Warum?“ sagt er. „Ich fürcht' sie nit, Alle miteinander . . .“

„Fort, sag' ich, fort!“ rief sie wieder, ängstlich durch's Fenster spähend. „Ich will nit, daß sie Dich bei mir antreffen, und Du als Tiroler hast auch nit Ursach', daß Du auf sie wartest . . . Geh', sag' ich. . . Dieweil sie vorn herein kommen, kannst Du hinten durch den Stall hinausschlupfen! . . . Aber halt' Dich rechts . . . gegen die große Buchen zu . . . links geht's hinunter über die lange Wand . . .“

Der Fremde schrak zusammen. „Sorg' Dich nit um mich, Sennerin,“ sagte er, „ich kenn' mich wohl aus . . . bin nit ganz zum allerersten Mal in der Gegend . . . Aber meinetwegen, ich geh', weil Du's so haben willst . . . aber wenn's nit heut' Nacht noch zu End' ist mit mir, so komm' ich wieder . . .“

Er schlüpfte hinaus. Beinahe gleichzeitig erschien Lipp mit einigen von den bewaffneten Bauern in der Hüttenthür. Er blieb stehen und sah spähend in allen Winkeln umher. „Bist allein, Sennerin?“ sagte er mit lauerndem Hohn.

„Du siehst es wohl,“ antwortete sie barsch. „Hast noch keine Sennhütten gesehen, weil Du so herumsuchst?“

„Wie man sich doch irren kann!“ fuhr er wie zuvor fort. „Ich hätt' darauf schwören mögen, ich hätt' reden hören in der Hütten. . .“

„Ich werd' wohl mit mir selber gered't haben,“ entgegnete sie trotzig und ebenfalls nicht ohne Spott. „Aber was willst Du mit den Männern noch heroben bei mir?“

„Wir machen eine Streif',“ antwortete Lipp, „der Hiesenfranz ist Posten gestanden an der Obernach hinauf und hat gesagt, er hat ein Mannsbild daherkommen sehn, und wie er ihn angerufen hat, ist er umgeschlagen wie ein Fuchs und hinauf in den Wald . . . Den suchen wir und haben nur fragen wollen, ob Niemand zu Dir 'kommen ist. . .“

„Schaut selber,“ sagte sie, „aber macht, daß Ihr weiterkommt . . . 's ist Zeit, ich will schlafen gehn . . .“

Zögernd und unwillig trat Lipp aus der Thüre, die sogleich hinter ihm geschlossen wurde. Auch das Licht erlosch unmittelbar: das Mädchen, von einer Fluth neuer, gewaltiger, unklarer Gefühle bestürmt, verlangte Dunkel und Einsamkeit — angekleidet warf sie sich auf's Lager, barg das glühende Gesicht in dem Heukissen und weinte bitterlich.

2.

Der Flüchtling hatte sich, als er aus der Hütte getreten war, auf den Boden in's Gras niedergeduckt und war unhörbar und unsichtbar bis an den Waldrand vorgekrochen, wo Haselstauden und Schlehengebüsch ein finsteres Dickicht bildeten und ihn verbargen. Keiner der Streifer hatte ihn bemerkt; die Bauern waren voll Eifer, aber zu ungeübt in solchen Dingen; den Wald und alle Waldwege hielten sie so genau bewacht, daß kein lebendiges Geschöpf unentdeckt durchzuschlüpfen vermocht hätte — daß man auch durch's Gras gleiten könne, wie eine Natter, dachten sie nicht.

In dem Gebüsche blieb der Teppichhändler liegen und wartete athemlos, bis die Männer alle sich gesammelt hatten, die Sennhütte wieder verließen und abzogen. Wenige Schritte von ihm tappten sie sich in den ziemlich steil absinkenden Waldpfad hinein, er konnte beinahe die Gesichter unterscheiden, er hörte und verstand jedes Wort, das sie sprachen — sie dagegen konnten sein Blätterversteck nicht durchdringen, denn es war ziemlich dunkel, und dichte Wolkenmassen, von einer hochgehenden Windströmung gejagt, zogen an der schwachen Sichel des abnehmenden Mondes vorüber.

Bald war Alles verschwunden und nichts mehr zu hören, als das Rauschen der Büsche am Waldrande, welche der Windstrich noch erreichte, da erhob sich der Tiroler und blickte vorsichtig über die Almblöße und nach der Sennhütte hinüber. Dann huschte er längs des Gebüschsaumes der großen Buche zu, welche nach rechts hin die mächtige Krone schwarz in die Nacht emporhob. Unter dem beinahe völlig finstern Laubgewölbe angelangt, hielt er wieder an, blickte nochmal nach der Hütte zurück und starrte einige Augenblicke nach der gegenüberliegenden Seite hin, wo die Linie des Berges sich scharf vom grauschwarzen Nachthimmel abhob — es war die Stelle, von wo die lange Wand in die Tiefe stürzte. Er nahm den Hut ab, hielt ihn zwischen den gefalteten Händen vor die Brust und murmelte unverständliche Worte in sich hinein. Dann schien er sich aufzuraffen und trat unter dem Baume vor, aber wieder nur, um neuerdings sich besinnend stille zu stehn. Er dachte noch ein Versteck aufzufinden, wo er die Nacht unentdeckt zubringen konnte, denn es schien ihm nicht rathsam, seinen Weg weiter zu nehmen, da die Bauern der Gegend einmal beunruhigt waren und leicht durch irgend einen Anlaß dazu gebracht werden konnten, ihre Streiferei nochmal zu beginnen. Bei Tag konnte er jeden Feind eher gewahr werden und durfte dann hoffen, unangefochten die Mündung des Jachenauerthals zu erreichen und von dort über den Kesselberg in die Ebene zu gelangen, zumal wenn er sich nicht an die bewohnte Seite des Sees hielt, sondern ihn an dem einsamen rechten Gestade, wo keine menschlichen Ansiedelungen waren, im weiten Bogen umging. In dem Sinnen und Umherspähen fiel ihm nach rückwärts ein kleiner weißgrauer Fleck in's Auge, der sich mit verschwimmenden Umrissen aus dem umgebenden Walddunkel erhob. „Das muß die alte Lienhardi-Capellen sein,“ sagte er vor sich hin, „da hab' ich schon manche Nachtstund' verpaßt, bis die Jäger daheim gewesen und auf den Ohren gelegen sind — die Thür' laßt sich ausheben mit einem tüchtigen Ruck . . . ich will hin . . . von dort ist auch nicht weit nach der Alm herüber . . . denn so kann ich nicht fort, das spür' ich wohl, einmal muß ich noch herkommen, muß die Hütte wiedersehen, und . . .“

Das Weitere verhallte im Nachtwind, und der Wald nahm den Flüchtling in seinen schützenden Schooß.

Die streifenden Bauern waren unterdessen längst bei dem Verhau angelangt, hinter welchem die Mehrzahl verschanzt lag und Wache hielt. An einer besonders schmalen Stelle des Thalsträßchens, wo die Felsen zu beiden Seiten enger herantreten, waren einige der größten Fichtenbäume niedergehauen und lagen mit dem Gewirr ihrer Aeste quer über den Weg; der Platz war passend und mit unverkennbarem kriegerischem Geschick gewählt, vermuthlich lebte es in der Ueberlieferung fort, daß er schon öfter zu ähnlichem Zweck mit Erfolg verwendet worden war. Einige saßen und lehnten halbschlafend auf der grünen Brustwehr, während die meisten um ein weiter rückwärts angezündetes Wachtfeuer saßen, dessen Schein das Vordach einer alten, verlassenen Köhlerhütte beleuchtete. Nach vorn zu, das Sträßchen entlang, waren auf hervorragenden Stellen Schildwachen ausgestellt, um Alles, was etwa des Weges kam, zu melden und anzuhalten. Der Revierförster, ein alter, ausgedienter Soldat, der mit den bairischen Reichstruppen den siebenjährigen Krieg mitgemacht, hatte die alte Kenntniß hervorgesucht und mit Geschick angewendet.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Eine traurige Geschichte aus London. An einem Spätsommerabende dieses Jahres ging ich in Begleitung meiner Frau durch einen der zahlreichen öffentlichen Plätze im Westen von London. Der Ausdruck „öffentlicher Platz“ bedarf in etwas der Modification: die Squares in London sind bekanntlich nur insoweit als öffentliche Plätze anzusehen, als die Wege, von denen sie eingefaßt sind, in Betracht kommen; der eigentliche freie Platz ist mit einem etwa 5 Fuß hohen eisernen Gitter umgeben und nur denen zugänglich, welche in dessen nächster Nachbarschaft wohnen und gegen Bezahlung einer gewissen monatlichen Summe einen Schlüssel und damit das Recht erhalten, die meist recht hübschen Gartenanlagen als Promenade zu benutzen. Es war bereits spät, kurz vor 10 Uhr Nachts, und nur wenige Spaziergänger belebten noch die nicht zu dem geräuschvollsten Theile Londons ge-

hörenden Straßen. An das Eisengitter gekauert, nur sehr dürftig bekleidet, auf den Steinplatten des Trottoirs liegend, fanden wir vier Kinder im Alter von fünf bis ungefähr elf Jahren. Wir waren unter den Vorübergehenden wohl so ziemlich die Einzigen, welche durch diesen Anblick in ihrem Wege aufgehalten wurden; der Londoner ist durch den täglichen – was sage ich! — stündlichen Anblick des maßlosesten Elends bereits so völlig erkaltet, so gleichgültig geworden und so abgestumpft, daß eben etwas das Gewöhnliche unendlich Uebersteigendes dazu gehört, um ihn nur so lange von seinem eiligen Geschäftswege abzuhalten, als genügt, einen oberflächlichen Blick auf das neue Capitel menschlichen Elends und Jammers zu werfen. Dann geht er weiter und hat bald den „üblen Eindruck“ vergessen. Nicht so der Deutsche; in ihm regt sich, trotz aller Täuschungen, denen sein von Natur meist gutes und mitleidiges Herz hier ausgesetzt ist, zunächst der Wunsch, Hülfe zu leisten, sei es auch eben nur durch guten Rath, wenn seine Lebensstellung ihm die wirksamere Hülfe nicht gestattet.

Auch auf mich machte der Anblick dieser hülflosen Kinder in so zartem Alter einen tiefen, schmerzlichen Eindruck und ließ mich wieder einmal fühlen, daß Diejenigen, die gern fremdes Leid lindern möchten, es in der Regel nicht können. Das Einzige, was ich thun konnte (und auch that), war, die Aufmerksamkeit des nächsten Polizei-Constables, den ich traf, auf die Kinder zu lenken, hoffend, daß dieser für deren Unterkommen — für die bevorstehende Nacht wenigstens — im Armenhause des Districts sorgen werde. Allein was geschah? — Der Polizist trieb die armen Geschöpfe aus ihrem Ruheplatze fort und so lange vor sich her, bis es ihm gelungen war, sie aus dem seiner Controle unterworfenen Bezirk zu entfernen. Damit hatte er sich ihrer entledigt, und es war nun Sache eines andern seiner Collegen, sich (in gleicher Weise wahrscheinlich) weiter mit den Unglücklichen zu beschäftigen.

Doch, wird man fragen, wie kann so etwas in einer Stadt vorkommen, die von Wohlthätigkeits-Anstalten aller Art förmlich wimmelt, in der Millionen von Pfunden Sterling Jahr aus Jahr ein unterzeichnet und gezahlt werden für milde Zwecke aller Art, wo unzählige Armen- und Waisenhäuser, Hospitäler und milde Stiftungen durch die öffentliche Wohlthätigkeit unterhalten und neue Anstalten derselben Art fortwährend gegründet werden?

Das ist nun eine ganz natürliche Frage und ihre Beantwortung doch nur für Diejenigen leicht, welche London, seine Gesellschaft, seinen Schwindel, seine Lüge und seine Wahrheit kennen und sich Zeit und Mühe nicht verdrießen lassen, theils durch eigene Anschauung, theils durch fortgesetzte und namentlich vergleichende Lectüre der Tagesblätter mit der Zeit in gewissen Dingen klar zu sehen.

Ich gehöre einigermaßen zu diesen Beobachtern und stellte die Behauptung auf, daß, wenn nur die Hälfte der jährlich zu wohlthätigen Zwecken in London bewilligten Mittel wirklich im Sinne der Geber verwendet würde, es ganz anders mit dem Elende stehen müßte, dessen Anblick oft genug geeignet ist, dem Beschauer das Blut nach dem Herzen zu treiben. Wenn hier eine öffentliche Wohlthätigkeits-Anstalt in's Leben tritt, so ist das Erste, was geschieht, die Einsetzung eines zahlreichen und sehr gut salarirten Beamten-Personals, dessen Gehaltszahlung natürlich aus den durch milde Beiträge zusammengeschossenen Fonds bestritten wird; ja, es ist Thatsache, daß manche derartige Anstalten eben nur in der Absicht fundirt wurden, um gewissen, den besseren Classen der Gesellschaft angehörenden Personen, die in ihren Verhältnissen zurückgekommen sind, eine ebenso dauernde als lucrative Versorgung zu gewähren, indem man sie zu Directoren oder Secretärien derselben ernannte. Nachdem nun reichlich für den Comfort und die gute Bezahlung der „Officials“ gesorgt und die regelmäßigen jährlichen Beiträge der fettesten Protectoren einer solchen Wohlthätigkeits(?)-Anstalt gesichert sind, — dann wird daran gedacht, den verbleibenden Rest in dem Sinne zu verwenden, in welchem Alles gegeben ward!! — Das ist eine Thatsache! —

Nun möge man aber nicht glauben, daß dieser Rest rückhaltlos und ohne Ansehen der Person, nur mit alleiniger Rücksicht auf das Bedürfniß gegeben und verwandt wird: — weit entfernt! In neunundneunzig von hundert Fällen sind erst noch Empfehlungen und dergleichen unerläßlich, um einer Wohlthat theilhaftig zu werden. Außerdem sind diese Anstalten fast ausschließlich der Controle eines Geistlichen der anglikanischen Kirche unterworfen. Diese Herren, welche ein Vorbild christlicher Milde und Duldung sein sollten, sind in der Regel ausgezeichnet durch ihren Zelotismus und ihre Unduldsamkeit! Wehe dem Armen, der, um Hülfe suchend, nicht ein Attest mitbringt, das ihn unzweifelhaft als eifrigen und regelmäßigen Kirchenbesucher stempelt! Wehe ihm ferner, wenn er einer Dissenter-Gemeinde angehört; es wäre dies schlimmer für ihn, als wenn er sich de facto als Juden, Mohammedaner oder Heiden einführte. Nicht zu reden von den obligatorischen Buß- und Betübungen, die stets unzertrennlich sind von einem solchen Londoner Wohlthätigkeits-Institut, welcher Art es auch sein und welchem Genre es angehören mag. Heuchelei und Augendienerei sind einmal hier an der Tagesordnung und werden es bleiben, bis die jetzt nur noch schwachen Versuche im Parlament, die Macht und den Einfluß des englischen Klerus zu schwächen, mehr und festeren Boden gewinnen und kräftiger und nachhaltiger betrieben werden.

Was wird nun aus jenen eingangserwähnten vier Kindern geworden sein? fragt der solcher Möglichkeiten ungewohnte deutsche Leser weiter; und wie konnten dieselben überhaupt zu einem solchen Grade von Verlassensein kommen?

Was aus ihnen geworden sein wird? – Du lieber Gott! — mit Gewißheit kann ich es nicht sagen, doch mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit. Von Ecke zu Ecke und von Straße zu Straße getrieben, von einem Constable in das Revier des andern hinüber gescheucht, sind sie endlich in später Nacht oder am frühen Morgen Einem in die Hände gefallen, der vielleicht selbst Kinder hat und der nun, ein Gefühl des Mitleids spürend, die elenden Geschöpfe unter das einzige Obdach bringt, das er zu vergeben hat — unter das der nächsten Polizeistation. Dort bringen sie den Rest der Nacht zu und stehen am nächsten Vormittag um 10 Uhr vor dem Districts-Polizeirichter unter der Anklage des „obdachlosen Umhertreibens“. Niemand kennt, Niemand reclamirt die Kleinen; der Richter schickt sie in's Armenhaus, wo sie schlecht behandelt und jämmerlich gespeist werden, und das ungeachtet der drückenden Abgaben, welche jeder Hausbesitzer, außer den vielen anderen Taxen, speciell gerade für dieses Institut zahlen muß. Doch hier kommen wir wieder auf den alten faulen Fleck: wenn nur die Hälfte dieser Abgaben den Armen wirklich zu Gute käme! — Die physisch und psychisch unerträgliche Lage verleitet die Kinder endlich zur Desertion aus dem Armenhause; auf's Neue ist die Straße, der öffentliche Park ihre Heimath. Sie haben weder Geld, noch Obdach, noch Freunde. Hunger und Noth führen zum Diebstahl, zum Broddiebstahl, zur Polizeistation, zum Gefängniß, zur Correctionsanstalt für jugendliche Verbrecher u. s. f., bis endlich Newgate mit seinem Galgen oder die Alles beschließende Tracht aus zweierlei Tuch in Portsea oder Millbank die Carriere enden.

Und wie ist es möglich, daß Kinder in so zartem Alter überhaupt so exponirt sein konnten? — Das ist die Folge der großen individuellen Freiheit, deren das britische Volk genießt. Die rechtmäßige Ehe ist leichter zu schließen, als irgendanderswo, ein wildes Zusammenleben von Mann und Weib ohne legales Hinderniß in's Werk zu setzen. Nach kurzem Traume läuft dann oft der Vater hierhin und die Mutter dorthin auseinander, und die armen Geschöpfe, denen sie das Leben gaben, hungern und lungern nun auf den Gassen umher, bis endlich das Verbrechen sie aufnimmt oder die Geschworenen bei einer Leichenschau ihren Tod durch Hunger und Entbehrung constatiren.

Hungertod ist eine jetzt in den Londoner Zeitungen so alltäglich gewordene Rubrik, daß man die einzelnen Fälle nicht mehr liest. Der Beamte einer öffentlichen, durch die Einnahme des Kirchspiels unterhaltenen Armenanstalt verweigerte einer armen, alten, allein in der Welt stehenden Frau kürzlich die Aufnahme, weil sie noch einiges Mobiliar (ich glaube eine Matratze, einen Tisch und einen Stuhl) besaß. Wenige Tage darauf fand man die greise, hülflose Frau todt in ihrem Dachstübchen. Der die Leiche secirende Arzt erklärte, daß sie Hungers gestorben sei. Jedenfalls hatte sie nicht heuchlerisch die Augen zu verdrehen verstanden!

Das ist eine traurige Geschichte aus London, wo der Philanthropist noch ein gar reiches Feld für seine Thätigkeit und für seine Studien allnächtlich finden kann; wo die Menschen auf der öffentlichen Straße verhungern, weil sie im Augenblicke der höchsten Noth, und als Mangel und Verzweiflung mit deutlichen Zügen ihnen im Gesicht geschrieben waren, es wagten ohne Empfehlung an die Pforten einer öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalt zu klopfen, die ja doch nur den Empfohlenen geöffnet werden und deren oft, ja meist, reiche Fonds hauptsächlich zur Bildung von Sinecuren für die Schützlinge vornehmer Herren vorhanden sind.

Hier mag man erst Besserung schaffen, ehe man — wie neulich ein Herr Henry Mayhew — in frecher Ignoranz sich unterfängt, von einer ganzen großen Nation, unserer deutschen, als von „einem Volke von uncivilisirten, schmutzigen und betrunkenen Bettlern“ zu sprechen. Auf welcher Seite die wahre Civilisation gesucht werden muß — nur John Bull's hochmüthiger Eigendünkel kann darüber eine Minute in Zweifel sein.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen im Laufe der letzten acht Tage wieder bei mir ein: 4 Thlr. von fröhlicher Gesellschaft auf dem Geburtstage des Kaufmanns A. T. in Altstrelitz — 4 Thlr. L—t in Raschau — 1 Thlr. O. M. in Riesa in Folge einer verlorenen Wette — 1 Thlr. 17 Ngr. 4 Pf., ges. am 12. December durch Herrn C. R. in Wermsdorf — 2 Thlr. 5 Ngr. aus Aue — 25 Thlr., auf einem Weihnachtsball in Annaberg, ges. durch Kaufmann Kurlbaum — 3 Thlr., ges. in einer kleinen Gesellschaft bei einem Glas bairischen Bier am Abend des 28. Decbr. in Buchholz — 2 Thlr., C. B., eine Leserin der Gartenlaube — 5 Thlr. als Ertrag des Weihnachtsbaumes im Verein Thalia in Leipzig, durch C. Schmidt — 12 Thlr. für die vertriebenen Lehrer Schleswig-Holsteins, als Jahressammlung einer Billardgesellschaft in St. N. in Leipzig — 3 Thlr. Gesangverein Lucinia in Leipzig — 15 fl. in österr. Obligationen, Verloosung des Christbaumes im Locale des Turnvereins in Feuchtwangen — 1 Thlr. Monatsbeitrag für den Kampf (ohne Unterschrift), 1 Thlr. für die Vertriebenen (ohne Unterschrift) — 4 Thlr., ges. durch F. K. am 25. Dec. in der „Partei“ in Leipzig — 3 Thlr. aus Annaberg, ohne Namensunterschrift — 35 fl. österr. von Turnern und Feuerwehrleuten Reichenbergs — 1 Thlr. 10 Ngr. als erster Beitrag für die Wackern, welche den Eid mannhaft verweigerten, von der Gesellschaft Gemüthlichkeit in Lengefeld — 7 Ngr. 1 Pf. ein verauctionirter Pfennig und 1 Thlr. 15 Ngr. 5 Pf., ges. am Biertische von jungen Leuten in Lengefeld — 8 Thlr. 10 Ngr. Sammlung in der Abendunterhaltung der Liedertafel in Wurzen — 2 Thlr. 15 Ngr. der Schützenverein für Freihandschießen in Güstrow — 18 fl. östr. und 1 Thlr., von einem Lesekränzchen in Asch — 12 Thlr., ges. bei einer Soiree der „Union“ in Gera (durch wackere Unterstützung des Wirthes Hrn. Pfotenhauer): Gott hat geholfen, Gott hilft noch und Gott wird weiter helfen — 2 fl., ein österr. Soldat (Bravo!) — 6 Thlr., ges. von einer deutschen Frau in Gleiwitz beim Geburtsfest eines Turners — 2 Thlr. 15 Ngr., von der Nordmann'schen Riege bei der Weihnachtsbescheerung — 6 Thlr. 5 Ngr., ges. von der Tertie des Gymnasiums in Rostock: „Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken, — Den Götter zum Getretensein doch schufen — Volk, mehr als Stein, wie lang darf man dich drücken?“ — 1 Thlr., ges. von einer fröhlichen Frühstücksgesellschaft bei G. H. L. in Pirna — 30 fl., von einigen Deutschen und Czechen in Syrowatka und Dobrschenitz in Böhmen mit dem Wunsche, der Wille des Volkes möge sich energisch aussprechen — 1 Thlr. 5 Ngr., ges. in einer Kegelgesellschaft in Schönefeld — 2 Thlr., aus deutscher Frauenhand in Pirna den schleswig-holsteinischen Brüdern — 3 Thlr., von der Gesellschaft Concordia in Oberfr. — 10 Thlr. 15 Ngr. Kreisgerichtsrath Wiedemann in Schönlanke — 20 Thlr., ges. in der Gesellschaft Union in Eibenstock, durch Wergitzky — 21 Thlr. 15 Ngr., Weihnachtsbescheerung von Mitgliedern und Freunden der Gesellschaft Friendship — 8 Ngr. ein Weihnachtsgeschenk.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 3. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kranz am Marterl.

Eine Geschichte aus dem bairischen Hochland.

Von **Herman Schmid**.

(Fortsetzung.)

Lipp hatte eben seinen Bericht über die Erfolglosigkeit des Zuges beendet, aber weislich den Gedanken für sich behalten, wie sonderbar ihm Sabinens Benehmen erschienen war und welche Vermuthungen sich ihm dabei aufgedrängt hatten. Er fürchtete die Spottlust der Bauern, wenn sie ihm nicht glaubten und in seinen Reden nur die Regungen argwöhnischer Eifersucht gesehen hätten, er wollte seine Beobachtung für sich behalten, um vielleicht damit eine Waffe zu haben gegen des Mädchens thörichten Eigensinn. „Der Hiesenfranz," rief lachend einer der Bauern, „hat falsch geseh'n! Wer weiß was er für einen Tiroler angeschaut hat!"

„Etwa einen alten Baumstock!" lachte ein Anderer.

Der Bursche, der die Meldung gemacht und dadurch den vergeblichen Streifzug veranlaßt hatte, stand am Feuer und drehte ärgerlich seine Büchse in der Hand. „Wenn Du unterwegs gewesen wärst, Kohlentoni," sagte er gereizt, „dann hätt's wohl sein können, daß ich einen Stock für einen Menschen angeschaut hätt'."

Lautes Gelächter begleitete die derbe Abfertigung. „Ich weiß es besser," sagte dann der Förster, „wenn man ungewohnter Weise bei Nacht im Walde ist, kommt Einem Manches ganz ungewohnt vor . . . Es ist ein Hirsch gewesen, was der Hiesenfranz gesehn hat, und das Geweih' kann ihn irregeführt haben in dem Zwielicht. . ."

„Sagt, was Ihr wollt," sagte der beleidigte Bursche und warf seinen Stutzen auf die Schulter. „Ich bleibe dabei, es war ein Mensch — ich bin nit so blind, daß ich einen Hirsch auf vierzig Schritt für ein Mannsbild und sein Geweih für einen Tirolerhut halten sollt'! Ich hab' ihn so deutlich gesehn, wie ich Euch vor mir seh', und hab' den Pack unterscheiden können, den er auf der Achsel gehabt hat. . ." Damit ging er und wandte sich seitwärts in den Wald.

„Einen Pack?" sagte ein Bauer. „Am End' ist es Niemand gewesen, als ein unschuldiger Teppich- oder Handschuhhändler, wie sie oft herauskommen aus dem Tirol!"

„Ist eine schlechte Zeit jetzt zu solcher Handelschaft!" sagte der Förster. „Verdächtig bleibt es immerhin. Wenn es wirklich ein Teppichhändler war, was hätt' er sich zu fürchten und zu verstecken gebraucht? Drum ist es wohl möglich, daß er den Handel nur zum Schein treibt. . ."

„Und daß er sich einschleichen und spioniren will!"

„Es kann auch ein Flüchtling sein," entgegnete der Förster. „Der Förster von Walgau hat mir sagen lassen, der Marschall Lefèbvre habe alle Tiroler Anführer für vogelfrei erklärt. Die meisten seien fort, und auch der Commandant der Unterinnthaler, welche die Scharnitz besetzt hatten, habe sich aus dem Staub' gemacht. Das ist Einer von den Allerwildesten — darum ist auch ein Extrapreis auf den Kopf des Bomper-Hans gesetzt!"

„Bomper-Hans?" sagte der Sachenbacher, bedächtig den Kopf schüttelnd. „Ich weiß nit, warum mir der Nam' so bekannt vorkommt!"

„Das ist leicht möglich! Er hat einmal in hiesiger Gegend gedient — als Fuhrknecht beim Wirth im Krünn. Er ist oft durchgekommen mit seinem Frachtwagen . . . ein großer, schöner Bursch', verwegen wie der Teufel und ein Wildschütz erster Classe. Drum hat mich's der Walgauer Förster wissen lassen, denn wenn der Rebeller zu uns herüber ist und sich auf's Wildschießen verlegt, könnt' er sich lang in den Bergen verstecken und die Revier' sauber zurichten!"

„Und wie lang' ist das her?"

„Daß der Bomper-Hans im Bairischen gedient hat? Das mag etwas über drei Jahre sein . . . es war um dieselbe Zeit, zu welcher mein Jagdgehülfe, der Gotthard Recht, sich erstürzt hat über die lange Wand, wenn Ihr Euch noch daran erinnert."

„Als wenn's gestern gewesen wär'! Der arme Mensch! Es ist recht schad' gewesen um den braven Burschen. Man hat's nie so recht erfahren, wie er eigentlich zu Grund' gegangen ist!"

„Was ist da viel zu erfahren! Auf den Jäger lauert der Tod bei jedem Schritt . . . er muß sich eben, Gott weiß warum, zu weit hinausgewagt haben an die Wand und hat den Schwindel bekommen, oder es ist ein Stein losgegangen und hat ihn mit hinunter genommen . . ."

Lipp, auf einem Stumpf im Schatten liegend, hatte aufmerksam zugehört. „Ich weiß nit," sagte er, anscheinend ganz gleichgültig, „mir ist, als wenn ich es geträumt hätt' . . . hat es denn nit geheißen, der Jagdgehülf sei nit verunglückt, sondern umgebracht und hinuntergestürzt worden?"

„Ganz unmöglich wäre es nicht," sagte der Förster nach einigem Besinnen. „Ein Jäger kommt oft mit einem Wildschützen auf gar sonderbare und ernsthafte Art zusammen . . . aber es hat sich gar keine Spur, nicht das mindeste Anzeichen gefunden für einen solchen Verdacht, und wenn heut' noch etwas aufkäme, würde es nicht mehr viel fruchten . . . der wackere Bursch' liegt im Grab und ist vergessen!"

„Doch nicht so ganz," sagte der Sachenbacher. „So oft ich hereinkomm' und von Weitem an dem Martel vorbeikomm', hängt ein Kranzel dran. . ."

„Ja, ja," erwiderte der Förster, „das Binl ist ein wackeres, kreuzbraves Mädel, das seinen Schatz nicht so leicht vergißt, wie manche Andere — die bleibt ihm auch noch im Grabe treu. Die Kränze kommen von ihr. . ."

„Nit allemal, Herr," sagte hinzutretend ein Bursche, der auf dem Verhau geschlafen und erst den letzten Theil des Gesprächs mit angehört hatte. „Ich bin heut' früh mit einer Fuhr' Bäume hinein auf die Schneidemühl' . . . es ist mir zuerst gar nit besonders aufgefallen, aber weil jetzt die Red' davon ist, kommt's mir hinterher absonderlich vor . . . da hab' ich meine Pferd' ausschnaufen lassen über der Anhöh', wo's hineingeht in die Klamm an der langen Wand — da ist mir ein Tiroler begegnet. . ."

„Was? Ein Tiroler?" riefe Alle durcheinander. „Und das sagst Du jetzt erst?"

„Wann hätt' ich's denn sagen sollen?" fragte der Bursche verwundert. „Ist ja noch keine Stund', daß ich zurück bin und ausgespannt hab' . .!"

„Wie sah der Mensch aus?" fragte der Förster.

„Nun, wie halt ein Tiroler ausschaut! Ein großer, starker Bursch' mit einem sakrischen Schnurrbart und auf den Achseln hat er einen Pack Teppich' getragen — er wird wohl handeln damit!"

„Wirklich?" rief der Förster. „Also hat der Hiesenfranz doch recht gesehn! Ein Teppichhändler! Und das war schon in der Früh'?"

„Zu Morgens — um ein Zehne herum."

„Und Abends war er noch hier! Also schleicht er offenbar herum und ist entweder ein Spion oder ein Flüchtling! Aber geschwind — erzähle weiter — was war's mit dem Tiroler?"

„. . . Er hat mich gegrüßt und ist rasch an mir vorbeigegangen; ich hab' ihm so nachgeschaut und hab' gesehn, daß er in die Klamm hinein ist. Was hat nur der Tiroler in der Klamm zu thun? hab' ich mir 'denkt, solltest ihm doch Wunders halber nachgehn und schaun, was er macht . . . Meine Ross' sind gestanden wie die Lampeln — also bin ich ihm die paar Büchsenschuß nach und da hab' ich gesehn, er hat sich vor dem Marterl an der Wand hingekniet und hat eine Weil' gebet't — dann ist er zu dem Strauchwerk hin, hat was abgerissen und hat ein Kranzel daraus gemacht — das hat er dann über das Gemäl' gehängt . . ."

Alle horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, besonders Lipp. „Weiter, weiter!" drängte der Förster.

„Ich bin in meiner Verwunderung noch dagestanden, wie er wieder heraus ist aus der Klamm," fuhr der Bursche fort. „Er ist verhofft, wie er mich erblickt hat, und es ist mir vor'kommen, als wenn's ihm nit recht wär' und wann er Handel wollt' anfangen mit mir. Er hat sich aber besonnen, hat „Gelobt sei Jesus Christus" gesagt und ist an mir vorbei. „In Ewigkeit," hab' ich geantwort't . . . und „hast den Jager wohl 'kennt, weil Du ihm gar ein Kranzel bringst?" . . . Da hat er mich fuchsteufelswild und doch wieder so gewiß traurig angeschaut . . . „Ja," hat er gesagt — „ich hab' damals gedient in der Gegend — ich hab' an den Margarethentag zu denken, so lang' ich leb' . . ." Damit ist er fort, und ich bin meiner Weg' gefahren . . ."

„Höchst merkwürdig und auffallend in der That!" rief der Förster. „Es ist kein Zweifel mehr, daß hier ein verdächtiger Zusammenhang besteht: gewiß aber ist, daß wir unsern Teppichhändler haben und daß es Niemand anders ist, als der Wildschütz und Rebellencommandant, der Bomper-Hans! Wir müssen unsere Wachsamkeit verdoppeln und eine neue Streife aussenden — er darf uns nicht entgehn!"

Beistimmend und berathend traten die Bauern zusammen. „Und ich mein'," murmelte Lipp, bei Seite tretend, vor sich hin, „ich weiß jetzt auch, wer den Jäger hinuntergestürzt hat über die lange Wand . . . Das kann ich brauchen bei dem starrsinnigen Mädel! Wenn sie ihre Rach' auslassen kann an dem Mörder, wird sie ruhiger werden . . . wird ihn vergessen, und dann will ich sie schon erinnern, wer ihr dazu verholfen hat . . ."

Er wollte unbeachtet fort und den Waldweg zur Alm einschlagen, das Rufen des Hiesenfranz, der athemlos herangelaufen kam, veranlaßte ihn, noch einen Augenblick zu verweilen. „Jetzt sagt noch einmal, daß ich nit recht gesehn hab'!" keuchte der Bursche. „Ich hab' ihn wieder aufgegangen — ich weiß, wo er steckt!"

„Wer? Der Tiroler? Der Teppichhändler?" rief Alles durcheinander.

„Ja . . . wie ich vorhin weg bin in meinem Aerger," fuhr der Hiesenfranz fort, „da hab' ich mir gedacht, ich wollt' es Euch zeigen, daß ich meine Augen nicht umsonst im Kopf stecken hab' . . . ich hab' gewiß gewußt, daß er da sein muß, ich hab' ihn ja gar zu bestimmt gesehn — gefunden haben wir ihn nit — also muß er versteckt sein! Aber wo kann das sein? Ich hab' hin und her studirt — hab' alle Plätz' und Winkel durchgemustert, da ist mir die alte Feldkapellen eingefallen! Wie der Wind bin ich hinübergestrichen und bin am Fenster hinaufgeklettert . . . es war hell genug, daß ich es hab' sehen können . . . ein Mannsbild ist der Läng' nach auf dem Betstuhl gelegen . . . es muß der Tiroler sein . . ."

Allgemeiner Beifall wurde dem aufmerksamen Wächter, und die zuvor am meisten gelacht hatten, wetteiferten nun in Lobeserhebungen. Eine neue, noch genauere Streife wurde verabredet und auch sogleich in's Werk gesetzt; alle möglichen Richtungen und Wege wurden bedacht und mit einer Kette von Streifern versehen. Wie bei einem Treibjagen sollte von allen Seiten an die Kapelle vorgedrungen und der Bogen gegen die Almhütte und die lange Wand hin abgeschlossen werden, über welche hinab es kein Entrinnen gab. Lipp, seine besondere Bekanntschaft mit der Oertlichkeit vorschützend, wußte es so einzuleiten, daß er an die Spitze der linken Flanke kam und also jedenfalls vor allen Andern an der Sennhütte ankommen mußte. Die Büchsen wurden geladen und untersucht; dann zerstreute sich der Zug nach allen Seiten.

Mitternacht war vorüber.

Sabine war indessen, ermüdet vom Sinnen und Weinen, eingeschlafen, um in unruhigem Schlummer durch Träume gequält zu werden, die noch ängstlicher waren, als die Ereignisse des Wachens. Sie glaubte, Gotthard zu hören, der Einlaß verlangte . . . dann war es wieder nicht er, sondern der Fremde mit der trügerischen Stimme, und wie sie zu öffnen zauderte, war es doch Gotthard's blutige Gestalt, die durch die verschlossene Thüre schwebte, vor sie hintrat und sie mit drohenden Blicken ansah. Dazwischen kam es ihr wieder vor, als sähen die Nachbarn alle durch die Stube und nickten und lachten ihr zu und riefen: „Gieb dir keine Müh', es zu verbergen, wir wissen es doch, daß du dein Gelöbniß gebrochen hast," und Lipp verzog das höhnische Gesicht und schrie über Alle hinaus, daß er ihr helfen wolle, es zu halten . . .

In Schweiß gebadet, fuhr sie empor und glaubte noch zu träumen, als sie um sich blickte. Das Fenster der Hütte ging nach Osten, wo ein bleicher Streifen am Himmel verrieth, daß die Nacht sich zum Abzuge rüste. In der Kammer war es düster und unheimlich, und noch unheimlicher tönte von außen der Schall einiger rasch nacheinander fallenden Schüsse herein. „Heilige Mutter," rief sie aufspringend, „was bedeutet das? Sind die Bauern noch unterwegs? Sollten sie ihn etwa gar aufgefunden haben?"

Hastig riß sie das Fenster auf und horchte hinaus, es war wieder still geworden; nichts war zu sehen — um ihr brennendes Gesicht strich die Morgenluft frisch und scharf, wie sie den Reifnächten vorausgeht. Die Kühle war ihr Erquickung.

Plötzlich stieß sie einen leichten Schrei aus . . . durch das Dämmergrau eilte ein Mann auf die Hütte zu. . .

Es war der flüchtige Tiroler.

Im nächsten Augenblick hatte sie, ohne selbst zu wissen, wie, die Thür geöffnet, und der Fremde stand vor ihr, ohne seinen Pack, ohne Hut, athemlos und abgehetzt, den rechten Hemdärmel mit Blut bedeckt.

„Ich bin's, Sennerin," sagte er zu der sprachlos ihn Anstarrenden, „. . . ich muß schon wieder bitten, daß Du mich einlaß'st. . ."

„Aber was ist's denn mit Dir?" fragte sie beklommen. „Hat denn das Schießen Dir gegolten? Haben's Dich wohl gar getroffen?" Sie gab sich alle Mühe, unbefangen und ruhig zu erscheinen — aber die Hast, mit welcher sie die Worte herausstieß, verrieth nur zu deutlich die Aufregung und Sorge, der sie entsprangen.

„Die Bauern haben mich verfolgt und auf mich geschossen," antwortete der Tiroler, indem er wie erschöpft sich am Heerde niederließ, während sie in ängstlicher Schnelligkeit die Thür schloß

und verriegelte. „Sie werden mich wohl für den Unrechten gehalten haben. . ."

„Aber warum bist nit fort, am Abend, wie Du's im Sinn gehabt hast? Da wärst Du jetzt schon weit, und die Bauern könnten Dir nichts mehr anhaben. . ."

Der Mann sah einen Augenblick scheu zu Boden. „Es hat mich nit fortgelassen," sagte er dann düster, „es war, als wenn mich was unsichtbar festhalten thät . . . und dann, glaubst, ich hätt' so leicht fortgekönnt, Sennerin, nachdem ich Dich einmal gesehn hab'? Ich hab' gedacht, ich wollt' den Tag abwarten und dann nochmal zu Dir heraufkommen. . ."

„Du blutest ja noch!" sagte die Sennerin ausweichend, „laß Dich doch verbinden . . . ich hab' die Blutwurzel zur Hand, die das Blut stillt . . ."

Der Mann streifte den Aermel über den kräftigen Arm hinauf; oberhalb des Ellbogens hatte die Kugel gestreift und scharf gefleischt, die Wunde war nicht gefährlich, aber schmerzhaft. Die Sennerin wusch das Blut weg, legte ein Stück der heilenden Wurzel darauf und schlang ein Tuch um den Arm. Sie war eine zu starke Natur, um Scheu vor Wunden zu haben; dennoch zitterte ihre Hand, als sie die Binde anzog.

„Du bist wohl eingericht't," sagte der Bursche zutraulich, „und hast eine gar sanfte Hand — man spürt Dich kaum. . ."

„Auf der Alm ist man allein," erwiderte sie und legte die Blutwurzel wieder auf das Sims, „da kann Einem allerhand zustoßen — da muß man sich vorsehn und muß sich zu helfen wissen. . ."

„Es ist nit das allein," sagte der Bursche und ließ die männlichen Augen so fest auf ihrem Antlitz ruhen, daß sie sich erröthend noch weiter abwandte. „Du hast so eine eigene Weis', wie Du Alles machst . . . so ganz anders, wie andere Madeln . . . ich kann die Augen schier nimmer loskriegen von Dir . . . und mein Herz . . . du lieber Gott, das kann eh' nimmer fort von Dir!"

Sabine erröthete noch tiefer. Sie war unwillig über diese Reden, und doch mischte sich eine verzeihende Regung in den Groll — konnte der Fremde denn wissen, wie sie gesinnt und entschlossen war? „Laß das Gered' gut sein," sagte sie. „Sag' mir lieber, wer Du bist — wenn die Bauern Dich verfolgen, kann's leicht sein, daß sie Dich auch in meiner Hütten suchen. . ."

„Das glaub' ich auch. Aber ich glaub' auch, daß Du mich verbergen, daß Du mich nit verrathen wirst! Deswegen bin ich getrost auf Deine Hütten zu. . ."

„Also hast Dich doch zu scheuen vor den Leuten und bist kein bloßer Teppichhändler, wie Du Dich ausgiebst? . . . Wer bist also — wenn ich Dir helfen soll, muß ich vor Allem wissen, wem ich hilf' . . . Sie haben Dich also nit für den Unrechten gehalten?"

Der Fremde sah sie noch einmal lange an, als wollte er ihre Züge erforschen, ob sie im Stande sein könne, sein Vertrauen zu täuschen. „Nein," sagte er dann fest, „ich bin schon der, den sie suchen. . ."

„Und wer bist nachher?"

„Ein armer, elendiger Mensch," rief der Mann schmerzlich aus, „der kein' Heimath mehr hat, keinen befreundeten Menschen, kein Vaterland . . . und nit einmal ein Fleck, auf dem er ruhig sterben könnt' . . . ich bin der Bomper-Hans, wenn Du etwa von mir gehört hast, einer von den Bauerncommandanten aus dem Tirol . . . bin vogelfrei und muß flüchten. . ."

„Ein Rebeller also — ich hab' mir's gedacht!" sagte das Mädchen sichtlich erleichtert. „Wie ist es nur möglich — unser König Max ist der beste Herr von der Welt, wie habt Ihr Euch so gegen das Bairisch-Werden spreizen und ihm so einen großen Verdruß machen können?"

Der Bursche machte eine unwillige Bewegung. „Das verstehst Du nit, Madel," rief er rasch, dann aber fuhr er, wie sich besinnend, etwas milder fort: „Und dennoch — warum solltest Du's nit verstehn? Du am allerersten, Du hast das Herz in Allem auf dem rechten Fleck: Wir Tiroler haben unsern Kaiser nit weniger gern, als Ihr Euren guten König . . . wenn jetzt die Franzosen kämen und wollten Euch zwingen und sagen, Ihr sollt nit mehr Eurem guten König gehören, sondern einem andern, der Euch wildfremd ist . . . was würden Deine Landsleute, was thätst Du selber dazu sagen?"

Das Mädchen sah sinnend zu Boden.

„Ich brauch' das auch gar nit fragen," fuhr er fort, „Deine Landsleut' haben es ja schon einmal bewiesen, es ist ja schon einmal so gewesen bei Euch! Vor hundert Jahren hat unser Kaiser Baiern besetzt und hat den Kurfürsten Max Emanuel vertrieben. Was habt Ihr gethan selbiges Mal? Aufgestanden ist das ganze Land und hat sich todtschlagen lassen für seinen Landesherrn — ich weiß es noch gar wohl, wie mein Ahnl erzählt hat, was er alles gehört hat von der großen Sendlinger Bauernschlacht. . . Sollten wir Tiroler weniger thun für unsern Kaiser?"

„Ich kann nit nein sagen," flüsterte das Mädchen, und sah noch immer vor sich nieder.

„Und ich hab's doch über's Herz gebracht," begann Hans wieder, „und bin ruhig daheim geblieben, wie Alles schon den Stutzen auf dem Buckel gehabt hat! Ich hab' nur ein kleines Gütl gehabt, ein gering's — ich hab' woltern viel arbeiten müssen, damit es so viel ertragen hat, daß es genug war für meine arme alte Mutter und für mich. Das alte Weibl hat keinen Menschen gehabt, als wie mich, und so hab' ich's verschoben von einem Tag auf den andern und hab' immer gedacht, den andern Morgen wollt' ich's machen wie meine Cameraden alle und auch gegen die Baiern ausziehn und die Franzosen. Da kam der Wrede wüthig auf die Stadt Schwaz losmarschirt und ließ sie an allen vier Ecken anzünden, zur Rache für Alles, was die Tiroler den Baiern angethan . . . Das Dorf Vomp, wo ich daheim bin, ist nicht weit davon entfernt und ich hab' mich hinausgeschlichen auf Kundschaft . . . Auf einmal hab' ich auch hinter mir Schießen und Schreien gehört, und wie ich zurückgelaufen bin . . ."

Der Erzähler hielt inne, die Erinnerung des Erlebten hatte ihn zu sehr erschüttert und benahm ihm die Stimme. Mit ängstlich erwartenden Frageblicken sah ihn das Mädchen an.

„Wie ich zurückgekommen bin," fuhr er dann langsamer fort, „habe ich nit mehr hineingekonnt in's Dorf. Die Baiern haben es umstellt gehabt in einem weiten Kreis und haben angezündet überall, und die türkische Musik hat müssen dazu aufspielen . . . Ich hab' das Gepolter von den Trommeln und das Pfeifen noch in den Ohren — und dazu das Klingen von den Glocken, die auf dem brennenden Kirchthurm von selber zu läuten angefangen haben, und das Schreien und Heulen von denen, die im Dorfe waren und all ihr Hab und Gut verbrennen sahen und nit herauskonnten, weil die Baiern Alles niederschossen, was entfliehen wollte . . . und dabeistehn und ruhig zuschauen müssen und nit helfen können . . . es hätt' Einem die Haar' grau machen können in einer Viertelstund' . . ."

Sabine schauderte und barg das Gesicht in den Händen.

„Ich hab's zuletzt nit mehr ausgehalten," begann er wieder, „ich hab' wissen müssen, wie's mit der Mutter steht, und hab' mich hineingestürzt zwischen die brennenden Häuser . . . ich war schon ganz nah' an dem unsrigen . . . da seh' ich die Mutter vor mir, wie sie in dem Grasgarten fortgetappt ist, unter den Obstbäumen, die schon zu brennen anfingen und von denen die Funken niedertropften . . . sie war nit mehr weit von dem Zaun, und außer demselben standen die Baiern und lachten und schrieen durcheinander . . . Ich schrie auch . . . ich schrie der Mutter zu, sie solle anhalten, ich lief ihr nach . . . sie immer vor mir her . . . da krachte es über den Zaun herein . . . mit einem schwachen Schrei drehte es die alte Frau zusammen, und wie ich zu ihr hinkam, war sie todt . . . sie hat nit mehr viel Leben zuzusetzen gehabt . . . die arme, arme, gute Frau . . . Ich bin bei ihr liegen geblieben bis in die Früh . . . Da sind die Baiern abgezogen gewesen . . . ich hab' zugeschaut, wie mein gutes Mutterl ist eingegraben worden mit den andern Todten, die sie herbeigetragen haben von allen Seiten . . . dann bin ich noch 'mal auf den Platz, wo unser niedergebrennt's Haus gestanden ist, und hab' mir eine Hand voll Aschen mitgenommen von dem Platz — und bin auch zu den Landesvertheidigern . . . Es ist wahr, ich bin einer von den Wildesten gewesen, und wenn sie einen Preis ausgesetzt haben auf meinen Kopf, so wissen sie wenigstens, warum sie es gethan haben . . ."

Eine ernste, langdauernde Stille trat ein.

„Und jetzt?" fragte die Sennerin so leise, als fürchtete sie, dieselbe zu unterbrechen. „Was ist es jetzt mit Dir?"

„Jetzt . . . jetzt ist mein Herzleid vollständig! Jetzt hat uns der Kaiser aufgegeben — er giebt seine eigene Tochter an unsern Erbfeind, an Napoleon . . . wir haben uns umsonst aufgeopfert . . . der Sandwirth ist fort, der Speckbacher von Rinn, der Peter

Aschbacher, der Pater Haspinger auch . . . da hab' ich auch den Boden unter die Füß' nehmen müssen . . ."

„Aber warum gerade da herauf?" fragte Sabine beklommen. „Warum gerade den allergefährlichsten Weg?"

„Die Franzosen sind uns in den Rücken gekommen . . . von Zirl und Seefeld her . . . es gab keinen andern Ausweg. Es ist mir auch einerlei, wenn sie mich erwischen — ich wollt', die Kugel vorhin wär' um ein paar Zoll seitwärts gegangen . . . da wär' Alles schon überstanden. . ."

„Das ist nit recht, das ist nit christlich gered't!" erwiderte das Mädchen mit zitternder Stimme und einer Thräne im Auge, die sie vergebens zu verbergen strebte. „Man muß Gott danken für jede Viertelstund' und sie benützen . . . vielleicht will er Dir Zeit lassen, gut zu machen, was Du auf dem Gewissen hast . . ."

„Vielleicht!" sagte Hans verdüstert. „Wer weiß aber, ob ich das kann, und wenn ich noch so lang' leb? Aber möglich ist es ja doch, nit wahr? Es ist möglich, daß mich das Leben noch einmal wieder freuen kann? Daß mir noch etwas Gutes aufgehoben ist . . . Wenn es nit so wär', hätt' ich sonst den Weg gefunden zu Dir herauf auf Deine Alm? Ist mir nit schon das ganze Herz verkehrt, seit ich Dich gesehn hab'?"

„Ich hab' Dir schon gesagt, daß Du solche Reden lassen sollst," rief Sabine finster und mit sichtlich strengem Tone. „Sie helfen Dir nichts und verfangen nimmer bei mir . . . ich hab's gelobt, daß ich will ledig bleiben . . ."

„Ledig bleiben?" sagte Hans und sah das Mädchen durchdringend an. „Hast also wohl auch schon Deinen Theil auszustehn gehabt in der Welt . . . wie solltest sonst zu der Verlobniß gekommen sein. . . Und darf ich's nit wissen, was Dir begegnet ist . . .?"

Sabine nickte traurig und schickte sich zu erzählen an — augenblicklich jedoch sprang sie auf, das Wort erstarb ihr auf den Lippen, und mit ängstlicher Gebehrde den einen Finger an den Mund legend, deutete sie nach dem Fenster hin. Auch der Tiroler sprang auf.

Es war draußen heller geworden — man sah in der Ferne am Rande des Waldes und Bergabhangs verschiedene zerstreute Männergestalten. Sie riefen einander zu, sie bückten sich nach dem Boden nieder, es war unverkennbar, daß sie eine im Grase aufgefundene Spur verfolgten.

„Sie sind's," flüsterte Sabine mit stockendem Athem, „sie deuten auf die Hütte her — sie werden Dich hier suchen . . . geschwind hinunter in den Keller . . ."

Sie hatte rasch die Fallthüre aufgerissen, daß die Kellerstufen sichtbar wurden. Der Tiroler war ihr nicht gefolgt, sondern stand noch immer spähend und wie unschlüssig am Fenster. „In den Keller?" sagte er. „Verstecken soll ich mich?"

„Aber was willst Du sonst?" rief Sabine und bemühte sich nicht mehr, ihre unverkennbare Angst zu verbergen. „Wenn sie Dich finden . . ."

„Dann liefern sie mich an die Franzosen aus . . . sieben Kugeln, die machen ein geschwindes End' — mir ist's recht, denn meine letzte Freud' ist auch dahin . . ."

„Aber sie sollen Dich nicht finden!" rief sie eifrig. „Ich will nit, daß sie Dich bei mir finden . . . Der Gedanke thät mich noch elender machen, als ich schon bin . . ."

„So thät's Dir leid um mich?" fragte Hans, der, von ganz andern Gefühlen bewältigt, aller Gefahr zu vergessen schien. „Thät's Dir leid, wenn sie mich finden und niederschießen?"

„Sie sollen nicht!" rief sie immer angstvoller. „Fort in den Keller . . . sie sind schon in der Näh' . . ."

„Antwort' mir erst auf meine Frag' . . ." sagte Hans und wagte es, ihre Hand zu fassen. „Ich geh' nit vom Fleck, eh' Du mir Antwort giebst . . . vor Deinen Augen sollen sie mich fangen und binden und niederschießen . . . Sag' mir, thät' es Dir leid, wenn sie mich finden . . . wenn ich zu Grund geh'n muß . . . bist Du mir gut?"

„. . . Ja . . ." stammelte und zwängte sie aus der widerstrebenden Kehle.

„Jetzt geh' ich!" rief er jubelnd und drückte ihre Hand noch fester. „Jetzt will ich in den Keller . . . jetzt kann mich das Leben wieder freuen, und so lang ich mich rühren kann, soll Keiner sagen, daß er den Vomper-Hans gefangen hat . . ."

Er verschwand in den Keller, und die Fallthüre klappte zu über ihm.

Sabine war in grenzenloser Verwirrung mitten in der Hütte stehen geblieben; ihr Athem flog, ihre Wangen glühten — sie wußte kaum, was geschehen, und noch minder, wie es gekommen war. Das Blut drängte ihr an die Schläfe und stürzte zum Herzen, als wollte es fragen, ob ein solches Geständniß möglich, ob sie es gewesen, die ein solches Wort ausgesprochen. Sie hielt die Hände an die Stirn gepreßt, die es ihr fast zu sprengen drohte, über der Antwort, die sie auf diese Frage geben mußte. Die Sinne vergingen ihr fast, denn sie vermochte nicht mehr, vor sich selber zu leugnen, daß der Fremde Eindruck auf ihr Herz gemacht, in welchem nach ihrem Gelübde nur das Bild des Todten wohnen sollte.

In diesem Zustande überraschte sie Lipp, der den Uebrigen weit vorangeeilt war, getrieben von der Begierde, seinen Verdacht auszusprechen und das Verdienst der Entdeckung auszubeuten.

Sie schien ihn nicht kommen zu hören; die Hände in den Schooß gelegt und vor sich hinstarrend, saß sie auf dem Kellergemäuer, um den Zugang zur Thüre zu decken und zu verwahren. Verwundert stand er vor ihr, als sie auf sein wiederholtes Rufen und Pochen die Hütte geöffnet hatte und dann gleich wieder an ihren Sitz zurückgekehrt war. Er beobachtete sie schweigend und scharf; war ihr Benehmen ihm schon Abends befremdlich vorgekommen, so war es jetzt noch auffallender. Es war nicht zu verkennen, daß mit dem Mädchen eine große Veränderung vorgegangen sein mußte. Das war nicht mehr dasselbe kalte, strenge Mädchen, das alle Gedanken an Liebe und Ehe so verachtend von sich wies, sie glich eher einer glücklichen Braut, die in glühender Verwirrung des geliebten Bräutigams wartet. Sie war nur noch schöner in diesem Zustande der Erregung, und in den Augen des Burschen stieg das Verlangen nach ihrem Besitze nur noch feuriger empor. Aber es galt vor Allem, die Ursache dieser Umwandlung zu erforschen. Wie wenn sie ein neues, geheimes Liebesverhältniß zu verbergen hätte? Wenn sie Abends, als sie ihn fortgewiesen, doch nicht allein gewesen? Wenn der gegen ihn gebrauchte Vorwand einem Andern gegenüber seine Kraft verloren hätte? Aber wer konnte der Glückliche sein? Wäre es Einer aus der Gegend, so hätte es nicht verborgen bleiben können, und ein Fremder . . .

Er hielt in seinen Gedanken inne; ein Blitz zuckte in ihm auf, und ein grinsendes Lächeln des bittersten Hohnes umzog seinen Mund.

Jetzt fuhr auch Sabine aus ihrem Brüten empor; sie schien die Nähe der Streifer ganz vergessen zu haben und fuhr erschreckend zusammen, wie Jemand plötzlich aus dem Schlafe auffährt.

„Nun, Du erschrickst ja völlig, Binl?" sagte er spöttisch. „Hast wohl nit einmal das Schießen gehört?"

„Ich hab' geschlafen," entgegnete sie unsicher, „aber das Schießen hab' ich wohl gehört . . . Was giebt's denn? Wem hat's denn gegolten?"

„Einem Hauptspitzbuben," sagte er, Sabinen unvermerkt betrachtend, um die Bestätigung seines Argwohns in ihren Mienen zu lesen, „einem von den Tiroler-Rebellen, der sich zu uns heraus geflüchtet hat . . ."

Das Gespräch mit Lipp gab dem Mädchen allmählich seine Fassung wieder. „Wenn er schon flüchtig ist," sagte sie kalt, „so hättet Ihr ihn sollen laufen lassen . . . was kann er Euch thun?"

„Nichts — wir wollen aber verhindern, daß er uns was thut! Daß er uns ausspionirt und dann seine Cameraden herführt, daß sie uns das Vieh wegtreiben und die Häuser anzünden! Es ist schon hinuntergeschickt nach Kochel zu, wo die französischen Vorposten stehen, damit sie kommen und ihn holen . . ."

„Wenn Ihr ihn habt — nicht wahr?"

„Wir werden ihn bald haben . . . wir haben ihn von allen Seiten eingegangen wie in ein Jagdnetz . . . er kann nur auf der Alm — oder gar da in Deiner Hütten sein . . ."

„Und Ihr wollt ihn wirklich ausliefern?"

„Gewiß . . ."

„Und Ihr wißt, was ihm geschieht, wenn ihn die Franzosen erwischen . . ."

„Er wird wohl erschossen werden . . ."

„Und Du hilfst mit bei so was? Einer, der sich einmal eingebildet hat, die Binl könnt' ihn mögen, giebt sich zum Schergenknecht für die Franzosen her? Geh . . . wenn Du Dich Deiner Lebtag noch nie geschämt hast, so geh jetzt und mach daß Du's lernst!"

(Fortsetzung folgt.)

Album der Poesien.

Nr. 20.

Den „deutschen" Kriegern in Schleswig-Holstein

Auf Rußlands Eis.
Nach dem Originalgemälde von Ed. Odier.

In Nacht und Grauen peitschet wild
Der Wintersturm das Schneegefild.
Der Tod durchsaust die starre Flur,
Von Tausenden verweht die Spur.

Die Spur verwehet und vergeht,
Bis die Verwesung aufersteht,
Wenn mild des Lenzes warme Hand
Das weiße Grabtuch hebt vom Land.

Dann finden sie auch Dich, Du Held,
Verwest auf Rußlands blut'gem Feld.
Dein treues Roß war Deiner werth,
Das liegt bei Dir, und auch Dein Schwert.

Zusammen hielten alle Drei,
Der Mann, das Roß, das Schwert dabei.
So steht ein Held in letzter Noth
Mit Mannestrotz noch vor dem Tod.

Hoch thront des Winters Schreckensbild,
Wenn er durchras't sein Eisgefild
Doch höher ragt das Bild vom Mann,
Der Trotz im Kampf ihm bieten kann.

Ihr deutschen Kämpfer, die ihr wacht
In Wintersturm und starrer Nacht
Jetzt für das meerumschlungne Land,
Sei Gott mit euch im harten Stand!

Hoch thront der Winter im Gefild,
Doch höher ragt des Mannes Bild,
Der Trotz im Kampf ihm bieten kann!
Sei Gott mit jedem deutschen Mann!

Sei Gott mit euch! Und wenn die Hand
Des Frühlings hebt den Flor vom Land,
Dann sei der Blumen erste Zier
Der Schmuck für euer Siegspanier!

Friedrich Hofmann.

Khoja Nasr-il-din Effendi, der türkische Eulenspiegel.

Sammlungen von lehrreichen Fabeln oder unterhaltenden Späßen haben es sich bei vielen Völkern gefallen lassen müssen, eine von der Volksphantasie concret ausgearbeitete Person, einen Eulenspiegel, als Träger zu bekommen, der all das Wunderliche erlebt hat und dem all die Weisheit beinahe unwillkürlich entfahren ist. Im Anfang des Anfangs hat ja der menschliche Geist überhaupt, was er auffaßte, nur als ein Persönliches, wie er selbst ist, aufzufassen vermocht. Nicht blos die Thiere, sondern auch die Pflanzen, ebenso die Berge und Flüsse und Sonne, Mond und Sterne und Donner und Blitz waren ihm Personen. Vom Inhalt aller Mythologie, ja aller Religion zu schweigen, hat man nur an das Geschlecht des Hauptwortes — in allen Sprachen, mit alleiniger Ausnahme der englischen — zu denken, welches beweist, daß nicht die Vorstellung der Person, sondern die Vorstellung der Sache, die keine Person ist, dasjenige ist, welches dem Menschen schwer fiel, zu dem er erst durch Ableitung und Schlußfolgerung kam. Was Wunder also, wenn auch die ersten Bücher, welche vom Volke von vorn bis hinten auswendig gelernt wurden, in der Volksphantasie zu Personen sich umformten. Die ersten Bücher hat Niemand gemacht, es waren alles allmählich entstehende Sammlungen. In jedem Fach gab es nur e i n Buch, das noch die ganze Literatur des Faches in sich enthielt. Für solche Sammlung, die wir heute Encyklopädie nennen würden, ist ein alter deutscher Ausdruck: Spiegel. Der Eulen-Spiegel, von dem wir nur die allerletzte A u s g a b e, um mich so auszudrücken, besitzen, die Ausgabe, in welcher dem vom Volke hineingelegten persönlichen Elemente Rechnung getragen ist und die eben deswegen allen übrigen das Garaus gemacht hat, ist also die Sammlung aller drolligen Afterweisheit, welche sich im Laufe früherer Jahrhunderte in Deutschland aufgespeichert hatte und welche, unter der Hieroglyphe der Eule, neckisch den weisen Leuten dedicirt war.

Von allen mir bekannten ähnlichen Sammlungen bei andern Nationen ist nun die türkische diejenige, welche am meisten Analogie mit unserem Eulenspiegel bietet. Auch sie hat, und zwar in noch höherem Maße als die unsere, eine bestimmte Person zum Träger bekommen, und genau wie das Eulenspiegelgrab in Mölln in Lauenburg, wird das Grab des Khoja Nasr-il-din Effendi in Skutari gezeigt. Das Grab ist selber eine Eulenspiegelei, denn es hat kein Gitter umher und doch steht eine Thür davor. Wahrscheinlich war das Grab eher da als die Sage von Khoja und ist, durch die Drolligkeit der überflüssigen Thür, selbst die Ursache gewesen, daß die Sage entstanden ist oder sich wenigstens doch an den Namen des unglücklichen Khoja geknüpft hat, dessen Erben vielleicht nur das Geld ausging, um auch das Gitter machen zu lassen, nachdem die Thür mit der Inschrift fertig war. Ich weiß nicht, ob die Sage auch darin dem Grabe folgte, daß sie den Khoja bis in die Zeit des Sultan Bajazet zurückverlegt. Sie giebt seinem Lebenslauf eine bestimmtere Gestalt, als dem unseres Eulenspiegel zu Theil geworden. Er hat studirt, tritt dann als verbummelter Gelehrter auf — wann er seinen Titel Effendi bekommen, bleibt im Unklaren — heirathet, wirthschaftet im kleinen Häuschen mit Garten in Skutari, wird plötzlich fromm und durch Gunst als Koran-Erklärer bei einer Moschee untergebracht. In der Moschee selbst treibt er es aber, wie wir sehen werden, nicht im Geringsten besser, ohne daß dies den Hof verhindert, wohlwollende Notiz von ihm zu nehmen und sich an seinen Späßen zu ergötzen.

Doch nun zu diesen Späßen selbst. Man müßte vor National-Eitelkeit übergeschnappt sein, wollte man behaupten, die Späße unseres Eulenspiegel seien gut. Nur von wenigen Ausnahmen läßt sich das sagen. Die meisten sind einfach kindisch, andere roh, noch andere bis zur Unverständlichkeit verwirrt; es ist klar, daß die Hand des ungebildeten Büchermachers, der viel für's Geld geben wollte, über der Sammlung gewesen ist, die ursprünglich sehr beschränkter Ausdehnung gewesen sein mag, nur die wenigen eigentlichen Sprüche der Lebensweisheit im lustigen Gewande umfassend, welche unzweifelhaft der älteste und, womit Jeder übereinstimmen wird, auch der beste Theil sind.

Vor allem im wirklichen W i t z e müssen wir den türkischen Eulenspiegel weitaus über den unseren setzen. Es spielt ein Witz zweifacher Natur in seinen Späßen, bei dem es mich bedünken will, als ob hier ein semitischer, dort wirklich ein tatarischer Urquell der Schnurre sich verrathe, je nachdem der Lachmuskel durch geschicktes Spiel mit der Logik, oder durch überraschende Zusammenstellung des Bildes gereizt wird. Einigemal wird der Witz — nicht zotig — aber doch gemein im Stoffe; eigentliche Lebensweisheit zu predigen, kommt dem Khoja noch viel seltener in den Sinn, als dem Eulenspiegel. Die Form ist stets außerordentlich knapp; auch nicht ein Wort mehr als durchaus nöthig. Es wirkt eben nur der Inhalt, nicht die Form. Daher ist auch genauere Uebertragung, zu der sich außerdem die Verschiedenheit des deutschen und türkischen Sprachgeistes nicht herbeiläßt, nicht nöthig. Es reicht aus, die Schnurren — natürlich nur eine kleine Auswahl aus den siebzig, die vorhanden sind — wiederzuerzählen, wie sie eben aus dem Gedächtniß in die Feder fallen.

Kurz nachdem sich der Khoja verheirathet hat, — natürlich mit einer Xanthippe — begegnet er einem Haufen Sophthi's, Studenten, seinen ehemaligen Commilitonen; es gelüstet ihn, im neuen Haushalt den Wirth zu spielen, und er schleppt sie mit sich, zur Pillaf-Mahlzeit, in sein Haus. Es läuft aber übel ab. „Wo

denkst Du hin?" sagt seine Frau; „Du, der nichts verdient, Du willst Deine alten Brüder Taugenichtse hier abfüttern? Es giebt keinen Pillaf." Und der Khoja senkt das Haupt, nimmt den leeren Napf aus der Küche auf sein Zimmer, setzt ihn vor die Studenten und sagt: „Da ist der Napf, in dem ich Euch den Pillaf vorgesetzt hätte, wenn meine Frau ihn geben wollte."

Seine Frau hatte übrigens ganz Recht, denn er verdiente wirklich nichts; eine Zeitlang scheint, was von ihm in die Wirthschaft geliefert wurde, sogar ausschließlich auf unehrlichem Wege beschafft werden zu sein. Vorzugsweise der Obstgärtner, der neben ihm wohnte, konnte ein Lied davon singen. Es war eine Mauer zwischen beiden Gärten, die eben nicht höher war, als des Khoja Leiter. Eines Tages stand die Leiter nicht an des Khoja, sondern an des Gärtners Seite der Mauer, und da stand auch der Khoja; der Gärtner aber hatte aufgepaßt und kam dazu. „Was thust Du denn in meinem Garten, Nachbar Khoja?" war die natürliche Frage. „O! ich will Dir nur die Leiter zum Verkauf anbieten" — sagte der Khoja, mit der unschuldigsten Miene von der Welt. Darauf der Gärtner: „Ja dann, warum nicht vorn zur Thür hereinkommen?" Doch bringe Du den Khoja in Verlegenheit! „War es nicht am besten," sagte er, „daß ich Dir gleich zeigte, wie brauchbar und nützlich sie ist?" — „Ja so!" sagte der Gärtner und kaufte die Leiter.

Es muß aber auch ohne Leiter gegangen sein, denn am nächsten Tage war er schon wieder in des Nachbars Garten, und diesmal bis an den Apfelbaum vorgerückt, dessen dichtbelasteten Zweig seine eine Hand herabdrückte, während die andere den Sack hielt, der schon halbgefüllt war, als der wachsame Gärtner, der ihn diesmal absichtlich hatte gewähren lassen, ihm unversehens auf die Schulter klopfte. „Nachbar Khoja, Nachbar Khoja!" sagte der Gärtner, „weshalb bist Du aber heut in meinen Garten gekommen, und wie hast Du's ohne Leiter gemacht?" Das Letzte hätte er nicht sagen sollen; denn Khoja ward ja dadurch selber alsbald seine eigne Unschuld klar. — „Eben, eben!" sagte er; „aber höre das Brausen des Windes! Wer kann dafür, wenn ihn der Wind emporhebt und in des Nachbars Garten schleudert?" — „Ja, wie kommt denn aber Deine Hand hier an den Apfelbaum?" fragte der Gärtner weiter. — Der Khoja darauf: „Ich mußte mich doch festhalten, wollte ich nicht in den Bosporus geweht sein." — Der mißtrauische Gärtner schüttelte noch immer den Kopf. „Ja, aber sage mir, wie kommen die Aepfel hier in Deinen Sack?" Der Gärtner sah den Khoja, der Khoja den Gärtner an. — „Ja wohl, merkwürdig," sagte der Khoja; „darüber dachte ich auch gerade nach, als Du kamst."

Es ist nicht erzählt, was der Gärtner darauf gethan hat. Es muß vermuthet werden, der Gärtner sei ein richtiges Kind der Zeit gewesen, die diese Schnurren gebar, der Zeit, wo der schläfrige Türke noch ein munterer, weltstürmender Bursche war, und habe dem Witze nicht zu widerstehen vermocht. In der That, zergliedere man ihn nur; es steckt etwas drin! Erst die Persiflage wegen der unnütz gekauften Leiter, die nun der Wind ersetzt; und dann die zweite, in der er mit dem Gärtner selber überlegt, wie er sich ausreden soll!

Der Gärtner muß ihm verziehen haben, denn am nächsten Tage sehen wir ihn aus Rand und Band gehen. Diese Diebesgeschichten sind wahrscheinlich die einheimisch türkischen, die tatarischen. Komik der Situation ist darin die Hauptsache; und auf ein bischen Unflath hier und da kommt es nicht an. Dies zur Vorbereitung, wenn wir ihn nun zum dritten Male in des Nachbars Garten, und zwar diesmal oben auf dem Baum finden, den er unten schon abgelesen hat. Der Gärtner, der augenscheinlich gutmüthig auf den Spaß eingegangen ist, steht drohend mit der Stange unten. „He, Nachbar Khoja! habe ich Dich endlich auf dem Baum? Warte, jetzt sollst Du es kriegen." Der Khoja, der ungestört seinen Apfel ißt, ruft aber lustig herunter: „Ich bin ja gar nicht der Khoja." — „Wer bist Du denn?" — „Ich bin eine Nachtigall." — „Dann singe einmal." — Was der Khoja nun that, bleibe was es war, nämlich türkisch. Ein Laut war's, aber allerdings kein Nachtigallengesang. „So singt doch keine Nachtigall!" sagte der Gärtner. — „Doch — eine christliche von drüben!" war die verwegene Antwort, die den guten Moslem unten augenblicklich entwaffnete.

Der Khoja war durch seine Streiche allmählich bekannt geworden bis an Bajazet's Hof, und eine ganze Reihe von Schnurren bezieht sich auf glückliche Abführungen witzigseinwollender Hofleute, mit denen er zum Vergnügen des Sultans zusammengehetzt wird. Seine endliche Bekehrung zur Frömmigkeit geht auf dem Wege eines irischen Bull vor sich, wie ihn kein Paddy, von dem ich wohl ein andermal Geschichten erzähle, besser herausbringen kann. Er hört aus dem Schlafzimmer in der Nacht im Garten ein Geräusch, steht auf und sieht eine weiße Gestalt mit erhobenen Armen sich hin und her bewegen. „Allah ist Allah und Mahomet ist sein Prophet!" sagt er mit zu Berge stehenden Haaren, nimmt aber doch die Armbrust von der Wand, spannt sie und legt den Bolzen auf. Auch hat er noch so viel Herrschaft über sich selbst, genau zielen zu können. Aber als der Bolzen abgeflogen, hat er nicht mehr hinzublicken vermocht und ist schaudernd auf's Lager zurückgekrochen. Am nächsten Morgen, als er sich in den Garten hinauswagte, klärte sich das Geheimniß auf. Er hatte durch sein eigenes Hemde, das an der Trockenleine hing, hindurchgeschossen. „Gelobt sei Allah!" rief er aus; „hätte ich das Hemde angehabt, so wäre ich jetzt ein todter Mann! Ihm, der allein es so glücklich gefügt hat, sei fortan mein Leben geweiht."

Nach seiner Bekehrung erfolgt seine Anstellung als Koranleser in einer kleinen Moschee, die zum Schauplatz des Restes der Schnurren wird. Allem Anschein nach gelangen wir hier auf den Boden arabischen Witzes, geistlichen Witzes vielleicht, mit dem der Derwisch den Derwisch lachen gemacht hat. Der Witz ist höher, ist in der That Sophistik; auf die Komik der Situation ist dagegen nicht derselbe Nachdruck gelegt. Ein Beispiel reicht aus. Es war der erste Freitag, an dem er fungirte. Die Gemeinde war nicht wenig neugierig auf den Khoja als Prediger. Er hatte den Korantext des Tages vorgelesen und nun zu erläutern. „Andächtige Moslemin," hob er an, „was ich über diesen Text nun sagen werde, wißt Ihr ja doch wohl schon?" — „Nein, ehrwürdiger Khoja!" antwortete die Gemeinde verwundert; „wie können wir es wissen? wir wissen es nicht." — „Nun seht Ihr," fuhr er fort, „da geht es mir gerade wie Euch; ich weiß es auch nicht" — klappte den Koran zu und stieg von der Kanzel. Man kann sich denken, daß die Spannung für den nächsten Freitag wuchs. Er konnte sich doch nicht immer auf dieselbe Art heraushelfen. Als er aber die Lesung des Textes beendigt hatte, fing er richtig wieder an: „Andächtige Moslemin! was ich über diesen Text nun sagen werde, wißt Ihr ja doch wohl schon?" — Trotz der Heiligkeit des Orts schüttelte sich die Gemeinde vor Lachen; hundert Hände erhoben sich und winkten ihm zu, und hundert Stimmen riefen: „Ja wohl, das wissen wir schon!" — „Wie gut!" sagte er; „da brauche ich es Euch ja nicht zu sagen" — klappte wieder den Koran zu und stieg von der Kanzel. Am dritten Tage faßte die Moschee den Andrang der Neugierigen nicht mehr. Der Hof selber, der von den Scenen gehört, war gekommen und hatte seinen besten Witzbold mitgebracht, um den Khoja in Verlegenheit zu setzen. Die ausgegebene Losung war, daß, wenn er wieder mit seiner Frage käme, Alles mäuschenstill sein und der Witzbold allein antworten sollte. Der Text war gelesen; wird er nun die Taktik verändern, oder nicht? Nein, wahrhaftig, er fing wieder an: „Andächtige Moslemin! was ich nun über diesen Text sagen werde, wißt Ihr ja doch wohl schon?" — Der Witzbold war mit seiner Antwort vollständig vorbereitet: „Ehrwürdiger Khoja!" antwortete er, sich verneigend; „Einige hier wissen es allerdings schon, es sind aber heute auch Andere hier, die wissen es noch nicht." — „Nun gut!" sagte der Khoja, „dann können ja Diejenigen, die es wissen, es Denen sagen, die es noch nicht wissen" — klappte den Koran zu und stieg von der Kanzel.

Und ich klappe hiermit für heute den türkischen Eulenspiegel zu, von dem ich geglaubt habe, daß er, mit der nöthigen Vorsicht behandelt, was, wie ich denke, geschehen ist, in der Gartenlaube ebensogut präsentirt werden könne, als im Kiosk. J. F.

Schein und Sein.

Die meisten Reisenden, wenn sie das erste Mal in die Schweiz kommen, werden von der Großartigkeit der Landschaft nicht in dem Grade ergriffen, als sie es vorher bei dem Gedanken an zwölf- bis vierzehntausend Fuß hohe Gebirge sich vorgestellt hatten. Es kommt eine Art Enttäuschung über die Leute. Die weißen Schneegipfel scheinen ihnen zu niedrig und in wenig Stunden erreichbar, während in der That die Entfernungen Tagereisen betragen; — es ist, als lägen die Berge dicht hintereinander, und doch werden sie durch tiefe und breite Thäler, mit hohen Bergzügen wieder zwischen sich, von einander getrennt. Erst die Erfahrung macht klug. Wenn man eine der verschwindend kleinen Vorhöhen mit Mühe und großem Zeitaufwande erstiegen hat und die scharfgezeichneten Hörner immer noch in derselben Größe vor sich sieht, und wenn man dann wieder viele Stunden sich müde gelaufen und Boden mit den Füßen weggestoßen hat, den man vorher gar nicht gesehen, und wenn immer neue Entfernungen aus der Erde wachsen und man beim Zurückschauen den Berg, von wo man den ersten Anblick hatte, gar nicht mehr oder nur als einen niedrigen Hügel im Thale findet, erst dann entwickeln sich die Vorstellungen von der wahren Größe, und man erkennt die Täuschung, die man sich machte. So beurtheilt der oberflächlich Blickende den großen Mann, weil er ihn in seiner Klarheit zu übersehen wähnt; er sieht nicht den Unterschied und die Länge und Beschwerlichkeit der Wege, die jener gegangen, ehe die Höhe erklimmt war und wohin ihm die Menge nie nachfolgt. —

Je nachdem wir nahe oder entfernt einem Gegenstande uns befinden, erscheint dieser uns verschieden groß, und wir vermögen, wie dies im Felde und in der Astronomie auf besondere Weise geschieht, die Entfernungen aus der scheinbaren Größe bekannter Gegenstände zu bestimmen. Haben wir aber einen Berg oder etwas Aehnliches im Gesicht, mit dessen Begriff sich die Vorstellung einer bestimmten Größe nicht verbindet, denn ein Berg kann groß oder klein sein, so müssen wir, um ihn taxiren zu können, seinen Abstand von uns wissen und mit in Rechnung bringen. Allein es ist schwierig, die horizontale Entfernung abzuschätzen, und je größer sie ist, um so leichter irren wir uns auch in der Beurtheilung der Höhe des Gipfels.

Den Reisenden täuscht die klare Luft, die scharfe Begrenzung der Gebirge. — Nähert Ihr Euch im Nebel einer fremden Stadt, so erscheinen ihre Thürme von ungeheurer Höhe, weil Ihr sie mit den verwischten Contouren weit von Euch entfernt glaubt, obwohl Ihr nahe vor ihnen steht. — Der Durchmesser der Sonne ist über vierhundert Mal größer als der des Mondes; wenn wir die beiden Kugeln auf einem riesengroßen Billard mit einem Blicke übersehen könnten, so würde der Unterschied zwischen ihnen größer sein, als der zwischen einem Pfefferkorn und einem mannshohen Luftballon. Die Sonne ist aber fast zwanzig Millionen Meilen von der Erde entfernt, der Mond nur gegen 50,000 Meilen; wir nehmen es daher Niemandem übel, wenn er sagt, daß ihm beide Gestirne gleich groß vorkommen. Die gegenseitigen Entfernungen bei der Schätzung zu berücksichtigen, ist bei solchen Dimensionen ohne die genauesten astronomischen Methoden nicht möglich.

Indessen wenn fünf Menschen beieinanderstehen, denen man den aufgehenden Mond zeigt, so sind sie, wenn man sie fragt, wie groß er wohl sei, geschwind mit ganz bestimmten Maßangaben bei der Hand.

„Wie ein Suppenteller," sagt der Eine. Der Andere: „i Gott bewahre, höchstens so groß wie ein Zweithalerstück." Ein Dritter findet ihn so groß wie — wie — ja wie ein Eimerfaß, worüber sich ein Vierter ordentlich erbosen kann, denn er schwört Stein und Bein: „wie ein Silbergroschen, genau, nicht größer und nicht kleiner."

Und Alle haben Unrecht. Warum? Weil es eben ganz unstatthaft ist, zwei Gegenstände wie den Mond und einen Silbergroschen in Bezug auf ihre Größe mit einander zu vergleichen, oder den einen durch den andern zu messen, ohne ihre gegenseitige Entfernung sowie ihren Abstand vom Auge in Berücksichtigung zu ziehen.

Eine Weinflasche, die vor mir auf dem Tische steht, kann mir die Aussicht nach einem Kirchthurm ganz und gar verdecken, deswegen wird mir doch nicht einfallen dürfen, zu sagen, die Weinflasche ist so groß als der Thurm. Wenn die Leute aber in der angeführten Weise über den Mond reden, so machen sie es nicht klüger. Der Eine denkt sich den Silbergroschen gerade vor das Auge gehalten, der Andere hat eine Tonne in Gedanken, die ein paar hundert Schritt von ihm entfernt liegt.

Der aufgehende Mond.

Wenn daher Nachrichten in den Zeitungen stehen, wie folgende:

„Aus Kosten wird in der Breslauer Zeitung gemeldet, daß am 6. September Abends gegen 11 Uhr am nordwestlichen Himmel ein Meteor mit Schweif beobachtet worden ist. Eine ähnliche Erscheinung wurde am 7. Abends $7^1/_2$ Uhr an der Nordgrenze Ungarns in den Beskiden, auf dem Wege von Polhora nach Krzyowa, bemerkt. In der Richtung von O. nach W. zog eine elliptische Feuerkugel mit Schweif, ähnlich einer Rakete von blendendem röthlichem Lichte den durchziehenden Himmelsstreifen erhellend. Die elliptische Kugel hatte einen scheinbaren Durchmesser von etwas mehr als einem Zoll und der Schweif eine scheinbare Länge von vier Fuß,"

so ist das mit dem „etwas mehr als einem Zoll" und der Schweiflänge von vier Fuß Unsinn. Man kann eine scheinbare Größe nicht mit einer wirklichen messen. Das Einzige, was aus den beiden Maßangaben hervorgehen könnte, wäre, daß die feurige Kugel noch nicht ganz den funfzigsten Theil von der Länge des Schweifes zum Durchmesser gehabt habe.

Die Astronomen reden zwar bei Finsternissen auch von Zoll, sie sagen: Die Scheibe der Sonne oder des Mondes erleidet eine Verfinsterung bis zu drei Zoll oder bis sechs Zoll ꝛc.; sie verstehen aber unter Zoll nicht den zwölften Theil eines Fußes, sondern den zwölften Theil des scheinbaren Durchmessers jener Gestirne. Eine dreizöllige Finsterniß ist danach eine solche, bei welcher der scheinbare Durchmesser der Scheibe um $^3/_{12}$ oder $^1/_4$ seiner Länge verdunkelt ist, eine zwölfzöllige Finsterniß ist total. Da hier blos gegenseitige Verhältnisse in's Spiel kommen, so ist eine solche Bestimmung natürlich zuläßig. Ausmessung der Feuerkugel aber und ihres Schweifes durch den Zollstab, wie sie der Referent über die obengedachte Erscheinung vorgenommen, ist irrig, denn Niemand kann sich aus jenen Angaben eine Vorstellung auch nur der scheinbaren Größe des Phänomens machen.

Eine andere, weit verbreitete irrige Anschauung hängt mit solchen Täuschungen eng zusammen. Die meisten Menschen sind nämlich geneigt zu behaupten, daß das Aussehen des Vollmondes, wenn er sich eben über den Horizont erhebt größer sei, als wenn er hoch über uns steht, und sie glauben diese Beobachtung auf eine sehr plausible Weise dadurch zu begründen, daß sie annehmen, die Dünste, die gegen Abend nahe dem Boden lagern, brächen das Licht auf eine eigenthümliche Art und ließen das Bild der Mondscheibe größer erscheinen, als die klare, durchsichtige Nachtluft über unsern Köpfen. Das klingt nach etwas — der Grund aber ist einmal unnöthig und dann auch falsch.

Ein König von England stellte einst den Gelehrten seines Reiches die Preisfrage: ein Gefäß mit Wasser und ein Fisch werden gewogen; warum beträgt das Gesammtgewicht weniger, wenn der Fisch mit in das Gefäß gethan wird, als wenn Fisch und Wasser für sich gewogen werden?

Es liefen einige sechzig sehr gelehrte Beantwortungen ein, und keine traf das Richtige. Nur ein Einziger von all' den Weisen hatte sich erst überzeugen wollen, ob denn eine Gewichtsdifferenz auch wirklich, wie König Georg behauptete, stattfände; er machte das Experiment, und siehe da — die ganze Geschichte war ein Scherz, der Fisch wog im Gefäße genau so viel als außer demselben.

Aehnlich ist es auch mit dem Monde. Seine Scheibe ist am Horizont nicht um eine Haarbreite größer als im Zenith, und die Dünste brauchen gar nicht als Vergrößerungsgläser gedacht zu werden. Aber wenn der Mond aufgeht, erscheint sein Bild am Horizont in der Nähe von Bäumen und Felsen und Häusern, die wir unwillkürlich als Maßstab gebrauchen. Für den hohen Himmel fehlen uns solche Vergleichsgegenstände, oder wir können sie nur aus unserer nächsten Nähe nehmen. Während daher das eine Mal die Mondscheibe vielleicht breiter erscheint als die Krone eines mächtigen Baumes, wird sie im zweiten Falle durch ein Blatt verdeckt, das vor unsern Augen schwankt.

An diese Vergleichungen knüpft sich aber die Vorstellung, und so wird uns der eine Eindruck mächtiger als der andere. Durch geeignete Betrachtung der beiden Abbildungen werden diese Verhältnisse besondere Klarheit erlangen. In beiden ist der Mond gleich groß, und doch täuscht das Bild, in einiger Entfernung durch die sehr wenig geöffnete hohle Hand betrachtet, in erwähnter Weise das Auge.

Die Ursache liegt in uns, in der Unbeständigkeit der Art zu urtheilen, in dem Verwechseln des Maßstabes, der ewigen Ursache aller Ungerechtigkeit.

S.

Am hohen Himmel.

Die Spielhöllen in Wiesbaden.*

Von **Bernhard Frank.**

Es war im August 1863, als ich, aus dem deutschen Norden kommend, von Coblenz nach Wiesbaden fuhr. Ich wußte damals noch nicht, daß ich an dem letzteren Orte bis gegen Weihnachten mich werde aufhalten müssen.

Mein Freund van der Recke hatte mir versprochen, mich auf dem Bahnhof abzuholen. Er war noch nicht da, und ich ging, um ihn zu erwarten, für einige Minuten in den „Wartesalon erster Classe". Darunter hat man sich hier eine elende hölzerne Boutike mit leeren Breterwänden vorzustellen, in welcher sich, abgesehen von einem Tische und vier Bänken, nichts vorfindet, als ein geheimnißvoll in der Ecke stehendes Schränkchen. Da es eine Glasthüre hatte, so konnte ich wahrnehmen, daß zwei Flaschen darin standen, die eine mit der Aufschrift „Sherry", die andere mit der Aufschrift „Jamaïque". Es schien indeß, als herrsche eine große Enthaltsamkeit. Denn eine Spinne hatte ihre Fäden gewoben über das Schlüsselloch der Schrankthüre, welche lange nicht mehr geöffnet worden war. Ich bin ein wenig Hypochonder. Ich hatte mir nach den Schilderungen meines Freundes vielleicht eine übertriebene Vorstellung von Wiesbaden gemacht und fand mich sehr enttäuscht von der „Wartesalon"-Boutike. Dazu kam, daß ich unterwegs von Mitreisenden, welche offenbar Gentlemen waren und nassauische Unterthanen zu sein schienen, Aeußerungen über die Regierung des Landes hörte, die dieser nicht sehr schmeichelhaft lauteten. Die Eisenbahnwagen waren nämlich bezeichnet mit den Buchstaben: „H. N. St. B." (herzogl. nassauische Staatsbahn). Die Mitreisenden behaupteten, das heiße „herzoglich nassauischer Staatsbankerott", die Eisenbahn, die über 32 Millionen Gulden koste, rentire kaum anderthalb Procent; ihr Anfang und Ende liege in Preußen; nun sei aber die nassauische Regierung stocköstereichisch, opponire Preußen im Zollverein und sonstwo, und deshalb verweigere Preußen die Fortsetzungen und Anschlüsse für die nassauische Staatsbahn. Glücklicherweise kam, während ich noch in melancholische Betrachtungen über das „Plectuntur Achivi" versenkt vor dem mit einem Spinnweben-Schleier verhüllten unzugänglichen Sherry dastand, „gleich Lord Byron, gloomy-stumm", mein Freund van der Recke, ein lustiger alter Herr, welcher seinen bisherigen Wohnsitz Preußen aus Abneigung gegen die Einkommensteuer aufgegeben und sich in Wiesbaden niedergelassen hatte; denn in Nassau bezahlt ein Capitalist, und wenn er so reich ist, wie alle Rothschilde zusammen, keinen Pfennig Steuer, während die Arbeiter und kleinen Handwerker hier höher besteuert sind, als bei uns in Preußen.

In den nächsten acht Tagen meines Aufenthaltes zeigte mir mein Freund die Herrlichkeiten von Wiesbaden und seiner Umgebung, und ich that heimliche Abbitte wegen der üblen und unvortheilhaften Vorstellungen, welche die verkommene Beschaffenheit der Staatsbahn und die malcontenten Gespräche der Mitreisenden in mir wachgerufen hatten. Der freundliche „Cursaal" zeigte mir in seinem Innern eine Räumlichkeit, welche an stylgerechter, würdiger Einfachheit eher einem griechischen Tempel, als einem modernen Conversationssaal gleichen würde, wenn er nicht belebt wäre

* Unsere Leser machen wir auf die authentischen Zahlenmittheilungen dieses Artikels noch besonders aufmerksam. D. Red.

von einem zahlreichen und eleganten Publicum. Die Parkanlagen sind ebenso mannigfaltig, als schön und behaglich. Die neuerbaute evangelische Kirche vereinigt in glücklicher Mischung einen gothischen Eklekticismus mit einer starken Dosis moderner Koketterie und löst die Aufgabe, mit möglichst wenig Geld möglichst viel Eclat zu machen. Die Ausflüge in den benachbarten Rheingau, wo man auf einen Hügel steigt, um den glänzenden, immer noch alpengrün gefärbten Strom und die langhingestreckten Weinberge zu überblicken, sind herrlich und doch nicht so schön, als die kleinen Waldwiesen nördlich von Wiesbaden, auf welchen die Hirsche unter dem Schatten tausendjähriger Eichen weiden, mit einer Ruhe und Sicherheit, als wenn sie sich in einem Urwald befänden, Hunderte von Meilen entfernt von aller menschlichen Cultur.

Ich stattete meinem Freund meine Glückwünsche ab über die gelungene Wahl seines Aufenthaltes, und da er früher nie lange Ruhe an einem Ort gehabt hatte, so fügte ich den Ausdruck der Hoffnung bei, daß er nun wohl nicht wieder von Neuem die Anker lichten werde. Ich war erstaunt, als er sein weißes Haupt bedenklich schüttelte und, während ein schmerzliches Lächeln über seine sonst so heiteren Züge glitt, mir sagte, ich irre; er werde schwerlich lange mehr bleiben; er habe bereits einen Agenten mit dem Verkauf seines Hauses beauftragt; dieses Paradies, das er mir gezeigt habe, werde verpestet durch einen Giftbaum, der Alles tödte und verderbe, was in seinem Schatten wandle oder seine Ausdünstungen einathme: der Giftbaum sei das Spiel.

Ich wußte, daß mein Freund durchaus kein Puritaner oder Kopfhänger war, ich hatte früher aus seinem Munde die Aeußerung gehört, man solle Jedermann seine Freiheit lassen, auch die Freiheit, sich zu ruiniren; auch Messer und Gabel seien gefährliche Instrumente unter Umständen, gleichwohl falle es deshalb Niemandem ein, sie zu verbieten, und dergleichen Redensarten mehr, wie sie im Munde eines alten Lebemannes natürlich sind.

Seine Aeußerung über das öffentliche Spiel mußte mich betroffen machen, und da mich meine Gesundheitsverhältnisse zwangen, bis in den December 1863 in Wiesbaden zu verweilen, so benutzte ich meine unfreiwillige Muße, um die Spielhölle, ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart (eine Zukunft hat sie hoffentlich nicht), ihre Technik und ihre Taktik, ihre Herrscher, ihre Beamten und ihre Unterthanen, ihr stehendes Heer, ihr schweres Geschütz und ihre leichten mobilen Colonnen (welche weiblichen Geschlechts sind), ihre Anhänger und ihre Opposition, zu studiren und zu schildern mit dem Fleiße eines deutschen Geschichtsforschers und der Genauigkeit eines englischen Mathematikers. Die große Mehrzahl der Thatsachen, welche ich erzähle, wird den Lesern neu sein. Aber glücklicher Weise sind sie nicht nur neu, sondern auch wahr. Es ist keine einzige darunter, die ich nicht entweder officiellen Documenten oder dem Zeugnisse wohlunterrichteter und glaubwürdiger Wiesbadener Einwohner entnommen hätte. Ich wünsche für meine Schilderung eine möglichst weite Verbreitung, und deshalb ist es die „Gartenlaube“, welche ich um deren Aufnahme bitte. Ich hoffe, daß die Krankheitsgeschichte, welche ich schreibe, dazu beitragen wird, ein wunderschönes Land voll biederer Menschen und einen altberühmten Badesitz mit unerschöpflichen natürlichen Hülfsmitteln zu befreien von der Pestbeule, welche sie zu Grunde richtet, und Deutschland zu erlösen von einer Schmach, welche uns dem Ausland gegenüber entehrt; – ich hoffe ferner, daß, auch wenn das Ziel erreicht sein wird, und wenn die Zustände, deren Darstellung meine Aufgabe ist, der Vergangenheit angehören, meine Schilderung doch noch einen Werth hat, freilich nur den des schwärzesten Blattes aus der Cultur- und Sittengeschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert.

In Nassau bestehen zwei Spielbanken, die eine in Wiesbaden, die andere in Bad Ems (an der Lahn). Die letztere wird nur während der Badesaison betrieben, die erstere aber während des ganzen Jahres, mit Ausnahme der Monate Januar, Februar und März. Die drei letztgenannten Monate werden benutzt, um die Croupiers und sonstigen Spielbeamten für die eigentliche Campagne einzuexerciren. Am letzten December verläßt der schäbigste Rest der „Spielnomaden“, welcher in der Regel aus Franzosen und Walachen besteht, Wiesbaden, um am letzten März dahin zurückzukehren und am 1. April der Wiedereröffnung der Hazardspiele beizuwohnen, welche mit der pünktlichsten Regelmäßigkeit Vormittags um 11 Uhr alljährlich stattfindet. Die drei interdicirten Monate bringen jene Wanderstämme in dem landgräflich hessischen Bade Homburg vor der Höhe zu, in welchem die Spielbank das ganze Jahr hindurch ohne die geringste Unterbrechung arbeitet. Hier hat man nämlich besondere Ursache, sich mit der Ausbeutung des Spielmonopols zu eilen, weil der gegenwärtige Landgraf von Hessen-Homburg der Letzte seines Stammes ist, und am 26. April 1864 einundachtzig Jahre alt wird, nach seinem Tode aber sein Reich an den Großherzog von Hessen fällt, von welchem man als gewiß betrachtet, daß er die Fortsetzung des Spielunfugs nicht duldet.

Außer Nassau und Hessen-Homburg haben noch folgende deutsche Staaten Spielhöllen: 1. Mecklenburg (Doberan), 2. Waldeck (Pyrmont), 3. Kurhessen (Wildungen, Nauheim, Wilhelmsbad etc.). In Baden-Baden existirt zwar die Spielbank noch; allein ihre Tage sind gezählt. Die gegenwärtige liberale Regierung des Großherzogthums hat unter Zustimmung beider Kammern des Landtags die nöthigen Anordnungen getroffen, um sie nach Ablauf einer kurzen Frist, welche mit Rücksicht auf bestehende Verträge etc. gesetzt werden mußte, zu schließen. Weitere Spielhöllen in Europa sind uns nicht bekannt, als diese deutschen und eine italienische in dem von der alten Dynastie der Grimaldi beherrschten winzig kleinen Ländchen Monaco, dessen Fürst die Einkünfte, welche ihm die Verleihung des Spielmonopols erträgt, in Paris zu verzehren pflegt. Es ist ein seltsamer Zufall, daß in dem Gothaischen genealogischen Hofkalender in der alphabetischen Zusammenstellung der europäischen Regentenhäuser Mecklenburg, Monaco und Nassau unmittelbar aufeinanderfolgen, nur getrennt durch Modena, welches zwischen den beiden ersteren steht, dessen Herzog jedoch seit 1859 aufgehört hat, zu regieren.

Die Spielbanken von Wiesbaden und Ems werden betrieben von einer Actiengesellschaft, welcher unter dem wohlklingenden Namen einer anonymen „Gesellschaft zum Betrieb der Curetablissements in den Badeorten Wiesbaden und Ems“ Se. Hoheit der Herzog von Nassau laut der in dem Gesetzblatt des Herzogthums enthaltenen Verkündigung seiner Regierung vom 17. Novbr. 1856 die landesherrliche Concession „gnädigst zu verleihen geruht haben“.

Das Statut der Actiengesellschaft bezeichnet als deren Zweck den Betrieb der Curetablissements nach Maßgabe der Bestimmungen des Decrets des herzoglichen Finanzcollegiums vom 14. Novbr. 1856. Der Inhalt dieses Decrets wird in geheimnißvoller Weise verschwiegen. Man weiß aber, daß dasselbe dem Bankhaus Berlé in Wiesbaden, dem Gründer jener Actiengesellschaft, das Hazardspiel-Monopol in Wiesbaden und Ems für die Zeit von 1856 bis 1881 gegen sehr ansehnliche Gegenleistungen überträgt, mit dem Zusatze, daß auf die Dauer der Pachtung keine weitere Concession zum Hazardspiel in dem Herzogthum Nassau ertheilt werden soll. Im Uebrigen trat der neue Spielpächter in den Vertrag des früheren Spielpächters ein. Der letztere war am 5. October 1847 abgeschlossen und enthält in §. 35 die Vorschrift:

„Wenn etwa von Seiten der deutschen Bundesversammlung die allgemeine Aufhebung der Hazardspiele beschlossen werden sollte, so ist die herzogliche General-Domänendirection jederzeit berechtigt, den gegenwärtigen Vertrag aufzuheben.“

In der That verdient die Voraussicht des Ministers von Dungern, welcher diese Vertragsvorschrift beifügte, alle Anerkennung. Denn schon fünfzehn Monate nachher erließ zwar nicht die deutsche Bundesversammlung, welche inzwischen auseinander gestoben war, sondern der Reichsverweser Erzherzog Johann unter Gegenzeichnung des Reichsministers des Innern, Freiherrn Heinrich von Gagern, und des Reichsministers der Justiz, Robert von Mohl, im zehnten Stücke des Reichsgesetzblattes ein Gesetz, lautend wie folgt:

„Der Reichsverweser, in Ausführung des Beschlusses der Reichsversammlung vom 8. Januar 1849 verkündet als Gesetz: Alle öffentlichen Spielbanken sind vom 1. Mai 1849 an in ganz Deutschland geschlossen und die Spielpachtverträge aufgehoben.“

Diesem Befehle des Reiches leisteten damals die deutschen Einzelnregierungen Folge. Nur die kleinste unter ihnen, nämlich Hessen-Homburg, widersetzte sich; oder vielmehr es war der dortige Spielpächter Blanc, welcher, trotz des Reichsgesetzes, die Schließung der Spielbank weigerte. Man erzählt, er habe seine Weigerung mit dem schnöden Witzworte begleitet: „Mein Reich (die Spielhölle) wird länger dauern, als das deutsche“, eine Prophezeiung, die leider noch in dem nämlichen Jahre durch Auflösung der Central-

gewalt und Sprengung des Parlaments ihre Verwirklichung fand. Im Mai 1849 übrigens hatte die Reichsgewalt noch Kraft genug, um dem Herrn Blanc in Homburg ein paar Compagnien „Reichstruppen“ auf den Hals zu schicken und die Schließung der Spielbank zu erzwingen. Freilich auch nur scheinbar. Der Spielpächter verlegte sich nämlich auf Rabulisterei. Er sagte: „das Reichsgesetz verbietet die „öffentlichen Spielbanken“, nicht die geheimen; machen wir also eine geheime.“ Er verlegte die Spieltische in ein kleineres Zimmer, erklärte, dies sei geschlossen für Jedermann, der nicht eine besondere Eintrittskarte habe, und gab „besondere Eintrittskarten“ an Jedermann, ohne Ausnahme, der eine solche verlangte. So schlug sich die Spielhölle durch, um sich, nachdem „das deutsche Reich“ niedergeworfen war, zu neuem Glanze zu entfalten.

Wir aber, sagt Max von Schenkendorf,

„Wir woll'n den Eid nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich;
Woll'n predigen und sprechen
Vom heil'gen deutschen Reich;“

und wenn auch für den Augenblick der Homburger Spielpächter Recht behalten hat, so ist das doch nur eine Sache der Täuschung und des Augenblicks; auf die Dauer und für die Länge eines solchen Zeitraumes, womit die Geschichte zu messen pflegt, wird das deutsche Reich Recht behalten und wird Herr werden über seine Feinde, auch über die Spielpächter, welche ihm Hohn gesprochen.

Die Actiengesellschaft, welche sich deren Betrieb zum Zweck gesetzt hat, wurde, wie gesagt, 1856 gegründet. Sie hat ein Actiencapital von zwei und einer halben Mill. Gulden süddeutscher Währung, getheilt in 25,000 Actien à einhundert Gulden, die auf den Inhaber lauten und unterzeichnet sind von dem herzoglichen Regierungscommissar und den Directoren der Gesellschaft. Von diesem Gesellschaftscapital wurde der größere Theil, nämlich eine Million achtmalhunderttausend Gulden, den „Gründern“ zugewiesen dafür, daß sie die früheren Spielpächter abgefunden und von denselben „Mobiliar und sonstiges Eigenthum“ erworben hätten, das indeß in dem Gesellschaftsvertrage nicht aufgeführt ist und keinen sonderlichen Werth gehabt zu haben scheint. Da der von der Regierung zur Ueberwachung des Spiels bestellte Commissar im Juli 1858 in der Ständeversammlung erklärte, es sei bei der Abfindung den früheren Spielpächtern eine Abfindungssumme von „über eine Million Gulden“ bezahlt worden, und da immerhin zwischen einer Million und 1,800,000 Gulden ein sehr weiter Spielraum übrig bleibt, so scheinen die Herren „Gründer“ gegenüber den Actionären nicht zu kurz gekommen zu sein. Uebrigens haben mir glaubhafte Leute in Wiesbaden versichert, die früheren Pächter hätten nur 800,000 Gulden erhalten. Sei dem nun, wie ihm wolle, die „Gründung“ kostet 1,800,000 Gulden, wofür an dem Tage, an welchem das Spiel unterdrückt wird, keinerlei reeller Werth vorhanden ist. Denn an diesem Tage ist die Spielconcession gar nichts mehr werth, und die Spieltische sowie sonstiges Eigenthum wenigstens nicht viel. Daß die nassauische Regierung, so lange sie es halten kann, wie sie will, das Spiel ganz gewiß nicht aufhebt, davon werde ich im weiteren Verlaufe meiner Auseinandersetzung den Leser überzeugen. Allein das ist doch gewiß, daß sie schon im Jahre 1847 den Fall der Möglichkeit der Aufhebung vorausgesehen und sich vorgesehen hat, daß ihr in diesem Falle eine Entschädigungsforderung nicht gemacht werden kann wegen der Vernichtung des Spielmonopols, das bis dahin noch einen künstlich erzeugten Scheinwerth besitzt. Also, die 1,800,000 Gulden abgerechnet, welche die „Gründer“ erhalten haben, bleiben von den dritthalb Millionen Gesellschaftscapital nur noch 700,000 Gulden übrig. Hiervon sollen 500,000 Gulden als Betriebsfonds dienen und 200,000 Gulden den Reservefonds bilden.

Laut der von der Spielgesellschaft gestellten Rechnungen hat dieselbe in der Zeit von 1857 bis 1860 folgende Summen durch das Hazardspiel in Wiesbaden und Ems eingenommen:

Jahrgang	Einnahme von dem Spiel			Gesammt-Einnahme des Jahres
	1. in Wiesbaden		2. in Ems	
	a. im Sommer	b. im Winter		
1857	556,825 fl. 49 kr.	91,217 fl. 16 kr.	400,566 fl. 58 kr.	1,048,610 fl. 3 kr.
1858	786,463 „ 4 „	275,242 „ 44 „	314,451 „ 42 „	1,376,157 „ 30 „
1859	637,885 „ 22 „	322,536 „ 19 „	294,802 „ 32 „	1,255,224 „ 13 „
1860	852,484 „ 11 „	293,385 „ 42 „	360,618 „ 20 „	1,506,488 „ 18 „

Der Gesammtertrag der vier Jahre ist:

I.	Wiesbaden, Sommer- und Winterspiel	3,816,040 fl.	27 kr.
II.	Bad Ems	1,370,439 „	32 „
	im Ganzen	5,186,479 „	59 „

Der Betriebsfonds von 500,000 Gulden trägt also per Jahr beinahe 1,400,000 Gulden ein!

Die Jahreseinnahmen von 1861 bis 1863 sind dem Vernehmen nach noch gestiegen. Freilich werden diese Summen nur als „Rohertrag“ aufgeführt. Denn es ruhen auf diesen Spieleinkünften auch Ausgaben, deren eigenthümliche Natur wir später untersuchen werden.

Als „Reinertrag“ führen die Rechnungen folgende Summen für die erwähnte Zeit auf:

I. Spielbank in Wiesbaden

1. 1857.	a. Sommer	292,631 fl.	8 kr.
	b. Winter	28,998 „	56 „
2. 1858.	a. Sommer	394,106 „	25 „
	b. Winter	124,409 „	46 „
3. 1859.	a. Sommer	311,185 „	45 „
	b. Winter	222,222 „	36 „
4. 1860.	a. Sommer	486,791 „	7 „
	b. Winter	173,287 „	45 „
	im Ganzen	2,033,633 „	28 „

II. Spielbank in Ems.

1. 1857 251,832 fl. 1 kr.
2. 1858 175,589 „ 11 „
3. 1859 157,263 „ 53 „
4. 1860 167,140 „ 42 „

= 751,825 „ 47 „

im Ganzen 2,785,559 fl. 15 kr.

Ich überlasse dem Leser, sich die Zahlen näher zu gruppiren. Dieselben geben an, daß die Spielbank in dem einen Jahr mehr, in dem andern weniger gewinnt, je nachdem mehr oder weniger gespielt wird, daß sie aber niemals verliert, weil die ganze Einrichtung so getroffen ist, daß sie nicht verlieren kann. In Wirklichkeit spielt nicht die Bank mit den Spielern, sondern die Spieler spielen untereinander; was der Eine gewinnt, verliert der Andere. Die Bank aber vermittelt nur den Gewinn und Verlust unter den Spielern, indem sie vermöge der Spielvortheile, die sie genießt, und des Monopols, das ihr die Staatsgewalt verliehen hat, von einem jeden Einsatz, welcher gemacht wird, ihre enormen Procente bezieht. Nach einer genauen mathematischen Berechnung, auf welche wir später zurückkommen werden, beträgt der Vortheil der Bank beim Roulette, den Einsatz zu 100 Gulden angenommen,

$= \frac{1}{19} \cdot 100 = 5{,}26 =$ ungefähr $5\frac{1}{4}$ Procent.

Oder, um es populärer auszudrücken: So oft ein Gulden über den grünen Tisch spaziert, nimmt sich die Spielbank davon drei Kreuzer. Spaziert er also zwanzig Mal darüber, so hat er sich in zwanzig Groschen aufgelöst und diese sind in die Casse der Bank geflossen.

Dies erinnert an die wundervolle Geschichte, welche der bekannte Verfasser des „Struwwelpeter“, Dr. Heinrich Hofmann in Frankfurt, in seinem „Bad Salzloch“ — eine unübertroffene Satire auf den modernen Bade-Industrie-Schwindel — zur Anpreisung und Verherrlichung der tonisch-auflösenden und abführenden Wirkungen des dortigen Wassers erzählt.

Ein junger Mensch hatte im Eifer einen Silber-Gulden verschluckt. Zwölf Gläser Salzlocher Wasser brachten die unglaubliche, aber durch ärztliche Zeugnisse constatirte Wirkung hervor, daß er das Guldenstück in sechszig einzelnen Kreuzern wieder von sich gab. Die Wirkungen der Spielbank sind zwar weniger wahrnehmbar, aber sie führt noch drastischer und schneller ab. Wenn du gewinnst und glaubst, von der Bank zu gewinnen, so irrst du dich. Denn im Ganzen, gegenüber der Gesammtheit der Spieler und auf die Länge der Zeit gerechnet, kann die Bank gar nicht verlieren. Was du gewinnst, das gewinnst du von deinen Mitspielern; und wenn einer der Letzteren in Folge der erlittenen Verluste im nahen Walde sich erhängt oder im See des Parks seinem Leben ein Ende macht, so kannst du nicht deine Hände in Unschuld waschen und die Schuld auf die Spielbank schieben. Denn du bist es, der durch Vermittelung der ihren Maklerlohn ziehenden Bank mit ihm gespielt und ihn ruinirt hat, — freilich ohne es zu wissen und zu wollen. Die Bank giebt niemals, sie nimmt nur,

und das nachstehende Couplet, das wir in dem neuesten Kladderadatsch-Kalender finden:

„Du siehst in einem schönen Thal
Ein Haus auf Säulen, drin ein Saal;
Und in dem Saal thut wieder stehn
Ein Tisch, ganz grasgrün anzusehn;
Und wem der Tisch nun wohlgefällt,
Der legt auf diesen Tisch sein Geld;
Und eben an demselben Ort
Steht auch ein Kerl, der nimmt es fort;
Das geht, bis daß man nichts mehr hat;
— — —
Der Selbstmord findet draußen statt."

mag noch so frivol lauten, es ist deshalb doch leider eine ganz unbestreitbare mathematische Wahrheit, die uns im neunzehnten Jahrhundert, in welchem die Menschheit mit dem Dampf fährt und mit dem Blitz schreibt, lehrt, wie sehr trotz alledem ein Theil dieser Menschheit in den civilisirtesten Ländern von Dummheit, Leidenschaft und Verblendung beherrscht wird.

Alles das ist auch, im Grunde genommen, gar nichts Neues. Schon die deutsche Reichsversammlung, als sie vor fünfzehn Jahren die Spielhöllen aufhob, wußte, daß diese Institute gemeinschädlich und unsittlich sind; daß sie in dem Spieler die niedrigsten und verderblichsten Leidenschaften wecken, ihn demoralisiren, seiner Familie, seinem Beruf, seiner wirthschaftlichen, socialen und bürgerlichen Stellung entfremden, ihn in Verzweiflung und Verderben treiben und ihm nur zwischen Verbrechen und Selbstmord die Wahl lassen; daß sie dem Spieler das Geld abnehmen, ohne die geringste Gegenleistung dafür (denn die Gegenleistungen der Spielbank gelangen nicht an den Spieler, sondern an den Verleiher oder Verpachter des Spielmonopols; daß sie, weit entfernt, Werthe zu erzeugen, dieselben zerstören, indem sie das Capital aus den Händen, in welche es die natürliche wirthschaftliche Bewegung gebracht hatte, wegnehmen und in die Hände solcher legen, welche seinen Erwerb als das Spiel eines blinden Zufalls ansehen und aus dem, was dieser beschert hat, in der Regel nichts zu machen wußten, als es auf dem Wege des Lasters todtzuschlagen oder auf dem der schalsten Vergnügungen zu vergeuden.

Das Alles haben schon die großen Redner der Paulskirche in den Jahren 1848 und 1849 viel schöner und besser gesagt; und wenn ich weiter nichts beifügen könnte, so hätte ich geschwiegen und die Leser gebeten, die stenographischen Protokolle des Professor Wigard zu lesen.

Allein Manches, was ich während einer Saison in Wiesbaden erfahren, wußten die Herren in der Paulskirche nicht; Manches aber hat sich auch erst zwischenzeitig, unter dem gewitterschwülen Himmel der Reaction, die für die Erzeugung und Vermehrung von Giftpflanzen und Ungeziefer so außerordentlich fruchtbar war, entwickelt, und deshalb halte ich es nicht für überflüssig, diesen Stoff noch einmal ganz gründlich zu debattiren, und zwar mit mehr Material und weniger Worten, als es vor fünfzehn Jahren geschehen, wo sogar noch ein sonst braver Mann, blos deshalb, weil er das Unglück hatte, in dem Reichswahlbezirk Hessen-Homburg gewählt zu sein, schwach genug war, einige Worte nicht der Rechtfertigung, aber doch der Entschuldigung und provisorischen Daseinsfristung für das Spiel zu sprechen.

Was bisher noch nicht beleuchtet worden ist, das ist der Unterschied zwischen den grünen Tischen in Californien und in Deutschland, — eine Vergleichung, welche, wir müssen es mit Schmerz und Scham sagen, sehr zu Ungunsten unseres Vaterlandes oder, um uns richtig auszudrücken, der wenigen deutschen Regierungen, welche noch Spielhöllen unterhalten, ausfällt. Glücklicher Weise giebt es in der Mehrzahl der deutschen Staaten solche nicht mehr, namentlich auch nicht in Oesterreich und Preußen. Denn eine europäische Großmacht kann keine Spielhöllen halten, sonst hört sie auf, eine Großmacht zu sein.

In Californien hält Jeder, der da will, eine Spielbank. Durch die Concurrenz ist der Bankhalter genöthigt, die Spielchancen zwischen sich und den Andern möglichst gleich zu stellen. Er kann dies um so eher, da er ja nicht an die Regierung, oder wer sonst das Spiel concessionirt oder verpachtet, Hunderttausende zu zahlen hat. Will er die Spieler übervortheilen, so begiebt er sich in die Gefahr, dem Strafgesetz oder der Lynch-Justiz zu verfallen. Die Spielhöllen befinden sich in elenden Hütten, die aus ein paar Tannenstämmen mit schlechtem Calico umkleidet bestehen; ihr Aeußeres hat mehr Abstoßendes als Anziehendes.

In Deutschland sitzt die Spielhölle gleich einer Kreuzspinne in der Mitte ihres Netzes, im Centrum einer volkreichen Haupt- und Residenzstadt. Sie öffnet ihren Marmorpalast Allen, die ihrer Gesundheit halber gekommen sind und an dem Versucher kaum vorbei können. Sie umgiebt sich mit allen Reizen der Eleganz und des Luxus, mit Allem, was die Sinnlichkeit reizen und die Gewinnsucht aufstacheln kann. Ihr Geschäft ist nicht ein geduldetes, sondern sie genießt ein Privileg, das ihr einen besonderen Schutz gewährt, und ein Monopol, das den ohnehin an Capital, Spielchancen, Ruhe der Berechnung u. s. w. weit im Nachtheil stehenden Spieler ihrer Allmacht unterwirft. Denn die Spieler haben Concurrenz, die Spielbank nicht. Sie bezahlt für ihr Monopol und ihre Privilegien enorme Summen an öffentliche Cassen und öffentliche Anstalten. Wer an diesen Cassen und diesen Anstalten betheiligt ist, der ist auch an dem Spiel interessirt. Dann aber ist sie eine Actiengesellschaft geworden. Alle Capitalisten, bis auf die kleinsten herunter, sind dabei betheiligt, daß gespielt wird und daß die Bank gewinnt. Die Actien sind in solchen Händen, in die sie am allerwenigsten gehören. Die Concessionirung der anonymen Gesellschaft hat ein geduldetes Privatgeschäft in eine allgemeine, öffentliche und officielle Verschwörung aller Einheimischen, die gewinnen wollen, gegen die Fremdlinge, die verlieren sollen, umgewandelt.

Das Spiel gleicht jenen Hasenjagden, welche man „Kesseltreiben" nennt. Eine große, fruchtbare Ebene, in welcher sich die Hasen befinden, ist auf ihrer ganzen Peripherie von Treibern umstellt. In dem Centrum ist eine Höhle oder ein Kessel ausgegraben, geschützt durch Wälle, die mittelst der ausgegrabenen Erde aufgeworfen sind. In diesem Kessel stehen die Schützen. Die Treiber ziehen ihren Kreis immer enger, die Hasen werden in Masse dem Kessel immer näher getrieben und dort von den Schützen erlegt. Die Treiber sind die Actionaire. Die Schützen im Kessel sind die Spieldirectoren.

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen!"

Am 24. Juli 1844 saßen in der großen Sängerhalle zu Schleswig wohl an 3000 Sängerfestgenossen und unter ihnen sämmtliche Mitglieder jener denkwürdigen schleswigschen Ständeversammlung desselben Jahres, welche durch die beharrliche deutschpatriotische Vertheidigung ihres selbstständigen Rechtsbodens, der vom Könige Christian VIII. selbst damals die ersten offenbaren Angriffe erfuhr, sich die Ungnade desselben erworben hatte. Es war kaum eine Woche seit dem Schluß und landesherrlichen Abschied jener Versammlung vergangen, in welcher der „Herzog" von Schleswig die trotzige Stirn des „Königs" gezeigt, während die jütische Ständeversammlung, die zu gleicher Zeit in Viborg getagt und geschlossen hatte, durch ihre maßlosen Angriffe auf das deutsche Wesen der Herzogthümer im Sonnenschein der königlichen Huld sich spreizte. Durch Schleswig und Holstein ging von diesem Tage an ein schwerer Zug der Besorgniß vor der Zukunft, des Kummers über das ungewisse Schicksal des Landes, des Trotzes gegen die drohende Gewalt, der Zuversicht auf den deutschen Geist des Volks und der Hoffnung auf die Hülfe der deutschen Nation.

In dieser Stimmung saßen die Festgenossen in der Sängerhalle zu Schleswig, in der zum ersten Male seit langer Zeit, man sagt seit 200 Jahren, wieder das alte schleswig-holsteinische Banner entfaltet war. Und da geschah es, daß ein Lied, ein einfaches Lied mit seiner ebenfalls einfachen Singweise so glücklich und so ganz und voll für das Gefühl, das in allen Herzen wogte, das rechte Wort und den rechten Ton in den Mund des Volks legte, daß es wie mit einem elektrischen Schlage durch die Bevölkerung des Landes fuhr, wie Donnerrollen und Sturmesbrausen, und noch am selben Abend die Würde eines Nationalgesangs errungen hatte und vor Allem als ein unvertilgbarer Protest gegen alles Dänenthum und als einer der gefährlichsten Feinde desselben dastand.

Matthäus Friedrich Chemnitz,
der Dichter des Liedes „Schleswig-Holstein, meerumschlungen".

Seit jenem **24.** Juli 1844 ist in Schleswig-Holstein kein Tag der Freude und kein Tag der Trauer begangen worden, an welchem nicht dieses Lied erklungen wäre, und als im August des Jahres 1845 zum ersten Male die 36 Schlagbäume des deutschen Bundes von den Sängern des deutschen Volkes niedergesungen wurden, als das erste große deutsche Sängerfest zu Würzburg das beredteste Bild vom Einheitsdrang der Nation darstellte, fehlten auch die Sänger von Schleswig-Holstein nicht, und ihre siegreiche Volkshymne ward hier zum Eigenthum der deutschen Nation.

So hat denn dieses Lied das 20. Jahr seiner wunderbaren Wirksamkeit begonnen, es reiht sich mit jedem Tage mehr an Bedeutung jenen Nationalgesängen an, welche in der Geschichte Europa's ihre Stelle behaupten: dem ehernen Kampflied des Protestantismus „Ein' feste Burg ist unser Gott", das in den Glaubenskriegen Tausende in die Schlachten geführt, der „Marseillaise", die zum unsterblichen Freiheitslied der Franzosen geworden ist, und der ewigen deutschen klagenden Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Und mehr als irgend früher ist es heute nicht blos das Schlagwort im ganzen deutschen Volk, sondern die Augen der ganzen gebildeten Welt, wie sie auf die rollende Schicksalswoge von Schleswig-Holstein gerichtet sind, müssen sich auch auf das Lied richten, das jene Woge unaufhörlich umrauscht. Helfe nur der Himmel in den deutschen Herzen und Häuptern, daß die Kriegsmusik der Sachsen, wie sie mit dieses Liedes Klängen ihren Einzug in die erste Stadt des meerumschlungenen Landes verherrlichte, mit ihnen auch den Siegerheimzug feiere!

Die patriotische Glorie, in welche die Zeit das Lied gehoben hat, macht es uns zur Pflicht, über den Ursprung desselben unseren Lesern einiges Nähere mitzutheilen.

Zu dem oben genannten schleswig-holsteinischen Sängerfest hatte der in Berlin lebende Kreisjustizrath Dr. Straß unter drei kleinen Liedern auch eines auf die Herzogthümer zur Composition eingesandt, das mit folgenden Versen beginnt:

> Schleswig Holstein, schöne Lande,
> Wo mein Fuß die Welt betrat,
> O, daß stets an eurem Strande
> Keime wahren Glückes Saat!
> Schleswig-Holstein, stammverwandt,
> Haltet fest der Eintracht Band!

Das friedlich-gemüthliche Liedchen wurde von dem Cantor Bellmann componirt, und die Melodie fand allgemeinen Beifall. Um so mehr bedauerte man, daß der Text, der in weniger erregter Zeit geschrieben war, mit der Stimmung des Landes nach dem schleswigschen Landtagsschluß nicht in Einklang stehe. Um diesen Mißklang zu beseitigen, dichtete Matthäus Friedrich Chemnitz, der damals als Rechtsanwalt in Schleswig lebte, mit Zugrundelegung des Straß'schen Textes das neue Lied.

Außer dem Versmaß, an das er durch die Melodie gebunden war, und dem ersten Verse des Refrains „Schleswig Holstein, stammverwandt" entnahm jedoch Chemnitz dem Straß'schen Texte nur die Verse:

> Gott ist stark auch in den Schwachen,
> Wenn sie gläubig ihm vertraun,
> Straß: Und ein gut gelenkter Nachen
> Chemnitz: Zage nimmer — und dein Nachen
> Straß: Kann } trotz Sturm den Hafen schaun.
> Chemnitz: Wird }

Alles Uebrige im Chemnitz'schen Liede ist selbstständige Dichtung und an Kraft dem Straß'schen bei Weitem überlegen. — Die erste Ausgabe des Chemnitz'schen „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" mit der Bellmann'schen Composition erschien noch 1844 in der M. Bruhn'schen Buchhandlung und ist auf dem Titelblatte geschmückt mit der Vignette der Doppel-Eiche. Die fremde Grund-

age seines Liedes deutete Chemnitz selbst auf dem Titel durch die Worte an: „Nach einem Gedichte von Straß." Damit glauben wir ine Mittheilung der in Hamburg erscheinenden, sonst gut unterrichteten „Nessel" genügend widerlegt zu haben, welche die Urheberschaft es Schleswig Holstein-Liedes ausschließlich Straß vindiciren wollte.

Da die Gartenlaube in den Stand gesetzt ist, ihren Freunden as einzige bis jetzt vorhandene Bildniß des Dichters vorlegen zu önnen, so fügen wir jenem zugleich einige biographische Notizen bei.

Matthäus Friedrich Chemnitz ist am 10. Juni 1815 n Barmstedt, einem Marktflecken im südlichen Holstein, geboren. Der Reichthum seines Vaters, eines Predigers, waren nach dem Sprüchwort und nach der Weise der meisten Geistlichen: liberi und libri, zu Deutsch: Kinder und Bücher. Der ersteren besaß er über in Dutzend, und unser Chemnitz war von den sieben Söhnen der älteste. Nachdem er in einer glücklichen Kindheit den Unterricht eines Vaters genossen, bezog er das Gymnasium zu Altona und 834, im Todesjahre seines Vaters, die Universität Kiel. Im Jahre 1840 ließ er sich, nachdem er die juristische Staatsprüfung glänzend bestanden, als Rechtsanwalt in Schleswig nieder. Hier versah er mehrere Jahre zugleich die Stelle eines Substituts des Staatsanwalts für das Herzogthum Schleswig, und hier wurde r sehr bald mitten in die Kämpfe des Landes gegen das immer recher andringende Dänenthum eingeführt. Aus dieser Zeit kennt nan, außer dem Nationalliede, noch einige andere politische Dichungen von ihm; außerdem war er ein eifriger Correspondent für eutsche Zeitungen im Interesse der Herzogthümer. Auch die Gründung des Beseler-Fonds verdankt ihm ihre erste Anregung. Inwischen war der März des Jahres 1848 herangekommen mit einem hoffnungsreichen Freiheitshauche. Am 24. erhoben sich die Herzogthümer, und am selben Tage warf Chemnitz eine Schleswig-Holstein'sche Marseillaise — wie er seine schwungvollen Verse nannte — in die allgemeine Begeisterung.

„Auf, Schleswig-Holstein, auf, erwache!
Der Tag bricht an, der Morgen graut.
Horch! Dich ruft die heil'ge Sache,
Ruft zu Waff' und Wehr Dich laut."

so begann das Lied, welches die ersten schleswig-holsteinischen Truppen mit nach Flensburg und Bau hinaustrugen.

Während der Jahre der Volkserhebung in den Herzogthümern war Chemnitz erst einer der Beamten der „Provisorischen Regierung" und später Secretair in dem Gottorfer Verwaltungs- und Justizamte erster Instanz. Nach dem elenden Untergang der schleswig-holsteinischen Volksbestrebungen siedelte er erst nach Hamburg, wo er für eine Zeitung thätig war, und 1851 nach Würzburg über, wo er seine zweite Heimath fand. Dort war er bis 1854 Secretair der Mainkampfschifffahrts-Gesellschaft und ist seitdem Secretair des polytechnischen Vereins, dessen 50jährige Geschichte er 1856 geschrieben hat. Chemnitz lebte seit 1855 in glücklicher Ehe, die leider im vorigen Jahre der Tod zerriß; zwei Kinder, ein Söhnchen und ein jüngeres Töchterchen, sind sein Trost und seine Liebe geblieben. Seine bürgerliche Stellung ist eine bescheidene; es wäre dem verdienten Manne wohl zu wünschen, daß das Glück seiner alten Heimath, wenn es erblüht ist, auch ihm persönlich mit zu Gute käme.

Gegen öffentliche Kundgebungen von Ergüssen seiner männlich freien Gesinnung hatte der Ausgang der Sache seiner Heimath im Jahre 1851 ihn lange Zeit zu sehr verbittert. Erst 1861 langte er die verstaubte politische Leier wieder herab von der Wand. Seine drei Lieder: „Deutschland, mein Hort!" „Die deutsche Kaiserkrone" und „Das deutsche Lied", componirt von V. E. Becker, wurden von den Liedertafeln freundlich aufgenommen, und sein „Schleswig-Holsteins Recht" zum 18. October und „Jetzt oder nie!" vom 24. Novbr. 1863 zeugen dafür, daß auch er in seinem Herzen

„treu gewahrt, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen tagt."

Das ewige Licht.

Von **Carl August Heigel.**

(Fortsetzung.)

3. Die Donau rauscht.

Horch! .....

Er kniete am Betstuhl in seiner Zelle, nicht im Gebet, sondern ganz Ohr, ob die Thorglocke nicht klang, nicht hastige Schritte sich näherten; ganz Ohr, seitdem die Nacht in einen trüben Tag übergegangen war. Vorbei das Gewitter, aber der Himmel ist sonnenlos, grau; dunklere Wolken ziehen daran empor, ballen und wechseln, theilen sich und entlassen weiße Flecken, wie Rauch. Der Regen strömt endlos hernieder, rauscht im Epheu der nahen Felswand und schlägt an die Fensterscheiben. Sonst Alles still, wie wenn Niemand mehr im Kloster wäre, als sein unglücklicher Prior und das einsame Gespenst der Zeit, das hin und wieder die Glocke im Kirchthurm streift ....

Es gab einen Augenblick, in welchem Gregor's Geist die Folter des Einen Gedankens nicht mehr ertrug. Die Wimpern schlossen sich, und Gregor blieb eine Weile bewußtlos. Als er die Augen wieder aufschlug, war seine erste Empfindung eine Art Wollust, das Erwachen von einem entsetzlichen Traum; aber mehr und mehr rauschte die lethäische Welle zurück; er keuchte im Kampf mit der rückkehrenden Wahrheit; zuletzt sprang er empor und rief, sich die Brust zerschlagend: „Nein! nein! Ich bin ein Mörder."

Dann war es, daß er am Betstuhl sich niederwarf und zum Christusbilde verzweiflungsvolle Gebete stammelte. Er ist jetzt der Mittelpunkt des Weltalls; Himmel und Erde müssen jetzt auf ihn blicken, und das Ungeheure seiner That fordert ein Wunder der Allmacht ... Eines Menschen Rettung aus sturmgepeitschten, tosenden, nachteinsamen Fluthen ist kein größeres Wunder, als das Versinken der Seele im Wirbel der Leidenschaft, als eine verbrecherische That aus erhabenen Motiven ... Benedictus kann nicht todt, muß gerettet sein. Bald, bald wird er hereintreten und seinem Freund an die Brust sinken ... Dies Ereigniß malt Gregor sich aus und genießt seine Seligkeit im Voraus. Er flüstert sanft die Namen: „Benedict! Freund! Bruder!" und weint die Thränen der Reue, Freude und Versöhnung.

Aber der Wahnsinn der Hoffnung dauert nicht. Der Verstand fordert Wahrscheinlichkeit und menschliche Gründe. Und nun sinnt Gregor mit ängstlicher Hast sich Zufälle aus, die Benedict's Rettung ermöglichten. Die Fährknechte haben seinen Schrei gehört und ihn im Kahn gerettet! Oder der Fluß selbst hat ihn an's Land getragen! ... Doch warum ist er dann noch nicht zurückgekehrt? ... Der Gedanke durchzuckt ihn jählings, daß Benedictus am Leben sei, aber nicht zurückkehren, nicht vergeben und vergessen wolle. Er ist in der Stadt, klagt Gregor des Mordversuches an, ruft die Gerichte auf — — —

Unwillkürlich ist der Prior an's Fenster getreten und hat es geöffnet.

Unten zieht sich der schmale Baumgarten dem Haus entlang bis zum Fluß. Im Halbkreis schließt ihn der Felsen ein. Am andern Ufer fallen die hohen Steinwände senkrecht in die Fluth. Der Strom selbst, vom Regen geschwellt, raſ't wild dahin. Gregor hört das Geräusch des Wassers, es summt und wächst und donnert zuletzt in seinem Ohr. Er ringt die Hände, selber ein Ertrinkender ... Jener Strom war erbarmungslos: todt ist Benedictus!

Nun gilt es nur noch, die Schuld zu verbergen, des Hauses Ehre zu retten!

Und er horchte. — — —

Es schlug zehn Uhr. Kaum waren die Schläge verhallt, so läutete die Thorglocke.

Der Prior befand sich weitab vom Eingang, im zweiten Flügel, aber der Klang erschütterte ihm Mark und Bein. Die Posaunen des Weltgerichts können nicht lauter und ahnungsvoller tönen. So grell, so ganz besonders klang die Glocke, Jeder hat sie gehört, Jeder verstanden — sie gellte: „Mord!"

„Sie bringen ihn," flüsterte er. „Fassung, o, jetzt nur Fassung!"

Er trat an sein Pult und griff hastig nach einem Buch. Indem er es aufschlug, fiel ein gesticktes Merkzeichen heraus. Das Buch war Benedict's Spinoza.

Dieser Zufall gab ihm Kraft und Bewußtsein. Das Buch

erinnerte ihn, warum er die That begangen, und ein Hauch des herben Richtergeistes, der ihn gestern erfüllte, überkam ihn. Jetzt nahen eilende Schritte; Stimmen rufen den Prior, Menschen dringen in die Stube. Wer? was? er sieht und hört es nicht, er weiß nur, daß er jetzt seines Lebens schwersten Gang zu gehen hat — — und er geht, aufrecht, lautlos, mit einem Gesicht, das schon jetzt die Meduse sieht . . .

Im Thorweg standen die Mönche um eine Tragbahre. Eine grobe Decke war darüber gebreitet; schwer vom Regen, zeichnete sie die Umrisse eines Körpers, der darunter lag; eine Hand sah auf der einen Seite vor, eine fahle Manneshand. Alle wußten durch die beiden Schiffsknechte, welche daneben standen, wer zu ihren Füßen lag, aber Keiner berührte noch die Hülle, sie schwiegen und schauderten. Durch das offene Thor wehte der Regen. Die Donau rauschte.

Da tritt der Prior in den Kreis, und Einer beugt sich nieder und schlägt die Decke zurück. Benedictus! das schwarze Gewand triefend und zerrissen, das Gesicht entstellt vom Wasser, vom Tod; jeder Zug schmerzlich verzerrt oder zerstört, nur die Stirne unentweiht, klar und erhaben. Ein Fieberfrost schüttelte die Hünengestalt Gregor's, und sein Gesicht hatte die Farbe des Todten, aber wer von den Anwesenden zitterte nicht? wer wäre bei solchem Anblick nicht erblaßt? Pater Hieronymus war's, der zuerst das Wort ergriff.

„Wann habt Ihr ihn gefunden?"

Die Frage war an einen Alten in grauer Jacke und Wasserstiefeln gerichtet, der verlegen seine Mütze in den Händen drehte. Er strich das feuchte Haar aus dem wettergebräunten, ehrlichen Gesicht und sprach: „Genau kann ich das Hochwürden nicht sagen; auf unsrer Schwarzwälderuhr war's Sieben, also wird es wohl um Acht herum gewesen sein. Wie Hochwürden wissen, wohne ich drunten, nah' bei Felsdorf, mit meinem Schwiegersohn, dem Hans da" — er wies auf seinen jüngeren Gefährten. — „Unser Haus liegt keinen Büchsenschuß weit vom Wasser. Wir sind Fährleute, und wenn die ver — wenn die Dampfschiffe nicht wären, könnten wir vom Fischen allein leben. Heut' früh also zieh' ich g'rade meine Stiefel an, und meine Tochter ist g'rade ihrem Blitzbuben, dem Sepperl, nachgelaufen, weil er immer auf die Kähne steigt und dabei in's Wasser fällt; der Hans da aber rasirt sich g'rade für die Feiertage — da kommt der Blitzbub, der Sepperl, in die Stube gelaufen und schreit: Großvater, der schwarze Mann! der schwarze Mann liegt im Wasser! Gleich hinterdrein stürzt meine Tochter, weiß wie die Wand, und sagt: Jesus Maria! draußen hat's einen todten Mann angeschwemmt, und es ist ein Pater vom Kloster! Und sie fängt an zu weinen und zu lamentiren, und der Sepperl und die kleine Franzel machen's natürlich gleich der Mutter nach, und meine Alte, die im Bett liegt und die Gicht hat und nicht recht hört, schreit: Hülfe, zu Hülfe! Du Narr, sag' ich zu meiner Tochter, bild' Dir doch so was nicht ein, im Wasser seh'n Alle schwarz aus. Aber innerlich hat's mir einen Stich gegeben, denn mein Vater und Großvater selig waren beim Kloster angestellt, und ich bin stolz darauf. Ich zwinkre dem Hans zu, und wir gehen hinaus und sperren das Weibervolk und die Gründlinge ein. Und richtig, zwischen meinem Boot und dem Heuschiff liegt der arme Pater Benedict. Ich glaubte, mich trifft der Schlag; wir zieh'n ihn an's Land, reiben ihn, stellen ihn auf den Kopf, aber er ist und bleibt todt, denn dem Aussehen nach hat er schon lang im Wasser gelegen. Da holten wir eine Trage und schleppten ihn hierher, ich und mein Schwiegersohn, der Hans da."

Der Erzähler that einen tiefen Athemzug und wischte sich mit seinem Aermel den Schweiß von der Stirne, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Wir hätten durch Felsdorf gehen können, das wäre eine gute Stunde näher gewesen. Aber das hätte ein Zusammenlaufen und Aergerniß gegeben, und mein Vater und Großvater selig haben zum Kloster gehört, und ich bin stolz auf unser Kloster. So gingen wir denn den Waldweg und über die Felsen, und es hat uns Niemand gesehen, Hochwürden!"

Das Wort des Alten: „Ich bin stolz auf unser Kloster!" klang dem Prior in's Herz, wie ein Trommelwirbel dem Soldaten. „Halte aus!" sagte er sich selbst und gab dann leise den Befehl, Benedict nach seiner Zelle zu bringen. Zwei Brüder und die Schiffer trugen den Todten, hinter ihnen schritt Gregor, die Uebrigen schlossen sich an.

Der düstere Zug bewegte sich über den Hof. Da, unter dem Kreuzbild, wankte der Prior und brach zusammen. Die Patres sprangen hinzu, aber er richtete sich selbst empor und winkte „Vorwärts!"

„Ich glaub's wohl, daß es ihm arg in's Herz greift," flüsterte Hieronymus zu seinem Begleiter; „Benedict hat sich ertränkt, das ist die Sache . . . . Gott sei der armen Seele gnädig!"

„Selbstmörder" nannten die Mönche unter einander den Todten. „Glaubenszweifel und Gewissensangst haben ihn dahin gebracht." „Ertrunken" hieß es schonend in den Acten des Kreisrichters, der Nachmittags mit dem Gerichtsarzt zur Leichenschau kam. Die klösterliche Strenge schien für diesen Tag gelöst, man kam und ging in den Zellen aus und ein, oft waren vier, fünf Patres in einer Stube beisammen, um vom Verstorbenen, von den Abgründen des Geistes und vom Schmerz des Priors zu reden. Der Letztere ward den Tag über nicht mehr sichtbar, er hielt sich eingeschlossen und horchte auf das Rauschen und Murmeln der Donauwellen. Vor Sonnenuntergang läuteten die Glocken zum letzten Mal, denn es war der Mittwoch vor dem grünen Donnerstag. Trotz Wind und Wetter wurde die Kirche von Andächtigen dicht gefüllt. Sollte doch Pater Benedict, der gewaltige Redner, die Predigt halten!

Der aber war in der Zelle beigesetzt, die er lebend bewohnt hatte. Das ärmliche Geräth war daraus entfernt worden, und sie enthielt nichts als den düstern Thron des Todes, die Bahre. Am offenen Sarge beteten zwei Väter für die arme Seele; sie wurden stündlich von zwei andern abgelöst. Um elf Uhr Nachts hatte sich der Prior zur Todtenwache gemeldet. Er mußte, wenn er nicht den Vorwurf übertriebener Härte oder — Schwäche auf sich laden wollte. Schaudernd verzögerte er den Entschluß von Stunde zu Stunde, und es ward späte Nacht, bevor er ihn aussprach. Als seine Stunde schlug, verließ Gregor das Gemach und schritt durch den Corridor nach Benedict's Zelle — wie gestern.

Er trat ein . . . . .

Zwei Kerzenlichter, die zu fahl brennen, um die Düsterkeit des Bildes zu mildern, aber hell genug, um sie zu offenbaren! Gregor's erster Blick fiel, scheu und angstvoll, auf den Todten, ob er sich nicht zornig aufrichten und rufen werde: „Hinweg!" — Nein, dies Antlitz trug zu deutlich schon die Signatur des Grabes. Ein zweiter Blick galt dem Mönch, der zu Häupten der Bahre kniete. Es war Ambrosius, ein Greis mit schneeweißem Haar und einem Gesicht, das von der nahen Auflösung die Verklärung vorausnahm. Dieser Mönch war seit einem halben Jahrhundert im Kloster und seit zwanzig Jahren blind. Er sprach nur selten, oft hörten seine Ordensbrüder Monate lang kein Wort von ihm, und wenn er antwortete, war seine Rede kurz und dunkel, wie Orakelsprüche.

Der Prior kniete aufathmend im Betstuhl nieder, der für ihn dicht am Sarge stand; seine Angst vor dem lebendigen Zeugen dieser Stunde war beschwichtigt. Er barg sein Antlitz in beide Hände, um die Leiche nicht zu sehen, und versuchte zu beten. Vergebens! Die Gedanken stürzen vom Himmel zurück; sein Ohr, alle Sinne richten sich auf das Geräusch, das wie Stimmengetös der Unterirdischen in die Stille der Nacht und des Todes tönt: der Strom rauscht und zischt, braust und brandet an die Mauern. Bald ist's Gregor im Wirbel seiner Sinne, als säh' er die Wellen sich aufbäumen, am Fenster wie Arme emporgreifen, und Häupter mit weißen Schaumkronen nach ihrem Opfer blicken . . . . . Dann gewöhnt sich sein Ohr; das Brausen sinkt zum leisen Schluchzen und Klagen herab. Und nun erhob Gregor das Haupt und starrte die Leiche an.

„Was denn ist es," fragte er sich selbst, „daß eine einzige Welle alle Gedanken und Empfindungen, Pläne und Wünsche in diesem Gehirn auslöschte, und daß eine Ewigkeit zwischen Heut und Gestern gähnen kann? Entseelt, sagt die Kirche, der Leib zerfällt, doch die Seele fliegt auf, ist unsterblich. Und soll dies klägliche Schauspiel zwischen Geburt und Tod aber Norm und Schicksal der Unsterblichen sein? soll sie um dieser Spanne Zeit willen ewig glückselig oder ewig verflucht werden? Und wenn die Seele Höheres ist als der Leib, warum vermag sie nichts gegen dessen Vernichtung, nach der ihre Verdammung kommt?"

Gregor trat der Angstschweiß auf die Stirn. Ihn, den Glaubensstarken, beschlichen Gedanken, wie er sie bisher niemals dachte, Fragen wurden in ihm laut, auf die er keine Antwort fand.

Seine Zweifel hatten freilich nicht die Methode der Schule und die Sprache der Wissenschaft; Benedictus hätte darüber gelächelt, aber für den schlichten Mann, der den Pflug besser zu handhaben wußte, als das zweischneidige Wort, waren sie furchtbar, unwiderstehlich, vernichtend. Erst blickt er von sicherer Höhe hinab; da erfaßt ihn Schwindel; der Boden rollt und schwindet unter seinen Füßen; da und dort klammert er sich an den Felsen, aber auch der, den er graniten wähnte, ist morsch und verwittert, Alles wankt und stürzt, pfeilschnell schießt er hinab und sieht sich im Abgrund, wo Finsterniß ihn umfängt, tosende Fluthen über ihm zusammenschlagen und hohnlachende Dämonen ihn von Tiefe zu Tiefe schleudern ...

„Was ist Gut und Böse?“ schreit es in ihm. „Wenn die Welt nur ein toller Maskenzug und die Unsterblichkeit ein Märchen wäre? Wenn diese aufgedunsene, grinsende Masse die einzige und letzte Thatsache von Benedictus wäre, Freud' und Leid, Haß und Liebe, das ganze Leben nur auf Verwesung hinausginge? Wenn ich, der Mörder, gleich den Hunderttausenden, die heilig lebten, nicht mehr vom Jenseits zu fürchten hätte, als das Nichts, und nichts zu erwarten, als den Wurm? .... Herr Gott!“ betete er dann und rang die Hände, „verlaß mich nicht! Soll ich nun selber dem Zweifel verfallen, der ich den Zweifler ermordete?“ Er sprang empor und rief laut, halb wahnsinnig vor Aufregung: „Ambros! Ambros!“

Der Blinde erhob sein Haupt.

Der Prior stand jetzt neben dem Sarge und hatte die wildrollenden Augen auf den Alten gerichtet, die Rechte aber auf die Brust des Todten gelegt.

„Ambros,“ keuchte er, „es giebt Schicksale, die kein Gott, sondern die Hölle erdenkt und ausspinnt. Dieser Todte war mein Freund, ich wuchs mit ihm auf, theilte mit ihm die Träume der Jugend und die Sorgen der Armuth. Ich rettete einst sein Leben und that in einer Stunde mit ihm das Ordensgelübde. Sein Wohl und Weh' waren mein, und er war mein Wohl und Wehe. Wenn er in meine Stube trat, war mir's, als ginge der Tag auf, und war er krank, wich ich Tag und Nacht nicht von seinem Lager. Beim Allmächtigen, ich liebte ihn wie einen Bruder, und doch, diesen Mann, diesen Bruder hab' ich — — Ah!“

Er fuhr jählings mit gellem Schrei zurück. Seine Hand hatte die eisige Hand des Todten berührt.

„Vater,“ sagte der Unglückliche, nachdem er wieder Fassung errungen hatte, „Du kannst das Fieber, das mich durchwühlt, nicht begreifen! Dein Blut kreist ruhig, und unsere Leidenschaften versuchen Dich nicht; das Unrecht und die Abgründe des Lebens siehst Du nicht. O, daß ich blind gewesen wäre, gleich Dir!“

Der Greis erhob seine zitternde Hand und sprach, langsam, feierlich: „Ich habe das ewige Licht!“

„Das ewige Licht,“ stammelte Gregor und brach bewußtlos zusammen.

Und still ward es im Gemach, das drei große Räthsel umschloß: die Blindheit, den Tod und die Schuld. Als es Mitternacht schlug, fanden die eintretenden Mönche ihren Prior ohnmächtig über den Leichnam hingestreckt. Sie trugen ihn nach seiner Zelle.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der Erste überm Rhein. Ein rechter ritterlicher Held war der Kämpe, der noch lange vor den verbündeten Heeren, die in der Neujahrsnacht von 1814 über den Rhein zogen, den Fuß auf den jenseitigen Boden setzte. Aber nicht etwa an der Spitze seines gefürchteten Streifcorps, nein, echt husarenhaft, allein. Er benutzte die erste Nacht nach seiner Ankunft am Rhein zur Ausführung seines Entschlusses. Der bestellte Kahn ist am Ort, das kurze Pfeifchen ist gestopft, es wird Feuer geschlagen, der Schwamm aufgelegt, dann der Deckel zugeklappt und sich im Kahn festgesetzt, die festen Fäuste ergreifen die Ruder, die starken Arme regieren sie gewandt und durch geht es durch die nächtliche Fluth, im rüstigen Kampf mit der Strömung quer hinüber zum andern Ufer. Was suchte, was bezweckte er dort? Welche militärische Vorsorge oder Nothwendigkeit trieb ihn zu dieser nächtlichen Fahrt? Von alledem gar nichts. Und wozu auch das Alles? Ein Husarenstreich ist's, und das ist genug. Mochten sich dem kecken Waghals aus der nächtlichen Ferne auch allerlei verdächtige Gruppen zeigen, er rauchte beharrlich sein Pfeiflein zu Ende, klopfte den Kopf aus, stopfte von Neuem, schlug wiederum Feuer und legte den Schwamm auf, klappte den Deckel zu, ergriff die Ruder und zwang den Kahn zu dem befreundeten Ufer zurück. Daß jetzt drüben französische Soldaten herancilten und ihm nachschossen, thut nichts mehr zur Sache, weil unser Mann nicht getroffen worden ist, denn der kecke Husar war kein Andrer, als Emanuel Graf v. Mensdorff-Pouilly, der Schwager vom Vater des jetzigen Herzogs Ernst von Coburg, und starb hochgeehrt als Feldmarschalllieutenant und Hofkriegsrathspräsident, 75 Jahre alt, im Jahre 1852 zu Wien.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen im Laufe der letzten acht Tage wieder bei mir ein: 61 Thlr. 10 Ngr. C. L. in P–a — 1 Thlr. am Sylvesterabend in Nordhausen bei einer Bowle — 3 Thlr. 15 Ngr. von den Lehrlingen der Firma S. u. C. in D. — 10 fl. aus Weißkirchen in Ungarn und zwar: G. Knöpfler 1 fl., F. Knöpfler 1 fl., A. Klimits 1 fl., C. A. Bandl 1 fl., F. Lang 50 kr., Wastl v. Spritzer 20 kr., A. v. Ulmann 1 fl., Arnsburg 1 fl., C. Böhm 1 fl., F. Feigl 1 fl., Karl Oberläuter 1 fl. 30 kr. — 4 Thlr. 10 Ngr. am Neujahrstage von einer kleinen heitern Gesellschaft bei Otto Behrendt in Strelitz — 12 Thlr. Sylvesterversammlung im Leseverein zu Großenstein im Altenburgischen — 10 Thlr. 10 Sgr., ges. in der Sylvesterfeier der Gesellschaft: „Zur neuen Vereinigung“ in Magdeburg — 3 Thlr. 20 Ngr., ges. in der „Erholung“ in Auerbach — 3 Thlr. 20½ Ngr., ges. im Gasthof zum braunen Roß in Auerbach — 4 Thlr. 6 Ngr., ges. in einer heitern Gesellschaft auf dem Rathskeller zu Schafstedt, eingeſ. v. Schlegel — 5 Thlr. 15 Ngr. beim Stiftungsfest des Gesangvereins „Eintracht“ in Pillnitz — 2 Thlr. 10 Ngr., ges. im „Vulcan“ in Mittweida — 1 Thlr. Ein Ungenannter — 1 Thlr. „Duldet alles Leid, hofft auf bessere Zeit“ (gut gemeint, aber jedenfalls nicht ermuthigend) — 3 Thlr. 13 Ngr., ges. bei der Weihnachtsbescheerung der Ulbricht'schen Riege in Leipzig — 6 Thlr. 16 Ngr., ges. in der Grun'schen Restauration in Hartha — 5 fl. österr. Gymnasiasten in W. — 1 Thlr. R. in Lichtenfels — 8 Thlr. Ertrag eines vom Männergesangverein „Liederkranz“ in Leipzig veranstalteten Concerts — 4 Thlr. Turnverein in Ernstthal — 4 Thlr. 2 Ngr. bei einem Schlittenfahrts-Concert im Logenhaus Hohenstein-Ernstthal — 2 Thlr. 16 Ngr. von einigen Turnern am Sylvesterabend in der Lehmann'schen Bierstube (ohne Ortangabe) — 2 Thlr. von einigen jungen Männern in Spremberg — 1 Thlr. M. Tranits in Weimar — 1 Thlr. 1 Ngr., ges. von Hartstein in der Restauration von Holzweißig in Leipzig — 2 Thlr. 17 Ngr. vom Kegelclub „Fröhliche Eintracht“ in Volkmarsdorf — 1 Thlr., Sylvesterabend-Gesellschaft im Schützenhaus zu Frankenstein — 3 Thlr. 15 Ngr., bei einem hundertsten Meßjubiläum, ges. vom Gesangverein H. — 1 Thlr. 20 Ngr. am Sylvester in Zeitz — 2 fl. rh., von einer Neujahrsgesellschaft im Café Krug — 6 Thlr., von Turnern in Rochlitz bei der Sylvesterfeier — 10 Thlr. 15 Ngr. 3 Pf., am Sylvesterabend in der Restauration der Thieme'schen Brauerei in Leipzig, ges. durch Fräulein Jenny Schubert — 8 Thlr. beim Abendessen des Bent-Clubs in Limbach — 1 Thlr. 10½ Ngr. in einer launigen Sylvestergesellschaft in Meißen — 2 Thlr. 15 Ngr. in einem Concert am 1. Feiertag in Wurzen — 1 Thlr. von D. und B. in Wurzen — 5 Thlr., ges. am Sylvesterabend in Markranstädt — 1 Thlr. H. Brust in Wengrowitz — 5 Thlr. 20½ Ngr., ges. in Schladitz beim Sylvesterball — 7 Thlr., ges. in der ersten Stunde des Jahres 1864 in der kleinen Funkenburg in Leipzig — 7 Thlr. 25 Ngr. beim Sylvesterkränzchen des Turnvereins in Lommatzsch — 2 Thlr. 12½ Ngr. bei der Christbescheerung des Gesangvereins Neunzehner in Leipzig — 1 Thlr. 3 Ngr. in einem Schnapsstübchen in Weida — 5 fl. öster. als erste Selbststeuer für Schleswig-Holstein von einem Mecklenburger in Pesth — 1 Thlr. 1 Ngr. von einigen Webern in Meerane — 1 Thlr. von einigen deutschen Jünglingen in Chemnitz — 23 Thlr. 13 Ngr. 3 Pf., Ertrag einer Weihnachts-Verloosung der Casino-Gesellschaft in Schwarzenfels, Kurhessen — 21 Ngr. 5 Pf., ges. in einem kleinen Sängerkreis — 4 Thlr. von einem jungen Patrioten in Altenburg — 1 Thlr. 10 Ngr. 5 Pf. am Sylvesterabend der Gesellschaft Erholung in Neupitzkunnersdorf — 4 Thlr., Sammlung einiger Turner in Grimma — 2 Thlr. von einem Ungenannten in C. — 6 Thlr. Gesellschaft Thalia in Bautzen — 2 fl. Florentine Jäger in Möhringen — 21 Thlr. 11 Ngr., ges. bei einem Concert auf dem Waldschlößchen in Buchholz, durch Ed. Schick — 34 Thlr. 20 Ngr. von Mitgliedern der Gesellschaft Erholung in Sebnitz — 56 Thlr., Erlös einer im Turnverein zu Weisel veranstalteten Weihnachtsbescheerung — 100 Thlr., Ertrag der Christbescheerung im Turnverein „Vater Jahn“ und einer Selbstbesteuerung in Zeitz. — 170 fl. österr., erster Beitrag des Schleswig-Holsteinischen Comité's in Hermannstadt mit folgender Zuschrift:

„Indem das gefertigte Comité Ihnen, Herr Redacteur, den ersten Betrag der eingeleiteten Sammlungen für Schleswig-Holstein überschickt, geschieht dieses zur Constatirung dessen, daß wir Sachsen — wenn auch ferne jeder Gefühlspolitik — doch ein deutsches Herz und deutschen Sinn besitzen — und trotz der bureaukratischen Experimente der Bach'schen und Uebergangsperiode nicht verknöchert genug geworden sind, um für unsere stammverwandten Brüder nichts anderes, als das Achselzucken des Bedauerns zu haben.

Der mitgesendete Betrag von 170 fl. österr. W. ist gering an sich — als Zeichen unserer Gesinnung aber — wiegt er viel. — Sie mögen es erfahren dort im Reich — daß wir trotz allem österreichischen Bewußtsein noch nicht verlernten — daß unsere Väter aus den deutschen Gauen kamen. — Das Unterstützungs-Comité für Schleswig-Holstein in Hermannstadt.“

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 4. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das ewige Licht.

Von Carl August Heigel.

(Schluß.)

Durch Nebel und Sprühregen glitt am Abend des grünen Donnerstags ein Kahn die Donau hinab. Der Felsdorfer Fährmann saß mit seinem Schwiegersohn Hans am Steuer, zwei Mönche kauerten ihnen gegenüber, und am Boden des Nachens stand ein Sarg. Sie fuhren zum Begräbniß. Fern vom Kloster und in ungeweihte Erde sollte der Mönch versenkt werden, von dessen Tod nur die Wellen wußten.

„Ich kenne Dich kaum wieder,“ sagte Pater Hieronymus zu seinem schweigsamen Gefährten. „Das Unglück kann unserm Prior nicht tiefer zu Herzen gehen, als Dir.“

„Memento mori,“ flüsterte der Bruder Kellermeister und sah trübsinnig in's Spiel der Wellen.

„Seit gestern hab' ich kein anderes Wort von Dir gehört. Willst Du dem Pater Ambros nacheifern?“

„Ich habe ein Gelübde gethan.“

Zu schweigen?“ fragte ungläubig der Pater. „Freund, Schweigen ist schwer.“

Der Klosterbruder neigte seufzend sein Haupt. „Memento mori,“ sagte er dann.

„Der Trübsal folgt die Freude nach,“ nahm Hieronymus wieder das Wort. „Nach dieser unseligen Charwoche sollen wir wenigstens festliche Ostern haben. Heute Vormittag kam ein Stadtbote zum Prior. Zufällig trat ich in die Pförtnerstube, als er nach seiner Abfertigung ein Frühstück daselbst verzehrte. Den Pflichten der Gastfreundschaft zu genügen, setzte ich mich zu ihm und so, inter pocula, erfuhr ich denn auch, was für eine Nachricht er gebracht hatte. Unser Bischof ist in der Stadt und wird am Ostersonntag das Hochamt in unserer Kirche halten.“

„Der Bischof kommt?“ fragte der Andere hastig.

„Ja, kommt in unser Kloster. Seit Jahr und Tag ist uns solche Ehre nicht widerfahren!“

„Und was sagt der Pater Prior dazu?“

„Was das für eine Frage ist! Aufathmen und jubeln wird er .... Ich gönn' es ihm nach dem gestrigen Tag. – Habt Ihr auch den Pater Prior hinübergefahren?“ wandte er sich jetzt an die Schiffer.

„Ja, Hochwürden, ich und mein Schwiegersohn,“ antwortete der Alte. „Ich hätte weinen mögen, so traurig und elend sah der hochwürdige Herr aus! – Nicht zu scharf gegen den Wind, Hans! – Mein Schwiegersohn meint, es sei wegen der Freundschaft; ich aber sag', es ist wegen des Klosters — Mehr links, Hans! — So hat Jeder seinen Kummer. Aber das Wetter wird gut zu den Feiertagen .... Mehr rechts, Hans!“

Nach einer Flußkrümmung zerklüftet sich auf beiden Seiten die pralle Steinwand in einzelne Porphyrrippen und Granitkuppen, Tannen drängen sich dazwischen und brechen aus den Rissen mächtig hervor; auch beginnen breite Erdstriche Wasser und Gestein zu vermitteln.

Einem jener feuergeborenen Recken hat man eine steile Treppe abgerungen, und in bedeutender Höhe, aber noch vom hangenden Felsgipfel überdacht, ward ein Kreuz aufgerichtet, als frommes Wahrzeichen für die vorüberziehenden Schiffe. Vom Fuß der Klippe bis zur Donau ist schwellender Rasen; Farren schießen empor, und Epheu, das Gestein bekleidend, umgrünt auch den geborstenen Eichenstumpf, der, einer Säule gleich, in der Halbrotunde dichtgedrängter Nadelhölzer steht.

An dieser Stelle landete der Kahn. Gemeinsam brachten die Männer den Sarg an's Ufer und trugen ihn zum Eichenstrunk, wo Erde aufgeworfen und ein Grab bereits gegraben war. Spaten und Stricke lagen daneben.

Durch das abendliche Dunkel zuckte ein Flackerstrahl vom Felsen nieder. „Der Pater Prior und Joseph,“ sagte Hieronymus, und die Untenstehenden sahen zur Höhe empor, wo, vom Felsdach geschützt, eine Fackel entzündet wurde. Ihr unstäter Schein beleuchtete bald den Träger, bald das Kreuz, an dessen Stamm eine zweite Gestalt lehnte. Dann wandelte die rothe Flamme langsam an der aufblinkenden Wand hernieder ....

Die Fackel in der Rechten, trat ein Klosterbruder zu den Harrenden, der Prior aber hielt sich, wie es bei derartigen Begräbnissen Ordensregel ist, von der Gruppe noch zurück. Er stellte sich an den Rand des Tannendickichts und verfolgte, die Hand auf's stürmende Herz pressend, das hastige, unheimliche Thun.

Wie Schatten bewegen sich vor ihm die schwarzgekleideten Gestalten hin und her, bücken sich und arbeiten. Sie sind eilig in ihrem traurigen Werk, aber Gregor dehnen sich die Minuten zur Ewigkeit aus. Das Blut steigt ihm zu Kopf, seine Lippen sind trotz des feinen Regens trocken und brennen ihm, die Hände krampfen sich zusammen; er hat jetzt nur Einen Gedanken: daß irgend ein Ungeheures geschehen wird, wenn jene Männer so lang, so ewig lange zögern. Also eilt! eilt! Endlich ist der Sarg gerichtet; ein Commandowort, und er rollt dumpf hinab .... Was sind künftig des Himmels Donner gegen diesen!

Hastig jetzt Erde drauf! Alle greifen zu, schaufeln, scharren und schütten; Gregor wünscht, daß sie den Felsen drüber wälzen könnten! Und nun erst tritt er hinzu, um das übliche Leichengebet zu beten.

Die Mönche respondirten ihm, in singendem, traurigem Ton.

Die röthlich beleuchtete Gruppe unter düsterem Nachthimmel und ragenden Felsen, die lateinisch klagenden Männerstimmen, vom Rauschen des Stromes begleitet, das Alles war seltsam, wild und doch auch feierlich.

Als der Prior mit bebender Stimme das Schlußgebet gesprochen hatte: In memoria aeterna erit justus; ab auditione mala non timebit. Requiem aeternam dona ei, domine!* fielen die Uebrigen mächtig ein: et lux perpetua luceat ei, und über den Fluß hin dröhnte das Felsenecho.

Et lux perpetua luceat ei! So lang in deiner Kirche Sprache über Gräbern gebetet wird, Gregor, wird ihr Wort gegen dich zeugen: „das ewige Licht leuchte ihm!" —

Man fuhr schweigend nach dem Kloster zurück. Die übrigen Mönche warteten bereits im Refectorium. Gregor trat rasch herein, stellte sich hinter seinen Stuhl und sprach mit erhobener Stimme: „Ich habe Ihnen eine erfreuliche Mittheilung zu machen." „Am Morgen des Ostersonntages," fuhr Jener fort, „wird Se. Eminenz, der Bischof C......, bei uns eintreffen. Er will den heiligen Tag in unserem Kloster verbringen."

Ohne eine Pause zu machen, schlug er nach diesen Worten ein Kreuz und stimmte das Tischgebet an. Aber sobald man saß, gab sich die allgemeine Freude und Aufregung kund; man sprach laut und wirr durcheinander, und als wäre Benedict's Tod eine längst vergessene Sage, hatte Jeder nur Wünsche und Winke für das bevorstehende Ereigniß und sprach nur noch vom Bischof.

Sogar der blinde Ambrosius öffnete den Mund und sagte: „Ich sah ihn." Pater Hieronymus aber, der vom Prior durch einen unbesetzten Stuhl getrennt saß, wiegte eine Weile ungeduldig das Haupt, dann wandte er sich an Gregor. Dieser bog sich hinten über, als wenn Benedictus noch auf dem leeren Stuhl säße. „Unser hochwürdiger Bischof," sagte Hieronymus, „ist ein herrlicher Mann, aber er ist zu gut für diese Welt. Er ist gegen die Feinde der Kirche zu nachsichtig. Heutzutage, wo Feuer und Schwert gepredigt werden sollte, schont und beschützt er die Freidenker. Wenn es auf ihn ankäme, würde der Index veralten. Durfte ihm doch der arme Benedict sein Buch von der Reformation widmen!"

Gregor, dem vor wenigen Tagen Hieronymus damit zu Dank gesprochen hätte, ergriff den Arm des Eifernden und sagte mit einem wilden Blick: „Lassen Sie die Todten ruh'n!"

Hierüber trat eine augenblickliche Stille ein, und in diesem Schweigen sprach plötzlich Ambrosius zwei Worte vor sich hin: „Justitia" und „caritas."

Das war am Abend des grünen Donnerstags gewesen; am Morgen des folgenden Charfreitags standen die Klosterthore weit geöffnet; dicht geschaart drängte sich das Landvolk im Hof und auf der breiten Treppe zusammen, die zur Kirche führt. Klosterdiener hielten einen Weg vom Bruderhaus nach dem Flußufer offen, Chorknaben drängten sich mit wichtiger Amtsmiene durch die Menge, und an den Fenstern des Hauses erschien hin und wieder das Gesicht eines Paters.

Der Himmel war bewölkt, aber es regnete nicht, und der Wind wehte aus Osten.

Um zehn Uhr entstand eine Bewegung unter den Harrenden, und der Corridor des Erdgeschosses entließ langsam den feierlichen Charfreitagszug. Voran wurde ein Kreuz getragen, von dem Trauerflöre wehten; vier Posaunen stimmten in langgezogenen, dumpfen Tönen eine Klageweise an; Chorknaben und Sänger folgten. Dann kamen paarweise die Väter des Klosters in schwarz und weißen Togen, brennende Kerzen in der Hand. Meßdiener schwangen hinter ihnen Weihrauchfässer, und aus dieser Wolke von Rauch glänzte das Allerheiligste, das Gregor trug.

Ein schwarzer Mantel, mit einem breiten, weißen Kreuz gestickt, umwallte seine hohe Gestalt, zu seiner Linken schritt Pater Hieronymus, zur Rechten, an der Hand eines blondgelockten Kindes, der achtzigjährige Ambrosius. Die Brüder schlossen sich an.

Während der Zug sich langsam über den Hof nach dem Donauufer bewegte, lag das Volk auf den Knieen. Vor dem Thor hielt jener still, und die Sänger, Ministranten und Geistlichen erfüllten dicht die schmale Landzunge, die sich zum Wasser hinab erstreckt. Der Prior aber trat unmittelbar an den Fluß heran. Auch auf der Höhe der jenseitigen Felsen knieten Männer und Frauen und sahen auf's Kloster nieder.

Die Posaunen verstummten, es war Gregor, als hielten Himmel und Erde den Athem an, um auf das Rauschen der Fluth zu horchen, die er jetzt segnen sollte. Langsam erhob er die Arme, er schien zu wachsen, ja, einen Augenblick war's, als wollte er sich von der Erde gegen Himmel heben. Dann segnete er mit dem hochgeschwungenen Allerheiligsten den Strom — den Strom, der über seinen Mord, der über Benedictus rauschte. Eine Welle schlug an's Ufer, spritzte an seinem Priesterkleid empor und verrann . . . .

Wieder tönten die Posaunen, der Zug ging zurück und begab sich über die Marmortreppe in die düster gähnende Kirche. Die Fenster waren mit schwarzem Sammt verhangen, die Altäre alles Schmuckes beraubt und die Leuchter umgestürzt. Eine Seitencapelle aber war zum Garten verwandelt und zwischen Blumen und immergrünen Pflanzen lag der Dulder der Welt . . . Der Altar dabei war hell erleuchtet, und dorthin brachte Gregor das Allerheiligste. Dann, seines Mantels entkleidet, schritt er zum Hochaltar. Ein Kreuz lag auf den Stufen, wo Benedictus seine Nächte durchwacht hatte, und die ewige Ampel, die einem feurigen Auge gleich aus der Finsterniß des Chors leuchtete, schwebte darüber. Gregor warf sich mit ausgestreckten Armen über das Kreuz auf die Erde und betete. Ja, er betete! Der düstere Prunk des Gottesdienstes hatte ihn mit einer Art Trunkenheit erfüllt, und der Glanz seines heiligen Amtes warf einen Schimmer auf den häßlichen Flecken in seiner Seele.

„Ich habe gesündigt, Herr," sagte er bei sich, als er Angesichts des Volkes auf den Stufen lag, „aber ich habe die That nicht aus weltlichen Gründen, ich habe sie gethan im priesterlichen Zorn. Der Priester aber steht über dem Gericht der Welt, frei von allen irdischen Banden, hat er nur Gott sich gegenüber!"

. . . .

Als er sich erhob, entfiel ihm ein kleines Metallkreuz . . . Dies Kreuz war das Geschenk seiner Mutter, einer armen, siebenzigjährigen, rechtschaffenen Bauersfrau im Gebirge. Sie lebte noch. Gregor, stehst du auch über diesem Gericht?

---

4. Absolvo te.

Auch seine Augen fanden Schlummer. In der Nacht vom Charfreitag lag Gregor mit geschlossenen Wimpern auf seinem Stuhl; die breite Brust hob und senkte sich in gleichmäßigen Athemzügen, und das mondbeleuchtete Gesicht hatte die Ruhe, den Frieden, die Unschuld des Schlafes. Seine erschöpften Sinne waren auch des Traums nicht mehr fähig, und so genoß er ganz und ungestört sein letztes Glück. Aber beim Erwachen lächelte er nicht, gleich den andern Menschen, der Sonne zu, welche nach trüben Tagen herrlich wieder im Blauen stand! Dem Schuldbewußten war diese Klarheit entsetzlich. Er hätte sich in die Tiefen der Erde flüchten mögen und es schien ihm unmöglich, vor diesem allgegenwärtigen, gewaltigen Licht ein Geheimniß zu verbergen. Aber das Geräusch, das am frühen Morgen schon das Kloster durchtönte, erinnerte Gregor an seine Pflicht, an das Fest, an den Bischof, und zitternd trat er unter Menschen.

In der allgemeinen Verwirrung und Unruhe beachtete Niemand die Blässe, den scheuen Blick und das nervöse Zucken des Priors. Wo er erschien, ward er mit Fragen und Bitten bestürmt, mußte er hier seinen Rath, dort Befehle ertheilen. Boten kamen und gingen, und er blieb in einer Fluth von Geschäften keine Minute allein. Endlich, am späten Nachmittag, war Ordnung in die durcheinander schwirrenden Arbeitskräfte gebracht, der geschäftliche Theil erledigt, und nur die Ausschmückung der Räume noch übrig. Vom Thurm läutet' es zum ersten Mal wieder, und die Gemeinde strömte über den Klosterhof in die Kirche, wo Pater Hieronymus am purpurgeschmückten Hochaltar die Auferstehungsfeier begann. Gregor aber stand, als die Luft von den langgezogenen Glockentönen erzitterte, vor der Thüre zur Bibliothek. Er hielt die Hand über die Augen, weil ihn die Sonne blendete. „Was wollen Sie noch?" fragte er den Bruder Kellermeister, der zu zögern schien.

Dieser schrak zusammen. „Nichts, nichts, Herr Pater Prior," entgegnete er, fügte aber dann stockend hinzu. „Ich wollte nur fragen, wer nach der Vesper zur Beichte sitzen wird. Die Herren

* „Des Gerechten wird nimmermehr vergessen, vor böser Verleumdung wird er sich nicht fürchten. Herr, gieb ihm die ewige Ruhe!"

Patres haben so viel für morgen zu thun, und gerade heute will Jeder sein Herz vor Gott ausschütten."

„Pater Ambros — Hieronymus — und ich," erwiderte nach einer kurzen Pause der Prior. Damit trat er in den Büchersaal, der als der größte und sonnigste Raum im Kloster für das Festmahl bestimmt war. Gregor öffnete die hohen Bogenfenster der frischen Abendluft und blickte nachdenklich auf den Strom hinaus, der wieder geglättet und leuchtend dahinfloß.

„Nach Stürmen wieder ruhevoll und ein Spiegel des Himmels," dachte Gregor, „und ich? nach fluchwürdiger That ein Priester! Und wenn nun ein Mörder an meinen Beichtstuhl tritt und sich mir gegenüber zur heimlichen Missethat bekennt? Was werde ich, an Gottes Statt, dem Verbrecher sagen? Geh' hin und büße; söhne Dich aus mit der Menschheit und menschlichem Recht! — — Ja, wenn's mit der Reue gethan wäre! wenn Thränen sühnen könnten! das Licht meiner Augen wollte ich mit Thränen auslöschen! aber Reue will Buße. Entweder muß ich hingehn und meine Schuld bekennen, gestehen, daß ich als Priester geirrt, als Mensch gefrevelt habe — oder thu' ab die Reue, erhebe frei die Stirn und sage: der Priester darf auch Rächer sein!"

Er begab sich vom Fenster hinweg und durchschritt das Gemach. Sein Blick fiel auf den Tisch, an welchem Benedictus Tages über zu lesen und zu schreiben pflegte. Klosterchroniken und Folianten lagen da, wie Benedict sie verlassen hatte. Der Prior ergriff hastig ein Manuscript, an dem sein Opfer zuletzt geschrieben hatte. Die Feder ruhte noch daneben, wie sie der Unglückliche hingelegt, als Felix eintrat. Das Heft trug den Titel: „Die Prioren des Klosters Felsenburg, der Geist ihres Wirkens und die Wirkungen ihres Geistes; dargelegt von Benedictus." Das Werk umfaßte einige hundert Seiten; das letzte Blatt war noch unbeschrieben und trug nur die Ueberschrift: „185*. Gregor August. P. S. O. B." Es war sein, des Mörders Name. Gregor starrte auf den leeren Raum darunter . . . Schreibt keine unsichtbare Hand darauf, wie auf Belsazar's Wand: Mene, Tekel, Upharsin?

„Nein!" rief er und brach vernichtet zusammen, „fluchwürdiger als Belsazar! Am Tag des Gerichts wird auf diesem Blatt ein Wort nur flammen: Kain!"

Aus der Kirche aber tönte es plötzlich: Alleluja! Christ ist erstanden! und die Orgel brauste, die Trompeten jauchzten, und über die Felsen, den Strom und das einsame Grab des Märtyrers dröhnte der Glockenhymnus: Christ ist erstanden!

Als die Kirchenfeierlichkeit zu Ende war, begann ein wirres, aber fröhliches Getriebe. Wer jetzt im Klosterhof steht, wird nimmer glauben, daß diese Mauern zuweilen so einsam und traurig liegen, als wären sie, einst versunken, längst vergessen, ein ödes Wrack, das die Ebbe bloß gelegt. Der Abendhimmel, der, ganz Gluth und Gold, sich über der Felsschlucht ausbreitet, hat alle Schwermuth hinweggenommen. Die frische Luft, welche von dorther weht, wird mit dem Waldgeruch getränkt, den große Bündel von Tannenzweigen im Hofe ausströmen. Denn einige alte Frauen sind eifrig damit beschäftigt, Kränze und Guirlanden zu winden. In blauen Röcken und rothen Schürzen kauern sie zwischen dem grünen Wirrsal, das um das eherne Kreuz in der Mitte aufgehäuft ist. Das Klosterportal und der Thorweg sind bereits in einen Triumphbogen verwandelt, am Eingang zum Bruderhaus aber hämmert noch ein junger Mönch die Latten zur zweiten Ehrenpforte fest, während ein Anderer ihm die Leiter hält. Auf der Kirchentreppe umkleiden Arbeitsleute die Säulenschäfte mit hohem Schilf und schlagen die Halle mit rothem Tuch aus, ein Pater steht dabei, ordnet dies und jenes an und liest dazwischen im Breviarium. Klosterknechte tragen Wasser vom Fluß, denn Zellen und Corridore werden gelüftet und gescheuert, die Möbel in den Gastzimmern gereinigt und zurecht gerückt. Thüren gehen, Zimmer und Corridore wiederhallen vom Geräusch der Arbeit und von den Stimmen der Arbeitenden.

An diesen heitern, lichtvollen Scenen vorüber wandelte der Prior langsam und gedankenschwer in die Dämmerung des Gotteshauses. Dort waltet die Stille eines mystischen Sabbaths. In den Säulen, in Stein gefangen, träumt die Sehnsucht der Seele. Auf den Marmor haucht das Licht, durch bunte Fensterscheiben brechend, zarte Farben hin, und um die Capitäle schweben blaue Weihrauchwolken. Im Zwielicht der Seitenhallen knieten Betende, und in den schwergeschnitzten, katafalkähnlichen Beichtstühlen flüsterten Stimmen. In einen solchen ließ sich eine hohe Mönchsgestalt nieder, das blasse Angesicht dem ewigen Licht zugekehrt. Alsbald warf sich ein Mann in der Tracht der Ordensbrüder am Beichtgitter nieder und begann in des Andern Ohr zu flüstern: „Hochwürdiger Vater, auf meiner Seele lastet ein furchtbares Geheimniß. In Angst, Zweifel und Unruhe finde ich Nachts keinen Schlaf und am Tag kein Gebet. Pflichtvergessen gegen die Gesetze meines heiligen Ordens habe ich einst eine stürmische Nacht beim Wein durchwacht. Als ich in meine Zelle zurückkehren wollte, ward ich der unsichtbare Zeuge eines Mordes, von geweihter Hand am Geweihten begangen!"

Der Priester im Beichtstuhl zuckte heftig zusammen, aber der Beichtende fuhr leise fort: „Das Opfer ward an unheiliger Stätte begraben, und der Vorwurf des Selbstmords schändet sein Andenken. Die Wahrheit und der Mörder aber blieben unentdeckt, denn ich, der Einzige, der außer Gott sie kennt, habe geschwiegen."

Das Haupt des Beichtvaters, das die zitternde Hand kaum noch mit dem weißen Tuch zu verhüllen vermochte, fiel schwer auf die Brust; die freie Rechte packte krampfhaft das Holzwerk; der Andere aber begann nach kurzer Pause wieder: „Nun ich mein Herz vom entsetzlichen Bann befreit habe, wird Gott mir Frieden und Du, als sein Priester, mir die Absolution gewähren. Dir selbst aber, unglücklicher Gregor, gelobe ich in dieser heiligen Stunde ewiges Stillschweigen. Dir, der von der Schuld des Schweigens mich lösen kann, übergebe ich hiermit vor Gott, dessen ewiges Licht der Barmherzigkeit uns Beiden leuchten möge, mein Geheimniß als Dein Geheimniß!"

Das weiße Tuch sank, und Gregor's Antlitz wurde sichtbar: die Stirn war bleifarbig, und das Haar klebte an den Schläfen vom Angstschweiß, die Augen waren starr und erloschen, die Lippen zuckten. Schweigend wartete der Andere auf die Stimme des Priesters. Aber dieser winkte nur mit der Hand. Seine Blicke waren wirr; er rang nach Worten und fand sie nicht, und seine Zunge war schwer. Er sah und hörte nicht, was um ihn vorging. Die Nacht sank nieder, und die Kirche war längst von Allen verlassen, aber Gregor saß noch immer im Beichtstuhl, mit starrem Blick, mit fiebernder Stirn und sann dem Worte nach: Absolvo te!

---

5. Auferstanden!

Ostersonntag! Die Natur ist sonnentrunken; Felsen, Wasser und Rasen saugen lechzend in der Brunst des Frühlings die goldige Fluth, und der Himmel spendet aus blauen Tiefen unerschöpfliche Fülle. Dabei quillt Glockengetön und Menschenjubel unaufhörlich durch die Luft. Hunderte von bewimpelten Kähnen, mit geputzten Menschen beladen, gleiten auf der Donau dahin, landen am Kloster oder fahren weiter, dem Dampfer entgegen, der stromaufwärts kommt. Vom Kirchthurm flattert die Osterfahne im Morgenwind. Ueber dem weitgeöffneten Klosterportal prangt in goldenen Lettern aus Immergrün: Ave! Der Hof aber ist mit beflaggten Masten, Gewinden und Kränzen in eine grüne Halle verwandelt, die zur Kuppel das unendliche Blau hat. Und hier drängt sich das Volk, Männer, Frauen, Kinder. Stundenweit aus Dörfern und Einöden kamen sie, mit festlichen Gewändern und fröhlichen Gesichtern. In den Corridoren des Bruderhauses eilen die Mönche Treppen auf, Treppen ab. In den Vorrathskammern werden Kisten und Kasten geräumt, Fässer gerollt, und in der Küche steht Bruder Ignatius wie ein Feldherr; um ihn her werden die Mörser geladen und Spieße gedreht, schmort, siedet und bratet es. Kein Gemach, kein Winkel ist im ganzen Kloster, wo nicht Menschen voll Aufregung, Erwartung und Festfreude sich rühren.

Um neun Uhr donnern die Böller von der Felsenhöhe, und der feierliche Zug der Mönche begiebt sich zur Einholung des Bischofs zum Strom hinab, die Sänger und Rauchfaßträger, die Brüder und Patres, der Prior im goldgestickten Prachtgewand, von zwei Leviten begleitet.

Das Dampfschiff rauscht heran. Auf dem Deck stehen, Kopf an Kopf, Hunderte von Städtern und das bischöfliche Gefolge. Zahlreiche Kähne begleiten den schwarzen Riesenschwan und bedecken weithin die Wasserfläche. Die Schiffsglocke gellt zwischen das Kirchengeläut; vom Boot und von den Höhen dröhnen die Böller, denen das Felsenecho antwortet; Musik erschallt vom Deck, und die Menschen auf dem Strom, am Ufer und im Hof schwingen Hüte und Tücher und jauchzen, und hoch auf den Felsenplatten, wo nur der

Himmel sie hört, schreien Männer und Frauen: „Hurrah!“ Es gilt dem Bischof, dem Kloster, dem Fest, dem Frühling!

In diesem allgemeinen Taumel landet das Schiff; die würdige Greisengestalt des Bischofs, in rothem Talar, löst sich aus der bunten Masse, er steigt die Treppe nieder und umarmt den Prior. Dann wird es ringsum still, ein Sängerchor beginnt, und unter ihrem Gesang, auf Blumen schreitend, welche Kinderhände streuen, zieht der Bischof in die Kirche, das Volk am Wege segnend. Das Hochamt begann. Gregor war der assistirende Priester. Bevor der Bischof die Mitra aufsetzte und den Hirtenstab zur Hand nahm, knieten er und der Prior auf den Stufen des Hochaltars nieder und beteten laut das katholische Sündenbekenntniß.

Während dieses Gebets war es todtenstill in der hohen, säulengetragenen Halle, und Gregor hörte das Fenster, das nach der Donau ging, im Morgenwinde knistern. Ihn und die übrigen Priester vor dem hochgelegenen Altar traf das volle Tageslicht, während es im Schiff, mannigfach gebrochen, nur da und dort die Knieenden beleuchtete; Männer, Frauen, Jugend und Alter, Arm und Reich dicht nebeneinander, hier Alle nur Menschen, und über ihnen der Geist Gottes.

Das Geräusch des verhängnißvollen Fensters machte Gregor fast wahnsinnig; indem er es zu übertäuben suchte, sprach er mit wachsender Hast und immer lauter. Die Worte: „Meine Schuld! meine Schuld!“ klangen wie ein Angstschrei von seinen Lippen. In einem entfernten Winkel begann ein Kind zu weinen — ein Zufall, aber Gregor war's, als sähe er sich selbst als Kind dort knieen, woher das Weinen drang . . . . . .

Dann brauste die Orgel, und im Gewog der Instrumente ertönten die Worte, die unter wehenden Cedern und der Sternenpracht des Orients ein König einst zur Harfe sang. Unsagbares durchschauerte Gregor während der Messe. Es waren nicht Gedanken, sondern nur noch Empfindungen. Als das Sanctus vorüber und das Opfer nahe war, verhallte Orgel und Paukenklang. In sanfter Schwermuth begannen die Violinen, und eine melodische Knabenstimme sang: **Benedictus** . . . . . .

Da hielt Gregor die aufquellenden Thränen nicht länger zurück; er preßte seine Stirn auf die Stufen, vor denen er kniete, und schluchzte laut, ganz aufgelöst in Sehnsucht und Schmerz um Benedictus.

Kurz nachdem das Hochamt vorüber und die Kirche geleert war, wurden die Anstalten zur priesterlichen Versammlung getroffen. Der bischöfliche Stuhl unter rothem Baldachin stand, dicht am Flußfenster, schon bereit; in der Tiefe, dem Hochaltar gegenüber, wurden Bänke für die Priester und Mönche aufgestellt. Unterdessen war Gregor mit dem Bischof in der Sacristei. Der siebenzigjährige Greis, der das Haupt ein wenig zur Brust geneigt trug, wie unter der segnenden Hand eines Unsichtbaren, saß vor dem aufgeschlagenen Kirchenbuch. Sein Blick verweilte auf einer Stelle dieses Buches, die also lautete:

Benedictus Henricus Burgh.
Dr. theol. und Pater O. S. B.
gest. am 20. April 185*. In der Donau verunglückt.

„Todt!“ sprach der Bischof mit schmerzlichem Ton. „Und Sie haben keine Ahnung, Herr Prior, warum der arme Mann so jäh, so traurig endigte?“

„Er war ein Zweifler,“ stammelte der Prior mit blassen Lippen.

„Wer war das nicht?“ sagte der Bischof leise vor sich hin. Der Andere sah ihn überrascht, erschrocken an.

„Benedict war in Versuchung, von unserer heiligen Kirche abzufallen,“ betonte er.

Der Bischof seufzte. Nach kurzem Nachdenken sagte er: „Und doch wüßte ich ihn lieber unter den Abtrünnigen, als unter den Todten.“

„Hochwürdigster!“ rief der Prior außer sich.

„Denn wer darf, wer kann einen Lebenden verloren nennen?“ sprach der Greis; Gregor aber, von diesem Wort tödtlich getroffen, senkte den Blick.

„Ich fühle,“ begann der Bischof nach einer Weile wieder, „wie tief gerade Sie von diesem Unglück berührt sein müssen, als sein Prior und mehr noch, als sein Freund. Ich erinnere mich, von Pater Benedict gehört zu haben, daß Sie ihm einst das Leben retteten!“

Gregor rang stöhnend die Hände.

„Getrost!“ sprach der Bischof sanft, „wir werden ihn wiedersehen. Gott ist barmherziger als wir Menschen.“

„Wohl, wohl!“ flüsterte der Prior, den jedes Wort des Andern vernichtete. Seine Seele kämpfte vergebens gegen die Gewalt, die in des Bischofs Menschenliebe lag. Er suchte nach einem Wort, das er dieser Duldsamkeit entgegenschleudern konnte, aber der Vorwurf der Lässigkeit und des Unglaubens paßte nicht auf den Bischof; dieser Mann war fromm und gut.

„Hochwürdigster,“ sagte Gregor zuletzt, „der Unglaube, der Abfall nehmen überhand, schon wuchern sie innerhalb geweihter Mauern. Warum sollen wir nicht das Richtschwert vergangener Jahrhunderte ergreifen?“

Ein Schatten flog über des Bischofs Stirn, dann hob er sanft lächelnd die Hand: „Freund,“ sagte er, „laß uns Hirten, nicht Henker sein!“

„Aber zur Ehre der Kirche!“

„Die Ehre der Kirche ist Christus. War er ein Verfolger oder Verfolgter? Er hatte das Wort, nicht das Schwert.“

— — —

Wenige Minuten darauf wankte Gregor aus der Sacristei in die Kirche. Dort stand nur der Bruder Küfer, stand im hellen Sonnenlicht am offenen Fenster, unter dem die Donau floß. Er, der Einzige, der auf dem Weltenrund die Geschichte dieses Fensters kannte! Ein tiefer Schauder packte Gregor bei diesem Anblick, ein furchtbarer Gedanke durchzuckte ihn, dann, am ganzen Leibe zitternd, streckte er beide Arme gegen den Mönch hin und schrie, daß es laut durch die Kirche dröhnte: „Hinweg! hinweg! hier ist Gregor!“

Der Mönch drehte sich um und fing den Wankenden in seinen Armen auf: „**Memento mori!**“ sagte er. —

Dann kamen die Klosterbrüder, die Canonici und Vicare des Bischofs, die Priester der Umgegend, der Bischof selbst und ließen sich auf den angewiesenen Sitzen nieder. Es waren über hundert Geistliche in der Kirche. Das Schiff aber lag still und leer. Nach einem kurzen Gebet begann der Bischof zu sprechen:

„Hochwürdige Väter und Priester! Der Hohepriester des alten Bundes trug zwei köstliche Steine im Brustschild. Diese Steine wurden Licht und Recht genannt. Lasset Licht und Recht auch unser Brustschild sein. Seid einander ein Beispiel! Legt nicht die Hände in den Schooß und saget: die Zeit ist zu schlecht für die Frommen! Gutes zu thun, ist immer gute Zeit! — Da ist dieses Kloster. Vor vierzig Jahren nährte und kleidete es fünfundzwanzig unter zweihundert Armen, jetzt versorgt es fünfzig unter hundert. Ihnen, Herr Prior, gebührt unser Dank hierfür. Aber nicht nur Ihre rastlose Thätigkeit für des Klosters Hebung und das Wohl der Armen, sondern auch Ihre Frömmigkeit und Glaubenstreue, all Ihre seltenen Tugenden sind in Rom sowohl, wie im Lande erkannt und gewürdigt, und mir ward der Auftrag, Ihnen dies auszudrücken. — — Gregor, Abt von Felsenburg, dienen Sie auch fernerhin der Kirche, der Menschlichkeit, dem ewigen Licht!“

Eine freudige Bewegung geht durch die Versammlung, Viele springen empor, Aller Augen hängen am Prior. Dieser erhebt sich und macht rasch zwei, drei Schritte vorwärts. Ein Sturm von Gefühlen durchtobt ihn, Freude und Schmerz, Genugthuung und Verzweiflung. In seiner Hand ruht sein Geschick. Hier Schmach, Fluch und Verstoßung, aber auch Recht und Sühne. Dort eine Bahn der Macht und des Ansehens, der Wohlthätigkeit und stillen Buße, aber auch der Lüge und ewiger Gewissensqual! Er überdenkt seine und des Klosters Ehre, hört den Jubel seiner alten Mutter und breitet die Arme aus, wie um die Hoffnung an's Herz zu drücken, und indem er so das Auge rathflehend gegen den Himmel erhebt, sieht er über seinem Haupte Benedictus' Ampel, das ewige Licht . . . Da faltet er beide Hände über der Brust, wankt vorwärts und kniet an den Stufen des bischöflichen Stuhles nieder. Und mit seiner tiefen, metallenen Stimme spricht er im allgemeinen Schweigen: „Hochwürdigster Bischof! Väter und Brüder! Ich — ich bin der Mörder Pater Benedict's . . . .!“

— — —

Drei Monate später ging in der Residenz das Gerücht, die Gräfin Cosima von Geldern, deren Geist und Schönheit Jedermann bewunderte, sei in den Orden der barmherzigen Schwestern getreten.

Sechs Jahre später reisten zwei katholische Missionäre durch die Tiefebene zwischen dem Zambesi- und Tschobestrom den ersteren stromaufwärts zu den Stämmen der Makololo. Beide waren deutsche Benedictiner; Einer von ihnen, eine hochgewachsene, würdige Gestalt, war vom Orden zur Sühne eines Verbrechens nach Afrika gesandt, der Andere, ein Klosterbruder, sein freiwilliger Begleiter. Die Wanderung durch jene fruchtbaren, aber ungesunden Landstriche war mit Anstrengungen und Leiden aller Art verbunden, denn das Dickicht von Papyrus und Rohr am Ufer war ihnen ein nicht minder gefährliches Labyrinth, als die fast undurchdringlichen Bananenwälder.

Der Pater ward vom Fieber ergriffen. Sein treuer Freund suchte und fand für den Erkrankten in der Hütte armer Banyeie Zuflucht. Nach einer lang durchwachten Nacht starb der Priester. Bevor er in den Armen seines Freundes verschied, dankte er diesem mit dem lateinischen Segenswort: Benedictus — — mehr ließ ihn der Todeskampf nicht sprechen.

Während im nahen Wirrsal der Palmen, Mangos und Bananen der tausendstimmige Gesang der Vögel begann, sprach der Mönch an der Leiche seines einstigen Priors das Todtengebet — Et lux perpetua luceat ei! Die Bewohner der Hütte aber erstiegen einen Felsen des Stromufers und mit ausgebreiteten Armen beteten sie an die Sonne, die purpurn jetzt über den Laubwogen emporstieg, die schöne, flammende Sonne, das ewige Licht!

Der deutsch-amerikanische Romantiker.

Charles Sealsfield.

Es war um die Zeit, da die kurze „mondbeglänzte Zaubernacht" der modernen Romantik mit ihren täuschenden Lichtern und unbestimmten Nebelgestalten in unserm Vaterlande rasch ihrem Ende entgegenging, als plötzlich ein Unbekannter, ein Vermummter, unter die Gesellschaft der deutschen Dichter und Schriftsteller trat. Seine Rede war nichts weniger als gekämmt und geleckt; er sprach gehackt in abgerissenen Sätzen, sein drittes Wort war spanisch oder englisch, wohl gar Yankee-Englisch. Aber man horchte, man erstaunte, man ward hingerissen. Was der Unbekannte sagte, das glaubte man mit Augen zu sehen, was er geschrieben, das lebte. Die Personen in seinen Erzählungen traten so fremd und wild und doch gleichsam als alte Bekannte vor uns. Der Schauplatz war der näch-

ternste der Welt, Amerika, das Land des Onkel Sam, so wenig romantisch, daß es nicht einmal je ein Mittelalter gehabt. Trotzdem wußte der unbekannte Eindringling in die deutsche Literatur dieses trostlos nüchterne Land mit seinen ganz realistischen Schilderungen in ein so reizendes glänzendes Sonnenlicht zu stellen, daß seine Leser, hingerissen, Blatt für Blatt und Capitel für Capitel verschlangen. „Der Legitime und die Republikaner", die „Transatlantischen Reiseskizzen", „der Virey" hatten bald einen großen literarischen Ruf begründet. Aber lange wußte in Deutschland Niemand, wer der Träger dieses Rufes sei. Das lesende Publicum war um einen „großen Unbekannten" reicher geworden.

Vor ein paar Jahren siedelte sich am Fuße des Jura, in einem bescheidenen Landhause in der Nähe von Solothurn in der Schweiz ein ältlicher Herr an. Der Fremde sprach sehr correct Deutsch, Englisch wie seine Muttersprache, auch Französisch und Spanisch, vielleicht noch andere Sprachen. Aus der militärischen Haltung, dem grauen Schnurrbart, der sich über den Backenknochen in einen buschigen Backenbart verlief, hätte man auf einen pensionirten Officier schließen können, etwa auf einen englischen Obersten, der seine Carriere in Indien gemacht; aber die goldene Brille verlieh wieder der äußern Erscheinung ein Ansehen, welches auf gelehrte Beschäftigungen deutete, die gewöhnlich nicht zur Liebhaberei alter Soldaten gehören. Der alte Herr war Charles Sealsfield, längst nicht mehr ein „großer Unbekannter" in der Literatenrepublik, sondern der vielgenannte, berühmte Schriftsteller, der sich eine eigene Bahn gebrochen, der deutschen Literatur ein neues Gebiet erobert hatte.

Der Name „Sealsfield" fehlt in keiner Literaturgeschichte. In allen encyklopädischen Werken finden sich biographische Notizen über diesen deutsch-amerikanischen Schriftsteller. Und dennoch schwebte stets und schwebt noch heute eine gewisse geheimnißvolle Dämmerung um der Wiege, der Jugend, dem Leben des alten Herrn mit dem durchfurchten Gesicht, dem grauen Backenbart und der goldenen Brille, welche erst später, wenn grünes Moos auf seinem Hügel wächst, — vielleicht auch dann noch nicht – sich aufhellen wird.

Sealsfield sei in Deutschland geboren. Wo, wann er das Licht der Welt erblickte, ist bis jetzt nicht bekannt. Er soll seine Erziehung in Deutschland erhalten, auf deutschen Universitäten studirt haben, dann — noch sehr jung – nach den Vereinigten Staaten ausgewandert sein, wo er sich als amerikanischer Bürger naturalisiren ließ. Der Verfasser dieser Zeilen hat Gründe, diese Angaben der Biographen Sealsfield's für richtig zu halten. Die erste literarische Arbeit unseres Schriftstellers sei ein Buch über Amerika, in deutscher Sprache um's Jahr 1826 in Deutschland erschienen, es ging ziemlich spurlos über die Bühne. Das erste sichere Datum finden wir am Schluß der Einleitung zum Roman „der Virey", in welcher man einen Auszug aus dem Tagebuch des Verfassers während eines Besuchs in Mexico im Jahre 1828 erkennen will.

Von Mexico scheint sich Sealsfield nach Neu-Orleans und den Südstaaten der Union gewendet zu haben. Er war damals jung, keck, frisch; die Welt stand vor ihm offen und er bereit, sich ein Stück davon zu erobern. Er wurde Landeigenthümer in Louisiana und gedachte eine Plantage zu gründen und Baumwollenpflanzer zu werden. Mit dem Rest seines baaren Vermögens, einigen tausend Dollars in Wechseln, fuhr der angehende Pflanzer den Mississippi hinunter, um in Neu-Orleans sich mit den nöthigen Arbeitskräften zu seinem neuen Geschäfte zu versehen, d. h. ein paar Sclaven zu kaufen; einige fernere Nigger gedachte er auf Credit zu erwerben und mit dem Ertrag seiner nächsten Ernte zu bezahlen. In der Metropole des Südens angelangt, ist sein erster Gang zum Banquier, auf welchen seine Wechsel lauten. Herzlicher Empfang, Einladung zu einer glänzenden Abendgesellschaft. Am zweiten Tag wiederum Besuch beim Banquier, der ihn womöglich noch wohlwollender empfängt und zum Mittagstisch einladet. Am dritten Tage sollen endlich die Geschäfte abgemacht werden. Aber am frühen Morgen hat sich der gastfreundliche Banquier bankerott erklärt, und dem Pflanzer in spe bleibt kaum so viel, damit nach seiner Farm zurückzukehren, wo er nun seinen Mais eigenhändig bauen kann, wenn er nicht lieber hungern will.*

Das war ein verhängnißvoller Wendepunkt in seinem Leben. Dem jungen Mann, welcher schon früher in Amerika als Schriftsteller debütirt hatte, wurden Anträge gemacht, in die Redaction eines großen politischen Blattes in New-York einzutreten. Nach dem Schlag, der ihn betroffen, blieb ihm keine andere Wahl als die angebotene Stellung anzunehmen. Er gab seine Farm einem Nachbar in Pacht und reiste nach Norden, nach der großen Stadt am Hudson, um dort Zeitungsschreiber zu werden. So kam es, daß Sealsfield statt eines behäbigen Pflanzers und Sclavenhalters ein Mann der Feder wurde, zuerst Publicist, dann einer der beliebtesten Romanschreiber; daß er, statt sich im Schatten der Sykomoren und Magnolien ein Haus zu bauen, eine schöne Creolin zur Frau zu nehmen und eine Familie zu gründen, heimathlos, als Junggeselle, gleich einem rollenden Stein während eines langen Lebens ohne bleibende Stätte blieb, bis er endlich als bejahrter Mann am Fuße des Jura einen stillen Hafen fand, darin Anker zu werfen.

Es war ein in französischer Sprache geschriebenes Blatt, „le courrier d's Etats-unis", an dessen Redaction Sealsfield nun Theil nahm, dasselbe Journal, welches später — nach der Julirevolution von 1830 — von Joseph Bonaparte erworben wurde, um in napoleonischem Interesse zu wirken. Als der mißglückte Pflanzer seine publicistische Laufbahn begann, handelte es sich gerade um die Präsidentenwahl, eine stürmische Epoche für die amerikanischen Zeitungsschreiber. Nach Monaten der Aufregung, angestrengter, aufreibender Arbeit und unablässigen Federkampfes fand sich Sealsfield's Gesundheit so angegriffen, daß seine Aerzte ihm dringend eine Erholungsreise nach Europa empfahlen. Er trat aus der Redaction, ohne jedoch die Publicistik ganz aufzugeben. Seinen Aufenthalt abwechselnd in London und Paris nehmend, ward er Correspondent verschiedener amerikanischer und englischer Journale und knüpfte Beziehungen mit vielen politischen Notabilitäten jener Zeit an.

Im Jahre 1832 übersiedelte Sealsfield nach der Schweiz. Jetzt begann für ihn eine Epoche ruhigerer schriftstellerischer Thätigkeit, welche seinen literarischen Ruhm begründete. — Schon im nachfolgenden Jahre (1833) erschien in Zürich der dreibändige Roman „Der Legitime und die Republikaner", nach einer früher in englischer Sprache geschriebenen und in Amerika veröffentlichten Erzählung „Tokeah" bearbeitet. Dieser erste seiner Romane bewegt sich noch einigermaßen im Fahrwasser Cooper's und hat den Verzweiflungskampf eines indianischen Häuptlings gegen die weißen Eindringlinge zum Gegenstand. Seine ureigene, noch nicht dagewesene Weise, sein ganz eigenthümlicher Styl und seine lebendige Darstellungsgabe zeigten sich im vollsten Lichte in den „transatlantischen Reiseskizzen", welche ebenfalls 1833 ausgegeben wurden. Die Eindrücke, die er so meisterhaft in den Kreuz- und Querzügen Mr. Howard's, in den Schilderungen der Mississippifahrten und der Gastlichkeit der Pflanzer des Südens wiedergiebt, mag er wohl in jener Zeit empfangen haben, als er seinen Grundbesitz in Louisiana erwarb und selber Plantagenbesitzer und Sclavenhalter zu werden gedachte. Der Verdacht wird in uns rege, daß kein Anderer als er selber der von den Pflanzern so gastlich bewirthete Mr. Howard ist.

Dieses Buch hatte einen außergewöhnlichen Erfolg, der vielleicht durch die Anonymität noch erhöht wurde. Die Leserwelt zerbrach sich den Kopf, ob der Verfasser ein Engländer, ein Amerikaner, ein Deutscher sei, ob das Buch ursprünglich deutsch geschrieben oder übersetzt worden, woher es komme, daß es in der Schweiz, in Zürich, erschienen, ob der Verfasser in der alten oder der neuen Welt seine Penaten habe? — Die Verlagshandlung hielt das Geheimniß getreulich bewahrt. — Schon im Jahre 1835 folgte der dreibändige Roman: „der Virey und die Aristokraten" oder „Mexico im Jahr 1812". Diese Erzählung verdankt ihre Entstehung der Reise des Verfassers in jenem Lande, deren wir bereits erwähnten. Er läßt im „Vorwort" den Herausgeber sagen: „Die meisten Skizzen wurden im Lande selbst entworfen, so wie die Charaktere meistens nach der Natur gezeichnet sind .... Der Roman schildert die ersten revolutionären Zuckungen des ebenso schönen als unglücklichen Landes, die ersten Versuche, das dreihundertjährige spanische Joch vom Nacken zu schütteln. Dieses Werk Sealsfield's ist dasjenige, welchem die meiste künstlerische Abrundung, die consequenteste Durchführung des Grundgedankens und die größte Sorgfalt in der Composition zuzuschreiben ist. Manche halten es für die beste seiner Arbeiten. — Nicht später als in den zwei folgenden Jahren erschienen, als Fortsetzung der „trans-

* Nach Sealsfield's mündlichen Mittheilungen.

atlantischen Reiseskizzen", 6 Bände „Lebensbilder aus beiden Hemisphären", eine lose in einander gefügte Mosaik amerikanischer Sittenbilder, welche manches vortreffliche Culturgemälde enthalten. So ist unter Andern „das blutige Blockhaus" eine der interessantesten und spannendsten Schilderungen des wilden Squatterlebens im fernen Westen, und der alte Squatterregulator Nathan ein Charakter, wie er nur von Meisterhand gezeichnet werden kann.

Während dieses seines ersten Aufenthalts in der Schweiz hielt sich Sealsfield abwechselnd in Zürich, am Bodensee, in Schaffhausen und zu Baden im Aargau auf. Er stand in den besten geselligen Beziehungen mit vielen ausgezeichneten Schweizern und mit manchen fremden Notabilitäten, welche gleich ihm den gastfreien Boden der Schweiz zu ihrem bleibenden oder vorübergehenden Aufenthalt gewählt hatten.

Eines Tages erging sich Sealsfield lustwandelnd in der Nähe von Constanz, an den reizenden Ufern des Sees. Da bemerkte er vor sich einen Reiter. Demselben begegnete ein ziemlich armselig und abgerissen aussehender wandernder Handwerksgeselle. Unser Spaziergänger sah von Weitem, daß der Reiter, ein junger, eleganter Herr, sein Pferd anhielt, ohne vom Sattel zu steigen, die Stiefel auszog, dieselben dem armen Reisenden schenkte und dann unbeschuht wieder von dannen trabte.* Kurze Zeit nach diesem kleinen Abenteuer ward unser Freund, der schon in Neuyork in Beziehungen zur Familie Bonaparte gestanden, bei der Königin Hortensia eingeführt, welche damals auf dem Schloß Arenenberg wohnte. Nicht ohne Erstaunen erkannte er in ihrem Sohne Louis Napoleon den generösen jungen Reiter.

Nach einem kurzen Besuche in Amerika (1837) kehrte Sealsfield nach der Schweiz zurück. Im Jahre 1838 erschienen die ersten Bände der „Sturm-, Land- und Seebilder", einer Mosaikarbeit von scharfer Zeichnung und lebhaftestem Colorit. Zwei Jahre später veröffentlichte er das „Kajütenbuch". Es enthalten die zwei Bände dieses Romans eine lebensvolle Schilderung der ersten Anfänge amerikanischer Niederlassung und Besitzergreifung in Texas. Als Meister in der Charakterzeichnung und Schilderung psychologischer Phänomene erweist sich der Verfasser in der Episode „die Prairie am St. Jacinto". Wahr und ergreifend, fast haarsträubend erzählt er die Gewissenspein des Raubmörders, den die eigenen Schritte trotz alles Widerstrebens stets und stets wieder zum Schauplatz seines Verbrechens führen. — Die drei Bände „Süden und Norden" (1842 und 1843) haben wiederum Mexico zum Schauplatz und enthalten in Romanform die Eindrücke, welche dieses wunderbare Land mit seiner unglücklichen, meist entarteten Bevölkerung auf den Verfasser gemacht. Das Buch ist sonderbar, wie das Land, welches es schildert; seine Lectüre berauscht uns gleich dem Duft und dem Saft der Agaven, von denen wir lesen. Es gehört zu den frommen Wünschen Sealsfield's, in einer neuen Ausgabe eine bessere Ordnung und einen größeren Zusammenhang in die üppigen, farbenreichen Bilder der Natur und des Lebens des wunderherrlichen Gebirgslandes Oaxaca zu bringen, welche dieser Roman enthält.

Der Quell literarischer Thätigkeit war durch so rasche Production nicht erschöpft. Unser Freund arbeitete an fernern Werken. Aber die Stürme, welche 1847 in der Schweiz, 1848 in ganz Europa zum Ausbruch kamen, unterbrachen das ruhige Schaffen des Geistes. Zum Anfang der fünfziger Jahre finden wir Sealsfield wieder in Amerika.

Sealsfield hatte um's Jahr 1830 die neue Welt als junger Mann, in der Blüthe der Jahre, verlassen; als gereifter Mann kehrte er nach mehr als 20 Jahren zurück. Er sah nun mit andern Augen. Land und Menschen erschienen ihm nicht mehr wie damals im rosigen Wiederschein der Jugend. Sein durch die lange Abwesenheit objectiver gewordener Blick erkannte mit Schmerz die dunkeln Schlagschatten im amerikanischen Staats- und Privatleben. Nicht mehr war es der von den schönen Creolinnen Louisianas gefeierte Tänzer, nicht mehr der kecke Jagdgefährte der jungen Pflanzer, der heißblütigen Cavaliere des Südens, der nach so langer Abwesenheit aus Europa zurückkehrte; es war der berühmte Schriftsteller, der geistvolle Publicist, auf dessen Stirne Zeit und Erfahrungen schon tiefe Furchen gezogen hatten. Es waren die Staatsmänner, die öffentlichen Charaktere des Landes, mit denen er nun verkehrte. Er besuchte Washington und wurde vom Präsidenten der Union im „weißen Hause" empfangen; mit den meisten Männern von politischer Wichtigkeit machte er persönliche Bekanntschaft, und sie verschmähten es nicht, seinen Rath zu hören. Er erkannte mit Schrecken, wie furchtbar die Corruption im öffentlichen Leben Amerikas überhand genommen, wo es vorkam, daß die Mehrheit der Volksvertretung ganzer Staaten von Eisenbahnschwindlern oder andern großen Geldspeculanten im eigentlichsten crassesten Sinne sich bestechen ließen.* Schon damals bereitete sich die furchtbare Katastrophe vor, die ein paar Jahre später ausbrach und heute noch nicht zum Abschluß gekommen ist — gleich der französischen Revolution verheerend — vernichtend, aber heilsam und nothwendig all die angesammelten faulen, giftigen Dünste auseinander zu blasen und den Platz zu räumen für ein besseres, gesünderes Leben. — Sealsfield hat seinen Landbesitz in Louisiana nie veräußert. Ohne Zweifel hat er die Stätte wieder besucht, wo er einst eine Plantage gegründet hätte, wäre nicht der fatale Bankerott seines Banquiers dazwischen gekommen. Jetzt würden ihm die Fonds nicht mehr gefehlt haben, eine genügende Anzahl von Negern zu erwerben, um den einst gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Aber sei es, daß er das Vorgefühl des kommenden furchtbaren Sturmes hatte; sei es, daß nach einem so langen Aufenthalt in Europa — im freien England und in der Schweiz — sein Gefühl sich dagegen auflehnte, Sclavenbesitzer zu werden; sei es, daß er es nun zu spät fand eine Familie zu gründen: er verließ die Scholle wieder, die ihm gehörte, und das Adoptivvaterland, um nach der alten Welt, nach der Schweiz zurückzukehren.

Am südlichen Fuße des Jura, der mit seinen zackigen Felsen, seinen dunkeln Tannen- und hellen Laubwäldern einige Familienähnlichkeit mit den Alleghanies haben mag, in unmittelbarer Nachbarschaft der Solothurner Marmorbrüche befindet sich ein Häuschen von anspruchslosester Bauart; es ist hell getüncht, seine Jalousieläden grün gemalt; vor dem Hause ist ein Garten, welcher zwischen zwei Feldwegen wie ein Schiffsschnabel spitz ausläuft. Je bescheidener diese Wohnung, um so schöner ist ihre Lage, um so pompöser die Aussicht, die man von da genießt: das ganze Alpenpanorama sieht man vor sich ausgebreitet und im Vordergrund das freundliche, fruchtbare Aarthal, das lindenbekränzte Solothurn mit seinen zahlreichen Kirchen, Klöstern und Kapellen. Diesen stillen, abgelegenen Erdenwinkel hat Sealsfield, als er Amerika zum zweiten Mal den Rücken wandte, als Eigenthum erworben. Hier lebt er als Junggeselle, einsam, sich selbst genügend. Dem schattigen Walde zu lieb, der sich mit wenigen Schritten erreichen läßt, hat er seine Wohnung „unter den Tannen" genannt und diese Worte als Inschrift über seine Hausthüre setzen lassen. Sein letztes, längst begonnenes Werk konnte noch nicht zur Vollendung kommen; es sollte ein Abbild der öffentlichen und socialen Zustände Nordamerikas und ihrer Rückwirkung auf die alte Welt — zugleich gewissermaßen eine Fortsetzung und ein Abschluß der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" — sein. Der ausbrechende Bürgerkrieg machte durch die Schlußcapitel einen Strich.

Mit tiefer Trauer sieht Sealsfield aus der Ferne zu, wie sein noch immer geliebtes Adoptivvaterland sich selbst zerfleischt, darauf verzichtend, die junge Saat zu schauen, die einst um so schöner auf dem vom giftigen Unkraute gesäuberten Gefilde sprossen wird.

Alfred Hartmann.

* Nach einer mündlichen Mittheilung Sealsfield's.

* Factisch.

Warum ich betend vor Dir stehe?

Nimm' nur ein Kind und stell' es hin,
Wo Lilien und Rosen blüh'n,
Und sieh, wie es die Händchen faltet,
Weil ihm der liebe Gott drin waltet.

Dann sieh' mich an und denke nach,
Warum ich betend stehen mag,
Wenn sich vor Dir mein Auge feuchtet:
Weil Gott in Deinen Blicken leuchtet.

Carl Müller.

Ein Patriot im Priesterrock.

Das Licht zieht den Geist an, den Geist in jeder Form, auch in der des kämpfenden Glaubens, der mehr als ein Mal selbst ein Führer zum Lichte war. Mußten wir es nun leider nicht selten erfahren, mit welch' rührigem Eifer die Feinde des Lichts jede politische Dämmerung sogleich für den Dienst der Finsterniß ausbeuteten, und wie unter diesen ein zur Pfaffenschaft hinabgesunkener Theil der Geistlichkeit sich stets am ungescheutesten in den Vordergrund drängte, so begrüßen wir es als eine um so tröstlichere und erhebendere Erscheinung, wenn in Tagen, wo um Licht und Recht der Kampf von Neuem entbrennt, auch die Kirche dem Volk wackere Streiter sendet. Mit hoher Achtung blicken wir auf die Geistlichen in Schleswig-Holstein, die abermals für ihrer Heimath Recht und Ehre die Gefahren des Elends wagen, und auf ihre Amtsbrüder in vielen deutschen Ländern, die ebenso mannhaft für sie auftreten. Und mit demselben Stolze dürfen wir auf manchen braven Mann der Kanzel blicken, der, als das deutsche Volk nach der Befreiung von Napoleon's Sclavenketten rang, grade im Unglück sich als Held bewährte. Denn die festlichen Erinnerungen an die große Zeit der Erhebung des deutschen Volkes vor funfzig Jahren rufen das Andenken auch an solche Männer wach, die, wenn auch nicht durch glänzende Thaten auf dem Schlachtfelde, doch durch nicht minder ehrenwerthe Handlungen und eine eben so glühende Liebe zum Vaterlande sich ausgezeichnet haben.

Ein solcher Patriot im besten Sinne des Wortes war der Mann, dessen Charakterbild ich in den folgenden Zeilen zu zeichnen versuchen will, und die Gartenlaube, die bereits in anerkennenswerthem Streben so viel gethan hat, das Andenken an eine große Zeit und an ihre Helden von Neuem zu beleben, wird auch dem kurzen Lebensabriß eines einfachen Landgeistlichen, der sich als einer der besten Söhne des Vaterlandes erwies, den erbetenen Raum gewähren.

Carl Christian Immanuel Steinbrück wurde in einer kleinen Stadt in der Nähe Stettins auf dem linken Oderufer, wo sein Vater damals Rector und Nachmittagsprediger war, i. J. 1772 geboren. Nach gründlicher Vorbereitung, die er auf den Schulen in Colberg und Stettin erhielt, bezog er im Jahre 1792 die Universität Frankfurt a. O., um Theologie zu studiren, und zwar unter dem Einflusse des berüchtigten Wöllner'schen Glaubensedicts, dessen Verfolgungssucht die rationalistischen Docenten dadurch auszuweichen wußten, daß sie bei dem Vortrag ihrer mit dem von oben her „commandirten Glauben" nicht in Einklang stehenden Forschungen ihren Zuhörern das Nachschreiben untersagten, dafür aber, nachdem sie ihrer Kritik den Zügel sattsam hatten schießen lassen, den eifrig lauschenden Jüngern eine durchaus gläubige Exegese und Dogmatik in die Feder dictirten, „damit sie solches im Examen vor der Glaubenscommission verwenden könnten." — Auch Heinrich Zschokke war damals sein Lehrer.

Nachdem Steinbrück länger Hauslehrer gewesen, erhielt er 1796 eine Pfarrstelle zu Friedland in Westpreußen. Hier finden wir ihn noch in dem verhängnißvollen Jahre 1806, wo das Unglück auch über diesen fernen Theil der preußischen Monarchie und seine Bewohner herein brach. Den unaufhaltsam vordringenden Franzosen kostete es nicht große Mühe, den polnischen Adel jener Gegenden aufzuregen, ihn zum Abfall vom Könige von Preußen zu bewegen und ihn zu Napoleon, „dem Großen, dem Unüberwindlichen", hinüberzuziehen. Es galt nur noch, auch der preußischen Beamten sich zu versichern und sie mit Güte oder Gewalt zur Anerkennung des aus den ehemals polnischen Landestheilen mit Hülfe der Franzosen neu zu bildenden polnischen Reiches zu bewegen. Wie hierin selbst französische Officiere sich ungemein thätig erwiesen, davon erzählt der Prediger Steinbrück ein Beispiel. Wir lassen ihn selbst reden:

„Am 12. Novbr. 1806, bald nach ein Uhr Mittags, sprengte ein französischer Officier mit zwölf Husaren durch die Stadt, kam aber bald wieder zurück, indem er nur die Gegend vor dem Conitzer Thore recognoscirt hatte. Er stellte sich mit seinen Leuten auf dem Markte auf, schickte einige Mann als Posten an die Thore ab und forderte, daß die beiden Prediger (außer mir war noch ein katholischer Geistlicher in der Stadt) und der Bürgermeister sogleich zu ihm kämen. Ich, der ich dies vor meiner Thür hörte, antwortete in französischer Sprache: „„Mein Herr, ich bin der eine Prediger, den Sie suchen."" Er antwortete: „„Das ist gut, laßt sogleich den Andern auch holen und stellt Euch hierher,"" wobei er mir mit dem Säbel den Ort anwies und einen Mann Wache an meine Seite stellte, damit ich nicht davonlaufen sollte. Meine Frau schrie und jammerte in der Thüre, ich mußte aber gehorchen. Jetzt befahl der Officier dem ebenfalls herbeigekommenen Bürgermeister Schmidt, die von ihm geforderten Bedürfnisse, Lebensmittel und Geld, zur Stelle zu schaffen, was auch geschah. Zu mir sagte er dann: „„Führt mich in eine Schreibstube!"" worauf ich ihm die Kämmerei vorschlug und zeigte. Der Officier und sein Maréchal de logis nahmen mich in die Mitte und führten mich dorthin als ihren Gefangenen. Hier forderte der Officier Schreibzeug und Papier, und als ihm dies gebracht war, sagte er zu mir: „„Napoleon hat diese Provinz bis an die Weichsel erobert und ist Euer Herr; ich nehme diese Stadt in Besitz, entlasse Euch hierdurch aus Euern Pflichten gegen den König von Preußen; Ihr habt keine Verbindlichkeiten mehr gegen ihn und müßt mir jetzt auf mehrere Fragen Antwort geben. Redet Ihr eine Unwahrheit, so werdet Ihr in's Hauptquartier geführt und aufgehangen; werdet Ihr aber gar nicht antworten, so lasse ich auf dem Markte eine öffentliche Execution an Euch vollziehen! Uebrigens will ich Euer Glück machen, wenn Ihr nur recht viel aussagt und in der Provinz unser Führer sein wollt."" Er legte dann einen Bogen Papier vor sich auf den Tisch, auf welchen unter Anderem folgende Fragen verzeichnet worden, über welche er von mir Auskunft verlangte: Wo ist der König und die Königin von Preußen? Wo die Brüder des Königs? Wie stark ist die preußische Armee? Wer commandirt sie? Wie groß ist die Provinz? Wie viele Rekruten liefert sie? und dergl. mehr. Ich erwiderte, daß ich das nicht wisse, und daß es außerdem wider meine Pflicht sei, auf solche Fragen Antwort zu geben. Da ergriff der Officier seine Pistole und hielt sie mir vor's Gesicht, als er aber sah, daß auch dies mich nicht wankend machte, ließ er die Waffe sinken und entließ mich unter allerhand Schimpfwörtern und Flüchen."

Es ist bekannt, wie jene oben erwähnten Bestrebungen des polnischen Adels, unterstützt und geschützt durch die siegreiche Armee Napoleon's, noch im Herbste des Jahres 1806 in der Errichtung einer eigenen Regierungscommission in Bromberg vorläufig verwirklicht wurden. Diese Commission erließ, gestützt auf den polnischen Adel, der sich aller Orten schnell bewaffnete, eine Proclamation, welche zum Zweck hatte, das alte polnische Reich wiederherzustellen, und welche die Provinz Preußen als dazu gehörig reclamirte. Sie befahl, jeder Beamte, der nicht selbst die Waffen ergreifen könnte, sollte einen Mann stellen; zugleich sollte jeder eine ihm zugesandte, in Form eines feierlichen Eides abgefaßte Erklärung unterzeichnen, worin er sich vom Könige von Preußen lossagte und dem Kaiser Napoleon, dem wiederherzustellenden polnischen Reiche und der Regierungscommission huldigte. Wer dem nicht Folge leisten würde, solle seines Eigenthums, aller Aemter und Würden verlustig und für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden. Die Prediger sollten diese Proclamation von der Kanzel bekannt machen und die Unterthanen kräftig zum Abfall bewegen, ja man ging so weit, den König seines Reiches für verlustig zu erklären, der, wie hinzugefügt war, „sich ein neues Königreich suchen könne". Unser Patriot nennt jene Proclamation in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen eine „respectwidrige und die schuldige Ehrfurcht verletzende Schmähschrift", und fährt dann in der Erzählung über diese merkwürdigste Zeit seines Lebens folgendermaßen fort:

„Friedland ist von den Dörfern des Cammer Kreises umgeben, gehört aber selbst zum Conitzer Kreise. Ich erhielt von dem aufgestandenen polnischen Adel beider Kreise solche rebellische Schmähschrift, ließ mich indeß so wenig durch die darin enthaltenen Versprechungen verführen, daß mir Gott vielmehr die Einsicht und den Muth gab, unter die erste zu schreiben: „Herr, erlaube mir, in die Heerde Säue zu fahren" (Matth. 8, 31), und unter die andere schrieb ich: „Ein — Sr. Majestät meines Königs ist mir ehrwürdiger, dem werde ich gehorchen, aber die sich so nennende Regierungscommission werde ich nie anerkennen, weil ich sie vielmehr verachte!" Mit diesen Unterschriften sandte ich die Schreiben an die Commission zurück.

Am nächsten Sonntage — es war am Neujahrsfeste 1807 — predigte ich über das Thema: „Standhafte Treue kann nur in Gefahr bewiesen werden", indem ich zuerst von der Größe der ge-

genwärtigen Gefahr sprach und dann zeigte, wie man in derselben Treue beweisen könne und müsse. Auch erließ ich auf meine eigene Hand die folgende Proclamation: „„Da in den jetzigen Zeiten, wo die Verordnungen nicht durch die ordentlichen Behörden zu Jedermanns Kenntniß gelangen können, Mancher aus Unwissenheit fehlt, auch durch Unterlassung seiner Pflicht unrecht handelt, wodurch er künftig verantwortlich und strafbar wird, so halte ich es als rechtlicher Mann für meine Pflicht, wenigstens so viel ich kann, durch Ermahnen und Warnen Andere zu ihrer Pflicht zu bewegen und dadurch dem Vaterlande nützlich zu werden. Es halten sich nämlich viele Soldaten hier und in den Dörfern auf, ohne zur Armee oder dahin zu gehen, wo so viele ihrer Cameraden hingehen. Einige haben gegen mich selbst geäußert, daß kein Befehl vorhanden wäre, nach welchem sie zu ihrem Corps gehen sollen, Andere behaupten, sie hätten sich selbst rancionirt und gehörten Niemandem an. Allen diesen mache ich hiermit bekannt, daß es ausdrücklicher Befehl Sr. Majestät ist, daß jeder Soldat, auch der sich selbst rancionirt hat, längst hätte zur Armee gehen sollen. Ich ermahne und warne also Jeden, sein Vergehen dadurch gut zu machen, daß er ungesäumt zu seiner Pflicht zurückkehrt, da ihm die Unwissenheit nicht mehr zu Statten kommen kann. Um die Richtigkeit meiner Warnung zu beweisen, werde ich hier eine Verfügung des Elbinger Magistrats bekannt machen, die ich in der Zeitung soeben gelesen und woraus sich Jeder überzeugen wird, daß diese Behörde lediglich nach den ergangenen königlichen Befehlen gehandelt, und daß alle Behörden so handeln werden, wenn dieses zu ihrer Kenntniß kommen wird.““ (Es folgt nun eine Verfügung des Elbinger Magistrats mit der Ueberschrift: „„Wohlgemeinte Ermahnung und Warnung an alle sich hier und in den Dörfern aufhaltenden, von ihren Corps versprengten Unterofficiere und Soldaten.““)

Die Wirkung dieser von mir erlassenen Proclamation," fährt Steinbrück fort, „war, daß auch kein Einziger abfiel! Auch den Katholiken, die mehr als ein Viertel der Einwohner ausmachten und die ebenfalls meine Aufforderung zu lesen bekamen, muß ich das ruhmwürdige Zeugniß geben: sie blieben treu und kamen von da ab sehr oft zu mir in die Kirche, Einige sogar alle Sonntage. Da aber der Magistrat sich der polnischen Regierungscommission gegenüber auch darüber ausweisen mußte, daß er die Proclamation dieser sogenannten Regierung habe publiciren lassen, so ließ er dies durch den Küster thun, und wie dieser darüber von mir eine Bescheinigung forderte, schrieb ich unter die Proclamation: „„Dies hat der Magistrat durch den Küster bekannt machen lassen, der auch allein diese Schande zu verantworten hat.““

Es leuchtet ein, daß ein so entschiedenes Vorgehen gegen die Absichten der augenblicklich fast allein mächtigen Partei den Haß derselben erregen mußte und daß die polnische Regierungscommission nicht lange anstehen würde, einen so offen auftretenden Gegner unschädlich zu machen. Dazu kam, daß im Orte selbst ein den Polen vollkommen ergebenes Werkzeug lebte, welches Sorge trug, das ihnen feindliche und ihre Pläne, wenigstens so weit sein Einfluß reichte, durchkreuzende Vorgehen Steinbrück's seinen Gönnern und vermeintlichen Vorgesetzten geziemend und in aller Eile zu berichten. Dies war der Landrichter B...., den, als er aus seinem Vaterlande vertrieben war, der König Friedrich Wilhelm III. in seine Staaten aufgenommen und angestellt hatte. B...., ein Mensch von niedriger und egoistischer Gesinnung, hatte sich, wie viele Beamte in jener Zeit, durch große Versprechungen verleiten lassen, die Partei der Polen zu ergreifen. Steinbrück kannte seine Gesinnung wohl und wußte, wessen er sich von ihm zu versehen hatte. Bereits im November des vorhergehenden Jahres hatte der Landrichter an der Tafel eines benachbarten polnischen Edelmanns in Gegenwart unseres Predigers ungescheut seine Sympathien für die Polen und für Napoleon bekannt, und als er deshalb offen von Steinbrück zur Rede gestellt war, hatte er diesen gewarnt und ihn auf die große Gefahr aufmerksam gemacht, in die er sich durch sein unerschrockenes und, wie B.... es nannte, „unüberlegtes" Reden bringen könne. Dieser schon vor Monaten geführten Rede gemäß handelte nun auch der Landrichter B.... in Friedland; er unterzeichnete nicht nur jene Proclamation, sondern strich auch überall in den schon gefertigten Verfügungen die Worte „Königlich Preußisch" aus und setzte „im Namen der Regierungscommission" an die Stelle. Auch suchte er vielfach die Bürger zum Abfall zu verleiten und schickte auch Steinbrück eine derartige Bekanntmachung zu. Der aber antwortete, „daß er seinen Verstand verloren haben müsse; wie er so schlecht handeln könne? der König von Preußen habe ihm Amt und Ehre verliehen, da er aus seinem Vaterlande weggejagt sei!"

Hierauf denuncirte nun B.... wider Steinbrück bei der Regierungscommission in Bromberg und erklärte derselben geradezu, daß alle ihre Bemühungen vergeblich sein würden, so lange Steinbrück in Wirksamkeit sei. Der ganze Kreis hinge ihm an, deshalb müsse er aus dem Wege geräumt werden. Täglich erwartete der Landrichter nun die gefängliche Abführung seines Gegners, um dessen Leben es geschehen war, sobald er erst einmal in der Gewalt der Polen sich befand. Hatten dieselben doch erst vor Kurzem den Bürgermeister von Labeczin nach Posen abführen und dort erschießen lassen, weil dieser neuausgehobene Rekruten nicht, wie die Commission ihm befohlen, zu den Polen, sondern zu den Preußen geschickt hatte.

Wie durch ein Wunder entging jedoch Steinbrück der über seinem Haupte schwebenden Gefahr, während der Denunciant, der nur auf den Sturz seines Gegners lauerte und sich selbst ganz sicher wähnte, von seinem Geschick ereilt wurde.

Jenes von dem Landrichter abgesandte Schreiben kam nämlich durch einen Zufall in die Hände der preußischen Husaren vom Regiment Würtemberg, die einen Cordon zwischen den Preußen und den rebellischen Polen gebildet hatten. Diese schickten ein Commando zur Aufhebung des Landrichters ab. An einem nebligen Morgen, anfangs Januar, zog eine in Mäntel gehüllte kleine Reiterschaar in die Stadt. Kaum erhält B... davon Kunde, als er freudig vor die Thür springt und, da er die Reiter am Pfarrhause halten sieht, ausruft: „Jetzt holen sie den Pfaffen!" Bald aber sieht er sich bitter getäuscht. Die Reiter waren keine Polen oder Franzosen, sondern jenes Commando preußischer Husaren, die den Auftrag hatten, den Herrn Landrichter B.... aufzuheben und auf die Festung Graudenz zu transportiren. Die Schuljugend kam gerade aus der Schule, als man B.... auf einem Leiterwagen aus der Stadt führte. Er verhüllte mit dem Mantel sein Gesicht, nicht allein aus Scham, sondern auch zum Schutz gegen die Steinwürfe der lieben Jugend. Zufällig befand sich damals in jener Knabenschaar ein späterer Freund und Amtsbruder des ältesten Sohnes des Prediger Steinbrück, der jenem oft von diesem Tage und seiner eigenen Betheiligung an dem Vorfall erzählt hat.

Die Polen waren über die Abführung eines ihnen ergebenen Beamten sehr aufgebracht; sie sorgten zunächst dafür, daß das Auftreten Steinbrück's der „Commission" bekannt werde, die dann auch nicht lange säumte, Repressalien zu gebrauchen und an dem widerspänstigen Priester in Friedland Rache zu üben. Es wurde zu seiner Aufhebung ein Commando von Bromberg abgeschickt und beschlossen, ihn zum warnenden Beispiel öffentlich erschießen zu lassen. Glücklicher Weise wurde Steinbrück noch zur rechten Zeit gewarnt. Zwei Meilen von Friedland machte das Commando zum letzten Male auf seinem Marsche Halt; hier wollte man den Einbruch der Nacht abwarten, um den Schlafenden um so sicherer festnehmen zu können. Eine Pächterfrau, bei der ein Theil der Mannschaft einquartiert war, und die aus dem geheimnißvollen Auftreten der Leute und aus der Richtung des Weges, auf dem sie weiterziehen wollten, nichts Gutes für unsern Pastor ahnte, mit dem sie, als geborene Colbergerin, in ihren patriotischen Gesinnungen lebhaft sympathisirte, hatte durch wiederholtes Fragen und Forschen endlich — trotz des strengen Verbotes — von einem Soldaten erfahren, daß ihre Befürchtungen nur zu begründet waren und daß es in der That auf den Pastor Steinbrück in Friedland abgesehen sei. Sie macht sich sogleich auf, eilt noch spät am Abend nach Friedland und theilt dem Pastor mit, welche Gefahr ihm drohe, wenn er nicht sogleich durch die Flucht sich rette; morgen früh werde es dazu schon zu spät sein. Da galt es, einen schnellen Entschluß zu fassen. Nach kurzem Abschied von Weib und Kind, die er der Obhut seiner am Orte wohnenden Schwiegereltern übergiebt, verläßt der Verfolgte sein Haus, ohne jedoch den Seinigen das Ziel, dem er zueilt, zu nennen, um sie nicht in Gefahr zu bringen; auch wußte er wohl selbst noch nicht, wohin er sich wenden sollte. Er eilt zunächst einer tief im Walde, weit von der Straße entfernt liegenden Mühle zu; der Müller läßt ihn noch in derselben Nacht über die pommersche Grenze fahren, und so war er wenigstens augenblicklich vor den Polen in Sicherheit. Das zu seiner Aufhebung abgesandte Commando fand, als es am Morgen in der Stadt anlangte, eine tiefgebeugte Pfarrersfrau und ein

Kind; in ihrer Erwartung getäuscht, zogen die Feinde bald ab, ohne große Unbill zu verüben.

Der Flüchtling erinnerte sich in seiner Verlassenheit eines Freundes in Colberg, zu diesem nahm er seinen Weg, meist zu Fuß wandernd, nur mit wenig Wäsche und mit noch weniger Geld versehen. Glücklich langte er nach mehreren Tagen vor der bereits von den Franzosen eingeschlossenen Festung an, in die er auch, da zu jener Zeit die Belagerung noch keine allzustrenge war, unter dem Anschein eines Spaziergängers aus der Stadt, ohne weitere Schwierigkeiten eingelassen wurde und bei seinem Freunde, dem Rector Schäfer, gastfreundliche Aufnahme fand. Sonst möchte es auch schwer gehalten haben, in der mit Truppen und vielen Flüchtlingen aus der Nähe und Ferne angefüllten Stadt ein Unterkommen zu finden.

Hier beginnt nun eine höchst bewegte und interessante Zeit für unsern Steinbrück; fast die ganze Sturm- und Drangperiode der denkwürdigen Belagerung Colbergs hat er mit durchgemacht; denn es war Anfangs Januar, als er dort eintraf, und erst einige Tage, nachdem der in Tilsit abgeschlossene Waffenstillstand bekannt gemacht war, am 6. Juli verließ er Colberg wieder. Es liegt mir ein vom 14. März bis zum 6. Juli fortgehendes genaues und ausführliches, von ihm selbst geschriebenes Tagebuch vor, das über diesen höchst merkwürdigen Zeitabschnitt viel Beachtenswerthes mittheilt und dessen Veröffentlichung ohne Zweifel einen wichtigen Beitrag zu der Geschichte der letzten Belagerung Colbergs liefern würde. Ich muß mich hier freilich darauf beschränken, kurz die ferneren Schicksale unseres Helden nach Anleitung dieses Tagebuches zu erzählen.

Bald nach seiner Ankunft in Colberg meldete sich Steinbrück bei dem damaligen Commandanten der Festung, dem Obersten v. Loucadou, und bat denselben im Namen der in Westpreußen dem Könige treu gebliebenen Städte, ein Commando dorthin zu schicken, um diese vor den polnischen Insurgenten zu schützen; auch hoffte er mit diesen Truppen zu den Seinen zurückkehren zu können. Das Erstere mußte der Commandant ablehnen, da es ihm an Truppen fehlte, ihn selbst aber versprach er zu schützen und ihn weder an die Polen, noch an die Franzosen auszuliefern. So mußte denn freilich Steinbrück seinen Plan aufgeben, vor Aufhebung der Belagerung in die Heimath zurückzukehren, und von dem Augenblick an, wo er darüber Gewißheit erhielt, stand auch sein Entschluß fest, den Colbergern in ihrer Noth treu zur Seite zu stehen. Bald schloß er sich an den wackeren Nettelbeck an und nahm Theil an dem Dienst der Bürgerwehr, später wurde er von dem nachherigen Commandanten Gneisenau bisweilen auf dem Militärbureau mit Schreibereien beschäftigt. Uebrigens fand er in mehreren Familien der Stadt, in denen er noch von seiner Schulzeit her bekannt war, freundliche Aufnahme und liebevolle Theilnahme, an Allem aber, was die Stadt betraf, und an jedem Vorfall in dieser kriegerischen, unruhigen Zeit nahm er den lebhaftesten Antheil. Den größten Eindruck scheint, nach seinen ausführlichen Aufzeichnungen zu urtheilen, Schill's Persönlichkeit und sein Auftreten auf ihn gemacht zu haben, auch läßt er den militärischen Talenten und den vortrefflichen Eigenschaften des zu jener Zeit noch wenig bekannten Majors v. Gneisenau* volle Anerkennung zu Theil werden, der den alternden Commandanten, Obersten von Loucadou, seit dem 29. April ersetzte.

Trotz der großen Sorge um das Schicksal der Seinen und trotz der steten Angst, in welcher alle Bewohner Colbergs bei dem von Tage zu Tage heftiger werdenden Bombardement schwebten, fehlte es doch dem Bedrängten nicht an erhebenden, freudigen Stunden. Eine solche wurde ihm bald nach seiner Ankunft zu Theil, als er eines Morgens zu dem Commandanten beschieden ward, der ihm in Gegenwart der Officiere folgende so eben von Memel per Estafette eingegangene Cabinetsordre vorlas, die wir uns nicht versagen können, ihrem Wortlaut und ihrer Orthographie nach hier genau wiederzugeben:

„Seine(r) Königlichen Majestät:", so lautet das uns im Original vorliegende Schreiben, „haben aus einer Anzeige des General-Lieutenant von Monstein zu Danzig mit ganz besonderer Zufriedenheit ersehen, wie pflichtmäßig sich der Prediger Steinbrück zu Preusch-Friedland gegen das Ansinnen des dasigen Land- und Stadtrichter B . . . ., die feindliche Authorität von der Canzel zu proklamiren benommen hat, und daß derselbe außerdem mit eigner persönlicher Gefahr alles was in seinen Kräften gestanden angewendet hat, die Unterthanen in der Pflicht gegen ihren Landesherrn zu befestigen, damit der feindlichen Gewalt nicht weiter als so weit und so lange sie das Gegentheil erzwingen konnte nachgegeben werde. Ohneradtet nun dem Prediger Steinbrück das Bewußtseyn, seine Pflichten gegen seinen Landesherrn und Vaterland erfüllet zu haben, künftig vorzüglich zur großen Beruhigung gereichen, und die Erinnerung hieran ihm glückliche Tage bewürken müssen, so verdient indeß doch diese von ihm erwiesene so standhafte Treue gegen seinen Landesherrn eine ausdrückliche Anerkennung und Belohnung. Seiner Königlichen Majestät haben dahero nicht allein befohlen, daß auf die Beförderung und Verbesserung der Dienstlage des Prediger Steinbrück bey der ersten Gelegenheit Bedacht genommen werde, sondern wollen demselben auch hierdurch ausdrücklich Allerhöchstdero besondere Zufriedenheit über sein Wohlverhalten zu erkennen geben, und ihn der ferneren Königlichen Gnade versichern.

Memel den 27. Januar 1807.

(L. S.) (gez.) Friedrich Wilhelm."

Die auf sehr bescheidenem Papier geschriebene Cabinetsordre trägt die eigenhändige Unterschrift des Königs und ist mit dessen Privatsiegel untersiegelt. Dieselbe mußte übrigens nach einer ebenfalls bei den Papieren noch befindlichen „Allerhöchsten Verordnung" d. d. 19. Februar 1807, die an sämmtliche Superintendenten in Pommern gerichtet ist, von allen Kanzeln im Lande verlesen werden. Für die dringendsten Bedürfnisse sorgte außerdem der König, indem nach einem zweiten Cabinetsschreiben, datirt Bartenstein, den 25. April 1807, dem Prediger Steinbrück ein kleines Wartegeld von dem Gouvernement in Colberg ausgezahlt werden mußte.

Aus Steinbrück's denkwürdigen Colberger Erlebnissen theile ich nur das Folgende, die Schilderung der letzten Tage der Belagerung, nach dem von ihm hinterlassenen Tagebuche mit. „Bisher," so beginnt er den Bericht über jene Tage, „war mein und aller Colberger Loos erträglich, aber das Schlimmste bestanden wir erst während des schrecklichen Bombardements, welches um 2 Uhr Morgens am 1. Juli anfing und erst nach 38 Stunden, am 2., Nachmittags 4 Uhr endete; nur zu vier verschiedenen Malen wurde eine Pause von einer Viertelstunde gemacht, um die Geschütze abkühlen zu lassen. Man schätzte die während der 38 Stunden abgefeuerten Paßkugeln, Bomben und Granaten auf 6000 bis 8000, von denen die bei weitem größere Mehrzahl in die Stadt fiel. Da die Domstraße, in welcher ich wohnte, unmittelbar mit dem Wall und der Schanze auf demselben in Verbindung stand, so war die Erschütterung so heftig, daß ein Glas und eine Pfeife, welche auf dem Fensterbret standen, gleich bei den ersten Schüssen herunterfielen, und daß Alles auf dem Tische sich bewegte. Mein Wirth, Schäfer, der bald nach dem Beginn des Bombardements, Morgens um 4 Uhr ausgegangen war, kam nach kurzer Zeit mit der Nachricht zurück, daß der Hafen vom Feinde genommen und kaum ein Boot gerettet sei, um die Communication mit der See zu unterhalten. Ich lief auf den Wall und die dort befindliche Schanze, die „Katze" genannt, wo Gneisenau fast fortwährend sich aufhielt. Von hier aus sah ich das nächste Dorf zwischen dem Wall und dem Strande, Stubbenhagen, mit Sturm nehmen und die Italiener bis an das Glacis vordringen. Die Kugeln der Jäger und Schützen erreichten die Wälle, und ein Mann neben mir wurde durch den Kopf geschossen. Ich kehrte in meine Wohnung zurück und setzte mich auf das an der Wand stehende Bett; eine Bombe schlug zwischen meiner und des Nachbars Wohnung nieder. Durch die Erschütterung wurde ich von dem Bette bis an die Stubenthür geworfen, aber zu meinem Glücke; denn durch das Platzen der Bombe stürzte auch die Stubendecke ein und verschüttete das Bett, so daß ich aller Wahrscheinlichkeit nach getödtet worden wäre, wenn ich nicht den Augenblick vorher von jener Stelle geschleudert worden. Ich mußte nun daran denken, die Wohnung zu verlassen; aber wo konnte ich jetzt noch Schutz vor dem Verderben finden? Alle meine Freunde waren bald nach dem Beginn des Bombardements in die bombenfest eingerichteten Casematten geeilt; dazu war es jetzt bei dem ununterbrochen anhaltenden Kugelregen zu spät; ich flüchtete deshalb auf den ganz in der Nähe gelegenen hohen Thurm der Marienkirche, wo eine Warte eingerichtet war, der ein gewisser Roland vorstand, welcher durch Signale mit den schwedischen und englischen Schiffen correspondirte und alle Abende einen Rapport

* Gneisenau kam als Major nach Colberg, wurde aber noch während der Belagerung zum Oberstlieutenant ernannt.

auf der Hauptwache abzuliefern hatte. Dieser, der einst mein Schulcamerad in der Tertia des Colberger Lyceums gewesen war, nahm mich freundlich auf. — Die Garnison, nur noch 4000 Mann stark, vertheidigte Wall und Mauer gegen 15,000 Feinde, indem die Bürger die Wachen bezogen. Tausend Verwundete und Kranke lagen in der Kirche, die eine der größten in Deutschland ist. Bald brach auch Feuer an zwei Orten in der Stadt aus.

Sein Mittagsmahl theilte Roland mit mir und noch einem Freunde, der sich zu uns geflüchtet hatte; da aber nur ein Löffel da war, so wurde ausgemacht, daß Jeder vier Bissen nahm und dann den Löffel weiter gab. — Während der Nacht schlief ich, so viel man bei dem ununterbrochenen Kanonendonner schlafen konnte, in dem höchsten Gemache auf dem Thurme, die Unterlage war Steingruß; die ganze Nacht dauerte das Bombardement und der Sturm gegen Wall und Mauern fort, da die Außenwerke bis auf zwei bereits genommen waren. Am 2. Juli gegen Mittag gerieth auch die schöne Hauptwache und der Thurm auf dem Markte in Brand. Es machte einen höchst betrübenden Eindruck, als der Bürgerofficier mit den Schützen aus der brennenden Hauptwache mit Musik abzog in das Schützenhaus oder in die Casematte. Die Stadt brannte nun in der Mitte und an vier andern Orten. Als ich Nachmittags mich noch einmal hinunter wagte, um womöglich uns durch Ankauf eines Commißbrodes zu verproviantiren, sah ich nur hier und da einen Menschen scheu und eilig an den Häusern hinschleichen; denn ohne die größte Noth wagte sich Niemand mehr aus dem Hause oder — besser gesagt — aus den Kellern, worin die meisten Einwohner Schutz gesucht hatten. Ich hörte aber doch erzählen, daß der Commandant Gneisenau den Bürger Nettelbeck gefragt habe, wie lange wir uns noch halten könnten, und daß der unerschrockene Nettelbeck geantwortet habe: wenigstens noch vierzehn Tage! Das machte auch uns wieder Muth, Niemand aber hatte eine Ahnung davon, daß unsere Erlösungsstunde so bald schlagen würde.

Es war gerade um 4 Uhr Nachmittags und die Noth war bereits auf's Höchste gestiegen, als ein Courier die Nachricht von dem in Tilsit geschlossenen Waffenstillstande brachte, welcher bekanntlich dem Frieden voraufging. Da dieser Courier von Cöslin kam, so hatte er auf seinem Wege zur Stadt schon die nächste Batterie des Feindes benachrichtigt; diese signalisirte der nächsten, so verbreitete sich die Kunde schnell im Lager des Feindes, und während einer Viertelstunde hörten eine nach der andern alle Batterien zu feuern auf. Ich wunderte mich über diese plötzliche Unterbrechung und sah aus den Luken des Thurmes, daß unten auf der Straße auf einmal überall sich Gruppen von Menschen bildeten, die sich umarmten. Schnell stieg ich hinunter, da vernahm ich denn die frohe Botschaft von dem geschlossenen Waffenstillstande und sah Thränen des Dankes und der Freude über die nicht mehr gehoffte Rettung in manchem Auge glänzen."

Da die Franzosen noch Herren im Lande waren, so mußte Steinbrück, um die Festung schon vor dem definitiven Friedensschlusse verlassen zu können, sich von dem commandirenden General der Belagerungsarmee, dem Divisionsgeneral Loison einen Paß erbitten, um vor den Verfolgungen der Polen in seiner Heimath sicher zu sein, zumal er über das weitere Schicksal Friedlands und wem die Stadt jetzt angehöre, während seines halbjährigen Aufenthalts in Colberg nichts erfahren hatte.

Der Commandant v. Gneisenau gewährte Steinbrück bereitwillig die Erlaubniß, sich in's französische Hauptquartier zu Loison zu begeben, da aber vorläufig nur ein Waffenstillstand geschlossen war, so hielten die Franzosen die freie Passage in ihr Lager für bedenklich. Steinbrück wurde deshalb am Thore von einem französischen Unterofficier und zwölf Mann in Empfang genommen und, nachdem ihm die Augen verbunden waren, zu dem General geführt. Loison empfing ihn artig und freundlich, versicherte, schon von dem muthigen Patrioten gehört zu haben, und daß es ihm erfreulich sei, ihn kennen zu lernen. Auch gewährte er gern die Erlaubniß, daß Steinbrück zu seinen Eltern zurückkehren könne, denn dorthin wollte der Bedrängte sich zuerst wenden, um von da aus erst nähere Erkundigungen einzuziehen, bevor er nach Friedland selbst zurückging.

Am 5. Juli verließ nun Steinbrück das schwerbedrängte, aber ungebeugte Colberg, und während des kurzen Aufenthaltes bei seinen Eltern erhielt er bald günstige Nachrichten über die inzwischen stattgehabten Veränderungen in Westpreußen. Die Grenzen des von Napoleon neu errichteten Herzogthums-Warschau, zu dem ein großer Theil von Westpreußen gelegt war, erstreckten sich zwei Meilen östlich von Friedland, so daß dieses selbst mit seinen nächsten Umgebungen beim preußischen Staate verblieben war. Diese Kreise waren zwar ebenfalls von französischen Truppen besetzt, doch hatte der in sein Amt zurückgekehrte Pastor von diesen nichts zu befürchten, auch hielten sie außerdem gute Ordnung.

Nur ein Ereigniß aus der Zeit bis zum Abzuge der Franzosen verdient Erwähnung, weil es nicht minder als das bereits erzählte ein Zeugniß von der Liebe Steinbrück's zu seinem Vaterlande und von seinem unbeugsamen Muthe ablegt. „Zu einer Geburtstagsfeier Napoleon's," so erzählt er selber in seinen Denkwürdigkeiten, „die der französische Oberst Habest, natürlich auf Kosten der Stadt, veranstaltete, wurde auch ich eingeladen. Diese Einladung anzunehmen, hielt ich gegen meine Grundsätze und wich derselben aus, indem ich an dem Tage nach einem nahegelegenen Dorfe ging. Am nächsten Tage begegnete mir der Oberst, fragte, ob ich nicht eingeladen, und als ich dies bejahete, warum ich nicht gekommen sei. Ich antwortete, ich hätte doppelte Trauer: einmal trauerte ich um den Tod eines nahen Verwandten, und dann könnte ich nicht froh werden, so lange er und seine Truppen mein armes Vaterland besetzt hielten. Um sich zu rächen, schickte der Oberst mir am Nachmittag desselben Tages sechs Mann als Einquartierung, von der ich bis dahin verschont geblieben war. Ich redete die Leute, welche Franzosen waren, freundlich an, bat, daß sie mit mir fürlieb nehmen möchten, und brachte ihnen selbst eine Schüssel Obst, das sie sehr liebten. Dadurch gewann ich sie so, daß sie mir unzweideutige Beweise ihrer Achtung gaben und schon nach einigen Tagen freiwillig abzogen."

Während der folgenden Jahre der Erhebung des Vaterlandes gegen die Fremdherrschaft blieb unser Pastor nicht müßig; er that Alles, um auch in seinen Kreisen die Begeisterung für den großen Kampf zu erwecken und rege zu halten; auch sammelte er fleißig Geld und Lazarethbedürfnisse für die Verwundeten, worüber mir aus seinen nachgelassenen Papieren Quittungen vom Königl. Lazareth-Magazin in Berlin und von der Regierung zu Marienwerder vorliegen.

Aber auch der König hielt sein dem wackern Manne gegebenes Versprechen, denn als im Jahre 1817 die königliche Pfarrstelle in der Gemeinde Stolzenhagen bei Stettin vacant wurde und Steinbrück sich um dieselbe bewarb, wurde ihm die Stelle sofort und zwar auf Grund einer Cabinetsordre verliehen, obwohl bereits von dem Consistorium über die Besetzung anderweitig verfügt war. In diesem Amte blieb er nun bis zu seiner auf sein Ansuchen im Jahre 1853 erfolgten Emeritirung, und wenige Jahre nachher, am 27. Mai 1858 entschlief er in den Armen seines ältesten Sohnes und Amtsnachfolgers. Bis in sein hohes Alter hatte er sich einen regen Sinn für Alles, was Gutes und Erfreuliches die Welt bewegte und die Entwickelung der Menschheit förderte, zu bewahren gewußt; einfach und schmucklos, aber zu allen Zeiten wahr, treu und bieder, so lebte und wirkte er, und so wirkt auch sein Andenken im Segen in seiner Gemeinde und bei allen denen fort, die ihm im Leben nahe gestanden haben. — Wahrlich, er war es werth, den Besten seines Volkes beigezählt zu werden!

H., am 1. Weihnachtstage 1863. Dr. Z.

Haarkäuser in Thüringen.

Geschäfte führten mich vor Jahren häufig und in ziemlich regelmäßigen Intervallen nach der holländischen Provinz Nordbrabant. Dazumal gab es die Eisenbahn noch nicht, die jetzt in raschem Fluge über Limburg die mächtigen Haidebreiten jenes Landstriches durchschneidet. Man hatte daher in seinem Hauderer oder dem schwerfälligen Postwagen Tage lang Gelegenheit, das Auge an der öden Fläche zu ermüden, auf der es vergebens nach einem freundlichen Ruhepunkte sucht. Immer und immer wieder unterbrachen nur bald einzeln stehende, bald kettenartig aneinandergereihte Hügel weißen Flugsandes das braune Einerlei der langgestreckten traurigen Kieferpflanzungen, welche gegen jenen als Schutzwände für Äcker und Wiesen dienen müssen; höchstens gab dann und wann ein

Trupp magerer Birkenstämme, die, an irgend einem sandigen Verbindungswege stehend, ihr dünnes Haupthaar im Winde flattern lassen, der endlosen Monotonie einige Abwechselung. In dieser unfreundlichen Gegend, da wo die Straße von Mastricht nach Herzogenbusch die limburgische Grenze überschreitet, liegen ungefähr zehn bis zwölf Ortschaften, in denen sich vor sehr langer Zeit zwei merkwürdige Gesellschaften bildeten, die den Grund zu einem bei der Unfruchtbarkeit des Bodens überraschenden Wohlstand legten.* Es sind die der Kupferwaarenhändler und die der Haarkäufer, deren Wohnungen durch die Ziegeldächer, die grün gefirnißten Fensterläden und Thüren mit ihren blitzenden Messinggriffen, sowie durch gesteigerten Comfort, durch größere Ordnung und Reinlichkeit im Innern sich vor den andern strohbedeckten Hütten der übrigen Dörfler vortheilhaft auszeichnen.

Jede dieser zwei Genossenschaften zerfällt wieder in mehrere sogenannte Compagnien. Die erstere, von der ich hier nicht erzählen will, hat das Herzogthum Nassau und das Königreich Dänemark, wo sie auch ihre eigenen Kupferkesselfabriken besitzen, zum Vertrieb der Waaren gewählt. Die Haarkäufer dagegen suchten ihren Wirkungskreis in einem Theile Westphalens, in Hessen, auf dem Eichsfelde, in Thüringen, auf dem Rhöngebirge und in dem angrenzenden Theile des Königreichs Baiern. Es sind meistens kräftige, gutgewachsene Leute, oft mit anziehenden romanischen Köpfen. Sie halten unter sich stets auf strenge Zucht und Ordnung, sind in Gesellschaft nie aufdringlich, vielmehr ernst und schweigsam und meiden jeden öffentlichen Wortwechsel oder Streit. Sie werden daher überall gern gesehen und mit Achtung behandelt. Kein Wirth, bei dem sie länger verweilen, kümmert sich um das, was sie genießen, denn vor der Abreise legt der Haarkäufer sein Notizbuch, in welches er selbst das Geringste aufgezeichnet, dem Wirthe vor, und dieser weiß, daß er mit einem redlichen Manne abrechnet. Ihre „Geschäftssprache“ ist ein Dialekt des holländischen Idioms, den sie, um ihn unverständlicher zu machen, zum Ueberfluß noch mit einer Art von Rothwelsch vermischt haben. Ohne Ausnahme sind sie eifrige Katholiken, deshalb scheut Keiner weder Jahreszeit noch Wetter, wenn es gilt, den oft weit entfernten Ort ihres sonn- oder festtäglichen Gottesdienstes zu erreichen.

Meistens bestehen die Mitglieder der verschiedenen Compagnien, die sich nach den Orten ihrer Hauptniederlagen: Heiligenstadt, Dingelstedt, Mellrichstadt, Salzungen und Fritzlar benennen, aus Verwandten und ergänzen sich in der Regel auch lediglich aus diesen. Hat sich einer derselben zu dem Geschäft entschlossen, was gewöhnlich mit dem 15. oder 16. Jahre geschieht, so verpflichtet er sich, der Compagnie sechs Jahre lang als Knecht zu dienen, und wandert während dieser Periode unter der Führung eines der Sprache, der Wege und des Geschäfts vollständig kundigen älteren Cameraden mit auf den Handel, bis ihm dieser entweder allein anvertraut werden kann, oder er, was übrigens selten geschieht, wieder zurück nach der Heimath gesendet werden muß. Nach diesen sechs Jahren, während welcher Zeit er die Stätte, wo seine Wiege stand, nicht besuchen darf, tritt er mit Einlage seiner Dienstzeit als Capital nunmehr als vollständig gleichberechtigtes Mitglied in die Compagnie und erhält die Erlaubniß, von Zeit zu Zeit nach Hause reisen zu dürfen.

Das Einkaufen der Haare geschieht theils durch den Tausch gegen bunte Kattuntücher, theils gegen baares Geld. Die Haarkäufer sehen dabei am meisten auf die Länge und Feinheit des Haares, weniger auf die Farbe. In ihren Niederlagen wird dann die erworbene Waare nach Farbe und Feinheit sortirt, gereinigt, eingeölt, über dem Abschnitt einige Finger breit mit Bindfaden fest umwickelt, gut verpackt und nach ihren Bestimmungsplätzen, den meisten Hauptstädten Europa's, ja selbst nach Amerika, abgesendet.

Freilich ist heutzutage dieser Handel nicht mehr so einträglich, als in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts. Damals war auch der Haarkäufer ein anderer als jetzt, er war stets ein lustiger und durstiger Geselle, der oft wochenlang mit seinen Cameraden an dem Orte verweilte, wo sich seine Niederlage befand, und singend und scherzend aus einer Schenke in die andere zog. Jetzt aber geizt er mit seiner Zeit, denn will er dem Geschäft noch etwas abgewinnen, so giebt es weite Touren zu machen, hauptsächlich nach den vom Verkehr abgelegenen Ortschaften des Gebirges, da in den unteren Geländen und Thälern mit den von der hereinfluthenden Mode verdrängten Hauben und Mützen nicht mehr die genügende Ausbeute zu finden ist. Rückt das Alter heran, so pflegt sich der Haarkäufer nach seinem Dorfe zurückzuziehen, wo er inzwischen meistens Haus und Familie begründet hat, und der von der letzteren inzwischen betriebenen Landwirthschaft nunmehr selbst vorzustehen.

In einem dieser Dörfer mußte ich einst Nachtquartier nehmen. Das Wirthshaus wurde von einem ehemaligen Haarkäufer gehalten, der sein Schäfchen in's Trockene und das eigentliche Geschäft aufgegeben hatte. Das ganze Haus war ein Bild von wohlthuender Sauberkeit und behaglicher Ordnung. Als ich in das räumige Gastzimmer eintrat, saß der alte Wirth an dem von breitem Schornsteinmantel bedachten Kaminfeuer. Er hatte beide Hände auf die Arme des aus Weiden geflochtenen Lehnstuhls gestützt. Zwischen den Fingern der Linken hielt er den frisch gestopften irdenen Stummel, während die klugen Augen sinnend auf dem über dem Feuer hängenden eisernen Topfe weilten, in welchem die neben ihm sitzende Ehehälfte eben die Grütze in die siedende Buttermilch rührte. Eine tiefe Stille herrschte in dem weiten Raume. Bei meinem Gruß indeß richtete sich der Hausherr auf und ging mir mit einem kurzen, aber warmen „Willkommen“ entgegen. Auch die Alte verließ ihren Suppenkessel, und nun thaten die beiden Alten was sie konnten, um es mir, dem zeitweilig einzigen Gaste, so behaglich wie möglich zu machen. Es waren ein Paar prächtige Leute. Sie lebten jetzt ganz allein in ihrer stillen Wirthschaft, denn die Söhne hantirten noch draußen in der Welt als eifrige Haarkäufer.

Wie in Holland üblich, stand bald ein heißer Wachholdergrog auf dem Tische, die ebenfalls landherkömmliche Thonpfeife brachte mir die Alte, und ehe noch der Zeiger der urgroßväterlichen Wanduhr viel weiter gerückt war, saßen wir im lustigen Plaudern. Oder ich vielmehr im aufmerksamen Zuhören; denn der Alte hatte sich ganz in die lieben Erinnerungen seiner Jugend und meiner Heimath, des grünen Thüringen, vertieft, das er manch liebes Jahr durchwandert hatte. „Wahrhaftig,“ fuhr er fort, indem er einen befriedigten Blick in der großen Stube umherwarf, von deren Gesimse, Wänden und Schränken ein ungewöhnlicher Reichthum von kupfernem und zinnernem Hausgeräthe blitzte, „ja, wahrhaftig, ich müßte undankbar sein, wenn ich im Geiste nicht noch dann und wann auf und zwischen den mächtigen Bergen Eures Thüringer Landes verweilen wollte. Gerade eben wie Ihr kamt, stand ich in Gedanken, den schweren blauen Plüschsack auf dem Rücken, mit meinen älteren Cameraden wieder dort, am Fuße jener gewaltigen Berge, und maß gerade wie damals den steilen Fußpfad, der uns nach dem nächsten Gebirgsorte bringen sollte. Dazumal hatte ich noch junge Beine, ich mußte hinauf, und es geht Alles, wenn man nur ernstlich will. Späterhin that mir's Keiner gleich, und es giebt dort wohl keine Straße, keinen Fußpfad, den ich nicht, freilich oft keuchend und in Schweiß gebadet, gemessen, ich konnte dann immer noch beim Eintritt in eines jener Dörfer mein: „Haare, Haare verkoop“! kräftig und so lange die Straße hinausrufen, bis ich das Schild oder den grünen Tannenbusch der Schenke erblickte. Dann aber war's vorbei, denn das Bier war fast immer vortrefflich, und ein guter, alter Nordhäuser steht unserm Schiedamer nicht viel nach. Doch lange durfte ich dabei nicht verweilen, denn die Frauensleute hatten mich gehört und winkten da und dort aus Thür und Fenster.

Aber laß Dich das nicht irren, liebe Frau,“ — schaltete er zu seiner Ehehälfte gewendet ein — „das Winken galt niemals meiner Person, immer nur den schönen, bunten Tüchern in dem gefüllten Plüschsacke, denn die Frauensleute sind sich ja überall gleich und schmücken sich gerne mit bunten Lappen. Die beste Ernte habe ich immer vor der Zeit ihrer Kirmsen oder anderer Festtage gehalten. Für eins oder zwei meiner Tücher ließen sich die Meisten unter Scherz und Lachen das schönste Haar abschneiden, unter ihren Hauben und Kopftüchern bemerkte man das Stoppelfeld ja doch nicht groß. Einen Kranz, der die Blößen deckte, ließ ich ihnen ja immer noch stehen. Freilich traf es sich auch, daß eine einmal andern Sinnes war und weder von uns noch unseren Tüchern etwas wissen wollte.

So kann ich bis heute es noch nicht vergessen, als ich auch einmal wieder droben in einem jener Dörfer in der Schenke saß, wo sie sich im Winter wegen des hohen Schnees einen Ein- und Aus-

* Durch Anlegung eines Canals, der einen Theil dieser Haidestriche bewässert, ist in neuerer Zeit der Boden dieser Gegend wesentlich verbessert werden. D. V.

Haarkäufer in Thüringen.
Nach einem Originalgemälde.

gang aus ihren Dachluken graben müssen und ihnen, wie man sagt, die Hasen durch den Schornstein in die Küche fallen. Ich hatte mich eben bei dem Wirthe nach einem Haare erkundigt, einem Haare, wie man es selten unter die Scheere bekommt, lang, fein und von einem Glanze, als wäre es mit Goldstaub bestreut. Aber das saß gewaltig fest, und wenn Unsereiner dann und wann so im Vorübergehen einen Blick nach den Fenstern des Häuschens warf, dann hättet Ihr nur einmal das Gesicht sehen sollen. Buh! man hätte sich fast fürchten können! Wir Alle ließen aber nicht ab und dachten: kommt Zeit, kommt Rath, gut Ding will Weile haben. Ich saß also droben wieder in der Schenke und hatte eben vom Wirthe vernommen, daß in jenem Hause die bittere Noth eingekehrt sei; die alte Frau wäre schon seit geraumer Zeit kränklich und das Bischen ersparte Geld sei, wie er bemerkt habe, zu Ende, und vielleicht säße das Haar heute nicht mehr so fest, wie sonst. Gerad hatt' ich mich erhoben und wollte just nach meinen Sachen greifen, als eine alte, auf allen Jahrmärkten herumziehende Schwammhändlerin eintrat und mich mit den Worten begrüßte: „Na, Dicker, kannst heute einen Krug einschenken lassen, ich soll Dich zum Bärble hinunterholen, wirst schon wissen, warum. Dem armen Ding geht's freilich fast an's Leben; aber du lieber Gott — —“

Ich gab dem Wirthe schnell einen Wink, daß er einschenken sollte, und eilte davon, denn ich wußte, daß ein Camerad von mir, ein Heiligenstädter, ebenfalls heute noch hierher wollte, und da galt's Eile. Das Bärble trat mir mit verweinten Augen auf der Hausflur entgegen. Ich gestehe, sie that mir leid, aber ein Blick auf ihren Kopf machte mich wieder fest. Ein Brabanter Thaler schlug durch, und wir traten ein. In der freundlichen Stube fand ich Reinlichkeit und Ordnung. Sämmtliches Geräthe jedoch trug das Gepräge arger Bedrängniß. Ich warf einen Blick auf die alte, weinende Mutter. Die arme Frau! Sie mochte fühlen, daß das Opfer ihr jetzt gebracht würde, und wies den Thaler, als fürchte sie sich vor seiner Berührung, laut jammernd zurück. Mir selbst wurde dabei ganz sonderbar zu Muthe. Doch die Begierde, dieses außerordentlich schöne Haar zu besitzen, welches wie ein goldener Strahl den Rücken herabfiel, siegte wieder über meine Gefühle. Schon hatte ich mein Reff abgesetzt und einige hübsche Tücher zurechtgelegt, die ich dem netten Mädchen außer dem Brabanter Thaler übergeben wollte, schon spielten meine Finger unter einer Strähne und die Scheere war zum Schnitt bereit, als mir eine starke Stimme zurief: „Haltet ein, Holländer, haltet ein!“. Das Mädchen fuhr wie ein Blitz in die Höhe. „Gott, das ist der Fritz, der Fritz!“ Mit einem Sprung war sie vom Schemel weg, eilte nach dem offenen Fenster, und wie ich mich umdrehte, hing die Dirne schon am Halse eines hübschen Jungen.

Was soll ich weiter erzählen? Es war eben der Fritz, ihr Jugendgespiele, ihr Geliebter. Das war Rettung in der Noth, und somit war's mit meinem Handel nun vorbei. Es that mir arg leid um das schöne Haar, das ich nun nicht bekommen konnte. Aber im Grund meiner Seele freuete ich mich doch, daß das schmucke Kind nun ihre schönen Flechten nicht herzugeben brauchte. Ich steckte meinen Brabanter wieder zu mir, raffte meine Sachen zusammen und eilte in die Schenke zurück. Wie ich später erfuhr, war der Fritz der Pfarrerssohn vom nächsten Dorfe, der das Bärble schon lieb gehabt, ehe er nach der Residenz ging und sich als Maler ausbildete. Jetzt war er mit mehreren seiner Commilitonen auf der Reise nach der Heimath und hatte es sich nicht versagen können, bei dem hübschen Mädchen vorzusprechen und ihr seine Ankunft anzuzeigen. Einige Jahre später hat er auch sein Bärble heimgeführt, und wie ich höre, hat einer seiner Freunde, der damals mit ihm nach der Heimath zog, die Scene des Wiedersehens in einem prächtigen Gemälde verherrlicht, das ich freilich nie gesehen. Gott schenke der braven Tochter ein glückliches Leben! Doch nun, Trutze,“ setzte er hinzu, „mach' daß unser Gast da zu seinem Speckstreif kommt, und trag uns Allen eine tüchtige Schüssel Kernemelks pap * auf.“

Ich drückte dem Alten die Hand und noch manchmal bin ich in der Folge bei dem wackeren Ehepaar eingesprochen. Als ich aber das letzte Mal in's Dorf kam, da war der Alte heimgegangen, und der älteste Sohn, der nun auch das Geschäft aufgegeben hatte, hauste bei seinem inzwischen stocktaub gewordenen Mütterchen allein.

* Eine mit Syrup versüßte Buttermilchsuppe.

Der Kranz am Marterl.

Eine Geschichte aus dem bairischen Hochland.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

Bei den Vorwürfen, die das Mädchen dem Lipp machte, erröthete er und kaute an seinem Bart. „Stell' Dich an, wie Du willst, Vinl,“ sagte er, „und wenn Du Dich noch so krautig machst, ich weiß doch, was dahinter steckt. Du stellst Dich nur so an, damit man's nicht merken soll! Aber ich seh' Dir's doch an . . . es ist Dir nichts Neu's, was ich Dir gesagt hab' . . . Du kennst den Burschen und weißt, wo er steckt!“

„Und wenn's so wär?“ sagte sie, stolz vor ihn hintretend. „Wenn Du so gut lesen kannst in meinem Gesicht, dann steht's gewiß auch drinn' geschrieben, daß dafür gesorgt ist, daß Du ihn nit findest!“

„Das glaub' ich kaum! Fort kann er nit sein . . . wir haben ihn eingekreist! Wenn er also nit hinunter ist über die lange Wand . . . so muß er in Deiner Hütten versteckt sein!“

„Probir's halt, ob Du ihn find'st!“

„Das ist just nit schwer . . . Du sitzest nit umsonst wie angenagelt da vor der Kellerthür! . . . Und was ist denn da am Boden? Ein Blutstropfen! — Richtig — unser Wild ist angeschossen und hat geschweißt . . . die Fährt' geht bis daher, willst Du es leugnen, daß der Fuchs im Keller sitzt?“

„Ich sag' nichts, als was ich Dir heut schon einmal gesagt hab!“ rief sie zornig. „Mach, daß Du Deine Weg' weiter kommst . . . in meiner Hütten hat mir Niemand was einzureden — da bin ich Herr! . . . Geh!“

Lipp zuckte die Achseln und wich nicht von der Stelle. „Wenn ich auch gehn wollte,“ sagte er, „was thät's nützen? Die Andern gingen doch nicht, die sind nicht so weichherzig . . . Und was meinst Du, wenn der Vetter mitkommt, ob der nit glaubt, er wär der eigentliche Herr in der Hütten?“

Als sie schwieg, trat er zutraulich näher. „Schau, Vinl, ich mein's gut mit Dir,“ sagte er einschmeichelnd, „sag mir's, ob er da ist — sag's, eh die Andern kommen, ich will Dir helfen . . . es ist schön von Dir, wenn Du den armen Menschen retten willst . . . es ist mir völlig schwer auf's Herz gefallen, was Du vorhin gesagt hast vom Schergenknecht . . .“

„Wenn ich Dir glauben dürft' . . .“ sagte Sabine unsicher und sah ihn mit den großen, flammenden Augen zweifelnd und fragend an.

„Du darfst mir glauben,“ sagte er noch treuherziger, aber mit lauerndem Blick, der nach der Blöße des Gegners späht, um den Dolch in die schutzlose Stelle zu bohren. „Mir thut der Rebeller auch leid . . . und wenn sie ihn noch erschießen thäten, das wär' das Wenigste — das wär' ein leichter und ein geschwinder Tod, aber mich schaudert, wenn ich daran denk, was ihm Anderes bevorstehen kann!“

„Und was?“ flüsterte sie ängstlich überrascht. „Was wär' das?“

„. . . Es ist herausgekommen,“ erwiderte er eben so leise, aber mit Nachdruck . . . „er ist nicht blos ein Rebeller gewesen . . . er hat auch einen Mord begangen . . .“

„Einen Mord!“ rief Sabine und sprang entsetzt auf.

„Still, nit so laut!“ beschwichtigte er. „Nicht jetzt . . . schon vor Jahren ist das geschehn! . . . Mich wundert, daß Du's nit errathst, und hast mir doch erst gestern selber erzählt von Deinem Verdacht . . .“

„Heilige Mutter . . .“ schrie sie auf, stürzte auf Lipp zu, faßte seine Hand und sah ihm starr in die Augen. „Das ist nit wahr, Lipp! Sag nein . . . das kann ja nit wahr sein!“

„Gewiß ist's freilich nit — aber es wird doch kaum anders

sein . . . Es ist der Bomper-Hans und hat zur selbigen Zeit beim Wirth in Kriun gedient . . ."

„Ja, ja — das ist wahr . . ." stammelte sie und ließ ihn nicht los, als wollte sie jede Sylbe vorher von Mund und Auge des Erzählers lesen. „Er ist in der Gegend bekannt, das trifft zu . . ."

„Es trifft wohl noch mehr zu . . . er ist ein verwegener Wildschütz gewesen, der wohl mit dem Jäger zusammengetroffen sein kann!"

„Ja, ja," sagte sie finster, „war er darum so traurig, als ich ihm sagte, er solle gut machen, was er auf der Seel' habe . . ."

„Das schlechte Gewissen wird ihn wohl traurig machen. — Aber es kommt noch mehr . . . Der Müllerknecht hat ihn angetroffen heut früh, wie er einen Kranz an das Marterl gehängt hat . . ."

„Einen Kranz? Also von ihm?" keuchte das Mädchen mit immer wilder sprühenden Augen. „Ich hab' ihn gesehen, den Kranz . . ."

„Er ist niedergekniet an dem Marterl und hat gebet't . . ."

„. . . Und wenn es sein letzter Stoßseufzer wär', er betet nit weg, was er gethan hat!"

„Warum sollt' er das gethan haben, wenn ihn nit das Gewissen dazu treibt? Bei Dir thut's die Lieb' . . . bei ihm das Gewissen . . ."

Bine hatte sich wieder gesetzt, sie rang die Hände und fuhr sich in das Haar. „Es ist schrecklich," murmelte sie . . . „o, es ist mehr als schrecklich . . ."

Lipp trat näher. „Er hat's sogar eingestanden, so halb und halb," flüsterte er, „wie ihn der Knecht gefragt hat, hat er geseufzt und hat gesagt . . . an den Margarethentag hab' ich zu denken, mein Leben lang! . . . Kann da noch ein Zweifel sein?"

„Keiner — keiner!"

„. . . So sag', wo er ist, eh' die Andern kommen . . . wenn Du ihm forthelfen willst, so sag's . . . wir thun's miteinander . . ."

„Forthelfen!" rief Sabine in fessellos ausbrechendem Grimm. „Ich hab' mich nach dem Augenblick gesehnt, wie eine arme Seel' im Fegfeuer nach einem Tropfen Wasser . . . ich hab' ihn mir erbet't und soll ihn jetzt aus meiner Hand lassen? Nein, der arme Gotthard soll einmal Ruh haben im Grab — seinem Mörder soll gescheh'n, was ihm gehört . . . Heb' die Fallthür' auf, Lipp — dort im Keller ist er versteckt!"

Erschüttert von dem Kampf ihrer Seele taumelte sie gegen den Heerd, während Lipp die Fallthüre aufriß. Im selben Augenblick erschienen die übrigen Streifer an der Thür der Hütte. „Wir haben ihn," rief Lipp ihnen jubelnd entgegen — „nur herein, Cameraden, und bandelt ihn . . ."

Die Hütte füllte sich mit bewaffneten Bauern; auf den obern Kellerstufen stand der Bomper-Hans.

„Gieb Dich, Tiroler," rief ihm Lipp zu, „widersetz Dich nit . . . Du siehst, daß wir Dir überlegen sind!"

„Das müßten wir erst sehen," war die kaltblütige Antwort, „wenn ich's darauf ankommen lassen wollt . . . aber ich will mich nit wehren, es ist mir recht so . . . nur Eins möcht' ich wissen, sagt's mir nur das Einzige, wie Ihr mich gefunden habt?"

„Die Sennerin dort hat Dich verrathen!" rief Lipp, während Einige hinzutraten und dem Gefangenen, der es ruhig geschehen ließ, die Hände auf dem Rücken zusammenschnürten.

Er machte einen Schritt gegen die Thür, blieb aber vor dem Mädchen stehen und sah sie mit einem Blicke an, in dem Wuth, Liebe und Verachtung sich mischten. „Du hast gesagt, Du willst ledig bleiben," sagte er, „thu's, Sennerin — thu's ja! Mach' Keinen mehr unglücklich — Du grundschlechte Seel'!"

Mit flammenden Augen sprang Sabine auf und hielt den sich Abwendenden zurück. „So willst Du mit mir reden?" stammelte sie. „Kannst Du sagen, daß Dir Unrecht geschieht?"

„Ich hab' für meinen Kaiser gefochten und für's Land Tirol," erwiderte er fest, „ob mich die Franzosenkugeln am Iselberg getroffen hätten oder ob sie mich jetzt treffen — das ist Eins!"

„Nein!" rief das Mädchen wie außer sich, „eine ehrliche Soldatenkugel ist zu gut für Dich . . . Du gehörst auf's Blutgerüst und Dein Kopf dem Scharfrichter! Denk' an die lange Wand und an den Margarethentag — Du Mörder!"

Hans zuckte schmerzvoll zusammen und senkte den Kopf — er fand kein Wort der Erwiderung.

„Du kannst nit Nein sagen," fuhr Sabine fort, . . . „der Jäger ist mein Schatz gewesen und mein Bräutigam . . . Du hast mir mein ganzes Glück zernicht't, hast mir das Brautkranzl aus den Haaren gerissen und hast gemeint, Du machst es gut, wenn Du ein's an das Marterl hängst! Mach mit unserm Herrgott aus, was noch kommt — wir zwei sind fertig mit einander . . . und ich bin's und bin stolz darauf, daß ich Dich verrathen hab'!"

In finsterem Schweigen folgte Hans den ihn umringenden Bewaffneten; triumphirend blickte Sabine ihnen nach . . . über den Bergrand der langen Wand blitzte in ruhiger Größe der erste Sonnenstrahl empor.

3.

Schon lange waren die Bauern mit ihrem Gefangenen im Waldsaume verschwunden, und nur von ferne tönte manchmal noch ein Juhschrei, durch welchen der Eine oder der Andere seine Freude über den glücklichen Erfolg des Unternehmens ausdrückte und zugleich den unten harrenden Genossen das Gelingen anzeigte. Obwohl längst nichts mehr zu sehen war, stand Sabine doch noch unter der Thüre der Almhütte und blickte nach der Stelle, wo die Streifer sich entfernt hatten, in den klaren Morgen hinaus. Es war, als habe sie sich nicht satt gesehen an dem Anblick des Gefangenen, als wolle sich ihr Gemüth noch länger an der Gewißheit weiden, daß der so lang und heiß ersehnte Augenblick der Vergeltung für den Verhaßten gekommen war, der das theuerste Leben und mit ihm das Glück ihres eigenen Lebens vernichtet hatte. Hoch aufgerichtet stand sie da, und aus den entschlossen blickenden Augen strahlte eine stolze, kühne Freude, hell und entschieden, wie die Sonne immer höher und leuchtender in das klare Blau emporstieg. Sie schien in ihrem sieghaften Glanze des Gewölkes zu spotten, das über Nacht der Mond von Berg, See und Moor gesogen und emporgehoben hatte, und woraus nun am östlichen Himmel ein dichter, düsterer Streifen wie eine undurchdringliche Wand aufgebaut stand, als wenn es gälte, das emporschwebende Gestirn des Tages in seinem Laufe aufzuhalten.

Zum ersten Male in den vielen Jahren, in welchen Sabine die Alm bezogen hatte, vergaß sie darauf, das Vieh, das in den kalten Nächten schon in den Ställen sich einfand, am Morgen auszulassen; in ihrer Aufregung, in dem Widerstreit ihrer Gedanken überhörte sie, wie die Thiere blökend nach der frischen Weide verlangten, mit den Ketten klirrten und die Halsglocken schwenkten, daß es bimmelte und dröhnte.

Trotz Stolz, Genugthuung und Freude lag ein Etwas in ihrer Seele, dunkel wie der Wolkenstreifen über der steigenden Sonne.

Der wachsende Lärmen schreckte sie endlich auf und der Zuruf des Geiß-Buben, der mit seinen Ziegen schon ausgezogen war und von dem Felsen, um welchen seine Schützlinge kletternd weideten, herunterjuchzte, mit der einen Hand das alte zerlumpte Hütel, mit der andern die Peitsche schwingend, daß Knall auf Knall sich folgte. Sie trat in den Stall und löste den Kühen die Ketten vom Futterbarren, sie stieß die Stallthüre auf und ließ die Thiere sich hinausdrängen, aber sie dachte nicht daran, wie sie sonst niemals unterließ, sie mit allerlei Schmeichelnamen zu begrüßen, und auch ihr Liebling, eine schöne Falbenkuh, drängte sich vergeblich an sie, um, wie sie gewohnt war, von der Sennerin getätschelt und zwischen dem zierlich gewundenen Gehörne gekraut zu werden.

Als sie in sich gekehrt vom Stalle weg um die Hütte ging und an der Vorderseite auf den sogenannten Gräd ankam, blieb sie überrascht stehen — die Sonne hatte die Wolkenwand erreicht, und da sie dieselbe nur unvollständig zu durchdringen vermochte, brachen sich die schräg auffallenden Strahlen zu einem eigenthümlichen Roth, das wie der Widerschein einer fernen ungeheuren Feuersgluth den ganzen Himmel und die Berghöhen überfluthete. Es war etwas Unheimliches in dieser Beleuchtung, und dem Mädchen kam es wieder vor, als wäre das Roth von Blut, als wären ihre eigenen Gedanken vor sie herausgetreten und wirklich geworden, denn sie hatte im Geiste immer Gotthard's blutbedeckte Leiche vor sich und sah, wie das Blut seines Mörders, von dem rächenden Schwerte vergossen, auf ihn niederströmte. Wie oft hatte sie solche Vorstellungen und Bilder in sich hervorgerufen und festgehalten, sie waren ihr nicht neu — und dennoch waren sie anders geworden, und vor ihrem Erscheinen rieselte es ihr wie kalter Schauder über den Leib.

Sie eilte in die Hütte, um sich durch die gewohnte Arbeit zu zerstreuen, aber sie erkannte bald, daß das nicht der geeignete Ort für dies Vorhaben war, denn Alles erinnerte hier an ihn und an das Geschehene. Dort vor der Fallthür zum Keller war der Entsetzliche gestanden . . . sie sah ihn vor sich, sie fühlte, wie sein durchbohrender Blick voll der unsäglichsten Verachtung auf ihr lag . . . sie hörte ihn mit Gotthard's Stimme die vernichtenden Worte sprechen . . . „Du grundschlechte Seel'!“ . . . Aber sie hatte ihm dafür vergolten! Sie hatte ihn bis in's Tiefste getroffen! Mit dem einzigen Worte „Mörder“ hatte sie seinen Hochmuth geknickt, seine Verachtung entwaffnet . . . wie gebrochen, wie so ganz nach außen und innen vernichtet war er dahingegangen — dem baldigen sichern Tode entgegen! Gotthard und sie selbst war an ihm gerächt . . . und doch, wenn sie ihn in Gedanken so dahinschreiten sah, dem Tode zu, nicht mit dem wilden Trotze des Verbrechens, sondern mit einer Erschütterung, die fast aussah, wie die tiefste Reue — dann wich die Strenge, und ein Strahl von Mitleiden dämmerte auf in der Nacht ihres Gemüths.

Hastig raffte sie sich dann auf und fuhr mit der Hand über die Stirne, als wären diese Gedanken etwas Aeußeres, das sich wegnehmen und lüften ließe, wie ein drückendes Band. „Wie kommt mir so was in den Sinn!“ murmelte sie vorwurfsvoll vor sich hin. „Geschieht ihm denn nicht recht? Und wenn sie ihm das Härteste anthun, ist es mehr, als er verdient hat? Nein — und wenn ich es nochmal zu thun hätte — ich würde mich keinen Augenblick besinnen und es wieder ebenso machen! Ich glaube, ich könnte zusehn, wie sie ihm den Kopf . . .“

Sie vollendete den Gedanken nicht — denn im Augenblick sah sie diesen Kopf vor sich, so männlich kühn und doch so gutmüthig, daß seine Schuld wie eine Unbegreiflichkeit erschien; sie empfand diese braunen, tiefdringenden Augen auf sich gerichtet, wie damals, als er neben ihr, am Hüttenfenster stehend, ihre Hand gefaßt hatte . . . und immer wieder tönte ihr die leise trauliche Frage in's Ohr: . . . „Thät' es Dir leid? . . . Bist Du mir gut?“ . . . Und jene Hand, die so vertraulich in der ihrigen gelegen, hatte Gotthard über den Felsen gestürzt — was hatte sie auf diese Fragen geantwortet und wem? Und wenn diese Fragen noch einmal an sie gerichtet würden . . . und sie wollte wahr sein gegen sich selbst, was konnte sie noch jetzt darauf antworten? War nicht etwas in ihr, was trotz alles Geschehenen sich nicht beschwichtigen ließ und dem Manne zu Gunsten sprach, den sie haßte und verfolgte als Mörder und Verbrecher?

Die Hütte ward ihr zu eng: sie füllte sich immer mehr mit sie umdrängenden Gestalten und Bildern der letzten und früherer Vergangenheit, die sie weg ängstigten und vertrieben. Sie mußte fort und sie wußte, wohin sie sollte . . . sie konnte nicht zweifeln über den Ort, an welchem dieses wilde Gewirr von Empfindungen sich lösen und aller Zwiespalt in Ruhe verhallen mußte.

Vor die Hütte tretend, wandte sie sich gegen eine höhere grüne Berghalde zu, von welcher, eingerahmt von Wald und Gebirg, eine andere Sennhütte heruntersah, und stieß eine Art Juhschrei aus: es war das Zeichen, das die Sennerinnen sich zurufen, wenn sie der Hülfe der Nachbarinnen bedürfen. Es währte nicht lange, so ging oben die Thüre der Almhütte auf, die Sennerin trat heraus, schaute umher und erwiderte den Ruf. Als Sabine geantwortet, sah man, wie die Sennerin oben die Hütte schloß und eilig die Berghalde herunterkam. Es dauerte nicht lange, so kam sie an Sabinens Alm heran und hörte gläubig und theilnehmend deren Bericht, wie sie von einem besonderen Wehthun befallen worden sei, daß sie es nicht mehr auszuhalten vermöge und unten im Dorf Hülfe suchen müsse. Das war auch in anderem Sinne nicht unwahr und mochte der Sennerin, einer ältlichen, gutmüthigen Person, um so glaublicher sein, wenn sie das verstörte Wesen der Nachbarin sah und wie die „Hitz' und die Kält'“ in ihrem Gesicht wechselten und der Athem ihr vom Munde ging, „so brennend heiß, zum Anzünden“.

Sie versprach, bis zu ihrer Wiederkehr oder Ablösung Hütte und Heerde wie die eigene zu besorgen, und Sabine flog bald durch den morgenduftenden Bergwald dahin. Es war vergebens, daß im thaufrischen Gebüsch die Amsel sang, daß die tropfenden Tannenzweige sich perlschimmernd im leichten Morgenwind wiegten und die Sonne goldgrün durch die hellen Buchenkronen brach — die Sennerin schritt heute hastig und tiefsinnend vorüber, ihr Auge war blind für die Schönheit, ihr Herz unempfindlich für den Frieden um sie her. Als sie in die kühle Schlucht am Fuße der langen Wand ankam und gegen das Marterl einbog, hielt sie erst den eilenden Schritt etwas an und athmete auf, als wolle sie die zwischen den Felsen herrschende Kühle wie eine Erfrischung in sich schlürfen.

Vor dem Täfelchen mit dem Doppelkranze angelangt, brach sie wie erschöpft in die Kniee, schlug beide Hände vor das Gesicht und ließ ihren Thränen freien Lauf, die nun erst sich die Bahn zu brechen vermochten und erleichternd von Herz und Auge strömten. Sie fand bald Stimmung und Worte zum Gebet, und so inbrünstig, wie vielleicht noch nie, flossen die frommen Sprüche und Segenswünsche für die Ruhe des Todten von ihren Lippen. Wenn etwas Wahres war an der Sage, daß der Gemordete unruhig an die Erde gebannt sei und in die Freuden des Himmels erst dann eingehen dürfe, wenn der Mörder durch das eigene Blut das fremde gesühnt habe, so stand ja bald nichts mehr im Wege, die arme Seele durfte bald zum ewigen Frieden eingehen und zum Leuchten des ewigen Lichts, denn die Sühne seines Blutes war nahe.

In der Innigkeit ihres Flehens falteten sich die Finger in einander, und die Hände sanken vor dem Antlitz der Betenden herab, die Augen hoben sich empor zu dem Morgenhimmel, der über dem Felsenspalt blaute, und blieben dann an dem Martertäfelchen haften. Im Augenblick brach Sabine das Gebet ab und sprang empor, wie erschrocken über einen unvermutheten fürchterlichen Anblick; dann ergriff sie den Kranz aus Tannenreisig, riß ihn von dem Bilde und schleuderte ihn weithin in's Gestein, wie man etwas von sich wirft, was man vor Abscheu kaum zu berühren wagt. Es dünkte ihr wie eine frevelhafte Entheiligung, wie ein neues Verbrechen, daß der Mörder es gewagt, den Schauplatz seiner entsetzlichen That wieder zu betreten und gleichsam wie mit einem Siegeszeichen zu schmücken! (Schluß folgt.)

Auch ein Beitrag zum Hermann's-Denkmal.

Wie Alles schwieg von Deutschlands Ehre
Und stumm erlitt des Feindes Hohn,
Da trat das Volk mit voller Schwere
Heran zu seiner Fürsten Thron:

„Was duckt ihr vor den frechen Franken
Und wartet auf den bessern Tag?
Hier sind des deutschen Bären Pranken,
Hier ist des deutschen Bären Schlag.

Dort ist der Feind, nun gilt es Schlagen!“
Gesagt, gethan; es ging zur Schlacht,
Gebrochen ward nach blut'gen Tagen
Des nie Bezwung'nen Zaubermacht.

Man ging nach Haus, man lebte weise,
Man träumte ruhig weiter fort,
Die Jahre schwangen sich im Kreise;
Vergessen war das Heldenwort.

Als funfzig Jahre dann verflossen,
Da dachte man der alten Zeit;
Wie jubelten die Festgenossen
Und schwelgten in Vergangenheit!

Man sammelte zu einem Tempel
Zu Hermann's, des Befreiers Ruhm,
Der ganzen Nachwelt zum Exempel,
Der Nation zum Ehrenthum.

Da schlich, die Sichern zu berücken,
Vom Norden her der Dänenwolf
Und marterte mit alten Tücken
Das deutsche Blut am Ostseegolf.

Und ihr? Ihr furcht wohl in den Zügel,
An Waffen fehlt's dem Volk zum Strauß;
Auf, schmeißt den Hermann in den Tiegel
Und gießet euch Kanonen d'raus!

Dennoch.

Zur Beachtung. Wiederholt erklären wir, daß wir es mit der Tendenz und dem ernsten Zwecke unserer Zeitschrift für durchaus unvereinbar halten, das Publicum durch sogenannte Prämien zu gewinnen. Unser Blatt ist weder ein Bilderbuch, noch eine Kinderzeitung, wo derlei spielerische Lockspeise vielleicht am Orte sein dürfte.

Leipzig, im Januar 1864. **Redaction und Verlagshandlung der „Gartenlaube“.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Dietzmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 5. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Frauenschmuck für Schleswig-Holstein!

Die Hochherzigkeit des deutschen Volkes von 1813 will in unsern Tagen sich erneuen. Herz und Hand der ersten deutschen Frauen und Jungfrauen brachten damals dem Vaterlande und der Freiheit die theuersten Opfer, und selbst vom liebsten Schmuck trennten sie sich, wenn es galt, ihn auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen.

Von deutscher Frauenhand — ich weiß nicht, ist's eine reiche oder arme — ist mir der erste goldene Schmuck für Schleswig-Holstein geopfert worden mit der Bitte, ihn zu verwerthen für die uns Allen heilige Sache. Ich danke der edlen Frau, deren Namen ich nicht einmal kenne, hierdurch öffentlich, da ich es brieflich nicht vermag. Ihr Wunsch soll in Erfüllung gehen, aber nicht auf dem kurzen Wege des Verkaufs, sondern vor dem ganzen deutschen Volke auf dem der Versteigerung! Der Goldwerth dieses Schmuckes (Broche) ist auf 5 Thaler abgeschätzt, der geschichtliche Werth, den er als erstes Kleinod erhielt, das in unserer verhängnißvollen Zeit für das Vaterland dargebracht ward, ist unschätzbar.

An Alle, die der Himmel mit den Gütern des Lebens gesegnet und die ein Herz für die Sache des Vaterlandes haben, richte ich nun die freundliche Bitte, ihre Angebote auf den Schmuck einzusenden. Dem Höchstbietenden wird der Schmuck zufallen, der Erlös aber als eine Separatgabe in die Hände der Herzogin Adelheid von Schleswig-Holstein zur Verwendung für patriotische Zwecke niedergelegt werden.

Möge die Gabe der edlen Frau und meine Bitte ein von der Heiligkeit der Sache durchdrungenes Gemüth finden!

Ernst Keil.

Der Kranz am Marterl.

Eine Geschichte aus dem bairischen Hochland.

Von **Herman Schmid**.

(Schluß.)

Durch das Abnehmen des Kranzes war die Malerei und die Schrift auf dem Täfelchen mehr sichtbar geworden, und unwillkürlich las Sabine den am Ende angebrachten frommen Spruch:

„Bedenk' es wohl, mein lieber Christ,
Wie nah' uns, wie nah das Sterben ist!"

Sie hatte diese Worte wohl schon unzählige Male gelesen, ohne davon einen besonderen Eindruck zu erhalten; diesmal aber dröhnten sie ihr in Ohr und Herz wie ein in nächster Nähe vernommener unvermutheter Glockenschlag. Welch' furchtbare Mahnung lag in diesen einfachen Zeilen, zumal an diesem Orte, wo sie durch den Sturz des Jägers schon einmal eine so schreckliche Bestätigung gefunden und sich heute wieder erprobt hatten, denn auch dem Gefangenen war der Tod nahe und war unerwartet an ihn herangekommen, wie ein Fall aus heiterer, sonniger Höhe.

Wie nahe mochte vielleicht ihr selbst das eigene Ende sein? Und wenn es unvermuthet — vielleicht noch in dieser Stunde an sie herantrat, wie war sie auf den ernsten Augenblick bereitet? Konnte sie dem Knochenmanne unerschrocken in die leeren Knochenhöhlen der Augen sehen, und nicht erzittern vor dem Schwung seiner Sense? Wenn sie in dieser Zeit abgerufen wurde, hinzutreten vor den Thron Gottes, vor das Sonnenauge des allwissenden Richters, vor dem die Falten aller Geheimnisse sich auseinander legen — zu dem sie so oft gebetet hatte um Gnade „jetzt und in der Stunde des Absterbens" . . . konnte sie vor ihm den Blick erheben? konnte sie um Gnade bitten mit ihrem Herzen, erfüllt von Gedanken des Hasses und der Rache? . . . Wehe, wenn der ewige Richter ihr zumaß mit dem Maße, mit dem sie ausgemessen hatte . . . wehe, wenn er ihr vergab, wie sie vergeben hatte ihren Schuldigern!

Mit ungeheurer Angst überfiel sie das Bewußtsein, daß sie von nun auch den Tod eines Menschen auf sich haben werde — eines Menschen, der, wenn auch für sich schuldbeladen, ihr nur Liebe gezeigt, nur Vertrauen erwiesen hatte, und den sie dafür mit Verrath belohnt, ihm einen Stein gegeben hatte statt des Brodes!

Sie kam zu keinem Entschlusse, aber von innerer Unruhe gegeißelt, eilte sie aus der Schlucht, zur Straße hinab — sie mußte wissen, wie es um den Verrathenen und Gefangenen stand.

Die Straßenbeugung, wo der Verhau angebracht war, war schnell erreicht, durch ein Gebüsch an der Anhöhe verdeckt, konnte sie das ganze Bollwerk überblicken. Es war dicht mit Bewaffneten besetzt, denn wenn auch die ersten Vertheidiger sich ermüdet zurückgezogen hatten, waren sie durch doppelt so viele Neuangekommene ersetzt; hatte sich doch der Lärm verbreitet und die ganze Burschenschaft der Gegend in Waffen herbeigeführt. Der eisgraue Kopf

des Vetters war nicht sichtbar; Lipp aber stand mit Einigen beisammen, in eifrigem Gespräch und unverkennbar die Ereignisse der Nacht erzählend.

Der Gefangene war nirgends zu erblicken, er mußte also schon fortgeführt worden sein oder war in der Kohlhütte untergebracht, es gab sonst keinen Platz ihn zu verwahren.

Behutsam schlich das Mädchen näher und hatte auf einem Umwege durch den Wald rasch die Hinterseite der Hütte erreicht, an welcher, gegen den Wald ausmündend und abgewendet von dem Verhau und seiner Besatzung, eine Hinterthüre und neben dieser eine kleine Fensterluke angebracht war.

Sie rollte ein Baumstück herbei und stieg hinauf, um hinein sehen zu können.

Es war beinahe dunkel in dem engen, modrigen Raume — nur in schwachen Umrissen war in der Ecke ein Haufe dürrer Blätter zu erkennen, die als Laubstreu für den kommenden Winter zusammengerecht waren. Auf demselben lag die stattliche Gestalt des Bomper-Hans, zusammengekauert und mühselig, denn die noch immer auf den Rücken gebundenen Hände hinderten ihn eben so an freier Bewegung, als an bequemer Ruhe und Lagerung. Hastig und gewaltsam warf er sich hin und her, einzelne Laute, die er dabei ausstieß, ließen es unklar, ob er nur unverständlich vor sich hinmurmelte, oder ob es die Erregung des Fiebers war, welche unklar aus ihm sprach. Das Letztere war nicht unmöglich, denn die durch das Binden wieder gereizte und blutende Armwunde mochte wohl die Schmerzen bis zur Betäubung gesteigert haben.

Mit angehaltenem Athem lauschte Sabine den Reden des Gefangenen; was sie davon vernahm und verstehen konnte, waren nur einzelne Worte — Worte der Ergebung und des Gebets, um so ergreifender, je kräftiger die Persönlichkeit des Klagenden, und je hülfloser die Lage war, in der er sich befand. „. . . Nein!" rief er jetzt vernehmlicher, „. . . ich will mir die Augen nit verbinden lassen — ich will selbst Feuer commandiren! . . ." Eine Pause trat ein, nur von schweren Athemzügen unterbrochen. „. . . Eine letzte Bitte?" flüsterte er dann wieder, als ob er eine nur von ihm vernommene Frage beantwortete . . . „Ich hab' keine . . . laßt mich noch ein Vaterunser beten — für meine Mutter selig . . . Nein, die ist lang im Himmel, die braucht mein Beten nimmer . . . ein Vaterunser für mich selbst . . . und für den Jäger . . . und für . . ."

Das Weitere verlor sich in unverständliches Gemurmel.

Sabine vermochte nicht länger an sich zu halten. Die ganze trotzige Kraft ihres Wesens war gebrochen und erweicht, wie der Schnee im Frühling, den die innere Erdwärme mürbe macht, noch ehe die senkrechte Sonne seine schimmernde Decke schmilzt. Sie wollte weinen, aber sie konnte nicht, es kamen keine Thränen mehr, nur ein wildes, schmerzliches Schluchzen erschütterte hörbar ihre Brust.

Der Gefangene richtete sich etwas auf und horchte.

„Ist Jemand da?" rief er, und als keine Antwort kam, fuhr er fort: „Wenn Jemand da ist . . . bitt' ich um einen Trunk Wasser . . . ich muß verschmachten sonst . . ."

Sabine antwortete wieder nichts — aber sie eilte zum Lagerplatz, wo sie im Rücken des Landsturms einen großen, irdenen Krug stehen sah, ergriff ihn und eilte damit zur Thüre. Sie war nicht mit einem Schlosse versehen, und daher nur die Klinke mit Stricken festgebunden. Sie löste dieselben, öffnete und die Thüre wieder hinter sich anziehend, wankte sie, kaum ihrer Sinne mächtig, in den dunklen Raum. Hans hatte sich aufgesetzt, mit beiden Händen, das Gesicht abgewendet, hielt sie ihm wortlos den Krug an den Mund.

Er trank gierig und athmete tief auf.

„Wer's auch ist . . . vergelt's Gott tausendmal . . ." sagte er und wollte sich wieder auf das Lager zurücklegen, aber die Bewegung brachte in der Wunde einen stärkeren Schmerz hervor, daß er zusammenzuckte und unwillkürlich einen Laut des Schmerzes ausstieß.

Sabine gab keinen Laut von sich, mit fliegendem Athem und glühendem Gesicht kniete sie hinter seinem Rücken nieder und löste die Stricke von seinen Händen. „Vergelt's Gott noch einmal," sagte er, während sie mit bebenden Händen die Einschnitte der Stricke befühlte, die Schürze abriß und sie mit Wasser befeuchtet um die geschwollenen Hände und den wunden Arm schlang. „Ich versprech' Dir heilig, daß ich nit davon laufen will — es hat nit Noth, daß man mich gebunden wie ein Kalb zur Schlachtbank führt . . . aber wer ist es denn," fuhr er, sich umwendend, fort, „der sich so annimmt um mich . . ."

„Du?" rief er, Sabinen erblickend und erkennend, die mit gesenktem Blick in ihrer knieenden Stellung verblieb, aus der sie vor Zittern sich nicht zu erheben vermochte. Er fuhr etwas zurück und sah sie dann lange schweigend mit einem durchdringenden Blicke an, in welchem Staunen und Entrüstung mit einem mildern Gefühle rang. „Du bist's?" wiederholte er. „Du kommst zu mir? Das muß ich sagen, Du bist ein unbegreifliches Geschöpf! Erst bist Du gut mit mir und freundlich — dann verräthst Du mich, und jetzt kommst Du wieder zu mir und thust, als ob Du mir gut wärst und als wenn's Dir leid thät' um mich . . . Du hast zwei Gesichter, Madel . . . welches davon ist das falsche?"

„Das kommt," sagte sie halblaut, „weil Du zuerst ein doppeltes Gesicht gezeigt hast . . . ein redliches, dem man wohl trauen möcht' . . . und ein schreckliches, vor dem einen schaudert!"

„Schaudern? Wer weiß!" erwiderte er. „Vielleicht thätst eher weinen und mich bedauern, wenn Du Alles wissen thätst . . . Und Du sollst es auch wissen! Ich hätt' Dir schon oben auf der Alm Alles gesagt, aber es hat nit heraus gewollt aus mir, vor den vielen Leuten . . . Ich mein', es müßt' mir leichter werden, wenn ich's Jemanden sagen kann — und vor Allen Dir . . ."

Sabine kauerte seitab im Dunkel auf der Laubstreu, während er begann.

„Ich bin ein wilder Bursch gewesen selbige Zeit . . . meine Mutter selig hat mir wohl oft zugeredt, aber es hat nichts geholfen, ich hab' das Wildschießen nit lassen können, und das Herumsteigen auf den Bergen war mir lieber, als daheim die Arbeit und die Kümmerniß in der engen, rauchigen Hütten. In Tirol drinnen war nit mehr viel zu machen mit der Jagerei — dafür hat's herüben in Baiern desto mehr Hirschen gegeben und Gams, das hat mich verlockt, und ich hab' mich herüber verdingt in's Bairische. Da war ich in mein' Element, und wenn ich frei gewesen bin, sind wohl wenig Nächt' gewesen, in denen ich nit draußen war im Wald und bin dem Wildpret nachgestiegen. Ich hab's verwegen 'trieben, die Jäger haben mich bald gespürt und sind mir wie wüthig auf die Eisen 'gangen von allen Seiten — aber der Bomper-Hans ist schlauer gewesen als sie, und wenn es unten geknallt hat und sie haben ihn unten gesucht, ist er wie der Wind schon zu höchst über ihnen gewesen und hat sie ausgelacht! Einmal . . ."

Er hielt inne, und es war, als ob er eines Anlaufs bedürfe, um fortzufahren.

„Einmal . . ." sagte er dann mit gedämpftem Ton, „. . . Du weißt ja den Tag — bin ich im Zwielicht herüber auf Deine Alm — ich hab' einen Hirsch gespürt gehabt, einen prächtigen Sechzehnender, der hat vom Wald herunter gewechselt, und auf den hab' ich mich anpirschen wollen. Ich bin drum am Gewand', oben an der Schneid' von der langen Wand herum, weil ich ihm den Wind abgeh'n wollt' — ich bin ganz sicher gewesen, denn ich hab' den Forstner mit seinen Leuten schon lang zuvor heimgeh'n seh'n . . . Auf einmal, wie wenn er aus der Erden herausgewachsen wär', ist der Jäger vor mir gestanden . . . ich begreif's jetzt freilich wohl, was ihn hergeführt hat . . . „Halt', Kerl — oder ich schieß . . ." hat er mich angeschrieen und ist da gestanden vor mir, mit der Büchs im Anschlag; ich hab' mich besonnen, einen Augenblick . . . zum Auffahren mit meinem eigenen Stutzen war's zu spät . . . bis ich ihn an die Backen gebracht hätt', hätt's schon lang geschnallt bei dem Jäger — wir sind keine zwanzig Gäng' von einander gewesen . . . ich resolvir' mich also kurz, duck' mich nieder, mach' zugleich einen Sprung . . . unterlauf' ihm das Gewehr und pack' ihn um die Mitt' . . ."

Sabine machte eine Bewegung, er hielt, selbst ergriffen, inne.

„. . . Ich hab' ihm nichts zu leid thun wollen," sagte er dann, „ich wollt' ihn nur verhindern, daß er mich nit niederschießen oder fangen kann . . . Ich hab' oft nit an mei' Mutter gedenkt, in dem Augenblick aber ist sie mir eingefallen, und was sie sagen und aussteh'n thät, wenn sie hören thät', daß ihr einziger Bub erschossen worden ist oder im Zuchthaus steckt . . . Ich hab' nichts gewollt, als den Jäger niederwerfen und dann davonspringen — aber der Jäger ist stärker gewesen, als ich gemeint hab', er hat sich tüchtig gewehrt, und so haben wir miteinander herum gewürgt, daß es mir schon schwarz und roth geworden ist vor den Augen . . . Die Knie' sind mir eingebrochen, in ein paar Augenblicken . . . ich hab's gespürt . . . hätt' er mich am Boden gehabt . . . da hab' ich meinen rechten Arm frei gekriegt und hab'

dem Jäger einen Schlag gegeben . . . wohin, weiß ich nit . . . aber er hat meinen Hals losgelassen im Augenblick, hat als wie damisch (betäubt) ein paar Torkeler gemacht und ist rücklings hinuntergetaumelt über's Gewänd . . ."

Erzähler und Hörerin schwiegen . . . „Du sieh'st," begann er nach einer Weile wieder, „mein Willen ist es nit gewesen . . . und wenn ich auch nit auf rechten Wegen gegangen bin . . . ich hab's in der Verzweiflung gethan . . . ich hab' mich nur wehren wollen . . ."

Sabine weinte und winkte ihm mit der Hand, zu schweigen; er aber fuhr fort. „Du meinst, es wär' schon genug?" sagte er, „aber nein — Du mußt jetzt Alles hören . . . Du weißt wohl, wie's geschehen ist, aber nit, was ich ausgestanden hab' dafür! — Am andern Morgen hab' ich mein' Dienst aufgesagt und bin zurück nach Tirol . . . ich hab' keinen Stutzen mehr angerührt, sondern Tag und Nacht als Bauernknecht gearbeit' . . . bei meiner alten Mutter und für sie . . . ich hab' es mir selber aufgethan als Buß . . . Aber es hat nit geholfen! Ich hab' keine Ruh' mehr gehabt — und keine rechte Freud' . . . jede Nacht hab' ich den Jäger im Schlaf geseh'n — ich hab's geseh'n, wie er stürzt, und hab' ihn aufhalten wollen und hab's nit gekonnt — und wie ich hab' müssen flüchtig geh'n, bin ich diesen Weg heraus . . . ich hab' beten wollen an dem Ort . . . es ist mir gewesen, als wenn mich was bei den Haaren hätt' und hätt' mich hergezogen . . . ich hab' gehofft, ich könnt' meine Ruh wieder finden — und ich hab' mich ja auch nit geirrt: ich hab' ja Alles gefunden, was ich gewollt hab' . . . und noch mehr dazu . . ."

Sabine weinte still . . . „Mir ist das Herz zum Zerspringen schwer und voll," seufzte sie, „und doch ist es mir ein Trost, daß Du nit so schuldig bist, wie's den Anschein gehabt hat!"

„Der Schein betrügt," erwiderte Hans, „ich hab's ja auch an Dir erfahren, Madel — Du bist auch nit so hart vom Gemüth, wie Du Dich angestellt hast, und wenn Du mich auch verrathen und ausgeliefert hast . . . jetzt, wo Du so neben mir sitzest in meinem Gefängniß und bist so gut und herzig mit mir, jetzt weiß ich doch, daß Du nit die Unwahrheit geredt hast, wie ich Dich gefragt hab', ob Du mir gut wärst — und ob es Dir leid thät, wenn sie mich fangen und fortführen zum Erschießen . . ."

Das Mädchen erwiderte nichts; aber sie duldete, daß er näher rückte, und als er ihre Hand ergriff, entzog sie ihm dieselbe nicht, nachdem ein schwacher Versuch dazu an seinem Widerstande gescheitert war.

„Laß mir Deine Hand . . ." sagte er innig . . . „Der arme Bursch, der durch mich hat zu Grund gehen müssen, wird Dir nit bös sein, wenn er vom Himmel herunter schaut und sieht Deine Hand in der meinigen liegen — er wird nit bös sein, wenn Du mir verzeihst, und wiederholst, was Du mir doch schon einmal gesagt hast . . . Der Todte wird nit eifern mit dem Lebendigen, der ihm bald nachfolgen wird . . . Thu's, Madel, Du machst mir den letzten Gang noch einmal so leicht . . ."

Wie sich plötzlich besinnend sprang Sabine auf. „Nein," rief sie, „nein — Du sollst nit sterben — ich will Deinen Tod nicht auf meinem Gewissen haben, unser Herrgott allein soll richten unter uns . . . Du mußt fort . . ."

„Fort? Wie wär' das möglich? Bin ich nicht gefangen und von allen Seiten bewacht?"

Geräusch von Fußtritten und Stimmen tönte herein und unterbrach das Gespräch.

„Du mußt fort," flüsterte Sabine, „ich mach' daß es möglich wird . . . Sei still . . . ich komm' wieder . . . in einer Viertelstund . . ."

Sie schlüpfte aus der Hütte und war eilig daran, die Stricke an der Thüre zum Scheine wieder zu verknüpfen. Eben war sie damit zu Ende, als Lipp um die Ecke trat und vor ihr stand, sie mit finstern Blicken musternd und messend. „Du bist da?" sagte er, „hat's Dich gar nimmer gelitten droben auf Deiner Alm? Schaust nach, ob Dein Arrestant wohl verwahrt ist? Sorg' Dich nit, Binl — der kommt nimmer aus, dafür laß mich sorgen — Du weißt ja, ich hab's versprochen, daß ich Dir helfen will! . . . Aber was ist denn das?" fuhr er auf, als er näher tretend einen Blick auf den Verband an der Thüre geworfen hatte. „Der Strick ist ja wie aufgezogen! . . . Hoho Madel, steht's so? Jetzt weiß ich, wie viel's bei Dir geschlagen hat . . . Du hast hinein gewollt zu dem Mörder? Es reut Dich wohl gar, was Du gethan hast, und Du willst ihm durchhelfen?"

„Und wenn ich's wollt'?" erwiderte sie, sich zusammenraffend und fest. „Ich leugne nichts . . . ja, ich war bei ihm in der Hütten — ich hab's hören müssen, wie's genau zugegangen ist, selbiges Mal am Margarethentag . . ."

„So? Und jetzt weißt Du's?" fragte Lipp lauernd. „Und bist wohl noch wüthiger wie zuvor?"

„Nein," sagte sie mit einigem Zögern, „mein Sinn ist mir umgewendt . . . ich will nit mehr haben, daß er zu Grund geh'n soll . . ."

Lipp lachte auf; der Zug von Rohheit in seinem Gesichte trat immer unverhohlener hervor. „Was man nit Alles erlebt!" rief er. „Und warum denn, wenn man fragen darf? Wie ist denn das so schnell 'kommen?"

„. . . Es ist unchristlich . . . ich will Alles unserm Herrgott anheim geben — ich will sein Leben nit auf meinem Gewissen haben!"

„Bah . . . ich nehm's auf das meinige!"

„Ich will nit, sag' ich, es ist mein Gefangener — ich hab' ihn Dir übergeben!"

„Nu ja — eben weil Du ihn mir übergeben hast, ist er mein und soll's bleiben! Frag' die Bauern, ob sie den Spion, den Rebellen, den Mörder laufen lassen wollen. Und wenn sie wollten . . . er soll nit fort, er soll keinen Fuß aus der Hütten setzen, bis die Franzosen da sind und ihn abholen! So will ich's haben, und ich weiß warum!"

„Und warum? Rede!"

Lipp sah die Entrüstete höhnisch an. „Warum?" entgegnete er. „Weil ich besser als Du selber weiß, was in Dir vorgeht . . . weil ich Deine Gedanken errath', als wenn Du ein gläsernes Fensterl auf der Brust hätt'st! Weil Du Deinem Verlöbniß untreu geworden bist — weil der fremde Landfahrer Dir gefallen hat, wenn Du auch gesagt hast, Du kannst kein Mannsbild mehr gern haben, das wär' gar nimmer in Dir! . . . Du hast gesagt, Du willst mich nit und auch keinen Andern nit . . . Du hast Dein Wort nit gehalten, desto besser will ich das meinige halten und sorgen, daß kein Anderer Dich kriegt!"

Sabine hatte die Hände vor das erröthende Antlitz geschlagen. „Gern haben?" murmelte sie. „Ich? Den Mörder von meinem . . ."

„Von Deinem Schatz!" ergänzte Lipp. „Es ist freilich sonderbar, aber Du hast in Allem eine besondere Weis' . . . bei Dir schlagt die Hitz leicht um wie die Kält' . . ."

„. . . So ist es nit . . ." stammelte sie, „ich hab' nur Erbarmniß mit ihm . . ."

„Erbarmniß?" rief Lipp noch höhnischer und schwieg, die Blicke fest auf das Mädchen geheftet und unverkennbar über einem Gedanken brütend. „Zeig' mir, daß es nur das ist," sagte er dann rasch — „beweis mir's, und ich will Dir beisteh'n und will ihm mit Dir forthelfen . . ."

„Aber wie? wie?" fragte sie hastig.

„Wie? — Wenn's wirklich nur das Erbarmen ist, was Dich treibt . . . wenn Du sonst keine Absicht hast, als den da drinnen vom Tod zu erretten . . . so mach' der ganzen Geschicht' ein End', gieb Dein Jawort und nimm einen Andern.

Sie machte eine stumme Geberde des Abscheus und des Schreckens.

„Thu's!" fuhr er näher und dringender fort. „Gieb Dein Gelöbniß auf — ein Loch ist doch schon hineingerissen . . . nimm einen Andern, Binl . . . nimm mich . . ."

Sabine schauderte. „Es wär' Dein Unglück wie mein's . . ." flüsterte sie tonlos; „. . . Du solltest so was nit sagen . . ."

„Ich wag's auf das Unglück hin! Geschwind — entschließ' Dich, Binl! Du hörst, die Bauern kommen näher — Du hast die Wahl, entweder Du sagst Ja . . . oder ich verrath's ihnen, daß Du den Rebeller und Mörder willst entwischen lassen, dann ist es gewiß, daß er ihnen nimmer auskommt . . ."

„Heilige Mutter . . ." stammelte Sabine schwankend . . . „Ist es denn möglich . . . so weit soll's kommen mit mir! . . . Und wenn ich Ja sagen thät . . ." setzte sie stockend hinzu.

„Dann will ich schweigen und Dir helfen — ich geb' Dir mein heiliges Ehrenwort darauf! In einer halben Stunde soll er über alle Berge sein . . . Besinn' Dich nit lange mehr — da sind die Bauern schon . . . Sag' Ja, — sie müssen's Alle hören, damit Du nicht mehr zurück kannst . . ."

Die Bauern kamen näher. Es galt eine neue Berathung, ob es nicht geeignet sei, eine Streife gegen den Feind vorzuschicken,

um zu erfahren, ob er wirklich im Anzuge sei; das zwecklose Wachestehen am Verhau und die Versäumniß dringender Arbeit war den Leuten verleidet. Der alte Vetter kam vom Dorfe her mit der Nachricht, das französische Piket sei schon im Anmarsch, den Walchensee entlang — das entschied, denn die Verstärkung und Ablösung war damit nahe.

„Ich hab' auch eine Neuigkeit, Ihr Leut'," rief jetzt Lipp, indem er das schweigende, nicht widerstrebende Mädchen an sich zog, „. . . ich lad' Euch zum Stuhlfest ein — da steht meine Hochzeiterin!"

„Ist's wahr?" rief der alte Vetter freudig und trat zu Sabine, indeß auch unter den Bauern sich eine allgemeine Bewegung der Theilnahme kund gab. „Ist's wirklich wahr? Nun schau, das ist ein gescheidter Gedanke, daß Du die Flausen und die Faxen aufgegeben hast vom Ledigbleiben! Aber wie ist denn das nur so 'kommen in der Geschwindigkeit?"

„Wie wird's gegangen sein!" rief Lipp, dem daran lag, das todesbleich in seinen Armen bebende Mädchen nicht zum Worte kommen zu lassen. „Wie so was halt allemal geht! Die Madel zieren sich Alle am Anfang — jetzt ist sie doch eigens herunter von der Alm, um mir zu sagen, daß sie nit leben kann ohne mich . . ."

Ein Schuß krachte vom Verhau herüber, und wildes Geschrei begleitete ihn. „Sie kommen!" hieß es. „Sie sind da! Die Tiroler kommen!" Auch von der Straße hörte man Büchsenknall und das wirre Geschrei einer anrückenden Menge. Mit wildem Sausen stürmten die Bauern auf den Verhau, nur Lipp sah ihnen, ruhig stehen bleibend, nach.

„Was wartest Du?" rief ihm Sabine zu. „Gehst Du nit mit den Andern in's Gefecht?"

„Eilt mir nit," antwortete er. „Die Andern werden mit den Tirolern wohl auch ohne mich fertig . . . ich geh' mit Dir zurück in's Dorf . . ."

„Mit mir? Ich will nit in's Dorf — hier ist mein Geschäft!"

„Nichts da!" rief Lipp und faßte sie am Arm. „Nichts hast Du hier zu schaffen — Du gehst mit mir — und das auf der Stelle!"

„Ich geh' nit," rief Sabine, indem sie sich loszumachen suchte . . . „nit eher, bis ich ihn befreit habe! Jetzt, in dem Getümmel, ist der beste Augenblick dazu! . . . Lipp, laß mich los!" schrie sie auf, als er nicht abließ, sie fortzuziehn und sie sogar um die Mitte faßte. „. . . Bedenk', was Du mir versprochen hast!"

„Wer weiß was davon?" rief er mit höhnischem Lachen. „Wer will mich zwingen, daß ich's halt'? Du bist jetzt doch mein vor allen Leuten, Du kannst nit mehr zurück ohne Schand' und Spott . . ."

„Ich kann's und ich will's . . ." rief die verzweifelt, doch umsonst Widerstrebende. Er aber zerrte sie fort. „Das wollen wir doch sehn, Du Wildfang, Du unbändiger . . ." schrie er, „ich will Dich schon zahm machen . . .!"

Da krachten die Breter der Kohlhüttenthüre zertrümmert zu Boden, und auf der Schwelle stand der Bomper-Hans, — einen Prügel in dem hochgehobenen Arm, sprang er den Beiden mit einem Satze nach und ließ ihn auf den Kopf des Burschen niedersausen, daß dieser lautlos und plump zusammenstürzte.

Sabine stand verwirrt, als faßte sie nicht, was geschehen.

„Ich bin frei," rief ihr Hans zu, „frei, Madel — und ich bin's durch Dich! Ich sag' Dir Vergelt's-Gott und Behüt'-Gott zu gleicher Zeit! . . . O, Madel," fuhr er nähertretend mit herzlichem Tone fort . . . „vielleicht wär's besser gewesen, wenn ich Dich niemals gesehn hätt' — aber ich kann's nit wünschen, ich hab' Dich ja so gern — so gern wie ich noch Niemand gehabt hab', so lang' ich leb' . . . und ich muß Dir's sagen, gerad' jetzt, in dem Augenblick, wo wir auseinandergehn auf Nimmerwiedersehn . . ."

Das Mädchen fand hochaufathmend noch immer kein Wort der Erwiderung, aber sie widerstrebte nicht, als er sie in seine Arme zog und fest an sich preßte.

Ihre Lippen vereinigten sich wie willenlos zum langen, innigen Kusse.

Jetzt ließ er sie los, raffte Lipp's Gewehr vom Boden auf und entsprang gegen den Wald.

„Nit dort hinaus!" rief Sabine ihm angstvoll nach. „Dort ist die Straße . . . rechts in das Dickicht . . ."

„B'hüt' Dich Gott tausendmal!" rief er zurück. „Dort sind meine Landsleut' . . . dort ist mein Platz!"

Er verschwand. Sabine sank an einem Baumstamme nieder, hinter dem Lipp, noch immer ohne Lebenszeichen, lag. Wie aus weiter Entfernung, mit einer Ohnmacht ringend, vernahm sie das Geschrei der Streitenden und das Krachen der Gewehre, denn drüben am Verhau war ein wüthender Kampf entbrannt. Ein Gebet auf den Lippen, knickte sie zusammen — ein Gebet, das mehr dem Feinde galt, als den Landsleuten und dem einst so geliebten Todten.

Als sie zu sich kam, war das Kampfgetümmel verstummt: als ob, wie sonst, nur die heimischen Bewohner des Waldes in sorgloser Lust unter ihnen gespielt hätten, so friedlich und grün hoben die Tannen über ihr die Wipfel in das Himmelsblau — um sie herum blühten Blumen und duftete das Moos, als habe es frischen Thau und nicht eben Blut getrunken.

Das Gefecht hatte sich rasch entschieden: die zuerst wüthend anstürmenden Tiroler mußten sich zurückziehen, als die erwartete Abtheilung französischer Soldaten eintraf, welche zu beiden Seiten des Verhaus mit gefälltem Bajonnet vordrangen und sie im Rücken zu fassen suchten. Die Bauern waren mit einigen Verwundungen davongekommen — die Tiroler hatten nur einen Todten zurückgelassen. Es war der Bomper-Hans.

Muthig hatte er sich zwischen die Streitenden geworfen, und in dem Bestreben, Frieden zu stiften, war ihm eine Kugel mitten durch's Herz gegangen.

Der Körper blieb unbeachtet im Grase des Waldrandes liegen, bis Abends Leute kamen und ihn nach Walchensee hinuntertrugen, um ihn neben dem kleinen Kirchlein hart an der Kirchhofwand zu verscharren.

Lange kniete Sabine stumm und thränenlos neben dem Todten. Seitwärts am Walde saß der alte Vetter, ohne sie zu stören, zu fragen oder anzureden: in dem warmen Herzen des Greises dämmerte die Ahnung dessen, was in ihr vorging. Abends trat er hinzu und forderte sie mit liebevollen Worten auf, ihm in das Dorf zu folgen. Sie folgte schweigend.

Am Eingange der Schlucht hielt sie an. „Ich hab' noch ein kleines Geschäft, Vetter," sagte sie, „wart't auf mich, nur einen Augenblick . . ." Sie ging tief in das Gestein, suchte den verschleuderten Tannenkranz und hängte ihn über das Gemälde.

Lipp kam wieder auf, aber er mied die Gegend am Walchensee und ist im fernen Ungarn verschollen.

Dreiundfünfzig Jahre haben dort die Erinnerung an diese Ereignisse vollständig ausgelöscht. — Sabine blieb bei dem Alten, bis er starb, dann bei seinem Sohne und dessen Kindern, ein stiller, nützlicher, von Allen geliebter Hausgenosse; kaum den Lebenden angehörig, mit Gedanken und Wunsch den Todten zugeneigt, für deren Heil sie betete ohne Unterlaß.

Als die Greisin zu ihnen versammelt wurde, prangte auf ihrem Sarge das Ehrenkränzlein der Jungfräulichkeit. — Auf ihre Bitte ward er ihr nicht mit in die Grube gegeben, sondern von freundlicher Hand über dem Täfelchen aufgehangen.

Er ist lange verdorrt und zerstäubt — auch das Marterl ist verwittert und unkenntlich geworden — nur unter den Beikorallen hat sich der fromme Spruch erhalten und mahnt den Vorübergehenden, wie flüchtig die Stunde ist.

Ein Leipziger Wirth als Volksprediger.

Deutsches Kneipenbild.

Wer zu Gast nach Leipzig kommt und im „Leipziger Tageblatt" oder in der „Mitteldeutschen Volkszeitung" unter den Vergnügungs-Ankündigungen auch eine liest, vielleicht des Inhalts:

„Hôtel de Saxe. Vortrag: 1) Heer- und Wehrpredigt. 2) Gesänge mit Waldhorn-Quartett-Begleitung. 3) Neueste Nachrichten. — Anfang $^1/_2$8 Uhr. Entrée $2^1/_2$ Ngr. Ludwig Würkert."

Ludwig Würkert vor seiner Gemeinde.

der gehe nicht gleichgültig über diese bescheidene Einladung hinweg, schließe nicht von den 2½ Ngr. auf einen so geringen Anforderungen entsprechenden Genuß, sondern folge dem Wink. Ich will ihm Führer sein.

Wir kommen durch den Garten an den Eingang in eine Veranda, erhalten hier für unsere 2½ Ngr. statt Einlaßkarte ein auf ein Octavblättchen gedrucktes Gedicht, oder mehrere Gedichtchen, die zugleich die Texte der angekündigten „Gesänge" sind. Die Veranda bildet eine Vorhalle des Saales, den wir nun betreten.

Es ist ein langer, aber offenbar zu schmaler Raum, um zu Tanzfesten zu dienen; seine Ornamentik, für Beleuchtung berech-

net, ist bei den abendlichen Gasflammen von Wirkung; es überkommt Einen leicht eine feierliche Stimmung zwischen den Säulenpaaren an beiden Längsseiten, und die beiden Schmalseiten mit ihren hohen, säulenfreien Spiegelwänden täuschen durch ihre gegenseitige Vervielfältigung des Saalbildes in's Unendliche den Neuling für Augenblicke über die eigentliche Größe des Raumes. Das fühlt Jeder, daß für ein gewöhnliches Restaurationsleben mit Kartetischen und Alltagsgeschwätz diese ernste Halle zu gut ist, auch wenn die Büsten der großen deutschen Männer, Luther's und Gellert's, Guttenberg's und A. Humboldt's, Moses Mendelssohn's und Lessing's, Schiller's und Goethe's, welche zwischen je einem Säulenpaar aufgestellt sind, für Manchen immer noch nicht deutlich genug von der bessern Bestimmung derselben zeugen sollten. Dem Veranda-Eingang gegenüber steigt im Saal ein Treppenpaar zu einer dritten Abtheilung der Wirthschaftsräume, dem sog Tunnel, empor. Den Aufgang rechts zu diesem „Tunnel“ versperrt ein Podium, auf welchem nichts als ein einfaches Tischchen zu sehen ist.

Das ist der Raum, und nun zu seinem Inhalt. Wenn nicht die Meßzeit dem Publicum, welches der obigen Einladung zu diesen Vortrags-Abenden im Hotel de Saxe mit fast stammgastlicher Regelmäßigkeit folgt, durch den Fremdenstrom eine unbestimmte Färbung giebt, stellt sie sich in einer sehr bestimmten dar: es ist der in seinen Ansprüchen bescheidene, aber geistig gern und freudig empfangende und strebende Mittelstand, der hier eine treue und dankbare Zuhörerschaft bildet. Da ist der fleißige Handwerker und der niedere Beamte. Sie haben den Tag an der Arbeit zugebracht, zum Zeitungslesen bleibt ihnen keine Zeit, aber wissen wollen sie, wie es in der Welt und insbesondre im Vaterlande steht. Da nehmen sie am Abend die Gattin am Arm, vielleicht auch die großen Kinder dazu, und gehen „zu Würkert“. Der junge, strebsame Geschäftsmann, der Commis aus den verschiedensten Geschäften stellt sich ein, wenn ihn nach besserer Unterhaltung verlangt, als „die Restauration“ im gewöhnlichen Styl sie bietet. Es sind auch bescheidene junge Arbeiter aus Fabriken und sonstigen großen Geschäften, die, vielleicht mit der Zukünftigen zur Seite, ebenfalls da Platz nehmen, aber das Herz haben sie gewiß auf dem rechten Fleck, sonst würden sie zu irgend einem der vielen Tanzvergnügen und nicht „zu Würkert“ gehen. Man sieht, für die Kreise der vornehmen, kalten Kritik ist die Gesellschaft, Gott Lob, zu bürgerlich!

Was giebt es denn nun so gar Absonderliches bei diesem „Würkert“? Zunächst, lieber Freund, Speise und Trank wie in jedem Wirthshaus, und Du siehst, daß all die Gäste nach ihren Mitteln und Bedürfnissen tapfer zugreifen. Ist aber das Leibliche befriedigt und steht das Töpfchen „Coburger“ oder „Lager“ gemüthlich vor den Leutchen, dann kommt der Augenblick, wo trotz der nun erst recht gelösten Zungen plötzlich tiefe Stille in Saal und Veranda eintritt. Auf dem Podium ist der Wirth, der Besitzer dieser stattlichen Kneipe, erschienen, und er ist's, der mit mächtig durchdringender Stimme durch seinen Anruf: „Geehrte Anwesende!“ die bunteste Unterhaltung in lauschendes Schweigen verwandelt.

Ludwig Würkert legt seinen Vorträgen meist einen dichterischen Ausspruch zu Grunde, oder er giebt den Grundgedanken selbst in dem gedruckten Gedichte, welches wir am Eingang erhalten. Heute beginnt er mit dem Körner'schen Verse:

„Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her, —
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen!“

und nennt sofort als den Gegenstand der neuen deutschen Sorge und als die Ursache der drohenden Noth: Schleswig-Holstein und den deutschen Zwiespalt.

Er stellt seinen Zuhörern vor Allem ein klares Bild über den gegenwärtigen Stand dieser deutschen Herzens- und Schmerzenssache vor Augen; er erzählt von dem Befreiungsjubel in Holstein und wie niederbeugend, wie drückend derselbe auf uns in Deutschland wirken müsse, die wir die Lahmheit im Handeln gerade von Seiten des Volks täglich vor Augen sähen. Trotzdem erblicke er die uns drohende Gefahr nicht in einem Kriege mit dem Auslande, und wäre es halb Europa, sondern in dem Frieden, der abermals mit Deutschlands Schmach bezahlt werde, und zwar mit Beihülfe der sogen. „deutschen“ Großmächte, die angeblich aus „europäischen“ Rücksichten zu solch „höherer“ Politik gezwungen seien.

Die Noth könne Menschen und Staaten auf zweierlei Wege führen, auf den der Schande oder auf den der Ehre.

Mit ebensoviel Menschen- als Geschichtskenntniß und politischem Blick greift unser docirender Wirth in die schicksalreichen Nachtseiten des Lebens, um in warnenden Beispielen den Weg der Noth zur Schande Einzelner zu zeigen; dann führt er uns durch die deutsche Fürsten- und Volksgeschichte zu Anfang dieses Jahrhunderts, um den Schandweg zum Rheinbund allen seinen Zuhörern recht deutlich sichtbar zu machen. „Und ist,“ fährt er fort, „wenn Oesterreich und Preußen ihre dermalige Einmüthigkeit noch weiter pflegen, um sich vor allem sogen. „nationalen“ Treiben für immer Ruhe zu verschaffen, — ist dann etwa der Weg zu einem neuen Rheinbund so weit?“ — Darum müsse, selbst einem drohenden Bürgerkrieg zum Trotz, das Volk den Weg der Ehre festhalten, weil er der Weg des Rechtes sei. Wiederum gelte und geschehe hier Einzelnen wie Nationen. „Für die Völker aber sei das segensreichste Wirken der Noth, daß sie zum Zusammenfassen der vorher oft so zersplitterten Kräfte antreibe, und so möchten denn die Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands nur fest und treu zusammenstehen und die Fürsten es zum ersten Male seit fünfzig Jahren wieder fühlen, wie mit dem Vertrauen die Macht wachse, wenn man sein treues Volk zu gemeinsamer That bereit hinter sich wisse. Sie sollten fest zusammenstehen, und die Bismarcke und Rechberge der ganzen Welt würden den Deutschen ihr Schleswig-Holstein nicht entreißen und die Nation werde siegen und sollten Millionen Teufel ihr entgegentreten!

Die Versammlung war längst im ganzen Herzen warm geworden und brach hier in lauten Beifallsjubel aus. Der in wahrer Begeisterung für seinen Gegenstand längst zum Predigerton der Rede emporgehobene patriotische Wirth (— mit dem Pathos dieses Predigertons, unseren Lesern später ganz erklärlich, sind, nebenbei gesagt, viele sonst ganz treue Verehrer des Redners nicht immer einverstanden —, beachtet dies jedoch nicht, sondern fährt mit gesteigertem Eifer fort, die Leiden der armen Schleswiger zu schildern. Jeder Schrei des Schmerzes, der Verzweiflung, jeder Fluch über die Nichtswürdigkeit, welche aus kalter Berechnung des Eigennutzes und der Bosheit eines Volkes Herz mit Füßen trete, das Alles werde mit der Kraft des Gebets im Volke wirken und müsse so wirken, wenn Deutschland nicht schmachvoll zu Grunde gehen solle.

„Wir wollen uns die Noth nicht verhehlen!“ ruft er zum Schluß des Vortrags den Gästen zu. „Gerade deshalb muß gegen die Folgen solcher Noth jeder Verständige und Brave sich schon jetzt rüsten, im Haus, in der Gemeinde, im Staat! So thuen auch Sie das Ihre! Aber nicht dadurch, daß Sie für sich allein vorsorgen, Sie, die Sie heute hier anwesend waren! Leider sind Einsicht und Erkenntniß der Zeit und der Pflichten, die sie uns auferlegt, noch so wenig verbreitet, daß wir mit Trauer behaupten können, es gehen in Deutschland noch Millionen nur ihrem Erwerbszweig nach und ahnen nicht, daß der ganze Baum ihrer Existenz in Gefahr steht! Verbreiten Sie Einsicht und Erkenntniß, gehen Sie zum Nachbar links und rechts und theilen ihm mit, wovon Sie heute sich überzeugt haben. Und dann öffnen Sie, wie das Herz, auch die Truhe, den Geldbeutel für den Gotteskasten des Vaterlandes! Sein Triumph wird auch der Ihre, seine Ehre die Ihre sein, und Ihre Kinder werden's Ihnen einst segnen!“

Damit schloß der Redner, und lauter, dankbarer Beifall von allen Anwesenden belohnte ihn.

Erregt ist sichtlich die ganze Zuhörerschaft. Es sind zündende Gedanken unter sie geworfen, und je nach Begabung und Mundwerk beginnt die Discussion darüber an den einzelnen Tischen. Inzwischen versäumt ein patriotischer Colporteur nicht, die günstige Stimmung für sich zu benutzen: er bietet Karten von Dänemark und den Herzogthümern, Flugblätter, Zeitungen 2c. feil, und die Bürgersfrau, die sonst den Groschen zehn Mal umwendet, der für etwas Gedrucktes ausgegeben werden soll, redet jetzt selbst dem Ehegatten zum Ankauf von diesem und jenem, das durch die eben gehörte Rede besonderes Interesse gewonnen hat, zu. Man schlage gerade einen solchen Erfolg dieser Vorträge nicht zu gering an.

Die hohe Gestalt des Wirthes erscheint wieder auf dem Podium. Er schlägt vor, eines der Lieder zu singen, welche wir gedruckt in Händen haben. Ein Waldhornquartett bläst die Melodie erst vor und begleitet dann den Gesang. Aber wer singt denn? Ein Sängerverein? Nein, die ganze Gesellschaft

singt, und auch das erfreut des Menschen Herz. Frauen und Männer, Alles singt mit. Dann declamirt wohl Herr Würkert auch ein Gedicht mit Musikbegleitung, und was er für seine Gäste wählt, ist gut, muß veredelnd wirken; zur bloßen Unterhaltung bietet er nichts.

Abermals betritt Ludwig Würkert seinen einfachen Rednerplatz, diesmal mit verschiedenen Zeitungen in der Hand. Aus diesen liest er theils vor, theils erzählt er das Wichtigste aus der Tagesgeschichte. Auch dies geschieht wieder mit der aufmerksamsten Rücksicht für das Fassungsvermögen von Gästen von so außerordentlich verschiedenem Bildungsgrade. Wir bewundern sein Geschick in der Bewältigung solcher Schwierigkeiten, die um so größer sind, als er auch jetzt nicht die Aufgabe eines ruhigen Erzählers löst, sondern auch jetzt ist es ihm Herzensbedürfniß und Mannespflicht, seine Gäste zu erwärmen, zu ermahnen, zur That zu stärken. Mit einem Kraftwort, an welchem Jedes noch Etwas mit nach Hause zu nehmen hat, schließt er gewöhnlich gegen 10 Uhr, der Zeit, wo der Bürger und Arbeiter selbst den Abend zu schließen gewohnt ist.

Das war einer der Vortragabende im Hotel de Saxe, und so haben sie seit 1861 mit immer steigender Theilnahme der Einheimischen und Auswärtigen stattgefunden. Unsere Leser dürfen sich jedoch durch den heutigen Abend nicht zu der Ansicht verführen lassen, als ob hier blos Politik getrieben würde. Das bringt jetzt nur die Zeit so mit sich. Würkert sucht in weniger erregter Zeit seine Stoffe auf den reichen Feldern der Geschichte, der Literatur, der Arbeit und des Verkehrs, des Familienlebens und besonders der rein menschlichen Bestrebungen. Die Abende „bei Würkert“, welche er z. B. dem ehrenden Gedächtniß unserer großen deutschen Männer widmete, gehören offenbar zu den lohnendsten. Er beging keinen Geburts- oder Todestag eines wirklichen Großen, ohne seinen Gästen ein klares Bild von dem Leben und Wirken desselben zu geben. Und wie sehr seine Gäste gerade dafür ihm Dank wußten, das bethätigten sie, indem sie den Saal mit jenen acht Büsten schmückten, die oben genannt sind.

Wer ist nun dieser Ludwig Würkert, der als Bierwirth vor uns steht und wie ein Gelehrter und Redner von Fach zu uns spricht?

Ludwig Würkert mit seiner Kneipe und ihrer doppelten Bestimmung ist eine so seltsame, so außerordentliche Erscheinung, wie sie wohl nur einmal in Deutschland, ja vielleicht in Europa dasteht. Denn dieser Bierwirth ist wirklich nicht blos Wirth, er ist zugleich ein ebenso fleißiger, als tüchtiger Schriftsteller, er ist ausgezeichnet als lyrischer Dichter und im Fache der Novelle, in welchem er sogar einen ersten Preis errang; noch mehr, Ludwig Würkert war einer der gefeiertsten Kanzelredner Sachsens, er gehörte zur höheren Geistlichkeit des Königreichs; und noch mehr, er ist auch Züchtling gewesen, und zwar erster Classe, und hat am Spinnrad gesessen. Und jetzt ist er Wirth und dazu, nicht blos im Kreise der Schriftsteller und des Geschäfts, sondern als Mensch und Mann von Jedem hochgehalten, der ihn kennt.

Diese Andeutungen müssen den Wunsch rege machen, daß L. Würkert seine Erlebnisse in einer ausführlichen Selbstbiographie niederlege; bis dies geschehen, mögen den Leser die folgenden Mittheilungen an jenem Wunsche um so fester halten lassen.

Ludwig Würkert ist ein Krempelfabrikantensohn aus Leisnig in Sachsen, wo er am 16. Decbr. 1800 zur Welt kam. Nachdem er, der als Student zu Leipzig schon als Sprecher der Burschenschaft geglänzt hatte, 19 Jahre lang Diaconus in Mittweida gewesen war, kam er im Jahre 1843 als Oberpfarrer nach Zschopau. Während dieser langen Zeit bis zum Sturmjahr 1848 erfüllte sein Leben sein geistlicher Beruf, eine außerordentliche Schriftstellerthätigkeit (neben wohl 30 Bänden wissenschaftlicher und geistlicher Bücher füllen seine Novellen, unter dem Autornamen Ludwig Rein veröffentlicht, allein 8 Bände) und ein durch die Pflege der Kunst verschöntes, reizendes Familienleben. Auch den Mann verließ der frohe, freie Sinn des Studenten nie ganz, Burschenschafter im Geist blieb er immer. Beides trennte er auch von seiner geistlichen Amtsauffassung nicht; und dies sowohl, wie seine glänzende, von dichterischer Kraft gehobene Beredsamkeit, sowie die vielen Beweise seiner Herzensgüte, seiner redlichen Theilnahme an dem Geschick seiner Mitmenschen, erwarben ihm die Anhänglichkeit seiner großen Gemeinde in einem seltenen Grade.

Daß auf einen solchen Mann, als die Bewegung von 1848 über Sachsen kam, das Auge nicht blos seiner Gemeinde, sondern des ganzen Gebirgs gerichtet war, ist eben so natürlich, als daß in Würkert der alte Burschenschafter über den Priester Herr wurde. Er war der Hauptredner auf allen Volksversammlungen. Sein Name galt Tausenden als ein Zeugniß für die Sache, die man damals verfocht. Und wie Würkert die kirchliche Feierlichkeit der öffentlichen Huldigung für den Reichsverweser geleitet, so hielt er sich auch später für verpflichtet, dem Kampfe für die Reichsverfassung dieselbe geistliche Thätigkeit zu weihen. Dadurch gerieth er in schweren Conflict mit der eigenen Regierung. Denn als es im Mai 1849 zu den blutigen Tagen in Dresden kam, entwickelte er eine verhängnißvolle Thätigkeit für bewaffneten Zuzug zum Kampfplatz, die Sturmglocken dröhnten weit und breit, und auch jetzt den Geistlichen vom Bürger nicht trennend, ermuthigte er die Schaaren durch seine begeisternden Reden und segnete sie und ihre Fahnen öffentlich für den Kampf.

Die Regierung siegte, die Aufständischen flohen, Zschopau ward von den Preußen besetzt, Würkert ward gewarnt und zur Flucht gemahnt, glaubte jedoch nicht an die Gefährlichkeit seiner Stellung, und so stand er an einem Sonntag, den 13. Mai 1849, auf der Kanzel, als gegen das Ende seiner Predigt die Blicke aller auf den oberen Emporen Sitzenden sich nach den Fenstern wandten. Reiter- und Infanteriezüge kamen den Berg herunter. Unruhe und Angst ergriff die ganze Gemeinde. Würkert vollendete seine Predigt. Als er aber die Kanzel verließ und in die Sakristei trat, empfing ihn ein königlicher Commissär mit dem Verhaftsbefehl. Die Kirche war von den Truppen umstellt. Der Gefangene bestieg, nachdem er im Pfarrhause das Nöthigste geordnet, den Wagen, und von einer starken Reiterschaar umringt, setzte sich der Zug auf dem Wege nach der hohen Augustusburg in Bewegung — und weinend und wehklagend folgte dem Zug das ganze Volk, viele Hunderte die drei Stunden Wegs, bis das Thor der festen Burg sich hinter dem Gefangenen schloß.

Wir erzählen das Niemandem zu Leide, denn über jene Tage ist längst eine ernste Zeit gegangen, die nach allen Seiten hin versöhnend gewaltet hat; im Gegentheil, wir wissen ja Alle, daß das sächsische Volk in neuerer Zeit in einer hochwichtigen Angelegenheit des Vaterlandes mit Enthusiasmus und treuer Anhänglichkeit hinter seiner Regierung steht; wir führten das Obige nur an als eine Thatsache, die von der Theilnahme zeugt, die der Mann sich in seinem Wirkungskreise erworben hatte und die sich auch während seiner anderthalbjährigen Untersuchungshaft in der rührendsten Weise bethätigte. Ein Bürger von Schellenberg verpfändete sein ganzes Vermögen, seinen Kirchenstuhl nicht ausgenommen, um dem Gefangenen die Erlaubniß zu verschaffen, bisweilen in den Parkanlagen bei der Burg die Wohlthat des Athmens in der freien Natur genießen zu dürfen; seine Familie und seine Gemeinde unterließen keine Gelegenheit, für ihn zu bitten, und als selbst Harleß, der strengkirchliche Dresdner Hofprediger, sich seiner annahm und Alles aufbot, um eine solche Kraft der Kanzel zu erhalten, machten sich die vier ältesten Männer des Kirchspiels auf den Weg, eisgraue, von mehr als achtzig Jahren gebeugte Greise, um „mit dem einen Fuß bereits im Grabe“ für ihren Oberpfarrer zu zeugen, weil es ihr Gewissen ihnen gebiete. Und wirklich war König Friedrich August von so viel Theilnahme für den Mann ergriffen und geneigt, die Untersuchung niederzuschlagen; durch den Umstand jedoch, daß Würkert beim Beginn der Untersuchung eine Erklärung zu den Acten gegeben hatte, welche durch ihre Schroffheit die Justiz ebenso zu aller Strenge der Gesetzeshandhabung herausforderte, wie sie die Fürsprache von der geistlichen Seite abschwächte, sah sich der König genöthigt, obwohl, wie Harleß erzählte, mit Thränen in den Augen, dem Gesetz seinen Lauf zu lassen.

Würkert wurde zu 8 Jahren Zuchthaus ersten Grades verurtheilt, nach Waldheim gebracht und in das Züchtlingsgewand gekleidet. Nach vier Jahren, von denen er fast drei im Krankenzimmer zubrachte, und in welche Zeit auch sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum und sein fünfundzwanzigjähriges Ehejubiläum fiel, erlöste ihn die Begnadigung.

Wer das innere Leben und Leiden eines solchen Züchtlings kennen lernen will, der lese in der Zeitschrift, die L. Würkert im Jahre 1856 herausgab, in der „Feldkirche“, seinen Gedichtenklus „Der Gefangene und sein Ring“ — d. i. sein Trauring, den man ihm auf sein inständiges Bitten als einziges Kleinod der Erinne-

rung an sein glückliches Leben zurückgab und im Zuchthaus zu tragen erlaubte. Er wirkt um so erschütternder, wenn man erfährt, daß all die dort so hoch verherrlichte eheliche Liebe und Treue das Glück dieser Ehe ihm nicht wahren konnte. Der Unstern hatte seinen häuslichen Frieden zerstört; die Ehe ward getrennt.

Arm, ohne Amt, ohne Familie, begann der Mann den neuen Kampf mit dem Leben. Rastlose Arbeit, die sich nun ganz auf das schriftstellerische Feld warf, konnte allein ihn sich und der Welt retten. Nachdem er durch bewunderungswürdigen Fleiß sich wieder ein kleines Vermögen erworben, faßte er den kühnen Entschluß, für seine alten Tage durch Uebernahme einer Wirthschaft in Leipzig zu sorgen. Die „Restauration" des Hotel de Saxe erschien ihm als die geeignetste für ihn, und er ward ihr Besitzer. Auch einen zweiten Ehebund schloß er, und er beglückt ihn.

Daß Ludwig Würkert kein gewöhnlicher Wirth werden konnte, wußte er wohl selbst, und er hatte gewiß längst im Geiste sich in den schönen Saal eine neue Volkskanzel gebaut, ehe er an die Ausführung des gewagten Schrittes ging. Seine Freunde, namentlich E. A. Roßmäßler, Brehm u. A. erleichterten ihm denselben, indem ersterer in einem Aufsatz im Leipziger Tageblatt „Was werden die Leute dazu sagen?" das kühne Unternehmen einleitete und die ersten Vorträge hielt, bis Würkert selbstständig und allein seinen Volkshörsaal zu dem ausbilden konnte, was er jetzt ist: ein Unicum in Deutschland: eine deutsche Kneipe für Volksbildung, Volksveredelung, Volksermuthigung.

Wenn bei den großen deutschen Nationalfesten des Jahres 1863 in Leipzig von den Tausenden der Gäste und Festgenossen mit anerkennender Bewunderung die Bemerkung laut wurde, daß Leipzig eine der seltenen Städte der Welt sei, die von sich rühmen könne: „Hier giebt es keinen Pöbel!" —; wenn die Lern- und Strebelust in den Arbeiterschaaren auch in dieser Beziehung die Stadt vor vielen auszeichnet; — und wenn mehr, wie irgendwo, hier ein aus klarem Verständniß der großen Fragen der Zeit und der gerechten Forderungen des Vaterlandes herausgewachsener Patriotismus im Bürger- und Arbeiterstand sich kundgiebt und zu Thaten und Opfern bereit macht: — so darf man ohne Scheu es aussprechen: Würkert's Vorträge haben zu diesem Vorzug Leipzigs, der auch ein Stolz Deutschlands ist, ein redliches Theil beigetragen.

Fr. Hofmann.

Die letzten Stunden der Maria Stuart. *

Es giebt Erscheinungen in der Geschichte, welche uns an das Fatum der Alten erinnern. So die Geschichte des Geschlechts der Hohenstaufen, so die Schicksale, welche die Familie der Stuart's verfolgten.

Robert III., der zweite König aus dem Stuartischen Geschlechte, starb im Jahre 1406 aus Gram, seinen Sohn in englischer Gefangenschaft zu wissen. Dieser, Jakob I., wurde erst funfzehn Jahre nachher frei. Er mußte, wider Willen, ein englisches Fräulein heirathen, deren Mitgift sein Lösegeld ward. Im Jahre 1437 starb er, in seinem Bette ermordet. Jakob II. wurde 1460 von einer Kanonenkugel getödtet. Jakob III., sein Sohn, fiel in einer Schlacht, die er 1488 verlor; ebenso endete Jakob IV. bei ähnlicher Gelegenheit 1515. Jakob V. starb 1542 vor Kummer, seine Unterthanen der Ketzerei und dem Aufruhr hingegeben zu sehen. Seiner Tochter, der Königin Maria Stuart, Schicksal, ihre lange Gefangenschaft und ihr schmähliches Ende auf dem Blutgerüste, erregt noch jetzt die allgemeinste Theilnahme. Mariens Sohn, Jakob VI. von Schottland, starb zwar im Bette, aber von aller Welt verachtet. Carl I., dessen Sohn, starb in London auf dem Schaffot, vor den Fenstern seines eigenen Palastes, und bestätigte durch seinen Tod den Wahrspruch, daß Tyrannei ihren Besitzer vernichtet. Jakob II. von England starb 1720 seines Königreichs beraubt und aus ihm verjagt. Sein Sohn war sein ganzes Leben hindurch im Auslande, als Prätendent nur den Namen Jakob III. von England und Jakob VIII. von Schottland führend. Endlich der letzte Prinz dieses unglücklichen Hauses, vorzugsweise unter dem Namen des Prätendenten bekannt, nahm den Titel Carl III. an und starb in Rom kinderlos. So verlosch dieses Königsgeschlecht, nachdem dasselbe durch einen Zeitraum von vierhundert Jahren von ununterbrochenem Unglücke verfolgt worden war.

Die Unglücklichste ihres Hauses aber war unstreitig Maria Stuart. Dem religiösen Fanatismus, dem Parteigeiste und der Leidenschaft und Eifersucht der Königin Elisabeth gelang es, sie bei ihrem Leben und fast zwei Jahrhunderte lang nach ihrem Tode als Gattenmörderin, Buhlerin und Aufrührerin darzustellen, während sie nur das Opfer der Herrschsucht und der Gewaltthätigkeiten des hohen Adels war; sie mußte zur Verbrecherin gemacht werden, um das unmenschliche Verfahren der Königin Elisabeth zu beschönigen.

Die neuere Geschichtsforschung gelangte, wenngleich nicht ohne Widerspruch, zu diesem Resultate, indem der gelehrte Goodall bereits im Jahre 1754 nachwies, daß die Briefe, aus welchen Mariens Einverständniß mit Bothwell hervorgehen und sich der Antheil derselben an ihres Gatten Darnley's Mord ergeben sollte, unmöglich echt sein könnten; gleicher Ansicht sind mehrere der bedeutendsten englischen Historiker des verflossenen und des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Der authentische Bericht über die Hinrichtung der Maria Stuart befindet sich in dem Manuscripten Nachlasse des am 28. Juli 1587 verstorbenen berühmten trierschen Kanzlers Dr. Johann Wimpheling und enthält, abgesehen von seinen falschen Beschuldigungen, höchst interessante Einzelnheiten über dieses beklagenswerthe Ereigniß. Form und Inhalt lassen keinen Zweifel darüber, daß das Actenstück von der englischen Regierung ausgegangen ist. Der kurtriersche Gesandte schickte den Bericht an den Kanzler Wimpheling, welcher ihn seinem Fürsten, dem Kurfürsten Johann von Trier, vorgelegt hat. Der Bericht wurde, wie aus dem Schlusse desselben hervorgeht, zehn Tage nach der Hinrichtung der Königin abgefaßt und lautet, aus dem Lateinischen übersetzt, wörtlich also:

Bericht

über die Hinrichtung und den Tod der Maria Stuart, Königin von Schottland, Wittwe des Dauphin von Frankreich, enthauptet in England am 18. Februar 1587 neuen Styls, in dem Castell zu Fotheringhay in Northamptonshire.

Die Königin von England, Elisabeth, entdeckte mehrere auf Anreizung des Papstes und einiger anderer ihr feindlich gesinnter Fürsten entstandene Verschwörungen, welche den Zweck hatten, Ihre Majestät nicht allein des Reichs und der Krone, sondern auch des Lebens zu berauben, und sodann die Königin Maria Stuart, die Anhängerin des römisch katholischen Glaubens und nächste Erbin Ihrer Majestät, welche schon viele Jahre in einer milden Gefangenschaft in England gehalten wurde, auf den englischen Thron zu erheben. Das Parlament oder die Reichsstände von Schottland drangen wiederholt auf Bestrafung der Maria Stuart wegen der Ermordung ihres Gatten, welchen sie erdrosseln, seine Wohnung anzünden und in die Luft sprengen ließ, zu welchem Verbrechen sie sich durch eine strafbare Neigung zu dem Grafen Bothwell, welchen sie auch bald darauf heirathete, hatte verleiten lassen. Aus dieser Ursache wurde sie in Schottland verhaftet, worauf sie zu Gunsten ihres Sohnes Jakob, des jetzigen Königs von Schottland, auf die Krone verzichtete, bald darauf aber aus dem Gefängnisse entfloh und zur Wiedererlangung der Herrschaft ein Heer gegen ihren Sohn in's Feld stellte. Nachdem dieses Unternehmen unglücklich für sie abgelaufen war, flüchtete sie sich nach England, woselbst sie von den Reichsständen Schottlands (wie bereits bemerkt) als Mörderin ihres Gatten bei Ihrer Majestät angeklagt wurde, von derselben aber das Leben geschenkt erhielt, weil dieselbe nicht Richterin

* Der nachstehende durch seine Einzelnheiten sehr interessante Bericht eines Zeitgenossen über die Hinrichtung der Maria Stuart ist uns aus ganz zuverlässiger Quelle, als aus dem handschriftlichen Nachlasse des ehemaligen kurtrierischen Kanzlers Dr. Wimpheling stammend, mitgetheilt werden. Wir haben uns bisher vergeblich bemüht, in Erfahrung zu bringen, ob das Schriftstück schon früher anderweitig veröffentlicht werden ist, glauben aber mit dem Abdruck desselben in jedem Falle unserm großen Leserkreise eine willkommene Gabe zu bieten. D. Red.

ihrer nächsten Blutsverwandten sein wollte, nicht aber ganz frei gelassen werden konnte, weil sie den Titel einer Königin von England sich beilegte, und Ihre Majestät, sowohl zur Vermeidung von Gefahren für ihre eigene Person, wie des Reichs, so wie auch zur Erhaltung des Religionsfriedens und des Friedens mit Schottland, ihre fernere Gefangenschaft für unumgänglich nöthig erachtete.

Obschon ihr in ihrer milden Gefangenschaft eine ihrem Stande entsprechende Dienerschaft gegeben und ihr selbst die Erlaubniß bewilligt wurde, nach ihrem Belieben die Jagd und den Vogelfang auszuüben, so ruhte sie dennoch nicht, sondern versuchte auf alle mögliche Weise und selbst mittelst des Todes Ihrer Majestät zu entkommen, und verführte zur Erreichung ihrer Zwecke mehrere Edelleute, wie den Herzog von Norfolk, und einige andere Grafen und Herren, welche dieserhalb hingerichtet wurden. Endlich versuchte sie im verflossenen Sommer, Ihre Majestät an Ihrem eigenen Hofe tödten, das Reich von den Ausländern angreifen und die katholische Religion überall einführen zu lassen, wobei sie ihre Anhänger zu überreden suchte, daß sie Alle durch die Ausführung dieses Planes das Himmelreich erlangen würden. Nach Entdeckung aller dieser Verbrechen gestattete endlich Ihre Majestät, zur eigenen und des Reichs Sicherheit, eine Untersuchung gegen die Königin Maria einzuleiten, gebot aber zugleich dem Parlamente, auf Mittel zu sinnen, wodurch das Leben Ihrer Majestät und die Sicherheit des Reichs und des Religionsfriedens außer Gefahr gesetzt, das Leben der Königin von Schottland, Ihrer Blutsverwandten, welche als Fürstin keinem Gerichte unterworfen und deren Hinrichtung fast ohne Beispiel sein würde, aber jedenfalls geschont werden könnte. Das Parlament stimmte jedoch für die Hinrichtung der Königin Maria, indem es nur hierdurch das Leben Ihrer Majestät und die Sicherheit des Reichs und des Religionsfriedens außer Gefahr glaubte.

Ihre Majestät zog den Rath auswärtiger Fürsten, namentlich der Könige von Frankreich und Schottland ein, und obschon die Gesandten dieser Fürsten nicht im Stande waren, genügende Mittel anzugeben, wodurch Ihre Majestät von dieser Sorge und diesem Kummer vollständig befreit würden, so nahmen sie dennoch den größten Antheil an der Königin von Schottland, beriefen sich auf das fast unerhörte Beispiel einer solchen Hinrichtung, und zuletzt gelang es ihren Bitten, Ihre Majestät, welche lang in Ihrem Entschlusse schwankte, dahin zu vermögen, daß Sie die Entscheidung des Parlaments nicht genehmigte und das Leben der Königin Maria zu schonen beschloß.

Da aber bald darauf abermals neue Verschwörungen, wobei viele Personen aus großen Familien betheiligt waren, entdeckt wurden, und die höchst schändliche Verrätherei Stanley's vorfiel, wodurch große Unruhen veranlaßt, die Befreiung und Erhebung der Königin von Schottland und die Absetzung Ihrer Majestät bezweckt werden sollten, so beschloß endlich Ihre Majestät, die Quelle und die Ursache aller dieser Uebel zu beseitigen und die Königin von Schottland hinrichten zu lassen. Obschon in Folge dieses Entschlusses das Urtheil von Ihrer Majestät unterschrieben worden war, so hatte Ihre Majestät dennoch bei sich beschlossen, die Sache nochmals zu überlegen; diesem Vorhaben wurde aber durch Ihre Behörden, welche im Besitze des unterschriebenen Urtheils waren, zu Ihrem größten Schmerze (aus welcher Ursache auch Ihr Staats-Secretair Davison in's Gefängniß gesetzt und viele Andere in die Ungnade Ihrer Majestät fielen, auch legte Ihre Majestät Trauerkleidung an) zuvorgekommen, indem sie den Vollzug des Urtheils sofort anbefohlen hatten. Die Grafen Shrewsbury und Kent hatten durch den Secretair Beale die Vollmacht Ihrer Majestät zum Vollstreckung des Urtheils erhalten und kündigten an dem der Hinrichtung vorhergehenden Tage der Königin von Schottland in Gegenwart mehrerer Statthalter, Ritter, Edelleute und der Gefängniß-Vorsteher Amias Paulet und Drughei die desfallsigen Befehle Ihrer Majestät an.

Die Königin Maria erwiderte denselben, sie sei zu sterben bereit und habe schon lange auf ihren Tod gehofft; zugleich fragte sie, auf welchen Tag ihre Hinrichtung festgesetzt sei, worauf die Grafen ihr entgegneten, daß sie ihr die Bestimmung des Tages freistellten, nur dürfe dadurch der Vollzug der Befehle Ihrer Majestät nicht verzögert werden, und wäre es dieserhalb am besten, den nächstfolgenden Tag, den 18. Februar neuen Styls, dazu zu bestimmen. Die Grafen unterhielten sich hierauf mit der Königin von Schottland und setzten ihr die Gründe auseinander, durch welche Ihre Majestät und das Reich zu diesem äußersten Entschlusse gekommen wären, und baten dieselbe, Alles mit Geduld und Vertrauen auf Gott zu ertragen.

Am folgenden Tage, am 18. Februar, Morgens um 7 Uhr, erschienen in dem Gefängniß zu Fotheringhay die genannten Grafen, Statthalter und Edelleute; einigen Edeln wurde gestattet, zwei Bekannte, den Uebrigen nur einen Freund mitzubringen, so daß ungefähr achtzig bis hundert Personen, mit Ausschluß der zur Umgebung und Dienerschaft der Königin von Schottland gehörigen Personen, so wie der Besatzung des Castells, eingeführt wurden.

Zur Hinrichtung wurde in einer großen Halle eine Bühne von zwölf Fuß Länge, zwei Fuß Höhe mit einer zwei Fuß hohen Einfassung errichtet, welche ganz mit schwarzem Tuche belegt war, in der Mitte stand ein gepolsterter Sessel. Nachdem diese Anstalten getroffen und alle Edelleute angekommen waren, wurde ein Bote zu der Königin von Schottland geschickt, um ihr anzukündigen, daß alle Grafen versammelt wären, und anzufragen, ob sie jetzt bereit sei, wie dieses am vorhergehenden Tage nach dem Frühstücke ihr bekannt gemacht worden. Der Bote fand das Schlafgemach der Königin, worin ihre ganze Umgebung versammelt war, verschlossen. Bald darauf wurde ein anderer Bote mit dem Auftrage entsendet, wenn die Thüre noch verschlossen wäre, anzuklopfen und um Antwort zu bitten; derselbe fand die Thüre geöffnet und richtete seinen Auftrag an eine Person aus der Umgebung der Königin aus, welche ihm die Antwort gab, daß dieselbe noch nicht bereit sei. Nach einer halben Stunde wurde ein dritter Bote entsandt, welcher die Antwort brachte, daß die Königin in einer halben Stunde bereit sein würde. Bald darauf begab sich einer der Statthalter zu der Königin, welche er mit ihrer ganzen Umgebung knieend und betend antraf. Als derselbe der Königin bemerkte, daß die Zeit herannahe, erhob sich dieselbe und erklärte, daß sie bereit sei.

Gestützt auf zwei Männer, verfügte sich nun die Königin in die Vorhalle, woselbst sie ihre ganze Dienerschaft weinend und jammernd fand und dieselbe zur Gottesfurcht und zum Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten ermahnte. Hierauf nahm sie von Jedem einzeln Abschied, indem sie die Frauen küßte und den Männern die Hand zum Kusse reichte, zugleich bat sie dieselben, sich wegen ihres Schicksals keinen Kummer zu machen, sondern vielmehr sich darüber zu freuen und ihrer im Gebete zu gedenken. Von hier wurde sie die Stiege herabgeführt und in der Halle von allen Edelleuten empfangen, worauf der Graf Shrewsbury sie also anredete:

„Herrin, wir sind hier, um die Befehle Ihrer Majestät unserer Königin, welche wir Dir gestern mittheilten, zu vollziehen" (wobei Graf Kent seine Vollmacht und das Urtheil, mit dem großen Siegel Englands versehen, in der Hand hielt).

Die Königin erwiderte, sie ziehe den Tod ihrem Leben vor. Als sie hierauf, sich umkehrend, ihren ersten Haushofmeister Melvil erblickte, sagte sie zu ihm: „Mein treuer Diener Melvil, obschon Du ein Protestant bist, ich aber eine Katholikin und Deine gesalbte Königin, aus dem Blute des Königs Heinrich VII. stammend, so befehle ich Dir wahrhaft und gleich wie vor Gottes Angesicht, Rechenschaft über mich zu geben und meinem sehr geliebten Sohne zu sagen, daß ich ihn inständigst bitte, Gott zu dienen, die katholische Kirche zu schützen und zu schirmen, in Frieden zu regieren und sich Anderen nicht zu unterwerfen; sollte er den Wunsch gehegt haben, diese Insel mit seinem Reiche zu vereinigen, so möge er davon abstehen und sich hüten, der menschlichen Weisheit zu viel zu vertrauen, indem sie sehr häufig täuscht. Möge er auf Gott seine Hoffnung setzen und der Königin von England nie Veranlassung zu Verdacht und Mißtrauen geben, so wird ihn Gott segnen; und Du, Melvil, sollst mein Zeuge sein, daß ich treu Schottland, treu Frankreich und treu der katholischen Religion, welche ich stets bekannt habe, sterben werde."

Nachdem die Königin noch mehreres Aehnliche gesprochen, entgegnete ihr Melvil: „Verehrungswerthe und hochverehrte Fürstin, so wie ich bisheran stets ein treuer Diener Deiner Majestät war, so will ich auch jetzt mit Gottes Gnade diese Deine Worte und Befehle dem Könige treu und wahr hinterbringen."

Die Königin wandte sich hierauf zu den Herren und bat sie zu erlauben, daß ihr Geistlicher zugleich mit ihr das Gerüst besteige, was ihr aber abgeschlagen wurde. Hierauf bat sie, zu gestatten, daß alle ihre Diener bei ihrer Hinrichtung zugegen sein

dürften, damit sie dem Könige von Frankreich und Anderen bezeugen könnten, daß sie im katholischen Glauben gestorben sei. Die Herren erwiderten hierauf, daß dieses nicht zugelassen werden könne, damit ihr Gemüth durch die Unruhe und den Jammer der Diener nicht beunruhigt oder durch ihren Aberglauben gestört werde. Endlich wurde ihr doch gestattet, daß fünf ihrer Diener und zwei Kammerfrauen bei der Hinrichtung zugegen sein dürften. Die Königin wünschte ein größeres, ihrem Stande angemessenes Gefolge von Kammerfrauen zu erhalten und versprach, für deren Folgsamkeit einzustehen und sich weder durch ihre Thränen, noch Mitleidsbezeigungen stören zu lassen. Sie bat hierauf noch darum, daß allen ihren Dienern und ihrem Hausgesinde beiderlei Geschlechts die Erlaubniß ertheilt werden möge, in ihr Vaterland zurückzukehren, und daß ihnen dasjenige gelassen würde, was sie ihnen geschenkt habe. Die Königin schloß diese Bitte mit den Worten: „Sie, meine Herren, verpflichte ich, dafür zu sorgen, daß dieser mein Wille vollzogen werde.“

Hierauf wurde die Königin durch zwei Diener des Befehlshabers des Castells auf das Blutgerüst geführt, woselbst sie sich, weil sie nicht bequem stehen konnte, niedersetzte. Die beiden Grafen stellten sich zur Seite der Königin, worauf der Secretair Beale mit lauter Stimme den zur Hinrichtung ertheilten Befehl vorlas. Die Königin trug dasselbe Kleid, worin sie auch vor dem Gerichte erschienen war, nämlich von sehr kostbarer schwarzer Seide; in der Hand hielt sie ein Crucifix von Holz oder Knochen, ein goldenes hing an ihrem Halse, und um den Gürtel hatte sie einen Rosenkranz.

Zunächst bei der Königin stand der Dechant von Peterborough, welcher auf Befehl der Grafen sie ermahnte, an Christum zu glauben und christlich zu sterben. Die Königin unterbrach seine Ermahnung, indem sie mit lauter Stimme betete, und befahl, daß er schweigen möge, indem sie hinzufügte, sie sei ganz zum Tode vorbereitet. Als der Dechant ihr erwiderte, er werde Nichts sagen, außer was ihm anbefohlen worden und Wahrheit enthalte, rief die Königin: „Schweige, Dechant, ich will Dich nicht anhören, ich habe Nichts mit Dir zu thun, Du störst mich,“ worauf derselbe fortan schwieg.

Der Graf Kent sagte hierauf zur Königin: „Herrin, ich beklage Deinen Tod deshalb am meisten, weil ich diesen unnützen und abergläubigen Gegenstand in Deinen Händen sehe,“ worauf die Königin ihm entgegnete: „das Bildniß des gekreuzigten Christus geziemt sich für mich, und erinnert mich an den Herrn.“ — Kent erwiderte, man müsse Christum im Herzen tragen, und fügte hinzu (obschon die Königin sich sträubte ihn anzuhören), er wolle, wenngleich sie diese Gnade Gottes verschmähe, für sie beten, daß der Herr ihr ihre Sünden verzeihe, und sie in sein Reich aufnehmen möge. Die Königin sagte hierauf, daß auch sie darum bitte. Der Dechant kniete während dessen an dem Blutgerüste, und hielt mit heller und vernehmbarer Stimme ein eindringliches und den Umständen angemessenes Gebet, indem er für die Wohlfahrt Ihrer Majestät und des Reichs betete, welches Gebet von allen Anwesenden nachgebetet wurde.

Während dieses geschah, sagte die Königin mit sehr lauter Stimme ihr eigenes lateinisches Gebet, wobei sie das Bild des Gekreuzigten in den Händen hielt. Nach Beendigung des Gebets bat der Henker knieend die Königin um ihre Verzeihung, die sie ihm und Allen, welche bisheran nach ihrem Blute getrachtet, liebevoll und mit Freuden ertheilte, gleichwie auch sie wünschte, daß ihr der Herr ihre Sünden verzeihen möge.

Hierauf verrichtete die Königin knieend und sehr bewegt nochmals ein eifriges Gebet um Verzeihung ihrer Sünden und drückte die Hoffnung aus, daß sie durch den Tod Christi und dessen vergossenes Blut die Seligkeit erlangen würde, wie auch sie ihr Blut freiwillig und mit Freuden für den Gekreuzigten zu vergießen bereit sei. Sodann betete sie für das Heil der Königin von England und wünschte ihr eine lange und ruhige Regierung, und daß sie Gott treu dienen möge; sie betete für die ganze Insel und für die sehr bedrängte Lage der Kirche Christi; sie betete ferner für ihren Sohn, den König von Schottland, damit er in Friede und Gerechtigkeit sein Reich verwalte und durch Bekehrung zur römisch-katholischen Kirche zum wahren Glauben gelangen möge. Endlich flehte sie um die Vermittlung aller Heiligen dieses Tages, wünschend, daß Gott durch seine unendliche Gnade seinen Zorn von dieser unglücklichen Insel abwenden, ihr selbst alle Sünden erlassen, und ihre vom Körper getrennte Seele durch die Hände der Engel in den Himmel aufnehmen möge. Nach Beendigung dieses Gebetes stand die Königin auf und bereitete sich zur Hinrichtung, indem sie ihren Schmuck ablegte, und ihre Tunika mit Hülfe ihrer zwei Kammerfrauen auszog. Als einer der Henker hierbei behülflich sein wollte, sagte sie, sie sei bisheran weder gewöhnt gewesen vor einer solchen Menge ihre Kleidung abzulegen, noch die Hülfe solcher Edelleute dabei in Anspruch zu nehmen. Die Königin legte das äußere Kleid bis zur Mitte der inneren Tunika ab; der so heruntergelassene obere Theil war am Halse tief ausgeschnitten, so daß derselbe rundum entblößt wurde; das Kleid wurde auf dem Rücken mit Schnüren zusammengehalten, welche sie mit großer Eile auflöste, ihre Kammerfrauen küßte und ihnen Lebewohl sagte. Als die Eine derselben laut weinte, sagte die Königin zu ihr: „Schweige, jammere nicht, habe ich nicht für Euch dafür eingestanden, daß Ihr Euren Schmerz nicht laut werden lassen würdet? Ihr müßt heiter sein.“ Sie segnete Beide und befahl jener, das Blutgerüst zu verlassen.

So zum Tode bereitet, wandte sich die Königin zu ihren in der Nähe knieenden Dienern, machte mit ihrer schönen Hand das Zeichen des Kreuzes über dieselben, befahl ihnen Zeuge zu sein, daß sie als Katholikin sterbe, und bat sie zu Gott um Vergebung ihrer Sünden zu beten. Nach dieser Anrede ließ sich die Königin plötzlich auf die Kniee fallen; sie zeigte fortwährend einen großen und unerschütterlichen Muth, gab nicht das geringste Zeichen von Furcht zu erkennen, und wechselte selbst nicht einmal die Farbe. Die zweite Kammerfrau trat hinzu und verband ihr mit einem Schnupftuche die Augen, während die Königin auf den Knieen mit heller Stimme den 27. Psalm betete: „Auf dich, o Gott, habe ich meine Hoffnung gesetzt“ ꝛc. Hierauf beugte sie mit großer Standhaftigkeit ihren Körper vorwärts, legte den Hals auf den Block und rief mit lauter Stimme: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Während der eine Henker nun ihre Hand hielt, führte der andere mit beiden Händen den Streich mit dem Beile, worauf das Haupt fiel und so das Leben entfloh. Als der Henker hierauf den Kopf in die Höhe hob und den Zuschauern zeigte, riefen Alle: „Gott erhalte unsere Königin, so sollen alle Feinde des Wortes Gottes und Ihrer Majestät sterben!“ — Während aber der Henker so den Kopf der Königin in die Höhe hielt, fiel der Kopfputz herab, und man sah, daß das Haupt schon stark greis, und die Haare unlängst bis auf die Haut abgeschnitten waren. Der Henker erhielt Nichts von den Kleidern und dem Schmucke, wohl aber deren Werth an Geld; Alles, was mit dem Blute der Königin besprengt war, wurde sowohl den Henkern, wie allen Anderen abgenommen und sogleich abgewaschen; selbst die Breter des Blutgerüstes, das mit Blut getränkte Tuch und andere damit benetzte Sachen wurden sogleich verbrannt, damit sie nicht dem Aberglauben dienen sollten. Der Körper der Königin wurde in die Burg zurückgetragen, einbalsamirt und zur Beerdigung bereitet, an welchem Orte derselbe aber begraben werden wird, dies ist bis jetzt noch ungewiß. Dem Hausgesinde und den Dienern der Königin wurde befohlen, in der Burg zu bleiben, damit sie, wenn eine feierliche Beerdigung stattfinden sollte, derselben beiwohnen könnten. Die Königin war ungefähr 44 Jahre alt, eine Fürstin von ausgezeichneter Schönheit, sodaß sie alle Frauen ihres Vaterlandes an Schönheit übertraf. Zuerst war sie verheirathet mit Franz II., König von Frankreich; nach dessen Tod mit Lord Darnley, dem Sohne des Grafen Lennox, einem sehr schönen Jüngling, welchen sie tödten ließ. In dieser Ehe wurde der jetzige König von Schottland geboren. Endlich heirathete sie den Grafen Bothwell, welcher in Dänemark gefangen wurde und geisteskrank starb.

Während der Hinrichtung der Königin war die Burg verschlossen und Niemandem der Austritt gestattet, außer dem Heinrich Talbot, dem Sohne des Grafen Shrewsbury, welcher an den Hof gesandt wurde, und am folgenden Tage die Nachricht von dem Tode der Königin von Schottland nach London brachte. Als die Bürger Londons diese Kunde erhielten, freueten sie sich sehr und läuteten mit allen Glocken; sie freueten sich, daß sie von der großen Gefahr, welcher sie so lange ausgesetzt gewesen, endlich befreit waren. Nur allein die Königin von England legte einen großen Seelenschmerz an den Tag, weil die Hinrichtung gegen ihre Erwartung übereilt worden war und sie beschlossen hatte, dieselbe nochmals in reifliche Ueberlegung zu ziehen.

Seit dem Tage der Hinrichtung bis zum 28. Februar 1587,

an welchem Tage gegenwärtiger Bericht abgefaßt wurde, herrscht übrigens hier in England die größte Ruhe; wir hoffen auch ferner auf Frieden und Ruhe, weil der jetzige große Schrecken bei den Feinden der Königin und Ihrer Majestät nicht ohne Wirkung bleiben, und den Fürsten und Herzögen eine Mahnung sein wird, nicht von Gott und der Gerechtigkeit abzuweichen, wenngleich sie auch in dieser Welt sich vor der Furcht der Strafe befreit glauben sollten. — So weit der Bericht.

Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß die Königin Elisabeth den Wunsch der Hingerichteten, bei ihrer Mutter in Frankreich begraben zu werden, nicht erfüllt hat. Nach Verlauf von sechs Monaten, Donnerstag den 1. August 1587, wurde die Leiche endlich mit einem königlichen Ceremoniel in der Kathedrale von Peterborough, dem Grabe Katharinens gegenüber, beigesetzt. Zweiundzwanzig Jahre später ließ ihr Sohn, Jakob VI., den Leichnam nach London bringen und in Heinrich's II. Capelle beisetzen. Ihr prachtvolles Monument daselbst in der Westminster-Abtei ist auch in deutschen Reisewerken schon öfters abgebildet worden.

Aus den Landen des verlassenen Bruderstammes.

1. Ein Besuch in Rendsburg.

Rendsburg ist meine liebste Stadt zwischen Elbe und Königsau. Ich liebe Rendsburg in seiner Geschichte, in seiner Lage, in seiner charakteristischen Altstadt, in seinen Bürgern. Rendsburg liegt gerade in der Mitte Schleswig-Holsteins; es ist der Knoten in der Vertheidigungslinie der Eider, die natürliche Brücke von Holstein nach Schleswig. In Rendsburg und seiner Umgegend, welche keineswegs von der Natur so begünstigt ist, wie die üppigen Districte des Ostens, wohnt mit der edelste Theil der Ureinwohner des Landes, der Kern des nordalbingischen Sachsenstammes. Von diesem zwischen Eider und Stör gelegenen Theile Holsteins, welcher heute das Amt Rendsburg umfaßt, gingen die großen und historischen Ereignisse des Landes aus. Bei diesem energischen und kräftigen Menschenschlage fand Karl der Große auf seinen verheerenden Raub- und Eroberungszügen den kräftigsten Widerstand. Von hier aus wurden die Dänen nach dem Norden, die Wenden nach dem Osten zurückgeworfen; die Heldenschaar, mit der Gerhard der Große das dänische Reich unterwarf, war aus der Gegend zwischen Eider und Stör.

Seit uralter Zeit war die Eiderinsel, auf der Rendsburg liegt, befestigt. Sie führte den Namen Reinoldesburg. Als Stadt trat Rendsburg mächtig unter den Städten der Herzogthümer hervor unter dem großen Grafen Gerhard, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Christian der Fünfte erweiterte den Ort auf seine heutige, doppelte Größe, und schuf ihn zu einer Festung um. Und von jeher haben sich die Bewohner von Rendsburg durch ihre kräftige Energie, durch ihre patriotische Gesinnung, durch seltenes, gesundes Urtheil, durch geistiges Leben und edle Bildung ausgezeichnet.

Rendsburg war immer und zu allen Zeiten ein Fels des Landes. An seiner kernigen und muthigen Bürgerschaft brach sich die Macht der Schweden im dreißigjährigen Kriege. Und diese Stadt wurde im Jahre 1851 mit ihren Kriegsvorräthen, welche für eine Armee von 50,000 Mann ausreichen, mit ihrem Feld- und Belagerungsgeschütz so schmählich den Dänen ohne Schwertstreich, ohne Schuß geopfert! — Sie zerstörten alle nach dem Norden gelegenen Festungswerke, bauten zwischen Altstadt und Neustadt die Forts, welche sie zum Hohn Deutschlands „Südjütlands-Brückenkopf" nannten, und machten sie zu einem Bollwerk dänischer Herrschaft gegen die deutsche Nation. Aber auch rund um die Stadt herum wohnt ein gar gediegener und tüchtiger Bauernstand, ein Bauernstand, der sich durch aufgeweckten, gesunden Verstand, durch seltene Intelligenz, durch kräftigen Unternehmungsgeist, durch gemeinnützige Gesinnung, durch wahrhaft deutschen Sinn auszeichnet. Hier liegen die alten, großen und historischen Dörfer des Landes.

Es sind nun zwei Jahre, daß ich zum letzten Male in Rendsburg war. Die Stadt lag damals voll von dänischen Truppen; dänische Beamten und dänische Polizei unterdrückten alle bürgerliche und individuelle Freiheit. In der Presse knebelte die dänische Regierung die Freiheit des Gedankens und die öffentliche Meinung. Das nationale, deutsche Bewußtsein der Bürger sollte dem Dänenthum weichen. Aber die Energie und die Zähigkeit der Bevölkerung waren stärker, als alle Anstrengungen des dänischen Regierungsmechanismus. Wie ehemals in der Lombardei, wie heute noch in Venetien, setzten Alle einmüthig den Dänen den zähesten Widerstand entgegen. Den Dänen öffnete sich kein deutsches Haus, noch weit weniger ein deutsches Herz. In keiner Gesellschaft hatten die dänischen Beamten und Officiere Zutritt; zu keinem Feste, zu keinem Balle wurden sie geladen; man sprach nicht mit ihnen, man grüßte sie nicht, man saß nicht mit ihnen im Gasthause an demselben Tische. Sie lebten einsam, wie in einer menschenleeren Wüste, nur auf den Umgang mit sich selbst und mit ihren Familien angewiesen. Wer diesen Bann brach, den man um die Dänen gezogen, der war selbst von der ganzen Gesellschaft ausgestoßen. Verachtet ging er ebenso einsam umher. Zwölf Jahre haben die Rendsburger Bürger diesen Widerstand mit einer seltenen Consequenz und Ausdauer durchgesetzt, mit einer zähen Energie, um welche die Lombarden in Mailand und Brescia sie hätten beneiden können. Jetzt sah ich Rendsburg wieder, das von der dänischen Herrschaft befreite Rendsburg. Ich hatte die Heerstraße zu meiner Reise benutzt. Alle Häuser waren mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt, in den Straßen erklang das Schleswig-Holsteinlied, vor der Hauptwache am Paradeplatze und auf „Südjütlands-Brückenkopf" wehten die Fahnen Schleswig-Holsteins und des gemeinsamen, großen deutschen Vaterlandes fröhlich im Morgenwinde. Und als ich Morgens erwachte, da hörte ich auf dem Paradeplatze die Signale sächsischer Hörner und deutsche Commandoworte: „Gewehr auf, Marsch, Marsch!" und eine sächsische Jägercompagnie zog vorüber, um die Stellung an der Schleußenbrücke und an den Schanzen zu besetzen. Und ein lieber Freund, der Advocat Fischer, trat zu mir in die Stube und sagte: „Wollen wir nicht einen Gang durch Rendsburg machen? Vor zwei Jahren habe ich Sie auch durch die Stadt geführt. Damals war es anders. Heute sollen Sie Rendsburg ohne Dänen sehen."

„Ja," rief ich. „Vor zwei Jahren war es an einem warmen und heitern Sommertage, heute liegt eine dichte Schneedecke und ein grauer Nebel über der Stadt; aber das Herz ist ebenso heiter und fröhlich, wie es damals traurig war."

Und aus der casernenhaft und regelmäßig gebauten Neustadt gingen wir durch die herrliche Allee von Ulmen und Linden über den Jungfernstieg nach der noch im mittelalterlichen Styl aufgebauten Altstadt. Zu beiden Seiten des Weges goß sich in weiter Fläche die Eider aus. Den Wasserspiegel bedeckte heute eine schimmernde Eisdecke. Auf dem Jungfernstieg waren bei einigen prächtigen Bäumen die Krone und ein Theil der Aeste abgeschlagen; manche trugen die Spuren von Axthieben auch an den Stämmen; drüben auf der anderen Seite des Wassers war eine lange Reihe herrlicher Ulmen in ähnlicher Weise verunstaltet. Eine prächtige Trauerweide, welche vor zwei Jahren weit über den Wasserspiegel hinabhing, fehlte heute ganz. „Wer hat denn diese prächtigen Bäume in so barbarischer Weise verunstaltet? wo ist denn die schöne Trauerweide geblieben, welche ich damals so bewunderte?" fragte ich, erstaunt über diese Verwüstung, meinen Freund.

„Glauben Sie," erwiderte er, „daß diese Barbarei Jemand anders begangen haben kann, als die Dänen? Es fiel ihnen plötzlich ein, daß die Altstadt zu Schleswig gehöre, und sie hatten die Absicht, Rendsburg nur bis „Südjütlands-Brückenkopf" zu räumen, der, wie Sie sehen, dort am Ende der Promenade des Jungfernstieges die Altstadt von der Neustadt trennt. Hinter den Forts dort wollten sie sich festsetzen und sämmtliche Bäume hier auf der Promenade niederbauen, um für ihre Kanonen freien Spielraum zu haben, wenn die Sachsen durch die Neustadt heran-

zögen. Sehen Sie da und dort, zwanzig Schritte weiter die Vertiefungen im Boden quer über den Weg?"

„Ja, ich sehe sie. Woher rühren sie?"

„Die Dänen hatten zwei Palissadenreihen quer über die Straße gebaut, um hinter ihnen den Durchgang zwischen den beiden Forts nach der Altstadt zu vertheidigen."

„Nun, und wo sind die Palissadenreihen geblieben?"

„Es war zu lächerlich," sagte der Advocat, „zweimal haben sie die Palissadenreihen in zwei Tagen aufgebaut, und wieder niedergerissen. Ihre Unentschlossenheit war eben so groß, wie die Lust, hier, mitten in Rendsburg Halt zu machen in ihrer Retirade."

„Und wie war ihr Abzug?"

„Kläglich, ganz still und lautlos. Es lag ein dichter Nebel. Sie verschwanden fast ungesehen. Dann stieg die Sonne hinter den grauen Nebelvorhängen empor, feurig, glänzend, die Häuser und der Wasserspiegel erschienen wie in goldenes Licht getaucht. Und mit der Sonne zogen die Sachsen ein, von unendlichem Jubelruf begrüßt, und aus allen Fenstern flatterten in demselben Moment die schleswig-holsteinischen und die deutschen Fahnen. O, es war ein herrlicher Augenblick nach so langer, trüber Zeit!"

„Ist es denn wahr, daß die Dänen Alles fortgenommen und mitgeschleppt haben, was nicht niet- und nagelfest war?"

„O nein," erwiderte er lachend, „sie haben sogar das mitgenommen, was niet- und nagelfest war. Sie haben die Oefen aus den Baracken gebrochen, sie haben die Laternenpfähle dort drüben ausgerissen; in den Casernen, im Lazareth fehlt Alles, sie haben sogar die Nägel aus der Wand gerissen, an denen sie Kleidungsstücke aufgehängt hatten. Im Telegraphenamt fehlen alle telegraphischen Instrumente. Man erzählte mir, daß sie sogar die Fußböden aufgerissen und aus den Bretern Kisten gezimmert haben."

„Und das Geld in den Cassen?"

„Glauben Sie etwa, daß die Dänen Geld liegen lassen? Nein, das wäre doch zu naiv!"

Wir waren am „Südjütlands-Brückenkopf" angekommen. Der Name umschließt eine kolossale Frechheit, und zwar eine zweifache Frechheit, einmal, indem Schleswig „Südjütland" genannt wird, dann, indem sie mit dieser Benennung die Grenze Schleswigs bis mitten in die Stadt Rendsburg verlegen. Aber wenn es auf dänische Anmaßung ankommt, da kann man ja über gar nichts erstaunen! Nun gingen wir links an dem Fort abwärts, immer an der Eider entlang, durch den sogenannten Schlangenweg und über die Schiffbrücke nach der Schleuße zu. Im Sommer ist dieser Weg ein sehr angenehmer Spaziergang. Links schweift das Auge über die blaue Wasserfläche des Flusses, welcher sich hier zu einem weiten Becken ausdehnt, rechts erheben sich hinter duftigen Wiesen die charakteristischen Häuser der Altstadt. Heute deckte die ganze Umgebung eine weiße Schnee- und Eisdecke. „Wohin führen Sie mich denn eigentlich hier, Freund?" fragte ich den in schnellem Schritt neben mir gehenden Advocaten.

„Wohin? nun, nach dem Kronwerk. Sie sollen doch die Hannemänner ganz in der Nähe sehen. Sehen Sie da drüben den Danebrog? Er ist auf halben Stock aufgezogen, wegen der Trauer."

Richtig, drüben am andern Ufer des Flusses flatterte lustig der Danebrog, das weiße Kreuz im rothen Felde auf hoher Stange. Noch einige hundert Schritt, und wir waren im Kronwerk angekommen. Die Scenerie war sehr belebt. Hier, gleich neben uns, waren eine Compagnie sächsischer Infanterie und eine Abtheilung Pioniere beschäftigt Erdschanzen aufzuwerfen. Mühsam arbeitete der Spaten in dem gefrornen Boden. Drüben am andern Ufer des Flusses standen das Zollhaus und einige andere Gebäude, welche dänische Infanterie besetzt hielt. „O," sagte der Advocat, „kommen Sie, Sie können die Dänen noch näher haben. Auf zehn Schritte sollen Sie Hannemann sehen." Wir gingen an dem Wasserbecken entlang bis dahin, wo dasselbe durch eine Schleuße mit einem zweiten, weiten Wasserbecken verbunden war. Die Schleuße hatte eine Breite von ungefähr zwanzig Schritt. Ueber derselben lag eine Brücke, welche aufgezogen werden konnte. Jenseits derselben standen zwei dänische Posten. Hier, auf der andern Seite standen ihnen zwei sächsische Posten gegenüber. Die Dänen hatten das Gebäude, welches ihnen als Wachthaus diente, durch eine hohe Palissadenreihe gegen die Brücke zu geschützt. Hier drüben hatten die Sachsen ihre Wache ebenfalls in einem hart am Ufer liegenden Gebäude eingerichtet, und eine Palissadenreihe gerade derjenigen der Dänen gegenüber erbaut. Officiere und Soldaten gingen ab und zu. Viele Soldaten standen an der Schleußenbrücke und schauten plaudernd hinüber. Vor dem sächsischen Wachthause wehten die schleswig-holsteinische und die deutsche Fahne. So nahe haben sich Deutsche und Dänen lange nicht gegenüber gestanden.

„Was meint ihr, Kinder?" fragte ich die neben uns stehenden Unterofficiere und Soldaten, „wollen wir nicht hinüber über die Brücke und die Hannemänner aus dem Lande treiben?"

„O," erwiderte einer der Unterofficiere, „wenn wir nur dürften, wie wir wollten, die Dänen wären auch schon aus Schleswig. Aber da stehen wir hier und dürfen nicht vorwärts, und da drüben plündern die Dänen die schleswigschen Dörfer aus. Nie dürfen wir wieder nach Dresden kommen, wenn wir die Dänen nicht aus dem Lande getrieben haben. Man wird uns verachten. Und so denken wir Alle, die Soldaten und die Unterofficiere. Und es liegt doch nicht an uns."

„Ja, so denken wir Alle," sagte ein zweiter Unterofficier, „alle Sachsen. Auch die Hannoveraner denken so. Wir gehen nicht wieder zurück nach Altona."

Da trat ein Rendsburger Bürger heran, als er uns bemerkte. Ich kannte ihn recht gut, noch von früher her. „Schändlich," rief er, „ist das nicht schändlich? Sehen Sie da drüben die sechs holsteinischen Dörfer, welche zwischen Eider und Sorge liegen. Bis jetzt hat kein Mensch in der Welt bestritten, daß sie zu Holstein gehören. Und die Dänen halten sie besetzt und plündern sie aus, und wir stehen hier und sehen zu, und der Bundestag — setzt keine Sitzung an. So eben erzählt mir ein Mann aus Büdelsdorf, aus dem größten Dorfe da drüben, daß gestern bereits Execution angesagt ist wegen der eigentlich erst am 14. Januar fälligen Steuern. Es ist den Dänen plötzlich eingefallen, sie zum 5. Januar einzufordern. Und eine Requisition ist angesagt, die die Dörfer vollkommen ruiniren muß. Von Heu und Stroh soll die Hufe Landes 3—4000 Pfund liefern. Schwertfeger, der den „Megger Koog" besitzt, soll allein eine Million Pfund Heu liefern. Und es ist so leicht, jetzt die ganze Danewerkstellung zu nehmen," fuhr er fort, „jetzt, wo die Treene und die Schley gefroren sind; fast ohne Verlust kann man sie nehmen, während, wenn das Wasser wieder auf ist, zehntausend Menschen dabei umkommen können. Es ist eine schändliche Geschichte."

„Kennen Sie die Stellung so genau?" fragte ich ihn.

„Ganz genau. Ich habe darin gearbeitet. Ich kenne jede Schanze, jedes Geschütz. Wenn Sie wollen, will ich Ihnen die Stellung ganz genau beschreiben. Aber ich muß schleunig nach der Stadt. Sie müssen mit mir zurückgehn."

Wir gingen der Eisenbahn entlang bei der Schanze, welche dort die Hannoveraner bauen, vorüber nach der Stadt. „Unsinn," murmelte der Rendsburger Bürger, als wir bei den Schanzarbeitern vorüberkamen, „diese Schanze! Was soll die Schanze? Sie wird nur angelegt, um die Leute zu beschäftigen." Auf dem Eise liefen halberwachsene Knaben Schlittschuh. Sie hatten bunte Bänder in den schleswig-holsteinischen Farben in Händen, und wenn sie ganz in der Nähe der drüben postirten dänischen Schildwachen waren, hielten sie ihnen die Bänder hin und riefen: „Hannemann, kennst Du dat?" oder: „Hannemann, kannst mi kriegen?" worauf sie dann eilig zu dem andern Ufer zurückjagten.

„Unsere Lage ist wahrlich zu ernst zu solchem Kinderspiel," sagte der Rendsburger Bürger, als wir neben dem Flüßchen hin zur Stadt zurückgingen. „Aber hören Sie jetzt, nun will ich Ihnen die Danewerkstellung schildern, Herr Doctor; aber bringen Sie's in Deutschland in die größte Zeitung. Die Dänen werden sich schändlich darüber ärgern. Allein können Sie nicht Schleswig-Holstein erobern, leider nicht; aber so geärgert hat die Dänen, wie Sie, bis jetzt selten Jemand. Also hören Sie: Friedrichsstadt bildet den rechten Flügel der Stellung. Es hat 3 Schanzen, eine starke Schanze und zwei Lünetten. Sie sind mit 13 Kanonen armirt, 6pfünder bis 84pfünder. Der Brückenkopf ist zerstört. Nun weiter nach links. Die nächsten Schanzen sind bei Hollingstedt. Zwischen Friedrichsstadt und Hollingstedt bildet die Treene die Ueberschwemmung des Treenethals. Zwischen Hollingstedt und Kurburg sind neun starke Schanzen. Sie sind armirt mit einem 84pfünder, zwei 24pfündern, zwei 18pfündern und zwei 6pfündern. Von Kurburg bis Danewerk sind fünf Schanzen. Sie sind ebenso armirt, wie die vorigen. Das Terrain ist dort flach. Von Danewerk bis Pustorf sind acht Schanzen. Davon sind drei Schanzen nicht armirt. Das Terrain ist hüge-

Xylogr. Anstalt von Brend'amour.

Die Kegelbahn.

Nach seinem Originalgemälde auf Holz gezeichnet von Friedrich Hiddemann.

lig. Hier ist die Stellung am leichtesten angreifbar, weil das vorliegende Terrain aus Moorgrund und Wiesen besteht und das gegenüberliegende Terrain hügelig ist. Jetzt ist das ganze Terrain gefroren. Hier ist die Stellung also bei dem gefrorenen Terrain, und weil die Schanzen nicht armirt sind, leicht zu nehmen. Bei Friedrichsberge ist eine Schanze mit vier Geschützen, zwei 18pfündern und zwei 6pfündern. Hier beginnt nun die Schley. Jetzt ist sie gefroren und haltlos. Die nächsten Schanzen sind bei Missunde. Es sind ihrer drei, jede mit acht Geschützen armirt. Bei Missunde ist die leichteste Uebergangsstelle über die Schley. Die ganze Schanzenreihe hat bis Schleswig eine Länge von sieben Meilen, von Schleswig bis Missunde dritthalb Meilen. Zu ihrer Besetzung sind wenigstens 2400 Artilleristen nöthig. Es ist gar nicht zu verantworten, daß die Stellung nicht jetzt augenblicklich angegriffen wird. Wie ich Ihnen sage, sie wäre fast ohne Blutverlust zu nehmen."

„Aber warum armiren die Dänen die Schanzen nicht jetzt vollständig?" mußte ich doch meinen Begleiter fragen, der sich nach und nach in eine Entrüstung hineingeredet hatte, wie sie mir bei einem Schleswig-Holsteiner noch nicht vorgekommen war.

„Das wäre ein Kunststück," rief er, „was selbst die Energie der dänischen Regierung nicht fertig bringen würde. Materiell ist die ganze Vertheidigungslinie noch höchst unvollständig; vor acht Tagen waren die Pulvermagazine noch nicht fertig. Die Dänen werden auch nie im Stande sein, die Linie zu besetzen. Bei der Anlage ist auf Mitwirkung einer schwedischen Armee von 40—50,000 Mann gerechnet. Leider bleibt die Armee nur aus."

Wir waren wieder bei „Südjütlands Brückenkopf" am Jungfernstieg angekommen.

Am Abend wäre ich durch einen Zufall fast den Dänen in die Hände gerathen. Ich war im Begriff, vor Pahl's Hotel am Paradeplatze in eine Droschke zu steigen, um nach dem Bahnhof zu fahren. Da sprang der Hauptmann von Kolb, der jetzige Besitzer des Gasthofes, der während der Feldzüge eine Compagnie der schleswig-holsteinschen Armee führte, hinzu und rief: „Was Teufel, wo wollen Sie denn hin?"

„Nun, ich will nach Kiel und fahre nach dem Bahnhof," entgegnete ich, ganz verwundert über die an dem sonst so ruhigen Hauptmann ungewohnte Hitze.

„Haben Sie denn vergessen, daß die dänische Regierung seit zwei Jahren schon befohlen hat, Sie, sowie Sie sich in den Herzogthümern betreten lassen, zu verhaften und gefangen nach Kopenhagen zu führen? Den Bahnhof haben die Dänen ja noch besetzt. Steigen Sie aus. Ich will Sie nach der Haltestelle in der Stadt fahren."

Ich ging mit dem braven Hauptmann nach der Haltestelle. Dort brachten wir noch eine halbe Stunde im Wartezimmer zu, bis der Zug ankam, um mich nach Kiel zu fahren. Das Wartezimmer war voll von Reisenden, mehrere Damen und Bürger aus Rendsburg, hannoversche Officiere und Fremde, welche ebenfalls nach Kiel und Altona wollten. Das „Unglück im Lande" und „der verlassene Bruderstamm" in Schleswig gab zu einer Menge leidenschaftlicher Ausbrüche Veranlassung. Am heftigsten traten die Damen auf, welche von den Officieren die Zurückforderung der in der dänischen Armee dienenden Schleswig-Holsteiner und die sofortige Vertreibung der Dänen aus Schleswig verlangten. Alle waren vollkommen miteinander einverstanden. Hätte es an den im Wartezimmer der Eisenbahnstation zu Rendsburg befindlichen Personen gelegen, die Dänen wären noch heute Abend aus den sechs holsteinischen Dörfern zwischen Eider und Sorge geworfen worden.

G. Rasch.

Ein Maler des rheinischen Dorflebens.

Mit Abbildung.

Zu den talentvollsten der jüngeren Zöglinge der Düsseldorfer Schule gehört unbedingt Friedrich Hiddemann, der Maler des allerliebsten Idylls, das wir unsern Lesern in einem sehr gelungenen Holzschnitte vorführen. Wie Becker, Knaus, Vautier und manche andere hochbegabte Düsseldorfer hat er seinen farbenreichen Pinsel vorzugsweise dem volksthümlichen Genre gewidmet und namentlich das gemüthliche heitere Element desselben vertreten.

Friedrich Hiddemann wurde als der Sohn eines Musikers im Jahre 1829 in Düsseldorf selbst geboren und, trotz seines energischen Widerstrebens, von seinem Vater gezwungen, sich für dessen Lebensberuf vorzubilden. Indeß, wie überall und immer, wo entschiedenes Talent nach einer andern Lebensgestaltung hinweist, so brach sich dieses auch bei Hiddemann durch alle äußeren Hemmnisse und Schwierigkeiten endlich siegreiche Bahn. Nach dem vorbereitenden Zeichnungsunterrichte durch den verstorbenen Maler und Bildhauer Götting sah er sich zu seiner unsäglichen Freude 1848 in die Malclasse der Düsseldorfer Akademie unter Professor Hildebrandt aufgenommen. Zwei Jahre später schloß er sich den Schülern Schadow's an, um als solcher vier Jahre lang der Akademie anzugehören.

Allein das war nicht die Kunstrichtung, die seinem Naturell und der Art seiner Begabung entsprach, und so fielen seine ersten malerischen Versuche nach historischen Motiven keineswegs hoffnungweckend aus. Endlich aber fand er das Feld, das ihm zusagte, und nun errang er sich Erfolg auf Erfolg, so daß er schon heute unter den Ersten seines Kunstgebietes genannt wird.

Seine Bilder, die sich immer rasch verkauften und durch ganz Deutschland und bis nach Frankreich hinüber verbreiteten, sind bereits ziemlich zahlreich, so daß wir hier nur einiger der bedeutendsten gedenken wollen. Es sind dies vor Allem: der Sonntagmorgen, — Schwarzwälder Bauern stehen, liegen und sitzen vor der überfüllten Kirche und hören in den mannigfaltigsten pittoresken Gruppen und Stellungen die Predigt mit an; die Dorfschule der guten alten Zeit, — ein Blatt voll köstlichen Humors. Der Lehrer, der zugleich ehrsamer Korbmacher ist, sitzt eingeschlafen bei seinem Flechtwerk, während die liebe Jugend den glücklichen Moment zu allerhand ergötzlichem Unfuge nach besten Kräften ausbeutet; und der Confirmationsrock, — einem ungeschickten und mit drolliger Verblüffung dreinschauenden Bauernjungen wird vom Schneider der Confirmationsrock angepaßt, in dem sich der arme Bube ganz verliert. Die Frau Mama ist über das schlechte Augenmaß des unglücklichen dörflichen Kleiderkünstlers außer sich vor Aerger, der Großpapa aber sieht der wichtigen Procedur in tiefster Seelenruhe zu, und die kleineren Geschwister machen Mienen der komischsten Spannung.

Die Kegelbahn gehört zu den neuesten Arbeiten des fleißigen Künstlers, sie ist erst 1860 vollendet worden, und der Leser kann sich mit eigenen Augen überzeugen, wie reizend der gemüthliche Vorwurf behandelt ist. Wir nannten das Bild ein Idyll, und dies ist's in der That, eine anheimelnde Sonntagsnachmittagsidylle mit dem ganzen Frieden und genügsamen Behagen, das unsere Phantasie mit ihr verbindet. Wir befinden uns im Baumgarten eines alterthümlichen rheinischen Wirthshauses; im Hintergrunde ragt der Spitzthurm der Kirche herein. Wie verschieden und ausdrucksvoll sind nun die einzelnen Gruppen und Gestalten, die uns in diesem einfachen Rahmen entgegentreten! Der Sohn des reichsten Bauern, mit stattlichem Pelzpardel geschmückt, ist eben auf die Bahn getreten, kunstgemäß und bedächtig hat er die Kugel in die richtige Lage gedreht und mißt nun mit prüfendem Blicke das Ziel, ehe er seinen Wurf thut. Ihm zur Seite steht ein alter Bauer mit listigem Gesichte, der, auch bereits die Kugel in der Hand, dem jungen Kegler seine Rathschläge zu geben scheint. Alle Augen aber sind auf diesen letztern geheftet. Selbst der Herr Pfarrer, so recht ein Bild innerer Heiterkeit, jedenfalls noch einer aus der alten freisinnigen Schule, wendet den Blick nicht von der Scene, während neben ihm der Schulze oder ein anderer der Dorfmagnaten ihm die Wichtigkeit des Momentes mit bedeutsamen Mienen kunstgerecht auseinandersetzt. Und wie trefflich ist das Gemisch von Spannung und Neid ausgedrückt, das sich auf dem Antlitz des bei seinem Schoppen auf der Bank sitzenden Bauern ausprägt! Die Verlegenheit endlich des Anschreibers, der mit seinen Zahlen nicht in's Reine zu kommen scheint, hat etwas Urkomisches! Mit einem Worte, das Ganze giebt trefflich die Stimmung der Scene wieder: Bewegung in der Ruhe. Das Bild fand denn auch allgemeine Bewunderung, ist aber leider ebenfalls nicht im deutschen Vaterlande geblieben, sondern nach Paris verkauft worden.

Im Leben ist unser junger Künstler die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit selbst und erfreut sich in den Künstlerkreisen seiner Vaterstadt, und wo er sonst gekannt wird, der allgemeinsten Achtung.

Blätter und Blüthen.

Preußische Beamte aus früherer Zeit. Im Jahre 1793 brachen in Breslau wegen eines verhafteten Schneidergesellen bedenkliche Unruhen aus, welche durch die Schwäche und Ungeschicklichkeit der Behörden eine traurige Wendung nahmen. Es wurde von Seite des Militärs auf die in den engen Straßen dicht gedrängte Menge geschossen und dabei siebenunddreißig Personen getödtet und einundvierzig schwer verwundet, darunter unschuldige Kinder, Frauen und zufällig Vorübergehende. Die Hauptschuld traf in der öffentlichen Meinung den allmächtigen Minister Grafen Hoym, einen Mann voll angeborener Liebenswürdigkeit, aber ebenso charakterlos, ohne sittliche Kraft, von Eitelkeit und Selbstsucht erfüllt. Bei dieser traurigen Angelegenheit richtete einer seiner Untergebenen, der feurige, hochbegabte Kriegsrath Zerboni in Petrikau, an den Minister einen Brief, worin er in einer weder vorher noch nachher gehörten Sprache ihm sein Sündenregister vorhielt. „Es sind," heißt es in diesem merkwürdigen Schreiben, „den 6. dieses Monats Auftritte in der Hauptstadt Schlesiens vorgefallen, die in einem wohlregierten Staate nicht möglich sind. Unsere Staatsverfassung ist gut, unsere Gesetze sind weise; wo kann der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letztern? Was hiervon auf die große Schuldrechnung Ew. Excellenz kommt, hat Ihnen Ihr Gewissen in der Nacht vom 6. zum 7. dieses Monats gesagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Vorsätze, die Sie da faßten, das Schicksal aller Ihrer bisherigen Entschlüsse haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich und Ihr Andenken verhaßt sein. — Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollbringen. — Sie beugen Ihr Knie vor der Convenienz und huldigen der Laune des Moments. Sie schätzen den Stein nur um der Folie willen. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst ertrug, zu einer Zeit, wo man so dreist jedem grauen Wahn in die Augen leuchtet, durch die kleinlich strengen Grenzlinien, die Sie in Ihren Cirkeln ziehen, unausstehlich und sich dem gebildeten Bürgerstande unerträglich gemacht. Neben den durch tausend bedenkliche Begünstigungen erkauften Bücklingen Ihrer souperfähigen Herren übersehen Sie die Achtung edler Männer, die im Sturme um Sie treten und Ihnen mit Rath und Entschlossenheit aushelfen könnten, wenn der Insectenschwarm, der nur im Sonnenblick Ihrer glänzenden Epoche zu dauern vermag, verjagt ist. — Mit Wehmuth habe ich es bei meiner kürzlichen Anwesenheit in Schlesien bemerkt, es ist weit gekommen. Männer von Kopf und Herzen hassen Sie nicht mehr; sie verachten Sie. Ihre Gunst ist der Stempel geworden, an dem man einen zweideutigen, charakterlosen Menschen erkennt. Man arbeitet daran, Ihre Periode zu beschleunigen."

Um den allerdings außerordentlichen Ton dieses Briefes erklärlich zu finden, muß man einen Blick auf die damalige Zeit und die Menschen werfen. Noch wirkte das Beispiel Friedrich des Großen nach, der sich für den ersten Diener seines Staates erklärt hatte, noch gab es Beamte, die aus seiner Schule hervorgegangen waren und mitten in der unter seinem schwachen Nachfolger eingerissenen Sittenlosigkeit und Unmoralität die Gebote der Pflicht und Ehre treu erfüllten. Die Aufklärung des Jahrhunderts und die Donnersprache der französischen Revolution hatten die Geister aus ihrem Schlafe gerüttelt und auch in Deutschland eine mächtige Bewegung hervorgerufen. Dazu kam die Sturm- und Drangperiode der jungen, überschäumenden Literatur, besonders Schiller's jugendliche Ideale und die Philosophie des großen Kant mit ihrem kategorischen Imperativ von gediegenem Erz. Alle diese Elemente fanden sich in dem Kriegsrath Zerboni vereinigt, der nach dem einstimmigen Zeugnisse selbst seiner Gegner ein vortrefflicher Kopf, heller Geist, warmer Patriot und musterhafter Staatsmann war.

Als schwärmerischer Eiferer für Tugend und Recht hatte er mit dem aus Oesterreich geflüchteten Kapuziner Georg Feßler und einigen gleichgesinnten Freunden eine Art Freimaurerorden ganz im Geiste jener Zeit unter dem Namen „Euergeten" oder Gutesthuer gestiftet, mit dem Wahlspruch: „Dem Verdienste seine Kronen, Untergang der Lügenbrut" und der Absicht, die Vorrechte des Adels abzuschaffen, die Güter der hohen katholischen Geistlichkeit zu öffentlichen Zwecken zu verwenden, die Lage der ländlichen Bevölkerung zu verbessern und besonders für den Unterricht und die Erziehung des Volkes zu sorgen. Unglücklicher Weise geriethen die Papiere dieser an sich ganz unschädlichen Verbindung in die Hände des Grafen Hoym, der davon den geeigneten Gebrauch gegen seinen Gegner machte. Zerboni wurde ohne Urthel und Recht für unbestimmte Zeit auf die durch den Baron von Trenck berüchtigte Sternschanze in der Festung Magdeburg gebracht, wo er in einem dunklen, feuchten Kellergemach ohne Bücher, Schreibmaterial und frische Luft längere Zeit schmachtete. In seiner Vertheidigungsschrift legte der unerschrockene Mann das offene Bekenntniß ab, daß er eine unumschränkte Monarchie nicht als das letzte Ziel der Cultur ansehn, indem er ein Verhältniß, wo auf der einen Seite lauter Zwangspflichten ohne Rechte, auf der andern lauter Rechte ohne Pflichten stehe, für widernatürlich gehalten habe. Selbst die republikanischen Ansichten seiner Freunde, die er nicht theilte, glaubte er nicht strafbar in einem Staate, wo einst der erste Mann des Jahrhunderts vom Throne herab bekannt, daß eine Monarchie die beste, nach Umständen auch die schlechteste aller Staatsverfassungen sein könnte; in einem Lande, wo ein Philosoph wie Kant unter öffentlicher Censur gelehrt, daß nicht eher die Hoffnung vorhanden sei, die Nationen in ein durch das Sittengesetz gebilligtes Verhältniß zu einander treten zu sehen, als bis sie sammt und sonders eine republikanische Regierungsform annehmen werden.

Endlich wurde Zerboni vor seine ordentlichen Richter gestellt und mit Anrechnung der bereits erlittenen Strafe zu einer milden Festungshaft verurtheilt. Das Kammergericht bestätigte diesen Spruch, indem es hinzufügte: „daß Zerboni um so strafbarer sei, da er als Justitiarius die Gesetze und Landesverfassung hätte kennen und einsehen müssen, wohin der Kampf gegen die Vorrechte der privilegirten Stände und gegen die vermeintlichen Privilegien der höheren Staatsbeamten führen werde."

Nach seiner Freilassung veröffentlichte Zerboni eine Schrift „über das Bildungsgeschäft in Südpreußen", worin die Regierung aufmerksam gemacht wurde, daß nur die Begründung eines freien Bauernstandes und die Begünstigung deutscher Einwanderer Polen in eine Vormauer gegen Rußland umzuwandeln im Stande sei. Der Minister Struensee erkannte die Richtigkeit dieser Ansicht und streckte Zerboni trotz seiner demokratischen Gesinnung das nöthige Geld vor, um seine Colonisationspläne zu verwirklichen.

Ein Freund und Gesinnungsgenosse Zerboni's war damals der nicht minder ausgezeichnete Zollrath Hans von Held, der berühmte Verfasser des zu seiner Zeit so großes Aufsehen erregenden „schwarzen Buches", das die ebenfalls unter dem Grafen Hoym geschehenen Unterschleife beim Verkauf und der Verschenkung der in dem polnischen Theile der Monarchie liegenden Güter schonungslos aufdeckte. Die Seele dieser Betrügereien, welche sich auf Millionen beliefen, war einer der Untergebenen und Creaturen des allmächtigen Ministers, der ehemalige Förster Triebenfeld, der mit der Zeit zum Forstrath befördert und sogar geadelt worden war. Der ehrliche Held, noch dazu durch das unverdiente Schicksal seines Freundes Zerboni gereizt, sammelte die betreffenden Thatsachen und veröffentlichte dieselben unter dem Titel: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate, oder actenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführungen zweier preußischer Staatsminister." Statt des Druckorts hatte der Verleger „Nirgends und Ueberall" angegeben, mit der Jahreszahl 1801. Dem schwarzen Einbande verdankte das Buch den Namen, unter dem es allgemein bekannt geworden ist.

Held zeigte dem ihm befreundeten Minister Struensee das Manuscript vor der Herausgabe seiner Schrift und fragte seinen Vorgesetzten um Rath. Struensee behielt die Schrift einige Tage bei sich, und als er sie zurückgab, erklärte er die Thatsachen für richtig, allein bei weitem noch nicht vollständig, indem er hinzufügte, er kenne den tieferen Zusammenhang, ein Geheimniß, das der Verfasser nicht habe wissen können. Ungeheuer war die Wirkung des Buches, das gegenwärtig zu den größten bibliographischen Seltenheiten gehört und nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden sein dürfte. Graf Hoym und der Kanzler v. Goldbeck, gegen welche diese furchtbare Anklage geschleudert war, erlagen fast unter dem Gewicht der öffentlichen Meinung. Gegen Held wurde eine strenge Untersuchung eingeleitet; zu seiner Vertheidigung fügte er den früheren Angaben unter dem Namen „schwarzes Register" eine umständliche Aufzählung der in Südpreußen von 1795—1798 verschenkten Güter hinzu, ihres vorgespiegelten und ihres wahren Werthes, der Empfänger und etwaiger späterer Besitzer. Diese Liste enthält zweihundertundvierzig Güter, die zu viertehalb Millionen Thaler geschätzt, aber zwanzig Millionen werth und an etwa zweiundfünfzig Personen verschenkt waren.

So hatte z. B. der berüchtigte Triebenfeld dafür, daß er die Schenkungen anordnete und ausführen half, selbst acht Güter geschenkt bekommen, welche im Werth von 51,000 Thalern angegeben, bald nachher auf 700,000 abgeschätzt und am 9. März 1801 für 750,000 verkauft wurden. Trotzdem daß Held die Wahrheit der von ihm angegebenen Thatsachen bewies und in jedem Punkte den beiden Ministern gegenüber sein Recht behauptete, wurde er von der Criminaldeputation des Kammergerichts mit Amtsentsetzung und achtzehnmonatlicher Festungshaft bestraft und dieses Urtheil in zweiter Instanz mit der Mehrheit einer Stimme bestätigt. Zwar erstattete der Justizminister v. Arnim dem Könige Bericht und sprach darin sehr günstig für Held, aber der König ließ der Gerechtigkeit, die hier das größte Unrecht war, ihren ungehemmten Lauf. Schwer mußte der Freund der Wahrheit für sein edles Streben büßen und, da er keine Anstellung in Preußen fand, mit Noth und Sorgen kämpfen. Dennoch liebte er sein Vaterland treu und fest, treuer als seine mächtigen Gegner. Im Unglück und tiefsten Falle Preußens bewährte Held seinen Patriotismus, indem er mit Wort und Schrift unter den größten Gefahren für sein eigenes Leben und seine Freiheit gegen die Franzosenherrschaft und den Despotismus Napoleon's rücksichtslos in Wort und Schrift ankämpfte, indem er mit wunderbarem Scharfblick das nahe Ende des allmächtigen Usurpators voraussagte. Erst nach dem Freiheitskriege erhielt Held von dem Minister Hardenberg eine neue Anstellung beim Salzwesen, während sein Freund Zerboni zum Oberpräsidenten der Provinz Posen ernannt und somit der ehemalige Demagoge für dieselben Ideen belohnt wurde, für die er einst so schwere Strafen und Verfolgungen erlitten. Beide erlebten den Sieg der guten Sache, für die sie gekämpft und die schwersten Opfer gebracht. Beide sind darum noch heute bemerkenswerth als leuchtende Beispiele des preußischen Beamtenstandes, der einst berühmt war wegen seiner Unabhängigkeit und Unparteilichkeit, wegen seiner Vaterlandsliebe und Ueberzeugungstreue und dies hoffentlich noch recht lange bleiben wird.

Sylvestergeschenk an einen Dichter. Es war in der letzten Stunde des abgelaufenen Jahres, als in Bonn eine Anzahl von Studirenden der Philologie um ihren Meister, Otto Jahn, in trautem Kreise beisammen saß. Die Stimmung von Lehrer und Schülern war eine ernst gehobene, wie dies die Momente solcher Zeitabschnitte mit sich zu bringen pflegen, wo man rückblickend abschließt mit der ihrem Ende nahenden Periode und bangfragend vorwärtsschaut in die sich eröffnende neue, und was jetzt überall, wo deutsche Herzen schlagen, in erster Stelle die Gemüther beschäftigt, neue Hoffnung weckt, aber auch neue Sorge und neue Angst, — das erfüllte natürlich auch die Seelen unserer kleinen Sylvestergesellschaft und um so lebhafter, als der verehrte Lehrer selbst zu den Söhnen des „verlassenen Bruderstammes" gehört. Die Becher kreisten fleißig, und als das Jahr schied, da stimmten Alle in feierlicher Begeisterung das viel gesungene, aber immer von Neuem seine zündende Wirkung bethätigende Schleswig-Holsteinlied an, und noch unter dem Eindrucke seiner markigen Strophen reifte der Entschluß, dem Dichter des Liedes ein kleines Zeichen

des Dankes und der Anerkennung zu senden. An den Ufern des Rheines war die Wahl der Ehrengabe nicht schwer: schon am 2. Januar ging ein Fäßlein edelsten Rebengewächses zu einem Labetrunke an den Dichter nach Würzburg ab, zugleich mit einem von sämmtlichen Theilhabern, Lehrer und Schülern, unterzeichneten Widmungsschreiben, dessen warme Worte Zeugniß ablegen von der Quelle, der sie entflossen sind: dem treuen, deutschen Herzen.

Dritte Todtenliste von im gegenwärtigen amerikanischen Kriege gefallenen Deutschen, deren Erben Näheres auf dem Generalconsulat der Vereinigten Staaten zu Frankfurt a. M. durch dessen Secretair August Glaeser erfahren können. Das Generalconsulat fühlt sich bei dieser Gelegenheit verpflichtet, zu bemerken, daß nach wie vor diese Listen ausschließlich der „Gartenlaube“ zur Veröffentlichung zugesandt werden, daß mithin alle anderen dieselben enthaltenden Blätter sie nur aus der „Gartenlaube“ abgedruckt haben können.

Christoph Ammelmeier, Johann Braun, Breitenbach, Hornist Breitenitz, Corporal Behne, Bernhardt, Borkhardt, Jacob Brunner, Johann Beck, Jean Becker, Christ, Corporal Cramer, Jacob Corret, Albert Clines, Dantemann, H. Diehl II., Karl Dingen, Juv. E. Diebring, J. G. Danglen, Ed. D. Erwig, Ehler, Jesse Epinger, Friedemann, Franke, Sergeant Faust, Joseph Frith, F. Frederick, Lieutenant Firmbach, Grote, Grebb, E. Gundelach, Corporal Greß, Hermann Hartmann, Rudolph Heck, Henkel, Hutt, Heinecke, Hellen, Harning, Hunter, J. C. B. Hente, C. Krumb, Köhler, Krathwitz, Kempf, Kaufmann, Sergeant Kühne, Georg Kreß, Martin Lang, Sergeant Lüchinger, Sergeant Lange, Lambert, Lohmer, August Leg, Latzen, Lieutenant Lenders, S. Leonhard, Xaver Marder, Georg Meses, Mest, Albert Mehl, James Metz, Oscar Nister, Corporal Ney, Nickel, G. Neumann, Oelkins, Ohms, Ortmann, Pault, Pfeffer, Pflugfelder, Eduard Patz, Ephraim Rechert, Rethkopf, Peter Roth, Johann Roeder, Rötsch, Rauscher, H. Rissick, Jacob Rees, Fred. Rall, Joh. Sauter, Richard Schweikert, Strauß, Schellhaas I., Schulz, Corporal Schulz, H. Schwarz, Schirnmann, Lieutenant Spangenberg, Strob, Anton Spingler, G. Thies, Theiß, Franz Tone, H. Ullerweiler, Joh. Wolff, Waldbauer, Wirbenborst, Jos. Winter, W. A. Wecker, Peter Ed. Yorks.

Deutschland in Frankreich. Als ein erfreuliches Zeichen, wie in Frankreich das Verständniß und die Würdigung unserer deutschen Literatur von Jahr zu Jahr tiefere Wurzeln fassen, wird unsern Lesern die Mittheilung erscheinen, daß die trefflich geleitete „Revue germanique“, die sich zum Ziele gesteckt hat, unseren überrheinischen Nachbarn die Kenntniß deutschen Wesens und deutschen Geistes zu vermitteln und zu diesem Zwecke vor Allem auf das aufmerksam zu machen, was als wirklich bedeutende literarische Erscheinung anerkannt werden muß, demnächst schon eine Uebertragung der in den letzten Nummern der Gartenlaube zum Abdruck gebrachten ergreifenden Erzählung „Das ewige Licht“ von C. Aug. Heigel, aus sehr competenter Feder veröffentlichen wird.

An die deutschen Zeitungsschreiber.

Wollt in der deutschen Sache ihr deutsch sein an Geist und Gesinnung,
Wohl! — Seid's an Sprache doch auch! Rein sei und kräftig das Wort.
Fort mit „Situation, Pression, Succession“ und dergleichen!
Ist doch die Lage so klar, Druck auch und Erbfolgerecht.
Nennt nicht, was Recht, legitim, opportun, was entspricht euren Zwecken,
Redet zum Deutschen doch deutsch, fegt diplomatischen Kram!

G. Steinacker.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen im Laufe der letzten Woche wieder bei mir ein: 11 Thlr. 7½ Ngr., ges. am Jahrestage des Bürgervereins in Schleusingen — 14 Thlr. 10 Ngr., Cassaüberschuß der Gesellschaft Concordia in Wallendorf bei Saalfeld — 3 Thlr. 3 Ngr., der gesellige Cirkel in Magdeburg — 3 Thlr. 15 Ngr., in einer kleinen Gesellschaft in Warmbrunn, ges. von Pauser — 2 Thlr., Sammlung in einem Kränzchen in Lützen — 14 Thlr., Cassabestand eines Damenkränzchens in Stadtilm (Bravo!) — 8 Thlr. von einer kleinen Sylvestergesellschaft in Erfurt — 11 Thlr., ges. bei einem Gesellschafts-Abend des Liederkranzes in Pirna — 1 Thlr. 14 Ngr., bei der Sylvesterfeier im Meyer'schen Local in Wriezen ges. — 1 Thlr. A. P. in Dresden — 8 Thlr., Ergebniß einer Maskenballsammlung in Schwaan (Mecklbg.-Schw.) mit dem Motto: „Dem Rechte muß sein Recht werden“ — 3 Thlr., von einigen Tertianern des Gymnasiums in Zwickau — 10 Thlr. 10 Ngr., bei einem Frühstück in Chemnitz durch einen jungen Seebund ges. — 2 Thlr. Auctionserlös aus der Herberge bei Hallang in Bautzen — 1 Thlr. aus Limbach bei Chemnitz mit dem treffenden Motto: „Wenn die Reichen nicht wollen, so wollen die Armen zollen“ — 15 Ngr., von einigen Mitgliedern des Arbeitervereins Nr. 2 in Wurzen — 2 Thlr. vom Gesangverein Asträa in Leipzig — 1 Thlr., aus der Hall'schen Buchbinderei in Leipzig — 3 Thlr. 25 Ngr., ges. in einer Gesellschaft des Clubs in Altstrelitz — 7 Thlr., Monatsbeitrag einiger junger Deutscher in Oelsnitz — 8 Thlr., Ertrag einer theatralischen Vorstellung der Gesellschaft Freundschaft in Mügeln — 3 Thlr., von Secundanern des Gymnasiums in Zerbst — 5 Thlr., für die armen Schleswig-Holsteiner aus Wildeshausen — 2 Thlr. 2 Ngr., vom Militärverein zu Mügeln — 4 Thlr., von drei jungen Deutschen in Markneukirchen, durch E. Ohlenroth — 14 Thlr. 21½ Ngr., bei der Weihnachtsbescheerung der Gesellschaft Nepperwitzia in Leipzig — 6 Thlr. 23 Ngr., vom Christbaum der Gesellschaft Frohsinn in Pausa: „Was kümmert uns Oesterreich — was Preußen? Ein Lützow — und die deutsche Ehre ist gerettet!“ — 2 Thlr., Bindchn. in Leipzig — 7 Thlr. 10 Ngr., ges. bei einem Turnerkränzchen im Turnverein Eybau — 5 fl. öster., vom Mittwochskränzchen in Mühlbach (Siebenbürgen) — 2 Thlr., vom Meisterhause in Zschopau — 5 Thlr., Sylvestersammlung der Gesellschaft „Rose“ in Leipzig — 6 Thlr. M. Fuchs in Graslitz — 2 Thlr. 4 Ngr., ges. beim Karpfenschmauß in Bennewitz durch A. Colditz — 2 Thlr. N. N. — 1 Thlr. 1 Ngr., ein versteigerter Knopf und Reugeld von Dr. Bumann — 1 Thlr. 12½ Ngr., vom Mondscheinkränzchen in G....ß — 1 Thlr. 6 Ngr., bei einer Bowle durch M. Geyer — 7 Thlr., Betrag einer Sammlung in Warschau — 26 fl. öster., Sammlung der zwei obersten Classen des Gymnasiums in Troppau — 1 Thlr., ein sächsischer Lehrer — 1 Thlr. 5 Ngr., von armen Seminaristen dritter Classe in Rossen: Zum Trocknen einer Thräne unserer Brüder im Norden — 2 Thlr. 6 Ngr. von E. E. und B. A. in Leisnig — 1 Thlr. 25½ Ngr., von einer fidelen Punschgesellschaft in N. N. — 2 Thlr., vom Stiftungsfeste der Gesellschaft Eintracht in Ronneburg — 8 Thlr. 10 Ngr., von dem Eythraer Donnerstagsverein bei Gelegenheit des 80. Geburtstages des Hrn. Cantor Leuschner — 12 Ngr., von einigen armen Teufeln, ges. am Sylvesterabend in ..... — 10 Thlr., für die ihres Amtes entsetzten Lehrer in Schleswig-Holstein, von den Haupt-Seminaristen in Grimma — 15 Ngr. von dem Oekonomen des Seminars zu Grimma — 2 Thlr. 1 Ngr., gesammelt unter fidelen Radeburgern durch Kupferschmied Böhme — 1 Thlr. 20 Ngr. bei Quodlibet und Ball in Hohenleuben — 11 Thlr. 25 Ngr. beim Weihnachtsbaum des Männergesangvereins in Elsterberg — 7 Thlr., von der Gesellschaft Schraube in Stollberg — 2 Thlr. von H. L. in F–th — 5 fl. öster., von Franz Dietrich in Teplitz — 1 Thlr. von C. F. Schuster in Strehla — 10 Thlr. 17 Ngr., ges. bei einem Sängerballe in Oberfrohna durch Wilh. Streubel — 2 fl. rh., von mehreren Freunden im Gasthofe zu Wellershausen (Meiningen) — 2 fl., von einer Alzeyer Whistgesellschaft mit dem Wunsche: Möge Dänemark doch recht bald groß Schlemm gemacht werden — 11 Thlr., von einigen Mitgliedern des gewerblichen Bildungsvereins in Leipzig — 7 Thlr. 9½ Ngr., vom Ruderclub Union in Leipzig bei der Weihnachtsfeier — 1 Thlr. 15 Ngr., Ertrag eines Beutes im Schützenhause zu Leipzig, gespielt von einigen Mitgliedern des Gabelsberger Stenographen-Vereins — 22½ Ngr. H. in .... — 1 Thlr. W. u. K. bei Kimmratzhofen in Stiefenhofen (Allgäu) — 3 Thlr. Swidon in Neiße — 3 Thlr. von Rechtsanwalt Ackermann in Schmalkalden, mit einem sehr kräftigen, aber unabdruckbaren Wunsche — 1 Thlr. 24 Ngr., gesammelt in einer fröhlichen Biergesellschaft bei Ph. Gehring in Hildburghausen — 5 Thlr. 5 Ngr. in einem Familienkreise in Aachen auf Anregung der Hausfrau gesammelt — 38 Thlr., Ertrag einer musik.-theatralischen Abendunterhaltung der Gesellschaft „Harmonia“ in Mügeln — 48 Thlr., von drei jungen Deutschen in Havre, durch Herm. Kühn — 15 Thlr., ges. bei einem Concerte im Bade zu Raschau — 27 Thlr., ges. beim 25jährigen Stiftungsfeste des Gesangvereins Amphion in Riesa durch Postsecretair Wunderlich und Fräulein Tränkmann — 20 Thlr., der landwirthschaftliche Verein zu Plohn bei Lengefeld — 72 Thlr., zur Wahrung deutschen Rechtes und deutscher Ehre ein kleines Scherflein von den Schülern der Königlichen Landesschule in Meißen — 20 Thlr., von den Mitgliedern der Typographia in Leipzig.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 6. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von Otto Ruppius.

1.

Der wartende Postillon gab das zweite Signal für die noch zögernden Passagiere, und in der Thür des Posthauses erschien ein junger Mann in eleganter Reisekleidung, einen breiten Panama-Strohhut über dem sonnengebräunten Gesichte, welches durch den leichten, tiefschwarzen Schnurrbart ein noch südlicheres Gepräge erhielt. „Mein Gepäck richtig untergebracht, Conducteur?“ fragte er, und in seinem Tone, wie in der Weise, den Kopf zu heben, lag, verbunden mit seiner ganzen übrigen Erscheinung, etwas, das an eine Lebensstellung mahnte, die sonst kaum eine Fahrt mit der ordinären Post erlaubt.

„Alles in Ordnung!“ war die bereite Antwort, unter welcher der Reisende langsam in den innern Raum des Wagens stieg, während sich hinter ihm die Thür schloß. Auf dem Rücksitze hatten schon zwei andere Passagiere Platz genommen, in der einen Ecke ein ältlicher, dickbeleibter Mann, der sich bereits zum Schlafen anzuschicken schien; in der andern eine dicht verschleierte weibliche Gestalt. Einen einzigen kurz musternden Blick warf der Eingestiegene über seine Reisegesellschaft, dann nahm er, wie der Nothwendigkeit folgend, den leeren Vordersitz ein — im Coupé wurde die Stimme des Conducteurs hörbar, und fort rollte der Wagen über ein Pflaster so rauh, daß vor den einzelnen Stößen sich die Hand des weiblichen Passagiers aus der leichten Umhüllung streckte, um an der Wagenthür einen Halt zu gewinnen, und wie unwillkürlich ward der Blick des jungen Mannes von diesem sich ihm neu bietenden Punkte festgehalten. Es war eine Hand, die unter dem Glacéhandschuh fast Kinderformen verrieth, und die feinen Finger schienen kaum der ihnen gestellten Aufgabe gewachsen zu sein. Aber der Wagen hatte bald die Stadt verlassen und bog in einen weichen Feldweg ein, die kleine Hand verschwand wieder, und nach einem Blicke in die bereits halb dämmernde öde Landschaft hinaus lehnte sich der junge Reisende zurück, drückte an Stelle des Strohhutes eine weiche seidene Mütze auf das dunkle lockige Haar und begann, in augenscheinlich gewecktem Interesse, mit halbgeschlossenen Augen weitere Beobachtungen an seinem Gegenüber anzustellen. Was er vor der halb zurückgefallenen Mantille entdecken konnte, war ein Oberkörper von feinen, jugendlichen Formen; ein modernes Hütchen deckte den Kopf, die Falten des Schleiers wehrten indessen jeden Blick in das Gesicht; der ganze Anzug war von einer fast gesuchten Einfachheit, in welcher dennoch das unbezeichenbare Etwas von Geschmack und Eleganz lag. Sie saß, seit der Wagen auf ebenen Weg gelangt, völlig regungslos in sich zurückgezogen, als wolle sie damit selbst jedem anzuknüpfenden Gespräche ausweichen.

Wohl über eine Stunde mochte der Wagen bei vollem Schweigen seiner Insassen den Weg verfolgt haben, und die Dunkelheit war während der Zeit mit Macht hereingebrochen, als die Frauengestalt die erste Bewegung machte, um ihren Hut abzunehmen und sich dann bequem in ihre Ecke zurückzulegen. Nur einen Moment hatte beim Vorbiegen der letzte Dämmerschein ihr Gesicht gestreift, aber es mochte genug gewesen sein, um den Beobachter zu versichern, daß er einem feinen, von üppigem Haar umrahmten Mädchengesichte gegenüber sitze; denn er richtete sich aus seiner nachlässigen Stellung auf, blickte einen Moment in's Freie hinaus und sagte dann, augenscheinlich nur, um das bisherige Schweigen zu brechen: „Eine wunderliche Straße nach einer Residenz; giebt es denn hier zu Lande keine Chausseen?“

Das Mädchen blieb schweigend, aus der andern Ecke aber klang die dicke Stimme des dritten Passagiers: „Sie werden weiter oben auf die Chaussee treffen, ich denke aber, es wird etwas Zeit brauchen, denn es hat hier hinauf die ganze letzte Nacht stark geregnet — das macht diese Art Communalwege immer schlecht genug!“

Der junge Reisende schien wenig geneigt, die Unterhaltung mit seinem andern Gegenüber fortzuspinnen, und das frühere Schweigen trat ein, bis nach einer halben Stunde bei völliger Dunkelheit der Wagen einem erleuchteten Wirthshause gegenüber hielt und der dickleibige Passagier mit einem „Wünsche allerseits gute Fahrt!“ den Raum verließ. In dem hereinfallenden Lichte aber ließ sich beim neuen Vorwärtsrollen bemerken, wie das Mädchen eng seine Kleider zusammennahm und sich dicht in die von ihm eingenommene Ecke schmiegte.

„Lassen Sie sich Ihre volle Bequemlichkeit, Fräulein,“ sagte der junge Mann, wie ihre Bewegung beantwortend, „ich behalte meinen jetzigen Platz; wollen Sie mir aber eine christliche Liebe erzeigen, so lassen Sie uns irgend etwas Gleichgültiges plaudern; ich gestehe Ihnen, daß ich diese kürzere Tour mit der gewöhnlichen Post nur aus einer Art Grille, um die bisherigen langen, eintönigen Extrapostfahrten zu vermeiden, genommen habe, und ich würde doch arg gestraft sein, wenn man bei diesem langsamen Vorwärtskommen sich stundenlang schweigend gegenübersitzen sollte. Sie sind in der Residenz bekannt, Fräulein?“

„Ich bin selbst dort zu Haus!“ klang es, noch wie in halber Scheu, im leichten, süßen Mezzosopran.

„O, so bin ich so glücklich, die ganze Tour mit Ihnen zu machen,“ erwiderte er, hörbar angeregt, „und Sie könnten mir vielleicht etwas über die dasigen Verhältnisse erzählen? Ich habe

mich wohl für längere Zeit dort aufzuhalten, bin aber so fremd im lieben Deutschland, welches doch eigentlich meine Heimath ist, daß selbst kleine Notizen mir einen Anhalt geben würden. Sie zählen vielleicht einzelne Bekanntschaften in den Familien der kaufmännischen Welt, Fräulein?"

„Ich glaube kaum, daß ich Ihren Wünschen genügen könnte, in welche Kreise sich auch meine Bekanntschaften erstrecken möchten!" war die in einem Tone der Zurückhaltung erfolgende Antwort.

„Aber, Fräulein, wollten wir denn nicht plaudern, und ist dabei der nächste Stoff nicht der beste?"

„Ich entsinne mich nicht, daß ich irgend ein Versprechen abgegeben hätte!" erwiderte sie wie verletzt durch die leichte, freie Weise des Reisegefährten.

Er schwieg, und erst nach einer Weile begann er in völlig verändertem, respectvollem Tone wieder: „Habe ich einen Verstoß begangen, so bitte ich, mir zu verzeihen, Fräulein; ich war so glücklich, angenehme Reisegesellschaft gefunden zu haben, daß ich vielleicht die deutsche Umgangsform verletzte." — Vergebens aber wartete er auf eine Gegenäußerung; sie schien ihre früher beobachtete Haltung behaupten zu wollen, und gleichfalls schweigend lehnte er sich wieder zurück.

Draußen hatte es nach einiger Zeit leicht zu sprühen begonnen; endlich schlugen schwerere Regentropfen, vom Winde getrieben, durch die offenen Fenster der Wagenthür in den innern Raum. Kaum aber hatte das Mädchen eine unruhige Bewegung gemacht, als ihr Begleiter auch schon rasch aus seiner geschützten Ecke sich erhob und das Fenster an ihrer Seite schloß. Nur ein kaum vernehmbarer Dank wurde ihm, und wortlos ging die Reise weiter. Immer schwieriger aber schien dem langsamen Fortbewegen des Wagens nach die Straße zu werden. Die aufmunternden Rufe des Postillons und einzelne Bemerkungen des Conducteurs wurden hörbar. Eine Zeitlang wiegte sich der Wagen wie ein Schiff auf bewegter See; plötzlich aber bog er sich so jäh zur Seite, daß das Mädchen mit einem halblauten Schreckensrufe von seinem Sitze auffuhr; im nächsten Augenblicke indessen stand das Gefährt still, und ein lauter Fluch des Conducteurs deutete ein besonderes Ereigniß an. Ein scharfes Anfeuern der Pferde, begleitet von dem Knallen der Peitsche, ließ sich jetzt vernehmen, aber der Wagen stand wie an den Boden geschmiedet in seiner schiefen Stellung, und der junge Mann steckte endlich, trotz des Regens, den Kopf zum Fenster hinaus. „Was ist es, Conducteur?"

„Der Teufel mag diesen Weg holen!" klang es zurück; „wir sind in ein Loch neben der Straße gerathen, aber hier soll einmal Jemand trotz der Laterne die Straße erkennen. Die Herrschaften werden wohl aussteigen müssen. Es ist nur funfzig Schritte bis zur Schenkwirthschaft, dort wo das Licht scheint, wo ich auch Hülfe zu bekommen hoffe; aber es ist kein Fuhrwerk dort, sonst würde ich es herbeiholen!"

Das Auge des Reisenden hatte sich bei dem Worte „aussteigen" auf den von der Wagenlaterne beschienenen Boden gerichtet, der aber nirgends etwas Anderes als eine gleichförmige Fläche von Schlamm zeigte. „Wie tief ist denn der See hier, ehe man festen Grund gewinnt?" fragte er nach einer kurzen Pause mit durchklingendem Humor.

„O, es ist nicht so schlimm, wie es aussieht, und das Wenig Schmutz an den Füßen ist bald wieder beseitigt; nur für schwere Wagen hat der Satansboden bei Regenwetter seinen Haken!" tönte die Rückantwort, und der junge Mann wandte sich nach seiner Reisegefährtin.

„Wir sitzen fest, Fräulein, und sollen durch ein Meer von Schlamm nach dem Wirthshaus dort drüben gehen, damit der Wagen wieder flott gemacht werden kann. Wollen Sie sich indessen einem Manne von Ehre anvertrauen, so bringe ich Sie trocknen Fußes hinüber!"

„Ich danke Ihnen, ich fürchte etwas Schmutz nicht!" sagte sie, fast wie erschrocken sich erhebend; im gleichen Augenblick öffnete der Conducteur die Thür an dem hochstehenden Theile des Wagens, und als wolle sie jeder neuen Diensterbietung ausweichen, machte sie sich hastig zum Aussteigen fertig. Sobald sie aber die trostlose Aussicht auf die verschwundene Straße gewann und der Regen in ihr Gesicht schlug, wich sie einen halben Schritt zurück.

Ihr Reisegefährte trat indessen rasch an ihr vorüber und stieg vorsichtig in's Freie hinaus. „Ist nicht etwa wieder ein Loch bis zu dem Hause dort?" wandte er sich an den Conducteur, der bis über die Knöchel in dem aufgeweichten Boden stand und eben eine kleine Laterne anzündete.

„Ohne Sorge, meine Herrschaften, ich gehe voran; folgen Sie mir nur Schritt für Schritt, sobald Sie bereit sind!"

„Nun, Fräulein, Sie können hier nicht durch, und ich hoffe, Sie zieren sich nicht unnöthig," wandte sich der Reisende in einem Tone, der kaum einen Widerspruch zuzulassen schien, nach dem Mädchen zurück; „bitte, nehmen Sie meinen Ueberwurf um sich, Ihre Kleidung verträgt den Regen nicht, und vertrauen Sie sich dann ruhig meinen Armen — der Conducteur wartet!"

Sie antwortete nicht, aber trat wie in einem energischen Entschlusse auf den Wagentritt heraus, hier dennoch ihren Schritt wieder zögernd anhaltend. Er indessen hatte ohne ferneres Wort sich seines weiten Ueberrocks entledigt, legte diesen rasch um ihre Schultern und nahm sie dann, leicht wie ein Kind, in seine Arme. Ein Beben schien bei seiner Berührung durch ihren ganzen Körper zu gehen, und einen Moment war es, als wolle sie sich der aufgedrungenen Maßregel entziehen, er schien aber kaum ihre Bewegung zu fühlen. „Vorwärts, Conducteur, damit wir in's Trockene kommen!" rief er, „und Sie, Fräulein, legen Sie Ihre Arme um meinen Hals, damit ich sichere Haltung in diesem schlüpfrigen Boden gewinne — wir stehen einmal jetzt unter dem Gesetz der Nothwendigkeit!" und wie überwunden von ihrer Lage und seiner Bestimmtheit brachte sie ihre Hände über seine Schultern, sich damit einen festen Halt an ihm gebend.

Schritt für Schritt den Boden prüfend, dem sorgsam voranleuchtenden Conducteur nach, ward der Weg bis zu dem unweit stehenden Hause zurückgelegt, und auf der Schwelle der offenen Thür setzte der Reisende seine Last vorsichtig und discret nieder; der Conducteur hatte bereits die Thür des Zimmers geöffnet, und der Lichtschein fiel in das völlig bleiche Mädchengesicht, das außer seiner Formenfeinheit kaum etwas Anziehendes gehabt hätte, wäre ihm nicht durch ein Paar große langbewimperte Augen ein eigenthümlicher Reiz verliehen worden. Der junge Mann hatte ihr rasch seinen Ueberwurf abgenommen und deutete schweigend nach dem offenen Zimmer; da schoß indessen ein lebendiges Roth in ihre Wangen, der Ausdruck eines leichten, inneren Kampfes malte sich einen Moment in ihren Zügen, die in ihrer jetzigen Belebung einen ganz neuen Charakter von Reiz und Lieblichkeit gewannen, dann streckte sie ihm die Hand entgegen und sagte mit einem leisen Beben ihrer Stimme: „Ich bin Ihnen zu vollem Danke verpflichtet, mein Herr!"

Er berührte nur leicht ihre Finger. „Ich habe nichts gethan, als was sich von selbst verstand, Fräulein!" erwiderte er; in seinem Tone aber lag eine Gehaltenheit, als wolle er in der bisher erlittenen Zurückweisung jetzt selbst verharren, und als er sie nach der von Gästen leeren Stube geleitet, wo sie nach kurzem Umblick einen der hölzernen Stühle am Fenster einnahm, wandte er sich nach dem Conducteur, welcher mit dem Wirthe und einem zweiten Manne bereits im lebhaften Gespräche stand. „Erhalten wir Hülfe?" fragte er. „Wenn ein paar Thaler, auf die Hebebäume gelegt, schneller aus dem Loche helfen, so sollen sie da sein!"

„Ich denke's schon!" lachte der Wirth, „es soll nicht gar zu lange dauern, ich kenne die Stelle. Damit sind Sie indessen über das Schlimmste weg und nach einer guten halben Stunde haben Sie die Chaussee."

Und als die Drei eilig davongingen, folgte ihnen der Reisende, als sei er völlig allein, langsam bis zur Hausthür, von wo er in dem scharf sich abzeichnenden Lichtkreise der Wagenlaterne die Arbeiten zur Hebung des Wagens beobachtete, und erst als dieser nach einer mühseligen Anstrengung der angepeitschten Pferde sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, wandte er sich nach dem Mädchen im Zimmer zurück. „Wir werden in der nächsten Minute einsteigen können, wenn Sie sich bereit machen wollen!" sagte er kühl, und sie wandte rasch den Kopf, die tiefdunkeln blauen Augen wie in scheuem Forschen über sein verändertes Wesen in sein Gesicht richtend. Er aber schien es kaum zu bemerken und nur dem Geräusche des herankommenden Gefährts zu horchen. „Da ist der Wagen, und wenn der Wirth Recht hat, so haben wir nichts weiter zu fürchten," fuhr er nach einer Pause fort, „ich bitte um Entschuldigung, wenn ich ohne Weiteres vorangehe; die Straße hat indessen zu viele Andenken an mir hinterlassen, als daß ich beim Nachfolgen damit Ihre Kleider in Gefahr bringen möchte." Und als jetzt vor dem Hause Peitschenknall laut wurde,

schritt er aus dem Zimmer, es dem eintretenden Conducteur überlassend, der Dame nach ihm in den Wagen zu helfen.

Von Neuem rollten die Passagiere, in den entfernten Ecken von einander sitzend, vorwärts, und von Neuem herrschte eine Zeit lang das frühere Schweigen. Da klang es endlich, als der Weg fühlbar besser wurde, von der Seite des Mädchens: „Ich will nicht fürchten, Sie in irgend einer Weise beleidigt zu haben."

„Bitte unterthänigst!" gab der junge Mann kalt zurück, „wenn ein Verstoß begangen worden ist, kann es nur von mir aus geschehen sein; ich vergesse immer noch zu oft, daß ich in Deutschland bin!"

Kein weiteres Wort erfolgte. Bald rasselten die Räder auf der harten Chaussee, und nach kaum einer Stunde wurde das Pflaster der beginnenden Residenz fühlbar. Die Pferde bogen endlich in das Gitterthor des Posthofes ein, und als der Conducteur den Kutschenschlag öffnete, erschien eine kleine, kahlköpfige Gestalt davor. „Fräulein Anna hier?"

„Ah, Willmann!" rief das Mädchen lebendig, „ist sonst noch Jemand mit Ihnen?"

„Der Herr Papa waren zu sehr beschäftigt, aber der Wagen hält am Ausgange!" war die Antwort, und die Angeredete beeilte sich, mit einem kurzen „Nochmals meinen Dank!" sich gegen ihren Begleiter verneigend, den Raum zu verlassen.

Der junge Mann war ihr nachgestiegen, sah die graziöse Gestalt seiner Reisegefährtin von dem sie Erwartenden, der augenscheinlich eine Art Hausdiener vorstellte, sorgsam nach einer vor dem Gitter haltenden Equipage geleitet, dann diesen zurückkehren und einige kleine Gepäckstücke in Empfang nehmen. „So, so!" murmelte er, als die Equipage mit dem Diener auf dem Bocke neben dem Kutscher davonrollte, „das war ein Irrthum, wenn ich auch kaum wußte, für was ich sie eigentlich nehmen sollte. Jedenfalls ein Paar prachtvolle, echt deutsche Augen! — Kannten Sie die Dame, welche mit uns ankam?" fragte er den mit dem Ausräumen des Gepäckes beschäftigten Conducteur.

„Bedauere," sagte dieser, die Achseln zuckend.

2.

„Ich möchte Herrn Hellmuth um ein paar Minuten Gehör bitten!"

Der alte stattliche Mann, welcher auf einem hochbeinigen, bequemen Lehnstuhl vor einem eleganten Schreibpulte saß und in eine Berechnung vertieft gewesen zu sein schien, hob den grünseidenen Schirm von der Lampe vor sich und blickte dann in das hellbeschienene Gesicht des Sprechers. Es mußte etwas in dem Tone der wenigen Worte gelegen haben, welches dem Angeredeten, dem ganzen Ausdrucke seines Gesichtes nach, aufgefallen war. „Was ist es, Herr Meier?" fragte er nach einem kurzen Blick in das hagere, von graugemischtem Haare beschattete Gesicht des vor ihm Stehenden; „wenn nichts von besonderer geschäftlicher Wichtigkeit, so bitte ich Sie, mich jetzt nicht zu unterbrechen und mir das Nöthige morgen früh zu sagen."

Ein eigenthümliches, unangenehmes Lächeln trat um den breiten eingetrockneten Mund des Andern. „Es wäre doch gut, wenn Herr Hellmuth mich noch heute anhörten," erwiderte er, die hinter dem Ohre steckende Feder fester schiebend, „morgen früh — wer kann sich immer auf das Morgen verlassen!"

Der Principal hob aufmerksam den Kopf und ließ, die Augenbrauen leicht zusammenziehend, zwei Secunden lang den scharfen Blick in den grauen Augen vor ihm ruhen, die sichtlich bemüht waren, den seinen Stand zu halten. „Was ist es?" wiederholte er dann; „die Manier ist etwas sonderbar, Herr Meier, die Sie seit Kurzem mir gegenüber angenommen haben!"

„Ich bin immer aufrichtig und gebe mich so, wie es mir um's Herz ist," war die trockene, nur von einer leichten Neigung des Kopfes begleitete Erwiderung. „Sie wissen, Herr Hellmuth, daß ich der Aelteste im Geschäft bin — nicht nur dem Alter nach, denn ich war der Erste, der hier überhaupt servirte, und es sind jetzt über zwanzig Jahre her, daß ich an demselben Pulte stehe!"

„Und wenn ich das weiß, was folgt daraus?" fragte der Angeredete mit noch aufmerksamer werdendem Gesichte. „Sind Sie mit Ihrem Gehalte unzufrieden?"

„Das zu sagen hätte wohl Zeit bis morgen früh gehabt!" gab der alte Commis mit seinem früheren, halb sardonischen Lächeln zurück. „Es ist mehr als dies. Trotz meiner langjährigen treuen Dienstzeit haben Sie den jungen Herrn Gruber, der kaum länger als fünf Jahr hier arbeitet, zu Ihrem Disponenten und Vertreter gemacht; mich berührt dies durchaus nicht um der Eitelkeit willen, denn ich besitze, Gott sei Dank, das Wenigste davon — indessen steht der junge Herr in einer Beziehung zu der Fräulein Tochter Anna, woraus sich erkennen läßt, daß auch die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher er als stiller Theilhaber in die Firma Hellmuth u. Co. eintritt — und hier, Herr Principal, wird mein eigenes Interesse berührt. Wenn Jemand das Recht zu einer Theilhaberschaft hat, so ist es der alte Meier, der seine Kräfte in dem Geschäfte aufgerieben hat und ein sorgenloses Alter verlangt — ja seine Sicherstellung in dieser Beziehung noch heute Abend verlangt, Herr Hellmuth!"

Die Augen des Geschäftsherrn, mit jedem der letzten Worte größer geworden, hafteten, wie um ein kaum lösbares Räthsel zu ergründen, in dem Gesichte des Sprechenden, das jetzt mit völlig steifen Zügen, den trockenen Mund eng geschlossen, mit einer Art ruhigen Trotzes den Blick des Principals aushielt.

„Sagen Sie mir doch, Herr Meier," begann dieser nach einer Weile langsam, wie unsicher über die zu wählenden Worte, „Sie haben doch nun so manches Jahr sich als klarer, nüchterner Kopf gezeigt, und so werden Sie auch wohl jetzt überlegt haben, welchen Schritt Sie mit diesem eigenthümlichen Auftreten mir gegenüber gethan haben, — werden wissen, daß allein nur unser langjähriges Zusammenarbeiten mich zu Nachsicht gegen eine Sprache und Weise bewegen kann, die vielleicht einzig in einem Verhältnisse, wie das unsere, dasteht. Welches Recht haben Sie denn für eine Forderung, wie die gestellte?"

„Welches Recht?" wiederholte Meier, ohne sein steifes Gesicht, in welchem er seine Festigkeit zu finden schien, aufzugeben; „ich könnte Ihnen das mit sehr kurzen Worten sagen — ich will Ihnen aber etwas Anderes erzählen, das Ihnen zeigen dürfte, wie wenig es gut gethan ist, mit alten Freunden und Mitarbeitern in so hohem Tone zu sprechen. — Es logirt seit vorgestern im Hôtel français ein junger Fremder, der sich Mayon, auf deutsch Maurer, nennt, von den französischen Inseln kommt und ein wirklicher Deutscher ist, so braun er auch von der Sonne aussieht, der sich bereits angelegentlich nach der Firma Hellmuth und Compagnie erkundigt hat und seinem Vater Zug für Zug ähnlich ist. — Sie entsinnen sich doch des Herrn Maurer, Herr Hellmuth?" setzte er mit einem noch unangenehmeren Lächeln, als bisher, hinzu; „mir wenigstens steht er noch wie gestern vor Augen."

Eine leichte Blässe hatte sich plötzlich über das Gesicht des Geschäftsherrn gebreitet, einen Moment lang blickten seine Augen starr in das Gesicht des Sprechenden; — eben so schnell aber schien er auch seine frühere Ruhe zurückerlangt zu haben. „Und was hat dieser Herr Mayon oder Maurer mit Ihrer Forderung zu thun?" fragte er.

Das Auge des Andern schien bis in die Seele des vor ihm Sitzenden dringen zu wollen. „Nichts, Herr Hellmuth, als daß ich selbst nur alle Eintragungen in die Bücher besorgt habe, ehe das Geschäft unter der jetzigen Firma mit neuen Büchern begann, daß alle Zahlen noch sehr deutlich vor meiner Erinnerung stehen und daß ich wohl noch der einzige lebende Zeuge aus jener Zeit bin, den man nicht mit der Frage: welches Recht haben Sie zu Ihrer Forderung? abspeist, sondern den man selbst, aus einfacher Klugheits-Rücksicht, zum interessirten Theile macht."

„Und wenn ich das, nicht aus Klugheits-Rücksichten, sondern aus Rechtlichkeit nicht thue, Herr Meier?"

„Sie haben allerdings Ihren freien Willen," erwiderte der Andere mit einem Kopfneigen, als wolle er den Ausdruck seines Gesichts verbergen; „nur werden Sie begreifen, Herr Hellmuth, daß ich, unter den bewandten Umständen, noch heute das Geschäft verlassen müßte. Ich bin, wie Sie ganz richtig voraussetzten, völlig auf die Folgen meines Schrittes vorbereitet — und so schmerzlich diese auch sein mögen, so werden Sie doch selbst die Nothwendigkeit erkennen, daß ein Mann in meinem Alter sieht, wo er einmal bleibt!"

„Ich begreife Sie vollkommen, Herr Meier!" nickte Hellmuth, während sich ein leichtes nervöses Zucken in seinen Mundwinkeln geltend machte. Dann erhob er sich langsam und öffnete die mit grünseidenen Gardinen verhangene Glasthür. „Herr Gruber!"

Nach wenigen Secunden trat ein hoher, junger Mann ein und blieb, einen raschen, ordnenden Strich durch das reiche blonde Haar thuend, der Anrede wartend, an der Thür stehen.

„Herr Meier wünscht seine Stellung zu verändern," sagte der Kaufherr in kühler Ruhe; „er wird heute Abend noch das Geschäft verlassen, und so wollen Sie vorläufig seine Bücher übernehmen, auch das bis heute fällige Salair auszahlen."

Das Gesicht des jungen Mannes hob sich in sichtlicher Ueberraschung und drehte sich zweimal von dem Prinzipal nach dem Entlassenen und wieder zurück. „Herr Meier?" fragte er dann, als wolle er sich erst Sicherheit über das Gehörte verschaffen.

„Ja, Herr Meier!" erwiderte Hellmuth einfach, seinen früheren Platz wieder einnehmend. „Senden Sie mir Willmann, und wenn Sie mit der Uebernahme fertig sind, erwarte ich Sie selbst wieder hier."

Meier hatte während der kurzen Verhandlung keine Miene verzogen. Jetzt verbeugte er sich steif. „Sie haben es selbst gewollt, Herr Hellmuth, mag es Ihnen nicht zum Unsegen ausschlagen!" sagte er und wandte mit hochgehobenem Kopfe, von dem jungen Manne gefolgt, sich nach dem Ausgange.

Als sich die Thür schloß, trat Hellmuth von seinem Sitze herunter und machte einen raschen Gang durch das elegant ausgestattete Arbeits-Cabinet. Eine schwere, düstere Wolke zog über seine Stirn, aber er schien an sich selbst zu arbeiten, um klaren Geist zu gewinnen, und als die kleine Gestalt des alten kahlköpfigen Comptoirdieners eintrat, konnte er sich wieder mit der freien Würde, die seine Erscheinung vorher gekennzeichnet, nach diesem wenden. „Ich möchte eine Auskunft von Ihnen haben, Willmann," sagte er, stehen bleibend, „und Sie werden mir diese ohne jedes Bedenken, nach Ihrem besten Gewissen geben. Haben Sie irgend ein näheres Verhältniß zwischen Herrn Gruber und einer meiner Töchter bemerkt? Ich frage Sie, weil Sie fast mehr zur Familie als zum Comptoir gehören und die Mädchen Vertrauen zu Ihnen haben. Antworten Sie ohne Scheu, ich verlange nur eine Information!"

Die Augen des Kleinen hatten plötzlich wunderlich zu blinzeln begonnen, und der Mund zog sich wie krampfhaft in die verschiedensten Richtungen; dem Geschäftsherrn aber schienen dies seiner Miene nach bekannte Erscheinungen zu sein, die überdies auch nur einige Secunden währten; dann erwiderte der Befragte in respectvollem Tone: „Ich weiß nur, daß die lieben Fräulein sehr freundlich gegen Herrn Gruber sind, den man ja auch kaum anders behandeln kann; etwas Weiteres ist mir noch nicht vor die Augen gekommen."

„Aber Sie haben Ihre Grimassen geschnitten, Willmann," sagte Hellmuth mit schärferem Blicke, „an die Sie nicht denken, wenn Sie nicht etwas aufregt. Ich will meine Frage bestimmter fassen. Haben Sie nicht Ursache, zu glauben, daß Herr Gruber sein Auge auf Anna geworfen hat und von dieser nicht gerade zurückgewiesen wird?"

„Ich kann versichern, Herr Hellmuth," entgegnete der Kleine jetzt eifrig, ohne daß ein Muskel in seinem Gesichte zuckte, „daß mir nicht das Geringste davon bekannt ist, daß Herr Gruber im Gegentheil oft ärgerlich wird, wenn ihm Fräulein Anna zu Zeiten die Wahrheit sagt."

Hellmuth nickte, während von Neuem eine Wolke über seine Stirn ging. „Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß Sie über meine Fragen schweigen," sagte er nach einer Pause des Sinnens; „aber hier ist noch etwas anderes Geschäftliches. Seit zwei Tagen logirt im Hôtel Français ein Fremder, der sich Maçon nennt und über dessen Persönlichkeit wie hauptsächlich über seine Absichten in hiesiger Stadt ich etwas zu erfahren wünschte. Er soll auffällig sonngebräunt sein. Jedenfalls muß er, da er fremd hier ist, sich nach Dingen erkundigt haben, die auf den Zweck seiner Anwesenheit schließen lassen. Sie sind gewandt, Willmann, und so sehen Sie noch heute Abend, was Sie erfahren können."

Das Oeffnen der Thür unterbrach ihn. „Durch einen Lohnbedienten, welcher auf Antwort wartet!" sagte der eintretende junge Commis, einen Brief auf das Schreibepult legend und sich dann wieder entfernend, und Hellmuth löste rasch das Couvert, den ersten Blick auf die Unterschrift des entfalteten Schreibens werfend. Ein rascher, wenn auch nur leichter Farbenwechsel machte sich in seinem Gesichte bemerkbar; dann überflog er hastig die Zeilen und wandte sich darauf, hörbar seine Stimme zu ihrer gewöhnlichen Haltung zwingend, an den wartenden Comptoirdiener. „Es ist nicht nöthig, Willmann, daß Sie meinen letzten Auftrag ausführen, die Sache erledigt sich hiermit von selbst!" Als aber der Diener sich entfernt, begann er nochmals den erhaltenen Brief Wort für Wort, als wolle er in jedem derselben einen geheimen Sinn auffinden, langsam zu durchlesen, und doch lautete derselbe einfach:

> „In der Beilage, verehrter Herr, erlaube ich mir einige Zeilen des Ihnen geschäftlich befreundeten französischen Consuls in Hamburg zu meiner Einführung zu überreichen und um Ihre freundliche Bestimmung zu bitten, zu welcher Zeit ich Ihnen meine Aufwartung machen darf. Adolphe Maçon."

Mit gleicher Sorgfalt durchlas er das beigelegte geschlossene Blatt, welches nichts als einen Empfehlungsbrief in gewöhnlicher Form enthielt, ergriff dann die Feder und schrieb flüchtig:

> „Ich würde sehr glücklich sein, wenn Mons. A. Maçon morgen um vier Uhr sein Diner im Kreise meiner Familie einnehmen wollte,"

siegelte das Billet rasch und gab es dann zur Weiterbeförderung in das anstoßende Comptoir hinaus. „Das wird so auf jeden Fall offenes klares Spiel!" murmelte er, als er seinen Platz wieder eingenommen hatte und die Stirn in beide Hände stützte; „mag dann auch kommen, was da wolle; Meier wird gewußt haben, was er that, aber so ohne Weiteres richtet man selbst im schlimmsten Falle nicht die Früchte eines zwanzigjährigen Fleißes zu Grunde!"

Eine geraume Weile saß er in tiefem Nachdenken, bis der junge Mann, welchem die Ablohnung Meier's übertragen worden, die Thür des Cabinets wieder öffnete. „Legen Sie mir den letzten Special-Abschluß des Geschäfts auf mein Pult, Herr Gruber," sagte er, sich erhebend, „ich habe später noch zu arbeiten!" und wie mit einem bestimmten Gedanken fertig, verließ er das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

„Sie gehen nach Amerika."

Es war im großen politischen Blüthen- und Kränzejahre 1863, gerade in den Tagen der deutschen bundesfürstlichen Wiederverherrlichung der schwarz-roth-goldnen Fahnen, als ich mit meinem Freunde L., einem ebenso lebensfrohen als patriotischen Künstler, von Mainz aus den Rhein hinabfuhr.

In Frankfurt tagten die Kronen und die Nation. Die Fürsten des Bundes, den Kaiser an der Spitze, hatten selbst die Sessel ihrer bisherigen Vertreter eingenommen und legten die hohen Hände an das Werk der Neubelebung des deutschen Reichs. Und unweit von ihnen saßen die Vertreter der Völker des Reichs zu ernstem Rath beisammen. Auch ihnen galt ein Theil des deutschen Fahnenschmucks, den die alte Kaiserwahl, Parlaments und Bundesstadt angelegt hatte. — Solche Gelegenheit verabsäumten auch die Rheinschiffe nicht, die alten schwarz-roth-goldnen Flaggen wieder hervorzuholen und aufzuhissen, und eine solche flatterte auch stolz auf unserem Dampfer. Wunderbare, schicksalreiche Farben, — und noch so jung, so jung! Ein Königsritt versprach ihre Erhebung zum höchsten Thron, und eine Kaiserfahrt stürzte sie in's Verderben. Sie besiegten vom Land aus die Feindesflotte (Eckernförde!), und von der deutschen Flotte herabgerissen legten sie sich mit dem Admiral in's Grab. Und nun sind sie wiedererstanden, und wieder wehten sie einem Kaiser entgegen — Gott beschütze sie vor abermaligem Untergang!

Was mir aber jene Fahrt so unvergeßlich machte, war nicht der deutsche Flaggenschmuck des Schiffs, sondern ein Auswandererzug, der auf dem Vorderdeck sein Lager aufgeschlagen hatte: deutsche Auswanderer — auf dem grünen Rhein, zwischen der lachendsten Herrlichkeit der ganzen deutschen Erde! Der Gedanke schon hat Kraft genug, jedem ehrlichen deutschen Mann das Auge zu trüben; aber der Anblick selbst macht doch noch empfindlicheres Herzweh.

Auswanderer auf dem Rhein.
Nach der Natur aufgenommen von H. Leutemann.

„Ist's denn möglich," rief mein Freund aus, als er die Gruppe mit raschem Künstlerauge gemustert hatte, — „ist's menschen möglich, daß Deutsche auf diesem Strome ihr Vaterland verlassen können? Wer das über sich vermag, der muß von Vaterlandsliebe keinen Funken in sich spüren!"

„Freund, nicht ungerecht! Prüfe erst, und Du wirst finden, daß wir nicht sie anzuklagen haben, die von uns scheiden, sondern die Umstände, die sie von dannen treiben. Treten wir näher, die Leute sind offenbar aus der Pfalz und aus Unterfranken, wo sie Alle nicht am Herzdrücken sterben; sie werden uns gleich reinen Wein einschenken."

Mein erregter Freund zögerte keinen Augenblick. Mit den Worten: „hier muß man deutsches Blut zu retten suchen!" trat er zu einer Gruppe von einigen Männern, alten und jungen, die in ernster Unterhaltung begriffen schienen. Ich machte einen Gang um das Verdeck, um mir die Leutchen im Einzelnen zu betrachten. Da war Alles vorhanden, was einer kleinen Gemeinde Leben und Gedeihen sichern konnte: frische, kräftige Buben, spielende kleine Kinder, alte Mütterchen, junge Frauen und Mädchen, Jünglinge mit dem ersten Keim von Bart bis zum Mann mit Greisenhaaren.

Das Gepäck der Auswanderer bildete einen hohen, mit Stroh überdeckten Haufen, der fast bis zur Schiffsglocke reichte. An der andern Seite des Verdecks hergehend, kam ich zu einem blutjungen, hübschen Pärchen, das sich um die ganze Umgebung nicht zu kümmern schien. „Geschwister?" flüsterte ich grußnickend ihnen zu. Beide wurden roth und schüttelten schweigend die schon geneigten Köpfe, aber wirklich „unter Thränen lächelnd".

Die Stimme meines Freundes war indeß immer lauter geworden; sie war über das anfängliche Durcheinander des Widerspruchs von mehreren Stimmen allein Sieger geblieben. Er war eben im Zuge, dem Völkchen, offenbar um es im Vaterlande zurückzuhalten, von den Schicksalen der ersten deutschen Auswanderer zu erzählen, die nach America gegangen sind. „Ihr könnt stolz darauf sein," sagte er, „es waren auch Pfälzer, und das ist schon über anderthalbhundert Jahre her. Es giebt kein Pfälzer Kind, welches nicht von den Verwüstungen gehört hätte, welche der französische König Ludwig XIV. über die Pfalz verhängte; die Trümmer des Heidelberger Schlosses stehen noch heute als das Denkmal seiner Schandthaten. Damals trieb die bittere Noth die ersten Pfälzer über die See. Der berühmte William Penn hatte sie hinübergelockt, aber der Mann war brav, die deutschen Ansiedelungen gediehen, und er hat es verdient, daß das einst von ihm verwaltete Land noch heute ihm zu Ehren Pennsylvanien genannt ist.

Ihr wißt, daß auf die französischen Verwüstungen die Protestantenverfolgungen in der Pfalz kamen. Die kurfürstlichen Jesuiten trieben's fast noch ärger, als die Franzosen; diese hatten Städte und Dörfer verheert, und jene jagten nun auch den besten Theil des Volks aus dem Lande. Zur selben Zeit sahen die englischen Gouverneure in Nordamerika, wie Penn's Provinz durch den Fleiß der Pfälzer so herrlich aufblühte. Da schickten sie denn ihre Lockvögel her in's Land und versprachen den vielen heimathlosen Protestanten der Pfalz goldene Berge in Amerika. Sie sollten nur nach London kommen, dort sei Alles für ihre Ueberfahrt vorbereitet. Nun hört! Nahe an 33,000 Pfälzer und Rheinländer folgten der Lockung, ganze Gemeinden mit Pfarrer und Schulmeister, und fuhren hinüber nach London. Und was fanden sie da? Nur ein kleiner Theil dieser großen Schaar fand Platz in den Schiffen, die nach Nord-Carolina bestimmt waren; die anderen behandelte man nicht besser, als gekaufte Sclaven. Einen Theil derselben brachte man nach Irland, einen anderen auf uncultivirte englische Inseln, einen dritten in englische Bergwerke — als Arbeiter. Da hatten sie ihre goldenen Berge! Nur 7000 von diesen euren Vorfahren kamen arm und elend in die Heimath zurück! Wer weiß, ob nicht Eure eigenen Voreltern darunter waren. Ihr braven, guten Landsleute! laßt ihr Schicksal Euch zur Warnung dienen und bleibt im Vaterland!"

„Lieber Herr," entgegnete ihm ein Alter, der auch auf dem Schiff den gewohnten Büchsenranzen nicht ablegte — „damals waren andere Zeiten, und unsere Altvordern haben's selbst verschuldet, weil sie, in ihrem Jammer freilich, blind in die weite Welt hineinliefen. Aber wohin kamen denn die Pfälzer, die zu Schiff gegangen waren?"

Diese wurden theils in New York, theils in Nord Carolina ausgeschifft. Wie viel sie, die armen, aus der Heimath vertriebenen, in der Fremde schutzlosen Deutschen unterwegs zu leiden hatten, davon ist damals wohl kein Laut über das Meer herüber gedrungen, aber vom Vater zum Sohn vererbte sich die Klage und schürt noch heute in Kindeskindern den Haß gegen die Engländer. Hört weiter! Auch am Lande hatte ihr Elend noch lange kein Ende. Zwar erhielten sie große Strecken Bodens angewiesen, aber weiter nichts: alle übrigen Versprechungen waren Lug und Trug; Nichts war für sie vorbereitet, kein Vieh, kein Geschirr, kein Geräthe — da standen sie mit ihren hungernden Weibern und Kindern und mit den bloßen Händen auf dem seit der Erschaffung der Welt wüsten Boden und im Urwalde. Alles, was ihnen der Raub von der Heimath bis hierher noch übrig gelassen, mußten sie dran wenden, um nur das Unentbehrlichste um die höchsten Preise herbeizuschaffen, und dann ging's an eine Riesenarbeit. Ihr wißt, was ein Pfälzer schaffen kann. Aber dem Gouverneur ging's dennoch nicht geschwind genug. Die Nachrichten von den reichen Früchten des deutschen Fleißes in Pennsylvanien ließen ihn nicht schlafen; er konnte die Zeit nicht erwarten, um dieselben Früchte zu ernten, natürlich für sich, und darum drangsalirte er die Pfälzer auf's Aeußerste, bis ihnen die Geduld riß, und zwar die deutsche Geduld, und das will was heißen! Hundertundfünfzig Familien verließen plötzlich das Land, das sie mit unsäglicher Arbeit bereits fruchttragend gemacht hatten, sie unterwarfen sich all den Gefahren und Mühseligkeiten eines neuen Wanderzugs über hundert Meilen weit in's Innere hinein, um bei den heidnischen Wilden die friedliche Stätte zu finden, die sie bei den christlichen Engländern vergeblich gesucht hatten. Sie kauften dem freien Indianerstamm der Irokesen ein großes Gebiet ab und begannen die Ausrodungsarbeit von Neuem. Zehn Jahre lang lebten sie so, mit den braven Indianern in Frieden und Eintracht und gediehen und hatten schon den größten Theil ihrer Ländereien in ein fruchtbares, lachendes Gefilde verwandelt, als die englische Habsucht abermals über sie herfiel. Derselbe Gouverneur von New-York ersah jetzt die Zeit seiner Rache und seiner Ernte. Er behauptete, das Land der Pfälzer sei englisches Eigenthum, sie hätten kein Recht gehabt, dasselbe anzubauen; er habe es anderweit verkauft, die deutschen Colonisten hätten auch keinen Anspruch auf Entschädigung für etwaige Culturkosten, sondern wer den Boden nicht sofort räumen wolle, müsse dafür sorgen, daß er ihn von den neuen gesetzlichen Eigenthümern in Pacht erhalte. Himmelschreiend war das Unrecht, das den Pfälzern geschah, aber wo war der Richter, der ihnen Recht sprach? Und der Himmel ist so hoch! Die armen Deutschen hatten keine Hoffnung, mit Gewalt gegen die Gewalt zu siegen; doch ehe sie vor ihr sich beugten, sagten sie lieber zum dritten Male der Frucht ihres Schweißes Ade und zogen mit aller fahrbaren Habe zur ersten amerikanischen Heimathstätte der Pfälzer, nach Pennsylvanien. Dort leben ihre Nachkommen noch heute in den Thälern am Susquehannah, soweit der jetzige Bürgerkrieg sie noch nicht aufgefressen hat."

Die Thränen der Frauen waren längst in Fluß, sie blickten zagend zu den Männern hin, deren Augen dafür um so zürnender sich auf den Sprecher wandten. Es war ein derber Ausbruch dieses Unwillens zu befürchten, dem jedoch der Alte vorbeugte, der auch das Schicksal der in Carolina gelandeten Pfälzer zu wissen verlangte.

„Diesen," fuhr mein Freund fort, „ist das traurigste Loos gefallen. In Carolina stand es damals um Ackerbau und Gewerbe noch schlimmer, als in New-York. Der größte Theil des Bodens gehörte großen Grundbesitzern, die unsere Pfälzer wie Bettler, wie eine Last empfingen. Viele gingen an der Hartherzigkeit dieser Menschen aus Noth zu Grunde. Dem Rest wies man endlich öde Landstrecken an den äußersten Grenzen der Provinz an, wo Leben und Gut keinen Tag vor den Angriffen der Indianer sicher waren. Und als die Pfälzer dennoch den Wald rodeten, Blockhäuser bauten und die Saat bestellten, drangen die Wilden mit Uebermacht heran und erschlugen Alles, was da lebte. Nur wenige Frauen und Kinder sollen sie gefangen mit sich fortgeschleppt haben. Von diesen Pfälzern ist keine Spur mehr dort zu finden."

Hier hielten die Frauen das laute Schluchzen, aber auch die jüngeren Männer den lauten Zorn nicht mehr zurück. „Sind Sie deshalb vom ersten Platz zu uns daher gekommen," rief einer der jungen Männer den Künstler an, „um uns durch Ihre Märchen

die Weiber wieder zu verderben, dann wär's besser, Sie wären drüben geblieben! Nun haben wir das ganze Gespenst wieder da, das kaum verwunden war!" — Die Uebrigen stimmten murrend bei, die Frauen seufzten: „Ja, so sind die Männer!" — und die Jungen schrieen vom Gepäckhaufen herunter: „Vivat, wir gehen doch nach Amerika!"

„Ruhig, Kinder!" fiel ein älterer Mann dazwischen, der bisher schweigend am Mast gelehnt hatte, — „der Herr meint's gut, er hat kein böses Wort gesprochen, und daß er uns die Geschichte unserer Altvordern in Amerika erzählt hat, dafür haben wir uns zu bedanken. — Aber, lieber Herr, Ihr Abmahnen von unserem Vorhaben lassen Sie sein, wer gerüstet ist, wie wir, der kehrt nicht wieder um."

„Und wenn Ihr mich todtschlagt," eiferte mein Freund, — „ich kann's nicht anders, ich muß meinen Schmerz darüber aussprechen, daß abermals so herrliche Kraft dem deutschen Vaterlande verloren geht. Was soll aus Deutschland werden, wenn das Auswandern so fortgeht, wie bisher? Bedenkt doch: nur in den sechs Jahren von 1846 bis 1851 haben uns über sechsthalbhunderttausend Menschen verlassen, sie haben wenigstens ein baares Vermögen von 115 Millionen Thalern mitgenommen! Das macht über neunzehn Millionen jedes Jahr! Welch ein Verlust für das deutsche Volk!"

„Wenn's zum Rechnen kommt, lieber Herr," — nahm da der Alte wieder das Wort, „so hätt' ich freilich ein ganz anderes Exempel zu stellen. Wie viel kosten denn dem deutschen Volke seine vielen Armeen? In einem Jahre mehr, als die Auswanderung in zehn Jahren!"

„Aber das Geld bleibt doch im Lande!" entgegnete mein Freund.

„Das ist eine falsche Rechnung" — sprach der ältere Mann. „Sie berechnen nicht, lieber Herr, wieviel die Hunderttausende von fleißigen Händen erwerben könnten, wenn sie nicht in den Casernen brach liegen müßten. Und Alles, was diese nicht verdienen, das müssen wir dem Auslande zu verdienen geben. Wie viel Land liegt noch wüste, das reiche Frucht tragen könnte, wie viele Millionen liegen noch unter dem Boden! Wir brauchten dem Engländer kein Pfund Eisen abzukaufen, wenn wir unsere Schätze aus der deutschen Erde heben könnten. Warum geschieht's nicht? Weil uns die Mittel und die Arme dazu fehlen. — Die stehenden Armeen sind unser Unglück, wahrlich nicht die Steuern, die drücken keinen fleißigen Mann, aber die Verwendung zum Soldatenwesen, das ist's! Herr, es sieht prächtig aus, wenn ein Regiment durch die Straße in Parade marschirt; aber nur wir Eltern wissen, wie viel Sorgen und Seufzer hinterdrein gehen. Die Jungen sind Einem an's Herz gewachsen, und man muß sie hingeben und weiß nicht, wie man sie wieder bekommt." — Er stockte, die Stimme versagte ihm, er mußte einen tiefen Schmerz zu verwinden haben. Dann fuhr er fort: „Und glauben Sie, Herr, es ist ein Entschluß, das Auswandern! Wenn's nicht die Liebe zu den Kindern thäte, man brächt's nicht über das Herz. Nur wer ein Bauer ist, weiß, was es heißt, sich von dem Boden zu trennen, auf dem die Ureltern ihren Schweiß vergossen haben und den man lieb gewinnt, als wär's ein Stück von uns, und von den Ställen und dem Vieh, und von Hof und Haus, und von der Kirche und vom Gottesacker! O, es ist ein Entschluß! Und wenn der gefaßt ist, Herr, so reißt ihn kein Sturm um, geschweige ein fremdes Menschenwort!"

„Ja, so ist's!" rief der junge Mann, der vorhin zuerst aufbrauste, und reichte meinem Freund die Hand. „Sie sind ein rechter, braver Deutscher, und darum sag' ich Ihnen, daß wir's auch sind und bleiben werden, so lange wir leben. Wir hätten's wohlfeiler haben können auf der Eisenbahn und auf dem geraden Wege zum ersten besten Hafen. Aber wir wollten unsern lieben Rhein noch einmal recht anschauen und ein Stück von Deutschland dazu, ehe wir ihm vielleicht auf ewig Ade sagen. Wir wollen erst in Köln auf die Eisenbahn. Es wird uns später nicht gereuen, daß wir's so gethan haben. Und nun kommen Sie, ich will Ihnen meine Frau und meine Kinder zeigen. Sagen Sie ihnen ein schönes Wort, das ihnen Muth macht. Sie können's, und ich werd' es Ihnen nie vergessen."

Beide gingen Arm in Arm zu den Frauen auf der andern Seite des Schiffes. Ich wandte mich an den Alten. „Als erfahrene und, wie es scheint, meist wohlhabende Männer," redete ich ihn an, „haben Sie doch wohl alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um nicht wegen der Ueberfahrt in unreine Hände zu fallen?"

„Unser Plan ist, uns in Michigan niederzulassen, und unser Vorsatz, nur in einem deutschen Hafen uns einzuschiffen. In Köln treffen noch Verwandte zu uns, und dort wird's entschieden, ob wir nach Bremen oder nach Hamburg gehen. Zu übereilen brauchen wir nichts, und darum haben wir auch keine Verbindlichkeit im Voraus eingegangen."

„Dann," sagte ich, „lassen Sie sich für **Bremen** wie für **Hamburg**, besonders aber für letzteres, auf **folgende nöthige Vorsicht** aufmerksam machen. Hüten Sie sich **vor indirecter Beförderung durch leider dazu noch immer concessionirte Firmen.** Verstehen Sie mich? Es giebt nämlich dort zweierlei Beförderung, die **directe**, wo Sie in Bremen oder Hamburg ein deutsches Schiff besteigen und in demselben die ganze Fahrt bis hinüber abmachen. Diese ist allein zu empfehlen, Sie sind unterm Schutz von deutschen Landsleuten und haben meist nur Deutsche zu Reisegenossen. Nun giebt es aber auch Leute, die ein Geschäft daraus machen, deutsche Auswanderer für englische Schiffe anzuködern. Der Auswanderer wird dann nur nach England befördert und dort in ein Schiff gepackt, in dem er sich in der Regel mit dem Auswurf Irlands zusammengeworfen sieht, nachdem er vorher in jeder möglichen Weise geplündert worden ist. Wie viel Aerger und Ungemach Sie dann auch erdulden, wie viel bitteren Verlust Sie leiden mögen, eine nachträgliche Klage hilft Ihnen nichts und schadet den aalglatten Herren nichts, die Sie an die Engländer verschachert haben. Es ist traurig, daß es so ist! Aber es ist so! Also Vorsicht!"

„Dank, lieber Herr! Das war ein guter Rath." Mit den Worten reichte der ältere Mann mir die Hand. „Wir versprechen Ihnen hiermit, daß wir ihn befolgen, aber auch allen unseren Freunden, die sich vielleicht später noch auf denselben Weg machen, mittheilen wollen. Und seien Sie versichert, daß wir in Haus und Herzen treue, redliche Deutsche bleiben! Der liebe Gott wird uns ja vor dem traurigen Geschick unserer Altvordern, das uns der gute Herr so schön erzählt hat, bewahren, er verläßt ja keinen braven Deutschen! Die schwarz roth goldene Fahne aber wird auch drüben unser Dach zieren. Und sollte wieder einmal eine so böse Zeit kommen, wo sie in Deutschland nicht mehr, wie heute, öffentlich flattern darf, dann denken Sie daran, daß sie doch noch flattert und nimmermehr von der Erde verschwindet."

Wir sagten Lebewohl; meinen Freund mußte ich aus der Gruppe der Frauen und Kinder abrufen, die ihn ganz umringt hielten. Es war ein Abschied, wie von uralten, lieben Bekannten. Lebt wohl! Lebt wohl!

„Aber nun, Liebster," bat ich meinen kunstreichen Freund, „jetzt den Stift heraus! Bis zur Station ist gerade noch Zeit genug, diese prächtigen Auswanderer sammt und sonders in Dein Skizzenbuch zu werfen." Und wahrlich, er that's, und das Herz half ihm den Stift führen. Es ist ein liebes, köstliches Bild geworden, so schön wie die Erinnerung an das Zusammentreffen mit diesen braven deutschen Auswanderern auf dem Rhein. Als wir das Schiff bei Koblenz verließen, winkte unsers Künstlers neuester Freund ihm vom Gepäckhaufen noch einen fröhlichen Gruß mit dem Weinpokal zu. „So sollst Du auch gerade so verewigt werden," lachte mein Freund, und so war das Bild vollendet.

Es war ein langes Grüßen und Winken mit den Tüchern, als das Schiff dahinfuhr und bis es unsern Blicken entschwand. Den Rhein hinab — aus dem Vaterland! Ja, es ist ein Entschluß! — Der Himmel gebe, daß Ihr glücklich drüben gelandet und fröhlich angewurzelt seid auf dem Boden Eurer neuen Heimath! Gott sei mit Euch!

Und nun kommt das Bildchen sammt der Erinnerung an Euch gar in die Gartenlaube! Ihr kennt ja dieses deutsche Blatt noch von daheim. Vielleicht kommt's auch jetzt einmal in Eure Hände, denn wenn's auch in Preußen verboten ist, so wird's doch blos noch auf der ganzen Erde gehalten. Dann erinnert Euch Eurer beiden Friedensstörer auf Eurer Rheinfahrt in Liebe! Der deutschen Fahne aber wünschen wir, daß sie nicht in Eurem Walde ihre Zukunft zu suchen brauche, sondern festlicher und immer höher und mächtiger sich entfalte im lieben alten Vaterlande!

Aus der „guten alten Zeit".*

Eine Erinnerung von **Ernst Förster.**

Ich war im Jahre 1820 Student an der Berliner Hochschule, hörte die Vorlesungen von Schleiermacher, Hegel, Ermann, Tölken u. A. und war Mitglied des philologischen Seminars. In letzterer Eigenschaft ward ich für eine philologische Abhandlung „De expeditione Bacchi in Indiam" mit dem großen Preis beehrt; er betrug außer der Belobung ein Geschenk von dreißig Thalern, eine für meine Verhältnisse und Lebensgewohnheiten nahebei kolossale Summe. Ueber ihre vernünftigste Verwendung war ich nicht lange im Zweifel. Das Sommersemester war zu Ende; eine ausgedehnte Ferienreise entsprach so sehr meinem Verlangen, Deutschland nach allen Richtungen kennen zu lernen, daß ich sogleich einen Plan entwarf, und — da ich bereits Rhein und Schweiz besucht — Salzburg und Tyrol als Ziele aufstellte. Den Ranzen mit Kleidern, Wäsche, Schreib- und Zeichen-Materialien auf dem Rücken, trat ich meine Wanderung an einem schönen Augustmorgen an und ging zunächst, um meine Mutter zu besuchen, nach Altenburg. In Leipzig war ich mit den jungen Fürsten Schwarzenberg zusammengetroffen, deren Einer (der bekannte „Landsknecht") mich nach wenig Tagen durch eine Depesche — welch' ein Aufsehen in damaliger Zeit! — einlud, in seiner Gesellschaft nach Prag zu reisen. Er ging als Courier, und selten habe ich einen Weg von solcher Länge in angenehmeren Verhältnissen zurückgelegt. Abgesehen von dem Vorausgefühl einer Eisenbahnfahrt, an die damals noch Niemand denken konnte, war mir die Beseitigung aller Paß- und Mauthplackereien eine hohe Annehmlichkeit, und die heiterste Laune und gutes Wetter machten die Reise zur Spazierfahrt.

In Prag fand ich den jungen Grafen Franz Colloredo-Mannsfeld, den ich von früherher kannte, und da auch er eben im Begriff war, eine Reise nach Salzburg und Tyrol anzutreten, war er rasch entschlossen, mit mir zu gehen, obschon sein Reisewagen gepackt stand und ich auf Fußwanderung drang. Er ließ seinen Gouverneur im Reisewagen nach Linz fahren und ging mit mir und noch einem Prager Studenten, C. Pichler, auf der Budweiser Straße durch's Böhmerland, auf welchem Wege wir mehrfach Gelegenheit hatten, die verschmitzte Brutalität des czechischen Landvolks, sowie die Bornirtheit der Polizeibehörden kennen zu lernen. Mußten wir doch in einem Dorfwirthshause Strafe zahlen, weil wir die Wirthin gegen Gewaltthätigkeiten der Bauern in Schutz zu nehmen versucht: 25 fl., in die sich vor unsern Augen Schulze und Bauern theilten! Ja, in Budweis wurde mir gar die Aufnahme einiger architektonischer Ornamente im Kreuzgang eines Klosters von Polizeiwegen verwehrt! Aber bald sollten wir von österreichischer Polizei noch andere Annehmlichkeiten erfahren.

In Linz verlangte der Polizei-Commissär von Colloredo, er solle mit seinem Gouverneur weiterreisen, und erst auf die Drohung des Grafen, er werde dies sogleich seinem Vater (dem Generalfeldzeugmeister in Wien) melden, erhielt er die Erlaubniß, die Reise mit mir fortzusetzen. Der Gouverneur aber, ein alter, schwächlicher Herr, trat — nachdem er seinen Zögling mir auf die Seele gebunden — seinen Rückweg nach Prag an.

Es folgten nun Tage der seligsten Reisezeit. Begünstigt vom herrlichsten Wetter, voll jugendlicher Empfänglichkeit für alles Schöne, Große und Gute, schwelgten wir in den Gaben, welche die wunderreiche Natur des Salzkammergutes bietet. Wir durchschifften die Seen, erstiegen die Alpen, fuhren in die Schachte der Salzbergwerke, lernten das Leben in den Sennhütten kennen, kletterten mit den Jägern den Gemsen nach und kehrten immer wieder nach Gmunden am Traunsee zurück, wo wir von den Bewohnern des Städtchens uns wie liebe Freunde und Verwandte behandelt und selbst zu Familienfesten gezogen sahen.

Auf Sonnenschein folgt Regen! Er sollte auch uns nicht ausbleiben. In Salzburg angekommen, erfuhr ich vom Polizeicommissär, mein Paß laute auf Salzburg, hiermit sei meine Reise zu Ende. Ich reiste auf einen kgl. preuß. Ministerialpaß, in welchem Salzburg als Richtung der Reise, aber mit einem „und weiter" angegeben war. Ohne neue Visa eines österreichischen Gesandten konnte ich nicht weiter, und so entschloß ich mich, um diese zu erlangen, nach München zu gehen, und versprach meinen Reisegefährten, nach fünf Tagen mit ihnen in Berchtesgaden zusammenzutreffen. Es war eine hübsche Aufgabe, vier Tage nacheinander je zehn Meilen, dazwischen am Münchner Rasttag eine große Anzahl Gänge zu machen zur Erlangung der Visa! Sie ward gelöst, die Reise von Berchtesgaden aus gemeinschaftlich über den Hirschbüchl in's Pinzgau fortgesetzt.

Unsere Absicht war, über die Raßfelder Tauern in's Pusterthal zu gehen; allein in Gastein erfuhren wir zu unserem Leidwesen, es sei so tiefer Schnee gefallen, daß ein Uebergang unmöglich wäre. Wir mußten umkehren und wandten uns nun von Lend aus westlich durch's Pinzgau nach Kriml. Wir kamen im Dorfe zeitig genug an, um noch den nahen großen und schönen Wasserfall aufzusuchen. Hier hatten wir ein kleines Abenteuer, das uns lächerlich genug dünkte. Während wir der scheinbar in weiten Gewandfalten über die Felswand ausgebreiteten Wassermasse und ihrer sanften Bewegung zusahen, trat aus dem Gebüsch ein Polizeisoldat vor und an uns heran und frug nach unsern Pässen. Ich reichte ihm den meinigen, bemerkte aber sogleich, daß er ihn nicht las, oder lesen konnte, denn er hielt ihn verkehrt. Dann sagte er, ohne die andern Pässe in die Hand zu nehmen, mit pfiffiger Miene: „Hab' schon die Ehre zu kennen, von Linz her," und ging weiter. Wir waren zu harmlose Wanderer, um uns dabei etwas Besonderes zu denken; nur als ich im Wirthshaus auf meine Frage an den Wirth, ob der dasige Gensd'arm kürzlich in Linz gewesen, eine verneinende Antwort erhielt, kam mir ein flüchtiges Bedenken.

Doch unsere Gedanken nahmen sehr bald eine andere Richtung, als wir die Bekanntschaft einiger Viehtreiber machten, die den Vorsatz hatten, am nächsten Tag mit einer Heerde Hornvieh über die Tauern zu gehen. Natürlich schlossen wir uns an; denn gerade auf die Alpenhöhen und einige Beschwerden und Fährlichkeiten war unser Sinn vornehmlich gerichtet. Letztere waren nicht groß; aber an Beschwerden hatten wir keinen Mangel. Wer mit einer Anzahl Viehtreiber eine Nacht in einem Tauernhaus zugebracht, wird davon zu erzählen wissen, wenn ihm auch nicht im Schnee das Schuhwerk erweicht worden und von den Füßen gefallen sein sollte, wie mir damals. Aber alle Leiden waren vergessen, als uns das liebliche Pusterthal aufgenommen, in welchem wir nun mit immer wachsender Lust hinabwanderten, mit der frohen Hoffnung, in Botzen und Meran halbitalische Luft und Landschaft und süße Trauben in Fülle zu finden. Wir wurden unsanft aus unsern Träumen aufgeweckt!

Am 27. September, am Abend eines der schönsten Herbsttage, die den Himmel auf die Erde zu bringen scheinen, waren wir in Clausen angekommen und hatten im Gasthof zum weißen Rössel freundliche Aufnahme gefunden. Gegen Mitternacht wurde ich aus dem Schlaf aufgerüttelt. Ein Herr in Uniform trat in Begleitung einiger andern Männer an mein Bett, erklärte mich nebst meinen Reisegefährten „auf höhern Befehl" für Gefangene, nahm alle Reiseeffecten von uns zu sich, und ließ, nachdem er den Thatbestand zu Protokoll gebracht und sich entfernt hatte, sechs Mann Wache bei uns zurück.

Wir waren in der That wie aus den Wolken gefallen, und Keiner von uns konnte nur im Entferntesten einen Grund der über uns verhängten Maßregel errathen. Harmlosere Wanderer konnte es nicht geben; wir waren glücklich in Wanderlust, im Genuß der herrlichen Natur, in gegenseitiger Freundschaft und Erheiterung, waren mit keiner Seele in Streit gekommen, hatten auch nirgend politische Gespräche geführt und waren den Paßvorschriften auf's Pünktlichste nachgekommen. Nur eine Vermuthung blieb offen: ich hatte die malerische Ansicht des Klosters Seben bei Clausen und seiner Umgebung in mein Skizzenbuch gezeichnet, und in Erinnerung an das Verfahren der Budweiser Polizei tauchte in uns der Verdacht auf, daß hier der Frevel durch mich geschehen sei, der uns um unsere Freiheit brachte. Es war ein Irrthum.

* Mit dem Verfasser, dem in München lebenden bekannten trefflichen Künstler und Kunstschriftsteller, glauben wir bei der im Augenblick von Neuem so rüstig vorschreitenden Reaction die Mittheilung dieser interessanten Erinnerung an die Metternich'sche Polizeiperiode zwar ganz an ihrem Platze, hegen aber doch noch nicht die Befürchtung des Autors, daß eine Wiederkehr von Zuständen, wie die hier geschilderten, noch möglich sei. D. Red.

Am andern Morgen wurden wir in's Verhör geführt, aber abgesondert vernommen. Auch nun kam keinerlei Anklage zum Vorschein; die an mich gerichteten Fragen waren großentheils durch den Paß beantwortet. Nur zwei derselben gingen weiter und deuteten auf Veranlassung unserer Gefangennahme: ich sollte angeben, mit welchen Personen wir auf der Reise zusammengetroffen und was wir mit ihnen und unter einander gesprochen. Letztere Frage war so albern, daß der Landrichter — das war auch der uniformirte Herr der Nachtscene — selber lächeln mußte; die erstere ließ sich natürlich auch nur unvollständig beantworten, da der Personen so viele, aber meist (für unser Gedächtniß) namenlose gewesen, mit denen wir in gewöhnlichen Reiseverkehr gekommen. Alle diese Fragen erwiesen sich auch sehr bald als leere Formalität, und der Landrichter, ein humaner und verständiger Mann, dem die Verhandlung offenbar peinlich war, äußerte mir geradezu: „Ich sehe, man hat mir eine sehr unangenehme Arbeit und Ihnen eine ganz unnöthige Störung Ihrer Reise gemacht. Ich bin aber nur eine Vollzugsbehörde und muß höhern Befehlen gehorchen. Diese lauten dahin, daß Sie Ihre Reise nicht nach Botzen fortsetzen dürfen, daß Sie vielmehr auf dem kürzesten Wege nach Innsbruck gehen, nicht aber in Gemeinschaft wie bisher. Graf Colloredo und H. Pichler werden noch heute dahin abreisen; Sie werden Clausen erst morgen verlassen. Aber ich erlaube mir, Sie Nachmittag zu einem Spaziergang einzuladen, da Sie Freund von landschaftlichen Schönheiten zu sein scheinen." Auf meine wiederholte Anfrage nach dem Grund des gegen uns eingeschlagenen Verfahrens erfuhr ich nichts Anderes, als „es geschehe auf höheren Befehl"; dieser selbst aber ward mir nicht gezeigt, noch mitgetheilt, von wem er ausgegangen.

Ein kurzer Abschied ward den drei Freunden gestattet; er war — nach so froh verlebten Tagen herzlicher Gemeinschaft — bitter genug. Der Nachmittagspaziergang (ins benachbarte Kapuzinerkloster) war sehr schön; der Landrichter benahm sich durchaus gut, stellte auch keine Wache mehr vor meine Thür im Wirthshaus, und so hoffte ich das Schwerste hinter mir zu haben.

Am andern Morgen wurde ich noch einmal aufs Landgericht geladen. Der Landrichter eröffnete mir, ich würde — da ich es wünschte — meine Reise zu Fuß machen, ein Diener in Civil würde mich begleiten und meine Sachen tragen. Mein Einverständniß damit hatte ich durch meine Unterschrift kund zu geben. Man ließ mir meinen mineralogischen Stock und meine Zeichenmaterialien, dazu die Landkarte und ein Buch zum Lesen, nicht aber meinen Paß; „ihn hat der Führer," hieß es. Die Reise ging trefflich von statten; das Wetter war günstig und der Führer ein ganz ordentlicher Tyroler. In Brixen ward ich aber nicht, wie ich wünschte, in den „Elephanten", sondern ins Polizeigebäude geführt und, nach stundenlangem Stehen in einem Vorraum, endlich von einem alten Männchen durch dunkle Klostergänge — in ein Wirthshaus? nein! — in ein Gefängniß gebracht. Es war ein kleiner Raum von etwa 6 Fuß im Quadrat, mit einer Pritsche an der einen Wand, einem halbzerbrochnen Wasserkrug daneben, einem ganz zerbrochenen, aber vergitterten Fenster darüber. Mein altes Männchen nahm mir „auf höheren Befehl" Alles ab, was mir der Landrichter in Clausen noch gelassen hatte, wünschte mir freundlich „Lebewohl" und verschloß und verriegelte meine Thüre.

Auf diese Anwendung des seinem Wortlaut nach ganz unverfänglichen Spruches des Clausener Landgerichts war ich nicht gefaßt. Nachdem man mich etwa eine Stunde oder länger meinen Gedanken überlassen, kam das alte Männchen mit einem (wohl seinem) alten Weibchen und einer Schüssel Wassersuppe, die sie mich einluden, mit „gutem Appetit" zu verzehren, wozu ich mich bereit finden ließ, da eine Wahl mir nicht gelassen war. Es waren gutmüthige Leute, die mir durch ihre Gesellschaft wenigstens eine Stunde lang die Kerkerhaft erträglicher machen wollten. Wieder allein hinter Schloß und Riegel, streckte ich mich aufs Lager und suchte im Schlaf Vergessen der widrigen Gegenwart. Durch's offene Fenster tönte Tanzmusik und gab mir mit der Vorstellung fröhlicher und freier Menschen angenehme Traumbilder, die mich bis zum Morgen umgaukelten. Da weckte mich Kettengerassel vor meiner Thür. „Wo kommt er hin?" hörte ich fragen, und die Antwort: „nach Innsbruck aufs Zuchthaus!" Mir ward nicht wohl dabei zu Muthe; denn wo hatte ich Aussicht auf irgend einen Beistand? Die Kerkerthür ward geöffnet, aber sogleich wieder geschlossen: ich war nicht die gesuchte Person. Eine Stunde später ward ich zur Weiterreise abgeholt, die unter den Verhältnissen, wie von Clausen aus, stattfand. Der Weg war eben so erfreulich durch landschaftliche Schönheiten, als interessant durch geschichtliche Erinnerungen an den Krieg von 1809, den mein Führer als Tyroler „Aufständischer" mitgemacht.

Schon Tags zuvor hatte ich bemerkt, daß ein Wagen mit zwei Personen in einiger Entfernung mir und meinem Begleiter gefolgt war. Heut fuhr er vor uns her, und bald sah ich, daß der eine der Passagiere in Ketten war. Es war der für das Innsbrucker Zuchthaus bestimmte Arrestant, ein — wie mein Führer mir sagte — verurtheilter, seiner Haft entsprungener und wieder eingefangener Strauchdieb. Ich sollte bald seine nähere Bekanntschaft machen.

In Sterzing, im Polizeigebäude — von einem Wirthshaus war keine Rede mehr — um 11 Uhr Vormittags angelangt, drang ich sogleich auf Weiterreise, da das Wetter unvergleichlich schön war und ich sehnlichst wünschte, aus der höchst unangenehmen Lage, in die ich ganz unverschuldet gekommen, mich befreit zu sehen. Meine Bitten und Vorstellungen fanden kein Ohr. Neben dem Zuchthäusling stand ich vor dem tauben Polizeicommissär, und als ich endlich noch einmal ihn eindringlich frug: „Ist's wahr, daß ich heute nicht weiterreisen soll?" antwortete er: „das wird Er gleich sehen!" zog die Klingel, und nun traten zwei baumstarke, riesige Urtyroler ein mit Schlüsseln und Stöcken und commandirten „Arrestanten! Marsch!" und so wurde ich mit dem Verbrecher zugleich abgeführt. Nachdem dieser untergebracht worden, geleiteten mich die Polizeiknechte durch einen langen, dämmerigen, feuchten Gang bis vor eine kleine vergitterte Thüre, schlossen diese auf, stießen mich in das dahinter befindliche Loch, und verwahrten alsbald wieder die Thüre mit Riegeln und Schlössern. Dafür also hatte ich mich nach den Tyroler Bergen und seinem Kernvolk gesehnt; dafür hatte ich den Bacchuszug nach Indien mit Aufwand all meiner Gelehrsamkeit und mit gutem Erfolg beschrieben, um hier hinter feuchten Gefängnißmauern Betrachtungen anzustellen über die Ergötzlichkeiten einer Reise durch kaiserliche Lande! Zuerst war von meinen Sinnen nur die Nase in Anspruch genommen durch den in dem Loche herrschenden pestilenzialischen Geruch, der kaum zu athmen gestattete. Als sich das Auge etwas an das Dunkel um mich gewöhnt, nahm es eine Art Lager wahr. Ich versuchte mich darauf zu strecken; aber im Augenblick wurde ich von gierigem Ungeziefer derart überfallen, daß ich in aller Hast mich flüchten mußte. Wohin ich jedoch trat, empfing mich nur größeres Ungemach, der Kerker war — vielleicht seit undenklichen Zeiten nicht gereinigt — durch den in einer Ecke stehenden überlaufenden Kübel zu einem Kothloche geworden.

Nach einer Stunde kamen die beiden Polizeiknechte, mich „zum Essen" abzuholen. Sie führten mich in ein tiefer liegendes Gefängniß. Da fand ich den Zuchthäusler in Ketten auf faulem Stroh; vor ihm stand ein hölzerner Napf mit einem — Hundefutter. Das sollte ich mit ihm gemeinschaftlich genießen. Abgesehen davon, daß der Mensch nicht nur den Stempel des ganz gemeinen Verbrechers, als welcher er verurtheilt worden, auf seinem Gesichte ausgeprägt trug, so war auch sein Anblick so ekelerregend durch die Zeichen der scheußlichsten Krankheit um Mund und Nase, daß ich entsetzt zurücktrat und zum Commissär geführt zu werden verlangte. Dies ward mir verweigert oder für unmöglich erklärt, aber als ich entschieden mich widersetzte, mit jenem Mitgefangenen aus demselben Napfe zu essen, gestattet, in meinem Kerker aus einem besonderen Napfe die Mittagskost zu nehmen. Es war ein Mahl, um das mich kein verhungernder Hund beneidet hätte, und ich habe zum Andenken daran den getrockneten Teig eingesteckt, den man mir als Brod zum Wasser gereicht.

Bald war ich wieder allein in meinem Kerkerloch. Der Gang vor demselben lag unterhalb der Straße und erhielt einiges Licht durch eine Art Kellerfenster. Ein Schimmer davon drang auch in mein Verließ und erzählte mir von der Lieblichkeit der Nachmittagsonne und der Pracht der von ihr überglänzten Alpenlandschaften. Zuweilen hörte ich die Tritte der auf der Straße Vorübergehenden; im Hause aber herrschte Todtenstille. War es die Phantasie, die mich auf den Schwingen verstohlen eindringender Lichtstrahlen in's Freie trug, auf die sonnigen Felsenhöhen, zu rauschenden Waldbächen, grünen Matten und schneeigen Gipfeln und allen Natur-

schönheiten des Landes meiner Sehnsucht; war es der ungeheure Contrast zwischen dieser Sehnsucht und der Lage, in die sie mich geführt, oder das Bewußtsein gänzlicher Schuldlosigkeit — da mir auch nicht das Geringste, nicht das lumpigste Polizeivergehen, etwa die Unterlassung einer Polizeivisa oder dergleichen vorgeworfen werden konnte, noch vorgeworfen worden war — gegenüber einer brutalen, aber ganz unangreifbaren Gewalt: kurz, mich durchdrang plötzlich eine innere Freudigkeit, vor der das Dunkel meines Verließes schwand und seine Mauern wichen. Ich mußte mir Luft machen im Gesang, und nachdem ich Luther's „Feste Burg" mit aller Inbrunst durchgesungen, holte ich meinen ganzen Liederschatz hervor, geistlich, weltlich, Kriegslieder, Volkslieder, Studentenlieder, von „Lützow's Jagd" bis zum „Bursch von echtem Schrot und Korn" und dem „Käfer, der auf dem Zaune saß", und fand gar kein Ende; denn zu meiner eigenen Ueberraschung fiel mir immer wieder ein neues ein.

Endlich — es war längst stockfinstere Nacht geworden — schien doch die Natur erschöpft und verlangte Ruhe. Das Strohsacklager mit seinem lebendigen Inhalt hatte keinen Reiz für mich; ich tastete mich in den dem Kübel entgegenstehenden Winkel, quetschte mich stehend in die Ecke und verlor bald die wirkliche Welt aus dem Bewußtsein. Aber nach einiger Zeit mochte ich auch das Gleichgewicht verloren haben: ich erwachte, am Boden in einer Schmutzlache sitzend. Zugleich vernahm ich, wie draußen an die Gangfenster heftige Regengüsse anschlugen und der Wind durch die Straße pfiff. Es war Morgen geworden, und bald hörte ich das Gerassel der Schlüssel, die meine Kerkerthüre öffneten. Nach dem Genuß einer Suppe, wie der gestrigen, ward ich hinabgeführt. Vor dem Polizeigebäude hielt ein Karren, auf welchem bereits der mehrgenannte Sträfling angekettet saß. „Aufgesessen!" herrschte der Polizeiknecht mich an. „Das thue ich nicht!" war meine Antwort. „Ich setze meine Reise nach Innsbruck zu Fuß unter Begleitung eines Führers fort. Das allein habe ich unterschrieben. Mir ist nicht das Geringste zur Last gelegt, und Ihr wollt mich wie einen gemeinen Verbrecher behandeln. Ich verlange den Herrn Commissär zu sprechen." Statt aller Antwort that einer der Polizeiknechte einen Pfiff; Beide aber packten mich mit Gewalt, hoben mich auf den Karren und setzten mich neben den Sträfling. Im selben Augenblick wurde aus dem obersten Stockwerk des Gebäudes eine Kette geworfen, und ehe ich mich's versah, war sie mir um's Bein gelegt und mit dem andern Ende an den Karren befestigt.

So war ich denn ohne Anklage und ohne Spruch, ja selbst nicht einmal nach einer Voruntersuchung, in eine Lage gebracht, die mich einem schweren Verbrecher oder einem eines schweren Verbrechens Angeklagten gleichstellte. Das ist aber die nothwendige Folge einer illiberalen Staatsraison, die — wenn noch so anständig in den obern Regionen ausgeübt — in den Händen der Beamten in untern Schichten aus bloßem Diensteifer zur rohesten Gewalt ausartet. Es war diesen gemeinen Polizeiknechten nicht genug, mich mit meinem ohnmächtigen Widerstand verlachen zu können: sie mußten ihr Müthchen noch weiterhin kühlen. Der Himmel ergoß sich in strömendem Regen; die Dachrinnen von Sterzing spieen ihre Wasser aus Drachenköpfen von oben und von beiden Seiten auf die Mitte der Straße. Das gab den Polizeiknechten die erwünschte Gelegenheit, ihren auf den Karren angeschlossenen Gefangenen, indem sie uns immer unter die Traufe führten, ein kaltes Sturzbad zu bereiten, woran sie ein um so größeres Vergnügen empfanden, je unangenehmer, ja, je schrecklicher die Wirkung auf uns, namentlich auf mich, war. Ich hatte nur leichte Sommerkleider an und bereits keinen trockenen Faden mehr auf dem Körper, als wir Sterzing hinter uns hatten; dabei regnete es unaufhörlich und war empfindlich kalt, und auf dem engen Karrensitz dicht an den Sträfling geschlossen, fühlte ich so zu sagen seine nasse Haut auf der meinigen. Von der ekelhaften Krankheit, die ihm im Gesicht stand, sprach ich schon; man kann denken, wie mir um's Herz war: das Singen von voriger Nacht war mir vergangen. Auf der Höhe des Brenners ließ der Regen nach, und nun kam uns ein eisiger Nordwind entgegen, der Wäsche und Kleider auf dem Leibe trocknete. Ich fühlte deutlich eine schwere Krankheit wie durch eine offene Thür eintreten.

Es war Mittag geworden, als wir in Steinach ankamen. Die Leute im Dorfe waren mit Abernten der Aepfel- und Nußbäume beschäftigt, und als ich eine Familiengruppe, an der wir vorüberfuhren, grüßte, weil sie theilnehmend auf mich zu blicken schien, erhielt ich einen so freundlichen Gegengruß, daß ich mich doch wieder unter Menschen fühlte. Vor der Steinacher Obrigkeit gab's keinen Unterschied mehr zwischen mir und meinem aufgedrungenen Reisegefährten: wir wurden in ein Gefängniß gesperrt und bekamen die Mittagkost in einer Schüssel vorgesetzt. Bereits fehlte mir die Lust oder die Kraft, mich zu widersetzen; aber es ward auf andere Weise für mich gesorgt. Am Gitter der Gefängnißthür erschien ein allerliebster Mädchenkopf und winkte, und als der Sträfling sich nahte, sagte der Kopf: „Nein, der Andere!" Und so ging ich an das Gitter, und das Mädchen — es gehörte zu der von mir gegrüßten Familiengruppe — reichte mir einige Aepfel, Nüsse und ein Stück Brod, sagte kein Wort und — verschwand. Andächtiger habe ich nie zu Mittag gegessen.

Beim Eintritt in ein Gefängniß war mir in der Regel abgenommen worden, was man bei mir in den Taschen und Händen fand; beim Austritt erhielt ich's zurück. In Sterzing aber hatten meine beiden sehr schönen Taschenmesser soviel Verdacht erregt, daß ich sie nie wieder zu Gesicht bekam. Als der Commissär von Steinach im Begriff war, mir das eben Abgenommene wiederzugeben, und vorher noch meine Reisekarte von Deutschland aufschlug, brach er in die Worte aus: „Da haben wir's! Das ganze Deutschland auf einem Blatt! Das ist die offenbare Revolution!" und damit behielt er die Reisekarte zurück, und nie habe ich sie wieder gesehen.

Es war gegenüber dem Schicksal des vorigen Tags eine große Vergünstigung, daß ich desselben Tags noch ein Tyroler Gefängniß kennen lernen sollte. Wir wurden auf's Neue auf einen Karren gesetzt und fuhren bis Matrey. Die Schönheit des Abendhimmels und der wundervollen Landschaft unter ihm hatten mir die Hoffnung erregt, auch zu mildern Menschen zu kommen und meine Lage sich besser gestalten zu sehen. Die Enttäuschung ließ nicht auf sich warten. Ich bat den Commissär in Matrey, der uns in Empfang nahm, unter kurzem Reisebericht, er möge mir die Kette wieder abnehmen, mit welcher Hand und Fuß zusammengeschlossen waren. „Meine Instruction verlangt," antwortete er, „die Arrestanten so zu behandeln, wie ich sie bekomme," und zum Hohne seiner eigenen Worte ließ er mich mit dem Sträfling in ein Gefängniß sperren und uns durch eine Kette zusammenschließen. Natürlich auch wieder nur ein Napf mit Brodsuppe, aber wirklich zwei Löffel! Ich erlangte von meinem Mitgefangenen die Gunst, daß er mir gestattete, erst allein einige Löffel der schwarzen Kost zu mir zu nehmen, worauf ihm das Uebrige zu behaglichem Genuß verblieb. Aber schwierigere Aufgaben blieben zu lösen, daran ich noch jetzt nach mehr als vierzig Jahren nicht ohne Schaudern denken kann. Für die eine fehlt mir das Wort, mit dem ich nicht das Gefühl der Leser verletzen möchte. Wie aber sollte es mit dem Schlafen werden, für das es für uns ohnehin zusammengeketteten Menschen nur eine Stelle gab? Zum Glück hörte ich eine Thurmuhr schlagen. Ich machte deshalb meinem Gefährten den Vorschlag, die Bettstelle — eine Pritsche mit Strohsack — derart zu benutzen, daß wir abwechselnd darauf liegen sollten, Einer immer zwei Stunden, während dessen der Andere daneben sitzen und nach Verlauf der Zeit ihn wecken sollte. Der Vertrag ward geschlossen; ich machte den Anfang, schlief wider Erwarten ruhig zwei Stunden und überließ nun für den übrigen Theil der Nacht das Lager meinem Mitgefangenen. Das Gefängniß war reinlich, auch frei von Ungeziefer; dennoch war die Nacht peinlicher fast, als die Sterzinger, die ich zum großen Theil mir weggesungen. Ich habe aber dabei erfahren, daß ein junger und gesunder Mensch viel aushalten kann, und darauf scheint die österreichische Polizei gerechnet zu haben.

Waren wir von Sterzing her auf Armesünderkarren von Pferden geführt worden, die besser zum Abdecker gehörten, so bekamen wir in Matrey wenigstens ein gutes Fuhrwerk und ein gutes Pferd davor, so daß wir zeitig des Vormittags in Schöneberg eintrafen. Auch hier berief sich der Commissär, den ich bat, meine Fesseln zu lösen, auf seine „Instruction", und bedauerte zugleich, meinem zweiten Verlangen nach sofortiger Weiterreise nicht entsprechen zu können, da er vor morgen kein Gefährt zur Verfügung habe.

„Wenn Sie zu Fuß nach Innsbruck gehen wollen —"

„Ja, mit Vergnügen," erwiderte ich; „dann fallen die Ketten ja wohl von selber."

„Bedaure sehr," war die Antwort.

„Nun denn in Gottes Namen, auch in Ketten! Es muß in Innsbruck doch anders werden!"

Und so marschirte ich, zusammengeschlossen mit dem Sträfling, ich die Kette an der Hand, er am Fuß, von Schöneberg nach Innsbruck, einen Gensd'arm vor uns, einen hinter uns, und einen an jeder Seite; allerdings zu nicht geringem Erstaunen der Menschen, die uns begegneten. Unmittelbar vor der Stadt ging ein Mann an uns vorüber, den einer der Gensd'armen grüßte und dann gegen seinen Cameraden mit Namen nannte. Beim Klang dieses Namens erinnerte ich mich, daß ich ihn auf der Reise schon gehört, ja — daß ich einen Auftrag an ihn hatte. Im Salzkammergut nämlich hatte sich eines Tags ein Reisender zu uns gesellt, der sich als einen Mönch (ich glaube aus Kloster Admont) zu erkennen gab. Er botanisirte, und da ich mich auch um die Alpenflora bekümmerte und zugleich etwas mineralogisirte, so waren wir bald näher bekannt worden, so daß es ihm sehr bitter ankam, uns nicht auf der weitern Wanderung begleiten zu können. Beim Abschied aber bat er mich, wenn ich nach Innsbruck käme, seinen Bruder, der dort Regierungsrath wäre, zu besuchen und herzlich zu grüßen. Dazu schrieb er mir ein paar Worte an ihn mit seinem Namen auf ein Zettelchen, und wir sagten uns herzlich und schmerzlich Lebewohl. Dies Zettelchen fiel mir jetzt ein, und daß ich es in meine Westentasche gesteckt hatte. Wunder über Wunder! es war allen Polizeidurchsuchungen entgangen und stak noch darin. Ich bat sogleich einen der Gensd'armen, den Hrn. Regierungsrath — ich finde leider seinen Namen in meinem Gedächtniß nicht mehr, und die Tagebücher der Reise bis Clausen, worin er stand, habe ich nie zurückerhalten — zu fragen, ob ich ihn sprechen könne. Ich sah deutlich die verneinende Miene des Regierungsrathes, worauf ich ihm den Zettel seines Bruders durch den Gensd'arm einhändigen ließ. Darauf stutzte der Mann, sah mich einen Augenblick an und kehrte rasch um, nach der Stadt zurück, ohne ein Wort an mich zu richten.

Er war aber offenbar nach der Polizei gegangen und hatte dort Anordnungen bewirkt, die ich sogleich wahrnehmen sollte. Es kam mir nämlich schon im Vorsaal des Polizeiamtes ein Commissär entgegen, ließ mir sogleich die Kette abnehmen, begleitete mich unter vielen Entschuldigungen mißbrauchter Gewalt der Unterbehörden in ein ziemlich elegant eingerichtetes Zimmer und frug nach meinen besondern Wünschen. Für ein gutes Abendessen wurde Sorge getragen, ein ordentliches Bett stand bereit, und die Bestimmung meiner Abreise wurde mir freigestellt. Ich hatte zunächst zwei Wünsche: erstlich, zu wissen, aus welcher Ursache meine Reise die erlebte Störung erfahren, sodann am Morgen das Grabmal Kaiser Maximilian's sehen zu dürfen.

„In Betreff Ihrer ersten Bitte thut es mir sehr leid," sagte der Commissär, „aus eigner Unkunde die Antwort schuldig bleiben zu müssen. Ihre Verhaftung ist „auf höheren Befehl" erfolgt — so steht's im Act — weiter weiß ich nichts. Die zweite Bitte bin ich leider eben so wenig im Stande zu erfüllen. Sie dürfen das Haus nur verlassen, um weiter zu reisen, und zwar an die bayrische Grenze. Es wird morgen früh ein Wagen bereit sein, Sie in Gesellschaft eines Polizeibeamten in Civil bis an die Scharnitz zu führen; dort wird man Ihnen Ihre Reiseeffecten einhändigen und Sie vollkommen in Freiheit setzen."

Nach Allem, was ich in den letzten Tagen erduldet, und gegenüber einer völlig unnahbaren Macht, mußte ich meine neue Lage beneidenswerth finden, wenn mir auch dabei kein Verlangen aufstieg, eine zweite Reise nach Tyrol zu machen. Der Commissär hielt Wort, ein anständiger Reisewagen mit einem anständigen Begleiter brachte mich nach der Scharnitz. Hier erhielt ich nebst meiner Freiheit meinen Reisebündel, aber ohne meine Tagebücher und statt meines preußischen Ministerialpasses einen von der Innsbrucker Polizei ausgefertigten. Den mir damit gespielten perfiden Streich zu pariren, war mir unmöglich gemacht, da mein polizeilicher Begleiter natürlich nichts anders geben konnte, als was ihm für mich übergeben war, und so mußte ich, mit dem Verdacht behaftet, legitimationslos in Tyrol gewesen zu sein, die bayrische Grenze überschreiten.

Ich hatte indessen nicht viel Zeit und Kraft zum Nachdenken mehr. Ich fühlte mich ziemlich schwach, und in Mittenwald zeigten sich deutlich die ersten Zeichen der Krankheit, die ich mir auf der Fahrt über den Brenner geholt. Zu Fuß, das sah ich, konnte ich die Reise nicht fortsetzen, ebensowenig die Erschütterung im Wagen aushalten. Da boten sich Flößer an, mich mit nach München zu nehmen, und so schwamm ich denn auf der lieblichen Isar der bayrischen Hauptstadt zu. Bereits war ich so kraftlos, daß mir bei der Ankunft die Füße versagten, und meine mitleidigen Flößer hoben mich von ihrem Fahrzeug und trugen mich in das Wirthshaus von Bögner im Thal, wo ich gastliche Aufnahme fand, unter der Aufregung des eintretenden Fiebers aber nicht dazu kommen konnte, mich meiner wiedererlangten Freiheit zu freuen und von den dargebotenen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten Gebrauch zu machen.

Ich weiß nicht, wie meine Ankunft bekannt oder besprochen worden sein mag. Kurz, ich erfuhr während der zwei Monate, die ich schwer krank in München lag, die größte Theilnahme von Jung und Alt, selbst von den bedeutendsten Männern der Münchener Gelehrtenwelt. Ja, ein junger Maler aus Hamburg nahm mich gastfreundlich in seine Wohnung auf. Endlich um Jahresschluß, im harten Winter und tiefen Schnee, trat ich meine Rückreise nach Berlin zu Fuß an. Heute noch ist mir unbegreiflich, wie ich's ohne Nachtheil für meine Gesundheit zu Stande gebracht habe!

In Berlin machte mein Erlebniß einiges Aufsehn. Minister v. Altenstein lud mich zu sich und ließ sich ausführlichen Bericht erstatten. Das auswärtige Ministerium nahm sich meiner an. Es verlangte Auskunft in Wien, zu wiederholten Malen, und erhielt immer dieselbe Antwort, man werde Erkundigungen einziehen. Nie aber ist eine erklärende Antwort erfolgt, und nachdem ich im Jahre 1823 Berlin verlassen, ist wohl nie wieder davon die Rede gewesen, um so weniger, als man damals in Preußen die studirende Jugend kaum anders behandelte, als in Oesterreich.

Inzwischen sollte ich doch noch, wenn auch spät, einen Aufschluß erhalten, der freilich den Vorgang nicht erbaulicher erscheinen läßt. Im Jahre 1826, auf meiner ersten Reise in Italien, traf ich unvermuthet, in den Uffizien zu Florenz, mit meinem alten Freunde, Franz Colloredo, wieder zusammen. Ich hatte ihm nicht geschrieben, er mir nicht, um jeder Verdächtigung durch Spione und Angeber den Weg zu verlegen, und so war dies Wiedersehen die erste Berührung nach der Trennung in Clausen. Unsere gegenseitige Freude war groß, und wir saßen bald bei einer Flasche Aleatico traulich beisammen. Natürlich kam sogleich unser Abenteuer zur Sprache. Er hatte von meiner Mißhandlung nur oberflächliche Kunde, von meinen oder vielmehr den preußischen Bemühungen um Aufklärung der Sache gar keine. „Weißt Du denn," frug ich, „den Zusammenhang?"

„Wohl weiß ich ihn," antwortete er, „und die Geschichte ist infam genug. Erinnerst Du Dich des Linzer Gensd'arm am Krimler Wasserfall? Der gehört schon hinein. Entsinnst Du Dich der Hindernisse, die der Linzer Polizei-Commissär meiner Weiterreise in den Weg gelegt? Der — hat uns auf dem ganzen Wege verfolgt und Schlingen gelegt. Dieser Polizei-Commissär war Jäger bei meinem Vater und wurde wegen Diebereien von diesem mit der Peitsche aus dem Hause gejagt. Da hat er meinem Vater Rache geschworen, ist zur Polizei gegangen, hat sich als Spitzel anwerben lassen und ist bald wegen seiner Verdienste mit dem Polizeicommissariat Linz belohnt worden. Ich bin ihm wie gefunden in die Hände gefallen; Du als deutscher Student gabst die bequemste Handhabe zu Verdächtigungen. Um zu verhindern, daß Du mich verleitetest, mit Dir zu den Revolutionären nach Neapel zu gehen, erließ er den Befehl, uns aufzuheben, und hat sich damit in Wien besonders schön und breit gemacht. So hängt die Geschichte zusammen."

„Ich gestehe," sagte ich, „die Auflösung übertrifft das Räthsel an Unfaßlichkeit, und wärst Du's nicht, ich könnte es kaum glauben. Nun aber liegt's hinter uns, ich bin gesund; die Begebenheit hat mich — was ich Dir ein ander Mal erzählen will — aus der Bücherwelt in die Künstlerlaufbahn getragen; ich bin hundertfältig beglückt und im nächsten Monat tausendfältig selig — vor dem Altar! Und nun laß uns heitern Muthes vergangener Leiden gedenken!" — —

Seitdem ist wieder manches Jahr vergangen, doch meine denkwürdige Lustreise durch's Tyrol lebt noch ungebleicht in meinem Gedächtniß. Hoffen wir, daß für keinen unserer Leser je ähnliche Spaziergänge im Buch des Schicksals und der — Polizei verzeichnet stehen!

Eine auf- und niedertauchende Insel.

Im mittelländischen Meere bereitet sich zur Zeit ein Phänomen vor, welches die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zieht, und zu dessen näherer Beobachtung zahlreiche naturwissenschaftliche Wallfahrten in's Werk gesetzt werden. Eine neue Insel ist im Begriff sich zu bilden. Mitten aus dem Wasser herauf wächst der Grund des Meeres, so daß er in kurzer Zeit über den Spiegel hervorragen wird. Die Stelle, wo dies geschieht, liegt in der Straße zwischen Sicilien und der afrikanischen Küste, und wird auf der Karte ziemlich genau durch den Mittelpunkt der Verbindungslinie bezeichnet, welchen man zwischen der sicilianischen Stadt Sciacca und der kleinen Insel Pantellaria ziehen kann.

Wenn man die Verhältnisse jener Gegend kennt, so weiß man, daß diese ein großes vulcanisches Gebiet darstellt, welches im Norden Siciliens durch die liparischen Inseln, mit dem ewig brennenden Stromboli und der Insel Ustica, im Osten durch den altehrwürdigen Aetna, im Süden durch die schon genannte Insel Pantellaria begrenzt wird, deren Fundament aus lauter Laven und vulcanischen Schlacken gegründet ist. Die Südwestküste Siciliens mit den reichen Schwefellagern Girgenti's und den um Sciacca zahllos entsprudelnden heißen Quellen giebt den sprechendsten Beweis, daß auch hier, wie im Norden und Osten, die Aeußerungen der gewaltigen unterirdischen Kräfte ihre Endschaft noch nicht erreicht haben. Nur treten sie für gewöhnlich nicht so großartig zu Tage wie dort. Die Decke, welche im Laufe der Zeit sich über ihren Heerd gespannt hat, hat die Verbindungscanäle mit dem Innern, wo die Gluth die Lava in ewigem Fluß erhält, geschlossen, während wir in dem weithinab reichenden Kraterschlund des Stromboli die feurig geschmolzene Masse in fortwährend auf- und absteigender Bewegung erblicken, und durch die wenn auch seltenen Ergüsse des Aetna erinnert werden, daß das große Sicherheitsventil der Insel Sicilien ihr Bestehen in statu quo garantirt. Allein so fest sich auch scheinbar im Südwesten Siciliens der Boden über das feurige Innere gebildet hat, er vermag doch nicht immer den entstehenden Spannungen das Gleichgewicht zu halten. Wenn dieselben ihn auch nicht jedesmal zu zersprengen vermögen, so können sie doch Auftreibungen und blasenförmige Anschwellungen an der Oberfläche bewirken. Zwischen Sciacca und Pantellaria nun steigt jetzt eine Erdblase so rasch empor, daß in kurzer Zeit die Geographen ihre Karten des mittelländischen Meeres wieder werden ändern müssen, wieder, weil es genau an dieser Stelle schon früher und, wie es scheint, zu wiederholten Malen eine Insel gab, die abwechselnd in das Meer versank und wieder emportauchte.

Unter den Schiffern Malta's lebt eine Tradition von dem früheren Bestehen eines solchen Eilandes, dasselbe findet sich auch auf alten Karten verzeichnet; noch andere Nachrichten erzählen, daß auch zu Anfang des letzten Jahrhunderts hier eine Insel gestanden habe. Alle diese Berichte haben aber für uns ein weit geringeres Interesse als diejenigen, welche sich auf ein Ereigniß zu Anfang der dreißiger Jahre beziehen, weil die Vorgänge von damals gewissermaßen das Programm aufstellen, nach dem das jetzt erwartete Phänomen verlaufen wird.

Man hatte zu jener Zeit keine andere Meinung, als daß das Meer zwischen Pantellaria und Sciacca eine durchschnittliche Tiefe von 5—600 Fuß habe. Messungen in den zwanziger Jahren hatten dies bestätigt, und nur östlich von der Linie eine weniger tiefe Stelle, die Bank Nerita, wahrnehmen lassen, auf welcher seit langer Zeit trapanische Schiffer Korallen zu fischen pflegten. Da erblickte am 8. Juli 1831 der Führer der sicilianischen Brigantine H. Gustavo, Namens Francesco Trefiletti, welcher am 6. Juli Malta verlassen hatte und sich auf der Fahrt nach Palermo befand, über jener Tiefe ein eigenthümliches Schauspiel. Bald nach Mittag nämlich bemerkte er in dritthalb (engl.) Meilen Entfernung und nordwestlich von dem Schiffe eine große sich erhebende Wassermasse, auf welche er lossteuerte, um sich zu überzeugen, ob er auch richtig sehe. Als er der Erscheinung bis auf drei Viertelmeilen sich genähert hatte, vernahm er ein donnerähnliches Getöse. Gleich darauf stieg ein schwärzlich gefärbter Wassersprudel empor bis auf eine Höhe von mehr als 80 Fuß und von einer Breite ansehnlicher, als die eines Linienschiffes. Nach etwa zehn Minuten sank das Wasser, dafür aber entwickelte sich aus ihm eine dicke Rauchmasse, welche den ganzen Horizont einhüllte. Alle Viertel- bis halbe Stunden wiederholte sich der Ausbruch; die Erschütterung des Wassers war auf dem Schiffe bemerkbar, und auf der Oberfläche schwammen zahlreiche todte und sterbende Fische.

In Sciacca, der oben erwähnten nächstgelegenen sicilianischen Stadt, wußte man von dem Ereignisse noch nichts, ein trüber Horizont verhüllte die Aussicht auf das Meer. Erst am 12. Juli sah man eine große Menge kleiner Lava- und Bimssteinstückchen auf dem Wasser schwimmen; die Fischer, welche in See gingen, mußten sich weiter hinaus selbst mit dem Ruder durch sie Platz machen. Mit nicht geringerer Verwunderung begegneten sie einer Menge frisch getödteter großer Fische, von denen sie viele aufsammelten und nach Sciacca zum Verkauf brachten. Niemand konnte sich die Ursache erklären, bis man am 13. Juli früh von der Küste aus am Meereshorizonte eine hoch aufsteigende Rauchsäule gewahrte, in welcher sich, als es dunkel wurde, Feuererscheinungen zeigten. Jetzt wurde es Gewißheit, daß sich ein neuer Vulcan im Meere gebildet habe.

Zu derselben Zeit befand sich der berühmte, leider bald darauf inmitten seiner jugendlichen Kraft verstorbene deutsche Geognost Friedrich Hoffmann, dessen classischen Berichten wir diese Thatsachen entnehmen, auf einer wissenschaftlichen Reise durch Italien. Er empfing die Nachrichten von den wunderbaren Ereignissen in Palermo und reiste augenblicklich mit seinen Gefährten ab, um die Erscheinung genauer zu erforschen. Am 20. Juli kam er in Sciacca an. Zwar hatte er schon viele Meilen vorher auf der höher gelegenen Landstraße die Rauchsäule im Meere bemerkt, an der Küste fand er die Schlackenstückchen, welche den feinen Sand des Strandes mit einer dicken Schicht bedeckten, aber keiner von den Schiffern getraute sich, die Gesellschaft zu der merkwürdigen Stelle selbst zu führen.

Die Bevölkerung der Stadt versammelte sich in den kühlen Abendstunden auf der frei gegen das Meer gelegenen Terrasse, welche das Piano di San Domenico bildet, und die Blicke nach der von Feuer durchzuckten Rauchsäule gerichtet, horchten sie in ahnungsvoller Stille nach dem herüberschallenden Donner, dessen Rollen oft eine Viertelstunde und darüber anzuhalten pflegte. Die Unbequemlichkeiten einer kleinen Seereise zu unternehmen, um sich über die Beschaffenheit der Vorgänge am Ausbruchsorte zu unterrichten, oder auch nur die Neugierde über einen Gegenstand zu befriedigen, über den so unendlich viel geschwatzt wurde, dazu fühlte sich Niemand angeregt. Endlich gelang es den deutschen Forschern, einen jener kleinen Küstenfahrer, Schifazzi genannt, zu miethen, welche von den muthigen Trapanesen geführt werden, und am 24. Nachmittags erreichten sie den Ort, wo die Rauchsäule dem Meere entstieg. Mit Erstaunen erblickten sie hier eine neue Insel, plötzlich aus dem Meere emporgewachsen, deren Umfang sie bei genauerer Untersuchung auf 3000 Fuß, und deren höchste Höhe auf 60 Fuß schätzten. Ununterbrochen erhoben sich aus ihr ungeheure Dampfmassen, die in große Kugeln geballt mit Heftigkeit emporwirbelten und durch ihr im Sonnenschein fast blendend weißes Ansehen den in tausendfältigen Abstufungen durcheinanderwogenden Dunstmassen etwas ungemein Malerisches gaben.

„Prachtvoll entfalteten sich," schreibt Hoffmann, „geräuschlos hervorgleitend diese Nebel wie große Schneemassen oder wie Ballen frischer Baumwolle übereinander gehäuft und bildeten locker aneinander gekettet die riesengroße Säule, welche ununterbrochen den Ort ihrer Entstehung bezeichnete. In Zeitabständen von zwei und drei Minuten fuhren durch die glänzend weiße Hauptmasse, mehr oder minder hoch, schwarze Schlackenwürfe. Die durcheinander getriebenen Dampfwolken ballten sich heftiger und schienen in sehr ansehnlicher Breite bis zur Oberfläche des Meeres wieder herabzurollen. Verschwunden war die Insel, und die aufwallende Wasserfläche schien mit den stürmisch durcheinander rollenden Dämpfen und den Schlackenwürfen in ununterbrochenem Zusammenhange, bis die Bewegung des Windes sie wieder auseinander brachte.

Majestätisch erhob sich dann wieder die lichte Rauchsäule wohl bis zu 2000 Fuß in den blauen Himmelsraum, und schon war die Rede davon, das kleine Boot auszusetzen, um die frischaufgetauchte Küste dieser neuen Schöpfung zu betreten, an welcher die Wogen sanft und gleichmäßig brandeten. Da änderte sich plötzlich

das Bild. Dicken Dampfwolken folgten sehr schnell schwarze Aschenwürfe, und ununterbrochen hervorschießend arbeiteten sich Schlacken-, Sand- und Steinwürfe bald empor bis zur Bildung einer drohend dastehenden schwarzen Säule, deren Höhe reichlich 600 Fuß über dem Meere betragen mochte. Stets neue Schüsse drangen durch das Dunkel dieser furchterregenden Hauptmasse. Wie Raketenbüschel verbreiteten sie sich garbenförmig am oberen Ende. Vorn schossen, durch größere Schwungkraft getrieben, die schweren Schlacken- und Steinstücke, und ein dunkler breiter Sandstreifen bezeichnete die Bahn ihrer Wurflinien. Stets wie die großen Sand- und Aschenmassen von dem Scheitelpunkte, bis zu welchem sie geschleudert worden, sich zurückbogen, um als dichter schwarzer Regen dann in's Meer oder auf die Abhänge zu fallen, entwickelten sich aus den umgebogenen Rändern ihrer Würfe überaus herrlich jene schneeweißen wogenden Dampfmassen, und der Anblick der schwarzen Säule mit weißen Kronen war auf dem dicht verdunkelten, von grauem Nebel gefärbten Hintergrunde unglaublich prächtig. Durch die schwarze Aschenwolke fuhren hellleuchtende Blitze, denen jedesmal ein lang anhaltender Donner folgte."

So wuchs die Insel durch die regelmäßig sich wiederholenden Auswürfe von Tag zu Tag und änderte mit ihren Dimensionen ihr Aussehen.

Der heftig wehende Westwind trieb das leichte Material nach Nord-Osten; dadurch hatte sich auf dieser Seite eine Erhöhung gebildet, während auf der Südwestseite die Einfassung der nach unten reichenden trichterförmigen Oeffnung kaum über die Wasserfläche emporstieg. Hoffmann schätzte den höchsten Punkt (Mitte Juli) zu 60 Fuß.

Am 2. August war er bereits 100 Fuß hoch, und die höchste Höhe, bis zu welcher er im Laufe der ersten Hälfte dieses Monats noch anstieg, betrug gegen 180 Fuß. Die Südwestseite, welche anfänglich noch dem Meereswasser Zutritt zu dem Rauchfange des Vulcans gestattet hatte, erhob sich bis gegen 50 Fuß hoch, und das Ganze erhielt das Ansehen eines oben eingesunkenen Berges, dessen in so kurzer Zeit vom Grunde des Meeres emporgewachsene Höhe bald gegen 800 Fuß betrug.

Solche Veränderungen der scheinbar festgegründeten Erde bewirkt heute noch die vulcanische Gewalt.

Noch waren nicht drei Wochen seit der ersten Nachricht vergangen, die Insel war noch gar nicht fertig, als die Engländer (2. August) nach allen Formen des Seerechtes von dem Eilande Besitz nahmen, obgleich dasselbe innerhalb sicilianischen Inselgebietes dem Meere entstiegen war. Gegen Ende September besuchte Hoffmann zum zweiten Male die merkwürdige Stelle, zu gleicher Zeit traf eine französische Brigg dort ein mit dem Akademiker Prevost und dem Maler Joinville an Bord. Mittlerweile (seit dem 12. August) hatten die Auswürfe aufgehört. Die Zufuhr neuen Materiales aus der Tiefe war beendet, aber damit war keine Ruhe über das kleine Land gekommen. Mitten im Meere gelegen und ganz dem Andrange des Windes und der Wellen ausgesetzt, konnten die losen Bestandtheile den vereinten Bestrebungen der Elemente nicht widerstehen. Das Werk der Zerstörung war im vollen Gange. Ausschüttungen und Unterwaschungen verursachten Abstürze, und im Vorüberfahren sahen die Reisenden fortwährend große, neuabgelöste Sandmassen von den angegriffenen Anhängen herabrollen und theilweise ins Meer stürzen, theilweise als Staub von dem wirbelnden Scirocco in die Luft getragen werden. Der nahezu kreisförmige Umfang der Insel betrug im September höchstens noch 2000 Fuß, und der Flächeninhalt hatte sich demnach zu dieser Zeit schon um die Hälfte vermindert. Ende October war der Umfang nur noch 1600 Fuß, von Tag zu Tag wurde die Insel kleiner, endlich war sie ganz wieder verschwunden, und mit dem Schluß des Jahres 1831 rollten wieder die Wogen ihr wechselndes Spiel, und das klare Mondlicht fiel fragend auf die Stelle, wo kurz vorher unterirdische Kräfte ein Merkzeichen ihres unberechenbaren Wirkens aufgebaut hatten.

Die Insel Ferdinqndea am 23. September 1831.

Die vier Culturnationen, Italiener, Deutsche, Engländer und Franzosen, hatten die Wellenschaumgeborene in charakteristischer Weise begrüßt. Die Einen durch eine neugierig scheue Menge mit offenen Mäulern und langen Hälsen, die Andern durch einen ihrer größten Forscher, edlen Ernst und schöne Begeisterung, die Franzosen, um sie zu malen, die Engländer, um sich einen möglicherweise festen Punkt zu sichern. Alle, nur der Deutsche nicht, hatten für sie geschwind irgend einen oder mehrere Namen bei der Hand. Der Capitain, welcher die englische Flagge aufpflanzte, nannte die Insel Graham-Island, ein Anderer Hotham-Island, nach dem auf Malta stationirten englischen Admiral, wieder Andere wollten die erste Entdeckung dem Capitain Corrao zuschreiben und gaben der Insel den Namen Corrao; weil sie im Juli emporgetaucht war, tauften sie die Franzosen Julie oder Isola Giulia; bei den Sicilianern aber hieß sie Nerita, fälschlicherweise, denn sie ist nicht auf der gleichnamigen Korallenbank entstanden, oder Isola Ferdinandea, zu Ehren ihres Königs Ferdinand's II. Von allen diesen Namen wurde der letztere endlich fast allgemein angenommen, bis mit dem Wiederversinken der Insel auch er vergessen wurde. Wem fällt dabei nicht des Sängers Fluch ein? Das einzige Denkmal, an dessen Entstehung keine fluchwürdige That jenes Königs sich knüpfen läßt, dessen Nennung keine Verwünschung auf die Lippen treibt — das wusch das Meer hinweg.

Aehnliche Vorgänge wie im Jahre 1831 haben wir jetzt wieder zu erwarten. Ob sich der Krater wieder öffnen wird, ob dauernde Ausbrüche daraus erfolgen werden, ist eine Frage, welche die Naturforscher lebhaft beschäftigt. Die Untersuchung dieses merkwürdigen Phänomens muß werthvolle Resultate für die Geschichte der Erde liefern. Deswegen und weil höchst wahrscheinlich die Zeit der Beobachtung wiederum nur eine kurze sein wird, erregt das langsame Erscheinen der vielnamigen Insel unser hohes Interesse. Nicht durch einen gewaltigen Ausbruch hat sie sich diesmal angekündigt, sondern durch ein langsames, aber stetiges Heben des Grundes, welches seit einiger Zeit von den Schiffern beobachtet worden ist. Eines Tages wird derselbe über die Oberfläche emporragen und die Engländer zu einer wiederholten Besitzergreifung einladen. Aber wie die Insel kommt, so wird sie auch wieder gehen — eine Undine, welcher höhere Mächte erlauben, dann und wann auf kurze Zeit im wärmenden Strahle der Sonne sich zu freuen.

Aus jüngstvergangenen Tagen.

4. Charakterköpfe aus der deutschen Abgeordneten-Versammlung in Frankfurt.

1.

Sigmund Müller — Rudolph v. Bennigsen — Wilhelm Löwe — Ludwig Häusser.

Vom Verfasser des Artikels „die Fürsten des Fürstentags".

Es giebt auch Bußtage im Leben einer Nation, und mich dünkt, die deutsche Abgeordneten-Versammlung vom 21. December ist ein solcher nationaler Bußtag gewesen. Ein Freudentag war es jedenfalls nicht. Die Stadt Frankfurt versteht sich doch gewiß auf Fest- und Freudentage; aber diesmal: keine Fahne, kein Triumphbogen, kein Kanonendonner, kein Schall der Festmusik — man hat uns ernst und still willkommen geheißen. Und hätte es anders sein können? Vor 15 Jahren tagte hier ein vollberechtigtes, verfassunggebendes Parlament, das an demselben 21. December die Grundrechte des deutschen Volkes endgültig feststellte,

dem ein verantwortliches Reichsministerium zur Seite stand, das als anerkannte Macht mit den deutschen Regierungen verkehrte; heute fanden sich in schwerer Zeit 500 deutsche Abgeordnete zusammen, ohne Mandat, ohne Executivgewalt zur Seite, verleugnet und beargwöhnt von fast allen Regierungen, auf nichts gestützt als auf den Widerhall, den ihre Beschlüsse etwa im Volke finden würden. Vor 15 Jahren war keine Frage des deutschen Verfassungsrechtes so weitreichend, daß sich das Parlament nicht hätte dafür zuständig halten dürfen; heute wurde aus der eigenen Mitte der Versammlung Verwahrung eingelegt gegen einen Antrag, der nichts weiter wollte, als einen ständigen Ausschuß bestellen, als „Mittelpunkt der gesetzlichen Thätigkeit" für Schleswig-Holstein. Sind das die Fortschritte, die wir gemacht?

Es ist nöthig, auch einmal diese, die peinliche Frage zu stellen; denn über dem Festjubel und Festgepränge von Frankfurt, La Chaux de Fonds und Leipzig droht uns der Maßstab verloren zu gehen für das, was wir haben und was wir haben sollten. Die großen Feste sind vorüber gerauscht, aber das deutsche Elend ist geblieben, und nun, da der Tag der Noth gekommen, strecken wir nach wie vor die Hände in die leere Luft. Ein unersetzliches Kleinod soll aus unserer Reichskrone herausgebrochen, der tüchtigste und treueste deutsche Stamm soll auf's Neue seinem Erbfeind überliefert werden; uns schnürt es das Herz zu bei den flehentlichen Hülferufen, das Ausland aber höhnt uns und schlägt uns in's Angesicht, in den Cabineten treibt gar der blanke Verrath sein offenes Spiel — und fünf lange Wochen müssen verstreichen, ehe die Vertreter der großen deutschen Nation ein Gesammtwort abgeben können. Und was ist's denn nun weiter mit diesem Gesammtwort der deutschen Volksvertreter? Haben sie ein Heer über die Elbe, eine Flotte in die Ostsee schicken, haben sie die Landesverräther vor ihr Gericht stellen können? O nein, nichts von alledem! Dies Gesammtwort gab ja kein Parlament, es gaben es nur 500 Abgeordnete aus den Einzelstaaten ab, die das äußerste Maß ihrer polizeilich gestatteten Zuständigkeit schon erschöpften, wenn sie — einen Centralausschuß niedersetzten für Schleswig-Holstein.

Es hat viel trübere Tage in der jüngsten deutschen Geschichte gegeben. Als die würtembergischen Truppen das Parlament auseinander sprengten, als in Rastatt die blutigen Exempel statuirt wurden, als in Kurhessen die Kriegsgerichte ihr schauerliches Amt verwalteten, als ein preußisch-österreichisches Heer die schleswig-holsteinische Armee entwaffnete, und alsdann nach all diesen Erntetagen des neuesten deutschen Soldatenruhmes es stille ward im deutschen Land, ganz stille — gewiß, da war eine viel trübere Zeit. Aber wenn dies Trauertage waren für unser Volk, so bleibt deshalb doch der 21. December ein nationaler Bußtag. An diesem Tage, wo die Vertreter unseres Volkes rathlos und machtlos in derselben Stadt sich zusammen fanden, in der schon vor einem halben Menschenalter ein deutsches Parlament getagt, an diesem Tage, wo auch die aufrichtigste Einmüthigkeit nicht den kleinsten Theil der organisirten Macht uns wieder zurückgeben konnte, die wir vordem von Rechtswegen besaßen, an diesem Tage haben unsere Parteien Buße dafür thun müssen, daß sie in den Tagen des Glückes mit dem deutschen Erbfehler gesündigt, bittere Buße für die frühere Uneinigkeit über die obersten Lebensfragen unserer Nation. Ich weiß, es hat ihnen beiden am Herzen gebrannt, als sie nun da saßen, die „Großdeutschen" und die „Kleindeutschen" und mußten sich beide ihre Ohnmacht gestehen; aber wie hart die Strafe auch war und wie sehr wir zu Gott hoffen, daß nicht die Unschuld darunter leiden werde — verdient war diese Strafe. Diesen Beweis der Folgen ihrer Sünden gerade an der liebsten und theuersten Ehrensache mußten unsere Parteien erst erhalten, wenn ihnen die Augen über sich selbst und über einander aufgehen sollten.

Das sind herbe Worte, wie sie nur der demüthigende Gang einer solchen nationalen Ehrensache abpressen und nur die völlige Gleichmäßigkeit des Vorwurfs rechtfertigen kann. Ich leugne und verkleinere darum ebensowenig irgend einen der Schritte, die wir seit fünf Jahren wieder vorwärts gemacht, wie ich die hohe politische Bedeutung des Frankfurter Tages unterschätze. Wir haben in Frankfurt einen Wechsel auf die Zukunft gezogen, und der Tag wird kommen, wo wir ihn zur Zahlung präsentiren. Die Zukunft aber, sie gehört dem Volke und reift unter unablässiger mühevoller Arbeit der edelsten Kräfte unserer Nation heran. Denn das ist eben der tröstende Zug wiederkehrender nationaler Gesundheit an unserer tief bewegten deutschen Gegenwart, daß neben der officiellen Thätigkeit unserer Regierungen leise und unscheinbar, aber in der Gesammtwirkung bereits deutlich erkennbar, viele Hunderte von Männern ohne Amt und Titel auch ihr Werk verrichten und im wahren Geist der Nation die Entwickelung unseres Volkes fördern helfen. Diese nationalen Freiwilligen, wie ich sie nennen möchte, waren es, die auch in Frankfurt zu gemeinsamer Arbeit versammelt waren. Wer weiß, was die Zukunft für sie bringen wird? Vielleicht daß dem Einen oder dem Andern von ihnen noch einmal in fremdem Land als Flüchtling das Herz bricht; vielleicht auch, daß ihnen das Geschick gestattet, recht bald im berufenen Amt die Sache des Volkes zu führen und zu vertreten. Wer mag es wissen, wie heute die Dinge im deutschen Lande liegen? Noch aber sind sie unser als echte nationale Freiwillige, und deshalb bringe ich hier die Bilder von einigen der Besten, wie ich sie zufällig auf und neben der Rednerbühne aufgelesen.

Am Präsidententische sitzt ein Mann, der die Fünfzig wohl überschritten haben muß; zwar schlank, jedoch nicht von allzukräftiger Haltung, das regelmäßige, offene, Vertrauen erweckende Gesicht etwas abgemagert, die Stimme leicht angegriffen, denn sie klingt gedämpft und füllt bei aller Anstrengung kaum den Raum des großen Saales. Das ist Dr. Sigmund Müller, Advocat und Notar der freien Stadt Frankfurt, vieljähriger Präsident ihrer gesetzgebenden Versammlung und in weiteren Kreisen besonders bekannt geworden als Vorsitzender des Ausschusses für das große deutsche Schützenfest. Was ist es doch, was an dem schlichten Mann mit dem ungesuchten anspruchslosen Auftreten so anzieht? Vor dreißig Jahren, als diese hellen blauen Augen im ersten Jugendfeuer glänzten, als diese jetzt noch so vollen braunen Locken in noch üppigerer Fülle um die freie heitere Stirn fielen, als diese schlanke Gestalt in voller elastischer Kraft sich bewegte, vor dreißig Jahren hätte uns wohl das Aeußere allein bestechen können. Heute ist dieser Jugendschmelz natürlich abgestreift; aber Charakter und innerer Gehalt haben dafür einen anderen dauerhafteren Schmelz über den Mann gegossen. Sigmund Müller ist ein charakteristischer Beleg dafür, wieviel eine Persönlichkeit Reiz gewinnen kann, die in voller Unbefangenheit, nicht von Ehrgeiz, sondern nur von Pflicht- und Rechtsgefühl getrieben, jeder Aufgabe gegenüber nichts weiter als ihre volle Schuldigkeit hat thun wollen. Sigmund Müller ist kein Gelehrter, kein hinreißender Redner ersten Ranges, keine tief angelegte staatsmännische Natur; aber — er glaubt auch dies Alles nicht von sich. Ihn haben niemals hochfliegende Pläne gequält, noch hat er früher je von sich geglaubt, daß sein Name einmal durch ganz Deutschland genannt werden würde. Ruhig und gelassen ist er stets weniger an die öffentlichen Fragen herangetreten, als vielmehr diese an ihn; von nichts Anderem getrieben, als von dem, was das innere Pflichtgefühl ihm gebot, war er allezeit zufrieden mit dem Erfolg, den sein klarer, gesunder, im Leben gewiegter Verstand und seine hingebende Selbstverleugnung ihm gewannen. Und gerade darum, weil er so selbstlos auftrat und sich nirgends ungestüm als besonders berufen vordrängte, gerade darum fürchtete man für keine Sache, wenn er sie in die Hand nahm, und trug ihm bereitwillig mit der Zeit nur um so mehr entgegen. Sigmund Müller ist einer von den wenigen glücklichen Menschen, die selbst im scharfen Zugwind des Parteilebens ohne Neider und ohne Feinde geblieben sind, in seinem ganzen Verhalten das Bild eines Mannes, wie wir sie in Deutschland leider noch nicht allzuhäufig treffen, das Bild eines pflichttreuen freien Bürgers im besten Sinne des Wortes.

Rechts von Sigmund Müller am Präsidententische sitzt fast unbeweglich, aber mit gespanntester Aufmerksamkeit auf Alles achtend, ein um mindestens zehn Jahre jüngerer Mann, mit kräftig schlanker Gestalt, voll Energie und doch fein und gewandt in allen Bewegungen; der runde, schön geformte Kopf ist von kurzem, dunkelem Haar bedeckt, das Gesicht von einem vollen braunen Bart eingerahmt, die Stirne hoch, breit und entwickelt, das braune Auge liegt etwas vor und ist bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie diesmal, mit der Brille bewaffnet, die auf der etwas kurz ausgefallenen und, wie es scheint, auf der Hochschule leicht beschädigten Nase nicht recht haften will. Aus dem ganzen Gesicht spricht Festigkeit, Verstand und Entschiedenheit, und wir wissen — wenn auch nicht von heute — daß der breiten gewölbten Brust eine klare, wohlklingende Stimme mit norddeutschem Accent entspricht. Es ist Rudolf v. Bennigsen, der Präsident des Nationalvereins.

Man vergißt das Gesicht Bennigsen's nicht leicht wieder, obwohl es nicht besonders schön und noch weniger häßlich ist. Das macht die breite hohe Stirn, deren geistiger Ausdruck das ganze Gesicht adelt und von der man beim ersten Blick ablesen kann, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, der bei klar durchblickendem Verstand vor allen Dingen weiß, was er will. Und so ist auch wirklich der Mann. Nicht gerade verschwenderisch reich ist diese Natur ausgestattet, aber es ist ein vollgewegenes Pfund bis auf den letzten Bruchtheil verwerthet. Bennigsen's größte Gabe ist vielleicht seine Selbstbeherrschung, die ihm gestattet, in jedem Moment seine volle Kraft sich zu Gebot zu erhalten, weil er sich niemals vor der Zeit völlig ausgiebt. Er hat offenbar vor Allem sich selbst fest in die Hand genommen, und man fühlt es dieser straff in sich gefügten Natur an, daß er den Menschen zum Gegenstand nicht seines wenigst eifrigen Nachdenkens gemacht, denn soviel überlegte Ruhe wird nicht angeboren, wo so viel warmes inneres Leben damit Hand in Hand geht, sie wird in strenger Selbstzucht anerzogen. Aber gerade so fest wie sich, nimmt er auch die Anderen in die Hand, und nur sein natürliches, offenes, männliches Wesen macht es ihm möglich, die sich ihm Nähernden gerade so nahe wieder an sich heranzuziehen, als er sie sich fern zu halten weiß.

In dieser seltenen Mischung von bewußter Zurückhaltung und Vertrauen erweckender Offenheit beruht vor Allem sein großer persönlicher Einfluß und sein natürlicher Beruf zum politischen Führer. Sein bekanntes bedeutendes Talent für die formelle Behandlung organisatorischer Fragen stelle ich wenigstens hierbei erst in die zweite Linie. Auch in der Rede spricht sich derselbe Charakter aus. Es sind kurze klare Sätze, in denen Bennigsen spricht; sie gehen überall direct auf das Ziel los, und auch wo er einen Seitenweg einschlägt, ist es immer die gerade Linie, in der der Gedanke fortarbeitet. Blumen und rednerische Figuren kommen in seiner Rede fast gar nicht vor, und selbst das Gefühl, wo es einmal herausbricht, giebt sich in streng bemessener Form. Man hört es wohl heraus, daß er stets nur das sagt, was er sagen will; aber dies sagt er auch so rund, klar und vollständig, daß er selbst bei dem, der es bemerkt, einer Mißdeutung niemals ausgesetzt ist. Bennigsen ist offenbar weit weniger durch eine ausgezeichnete Naturanlage zum sicheren Redner geworden, als vielmehr dadurch, daß er es werden wollte. Er hat sich aber auch hier fest in die Hand genommen. Noch vor fünf Jahren sprudelte seine Rede im raschesten Fluß, heute geht der Strom schon weit langsamer, und er wird noch langsamer sprechen lernen, wenn er es für gut finden sollte — wenn er eben will.

Aus einer alten angesehenen Familie hervorgegangen, der Sohn eines hohen Militärs, würde Bennigsen, wenn er nicht im Jahre 1857 als Staatsanwalt seinen Abschied gefordert, vielleicht schon heute eine einflußreiche Stellung im hannoverschen Ministerium einnehmen. Ihm selbst ist dies vielleicht noch weniger zweifelhaft als uns. Er hätte dazu nur Eins nöthig gehabt — für Viele seiner Standesgenossen eine unbedeutende Kleinigkeit — er hätte den Welfenstaat Hannover und ganz Deutschland als die natürliche Domäne zweier bevorrechteter Menschenclassen behandeln müssen: des hohen und des niederen Adels. Wenn er, gestützt auf ein nicht überreiches Vermögen, auf diese Ehren und Vortheile verzichtete und, statt seine politische Ueberzeugung zum Opfer zu bringen, lieber als Führer der hannoverschen Opposition und als einflußreicher Leiter der liberalen deutschen Bewegung seine reiche Kraft verwerthete — wer lohnt ihn für diese Selbstverleugnung? Vielleicht außer dem, was jeden Ehrenmann schon in seinem Innern reichlich selbst belohnt, einmal eine große staatsmännische Wirksamkeit, deren Millionen Deutsche segnend gedenken, jedenfalls aber schon jetzt eine unbegrenzte Hochachtung der besten Männer Deutschlands und des ganzen hannoverschen Volkes. So ist nie ein Fürst in den reichen Marschen der Niederweser und die Weser entlang von Bremerhaven bis Bremen geehrt worden, wie Bennigsen, als er im Juli 1861 vom Seebad Borkum nach Hause reiste. In festlichem Zug, zu Wagen und zu Pferd, geleiteten ihn die Bauern der Lande Hadeln, Wursten und Budjading von Ort zu Ort, die Schiffe auf der Weser und im Bremerhaven flaggten und salutirten ihm zu Ehren, und Kanonendonner erschallte, als er den Boden der freien Stadt Bremen betrat. Ein alter Bauer hatte seine fünf Enkel an ihn herangeführt, um ihnen den Mann des Volkes zu zeigen: „Seht, Kinder, das ist Bennigsen." Ob ein Staatsrath oder Minister von Bennigsen wohl auch den Bauerkindern im Lande Hadeln gezeigt worden wäre?

Der Sitz links von Sigmund Müller für den zweiten Vicepräsidenten ist leer. Sein Inhaber, der Freiherr Gustav von Lerchenfeld aus Bamberg, hat ihn verlassen, weil ihm nach dem Antrage auf Niedersetzung eines ständigen Ausschusses ein längeres Zusammengehen mit der Mehrheit der Versammlung nicht mehr möglich erschien. Ueberlassen wir es der Partei, deren Führer seither Herr von Lerchenfeld war, sich wegen dieses Schrittes mit ihm auseinander zu setzen, und geben auch wir, wie die Versammlung es that, dem treffenden Worte Ludwig Seeger's entsprechend, „rasch über diesen Mißton hinweg". Dr. **Wilhelm Löwe** aus Berlin war es, der diesen ehrenrettenden Antrag begründete. Fassen wir uns daher ihn statt des Herrn von Lerchenfeld in's Auge. Es ist Löwe-Calbe, der letzte Präsident des deutschen Parlaments, der vor uns steht. Die gedrungene Gestalt ungebeugt, das Gesicht voll und blühend, Haar, Kinn- und Schnurrbart dicht und schwarz, das dunkle Auge voll Feuer, die tiefe, weiche Stimme im reinsten Wohllaut weithin die Gedanken tragend, die unter der edel geformten Stirn vorher entstanden — ist das ein Flüchtling, den das Leben in seinen erbarmungslosen Armen gewiegt? Und doch ist es so. Und wenn wir der Rede des Mannes so recht aufmerksam folgen, dann erfahren wir auch noch mehr, dann hören wir auch aus seiner feinen Auffassung und ernsten Denkweise heraus, daß nicht etwa ein unverwüstlicher Leichtsinn, nein, daß ein tiefes Gefühl, ein reiches Seelenleben den Mann bewegt, der so frisch, so mild, so unverbittert nach zehnjährigem Flüchtlingsleben in die Heimath zurückkehrte.

Löwe steht heute noch auf demselben politischen Boden, auf dem er im Parlament gestanden, wenn auch der Gang der neuesten Geschichte Deutschlands und die Erfahrungen, die er in Amerika und England gemacht, sein Urtheil hier und da berichtigt haben mögen. Nur der rastlose Eifer in der Förderung alles öffentlichen Lebens ist ganz und gar derselbe geblieben und hat in seiner vielseitigen Bildung, seiner ungemeinen Arbeitskraft und seiner außerordentlichen rednerischen Begabung der preußischen wie der deutschen Sache eine nicht hoch genug zu schätzende agitatorische Kraft wieder zugeführt. Ich habe nur wenige Redner gehört, die einen gleich wohlthuenden Eindruck auf den Zuhörer machen, wie Löwe-Calbe. Wie auf geistigen Armen faßt er unsere Gedanken mit seiner weichen, wohlklingenden Stimme auf und trägt uns schaukelnd weiter und weiter, bald hoch uns hinaufhebend in die Höhen der Dialektik, bald tief uns hinabtauchend in die Fluthen der Gefühlswelt, so sicher, so stetig, mit so fester Hand uns führend, daß wir es unwillkürlich bedauern, wenn er am Schluß seiner Rede uns wieder auf die eigenen Füße stellt. Löwe ist ein geborener Redner in Moll, aber ich zweifle nicht, daß er unter dem Eindruck eines überwältigenden Gefühls auch die Duraccorde der Leidenschaft — und dann mit erschütternder Gewalt — zu greifen versteht.

„Ich gehöre nicht zu Denjenigen, die aus der demokratischen Partei hervorgegangen, ich gehöre entschieden zu Denjenigen, die aus den gemäßigten Meinungen herausgewachsen sind, aber ich bekenne, die schleswig-holsteinische Frage hat mich die bittere Kunst des Mißtrauens gelehrt seit dem Tage von Malmoe, und ich habe mir ein feierliches Gelübde gethan, in dieser Sache, selbst wenn zweifelhaft, nicht wieder zu sündigen durch Unterlassung." Im Munde eines Anderen wären diese Worte wahrscheinlich den gewöhnlichen Betheuerungen zugezählt worden, im Munde **Ludwig Häusser's** aus Heidelberg waren sie ein Ereigniß. Mit diesen Worten bekannte einer der ältesten und bedeutendsten Führer der gothaischen Partei offen und unumwunden vor ganz Deutschland einen verhängnißvollen früheren Parteiirrthum. Vor 15 Jahren hätten sich Ludwig Häusser — wenn er im Parlament gesessen — und Löwe-Calbe in der schleswig-holsteinischen Frage wahrscheinlich als entschiedene Gegner gegenüber gestanden, heute reichte Häusser in derselben Frage dem früheren Gegner ohne allen Rückhalt die Hand zur Verständigung. Ich wiederhole, das ist ein Ereigniß, in dem sich zwar der ganze Jammer einer langen Reihe trüber Tage für Deutschland und Schleswig-Holstein wiederspiegelt, an das aber auch die Hoffnung auf die Gesundung unserer Parteien mit vollem Recht ihre Knospen wieder ansetzen mag. Aber auch zur Charakteristik des Mannes selbst, der dies Bekenntniß ablegte, sind diese Worte von Bedeutung; denn wer einmal vor Ludwig Häusser ge-

standen, der weiß auch, selbst wenn er seine „deutsche Geschichte“ nicht gelesen und sein entschlossenes Auftreten als Parteimann von 1847 an in der „Deutschen Zeitung“, in der „Zeit“, in der „Süddeutschen Zeitung“ nicht verfolgt, daß er weder obenhin eine Meinung sich bildet, noch auch leichthin eine einmal gefaßte Meinung aufgiebt. Der Mann sucht zwar nicht den Kampf, aber er fürchtet ihn auch nicht. Er hat, wie seine ganze zähe, opferfreudige Partei, zu lange nach rechts und nach links mit scharfen Waffen Front gemacht, um des bloßen lieben Friedens wegen zu schweigen oder gar zuzustimmen. Ludwig Häusser ist ein unverwerflicher Zeuge dafür, daß man ein „Gothaer“ und ein „deutscher Professor“ obendrein und doch „jeder Zoll ein Mann“ sein kann. Ohne gerade durch bedeutende oder durch regelmäßig schöne Züge zu bestechen, zieht doch die feste, selbstbewußte Haltung des kräftigen Körpers und der fast bis zur Strenge gesteigerte sittliche Ernst in dem geistig durchwehten Gesicht unwillkürlich an. Diese graublauen Augen, die hinter der Brille hervor Einem scharf entgegen blicken, diese breite, entschlossene Stirn, diese etwas vorstehende Unterlippe über dem festgeformten Kinn verrathen uns, daß wir trotz des stubengebleichten, glatt rasirten Gesichtes keinen gewöhnlichen Stuben- und Alltagsmenschen vor uns haben. Wenn Löwe-Calbe vielleicht als Arzt durch den Anblick des körperlichen Menschenelends mild und nachsichtig geworden, so scheint Ludwig Häusser durch das Studium der Geschichte und der darin auftretenden sittlichen Mängel des Menschengeschlechtes einen angeborenen Sinn für Recht und Pflicht noch geschärft und den kategorischen Imperativ zu seinem leitenden Princip erhoben zu haben. Bei aller gewinnenden Freundlichkeit im geselligen Verkehr bricht diese Seite seiner inneren Natur doch jederzeit in seinem Beruf, in seinen Schriften, in seinem öffentlichen Wirken hervor. Dieser Ernst, den jedoch Gemüth und Geist in Verbindung mit einem reichen gesättigten Wissen gleich sehr vor der Gefahr des Pedantismus schützen, beherrscht auch seine Reden. Wenn ich Löwe-Calbe einen Redner in Moll genannt, so ist Ludwig-Häusser ein geborener Redner in Dur, selbst dann, wenn er als echtes, blondes Kind der fröhlichen Pfalz in liebenswürdigem, geistvollem Humor bei Tischreden überschäumt. Darin unterstützt ihn freilich auch eine der klangvollsten tiefen Männerstimmen, die ich je gehört. Wie der Ernst und die klare Ruhe seiner Gedanken, so versetzt auch schon der mächtige, melodische Ton seiner Stimme den Zuhörer in eine gehobene, fast möchte ich sagen, feierliche Stimmung, und mich wenigstens überkommt es bei seinen Reden fast regelmäßig so, als wenn ich die Feiertagsglocken der Heimath in meinem Innern wiederklingen hörte.

Als akademischer Lehrer hat Ludwig Häusser zwar fast täglich Gelegenheit, seine Redegabe zu üben, er ist jedoch dabei auch durch seine Stellung gezwungen, in besonders gewiesener, belehrender Form zu sprechen. Aber so reich und kräftig ist dieser Geist, daß er als Redner gegenüber großen Massen jede Erinnerung an den gewohnten Ton zurückzudrängen vermag, ohne der eigenen, wie der Würde der Sache irgend etwas zu vergeben. Es giebt Volksredner, die mit enthusiastischerem Beifall belohnt werden, aber es giebt ihrer wenige, die es wie Häusser verstehen, ihre Zuhörer so zu sich herauf zu heben. Er wiegt uns nicht, wie Löwe-Calbe, auf weichem Arm, er faßt uns wie mit starker Hand fest an und zwingt uns durch den sittlichen Ernst seiner Gedanken ihm mit unseren Gedanken zu folgen. Und wir folgen ihm gern; denn er giebt zugleich mit voller Hand und immer frisch aus Geist und Phantasie gequollen, und so viel er uns auch giebt, wir haben doch nie das Gefühl, daß er nun zu Ende sei, wir glauben vielmehr, daß er noch immer tiefer hinunter langen und immer neue Schätze heraufholen könne aus der reichen Vorrathskammer seines Wissens und seines Gemüthes.

Blätter und Blüthen.

Das unterirdische Berlin. In früherer Zeit waren die Keller in Berlin nichts weiter als Räume zur Aufbewahrung verschiedener Lebensmittel und angenehmer Getränke. Die zunehmende Bevölkerung hat ihnen eine andere und höhere Stellung angewiesen, indem sich die Keller allmählich in Wohnungen für Tausende von Menschen verwandelten. Andere erhoben sich sogar zu dem Range von beliebten Vergnügungslocalen und Frühstücksstuben. Die Keller emancipirten sich und wurden ein gesuchter Artikel von großer socialer Bedeutung. Freilich ist zwischen Keller und Keller noch immer ein großer Unterschied, wie zwischen einem strahlenden Brillanten und gemeinem Kieselstein. Auch hier berühren sich die äußersten Gegensätze der Gesellschaft, die jammervollste Armuth und der glänzendste Luxus. Es giebt in Berlin Kellerwohnungen, bei deren Anblick den Menschenfreund ein tiefer Schauder erfaßt, elende feuchte Löcher ohne Luft und Licht, von deren Wänden das Wasser herniederläuft, deren Boden mit Pilz und Schimmel bedeckt ist, bewohnt von traurigen, hinfälligen Gestalten, von scrophulösen Kindern, blödsinnigen Greisen, oder der Hefe des Lasters. Hier herrscht Jahr aus Jahr ein Noth, Hunger und Krankheit, der gräßliche Typhus und das Heer der epidemischen Krankheiten. Einige Stufen höher steht der Keller des armen Handwerkers, der eine bessere Wohnung noch nicht bezahlen kann. Vorzugsweise liebt der poetische Flickschuster die unterirdischen Räume, aber auch andere Gewerbe haben eine besondere Neigung für Kellerwohnungen, wie die Barbiere und Fleischwaarenhändler, unter denen Einzelne in den bescheidenen Räumen ein nicht unbedeutendes Vermögen mit der Zeit zusammensparen. Ebenfalls zu dem Geschlecht der Kellerwürmer gehört der „Budiker“ oder Victualienhändler, der meist ein glänzendes Geschäft mit den ersten Lebensbedürfnissen macht und öfters aus seinem Keller in die erste Etage emporsteigt, um als Rentier sein Leben zu beschließen. Gewöhnlich aber zieht er es vor, bis zu seinem Ende Käse, Butter und Heringe zu verkaufen, seine Kunden zu bedienen, trotzdem er Hauseigenthümer geworden ist und sein Geld auf sichere Hypotheken ausleiht. —

Zahllos ist das Heer der Frühstücks- und Speisekeller in ihren verschiedenen Abstufungen und Schattirungen. Die niedrigste Stellung nimmt hier der sogenannte „Bumskeller“ ein, der von den Arbeitern, Tagelöhnern und Bummlern fast ausschließlich besucht wird. Man findet daselbst wunderbare Getränke von zweifelhaftem Geschmack und Farbe, die unter dem Namen Kaffee oder Chocolade für 6 Pfennige die Tasse verabreicht werden, Diners zu 2½ Silbergroschen, Coteletten und Beefsteaks von höchst verdächtiger Natur und als Compot jene riesigen sauren Gurken, deren bloßer Anblick schon hinreicht, gelinde Anfälle von Cholera hervorzurufen. Die Hauptsache ist jedoch weniger das Essen als das Trinken, worin von einzelnen Stammgästen in der That das Außerordentlichste geleistet wird. Die ganze Atmosphäre duftet nach saurem Weißbier, dem Berliner Nektar, und nach Nordhäuser Korn, der zur besseren Verdauung des Weißbiers nicht immer mäßig genossen wird. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn sich die Gemüther leicht erhitzen und Handgreiflichkeiten vorkommen, die meist mit der Herausbeförderung des Ruhestörers zu enden pflegen. Dieser hat dabei den Vortheil, die Kellertreppe statt hinuntergeworfen heraufgeworfen zu werden.

Einen glänzenden Contrast zu dem Bumskeller bildet der feine Delicatessenkeller, in dem sich besonders nach dem Theater die bessere (?) Gesellschaft einzufinden pflegt. Derselbe ist stets höchst elegant, zuweilen luxuriös eingerichtet, mit Sammttapeten, schwellenden Divans, Roccocospiegeln, Gemälden und strahlenden Kronleuchtern versehen. Außer dem gemeinschaftlichen Salon giebt es hier eine Reihe von einzelnen Cabineten für besondere Gesellschaften, welche allein für sich bleiben wollen. Manche Mysterien werden hier gefeiert, mancher kleine Roman abgespielt, obgleich die Polizei die Geheimnisse der besonderen Cabinete nicht länger dulden wollte und zu diesem Zwecke die Thüren ausheben und durch leichte Vorhänge zum Leidwesen so mancher zärtlichen Paare ersetzen ließ. Dennoch fehlt es nicht an kleinen Abenteuern, heimlichen Rendezvous, und noch immer bieten die Delicatessenkeller in Berlin dem Novellisten einen reichen Stoff und manches pikante Capitel für seine socialen Studien. —

Den Schluß bilden die „Verbrecherkeller“, von der Polizei geduldete Vergnügungslocale für notorische Diebe, Strolche, liederliche Dirnen und ähnliche gefährliche Individuen. In diesen unterirdischen Höhlen, von Fusel und mephitischen Ausdünstungen erfüllt, hält das Laster ungescheut seine Orgien. Bei den Klängen eines wüsten Leierkastens oder einer verstimmten Violine dreht sich im wilden Taumel der Auswurf der Gesellschaft, die Elite der Verbrecherwelt. Hier feiert der berüchtigte Gauner seine Triumphe und freut sich der Anerkennung seiner Standesgenossen, hier macht der junge Anfänger auf der Verbrecherbahn Bekanntschaften, die für sein ganzes Leben entscheiden, hier findet er Freunde, Helfer und die Geliebte, für die er stiehlt und im Nothfalle mordet. Es herrscht eine bacchantische Wildheit, eine unbeschreibliche rohe Lust und Ausgelassenheit in diesen Räumen, wüstes Geschrei, toller Lärm, dazwischen das Jauchzen der ausgelassenen Dirnen, der gröhlende Gesang der Männer, unterbrochen durch einen plötzlichen Streit, wobei die Messer blitzen und nicht selten schwere Verwundungen vorkommen. Mitten in dem höchsten Wirrwarr wird es plötzlich todtenstill, die Musik verstummt, Alles flüchtet nach der Thür und zu den verborgenen Ausgängen, die jedoch von der Sicherheitspolizei besetzt sind. Es findet eine Razzia statt, um einige gefährliche Verbrecher aufzuheben. Dazu dienen diese Keller, wo man sicher ist, die ganze saubere Gesellschaft anzutreffen. Wenige Augenblicke später werden eine Anzahl von Dieben, die sich bisher allen Nachstellungen zu entziehen gewußt, unter bewaffneter Begleitung und mit den nöthigen Handschellen versehen, aus dem Tanzlocal nach der Hausvoigtei abgeführt. In dem Verbrecherkeller ist es dunkel geworden, und nur in der Nähe sieht man noch einige verdächtige Schatten, die vor dem dämmernden Morgenlicht verschwinden und in ihre heimlichen Spelunken sich verbergen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 7. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von **Otto Ruppius**.

(Fortsetzung.)

Als Hellmuth in das hell erleuchtete, von zahlreichen Pulten besetzte Comptoir hinaustrat, in welchem die dort arbeitenden jungen Leute sich eben fertig machten, ihr Tagewerk zu beschließen, blieb er wie unwillkürlich stehen und überschaute den Raum, worin alle Fäden des ausgebreiteten Geschäfts zusammenliefen — sein Blick fiel auf das einzige verlassene Pult, und langsam strich er, als wolle er einen plötzlich entstehenden Zug von Sorge verbergen, mit der Hand über die Stirn; in der nächsten halben Minute aber schon hob er mit völlig klarem Gesichte den Kopf wieder und wandte sich dem Platze seines ersten Buchhalters zu. „Herr Gruber, es würde mich freuen, Sie morgen bei mir zu Tische zu sehen!“ sagte er, und mit einem hellaufschießenden Roth in seinen Wangen verbeugte sich der junge Mann. Der Principal nickte wohlwollend und trat dann nach der hohen erleuchteten Hausflur hinaus, in welcher die breite gebohnte Treppe nach den oberen Stockwerken führte. Langsam, wie in Gedanken versinkend, erstieg er jene, und erst als nach Aufschließen der Corridorthüre ihm das helle Lachen einer Mädchenstimme entgegenklang, schien er mit Macht das, was seine Seele beschäftigt, von sich zu weisen.

In dem großen, mit dem vollen modernen Luxus ausgestatteten Zimmer, welches er öffnete, saßen zwei junge Damen; die eine an dem glänzenden Stutzflügel, noch immer lachend, die andere in einen Fauteuil zurückgelehnt, eine zusammengerollte Stickerei im Schooße; die erstere im weißen Casimir-Negligé, im frischesten Blühen und Strahlen der Jugend, die andere im dunkeln einfachen Hauskleide, die bleichen feinen Züge nur durch ein Paar große dunkelblaue Augen belebt. „O Papa, Du kennst die Anna noch nicht,“ rief die Erstere dem eintretenden Hellmuth entgegen; „sie hat sich vorgenommen, mich nicht spielen zu lassen, oder zu klimpern, wie sie es in ihrer Artigkeit nennt, und sie darf auch nur eine ihrer trockenen Bemerkungen machen, so ist meine Aufmerksamkeit verloren!“

„Glaub' der Eugenie doch nicht, Vater,“ sagte die Zweite ruhig, während es dennoch wie leichter Humor in ihren Mundwinkeln zuckte, „es kann ja Niemand verlieren, was er noch gar nicht gehabt hat!“

Der Eingetretene nickte lächelnd, indem er, langsam mit der Hand durch das dichte graue Haar fahrend, mit einem eigenthümlich aufmerksamen Blick die beiden Mädchen musterte, der dann an Eugenie's glänzender Erscheinung haften blieb. „Ich kam nur, Kinder, um Euch mitzutheilen, daß wir morgen zum Mittag einen Gast haben,“ sagte er, „einen jungen Mann von weither, den ich Eurer Aufmerksamkeit empfehle; es liegt mir etwas daran, daß er sich bei uns wohl fühlt. Theilt der Wirthschafterin das Nöthige mit. Und Du, Anna, machst dann auch wohl ausnahmsweise und mir zu Liebe einmal etwas mehr Toilette als gewöhnlich?“

Die Angeredete erhob sich leicht, und ein Lächeln, das ihren Zügen ein ganz neues Leben gab, glitt über ihr Gesicht. „Dir zu Liebe würde ich Alles thun, Väterchen,“ erwiderte sie; „aber denke doch nur, wie ungeschickt ich mich im Putz ausnehme. Eugenie ist in der Pension zur großen Dame erzogen worden, ich aber bin bei der Großmutter ein bescheidenes Gänseblümchen geblieben — ist es ein so großer Herr, so laden wir die Tante Geheimeräthin ein, und ich bleibe vom Tische weg —“

„Glaube ihr nicht, Papa!“ unterbrach sie Eugenie, vom Flügel aufspringend, „sie ist reizend, wenn sie nur Toilette machen will; aber sie hat die Marotte, sich für zu unbedeutend zu halten!“

Ueber Hellmuth's Stirn war ein Gedanke gegangen, welcher dem augenblicklichen Gespräche ganz fremd zu sein schien, und wie noch unter dem Einflusse desselben wandte er sich nach dem Mädchen im Fauteuil. „Thue denn, wie Du willst, Anna, aber wir wollen nur unter uns sein!“ sagte er, auf die Angeredete zutretend und sie auf die Stirn küssend, „Du, denke ich, würdest in jeder Lage glücklich werden können! — Für Dich, Eugenie, bedarf es ja wohl keiner Ermahnung,“ setzte er von Neuem lächelnd hinzu, einen Blick vollen Wohlgefallens über die Gestalt der Genannten laufen lassend; „ich will nur noch bemerken, daß ich Euern Freund Gruber mit eingeladen habe, um etwas Leben in unser Zusammensein zu bringen.“

„Unsern Freund Gruber?“ sagte Eugenie, mit gekräuselter Lippe die Augen senkend, „was habe ich denn mit dem jungen Herrn zu schaffen?“

„Gut, so wird sich Anna seiner annehmen,“ erwiderte der Hausherr mit einem eigenthümlichen halben Blicke nach der Andern.

„Wenn er es sich gefallen läßt, herzlich gern,“ erwiderte diese trocken; „er geht mir aber immer gern drei Schritte weit aus dem Wege, da ich nicht sehr für blondes Haar, und was damit zusammenhängt, schwärme.“

Hellmuth nickte mit einem leichten „Hm“ der Befriedigung, aber es war, als hätten sich seine Gedanken bereits wieder von dem Gespräche entfernt. Langsam wandte er sich nach dem Ausgange. „Ich habe noch zu arbeiten, Kinder,“ sagte er, „und so denkt an das Nöthige.“

„Denkt an das Nöthige,“ wiederholte Eugenie, als sich die Thür hinter dem Davongehenden geschlossen; „hast Du den Vater schon so in Sorge um einen einzelnen Gast gesehen? was hat er bei uns zu thun?“

„Ei, wir haben zwei Gäste, Du ignorirst den Herrn Gruber, als ob er Dich hören könnte!" unterbrach sie die Schwester, während ein leichter Schalk in ihren Mundwinkeln zuckte.

„Laß das jetzt!" war die rasche Antwort, während dennoch ein helles Roth in die Wangen der Sprecherin trat; „ich muß wissen, wer der Mensch ist, um dessenwillen der Vater schon am Abend vorher seine Anordnungen für das Mittagsessen trifft und uns eine gewählte Toilette anempfiehlt; wenn Jemand davon Kenntniß hat, so ist es Willmann —!" Sie ging rasch nach der Thür, dort die Glocke ziehend, und nach kurzer Weile erschien eine Dienerin, wohl so alt, als beide Mädchen zusammengenommen, welcher Eugenie sich mit einer Miene voller Vertraulichkeit zuwandte. „Sehen Sie doch zu, Margarethe, ob Sie dem Willmann nicht ein heimliches Wort sagen können, wir möchten ihn sprechen, aber bald." Die Dienerin nickte, als sei ihr ein derartiger Auftrag kaum ungewöhnlich, und verschwand.

„Aber warum interessirt Dich nur der Fremde so sehr? Hast Du nicht gehört, daß Gruber ebenfalls eingeladen ist?"

Eugenie machte eine Bewegung der Belästigung. „Ich glaube, weil Du seine Vertraute in Bezug auf mich gewesen bist, wirst Du in seiner Seele schon eifersüchtig auf den Fremden. Ich habe den jungen Mann recht gern — nun gut, was aber weiter?"

„Daß er mir trotz seiner blonden Haare und der Weichheit in seinem Wesen, die nicht mein Geschmack sind, doch als eine viel zu achtbare Persönlichkeit erscheint, als daß man mit ihm spielen sollte," erwiderte Anna mit einer eigenthümlichen Bestimmtheit. „Und meinst Du es aufrichtig mit ihm, so habt Ihr Beide noch einen viel zu harten Kampf um des Vaters Zustimmung vor Euch, als daß der geringste leichtsinnig gesäete Zweifel zwischen Euch selbst sich rechtfertigen ließe."

Eugenie verzog die frischen Lippen. „Wir sind noch nicht so weit miteinander, als daß nur eine bestimmte Aussprache zwischen uns erfolgt wäre; ich sehe also auch nicht ein, welchen Zwang ich mir, einer einfachen Neugierde halber, auferlegen sollte. Papa rechnet auf unsere Freundlichkeit gegen den fremden Gast — will Jemand mir ein Verbrechen daraus machen, nun gut, ich bin gegen Niemand eine bindende Verpflichtung eingegangen!"

Anna hielt die großen Augen noch eine Weile ernst auf die Sprecherin gerichtet, als diese bereits ihren früheren Platz am Flügel eingenommen hatte und zerstreut einzelne Accorde anschlug; dann senkte sie das Gesicht nach der Stickerei in ihrem Schooße, diese wie mechanisch entrollend.

Kein Wort fiel weiter zwischen Beiden, bis sich geräuschlos die Thür aufthat und Willmann's kahles Haupt mit einem: „Darf ich eintreten?" halb in der Oeffnung zeigte.

Anna schien kaum Notiz von ihm zu nehmen, aber Eugenie erhob sich rasch, den Kopf wie in leichtem Trotze zurückwerfend. „Nur herein, Willmann!" rief sie, und als die kleine Gestalt das Zimmer betrat, zog sie rasch einen Stuhl herbei und deutete mit einem bestimmten: „Hier, setzen Sie sich!" darauf. Der Comptoirdiener, wie längst an eine ähnliche Verfahrungsweise gewöhnt, zögerte auch keinen Augenblick, dem Befehle nachzukommen, und sie ließ sich unweit von ihm auf einem Diwan nieder.

„Papa hat uns für morgen einen Gast von weither angekündigt," begann sie, „und Sie sollen uns sagen, Willmann, was Sie von diesem wissen, oder was sonst damit zusammenhängt, damit wir uns danach einrichten können. — Sie werden doch jedenfalls schon etwas von der Angelegenheit kennen?"

Der Comptoirdiener begann plötzlich wunderlich zu blinzeln und seinen Mund krampfhaft nach allen Seiten zu ziehen. „Ich — ich muß Ihnen sagen, Fräulein Eugenie, daß ich von einem Gaste nicht das Geringste weiß," sagte er endlich, „wenn er aber von weither kommt und die Ankündigung erst jetzt erfolgt ist, so wird es wohl derselbe sein, von welchem Herr Hellmuth vor einer Stunde erst einen Brief erhalten hat — und es muß jedenfalls eine sonderbare Bewandtniß mit ihm haben. Herr Meier ist heute Abend ohne Weiteres aus dem Comptoir entlassen worden, und das hängt mit dem Fremden zusammen, ich habe meine bestimmten Gründe dafür — um Gotteswillen aber lassen Sie nichts darüber laut werden," setzte er mit einem neuen Zucken seines Gesichts hinzu, „Sie wissen, wie der Herr Papa ist."

„Ohne Sorge, Willmann, was geht mich denn der Herr Meier an? Das ist Papa's Sache!" unterbrach ihn Eugenie mit einer leichten Bewegung von Ungeduld, „ich will von dem Fremden selbst etwas hören. Wissen Sie von ihm etwas?"

„Er ist vorgestern angekommen und soll stark von der Sonne gebräunt sein, ich habe das aus Herrn Hellmuth's eigenem Munde, das ist aber auch Alles, was ich weiß!" war die Antwort.

Eugenie erhob sich mit einem kurzen Achselzucken. „Deshalb hätten wir Sie freilich nicht zu plagen brauchen," sagte sie, sich abwendend, aber Anna hatte bei den letzten Worten des Kleinen mit einer leichten Spannung in ihrem Gesichte ihren Sitz verlassen.

„Es war ja wohl vorgestern Abend, als Sie mich vom Posthofe abholten?" begann sie; im gleichen Augenblicke aber trat auch ein leichtes Roth in ihr Gesicht, und wie sich einer Uebereilung bewußt werdend, fuhr sie fort: „Herr Meier war doch damals noch in Vaters vollem Vertrauen, was kann denn ein Fremder von weither mit unseren Verhältnissen zu thun haben?"

„Ich habe nur meine Gedanken darüber, wie sie mir aus einzelnen Worten des Herrn Meier gekommen sind, möchte aber um Gotteswillen nicht, daß etwas weiter davon laut würde," erwiderte Willmann, mit einem neuen krampfhaften Augenzwinkern von seinem Stuhle sich erhebend, „mir ist es aber, als käme mit dem Fremden wahrlich kein guter Engel in's Haus!"

„Sie fangen an interessant zu werden mit Ihren Räthseln," wandte sich Eugenie nach ihm zurück, „was meinen Sie aber, wenn wir uns daran machten, den bösen Engel zu bekehren?"

Der Comptoirdiener sah die Sprecherin mit großen Augen an und nickte dann zwei Mal ernsthaft, wie von einer plötzlichen Idee berührt. „Es würde mir leid thun um Jemand, Fräulein Eugenie, der freilich kein Engel, aber ein recht guter Mensch ist," sagte er dann langsam, „aber es wird ja Alles kommen, wie es Gottes Wille ist. — Im Uebrigen, wenn mich die Fräulein nicht mehr brauchen — es wartet noch Arbeit auf mich —" schloß er und wandte sich mit einer Verbeugung dem Ausgange zu.

„Er wird auch alt, der Willmann — früher war er anders!" sagte Eugenie, als die Thür sich hinter dem Kleinen geschlossen, mit einem leichten Runzeln ihrer weißen Stirn und warf sich auf ihren früheren Platz am Flügel, regellos in die Tasten hineingreifend. Anna hatte schon während der letzten Worte ihren Sitz wieder eingenommen und schien, dem leise wechselnden Ausdruck ihres Gesichtes nach, eine ganze Reihe von Gedanken zu verfolgen.

3.

In dem Comptoir brannte nur noch eine einsame Lampe über Gruber's Pulte, als der alte Diener dort eintrat, und auf diesen schien der junge Mann auch nur gewartet zu haben. „Etwas für mich, Willmann?" fragte er halblaut, Jenem entgegengehend.

Der Ankömmling aber warf erst einen halbscheuen Blick nach der erleuchteten Glasthür zu Hellmuth's Cabinet, ehe er mit vorsichtig gedämpfter Stimme erwiderte: „Ich hätte schon etwas, aber nur von mir selbst. Ich habe immer gesagt, daß die Neugierde die eigentliche Schlange im Paradiese gewesen ist, der heute noch kein Frauenzimmer widerstehen kann, und sollte Jede darum noch einmal ihr Paradies verlieren, und gerade so steht es oben bei den Fräulein. Herr Hellmuth hat den Ausländer für morgen zu Tische geladen — was mit dem los ist, wissen wir alle Beide nicht, etwas Gutes aber sicherlich nicht, sonst hätte der Herr Meier nicht so unverblümte Worte gegen mich gebraucht und sich so ohne Weiteres wegschicken lassen, und der Herr Papa hätte auch nicht heute Abend schon oben den Besuch zu morgen angekündigt; das aber, weil es ungewöhnlich ist, paßt so recht für die jungen Frauenzimmer. Sie wollten von mir nichts weiter als das Nähere über den Fremden wissen, und als ich geradezu sagte, es würde wohl kein guter Engel mit ihm in's Haus kommen, meinte Fräulein Eugenie, sie würde versuchen, ihn zu bekehren —"

„Und was meinte Anna?" unterbrach ihn der Hörer in sichtlich aufsteigender Sorge.

„Sie ist immer ruhiger, wenn sie auch die Jüngere ist; trotzdem konnte ich auch ihr anmerken, daß sie nicht gleichgültig über den ausländischen Besuch war; und nun möchte ich Ihnen Eins rathen. Sie gehen ja auch einmal ab und zu nach dem Hotel Français, wo der Fremde logirt; sehen Sie sich doch einmal heute Abend noch das Geschöpf an, wenn Sie es vor die Augen bekom-

men können. — Es ist nicht allein Ihretwegen, so viel sich auch Fräulein Eugenie nach dem Gespräche mit dem Vater für den Menschen zu interessiren scheint," fuhr er fort; „es ist noch etwas Anderes, man bekommt ein Vorgefühl über bestimmte Dinge, wenn man so lange in einem Geschäfte ist, wie ich hier, und mir ist es gerade, als wäre eine schwarze Gewitterwolke über unser Aller Köpfen aufgestiegen."

„Sie sind wunderlich," erwiderte der junge Mann, leicht den Kopf schüttelnd, während seine zusammengezogenen Augen indessen einen ganz anderen Gedankengang verriethen; „wenn Jemand den Stand des Geschäfts kennt, das sich vor keinem In= oder Ausländer zu fürchten braucht, so bin ich es doch. Aber Sie haben in anderer Beziehung Recht; es ist für mich vielleicht gut, wenn ich morgen diesem Fremden nicht zum ersten Male und völlig unbekannt entgegentrete — ich werde ihn zu treffen suchen. Wenn Jemand, nach Ihren eigenen Andeutungen, etwas zu fürchten hat, Willmann, so bin ich es nur allein, auch nach der ganzen Weise, wie Herr Hellmuth verfahren — Unbekannte ladet man nicht gleich zu Tische, reißt sich auch nicht aus der Arbeit, um ihr Eintreffen sofort den Töchtern anzukündigen —"

„Aber ich kann Ihnen sagen, daß der Principal noch vor einer Stunde nichts über die Absichten des Menschen in unserer Stadt wußte," unterbrach ihn der Kleine mit gedämpfter Stimme eifrig, „kann Ihnen bestimmt sagen, daß es eine besondere Bewandtniß mit ihm haben muß —!"

„Ja wohl! vielleicht überrascht uns die Verlobung einer Tochter des Hauses mit ihm, als dem Sohne irgend eines alten Geschäftsfreundes. Nachdem der junge Mann die ersten Tage im Stillen verwandt, um gründliche Erkundigungen über uns im Orte einzuziehen, hat er sich als der Erwartete gemeldet, wird morgen in der Familie vorgestellt, tritt möglicherweise selbst mit in das Geschäft — und wenn, wie vorauszusehen, Eugenie die Erwählte wäre, die schon gegen Sie ihr lebendiges Interesse für ihn kund gegeben, könnte Gruber höchstens seine Entlassung nehmen — dürfte sich auch kaum mit irgend einem Rechte beklagen, denn es sind ja bis jetzt immer nur halb unbestimmte Hoffnungen gewesen, die ihm von der jungen Dame geworden. — Die Idee mag Ihnen etwas plötzlich erscheinen," fuhr der Sprecher fort, langsam die Flamme seiner Lampe niederschraubend, „aber Alles, seit Sie mir zuerst von dem Fremden gesagt, mahnt mich daran, selbst Meier's unerwarteter Abgang, der schon meine bevorzugte Stellung nur ungern ertrug! — Ich sage Ihnen morgen Weiteres, Sie sind ja immer mein alter Freund gewesen!" schloß er, dem Kleinen die Hand reichend, und verließ dann das Comptoir.

Eine Viertelstunde darauf trat er auch aus dem Hause, in dessen Seitengebäude er neben dem Zimmer des Comptoirdieners seine Wohnung hatte, blickte eine kurze Weile nach den Fenstern empor, deren helles Licht ihm den Aufenthalt der Töchter des Hauses anzeigte, und nahm dann den ziemlich langen Weg nach dem Hotel Français auf. Es war ihm kaum anders, als sei er am Ende eines langen, süßen Traumes angelangt und soeben erst zur nüchternen Wirklichkeit erwacht. Die Zeit trat vor sein inneres Auge, in welcher er als ganz junger Mensch durch die Vermittelung eines Verwandten seine erste Commisstelle in Hellmuth's Geschäfte erhalten; damals hatte die Frau des Principals noch gelebt, die, von dem Aeußern des kaum erwachsenen Gehülfen angesprochen, ihm eine Wohnung im Hause bewilligt und für ihn, den sie seiner langen, blonden Haare wegen nur „unsern Johannes" genannt, wie eine halbe Mutter gesorgt hatte. Damals war Eugenie vierzehn und Anna dreizehn Jahre gewesen, und während die Erstere als halbes Fräulein ihn entzückt, war das „wunderliche Kind" Anna in ihrer ernsten Weise seine Freundin geworden, die ihn selbst über Manches, das sie aus ihrem wohlbenutzten Unterricht besser zu wissen gemeint, zu belehren unternommen, aber sich auch niemals verletzt gefühlt hatte, wenn seine Aufmerksamkeit sich den lustigen Tollheiten Eugenie's zugewandt. Fast mehr um des wohlthuenden häuslichen Familienlebens willen, als aus unabhängigem innerem Antriebe, hatte er fortdauernd alle seine Kräfte angespannt, um sich eine volle Zufriedenheit des Principals zu erwerben, hatte jedoch dadurch bereits nach dem ersten Jahre sich eine Gewohnheit der Gewissenhaftigkeit angeeignet, welche damals schon die Aufmerksamkeit Hellmuth's auf ihn gezogen. Dann war die Mutter nach einer plötzlichen Erkrankung gestorben, Eugenie war in eine Erziehungsanstalt, Anna aber zu der Mutter der Todten in eine Provinzialstadt gekommen, und für den jungen Mann war es gewesen, als sei ihm selbst Alles, was er lieb gehabt, gestorben.

In dieser Zeit hatte er sich zum ersten Male dem Comptoirdiener angeschlossen, welcher fast seit der Geburt der Mädchen im Geschäfte war, um nur von den letzteren reden zu können; dem völlig in seinem Leide verschlossenen Hellmuth gegenüber aber war es ihm eine Herzenspflicht geworden, das Möglichste zu dessen Befriedigung aufzubieten — und der Principal schien dies zu empfinden. Wenn er stumm aus seinem Cabinet durch das Comptoir ging und Willmann ihm ernst folgte, um nach jedem seiner Privatbedürfnisse zu sehen, hatte er doch ein Nicken für Gruber, welcher die hellblauen Augen in voller Theilnahme zu ihm aufgeschlagen; später hatten sich hieran einzelne freundliche Worte geschlossen, und zuletzt war ihm sogar von Hellmuth lächelnd mitgetheilt worden, daß Anna in einem ihrer Briefe angefragt, ob Gruber immer noch der „blonde, sanfte Johannes" sei. Dem jungen Manne hatte dabei eine Frage nach Eugenien auf den Lippen geschwebt, aber sie war nicht zu Tage getreten, und beim Einschlafen an demselben Abende hatte er sich darüber gefreut. Die still Geliebte mußte bis dahin weit in ihrer körperlichen Ausbildung vorgeschritten sein, er konnte sich fast ein Bild von ihr malen, wie sie einmal nach Hause zurückkehren würde, und in welcher Beziehung durfte dann er, der arme Commis, zu ihr stehen? Und dies war ferner auch seine Anschauungsweise geblieben, trotz des wachsenden Vertrauens des Geschäftsherrn, das sich bald in den ihm zugetheilten Arbeiten und in dem mit jedem Neujahr erhöhten Gehalte gezeigt, bis eines Tages, fast vier Jahre nach dem Tode der Frau, ihn Hellmuth zu sich in sein Cabinet gerufen.

„Wir haben mancherlei drängende Geschäfte," hatte der Letztere gesagt, „aber ich möchte gern meine Töchter wieder um mich haben, bedarf auch einer kurzen Erholung und weiß nicht, ob die nächste Zeit uns nicht noch Drängenderes bringt. Ich habe deshalb gedacht, mit den Mädchen eine kurze Reise zu unternehmen und sie dann wieder in's elterliche Haus zu führen. Sie, Herr Gruber, sind in allem Laufenden au fait; es fragt sich indessen nur noch, ob Sie sich getrauen, mich während einiger Wochen zu vertreten; für wichtigere Fälle würde ich Sie immer in Kenntniß erhalten, wohin an mich zu schreiben!"

In des jungen Mannes Gesicht war, ob des ihm gezeigten Vertrauens, ein helles Roth getreten, zugleich aber auch etwas in ihm aufgestiegen, was ihm bis jetzt immer nur leise zum Bewußtsein gekommen — das Gefühl seiner eigenen Fähigkeit, welchem sich in diesem Augenblicke fast der Wunsch angeschlossen, seine Energie und Hingebung für das Geschäft in einer schwierigeren Lage, als sich voraussehen ließ, erproben zu können. Er hatte in einfacher Weise, aber hörbar bewegt geantwortet: „Ich getraue mir Alles, wofür Sie mich selbst für fähig halten, Herr Hellmuth!" und der Kaufherr war nach einem Nicken voll schweigender Befriedigung daran gegangen, ihm seine besonderen Anweisungen zu geben, sowie das Comptoirpersonal von der getroffenen Anordnung zu unterrichten. Ob ihm bei diesem Letzteren das erbleichende Gesicht Meier's, des Aeltesten im Geschäft, aufgefallen, hätte sich kaum bestimmen lassen; Gruber aber hatte aus zwei Blicken des Letztern die Ueberzeugung gewonnen, daß aus seiner Bevorzugung ihm ein unversöhnlicher Feind erwachsen sei, und instinctmäßig war er nach Hellmuth's Abreise jeder näheren Berührung mit dem alten Buchhalter ausgewichen. Erst als die Depesche eines auswärtigen befreundeten Hauses über das unvermeidliche Fallissement eines mit der Firma in Verbindung stehenden Geschäfts einlief, eine Nachricht, die ebenso das schleunigste Handeln, als die tiefste Verschwiegenheit erforderte, hatte er unter dem Vorgeben, daß der Principal eine Rücksprache mit ihm verlange, die ihm gewordene Verantwortlichkeit an Meier übertragen und war in derselben Nacht abgereist. Als er aber nach verschiedenen Tagen der Strapaze und der Arbeit, indessen mit einem Gesichte voll glücklicher Zufriedenheit zurückkehrte, sah er das Arbeitscabinet des Principals erleuchtet.

Meier empfing ihn mit den ausgeprägt hämischen Worten: „Sie haben jedenfalls Herrn Hellmuth verfehlt — er erwartet Sie jetzt wenigstens schon seit heute Morgen!" und ein vollkommen undurchdringliches Gesicht blickte ihm entgegen, als er vor den Geschäftsherrn trat. In zwei Minuten war selbstverständlich Alles erklärt; eine halbe Stunde mochte es hierauf noch zu genauem Bericht be-

durft haben, und dann faßte Hellmuth den jungen Mann unter den Arm: „So! es ist mir weniger um das Geld, so weh auch der Verlust dem Geschäftsmann gethan haben würde, als daß ich mich nicht einmal in Ihrer Besonnenheit getäuscht habe — und nun kommen Sie mit mir, die Mädchen wollen sehen, was aus ihrem Johannes geworden ist.“

Und so hatte ihn der Principal die Treppe nach dem ersten Stocke hinauf geführt, und als sich dort die Thür des großen Zimmers geöffnet, war sein erster Blick auf Anna gefallen, die sich wohl zur vollen Jungfrau entwickelt, aber doch kaum eine Veränderung in den feinen, bleichen Zügen und den großen, sinnenden Augen gezeigt, und wie unter einer plötzlichen Ermuthigung hatte er seine Augen nach der weiter zurückstehenden Gestalt gehoben.

„Da ist der Johannes, und ich kann Euch nur sagen, daß er es verdient, wenn Ihr ihm recht warm die Hand drückt!“ hatte Hellmuth gesagt, allein die Worte waren Gruber vor dem Anblick der im vollen Glanze des Liebreizes und der Eleganz ihm entgegenstrahlenden Eugenie kaum zum Gehör gekommen; selbst in seinen wachen Träumen von ihr hatte er sich nicht bis zu diesem Bilde jugendlicher Schönheit verstiegen. Ihr Auge aber hatte in sichtlicher Befriedigung die gereifte Gestalt des jungen Mannes, wie er noch in seinen Reisekleidern vor ihr stand, überlaufen, und dann war sie mit leicht ausgestreckter Hand ihm einen Schritt entgegengetreten.

„Ich freue mich recht, Herr Gruber, Sie wiederzusehen,“ hatte sie gesagt, dann aber, als sie seinen schweigsamen Händedruck gefühlt und in sein zitterndes Auge gesehen, sich, wie in einer leichten Verlegenheit und ihm ihre Hand entziehend, nach der Schwester gewandt. „Er hat sich recht verändert, meinst Du nicht, Anna?“

„Wenigstens etwas zu seinem Vortheile, denke ich — der Johannes aber ist er trotz des modernen Haarschnitts geblieben!“ war als Antwort erfolgt, und wie von dem klaren Ton der Worte aus seiner Befangenheit gerissen, hatte sich Gruber nach der Sprecherin gewandt, dieser in voller Herzlichkeit die Hand entgegenstreckend.

„Und Sie, Fräulein Anna, sind ja auch trotz aller äußeren Veränderung noch die Alte!“

„Ich hoffe es und bin auch ganz zufrieden damit!“ war die lachende Erwiderung des Mädchens gewesen, mit der sie ihm leicht und umstandslos die Hand geschüttelt; „jedenfalls denke ich werden wir so gut mit einander durchkommen, wie es früher geschehen!“

„So, Kinder, und damit wollen wir Herrn Gruber nicht weiter aufhalten, er ist kaum von einer anstrengenden Geschäftsreise aus dem Wagen gestiegen!“ hatte Hellmuth die Begrüßung geschlossen. „Mit Ihnen aber, liebster Freund, spreche ich morgen früh ein Weiteres; ich werde mehr als bisher eines umsichtigen Vertreters, wie Sie sich mir erwiesen, bedürfen, da mir die Mädchen manche Zeit rauben werden und ich auch etwas für meine Gesundheit thun will — bis morgen früh also!“

Und damit war der junge Mann gegangen, um nach einem kurzen Abendbrod sein Zimmer zu suchen, die soeben erhaltenen Eindrücke mit sich selbst zu verarbeiten und von Eugenie zu träumen. An die Zukunft dachte er in den nächsten Stunden nicht, er gab sich voll und rücksichtslos dem Rausche hin, welcher ihn bei dieser ersten Begrüßung überkommen. Am andern Morgen wurde die Ertheilung der Procura an Gruber, sowie dessen volle Vertretung des Principals, wenn dieser nicht anwesend sei, dem Geschäftspersonal mitgetheilt — Meier hatte sich mit einer völlig theilnahmlosen Miene dabei verhalten — wenn aber auch der junge Mann damit zu einer Stellung gelangt war, an welche er früher kaum zu denken gewagt, so schienen doch seine Beziehungen zu Hellmuth's Familie sich anders gestalten zu wollen, als es dem neuen Procuristen in dem Gefühle seines jungen Glückes vorgeschwebt. Wenn er auch im Hause wohnte, boten sich die Gelegenheiten einer Begegnung mit den Mädchen doch nur selten; die während der Wochenabende vielfach vorfahrende Equipage, die jedesmal auch den Principal vom Comptoir rief, deutete die mannigfachen gesellschaftlichen Verbindungen an, welche der Letztere um der Töchter willen angeknüpft, und mit einem Weh im Herzen, das er sich kaum selbst eingestehen mochte, sah Gruber oft das strahlende Gesicht, mit welchem Eugenie sich von Willmann in den Wagen helfen ließ. Sonntags Mittags war er zwar regelmäßiger Gast an Hellmuth's Familientische; dann aber hatte der Principal so viel zu erzählen und vertraulich zu fragen, daß er kaum daran denken konnte, den Mädchen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und hatte sich der Vater auch endlich zu seinem Mittagsschlafe zurückgezogen, so war ihm doch niemals der Muth gekommen, sich in dem darauf folgenden Gespräche anders als in den gewöhnlichen Formen zu bewegen.

„Wissen Sie wohl, Herr Gruber, daß Sie noch mehr als Johannes sind, der doch wenigstens seine Herzensmeinung furchtlos aussprach?“ hatte Anna eines Sonntags Nachmittags, als Eugenie durch einen Zufall aus dem Zimmer gerufen worden, plötzlich begonnen, und dem jungen Mann war vor dem wunderlichen Blick ihres Auges das Blut in die Wangen geschossen.

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Fräulein —“

„Nun ja, die Worte, die Sie gern zu meiner Schwester sprechen möchten, zittern Ihnen oft sichtlich auf den Lippen, daß ich bisweilen aus reiner Barmherzigkeit davongegangen bin, was Ihnen aber noch mehr den Muth genommen zu haben scheint. Ich will Ihnen sagen, daß Eugenie Sie recht lieb hat, und den Beweis dafür mögen Sie daraus nehmen, daß, wenn ich mich mit Ihnen hier recht gründlich gelangweilt habe, Sie von ihr noch ganz interessant gefunden werden —“

„Aber Fräulein, wie darf ich denn — was Sie hier so ruhig aussprechen —!“ hatte Gruber in einer ihn plötzlich überkommenden Verwirrung gesagt.

„Ja, es ist jedenfalls etwas Entsetzliches!“ war die achselzuckende Erwiderung gewesen, mit welcher sich das Mädchen erhoben hatte und, den Gast allein zurücklassend, der Schwester gefolgt war.

(Fortsetzung folgt.)

Und sie bewegt sich doch! *

Zum Jubelgedächtniß eines Erlösers der Wissenschaft.

Sinnend die Blicke zum Himmel erhoben,
Forscht Galilei dem Sternenlauf nach,
Strebt zu entziffern die Räthsel da droben;
Und in dem grübelnden Geiste wird's Tag.
Ob auch die Satzung spricht:
„Erde, du regst dich nicht!“ —
Lauter und stärker in deutlicher Klarheit,
Mit unumstößlicher, ewiger Wahrheit
Ruft es der Himmel noch:
„Ja, sie bewegt sich doch!“

Und der Jahrhunderte Wahn zu vernichten,
Schreibt er sein großes, unsterbliches Buch.
Wahrheit, sie ist ihm die erste der Pflichten,
Treibt ihn, zu stürzen veralteten Trug.
Wer es auch immer spricht:
„Tellus bewegt sich nicht!“ —
Hier mit Beweisen und leuchtenden Gründen
Will ich der denkenden Welt es verkünden!
Brechet des Irrthums Joch!
„Hört's! Sie bewegt sich doch!“

* Wir glauben den nachfolgenden Aufsatz nicht besser einleiten zu können, als wenn wir das untenstehende schwungvolle Gedicht sowohl als die es illustrirende Randzeichnung aus Nr. 23, Jahrg. 1855 der Gartenlaube noch einmal zum Abdruck bringen, um so mehr, als bei der damals verhältnißmäßig noch kleinen Auflage unseres Blattes mehr als hunderttausend inzwischen erworbenen Abonnenten Bild und Poesie vollkommen neu sein werden. D. Red.

Aber des tödtenden Buchstabens Knechte
Scheuen des Geistes lebendiges Licht,
Und, mit dem Bannstrahl in drohender Rechte,
Mahnet den Denker das Ketzergericht:
„Sprich, wie die Schrift es spricht:
Nein, sie bewegt sich nicht! —
Oder Du mögest Dein Leben beenden
Tief in des Kerkers umnachteten Wänden.
Glaubst Du es immer noch:
Ja, sie bewegt sich doch!"

Als durch der Kerkernacht triefende Qual
Endlich dem Greise die Manneskraft brach,
Spricht er's — die Hand auf geschlagener Bibel
Bebend und stammelnd den Peinigern nach,
Wie es der Buchstab spricht:
„Nein, sie bewegt sich nicht!"
Doch weil die Schrift, an den Himmel geschrieben,
Tief in dem Herzen ihm stehen geblieben,
Knirschen die Zähne noch:
„Und sie bewegt sich doch!"

Wahrheit! Du mußt Deine Märtyrer haben;
Ohne sie winket dir nimmer der Sieg!
Als man den Dulder schon lange begraben,
Lange sein Mund, der begeisterte, schwieg,
Und nun kein Mensch mehr spricht:
„Nein, sie bewegt sich nicht!“ —
Kündet ein Denkmal am heiligen Orte:
Wahrheit, du siegst! — Und es huldigt dem Worte
Selber die Kirche noch:
„Ja, sie bewegt sich doch!“

Fesselt die Erde in zwängende Schranken!
Greifet der Zeit in das rollende Rad!
Bindet die Flügel der kühnen Gedanken!
Haltet die Menschheit auf strebendem Pfad! —
Thörichter Blödsinn spricht:
„Erde, beweg' dich nicht!“ —
Nimmermehr zwingt ihr sie, stille zu stehen!
Vorwärts und vorwärts wird ewig sie gehen!
Hindert nur hemmet noch —
Und sie bewegt sich doch!

G. H r.

Wir Deutsche haben während der letzten Jahre die hundertsten Geburtstage mehrerer unsterblichen Männer in einer Weise gefeiert, die als eine verklärte Wiedergeburt derselben im Geist und Streben der ganzen Nation gelten kann.

Die meisten dieser Geburtstage galten Dichtern und Denkern. Die befreiende Naturwissenschaft, die erst in unseren Tagen zum Gemeingute des Volkes zu werden beginnt, ward früher geboren. Wir feiern im Februar den dreihundertsten Geburtstag des Vaters der Physik und Märtyrers der Lehre von der Bewegung der Erden und Himmel um uns, Galileo Galilei's. Er ist es gewesen, der mitten im Lande des festen Glaubens an eine unbewegliche Erde und an unerschütterliche Glaubenssätze die Entdeckungen eines Copernikus (der am 19. Februar 91 Jahre früher geboren worden war) von den Bewegungen und Umdrehungen der Himmelskörper den Priestern und Mönchen und selbst dem Papste 78 Jahre lang bewies, ihnen das Fernrohr dazu in die Hand gab und nach erzwungener Abschwörung dieses Wissens im Munde aller Nachwelt auf ewige Zeiten durch den Ausspruch unsterblich ward: „Und sie bewegt sich doch!“

Copernikus hatte die im Glauben der Menschheit beinahe zwei Jahrtausende stillstehende Erde wissenschaftlich in ewige Bewegung gebracht. Seine in Rom verbotene, von Galilei bekräftigte, genauer, unumstößlich bewiesene und „abgeschworne“ Lehre ward dadurch sofort Gemeingut aller gebildeten Nationen. Mit Galilei eine Zeit lang gleichzeitig lebte, lehrte und hungerte der größte aller deutschen Astronomen, Johann Kepler. Und im Todesjahre Galilei's ward der wissenschaftliche Entdecker der astronomischen Schwere, der vierte Reformator der Himmelskunde und Naturlehre geboren, Isaak Newton.

Wir sehen, wie sich die Geister des Fortschritts im Wissen und Erkennen, in der Cultur und Freiheit, über Nationen und Jahrhunderte hinweg siegreich über den Häuptern der Mächtigen die Hände reichen und uns mit der tröstlichen Ueberzeugung erfüllen, daß der stets im Wissen und in der Freiheit fortschreitenden Menschheit kein Stillstand, noch weniger Umkehr geboten werden kann.

Ganz besonders tragisch und oft beinahe romanhaft dichterisch tritt diese Wahrheit im Leben Galilei's hervor. Er ist eigentlich die Persönlichkeit des großen Wendepunktes in der Weltgeschichte, die bis zu Galilei's Lehren und Leiden auf einer ruhenden, stillstehenden Erde gespielt hatte und sich nun auf einer durch die Himmel sausenden, um sich selbst drehenden Planetenkugel fortsetzen mußte, die Persönlichkeit des Kampfes der Vernunft gegen weltliches und geistiges Papstthum, der Triumph lebendigen Wissens gegen todten Glauben, gerade in dem Augenblicke, als letzterer es Schwarz auf Weiß und beschworen nach Hause trug, daß die Wissenschaft „umgekehrt“ sei und Buße gethan habe.

In dieser weltgeschichtlichen Persönlichkeit Galilei's lernen wir nun auch eine feine, weltmännische, anmuthige Individualität kennen, verehrungsvoll umlauscht von weltlichen und geistlichen Großen, von künftigen Königen, wie Gustav Adolph, von berühmten Herrschern, wie dem Mediceischen Cosmo. Er singt und spielt und liest Dichter in Gärten, wo Citronen blühen, über welchen der italienische Himmel lächelt. In seinem gastfreundlichen Hause findet Jeder ein offenes Herz und einen gedeckten Tisch. Achtung, Ehre und Liebe umgeben ihn bis in's späteste, blinde Alter, selbst vor dem Tribunale der furchtbaren Inquisition. Seine Feinde umlauern und umhorchen ihn Jahre lang mit Zaudern und Zagen und wagen endlich nicht einmal den Verurtheilten brutal zu behandeln. Obgleich man viel von Tortur und finstern Kerkern in Lebensbeschreibungen Galilei's gefabelt hat: dies Zeugniß müssen wir seinen pfäffischen und festgläubigen Feinden geben, daß sie ihn, der die Grundlage ihrer Herrschaft gründlicher erschütterte, als Luther, nie in moderner polizei- und soldatstaatlicher Weise brutal behandelten, und selbst bei dem Verbot seiner Lehren und seiner Bücher eine Rücksicht bewiesen, wovon bei den Verboten, Verwarnungen und Confiscationen jetziger Staaten keine Spur mehr zu finden ist.

Galilei war freilich nicht blos ein geborner, sondern auch ein wirklicher Edelmann des damals in Cultur blühenden Florentiner Staates. Er ward am 18. Februar 1564 zu Pisa geboren. Sein Vater scheint neben Wissenschaft auch Tuchhandel getrieben zu haben. Der Sohn aber hatte blos Sinn für Wissenschaft. Gehörig vorgebildet, studirte er von 1581 an auf der Universität seines Geburtsortes Medicin und Philosophie des Aristoteles, die als die vollkommenste, unveränderliche Quelle alles Wissens galt. Er aber hatte mit seinen feurigen Augen und seinem lichten Sinn bald ganz andere Quellen entdeckt.

Wie Newton durch einen vom Baume fallenden Apfel auf Entdeckung des Gesetzes der Schwere geführt ward, so kam auch der erst 19jährige Student Galilei im Dome zu Pisa durch eine alltägliche Kleinigkeit auf das wichtige Geheimniß von den Pendelschwingungen, durch welche seitdem die Naturwissenschaft eine Menge physikalischer Bewegungen erklärte, z. B. die Umdrehung der Erde, und die hernach zu Zeitmessungen und Perpendikeluhren verwendet wurden. Er sah im Dome eine an der Decke aufgehangene Lampe hin- und herschwingen.

In der Quelle aller damaligen Weisheit, dem alten Griechen Aristoteles, las er verschiedene wissenschaftliche Sätze, die zwei Jahrtausende ohne Prüfung als unumstößlich wahr gegolten, unter andern auch den, daß, wenn zwei Steine von verschiedener Größe gleichzeitig von einer Höhe herabgeworfen werden, der größere eher zur Erde komme.

„Das wollen wir doch erst einmal untersuchen,“ rief er, stieg auf den schiefen Thurm zu Pisa und warf vor Zeugen unten und oben Steine von verschiedener Größe herab. Sie kamen immer ohne Rücksicht auf ihre Größe gleichzeitig unten an, und mit jedem aufklatschenden Falle zerbröckelte ein Stück nach dem andern von dieser alten Zwingburg der Wissenschaft. Laßt uns untersuchen! Das war die einfache, aber allmächtige Zauberformel, womit die Autorität, die von oben her vorgeschriebene Formel des Wissens und Glaubens gestürzt, der Geist auf den Kampfplatz der Freiheit gerufen ward.

Demselben Thurme verdanken wir noch die von Galilei durch eine Reihe von Untersuchungen ermittelten Gesetze von der Geschwindigkeit des Falles oder der Wirkung der Schwere. Sodann untersuchte er mit besonderer Vorliebe die Wirkung der Körper je nach Schwere und Umfang auf das Wasser. Man wußte bis dahin noch nicht, warum manche Körper schwimmen, andere nicht, oder nur in bestimmter Form und Ausdehnung. Warum schwimmt das kleinste Stück Eisen nicht auf dem Wasser, wohl aber ein mit vielen hundert Centner Eisen beladenes Schiff? Durch seine Untersuchungen und sein späteres Werk „Von den schwimmenden Körpern“ entdeckte und bewies er die ersten Grundlehren der angewandten Mathematik, die wir Hydrostatik und Hydrodynamik * nennen, und die in der von ihm zuerst erfundenen hydrostatischen Wage, der hydraulischen Presse u. s. w. in Wissenschaft und Industrie ungemein wichtig geworden sind.

Es ist sehr erklärlich, daß der Student Galilei bald ein berühmter Mathematiker und schon 1589 Professor zu Pisa ward. Als solcher brachte er den Aristoteles, den mittelalterlichen Wissenschaftspapst, mit jedem Tage mehr um seine Autorität. Seitdem die Steine vom Thurme gefallen waren, konnte diese Revolution nicht mehr unterdrückt werden. Doch glaubte man, wie die „Auto-

* Lehre von den physischen Eigenschaften des Wassers in Ruhe und Bewegung.

ritäten“ noch heute, durch Absetzung des Professors die gute, alte Ordnung wieder herstellen zu können. Es half aber nichts. Im Gegentheil ward Galilei als vom Senate Venedigs berufener Professor der Mathematik in Padua (1592) weltberühmt. Nicht blos die wißbegierige Jugend Italiens strömte in das alte Padua, auch berühmte Cardinäle und Prinzen fernen Auslandes (wie z. B. Gustav Adolph) studirten hier, um die lebendigen, scharfen, graciösen und witzigen Vorträge Galilei's im besten Italienisch zu hören. Daß er das alte Latein aufgab und im klangvollsten lebendigen Toscanisch sprach, war eine akademische Revolution. Sein Haus in der düstern, dicht von Studenten bevölkerten Universitätsstadt, lag unscheinbar neben der berühmten Benedictiner-Abtei Santa Giustina, aber das fortwährende Aus- und Einströmen von Studenten, berühmten Fremden und Damen und die heitere Geselligkeit, die zuweilen aus der geöffneten Thür vom Garten her sichtbar ward, verriethen die Wohnstätte des berühmtesten und glücklichsten Mannes. Mit einer schönen Griechin verheirathet und bald von herrlichen Kindern umspielt, in der Blüthe seines Glücks, seiner Gesundheit, seines Wissens, seines mächtigen Wortes, seines Ruhmes noch von keinem Neide, keiner Verfolgung berührt, genoß er hier den Hochsommer seines Lebens, der freilich durch den frühen Tod seiner Gattin empfindlich getrübt ward. Er überließ hernach seine glänzende, gastliche Häuslichkeit einer zuverlässigen Haushälterin, die für eine gar zu große Zahl von Gästen aus der Abtei immer so viel Silberzeug, als sie brauchte, geliehen bekam.

Während dieser Zeit sprudelten die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen aus seinem Geiste in die staunende Welt. Wir können hier nur die wichtigsten nennen, ohne uns auf deren Erklärung oder Wichtigkeit einzulassen, weil dies allein den vorgeschriebenen Raum überfüllen würde.

Nachdem er den Proportionalcirkel erfunden, rechnete er die mathematische Formel für die Gesetze des Falles heraus, nämlich daß ein fallender Körper in dem Maße von 1, 3, 5, 7 u. s. w. mit zunehmender Geschwindigkeit von der Erde angezogen werde oder falle, also z. B. in der ersten Secunde 15, in der zweiten 45, in der dritten 75, in der vierten 105 Fuß u. s. w. Ob er auch das Thermometer erfunden oder nur vervollkommnet, wie viel ihm in den Forschungen über Magnetismus zukomme und in welchem Grade er als Erfinder des Mikroskops und des astronomischen Himmelsschlüssels oder Fernrohrs im wörtlichen Sinne anerkannt werden müsse, kann hier der Umständlichkeit wegen nicht erörtert werden. Sicher ist, daß er zuerst wirkliche astronomische Teleskope zusammenstellte und damit den Himmel aufschloß. Die Galilei'schen Fernröhre wurden erst in Italien, dann in der ganzen Welt ein aufregendes Ereigniß, zumal als die von ihm entdeckten Monde des Jupiter, die Mondgebirge und Sonnenflecke und die daraus gezogenen Schlüsse bekannt wurden. An den Jupiter-Trabanten sah er die Bestätigung des Copernikanischen Systems von der Umdrehung kleiner Himmelskörper um größere, in den von Ost nach West fortrückenden Sonnenflecken die Drehung der Sonne um ihre Achse und damit ein Bild der Rotation der Erde.

Der Ruhm Galilei's war damit weit über die Erde verbreitet worden, sodaß es sich der Großherzog Cosmo II., der Mediceer, zur Ehrenaufgabe machte, ihn nach Pisa zurückzurufen und ihm bei sicherem, anständigem Gehalte vollständig freie Muße zur Verfolgung seiner Entdeckungen, so wie unbeschränkte Wahl der Wohnung in seinem Staate zu verbürgen.

Galilei folgte 1610 diesem Rufe und lebte zunächst meist auf dem Lustschlosse eines Freundes bei Florenz. Hier entdeckte er in den „Phasen“ (Lichtabwechslungen) des Mondes, der Venus und des Mars die überzeugendsten Beweise für das Copernikanische System, da diese Phasen die Umdrehung dieser Körper um die Sonne (des Mondes um die Erde und mit ihr um die Sonne) zu mathematischer Gewißheit erhoben.

Die Gelehrten, welche auf Aristoteles, die Priester und alle guten Katholiken, welche auf die Bibel schworen und jede davon abweichende Meinung als Ketzerei mit geistlichem und gelegentlich leiblichem Tode bestraften, waren außer sich über diese Revolutionen in den Himmeln und auf der Erde, durch welche ihrem Wissen und Glauben, der Macht und Untrüglichkeit der Kirche aller Boden unter den Füßen schwand. Freunde warnten, Feinde umlauerten den von Herrscherfreundschaft geschützten und in sich selbst siegesgewissen Erlöser der Wissenschaft. Immer lauter wurden die Vorwürfe, daß seine Lehren nicht mit der Bibel übereinstimmten und er ein Ketzer sei.

Galilei versuchte bis an das Ende seines Lebens seine katholische Unbescholtenheit zu retten, ohne der Wissenschaft Abbruch zu thun. In diesem Widerspruche, aus welchem er sich nicht herauswagte, hatte er stets viel zu kämpfen und zu leiden. Ein Versuch, die Umdrehung der Himmelskörper aus der Bibel (Josua, der die Sonne stillstehen hieß) zu beweisen, wurde just zum Vorwande, ihn ernstlich zu verdächtigen. In Rom wurde es bedrohlich für ihn. Zornig in seinem heißen Blute reiste er 1611 selbst mitten in die Hauptstadt des Papstes und des unerschütterlichen Glaubens und bewies durch Lehre und Fernröhre den Cardinälen und Großen des Reichs die Wahrheit und Wirklichkeit seiner Entdeckungen. Binnen drei Monaten ward er auch hier zum Triumphator und reiste, mit Ehren überhäuft, nach Florenz zurück. Nun lehrte, forschte und schrieb er noch rücksichtsloser, so daß es seinen Feinden gelang, ihn bei dem Papste Urban VIII., seinem ehemaligen Freunde Barberini, verdächtig zu machen und das Inquisitions-Tribunal gegen ihn zu hetzen. Vor diesem sollte er sich 1615 verantworten. Er reiste unter dem Schutze seines Fürsten wieder nach Rom, wo er in dem großherzoglichen Palast Wohnung nahm und durch sein Ansehen, seine Beredsamkeit, seine Ueberzeugungskraft sofort alle Verdächtigungen niederschlug und geachteter, gerühmter dastand, als je zuvor. In diesem Gefühl seiner Macht glaubte er der Wissenschaft einen neuen Sieg verschaffen zu müssen, er verlangte vom Inquisitionsgericht die Anerkennung der Copernikanischen Lehre, d. h. seines eigenen Standpunktes. Der Papst übertrug die Entscheidung darüber einer Versammlung von Cardinälen, die sich zu dem Erkenntniß einigten, daß die Bewegung der Erde nicht mit der Bibel übereinstimme und Werke, welche diese Uebereinstimmung behaupten, verboten seien.

Galilei äußerte sich darüber schon ungehalten, sodaß ihn Cosmo zurückrief, um wegen dieser Freundschaft nicht in Feindschaft mit der Kirche zu gerathen. Galilei kehrte zurück mit der Weisung des Inquisitions-Tribunals, von Uebereinstimmung des Copernikanischen Systems mit der Bibel nicht weiter zu reden. Im Uebrigen sollten ihm astronomische Forschungen und Lehren frei stehen. Damit scheint er denn auch während der folgenden funfzehn Jahre ausgekommen zu sein. Aber in Folge von entdeckten Kometen und Urtheilen und Streitschriften darüber wachte die alte Feindschaft der Jesuiten wieder auf, die auf Grund seines berühmtesten Werkes, „Dialog über die beiden größten Weltsysteme, das Copernikanische und das Ptolemäische“, zur wüthenden Verfolgung ausartete. Der Dialog ist zwischen drei Personen vertheilt, von denen die eine den Copernikus, die andere (Simplicio) das Ptolemäische System von der ruhenden Erde als dem Mittelpunkte der Welt, und die dritte den Kritiker zwischen beiden spielt, um den Streit, nachdem Simplicio sich in ganzer Lächerlichkeit und Unhaltbarkeit ausgesprochen, zuletzt der Form nach unentschieden zu lassen. Namentlich hatte Galilei durch Vorrede und Schluß die in der That glänzendste Vertheidigung der neuen Wissenschaft und Forschung zu verdecken gesucht. Der Papst, der zu dem Werke die Censurerlaubniß befohlen hatte, hielt sich für hintergangen und gerieth in den größten Zorn, als ihn die Jesuiten zu überzeugen suchten, unter Simplicio sei er persönlich lächerlich gemacht und das Copernikanische System auf das Ketzerischste verherrlicht worden. Dennoch war der Papst im Gefühle ehemaliger Freundschaft großmüthig und suchte die Anklagen der Jesuiten durch Vermittelungen, statt durch das Inquisitions-Tribunal, zu beseitigen. Aber das in alle gebildete Sprachen übersetzte, in Italien durch Streitschriften und aufgeregte Parteien in allen Köpfen spukende Meisterwerk Galilei's und dessen eigene hitzige Leidenschaft für die Wahrheit führten ihn doch endlich im Februar 1633 vor das Inquisitions-Tribunal. Hier wurde er durchweg mit der größten Auszeichnung behandelt und nie eigentlich gefangen gehalten. Man ließ ihn meist im toscanischen Gesandtschafts-Palaste wohnen.

Zum Widerrufe und zur Abschwörung seiner Lehre wurde er freilich gezwungen, aber nicht durch Tortur, wie in so vielen Büchern über ihn gefabelt wird. Auch die Strafen, wozu er verurtheilt ward, Gefängniß und Bußübungen, erlitt er einige Tage blos zum Schein. Er durfte zwölf Tage nach der Verurtheilung im Palaste seines Freundes, des Erzbischofs von Siena, wohnen und ungehindert studiren. Hier und später auf seinem eigenen Landgute verlebte er in ungestörten Forschungen seine letzten Jahre

und Tage. Diesen Arbeiten seines Greisenalters verdanken die Wissenschaften der Physik und Astronomie noch mehrere der wichtigsten Entdeckungen in den Gesetzen der Bewegung, des Widerstandes, den Flüssigkeiten ausüben, der Grundlehren von Längenmessungen auf dem Meere durch Sterne (Jupitertrabanten), der Schwankungen (Libration) in der Mondbahn u. s. w. Mehrere dieser Forschungen sind noch heute Grundwahrheiten in der Physik und Astronomie. Obgleich, während der letzten fünf Jahre staarblind und von Gliederschmerzen gepeinigt, arbeitete er ruhig und schlaflos bis zu den letzten Augenblicken seines 78jährigen Lebens, das am 8. Januar 1642 in den Armen seines dankbarsten Schülers Viviani von ihm wich. Die sterblichen Reste des Heldengeistes ruhen in der Kirche St. Croce zu Florenz, wo ein 1737 neben Michel Angelo gesetztes prächtiges Denkmal jährlich von Männern und Frauen aller Nationen besucht wird.

Auch Rom erklärte sich endlich für besiegt, aber erst 1821, wo das Verbot der Copernikanisch-Galilei'schen Lehre aufgehoben ward. Und am 15. September 1841 traten beinahe neunhundert Männer der Wissenschaft in den Tempel des vergötterten Galilei, das ihm geweihte neue Museum der Physik zu Florenz, wo er wie lebend, Stirn und Hand gen Himmel gerichtet, in Erz gegossen steht, umgeben von den Büsten seiner berühmtesten Schüler, den Gläsern und Instrumenten seiner Erfindung und seinem eigenen Zeigefinger, den ihm Propst Gori bei Verlegung der Leiche in die Kirche von St. Croce im frommen Eifer stahl.

Ueber seiner Statue wölbt sich ein azurner Himmel mit Versinnlichung seiner fünf bedeutendsten astronomischen Entdeckungen: Trabanten des Jupiter, Flecken der Sonne, Mondgebirge, Mond- und Venus-Phasen und die zwei Ringe des Saturn. Die vom Großherzoge von Toscana angeordnete Prachtausgabe seiner sämmtlichen Werke, die von 1842 bis 1856 in 16 Bänden erschienen, gilt als ein anderes Ehrendenkmal.

Die Worte: „Und doch bewegt sie sich!“ hat er vielleicht nicht gesprochen, als ihm die Abschwörungsformel entrungen worden war, aber sie wurden ihm von dem Volksgefühle, von dem Weltgericht der Geschichte als ewiger, unumstößlicher Richterspruch gegen Verbots- und Unterdrückungs-Despotie in den Mund gelegt. Gebietet Stillstand, wohl gar Umkehr, soviel ihr wollt, die Wissenschaft und ihre befreiende That und Wirkung bewegt sich doch!

H. B.

Aus jüngstvergangenen Tagen.

4. Charakterköpfe aus der deutschen Abgeordneten-Versammlung in Frankfurt.

2.

Schulze-Delitzsch — Ludwig Seeger — August Metz — Karl Brater — Eduard Wiggers.

Vom Verfasser des Artikels „die Fürsten des Fürstentags“.

Als ich noch in die Schule ging, wurde mir einmal zur Veranschaulichung des Reichthums eines beliebigen preußischen Freiherrn erzählt, der könne von Marburg bis Berlin reisen und jede Nacht auf einem seiner Güter logiren. Damals gab es noch keine Eisenbahnen, und mit Hülfe meiner geographischen Kenntnisse konnte ich mir wirklich eine hübsche Summe herausrechnen. Schulze-Delitzsch ist aber, denk ich, doch noch reicher: der kann durch ganz Deutschland reisen und wird überall, wo er seinen Namen nennt, ein hochwillkommener Gast sein. Der Mann aber muß wahrlich reich, sehr reich sein, der die Liebe einer ganzen Nation ohne Titel und ohne Mittel blos durch seine geistige und sittliche Kraft sich hat erwerben können. Ist das nicht auch National-Oekonomie und zwar im höchsten und edelsten Styl? Dieses nicht übertriebene Zeugniß einer nationalen Popularität würde es schon allein entbehrlich machen, ein vollständiges Bild von Schulze-Delitzsch hier zu zeichnen, wenn auch nicht noch vor Kurzem diese Blätter eine ausführliche Lebensbeschreibung mit Zeichnung gebracht hätten. Ein paar ergänzende Striche aber werde ich doch wohl noch in sein Bild hineintragen dürfen, zumal wenn sie so wichtige Seiten wie seine parlamentarische Thätigkeit und seine Gabe als Volksredner zu erläutern bestimmt sind. Wir hören ja immer einmal wieder gern etwas von denen, die wir lieb haben, und Schulze-Delitzsch — nun den haben wir eben lieb. Das weiß er ja auch selbst. Man bezeichnet Schulze gewöhnlich schlechthin als den Führer der deutschen Fortschrittspartei im preußischen Abgeordnetenhause. Das ist nicht so ganz unbedingt richtig. Diese Partei hat eigentlich keinen Führer, und nicht ganz auf einen politischen Ton gestimmt, wie sie ist, zählt sie überdies unter ihren Mitgliedern mehrere so bedeutende Persönlichkeiten, daß ihnen gegenüber selbst Schulze-Delitzsch sich nicht als Führer betrachten könnte. Aber nach zwei Seiten hin ist Schulze trotzdem als der Führer der Partei anzusehen: in der Vermittelung des Zusammenhanges mit den Gesinnungsgenossen im übrigen Deutschland und in der Vertretung der Parteibeschlüsse in den öffentlichen Sitzungen des Hauses. Ob Schulze-Delitzsch auch Urheber des glücklich gewählten Namens „deutsche Fortschrittspartei“ gewesen, weiß ich nicht einmal ganz bestimmt, aber als Ausschußmitglied des Nationalvereins und seit Jahren in näheren Beziehungen zu den besten Männern in den kleineren deutschen Staaten hat er jedenfalls ganz besonders bestimmend darauf eingewirkt, daß die Austreibung des „preußischen Großmachtkitzels“ zunächst einmal in den Anschauungen des preußischen Volkes angebahnt und die Betonung des innigen Zusammenhanges mit Deutschland als wesentlicher Theil in das Programm der Partei aufgenommen wurde.

Als parlamentarischer Redner sodann ist Schulze-Delitzsch seiner Partei fast unersetzlich. Wenn vielleicht erst spät in der Nacht nach langen Berathungen die Fortschrittspartei sich auf einen bestimmten Antrag oder die bestimmte Behandlung einer Frage geeinigt hat und es sich nun darum handelt, diese Beschlüsse im Hause selbst zu vertreten, dann ist es Schulze-Delitzsch, der am andern Morgen vor allen Anderen die Sache der Partei mit einer Beredsamkeit führt, die oft genug gerade seine Freunde am meisten in Erstaunen setzt. Als wenn er Wochen lang an nichts Anderes gedacht, so verficht er oft in der gründlichsten, scharfsinnigsten Weise dieselbe Sache, die er vielleicht noch am Abend vorher innerhalb der Fraction bekämpft. So wunderbar rasch weiß er eine einmal erfaßte Idee in sich selbst zu Fleisch und Blut zu verarbeiten, und so wunderbar sicher steht ihm die Gabe des Wortes zu Gebote. Dialektische Gewandtheit, Gedanken- und Wortfülle, Scharfsinn, Witz, vollständige Ruhe bei größter innerer Wärme — mit diesen Waffen führt er als parlamentarischer Redner ersten Ranges die Sache seiner Partei. Um jedoch ein bedeutender Volksredner zu sein, würden freilich diese reichen Mittel zum Theil nicht verwendbar sein, und zum Theil noch nicht ausreichen. Der parlamentarische Redner muß vor Allem von seinen Zuhörern verstanden werden, der Volksredner muß vor Allem seine Zuhörer selbst verstehen.

Schulze-Delitzsch ist aber auch ein gleich bedeutender Volksredner, weil er das Volk wie Wenige kennt und versteht, und weil ihn Mutter Natur zugleich mit Dichteraugen in's Leben entließ. Er hat nicht blos an seinem eigenen, er hat ebensosehr an seines Volkes Geschick schwer getragen, und dies und seine rastlose Thätigkeit haben ihm, dem Funfziger, jetzt den Stempel eines vielbewegten Lebens auf das Gesicht gedrückt. Als Schulze-Delitzsch aber noch Hermann Schulze hieß, als er noch nach Norwegen und Italien wanderte, ja selbst dann noch, als er wirkliches actives Mitglied der schlimmen juristischen Secte war, die sich seitdem unter der Firma „preußische Kreisrichter“ einen geschichtlichen Namen gemacht, da lag um Augen und Stirn bei ihm noch ein Zug, den man jetzt nur bei genauerem Zusehen im engeren Freundeskreise entdeckt, ein Zug schalkhafter Laune, um den die freie Göttin Phantasie ihr Spiel trieb. Das ist der Dichterzug an Schulze-Delitzsch, der ihn in manchem hübschen Lied hat aussprechen lassen, was ihm beim Anblick von Berg und Wald, von Thal und See die Seele bewegte, und der freie Lauf, den lange Jahre seine reiche Phantasie hat nehmen können, die Fähigkeit, eine Anschauung und Stimmung sofort dichterisch ausklingen zu lassen — das ist es, was ihn zugleich zu einem so eminenten Volksredner gemacht.

Als er in Frankfurt bei der Gründung des Nationalvereins die immer noch uneinigen Süddeutschen und Norddeutschen durch die prachtvollen Worte zur Einigung zwang: „Ich lasse Sie nicht, bis Sie sich geeinigt haben; der Geist der Nation steht hinter der Thüre und harrt darauf, daß wir uns einigen"; als er in Gotha die versammelten Zunftmeister durch den einen Satz zur Gewerbefreiheit bekehrte: „Ihr seid die Raubritter des neunzehnten Jahrhunderts" — da sprach eben der Dichter Schulze-Delitzsch, der Dichter, der es vermag, eine ganze Kette von Gedanken zu bewegen und in einem instinctiv gegriffenen Bild zu concentrirter Wirkung zusammenzufassen. Wäre Schulze-Delitzsch um dreißig Jahre früher geboren, er würde uns vermuthlich nur in unserer Literaturgeschichte als lyrischer, vielleicht auch als dramatischer Dichter genannt werden. Damals kannte man eben keine höhere Leistung des Menschengeistes, als seine Gedanken und Gefühle in Verse zu bringen.

Wir wollen darum nicht geringschätzig auf diese Zeit herabsehen, denn wir würden — von allem Anderen abgesehen — heute keine Redner wie Löwe-Calbe, wie Ludwig Häusser und Schulze-Delitzsch haben ohne die poetische Sättigung, mit der diese versemachende Epoche unsere Nation erfüllte. Aber freuen wollen wir uns darum doch, daß wir aus der Zeit der dichterischen Empfindungen in die Zeit der ernsten nationalen Arbeit übergetreten sind, daß eine Kraft wie Schulze-Delitzsch im praktischen Dienste der Nation eine Bürgerkrone, statt im Nachtrab Goethe's und Schiller's einen Lorbeerkranz, hat erringen können. Den Dichter Schulze-Delitzsch würden vielleicht nur unsere Gelehrten kennen, den Volkswirth und Staatsmann Schulze-Delitzsch aber, den kennen wir Alle, denn das ist — „unser" Schulze-Delitzsch. —

Es sprach noch ein Dichter im Saalbau, und zwar einer, dem die Natur diesen Zug noch tiefer eingegraben hat, ein Landsmann von Ludwig Uhland, der ihm als Schüler zu Füßen gesessen, dem aber trotz seiner 53 Jahre das Herz noch viel heißer schlägt, als es Uhland vielleicht je geschlagen. Ich meine Dr. Ludwig Seeger aus Stuttgart. Der hat als Bube im heimathlichen Schwarzwald den Finken und Amseln nicht blos das Singen abgelauscht, er hat ihnen auch den freien Flug und Zug abgesehen, und sein Leben lang nicht wieder vergessen können. Der Mann duldet keine Schranken um sich, wenn er sie nicht selbst als recht und gerecht anerkannt. Wie ihm das Halstuch lose und frei und der Rock weit und bequem am Leibe sitzen muß, so verlangt er in allen Dingen freies Feld für sich, und wer ihn ansieht, fühlt das auch alsbald aus dem energischen Ausdruck seines Gesichtes heraus. Der fest geschlossene Mund, die hellen blauen Augen, die einem fast noch jugendlich trotzig hinter den großen Brillengläsern entgegensehen, die runde hohe Stirn und die kräftigen Bewegungen des stämmigen Körpers — das Alles verräth eine Natur, die leicht dazu kommen mag, die Dinge auf Ja oder Nein zu stellen.

Ludwig Seeger trägt eben sein eigenes Maß in sich. Dem Stand des Pfarrers entsagte er nach dreijähriger Wirksamkeit und entzog sich dem unerträglichen politischen Druck der dreißiger Jahre, um in die freie Schweiz überzusiedeln. Aber als er zwölf Jahre dort als Lehrer der Schweizerjugend an Gymnasium und Hochschule zu Bern gewirkt und der Märzwind des Jahres 1848 von Deutschland her über die Alpen wehte, da zog es ihn doch wieder zurück in das alte liebe Vaterland, um auch dabei sein zu können mit Wort und That. Er führte damals die Feder in der „Ulmer Schnellpost", und man wußte im Schwabenlande bald, was Ludwig Seeger geschrieben, auch wenn sein Name nicht darunter stand. Das Ministerium Römer wußte es auch, aber es wollte nichts davon wissen und ließ ihn zwei Mal sechs Wochen lang auf den Hohenasperg führen, als es das deutsche Parlament auseinandersprengte und Ludwig Seeger seinen ganzen Zorn darüber ausgoß.

Die schwäbischen Bauern freilich sahen die Sache anders an und schickten den Mann, der so ganz in ihrem Sinn geschrieben und gesprochen, noch in demselben Jahre nach Stuttgart in die Kammer. Sie meinten, wer auch auf der hohen Schule des Asperg sich den Doctortitel erworben, der sei der rechte Doctor für sie. Und das muß er wohl auch gewesen sein, denn die Bauern von der rauhen Alp schicken ihn noch heute in die Kammer. Nun sitzt er still in Stuttgart und schlägt wohl einmal, wenn es ihm gar zu arg wird, ein „Eulenspiegel" dazwischen, oder es fällt wohl auch manchmal noch ein frisches Lied nebenher ab. Aber seine ganze volle Kraft legt er mit unermüdlichem Fleiß in einem Werke nieder, das er sich als Lebensaufgabe gestellt: er will den freiesten Geist der britischen Nation, er will Shakespeare dem deutschen Volke noch viel lebendiger und wahrer zugänglich machen, als es durch Schlegel und Tieck geschehen. Die mittelgroßen Menschen sind nicht nach Ludwig Seeger's Art und die kleinen gar nicht, darum hat er immer nach den freiesten und größten gegriffen; so jetzt nach Shakespeare, so früher nach dem großen Griechen Aristophanes, dessen Lustspiele er in unübertroffener Weise in's Deutsche übertragen hat. Schwierigkeiten schrecken ihn dabei nicht ab, sie reizen ihn nur, und die eigene Dichternatur, das eigene freie, starke Herz und ein tiefes Verständniß des Wesens der Sprache befähigen ihn allerdings wie Wenige zu so hohen Leistungen. Die Schwaben haben früher die Sturmfahne des deutschen Reiches in den Schlachten getragen, und Ludwig Seeger wenigstens ist nicht aus dieser guten schwäbischen Art geschlagen. Der trüge sie auch heute noch, wenn es gelten sollte; denn er ist nicht blos ein Dichter, er ist auch ein Mann des Kampfes, ein treuer kühner Streiter für alle freiheitliche Entwickelung und eine echte, wahre volksthümliche Natur. Beruf und Lebensstellung haben ihn freilich nie so recht ausschließlich in das öffentliche Leben eintreten lassen, auch sagt es seiner Art nicht zu, dem langsamen Fortschreiten einer Bewegung auf Schritt und Tritt zu folgen, aber wo es galt im schwäbischen Land, da hat er nie gefehlt und seine außerordentliche Redegabe der guten Sache bereitwillig zur Verfügung gestellt.

Ludwig Seeger ist eigentlich nur Volksredner, aber einer vom ersten Rang. Sein schneidend scharfer Verstand, die groteske Komik seines Witzes, seine mächtige, donnernde Stimme, seine wuchtige, markige, plastische Sprache, die in hellem Zorn über Lüge und schiefe Winkelzüge wie ein Sturmwind dahinfahren kann, und die tiefe sittliche Ueberzeugung, die stets aus seinen Reden herauslodert, reißen seine Zuhörer mit ihm fort, sie mögen wollen oder nicht. Er tritt als Redner dem Volke noch um eine Stufe näher als selbst Schulze-Delitzsch und spricht ihm noch mund- und sinngerechter als dieser, denn Schulze-Delitzsch bleibt als Volksredner immer noch Lehrer und väterlicher Freund des Volkes, Ludwig Seeger aber spricht mit ihm, ohne im Geringsten platt zu werden, als Seinesgleichen, als guter treuer Camerad. —

An Schulze-Delitzsch und Ludwig Seeger reihe ich einen Dritten, der auch als Volksredner viel genannt wird: Dr. August Metz aus Darmstadt. Die deutschen Feuerwehrmänner haben ihn einmal in einem launigen Toast auf seinen technischen Namensvetter in Heidelberg, im Gegensatz zu diesem, als den Metz bezeichnet, „der den Brand schürt", und sie haben damit die hervorstechende Eigenthümlichkeit des Mannes viel treffender charakterisirt, als die deutsche Presse, die sich daran gewöhnt hat, ihn besonders als Volksredner hervorzuheben. August Metz ist gewiß ein Redner von Beruf, er hat auch gerade als Volksredner schon manche glänzende Probe davon abgelegt; aber doch ist er, wie ich glaube, nicht in erster Linie ein Volksredner. Metz ist vielmehr seinem innersten Wesen nach Volksagitator, Parteimann im besten Sinne des Wortes und als Redner vor Allem ein geborner Vertheidiger.

Von Ludwig Seeger nicht zu reden, würde Schulze-Delitzsch ungeachtet des Vorurtheils, das in Baiern und Oesterreich gegen ihn bestanden hat, in einer großen Volksversammlung dort, wenn auch vielleicht mit einer politischen Rede nicht alsbald durchdringend, aber doch jedenfalls eine mächtige Wirkung erzielen. Schulze-Delitzsch würde dies vermögen, weil er wirklich zum Volke schlechthin — das ja überall gleichmäßig fühlt und denkt — zu sprechen versteht und das Volk instinctiv in ihm die verwandte Natur herausfühlt. Metz würde hierzu schwerlich im Stande sein, weil er nur für Parteigenossen ein Volksredner ist und bairische und österreichische Zuhörer nicht zehn Minuten lang in die Ansicht würde versetzen können, daß er, auf gleichem Boden mit ihnen stehend, die Wahrheit gemeinschaftlich mit ihnen suche. Er wird sie durch seine glänzende Logik vorübergehend zu der Ansicht zwingen, daß er Recht habe, aber er wird sie kaum überreden und in keinem Falle bekehren. Um dies zu können, müßte er fähig sein, sich selbst ganz auf denselben Ton zu stimmen, auf den die ihm gegenüberstehende, anders gesinnte Menge gestimmt ist. Dazu aber ist er nicht im Stande, weil er immer aus dem Gegensatz, aus der Unrichtigkeit einer andern Ansicht die eigene rednerische Grundstimmung entlehnen muß.

Das eigentliche Feld für das Rednertalent von Metz ist daher die gerichtliche Vertheidigung und die parlamentarische Rede als

Parteimann und dann erst die Rede vor großen, im Voraus gleichgesinnten Massen. Dem steht nicht entgegen, daß Metz es war, der auf einer großen würtembergischen Volksversammlung wenigstens einen Theil der schwäbischen Demokratie für die Sache des Nationalvereins gewann; denn er hat die Schwaben damals nicht für das Programm des Nationalvereins, sondern nur für die frische, agitatorische Triebkraft des Vereins gewonnen, von der er selbst das empfehlendste Beispiel war. Metz hat alle Früchte, die dem Parteimann und Agitator blühen, geerntet: die wärmste Anerkennung und das unbedingte Vertrauen seiner Freunde und den bittersten Haß seiner Gegner. Er war es, für den die Letzteren den Namen „Commis voyageur des National-Vereins" glaubten erfinden zu müssen, weil er unermüdlich rührig und überall, oft an drei, vier Orten in einer Woche, die Sache des Vereins verfochten hat. Er ist es auch gewesen, der gewandt, lebensklug, mit der Umsicht und Vorsicht des Advocaten und dann wieder, sobald er den Zeitpunkt gekommen erachtete, mit dem vollen Muth und der ganzen Rücksichtslosigkeit des Agitators, den schwachen Seiten des Ministeriums Dalwigk nachgespürt und bei den letzten Wahlen, trotz aller ausgeklügelten Hindernisse eines faulen Wahlgesetzes, eine so geschlossene Opposition in die Kammer gebracht hat, wie er es selbst kaum zu hoffen gewagt.

Diese beiden Seiten seines Wesens sprechen sich, glaub' ich, auch sehr deutlich in seinem Aeußeren aus. Das tief blaue, kluge, beobachtende Auge, die Linien um die spitz auslaufende Nase und die fein geschnittenen, fest geschlossenen Lippen gehören dem scharf berechnenden, vorsichtigen Sachführer der Partei, der, nichts überstürzend, ruhig den Dingen folgt und auf seine Zeit paßt. Wenn er aber auf der Rednerbühne steht, und die hohe, etwas forcirte Tenorstimme schallt einem entgegen, und man sieht von ferne die dunklen Augen, die unter der hochgewölbten Stirn im Feuer der Erregung hervorsprühen, und das bleiche Gesicht, dessen Blässe bei dem üppigen schwarzen Haar und dem dichten schwarzen Hambacher Bart noch stärker hervortritt, dann könnte man leicht versucht sein, bei diesem leidenschaftlichen Agitator an einen fanatischen Hussitenprediger zu denken. Der ganze Mensch arbeitet bei seinem Vortrage mit, der kräftige Körper hebt und beugt sich, und man meint, er müsse die Gedanken aus seinem ganzen physischen Habitus entwickeln. Und doch arbeitet eigentlich nur der Kopf, und gerade weil nur dieser arbeitet, während sein Gemüth ihn übermannt, statt ihn mit Hülfe der Phantasie zu unterstützen, gerade darum ist eben Metz nicht in erster Linie Volksredner. Die raschen, glücklichen plastischen Griffe und Sprünge, wie sie Ludwig Seeger und Schulze-Delitzsch ihre Dichternatur von freien Stücken und unabsichtlich gestattet, sind ihm versagt. Seine langen, fest gegliederten Sätze kann nur der allein dominirende, geschulte Verstand so sicher zu seinem Ziele leiten, und wie oft auch seine Rede in drastischer Spitze ausläuft und bis auf das Mark der Gegner trifft, es sind nicht momentan gegriffene dichterische Bilder, es sind von Verstand erfaßte und wohl geführte Pointen. —

In der Rotunde hinter dem Präsidententische sitzt unter vielen Andern ein kleiner, schmächtiger Mann in den vierziger Jahren. Der Gestalt entsprechend ist der Kopf klein und würde ohne das volle dunkelblonde Haar noch kleiner erscheinen. Das Gesicht dagegen, von dem dünnen Vollbart in seinen Contouren nicht verhüllt, tritt um so schmäler hervor, sodaß die natürliche Ovalform fast bis zum Dreieck zusammen geschwunden sich ansieht und die feinen, angenehmen Züge etwas spitz hervortreten. Nur ein Theil des Gesichtes ist in normaler Ausdehnung geblieben: das große, blaue, durchdringende Auge, in dem der ganze energische Geist des Mannes zum Ausdruck kommt. Das ist Karl Brater, der Geschäftsführer des ständigen Ausschusses der Abgeordneten-Versammlung, früher Bürgermeister der alten Reichsstadt Nördlingen, eine Stellung, der er aber nach langem Kampf für die deutsche Reichsverfassung und nach nicht enden wollenden Conflicten mit der baierischen Büreaukratie entsagte, der Gründer der Zeitschrift für baierische Verwaltungswissenschaft, der Mitherausgeber des Staatslexikons von Bluntschli, der Gründer und mehrjährige Redacteur der Süddeutschen Zeitung in München. Das ist kein Redner von Beruf und er spricht auch heute nicht, wohl aber eine politische Feder, die vielleicht nicht warm genug ist und zu viel eigene Anstrengung voraussetzt, um so recht durchschlagend auf die Massen zu wirken, die aber in lichtvoller Klarheit und classisch strenger Formschönheit ihres Gleichen sucht. Wie Bennigsen hat auch Brater sich fest in die Hand genommen, wie dieser weist auch er einem Jeden, der sich ihm naht, seine feste Stellung an; wie Bennigsen ist auch er ursprünglich Jurist und hat in trüber, drückender Reactionszeit fast allein, zunächst außerhalb und von 1859 an innerhalb der Kammer, einem freiheitfeindlichen Ministerium die Spitze geboten. Es gehörte eine so begabte, sittlich so unangreifbare und zugleich eine so taktvolle und so furchtlose Persönlichkeit dazu, um im Herbst 1859, unmittelbar nachdem ein unbeschreiblicher Enthusiasmus für die Sache Oesterreichs durch Baiern gegangen, eine Zeitung in München zu gründen, die dem Programm des Nationalvereins in Baiern den Boden bereiten sollte. Was Brater hierbei geleistet, ist wahrhaft bewundernswerth. Mit außerordentlichem Geschick und mit der zähesten Ruhe und Festigkeit überwand er Schritt für Schritt alle Schwierigkeiten — hielt es doch anfangs schwer, nur einen Drucker und nun gar einen Austräger für das vom öffentlichen Urtheil verfehmte Blatt zu gewinnen! — und erzwang sich durch sein unparteiisches Urtheil, seine wirklich liberale Opposition gegen die Regierung und durch die Tüchtigkeit seiner Redaction allmählich Achtung und Interesse.

Man hat ihn in Baiern um seiner politischen Haltung willen schwer gehaßt, so wie nur ein so unausgelebtes Volk wie das baierische hassen kann, aber man hat seinen glänzenden Leistungen als Journalist und seinem Achtung gebietenden öffentlichen Auftreten gegenüber doch auch wieder nicht ohne einen gewissen Stolz sich in dem Gedanken gefallen, daß er — ein geborner Baier sei, und mit aufrichtiger Sorge verfolgten selbst entschiedene Gegner den fernern Verlauf seines Geschickes, als er, der aufreibenden Thätigkeit als Redacteur erliegend, schwer erkrankt München verlassen mußte. Hatte doch selbst sein fanatischster Feind es nie gewagt, auch nur den Schein eines Verdachtes auf die sittliche Makellosigkeit eines Mannes zu werfen, der Amt und Würden um seiner Ueberzeugung willen ausgeschlagen und ohne Vermögen für sich und die Seinen in harter Arbeit sein Brod suchte, während Niemand Zweifel darüber hatte, daß Wissen und Talent ihn für die höchsten Staatsstellen berufen sollten. —

Die Versammlung begann schon ungeduldig zu werden, als Eduard Wiggers, Advocat in Rendsburg, der Sprecher der Holsteiner Abgeordneten, von lautem Beifall begrüßt, auf der Rednerbühne erschien. Er hatte sich, ich weiß nicht ob absichtlich, jedenfalls aber mit richtigem Takt das letzte Wort vorbehalten, denn er wollte und konnte ja nicht in einer Sache mitdebattiren, die von dem übrigen Deutschland allein ausgemacht werden mußte. Aber sprechen wollte er, um Zeugniß abzulegen von den Wünschen, Absichten und Gesinnungen des verlassenen Bruderstammes. Und das hat er redlich gethan. „Die Zeit verrinnt und das Herz ist mir schwer, ich will mich bemühen, so kurz und ruhig zu sein, als es mir die Zeit und die Stunde erlaubt" — so begann er seine Rede. Ich glaubte es gern, daß dem Manne das Herz schwer war, und ich begriff es auch, daß es ihm nicht gelang, „ruhig" zu sein. Zu Hause fahndeten die Dänen auf ihn, weil er auch nicht hatte „ruhig" bleiben können, und nun stand er hier, um Kunde zu bringen von dem, was vom deutschen Volke denn wohl zu hoffen sei für eine Sache, für die er vor 15 Jahren schon sein Leben in der Schlacht gewagt und der er jetzt zum zweiten Mal seine Existenz und, wenn es sein mußte, sein Leben zu opfern entschlossen war. Er wußte, in welcher qualvollen Ungewißheit er sein Land verlassen hatte, er wußte, wie dort die Gemüther Aller taumelten unter den wechselnden Eindrücken von Furcht und Hoffnung, von Jubel und Verzweiflung, von entschlossenem Wagen und bangem Verzagen, und er wußte auch, was Land und Volk gelitten, denn ihm selbst hatte ja zwölf Jahre lang der Grimm über das dänische Joch am Herzen gefressen. Ich habe Eduard Wiggers schon im August auf dem Abgeordnetentage sprechen hören und ich wußte, daß er zwar das Zeug zum Reden hat, daß er aber noch kein fertiger Redner ist. Und doch hat mich am 21. Decbr. kein Redner so erschüttert, als dieser Mann, dem das heftig pochende Herz ein wunderbar treues Spiegelbild von der Lage der Herzogthümer auf die Zunge legte. Aus seinen Worten klagte wirklich der verlassene Bruderstamm im Uebermaß seiner Verzweiflung. Wie in Holstein vor dem Einmarsch der Bundestruppen in aller fürchterlichen Bedrängniß und Ungewißheit nur Eins gewiß war: daß das Land von dem schmachvollen dänischen Joche frei werden und bei Deutschland bleiben wolle, so beherrschte auch Eduard Wiggers in seiner Rede nur dieser eine Gedanke. Was

lag daran, ob man auch in aller Welt erfuhr, was in Holstein jedes Kind wußte — hier blieb vorerst nur Eins zu thun: noch einmal feierlich zu erklären, daß Schleswig-Holstein Alles für sein gutes Recht daran zu setzen bereit sei, und dann die Dinge gehen zu lassen, wie sie wollten. Es war ein mit furchtbarer Eindringlichkeit geführter Appell an die Hülfe Deutschlands, als er uns erzählte, was für Schritte unmittelbar nach dem Einrücken der Bundestruppen in Holstein geschehen würden, und mich überlief es eiskalt, wenn ich mir die ganze Fürchterlichkeit einer Lage vorstellte, die sogar ein solches Preisgeben aller Pläne rechtfertigte. Hier sprach wirklich nicht mehr ein einzelner Mann: hier sprach die Sache selbst.

Ich bin zu Ende. Ein paar von unseren Besten habe ich zeichnen wollen; möge das, was ich ohne Gunst und Mißgunst über sie gesagt, im Gedächtniß unseres Volkes haften. Seit wir in Frankfurt versammelt waren, sind die Dinge zu einer weiteren Höhe gestiegen, daß es sich schon nicht mehr um Schleswig-Holstein, daß es sich bereits um Deutschland handelt. In solcher Zeit wird es um so nöthiger sein, daß das Volk in den Männern seine Führer kennen kann, durch deren Thätigkeit mit die Entscheidung so rasch gezeitigt worden ist. Ob auch wir selbst reif genug geworden für diese Entscheidung, davon gilt es vielleicht schon sehr bald die Probe abzulegen. Wir kennen jetzt die Folgen unserer früheren Fehler. Hüten wir uns davor, sie noch einmal zu wiederholen, es möchte sonst ein Bußtag über uns kommen, an dem unsere Kinder und Kindeskinder noch zu trauern hätten! Lange genug haben in Deutschland zwei schlimme Worte ihr Spiel getrieben, die Worte „Großdeutsch“ und „Kleindeutsch“, und selbst in Frankfurt haben sie sich noch einmal in widerwärtiger Weise hervorgedrängt. Vergessen wir diese unheilvolle Worte für alle Zeit und hören wir wenigstens in der letzten Stunde auf, in wahnwitziger Verblendung uns unter einander anzufeinden. Deutschland wird und kann nichts anderes als unser *großes* Vaterland werden, wenn wir selbst nur in voller Einmüthigkeit ihm jetzt hinweg helfen über die Gefahren, die noch mehr als seiner Ehre, die seinem politischen Fortbestand den Untergang drohen.

Die Schmarotzer des Menschen.

2. Die Trichine.

Krankheiten verhüten ist leichter, als Krankheiten curiren, und dahin muß es unsere Erziehung, zumal in der Schule, durchaus noch bringen, daß der Mensch seinen Körper und Alles, was diesem nützt und schadet, ordentlich kennen lernt. Er würde dadurch freilich weniger abergläubisch, aber noch lange nicht das werden, was sich Viele, weil sie auch nicht die geringste Kenntniß von den göttlichen Naturgesetzen haben, unter einem „Materialisten“ denken: einen Menschen nämlich, der seines Nichtglaubens wegen aller Moral bar und zu allen Schandthaten fähig ist. Im Gegentheil, die Kenntniß unseres Körpers kommt stets auch unserem Geiste (dem Verstande, Gemüthe und Willen) zu gute und lehrt diesen die Wege, auf welchen er in seinem, sowie in seiner Mitmenschen und Nachkommen Interesse, seiner Vollkommenheit immer mehr zugeführt werden kann. Die Naturwissenschaften sind es aber, durch welche wir vorzugsweise dieses Ziel zu erreichen im Stande sind. Also vor allen Dingen verschließe Deine Sinne diesen Wissenschaften nicht und wolle, so lange Du noch keine richtige Einsicht in Gottes schöne Natur hast, Deinen unverständigen Aberglauben nicht dem Wissen entgegensetzen.

Unter den Schädlichkeiten, welche den Menschen von außen bedrohen, haben unter den Laien bis jetzt die pflanzlichen und thierischen Schmarotzer (Parasiten; s. Gartenlaube 1857. Nr. 1) nur wenig Aufmerksamkeit und Angst erregt. Erst neuerlich ist es einem (der Wissenschaft schon seit dem Jahre 1832 bekannten) kleinen Würmchen gelungen, die Aerzte wie die Laien in Aufregung zu versetzen. Der berühmte Zoolog Owen nannte (im Jahre 1835) dieses durchsichtige, $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Linien große Würmchen, weil es haarfein und spiralförmig aufgerollt zu sein pflegt, Trichina spiralis (spiralförmiger Haarwurm), und von da an bis in die neuere Zeit (1860) betrachtete man dasselbe bei Leichenöffnungen, — wo man die Trichine von einer weißlichen Kalkkapsel umhüllt, in Gestalt äußerst kleiner, weißer Pünktchen im Muskelgewebe (s. Fig. III) sehr häufig und zwar mit bloßem Auge beobachtete, — als ein unschädliches Thierchen und deshalb mit großer Gleichgültigkeit. Daß dasselbe schon öfter die Ursache von schweren, ja sogar von tödtlichen Krankheitszuständen abgegeben hatte, welche dem Arzte, besonders wenn gleichzeitig mehrere Personen davon befallen wurden, wie Vergiftungen vorgekommen und übrigens ganz unerklärlich geblieben waren, davon hatte man keine Ahnung. Erst als im Jahre 1860 im Dresdener Stadtkrankenhause die Magd eines Fleischers unter sehr auffälligen heftigen Muskelschmerzen starb und in der Leiche das Muskelgewebe unter dem Mikroskope mit Trichinen durchsäet gefunden wurde, die aber von keiner weißlichen Kalkkapsel umgeben und also auch nicht mit unbewaffnetem Auge zu erkennen waren, da erst wurde von verschiedenen Seiten nach dem Lebenslaufe der Trichine geforscht.

Und diese Forschungen ergaben denn zunächst, daß die Trichinen im Schweinefleische (aber nur im wirklichen Fleische oder sogen. Magern, nicht im Specke und in der Leber) in unsern Verdauungsapparat eingeführt werden und zwar entweder eingekapselt oder ohne jene Kalkkapsel, und daß diese Kapsel im Magen oder Darme sehr bald zerstört und so das eingeschlossene Würmchen frei wird. Die im Schweinefleische nun in den Verdauungsapparat des Menschen eingeführten Trichinen wachsen hier zunächst (in etwa 3 Tagen) um das Doppelte ihrer ursprünglichen Länge und ändern auch sehr bald ihr Ansehen, denn während man an ihnen vorher von Geschlechtsorganen keine (oder nur wenig) Spur entdecken konnte, werden sie jetzt (am 4. oder 5. Tage) zu ganz deutlich erkennbaren Weibchen und Männchen (s. Fig. IV. und V.), welche sehr fruchtbare Ehen eingehen, denn ein Weibchen bringt in kurzer Zeit Hunderte von lebendigen Jungen zur Welt. Diese neugeborenen jungen Trichinen gleichen aber nicht etwa ihren Erzeugern, denn abgesehen von ihrer Kleinheit besitzen sie auch keine Geschlechtsorgane, wohl aber sind sie den mit dem Schweinefleische genossenen, noch geschlechtslosen Trichinen ähnlich. Auch bleiben diese jungen, geschlechtslosen Trichinen nicht wie ihre Eltern im häuslichen Darme, sondern begeben sich sofort auf die Reise, indem sie die Darmwand durchbohren und im Fleische, aber nur derjenigen Muskeln, welche wir nach unserer Willkür bewegen können, so lange fortwandern, bis sie in den feinsten Fäserchen des Muskelgewebes eine passende Stelle zu ihrer Einkapselung gefunden haben. Auf der Wanderschaft nach dieser Stelle hin sind diese jungen geschlechtslosen Würmchen nicht mit bloßem Auge, sondern nur durch das Mikroskop zu entdecken; auch wandern sie in Gestalt gestreckter oder nur wenig gekrümmter Fädchen. Erst wenn sie an der Einkapselungsstelle angekommen sind, fangen sie an sich mannigfach zu krümmen, die Fleischfäserchen auseinander zu drängen und sich nun in ihrem spindelförmigen Neste (Wurmröhre) wie eine Uhrfeder spiralförmig aufzurollen. Nach und nach wird die Wand des Nestes, welche anfangs noch weich und durchsichtig ist, durch Ablagerung kleiner Kalkkörnchen zu einer harten, undurchsichtigen, weißlichen, festen Schale, und diese ist nun (wenigstens im frischen Fleische) mit bloßem Auge zu sehen; sie bildet jene feinen weißen Pünktchen im Fleische (s. Fig. III.). Auf diese Weise lebt jetzt die Trichine in einer vollständig geschlossenen, nicht selten mit Fett umgebenen, citronenförmigen Kapsel und ist dem Muskel ganz unschädlich geworden. Sie scheint in diesem festen Kerker viele Jahre fortleben zu können, und will es das Schicksal, daß ein Stück dieses trichinenhaltigen Menschenfleisches zufällig in den Darm eines Thieres gelangt, so lösen sich hier die Kalkkapseln auf, und die freigewordenen, jetzt noch geschlechtslosen Trichinen werden nun zu Männchen und Weibchen, und zeugen Junge, die es gerade wieder so machen, wie ihre Vorfahren. Wie im Menschen, so geht natürlich auch im Schweine, welches trichinenhaltige Nahrung fraß, die Verwandelung, Zeugung, Wanderung und Einkapselung der Trichinen ganz auf dieselbe Weise vor sich.

Hiernach kann man also im menschlichen und thierischen (vorzugsweise Schweine-) Körper von der Trichinengesellschaft antreffen:

Freie und eingekapselte Trichinen.

I. Junge Muskeltrichinen in der Einwanderung begriffen. (Vergrößert circa 90 Mal.) — II. Eingekapselte Muskeltrichinen; die Kapseln verkalkt. (Vergrößert circa 90 Mal.) — III. Eingekapselte Muskeltrichinen; die Kapseln verkalkt. (Natürliche Größe.) — IV. Weibliche Darmtrichine mit Eiern und Jungen. (Vergrößert circa 400 Mal.) a. Kopfende, b. Hinterende, c. Geschlechtsöffnung. — V Männliche Darmtrichine. (Vergrößert circa 400 Mal.) a. Kopfende, b. Hinterende. — VI. Muskeltrichinen in ihren Wurmröhren.

NB. Diese Abbildungen, mit Ausnahme der VI., welche dem Leuckart'schen Werke entnommen ist, wurden nach Originalen angefertigt, die Herr Dr. Fiedler in Dresden geliefert hat.

Trichinenweibchen und Trichinenmännchen, und diese, gestreckt oder wenig gekrümmt, nur im Magen und Darme; Trichinen-Neugeborene im Darme, welche aber bald als Muskeltrichinen auf der Wanderschaft im Fleische zu finden sind, und Trichineneinsiedler in ihrer Clause. Jede Trichine besitzt ein vorderes, zugespitztes Ende (a), an welchem sich die Mundöffnung befindet, und ein hinteres abgerundetes Ende (b) mit der Darmöffnung; zwischen beiden Oeffnungen zieht sich die Speiseröhre und der Darm hin. — Das Trichinenweibchen (s. Fig. IV.) ist etwa $1^1/_2$ Linien lang und läßt in seinem hintern Ende (b) einen mit (60—80) rundlichen Ballen erfüllten Schlauch (den Eierstock mit Eiern) wahrnehmen, der sich nach dem Kopfende hin in ein langes Rohr (den Fruchthalter) auszieht und die aus den Eiern gekrochenen jungen Trichinchen enthält, welche aus der Geschlechtsöffnung in der Nähe des Kopfes als lebendige Würmchen heraustreten. Wie lange eine Trichinenmutter leben und gebären kann, läßt sich nicht bestimmt angeben, jedoch dauert dies wenigstens 4 bis 5 Wochen. — Das Trichinenmännchen (s. Fig. V.) ist etwa halb so lang und verhältnißmäßig

plumper als das Weibchen, rollt sich auch weniger leicht als dieses zusammen und hat an seinem hintern ebenfalls abgerundeten Ende (b) zwei klappenartige Hervorragungen. In seinem Innern zeigt sich der Samenapparat. — Die neugebornen geschlechtslosen Trichinen sind nur bei starker Vergrößerung als äußerst feine, fadenartige Würmchen zu erkennen. Sie sind es, welche, nachdem sie die Darmwand durchbohrt und das Zellgewebe der Bauch- und Brusthöhle durchwandert haben, in die Muskeln eindringen, um sich einen Ort zu ihrer Einkapselung zu suchen. — Die wandernden Muskeltrichinen (s. Fig. 1.) wachsen während ihrer Wanderschaft im Fleische, von dem sie tüchtig zehren, und nehmen erst dann ihre spiralförmige Haltung an, wenn sie sich einkapseln. Im Laufe weniger Wochen wachsen diese Muskeltrichinen sehr bedeutend, aber da sie keine Geschlechtsorgane haben, so vermehren sie sich natürlich nicht. — Die eingekapselte Trichine soll in ihrer Kapsel mehrere Jahrzehende leben können, während ihre Eltern im Darme schon nach Ablauf einiger (6—8) Wochen untergehen.

Daß die Trichinen dem Menschen Beschwerden und Gefahr bringen, ist nicht wegzuleugnen. Jedoch ist dies nur dann der Fall, wenn sie in sehr großer Anzahl den Darm und die Muskeln heimsuchen. Freilich können schon durch wenige Bissen sehr trichinenreichen Schweinefleisches so viele Trichinen-Väter und -Mütter sich im Darme entwickeln, daß diese bei ihrer großen Fruchtbarkeit schon nach wenigen Tagen Millionen junger Fleischfresser in unsere Muskeln zu schicken im Stande sind. Je mehr also von trichinigem Fleische genossen wird, je mehr Trichinen überhaupt in unsern Verdauungsapparat eingeführt werden, und je länger diese daselbst verweilen und sich vermehren können, um so mehr muß sich natürlich auch das Leiden und die Gefahr steigern. Die durch die Trichinen erzeugten Beschwerden betreffen den Magen, den Darm und die Muskeln und sollen dem Leser, — der gewöhnlich aus einer Krankheitsbeschreibung eine einzige Krankheitserscheinung herausnimmt und sich dann, wenn er diese an seinem Körper zu bemerken glaubt, die ganze Krankheit zu haben einbildet, — nicht ausführlicher mitgetheilt werden, weil's ihm übrigens auch nichts nützt und Heilmittel gegen die Trichinenkrankheit nicht existiren. Sprechen wir also lieber von den Vorsichtsmaßregeln, durch die man sich vor der Gefahr schützen kann.

Schweinernes schmeckt denn doch zu gut, um als oberste Vorsichtsmaßregel die hinzustellen: man esse überhaupt keine Speise, die vom Schweine kommt. Nein, man esse dieses Fleisch, aber so zubereitet, daß, wenn selbst zahlreiche Trichinen darin verborgen wären, doch kein Nachtheil aus diesem Genusse hervorginge. Die richtige Zubereitung besteht nun darin, daß das Schweinefleisch (Coteletten, Frankfurter, Röst- und Bratwürste, Wurstfleisch) gehörig durch und durch gekocht, gebraten oder geröstet wird. Denn die länger einwirkende Siedehitze macht die Trichinen ganz sicher todt. Rohes Schweinefleisch genieße man nie und halbrohes Schweinefleisch, wie es sich nicht selten in schnellgeräucherten Schinken, schlechtgeräucherten Knack- und Cervelatwürsten, in schwach gepökeltem und nur halb gahr gekochtem (gewelltem) Wurstfleische vorfindet, genieße man mit der Vorsicht, daß man dieselben mikroskopisch untersucht oder untersuchen läßt, wenn man nämlich den Schinken und das Pökelfleisch nicht tüchtig kochen oder braten will. Und warum soll nicht jeder Mensch, wenn er's nur halbwegs kann, sich seinen Schinken und seine Wurst mikroskopisch selbst untersuchen? Ich würde es den Trichinen Dank wissen, wenn sie die Veranlassung dazu gegeben hätten, daß die gnädigen Frauen und Fräulein im Hause, wenn auch anfangs nur minutenlang, vor einem Wirthschaftsmikroskope und nicht mehr stundenlang vor der Toilette oder beim Romanlesen anzutreffen wären. Sicherlich würde sich dann sehr bald auch mehr Neigung für reelles, naturwissenschaftliches Wissen, vielleicht auch bei den Herren Hausvätern, einstellen und die Massen widriger Suchten und Aberglauben vertreiben, welche die Menschen an ihrer Veredlung hindern. — Ein sehr empfehlenswerthes, äußerst praktisches und billiges (nur wenige Thaler kostendes) Taschenmikroskop für das Haus mit den nöthigen Instrumenten, Anweisungen und sogar Trichinenpräparaten, verfertigt, nach der Idee des Dr. Pfeiffer in Jena, der Mechanikus Zeiß daselbst. Mit einem solchen Mikroskope brauchte die Hausfrau aber nicht blos auf die Trichinenjagd zu gehen, sie könnte sich auch noch über viele andere Wirthschaftsereignisse Aufklärung verschaffen, z. B. ob ein Stoff wirklich aus reinem Leinen, Wolle, Baumwolle oder Seide besteht oder mit diesen oder jenen Stoffen untermischt ist u. s. f. Doch davon später ausführlicher (s. Gartenl. 1854 Nr. 33 u. 37).

Daß die ganze unheimliche Trichinerei über kurz oder lang ihr Ende finden wird, ist sehr wahrscheinlich, wenn man nur erst dahintergekommen sein wird, wie die Trichine in das Schwein gelangt, denn hinein muß sie geschafft werden. Zur Zeit ist das aber noch nicht aufgeklärt. Jedenfalls muß sich vorläufig das Schwein weniger schweinisch benehmen dürfen und bei reiner Stallfütterung recht rein gehalten werden. Im Ganzen kommt es übrigens zum Glück nur selten vor, daß man ein trichiniges Schwein ertappt. Doch darf das die Menschen nicht so sicher machen, daß sie die Vorsicht gegen Schweinefleisch und besonders gegen Geräuchertes ganz aus den Augen setzten, zumal da auch bei großer Vorsicht von Seiten der Viehzüchter und Fleischer die Trichinenkrankheit, welche beim Menschen sehr charakteristisch erscheint, beim lebenden Schweine nicht sicher zu erkennen und also die Uebertragung von einem Schweine auf das andere nicht zu verhindern ist. Man müßte denn, wie dies bei trichinenkranken Menschen vorgenommen wurde, dem verdächtigen Schweine ein Stückchen Fleisch ausschneiden und mikroskopisch untersuchen. Das todte Schwein sollte aber einer sorgfältigen Fleischschau niemals entzogen werden. Dabei ist aber stets zu bedenken, daß die nicht eingekapselten Trichinen nur mit Hülfe des Mikroskopes zu entdecken sind und daß nur die Kalkkapseln als weißliche Pünktchen mit bloßem Auge wahrgenommen werden können. Dieses Wahrnehmen ist aber auch nur im frischen Fleische möglich, nicht aber im geräucherten, gepökelten und gekochten. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß beim Fleischer in der Regel auf einem und demselben Klotze und mit einem und demselben Beile oder Messer die verschiedenen Fleischarten hintereinander zerlegt werden und daß hierbei sehr leicht auch anderes Fleisch durch Beimischung trichinigen Schweinefleisches schädlich werden könnte. Darum ist's räthlich, das Schweinefleisch abgesondert von den andern Fleischarten auf eigenen Klötzen mit besonderen Messern und Beilen zu behandeln und diese Utensilien stets sehr rein zu halten.

Neuere Versuche haben noch dargethan, daß durch längeres Einsalzen des Fleisches und durch 24stündige heiße Räucherung (nicht aber durch dreitägige kalte Räucherung) die Trichinen getödtet werden und daß auch ein längeres Aufbewahren kalt geräucherter Wurst das Leben derselben zu zerstören scheint. — Trotz der beruhigenden Aufklärungen nun, welche uns bis jetzt (durch Leuckart, Virchow, Herbst, Küchenmeister, Zenker, Fiedler u. A.) über die Trichinen geworden sind, ziehe man gegen diese Schmarotzer doch immerfort mit ordentlichem Kochen, Braten und Räuchern des Schweinernen zu Felde und bedenke, daß Krankheiten zu verhüten leichter ist, als sie zu heilen.

Schließlich lasse man sich aber auch noch sagen, daß schon Newton prophezeit hat: das Mikroskop werde einst auf dem Tische jedes gebildeten Menschen stehen; denn Wissen ist Macht. Das Mikroskop ist das gewaltigste Civilisations-Instrument, welches ebenso dem menschlichen Geiste, wie dem praktischen Leben große Vortheile und Genüsse zu schaffen im Stande ist (s. Gartenl. 1854 Nr. 19).

Bock.

Die unbarmherzigen Barmherzigen.

Von dem ehemaligen Hospital- und Invalidenhaus-Pfarrer **Biron** in Mainz.

Seit einigen Jahren hat das Mainzer Invalidenhaus durch außergewöhnliche Ereignisse eine fast allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Vieles ist über diese Anstalt und über ihre Geheimnisse in's Publicum gedrungen, mit besonderer Mühe hat Warburg, ein früherer Insasse dieser Anstalt, sie beschrieben. Allein auch andererseits hat man nicht geschwiegen. Auf jede öffentliche Anklage folgte sofort eine kecke Vertheidigung von Seiten der ultramontanen Partei, und der „Nürnberger Anzeiger", der sich des Invalidenhauses mit besonderer Vorliebe angenommen hatte, wurde in mehreren Preßprocessen verurtheilt und schließlich im Großherzogthum Hessen

verboten. Auch die Mainzer Localpresse wurde deshalb gerichtlich verfolgt und, wenn auch wider Willen, zum Schweigen gebracht; Warburg endlich büßte gerade ein Jahr lang in Untersuchungshaft hinter Schloß und Riegel wegen seiner Enthüllungen über die genannte Anstalt. Als er aus dem Gefängniß heraus zu seiner Vertheidigung eine Ansprache an seine Mitbürger veröffentlichte, wurde er, noch bevor sein Hauptproceß verhandelt war, zu vier Monaten Correctionshaus nebst entsprechender Geldstrafe verurtheilt. Am 1. Januar d. J. kam endlich der Proceß wegen der Warburg'schen Broschüre zur Verhandlung. An 130 Zeugen waren geladen. Gerade am Jahrestage seiner Verhaftung hielt Warburg seine Vertheidigungsrede vor den Schranken des Mainzer Bezirksgerichtes, und am 27. Januar wurde das Urtheil publicirt. Es lautete auf 6 Monate Correctionshaus, von denen von seiner 12 Monate dauernden Haft ihm 2 Monate als unverschuldet abgerechnet wurden. Allein durch diese Verurtheilung ist das öffentliche Urtheil über Schwester Adolphe, über das Invalidenhaus und über die ultramontanen Mainzer Jesuitenumtriebe nicht um einen Deut geändert worden. Oeffentlich sammelt man in Mainz und in der Umgegend zu Gunsten Warburg's, damit er nach überstandener Haft eine einigermaßen sichere Existenz finde; denn man weiß in Mainz nur zu gut, daß Manches, was Warburg in seiner Broschüre behauptet, wenn auch nicht durch Zeugenaussage zu erweisen, so doch wahr ist, indem in der langen Zwischenzeit seiner Untersuchungshaft manche seiner Hauptentlastungszeugen gestorben sind, besonders der bekannte Dr. Mertens, Assistenzarzt in jenen Anstalten, der sich unter Verhältnissen erhängte, daß in Folge der deshalb auftauchenden Gerüchte gegen mehrere Zeitungen in und um Mainz mit Untersuchungen wegen Preßvergehen vorangegangen wurde. Man weiß, daß die Mainzer Ultramontanen in den 12 Monaten von Warburg's Untersuchungshaft freie Hand hatten, ihre Angelegenheiten bezüglich jenes Processes in Ordnung zu bringen, während dem Warburg die nothwendigen Mittel zu seiner Vertheidigung, vor Allem der freie Verkehr mit den von den Ultramontanen umstrickten Invaliden, fehlten. Man weiß endlich nur zu gut, daß auch für den Fall, daß Warburg in dem einen oder andern Punkte sich geirrt, er durch sein Auftreten in dieser Angelegenheit an den armen Invaliden ein gutes Werk gethan und durch seinen Kampf gegen das Mainzer Jesuitenthum sich um die gute Sache verdient gemacht hat.

Tief eingeweiht in die Verhältnisse des Mainzer Invalidenhauses und bekannt mit den Plänen der Mainzer Ultramontanen, werde ich ohne alle Parteilichkeit wie sonder Leidenschaftlichkeit den Lesern der Gartenlaube ein Bild jener Anstalt entwerfen, welches, auf der strengsten Wahrheit beruhend, um so geeigneter sein wird, das Urtheil des deutschen Volkes über jene Vorgänge wirklich aufzuklären. Es bedarf keiner Uebertreibungen, um ein schlechtes System bloßzustellen und es in den Augen der Welt zu kennzeichnen.

Das Mainzer Invalidenhaus ist eine rein bürgerliche Anstalt, die erst im Jahre 1848 eröffnet wurde. Der Mainzer Jesuitismus suchte sich aber dieser mit Millionen dotirten Anstalt zu bemächtigen, um dadurch einen entscheidenden Einfluß auf die socialen Verhältnisse in Mainz zu gewinnen. Diesem Plane stand die Mainzer Bürgerschaft, der Gemeinderath an der Spitze, entgegen. Die Jesuiten waren deshalb bestrebt, einerseits jenem Invalidenhaus einen kirchlichen Charakter aufzudrücken, andererseits durch große Ersparnisse in der Oekonomie der Anstalt selbst es dahin zu bringen, daß der s. g. Hospizienfonds, der zur Zeit der französischen Occupation Anfangs dieses Jahrhunderts aus den damals aufgehobenen Wohlthätigkeitsanstalten gebildet wurde, keines Zuschusses aus der Gemeindecasse bedürfe, um somit dem Gemeinderath jede Gelegenheit zu entziehen, sich mit den Verhältnissen der Anstalt zu befassen. Behält man diese beiden Punkte im Auge, so hat man eine Erklärung der ganzen unbarmherzigen Barmherzigen-Schwester-Wirthschaft im Mainzer Invalidenhaus.

Nachdem im Jahr 1855 die innere Verwaltung und Leitung des Invalidenhauses den barmherzigen Schwestern übertragen war, sorgten diese Nonnen, an deren Spitze Schwester Adolphe steht, dafür, daß beide Punkte realisirt wurden. In Wirklichkeit wurde die Anstalt dem äußern Anschein nach in kürzester Zeit unter den sorgsamen und „zarten" Händen der Nonnen in ein vollständig klösterliches Institut verwandelt und dabei, d. h. trotz der enormen Mittel, die man zur Herrichtung dieses klösterlichen „Anstriches" bedurfte, jährlich eine Summe von vielen tausend Gulden gegen früher erspart. Mochten auch die Invaliden darüber in die äußerste Unzufriedenheit versetzt, mochte auch von wohlmeinender Seite entschieden von einem solchem System abgerathen werden, — die Jesuiten fragten nichts darnach; denn schon waren sie näher dem Ziele ihrer Pläne angelangt und bedurfte es nur ihrer fortgesetzten eisernen Zähigkeit, um in kürzester Zeit den entscheidenden Sieg in ihrer Hand zu haben.

Da, in der Zeit der äußersten Noth und der äußersten Unzufriedenheit der Hospitaliten, trat Warburg mit seiner Broschüre auf den Kampfplatz und machte den Ultramontanen zu ihrem größten Zorn und Aerger den Sieg streitig, den sie schon errungen glaubten.

Werfen wir nun unsere Blicke zunächst auf die fromme Schaar dieser barmherzigen Schwestern! Ihre Vorsteherin ist die so weithin berüchtigt gewordene „Schwester Adolphe". Sie ist geboren im Juni 1815 in Aschaffenburg, wo ihr Bruder Pfarrer an der Stiftskirche ist. Josepha Faust, so heißt Schwester Adolphe, war an 30 Jahre alt, als sie (im September 1844) den Schleier nahm. Mancherlei Gerüchte über ihre früheren Lebensjahre sind in das Publicum gedrungen, ohne daß sich bis jetzt irgend Jemand die Mühe genommen hätte, deren Wahrheit oder Falschheit darzulegen. Ich selbst habe einen mit Namensunterschrift versehenen Brief von der Hand einer Person gelesen, die längere Zeit im Rochusspital in Mainz die barmherzigen Schwestern beobachtet hatte und gegen diese Nonnen die wunderlichsten Dinge aussagte. Schwester Adolphe ist von untersetzter Statur, ziemlich corpulent, festen Blickes, barschen Auftretens, mannhaft in ihrem ganzen Wesen. In ihrem Umgang mit Personen höheren Standes, namentlich mit Geistlichen, benimmt sie sich überaus würdevoll, fein, einschmeichelnd, ja ich möchte sagen liebenswürdig.

Die übrigen Schwestern des Invalidenhauses sind meistens noch junge Mädchen in den zwanziger Jahren, denen man es jedoch auf den ersten Blick ansieht, daß sie als Schönheiten in der Welt keineswegs réussirt hätten. Einem alten Manne, einem Veteranen, der ein Selbstbewußtsein und Gefühl für Ehre hat, muß es empörend sein, sich von einem solchen jungen Dämchen nach Willkür und Laune commandiren lassen zu sollen. Nur zwei der Nonnen, Schwester Sylveria und Schwester Lina, die freundlich und gutherzig, waren bei den Invaliden beliebt, und Warburg hat sie auch in seiner Broschüre gelobt, weshalb sie wohl, kurz nach dem Erscheinen der Flugschrift, nach Frankreich versetzt und erst in Folge des sich an diese Versetzung knüpfenden Aufsehens nach Mainz zurückgeschickt wurden. Beide Schwestern benahmen sich mit einzelnen Hospitalbeamten von Zeit zu Zeit über das Regiment der Schwester Adolphe vertraulicher, als man dies sonst bei einer Nonne gewohnt ist. Manchmal scheint sich diese Vertraulichkeit freilich etwas weite Grenzen gesteckt zu haben. Von der Schwester Lina besonders bezeugte der frühere Invalide Hohl, daß er sie mit dem Hausknecht Fisch, einem hübschen jungen Manne, mit umschlungenen Armen einen verschlossenen Corridor habe auf- und abgehen sehen. Als er davon andern Invaliden Mittheilung gemacht, sei er von diesem Hausknechte blutig geschlagen, von der Schwester Adolphe thatsächlich mißhandelt und in einen schrecklichen Hauskerker, den man in Mainz „Blockkammer" nennt, bei Wasser und Brod so lange eingesperrt worden, bis er, auf das Aeußerste entkräftet, bei der Schwester Adolphe und dem damaligen Hospitalpfarrer Steindecker nothgedrungen seine Aussage widerrufen habe. Der genannten „Blockkammern" giebt oder gab es im Mainzer Invalidenhaus mehrere. Die „barmherzigen" Schwestern schämten sich nicht, bei all' ihrer Barmherzigkeit, den Invaliden gegenüber diese Zwangszellen in Anwendung zu bringen und davon reichlichen Gebrauch zu machen.

Das Innere des Invalidenhauses ist dem äußern Anschein nach gar gemüthlich. Alles ist für das Auge hübsch und geschmackvoll hergerichtet. Aber das „Kloster" schaut aus allen Ecken und Enden hervor. Statuen und Bilder von Heiligen gewahrt man allerwärts, nicht nur in der Kapelle, sondern auch im Speisesaale, auf den Gängen, in den einzelnen Zimmern. Was der ganzen Mainzer Klerisei nicht erreichbar gewesen wäre, wurde möglich unter den Händen der Nonnen. Die Zimmer der eingepfründeten Personen sind elegant, oftmals sogar luxuriös eingerichtet; in sie werden denn auch Besucher der Anstalt mit Vorliebe eingeführt. Die Säle der Invaliden aber bieten den Anblick großer Dürftigkeit.

Der Brenn- und Glanzpunkt des Invalidenhauses dagegen ist seine Kapelle, geweiht dem heiligen Joseph, den die barmherzigen Schwestern absonderlich verehren, und zu welchem sie ein sogenanntes „ewiges Gebet“ unterhalten. Diese Kapelle ist zur Zeit eine der schönsten und prächtigsten Kirchen, die man weit und breit finden kann. Wieviel Tausende müssen für sie verschwendet worden sein! Allenthalben ist sie auf das Eleganteste ornamentirt, vergoldet, mit Teppichen, feinen Linnen und Spitzen, mit goldenen, silbernen und seidenen Paramenten, mit Fahnen und Guirlanden, mit Heiligenbildern und prächtigen Altären ausstaffirt. Und doch hat der Hospizienfonds nicht die geringste Pflicht, jene Kapelle zu unterhalten und einen Geistlichen dafür besonders zu besolden, und er giebt dem Wortlaut der Anweise-Register nach auch jährlich nur 75 fl. für den Bedarf der Kapelle her! Betrachtet man indeß den überaus zahlreichen Gottesdienst, der täglich mit Aufwendung einer Menge von Wachskerzen stattfindet, so lehrt ein Blick, daß jene 75 fl. nicht hinreichen, nur das Wachs zu bezahlen, das auf den Altären verschwendet wird. Schwester Adolphe weiß die Unterhaltungskosten dieser Kirche, die jährlich eine enorme Summe erfordern, anderswoher zu beziehen.

Doch nicht allein das blos Aeußerliche der Anstalt zeigt den vollständigen Klosteranstrich, auch in der inneren Organisation des Hauses herrscht ein klösterliches Leben und Treiben. In der alten Hausordnung stand kein Wörtlein von einer Verpflichtung der Insassen zur Theilnahme an gottesdienstlichen Verrichtungen. Die „Schwestern“ aber haben diese Hausordnung entfernt und nach und nach mit der größten Strenge eine rein klösterliche Hausordnung eingeführt. Katholische Gebete wurden öffentlich, wenigstens sechs Mal des Tages, in allen Sälen verrichtet und Protestanten und andere Confessionsangehörige mußten daran Theil nehmen. Zwei Mal mindestens im Tage, Morgens und Abends, mußten die Invaliden in der Kapelle dem Gottesdienste beiwohnen. Wer ihn versäumte, wurde bestraft; alten Männern ward von blutjungen Fanatikerinnen, die sich „barmherzig“ nennen, Hausarrest u. s. w. dictirt, wenn sie beim „Rosenkranz“, bei der „Messe“ fehlten oder zu spät kamen. Schwester Adolphe ließ einen armen, krüppelhaften Invaliden, Namens Damian Müller, sogar in den Schweinestall einsperren, weil er nicht in die Kirche gehen wollte! „In die Kirche wurden wir,“ sagten die Invaliden eidlich, „wie Postpferde getrieben.“ Zum Beichten, zum Empfang der Sacramente wurden jene unglücklichen Menschen moralisch genöthigt. Und das Alles geschah aus „Barmherzigkeit“, d. h. in der den „Barmherzigen“ entweder bekannten oder unbekannten Absicht, das Invalidenhaus der Bürgerschaft gegenüber als eine rein katholisch-kirchliche Anstalt erscheinen zu lassen.

Daß es aber den „Barmherzigen“ überhaupt wenig um „Barmherzigkeit“ zu thun war, zeigt die ganze Behandlung, die sie den Invaliden angedeihen ließen, welche nichts weniger als Barmherzigkeit verräth. Den Statuten nach, wird nur Der in die Anstalt aufgenommen, welcher sich, sei es aus anhaltender Kränklichkeit, aus Altersschwäche oder aus Krüppelhaftigkeit, nicht mehr durch die Arbeit seiner Hände ernähren kann; er sucht also eine Zuflucht in seinem körperlichen Elend und soll, nach der Absicht, welche der Gründung jener Anstalt unterlag, in dieser ein ruhiges Asyl für seine alten Tage finden. Aber wie sieht es mit diesen Veranstaltungen aus? Die „Barmherzigen“ müssen doch sparen, sparen, damit die Unterhaltung des Gottesdienstes und der Invaliden nicht so große Summen verschlingt und der Fonds von dem Einfluß des Gemeinderathes „emancipirt“ werden kann. Und so sieht man im Invalidenhaus Alles arbeiten, was noch die Hand regen kann. Morgens sechs Uhr müssen, Sommer und Winter, die alten Leute aufstehen, selbst ihre Betten machen und Ordnung und Reinlichkeit in ihren Sälen selbst aufrecht halten. Zum Kehren, Reinigen, zum Arbeiten für die Invaliden überhaupt, haben die Nonnen keine Zeit und keine Kraft, indem sie oftmals, sogar in der Nacht, und mit Aufopferung des nothwendigen Schlafes, mit ihren Lieblingsspielereien für die Kirche, d. h. mit Nähen, Stricken, Häkeln, Kränzewinden, Guirlandenbinden, Rosenkranzandachten, St. Josephsgebeten, Besuchungen des heiligen Altarsacramentes, mit Vorbereiten auf Beichte und Communion, mit Ausschmückung der Kirche und der Heiligenbilder, mit Blumenmachen und Blumenzucht (für die Kapelle), mit Theilnahme an dem Gottesdienste &c. &c. endlos beschäftigt sind.

Allein auch die Invaliden, männlichen und weiblichen Geschlechts, sieht man in allen Abtheilungen der Anstalt für die Kapelle in Anspruch genommen, besonders an den Tagen, welche einzelnen großen Nonnenfeierlichkeiten vorausgehen. Wer aber nur irgendwie noch geeignet ist, etwas für den Bedarf der Anstalt selbst zu arbeiten, wird, um zu „sparen“, von den Schwestern ausgebeutet. Alte Weibchen, die kaum noch gehen können, die am ganzen Körper zittern, müssen auf der Nähstube spinnen oder nähen, stricken und flicken, Garn haspeln und Wolle zupfen. Das Geld für die Waschweiber sparen die Nonnen, indem sie — selbst etwa sich an die Bütten stellen? Nein, sondern dadurch, daß sie die Invaliden dazu anhalten, denen sie noch überdies, damit dieselben ihrem Widerwillen keinen Ausdruck geben möchten, während der sauren Arbeit den Rosenkranz vorbeten. Ja sogar der elende Tisch der Invaliden wird, soweit dessen Zubereitung Anstrengung erfordert, von den Invaliden selbst bereitet. Sie müssen die Kartoffeln schälen, die Gemüse putzen, Wasser und Brennmaterialien herbeischaffen, das Holz sägen und kleinmachen. Auch hat die Anstalt ihre eignen Werkstätten, z. B. Schreinerei, Schuhmacherei, Schneiderei, Küferei, Schlosserei &c., worin für die Anstalt und für die Kirche die Hände der Invaliden unablässig schaffen müssen.

Gewiß wird kein vernünftiger Mensch etwas dagegen einwenden, daß man den Hospitaliten die ihnen sonst unerträglich werdende Langeweile durch ihren schwachen Kräften angemessene Beschäftigungen zu kürzen sucht. Das geschieht ja in allen ähnlichen Anstalten, deren Unterhaltungskosten dadurch gleichzeitig vermindert werden. Wenn aber, wie es im Mainzer Invalidenhause der Fall, die den altersschwachen Männern und Weibern angemuthete Arbeit zur härtesten Grausamkeit und wahren Tortur wird, — alsdann verdient das System öffentliche Brandmarkung.

Kein Wunder, wenn mit einer solchen Quälerei die „barmherzigen“ Schwestern, trotz der Verschwendung in der Kapelle, noch verschiedene tausend Gulden gegen früher, wo keine Nonnen in der Anstalt waren, ersparen; kein Wunder, besonders im Hinblick auf die Aermlichkeit und Dürftigkeit des Invalidentisches. Statt acht Loth Fleisch erhielten die armen Alten nur vier oder fünf Loth, wie übereinstimmend viele Zeugen aussagten. Suppe und Gemüse waren so schlecht, daß die Hospitaliten dieselben nicht genießen konnten. Beklagte sich Jemand darüber, so hieß es: „Wenn das Euch nicht schmeckt, so lasset es nur stehen!“ Was Menschen genießen sollten, aber nicht konnten, damit wurde ein ansehnliches Contingent von Schweinen und Federvieh gefüttert, und hierdurch also nicht nur wiederum „gespart“, sondern ein reicher Erwerbsquell für die „Barmherzigen“ eröffnet, welche einen großartigen Federviehhandel auf eigene Rechnung etablirten. Die barmherzigen Schwestern selbst aber führten, ihre Beschäftigungen für die Kapelle ausgenommen, ein überaus behagliches Leben, einen guten Tisch, und wenn ihnen Jemand in ihrer beschaulichen Ruhe lästig entgegentrat, so hatten sie ja die „Blockkammern“, die Irrenabtheilungen, die Absonderungslocale, wo gegen alles Recht und Gesetz einzelne Invaliden, unter dem Vorwand, daß sie dem Trunk ergeben seien, wie in einer staatlichen Strafanstalt hinter Schloß und Riegel gehalten wurden. Kurz, die Insassen der Anstalt wurden ähnlich wie in einer Zwangsstrafanstalt behandelt; denn unter der Barmherzigkeit der Schwester Adolphe ward ihnen sogar der sonst übliche freie Ausgang nach dem Feierabend verwehrt; die frommen „Barmherzigen“ benahmen sich nicht anders, als wie hochmüthige Gebieterinnen, die nicht einmal die Grüße der Armen erwiderten, die nicht Zwei oder Drei ungestört zusammen sprechen ließen, den alten Veteranen die unschuldigsten Spiele untersagten, die in ihrer grausamen Barmherzigkeit sogar so weit gingen, daß sie altersschwachen Eheleuten nicht einmal zusammenzusitzen erlaubten.

Der Warburg'sche Proceß hat diese und ähnliche moralische Schändlichkeiten an's Tageslicht gebracht, und Warburg hat, wie die meisten Invaliden aussagten, wenigstens bewirkt, daß es den armen Leuten jetzt etwas erträglicher geht. Das ist für Warburg, wie er bei seiner Vertheidigung in rührender Weise aussprach, ein großer Trost und eine innere Genugthuung dafür, daß er um der Wahrheit willen im Kerker schmachten muß.

Das also ist die Barmherzigkeit der barmherzigen Schwestern in Mainz! Oder besser gesagt: so hat man zur Schande der Menschheit das heilige Wort „Barmherzigkeit“ als eine Maske gebraucht, hinter welcher man die eigennützigsten und selbstsüchtigsten Zwecke zu verhüllen suchte. Wahre Barmherzigkeit ist ein herrliches

Ding; gegen eine After-Barmherzigkeit ist mit Recht die Menschheit mit Entrüstung erfüllt. Mag auch Warburg in seinem Processe verurtheilt worden sein, die Oeffentlichkeit hat doch zugleich ihr Verwerfungsurtheil über jenes System der Heuchelei und der Scheinheiligkeit gesprochen, und kein Hirtenbrief des Mainzer Bischofs wird das schwarze Mal hinwegwaschen können, das der ultramontanen Partei durch Warburg unauslöschlich auf die Stirn gedrückt wurde.*

* Als kurzes Nachwort wollen wir dem vorstehenden Artikel nur die Bemerkung anfügen, daß wir von verschiedenen Seiten, namentlich aber aus den Rheingegenden, dringend aufgefordert worden sind, in unserem Blatte eine wahrheitsgetreue, objectiv unparteiische Darstellung der vielbesprochenen Vorkommnisse im Mainzer Invalidenhospitale und des Aufsehen erregenden Warburg'schen Processes zu veröffentlichen.
Wir haben uns solchem Ansinnen nicht entziehen zu dürfen und wegen der gewünschten Mittheilungen uns an die zuverlässigste Quelle, den ehemaligen Mainzer Hospital- und Invalidenhauspfarrer, Herrn Biron, als einen Mann wenden zu müssen geglaubt, der, zu den betreffenden Verhältnissen in engster Beziehung stehend, mit der Sachlage gründlich vertraut ist.
Indem wir diese Mittheilungen aufnehmen, wie sie uns gegeben worden sind, erklären wir uns jedoch ausdrücklich bereit, auch etwaigen Modificationen dieser oder jener erzählten Einzelheit von anderer Seite die Spalten der Gartenlaube nicht verschließen zu wollen. D. Red.

Blätter und Blüthen.

Naturwissenschaftliche Zeitungsschau. Nr. 1. Einen lautsprechenden Beweis, mit welcher unverantwortlichen Leichtfertigkeit die Reclame alle Mittel ergreift, giebt eine sächsische Zeitschrift in der zweiten Nummer des Jahrgangs 1864. In derselben empfiehlt ein Herr Schlossermeister Richter aus Geringswalde die Construction seiner Blitzableiter, und sagt unter Anderem:

„Die bedeutende Anziehungskraft und Leitungsfähigkeit meiner Blitzableiter habe ich durch eigene Erfahrung kennen gelernt. Beim Aufmachen ist es mir mehrfach vorgekommen, daß ein Gewitter in der Nähe aufstieg, nach dessen Entfernung der noch nicht der Erde zugeführte Blitzableiter dermaßen mit Elektricität gefüllt war, daß beim Berühren der Leitstäbe elektrische Schläge erfolgten. Dieses Experiment kann man bei einem Blitzableiter meiner Construction bei Annäherung eines Gewitters dadurch anstellen, daß man den Leitstab über der Erde von dem untern Ende abschraubt und das obere Ende mit einer Glasflasche soweit von der Wand abdrückt, daß es den untern Stab nicht mehr berührt; an dem abgedrückten Stabe ist dann leicht ein elektrischer Schlag oder wenigstens ein schwaches Knistern zu beobachten.“

In dieser Reclame ist zweierlei zu verwerfen. Erstens beweisen die nach Entfernung eines Gewitters dem Leitstabe des noch nicht in die Erde geleiteten Blitzableiters entlockten elektrischen Schläge durchaus nichts für die „bedeutende Anziehungskraft und Leitungsfähigkeit“ im Einzelnen, und ebenso wenig etwas für eine besondere Vortrefflichkeit der in Frage stehenden Blitzableiter im Ganzen. Dergleichen scheinbar wissenschaftliche Präambeln, mögen sie nun absichtlich oder unabsichtlich sein, bewirken nur eine Täuschung des Publicums. Zweitens aber ist die Anstellung des Prüfungsversuches, zu welchem der Herr Schlossermeister Richter das Publicum auffordert, geradezu mit den höchsten Gefahren verknüpft. Die elektrische Spannung der Atmosphäre läßt sich in ihrer Stärke nie so ohne Weiteres bestimmen, eine in ihrem Aussehen sehr gefährlich erscheinende Wolke braucht gar kein Gewitter hervorzurufen, während bei ganz unverfänglichem Himmel sehr bedeutende Elektricitätsmassen in der Luft vorhanden sein können, welche aus einem Blitzableiter, dessen Verbindung mit der Erde, wie es Herr Richter vorschreibt, unterbrochen ist, schon ganz erhebliche Schläge zu erzeugen im Stande sind. Bei einem entschieden ausgesprochenen, herannahenden Gewitter aber wird vollends die Heftigkeit dieser Blitzschläge eine ganz unberechenbare.

Als vor etwas über hundert Jahren die Fragen nach der atmosphärischen Elektricität und nach der Natur der Gewitter unter den Naturforschern und Physikern aufgeworfen und behandelt wurden, machte de Romas, ein sehr erfahrener Physiker und geschickter Experimentator, verschiedene Versuche, indem er Metallspitzen (Auffangestangen) an Papierdrachen anbrachte und diese in die Luft steigen ließ. Obgleich nun die Leitung zur Erde nur aus einer Schnur mit einem dünnen, eingesponnenen Metalldraht bestand, die in Bezug auf Wirksamkeit lange nicht mit den Leitungen unserer Blitzableiter verglichen werden kann, so waren doch die Schläge, die de Romas erhielt, so heftig, daß er davon zu Boden geworfen wurde.

Noch schlimmer erging es dem Professor Richmann in Petersburg. Derselbe hatte zur Anstellung ähnlicher Versuche die Leitung des von seinem Hause herabgeführten Blitzableiters in derselben Weise, wie es Herr Richter in Geringswalde verlangt, unterbrochen. Trotzdem er nun die Gefahr genau kannte und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln angewandt hatte, welche einem Physiker zu Gebote stehen, wurde er doch von einem Funken, der dem Blitzableiter entfuhr, getödtet. Und wenn dies einem im Experimentiren bewanderten und mit den einschlagenden Verhältnissen genau vertrauten Forscher widerfahren konnte, würde dann die Gefahr für das große Publicum nicht mindestens ebenso groß sein, wenn es der Richter'schen Aufforderung gemäß auf diese Weise die Brauchbarkeit seiner Blitzableiter prüfen wollte? — Herr Richter spricht allerdings nur von schwachem Knistern, damit ist aber nichts gesagt. Wenn die Blitzableiter wirklich zweckmäßig eingerichtet sind, so wird sich das schwache Knistern bis zum verderblichsten Blitzschlage steigern können.

Wir sehen es für unsere Pflicht an, eindringlichst davor zu warnen, daß die Leitungsstangen der Blitzableiter, welche die Elektricität in die Erde zu führen bestimmt sind, in der angegebenen Weise von einander geschraubt und die Leitungen dadurch unterbrochen werden. Schließlich dürften die Journale, welche technische und naturwissenschaftliche Kenntniß im Publicum verbreiten wollen, daran zu erinnern sein, daß es ihre erste Pflicht ist, derartige Reclamen, wie die hier in Frage stehende, gründlich zu prüfen, ehe sie sich dafür verantwortlich machen.

Eine neue preußische Bevormundung der deutschen Kleinstaaten.

Wie bekannt, haben mehrere von den zum sogenannten deutsch-österreichischen Postverein gehörigen kleineren Staaten, wie z. B. Anhalt, Waldeck etc., durch Vertrag dem Staate Preußen die Verwaltung ihrer Postanstalten übergeben; offenbar doch nur in der Absicht, die Wohlthaten und Vortheile derselben ihren Staatsangehörigen in möglichster Weise zu sichern, in keinem Fall aber ihre Unterthanen dadurch den Maßregeln der preußischen Polizei und innern Politik zu unterwerfen. Die Regierungen dieser Kleinstaaten mußten dabei unter allen Umständen erwarten, daß die Gesetze ihrer Länder von den preußischen Postbeamten, die hier nichts anderes sind, als die Vermittler des Verkehrs, pflichtgemäß beachtet und befolgt und in keiner Weise umgangen oder gar verletzt würden.

Die preußischen Postbehörden scheinen anderer Meinung zu sein. Im Herzogthum Anhalt sowohl, wie im Fürstenthum Waldeck, ist bekanntlich unsere „Gartenlaube“ nach wie vor erlaubt, die dortigen Buchhandlungen nehmen ungehindert Bestellungen an, und die Postanstalten beider Länder, welche verpflichtet sind auf alle in beiden Staaten erlaubten Zeitungen und Wochenschriften ebenfalls Abonnements anzunehmen, haben also unbedingt kein Recht Bestellungen auf die nur in Preußen verbotene „Gartenlaube“ zurückzuweisen. Trotzdem weigern sich die unter den Gesetzen beider Staaten fungirenden Postbeamten, Abonnements dortiger Landeskinder auszuführen, und üben somit den Bürgern nichtpreußischer Staaten gegenüber eine Polizei aus, zu der sie in keiner Weise verpflichtet oder berechtigt sind.

Da wir ein Mißverständniß oder eine Willkür seitens der Postbeamten nicht voraussetzen wollen, so müssen wir eine bestimmte Anweisung der preußischen Postbehörden annehmen. Das ist aber ein Eingriff in die Rechte fremder Staaten, und wir halten es für unsere Pflicht, diese neue preußische Bevormundung zu veröffentlichen, damit die betreffenden Staaten das gesetzwidrige Gebahren der preußischen Beamten ihrer Postanstalten kennen lernen und ihre Souverainetätsrechte wie die Rechte ihrer Staatsbürger in ihren Staaten ihrer Würde gemäß wahren.

Der Herausgeber der „Gartenlaube“.

Zur Nachricht!

Die specielle Quittung über die mir mittlerweile wieder sehr reichlich eingesandten, sich auf etwa 800—1000 Thaler belaufenden Beiträge für die braven Schleswig-Holsteiner — worunter abermals einige interessante Opfergaben patriotischer Frauen — wird in der nächsten Nummer erfolgen. Heute nur noch zwei kleine Berichtigungen: In Nr. 3 bitte ich anstatt 8 Thlr. vom Liederkranz zu Leipzig, vom Liederkranz zu „Ernstthal“ und in Nr. 5 anstatt 20 Thlr. vom landw. Verein zu Plohn bei Lengefeld, bei „Lengenfeld i. V.“ zu lesen.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 8. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

Von diesem Tage an aber hatte sich das Verhältniß zwischen dem jungen Manne und den Töchtern des Hauses merkbar verändert. Nach einer schweren Nacht war Gruber zu dem Schlusse gelangt, daß Hellmuth, der ihm jetzt sein ganzes Geschäft anvertraut, doch kaum einen recht stichhaltigen Grund haben könne, ihm nicht auch eine seiner Töchter für das Leben anzuvertrauen — wußte er doch aus einer frühern Aeußerung von Meier, der als untrüglicher Geschäfts-Historiker galt, daß der Principal selbst klein genug angefangen hatte, bis er durch einen unerwarteten, wunderlichen Glücksfall Mittel zur Ausdehnung des Geschäfts erhalten, und wenn Hellmuth nur wollte, brauchte ja nicht einmal eine geschäftliche Aenderung durch eine Verbindung zwischen Gruber und Eugenie einzutreten.

Da kam ihm am andern Morgen ein Gedanke. Gegen Anna, die mit dem ganzen unveränderten Wesen ihrer Kinderzeit ihm gegenüberstand, die erst den jetzigen Brand in seine Seele geworfen, durfte er sich aussprechen, das fühlte er, und ohne weitere Bedenken war er rasch nach der Hausflur gegangen, um dem heimkehrenden Mädchen, ehe es noch die Glocke zog, die Thür nach dem Eingange zu der Familienwohnung zu öffnen. Er hatte dabei nicht wahrgenommen, daß Meier ihm nachgeschlichen, und erst, als er das mit der Eintretenden hastig begonnene leise Gespräch beendet, als diese mit einem Lächeln voller Theilnahme ihm die kleine behandschuhte Hand entgegengestreckt und halblaut gesagt hatte: „Bringen Sie nur erst die Hauptsache in Ordnung; das Uebrige, wenn es auch noch etwas Kampf kosten sollte, wird sich dann schon machen — ich selbst will gern dabei mein Mögliches thun!“ erst da war sein Auge auf einen in der Comptoirthüre verschwindenden Flügel von Meier's mausegrauem Arbeitsrock gefallen, und damit hatte er auch gewußt, was geschehen. Doch mit der Beruhigung, daß der Schleicher nicht mehr gehört, als Anna's letzte Aeußerung, hatte sich Gruber mit erleichtertem Herzen an seine verlassene Arbeit gemacht.

Am darauffolgenden Sonntage aber, als er in Eugenie's Augen geblickt, wußte er auch, daß Anna bereits das Nöthige zu der Schwester gesprochen. Eine noch größere Hoffnung jedoch war ihm geworden, als er sich nicht nur mehrfach zu kleineren zwanglosen Gesellschaften herangezogen gesehen, sondern diese ihm auch Einladungen in befreundete Familien des Hauses gebracht hatten. So war er allmählich seiner bisherigen Scheu und Befangenheit ledig geworden und hatte es im Gefühle eines leisen, inneren Glückes oft sogar vermocht, einen kurzen Mittelpunkt der gesammten Unterhaltung abzugeben, sodaß Hellmuth einmal lächelnd geäußert: „Unser Gruber thaut auf, wie ich es seinem geschäftlichen Wesen bisher kaum zugetraut!“ Trotzdem aber war sein Verhältniß zu Eugenie nur dem eines schweigenden Verständnisses ähnlich geblieben. Noch nie hatte er eine wunderliche Feigheit überwinden können, wie wenig er diese auch in andern Beziehungen zu seinen Fehlern zählte, sobald er an ein offenes Aussprechen seiner Empfindungen dem Mädchen gegenüber gedacht — es war ihm dabei gewesen, als müsse sein erstes Wort das ganze stille Glück, in welchem er jetzt lebte, zerstören.

Und so war es geblieben, bis Meier eines Tages eine halbdunkle Bemerkung über einen angelangten jungen Fremden gemacht, der wohl bald sich im Hause zeigen werde, dabei indessen mit seltsamen Seitenblicken auf den jungen Procuristen einzelne halblaute Redensarten, wie: „Frühe Herrlichkeit vergeht am schnellsten!“ und „Hintenherum geht oft in die Irre!“ hatte fallen lassen. Gruber hatte wohl gefühlt, daß die ganze Aeußerung in Beziehung auf ihn stehe, ohne sich jedoch diese Beziehung erklären zu können, und erst als am nächsten Tage Meier's plötzliche Entlassung, die augenscheinlich durch diesen selbst herbeigeführt war, erfolgte, als Willmann sich über den angekommenen Fremden, den der Principal erst nicht gekannt und dann plötzlich zum Mittagsessen eingeladen hatte, gegen ihn aussprach, waren die wunderlichsten Befürchtungen in ihm aufgestiegen.

Alle diese Bilder zogen abgerissen und zerstreut auf dem jetzt unternommenen Wege vor seinem Geiste vorüber, und als ihm endlich die Strahlen der beiden Laternen am Eingange des gesuchten Hotels blendend in die Augen fielen, hob er überrascht den Kopf, verwundert über die vermeintliche Kürze der Zeit, welche er zu seinem Gange gebraucht hatte.

Er war nicht unbekannt in dem allgemeinen Gastzimmer des Hauses; trotzdem zögerte er einen Augenblick, ehe er es betrat — es war ihm fast, als stehe er vor einer der wichtigsten Entscheidungen seines Lebens; dann aber, einen kräftigen Entschluß fassend, öffnete er rasch die Thür.

Er hatte kaum sich an einem Seitentische des weiten, hell erleuchteten Raums niedergelassen und seinen Schoppen Wein bestellt, als auch sein durch die Gruppen der Gäste schweifendes Auge auf den entlassenen Buchhalter Meier fiel, im nächsten Momente aber von diesem hinweggleitend sich fest auf die Gestalt von dessen Nachbar heftete. Es war ein eleganter junger Mann, mit lockigem, glänzend schwarzem Haare, das gebräunte, edel geschnittene Gesicht durch einen leichten dunkeln Schnurrbart gehoben,

den Körper mit einer Art vornehmer Nonchalance zurückgelehnt; während Meier, an der anderen Seite des zwischen Beiden befindlichen kleinen Tisches sitzend, sich oftmals eifrig zu dem Ohre seines Gesellschafters bog und in einer lebhaften Auseinandersetzung begriffen zu sein schien. Trotz Meier's Rede aber war keine Aenderung in der Haltung oder in dem ruhigen Gesichtsausdrucke des jungen Mannes zu entdecken; langsam blies er den Rauch seiner Cigarre von sich und griff nach dem an seiner Seite stehenden Weinglase, bedächtig einen kleinen Schluck des Inhaltes hinabschlürfend, und nur ein zeitweises leichtes Kopfneigen bewies seine Theilnahme an den in sein Ohr fallenden Worten.

Gruber wußte, daß er Den, welchen er suchte, vor sich hatte, und war sich mit dem ersten Blicke auf ihn instinctmäßig klar geworden, daß sich in dieser Erscheinung Reichthum, Stellung und Aeußeres, kurz Alles vereinige, was einem jungen Manne Bedeutung verleihen konnte. Damit aber hatte sich auch plötzlich etwas wie das Bewußtsein des eigenen Werthes in ihm geregt, der kein ihm unthätig zugeflogener, sondern ein aus eigener Kraft erworbener war; indessen gingen alle seine weiteren Gedanken in der Verwunderung über Meier's Anwesenheit unter, die alle seine bisherigen Voraussetzungen über den Abgang desselben aus dem Geschäfte umstießen. Er meinte einen Ausdruck von ausgeprägt hämischer Genugthuung um die sich bewegenden Lippen des Buchhalters spielen zu sehen, und damit trat auch Willmann's Aeußerung, daß mit dem Fremden wohl kein guter Engel in's Haus kommen werde, wieder in sein Gedächtniß. Einer unwiderstehlichen Regung, diese geheimen Mittheilungen zu unterbrechen, folgend, erhob er sich plötzlich und schritt auf das Paar los, ohne daß Einer desselben seine Annäherung zu beachten schien, bis er in unmittelbarer Nähe stand.

„Herr Meier, dies ist jedenfalls Herr Maçon; wollen Sie nicht die Güte haben, mich ihm vorzustellen?“ sagte er. Der Angeredete schrak von der plötzlichen Anrede zusammen und starrte den Sprecher mit ungewissem Blicke an.

„Darf ich nicht bitten, Herr Meier, mich dem Herrn Maçon vorzustellen?“ wiederholte Gruber. „Ich weiß, daß er morgen der Gast unseres Hauses sein wird, und ich möchte die Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, schon vorher eine so interessante Bekanntschaft zu machen.“

Der Fremde schien seiner Miene nach kaum ein Wort des Gesprochenen vernommen zu haben. Als aber Meier jetzt mit einem halben Blicke nach seinem Gesellschafter und einem leichten höhnischen Zucken in seinen Mundwinkeln erwiderte: „Ich weiß kaum, ob es dem Herrn angenehm sein wird, sich in unserm augenblicklichen Gespräche unterbrochen zu sehen!“ sprang der Fremde rasch auf und fragte den vor ihm Stehenden musternd: „Mit wem habe ich die Ehre —?“

„Ich heiße Gruber und bin Procurist des Hauses Hellmuth und Compagnie,“ erwiderte dieser mit einer leichten höflichen Kopfneigung, „indessen folgte ich nur einem augenblicklichen Wunsche und glaubte nicht zu stören —“

„Bitte, Herr Gruber, Sie sind mir höchst willkommen!“ erwiderte der Andere eifrig, als der junge Kaufmann eine Bewegung zum Zurücktreten machte. „Unser Gespräch war ein durchaus nur gelegentliches, und ich hoffe, Sie setzen sich zu uns! — Kellner, noch ein Glas!“ rief er, als der junge Geschäftsmann nach dem von Jenem rasch herbeigezogenen Stuhle griff. „Darf ich mir denn wohl aber die Frage erlauben, was Sie über meine Persönlichkeit so sicher gemacht hat, da wir doch schwerlich schon einander begegnet sind?“ setzte er sich niederlassend hinzu, während unter dem Lächeln sein Auge sich schärfte und Gruber's Züge durchdringen zu wollen schien.

„Herr Hellmuth ist jedenfalls von Ihrer Persönlichkeit unterrichtet,“ erwiderte der Letztere, mit seinen großen, offenen Augen ruhig den Blick des Andern aushaltend, „wenigstens konnte ich nach den von ihm hingeworfenen wenigen Worten keinen Augenblick über Ihren Namen in Zweifel sein, als ich Sie hier im Gespräche mit Herrn Meier sitzen sah.“

„Ah, Herr Hellmuth hatte bereits Nachricht über mich erhalten!“ versetzte der Fremde, die Augenbrauen leicht in die Höhe ziehend.

„Darf ich mir noch ein letztes nöthiges Wort erlauben, Herr Maçon?“ unterbrach ihn Meier mit einer Art von Hast, „ich werde dann die Herren allein lassen müssen!“ Der Angeredete aber schien jetzt seine ganze Aufmerksamkeit dem von dem Kellner gebrachten Weinglase und dessen Füllen zuzuwenden. „Bitte, Herr Meier, was wir zu reden haben, eilt ja nicht so,“ sagte er gleichmüthig; „ich freue mich augenblicklich, daß mir der Zufall eine so angenehme Bekanntschaft aus dem Hellmuth'schen Hause zugeführt hat! — Lassen Sie uns auf eine gedeihliche Fortsetzung derselben anstoßen, Herr Gruber!“

Das leichte, sichere Wesen des Fremden sprach Gruber wunderbar an, und wäre nicht die drückende Unklarheit über die Zwecke, welche den Fremden hierher geführt, in ihm gewesen, so hätte er ihm mit voller Herzlichkeit entgegenkommen können. „Auf eine gedeihliche weitere Bekanntschaft!“ wiederholte er, mit dem gebotenen Glase zusammenklingend.

Meier hatte währenddem wie unsicher über sein eigenes Verhalten dagestanden. „So will ich auch nicht weiter stören, da mich andere Geschäfte rufen,“ sagte er jetzt mit steifem Gesichte. „Sollten Sie mich weiter zu sprechen wünschen, Herr Maçon, so wissen Sie, wo ich zu finden bin!“

Der Fremde verneigte sich nur mit einem leichten: „Bis auf Weiteres denn, Herr Meier! Ich gestehe Ihnen, Herr Gruber,“ fuhr er fort, nachdem der Alte aus dem Zimmer war, „daß Sie mir bereits eine einigermaßen bekannte Persönlichkeit sind — woher, thut vorläufig nichts zur Sache — aber der ganze Eindruck, den Sie auf mich machen, entspricht dem Bilde, das ich mir von Ihnen geschaffen. Sie haben das Gedeihliche unserer Bekanntschaft betont; nun gut, so sagen Sie mir einmal frei und offen, ob Sie wirklich nur der Zufall hierher geführt, oder ob Sie, wenigstens halb und halb, einem Auftrage des Herrn Hellmuth gefolgt sind.“

Unter dem sonderbar forschenden Blick des Sprechers war ein leichtes Roth in Gruber's Gesicht getreten. „Die Frage ist für eine klare Antwort wenigsten direct genug, Herr Maçon,“ erwiderte er mit einem leichten Lachen; „indessen will ich Ihnen gern gestehen, daß mich das Interesse für Ihre Persönlichkeit, die, wie es scheint, in einer bestimmten Beziehung zu dem Hellmuth'schen Familienkreise steht, hergeführt hat — was aber Herr Hellmuth, der sich doch bereits mit Ihnen in Verbindung gesetzt hat, mit diesem vielleicht unzeitigen Schritte meinerseits zu thun haben soll, verstehe ich nicht!“

„Und so hatten Sie auch keine Ahnung, den Mann, der so eben von uns gegangen, hier zu finden?“ fragte Maçon mit einem kurzen Zucken der Ungläubigkeit um seinen Mund.

„Im Gegentheil,“ versetzte der Procurist ernster werdend. „Herr Meier ist vor kaum zwei Stunden in einer Weise, die ich mich nicht zu beurtheilen unterstehe, aus dem Geschäfte geschieden, und ihn hätte ich am wenigsten bei einem neuen Freunde des Principals zu treffen erwartet!“

„Und was veranlaßt Sie, eine Beziehung zwischen mir und dem Hause Ihres Principals anzunehmen, wie Sie diese andeuten?“ fragte der Andere, während seine Züge ebenfalls ernst wurden.

„Die Freundlichkeit, mit welcher Herr Hellmuth Ihren Empfang im engen Familienkreise vorbereitet hat,“ versetzte Gruber einfach. „Darf ich nun aber ebenfalls ohne Umschweif fragen, wie meine geringfügige Person bei Ihnen bereits hat erwähnt werden können?“

Der Andere griff nach der Flasche und schenkte rasch beide Gläser voll. „Wenn ich wahr sein soll, so dürfte Ihre Frage nicht so einfach zu beantworten sein, als die meine,“ erwiderte er „lassen wir das also bis zu gelegenerer Zeit, Herr Gruber, wo sich vielleicht noch manche andere Frage und Antwort zwischen uns daranschließen kann — glauben Sie mir nur, daß es mich glücklich macht, Sie schon heute Abend kennen gelernt zu haben, und lassen Sie uns auf jede Art von Zukunft, wenn sie nur freundlich zwischen uns bleibt, anstoßen!“ Er ließ sein Glas mit dem des Procuristen zusammenklingen, ehe der Letztere nur die Hand gehoben hatte, und leerte es in kleinen, langsamen Schlucken, als prüfe er sorgsam die Güte des Weins. Gruber war fast nur mechanisch dem gegebenen Beispiele gefolgt. Er sah seine einfache Frage in einer Weise und mit so dunklen Aeußerungen zurückgewiesen, die ihm plötzlich alles Geheimnißvolle, womit Willmann die Person dieses Fremden umgeben, wieder drückend auf das eigene Herz legten und trotz des gewinnenden und ansprechenden Wesens seines Gesellschafters ihn mit einer Unruhe erfüllten, für welche er doch kaum einen einigermaßen haltbaren Grund hätte finden können. Eins nur schien ihm aus

den Bemerkungen desselben klar zu sein, daß Hellmuth nicht im Entferntesten auf ein Erscheinen dieses Mayon vorbereitet gewesen und daß seine eigenen früheren Befürchtungen, die ihn den Fremden hatten aufsuchen lassen, grundlos gewesen waren, wenn auch bestimmte Beziehungen zwischen diesem und dem Principale bestehen mußten. Wenn er aber an Meier's plötzlichen Geschäftsaustritt und dessen kaum erst beobachtete angelegentliche Ohrbläsereien und hämische Mienen dachte, so wollte ihm die Beruhigung über die eigene Sorge kaum von rechter Bedeutung erscheinen; er fühlte jetzt mehr als je, wie tief er mit dem Interesse des Geschäfts und der Familie Hellmuth's verwachsen war und daß jeder Störer derselben unter allen Umständen auch sein Feind werden mußte.

Mayon hatte langsam sein Glas niedergesetzt und blickte, in Gedanken versunken, eine kurze Weile in das Zimmer hinein. Dann wandte er sich mit seiner früheren gewinnenden Freundlichkeit nach dem jungen Kaufmann: „Sie sind schon verschiedene Jahre in Herrn Hellmuth's Geschäft, wie ich hörte?"

„Ich möchte fast sagen, daß ich darin aufgewachsen bin und Herrn Hellmuth's Familie als meine eigene Heimath betrachte!" erwiderte Gruber fest; es war ihm im Augenblicke wie eine Nothwendigkeit, wie ein Herzensbedürfniß, sein inniges Zusammenhängen mit dem Hause, welchem Jener mit so verdeckt gehaltenen Zwecken nahezutreten schien, voll auszusprechen. „Dies erinnert mich aber auch, daß die Zeit, welche mir heute zu einem Ausgange vergönnt war, wohl abgelaufen ist!" setzte er, sich langsam von seinem Platze erhebend, hinzu.

„Ich will nicht fürchten, Herr Gruber, daß meine vorige Antwort Sie verletzt hat?" versetzte der Fremde lebhaft. „Ich sagte Ihnen doch, daß wir noch mit einander zu sprechen haben würden, und so einfach Ihre Frage auch erscheinen mochte, so dürften Ihnen doch schon die nächsten Tage zeigen, wie wenig heute, bei unserm ersten Zusammentreffen, eine directe Beantwortung derselben an der Zeit war!"

„Ich bin, aufrichtig gestanden, unfähig, Herr Mayon, mir ein rechtes Verständniß der Andeutungen zu bilden, die Sie mir jetzt wie früher zu geben schienen," erwiderte Gruber mit einer leichten Kopfneigung, „indessen seien Sie versichert, daß keines Ihrer Worte etwas mit meinem jetzigen Aufbruche zu thun hat und daß es mich sehr freut, Sie kennen gelernt zu haben."

Der Andere streckte dem Sprecher die Hand entgegen. „Sie haben auf eine gedeibliche Bekanntschaft mit mir angestoßen," sagte er, „also lassen Sie uns auch heute so voneinander gehen, wenn Sie sich nicht länger halten lassen wollen!"

Es lag wieder ein so herzlicher Ton in den Worten, daß der junge Kaufmann fast unwillkürlich die gebotene Hand kräftiger drückte, als die Höflichkeit es verlangt haben würde. „Bis auf morgen also!" setzte der Fremde hinzu, und Gruber verließ das Hotel, unter den widersprechendsten Empfindungen und den fruchtlosesten Grübeleien den Heimweg einschlagend.

Als er das Geschäftshaus wieder erreicht hatte, sah er hinter den vergitterten Fenstern von Hellmuth's Arbeitscabinet noch volles Licht, und es fiel ihm auf das Herz, daß dieser vielleicht seiner bedurft haben könne, so wenig er sich auch einen Begriff über die späte Arbeit des Principals zu machen vermochte. Leise nahm er, in's Haus getreten, seinen Weg nach dem Comptoir, wo er in dem düstern Scheine seiner halb eingeschraubten Lampe den Comptoirdiener, den Kopf in beide Hände gestützt, noch wartend fand.

„Hat Herr Hellmuth nach mir verlangt?" fragte er den Aufblickenden.

Dieser schüttelte still den Kopf, sagte dann aber halblaut, nach dem Cabinet deutend: „Ich wollte, Sie frügen einmal an; seit Sie weg sind, habe ich noch nicht von einer einzigen Bewegung drinnen gehört!"

Langsam, aber mit hörbaren Schritten ging der junge Mann nach der Thür des Gemachs und öffnete diese, ohne das gewöhnliche Geräusch des Schlosses zu vermeiden. Sein Blick fiel beim Eintritte auf den Principal, der regungslos an seinem Pulte saß und, wie in völliger Abwesenheit des Geistes, auf ein mit Zahlen beschriebenes Papier vor sich hinstarrte. Mochte der Schein des grünen Lampenschirms den Eingetretenen täuschen — dieser aber meinte den Dasitzenden noch nie so blaß und in der Unbeweglichkeit der Züge, welche jede Furche des Gesichts scharf erkennen ließ, noch nie so alt gesehen zu haben.

Zwei Secunden lang stand Gruber schweigend; als er aber bemerkte, daß Hellmuth's Sinne der Außenwelt ganz verschlossen zu sein schienen, sagte er laut: „Ich bitte um Entschuldigung; ich sah hier noch Licht und wollte nur fragen, ob Sie noch irgend einen Auftrag für mich haben, Herr Hellmuth."

Der Kaufherr hob langsam den Kopf und blickte den jungen Mann, noch wie völlig der Gegenwart entrückt, an; dann aber strich er langsam mit der Hand über das Gesicht, und seine Brust hob sich unter einem tiefen Athemzuge. „Sie sind es, Herr Gruber," erwiderte er, und es war, als müsse er erst den Ton seiner Stimme wieder erwecken, „ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, bedarf Ihrer aber heute Abend nicht mehr — — in den nächsten Tagen vielleicht, wir werden ja sehen! Wenn Sie Willmann noch wach finden sollten," setzte er mit plötzlich gehobenem Kopfe ruhig hinzu, „so senden Sie ihn mir doch!"

„Er hat das Comptoir noch nicht verlassen, Herr Hellmuth, und wartet dort!"

Der Kaufherr nickte zweimal in sichtlicher Befriedigung und reichte darauf dem jungen Manne die Hand. „Ich denke, wir werden in den nächsten Tagen mancherlei nicht gerade angenehme Arbeit haben, und ich rechne dabei vor Allem auf Sie, Herr Gruber!" sagte er.

Der Genannte faßte in einem ihn plötzlich überwallenden warmen Gefühle mit beiden Händen die gebotene Rechte. „Bin ich denn nicht stets und in jeder Beziehung zu Ihrer Disposition gewesen, Herr Hellmuth?"

„Ich weiß es und weiß auch, daß Sie neben dem Geschäfte an uns als Familie hängen," war die von einem warmen Handdruck begleitete Antwort, „und nun gute Nacht!"

Gruber lag noch lange wach in seinem Bette, umsonst über das seltsam veränderte Wesen des Principals und die Zwecke des Fremden grübelnd, welche in augenscheinlicher Beziehung zu einander standen, ehe er einschlief.

4.

Es war noch nicht drei Uhr am folgenden Nachmittag, als Hellmuth bereits sein Cabinet verließ und an Gruber vorübergehend mit einem zerstreuten: „Es liegt ja wohl heute nichts Besonderes mehr vor!" die gewöhnliche Andeutung gab, daß er für den Tag nicht wieder zu erwarten sei. Als er indessen nahe dem Ausgange auf den Comptoirdiener traf, welcher mit dem Ordnen eines Stoßes von Papieren beschäftigt war, hielt er seinen Schritt an. „Ich habe mich den ganzen Morgen vergeblich nach Ihnen umgesehen, Willmann."

Der Angeredete begann ein Blinzeln und Mundverziehen, das er nur mit Macht in den gewöhnlichen Schranken zu halten schien. „Bin nur für das Geschäft auf den Beinen gewesen," erwiderte er endlich, „und kaum erst zurückgekommen — wußte nicht, daß Herr Hellmuth mich brauchten."

Der Kaufherr nickte mit den Worten: „Ich werde später mit Ihnen reden!" und verließ das Comptoir; Willmann aber wandte sich mit einer neuen krampfhaften Gesichtsverzerrung nach dem Procuristen.

„Er ist auch zu unruhig zum Arbeiten," sagte er halblaut. „Es ist noch eine ganze Stunde Zeit, ehe der Mensch kommen wird — oben aber hat Fräulein Eugenie die alte Margarethe schon seit zwei Stunden mit ihrer Frisur und ihrem Anzuge geplagt, als ob ein Prinz erwartet würde —"

„Sind das die geschäftlichen Sachen, um deren willen Sie nicht hier gewesen sind?" fragte Gruber, sichtlich unangenehm berührt.

„Gehört auch mit dazu," nickte der Kleine ruhig, „werden mich vielleicht erst noch verstehen lernen. Ich bin heute dem Herrn Meier auf der Fährte gewesen und weiß, daß er den ganzen Morgen mit dem Deutsch-Franzosen zusammengesteckt und gerechnet hat — ich kenne aber den Herrn Meier länger und besser als Einer von Ihnen hier und auch seine Ratten-Nase, die den gebratenen Speck eine halbe Meile weit riecht — er hat nicht umsonst hier seinen warmen Platz verlassen. Möglicherweise jedoch kann ihm der Speck zu hoch gehängt werden, und wenn ich auch über die ganze Sache, wie sie jetzt vorgeht, nur meine eigenen halben Gedanken habe, so möchte ich Ihnen doch sagen: machen Sie heute, wenn Sie oben sind, die Augen weit auf!"

Gruber ging rasch einige Schritte nach dem Hintergrunde

des Zimmers. „Haben Sie über den Fremden etwas Bestimmtes in Erfahrung gebracht,“ sagte er halblaut zu dem ihm Folgenden, „so sprechen Sie es klar aus, ich verstehe Ihre Andeutungen nicht!“

Der Kleine schüttelte indessen rasch den Kopf. „Alles noch zu unreif; aber ich bin auf dem Posten, und Herr Hellmuth soll vielleicht noch merken, daß Willmann nicht so ganz umsonst im Geschäfte ist. Warten Sie nur ein paar Tage ab und halten Sie die Augen auf!“ Damit ließ er unter einem stillen Kopfnicken den jungen Mann stehen und wandte sich seinem Tische wieder zu. —

Hellmuth hatte eine kurze Toilette für den Empfang des erwarteten Gastes beendet und schritt schon eine Weile langsam und gedankenvoll in dem leeren Besuchszimmer auf und ab, als Eugenie, strahlend wie der junge Morgen, eintrat und mit der lachenden Frage: „Bin ich Dir so recht, Papa?“ die reichen Falten ihres hellseidenen Kleides ausbreitend, sich vor ihn stellte.

Einen raschen, fast kritischen Blick ließ der Vater über die Erscheinung der Tochter laufen, dann klärte sich sein Gesicht zu einem ernsten, wohlgefälligen Lächeln auf. Es war eine glänzende Einfachheit, die alle Gediegenheit des Reichthums in sich schloß, über das Mädchen verbreitet und brachte den Eindruck der frischen Jugend desselben zur vollsten Wirkung; Hellmuth nickte und sagte: „Recht geschmackvoll, Eugenie!“

„Nun aber sagst Du mir auch zum Lohne, Papa, wer der Gast ist, der Dich so in Anspruch nimmt,“ rief sie, auf ihn zutretend; „es ist etwas Unangenehmes, für einen Menschen, von dem man noch gar nichts weiß, sich zu putzen und sich selbst in Spannung zu erhalten!“

Hellmuth setzte sich und sah mit einem Lächeln voll Laune zu dem Mädchen auf. „Wenn es nun ein junger Mann wäre, den ich mir gern zum Schwiegersohn wünschte,“ sagte er langsam, „was meinst Du?“

„Bah, da wäre das Interesse schon vom Anfange an fort,“ erwiderte sie mit gekräuselter Lippe, „aber an so etwas denkst Du ja gar nicht, Papa!“

Ein eigenthümlicher Ausdruck stahl sich in sein Gesicht. „Du magst nach Deiner Anschauungsweise schon Recht haben,“ sagte er, „allein das einfache Wünschen steht mir hoffentlich frei, und überdies darfst Du nicht annehmen, daß ein reicher, eleganter junger Mann aus einem andern Welttheil voll der schönsten Mädchen, die ihn nicht gefesselt, nur hierher kommt, um nach Dir zu sehen. Es sind ältere Beziehungen, die mich an ihn knüpfen, und bei ihm würde mein Wunsch gerade so viel erreichen, als bei Dir; ich beabsichtigte nur, ihn einen angenehmen Eindruck aus unserm Hause mit fortnehmen zu lassen.“

„Und weshalb ist er hier, Papa?“

„Geschäftssachen von Wichtigkeit, die Dich aber natürlich nicht interessiren, Kind. Er ist hier bereits in mehreren unserer ersten kaufmännischen Familien eingeführt, und jede derselben wünscht vielleicht dasselbe, was ich vorhin aussprach. — Aber wo ist Anna?“

„O, sie sieht nach dem Arrangement des Tisches, damit Du dort nichts auszusetzen habest!“ war die flüchtige Erwiderung. „Also, Papa, wenn ihn nirgends etwas hat fesseln können, so ist er eine Art Damenfeind, oder er hält sich selbst so hoch, daß ihm nichts zur Wahl gut genug dünkt,“ fuhr sie mit leicht aufgeworfener Lippe fort, „und deshalb sollten wir Toilette machen?“

„Das sind Deine Ideen, Kind, ich weiß nichts davon!“ erwiderte Hellmuth, „warte, bis Du an ihm selbst Deine Studien machen kannst, so wirst Du am schnellsten über ihn klar werden!“

„O, Papa, was kümmere ich mich denn weiter um ihn, als daß er Dein Gast ist?“

„Richtig, meine Tochter, indessen hast Du von mir doch nähere Auskunft über ihn verlangt!“

Sie zog den frischen Mund wieder wie in leichtem Unmuthe zusammen. „Ich werde doch einmal sehen, wie weit Anna gekommen ist!“ sagte sie und verließ leichten Trittes das Zimmer. Hellmuth sah ihr sinnend nach, rieb sich dann leicht die Stirn und begann seinen Gang über den parquetirten Fußboden wieder aufzunehmen.

Fünf Minuten darauf trat Gruber in völlig salonmäßigem Anzuge ein. „Wenn ich noch etwas zu früh komme, Herr Hellmuth,“ sagte er mit einem raschen Blicke durch das leere Zimmer, „so wollen Sie das mit der kaufmännischen Pünktlichkeit entschuldigen.“

„Bitte, Herr Gruber, es ist mir ganz lieb, Sie zeitig hier zu sehen, nehmen Sie Platz!“ antwortete der Principal, seinen Schritt anhaltend. „Sie wissen, daß wir einen fremden Gast haben werden?“ fuhr er leicht fort, sich auf das reiche Sopha niederlassend.

„Ich habe ein Wort darüber gehört und bin sogar gestern Abend eine halbe Stunde in Gesellschaft des Fremden gewesen, welchen Sie erwarten!“ versetzte der junge Mann.

Hellmuth sah rasch auf. „Sie kennen ihn bereits?“ fragte er.

„Nur obenhin und äußerlich,“ erwiderte Gruber eifrig, „ich war gestern Abend im Hotel français und traf dort Meier, mit einem jungen Manne zusammensitzend, welcher mir als Ihr heutiger Gast vorgestellt ward —“

„Ah, Meier war mit ihm zusammen,“ neigte Hellmuth den Kopf, als finde er die Erklärung völlig genügend; auf seiner Stirn aber bildete sich eine Wolke. Noch einmal nickte er langsam vor sich hin, und als jetzt Eugenie wieder eintrat, hob er mit wieder völlig klaren, wenn auch ernsten Zügen das Gesicht. „Und wie haben Sie seine Persönlichkeit, ich meine seine ganze Weise sich zu geben, gefunden?“ fragte er.

„So viel ich von dem ersten Eindrucke sagen darf,“ erwiderte Gruber, welcher beim Eintritt des Mädchens aufgesprungen war und mit einem leichten Erröthen ihre ganze Erscheinung überflogen hatte, „ist mir selten etwas Gewinnenderes und Ansprechenderes vorgekommen; wie weit dies in seinem eigentlichen Wesen begründet ist, weiß ich allerdings nicht, denn mit so wirklicher Liebenswürdigkeit er mir auch als einem Hausgenossen der Familie Hellmuth entgegentrat, so schien er doch den Herrn Meier ziemlich von oben herunter zu behandeln!“

„Könnte auch sonst kaum der wirkliche Sohn seines Vaters sein!“ brummte der Geschäftsherr, der aufmerksam jedem Worte gefolgt war und sich jetzt erhob. „Es ist mir lieb, Herr Gruber, daß Sie mir die Mittheilung gemacht haben!“ Dann nahm er seinen frühern Gang wieder auf, und der junge Mann wandte sich nach dem Mädchen, welches in der Fenstervertiefung ihren Sitz genommen und mit sichtlichem Interesse den letzten Worten gefolgt war.

(Fortsetzung folgt.)

Nicht Waterloo, sondern Belle Alliance.

„Der Ochs will gesattelt sein!“ So lautete jüngst ein Hohn über die Sehnsucht der Deutschen nach einer Kriegsflotte. Woher kam dieser Hohn? Von dem Volke, dessen öffentliche Stimmen seit dem Tode des Dänenkönigs und der deutschen Anfechtung des sogenannten Londoner Protokolls für Deutschland keinen andern Ausdruck mehr hatten, als den der unerhörtesten Beschimpfungen, von den Engländern.

Wir sehen uns vergeblich in Europa nach noch einem Volke um, das im Uebermaß der Gehässigkeit gegen die Deutschen dem englischen nahe käme. Nicht die russische, nicht die schwedische und norwegische Presse, von denen wir eine gerechte Würdigung so wenig gewohnt sind, wie von der französischen, vergessen so weit die Ehre der Wahrheit und den nationalen Anstand, wie die englische; ja selbst nicht einmal der dänischen, der wir in diesem Augenblick die äußerste Gereiztheit nachsehen würden, ist es möglich, die Wuthausbrüche John Bull's, die lügenselige Rohheit der Organe des freien Albion zu erreichen.

Welch Entsetzliches ist geschehen, was haben wir Gräßliches verbrochen, um von einer Nation, welche die oberste Stufe der Cultur und Macht in Europa beansprucht, in solcher Weise behandelt zu werden?

Wir sehen uns vergeblich nach dem schauderhaften Verbrechen um. Nicht in der Gegenwart, und noch weniger in der Vergangenheit finden wir die Ursachen für eine so tief aufgewühlte Empörung gegen uns.

Wir behaupten ganz einfach unser gutes Recht auf die Selbst-

Der entscheidende Moment im Siege von Belle Alliance.

Zieten wirft die Franzosen die steilen Höhen von La-Haye Sainte hinab. (Siehe Text in nächster Nummer.)

ständigkeit von Schleswig-Holstein, wir verlangen, daß diese Herzogthümer, soweit sie deutsch sind, nach ihrem Recht und ihrem Willen auch zu Deutschland gehören.

Und Das ist's, was das große, mächtige Inselreich in eine Aufregung versetzt, als ob wir die Hand frevelhaft nach seinen heiligsten Kleinodien ausgestreckt hätten. Wir wissen's: von der gemeinsten Selbstsucht wird die englische Ehre befleckt; die Furcht, der verachtete Deutsche könne zur See doch noch zu Macht gelangen, „der Ochs könne doch gesattelt werden," — diese Angst vor der Zukunft des eigenen Lebensbaums durch eine aufgehende fremde Blüthe, — diese jämmerliche Angst hat die englische Nation so tief sinken lassen, daß sie für Ausbrüche wahrhaft ruchloser Versunkenheit keine Scham mehr hat! Oder ist es etwas Anderes, wenn eine Stimme der freiheitsstolzesten Nation „sich und der Welt dazu Glück wünscht, daß die Freiheit in Frankreich dem aufgeklärten Despotismus Platz gemacht habe" — weil sie in dem Despoten einen Freund **gegen** Deutschland gefunden zu haben glaubt? Dies Eine genügt, das Gebahren der Engländer zum gemeinen Verbrechen am Geist der Menschheit zu stempeln.*

Wir Deutsche haben den Engländern gegenüber uns nur den einen Vorwurf zu machen, daß wir vor lauter Anstaunung ihrer Herrlichkeiten uns, unserer Ehre und unseren Interessen ein halbes Jahrhundert lang das größte Unrecht angethan haben. Von hundert Beispielen wollen wir heute nur eines unseren Lesern vorführen: den wahrhaften Antheil, den die **deutschen** Waffen an der Entscheidungsschlacht von Belle Alliance hatten.

Jeder Deutsche weiß, welche Zustände uns drückten seit jenem großen Siegestage und wie es möglich war, daß wir selbst unseren Ehrenantheil so gering anschlagen konnten, als der englische Undank nach den Tagen der Noth ihn anschlug.

So erzähle denn die Geschichte einfach, treu und wahr, **welchen Dank** England bei **Belle Alliance** uns schuldig geworden, damit sein Undank das gebührende Brandmal um so sichtbarer trage, und damit endlich der Geschichtsverfälschung ein energisches Ende gemacht werde, welche durch die hochmüthigen Rodomontaden der Engländer und ihrer dünkelhaften Presse hinsichtlich des letzten Vernichtungssieges über den gewaltigen Corsen in einem großen Theile der civilisirten Welt so lange Cours und Geltung behauptet hat. —

Es war in der Nacht vom 6. zum 7. März 1815, als Fürst Metternich in Wien eine Depesche aus Genua erhielt, die er anfangs, ermüdet von langer Conferenz, ungelesen zurückschob. Endlich erbrach er sie. Napoleon sei, so wurde darin berichtet, von der ihm angewiesenen Insel Elba entwichen, man wisse nicht, wohin. Am 11. März wurde sodann in Wien bekannt, der gewaltige Mann sei im Süden Frankreichs gelandet. Alle hielten jetzt einen neuen Krieg für unvermeidlich. Die europäischen Mächte erklärten am 13. März, „daß Napoleon Buonaparte sich selbst außerhalb aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse versetzt und sich als Feind und Störer der Ruhe der Welt der öffentlichen Strafe preisgegeben habe". Ohne Säumen trafen die Fürsten darauf die Anstalten, einen neuen gewaltigen Krieg gegen den Ruhestörer Europa's zu führen. Vergeblich waren dessen Friedensversicherungen, vergeblich seine diplomatischen Ränke. Unter damaligen Umständen war wirklich die Herrschaft Napoleon's in Frankreich eine Bedrohung des Friedens in Europa, vor Allem eine Bedrohung der deutschen Selbstständigkeit. Es war freilich zu jener Zeit schon viel gethan, um den herrlichen Geist, der die Schlachten des Freiheitskrieges schlug, zu vernichten; mit Mißtrauen und armseligem Feilschen um die Rechte, die dem deutschen Volke zuzugestehen seien, war dessen Freiheitsthat bereits belohnt; aber trotzdem erhob es sich auf den Ruf der Fürsten von Neuem, um die Gefahr einer Unterdrückung vom Vaterlande abzuwehren. Ehe Napoleon seine gewaltigen Rüstungen beenden konnte, standen ihm die Deutschen schon kampfbereit gegenüber.

Bald aber zogen auch andere ungeheure Heeresmassen den Grenzen Frankreichs zu. Die Russen, welche die Heimath noch nicht einmal erreicht, kehrten schleunigst um, das unterbrochene Werk von Neuem aufzunehmen. Alle Länder Europa's, die Türkei allein ausgenommen, versprachen, je nach ihren Kräften, zahlreiche Heere zu senden. Menschengetöse erscholl überall. Und wirklich setzten sich bald über eine halbe Million Krieger aller Zungen gegen das Reich Napoleon's in Bewegung.

Abgesehen von den Truppen in Italien, sammelten sich vier gewaltige Heere der Verbündeten. Südlich, den linken Flügel bildend, stand der österreichische Fürst Schwarzenberg mit 230,000 Mann in Baden. Ihm sollte sich zur Rechten der Russe Barclay de Tolly mit 150,000 Mann anschließen. Da aber dessen Schaaren bei Ausbruch des Krieges noch weit zurück waren, so standen freilich zwischen Schwarzenberg und den niederländischen Heeren vorerst nur kleinere Abtheilungen. In den Niederlanden aber kamen zwei furchtbare Armeen unter den trefflichsten Führern zusammen.

Lord Wellington, der früher siegreich die Franzosen aus der pyrenäischen Halbinsel vertrieben, sammelte hier bald mit rastloser Energie ein verbündetes Heer von mehr denn 100,000 Mann, Alle vom feurigsten Kriegsmuth beseelt. Fast die Hälfte von ihnen bestand aus Deutschen, die theils als englische Söldlinge, theils auch wegen naher Verbindung deutscher Länder und Fürstenhäuser mit dem Inselreich, unter die Fahnen des ruhmreichen Herzogs gestellt waren. Auch das hat uns zum Schaden gereicht. Die Lorbeeren dieser deutschen Truppen pflegen die Engländer für sich in Anspruch zu nehmen, und Wellington vermehrte durch sie seine Erfolge, das schwerste Gewicht für die bourbonische Politik seiner Regierung. Der „Eisenherzog" berechnete mit diplomatischer Feinheit auch solche Elemente, die zum Zwecke führten, während es dem alten Feldmarschall Blücher, der mit jugendlicher Kraft und altbewährtem Eifer den Kern der deutschen Macht heranführte, nur um die Sache zu thun war, ohne alle Nebenrücksichten. Blücher's Armee, etwa 112,000 Mann stark, war in vier verschiedene Corps unter der Führung von **Zieten**, **Pirch I.**, **Thielmann** und dem trefflichen **Bülow** von Dennewitz vertheilt.

Auch diese Truppen erfüllte der beste Geist, der nur gewünscht werden konnte. Willig ertrugen sie den durch die üble finanzielle Lage des Staates nicht selten herbeigeführten Mangel, gern thaten sie, was nur immer in ihren Kräften stand, die unvollständige Kriegsbereitschaft zu bessern und zu erhöhen. Auch war die junge wie die alte Mannschaft dieser wackern Preußen erfüllt von unbedingtem Zutrauen zu dem erprobten Marschall Vorwärts und zu dessen feurigem Gesellen, dem General von Gneisenau, der, wie in dem früheren Kriege, dem alten Blücher als aufrichtiger Freund und treuer Rathgeber an der Spitze des Generalstabes zur Seite stand.

Der vorsichtige Fürst Schwarzenberg wünschte, daß die Operationen nicht eher ihren Anfang nehmen möchten, bis Barclay in die Linie eingerückt. Im Blücher'schen Hauptquartiere wurde allerdings ein so langer Aufschub nicht für räthlich gehalten; man meinte, „die verlorene Zeit gewinnt der Feind"; allein selbst Gneisenau war doch noch im Anfange Juni nur für ein sehr langsames und vorsichtiges Ueberschreiten der französischen Grenze. Da kam Napoleon, mit oft befolgter Taktik, den Angriffen seiner Gegner wieder zuvor.

Noch einmal entwickelte der großartige Schlachtenkaiser seine staunenswerthe Thätigkeit in Frankreich. Die Begeisterung freilich, mit der die französische Nation dem durch ihn bewirkten Sturz der verlebten Bourbonen entgegenjubelte, hatte sich bald gegeben, als sie wahrnahmen, daß nun das erschöpfte Land wiederum in Krieg und Noth gestürzt werden mußte. Es bedurfte bald theatralischer Effecte, dem Volke glauben zu machen, es hänge begeistert an dem Kaiser. Aber die Armee war für Napoleon und für Krieg, was davon unzertrennlich. Sie hielt treu zum Kaiser, obwohl selbst die meisten seiner alten Waffenbrüder, die stolzen Marschälle, sich schon zurückhielten. Dem Heere mußten zum Theil neue Führer gegeben werden. Und nun trieb Napoleon mit rastloser Energie die Mittel zum unvermeidlichen Kriege zusammen. Die Bildung einer zahlreichen Armee wurde vorbereitet. Schon im Mai konnten gegen 90,000 Franzosen an verschiedenen Stellen gegen die drohenden Fremden aufgestellt werden, während Napoleon selbst mit 130,000 der tapfersten und herrlichsten Krieger nach den Nieder-

* Wir dürfen wohl unseren Lesern eine neueste Probe englischer Schmähkraft in Erinnerung bringen. Ein „Schleswig-Holstein-Lied" des englischen Kladderadatsch „Punch", welches vor einigen Wochen durch unsere Tagesblätter lief, schloß mit den Versen:

Lumpen! ruft euch England zu,
Laßt den Kleinen nur in Ruh,
Bandelt doch mit Großen an —
Schleswig Holstein woll'n wir ha'n.

Noble Bande! Könnt ihr stehn,
Könnt ihr auch zum Kampfe gehn.
Brüllet, wird's euch wackelisch,
Schleswig Holstein unterm Tisch.

landen eilte, um zunächst hier seinen gefährlichsten Feinden mit Macht zu begegnen. Die Verbündeten ahnten kaum sein Kommen, als Napoleon schon eintraf.

Wellington hatte gar keine, Blücher erst spät und dann nur geringe Anstalten getroffen, einem plötzlichen Angriffe zu begegnen. Ein militärischer Geschichtsschreiber sagt deshalb mit Recht, die beiden Feldherren hätten zuerst das Gewöhnlichste versäumt, um nachher Ungewöhnliches zu leisten. Ihre Heere lagerten weitläufig zerstreut.

Am Abend des 14. Juni zeigten aber zahlreiche Wachtfeuer die Nähe des Feindes. Blücher zog jetzt rasch das Corps Zieten's zusammen und verfügte, alle vier Armeecorps hätten sich unverzüglich bei Sombreffe zu versammeln. Mit Anbruch des folgenden Tages begann der kurze denkwürdige Krieg durch ein rasches und entschlossenes Vordringen der Franzosen. Doch wehrten sich die Preußen tapfer, zogen sich fechtend zurück und verschafften dadurch beiden Armeen der Verbündeten die Möglichkeit, sich zu sammeln. Denn nicht nur Blücher, sondern auch Wellington benutzte diese Zeit, seine Truppen zusammenzuziehen.

Napoleon traf am 15. Juni die allgemeine Anordnung für diesen Feldzug, daß sein Heer in einen linken Flügel unter dem Marschall Ney, der sich soeben erst bei der Armee eingefunden, einen rechten unter dem Marschall Grouchy und eine zwischen beiden marschirende Reserve eingetheilt sein solle. Den Oberbefehl über den letztern Heerestheil behielt sich der Kaiser, nachdem der Marschall Mortier, der dafür bestimmt, erkrankt war, selbst vor. Nach den geringern Gefechten an diesem Tage rückte daher Ney am 16. Juni mit etwa 50,000 Mann gegen Wellington vor, während Napoleon und Grouchy den Feldmarschall Blücher mit seiner Armee über den Haufen zu werfen gedachten. Schon waren die Proclamationen gedruckt, mit denen Napoleon nach dem, wie er wähnte, unzweifelhaft glücklichen Erfolge die Welt von Brüssel aus, das er früh Morgens am 17. zu erreichen gedachte, beglücken wollte.

Blücher hatte die drei Armeecorps von Zieten, Pirch und Thielmann bei Ligny vereinigt und aufgestellt. Er war, obwohl Bülow noch weit zurückstand, entschlossen, hier eine Schlacht anzunehmen. Er ließ die Dörfer St. Amand und Ligny besetzen und dazwischen Truppen von Pirch und Zieten aufstellen. Links, etwas weiter zurück, hatte Thielmann ein Terrain eingenommen, das ihn ebensowohl schützte, aber auch an einem wirksamen Eingreifen in den Gang der Schlacht hinderte. Blücher hatte 83,000 Mann, Napoleon 78,000 zu verwenden. An Artillerie war dieser seinem Gegner überlegen. Gegen ein Uhr erschien, von seiner nahen Aufstellung, Wellington bei den preußischen Führern, sah sich die Lage der Dinge an und versprach, bald mit Verstärkung heranzukommen. „Um vier Uhr werde ich hier sein," sagte er, als er wieder von dannen ritt. Er ahnte nicht, daß er selbst zu gleicher Zeit bei Quatrebras angegriffen würde.

Aber auch Napoleon täuschte sich über die Stellung seiner Gegner. Er sandte dem Marschall Ney Befehl, Blücher's rechte Seite zu umfassen, den Preußen so in den Rücken zu fallen und dadurch den Sieg bei Ligny zu einem entscheidenden zu machen. Der Kaiser dachte sich also, sein Marschall werde entweder bereits im siegreichen Besitz von Quatrebras sein, oder dort doch nur einen geringen Kampf zu bestehen haben. Dem war, Dank einer frühzeitigen Besetzung des wichtigen Kreuzweges durch den Herzog von Weimar, nicht so.

Erst gegen drei Uhr eröffnete Napoleon die Schlacht durch einen Angriff auf den rechten Flügel der Preußen, auf die Dörfer St. Amand, welche nach hartnäckigem Widerstande um vier Uhr von den Preußen geräumt wurden. Allein Blücher befahl, dieselben wieder zu nehmen, was auch unter der persönlichen Leitung des greisen Helden theilweise gelang. Jetzt wurde hier mit abwechselndem Erfolge bis neun Uhr Abends gekämpft.

Fast gleichzeitig mit dem gegen St. Amand wurde auch der Angriff gegen die Mitte der preußischen Stellung, gegen das Dorf Ligny, begonnen. Die Preußen wehrten sich aber hier nicht allein standhaft, sondern verfolgten den zurückgeschlagenen Feind sogar noch eine Strecke. Aber dieser griff sie abermals mit Nachdruck an, warf sie auf das Dorf zurück und machte sich dann schließlich nach Ueberwindung der wackersten Gegenwehr zum Herrn desselben. Mit unwiderstehlicher Gewalt drangen dann aber die jungen preußischen Krieger von Neuem vor; sie nahmen den größten Theil des Dorfes, den festen Kirchhof, selbst das Schloß von Ligny wieder ein und behaupteten sich hier lange, trotz furchtbaren Handgemenges. Auch Blücher hatte sich jetzt hier eingefunden. Der aber sah plötzlich von St. Amand feindliche Truppen fortziehen und hielt dieses für ein Zeichen des errungenen Sieges. Das entflammte seine alte Heldenseele zum kräftigsten Thatendrang. „Vorwärts, vorwärts, dem Feinde nach!" rief er und warf alle verfügbaren Truppen nach St. Amand. Aber bald zeigte sich, daß jene Truppen eine andere Bestimmung gehabt. Bitter rächte sich die Täuschung, denn jetzt war, besonders auch durch den unbefugten Abmarsch einer Brigade, die günstige Lage in Ligny unwiederbringlich verloren.

Napoleon bereitete einen letzten furchtbaren Schlag gegen Ligny vor. Um acht Uhr ließ er durch seine Garden, von anderen Kerntruppen gefolgt, stürmend das Dorf nehmen, und dadurch, und durch eine gleiche Bewegung weiter rechts die preußische Schlachtlinie durchbrechen. Sofort entfaltete er große Cavalleriemassen. Als Blücher dieses bemerkte, stellte er sich unverzagt an die Spitze eines Uhlanenregimentes, den Feind wieder zu werfen. Aber das muthige Unternehmen mißlang. Der Führer der Uhlanen, der bekannte Oberst von Lützow, wurde gefangen genommen. Und kaum entging der Heldengreis demselben Schicksal. Sein Pferd sank tödtlich getroffen mit ihm nieder, und nur der Geistesgegenwart seines wackern Adjutanten, des Major Grafen Nostitz, ist es zu danken, daß Blücher nicht in die Gewalt der Franzosen fiel, welche der geworfenen preußischen Cavallerie mit Windeseile nachjagten. Ein Uhlanenpferd trug dann den verletzten Feldherrn wieder zu den besorgten Seinen.

Die Schlacht aber war verloren. Thielmann's Corps war freilich noch unverbraucht, allein es hatte nicht zur rechten Zeit in den Gang des Gefechtes eingegriffen. Jetzt mußte es sich zurückziehen, wie die beiden andern.

Die einbrechende Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Schwere Regengüsse strömten nieder. Die preußische Armee entzog sich dadurch den Blicken der Feinde. Gneisenau, dem nach Blücher's Unfall die ganze Leitung allein oblag, bestimmte jetzt, der Rückzug solle über Tilly nach Wawre gehen. Es war ein kühner Entschluß! Die Verbindung mit Deutschland, möglicherweise selbst mit Bülow, der noch ungeschlagen war, wurde dadurch preisgegeben; aber die Vereinigung mit Wellington festgehalten. Auch Thielmann sollte sich, jedoch über Gembloux, nach Wawre zurückziehen, und Bülow, so wurde ihm vorgeschrieben, gleichfalls dort eintreffen.

Das preußische Heer trat dann geschlagen, jedoch nicht entmuthigt, unter dem Schleier der Nacht und dem dunkeln Wetter seinen Rückzug an. Etwas in Unordnung gerathen, formirte es sich gleich hinter dem Schlachtfelde von neuem, so daß es bereits am folgenden Tage wieder kampfbereit war.

Während Blücher und Napoleon sich bei Ligny schlugen, wurde gleichzeitig bei Quatrebras gekämpft, wo Marschall Ney um Mittag mit überlegenen Kräften die Engländer anfiel und sie anfangs zurückdrängte. Wellington aber, von seiner Unterredung mit Blücher zurückgekehrt, zog neue Truppen heran und brachte das Gefecht auf diese Weise zum Stehen. Der rechte Flügel der Franzosen wurde dann von den ungestümen Briten geworfen. Dem glücklicheren linken stürmte unerschrocken der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels entgegen. Aber der in seinem Leben so vielfach schwergeprüfte Fürst hatte auch hier kein Glück; er wurde geworfen und fand dabei selbst seinen Tod. Den Sterbenden entrissen mit Mühe die Freunde den Händen der Feinde. Nun schwankte der Kampf wieder lange hin und her. Endlich aber, gegen Abend, waren die Engländer durch starken Zuzug den Franzosen überlegen. Sie eroberten jetzt allmählich die Stellungen wieder, die sie früher verloren. Ney zog sich zurück. Er hatte Napoleon's Befehl, Blücher in die rechte Flanke zu fallen, ebensowenig erfüllen können, wie Wellington sein Versprechen, den Preußen baldigst Hülfe zu bringen.

Darin lag die größte Bedeutung des Treffens bei Quatrebras.

Blücher vollzog mit den Corps von Zieten und Pirch ungehindert seinen Nachtmarsch nach Wawre. Der alte Herr selbst hatte sehr stark durch den Fall gelitten. Nur mit den größten Schmerzen konnte er sich auf dem Pferde halten, und verlangte oft, was aber, der Nähe der Feinde wegen, nicht anging, nur auf kurze Zeit heruntergehoben zu werden, um sich einigermaßen auszuruhen. Spät Abends fand ihn jedoch Gneisenau bereits in einem kleinen

Dorfe auf einem Strohlager, in gewohnter Seelenruhe sein Pfeifchen schmauchend. Er war ungebrochenen Muthes. Und ebenso war, trotz der verlorenen Schlacht, trotz des im starken Regen und mit derem Wagen ausgeführten Nachtmarsches, die ganze preußische Armee am folgenden Tage wieder von dem besten kriegerischen Geiste beseelt, bereit von neuem zu kämpfen. Gegen Abend am 17. Juni standen die Corps von Zieten, Pirch und Thielmann, der selbstständig seinen Marsch ungehindert ausgeführt, bei Wawre vereinigt, und Bülow nicht weit mehr entfernt. Nur den großen Anstrengungen der Befehlshaber ist die so bald wieder hergestellte Schlagfertigkeit der geschlagenen Armee zu danken.

Anders verhielt sich Napoleon, der nicht mehr der Mann einer energischen Thatkraft früherer Jahre zu sein schien.

Der Kaiser ging von der Voraussetzung aus, die ganze feindliche Armee sei flüchtig gegen Deutschland zu auf Namur zurückgeeilt. Daher sandte er nach dieser Seite hin in der kommenden Morgenstunde 6000 Mann unter dem Befehl des General Pajol, und als dieser hier bald eine preußische Batterie antraf und ohne Widerstand nahm, bestärkte das den Kaiser in seiner Täuschung. Allerdings wurde später gemeldet, ein Theil der Preußen habe sich auf Gembloux zurückgezogen. Aber Napoleon war so sicher in seiner Voraussetzung, das preußische Heer habe sich aufgelöst und sei vernichtet nach Namur geflüchtet, daß er nun sogar jene 6000 Mann noch theilte und den General Berton mit sehr geringer Mannschaft der neuangegebenen Richtung folgen ließ. Dem Marschall Ney aber wurden Befehle gegeben, aus denen ebenfalls ersichtlich ist, daß Napoleon die Wichtigkeit des 17. Juni nicht erkannte. Er blieb unthätig.

Gegen Mittag ließ der Kaiser einige Truppen nach Quatrebras abmarschiren. Zu seinem Erstaunen mußte er bald hören, daß dort Wellington noch immer halte, denn er glaubte, nach der vorausgesetzten Flucht der Preußen gegen Namur würden sich die Engländer auch zurückziehen. Jetzt wandte er sich mit einem Theil seines Heeres ganz gegen Wellington, den andern, etwa 33,000 Mann, stellte er unter die Befehle des Marschalls Grouchy, dem er auftrug, die Preußen hart zu verfolgen, sie nicht aus den Augen zu verlieren. Und doch hatte Blücher schon zehn Stunden Vorsprung! Bald nachher meldete dann Berton, er habe bei Gembloux ein vollständig schlagfertiges Armeecorps — Thielmann — gefunden. Jetzt erst, Nachmittags, erwachte bei Napoleon der Gedanke, daß die Preußen vielleicht noch weitere Pläne verfolgen könnten. Er wies nun Grouchy an, seine sämmtlichen Truppen bei Gembloux zu vereinen und die Pläne des Feindes zu erkunden. Erst Abends, nachdem die Preußen längst verschwunden, traf der Marschall in Gembloux ein. Pajol aber irrte natürlich den ganzen Tag umher, ohne Feinde zu sehen. (Schluß folgt.)

Garnison- und Parade-Bilder.*

Nr. 5. Die Besichtigung auf der Landstraße.

In der Morgenkühle eines frischen, aber nicht kalten Octobertages des Jahres 1832 stand eine zu Köln am Rhein garnisonirende Batterie der siebenten Artillerie-Brigade marschfertig vor ihrer Caserne. Dieselbe war auf dem Kriegsfuß und sollte Cantonnirungsquartiere an der Grenze Belgiens beziehen, in welchem Lande Ludwig Philipp, den die Juli-Revolution auf den französischen Thron gehoben hatte, seine Friedenspolitik durch die Belagerung der Citadelle von Antwerpen zu illustriren versuchte. Die Zeiten schienen wieder zurückgekehrt zu sein, da Frankreich stolz und hoch das Haupt nach vorwärts wandte und die Sonne des Ruhms nur im Aufgehen sah. Auf den Rumpf der leichten und frischgemutheten Nation paßte der bedenkliche, sinnende Januskopf des Bürgerkönigs zwar sehr schlecht, aber damals muthete man demselben noch Thatkraft und Entschlossenheit zu und glaubte, daß er sich berufen fühlen könnte, der neue Messias der Zukunft werden zu wollen. Schien es doch bei dem Einmarsch nach Belgien, als sei der Schatten Napoleon's wieder zu Pferde gestiegen und hätte den Franzosen zugerufen: allons, bouleversons le monde. Da taumelte Deutschland aus seinem Schlafe auf, und Preußen errichtete ein starkes Observationscorps, um seine bedrohte Grenze zu schützen.

Unter der Bedienungsmannschaft der bezeichneten Batterie, die zu jenem Observationscorps gehörte, herrschte ein frisches, fröhliches Treiben. Man merkte es an der Lebendigkeit und Regsamkeit der Leute, daß sie gern hinauszogen aus der finstern Festung, wo ein strenger Dienst jeden ihrer Schritte regelte und sie zu Automaten machte, deren Bewegungen das Befehlbuch vorschrieb. Es lachten ihnen ja gute Quartiere, galante Abenteuer und jene Ungebundenheit entgegen, die das Leben in der Cantonnirung so vortheilhaft vor dem in der Garnison hervorhebt. Auch die bestimmte Aussicht auf einen kecken Feldzug gegen den alten Feind, der widerrechtlich in das Nachbarland eingebrochen war, um die etwas erblindete Glorie seiner Fahne neu zu vergolden, hob die Stimmung der Artilleristen und ließ sie leicht die zarten Beziehungen vergessen, welche bisher einige Blumen auf den öden Pfad ihres Casernenlebens gestreut hatten.

Es war kurz vor 6 Uhr, als der Capitain vor der Front seiner Batterie erschien. Die Zugführer traten ihm meldend entgegen, und der Befehlshaber schickte sich an, den ihm untergebenen Truppentheil vor dem Ausrücken noch einer letzten Revision zu unterwerfen.

Der Batteriechef war ein guter Officier und humaner Charakter. Hochgebildet und noblen Geistes, besaß er dazu noch eine Aeußerlichkeit, die für ihn einnahm. Er war ein braver Camerad und gegen seine Untergebenen gütig und nachsichtig, weshalb er auch allgemein geliebt wurde und bei seinen Befehlen jenen freudigen Gehorsam fand, der die sicherste Bürgschaft für deren exacte Ausführung ist. Der Hauptmann liebte, spielte und trank gern, und war stets geistig und körperlich zu Pferde, wo es galt, das Leben zu attakiren. Den eigentlichen Dienst handhabte er mit unnachsichtlicher Strenge, den Gamaschendienst und die unvernünftige Drillerei, die zu jener Zeit in der Armee en vogue war, und den armen Soldaten zu dem geplagtesten Geschöpf unter Gottes Sonne machte, haßte er gründlich. Vergehungen, die dem jugendlichen Uebermuth oder einer zufälligen Situation entsprangen, verzieh er leicht, Gemeinheiten und brutale Ueberhebungen bestrafte er dagegen mit der vollen Strenge des Gesetzes.

Als er an diesem Tage vor der imponirenden Front der unter seinem Befehle stehenden Batterie erschien, leuchteten seine Augen in sichtbarem Stolze auf. Er mochte wohl schon im Geiste die Triumphe durchleben, welche er mit einer so gut ausgerüsteten Batterie in dem Kriege, der nach seinem Dafürhalten unvermeidlich war, zu erringen gedachte. Daß die mobilisirte Armee unthätig an der Grenze stehen bleiben würde und den gichtischen Kriegsfuß im deutschen Pactolus, im Rhein, baden sollte, daran dachte damals wohl Niemand, am allerwenigsten die Officiere des sogenannten Observationscorps, welche ohne Ausnahme dem Kriege mit Sehnsucht entgegen sahen. Der Ausmarsch aus den Garnisonen war deshalb auch durch eine besondere Freudigkeit gekennzeichnet, die sich in der Haltung und dem ganzen Aeußern der Leute kundgab.

Die Revision der Batterie war bald beendet. Lag auch hier eine Schnalle einen halben Zoll zu weit rechts oder links, mußte auch ein oder der andere Mantelsack fester angezogen werden, so war dies doch dem Hauptmann nicht Veranlassung, darüber ein Geschrei zu erheben, als sei das Vaterland in Gefahr. Die gerügten Ungehörigkeiten wurden rasch abgestellt, und man hörte dabei nichts von jenem rohen Gepolter, wodurch geistesarme Officiere ihre Autorität zu stützen meinen.

„Aufgesessen!“

„Marsch!“

* Der obenstehende Artikel rührt von dem nämlichen Verfasser her, welcher der Gartenlaube schon im Jahrgange 1859 eine Reihe von frisch und keck gezeichneten Garnison- und Paradebildern geliefert und dieselben mit Hinzufügung einiger neuen Skizzen kürzlich unter dem Titel: „Militärische Zeit- und Charakterbilder. Von G. Ladendorff“ im Verlage des Magazins für Literatur in Leipzig veröffentlicht hat. Auch in unserm heutigen Bilde giebt die originelle Figur des Oberstlieutenants von Tuchen, die schon von Hackländer's gewandter Feder, wenngleich mit einiger poetischer Licenz, so lebendig gezeichnet worden ist, den Mittelpunkt ab, um welchen sich die Darstellung gruppirt. D. Red.

Noch ein freudiges „Hurrah" der alten Garnison, und die Batterie zog unter schmetterndem Trompetenklang, in sichtbar gehobener Haltung, der unbestimmten Zukunft entgegen.

Es war ein prächtiger Herbsttag. Eine elastische, duftige Atmosphäre von bewunderungswürdiger Durchsichtigkeit zeigte den empfänglichen Augen in wechselnden Bildern die Schönheit einer überreichen Natur. Die Obstbäume waren mit goldenen Früchten beladen, und die Sträucher trugen Beeren, zuweilen farbiger als die Blüthen des Frühlings. Die Waldbäume hatten theilweise bereits das elegische Kleid des Herbstes angelegt, das so wunderbar anregt und in seiner Vielfarbigkeit selbst die grüne Pracht, die duftige Herrlichkeit des jungen Frühlings vergessen läßt. Reiche Triften, auf denen zahlreiche Heerden gemüthlich umherlungerten, faßten die Straße ein, und darüber hinaus leuchteten die zierlichen Land- und Wirthschaftshäuser aus einem Walde von Fruchtbäumen hervor, um welche sich Blumenstücke, geschmückt mit der sinnigen Flora der Jahreszeit, als glänzende Einfassung wanden.

Diese lachende und ansprechende Scenerie weckte in der Batterie jene laute Fröhlichkeit, die das glückliche Erbtheil des leicht angeregten Soldaten ist. Leichten Herzens, mit fröhlichem Gesang marschirte die Batterie der dunklen Zukunft entgegen, die mit Blut und Tod in jeder Stunde über sie hereinbrechen konnte.

„Wie ziehen wir so fröhlich mit Sang und Klang hinaus!" schallte es aus hundert Kehlen weit über die Heerstraße hinaus, und manches andere Lied, das in gut und schlecht gebauten Versen die Artillerie verherrlichte, reihte sich an diesen Gesang und hob die Leute leicht über die Mühseligkeit des Marsches hinweg.

Die Batterie mochte wohl schon den dritten Theil ihres Weges zurückgelegt haben, als plötzlich das laute Commandowort des Capitains, der an der Spitze des langen Zuges ritt, ein so eben neu improvisirtes Gesangstück unterbrach.

„An die Geschütze!"

„Richt't Euch!" ertönte allgemein verständlich seine sonore Stimme.

„Der Brigadier!" lief es flüsternd von Geschütz zu Geschütz die weitgedehnte Marschcolonne hinunter, und wahrhaftig, auf der Höhe der Chaussee, einige hundert Schritte vor der Batterie, tauchte unerwartet der wohlbekannte Federhut des gefürchteten Obersten v. Tuchsen auf.

Diese Begegnung war gerade keine angenehme. Der Alte hatte seine absonderliche Laune, und es ließ sich wohl annehmen, daß er gerade jetzt, wo die Batterie ins Feld rücken sollten, deren Ausrüstung mit der peinlichsten Genauigkeit inspiciren werde. Das aber konnte sehr unangenehm werden, denn die Fahrzeuge und selbst die Geschützröhre enthielten gewiß so manchen Gegenstand, der nach der Dienstvorschrift nicht zu der Bekleidung der Leute und Pferde gehörte. Und gerade solche Dinge der soldatischen Eitelkeit reizten den Alten sehr leicht zum heftigsten Zorn.

Aber wie kam es denn, daß er gerade an diesem Tage die Marschrichtung der Batterie kreuzte?

Das lag so in seiner Art. Der alte Herr liebte die Ueberraschungen, und da er die Stunde kannte, in welcher die Batterie aus der Garnison abmarschiren mußte, so hatte er beschlossen, ihr von dem Hauptquartier aus, welches sich bereits auf der linken Seite des Rheins befand, eine letzte Visite zu machen. Auf einen raschen Ritt von einigen Stunden kam es ihm bei solcher Gelegenheit nicht an.

Sein rasches Pferd brachte ihn bald vor die Tête der Batterie. Eine Ordonnanz machte sein ganzes Gefolge aus. Der Hauptmann setzte sein Pferd in einen kurzen Galopp, um ihm entgegenzusprengen und die bezügliche dienstliche Meldung zu machen. Der Oberst empfing den Officier, der bei ihm in hoher Gunst stand, sehr freundlich; er zügelte sofort sein Pferd, reichte ihm die Hand, während sein Auge aber schon musternd nach der Batterie hinüberzuckte, die in strammer Haltung seiner Aufstellung entgegenmarschirte.

„Aber Herr Lieutenant v. W.," rief er dem Officier zu, der vor dem ersten Zuge auf einem Pferde ritt, welches die üble Eigenschaft hatte, keinen ordentlichen Schritt zu geben, „können Sie denn die ver— Schindmähre nicht in die geeignete Gangart bringen? Das Thier haspelt und spartelt ja mit den Beinen wie ein Tanzmeister, der die Gicht hat. Himmel-Donnerwetter, es ist ja eine unerträgliche Tortur, so etwas ansehen zu müssen! Die Schenkel hinter den Gurt, Herr Lieutenant, und den alten Ziegenbock heruntergesetzt, als wenn Sie ihm das Kreuz zerbrechen wollten."

Und sich an den Hauptmann wendend, der an seiner linken Seite hielt, setzte er laut lachend hinzu: „Dazu gehört freilich eine Kraft, die man heutzutage einer lieutenantlichen Wade nicht mehr zutrauen darf. Der ungeheuerliche Wust von Gelehrsamkeit, den die Herren in ihren Köpfen aufspeichern, und ihre leidigen nächtlichen Feldzüge in einem andern Dienste verzehren zuletzt auch das letzte Fünkchen von Lebenskraft, so daß ihnen nichts übrig bleibt, als ein unpraktischer Kopf und ein ohnmächtiger Körper, sorgfältig eingehüllt in eine wohl wattirte Uniform."

Die Batterie zog im Schritt an der Aufstellung des Brigadiers vorüber. Derselbe bemerkte dabei jeden Riemen, der falsch lag, und fand auch die geringsten Fehler auf, welche hinsichtlich der Beschirrung der Pferde oder in der Ausrüstung der Geschütze und Fahrzeuge gemacht waren. Dabei regnete es so manchen „Millionenhund" und andere soldatische Kraftausdrücke auf die Leute herab, und selbst die gewichtige Faust des Alten schwebte einmal wie ein riesiger Donnerkeil über dem Kopfe eines Bombardiers, der sich durch ein maladrettes Aeußere und schlechten Sitz sein Mißfallen zugezogen hatte.

Endlich war das letzte Fahrzeug vorüber, und das Schlimmste schien damit überstanden zu sein.

Da erfolgte das Commando: „Batterie, — Halt!"

„Abgesessen! — Rührt Euch!"

„Hab's mir wohl gedacht!" brummte ein alter Feuerwerker, der die erste Haubitze führte, vor sich hin. „Na, nu geht der eigentliche Katzentanz erst los, und der kann von Glück sagen, der heut mit heiler Haut davon kommt. Den Alten reitet wieder einmal der leibhaftige Gottseibeiuns."

Der alte Soldat, der bereits einige zwanzig Dienstjahre zählte, kannte seinen Chef. Er wußte, daß derselbe jetzt eine eingehende Besichtigung der Batterie vornehmen würde, die freilich so Manches an das Tageslicht fördern konnte, was gerade nicht für das Auge des Obersten bestimmt war.

Und so kam es auch. Die Besichtigung fand zugweise statt.

„Der erste Zug — Stillgestanden!" lautete das Commando.

Der Brigadier empfing die Meldung des Zugführers.

Der Lieutenant v. W., der den ersten Zug der Batterie commandirte, war ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, sein Kopf war aber so überfüllt von Wissensschätzen aller Art, daß darin kein Raum mehr vorhanden war, um noch die Vorschriften des Dienst-Reglements aufzunehmen. Es war ein durchaus unpraktischer Officier, der beim Exerciren nicht selten vom Pferde fiel und dem die Ausführung der einfachsten Evolution mehr Kopfzerbrechen verursachte, als die Lösung der schwierigsten mathematischen Probleme. Dies setzte ihn in den Augen des Obersten tief herunter, wozu noch kam, daß die geschniegelte und gebügelte Aeußerlichkeit des stets nach Moschus und Patschuli duftenden kleinen und schmächtigen Officiers dem alten, rauhen Feldsoldaten, der das Gezierte und Gemachte bis in den Tod haßte, entsetzlich zuwider war und ihn mit Verachtung und Widerwillen erfüllte.

Während der Meldung zuckten die grauen Augen des Alten musternd über die kleine Gestalt des Lieutenants. Plötzlich wandte er sich an den Capitain, und seine Stimme nahm einen hämischen Klang an, während es leise um seinen Mund fast wie Bosheit zuckte, als er sagte: „Was ist denn das für ein penetranter Geruch, der plötzlich in meine Nase steigt? Das riecht ja, als wenn die Batterie ein großer Käsekarren wäre. Das ist ja nicht auszuhalten. In dieser gräulichen Atmosphäre müssen Menschen und Pferde zuletzt den Dummkoller kriegen."

Dem Lieutenant, der wohl wußte, daß mit dieser herben Auslassung seine bekannte Leidenschaft für starkduftende Parfüms gegeißelt werden sollte, stieg ein dunkles Roth in die Wangen, und es wollte ihm kaum gelingen, eine plötzliche innere Aufwallung von Zorn zu unterdrücken. Er schien nicht übel Lust zu haben, irgend eine rasche Entgegnung zu wagen, der Oberst hatte sich aber schon von ihm weggewendet, und indem er auf den Führer der ersten Haubitze, den alten Feuerwerker, zutrat, klärte sich sein finsteres Aussehen zu einem launigen Lächeln voll sichtbarer Befriedigung auf.

„Guten Morgen, mein alter Camerad," rief er, indem er dem Feuerwerker die Hand reichte, der hochaufgerichtet, geschmückt mit dem eisernen Kreuz, in soldatischer Haltung an dem Kopfe seines

Pferdes stand. „Wie geht es Ihnen? Haben Sie irgend einen Wunsch, den ich erfüllen kann?"

„Ich bin zufrieden, Herr Oberst, und habe nichts zu bitten."

„Ja, ja, das dachte ich wohl," versetzte der Oberst. „Wir alten Campagne-Soldaten sind immer zufrieden und bescheiden, uns geht das hohe Selbstbewußtsein unserer jungen beepaulettirten Gelehrten ab, die es meisterhaft verstehen, ihr winziges Ich durch die dreistesten Prätensionen hervorzuheben. Haben Sie schon gefrühstückt, mein alter Freund?"

„Zu Befehlen, Herr Oberst."

„Na, aber einen Schluck Cognac aus meiner alten Feldflasche werden Sie doch nicht verschmähen?"

„Gewiß nicht, Herr Oberst. Ich kann, wenn es sich so macht, noch einen tüchtigen Hieb vertragen, und ein kleiner Bombenkessel voll bringt mich, Gott sei Dank, noch nicht aus der Schußlinie."

„Ha, ha, ha! Das ist ja prächtig!" lachte der Alte und schaute mit sichtlichem Behagen in das verwetterte Gesicht des alten, eisenfesten Soldaten. Mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf den parfümirten Lieutenant fügte er hinzu: „Doch sagen Sie das nicht zu laut, alter Camerad, das könnte Bauchgrimmen und Ohnmachten in der Batterie veranlassen. Die Feldsoldaten der jetzigen Zeit lieben das geistige Naß nicht, weil es eine Atmosphäre erzeugt, welche den Raupen schädlich ist, die in ihrem Gehirnkasten nisten!"

Nach diesen Worten, die von den Officieren mit tiefer Indignation vernommen wurden, rief er die Ordonnanz und gab derselben den Befehl, die Tasche mit dem Frühstück herbeizubringen.

Der Kanonier brachte eine große Ledertasche, deren Umfang die Vermuthung zuließ, daß sie einen reichen Vorrath an Speise und Trank enthielt.

Der Oberst überreichte dieselbe dem Feuerwerker, indem er sagte: „Nehmen Sie und langen Sie herzhaft zu; für mich findet sich wohl noch ein Schluck bei der Marketenderin. Ihre Leute können sich rühren. Bei Ihrem Geschütz bedarf es der Inspection nicht, ich weiß, daß da Alles in Ordnung ist."

Er reichte dem Feuerwerker abermals die Hand, und indem er sich in Begleitung des Capitains zum nächsten Geschütz begab, sagte er mit fast weicher Stimme: „Schonen Sie, soweit es der Dienst irgend erlaubt, den alten Schnurrbart; es ist eine ehrliche Haut, wie sie heutzutage schon selten werden in der Armee. Wenn das Verdienst im Heere immer die gebührende Anerkennung fände, so müßte der Feuerwerker an der Spitze einer Brigade stehen, und Himmel-Granaten-Donnerwetter, ich bürge dafür, er würde dieser Stellung keine Schande machen. Aber die Cadettenhäuser und die leidigen Berufsprüfungen, dünkelvolle Aufgeblasenheit und junkerliche Anmaßung verschließen den Unterofficieren die Officier-Carriere und entziehen dem Stande so manchen tüchtigen Mann. Und das ist noch nicht das Schlimmste. Mit dem Gelehrtenschwindel schleicht sich auch jene Demagogie in die Armee, die da drüben in Frankreich so eben wieder einen Thron zerbrochen hat. Auch in der Brigade haben wir ein ganzes Rudel Demagogen. O, ich kenne sie wohl und werde sie schon zur rechten Zeit und in der geeigneten Stunde zu treffen wissen. Ich heiße Tuchsen, der Teufel soll sie fuchsen!"

Der Alte hatte sich in eine bedeutende Aufregung hineingeredet, und seine Augen blitzten unheimlich, als er vor dem zweiten Geschütz anlangte.

„Herr Hauptmann! lassen Sie die Bedienungsmannschaften nach der linken Seite der Batterie hinaustreten," sagte er kurz. „Die Unterofficiere und die Herren Zugführer bleiben an meiner Seite. Damit den Leuten nicht das Mittagessen in den Quartieren kalt wird, soll sich meine heutige Besichtigung darauf beschränken, nachzusehen, ob die Batterie nicht Contrebande mit sich führt, d. h. mit solchen Gegenständen beladen ist, die weder zur vorschriftsmäßigen Bekleidung der Leute noch zur Ausrüstung der Pferde und Fahrzeuge dienen. Die Leute haben nämlich die schlechte Gewohnheit, sich in der Garnison eine Menge Quincaillerien anzuschaffen, von denen sie sich bei einem Ausmarsch nicht gern trennen. Den Artilleristen bieten nun die Fahrzeuge eine treffliche Gelegenheit, solche Gegenstände heimlich mitzuführen, und da werden denn namentlich die Kanonenröhre als Magazine des soldatischen Comforts benutzt. Ich kenne das aus langer Erfahrung und hege die Vermuthung, daß auch die Geschütze Ihrer Batterie, Hauptmann v. R., mit einer Munition geladen sind, die gerade nicht den preußischen Pulvermagazinen und Laboratorien entnommen ist."

Und seine Mienen zu einer komischen Bedenklichkeit verziehend, sagte er zu dem Unterofficier, der das zweite Geschütz führte: „Schrauben Sie das Bodenstück der Haubitze hoch und nehmen Sie den Mundspiegel von der Mündung; ich bin doch neugierig, womit Sie geladen haben."

Der Unterofficier brachte das Rohr durch die Richtschraube aus der horizontalen Lage, die es in der Laffette einnahm, und als die Mündung sich über den Stirnriegel zur Erde hinabsenkte, wurde der Mundspiegel gelöst, der die Mündung schloß.

Die verschiedensten Gegenstände schossen wie ein unerschöpflicher Strom aus dem Rohr auf die Erde nieder und lagerten sich hier in einem bunten Durcheinander zu den Füßen des Brigadiers, der ein Gelächter erhob, welches so heiser klang, wie das Geheul einer grimmigen Hyäne.

Die weite Mündung der Haubitze hatte aber auch ein Conglomerat der verschiedenartigsten Dinge ausgespieen. Die distinguirtesten Extraits und Parfüms, Vinaigre de Toilette, Bartwuchs-Erzeugungs- und Färbungs-Crème, lagen friedlich neben einem stinkenden, in schmutziges Papier gehüllten Ziegenkäse, lehnten sich vertraulich an einige Schachteln Glanzwichse und ruhten auf einem Topfe, der eine übelriechende weiße Salbe enthielt, welche wohl als Haarpomade gelten sollte. Kämme und Bürsten der verschiedensten Gattung, mehrere Spiele Karten, ein Schachbret, einige abgegriffene Bände salopper Romane, eine alte verbogene Kaffeemaschine von verrostetem Weißblech, einige Mützen mit dem streng verpönten Sammetstreifen, seidene Tücher, Vatermörder und vielfarbige Westen entwanden sich dem Geschütz und thürmten sich unter dessen Mündung zu einem kleinen Hügel auf.

„Da haben Sie die Bescheerung, Herr Hauptmann," rief der Oberst, während ein dunkles Roth seine Stirn bedeckte und seine Augen Feuer sprühten. „Sie müssen zugeben, daß sich aus dem, was dies Geschütz geliefert hat, eine Trödlerbude schon recht niedlich ausstaffiren läßt."

Und indem er wüthend an dem Geschütz auf- und abrannte, schrie er mit einer Stimme, die weit in das Feld hinausschallte und die ländlichen Arbeiter auf das militärische Spectakelstück aufmerksam machte: „Ich möchte den ganzen Lumpenkram zu einer Sauce zusammenbacken lassen und davon den windbeutligen Millionenhunden der Batterie so lange löffelweise eingeben lassen, bis sie wie giftgeschwollene Ratten aufplatzen. Und gerade in meiner Brigade muß solche verteufelte Schweinerei passiren! Aber das kommt davon her, wenn der Herr Hauptmann solche Windbeutelei in der Brigade begünstigt und es sogar gern sieht, daß seine Kanoniere mit geöltem Haar und im dienstwidrigen Anzuge, wie die Paviane, mit allen möglichen Baumeleien behangen, in der Garnison umherflunkern dürfen; das kommt davon, wenn der Gesichtskreis des Herrn Lieutenants nicht über die Vega'sche Logarithmentafel hinausreicht und der gelehrte Herr erst in der Dienstvorschrift nachsehen muß, ob Vinaigre de Toilette, eine Kaffeemaschine und ellenhohe Vatermörder nicht vielleicht zu der vorschriftsmäßigen Ausrüstung eines preußischen Artilleristen gehören."

Der Capitain wollte eine Entgegnung wagen.

„Schweigen Sie," rief der Oberst mit einer Stimme, die vor Wuth bebte. „Hier giebt es nichts zu entschuldigen, auch habe ich Sie bis jetzt noch nicht nach Ihrer etwaigen Rechtfertigung gefragt, und bis dieses geschieht, muß ich recht sehr bitten, dieselbe zurückzuhalten. Ich liebe die Raisonnements nicht. Soll ich vielleicht demüthig um Verzeihung bitten, daß ich es gewagt habe, Ihre Batterie einer kleinen Inspection zu unterwerfen? Bomben und Granaten, ich heiße Tuchsen, — und wer es wagt, sich auch nur in Gedanken gegen mich aufzulehnen, dem sollen — der hat es mit mir zu thun!"

Der Capitain zitterte vor Zorn, sein Gesicht war bleich und blutarm, und die Bläße nahm jene bleibende Farbe an, die auf Gemüthserregungen hindeutet, die äußerst gefährlich sind. Doch ließ der Oberst es nicht zu einer Entgegnung kommen, indem er plötzlich auf den Führer der unglücklichen Haubitze losfuhr und den ihm wohlbekannten Unterofficier mit donnernder Stimme fragte: „Haben Sie das Geschütz vor dem Abmarsch, wie es Ihre ver — Schuldigkeit war, einer eingehenden Revision unterworfen?"

„Zu Befehlen — nein, Herr Oberst," entgegnete zitternd der Mann, der sich keiner besonderen Aeußerlichkeit erfreute und

die Gunst des Brigadiers durch eine Inclinations-Heirath verscherzt hatte.

„Bleiben Sie mir mit der dummen Phrase vom Halse,“ schrie der Oberst. „Sie sind ein alter verliebter Kater, eine scrophulöse Thränenfistel, den der liebe Gott in seinem größten Zorn zum Artilleristen gemacht hat.“ Und sich dicht vor ihn hinpflanzend, fragte er: „Darf ich wohl wissen, warum Sie das Ihrer Weisheit und Fürsorglichkeit anvertraute arme Geschütz nicht revidirt haben?“

„Die Zeit war zu knapp. Ich bin Futtermeister der Batterie und —“

„Und ein fauler Millionenhund,“ unterbrach ihn der Oberst, „dem ich die Tressen von der Uniform herunterreißen lassen müßte. Ich kann es mir lebhaft vorstellen, wie es gekommen ist, daß Ihnen die Zeit zu knapp wurde. Da mußte Ihnen die geliebte ehehälftliche Thusnelda vor dem Ausrücken noch einmal Hektor's Abschied vorerzählen, der liebenswürdige Erstgeborne konnte sich nicht trennen von der väterlichen Heldenbrust, das Nesthäkchen, die kleine Victorine, mußte des Königs Rock noch zum letzten Male einseifen, und als Sie sich endlich aus den Armen Ihrer unterofficierlichen Nachkommenschaft losgerissen, da war es freilich zu spät zu einer eingehenden Revision; die Batterie war bereits bespannt, und Sie meldeten flottweg, daß das zweite Geschütz marschfertig sei. Das kommt davon, wenn man den Soldaten das Heirathen gestattet und mit Kindern beschweren läßt, die — — — —“

„Nun, nun, die muß der Kaiser ernähren;
Die Armee sich immer muß neu gebären!“

ließ sich plötzlich eine hellklingende Stimme mit vortrefflicher Accentuation der Wallenstein'schen Verse an seiner Seite vernehmen.

(Schluß folgt.)

Die Mysterien des Menschenschädels.*

Eine phrenologische Beurtheilung von Gustav Scheve.

Beim Baue einer Eisenbahn wird zufällig eine große Zahl alter Schädel ausgegraben. Diese, von den Arbeitern zusammengetragen, gleichen sich alle, jeder macht als Bild des Todes denselben Eindruck auf die Umstehenden. Wer möchte sagen, welcher Schädel einem Könige oder einem Bettler, einem guten oder einem bösen Menschen, einem Krieger oder einem Manne des Friedens angehörte? Unter den Anwesenden sind einige Naturforscher, welche über das Alter der Schädel ihre Ansicht äußern, männliche und weibliche unterscheiden ꝛc. Kein Urtheil über den Geist, dem die Schädel als Hülle dienten, wird gehört. Da tritt ein Phrenolog hinzu. Einige Schädel fesseln vor andern seine Aufmerksamkeit. Er äußert gegen einen Freund, daß sich bei einem Schädel der Zug des Stolzes, bei einem andern der der Gutmüthigkeit, oder der Eitelkeit, oder des Muthes ausgesprochen finde. Die Arbeiter schütteln über den Herrn die Köpfe, die Gelehrten betrachten ihn kaum als einen Mann der „Wissenschaft“. Niemand hält das, was er sagt, für wahr.

Unter den Schädeln findet sich auch die bloße untere Hälfte eines solchen vor. Der Schädel ist in seinem größten Umfange durch eine Säge getheilt, und die obere Hälfte, die ganze Schädelwölbung, fehlt. Ein Arbeiter reicht dem Phrenologen lächelnd das Schädelstück dar. Sein Freund fragt ihn, ob sich auch hieraus etwas über den Charakter bestimmen lasse. Er erhält die Antwort, daß das phrenologische Urtheil immer nur auf der Vergleichung aller Gehirntheile unter sich beruhe, daß es daher hier nur ein äußerst mangelhaftes sein könnte. — Dies Beispiel möge dem Leser die Bedeutung und zugleich die Schwierigkeit des Problems veranschaulichen, um dessen Lösung mich vor Kurzem der Herausgeber der Gartenlaube ersuchte, als er mir auf einem Blatte die 20 Kopfumrisse der umstehenden Abbildung mit dem Wunsche zusandte, „diese Schädelumrisse einer Reihe von Männern phrenologisch beurtheilen und ihm dann gestatten zu wollen, den Befund meiner Untersuchung in seiner „Gartenlaube“ veröffentlichen zu dürfen.“

Das Urtheil nach unserer Umrißlinie gleicht nämlich dem nach jener unteren Schädelhälfte, ist aber noch um Vieles schwieriger und beschränkter. Denn dort, wo ich das Stück des Kopfes selbst vor mir habe, kenne ich genau die Stelle des Umrisses, hier aber weiß ich nicht, wo — ob etwas höher oder niedriger — der Umriß genommen ist. Ich habe also etwas als Grundlage für mein Urtheil, aber ich weiß nicht bestimmt, was ich habe, und habe somit nichts Wissenschaftliches. Ebenso schlimm ist es, daß ich hier nicht so, wie dort, die Stelle des Gehörgangs kenne. Der Gehörgang scheidet Vorderkopf und Hinterkopf, und seine Kenntniß ist durchaus nöthig für die Beurtheilung einiger unmittelbar oder mittelbar vor oder hinter ihm gelegener Organe. Die Aufgabe war also eine sehr mißliche, aber eben in ihrer Schwierigkeit lag auch ein so großer Reiz für mich, daß ich dem an mich gestellten Ansinnen willfahrte. Jedoch, nehmen wir die Umrisse zur Hand, suchen wir trotz aller Schwierigkeiten den todten Bildern Athem und Leben einzuhauchen.

(1. A.)

Der Kopf 1., groß und bedeutend, ist sehr geeignet, den Leser in die Sache einzuführen. Unsere Umrißlinie, etwa da genommen, wo das Band des messenden Hutmachers den Kopf berührt, trifft (auf jeder Seite, zehn Organe. Vier von der Mitte der (oberen) Stirne bis zu den (vorderen) Schläfen einschließlich: Vergleichungsvermögen, Schlußvermögen (an der Stelle der bisweilen gefundenen Stirnhöcker), Sinn für Scherz, Idealität (an den Schläfen). Dann drei bis zur breitesten Stelle unseres Kopfes einschließlich: Erwerbsinn, Verheimlichungssinn, Thätigkeits- oder „Zerstörungssinn“ (gerade über dem Gehörgang). Zuletzt noch drei: Kampfsinn, Anhänglichkeit, Kinderliebe.*

Um zu erkennen, ob bei unserem Kopfe eines oder einige dieser Organe groß oder klein sind, müssen wir ihn mit der mittleren Kopfgestalt vergleichen. Diese ist für die Linie unseres Umrisses, — welche uns natürlich hier allein beschäftigt, — die Eiform, deren schmälere Seite den Vorderkopf, deren breitere den Hinterkopf bildet. (Etwa wie die Köpfe 5 und 20.) Ein erster Blick zeigt uns, daß unser Kopf bedeutend von der Eiform abweicht. Um diese Abweichung im Einzelnen kennen zu lernen, zeichnen wir mit einem Bleistift — am Besten nicht blos in Gedanken — die Eiform auf unseren Kopfumriß. In der Mitte der Stirne (bei Vergleichungsvermögen) beginnen wir einen über unseren Umriß etwas hinausreichenden Bogen und setzen diesen seitwärts innerhalb so fort, daß wir einen großen Theil von Schlußvermögen und Idealität abschneiden. Bei Erwerbsinn läuft der Bogen wieder außerhalb, um bald, bei Thätigkeitssinn, aber-

* Statt Sinn der Kinderliebe oder Organ des Sinnes der Kinderliebe. Ich habe mir überall diese Abkürzungen erlaubt. — Für den Leser, welchem die Phrenologie unbekannt ist, nenne ich hier noch die hauptsächlichsten der übrigen Sinne. Organe an der unteren Stirn: Gegenstandssinn, Gestalt- oder Formensinn, Farbensinn, Zahlensinn, Thatsachensinn, Ortssinn, Ton- oder Musiksinn, Kunst- oder Bausinn, Sprach- oder Wortsinn. Organe auf dem Oberkopfe: Wohlwollen, Nachahmung, Sinn für Neues oder Wunderbares, Verehrung, Hoffnung, Festigkeit, Gewissenhaftigkeit, Selbstgefühl, Beifallsliebe, Einheitssinn oder Concentrationsgabe.

* Bei einem neulichen Besuche in einer der größten deutschen Hutmanufacturen theilte uns der freundliche Besitzer derselben eine Reihe von Schädelumrissen theils berühmter, theils in weiten Kreisen bekannter und vielgenannter Männer mit, deren Kopfformen als die von stehenden Kunden des Etablissements für eventuelle Hutbedürfnisse aufbewahrt werden. Wir waren frappirt über die hier und da wahrhaft wundersamen und grotesken Gestalten, Ausbauchungen, Ecken und Knüllen, welche der menschliche Schädel bilden kann, und baten um die Erlaubniß, einige der merkwürdigsten und charakteristischsten dieser durch genaue Maßnahme gefundenen Kopfformen — soweit sich an dieselben die Namen bekannter Persönlichkeiten knüpfen — gewissermaßen als ein phrenologisches Problem in der Gartenlaube veröffentlichen zu dürfen.

Dies geschieht denn hiermit. Zugleich lassen wir die Beurtheilung eines geistvollen Phrenologen folgen, dem wir die Schädelcontouren zur Begutachtung einsandten, ohne ihm die Männer zu nennen, deren Köpfe sie umzeichnen.

Zur Vergleichung seiner phrenologischen Aussprüche mit der öffentlichen Meinung, wie sie Bedeutung, Wirksamkeit und Erfolge dieser Männer festgestellt haben, geben wir die Namen derselben am Schlusse unserer Nummer, werden uns aber erlauben, bei dem einen und dem andern ein Fragezeichen beizusetzen.

D. Red.

mals innerhalb fortzugehen, indem er hier die größte Breite des Kopfes abschneidet. Gleich hinter Thätigkeitssinn, von Kampfsinn bis Kindesliebe, läuft die Bleistiftlinie mit unserem Umrisse zusammen, da der ganze Hinterkopf ungefähr die Eigestalt hat.

Wir haben auf diese Weise erkannt, daß Schlußvermögen, Idealität und Thätigkeitssinn starke, Erwerbssinn ein schwacher Zug im Charakter des Hrn. A. ist. Diese Urtheile sind schon darum, weil sie so leicht zu finden sind, untrüglich, und wir können gleich hier unser keckes phrenologisches Wort aussprechen, daß, wenn ein einziges dieser Urtheile sich als irrig erwiese, damit die ganze Phrenologie (als Organenlehre) widerlegt wäre. Vorausgesetzt wird hierbei, wie sich versteht, daß das Gehirn des Hrn. A. ein gesundes ist, d. h. daß hier weder wirkliche Geisteskrankheit (Irrsinn), noch jene geistige Kränklichkeit vorliegt, welche z. B. mit einem zerrütteten Nervensystem, oder mit übermäßig vorwaltendem phlegmatischen Temperament verbunden zu sein pflegt. — Die gefundenen Urtheile bedürfen einer kurzen Erläuterung.

Die Stirne unseres Umrisses ist die breiteste von allen. Und das Vordergehirn ist nicht blos breit, sondern auch (vom Ohr oder von der Mitte des Kopfes an gerechnet) lang, so daß die Breite bei dieser Länge eine um so größere Bedeutung hat. Vor allem ist Schlußvermögen, die Gabe der Berechnung von Ursache und Wirkung, der überlegende praktische Verstand für ein folgerichtiges Handeln ein starker Zug des Hrn. A. Ebenso stark ist der Sinn für Ideales oder Schönes. Beide Züge sind Gegensätze, sie beschränken sich daher und schaffen die nöthige Harmonie. Hr. A. ist Verstandesmensch, aber nicht trockener Verstandesmensch, er ist Mann der Phantasie, doch nicht Enthusiast. Wenn der Kopfumriß nicht in so kleinem Maßstabe gegeben wäre, so würde ich wahrscheinlich auch den Sinn für Scherz (zusammen mit starker Denkkraft zugleich Talent des Witzes) als stark bezeichnen können. Durch die starke Fülle des Kopfes an der breitesten Stelle (über dem Gehörgang) ist Thätigkeitssinn als ein starker Zug bezeichnet, also die Kraft und die Fähigkeit, sehr thätig sein, aber eben damit zugleich die Kraft und die Fähigkeit, auflodern, heftig werden zu können.

Gegen die genannten Sinne steht Erwerbssinn weit zurück. Hr. A. ist das Gegentheil jener Geschäftsmänner, deren ganzer Sinn mit Ausschluß aller andern Geistesthätigkeit auf Erwerb gerichtet ist. Ist er Kaufmann, so fühlt er sich in seinem Berufe nicht glücklich und sucht und findet neben demselben andersartige Geistesbeschäftigungen. Den praktischen Verstand, ein guter Kaufmann zu sein, richtig zu speculiren, hätte Hr. A. (durch das Schlußvermögen); nur die Verwendung dieses Verstandes im bloßen Dienste des Erwerbes wäre nicht seine Sache.

Vergleichungsvermögen, welches bei Hrn. A. schon durch die Länge des Vordergehirns als ziemlich stark oder stark erscheint, haben wir etwas schwächer als Schlußvermögen gefunden. Aber so geringe Unterschiede berechtigen uns zu keinem phrenologischen Urtheil.

(2. B.)

Bei dem Umrisse 2. wird unsere Bleistiftlinie die Spitze in der Mitte der Stirne (bei Vergleichungsvermögen) abschneiden, dann (bei Schlußvermögen und Idealität) ein wenig über den Umriß hinausreichen, weiter an der vordern Hälfte des Seitenkopfes (bei Erwerbssinn und Verheimlichungssinn) ebensoviel von dem Umriß abschneiden, als sie an der hinteren Hälfte (bei Vorsicht) hinzusetzt. Von dem Organ der Vorsicht habe ich oben bei dem Kopfe 1. nicht gesprochen. Unsere Umrißlinie kann außer den dort genannten zehn Organen noch ein elftes, Vorsicht, berühren, zwischen Thätigkeitssinn und Kampfsinn, aber über diesen beiden, so daß die drei Organe ein Dreieck bilden, mit der Spitze (Vorsicht) nach oben. Ist die Umrißlinie etwas tiefer genommen, so berührt sie mehr Thätigkeitssinn und Kampfsinn, etwas höher, mehr Vorsicht. Hier scheint mir die Umrißlinie auch Vorsicht zu berühren.

Während bei dem Umrisse 1. Vergleichungsvermögen etwas schwächer erscheint, als Schlußvermögen, so ist bei 2. Vergleichungsvermögen viel stärker, als Schlußvermögen. Ebenso ist Idealität bei 1. viel stärker, als bei 2., wogegen Erwerbssinn, welcher bei 1. schwach ist, bei 2. stark erscheint. Verheimlichungssinn, die Stelle vor Thätigkeitssinn (wo wir uns diesen mit der Ohröffnung ungefähr denken müssen) erscheint bei 2. stark, wogegen die Stelle hinter Thätigkeitssinn (Vorsicht) schwächer ist.

Bei Hrn. B. ist Vergleichungsvermögen, das allgemeine Lerntalent oder die Gabe des Fassens, Begreifens, Urtheilens, weit stärker, als Schlußvermögen, der politische, berechnende, praktische Verstand für's Handeln. Diese Behauptung ist insofern etwas gewagt, als das schwächere Schlußvermögen von dem starken Verheimlichungssinn, welcher (instinctartige) Klugheit giebt, sehr unterstützt wird, also dadurch stärker erscheinen könnte, als es ist. Auch könnte Schlußvermögen noch durch einen starken Gegenstandssinn unterstützt werden, durch welchen im Verein mit starkem Vergleichungsvermögen ein objectiver, klarer Blick in die Dinge entsteht, was die Fähigkeit, folgerichtig zu handeln, bedeutend steigert. Andererseits ist Schlußvermögen hier nur wenig von der schwächeren Vorsicht unterstützt. Doch wird Vorsicht unterstützt von Verheimlichungssinn und oft damit verwechselt. Hr. B. wird in seinen Handlungen vorsichtig sein, wo die Vorsicht im Schweigen besteht; wo aber Verschwiegenheit oder Offenheit nicht in Frage kommt, wird die Vorsicht oft nicht stark genug sein. Dies letztere Urtheil würde aber nicht gelten, im Falle Selbstgefühl sehr schwach wäre, weil dadurch die Vorsicht gesteigert würde. (Wie viele Wenn und Aber! Diese drängen sich uns nicht blos darum auf, weil wir nur ein Charakterbruchstück vor uns haben, sondern Hr. B. gehört wohl überhaupt zu den etwas schwer zu verstehenden Menschen.) Ist Hr. B. (von Natur) mehr Gelehrter oder mehr praktischer Geschäftsmann? Er kann Beides sein. Als Gelehrter ist er kein Ideologe, kein Utopist, sondern praktisch, lebensklug, auf Erwerb bedacht (vielleicht nicht allzu sparsam). Als praktischer Geschäftsmann kann er sich leicht durch Kenntnisse auszeichnen.

(3. C.)

Die Bleistiftlinie läßt uns hier einen merklichen Unterschied der beiden Linien hauptsächlich bei dem hier schwachen Erwerbssinn erkennen.

3. gleicht mehr 1. als 2., nur daß bei 1. Schlußvermögen und Idealität stärker sind. Auch 3. ist jedenfalls (von Natur) nicht Geschäftsmann, sondern weit mehr Mann des Wissens. Vergleichungsvermögen ist hier nicht nur stärker, als Schlußvermögen und Erwerbssinn, sondern es ist auch überhaupt (im Vergleich zum ganzen Kopf) stark, weil das Vordergehirn (von der muthmaßlichen Ohrstelle an gemessen) entschieden lang ist. Um kurz 3. mit 1. zu vergleichen, würden wir sagen, daß, während Hr. A. das Talent oder den berechnenden Verstand hätte, Geschäftsmann zu sein, aber keine Neigung für diesen Beruf, Hr. C. weder großes Talent, noch Neigung für denselben hat.

(4. D.)

Die Bleistiftlinie hat hier von der Breite des Mittelkopfes einen Theil abzuschneiden, um damit den Vorderkopf, die Stirn breiter und voller zu machen.

Die mangelnde Kenntniß des Gehörgangs macht mir diesen Kopf schwer verständlich und mein Urtheil sehr unsicher. Nehme ich den Gehörgang da an, wo er mir am wahrscheinlichsten ist, ungefähr in der Mitte des Kopfes, so wäre die Stirn sehr klein (sehr kurz bei der Schmalheit) gegen den Hinterkopf, die Denkkräfte und Idealität viel schwächer, als Thätigkeitssinn und Kampfsinn. Herr D. würde dann weniger ein Mann der ruhigen Einsicht und Ueberlegung sein, der gerne Gründe anhört und sich ihnen fügt, sondern mehr ein Mann des raschen, etwas barschen Handelns, geneigt zu zürnen und zu streiten. Er würde dadurch im Umgang nicht immer rücksichtsvoll genug, nicht immer liebenswürdig erscheinen, man würde oft mehr Geduld mit ihm haben müssen, als er geneigt wäre, mit Andern zu haben. Dabei würde er wahrscheinlich sehr thätig in seinem Berufe sein, sehr gut mit seinen Denkkräften arbeiten und, wenn das Gehirn an sich groß ist, Tüchtiges leisten. Was ich eben von der auflodernden Kraft oder der bisweilen mangelhaften Liebenswürdigkeit des Hrn. D. gesagt, könnte als zu gewagt erscheinen, weil ich ja von Wohlwollen, Verehrung &c. nichts weiß. In der That könnte Herr D. sehr gut und wohlwollend, sehr ehrerbietig sein; aber dennoch bliebe ich bei meinem Urtheil stehen, daß abwechselnd mit diesen Zügen auch die von mir genannten bei ihm hervortreten würden. Der Mensch ist ja aus Widersprüchen zusammengesetzt. Neu ist nur, daß diese bisher unerklärten Widersprüche durch unsere Wissenschaft ihre Erklärung finden.

(5. E.)

Abgesehen von der Unregelmäßigkeit an der Stirn, über welche ich bei der starken Verkleinerung keine Vermuthung zu fassen

1 2 3 4

5 6 7 8

9 10 11 12

13 14 15 16

17 18 19 20

Menschenschädel.

wage, fällt die Eiform hier ziemlich mit unserem Umrisse zusammen. Keines unserer Organe erscheint als sehr stark oder sehr schwach; doch könnte das eine oder das andere durch sehr starke uns nicht bekannte Sinne besonders unterstützt werden.

Die rechte und die linke Seite eines Kopfes sind natürlich niemals ganz gleich. Hier ist die Ungleichheit eine ziemlich bedeutende. In allen solchen Fällen dürfen wir uns ein Urtheil über die Stärke der betreffenden Organe nicht erlauben.

(6. F.)

Die Eiform bietet auch mit diesem Umrisse — abgesehen von der Ungleichheit der rechten und linken Seite — nur geringe Unterschiede dar: sie schneidet an der Mitte der Stirn (Vergleichungsvermögen) etwas ab, und setzt an der Seite des Vorderkopfs (Erwerbssinn), auch links, etwas zu. Vergleichungsvermögen ist stärker als Erwerbssinn, auch als Schlußvermögen, Idealität ist nicht schwach. Herr F. ist mehr Mann des Wissens, als praktischer Geschäftsmann.

(7. G.)

Große Aehnlichkeit mit 1. Doch sind bei 1. Idealität, Thätigkeitssinn, auch wohl Kampfsinn noch stärker, treten daher wohl noch energischer auf, als bei 7. Ferner ist bei 7. Vergleichungsvermögen und Schlußvermögen ungefähr gleich stark, während bei 1. Schlußvermögen etwas stärker erscheint. Jedenfalls sind aber diese kleinen Unterschiede beider Köpfe für uns kaum von Bedeutung, denn was bei 1. stärker ist, könnte bei 7. durch Anderes, uns nicht Bekanntes, mehr unterstützt werden.

(8. H.)

Man wäre fast versucht, den Kopf umzudrehen, den Vorderkopf zum Hinterkopf zu machen. Die Stirn wäre dann ziemlich regelmäßig gewölbt und der Vorderkopf, wie er soll, schmäler, als der Hinterkopf. Unsere Bleistiftlinie hat daher viel an dem Kopf zu ändern; sie muß die flache Stirn mehr auswölben und die größere Breite des Vorderkopfes abschneiden und dem Hinterkopf zusetzen.

Schlußvermögen, berechnender Verstand, ist bei Herrn H. stärker, als Vergleichungsvermögen, Talent für wissenschaftliche Auffassungen. Erwerbssinn und Verheimlichungssinn sind beide stark; Vorsicht ist schwächer, aber sehr von Schlußvermögen und Verheimlichungssinn unterstützt. Idealität ist schwächer, als Erwerbssinn. Das Vordergehirn scheint nur kurz, also Vergleichungsvermögen nicht blos gegen Schlußvermögen, sondern überhaupt ziemlich schwach zu sein; allein weil ich leider den Gehörgang nicht kenne, so kann ich mich hier täuschen. Jedenfalls ist Herr H. mehr kluger und praktisch berechnender Geschäftsmann, als Mann des Wissens.

Ich setze hier und sonst dem Geschäftsmann den Mann der Wissenschaft, nicht den Künstler entgegen; dies nur, weil die Sinne, welche die verschiedenen Künstlertalente begründen, unserer Beurtheilung entzogen sind. Wenn z. B. bei Herrn H. Gegenstandssinn, Gestaltsinn, Farbensinn ꝛc. sehr stark wären, so könnte er ein tüchtiger Maler sein, aber doch würde mein Urtheil, daß bei ihm auch Schlußvermögen und Erwerbssinn stark sind, Geltung behalten.

(9. J.)

Die Bleistiftlinie zeigt uns den Kopf in der Mitte und nach hinten zu etwas schmal.

Die gewölbte und ziemlich breite Stirne wage ich ohne Kenntniß des Gehörganges auch lang zu nennen, so daß die Hauptstärke dieses Kopfes in der Stirn liegt. Besonders stark ist Vergleichungsvermögen, schwächer Vorsicht; auch Thätigkeits- oder Zerstörungssinn ist nicht vorragend. Wir haben hier jedenfalls einen Mann des wissenschaftlichen Talentes vor uns.

(10. K.)

Die Bleistiftlinie schneidet bei Idealität etwas ab und setzt bei Erwerbssinn etwas zu. Die Linie weiter zu führen, verbietet die Unregelmäßigkeit des Seitenkopfes.

Das breite und wohl auch lange Vordergehirn zeigt uns Hrn. K. als einen Mann der Wissenschaft und der Phantasie; vergleichungsweise schwächer ist Vorsicht.

(11. L.)

Da die geringen Unterschiede dieses Umrisses gegen den Umriß 7. in der natürlichen Größe nicht Zolle, sondern nur einige Linien betragen und daher möglicherweise nicht durch den Unterschied in der Größe der Gehirntheile, sondern durch die Unregelmäßigkeiten in der Dicke der Hirnschale verursacht sein könnten, so schließen sie jedes phrenologische Urtheil über sie gänzlich aus.

Natürlich könnte auch bei der vollständigsten Gleichheit unserer Linie der beiden Kopf- und Gehirnumrisse der Charakter der beiden Männer durch andere uns nicht bekannte Züge der allerverschiedenste sein. Daher ist es auch bei allen vorliegenden Beurtheilungen ein beengendes Gefühl für mich, daß ich schlechthin nicht weiß, wie viel oder wie wenig Bedeutung das, was ich über einen Charakter sage, für ihn hat. Meine Urtheile können anderen Zügen gegenüber so unbedeutend sein, daß ich sie bei einer ganzen phrenologischen Beurtheilung vielleicht nicht der Erwähnung werth gehalten hätte und daß der Betreffende selbst, der vielleicht viel wichtigere und bestimmtere Seiten seines Charakters kennt, Mühe hat, sich die Frage zu beantworten, ob meine Urtheile begründet seien oder nicht.

(12. M.)

Die Bleistiftlinie schneidet hier viel von Vergleichungsvermögen ab und setzt viel bei Vorsicht zu.

Vergleichungsvermögen ist das größte Organ dieses Umrisses; Schlußvermögen und besonders Vorsicht ist schwächer. Herr M. ist viel mehr ein Mann von Talent und Geist, als ein Mann des politisch berechnenden Handelns, ja er hat bisweilen Ursache, sich selbst darüber zu wundern, wie er trotz großen Scharfsinns und richtiger Einsicht in die Dinge und Verhältnisse doch oft die Folgen seiner Schritte nicht berechnet, etwas zu rasch und unbedacht handelt.

(13. N.)

Die Bleistiftlinie setzt etwas bei Schlußvermögen und noch viel mehr bei Idealität zu, schneidet dann bei Erwerbssinn, Verheimlichungssinn und Thätigkeitssinn etwas ab, um es bei Anhänglichkeit zuzusetzen.

Wo ist hier der Gehörgang? Idealität ist sehr schwach, Erwerbssinn, Verheimlichungssinn, Thätigkeitssinn sind stark. Wir haben hier keinen Mann von idealer Geistesrichtung, sondern einen Mann praktischen Strebens und Wirkens vor uns. — Ist der Kopf so klein gegen die übrigen, wie er hier erscheint? Möglich wäre es, besonders wenn er sehr hoch ist. Herr N. könnte dann immer bei kräftigem Temperament durch Einsicht und Thätigkeit etwas Tüchtiges leisten. Allein jedenfalls würde er nicht imponiren, sich Andern im Ganzen nicht überlegen zeigen.

(14. O.)

Von der Unregelmäßigkeit der rechten und linken Seite abgesehen, ist unser Umriß ziemlich eiförmig; die Bleistiftlinie schneidet bei Thätigkeitssinn ein wenig ab und setzt es bei Vorsicht zu.

(15. P.)

Die Bleistiftlinie hat hier der Seitenstirn eine weit größere Fülle zu geben und von der großen Breite des Mittel- und Hinterkopfs viel abzuschneiden.

Vergleichungsvermögen stark, Idealität merklich schwächer, Erwerbssinn und Verheimlichungssinn ziemlich stark, Thätigkeitssinn sehr stark, Kampfsinn stark. Herr P. hat bei ziemlich großem vielleicht auch wissenschaftlichem Talent und praktischer Richtung eine sehr große Thätigkeitskraft. Wenn er ein Ziel in's Auge gefaßt hat, so schaut er nicht viel rechts und links, zersplittert sich nicht (wenn nicht etwa Einheitssinn sehr schwach ist), sondern setzt alle und zwar eine sehr große und unermüdliche Kraft ein, um das Ziel zu erreichen. Herr P. muß viel zu thun haben, seine Kraft im Berufsleben ausbrauchen, sonst stellt sich innere Unruhe, Unzufriedenheit und Launenhaftigkeit, Anlage zum Jähzorn, zur Streitsucht ein. Ist dabei das Wohlwollen sehr schwach, so ist Hr. P. schroff, hart, grausam; ist es sehr stark, so ist mit dem Zug des Aufloderns und Böswerdens die größte Herzensgüte verbunden.

(16. Q.)

Die Bleistiftlinie hat hier von der Breite des vordersten Viertheils des Kopfes viel wegzunehmen, um es der Breite des hintersten Drittheils hinzuzusetzen.

Nach meinem phrenologischen Gefühl bin ich versucht, diesen Kopf liebenswürdig zu nennen. Unter allen unseren Köpfen ist diese Stirne die breiteste gegen die übrigen Kopftheile des Umrisses. Vergleichungsvermögen, Schlußvermögen, Idealität (vielleicht auch Sinn für Scherz) sind stark gegen Erwerbssinn, Verheimlichungssinn, Thätigkeitssinn, Kampfsinn. Herr Q. ist ein Mann, der Geist und Phantasie besitzt, der nicht habsüchtig oder geizig, nicht verschlossenen Charakters, nicht streitsüchtig ist, nicht zu Gewaltthat oder zu Zornausbrüchen hinneigt, bei welchem vielmehr in kleinen und großen Dingen die ruhige Einsicht die Herrschaft über die niederen Beweggründe unserer Handlungen behauptet. Andrerseits ist zu vermuthen, daß Herr Q. seine großen Geistesgaben nicht ganz so gut verwerthet, als mancher Andere es thun würde. Geist und Phantasie sind stärker, als Thatkraft; vielleicht auch zersplittert er sich etwas (es sei denn daß Einheitssinn sehr stark ist); auch der Muth, das Vorgehen gegen Hindernisse und Schwierigkeiten, dürfte wohl bisweilen etwas fehlen. Wir sehen, daß die beiden Köpfe 15 und 16 wie in der Gestalt des Umrisses, so im Charakter unter die größten Gegensätze in unsrer kleinen Versammlung gehören. Das günstige Vorurtheil, welches ich nach meinem wissenschaftlichen Gefühl für diesen Kopf gefaßt, ist natürlich bei unsrer Unkenntniß so vieler Züge vor dem wissenschaftlichen Verstand nicht gerechtfertigt.

(17. R.)

Der Umriß ist ziemlich harmonisch, etwa wie 5; doch ist die Stirne länger. Herr R. ist ein Mann des Wissens. Was ist die Unregelmäßigkeit an der Stirn?

(18. S.)

Was die Bleistiftlinie hier an dem hintersten Viertheil des Kopfes in der Breite wegnimmt, setzt sie an dem vordersten Drittheil zu.

Das Vordergehirn ist noch länger und etwas schmäler, als bei dem vorigen Umriß. Sehr groß ist der Kampfsinn. (Der Kopf behält die volle Breite, die er über dem Gehörgang hat, bis zu etwa zwei Zoll wagrecht rückwärts.) Herr S. ist ein Mann des Muthes, des Kämpfens und Streitens, er ist sehr weit entfernt, in wichtigen und unwichtigen Dingen die Ueberzeugung seines Geistes, die Wünsche seines Herzens für Ruhe und Frieden zu verkaufen. Die Art des Muthes oder des Kämpfens hängt dagegen von Anderem ab.

(19. T.)

Aehnlich dem Umrisse 11 und 7. Herr T. ist kein Mann des Erwerbes.

(20. U.)

Noch einmal ein fast eiförmiger Kopf. Die Bleistiftlinie schneidet an der breitesten Stelle, bei Vorsicht, etwas ab, um es eine Stelle weiter zurück, bei Kampfsinn, anzusetzen. Herr U. ist vorsichtig, sorglich, friedliebend, kein Mann des Kämpfens. Wahrscheinlich ist hier auch Kinderliebe stark, was ich bereits auch bei einigen andern Köpfen hätte äußern können. Aber das Urtheil ist wegen der hier häufigen Ungleichheiten des Schädelknochens nach dem bloßen, zumal so kleinen Umrisse, allzu unsicher. Aehnliches gilt von Anhänglichkeit bei einigen Köpfen. Anhänglichkeit scheint mir z. B. stark bei 3. 11. 15, etwas schwach bei 13; bei 16 scheint mir Anhänglichkeit stark neben ziemlich schwachem Kampfsinn.

Trotz aller Schwierigkeiten der mir gewordenen Aufgabe kann ich, weil die Phrenologie in ihren Wahrheiten so durchaus klar und bestimmt ist, die folgenden Urtheile mit Sicherheit aussprechen.

Vergleichungsvermögen ist (wenn der Umriß überhaupt über die obere Stirne genommen ist) groß in 2. 6. 9. 12. 15. 18; schwächer als Schlußvermögen in 8.

Schlußvermögen ist groß in 1, in 8 gegen Vergleichungsvermögen; in 16 zusammen mit Vergleichungsvermögen; klein gegen Vergleichungsvermögen in 2. 6. 12. 13. 15.

Idealität ist groß in 1, gegen Erwerbssinn in 7. 10. 11. 16. 19; klein in 4. 13.

Erwerbssinn ist (wenn die Umrißlinie, wie über die obere Stirne, so über die *Höhe* des Seitenkopfes läuft) groß in 2. 8; mittelmäßig oder schwach in 1. 3. 6. 7. 10. 11. 16. 19. (Die Linie niedriger laufend gedacht, würde statt Erwerbssinn Kunst- oder Bausinn treffen.)

Thätigkeitssinn ist groß in 1. 15, viel kleiner oder mittelmäßig in 9. 12. 16, wenn in den drei letzten Fällen die Umrißlinie nicht etwa sehr entfernt über dem Gehörgang läuft, und sich nicht über letzterem doch die starke Auswölbung wie bei 1 und 15 findet.

Kampfsinn ist groß in 18, mittelmäßig in 16 und, wenn die Linie *ganz* genau ist, in 20. —

Zum Schlusse aber erlaube ich mir, an die Herren, von deren Köpfen die Umrisse vor uns liegen, eine ergebene Bitte zu richten. Nachdem ich über die Umrisse mit der größten Mühe nur so wenige und meistentheils unsichere Urtheile aussprechen konnte, so würden mich die Herren zu vielem Danke verpflichten, wenn sie mir freundlichst gestatten wollten, ihre Köpfe zu untersuchen und von ihnen ohne Mühe viel vollständigere und bessere, weil *wissenschaftlichere* Charakterbilder zu zeichnen.

Blätter und Blüthen.

Eine Posse zum — Weinen. Wie tragisch *Ferdinand Raimund* geendet hat, er, der einst nicht blos die Zierde der Leopoldstädter Volksbühne in Wien, sondern als echter Dichter anerkannt war überall, wo seine Zauber- und Singspiele mit ihrem naturwüchsigen, immer voll aus dem Volke geschöpften Humor, mit ihrer übersprudelnden Lust und ihrem ergreifenden Leid über die Breter gegangen sind, — das hat die Gartenlaube ihren Lesern schon früher einmal (1861, Nr. 6) erzählt. Schon länger einer immer steigenden Schwermuth zur Beute, wurde er von einem unbedeutenden Ritze, den ihm die Zähne seines spielenden Haushundes beigebracht hatten, vollends in seinem geistigen Gleichgewichte gestört; er wähnte sich von einem tollen Hunde gebissen und suchte sich in der gräßlichen Angst seines Herzens mit einem Terzerolschusse zu tödten, — um erst nach acht Tage langen unsäglichen Qualen, im September 1836, seiner Verwundung zu erliegen.

Die nachstehende Anekdote, welche der Einsender einem glaubwürdigen Zeitgenossen Raimund's verdankt, knüpft an diesen schmerzlichen Ausgang eines reichen Dichter- und Künstlerlebens an und zeigt, daß die Angst, die den unglücklichen Hypochonder zur That der Verzweiflung trieb, nicht der plötzliche Ausbruch einer krankhaften Sucht, sondern eine schon *lange* gehegte fixe Idee war. Denn der Vorfall spielt schon vier oder fünf Jahre vor dem Tode des Künstlers. —

Der seiner Zeit bekannte und in komischen Episodenrollen nicht mit Unrecht beliebt gewesene Schauspieler Landner trat eines Tages in das Vorzimmer, das zu demjenigen führte, welches Raimund zur Miethe besaß. Ein kleiner alter bissiger Köter, der in der Durchgangsstube Siesta halten mochte, ward durch Landner's Eintreten aufgeschreckt und fuhr ihm heiser kneifend entgegen. Landner fand es belustigend, das dumme Thier zu immer größerer Widerspenstigkeit zu reizen, und so kam es, daß die kleine alte Bestie dem lustigen Mann zwischen und an die Beine fuhr und sich in eines derselben mit den kleinen spitzigen Zähnen dermaßen einbiß, daß nach erfolgter Untersuchung am Fuße Landner's deutlich die blutunterlaufenen Spuren des hündischen Attentats zu sehen waren.

Mürrisch hierüber trat Landner in Raimund's Stube. Schweigend setzte er sich auf einen Stuhl, und rieb sich das Bein. Raimund, am Schreibtisch arbeitend, hatte mit einem flüchtigen Blick den Eintretenden bemerkt. Es verging eine stille Pause, während welcher man nur das Kratzen von Raimund's eilender Feder hörte. Endlich brach Raimund das Stillschweigen.

„Seit wann tritt man denn bei Leuten ein, ohne zu grüßen?“ fuhr er gutmüthig aufgebracht in seinem schnarrenden Tone Landner an, schrieb aber dabei weiter.

„Versteht sich, guten Morgen wird man noch wünschen,“ erwiderte Landner murrend, „wenn man, ehe man eintritt, von wilden Bestien angefallen wird! Das ist ja eine Hyäne von einem Schooßhund!“

„Aha! hat Dich das Vieh angeknurrt? — Ist im Grund' wirklich ein impertinentes Exemplar von einem boshaften Nickel!“

„Was angeknurrt! Da macht man sich den Teufel draus. Aber gebissen hat mich das L — !“

„Gebissen!!“ entfuhr es Raimund, und mit einem Ausdrucke des Entsetzens sah er nun direct auf Landner.

„Da, schau' her,“ grollte dieser und streifte das Beinkleid auf, „da schau her, das Ding ist ganz blutig.“

Raimund war wie erstarrt. Endlich sprang er auf.

„Unverantwortlich!“ rief er. „Gebissen bist Du, und das sagst Du erst jetzt!!“

„Ja, aber es sind ja keine 10 Minuten . . .“

„O Du Ignorant! Es giebt Fälle, wo so eine Minute eine Ewigkeit ist! Weißt Du was das heißt, von einem tollen Hunde gebissen sein?“

„Ei laß mich in Ruhe! — Dieser Hund hat nicht einmal die rechte Courage dazu.“

„Nichts da! Keine Späße! Die Sache ist zu ernst.“

Dabei zog Raimund mit Heftigkeit die Klingel. Erschreckt stürzte die Magd herein.

„Eine große Flasche Wasser!“ herrschte er ihr zu, „oder noch besser, ein ganzes „Schaffel“ voll, aber augenblicklich, — es ist keine Zeit zu verlieren . . .“

Die Magd vollzog den Befehl.

„Was soll denn jetzt das Wasser hier?“ fragte Landner etwas mißtrauisch, da er Raimund's sonderbare Launenhaftigkeit schon oft kennen gelernt.

„Was das Wasser soll? Dumme Frage!“

Dabei ging Raimund nachgrübelnd und mit verschränkten Armen in der Stube auf und ab.

„Meinetwegen!“ sagte Landner, „gieb mir einen Leinwandlappen, damit ich mir kalte Ueberschläge mache, obwohl ich, auf Ehre, nur ein bischen gekratzt bin.“

„Umschläge? Das ist Nebensache. Die Hauptsache ist, daß Du das *Wasser trinkst!*“

„Ja, aber ich bin ja nicht durstig . . . .“

„Das brauchst Du auch nicht zu sein. Man muß sich so früh als möglich überzeugen, ob Du nicht schon — *wasserscheu* bist! Ich habe von einem Fall gelesen, wo die Hundswuth bei einem Menschen fünfzehn Minuten nach dem unglückseligen Biß ausbrach . . . .“

„Aber Raimund, Du bist ein Narr, laß mich in Ruh' mit Deinen Mucken . . .“

„Keine Ausflucht, Landner! Hier muß ich unerbittlich sein! Entweder Du trinkst, oder ich habe gerechten Grund, zu glauben, Du seist *wasserscheu!* Dann bleibt mir nichts übrig, als Dich hier einzusperren, armer Kerl, und bei der Polizei die schreckliche Anzeige zu machen . .!“

„Du machst Dich lächerlich, Raimund! Aber gieb her die Flasche; um Dich zu beruhigen, will ich Wasser trinken.“

„Da!“

„So. Jetzt bist Du zufrieden?“

„Du mußt *mehr* trinken, *mehr*, lieber Landner!“

„In Gottes Namen. Ich habe schon die ganze Flasche ausgetrunken.“

„So. Spürst Du gar nichts?“

„Nein, ich spüre gar nichts. Was soll ich denn auch spüren?“

„So ein gewisses Gefühl . . . so eine Neigung zum — Beißen — einen leisen Hang — es wäre gräßlich! — zum Bellen . . .“

„Na, lieber Raimund, jetzt reißt mir die Geduld! Laß mich in Ruhe. Ich will in's Kaffeehaus gehen . .“

„Nicht von der Stelle!“

„Aber, Raimund . . .!“

„Du setzest Dich nieder und trinkst *noch* Wasser!“

„Um keinen Preis der Welt! Ich bin schon wie ein Wasserfaß!“

„Siehst Du, Du scheust das Wasser . .!“

„Erlaube mir, ich werde doch nicht jetzt, nachdem ich so viel habe hinabschwemmen müssen, noch aus Passion Wasser trinken!“

„Das ist wahr, Landner. Das wäre jetzt wirklich ein zweifelhafter Maßstab zur Beurtheilung der Symptome . . .“

„Also darf ich gehen, Raimund?“

„Nein, noch nicht!“

Und wieder schritt er grübelnd auf und ab. Wieder zog er die Klingel.

„Ist Milch zu Hause?“ fuhr er die Magd an.

„Nein, Ew. Gnaden.“

„Geschwind, eine „Halbe Milch“ bei der Milchfrau drüben holen! Nur schnell. Ich bezahle das Dreifache.“

Die verlangte Quantität Milch wurde gebracht.

„Da, guter lieber Landner, trinke die Milch aus . . .“

„Aber zum Kukuk, warum soll ich denn jetzt wieder auf einmal Milch trinken?“

„Das verstehst Du nicht! Milch ist ein bekanntes Gegengift gegen die meisten Gifte, vielleicht auch gegen das Gift eines tollen Hundes. Wer weiß es? Vielleicht ist's gut, und schaden kann's nicht.“

„Aber ich bitte Dich, jetzt Milch auf so viel Wasser — !“

„Landner, hier giebt's keine Widersetzlichkeit! Also Du trinkst!“

„Die ganze Milch . . . .?“

„Die ganze Milch!“

Landner trank die Milch aus, denn er wußte, daß mit Raimund, wenn er einmal excentrisch war, nicht zu spaßen sei. Nach und nach war Raimund über Landner beruhigt. Dieser aber mußte einige Tage die unausbleiblichen, zum Glück nicht gefährlichen Folgen der heroischen Cur leiden, welcher ihn die Besorgniß und übermäßige Vorsicht seines Freundes unterwarf!

Man kann sich kaum des Lachens enthalten über das Komische dieser Scene, — und doch, welche bittere Tragik spricht aus dem Ganzen!

Deutsche Gespräche von D. F. Strauß. Die von Berth. Auerbach unter dem Titel „Deutsche Blätter“ herausgegebene Beigabe zur Gartenlaube enthält in den letzten Nummern eine fortlaufende Reihe politischer Gespräche von D. F. Strauß, dem Verfasser des „Leben Jesu“, die den großen und klaren Denker in einer ganz neuen Weise zeigen. Wir glauben unsere Leser zu Dank zu verpflichten, wenn wir sie darauf besonders aufmerksam machen.

Hermann Marggraff, der Dichter des „Täubchens von Amsterdam“, der Kritiker des „Blattes für literarische Unterhaltung“, der Mitbegründer der „Schillerstiftung“ und einer der besten Menschen, ist am Donnerstag, den 11. Februar, erst 54 Jahre alt, in Leipzig gestorben.

Die Verdienste Marggraff's um unsere Literatur sind erst in jüngster Zeit, nachdem auch er von der Schillerstiftung eines Ehrensoldes gewürdigt worden, zu öffentlicher Anerkennung gekommen. Die Arbeit des Kritikers ist stets die undankbarste. Wer zählte die Stunden der Nacht, welche Marggraff am Pulte mit Lesen und Prüfen und Nachdenken zubrachte, um als Resultat dieser Arbeit die wenigen Zeilen niederzuschreiben, in denen er dann sein stets gediegenes Urtheil aussprach! Und wie gerecht und mild ist stets dieses Urtheil gewesen, wie ernst und edel stets die Form, in der er es gab!

Aber beglückt hat diese Thätigkeit ihn nicht. Hermann Marggraff war durch und durch Dichter. Zum eigenen Schaffen drängte ihn fortwährend Geist und Herz. Es würde die gerechteste Genugthuung für den lieben Todten sein, wenn eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen das Doppelte bewirkte, dem Dichter die verdiente Ehre im deutschen Volk und seinen Lieben den Lohn zu sichern, den der Vater nicht zu gewinnen vermochte.

Zur Beachtung. Nachdem die Nummer schon geschlossen, geht uns der erste Bericht unseres Specialcorrespondenten aus Schleswig zu. Wir sind daher nicht im Stande, den Artikel heute noch zum Abdruck zu bringen, sondern müssen dies für die nächste Nummer versparen. D. Red.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen ferner bei mir ein: 3 Thlr. 10 Ngr., Naturwissenschaftlicher Verein in Oberoderwitz — 3 Thlr. 2½ Ngr., ges. auf dem Königsball der Schützengesellschaft in Mutzschen — 2 fl. 30 kr., ges. bei einer kleinen Punschgesellschaft am Faschingsonntag in Wien — 4 Thlr. 10 Ngr., mehrere Mitglieder der uniformirten Schützen in Lößnitz — 1 Thlr. 15 Ngr., ges. in Eydorf bei Roßwein durch R. S. — 2 Thlr., ges. bei einer heitern Abendgesellschaft in Nienburg a. Saale — 3 Thlr. 11 Ngr. 3 Pfg., ges. von den Stammgästen im deutschen Hause zu Chemnitz — 4 Thlr. 5 Ngr., ges. bei einem 50jährigen Gesellenjubiläum der Schuhmacherinnung in Bautzen — 3 Thlr. 20 Ngr., ges. bei dem Stiftungsfeste der Bürgerharmonie in Meerane durch A. L. G. D — 15 Thlr., Ertrag eines Concerts und laufende Beiträge der Mitglieder des Nationalvereins in Spremberg durch Kr—r. B—n — 2 Thlr. 20 Ngr. (10 Franken), zwei Schweizerinnen in Zürich mit dem Motto: „Nur muthig vorwärts, ihr deutschen Brüder“ — 6 Thlr., ges. am 2. Februar auf dem C. G.-Balle in Bautzen — 2 Thlr. 10 Ngr., „Eine Feder vom deutschen Reichsadler“ — 2 Thlr. 23 Ngr. 4 Pfg., Ertrag einer Sammlung bei einem Vergnügen des Turnvereins in Stollberg bei Chemnitz durch Carl Gerlach — 5 Thlr., ges. bei einer geselligen Abendunterhaltung des Gesangvereins Concordia in Altenburg — 7 Thlr. 5 Pfg., aus Niederrossau bei Mittweida — 2 Thlr. 15 Ngr., ges. beim Karpfenschmaus in Scheraberg — 2 Thlr. 14 Ngr. 3 Pfg., bei einer Hochzeit in Mittweida, ges. durch F. R. und B. K. mit dem Motto: „Das schönste Gut auf Erden ist — der Bedrängten Helfer werden“ — 7 Thlr. 2½ Ngr., ges. beim Stiftungsfeste des Gesangvereins in Machern — 10 Thlr., von A. Hr. u. F. H. in Korinn, Gouvernement Kiew — 3 Thlr., Ertrag einer Sammlung bei einem Kränzchen in Freiberg — 50 fl. östr. W., Theilerträgniß des Handlungsballes in Troppau am 26. Januar d. J. — 7 Thlr. 1 Ngr., ges. beim Stiftungsfeste der Lösch- und Rettungscompagnie des Männerturnvereins in Crimmitzschau — 3 Thlr. 4 Ngr., vom Spinnerverein in Crimmitzschau — 20 Ngr., von einem Beamten in Crimmitzschau — 3 Thlr. B. H. in Leipzig — 1 Thlr. Robert Wollmann in Strehla a. Elbe — 20 Thlr. 7 Ngr., die Schüler des Gymnasiums zu Zittau — 6 Thlr, ein Mädchenkranz in Bautzen — 5 Thlr. 25 Ngr., ges. während der Weihnachtsfeiertage in Schönbrunn i. V. — 25 Thlr., eine Kegelgesellschaft in Leipzig durch H. H. — 15 Thlr., ges. bei einem Concerte in Ziegel's Hotel in Eibenstock — 1 Thlr. A. — 1 Thlr. aus Roda — 5 Thlr. G. F. in Burgstädt mit dem Motto: „Worte sind Wünsche, That bringt Hülfe“ — 1 Thlr. 15 Ngr., Rest einer Sammlung des Buchhändlergehülfenvereins in Leipzig — 3 Thlr. 10 Ngr., ges. bei einer kleinen Geburtstagsfeier in Reudnitz, „nach Kräften“ — 7 Thlr. 20 Ngr., die Obertertia des Gymnasiums in Weimar — 1 Thlr. 9 Ngr., ein kleiner Kreis gemüthlicher Zecher in der Liske'schen Bierstube zu Löbau — 4 Thlr. 11 Ngr., ges. bei einer Abendunterhaltung der Sonntagsschüler Abtheilung A. in Meerane — 4 Thlr., ges. bei dem Stiftungsfeste der Harmonie in Walddorf bei Eibau — 21 Thlr., ges. am Sylvesterabende in einer fröhlichen Gesellschaft in St. Petersburg durch E. E. — 4 Thlr. 10 Ngr., ges. bei einem Gesangvereinsconcerte in Pöhla im Obererzgebirge — 2 Thlr. 6 Ngr., einige Mitglieder des landw. Vereins für Weida und Umgegend — 4 Ngr. ein deutscher Citherspieler — 11 Thlr. 16½ Ngr. beim Ball des Geselligkeitsvereins in Pristewitz — 2 Thlr. Amtmann Roßberg in Sauslitz — 20 Thlr., Ertrag einer Abendunterhaltung des Gesangvereins Eintracht in Oelsnitz i. V. mit dem Motto: „Euere Rettung unsere Losung!“ — 2 Thlr., eine fröhliche Cerevisgesellschaft zu Lindenbruch bei Schwaan — 12 Thlr. 20 Ngr., ges. bei dem Stiftungsfeste des Gewerb- und Sonntagsschulvereins zu Olbernhau — 30 Thlr. in einem Sichtwechsel auf Berlin, Weihnachtsgabe von deutschen Frauen und Männern in Livland — 1 Thlr. 21½ Ngr., „Schwarze Dame“ von Malchin in Mecklenburg — 1 Thlr. Actuar Sommer in Blankenburg bei Rudolstadt — 6 Thlr., ges. bei dem Stiftungsfeste des Gesangvereins zu Hartha bei Waldheim — 6 Thlr., die Secundaner des Gymnasiums zu Arnstadt — 2 Thlr., einige Jünglinge und Bewohner von Breitenborn bei Rochlitz, ges. in der Janicaud'schen Schenke daselbst — 2 Thlr. 17½ Ngr., ges. bei dem Stiftungsfeste des Gesangvereins „Asträa“ in Leipzig — 2 Thlr. 22½ Ngr., ges. bei einem Balle der Sänger des Allgem. Turnvereins zu Kändler — 6 Thlr. Gesellschaft „Eintracht“ in Greiz — 1 Thlr. C. St. in R. — 20 Ngr. von einer Kindermaskerade in . . . . . — 2 Thlr. 26 Ngr. beim Abschiede eines Freundes, ges. auf der Verwalterstube in Güntheritz — 1 Thlr., einige Formenstecher in Greiz — 5 Thlr., ges. bei dem Stiftungsfeste des ökon. Vereins in Noßwitz bei Rochlitz — 8 Thlr. 22½ Ngr., Erlös der bei der Erinnerungsfeier der Leipziger Schlacht in Lugau im Erzgebirge versteigerten Decorationsgegenstände — 2 Thlr. 15 Ngr., Erlös für verkaufte Schleswig-Holsteinlieder aus Lugau im Erzgebirge — 7 Thlr. 6 Ngr., Betrag einer Sammlung beim Stiftungsfeste des geselligen Vereins in Roßwein — 1 Thlr. aus D. bei Belgern — 2 Thlr. von der Freitagsgesellschaft in Döbern bei Muskau — 12 Thlr. vom Gewerbe- und Leseverein in Wolkenstein —
10 Ngr. von vier armen Leipziger Knaben, Erlös der für das Eisbahnkehren erhaltenen kleinen Gaben. (Ein Hoch auf diese braven Jungen!) — 4 Thlr. 4 Ngr. 2 Pf., ges. unter deutschen Frauen und Jungfrauen in Leipzig von einer deutschen Frau — 4 Thlr., ges. in einer lustigen Gesellschaft im Gasthaus zur Stadt Bremen in Waldheim — 1 Thlr., ges. in einer fidelen Gesellschaft in der Bremse zu Waldheim — 5 Thlr., von der Gesellschaft Union in Eibenstock — 2 Thlr. 22 Ngr. vom Schützenball in Wurzbach, ges. durch C. Sp. — 4 Thlr. vom Bürgerverein in Döbeln — 16 Thlr. vom Scatverein zu Wolkenburg — 63 Thlr., Ertrag einer von Frauen und Jungfrauen veranstalteten Verloosung weiblicher Arbeiten, aus Wöhl im Großherzogthum Hessen — 100 fl. rhein., aus dem obern Schwarzathale, Neuwerk und Katzhütte in Thüringen — 12 Thlr., von der Gesellschaft „Freundschaft“ in Eibenstock — 1 Thlr., beim Einziehen einer Rechnung der Frau K. — 10 Thlr., Ergebniß einer theatralischen Vorstellung zu Triptis — 3 Thlr. 15 Ngr., ges. beim Turnerkränzchen in Mügeln — 2 Thlr. J. T. F. — 5 Thlr., ges. bei einem Kränzchen der Gesellschaft „Arion“ in Waldheim durch E. R. F. — 10 Thlr., eine deutsche Frau, mit dem Motto: „Wenn Jeder nach Kräften hilft, wird die Noth deutscher Brüder bald ein Ende nehmen“ — 4 Thlr. 5 Ngr., Ertrag einer in der Abendgesellschaft zu Plagwitz verloosten Flasche Tokayer — 2 Thlr. 5 Ngr., ges. in der Mittagsgesellschaft der Bierhalle in Bautzen — 1 Thlr. 15 Ngr., ges. im Sängerkranze auf dem Meisterhause zu Sebnitz — 16 Thlr. und 20 fl. österr., von einigen deutschen Professoren in Lemberg — 1 fl. österr. in Silber, von einem alten Schwaben in Lemberg — 20 Thlr., Erlös einer Versteigerung im heitern Kreise der Leipziger Liedertafel — 11 Thlr., ges. beim Stiftungsfeste des 1. Vereins in Grünhaynichen — 1 Thlr. C. S. — 45 fl. österr., zehn deutsche Gymnasiasten in Prag — 18 fl. österr., Ertrag einer Sammlung in der Himmelsleiter zu Teplitz — 27 Ngr. 6 Pf., ges. bei einer Taufe in Zwickau — 3 Thlr., August vom Hofe in Neuwied — 1 Thlr. Strafgelder eines Leseabends in Heidelberg, durch A. E. — 7 Thlr. 10½ Ngr., ges. bei einem Vereinsvergnügen in Trößnitz im Herzogthume S.-Altenburg — 2 Thlr. 12½ Ngr., mehrere Schüler der ersten Knabenclasse der höheren Bürgerschule in Chemnitz — 13 Thlr. 20 Ngr., ges. beim Stiftungsfeste der Liedertafel in Grimma — 17 Thlr. Spielgewinn — 8 Thlr. 20 Ngr. vom Gesangverein „Zöllner-Verein“ in Leipzig, durch H. H—g. — 7 Thlr. 20 Ngr., ges. am Schluß einer Bierprobe in Annaberg — 22 Ngr., ges. bei einem Gesangvereinskränzchen in Schönefeld — 203 fl. österr., erste Sammlung des Schleswig-Holstein-Comité's in Aussig.

Nach einer Bekanntmachung des Feldmarschalls von Wrangel vom 7. Februar d. J. sollen alle jene Schleswigschen Beamten, welche an der Proclamirung ihres allein rechtmäßigen Herzogs, Friedrich VIII., oder überhaupt an politischen Demonstrationen Theil genommen haben, welche einer andern Richtung galten, als der von den beiden kriegführenden deutschen Großmächten befolgten, sofort aus ihren Stellen entfernt werden. Es dürfte mithin leider der Augenblick nahe genug sein, wo wieder eine Menge der wackersten Patrioten der energischen Hülfe ihrer deutschen Brüder bedürfen.

Ernst Keil.

Namen der Männer, deren Schädelumrisse unsere Abbildung darstellt:

1. Schulze-Delitzsch. (Einige der Hauptseiten im Charakter des großen Volksmanns recht treffend charakterisirt.) — 2. Professor Bock. (Verheimlichungssinn? „Auf Erwerb bedacht?“ Seine vielen Patienten wollen nichts davon bemerkt haben!) — 3. Karl Gutzkow. — 4. Julius Faucher, Mitglied der preußischen zweiten Kammer. — 5. Friedrich Gerstäcker. — 6. Dr. Joseph, der frühere Präsident der sächsischen zweiten Kammer. (Kein praktischer Geschäftsmann? Ziemlich fehlgeschossen, Herr Scheve!) — 7. Professor Roßmäßler. — 8. Max Wirth, der bekannte Nationalökonom. (Erwerbssinn? Verheimlichungssinn stark? Will nicht recht zutreffen!) — 9. von der Pfordten. (Vorsicht schwach? Was meint der Würzburger Diplomat dazu?) — 10. Professor Dr. v. Wächter. (Mann der Phantasie? Verträgt sich das mit dem Corpus juris, mit Pandecten und Institutionen?) — 11. Hofrath Professor Albrecht, einer der Göttinger Sieben. — 12. Minister von Falkenstein in Dresden. — 13. Tichatschek. (Andern im Ganzen nicht überlegen? Wird dem berühmten Tenor nicht in den Kopf wollen!) — 14. Schauspieler v. Fielitz in Leipzig. — 15. Adolf Böttger. (Idealität schwächer, Erwerbssinn ziemlich stark, praktische Richtung? Und bei Alledem ein deutscher Dichter??) — 16. Roderich Benedix. (Wir protestiren nicht gegen die „Liebenswürdigkeit“ dieses Kopfes.) — 17. von der Tann. (Ein Mann des Wissens? Vielleicht steckt seine Wissenschaft in der Scheide seines Säbels!) — 18. Oberconsistorialpräsident v. Harleß in München. (Ja wohl, Kampfsinn, der Kampfsinn der „Ecclesia militans.“) — 19. Hofconditor Stadtrath W. Felsche in Leipzig. (Kein Mann des Erwerbes? Welcher Sinn hat alsdann die großartigen Etablissements und Häuserbauten des Hrn. F. verschuldet?) — 20. Dr. Arthur Lutze in Cöthen. (Wo bleibt hier „der Mann des Wissens,“ der große „Wunderheilkünstler“?)

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 9. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von **Otto Ruppius.**

(Fortsetzung.)

„Sie sprachen von unserem Gaste," empfing Eugenie den Hereintretenden halblaut; „wissen Sie wohl, daß ich mich für diesen Unbekannten schon lebendig interessire?"

„Ich habe schon durch Ihr Aeußeres, Fräulein, eine Ahnung davon erhalten!" erwiderte Gruber, während ein dunkler Schatten über sein Gesicht ging; „ich kann mir auch denken, daß für Manche das Fremde einen Reiz hat, der das Alltägliche, so treu es auch gewesen sein mag, ganz vergessen läßt."

„Nun warum nicht?" lachte sie gedämpft, „die Menschen haben voriges Jahr alle nur nach den Kometen gesehen und die guten alten Sterne darüber vergessen —"

„Und wenn nun so etwas Vergessenes nicht einmal ein Stern ist!" unterbrach er sie.

Einen kurzen Moment färbten sich ihre Wangen höher. „Ach, werden Sie nicht langweilig, Herr Gruber," sagte sie rasch, „Sie waren eben noch so interessant, als Sie mit Papa sprachen!"

Er blickte zwei Secunden lang in ihr ausweichendes Auge. „Es ist nun eben langweilig, das Alltägliche, Fräulein," entgegnete er, sich aus seiner geneigten Stellung aufrichtend, „ich werde Sie also von dem Kometen unterhalten. Wünschen Sie eine genaue Beschreibung seines Fracks und der Weise, wie er seine Cravatte knüpft?"

„Nun werden Sie unausstehlich!" versetzte sie, sich hastig erhebend und nach dem zweiten Fenster tretend. Gruber's sichtliche Zweifel über sein nächstes Verhalten aber wurden durch das rasche Oeffnen der Thür unterbrochen. „Herr Mazon!" meldete Weidmann's Stimme. Hellmuth hielt seinen Schritt an und hob rasch den Kopf, während Eugenie, als wolle sie jetzt ihr vorher angedeutetes Interesse deutlich bethätigen, ihr Gesicht hastig der Thür zudrehte, in welcher in diesem Augenblicke die nur mittelgroße, feingegliederte Gestalt des Erwarteten erschien.

Rasch eintretend, schritt er auf den dastehenden Hausherrn zu, sich mit einem halb fragenden: „Herr Hellmuth?" leicht verbeugend. Der Genannte hatte beim ersten Erblicken des Gastes einen großen, forschenden Blick in dessen Züge geworfen und war einen Schein bleicher geworden, streckte ihm dann aber plötzlich, mit einer fast herzlichen Bewegung, die Hand entgegen. „Herr Mazon, seien Sie willkommen," sagte er; „ich hatte nur gewünscht, daß Sie sofort bei Ihrer Ankunft mein Haus aufgesucht hätten!"

„Herr Hellmuth, ich weiß kaum, wie ich zu so viel Freundlichkeit komme."

„Lassen wir die höflichen Phrasen, Herr Mazon, und versuchen Sie, es sich in unserm kleinen Familienkreise behaglich zu machen! Hier ist vorläufig meine Tochter Eugenie, und hier Herr Gruber, mein geschäftlicher Vertrauensmann, aber fast auch ein Stück der Familie."

Der Gast war auf das sich erhebende Mädchen zugeschritten, heftete aber, wie überrascht von ihrer Schönheit, erst einen langen Blick in ihre Züge, ehe er sich verbeugte. „Fräulein Hellmuth, ich würde sehr glücklich sein, wenn ich bei Ihnen auf einen eben so freundlichen Empfang als bei Ihrem Herrn Vater rechnen dürfte!" sagte er, und vor seinem glänzenden Auge, wie vor seinem eigenthümlich freien Herantreten schien sie fast ihre gewöhnliche Sicherheit zu verlieren. „Papa weiß," erwiderte sie nur halblaut, während ein tieferes Roth in ihre Wangen trat, „daß, wer ihm willkommen, es auch uns ist!"

Gruber hatte mit einem peinlichen Gefühle den Eindruck wahrgenommen, welchen schon bei diesem ersten Blicke Beide auf einander zu machen schienen, und vermochte nur mit aller Selbstüberwindung den Gast, der ihm mit den herzlichen Worten: „Wir sind ja bereits Bekannte und bedürfen also keiner weiteren Redensarten!" die Hand reichte, freundlich zu begrüßen. Ein Blick nach dem Mädchen, welches ihren Platz wieder eingenommen, aber wie absichtlich das Gesicht von ihm abgewandt hielt, erhöhte seinen innern Druck noch, und erst als der Principal den Fremden nach einem Fauteuil geführt hatte und ein Gespräch einleitete, wurde seine ganze Aufmerksamkeit nach dieser Richtung hingelenkt.

„Mir ist es, Herr Mazon, als sollten auch wir bereits Bekannte sein," hatte Hellmuth, sich auf dem eingenommenen Sitze zurücklehnend und die Augen auf den Angeredeten richtend, begonnen; „der erste Blick in Ihr Gesicht, welches fast Zug für Zug das Ihres Vaters in seinen jüngeren Jahren ist, hatte mich sofort darüber belehrt, wenn auch mein [illegible] Buchhalter Meier meinem Gedächtnisse nicht mit andern Notizen zu Hülfe gekommen wäre. — Meinen Sie nicht auch?" fuhr er mit einem seltsamen Lächeln fort. „Ich hätte es für ein wirkliches Zeichen freundlicher Gesinnung genommen, wenn Sie den einzigen Bekannten, den Sie ja wohl noch in der Stadt besitzen, nicht drei Tage auf Ihren Besuch hätten warten lassen!"

Der junge Mann hatte diese Anrede nicht erwartet, dies zeigte sich in seinen Zügen. „Verlassen Sie sich darauf, Herr Hellmuth," erwiderte er mit eigenthümlichem Ernste, „daß ich unter so freundlichen Gesinnungen für Ihr Haus hierher gekommen bin, wie sie nur bestehen konnten!"

„O bitte, Herr Maçon, ich sprach nicht von meinem Hause, sondern von mir als Menschen und Freund Ihres Vaters," gab der Geschäftsherr mit einem so ruhigen Lächeln zurück, daß wohl nur Gruber's aufmerksamer Blick die leichte zuckende Bewegung zwischen den Augen des Sprechenden wahrnahm; „ich hatte Sie in meiner Familie bereits als einen Gast angekündigt, an welchen mich ältere Beziehungen knüpfen, und so wollte ich mich auch jetzt nur über einen mir noch unklaren Umstand unterrichten, damit sodann nichts Fremdes mehr zwischen uns liegt. War nicht der eigentliche Name Ihrer Familie ein deutscher, Herr Maçon?"

„Ich bitte um Entschuldigung," war die rasche Erwiderung, „unsere gesammte Familie ist französischen Blutes, und nur mein Vater hatte sich aus bestimmten Gründen, die Ihnen kaum unbekannt sein werden, einen Paß auf den deutschen Namen „Maurer" zu verschaffen gewußt, als er hier seinen Wohnsitz nahm und Ihre Bekanntschaft machte!"

Hellmuth nickte, als seien erst jetzt wieder bestimmte Erinnerungen in seinem Gedächtnisse geweckt worden. „Und wo lebt jetzt Ihr Vater? wie geht es ihm?" fragte er, mit dem Ausdrucke reger Theilnahme. „Es ist seltsam, daß man von einem so nahe Verbundenen in länger als zwanzig Jahren nicht eine einzige Nachricht hat erhalten können!"

Das Auge des Gastes sah einen Moment forschend in die Züge des Hausherrn, als vermöge er diese unwandelbare Ruhe derselben nicht zu verstehen. „Es ist ziemlich einfach, weshalb mein Vater nichts wieder von sich hören lassen konnte," entgegnete er nach einer kurzen Pause, „indessen —" setzte er mit einem raschen Blicke nach dem Mädchen, welches in sichtlichem Interesse dem Gespräche folgte, hinzu, „finden wir wohl eine gelegenere Zeit für Mittheilungen dieser Art. Jetzt ist mein Vater todt. Ich bin jedoch von allen seinen Beziehungen zu Ihrem Hause vollständig unterrichtet!"

„Todt also! darauf mußte ich nach dieser langen Zeit allerdings vorbereitet sein," nickte Hellmuth, „von dem Letzteren aber war ich überzeugt, schon als ich Ihre Ankunft erfuhr, und wie gesagt — doch wir werden uns ja öfter sehen," unterbrach er sich, als sich in diesem Augenblicke die Flügelthüren zu dem anstoßenden Zimmer öffneten, und streckte dem Gaste lebhaft die Hand entgegen, „vorläufig bitte ich Sie nur, meine Familie und mein Haus völlig als die Ihren zu betrachten — und so wollen Sie jetzt mit unserem Mahle vorlieb nehmen!"

Der junge Mann hatte, dem Hausherrn nach, mit einem sich rasch aufklärenden Gesichte seinen Sitz verlassen, als sei die Last eines unzeitigen Gespräches von ihm genommen worden; kaum aber deutete Jener nach dem offenen Speisezimmer, als er mit den Worten „Sie erlauben mir doch, Herr Hellmuth?" der sich erhebenden Eugenie zuschritt und dieser fast mit der Sicherheit eines längst Bekannten den Arm bot. „Ihr Herr Vater befiehlt, daß ich mich zur Familie rechnen soll, und Sie haben ja seinen Wünschen schon im Voraus zugestimmt!" sagte er, seine zwanglose Weise entschuldigend und das Mädchen davonführend, und Gruber hätte ihn um der Sicherheit und Leichtigkeit seines Auftretens willen hassen können. Er fühlte, daß Jener spielend zu erobern vermöge, was seinem eigenen Wesen trotz der günstigsten Verhältnisse noch unerreichbar geblieben.

Am obern Ende des ovalen reich besetzten Tisches im Speisezimmer stand Anna, die aufwartende Dienerin hinter sich, in Erwartung der Eintretenden, und ihre feinen Züge voll durchsichtiger Blässe schienen beim Erblicken des Gastes noch bleicher zu werden.

„Erlauben Sie mir, Sie auch meiner zweiten Tochter Anna zuzuführen!" sagte Hellmuth, Maçon's Arm leicht berührend, und über das Gesicht des Aufsehenden flammte es beim Erblicken der Dastehenden wie ein heller Blitz. Mit einer raschen höflichen Verbeugung löste er sich von seiner Begleiterin und folgte dem Hausherrn.

„Herr Maçon, Anna, dessen Anwesenheit wir erwarteten!" sagte der Vater leicht, sich nach dem zögernd eintretenden Gruber wendend; der Gast aber sah flüchtig lächelnd, wie in einer Regung von Humor, in die großen, dunkelblauen Augen vor sich und fragte dann mit einer unwillkürlich gedämpften Stimme: „Muß ich mich erst noch specieller vorstellen, Fräulein Hellmuth?"

„Ich wüßte nicht, Herr Maçon, daß der Vater etwas darin übersehen hätte!" erwiderte sie im Tone der Zurückweisung. Einen Augenblick schwieg er halb betroffen, dann verbeugte er sich respectvoll und sagte: „Sie haben ganz über mich zu befehlen, Fräulein!"

„Nehmen Sie nur gleich hier Ihren Platz!" rief Hellmuth, als der junge Mann zurücktreten wollte, und wies diesem den Stuhl zwischen Eugenie's Sitze und dem, welchen Anna einzunehmen im Begriff stand, an. Am untern Ende des Tisches ließ sich Gruber soeben nieder, während Hellmuth seinen Platz dem Gaste gegenüber wählte und damit die Runde schloß.

„Ich gestehe, daß ein deutscher Familienkreis etwas wunderbar Ansprechendes hat für einen unstäten Menschen, wie ich es in der letzten Zeit gewesen bin," begann Maçon, sich niederlassend, „wie ein Hafen zum Ausruhen, dessen Bedürfniß man erst beim Erblicken recht lebhaft fühlt."

„Gut, so laufen Sie irgendwo ein, oder schaffen Sie sich selbst Ihren ruhigen Platz," versetzte Hellmuth mit einem eigenthümlichen Lächeln, „wer wehrt's Ihnen denn?"

„Sie reden wohl so," lachte der Gast, „zum Einlaufen aber fragt sich's, ob nicht jede leere Stelle schon versagt ist — meinen Sie nicht auch so, Fräulein?" wandte er sich in einem Tone, in dem es fast wie eine bestimmte Beziehung klang, an Eugenie, „und bedarf es zum Selbstschaffen nicht auch noch anderer williger Elemente?"

Gruber hatte bei dem ersten Worte des Sprechenden den Kopf beobachtend nach Eugenie's Gesichte gehoben, hatte ihren Augen begegnet, die auf ihm geruht zu haben schienen, sich aber jetzt rasch nach dem Gaste richteten, als solle damit jeder Deutung ihres Blicks vorgebeugt werden; der junge Kaufmann sah, wie das Mädchen unter der plötzlichen Frage Maçon's erröthete und sichtlich einer leichten Verwirrung sich erwehren mußte, und mit einem herben Zuge um seinen Mund, der von einem gewonnenen Entschlusse zu reden schien, blickte er auf seinen Teller nieder.

„Ich denke, Sie stellen sich die Schwierigkeiten größer vor, als sie existiren," sagte Hellmuth, seine Serviette ausbreitend, „Sie kommen freilich von Ihrer Insel, wo schwarzes Volk und Gewürze die einzigen Hauptsachen sind, und deutsches Leben ist Ihnen fremd geworden!"

„Es mag so sein, aber lassen Sie nur meiner Insel, trotz des schwarzen Volkes, ihre Ehre," war die Erwiderung, „wir liefern zu den nüchternen Erzeugnissen kälterer Länder die pikante Würze, und das Pikante ist doch die eigentliche Seele im Leben. Geben Sie mir nicht Recht, Fräulein?" wandte er sich plötzlich an Anna, welche soeben die Vertheilung der Suppe beendet hatte.

„Ich liebe diese fremden Gewürze, die sich schon in der kleinsten Quantität so zudringlich machen und oft den reinen Geschmack ganz verdrängen, nicht sonderlich," antwortete die Angeredete trocken, „mein Geschmack ist ein ehrliches Salz, in den Speisen, wie im Leben!"

„Haben Sie aber in diesem Augenblicke nicht gesalzen und gewürzt, Fräulein?" fragte Maçon mit durchklingendem Humor.

„Ich denke, der Geschmack unseres deutschen Salzes ist Ihnen nur fremd!" versetzte sie ruhig.

„Das wird es sein!" neigte der Fremde lächelnd den Kopf, sich seinem Teller zuwendend.

Zwischen Hellmuth's Augen stand sichtlich eine Frage in Bezug auf diesen kurzen eigenthümlichen Wortaustausch, der kaum einer ersten Begegnung entsprach, ohne daß er ihr doch eine Fassung geben zu können schien. Er griff endlich nach einer der Weinflaschen und begann die Gläser zu füllen. „Ueber Geschmackssachen läßt sich nicht streiten, Herr Maçon," sagte er, „und unsere Anna hat darin immer ihre besondere Richtung verfolgt; lassen Sie uns darauf anstoßen, daß Sie sich trotz alles verschiedenen Geschmacks bald wieder völlig bei uns acclimatisiren!"

Der Gast hatte sein Glas bereitwillig mit dem des Hausherrn zusammenklingen lassen und sich dann nach seiner Nachbarin Eugenie gebogen. „Und Sie stimmen ebenfalls dem Toaste zu, Fräulein?" fragte er.

In diesem Momente erhob sich Gruber rasch. „Ich glaube, Willmann verlangt nach mir, ich werde schnell sehen, was etwa nöthig ist!" sagte er und verließ mit einer kurzen Verbeugung das Zimmer.

Hellmuth horchte auf, warf dann aber ein „Keinesfalls etwas von Bedeutung!" hin. Indessen schien mit dem letzten Trinkspruche fast Alles gesagt worden zu sein, was einen gemeinsamen Gesprächsgegenstand hätte abgeben können; Hellmuth war zwar augenscheinlich bemüht, durch einzelne Bemerkungen und Fragen eine eingehende Aeußerung des Gastes herauszufordern, und dieser ließ auch nicht auf sich warten, in lebendiger Weise seine neuen Eindrücke in Deutsch

land oder Schilderungen aus seiner Insel-Heimath zu geben; es war aber Alles fühlbar eine nur durch gegenseitige Höflichkeit gemachte Unterhaltung, zwischen welcher ein Etwas stand, das keine offene Annäherung dulden wollte. Die Mädchen schwiegen, wenn nicht Eugenie, welcher sich der Gast mit Vorliebe zuzuwenden schien, von diesem zu einer kurzen Antwort in's Gespräch gezogen ward, und oft traten Pausen ein, in welchen nur das Klappern der Teller in den Händen der Dienerin und das Walten Anna's, welche die Stelle der Hausfrau versah, hörbar wurde. Dazu schien Hellmuth, je länger Gruber's Abwesenheit dauerte, jemehr einer stillen Unruhe zu verfallen, und als endlich das Dessert, kaum von einem der Anwesenden berührt, herumgereicht war, sagte der Hausherr sich erhebend: „Ich denke, wir trinken den Kaffee im Vorderzimmer, und Du, Eugenie, giebst unserm Gaste ein Stückchen deutscher Musik, während ich einen Blick in's Geschäft hinunter thue! Werden Sie mich einen Augenblick entschuldigen, Herr Maçon?"

„Fräulein Eugenie wird mich ganz glücklich machen, ich bin ein leidenschaftlicher Musikfreund!" erwiderte Maçon sich den Damen nach erhebend, und Hellmuth faßte mit einem Nicken der Befriedigung die Hand seiner Tochter. „So komm, Kind, ich werde Dir den Flügel öffnen, und nun zeige was Du kannst!"

Maçon war den beiden Vorangehenden einen Schritt nachgetreten, wandte sich aber, als die Dienerin in diesem Augenblicke das Zimmer verließ, plötzlich nach der zurückgebliebenen Anna.

„Fräulein," sagte er halblaut, und sein Auge ruhte groß und fest in dem ihren, „Sie frugen mich einmal, ob Sie mich beleidigt hätten; ich mißverstand Ihr damaliges Wesen, da ich keinen Begriff von Ihrer Stellung in der Welt hatte — jetzt möchte ich Sie fragen: habe ich Sie mit etwas beleidigt, oder haben Sie wirklich nur den einen deutsch-bürgerlichen Maßstab zur Beurtheilung aller Menschen?"

Sie wechselte flüchtig die Farbe, ohne das Auge zu senken. „Meine Schwester erwartet Sie, Herr Maçon!" sprach sie dann in dem ihr eigenen tiefen Klange der Stimme.

„Sie haben Recht — aber ich werde mir zu gelegener Zeit Ihre Antwort erbitten, Fräulein, sollte ich auch noch einmal als zudringliches Gewürz gekennzeichnet werden!" Ein leichter Humor zuckte wieder um seinen Mund, darauf wandte er sich mit der lauten Frage: „Gehen Sie mir voran, Fräulein?" nach der Thür. —

Hellmuth hatte, kaum daß er Eugenie nach dem Besuchszimmer geleitet, von hier aus seinen Weg nach dem Comptoir genommen, wo Gruber, scharf vor sich niederblickend, an seinem Pulte lehnte und einzelnen leisen Aeußerungen des neben ihm stehenden Comptoirdieners zu horchen schien. Beide waren von dem Gegenstande ihres Gesprächs sichtlich so eingenommen, daß sie Hellmuth's Eintritt nicht wahrnahmen, und der Letztere warf erst einen raschen Blick über die ruhig und ganz in gewohnter Weise arbeitenden Commis, ehe er an das Paar herantrat.

„Etwas Besonderes, Herr Gruber?" fragte er, „ich sähe es gern, wenn Sie bei uns blieben, da Sie unsern Gast bereits kennen!"

„Es ist allerdings etwas Besonderes, das mich hier gehalten, Herr Hellmuth," erwiderte der Procurist zögernd und leise, „und wenn ich nicht gefürchtet hätte, noch mehr zu stören, hätte ich Sie selbst rufen lassen. Es wäre aber wohl gut, die Angelegenheit nicht hier zu verhandeln."

„Kommen Sie in mein Zimmer," sagte der Kaufherr und schritt langsam dem jungen Manne voran. „Was ist es?" fragte er, als die Thür sich hinter Beiden geschlossen; aber nur die sich schärfer markirende Furche zwischen seinen Augen ließ eine Spannung in seinem Innern errathen.

„Es sind hier in der letzten halben Stunde die Abschlüsse von drei unserer befreundeten Bankgeschäfte eingelaufen, obgleich der gegenseitige Abschluß sonst immer monatlich erfolgte, und zugleich das Ersuchen um umgehende Saldirung," begann Gruber, einige Papiere auf das Pult des Principals legend. „Wäre dies in einem einzigen Falle geschehen, so hätte es sich vielleicht erklären lassen; so aber ist das Ereigniß so auffällig, daß ich kaum gewußt hätte, was daraus zu machen, wenn nicht Willmann bestimmt gemeint hätte, daß —" er stockte, als finde er nicht die rechte Ausdrucksweise für den Nachsatz.

„Nun was? sprechen Sie gerade heraus!" rief Hellmuth, welcher mit einem Blicke die Papiere überflogen, während sein Gesicht eine Art von Unbeweglichkeit annahm.

„Daß Meier die Ursache dieses auffälligen Verfahrens sei und irgend eine Macht in der Hand haben müsse, um ein solches Zeichen des Mißtrauens hervorzurufen. Willmann behauptet, Meier heute Morgen auffällig geschäftig in sämmtlichen drei Banklocalen gesehen zu haben."

„Meier!" neigte Hellmuth langsam den Kopf, und eine augenblickliche Pause entstand. „Haben Sie saldirt?" fragte er dann, noch immer in Gedanken versunken.

„Die Beträge sind zu bedeutend, Herr Hellmuth, als daß es sich bei der späten Stunde so ohne Weiteres hätte thun lassen!"

„Gut, so ordnen Sie die Angelegenheit im Laufe des morgenden Vormittags. Im Uebrigen aber," fuhr Hellmuth fort, „können sich möglicherweise ähnliche Ereignisse wiederholen, für welche Sie, der Sie ein Stück unserer Familie sind, ein Verständniß haben müssen, und so will ich Ihnen jetzt nur zwei Worte zur Aufklärung sagen, bis sich eine gelegenere Zeit zu Weiterem findet — wir dürfen den Mann, der heute unser Gast ist, nicht zu lange allein lassen. — Dieser junge, so liebenswürdige Mensch," fuhr er mit einem Zucken seiner Augenbrauen fort, „ist nur in unserer Stadt, um meinem Geschäfte das Fundament, auf welchem es seit zwanzig Jahren ruht, zu nehmen. Hierbei werde ich allerdings auch noch ein Wort mit reden müssen, und er soll das Werk schwerer finden, als er vermuthet; indessen hätte sich ein beiderseitig befriedigendes Arrangement wohl leicht gestalten lassen, wenn nicht diesem Meier, welcher die Verhältnisse in ihren Details kennt und im Augenblicke nur seinen selbstsüchtigen Plänen nachgeht, jedes Mittel recht wäre, mir entgegenzuarbeiten und meine Stellung so unsicher als möglich zu machen!"

„Aber, Herr Hellmuth," versetzte Gruber ängstlich, „ich verstehe nicht ein Wort von den Verhältnissen, die Sie mir andeuten!"

„Sie sollen mit kurzen Worten klar sehen," antwortete der Kaufherr finster, „ich bedarf eines Freundes mir zur Seite. Als solchen betrachte ich Sie, und als solcher werden Sie meine Mittheilung würdigen. Es sind länger als zwanzig Jahre her, als ich mich etablirte, ich fing klein und mit geringen Mitteln an, aber hatte durch eine lange Zeit, in welcher ich hier als Gehülfe gearbeitet, mir das Vertrauen der ersten Geschäfte erworben, und ich dachte auch nur an langsames, durch Pflichttreue unterstütztes Emporkommen. Da kommt eines Tages ein Mann zu mir — durch einen meiner frühern Principale an mich gewiesen — und bietet mir ein bedeutendes Capital zur Verwerthung im Geschäfte an, wenn ich ihn an dem Gewinne Theil nehmen lassen wolle; ich entschließe mich, da ich meine Selbstständigkeit gern bewahren mochte, aber erst dazu, als der Mann beim abendlichen Zusammensein mir seine Verhältnisse völlig eröffnet: daß er in Frankreich bedeutend politisch gravirt sei — die nähern Umstände thun hier nichts zur Sache — nur noch zu rechter Zeit sein Vermögen gerettet, allein dabei nur mit Noth sich der Verhaftung und einem sichern Tode entzogen habe; daß er unter allen Umständen, was auch über ihn selbst noch kommen möge, sein Vermögen zu Gunsten seines mitgebrachten kleinen Sohnes in treuen Händen wissen möchte, und daß er unsere stille Residenz als den geeignetsten Ort für seinen Aufenthalt, sein Eintreten in ein Geschäft aber der Behörde gegenüber als den besten Grund für sein andauerndes Verweilen betrachte. Damals stand noch ganz Deutschland wider den neuen französischen Kriegsgott, und ich hatte in dieser Beziehung keinen Grund, gegen das gemachte Anerbieten ein Bedenken zu hegen — die eingeschossenen Mittel mußten überdies das Geschäft auf eine Stufe heben, die es nach langen Jahren vielleicht erst erreicht haben würde — die vertrauende Weise des Mannes, der sich keinem der großen Geschäftsmänner hatte offen geben mögen und nur durch das, was er über mich gehört, Vertrauen zu mir gewonnen hatte, kam dazu, und ich ging auf seinen Vorschlag ein. Sein Geld ward vorläufig unter meinem Namen in einzelnen hiesigen Bankhäusern untergebracht, und er erhielt nur eine einfache Quittung von mir darüber; ehe wir aber dazu gelangten, unsern eigentlichen Geschäfts-Contract abzuschließen, trat auch eine wohl schon längst vorbereitete politische Wandlung unserer Regierung zu Tage, die sich später in einem offenen Bündniß mit Frankreich zeigte, und Maurer, wie sich der Mann damals nannte, kam eines Abends in einer Hast und Bestürzung nach Hause, wie ich sie seinem ruhigen, bestimmten Charakter kaum zugetraut. Er behauptete, einem französischen Polizeiagenten begegnet und von diesem erkannt worden zu sein, er wollte nicht eine Nacht mehr in

der Stadt bleiben; ich mußte ihn mit allem Gelde, das ich im Hause hatte, versehen, und dann nahm er, seinen kleinen Sohn mit sich führend, von mir mit dem Versprechen Abschied, Nachricht von sich zu geben, sobald er die Grenzen unseres Staates hinter sich habe. Heute aber, nach länger als zwanzig Jahren, habe ich durch seinen inzwischen zum Manne erblühten Sohn die erste Nachricht von ihm erhalten.

Anfänglich arbeitete ich in möglichster Vorsicht und Verschwiegenheit mit dem mir anvertrauten Gelde," fuhr der Sprecher nach einem tiefern Athemzuge fort, „als sich mir aber einzelne glückliche Chancen eröffneten, änderte ich die Firma „Hellmuth" in „Hellmuth und Co." um, was zugleich die vergrößerte Geldmacht, mit welcher ich auftrat, rechtfertigte. Ich hatte in meinen Speculationen Glück, und eiserner, unverdrossener Fleiß, immer wacher Blick und richtige Combination machten mein Geschäft zu dem, was es jetzt ist. — Nun aber steht die Sache einfach so: erkenne ich den Vater dieses jungen Herrn Maçon als den wirklichen Compagnon des Geschäfts an, so handelt es sich nicht um Herauszahlung des von diesem eingeschossenen Capitals mit Zinsen, sondern er hat ein Eigenthumsrecht am Geschäfte in demselben Verhältnisse, wie sein Capital zu dem meinen stand — und dann würde mein Antheil kaum ein Zehntel betragen.

Abgesehen nun davon, daß ein bestimmter Vertrag niemals zwischen uns abgeschlossen wurde, so bin ich auch mit meinem Gewissen völlig darüber fertig, daß mein Kopf und meine Arbeit es gewesen sind, welche unser Geschäft in die Höhe gebracht, daß ich nicht alle meine Geisteskräfte angespannt und meine Nachtruhe geopfert habe, um einen Fremden reich zu machen, und ich würde wohl auch mit dem jungen Menschen mich schnell genug über seine Ansprüche einigen, wenn nicht dieser Meier wäre, der an seiner Seite steht und aus meinem möglichen Ruin für sich selbst ein Glück zusammenlesen möchte. Welchen Gebrauch er noch von der Kenntniß der Verhältnisse zur Untergrabung meines Credits machen wird, weiß ich nicht — ich habe Ihnen jetzt die Lage der Dinge mitgetheilt, damit Sie Allem, was auch von irgend einer Seite kommen möge, mit voller Ruhe und Sicherheit entgegentreten. Im Uebrigen bestimmt mich der eben erlebte Vorfall, noch heute ein entscheidendes Wort mit dem jungen Manne zu sprechen, das uns wenigstens Sicherheit über das zu Erwartende geben soll. Und nun wird es hohe Zeit, mich wieder oben zu zeigen!"

„Noch ein einziges Wort," unterbrach Gruber, welcher mit großen, aufmerksamen Augen der Erzählung gefolgt war, Hellmuth's Bewegung nach der Thür, „wollen Sie mir nicht erlauben, Willmann von dem Hauptsächlichen zu unterrichten? Er hängt mit seltener Treue an Ihrer Familie und besitzt daneben einen Instinct, welcher ihn Vieles, was mir erst durch Ihre Mittheilung klar geworden, bereits hat errathen lassen — außerdem aber könnten immer Fälle eintreten, in welchen ein vertrauter Diener, der klar durch die Sachlage sieht, viel werth ist!"

Hellmuth nickte gedankenvoll. „Sie mögen Recht haben," sagte er nach einer kurzen Pause, „und bei Willmann ist keine Gefahr, handeln Sie danach — oben aber werde ich Sie entschuldigen!" schloß er, mit einem kurzen Striche über seine Stirn das Gemach verlassend.

Als er den obern Corridor betrat, tönten ihm die vollen Klänge des Flügels entgegen, und beim Oeffnen des Besuchszimmers sah er, daß er hier noch kaum vermißt worden sein konnte. Anna mit leise gerötheten Wangen hatte das Instrument eingenommen, die ausgiebige Kraft desselben zu voller Geltung bringend, während Maçon, völlig in die Töne verloren, den Kopf in die Hand gestützt dasaß und jeder Wendung des Spiels zu folgen schien — Eugenie aber, wie ihren eigenen Gedanken nachhängend, in einem Fauteuil lehnte. Bei dem Geräusche, welches das Schließen der Thür verursachte, brach indessen die Spielende mit einem raschen Blicke auf den Eintretenden ab und erhob sich. „Ich wollte Ihnen nur das zeigen, was sich ohne viele Worte kaum ausdrücken läßt," sagte sie, sich leicht gegen den Gast verneigend, „das, was ich deutsche Musik nenne, so sehr auch ein Meister dazu gehört, um ihr zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen!"

„Du hast mich auf das Glatteis geführt, Papa!" rief Eugenie mit einem Anfluge von übler Laune, „Herr Maçon ist ein Musikverständiger und selbst ein halber Künstler, gegen den allenfalls nur Anna durch ihre gründlichen Studien bei der Großmutter unsere Ehre retten konnte!"

„Verzeihung, Fräulein!" erwiderte Maçon sich rasch aufrichtend, „Sie haben meine harmlose Aeußerung, die nur meine Auffassung des Musikstückes Ihnen bezeichnen und durch ein paar gespielte Takte andeuten sollte, zu scharf genommen — Sie sehen, wie ich selbst jetzt dafür bestraft worden bin — und doch," wandte er sich nach Anna um, welche still bei Seite getreten war, „kann ich Ihnen nur von ganzem Herzen für diese Strafe danken!"

„Bitte, Herr Maçon," erwiderte die Letztere, noch sichtlich vom Spiel angeregt, „es war nur ein Recht, das unsere heimathliche Musik verlangte!" Damit schritt sie, wie von einer plötzlichen Scheu überkommen, dem Fenster zu.

„Ich muß um Entschuldigung wegen meines längern Ausbleibens bitten," begann jetzt Hellmuth, „und ich möchte fast Ihre Freundlichkeit, Herr Maçon, noch in weiterem Grade beanspruchen. Es sind soeben einige geschäftliche Anfragen an mich ergangen, die jedenfalls in Bezug auf Sie stehen, und wenn Ihnen eine kurze Vorlage des Betreffenden im Augenblick nicht unangenehm wäre —"

„In Bezug auf mich?" fragte der Angeredete, einigermaßen befremdet, „ich stehe jedoch ganz zu Befehl, wenn die Damen mich für die Zeit unseres Gespräches entschuldigen wollen —!"

„Hoffentlich wird uns die Angelegenheit nicht gar zu lange aufhalten!" versetzte Hellmuth, indem er dem Gaste voran schritt. Mit den entschuldigenden Worten: „Bis auf Weiteres denn, meine Damen!" folgte Maçon der gewordenen Aufforderung.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Skizzen.

1. Auf dem Neuen Canale.

Von Rudolph Löwenstein.*

Wären die Gebrüder Grimm mit ihrem Wörterbuche bis zum Buchstaben U gediehen, so hätten sie sicherlich bei dem Worte „Unverfroren" bemerkt: „mit diesem beiworte bezeichnet der berliner einen menschen, der auch in dunkler zeit heitren herzens und hellen geistes bleibt." — In den politischen Stürmen unverschnupft, unter dem Drucke staatsbürgerlicher Lasten nicht verknubbert, bei zwanzig Grad Pannaché nicht verkältet und bei dreißig Grad Hitze unverfroren — so muß ein richtiges Berliner Kind nicht blos sein, sondern auch sind.

Der unverfrorene Berliner harrt sehnsüchtig des Tages, da sich die erste feste Kruste auf die trägen, durch und um die Residenz schleichenden Gewässer legt. Die Spree trotzt innerhalb der Stadt mit fast impertinenter Ruhe der Gewalt des Winters und läßt sich nur in besonders tyrannischen Jahren in eisige Fesseln schlagen; die Panke, ein kleines Bächlein, dessen Dasein sich weniger durch Wasser als durch böse Dünste verräth und das sich aus Melancholie — in die Spree stürzt, ist ein zu schmales Podium für den Eiskothurn; der Grüne, der Zwirn- und der Kupfergraben — und wie die Verzweigungen der Cloaca maxima von Berlin heißen — sind gar zu trübe Rinnsale und dem Berliner verhaßt wegen der himmelschreienden Sünden, durch die sie ihn während des Sommers corrumpiren und in schlechten Geruch bringen. — Draußen aber vor den Thoren bereitet der Winter die krystallenen Tanzplätze. Die kleinen Seen und Tümpel des Thiergartens laden zuerst mit schimmerndem Parquetboden die Tanzlustigen ein, während die Spree noch mit „offenen Armen" Berlin umfängt. Die Rousseauinsel, im Sommer das heimlichste, lauschigste Plätzchen des Parks, wo der Mond sich spiegelt in wellenlosem Weiher und neugierig guckt in die dichten Ufergebüsche, wo der Philosoph einsam wandelt und sentimentale Liebespärchen durch die Laubgänge huschen — wie

* Mitredacteur des Kladderadatsch.

Auf dem Neuen Canale bei Berlin.
Nach der Natur aufgenommen von Th. Hosemann.

ist sie jetzt umschwirrt von muntrem Leben, fröhlichem Geschrei und Gelächter!

Die eigentliche Saison des unverfrorenen Berliners beginnt aber erst, wenn der Neue Canal, auch Landwehrgraben und von unsren Altvordern Schafgraben genannt, der in weitem Bogen Berlin von Ost nach West umzieht, sich geschlossen und seinen Tanzboden geöffnet hat.

Sobald die ersten dünnen Eisladungen vor den Thüren der vorsorglichen Conditoren halten, eilt die liebe schulschwänzende Jugend hinaus, um die Tragkraft des Canaleises zu proben. Welche Freude, wenn es den scharfgeschleuderten Handgranaten widersteht, wenn die Krähe sicher auf der Eisdecke schreitet und ein kühner Pudel die Mütze eines Knaben ungefährdet apportirt! Noch eine Nacht „juten jediegenen Frost", und die rothen Zettel mit der Inschrift „Größte Eisbahn" prangen an allen Anschlagesäulen der Stadt.

Glückliche Eispächter, glückliche Schneeschipper, die ihr lange Wochen hindurch trübselig zum trüben Himmel geblickt und den hundertjährigen Kalender verwünscht habt, der schon für den November scharfe Kälte geweissagt! — „Was nutzt mich das Eis, wenn es nicht gefroren ist?" — Wie oft habt ihr Armen mit diesem Wehruf über die Regenwolken droben geseufzt, die schon seit Jahren euer Geschäft zu Wasser gemacht haben! Wie bebte eure Seele vor dem Gedanken, daß der große Gelehrte Recht habe, der da gesagt, die Erde bewege sich in einer Spirallinie zur Sonne, und in kurzer Zeit werde es daher weder Winter, noch Eisbahn, weder Gletscher, noch Schlittschuhe, weder Pickschlitten, noch — Gefrorenes geben! — die Angst ist von euch genommen: das Eis hält!

Jetzt ist es Zeit, das Breterhaus zu zimmern und die Vorrathskammer zu füllen mit den Delicatessen des Berliners, der kühlen Blonden, der Flasche Gilka's und der Wurst des Knoblauch. Schon harrt Schneewittchen, das holde Kind, das sich während des Sommers als aufbrausende Jungfrau und Odaliske des Dönhofsplatzes ernährt, um ihr Mundschenk-Amt am Buffet anzutreten.

In wenigen Stunden ist das Werk vollbracht, die Restauration aufgeschlagen, der Vorrath an Schlittschuhen und Pickschlitten ausgekramt und die Fahne aufgehißt zum Zeichen, daß der Tanz beginnen kann. Und noch einige Stunden — und das Parquet füllt sich mit lustigen Tänzern. Bruder Studio und Mosjö Pennal sind die Ersten, ihnen folgen die Fräuleins Backfisch und Tantchen Unverzagt. Die ganze Schaar der Junggesellen, welche in der Residenz nisten, der schneidige Commis, der sanfte Registrator, der civilisirte Fähndrich, der unentgeltliche Referendarius, sie Alle finden sich ein, um ihre Künste vor dem schönen Geschlecht zu entfalten und ihre Dienste als Schlittenschieber anzubieten. Auch der ehrsame Bürger und Ehekrüppel schnallt sich die Flügel Mercur's an die Füße, um „Muttern" einen galanten Liebesdienst zu erweisen. — Welch buntes Bild, welch übermüthige Scherze! — „Sehen Sie nur, Piefke, dort den Baron und dicht hinter ihm die beiden Halsabschneider! Bardauz — da liegen sie Beide!" — „Der Baron hat sich mit seinen Gläubigern gesetzt!" — „So ist es!" — „Was sagen Sie zu den kleinen Rangen, die sich um die Ehre streiten, das Balg von Geheimraths zu stoßen?" — „Zukünftige Assessoren — angeborener Respect!" — „Brennecke auch hier? Ich denke, der reitet blos Wechsel?" — „Er übt sich bei Zeiten im Laufen." — „Aha!" — „Potztausend, welch schmucke Polka-Prinzessin!" — „Still, still! der Lieutenant hinter ihr könnte uns hören! 's ist ja eine Banquierstochter aus dem orientalischen Viertel!" — „Schwemmler, sehen Sie mal, wie propper der Rath aus dem Cultusmysterium rückwärts läuft!" — „Janz jenau nach die Rejulative!" — „Famöses Schneewittchen da in Bude, lieber Strudelwitz!" — „Auf Jletscher, Kamrad, wollen Budenparade machen!" — „Aber mein Herr!" — ruft eine über die Schlittschuhe des Paradirenden stürzende Schöne. — „Pardon, meine Jnädige, weiß jetzt, wie jefallener Engel aussieht, auf Jletscher!"

Vor etwa fünfzehn Jahren noch wagte kein Jungfräulein Berlins den schlüpfrigen Boden zu betreten; heut gehört die holländische Sitte zum guten Ton, und selbst manch stolze Frau der Wilhelmsstraße läßt ihre Töchterchen zum Eisballe ziehn, nachdem sie ihren Jean instruirt hat, den Gnädigen nicht von den Fersen zu weichen.

Wie manche heiße Liebe ist schon auf der eisigen Bahn entflammt worden! Wie mancher Jüngling hat mit kühnen Bogen Augen und Herz einer Schönen erschwungen! — Kein Jahr, in dem nicht der Stadtklatsch neue Beiträge zur Literatur der Eisnovellen liefert, deren Inhalt stets der nämliche ist: „Arthur hatte sie noch nie gesehen. Louise ihn auch nicht. Louise war auf eine warme Stelle gekommen. Arthur zitterte, Louise brach ein. Er rettete sie — sie sahen sich in die Augen — sie liebten sich, und schon nach drei Tagen hielten sie sich fest umfaßt, liefen selbander anmuthig dahin, und Arthur recitirte seiner Louise die Verse Herder's:

„Wir tanzen, wir schweben auf tönendem Meer,
Auf Silberkrystallen dahin und daher;
Der Stahl ist uns Fittig, der Himmel das Dach,
Die Lüfte sind eilig und schweben uns nach.
So gleiten wir Beide mit fröhlichem Sinn
Auf eherner Tiefe des Lebens dahin."

Nicht Waterloo, sondern Belle Alliance.

(Schluß.)

Am Morgen um acht Uhr nach der Schlacht bei Ligny traf ein Bericht Blücher's bei Wellington ein. Der Officier mußte zugleich fragen, ob das britische Heer bereit sei, Napoleon anzugreifen, wenn das preußische zu ihm stoße. Wellington antwortete, er werde sich jetzt in die feste Stellung bei Mont-St.-Jean, mit dem Hauptquartier Waterloo, zurückziehen und hier, falls ihm Blücher auch nur mit zwei Heerestheilen, 25,000 Mann, zu Hülfe kommen wolle, am folgenden Tage die Schlacht annehmen. Um zehn Uhr begann der Abmarsch des britischen Heeres. Gegen Abend war die ausersehene Stellung bei Waterloo besetzt. Ney, dem sich Napoleon mit seiner mächtigen Reserve anschloß, folgte ebendahin. Um sieben Uhr Abends beobachtete Napoleon schon von dem Pachthof La Belle Alliance aus durch den dicht fallenden Regen die auf den flachen Anhöhen von Waterloo gegenüberstehenden Schaaren Wellington's. Dieser sandte Nachts an Blücher die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in der vorbezeichneten Stellung, „wo er den Angriff des Feindes erwarte und dazu um preußische Mitwirkung ersuche." Blücher sagte sein Kommen zu und ertheilte noch in der Nacht die erforderlichen Befehle. Am 18. Juni Morgens neun Uhr, kaum sechsunddreißig Stunden nach seiner Niederlage, ließ dann der heldenmüthige Greis in das englische Hauptquartier schreiben: „Sagen Sie dem Herzog von Wellington, daß, so krank ich auch bin, ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sogleich anzugreifen, wenn Napoleon etwas gegen den Herzog unternimmt; sollte der heutige Tag aber ohne einen feindlichen Angriff hingehen, so ist es meine Meinung, daß wir morgen vereint die französische Armee angreifen."

Gneisenau traf frühzeitig die Anordnungen, um die Truppen auf dem kürzesten Wege in den Rücken des Feindes zu führen. Erst später wurde, auf ausdrücklichen Wunsch von Wellington, bestimmt, daß ein Corps gesondert von den übrigen sich direct mit der englischen Armee vereinigen sollte.

Bei Tagesanbruch setzte sich am 18. Juni zunächst Bülow mit seinem Armeecorps in Bewegung. Bald folgte ihm, über St. Lambert, Pirch, während Zieten gleichzeitig den Weg über Fromont und Ohain einschlug, um sich links an Wellington anzuschließen. Gegen Mittag traf Bülow in der Nähe des Schlachtfeldes ein, wo der Kampf bereits heiß entbrannt war.

Wellington hatte für erforderlich gehalten, zur Deckung seiner rechten Flanke 19,000 Mann zu detaschiren. Er konnte daher nur über 24,000 Briten, 30,000 Deutsche und 13,000 Niederländer, zusammen etwa 67,000 Mann, und 150 Geschütze verfügen, die er auf den sanft ansteigenden Höhen vor Waterloo aufstellte. Vor der Fronte wurden das Schloß Houyomont, und die Pachthöfe La-Haye-Sainte, Smouhen, La-Haye und Papelotte besetzt. Des Herzogs Plan war, sich bis zur Ankunft Blücher's nur gegen Napoleon zu vertheidigen.

Napoleon's Heer war dem gegnerischen an Zahl etwa gleich; an Artillerie und Reiterei überlegen. Er formirte daraus eine einfache Schlachtordnung, die der englischen fast parallel lief. Des Kaisers Plan war, die Mitte der feindlichen Armee zu durchbrechen und sich so schnell als möglich des Dorfes Mont-St.-Jean im Rücken derselben zu bemächtigen. Gegen einen Anmarsch der Preußen in die rechte Flanke wurden dabei gar keine Vorbereitungen getroffen, weil eben Napoleon sich nicht dachte, daß Blücher ihm kampfbereit so nahe sei.

Fünfundzwanzig Minuten vor Mittag begann der Kampf durch einen Angriff des linken Flügels der Franzosen unter Jerôme Bonaparte auf das Schloß Houyemont, vor dem rechten Flügel der Engländer. Es wurde von beiden Seiten hartnäckig und mit wechselndem Erfolge gestritten. Bald mußten hier wie dort neue Truppen in's Feuer gezogen werden, und so schwankte denn an diesem Punkte der Kampf fast den ganzen Tag hindurch hinüber und herüber.

Fast gleichzeitig begann das Geschützfeuer auf der ganzen Front der Franzosen. Um ein Uhr sollte ein allgemeiner Angriff auf die Gegner gemacht werden. Napoleon hatte sich auf eine Anhöhe bei Rosomme begeben, von wo er, etwas links von der Mitte seiner Schlachtlinie, dicht bei seinen Garden, den ganzen Kampfplatz überschauen konnte. Er stieg vom Pferde und setzte sich auf einen hölzernen Schemel, der ihm aus dem nahen Meierhofe gebracht war. Da gewahrte er am rechten Horizont durch sein Fernrohr nicht unbeträchtliche Streitkräfte. Ein aufgefangener Brief erwies

bald, daß Bülow von dort heranrücke. Napoleon sandte den so unerwartet erscheinenden Preußen anfangs nur leichte Reiterei entgegen, die doch blos beobachten konnte, und ließ daneben nur durch den Major-General Soult den Marschall Grouchy auffordern, sich so rasch als möglich seinem rechten Flügel zu nähern, um „Bülow, den er auf der That ertappen werde, zu vernichten." Die Voraussetzungen dieses Befehles sind fast unbegreiflich, denn Napoleon mußte wissen, daß sein Marschall zu fern war, um denselben ausführen zu können. Uebrigens verkündete der Kaiser ganz ruhig, er wisse, daß es Grouchy sei, der sich dort zur Rechten so unerwartet nahe.

Der Angriff auf Wellington erlitt hierdurch etwas Verzug. Er begann erst gegen zwei Uhr unter der Führung des unerschrockenen Ney.

Drei Divisionen wurden gegen den Pachthof La-Haye-Sainte und gegen die Mitte der feindlichen Schlachtlinie gesandt, vor der derselbe lag. Es gab hier einen der ruhmwürdigsten Kämpfe, in dem britische Kaltblütigkeit und französische Tapferkeit sich die Wage hielten. Der Ausgang war lange zweifelhaft. Den Franzosen rückten die Engländer mit Festigkeit entgegen. Es wurde heiß und heftig zwischen beiden Heeren gekämpft. Hier wie dort wurden Erfolge errungen, und die Opfer waren beiderseits groß. Nach einer Stunde trennten sich dann die feindlichen Colonnen, jede zog in die früheren Stellungen zurück. Eine vierte Division suchte sich gleichzeitig der drei Pachthöfe La Haye, Papelotte und Smouhen zu bemächtigen, die vor dem linken Flügel der Engländer lagen. Auch hier wurde, jetzt wie später, hart und mit Ausdauer gestritten, doch ohne wesentlichen Erfolg.

Nun wäre es für Napoleon an der Zeit gewesen, den geschwächten Engländern neue Massen entgegen zu senden. Der Heerestheil des löwenmuthigen Grafen Lobau, etwa 9000 Mann, war früher dazu bestimmt gewesen, allein durch den drohenden Anmarsch von Bülow sah sich Napoleon doch genöthigt, ihn gegen diesen aufzustellen. Seine Garden wollte der Kaiser noch nicht in's Gefecht führen, und so blieb einstweilen nichts anderes übrig, als Wellington hauptsächlich mit den schon geschwächten Divisionen von neuem angreifen zu lassen. Den Engländern aber wurde auf diese Weise schon durch den Anmarsch der Preußen ihre Haltung wesentlich erleichtert.

Gleichzeitig ließ jetzt aber Napoleon durch Ney zwischen Houyemont und La Haye-Sainte hindurch große Reitermassen gegen die Reihen Wellington's anstürmen. Starker Kugelregen erschütterte den Muth der Männer nicht. Sie erstiegen, wenn auch sehr gelichtet, die von den Gegnern besetzten Anhöhen und stürzten sich hier jubelnd auf die feindlichen Kanonen, deren Bedienung, einem früheren Befehle gemäß, in benachbarten Quarrés Schutz gesucht hatte. Diesen galt der nächste Anprall der mächtigen Reiterschaar. Wohlgezieltes Feuer empfing sie. Gegen den verwirrten Haufen ging sodann die freilich schwache Reiterei der Verbündeten in schönster Ordnung vor. Sie warf den Feind und schlug damit dessen herzhaften Angriff zurück. Bald sandten auch die wiederbesetzten Kanonen den fliehenden Franzosen ihr mörderisches Geschoß nach.

Der Reitersturm war vergeblich gewesen. Er hätte durch Infanterie unterstützt werden müssen. Ney stellte dies Verlangen. Napoleon aber, der weder Lobau, noch jene Divisionen vor der Mitte der Feinde zurückziehen konnte, erwiderte cynisch: „Infanterie? Woher soll ich sie nehmen? Wollen Sie, daß ich welche schaffe?"

So blieb ihm, außer dem beständigen Feuer seiner zahlreichen Artillerie, nichts übrig, als die Reiterstürme, wenn auch durch neue, herrliche Schaaren vermehrt, zu erneuern. Sie wirkten verderblich für beide Theile, aber eine Entscheidung konnten sie nicht herbeiführen. Wie der erste verliefen auch die übrigen.

Indessen kämpften die schon früher im Feuer gewesenen Infanteriecolonnen wieder auf das Heftigste um Houyomont und La-Haye-Sainte. Beide Plätze wurden mit unerschütterlicher Tapferkeit vertheidigt. Aber der Besatzung von La-Haye Sainte ging schließlich die Munition aus, während die steten, ungestümen Reiterangriffe nicht gestatteten den Mangel zu ersetzen. Die Franzosen bemächtigten sich nach fünf Uhr des Platzes.

Die Stellung Wellington's war dadurch stark erschüttert. Der Sieg wäre für ihn jetzt verloren gewesen, wenn Napoleon ihm die Truppen, welche bereits mit Erbitterung gegen die Preußen kämpften, hätte entgegenführen können. War doch ohnedies des Herzogs Heer mit Vernichtung bedroht.

Bald nachdem La-Haye-Sainte verloren gegangen, brannte Schloß Houyomont nieder. Später büßte Wellington auch Papelotte und La-Haye ein. Und gleichzeitig wurden seine Reihen immer mehr erschüttert. Starke, zahlreiche Divisionen waren zu kleinen Haufen zusammengeschmolzen; die stolze, kriegerische Pracht vom Morgen war längst gebrochen. Die wiederholten, ungestümen Reiterstürme vernichteten in offen bemerkbarer Weise immer mehr und mehr die Schaaren der Verbündeten. Flüchtig verließen einzelne, sogar das ganze hannoversche Regiment Cumberland-Husaren, den furchtbaren Kampfplatz. „Um sieben Uhr Abends," berichtet ein Augenzeuge, „existirte die Armee Wellington's nicht mehr; es war keine Armee mehr." In des Herzogs Umgebung tauchten selbst jetzt noch, wo die Preußen schon erschienen waren, Stimmen auf, die da meinten, der Rückzug müsse angetreten werden. Aber wie schon vorher in viel kritischeren Momenten, so blieb auch jetzt Wellington kalt und unerschütterlich. „Unser Plan," sagte er, „ist ganz einfach: Blücher oder die Nacht."

Schon hatten die Preußen thätig in den Kampf eingegriffen und jetzt bewirkten sie, daß den Franzosen ihre Erfolge über Wellington nicht zu statten kamen, daß diese vielmehr selbst völlig geschlagen wurden.

Der Marsch der preußischen Corps Bülow und Pirch, bei denen sich Blücher und Gneisenau befanden, wurde durch die grundlos schlechten Wege mehr gehindert, als vorauszusehen war. Oft hieß es: „Wir können nicht weiter." Dann rief jedoch der unverzagte Blücher: „Wir müssen, Kinder! Ich habe Wellington mein Wort gegeben, und Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich wortbrüchig werde?" Die Artillerie blieb weit zurück. Es wurde erforderlich, auf sie im Angesicht der Schlacht zu warten. Als aber Blücher sah, wie Ney den zweiten großen Reiterangriff auf das verbündete Heer vorbereitete, befahl er, ungesäumt vorzugehen.

Um halb fünf Uhr sandten die Preußen ihre ersten Schüsse in die Schlacht, weniger um dem Feinde direct dadurch zu schaden, als vielmehr seinen Muth zu mindern, den des befreundeten Gegners zu erhöhen. In diesem Augenblicke ertönte aber auch Kanonendonner im Rücken von Blücher. Bald traf von Thielmann die Nachricht ein, daß er bei Wawre von überlegenen Kräften angegriffen sei. Es war Grouchy, von dessen Irrfahrten die Verbündeten ebenso wenig erfahren, wie Napoleon von dem Ziele des Nachtmarsches der geschlagenen preußischen Armee. Ein etwaiger Rückzug konnte den Preußen abgeschnitten sein, während noch nicht entschieden war, wie der Kampf in der Front ausfallen würde. Es war ein Moment, der mehr als irgend einer zu halben Maßregeln verleiten konnte. Blücher und Gneisenau aber, großartig und kühn wie je, schwankten keinen Augenblick. Sie sendeten keine Verstärkungen rückwärts. „Er müsse sich," ließen sie Thielmann sagen, „vertheidigen, so gut er könne." Sie selbst aber sammelten eifrig die Streitkräfte, um bald mit Macht in den Kampf einzugreifen.

Das Gefecht mit Lobau's Truppen, die Napoleon, wie bemerkt, den Preußen entgegen geworfen, hatte indessen begonnen. Bald konnte Bülow Uebermacht entwickeln und damit gegen sechs Uhr Lobau zurückdrängen. Die Preußen standen bereits im Rücken der Franzosen.

Aber Napoleon ließ nicht ab von der Bedrängung der Engländer, denen er gerade jetzt nicht unwesentliche Erfolge abrang. Gegen die Preußen sandte er frische Truppen, ein Drittheil seiner letzten Reserve. Blücher mußte sich, für die geringen Kräfte, die noch zur Verfügung standen, anfangs ziemlich weitläufig entwickeln. Er hatte Lobau zu bekämpfen und mußte gleichzeitig suchen, mit seinem rechten Flügel Halt zu bekommen, um die Verbindung mit Wellington herzustellen. Dadurch wird es gekommen sein, daß er zuerst zurückgedrängt wurde. Es entspann sich ein lebhaftes und blutiges Gefecht um das Dorf Planchenois, das von Lobau, durch Garden ansehnlich verstärkt, heldenmüthig vertheidigt wurde. Die Preußen verloren dabei halb so viel Mannschaft, als Wellington am ganzen Tage. Hier lag von sechs bis acht Uhr das Schicksal der Schlacht. Napoleon ließ gleichzeitig von Neuem gegen die Briten anstürmen. Sechs Bataillone der alten Garde wurden jetzt unter Ney gegen die Feinde geführt. Sie erstiegen die Anhöhen, brachten Tod und Verderben und wurden dann wieder geworfen, wie die frühern Colonnen.

Während diese Tapfern im vergeblichen Kampfe auf dem rechten Flügel der Verbündeten rangen, wurde endlich auf dem linken

die lange erwartete Entscheidung durch die Preußen herbeigeführt.

Dem Wunsche Wellington's gemäß traf hier jetzt eine starke preußische Colonne, der Heerestheil Zieten's, der über Ohain marschirt war, zu seiner Unterstützung ein. Es war die Brigade Steinmetz mit ihren Bataillonen, Batterien und den kühnen Reiterschwadronen unsers Bildes in voriger Nummer. Allen voraus eilte der Oberstlieutenant von Reiche, Chef des Generalstabes bei Zieten. Ihm schien die Schlacht keineswegs ungünstig für Napoleon zu stehen. Bald hörte er auch, daß es der letzte Moment sei, thatkräftig mit einzugreifen, indem sich Wellington im andern Fall zum Rückzug genöthigt sehen würde. Reiche suchte den Anmarsch möglichst zu beschleunigen. Gerade eben waren Papelotte und La-Haye vor diesem linken Flügel Wellington's genommen; es handelte sich zunächst darum, die Franzosen wieder aus der wichtigen Position zu vertreiben. Da räumten, durch den Anmarsch der Preußen erschüttert, die Franzosen gegen sieben Uhr, ohne angegriffen zu sein, die erst vor kurzem besetzten beiden Pachthöfe, und nun konnten bald zwei preußische Batterien zur Unterstützung der Engländer auf eine Anhöhe bei Smouhen aufgefahren werden. Aber bei dem entsetzlichen Pulverdampf, bei dem Hin- und Herwogen der Massen, mußte es zweifelhaft sein, ob die Geschütze Freund oder Feind treffen würden. Alle schwankten, was zu thun sei. Da sagte Reiche: „Ich übernehme alle Verantwortung," und richtete dann selbst die sechszehn Geschütze mitten auf den dicksten Haufen. Die Kugeln schlugen rechts ein in die von Ney geführten Angriffscolonnen, links in Lobau's Heertheil, der um Planchenois kämpfte. Gleichzeitig ließ Zieten eine Angriffscolonne unter dem Obersten von Hofmann gegen französische Schaaren, die soeben Nassauer geworfen hatten, stürmend vorrücken. Es entstand bei Smouhen ein kurzes, aber lebhaftes Treffen, in dem die Preußen Sieger blieben.

Das Gefecht kam jetzt auf der ganzen Linie der Franzosen eine kurze Weile zum Stehen. Aber der Eindruck, den Zieten's Erscheinen, besonders sein kräftiges Eingreifen durch die beiden Batterien bei Smouhen machte, muß ein ungeheurer gewesen sein. Bald begannen die feindlichen Angriffscolonnen zu wanken. Nur die Garden suchten ihre Haltung noch zu bewahren. Frohlockend sahen die Verbündeten, wie sich die Reihen der Feinde auflösten, wie dann, es mochte acht Uhr Abends sein, eine allgemeine wilde Flucht ihren Anfang nahm. Napoleon selbst sagte: „C'est fini."

Um diese Zeit kam zu den beiden von Reiche dirigirten Batterien ein Adjutant Wellington's und forderte ihn auf, mit Schießen einzuhalten, weil der Herzog mit der ganzen Linie vorrücken wolle. Sofort schwiegen die Kanonen.

Wellington stieg dann mit seinen stark gelichteten Reihen die Anhöhen hinab und fand dabei, nach eigenem Geständniß, keinen erheblichen Widerstand mehr. Als er aber am Fuße der Stellungen der Franzoien angekommen, formirte der Herzog schnell seine Truppen, denn oben hielten noch einige feindliche Bataillone. Zum Angriff kam es auch hier nicht. Als die Engländer vorgingen, wichen die Feinde. Das war — nur englischer Uebermuth kann es verhehlen — Zieten's Werk. Oberst Hofmann hatte jetzt die Franzosen geworfen. Er drängte unaufhaltsam hinter ihnen her. Und gleichzeitig brach Zieten mit Reitern vor. Die Wellington entgegenstehenden Bataillone wurden dadurch vollends erschüttert; sie wichen, ehe der Herzog sie erreichte. Jetzt hatte sich auch der blutige Kampf um Planchenois entschieden. Vergeblich war Lobau's Heldenmuth, vergeblich der tapfere Widerstand der Garden; sie wurden geworfen, wie auch alle Uebrigen, und wurden mit fortgerissen in den wilden Haufen, den jetzt die beiden verbündeten Heere als den bejammernswerthen Rest der Armee, die noch bis zur Ankunft der Preußen den Sieg zu erlangen schien, vor sich hertrieben. Die Schlacht war entschieden, einzig und allein entschieden durch die Preußen. Niemand wußte dies besser, als Wellington; es galt daher seine ganze Schlauheit, um sich allein den Ruhm des Tages zu vindiciren. Und dies ist seiner feinen Berechnung meisterhaft gelungen. Er befahl nämlich, daß die ganze Heereslinie unter seinem Commando die steilen Abhänge hinab vorgehen und den allgemeinen Angriff eröffnen solle. „Mit seinem Kennerblicke übersah er," schreibt Müffling, der bekanntlich als preußischer Bevollmächtigter in Wellington's Hauptquartier dem Feldzuge von 1815 beiwohnte, „daß die französische Armee nicht mehr gefährlich war; zwar wußte er ebensogut, daß er mit seiner zusammengeschmolzenen Infanterie nichts Bedeutendes mehr ausrichten konnte, aber wenn er stehen blieb und der preußischen Armee allein die Verfolgung überließ, ohne die Aufstellung zu verlassen, in der er die Angriffe der Gegner abgeschlagen hatte, so hätte die Schlacht vor ganz Europa das Ansehen gehabt, als ob die englische Armee sich zwar tapfer vertheidigt, aber die preußische Armee die Schlacht allein entschieden und gewonnen hätte."

Von allen Seiten drängten denn die Feldherren der Verbündeten an der Spitze ihrer siegreichen Schaaren auf die frühere Mitte des feindlichen Heeres ein, wo jetzt ein wüster Knäuel sich zusammengeballt. Dort, bei dem Wirthshause La Belle Alliance, begegneten sich durch Zufall Blücher und Wellington. Blücher schlug vor, die Schlacht nach dem beziehungsvollen Namen dieses ergreifenden Wiedersehens zu nennen. Er that das ohne sorgsame Ueberlegung, doch in dem guten Bewußtsein, daß das Ausharren der Engländer den Sieg ermöglicht und das rechtzeitige Erscheinen der Preußen ihn herbeigeführt. Aber er wußte noch nicht, daß Wellington die ganze Ehre des Sieges für sich allein in Anspruch nehmen und ihn deshalb nach seinem Hauptquartier Waterloo nennen wollte. Doch wurde jetzt die wundervolle Eintracht nicht gestört, und willig übernahmen die Preußen den zweiten Theil des blutigen Werkes, die energische Verfolgung des Feindes.

„Wie man siegt, haben wir jetzt gezeigt; nun wollen wir auch zeigen, wie man verfolgen kann!" rief Gneisenau noch auf dem Schlachtfelde aus. Wellington aber erklärte bei jener Zusammenkunft mit Blücher, seine Truppen seien zu erschöpft, um dem Feinde folgen zu können. Da versammelte der alte Feldmarschall schnell die anwesenden preußischen Officiere und erklärte, daß sie den letzten Hauch an die Verfolgung der Feinde setzen müßten. Sofort brachen die Preußen auf. Unter lautem Hurrah führte Gneisenau persönlich ein noch geordnetes Füsilierbataillon vom fünfzehnten Regiment dem Feinde auf den Fersen nach und drängte unaufhaltsam immer weiter und weiter. Bis Genappe zog auch der alte Blücher, trotz der Ueberanstrengung und der Schmerzen seines Körpers, mit. Von da an leitete Gneisenau allein die wilde Jagd.

Die Franzosen aber hatten sich vollständig aufgelöst. Ihre wirren Haufen rissen Alles mit sich fort: den durch das Uebermaß der Niederlage stumpfen Napoleon, die stolzen Generale und Marschälle, die kriegerischen Garden, den flüchtigen Train. Wo ein Versuch des Sammelns gemacht wurde, scheuchten preußische Trommeln und Hörner von Neuem auf. Napoleon's Wagen, mit wichtigen Papieren und Kostbarkeiten aller Art, wurde erbeutet; er selbst mußte in größter Eile ohne Hut flüchten. Gegen Morgen erreichte Gneisenau mit dem kleinen Häufchen, das ihm noch hatte folgen können, fünfzig Uhlanen, das Städtchen Frasnes. Hier, etwa drittehalb Meilen vom Schlachtfelde, hielt er an, um die ersten Strahlen der Sonne zu erwarten.

Der alte Blücher, auf das Schlachtfeld zurückgekehrt, schrieb aber um diese Zeit an Knesebeck: „Mein Freund. Die Schönste Schlagt ist geschlagen. Der herligste Sieg ist erfochten. Das Detallie wird er folgen; ich denke, die Bonaparte'sche Geschichte ist nun wohl für lang zu ende. La Bellaliance den 19. früh. Ich kann nicht mehr schreiben, den ich zittere an alle glieder. Die Anstrengung wahr zu groß."

Und wahrlich, die herrlichste Schlacht war geschlagen! Hätte Grouchy nicht gleichzeitig den General Thielmann durch doppelte Ueberzahl bei Wawre zurückgedrängt und dann verdeckt die Grenzen seines Vaterlandes zu erreichen vermocht, so würde keine französische Armee den heimischen Boden wieder betreten haben. Fast ein Drittheil der Mannschaft Napoleon's war getödtet oder verwundet; 7000 wurden gefangen genommen. Der Rest war völlig entmuthigt. Die Armee Wellington's erbeutete 122, die Preußen in Planchenois 60, später in Genappe noch 80 Kanonen; die reichen Vorräthe ungerechnet. Aber der Sieg wurde auch theuer bezahlt. Wellington verlor an 13,000 Mann, worunter gegen 3000 Deutsche. Der harte Entscheidungskampf der Preußen um Planchenois kostete über 6000 Mann, während Zieten auch noch gegen 700 verlor.

Es waren aber die Opfer des Preises werth. In unaufhaltsamem Marsch ging es jetzt nach Paris, das nach elf Tagen capitulirte. Unser Vaterland war damit von der neuen Gefahr befreit, die sich so drohend erhob. Freilich sind dann auch bei dem zweiten Pariser Frieden die deutschen Angelegenheiten nicht im nationalen Sinne vertreten worden, und demnach ist auch der Erfolg

des ruhmreichen Feldzuges für uns Deutsche nicht so groß gewesen, wie wir hätten erwarten können. Aber diese Ungunst der politischen Verhältnisse darf uns nicht hindern, stets und immerdar den Tag bei Belle Alliance, wie wir Deutschen nach dem Vorschlage unseres Marschall Vorwärts die Schlacht vom 18. Juni 1815 fortan nennen wollen, als einen der glänzendsten in der Reihe der deutschen Siegestage zu betrachten.

Durch deutsche Kraft und Unerschrockenheit wurde die Schlacht entschieden. Ohne sie wäre Wellington mit seinem tapfern Heere, das auch noch zum größten Theile aus Deutschen bestand, unrettbar vernichtet worden. Wenn sich trotzdem die Engländer in bekannter Selbstüberhebung die ganze Ehre des Tages oft und wiederholt angemaßt haben, so konnte das nur geschehen, weil sie wohl wußten, daß unsere Federn leider oft genug mehr der philosophischen Speculation als der Vertheidigung der wohlerworbenen Ehren unserer Nation gewidmet sind. Unserem Volke aber, dem dadurch eins seiner größten Güter geschmälert ist, gereicht das zur Schande. Denn die Ehren der Nation sind ihr Ruhm, und fest bewußt müssen wir für beide einstehen. — Die wahrscheinlichen Fanfaren der Engländer bei der demnächstigen Jubelfeier der Schlacht auf ihr richtiges Niveau herabzustimmen, — das war der Hauptzweck unsers Artikels.

Garnison- und Paradebilder.

Nr. 5. Die Besichtigung auf der Landstraße.

(Schluß.)

Der Oberst fuhr bei dem heitern Gesang herum, als sei unerwartet hinter seinem Rücken eine Bombe geplatzt, und stand dem Fähnrich der Batterie gegenüber, der mit leuchtenden Augen furchtlos in das finstere Antlitz seines gewaltthätigen Chefs blickte, während ein Zug von schalkhafter Keckheit um seinen Mund spielte.

Der Fähnrich war noch sehr jung. Sein Gesicht strahlte von Gesundheit und Frische, und mit den blauen vertrauungsvollen Kinderaugen schaute er so unbekümmert in das Leben hinein, als sei er gegen jedes Unglück gefeit. Er war in einer ewigen Mazurek-Laune und hatte im gutmüthigsten Uebermuth einen wahren Heißhunger nach lustigen Schwänken und allerhand Unfug, womit er fast täglich gegen die Disciplin und die eisernen Gesetze der Subordination verstieß. Die keckten Ungehörigkeiten, die jedem Andern die bitterste Verantwortung eingetragen hätten, durfte er ungestraft ausüben, sie wurden seiner Jugend, seinem übersprudelnden Lebensmuthe, seinem hellen Kopfe und den vielen hervortretenden soldatischen Eigenschaften zu gut gehalten, die sich schon in seiner gewinnenden Aeußerlichkeit aussprachen.

Der Oberst war ihm fast mit väterlicher Zärtlichkeit zugethan, und aus diesem Gefühl entsprang auch das sichtbare Bestreben, sein Aeußeres zur Ruhe zu zwingen, als er bemerkte, daß es der Fähnrich war, der die Verse recitirt hatte, durch die sein Straf-Sermon auf eine so ungewöhnliche Art unterbrochen wurde.

In tiefem Schweigen stand er einige Augenblicke dem jungen Mann gegenüber, der lächelnd in das zornfunkelnde Auge des beleidigten Officiers schaute, auf dessen Stirn eine schwarze Wetterwolke lagerte, die ihre Blitze in jedem Moment auf sein Haupt entladen konnte.

„Dem verzogenen Kinde gebührt die Ruthe," ließ der Oberst sich endlich mit mehr Zurückhaltung vernehmen, als nach dem Geschehenen zu erwarten war, und als er bemerkte, daß bei dieser Aeußerung ein Blitz der Entrüstung aus dem Auge des Fähnrichs schoß, setzte er mit gesteigertem Affect hinzu: „ja, die Ruthe, so habe ich gesagt, Herr Naseweis. Wenn ich Sie nicht für ein halbes Kind hielte, so müßte ich ein Kriegsgericht über Ihr Benehmen aburtheilen lassen, dessen Spruch Ihnen die Carriere zum General-Feldmarschall denn doch leicht verschließen könnte."

In dem Gesichte des Obersten leuchtete bei dieser Auslassung die Gutmüthigkeit seiner innersten Natur wieder auf, und ein Zug von Laune legte sich um seinen Mund, als er fragte: „Was veranlaßte Sie denn eigentlich zu der Tollhäuslerei, mich auf eine so unverschämte Weise zu unterbrechen?"

„Ich wollte Ihren Zorn, Herr Oberst, von dem armen Unterofficiere ableiten," erwiderte der Fähnrich mit einem Freimuthe, wie ihn eben nur ein verzogenes Kind äußern darf.

„Und fürchteten Sie denn nicht, diesen meinen Zorn auf Ihren eigenen kleinen Tollkopf hinabzuziehen?" fragte der Oberst sehr ruhig.

„Ich fürchte und erwäge nicht erst lange, wenn es sich darum handelt, einem alten Soldaten aus der Patsche zu helfen," entgegnete der Fähnrich mit aufblitzenden Augen.

„Wahrhaftig, man kann dem Blitzjungen nicht böse sein," sagte der Alte fast freundlich. „Es steckt eine ehrliche Soldatennatur in dem knirpsigen Millionenhund, die sich giebt, wie sie gerade ist, und solchen Charakteren kann man schon einige Excentricität nachsehen."

Sich nach dem Capitain zurückwendend fragte er: „Wie sind Sie denn mit der dienstlichen Führung des Windbeutels zufrieden?"

„Der Fähnrich ist ein tüchtiger Soldat und führt seinen Zug zu meiner vollen Zufriedenheit," entgegnete der Capitain mit absichtlicher Kürze.

„Na, das höre ich gern," sagte der Oberst, „es soll mich freuen, wenn ich bei Besichtigung des zweiten Zuges keinen Tadel aussprechen darf."

Er wandte sich nach der Haubitze zurück und gab den Befehl, die Contrebande, wie er die in dem Geschütz aufgefundenen Gegenstände nannte, vor die Batterie zu bringen, und dort in die beiden Geleise des Weges zu legen, so daß die Räder der Fahrzeuge, wenn die Batterie ihren Marsch fortsetzte, nothwendigerweise darüber hinweggehen mußten. Gegen den Geschützführer verfügte er eine dreitägige Arreststrafe.

Hierauf ging er zur Besichtigung des zweiten Zuges über, den der Fähnrich führte. Der alte Herr revidirte mit einer peinlichen Genauigkeit, konnte aber nichts finden, was zu einem erheblichen Tadel Veranlassung gegeben hätte. Sogar die Kanonenröhre, die auf den Märschen das Magazin für die langen Pfeifen, Reitpeitschen, Spazierstöcke &c. abgaben, waren leer, was sich erklärte, wenn man beobachtet hatte, daß der Fähnrich diese Gegenstände während der Inspection des ersten Zuges hinter dem Rücken des Obersten aus den beiden Röhren fortzuschaffen und in das hohe Gras des Chausseegrabens zu verbergen wußte.

„Eine solche Promptitude hätte ich dem leichtfüßigen Windbeutel kaum zugetraut," sagte der Oberst, und aus seinem Antlitz wichen die Wolken, die es bisher umzogen, während es dem Fähnrich kaum gelang, den lauten Ausbruch des Humors zu unterdrücken, der aus seinen Augen zuckte.

Der Oberst öffnete zuletzt einen Laffettenkasten, der eine Anzahl kleiner Gegenstände enthielt, die zur Ausrüstung des Geschützes gehörten. Auch hier herrschte musterhafte Ordnung, und jedes Ding lag an seiner Stelle.

Aber was war denn das? In dem Cartouchetornister, der reglementsmäßig seinen Platz im Laffettenkasten hatte, lag ein sorgfältig in Stroh gewickelter Gegenstand. Der Oberst bemächtigte sich desselben, beseitigte die Umhüllung, und aus einer wohl versiegelten Flasche blinkte ihm verlockend eine hellbraune Flüssigkeit entgegen.

„Himmel-Donnerwetter, das ist ja ein achtbares Getränk! eine wahre Gottesgabe!" rief er mit komischer Emphase.

„Mein Frühstückswein, Herr Oberst," unterbrach ihn der Fähnrich mit großer Ruhe.

„Ei, ei! Ihr Frühstückswein! Es ist doch spaßhaft: während sein Brigadier sich mit einem Cognac begnügt, trinkt solch' knirpsiger Millionenhund von Fähnrich Wein wie Wasser. Ich sollte meinen, Herr Leichtfuß, auf dem Marsche thut es wohl auch ein Schnaps."

„Zu befehlen, Herr Oberst; aber um sich einen Schnaps kaufen zu können, muß man Geld haben."

„Geld! nun ja, einige Groschen. Kostet denn aber der Wein kein Geld? Macht man sich vielleicht ein Vergnügen daraus, denselben den preußischen Fähnrichen als Tribut hochachtungsvoller Ergebenheit unentgeltlich darzureichen?"

„Das gerade nicht," antwortete der Fähnrich, „aber man darf sich nicht geniren, seinen Bedarf an Wein auf Credit zu entnehmen, während es den Stand doch tief heruntersetzen würde, wenn man einen Schnaps pumpen wollte. Nein, Herr Oberst, das geht wahrhaftig nicht.

„„Der Soldat muß sich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.““

Meinem Grade bin ich Rücksichten schuldig, die ich niemals aus dem Auge verlieren darf.“

„Seinem Grade! Ha, ha, ha!“ lachte der Oberst aus voller Brust, und sich dem Capitain zukehrend, setzte er hinzu: „Was der wohl für eine Vorstellung von seiner hohen Würde haben mag! Na, ich will es gerade nicht tadeln. Ein gewisses Selbstbewußtsein ziert und hebt den Mann, nur muß es nicht in Hochmuth und persönliche Aufgeblasenheit ausarten.“

Sich nach diesen Worten dem Fähnrich zuwendend, fragte er mit komischem Augenzwinkern: „Aber giebt es denn wohl in der ganzen Welt irgend einen Weinwirth, der leichtsinnig genug wäre, einem Fähnrich auch nur einen Schoppen auf Borg zu geben?“

„Der Herr Oberst dürfen überzeugt sein,“ entgegnete der junge Mann mit komischer Gravität, „daß es in einer anständigen Garnison keine noble Weinkneipe giebt, die einem Fähnrich nicht gern unbeschränkten Credit gewährt.“

„So, so!“ meinte der Oberst, während ein leichter Anflug von Humor um seinen Mund spielte, „nun kann ich es mir auch erklären, warum das Schuldenmachen im Officiercorps epidemisch ist und den alten General als letzte Leidenschaft noch in den Ruhestand begleitet. Ja, ja! jung gewohnt ist alt gethan. Aber bezahlt ihr leichtsinnigen Millionenhunde solche Schulden auch rechtzeitig?“

„Gewiß, Herr Oberst,“ erwiderte der Fähnrich sehr ernsthaft, während ein leichter Farbenwechsel sich in seinem Gesichte zeigte. „Das sind ja Ehrenschulden, zu deren Tilgung man gern den letzten Heller aufbietet.“

„Na, das möchte ich den jungen Herren meiner Brigade auch anrathen!“ sagte der Oberst mit fast drohender Stimme. „Ich habe nichts dagegen, wenn der Soldat zur Zeit einen tüchtigen Hieb nimmt; das hält Leib und Seele zusammen und gehört zum Stande, wie das Pulver zur Kanone, aber was man genießt, muß auch bezahlt werden. Wer Schuldverbindlichkeiten eingeht, die er nicht lösen kann, ist ein ganz gemeiner Betrüger. Ein solches Subject müßte mit dem Staupbesen aus der Armee fortgewiesen werden. Merken Sie sich das, junger Mann, für das ganze künftige Leben. Uebrigens ist es unverzeihlich, daß Sie sich schon so früh an ein so starkes Getränk gewöhnen, wie der Madeira ist.“

„Madeira?“ fragte der Fähnrich mit einer Stimme, die Erstaunen und Verwunderung ausdrückte.

„Nun ja! Was giebt es denn dabei zu verwundern?“ entgegnete der Oberst, und indem er ihm die Etiquette der Flasche vor die Augen hielt, fragte er: „Ist dies denn etwa nicht Madeira?“

„Alter Dry-Madeira“ buchstabirte der Fähnrich mit langsamer Betonung. „Ja wahrhaftig, es ist Madeira. Da hat mein Bursche wieder einmal einen dummen Streich gemacht.“

„Ihr Bursche?“

„Zu befehlen, Herr Oberst, mein Bursche hat das versehen. Ich schickte den einfältigen Menschen kurz vor dem Abmarsch der Batterie nach der Weinhandlung, aus der ich meinen kleinen Bedarf zu beziehen pflege, mit dem Auftrage, eine Flasche Rheinwein zu holen, er scheint aber Madeira gefordert zu haben, einen Wein, von dem ich leider keinen Tropfen trinken darf, weil mir der Stabsarzt alle schweren, leicht ins Blut gehenden Spirituosen untersagt hat.“

„Was sind das wieder für Flausen? Was soll diese Flunkerei bedeuten?“ fragte der Oberst und musterte das Gesicht des Fähnrichs, in dem sich aber nichts entdecken ließ, als der Groll, den er über die Verwechselung der Weinsorten zu empfinden schien.

Das Gesicht in die traurigsten Falten legend, sagte er: „Da habe ich nun das abscheuliche Getränk, von dem ich keinen Tropfen genießen darf, auf dem Halse und weiß wahrlich nicht, was ich damit beginnen soll.“

„Nun, nun,“ beschwichtigte ihn der Alte, „abscheulich dürfen Sie diesen Wein nicht nennen; für den, der ihn vertragen kann, ist es eine wahre Gabe Gottes.“

„Dürfte ich es denn vielleicht wagen,“ fragte der Fähnrich mit halblauter und auffallend unsicherer Stimme, „dem Herrn Oberst die Flasche . . . .“

Er stockte und wagte es nicht, den Satz zu vollenden.

„Also darauf läuft die Flunkerei hinaus?“ rief der Oberst lachend und blickte fast mit Zärtlichkeit auf den jungen Mann hinab. „Sie wollen, daß ich den Madeira annehmen soll, um mir Ersatz zu schaffen für den Cognac, den ich meinem alten Kriegscameraden, dem Feuerwerker, gegeben habe? Na, es ist gut gemeint, wenn es auch etwas dreist und ungewöhnlich, und darum will ich die Flasche nicht zurückweisen, um nach beendigter Inspection mit den Herren Officieren zum Abschiede wenigstens ein Glas auf das Wohl des Königs trinken zu können. Vielleicht erlaubt es Ihnen der Arzt bei dieser außerordentlichen Gelegenheit einen Tropfen mitzutrinken,“ schloß er seine Rede und wandte sich mit der Flasche unter dem Arm nach der Batterie zurück, um die Besichtigung fortzusetzen.

Die Inspection des dritten und vierten Zuges fand ganz in der bereits geschilderten Art statt. Der Oberst beschränkte sich darauf, die Geschützröhre zu untersuchen, und entdeckte auch hier verbotene Gegenstände in Hülle und Fülle, die er ohne Ausnahme in das Geleise des Weges legen hieß, um später die Räder der Batterie darüber hinweggehen zu lassen.

Am letzten Geschütz fand die Revision in der würdigsten Weise ihren Abschluß. Dem Rohre entwand sich nämlich unter vielen andern Gegenständen eine schmale, lange Pappenschachtel, die sorgfältig mit Bindfaden umschnürt war. Der Oberst zerriß ohne weiteres Bedenken den Bindfaden, öffnete den Deckel, und ein künstliches Machwerk von Tüll, Garn, Blumen und Bändern blickte ihm entgegen. Fast zaghaft, wie nach einem ekelhaften Gegenstande, faßte er mit zwei Fingern nach dem Ende eines Bandes und hob daran ein monströses Gebäude von Haube hervor, die sich an dem Bande kokett im Winde schaukelte.

„Millionen-Donnerwetter, eine Dormeuse!“ rief der Alte und streckte den Arm weit von sich, als fürchtete er, daß die Berührung der Haube ihn verunreinigen könnte.

„Unterofficier, wie kommt das abscheuliche Ding in das Rohr?“ fragte er den betreffenden Geschützführer.

„Ich weiß es nicht,“ stotterte der lange, dürre Mensch, dessen bleiches Gesicht von Dummheit und Beschränktheit strahlte.

„Sie wissen es nicht, Herr Schafskopf? Ja, das konnte ich mir schon denken,“ schrie der Alte, und indem er mit der linken Hand dem Unterofficier den Tschako vom Kopfe schlug, setzte er ihm schnell die Haube auf, die sich wie ein elastisches Spinngewebe fest um das bebartete Antlitz des Soldaten schloß.

„Die Dormeuse kleidet den dummen Millionenhund, als wär' sie eigens für seinen Kürbiskopf gemacht,“ sagte der Oberst und stimmte in das Gelächter ein, welches dieser Auftritt in der Batterie veranlaßte.

„Was, meine Paradehaube uf sonnen dämlichen Kappralskopp!“ ließ sich plötzlich eine krähende Stimme vernehmen, und gleichzeitig langte eine magere braune Hand nach dem Haupte des Unterofficiers hinauf und zog ihm mit einem raschen Griff das leichte Gewebe von der in Angstschweiß gebadeten Stirn.

„Sieh da, Mamsell Pretiosa!“ rief der Alte überrascht aus und trat unwillkürlich vor einer kleinen vertrockneten Frauengestalt einen Schritt zurück.

„Jawohl, Mamsell Pretiosa, Ihnen zu dienen, Herr Oberst,“ sprudelte dieselbe hastig heraus und starrte den Alten aus großen schwarzen Augen so giftig an, wie eine Natter, die man getreten hat.

Die Dame, welche so unerwartet handelnd in die Scene eingriff, war die Marketenderin der Batterie, ein altes Inventarienstück, das unter dem Namen Mamsell Pretiosa in der ganzen Brigade bekannt war. Sie war eigentlich eine preußische Eroberung. Nach der Schlacht bei Dennewitz war sie nämlich mit einem Trupp gefangener Franzosen in die Hände der Preußen gefallen und hatte sich ihnen freiwillig angeschlossen, obgleich sie damals kaum zwanzig Jahre zählte. Sie wollte eine Waise sein und von ihrer Geburt und Abstammung keine Kenntniß haben. Sie sprach aber schon damals geläufig deutsch, was zu der Vermuthung führte, daß sie von deutschen Eltern abstammte. Die Freiheitskriege hatte sie als Marketenderin bei einer Jäger-Abtheilung mitgemacht, nach dem zweiten Pariser Frieden sich aber der siebenten Artillerie-Brigade attachirt, der sie seit jener Zeit fast ausschließlich angehörte. Von dem Oberst wurde sie ganz besonders protegirt, weil sie einen höchst vorzüglichen Cognac führte und mit seltener Treue an der ihm untergebenen Brigade hing. Sie erwiderte die Neigung des Alten und war eine enthusiastische Verehrerin desselben, wenn auch in diesem Augenblick aus ihren Augen tausend Blitze wie eben so viele vergiftete Pfeile auf ihn niederschossen.

„So, also dies leichte Häubchen," prustete sie heraus, „das ich mir für mein sauer erworbenes Geld angeschafft habe, um bei dem Einzuge in Paris anständig erscheinen zu können, dürfen die sechs Pferde, die an das leichte Kanon gespannt sind, nicht einmal mitziehen? Ne jo nich! Dat wird den lieben Thierchens zu schwer, danach könnten sie dämpfig werden, das muß sie herunterbringen, wenn auch für die gefräßigen Beester von den armen Jungens gestohlen wird, daß kein Halm im Felde und kein Korn in der Scheune vor ihren Griffen mehr sicher ist."

„Halt sie den Rand, alte Meerkatze," unterbrach sie der Oberst mit donnernder Stimme, „oder ich lasse ihr das Schandmaul mit einem Vorstwische zustopfen. Geb' sie die Dormeuse heraus, die muß in das Geleise zu den andern Sachen der Contrebande. Ich gestatte keine Ausnahme."

„Was, — wie nennen Sie meine ehrsame Haube?" krähte die erboste Marketenderin dem Alten entgegen. „Ne, hören Sie mal, wenn ich sone dicken Epuleppen auf den Schultern und sonen gewaltigen Federhut auf dem Kopp trüge, so würde ich mich schämen, sonen dummen Ausdruck zu brauchen. Ne, das paßt sich ganz und gar nicht für einen Brigadier von die schwere Artollerie." Und während sie die linke Hand auf die Hüfte stemmte und mit der rechten die Haube triumphirend um ihr Haupt schwang, setzte sie hinzu: „Also eine alte Meerkatze bin ich, na nu? Aber wenn ich bei Wind und Wetter, im Sturm und Regen der Batterie nachkeuche und der Herr Oberst endlich selbst bei meiner Cognacflasche Erquickung sucht, ja dann bin ich die scharmante, liebe Mamsell Pretiosa, die den Hosenknopporden haben soll und die in solchem Augenblicke die liebenswürdigste Person in der ganzen Welt ist. O, wenn ich man reden wollte, ich könnte von einer Zeit erzählen, wo manches stolze Auge gar wunderlich unter dem Federhute auf die Meerkatze herabblickte und . . ."

„Um Gotteswillen, keine Enthüllungen aus Ihrer Rosenzeit, Mamsell Pretiosa," unterbrach sie der Alte, „dabei könnte uns unwohl werden und ein moralischer Katzenjammer überkommen. Geben Sie die Haube heraus, und wir bleiben gute Freunde."

„Nun und nimmermehr, Herr Oberst!" entgegnete die Marketenderin mit großer Entschiedenheit. „Meine Bierthalerhaube unter die Räder! Das wäre noch besser! Ich trage glücklicherweise nicht die Zwangsjacke Ihrer Brigade, Sie haben mir eigentlich gar nichts zu befehlen, und lieber gehe ich mang die Husaren, so lieb mir auch meine schwarzen Jungens sind; ich darf da doch wenigstens auf eine anständige Behandlung rechnen."

„Was läßt sich mit der alten Hexe anfangen?" fragte der Oberst den Capitain, der mit einem schadenfrohen Lächeln dem Auftritte beigewohnt hatte. „Die alte Meerkatze ist toll genug, ihre Drohung wahr zu machen, und verlieren möchte ich sie nicht gern; in Zeiten der Noth ist es ein wahrer Edelstein für die Batterie."

Nach einem kurzen Nachsinnen wandte er sich an die Marketenderin, und seinem Gesichte den freundlichsten Ausdruck gebend, sagte er: „Wir wollen Frieden schließen, Mamsell Pretiosa. Behalten Sie Ihre Haube und holen Sie Ihren Korb heran, ich habe verteufelten Durst."

Während die Marketenderin mit strahlendem Gesicht wie eine Schlange davonglitt, um den Befehl des Alten möglichst schnell in Ausführung zu bringen, kehrte sich dieser dem Capitain zu und ein wunderlicher Ausdruck, aus Befriedigung und Humor gemischt, ging durch seine Züge, als er sagte: „Ich darf nicht ungerecht sein, Hauptmann v. R., wenn die Paradehaube der Mamsell Pretiosa verschont bleibt, kann ich die übrigen Gegenstände der Contrebande unmöglich der Zerstörung preisgeben. Lassen Sie dieselben durch den Quartiermeister aufnehmen und in dem nächsten Quartier an die Eigenthümer zurückgeben. Ich bitte Sie aber, dafür Sorge zu tragen, daß die Leute dergleichen nicht weiter mitschleppen, denn in einem Feldzuge, wie er uns doch hoffentlich bevorsteht, werden solche Dinge äußerst lästig und behindern und geniren den Mann bei jeder Gelegenheit. Es wird sich schon ein Trödeljude finden, der den windbeutligen Millionenhunden die Sachen abkauft; den Groschen, den sie daraus lösen, mögen sie vertrinken oder auf eine andere Weise verjubeln. Ein kleines Vergnügen ist den Leuten zu gönnen, die Zeit der Noth wird früh genug eintreten. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß ich mit Freigebung der Sachen auch die Strafen, welche ich heute dictirte, erlassen habe. Und damit mag diese Angelegenheit vergessen sein."

Dem Hauptmann die Hand reichend, fügte er hinzu: „Es gereicht mir zur Freude, Ihnen sagen zu können, daß mich die Haltung und Ausrüstung der Batterie in hohem Grade befriedigt hat. Die kleinen Ungehörigkeiten, die ich zu rügen hatte, kommen überall vor und können der guten Meinung, die ich von Ihrer Batterie habe, keinen Abbruch thun. Und nun lassen Sie uns zum Abschiede noch zusammen ein Glas trinken."

Er reichte die Madeiraflasche, die er bisher beständig unter dem linken Arme getragen hatte, der Marketenderin hin, welche sie schnell entkorkte. Den feurigen Inhalt derselben vertheilte er in fünf große Gläser und bat die Officiere, sich eines solchen zu bemächtigen. Sein Glas hoch emporhebend rief er: „Ich trinke auf das Wohl unseres Kriegsherrn. Seine Majestät der König lebe hoch!" Während dieser Toast in einem dreimaligen Hurrah der Artilleristen seinen Wiederhall fand, leerte der Oberst sein Glas bis auf den letzten Tropfen. Hierauf griff er salutirend an den Hut und der Batterie gute Quartiere wünschend, bestieg er sein Pferd, sprengte im Galopp davon und war in wenigen Augenblicken den Augen der Artilleristen entschwunden.

Auf den Vorschlag des Fähnrichs wurde die Paradehaube der Marketenderin, weil sie den Erlaß der von dem Brigadier verfügten Strafen veranlaßt hatte, von jetzt ab die „Amnestiemütze" genannt, und so oft Mamsell Pretiosa ihr würdiges Haupt damit schmückte, wurden der Dame von den Artilleristen diejenigen Ehrenbezeigungen erwiesen, womit die Officiere begrüßt wurden. Sie nahm diese Auszeichnung als ein ihr zustehendes Recht auf, und blieb der Batterie bis an das Ende ihres ereignißreichen Lebens mit unwandelbarer Treue ergeben.

Das Grab eines Verbannten.

Wer jemals aus dem Norden über Bern und Freiburg dem reizenden Vevey, der Perle des Genfer Sees, zutrachtete, bevor sich noch die prachtvolle Oronbahn mit ihren kühnen Viaducten dem schweizerischen Schienennetze einfügte, der wird sich des alterthümlichen Bergstädtchens noch wohl erinnern, wo der mächtige Koloß des eidgenössischen Postwagens zum letzten Male Rast machte, ehe er in Zickzackwindungen zum Becken des Leman hinabrollte.

Das Oertchen heißt Châtel-St.-Denis. An sich unbedeutend, düster und im Allgemeinen nicht übersauber, hätte es nichts, was den Reisenden fesseln könnte, gäbe es nicht mit seinem alten Schlosse im Westen und den Bergen gen Osten, die sich hinüberziehen in das Saanenthal, das alptriftenreiche, grüne Greyerzer Ländchen, ein gar pittoreskes Landschaftsbild ab. Mehr als durch all dies aber prägt es sich dem Wanderer durch die unbeschreiblich herrliche Rundschau in's Gedächtniß, die hier dem sich dem Süden entgegensehnenden Auge zum ersten Male aufging und in einen Rausch des Entzückens versetzte. Wenige Minuten nur jenseit des Ortes bot sich der erste Blick auf den lange erwarteten See, welcher, der größte im gesammten Alpengebiete, in seiner östlichen, obern Ausbucht unleugbar zugleich der schönste ist; in der Vereinigung von imposantester Erhabenheit und anmuthvollster Milde von keinem andern übertroffen, weder vom romantischen Vierwaldstätter, noch von dem viel bewunderten Comer See.

Tiefblau liegt er uns dort zu Füßen ausgegossen, links die Alpengipfel von Freiburg und der Waadt, aus welchen die seltsame, drohend überhangende Zinke der Dent de Jaman das weithin sichtbare Wahrzeichen der Gegend, zunächst das Auge fesselt, bis zu den beiden schneebedeckten Hörnern der Dent de Morcle und rhoneaufwärts zum Zuckerhute des Mont Catogne, an dessen Fuße sich im engen Entremontsthale der Pfad zum Hospize der menschenfreundlichen Augustiner des großen St. Bernhard aufschlängelt. Der Catogne schließt gen Morgen das Bild, neben ihm aber lugen die Giganten des untern Wallis hervor; links schimmert der ewig weiße Mont Vélan, rechts, uns fast gegenüber, reckt sich die brei

hingelagerte, siebenfach gethürmte Dent du Midi in den klaren Himmel, und an sie reihen sich in hundertfacher Kalkzerklüftung die kecken Contouren der savoyischen Berge, bis gen Westen endlich der einförmigere Halbbogen der niedrigern Jurakette den Horizont begrenzt.

„Schön wie ein Traum!" so hat Byron ausgerufen, als er, allerdings von anderem Höhenpunkte, drüben vom Jamanpasse, der aus dem Saanenthale in's Waadtland führt, zuerst den Leman erschaute; aber schön wie ein Traum ist auch, was hier, bei Châtel-St.-Denis, unserm trunkenen Auge erschlossen ist. In mehr als einem Sommer sind wir kreuz und quer in den Alpen umhergestreift, von der Berninagruppe oben im wilden Bündnergebirge bis dahin, wo der Riesendom des Montblanc über dem Hochthale von Prieuré thront; von manchem Kalkgipfel, von mancher Granitkuppe haben wir hinabgeblickt auf die reiche, schöne Schweizer Landschaft und denken mit Wonne und Wehmuth zurück an die Morgen und Abende, die wir in nervenstärkender, herzerquickender Alpenfrische genossen, — allein vorzugsweise bleibt unsere Erinnerung doch immer auf der Hochfläche des kleinen Freiburger Ortes haften, von wo aus sich uns zuerst das Paradies der Lemanufer entrollte und zu dem wir nachmals noch gar oft hinaufgestiegen sind, um uns an der Alpenmajestät und südlichen Farbengluth des Zauberpanoramas neu zu weiden.

Nach diesem Städtlein Châtel-St.-Denis, das der sich weiter westlich zum See hinabwindende Oroneisenweg noch um ein gut Theil stiller gemacht hat, als es schon immer war, wanderten Sonntags am 27. September des vorigen Jahres einige fünfzig deutsche Männer aus dem anderthalb Stunden entfernten Vevey hinauf. Drei Fahnen flatterten dem Zuge voran: die schwarz-roth-goldene, die eidgenössische mit dem weißen Kreuze im Scharlachfelde und die rothe der deutschen Arbeiter mit ihren Inschriften: „Durch Bildung zur Freiheit" und „Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe". An allen dreien aber hingen Trauerflöre. Denn es galt dem Andenken eines vor wenigen Jahren im fernen Exile aus dem Leben geschiedenen deutschen Patrioten, dem 1859 in unserm obscuren Châtel-St.-Denis verstorbenen Arzte Karl d'Ester. Ihm, dessen Grab bis jetzt nur ein namenloses Holzkreuz bezeichnete, einen Denkstein zu errichten, hatte der deutsche Nationalverein in Vevey vor einigen Monaten einstimmig beschlossen. Dies anspruchslose Mal stand nun fertig, und die Mitglieder jenes und die des deutschen Arbeiterbundes zogen jetzt hinauf zu einem schlichten Weihefeste.

Der Tag war kühl und regnerisch, die Berge und Schneehäupter ringsum bargen streichende Nebelschleier, aus denen nur ab und zu einmal drüben auf den mattenreichen Höhen des linken Veveyseufers eine und die andere braune Sennhütte auf Momente zum Vorschein kam. Dennoch strebte die kleine deutsche Schaar rüstig weiter und sang ihre lieben vaterländischen Lieder tapfer und feierlich in die regengraue Welt hinaus.

Nachdem sich in einem vor dem Städtchen gelegenen Gasthofe neue Festgenossen dem Häuflein angeschlossen hatten, ging es in wohlgeordneten Reihen in den winkeligen Ort hinein, wo auf dem kleinen freien Platze, zu dem sich die Hauptgasse vor der Kirche ausweitet, Halt gemacht wurde.

Trotz des jetzt strömenden Regens hatte sich hier bereits eine große Volksmenge versammelt, welche in ehrfurchtsvoller Stille dem Chore der fremden Männer lauschte, die dann paarweise die Stufen zum engen Friedhofe hinaufstiegen, — mit entblößten Häuptern, doch ohne Fahnen und ohne Gesang, denn Beidem hatte die Geistlichkeit den Todtenacker verschlossen. Lautlos und andächtig folgte die Menge. Die Hülle des Monument.. iel, und den Blicken Aller zeigte sich der einfache Steinblock, der, einige Fuß hinter dem blumengeschmückten Grabhügel d'Ester's, auf der Mauer des Kirchhofs aufgerichtet worden war. Da die Oertlichkeit diesem letztern nur einen sehr beschränkten Raum gestattet, so müssen nämlich die Gräber alle fünfzehn Jahre umgeworfen werden, um den neuen Schläfern Platz zu geben. Und so hatte man vorgezogen, den Denkstein auf die Umfassungsmauer selbst zu setzen, von der aus es hoffentlich noch den späteren Geschlechtern die Stätte künden wird, wo ein edles deutsches Herz — wärmer hat keines je für das Vaterland geschlagen! — nach den bitteren Täuschungen eines schmerzenvollen Lebens in fremder Erde zur Ruhe gebettet worden ist. Der Stein ist schwarzer Marmor aus den Brüchen des zwischen Aigle und Bex mitten in's Rhonethal und hart an die sogenannte italienische Eisenbahn vorgeschobenen Bergkegels von St. Triphon; rauh, unregelmäßig, nach oben zugespitzt. Ein ausgehauenes, sauber polirtes Oval trägt in goldenen Buchstaben die folgende Inschrift:

Karl d'Ester
Arzt und Parlamentsmitglied
geb. 1811 zu Vallendar, gest. hier im Exil
den 18. Juni 1859.
Dem braven Patrioten
die deutschen Nationalvereinsmitglieder in Vevey
am 21. Sept. 1863.

Nachdem eine deutsche Rede in kurzem Lebensbilde die Verdienste des Verstorbenen zusammengefaßt und eine französische dem anwesenden schweizer Publicum d'Ester's politische und menschliche Bedeutung klar gemacht hatte, wurde das Denkmal den Bewohnern von Châtel-St.-Denis, in deren Mitte d'Ester während seiner letzten Lebensjahre seine geistige Begabung, seine ärztlichen Kenntnisse und seine Herzensgüte so reichlich bethätigt hatte, als ein heiliges Vermächtniß übergeben. Einer der deutschen Arbeiter hing noch einen frischen Lorbeerkranz auf den Denkstein, und in schweigender Andacht, wie sie eingetreten, verließ die kleine Festschaar den Friedhof, während sich jetzt Gruppen von Einheimischen neugierig an das Monument herandrängten, aus dessen goldenen Lettern sie nur das einzige Wort „d'Ester" zu enträthseln vermochten. Zwar fehlte das Kreuz auf dem Grabsteine, wie der Curé vorwurfsvoll bemerkt hatte, auch hatte der Heimgegangene ohne Beichte geendet, so daß es erst die nachdrücklichste Verwendung seines Freundes, des wackern Ortspräfecten Perrier, durchsetzte, daß er überhaupt bestattet werden durfte, — allein das Volk erinnerte sich, was es dem menschenfreundlichen, bei Tag und bei Nacht gleich willig zu Rath und Hülfe bereiten, im höchsten Grade uneigennützigen Arzte verdankte.

Inzwischen hatten sich die Feiernden in das Hôtel de Ville begeben. Dort im festlich ausgezierten Saale umrahmte üppiges Epheugeblätter d'Ester's Bildniß, jenes Portrait mit dem Facsimile der bekannten Worte, welche der Verstorbene einst dem Ministerium Manteuffel in's Gesicht geschleudert hatte: „Sie lachen, meine Herren; es wird aber die Zeit kommen, wo Sie wahrlich nicht lachen werden."

Hier im nämlichen Gasthause hatte d'Ester gewohnt, unmittelbar neben dem Gemache, in welchem man heute sein Andenken beging; hier haben wir selbst noch wenige Wochen vor seinem Tode mit ihm zusammengesessen, mit ihm und einem andern deutschen Flüchtlinge, bei der guten alten Wirthin und ihren freundlichen Töchtern. Die wackern Leute haben dem theuern Verbannten viele Freundlichkeit erwiesen und bewahren ihm ein treues Gedächtniß, und wenn Ihr in schönen Herbstmonaten einmal zum Rebeneden des Leman pilgert und d'Ester's Grab aufsucht auf seiner aussichtreichen Höhe, dann drückt der biedern Familie die Hand und dankt ihr für die Liebe, mit welcher sie dem Verbannten die „finstere Fremde" zu erheitern bemüht gewesen ist!

Unter Reden und Gesang verstrich der Nachmittag, und manches kernhafte deutsche Wort gedachte des Vaterlandes, gedachte der Männer, die als Märtyrer ihres Patriotismus und ihrer Ueberzeugung im Exile enden mußten. Um fünf Uhr sammelte man sich zum Rückmarsche. Ehe man aber am schwarzweißen Freiburger Grenzpfahl vorüber in die von Grün und Weiß behütete Waadt heimschritt, faßte man noch einmal Posto vor dem Hause des schon erwähnten Präfecten Perrier, um ihm aus voller Brust in Lied und Rede für den kräftigen Schutz zu danken, welchen der Ehrenmann, unbeirrt von allen pfäffischen und aristokratischen Insinuationen, dem vielgehetzten Flüchtlinge hatte angedeihen lassen. Mittlerweile hatte sich der Himmel geklärt. Hell und dunstfrei zog der Mond am Himmel hinauf, und magisch schimmerten in seinem Silberlichte die Bergkuppen und Schneehörner und der glatte Seespiegel unten, als man in ernster Stimmung dem Felsenbette der Veveyse entlang heimwanderte in's schöne Lemanthal.

So war die einfache Feier gewesen, mit welcher eine kleine Anzahl von Deutschen fern vom Vaterlande den Manen eines der edelsten Freunde ihres Volkes ihre Ehrfurcht an den Tag legen und zeigen wollte, daß ihr auch im wälschen Lande das „treue deutsche Herz" nicht abhanden gekommen ist. —

D'Ester's Wirksamkeit in der preußischen Nationalversammlung und seine weitern Schicksale in Deutschland sind bekannt. Es bleibt uns daher nur noch übrig, ein paar Worte über sein Leben in der Schweiz anzufügen. — Waffengewalt hatte im Herbste 1848 die preußische Nationalversammlung gesprengt. D'Ester, der geniale Schöpfer der freisinnigsten preußischen Gemeindeordnung, war einer der Führer ihrer demokratischen Opposition gewesen und schloß sich nun der Bewegung in der Pfalz an, deren provisorische Regierung ihn zum Bureauchef in der Abtheilung des Innern ernannte. Der traurige Ausgang der Pfälzer Erhebung zwang ihn, dem deutschen Vaterlande den Rücken zu kehren.

Wie viele seiner Gesinnungsgenossen, flüchtete er nach der Schweiz und wandte sich mit einigen Freunden über Bern und Thun in den weltentlegenen Winkel des obern Simmenthals hinauf. Dort, wo in erhabenster Alpenscenerie, überragt von den Eismassen des Räzligletschers und den breiten Schneefeldern des kühn ausgezahnten Wildstrubels, das Dorf An der Lenk seine behäbigen Holzhäuser über den wunderlieblichen Wiesgrund streut, dort nahm d'Ester seinen nächsten Aufenthalt. Dazumal waren Ort und Landschaft noch nicht entdeckt von den Touristen, gab es noch keine Fremdenpension, noch kein elegantes Badeetablissement, die heut' auch dieser Bergabgeschiedenheit eine bunte polyglotte Sommerbevölkerung zuführen; damals, wo noch keine Poststraße den Verkehr des hintern Thales mit den großen Heerwegen der Menschen vermittelte, wo nur der Fußwandrer und der Säumer einsprachen, die auf dem berüchtigten Rawylpasse nach Sitten im Wallis hinabstiegen, damals athmete die Gegend rundum nur ländliche Stille und Alpeneinsamkeit. Sollte hier also nicht auch unser Flüchtling die Ruhe finden können, deren er nach dem fruchtlosen Kämpfen und Ringen für das Vaterland so sehr bedurfte? Nein, sie war ihm nicht beschieden. Neue Seelenerschütterungen warteten seiner. Die Liebe zu einem schönen, gebildeten und wohlhabenden Landmädchen im Nachbardorfe St. Stephan, gegen die sich der gereifte Mann vergeblich wehrte, fand wohl die innigste Erwiderung, bei den Eltern der Geliebten aber den ganzen entschiedenen Widerstand, mit welchem der exclusive Stolz des Schweizer Grundbesitzers dem aus gefesteten Verhältnissen gerissenen Flüchtlinge, dem „unpraktischen Dütschländer" zumal, seine Abneigung zu bezeigen pflegt. Den Bemühungen des Vaters muß es vornehmlich zugeschrieben werden, daß der Bundesrath, auf Veranlassung Druey's, der damals dem eidgenössischen Polizeidepartement vorstand, d'Ester aus der Schweiz verwies. Dieser leistete dem Befehle indessen keine Folge. „Ich gehe nicht," sagte er fest, „man wird mich nicht zwingen!" Und rasch entschlossen erwarb er sich das Bürgerrecht der Gemeinde Murten, machte das erforderliche medicinische Staatsexamen in Freiburg und ließ sich zu Anfang d. J. 1850 in unserm Grenzörtchen Châtel-St.-Denis nieder. Naturfreund, wie er war, mochte er sich bei der Wahl dieses sonst wenig Hülfsquellen darbietenden Domicils, dem nur der Käsehandel und die rings verstreuten Sägemühlen einige Bedeutung verleihen, zumeist durch die Mannigfaltigkeit der Umgebung haben bestimmen lassen, die zu den interessantesten Alpenstreifereien Anlaß giebt, wohl auch durch die Nachbarschaft des geistig sehr regsamen Waadtlands.

Mit dem vollen Feuer seines thatkräftigen Charakters widmete er sich von Neuem den Pflichten des lange nicht geübten Berufes. Unverdrossen und unermüdlich wanderte er, von seinem treuen Spitz begleitet, der ihn überlebt und uns noch gar manches Mal grüßend angebellt hat, wenn wir im Hôtel de Ville zu Châtel einsprachen, zu Fuße Stunden weit nach

Karl d'Ester's Ruhestätte in Châtel-St.-Denis.

den rings verstreuten Alpendörfern, nach den einzelnen dürftigen Holzhütten, die oft nur dem schwindelfreien Bergsteiger zugänglich sind, und überall war er bald der willkommene Hausfreund, der Hülfe bringende Arzt nicht blos, sondern der selbstlos spendende Wohlthäter der Armen. Wir selbst könnten Manchen nennen, dem er das Leben gerettet hat, wollen aber hier nur ausdrücklich erwähnen, daß der in Bevey lebende Künstler, der talentvolle Landschafter Prévost, dessen Freundlichkeit uns das Bild von d'Ester's Grabsteine zeichnete, allein der Geschicklichkeit des deutschen Flüchtlings die Erhaltung des Augenlichtes verdankt. Die seltenen Stunden der Erholung, die er sich gönnte, pflegte er in der Regel in einem kleinen Freundeskreise unten in Bevey zuzubringen. Dort, im Hauptquartiere der Deutschen, im traulichen Wirthshause zur Post, bei dem braven Willy'schen Ehepaare, war's uns immer ein Fest, wenn d'Ester erschien. Auch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse suchte er zum Nutzen seiner Mitmenschen zu verwerthen. So entdeckte er in Wallis ausgiebige Marmor- und Kalksteinbrüche, deren Abbau ihn hätte bereichern können. Uneigennützig überließ er Andern die Ausbeutung der Werke.

Unterdessen war der bundesräthliche Erlaß, der d'Ester aus der Schweiz auswies, auch nach Freiburg gelangt. Der Präfect von Châtel-St.-Denis war jedoch d'Ester's warmer Freund geworden. Nachdrücklich trat derselbe für ihn bei der Freiburger Regierung in die Schranken und erwirkte die Rücknahme des Beschlusses.

Die endlosen Aufregungen, die großen Strapazen, denen er sich, nicht Wind noch Wetter scheuend, Tag für Tag aussetzte, die wenige Pflege, die er seinem schon seit längerer Zeit siechenden Körper gönnte, warfen ihn endlich auf das Krankenbett, von welchem er nicht wieder erstand. Nach wenigen Wochen schon entschlief er, am 18. Juni 1859, umgeben von Freunden, deren Freundschaft ihm sein liebenswürdiger Charakter gewonnen hatte.

Vermögen hat er nicht hinterlassen; das Buch, in welches er seine ärztlichen Forderungen einzutragen pflegte, verbrannte er, als er sich über das Herannahen des Todes nicht mehr täuschen konnte. Menschenliebe, Uneigennützigkeit und Opferfreudigkeit waren die Hauptcharakterzüge des verfehmten „Demagogen", den, mit vielen der besten Söhne des Vaterlandes, eine freiheitmordende Reaction hinausgestoßen hatte in's „Elend".

Aus den Landen des verlassenen Bruderstammes.

2. Von Rendsburg nach Schleswig.

Der Bahnzug flog an den Werken der deutschen Bundesfestung Rendsburg vorüber und stand an der in der Stadt befindlichen Haltestelle still. Wir stiegen aus, um uns zu erkundigen, ob es möglich sei, auf der Eisenbahn nach Schleswig zu gelangen. Es war unmöglich. Die dänischen Truppen hatten auf ihrem eiligen Rückzuge nach Schleswig die Eisenbahn an mehreren Stellen zerstört, die Schienen aufgerissen und eine Brücke gesprengt. Alle Straßen waren mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. „Was meinen Sie," sagte einer meiner Begleiter, Hauptmann von Zeschka, „wenn wir erst nach dem Kronwerk gingen, um den Hardesvogt Blaunfeldt zu sehen?"

„Blaunfeldt; ich meinte, er wäre standrechtlich von den preußischen Truppen erschossen?"

„Noch nicht, aber es wird wohl sein Ende sein. Zwischen zwei Uhlanen an die Steigbügel gebunden, wurde er aus Fleckebye eingebracht. Seinen Sohn brachten die Preußen gefesselt auf einem Wagen nach Kiel. Er soll den Dänen als Spion gedient haben."

Wir gingen nach dem Kronwerk. Erst vor vierzehn Tagen war ich hier. Das Kronwerk war nun endlich geräumt. An der Schleußenbrücke standen noch die beiden sächsischen Posten, welche ich vor vierzehn Tagen an derselben Stelle gesehen hatte. An der andern Seite hielten nun zwei preußische Füsiliere der Garde Wacht. Wir gingen über die Brücke. „Nicht wahr," rief Hauptmann von Zeschka lachend, „Ihr seid die Execution, und Ihr da die Occupation?"

„Ja," riefen die Soldaten ebenfalls lachend, „wir sind die Execution und wir die Occupation."

Die dänische Wache im Zollhaus auf der andern Seite war jetzt von Füsilieren der preußischen Garde besetzt. In der Wache saß Blaunfeldt, der verhaßte Hardesvogt aus Fleckebye, ein schleswigscher Renegat. Wir riefen den Unterofficier heraus und verlangten Blaunfeldt zu sehen. „Gehen Sie nur um die Wache herum an das Fenster, meine Herren," sagte der Unterofficier, „da werden Sie ihn sehen."

Wir begaben uns an die andere Seite der Wache. Ein großes Fenster ging nach der Eider hinaus. Wir blickten durch dasselbe. Wirklich, da saß der Hardesvogt, noch in seiner Uniform, blauem Frack mit goldgesticktem Kragen und goldgestickten Patten auf den Taschen, auf einer kleinen Bank, den halbkahlen Kopf uns zugewandt. Neben ihm war ein Strohlager befindlich. Um ihn standen vier preußische Gardefüsiliere, die geladenen Gewehre mit dem aufgesteckten Bajonnet in der Hand. Der Unterofficier stand in der nach dem Flur gehenden offenen Thüre. Ich klopfte an das Fenster.

Ein heimtückisches Gesicht mit gläsernen, wasserblauen Augen und mit einem wie irrsinnigen Lächeln blickte mich an. Schon drei Tage saß er auf dieser Bank, den standrechtlichen Spruch und seinen Tod erwartend. Es war ein schreckliches Ende, welches der durch die Brüche, die er den armen Bauern nun während elf Jahren abgepreßt, reichgewordene Mann wohl nicht erwartet hatte.

Meine Begleiter eilten weg, um einen Wagen zu bekommen, der uns nach Schleswig führen sollte; ich blieb noch vor der Thür der Wache stehen. „Jetzt will ich Euch erzählen, Landsleute, wer Euer Gefangener ist," sagte ich als mich die Soldaten fragend ansahen. „Der Hardesvogt Blaunfeldt war ein verdorbener Advocat in Schleswig. Er wurde wegen Meineides zur Untersuchung gezogen und entging der Strafe nur durch einen Zufall. Jetzt ging er zu den Dänen über und wurde Redacteur der Flensburger Zeitung, eines dänischen Schmutzblattes, mit 1000 Thalern Gehalt. Die Einnahme war ihm nicht groß genug; er wußte sich in Kopenhagen ein Rescript zu erschleichen, welches ihm die erste gute Hardesvogteistelle im Lande zusicherte. In Folge dieses Rescripts erhielt er dann zwei Hardesvogteistellen auf einmal. Blaunfeldt wirthschaftete aber in seinen beiden Aemtern in einer Weise, daß selbst Graf Karl Moltke, obschon er sonst den Grundsatz aussprach, es käme ihm bei den dänischen Beamten gar nicht auf die Moral an, sondern nur auf die dänische Gesinnung, auf den Gedanken fiel, ihn abzusetzen. Da producirte derselbe das erwähnte Rescript. Er blieb jedoch nur Hardesvogt in Fleckebye; wegen der zweiten Hardesvogtstelle wurde mit ihm ein Abkommen getroffen. Er trat sie freiwillig ab, aber nur erst dann, als er eine bedeutende Summe als Entschädigung erhalten hatte."

„Ja," sprach der Unterofficier, „er ist ein sehr schlechter Kerl. Das sagt uns Jedermann in Rendsburg."

„Nun," fuhr ich fort, „wirthschaftete Blaunfeldt in Fleckebye weiter. Im ganzen Lande wurde er durch seine Sportelsucht berüchtigt. Er ist ein reicher Mann geworden. Mancher Bauer hat seinen in Blaunfeldt's Harde (Bezirk) belegenen Grundbesitz zu einem Spottpreise verkauft, um nur von den unerträglichen und gar nicht mehr zu bezahlenden Geldstrafen loszukommen. Wenn ohne seine Erlaubniß in seiner Harde getanzt wurde, so nahm er häufig nicht den Wirth, sondern die Tänzer in Strafe, weil er auf diese Weise größere Summen herausschlug. Hatte er die Strafen publicirt, so fragte er die davon Betroffenen, ob sie nicht appelliren wollten. Bejahten sie die Frage, so sagte er: „Ihr könnt das sehr bequem haben, da nebenan sitzt Jemand, der die Appellation zu Protokoll nimmt." Der „da nebenan in der Stube" war sein eigener Sohn, welcher bei ihm als Schreiber fungirte. Derselbe nahm die Appellation dann zu Protokoll und überreichte sie seinem Vater zur Abweisung. Durch die auf diese Weise verursachten neuen Kosten stiegen die Strafgelder gewöhnlich auf die doppelte Höhe."

„Da ist wohl der Spion, den wir nach Kiel eingebracht haben, sein Sohn?" rief einer von den Füsilieren.

„Derselbe. — Vor einigen Jahren fand in der Harde des Blaunfeldt eine große Hochzeit statt. Es waren über hundert Personen geladen. Blaunfeldt citirte zuerst die jungen Eheleute. Er verurtheilte Jedes von ihnen in eine Strafe von zwanzig Thalern auf Grund einer uralten, Niemandem bekannten Verordnung, weil die Hochzeit zu lange gewährt habe. Dann verurtheilte er sämmtliche Hochzeitsgäste, Jeden in eine Strafe von zwanzig bis vierzig Thalern, je nach ihrem Stande und Vermögen. So ist Blaunfeldt ein reicher Mann geworden. – Nun wißt Ihr," rief ich, „wer Blaunfeldt ist. Also laßt ihn nicht laufen."

„Nun, wenn wir ihn laufen ließen," riefen die Soldaten, „die Rendsburger würden es gewiß nicht thun, die sind wüthend auf ihn."

Ich ging meinen Freunden nach, welche schon weit voraus waren. Ein Wagen mit verwundeten Oesterreichern kam mir entgegen. Die Armen lagen in Decken eingewickelt auf den Wagen. Eine Plane war darüber gespannt, um sie vor dem Winde zu schützen. Sie waren nur leicht verwundet, wie mir der Kutscher sagte. Bei dem ersten Hofe erreichte ich die Freunde wieder. Einer meiner Reisegefährten unterhandelte mit dem Besitzer, den er persönlich kannte, um einen Wagen. Nicht möglich. Alle Wagen aus dem Dorfe waren auf Kriegsfuhren unterwegs. Wir marschirten also zu Fuß auf der nach Schleswig führenden Straße weiter. Wagen auf Wagen kamen uns entgegen. Das ganze Land schien hier unterwegs zu sein, da die Eisenbahn nicht fahrbar war. Schon machten wir uns darauf gefaßt, die drei Meilen nach Schleswig zu Fuße zu gehen. Da hielt vor uns ein Wagen, auf dem nur zwei Personen saßen, der Eigenthümer desselben und sein Kutscher. Es war einer von jenen nichts weniger als bequemen holsteinischen Wagen, auf denen ich vor drittehalb Jahren, als ich die politischen Zustände in Schleswig untersuchte, so vielfach das Land durchstreift hatte. Offen, hochrädrig, sind auf dem Korbe, in Lederriemen hängend, zwei, zuweilen drei Bänke befestigt. „Guten Tag," rief der Besitzer des Wagens mir entgegen, „wollen Sie nach Schleswig?"

Es war der mir bekannte Eigenthümer einer kleinen Landstelle in der Nähe von Itzehoe, der mit seinem Wagen nach Hause zurückkehrte, mit dem er ebenfalls auf Kriegsfuhre gewesen. Bereitwillig stellte er uns sein Gefährt zur Verfügung.

Wir kletterten sämmtlich auf den hohen Wagen. Der brave Andersen,

— so hieß der Besitzer desselben, — stieg ab, und gab uns seinen Knecht mit, um den Wagen zurückzufahren. Auf der Straße nach Schleswig fuhren wir weiter. Es war dieselbe Straße, welche die österreichischen Truppen vor einigen Tagen marschirt waren, um die Schanzen am Danewerk zu nehmen, augenblicklich die interessanteste Straße in ganz Europa. Im Trabe ging es nun vorwärts durch die holsteinischen Dörfer, welche die Dänen noch vor Kurzem besetzt hatten und, unter dem Titel von Requisitionen, in maßloser Weise ausplünderten. Soldaten aller Waffengattungen kamen uns entgegen, Oesterreicher und Preußen, ungarische Husaren, österreichische Infanteristen, preußische Kürassiere und Uhlanen, dann Wagen mit Heu und Stroh und mit Fleischvorräthen und Brod beladen. Dazwischen sahen wir Wagen mit Bürgern aus Rendsburg, die, um die Brüder in Schleswig zu besuchen, über die Sorge fuhren. Alles war auf den Beinen; dies war um so natürlicher, da während der letzten acht Tage der Uebergang über die schleswigische Grenze mit einer Menge von Schwierigkeiten verbunden und zuweilen ganz unmöglich gewesen war. Der Bruderstamm zwischen Elbe und Königsau schien heute auch ganz aus seiner gewöhnlichen Natur herauszutreten. Mit Hurrah's ging es an einander vorüber. Zuweilen erkannten sich die Freunde aus Schleswig und Holstein, wenn sie sich hier kreuzten. Dann wurden die Pferde auf einen Moment angehalten, die Wagen fuhren nebeneinander, und frohe Nachrichten flogen aus einem in den andern hinüber. Wie lange hatte man keine fröhliche Kunde auszutauschen gehabt! Jetzt hatte der Sturm, der mit einem Male hereingebrochen war, die ganze dänische Herrlichkeit über den Haufen gestürzt; mit dem eisernen Besen war sie hinweggefegt worden.

So gelangten wir bis zur Sorge, dem Grenzflüßchen zwischen Holstein und Schleswig. Die Dänen hatten auf ihrem Rückzuge vor den österreichischen Truppen die steinerne Brücke gesprengt, welche hier die beiden Bruderstämme mit einander verband. Links neben der Brücke ist eine große Ausspannung mit einem weiten Stallgebäude. Dort kehrten wir ein, um die Pferde ausruhen und füttern zu lassen.

Der große Stall war voll von österreichischen Fouragewagen. Kaum fand unser Gespann noch Platz. Im Hause lag österreichische Infanterie im Quartier, deutsche Truppen. Sie hatten die Dänen hinausgetrieben, welche hier während der letzten vier Wochen gehaust hatten und nun plötzlich vor den anrückenden Oesterreichern in alle Winde zerstoben waren, die Brücke hinter sich abbrechend und das Gespann des Wirths mit sich führend. Auf ihrer ganzen Rückzugslinie haben die Dänen derartige Gewaltthaten in Masse verübt. Manche von diesen Gewaltthaten waren so nutzlos, daß sie nur aus reiner Lust am Frevel verübt worden sein konnten. Wer den dänischen Charakter kennt, kann sich darüber nicht wundern. Auch das Niederreißen der prächtigen Ulmen auf dem Jungfernstiege in Rendsburg war eine ganz zwecklose Maßregel, welche selbst aus militärischen Gründen nicht gerechtfertigt werden kann. — In der großen Wirthsstube saßen einige von den hier einquartierten Soldaten am Tische, ihr Frühstück verzehrend. Es war Naturalverpflegung, sehr gut ausgebackenes Brod mit vorzüglichem durchwachsenem Speck. Wir setzten uns an denselben Tisch und bestellten unsern Morgenimbiß. Dann frühstückten wir alle zusammen, und sie erzählten uns von dem Gefecht bei Wedelspang, an dem sie Theil genommen — dem letzten Gefecht, bevor die Dänen das Danewerk geräumt hatten. Es war heiß dabei hergegangen. „Noch auf zwanzig Schritt,“ erzählte ein steirischer Jäger mit wallendem grünem Federbusch, der an den Tisch herantrat, „haben die Kerls auf uns gefeuert, so erbittert waren sie; aber so wir sie gefangen hatten, waren sie wie umgewandelt, kriechend und freundlich.“

Der Oberstlieutenant und der Hauptmann lachten. „Ja, ja,“ riefen sie, „wir kennen sie ja aus den drei Feldzügen, auch damals waren sie so. Es liegt das einmal im dänischen Charakter.“

„Sehen Sie,“ rief ein Infanterist, „da diese dänische Kugel, wie groß sie ist, und was für eine niederträchtige Form sie hat. Sie schlug neben mir in die Mauer. Ich habe sie mir zum Andenken aufgehoben.

Wir betrachteten die Kugel. Es war eine Spitzkugel, an ihrem untern Ende von konischer Form. Die Kugel war von enormer Größe.

„Aber, sagt mir mal,“ fragte ich, „weshalb haben die Dänen das Danewerk denn gar nicht vertheidigt? Es ist auf der ganzen Linie ja gar kein Kampf gewesen. Das Danewerk ist ja fast gar nicht zu nehmen.“

„Ja,“ erwiderte der Jäger, „wir begreifen es nicht; sie haben geglaubt, die Preußen wären bei Arnis über die Schley gezogen und kämen ihnen in den Rücken.“

„Es ist aber gar nicht möglich,“ sagte der Hauptmann, „daß sie das geglaubt haben. An der ganzen Schanzenreihe von Friedrichsstadt bis nach Arnis läuft ja eine Telegraphenlinie entlang. Sie mußten ja unterrichtet sein, daß die preußischen Truppen den Uebergang noch nicht bewerkstelligt hatten.“

Wir sahen uns alle schweigend und verwundert an, und der Gedanke, der schon hier und da im Lande laut wurde, tauchte in uns auf, daß das ganze Gefecht an der Danewerkstellung ein Scheingefecht gewesen sei, um abermals den diplomatischen Machinationen als Folie zu dienen. Nun, die nächsten vier Wochen werden Vieles enthüllen. Da trat ein preußischer Officier mit einer Ordonnanz in's Zimmer. Vor dem Helme trug er das weiße Landwehrkreuz. Der Officier kam von Schleswig. „Wie steht es in Schleswig?“ fragten wir einstimmig.

„Nun, das können die Herren sich denken,“ entgegnete er, „ungeheurer Jubel. Aber wie lange wird's dauern, dann geht die alte Geschichte los, wie vor vierzehn Jahren.“

Jetzt sprach der Mann da in der preußischen Officiersuniform denselben Gedanken aus, den wir soeben alle vier gedacht hatten. Er ging wieder hinaus, um seinen Weg nach Rendsburg fortzusetzen. Wir schwiegen einen Augenblick, verstummend über den Gedanken, der soeben hier ausgesprochen war. „Hat nichts zu sagen,“ rief endlich der Hauptmann, „Blut ist geflossen; auch wir haben mitzusprechen. Zuerst wollen wir mal das Land aufräumen.“

Wir stießen alle miteinander an auf Schleswig-Holstein, die österreichischen Soldaten und wir. Der Portwein war ausgetrunken. Der Kutscher zeigte uns an, daß der Wagen angespannt sei. In einigen Minuten trabten wir aus dem Stalle hinaus. Auf einer hölzernen Nothbrücke ging's über die Sorge. Jetzt waren wir in dem eigentlichen Lande des „verlassenen Bruderstammes“, in dem seit dreizehn Jahren gemißhandelten und in der kleinlichsten und erbärmlichsten Weise gequälten Schleswig angekommen. Weit dehnten sich die jetzt schneebedeckten Fluren und Aecker vor uns aus, überall von den hohen „Knicks“ durchzogen. Das Wetter wurde immer schlechter. Der am Morgen abwechselnd fallende Schnee hatte sich in ein dauerndes Schneegestöber verwandelt. Der Schnee kam von vorn, ein eisiger Wind wehte uns entgegen. Wir konnten uns kaum in unsern Pelzen erwärmen. Wir Alle sehnten das Ende unserer heutigen Reise herbei. Aber die Entfernung zwischen Rendsburg und Schleswig ist drei starke Meilen. Auch fing der Abend an heranzudunkeln. Mit dem Schneegestöber vermischte sich ein aufsteigender Nebel. Die Straße wurde, je näher wir an Schleswig herankamen, immer einsamer. So kamen wir von Sorgebrück nach Kropperbusch, von Kropperbusch nach dem Dorfe Jagel. Jedes Dorf führte uns dem Ende unserer heutigen Reise näher. Alle Häuser waren tief eingeschneit. Da sahen wir ja schon die halb in Schnee vergrabenen Häusergruppen des Klosterkrugs. In den letzten Tagen hatte hier ein kleines, unbedeutendes Gefecht stattgefunden. Klosterkrug ist noch eine halbe Stunde von Schleswig entfernt. Gleich hinter dem Klosterkrug gelangten wir nach dem Kohgraben, der äußersten Schanzenlinie. Zwei Eisenbahnlinien und die Chaussee durchschneiden an dieser Stelle den Kohgraben. Der Graben hat eine nicht unbedeutende Tiefe, die Brustwehr ist hoch. Der Kohgraben ist bereits in uralter Zeit angelegt und erstreckt sich in nordwestlicher Richtung in einer Länge von 7843 Schritt, also etwas mehr als drei Viertelmeilen vom südlichen Ende des Selker Moor bis nach Churburg. Die österreichischen Truppen hatten ohne Widerstand diese äußerste Schanzenlinie passirt.

Nach einer Viertelstunde langten wir vor Bustorf an, einem gerade vor Friedrichsberge liegenden Dorfe. Die Pferde gingen langsamer. Sie waren ganz abgemattet. Das Schneegestöber hielt noch immer an. Jetzt passirten wir den eigentlichen Danewerkwall. Das Danewerk macht, um die natürliche Beschaffenheit des Landes zu nutzen, mehrere Bogen und Winkel. Der erste Haupttheil des Walles läuft vom Haddebyer-Noor gerade gegen Nordwest nach dem jetzt ausgetrockneten Danewerksee, zwischen den Dörfern Husbye und Groß-Danewerk; der zweite Haupttheil geht von da gegen Südwest bis nach Churburg, dem westlichen Ende des Kohgrabens; der dritte erstreckt sich in einer nordwärts gebogenen Linie von da gerade gegen den Westen nach Hollingstedt, in seiner ganzen Länge zwei und eine Viertelmeile. Der Theil des eigentlichen Danewerkwalles, den wir nun durchschritten und welcher sich vom Halbkreiswall bis an den jetzt ausgetrockneten Bustorfer See und noch 1200 Ellen darüber hinaus erstreckt, heißt der Riesendamm. Seine Höhe ist 27—30 Fuß. Hohe, heute auch ganz in Schnee eingehüllte Schanzen lagen am Wege. Als nach dem Gefecht bei Wedelspang die österreichischen Truppen diese Schanzen beunruhigten, ohne einen eigentlichen Angriff zu machen, und die dänischen Truppen wieder die Aussicht hatten, bei der schrecklichen Kälte und unter großen Entbehrungen die Nacht hinzubringen, kam plötzlich zum allgemeinen Erstaunen selbst der Soldaten der Befehl, die Schanzen zu verlassen und sich theils auf dem Colonnenwege, theils auf der nach Flensburg führenden Chaussee zurückzuziehen. Sie vernagelten nur einige Kanonen, die meisten Geschütze blieben stehen. Um elf Uhr Abends war kein dänischer Soldat mehr in Schleswig.

Hinter dem Danewerkwall fuhren wir in Bustorf ein. Links lag ein ganz zerstörtes Haus am Wege. Die Dänen hatten das Haus zerstört und im Garten alle Obstbäume und Planken niedergehauen, um den Colonnenweg über das Grundstück zu führen. Schnee bedeckte jetzt die Trümmer. Dann kam ein Gebäude, welches niedergebrannt war. Die Dänen hatten es angezündet, weil es ihnen in der Schußlinie lag. Hier sah man alle Schrecken des Krieges. Da links stand das Bustorfer Spritzenhaus. Es war voll von todten österreichischen Soldaten. Sie waren fast alle in der Vorpostenkette gefallen. Die meisten waren durch den Kopf geschossen. Ich ließ den Wagen halten und trat einen Augenblick hinein. Es war ein schrecklicher Anblick. Endlich hatten wir Friedrichsberge, die Vorstadt Schleswigs, erreicht. Alle Häuser waren mit deutschen und schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückt. Die Straße war durch lange Wagenzüge gesperrt, welche Pontons auf die Straße nach Flensburg führten. Die ganze Stadt bot einen kriegerischen Anblick. Geschütze, Wagen mit Pontons, mit Munition und Kriegsmaterial dicht hintereinander. Da am Schloß Gottorf, bei dem Thore standen eine Menge im Danewerk erbeutete Kanonen. Sonderbares Schicksal! Es waren dieselben Kanonen, welche man im Jahre 1851 so verrätherisch an Dänemark ausgeliefert hatte. Alle Räume im Schlosse Gottorf waren heute mit Verwundeten und dänischen Gefangenen gefüllt. Jetzt betraten wir die eigentliche Stadt Schleswig. Alle Häuser hatten auch hier schleswig-holsteinische und deutsche Fahnen ausgesteckt. Schleswig war ja eine befreite Stadt. Sämmtliche dänische Beamte waren in den ersten vierundzwanzig Stunden, wo die Dänen die Stadt verlassen hatten, fortgejagt worden. Auch nicht ein einziger war übrig geblieben. Die ganze Stadt war mit dem eisernen Besen ausgefegt.

Es fehlt mir alle und jede Bequemlichkeit zum Schreiben; ich werfe diese Zeilen in einem halb eingeschossenen Schuppen auf's Papier und gebe sie, ohne sie wieder durchlesen zu können, auf die Post, um Ihnen wenigstens meinen guten Willen zu zeigen. Nehmen Sie daraus, was Sie für die Gartenlaube etwa brauchen können. Mein nächster Brief soll Ihnen Besseres und Geordneteres bringen.

G. R.

Blätter und Blüthen.

Ein Hundeasyl in London. London ist die Stadt der Contraste — das ist ein so unzählige Male wiederholter Ausspruch, daß er nachgerade mehr als abgedroschen genannt werden muß, und dennoch tritt uns seine Wahrheit tagtäglich immer von Neuem entgegen. Dasselbe London, in welchem viele Tausende von Menschen Zeit ihres Lebens kein Obdach kennen, wo, wie die Gartenlaube erst neulich (in Nr. 2 dieses Jahrg.) erzählt hat, jeden Tag Schaaren unglücklicher Kinder von Polizeistation zu Polizeistation getrieben werden, weil sie keine Heimath haben, — dasselbe London darf sich eines reichfundirten und wohlausgestatteten Asyls für verlaufene und hungerleidende Hunde rühmen! Man lache nicht, die Sache ist voller Ernst und in ihrer Art wohlthätig und segenspendend genug. Wenn man weiß, daß nach der 1861 veranstalteten letzten Volkszählung London mehr als 2,800,000, im gegenwärtigen Augenblicke vielleicht schon drei Millionen Einwohner zählt, und die leidenschaftliche Hundeliebhaberei und systematische Hundecultur der Engländer im Allgemeinen kennt, so kann man sich vorstellen, welches Riesenheer von kläffenden und bellenden Vierfüßlern die britische Hauptstadt beherbergt und ,wie viel von diesem Contingente Tag für Tag ihren Herren und Herrinnen, freiwillig oder unfreiwillig, abhanden kommen mögen. Im wirren Chaos des Londoner Häuser-Oceans läßt auch die feine Hundenase hier und da im Stich, und mancher arme Köter muß elendiglich verkommen, weil er das schützende Dach des nährenden Herrn nicht wieder aufzufinden vermag, — wenn ihn nicht vorher eine mitleidige Seele zu Wurstfleisch zerhackt oder zu Lendenstücken schmort.

Das war das bejammernswerthe Loos so manchen treuen Pinschers und Spitzes, Pudels und Wachtelhundes in London bis vor drei Jahren. Seitdem sucht eine Anstalt, das erwähnte Asyl, diesem Schicksale mindestens theilweise vorzubeugen, — ein Institut, von dessen vorsorglicher Organisation ich mich jüngst mit eigenen Augen überzeugte. Schon eine geraume Zeit war einer etwas excentrischen, aber durch ihre Gutherzigkeit weit und breit bekannten vornehmen Dame Londons der geschilderte traurige Ausgang von zahlreichen schön begonnenen Hundelaufbahnen tief zu Herzen gedrungen. Sie hatte es sich daher zum Berufe gemacht, ihre Mildthätigkeit ganz besonders auf die verhungernden Hunde zu erstrecken, welche sie ab und zu in der Nachbarschaft ihrer Wohnung antraf, und die Thiere einer zuverlässigen Person gegen reichliche Vergütung in Hut und Pflege gegeben. Von Woche zu Woche wuchs indeß die Zahl ihrer Schützlinge, so daß sie sich nicht länger im Stande fühlte, das angefangene Werk lediglich als ein Unternehmen ihrer eigenen Privatwohlthätigkeit fortzuführen. Sie nahm denn durch die Presse die Mithülfe des Publicums in Anspruch und hatte die Genugthuung, ihre Aufforderungen vom reichsten Erfolge gekrönt zu sehen. Es gehört ja in England zum guten Tone, „gründendes Mitglied“ von allen möglichen milden Anstalten und Vereinen zu sein — ganz gleichgültig, wem diese ihre Vorsorge zuwenden — und so flossen unserer Hundeerlöserin von allen Seiten ansehnliche Spenden zu. Schließlich nahm der Londoner Thierschutzverein die Sache in die Hand und schuf sie zu einer förmlichen Stiftung um, die sich durch regelmäßige Jahresbeiträge erhält und die Dame, von welcher die erste Anregung zu dem Rettungswerke ausging, zur lebenslänglichen Vorsteherin ernannt hat. Ein passendes Local ward erworben, in Hollingworth Street, wo in einem geräumigen Hofe eine Reihe wahrhaft comfortabler und luxuriöser Ställe hergerichtet worden sind, welche sämmtlichen Londoner haus- und heimathlosen — Menschen als wahre Wohnungsparadiese erscheinen dürften, zu denen sie selbst in ihren Träumen nicht die Augen zu erheben wagen.

Anfangs mußte das neue Institut vielerlei Spott über sich ergehen lassen; Punch und andere Witzblätter gossen ihre Sarkasmen in ungezügelter Fülle und Schärfe darüber aus und frugen, ob man nicht etwa auch für verlorene Nashörner und Walfische ein Rettungshaus in’s Leben rufen wolle; namentlich aber legten die Umwohner der Anstalt heftigen Protest ein gegen die Nachbarschaft der lärmenden und heulenden Meute. Und wahrhaftig nicht mit Unrecht; denn als mich neulich mein Weg zufällig nach Hollingworth-Street führte, zählte ich in dem, gleich den Affenhäusern der zoologischen Gärten, mit Drahtgeflecht umsponnenen Hundehofe mehr als achtzig Köter von jedweder erdenklichen Species zusammen, vom riesigen Neufundländer bis zum zierlichen „King Charles“, und das Winseln und Knurren, das Gekläff und Gebell, das losbrach, als ich mit dem Castellan des Asyls, einem frischen jungen Burschen von fünfzehn Jahren, den Zwinger betrat, war ohrenzerreißend.

Jetzt ist das Unternehmen ein fait accompli, und weder Punch noch Nachbarschaft tasten es mehr an, um so weniger, als man sich inzwischen von seinem Nutzen überzeugt hat. Den Zweck und die jetzige Wirksamkeit des Instituts wird man am besten aus den Statuten desselben ersehen, die ich, behufs Nachahmung in den deutschen Großstädten und zur tröstlichen Aussicht für jedweden Hundefreund, mittheilen will.

1. Jeder in die Anstalt gebrachte Hund wird dem sich legitimirenden Eigenthümer, gegen Erstattung der Kosten für Fütterung und Pflege, zurückgegeben; — 2. Von Mitgliedern der Stiftung verlorene und in das Asyl gebrachte Hunde werden den Besitzern ohne Berechnung irgendwelcher Verpflegungskosten ausgeliefert; — 3. Jeder Hund, den sein Herr nicht innerhalb vierzehn Tagen reclamirt, wird, zur Deckung des erwachsenen Aufwands, verkauft oder — sonst verwerthet; — 4. Um das Stehlen der Hunde zu verhüten, wird den Personen, welche herrenlos gefundene Hunde in die Anstalt bringen, keine Belohnung gegeben; — 5. Man hat zugleich Vorkehrungen getroffen, daß Damen und Herren, während etwaiger Abwesenheit vom Hause, ihre Hunde in dem Asyle unterbringen können. —

So ist unser Institut nicht blos ein Rettungshaus, sondern gewissermaßen auch eine Kleinkinderbewahranstalt für Hunde. Recht schön und thierfreundlich, — aber die Tausende von Menschenkindern, die alle Tage ohne Obdach, ohne Schutz, ohne Pflege und ohne Nahrung in den Straßen Londons umherirren, wollen Einem doch immer wie ein schmerzliches Fragezeichen zu diesem Hundeasyle erscheinen!

Der würdige Sohn eines unvergeßlichen Vaters. In dem blutigen Gefechte bei Oeversee unweit Schleswig traf eine dänische Kugel, unter den vielen beklagenswerthen Opfern des Tages, auch den tapfern Obersten eines der tapfersten österreichischen Infanterieregimenter, desselben, welches schon in der Schlacht von Magenta mit bewundernswerther Unerschrockenheit gekämpft hatte. Der Name dieses Führers ist den Lesern der Gartenlaube kein fremder. Der schwer verwundete Officier ist ja der heldenmüthige Sohn eines heldenmüthigen Vaters, jenes Herzogs Eugen von Würtemberg, welcher „als der Erste dem Kaiser Alexander den Plan des nachmals so hochgepriesenen Feldzuges von 1812 vorlegte“, als russischer Befehlshaber die Franzosen bei Culm über den Haufen warf und bei Wachau König Murat’s berühmten Reiterangriff abschlug, aber, obschon ein geborener Feldherr von unvergleichlichem strategischem Scharfblick und erstaunenerregender Kaltblütigkeit, durch höfische Ränke und niedrige Eifersüchtelei seiner russischen Mitgenerale, im Leben nie die Anerkennung finden sollte, die seinem Genie und seiner Thatkraft gebührte.

Der Sohn, Prinz Wilhelm von Würtemberg, der an seinen Wunden noch immer hart danieder liegt, scheint mit den kriegerischen zugleich die menschlichen Tugenden, jene edle Bescheidenheit und liebenswürdige Menschenfreundlichkeit, geerbt zu haben, welche seinen unvergeßlichen Vater zierten. Davon geben die Zeilen Zeugniß, welche der Prinz mit fieberhafter Hand von seinem Siechbette aus an den Feldmarschall Lieutenant von Gablenz geschrieben hat, nachdem ihm die Kunde von seiner sechsunddreißig Vordermänner überspringenden Beförderung zum General geworden war. Voller Bescheidenheit lehnt er darin die Lobsprüche ab, die ihm der Kaiser und sein Commandeur gezollt hatten; sein Verdienst sei einzig und allein der Vorzug, sich an der Spitze eines Regimentes zu befinden, welches bereits im italienischen Kriege sich unverwelkliche Lorbeeren errungen habe, einer Schaar von Tapfern, die unter jedem andern Führer denselben Heldenmuth an den Tag gelegt haben würde. Hierauf macht er seine Vorschläge, wie die Stellen der gebliebenen Officiere seines Regimentes neu zu besetzen seien, und schließt mit den schönen Worten: „Verübeln mir Ew. Excellenz diese Bitte im Interesse meiner ehemaligen Cameraden nicht, — es sind die letzten Sorgen eines Vaters für seine hinterlassenen Kinder!“

Wir theilen diese Worte, die, wie wir jetzt bestimmt hoffen dürfen, glücklicher Weise nicht die letzten des tüchtigen Heerführers gewesen sein werden, nach einer Correspondenz der Kölnischen Zeitung mit; es sei uns aber bei diesem Anlasse auch die Bemerkung vergönnt, daß wir selbst aus eigener Erfahrung unsern Lesern erzählen können, welches dankbare Andenken nicht nur der wackere Sohn dem großen Vater, als seinem leuchtenden Vorbilde, bewahrt, sondern mit wie regem Antheile er auch die Erscheinungen der Zeit, in Leben und Literatur, verfolgt. Kaum hatte die Gartenlaube in Nr. 37 und 38 ihres letzten Jahrgangs dem „vergessenen Helden der Befreiungskriege“ einen späten Kranz der gerechten Würdigung auf das Grab gelegt, so wurde dem Herausgeber unseres Blattes die Freude einen eigenhändigen Brief des Herzogs Wilhelm von Würtemberg zu empfangen, in welchem derselbe sich namentlich nach den nähern Verhältnissen des Autors des „ausgezeichneten Artikels“ erkundigt, der „das Leben und die Thaten seines Vaters in einer ebenso historisch wahren und treuen Art schildert, wie er die wichtigsten Momente desselben in das richtige Licht zu stellen weiß,“ um dem Verfasser seinen herzlichen Dank für den „vollkommen gelungenen Aufsatz“ selbst ausdrücken zu können.

Wir denken, dies Schreiben spricht für sich selber.

Ein deutsches Gedicht das Festlied zur Galileifeier in Pisa. Daß der vielverschrieene Deutschenhaß der Italiener nicht und niemals der Nation, sondern lediglich dem Systeme galt, unter dessen Joche die ganze Halbinsel beinahe ein halbes Jahrhundert lang seufzen mußte, daß man vielmehr in Italien, weitherziger vielleicht als anderswo, anzuerkennen weiß, wie viel die menschliche Civilisation dem deutschen Geiste schuldig geworden ist, — dafür kann es keinen schlagenderen Beweis geben, als daß in der Vaterstadt Galilei’s, in Pisa, das Festcomité für die bevorstehende Jubelfeier des großen Landsmannes ein deutsches Gedicht zum officiellen Festliede erkoren hat und auf einem typographisch reich ausgestatteten Blatte, mit daneben gedruckter wörtlicher und freier italienischer Uebertragung, verbreiten läßt. Dies Gedicht aber ist dem diesjährigen Auerbach’schen Volkskalender entlehnt, der bekanntlich im Verlage der Gartenlaube erscheint. Es bildet dort den poetischen Gedenkspruch für den Monat Februar, und wir können uns nicht versagen, unsern Lesern in wortgetreuer Uebersetzung die Bemerkung mitzutheilen, mit welcher das aus dem Präfecten der Provinz, Luigi Tenelli, dem Rector der Universität, Silvestro Centofanti, und dem Gonfaloniere (Vorstand) der Stadt, Angelo del Punta, bestehende Comité, das uns soeben sein Festprogramm zusandte, die deutsche Dichtung einleitet:

„Ein Schriftchen, das jährlich unter dem bescheidenen Titel „Volkskalender“ (Berthold Auerbach’s Volkskalender 1864 — Leipzig, Keil — in 8.) veröffentlicht wird und das für jeden Monat ein wichtiges Factum verzeichnet, führt für den Februar des laufenden Jahres die Geburt Galilei’s an und fügt ein kurzes Gedicht bei.

Diese Wahl ist neben anderen Thatsachen, die erwähnt werden könnten, so bezeichnend, um darzuthun, welche Beachtung in Deutschland jenem großen Manne geschenkt wird; das Gedicht selbst so schön, daß das Festcomité beschlossen hat, es in der Ursprache mit einer zur Seite stehenden Uebertragung wiederzugeben und am Tage des glücklichen Jubelfestes als einen Beweis der Hochachtung und des Dankes für diejenigen zu vertheilen, welche Deutschland in so schöner Weise die Wiederkehr des Geburtstages unsers großen Landsmannes in das Gedächtniß gerufen haben.“

Im Augenblicke, wo wir diese Zeilen in die Presse geben, wird eben die nach dem uns mitgetheilten Programme sehr würdig ersonnene Feier ihren Anfang genommen und unser deutsches Gedicht schon in tausenden von italienischen Herzen seinen Wiederhall gefunden haben.

Verantw. Redact. F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 10. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

Schweigend stiegen Beide nebeneinander die Treppe hinab und betraten das Comptoir, wo Hellmuth den Gast nach seinem Cabinet geleitete, ohne den aufmerksamen Blick sichtlich zu beachten, welchen der Letztere über die Zahl der emsig arbeitenden Gehülfen gleiten ließ.

„Wollen Sie hier für einige Minuten Platz nehmen?“ sagte der Kaufherr, nachdem er die Thür des Cabinets sorgfältig geschlossen, und deutete nach einem Lehnstuhl an der von dem Eingange weitest entfernten Wand, während er einen andern Sessel für sich selbst herbeizog.

„Ich möchte,“ fuhr er fort, nachdem sich Beide niedergelassen hatten, „eine offene Frage, Mann gegen Mann, an Sie richten. Daß dieses jetzt geschieht, wo Zeit und Ort dafür am wenigsten passend erscheinen, wird ein eigenthümlicher Vorfall rechtfertigen, den ich Ihnen sodann mittheilen werde.“

„Reden Sie, Herr Hellmuth,“ versetzte Maçon, und nur der sich leicht schärfende Blick sprach von seinem erhöhten Interesse für das Kommende.

„Sie sind, wie Sie sagen, mit den frühern Beziehungen Ihres verstorbenen Vaters zu mir genau vertraut,“ fuhr der Erstere fort, „und ich greife also wohl nicht fehl, wenn ich voraussetze, daß Sie als Erbe von dessen Ansprüchen hier erscheinen. Welcher Grund aber, Herr Maçon, hat Sie denn bewogen, nicht offen zu einem ehrlichen Manne zu kommen und zu sagen: Liefere mir aus, was mein gehört!? Eine einzige Frage in der Stadt hätte Sie ja über meine Zahlungsfähigkeit unterrichtet. Warum denn erst unter der Hand sich mit einem Menschen aus meinem Geschäfte verbünden, welcher, durch Eigennutz und Selbstsucht verblendet, Ihre Ansprüche in der wunderlichsten Weise betrachtet und bereits durch Sie auf meinen Ruin speculiren möchte?“

Ein eigenthümlich ernster, durchdringender Ausdruck malte sich im Gesichte des jungen Mannes. „Ihren letzten Vorwurf hinsichtlich dieses sogenannten Bündnisses will ich vorläufig einmal bei Seite lassen, Herr Hellmuth, und mich nur an Ihre erste Frage, Mann gegen Mann, halten. Ich kam nicht als Fordernder zu Ihnen, weil ich mir über die Weise dieser Forderung selbst noch nicht klar war, weil ich nicht als schonungsloser Störer eines langjährigen Geschäfts- und häuslichen Glücks in Ihr Haus treten mochte, weil ich gedachte, erst persönlich kennen zu lernen, mit wem ich es zu thun hatte, um danach mich für den einen oder den andern Weg in meinem Verfahren bestimmen zu lassen —“

Hellmuth's Kopf hatte sich während dieser Worte langsam zurück gebogen, während seine Züge eine Art von Undurchdringlichkeit annahmen. „Ich verstehe Sie nicht, verehrter Herr,“ unterbrach er den Sprecher, „Glück stören — Verfahren —! es scheint, die Ideen meines gewissenlosen bisherigen Buchhalters haben bereits bei Ihnen Wurzel geschlagen!“

„Bitte, Herr Hellmuth, lassen Sie diesen Mann, den ich nur eben neben mir geduldet habe, bei Seite,“ erwiderte Maçon, „ich war über alle Einzelheiten auch ohne ihn klar und fühlte mich sicher das durchzuführen, wozu ich mich entschließen würde. Aufrichtig leid thut es mir nur, daß Sie mich jetzt bereits gezwungen, meine Stellung Ihnen gegenüber einzunehmen, da sich doch, hätten Sie die Geltendmachung meiner Ansprüche abgewartet, Manches vielleicht bedeutend milder hätte gestalten können.“

„Ich will Ihnen zweierlei sagen, Herr Maçon!“ unterbrach ihn Hellmuth lebhaft. „Ich bin erstens nicht der Mann, der einem Andern freundlich zulächeln kann, wenn er in ihm einen Feind erkannt hat. Ich bin Ihnen herzlich entgegengetreten, so lange ich in Ihnen nur den Sohn Ihres Vaters sah, der gekommen war, das mir anvertraute Gut zurückzufordern; mit dem Bekenntniß eines versteckten, andere Zwecke verfolgenden Spiels gegen mich aber, wie dies mir soeben geworden, treten natürlich andere Empfindungen auf, die ich nicht gelernt habe unter einem glatten abwartenden Schweigen zu verdecken. Dann aber, Herr Maçon, bin ich nicht gewohnt, irgend eine anscheinende Gefahr über meinem Geschäfte aufziehen zu sehen, ohne sofort ihrer Natur und Tragweite auf den Grund zu gehen. Soeben habe ich von drei mir befreundeten Bankhäusern die unzweideutigsten Zeichen eines plötzlich erwachten Mißtrauens gegen mich erhalten, das sich nur auf Ihre Ansprüche an mein Geschäft, wie sie in Meier's Kopf gewachsen sind, zurückführen läßt, und Sie werden mir zugeben, daß somit wohl die Zeit zum sofortigen unverdeckten Sprechen gekommen ist!“

Maçon, welcher bisher der Rede mit unbeweglichem Gesichte gehorcht, öffnete bei den letzten Worten groß die Augen. „Ich denke den Verdacht zu verstehen, welchen Sie mit dieser letzten Angabe andeuten,“ sagte er nach einer kurzen Pause langsam, „ich kann Ihnen jedoch mein Wort geben, daß ich mich nicht der kleinsten Aeußerung, welche Ihren Credit hätte benachtheiligen können, schuldig weiß!“

„Sie haben so viel von Ihrem Vater, daß ich Ihnen auch völlig dessen Wahrheitsliebe zutraue,“ versetzte Hellmuth mit einer gewissen Unruhe; „wenn aber auch Ihr jetziger Bundesgenosse

den Coup gegen mich ausgeführt hat, wie ich sichern Grund habe zu vermuthen, so hat er doch jedenfalls gemeint in Ihrem Sinne zu handeln. Lassen Sie uns klar und offen unsere Stellung nehmen, Herr Maçon; vielleicht aber geben Ihnen einige Worte meinerseits eine richtigere Anschauung der Dinge, als Sie diese bis jetzt zu haben scheinen. — Ihr Vater hat mir sein Geld anvertraut, als er als Flüchtling in unsere Stadt kam," fuhr er ohne Unterbrechung fort; „er beabsichtigte damals mit in mein Geschäft einzutreten und sein Capital darin zu verwerthen. Unser gegenseitiges Uebereinkommen aber blieb ohne Abschluß, da er von Neuem die Flucht ergreifen mußte. Ich habe sein Geld über zwanzig Jahre redlich verwaltet, und es liegt heute, durch die Zinsen vermehrt, zur Verfügung seines Erben. In dieser langen Zeit habe ich keine einzige Willensäußerung Ihres Vaters erhalten, welche das zwischen uns besprochene Uebereinkommen zur That hätte werden lassen. Mit welcher Forderung können Sie also gegen mich auftreten, die Ihre Aeußerung von „Glücksstörung" und „Verfahren" rechtfertigte?"

„Ich kann Ihnen nur nochmals sagen," entgegnete Maçon ruhig, „daß ich von Herzen bedauere, mich von Ihnen schon heute in meine jetzige Lage gedrängt zu sehen. Ich bin anderer Ansicht von meines Vaters früheren Verhältnissen zu Ihnen und darf es wohl aussprechen, daß ich zur Eincassirung eines Betrags, wie ihn mein Vater in Ihr Geschäft eingeschossen und dessen ich bei meiner Vermögenslage eben nicht nothwendig bedarf, nicht persönlich hierher gekommen sein würde. Zur einfachen Rechtfertigung des Todten und seines Schweigens aber will ich Ihnen mittheilen, daß, als er mich nach seiner raschen Abreise von hier bei einem Onkel an der französischen Grenze untergebracht, er bei dem Versuche, sich in einem holländischen Hafen nach England einzuschiffen, zum Matrosen gepreßt und zur Reise nach dem Cap gezwungen wurde. Damals war die Insel Bourbon unter englischer Herrschaft, und dort gelang es ihm später, beim Anlanden zu entkommen und sich unter den Schutz der Behörden zu stellen. Er fand Theilnahme an seinem Schicksale und Unterstützung, hatte Glück in den von ihm begonnenen Unternehmungen und gab die Rückkehr nach Europa völlig auf; mich indessen ließ er erst, als meine Erziehung vollendet war, zu sich kommen. Trotz der kurzen gegenseitigen Bekanntschaft hatte er Sie in treuer Erinnerung bewahrt, das zeigten mir seine späteren Erzählungen; aber halb Europa stand während der ersten Jahre seiner Abwesenheit in vollem Kriegsbrande, der nirgends eine sichere Verbindung mit Deutschland zugelassen hätte; später waren seine europäischen Privatbeziehungen vor seinen dortigen glücklichern Arbeiten völlig zurückgetreten, und erst als er mich wenig geneigt fand, die Insel zum lebenslänglichen Aufenthalte zu wählen, forderte er mich auf, Nachricht über das Schicksal Ihres Geschäfts einzuziehen, das mir später einmal, wie er meinte, einen festen Halt für eine Rückkehr nach Europa geben könne, falls es überhaupt die Kriegsstürme überstanden. Er ging von der Ansicht aus, daß in solchen Zeiten der speculative Kaufmann entweder reich werde oder falle — und er hatte von Ihrer Befähigung eben so hohe Begriffe, wie er Sie als Menschen im Herzen bewahrte. Mir erschien indessen damals die ganze Angelegenheit so imaginär, daß ich nicht einmal daran dachte, der Aufforderung zu genügen, und erst nach seinem Tode wurde mir in seinen Papieren die volle Bestätigung jener Angaben. — In welcher Weise ich nun die ganz bestimmten und sofort nachweisbaren Ansprüche meines Vaters hier zur Geltung bringen wollte, hatte ich mir, wie schon gesagt, noch völlig vorbehalten; mit dem Augenblicke indessen, Herr Hellmuth, in welchem Sie diese auf so entschiedene Weise von sich weisen, in welchem Sie die Voraussetzungen, unter denen das Capital in Ihre Hände kam, verneinen, werde ich natürlich zu einer Stellung gezwungen, die jedes weitere Wort zwischen uns ausschließt!" Er erhob sich gehalten. „Sie haben wohl unter den obwaltenden Umständen die Güte, meine Entschuldigung den jungen Damen zu überbringen."

Hellmuth verließ steif seinen Sitz. „Ich gehe meinen geraden Weg, Herr Maçon, wie ihn mir mein Gewissen vorschreibt, und sehe deshalb auch allem mir in den Weg Tretenden ruhig entgegen!" sagte er. „Nicht das Capital Ihres Vaters hat mein Geschäft gemacht, sondern der ruhelose Fleiß Dessen, der es bis jetzt geführt. Hätte ich Unglück gehabt und würde heute nicht mehr besitzen als eben dieses Capital Ihres Vaters, so würde ich es bis zum letzten Pfennig herauszahlen und mein und meiner Familie Leben fristen so gut es ginge — auf der andern Seite aber werde ich auch keinen Angriff auf das Gut dulden, das über jenes Capital hinausgeht, das Gut, welches ich erworben und Niemand weiter. Das ist mein Standpunkt. Uebrigens glaube ich sicher zu sein, daß wir als ehrliche Feinde scheiden, und so sehe ich nicht ein, warum Sie so auffällig den Mädchen Ihren Abschiedsgruß entziehen wollen; meine Töchter werden schon auf eine geschäftliche Störung ihrer Unterhaltung vorbereitet sein. Erlauben Sie, daß ich Sie hinauf geleite!"

Maçon hatte nur eine stumme Verbeugung zur Antwort und schritt dem Hausherrn durch die von diesem geöffnete Thür voran.

Als Hellmuth seinem Gaste durch das Comptoir folgte, sah er Gruber eine Bewegung wie zum Herantreten an ihn machen. Er beantwortete diese nur mit einem stummen Nicken; als er aber Maçon bis zur Treppe geleitet, sagte er: „Wollen Sie die Güte haben voranzugehen? Es wartet soeben ein eiliger Brief auf meine Unterschrift, und ich folge Ihnen in zwei Secunden!"

Mit einer leichten Verbeugung trennten sich Beide, und der Hausherr begab sich nach dem Comptoir zurück, hier rasch mit einem Winke gegen den Procuristen nach seinem Cabinet schreitend.

„Sie haben etwas Besonderes?" fragte er den ihm Nachtretenden, „sprechen Sie es kurz aus, ich kann den Mann nicht warten lassen."

„Aus unsern zurückgestellten Geschäftsbüchern ist das Hauptbuch der Firma August Hellmuth, das letzte, ehe das Geschäft unter der Firma A. Hellmuth und Co. begann, verschwunden!" war die rasche Antwort; „zugleich aber bringt Willmann, der von der Post kommt, die Nachricht, daß sich Meier dort ein Passagierbillet gelöst hat, so viel es scheint nach dem Flusse hinüber, nach einem der Anlegepunkte der Dampfboote."

Des Geschäftsherrn eilige Miene war plötzlich in einen Ausdruck von Starrheit übergegangen; seine Augen blickten den Sprecher groß und unbeweglich an, und doch lag etwas darin, als gehe im Augenblicke eine erschreckende Klarheit in seiner Seele auf. „Wann und wie haben Sie den Verlust entdeckt?" fragte er mit einer Stimme, die den gewohnten sonoren Klang ganz verloren zu haben schien.

„Ich hatte zufolge Ihrer Genehmigung Willmann das Nöthige mitgetheilt," erwiderte Gruber, „und er kam auf den Gedanken, ob sich nicht Meier's Sicherheit auf irgend welche Papiere aus jener Zeit stütze, die vielleicht zu Ihrem Schaden sich deuten ließen und die er sich heimlich angeeignet hätte. So lange ich aber hier bin, hat Meier nur die Bücher unter sich gehabt, und ich ging sofort an eine Revision der alten zurückgestellten Bände; da entdeckte ich schnell genug den Verlust, und dieser erschien mir, zusammen mit Meier's Abreise, zu wichtig, als daß ich einen Augenblick hätte zögern mögen, Sie davon zu unterrichten!"

„Das ist es, das ist es!" neigte Hellmuth, starr vor sich hinblickend, den Kopf. „Ich will Ihnen sagen," fuhr er dann rasch aufsehend fort, „was die Sache zu bedeuten hat, damit Sie bei dem jetzt unverzüglich nothwendig werdenden Handeln mit freier Seele mein Interesse vertreten können. In jenem Hauptbuche war dem Vater des hier anwesenden jungen Mannes nach Ablieferung seines Capitals das gewöhnliche Conto gegeben, dazu aber voreilig und in sicherer Erwartung des abzuschließenden Contracts der Vermerk gesetzt: „In's Geschäft getreten an dem und dem Tage" und der nöthige Posten des Capital-Conto's hinzugefügt worden. Es ist nun wohl möglich, daß ich in unsern damaligen Unterhandlungen dem Verstorbenen einige Zeilen geschrieben habe, welche meine Bereitwilligkeit für seine Aufnahme in mein Geschäft ausdrückten; Beides zusammen aber würde in der Hand eines geschickten Advocaten zum Beweise des wirklich erfolgten Eintritts werden und mich der Gnade dieses jungen Menschen überliefern müssen. Indessen wollen wir vorläufig erst sehen, ob die Gegenpartei durch einen Diebstahl einen Vortheil über mich erringen soll. Sagen Sie Willmann, daß er mir rasch und unvermerkt meinen Hut und Ueberwurf herab holt; Sie aber packen für alle Fälle die nöthigsten Reisebedürfnisse zusammen, versehen sich reichlich mit Geld und folgen mir dann unverzüglich nach der Wohnung des Polizeidirectors, den ich jetzt da am sichersten treffe. Dort sollen Sie Weiteres hören!" Er machte, von innerer Unruhe getrieben, einen raschen Gang durch das Zimmer, und Gruber verließ hastig das Cabinet. —

Die ältliche Dienerin hatte Maçon den Corridor geöffnet, und dieser fragte leicht: „Die jungen Damen noch hier?"

„Nur Fräulein Anna," war die Antwort, „ich werde aber Fräulein Eugenie benachrichtigen."

„Lassen Sie nur, lassen Sie nur!" erwiderte der junge Mann hastig, „ich wollte mich nur kurz verabschieden!" Er schritt nach der Thür des Besuchzimmers, blieb indessen, wie in Zweifel mit sich selbst, hier einen Moment stehen, ehe er öffnete; dann trat er leicht, aber mit hochgehobenem Kopfe ein.

Das Zimmer war vom rothen Glanze des Abends überfluthet, und das bleiche Gesicht des Mädchens, welches, das Kinn im stillen Sinnen in die kleine Hand gestützt, am Fenster saß, erschien wie umsponnen von den rosigen Lichtern. Das leise Geräusch der sich öffnenden Thür schien nicht zu ihrem Bewußtsein gedrungen zu sein.

„Fräulein, darf ich stören?" fragte Maçon, der einige Secunden lang schweigend in ihrem Anschauen dagestanden hatte. Sie fuhr, beinahe erschreckt von dem Klange seiner Stimme, auf. „Ich kam nur, um mich zu verabschieden," sprach er, rasch auf sie zutretend, „aber ich betrachte die Minute, die mir jetzt vergönnt ist, Sie allein zu sehen, als eine Schicksalsfügung."

Sie stand vor ihm, ernst die großen, tiefen Augen in sein Gesicht geheftet, als wolle sie dadurch eine Schranke gegen jede leichtfertige Annäherung seinerseits ziehen. Bald aber schien die eigenthümliche Bewegung, welche sich in seinen Zügen ausdrückte, sie unsicher zu machen.

„Ich habe eine kurze, bestimmte Frage an Sie zu richten, Fräulein," begann er von Neuem, „und ich bitte Sie, dabei zu bedenken, daß es im Leben bisweilen Momente giebt, in denen an einem Worte ein ganzes Schicksal und wohl noch mehr als das eines einzigen Menschen hängt; ich bitte Sie, mir mit einem einfachen Ja oder Nein zu antworten und jede der gewöhnlichen kleinlichen Rücksichten und Zögerungen bei Seite zu lassen — ich habe eine Ueberzeugung in mir, daß Sie es vermögen, sobald Sie nur die Schwere des Augenblicks erkannt, und gebe Ihnen die Versicherung eines Mannes, der wissentlich noch nie gelogen, daß die jetzige Minute, die nie wiederkehren wird, über mehr entscheidet, als Sie absehen können —"

„Was wollen Sie, Herr Maçon?" unterbrach sie ihn, während ihre Augen groß und starr in den seinen haften blieben.

„Ich möchte Sie fragen, Fräulein Anna, ernst und einfach fragen," sagte er mit blitzendem Blicke, „ob Sie einen Lebensgefährten, wie ich es bin, ertragen könnten?"

„Herr Maçon!" rief sie zurückweichend, während eine plötzliche Leichenblässe in ihre feinen Züge trat.

„Anna," erwiderte er mit mühsam gedämpfter Stimme, in plötzlicher Erregung, „um Alles willen, was Ihnen das Liebste ist, werfen Sie jetzt zurück, was Ihre Seele schwach machen könnte; jede Secunde kann eine Störung bringen, und dann muß ich gehen auf Nimmerwiederkehr! Ich habe es empfunden, ich weiß es, daß unser beiderseitiges inneres Wesen zwei Hälften sind, die zu einander gehören — antworten Sie mir frei und stark —!"

Er hatte ihre Hand gefaßt, die zuckend sich umsonst der seinen entziehen wollte. „Lassen Sie mich — gehen Sie!" drängte sie, fast mechanisch, wie gänzlich fassungslos vor dem Unerwarteten sich abwendend, und eine plötzliche Schwäche schien sie zu überkommen.

Zweifelnd blickte er in ihr bleiches Gesicht; plötzlich aber glänzte es in seinen Zügen auf. „Stoße mich zurück, Mädchen, wenn Du Nein sagen kannst!" rief er mit tiefer, leidenschaftlich bewegter Stimme, während sein Arm sie fest umfaßte.

„Mein Gott, mein Gott!" preßte sie mit einem vergeblichen Versuche, sich ihm zu entziehen, hervor; im nächsten Augenblicke aber hatten seine Lippen sich fest auf die ihren gelegt und sie schien in seinem Arme zusammenbrechen zu wollen.

„Baue auf mich, treu, unerschütterlich, meine Anna, was auch in den nächsten Tagen geschehen möge!" flüsterte er ihr zu und ließ die halb Bewußtlose in den von ihr verlassenen Fauteuil nieder; dann faßte er ihre kleinen, widerstandslosen Hände zusammen, führte sie an seinen Mund und wandte sich leichten raschen Schritts nach der Thür. Einen Blick noch warf er von hier zurück — das Mädchen lehnte wie geknickt, mit geschlossenen Augen, in dem Stuhle, und nur zögernd öffnete er den Ausgang. „Es mußte ja so sein," murmelte er, „und hätte ich falsch geahnt, wäre ja Deine Kraft nicht erlegen! Gott bewahre mir Deinen Glauben, bis ich wiederkehre!"

Er griff im Corridor hastig nach Hut und Paletot, als fürchte er noch eine Begegnung, und eilte die Treppe hinab.

6.

Gruber hatte sich im Reiseanzuge nach der Wohnung des Polizei-Directors begeben, in deren Vorzimmer ihm, kaum daß er gemeldet worden, Hellmuth in Begleitung eines Polizeibeamten aus den inneren Räumen entgegenkam. Der Erstere winkte dem jungen Manne nach einer der Fenster-Vertiefungen. „Meier hat wirklich bereits vor länger als einer Stunde die Stadt verlassen," sagte er hastig und mit leiser Stimme; „ich habe bereits Extrapost für Sie und den Beamten bestellen lassen, und es ist jetzt Ihre Aufgabe, den Wagen der ordinären Post so bald als nur irgend möglich einzuholen. Schonen Sie kein Geld gegen den Postillon — ich traue diesem Meier zu, daß er seine jetzige Tour nur zum Schein eingeschlagen hat und auf der nächsten Station seine eigentliche Richtung erst nimmt, und erreicht er unaufgehalten den Fluß, so ist bei der Menge auf- und abwärtsgehender Dampfboote von einem weitern Verfolgen seiner Spur gar keine Rede mehr. Sie wissen, was von Ihrer jetzigen Reise abhängt! Der Beamte ist angewiesen, sich nach Ihren Anordnungen zu richten, und hier muß ich mich nun völlig auf Ihre Klugheit verlassen. Ich weiß nicht, welches Gift dieser Mensch, der seit zwanzig Jahren mein unbeschränktes Vertrauen besessen, noch gegen mich in Bereitschaft haben kann; zeigen Sie ihm also, daß sein Arrest in Ihrer Hand liegt, benutzen Sie Ihre Macht aber hauptsächlich zur Wiedererlangung des entwendeten Contobuches. Ich vermuthe sehr stark, daß seine Entfernung mit dem in seinen Händen befindlichen Beweise auch ein Schachzug gegen diesen Maçon ist, um diesen zur Annahme der ihm wahrscheinlich gestellten Bedingungen zu zwingen, daß er also jedenfalls im Besitz des Geschäftsbuches ist. Nöthigenfalls lassen Sie sein Gepäck durchsuchen, der Beistand jeder Polizeibehörde ist Ihnen gesichert! — Und nun vorwärts ohne Säumen —" wandte er sich nach dem Zimmer zurück. „Sie haben die nöthigen Reisebequemlichkeiten bei sich?"

„Willmann ist damit nach dem Posthofe voraus!" war die Antwort, und von dem herantretenden Beamten begleitet, verließ der junge Mann eilig das Zimmer. — —

Hellmuth hatte gleichzeitig den Heimweg eingeschlagen. In seinem Arbeitszimmer setzte er sich hin und schrieb:

„Herrn Adolphe Maçon.

Ich habe seit einer Stunde die Sicherheit verstehen lernen, mit welcher Sie heute auf Ihren vermeintlichen Ansprüchen beharrten, bedaure aber, durch dieses Verständniß zugleich die gute Meinung, mit welcher ich heute als Gegner von Ihnen schied, völlig vernichtet zu sehen. Sie könnten mir allerdings wieder wie heute entgegnen, daß Sie sich in Ihren Handlungen keiner Unehrenhaftigkeit gegen mich bewußt seien; in den Augen jedes deutschen Ehrenmannes aber, lieber Herr, ist Derjenige, welcher sich die Früchte eines Diebstahls zu Nutze macht, durchaus nicht besser, als der Dieb selbst. Oder wäre es Ihnen bei dem ersten Blicke auf das mir von meinem spitzbübischen Buchhalter entwendete Contobuch — ich glaube, daß Sie keiner nähern Bezeichnung bedürfen — nicht sofort klar geworden, daß es nur durch einen Act der Unehrlichkeit von dem ihm zugewiesenen Platze entfernt worden sei? Genug darüber; ich will mir aber nur erlauben, Ihnen zu bemerken, daß ich von dieser Stunde an die Vertheidigung meines Eigenthums nicht mehr wie gegen einen irrigen, doch von ehrlicher Ueberzeugung hervorgerufenen Anspruch, sondern wie gegen Diebe und Einbrecher führen werde. Ihrem Freunde und Gehülfen Meier ist bereits die Polizei auf den Fersen, und bei seinem Ergreifen wird sich ja herausstellen, durch welche Motive er zu dem begangenen Diebstahl verleitet worden ist. Versuchen Sie in Gottes Namen, wie weit Sie mit derartig erlangten Beweismitteln gegen mich kommen — um Ihres großherzigen Vaters willen aber bin ich völlig unglücklich, mich zu diesen Zeilen veranlaßt zu sehen. Hellmuth."

Er schloß das Schreiben, adressirte es und gab es mit dem kurzen Auftrage: „Nach dem Hotel français, sobald Willmann zurückkommt!" in das Comptoir. — —

Auf der ebenen Chaussee sauste die leichte halboffene Droschke dahin, welcher Gruber mit seinem Begleiter dem gewöhnlichen Postwagen nachführte. Der Beamte lehnte ruhig in seiner Ecke, eine ihm von dem jungen Kaufmann dargebotene Cigarre mit sichtlichem Genuß rauchend, während der Letztere trotz der kurzen Zeit, die seit dem Verlassen der Stadt verstrichen, sich zeitweise unruhig auf-

richtete, um in die Ferne zu spähen. Die Dämmerung fing bereits an, sich über die Gegend zu senken.

„Wann meinen Sie, Schwager, daß der Postwagen die erste Station erreichen wird?" fragte der junge Mann, sich auf dem unbedeckten Vordersitze bis zur Höhe des Postillons aufreckend.

„Er ist vor fünf Uhr abgefahren, hat aber fünf Wegstunden zu machen und wird so gegen acht Uhr dort eintreffen," war die Antwort. „Die ordinäre Post nimmt sich die gehörige Zeit!"

Gruber sah nach seiner Uhr, es war bereits halb sieben. „Ein Gulden, Schwager, für jede Minute, die wir vor dem Postwagen auf der Station eintreffen!" sagte er.

Der Postillon nickte. „Ich will mein Mögliches thun, und die Pferde sind frisch," erwiderte er, „aber es hält schon hart, nicht später zu kommen. Hätten wir nicht die vielen Anhöhen —!" Die schwirrende Peitsche brach seine Rede ab, und in vermehrter Schnelligkeit rollte der Wagen vorwärts. Gruber nahm seinen Platz wieder ein und zündete, sich zur Ruhe zwingend, sich selbst eine Cigarre an.

Das Tageslicht war bald gänzlich verschwunden, und nur an dem langsameren Vorwärtsbewegen des Wagens waren die Anhöhen, welche einer gleichmäßig raschen Verfolgung Hindernisse in den Weg legten, zu erkennen. Fast mit jeder Viertelstunde zog der junge Mann seine Uhr, um im Leuchten seiner Cigarre einen Blick auf das Zifferblatt zu werfen; so langsam aber auch die Zeit verstrich, so schien sie ihm doch, je später es ward, mit fast beängstigender Hast zu eilen; es war bereits halb acht geworden, und noch ließ sich in der weitesten Entfernung kein Lichtschein wahrnehmen, welcher die Laterne des vorausfahrenden Wagens angedeutet hätte.

„Halb acht vorüber, Schwager!" wandte er, sich wieder aufrichtend, an den Postillon.

„So ungefähr wird's sein," erwiderte der Angeredete, mit Macht auf die Pferde peitschend; „der Conducteur muß heute ganz besondere Eile gehabt oder mein Camerad eins über den Durst getrunken haben, sonst müßten wir sie schon beinahe haben. Es ist aber noch nichts verloren, wir haben bis jetzt das Mögliche vor uns gebracht und werden's auch noch thun!"

Die Pferde sausten jetzt im Galopp dahin; Gruber aber nahm seinen Platz nicht wieder ein. Scharf spähte er fortdauernd in die Dunkelheit hinaus.

Wieder vergingen zehn Minuten, und die Pferde schienen unter dem angestrengten Laufe matt zu werden; immer häufiger hatte der Postillon die Peitsche zu brauchen.

„Dort ist ein Lichtschein!" rief plötzlich der junge Kaufmann.

„Hab's schon gesehen," war die ruhige Antwort, „ist aber nur der Schein aus dem Wirthshaus auf der Höhe; es müßte indessen nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn wir nicht etwas Anderes sehen sollten, sobald wir nur dort oben sind!"

Von Neuem fiel die Peitsche energisch auf die Pferde; in wenigen Minuten war das Wirthshaus erreicht, und mit dem Ausrufe: „Dort, ha, ha, jetzt verdiene ich noch meine Gulden!" streckte der Postillon die Hand aus.

Ein matter, kaum bemerkbarer Lichtschein bewegte sich im Grunde vorwärts, Gruber richtete sich hoch auf. „Sind Sie sicher, Schwager?" fragte er in hörbarer Erregung.

„Werde doch ein Geschirr kennen, das ich selbst oft genug fahre!" klang es zurück; „es war aber die höchste Zeit; vom Wirthshaus hier ist es nur noch eine halbe Wegstunde zur Station!"

Und die sich senkende Straße hinab flog der Wagen; mit jeder halben Minute wurde der wahrgenommene Lichtschein deutlicher, bis sich endlich auch die dunkeln Umrisse der schwerfälligen Postkutsche erkennen ließen. Aber erst hart am Eingange des vorliegenden Städtchens passirten die Verfolger den Wagen; Gruber hatte sich dabei tief in seine Ecke gedrückt und sein Gesicht durch den Kragen seines Ueberwurfs verdeckt, daß in dem auf ihn fallenden Lichtschein kein zufälliger Blick seine Persönlichkeit verrathen könne.

Nach wenigen Minuten schon standen die dampfenden Pferde vor dem Posthause, während das Rasseln der nachfolgenden Postkutsche die holprige Straße herauf hörbar ward. Rasch war Gruber aus dem Wagen und harrte, mit kaum zu besiegender Aufregung, der langsam heranrollenden Post. Endlich hält diese in seiner Nähe.

„Es wird nur umgespannt," rief der Conducteur, die Wagenthür öffnend, zugleich aber wandte er sich auch eilig nach dem Gepäckraum, und Gruber sah dort den ihm wohlbekannten Koffer Meier's erscheinen. Auch der Letztere selbst ließ sich jetzt, langsam aus dem Innern des Wagens steigend, erblicken und schritt der Durchfahrt des Hauses zu. „O, Sie können mir ja wohl sagen," trat er einem zum Ausspannen der Pferde herbeieilenden Stallknechte in den Weg, „wo ich hier eine Privat-Fuhrgelegenheit in's Land auftreiben kann!" Ehe der Andere indessen noch geantwortet, stand Gruber mit den Worten: „Guten Abend, Herr Meier; ich denke, Sie verschieben Ihre Weiterfahrt bis nach einem kurzen Gespräche mit mir!" vor ihm und winkte sodann seinen Begleiter heran. „Erlauben Sie mir, Herr Meier, daß ich Ihnen hier einen der Herren Polizei-Commissare unserer Stadt vorstelle!"

Der Angeredete hatte rasch den Kopf gehoben; bei seinem Blicke auf die Polizeiuniform indeß verfärbte sich sein Gesicht — doch nur einen Moment. Dann lächelte er gezwungen. „Das ist eine Ueberraschung, Sie hier zu treffen, Herr Gruber," sagte er; „wenn Sie mich nicht zu lange aufhalten wollen, stehe ich Ihnen ganz zu Diensten; ich habe ein dringendes Geschäft im Lande, das noch heute meine Gegenwart fordert!"

„Sie sind wohl so freundlich und nehmen den Koffer des Herrn Meier unter Ihre Obhut?" wandte sich der junge Mann an den Polizeibeamten, indem er auf den Eingang zu dem erleuchteten Passagier-Zimmer deutete. „Ich denke, wir werden dort allein sein, wenn es Ihnen gefällig wäre, Herr Meier?"

„Aber nur nicht zu lange!" wiederholte der Genannte, und ging, anscheinend völlig unbefangen, der offenen Thür zu.

(Fortsetzung folgt.)

Unbekannte Gegenden.

Ein Blick in das Südpolargebiet.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß das Wesen, welches sich stolz „Beherrscher der Erde" nennt, so respectable Stücken seines Reiches unbeachtet, eingehüllt in einen undurchsichtigen Schleier liegen lassen konnte; und doch ist es Thatsache: das weite Gebiet um den südlichen Endpunkt der Erdaxe, Südpol genannt, einen Flächenraum von 250,000 Quadratmeilen einnehmend, bedeutend größer als Europa, ist von keinem Menschen gekannt. Ob sich dort ein freies Meer erstreckt, oder ob ein großes Festland — mit Schnee und Eis bedeckt — den unermeßlichen Raum ausfüllt — Niemand weiß es; wir stehen vor einem Räthsel, das alle Hypothesen und Vermuthungen nicht lösen können, und Niemand vermag, weil er nicht dort gewesen, der mittelalterlichen Mythe zu widersprechen, wonach just auf dem Südpol ein großes Loch in den Feuerschlund der Hölle führen soll.

Vor etwas mehr als zweihundert Jahren dachte man sich noch den ganzen unbekannten Theil der südlichen Hemisphäre als eine einzige große Landmasse, welche auf den damaligen Landkarten unter dem Namen „Terra Australis" florirte. Die Umrisse dieses phantastischen Riesencontinents liefen in einem weiten Bogen südlich vom Cap Horn und der Südspitze Afrika's in der Nordküste Australiens zusammen. Das so beschriebene Ländergebiet umfaßte ganz Australien, dessen Südküste (s. unsere Karte) noch nicht bekannt war, und kam an Flächenraum den Welttheilen Asien, Europa und Afrika zusammengenommen gleich. Mit der Umschiffung des australischen Festlandes durch Tasman (i. J. 1642) ward nun zwar der Riesenleib um ein großes Glied ärmer, doch betrug seine Längenausdehnung immer noch an 1400 Meilen, von der nördlichen Spitze Neuseelands bis zu den entgegengesetzten Bouvetinseln, welche Punkte als die beiden äußersten nördlichen Vorgebirge des räthselhaften Südlandes galten.

Hundert Jahre verstrichen, ohne daß diese fabelhaften Vorstellungen einer besseren Kenntniß gewichen wären. Da unternahm Cook seine denkwürdige zweite Entdeckungsreise, deren Hauptzweck die Lösung des antarktischen Problems war. Drei Jahre lang —

Pinguinen auf den Possession-Inseln. Vulcan Erebus. Cap Horn.

Karte der Südpolargegenden.

Sturm im Treibeis. Südpolar-Eiswand. Pinguinenfang.

von Ende 1772 bis Anfang 1775 — durchsegelte der unermüdliche Forscher, von unseren berühmten Landsleuten Reinhold und Georg Forster begleitet, im Zickzack die Gewässer des südlichen Eismeeres und lüftete einigermaßen den Schleier, der sie bis dahin bedeckt gehalten. Durch Eisschollen und Nebel brach er der Wissenschaft Bahn, mit jeder Meile seiner Fahrt ein Stück des fabelhaften Landes im eigentlichsten Sinne des Wortes zu Wasser machend. So weit er auch nach Süden vorgedrungen war — nirgends hatte er eine Spur des problematischen Südpolarfestlandes auffinden können. Gleichwohl war die Existenz eines solchen noch nicht außer Zweifel gestellt, ja Cook glaubte selber daran. Die größte von ihm erreichte südl. Breite war 71° 10′ (unter 107° westl. Länge), er war also noch 283 deutsche Meilen vom Südpol entfernt. Dort war ihm der Weg durch Packeis verrannt, worauf er den Versuch, weiter vorzudringen, gänzlich aufgab. „Die Gefahr," so sagt er in seinem Reiseberichte, „der man sich in diesem unbekannten Eismeere aussetzen würde, wollte man bis zum Lande vorzudringen versuchen und seine Küsten erforschen, ist so groß, daß ich dreist behaupte, daß kein Mensch es jemals wagen wird, weiter zu gehen, als ich, und daß daher auch das Land, das weiter südlich liegen kann, niemals entdeckt und erforscht werden wird." An einer andern Stelle spricht er sich dahin aus, daß sich das von ihm vorgefundene Packeis ganz bis zum Pole erstrecke oder sich vielleicht einem Lande anschließe, mit dem es seit der frühesten Zeit verbunden gewesen sei. „Ich schmeichle mir, daß nun die südliche Hemisphäre genugsam durchforscht worden und das Suchen nach einem südlichen Continent, welches die Aufmerksamkeit der seefahrenden Nationen beinahe zwei Jahrhunderte lang beschäftigt hat, ein für alle Mal zu Ende gebracht ist."

Solche Worte, von solchem Manne ausgesprochen, mußten allerdings der wißbegierigen Welt die Ueberzeugung aufdringen, daß da unten im Süden nun einmal nichts mehr zu machen sei, und höchlichst überrascht über die sonstigen großen Entdeckungen Cook's begnügte man sich weitere 50 Jahre mit der mangelhaften Anschauung, welche der große Reisende mitgebracht hatte. Noch immer prangte ein antarktischer Continent, wenn auch auf bescheidenere Verhältnisse reducirt, auf den Landkarten.

Erst zu Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts wurde die menschenleere Wildniß wieder Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und neuer Forschungen. Auf Befehl des Kaisers Alexander I. führte Bellingshausen 1820 eine wissenschaftliche Expedition dahin, welche die Entdeckungen Cook's ansehnlich vermehrte. Mittlerweile waren i. J. 1819 von William Smith die Süd-Shetlandinseln entdeckt worden. Ihr ungeheurer Reichthum an Robben und Seeelephanten, der schon seit 1812 einzelnen Walfischfängern und Robbenschlägern bekannt gewesen, aber geheim gehalten worden sein soll, zog eine Unmasse von englischen, schottischen und amerikanischen Schiffen in die südöstlich vom Cap Horn gelegenen Meerestheile. Doch hat sich unter den Expeditionen, deren nächster Zweck die Ausbeute jenes Reichthums war, nur eine um die weitere Erforschung der Südpolargegenden wesentlich verdient gemacht: Capitain James Weddell drang im Meridian der Insel Süd-Georgien (s. Karte) bis 74° 15′ südl. Breite, also 46 Meilen weiter nach dem Südpol vor, als Cook, und fand, ganz gegen die Annahme des letzteren, in dieser hohen Breite ein gänzlich eisfreies und schiffbares Meer, angenehmes und mildes Wetter, zahlreiche Walfische und außerordentliche Massen von Vögeln.

Die Walfisch- und Robbenfänger hatten bald so rücksichtslos gehaust, daß für sie nichts mehr zu fangen war. Mit ihnen wandte sich auch für einige Zeit das allgemeine Interesse von den unbekannten Südpolargegenden ab. Nur Biscoe entdeckte in den Jahren 1831 und 1832 südlich vom Cap Horn das Graham-Land und unter 50° östl. Länge die Enderby-Insel (so genannt nach den Herren Enderby in London, welche die Expedition aus Privatmitteln ausgerüstet hatten); und unweit von der letzteren fand i. J. 1834 Kemp eine Insel, die nach ihm benannt worden ist.

Mit dem Ende der dreißiger Jahre endlich begann eine Reihe neuer wichtiger Entdeckungsreisen, die freilich schon mit 1843 ihren Abschluß erhielt, ohne daß bis heute etwas Weiteres geschehen wäre. Es sind die Expeditionen von Balleny (1839), d'Urville (1840), Wilkes (1839—1840) und J. C. Roß (1840—1843). Während die früheren Reisen eines Cook und Bellingshausen vorwiegend durch den räumlichen Umfang ihrer Entdeckungen von Bedeutung waren, sind es nun diese neueren durch die genauere physikalisch-geographische Erforschung einzelner kleiner Gebiete und der allgemeinern Verhältnisse der antarktischen Zone. Wir wollen auf die Darlegung der besonderen Verdienste jeder einzelnen dieser Expeditionen nicht eingehen, sondern uns gleich zu einer kurzen Charakteristik der gegenwärtigen Kenntniß unseres Gebiets wenden.

Zunächst fragt sich's wohl, was denn die bisherigen Besucher der Südpolargegenden wirklich gesehen, was sie nach genauerer Untersuchung als Land, was sie als Meer, als Eis erkannt haben. Von einem großen Theil des Gebiets müssen wir dabei vollständig absehen. Wenn wir oben erwähnten, daß Weddell an einer Stelle bis 74° 15′ südl. Breite vorgedrungen, so hat ihn hierin bis jetzt nur Roß übertroffen (s. die Karte), der — an einer fast entgegengesetzten Stelle — die Breite von 78° 10′ erreichte. Weddell war also noch 256, Roß noch 177 Meilen vom Südpol* entfernt. Außer an diesen beiden Stellen ist der 70° südl. Breite kaum bemerkenswerth überschritten worden, ja zum großen Theil bildet noch der Polarkreis die Grenze der südlichen Entdeckungen. Der eigentliche Kern des Südpolargebiets ist demnach noch gänzlich unbekannt, und wenn auch die Vermuthung gegründet ist, daß derselbe eher aus einem großen Meere als einer zusammenhängenden Landmasse bestehen möchte, so berechtigt uns doch Nichts, eines von beiden auf eine Karte zu zeichnen oder bei der Eintheilung der Erdoberfläche in Meere und Länder mit einem bestimmten Zahlenwerthe zu verrechnen — wie noch neuerdings im Rufe der Wissenschaftlichkeit stehende Geographen gethan haben.

Nur wenige Küstenstriche und Eilande an der Grenze dieses großen unbekannten Gebiets sind es, von denen wir sichere Kunde haben. Von den größeren: Graham-, Victoria- und Wilkesland wissen wir nicht, wie weit sie sich nach innen erstrecken, ob sie unter einander zusammenhängen oder vereinzelte größere Inseln bilden. Es ist hier wohl auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, welche der Bestimmung von Land in den südlichen Eisregionen entgegenstehen. Von einer wirklichen Bestimmung können wir überhaupt nur dann reden, wenn entweder der Boden an Ort und Stelle untersucht und als Land — aus erdigen oder steinigen Bestandtheilen — erkannt, oder wenn die Umrisse der in Frage kommenden Erscheinung längere Zeit aus der Ferne beobachtet worden sind. Denn nirgends täuschen Wolken- und Dampfgebilde unser Auge mehr, als in hohen nördlichen oder südlichen Breiten. Nach oben von dem dampfleeren, klaren Himmel scharf abgegrenzt, stellen sie sich dem Auge deutlich, bald als sanft hingedehnte Küsten, bald als riesige, groteske, mit Eis und Schnee bedeckte Gebirgsreihen, dar. Selbst Roß, der erfahrenste Polarfahrer, wurde noch häufig durch solche Trugbilder getäuscht und seines Irrthums nicht eher gewahr, als bis er mitten durch die trügerische Lufterscheinung hindurchgesegelt war. Ein Zweites, was das Erkennen von Land erschwert, ist das Vorkommen von großen Eismassen. Vereinzelte Schollen, schwimmende Eisberge und Eisinseln, sind als solche leicht zu erkennen; schwieriger wird die Entscheidung, wenn das Eis in langgestreckten, zusammenhängenden hohen Wänden, als sogenanntes Packeis, auftritt. Unüberschreitbar und undurchdringlich, wie es dann häufig ist, verschließt es dem Forscher den Einblick in das dahinter liegende Gebiet und führt ihn auch wohl, wenn sich noch dazu auf dem hohen Eisfelde trügerische Dampf- und Wolkenschichten aufthürmen, irre. Solche Packeislinien sind von allen Besuchern der antarktischen Zone in großer Anzahl, jedoch fast ausschließlich südlich vom 60. Breitengrad vorgefunden worden. Die wichtigsten von ihnen haben wir auf unserer Karte angedeutet, und das unterste Bild unseres Tableau's stellt einen Theil der von Roß unter 78° südl. Breite verfolgten unabsehbaren Eiswand von 150—300 Fuß Höhe dar. Daß übrigens diese Eislinien keinen unveränderlichen Charakter haben, beweist die Thatsache, daß mehrere der von früheren Reisenden vorgefundenen schon nach wenigen Jahren von den betreffenden Stellen verschwunden waren. Roß ist der Ansicht, daß selbst die von ihm entdeckte große Eiswand nicht bis zum Seeboden reiche und also auch keine unveränderliche Stellung habe.

Von den drei größeren auf der Karte bezeichneten Landstrichen wurde das der Südspitze Amerika's zunächst liegende Graham- und Alexander I.-Land am frühesten entdeckt; der Zusammenhang des letzteren, das von Bellingshausen i. J. 1821 nur aus der

* E. K. Kane hatte auf seiner berühmten Nordpolexpedition nur noch 115 deutsche Meilen bis zum Nordpol!

Ferne gesehen wurde, mit dem ersteren ist nicht erwiesen. Am genauesten bekannt sind in diesem Gebiete die Südshetlandinseln. Ueber die Existenz des nach Australien zugekehrten **Wilkeslands** ist viel gestritten worden, und noch jetzt ist es unentschieden, ob wir es hier mit einem zusammenhängenden Küstenstrich oder mit einer Reihe getrennter Inseln zu thun haben. Auf dem ganzen Striche, der sich unter dem Polarkreis in einer Länge von 400 Meilen ausdehnt, sind nur an einzelnen Punkten bestimmte Anzeichen von Land gesehen worden, immer aber nur aus der Ferne und meist hinter einer langgestreckten Packeislinie liegend. Capitain Wilkes, der den nach ihm benannten Küstenstrich in ununterbrochener Ausdehnung gesehen haben will, soll es mit seinen Beobachtungen nicht eben genau genommen und häufig das für Land gehalten haben, was wohl in Wirklichkeit nur Dampfgebilde waren. Trotzdem ist nicht anzunehmen, daß ihn fünf Wochen lang solche Trugbilder unablässig verfolgt haben, und zudem wurde auf dem fraglichen Strich schon vor Wilkes an einzelnen Punkten Land gesehen. Bestimmter ist unsere Kenntniß von einer Inselgruppe, welche **Balleny** Anfang 1839 unter 165° östl. Länge und dem Polarkreis entdeckte und die nach ihm benannt wurde; die größte dieser Inseln hat nach ihm eine Höhe von 12,000 Fuß, und aus zwei Gipfeln einer anderen sah er mächtige Rauchsäulen aufsteigen, so daß ihre vulcanische Natur außer allem Zweifel ist.

Der dritte größere antarktische Landstrich endlich ist das von Roß entdeckte **Victorialand**; für uns der wichtigste einmal wegen seiner hohen südlichen Lage, sodann wegen seiner merkwürdigen geographischen Beschaffenheit, die in Roß einen ebenso kundigen wie gründlichen Erforscher gefunden hat. Roß — berühmt durch seine großartigen Nordpolfahrten * — hat, ganz abgesehen davon, daß er die höchste südliche Breite erreichte, in wissenschaftlicher Beziehung Bedeutenderes geleistet, als alle seine Vorgänger. Seine meteorologischen Beobachtungen, drei Jahre hindurch **von Stunde zu Stunde** angestellt, haben uns erst einen rechten Einblick in die physikalischen Grundzüge der antarktischen Meer- und Eiswelt verschafft. Eine unverwüstliche Eisnatur, scheute der kühne Forscher keines jener augenblicklichen Hindernisse, die Andere vor ihm zum schleunigen Umkehren bewogen hatten; häufig saß er, allzukühn vorgedrungen, Tage, Wochen, ja Monde mit seinen beiden Schiffen in den Spalten einer Packeiswand fest; und gerade solche Zeiten boten seinem wackern, ganz nach ihm gearteten Schiffsvolk die herrlichste Gelegenheit zu allerlei frohen Lustbarkeiten, zu Spiel und selbst zu ausgelassenen Maskeraden auf den umliegenden Eisfeldern — zum Ersatz für so manche gefahrvolle Stunde, in der der Sturmwind die mit mächtigen Eisschollen übersäeten Meereswogen an die Wände der Schiffe geworfen, Untergang und Verderben drohend.

Die von Roß entdeckte Küste dehnt sich von Nord nach Süd an 160 deutsche Meilen bis zum 78° südl. Breite aus. Hinter ihr liegen kolossale Gebirgszüge, die an Höhe den Alpen gleichkommen. Vom Scheitel bis zum Fuße mit einer ewigen Schnee- und Eisdecke überzogen, erscheinen diese himmelanstrebenden Bergriesen um so höher, da sie sich in ganz geringer Entfernung von der Küste erheben; Roß nennt uns Höhen von zwölf-, vierzehn-, ja von fünfzehntausend Fuß, und wir können an der Angabe eines so erfahrenen Polarfahrers nicht zweifeln. Von ganz besonderem Interesse sind die gewaltigen Vulcane, welche am südlichen Ende der Victoriaküste — da, wo jene schon oben erwähnte undurchdringliche Eiswand ihren Anfang nahm — gesehen wurden: gewaltig hohe, schneeweiße Kegel, in ihren äußeren Umrissen dem Riesenleibe des Aetna vergleichbar, aus denen stoßweise über tausend Fuß hohe und an dreihundert Fuß breite Flammen- und Rauchsäulen emporstiegen, deren Gehalt an Wasser sich in der endlosen klaren Höhe zu Dampf verdichtete und als Schnee und Nebel herniederstieg und allmählich verschwand. Ein großartigerer Contrast, als er in diesem Bilde enthalten, ist kaum denkbar; mitten aus der starren, leblosen Eiswelt lodert ein glühender Feuerstrahl hoch auf, als wollte er der Natur um ihn her Trotz bieten — doch ohnmächtig sinkt er besiegt zurück, und alle seine erzürnten Nachfolger erreicht dasselbe Geschick.

Unsere Abbildung stellt den 12,367 engl. Fuß hohen Vulcan **Erebus** dar. Ob diesem Aetna des fernen Südens je ein zweiter Sartorius von Waltershausen erstehen wird, um ihn in einer geistvollen und erschöpfenden Monographie zu verherrlichen? Der praktische Mann ist der Ansicht, daß dabei „wenig herausspringen“ wird. — Aber auch Denen, die überall nach dem materiellen Nutzen fragen, haben die Roß'schen Entdeckungen genug gethan. Noch südlich vom 71° südl. Breite gewahrte Roß große Massen von Walfischen, oft wurden von ihm dreißig auf einmal in verschiedenen Richtungen gezählt; er glaubt, den Handelsunternehmungen eine neue Quelle des Reichthums eröffnet zu haben, die, mit Kühnheit und Ausdauer verfolgt, nothwendig reichlich productiv werden müsse. Fast von noch größerem Interesse ist das Vorkommen von Guano * in den Südpolargegenden. Von den Possession-Inseln, deren Lage auf unserer Karte ersichtlich, erzählt Roß u. A.: „Wir sahen nicht die geringste Spur von Vegetation, aber unbegreifliche Mengen von Fettgänsen (Pinguinen) bedeckten vollkommen und dicht die gesammte Oberfläche der Insel an den Rändern der Felsenwände und selbst bis zu den Gipfeln der Hügel; sie griffen uns heftig an, als wir durch ihre Reihen hindurchwateten, und hackten mit ihren scharfen Schnäbeln nach uns; .. der unerträgliche Geruch des tiefen Guanolagers, das seit Jahrhunderten sich hier gebildet hat und einst den Ackerbauern der australischen Colonien werthvoll werden kann, ließ uns nicht lange hier verweilen.“ Die Pinguinen gehörten zur größten Art und waren meist 60—70 Pfund schwer; ein solches Thier wog sogar 78 Pfund. Sie zeigten sich furchtbar dumm und täppisch, und die Jagd auf sie — namentlich auf glatten Eisflächen, wo sie unbehülflich ausrutschten — bot der Schiffsmannschaft ein ganz besonderes Vergnügen. Seitdem Roß alle diese Beobachtungen gemacht, sind über zwanzig Jahre verflossen. Thatsache ist, daß seitdem seine sicherlich werthvollen Winke unbeachtet geblieben sind.

Es erübrigt noch, einige Andeutungen über die allgemeine physische Beschaffenheit des Südpolargebiets zu geben.

Die nächste Frage ist nach der Temperatur. Von dem Grade der Wärme hängt alles organische Leben, der Zustand des festen Bodens wie der Meere ab; umgekehrt, wenn auch in zweiter Linie, wirkt dann die natürliche Beschaffenheit der Erdoberfläche wiederum auf den Temperaturzustand ein. Große Landflächen sind den größten Wärmeunterschieden ausgesetzt, große Wassermassen gleichen dieselben aus. Unser Gebiet nun hat von Haus aus eine sehr niedrige Temperatur, eben so niedrig wie die Nordpolarzone; wie hier, so entsendet auch dort die Sonne, wenig über den Horizont sich erhebend, selbst im Sommer nur matte Strahlen. Gleichwohl sind die Temperaturverhältnisse beider Zonen sehr von einander verschieden. Am Nordpol sind die Sommer warm, die Winter streng, am Südpol umgekehrt die Sommer verhältnißmäßig kühl und die Winter mild.** Die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung finden wir in dem vorwiegend oceanischen Charakter der Südpolargegenden und den damit verbundenen Eisbildungen. Jene schon oben erwähnten Packeiswände und -Felder, Eisberge und Inseln, die ihren Hauptzuwachs im Winter erhalten, treten im Sommer von den südlichen Breiten aus ihre Wanderungen nach Norden an und kühlen die benachbarten Meere bedeutend ab, bis sie, zu immer kleineren Schollen zusammengeschmolzen, in wärmeren Breiten endlich ganz flüssig werden. Die bisherigen Beobachtungen haben ergeben, daß das wandernde Polareis in Form von ausgedehnten Packeisfeldern meist nur südlich vom 60° südl. Breite, in Form von losem Treibeis aber (namentlich im Atlantischen Ocean) weit gegen den Aequator hin vorkommt; die nördliche Grenze desselben findet sich auf unserer Karte verzeichnet. Daher kommt es, daß die antarktischen Meere im Winter am meisten, im Sommer am wenigsten frei von Eis sind, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Versuch, im Winter nach dem Südpol vorzudringen, viel leichter gelingt, als im Sommer, der Jahreszeit, in welche alle bisher gemachten Versuche der Art fallen.

Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß sich südlich von den bis jetzt von Weddell und Roß erreichten Punkten noch weite Wasserflächen ausdehnen, und daß es mit Zuhülfenahme der reichen Erfahrungen aller Süd- und Nordpolfahrer nicht schwer halten wird,

* Im Jahre 1818 begleitete er seinen Onkel John Roß auf dessen erster Expedition nach der Baffinsbai, von 1819 bis 1827 machte er die vier Polarreisen Parry's, von 1829–33 wiederum die seines Onkels mit, von 1839–43 sehen wir ihn in den antarktischen Regionen und von 1848 bis 49 als Befehlshaber einer Expedition zur Aufsuchung Franklin's. Admiral Sir James Clarke Roß starb am 3. April 1862.

* Ueber die Vorbedingungen zu dessen Güte s. unseren Aufsatz „Der Guano und seine Fundorte“, Gartenlaube 1863 S. 263.

** Der antarktische Winter umfaßt die Monate März bis November, der Sommer December, Januar und Februar.

durch eine abermalige Expedition das antarktische Problem endlich glücklich zu lösen. Neuerdings hat besonders der bekannte Geograph A. Petermann durch eine gründliche Zusammenstellung aller bisherigen Beobachtungen zur Klärung der Südpolarfrage beigetragen. Seine „Südpolarkarte", auf der sich die Routen sämmtlicher Expeditionen von Cook bis Roß und alle von diesen beobachteten Eiserscheinungen finden, hat auch unserem Blatte als Vorbild gedient. Petermann erwartet namentlich von den aufblühenden Colonie-reichen in Australien und Neuseeland, daß sie sich der weiteren Erforschung der antarktischen Regionen baldigst annehmen werden. Von Sydney und Melbourne sind die reichen Guanolager auf den Possessioninseln (zu Dampfschiff) in neun Tagen zu erreichen, und von da ist der Südpol — falls der Fahrt keine Hindernisse entgegentreten — nur vier Tagereisen weiter. G. Hirth.

All-Macht der polnischen Nationalregierung.*

Es war kurz nach dem Frieden von Villafranca, wo sich die Handelswelt von Neuem zu beleben begann, als auf dem Dampfer, der gen Bacharach zu Berg fuhr, ein junger deutscher Kaufmann, dessen Vater einem nicht unbedeutenden Fabrikgeschäft in Oberschlesien vorstand, die Bekanntschaft eines Polen von fast demselben Alter machte, der auf einer Reise über Straßburg nach Paris begriffen war. Die gleiche politische Anschauung der jungen Männer, ihr Bildungsgrad brachte sie bald näher an einander. Man tauschte die beiderseitigen Ansichten über die damalige Weltlage aus, und mit Befriedigung erkannte der Deutsche, den wir Alfred nennen wollen, in seinem Begleiter zwar den Sarmaten, der mit all' der innern Gluth, wie sie dem Polen eigen ist, an seinem Vaterlande hing, doch zugleich sich den klaren, ruhigen Blick zu bewahren verstand, die Verhältnisse mit möglichster Leidenschaftslosigkeit zu überschauen.

„Das Unglück meines Volks," sagte er unter Anderm, „liegt hauptsächlich darin, daß es sich, in seiner Liebe zum Vaterlande zu leicht von Illusionen blenden und bei dem geringsten Schimmer eines politischen Erfolgs zu übereilten Schritten hinreißen läßt. Es scheut dann selbst die schwersten Opfer nicht, um leider nur zu bald einzusehen, wie es sich und seiner Sache nur geschadet hat."

„Sollten aber," versetzte hier der Deutsche, „eine siebzigjährige Erfahrung und siebzigjährige Prüfungen Ihre Landsleute nicht endlich weiser gemacht haben?"

„Glauben Sie das nicht," antwortete der Andre, „die erste scheinbar günstige Gelegenheit ist hinreichend, den fort und fort glimmenden Funken immer von Neuem zu Flammen anzufachen."

Die Blicke des Polen ruhten auf dem dunkeln Rußland von Sanct Goar, wo man soeben vorüberfuhr, und mit schmerzlichem Lächeln fügte er hinzu: „Sagt nicht einer Ihrer großen Dichter: „„Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen""? Die Liebe des Polen zu seinem Lande gleicht nicht der abgeklärten Liebe des Gatten zu seiner Gattin, sondern der feurigen des Liebenden zu der Geliebten, wo in der Regel der Verstand mit dem Herzen davonläuft. Die Besonnenern unter uns müssen dann mit, sie mögen wollen oder nicht, selbst wenn sie den unglücklichen Ausgang vor Augen sehen."

Die beiden jungen Männer fanden sich zu einander hingezogen und beschlossen auch ihre weitere Reise gemeinschaftlich zu machen. So erreichten sie Straßburg, und da der Pole daselbst einige Tage zu verweilen gedachte und die Geschäfte Alfred's gleichfalls einen mehrtägigen Aufenthalt erforderten, kam man noch unterschiedliche Male zusammen, zumal sie im nämlichen Hotel ihr Quartier aufgeschlagen hatten.

Eines Tags besichtigte man auch die reichen Arsenäle der Festung. Mit Verwunderung betrachteten die beiden Fremden die imponirende Anzahl der hier aufgehäuften Feuerschlünde. Mit ernstem Sinnen frug der Pole: „Ob wohl eine Zeit kommen wird, wo diese dunkeln Mündungen ihre Stimmen für das Recht und die Freiheit erheben?"

„Gewiß," erwiderte Alfred, „da ich an einen sittlichen Geist der Geschichte und dessen endlichen Sieg glaube. Freilich," fügte er mit trübem Lächeln hinzu, „ob wir Beide diese Zeit erleben werden, ist die andre Frage. Wir müssen uns hier mit den zahlreichen Geschlechtern trösten, die ebenfalls auf ein politisches Canaan gehofft und dafür gekämpft und gelitten haben, ohne es je zu sehen zu bekommen. Die Freiheit wie die Wahrheit können warten, sagt ein Sprüchwort, beide sind unsterblich, und was zählt im Laufe der Geschichte ein Menschenalter!"

„Das ist auch mein Trost," versetzte der Andre, seinem Begleiter die Hand reichend und drückend, „die Freiheit kann warten, sie bleibt unverloren. Das soll uns aber nicht abhalten, daß Jeder nach seinen Kräften beitrage, dem ersehnten Ziele näher und näher zu kommen; sei es auch nur ein Tropfen in's Weltmeer."

Kurz darauf trennten sich die beiden Reisenden, nachdem sie sich gegenseitig einander achten und schätzen gelernt. Der Pole reiste nach Paris, Alfred durch Süddeutschland nach seiner Heimath zurück.

Vier Jahre nach dem obigen Zusammentreffen trat eines Nachmittags der Vater Alfred's zu ungewohnter Stunde in das Zimmer seiner Gattin. Sein Gesicht war sehr ernst und drückte die lebhafteste Besorgniß aus.

„Ich habe schlechte Nachrichten empfangen, liebe Frau," begann er. „Die neuesten Briefe aus Warschau lassen mich für meine dortigen Außenstände das Aergste befürchten. Die durch die immer weiter um sich greifende Insurrection herbeigeführte Stockung der Geschäfte stellt den Fall von Häusern in Aussicht, der uns auf das Empfindlichste berühren würde. Namentlich ist mir's um eine Baarzahlung meines Hauptschuldners zu thun, die bereits vor vier Wochen gefällig und deren schleunige Beschaffung für mein Fabrikgeschäft täglich dringender wird. Ich wollte Dir darum blos die Mittheilung machen, daß ich den Alfred nach Warschau schicken werde."

Als die Gattin von der Sendung ihres Sohnes nach Warschau hörte, entfärbte sie sich.

„Bester Mann," bat sie, „bedenke die jetzigen gräßlichen Zustände daselbst. Man spricht selbst von einem bevorstehenden Bombardement der Stadt."

„Die Gerüchte darüber sind übertrieben," beruhigte der Kaufmann. „Ich sprach noch gestern mit Geschäftsfreunden, die von dort kommen. Zudem ist Alfred mit Pässen und guten Empfehlungen hinreichend versehen und sein Aufenthalt nur auf ein paar Tage beschränkt. Aber ich muß durchaus wissen, wie es mit meinem Hauptschuldner steht und wie ich überhaupt mit ihm daran bin."

Nur mit schwerem Herzen ergab sich die Gattin in das Unvermeidliche, und bereits den nächsten Tag reiste Alfred nach Warschau ab, das er auch glücklich erreichte, da die durch die Aufständischen eine Zeit lang unterbrochene Communication wieder hergestellt war.

Bereits am Spätnachmittage des zweiten Tages nach seiner Ankunft sehen wir den Sohn des schlesischen Kaufmannes in dem noch leeren Speisesaale des Hotels, wo er abgestiegen war, in stiller Verzweiflung auf und ab gehen. Der Zweck seiner Sendung war verunglückt. Der Hauptschuldner seines Vaters hatte ihn zwar mit aller Höflichkeit aufgenommen, aber zugleich mit großer Zungengeläufigkeit die Unmöglichkeit auseinandergesetzt, unter gegenwärtigen Zeitverhältnissen seinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Das Schlimmste aber war, daß es dem erfahrenen und einsichtsvollen jungen Kaufmanne nicht entging, wie es dem Schuldner mehr an gutem Willen fehlte, als an Zahlungskraft. Welche Verluste auch der Pole namhaft machte, die ihn in Folge des Aufstandes und der dadurch entstandenen allgemeinen Handelscalamität betroffen, sie konnten bei dem Umfange seines Geschäfts nicht so tiefeingreifend sein, um einen haltbaren Grund zur Zahlungsverweigerung abzugeben.

Nach langem unfruchtbaren und unerquicklichen Hin- und Wiederreden, und als endlich Alfred mit Klagbarwerdung drohte, erwiderte kaltblütig der Gegner: „Thun Sie das, wenn Sie glauben, damit besser weg zu kommen. Ich muß mir es gefallen lassen;

* Nachstehende Mittheilung ist dem Referate eines schlesischen Kaufmanns entnommen. Der Verfasser.

gebe Ihnen aber zu bedenken, daß Sie mich in diesem Falle zur Liquidation treiben. Was alsdann auf Ihre Forderung herauskommen dürfte in einer Zeit, wo wir keine Stunde sicher sind, daß uns die Kanonen der Citadelle die Häuser über den Köpfen anzünden, stelle ich abermals Ihrem Ermessen anheim. Das Aeußerste, was ich thun kann," schloß er seine für Alfred niederschmetternde Rede, „ist, daß ich Ihnen ein Absindungsquantum anbiete für den Fall, daß Sie über das Ganze quittiren. Verschmähen Sie diese von der Noth gebotene Summe, so weiß ich nicht, ob ich in Kurzem auch nur diese noch zu leisten im Stande sein werde."

Da der Betrag der angebotenen Summe mit der Schuldforderung in zu grellem Widerspruche stand, fuhr der junge Kaufmann empört von seinem Sitze auf, griff nach seinem Hute und verließ ohne Abschied rasch das Zimmer. Spöttisch schaute der Pole dem Davoneilenden nach und brummte für sich: „Das fehlte noch, in der jetzigen Klemme auch noch dem Schwaben das Geld in den Rachen zu werfen."

Alfred war in seiner Verzweiflung zu einem Rechtsanwalt geeilt, den ihm sein Vater für gewisse Fälle namhaft gemacht. Das Resultat hier konnte nicht trostloser sein. Der Mann des Rechts zuckte mit den Achseln und gestand, daß Alfred allerdings zu keiner unglücklicheren Zeitperiode in Warschau hätte eintreffen können. Die Situation sei in der That der Art, daß Alles auf dem Spiele stehe, und der Fall, daß sie von zahlungssäumigen Gläubigern benutzt werde, um ihrer Verbindlichkeiten quitt zu werden, stehe leider nicht vereinzelt da. Dieselbe Resolution erhielt er selbst von mehreren einflußreichen Persönlichkeiten, wo er seine Empfehlungsbriefe abgab.

Wir finden am Spätnachmittag unsern Landsmann nach seinem Hotel zurückgekehrt und beschäftigt, auf einem aus der Brieftasche gerissenen Stück Papier ein Telegramm zu redigiren, um seinen Vater von dem unglücklichen Stande der Angelegenheit zu benachrichtigen und um anderweite Verhaltungsbefehle zu bitten. Es begann bereits dunkel zu werden, Alfred hatte darum an dem obern noch lichthellen Theile der langen Tafel Platz genommen. Die nahen Fenster gingen nach der Straße hinab. Er vernahm, während er schrieb, die dumpfen Schritte und das Geklirr der Waffen der vorüberziehenden starken russischen Patrouillen, war jedoch in seine Arbeit so vertieft, daß er nicht bemerkte, wie inzwischen ein hoher stattlicher Herr in den Saal getreten war, der, sowie er einen Blick auf den jungen Kaufmann geworfen, eine freudige Ueberraschung ausdrückende Erregtheit nicht zu verbergen vermochte. Alfred bemerkte es auch nicht, wie der Fremde ihn fixirend wiederholt auf und ab ging.

Endlich war das Telegramm fertig. Alfred erhebt sich; allein wer beschreibt seine Ueberraschung, als sein alter Bekannter aus Straßburg vor ihm steht. „Wache ich oder träume ich?" ruft endlich Letzterer und schließt den Deutschen auf das Herzlichste in seine Arme. Doch kaum hat er einen Blick auf Alfred's Gesicht geworfen, als er betreten einen Schritt zurücktritt.

„Ihnen ist Unangenehmes widerfahren," spricht er in besorgtem Tone, „und überhaupt, was führt Sie gerade jetzt nach dieser unglückseligen Stadt?"

Zu jeder andern Zeit würde dieses überraschende Sichwiederfinden auch auf Alfred den freudigsten Eindruck nicht verfehlt haben. In seiner jetzigen Lage war es ihm aber unmöglich, seiner Freude hinreichend Ausdruck zu geben.

Da der Pole, den wir Stanislaus nennen wollen, mit ungeheuchelter Theilnahme in ihn drang, seinen Kummer ihm mitzutheilen und Alfred seinen ehemaligen Reisegefährten durchaus als einen Mann von edelster Gesinnung hatte kennen lernen, so trug er kein Bedenken, sein Herz vor ihm auszuschütten.

„Doch das läßt sich nicht mit trockenem Munde abthun," unterbrach Stanislaus, nachdem Alfred seine Leidensgeschichte begonnen; „Thaddäus, eine Flasche Cliquot." Obschon unserm deutschen Landsmanne durchaus nicht champagnerlustig zu Muthe war, mußte er gleichwohl auf das Wiederfinden anstoßen, worauf der Pole die Mittheilung Alfred's mit Spannung und Aufmerksamkeit verfolgte, während seinem Munde wiederholte Male das Wort „Canaille" entfuhr.

Alfred war zu Ende; Stanislaus stand auf und dem Tiefverstimmten die Hand reichend, sagte er: „Danken Sie es einem gütigen Geschick, das uns so unerwartet zusammenführte. Vielleicht, daß ich etwas in der Sache thun kann. Sie wenigstens sollen nicht zu den Deutschen gehören, welche sagen können, daß sie durch einen Polen um ihr Eigenthum gekommen wären!"

Alfred wußte nicht, wie ihm geschah. Er schaute trüben, fast ungläubigen Blickes zu dem Manne empor, der auf so unverhoffte Weise als sein Retter erschien. Letzterer fuhr fort: „Begeben Sie sich jetzt auf Ihr Zimmer und verlassen Sie dasselbe nicht. Binnen zwei Stunden bin ich wieder hier. Thaddäus, leuchte dem Herrn nach seinem Zimmer!"

Alfred befand sich in einer schwer zu beschreibenden Stimmung. Dieses höchst unverhoffte Zusammentreffen, dieses Anerbieten in der Noth — aber welche Mittel und Wege standen Jenem zu Gebote, einen böswilligen Schuldner zur Zahlung zu zwingen? Was unserem deutschen Landsmanne fernerhin auffiel, war die vollständige Umwandlung in dem Benehmen der Hoteldienerschaft gegen ihn. Bei seiner Ankunft war er mit einem gewissen Mißtrauen, ja mit auffälliger Kälte vom Wirthe wie dessen Dienstleuten empfangen worden. Er mußte wiederholt die Klingelschnur ziehen, ehe sich ein diensthabender Kellner genöthigt fand, nach dem Begehr zu fragen. Jetzt war das ganz anders. Ein Wink, und Jedermann flog, seinen Wünschen nachzukommen.

Nachdem Alfred sein Zimmer betreten, war die Dunkelheit immer tiefer herabgesunken. Sofort erhellte sich der Raum, indem sämmtliche Wachskerzen auf den silbernen Armleuchtern angezündet wurden, was Tags vorher nicht geschehen war.

Mit der unterwürfigen Frage: ob der gnädige Herr noch etwas befehle? entfernte sich der Diener, und Alfred erhielt Muße, über sein höchst merkwürdiges Abenteuer die geeigneten Betrachtungen anzustellen.

Die Fenster des Zimmers gingen nach einem freien Platze. Nur vereinzelte Gestalten sah man, eine jede mit einer Laterne versehen, durch die Dunkelheit wandeln. In einiger Entfernung rauschten die Wellen der Weichsel. Alfred öffnete ein Fenster und schaute lange hinaus in die milde, schweigende Nacht. Er war in der Geschichte des polnischen Reiches nicht unbewandert; darum bewegten die seltsamsten Gefühle seine Brust. Er gedachte der Donner und Flammen Pragas unter den stürmenden Bataillonen Suwarow's, der Donner und Flammen von Wola vor zweiunddreißig Jahren. „Wenn diese dunkeln Häusermassen," sprach er zu sich, „erzählen könnten, wie viel Blätter blutiger polnischer Geschichte würde man zu beschreiben haben!" Seine Situation würde überhaupt eine recht romantische zu nennen gewesen sein, wenn der drohende Verlust die erforderliche Stimmung dazu verstattet hätte.

Abermals zog eine russische Patrouille, um die Ecke biegend, am Hause vorüber. Schweigend marschirten die Krieger dahin. Ihre Schritte verhallten allmählich und wurden schwächer und schwächer. Es herrschte wieder die vorige unheimliche Einsamkeit und Stille — da, plötzlich ein geller, kurzer, aber markdurchschauernder Hülfeschrei. Erschrocken fuhr Alfred zurück und gewahrte mit Entsetzen, wie sich in geringer Entfernung ein dunkler Gegenstand auf dem Boden wälzte und zwei Gestalten nach der entgegengesetzten Richtung auseinanderhuschten. Er vernahm, wie das Thor des Hotels aufgerissen wurde und Personen mit Lichtern hervorstürzten, die, wie es schien, einen Schwerverwundeten oder Todten in's Haus trugen.

Alfred eilte nach dem Glockenringe und schellte. Er mußte wissen, welches Unglück sich zugetragen. Auf seine hastige Anfrage erwiderte der Diener mit einer gewissen Selbstzufriedenheit, ja selbst Schadenfreude: „Es ist der geheime Polizeiagent X., an welchem die Nationalregierung soeben das Urtheil vollstrecken ließ."

Nationalregierung, verhängnißvolles Wort, das Alfred so oft in Deutschland nicht ohne geheimen Schauer hatte aussprechen hören und das er nur im Drange der Geschäfte zeitweilig aus dem Gedächtniß verloren, es wuchtete jetzt von Neuem unheimlich auf ihm. Nie hätte er sich träumen lassen, die Bekanntschaft dieses furchtbaren Tribunals, dieser dunkeln Vehme, in solcher Nähe zu machen. Er wollte schüchtern noch einige Anfragen an den Kellner thun, als Tritte auf dem Gange vernehmbar wurden und Stanislaus wieder in das Zimmer trat, der ihn sofort nach dem Sopha führte und Platz neben ihm nahm.

Alfred konnte nicht umhin, den alten Reisegefährten von dem soeben gehabten Schrecken zu benachrichtigen. Doch dieser entgegnete mit großem Gleichmuthe: „Daran muß man sich bei uns gewöhnen. Doch seien Sie unbesorgt. Es wird Niemand schuldlos

gerichtet. Nur an überwiesenen Verbrechern wird das Urtheil vollstreckt. Doch passen Sie jetzt auf, wir haben wichtigere Dinge zu verhandeln."

Nachdem er mehrere Papiere aus seinem Portefeuille genommen, fuhr er fort: „Morgenden Tages, und zwar so zeitig wie möglich, lassen Sie sich nochmals bei Ihrem Gläubiger melden. Der Portier wird wahrscheinlich Auftrag haben, Sie nicht noch einmal vorzulassen; für diesen Fall zeigen Sie das Papier hier vor, und jede Weigerung wird aufhören. Sie werden vorkommen und mahnen den betreffenden Herrn nochmals an seine Verbindlichkeit. Macht derselbe abermals Ausflüchte und befriedigt Sie nicht bis zu Heller und Pfennig, so weisen Sie dieses zweite Papier vor und Sie werden sichere Wechsel, lautend auf Sicht an ein Breslauer Haus, erhalten. Dann aber sputen Sie sich, Warschau mit dem nächsten Zuge zu verlassen; denn wir Polen wissen nicht, was der morgende Tag über uns verhängt. Sollten Sie unterwegs von den Unsrigen behelligt werden, was ich für die nächsten Tage nicht glaube, alsdann zeigen Sie dieses dritte Papier vor, und man wird Sie ruhig Ihre Reise fortsetzen lassen. — Wie angenehm es mir gewesen wäre," schloß der Pole seine Ansprache, „ein paar Stündlein mit Ihnen zu verplaudern, so gestatten dies doch meine Geschäfte nicht. Reisen Sie mit Gott! Vielleicht, daß wir uns unter freundlichern Sternen noch einmal in diesem Leben begegnen." Und ehe der überraschte Alfred seinen Dank zu stammeln vermochte, hielt er die drei Papiere in der Hand, und Stanislaus war verschwunden.

Die nächstfolgende Nacht war eine der unruhvollsten in dem Leben unsers Landsmannes. Das Erlebte war ihm so fabelhaft, daß er wiederholt die mit polnischen Schriftzügen bedeckten Papiere besichtigen mußte, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume. Der Gedanke, daß er es mit einem Mitgliede oder doch sehr einflußreichen Agenten der geheimen polnischen Nationalregierung zu thun gehabt, erfüllte ihn fast mit Schauer. Nichtsdestoweniger beschloß er in seiner geängsteten Lage, von der Gelegenheit, die ihm das Schicksal auf so wunderbare Weise geboten, Gebrauch zu machen, obschon er die Zweifel an einen glücklichen Erfolg nicht zu unterdrücken vermochte.

Bereits in den ersten Vormittagsstunden des folgenden Tags begab er sich, dem erhaltenen Rathe zufolge, abermals nach der Wohnung des Schuldners. Wie Stanislaus vorausgesagt, ward Alfred von dem Portier mit dem Bescheide kurz abgefertigt, daß der Herr verreist sei. Da machte unser Landsmann von dem ersten für den Portier bestimmten Papier Gebrauch, und, wie im Hotel, trat auch hier die merkwürdigste Wandlung ein. Aus der gravitätischen, vornehm herabschauenden Persönlichkeit ward plötzlich der höflichste Mensch. Er geleitete mit großer Zuvorkommenheit den Deutschen selbst nach dem Empfangzimmer und beeilte sich, den Hausherrn von dem Besuche in Kenntniß zu setzen.

Der Talisman, welcher dem Deutschen auf so räthselhafte Weise den Eintritt verschafft hatte, schien auch auf seinen Schuldner nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Alfred brauchte nur wenige Minuten zu warten, bis der Herr vom Hause erschien. Derselbe bemühte sich vergeblich, seine an Bestürzung grenzende Ueberraschung durch die ausgesuchteste Höflichkeit zu verdecken. Er gestand, daß es der Wunsch seines Herzens sei, mit dem schlesischen Hause in möglichst gutem Einvernehmen zu verbleiben, und nur die äußerste Noth habe ihn gestern gedrängt, ein Gebot zu thun, das ihm selbst nur zu wehe gethan; um aber wenigstens seinen guten Willen zu zeigen, wolle er die angebotene Summe um das Doppelte erhöhen.

Als Alfred hierauf nicht einging und auf vollständiger Befriedigung beharrte, legte sich der Pole aufs Bitten um Nachsicht und Gestundung. Es schien ihm Alles darum zu thun, mit seinem Gläubiger in Güte aus einander zu kommen.

Der Deutsche erwiderte, „daß man, was Nachsicht und Gestundung anlange, dieselbe bereits seit vier Wochen hinlänglich an den Tag gelegt habe und dadurch ebenso in Sorge, wie in Verlust gerathen sei."

Der Schuldner erhöhte die Summe nochmals, und als Alfred auch hierauf nicht einging, stand Ersterer auf und erwiderte mit kälterem Tone: „Mein letztes Gebot gedenke ich verantworten zu können, gegen wen es immer sei. Sind Sie damit nicht einverstanden, so thut es mir leid; aber mehr zu bewilligen, liegt vollkommen außerhalb des Bereiches meiner Kräfte."

Da Alfred erkannte, daß der Pole zu dem Punkte gekommen, wo seine Nachgiebigkeit die Grenze erreicht und weitere Debatten überflüssig wurden, zog er das zweite Papier aus der Brusttasche und überreichte es schweigend. Kaum hatte der Pole einen Blick auf das verhängnißvolle Papier geworfen, als eine auffallende Blässe sein Gesicht überzog. Er sprang auf und ging, wie mit einem Entschlusse kämpfend, wiederholt das Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor Alfred stehen und sagte: „Sie sollen Ihr Geld haben und sollte es mich den Ruin meines Hauses kosten; aber ich bringe dieses Opfer im Interesse meines Volks und meines Vaterlandes. Wollen Sie gefälligst Quittung leisten. Hier stehen Papier und Schreibmaterial. Binnen Kurzem bin ich wieder bei Ihnen."

Alfred schrieb im Namen seines Hauses die Quittung und zwar über die ganze Forderung, deren vollen Betrag in guten Wechseln er nach wenig Minuten in seiner Hand hielt.

Wer war glücklicher als unser Landsmann? Ohne sich in weitere Unterhaltung mit dem sehr wortkarg gewordnen Polen einzulassen, eilte er nach seinem Hotel, um seinen Retter aufzusuchen und ihm dankend um den Hals zu fallen. Aber Stanislaus war nirgends aufzufinden, noch sonst zu erfragen. So blieb ihm nichts übrig, als ein paar Dankeszeilen auf das Papier zu werfen, die er dem Wirthe zu eigenhändiger Ueberantwortung anvertraute. Zugleich bat er inständigst um den wahren Namen seines Wohlthäters, welchen dieser nie Alfred mitgetheilt hatte. Man nannte ihn, und sorgfältig notirte er denselben in seine Brieftasche, um von Hause aus noch ausführlicher seinen Dank auszusprechen.

Bereits nach wenigen Stunden lag die alte Polenhauptstadt weit hinter ihm. Er erreichte glücklich die deutsche Grenze, ohne auf Insurgentenhaufen gestoßen zu sein. So bedurfte er des dritten Papieres nicht, das er aber zum Andenken noch heute heilig und theuer aufbewahrt. In Breslau wurden die Wechsel auf das Prompteste honorirt.

Das Erste, was Alfred in der Heimath vornahm, war, daß er sich hinsetzte und in einem herzlichen Schreiben seinen Dank nochmals aussprach. Der Brief aber kam nach Verlauf weniger Tage mit der Bemerkung des Warschauer Postamtes zurück: „Adressat hier unbekannt". Der Brief war unerbrochen, da Alfred als Absender die Firma seines Hauses bezeichnet hatte.

Als Alfred seinem Vater bei einem Glase Punsch sein Abenteuer und dessen glücklichen Erfolg ausführlicher mittheilte, stieß Letzterer auf das Freudigste mit seinem Sohne an und rief wiederholt: „Du bist ein Glückskind, wie ich das schon mehrmals in Deinem Leben zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Trotzdem," fügte er hinzu, „wollen wir mit den Herren Polen künftig etwas vorsichtiger zu Werke gehen, da nicht immer die polnische Nationalregierung die Gefälligkeit haben dürfte, wohlthätig einzuschreiten." —

In der That möchte wohl auch der Fall, daß jene geheime Behörde einem Deutschen zu seinem Eigenthume verholfen, sehr vereinzelt dastehen.

Das Löschen — eine brennende Frage.

Der Gemeinsinn, jener Grundpfeiler einer tüchtigen Selbstregierung, jener Prüfstein freiwilliger Aufopferung, gegenüber dem vornehmen Zurückziehen, der Faulheit und Gleichgültigkeit, wenn es sich darum handelt, das liebe eigene Ich im Dienste der Gemeinde wie des Vaterlandes zu bethätigen, dieser Gemeinsinn hat unstreitig in neuerer Zeit in unserem Volke mächtig Wurzel geschlagen und treffliche Erfolge zu Tage gefördert.

Ohne regen Gemeinsinn kein blühendes Gemeindewesen, und ohne dieses kein starkes, kräftiges Vaterland. Nichts ist daher wohl wichtiger, als allerwegen die Lust und Liebe am allgemeinen Thun anzuregen und zu fördern; denn dadurch wird das Volk zu derjenigen Selbstständigkeit erzogen, deren es bedarf, um mit Muth und Ausdauer der sich gestaltenden neuen Zeit entgegenzugehen und an dieser Neugestaltung selbst den so überaus nöthigen eigenen Antheil zu nehmen.

Zu denjenigen Institutionen, welche, auf wahren, echten Gemeinsinn basirend, Opferwilligkeit, That- und Willenskraft erfordern und gleichzeitig im Dienste der Humanität stehen, gehören unstreitig die freiwilligen Feuerwehren. Diese Genossenschaften, die in der neuern Zeit, besonders in Folge des sich immer mehr und mehr ausbreitenden Turnwesens, in vielen Orten unseres deutschen Vaterlandes entstanden oder im Entstehen begriffen sind, können nicht genug der allgemeinen Beachtung und Nachahmung empfohlen werden. Denn vielleicht auf keinem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrt ist eine gründlichere Verbesserung nöthig, als gerade bei dem Feuerlöschwesen, das sich leider in nur wenig Fällen einer besondern Aufmerksamkeit der Bevölkerung wie der Behörden zu erfreuen hat. Indifferentismus, Festhalten am Althergebrachten und die Scheu vor einigen, häufig gar nicht bedeutenden, Geldkosten bilden in der Regel das Trifolium einer geschlossenen Phalanx gegenüber den sich etwa geltend machenden Bestrebungen nach Verbesserung. „Wozu brauchen wir die Neuerungen? Unsere Anstalten genügen vollkommen, und am Ende erleben wir ja nur selten ein Brandunglück. Weshalb sollen wir uns also der Mühe neuer Einrichtungen unterziehen und obendrein Geld dafür verwenden, das wir für andere Zwecke nöthig haben?"

So räsonnirt man beim Bierglase und begiebt sich, eben als der Nachtwächter den stereotypen Vers „Bewahret das Feuer und das Licht" ꝛc. absingt, zur gewohnten Ruhe. Da, plötzlich, mitten im tiefsten Schlafe ertönt schauerlich die Sturmglocke! Erschreckt stürzen die Einwohner aus ihren Häusern. Ein Schrei des Entsetzens läßt sich überall vernehmen, denn es brennt an der gefährlichsten Stelle. Mit rasender Schnelligkeit verbreitet sich die Flamme und vernichtet Hab und Gut. Jetzt endlich langt die erste Spritze an, ein wahres Ungethüm, welches die Jahreszahl 17[illegible]3 trägt, andere folgen, und mit einiger Ruhe sieht man nun den Ereignissen entgegen. Aber leider leistet nur eine einzige Spritze gute Dienste, während die andern wegen ihrer Untauglichkeit nach kurzer Zeit ihre Thätigkeit eingestellt haben und sogar theilweise von der Bedienungsmannschaft verlassen sind. Alles rennt durcheinander, Jeder sucht seine Habe in Sicherheit zu bringen, denn schon hat sich die Flamme bis zum Mittelpunkt des Ortes ausgebreitet. Unter solchen Umständen, und weil es leider auch an Wasser und Mannschaft fehlt, muß die einzige Spritze, die der Weiterverbreitung des Feuers einen Damm entgegensetzen könnte, ihre Thätigkeit einstellen und sich schleunigst zurückziehen. So ergreift das Feuer Kirche und Rathhaus, ja selbst die geretteten Gegenstände, welche man an einem sichern Ort wähnte. In wenigen Stunden ist der Ort bis auf einzelne Häuser ein Schutthaufen. Weinend und wehklagend stehen die Einwohner auf dem Platze der Vernichtung, trüben, bekümmerten Blickes in die düstere Zukunft schauend, der allgemeinen Mildthätigkeit anheimgegeben. Und glücklich noch mögen sie sich bei all' dem Elend schätzen, wenn keiner von ihnen den schrecklichen Tod in den Flammen gefunden hat.

All' dies Unglück ist zum guten Theil die Folge von Sorglosigkeit und Mangel jeder dem billigsten Verlangen nur einigermaßen entsprechenden Organisation. Deshalb sollte jede Gemeinde darauf bedacht sein, bei guter Zeit die nöthigen Sicherheitsmaßregeln durchzuführen, und nicht erst warten, bis das Sprüchwort: Durch Schaden wird man klug, sich an ihr zu erproben sucht.

Die Hauptbedingungen einer tüchtigen Feuerwehr sind in einer wohlorganisirten, disciplinirten Mannschaft, unter einheitlicher Leitung, zu suchen. Dieser müssen dann brauchbare Geräthe und namentlich hinreichendes Wasser zu Gebote stehen. Daß nur auf diese Weise tüchtige Resultate zu erlangen sind, dürfte jedem Einsichtigen klar sein. Wer aber noch daran zweifeln sollte, der gebe sich nur die Mühe, die Leistungen einer gut organisirten, streng disciplinirten und wohlausgerüsteten Mannschaft mit denen einer zusammengewürfelten Masse zu vergleichen, und er wird sehr bald zur Erkenntniß gelangen.

Hinsichtlich der Löschgeräthe soll man alles Complicirte vermeiden, und sich an das Einfache, Praktische halten. Ebenso einfach sei die Kleidung. Wenn es die Mittel erlauben, daß die Mannschaft, namentlich im Winter, mit einer Tuchjoppe versehen werden kann, dann um so besser. Wo dies nicht thunlich, muß eine Blouse aus derbem Leinenzeug, unter welcher man ein warmes Unterkleid tragen kann, den Dienst verrichten. Als Kopfbedeckung wähle man den Helm. Alle überflüssigen Abzeichen sind entschieden zu vermeiden. Die Mannschaft selbst aber darf nicht aus zu jungen Leuten bestehen. Das 18. oder 20. Lebensjahr muß jeder Eintretende erreicht haben und außerdem die erforderliche körperliche Tüchtigkeit besitzen. Besonders möge man darauf sehen, sich einen Stamm von solchen Leuten zu bilden, die ihren dauernden Wohnsitz im Orte selbst haben. Endlich sollen sich auch die intelligenten und durch ihre Verhältnisse unabhängigen Ortsangehörigen bei der Feuerwehr betheiligen; denn gerade sie sind es, welche in einer derartigen Genossenschaft besonders segensreich wirken können. Leider aber hat man in diesen Kreisen häufig mehr schöne Worte als Thaten. Hat sich nun ein Stamm von Männern zu einer solchen freiwilligen Genossenschaft vereinigt, dann entwerfe man ein aus wenigen Paragraphen zusammengesetztes Grundgesetz nebst den nöthigen Disciplinarbestimmungen und setze sich alsbald mit den Behörden in Verbindung, deren Unterstützung unter allen Verhältnissen nothwendig ist. —

Der Impuls zu Gründung freiwilliger Feuerwehren ist schon vor länger als einem Jahrzehnt von Süddeutschland (besonders von Schwaben) aus gegeben worden. Von dort hat sich die Bewegung nach Mittel- und in jüngerer Zeit nach Norddeutschland verpflanzt. Auch in Oesterreich ist man neuerdings mit Gründung solcher Genossenschaften vorgegangen, deren Beispiel sicherlich Nachahmung finden wird. Vor Allem aber hat die Bewegung in den Turnvereinen Grund und Boden gefaßt und sich mit deren Verallgemeinerung vergrößert. Die Turngenossen eignen sich ganz besonders zu Feuerwehren; denn einmal haben sie Gelegenheit, die auf dem Turnplatze erworbene körperliche Kraft und Gewandtheit, That- und Willenskraft in der Praxis zu bethätigen, und dann ist in dem öfteren gemeinschaftlichen Zusammensein auf dem Turnplatze ein Bindemittel gegeben, welches für die Disciplin wie für das überaus wichtige sich gegenseitig in die Hand Arbeiten eine große Bedeutung hat.

Ueberhaupt muß die Turnerei mit den aus ihr gebildeten Feuerwehren als eine Hauptschule des Gemeinsinns betrachtet und darum ihre immer weitere Verbreitung mit allen Kräften angestrebt werden.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf stehende, d. h. bezahlte Feuerwehren. Derartige Einrichtungen, welche bedeutende Geldkosten verursachen, besitzen nur große Städte, wie Berlin, Paris, London, Petersburg, Moskau und viele andere. Eine treffliche Organisation hat die Berliner Feuerwehr, welche, von dem ehemaligen Polizeipräsidenten von Hinckeldey gegründet, heute noch unter dem verdienstvollen Branddirector Herrn Scabell steht. Das ganze Corps hat einen Etat von circa 600 Mann. In verschiedenen Theilen der Stadt befinden sich achtzehn mit den erforderlichen Mannschaften und Geräthen besetzte Feuerwachen, welche mit dem Polizeipräsidium in telegraphischer Verbindung stehen, so daß im Nu und ohne die Bevölkerung zu alarmiren bei einem ausbrechenden Schadenfeuer die erforderlichen Kräfte an den bedrohten Punkt dirigirt werden können. Eine bis in fast alle Theile der Stadt verbreitete Wasserleitung unterstützt die Operationen der Mannschaften, deren Genauigkeit in Ausführung ihrer verschiedenen Verrichtungen ganz besonders hervorzuheben ist. Die freiwilligen Feuerwehren können sich dieses Institut in jeder Beziehung zum Muster nehmen und mancherlei Einrichtungen auf ihre eigenen Verhältnisse übertragen. Vorzugsweise gilt dies von der Disciplin, der Ruhe und Besonnenheit, dem Bewußtsein, welche dort herrschen.

Das Pariser Pompiercorps,* das älteste aller stehenden Feuerwachen, denn es wurde schon im Jahre 1716 von Dumourrier Duperrier gegründet, zählt dermalen 800 Mann. Das Corps steht seit 1850 unter dem Commando und der Verwaltung des Kriegsministeriums, während es hinsichtlich des Feuerlöschdienstes den Befehlen des Polizeipräfecten nachzukommen hat.

In ähnlicher Weise sind die Pompiers durch ganz Frankreich, in den Städten wie auf dem Lande, eingeführt. In den kleineren Ortschaften haben die Pompiers nur die Oberleitung (zu jeder Spritze gehören drei Mann) über die aus der Bevölkerung zum Feuerwehrdienst herangezogenen Mannschaften und genießen dafür verschiedene Vergünstigungen, wie z. B. Befreiung vom Nationalgardendienst ꝛc.

Die Londoner Feuerbrigade, wie sie genannt wird, zählt circa 150 Mann und ist ein von den Versicherungsgesellschaften besol-

* Näheres in „Die deutsche Feuerwehr" von Carl Weiser, Chef der Feuerwehr in Mainz und „Handbuch der Pariser Feuerwehr" von Richard Schunk.

detes Privatinstitut. Die Mannschaft bezieht ebenfalls Wachen, die in verschiedenen Gegenden der Stadt vertheilt und, so viel uns bekannt, untereinander telegraphisch verbunden sind. Die Feuerwehrmänner haben bei einem signalisirten Schadenfeuer nur die Oberleitung über das freiwillig zur Hülfeleistung herbeieilende oder nach Umständen auch dazu gepreßte Publicum, welches selbst für geleistete Dienste von dem commandirenden Feuerwehrmanne auf Verlangen mit 1 Schilling pro Mann und Stunde entschädigt wird; in der zweiten Stunde wird dieser Betrag indessen auf 6 Pence reducirt — eine Einrichtung, die uns nichts weniger als praktisch vorkommen will. Seit Kurzem sind auch in London die Dampfspritzen eingeführt, deren Wirkung bei hinreichendem Wasser eine ganz außerordentliche ist. Die Anschaffung dieser in neuester Zeit verbesserten Maschinen ist ziemlich kostspielig. Dasselbe gilt von deren Unterhaltung, so daß sie sich aus diesen Gründen nur für große Städte eignen. In Gemeinschaft mit der Feuerbrigade wirkt noch die im Jahre 1843 durch Privatmittel gegründete „Königl. Gesellschaft zur Rettung von Menschenleben in Feuersgefahr", die sich vielfach nützlich gemacht hat. Diese Gesellschaft hat jetzt ein Netz von 84 Stationen über London ausgespannt, bei deren jeder die ganze Nacht hindurch ein Chef verweilt, der eintretendenfalls binnen wenigen Minuten mit Mannschaften und Rettungsapparaten in jedem beliebigen Theile seines Districts zur Hülfe steht. Während des verflossenen Jahres waren die Mannschaften der Gesellschaft bei 673 nächtlichen Bränden in Thätigkeit und diese Zahl wird nicht um ein Dutzend hinter der gesammten Zahl nächtlicher Feuer in der Hauptstadt zurückbleiben; und unter Leitung der Chefs wurden 74 Menschen gerettet, welche ohne diese Hülfe dem gewissen Verbrennungstode anheimgegeben waren.

Feuer-Signalthurm in Moskau.

Als vortrefflich werden die stehenden Feuerwehren in Moskau und Petersburg geschildert, die schon seit vielen Jahren in Wirksamkeit sind. Daß trotzdem in neuester Zeit in beiden Städten große Feuersbrünste stattgefunden haben, welche der angestrengtesten Löschversuche zu spotten schienen, hat seine hier nicht zu erörternden andern Gründe, so daß diese Vorkommnisse keineswegs einen Maßstab für die mindere Tüchtigkeit jener Corps abgeben können. Neben der jetzt eingeführten elektro-magnetisch-telegraphischen Verbindung der verschiedenen Feuerwachen beider Städte sind auch noch die früher allein den Dienst versehenden optischen Telegraphen in Gebrauch, deren eine unsere Abbildung zeigt. Ueber diese, wie über die ganzen Einrichtungen lassen wir unsere Gewährsleute sprechen.

Jede Tschast (Stadttheil) besitzt ein hohes Gebäude mit steinernen Grundmauern, auf welchem ein weit über alle Häuser emporragender hölzerner Thurm, der einer holländischen Windmühle gleicht, aufgeführt ist. An dem höchst möglichen Punkte dieses Thurmes läuft rund herum eine Gallerie, auf welcher fortwährend zwei der wachhabenden Bajarniks (Spritzenleute) ihre Runde machen. So aus dieser Vogelperspective spähen sie nach etwa verdächtig aufsteigendem Rauch und zu den ihnen stets sichtbaren nächsten Feuerthürmen hinüber. Auf der Spitze des Thurmes erhebt sich eine lange eiserne Stange mit zwei Armen, zu welchen, gleich dem Takelwerk eines Schiffes, Stricke führen, woran die nöthigen Feuersignale aufgezogen werden. Diese Feuerzeichen bestehen bei Tage aus großen, geflochtenen, schwarzen Kugeln und schwarzen Querstäben, des Nachts jedoch aus verschiedenfarbigen Ballons und bilden so eine Art von Telegraphensprache, indem sie, je nach ihrer Zusammenstellung, den Stadttheil der Feuersbrunst angeben (s. unsere Abbildung), welcher dann von sämmtlichen Thürmen signalisirt wird.

Die Lösch-, Rettungs- und sonstigen Apparate gleichen denen anderer Länder. Einen herrlichen Anblick bietet eine zur Brandstätte eilende Bajarne (Feuerspritze). Vorauf galoppirt der Führer des Zuges, bei Tage eine blutrothe Fahne, Nachts eine Stocklaterne in der Hand, und ihm nach rasselt der lange Zug der stets sehr sauber gehaltenen, grüngestrichenen Gefährte, auf jedem die nöthige Mannschaft in kurzen grauen Waffenröcken und Beinkleidern von gleicher Farbe, welche in hohen Juchtenstiefeln verschwinden. Den Kopf bedeckt ein schützender Messinghelm. Die Pferde dieser Züge sind bei jeder Tschast stets von ganz gleicher Farbe und von so guter Race, als stammten sie direct aus Arabiens Wüsten. Sie sind bei den schweren Fuhren zu drei, bei den Wasserfässern zu zwei nebeneinander geschirrt. Das mittlere Pferd läuft zwischen einer Scheere mit dem hier stets gebräuchlichen hohen Bügel über dem Kummet, in sehr gestrecktem Trab, und die Seitenpferde galoppiren mit tief, aber graciös nach außen gesenktem Kopfe frei daneben, durch Separatleinen regiert. Das Geschirr, aus zahlreichen feinen, aber starken Riemen bestehend, gleicht fast einem Schmuck und trägt nicht wenig zum Ausputz der herrlichen Thiere bei.

In Petersburg besitzt die Feuerwehr außer den gewöhnlichen noch zwei in England gefertigte Dampfspritzen, die während des Transportes zur Brandstätte geheizt werden und so in der Regel fix und fertig zur Stelle kommen. Diese Maschinen haben sich außerordentlich gut bewährt; denn ganz abgesehen von der Kraft des in die Höhe und Weite geworfenen Wasserstrahls, speisen sie noch, falls es nothwendig, die gewöhnlichen Spritzen mit Wasser, welches die zahlreichen Canäle und Wasserleitungen in hinreichender Fülle liefern.

Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß die Feuerspritze schon von dem Griechen Ktesibios und dessen Schüler Heron, dem Erfinder des Heronsballes, 150 Jahre vor Christo erfunden wurde. Diese Maschinen, Stoßspritzen, denen der Windkessel fehlte, kamen indessen nicht in Aufnahme. Erst viel späteren Zeiten war es vorbehalten, die Erfindung wieder aufzunehmen und durch Verbesserungen für ihre Zwecke tüchtig zu machen.

In Deutschland datirt die erste Nachricht über Feuerspritzen aus Augsburg und aus dem Jahre 1518, wo eine solche, angefertigt vom Goldschmied Anton Platner, in Gebrauch war.

Nach und nach wurden diese Maschinen namentlich in deutschen und holländischen Städten immer häufiger. Das bewegliche Wenderohr (Schwanenhals) ward im Jahre 1655 von A. Hantsch

in Nürnberg und Schläuche sowohl als Wasserzubringer 1672 von den Gebrüdern Jan van der Heide erfunden. Endlich erfand im Jahre 1720 der Mechaniker Jakob Leupold aus Planitz bei Zwickau den Windkessel, jenen Hauptbestandtheil der Feuerspritze, durch den allein ein ununterbrochener Wasserstrahl erzielt wird. Das Princip in der Bauart der Feuerspritzen war nunmehr entschieden, und es kann seitdem lediglich von Verbesserungen dieses Princips, nicht aber von neuen Erfindungen die Rede sein. Die Erbauung der Dampffeuerspritzen stammt aus Nordamerika, wo der Mechaniker Ericson, ein Schwede, 1840 in Newyork die erste verfertigte.

Die Feuerwehrfrage ist gewissermaßen auch eine brennende geworden, mit der sich Publicum wie Behörden weit eingehender und vorsorglicher beschäftigen sollten, als es leider bisher geschehen. Sollten diese schlichten Zeilen einigermaßen dazu beitragen, so ist ihr Zweck erreicht.

O. Faber.

Aus den Landen des verlassenen Bruderstammes.

8. Von Schleswig nach Rendsburg und meine Gefangenschaft bei den Preußen.

Alle Verbindungen in Schleswig waren durch den Krieg in Unordnung gerathen. Nirgends wußte man in der Stadt Schleswig, ob man mittelst der Eisenbahn nach Flensburg gelangen könne, nicht einmal im Bureau der Eisenbahnstation. „Ich weiß nur, daß sogleich ein Militärzug nach Rendsburg geht, welcher Gefangene führt," sagte der Beamte; „ob Sie mitfahren können, wie weit? von Alledem weiß ich nichts. Versuchen Sie's." Das war ein schlechter Trost. Ich wandte mich an einen österreichischen Hauptmann, den ich auf dem Perron traf. „Der Zug, den Sie hier sehen," erwiderte er, „geht allerdings mit Gefangenen nach Rendsburg. Bis Klosterkrug will ich Sie gern mitnehmen. Ob Sie dort weiter kommen können, weiß ich nicht." Alle Wagen des langen Zuges waren bereits mit dänischen Soldaten gefüllt, mehrere hundert Gefangne, welche die tapfern österreichischen Truppen auf den Schlachtfeldern von Wedelspang, Jagel und Oeversee gemacht hatten. Sie sollten über Rendsburg nach Spandau und Magdeburg gebracht werden. Ich stieg mit dem Hauptmann und noch zwei jüngern Officieren in eins der vorderen Coupés. Der Zug brauste fort. „Merkwürdig," sagte der Hauptmann, in seinen Gefangnenlisten blätternd, „immer dieselben Namen. Da habe ich nun zwanzig Gefangene auf dem Zuge, welche sämmtlich „Petersen" heißen. Wird nun einer von diesen zwanzig Petersen entlassen, so ist es ein Kunststück, den richtigen Petersen herauszufinden."

Nach einigen Minuten hielt der Zug bei Klosterkrug. Noch heute lauten die Billets in dänischer Sprache. „Slesvic to Klosterkro" stand auf dem Billet, welches ich in der Hand hielt. Nur dänische Frechheit vermag so Etwas. Niemals hat die österreichische Regierung Aehnliches in der Lombardei und in Venetien versucht. Ich stieg aus, und der Zug brauste weiter nach Rendsburg zu. Aber wie bedauerte ich bald, daß ich überhaupt versucht hatte, mittelst der Eisenbahn nach Flensburg kommen zu wollen! Niemand wußte mir auf der einsamen Station zu sagen, ob und wann ein Zug nach Flensburg kommen oder abgehen würde. Und dazu war ein längerer Aufenthalt auf der Station eine Art von Bivouak. Das Bahnhofsgebäude war vollkommen wüst und leer. Man sah, die Dänen hatten in diesen Räumen gehaust. Ich versuchte, in einem der übrig gebliebenen Oefen mir selbst Feuer anzumachen. An zwei Stellen war der Fußboden aufgebrochen, um Pulver hineinzulegen und das Bahnhofsgebäude, welches den auf das Danewerk vorrückenden Oesterreichern als Deckung dienen konnte, in die Luft zu sprengen. Ich brach an diesen Stellen noch einige Holzstücke aus und steckte sie in den Ofen. Aber der Ofen rauchte. Ich wollte mir einen andern Raum suchen. Endlich kam ich zu einer geschlossenen Thüre. Inwendig hörte ich Stimmen. Ich öffnete die Thür, und sah ein vollständig kriegerisches Bild vor mir. Ich trat in einen Wartesalon erster Classe. Der Boden war mit Heu und Stroh bedeckt, Tornister, Waffen, Soldatenmäntel lagen umher, um ein im Ofen brennendes prächtiges Feuer aber lagerten ein Dutzend österreichischer Soldaten. Der Saal war dunstig genug, allein ich dachte, das erste Element des menschlichen und thierischen Lebens sei die Wärme, und ließ mich auf einen Tornister in der Nähe des Ofens mitten unter den Ungarn, Slavoniern und Kroaten nieder. Ich befand mich bei der österreichischen Wachtmannschaft, welche den Bahnhof besetzt hielt. General v. Gablenz, der Sieger vor Schleswig und bei Oeversee, hatte hier einige Stunden nach dem Abzuge der Dänen sein Hauptquartier gehabt. Glänzende Thaten des Feldherrn und der Soldaten und das Lob eines liebenswürdigen, humanen und der politischen Lage des Landes gegenüber höchst taktvollen und klugen Benehmens werden in der Geschichte dieses Krieges seinen Namen zieren.

Mit der Eisenbahn, das sah ich mit jeder Minute mehr, war nicht weiter zu kommen. Zum Glück fuhr bald nachher ein Bauer in seinem Stuhlwagen vorüber, der mich willig nach Schleswig mitnahm.

Ich befand mich nun auf der Straße, auf der die dänische Armee nach Verlassen des Danewerkes und der Schanzen um Schleswig ihren jedenfalls meisterhaften Rückzug gemacht hatte. Das war Morgens zwischen 6—8 Uhr geschehen. Die Kaiser-Husaren waren ihr immer auf den Fersen. General von Gablenz selbst gleich hinter den Kaiser-Husaren. Beim Fußholzer Krug stieß die österreichische Avantgarde zuerst auf die dänische Nachhut. Die Wege waren glatt gefroren. Nur mit großer Mühe konnten die Husaren sich vorwärts bewegen. Auch sie hatten mehrere Tage und Nächte bei dem fürchterlichen Wetter im Bivouak zugebracht. Aber immer ging es vorwärts, um die Dänen zu erreichen und zum Stehen zu bringen.

Endlich kam ich an die Idstedter Haide. Hier wurde vor dreizehn Jahren die Schlacht geschlagen, welche Schleswig-Holsteins Schicksal entschied und ohne die Annahme einer grenzenlosen Unfähigkeit oder einer fast unglaublichen Verrätherei gar nicht zu erklären ist. Bei Hellingbeck sah ich die ersten Todten. Es waren Kaiser-Husaren, die tapfern Verfolger, welche bei Oeversee das Gefecht zum Stehen gebracht hatten. Einzelne Tschako's und Dolmans waren auf der Straße zerstreut. Sich scheuend, jagten die Pferde an den todten Körpern vorüber. Vom Fußholzer Krug bis nach Oeversee bestand die Verfolgung der österreichischen Truppen aus einer fortlaufenden Reihe von kleinen Scharmützeln. Die dänischen Truppen, Infanterie und Artillerie, benutzten jeden günstigen Terrainabschnitt, um die vorrückenden Oesterreicher aufzuhalten.

Ich gelangte nach Oeversee. Hier war es zu einem vollständigen Gefecht gekommen, oder zu einer Schlacht, will ich lieber sprechen, „denn die Schlacht bei Solferino," sagte mir der österreichische Officier, den ich am heutigen Abend auf der Hauptwache kennen lernen sollte und der bei Oeversee gekämpft hatte, „war im Verhältniß zur Zeit und zu den Streitkräften nicht so blutig, wie das Gefecht bei Oeversee." Es dauerte nur anderthalb Stunden. In diesen anderthalb Stunden verlor die Brigade Nostiz, mit der Feldmarschalllieutenant von Gablenz die Verfolgung unternahm, nicht weniger als 600 Mann an Todten und Verwundeten, unter ihnen ein Drittel ihrer Officiere. Namentlich zeichneten sich die Regimenter Belgien und Hessen und das neunte Jägerbataillon durch eine unvergleichliche Bravour aus. Die Dänen hatten, fast zehntausend Mann stark, eine ausgezeichnet günstige Position mit Infanterie und Artillerie besetzt. An einem hochgelegenen Waldrande standen sie in drei Stufen übereinander, jede einzelne Stellung durch Erddämme und Knicks geschützt, während die Oesterreicher ganz ungedeckt jede Position erstürmen mußten. Aber als die Letzteren sahen, daß sie das Gefecht wirklich zum Stehen gebracht hatten, stürmten sie unaufhaltsam eine Position nach der andern mit dem Bajonnet, obschon die Dänen ihnen an Zahl um das Doppelte überlegen waren, und eine Truppenmacht von 10,000 Mann noch zwischen Oeversee und Flensburg in der Reserve stand. Keinen Augenblick verstummte das Hurrah der Stürmenden auf der ganzen Linie. Jeder Fußbreit Boden, wie ich sah, war hier mit Blut erobert worden.

Am heftigsten mußte im Wäldchen gekämpft worden sein. Dort lagen die Todten am zahlreichsten. Die österreichischen Sol-

daten waren meistens in den Kopf geschossen. Die Gesichter der auf dem Rücken im Schnee liegenden Jäger und Infanteristen waren mit Blut bedeckt. Die Dänen hatten noch in der Entfernung von drei Schritt Feuer gegeben. Dann hatten die Oesterreicher die Gewehre umgekehrt und den Dänen mit den Kolben die Köpfe eingeschlagen. Vor einem Zaun, hinter dem die Dänen in der Position am Waldrande zuerst Posto gefaßt hatten, lag eine lange Reihe österreichischer Jäger und Infanterie todt. Blutlachen hatten den Schnee geröthet. Dolmans und Husarenkäppis bedeckten zu beiden Seiten die Ränder der Straße. Hinter dem Zaune lagen die Dänen, ebenfalls in langer Reihe, meistens die Köpfe mit dem Kolben eingeschlagen. Man konnte ganz deutlich sehen, wie der Zaun vertheidigt und dann genommen war. Die Blutlachen, die Leichen mit den zerschossenen und eingeschlagenen Köpfen, die todten Pferde — ein schrecklicher Anblick! Eine Jägercompagnie zählte nach der Schlacht nur noch 27 Mann.

Feldmarschallieutenant v. Gablenz war während des Gefechts stets an den gefährlichsten Stellen. Keine Bitte, sich weniger auszusetzen, konnte ihn zurückhalten. Rund um ihn fielen Menschen und Pferde; er selbst erhielt eine matte Kugel, welche an seiner Säbelscheide abprallte. Dem Herzog Wilhelm von Würtemberg, welcher als Oberst das Regiment Belgien commandirte, wurden bekanntlich zwei Zehen abgeschossen. Unleugbar schlugen sich die Dänen vortrefflich. Jeder Knick mußte mit dem Bajonnet unter Kleingewehr- und Artilleriefeuer genommen werden. Sie verwendeten ihre Truppen auf das Zweckmäßigste und manövrirten nach allen Regeln der Taktik. Die 600 dänischen Gefangenen, welche eingebracht wurden, waren meistens Jüten und Inseldänen, unter ihnen kein einziger Ueberläufer. Der Grimm und die Erbitterung sprachen aus ihren Zügen. Sie schlugen sich bis auf den letzten Augenblick.

Unter einem Trupp Gefangener, die man in der ersten Verwirrung noch nicht entwaffnet hatte, legte plötzlich ein Seeländer auf den ganz in der Nähe stehenden Feldmarschallieutenant von Gablenz an. Der General wäre verloren gewesen. Da schlug ein Jäger den Dänen mit dem Gewehrkolben nieder. Ohne Ausnahme zeichneten sich alle österreichischen Officiere durch unerschrockene Tapferkeit und unverwüstliche Kaltblütigkeit aus; ich nenne unter den Vielen nur Oberstlieutenant Schönfeld vom Generalstabe, Oberlieutenant Baron Mertens, Rittmeister Baron Löwenstern, Ordonnanzofficier des Feldmarschalls, einen Schleswig-Holsteiner, dessen Bruder in Angeln begütert ist, Lieutenant Otterstedt, Oberstlieutenant Vlatitz, Chef des Generalstabes — ich müßte sie Alle nennen. Als es dunkel wurde, brachen die Dänen das Gefecht ab. Dann wurden mit Hülfe von Fackeln und Laternen die Verwundeten auf dem blutbedeckten Schlachtfelde aufgesucht. Gar mancher ist nicht gefunden worden und ist an seinen Wunden im Schnee und in der Kälte gestorben.

Eine Stunde vor Flensburg sollte ich einen andern noch erschütternderen Anblick haben. Der Schneesturm war wieder so heftig geworden, daß ich genöthigt war, die Pferde ausruhen zu lassen und in einem an der Straße liegenden einsamen Gehöft einzutreten. Die größere Stube war ganz mit österreichischen Soldaten angefüllt, in der kleinern saß der Besitzer des Hofes, neben ihm auf der Bank lag sein todter einziger Sohn. Die Dänen hatten bei ihrem Rückzuge von Oeversee nach Flensburg Pferde und Wagen des Bauern requirirt. Der Sohn führte den Wagen. Mit durchschossenem Kopfe sollte ihn der Vater wiedersehen. Wahrscheinlich war er, als er auf dem Rückwege die Vorpostenkette der Dänen passirte, in der Dunkelheit erschossen worden. Der Todte hatte die Bescheinigung, daß die Fuhre geleistet sei und er zurückkehren könne, noch in der Tasche. Die Pferde und der Wagen waren fort. „Nun habe ich Alles verloren," rief der verzweifelte Vater, „meinen einzigen Sohn, meine Pferde und meinen Wagen." Nie werde ich diese fürchterliche Scene in der schwach erleuchteten Stube vergessen.

Flensburg war voll vom Getümmel des Krieges. Wagen an Wagen bedeckten die Straßen, welche sich noch im Dunkel des bereits hereingebrochenen Abends mit Vorräthen, Munition und Kriegsvorräthen aller Art auf der Straße nach Gravenstein in der Richtung nach Düppel hinaus bewegten. Zwischen den Wagen Truppenmassen und Geschütze. Darüber ein winterlicher Nachthimmel, aus dem unaufhörlich Schneemassen herabwirbelten. Fahnen in den schleswig-holsteinischen Farben hingen aus den Fenstern der kleinern Häuser; der Wind, der in ihren Falten rauschte, war von einer eisigen Temperatur. Deutsche Fahnen sah ich keine einzige. Der preußische Feldmarschall von Wrangel wollte die deutschen Fahnen nicht dulden, und die Flensburger Bürger hatten nicht den Muth, sie trotzdem aufzustecken. Nirgends in Schleswig-Holstein hatte ein österreichischer General ein ähnliches Verbot ergehen lassen. Auf dem Markte wehte eine riesige schleswig-holsteinische Fahne. Ich trat in den an demselben liegenden Gasthof zur Stadt Hamburg ein, wo ich auch vor drittehalb Jahren schon gewohnt hatte. Der Besitzer ist ein Mann, der sich immer durch Festhalten an der deutschen Sache in Flensburg ausgezeichnet hat. Er heißt Döll. Vor dem Hause wehte eine schleswig-holsteinische, eine österreichische und eine preußische Fahne. Zwei österreichische Jäger, Tapfere aus dem Gefecht bei Oeversee, standen als Posten auf der Freitreppe. Der Flur, die untern Räume waren überfüllt von Gästen.

Bekannte aus Angeln verschafften mir noch ein Plätzchen. An der andern Seite des Tisches saßen Flensburger Bürger. Ich hielt ihnen vor, daß sie noch immer sich ihrer dänischen Beamten nicht entledigt hätten.

Sie antworteten mit einer Menge flauer Entschuldigungen. Vergebens erinnerte ich sie an das Beispiel Schleswigs, Eckernfördes, Tönnings, Friedrichstadts und aller südschleswigschen Ortschaften, wo die Bewohner binnen der ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Einzuge der Preußen und Oesterreicher vollkommen mit dem Ausschuß Seelands aufgeräumt hatten. Flensburg hat sich unter den schleswigschen Städten immer durch aus dem Handelsinteresse hervorgehende dänische Sympathien hervorgethan. Sämmtliche dänische Beamten, Pastoren und Schulmeister waren heute noch, drei Tage nach dem Einzuge der preußischen Truppen in Flensburg, im Besitz ihrer Stellen; in den Schulen wurde noch der Unterricht in dänischer Sprache ertheilt; selbst der Löwe, dieses berüchtigte Denkmal dänischen Uebermuthes, stand noch auf dem Friedhofe und blickte höhnisch auf die Gräber der auf dem verrätherischen Schlachtfelde bei Idstedt Gefallenen. Wrangel würde wahrhaftig nicht gewagt haben, ihn wieder aufzurichten, wenn man ihn von seinem mit den Namen dänischer Generale gezierten hohen Postamente hinabgestürzt hätte.

Es gefiel mir heute nicht in dem Gastzimmer des Wirthshauses. Trotz des Schneesturmes ging ich wieder aus, um eine Zeitung zu lesen. Als ich zurückkam, trat mir in demselben Zimmer ein preußischer Officier in Helm und Schärpe, zwei österreichische Jäger hinter sich, entgegen. „Sind Sie Herr Gustav Rasch?" fragte er.

„Allerdings," antwortete ich. „Was wünschen Sie?"

„Ich habe den Auftrag von der Commandantur, Sie zu verhaften. Wollen Sie den schriftlichen Befehl sehen, da ist er."

Ich lachte und sagte dem Officier, daß ich, da in Flensburg kein Belagerungszustand herrsche, der preußischen Commandantur das Recht einer Verhaftung nicht zugestehe. Der Lieutenant bedauerte in den höflichsten Formen, daß er mir diese Unannehmlichkeit machen müsse, mich auch nur auf die Commandantur zu führen habe, die Gründe meiner Verhaftung wisse er nicht.

„Ich verlange, zu dem preußischen Regierungscommissar, Freiherrn von Zedlitz, geführt zu werden, den ich allein als eine mir gegenüber berechtigte Persönlichkeit anerkenne."

„Ich werde Sie zu Herrn v. Zedlitz führen," erwiderte mir der Officier. „Warum soll ich es nicht thun, verboten ist es mir nicht. Vielleicht befreie ich Sie auf diese Weise von der ganzen Unannehmlichkeit."

Wir gingen, ich neben dem Officier, die beiden Jäger hinter mir. Wenige Schritte von dem Hause, in dem der preußische Regierungscommissar wohnte, wurden wir von einem in einen grauen Officiermantel gehüllten Manne angehalten, der sich auf dem ganzen Wege hinter uns hergeschlichen hatte. Er sprach eindringlich mit dem mich begleitenden Officier. Dann verschwand er. Aber ich hatte ihn wohl erkannt. Ich war auf ihn bereits im Döll'schen Gasthofe als auf ein höchst verdächtiges Subject aufmerksam gemacht worden. Er heißt Zweigert, soll früher Officier in der päpstlichen Armee gewesen sein, befindet sich im preußischen Hauptquartier in einer höchst zweifelhaften Stellung und wird von allen Patrioten und auch von den Officieren gemieden. „Es thut mir außerordentlich leid, daß ich Sie nicht zu Herrn v. Zedlitz führen kann, sondern Sie sofort auf die Commandantur bringen muß," sagte der mich geleitende Officier, „es wird mir soeben ausdrücklich verboten, Sie zu dem Regierungspräsidenten zu führen."

Ich war entrüstet. „Wohlan, gehen wir auf die Commandantur," sagte ich. Noch wenige Schritte, und wir waren vor dem Hause angelangt, wo der Major Funk, derzeitiger Commandant der Stadt Flensburg, wohnt. Er empfing mich in etwas barscher Weise. Ich verlangte sofort zu dem preußischen Regierungscommissar geführt zu werden, und protestirte gegen meine Verhaftung als eine Gewaltthat. Alle Vorstellungen waren umsonst. „Ich muß Sie auf die Hauptwache führen lassen," erwiderte der Commandant, „finden Sie sich in die Sache, Sie sehen, wir haben hier die Gewalt."

Ich schaute mich um in dem Zimmer und sah nur bewaffnete Soldaten. „Allerdings, das sehe ich," erwiderte ich, „und ich bin augenblicklich ohne Waffen. Aber ich werde mir die Satisfaction holen!"

Immer der Officier neben und die beiden Jäger hinter mir, kam ich in der preußischen Hauptwache an, welche in dem ehemaligen Zuchthause in Flensburg aufgeschlagen war. Das alte Zuchthaus war voll von Militärgefangenen. Das große Vorzimmer zur Officierstube wimmelte von österreichischen Soldaten, welche hier auf Stroh campirten. Tornister, Waffen und Soldatenmäntel hingen an den Wänden oder lagen auf der Erde. In der Officierstube trat uns ein hochgewachsener österreichischer Jägerlieutenant entgegen und nahm mich in Empfang. „Ich soll Ihnen besonders sagen, Herr Camerad," schloß der preußische Officier seine Meldung, „daß der Arrestant mit Niemandem correspondirt." Dann ging er, sich mehrmals gegen mich entschuldigend. Er übernahm es, sofort den Major im großen Generalstabe, Geerz, einen gebornen Schleswiger, von meiner Verhaftung in Kenntniß zu setzen.

Als er fort war, saßen wir uns in der trüben Wachtstube einander am Tische gegenüber, der österreichische Jägerlieutenant und ich. Er war ein Tiroler, aus Imst im obern Innthale gebürtig, ein liebenswürdiger junger Mann, unterrichtet, intelligent, von einnehmenden Manieren, einer der Tapfern von Oeversee. Bald waren wir miteinander im interessantesten Gespräch. Er holte Wein und Cigarren. „Jeder unserer Officiere," sagte er, „hat von Kieler Damen einige Flaschen Wein und funfzig Stück Cigarren zum Geschenk erhalten. Kommen Sie, trinken wir den Wein und rauchen wir die Cigarren. Vielleicht kommt Beides von schöner Hand." Wir ließen frisches Holz in den großen Ofen legen, schoben unsere Stühle vor das flackernde Feuer und tranken auf „das schöne Land Tirol". Die Wachtstube war übrigens ganz miserabel eingerichtet. Nichts als die kahlen Wände, ein gebrechlicher Tisch und vier Stühle. Der Nachtwind pfiff durch die mit einem Teppich verhangenen, zerbrochenen Fensterscheiben. An der Wand war ein Strohlager ausgebreitet. Auf dem Stroh schliefen zwei Männer, Jeder mit einem Mantel bedeckt. Der Eine trug die Uniform eines Unterofficiers der dänischen Cavallerie. „Auch zwei Arrestanten," sagte der Jägerlieutenant, „Sie werden sie schon morgen früh kennen lernen. Der eine ist Correspondent einer Pariser Zeitung, der andere ein dänischer Cavallerieunterofficier, ein geborner Schleswiger. Sie sind schon mehrere Tage hier." Dann knüpften wir den Faden unsers unterbrochenen Gespräches wieder an. Die öde Wachtstube verschwand mit ihren kahlen Wänden vor unsern Blicken. Draußen tobte der Schneesturm mit fürchterlicher Gewalt und übertönte das Rasseln der Wagen, welche noch während der Nacht nach Gravenstein hinausfuhren. Um drei Uhr schliefen wir in unsere Mäntel gehüllt neben einander einen erquickenden Schlaf.

Das Schicksal des Krieges hatte es auch diesmal nicht böse mit mir gemeint. Ich saß freilich gefangen in der elenden Officiersstube einer preußischen Hauptwache im Lande des „verlassenen Bruderstammes", aber das Kriegsglück hatte mich an die interessanteste Stelle der Stadt Flensburg gestellt. Die großen Fenster gingen hinaus auf die Straße, welche nach Gravenstein und zu den Düppler Schanzen führte, die in den nächsten Tagen der Schauplatz neuer, blutiger Kriegsscenen werden sollten. Von frühem Morgen an rasselten die Wagen und Geschütze vorüber, welche auf dem neuen Kriegstheater eine Rolle zu spielen hatten. Der ganze Belagerungspark zog an mir vorbei, endlose Wagenreihen mit Pontons zu Brücken, mit Munition, mit Brod und Fleischvorräthen, mit Lazaretheinrichtungen, mit Gepäck. Es war ein mit jeder Minute wechselndes, interessantes Bild des Krieges.

Am Morgen hatte ich bereits an den preußischen Regierungscommissar geschrieben und seine sofortige Intervention beansprucht. Nun machte ich auch die Bekanntschaft meiner beiden Mitgefangenen. Der Eine war, wie schon erwähnt, Unterofficier in der dänischen Cavallerie, ein geborener Schleswiger. Er hatte sich bei Nübel einer preußischen Patrouille gefangen gegeben. Unglücklicherweise hatte er sich geäußert, daß die Düppler Schanzen von den Dänen verlassen sein. Eine Recognoscirung, bei der funfzehn Mann gefallen oder verwundet waren, hatte das Gegentheil ergeben. Jetzt wurde er bis auf Weiteres gefangen gehalten. Der andere war der Correspondent des Pariser Blattes „Le Siècle", Eugène d'Arnould. Auf einen Befehl des Feldmarschalls Wrangel, ihn festzunehmen, wo er sich in Schleswig betreten ließe, war er bei Missunde verhaftet und zu Wagen nach Flensburg gebracht worden. Sein ganzes Verbrechen bestand darin, seinen Correspondenzen eine preußenfeindliche Färbung gegeben zu haben. Er befand sich schon vier Tage auf der Hauptwache, jeder Bequemlichkeit entbehrend, zum Nachtlager nur das Stroh. Er hatte mit dem großen Befreier Süditaliens unter den Tausend von Marsala den Feldzug nach Sicilien mitgemacht. Im Lager von Capua hatte ich seinen Namen als den des Capitains einer Compagnie Infanterie gehört. Meine Gegenwart war ihm eine Erscheinung des Himmels. Der Arme verstand kein Wort Deutsch und war nicht im Stande, sich auch nur ein Mittagsessen zu bestellen. Auch ihm hatte man jede Communication mit der Welt außerhalb der Hauptwache abgeschnitten.

Den langen Nachmittag hatte ich Muße genug, auf einer guten Karte und mit Hülfe des schleswigschen Unterofficiers die Stellung von Düppel zu studiren. Um acht Uhr Abends saß ich mit dem commandirenden Officier der Hauptwache, dem Lieutenant v. Otterstedt, der auch bei Oeversee mit gefochten hatte, vor dem lodernden Feuer. Wir tranken einen „schleswig-holsteinschen" Thee, und d'Arnould sang mit mir den berühmten Gesang der Girondisten, der auf so manchen Schlachtfeldern erklang. Das „mourir pour la patrie" des Refrains hörten die öden Wände der ehemaligen Zuchthauswache gewiß heute zum ersten Male.

Der andere Morgen brachte mir meine Befreiung. Auf ein energisches Schreiben an den Commandanten, mich binnen zwei Stunden freizulassen, widrigenfalls ich äußerst unangenehme Schritte thun würde, wurde ich nun zu dem Regierungscommissar v. Zedlitz geführt. In den höflichsten Formen erklärte er mir, daß ich bei Vermeidung militärischer Escorte Schleswig sofort verlassen müsse, da die Anwesenheit einer durch ihre jahrelange literarische und politische Thätigkeit so prononcirten Persönlichkeit, wie die meinige, mit der Ruhe im Herzogthum unvereinbar sei. Die Flensburger Bürger hatten nichts für meine Befreiung gethan, der Major vom großen Generalstabe hatte gefürchtet, sich zu compromittiren, wenn er sich um mich bekümmerte. Die österreichischen Officiere äußerten entrüstet: „Wir machen nur die Dänen auf dem Schlachtfelde zu Gefangenen, welche die Waffen in der Hand haben." Niemand, als ein alter Freund, Dr. Mahler, den ich zufällig in Flensburg getroffen, hatte sich um meine Freilassung bemüht.

Gustav Rasch.

Blätter und Blüthen.

Auf den Altar des Vaterlandes! Es ist erhebende Wahrheit geworden, was ich in Nr. 5 meiner „Gartenlaube" vorahnend aussprach: „Die Hochherzigkeit des deutschen Volks von 1813 will in unseren Tagen sich erneuen." Die Kunde von dem einen „Frauenschmuck für Schleswig-Holstein", ja die Erinnerung nur an jene Opferfreudigkeit der deutschen Frauen im „heiligen Kriege" genügte, um nah' und fern edle Frauenherzen zu neuen Opfergaben zu begeistern, welche jenen der großen Zeit weder an Werth noch an patriotischer Wärme der begleitenden Worte nachstehen. Mit tieferregtem Gefühl gebe ich an die Veröffentlichung dieser Worte und die Darlegung der Gaben, erfüllt von der freudigen Gewißheit, daß Beide, Worte wie Gaben, kein braves deutsches Herz ungerührt lassen und Allen, die Etwas zu opfern vermögen, die Mahnung zurufen werden: „Gehet hin und thuet desgleichen!"

Für den in Nr. 5 der Gartenlaube zur Versteigerung ausgebotenen

„Frauenschmuck“ (Broche im Werthe von 5 Thalern) sandte „ein Deutscher in Sachsen“ (aus der Gegend von Meerane) mir 20 Thaler ein, und zwar mit folgender Bemerkung: „Fällt mir das Object zu, so ermächtige ich Sie, den Schmuck einer zweiten Versteigerung zu unterwerfen, die hoffentlich ein günstigeres Ergebniß liefern wird. Beiliegende 20 Thaler aber ersuche ich Sie, wenn mir der Schmuck nicht zufallen sollte, gleichfalls der Fr. Herzogin Adelheid v. Schl. H. als eine meinen jetzigen Vermögensverhältnissen entsprechende Unterstützung zu dem edlen Unternehmen zugehen zu lassen.“

Dieser brave Mann ist bereits überboten durch „einen Freund der heiligen Sache des verlassenen Bruderstammes“ in St. Petersburg, welcher für den Schmuck* 25 Thaler bietet.

Auf den Altar des Vaterlandes sind von edlen Frauen folgende neue Gaben niedergelegt:

1) ein reiches Armband von Granaten,

gesendet aus Oberammersee und begleitet von folgender Zuschrift: „Ein so gutes Vorbild – wie es die letzte Nummer (Nr. 5) Ihres geehrten Blattes brachte – verdient der Nachahmung. Verwerthen Sie auch dieses Armband zum Besten unserer nothleidenden deutschen Brüder und nehmen Sie den Dank dafür von einer Bewohnerin der Ammerseegegend.“

2) Eine goldene Broche mit Granaten;

3) ein goldenes Medaillon;

4) ein goldener Ring mit Rosette,

alle drei Werthstücke in einem Schächtelchen aus Holzminden abgeschickt und von folgenden Worten begleitet: „Herrn E. Keil ersuche ich, Beifolgendes für die bedrängten Schleswig-Holsteiner zu verwenden, mit dem Wunsche, daß das arme Volk endlich zu seinem Rechte komme.“

5) Eine goldene Broche;

6) ein Paar goldene Ohrgehänge;

7) ein goldener Ring mit Türkisen,

in einem Schächtelchen aus Schleiz gesandt mit folgenden Worten auf einem Zettelchen: „Für die armen, unglücklichen Schleswig-Holsteiner ein Scherflein, wenig, aber mit herzlicher Liebe.“

8) Eine kleine silberne, inwendig vergoldete Dose —, inliegend drei österr. Guldenstücke, mit der Zuschrift: „Auch ein Scherflein für die armen, verlassenen Brüder in Schleswig, von einer Ungenannten in Jena“;

9) ein gestickter echter Batistkragen, Werth: 3–4 Thaler, eingesandt aus Braunschweig und begleitet von einem Briefe, den wir in einer der nächsten Nummern abdrucken werden, da er in weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient.

Neun Gaben fordern abermals zur möglichst hohen Verwerthung auf. Werden sich auch für diese so ehrende Angebote finden, wie der erste „Frauenschmuck“ sie hervorgerufen? Oder werde ich zum einfachen Verkaufe dieser Gegenstände schreiten müssen? Ich kann es mir nicht versagen, auf das Erstere zu hoffen, und werde diese neun Gaben wenigstens nicht eher durch Kauf verwerthen, als bis ich meine Hoffnung getäuscht sehen muß. Davor aber wird die Liebe zum Vaterlande und die Achtung vor den Frauen, die jeden edlen Mann erfüllen, mich sicherlich bewahren! **E. Keil.**

* Derselbe kam mir nicht, wie eine briefliche Zuschrift dies ausspricht, von „einer deutschen Jungfrau“ in Leipzig zu, sondern das Postzeichen des Packetes zeigt auf Treuen i. V. als Absendepunkt hin.

Nur eine Bauersfrau. Auf dem Comptoir der Herren L. und K. in Hamburg erschien eine ärmlich gekleidete Bäuerin aus dem Holsteinschen und erkundigte sich, ob daselbst Beiträge entgegen genommen würden für Schleswig-Holstein. Da man glaubte, daß sie vielleicht Charpie, Leinen etc. für die Lazarethe abliefern wolle, wies man sie an einen Tisch, auf welchem dergleichen Sachen bereits ausgebreitet lagen. Sie zog indeß einen alten Geldbeutel hervor und fing ohne Weiteres auf dem Comptoirtisch an laut zu zählen: „een Mark, twee Mark, dree Mark.“ – Auf die Frage, von wem das Geld sei – antwortete sie kurz: „von mi,“ und zählte weiter: „veer Mark, fief Mark, sös Mark“ – bis mit den Worten: „dat weern nu tein Mark“ — sie den kleinen Haufen Vier- und Zwölfschillingsstücke zusammenschob und dann wieder anfing: „een Mark, twee Mark, dree Mark“ – und auf die wiederholte Frage: von wem nun diese Summe sei, wieder antwortete: „von mi.“ So waren nach und nach mit dem letzten Vierschillingsstücke zehn Haufen von je zehn Mark entstanden, welche die Bäuerin dann noch einmal überzählend zusammenschob und mit den Worten: „da weern denn de hundert Mark full — sien Se so gut“ übergab, worauf sie sich entfernen wollte.

Die so ärmliche Kleidung der Bäuerin veranlaßte Einen der Gegenwärtigen zu der Frage: ob sie das Geld allein in ihrem Dorfe gesammelt habe? worauf sie wieder antwortete: „Ne, dat is von mi!“ Sie mußte indeß wohl den Blicken der Personen, welche sich allmählich um diese Scene versammelt hatten, ansehen, daß man diese Summe mit ihrer eignen äußern Erscheinung verglich. Ohne irgendwie sich beleidigt zu fühlen, antwortete sie auf diese Blicke mit treuherziger Miene: „Dat is Allens ehrlich Geld, keen Sösling[1] is up unrechte Wiis datwischen kaam; gewiß, ick will nich de reine Saak verdarben, Se köhnt et darum getrost annehmen.“

Einer der Anwesenden sprach in herzlicher Weise ihr zu, daß gewiß Jeder von solchen Gedanken ferne sei; doch da sie selbst gewiß manchmal irdische Sorge zu tragen habe und viele Entbehrungen, so sei es um so mehr zu verwundern, daß sie eine solche Summe abgebe, die doch wohl ihr ganzes Vermögen sei, und man wisse nicht, ob man recht daran thue, das Geld von ihr anzunehmen.

Die Bäuerin schwieg einen Augenblick still, als besänne sie sich, ob sie ein Weiteres antworten solle, dann sah sie die Umstehenden der Reihe nach an und sagte: „et geiht ja Keenen wat an, up welke Wiis dat Geld tosamen kaam is; ick dach ock, dat ick mien Gedanken bi mi beholen wull, wat mi dör't Hart[2] gahn is, wenn ick so een Stück Geld naht andre bi Sied leggt hev, doch de Herrn sünd ja so fründlich gegen de ohle Fru un

[1]) Sösling = Sechsling = $\frac{1}{2}$ Schilling. — [2]) Hart = Herz.

nehmt sik ja ok de Möh vor uns Saak, un hevt Mohd[1]) för uns Saak, da will ick Se denn kort vertellen. Ja, ick hev mennig Sorg up mien Hart dragen, un is ok mennig Dag weßt, wo et recht knapp herging, un dat warrt noch mehr kaam, wenn man öller warrt; doch dat Allens kummt von unse Herr Gott un he hett et mi ock drägen helpen un warrt mi nich verlaten, so dat ick doch mien Freid beholen kann an dat, wat ick in de sware Stund mi utdacht hev. Mien Mann is all veele veele Jahre dood; ick har en eenzigen Söhn un mien Johann frei sick up de Tid,[2]) wo he sien Mudder up ehr Öller plegen kun; he wurr en kräftigen Burssen un de Welt stund em apen, un leert har he sien Saak ock; avers he wull doch sien Mudder nich verlaten.

Da keem de Kriegstid mit de Dänen. Na dat Gesetz is ja de eenzige Söhn von en Weetfru (Wittwe) fri von Soldatenwarrn – so blev he denn ok to Huus un keen Minsch säh to em: „Kumm mit!“ se wußen, wo swar et em wurr, dat he nich mittrecken[3]) kunn, un se wulln em dat Hart nich noch swarer maken. Ich hev et wull markt, wi et em dat Hart affreet,[4]) wenn he so vertelln hör von den Krieg un wenn et em keen Ruh leet, dat he de Avisen (Zeitung) kreeg in de Stadt, oder bien Schoolmeister; aber he säh nix to mi un ick säh nix to em. Herr Gott! wer dach denn ock daran, dat dat en so lange trurige Geschichte warrn schull; — man meen doch nich, dat et so swar warrn schull, sik gegen dat Unrecht to wehrn! Da keem de Nahricht von Friederiz. Dat wär en schreckliche Abend! Wi seeten still eenander gegenöber, en jeder wuß wull, wat in den Andern sien Hart vörgüng. Da stun he up, as wenn he sick en Hart faten wull un säh: „„Mudder — –““ Gott si Dank, dat ick de Kraft harr in den Ogenblick em entgegen to kaam: „„Johann —““ säh ick, „„uns Tid is kamen, gah mit Gott! ick hev et lang markt, wat Du denkst, Du hest mi leev, un Gott weet, wat ut mi warrt, wenn ick alleen sien schall; avers uns Herr Christus hett et ja to uns Beid seggt: wi schöllt dat Recht mehr leev hebben, as Vadder un Mudder, un he wart mi un Di nich verlaten!““ Da wär et denn beslaten: Johann wull sick friwillig stelln. De Dag to Afreis kehm: — wat schall ick lang davon vertelln? Johann säh: „„Mudder! noch een Beed[5]) ton Afscheed – wenn et sien schull – ““ Ick säh to em: „„Johann, ick weet, wat Du meenst, – o, ick warr veel, veel weenen, wenn ick alleen bin, bit mien Tid kummt, avers uns Herr Gott warrt mi Kraft geben, dat et mi nümmers leed dohn schall um de Stund, wo wi seggt hevt: et mut sien! – – un wenn wi wedder bi eenander sünd an uns Herr Gott sien Dag, un wenn dat Land fri is, dann warrt wi uns frein, dat wi ok uns Deel daran hevvt.““

Der Alten traten noch einmal die hellen Thränen in die Augen, als sie danach fortfuhr: „O Gott, ick dach doch damals nich, dat et mi so swar warrn schull; de Minsch hööpt doch ümmer, wenn he ok meent, dat he nich hööpen will. Doch (und die Alte richtete sich höher auf), gewiß un warraftig, et hett mi nümmers leed dahn, dat ick em trecken leet; avers schrecklicher doch noch, as de Dag von Idstedt, wär mi de Dag, as et bekannt wurr, dat de Dütschen dat Land mit all unse Doden an de Dänen verraden harrn! Da schreeg ick luut upp: Herr, Gott — wo is dat möglich! Da wurr wull seggt: se müssen et dohn, de Dütschen, so leed et se ok währ – dat verstah ick nich, ick denk ümmer man mutt nich Unrecht dohn. Un so dach ick: et ward doch mal anners, unse leeve Herr Gott kummt wull mal datwischen, un denn warrt de Dütschen nich denken, dat se dat Land mit de olen un nüen Doden werder an de Dänen verraden möht. So hev ick beed,[6]) dat unse Herr Gott mi blot den Dag erleven laten wull. Ick harr keen Söhn mehr för den Dag, avers watt ick dohn kunn, dat wull ick dohn. Et is mi wull mennigmal swar wurrn, up de Week[7]) veer Schilling torügtoleggen; doch, Gott sie Dank, as an de hillig Abend (Weihnachtsabend) ick dat Geld telln deh, da wurr mi doch so leev umt Hart, as in fröhern Tiden, wenn Mudder föhr ehrn Söhn en kleene Freid utdacht har; sien Grav schull fri warrn un sien Hart fröhlich, wiel dat Land nu fri warrt, denn se sähn ja: dat geiht werder los — uns Herr Gott hett uns Beed erhört un hett so apenbar Allens tom Besten föhrt.“ Damit wollte die Frau sich entfernen. Die innere Bewegung der Umstehenden hatte bis dahin jede Unterbrechung zurückgehalten. Die letzte Aeußerung der Frau nur machte, daß Einer der Anwesenden zu einem Andern sagte: „Die Arme! wenn sie nun vielleicht doch wieder in ihrem Glauben getäuscht wird!“ Da kehrte die Bäuerin noch einmal um, sah die Umstehenden an, als suche sie den, der solches geäußert, und sagte: „Ick weet wull, et ward davon munkelt, dat nich mehr Allens so in Ordnung is, as et sien scholl; avers dat nümmt mi doch nich mien Gloven. Minschen köhnt doch nix gegen unse Herr Gott, lat uns man tosammen holen, ick — fang hüüt all werder an to sammeln!“

Ihren Namen wollte die Frau nicht nennen; sie meinte, sie sei ja nur Eine von Vielen.

[1]) Mohd = Muth. — [2]) Tid = Zeit. — [3]) mittrecken = mitziehen. – [4]) affreet = abfraß = wie es ihm am Herzen nagte. — [5]) Beed = Bitte. — [6]) beed = gebetet. – [7]) Week = Woche.

Zur Nachricht. Soeben gehen die ersten Zeichnungen unsers Specialartisten in Schleswig ein, die wir sofort dem Holzschneider übergeben, um sie unsern Lesern in thunlichster Kürze vorzuführen. Ebenso ist bereits ein anderer tüchtiger Künstler, der Historienmaler Otto Günther in Weimar, für uns nach den Orten des Kampfes unterwegs. Wenn wir nicht schon früher Illustrationen vom Kriegsschauplatze gebracht haben, so hatte dies lediglich seinen Grund in der Gewissenhaftigkeit, mit welcher wir auch hierbei zu Werke gegangen sind. Wir wollten nur Gutes und Authentisches, namentlich aber die Localitäten in treuer Wiedergabe bieten, die durch den gegenwärtigen Krieg eine Bedeutung erhalten haben, nicht aber Darstellungen und Compositionen, bei denen die lebhafte Phantasie des Künstlers das Wesentlichste gethan hat. Unsere Leser werden uns sicher diese scrupulöse Sorgfalt nur Dank wissen und dürfen darauf rechnen, daß uns dasselbe Motiv auch bei der Auswahl unserer ferneren Abbildungen vom Kriegsschauplatze leiten wird.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 11. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von Otto Ruppius.

(Fortsetzung.)

„Wir haben, Herr Meier,“ begann der junge Kaufmann, nachdem er den Eingang des Zimmers hinter sich geschlossen und ein Blick durch den Raum ihm das völlige Alleinsein mit seinem augenblicklichen Gesellschafter verbürgt hatte, „die vollen Beweise in der Hand, daß Sie sich in Besitz des Hauptbuches der alten Firma August Hellmuth gesetzt haben. Welchen andern Namen das Gesetz einer solchen unrechtmäßigen Besitzergreifung beilegt, darf ich Ihnen ja wohl nicht erst sagen —“

„Hauptbuch — Hauptbuch?“ unterbrach ihn der Andere, nachdenklich sein glattrasirtes Kinn streichend, „Hauptbuch der alten Firma? Es kann möglich sein, daß sich noch aus meinen frühern nächtlichen Arbeiten in meiner Wohnung etwas dem Geschäfte Gehöriges befindet — indessen weiß ich nichts Bestimmtes darüber.“ Er schlug bei den letzten Worten die grauen Augen groß und fast herausfordernd zu dem jungen Manne auf.

„Ja, mit einer solchen Auskunft werden wir jetzt keinesfalls durchkommen,“ erwiderte dieser ernst, „und es könnte der Fall eintreten, daß, wenn Sie das derzeitige milde und rücksichtsvolle Verfahren gegen Sie nicht würdigen sollten, Sie unter polizeilicher Obhut wieder nach der Stadt zurückgebracht würden. Ich kann Ihnen nur sagen, daß wir über Alles, was die Entwendung des Contobuches sowie die Motive derselben betrifft, völlig im Klaren sind, und wenn ich jetzt Vollmacht habe, Sie gegen sofortige Auslieferung des alten Volumens freizulassen, im andern Falle aber Sie einfach der Polizei zu übergeben, so mögen Sie das Erstere lediglich Herrn Hellmuth's Rücksicht auf Ihre langjährige Dienstzeit in seinem Geschäfte danken!“

„Ah, ah, Herrn Hellmuth's Rücksicht!“ versetzte Meier; „ich muß Ihnen aber sagen, lieber Herr, daß ich ebensowenig eine Rücksicht beanspruche, als Herr Hellmuth sie von mir zu erwarten hat. Haben Sie die Macht, so lassen Sie mich in Gottes Namen zu einer beliebigen Untersuchung nach der Stadt zurückbringen; Herr Hellmuth mag sich dann aber darauf verlassen, daß die Welt schnell genug erfahren soll, was sein böses Gewissen zu meiner Verfolgung treibt — ich habe schon eine ungefähre Ahnung, was jenes vermißte Hauptbuch enthält.“

Ein leichtes Roth stieg in Gruber's Gesicht; demungeachtet erwiderte er in völlig kaltem Tone: „Die Welt würde gar nichts erfahren, Herr Meier, als daß Sie wegen Diebstahls an Ihrem frühern Principale eingezogen sind, und Ihr eigener Verstand mag Ihnen sagen, daß eine polizeiliche Verfolgung, wie die jetzige, nicht ohne die bestimmtesten Belastungsgründe eintreten würde. Um Ihnen indeß noch mehr zu sagen, so kann ich Sie versichern, daß sich Herr Maçon ebensowenig auf die Benutzung eines durch Entwendung erlangten Beweisstückes einlassen, als überhaupt einen Finger in die ganze unsaubere Angelegenheit tauchen wird. Er war noch Gast an Herrn Hellmuth's Tische, als ich das Haus verließ, um Ihnen nachzueilen.“

Wieder verfärbte sich Meier's Gesicht; dann aber zuckte er mit einem fast krampfhaften Lächeln die Achseln. „Ich höre Ihre Worte, aber verstehe kaum etwas Anderes davon, als Beleidigungen, die ich eben nur durch Ihren unzeitigen Eifer entschuldige. Ich habe mit Herrn Hellmuth in keiner Weise etwas zu thun; will er mit mir zu thun haben, so mag er die Folgen sich und seinem jetzigen Bevollmächtigten zuschreiben — und damit, Herr Gruber, bin ich ein für allemal fertig!“

Der junge Mann schien einen Augenblick zu überlegen. „Wollen Sie,“ sagte er dann, „um in Ihrem Interesse alles Aufsehen zu vermeiden, Ihren Koffer Stück für Stück hier vor meinen Augen auspacken — mir auch ferner erlauben, selbst eine Revision desselben zu übernehmen?“

Der Buchhalter zuckte von Neuem die Achseln. „In meinem Interesse?“ erwiderte er geringschätzig.

„Allerdings in Ihrem Interesse!“ versetzte Gruber mit einem Anfluge von Gereiztheit. „Es handelt sich um ein gestohlenes Object, und ich würde ohne Ihre sofortige Genehmigung meines Vorschlags von meiner Vollmacht, die hiesige Polizeibehörde zur Durchsuchung Ihres Gepäckes zu requiriren, Gebrauch machen müssen. Einmal in dieses Stadium getreten, würden Sie uns, auch wenn sich jetzt nichts auffinden ließe, doch nach der Stadt folgen müssen, um bei der weitern Nachsuchung in Ihrer Wohnung gegenwärtig zu sein.“

Meier nickte mit einem ausgeprägt höhnischen Zuge. „Sie sind ein vorzüglicher Kaufmann, Herr Gruber,“ sagte er, „ich habe das immer anerkannt; aber zu Diensten, wozu Sie sich jetzt brauchen lassen, sind Sie nicht gemacht. Meinen Sie denn wirklich, wenn ich ein so wichtiges Beweisstück, wie Sie andeuten, im Besitz hätte — verstehen Sie mich wohl: ich sage nicht, daß ich es habe — ich würde es in Form eines massiven Hauptbuches immer mit mir schleppen, oder es irgend einem Zufalle in meiner Wohnung preisgeben? Indessen will ich zur Erkenntniß Ihrer eigenen Thorheit Ihnen die vollständige Untersuchung meines Gepäckes überlassen. Handeln Sie nach Belieben; Sie haben ja meinen Koffer schon unter die nöthige Aufsicht gestellt!“

Gruber hörte in diesem Augenblicke das Rasseln des wieder davonrollenden Postwagens und glaubte damit sicher zu sein, daß eine Verhehlung anderer Gepäckstücke Meier's nicht erfolgt sein könne; er verließ deshalb das Zimmer, ohne von dem sarkastischen Gesichtsausdrucke des Buchhalters Notiz zu nehmen, und schaffte mit Hülfe des Polizei-Beamten den Reisekoffer herein. Schon das leichte Gewicht desselben aber gab ihm die niederschlagende Sicherheit, daß sich der schwere Band, welchem er nachspürte, kaum darin befinden könne, und nur um seiner Pflicht völlig zu genügen, ließ er durch Meier das Schloß öffnen. Die kurze, wenn auch genaue Untersuchung des Inhaltes ergab auch nichts, als das Vorhandensein von Kleidern und Wäsche, und doch trug der junge Mann die volle Gewißheit in sich, daß die Entwendung des Buches durch Niemand als durch diesen Menschen hatte geschehen können.

„Sie mögen Recht haben," sagte er nach Beendigung der Untersuchung sich wieder aufrichtend, „daß ich nicht der Mann dazu bin, um allen möglichen Schlichen nachzugehen, welche bei Verbergung des entwendeten Gutes angewandt worden sind; ich kann Ihnen aber nur noch einmal sagen, daß so starke Belastungsgründe gegen Sie vorliegen, Herr Meier, daß das Wiedererscheinen des Geschäftsbuches, behufs Erreichung bestimmter Zwecke, Ihre sofortige Verhaftung nach sich ziehen muß. Was Ihnen dann als möglicher Gewinn Ihres ganzen Verfahrens übrig bleiben wird, selbst wenn Herr Maçon der Mann nicht wäre, der er ist, mögen Sie sich selbst ausrechnen!"

„Ich darf mir wohl jetzt alle Beleidigungen verbitten, nicht wahr, Herr Gruber?" antwortete der Buchhalter mit wieder völlig kaltem, steifem Gesichte. „Ich werde in den nächsten Tagen nicht nach der Stadt zurückkehren können; allein meine Wohnung steht jeder Untersuchung der Behörde offen, und so ersuche ich Sie, Ihre Privatmeinung gefälligst für sich zu behalten. Mit Ihrem Auftraggeber, dem Herrn Hellmuth, aber werde ich in meiner Weise selbst abrechnen, das mögen Sie ihm nur vorläufig sagen!" Er wandte sich ab, verschloß seinen Koffer wieder und verließ das Zimmer.

„Ein geriebener Patron, ich kenne diese Sorte," bemerkte der Polizei-Commissar, „Sie werden ihm aber jetzt kaum etwas in den Weg legen können!"

Gruber nickte mit dem unverkennbaren Ausdrucke der ihm gewordenen Täuschung. „Wir wollen hier unser Abendbrod nehmen und dann baldigst zurückfahren," sagte er; „Herr Hellmuth wird jede Minute zählen, bis ich ihm Bericht erstatten kann."

7.

„Wenn ich nur erst wüßte, was seit den letzten Tagen in unser Haus gefahren ist. Der Vater ist kaum recht zu sprechen; Gruber grüßt, wenn ich ihm begegne, wie mit einem Stück Holz im Nacken und macht ein Gesicht dazu, als habe er eine Spinne verschluckt, und selbst Willmann zieht mir eine Miene, wie die gezwungene Vergebung einer Todsünde. Und da soll man in guter Laune zum Balle!"

Es war im Toilettenzimmer der beiden Schwestern, wo Eugenie, erst halb angekleidet und unter den frisirenden Händen der alten Dienerin, ihrer Stimmung freien Ausdruck ließ, während sie dabei in dem großen Spiegel vor sich die Wirkung ihrer leicht schmollenden Miene zu beobachten schien. „Und wer allein davon unberührt zu bleiben scheint," fuhr sie, plötzlich den Kopf drehend, so daß die Dienerin einen bedauernden Ausruf hören ließ, nach der Schwester gewendet fort, die vor einem einfachen Toilettentische sich selbst ihr Haar ordnete, „das bist Du, Anna, und mir ist es, als seiest Du gerade in diesen letzten drei Tagen, trotz des wunderlichen Tones in unserm Hause, aufgeblüht wie eine Mairose im Sonnenschein; ich habe Dich wenigstens noch niemals vorher mit so frischer Farbe und einem so hellen Ausdrucke im Gesichte gesehen!"

„Von mir sprichst Du?" fuhr die Angeredete aus ihrem Träumen auf, während ein flüchtiges erhöhtes Roth in ihr Gesicht schoß, „ich glaube, Du machst Dir aus bloßer Langeweile Phantasiebilder nach allen Seiten hin."

„O Fräulein Anna," rief die Dienerin, welche ihre Beschäftigung unterbrochen, „Sie wollen zwar nichts von meiner Hülfe, noch meinem Geschmacke wissen; aber Sie sind heute wirklich glänzender als sonst; folgen Sie mir nur dies eine Mal und stecken Sie wenigstens die einfache Rose hier zur Seite der Haarpuffe — warten Sie, ich ordne es Ihnen selbst!" Damit waren auch schon die Hände der Sprechenden trotz einer abwehrenden Bewegung des Mädchens mit Anna's Kopfe beschäftigt, und bald schien die zwischen dem dunkeln Haar glühende Rose mit dem neu aufsteigenden lebendigen Rothe in den Wangen der Geschmückten zu wetteifern.

„Sie hat wahrhaftig bis jetzt nur so gethan, als könne sie gar nichts anders als Veilchen sein!" rief Eugenie mit komischem Jammer; „Margarethe, wenn Sie mich jetzt nicht ganz schön machen — ich will auch recht still sitzen — so sticht sie mich wirklich heute Abend aus —"

„Eugenie —! Du wirst machen, daß ich ganz zu Hause bleibe!" klang es von Anna's Seite in einem Tone, der wohl plötzlichen Unmuth bezeichnen sollte, aber nicht zum rechten Ausdruck desselben gelangen zu können schien.

„Sei still jetzt und störe uns nicht!" war die Erwiderung, unter welcher sich Eugenie in eine kritische Beobachtung der an ihrem Haare wieder aufgenommenen Arbeit Margarethe's völlig zu vertiefen schien. Anna aber, als scheue sie sich, nach den gefallenen Worten ihre Erscheinung zu mustern, wandte langsam den Kopf wieder nach ihrem Toilettenspiegel; dann aber blieb ihr Blick an dem rosigen Bilde im Glase hängen, und ein sinnendes Lächeln voll Glück dämmerte in ihren Zügen auf. — —

Unten im Comptoir waren bereits die Lampen über den Arbeitspulten erloschen; Hellmuth aber ging noch in seinem Cabinete auf und ab, während Gruber, mit dem Arme sich leicht auf das elegante Pult stützend, die Aeußerungen des Principals zu erwarten schien.

„Und auch Willmann hat nichts Thatsächliches, das der Beachtung werth wäre, zu melden gehabt?" fragte Hellmuth, ein augenscheinlich abgebrochenes Gespräch fortsetzend.

„Thatsächliches durchaus nicht, wenn nicht die mannigfachen Gespräche, die in der Handelswelt über die eigenthümliche Lage des Geschäfts laut geworden sind und, wie es scheint, durch immer neu verbreitete Mittheilungen über die gegen die Firma erhobenen Ansprüche lebendig erhalten werden, sich dahin rechnen lassen —"

„Ich weiß das, ich weiß das und bin durch einige aufrichtige Freunde selbst davon unterrichtet worden," unterbrach Hellmuth den Sprecher. „Ich wollte lieber den bestimmtesten rücksichtslosesten Angriff ertragen, als dieses Hinhalten, das uns durch die ausgesprengten Gerüchte und die Anwesenheit dieses Maçon den Credit und damit den Boden unter den Füßen wegziehen muß. Ich wage kaum mehr, ein neues Geschäft, das den geringsten Credit einer andern Firma beansprucht, in Angriff zu nehmen, und währt das jetzige Spiel, dem ich in seiner Verstecktheit vertheidigungslos preisgegeben bin, noch lange, so thäte man am besten, abzuwickeln und ganz zu schließen. Dann könnte ich wenigstens als Privatmann ruhig abwarten, was gegen mich geschehen mag!" Er nahm auf eine Weile wieder seinen raschen Gang durch das Zimmer auf. „Aber ich habe mir vorgenommen," fuhr er dann von Neuem stehen bleibend fort, „diese Genugthuung soll Denen nicht werden, die jetzt glauben, an meinem geschäftlichen Ruine zu arbeiten. Wir können es schon noch eine ziemliche Zeit ohne besondere Unternehmungen aushalten; ich zwinge mich deshalb auch, die heutige Gesellschaft zu besuchen. Das Ausbleiben meiner Familie würde jedenfalls Stoff zu neuen Redereien geben; ich werde gehen, selbst auf die sichere Gefahr hin, diesem Maçon als besonders fêtirtem Gaste zu begegnen. — Sollte ich indessen vor der gewöhnlichen Aufbruchszeit verschwinden," schloß er in ruhigerem, vertraulichem Tone, „so thun Sie mir wohl die Liebe, Herr Gruber, die Mädchen unter Ihre Obhut zu nehmen; ich möchte ihnen nur ungern das Vergnügen verderben!"

„Wenn Sie befehlen, Herr Hellmuth, daß ich mich Ihnen anschließe," erwiderte der junge Mann zaudernd, „so werde ich mich allerdings dazu bereit halten; ich hatte bis jetzt nicht die geringste Absicht, von der mir gewordenen Einladung Gebrauch zu machen."

Hellmuth sah rasch auf. „In Ihrem Alter nicht mit zum Balle?" fragte er verwundert; „indessen habe ich Ihnen mit meiner Bemerkung nicht den geringsten Zwang anthun wollen. Folgen Sie durchaus Ihrer eigenen Neigung; ich werde jedenfalls auch aushalten können, bis man sich, ohne aufzufallen, entfernen darf."

„Ich stehe, wie gesagt, zu Befehl, Herr Hellmuth, wenn Sie es besonders wünschen sollten —"

„Bitte, Herr Gruber, die Sache ist schon erledigt; es war

meinerseits eine völlig harmlos hingeworfene Bemerkung!" erwiderte der Principal und sah nach der Uhr; „es wird übrigens Zeit, sich fertig zu machen."

Trotz des leichten Tones aber lag etwas Trockenes in der letzten Entgegnung, das auffällig von seiner bisherigen Sprachweise abstach, und als er sich jetzt wandte, um die bereitstehende Wachskerze anzuzünden und sodann die Lampe zu löschen, sah Gruber einen Zug von steifer Kälte sich um Hellmuth's Mund legen, welcher in den Mienen des jungen Mannes, als dieser dem wortlos vorausgehenden Principal folgte, einen Ausdruck von herber Bitterkeit, wie als Antwort, hervorrief. —

Eine Stunde darauf standen die beiden Schwestern, die elegante Balltracht unter einer leichten Hülle geborgen, innerhalb der geöffneten Hausthür, vor welcher bereits die Equipage hielt, des nachkommenden Vaters wartend.

„Aber wo ist Gruber?" wandte sich plötzlich Eugenie nach dem zur Seite stehenden Willmann.

„Herr Gruber scheint zu Hause bleiben zu wollen, er hat sich den Thee nach seinem Zimmer bestellt!" antwortete der Kleine ernst und schien nur mit Mühe einige Gesichtsverzerrungen unterdrücken zu können.

„Zu Hause?" wiederholte Jene; „wollen Sie ihm wohl sagen, Willmann, ich würde ihn für diese Unart gar nicht mehr ansehen!"

„Ich glaube, Fräulein," sagte der Comptoirdiener, näher tretend, halblaut, „Sie haben diese Strafe schon abgenutzt, ehe er sie noch verdient gehabt, und nun weiß er es kaum anders!"

Das Mädchen schob hastig den Schleier, welcher die Frisur verhüllte, zurück, während sich das Gesicht höher färbte, und schien eine rasche Antwort auf der Zunge zu haben; aber die Tritte des herabeilenden Hausherrn ließen es zu keiner Aussprache gelangen, und zwei Minuten später führte die Equipage den Kaufherrn mit seinen Töchtern dem Ballorte zu.

Es war eine jener Festlichkeiten, bei denen die Mitglieder der Handels-Aristokratie, wenn auch der Einzelne nur jährlich einmal, den vollen Glanz ihres Reichthums entfalteten, und Hellmuth schien beim Eintritt in den großen geschmückten Saal in einer kritischen Betrachtung der gesammten Anordnungen fast die eigenen Sorgen zu vergessen. Er hatte nach langsamem Durchschreiten der bereits versammelten zahlreichen geputzten Menge seine Töchter endlich der Dame vom Hause zugeführt, sie dann in einem Kreise ihrer Altersgenossinnen zurückgelassen und sich aufgemacht, den Festgeber selbst zu finden. Als er sich langsam, hier und dort grüßend, wo ein bekanntes Gesicht vor ihm auftauchte, ohne daß er sich doch verleugnen durfte, wie ihm oft nur unsicher und mit einer gewissen Verlegenheit gedankt wurde, nach einem freieren Theile des Saales durchgearbeitet hatte, vergebens sich nach dem Hausherrn umsehend, trat ihm plötzlich die elegante Gestalt Maçon's, das Gesicht mit einem freundlichen Ernst fest auf das seine gerichtet, entgegen.

Hellmuth wußte es wohl kaum selbst recht, daß er vor dieser Erscheinung plötzlich seinen Schritt angehalten und den Kopf mit dem Ausdrucke kalter Undurchdringlichkeit in seinen Zügen gehoben hatte; der Herankommende schien indessen kaum von dem ihm bevorstehenden Empfange Notiz zu nehmen.

„Herr Hellmuth," sagte er, auf den vor ihm Stehenden zutretend, mit leichter Dämpfung seiner Stimme, „ich möchte Sie bitten, mir Ihre Hand zu reichen, und Sie dabei versichern, daß, bei allen meinen Ansprüchen, die ich vollkommen festhalte, die ich sogar noch weiter ausdehnen werde, als Sie jetzt eine Ahnung davon haben, Sie diese Hand doch keinem Feinde reichen. Denken Sie daran, Herr Hellmuth, daß wir in diesem Augenblicke wohl mehr beobachtet sind, als wir es Beide wissen, daß es nichts als einer Bewegung Ihrerseits bedarf, um den verschiedensten Redereien innerhalb der Kreise dieser Gesellschaft, von denen ich selbst erst vor Kurzem, als der Letzte und Unschuldigste, Mittheilung erhielt, die Spitze abzubrechen, und scheint Ihnen meine jetzige Weise, Angesichts Ihrer letzten Zeilen, räthselhaft, so kann ich Ihnen nur sagen, daß ich Ihren Standpunkt darin zwar völlig würdigen kann, daß sie mich aber kaum anders berührt haben, als wenn Sie ein neugeborenes Kind eines Mordes beschuldigten." Er streckte mit einem wunderbar klaren, siegenden Ausdrucke seines Auges die Hand dem Kaufherrn entgegen, und dieser, wenn auch langsam und bedächtig und nur überwältigt von der vorgeführten Bedeutsamkeit dieser „einen Bewegung seinerseits", legte gehalten seine Hand in die gebotene. Maçon aber hielt nicht allein die Finger seines Gegners fest, sondern schob auch mit den Worten: „Und nun, Herr Hellmuth, führen Sie mich zu Ihren Fräulein Töchtern!" seinen Arm unter den des Alten und setzte dann hinzu: „Wenn es Ihnen jetzt auch einen Zwang verursachen sollte, mich freundlich zu behandeln, Herr Hellmuth, so bitte ich doch darum. Denken Sie nur daran, daß wir damit den Menschen hier ein Räthsel aufgeben, das morgen in allen Comptoirs die Wogen der Vermuthungen gegen einander treiben wird; außerdem aber verspreche ich Ihnen, daß Sie morgen schon, unbeschadet aller meiner Ansprüche, mich in einer andern Weise als bisher beurtheilen sollen — jetzt ist eben keine Zeit, sich über dergleichen Dinge auszusprechen."

In Hellmuth's Zügen stritten die verschiedensten Empfindungen wunderlich gegeneinander, als er jetzt mit dem jungen Manne an seinem Arme wieder das Gewühl der Gäste durchbrach; allein der Ausdruck von Befremdung in einzelnen bekannten Gesichtern, auf welche sein Blick traf, regte ihn sichtlich an, auf den von dem Insulaner angeschlagenen Ton einzugehen. „Ich habe eigentlich noch nie an Ihrer Ehrenhaftigkeit gezweifelt, Herr Maçon," sagte er, „ich habe es schon geäußert, daß Sie viel zu viel von Ihrem großherzigen Vater haben, als daß Sie in dem wirklichen Cardinalpunkt jedes Charakters von ihm abweichen sollten, und nur die auf mich einstürmenden Erfahrungen der letzten Tage, deren Urheberschaft ich Ihnen jetzt gar nicht einmal zuschreiben möchte, konnten mich bewegen —"

„Wir sind schon in Ordnung, Herr Hellmuth, und ich hoffe, Sie sollen Ihre jetzige Freundlichkeit nicht bereuen. Dort sind aber die Damen —!" unterbrach ihn der junge Mann, und der Kaufherr führte mit einem vollkommen klaren Gesichte und mit den Worten: „Kinder, hier ist unser Freund Maçon!" seinen Begleiter dem Kreise junger Mädchen zu, in dem sich seine Töchter befanden. Als sich Jener aber von seinem Arme löste, wandte er sich ruhig nach dem Gewühl der Gäste zurück, aus welchem ihm jetzt, ungesucht, die stattliche Gestalt des Festgebers mit freundlichster Miene und ausgestreckter Hand entgegentrat.

Von den beiden Schwestern schien indessen nur Eugenie die Bemerkung ihres Vaters gehört zu haben und wandte sich mit leichtem Lächeln nach dem Herantretenden. Anna stand seitwärts völlig vertieft in ein Gespräch mit ihrer nächsten Nachbarin und schien es selbst nicht einmal zu bemerken, daß sie dem großen Theile des Saals den Rücken zukehrte.

„Kommen Sie, um nachträglich Abschied zu nehmen, Herr Maçon, oder unsere Gespräche da weiter fortzusetzen, wo sie neulich durch Ihr spurloses Verschwinden abgerissen wurden?" fragte neckend Eugenie, so daß der junge Mann ihr einen forschenden Blick zuwarf. Das plötzliche rauschende Beginnen des ersten Orchestersatzes verhinderte seine Antwort; zugleich sah er sich auch von verschiedenen jungen Elegants umgeben, welche nur auf das Ende seines Gesprächs mit dem schönen Mädchen zu warten schienen, und wie von einem Zwange erlöst, trat er mit einer Verbeugung einen Schritt zurück, den wartenden jungen Tanzlustigen Raum gebend. Seine nächste Bewegung aber galt der jüngern Schwester, welche von seiner Anwesenheit kaum eine Ahnung zu haben schien. „Fräulein Anna, darf ich zu Ihnen sprechen?" fragte er über ihre Schulter hinweg; er hatte des Musikgeräusches halber sich ihr jedoch so nahe zu biegen, daß sein Athem fast ihre Wange berühren mußte.

Sie wandte den Kopf um, ohne eine Ueberraschung zu verrathen, während ihre Gesellschafterin davon schlüpfte; ein helles Roth aber stand auf ihren sonst so bleichen Wangen, und ihr dunkelblaues großes Auge bebte leicht unter seinem Blicke.

„Haben Sie denn schon jemals meine Erlaubniß abgewartet, ehe Sie gesprochen haben?" fragte sie; es hätte sich aber kaum bestimmen lassen, ob in ihrem Tone, wie in dem Ausdrucke ihrer Züge ein tiefer Ernst oder nur das mächtige Zurückhalten einer innern Bewegung lag. — Er faßte leicht nach ihrer Hand.

„Sie möchten doch jetzt ebenso wenig tanzen, als ich selbst," sagte er mit einer Art ruhiger Bestimmtheit; „lassen Sie uns einen kurzen Gang mit einander machen, der jetzt am wenigsten beachtet werden wird — ich muß heute Abend noch zwei Worte von Ihnen hören. Morgen schon sollen Sie eine volle Erklärung für meine nothgedrungene, Ihnen wohl ungewohnte Weise haben!" Als er aber ihren Arm leicht unter den seinigen ziehen wollte, ging ein Zittern durch ihren ganzen Körper; ihre Hand zuckte in der

seinen und er hielt in seiner Bewegung inne. „Anna, bin ich im Irrthume gewesen, oder fürchten Sie ein ungehöriges Wort von mir?" fragte er halblaut, und die volle Seele klang in seinem Tone.

Sie sah sich rasch um und schien im Erblicken der verschiedenen Gruppen in ihrer Nähe schnell ihre gewöhnliche Haltung wieder zu gewinnen. Dann überließ sie dem jungen Mann ihren Arm, welcher sie mit den warmen Worten: „So, ich danke Ihnen!" in leichtem Schlendern nach einem der weniger gefüllten Theile des Saales führte.

„Sie sind mir noch die Antwort auf eine Frage schuldig," begann er hier, „die ich in dem Drange einer Minute an Sie that, in welcher sich mein ganzer fernerer Lebensgang und außerdem nicht mein eigenes Schicksal allein entscheiden mußte. — Es mag Erklärungen auch ohne Worte geben," fuhr er fort, „aber in den Verhältnissen, wie sie liegen, bedarf ich einer klar und muthig ausgesprochenen Aeußerung, eines offenen, fest zustimmenden Auges. Entsinnen Sie sich noch meiner Frage?"

„Es ist heute erst das dritte Mal, daß Sie mich zufällig und nur auf kurze Begegnung sehen!" erwiderte sie.

„Und diese drei Male genügen Ihnen nicht?" rief er lebhaft und bog in dem gleichen Augenblicke rasch nach einem der offenstehenden, noch leeren Seitenzimmer ein. „Habe ich Sie nicht," fuhr er, hier stehend bleibend und fest ihre beiden Hände fassend, fort, „das erste Mal durch Nacht und Morast auf meinen Armen getragen, wie ich Ihren Fuß auf dem ganzen Lebenswege vor jedem unebenen Tritte bewahren möchte? waren Ihnen meine Arme nicht stark genug? Und das zweite Mal — wissen Sie denn nicht, daß Sie mir mit dem, was Sie deutsches Salz nannten, ganz deutlich sagten: Ich könnte Dich hassen für die Weise, in der Du mich nach dem mir geleisteten Dienste ignorirt hast, als solle dies eine Strafe für meine frühere Zurückhaltung sein — für die Weise in der Du jetzt unter uns trittst, als dürfe Dich kaum eine Unfreundlichkeit von irgend einer Seite berühren; ich könnte Dich hassen darum — wenn ich es nur vermöchte! Denn hätten Sie sich wohl, einem gehaßten oder auch nur gleichgültigen Fremden gegenüber, so gedrängt gefühlt, ihm zu zeigen, was deutsche Musik sei, und damit ihm Ihre ganze Seele zu öffnen? — Und das dritte Mal — ? ich war wild, ungestüm; aber hätte ich es sein können, wenn nicht schon ein fester Glaube an Das, was ich als mein einziges ferneres Glück erkannt, in mir gelebt, wenn dieses Glück nicht von der einen Minute, die mir gegönnt war, abgehangen hätte — und diese drei Male, Anna, sollten nicht genügen für eine klare bestimmte Antwort?"

Sie stand vor ihm, als bebe ihr geheimes inneres Leben noch immer davor, den Schleier, der es bis dahin verhüllt, von sich zu werfen. „Wissen Sie wohl," sagte sie, während ein süßes Lächeln um ihren Mund aufstieg, „daß Eugenie Sie einen modernen Dämon nennt, der nur des rechten Willens bedürfe, um eine Seele zu bestricken —?"

„Aber Sie, Anna, Sie glauben an einen guten Dämon!" unterbrach er sie in drängender Hast.

„Ich will es!" sagte sie, ihm voll in das Gesicht blickend, während er den Druck ihrer beiden feinen Hände fühlte; dann aber riß sie sich mit einer kräftigen Bewegung los und eilte mit plötzlich überströmenden Augen nach dem Hintergrunde des Zimmers. Er warf einen raschen Blick um sich, hinaus in den von Musik, Glanz und Duft durchwehten Saal, wo sich die Gäste zu der sich entwickelnden Polonaise gruppirten, und war mit drei Schritten dem Mädchen nach. „So nicht, Anna, so nicht! morgen habe ich Worte zu sprechen, zu denen ich volle Ueberzeugung bedarf — und dies ist unsere Verlobung!" rief er gedämpft, während sein Arm zugleich die feine Gestalt umschlang. Sie hob das Gesicht unter Thränen lächelnd zu ihm — zwei, drei Mal legte sich sein Mund wie im vollen bewußten Genusse der Berechtigung auf ihre weichen Lippen; dann aber entwand sie sich ihm von Neuem, schlug die Hände vor das Gesicht und flüchtete nach einem der Divans, die Gluth ihrer Wangen in den elastischen Kissen bergend. „Ich gehe, meine Anna," flüsterte er ihr zu, einen leisen Kuß auf ihr duftendes Haar drückend, „ich habe hier nichts mehr zu suchen — morgen sehen wir uns wieder. Dann sollst Du Deinen guten Dämon erkennen lernen." — —

Hellmuth wurde an diesem Abend sowohl von dem Hausherrn als von verschiedenen andern Seiten nach dem verschwundenen Mayon gefragt, zog aber immer nur die Achseln in die Höhe und sagte: „Er kam zu mir, damit ich ihn meinen Töchtern zuführe — das ist Alles, was ich von ihm weiß!" Und als er später die veränderte Stimmung gegen ihn, auf welche er an diesem Abende am wenigsten gerechnet, zur Genüge meinte genossen zu haben und die beiden Mädchen aufsuchte, fand er bei diesen eine eben so unerwartete Bereitwilligkeit, mit ihm den Ball zu verlassen. Eugenie behauptete, noch nie ein solches Assortiment der langweiligsten Tänzer bei einander getroffen zu haben, und Anna, die jedes Engagement zum Tanze ausgeschlagen, wollte von den peinlichsten Kopfschmerzen befallen worden sein.

Als der Wagen, der die Familie heimführte, die Nebenstraße passirte, welche theilweise durch das Seitengebäude des stattlichen Hellmuth'schen Hauses gebildet ward, blickte im obersten Stock des Ersteren noch ein hell erleuchtetes Fenster hernieder.

„Dort oben sitzt er nun noch bei irgend einer Arbeit oder einem dummen Buche," flüsterte Eugenie der Schwester zu, „und kümmert sich nicht darum, ob ich mich langweile oder nicht. Ich glaube beinahe, er verlangt, daß ich ihm eine Erklärung mache!"

„Es giebt Erklärungen auch ohne Worte," gab Anna, noch halb in ihren Gedanken verloren, zurück, „und mehr konntest Du ohne bestimmte Aufmunterung kaum von ihm erwarten!"

„Ohne Worte!" wiederholte die Erstere schmollend, „darauf verstehe ich mich nicht. Ich wollte lieber, er könnte es zu einem einzigen deutlichen und herzhaften Satze gegen mich bringen, und wäre es selbst im Bösen!"

Anna schüttelte leise den Kopf. „Man soll das Böse nicht herbeirufen, es kommt schon gar zu oft von selbst!" sagte sie. Das Halten des Wagens schnitt das weitere Gespräch ab. — —

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem Thiergarten.

Von Brehm.

3. Im Raubvogelgebauer.

Der Unterschied zwischen Thiergärten und Thierschaubuden springt hauptsächlich dann in die Augen, wenn man sich von den Raubsäugethieren zu der übrigen Bewohnerschaft eines Thiergartens wendet. Die Raubsäugethiere können leider auch im Garten kaum anders gehalten werden, als in der Menagerie: — starke, eiserne Gitter vor einem verhältnißmäßig kleinen Käfig sind die Bedingungen, welche der Beschauer wegen nicht wohl umgangen werden können. Man hat zwar in der Neuzeit auch für die Katzen würdigere Wohnräume zu bauen angefangen, und namentlich dem Thiergarten zu Dresden gebührt der Ruhm, zuerst ein entsprechendes Raubthierhaus errichtet zu haben; im Allgemeinen aber gehören gerade die Raubthiere noch zu den beklagenswerthesten Gefangenen eines Thiergartens.

Anders ist es mit ihren Vertretern in der zweiten Classe. Die Raubvogelgebauer fast aller Thiergärten sind mehr oder minder großartig und verfehlen deshalb auch den beabsichtigten Eindruck nicht. Freilich ist auch der größte Gebauer dem Adler ein erbärmlicher Käfig; freilich kann von uns kein Raum geschaffen werden, welcher ihm genüge; demungeachtet muß man anerkennen, daß wenige Gehege in den Thiergärten so zweckentsprechend eingerichtet sind, wie gerade die für die Raubvögel bestimmten Gebauer. Man darf behaupten, daß die Vögel eben soviel Freiheit erhalten, als sie erhalten dürfen. Sie finden, wenn der Raum im Uebrigen zweckentsprechend eingerichtet ist, Alles, was ihnen Noth thut, und beweisen durch ihr Benehmen bald genug, daß es ihnen in ihrem Gefängnisse wohl behagt.

Das Raubvogelgebauer des Hamburger Thiergartens gehört zu den besteingerichteten, welche bis jetzt erbaut worden sind. Der ganze Bau ist freilich, wie sich bereits herausstellt, für Hamburg viel zu klein, die einzelnen Räume aber genügen größtentheils dem

Das Raubvogelgebauer des Hamburger Thiergartens.

Nach der Natur aufgenommen von H. Leutemann.

Erforderniß. Namentlich der mittelste, mit welchem die durchaus wahrheitsgetreue Zeichnung unseres Leutemann den Leser bekannt macht, ist ein prächtiger Bau von 25 Fuß Tiefe, 30 Fuß Breite und 36 Fuß Höhe, an welchen sich nach hinten ein bedeckter kammerartiger Raum anschließt, dazu bestimmt, den Vögeln bei sehr rauhem und unangenehmem Wetter zum Rückzug zu dienen. Zwei Eichbäume und ein künstlicher Felshaufen gewähren ihnen innerhalb des Gebauers die nöthigen Ruheplätze, ein großes seichtes Wasserbecken bietet ihnen Gelegenheit zu dem Allen unumgänglich nothwendigen Bade, und der geräumige, mit reinlichem Kies bedeckte Fußboden endlich ein von Allen ersehntes Lager zur behaglichen Ruhe. So können sie sich nach Belieben bewegen; sie können laufen, fliegen, sich reinigen, miteinander kämpfen und endlich sich gemüthlich hinstrecken, um sich im Strahle der Sonne zu wärmen. Ihr Leben fließt deshalb verhältnißmäßig sehr angenehm dahin, und es will fast scheinen, als hätten sie alle Sehnsucht nach der goldenen Freiheit verloren.

Die Geräumigkeit eines solchen Gebauers bietet aber noch andere Vortheile. Sie ermöglicht, verschiedene Raubvogelarten zusammenzuhalten. Es will mir scheinen, als wage man in den meisten Thiergärten nicht, dies zu thun; ich bin aber von allem Anfang an meinen eigenen Grundsätzen gefolgt, weil ich mich immer bemüht habe, das Freileben der Thiere als für das Gefangenleben maßgebend zu betrachten. So sind denn vom Anfang an sehr verschiedene Raubvogelarten in dem großen Käfig zusammengesperrt worden, selbstverständlich aber mit sorgfältigster Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten dieser Arten. Meine früheren Beobachtungen der freilebenden Thiere haben mich die Gesellschaft kennen gelehrt, welche zusammen paßt, d. h. einfach die, welche sich verträgt oder wenigstens erfolglos befehdet. Daß diese Gesellschaft eine sehr gewählte sein muß, wird Jeder glauben, der Raubvögel kennen lernte, und weiß, daß diese mit einem nicht zu ihnen gehörigen Thiere nicht viele Umstände zu machen, sondern es ohne Gewissensbisse zu überfallen und aufzufressen pflegen. Das Letztere haben auch unsere Raubvögel gethan, als ich, natürlich mit werthlosen Thieren, weitere Versuche machen wollte, für deren Gelingen mir die im Freien gesammelten Beobachtungen fehlten, während sich dagegen herausstellte, daß alle diejenigen, welche in der Wüste z. B. an einem Geiermahle theilnahmen, auch im Käfig zusammengehalten werden dürfen.

Gegenwärtig beherbergt der Mittelraum des Raubvogelgebauers einige zwanzig Vögel, welche sieben verschiedenen Arten angehören und sich als ebenbürtig betrachten. Daß damit keineswegs gesagt sein soll, diese Ebenbürtigen lebten fortwährend im tiefsten Frieden zusammen, beweist unsere Abbildung schlagender, als ich dies mit Worten ausführen könnte. Ohne Kampf und Streit geht es nun einmal im Räuberleben nicht ab, ja, Kampf und Streit ist gewissermaßen die Würze desselben.

Die beiden edeln Recken, welche sich soeben auf unserm Bilde zu einem Zweikampfe anschicken, gehören zwei verschiedenen Familien an: der schwebende ist ein Adler und zwar der Seeadler, der stehende ein Geier und zwar der größte altweltliche, der Ohrengeier. Zwischen ihnen streckt der schöne Sperbergeier, welchen ich wissenschaftlich zu Ehren Rüppel's benamst habe, ein Afrikaner, seinen Hals vor, rechts davon beschäftigt sich ein gewöhnlicher Gänsegeier eifrig mit den glücklich eroberten Knochen, während ein Mönchsgeier, unbekümmert um den losbrechenden Kampf, die günstige Gelegenheit wahrnimmt, den Zankapfel der beiden Streitenden für sich auszunutzen. Die Stein- und Goldadler, welche denselben Raum bewohnen, sind auf diesem Bilde nicht sichtbar.

Mit Ausnahme des Sperber- und des Ohrengeiers sind die hier gezeichneten Raubvögel wahrscheinlich alte Bekannte meiner Leser. Der eine oder der andere wird von den reisenden Thierkundigen von Messe zu Messe, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt geschleppt und hier dem lernbegierigen Beschauer gebührend vorgestellt. Da ist zunächst der Mönchsgeier, ein Bewohner Südeuropa's, von dunkelbrauner Farbe, mit ziemlich befiedertem Kopfe, ein gutmüthiges, fast harmloses Geschöpf, welches sich ausschließlich von Aas nährt: ihm liegt es ob, als „Vogel Greif“ sein Publicum zu fesseln. Der Gänsegeier, ein etwas bissigerer, aber im Ganzen auch sehr unschuldiger Geselle, an seinem nackten Hals und der bräunlichen Färbung kenntlich, ist der verrufene „Lämmergeier“ der Thierschausteller, derselbe, welchem auf den mehr oder minder gelungenen, immer aber romantischen Menageriebildern die schwere Aufgabe zufällt, Ziegen, Schafe, Rinder und andere gewichtige Beutestücke durch die Lüfte zu tragen, mit furchtbar bewaffneten Jägern ingrimmig zu kämpfen und andere Schandthaten auszuüben, von denen sein Herz sich Nichts träumen läßt. Der Seeadler endlich, ebenfalls ein gewöhnliches Schaustück der Herren wandernden Naturforscher, weil er, als der häufigste deutsche Adler, für wenig Geld erworben werden kann, ist der in Wahrheit zu fürchtende Adler, welcher unter Umständen an einem kleinen Kinde oder einer kleinen Ziege sich vergreifen kann. Ohren- und Sperbergeier bekommt man in den Schaubuden nicht zu sehen: sie sind zu selten und zu theuer. Hinsichtlich des Letzteren ist dies nicht zu bedauern, weil er nur den Kundigen besonders anzieht, der Ohrengeier dagegen verdient wohl von jenen phantasiereichen Thierbeschreibern verherrlicht zu werden. Er ist mindestens so groß, wie der Kondor, von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze fast 4 Fuß lang und von einer ausgebreiteten Schwinge zur andern $10\frac{1}{2}$ Fuß breit (wonach, beiläufig bemerkt, die Angaben über Länge und Breite eines Kondors zu berichtigen sind), besitzt einen gewaltigen Kopf und einen wahrhaft furchtbaren Schnabel, welcher im Stande ist, mit einem Bisse die stärkste Lederhaut eines Thieres zu zerreißen, hat eine ganz bedeutende Kraft und erhebt sich fliegend in ungeheure Höhen, bietet also Stoff genug zu ausführlicher Schilderung. Zählen wir den genannten nun noch Gold- und Steinadler, die edelsten Gestalten ihrer Familie, zu, so ersehen wir, daß wir es wirklich mit einer sehr theilnahmswerthen Gesellschaft zu thun haben.

Die meisten Besucher unseres Thiergartens werden von den Raubvögeln nicht in dem Grade gefesselt, als man erwarten sollte. Es ist dies einfach auf Mangel an Kenntniß des Lebens und Treibens dieser Thiere zurückzuführen. Auch in dem großen Raume bleibt der gefangene Geier oder Adler immer ein Gefangener, welcher nicht im Stande ist, sich in seiner vollen Schönheit zu zeigen. Den größten Theil des Tages über sitzt er still und ruhig mit lässig getragenem Gefieder auf dem einmal gewählten Platze so hoch als möglich, dem Wind und Wetter oft rücksichtslos, d. h. ganz ohne Noth, preisgegeben. Im Freileben widmet er seinem Flugspiele einen großen Theil des Tages. Er kreist oft zwecklos umher, beschreibt wundervolle Schraubenlinien, erhebt sich zu Höhen, daß er dem menschlichen Auge verschwindet, schwebt langsam wieder herab und zieht hin und her, so recht im Vollgefühl seiner gestählten Kraft. Ermüdet von diesen Spazierflügen sucht er sich eine Felszacke oder hohen Baum, läßt sich hier nieder und verfällt in einen träumerischen Halbschlummer, wobei er gelegentlich, gleichsam unbewußt, in seinem Federwamse nestelt. Unter günstigen Verhältnissen beansprucht seine Nahrung nur einen kleinen Theil des Tages. Dem scharfen Auge entgeht eine sich bietende Beute nicht, und wenn diese hinreichend groß ist, genügt sie nicht blos für einen, sondern oft für mehrere Tage. Da bleibt also viel Zeit zum Spielen und viel Zeit zur Ruhe übrig, und zwischen diesem Beiden wechselt der Tageslauf. Anders gestaltet sich das Leben des Raubvogels während der Brutzeit. Die Ernährung der wenigen Jungen verursacht viel bedeutendere Anstrengungen und gewährt wenig Zeit zu den Spielen, obwohl gerade diese während der Fortpflanzungszeit am lebhaftesten betrieben werden; denn vor der Paarung kreisen die beiden Gatten viel länger als sonst in der Nähe des gewählten Nistplatzes umher, und während das Weibchen brütet, unterhält es das Männchen, welches für Jenes Ernährung zu sorgen hat, in der ihm bleibenden freien Zeit durch prächtige Flugspiele. Dann beginnt die Lehre und der Unterricht der Jungen, und auch dies verlangt eine angestrengte Thätigkeit der Alten. Der gleichmäßige Tageslauf fängt also erst nach der Brutzeit an. In heißen Gegenden oder im Sommer wird sonst noch ein Theil des Tages der gründlichen Reinigung des Gefieders, d. h. dem Baden, gewidmet und hierauf ein halbes Stündchen in träger Ruhe verbracht.

Ein solches Freileben vermag der gefangene Raubvogel natürlich nicht zu führen, und eben deshalb erscheint er langweiliger, als er in Wahrheit ist. Der regelmäßige Beobachter aber überzeugt sich bald, daß das stolze Thier auch in der Gefangenschaft der Beachtung würdig ist. Die scheinbare Ruhe der ganzen Gesellschaft eines derartigen Gebauers, wie wir es vor uns sehen, wird augenblicklich unterbrochen, wenn sich Gelegenheit zum Handeln bietet. Namentlich in den Frühstunden um die Futterzeit geht es oft sehr lebhaft in unserem Gehege her, noch viel lebhafter, als man nach

unserer Zeichnung annehmen mag. Das für die gesammte Bewohnerschaft bestimmte Futter wird nicht jedem Einzelnen besonders zugetheilt, sondern einfach in den Raum geworfen, und jedem Hungrigen bleibt es überlassen, sich selbst seinen Theil zu erbeuten.

Sofort nach Ablegung des Fleisches stürzen sie sich, groß und klein, von der Höhe herab, und um die Nahrung bildet sich ein wirrer Haufen von Streitlustigen, in welchem jeder Einzelne der Gesammtheit feindlich gegenübersteht und diese ihm. Es wird mit allen Waffen gekämpft und zu jedem Mittel gegriffen, um sich des besten Bissens zu bemächtigen; nicht blos durch die rohe Gewalt, sondern auch durch abgefeimte List sucht der Einzelne seinen Zweck zu erreichen, doch geht es auch hier wie überall: der Mächtigste und Gewandteste hat das größte Recht. Man würde irren, wenn man glauben wollte, daß der Stärkste derjenige wäre, welcher die Andern beherrscht und übervortheilt. In unserm Raubvogelgebauer kommt regelmäßig der Sperbergeier am besten weg, Dank seinem Muthe oder richtiger seiner listigen Bosheit. Wenn Alles von oben sich herabstürzt, ist er bereits unten angelangt und erwartet die Kommenden. Das Gefieder gesträubt, den langen Hals eingezogen, sitzt er mit funkelndem Auge vor dem Fleische, ohne es anzurühren, aber augenscheinlich bedacht, es gegen jeden Andern zu vertheidigen. Der zusammengekröpfte Hals schnellt wie ein Blitz vor, nach allen Seiten hin, und jeder seiner Genossen fürchtet sich, einen der Bisse zu erhalten. In solchen Augenblicken hat das Verfahren des Sperbergeiers täuschende Aehnlichkeit mit der Art und Weise, wie eine Giftschlange sich zum Bisse anschickt, und diese Aehnlichkeit wird um so größer, weil der Vogel dabei fortwährend ein heiseres, ich möchte sagen, giftiges Zischen vernehmen läßt. Es ist eine alte Erfahrung von mir, daß die langhälsigen Geier viel boshafter sind, als die kurzhälsigen, welche durch eine gewisse Gutmüthigkeit sich auszeichnen; erst hier aber habe ich erfahren, daß von allen Langhälsen der Sperbergeier der kühnste, rauflustigste und deshalb der gefährlichste ist. Der unsrige hält nicht blos die Ohren- oder Mönchsgeier und die Seeadler im Zaum, sondern auch die ihm so nahe verwandten Gänsegeier, welche oft gemeinsam sich anschicken, ihm eine gefaßte Beute zu entreißen.

Die Unverschämtheit dieses Vogels, welcher es regelmäßig dahin bringt, seine Genossen so lange vom Fressen abzuhalten, bis er sich selbst gesättigt hat, entrüstet die Andern in hohem Grade; weil aber Keiner wagt, sich an ihm zu vergreifen, macht sich diese Entrüstung immer in einem Kampf zwischen den Uebrigen Luft. Der Seeadler, welcher eben einen wohlgezielten Biß von dem Sperbergeier empfangen hatte, wendet sich zornig gegen den vollkommen unschuldigen Ohrengeier, welcher seinerseits natürlich sofort den Kampf aufnimmt und sich nun mit Jenem herumzaust. Der Anstifter nimmt eine solche Gelegenheit schleunigst wahr und würgt die besten Bissen hinab, ohne jedoch seine drohende Miene auch nur einen Augenblick aufzugeben. Erst wenn er sich gesättigt hat, erlaubt er auch Andern, diesen oder jenen Brocken wegzunehmen, und außerdem gelingt es namentlich den Adlern oft durch kunstgerechtes Niederstoßen ein Stück Fleisch zu erbeuten und auf die Seite zu schaffen. Dann fallen freilich regelmäßig die Gänsegeier über den Glücklichen her und nehmen ihm das sauer Erworbene wieder ab.

Es ist überaus anziehend, das Gesammtspiel dieser Vögel zu beobachten. Jeder Einzelne bekundet die größte Aufmerksamkeit, Jeder ist eifrig bedacht, den günstigen Augenblick zu benutzen, und jeder Einzelne kämpft nur mit sichtlichem Widerstreben gegen den, welcher ihn durch rohe Gewalt in seinem Vorhaben zu stören sucht; aber jeder Einzelne muß kämpfen, denn so lange noch ein Bissen erobert werden kann, ist die ganze Gesellschaft fortwährend in Bewegung. Die Hauptmenge ist unten auf dem Boden im Kampfgewühl, die Listigsten aber stoßen nur bei gelegener Zeit von der Höhe zur Tiefe hernieder und steigen so schnell als möglich wieder nach oben empor. Dazwischen hört man lebhaftes Zischen, kicherndes und gackerndes Schreien, das Fuchteln der Flügel und das Schnappen der Schnäbel. Manchmal wird Einer ohne seinen Willen mitten in das Kampfgewühl gezogen, die ganze Rotte fliegt, flattert und wälzt sich über ihn her, und er hat große Noth, wieder davon zu kommen, falls ihn der Vorfall nicht so entrüstet, daß er ebenfalls zum thätigen Streiter wird. Allein eine gewisse Ruhe tritt schließlich dennoch ein. Gerade durch den heftigen Streit ist die Nahrung auseinander gezerrt und auf verschiedene Stellen des Käfigs vertheilt worden; der eine und der andere Adler hat sich ein schönes Stückchen erobert und verzehrt es oben auf dem Felsen oder sichern Baum; ein Geier hat einen hübschen Knochen erwischt, an dem noch etwas abzunagen, und schleppt diesen vergnügt einem Winkel zu, weil er dort meint, ihn am besten decken zu können; Einer und der Andre ist auch satt geworden und dann gewissermaßen froh, dem Gewühl zu entgehen; kurz, schließlich sieht man nur noch Diejenigen, welche in der Hitze des Gefechts am wenigster glücklich waren, einzelne Knochen benagen. In einer guten halben Stunde ist das Mahl gewöhnlich beendet und außer einigen abgebissenen Federn und den sorgfältig entfleischten Knochen keine Spur des Streites mehr zu entdecken.

Bald nach dem Fraße gruppirt sich die edle Gesellschaft in den prächtigsten Stellungen auf den Felsen und Bäumen. Jeder Einzelne hat das Gefieder wieder in Ordnung zu bringen, zu putzen und zu glätten. Ein freundlicher Sonnenblick wird von Allen gewissermaßen mit Jubel begrüßt und sofort möglichst benutzt; zumal die Geier erfreuen sich der Wärme, breiten so recht behaglich ihre Flügel aus, um sie ganz zu genießen, und verweilen halbe Stunden in dieser Lage. Einige Zeit später geht es zum Baden. Das große, aber seichte Wasserbecken, welches tagtäglich mehrmals mit reinem Wasser gefüllt wird, ist jetzt der gesuchteste Ort im ganzen Gehege. Alle Raubvögel ohne Ausnahme sind sehr reinliche Thiere und dulden keinen Schmutz an ihrem Gefieder, so lange es in ihrer Macht steht, diesen zu beseitigen. Sie legen sich so tief in das Becken, daß das Wasser ihren ganzen Körper umspült, und wälzen und bewegen sich lebhaft umher, bis sie von Nässe triefen. Dann beginnt eine neue Ordnung des Gefieders und hierauf bei Sonnenschein ein Mittagsschläfchen, wobei sie sich sehr oft wie unsere Hühner platt auf den Bauch legen und die Beschauer verleiten, sie als todt oder wenigstens sehr krank und sterbend zu bedauern. Gegen Abend sucht sich dann Jeder seine gewohnte Schlafstelle in der Höhe auf.

So kluge Thiere, wie die Raubvögel es sind, lernen ihren Wärter und Pfleger sehr bald kennen. Alle Geier achten den Menschen, welcher sie füttert, und wagen es nicht, ihn anzugreifen, so muthig sie sonst den sich ihnen Nähernden auch entgegentreten; doch geben sie kein Zeichen von Vergnügen kund, wenn ihr Wärter sich naht. Dies thun nur die Adler und unter ihnen wieder vorzugsweise die Seeadler. Ihr prächtiges Auge unterscheidet den Wärter auf große Entfernungen, und sie verfehlen niemals, ihn mit lautem hellem Schreien zu begrüßen, wenn er von fern sich zeigt. Die gleiche Ehre wird mir zu Theil, sobald ich mich dem Gebauer nähere, und wenn erst Einer begonnen hat, fällt dann regelmäßig die ganze Gesellschaft jubelnd ein. Nach und nach hat sich zwischen den Wärtern und ihren Gefangenen ein wahres Freundschaftsverhältniß ausgebildet.

Aber noch mehr. Ich habe nicht ohne Grund gesagt, daß unsere Gefangene ihren Käfig wirklich liebgewonnen haben, sondern kann dies auch beweisen. Eines Morgens flog einer der Seeadler so heftig gegen die biegsamen Eisenstangen des Gebauers, daß diese aus den Nuten sprangen und dem Vogel Durchlaß gewährten. Er schien sehr beglückt zu sein über die erlangte Freiheit und machte denn auch von ihr sofort in wirksamster Weise Gebrauch. Mit fröhlichem Geschrei erhob er sich hoch in die Luft und strich nun über den Garten dahin, zu großer Freude der gerade dort sich befindenden Besucher. Am obern Teich ließ er sich auf Augenblicke nieder, und wir schmeichelten uns schon mit der Hoffnung, daß er vergessen haben könnte, wie leicht es ihm sei, uns zu entrinnen. Er ließ sich jedoch nicht fangen, sondern erhob sich von Neuem und entschwebte bald unsern Blicken. Wir gaben ihn natürlich verloren. Aber siehe da — nach Verlauf weniger Tage war er plötzlich zurückgekehrt, wurde jubelnd begrüßt von den aufmerksamen Cameraden unten im Käfig, antwortete nicht minder erfreut und ließ sich oben auf der Decke des Gebauers nieder. Selbstverständlich wurde sofort berathschlagt, in welcher Weise der Flüchtling wieder erlangt werden könne, und der Beschluß gefaßt, ihm oben auf dem Gebauer ein Tellereisen zu stellen. Am ersten Tage war dies vergeblich; denn der Vogel entfloh bei Annäherung des mit dem Fallenstellen beauftragten Mannes, ließ sich aber auf einem der nächsten Bäume nieder und blieb hier sitzen, bis er vor Vorübergehenden entdeckt und durch Steinwürfe zum Auffliegen genöthigt wurde. Nunmehr wandte er sich einer der nächsten Straßen zu und ließ sich hier auf der First eines Daches nieder, bis er, auch von dort vertrieben, wiederum die Weite suchen mußte. Am

folgenden Tage war er schon bei guter Zeit wieder im Garten und nahm wie vorher oben auf dem Raubvogelgebauer Platz, aber auch an diesem Tage entging er allen Nachstellungen. Der dritte Tag erst brachte ihn in unsere Gewalt. Die rauhe Fremde draußen mochte ihn unwürdig empfangen und ihm das Wichtigste, die Nahrung, versagt haben. Durch seinen langen Aufenthalt im Käfig verwöhnt oder vielleicht nicht einmal von seinen Eltern gehörig unterrichtet, verstand es der Arme nicht, nach Art anderer Räuber das tägliche Brod sich zu erbeuten. Er dachte sicherlich mit Sehnsucht an die Fleischtöpfe Aegyptens, als er das erste Mal sich anschickte, zu seinem alten Wohnsitze zurückzukehren. Der Hunger war es auch, welcher den Verlust seiner Freiheit herbeiführte. Lange Zeit und sehnsüchtig hatte er durch die Gitter nach den Fleischstückchen und bereits abgenagten Knochen gespäht, da kam ihm die leckere Lockspeise zu Gesicht, unbedacht versuchte er sich derselben zu bemächtigen und war im nächsten Augenblick mit einer unbehaglichen Halskrause geziert. Der achtsame Wärter befreite ihn so rasch wie möglich aus der Falle und brachte ihn wieder nach dem Gesellschaftskäfig, in welchem er heute noch lebt, scheinbar sehr zufrieden mit sich und der Welt.

Auf die anderen Bewohner des Käfigs hatte der Verfall offenbar einen großen Eindruck gemacht. Sie alle waren mit Theilnahme dem frei in den Lüften umherfliegenden Cameraden gefolgt; sie hatten ihn jubelnd begrüßt, als er sich wieder zeigte, und wahrscheinlich eingeladen, zu ihnen herabzukommen. Als er oben auf der Höhe des Käfigs saß, waren Aller Augen nach ihm gerichtet, und jede seiner Bewegungen wurde theilnehmend verfolgt. So wurde denn auch das Gelingen der tückischen Menschenlist von sämmtlichen Raubvögeln wahrgenommen. Sie hatten gesehen, daß das Aufnehmen des Fleisches unter Umständen gefährlich werden konnte, und dies war ihnen genug. Mißtrauisch schauten sie das ihnen bald darauf vorgeworfene Futter an, und Keiner wollte, nach dem, was er soeben erfahren, seinen Hals wagen. Sie sahen mit lüsternen Blicken hernieder, blieben aber hartnäckig in der Höhe des Gebauers. Endlich konnte einer der Geier seine Begierden nicht länger zähmen, er flog herab, nahte sich vorsichtig dem Fleischhaufen, betrachtete ihn aufmerksam prüfend von allen Seiten, versuchte schüchtern ein Bröckchen zu nehmen, erfuhr, daß dies mit durchaus keiner Gefahr verknüpft war, und begann dann auch sofort eifrig zu fressen. Solch Beispiel verfehlte seine Wirkung nicht: wenige Minuten später hatte sich um das Fleisch das gewöhnliche Gewühl und Gewimmel gebildet.

Eines Bühnenhelden Glück und Ende.

Von Franz Wallner.

Im Frühling 1833 war's, als alle Knospen sprangen und die Sehnsucht alles Lebende in's Freie trieb. Wilhelm Kunst, der beliebteste Schauspieler Wiens, hatte mit der Aufführung des gerne gesehenen Stückes: „Das Irrenhaus zu Dijon" ein brillantes Benefiz gemacht, und Director Carl, in dankbarer Anerkennung der Summen, die ihm das Talent des Künstlers eingebracht, hatte außer dem klingenden Ertrage dieser Einnahme noch einem Lieblingswunsche Kunst's in großmüthigster Weise Rechnung getragen und diesem ein prachtvolles Reitpferd zum Geschenk gemacht. Zum Danke für diese bei Carl sehr seltne Generosität benutzte Kunst das Thier zu einem Probe- und Spazierritt von Wien nach — Hamburg, und „Roß und Reiter sah Carl niemals wieder."

Die ganze künstlerische Laufbahn Kunst's bestand in einem fortwährenden Abschiednehmen „sans adieu", mit mehr oder weniger Eclat, bis sich am Ende die verschiedenen Bühnenleiter um sein Kommen so wenig kümmerten, als um sein Gehen; und der Mann, welcher während seines bewegten Lebenslaufes Summen verdient hatte, ausreichend zur sorgenfreien Existenz von zehn Familien, starb in der Nacht zum 17. November 1859 in einem verfallenen, unscheinbaren Hause in der Josephstadt, in einer winzigen Kammer; er, dem keine Wohnung reich und kostbar genug möblirt gewesen, fand seine letzte Ruhestätte in einem einfachen Armensarg, zu welchem die vier Wachskerzen, die denselben umstanden, von der Milde der Collegen bezahlt werden mußten, welche auch die letzten Lebenstage des Heimgegangenen vor dem bittersten Mangel geschützt und das Grab des „alten Cameraden" mit einem Denkstein schmückte! —

Welch' ein gewaltiger Contrast taucht in meiner Erinnerung an einen Abend auf, den ich als junger Mann in den Prunkgemächern der Kunst'schen Wohnung verlebte! Alle seine Collegen hatte der Gefeierte zu einer Soirée zu sich gebeten; was der raffinirteste Luxus an Naturalverpflegung erfinden konnte, war aufgeboten, um die Gaumen der Geladenen zu kitzeln, die Räume der Wohnung im Spielmann'schen Hause am Graben glänzten in einem Meere von Lichtern. Natürlich erhitzten sich auch die Köpfe der größtentheils aus jungen Leuten bestehenden Versammlung; immer toller, wüster und lärmender wurde das Gelage; einer der Anwesenden setzte sich an das Clavier, welches an der Thüre der an Kunst's Wohnung stoßenden Zimmer aufgestellt war, die an seinen Nachbar, einen Graf M. von der spanischen Gesandtschaft, vermiethet waren. Wie ein Rasender ließ der tolle Gast seine Finger über die lärmenden Tasten fliegen, und entlockte diesen ein Charivari, welches nichts weniger als angenehm zu hören war, besonders um 2 Uhr Morgens und für einen jungen heißblütigen Spanier, der bei diesem nervenaufregenden Spectakel vergebens zu schlafen versuchte. Gewaltige Schläge an die benachbarte Thüre deuteten, auf allerdings sehr derbe Art das Verlangen nach Ruhe an, Schläge welche das übermüthige Künstlervolk seinerseits mit Wucher an derselben Thüre zurückgab.

Dieses Hin- und Hergeklopfe, von einer Seite immer unwilliger, auf der anderen immer toller und muthwilliger, hatte bereits eine Weile gedauert, als der anwesende, bereits sehr exaltirte Schauspieler Würth erklärte, er wolle diese „Ungezogenheit" nicht länger dulden und den „Friedenstörer" zur Rede stellen. Niemand achtete auf diese Renommage, als nach kurzer Pause Würth wieder mit dem Ausruf: „Ich bin getödtet!" in's Zimmer stürzte; aus der rechten Backe sprudelten zwei Blutströme fontainenartig heraus. Mit einem scharfen zweischneidigen Instrument war derselbe derartig verwundet worden, daß die Spitze sichtlich auf einer Seite der Backe hinein- und auf der anderen herausgestoßen worden sein mußte.

Man denke sich das Entsetzen der erst so tollfröhlichen Gesellschaft! Mit Mühe brachte man aus dem Verwundeten heraus, daß er sich in der Absicht, den Lärmer zur Rede zu stellen, in die Nebenwohnung verfügt habe, wo ein junger Mann ohne Weiteres auf ihn losgegangen sei und ihm mit einem Dolch in's Gesicht gestoßen habe. Man denke sich die Verwirrung in den Kunst'schen Räumen! Während ein Theil der Anwesenden sich mit dem furchtbar blutenden Würth beschäftigte, riß Kunst, in sehr theatralischer Stellung, ein Schwert von der Wand und schrie fortwährend wuthentbrannt: „Laßt mich, laßt mich, ich muß den Hund tödten!" Dies „laßt mich, laßt mich" war eigentlich sehr überflüssig, denn es dachte eben so wenig irgend einer von uns daran, Kunst zu halten, als dieser Lust zu haben schien, wirklich sich in des gereizten Löwen Nähe zu begeben. Vor seiner Wohnung aber, unter der Eingangsthür am Flur lehnte in Nachtkleidern, die mit Blut überströmt waren, ein bleicher junger Mann, das bildschöne Gesicht, in dem unheimlich ein paar glühende Auge funkelten, umrahmt von einem tief-schwarzen Vollbart, die herabhängende Faust mit einem blitzenden Dolch bewaffnet. So bildete der spanische Gesandtschaftsattaché Graf W., in seiner lautlosen, entschlossenen Haltung, den schärfsten Contrast zu der andrängenden lärmenden Menge. Ich muß zu meinem Bedauern eingestehen, daß ich mehr Bewunderung für die classisch schöne Erscheinung des wilden Fremdlings fühlte, als Mitleid mit meinem verwundeten Collegen, der noch immer winselnd unter den Händen des rasch herbeigeholten Wundarztes lag, welcher die Verletzung zwar für schmerzlich, aber nicht gefährlich erklärte.

Später ließ sich Würth für die Summe von ein paar tausend Thalern beruhigen und unterließ es, durch Vermittlung der Gesandtschaft eine Klage gegen den Graf M. anzustrengen. Die Narbe aber, die ihn an jene verhängnißvolle Nacht erinnerte, nahm Würth mit in's Grab. Mit den ihm so unverhofft zugefallenen

Schmerzensgeldern übernahm er eine Theaterdirection in Krakau, die aber, als die Summe zugesetzt war, ein vorschnelles ruhmloses Ende erreichte. Nestroy behauptete, der Stich wäre ein so unverhofftes Glück für Würth gewesen, daß er jetzt im Lande herumreisen werde, um sich stechen zu lassen!

Ich habe diese Episode geschildert als charakteristische Bezeichnung für die Lebensweise Kunst's, so lange er im Zenith seines Ruhmes stand. Kein deutscher Schauspieler war je von Natur und Glück so mit vollen Händen überschüttet worden, als er, und keiner hat je weniger für seine Ausbildung gethan, an seine Zukunft gedacht, und an's Ende, als er, der die großen Summen, die er erwarb, leichtsinnig und nutzlos für sich und Andere vergeudete, bis die reiche Quelle versiechte und der Verschmachtende vor ihr erlag.

Als der Sohn eines armen Schuhflickers wurde Wilhelm Kunst 1799 in Hamburg geboren, wo er, nachdem er sich oft auf Liebhaberbühnen ohne sonderlichen Erfolg versucht hatte, seiner schönen Gestalt wegen am Stadttheater als Statist verwendet wurde. Nebenbei suchte er durch Bedienung der ersten Künstler des in jener Zeit in hohem Ansehen stehenden Institutes sich kärglich durchzubringen. Später nahm sich der damals berühmte und berüchtigte Komiker Wurm seiner an und unterrichtete ihn in den Anfängen seiner Kunst und in — manchem Anderen.

Im Jahre 1823 finden wir ihn bereits als vielbeliebten und gefeierten Schauspieler in Köln; ein Jahr später war er dort schon wieder, nach seiner Manier, sans adieu abgefahren und ging zum Director Carl nach München, 1825 aber mit diesem in dessen neue Entreprise nach Wien. Dort machte er durch seine glänzenden Mittel und seine wilde Genialität fast beispielloses Aufsehen, hauptsächlich in Rollen, die kein tieferes Nachdenken forderten, wie z. B. als Otto von Wittelsbach, als Wahnsinniger im Irrenhaus zu Dijon, und ganz besonders als Karl Moor.* So mochte sich Schiller in seinen kühnsten Träumen den löwenkräftigen Räuber gedacht haben, der mit dem sonoren, mächtigen, glockenähnlichen Organ und der prachtvollen Gestalt seine wilde Bande im Zügel hielt und alle Gesetze unter die Füße trat. Noch denke ich mit Bewunderung dieser kolossalen Leistung, neben welcher eben nur eine so geniale, fein berechnende Künstlernatur wie Carl La Roche als Franz Moor ebenbürtig bestehen konnte. Es war dies eine Zusammenleistung, wie sie gewiß nie wieder auf einer deutschen Bühne vorkommen wird. Wie dankbar aber für Kunst alle Aufgaben erschienen, wo seine volle Naturkraft in hinreißender Wildheit wirken konnte, so wenig vermochte er tiefere Gestalten, wie z. B. Wallenstein, Goethe's Faust &c. wiederzugeben. Sein „Hamlet" in der Schröder'schen Verballhornung war eine seiner Meisterleistungen, während der Shakespeare-Schlegel-Tieck'sche ihm total mißlang.

Obwohl ein Hauptmagnet des Carl'schen Unternehmens, von seinem Director reich bezahlt und auf den Händen getragen, gelangte er mit seiner genialen Rastlosigkeit doch zu keinem festen Domicile.

* Unter seiner winzigen Verlassenschaft fand man ein Exemplar von Schiller's Räubern aus der Bibliothek des Dichters, welches ihm der Sohn Schiller's, als er ihn in der Rolle des Carl Moor (185?) bewundert hatte, mit einem höchst schmeichelhaften Schreiben verehrte. Zu welche Hände mag dies merkwürdige Buch gekommen sein? — Ob Schiller aber sich seinen Karl Moor in dem überschwänglichen Costume gedacht hat, wie ihn Kunst zu geben pflegte, steht freilich zu bezweifeln.

So oft wechselte er ohne irgend eine Berechtigung, contractbrüchig und schuldenbelastet, seine Engagements, so oft versetzte er Carl in peinliche Verlegenheit und großen pecuniären Nachtheil, daß dieser ihn endlich steckbrieflich verfolgen ließ und in einem Circular an alle Theaterdirectoren (1832) die Bühne für ehrlos erklärte, welche Kunst Asyl oder Gastfreundschaft gewähren würde.

Nun begann er ein Wanderleben der eigenthümlichsten Art. Bald nach Art eines kleinen Fürsten in eigener Prachtcarosse, bald in einem schäbigen Hauderer, bald von einem Secretair und von zahlreicher Dienerschaft und manchem anderen Anhange begleitet, bald von aller Welt verlassen, durchreiste er die Länder, so weit die deutsche Zunge reicht. Keine Residenz und kein Städtchen, kein großes Hoftheater und kein Winkelbühnchen gab es, wohin nicht Kunst seinen Stab gerichtet hätte. Anfangs überall mit offenen Armen aufgenommen und der strotzendsten Cassenresultate theilhaftig, sah sich gegen den Schluß seiner Laufbahn der zudringlich immer Wiederkehrende, den seine Mittel verlassen, dessen Stern erblichen war, die kleinsten Wanderbühnen verschlossen.

Ein Wiener Blatt brachte nach seinem Tode Auszüge aus einem Tagebuche, einem trockenen Verzeichniß von Städten und Einnahmen, von Kunst's eigener Hand, seit dem Jahre 1845, als sein Ruhm bereits sehr im Abnehmen war, Tag für Tag nachgetragen. Dann und wann sind diese Zahlenreihen unterbrochen von einem Worte „stürmisch hervorbrechender Empfindung", welche sich unter diesen Ziffern ergreifender ausnimmt, als bogenlange Erörterungen.

Noch im Jahre 1845 finden wir unter der Rubrik: „Petersburger Gastspiel: 25. Mai. Räuber. 1882 Rubel. NB. Die Kaiserin zugegen", und hierauf eine lange Reihe von Einnahmen von 1070 bis 900 Rubel.

Dann verschwinden zwar die höchst respectablen kaiserlich russischen Rubel, aber die Tagesrechnungen halten sich auf einer achtungswerthen mittleren Höhe von 176, 150, 100 Thalern &c. Selbst das verhängnißvolle Jahr 1848, welches Kunst wie in unbestimmter Vorahnung mit einem „Mit Gott" anfängt, zeigt kein besonderes Eingreifen der damaligen gewaltigen Ereignisse in die Bühnenwirksamkeit Kunst's. Von da ab aber tritt die düstere Wendung seines Schicksals mit immer grelleren Ziffern hervor.

Da finden wir in dem Verzeichniß die Tageseinnahmen mit fünf, ja zwei, selbst einem Gulden verzeichnet; da kommen an die Stellen des Erträgnisses Nullen und Ausrufungszeichen, wir stoßen auf Gastspielorte, welche zu den dunkelsten Stellen der Bühnengeographie zählen, wir verfolgen unwillkürliche Ausbrüche überströmender Empfindungen, z. B. 1850: „Ende des unglücklichen Jahres. Schaffhausen ist die schändlichste Stadt, die es auf der Welt giebt! Sie sei verflucht!" Die Jahreseinnahmen fallen vom Jahre 1845 bis zum August 1859 von 4805 Thalern auf 473 Gulden. Hier bricht das Verzeichniß ab, es gab eben nichts mehr zu verzeichnen!

Im Jahre 1857 wendete er sich in einem herzbrechenden Briefe an mich, worin er mich bat, ihm einige Gastrollen zu bewilligen. Es sei eine Lebensfrage für ihn, wieder einmal an einem guten Theater zum Auftreten zu gelangen, und ich würde mich überzeugen, daß er noch „der Alte" sei. Ach, er war nicht mehr der Alte in dem Sinne, wie er es meinte, sondern es war in der

Wilhelm Kunst als Karl Moor.

eigentlichsten Bezeichnung des Wortes der „alte Kunst", der zu mir eintrat. Abends in seiner Rolle Percival in Griseldis fiel er total durch, und das Publicum verhöhnte den kokett geschminkten und gleich einem Seiltänzer herausgeputzten verfallenen Komödianten, der nicht eine Spur der einstmaligen Herrlichkeit, ja nicht einmal den Wortlaut seiner oft gespielten Rolle behalten hatte. Das Herz wendete sich mir im Leibe um, als ich, im Zuschauerraume anwesend, das harte Urtheil der jüngeren und rücksichtslosen Theatergänger anhören und dasselbe gerecht finden mußte. Auf die Vorwürfe, warum ich Kunst überhaupt spielen ließe, hatte ich nur ausweichende Antworten. Ich konnte den Fragenden ja nicht auseinander setzen, daß ich den Mann gekannt habe in der Blüthe seines Ruhmes, in Glanz und Reichthum, mit Jubel empfangen und aufgenommen von den verwöhntesten Kennern der Residenz, ein hochwillkommener Gast für den stolzesten Intendanten der stolzesten Hofbühne.

Nach der Vorstellung begab ich mich zagend in die Garderobe meines Gastes und fand denselben am Tische sitzend; einzelne bittere Thränen rollten ihm über die geschminkten Wangen herab. „Warum hat mich mein Vater keinen Bauer werden lassen!" rief er mir, die Hand reichend, schluchzend entgegen. Einer kleinen Gesellschaft, die ich ihm und der Vergangenheit zu Ehren einige Tage darauf zu mir gebeten hatte, war er die unerquicklichste Erscheinung, die man sich denken konnte: — er selbst im abgetragenen schwarzen, zu eng gewordenen Leibrock in die Sophaecke gedrückt; meine Gäste in Verlegenheit, welches Gesprächsthema sie mit der verfallenen Größe anschlagen sollten; ich wohl der Befangenste unter Allen.

Als der wohlwollende und gutmüthige Dr. M. Ring, der die Leistungen Kunst's in schonendster Weise besprochen hatte, aber aus Schwarz eben nicht Weiß machen konnte, in's Zimmer trat, wollte er diesen durchaus zur Rede stellen, ja ich mußte Alles aufbieten, um eine für alle Theile ärgerliche Scene zu vermeiden.

Noch zwei Mal unternahm ich das Wagniß, den Gast dem Berliner Publicum vorzuführen, und dann beschloß ich, mich für die noch zu gebenden Rollen mit Auszahlung des Honorars abzufinden. Es war überflüssige Angst von mir, daß er mir dies übel deuten könne; die Hast, mit welcher er das versiegelte Paquet entgegennahm, die Bereitwilligkeit, mit welcher er um diesen Preis auf jedes fernere Auftreten verzichtete, bewiesen mir nur zu deutlich, daß der Mann bereits gewohnt war, Almosen und Unterstützungen als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Er reiste „sans adieu" ab; ich habe ihn nie wieder gesehen!

Eine Zeit lang zog Kunst mit einem bildschönen Knaben herum, den er Sohn nannte und welcher später in Braunschweig, dann in Amerika als mittelmäßiger Schauspieler auftauchte. Die Mutter dieses Knaben blieb auch für die näheren Freunde Kunst's ein Geheimniß, da man — mit Ausnahme seiner nach wenig Tagen wieder getrennten Ehe mit der gefeierten Sophie Schröder — nie von irgend einem Liebesverhältniß desselben erfahren hatte. Eine glückliche zufriedene Ehe, die Sorge für eine geliebte Familie hätte den Ruhelosen vielleicht in ein dauerndes Verhältniß festgebannt und zum Heile geführt; so aber wanderte er von Ort zu Ort, stets dieselben Rollen spielend, ohne Studium, ohne geistigen Fortschritt, bis ihm allmählich die glänzenden Naturmittel, auf welchen seine Erfolge basirten, versagten, seine Fehler immer greller an's Licht traten, seine Vorzüge schwanden, sein Gedächtniß ihn verließ und er selbst vielleicht eines Morgens schaudernd die Entdeckung machte, daß seine Laufbahn zu Ende sei, die Rosen verblüht und sein künftiger Lebensweg nur mühselig durch wirres Dorngestrüpp sich winden werde.

Vor dem Abschluß dieser Laufbahn, als er schon mit einem einspännigen kleinen Wägelchen die Städte der für das Theater so unergiebigen Schweiz bereiste, um überall, wo es thunlich, von den letzten Resten seines Ruhmes spärliche Nachlese zu halten, traf ihn in Bern das erschütternde Unglück, daß der Begleiter, den er bei sich hatte, unter den Hufen seines eigenen wildgewordenen Pferdes zertreten, ja in gräßlicher Weise zerstampft wurde, ehe ihm irgend Jemand zu Hülfe eilen konnte. Dieser schreckliche Todesfall machte einen entsetzlichen Eindruck auf den alternden Künstler und ihm einige Zeit die Ausübung seines Berufes unmöglich. Von hier ab verschwindet der dramatische Ahasver — ein dem bereits kränkelnden alten Mimen von Nestroy 1855 aus Mitleid bewilligtes erfolglos vorübergehendes Gastspiel in Wien ausgenommen — nach und nach gänzlich aus der Theaterwelt, bis er im Juni 1859 wieder in den elendesten Umständen, krank, geistig und körperlich gebrochen, ein Bild des Jammers, in Wien eintraf und seitdem von milden Gaben seiner Collegen lebte, die ihm reichlich genug zuflossen, um seine letzten Tage vor Mangel zu schützen.

Wir finden ihn am 17. November 1859 als „stillen Mann" wieder in einem kleinen verfallenen Hause der Josephstadt, in einem kleinen schmucklosen Stübchen, zu welchem der Weg über einen verfallenen morschen Gang führt. An dem einfachen Sarge hielt der Superintendent Pauer eine ergreifende Rede. „Erschüttert und bewegt," begann er, „stehen wir am Sarge eines Mannes, der in seinem Leben selbst so viele Herzen erschüttert und bewegt hat." Im Verlauf der Gedächtnißfeier fuhr Pauer fort, das vielbewegte Leben des Verstorbenen zu schildern, „dessen Heimath überall gewesen, wo er gewirkt, der viel gefehlt und gesündigt hat, der aber auch immer der Erste war, der sich selbst anklagte; darum werfe Niemand einen Stein auf ihn!"

Nach der Rede sang das Chorpersonal des Josephstädter Theaters ein Trauerlied von Gläser, dann bewegte sich der Zug hinter dem einfachen Sarge dem Kirchhof zu. Es war eine trübe Leichenfeier. Ein kalter schneidender Wind durchkältete das kleine Häuflein getreuer Collegen, die dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre erwiesen. Schnee und Nebel senkten sich auf das offene Grab, um welches der eisige Nordsturm die entlaubten Blätter gepeitscht hatte. Die düstern Accorde eines Trauergesanges von Suppé mischten sich als letzte Scheidegrüße mit dem unheimlichen Gepolter der Erdschollen auf das einsame Grab, welches die Nummer 39 trägt.

So endete der größte Naturalist, den die deutsche Schaubühne je aufzuweisen hatte. Es ist ein charakteristisches Zeichen, daß es dem Verfasser dieser Zeilen erst nach den angestrengtesten Mühen und mit Hülfe aller seiner Verbindungen in der Theaterwelt gelungen ist, eines der zahlreichen Costümbilder aufzutreiben, welche Kunst's Darstellungen illustrirt hatten. Fast alle Andenken an seine Leistungen sind verschollen und vergessen, wie das Original, das wir mit all' seinen Fehlern und seinen großen Vorzügen zu zeichnen versucht haben, als warnendes Beispiel, daß die glänzendsten Gaben der Natur nicht dauernd zu wirken im Stande sind ohne Verein mit der bildenden und veredelnden Kunst! — Friede seiner Asche!

Ein österreichisches Soldatenbild.

Lassen wir uns das Mannesbild, das wir unseren Lesern vorführen, nicht durch den Hintergrund beschatten, aus dem es sich hervorhebt. Weder der Krieg, in welchem unser Held seine ausgezeichnete Rolle spielt, noch die Politik des Staates, dem er dienstbar ist, sollen mit unserem Bilde Etwas zu schaffen haben; weder die Politik eines Rechberg noch die eines Bismarck ist eine solche, mit der ein deutscher Ehrenmann sich einverstanden erklären kann; am wenigsten soll jedoch unsere Skizze einen Schatten auf die Kampfgenossen werfen, deren einköpfiger Adler diesmal dem zweiköpfigen die Bahnen vorzuzeichnen hat. Also: ein österreichisches Soldatenbild der Gegenwart ohne Seitenblicke und Nebenbedeutung, als ein solches steht vor uns der Freiherr Ludwig von Gablenz, k. k. Feldmarschalllieutenant und Armee-Commandant im Kriege der deutschen Großmächte gegen Dänemark.

Das österreichische Heer ist das eigenthümlichste der Welt. Nur die Kriegerschaaren des alten Römerreichs boten eine ähnliche Erscheinung, und zwar die der Zusammensetzung aus den verschiedenartigsten Völkerschaften und der festen Gliederung und des Zusammenhaltes derselben durch ein geistiges Band. Auch Napoleon I. hat vielerlei Völker unter seine Fahnen vereinigt, von denen einzelne sogar mit Begeisterung für ihn kämpften, ja, es schien sogar, als ob eine Erneuerung des Römerreichs durch ihn

sehr nahe gebracht sei; aber die Mehrzahl der nichtfranzösischen Truppen folgte nur gezwungen seinen Fahnen, und es war noch lange kein durch ein geistiges Band zusammengehaltenes Ganzes, als der russische Winter das kühne Spiel beendete, indem er das größte europäische Völkerheer, das seit der Römerzeit *einer* Hand gehorcht, vernichtete. Napoleon's Herrlichkeit war vergangen, wie ein ungeheurer Traum, während das Römerreich und Oesterreich das Throndach ihrer Herrschaft über Völker aller europäischen Zungen durch ihre Heere Jahrhunderte lang gestützt und geschützt sahen.

Das geistige Band, welchem die „kaiserliche Armee" ihre feste Einheit bei der buntesten Mannigfaltigkeit verdankt, ist ein doppeltes, ist die strenge Disciplin in den Einzelkörpern, die von unten auf den einzelnen Mann erzieht und bindet, und die gemüthliche Cameradschaft, die das ganze Officiercorps umschließt und die wiederum hinabwirkt bis zum gemeinen Mann, bei dem das „Du" Naturlaut, nicht ein mit dem Rang erworbenes Recht ist. Dieses „Du" übt in der österreichischen Armee eine wunderbare Gewalt aus, es ist das Zauberwörtchen, welches jeden Standesunterschied, jeden Vorzug der Geburt im Officiercorps aufhebt, der Mann ist nur das, was sein Dienstrang ihm verleiht, einerlei, ob er einen bürgerlichen, einen adeligen, gräflichen, fürstlichen Namen trägt, und alle die Männer gleichen Ranges in der Armee, durch alle Waffengattungen und Nationalitäten, nennen sich „Du". Der Leinwebergeselle aus Coburg, den als Handwerksburschen der Uebermuth unter die österreichischen Soldaten trieb und der es als braver Haudegen bis zum Officier brachte, erlebt dadurch die in der Heimath undenkbare Freude, mit dem hochgeborenen Schwager seines Herzogs auf Du und Du zu stehen; der arme Bauernjunge, der hinterm Düngerhaufen hervor zur Aushebung gezogen wird, kann, wenn er Glück und Muth hat, der ebenbürtige Camerad seines hochgräflichen Dienstherrn werden, der ihn mit dem „Du" der Gleichheit begrüßt. Und dieses „Du" ist kein widerwilliges, erzwungenes, sondern der österreichische Officier lebt sich so in dasselbe hinein, daß es gar bald auch ihm zum Naturlaut wird. Nur dem plötzlich in diesen Kreis emporgestiegenen Mann wird es meistens ergehen, wie neulich dem Unterofficier, einem Helden von Oeversee, der unversehens Lieutenant wurde und vor dem freudigen „Du" seiner bisherigen Gebieter erst nach und nach zur Fassung kam. Man möchte sagen, es herrscht ein demokratischer Geist in diesem Corps, in welchem nur der Rang den Mann macht und nur die That oder das Recht den Rang giebt; ein gegen den Bürgerstand sich aufblähendes Junkerthum kann wenigstens in einer solchen Armee nicht aufkommen.

Welch herziges Verhältniß der von oben nach unten vordringende cameradschaftliche Ton in einer solchen Truppe schafft, dafür spricht die Geschichte von dem „Hauptmann mit dem neunmal durchlöcherten Mantel", welchen Ehrentitel die österreichischen Soldaten in Schleswig dem tapferen Hauptmann Eder von dem fünften Jägerbataillon ertheilten, und einem Oberjäger dieses Bataillons, den die goldene Medaille schmückte. Beim feierlichen Empfang der durchpassirenden österreichischen Decorirten in Altona war bereits manche schlichte und brave Rede gehalten worden, als in straffer militärischer Haltung genannter Oberjäger den Hauptmann um die Erlaubniß bat, auch einen Toast ausbringen zu dürfen. Da sprach der Hauptmann: „Schau, Oberjäger, wir sind hier nicht unterm Gewehr! Red', wie's Dir um's Herz ist!" — „Wenn Du meinst, Hauptmann, so will ich's thun," — entgegnete der junge Mann, und sein Sprüchlein lautete: „Schleswig-Holstein für alle Ewigkeit ein deutsches Land! Hoch!" — „Wir meinten, die Fensterscheiben müßten springen vor dem Jubel, der nun ausbrach," erzählt der Berichterstatter.

Nicht weniger, als Disciplin und Cameradschaft, trägt zu dem kriegerischen Geist der Armee der ihr eigenthümliche Regimenterstolz bei. Jedes Regiment hat seine Geschichte, seine Trophäen; einzelne Regimenter erfreuen sich noch heute uralter, ganz besonderer Vorrechte und Ehren. Dieser von der Compagnieschule an gepflegte Corpsgeist dringt der jungen Mannschaft aller Nationalitäten rasch in's Blut und erzeugt in jedem Einzelnen gleichsam die moralische Verpflichtung einer heldenhaften Gesinnung. Und diese kann sich wohl kaum schöner und rührender aussprechen, als in jener Einfachheit der volksthümlichen Form des steyerischen Schnaderhüpfels:

„Ades, lieber Bada,
Frau Muada, bußt d' Hand!
Enger Hansel der stirbt izt,
Aber er macht Eng kan Schand!"

Dieser Regimentsgeist stieß an keiner Nationalität an, weil Oesterreich nur National-Regimenter hat; ebendarum war er es gerade, der dem Kaiserhaus selbst gegen einzelne nationale Selbstständigkeitsbestrebungen im eigenen Reiche — gegen welche die Todfeindschaft des österreichischen Kaiserhauses durch die natürlichste aller Fragen vom „Sein oder Nichtsein" hervorgerufen ist! — bisher immer die wirksamste Hülfe sicherte. Vor Allem war dies der Fall, wenn die Armee Führer hatte, denen jeder einzelne Mann mit Begeisterung anhing. In Radetzky's siegreicher „italienischer Armee" konnte in Wahrheit wieder gesungen werden:

„Krewatisch, deutsch, wellisch,
Ungarisch durch anand,
Und do red'n ma *an* Sprach,
Gilt's Oestreicherland."

Seit dem Unglück der zweiten italienischen Armee Oesterreichs ist im Staate Vieles anders geworden; in der Armee, dem Augapfel der Dynastie, suchte man *den alten* Geist zu bewahren. Die Vorgänge in Schleswig zeugen wenigstens dafür, daß der kriegerische Geist in ihr noch ebenso munter ist, als die soldatische Vorliebe für volksthümliche Persönlichkeiten tüchtiger Heerführer.

Seit dem alten gefeierten Radetzky hat Oesterreich sich keines Heerführers von größerer Popularität im Heer und Volk, aber auch von größerer Feldherrentüchtigkeit erfreut, als des Freiherrn von Gablenz, den man gern „des Alten gelungensten Jungen" nennen möchte. Eine der freisinnigsten unserer größeren deutschen Zeitungen berichtet über das österreichische Armeecorps und seinen Führer, in Folge der Kämpfe bei Selk und Oeversee (3. u. 6. Febr.) in voller Anerkennung, daß ein eigenthümlich rastloses, vorwärtsstrebendes und leichtes Element in den österreichischen Truppen walte. Ihr Geist, sagt sie, ist ein wahrhaft ausgezeichneter zu nennen. Das Corps, so verschieden die Volksstämme auch sein mögen, ist zu einem solchen Ganzen geeinigt und von solchem Geiste beseelt, daß man demselben wohl die schwierigsten Leistungen und die größte Aufopferungsfähigkeit zutrauen kann. Sehr viel zu diesem kriegerischen Geiste trägt die Persönlichkeit ihres Führers bei. Fest gewurzelt ist in Allen das unerschütterliche Vertrauen zu ihm, welches sein ideal-soldatisches Wesen, verbunden mit hohen militärischen Fähigkeiten, wie auch die Liebe und Achtung für ihn als Mensch hervorgerufen. Das der österreichischen Armee eigenthümliche cameradschaftliche Verhältniß im Officiercorps bildet eine enge Kette, um diesen Geist selbst auf die tiefer stehenden Nationalitäten zu übertragen, die dann gerade in ihrer Naturwüchsigkeit unverdrossen darauf losstürmen, fest auf ihren Plätzen ausharren und auch die größten Anstrengungen und Entbehrungen ertragen.

Nicht weniger warm sprechen unsere größten Tagesblätter über den General und sein Hauptquartier. Feldmarschalllieutenant Gablenz, darin stimmen Alle überein, ist jetzt der eigentliche Held des Tages, man kann die treffliche Weise nicht genug anerkennen, in der er mit Freund und Feind, Soldat und Bürger umzugehen weiß. Seine Anreden sind markige Improvisationen voll Schwung, aus dem Herzen kommend und deshalb zum Herzen sprechend, aber frei von jenen abgedroschenen Gemeinplätzen, welche in der Regel die militärische Beredsamkeit charakterisiren; sie zeugen von einer in der That ungewöhnlichen Begabung und besonders von einem sehr feinen Takt, mit dem er den Bundesgenossen stets einen Antheil seiner Lobsprüche zuzuwenden weiß.

Wahrhaft ergötzliche Früchte verdankt man der Freiheit, die er dem *Humor im Lager* gestattet. So haben, wie jetzt ein Blatt dem andern erzählt, die ebenso liebenswürdigen als „schneidigen" *Kibitze* des Hauptquartiers — mit diesem Spitznamen bezeichnet die kecke Feldsprache des Soldaten sämmtliche Ordonnanz-Officiere und Generale — unter welchen es tüchtige Zeichner giebt, sich als unverantwortliche Herausgeber eines illustrirten Lager-Kladderadatsch aufgethan, das dem Berliner Urbilde nicht nachsteht. Auf einem der Bilder desselben sind sämmtliche Kibitze dargestellt, alle portraitähnlich carrikirt, wie sie zu Pferde gegen eine furchtbare Verschanzung anstürmen, aus der es Bomben und Granaten von monströser Größe hagelt, mit der Aufschrift: „Nachdem der Sturm der Preußen abgeschlagen wurde, unternahmen die Kibitze des Hauptquartiers zur Verminderung ihres Effectivbestandes einen Angriff auf die Düppeler Schanzen; — solcher Tapferkeit wichen die Dänen." —

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Person des Generals von den neckischen Griffeln durchaus nicht verschont wird. Nach der Uebergabe des Danewirkes und der energischen Verfol

gung der Dänen durch die Oesterreicher hielt F.-M.-L. v. Gablenz ungefähr folgende Ansprache an seine Soldaten: „Leute, Nichts ist mehr dem Wechsel ausgesetzt, als das Soldatenleben. Noch vor wenigen Tagen standen wir im schneeigen Bivouak vor dem für unüberwindlich angesehenen Danewirke, um dessen Besitz verschiedene Nationen seit Jahren im Kampfe liegen. Ihr hattet einen tapferen Gegner vor Euch, und die Lage war kritisch und gefährlich im höchsten Grade. Aber schon heute stehen wir hinter den furchtbaren Schanzen des Feindes. Außer der Ehre, Euch zu führen, giebt es für mich kein schöneres Vorrecht, als das von Sr. Majestät mir verliehene: die Stellen der gefallenen Tapfern durch die Ausgezeichnetsten unter Euch bis zum Hauptmann aufwärts zu besetzen und hervorragende Thaten zu belohnen.“ Auch diese Rede erschien im Lager-Kladderadatsch, die Illustration stellt neben dem hochaufgeschossenen, schlanken General ein winziges, buckliges Männlein dar, welches die Rede in ein riesiges Notizbuch einzeichnet.

Das Männlein darf recht achtsam sein, denn es ist in der That schade um jedes verlorene Wort, das v. Gablenz in seiner wichtigen Stellung zu Heer und Volk dort gesprochen hat. Begleiten wir ihn zu einigen Gelegenheiten, wo sein edles Herz das Wort allein führte. Eine Deputation deutscher Bürger von Flensburg erschien bei ihm, um an den Dank für die Heldenthaten der Befreier Schleswigs die Bitte um die Bewahrung der Selbstständigkeit desselben zu knüpfen. Er kann, als Soldat, den guten Bürgern keine Versprechungen machen, aber er fertigte sie auch nicht kurzgebunden ab, sondern sprach es als seine Ueberzeugung über das fernere Schicksal des Landes aus: „daß das Vergangene vorüber sei und nicht wiederkehren werde.“ Dann lud er die Deputation ein, der Decorirung derjenigen Regimenter beizuwohnen, welche bei Oeversee gekämpft hatten und die soeben vor dem Rathhaus in Parade aufgestellt waren. Hier wurden drei Unterofficiere zu Lieutenants erhoben und einige andere Beförderungen vorgenommen. Nachdem der General mit ergreifender Rede der tapferen gefallenen Brüder gedacht, schloß er seine Ansprache ungefähr mit den Worten: „Ich habe stets alle meine Soldaten als meine Kinder betrachtet, ganz besonders aber fühle ich mich verpflichtet, den Wittwen und Waisen, die jene Braven hinterlassen, ein Vater zu sein. Diese Armen leben zerstreut in der Monarchie, sie haben keine Worte in ihrem Schmerz, sie haben nur Thränen. Deshalb nehme ich sie an Kindesstatt an und will für sie sorgen. Ich habe nie Geld hoch geschätzt, es auch nie bedauert, nicht reich zu sein; heute empfinde ich dies zum ersten Male schmerzlich. Da ich aber für eine ähnliche Waffenthat, wie das Rencontre bei Oeversee, vor vierzehn Jahren von Sr. Majestät mit dem Maria-Theresien-Orden decorirt worden bin, mit welchem eine Jahrespension von 600 Gulden verbunden ist, so verzichte ich vom heutigen Tage an auf diese Pension zu Gunsten der Wittwen und Waisen der in Schleswig gefallenen österreichischen Krieger. Ich hoffe, mein Beispiel wird auch andere Herzen öffnen, und besonders mit Hülfe der Journale, die jedes gute Werk bereitwilligst unterstützen, wird auch für meine Adoptivkinder gesorgt werden.“

Freiherr Ludwig von Gablenz.

Das hochherzige Beispiel fand sofort Nachahmung, schon kurz nachher wurden dem General von den deutschen Frauen der Stadt Hadersleben 130 Thlr. anonym zugeschickt, ausdrücklich als Gabe für seine „Adoptivkinder“. Auch die Presse hat für die Anerkennung aus solchem Munde sich dankbar und würdig gezeigt. Sie wird nicht müde, Braves von dem Braven zu erzählen, und darum noch folgendes Geschichtchen: Zwei Soldaten aus der dänischen Armee, geborene Deutsche von der Insel Fehmarn, die bei Oeversee mit gefochten hatten und gefangen genommen worden waren, erzählten, in ihrem Bataillon seien 65 Schleswiger gewesen, die sich das Wort gegeben, nicht auf ihre deutschen Brüder zu schießen. So haben sie mehrere Male im Kugelregen gestanden und keinen Schuß gethan. In Flensburg auf dem Südermarkte sind sie aufgestellt, und siehe! alle 65 sind da, keiner fehlt! Da entläßt sie General Gablenz mit den Worten in die Heimath: „Euren Handschlag verlange ich nicht, denn ich kenne euren Herzschlag.“

Wer möchte nicht in die Vergangenheit eines Mannes blicken, welcher in der so wenig Herzerfreuendes bietenden Gegenwart fast die einzige wohlthuende Erscheinung ist? Diese Vergangenheit ist aber eine so thatenreiche, daß ein Buch zu ihrer Beschreibung gehört. Wir haben nur über Blätter, und zwar so vielfach in Anspruch genommene Blätter zu verfügen. Darum begnüge sich der Leser mit ein paar Notizen; vielleicht ist es uns später möglich, mehr zu bieten.

Freiherr Ludwig von Gablenz ist ein Dresdener Kind, am 19. Juli 1814 geboren. Er begann seine militärische Elementarschule in Sachsen, ging dann nach Oesterreich, wo wir seine Infanterie-, Cavallerie- und Generalstabsdienste als seinen Gymnasialcursus ansehen können, bis er im österreichischen Italien die Hochschule der Kriegskunst bezog, an welcher Radetzky Rector magnificus war. Die Praxis begann er im Jahre 1848 als Rittmeister in

Italien, wo er von Santa Lucia an alle Schlachten und Gefechte des ganzen Kriegs mitmachte, und setzte sie 1849 als Major in Ungarn fort, wo er in 46 Schlachten und Gefechten des blutigen Winterfeldzugs mitfocht und noch dem Schluß des großen Dramas, der Uebergabe von Komorn, beiwohnte. Er war in beiden Kriegen mehrmals schwer verwundet worden. Nach diesen siegreichen Zeiten der österreichischen Fahnen wurde er häufig auch zu diplomatischen Missionen verwendet, machte als Oberst 1851 das denkwürdige Lager von Olmütz mit und commandirte 1854 als Generalmajor und Brigadier in der Moldau. Auch in dem zweiten italienischen Krieg, in welchem die Glücksgöttin Oesterreich verlassen hatte, blieb sie ihm getreu. Bei Magenta und Solferino hatte er allein Vortheile über den Feind errungen, die freilich in dem allgemeinen Mißgeschick wieder mit verloren gingen.

Im Jahre 1863 wurde Freiherr von Gablenz zum Geheimen rath und Feldmarschallieutenant erhoben und mit dem Commando in Schleswig betraut, in welchem wir zuerst den ausgezeichneten Soldaten und Mann in größerer Selbstständigkeit handeln und darum in all seiner menschlichen Tüchtigkeit auftreten sehen. Möchte die Sache, für welche der Held so brav gefochten, ein Ende gewinnen, daß wir nicht vergeudete Kraft und vergossenes Blut bedauern, sondern Beides segnen müßten als zum Heil des deutschen Vaterlandes gewagt und geopfert!

Fr. Hofmann.

Ein stiller Wohlthäter.

Zur Unterhaltung am warmen Ofen.

Von Berthold Sigismund.

„Wärme ist das halbe Leben.“ Das ist nicht etwa ein Vorurtheil von Greisen und Stubenhockern, denn auch frische Jäger und Schlittschuhläufer, die im Freien jeder Kälte trotzen, loben sich unter Dach und Fach ein warmes Stübchen. Die Kunst, sich ein solches zu schaffen, ist eine der vorzüglichsten Errungenschaften des Menschen. Das Thier weiß sich zwar einen Winter-Schlupfwinkel auszusuchen oder zu bauen, in dem es durch Beihülfe der Erdwärme und eines Lagers aus schlechten Wärmeleitern vor dem Erfrieren geschützt ist; das ist aber nur ein trauriges Quartier, in welchem der Insaß zu fauler Bärenhäuterei gezwungen ist oder in todähnlichen Schlaf versinkt. Der Mensch allein vermag sich eine Winterburg zu gründen, in der es möglich ist, thätig zu sein und die Freuden der Geselligkeit zu genießen. Und unter allen Menschen haben es in dieser Kunst die Germanen, oder rund heraus zu reden, die Deutschen am weitesten gebracht. Welcher Landsmann, der längere Zeit im Auslande leben mußte, hätte sich nicht besonders im Winter nach dem Comfort der Heimath gesehnt? Zu dieser Winterbehaglichkeit trägt aber wesentlich ein stiller Wohlthäter bei, der, wie so viele bescheidene Wesen ähnlicher Art, selten in seinem vollen Werthe erkannt wird.

Um ihn recht zu würdigen, thun wir am besten, uns zuerst da umzusehen, wo er fehlt. Der freundliche Leser ist zu diesem Zweck eingeladen, eine Winterreise mitzumachen, auf der wir, eine Feuerschau anstellend, beobachten wollen, wie sich die Menschen wärmen.

Die schlichteste Heizung treffen wir bei einigen nordischen Völkern, welche einem sehr strengen Winter ausgesetzt sind. Die isländische Bauernwohnung besteht aus mehreren aneinander gereihten Hütten, die von sechs Fuß dicken Wänden aus rohen Steinen und Rasenschollen und von einem Holz- und Rasendach umschlossen werden. Treten wir in eine solche Casematte, so gelangen wir zuerst in ein Vorhäuschen, dann in die Küche, auf deren Heerde der Kessel über einem Torffeuer brodelt, und endlich in das enge und niedrige Wohnzimmer. Ein trübes Dämmerlicht gestattet kaum, die einfachen Geräthe: Bänke, Tische und Betten, zu erkennen; das winzige Fensterchen, meist nicht mit Glas, sondern mit Fischhaut bezogen, läßt vom Tageslichte nur schwache Spuren ein. Woher rührt aber die Wärme des düstern Gemaches, eine Wärme, die an die überhitzte, schwüle Luft deutscher Gebirgsstuben erinnert, in denen die Bewohner eine Gluth ausstehen, über die sie im Juli im Freien seufzen? Man sieht ja nirgends eine Vorrichtung zum Heizen. Die Isländer verwenden den wohlfeilsten und doch künstlichsten Ofen von der Welt, über dessen zarten Bau nur das Mikroskop Aufschluß giebt, nämlich die menschliche Lunge. Der Athem der Menschen, welche in diesem engen, möglichst dicht verwahrten Raume den ganzen Winter durch hantiren und schlafen, ist das einzige Heizmittel. Der Hausherr, welcher nach schöner Landessitte seinen spinnenden und strickenden Kindern eben aus einem alten Sagenbuche von Normannenhelden vorlas, gießt jetzt aus einem pulverhornähnlichen Gefäß eine derbe Prise auf die Hand; nachdem wir einige Minuten in seinem Zimmer verweilt haben, wundern wir uns nicht mehr über diese hier allgemeine Sitte. Die Luft wird uns mit jedem Augenblicke unangenehmer, wir fühlen uns von Kopfweh und Athembeklemmung befallen und eilen in's Freie.

Ein Expreßzug der Phantasie führt uns zur eisigen Küste Grönlands. Da fallen uns, an Hünengräber erinnernd, einige Winterhäuser der Eskimos in die Augen. Sie sind halb in die Erde eingegraben, ihre dicken Wände bestehen aus Steinen und Rasen, das kleine Lichtloch ist mit Robbendarm überspannt. Der Eingang ist unbequem; es gilt durch einen etwa zwölf Fuß langen Tunnel auf Händen und Füßen zu kriechen. Endlich sind wir an der aus Fellen bestehenden Thür angelangt. Sie führt in eine mannshohe Wohnstätte, deren Grundfläche in Länge und Breite höchstens doppelt so viel mißt, als eine Manneslänge. Darin leben zwei bis drei Familien. Den Mangel des Tageslichtes ersetzt eine in der Mitte des Zimmers befindliche Lampe, deren Moosdocht von Thran gespeist wird; auch besorgt sie die Erwärmung des darüberhängenden Kessels. Als Heizmittel dient auch hier hauptsächlich die Menschenlunge, und zwar wirkt dieselbe so ergiebig, daß die Temperatur eines solchen Wohnraumes die der äußeren Luft wohl um 30 bis 40 Grad übertrifft, daher die Eskimos, so lange sie zu Hause sind, sich fast so luftig anziehen, wie die tropischen Neger. Doch ehe wir zu näherer Umschau schreiten können, zwingt uns ein Ohnmachtgefühl zu schleunigem Rückzuge.

Wohl ist Wärme das halbe Leben, rufen wir, die reine freie Luft mit tiefsten Zügen einathmend; aber solches Leben in einer dunklen Erdhöhle, in dumpfer, schwüler Stickluft ist weniger als halbes Leben, kaum besser als die Winterstarre des Siebenschläfers. Da kann nie eine höhere geistige Regsamkeit, nie ein schöner Genuß des Daseins erblühen. Laßt uns hinwegeilen aus diesen traurigen Gegenden in die milden Fluren, welche an der Südgrenze des Frostgebietes liegen, laßt uns Menschen besuchen, die wahren Comfort genießen!

Auf den südlichen Halbinseln Europa's ist der Winter kurz und mild, aber Schnee und Eis giebt es noch bis Rom und schaurig kühle Tage, wie die unsers November und März, nicht wenige. Die hohen italienischen Zimmer mit Steinwänden, Estrichfußböden und klaffenden Thüren und Fenstern machen bei solchem Wetter eine Heizung nothwendig. Die sorglosen Südländer verstehen aber gar wenig, sich im Winter „ein hübsches Leben zu zimmern“. Viele behelfen sich mit einem rohen Heizapparate, den bei uns nur die Budeninhaber auf den Weihnachtsmärkten noch in Gebrauch ziehen. Die Kaminos der Griechen und die Braseros der Italiener sind trotz ihrer wohlklingenden Namen nichts als Näpfe und Becken voll glühender Kohlen, über welche die Wärmebedürftigen ihre Hände oder Füße halten. Alle Nordländer, die einen Winter in einem venetianischen oder römischen Palaste bei solcher Heizung verleben mußten, sind einstimmig in der Verurtheilung der giftigen Dunst aushauchenden Wärmpfanne, welche eher die darüber gehaltenen Glieder röstet, als sie den Rumpf erwärmt, so daß sich der an den Kohlen Sitzende mit dem Mantel umhüllen muß, um nicht zu klappern. Etwas besser haben sich die Türken und Armenier versorgt; sie stellen ihre Kohlenpfanne (Mangal) unter einen mit Teppichen umhängten Tisch, sodaß ein leidlich erwärmtes Räumchen wenigstens für die Unterthanen beschafft wird, die gegen den Frost empfindlicher sind, als gegen schlechte Luft. Gewiß erklärt sich aus solcher Heizungsart die Häufigkeit der Feuersbrünste in Constantinopel. Daß die Chinesen und Japanesen, welche sich ebenfalls mit der Kohlenpfanne begnügen, sich innerhalb ihrer leichten aus Bambusrohr und Papier bestehenden Wände nicht hinlänglich warm

halten können, beweisen ihre mit Pelz verbrämte Tracht und ihr stetes Theetrinken. Die Chinesen, die in allen Stücken eigene Leute sind, haben auch beim Gebrauch der Kohlenpfanne ihr Ländlich-Sittlich. Sie suchen die Stickgase der Kohlen in ausgestellten Wasserbecken aufzufangen und stellen ihre Wärmpfanne unter eine Steinplatte, auf welche sie sich setzen oder legen. Sie haben also die Mängel dieser Heizung wenigstens erkannt, wenn auch nicht geheilt. Wahren Wintercomfort finden wir also auch im Süden nicht.

Sehen wir uns nun in den mittleren Bezirken des Winterreiches um. Da finden wir in vielen Quartieren noch die urthümliche Heizung durch freies Feuer. In der Filzjurte der Kirgisen glimmt ein Häuflein Schilf und gedörrter Dünger, in den Fellzelten der nordamerikanischen Rothhäute und der Lappen flackern Reisigstöße, in der elenden Erdhütte mancher sibirischen Stämme brennen mit Thran benetzte Knochen, in der armseligen Baracke der irländischen Pächter schmaucht ein Torffeuer. In allen diesen Wohnstätten ist das Feuer mitten im Zimmer auf nackter Erde geschürt; höher Gebildete errichten eine über dem Boden erhabene Feuerstätte, einen Heerd. Einen solchen, der in vielen Sprachen zum Sinnbilde des Hauslebens geworden, finden wir im Blockhause der Finnländer, in den Lehmhütten der Kaukasusvölker, in den rauhen Wohnstätten der auf Hochebenen und Gebirgen hausenden spanischen und griechischen Landleute, in vielen sauberen Backsteinwohnungen der Engländer und Holländer, in allen niedersächsischen und westphälischen Bauernhäusern, deren altväterliche Einrichtung Justus Möser so anschaulich beschreibt. Ein offenes Feuer, dessen röthliche Flammen in stets neuen Formen spielen und durch das Knistern und Knacken des Holzes und das Murmeln des Kessels eine so hübsche Hausmusik machen, daß auch das Heimchen mit seinem schrillen Zirpen lustig einstimmt — das ist doch eine wirksamere und ansprechendere Form der Heizung, als die widrige Luftheizung der Polarkreisbewohner und die traurigen Braseros mit ihrer trägen Gluth und ihrer unheimlichen Stille.

Leider ist aber das schöne Heerdfeuer nicht frei von schweren Mißständen. Viele durch freies Feuer geheizte Wohnstätten entbehren der so nahe liegenden Einrichtung einer Esse; selbst in den deutschen Häusern, wo der Heerd der Mittelpunkt des Zimmers ist, bleibt es dem Rauch überlassen, sich durch die Ritzen des Strohdaches einen Weg in's Freie zu suchen. Ein solcher Wohnraum bietet natürlich, wenn er auch sonst sauber gehalten ist, nur den Comfort einer rauchigen Küche; die Wände bräunen sich, die schwarzen Dachsparren, welche die Decke des Zimmers bilden, sind von einem steten dichten Höhenrauch umzogen, der Alles mit brenzlichem Geruche durchdringt. Gewöhnt sich auch der Mensch an das Rembrandt'sche Helldunkel und den Creosot-Duft einer solchen Wohnung (reden doch die alten Römer mit einer Art Stolz von ihren angerauchten Hausgöttern): so setzt er sich doch selten ungestraft der beizenden Rauchluft aus, Lungen und Augen müssen oft genug bitter leiden für das Malerische des häuslichen Heerdes. Aber auch Wohnzimmer, in denen für Abzug des Rauches so gut gesorgt ist, wie in England und Holland, bieten im strengen Winter nicht die rechte Behaglichkeit. So reichlich auch der Brennstoff auf den Heerd gehäuft wird, er erzeugt doch keine gleichmäßige, wohlthuende Wärme im ganzen Zimmer. Wer nicht frieren will, muß sich dicht an den Heerd setzen und sein Gesicht der sengenden Gluth der Flammen preisgeben. Die Kirgisen müssen an kalten Tagen ihre Kinder, um sie vor dem Froste zu sichern, in warme Asche stecken, und wenn auch in dichtwandigen Häusern dieser Uebelstand nicht so grell hervortritt, wie im Filzzelte der russischen Steppe, so fehlt doch immer die ruhige, stete Wärme, welche den Winter vergessen läßt und zu feineren Arbeiten fähig erhält. Außerdem bleibt eine durch Heerdfeuer geheizte Wohnung doch immer ein küchenähnlicher Raum, dessen Ausstattung, dessen Geräusche und Gerüche das Gefühl ruhiger Abgeschiedenheit nicht aufkommen lassen, das unsere Stuben im Winter gewähren, ein Raum, der höchstens für das schlichte ländliche Alltagsleben, aber nicht für feine Hand- und Kopfarbeit und nicht für das Weihnachtsfest geeignet ist.

Bei einigen Völkern, namentlich den Romanen, unter den Germanen bei den Engländern und Norwegern, finden wir — und zwar bei den ersteren nur in den Häusern der Wohlhabenden, in Norwegen dagegen blos in den Bauerstuben — eine veredelte Form des häuslichen Heerdes, den Kamin, der nicht zugleich zum Kochen, sondern lediglich zum Heizen der Zimmer bestimmt ist. Welchen Werth die Hausbesitzer ihrem Kamine beilegen, erhellt schon aus dem Platze, der ihm eingeräumt ist, noch mehr aus dem Ehrenschmucke von Seemuscheln und Schnecken, schönen Wedgewoods und Bronzen, die auf seinem Simse prangen, am deutlichsten aber aus den Lobpreisungen, die ihm gespendet werden. Er giebt die gesundeste Heizung, sagen die Briten, denn sein Zug führt die verbrauchte Luft rasch durch die Esse und saugt durch die Lücken der Thüren und Fenster stets neue, reine Zufuhr in's Zimmer. Es ist viel lustiger am Kamin, wo man die Flamme sieht, rühmen Engländer und Franzosen; zum Comfort einer zum traulichen Gespräche gruppirten Familie gehört die Fireside und zu den Erfordernissen des Salons der noble Kamin, behaupten sie.

Es ist wahr, der Kamin hat alle Reize des Heerdes und ist frei von manchen Mängeln desselben. Aber wie ungerecht wär' es, wenn wir unsern stillen Wohlthäter hintansetzten, der doch, bei rechtem Lichte betrachtet, das vollkommenste Wesen seiner Gattung ist!

Der Kamin ist ein arger Verschwender, der die vom Brennstoff erwärmte Luft größtentheils durch die Esse jagt, ohne daß sie dem Zimmer nützt; der Ofen ist ein guter Haushalter, der seinen heißen Athem eifrig an seine Wandungen haucht, um mittels derselben die Zimmerluft zu erwärmen. Vom Kamin kommt dem Zimmer fast nur die strahlende Wärme zu gute, die keineswegs behaglich ist. Denn sie schlägt mit so jähem Anprall an, daß die Frauen ihr Gesicht hinter Fächer und Schirme verbergen, und erzeugt mehr das Gefühl der Gluth als der Wärme. Während aber die dem Feuer zugewendete Seite unter dem Uebermaße der Wärme leidet, schauert die andere, und man muß an recht kalten Tagen das berühmte militärische Kunststück lernen, nach zwei Seiten Front zu machen, um nicht zu frösteln. Wie gleichmäßig und wohlthuend wärmt dagegen unser schlichter Ofen die Zimmerluft! Ein in der Stube heizbarer Ofen wirkt als Luftreiniger sogut wie der Kamin; der außerhalb des Wohnraums geschürte ist auch kein Luftverderber, sondern der Mensch ist es, der nicht für öfteren Luftwechsel im Zimmer sorgt. Somit erfüllt der Ofen alle billigen Ansprüche auf das Beste; läßt er sich doch sogar, wenn es — wie in Schweden der Fall ist — gewünscht wird, auch dazu herbei, das reizende Schauspiel der Flammen sichtbar zu machen, was als Hauptvorzug des Kamins gilt.

Darum ist auch dem Ofen eine immer größere Verbreitung sicher, während der Kamin sein Gebiet eher verengt als erweitert sehen wird. Die Südeuropäer und die Engländer werden dem Kamine wohl treu bleiben, weil dort der milde Winter, hier der Kohlenreichthum einen altgewohnten Luxus gestattet. Die Norweger Bauern dagegen werden, gleich den Städtern ihres Landes, bald einsehen, daß ein Tag und Nacht erhaltenes Kaminfeuer doch eine arge Verschwendung ist, da ihre Wälder sich hier und da bedenklich lichten; dann wird der schwedische Ofen auch bei ihnen Platz greifen.

Schon hat der Ofen eine ungemein große Verbreitung. Fast alle Völker des ungeheuren Landstriches, der sich von den Alpen nordwärts bis zur Nordsee und ostwärts über den Ural weg bis an den großen Ocean und jenseit des letzteren quer über die Nordhälfte Amerikas streckt, also die Schweizer, Deutschen, Schweden, Polen, Russen, die seßhaften Bewohner der Mongolei und Sibiriens und die meisten Nordamerikaner werden von unserem stillen Wohlthäter mit Wintercomfort beschenkt. Wer könnte sie alle aufzählen, die hunderterlei Formen und Formate, in denen er in den Stuben und Stübchen so vieler Völker auftritt, vom riesigen Kasten der russischen und mongolischen Stube an, der Nachts der ganzen Familie zur Schlafstätte dient, bis zu dem nähtischgroßen Zwerge, der die blanken Zimmer der Yankees und unserer überseeischen Landsleute erwärmt? Hat doch nicht blos jedes Land, sondern fast jede Provinz ihren „angestammten" Ofen, dem sie treu bleibt, mag er auch ein noch so arger Holzfresser sein, bis die neuerungslustigen Städter durch gar zu dringliches Anpreisen ihrer verbesserten modischen Heizung zum Neubau anlocken.

Im Bereiche der Heizung ist nun einmal der Mensch sehr conservativ gestimmt. Sträuben sich doch selbst die Eskimos gegen eine Wohlthat, die ihnen von ihrer humanen Colonial-Regierung geboten wird. Sie können Bauholz zu besseren Hütten, sowie Kachelöfen zur Verwendung der einheimischen, leicht zu gewinnenden Steinkohlen mit der Vergünstigung erwerben, den billigst gestellten Kaufpreis im Laufe mehrerer Jahre zurückzuzahlen; sie sehen den Comfort dieser Einrichtungen in den Wohnungen der dänischen Beamten und der Herrnhuter Missionare und lesen darüber — sie

sind alle leidenschaftliche Leser — in dem unentgeltlich vertheilten Schriftchen, welches den naiven Titel führt: „Okauzerpengoät igluk sänning“, d. i. „ein kleines Wort über die verbesserten Häuser, welches die lieben Grönländer nicht übel nehmen mögen“ — und doch hat, wie Rink in seiner trefflichen Schrift über Grönland erzählt, bis vor einigen Jahren sich nur ein Viertheil der Eskimos dies Hülfsmittel erworben, das in kalten Ländern allein zu einer reinlichen, gesunden und freundlichen Wohnung und damit zur Möglichkeit des Fortschrittes in der Gesittung führt. So schwer hält es, die Menschen zur gebührenden Anerkennung des stillen Wohlthäters zu bewegen, der in der schlimmsten Zeit „das halbe Leben“ spendet.

Beurtheilen wir die kindischen Eskimos nicht zu streng, denn auch wir unterschätzen unsern Tröstwinter gar oft. Wohl streicheln ihm jetzt tausend Hände und Händchen die Backen, wohl schmiegen sich im Dämmerstündchen Alte und Junge an seine Seite, wo es sich so lauschig träumen und gemüthlich plaudern läßt; aber ein Zeichen, ein Wort des Dankes für seine freundlichen Dienste erhält er gar wunderselten. Fenster und Thüren, selbst der eitle Spiegel werden öfter bekränzt, der neue Heerd wird mit köstlichem Naß „begossen“; aber der gute Ofen wird nicht einmal von den Lyrikern eines Wortes gewürdigt, die doch alles Mögliche angesungen haben; ja viele Dichter begehen an dem treuen Hausfreunde das doppelte Unrecht, daß sie, wenn sie seine Wohlthaten rühmen müssen, diese mit „dichterischer Freiheit“ Andern zuschreiben, dem „häuslichen Heerd“ oder dem „warmen Kamin“.

Die alten Römer verehrten, wie Ovid meldet, die Fornax, die Göttin des Backofens; unser ebenso verdienter Hausfreund wird todtgeschwiegen oder höchstens im Pfänderspiele spöttischerweise begrüßt. Er grämt sich wohl nicht über die Zurücksetzung, denn das ist ja eben der schöne Charakter der stillen Wohlthäter, daß sie keinen Dank begehren.

Blätter und Blüthen.

Herzog Friedrich. Von Herrn Robert Grunwald, derzeitigem Obersten in kaiserlich türkischen Diensten, geht uns soeben direct aus Constantinopel eine interessante Mittheilung über den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein zu, die wir mit besonderem Vergnügen in nachstehendem wörtlichem Abdruck zur Veröffentlichung bringen.

Zu dem Charakterbilde des Herzogs Friedrich, wie es in Nr. 50, 1863 der Gartenlaube mit wenig Worten gar nicht richtiger gezeichnet werden konnte, noch einige ergänzende Züge hinzuzufügen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Der Einsender dieses, früher preußischer Artillerieofficier, kam im Februar 1850 in die Herzogthümer und war von da ab bis zu seinem Austritte, im April 1851, im Generalstabe der schleswig-holsteinischen Armee als Hauptmann angestellt. Während dieser ganzen Zeit war ich nicht nur in täglicher geschäftlicher Berührung mit dem damaligen Erbprinzen Friedrich von Augustenburg, sondern hatte noch das besondere Glück, in nähere Beziehung zu ihm, wie zu den anderen Gliedern der herzoglich Augustenburg'schen Familie, zu treten. Die Erinnerung daran wird stets zu den freundlichsten gehören, denn in meinem vielbewegten Leben habe ich selten so viele gute Elemente des menschlichen Wesens in so liebenswürdiger Gestalt gefunden, wie in dieser herzoglichen Familie. Herzog Friedrich vereinigt, wie dies ja häufig zu sein pflegte, in sich die hervorstechenden Eigenschaften seiner beiden Eltern. Ihm ward ebenso der scharfe Verstand, der feste männliche Sinn des Vaters, wie das sanfte und bescheidene, dabei aber tiefe Gemüth seiner Mutter zu Theil. Er war human, in hohem Grade anspruchslos und in einer Weise arbeitsam und in Ausführung seiner Dienstpflichten gewissenhaft, wie dies bei Prinzen nicht eben allzuhäufig gefunden werden dürfte. Der Beginn der Dienststunde fand ihn, und bereits meist vor den übrigen Officieren, hinter seinem Stehpulte eifrig arbeitend, um gegen 11 Uhr Vormittags, wie es vorgeschrieben, dem commandirenden General zusammen mit den übrigen Collegen des Generalstabes Vortrag zu halten. Sehr oft habe ich mich damals über die für die Jugend des Prinzen (er war 21 Jahr) seltene geschäftsmäßige Ruhe und Klarheit gewundert, mit welcher er seine Ansichten zur Aussprache brachte, und wo es sich um persönliche Angelegenheiten handelte, sprach aus seinem Urtheile, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, stets seine strenge Sittlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Schon zu der Zeit wurden hin und wieder Stimmen laut, die dem damaligen Prinzen Friedrich schroffes Wesen und Anmaßlichkeit bei Wahrnehmung seines Berufes vorwerfen wollten, doch waren solche Stimmen nur sehr vereinzelt und gingen meist von Anstellungssuchenden aus, die wegen ihrer Antecedentien oder aus anderen Gründen — der Prinz hatte schließlich auch nur wie jeder Andere die Befehle seiner Vorgesetzten auszuführen — keine Aufnahme in das Officiercorps der damaligen schleswig-holstein'schen Armee finden konnten. Ich für meine Person, selbst bürgerlicher Herkunft und gerade ausnehmend empfindlich gegen junkerliche Anmaßungen, habe den Herzog stets nur so gefunden, wie ich ihn oben geschildert, und derselbe wurde, gerade weil ihm jedes junkerliche Wesen vollständig abging, auch von allen seinen Cameraden geliebt und geachtet.

Manchmal in den dienstfreien Stunden besuchte ich den Prinzen in seiner dicht am Kieler Hafen in einem Privathause gemietheten sehr einfachen und eigentlich gar nicht hübschen Wohnung. Ich traf ihn dann meist sinnend am Fenster, den Blick auf den Hafen gerichtet. Als ich mir einmal die Bemerkung erlaubte, warum er sich denn keine freundlichere Wohnung aussuche, erwiderte er, daß er ohne den Anblick des blauen Meeres kaum leben könne, da er von der frühesten Kindheit an so sehr daran gewöhnt wäre. Der arme Prinz! er liebte sein meerumschlungenes Schleswig-Holstein über Alles, und wie oft in seiner Verbannung mag er beim Anblick der niederschlesischen und märkischen Kiefernwälder sich nach den, von Buchen umkränzten Meeresbuchten seiner Heimathsinsel Alsen zurückgesehnt haben! —

Als der Ausbruch des Krieges im Jahre 1850 nahe bevorstand, wurde das Generalcommando der Armee von Kiel nach Rendsburg verlegt. Einen Tag vor unserem Aufbruch wurde ich ersucht, mich zur Herzogin von Augustenburg nach Brandt's Hotel zu begeben, da mich dieselbe zu sprechen wünsche. Ich verfügte mich dahin und sah damals zum ersten Mal die noch so schöne und liebenswürdige und gütige Fürstin. Das Mutterherz war es, welches in Voraussicht der ihrem Sohne bevorstehenden Gefahren zu mir sprach: „Ich will nicht, daß mein Sohn geschont werde. Er soll wie Jeder seine Schuldigkeit thun, aber es wäre mir doch eine Beruhigung, wenn das Auge eines älteren und gereifteren Cameraden über ihn wachte und, wenn ihm Etwas zustoßen sollte, liebend für ihn gesorgt würde.“

Diese so einfachen, wahrgefühlten Worte der liebenswürdigen Frau sind mir unvergeßlich, und eine Feldflasche, welche sie mich als Angedenken anzunehmen bat, ist treu gehegt in meinem Besitz geblieben. Wie wenig war ich indeß, selbst beim besten Willen, im Stande, den Wünschen der hohen Frau zu entsprechen, und wie wenig überhaupt bedurfte gerade dieser Prinz irgend eines Mentors! An Jahren war ich ihm allerdings weit voraus, nicht aber an Kriegserfahrung. Es war mein erster Feldzug, den zu eröffnen ich im Begriff stand, während der junge Prinz schon 1848 und 1849 dem Feinde gegenübergestanden hatte, und, wie Jedermann weiß, zählen Kriegsjahre bei Berechnung der militärischen Dienstzeit zwar nur doppelt, was aber kriegerische Ausbildung angeht, wohl zehnfach.

Die Stunden der Gefahr nahten schnell. Schon am 24. Juli Abends, nachdem am Nachmittage bereits heftige Gefechte auf der Front und in unserer linken Flanke bei Sollbro an der Treene stattgefunden hatten, war es gewiß, daß am nächstfolgenden Tage die Entscheidungsschlacht geschlagen werden würde. Der commandirende General und mehrere Officiere des Stabes ritten nach ausgegebener Disposition vom Idstedter Krug nach dem eine halbe Meile hinter der Stellung der Armee gelegenen Schloß Falkenberg, um noch wenige Stunden der Ruhe zu pflegen. Der Prinz und ich zogen es indeß vor, in Mitte der lagernden Truppen zu bleiben, und so fanden wir auf einem Bündel Stroh im Schenkzimmer des Idstedter Kruges ein Plätzchen, zwar nicht zum Schlafe, doch wenigstens zum Ausruhen der durch vieles Reiten steif gewordenen Glieder. Früh um halb vier Uhr des 25. Juli rollte die erste dänische Kanonenkugel die Chaussee entlang. Schnell hatten wir den Fuß im Bügel und empfingen von dem kurz darauf im Galopp herbeieilenden commandirenden General Jeder unsere speciellen Weisungen: ich flog nach dem linken Flügel gegen Gammellund und nach dem Büchmoor, der Prinz nach Wedelspang zu der dort kämpfenden zweiten Brigade, und so waren wir denn eine gute deutsche Meile auseinander. Ich sah den Prinzen erst wieder, als die Katastrophe des Rückzuges unserer Armee bereits eingebrochen und die in ziemlicher Auflösung befindlichen Bataillone des Centrums auf der Chaussee nach Schleswig zurückgingen.

Hinter dem Westergehege fand ich den Prinzen vom Pferde abgesessen, bemüht, mit vorgehaltenem Säbel einen Haufen debandirter Soldaten zum Stehen und wieder in Reih und Glied zu bringen. Vergebliche Mühe! Kaum war eine Linie nothdürftig formirt, so machten die Leute von selbst linksum, um ihre Flucht fortzusetzen. Dergleichen ist auch schon anderwärts und bei älteren Armeen, als die damalige schleswig-holsteinische war, vorgekommen; wir aber machten hier zum ersten Male die Erfahrung, daß, wenn die Dinge bis zu einem gewissen äußersten Punkt gelangt sind, es häufig gut ist, sich alles Zuthuns zu enthalten und sie sich selbst entwickeln, d. h. die ganz aus der Fassung gekommenen Soldaten ruhig laufen zu lassen. Erst nachdem die häufig nur in Folge von Uebermüdung und Hunger appetitlos gewordenen Soldaten tüchtig ausgeschlafen und den leeren Magen gefüllt haben, mag man das Geschäft des Rallirens wiederaufnehmen und wird finden, daß die noch vor Kurzem so muthlosen Menschen wieder Appell zeigen und ein fügsames Werkzeug in den Händen der Leiter geworden sind! — Daß wir in der Schlacht von Idstedt keine Reserven hatten, um der stellenweise eingerissenen Verwirrung (wie sie aber in allen Schlachten vorkommt) durch das Vorführen frischer Truppen zu begegnen, war unser Hauptunglück.

Nach der Schlacht trat eine lange Ruhepause ein, und es begannen die Geschäfte der Reorganisation und Augmentation der Armee, wobei der Prinz wie früher seine ihn charakterisirende stille und gewissenhafte Thätigkeit entfaltete. Es kam der 12. September 1850, an welchem Tage ein Theil der schleswig-holsteinischen Armee im raschen Vordringen über die von den Dänen nur unvollkommen angestauten Flüßchen, die Osterbeck und Kossel Au, die dänische Brigade Schepeler aus ihren Stellungen bei Kochendorf und Eckernförde auf Missunde zurückwarf, den Uebergang aber nicht bewerkstelligte, weil dies wohl von vornherein nicht in der Absicht des commandirenden Generals lag. Bei der sich entspinnenden Kanonade mit der auf dem nördlichen Ufer der Schlei postirten feindlichen Artillerie sah ich den Prinzen längere Zeit mit voller Ruhe im heftigsten Feuer verweilen,

und erst als der Abend dunkelte und genug demonstrirt war, gingen wir zurück, uns durch den erstickenden Rauch des angezündeten und noch brennenden dänischen Lagers bei Kochendorf den Weg bahnend, um in einem Kuhstalle bei Damendorf, todtmüde, unser Haupt und Nachtquartier aufzuschlagen.

Das ist nun eben nichts Besonderes, aber doch für den damals noch so jungen Prinzen insofern bezeichnend, als er nicht im nahen Rendsburg oder in dem comfortabeln Hause eines schleswigschen Gutsbesitzers ein weiches Federbett aufsuchte, sondern theilte, was seinen Cameraden geboten wurde. Uns Officieren des damaligen schleswig-holsteinischen Generalstabes war es während des ganzen Feldzuges überhaupt nicht geglückt, uns besonders hervorzuthun; treue Pflichterfüllung, nach Maßgabe unserer Fähigkeiten und Stellung, war allein unser zubeschiedenes Theil. Mögen aber die Schleswig-Holsteiner, deren noch Tausende im Lande leben, welche diese Kämpfe mit durchgefochten haben, erfahren, daß ihr jetziger Herzog nicht blos zum Schein mit dabei war, sondern gleich allen Uebrigen die Gefahren und Fatiguen des Krieges getragen hat.

So vielen Strapazen war indeß der zarte und damals noch in der Entwickelung begriffene Körper des jungen Prinzen nicht auf die Dauer gewachsen, und der Kummer über die Hoffnungslosigkeit der Landessache that das Uebrige. Der Prinz erkrankte bedenklich an einem Brustleiden, und eine Zeit lang war wirkliche Gefahr vorhanden. Als ich einer mir gewordenen Einladung und auch meinem eigenen Wunsche entsprechend, ehe ich Schleswig-Holstein verließ, die mir so liebe herzogliche Familie noch einmal in ihrem damaligen Aufenthaltsorte Nienstädten besuchte, fand ich den Prinzen Friedrich zwar schon in der Genesung, aber körperlich wie geistig noch so niedergedrückt, daß ich nicht ohne Besorgniß Abschied nahm.

Gott sei Dank, das Portrait, welches die Gartenlaube gebracht hat, stellt ja den Herzog körperlich in kräftiger Männlichkeit dar.

Der Himmel segne ihn und sein schönes Land!

Zur Verständigung. Die geehrte Redaction der Gartenlaube gestattet mir gewiß einige aufklärende Bemerkungen über meinen Aufsatz in Nr. 8 und die kritischen Notizen darüber am Schlusse jenes Blattes. Man kann nicht aus dem bloßen Beruf eines Mannes auf seinen Charakter schließen. Ein Jurist kann recht wohl ein Mann von Phantasie sein, trotz „corpus juris und Pandekten“. Bei einem Militär, wenn er etwas Tüchtiges leisten soll, muß das Wissen wo anders „stecken, als in seiner Säbelscheide“. Bei dem Kopfe 6 sagte ich: „mehr Mann des Wissens, als praktischer Geschäftsmann“. Unter dem letzteren Ausdruck verstand ich in diesem Gegensatz, wie aus Allem klar hervorgeht, den Mann des bloßen Erwerbes. Nun haben wir aber hier einen Mann des Wissens vor uns. Vollends legt mir mein Herr Kritiker ganz unrichtig den Ausdruck „kein praktischer Geschäftsmann“ in den Mund. Bei 19 sagte ich: „kein Mann des Erwerbes“ und meinte damit nach allem Vorausgegangenen einen Mann, bei dem die Denkkraft stärker ist, als der Erwerbssinn. Dagegen beruft sich mein Herr Kritiker auf die großartigen Etablissements des Hrn. F. Rein, Thätigkeitssinn und Denkkraft, welche in dem Kopfe 19 vorherrschen, erklären viel besser als Erwerbssinn jene großartigen Häuserbauten.

Abgesehen von diesen und ähnlichen Mißverständnissen war ich auf's Höchste überrascht, zu erfahren, daß die Umrisse aus einer Hutmanufactur herrühren. Bei Uebersendung der Contouren war mir gesagt worden, daß sie „durch ganz authentisches Maßnehmen“ (worunter ich ein Maßnehmen von Männern der Wissenschaft verstand) genommen wurden, daß sie von auswärts der Gartenlaube zugegangen und daß ich mich ohne Scheu über den Charakter der Persönlichkeiten äußern könne. Dies zusammen, auch daß es gerade 20 Umrisse waren, machte es mir in Verbindung mit dem, was ich in meinen „Phrenologischen Reisebildern“ von Göttingen erzählte, nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Sache von Rudolf Wagner und einigen zu diesem Zwecke vereinigten Göttinger Gelehrten ausgegangen. Da nun aber mein Herr Kritiker den Ursprung der Maße kannte, da er bedenken mußte, daß ich nicht die Köpfe untersuchte, über die ich urtheilte, sondern nur eine wissenschaftlich so unsichere Linie vor mir hatte, so durfte er nicht, wie er gethan hat, feste Urtheile gegen mich aussprechen oder gar Ausdrücke gebrauchen, wie der: „Ziemlich fehlgeschossen, Herr Scheve.“ Weit mehr wäre, da trotz Allem wohl die meisten meiner Urtheile richtig waren, ein allgemeines Wort der Anerkennung von seiner Seite am Platze gewesen. – Schließlich und hauptsächlich bemerke ich, daß mein Aufsatz durch die Redaction des beschränkten Raumes wegen vielfältige und wesentliche Kürzungen erfahren hat, die in meinen Augen dem Aufsatze so viel von seinem Werthe nahmen, daß ich denselben in dieser Gestalt nicht als den meinigen betrachten kann, wie auch die Ueberschrift nicht von mir ist. Wissenschaftlich Besseres und Gründliches findet der Leser, der sich für die Phrenologie interessiren sollte, in meinen „Phrenologischen Reisebildern“ (Cöthen 1863), eine Schrift, die sich auch zur ersten Einführung in die Phrenologie wohl eignet.

Zusatz. Soeben habe ich mich überzeugt, um es gerade noch hier anfügen zu können, daß einer der Kopfumrisse, Nr. 15 (Adolf Böttger), wesentlich unrichtig ist.

Dr. Scheve.

Ein braves Frauenwort. Dieses finden unsere Leser in dem Brief ausgesprochen, welcher die Gabe Nr. 9 der neuen auf den Altar des Vaterlandes niedergelegten Frauenschmucksachen begleitete, die wir in der letzten Nummer der Gartenlaube verzeichnet haben. „Ein Frauenschmuck,“ heißt es in jenem Briefe, „giebt mir den Muth, ebenfalls vor den Altar des Vaterlandes zu treten, und meine geringe Gabe darauf niederzulegen.“ Die Schreiberin bemerkt, daß sie den Kragen, dessen Auflage echter Batist, in den Mußestunden eines halben Jahres gefertigt und vom Beginn der Arbeit an für diesen Zweck bestimmt gehabt habe, und fährt dann fort: „Irre ich nicht, so wird die Broche das erste Glied einer Kette von ähnlichen Eingaben sein, denn die deutsche Frau fühlt wie der deutsche Mann . . . . . Nun erlauben Sie noch eine Bitte. Kennen Sie Niemand hier in Braunschweig, durch dessen Vermittelung wir zu gleichem Segen kommen könnten, wie die Leipziger durch Ludwig Würkert? . . . . . Für die Frauen, die nicht Zeit haben, sich selbst über die Zustände des Vaterlandes aufzuklären und ihren Patriotismus durch die Ereignisse der Gegenwart anzufeuern, sind solche Abende, wo sie zugleich Erholung und Belehrung finden, durchaus nothwendig. Ueberhaupt wird die deutsche Frau in dieser Hinsicht noch zu sehr vernachlässigt. Die Männer geben sich nicht die Aufgabe, ihren Kindern patriotische Mütter zu bilden, und leider bringen die Frauen diese Mitgift ihren Männern selten zu. Ihr Interesse wird von früh auf fast ausschließlich häuslichen Arbeiten zugewendet, und so vergessen sie nur zu oft ihre heiligste Pflicht, dem Vaterlande tüchtige und patriotische Söhne und Töchter zu erziehen. Die Männer müssen es dahin bringen, daß die Mütter keine schöneren Sprüche für ihre Kinder kennen, als: „An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!“ . . . „Alles für Gott und Vaterland!“ . . . .“

Die Unterschrift dieses Briefes lautet: „Eine Ameise, die auch ihr Sandkorn bringt.“

Originelle Obstlese. Ich hatte in meinem Garten einen sogenannten Stegelbirnbaum, dessen Früchte sich bekanntlich durch ihre Süßigkeit auszeichnen. Trotzdem nun, daß der Baum viele Früchte trug, und dieselben auch oft fielen, konnte ich doch fast niemals eine finden. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß mich Diebe darum prellten, und ich beschloß, einmal aufzupassen.

Ich legte mich an den Zaun und beobachtete das häufige Fallen der Birnen. So hatte ich ungefähr eine Stunde gelauscht, als ich einen Igel sehr behutsam aus einem nahen Busche herauskommen sah. Ich hielt mich still. Der Igel, der mich nicht bemerkte, lief unter den Baum und trug alsbald eine am Boden liegende Frucht an den Stamm. Diesen Gang wiederholte er noch fünfzehnmal und trug die Früchte allesammt auf einen Haufen, sodaß er also sechzehn Birnen zusammen hatte. Dann spreizte er seine Stacheln aus, wälzte sich auf den Früchten herum und ging sichtlich befriedigt mit der auf seinem Rücken haftenden Beute von dannen, die er dann, wie ich beobachtete, seinen nicht sehr entfernten Jungen zutrug. Selbstverständlich störte ich den wackern Birnendieb nicht, der durch diesen Streich, der schon oft genug für eine Fabel erklärt worden, nur in meiner Achtung gestiegen war.

Es ist ihm der süße Lohn auch wohl zu gönnen, denn er bringt wahrlich durch die massenhafte Vertilgung der Mäuse und andern Ungeziefers mehr Nutzen, als er Schaden (?) macht. Deshalb füge ich die Bitte an alle Landwirthe und Grundbesitzer bei, das nützliche Thier doch ja zu schonen und seiner Vermehrung auf alle mögliche Weise förderlich zu sein.

B. L.

Zur Nachricht. Nach allen Berichten ist die Noth der erst von den Dänen bis auf das Blut ausgesogenen und jetzt durch die Verwüstungen des Kriegs zum Theil ihrer letzten Habe beraubten treuen Schleswiger eine so herzbrechende, daß es Pflicht eines Jeden wird, nach Kräften den armen Brüdern zu Hülfe zu kommen. Ich glaube deshalb nur im Sinne der edlen Geber und Geberinnen gehandelt zu haben, wenn ich von den bei mir eingegangenen zahlreichen Spenden des deutschen Patriotismus die Summe von Ein Tausend Thalern dem aus einer Anzahl der wackersten Bürger Hamburgs gebildeten „Hülfs-Comité für die Kriegsbeschädigten in Schleswig“ zu zweckmäßiger Vertheilung an die Bedrängten übersandte, – umsomehr, da die von mir gesammelten Gelder zur Organisation einer schleswig-holstein'schen Armee vorläufig doch nicht verwendet werden können.

Möge damit wenigstens da und dort eine bittere Thräne der Angst und Verzweiflung getrocknet werden!

Leipzig, 1. März 1864.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 12. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljahrlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unsichere Fundamente.

Erzählung von **Otto Ruppius.**

(Schluß.)

8.

Hellmuth war am nächsten Morgen noch nicht zehn Minuten in seiner Arbeitsstube, als er mit dem hellen Rufe: „Gruber!“ den Procuristen zu sich beschied. Der Eintretende fand den Principal mit einem offenen Briefe in der Hand, während ein großes, sichtlich in Eile und nur halb geöffnetes Packet auf dem Schreibtische lag.

„Ich denke, wir haben diesen jungen Maçon zu rasch beurtheilt — wenigstens meinerseits ist das geschehen, wie ich mir sagen muß,“ begann Hellmuth, und zum erstenmale seit den letzten Tagen sah Gruber wieder den früher gewohnten ungetrübten Ausdruck freundlicher Würde in den Zügen des Chefs. „Hier lesen Sie gleich selbst!“

Es war eine ganze Correspondenz, welche sich vor den Augen des jungen Mannes aufthat, und lautete:

Verehrtester Herr Hellmuth!

Die nachfolgenden Zeilen Ihres früheren Buchhalters Meier werden Ihnen meinen Antheil an dem bei Ihnen begangenen Buchdiebstahl wohl völlig klar machen. Das Weitere wird Ihnen zeigen, wie ich dazu gekommen bin, Ihnen das vermißte Object wieder zustellen zu können. Gestern schon war ich im Besitze des letzteren; indessen lag mir aus ganz bestimmten Gründen, die ich mir erlauben werde, Ihnen persönlich vorzutragen, viel daran, auch ohne den jetzigen Beweis meiner Ehrenhaftigkeit von Ihnen als Ehrenmann behandelt zu werden, und so wartete ich unsere Begegnung am gestrigen Abende ab. Wie ich indessen von meinen Ihnen bereits bekannten Ansprüchen kein Iota fallen lassen werde und Ihnen dies bereits mittheilte, Ansprüchen, zu deren Begründung ich durchaus nichts als Ihrer eigenen Ehrenhaftigkeit bedarf, so glaube ich Ihnen doch auch sagen zu dürfen, daß Sie als Kaufmann, wie als Mensch, sich in keiner Weise einer unausführbaren oder auch nur harten Forderung meinerseits zu versehen haben werden. Erlauben Sie mir, Ihnen im Laufe des Morgens meine persönliche Aufwartung zu machen. Adolphe Maçon.

Herrn Adolphe Maçon!

Bezug nehmend auf meine früheren Verhandlungen mit Ihnen, bin ich in den Stand gesetzt, Ihnen mittheilen zu können, daß das einzige wirkliche Beweisstück der Ansprüche Ihres Herrn Vaters an das Geschäft der Firma Hellmuth und Compagnie sich in meinen Händen befindet. Gleichzeitig stelle ich mich Ihnen als lebender Zeuge der damals gemachten Stipulationen zur Verfügung. Dabei glaube ich indessen als so langjähriger Arbeiter in einem Geschäfte, das jetzt seiner Größe und Ausdehnung nach kaum in einem Verhältnisse zu den vormals eingeschossenen Mitteln steht, die Forderung stellen zu dürfen, daß von den Früchten meiner eigenen Arbeitskraft, welche das Geschäft zum großen Theile mit zu dem gemacht haben, was es ist, auch mir der rechtliche Theil abfalle; daß Sie, mit einem Worte, mir die bündige Versicherung geben, mich, sobald ich Ihren Ansprüchen die rechtliche Geltung verschafft haben werde, als gleichberechtigten Theilhaber in das Geschäft aufzunehmen — eine Maßregel, die Ihnen, der das Geschäft und seine Verbindungen nicht kennt, nur zum eigenen Vortheil gereichen kann.

Ihre baldige Antwort bitte ich an die unten bezeichnete Adresse zu richten, da mich eine Privat-Angelegenheit für einige Zeit außerhalb der Stadt hält.

Achtungsvoll

Michael Meier.

Abschrift.

Herrn Michael Meier!

Da unsere Besprechungen durchaus keinen andern Charakter trugen, als mich über die Verhältnisse der Handlung Hellmuth und Compagnie auf dem kürzesten Wege, wie er mir von Ihnen freiwillig angeboten ward, zu unterrichten, so kann ich Ihnen nur mittheilen, daß ich zur Geltendmachung meiner Ansprüche durchaus keiner fremden Beweismittel bedarf. Im Gegentheil bin ich zur Wahrung meiner eigenen Ehre gezwungen, Ihnen zu eröffnen, daß, wenn binnen achtundvierzig Stunden das von Ihnen entwendete Hauptbuch der Firma A. Hellmuth nicht in die Hände des rechtlichen Besitzers — oder, sollten Sie es vorziehen, in meine eigenen — gelangt sein sollte, ich Ihre Zeilen als Beweisstück zu der gegen Sie einzuleitenden Untersuchung verabfolgen werde.

Adolphe Maçon.

Gruber legte die durchlesenen Schriftstücke langsam wieder auf das Pult des Principals und warf einen raschen Blick auf das noch theilweise von seiner Umhüllung bedeckte Geschäftsbuch. „Er scheint seiner Sache in jeder Beziehung sicher zu sein!“ sagte er mit einer eigenthümlichen Betonung, und Hellmuth nickte, während ein stilles Lächeln sich um seinen Mund legte. „Ich denke auch seiner sicher zu sein und ihn völlig zu verstehen!“ versetzte er. „Ohne das Mißverständniß, welches ihn mit den Machinationen dieses Meier in Verbindung gebracht, wäre schon bei seinem ersten Besuche hier wohl Vieles anders gekommen. Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie den Mädchen oben sagen ließen,

daß sie sich im Laufe des Morgens auf den Besuch unseres jungen Freundes gefaßt machen mögen!"

Gruber neigte mit den Worten: „Ich werde nicht verfehlen, Herr Hellmuth!" leicht den Kopf, blieb indessen, wie mit einem Entschlusse kämpfend, stehen. „Sie sind jetzt," hob er nach einer augenblicklichen Pause wieder an, „so außer aller Gefahr hinsichtlich des Geschäfts, Herr Hellmuth, daß ich Sie, was ich in den vergangenen Tagen nie ausgesprochen haben würde, um — meine Entlassung bitten möchte. — Ich glaube Gelegenheit zu haben," setzte er rasch hinzu, „mich selbstständig machen zu können — es strebt doch ein Jeder nach endlicher Selbstständigkeit, und da ich voraussetzen darf, daß in Herrn Maçon Ihnen eine hinreichende Hülfe erwachsen wird, so — habe ich daran gedacht, mein Glück auf eigene Faust zu versuchen!"

Hellmuth blickte in augenscheinlicher Befremdung auf. Eine geraume Weile ruhte sein Blick in dem unsicheren Auge des Sprechenden. „Sie wollen das Geschäft verlassen, Gruber — jetzt — gerade jetzt?" fragte er. „Hat Ihnen denn Jemand etwas zu Leide gethan, oder glauben Sie, daß ich Ihrer leichter als früher entbehren könnte? Haben Sie denn nicht mein ganzes volles Vertrauen genossen?"

Gruber schien sich zu einer festen Haltung zusammenzuraffen. „Ich habe mich doch noch niemals über etwas beklagt, Herr Hellmuth," erwiderte er; „ich kann ja nur mit dem allerherzlichsten Danke gegen Sie aus dem Geschäfte und aus Ihrer Familie scheiden; wenn ich das aber jetzt thue, so geschieht es eben nur, weil ich erkannt habe, wie dieser Schritt gerade jetzt der beste für mich ist. Immer hätte ich, besonders wie sich jetzt wahrscheinlich die Sachen in Ihrem Hause und Geschäfte ordnen werden, ja doch nicht hier bleiben können —"

„So —!" nickte Hellmuth langsam. „Sie scheinen bereits Dinge klar zu sehen, von denen mir kaum eine Ahnung aufgegangen; es ist aber das erste Mal, daß ich bei Ihnen eine so starke Anlage zu geschäftlicher Eifersucht entdecke. Daß ich nun nicht so ohne Weiteres zu Ihnen sagen kann: ‚gehen Sie, Herr Gruber, wenn Ihnen mein Haus nicht mehr behagt, daß es nicht das geschäftliche Interesse allein ist, was unsere gegenseitige Stellung zu einander bezeichnet hat, werden Sie wahrscheinlich selbst wissen, und so werden Sie mir wenigstens Zeit lassen, die eigenthümliche Lage, in welche Sie mich ohne alle Vorbereitung versetzt, etwas näher zu betrachten. Haben Sie jetzt die Güte, mir Willmann zu rufen — im Laufe des Morgens spreche ich dann weiter mit Ihnen!"

Der junge Mann verbeugte und entfernte sich. Hellmuth's Blick entging nicht das bleiche Gesicht seines Gehülfen, dessen Ausdruck indessen nur einen festgewordenen, trüben Entschluß verrieth. Kopfschüttelnd legte sich der Principal in die Lehne seines Stuhles zurück.

Nach wenigen Secunden schon trat der kleine Comptoirdiener ein, und Hellmuth winkte ihn dicht zu sich heran. „Wissen Sie, daß Gruber das Geschäft verlassen will?" fragte der Letztere.

Der Kleine riß mit einer wunderlichen Grimasse die Augen groß auf. „Herr Gruber? ich weiß kein Wort davon!" erwiderte er mit dem Ausdrucke unverstellten Staunens.

„So! vielleicht können Sie mir aber doch einige Aufklärung über seinen rasch gefaßten Entschluß geben. Sie haben die Augen immer offen, Willmann, und ich wünsche in seinem Interesse, daß Sie mir keine Vermuthung Ihrerseits vorenthalten. Sie kennen die Angelegenheit zwischen mir und dem jungen Maçon; sie scheint sich jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach auf die befriedigendste Weise für mich ordnen zu wollen — ich erwarte den jungen Mann heute Morgen und möglicherweise wird dieser in nähere Beziehung zu meinem Hause treten. Die Nachricht hiervon scheint Gruber's Entschluß statt der Theilnahme, welche ich von ihm erwartete, hervorgerufen zu haben. Ich kann und will aber nicht an Gründe für seinen Austritt glauben, die mich fast an Meier's Selbstsucht mahnen würden."

„Ich unterstehe mich auf gar nichts zu schließen, was der Herr Principal beabsichtigt," antwortete der Kleine, „aber ich glaube in den letzten Tagen bemerkt zu haben und ich denke es unter den jetzigen Verhältnissen verrathen zu dürfen, daß Herr Gruber in Fräulein Eugenie sein ganzes Glück sieht —"

Hellmuth hatte mit scharfer Aufmerksamkeit den wenigen Worten gehorcht. „Und Eugenie?" fragte er, ohne einen Zug seines Gesichts zu ändern.

„Ich habe nichts wahrgenommen, was mir über des Fräuleins Stimmung einen Anhalt gäbe!" war die Erwiderung und der Fragende neigte, als komme eine Art Erleichterung über ihn, das Gesicht auf das Pult vor sich. „Das geht freilich nicht!" murmelte er nach einer Pause kopfschüttelnd, „wenn ich auch bei Anna vielleicht Rücksichten hätte walten lassen. — Bringen Sie das Buch wieder an seinen Platz!" fuhr er nach einer Weile fort, dem Diener das vor ihm liegende Packet zuschiebend, und stützte dann, als dieser das Zimmer verließ, mit leicht zusammengezogenen Brauen den Kopf in die Hand. Er sollte indessen nicht lange seinen Gedanken überlassen bleiben.

„Herr Maçon!" meldete Willmann wieder eintretend, und der Kaufherr erhob sich rasch von seinem Pulte, augenscheinlich um dem Angemeldeten entgegen zu gehen, unterbrach aber im nächsten Momente schon seine Bewegung. „Bitten Sie den Herrn, einzutreten!" sagte er, und der Ausdruck einer stillen Spannung breitete sich, als Willmann den Rücken gekehrt, über sein Gesicht, der aber beim neuen Oeffnen der Thür einem verbindlichen Lächeln wich.

„Für einen Geschäftsbesuch fürchte ich nicht Sie zu früh zu überfallen!" begann Maçon, der in der vollen eigenthümlichen Sicherheit, welche sein ganzes Wesen kennzeichnete, das Cabinet betrat, und Hellmuth rückte mit den höflichen Worten: „Bitte, Herr Maçon, Sie wissen, daß ich Sie erwartete!" einen der Fauteuils herbei. „Setzen Sie sich!" Dann ließ er sich selbst auf einem andern Stuhle nieder, die Rede des Gastes mit erhobenem Kopfe erwartend.

Der junge Mann sah dem Kaufherren mit einem ernsten Lächeln in's Gesicht. „Wir sind, als ich zuletzt hier war, unverrichteter Sache von einander geschieden, Herr Hellmuth," begann er, „Sie haben seitdem wohl die Ueberzeugung gewonnen, daß ich, ganz abgesehen von meinen eigenen Quellen, die volle Einsicht in das Verhältniß meines verstorbenen Vaters zu Ihnen gewonnen habe. Was nun auch meine eigenen Wünsche in Bezug auf unser gegenseitiges Verhältniß sein mögen, so darf ich diesen doch in keiner Weise Raum geben, ehe meine Ansprüche, die ich Ihnen nicht näher zu entwickeln brauche, vollständig von Ihnen anerkannt sind. Erlauben Sie mir also, einige kurze Fragen an Sie zu richten, Herr Hellmuth! — Erkennen Sie an," fuhr er dann fort, als der Hausherr mit völlig regungslosem Gesichte schwieg, „daß die Capital-Einlage meines Vaters in ihr Geschäft unter der wohlverstandenen Bedingung geschah, daß er damit Theilhaber Ihres Geschäfts würde?"

„Und wozu sollen diese Fragen unter vier Augen dienen, Herr Maçon?" entgegnete Hellmuth steif. „Stehen Sie als Gegner vor mir, so kann ich Sie nur auf meine letzte Erklärung verweisen; haben Sie mir aber irgend einen Vorschlag zur Güte zu machen, wozu dann wieder die Dinge auf die Spitze treiben, die sich jeder Einigung zwischen uns entgegenstellen muß?"

„Nun wohl, Herr Hellmuth," erwiderte der junge Mann mit einem neuen Lächeln, „ich bedarf einer Anerkennung meines Rechts, sei es auch nur unter vier Augen, wenn ich überhaupt weiter zu Ihnen reden soll; die Sache läßt sich vielleicht abkürzen. Unter den Papieren meines Vaters fand sich ein Brief von Ihnen, welcher die Grundzüge des beiderseitig einzugehenden Geschäfts-Contractes enthielt. Sie haben darauf hin das Capital in Empfang genommen, dieses als Geschäftsantheil in Ihre Bücher eingetragen und es zu Geschäftszwecken verwandt. Würden Sie diese beiden letzten Punkte und somit die thatsächliche Ausführung Ihrer Stipulationen, trotzdem ich mich aller Beweise dafür begeben, ableugnen?"

Hellmuth war einen Schatten bleicher geworden. „Die einfachen Thatsachen, wie sie hier von Ihnen hingestellt werden, zu leugnen, ist mir noch nie eingefallen!" antwortete er nach einer Pause.

„Bitte, Herr Hellmuth, bleiben wir einmal dabei stehen," schnitt Maçon mit hellem Gesichte den sichtlich auf den Lippen des Kaufherrn schwebenden Nachsatz ab. „Würden Sie nun Angesichts dieser unbestreitbaren Thatsachen einen Vergleich mit mir, als dem Erben meines Vaters, dahin eingehen, daß Sie mich zur Ausfüllung der Firma, deren „Compagnie"-Anhängsel ja nur auf meinen Vater deutet, als mit Ihnen gleichberechtigten Eigenthümer in das Geschäft aufnähmen?" In unverhüllter Spannung ruhte das Auge des Sprechenden auf dem Gesichte Hellmuth's, der jedoch nichts von Ueberraschung über die plötzliche Wendung verrieth.

„Ich möchte zuerst wohl Ihre gesammten Ansprüche verneh-

men, ehe ich Ihnen meine Antwort gebe," erwiderte er nach einer Pause mit unbewegter Miene. „Sie sprachen gestern Abend von Forderungen Ihrerseits, von denen ich noch keine Ahnung habe."

Ein flüchtiges Roth trat in das Gesicht des jungen Mannes. „Forderungen? ich habe, sobald Sie meinen Vergleich annehmen, nur noch zu bitten, Herr Hellmuth," erwiderte er. „Wollen Sie aber auch meinen Bitten schon im Voraus auf den Grund sehen, so heißen sie: Nehmen Sie mich in Ihre Familie auf, der ich ohne Freunde und Angehörige jetzt in der Welt herumlaufe, und — versprechen Sie mir, mir die Rechte eines Sohnes zu geben, wenn ich vielleicht schon in Kurzem Sie darum angehen sollte!"

Er hatte dem Kaufherrn die Hand entgegengestreckt; dieser aber faßte die letztere wie in leichter Höflichkeit und zog die Augenbrauen nachdenkend in die Höhe. „Sie gehen, wie mir scheint, etwas rasch vorwärts, Herr Mayon!" sagte er. „Ein Vergleich in der Ausdehnung, wie Sie ihn vorschlagen, will überdacht sein; zum Andern aber habe ich kaum erst das Vergnügen gehabt, Sie kennen zu lernen —"

„Halt, Herr Hellmuth, das Alles kommt nicht aus Ihrer Seele!" rief der junge Mann, die Hand des alten Herrn festhaltend. „Ich spreche mit vollem, offenem Herzen zu Ihnen, und Sie dürfen mir nur in gleicher Art begegnen, wenn Sie der Mann sind, als welchen Sie mein Vater schilderte. Sie möchten keinen Tag mehr unter den jetzigen ungewissen Verhältnissen leben, lassen Sie mich das ruhig aussprechen, denn ich gestehe Ihnen, daß ich es eben so müde bin; senden Sie mich aber heute unverrichteter Sache weg, so würde ich nicht in der jetzigen Weise wiederkommen können — und so bitte ich Sie von Herzen, Herr Hellmuth, lassen Sie uns nicht mit dem Schicksal spielen, das oft nur auf die Versäumniß eines günstigen Augenblicks wartet, um den Menschen dafür zu strafen!"

Hellmuth neigte, wie noch immer unschlüssig, den Kopf, ohne dennoch dem jungen Manne seine Hand zu entziehen. „Trotz alledem würde es mir kaum möglich sein, eine so schnelle Entscheidung über mein ganzes Vermögen zu treffen," sagte er, während sich ein leichter Zug von Laune um seinen Mund legte; „ich habe Töchter, deren Zukunft darauf basirt ist —"

„So fragen wir sie, und ihre Entscheidung soll maßgebend sein," rief Mayon, sich rasch erhebend. „Noch einmal, Herr Hellmuth, gehen Sie offen und ohne Reserve mit mir zu Werke!"

„Sei es denn so!" rief der Hausherr, sich gleichfalls erhebend; „es wird ihnen indessen unerwartet kommen, und Sie mögen selbst jede Erklärung übernehmen, da Ihr Drängen mir keinerlei Art von Vorbereitung erlaubt!" In seinem Gesichte stand ein Zug innerer Befriedigung, den selbst die in Falten gezogene Stirn nicht zu verdecken vermochte. — — —

In den Corridor vor dem Besuchszimmer war Gruber mit bleichem Gesichte und zögerndem Schritte getreten. Im Hintergrunde des Raumes stand Eugenie, die beim Erblicken des jungen Mannes rasch und in sichtlicher Unruhe auf diesen zuging. „Sie haben mich zu sprechen verlangt, Fräulein!" sagte der Letztere, hörbar seine Stimme zur Festigkeit zwingend.

„Ja, Gruber, ja!" erwiderte sie, in augenscheinlicher Aufregung einen Schritt vom Eingange zurücktretend, „kommen Sie hierher! Willmann sagt, Sie wollten unser Haus verlassen — das ist doch nicht wahr? sagen Sie rasch Nein, damit ich ruhig werde!"

„Ich werde allerdings gehen, Fräulein!" erwiderte er, leicht den Kopf senkend.

„Und warum — warum?" fragte sie hastig, die feine, weiße Hand wie unbewußt an seinen Arm legend.

„Wozu sollen Ihnen die Gründe etwas helfen?" entgegnete er, „Sie werden jetzt im Hause eine größere Befriedigung als durch mich erhalten. Der junge Mayon tritt aller Wahrscheinlichkeit nach in nähere Beziehung zu Ihrem Hause, wie zum Geschäfte, und wird Ihnen Alles gewähren, was Sie in mir vermißten —"

„Gruber, ich bitte Sie doch, was reden Sie denn?" rief sie und schloß in voller Ungeduld die Hand um seinen Arm, „was geht mich denn dieser Mayon an?"

In seinem Gesichte zuckte es. „Vielleicht wird Ihnen das bald Ihr Herr Vater mittheilen —, und haben Sie mir denn nicht selbst gesagt, wie sehr Sie sich für ihn interessiren?"

Einen Augenblick wich das Blut aus ihrem Gesichte. „Mein Gott, mein Gott," sagte sie plötzlich, seinen Arm loslassend, und in ihrer Stimme klang es, als wolle die innere Erregung ihr Thränen auspressen, „haben Sie mich denn nicht ein klein Wenig mehr lieb, daß Sie mir so etwas sagen können? Dazu haben Sie mir gegenüber Muth, aber zu keinem andern klaren Worte! Gehen Sie nur, ich werde ja wohl auch das überwinden, wenn auch dieser arrogante Mayon nicht —" sie kehrte sich ab, als sei sie ihres Gesichtsausdruckes nicht mehr Herrin; er aber folgte ihr in überwallender Empfindung.

„Eugenie," sagte er mit bebender Stimme, „nicht wahr, Sie wußten, was meine höchsten Wünsche waren, wußten, was ich fühlte, wenn mir oft Ihnen gegenüber die Rede versagte, was mich aber auch zum Gesellschaftsmenschen machte, wenn Sie eine freundliche Miene für mich hatten —"

Sie wandte langsam das Gesicht mit thränengefüllten Augen und einem lächelnden Zug um den Mund nach ihm. „Nun ja — und wenn ich es wußte?"

„Sie wußten es, Eugenie," fuhr er, den Kopf senkend, fort, als fürchte er eine neue Bestrickung durch dieses rosige, in Thränen lächelnde Gesicht, „aber die stille Empfindung, der alltägliche Mensch, von dem Sie schon seit der Kinderzeit jede Herzensfrage kannten, genügten Ihnen nicht; Sie verlangten nach Neuem, Blendendem, und der erste Komet, der Ihre Bahn kreuzte, war genügend, um seinetwillen einen alten treuen Trabanten bei Seite zu stoßen. Ist das nicht so? Und weshalb fragen Sie mich jetzt noch, warum ich aus dem Hause gehe, wenn der Komet in seinem vollen Glanze aufzieht? Es ist gut so für uns Beide, Fräulein Eugenie, denn wären Sie erst zur Erkenntniß meiner Unbedeutendheit zu einer Zeit gekommen, wo es zu einer Trennung vielleicht zu spät war, so hätten wir Beide einem langen Leben voll geheimen Unglücks verfallen müssen —"

„Gott im Himmel, der Mensch thut und redet, als wäre es an mir gewesen, ihm eine Erklärung zu machen," unterbrach sie ihn, in einem neuen Ansatze zu ungeduldigem Weinen. „Was helfen denn einem Mädchen Ihre stillen Empfindungen, ohne daß es ein klares Wort davon hört? Ich bin ärgerlich gewesen auf Ihre Weise, als müsse sich Alles zwischen uns von selbst verstehen, und habe zu Ihrem eigenen Aerger mich für diesen Mayon interessiren wollen, bis mir es wurde, als sei er mit seinem ganzen Wesen, das nirgends ein Hinderniß zu kennen scheint für das, was er will, ein Dämon, der mich zur Strafe an dem Finger, den ich ihm geboten, in's Verderben ziehen würde, und ich mich in Angst vergebens nach Ihnen umsah. Jetzt haben Sie doch wenigstens ein verständliches gerades Wort gesprochen, und ich habe Ihnen geantwortet — nicht wahr, Sie bleiben jetzt, Gruber?" fuhr sie drängend fort, ihre Hand von Neuem an seinen Arm legend, „es liegt nichts mehr zwischen uns, und Sie sprechen zu mir, gerade wie es Ihnen um's Herz ist?"

„Eugenie!" rief er unter voller innerer Aufregung, mit Mühe seinen Ton dämpfend, „und wenn Sie auch die Liebe, die mich jetzt so unglücklich macht, in etwas theilten, — Sie werden nicht können, wie Sie wollen — ich sehe mit voller Bestimmtheit, was im Werke ist, und Sie ahnen nicht, was von einem Arrangement, wie es wohl von Ihrem Vater schon beschlossen ist, abhängt!" Er hatte fast unbewußt ihre Hand ergriffen, und sie legte die Finger dicht um die seinen.

„Wer will mich zwingen zu etwas, was ich nicht mag, wenn ich Ihrer sicher bin?" fragte sie mit einem durch ihre Thränen aufglänzenden siegenden Blick.

„Meiner?" gab er, seiner Empfindungen nicht mehr mächtig, zurück, „Eugenie, ich wollte ja gern kämpfen und sterben für Sie!" Das Mädchen lag an seiner Brust, er wußte nicht, wie es geschehen — da sprang plötzlich die Thür des Corridors auf und ein lautes, fast entsetzt klingendes „Eugenie!" ließ Beide aus einander prallen.

Hellmuth in Gesellschaft seines Gastes stand unweit von ihnen und schien im Anblick der Gruppe fast zu Stein geworden zu sein. Mayon aber hatte nur einen einzigen schnellen Blick auf die Ueberraschten geworfen und faßte dann straff den Arm seines Begleiters. „Hier legen wir später unsere Frage vor, kommen Sie, Herr Hellmuth, Fräulein Anna wird freier sein uns zu hören!" sagte er mit dem Ausdrucke voller Laune und wollte seinen Begleiter nach dem Besuchszimmer fortführen. Allein dieser blieb, wie noch immer halb betäubt, stehen.

„Herr Gruber, Sie gehen nach dem Comptoir und erwarten mich dort!" sagte er endlich.

Aber durch den strengen Ton seiner Worte der Scham und Befangenheit, die sie mit Purpur übergossen, plötzlich entledigt, trat Eugenie vor den wie niedergeschmettert dastehenden jungen Mann. „Ich habe Gruber heraufholen lassen, Vater, da ich hörte, daß er aus unserm Hause gehen wollte, und Du wirst ihn jetzt darum nicht vor Fremden demüthigen; ich rede mit Dir und werde Alles vertreten, sobald Du allein bist!"

„Kommen Sie, Herr Hellmuth, ich versichere Sie, daß sich Alles zur Zufriedenheit lösen wird," warf Mayon dazwischen. „Fräulein Eugenie hatte völlig Recht, dergleichen Angelegenheiten lösen sich nur unter vier oder sechs Augen ordnen!" Es war ein fast muthwilliger Ton, der in den Worten klang, und Hellmuth, sichtlich schon befremdet von dem ungewohnten, bestimmten Wesen seiner Tochter, wandte verlegen den Blick nach seinem Begleiter. „Folgen Sie meinem Rathe!" sprach dieser, und augenscheinlich nur mechanisch ließ sich der Kaufherr nach der Thür des Besuchszimmers führen.

Mit einem hellen Roth in den feinen Zügen erhob sich Anna von ihrem Sitze am Fenster, als die beiden Männer eintraten, aber ein glänzender Strahl von Glück war es, der aus ihrem Auge den voranschreitenden Mayon empfing, ehe sie vor seinem feurigen Blicke die Lider senkte.

„Hier ist unsere Haupt-Instanz, Herr Hellmuth, und Sie erlauben mir, daß ich sogleich zur Verhandlung schreite, da ich doch einmal meine Sache selbst verfechten soll," begann der junge Mann, als wolle er den Hausherrn damit jedem andern Gedanken entreißen. „Die Sache ist die, Fräulein, daß ich heute darum nachgesucht habe, mit Sohnesrecht in Ihre Familie treten zu dürfen, daß der Papa aber die Entscheidung seinen Töchtern, als den hauptsächlich davon Berührten, überlassen hat. Nun bitte, Fräulein," fuhr er in weicherem Tone fort, die Hand des tief erglühenden Mädchens ergreifend und sie dem regungslos blickenden Vater näher führend, „sagen Sie ihm doch, daß Sie wenigstens nichts gegen mich haben, daß sich sogar unsere Herzen bereits gefunden und daß wir nur seine Verzeihung erwarten, wenn es hinter seinem Rücken geschah —"

„Ich verstehe Sie nicht völlig, Herr Mayon —" ließ sich Hellmuth hören, den unsichern Blick abwechselnd auf den beiden vor ihm Stehenden ruhen lassend.

„Vater!" rief das Mädchen und warf sich an seine Brust, das glühende Gesicht an seiner Schulter bergend.

„Einfach, Herr Hellmuth," sagte Mayon, in voller Herzlichkeit die Hand des alten Kaufmanns ergreifend, „lassen Sie uns den neuen Bund festschürzen und sie hier, die schon mit ihrem Herzen mein ist, das bindende Glied zwischen uns sein. Ich darf es sagen, Sie machen keinen Unwürdigen zum Sohne!"

„Anna? Anna? Sie wollen Anna zur Frau?" fragte Jener, als traue er noch immer dem Gehörten nicht.

„Ja, Anna, Herr Hellmuth!" erwiderte der junge Mann mit einem Lächeln des Glücks.

„Und Du —?" der Alte hob fast in Hast den Kopf seiner Tochter; als er aber in deren schwimmendes Auge blickte, schien erst die Gewißheit des Unerwarteten zu seinem vollen Bewußtsein zu kommen und er löste das Mädchen leicht von seinem Halse. „Das heißt Schlag auf Schlag, laßt mich erst zur Klarheit mit mir selbst gelangen!" rief er und begann einen hastigen Gang durch das Zimmer, sich dann, die Stirn reibend, dem Ausgange zuwendend, als wolle er in volle Einsamkeit mit sich selbst flüchten.

Durch die sich öffnende Thür aber trat ihm jetzt Gruber, bleich, doch in der Haltung eines Entschlossenen entgegen. „Herr Hellmuth —!"

„Kommen Sie jetzt auch noch?" unterbrach ihn der Angeredete, seinen Schritt wie erschrocken anhaltend.

„Erlauben Sie mir nur ein einziges Wort, Herr Hellmuth," rief Mayon, mit einem Handdrucke das Mädchen verlassend und dem Alten zueilend. „Ich trete nicht mit leeren Händen in Ihr Geschäft, ich bringe diesem außerdem eine Zahl neuer lucrativer Verbindungen zu, wir werden weit über Ihre jetzigen Arbeitskräfte zu thun erhalten, und Sie werden es wohl noch segnen, Herr Hellmuth, wenn einmal zwei Söhne an Ihrer Seite stehen können —"

„Ich kann Ihnen nur sagen, lieber Herr," unterbrach ihn der Alte, „daß Sie auf dem besten Wege sind, meinem Verstande ebenso jeden Halt zu nehmen, wie Sie jegliches Fundament, auf das ich gebaut, unsicher gemacht haben. Sie werden die Güte haben, mich jetzt mir selbst zu überlassen!" Und den Kopf zurückwerfend, schritt er an dem Procuristen vorüber aus dem Zimmer.

Mayon aber faßte die Hand des Letztern. „Kommen Sie, Herr Gruber, Sie sollen sehen, daß ich Sie bei unserer ersten Zusammenkunft nicht umsonst meiner Zuneigung versichert habe — holen Sie Ihre Schwester, Anna; er soll zwei Paare glücklich machen, wenn er zurückkommt!"

— —

Die Firma Hellmuth und Compagnie blüht heute noch in ausgedehnter Thätigkeit unter der Leitung der beiden Schwiegersöhne des Begründers. Der Alte war, nachdem er sich in späteren Jahren aus dem Geschäfte zurückgezogen, eigenthümlich rasch verfallen. Mit dem nothwendigen Ende seiner Geschäftsthätigkeit schien auch jedes andere Interesse am Leben in ihm erstorben zu sein, und eines Tages ward er todt auf dem Sopha in seinem Zimmer gefunden, wohin er sich die ersten zehn Jahrgänge von den Hauptbüchern des Geschäfts hatte bringen lassen.

Meier war nach seinem verunglückten Versuche, eine Selbstständigkeit für sich zu erzwingen, wieder zu einer Buchhalterstelle in einem Concurrenzgeschäft von Hellmuth gelangt; aber die Nemesis schien ihn zu verfolgen. Die Verhältnisse, welche ihn aus Hellmuth's Comptoir entfernt, waren nicht verschwiegen geblieben, und er wurde aus kaufmännischer Anstands-Rücksicht wieder aus seiner neuen Stellung entlassen. Dann ward er Makler, aber nur mühselig gelang es ihm, unter der allgemeinen Abneigung den nöthigsten Unterhalt zu gewinnen. Seine letzten Tage wurden nur durch regelmäßige Gaben Hellmuth's, deren Ursprung er nie erfuhr, gefristet. „Er hat sich zwanzig Jahre treu erwiesen und blos einmal vom Teufel blenden lassen!" hatte der Geber auf das stille Kopfschütteln Willmann's, welcher allein und geheim die Ablieferung des Geldes vermittelte, wie zu seiner eigenen Rechtfertigung gesagt, und damit war jeder Widerspruch für immer beseitigt gewesen.

Willmann aber, dessen kahlen Scheitel nur noch wenige schneeweiße Haare bekränzen, schafft trotz einer Kurzathmigkeit, die sich eingestellt, noch immer im Hause — ist aber mehr in der Kinderstube des Gruber'schen Ehepaares, an das er sich eng angeschlossen, daheim, als im Comptoir. Behauptet er doch, daß ohne ihn wohl Manches anders in dem Schicksale des Paares gekommen wäre, aber nur, wenn ihn eine besondere Stimmung zu der Dienerschaft nach der Küche bringt, läßt er sich herbei, einzelne Andeutungen zu geben über die frühern Zeiten und die unsichern Fundamente, auf welche der alte Herr gebaut gehabt.

Aus dem englischen Schriftstellerleben.*

Erinnerungen an Thackeray. Von Julius Rodenberg.

In jener Gegend von London, welche dem Liebhaber alter Erinnerungen theuer ist, im Westen der Stadt, wohin der Seegeruch des Hafens, der Lärm der City und das Wagengerassel von Oxford- und Regentstreet nicht dringen, unter den Kastanien des Parkes und in der Nähe des Palastes von Kensington, steht seit einigen Jahren ein neues, schönes, solides Haus, aus rothem Backstein mit weißen Sandsteinecken, Säulen und Balcon — ich sage ein neues Haus, obgleich es aussieht, als ob es ein altes wäre, fast so alt, wie der

* Als ein Gegenstück zu diesem mit allem äußern Erfolge überschütteten Londoner Autorleben, werden wir in einer der nächsten Nummern unsern Lesern das Leben eines Leipziger Schriftstellers erzählen, der, obwohl auch reich begabt, unermüdlich thätig und hochgehalten von den Besten seines Volkes, sich keine Rococo-Paläste bauen und keine gepuderten Lakaien halten konnte, sondern, wie ein echter deutscher Dichter, mit Noth und Sorge gekämpft hat bis zur letzten Stunde und Noth und Sorge den Seinen als Erbe hinterläßt. D. Red.

William Makepeace Thackeray.

Palast selber, in welchem die gute Königin Anna vor anderthalb hundert Jahren Hof gehalten. Es ist in demselben Styl gebaut, und der Rauch und der Nebel der Londoner Atmosphäre haben ihm in wenigen Jahren die ehrwürdige Farbe von Jahrhunderten gegeben.

In diesem Hause, unter den Kastanien von Kensington, lebte bis zum 24. December 1863 einer der berühmtesten englischen Schriftsteller der Neuzeit, der große Humorist, der feine Menschenkenner, der geistvolle Sittenmaler William Makepeace Thackeray, der auch in Deutschland gefeierte Verfasser des Romans: „Der Jahrmarkt des Lebens“. Nun, nachdem er sich selber auf diesem „Jahrmarkt“ rüstiger getummelt, als irgend ein Anderer, nachdem er die Welt gesehen unter jeder Beleuchtung und das Leben geprüft unter allen Verhältnissen; nachdem er ein großes ererbtes Vermögen durch unglückliche Speculationen verloren und ein größeres durch eigene Kraft, durch die Feder, wiedergewonnen, war es ihm, fast am Ende seiner Laufbahn, vergönnt, sich dieses Haus zu bauen, gleichsam die Verwirklichung seiner Träume, mitten auf den Schauplatz jener „Eitelkeiten“, die er so meisterhaft geschildert, im Styl des Jahrhunderts, das er so gut gekannt, und in jener „Vorstadt von Palästen“, welche sein Humor und seine Phantasie so gern mit den gepuderten und goldbetreßten Herren, den reifröckigen und geschminkten Frauen der alten Tage bevölkert hat. Er würde niemals eine solche Meinung von sich gehabt haben, wie Eugène Scribe, welcher an die Fronte seines Landhauses schrieb: „Wandrer, tritt ein; denn auch Du hast zu diesem Bau beigetragen“. Aber vielleicht hätte er, bescheidener und aufrichtiger, er, der Dichter der „vanitatum vanitas“, daran schreiben können: „Alles ist eitel; nur nicht das Bewußtsein Etwas gewollt, Etwas gethan und Etwas erreicht zu haben“.

Thackeray hatte dieses Haus entworfen, gebaut und eingerichtet wie irgend einen seiner Romane, deren Zeit und Scene das vorige Jahrhundert ist. Alles darin war nach demselben Geschmack meublirt, drapirt, costümirt, bis auf den Bedienten, welcher die Thür öffnete und die Fremden einließ. Dieser Bediente, der allen Freunden Thackeray's so wohlbekannte Charles Sargent, sah aus wie das Modell jener plüschhosigen Lakaien, welche der Humorist in mehreren seiner Werke verewigt hat. Er war älter als sein Herr und hatte ihn fast auf allen seinen Lebensfahrten treulich begleitet. Auf der ersten Reise jedoch, die Thackeray noch als Knabe machte, im Jahre 1818, als er von Ostindien nach England kam, da war ein Schwarzer sein Gefährte. Thackeray war im Jahre 1811 von englischen Eltern in Calcutta geboren worden. Sein Vater war ein

Beamter der englisch-ostindischen Compagnie gewesen; nach dem Tode desselben kehrte seine Mutter, welche, jetzt eine mehr als achtzigjährige Matrone, in des Sohnes Haus den Sohn überlebt hat, mit demselben in die europäische Heimath der Thackeray's zurück. Auf dieser Reise war's, wo der Schwarze den damals siebenjährigen Knaben auf den Arm nahm, als das Schiff bei St. Helena ankerte. Er kroch mit ihm über Felsen und Hügel, bis sie einen Garten erreicht hatten, in welchem sie einen Mann auf und abgehen sahen. „Das ist er!“ schrie der Neger; „das ist Bonaparte. Er ißt drei Schafe jeden Tag und alle Kinder, die er in seine Gewalt bekommen kann.“ — Derselbe Diener zeigte ihm später, als sie nach London gekommen waren, die Colonnaden von Carlton-House, damals die Residenz des Prinz-Regenten, der Schauplatz seiner Orgien, das Thema von mehr als einer von Thackeray's bittersten Satiren. „Ich sehe noch die Garden,“ heißt es in einer derselben, „wie sie auf- und abschreiten vor den Gittern des Palastes. Der Palast! Welcher Palast? Der Palast steht so wenig, als der Palast von Nebukadnezar noch steht. Er ist nur noch ein Name.“ — Wo er gestanden, über dem Parke von St. James, er, der stumme Zeuge von so viel Festen des Geistes, der Schönheit und des Leichtsinns, da steht ein viel tugendhafteres Gebäude heute, eines, in dem ich selber des Oeftern gewesen: das Hotel der preußischen Gesandtschaft. Vanitas vanitatum . . . . Eitelkeit der Eitelkeiten!

Sollen wir den Dichter, der diesen Satz des weisen Königs so glänzend illustrirt hat, mit einer solchen Beimischung von Mitleid und Wehmuth, sollen wir ihn noch einmal aufsuchen in seinem Arbeitszimmer, das er verlassen hat, um nicht wiederzukehren, an seinem Schreibtisch, auf welchem das halbbeschriebene Blatt noch liegt, dieses traurige Fragment einer Arbeit, die nicht mehr zu Ende geführt werden soll, unter seinen Büchern, die er liebte? Ach! — wie er selber einst sagte: „der Prediger von gestern ist der Gegenstand der Predigt von heute geworden.“

Thackeray's Arbeitszimmer war gegen den Park gekehrt. Wenn er an das große Fenster trat, vor welchem die altmodige Commode und der altmodige Lehnstuhl standen, so sah er den Palast der guten Königin, deren Hof und Gesellschaft er in seinem Roman „Henry Esmond“ beschrieben, und seitwärts, über einer hohen dunkeln Mauer und zwischen uralten Bäumen konnte er das ehrwürdige Dach von Holland-House unterscheiden, einst der Wohnsitz Addison's, dieses guten Mannes, welcher, als er den Tod nahe fühlte, seinen liederlichen Stiefsohn an's Bett rufen ließ, damit er sehe, „wie ein Christ sterbe“, — dieses feinsten und gelehrtesten von allen Humoristen des achtzehnten Jahrhunderts, denen Thackeray in seinen Vorlesungen über dieselben ein so schönes Denkmal der Pietät errichtet. Der reichste Schmuck von Thackeray's Arbeitszimmer war der Bücherschrank, welcher, die eine Seite desselben ganz einnehmend, fast bis an das Getäfel der Decke reichte und mit dem Gold und Grün, dem Violett und Roth der kostbaren Bände eine vorzügliche Farbenwirkung in dem sonst sehr vornehmen, sehr originellen, aber durchaus nicht prunkenden Zimmer machte. Es war jeder Comfort darin, aber kein Luxus; es war reich, aber nicht überladen. Ein dunkler Teppich bedeckte den Boden. Ein Roccocospiegel hing über dem Kamin; ein paar chinesische Vasen, wie sie der Geschmack des vorigen Jahrhunderts liebte, zierten das Gesimse. Ein paar Portraits aus der Zeit von Sir Joshua Reynolds, eine oder zwei französische Landschaften hingen an seidenen Schnüren und in schweren Rahmen an den Wänden. An einer von diesen erblickte man auch einen alten Galadegen, auf welchen Thackeray ganz besonders hielt. Es war der Degen Schiller's, den der Dichter trug, wenn er in Uniform bei Hof erscheinen mußte. Thackeray hatte ihn in Weimar gekauft und er sagte, daß er denselben nie ohne Rührung ansehen könne. Er erinnere ihn an die schönsten und freundlichsten Tage seiner Jugend. Ein paar Stühle von jener Form, wie wir sie in den Staatsgemächern unserer alten Schlösser sehen, ein ähnlicher Tisch mit Etagere, eine Causeuse, eine Büchertreppe, standen hier und da. Es war keine Symmetrie, aber es war Geist in dem Zimmer. Eines paßte zum Andern, und Alles zusammen machte den Eindruck, daß man hier zu einem durch Rang und Reichthum ausgezeichneten Manne gekommen sei. Von der Mitte des hohen und mit Stuck garnirten Deckengetäfels hing ein sehr schöner Kronleuchter. Thackeray's Schreibtisch stand in der Nähe des Fensters. Die alten Bäume warfen ihre Schatten herein, und er hörte ihr Flüstern, wenn er schrieb. Eine tiefe Ruhe herrschte, eine den Augen wohlthätige Dämmerung von Grün. Es war, als ob die Sonne eines andern Jahrhunderts durch die Gardinen blinzle.

Auf diesem Stuhl mit der hohen Lehne und vor diesem Eichentische saß Thackeray. Wenn Besuch angemeldet worden war, so erhob er sich und führte seinen Gast zu dem altmodigen gelbseidnen Divan auf der andern Seite des Tisches.

Thackeray war der liebenswürdigste Gesellschafter; er plauderte zum Entzücken. Seine Persönlichkeit wirkte anziehend und flößte Zutrauen ein. Es war Nichts darin vom Cyniker, den man ihm so oft zum Vorwurf gemacht. Er war von großer Statur — „sechs Fuß, zwei Zoll“ — er hatte ein breites Gesicht und trug stets eine Brille auf der etwas eingedrückten Nase. Sein Haar war schon in der Mitte seiner vierziger Jahre silberweiß. Er hatte das Aussehen eines Weisen. Man liebte die Moralsprüche aus seinem Munde. Sein Vorrath von Anekdoten war unerschöpflich. Seine Erinnerungen umfaßten beinahe ein halbes Jahrhundert mit allen Celebritäten und Ereignissen desselben. Er hatte die deutschen Dichter sehr gründlich gelesen, citirte sie gern und sprach ziemlich gut deutsch. Von allen Orten des Continents, die er kannte, waren ihm Paris und Weimar die liebsten.

Thackeray war zweimal in Weimar. Als er das erste Mal da war, da lebte der alte Goethe noch. Es war im Jahre 1831. Thackeray kam dorthin, wie er sagte, „des Studiums, des Amüsements und der Gesellschaft halber“. Damals, als die Scheidestrahlen von Goethe's Sonne noch das Leben in Weimar vergoldeten, übte die kleine Stadt eine große Anziehungskraft auf Fremde; namentlich waren die Engländer, die gegenwärtig Dresden und München bevorzugen, zahlreich dort anwesend. So fand Thackeray eine große Schaar junger Landsleute, als er nach Weimar kam. Er verbrachte dort einen sehr angenehmen Herbst und Winter und vergaß niemals die Freundlichkeit, mit welcher man ihn aufgenommen. Aber er selber ist auch in Weimar nicht vergessen worden. Es werden noch jetzt in Weimar einige Albums aufbewahrt, in denen sich Caricaturen von seiner Hand befinden. „Mein Vergnügen in jenen Tagen,“ sagte Thackeray, „war, Caricaturen für die Kinder zu zeichnen,“ eine Gewohnheit, beiläufig, durch die er bis an sein Lebensende sich viele enthusiastische Freunde in der Welt der Kleinen gemacht hat. Als er, viele Jahre später, in der Fülle seines Ruhmes, die „freundliche, kleine, sächsische Hauptstadt“ wieder besuchte, freute er sich, einige von diesen Andenken einer lange vergangenen Zeit wiederzufinden, und noch mehr, als man ihm sagte, daß der große Goethe selbst sich freundlich darüber geäußert habe.

Es ist keine Frage, daß Weimar ihm das Original gegeben zu jenen Scenen seines Romanes, welche in einer deutschen Residenz, einem deutschen Hoftheater und einem deutschen Gasthof spielen. Aber auch anderweitig hat er sich über seinen dortigen Aufenthalt ausgesprochen, und einige dieser Erinnerungen hat Thackeray's Freund Lewes seinem bekannten Buche über „Goethe's Leben und Schriften“ einverleibt. Damals hatte sich Goethe von der Welt zurückgezogen; dennoch war er sehr freundlich gegen Fremde und empfing sie mit Güte. Seine Schwiegertochter machte die Honneurs in seinem Hause. Wem es, wie dem Schreiber dieser Zeilen, vergönnt gewesen, die Dame, welche, jetzt selber alt geworden, meistentheils in Wien lebt, kennen zu lernen, ihr noch immer schönes Auge zu sehen, ihr noch immer lebhaftes Gespräch zu hören, der wird sich einen Begriff machen können, wie liebenswürdig sie gewesen sein muß im Jahre 1831, als Thackeray einer von den Gästen ihres Theetisches war. Da saßen sie Stunden um Stunden und Abend nach Abend und lachten und plauderten und musicirten. Sie lasen zahllose Romane und Gedichte, französische, englische und deutsche. Der alte Herr blieb in seinem Privatzimmer, zu welchem nur einige privilegirte Personen Zutritt hatten. Aber er wollte Alles wissen, was vorging, und nahm an allem Fremden Interesse.

Eines Tages erhielt Thackeray, damals ein junges Bürschchen von zwanzig Jahren, die Anzeige, daß der Herr Geheimerath ihn sehen wollte. Noch nach fünfundzwanzig Jahren erinnerte er sich der Aufregung, mit welcher er diese Nachricht aufnahm. „Dieser denkwürdige Empfang,“ sagte er, „fand in einem kleinen Vorzimmer seiner Privatgemächer statt, welche ringsum ganz mit antiken Abgüssen und Basreliefs bedeckt waren. Er war gekleidet in einen langen grauen oder braunen Oberrock, mit einem weißen Halstuch und einem rothen Bändchen in seinem Knopfloch. Er hielt seine

Hände hinter den Rücken, gerade wie in Rauch's Statuette. Sein Gesicht war sehr heiter, klar und rosig, seine Augen außerordentlich dunkel, durchdringend und glänzend. Ich empfand eine ordentliche Angst vor diesen Augen und erinnere mich, daß ich sie damals mit den Augen eines Helden aus einer unserer Kindergeschichten verglich, welcher einen Pact mit einem gewissen Jemand abgeschlossen und dafür noch im höchsten Alter seine Augen in all ihrem grauenvollen Glanze behielt. Ich bilde mir ein, daß Goethe als ein alter Mann noch schöner gewesen sein müsse, als selbst in den Tagen seiner Jugend. Seine Stimme war sehr klangvoll und angenehm. Er richtete Fragen an mich über mich selber, welche ich, so gut ich konnte, beantwortete. Ich entsinne mich, daß ich mich zuerst wunderte und dann etwas erleichtert fühlte, als ich fand, daß er Französisch mit keinem besonders guten Accent sprach. Vidi tantum — ich habe ihn doch gesehen."

Gern kam Thackeray, besonders wenn er deutsche Gäste bei sich sah, auf diese Zeit und auf Weimar zurück. Er sprach von Emil Devrient, welchen er hatte spielen sehen, und freute sich, als dieser treffliche Künstler einmal, ich glaube im Jahre 1851, auf einem Londoner Theater (St. James' Theatre) in einigen seiner Shakespeare'schen Rollen erschien. Auch von der Schröder-Devrient, die er als „Fidelio" gesehen, sprach er mit Bewunderung. Im Weimarschen Theater hörte er einst eine Aufführung von Beethoven's „Schlacht von Vitoria". Als, wie er sich ausdrückte, „unter einem Sturm gloriöser Musik" die in die Symphonie verwebte englische Nationalhymne: „God save the King" begann, erhoben sich alle unter dem Publicum anwesenden Engländer und blieben aufrecht stehen, bis die Melodie zu Ende war. — Etwas von dem Abendroth, von der Heiterkeit und Ruhe des Himmels, welche den Heimgang des Dichterfürsten umglänzte, war in Thackeray's Stimmung und Worten, so oft er von der „theuren, kleinen, sächsischen Stadt" sprach, „wo der gute Schiller und der große Goethe lebten und begraben liegen."

Erinnerungen ganz anderer Art verknüpften Thackeray mit Paris. Das waren seine lustigen, seine ausgelassenen Tage, das war Etwas vom künstlerischen Zigeunerthum, sorglos, leichtsinnig, liederlich vielleicht, aber genial, als er mitten im Quartier Latin wohnte, als er die Ateliers besuchte und im Louvre studirte und copirte. Das Julikönigthum stand in voller Blüthe, mit all seiner innern Hohlheit und all seinem äußern Firniß; aber grell hinein in diesen Widerspruch, an dem es zu Grunde ging, zuckte der Blitz von Fieschi's Höllenmaschine und der düstre, nordlichtartige Schimmer von Napoleon's zweitem Begräbniß. Von St. Helena, wo Thackeray einst den gefesselten Prometheus an der Kette gesehen, brachten sie die Asche nach dem Dome der Invaliden. Sie glaubten, die Asche sei todt. Aber es waren noch Funken darin!

Damals hegte Thackeray die Absicht, sich der Malerei zu widmen. Er hatte ein ausgesprochenes Talent dafür, welches sich bis an sein Ende nicht verleugnete. Es ist in jedem seiner Werke zu erkennen, in der Schärfe der Umrisse, die er all seinen Charakteren gegeben; auch pflegte er anfangs seine Romane selber zu illustriren und war unerschöpflich in der Erfindung von komischen, außerordentlich geistreichen Initialvignetten zu seinen kleineren Arbeiten. Doch war es von vornherein mehr ein Talent für die Zeichnung, als für die Farbe; es war immer ein Zeichnen mit der Feder. Lange schwankte er zwischen der Feder und dem Crayon. Abwechselnd schrieb er Texte zu seinen Caricaturen oder zeichnete Caricaturen zu seinen Texten. Man sagt, daß folgender Vorfall die Entscheidung herbeigeführt habe. Er war zu einem Besuch von Paris nach London gekommen. Charles Dickens, ein Jahr jünger als Thackeray, hatte eben seine glänzende Laufbahn mit den „Pickwickiern" eröffnet. Eines Tages trat ein Mensch von vier- oder fünfundzwanzig Jahren in die bescheidene Wohnung des Autors, der sich mit einem einzigen Buche und unter dem angenommenen Namen „Boz" zum Gespräche von London, von England, von ganz Europa gemacht. „Ich heiße Thackeray," sagte der unbekannte junge Mensch; „ich bin Zeichner, ich möchte die Illustrationen zu Ihrem neuen Romane machen." Dickens lehnte das Anerbieten ab. „Gut," sagte Thackeray, „wenn Sie nicht wollen, daß ich zeichne, so werde ich schreiben."

Thackeray ging nach Paris zurück. Hier traf ihn plötzlich die Nachricht, daß er sein großes Vermögen verloren habe. Dieser Schlag zwang ihn zu regelmäßiger Beschäftigung. Er machte den Anfang, seine Drohung auszuführen. Er begann zu schreiben, für die Reviews, für die Magazine. Aber es ging ihm sehr kümmerlich dabei. Als sein Schneider ihm am Jahresschluß die Rechnung überreichte, konnte Thackeray sie nicht bezahlen. Thackeray war untröstlich. Aber Mr. Aretz, der Schneider, sagte: „Mon Dieu! lassen Sie sich das nicht zu Herzen gehen. Wenn Sie Geld brauchen, wie das bei Herren in fremden Ländern ja wohl vorkommen kann, so habe ich eine Tausendfrankennote in meinem Hause, welche zu Ihrer Verfügung steht." — Thackeray nahm das Darlehen an und stellte seinem generösen Gläubiger folgende Schuldverschreibung aus, welche sich noch jetzt in allen Ausgaben von Thackeray's Werken als Dedication auf dem ersten Blatte seines „Pariser Skizzenbuches" befindet: „Mein Herr! Die Geschichte oder die Erfahrung macht uns mit so wenigen Thaten bekannt, welche der Ihrigen verglichen werden könnten; eine Freundlichkeit von einem Fremden und einem Schneider erscheint mir so wunderbar, daß Sie mir verzeihen müssen, wenn ich auf diese Weise Ihre Tugend öffentlich und die englische Nation mit Ihrem Verdienst und Ihrem Namen bekannt mache. Lassen Sie mich hinzufügen, mein Herr, daß Sie Rue Richelieu im ersten Stock wohnen; daß Ihre Tuche und Zuthaten vorzüglich und Ihre Preise nicht hoch sind, und als einen bescheidenen Tribut meiner Bewunderung erlauben Sie mir, diese Bände Ihnen zu Füßen zu legen."

Das war ein gut angelegtes Capital des Mr. Aretz, diese tausend Francs! Thackeray's Ruhm waren seine Zinsen. Als Thackeray's erster Roman, „der Jahrmarkt des Lebens", ihn zu einer Celebrität ersten Ranges gemacht hatte, da strömte alle Welt in die Rue Richelieu, um den edelmüthigen Schneider zu sehen, welcher einem Dichter aus der Noth geholfen, und um sich von demjenigen einen Rock oder eine Weste machen zu lassen, welchem Thackeray sein erstes Buch gewidmet.

Freilich mußte Mr. Aretz lange darauf warten, so lange, als Thackeray selber, um für seinen Roman einen Verleger zu finden. Denn so leicht, wie seinem großen Rivalen Dickens, sollte es ihm nicht werden. Er hatte zehn Jahre geschrieben, ohne daß die Welt mehr als eine flüchtige Notiz von ihm genommen. Die „schwarze Sorge" ließ ihn nicht dazu kommen, ein Werk von großem Umfang zu unternehmen. Er zersplitterte seinen ungeheuren Reichthum von Kenntnissen, von Witz, Geist und Erfahrung in lauter kleinen prismatischen Gebilden, die einen Augenblick schimmerten und dann verschwanden. Ein einziges größeres Werk, welches er angefangen, unterbrach ein trauriges Ereigniß, welches er nie ganz verwand: seine Frau ward wahnsinnig. Das Werk riß mitten ab, und Thackeray hat es nie zu Ende führen können. Mehrmals freilich setzte er an, um die Geschichte von der kleinen Caroline, welche von ihrem bösen Manne verlassen wurde, fertig zu schreiben; aber es gelang ihm nicht. „Die Farben sind längst eingetrocknet," sagte Thackeray, „des Künstlers Hand ist eine andere geworden. Es ist besser, das Fragment so zu lassen, wie es vor siebzehn Jahren war. Das Andenken der Vergangenheit erneuert sich, wenn ich es ansehe —

Die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf. —"

Ich glaube, daß wir auch den Roman, der seinen Namen weltberühmt gemacht, nur einem Zufall verdanken. Er beabsichtigte anfänglich damit nur eine Ausbeute seiner continentalen Erinnerungen. Aber der Eigenthümer eines Journales, dem er die Arbeit anbot, wies sie zurück. Um sie vor das Publicum zu bringen, wählte Thackeray nun die beliebte Form des heftweisen Erscheinens, und um das Publicum von Monat zu Monat in Spannung zu halten, entschloß er sich, die einzelnen Skizzen durch einen Romanfaden zusammenzuhalten. Allein in der Ausführung seines Planes wurde, gleichsam unter der Hand, die Nebensache zur Hauptsache. Im Schreiben lernte der Schreiber seine Stärke kennen. Es ist wahr, daß das Pariser Leben seine Streiflichter auf die Figur von Becky Sharp und das Atelier ihres Vaters wirft, und daß die Erinnerungen aus Weimar nicht ohne Einfluß blieben auf die Schilderungen von Amely's Reise durch Deutschland. Aber doch ward der Roman, die Fabel und die Charakterzeichnung der Nerv des Werkes; die Aeußerlichkeit trat zurück vor der Innerlichkeit; — Indien, Deutschland, London und Brüssel, der Club, der Salon, das Schloß und der Seestrand wurden die Coulissen, und die Menschen traten in den Vordergrund — es wurde eine Aristophaneische Komödie, voll von bitteren Wahrheiten, es wurde ein Roman, dessen tiefer Hintergrund alle Lügen, alle Thorheiten, alle Nichtswürdigkeiten der modernen Welt, aber auch den unversiechbaren Born der

Liebe zeigte, die ihre Hoffnung und ihre Rettung ist — ein Werk des Zweifels, nicht der Verzweiflung, voll von sarkastischem Lächeln, aber nicht ohne hier und da eine tröstende Thräne — ein Spiegelbild der Gesellschaft, wie sie ist, aber gesehen mit dem Auge des Dichters und nachgezeichnet von der Hand des Künstlers — es wurde „der Jahrmarkt des Lebens". Schon nach den ersten drei oder vier Lieferungen war der Erfolg entschieden. Als Thackeray am Morgen nach der Ausgabe der letzten erwachte, war er ein berühmter Mann. Fortan, wenn man von den Heroen der englischen Romanliteratur sprach, nannte man Dickens und Thackeray zusammen.

Das Verhältniß dieser beiden Männer hat etwas Rührendes. Thackeray hörte niemals auf, den Dichter zu bewundern, den die Sonne des Glücks und der öffentlichen Meinung hell umstrahlte, als er selber noch lange im Schatten wandeln mußte. Nichts von Neid, von Eifersucht mischte sich in dieses reine Gefühl. Später, als auch er den Preis seiner Arbeit endlich gewonnen hatte, in einer jener Vorlesungen, die einem Triumphzug durch England und Amerika glichen, beschreibt er einmal eine seiner Töchter, wie sie mit kindlicher Offenheit ausruft: „Papa, ich habe die Bücher von Herrn Dickens viel lieber, als die Deinigen!" Die beiden Männer wurden erst Rivalen und dann Freunde. In den köstlichen, unbeschreiblich schönen Zeilen, welche Dickens dem Andenken des geschiedenen „Cameraden und Waffenbruders" widmet, erzählt er, wie Thackeray zwei- oder dreimal plötzlich zu ihm gekommen sei, um ihm zu sagen, daß er gestern über irgend eine Stelle in einem von Dickens' Büchern habe weinen müssen, und daß er zum Mittagessen gekommen sei, „weil er sich nicht helfen könne," und diese Stelle mit ihm durchsprechen müsse. „Niemand," sagt Dickens, „kann ihn jemals inniger, natürlicher, herzlicher, frischer und anregender gesehen haben, als ich ihn bei jenen Gelegenheiten sah. Niemand kann überzeugter sein als ich von der Größe und der Güte des Herzens, das sich mir damals erschloß." — Dickens erzählt in demselben Erinnerungsblatt, daß Thackeray die Kinder so lieb gehabt und so reizend mit ihnen umzugehen wußte. Thackeray habe ihn einst gefragt, ob es ihm auch so gehe, daß er niemals einen Knaben sehen könne, ohne sogleich das Bedürfniß zu fühlen, ihm ein Geldstück zu schenken. „Daran dachte ich," schreibt Dickens, „als ich in sein Grab niederblickte, nachdem er hineingelegt worden; denn ich blickte nieder in das Grab über die Schulter eines Knaben, welchem er einst Wohlthaten erwiesen."

Aber auch für seine Freunde, für Alle, die er je gekannt und geliebt, behielt er stets ein warmes Herz; er verleugnete keinen Derjenigen, mit denen er einst im Frühling des Lebens geschwärmt, nachdem sich für ihn die Träume desselben erfüllt hatten. So oft er nach Paris kam, erkundigte er sich nach Denen, die unbekannt geblieben oder vergessen waren. Reichthum und Ruhm setzten ihn in den Stand, das kaiserliche Paris auch in kaiserlichem Styl zu besuchen. Er bewohnte ein prachtvolles Hotel auf der Place Vendôme. Doch war es seine größte Freude, die alten Schauplätze seiner Jugend, seiner Entbehrungen, seiner Kämpfe wiederzusehen. Er durchstreifte das Quartier Latin, und der dürftige Künstler, der bedrängte Schriftsteller, dem er begegnete, durfte seiner hülfreichen Hand sicher sein. Eines Morgens kam ein Freund zu ihm, als er eben damit beschäftigt war, einige Goldstücke in eine Pillenschachtel zu legen, auf deren Deckel geschrieben war: „Nach Bedürfniß zu nehmen". — „Was machen Sie da?" fragte der Freund. „O!" erwiderte Thackeray, „hier ist eine alte Person, welche sagt, sie sei krank und elend, und ich habe starken Verdacht, daß es diese Sorte von Medicin ist, deren sie bedarf. Dr. Thackeray beabsichtigt, es ihr selber zu bringen. Kommen Sie, gehen wir zusammen." — Thackeray pflegte zu sagen, daß er nach Paris reise, um sich Ferien zu machen und seine Erinnerungen an die französische Küche wieder aufzufrischen. Aber er arbeitete hier gewöhnlich sehr fleißig, besonders seit der Zeit, wo er das „Cornhill Magazine" herausgab.

Die Gründung des „Cornhill Magazine" war der größte Erfolg Thackeray's in seinen letzten Lebensjahren. Die erste Nummer dieser Monatsschrift erschien im December 1859. Für den geringen Preis von etwa acht oder neun Silbergroschen unseres Geldes sollte dies neue Unternehmen seinen Abonnenten monatlich ein starkes Heft von 128 Seiten der besten Romane, Novellen, Abhandlungen, Gedichte 2c. mit großen Illustrationen der ersten Künstler Englands bringen. Der Erfolg war so ungeheuer, daß der Verleger dem „poeta laureatus" Alfred Tennyson die dem Magazin gelieferten Gedichte mit sieben Thaler pro Zeile honoriren und der Verfasserin von „Adam Bede" 20,000 Thaler für einen neuen dreibändigen Roman anbieten konnte! Doch schon zu Anfang des zweiten Jahres zog sich Thackeray von der Redaction zurück. Namentlich die Damen waren es, die „Blaustrümpfe", welche ihm mit ihren Gedichten und Zuschriften das Leben zur Qual machten. „Sie haben mir Dornen in mein Kissen gestopft!" rief er schon nach den ersten sechs Monaten aus. Sie kannten sein gutes Herz und hörten nicht auf, dasselbe zu attaquiren. Er kam fortwährend in Conflicte zwischen der ihm angeborenen Galanterie und seinen strengen Pflichten als Herausgeber des größten und weitverbreitetsten Magazins in England. „Ich kann zu keinem Diner mehr gehen," klagte er, „ohne von schönen Lippen interpellirt und von schönen Augen durchbohrt zu werden." Endlich kündigte er im Aprilheft 1862 seinen Entschluß an, die Ruhe seiner Seele dadurch wiederzugewinnen, daß er die Redaction niederlege. „Ich glaube," sagt er in dieser Ankündigung, „meine eigenen Leser werden mit mir darin übereinstimmen, daß meine Bücher nicht leiden werden, wenn ihr Verfasser von der täglichen Last befreit ist, die Werke Anderer zu lesen, anzunehmen, abzulehnen, zu verlieren und wiederzusuchen. Nein zu sagen, hat mir oft den Frieden eines Morgens und die Arbeit eines Tages gekostet. Ich bin nicht mehr verantwortlich für abgewiesene Beiträge. Ich habe den Redactionssessel und den großen zinnernen Manuscriptkasten des Cornhill Magazine's zurückgeschickt." — Dennoch hörte er nicht auf, fast für jedes Heft irgend einen Beitrag zu schreiben, und im December 1863 brachte das Magazin die Anzeige, der neue Roman Thackeray's sei so weit vorgeschritten, daß schon im Januar die ersten Capitel desselben veröffentlicht werden könnten. Ganz London sprach von dem neuen Romane, von dem es hieß, daß er ein Seitenstück zu seinem berühmten „Henry Esmond" werden würde. Man erfuhr, daß der Stoff aus der Zeit der ersten George genommen und die bereits geschriebenen Capitel in Thackeray's bestem Style seien. — Ein paar Tage vor Weihnachten hatte er seinen Freunden im Athenäum-Club noch ein Blatt davon gezeigt und ihnen lachend erzählt, er habe es im Britischen Museum, wo er seine Studien zu dem Werke machte, liegen lassen, er sei schon ganz verzweifelt gewesen, er habe sein ganzes Haus durchsucht — da sei es ihm heut Morgen unter Couvert durch die Post wieder zugegangen. In der That hatte Thackeray's Handschrift einen Charakter der Zierlichkeit und Eleganz, der Jedem, der sie einmal gesehen, unvergeßlich bleiben und wohl auch die Beamten des Britischen Museums auf die richtige Spur geführt haben mußte.

Zwei Tage später, am Morgen des 24. December, um neun Uhr, trat sein alter Diener, Charles Sargent, in sein Schlafzimmer. Sein Herr rührte sich nicht, und Sargent wollte ihn nicht stören. Er brachte eine Tasse Kaffee und setzte sie auf einem Tische vor dem Bette nieder. Nach einer Stunde kam er wieder. Der Kaffee war nicht berührt worden. Nun trat er näher. Sein Herr lag, friedlich schlummernd, auf dem Rücken, die Hände über den Kopf zusammengeschlagen, wie er zu thun pflegte, wenn er von einer sehr anstrengenden Arbeit müde war. Aber er athmete nicht mehr. Er sollte von diesem Schlummer nicht mehr erwachen. Er war todt. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht. — Auf seinem Arbeitstische fand man ein Blatt Papier, halb beschrieben. Es war sein Roman, an dem er noch in der Nacht gearbeitet hatte. Die letzten Worte auf diesem Blatte waren: „Und mein Herz klopfte in einer wunderbaren Seligkeit" (And my heart throbbed with an exquisite bliss). —

Mit diesen Worten auf den Lippen ging er aus der Welt. Er stand erst in seinem 53. Jahre. „Die Mutter, welche ihn in seinen ersten Schlaf gesegnet hatte, segnete ihn in seinen letzten." Zwei Töchter — von denen die eine schon einen frühzeitigen Ruf erworben als die Verfasserin des Romanes: „Die Geschichte Elisabeth's" — standen an seiner Leiche. Mit dem Staub eines dritten Kindes, welches ihm im Tode vorangegangen, sollte sich sein Staub mischen. Am Tage nach Weihnachten wurde Thackeray nach dem schönen grünumbuschten Kirchhofe von Kensal Green gefahren. Fünfzehnhundert Menschen, darunter alle literarischen, artistischen und gelehrten Berühmtheiten Londons, folgten seinem Sarge. Dickens warf schluchzend die ersten Schaufeln Erde darauf, und der Nachruhm bezeichnet die Stätte, wo der liebenswürdige Dichter ausruht von dem „Jahrmarkt des Lebens", für alle Zeiten!

Das fränkische Weinparadies.

Von Ludwig Storch.

Zu Bacharach am Rhein,
Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Klingenberg am Main,
Da wächst der beste deutsche Wein.

Vom Bergaltan der an der Nordseite des Nikolausberges hoch gelegenen Marienwallfahrtskirche bei Würzburg, welcher der Volksmund allgemein den abgekürzten Namen „das Käppele“ (Kapellchen) beilegt, hat man eine der reizendsten Aussichten des an Naturschönheiten so reichen Frankenlandes. Der entzückte Blick fällt hinunter auf die malerische Mainbeuge, an deren rechter Seite die alte in der Geschichte unsres Vaterlandes so hochwichtige Fürstbischofstadt die Neustadt Würzburg, die jetzt sich endlich auch allmählich verjüngende Hauptstadt von Unterfranken, an deren linker Seite die Altstadt, das Burkhardsviertel, mit der darüber thronenden Citadelle, dem Frauen- oder Marienberg, liegt. Dieses mäßig hohe Bergschloß ist die zierende Perle des prächtigen Landschaftsbildes. Die dem Beschauer zugekehrte Seite der Bergzunge, welche die alte Veste als Krone trägt, die südliche, ein schnell überblickter kleiner Berghang, von den sich herabziehenden weißen Mauern der Festung auf der West- und Ostflanke eingefaßt und unten vom schmalen Kun-, Ku- oder Kuhbachthale begrenzt, welches den Marienberg vom weit höhern und größern Nikolausberge scheidet, ist die unter dem Namen Leisten wegen ihres gewürz- und duftreichen herrlichen Erzeugnisses weltberühmte uralte Weinpflanzung. Jedermann weiß, daß der Leistenwein die Crême der Frankenweine ist, aber wie Wenigen ist es vergönnt, diese Wahrheit aus eigner süßer Erfahrung festzustellen! Denn ach! der Leisten-Weingarten ist so klein und gehört zumeist dem bairischen Staatsärar. Der Leisten ist, wie ein noch etwas vornehmerer Bruder, der Johannisberg im Rheingau, ein aristokratischer Weinberg, dessen heilsame Tinctur nur für die Mägen der vornehmsten und reichsten Leute, für die Halbgötter der Erde aus der Kelter tropft. Es wächst nicht viel Leistenwein, und die Welt hat viele vornehme und reiche Leute, die ihn gern trinken. Deshalb ist er theuer, sehr theuer.

Zur Linken weiter schweifend, fällt das Auge des auf dem Käppele-Altan stehenden Beschauers hinter dem Marienberge stromabwärts auf eine kleine mäßig hohe Bergkette, deren ihm zugekehrte südliche Wand von oben bis unten mit Rebstöcken bedeckt ist. Der Main fließt diesem Berge schnurstracks entgegen, gleichsam um ihn zu küssen (und er ist dieses Stromkusses in Permanenz wohl werth), und gleitet dann an seinem felsigen Fuße mit leichter Biegung westlich weiter. Die kleine Bergkette schließt jetzt auch gleich westlich mit einer malerisch sanft geformten Höhe ab, deren Felsenstirn sich im Maine spiegelt. Dieser Miniatur-Höhenzug besteht aus drei ebenfalls hochberühmten Weinbergen. Das westliche Haupt am Main ist der Stein, der seinen Namen von den zu Tage stehenden Kalksteinfelsenschichten hat, auf die er sich stützt, der mittlere ist die Harfe, der östliche der Schalksberg. Am Fuße dieser drei zusammenhängenden Berge läuft die Eisenbahn nach Frankfurt, und unter dem Schalksberge erhebt sich jetzt der großartige Bau des neuen Bahnhofs unmittelbar am kostbaren Rebengebiet.

Wendet man auf dem Käppele-Altan das Auge rechts dem Strome entgegen, dessen von Südost (Ochsenfurt) kommenden Lauf man etwa eine Stunde weit überschaut, so sieht man am linken Ufer in kleiner Entfernung zuerst das alte Städtchen Heidingsfeld und etwas weiter am Ende des überblickten Stromsegments das nicht minder alte berühmte Weindorf Randersacker am Fuße einiger eben so schönen als reichbepflanzten Weinberge angelehnt, die dieselbe Lage nach Süden haben, wie der Leisten und der Stein. Diese Berge sind die in der deutschen Ampelologie kaum minder berühmten Pfülben, Spielberg und Lämmerberg. Man überschaut also vom Käppele-Altan oder vom Nordhange des Nikolausberges überhaupt die berühmtesten Weinberge des Frankenlandes. Neuerdings ist östlich vom Käppele auf einem Bergvorsprung, dem Johannisberge, ein Wirthshaus erbaut, von dessen Plateau die Aussicht schier noch schöner und in so fern genußreicher ist, als man sich dieses kleine deutsche Weinparadies bei einem Glase guten Frankenweins in aller Gemüthlichkeit betrachten kann.

Der Frankenwein genoß im Mittelalter eines großen und ausgebreiteten Rufes und wurde in weit beträchtlicherer Quantität gebaut als jetzt, war dagegen in der Qualität geringer. Dieser Ruf verminderte sich im Laufe der Zeit durch schlechte Pflege und Fälschung, die übrigens schon in früher Zeit gerügt wird, ist aber neuerdings wieder so im Zunehmen, daß er daran und darauf ist, den frühern zu überbieten.

In der besten Zeit war das Reimwort „Frankenwein Krankenwein“ im Schwange, und man war der Ansicht, guter Frankenwein stärke Kranke und Genesende mehr als irgend ein andrer Wein. Die darauf bezüglichen Reimsprüchlein, welche mein Vater, ein vernünftiger Arzt, der seinen Kranken lieber ein Glas guten Wein als Arzneien verschrieb, als hochbejahrter Greis im Munde zu führen pflegte, sind mir fest im Gedächtniß geblieben:

Ein Gläschen Leisten
stärkt Kranke am meisten;
dann kommt der Stein
als Labewein.
Der Schalksberger macht frohen Muth;
auf Pfülben* schläft sich's gut,
und Spielberg macht leichtes Blut.

Als ich die Umgebung der ehrwürdigen Stadt Würzburg durchstreifte, betrachtete ich die genannten hochberühmten Herren Berge mit großem Respect und es wandelte mich oft die Lust an, den Hut vor ihnen zu ziehen. Und so suchte ich mich denn mit den ehrwürdigen Weinerzeugern in der nächsten Nähe der alten Bischofstadt näher bekannt zu machen. Oft betrachtete ich von den Schanzen, von welchen die Bauern 1525 vergeblich, die Schweden 1631 mit Erfolg und die Franzosen im December 1800 ebenso den Marienberg beschossen, die so nah gegenüberliegende Citadelle mit dem Leisten, der mich mehr interessirte als die Festungswerke. Dasselbe that ich aus dem tiefer am Nikolausberge gelegnen Milchgarten „Sibirien“, wo einem der Leisten fast auf der Nase liegt. Ist es nicht originell, bei einem Glase Milch in Sibirien mit dem berühmtesten Weingarten Frankens zu liebäugeln?

Der der Stadt und dem Maine zugekehrte östliche Abhang des Marienbergs ist ebenfalls mit Reben bepflanzt und heißt der Schloßberg, und sein Product, der „Schloßberger“, ist zwar nicht von der ausgesuchten Feinheit des Leisten, aber doch auch ein echtes Sonnenkind.

Ob der wackre weinfreundliche römische Kaiser Probus im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung auch den ersten Rebenanbau an den Mainbergen veranlaßt hat, wie den an den Rheinbergen; ob erst der Frankenherzog Sunno hier im fünften Jahrhundert Wein aus dem Moselthale übergesiedelt, muß unentschieden bleiben. Erst aus der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts wird die bereits in Blüthe stehende Weincultur bei Würzburg urkundlich nachgewiesen. Die Franken- und insbesondere die Würzburger Weine standen während des Mittelalters in der ganzen weintrinkenden Welt in hohem Ansehen und wurden von weltlichen und geistlichen Leuten in großen Massen getrunken. Das Frankenland und hervorragend Würzburg verdankt seinen hohen Wohlstand zumeist der Traube seiner Bergwände.

Die gelehrte heilige Hildegard, Aebtissin von Bingen in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, rühmt in ihrer Physik die Kräfte des Frankenweins vor allen andern, und Kaiser Wenzel, der ungezogne Weinschlauch, den ich in meinem Roman „der Freiknecht“ in seiner stets zechenden Gemüthlichkeit geschildert, ertrug seine Absetzung vom Throne mit Gleichmuth, wenn ihm nur jährlich vier Fuder des besten Würzburger, also Leisten und Stein, nach Prag geschickt würden. Der große Aufstand der Bürger Würzburgs und der Bund der elf bischöflichen Städte gegen den Bischof Gerhard von Schwarzburg wurde von Kaiser Wenzel begünstigt und aufgemuntert; er versprach ihnen die Anerkennung der Reichsfreiheit für guten Würzburger und kam selbst in die Stadt (1398), um sich huldigen zu lassen und satt Wein zu trinken. Da wurde Würzburg durch seine Weinberge zur freien Reichsstadt, wonach es längst gestrebt und was es thatsächlich bereits war. Der schlaue Bischof schickte dem jämmerlichen Kaiser noch bessern Wein und versprach noch mehr als die Bürger; da anerkannte und bestätigte der unersättliche Säufer wiederum des Bischofs behauptete Rechte auf die Stadt und lieferte die Bürger an das bischöfliche Rachemesser und in's geistliche Joch. So eigenthümlich ist das Schicksal der Stadt mit ihrem Leisten- und Steinwein verflochten.

* Alte Form für Pfühl.

Die ersten Statuten über die zweckmäßige Bebauung ihrer Weinberge erließen die geistlichen Stifte der Stadt im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts. Der Leisten erhielt seine jetzige Bedeutung aber erst durch die Erweiterung der Festungswerke in der zweiten Hälfte des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Durch die hohen Mauern, mit welchen der Weingarten auf der Ost- und Westseite eingeschlossen wurde, bekam er Schutz gegen die schädlichen Ost- und Nordwinde, und nun erst trug er das feine Gewächs, dessen Arom uns heute entzückt. Wie alt übrigens der Namen „Leisten" ist und woher er entstanden, läßt sich nicht mehr angeben. Man vermuthet, daß die Trauben früher wegen der Steilheit des Bergs hier an Leisten gezogen wurden und daher der Name entstanden sei. Die eigentliche und wahre Cultur des Leistenweins beginnt aber erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Hofkammerrath Klarens, und die jetzige Epoche der hohen Vollkommenheit des Leistenweins datirt sogar erst von 1782, wo der um die Bodencultur Frankens hochverdiente Landkammerrath Stoll den Leisten großentheils roden und statt der unedlen Rebsorten fremde edle Trauben, wie Burgunder, Riesling, Traminer ꝛc. pflanzen ließ. Dadurch wurde die hohe Blüthe vorbereitet, zu welcher der Weinbau des Leisten in der neuesten Zeit gebracht worden ist. Man hat es sogar ermöglicht, dem felsigen und zum Theil abschüssigen Berghang noch einige Morgen Boden für die Reben abzugewinnen.

Die ganze Pflanzung, welche früher nur fünfzig und einige Morgen betrug, hat jetzt eine Ausdehnung von ohngefähr siebzig Morgen Terrain. Die neuere Zeit ist in dieser Beziehung noch umsichtiger verfahren; durch stete zweckmäßige Umrodung, resp. Legung des Bodens und Besteckung mit den edelsten Sorten, so wie durch vortheilhafte Mauerführung hat man endlich die jetzige Ausdehnung des Weingartens und die hohe Vortrefflichkeit des Products erzielt. Man hat das Naturgesetz entdeckt und befolgt, daß zur Gewinnung des Edelsten und Besten das Veraltete, Schlechte entfernt und das Neue, Gute an seine Stelle gebracht werden muß. Seit man in Franken den Grundsatz befolgt, die alten Rebstöcke in's Feuer zu werfen, den Boden umzuroden, zu düngen und mit neuen jungen edlen Reben zu belegen, erzielt man den trefflichen Wein unserer Tage. Aber dieses Naturgesetz gilt ebenso gut für das geistige Leben, für den Weinberg des Herrn. Und da stehen denn hier immer noch die alten Rebstöcke mit den sauern Trauben, deren Ertrag in Hinblick auf den immer edlern und süßern Wein des übrigen Deutschlands von Jahr zu Jahr kümmerlicher wird, wenn man auch bemüht ist, das Gegentheil zu behaupten.

Daß der Leistenwein dem Johannisberger gleichgeschätzt wird, beweist schon sein hoher Preis. Von guten Jahrgängen kostet die Flasche 4 bis 6 Gulden und Strohwein sogar 8 Gulden. Bei den üblichen Weinversteigerungen wird er in der Regel zu enormen Preisen abgegeben. Sein edles Wesen kann man freilich mit Worten nicht wiedergeben; denn was nützt die Bezeichnung, daß er durch eine große Zartheit des Geschmacks, durch das feinste Arom, durch ein ungemein lieblich duftendes Bouquet sich hervorthut! Man bekömmt davon keine Vorstellung; um ihn kennen zu lernen, muß man ihn — trinken, aber mit Verstand, Sammlung und Feierlichkeit, soll sein Genuß auf der einen Seite seinem idealen Werthe und auf der andern der Menschenwürde, die einander angemessen sind, entsprechen.

Unbegreiflich ist mir, daß der Leisten und der Stein, so wie überhaupt die edlen Frankenweine, die ja doch unverkennbar von Jahr zu Jahr edler und besser gerathen, von den vaterländischen Dichtern noch nicht in der Art verherrlicht worden sind, wie die edlen Rheinweine. Freilich hat Würzburg seit seinem großen Walther von der Vogelweide keinen bedeutenden Dichter mehr gehabt, und die drei großen Frankendichter der Neuzeit, Richter, Rückert und Platen, haben den Leisten und Stein nicht besungen, wahrscheinlich nicht besingen wollen, aus den angedeuteten Gründen. Denn die Dichter sind eben das edelste Product im Weinberge des Herrn und bringen das materielle mit dem ideellen Leben in stete Beziehung. Die Poesie ist die reichste Blüthe der wahren Menschheit-Religion. —

Auch am Stein, an der Harfe und am Schalksberge hat der Staat bedeutende Besitzungen. Man pflegt wohl das Product des ganzen kleinen Bergzugs Steinwein zu nennen, doch sind auch die besondern Namen Schalksberger und Greffenberger (der Saft der Harfentraube) berühmt. Die kleine Bergkette, die von Alters ein so herrlicher Weinträger ist, besteht ebenfalls aus Kalkfelsen, der am eigentlichen Stein steil zu Tage tritt, so daß die tragbare Erde der Weingärten meist durch hohe Mauern und Pfeiler gestützt wird, was dem Berge ein malerisches Ansehen giebt.

Der Bergzug des Stein hat auch das mit dem Leisten gemein, daß er durch einen engen Thalgrund von einem höhern und größern Gebirgsstock getrennt ist und einen fast scharfen Kamm bildet. Vielleicht beruht auf dieser Eigenthümlichkeit ein Theil der edlen Zeugungskraft beider Berge. Ueber den Kamm führt ein bequemer Weg von einem Ende bis zum andern mit köstlichem Einblick südlich auf die Stadt, die Festung, das Käppele, Nicolausberg, Heidingsfeld, Randersacker und seine Weinberge; nördlich auf das nette Dörfchen Unterdürrbach, malerisch im engen Grunde gelegen, auf den entgegengesetzten ebenfalls mit gutem Wein weithin bepflanzten Bergzug, auf dem der stattlich hohe und schlanke Thurm einer Burgruine, „das Schenkenschloß", emporragt und, stark an den „Fuchsthurm" bei Jena erinnernd, die Gegend weit umher beherrscht. Rechts und links winkt hie und da von den Bergstirnen ein wenig Wald verstohlen herüber und belebt das liebliche Landschaftsbild noch mehr. Noch im vorigen Jahrhundert ist auch der Scheitel des Stein mit Wald bestanden gewesen; jetzt hat die Rebe ihn hier überall verdrängt; ihre Pflanzungen reichen zumeist bis an den Kamm hinauf, ja so edel ist dieser Boden, daß selbst auf der Nordseite des Bergs nach Dürrbach zu nicht unbedeutende Weinberge sich hinabziehen.

Welcher praktische Liebhaber guten deutschen Weins kennt nicht die eigenthümliche freundliche Form der Glasflaschen, die sich der Steinwein in stolzer Abgeschlossenheit erwählt hat, und wer weiß nicht, daß diese kleinen allerliebsten Bausbäckchen oder Dickwänstchen Bocksbeutel genannt werden? Niemand kann sagen, wie alt diese Flaschenform und ihr Name ist, und in welchen geheimnißvollen Beziehungen derselbe zur Stadt oder wohl zunächst zu den Hauptbesitzern dieser unschätzbaren Weingärten, den geistlichen Stiften, stand. Daß in dieser Richtung die Bocksbeutelei am stärksten vertreten war, erhellt bis zum Verdruß aus der Geschichte; aber ich glaube, sie geht auch hier ihrem Aussterben rasch entgegen. Turner, Sänger, Schützen, jugendliche Demokraten brechen ihr den Hals mit Vergnügen, wie den Bocksbeuteln, in deren Namen sich das Andenken an den alten Zopf noch lange erhalten mag. Der Steinwein soll all seine Zecher zu dem lebhaften Toast begeistern: „Vivat der Bocksbeutel! Pereat die Bocksbeutelei!"

Die ganze dreibergige Weinpflanzung enthält über 400 Morgen, davon gehören 107 Morgen dem Staatsärar. Auch hier hat in der Neuzeit zweckmäßige Rodung und Bepflanzung mit neuen edlen Sorten Wunder bewirkt. Erst jetzt weiß man, welch edles Gut der Stein zu erzeugen vermag. Das haben die Altvordern nicht geahnt. Man sagte mir, es hätten sich viele Leute der Umrodung und Neubestockung der Berge lebhaft widersetzt und daraus den Ruin der Würzburger Weinproduction geweissagt. Weise Propheten! Ganz wie im Weinberge des Herrn, wo auch jeder heilsamen Neuerung das Gespenst des Weltuntergangs als drohende Prophezeiung entgegengehalten wird.

Wenn die Leiste den edelsten, feinsten und bouquetreichsten Wein erzeugt, so liefert der Stein den gehaltvollsten aller Frankenweine, worin Feuer und Kraft sich mit dem lieblichsten Arom zum Entzücken aller Weinzungen im vollsten Maße und auf's Innigste verbinden.

Ob der Leisten oder der Stein die ältere Weinanlage ist, läßt sich aus Mangel urkundlicher Nachrichten nicht angeben. In einer urkundlichen Beschreibung der Markung Würzburgs vom Jahre 779 wird bereits am rechten Mainufer ein Weingarten genannt (also am Stein), doch machte der Weinbau bis zum 10. Jahrhundert wenig Fortschritte. Dann treten allmählich die Mönche als Besitzer und Winzer dieser Weinberge auf, und nun kommen sie in immer höhere Cultur. Alle geistlichen Corporationen hatten hier bedeutende Weingärten, und im vorigen Jahrhundert vorzüglich die Jesuiten, deren desfallsiges Besitzthum an die Universität überging und von dieser später an Privaten verkauft wurde. Heute sind besonders das große Juliushospital und das Bürgerhospital am Stein und Schalksberg stark begütert.

Der Klerus brachte viel heiteres Leben in das Weinwesen und erfüllte damit dessen eigentliche Bestimmung. Sobald die Trauben bis zur Lese reif waren, hielt der erste Prälat des Domcapitels, der Dompropst, mit einem großen und stattlichen Gefolge seinen

feierlichen Austritt in die Berge und verkündete mit dieser schönen Amtshandlung den Anfang der Weinlese, die stets nach festgesetzter Lauberdnung stattfand. Die übrigen Domcapitulare thaten als sogenannte „Herbstherren" in den domstiftischen Zehntorten des Bisthums dasselbe. Nach Beendigung der Lese wurden Abends Strohschauben in den Weinbergen angezündet, so daß alle Höhen in magischem Feuerglanze prangten. Die letzte Beerenfuhre wurde geschmückt und unter dem Schalle von Pauken, Trompeten, Pfeifen und Schalmeien mit lodernden Fackeln vom Herbstherrn zu Roß, von einer großen Anzahl Reitern umgeben, in die Stadt geführt. Das nannte man „den Herbst einleuchten". Heutzutage hat die Geistlichkeit, weniger fröhlich, nichts mehr mit der Weinlese zu thun.

Im 14. Jahrhundert gehörte der Pfülben (in alten Urkunden stets Pfühl genannt) theils dem Johanniterhause, theils dem Dominikanerkloster in Würzburg, der Spielberg und Lämmerberg dagegen größtentheils dem berühmten großen Cisterzienser-Mönchskloster Heilsbronn im heutigen Mittelfranken. Die Cisterzienser waren aber bekanntlich die rechten Weinbauern, und Kloster Heilsbronn brachte durch Ankäufe, besonders von Kloster Ebrach im Steigerwalde, seine Besitzungen zu Randersacker am Ende des 14. Jahrhunderts zu einem sehr ansehnlichen Weingute in besten Flor. Es lebte ein Klosterbruder als Verwalter desselben in Randersacker im eigenen stattlichen Hofe des Klosters, und die Mönche legten nun, wie anderwärts, neue Weinpflanzungen an diesen Bergen an. Durch die Reformation kam Heilsbronn mit allen seinen reichen Gütern in Besitz der Markgrafen von Brandenburg, die als frühere Burggrafen von Nürnberg schon das Vogteiamt desselben verwaltet und ihr Erbbegräbniß darin hatten. Diese brachten durch ihre zu Administratoren der Randersackrer Weinberge bestellten Amtsvögte den in der letzten Zeit des Convents gesunkenen Weinbau wieder empor, und nun lagen, zum Aerger der geistlichen Herren in Würzburg, neben den guten katholischen Weinbergen eben so gute lutherische.

Das in der Geschichte dieser Länder eine so große Rolle spielende Jahr 1803 brachte dieses ansehnliche Weingut mit den übrigen ehemaligen Klosterbesitzungen an das Kurfürstenthum Baiern, welches es 1806 an das neugebildete Großherzogthum Würzburg abtreten mußte. Im Jahre 1812 wurde der Hof und ein großer Theil der Güter in Randersacker veräußert. Die besten Weinberge blieben Staatseigenthum und sind später mit den Weinbergen, welche der ehemaligen Benedictinerabtei zu Kitzingen gehört hatten, zu dem jetzigen Complex der Staatsweinberge in Randersacker vereinigt worden, welche einen Flächenraum von 55½ Morgen einnehmen. Der Staat hat in dem vielbesuchten Weinorte seine eigene Kellerei, die jeden Herbst die Erträgnisse ihrer Berge aufnimmt und dann seiner Zeit abgegohren an den Hofkeller in Würzburg abliefert. Von diesem prächtigen Riesenkeller und seinem Inhalt soll in einem andern Artikel die Rede sein. Die Würzburger Weine werden voraussichtlich ebenso wie die Stadt, von der sie benannt werden, eine schöne deutsche Zukunft haben, und auch die echten Dichter die sie würdig besingen, werden ihnen ferner nicht fehlen.

Aus den Landen des verlassenen Bruderstammes.

4. Von Schleswig nach Missunde..

Wer kennt nicht, wenn er jemals in Schleswig-Holstein gewesen ist, Doris Esselbach, die Wirthin zur „Stadt Hamburg" in Schleswig? Und wen kennt sie selbst nicht, wen hat sie nicht gesehen und nicht gesprochen? Alle Personen, welche während der letzten sechszehn Jahre auf dem militärischen oder politischen Theater in Schleswig-Holstein irgend eine Rolle von Bedeutung gespielt haben, sind bei ihr vorübergegangen. Der alte Wrangel, General v. Willisen, der tapfere Sieger von Eckernförde, Capitain Jungmann, der brave Theodor Preußer, General v. Baudissin, General von Bonin, Louise Aston, der Major v. der Tann, die preußischen und österreichischen Civilcommissare von damals und heute, General de Meza und General Schleppegrell, Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz von Preußen, General v. Gablenz und der Herzog von Coburg, — Alle hat sie gekannt, mit Allen hat sie gesprochen, von Allen weiß sie charakteristische Aeußerungen und Züge zu erzählen. Dänen, Oesterreicher, Preußen, Hannoveraner und Sachsen, alle Streiter für und gegen Schleswig-Holstein sind auf Stunden oder Tage in ihrem gastlichen Hause eingekehrt. Die Deutschen sagen von ihr, sie sei dänisch, die Dänen, sie sei deutsch, Alle aber stimmen darin überein, daß sie eine so energische und intelligente Frau sei, wie nur eine in Schleswig-Holstein.

In die Stadt Hamburg, das Haus dieser Doris Esselbach, ging ich, um mir Extrapostpferde nach Missunde zu bestellen. Frau Esselbach ist nämlich zugleich Posthalterin in der Stadt Schleswig, und man sagt von ihr, daß kein Mann der Stelle eines Posthalters jemals so gewachsen gewesen sei, wie Frau Esselbach in Schleswig, und daß sie, wenn es nöthig, selbst zuweilen Courierstiefeln anziehe und zu Pferde steige. Ein Kellner führte mich, wie er sagte, „zu seiner Madame". Frau Esselbach saß in ihrer kleinen Schreibstube vor dem Schreibtisch. Ich sah sie heute zum ersten Male. Sie war eine stattliche Frau in den vierziger Jahren.

Sie empfing mich anfangs ziemlich kalt und machte mir große Schwierigkeiten wegen der Pferde; allein bald kamen wir in eine lebhafte Unterhaltung, die sich über eine Menge von Persönlichkeiten und Tagesfragen erstreckte. Von Minute zu Minute wurde sie wärmer, und ich erhielt, wenn auch nicht, was ich wünschte, so doch einen Platz im Postwagen, der nach Eckernförde fahren sollte. Vorerst ging aber sein Weg nicht weit. Er fuhr um die Ecke bis zur Eisenbahnstation und dann hielt er still, um die Ankunft des Zuges von Flensburg zu erwarten. „Eine Stunde dauert es gewiß noch bis dahin," sagte gleichmüthig der Postillon, knöpfte seinen rothen Mantel auf, zog eine Pfeife heraus und schlug nach alter Sitte mittelst Stahl und Stein sich Feuer an. Meine beiden Reisegefährten blieben mit schleswig-holsteinischer Ruhe, welche durch nichts erschüttert werden kann, sitzen. Das konnte ich nicht aushalten. Nach den Tagen des Schneesturmes und des tiefen Winters war heute ein heiterer Frühlingstag am blauen Himmel aufgestiegen. Ich verließ den Wagen und schaute mich um. Dort rechts breitete sich die Stadt Schleswig mit ihren rothen Dächern und weißen Wänden an den blauen Ufern der Schlei wie ein ungeheures Hufeisen aus, dort erhob sich der Dom mit seinem gewaltigen Dache und seinem Glockenthürmchen darauf, der ehrwürdige, alte Dom, von dessen Kanzel der „Swine-Martens", der einst in Tönning als Pastor zugleich dem Schnapsladen seines Schwiegervaters vorstand, zwölf Jahre vor leeren Bänken gepredigt hatte. Jetzt war der Wirksamkeit des Biedermanns ein Ende gemacht worden.

Ich wandte mich zunächst nach Schloß Gottorf, welches sich links vor mir aufbaute. Das Schloß ist durch Demolirungen und Neubauten vollständig modernisirt worden, obschon Schleswig selbst eine der ältesten Städte des Landes ist. Die Dänen hatten vor, das Schloß vor ihrem Abzuge aus Schleswig in die Luft zu sprengen. Glücklicherweise wurden sie durch ihren eiligen Rückzug an der Ausführung dieses vandalischen Gedankens gehindert. In den letzten Jahren hatten sie das Schloß, welches einst die Wohnung von Herzogen und Königen war und später als Reliquie sorgsam in der alten, burgartigen Gestalt erhalten wurde, in einen Dragonerstall verwandelt. Man wollte auf diese Weise die Erinnerung an eine Zeit austilgen, wo Schleswig eigene Herzöge hatte. Es war das Ministerium Oersted, welches diese vandalische Maßregel beschloß, dasselbe Ministerium, dem die preußische Kreuzzeitung so oft Zeugnisse ihres Wohlgefallens ertheilte. In der zum Schlosse führenden schönen Buchenallee hatten die Dänen aber in den letzten Tagen ihrer Herrschaft wieder in barbarischster Weise gehaust. Fast die Hälfte der stattlichen Bäume war mit der Axt umgeschlagen. Im Innern des unschönen und winkeligen Schloßhofes brannte ein hellloderndes Feuer; Bettstellen, Matratzen und alle mögliche Lazarethgegenstände standen und lagen umher. In den untern Räumen stöhnten die Verwundeten aus den Gefechten bei Oberselk, bei Wedelspang, bei Busdorf und bei Oeversee unter ihren Schmerzen und unter den Händen der Aerzte. Es war zu traurig da drinnen. Ich ging darum wieder hinaus in den heitern milden Tag und in den goldnen Sonnenschein und betrachtete mir die im Schlosse aufgefahrenen Kanonen jeden Kalibers, welche die Oesterreicher den Dänen abgenommen hatten. Endlich kam der Zug von Kleinkrug angebraust; unser Postwagen fuhr ab.

Der Weg von Schleswig nach Eckernförde ist recht hübsch. Die Landschaft bietet keine großartigen Contraste, aber sie ist das Bild einer Idylle, in welche zuweilen ein leiser schwermüthiger Hauch

hineinweht. Bis nach Fleckebye führt der Weg fast immer den Ufern der Schlei entlang. Zuerst rollte der Wagen im langsamen Trab durch Friedrichsberg, das westliche Drittheil der Stadt Schleswig, welches aus einer einzigen, anderthalb Stunden langen Straße besteht. Dann kamen wir wieder an den Schanzen bei Friedrichsberg vorüber. Wären sie vertheidigt werden — sie waren gar nicht armirt und auch im Bau noch nicht einmal vollendet — so wäre wahrscheinlich der Friedrichsberg dabei in Flammen aufgegangen. Von Busdorf führt die Straße nach Eckernförde in südöstlicher Richtung. Ueberall waren zu beiden Seiten des Weges die Bäume von den Dänen umgehauen worden, um die Straße in der Richtung nach Eckernförde mit den Kanonen bestreichen zu können. Nochmals erschien das Bild der Stadt Schleswig mit ihrem altersgrauen Dome jenseits des blauen Seespiegels der Schlei. Unwillkürlich kam mir von Neuem Swine-Martens in die Gedanken, wie er, zuviel Portwein im Kopfe, in der Straße umhertaumelte. Er wollte seine fette Pfründe gar nicht verlassen. „Ich habe mit meinen lieben Schleswigern die Tage der Trübsal getheilt, ich will auch in den Tagen der Freude bei ihnen bleiben,“ sagte er mit schwermüthiger Stimme. Aber die lieben Schleswiger wollten nichts davon hören, und Abends um sechs Uhr, an demselben Tage, wo die Oesterreicher in Schleswig eingezogen waren, verließ er die Stadt.

Dann erschien links von der Straße die Kirche von Haddebye, eine der ältesten des Landes. Nun ging's über eine Nothbrücke; die Dänen hatten hier den Damm, auf dem die Landstraße hinlief, durchstochen. Mit jedem Schritte wurde die Landschaft mannigfaltiger, die Ebene verwandelte sich in bewaldetes Hügelland, und zuweilen blitzte der von der Nachmittagssonne vergoldete blaue Wasserspiegel durch die Baumgruppen. Jetzt rollte der Wagen durch die ersten zu Fleckebye gehörigen stattlichen Höfe und hielt dann vor dem Wirthshause. Fleckebye war seit den letzten zehn Jahren der Wohnsitz des Hardesvogts Blaunfeldt. Dort drüben auf der andern Seite der Straße stand sein Haus, ein prächtiges, modernes Landhaus von stattlichsten Verhältnissen und mit einem im englischen Geschmack angelegten Garten umgeben, mit der Aussicht auf die Waldung um Louisenlund und auf die Schlei. Blaunfeldt hatte aus seiner Hardesvogteistelle jährlich mehr als 7000 Thaler herauszuschlagen gewußt, wie den Lesern der Gartenlaube bekannt, durch die seinen Amtseingesessenen völlig willkürlich aufgelegten Strafgelder. Wenn er es dabei gar zu toll trieb, so griff wohl das Appellationsgericht in Flensburg zuweilen in die Wirthschaft ein, welche ihres Gleichen übrigens in Schleswig nicht gefunden hat; aber das geschah selten und genirte Blaunfeldt sehr wenig. Jetzt stand das schöne Haus einsam und verlassen. Der Besitzer befand sich in Rendsburg im Kerker, sein Sohn saß als Spion im Gefangenhause in Kiel, und seine Frau war in Berlin und Kopenhagen, um das Leben ihres Mannes zu erflehen.

In Fleckebye erhielt ich ohne Schwierigkeit Postpferde nach Missunde. Wieder kam ich jetzt über ein Terrain, welches mit der Hauptstellung bei dem Danewerke fortificatorisch verbunden war. Es war das Defilé zwischen der Schlei und der Eckernförder Bucht. Gegen einen Angriff von der Eckernförder Seite her hatte man versucht, sich folgendermaßen zu sichern. Vom Louisenlunder Schloßgarten, dessen Bäume ich drüben sah, längs der „großen Breite“, einer Bucht der Schlei, war eine größere und kleinere Dämmung angelegt, welche Beide mit Schleußen versehen waren. Durch diese Schleußen konnten zwei Auen so angestauet werden, daß sie eine künstliche Ueberschwemmung des ganzen Terrains von Fleckebye bis Windebye Noer bei Eckernförde hervorbringen. So lange der Feind nicht die Dämmung durchbrochen hatte, welche der Sicherheit halber noch mit Redouten versehen ist, brauchte die dänische Armee nur die Chaussee zu besetzen und zu vertheidigen. Bei dem Dorfe Borby, nördlich von Eckernförde, war überdies eine Batterie zur Bestreichung des Dammes der durch und nach Eckernförde führenden Chaussee angelegt. Weshalb auch diese kleineren und sehr geschickt angelegten fortificatorischen Anlagen zur Vertheidigung des Defilés zwischen der Schlei und der Eckernförder Bucht, durch welches hindurch die Preußen auf der Eckernförder Chaussee gerade nach Missunde los drangen, nicht benutzt worden sind, ist mir, vom militärischen Standpunkte aus, vollkommen unbegreiflich. Daß die Dänen den Gedanken gehabt hatten, es zu thun, sah ich an einer Stelle des Dammes, auf dem die Chaussee hinlief, wo man Durchstechungsversuche gemacht hatte. Der Wagen bog jetzt in nördlicher Richtung auf einem Landwege nach Missunde ein. Kaum konnten die Pferde in dem tiefen Boden fortkommen. Nach einer halben Stunde fuhr ich zwischen zwei Schanzen hindurch. An der linken Seite erhob sich neben der zweiten eine dritte Schanze. Den sich nach dem Dorfe Missunde ziemlich steil senkenden Weg aufwärts zogen, wie man auf der Abbildung sieht, sechs Pferde eine Kanone. Es war eine von den Kanonen, welche die Dänen in den Schanzen zurückgelassen hatten.

Einige funfzig Schritt abwärts hielt ich vor dem ersten, strohgedeckten Hause von Missunde, in welchem die österreichische Feldwache lag. Der Sergeant, welcher dieselbe commandirte, erbot sich, mich in den drei Schanzen umherzuführen. Gern nahm ich sein Anerbieten an. Beide Schanzen waren noch fast ganz in demselben Zustande, in welchem sie von den Dänen geräumt waren. Nur einige Kanonen waren bereits von ihrem Bette genommen und fortgeschafft; andere standen noch dort und richteten ihre Mündungen auf das Defilé, welches ich soeben passirt hatte. In der Mitte jeder Schanze befand sich ein kolossales Pulvermagazin, in dem noch bedeutende Vorräthe vorhanden waren. Das Dach war bombensicher eingedeckt. Der Zugang zu demselben war durch eine Palissadenreihe geschlossen. Wenige Schritte von dem Pulvermagazine standen Blockhäuser aus dicken Balken, so groß, daß sich ein ansehnlicher Theil der Besatzung dahin zurückziehen konnte. Noch bedeckte Stroh den gedielten Boden. Kartätschen und Shrapnells lagen zerstreut umher, dazwischen Lederhelme und mit Blut befleckte Kleidungsstücke. Noch standen die Munitionswagen da, welche die Dänen in der Eile ihres Abzuges zurückgelassen hatten. Der Sergeant langte mit der Hand einige Shrapnells heraus, um mir zu zeigen, daß darin sechsunddreißig kleinere Kugeln enthalten seien. Dann stiegen wir auf die Brustwehr und überblickten die äußeren Befestigungen der Schanzen und das Defilé, in dem vor wenigen Tagen die sogenannte Recognoscirung gegen die Schanzen stattgefunden hatte. Dort drüben links erhob sich der Boden zu einer geringen Höhenanschwellung. Auf derselben waren die preußischen Kanonen aufgefahren gewesen, um die an dieser Seite der Schlei liegenden drei Schanzen zu beschießen, die ungefähr 25 Fuß hoch sein mochten, während der vor denselben befindliche Graben eine Tiefe von etwa 15 Fuß haben konnte. An der äußeren Seite des Grabens, nach der Seite hin, von wo die feindlichen Truppen im Fall eines Bajonnetangriffs die Schanzen stürmen mußten, waren zwischen eingerammten Pfählen drei starke Drähte in der Höhe von vier Fuß parallel mit dem Boden gezogen — um die Stürmenden einige Minuten zurückzuhalten und ihnen so eine neue Salve zu geben. In der Mitte der Grabenböschung hatte man eine starke Palissadenreihe angebracht, welche erst niedergehauen werden mußte, bevor die Stürmenden an der jenseitigen Böschung hinaufsteigen konnten. Die Schanzen waren nach dieser Seite hin vortrefflich befestigt und hätten, selbst wenn es den angreifenden Truppen gelungen wäre, bis an den Rand des äußeren Grabens vorzudringen, nur mit großem Verlust genommen werden können.

Missunde ist der wichtigste Punkt für die Befestigungen an der Schlei. Der Besitz der Position von Missunde schließt den Besitz der Stellung bei Schleswig in sich, weil man, im Besitz von Missunde, die Schleswiger Position im Rücken angreifen kann. Ist Missunde genommen und setzt man sich im günstigen Terrain des Landes Angeln fest, so bleibt den Dänen nichts mehr übrig, als in Angeln eine Schlacht anzunehmen oder sich auf Flensburg und von dort hinter die Düppler Schanzen zurückzuziehen. Die Dänen haben diese Wichtigkeit der Position von Missunde auch wohl erkannt und deshalb zur Deckung derselben sieben Schanzen angelegt, drei diesseits, vier jenseits der Schlei, außerdem einen befestigten Brückenkopf.

Zum Schluß will ich eine Episode aus dem am 3. Febr. hier stattgefundenen Artilleriegefecht erzählen, wie sie mir ein Augenzeuge berichtete, eine That, welche ebensowohl von großer Bravour, wie von wahrer Menschlichkeit zeugte. Ein dänischer Schütze hatte sich aus der Schanze weit voraus an die Höhe geschlichen, worauf die preußischen Kanonen standen, und feuerte von dort auf die Bedeckungsmannschaften. Er war ein guter Schütze und verwundete Menschen und Pferde. Endlich traf ihn eine Kugel. Schwerverwundet sank er nieder. Jetzt band er sein Taschentuch um die Spitze seines Bajonnets und winkte nach der Schanze hinauf, daß man ihn holen solle. Vergebens. Rechts und links schlugen die dänischen Kugeln neben ihm nieder.

Bei Missunde, Mitte Februar.

Schanze am jenseitigen Ufer der Schlei.

Originalzeichnung unseres Specialartisten C. Wolperding.

Brückenkopf am diesseitigen Ufer der Schlei.

Da gingen drei Kanoniere von denselben Bedeckungsmannschaften, auf welche er geschossen hatte, zu ihm heran, nahmen ihn mitten im Feuer der dänischen Schanzen auf und trugen ihn hinter die preußische Batterie in Sicherheit.

Der Abend dunkelte bereits mächtig herein, als ich mich wieder in den Wagen setzte, um durch die einzige Straße des Dörfchens Missunde zum Ufer der Schlei zu gelangen. Missunde ist ein gar elendes Fischerdorf, das höchstens einige dreißig strohbedeckte Häuser zählt. Langsam fuhr meine Kutsche die holprige Straße abwärts, welche sich steil zum Ufer der Schley hinabsenkt. Fast an allen Häusern hatte die Beschießung der Schanzen durch die preußischen Kanonen ihre zerstörenden Spuren zurückgelassen. Die Schlei hat hier kaum eine Breite von hundert Schritt. Dicht am Strande sah ich die Mauern eines großen, steinernen Gebäudes, das vollkommen ausgebrannt war. Des Daches beraubt, ragten die Ruinen der äußeren Mauern schauerlich gegen den schneebedeckten Abendhimmel auf. Es war ein trauriges Bild der Zerstörung und der Verlassenheit. Einige Pontons aus der hier von den Dänen geschlagenen Schiffbrücke, auf welcher sie bei ihrem Rückzuge aus den Schanzen die Schlei überschritten hatten, lagen noch in dem graugelbgefärbten Wasser. Auf der Fähre setzte ich auf das linke Ufer über und blieb in dem einsamen Wirthshause drüben über Nacht. Selbst bis hierher hatten die Todesgeschosse ihren Weg gefunden. Eine Granate war durch das Dach geschlagen. Noch überall an den Wänden der Stube, innerhalb welcher sie geplatzt war, zeigte sich die Wirkung der gefüllten Kugel. Ich war daher herzlich froh, als mich der andere Morgen von diesem Orte des Grausens und des Jammers erlöste.

Gustav Raich.

Blätter und Blüthen.

Sie wartet. Wir hatten den Winter in der beiläufig weit über Gebühr gepriesenen Provence zugebracht und uns — schreibt eine englische Touristin — an der Nacktheit, der vegetationslosen Dürre des Landes wenig erquickt. Toulon war für den Rückweg aufgespart worden. Hier wurde natürlich Frankreichs größter Kriegshafen mit seinen gewaltigen Arsenalen und dem damit in Verbindung stehenden Orte des Schreckens, dem Bagno der Galeerensträflinge, in Augenschein genommen.

Jeder Fremde, der sich im glücklichen Besitze eines ordnungsmäßig ausgestellten und mit dem kaiserlichen Visa bereicherten Passes befindet, kann sich ohne Schwierigkeit auf dem dicht neben den Kriegswerften eingehausten Admiralitätsamte eine Einlaßkarte verschaffen, auf welche hin er zu einer bestimmten Stunde durch die Räume von Arsenal und Bagno geführt, besser, getrieben wird. So kam es, daß wir die kleine Gesellschaft von einigen vierzig Personen, Damen und Herren, bildeten, die sämmtlich zur gleichen Zeit Einlaß gefunden hatten. Unser Führer, der für die ihm überlieferte Fremdenzahl verantwortlich war, hatte die größte Noth von der Welt, seine Heerde gehörig zusammenzuhalten und nicht aus dem Auge zu verlieren. Der arme Mann betrachtete uns mit einem Blicke entschiedenen Mißtrauens; er schien in beständiger Angst zu schweben, daß Einer oder der Andere von uns etwa einen Anker oder ein Schiffstau in die Tasche stecken oder gar Lust verspüren möchte, sich den Reihen der Bagnosträflinge einzuverleiben, die wir in den verschiedenen Höfen des Arsenals bei der Arbeit trafen oder unter militärischer Escorte an uns vorüberziehen sahen.

Es war ein Anblick, welcher schaudern machte und zugleich das Herz mit unsäglichem Weh erfüllte, — diese Hunderte von Männern mit dem Eisenring um die Knöchel und der klirrenden Kette, in gelbem Beinkleid und rother Blouse und so viele mit der verhängnißvollen grünen Mütze auf dem Kopfe, — dem Zeichen lebenslänglicher Verurtheilung! Wirklich erlöst die Mehrzahl der hier Eingekerkerten nur der Tod von ihren Ketten, Niemand aber findet Aufnahme, der nicht mindestens eine zwanzigjährige Strafzeit zu erdulden hat. Lebenslang, zwanzig Jahre, — zwanzig endlose Jahre in der sengenden Sonne des Mittags und dem schneidenden Mistral (dem scharfen Nordwind, einer Geißel der französischen Südküsten), zwanzig Jahre voller Zwang und Schweigen und Schande, — wer kann den Gedanken ausdenken? Und keine Minute der Fesseln ledig, selbst nicht im Schlafe! Denn durch die übrigens weiten und luftigen Schlafsäle laufen mächtige Eisenstangen, an welche mit Hülfe von Ringen die Füße der Sträflinge angeschlossen werden.

In den Blicken der Meisten lauerte ein wahrhaft entsetzlicher Ausdruck von Haß und Ingrimm; selten, daß Einer uns ansah, wenn wir, in einer natürlichen Anwandlung von Theilnahme und Mitleid, ihnen guten Morgen boten. Manche schienen völlig stumpf und verthiert, doch Einzelne waren auch heiter und guter Dinge und grüßten uns mit einer frechen Freundlichkeit. Beinahe die Hälfte aller uns begegnenden Sträflinge waren lahm, Alle aber hatten jenen schlürfenden Gang, welchen der schwere Eisenring oft schon nach wenigen Monaten selbst dem früher flinksten Fuße zu geben pflegt. Dieser eigenthümlich schleppende Gang ist das unvertilgliche Kennzeichen früheren Bagnolebens und wird dem entsprungenen Sträflinge oft zum Hauptverräther.

Wir machten noch Jeder ein paar kleine Einkäufe in dem Bazare, in dem die zum Theil meisterhaft gearbeiteten Horn- und Elfenbein-, Holz- und Cocosnußschnitzereien der Gefangenen ausgestellt sind. Sämmtliche Verkäufer sind Sträflinge, und der Cassirer, der mit bestem Anstande die Honneurs des Magazins macht und überhaupt das ganze Geschäft leitet, war ein auf Lebenszeit verurtheilter — Mörder. Ich athmete auf, als wir damit unsern traurigen Besuch abgethan hatten und das hohe Gitterthor des Bagno's wieder hinter uns in's Schloß fiel. Unser Führer überzählte uns, er hatte uns Alle noch glücklich beisammen und legte eben die Hand an die Militärmütze, um sich zu verabschieden, als er eine ärmlich gekleidete Frau wahrnahm, die vor dem Eingange rastlos auf und nieder schritt. Jedesmal, wenn sie an das Gitter kam, blieb sie einen Augenblick stehen und warf einen langen, scheuen Blick zwischen den Eisenstäben hindurch, dann begann sie ihre unruhige Wanderung von Neuem, um immer wieder vor dem Thore des Grauens Halt zu machen.

„So ist sie," sagte unser Führer, „nun seit neun Jahren, mit wenigen Ausnahmen, Tag für Tag gekommen. Unsere Wachen kennen sie so genau, wie ihre Schilderhäuser, und Mancher weiß noch recht gut, was für ein schönes junges Weib sie war, als sie zum ersten Male erschien. Heut sieht sie wie sechzig Jahre aus, und ist doch vielleicht keine dreißig. Ja, ja, das arme Geschöpf hat sich furchtbar verändert, so daß der drin, auf den sie wartet, sie, trotz aller ihrer Treue, nicht wieder erkennen wird, — wenn er einmal herauskommt!"

Er versuchte zu lächeln, allein ich bemerkte wohl, wie dies nur ein mißlungener Versuch war, die Theilnahme zu verbergen, mit welcher er im Stillen das unglückliche Weib betrachtete.

„Wer sie beobachtet hat, wie wir, der sieht, daß sie's nicht mehr lange treiben wird," fuhr er fort; „ja, sie reibt sich auf, sie härmt sich zu Tode um Einen, der drin ist; sie stirbt vom Warten."

In diesem Momente kam die Frau an uns vorüber und bot unserem Cicerone einen kaum hörbaren „guten Morgen"; dann machte sie sich eilends davon und verschwand. Der gutmüthige Mann hatte seine Mütze berührt und ihren Gruß erwidert, wandte sich aber rasch zu mir, als schäme er sich seiner Höflichkeit und setzte, wie entschuldigend, hinzu: „Der Weg hier steht Jedermann offen; wir haben also kein Recht, ihn dem Weibe zu verbieten, auch keines, es anzuhalten und auszufragen. Vor neun Jahren, als sie zum ersten Male hier durch das Gitter schaute, da wollte sie vergehen vor Weinen und Schluchzen, — jetzt hat sie schon lange keine Thränen mehr, — aber ihr Blick ist immer so schmerzvoll und traurig, ach, so traurig, daß man sie gar nicht ansehen kann, ohne selber betrübt zu werden. Was hatte sie für volles, glänzend schwarzes Haar, und nun ist's schloßweiß und dünn geworden! Einmal frug ich sie, ob ich ihr vielleicht drüben in der Admiralität eine Einlaßkarte verschaffen sollte, sie wolle doch wohl Jemanden sehen, der drinnen wäre? Gott im Himmel, das Gesicht, das sie machte, als ich ihr dies sagte, — ich vergeß' es in meinem Leben nicht wieder! Solch einen Blick von Schrecken und Angst, und ich weiß nicht, was noch, hatt' ich nie gesehen und werde keinen wieder sehen, und wenn ich sie nicht gehalten hätte, so wäre sie umgesunken. Geantwortet aber hat sie mir keine Sylbe, sondern wie sie wieder stehen konnte, schlich sie davon. Einmal hob sie ihre Hand in die Höhe, als wollte sie sprechen, doch es ging ihr kein Wort über die Lippen. Und dann ist sie zwei Tage nicht wieder gekommen, und ich dachte schon, ich hätte mit all meinem guten Willen das arme Ding gekränkt und fortgescheucht. Indeß endlich — am dritten Vormittag — war sie wieder da, aber so verändert und krank, daß ich sie selber kaum wieder erkannte. Und da, an diesem Tage ist's gewesen, wo sie mir zum ersten Male ihr leises „Guten Morgen" gesagt hat, — 's ist schon mehr als acht Jahre nun, und seitdem hat sie Niemand wieder in ihrem wunderlichen Thun gestört."

„Können die Unglücklichen drin durch Ihre Vermittelung mit ihren Angehörigen verkehren?" frug ich.

„Durch meine Vermittelung nicht. Nur unsere obersten Vorgesetzten wissen, wer und was die Sträflinge unsers Bagno's draußen in der Welt gewesen sind; für mich und alle anderen Wächter und Aufseher verliert der Sträfling jede Identität, sobald ihn das Gitter hier eingelassen hat; für uns ist er fortan ein namenloses Ding, das nur die ihm gegebene Ziffer von den Hunderten anderer Namenlosen unterscheidet. Wir wissen blos aus den Streifen der Kleidung und aus der Farbe der Mützen, zu welcher Strafzeit jeder der uns Ueberlieferten verurtheilt ist."

Er hatte dies kurz und dienstmäßig geantwortet, als er sich aber wandte, sah ich, wie er verstohlen die Hand an die Augen führte.

Mich litt es keine Stunde mehr in Toulon; der scheue Blick, der durch das Gitter spähte, verfolgte mich auf Schritt und Tritt, und lange waren die grausigen grünen Mützen das Schreckbild meiner Träume. —

Wer ist der Unglückliche gewesen, welchem eine solche Treue, solch' eine Alles überdauernde, Alles verzeihende und Alles überwindende Liebe gewidmet war? Was hatte er verbrochen? War er am Ende gar unschuldig, — ein zweiter Alamentade? — — Wie hieß das Weib? Trug es mittel- oder unmittelbar vielleicht Mitschuld am Verbrechen des Gatten und hatte deshalb nicht den Muth dem Unglücklichen zu nahen? Wo war es daheim, dessen Leben neun lange Jahre einzig in dem Moment aufging, wo es von Weitem einen scheuen Blick auf den Schreckensort werfen durfte, in welchem der Geliebte seines Herzens im Bagnoanzug, vielleicht mit der grünen Mütze, als namenlose Ziffer seine Kette schleppen mußte, — das durch neun furchtbare Jahre nichts dachte, als ihn, nichts that als warten auf ihn, wartete, ob der drinnen nicht endlich heraus käme? Dies Alles weiß ich nicht und mochte nicht danach fragen; helfen konnt' ich ja doch nicht. Wohl aber kann ich die Arme verstehen, welche das Sehnen ihrer Seele nicht zu stillen wagte, um ihr gefallenes Idol nicht sehen zu müssen in der Schmach seiner Erniedrigung, — ob sie sich auch verzehrte in diesem Sehnen, — ob das Herz ihr dabei brach!

Nicotinfreier Tabak. Nach alter Erfahrung ist kein Schwindel so groß, daß er nicht immer eine Anzahl Gläubiger fände, um so mehr, wenn er sich in einige wissenschaftlich klingende Worte einhüllt, einige Zeugnisse für seine Vorzüglichkeit beibringt und, was die Hauptsache ist, es nicht an volltönenden Anpreisungen in allen möglichen Zeitungen fehlen läßt. Es giebt kaum ein schlagenderes Beispiel, als die sogenannten elektrischen Fabrikate der letzten zwanzig Jahre. Die Elektricität ist gewissermaßen Modesache; wer auf ein wenig Bildung Anspruch macht, hat davon gehört, daß in den Nerven und Muskeln des lebenden Menschen elektrische Kräfte thätig sind, — wie sollte da nicht die Elektricität auch ein allmächtiges Heilmittel sein? Goldberger's Rheumatismusketten haben unzähligen Leichtgläubigen die Thaler aus der Tasche gelockt, und kaum fingen sie an, der verdienten Nichtachtung anheimzufallen, als bereits die elektromotorischen Fabrikate von Betty Behrens ihre Stelle einzunehmen trachteten und, so viel ich in meinem Wirkungskreise sehen und aus den zahlreichen Zeitungsanzeigen, die sich doch bezahlt machen müssen, erschließen kann, keineswegs ohne Erfolg. Freilich haben alle diese Waaren keine elektrischen Wirkungen, noch hat jemals irgend ein urtheilsfähiger Beobachter überhaupt eine eigenthümliche Wirkung von denselben gesehen, welche besser als der fast werthlose Stoff die hohen Preise rechtfertigen würde; aber das ist auch gar nicht nöthig. Man denke nur, wie es mit den Zahnhalsbändern geht. Während der Zeit des Zahnens, welches den meisten Kindern einige Unbequemlichkeiten verursacht, kommen viele Sünden der Erziehung in Nahrung, Kleidung, Reinlichkeit u. s. w. mit ihren mehr oder weniger schweren Folgen zu Tage, also schließlich die Bequemlichkeit, die den eigentlichen Ursachen nicht nachforschen mag, sondern meint, das Zahnen sei an Allem schuld, und die begangenen Fehler werden einem Feinde in die Schuhe geschoben, gegen den es keine zuverlässige Hülfe giebt. Die Angst der „sorgsamen Eltern" wird nun zu Gunsten der Zahnhalsbänder ausgebeutet, welche den lieben Kleinen sicher über diese gefährliche Periode hinweghelfen sollen. Mancher glaubt den Anpreisungen, Mancher denkt wenigstens: der Versuch kann nichts schaden, und: lieber etwas Ueberflüssiges thun, als zu wenig. Nun, die Mehrzahl der Kinder übersteht bekanntlich das Zahnen, und haben sie dann zufällig ein Zahnhalsband umgehabt, so ist der Nutzen klar. Das wäre nun, abgesehen von der Beförderung des Aberglaubens, der jedem gebildeten und gesitteten Menschen ein Gräuel sein muß, noch nicht so sehr schlimm, wenn nicht durch das falsche Vertrauen auf Zahnhalsbänder und andere Amulete und Geheimmittel Tausende verleitet würden, die richtige Hülfe zu vernachlässigen. Geht es unglücklich aus, so kommen freilich wohl Gewissensbisse hintennach, aber man spricht nicht gern davon, und so gelangen nur die glücklichen Ausgänge zur allgemeinen Kunde und verleiten immer wieder Andere.

In der allerneuesten Zeit kommt nun etwas noch nicht Dagewesenes auf den Markt: nicotinfreier Tabak und nicotinfreie Cigarren; Herr Biermann in Berlin macht sie, und ein Dr. Hanbold in Leipzig empfiehlt sie. Fast Jedermann hat seit dem Bocarmé'schen Proceß davon gehört, daß der Tabak einen sehr giftigen Bestandtheil enthält, das sogenannte Nicotin. Dieser Stoff geht bei dem langsamen Verbrennen des Tabaks in Pfeifen und Cigarren in den Rauch über, aus dem Kautabak wird er durch den Speichel, aus dem Schnupftabak durch die Absonderung der Nasenschleimhaut ausgezogen, und so gelangt er, allerdings in sehr geringen Mengen, in das Blut. Darauf beruhen die hauptsächlichsten Wirkungen des Tabaks, die dem Neuling im Genusse unangenehm genug fühlbar werden. Kranke rauchen auch; sollte man nicht den Männern dankbar sein, die ihnen den Genuß erhalten und Gesunde vor den denkbaren schlimmen Folgen bewahren wollen, indem sie den schädlichen Stoff entfernen?

Ein wunderbarer Naturtrieb leitet die Menschen an, durch aufregende Mittel — wie Wein, Branntwein, Bier, Kaffee, Thee u. s. w. — oder durch betäubende — wie Opium, Haschisch, Fliegenschwamm, Coca, Tabak u. a. m. — die Reize des Daseins zeitweilig zu erhöhen. Die Ureinwohner von Central-Amerika genossen den Rauch des Tabakkrautes, lange bevor Columbus geboren wurde oder Sir Walter Raleigh's Genossen es an den Hof der Königin Elisabeth brachten. Das Cocablatt, welches jetzt die indianischen Bewohner von Peru labt und zu unglaublichen Anstrengungen stärkt, wurde, wie heute, schon in den frühesten Zeiten von ihren Voreltern gekaut. Der Gebrauch des Opium, des Haschisch (ein aus dem Samen des indischen Hanfes bereiteter Auszug) und das Betelkauen in den asiatischen Ländern verlieren sich in die Zeiten des fabelhaften Alterthums. Die Bewohner der Südseeinseln und des indischen Archipels benutzten die berauschenden Pfefferpflanzen ihrer Heimath, die Eingeborenen der Anden und die Anwohner des Himalaya den Stechapfel, die Bewohner des nördlichen Europa den Sumpfporst und den Hopfen, die Bewohner Sibiriens den betäubenden Schwamm zu denselben Zwecken, lange bevor das Licht der Geschichte anfängt, das Dunkel ihres Daseins zu erhellen. Die außerordentlich rasche Verbreitung des Tabaks über die ganze Erde, die ihn zu einem der wichtigsten Handelsartikel gemacht hat, seine Einbürgerung bei allen Völkern in den verschiedensten Klimaten und unter den verschiedensten Lebensbedingungen, bei den Arbeitern des Körpers und des Geistes, bei Hoch und Niedrig, bei Gebildeten und Ungebildeten, lehrt, daß in seinem Genuß ein Reiz vorhanden sein muß, der stärker ist als seine abschreckenden Erstwirkungen bei dem Ungewöhnten, stärker als die heftigen Gegenschriften des gelehrten Königs Jakob I. von England, stärker als das Auflegen großer Abgaben und die Beschränkung des virginischen Anbaues, als die Androhung der Peitsche und des Kerkers an die Tabakverkäufer in Frankreich, als diejenige der Knute, des Nasenabschneidens und des Todes in Rußland, stärker als die Bannbullen des Papstes Urban VIII. und die Verbote der Priester und Sultane in den mohammedanischen Ländern.

Von den andern betäubenden Genußmitteln, so sehr sie auch in einzelnen Gegenden eingebürgert sind, hat keins auch nur entfernt eine solche Verbreitung gefunden, wie der Tabak, aber keines von ihnen hat auch so wenig nachtheilige Wirkungen. Vom Opium ist es ja allgemein bekannt, daß es in stärkeren und stärkeren Gaben genossen werden muß, um die gewünschten Wirkungen hervorzubringen, bis es endlich seine Opfer körperlich und geistig elend zu Grunde richtet. Der Tabak hat keine so gewaltigen Wirkungen. Sind die ersten Unannehmlichkeiten der Angewöhnung einmal überwunden, so ist von einem mäßigen Genusse desselben keine andere Folge bemerkbar, als daß er das Nahrungsbedürfniß vermindert, ohne die Ernährung zu beeinträchtigen, eine ruhige Gemüthsstimmung befördert und zugleich munter und zu geistiger und körperlicher Arbeit geschickt erhält. Wenn nun auch übermäßiger Tabaksgenuß allerlei unangenehme Folgen hat, wie z. B. eine mit Unruhe verbundene Erschlaffung, Verstimmung und einen unruhigen, durch ängstliche Träume unterbrochenen Schlaf, oder wenn er einzelnen Naturen überhaupt nicht bekommt, so folgt daraus doch weiter nichts, als daß letztere sich des Genusses enthalten und daß überhaupt das Uebermaß vermieden wird, aber die große Mehrzahl braucht darum einem Genußmittel nicht zu entsagen, das nicht nur nicht nachtheilig auf sie wirkt, sondern entschiedene Annehmlichkeiten und Vortheile mit sich bringt. Das seltenere Nahrungsbedürfniß z. B., das bei Rauchern nur zu den Hauptmahlzeiten sich geltend macht, bewahrt sie vor der Neigung zu Näschereien außer der Zeit, welche Nichtraucher oft kennzeichnet, und durch unregelmäßige und ungeeignete Beschäftigung des Magens und Unterbrechung der auch diesem Organe nothwendigen Ruhepausen die Verdauung stört.

Diese günstigen Wirkungen des Tabaks beruhen aber gerade auf der Anwesenheit einer geringen Menge von Nicotin, während die unangenehmen Folgen größtentheils anderen Stoffen, namentlich den bei der Verbrennung sich bildenden flüchtigen Oelen und theerartigen Substanzen, zur Last fallen. Die Bereitung und Benutzungsweise der Cigarren und Tabake geht deshalb darauf aus, den zu reichlichen Nicotingehalt zu verringern und die Bildung jener öl- und theerartigen Stoffe möglichst zu vermindern oder dieselben aufzufangen. Wirklich nicotinfreier Tabak zeichnet sich durch einen unangenehmen Geruch seines Rauches und durch die Erzeugung eines ekelhaften, kratzenden Geschmackes aus, und würde deshalb gewiß keinen Beifall finden, wenn er in den Handel käme. Der angeblich nicotinfreie Tabak von Biermann ist aber, laut der in der Berliner Polytechnischen Gesellschaft mitgetheilten Ergebnisse genauer chemischer Untersuchung, gar nicht frei von Nicotin, sondern enthält davon eben so viel, als anderer gewöhnlicher Rauchtabak. Ob sich dies bei allen angeblich nicotinfreien Cigarren und Tabaken so verhält, weiß ich nicht; aber wenn auch kein solcher Betrug vorläge und das Nicotin wirklich entfernt wäre, so würde den Käufern doch eine Waare angeschwindelt, welcher gerade der Stoff fehlte, um dessen willen sie dieselbe kaufen, und welche daher diejenigen Wirkungen nicht hätte, die ihr nachgerühmt werden.

Künstlerfahrten in Schleswig-Holstein. Aus einem uns soeben zugehenden Schreiben unseres zweiten Specialartisten, Herrn O. G. aus Weimar, von dem wir schon in der allernächsten Zeit eine Reihe ausgezeichneter Illustrationen vom Kriegsschauplatze bringen werden, geben wir die nachstehenden Mittheilungen, welche unsere Leser gewiß ebenso interessiren werden, wie uns selbst:

Sonntag den 28. Februar, schreibt Herr G., bot sich mir eine mit Vergnügen ergriffene Gelegenheit, mit einem fouragirenden Artillerieofficier bis Dorf Rinkenis zu fahren. Da ich jedoch in dem Orte, in welchem das einzige größere Gebäude, das Schulhaus, zu dem ersten in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes befindlichen Lazarethe eingerichtet ist, keine Unterkunft finden konnte, so mußte ich mich, wohl oder übel, entschließen, Abends 9 Uhr, ankämpfend gegen heftigen Ostwind, den schlimmsten Wind, den es hier giebt, und auf verzweifelt schmutzigen und grundlosen Wegen, im Dunkel der schwärzesten Nacht, noch nach Gravenstein, dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, zu stolpern. Um in Gravenstein nicht arretirt oder zurückgewiesen zu werden, hatte ich von den Officieren in Rinkenis vom 60. Regiment, das bei Missunde tapfer gefochten, die Parole mitgetheilt erhalten. Plötzlich ertönt seitwärts vor der Stadt dem arglosen Wanderer aus grausiger Finsterniß entgegen das furchtbare „Halt! werda?" des Postens, der in seinem weißlichen Schafpelz kaum bemerkbar ist. „Gut Freund!" — „Parole?" — „Kriegeo" — „Losung?" — „lust!" — „Feldgeschrei?" — „Albrecht!" — „Kann passiren." So brüllt es und so antworte ich zwei Mal.

Es war Mitternacht. Mutterseelenallein in einer mir gänzlich fremden Stadt von etwa 4000 Einwohnern, fiel ich meinem Instinct vertrauend, von Müdigkeit, Hunger und Durst geplagt, in den ersten Gasthof, der sich zeigte, ein. O weh! Alles überfüllt! Jeder Winkel von Soldaten besetzt. Im zweiten ganz ebenso. Die Leute lagen theilweise bekleidet, bedeckt mit Mantel und Wolldecke, auf Stroh wie geschichtete Häringe aneinander, in jedem Zimmer 30, ja 50 Mann. Schon winkte mir die heitere Aussicht, eine Nacht unter dem freien, nichts weniger als italischen Himmel Schleswigs campiren zu müssen. Da erbarmte sich meiner ein menschenfreundlicher Pionierunterofficier von der Wache und verschaffte mir zwei ungepolsterte Stühle, mit der dankbar angenommenen Erlaubniß, dableiben zu dürfen. Nach Vertilgung einer schier Grüneberger Bouteille Rothweins sank ich von den Anstrengungen des Tages überwältigt, trotz des brettharten Lagers, in einen festen Schlummer und träumte von den Freuden eines eiderdunenen Bettes und sonstigen Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens.

Nachdem ich mich am andern Morgen bei dem Commandanten, Major v. Unruh, legitimirt hatte, erhielt ich einen Passirschein, um einen befreundeten Officier zu besuchen, und wanderte auf der Sonderburger Chaussee den Vorposten unserer Armee zu. Freundlichst, ja cameradschaftlich wurde meine civilistische Seele aufgenommen. Während voller vier Tage theilten die Herren Krieger bereitwilligst Speise und Trank, Strohlager und Zimmer mit mir und bemühten sich überhaupt aufs Liebenswürdigste mir das Leben so angenehm zu machen, wie es die gegebenen einschränkenden und beschränkten Verhältnisse erlaubten.

Alle Truppen, Officiere wie Gemeine, die ich bis jetzt sah, sind vom besten Geiste beseelt, hängen am Prinzen Friedrich Karl mit wahrer Be-

geisterung und vertrauen ihm mehr als jedem andern General. Wenn der nur allein die Sache in der Hand hätte, meinen sie, dann sollten bald keine Dänen mehr in Schleswig sein.

Uebrigens wird die Armee ausgezeichnet verpflegt. Jeden Tag giebt es Fleisch, Rind- oder Schweinefleisch, Erbsen, Linsen und Reissuppe und gutes Brod, Morgens und Nachmittags aber Kaffee. Freilich wird den preußischen Truppen kein Wein geliefert, wie den Oesterreichern, sondern nur Schnaps. An Tabak und Cigarren fehlt es auch nicht, und außerdem hat jede Compagnie ihren Marketender, bei dem man für Geld bekommen kann, was im Felde dem Soldaten irgend wünschenswerth. Von Gamaschendienst ist keine Spur mehr, Jeder raucht beim Marsch nach Belieben, steckt die Hosen in die Stiefeln und ist mit einer schützenden Kapuze versorgt, während der Hals, ganz nach Geschmack und Belieben, mit den verschiedenartigsten Shawls umhüllt wird und die Officiere ihre Colt'schen Revolver im Gürtel tragen. Genug, man kann das mannigfachste, manchmal selbst komischste Costüm bewundern. Trotz alledem aber herrscht eine tadellose Disciplin.

Nachdem wir uns am 21. vor. M. bei Rübel mit den Dänen, namentlich den trefflichen Castelljägern, geborenen Kopenhagenern, herumgeschlagen hatten, rückten wir Abends wieder in's Quartier. Während des Gefechts und Marsches skizzirte ich, wo und wie es nur irgend anging, tapfer darauf los, so daß Sie in der Kürze Bilder aus Gegenden erhalten sollen, wohin während des Krieges wohl noch kein anderer Maler gedrungen ist. Nächste Nacht um 11 Uhr gingen die Truppen in aller Stille wiederum bis Rübel vor, welches besetzt wurde. Der Assistenzarzt Dr. F . . d . . r und ich blieben indessen bei der Feldwache des ersten Vorpostens zurück, um uns Morgens gegen sechs Uhr nach Rübel zu begeben, wo die sechste und siebente Compagnie des 64. preußischen Regiments in ein Gefecht verwickelt wurde, welches wir von dem hoch gelegenen Kirchhofe des Dorfes bequem und ohne Gefahr überschauen konnten. In voreiliger Hast eröffneten die Dänen auf hundert Schritt das Feuer. Aus dem Gehölz hervortretend, verschwanden sie nach abgegebenem Schusse sofort wieder hinter den Bäumen, wie ich ganz deutlich sehen konnte. Die Unseren avancirten über die Knicke, erwiderten behende das Feuer und schossen scharf in ein Gehölz, aus dem sie von einer starken dänischen Feldwache angegriffen wurden. Nachdem so die Truppen sich von der Stellung des Feindes überzeugt, gingen wir nach der Rübelwassermühle zurück.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

sind in der letzten Zeit ferner bei mir eingegangen: 3 Thlr. 25 Ngr. der Grünhainicher Turnverein — 15 Ngr., Erlös aus einem versteigerten dänischen Zwei-Reichsbankschillingstücke durch C. S. — 4 Thlr. 12 Ngr., ges. von mehreren Damen in Pausa durch B. St. — 8 Thlr., ges. bei einem Familienfeste in Furth bei Chemnitz — 3 Thlr. 15 Ngr., ges. bei einem Maskenball des Bürgervereins zu Zwenkau — 1 Thlr. von M. und S. in Liebertwolkwitz als Betrag einer Wette — 1 Thlr. von C. K. in Chemnitz nebst Charpie und Leinwand — 5 Thlr. von der Casino-Gesellschaft zu Gersdorf mit dem Motto: „Möge Gott helfen!“ — 1 Thlr. von einigen Sängern der „Germania“ in Penig — 3 Thlr., ges. beim Schmause eines Spiel-Clubs in Burgstädt durch Bertha L . . . — 4 Thlr. 22 Ngr., bei einem Maskenscherze der Gesellschaft Erholung in Bautzen von drei Blumenverkäuferinnen ges. — 2 Thlr. von einigen jungen Leuten in Saalfeld durch N. — 4 Thlr. von einer Beutegesellschaft bei Kitzing in Leipzig — 16 fl. 50 kr. öster. W. von dem Männergesangverein zu Oberleitendorf in Böhmen — 9 Thlr., ges. durch B. R. in Strehla a. Elbe — 2 Thlr., ges. am 8. Febr. durch W., Postzeichen Siebenlehn — 4 Thlr. 12½ Ngr., ges. im blauen Schilde zu Dorndorf bei Jena — 10 Thlr., Ertrag einer zum Besten der vertriebenen Schleswig-Holsteiner veranstalteten Abendunterhaltung in Themar — 4 Thlr. von N. N. in Leipzig — 1 Thlr., von ihrem Wochenlohne erspart von einer Frau in Waldheim. (Bravo!) — 10 Thlr., erste Sammlung der Secunda des Gymnasiums zu Zwickau — 112 fl. öster. W., Sammlung unter den Burschenschaften der polytechnischen Hochschule zu W . . . — 6 Thlr. 15 Ngr., ges. von den Secundanern des Gymnasiums zu Freiberg — 5 Thlr., ges. am Stiftungsfeste der Gesellschaft „Pentarchie“ zu Chemnitz — 1 Thlr. von Carl Stand in Berlin — 27 Thlr. 15 Ngr., Theil einer Concerteinnahme der Männergesangvereine „Concordia“, „Liederkranz“ und „Liedertafel“ in Zittau — 2 Thlr. 16 Ngr. von einer kleinen heitern Gesellschaft am runden Tische des Schützenhauses zu Lommatzsch — 1 fl. rh., ges. von einigen Rekruten in Hanau — 10 Thlr., ges. am Stiftungstage des Gesangvereins zu Langenwiesen bei Ilmenau — 3 Thlr., ges. an einem gemüthlichen Abend in der „Union“ zu Güstrow — 13 Thlr. vom Gesangverein „Männerchor“ in N. N. — 2 Thlr. H. K . . . . e — 13 Thlr. 15 Ngr., Ertrag eines Sängerconcerts im Reack'schen Locale zu Dessau — 3 Thlr., als Liebesgabe eines kleinen Männerkreises zu Niederrabenstein — 1 Thlr., Monatsbeitrag von A. — 4 Thlr. von einer Familie in Sebnitz — 50 Thlr. von K. O. in Lebesten im Meiningischen — 2 Thlr. 6 Ngr., ges. am Bahnhofe zu Bießelbach — 1 Thlr. 10 Ngr., ges. an einem Kaffeetische von Herren und Damen in Borna — 1 Thlr. 16 Ngr., ges. bei einem Tanzvergnügen des Vereins „Germania“ zu Leitelshain bei Crimmitschau — 2 Thlr. 9 Ngr., ges. am Quartal der Stadt- und Landmeister der Schneiderinnung zu Lommatzsch — 17 Thlr., Ertrag eines Concerts vom Turn- und Gesangverein zu Aue — 9 Thlr. 21 Ngr., ges. von den Mitgliedern des Turnvereins zu Aue — 10 Thlr., vom Schützenverein in Schwarzenberg — 3 fl. rhn., in den Briefkasten zu Neckar-Steinach eingelegt; durch G—h daselbst — 3 Thlr. von P. T. L. — 4 Thlr., ges. in der Gesellschaft „Eintracht und Freisinn“ in Gera — 5 Thlr. von der Frau Major Serre in Maxen — 2 Thlr., ges. beim Gemeindebier der Commun Maxen — 1 Thlr. von Arthur W. in Sagan — 1 Thlr., ein Abonnent der Gartenlaube in Eisenach — 5 Thlr. 17 Ngr., ges. von drei deutschen Jungfrauen bei einem Karpfenschmause zu Klein-Draxdorf bei Weida — 30 fl. rhn., Ertrag einer von fünf Jungfrauen zu Neckar-Steinach veranstalteten Verloosung — 10 fl. rhn., Zuschuß zu dieser Verloosung von einer Jungfrau daselbst — 2 Thlr. vom Club „Heiterkeit“ — 1 Thlr., zwei junge Deutsche in Amsterdam — 20 Thlr. 30 kr. rh., Ertrag einer Sammlung unter den Bürgern von Ummerstadt in Meiningen durch Dr. Sch . . . e — 2 Thlr. 12½ Ngr., Einnahme der Brezeljungen auf einem Privatmaskenballe zu Jena — 1 Thlr. von einigen sich im goldenen Arme in Bautzen Erholenden — 11 Thlr. 12½ Ngr., gesammelt in der Milius'schen Riege — 4 Thlr., gesammelt bei einem fröhlichen Abendessen des Kegelclubs der Fünfzehner in Chemnitz — 3 Thlr., ges. bei einer heitern Abendgesellschaft in Liebertwolkwitz — 7 Thlr. 15 Ngr., ges. an einem vergnügten Kränzchenabend am 13. Februar in Dresden — 1 Thlr. 10 Ngr., Ertrag einer durch F. K . . y veranstalteten Sammlung bei der Abschiedsfeier der „beiden Vettern“ in Leipzig — 1 Thlr. von einigen das Recht liebenden Altenburgern — 5 Thlr. von Advocat Leonhardt I. in Freiberg — 2 Thlr. 15 Ngr., ges. bei einem Töpfchen Bier im Schützenhause zu Chemnitz — 2 Thlr. 16 Ngr., ges. von den Schülern der 2. Classe der höheren Bürgerschule in Chemnitz — 15 Ngr. von H. Neufert in Niederwünsch — 10 Thlr. 5 Ngr., ges. von der Schumann'schen zweiten Kammer in Großenhain — 2 Thlr. drei Gymnasiasten in Weimar — 2 Thlr., ges. in einer vergnügten Gesellschaft in Schwarderhörne — 3 Thlr. 10 Ngr. von Verschiedenen aus Thammenhain bei Wurzen — 2 Thlr. von dem musikalischen Mädchenkränzchen „Hilka“ — 30 Thlr. in einem Wechsel auf Berlin von zwei Thüringern und einem Sachsen in Bogoroditzk im Gouvernement Tula in Rußland — 10 Thlr., Erlös einer theatralischen Vorstellung von den Dilettanten der Gesellschaft „Erholung“ zu Neusalza in der Oberlausitz — 6 Thlr. 5 Ngr., ges. bei einem Kränzchen des Turnvereins in Schwarzenberg — 10 Thlr., von A. Frank aus Trautenbaum, z. Z. Stadtgärtner in Kasan in Rußland — 10 Ngr. mit dem Motto: „Auf, edles Deutschland, rüste dich!“ — 1 Thlr. durch B. B. (ein herrenloser Thaler) — 3 Thlr. 20½ Ngr., ges. bei einem Kränzchen bei G—y und R—n — 20 Ngr., ges. bei der Geburtstagsfeier der Frau Böhmann — 8 Thlr. 5 Ngr. vom Kegelfest der sorgenlosen Neuner — 15 Ngr. 6 Pf. von NN. in Leipzig — 7½ Ngr. in Folge eines Scherzes durch F. H. — 4 Thlr. 15 Ngr. von der Mittagsgesellschaft am runden Tische bei Baarmann — 10 Thlr., ges. bei einer Abendunterhaltung des Bürgervereins in Colditz durch C. M. — 1 fl. rhein. aus der Sparbüchse von Fritz — 1 Thlr. 7½ Ngr., ½ fl. rhein. nebst Charpie und Leinwand von einem deutschen Mädchen in Frankfurt a/M. — 7 Thlr. 2½ Ngr., ges. in der Gesellschaft „Serena“ zu Diesbar an der Elbe — 33 Thlr. 27½ Ngr. aus Geringswalde durch C. F. Weiske — 40 Thlr. vom Turnverein in Oschatz — 225 Thlr. in einem Wechsel auf Berlin, Ergebniß einer Sammlung in einem kleinen Kreise von Deutschen in St. Petersburg durch die Redaction der St. Petersburger Deutschen Zeitung.

Außerdem wurden mir an Schmuckgegenständen zum Besten Schleswig-Holsteins abermals gesandt: Eine kleine goldene mit Granaten besetzte Brosche von einer deutschen Frau in Leipzig; ein mit grünem Steine (Onyx) besetzter Ring und zwei mit Granaten garnirte Ohrringe von einem deutschen Mädchen (Poststempel Worms), und eine Halskette von Granatenschnüren von einer deutschen Hausfrau in Leipzig. **Ernst Keil.**

Nicht zu übersehen! Mit nächster Nummer schließt das erste Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen. **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 13. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Hofdame und Senner.

Von Adolph Pichler.

Noch hatte sich im bekannten Wirthshaus der Benedicta am Achensee in Tyrol kein Gast eingefunden, die Bauern des Thales, wenn sich ja einer Sonntags in die Schenke wagte, waren schon beim Anbruch der Dämmerung nach Hause gekehrt. Ich saß daher am obern Ende der langen Tafel im Stübchen ganz allein, das Abendmahl war verzehrt, behaglich schlürfte ich die letzten Tropfen des edlen Leitenweines, als Benedicta mit einem Zinnteller, ein Gläschen Enzeler und etliche überzuckerte Mandeln darauf, eintrat.

„Sie müssen doch,“ begann sie, „wie früher, auch jetzt Ihr Schlaftränklein einnehmen.“

„Liebe Benedicta,“ erwiderte ich, „damals waren andere Zeiten; der Tod hat Einen um den Andern von der langen Tafel hinweggeholt und, wie Sie wissen, auch bei mir im vorigen Herbst gar deutlich mit der Sense angeklopft. Lassen wir aber die Freunde in den Gräbern ruhen und erzählen Sie mir lieber, was mittlerweile im Achenthal geschehen. Da fällt mir unter Anderm gerade der schwarze Hans ein, wo ist denn der untergekrochen? Seit wenigstens zwei Jahren hab' ich nichts mehr von ihm gehört?“

„Der hat geheirathet und zwar eine Baronesse aus Hannover!“

„Teufel,“ rief ich erstaunt, „wie ist denn das zugegangen?“

Maidele war eingetreten und begann die Teller abzuräumen. Bis sie fertig ist, will ich dem Leser, was ich vom schwarzen Hans weiß, erzählen. Er und ich, wir waren eigentlich gute Bekannte seit Langem. Zu Pfingsten eröffnete er mit seinen Ziegen und Kühen die Saison auf der Geisalm, ich bei der Benedicta. Da ist es im Achenthal noch einsam und leer, auf der Straße drängen sich keine Equipagen, die Steinblöcke sind nicht von englischen Ladies, welche durch den grünen oder blauen Schleier die Gegend abzeichnen, besetzt, man kann sich in der Küche Abends gemüthlich an den Heerd lehnen, ohne von den schwitzenden, laufenden, keuchenden Trabanten der Wirthin mit Bratenbrühe begossen oder umgestoßen zu werden. Das ist eine herrliche Zeit! Noch sind die Gebirge bis zur dunklen Waldgrenze mit Schnee bedeckt, zwischen den Föhren tragen jedoch die Buchen bereits ihre grünen Siegesfahnen, blau ist der Himmel, blau ist der See, über welchen die Maisonne den Strom ihrer Strahlen gießt; Alles glitzert, funkelt und leuchtet, sind doch die Alpen und das Meer so schön, was läßt sich damit vergleichen!

Zur Geisalm denn!

Das ist ein kleines Paradies! Nach rückwärts schließt es ein unübersteiglicher Schrofen ab, vorwärts der See, nur zu Schiff kann man es erreichen. Dieses Paradies bewohnte als Adam der schwarze Hans. Dort stand er auf der Spitze des Borgebirges, die Hände in der schwarzen Hose, welche das Knie nicht mehr deckt und mit hochrothen Zwickeln geschmückt ist. Ueber das Hemd — denn eine Joppe wäre Ueberfluß — kreuzt sich der grüne Hosenträger, auf dem linken Ohr sitzt trotzig ein braunes Hütchen mit einer Hahnenfeder, der größten, die nur zu finden war. Ein schöner Bursch! Schwarz bin ich, aber lieblich, mag er wie Sulamith im hohen Lied singen. Schwarz das Haar in üppigen Locken, schwarz der Bart, ja das ist der schwarze Hans!

Als ich vor zwei Jahren die Geisalm besuchte, hatte dieser Adam noch keine Eva. Allerdings fehlte es ihm den Sommer hindurch nicht an Gesellschaft. Fast jeden Tag kamen Gäste aus der Pertisau und von der Scholastika gerudert, sie lagerten sich im weichen Rasen, machten Kaffee und luden auch Hans, welcher bereitwillig eine Schüssel Milch lieferte, dazu ein.

„Haben Dir die herrischen Diendlen nit gefallen?“ fragte ich ihn oft.

„Oh!“ erwiderte er, „hat manche ein G'frif'l g'habt, daß ein Bußl g'wiß g'schmackig g'wesen wär, aber weiß wohl, solche Madeln wollen kein' Baurenlotter!“

Hans irrte. Gar manche Dame bewunderte im Stillen die breiten Schultern, die kräftigen Lenden und strammen Waden, gar manche seufzte: „Ach, wäre er ein Junker oder gar Gardelieutenant!“

Hans war aber nur Hans und jodelte:

> Der Speik und die Almros
> Die blüh'n bei der Wand,
> Und 's Dienel das brecht sie
> Mit g'schaftiger Hand.
>
> Es bind't a scheans Sträußl —
> Wem g'heart's auf'n Huat?
> Daß's gar nit an mi denkt,
> Dös g'fallt mir nit guat!

Es sollte aber nicht immer so bleiben. Einige Monate später lag ich im Schifflein, das ich dem Spiel der Wellen und des Windes überlassen, da hörte ich, begleitet vom Takt der Ruderschläge, einen tiefen Baß:

> Auf'm See bin i g'faren,
> Auf'm See hon i g'fischt,
> Und da hon i a schwarzaugig's
> Dienel derwischt.

Langsam erhob ich mich vom Boden des Kahnes und spähte über den Rand hinaus. In einiger Entfernung von mir fuhr Hans vorüber. Am Steuer saß eine Dame, einen breiten Strohhut, mit Almrosen und Aurikeln geschmückt, auf dem Kopfe; über

Bord hing ein rother Shawl, so daß seine Fransen in den Wellen nachschleiften. Sie war beschäftigt, aus schlanken Tannenzweigen und Steinmispeln, denen sie allerlei Blumen einflocht, einen Kranz zu binden. Prüfend hielt sie ihn empor und warf ihn Hans zu, der ihn wie eine Trophäe auf dem Schnabel des Schiffes befestigte. Eh' er sich wieder niedersetzte, schwang er den Hut und jauchzte so laut, daß einige Fremde vom Wirthshaus neugierig auf den Söller stürzten. Ich selbst, obwohl an die Ausbrüche älplerischer Lustigkeit längst gewöhnt, war doch ein wenig über die laute Freude des schwarzen Hans erstaunt und ergriff das Ruder. Scheinbar gleichgültig auf dem See hin und her lavirend, gelangte ich endlich in die Nähe des Schiffes und konnte mir die Dame genau betrachten. Sie mochte das dreißigste Jahr bereits überschritten haben, doch war ihr freundliches Gesicht, aus welchem ein Paar dunkle Augen blitzten, noch immer schön, obgleich es den Blüthenhauch der ersten Jugend nicht mehr besaß, der selbst häßlichen Mädchen einen großen Zauber verleiht. In den Jahren war sie zwar vorgerückt, in der Mode jedoch zurückgeblieben. Ihre Kleidung zeigte nichts Auffälliges, doch erschien sie dem Städter, der an steten Wechsel gewöhnt ist, trotz einer großen Zierlichkeit veraltet. Das galt freilich nicht von den Stoffen, die, mit Geschmack ausgewählt, durchaus nicht auf eine Trödelbude deuteten, sondern erst vor Kurzem frisch aus dem Laden gekommen und verarbeitet sein mußten. Ich schloß aus dieser Eigenthümlichkeit, daß die Dame nicht vermählt, sondern noch ledig sei; denn bei alten Jungfrauen begegnet man derlei Angewöhnungen ziemlich häufig. Hätte sie einen garstigen Mops bei sich gehabt, so wäre wohl kein Zweifel gewesen. Hans grüßte mich nur flüchtig, er war zu sehr mit interessantern Dingen beschäftigt, und ich vergaß nachträglich, im Wirthshaus mich nach der Fremden zu erkundigen, welche auch beim Abendessen nicht sichtbar wurde, vermuthlich speiste sie auf ihrem Zimmer. Jetzt erinnerte ich mich an diese Umstände und theilte sie Benedicta mit.

„Das ist die Baronin, die ihn geheirathet hat," sagte sie.

„Sie hat ihn geheirathet, nicht er sie?"

„Nun ja freilich! Oder war es für den Hans nicht eine rechte Gnade, daß sie ihn mochte? Jetzt hat er's gut, recht gut, trinkt alle Abend sein Bier, raucht feinen Tabak, ja sogar bisweilen Cigarren und befiehlt selbst Knechten und Mägden, während er sonst hätt' ein armer Senner bleiben mögen sein Lebenlang. Denn er hat nichts gehabt, als die paar Kreuzerle Lohn und zu Weihnachten ein neues Rupfenhemd, grob wie ein Salzsack; er ist aber auch seiner Frau recht dankbar und hat's lieb von Herzen, wie sich's für ordentliche Ehleut' schickt. Jetzt will ich aber mit der Geschichte anfangen.

Die Baronesse Aurelie von Güstrow war eigentlich anfangs eine arme Haut, sie hat nichts gehabt und die Hofdame bei einer deutschen Fürstin machen müssen. Da mußte sie das Gnadenbrod essen viele Jahre lang, weil sie sich aber nirgends einmischte, so hat sie gerade dadurch die Gunst der Gnädigen gewonnen, damit jedoch ungeheuren Verdruß: denn der Neid, so sagen sie, ist das wüsteste Laster bei Hofe. Andere aber haben ihr den Hof gemacht; man kann sich's einbilden, wie, insbesondere ein Lieutenant, der gewiß durch ihre Fürsprach' hätt' General werden mögen. Die Sach' war schon richtig, nicht mit dem General, sondern mit dem Heirathen, aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Unvermuthet hat die Fürstin die Augen geschlossen, und aus war's, als ob man einen Bach abkehrt hätt'. Das Hofgesindel hat die arme Baronesse nicht mehr angeschaut, vom Lieutenant ist ein Briefl dahergeflogen, es seien plötzlich Hindernisse eingetreten, er könne sich, ohne den Fluch des Vaters auf sich zu laden, nicht vermählen, wolle jedoch stets ihr Bild in seinem betrübten Herzen herumtragen. Sie hat ihm gleich geantwortet, es sei recht schön, daß er so auf das vierte Gebot achte, ihretwegen möge er sich jedoch keine Sorge machen, sie sei stets gewohnt, selbst auf sich zu schauen. So blieb's, bis man bei Gericht das Testament der Fürstin aufgemacht hat. Da stund darin, sie vermache der Baronesse, weil sie ihr stets in Treue zugethan, 30,000 Thaler, daß sie frei und unabhängig leben könne.

Ein schönes Maul voll Geld! Da hätt' man aber sehen sollen, wie der Lieutenant wieder daher gehüpft ist; denn da droben seien zwar die meisten Officiere adelig, aber große Hungerleider. Sie hat ihm jedoch das hintere Thürl aufgethan und ihn laufen lassen.

Der Vogel singt freilich dort am liebsten, wo er aus dem Ei gekrochen, dem Menschen kann aber sogar die Heimath verleiden, das süßeste, wenn ihm die Nächsten Galle hineingießen; so war's auch mit der Baronin. Sie ist gewiß herzensgut, bei dem Anblick all' der falschen Gesichter überkam es sie jedoch fast wie Menschenhaß und sie wurde völlig leutschen. Da hat sie beschlossen den alten Faden ganz abzureißen und ein neues Leben anzufangen. Droben konnte sie es nicht, da traten ihr überall die alten Gespenster entgegen, und gerade diesen wollte sie aus dem Wege gehen. Eine Zeitlang hat sie hin und her überlegt, wo aus? Sollte sie sich in einer andern Stadt ansiedeln? Sie mußte fürchten auch hier Bekannte zu treffen, denn die deutsche Noblesse schmarotzt ja an allen Höfen herum. Wie würden diese Schranzen die Nasen gerümpft und über die alte Jungfrau gespottet haben, die sich aus dem fürstlichen Paradies in die Verbannung gezogen! Sie beschloß einen abgelegenen Winkel zu suchen, setzte sich auf die Eisenbahn und gerieth in's Tyrol. – Zu Gargan sind Sie wohl schon gewesen, das Dörflein liegt von niedern Hügeln umgürtet, über welche das Sonnenwendjoch hereinschaut, wie auf einem Präsentirteller; thät ich mich einmal pensioniren, so wüßt' ich kein netteres Plätzchen, auf die vier letzten Ding zu warten. Sie kam auch gerade im Frühling an, wo die ganze Welt lacht und jubelt; wie hätt' es ihr nicht gefallen sollen? Erinnern Sie sich vielleicht an das kleine einstöckige Häuschen auf der Straße nach Jenbach? Ist's nicht so nett und zierlich, als käme es aus einem Schächtelchen? Die hohen Nuß- und Aepfelbäume verstecken es fast, und so mögen Sie es wohl übersehen haben."

„Auf dem abgestutzten Giebel dreht sich ein Wetterhahn von Blech, die Jalousien sind grün angestrichen, rechts von der Thür hinter dem Zaun steht ein Kreuz zwischen Geisblatt und Rosenhecken. Ist es das?"

„Ja! Vor diesem Häuschen, welches damals freilich nicht so elegant aussah wie jetzt, blieb die Baronin stehen und betrachtete es nachdenklich von oben bis unten. Schon legte sie die Hand auf die Klinke des Gitters, konnte jedoch zu keinem Entschluß kommen. Da trat ein alter Mann heraus, nach einem Blick in's Freie rief er zurück: „„Bringt nur das Essen vor die Thür, die Wolken haben sich verzogen, es ist kein Spritzer zu besorgen."" Nach einer Weile erschien ein Mädchen, in den Händen eine flache Schüssel, aus der die Fisolensuppe dampfte. Sie stellte dieselbe vor den Alten auf den Tisch. Als sie forteilen wollte, die Löffel zu holen, bemerkte sie die Baronin. „„Du,"" sagte sie zum Vater, „„da schaut uns Jemand über den Zaun herein zu."" Er hielt die Hand über die Augen, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und betrachtete die Fremde aufmerksam. Dann erhob er sich langsam und rief einige Schritte vortretend: „„Magst etwa mithalten, wir haben Alle genug!"" So ist's im Unterinnthal der Brauch, da sind die Bauern nicht so nothig und gönnen einem Hungerigen gern einen Löffel voll.

Das hat der Baronin gefallen. Sie nahm die Einladung an, wie einen Wink des Schicksals; die alte Bäuerin humpelte auch daher, und so aßen sie alle vier ruhig und friedlich. Nach dem Beten hat sie gefragt, ob sie ihr nicht ein Stübchen einräumen möchten, sie sei eine alte Jungfer und brauche nicht viel Pflege. Geld zum Zahlen besitze sie hinlänglich. Die haben freilich dreingeschaut und gemeint, sie sei närrisch, und die Händ über dem Kopf zusammengeschlagen, daß eine so vornehme Frau bei ihnen bleiben wolle, endlich aber, weil sie auf keine andere Gedanken zu bringen war, doch eingewilligt. Der Bauer hatte das Gut bereits dem ältesten Sohn übergeben, und sich nebst Weib und Tochter in das Häuschen zurückgezogen, nachdem er sich jährlich eine Summe Geld, Korn und Schmalz ausbedungen.

Sie glauben vielleicht, die Baronin habe zu jenen überspannten Städtern gehört, wie sie wohl auch mir in das Haus laufen und meinen, auf dem Lande sei lauter Schönheit, Rechtschaffenheit und Tugend? Dem ist nicht so. Sie war im Lauf der Welt sattsam gewitzigt, und wußte gar wohl, daß einer, der den Lodenkittel trägt, deswegen nicht besser als der im Frack ist. Hab' mein Lebtag unter den Bauern gelebt, und muß doch lachen, wenn ich les' wie man sie jetzt hinaufsetzt, als ob Bildung und Gelehrsamkeit fast nur bei Lumpen anzutreffen sei. Menschen bleiben eben Menschen, mögen sie nun dieses oder ein anderes Röcklein tragen. Unter den Herrschaften, welche mich im Sommer beehren, habe ich recht viel kennen gelernt, die so gut, ja besser sind als die besten Bauern. Doch Ihnen brauche ich das nicht zu sagen, Sie haben es so gut erfahren wie ich, und die Baronin verstand es auch. Was sie suchte,

das war ja nur eine natürliche Lebensweise, zu welcher die Verhältnisse auf dem Lande zwingen, und eine größere Natürlichkeit der Menschen, die daraus entspringt.

Der Sommer ist ihr so recht angenehm verflossen. Meistens ist sie im Freien herumgegangen, da und dort auf ein Berglein, und wer ihr eine rechte Freud machen wollt', hat ihr Jochblumen bracht. Es war den Leuten kein Schade, zwar schaute ihr auch Niemand auf die Hände, wie's dort ist, wo viel Fremde durchziehen. Bei uns im Achenthal werden die Leute schon verdorben, und nach und nach wird es wohl dahin kommen, daß man, wenn man nieſt und einer „Helfgott!" sagt, einen Sechser zahlen soll. Sie hat, was ihr die Großen Freundlichkeit erwiesen, an den Kindern vergolten; gar manches Bübel und Madele hält noch das Stücklein Gewand in Ehren, womit es beschenkt worden. Deßwegen haben sie alle Leute gern gesehen und jedes zu ihr ordentlich „Grüß Gott!" und „B'hüt Gott!" gsagt. Sie ist eigentlich zwar lutherisch gewesen, aber Jemand verkehren zu wollen, wär' ihr gar nicht eingefallen. Die Predigt ist auf dem Land, wie Sie wohl selbst erfahren haben, wenn Sie dieselbe schwänzen wollten, zwischen Evangelium und Sanctus eingeschaltet, da kam sie regelmäßig und ging nicht fort, bis alles vorbei war. Ja sogar eine seidene Stola hat sie dem Pfarrer gestickt, ohne daß er es verlangte, weil sie sah, daß die, welche er am Maria Himmelfahrtstag trug, ziemlich abgeschabt war. Kein Mensch ahnte, daß sie eine Ketzerin sei. Wenn aber der Teufel Unkraut säen will, so braucht er die Hand eines bösen Weibes oder, verzeih mir's Gott! – eines unfriedlichen Geistlichen. So auch hier. Im Herbste traf ein junger Cooperator ein, dieser hatte an der guten Dame allerlei auszusetzen, vorzüglich mißfiel ihm ihre feine Aussprache. Er redete freilich wie eine Stalldirne. Nu, das wäre übrigens gleich gewesen, sprech' jeder wie ihm der Schnabel gewachsen; abscheulich scheint es mir aber, daß er anfing, der Baronesse auf Schritt und Tritt nachzuspüren, ja einmal ließ er sich, als die Eltern fort waren, von der Tochter das Zimmer des Gastes öffnen und durchsuchte haarklein ihre Schriften und Bücher. Da waren sauber gebunden Goethe und Schiller, auf die sie draußen so viel halten; er schüttelte unwillig den Kopf und spürte nicht übel Lust, einige Bände mitzunehmen, stellte sie jedoch wieder säuberlich auf den alten Platz. Nun fragte er, ob sie einen Rosenkranz oder ein Gebetbuch etwa von Weninger oder Patis besitze? Auf die Erwiderung, das sei ihr unbekannt, verlangte er gar noch, sie möge ihm die Kästen aufsperren. Das war sogar dem einfältigen Mädchen, dem jedes Wort des Priesters für ein Evangelium galt, zu viel, es weigerte sich die Schlüssel, welche der Hochwürdige aus dem Sack zog, zu versuchen. Die Baronin hatte die übrigen bei sich.

„Du mußt," begann er wieder, „scharf darauf achten, ob sie etwa Morgens und Abends singt und was sie für Lieder singt."

„O, das kann ich schon sagen," rief das Madchen, „herrliche Gsatzele sind's, die sie mit lauter Stimme losläßt."

„Zum Beispiel?"

Sie dachte eine Weile nach und summte dann:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit."

„Kind!" rief der Hochwürdige entsetzt, „die Verse hat der Teufel eingegeben, die sind lutherisch."

„Lutherisch? Sind denn die Lutherischen wirklich so fromm, daß sie solche christliche Lieder singen?"

„Das verstehst Du nicht!" war die barsche Antwort.

Er stürzte fort und ging von Haus zu Haus die Kinder zu verhören, welche von der Baronin beschenkt worden. Da stellte sich heraus, daß sie mit ihnen oft von Gott gesprochen und gesagt: „Wir haben alle nur einen Gott und Vater!" die heilige Jungfrau aber so wenig je erwähnt habe, als Luther und Calvin.

Der Cooperator hetzte und hetzte im Stillen, bis es ihm endlich gelang, die Leute aufzurütteln. Bald bemerkte die Baronin, daß man ihr scheu auswich, die Kinder, welche sie sonst lächelnd erwartet hatten, liefen vor ihr davon, und eines Tages traf sie die Tochter ihres Bauern mit verweinten Augen. Theilnehmend erkundigte sie sich um die Ursache ihres Schmerzes. Nach langem Zögern platzte das Mädchen heraus: „Weil Du zum Teufel fahren mußt, und ich hab' Dich doch so gern!" Sie erstaunte ob diesen Worten und brachte endlich auch die Ursache heraus, zugleich vernahm sie, daß ihr der alte Bauer schon längst gern die Wohnung gekündigt hätte, um mit dem Cooperator, der fortwährend trieb und hetzte, in Frieden zu leben, wenn er sich getraut hätte. So aber hemmte ihn das Gefühl des Dankes, den er für so manche Wohlthat und Gefälligkeit der Baronin schuldete. Diese schüttelte schmerzlich lächelnd den Kopf, — sie kannte ja die Menschen! setzte sich an den Tisch und schrieb einige Zeilen, welche sie einem Bauernburschen nach Schwaz zu bestellen gab. Am nächsten Morgen hielt ein Wagen vor der Thüre. Sie dankte noch ihrem Wirthe für den Unterstand, den sie freilich bereits zehnfach bezahlt hatte, und fuhr davon, ohne sonst von jemand Abschied zu nehmen. Die Armen und Kranken haben freilich geklagt, das hat aber den Cooperator nichts angefochten. Er war roh genug, der Fremden sogar übel nachzureden, das wurde ihm aber bald von den Bauern gelegt, und er fiel nach und nach in solche Mißachtung, daß man ihn versetzen mußte.

Vorläufig ist sie nach Jenbach gefahren. Man rieth ihr die Geschichte in die Zeitung zu geben, sie meinte jedoch, es sei ihretwegen nicht der Mühe werth, Scandal zu machen. Dort lernte sie auch Hans kennen; sie wollte nämlich eine Höhe besteigen, konnte jedoch den Weg nicht finden und war schon im Begriffe umzukehren, als er sich freiwillig erbot, sie zu begleiten. Nun unterhielt er sie sehr gut, er schüttelte tausend Geschichten und Schnurren aus dem Aermel und lachte, wenn sie lachte, selbst recht herzlich mit. Auf dem Rückwege redete sie mit ihm auch von ernsthaften Sachen. Seine Offenheit gefiel ihr eben so wie die verständige Klarheit, mit der er sich über alles äußerte. Auch er fragte sie hier und da, jedoch ohne zudringlich zu werden, und sie gab ihm gern Bescheid. Auf einem Vorsprung, wo's eine stattliche Birke giebt, blieb sie stehen und blickte Thal auf Thal ab, über all die Fülle des Segens, wie ihn nur das schöne Unterland spendet. „Ach," seufzte Hans, „wie prächtig wär' es, wenn man da ein Stücklein Boden sein nennen könnte und eigener Herr wäre! Wahrlich, ich wünsch' es nicht aus Hochmuth oder Faulheit, arbeiten wollt' ich ebenso wie jetzt als Knechtlein früh bis spat; heut' bin ich aber gerad dreißig Jahr alt und all' diese dreißig Jahr mußte ich fremdes Brod beißen. Ich hab' nie ein Heimathl gehabt und meine Eltern auch nie. Das sind Dörcher gewesen; im Winter und Frühling führten sie auf einem Karren Geschirr herum, im Sommer und Herbste Obst. Ich weiß es noch recht gut, wie wir in den Stadeln auf dem Heu schliefen und ich dabei jämmerlich fror. Sie starben bald nach einander, als ich kaum das achte Jahr überschritten hatte. Gott hab' sie selig! Mein Vater liegt in Baiern, die Mutter im Pinzgau begraben. Meiner erbarmte sich ein Bäuerlein im Zillerthal. Es war ein rechter Nothleider und besaß wenig genug, oft kriegte ich mehr Prügel als Nudeln, vergelt ihm's Gott, und 's ging kein Streich verloren, und die Dörcherei, die mir schon im Blut steckte, wurde durch den Ochsenziemer gründlich ausgetrieben. So lernte ich alle Arbeit, daß ich einem Gütchen mit Ehren vorstehen könnt'; — ja, wenn man ein Heimathl hätt'!"

Er schwieg traurig, die Baronin blickte ihn ernst an.

Da erhob er plötzlich das Haupt, heiteres Lächeln spielte um seinen Mund, er rief: „Wahr ist's, es ging nichts über ein Heimathl, der Herrgott hat aber meine Armuth auch nicht schlecht ausgestattet und mir einen lustigen Sinn verliehen, daß ich mit manchem reichen Bauern, der fünfzig Küh' auf die Alm treibt und voll Grant wirthschaftet, nicht tauschen möcht."

Sie gingen wieder bergab. Die Baronin war stumm und nachdenklich geworden.

Endlich wandte sie sich an Hans: „Wenn Du willst, kannst Du einem Gütchen als Schaffner vorstehen. In drei Wochen erfährst Du, wo."

„Beim Bauern hab' ich jährlich dreißig Gulden, ist ein kleines Löhnlein, was willst aber von einem armen Häuter verlangen? Uebrigens könnt' ich auch gehen, sein Bub wird immer größer, und er braucht mich nicht mehr."

„Sag' bis Lichtmessen auf."

„Wo erfrag' ich Dich nachher und weiß, ob Du's nicht umstehst?"

Sie zog ihre Börse, nahm zwei Kronenthaler heraus und gab sie ihm als Drangeld.

Hans gelobte ihr auf die Hand, sobald sie es fordere, zu kommen.

In Tyrol mochte sich die Baronin nach der Erfahrung in

Gargan nicht mehr ansiedeln, sie reiste nach See und kaufte dort, um eine Stätte zu besitzen, von der sie niemand vertreiben könne, ein kleines Gütchen unweit der Quirini-Capelle. Es ist nicht leicht ein schöneres Plätzchen zu finden, gleich neben dem Hause entspringt ein klares kaltes Bächlein und wässert die Wiesen. In den Wald ist's auch nicht weit, übrigens stehen vor der Thüre zwei Linden, daß man weitum keine solchen sieht. Den Winter über blieb die Baronin auf der Post, stattete jedoch das Häuschen nach und nach wohnlich aus, so daß sie zu Lichtmessen frisch hineinsitzen durfte. Der schwarze Hans war längst schon verschrieben und stellte sich am Lichtmeßtag zum Abendessen, der arme Teufel war gelaufen, was die Füße aushielten, um ja nicht die Einstandszeit zu versäumen. Er wohnte zu ebener Erde neben dem noch leeren Stalle, eine alte Dirne leistete ihm Gesellschaft, den obern Stock behielt die Baronin mit einer Magd, welche sie bedienen sollte. Morgens nach dem Frühstück wurde er gerufen. Den Hut in der Hand trat er barfuß ein; denn die schwergenagelten Schuhe hatte er, um den Boden nicht zu verderben, vor der Thüre gelassen. Die Baronin hieß ihn sie holen. Er gehorchte unter tausend Entschuldigungen. Sie forderte ihn auf, mit ihr die Felder zu begehen, wegen der sonnigen Lage war der Schnee bereits geschmolzen, dann ihr Stückchen Wald anzuschauen, um ihr Bericht zu erstatten.

„Verwahrlost in jeder Beziehung!“ lautete sein Urtheil. „Bis Georgi giebt es genug zu thun und dann noch mehr. Vor allem müssen die Zäune geflickt, der Stallboden neu gelegt, die Barren festgenagelt und die Fenster glast werden. Ist Werkzeug da?“

„Was fehlt, kauf's.“

„Dann sieht's auch im Tennen schüch aus, da brauchst Du die Zimmerleut und zwar bald.“

„Das ist Deine Sache, Du bist Schaffner.“

„Die Felder sind ausgemergelt. Wie haben wir es mit dem Mist? Wenn wir auch gleich Kühe kaufen, bringen wir doch nicht so viel zusammen, die Aecker ordentlich zu düngen.“

Die Baronin lachte und sagte: „So bestellen wir Guano!“

„Das wird dasselbige künstliche Zeug sein, wie's der Pfreischner zu Jenbach anwendet. Kostet Geld! Wie haben wir es aber mit den Kühen? die sind vor allem nothwendig.“

„Wie viel können wir halten?“

„Wenn mich das Augenmaß nicht betrügt, vier und etwa zehn Schafe. Diese kaufst Du erst im Herbst, bis dort ist Heu aus dem Moos vorräthig.“

„Samstag ist zu Miesbach Viehmarkt, geh' hin und hol' was wir brauchen.“

Sie waren wieder nach Hause gekehrt.

Am nächsten Morgen um vier Uhr polterte es an die Thür der Baronin, erschrocken fuhr sie auf. Eine Stimme rief draußen: „He! thu' auf, ich bin zum Markt gerüstet!“ Sie antwortete: „Laß mir nur Zeit zum Ankleiden, dann geb' ich Dir Geld. Wie viel etwa?“

„Ja, die Kuhseln haben aufg'schlagen, wenn Du leere Häut' willst, kriegt man das Stück etwa um neunzig Gulden. Erspart aber nichts dabei. Das Heu, welches Du verfüttern mußt, bis sie voll werden, ist mehr werth als der Zuschlag auf gutes Hornvieh abträgt.“

„Kauf ordentlich!“

„Dann mußt Du Dich aber tummeln; denn die Bauern stehen früh auf und wollen früh heim.“

Sie war angekleidet und öffnete. Hans hatte den schönsten Staat angelegt, denn der Kauf einer Kuh ist für den Aelpler fast so wichtig, wie die Ausstattung einer Tochter. Und nun gar vier! Da sollt' ihn Niemand über die Achsel anschauen und möcht' er eine noch so schwere Geldkatze um den Leib tragen.

Die Baronin betrachtete ihn mit Wohlgefallen, wie er im grauen Lodenrock mit schneeweißen Strümpfen, den grünen Spitzhut mit dem kecken Spielhahnstoß auf dem Kopf, drall vor ihr stand. Sie zählte ihm sechshundert Gulden auf, er schob die Thaler schmunzelnd in den breiten Bauchgurt, auf welchem die Anfangsbuchstaben seines Namens J. M. weiß eingestickt waren. Dann blieb er wartend stehen.

„Brauchst Du noch etwas?“ fragte die Baronin.

„Du sollst mir sagen, wie viel ich verzehren darf. Oft schließt sich ein Handel im Wirthshaus am leichtesten.“

„Iß und trink was Du schmeckt. Rausch wirst Du keinen kriegen.“

„Gewiß nicht! dann muß ich aber auch einen Buben anstellen, der mir, während ich sonst zu thun hab', das Vieh zusammenhält und treiben hilft. Was giebst dem zu Lohn?“

„Das ist alles Deine Sache, Du bist ja Schaffner!“

„Wär' schon recht! Schaffner, aber nicht Dein Mann. Also solltest Du befehlen.“

Die Baronin kehrte sich um, die aufsteigende Röthe zu verbergen; dann sagte sie ruhig: „Ich vertraue ganz auf Deine Redlichkeit.“

„Wenn das ist,“ erwiderte er, „dann geh' ich.“ Unter der Thür kehrte er sich noch einmal um: „Wie sollen die Kühe sein, was hast' für eine Leibfarbe?“

„Meinetwegen braun mit Blässen auf der Stirn.“

„Lang- oder kurzstutzig?“

„Geh' nur und schau, daß Du was Rechtes kriegst!“

Er wünschte guten Morgen und ging.

Von der Straße herauf hörte sie ihn noch pfeifen und singen.

Abends vor dem Gebetläuten zog er wieder ein, vier prächtige Kühe vorauf. Die Baronin war ihm, durch das Muhen aufmerksam gemacht, entgegengegangen.

„Bist' zufrieden?“ fragte er mit strahlenden Augen.

„Ich danke Dir, Hans,“ erwiderte sie und streichelte die schönen glatten Thiere.

Er öffnete die Stallthüre, legte die Kühe an die Ketten und warf ihnen Heu in die Raufe. Dann ergriff er ein Stück Kreide und bezeichnete den Pfosten über dem Eingang mit einem lateinischen C + M + B + zu Ehren der heiligen Dreikönige, daß sie das Vieh vor Hexen und Zauber schützen sollten.

Bald begannen auf dem Felde die Arbeiten, wie sie die Jahreszeit bedingt. Die Baronesse sah überall nach, ließ sich belehren und gab dadurch deutlich zu verstehen, wie sehr ihr die Sache gefalle und am Herzen liege. Dadurch kam sie fast stündlich mit Hans in Berührung; wegen der Lauterkeit seiner Sitten, der Anhänglichkeit und Treue, die er ihr bewies, gewann sie ihn von Tag zu Tag lieber, und er rückte vom Knecht allmählich zum Freund empor, mit dem sie nicht blos die Geschäfte des Feldbaues, sondern auch mancherlei andere Dinge besprach. Er wurde, ohne daß sie seinen Schullehrer machen wollte, auch immer gescheidter, indem ihn ihre Rede auf Manches hinleitete, was ihm früher entgangen war. An einem Feierabende überraschte er sie plötzlich mit der Bitte, sie möge ihn doch auch in einem der Bücher lesen lassen, durch welche die Herrenleute so gescheidt würden. Da gab sie ihm denn allerhand schöne und nützliche Bücher zu lesen von Land und Leuten und mit hübschen Geschichten. Ja selbst Verse gab sie ihm.

Hätt' ich nur mehr Zeit, ich wollt' auch Manches lesen, es waren meine vergnügtesten Stunden, als ich im Bücherkasten meines Vaters, des vielberufenen Chirurgen Hechmair, den Adolf von Tafsel, Hermann von Goethe, Udo von Dendenstein und wie sie Alle heißen, entdeckte und, in einen Winkel des Stadels gekauert, heimlich lesen konnte. Jetzt muß ich Strauben backen und Salat anmachen, das trägt freilich mehr, aber hie und da möcht' man zum täglichen Brod auch noch was Anderes. — Als der Schnee von den Gipfeln der Berge geschmolzen war, stieg der Hans an einem Sonntag nach der Frühmesse hinauf, um über das Land auszuschauen. Vergebens wartete die Baronesse, welche ihn ungern einige Stunden vermißte, er kam erst Mittags zurück. „Aber wo bist denn so lang gewesen?“ sagte sie mit einem Anfluge von Schmollen.

„Droben auf dem Berg,“ erwiderte er, „man sieht dort München. Du hast mir so viel von großen Städten erzählt, daß ich dem Gelüst, auch einmal eine solche anzuschauen, nicht widerstehen konnte. Ich bin aber nicht gescheidt worden, vor mir lag an der Isar ein großer grauer Fleck, über den zwei Thürme fast wie Türken mit dem Turban emporragten. Aber das Flachland! Diese Wälder und Felder, da muß den Bauern das Geld vor der Thür wachsen!“

Wenige Tage später saß Hans auf dem Bock einer Kalesche. Die Peitsche in der Hand, kutschirte er die Baronin nach München, wo sie Allerlei für den Hausbedarf einkaufen wollte. Bisher hatte er nur das Thal und die Dörfer seiner Heimath gekannt, Schwaz war die größte Ortschaft, welche er je besucht, zu München wußte er gar nicht, wo an und aus; den ersten Tag hatte er nur zu schauen und zu staunen und redete fast nichts. Als er den ersten Eindruck überwunden, nahm das Fragen kein Ende, er durfte die Baronin überall begleiten, und sie gab dem großen Kinde mit größter

Abgang des pneumatischen Depeschenzuges von der Hauptstation auf dem Bahnhofe von Euston-Road in London.
Originalzeichnung unseres Londoner Specialartisten.

Freude Aufschluß; ja sogar einen Tag länger blieb sie, als beabsichtigt war, um ihm auch die Bavaria zu zeigen.

Nachdem sie wieder nach Hause zurückgekehrt waren, dankte er der Baronesse und sagte: „Diese Reise hat mich um zehn Jahre klüger gemacht, jetzt erst versteh' ich Vieles in den Büchern, was ich früher gar nicht begreifen konnte. Was man nicht gesehen hat, weiß man eben nicht."

So stand er zur Baronin. Auf dem Land ist es aber nicht, wie in der Stadt, wo sich die Leute, welche die gleiche Gasse, ja dasselbe Haus bewohnen, gar nicht um einander kümmern. Auf dem Land lebt man weiter auseinander und ist sich doch näher, Einer kennt den Andern, Eines guckt dem Andern in den Topf, und die Spatzen auf dem Dache zwitschern davon, wenn ein neuer Rock gekauft wird. Wäre die Baronin im Sommer gekommen, so hätte man sie unter der Menge von Gästen weniger beobachtet, aber so siedelte sie sich häuslich an und erwarb sich durch ihren Kauf ein Recht an die Gemeinde. Wer durfte bestreiten, daß auch diese vom reichsten Bauern bis zum Gänsehirten herab ein Recht auf sie habe? Die Baronin begegnete Allen friedlich und liebevoll, bald war sie bei den Nachbarn so heimisch und gern gesehen, als zu Gargan, ohne daß sie wegen ihres Glaubens einen Angriff zu besorgen hatte, denn die Leute waren hier durch den Fremdenverkehr aufgeklärter, und überdies sind ja in Baiern Lutherische und Katholiken gleichberechtigt. — Redlichkeit und Kenntniß des Landbaues erwarb unserem Hans bald die Achtung der ältern Bauern. Die Bursche, mit denen er hie und da im Wirthshause zusammentraf, kümmerten sich um den Tyroler wenig und verfolgten ihn auch nicht mit Sticheleien, durch die sich jeder Fremdling auf dem Land gewissermaßen erst einkaufen muß; er war älter als die meisten, und zu bescheiden, um sie herauszufordern. Ueber den gewöhnlichen

Schlag der Knechte erhob ihn seine Stellung als Schaffner. Nur ein wichtiger Mann war unzufrieden.

Der Landrichter, in dessen Bezirk das Gut der Baronin lag, glaubte sich beleidigt, weil sie es unterlassen, ihm die pflichtschuldige Aufwartung zu machen. Diese Herrn in Baiern sind noch manchmal wie die Paschas; darum wenigstens dürfen wir Tyroler unsere Nachbaren gewiß nicht beneiden. Ueberdies hegte er einen Widerwillen gegen unsere Landsleute, selbst Kärrner und Handwerksbursch tyrannisirte er; es war ihm daher ein Dorn im Auge, daß ein Tyroler, die er verachtete und haßte, den schönen Dienst bei der Baronin behaupten solle. Obenein wollte er sie necken, ihr beweisen, wen sie beleidigt und hintangesetzt. Hans hatte aus Unkenntniß unterlassen, vorschriftsmäßig Paß und Heimathschein vorzuzeigen, ja er besaß nicht einmal einen solchen. Da kam eines Morgens der Gerichtsdiener und lud ihn vor. — Betrübt kehrte er nach Hause. Der Landrichter, bei dem er keine Urkunden vorzulegen hatte, fuhr ihn barsch an, und stellte ihm die Frist von zweimal vierundzwanzig Stunden, binnen der er Baiern zu verlassen habe, wenn er nicht mit Schub abfahren wolle.

Traurig kam er nach Hause und erzählte der Baronin allsogleich, was vorgefallen. „Schau, ich will Dir's gerad sagen, es ist mir nicht wegen dem Dienstl, denn ich hab' zwei gesunde Arm und bring' mich leicht überall durch, aber Du bist mir so lieb worden wegen Deiner Gutheit, daß ich Dir lieber umsonst, als Andern um doppelten Lohn arbeiten möchte." Sein Auge wurde feucht.

„Laß sein," antwortete die Baronin, „ich werde die Sache schon einrichten."

Der Herr Landrichter saß im Bureau, rings um ihn knackten die Federn in der Hand der Kanzleiknechte, welche sich tief auf die Acten niederbeugten. Er gähnte, steckte eine Cigarre in den Mund und faltete die fleischigen Hände über dem üppigen Bierwanst. Von Zeit zu Zeit flog aus den kleinen Aeuglein unter den buschigen Brauen hervor ein Blick auf die Schreiberknechte, die im Schweiße des Angesichts roboteten. Da klopfte es, und die Baronesse trat ein. Ohne den Stummel bei Seite zu legen, maß er sie vom Kopf bis zum Fuße.

Sie begann ruhig: „Mein Schaffner hat aus Unwissenheit die gesetzliche Form verabsäumt, ich bin hier, um mich für ihn zu verbürgen, bis er die nöthigen Papiere aus der Heimath erhält."

„Ich nehme meinen Befehl nicht zurück," fuhr er auf, „er hat das Land zu verlassen. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum Sie hier in Baiern keine Leute für den Dienst finden!"

„Das ist meine Sache," erwiderte sie kalt, „für mein Geld bestelle ich, wen ich will."

„Wen Sie wollen?" sagte er höhnisch lachend, „ja, ja, man weiß schon, wozu solche Tyrolerbursche bei Damen gut sind!"

Sie erblaßte; dann aber rief sie, sich stolz aufrichtend: „Keine Rohheiten, mein Herr, ich dulde das nicht!"

Das Kanzleipersonale war aufmerksam geworden. Erstaunt über diese Keckheit, setzte ein Praktikant die Brille auf und schaute nach dem Gerichtsdiener um, ob dieser nicht mit einem Satz auf die Verbrecherin lospringe und sie in den Abgrund stoße; der alte Actuar verzog höhnisch den Mund, und der Landrichter schwang sich auf wie ein Seiltänzer.

„Noch heut mit Schub fort!" donnerte er.

„Das werden Sie bleiben lassen," entgegnete die Baronin gemessen, „wohl aber will ich noch heut an den Gesandten meines Fürsten, mit dem ich persönlich bekannt zu sein die Ehre habe, schreiben, daß er mir bei Ihrem Minister Genugthuung verschaffe. Auf Wiedersehen!"

Sie verbeugte sich und ging. Die Kanzlisten wuselten über diesen ganz ungewohnten Auftritt durcheinander wie Ameisen, es war jedoch kein Beamter, der seinem Pascha die Demüthigung und die zu erwartende Nase nicht vergönnt hätte. Diese blieb auch nicht aus.

Die Baronin schrieb allsogleich dem Gesandten, und wie da eine Hand die andere wäscht, machte dieser dem Minister die Anzeige, der Landrichter wurde in einen Winkel des bairischen Waldes versetzt und dann, weil die Sache zufällig durch einen Correspondenzler einer Zeitung verrathen wurde, gar pensionirt. — Als sie den betreffenden Brief geschrieben hatte, rief sie Hans.

„Du hast mir," begann sie zögernd, „gesagt, daß Du mich gern habest?"

„Gewiß, von Herzen," antwortete er, „Du glaubst nicht, wie, ich trau mir's gar nicht zu sagen."

„Nun gut," sagte sie rasch, die Stirn hebend, „dann wär es ja das Beste, wenn wir heiratheten!"

Dunkles Roth goß sich über ihr Gesicht, sie senkte den Kopf und faßte die Lehne des Sessels.

„Jesus Maria," rief er, „Du hast mich fast erschreckt! Schau, das hab' ich mir schon lang denkt, Du bist nicht mehr jung und ich auch nicht; wärst eine Bäurin, hätt' ich Dich schon längst drum angesprochen, aber so — Du bist gescheidter als ich, bring' Du's in Ordnung, — das will ich Dir auch noch sagen: Dich oder Keine! Zu Dir wagte ich nicht das Aug' zu heben, deswegen war ich darauf gefaßt: Keine! und wollte bei Dir bleiben mein Lebtag!"

„Du hättest mir das," sprach die Baronin nach dieser Ergießung, „nie gestanden, ich weiß es, allein gestern konnte ich in Deinem Herzen lesen. Auch ich würde stets geschwiegen haben, Du wurdest jedoch meinetwegen erniedrigt, so fühlte ich mich gedrungen, zuerst zu reden." Sie reichte ihm tiefaufathmend die Hand.

Es wurde über diese Sache kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt, fast schien es, als scheue sich Jedes, noch einmal darauf zurückzukommen.

Am nächsten Morgen in der Frühe waren sie auf dem Wege nach Tyrol. Sie saß in der Kalesche, Hans kutschirte vom Bock aus. Obwohl sie ihn eingeladen hatte, neben ihr Platz zu nehmen, weigerte er sich doch dessen: das sei vorläufig zu viel Ehre. Es schien ihm, als ob sie noch unermeßlich hoch über ihm stünde. — Sie reisten in seinen Geburtsort, um dort die zur Trauung nöthigen Documente zu holen. Der Pfarrer des Ortes suchte Hans bei Ausstellung des Taufscheines von der Lutheranerin wegen des ewigen Seelenheiles abspenstig zu machen, dieser verbat sich jedoch kurz und bündig jede Einmischung, da er nicht im Sinne habe, sich in Tyrol, wo man die Ketzer so entsetzlich fürchte, festzusetzen. Auf dem Rückweg kamen sie in's Achenthal. Bei diesem Anlaß sind Sie ihnen auf dem See im Schifflein begegnet."

„So wären wir also," unterbrach ich Benedicta's lange Erzählung, „glücklich bei der Hochzeit angelangt?"

„Allerdings," entgegnete sie. „Vor der Hochzeit, welche nach Peter und Paul, wo der Roggen bereits geschnitten ist, angesetzt war, trug sich aber noch ein merkwürdiges Ereigniß zu, das auch zur Sache gehört, Sie müssen mich daher ausreden lassen. Zu Hause lebten sie ganz wie früher, er als Schaffner, sie als Herrin, so daß Niemand das Verhältniß von Bräutigam und Braut geahnt hatte und, wie sie der Pfarrer von der Kanzel verkündete, Jeder überrascht war. Er dachte, zum Lallen und Trallen sind wir bereits zu alt, und hätte auch nicht gewagt, sich irgend eine Vertraulichkeit zu erlauben; bei ihr, so sehr sie ihn liebte, überwog die weibliche Schüchternheit, sie wollte nicht noch einmal den Anfang machen. Es sollte jedoch anders kommen.

Hans hatte bereits seit einigen Tagen in der Dämmerung etliche Bursche bemerkt, welche um das Haus schlichen und sich, wenn sie ein Geräusch hörten oder Jemand sahen, allsogleich zurückzogen, fast als fürchteten sie, erkannt zu werden. Er hätte sie auch nicht zu nennen vermocht; denn dazu besaß er viel zu wenig Bekanntschaft in der Gegend. Endlich wurde ihm die Sache verdächtig, er legte sich einen derben Knüttel zurecht, um sie damit das nächste Mal um ihren Zweck zu fragen. Zufällig mußte er Nachts im Stalle wachen, weil eine Kuh kalben sollte. Da hörte er etwa um zwei Uhr im obern Stock Geschrei um Hülfe, welches plötzlich verstummte. Rasch ergriff er den Knüttel, sprang über die Treppe empor und horchte an der Thür der Baronin. Er vernahm lautes Gepolter, fast schien es, als falle ein schwerer Gegenstand auf den Boden. Da besann er sich nicht mehr länger, mit beiden Füßen sprang er an die verschlossene Thüre, daß sie, der Gewalt der schwergenagelten Schuhe weichend, mit lautem Krachen zerbarst. Ein Schuß blitzte ihm entgegen, aus dem Rauche erhob sich eine schwarze Gestalt und schwang den Kolben des Gewehrs. Nun schlug Hans zu, daß der Kerl heulend zu Boden stürzte. Der Zweite, welcher das Pult der Baronesse zu erbrechen versucht hatte, wollte durch das Fenster flüchten, verfehlte jedoch jenes, dessen Stäbe die Lumpen durchsägt, und blieb, während von unten noch zwei Schüsse krachten, eingeklemmt in der Luft hängen. Hans bearbeitete mit dem Knüttel den wüsten Strolch so ausgiebig, daß er fürchterlich brüllte. Auf den Lärm liefen die Nachbaren mit Dreschflegeln und

Sensen zusammen, die Stalldirne öffnete ihnen die Thür und Alles eilte in die Stube. Dort nahmen sie den Schelm in Empfang, und während ihn Einige beim Waschel über die Treppe schleppten, trat Hans zum Bette der Baronin, welche ängstlich zitternd unter der Decke kauerte. „Haben sie Dir nichts than?" fragte er voll Sorge.

„Mir fehlt nichts," erwiderte sie, „Nachbarn, ich danke Euch für Eure Hülfe. Bist Du nicht verwundet?" setzte sie leise bei.

„Nein," erwiderte er, „weil nur Du g'sund bist!"

Sie bat jetzt die Versammelten, das Zimmer zu verlassen, und blieb mit ihrer Magd allein. Hans legte sich jedoch, um ja jedem Falle zu begegnen, mit dem Knüttel vor die Thürschwelle. Sie konnte nicht schlafen, tausend Gedanken kreuzten sich in ihrem Kopfe, endlich faßte sie wie auf höhere Eingebung einen Entschluß. Unterdeß war schon der Tag angebrochen, sie kleidete sich an und wollte das Zimmer verlassen. Da lag Hans ruhig schlafend auf dem Boden, in der Rechten den Knüttel, den linken Arm unter den Kopf gelegt; sie berührte sanft seine Stirn, er fuhr rasch empor.

„Hans," sagte sie, „ich verdanke Dir mein Leben und vielleicht noch mehr. Deswegen muß ich mit Dir aufrichtig sein. Vor zwölf Stunden konnte Dir meine Hand nicht ganz unerwünscht scheinen; besaß ich doch so viel, um Dir und mir ein sorgenfreies Dasein zu bereiten. Nun bin ich aber ausgeraubt; denn um meine Staatspapiere zu retten, kamst Du zu spät; — die Schelme warfen sie aus dem Fenster —, ich besitze nichts mehr, als dieses Gütchen, welches beim größten Fleiß nur ein Leben von der Hand in den Mund gestattet. Es wäre schlecht von mir, wollt' ich Dich halten, ich gebe Dir Dein Wort zurück."

Hans starrte sie einen Augenblick an, dann stürzte ein Strom von Thränen aus seinen Augen. Als er sich gefaßt hatte, sprach er mit tiefem Schmerz: „Wär's mir doch lieber, Dich auf der Todtenbahr zu sehen, als so zu verlieren. Daß Du mich für einen schlechten Kerl hältst, der sein Wort umsteht, das hat mir noch am wehesten gethan von all dem Leid, das ich erfahren. Schau, ich bin gesund und stark, Dich und mich kann ich noch ernähren, das Gütchen ist ja nicht so schlecht, und Du hast mittlerweile auch schon was gelernt. Zuerst hast Du mir die Hand geboten, jetzt thu' ich's, denn jetzt sind wir gleich!"

„Ja, gleich," rief sie freudig, „ich brauche nicht zu Dir herunter, Du bist zu mir emporgestiegen. Jetzt erst bin ich Dein für immer!"

So standen sie und guckten sich fest in die Augen, da sagte Hans mit g'schämigen Backen: „Jetzt darf ich Dir aber auch ein Bussel geben!" Früher hatte er sich kaum erlaubt, sie mit einem Finger anzurühren.

Ein Kuß beschloß den Bund für das ganze Leben. Daß die Baronin ihr Vermögen nicht verloren hatte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Ihre Rede war ersonnen, nicht um die Liebe ihres Bräutigams, an der sie ohnehin nie zweifelte, zu prüfen, sondern um die Schranke, welche zwischen Beiden bestand, für immer niederzureißen."

Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben.

I.

(Mit Abbildung.)

Das Ungeheuere des Londoner Verkehrs. — Die nothwendig werdenden neuen Verkehrsmittel. — Achtzehn neuprojectirte Eisenbahnen durch die Stadt, über und unter den Straßen. Eine mitten unter der Themse. — Die Untergrund-Eisenbahn. — Die Charing Croßbahn mit ihrer achtzehnfachen Straßenüberbrückung. — Die pneumatische Brief- und Paketbeförderung und ihre Hauptstation.

Wer weiß nicht, daß um das Jahr 4000 unserer Zeitrechnung der berühmte neuseeländische Tourist des seligen Lord Thomas Babington Macaulay auf seiner alterthumsforschenden Weltfahrt kommen wird, um auf dem meilenweiten Trümmerfelde, wo dereinst die Stadt der Städte, das Ungeheuer London, sich gebrüstet hat, seine philosophisch-elegischen Monologe über das „Sic transit gloria mundi" vom Stapel laufen zu lassen? Der hochcivilisirte und urgelehrte australische Staatsbürger der Zukunft wird sich aber in die Lüfte aufschwingen oder unter die Wellen der Themse hinabsteigen müssen, wenn er die merkwürdigsten Ruinen der alten britischen Herrlichkeit, die Reste der kühnsten und gewaltigsten Stein- und Eisenschöpfungen aufstöbern will, welche die englische Riesenmetropole mit ihren Millionen von Bewohnern und ihrem unerschöpflichen und unendlichen Verkehre dereinst zum Wunder der Welt gemacht haben.

Der Leser fühlt schon heraus, daß wir nicht eigentlich vom heutigen London sprechen, mindestens nicht von dem, wie es heute schon fix und fertig dasteht, wohl aber von einem London, zu dem der Plan auf's Papier geworfen und zum Theil bereits in Verwirklichung begriffen ist. Doch was sagen wir von Plan? Nein, Pläne, ein paar Dutzend Pläne in Eins muß es heißen; denn volle dreiundzwanzig Projecte für die umfassendste Umgestaltung Londons, insbesondere der lebenwimmelnden City, — der Alt- und eigentlichen Großgeschäftsstadt, die politisch allein als „Commune London" betrachtet wird, am östlichen Norduser der Themse — liegen dem gegenwärtig tagenden Parlamente zur Begutachtung und Genehmigung vor. Wie in den dreißiger und Anfangs der vierziger Jahre ist John Bull mit einem Male von einem neuen tollen Eisenbahnfieber ergriffen worden; nur beziehen sich alle die Schienenwege, die er jetzt ausheckt, lediglich auf London selbst. Daß, was seither auch in den größten anderen Städten, selbst in Paris, noch nicht zu geschehen brauchte, die einzelnen Theile dieser häuserbedeckten Provinz durch Eisenbahnen verbunden sind, welche die meilenlange Peripherie der Stadt umgürteln, weil sich trotz aller der unzähligen Omnibusse, Cabs, Frachtkarren und anderen Vehikel, die sich auf den Straßen zu einem permanenten Chaos zusammenstopfen, trotz der Menge von Dampfbooten, welche unablässig themseauf und themseab schießen, das Bedürfniß neuer Verkehrsmittel dringend geltend machte; daß mehrere Bahnen ihre tosenden Züge hoch über die Dächer der südöstlichen und südwestlichen Vorstädte hinwegjagen; daß eine andere selbst in die geheimnißvolle Tiefe hinabgeklettert und in das noch geheimnißvollere Geflecht der Abzugs- und Wasserleitungscanäle gedrungen ist, um halb London zu untertunneln: das ist schon nichts Unerhörtes mehr, wenn gleich uns, die wir an minder überschwängliche Verhältnisse und ruhigern Lebensfluß gewöhnt sind, der Kopf schwindelt bei dergleichen Ungeheuerlichkeiten. Alles dies aber erscheint blos wie ein schüchterner Anfangsversuch gegen die fabelhaften Ungethüme von Unternehmungen, welche plötzlich in's Werk gerichtet werden sollen.

Von den dreiundzwanzig Projecten, meist mit pompösen Namen, über deren Verwirklichung die Herren am Westminsterplatze entscheiden sollen, streben zwei Drittel den Bau neuer Stadteisenbahnen an. Allerdings hat die mit der Prüfung dieser Pläne betraute Parlamentscommission davon einen und den andern als gar zu chimärisch und abenteuerlich ad acta verwiesen, einige sind von ihren mittlerweile ernüchterten Schöpfern selbst zurückgezogen worden, indessen mehr als anderthalb Dutzend, man denke sich weit über ein Dutzend neue Eisenbahnen in und über und unter der Stadt, sollen wirklich dem Parlamente zur Sanctionirung empfohlen werden, zum Schrecken manches guten Londoner Spießbürgers — denn auch in London giebt es Spießbürger — der im buchstäblichen Sinne des Worts sich den Boden unter den Füßen weggezogen sieht und nicht weiß, wohin er sich in Sicherheit bergen soll.

Wer während der eigentlichen Geschäftszeit, von zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, wo der Verkehr zwei Mal zu seiner Fluthhöhe anschwillt, jemals nur einen einzigen Tritt in die City gethan hat, der begreift, wie man nachgerade darauf sinnen muß, dem mit jedem Jahre wachsenden Menschen-, Wagen- und Roßgewirr in Fleetstreet und Ludgatehill, um den St. Paulsdom herum, in Cheapside und namentlich auf Londonbridge, das mit seinen täglichen anderthalbtausend Omnibus und seinen 20,000 sonstigen Vehikeln schließlich jede Ortsbewegung paralysirt und immer lebensbedrohlichere Collisionen in Aussicht stellt, irgendwie einen Ausweg zu schaffen. Soll man etwa Compagnien blaufräckiger Constabler an jede Straßenecke und auf alle Plätze postiren, damit sie die in der Richtung der City heranbrausenden Menschenwogen stauen, indem sie dieselben sectionsweise abtheilen und immer nur ein wohlabgezähltes Menschen- und Wagenquantum auf einmal

passiren lassen? Wo in einer einzigen Straße und innerhalb nur dreier Stunden, von 1—4 Uhr Nachmittags, eine halbe Million, im Durchschnitt, auf verhältnißmäßig engem Raume, aber mindestens eine volle Million Menschen tagtäglich, d. h. blos in der oben angeführten Geschäftszeit, auf den Beinen ist, die gefährlichen Vierfüßler sammt ihren rollenden Anhängseln gar nicht gerechnet, — ein ungefähr ebenso erfolgverheißendes Beginnen, als wenn man die Wasser der Themse mit einem Theelöffel ausschöpfen wollte.

Wie also sollen dieser bedrohlichen Ueberfülle Schranken gezogen werden, — ohne dem Verkehr die freie Bewegung zu weiterer Ausdehnung zu hemmen? Es bleibt kein anderes Auskunftsmittel, als durch neue Eisenbahnen einen Theil der Verkehrsströmung über oder unter das Niveau der Straßen zu verweisen. Diese Ueberzeugung hat sich jetzt des Publicums bemächtigt. Und so ist plötzlich jener Wetteifer von Abhülfeprojecten angestachelt worden, die, wie Alles in London, sofort in's Ungeheuere und Ungeheuerliche geschossen sind.

Man stelle sich vor, daß die für die City in Aussicht genommenen Schienenwege allein die Länge von mehr als vier deutschen Meilen erreichen werden. Ihr Bau berührt mittel- und unmittelbar ein Areal von nahe an vierzig deutschen Meilen und etwa dreihundert der begangensten und befahrensten Straßen und Communicationen, so daß schwer abzusehen ist, wie er überhaupt ausführbar wird. Wohin in der Zwischenzeit, auf Jahre vielleicht, mit dem Menschen- und Wagenstrome? Doch der Brite, wenn er einmal ein Ding in's Auge gefaßt hat, pflegt nicht der Mann zu sein, der vor Schwierigkeiten oder Opfern zurückbebt. „Durch“ ist seine Losung. Englischer Unternehmungsgeist, englische Willenskraft, das Genie englischer Ingenieure und Techniker sind bewundernswerth. Hier haben wir von den Briten noch unendlich viel zu lernen. Man darf daher mit Sicherheit behaupten, daß die meisten der dem Unterhause eingereichten Pläne in Angriff genommen und verwirklicht werden, überkühn wie sie sind, welche kolossalen Geldmittel sie beanspruchen und ob dadurch auch die gesammte Physiognomie der Stadt eine derartige Umwandelung erfährt, daß man, nach Verlauf weniger Jahre, selbst die Lage der jetzt bekanntesten und meistgenannten Londoner Localitäten, die Plätze und Oertlichkeiten, an welche sich die interessantesten und theuersten Erinnerungen knüpfen, nicht mehr zu bezeichnen im Stande sein wird. Mit einem Worte, noch nie ist eine Stadt in der Welt von solch' einem radicalen Umsturze bedroht gewesen. Die Prachtbauten, die Anlage von Straßen, von Boulevards und ganzen Stadtvierteln, womit der dritte Napoleon ein neues Paris geschaffen hat, all das, an sich imposant und gewaltig, schrumpft in's Unbedeutende zusammen, der völligen Umgestaltung gegenüber, welcher die Metropole an der Themse entgegengeht. Und wie verschieden sind die Ursachen dieser Umgestaltungen der beiden „Hauptstädte der Welt“, so verschieden wie Geist und Charakter der beiden Nationen selbst! An der Seine kommt die Metamorphose wesentlich nur auf Rechnung der Laune und Eitelkeit eines Autokraten, der das neue Paris nach dem Principe „tel est mon plaisir“ octroyirt und dabei auf das Streben nach Glanz und Luxus seiner Pariser richtig speculirt, — jenseit des Canals ist's allein das bürgerliche Regen und Rühren, das geschäftliche Gedeihen, die mit der Arbeit wachsende Ausdehnung der Stadt und umgekehrt der mit dem endlosen Umfange dieser letztern in's Endlose anschwellende mercantilische und gewerbliche Verkehr, die freie Vereinigung von Privatleuten, kein Impuls von oben, was London seine neue wunderbare Physiognomie verleiht. —

Es ist unmöglich, auch hier nicht am Orte, alle die Projecte aufzuzählen, die London zu oberst zu unterst kehren sollen; wir wollen nur einiger der hervorragendsten gedenken. Da machen sich unter andern zwei verschiedene Pläne zu einer Weiterbeführung und nutzbringenden Ausbeutung des jetzt als trübselige Curiosität lediglich von den Fremden aufgesuchten, nie aber seiner Bestimmung gemäß als Verbindung von einem zum andern Ufer gebrauchten, völlig unproductiven Themsetunnels anheischig; zwei Compagnien erbieten sich zwischen dem Tower und Londonbridge zwei neue grandiose Brücken über den Strom zu schlagen, jede von 800 Fuß Bogenspannung und das Hochwasser der Themse über mehr als 100 Fuß überragend; außerdem soll noch weiter ostwärts, in der Nähe der Westindia-Docks, eine dritte Brücke errichtet und das Westend gar mit fünf neuen Brücken auf einmal beschenkt werden. Mehrere Bahnen werden dicht am nördlichen, einige andere drüben in Southwark und Borough längs des Südufers der Themse hinlaufen, eine als das Wunder der Wunder, gar mitten im Strombette in langem Tunnel unter den rauschenden Wässern! Viele Parks und zahllose Plätze werden durchschnitten, unterminirt oder überbrückt, so daß hoch über und tief unter dem Menschen- und Wagengetümmel zugleich und unaufhörlich die schweren Locomotiven schnauben und pusten werden. Kaum ein Winkel der City ist sicher vor der Revolution, die sich vorbereitet; nur die Kirchen wird man nicht antasten. Um sie zu schonen, sollen hier und da selbst die weitesten Curven nicht gescheut werden, während man dagegen den mitten in der Stadt noch immer nicht überall beseitigten Friedhöfen wenig Rücksicht zudenkt und somit endlich einmal aufräumen wird mit einem von Londons schreiendsten Mißständen. So wird schließlich das eigentliche Herz Londons und des gesammten Großverkehrs der Erde überhaupt ein Gepräge erhalten, für das uns bis jetzt jedwede Vorstellung gefehlt, dem zu keiner Zeit irgendwelche Stadt auf diesem oder dem andern Continente Analoges an die Seite zu stellen gehabt hat. Ein Unicum, wie es eben nur London sein kann.

Der Anfang zu diesem neuesten London, das in seiner Vollendung das größte bauliche Wunder der Welt wie den Gipfelpunkt menschlicher Verkehrsthätigkeit repräsentiren wird, ist seit Jahren bereits gemacht. Schon sind viele Straßen zweiten und dritten Ranges völlig andere und neue geworden, abermals Tausende von Wohnungen, die noch den Armen und Aermsten Obdach boten, von der Erde weggefegt und ihre unglücklichen Insassen auf's Neue in entlegene Winkel oder Gott weiß wohin verjagt, freilich aber auch durch Abbruch einer Menge von düstern unsaubern Gängen, Höfen und Gäßchen eine beträchtliche Anzahl von grausigen Schlupfwinkeln des Trunks und des Verbrechens beseitigt worden, und die Umwandelung dauert stetig fort und nimmt mit jedem Jahre kolossalere Dimensionen an, so daß sich der ortserfahrenste Londoner oft schon mitten auf den ihm von Kindesbeinen an geläufigsten Gassen und Plätzen nicht mehr mit Sicherheit „auszukennen“ im Stande ist. Wer mag's ihm daher verargen, wenn er zu manchen dieser Wandelungen bedenklich den Kopf schüttelt und gern dem sich vollziehenden Umsturze Halt geböte, welchem so viele seiner Anschauungen und Gewohnheiten zum Opfer fallen sollen?

Was britischer Unternehmungsgeist und britische Ausdauer in Verbindung mit britischem Capitale vermögen, beweist vor vielem Andern die obenerwähnte Untergrund-Eisenbahn, die seit vierzehn Monaten als eine gelungene Thatsache dasteht und in nicht vollen zwei Jahren eine Strecke von ziemlich einer deutschen Meile mit täglichen 170 Zügen befährt. Ein nächstes unserer „Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben“ wird diesem Meisterstücke menschlicher Technik gewidmet sein und, nach einer trefflichen Originalzeichnung, an einem der interessantesten Knotenpunkte des Straßenverkehrs einen Einblick in die mit genialer Kühnheit dem Dienste der Oberwelt tributpflichtig gemachte Unterwelt gewähren. Wir begnügen uns also hier einfach mit der Bemerkung, daß die Weiterverzweigung des unterirdischen Schienenstranges nach bis jetzt von ihm noch nicht berührten Stadttheilen auch unter den zwei Dutzend neuen Londoner Projecten figurirt.

Zwar nicht in die unheimlichen Regionen der finstern Tiefe tauchend, vielmehr, im diametralen Gegensatze, meist hoch in der Luft schwebend, doch durch Gedanken und Ausführung kaum minder großartig, ist ein anderes Actienunternehmen, das, ebenfalls dem alle Banden sprengenden Verkehrsstrome seine Entstehung verdankend, seit einigen Jahren das Londoner Publicum in Aufregung versetzt und den englischen illustrirten Blättern zum permanenten Ideenmagazine für Text und Bilder herhalten muß. Wir meinen die sogenannte Charing-Croß-Eisenbahn, die ihren Ausgang nimmt unweit dem alten Platze von Charing Croß, der heutzutage, nach Nelson's Siege, zum Trafalgar-Square avancirt ist und in seiner Einfassung von Statuen und Denksäulen eine wahre Blüthenlese englischen Ungeschmacks vorstellt. Die ganze Linie dieser Bahn ist zwar kaum eine halbe deutsche Meile lang, macht aber nicht weniger als einhundert und neunzig Brückenbogen nothwendig, von denen allein achtzehn lebhafte Straßen überspannen, während sich ein eiserner Viaduct von über 400 Fuß Länge quer über einen vielbesuchten Marktplatz in den am Südufer des Stromes gelegenen industrieerfüllten Borough schwingt. Schon folgen sich von sieben Uhr Morgens bis halb ein Uhr Nachts die Züge dieser luftigen Bahn in nur viertelstündigen Intervallen, um nach und von Greenwich allein 140 Mal des Tags ihre lebendige und todte Fracht ein- und auszuladen.

Noch bleibt uns in unserm heutigen allgemeinen Ueberblick über die theils sich anbahnenden, theils bereits in Anwendung gebrachten neuen Londoner Verkehrsmittel übrig, eines von jenen dreiundzwanzig Plänen zu gedenken, desjenigen, auf den sich unsere Abbildung bezieht. Wir erwähnen desselben zuletzt, nicht weil wir ihm die mindeste Wichtigkeit beimessen, sondern weil er auf absolute Neuigkeit keinen Anspruch machen kann und, nach stichhaltigem Versuche im kleinen Maßstabe, jetzt lediglich um eine Ausbreitung in's Größere und Große bittet.

Die Leser der Gartenlaube haben von der sogenannten pneumatischen Brief- und Paquetbeförderung schon gehört, als man in London vor einigen Jahren zuerst auf die Idee kam, durch den Luftdruck Frachtstücke und selbst Passagiere zu befördern und Versuche im Kleinen damit anstellte; nur wenigen aber wird es, wie dem Zeichner unsers Bildes, vergönnt gewesen sein, dem Abgange des pneumatischen Depeschenzuges auf der derzeitigen Hauptstation desselben, dem Bahnhofe von Euston-Road, jenem großen Ausgangspunkte Londons nach dem englischen Nordwesten, nach Manchester und Liverpool, beizuwohnen. Wir dürfen daher unsere Illustration wohl noch mit einigen erläuternden Worten begleiten.

Der Gedanke, den Luftdruck als Beförderungsmittel und Locomotor zu gebrauchen, ist kein neuer. Er stammt bereits aus dem siebenzehnten Jahrhundert, wo Papin, von dessen luftdicht verschlossenem Topfe wir Alle in der Schule gelernt haben, auf den Grundsatz zuerst aufmerksam machte. Sowohl er aber, wie seine Nachfolger, gingen blos von der Idee aus, comprimirte Luft von hinten auf die zu bewegenden Gegenstände wirken zu lassen, dieselben also, wie eine Kugel aus dem Rohre, zu blasen. Erst Medhurst war es, der, vor ungefähr fünfzig Jahren, den Grundsatz aufstellte, die zu befördernden Dinge nicht durch verdichtete Luft fortzublasen, sondern durch ausgepumpte heranzuziehen, ganz ähnlich, wie das Wasser mittels eines Strohhalmes oder einer Glasröhre unsern Lippen zugeführt wird. Eine Ausführung in größerem Maßstabe fand diese Idee, die unserer pneumatischen Depeschenbeförderung zu Grunde liegt, zunächst in der sogenannten atmosphärischen Eisenbahn, die im Jahre 1840 von Clegg und Samuda auf dem West-Londoner Schienenwege versuchsweise in's Werk gerichtet wurde. Indeß bewährte sich der Gedanke in der Praxis nicht, so daß man den Versuch bald fallen ließ und, wenn wir recht unterrichtet sind, das Princip nur noch auf einer Eisenbahn Irlands anwendet. Dagegen hat man den Grundsatz wieder aufgenommen, um ihn als Postboten zu verwerthen, für jetzt zwar nur zwischen einigen Bahnhofsstationen Londons, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Pneumatische Beförderungsgesellschaft, the Pneumatic Despatch Company, — eine Privatactienunternehmung, die jetzt das Parlament um Concession zu weiterer Ausdehnung ihrer Thätigkeit ersucht, — in kurzer Zeit ihre Stationen und Linien durch ganz London errichtet und eine totale Revolution der gesammten Postbestellung verursacht haben wird.

Sehen wir uns jetzt unser Bild etwas näher an. Wir befinden uns, wie erwähnt, auf dem Bahnhofe von Euston-Road. Derselbe liegt auf jenem großen Verkehrswege, der am Nordsaume des eigentlichen Londons die Verbindung zwischen dem Westen und dem Osten der Stadt herstellt. Als End- und Anfangsstation der Hauptlinie von und nach Lancaster und Liverpool, gehört er zu den frequentesten Londons, und die Anzahl der von ihm abgehenden und auf ihm ankommenden Poststücke aller Art übersteigt unsere deutschen Vorstellungen.

Es ist eben Abgangszeit. Der eiserne Wagen, der einer Wiege nicht unähnlich ist, wird mit den Briefbeuteln gefüllt, die vor wenigen Augenblicken aus dem Norden und Nordwesten des Reichs angelangt sind. Sobald dies geschehen, zeigt es der dicht daneben befindliche Telegraph der nächsten Station an. Der Wagen gleitet in die Röhre, in die man mittels einer Dampfmaschine die Luft einbläst, die Klappe schließt sich, und fort saust der Wagen mit einer Geschwindigkeit, welche in einer halben Minute die Entfernung von etwa einer Viertelstunde zurücklegt. Die nächste Station ist das Zweigpostamt von Eversholt-Street, etwa 1800 Fuß vom Euston-Bahnhofe entfernt. — Der Haupttheil des nothwendigen Apparates stellt sich in Form eines großen flachen Gehäuses mit rundem Obertheile dar, das, vier Fuß über dem Boden, von einer auf gußeisernem Gestelle laufenden schmiedeeisernen Welle durchzogen ist und „Auswerfer“ — pneumatic ejector — heißt. Er hat die Bestimmung, die Luft in Bewegung zu setzen, um auf der Euston-Station die Wagen durch Einblasen und zurück durch Aussaugen von Luft zu befördern. Hinter diesem großen Gehäuse — rechts auf unserer Abbildung — mit seinem Ventilator von mehr als zwanzig Fuß Durchmesser, ist eine Hochdruckdampfmaschine von zehn Pferdekräften aufgestellt. Sie ist es, welche mittelbar die Function des Lufteinblasens und Luftaussaugens zu versehen hat. Elektrische Telegraphen besorgen, wie wir schon erfuhren, zwar die Correspondenz zwischen den beiden Endstationen; man kennt aber ohnedem die Ankunft an beiden Stationen so auf die Minute genau, daß die Klappe, welche die Röhre schließt, immer rechtzeitig vorher geöffnet und mit der wieder einströmenden Luft jedweder ungestüme Anprall des ansausenden Zugs vermieden wird. Ueberdies sind die einzelnen Wagen, welche den Briefzug bilden, mit Gummipuffern versehen, so daß auch hierdurch der Stoß sich abschwächt.

Für jetzt werden täglich etwa zwanzig Briefwagenzüge auf der erwähnten Strecke hin- und herbefördert. Selbstverständlich erschöpft dies noch nicht die Leistungsfähigkeit des Apparates, so daß augenblicklich der Dampfverbrauch verhältnißmäßig noch ein viel zu großer ist. Trotzdem aber stellt sich der tägliche Consum von Brennmaterial immer nicht viel höher als sechs Schillinge oder etwa zwei Thaler, und mithin würden sich die Kosten für eine Doppelfahrt auf nicht mehr als ungefähr 5 Pence oder nicht ganz 4 Sgr. berechnen. Zieht man vollends die Zeitersparniß dieser Postbeförderung in Betracht und bedenkt, daß in London das englische Dictum „Zeit ist Geld“ mehr als irgendanderswo seine Berechtigung hat, so scheint uns kaum noch zweifelhaft, daß die Luftpost, die ihre jetzige Vervollkommnung hauptsächlich dem Ingenieur Rammel verdankt, in nicht zu ferner Zukunft nicht blos durch London, sondern durch alle größeren Städte Großbritanniens und des Festlands zu jenen dauernden Errungenschaften zählen wird, die unabhängig sind von den jeweiligen politischen Windströmungen.

Auf der Rhede von Cuxhaven.

Eine Erinnerung an die deutsche Flotte.

Es war am 4. Juni 1849, als nach dem Seegefecht bei Helgoland die deutschen Dampfer Barbarossa, Hamburg und Lübeck, verfolgt von einem weit überlegenen dänischen Geschwader, gegen Abend der Elbe zusteuerten. Der Weg nach der Weser, von wo sie am Morgen ausgelaufen und wohin sie hätten zurückkehren sollen, war ihnen abgeschnitten. Obgleich fast uns Allen an Bord das Gefecht zu früh beendet schien und wir trotz der widrigen Umstände, welche eingetreten waren, gern dem Feinde noch näher auf den Leib gerückt wären, so machte unserem nur auf Unkenntniß und Tollkühnheit begründeten Unmuthe doch bald wieder die heiterste Laune Platz; es war ja das erste Gefecht, welches die junge Flotte bestanden, und Jeder an Bord, vom Capitain bis zum Schiffsjungen, hoffte mit Zuversicht, es werde nicht das letzte sein.

Ich war noch eine vollständige Landratte, denn erst am 3. Juni, also am Tage vor dem obenerwähnten Gefechte, hatte ich das erste Mal das Deck eines Seeschiffes betreten. Ich war Seejunker an Bord der Dampfcorvette Lübeck. Obgleich der zuletzt an Bord gekommene Seejunker, hatte ich doch von den Uebrigen meines Ranges wenig zu leiden, da die Meisten derselben gleich mir noch nicht auf See gewesen waren und ich auch zu den Aelteren und Stärkeren gehörte. Zum Lachen gaben wir Landratten aber Alle — hierzu gehörten auch der Doctor und der Zahlmeister — oft genug Veranlassung, am meisten natürlich diejenigen von uns, welche, nicht in der Nähe der See geboren, ganz vor Kurzem dieselbe zu erst gesehen und kennen gelernt hatten.

So war es am Morgen nach dem Gefechte bei Helgoland, daß unser Doctor, ein Rheinländer, der sich übrigens schon länger als einen Monat an Bord befand und bereits etwas auf seine maritimen Erfahrungen einbildete, seine Unkenntniß in See- und Schiffssachen bitter zu büßen hatte. Als er nämlich auf Deck kam, war er sehr erstaunt, Cuxhaven nicht mehr auf derselben Seite der Elbe zu erblicken, auf welcher es seiner Ansicht nach am Abend

vorher gelegen hatte. Er versicherte hoch und theuer, Cuxhaven habe gestern ihm zur Linken gelegen, wenn er, auf dem Hinterdeck stehend, das Gesicht dem Großmast zugewendet; heute lag es ihm, obgleich er ebenso stand, zur Rechten. Es wurde ihm nun eingeredet, er habe gestern wohl zu Ehren des glücklich überstandenen Gefechtes im ungewohnten Grog des Guten zu viel geleistet. Das wollte er aber durchaus nicht Wort haben und stritt auf Tod und Leben in der ihm eigenen lebhaften und lauten Weise und in seiner rheinischen, an Bord wenig bekannten Mundart über die besagte Erscheinung, die er sich schlechterdings nicht erklären konnte. Daß die anwesenden Officiere, der Commandant nicht ausgenommen, so herzlich lachten, wie es nur irgend die Etiquette auf dem Quarterdeck erlaubt, kann sich Jeder leicht denken, welcher die bezüglichen Verhältnisse kennt. Dem guten Doctor war es nämlich entgangen, daß das Schiff geswait hatte und, während es am Abend unserer Ankunft vor Fluth gelegen, am nächsten Morgen zufällig vor Ebbe, sonach am Abend mit der Backbordseite, am Morgen dagegen mit der Steuerbordseite Cuxhaven gegenüberlag.

Am selben Morgen war es ferner meine Wenigkeit, die den Stoff zum Tagesgespräch auf allen drei Schiffen des Geschwaders lieferte. Kurz vor Mittag wurde am Besanmaste des Barbarossa, auf welchem sich Commodore Brommy als Befehlshaber des Geschwaders befand, das Signal aufgehißt: „Der Seejunker Nr 4" — das war ich — „soll an Bord kommen!" Da ich speciell genannt war, so konnte es sich nicht um einen abzuholenden Befehl handeln, sonst wäre ein beliebiger Seejunker oder der Schiffssecretair gerufen worden. In weniger als fünf Minuten war ein Seitenboot bemannt, ich saß darin und fuhr dem Commodoreschiff zu. Es war erbärmliches Wetter, ein steifer Südwest mit starkem Regen und hohem Seegang; dies focht mich aber wenig an, und ich merkte nicht einmal, daß ich bis auf die Haut durchnäßt wurde, da ich in der Eile ohne Regenmantel und Südwester (Kopfbedeckung) abgefahren war. All mein Denken concentrirte sich im Nachgrübeln über die Ursache meiner Berufung auf das Commodoreschiff. Wie Mancherlei durchkreuzte mein armes Gehirn! Vor Allem aber quälte mich die an Bord noch im letzten Augenblick von meinen Cameraden ausgesprochene Vermuthung, ich sei gerufen worden, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, weil ich während des Gefechts, mit dem Beobachten der Signale betraut, das Signal „Umkehren", welches den Rückzug der Schiffe befahl, nicht — wie es auch wirklich der Fall war — augenblicklich gesehen und dem Commandanten der Lübeck gemeldet hätte.

Das Boot ging auf und nieder und die hohen Wellen verbargen mitunter den Barbarossa, auf welchen mein Blick gerichtet war. Ich glaube, ich wünschte damals, wir möchten ihn nie erreichen! Kriegsgericht, strenge Strafe oder gar Entlassung aus dem Flottendienst, das waren die Popanze, die mich bis unter Bord des Commodoreschiffes geleiteten. Nur mit Mühe konnte angelegt werden, nachdem man uns von Bord aus ein Tau zugeworfen hatte. Mit einem kühnen Sprung schwang ich mich, als das Boot durch eine Welle hoch genug emporgeworfen worden war, auf die Fallreepstreppe, im nächsten Augenblicke stand ich auf Deck. Zum Glück blieb ich ruhig stehen und wartete auf einen weiteren Befehl; denn ich wäre sicherlich, statt nach dem Quarterdeck, nach vorn gegangen, was übrigens auch einem weniger befangenen Anfänger begegnen kann, aber stets Spötteleien und Witze der Anwesenden nach sich zieht. Man führte mich schweigend hinunter zur Kajüte des Commodore; die Thüre öffnete sich, ich trat ein. Um einen schwarzbehangenen Tisch, o schrecklicher Anblick! saßen fünf oder sechs Officiere; am untern Ende Commodore Brommy, ihm zur Rechten der Commandant des Barbarossa, Capitain King, zur Linken ein Herr in mir fremder Uniform; die übrigen Officiere kannte ich nicht. Es herrschte eine feierliche Stille. Der Commodore winkte mir, heranzutreten. Ich glaube, ich habe damals gezittert; jedenfalls hätte ich mich viel behaglicher an Bord eines brennenden Schiffes, als in besagter Gesellschaft befunden. Doch ich faßte Muth und ging in militärischer Haltung auf den Commodore zu. Eine strenge Bewegung seiner Hand gebot mir Halt; ich war noch drei Schritte von ihm entfernt. „Herr Seejunker," begann er hierauf, „vermissen Sie keine Papiere, Briefschaften und dergleichen?"

„Daß ich nicht wüßte, Herr Commodore," war meine Antwort.

„Keinerlei Zeichnungen, Bleistiftskizzen und dergleichen?"

„Nein, Herr Commodore."

„Treten Sie näher," sprach er nun und deutete nach einem Haufen Papiere, die, vorher in ein Paket zusammengebunden, auf dem Tische ausgebreitet waren. Sofort erkannte ich diese Papiere. Ein jäher Schreck fuhr mir durch die Glieder. Mit bebender Stimme antwortete ich auf die Frage des Commodore: „Kennen Sie diese Papiere?": „Ja, Herr Commodore, sie gehörten mir zu, ich warf sie gestern Abend über Bord, um sie zu vernichten."

Mit diesen Papieren hatte es aber folgende Bewandtniß. Nachdem ich mich eingeschifft hatte, war ich zu meinem Leidwesen gewahr geworden, daß es in der engen Seejunker-Kajüte keinen verschließbaren Raum für jeden Einzelnen gab, daß vielmehr daselbst Gütergemeinschaft in des Worts verwegenster Bedeutung herrschte. Ich besaß aber einige Briefe, Scripturen und Zeichnungen, die ich ungern den Augen meiner nichts weniger als discreten Cameraden ausgesetzt hätte und daher zu vernichten beschloß. Ich erhaschte hierzu, es war gerade vor dem Einlaufen in die Elbe, einen freien Augenblick, band die der Vernichtung geweihten Papiere zusammen, und übergab sie der hochgehenden See, fest überzeugt, diese werde meine kleinen Geheimnisse in ihrem dunklen Schooße am besten und auf ewig verbergen. Dem war aber nicht so: die See hatte vielmehr, wie ich sah, den schmählichsten Verrath an mir geübt. Unter den erwähnten Papieren befand sich nämlich nicht nur eine Anzahl rosarother Briefchen mit getrockneten Blümchen und Blättchen darin, sondern auch nebst andern ganz harmlosen Skizzen — und das war das Schrecklichste! — ein Blatt, auf welchem ich den Commodore in nicht zu verkennender Aehnlichkeit skizzirt hatte. Eine Caricatur konnte man zwar die Skizze nicht nennen, nur hatte ich Schnurrbart und Leib des Mannes nicht unbedeutend vergrößert, seiner Körperlänge aber unverhältnißmäßig Abbruch gethan.

Commodore Brommy war nämlich von mittlerer Statur, hatte einen etwas starken Leib und trug einen über die Lippen fallenden, ziemlich langen Schnurrbart. Die faltenreiche Stirn und das finsterblickende Augenpaar schienen auf meiner Skizze ein nahes Donnerwetter zu verkünden. Außerdem hatte ich dem Hute eine der napoleonischen ähnliche Form und dem Säbel eine etwas mehr als türkische Krümmung beigelegt. Mit einem Worte, ich hatte meiner Phantasie freien Spielraum gelassen, um der Figur etwas recht Tyrannisches zu geben. Der Commodore konnte mitunter sehr heftig sein und fürchterlich poltern, zumal wenn er Verweise gab. Davon war mir schon einmal eine Probe geworden, als ich in Bremerhaven eines Tages versäumt hatte, einen höheren Officier zu salutiren.

Ueber den Grund meines Verfahrens hinsichtlich der Vernichtung jener Papiere befragt, machte ich dem Commodore eine kurze, aber genügende Mittheilung. Seine Stirn, die vorher in ernste Amtsfalten gelegt war, glättete sich plötzlich, und indem seine Züge jenen freundlichen Ausdruck annahmen, der ihm stets so gut stand, sprach er lächelnd zu mir, der ich wie neu belebt nun wieder aufathmete: „Sehen Sie, junger Herr, diese Papiere hat soeben der Herr Amtmann hier" — er deutete auf den Herrn in der mir fremden Uniform — „an Bord gebracht. Ihm hat sie ein Fischer, der sie am Elbestrande, anderthalb Meilen stromaufwärts, gefunden hat, heute Morgen übergeben. Für die Zukunft rathe ich Ihnen, um die Leute nicht wieder unnöthigerweise zu beunruhigen und zu bemühen, Ihre entbehrlichen Papiere lieber zu verbrennen, als über Bord zu werfen. Auch lassen Sie sich über die Verhältnisse von Ebbe und Fluth an den Flußmündungen belehren, denn es scheint Ihnen merkwürdig vorzukommen, daß Ihre Papiere, die Sie vor der Elbemündung über Bord warfen, anderthalb Meilen stromaufwärts am Elbeufer gefunden wurden. Nicht wahr, so ist es?"

Ich verzog den Mund zu einem verschämten Lächeln. Der Commodore machte eine kleine Pause, dann fuhr er fort:

„An der Adresse der Briefe hat man den muthmaßlichen Besitzer des Pakets erkannt; aber wer ist denn, wenn man fragen darf, der Künstler, der diese vortrefflichen, leider ein wenig durchnäßten Bleistiftskizzen verfertigt hat?"

Vertrauend auf die freundliche Sprache des Commodores erwiderte ich offenherzig: „Ich, Herr Commodore!"

„Nun," sagte dieser, „ich gebe Ihnen hiermit Ihre Papiere bis auf eines zurück; eine Ihrer Skizzen werde ich nämlich so frei sein, für mich zu behalten, das heißt dem Fischer abzukaufen, dem das Paket doch eigentlich jetzt zugehört, da er es am Strande gefunden hat. Denn, nichtwahr, Herr Amtmann, hier gilt ja noch

das alte Strandrecht, und es wird sogar auf der Kanzel jeden Sonntag gebetet: „„Gott segne unseren Strand,““ — nämlich mit gestrandeten Schiffen?"

Hierauf reichte der Commodore die ihn vorstellende Skizze dem Amtmann, der mit offenbar großer Mühe sein steifes Actengesicht zu einem Lächeln zwang, und bat denselben, sie im Kreise weitergehen zu lassen. Dann stand er auf und holte eine verschließbare Briefmappe herbei, die er mir mit den Worten übergab:

„Hier haben Sie etwas zur Aufbewahrung Ihrer Papiere, und nun können Sie wieder an Bord zurückkehren. Guten Morgen!"

Ich war wahrhaft gerührt und machte eine tiefe, ich glaube, recht unmilitärische Verbeugung. Wer war aber froher als ich mit meiner Mappe! Wie beneidete man mich in der Seejunker-Kajüte um mein kleines Erlebniß! —

Das deutsche Geschwader sollte längere Zeit auf der Rhede von Cuxhaven bleiben. Obgleich kein Seehafen so wenig Unterhaltung bietet, wie dieser, und auch in jetziger Periode wegen des Krieges beinahe gar keine Badegäste erschienen waren, so unterhielt man sich doch mitunter vortrefflich am Lande; denn es durchwehte das junge Volk unserer Schiffe ein so froher, frischer Geist, wie ich ihn nicht leicht anderswo im Leben wiedergefunden habe. Auch der Commodore und die Commandanten schienen sich am Lande gut zu gefallen und folgten öfters den Einladungen der hamburger und hannöverischen Amts-Notabilitäten von Cuxhaven, Ritzebüttel und Umgegend. Als Revanche hierfür beschloß der Commodore denselben ein solennes Frühstück an Bord des Barbarossa zu geben. Dieses sollte am 14. Juni stattfinden. Schon einige Tage vorher ergingen die Einladungen und wurden Vorbereitungen dazu getroffen, deren Vielseitigkeit auf ein großartiges Fest schließen ließ. Am Lande wurden Bestellungen aller Art gemacht, und die letzten Tage vor dem Frühstück sah man Boote in Menge zwischen der Stadt und dem Barbarossa unaufhörlich hin- und herfahren. Sie brachten der Herrlichkeiten gar viele an Bord, Wildpret und Geflügel, Fische, Austern und selbst Schildkröten, Gemüse und Obst aus dem Süden, aber auch Körbe voll Flaschen, darunter zahlreiche Silberköpfe und rheinische Langhälse. Die Boote fuhren alle unter der Lübeck her und gaben ihren kostbaren Inhalt den mitunter lüsternen Blicken der auf Deck Befindlichen preis.

Am Lande wurde von nichts Anderem gesprochen, als von dem Feste, welches der Commodore geben würde. Manchem wässerte wohl schon der Mund nach den Leckerbissen und den köstlichen Weinen, die von Hamburg und noch weiterher angelangt waren. So waren der Abend und die Nacht des 13. Juni herangekommen. Mich hatte die Hundswache, d. i. die Wache von Mitternacht bis vier Uhr Morgens, getroffen. Eine Stunde dieser unangenehmsten aller Wachen war glücklich vorüber und ich beschäftigte mich, um nicht einzuschlafen, damit, die Schritte des Decks von vorn nach hinten und wieder zurück zu zählen, als ich ein Gerassel, wie wenn auf einem der beiden anderen Schiffe des Geschwaders ein Boot in's Wasser gelassen würde, zu hören glaubte. Vom Wachofficier war dieselbe Wahrnehmung gemacht worden. Wir hatten uns nicht getäuscht. Kurz darauf löste sich ein schwarzer Körper von dem Commodoreschiff ab und bald sahen wir denselben der Lübeck zuschwimmen. Es war ein Boot, welches mit leisem Ruderschlag auf uns zusteuerte. Wenige Minuten später praiten wir dasselbe an und auf unserem Ruf: „Boot ahoi!" ertönte daraus die Erwiderung: „Lübeck an Bord!" Das Boot legte an, ein Seejunker sprang auf die Fallreepstreppe und übergab eine versiegelte Depesche, welche augenblicklich dem Commandanten zu behändigen sei. Dann stieß der Ueberbringer wieder ab und steuerte der Hamburg zu. Noch war er nicht dort angelangt, als unser Commandant, den man sofort geweckt hatte, schon auf Deck kam. Fast gleichzeitig erschienen daselbst der erste Lieutenant, der erste Maschinen-Ingenieur und der Bootsmann, welche der Commandant bereits hatte rufen lassen. Er sprach einige Worte leise mit ihnen, worauf die beiden Letztgenannten nach vorn und hinab in das Zwischendeck eilten. Ohne daß die Bootmannspfeife und der Ruf: „Alle Mann an Deck!" erschallt wäre, kam kurz darauf die Mannschaft, allerdings ein wenig verschlafen und vereinzelt, an Deck. Rasch waren die Hängematten in die Finknetze gestaut, und in der Maschine wurde es hell und lebhaft. Die Feuer wurden angezündet. Inzwischen waren auch sämmtliche Officiere und Seejunker auf Deck gekommen. Nach Verlauf einer halben Stunde, während welcher Alles seeklar gemacht worden war, eilte auf einen halblaut ertheilten Befehl die Mannschaft zum Gangspill, welches sich alsbald, diesmal ohne die belebende Musik von Trommel und Pfeife, aber dennoch so rasch, wie nur jemals, zu drehen begann. Eben waren unsere Anker gehoben, als der Barbarossa seine Räder in Bewegung setzte und nach See zu dampfte. Unmittelbar darauf thaten wir das Gleiche, indem wir ihm in seinem Kielwasser nachsteuerten. Wenige Minuten nachher verließ auch die Hamburg ihren Ankerplatz und folgte der Lübeck. Der Leuchtthurm von Cuxhaven lag bald weit hinter uns, und das Geschwader befand sich auf hoher See. Dasselbe steuerte nun westlich und hielt sich den Watten so nahe, als dies nur irgend ohne Gefahr für die Schiffe möglich war.

Bald brach der Tag an, und wie eine riesige Glühkugel stieg im Osten die Sonne auf. Aber siehe da! außer ihr tauchten in der gleichen Richtung noch zwei andere Dinge aus der Fluth empor: es waren die dänischen Fregatten Thetis und Bellona, welche, wie man wußte, vor der Elbe kreuzten. Sobald diese uns wahrgenommen, änderten sie ihren südwestlichen Curs und steuerten uns bei frischer Ostbrise mit vollgebraßten Segeln nach. Unsere kleinen Dampfer hätten es alle drei nicht mit einer einzigen dieser Fregatten aufnehmen können, wie viel weniger mit beiden; denn während jede derselben über vierzig Geschütze trug, zählten wir deren zusammen nur dreizehn. Wir fuhren daher alle mit vollster Kraft, aber die Lübeck, welche die schwächste Maschine des Geschwaders besaß, blieb zurück. Nach Verlauf von zwei Stunden hatte uns die Thetis soweit eingeholt, daß wir den Standort des Commodore Steen-Bille am Vortop mit dem Fernrohr gut unterscheiden konnten. Einige Kugeln, welche sie mit ihren Jagdgeschützen uns nachfeuerte, fielen indeß mehrere Kabellängen von unserem Deck entfernt in See. Wir erwiderten die Schüsse mit unserem weittragenden Zweiunddreißigpfünder, liefen aber gleichzeitig unter der Führung des trefflichen Weserlootsen zwischen zwei Watten hindurch. In dieses enge und niedrige Fahrwasser konnten uns die tiefgehenden Fregatten, welche in näherer Distanz verderbenbringend gewesen wären, nicht folgen. Barbarossa und Hamburg waren schon weit voraus — unser kleines Geschwader war den Dänen glücklich entronnen. Als dies die Fregatten sahen, schlugen sie einen nordwestlichen Curs ein und verschwanden bald darauf unseren Blicken. Eine Stunde nachher liefen wir in die Wesermündung ein und gingen unweit der Bremer Baake vor Anker.

Wie mögen sich die Cuxhavener am Morgen dieses Tages gewundert haben, als sie sahen oder erfuhren, daß die deutschen Schiffe nicht mehr auf ihrer Rhede lagen, und wie schwer hat sich wohl Mancher der Eingeladenen über das zu Wasser gewordene Frühstück auf dem Barbarossa geärgert! Mit diesem Frühstück verhielt es sich aber folgendermaßen: Man wußte nur zu gut, daß es in Cuxhaven Leute gäbe, die es niederträchtigerweise mit dem Feinde hielten, ja den Verrath am Vaterlande soweit trieben, daß sie den vor der Elbe kreuzenden feindlichen Schiffen alle Tage den möglichst genauen Rapport über Thun und Lassen der deutschen Truppen und Fahrzeuge, zumal unseres kleinen Dampfer-Geschwaders, erstatteten. Ganz natürlich mußten die Dänen auch von dem projectirten Frühstück hören. Dem Commodore Brommy war es aber vor Allem darum zu thun, mit dem kleinen Geschwader wieder in die Weser zurückzugelangen, wo die übrigen deutschen Dampfer, in ihrer Ausrüstung begriffen, lagen. In der Voraussetzung nun, die Dänen würden, wenn sie von dem besagten großartigen Frühstücke vernähmen, wenigstens in einer oder der anderen Art durch Sorglosigkeit bei Ueberwachung der Elbemündung die Ausführung seines Vorhabens erleichtern, hatte er die Kriegslist gebraucht, in der ostensibelsten Weise jenes Fest, welches niemals stattfinden sollte, vorzubereiten, um gerade an dem hierfür festgesetzten Tage die Elbe zu verlassen. Ihm wurde die Genugthuung, daß wir wirklich den glücklichen Erfolg des Unternehmens dieser Kriegslist zu danken hatten. Die Dänen waren, wie wir später hörten, in der That gerade am 13. Juni weiter nördlich gesegelt, als an irgend einem Tag vorher seit dem 4. Juni, und kamen Tags darauf erst wieder in die Nähe der Elbemündung, als wir dieselbe bereits verlassen und hinreichenden Vorsprung gewonnen hatten.

Den für das unterbliebene Frühstück angekauften frischen Proviant ließ aber der Commodore derart vertheilen, daß auch die stets bedürftigen Seejunker-Kajüten einen, wenn auch nur kleinen, Theil davon erhielten. Und da klang denn manches: „Hoch Vater Brommy!" „Pereant die Dänen!" und „Hoch Deutschland zur See!"

Aus den Landen des verlassenen Bruderstammes.

5. Schloß Gottorp.

Es war ein ungewöhnlich stürmischer und kalter Maitag im Jahre 1849, wie man sie trotz des Nachtigallenschlages in den herrlichen Buchengehölzen nur auf der schmalen cimbrischen Halbinsel kennt, als ich allein in einer wenig comfortablen Postkutsche von Eckernförde aus mich zum ersten Male der uralten Schleistadt, dem historisch berühmten Schleswig, näherte. Wir hatten den Bustorfer Teich, den man auch See nennen könnte, erreicht, welcher sich vor der Vorstadt Friedrichsberg in die Schlei ergießt, da gewahrte ich gerade vor mir einen durch nichts Besonderes sich auszeichnenden Thurm von nur geringer Höhe.

„Schloß Gottorp!“ sagte der Postillon, ließ am Eingange der Stadt sein Horn erklingen und trieb die Pferde zu rascherem Laufe an. Zwischen den Häusern von Friedrichsberg verlor ich das berühmte Schloß, mit dessen Namen die Geschicke des Landes so eng verknüpft sind, schnell wieder aus den Augen, und bekam es erst in seiner vollen Ausdehnung auf dem breiten Dammwege zu Gesicht, welcher, Gottorp in kurzer Curve umgehend, nach der eigentlichen Stadt Schleswig führt.

Gottorp liegt auf einer Insel am äußersten Westende des Schleibusens, welcher durch den eben erwähnten Chausseedamm von dem eigentlichen Meerstrome abgeschnitten ist und nur einen kleinen, stillen, an manchen Stellen reich mit Schilf bewachsenen Teich oder See bildet. Der Bau des Schlosses fällt in die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Architektonische Schönheiten wüßte ich demselben nicht nachzurühmen; es imponirt jedoch durch seinen gewaltigen Umfang wie durch seine Höhe und macht einen bedeutenden Eindruck. Daß man dem abseit von der Stadt gelegenen ernsten Bau zuerst und immer gern wieder von Neuem seine Blicke zuwendet, dazu mag für denjenigen, welcher geschichtlichen Sinn hat, sowohl die Vergangenheit des Schlosses selbst wie sein Name viel mit beitragen.

Ursprünglich war das Schloß Residenz des Bischofs von Schleswig, auf dessen Befehl es erbaut ward. Noch heute macht es den Eindruck einer fürstbischöflichen Hofhaltung, an welche besonders auch die verhältnißmäßig geräumige Schloßkirche, in der Mitte des gewaltigen Vierecks gelegen, erinnert. Geistliches Eigenthum blieb indeß Gottorp nur reichlich hundert Jahre; denn schon 1268 erwarb es Herzog Friedrich II. durch Tausch und gestaltete es sofort zu einer Festung um, zu welcher es sich durch seine abgeschlossene Lage mitten in dem tiefen, schwer zugänglichen See vortrefflich eignete. Diesen Charakter, dem es in zahlreichen Kämpfen während des Mittelalters Ehre machte, hat es bis auf den heutigen Tag behalten, obwohl es schon seit dem Jahre 1544 zur Residenz für die Herzöge von Holstein-Gottorp durch den dänischen König Friedrich II. umgestaltet ward. Bis zum Jahre 1713 blieb es fortdauernd Residenz dieser Herzöge. Später verlegte man den Sitz der Regierung für Schleswig-Holstein, sowie das schleswig'sche Ober- und Landesgericht in die umfangreichen Baulichkeiten des Schlosses, wodurch leider die Mehrzahl seiner Gemächer ihr fürstliches Aussehen verloren. Noch in den ersten Jahren nach der Erhebung war es Sitz der Regierung der Herzogthümer, wie denn vorzugsweise in der Stadt Schleswig sich die Intelligenz des ganzen Landes concentrirte.

Nach Entwaffnung der Herzogthümer 1851 und dem darauf folgenden Wiedereinzug der Dänen in die ihnen verhaßte Schleistadt verwandelte man Gottorp in eine Caserne, die es bis auf die Gegenwart geblieben ist. Nur einige Zimmer wurden in wohnlichem Zustande erhalten, damit gelegentlich in Schleswig eintreffende und daselbst kurze Zeit sich aufhaltende fürstliche Personen ein ihrem Range angemessenes Unterkommen finden möchten. Oft freilich ward Schleswig dieser Ehre nicht theilhaftig. Der verstorbene König Friedrich VII. wußte zu gut, daß die braven Bewohner dieser Stadt ihm und seiner Regierung zu grollen das vollste Recht hatten. Er vermied es daher, Schleswig zu besuchen, wenn nicht gerade ein besonderer Anlaß dazu vorlag. Die Herzöge aber aus dem Hause Glücksburg lebten theils in Kopenhagen, theils in Kiel oder traten in auswärtige Kriegsdienste. Der einzige Glücksburger, welcher als Oberhaupt der ganzen Linie wohl gern in Gottorp Hof gehalten haben würde, Herzog Carl, ältester Bruder des jetzigen Königs Christian IX. von Dänemark, durfte dies schon aus Klugheit nicht thun, um sich nicht den unversöhnlichen Haß der ganzen dänischen Nation, den er ohnehin schon besaß, in noch höherem Grade zuzuziehen. Er lebte im Winter auf dem Schlosse in Kiel, während er Frühjahr und Sommer auf dem ihm gehörenden Schlosse Louisenlund an der Schlei zubrachte. Herzog Carl von Glücksburg kämpfte nämlich während der Erhebungsjahre in den Reihen der schleswig-holsteinischen Armee als guter Deutscher gegen Dänemark und mußte sich später als Amnestirter möglichst ruhig verhalten.

Schloß Gottorp, das mit seinen Mauern, welche geräumige Plätze umschließen, ein unregelmäßiges Viereck bildet, ließe sich gewiß mit Leichtigkeit zu einem respectabeln festen Platze machen, dem schwer beizukommen wäre. Da man jedoch neuerdings sich mit Belagerung und Berennung fester Plätze nur dann abgiebt, wenn sie den ferneren Kriegsoperationen durch ihre Lage hinderlich oder gar gefährlich werden können, so haben die Dänen wohl ganz recht daran gethan, daß sie von einer ernsthaften Befestigung des berühmten Fürstensitzes Abstand nahmen. Von den nahen Höhen des Thiergartens im Norden wäre das Schloß mit wenigen Bomben in Brand zu schießen, auch würde es sich leicht aushungern lassen. Jedenfalls lag es aber ursprünglich nicht in der Absicht der Dänen, Gottorp ohne vorhergegangenen Kampf in größter Eile zu räumen, sonst könnte die nächste Umgebung desselben unmöglich so aussehen, wie sie sich gegenwärtig darstellt.

Wie schon bemerkt, führt von der Südseite, welcher sich die Fronte des ehrwürdigen Schlosses zukehrt, nach dem geräumigen Schloßhofe, in dem sich eine ganz stattliche Streitmacht versammeln ließe, ein breiter Dammweg durch den See, den früher zu beiden Seiten prächtige alte Lindenbäume umsäumten.

Von diesen malerischen Bäumen ist gegenwärtig kaum noch eine Spur vorhanden. Die Dänen hatten sie alle, wahrscheinlich erst nach dem Vorrücken der österreichisch-preußischen Truppen, umgesägt, aber so mit Balken gestützt, daß sie noch beim Einzuge der Oesterreicher in die Stadt aufrecht standen. Ohne Zweifel also wollte man im Fall eines Durchbruches der Deutschen auf irgend einem Punkte der so weit ausgedehnten Danewerkstellung sich im Schlosse selbst noch eine Zeit lang zu halten suchen, um den Rückzug der Armee zu decken. Mittels der abgesägten Bäume war der Zugang zum Schlosse durch ein starkes Verhau leicht zu sperren, und unterhielten die Dänen aus den Fenstern Gottorps ein wohlgezieltes Musketenfeuer auf die ungestüm vordringenden Deutschen, so konnte es immerhin Blut genug kosten. Zwei Tage noch vor dem Abzuge der dänischen Armee aus dem so furchtbar verschanzten Danewerke hatte König Christian IX. sein Hoflager in dem uralten Schlosse seiner Väter aufgeschlagen. Der Aufenthalt kann für den arg bedrängten Monarchen, für welchen die Dänen kein Herz haben, weil er ein Deutscher ist und sie ihm nicht trauen, und den alle Schleswig-Holsteiner als den gefährlichsten Feind ihrer gerechten Sache betrachten müssen, nicht viel Anziehendes gehabt haben. Aus den Fenstern der von ihm bewohnten Zimmer erblickte er ebenso die von seiner Armee vertheidigten Schanzen des Danewerkes gerade da, wo die stärksten Befestigungen sich befanden, wie er das Aufblitzen der feindlichen Geschütze nach der Erstürmung des Königsberges bei Ober Selk gewahren mußte. Bis nahe an das Schloß rollten die Granaten der Deutschen, und das Eis der Schlei war mit gesprungenen Hohlgeschossen bedeckt. Nur Flucht, schleunige Flucht, konnte den ungeliebten König vor größeren Gefahren schützen. . .

Den siegreich vorgehenden Oesterreichern blieb keine Zeit, auf dem Schloßhofe aufzuräumen, weshalb man denselben noch mehrere Tage später fast ganz in demselben Zustande antraf, den er zur Zeit des nächtlichen Rückzuges der Dänen gehabt haben mochte. Da lagen neben einer Unmasse zerstampften Strohes ungeheure Stöße von Faschinen und Pfählen zu Palissaden, dort Schanzkörbe und jene abscheulichen spanischen Reiter, auf deren spitzen Eisenklingen bei nothwendig gewordenem und wirklich unternommenem Sturme auf die Schanzen mancher brave Soldat elendiglich seinen Tod gefunden haben würde. Kugeln endlich der verschiedensten Größe waren überall zu hohen Pyramiden aufgeschichtet.

Nachdem der Kriegsschauplatz weiter nach Norden verlegt wurde, trat in Schleswig wieder die alte Stille ein, die nur durch das

Oesterreichische Militärschenke im Keller von Schloß Gottorp.

Kommen und Gehen von Truppen, welche der Armee nacheilten, unterbrochen ward. Einer starken Besatzung, damit nicht etwa die öffentliche Ruhe gestört werde, bedarf keine Stadt des Herzogthums weniger, als gerade Schleswig. Die Bevölkerung ist grunddeutsch; die verhaßten dänischen Beamten wurden schon in den ersten Tagen der Befreiung in aller Ruhe entfernt, und nach ungeordneten Zuständen, welche die furchtbar bedrückten und in Folge dessen auch etwas gedrückten Schleswiger zur Genüge kennen lernten, trägt Niemand Verlangen. Mit den Oesterreichern aber, die Jeder als Befreier ehrt, die man mit der größten Zuvorkommenheit pflegt, wie dies die vielen Kranken und Verwundeten aus dem überaus blutigen Treffen von Oeversee bezeugen können, mit diesen Oesterreichern, die gar nichts Abstoßendes, nichts Gemachtes oder gar Hochfahrendes haben, steht sich Jung und Alt gut.

Es ist aber auch wirklich ein harmloses, dabei fröhliches und originelles Volk, das der Krieg aus den verschiedenen Provinzen und Kronländern der gewaltigen österreichischen Monarchie hier zusammengeführt hat. Wohl Keiner von Allen ließ es sich vor wenigen Monaten träumen, daß er eines kalten Wintertages sein Roß an den Ufern der Schlei tummeln und nach dem Takt des feurigen Radetzkymarsches durch den Lollfuß marschiren werde!

Außer dem Dienste ist der österreichische Soldat, welcher Nationalität er auch angehören mag, ein munterer Geselle, und was sehr für die österreichische Armee-Einrichtung spricht, das ist das trauliche, ja herzliche Zusammenleben der Officiere mit den Soldaten, der durchaus zwanglose Verkehr, welcher unter allen Truppengattungen herrscht, wenn nach Strapazen und schwerem Dienst die Stunde der Ruhe und Erholung schlägt. Früher mag das anders gewesen sein; auch heute noch herrscht ohne Frage die strengste Mannszucht im österreichischen Heere, aber es weht doch ein eigenthümlich belebender Geist durch diese in so vielen verschiedenen Zungen sprechenden Bataillone. Möglich, daß dieser Geist und der ungenirte Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen eine Folge ist der heißen Kämpfe in der Lombardei im Jahre 1859. Von den französischen Truppen haben die Oesterreicher bei Magenta und Solferino jedenfalls mehr gelernt, als durch theoretische Studien, durch Märsche und Manöver in zehn Friedensjahren.

Im Schlosse Gottorp, das gegenwärtig zu Allem dienen muß, wie eben die Umstände es erheischen, hat man der geselligen Unterhaltung wegen auch eine Schenke in einem Kellerlocale errichtet. Hier nun trifft man immer militärische Gesellschaft; denn der österreichische Soldat, tapfer, unermüdlich, mit Ungestüm den Feind angreifend und dann gewöhnlich auch werfend, pflegt nach gethaner Arbeit gern der Ruhe und ist ein ebenso tapferer Trinker als leidenschaftlicher Tabakraucher und Tänzer.

Ein Bekannter, welcher in Geschäften auf Gottorp zu thun hatte, bot mir an, ich möge ihn begleiten, um zu sehen, wie es jetzt in dem alten Fürstensitze zugehe. Es war ein rauhes, wildes Winterwetter. Der Oststurm jagte Wolken von Schnee und Hagel über die Schlei, deren brandende Wellen zischend ihre hochspritzenden Schaumkämme über den Chausseedamm peitschten. Aus dem Schloßhofe aber scholl uns Gelächter, Gesang, Gläserklang und Musik entgegen... Wie furchtbar grell stellt sich doch das Heterogenste hart neben einander im Leben! Nie aber schlimmer, schreiender, als in kriegerischen Zeitläufen ... Gott weiß, wie Viele da oben auf ihrem Schmerzenslager seufzten, wie Manchem das Herz zitterte, wie die vom Todesengel schon berührte Lippe ein letztes Gebet sprach oder einen letzten Gruß der fern lebenden Mutter oder Geliebten sendete ... Unten im Keller bei Wein, Bier und Grog forderte das Leben sein ganzes, volles Recht, und in vollen Zügen genoß es Jeder, der sich noch ungeschwächter Kraft und guter Gesundheit erfreute.

Ein sonderbares Bild, diese österreichische Militärschenke, romantisch, fesselnd, zu Ernst und Wehmuth stimmend und doch wieder unwiderstehlich mit fortreißend zu fröhlichem Genießen!.. Da saßen und standen, lehnten und hockten in dem weitgespannten rauchgeschwärzten Gewölbe etwa dreißig Soldaten zusammen, fast alle ungarischen Regimentern angehörig, mit den enganliegenden blauen Beinkleidern und den niedrigen Schnürstiefeln, und rauchten und plauderten gemüthlich mit einander, als wenn es keinen nahen Kampf und keinen vielleicht eben so nahen Tod gäbe. Im Hintergrund hatte sich die Marketenderin postirt, eine stattliche, dralle Gestalt, und bemühte sich angelegentlich, den vor ihr sitzenden Officier, einen jungen Oberlieutenant, nach besten Kräften zu unterhalten. Als wir eintraten, fragte Keiner: wer ist's, der da kommt, ohne vorgestellt zu werden? nein, drei, vier Hände auf einmal streckten sich uns entgegen, und der bei den Oesterreichern vielgehörte Gruß, aus Ungarn stammend, ward auch uns zu Theil. „Servus, Mischko!" so klang es von links und rechts. Dann ward Platz gemacht, hier eine Cigarre, dort eine Pfeife angezündet, angestoßen mit vollen und halbvollen Gläsern, und „Hoch lebe der Kaiser!" „Hoch Schleswig-Holstein!" „Teremtete Dänemark!" „Eljen Magyar!" schwirrte und summte es durcheinander, daß an ein verständliches Gespräch zuvörderst nicht zu denken war.

Später theilte wohl der Eine und Andere etwas von den persönlichen Erlebnissen der jüngst vergangenen Tage mit, nie aber in bramarbasirendem Tone. Als könne es gar nicht anders sein, so ward das Erlebte erzählt, unter Lachen und Scherzen besprochen. Es ist das Geschäft, die Pflicht des Soldaten, wenn der Befehl an ihn ergeht, sich in Kampf und Tod zu stürzen!.. Die Frage: wofür? ob sie wohl Vielen sich aufdrängt?.. Einzelnen gewiß, der Mehrzahl aber, wenigstens in den Reihen der Oesterreicher, sicherlich nicht. Sie kämpfen und sterben zunächst für ihren Kaiser, nicht für eine Idee! Und daß diese ungarischen Husaren von den Pusten der Theiß, diese dunkeläugigen Polen und Czechen die schleswig-holsteinische Frage, welche Lord Palmerston elend und langweilig nennt, weil er sie nicht verstehen will, studiren sollten, ist auch wirklich nicht zu verlangen. Es liegt einem aber nahe, diese Frage gerade an den Soldaten zu richten, der sein Blut dafür verspritzt, seine Gesundheit dafür opfert. Sollten diese herrlichen Güter des Lebens für ein leeres Nichts, für ein Phantom, für eine lockende Fata Morgana, die ein Windhauch verwehen kann, dahingegeben werden? Es warf sie jedoch Keiner auf, auch nicht die Schleswiger, welche schweigsam, lächelnd und mit Blicken des Dankes dies lustige Treiben ihrer Befreier betrachteten.

Da rief ein gelenker Jüngling, muskelkräftig, aber nur von mittler Größe, den Schnurrbart sich streichend: „Csarda!" (Csardá!). Augenblicklich wurden die Bänke zusammengerückt und es begann einer jener charakteristischen, leidenschaftlichen, das Blut erhitzenden und alle Zuschauer elektrisirenden Nationaltänze, an denen die Ungarn reicher sind, als jede andere Nation. Bald tanzte die Hälfte der Anwesenden in dem beschränkten Raume. Der Soldat, an Bequemlichkeiten nicht gewöhnt, weiß sich in Alles zu schicken. Aber der Reiz dieser Csardase mit ihren originellen Weisen, die von den ihrer Kundigen in raschem Tempo halb gesungen, halb geträllert werden, wirkt so ansteckend, daß Tanzlustige der Aufforderung, mit von der Partie zu sein, kaum widerstehen können. —

Es dunkelte schon, als ich den Rückweg über den Dammweg antrat. Eine Drehorgel leierte die bekannte Melodie: „O Tannebohm, o Tannebohm" 2c., die zu dem winterlichen Landschaftsbilde, das an die Weihnachtszeit erinnerte, wohl paßte. Als der Drehorgelmann aber seine Stimme erhob, war's ein plattdeutsches Lied, funkelnagelneu, das mit gutem, derbem niedersächsischen Humor die Flucht der Dänen aus Schleswig geißelt. Zum Ergötzen vieler Ihrer Leser mögen die bezeichnendsten Verse dieses holsteinischen Volksliedes, dessen Verfasser sich bezeichnend Peter Klooksnuut nennt, diese Skizze schließen.

O Hannemann, Du Hampelmann, wat hest Du veel to seggen,
Denn Schleswig-Holstein büst Du quitt, dat mußt Du överleggen;
Denn ohne dat da büst Du nix, se bind die bannig op de Büx;
O Hannemann, Du Hampelmann, wat hast Du veel to seggen.

O Hannemann, Du Hampelmann, Du dacht'st noch veel to kriegen,
Nu sünd de Bundestruppen da, de Rest vör di is swiegen;
Denn Schleswig-Holstein smeckt so nett, un maakt di ook ganz bannig fett.
O Hannemann, Du Hampelmann, Du dacht'st noch veel to kriegen.

O Hannemann, Du Hampelmann, nu gift dat smale Happen (Bissen),
De Magen, glöf mi, ward di bald, as wie de Tüffeln (Pantoffeln) klappen;
Mien gode Jung, lop Du man to na Dänemark op holten Schoh (Holzschuh);
O Hannemann, Du Hampelmann, nu gift dat smale Happen.

O Hannemann, Du Hampelmann, nu büst Du bald im Buddel,
Du schreest un blaarst as wie een Göhr (Kind) bie düssen Kuddelmuddel.
Drum kratz man ut, man höger rop (höher hinauf) un hol di je un jo nich op.
O Hannemann, Du Hampelmann, nu büst Du bald im Buddel.

C. W.

Blätter und Blüthen.

Wiedereroberter Raub. Auf ihren Siegeszügen hatten bekanntlich die Franzosen in Deutschland und Italien, in Belgien und Holland die Museen und Galerien geplündert und die werthvollsten Kunstschätze nach Paris geschleppt. Nachdem aber die Verbündeten in der Weltstadt an der Seine siegend eingezogen waren, wanderten die meisten dieser Bilder und Statuen wieder in ihre alten Räume heim, zum bittern Verdrusse der Pariser, deren Eitelkeit diese Minderung ihres hauptstädtischen Glanzes empfindlichst verletzte.

Mit der Rücknahme der geraubten Kunstwerke hat es aber eine eigenthümliche Bewandtniß gehabt, die bis jetzt nur wenig zur Kenntniß des größern Publicums gekommen zu sein scheint. Wir erzählen den Hergang der Sache nach den uns gewordenen Mittheilungen eines Veteranen, der, den oberen Schichten der Gesellschaft entsprossen und heute in höherer bürgerlicher Stellung, damals als Freiwilliger mit in Paris eingerückt war und den weiter unten geschilderten Scenen als Augenzeuge beigewohnt hat.

In der Rücknahme unserer Kunstschätze, sagt er, sind wir recht unschuldiger Weise gekommen. Der Impuls dazu ging von einem einzelnen preußischen Freiwilligen aus. Dem russ. General Thielemann nämlich war ein junger Kölner, E. de Groote, zugetheilt, der von seinem Chef mit einem Briefe in das Hauptquartier gesandt wurde, als sich dasselbe während der Capitulation von Paris in St. Cloud befand. Der junge Mann, von warmer Liebe zu seiner Vaterstadt beseelt, benutzte den Anlaß, sich an Gneisenau zu wenden, damit dieser seinen Einfluß geltend mache, daß die von den Franzosen aus Köln entführten Kunstwerke ihrer rechtmäßigen Bestimmung zurückgegeben würden. Gneisenau hörte den Bittsteller wohlwollend an und verfügte sich ungesäumt mit ihm zum Feldmarschall Blücher. Dieser ermächtigte Groote, die demselben wohlbekannten Gemälde aus dem Louvre entfernen zu lassen und heimzuschicken.

Mit dem berühmten Bilde von Rubens, der Kreuzigung Petri, das noch heute alle reisenden Kunstfreunde nach den düstern Kreuzgängen der Peterskirche in Köln zieht, für die es gemalt ward, machte man den Anfang. Die Nationalgarde, welche den Wachdienst vor und in dem Galeriegebäude versah, wollte das Gemälde nicht passiren lassen. Da mußten preußische Truppen vor dem Palaste aufmarschiren, welche dem Officier der Bürgerwehr zehn Minuten Bedenkzeit gaben. — Generalinspector der französischen Museen war Dénon, der Napoleon auf den meisten Feldzügen begleitet hatte, um in den eroberten Ländern die Kunstschätze auszuwählen, welche als Siegesbeute nach Paris gebracht werden sollten. Voller Bestürzung eilte er jetzt in die Tuilerien, um das Unerhörte zu berichten und Verhaltungsbefehle einzuholen. Ludwig der Achtzehnte fürchtete sich vor einem Conflicte zwischen den fremden Truppen und der Nationalgarde und bestimmte, daß man den heiligen Petrus in Frieden ziehen lassen und kein weiteres Aufheben davon machen solle.

Rasch kamen nun andere Reclamationen in Betreff der Restitution der geraubten Kunstwerke. Allein mehr als vier Wochen verstrichen, ehe nur die wenigen Gemälde, etwa zwanzig an der Zahl, weggeschafft waren, die aus Preußen hatten nach Paris wandern müssen. Nach uns meldeten sich die Hessen, um die aus Kassel entführten Bilder wieder zu erhalten. Ihre Liste von den ihnen entrissenen Stücken war in so guter Ordnung, ihr Originalrecipisse so beweiskräftig, daß man nicht umhin konnte, einzugestehen, was den Preußen recht gewesen, sei den Hessen mindestens billig. Das ließ nun schon mehr Lücken an den Wänden der Louvresäle; denn Kassels Galerie war gehörig geplündert worden.

Jetzt begehrten die Niederlande, namentlich Antwerpen, ebenfalls ihr Eigenthum zurück. Das aber ward Dénon, der in seinen Museen lebte und webte, zu arg. Ingrimmig schloß er den Louvre. Allein Wellington ließ sich zum Fürsprecher der Niederländer bereit finden, und so half es nichts, die prächtigen Rubens und Rembrandts, die Van Dyks und Wouvermans und manche andere der ältern holländischen Schule angehörende Perle mußten aus dem Louvre entlassen werden.

Endlich machten auch die Florentiner und der Papst ihre Ansprüche geltend. Ihnen aber, die, wie man meinte, nichts beigetragen hätten zur Wiederherstellung der Bourbonen, setzte man offenen Widerstand entgegen. Der Tumult wuchs zu einem solchen Grade an, daß man alle zehn Schritte einen Wachposten in der Galerie aufstellen mußte. Dénon selbst war vor Aerger und Kummer krank geworden und reichte sein Entlassungsgesuch ein. Nun war von einem Ausliefern nach Verzeichnissen und Katalogen nicht mehr die Rede. Die Franzosen gaben das Museum preis, und die Sieger schalteten darin ganz nach Lust und Gutdünken. Binnen drei Wochen waren von 1500 Gemälden, welche die Sammlung des Louvre unter dem Kaiserreiche gebildet, nur die 250 noch übrig, welche die Galerie vor dem Ausbruche der Revolution besessen hatte.

Von der Wegführung der Gemälde schritt man zu der der Statuen. Florenz holte sich zuerst seine Mediceische Venus wieder; darauf ließ Canova den Apoll von Belvedere und die Gruppe des Laokoon einpacken, und so ging es lustig weiter, bis die Antikensäle sich auf ungefähr die Hälfte der Sculpturwerke reducirt sahen, die sie während des letzten Jahrzehntes geziert hatten. Die Statuen, welche Napoleon in Italien gekauft hatte, insbesondere die aus der Villa Borghese in Rom, blieben ihrem gegenwärtigen Platze erhalten. „Gott im Himmel, man läßt uns ja nichts als die kahlen Mauern!“ jammerten die Pariser, wenn sie dem fröhlichen Hämmern und Wirthschaften, dem Losbrechen und Einkisten zusehen mußten, womit wir die Räume des Louvre erfüllten.

Mehr aber noch als die Ausräumung ihres Museums ging den Franzosen die Heimführung der Pferde zu Herzen, die, 1807 ihrem Platze auf dem Brandenburger Thore in Berlin entrissen, den Triumphbogen hatten schmücken müssen. Mit ihrer Wegnahme hatte man die Oesterreicher beauftragt. Diese betrieben indessen die Angelegenheit ziemlich lau, so daß uns Preußen schon die Angst kam, sie möchten die Quadriga mit ihrer Victoria am Ende ruhig stehen lassen, wo sie jetzt standen. Endlich ertheilte jedoch der höchstcommandirende Fürst Schwarzenberg dem Gouverneur von Paris, General von Müffling, den Befehl, nunmehr die ehernen Rosse und ihre Wagen von dem hohen Postamente herunternehmen zu lassen. Müffling benachrichtigte dienstgemäß den Befehlshaber der Pariser Nationalgarde, General Desolles, von dem Bevorstehenden; dieser aber bat, man möge ihm das Geschäft übertragen. Um Ludwig den Achtzehnten zu schonen, wolle er die Pferde des Nachts entfernen lassen. Da die Oesterreicher keine Pionniere in Paris hatten, so wurde eine Compagnie englischer Pionniere zu dem Werke beordert. Diese stiegen des Abends auf den Triumphbogen, fingen an zu hämmern und die Pferde loszumachen. Das hörten die Nationalgarden und die Gardes du Corps des Königs. Sie hielten einen Kriegsrath und rückten gegen halb 12 Uhr mit Fackeln aus den Tuilerien an, holten statt der Pferde die Engländer herunter und schickten sie nach Hause.

Andern Tages herrschte großer Jubel in der Stadt. Man erzählte, wie die Engländer die Pferde hätten stehlen wollen, wie sie aber doch Furcht gehabt, es am hellem Tage zu thun, und wie man sie so schön erwischt. Les étrangers ont bien peur, war die allgemeine Meinung. Unter den Deutschen aber wurde diese Halbheit und die Höflichkeit, sich selbst lieber zu blamiren, um Ludwig den Achtzehnten zu schonen, sehr laut kritisirt und bemurrt.

Hatte dies nun geholfen, oder war man sonst in sich gegangen, — der Befehl kam, die Pferde bei Tage herunterzunehmen. Zwei Bataillone österreichischer Grenadiere stellten sich auf dem Carousselplatze auf und schlossen ein Viereck. Im Hintergrunde rückten vier Schwadronen Cürassiere an, und alle Zugänge zum Platze wurden mit doppelten Wachen besetzt. Die Gitterthore an den Tuilerien wurden geschlossen, und kein Franzose durfte den Platz ferner überschreiten. Nun begann ein fröhliches Leben. Alle Deutschen versammelten sich auf dem Carousselplatze, um dem Schauspiele zuzusehen. Im Innern des Triumphbogens führt eine steinerne Treppe zur Höhe empor, und die österreichischen Officiere ertheilten ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, hinaufsteigen zu dürfen.

Wie die Mauerspechte kletterten die rothen englischen Officiere auf dem Monumente herum. Die Pionniere hieben die Steine hinweg, um die Pferde zu lösen, die ungefähr einen Fuß tief eingelassen und von eisernen Stangen und Klötzen festgehalten waren. Dabei wurde recht leidlich getrunken. Die Engländer warfen die leeren Flaschen hinab und sangen ihr Rule Britannia, von Officieren vieler Nationen umgeben. Es war ein erhebendes Gefühl, heute auf der Triumphpforte zu stehen, die Napoleon für sich gebaut hatte, und von da auf die Franzosen hinabzublicken, die noch vor kurzer Zeit so voller Stolz und Uebermuth unsere Herren gespielt hatten.

Alle Deutsche, die auf dem Triumphbogen standen, wollten ein Andenken an diesen Tag und an diese Stunde. Die schön vergoldeten Bleiornamente schienen dazu nicht unschicklich zu sein, und die englischen Pionniere waren sehr behülflich, sie abzubrechen. Für den Alten im Barte nahmen wir ein großes N mit. Schien es uns doch billig, daß „le nommé Jahn“, der seiner Zeit so herrlich im Moniteur prangte, nicht vergessen werde. Mir selbst theilte ich ein Stück des ehernen Lorbeerkranzes zu, so groß, daß ich es nicht nach Hause zu bringen wußte. So war in wenigen Stunden der Siegeswagen ganz kahl, bis auf den vorn angebrachten riesigen Adler, der Jedermann ein zu gewichtiges Andenken dünkte.

Unter Gläserklange und dem Jubel der Menge kam gegen 6 Uhr Abends das erste Pferd herunter; um 7 Uhr folgte das zweite. Da inzwischen die Nacht hereinbrach, so blieben die beiden anderen bis auf den folgenden Morgen verschont. Als die Pferde entfernt waren, zogen die Oesterreicher ab, und die Franzosen strömten auf den Platz und besahen den Siegeswagen und die beiden Genien des Ruhms und des Sieges, die dem Triumphbogen gelassen worden waren, obschon sie jetzt nichts mehr zu thun hatten und recht kläglich an das „sic transit gloria mundi“ (so vergeht der Ruhm der Welt) mahnten.

Auch der große Adler war mittlerweile verschwunden, vermuthlich von einem kühnen Engländer in der Nacht herabgeholt.

Obschon die Pferde verhältnißmäßig nicht schwer sind, da jedes nur etwa 1500 Pfund wog, so war das Abnehmen doch mit einigen Schwierigkeiten verbunden, weil man kein Gerüst dazu aufgeschlagen hatte. Indessen praktisch wie immer wußten sich die Engländer auch hierbei geschickt zu helfen. Die Deichsel des Wagens hatten sie abgeschnitten, damit sie ihnen nicht hinderlich werde. Die obere, etwa fußdicke Steindecke des Triumphbogens war der Kürze wegen ebenfalls weggehauen worden, und die Pferde standen nun ganz frei, da die bleiernen Stränge, mit denen sie angeschirrt, sofort abgeschnitten wurden. Jetzt stellten sie über das erste Roß einen Dreifuß, in dem ein Flaschenzug hing, und zogen somit das Pferd in die Höhe. Darauf schoben sie einen zweiten Flaschenzug mit einem Balken über den Triumphbogen hinaus, und über diesen glitt das Pferd vom Triumphbogen hinweg, ohne das Gesimse zu berühren, worin eigentlich die Schwierigkeit der Aufgabe lag, weil kein den Triumphbogen überragendes Gerüste vorhanden war. Die Franzosen hatten zur Aufstellung jedes einzelnen Pferdes volle acht Tage gebraucht!

Als am andern Tage die Oesterreicher den Marcuslöwen abnahmen, der auf der Fontaine vor den Invaliden stand, riß ein Seil, der Löwe fiel herunter und brach ein Bein, natürlich zu großer Genugthuung der Franzosen.

Aus den Tagen des gemüthlichen Absolutismus. Zwar hat sich mit den Veränderungen, welche das gesammte Staatswesen Europa's im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts erfahren hat, auch die Polizeigewalt allmählich den modernen constitutionellen Bedingungen des Staatslebens einigermaßen angepaßt, aber im Principe hat bei ihr doch das alte absolutistische Wesen bis auf unsere Tage ohne Weiteres fortgedauert. Namentlich aber hat Oesterreich seiner Zeit die polizeiliche Aufsicht über seine Bevölkerung mit unbedingter Folgerichtigkeit durchgeführt. Es gehörte zu den besonderen persönlichen Liebhabereien des Fürsten Metternich, unmittelbar mit Hülfe des Polizeichefs, Sedlnitzky, die Polizeiaufsicht über seine liebe Stadt Wien zu führen. Jeden Morgen erhielt er deshalb zum Kaffee einen genauen Bericht von allen am vorigen Tage der Polizei gemeldeten Vorfällen. Er konnte auf solche Weise z. B. auch die geheimen Liebesgänge der auswärtigen Diplomaten genau controliren, denn die Wiener Polizei scheute sich nicht, sogar die sogenannten „wilden Gräfinnen“ als ihre geheimen Agenten zu benutzen, um auch noch bei den wüstesten Orgien der Cavaliere etwaige mißliebige politische Aeußerungen zu erlauschen. Jeder Reisende, welcher in der Metternichischen Zeit zu Wien verweilte, hatte daher alle Ursache, sich wohl zu hüten, daß er nicht dem Netze der „Spitzeln“, die selber sich die „Vertrauten“ nannten, verfiel. Diese polizeiliche Ueberwachung der Residenz kostete dem österreichischen Staate jährlich über neun Millionen Gulden, und dessenungeachtet hat sie es nicht vermocht, die naturgemäße liberale Entwickelung des Landes hintanzuhalten. In naher Verbindung mit der Polizei wurde dann die Postverwaltung in Wien gehalten. Es genügte den ängstlich besorgten Gemüthern des herrschenden Systems nicht, blos die äußeren Handlungen zu beobachten, sie wollten ebenfalls ihre geheimsten Gedanken aus ihren Briefen erfahren. Uebrigens befolgte man in Preußen lange Jahre hindurch ganz das nämliche System, bis einst der alte Kurfürst von Hessen dieses Spiel vor der deutschen Welt offen aufdeckte. Er hatte nämlich seit längerer Zeit in Erfahrung gebracht, daß seine an den Gesandten in Berlin gerichteten Briefe jedesmal unterwegs geöffnet würden. Um nun diesen Betrieb den preußischen Ministern offen darzulegen, schickte er seinem Vertreter an der Spree insgeheim ein neues Siegelwappen, auf welchem die Löwen statt hängender stehende Schweife hatten. Ferner aber kamen seine Briefe noch mit Löwen von hängenden Schweifen bei dem Gesandten an, bis dann endlich dieser die Thatsachen den Ministern offen darlegte, die sie auch nicht weiter ableugnen konnten.

Wie man sich denken kann, machte die Geschichte in Berlin ein ungeheures Aufsehen und wurde an höchster Stelle nicht eben sehr gnädig verspürt, so daß man sich darüber manche pikante Anekdoten erzählte, die sich indeß hier nicht wiedergeben lassen.

Mögen diese Zustände für immer der Vergangenheit angehören!

Eine wahre Scene aus dem jetzigen polnischen Kriege. Eines Tages im Monat September vorigen Jahres, Morgens, als der Tag graute, hörte der mit der Patrouille an der polnischen Grenze sich bewegende Unterofficier Wilhelm Fischer vom 12. ostpreußischen Uhlanen-Regiment das Nothgeschrei weiblicher Stimmen auf jenseitigem Gebiet. Er ließ die Patrouille auf der Grenze halten und sprengte allein dem nahen Walde zu, in welchem er fünf Russen erblickte, die zwei junge Damen aufhängen wollten. Er gab ihnen, den Russen, zu verstehen, daß er den Befehl habe, Verbrechen an der Grenze zu verhindern, mithin sie auffordere, die beiden Damen in Freiheit zu lassen. Sie opponirten sich, Fischer rief sein Commando herbei, ließ die Pistolen aufnehmen und forderte die Russen nochmals auf, die beiden Damen freizugeben. Zehn Uhlanen mit fertig gemachter Schußwaffe wirkten, und Fischer nahm die Damen in Empfang, die er vom nächsten Dorfe ab zu Wagen nach der Garnisonsstadt Willenberg bringen ließ. Sie erholten sich unterwegs von ihrem Schrecken und theilten dann Fischer mit, daß ihre Eltern mehrere Güter in Polen besäßen, welche die Russen in Sequestration genommen, weil ihre beiden Brüder sich den Insurgenten angeschlossen hätten. Um ihr Leben auf preußisches Gebiet zu retten, hätten sie mit ihren Eltern am Abend vorher die Flucht ergriffen, wären aber von Russen verfolgt und von ihren Eltern getrennt worden. In der Nacht wäre es ihnen gelungen, sich im Dickicht des Waldes zu verbergen, des Morgens bei Tagesanbruch hätten jedoch die Russen, ihre Spur verfolgend, sie ergriffen und, da sie ihre Angriffe muthig abgeschlagen, die Absicht gehabt, sie aufzuhängen. Als sie die weiteren Vorbereitungen dazu gemacht, hätte ihr Nothgeschrei ihre Retter herbeigeführt. Fischer meldete den Vorfall seinem Rittmeister, der ihm auftrug, die Damen in der Stadt Willenberg unterzubringen.

Am andern Morgen traf Fischer auf seinem Patrouillegange ein bejahrtes Ehepaar höheren Standes, die Frau die Hände ringend und das Unglück ihrer Kinder beweinend. Ohne Paß und sonstige Legitimation mußten sie Fischer bis nach seiner Garnison Willenberg folgen und sich dort dem Rittmeister vorstellen, der Fischer befahl, auch sie unterzubringen. Im Glauben, sie würden wie in Polen nach dem Gefängniß abgeführt, folgten sie ängstlich bis in die Dachstube eines Gasthofes, wo die früher sicher geborgenen beiden Damen mit Freudengeschrei auf ihre Eltern losstürzten, die Mutter sich aber erst später nach einer Ohnmacht erholte, die sie befallen hatte. Eine Scene der Freude und Rührung, wie sie nur selten vorkommen kann, wurde Fischer bei der gegenseitigen Erkennung sichtbar. Der Vater ergriff den Letzteren beim Arme, und indem er ihm für die Rettung seiner beiden 19 und 21 Jahre alten Töchter dankte, sagte er, da seine jüngere Tochter noch nicht Braut sei, so solle sie ihm gehören. Die Verlobung folgte nach, und die flüchtige Familie, Namens Reich, hält sich zur Zeit noch in Willenberg und dort so lange auf, bis die durch die Vermittelung des preußischen Gouvernements bei der russischen Regierung behufs Rückgabe der Güter gethanen Schritte Erfolg haben werden.

Schmid, Premier-Lieutenant.

Ueber die Sclaverei der conföderirten Staaten giebt der große medicinische Statistiker Boudin folgenden Aufschluß, welcher keines Commentars bedarf. Die Negerrace gedeiht in Nordamerika nur in jenen Districten, wo man sie für die Ausfuhr zum Verkauf züchtet, und auch da nur, indem sie fortwährend durch weißes Blut regenerirt wird, d. h. deutlicher, indem die Sclavenzüchter und deren Gehülfen ihre eigenen mit Negerinnen erzeugten Kinder in die Sclaverei verkaufen. – In den eigentlichen Zucker- und Baumwoll-Staaten aber lebt ein importirter Sclave im Durchschnitt nur fünf Jahre. Die jährliche Todtenzahl einer Sclavenplantage in den Südstaaten beträgt 2½ Procent. – In der Stadt Charleston, wo 22,610 Neger lebten, starben jährlich 522, also 2⅓ Procent.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Wenn auch das Verbot unserer „Gartenlaube“ in Preußen die Auflage derselben etwas zu gefährden schien, so ist doch der Absatz unseres Blattes seit Neujahr wiederum auf das Erfreulichste, um nahezu **11,000 Exemplare**, gestiegen, was uns von Neuem anfeuert, auf unserm bekannten Wege unverrückt weiter zu gehen.

Außer den trefflichen Beiträgen eines Bock, Schulze-Delitzsch, Carl Vogt, Berlepsch, Beta, Max Ring, L. Storch, Guido Hammer, Franz Wallner, Levin Schücking, Alfred Meißner, Temme, Fr. Bodenstedt etc. etc. werden im nächsten Vierteljahre unter Andern nachstehende interessante Artikel Aufnahme finden:

Der Schatten. Novelle von C. A. Heigel – Zweierlei Recht für die Reichen und für die Armen in England, von A. Härlin – Dorfanlage und Hausbau in Deutschland, von Wilhelm Jungermann, Verfasser der Artikel „der Fürstentag“ und „Charakterköpfe aus dem deutschen Abgeordnetentage“. Mit Illustrationen – Ein Tag in Shakespeare's London. Zur nahenden Shakespearefeier, von Julius Rodenberg. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Paul Thumann – Der Decemberschrecken. Ein Stück Zeitgeschichte, von Johannes Scherr – Ein kleines Nürnberg. Culturstudie – Auf Firn und Eis. Ein Besuch des Pavillon Dollfuß-Ausset auf dem Unteraargletscher. Mit Illustration nach einer Originalskizze von A. Mosengel – Ein Tag in Paris; zur Schreckenszeit von 1794, von Johannes Scherr – Eine Gletscherfahrt, von G. Studer. Mit Illustration – Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben: Vor Postschluß am Freitag Abend. Die Schuhputzer und die Lumpensammlerbrigade; in der Unterwelt. Ein Stück der Untergrund-Eisenbahn. Sämmtlich mit Illustrationen nach an Ort und Stelle aufgenommenen Originalzeichnungen – Ein Besuch beim Altmeister Goethe in Weimar, von Ernst Förster – Alpenglühen und Meeresleuchten, von Ferd. Stolle – Die grüne Insel, die Zufluchtsstätte des deutschen Humors, von Franz Wallner. Mit Illustration – Eine vornehme Gaunerin – Aerztliche Winke für Badegäste – Aus einem deutschen Schriftstellerleben, von Fr. Hofmann. Mit Portrait – Unterofficier Jahn – Das Zellengefängniß der jugendlichen Verbrecher in Paris – Der tolle Platen, von Ferd. Pfitzer – Der Fang des Buchtenwalfisches, von O. Lübbert in Bergen in Norwegen. Mit Illustrationen – Im Omnibus, von Rud. Löwenstein. Mit Illustration nach einer Originalzeichnung von Th. Hosemann – Die Kindererziehung in Beispielen, von einem Schulmanne – Das Café de la Régence in Paris und seine Schachspieler. Mit Illustration – Die Geheimmittelwirthschaft – Eine Carrière in Rußland und eine in Deutschland – Der Componist des Freischütz, von Lobe – Eine Perle deutscher Baukunst. Mit Illustration nach einer Originalzeichnung von Sprosse – Bilder aus dem Thiergarten, von Brehm: Die Bisamochsen. Mit Illustration nach Originalzeichnung von Leutemann – Der letzte Sickingen. Mit Abbildung – Der deutsche Eisenbahnkönig, von M. M. von Weber – Die St. Maximuskapelle in Salzburg, von Ernst Förster. Mit Illustration – Eine andere Stätte, von wo Licht ausging, von Prof. Dr. Richter. Mit Illustrationen – Bilder aus dem kaufmännischen Leben – Aerztliche Strafpredigt, von Bock – Ein Besuch bei Garibaldi auf Caprera, von Moritz Wiggers (schon in nächster Nummer) – Der Mensch denkt und Gott lenkt. Erzählung von Fr. Gerstäcker.

Daß wir den Ereignissen in **Schleswig-Holstein** nach wie vor die eingehendste Berücksichtigung angedeihen lassen werden, ist selbstverständlich. Bereits liegt uns eine Reihe der interessantesten Illustrationen von einem unserer Specialartisten auf dem Kriegsschauplatze vor, der durch ein Zusammentreffen besonders günstiger Umstände im unmittelbaren Gefolge der operirenden Armeen dem Feldzug beiwohnen darf und schon Oertlichkeiten und Scenen zu Gesicht bekam, wie dies während des jetzigen Kampfes noch keinem anderen Künstler und Berichterstatter vergönnt war.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im März 1864. **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 14. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Schatten.

Erzählung von Carl August Heigel.

1.

. . . . . Er stieg aus dem Sarge.

Angelo unterstützte ihn, mit seiner Linken das Windlicht haltend, das auf die gewölbten grauen Wände und Metallsärge einen matten Schimmer warf.

Es war in der Familiengruft derer von Waldenburg. Eine Nacht und ein Tag waren verflossen, seitdem der Sarkophag mit dem letzten männlichen Sprossen des Geschlechts, dem Grafen Heinrich von Waldenburg, beigesetzt worden. Aber Graf Heinrich war nicht gestorben, er stand um Mitternacht auf von den Todten.

Er that einen tiefen Athemzug und blickte schaudernd auf die geheimnißvollen Mauernischen, die über einander geschichteten Truhen, auf den eignen Sarg.

„Hilf mir!“ sagte Angelo, hob mit des Andern Beistand den schweren Deckel auf den leeren Sarkophag, befestigte die Schrauben und verschloß ihn. Dann stiegen Beide aus der Gruft zur Capelle empor und gelangten von ihr in die Vorhalle.

Auch dort walteten die Einsamkeit und Stille der Mitternacht. Als sie an der mondbeglänzten Haupttreppe vorüber in den Corridor eines Seitenflügels bogen, hörten sie nichts, denn ihre eignen leisen Schritte. So erreichten sie ungestört Angelo's Thurmzimmer. . . . . Durch das breite Bogenfenster schien der Mond. Verblaßte Gobelins bedeckten die Wände; Bücherschränke und einige schwerfällige Möbel waren das Geräth, ein großes Crucifix in der Nische der Schmuck des Zimmers.

Schweigend vertauschte Heinrich sein Sterbekleid mit dem Gewand eines katholischen Priesters, das für ihn bereit lag. Als dies gethan war, ließ er sich in einem Lehnstuhl nieder und senkte nachdenklich das Haupt.

Es war ein Mann von dreißig und einigen Jahren, aber ein schwermüthiger, träumerischer Zug um den Mund, eine gewisse Müdigkeit in der Haltung des Körpers, der Anlage zur Fülle hatte, ließen ihn älter scheinen. Das Haar braun und dünn, die Stirn hoch und schmal, die Augen von feuchtem Blau, die Nase leicht gebogen — so war das Gesicht des Grafen von sanfter Schönheit, ohne aufzufallen. Ganz anders dagegen waren Angelo's Züge, streng, fest, bedeutend. Das kurzverschnittene schwarze Haar mit der Tonsur des katholischen Geistlichen spitzte sich inmitten der Stirn, während die hohen Schläfe bloß lagen. Der fanatische Blick der tiefliegenden Augen, die dünnen Lippen, die blasse Gesichtsfarbe und der abgemagerte Körper in schwarzer Priestertracht, Alles an ihm verrieth herben, der Welt und ihren Freuden unholden Sinn.

„Wie fühlst Du Dich?“ fragte Angelo.

„Müd, sterbensmüd,“ antwortete der Andere. „Wie lange schlief ich?“

„Vor drei Tagen nahmst Du meinen Trank. Seit drei Tagen ist Graf Heinrich von Waldenburg todt für seine Frau, für die Welt.“

„Todt!“ sagte Heinrich schaudernd; dann fragte er mit ängstlicher Spannung: „Wie trägt Stephanie den Verlust ihres Gemahls?“

„Wie ein Weib; sie jammert und weint.“

„Sie weint!“ seufzte der Graf und barg das Gesicht in beide Hände. „Ihre schönen Augen weinen. Und ich, ich nannte sie herzlos. Ach, Angelo, wozu hast Du mich überredet! Jetzt erscheint mir unsere That ein Frevel gegen Gott und Menschen. Mit den heiligsten Gefühlen, mit Liebe und Treue spielen wir.“

Der Priester zuckte verächtlich die Schultern. „Wenn Du Deinen Entschluß bereu'st, geh' hin, stürze Dich Deiner Frau zu Füßen, erzähle Deinen staunenden Leuten irgend ein Märchen von Starrkrampf und Scheintod. Sie beweinten Dich drei Tage lang; damit bist Du zufrieden, schwacher, schwankender Mensch!“

Angelo schwieg, um den Eindruck seiner Rede zu beobachten. Aber Heinrich starrte schweigend vor sich hin. „Freilich,“ fuhr Jener fort, „wenn Du das jetzt thust, war unser Beginnen thöricht, vermessen und nutzlos, ein verächtliches Spiel, eine rohe Täuschung. Folgst Du aber auch fernerhin mir, handelst Du in meinem Geist, dann vollbrachtest Du eine große That, die Dich vom Staub der Welt zum Herzen Gottes trägt.“

„Heinrich,“ sagte er mit sanfterer Stimme und legte die Hand auf des Grafen Schulter. „Erkennst Du noch immer nicht Dein besseres Selbst? lauschest Du noch dem Sirenensang? Entschließe Dich! Entweder leere den Becher der Genüsse mit kühnem Zug, sei wie die Andern ein eitler, gottvergeßner, aber lachender Thor, ein ganzer Sünder; oder mach' es gleich mir, knechte die Sinne, verachte die Menschen und sieh die Welt als einen Traum an!“

„Ach, Freund,“ sprach der Andere schmerzlich lächelnd, „wenn die Welt ein Traum ist, warum schilt mich die Welt einen Träumer?“

„Weil Du Stunden hast, in denen Du wach bist. O daß sie dauern möchten! Denk' an mich! Wir wuchsen zusammen auf, wir hatten einen Lehrer, eine Erziehung; mein Geschlecht ist so adelig wie das Deine, und wie Du könnte ich jetzt reich, angesehen und, was die Menschen so nennen, glücklich sein. Trotzdem mein Blut rascher fließt als Deines, hab' ich entsagt. Arm, namenlos, einsam stehe ich — und tausche doch mit Keinem Eurer Glück-

lichsten. Oft, wenn Du mit Deinem Reichthum, Deiner schönen, allbewunderten Gattin, mit Deinen Ehren und Orden, im Zimmer Deines armen Schloßkaplans zusammenbrachst, von unbefriedigtem Stolz, eingebildeter Eifersucht oder Herzensleerheit gefoltert, und mit Thränen ausriefst: „„Wo ist das Glück?““ hab' ich, Dein Untergebener, Dich bemitleidet; ich, besitzlos, wunschlos — ich fand mehr als Glück, ich fand Glückseligkeit! . . . Heinrich, sei wie die Andern, oder gleiche mir! Für einen Hamlet ist weder auf Erden, noch im Himmel Platz!“

„Ich beneide Dich, Angelo, und, beim Himmel, gern ahmt' ich Dir nach!“ rief der Graf im heftigen Seelenkampf. „Aber Dir gewann die Welt niemals ein Lächeln ab, Du verachtetest sie immer; ich dagegen ließ mich in den Wirbel ziehen, meine Lippen haben geküßt, ach, so selig geküßt! Mein ist ein Weib; ich habe Freunde und treue Diener.“

Angelo lächelte triumphirend. „Prüfe dies Gold!“ rief er. „Gräfin Stephanie liebte in Dir die Freuden, die Dein Reichthum gewähren konnte. Durch Deinen Tod wird sie selber mächtig. Ihre Leidenschaften braucht nicht mehr die Klugheit zu bändigen. Ich bin ja frei! wird sie nach wenigen Monaten sich sagen, und die sanfte, blonde Stephanie wird ein stolzes, grausames, lusttrunknes Weib sein — wie alle vom blauen Blut.“

Heinrich war mit wuthbebenden Lippen emporgesprungen und preßte krampfhaft den Arm des Höhnenden. „Niemals!“ stammelte er. „Den würd' ich tödten, der außer Dir von meinem Weib so spräche!“

„Hast Du nicht selbst mir gestanden,“ fuhr der Andere unerbittlich und furchtlos fort, „daß zuweilen in Stephaniens Augen ein Feuer wie aus tiefstem Höllenabgrund emporschlage? In diesem Zimmer hingst Du an meiner Brust und klagtest, daß sie mit ihrem Blick und ihrer süßen Rede Dich zum Teufel mache. Und dann wieder warfst Du untröstlich über ihre Kälte. . . Deine Freunde — ach, Keinen wird Dein und empfangener Wohlthaten Andenken hindern, Stephanie Dich vergessen zu lehren und Dein Erbe zu plündern. Und Dienertreue — wer glaubt daran noch? . . . . Sei ein Jahr lang für die Welt todt und dann, rückkehrend in die Welt, erfahre, was für ein Nichts ein Menschenleben ist! Stirb als der mächtige, reiche Graf von Waldenburg und tritt als armer, namenloser Fremdling in Deine Kreise — und dann sage mir, was Menschen sind!“

„Ich will's,“ sprach Heinrich entschlossen. . . . „Ich weiß,“ fügte er bitter hinzu. „Ich kann nicht zurück. Himmel und Erde stritten sich von jeher in meiner Seele, und doch war sie von beiden verlassen. Am Stoffe hängend, nach Läuterung mich sehnend, flüchtete ich mich in Deine Arme. Von Dir überredet, vollbrachte ich den ungeheuren Betrug. Wenn das Lebensglück zweier Menschen darüber zu Grunde geht und Fluch das Ende des Frevels ist, wälz' ich die Verantwortung vor dem ewigen Richter auf Dich.“

„Glaubst Du,“ erwiderte ruhig der Andere, „ich hätte das kühne Spiel gewagt, wenn ich nicht gewiß wäre, Dich damit zu retten? Doch vergiß Dein Gelübde nicht: wenn Du nach einem Jahr die Welt im wahren Licht erkanntest, der Welt für immer zu entsagen, Dich vom Weibe zu trennen und Dein Gut unserer Kirche zu geben!“

„O Freund,“ sagte der Graf, „wenn ich die Menschen treulos und das Leben eitel finde, werd' ich dann auf die Treue des Goldes schwören? Nein, dann bau' ich meine Hoffnungen nur noch jenseits der Sterne auf.“

„So laß uns gehen!“

Sie verließen das Gemach. Eine Wendeltreppe hinab gelangten sie durch ein geheimes Pförtchen auf die Terrasse, welche sich längs der östlichen Front des Schlosses hinzog. Eine breite Steintreppe führte zum Park hinab, doch traten die Baumgruppen auf beiden Seiten zurück, so daß von der Terrasse der Blick auf den Fluß und das jenseitige Ufer frei blieb.

Dorf und Schloß Waldenburg liegen unweit der italienischen Grenze in einem waldigen Gebirgsthal, in einer Landschaft voll wilder Schönheit und ungebändigter Kraftfülle. Ein tobender Fluß theilt das Thal in zwei Hälften. Am linken Ufer zieht sich die Heerstraße südwärts, bald dem Wasser entlang geleitet, bald in's Waldesdickicht sich verlierend und dann wieder dicht an die senkrechte Felsenwand sich schmiegend. Sie führt mitten durch das Dorf Waldenburg, das hochgelegene Schloß zwischen sich und dem Fluß lassend. Am andern Ufer dehnte sich unabsehbarer Wald aus, über dessen Wipfel die Bergkegel riesig emporsteigen, uralte Bäume wie Blumensträuße und schäumende Bäche wie wallende Bänder an der Brust.

Als Heinrich mit seinem Gefährten in's Freie trat, stand der Vollmond über der Bergkette und wölbte sich der wolkenlose Sternenhimmel einer Junınacht darüber. Diese Fülle tiefster Schatten und milchweißen Lichts sänftigte die wilde Starrheit der Gegend und gab ihr einen schwermüthig feierlichen Charakter. Wohl rauschte der Fluß, aber das uralte Wellenlied: Fort! fort! fand kein Echo im schlafenden Wald und in seiner flugmüden Vöglein Brust. Selbst die unbewegte Bergluft war weicher durch den Duft, den die Orangenblüthen im Schloßpark ausströmten.

„Ach, Freund,“ sagte Heinrich, während sie langsam die Terrasse hinabstiegen, „als ich Deinen Trank schlürfte, schwanden meine Sinne, schwammen meine Gedanken mählich dahin. Eine süße Lethargie wiegte mich ein. Nie mehr erwachen! war der letzte Wunsch oder Traum, bevor ich ganz in kalte Nacht versank. Aber jetzt der dumpfen Gruft entflohen, athme ich Wollust unter diesem Sternenhimmel, in dieser herrlichen Natur!“

„Blinder Schwärmer!“ versetzte der Andere, „die Giftdünste des Grabes athmest Du auch in diesem schmeichelnden Aether; der Wurm nagt auch im grünen Baum, im Blumenkelch. Ein Kampf Aller gegen Alle, das ist die Losung der Natur, und ihre schönsten Blüthen treibt sie aus Verwesung.“

Aber der Graf hörte nicht auf Angelo; er hielt sein Antlitz dem Schloß zugewandt. Plötzlich blieb er stehen, ergriff hastig den Arm seines Begleiters und wies nach dem letzten Fenster des ersten Stocks. Dort erschien Licht. „Es ist Stephanie,“ flüsterte Heinrich.

„Du zitterst?“

„Es ist Stephanie,“ wiederholte Jener hoffnungslos.

„Was hat sie im Erkerzimmer zu thun?“ fragte Angelo verdrießlich.

„Horch! sie öffnet ein Fenster.“

„Glücklicher Weise eines auf der andern Seite.“

In diesem Augenblicke ließ sich aus der Ferne ein dumpfes Rollen hören. „Ein Wagen!“

„Ah, ich begreife jetzt,“ erwiderte der Priester. „Die Gräfin blickt nach der Heerstraße aus. Cousin Edgar kommt.“

„Edgar? Weiß er denn . . .?“

„Ich selber schrieb ihm auf Deiner Frau Befehl die Trauernachricht. Ich muß gestehen, daß er zu trösten sich beeilt. Aber fort, Freund, fort, bevor das Schloß wach wird! Beim Pavillon brach ich soviel Steine aus der Parkmauer, daß Du bequem hinüber gelangst. Linksab führt der Schmugglerweg. Ich habe dafür gesorgt, daß er heute frei bleibt. Mit Sonnenaufgang kannst Du drüben im grauen Kloster sein. Der Prior hat meine Weisung; ungefragt wird man Dich zu den guten Vätern von Monteverde befördern. Dort erhältst Du binnen drei Tagen meinen ersten Brief. Fort, es ist höchste Zeit! . . . Gott über Dir, entlaß ich Dich; kehre zurück, Gott in Dir!“

Sie umarmten sich. Bald darauf verschwand der Graf zwischen den Bäumen. . . . Am Pavillon blickte er noch einmal nach seinem Schloß zurück. Das Licht im Erkerzimmer war verschwunden. Er winkte mit der Hand . . . . „Leb wohl, Stephanie! auf Wiedersehen!“ . . . . Dann schwang er sich über die Mauer, überschritt die Straße und schlug den geheimen Waldweg ein, der zwischen Felsengeklüft aufwärts führte. Unsichtbar begleitete ihn der Fluß mit seinem Rauschen, das bald schwächer, bald stärker sich vernehmen ließ, zuletzt nur noch dumpf wie das geheimnißvolle Wehen tiefster Waldgründe. Den jähen, grausigen Abhang entlang führte der schmale Pfad, ein Fehltritt war sicherer Tod; aber Heinrich's Fuß war fest; er kannte die wilde Bergnatur und ihre Gefahren seit seiner Knabenzeit. Vom scharfen Ost umweht, klomm der Todtgeglaubte höher und höher.

Ein Jahr war seit Heinrich's Auferstehung und Flucht vergangen. Die Gräfin Wittwe war unbestrittene Erbin und Gebieterin von Waldenburg, denn Niemand außer Angelo wußte, Niemand ahnte das Geheimniß. Der jüngste Sarg in der Ahnengruft stand unberührt und vergessen, wie die andern. Der Grünspan nahm, wie der Staar dem Auge, dem Metall den glänzenden Blick; Staub lagerte sich auf den goldgestickten Sammet, und eine Spinne zog ihr Netz zwischen Sarkophag und Wand.

Droben aber, im Lichte, hatte sich Alles verändert. Früher war das Schloß reich, aber alterthümlich eingerichtet gewesen. Die Melancholie des Grafen lag auf den Gobelins und dunkeln Stoffen, dem Eichengetäfel und geschnitzten Geräth. Drei Monate nach seinem Begräbniß, während Stephanie in der Residenz weilte, kamen Möbelwagen, französische Arbeiter und Gärtner nach Waldenburg. Zum Entsetzen der älteren Diener und zum Erstaunen der Dorfbewohner wurde Tag und Nacht gehobelt und gehämmert, zerstört und geschaffen, verwirrt und geordnet. Als die Gräfin bald darauf selber kam, war der Charakter des ganzen Hauses umgewandelt. Die große Treppe glich einem Blumenbügel; die Gemächer, deren Holzwerk und Riesenkamine man vorläufig verschonte, enthielten nur moderne Möbel, lichte Stoffe, zierliche Blumentische und chinesische Vasen. Sogar die altdeutschen Bilder hatten trotz ihres Kunstwerths wegen ihrer schwermüthigen Probleme und schwarzen Rahmen den modernen Frère, Diaz und Guillemin weichen müssen.

An einem schönen Sommerabend befanden sich Stephanie, ihre Gesellschaftsdame und der Priester Angelo in einem dieser Gemächer. Wegen seiner blaßgelben Vorhänge und Divans hieß es das gelbe Zimmer. Die Decke sowohl, als die geräumigen Wände waren getäfelt und in entsprechende, erhaben gearbeitete Felder eingetheilt. Trat man vom Corridor in das Gemach, so führte rechts eine Thür in das Boudoir der Gräfin, das weiter keine Verbindung hatte, die Thüre links in das Zimmer der Gesellschaftsdame.

Stephanie saß am offenen Fenster, Fräulein Fanny hinter ihr, Angelo ihr gegenüber.

„Und so wollen Sie mich wirklich verlassen?“ fragte die Gräfin. Ihre Stimme hatte einen weichen, schmeichelnden Klang.

„Ich muß,“ antwortete er. „Meine Vorgesetzten rufen mich nach Rom. Ueberdies ist mein Freund Stein, der mich vollständig ersetzen wird, bereits eingetroffen.“

„Ach, an ihn dacht' ich längst nicht mehr. Er ist schon im Schloß, sagen Sie? Seit wann?“

„Vor einer halben Stunde trat er in mein Zimmer. Er bittet, Ihnen seine Aufwartung machen zu dürfen.“

„Er ist willkommen ... Einen Augenblick! Erwähnten Sie nicht einst seine große Aehnlichkeit mit meinem seligen Gemahl?“

„Allerdings sieht er dem Theuern ähnlich, und meine Wahl fiel auch deshalb auf meinen Freund Stein.“

„Warum deshalb?“ fragte Stephanie. Ihre stahlblauen Augen sahen Angelo starr an.

„Warum, Frau Gräfin? Liebt man nicht das Bild, den Schattenriß eines verlorenen Freundes? Sie besitzen kein Portrait Ihres Gatten. Er hatte einen Widerwillen, sich im Bild zu sehen. Eines Andern Aehnlichkeit, denk' ich, ist immerhin eine Erinnerung an das Urbild selbst.“

„Die Erinnerung an einen Verlust, an so herben, plötzlichen Verlust ist traurig.“

„Sie ist ein Trost in neuem Unglück, eine Mahnung in der Versuchung.“

„Pater!“ fuhr die Gräfin empor, aber sie zwang sich zu einem Lächeln. „Das sollte doch keine Prophezeiung sein? Nein, lassen Sie uns heiter scheiden. Nehmen Sie meinen innigsten Dank für die treue Freundschaft, die Sie meinem Heinrich bewahrten, und geben Sie mir Ihren Segen! Wenn Sie von Rom nach Deutschland heimkehren, werden Sie in Waldenburg stets der willkommenste Gast sein! — Und nun bitte ich Sie, mir Herrn Stein vorzustellen.“

Beide hatten sich unterdessen von ihren Sitzen erhoben. Angelo verließ mit einer stummen Verbeugung das Gemach. Stephanie sandte ihm einen Blick unsäglichen Hasses nach. „Endlich!“ rief sie, tiefaufathmend. „Heute erst werde ich Herrin. Dieser finstere, blasse, unheimliche Mann vergällte jede Freude, verdüsterte alle meine Gedanken. Nun, Fanny, jubeln Sie nicht mit mir? Waren Sie Angelo's Freundin? Freilich, wie wenig wissen Sie von ihm! Sie hätten ihn sehen sollen, als mein Mann noch lebte! Wie er des Guten Seele Tag für Tag fester bannte und in eine Nacht höchst trauriger Gedanken senkte. Dieser Angelo stahl mir Stück für Stück vom Herzen meines Mannes. Heinrich lebte noch, hätte Jener nie unsere Schwelle betreten.“

„Mir, gnädigste Gräfin,“ erwiderte das Fräulein, eine kleine, hübsche Blondine, „mir war Angelo — seinen Stand in Ehren! — immer ein Horreur. Ich wollte, sie machten ihn in Rom zum Papst, damit er in Rom bliebe. Und ich an der Frau Gräfin Stelle bedächte mich wohl, den neuen Kaplan zu nehmen, da ihn Pater Angelo empfiehlt.“

„Das kränkt mich ja,“ sprach Stephanie leise und mehr für sich, „daß ich diesem Manne nicht Nein zu sagen wage! So tief ich ihn hasse, so sehr fürcht' ich ihn. Wozu brauche ich überhaupt einen Kaplan? Ich bin nicht von Zweifeln geplagt, wie mein armer Heinz; ich lasse Gott in Ruhe die Welt regieren. Die Bibliothek? die ließ ich nach dem Speicher schaffen, und meine Bücher möchten Herrn Stein wenig Mühe, aber viel Kopfschütteln machen. Die dummen Dörfler können Sonntags ihre Messe drüben in Wendelstein hören, und wenn ich einen Sommer lang nicht in die Kirche gehe — nun, man wird heutzutage nicht mehr in Acht und Bann gethan.“

„Das hätte ich dem Pater Angelo gründlich dargelegt.“

„Was hätten Sie?“ versetzte heftig die Gräfin. „Sie denken doch nicht muthiger zu sein als ich? Sie hätten geweint, wie Sie immer thun, wenn Sie nicht wissen, was Sie thun sollen. Sie hätten geweint und Herrn Angelo die Hand geküßt und ihm für seine zarte Fürsorge Ihre ewige Dankbarkeit versichert. Das Letztere that ich auch. Doch still, sie kommen! . . . Wie lange mein Cousin wieder auf sich warten läßt! Was macht die Gräfin Aßperg?“

„Sie schläft.“

„Die Glückliche!“

„Herr Stein,“ sagte Angelo, in's Zimmer tretend. Ihm folgte ein Priester mit kahlem Haupt, doch vollem, schwärzlich-grauem Bart; seine Stirn war tief gefurcht, seine Wange blaß und hohl, seine Gestalt zum Gerippe abgemagert, aber in seinen Augen brannte zehrendes Feuer, und diese Augen ruhten jetzt auf Stephanie, heiß und schwärmerisch anbetend und verlangend, wie der Wunsch eines Jünglings. Wie blühend, wie schön auch war sie gegen ihn! Ein schwarzseidenes Kleid verhüllte, aber verbarg nicht den Oberkörper, der auf breiten Hüften schmal, gleichsam sich zusammenfassend, ansetzte und dann zur herrlichen Brust anschwoll und zum vollendeten Nacken sich wölbte. Wie ein Triumph stieg das Haupt empor, das Gesicht von edler Rundung und heller Farbe; der Mund mit leicht emporgezogenen Winkeln, lächelnd oder schmollend, Liebesworte oder Flüche sprechend, erweckte immer Sehnsucht zum Küssen, wie Venus' ewig frische Lippen; die Augen unter dunkeln Wimpern blau, feucht, verlangend; die Stirn niedrig, aber fein geformt, und darüber eine Wucht lichtbraunen Haares — so war Stephanie jener sirenenhaften Schönen eine, mit denen man auf einem Zaubermantel im Sturmwind über die Welt hin und durch den Sternenwirbel brausen möchte.

Nach kurzer Begrüßung, die von Stein stumm erwidert wurde, begann die Gräfin: „Sie sehen auf den ersten Blick meinem seligen Mann ähnlich, allein bei längerer Betrachtung verliert sich diese Aehnlichkeit. Mein Heinrich hatte runde, weiche Züge, seine Augen waren sanft, während Ihre Augen — Vergebung, hochwürdiger Herr! — sehr streng und bedeutsam blicken.“

Angelo gab seinem Freund unbemerkt ein Zeichen, sich zu fassen. Aber dieser war unfähig, zu antworten. Stephanie, die seine Verwirrung allein der Macht ihrer Schönheit zuschrieb, lehnte sich im Fauteuil zurück und sah in dieser halbliegenden Stellung, mit verschleierten Augen und einem leichten Lächeln um den Mund, so reizend aus, daß Heinrich — denn Er war Stein — der Allgewalt des Heimwehs und der Liebe gefolgt und seinem Weib zu Füßen gestürzt wäre, hätte sich nicht plötzlich ein Hornruf aus den Bergen vernehmen lassen. Stephanie sprang rasch empor und sagte zu Fanny „Sie kommen!“ und, von Purpur übergossen, mit fliegender Brust und glänzenden Augen, beugte sie sich aus dem Fenster und winkte mit ihrem weißen Tuch. Dann sich mäßigend, wandte sie sich an Heinrich. „Vergebung, Herr Stein! Ich habe einige liebe Gäste, die soeben von der Jagd zurückkehren. Die Jagd in den Bergen aber ist so gefährlich, daß ich die glücklich Heimkehrenden jedesmal wie Gerettete begrüße. . . . . Sie sind gewiß müde, haben Dies und Jenes zu ordnen, Herr Stein? Ihre Gemächer kennen Sie bereits. Befehlen Sie dort ganz nach Ihren Herzenswünschen! . . . . Ich hoffe, wir werden gute Freunde.“ Sie reichte ihm ihre feine Hand.

„Ich hoff' es,“ sagte Heinrich.

Beim Klang seiner Stimme zuckte Stephanie jäh zurück und starrte mit entsetztem Blick ihn an. „Das,“ sagte sie zitternd, „das war Heinrich's Stimme.“

Angelo trat schnell dazwischen. „Wunderlich!" rief er, „ich finde gerade die Stimme nicht ähnlich. Mein unvergeßlicher Freund besaß ein weniger tiefes, aber weicheres Organ. . . . Doch, gnädige Frau, erlauben Sie mir, mich zu empfehlen. Schon geht die Sonne nieder, und ich habe noch einen weiten Weg vor mir."

Da Stephanie ganz in Gedanken verloren schien, ergriff Fräulein Fanny das Wort und bot dem Scheidenden die Benutzung von Pferd und Wagen an. Aber Angelo lehnte es ab.

„Ich bin ein Feind aller Bequemlichkeit," sagte er. „Meine gnädigste Gräfin, ich empfehle Sie Gottes und der Madonna Schutz. Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl!" sprach die Gräfin und reichte Angelo ihre Hand, die eisig kalt war. Sowie beide Männer das Gemach verlassen hatten, warf sich die schöne Frau auf einen Divan und begann heftig zu weinen. Fanny trat erstaunt zu ihrer Gebieterin, kniete nieder und legte Stephaniens Haupt schmeichelnd, tröstend und liebkosend auf ihren Arm, an ihre Brust. Sie verwünschte Angelo und vor Allem ihn, der in Stephanie traurige Erinnerungen weckte. Sie an der Gräfin Stelle würde ihn nicht einmal noch sprechen, sondern ihn kurzweg dem Herrn Angelo nachschicken.

„Nein, nein!" rief die Andere hastig, „er soll bleiben. Ich will ihn sehen, ihn sprechen hören. Wie Heinrich's Schatten will ich ihn betrachten. O, diese Stimme, mein Gewissen erwachte bei ihrem traurigen Klang und rief mir zu, welch' ein leichtsinniges, treuvergeßnes Weib ich bin."

„Mon Dieu," versuchte Fanny zu scherzen, „welch' ein verleumderisches Gewissen! Kommen Sie, gnädigste Gräfin, lassen Sie uns Ihrem Cousin und dem Grafen Aßperg entgegengehen. Wie würde Herr von Montigny erschrecken, Sie hier in Thränen und Verzweiflung zu finden, und wie würde er lachen, wenn er die Ursache davon erführe! Die Aehnlichkeit, die unbedeutende Aehnlichkeit eines armen Bettelmönchs mit dem Grafen Heinrich von Waldenburg! Und vielleicht würde Ihr Cousin auch nicht lachen, vielleicht sich tief verletzt fühlen, denn er bildet sich ein, gewisse Erinnerungen eines Herzens verdrängt und dies schöne Herz für sich erobert zu haben."

„Glaubst Du, Montigny wäre — würde . . .?"

„Eifersüchtig," ergänzte die schlaue Schmeichlerin die Erröthende, die sich emporgerichtet und mit offenbarem Behagen Fanny's Worten gelauscht hatte. „Gewiß ist er eifersüchtig auf Alle, die ihm seine Dame streitig machen, seien sie nun lebendig oder todt."

„Todt, wie traurig das klingt!"

„Aber Montigny lebt, Montigny liebt, die kleine Fanny bittet für Montigny."

Stephanie legte dem schelmisch lächelnden Mädchen die Hand auf den Mund. „Still," sagte sie, „Du bist ein verzogenes, unartiges Kind! . . . . Wir wollen Edgar — Herrn von Montigny entgegengehen."

Unterdessen hatte Angelo in Heinrich's Begleitung das Schloß verlassen. Sie gingen durch das Dorf, das zu beiden Seiten der Landstraße sich hinabzog. Wohl war die Sonne hinter den Bergen, aber noch ergoß sich eine Fülle goldenen Lichts durch den reinen Aether. Schimmernd lag es auf der breiten, festgeglätteten Straße, an den weißen Häusern mit vorspringendem Giebeldach und bunten Schildereien, an den grauen Kalkfelsen dahinter. Auf der Bank neben der Hausthür saßen uralte Mütterchen und Greise mit Gesichtern, die von der Zeit versteinert schienen, und stierten in das lärmende Getriebe der flachshaarigen Kinder, die Ringelreihen tanzten, dort sich haschten, hier sich balgten. Kräftige Männer und Frauen standen auf den steinernen Stufen, die zum Eingang führen, und plauderten mit einander. Aus manchem Erdgeschoß klang die Cither, und droben an der Balustrade der hölzernen Galerie, welche jedes Haus umgiebt, lehnte zwischen Nelkentöpfen und ausgespannter Wäsche eine sonnengebräunte Maid, den Kopf auf beide Arme gestützt, und sah ernst und nachdenklich aus wie ein ägyptisches Sphinxgesicht. Wo Angelo und Heinrich vorbeigingen, grüßten die Männer und knixten die Frauen, aber kaum daß der Eine oder Andere ihnen nachblickte. „Niemand erkennt mich," sagte Heinrich wehmüthig.

„Du hast die Feuerprobe bestanden," sprach der Andere. „Verstorben, vergessen."

Ein offener Korbwagen kam ihnen entgegen, zwei Herren in Jägertracht saßen vorn, zwei Forstmänner auf dem Rücksitz. Angelo's Gruß wurde kalt erwidert; der eine von den Herren kutschirte und peitschte unbarmherzig auf die schönen Braunen los, die den Wagen zogen. Sie fuhren in's Schloß.

„Montigny und Graf Aßperg," sagte Heinrich finster. „Gehört Aßperg auch zu den „lieben" Gästen meiner Frau?"

„Er und sein Weib."

„Sein Weib?" rief der Andere heftig. „Die berüchtigte Gräfin Wanda Aßperg ist in meinem Schloß, in Stephaniens Nähe? Ich habe vor Jahren schon meiner Frau diesen unwürdigen Umgang untersagt. Stephanie gab mir damals Recht; sie verabscheute das aller Scham und Tugend bare Weib. Und jetzt würdigt sie es ihrer Freundschaft?"

„Die Aßperg ist witzig, amüsant. Die Geschichte von damals ist in der Gesellschaft vergessen. Nichts wird auf der Welt leichter vergessen als ein Scandal, ein Versprechen und ein Todter."

„Wer waren die zwei grünen Bursche hinter meinem Cousin?"

„Der neue Förster mit seinem Gehülfen."

„Ist denn mein alter, guter Redlich todt?"

„Nein, aber entlassen. Cousin Montigny fand Redlich zu alt und den Alten zu redlich. Als auf Herrn von Montigny's Rath, Wunsch oder Befehl — nenn's wie Du willst! — der Zorningerforst abgeholzt werden sollte, that der Förster Redlich Einsprache. Das zog ihm der gnädigen Frau Unwillen zu, und er wurde entlassen, der Forst aber abgeholzt."

„Den treuen Diener kann ich belohnen," sagte Heinrich schmerzlich, „aber der schöne Forst, die Krone meiner Wälder! Ihn zu zerstören, anstatt stolz darauf zu sein, daß wir einen solchen Forst hegen und halten können!"

„Holz ist baares Geld, und da es sich jetzt zuweilen ereignet, daß Mangel an Baarem ist —"

„Träumst Du?" unterbrach ihn flammend der Graf. „Meine Frau ist reich."

„Gewiß, aber sie hat fixe Ideen, die viel, sehr viel Geld kosten. So bildet sie sich ein, Herrn von Montigny's sprüchwörtliches Unglück im Spiel paralysiren zu können, indem sie sein Bankier beim Spiele ist. Da war Baron Orman jüngst zu Gast. Er kam mit einem einzigen Koffer, aber das war ein Wunderkoffer, denn als der Herr Baron abreiste, trug er den ganzen Zorningerforst darin fort. Leider glaube ich, daß auch die Aßperg's ähnliche Wunderkoffer haben."

„Aber was sagt denn der Verwalter?"

„Der neue Verwalter? O, das ist ein gefälliger Mann und ein Tausendkünstler, ein wahres „Tischlein decke dich." Die Gräfin braucht nur zu sagen: Geld! so schafft er Geld. Und wie bequem ist er! Er bringt fünfzig, und die Gräfin schreibt hundert; abgemacht! Keine Schwierigkeit, kein Gerede, keine langweilige Ueberlegung. Alles glatt und geschmiert und doch in bester Form!"

Der Andere seufzte. Ein kleiner, schmutziger Junge trat in diesem Augenblick an sie heran und bettelte. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem deutschen Schriftstellerleben.

Erinnerungen an Hermann Marggraff.

Von Friedrich Hofmann.

In den letzten zehn Jahren konnte man in Leipzig, früher auf dem Wege nach Gohlis, in jüngster Zeit auf der belebten Straße zwischen den Brockhaus'schen Geschäftsgebäuden und dem äußersten Ende der Kohlenstraße am bayerischen Bahnhofe, tagtäglich in den Abendstunden einem Mann begegnen, dem manches Auge mit Wohlgefallen nachblickte, denn nie sah man ihn allein, immer umgab ihn ein Kranz köstlich lachender blonder Lockenköpfchen. Ein Knabe und drei bis vier Mädchen, Alle mit ihren Schulränzchen behängt, bildeten seine regelmäßige Begleitung, sie hielten sich an seinen Händen, an den Kleidern fest, umschwärmten ihn mit der lieblichsten Kinderlust, die munteren Augen lachten nur ihm, und wie die Gruppe so dahinzog, erkannte man leicht, daß es ein Stückchen von einem Familienbilde war, das auch auf der Straße ein um die Umgebung unbekümmertes Ganzes blieb.

Hermann Marggraff.

Wir folgen der jubelnden Schaar auf dem Fuße nach. Es ist nicht schwer, das Haus zu erkennen, dem der Mann zueilt. Da hüpft es mit lautem „Papa! Papa kommt!“ aus der Thür ihm entgegen, wiederum lauter blonde Lockenköpfchen, und oben aus den Fenstern drängen sich noch ein Paar Gesichtchen hervor, ganz so fröhlich und lieblich, wie die den Vater unten umjubelnden, und so tritt er endlich in den vollen Kreis, wo ihm das Jüngste, von der Mutter geführt, entgegenzappelt und mit lallendem „Papa“ die Händchen entgegenstreckt. — So feiert unser Mann jeden Abend ein Freudenfest des Wiedersehens, und wenn in seinem Auge ein so ganz besonderer Strahl der Liebe glänzt, so ist das nicht blos der natürliche Ausfluß eines warmen Dichterherzens, sondern ebenso das Werk der Kinder, die mit ihren Augen in die des Vaters die Immerfrische der Jugend hineinzaubern.

Nun wird der Tisch gedeckt, denn erst jetzt, wo der Vater daheim, ist's Mittag im Hause geworden; und nun zählt es sich auch leichter, als vorher im Gewimmel, jetzt sehen wir, daß zehn liebe, prächtige, gesunde Kinder, ein Knabe und neun Mädchen, um Vater und Mutter am Tisch versammelt sind.

Ein Abend im Familienkreise Hermann Marggraff's war für Jeden, der ein Herz für Kinder hat, so anmuthend, wie er für den, welcher mit Marggraff's Charakter und seiner Stellung in der Literatur vertraut war, belehrend sein konnte. Sämmtliche Kinder zeigten ein ebenso vielgetheiltes Spiegelbild des Vaters. In jedem Einzelbildchen konnte man, je nach der Entwickelung des Kindes mehr oder weniger hervortretend, irgend eine Besonderheit angedeutet finden, die sich am Original in voller Ausgeprägtheit zeigte. Hier ein vorherrschender Hang zum ernsten Denken, dort zum dramatischen Gestalten, hier zu lyrischen Ergüssen, dort wieder der neckende Humor, die Liebe zur bildlichen Darstellung, die Lust am Fabuliren, und Allen gemein die Herzensgüte, die der Vater so vielfach durch die That bewährt hat, die bei den Kindern unter sich durch wahrhaft rührende Geschwisterliebe, und gegen Andere durch die reizendste „Zuthulichkeit“ sich äußerte. — Wir dürfen jedoch nicht zu lange bei ihnen verweilen, wir schicken sie zur Ruhe. Da kommt Eines um das Andere, gute Nacht zu sagen, in der Schlafstube wird's um so munterer, bis durch die Bemühung der Größeren die Kleineren nach und nach beschwichtigt werden, und dazu hilft jeden Abend am besten ein Gesang. Heute hören wir das „Hobellied“ erschallen, erst von allen Stimmen, dann immer einzelner, bis endlich das kleine Volk schon süß schlummert, wenn die Großen den Schlußvers singen:

„Dann klopf' ich meinen Hobel aus
Und sag' der Welt ade!“

Es ist Ruhe ringsum. Auch die Mutter hat sich zu den Kindern begeben. Nun beginnt in der stillen Nacht des sorgenvollen Vaters und des gewissenhaften Schriftstellers schweres Tagewerk.

Wir folgen ihm in seine Arbeitsstube. Sie ist so einfach ausgestattet, so verlassen von allem Luxus, ja selbst von den wohlthätigen Erfindungen des Comfort, daß wir uns in frühere Zeiten

versetzt glauben, wo diese Einfachheit noch allgemein Sitte war. Nicht einmal eine stattliche Bibliothek paradirt an der Wand; nur schmucklose, aber vielgebrauchte Bücher füllen die Breter. Und der Arbeitstisch zeugt davon, daß der Mann „seine Feder“ nicht vergeblich besungen, daß sie in der That „ein arbeitsames Werkzeug, sein Rüstzeug und seine Ehrenwaffe“.

Eines erkennen wir auf den ersten Blick: daß in diesem Raume mancher stille schwere Kampf gekämpft wird zwischen äußerem Beruf und innerem Sehnen. Hier Briefe, Manuscripte, neue Bücher, Broschüren und Zeitschriften, alle auf Beantwortung, Prüfung und Beurtheilung wartend, und dort aufgehäufte Skizzen zu eigenen Werken, Anfänge von Dichtungen aller Art, halb verdeckt, wie um sich nicht zu sehr zu zeigen und doch nicht ganz vergessen zu werden. Zu diesen zieht es das Herz, zu jenen die Pflicht. Da ist oft mancher Gang der Beruhigung durch das Zimmer nöthig, bis gewöhnlich die stärkere Sorge siegt; schweraufseufzend weicht der Dichter und überläßt dem Kritiker den Platz am Tisch allein.

Von aller schriftstellerischen Thätigkeit ist diejenige, welche Hermann Marggraff's Lebensberuf wurde, die schwerste und die undankbarste zugleich. Sie erfordert ein ausgebreitetes Wissen, einen gestählten Charakter und ausdauernde Arbeitskraft. Es gilt nicht blos, Buch zu führen über alle bemerkenswerthen Erscheinungen der vaterländischen Literatur und durch Lob und Tadel einfach die Schafe von den Böcken zu scheiden; der Kritiker, dem die Nationalehre am Herzen liegt, wird die Literatur nie anders, wie als den Ausdruck des Nationalgeistes auffassen, und wie er in allem Mittelmäßigen und Schlechten nur Krankhaftes erkennt, gegen das er mit der Entschiedenheit eines gewissenhaften Arztes zu verfahren hat, so wird er alle guten Werke mit der Freude des Patrioten begrüßen, der ein Nationalgeschenk in Empfang nimmt. Nur auf diesem Standpunkt ist ein Urtheil ohne Ansehen der Person möglich, und nur ein solches Urtheil ist befähigt, veredelnd auf die Entwickelung des Nationalgeistes einzuwirken. Auf dieser Höhe stand Marggraff und von ihr aus leitete er namentlich die Redaction der allbekannten „Blätter für literarische Unterhaltung“, denen in den letzten zehn Jahren seines Lebens seine Thätigkeit vorzugsweise gewidmet war und die ihm allein ihre stets würdige und edle Haltung und dadurch ihre hohe Geltung in Deutschland verdankten.

Indeß wird es Zeit und ist es zum Verständniß der literarischen Bedeutung dieses Schriftstellers nothwendig, seine Vergangenheit an uns vorübergehen zu lassen.

Hermann und der Münchner Kunsthistoriker Rudolph Marggraff sind die Söhne eines Obersteuereinnehmers zu Züllichau, wo sie eine glückliche Kindheit und Beide ihre Gymnasialzeit verlebten. Hermann, am 14. Septbr. 1809 geboren, kam 1829 nach Berlin, um Philologie und Philosophie zu studiren und später den akademischen Lehrstuhl zu besteigen. Bald zogen ihn jedoch die damaligen beiden einzigen Kampfgebiete der Journalistik, die Literatur und das Theater, in ihre anregenden Kreise, so daß er sich ihnen mit Leib und Seele verschrieb: er war „unter die Journalisten gegangen“, unter die geistigen Streiter der Tagespresse, und ward bei ihrer Fahne festgehalten, bis er sie, aus Liebe und Noth, selbst festhielt und mit ihr in der Hand fiel. Daß die Rührigkeit seiner Feder ihm so früh, im Jahre 1836, die erste Redaction („Berliner Correspondenzblatt“) einbrachte, ward verhängnißvoll für sein ganzes Leben. Es liegt ein hoher Reiz in der selbstständigen Leitung eines Blattes, es ist eine Wirksamkeit, die dem Manne voll Thatkraft und Strebelust schmeichelt, es ist ein Amt voll Macht und Einfluß. In den glücklichen Tagen der geistigen Elasticität der Jugend wird das rastlose Drängen und Gedrängtwerden der von der Zeit gebotenen Thätigkeit nicht als Last gefühlt, das Aufreibende der vielseitigen Arbeiten nicht empfunden und selbst die von Zeit zu Zeit aufsteigende Sehnsucht nach eigenem freierem Schaffen leichter besiegt. Aber die Jahre ändern den Menschen, der Reiz der Redactionsgloire schwindet, die Last wird schwerer, die Sehnsucht stärker, die Elasticität schwächer, und wenn äußeres Glück den ermattenden Kämpfer nicht vom Schlachtfelde zu einer freundlichen Stätte des Friedens führt, so ist ein stilles Hinschmachten in innerer Zerwürfniß das traurige Loos des einst so wackern Streiters.

Hermann Marggraff war ein solcher wackrer Streiter, und zwar einer, der von einem Kampffeld zum andern zog, immer mit demselben ritterlichen Anstand und bürgerlichen Fleiß, aber auch immer fern davon, seine „Ehrenwaffe“ in einem Concurrenzkampf literarischer Geschäftsvortheile zu führen. Wie ein echter Ritter vermochte er es nie, sein Schwert zu einem Handwerkszeug der Speculation für sich zu machen, er führte es stets nur für die gute Sache, die er verfocht, und für den Stand, dem er angehörte; ihm wog allezeit die Ehre schwerer, als der Mammon, der sich freilich deshalb um so gemeiner an ihm rächte. — Nachdem Marggraff 1837 Süddeutschland bereist hatte, finden wir ihn im folgenden Jahre in Leipzig. Hier betrieb er die Herausgabe der „Münchner Blätter für Kunst“ und betheiligte sich eifrig an der daselbst blühenden Journalistik. Hier schloß er damals auch seinen Ehebund. Dennoch setzte er auch von da seinen rastlosen Stab wieder weiter; er siedelte 1843 nach München über und arbeitete hauptsächlich für die süddeutsche Presse. Dies veranlaßte 1845 seine Einladung nach Augsburg zur Redaction der „Allgemeinen Zeitung“ und 1847 nach Heidelberg, wo die „Deutsche Zeitung“ dem damals in Deutschland erwachenden freien national-politischen Geiste als Organ dienen sollte. Das Blatt, wie ganz Deutschland, vom Jahre 1848 überrascht, theilte das Schicksal des deutschen Parlaments, und nachdem die eigenen Begründer es verlassen, führte Marggraff allein es, von Frankfurt aus, noch bis zum Herbst 1849 fort, — die undankbarste von allen seinen Arbeiten, die ihm die unsäglichsten Anstrengungen schließlich noch mit eigenen Verlusten lohnte. — Nachdem er noch einige Zeit das „Frankfurter Volksblatt“ redigirt, ward ihm im Sommer 1851 die Mitredaction des „Altonaer Merkur“ angetragen. Da er jedoch 1850 ein Heftchen Lieder zum Besten der Schleswig-Holsteiner unter dem Titel: „Trutz Dänemark“ herausgegeben hatte, so ward er dafür aus dem dänischen Reiche ausgewiesen. Er übernahm nun (1852) das Feuilleton des „Hamburger Correspondenten“, folgte aber schon im Jahre 1854 der Einladung der Brockhaus'schen Buchhandlung nach Leipzig, wo er die Scholle fand, die ihn endlich festhielt und schließlich bedeckte.

Zehn Jahre lang, die Zeit seiner höchsten Manneskraft, von seinem 45. bis zum 54. Jahre, hat er den Blättern, für die er berufen worden war, den „Blättern für literarische Unterhaltung“ seine beste Kraft gewidmet, und zwar „mit jener Pflichttreue und jenem ausdauernden Fleiß, der (wie Robert Prutz es ausspricht) überhaupt einen so hervorstechenden Zug seines Charakters bildete.“ Ehrenwerthe Anerbietungen, wie eine Einladung nach Köln, hat er, den Blättern zu Liebe, ausgeschlagen; ebenso noch 1861 einen Ruf als Professor nach Kiel. Die rasch anwachsende Familie ward zum schweren Anker seines ehedem so leicht beweglichen Lebensschiffs. Aber warm, zum Ankeimen warm ist er in Leipzig nicht geworden, die immer tiefer nagenden Sorgen für die Seinen ließen ihn in letzter Zeit manchen sehnsüchtigen Blick in die Ferne thun, — aber dabei blieb's. Ein Wunsch seines Lebens war es, nur einmal die Schweiz zu sehen, aber die Mittel zu einer solchen Reise waren für ihn zu unerschwinglich; ein Ausflug von Leipzig bis zur Wartburg, vier Stunden Eisenbahnfahrt, mit ein paar Tagen der Erholung in Thüringen, das war das Höchste, das er in diesen zehn Jahren für sich erringen konnte.

Kehren wir zurück zu dem edlen Ringer in seine Arbeitsstube, um sein Wirken in der Werkstatt seines Geistes zu betrachten. Da ist der emsige Mann mit seinem kindlich frischstrahlenden Auge, mit dem zuthulich hastigen Wesen, mit dem nur allzu offenen Herzen, in das auch ein Schurke sich einschleichen konnte und das oft so häßlich verrathen ward. Hätte er Alles, was er geschrieben, wie manche Andere von geringerem Werth, in einer Ausgabe seiner gesammelten Werke vor sich stehen, es würde eine imponirende Bändezahl sein; aber die Mehrzahl würde nur die Zeugnisse seines undankbaren Berufs enthalten, jene massenhaften kritischen Aufsätze, die vielleicht oft nur von einem einzigen Menschen, dem Verfasser des kritisirten Buchs, gewürdigt wurden und die doch die beste Kraft seines Lebens aufgezehrt haben.

Es ist, aber leider erst seitdem Hermann Marggraff im Grabe ruht, von Blatt zu Blatt die Anerkennung für sein Wirken als Kritiker und hauptsächlich als Redacteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“ gedrungen; ebenso das Lob seiner fast grenzenlosen Gefälligkeit und Uneigennützigkeit Jedem gegenüber, der sich ihm mit einem literarischen Anliegen nahte; aber auch seine unerbittliche Strenge gegen jede unredliche Zumuthung gehört zu den Tugenden, wegen deren er den deutschen Kritikern als Muster aufgestellt werden darf. Und wenn sie jetzt an allen seinen kritischen Arbeiten im vollen Chor preisen „gediegenes Wissen, sittlichen Ernst, künstlerischen Geschmack, unparteiisches Urtheil, vor Allem aber —

als für Marggraff ganz besonders charakteristisch — eine herzgewinnende Milde und Toleranz", — so ist nur zu beklagen, daß letztere schöne Tugenden im Leben gegen ihn selbst so wenig geübt worden sind — namentlich in der Beurtheilung und Behandlung seiner eigenen selbstständigen Schöpfungen.

Marggraff's erste Werke „Bücher und Menschen" (1837) und „Deutschlands jüngste Cultur- und Literaturepoche" (1839) sind zwar aus einer Sammlung früher veröffentlichter Journalartikel entstanden, haben aber bleibenden Werth als treffende Charakteristiken der damaligen literarischen Zustände in Deutschland und sind anerkannte und oft ausgebeutete Quellen für die Literaturgeschichte jener Zeit. Von gleichem Werthe ist seine kritische und literarhistorische Einleitung zu seinen „Politischen Gedichten aus Deutschlands Neuzeit von Klopstock bis auf die Gegenwart" (1843) und seine Einleitung zu dem „Hausschatz deutscher Humoristik"; seine Biographie von Ernst Schulze und die von Goethe. In Gemeinschaft mit Robert Blum und Carl Herloßsohn gab er ein „Allgemeines Theaterlexikon" heraus. Zu seinen gediegensten Schriften gehört ferner „Schiller's und Körner's Freundschaftsbund" (1859). Ueber seinem jüngsten Werke, der Einleitung zu einer Anthologie aus Shakespeare's Werken, überraschte ihn der Tod.

Wer sich, nach dem Schicksalsdruck, von dem Marggraff sich leider nicht befreien konnte, ein Bild von einem ewig trüben und zerrissenen Innern desselben macht, ist in Irrthum. Ihm hatte die Natur ein starkes Gegengift gegen die Bitterkeiten des Daseins in einem trefflichen Humor mitgegeben, einem so lebenstüchtigen Humor, daß er bis an das Ende seiner Tage den Mann aufrecht erhielt. Zeugnisse desselben sind, außer vielen lyrischen Ergüssen, besonders seine komischen Romane „Justus und Chrysostomus Pech, Zeit- und Lebensbilder" (2 Bände 1840), „Johannes Mackel. Bunte Schicksale einer häßlichen, aber doch ehrlichen deutschen Haut" (2 Bände, 1841) und „Fritz Beutel. Eine Münchhauseniade" (1856).

Mit unzweifelhaftem Beruf, aber mit viel zu viel Bescheidenheit, um durch Vordrängen in die Nähe des Glücks zu kommen, betrat er das dramatische Feld. Sein Erstlingswerk, „Die Maler von Florenz", ein Trauerspiel, ist wohl ungedruckt geblieben; erschienen sind: „Kaiser Heinrich IV. Historisches Trauerspiel" (in Willkomm's Dramaturgischen Jahrbüchern, 1837), „Elfride, Trauerspiel" (in Gubitz' Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1841) und „Das Täubchen von Amsterdam. Trauerspiel" (1839). Der rauschende Beifall, mit dem letzteres in Leipzig, wo die blühende Dessoir in der Rolle der „Düvele" (Täubchen) entzückte, über die Bühne ging, versprach dem Dichter eine glänzende dramatische Laufbahn, aber auch diese Hoffnung hat ihm nicht Wort gehalten.

Die wärmste Anerkennung hätte Hermann Marggraff für die lyrischen Gaben verdient, die er dem deutschen Volke bot, und wenn unsere „gebildeten Stände" schon so gebildet wären, bei dem Genuß, den ihnen schöne Dichtungen bringen, auch an die Dichter zu denken, ein wenig Dankgefühl zu empfinden und bis zu der Idee emporzusteigen, wie edel es sei, für Freuden wieder mit Freuden zu lohnen, so hätte in Hermann Marggraff's Haus für die vielen gehobenen und heiteren Stunden, die er Anderen bereitete, wiederum, und war's nur durch ein freundliches Wort, einen herzlichen Gruß, gar manche erquickende Stunde einkehren müssen. Aber wer kann an so etwas denken? Man hat ja das Buch oder das Entrée bezahlt, was geht Einen da noch der Dichter an? — Von Marggraff's ersten Gedichten, die er 1830 zusammen mit denen seines Bruders Rudolph herausgegeben, hat er nur wenige in die Sammlung aufgenommen, welche 1857 erschienen ist. Im Jahre 1862 erschien seine „Balladenchronik"; eine besondere Ausgabe seiner sämmtlichen „Lieder für das Haus und die Familie", die er im Plane hatte, sollte nicht unterbleiben. Die Ballade, das Familienlied und die humoristische Lyrik hat er am glücklichsten gepflegt und unsern poetischen Nationalschatz in allen drei Arten um wahre Meisterstücke bereichert. Die humoristischen Gedichte Marggraff's gehören zu den besten Ergüssen unserer modernen Dichtung; „es liegt," sagt R. Gottschall, „oft eine reizende Schalkheit und eine Laune von glücklichster Wirkung in ihnen", wie in „Der Deutsche an der Himmelsthür", in „Was thut man nicht aus Liebe" und noch in seinem letzten komischen Bildchen, mit dem er mich für meinen „Weihnachtsbaum für arme Kinder" erfreute, in der köstlichen Philisterschilderung: „Wir bleiben bei unserem Oele."

Als eine theure Reliquie werden wir Hermann Marggraff's letztes Lied in der nächsten Nummer folgen lassen.

Wir stehen am Ende und blicken zurück auf Das, was der Mann geleistet, und das Auge wird uns trübe vor dem, was er errungen hat. Erfüllt von der Würde des Schriftstellerstandes, fühlte er um so schmerzlicher den Abstand zwischen der geistigen Höhe, auf der er stehen, auf der er sich erhalten muß, um seinen hohen Beruf zu erfüllen, und der bürgerlichen Bedrängniß, die ihn tief unter jeden andern, jeden materiellen Erwerbszweig niederdrückt. Darum war es ihm eine Herzensangelegenheit, die Schriftsteller in ihrem eigenen Interesse näher zusammenzubringen, daher seine Bemühung für die Gründung eines Schriftstellervereins und ebenso sein Eifer für die Förderung der Schillerstiftung, die wenigstens verhüten sollte, daß nicht, zur Schande für Deutschland, für die Hinterbliebenen jedes in Dürftigkeit gestorbenen Schriftstellers öffentlich gebettelt werden müsse. Er hat redlich für diese letzte Ehre des Schriftstellers gerungen, und nun? — Indeß darf nicht verschwiegen werden, daß die Schillerstiftung sich ihm dankbar erwies; sie sicherte ihm einen Ehrensold von je 300 Thaler auf drei Jahre zu, und die erste Auszahlung der ersten Jahreshälfte von 150 Thalern war Marggraff's letzte Lebensfreude. Als diese langersehnte Schillerhülfe endlich kam, da war es des strengrechtlichen Hausvaters erste Sorge, sich von den nach und nach angehäuften Schuldpöstchen zu befreien, deren Druck ihm von je der schmerzlichste war. Mit inniger Freude siegelte er Paketchen um Paketchen, bis endlich von der ganzen „Schillerhülfe" noch — $17\frac{1}{2}$ Ngr. übrig blieben. Für diese kaufte er eine Flasche Rothwein, die erste, die seit langer, langer Zeit den Tisch des Dichters schmückte, und auch die letzte!

Hermann Marggraff starb am 11. Februar dieses Jahres. Sein Tod war der bitterste, — drei Tage lang, im Bewußtsein des nahen Endes und mit dem Gefühl im Herzen, alle seine Lieben hülflos der Barmherzigkeit der Welt überlassen zu müssen — war ihm das letzte Glück des Menschen, die Seele durch die Rede zu erleichtern, versagt, er konnte nicht mehr sprechen, rang vergeblich darnach, sich verständlich zu machen, nur die unaufhörlich rinnenden Thränen zeugten von seinem brennenden Schmerz und die Inbrunst, mit welcher er alle seine Lieben an sich drückte und küßte, bis ihm der letzte Hauch entfloh.

Am kalten trüben Nachmittag des 13. Februar geleiteten ihn etwa fünfzig Männer, die Mehrzahl Schriftsteller Leipzigs, zu Grabe, still und prunklos, wie er gelebt hatte.

Wir können jedoch unmöglich so schließen. Die Kinder haben uns in ihres Vaters Wohnung geführt; dort wollen wir auch von ihnen scheiden. Wir wollen die letzte Weihnacht mit ihnen verleben, wir wollen Hermann Marggraff's letztes Weihnachtsfest in seiner Familie mit feiern. Betreten wir noch einmal das liebe Haus.

„Guten Abend, Kinder! Es sieht ja noch recht dunkel bei Euch aus! Wo ist denn Papa?" — „In seiner Arbeitsstube," antworten sie ziemlich kleinlaut. — Da saß er, bei ihm seine Gattin, Beide Thränen in den Augen. „Liebe Frau, es geht nicht, es geht nicht! Der Vorschuß aus der Buchhandlung muß herunter und wir müssen mit den Paar Thalern bis zu Ende des Monats ausreichen, ich kann den Kindern kein Christfest bereiten; es thut mir weh, sehr weh, aber es geht nicht! Vertröste sie auf die bessere Zeit, wenn die ersten 150 Thaler von der Schillerstiftung angekommen sind, da sollen sie sich recht freuen, da will ich Alles wieder gut machen. Nur jetzt keine Ausgabe, die uns in Verlegenheit bringen könnte! O, es ist traurig, es ist sehr traurig! Meine armen, armen Lieblinge!" — „Lieber Mann, Du weißt ja, wie bescheiden die Kinder sind, gieb nur zu einer kleinen Stolle und zu einem Bäumchen, das sie sich selbst anputzen. Den drei Kleinsten habe ich ihre alten Püppchen ein wenig hergestellt, das ist Alles. Nur damit sie nicht weinen, wenn sie nicht einmal ein Christbäumchen sehen!" — „Nun ja, jawohl, das geht, wir müssen uns eben dann darnach einrichten." — Und da kam die eine kleine Christstolle für die 10 Kinder und ein kleines ärmliches Bäumchen, und daran hingen die größeren Mädchen fünf Pfennig-Zuckerstückchen und steckten drei Lichtchen darauf. Sie hatten nicht mehr. Und als die drei Lichtlein brannten, wurden die Kleinen gerufen, und da stürmen die blonden Lockenköpfchen herein, und wie strahlen die Augen und wie groß ist die Freude, wie klatschen sie in die Händchen und tanzen um den Tisch und sind so glücklich! — Aber der Vater schleicht sich hinaus, hinüber in seine Arbeitsstube, um sich auszuweinen.

Das war Hermann Marggraff's letztes Weihnachtsfest.

Zweierlei Recht für die Reichen und für die Armen in England.

Die Processe Townley und Wright in England.

„Ein Mörder begnadigt und ein Todtschläger gehängt," — „Zweierlei Recht für den Armen und für den Reichen", — so las man im Januar dieses Jahres in den Londoner Blättern, und brausend drang der Wiederhall dieser Anklage durch die Straßen der Weltstadt.

Im December vorigen Jahres waren nämlich vor den englischen peinlichen Gerichtshöfen zwei Criminalfälle verhandelt worden, die ein ganz außerordentliches Aufsehen auf sich gezogen und das Publicum in fieberhafte Aufregung versetzt hatten.

Der eine dieser Processe führt uns einen modernen Othello vor, der, den besseren Ständen der englischen Gesellschaft angehörig, unter einem gesetzten Aeußeren und feinen Manieren einen unbeugsamen Willen und unerbittliche Rachsucht bergend, mit kalter Berechnung und entsetzlichem Vorbedacht die Ermordung seiner ihm untreu gewordenen Desdemona beschließt und ausführt, während im andern Proceß ein armer Arbeiter, der immer für einen gutartigen Gesellen galt, in einem Anfalle ungezügelter Leidenschaft die mit ihm in wilder Ehe lebende Geliebte ergreift und in augenblicklicher Wuth tödtet. Beide Verbrecher wurden des Mordes angeklagt und dieser Anklage nach den Gesetzen für überführt erklärt, der Erstere durch das Verdict der Jury, der Zweite auf seine eigene Schuldigerklärung hin; — gegen Beide mußten Todesurtheile ausgesprochen werden; aber nur eines derselben wurde vollzogen, das gegen den armen Arbeiter, während der Reichere dem Vollzug dieser Strafe entging. Beide Processe sind von höchstem psychologischen Interesse und werfen so charakteristische Streiflichter auf die englische Justiz, daß wir nach den stenographischen Aufzeichnungen unseren Lesern das culturgeschichtlich merkwürdige Bild zu zeichnen versuchen wollen. —

Die Verhandlungen des ersten Processes, die am 11. und 12. December vor der Jury zu Derby vor sich gingen und denen mit höchster Spannung eine dichtgedrängte Menge lauschte, gaben folgendes Resultat:

George Victor Townley, 25 Jahre alt, der älteste Sohn eines Commissionshändlers von Hendhamvale bei Manchester, ein Mann von guter Erziehung, sanftem Charakter und angenehmen Manieren, der in der Schule mit Leichtigkeit fremde Sprachen lernte und durch eine bedeutende musikalische Begabung sich auszeichnete, hatte vor etwa vier Jahren in Manchester Miß Elisabeth Goodwin, die damals neunzehnjährige Tochter des Herrn Henry Goodwin und Enkelin des nunmehr vierundachtzig Jahre alten, angesehenen Capitains Goodwin zu Wigwellhall in Derbyshire, kennen gelernt, bei welch Letzterem das Fräulein wohnte.

Die jungen Leute liebten sich und verlobten sich miteinander trotz der Warnungen der Freunde und Verwandten des Mädchens, denen nicht unbekannt war, daß der begabte Musiker weder Geschick noch Lust hatte zu einem ernsten praktischen Beruf und eben darum keinen festen Fuß im Leben fassen konnte. Vier Jahre dauerte das Verlöbniß, vier Jahre lang schrieben sich die Verlobten die zärtlichsten Briefe, — noch immer aber war keine Aussicht da, das ersehnte Ziel zu erreichen, George hatte weder eine Anstellung, noch Hoffnung auf solche. Da, am Mittwoch den 12. August 1863, wurde er von einem Briefe seiner Geliebten überrascht, in welchem sie ihm mittheilte, sie habe vor einigen Wochen in Wigwellhall einen Geistlichen kennen gelernt, „den liebenswürdigsten Mann, den sie je gesehen; der Großvater meine, dieser Geistliche wäre eine passende Partie für sie, aber das gehe ja nicht . . ." Der Brief schließt mit der Versicherung ihrer unveränderten Zärtlichkeit. Schon am Samstag, den 15., erhielt George indeß einen neuen Brief von Elisabeth, in welchem sie sagt: „sie habe ihm Vieles zu schreiben, der Großvater habe ihre Correspondenz mit ihm entdeckt und sei ungehalten darüber, daß seinem Plan etwas im Wege stehe; George sollte sie deshalb ihres Versprechens entbinden, damit sie sagen könne, sie sei frei. Sie werde trotzdem nicht heirathen, wenn sie anders dem entgehen könne . . ."

Dieser Brief versetzte George in die höchste Aufregung. Er „erschütterte", wie seine Mutter vor den Geschworenen aussagte, „das Gehirn meines Sohnes". George nahm den ganzen Tag so gut wie nichts zu sich und ging am Samstag Nacht nicht in's Bett. Am Sonntag, den 16., aber schrieb er an „seine theuerste Bessie": „er sei furchtbar niedergeschlagen, werde ihren Wünschen aber nicht im Wege stehen; nur wolle er noch aus ihrem eigenen Munde vernehmen, was sie beschlossen. Er habe einen Antrag erhalten, England zu verlassen, wolle sie aber vorher, zum letzten Male, sehen, sie möge bestimmen, wo." „Dein Dich stets liebender George."

Nachdem er den Brief abgeschickt, legte er sich auf's Sopha, fand aber keine Ruhe. Seine Hände und Füße zuckten krampfhaft, so daß seine Mutter ihm etwas Morphium gab. Am Sonntag aß George wieder nicht zu Mittag, schrieb aber nach Tisch einen zweiten Brief an seine Geliebte, in welchem er den Wunsch aussprach, daß die Zusammenkunft am Donnerstag, den 20., Abends, oder Freitag, den 21., Morgens stattfinden möge, — „nach der letzten Zusammenkunft werde es Beiden besser zu Muthe sein."

Am Dienstag Vormittag ging George Townley nach einer schlaflosen Nacht nach Manchester, wo er eine französische Stunde gab. Schweißtriefend kam er zurück. Am Mittwoch erhielt er einen Brief von Bessie, in welchem sie ihm (unwahrer Weise) „in größter Eile" mittheilte, sie reise heute ab von Wigwellhall und wisse nicht, wann sie zurückkehre, sie wolle ihn nicht mehr sehen; es sei besser für Beide, auf diesem Wege sich Lebewohl zu sagen. Nach Verfluß von drei Tagen könne er ihr nicht mehr schreiben, da von dieser Zeit an Briefe an sie abgefaßt und erbrochen würden.

Dieses letzte Schreiben seiner Braut empfing George am Donnerstag. Am nämlichen Tag reiste er mit der Eisenbahn nach Derby, um daselbst zu übernachten und am andern Tag Bessie in Wigwellhall aufzusuchen. Am Freitag Morgen, den 21., fuhr Townley von Derby nach Whatstandwell, der letzten Station vor Wigwellhall, ging an jenem Ort in ein Wirthshaus, trank nach einander zwei Glas Brandy mit Wasser, bestellte ein Bett für die Nacht und machte sich dann auf den Weg. Dieser führte ihn nach Wirksworth, 1½ englische Meilen von Wigwellhall, wo er den Pfarrer, den Hausfreund und Vertrauten seiner Bessie, aufsuchte und ihm bemerkte: „Elisabeth habe ihm geschrieben, sie wolle ihn nicht mehr sehen, er aber müsse aus ihrem eigenen Munde hören, daß sie von dem Verlöbniß zurücktrete; er wisse wohl, daß er keine gute Partie sei, und wolle ihr daher nicht im Wege stehen." Der Pfarrer, welchem George „ganz ruhig und gefaßt" erschien, gab ihm den Rath, Miß Goodwin zu Hause aufzusuchen. Auf das Begehren Townley's ihm den Namen des Geistlichen mitzutheilen, der vor drei bis vier Wochen in Wigwellhall gewesen sei, ging der Pfarrer nicht ein.

Abends gegen fünf Uhr verließ George Townley den Pfarrer. Zwanzig Minuten vor sechs Uhr kam er in Wigwellhall an und wurde daselbst von der Dienerin in's Besuchszimmer zu Miß Goodwin gewiesen. Beide gingen miteinander in den Garten und setzten sich auf eine Bank nahe beim Hause. Nach einer halben Stunde holte das Dienstmädchen Miß Goodwin in's Haus. Hier blieb dieselbe bis ein Viertel vor sieben Uhr, wo sie sich wieder zu George in den Garten begab. Wiederum saßen die Beiden beisammen auf der Bank. Was sie aber miteinander verhandelten, ist Geheimniß geblieben. Ein Viertel nach sieben Uhr wurde Miß Goodwin zum Thee gerufen. Die jungen Leute saßen noch immer am gleichen Ort. Bessie erwiderte, sie werde gleich kommen. George Townley benahm sich ruhig und gefaßt, „wie andere Leute".

Elisabeth aber kam nicht zum Thee. Sie verließ vielmehr mit ihrem früheren Geliebten den Garten, und Beide spazierten miteinander auf die Landstraße und in einen engen Heckenweg. Hier sah sie um halb neun Uhr in eifriger Unterhaltung ein Arbeiter. Gleich darauf vernahm in derselben Richtung ein anderer Arbeiter einen Jammerruf, eilte darauf zu und — welch' schrecklicher Anblick! — Miß Goodwin, mit einer furchtbaren Halswunde, Gesicht, Hände und Kleider mit Blut überzogen, tastete sich an der Mauer Wigwellhall zu. Das Mädchen bat den Mann, sie nach Hause zu führen, und sagte, „es sei ein Gentleman da, der sie umgebracht habe." Townley war etwa siebzig Schritte hinter seinem Opfer, kam jetzt heran und erwiderte auf die Frage des Arbeiters, wer Miß Goodwin ermordet habe: „Ich habe sie erstochen." Von dem Arbeiter um den Leib, von ihrem Mörder am Kopfe gestützt, wurde das verblutende Mädchen weiter dem Hause zu geführt. George Townley nannte Elisabeth mehreremale seine arme Bessie und sagte zu ihr: „Du hättest mir nicht untreu werden sollen." Bessie gab

keine Antwort. Endlich legten die Zwei das Mädchen nieder. Townley bat seinen Gefährten um irgend Etwas, das er um den Hals der Verwundeten legen könne, das Blut damit zu stillen, und sandte ihn fort, um Hülfe zu holen. Als der Arbeiter nach vier bis fünf Minuten zu der Gruppe zurückkam, hatte Townley seine Bessie verbunden. Er rief dem Ankömmling zu, sie lebe noch; sie aber wimmerte: „Bringt mich nach Hause." Wiederum ging der traurige Zug ein wenig weiter. Da kamen zwei Nachbarn und fragten: „Wer hat es gethan?" Townley erwiderte: „Ich habe es gethan." Einem dritten Nachbar entgegnete er auf die gleiche Frage: „Ich habe es gethan und werde dafür gehängt werden." Immer kälter und starrer wurde der Körper der armen Elisabeth, die endlich mit den Worten: „Ich sterbe jetzt," — den letzten Athemzug thut. Jetzt hört man die Worte ihres Mörders: „Ich fürchte, sie ist todt," und George Townley beugt sich über die Leiche und küßt sie. Die Leiche wird in's Haus getragen, der Zug stößt auf den greisen Großvater. Derselbe fragt, was es gegeben habe, worauf Townley ganz gleichgültig antwortet: „Es ist Eure Enkelin Bessie, ermordet, und ich bin der Thäter." Der Capitain fragt weiter: „Wer seid Ihr?" Townley antwortet: „Ich heiße George Townley," — und auf die Frage des Alten, warum er den Mord verübt habe, erwiderte Jener: „Sie hat mich betrogen, und das Weib, das mich betrügt, muß sterben. Ich sagte ihr, daß ich sie tödten werde; sie kannte mein Temperament." Darauf ging George Townley mit dem Greis in's Besuchzimmer und händigte ihm daselbst zwei Pakete Briefe der Ermordeten ein mit dem Bemerken: „der Capitain könne dieselben lesen, verbrennen, damit thun, was er wolle; er, Townley, wolle die Briefe nicht mitnehmen in den Gerichtshof." Der Capitain verbrannte dann die Briefe ungelesen.

Als ein Polizeibeamter kam, ging ihm Townley mit den Worten entgegen: „Ich wünsche mich als den Mörder der jungen Lady verhaften zu lassen," und erwiderte auf die ernste Frage des Beamten, ob er auch wisse, wessen er sich anklage, — —: „Ja wohl, ganz gut, und ich werde ruhig mit Ihnen gehen; nur will ich Bessie zuvor noch einmal sehen." Townley nahm dann das blutige Messer, mit dem er die That verübt hatte, aus der Tasche — es war ein gewöhnliches Einschlagmesser — und übergab es dem Beamten, der ihn nun in die Küche führte, wo der Leichnam lag. Townley betrachtete denselben lange und starr, sprach aber kein Wort. Auf dem Weg zum Gefängniß äußerte er: „Ich bin jetzt viel glücklicher, seit ich es ausgeführt habe, und ich bin überzeugt, auch sie ist es." Othello selber, wenn er seinen verhängnißvollen Irrthum nicht entdeckt, hätte sich kaum charakteristischer ausdrücken können.

Bei der Obduction fand man drei Wunden an der rechten Seite des Halses der Ermordeten: einen Stich, wahrscheinlich von hinten, unter dem rechten Ohr, einen solchen vorn, unbedeutend, noch weiter vorn aber, drei Zoll lang und fast bis zum Kinn reichend, eine schreckliche Wunde, welche die äußere Carotis und die innere Drosselader durchschnitt. Sie war absolut tödtlich. Auf diesen Belastungsbeweis hin beantragte der Ankläger, der in den Fällen von absichtlicher Tödtung auch im englischen Verfahren immer ein öffentlicher ist, gegen Townley das Schuldig des Mordes, indem er beifügte, die Vertheidigung werde wahrscheinlich die Unzurechnungsfähigkeit des Angeklagten behaupten, der Nichtschuldig plaidirt hätte. Um aber mit dieser Behauptung aufzukommen, müßte bewiesen werden entweder, daß der Angeklagte in einem Zustande des Wahnsinns gehandelt habe, in welchem er die Natur und Beschaffenheit seiner Handlungsweise nicht kannte, oder daß er, wenn er die Natur seiner That kannte, nicht gewußt habe, daß er rechtswidrig handle.

Die Vertheidigung brachte zwei Aerzte vor die Schranken. Dieselben deponirten, sie haben den Angeklagten zweimal im Ge-

Vorposten bei der Rübler Wassermühle auf der Sonderburger Chaussee.
Originalzeichnung unsers Specialartisten Otto Günther.

fängniß besucht, das erste Mal am 18. November (also drei Monate nach der That) und das zweite Mal unmittelbar vor dem Gerichtstage. Beidemal sei das Benehmen des Angeklagten ganz natürlich, nicht erkünstelt gewesen. Derselbe bestreite, ein Verbrechen verübt zu haben, und fühle weder Schmerz, noch Reue, noch Zerknirschung über seine That. Miß Goodwin, so behaupte er, sei sein Eigenthum gewesen, das man durch einen Act der Gewalt ihm habe entreißen wollen; er habe seine Braut angesehen wie seine Gattin, die einen Ehebruch begangen und über deren Leben er eben darum habe verfügen dürfen wie über das Geld in seinem Beutel. Um das ihm gestohlene Eigenthum wieder zu gewinnen, habe er Elisabeth getödtet; er würde es gerade so mit einem Dieb machen, der ihm ein Gemälde stehle. Er gestehe Niemandem das Recht zu, über ihn zu Gericht zu sitzen, denn er sei ein freier Mann; da er sich nicht selber in die Welt gesetzt, so könne er denken und handeln, wie es ihm beliebe, ohne Rücksicht auf irgendwen. Der Angeklagte, so finden die Aerzte, habe ganz falsche Moralbegriffe, derselbe sei auch Atheist, ja mehr als das, er leugne Gott und Unsterblichkeit. Zudem stehe er im Wahn, schon einige Wochen vor dem 21. August das Opfer von sechs Verschworenen geworden zu sein, die sein Verderben beschlossen hätten, eine Verschwörung, welche ihren Fortgang genommen habe während seiner Verhaftung; er wolle deshalb, sobald er wieder frei, das Land verlassen. Aus alledem schließen die Aerzte, daß George Townley, der zumal „wild und wahnsinnig" aussehe, wenigstens seit dem November v. J. geisteskrank sei.

Nachdem die drei Vertheidiger, mit denen der Angeklagte erschienen war, darzuthun versucht hatten, daß George Townley, immer ein liebenswürdiger und sich selbst beherrschender Mann, durch den „furchtbaren Schlag, den seine Gefühle erlitten," verrückt geworden sei, entgegnete der Ankläger: sämmtliche Handlungen des Angeklagten, seine Briefe an die Ermordete, das Benehmen auf der Reise nach Wigwell, seine Aeußerungen nach der That seien die eines geistig Gesunden. Allerdings möge Townley gewisse von denen der übrigen Menschen abweichende philosophische Ansichten haben, die aber unverträglich seien mit dem Wohlbefinden der bürgerlichen Gesellschaft; das Gesetz dulde es wohl, solche Ansichten zu hegen, allein es verbiete, daß sie zu Handlungen werden; gewiß wäre es sehr gefährlich, Denjenigen, der das Stehlen nicht für unmoralisch halte, ungestraft rauben zu lassen. Die von den beiden Aerzten neuentdeckte Species von Geisteskrankheit, „die allgemeine moralische Zerrüttung", wäre unverträglich mit der Existenz der bürgerlichen Gesellschaft.

Der vorsitzende Richter erläuterte den Geschwornen: „Der Angeklagte habe gewiß durch die Untreue seiner Geliebten so viel gelitten, als je ein Mann litt, sein Gemüth sei wahrscheinlich krank gewesen am 21. August; daraus folge aber noch nicht die Unzurechnungsfähigkeit für seine That. Wenn George Townley wußte, daß seine Handlungsweise wahrscheinlich den Tod der Miß Goodwin zur Folge haben werde und daß er dabei gegen das Gesetz Gottes handle und gesetzliche Strafe zu erwarten habe, so ist er für seine Handlung criminell verantwortlich. Die Geschworenen haben diese Fragen zu beurtheilen und zu entscheiden nach den Aeußerungen und Handlungen des Angeklagten zur Zeit der That; eine solche Aeußerung sei: „Das Weib, das mich betrügt, muß sterben," hierin liege das Motiv zur That, und in der weiteren Aeußerung: „Ich werde dafür gehängt werden," das Bewußtsein von der Strafbarkeit dieser That. Miß Goodwin möge den Angeklagten betrogen haben, deshalb aber dürfe er ihr nicht die Kehle durchschneiden. Der Angeklagte beanspruche zwar jetzt ein mit seinen eigenen brieflichen Aeußerungen im Widerspruch stehendes Recht, über sein Weib und seine Verlobte zu verfügen wie über ein Stück Vieh, — das sei aber keine zur Unzurechnungsfähigkeit führende Sinnestäuschung, sondern nichts als eine von den gewöhnlichen Ansichten abweichende und den göttlichen Gesetzen widersprechende Ansicht." Nach dieser vortrefflichen Belehrung zogen sich die Geschworenen zur Berathung zurück. Schon nach fünf Minuten verkündigte der Obmann das Schuldig. Der Richter aber setzte die schwarze Kappe auf, erklärte sich einverstanden mit dem Wahrspruch der Geschworenen, da eine Freisprechung in ihren Folgen gefährlich gewesen wäre für die Gesellschaft, forderte den Angeklagten auf, seinen Frieden mit Gott zu machen, und verkündigte mit bewegter Stimme das Todesurtheil.

Kann man dem Angeklagten, der in verzweifelnder Liebeswuth zum Mörder seiner Geliebten wurde, auch die Theilnahme nicht versagen, so wird man doch den Spruch der Geschworenen gerecht finden müssen. Auch der berühmte Mohr von Venedig hätte nach menschlichen Gesetzen zum Tode verurtheilt werden müssen.

Vier Tage nach dieser interessanten Verhandlung, am Mittwoch, den 16. December 1863, wurde vor dem Central-Criminal-Gerichtshof in London ein ähnlicher Fall verhandelt, bei dessen Erzählung wir uns kürzer fassen können.

Samuel Wright, dreißig Jahre alt, dessen Herkunft uns indeß die Londoner Blätter nicht melden, ein fleißiger und ordentlicher Maurer, wohnte seit vier Monaten in London, im Süden der Themse mit der zweiundvierzigjährigen Anna Green friedlich zusammen. Beide galten, ihrer ruhigen und geregelten Lebensweise wegen, für Mann und Frau. Sie waren aber nicht verheirathet. Am Samstag, den 12. December 1863, Abends acht Uhr waren sie noch in ihrer Wohnung, „glücklich und zufrieden". Hernach gingen sie mit einander in's Wirthshaus. Hier soll es Streit und das Weib dem Wright zwei Streiche gegeben haben, wovon aber Letzterer selber nichts sagt. Sonntag, den 13. December, Morgens zwischen drei und vier Uhr kam das Paar nach Hause, das Weib, wenn nicht betrunken, so doch in sehr erregtem Zustand. Um vier Uhr erwachte durch einen starken Lärm in dem Zimmer über ihr eine im ersten Stocke wohnende Schneiderin. Bald darauf hört sie lautes Stöhnen. Sie wird von Angst befallen, steht auf, macht Licht und geht die Treppe hinauf, um nachzusehen, was es gebe. Auf der Treppe begegnet sie dem Wright, der nur halb angekleidet ist. Seine Hemdärmel sind aufgeschlagen, Gesicht und Arme blutig, sein Blick verstört. Auf die Frage der vor Angst fast ohnmächtigen Schneiderin: „Was giebt's?" erwidert er: „Sieh selber nach!" Sie tritt hinein in die Stube und sieht hier — Anna Green, völlig angekleidet, auf den Händen und Knieen kauernd, mit einem schrecklichen Schnitt in der Kehle. Das Blut floß in Strömen auf den Fußboden. Auf dem Heerd brannte frisch angezündetes Feuer. Auf den Ruf der Schneiderin: „Um Gotteswillen, Frau Wright, was giebt's?" erwidert diese in schwachem Ton: „er hat mir den Hals abgeschnitten." Aus den Blutflecken im Zimmer schien hervorzugehen, daß ein Kampf zwischen den Beiden stattgefunden hatte.

Als die sofort herbeigeholte Polizei und ein Arzt kamen, war Anna Green, der die Hauptarterien auf beiden Seiten des Halses durchschnitten waren, todt. Hinter der Stubenthür aber stand Samuel Wright, der auf die Frage des Constabel: „Was hat es gegeben?" vortrat und antwortete: „Ich hab's gethan und es ist aus." Auf dem Tisch lag ein blutiges Rasirmesser. Wright deutete darauf hin und sagte: „Mit dem hab' ich's gethan." Ein großes Tischmesser mit Elfenbein-Handhabe lag in der Nähe der Todten. Als der Constabel auch dieses zur Hand nahm, rief Samuel Wright aus: „Das ist das Messer, das sie gegen mich aufhob." Dann bat der Unglückliche, man möge ihn abführen, er könne es hier nicht länger aushalten, die Schneiderin aber möge seinen Freunden mittheilen, in welcher Lage er sich befinde.

Am andern Tag, Montag den 14. December, wurden in Gegenwart des Wright die Zeugen vom Friedensrichter des Southwarkdistricts vernommen. Auf seine Frage, ob Wright über die Aussagen derselben etwas zu bemerken habe, erwiderte derselbe mit schwacher Stimme: „Ich habe nichts zu bemerken," worauf der Beweis für vollständig erklärt und Samuel Wright wegen Ermordung der Anna Green in's Gefängniß von Newgate geschickt wurde. Tags darauf, am Dienstag, nahm der gerichtliche Todtenbeschauer, der Coroner, die Leichenschau vor: die Getödtete hatte zwei schreckliche Wunden am Hals, die eine auf der rechten Seite desselben war fünf, die andere auf der linken Seite neun Zoll lang. Zufällig saß gleichzeitig die große (Anklage-) Jury des Londoner Central-Criminal-Gerichtshofes, der Coroner überwies ihr den Fall; dieselbe versetzte Samuel Wright in Anklagestand, und schon am folgenden Tag, Mittwoch, den 16. December, stand derselbe, ehe noch die Leiche seines Opfers begraben war, vor dem Lord Oberrichter des Central-Criminal-Gerichtshofes, um sein Urtheil zu empfangen. Samuel Wright erschien aber nicht, wie George Townley, von drei Vertheidigern begleitet vor der Jury, — der arme Mann, der keinen Vertheidiger bezahlen konnte, erschien ohne einen solchen! Man eröffnet ihm, daß er angeklagt sei, am 13. December die Anna Green mit Vorbedacht und aus bösem Vorsatz ermordet zu haben.

Der Angeklagte erklärt sich schuldig.

Es ist in den Annalen der englischen Strafjustiz fast unerhört, daß Jemand, der capitalen Verbrechens angeklagt ist und zudem nicht einmal einen Fluchtversuch gemacht hat, sich unbedingt schuldig erklärt. Der Richter sah sich deshalb zu der Frage veranlaßt: „Habt Ihr auch vollständig verstanden, wessen Ihr Euch schuldig erklärt, und kennt Ihr die Folgen dieser Erklärung? Mit dem „Schuldig" gesteht Ihr nicht nur zu, der Anna Green die tödtlichen Wunden zugefügt, sondern auch, dieß mit Vorbedacht und ohne Entschuldigungsgrund (without excuse) gethan zu haben. Es ist nicht Sache des Richters, den Angeklagten zum Widerruf einer Schuldigerklärung zu bewegen, falls derselbe weiß, was er thut; überzeugen aber möchte ich mich, ob Ihr die Bedeutung Eurer Erklärung verstehet?"

Angeklagter: „Ja, Mylord, ich verstehe sie."

Der Ankläger: „Der Angeklagte ist soeben erst den Assisen überwiesen worden und hat wahrscheinlich noch keine Zeit gehabt, sich nach gesetzlichem Rath oder Beistand umzusehen. Ich habe die wider ihn abgelegten Zeugnisse gelesen und es scheint mir, der Angeklagte könnte, wenn er gut berathen würde, geneigt sein, seine Erklärung zurückzuziehen." Diese Bemerkung des Anklägers war um so mehr begründet, als ja der Angeklagte unmittelbar nach der That behauptet, die Getödtete habe ihm mit einem Messer gedroht.

Der Richter: „Es scheint mir, wenn der Angeklagte die Bedeutung und die Folgen seiner Erklärung kennt, und darüber ist er allein Richter, so bleibt nur übrig, daß er sein Urtheil empfange. Es liegt nichts in dem Beweise, was mich bestimmen könnte, seine Schuldigerklärung umzustoßen. (Zum Angeklagten:) Verstehet Ihr vollständig die Natur und Bedeutung der Schuldigerklärung?"

Angeklagter: „Ja, Mylord."

Der Gerichtsschreiber: „Ihr seid auf Euer eigenes Geständniß hin des Mordes überwiesen. Habt Ihr einen Grund dafür anzuführen, warum etwa der Gerichtshof die Todesstrafe gegen Euch nicht aussprechen sollte?"

Der Angeklagte giebt keine Antwort.

Der Richter setzt die verhängnißvolle schwarze Kappe auf, bemerkt, der Angeklagte habe Schuldig plaidirt, sein Verbrechen eingestanden und darin recht gethan, sofern er wirklich die Wirkung seiner Erklärung gekannt habe. Der Angeklagte möge daher seinen Frieden mit Gott machen, denn in dieser Welt sei nicht die geringste Hoffnung auf Gnade für ihn. Darauf erfolgt die Verurtheilung zum Tode, und der Angeklagte, der sich kaum aufrecht halten konnte, wird abgeführt.

Am Sonntag früh die verbrecherische That, am Mittwoch darauf das Todesurtheil. Das ist eine unerhört schnelle Justiz! Unerhört ist aber auch die Verurtheilung eines Menschen zum Tode ohne vorausgegangene Vertheidigung durch einen Anwalt. Zwar gilt im englischen Verfahren der Satz: der Richter ist der Vertheidiger des Angeklagten; aber dieser Satz hat seine Grenzen, und es widerspricht den ersten Geboten des Rechtes, der Humanität und des criminalistischen Anstandes, den eines todeswürdigen Verbrechens Angeklagten ohne Vertheidiger zu lassen, weil er einen solchen aus eigenen Mitteln nicht zu bezahlen vermag, ja es ist geradezu empörend, die Todesstrafe über einen Menschen auszusprechen und zu vollziehen, der nicht den Schutz eines Vertheidigers genossen hatte. Wer bürgt denn dafür, daß Samuel Wright den Unterschied zwischen Mord und Todtschlag kannte? Und doch bedingt dieser Unterschied den Kopf!

Erst nach seiner Verurtheilung zum Tode erfuhr man im Publicum, Wright habe erzählt: „In der verhängnißvollen Nacht habe Anna Green gedroht, ihn zu verlassen. Deshalb sei zwischen ihnen Zank ausgebrochen. Darauf habe er sich schlafen gelegt, Anna aber ihn geweckt, geschüttelt und erklärt, sie lasse ihn nicht schlafen, sie werde ihm ein Messer in den Leib stechen; da sei er aus dem Bette gesprungen, habe das Rasirmesser ergriffen, das auf dem Tisch gelegen, und ihr damit den Hals abgeschnitten. Ihr letztes Wort sei gewesen: „O, Samuel, ich wollte das nicht thun!" (d. h. mit dem Messer Dich nicht verwunden.)

Spricht diese Erzählung nicht eher für Tödtung im Affect, also für Todtschlag, denn für Mord? Spricht nicht der friedliche Charakter des Verurtheilten gegen vorbedachten Mord? Hätte nicht ein Vertheidiger diese für Todtschlag sprechenden Momente hervorheben und den Angeklagten bestimmen müssen, seine Schuldigerklärung für Todtschlag anstatt für Mord abzugeben? Wäre es in einem Falle, wo es sich um einen Kopf handelt, nicht zum Mindesten gerathen gewesen, die Frage der Seelenstimmung, in welcher der Angeklagte gehandelt, der Entscheidung der Jury zu unterbreiten?

Townley und Wright waren zum Tode verurtheilt. Ein Todesurtheil darf in England nicht vollzogen werden ohne ausdrückliche Ermächtigung des Ministers des Innern. Die Königin kann nicht begnadigen ohne vorhergegangenen auf Begnadigung gerichteten Antrag dieses Ministers. Nur in seltenen Fällen stellt aber der Minister einen solchen Antrag. Die Engländer lieben das Schauspiel des Hängens wie die Spanier die Stiergefechte. Der Vollzug der erkannten Todesstrafe bildet die Regel, nicht wie in andern Staaten die Ausnahme.

Am Tage nach der Verurtheilung Townley's machte der vorsitzende Richter von diesem Urtheil Mittheilung an den Lord Grey, den Staatssecretair des Innern, und lenkte dabei, ohne indessen einen Antrag zu stellen, die Aufmerksamkeit des Lords auf die Thatsache, daß vor der Jury zwei Aerzte den Verurtheilten für derzeit geisteskrank erklärt haben. Sir George Grey ließ nun den Geisteszustand Townley's im Gefängniß durch eine Commission von Sachverständigen untersuchen. Diese erklärten, nach sorgfältiger Prüfung, am 28. December, der Geisteszustand des Verurtheilten habe sich seit seiner Verhaftung am 21. August nicht verändert: Townley habe extravagante Ansichten und verkehrte Moralbegriffe, seine Begriffe von Recht oder Unrecht aber, ob falsch oder nicht, seien zusammenhängend und der Angeklagte ihrer Tragweite sich bewußt; insbesondere aber wisse derselbe, daß seine Ansichten abweichen von den gewöhnlichen. — Die Commission hatte also keinen neuen Thatbestand gefunden, welcher der erkennenden Jury nicht vorgelegen hätte, denn gerade so hatten die Aerzte in der Verhandlung vom 11. und 12. December den Geisteszustand des Angeklagten beurtheilt und trotzdem die Geschworenen, in ausdrücklicher Uebereinstimmung mit dem Lord Oberrichter, das Schuldig ausgesprochen. Die Todesstrafe hätte also jetzt wenigstens vollzogen werden sollen. In der That drang auch die Presse von dem Standpunkt des Ansehens der Jury aus, und zwar schon vor dem Ausspruch der Commission, auf den Vollzug der Todesstrafe; „der Delinquent," so riefen die Blätter aus, „sei nach Ordnung und Recht verurtheilt worden. Der Ausspruch der Geschwornen müsse respectirt werden."

Die Presse fand eine mächtige Unterstützung in dem Auftreten der Richter der Grafschaft Derbyshire. In einem in der Times abgedruckten Memorial an Sir George Grey erklärten mehr als vierzig Friedensrichter dieser Grafschaft: „Townley's Geisteszustand sei vollständig und öffentlich untersucht worden, der Verurtheilte sei Mörder mit Vorbedacht und mit dem Bewußtsein der Gesetzesverletzung; nie habe früher seine Familie ihn für geisteskrank gehalten. Jetzt nehme man eine geheime neue Untersuchung seines Geisteszustandes vor, dabei werden keine Zeugen beeidigt, kein Kreuzverhör mit denselben angestellt. Ueber dieses einseitige Verfahren herrsche große Unzufriedenheit und die beklagenswerthe Meinung, es gebe in England ein Gesetz für den Reichen und ein anderes für den Armen, die Macht des Geldes vermöge den Lauf des Gesetzes zu hemmen, und Townley wäre, wenn er und seine Freunde arm gewesen wären, hingerichtet worden. Auf diese Weise werde die Achtung vor der Justiz tödtlich untergraben."

Auf diese Demonstration erwiderte, freilich erst nach dem Ausspruch der Commission, der Minister: „Es sei ihm soeben ein neues Separat-Gutachten dreier Aerzte und zweier Friedensrichter aus der Grafschaft Derby übergeben worden, in welchem behauptet werde, Townley sei gegenwärtig geisteskrank; da nun eine Parlamentsacte von 1840 bestimme, „daß, wenn immer ein zur Deportation, zum Gefängniß oder zum Tod Verurtheilter von zwei Aerzten und zwei Friedensrichtern innerhalb des Bezirks, da er gefangen, für geisteskrank erklärt werde, ein solcher vom Minister des Innern in eine Irrenanstalt zu versetzen sei", so bleibe ihm nichts übrig, als den Delinquenten Townley in eine Irrenanstalt bringen zu lassen."

Während die Presse nicht nur den Minister zu tadeln fortfuhr, der schon vor dem Eingang jenes Separat-Gutachtens die Vollstreckung des Todesurtheils gegen Townley gehemmt habe, sondern auch die „absurde" Parlamentsacte geißelte, die es vier Privatpersonen möglich mache, jeden Verbrecher von der Todesstrafe zu be-

freien, sofern ein vermöglicher Verurtheilter immer zwei beliebige Aerzte finden werde, welche zwei sentimentale Friedensrichter bestimmen können, ihn für geisteskrank zu erklären, und das um so eher, je gräulicher ein Mörder sei;* während die Presse also in dieser Weise, zum Theil mit großer Bitterkeit, gegen den vermöglichen Townley auftrat, wurde in entgegengesetzter Richtung für den armen Wright agitirt. An der Spitze dieser Agitation stand der Advocat der Anklage selber, Herr Sleigh. Derselbe war rastlos in seinem Bemühen, Sir George Grey zu bewegen, bei der Königin den Gnadenact zu befürworten, indem er seine Ueberzeugung aussprach, „daß der Angeklagte, hätte er einen Vertheidiger gehabt, von den Geschwornen nur des Todtschlags schuldig befunden worden wäre." In gleicher Weise verwendeten sich bei dem Minister die das Gefängniß besuchenden Richter. Eine Monstreversammlung von Arbeitern bat in einer motivirten Eingabe, unter Hervorhebung der unerhörten Ueberstürzung der Untersuchung, um Begnadigung des Verurtheilten; ebenso sechshundert Handelsleute in Lambeth, dem Hauptbezirke Londons, in dem Wright gewohnt hatte. Sir George aber erwiderte: „Hätte Wright sich nicht selber schuldig erklärt, so würde eine ihrer Pflicht bewußte Jury dies gethan haben. Nichts spreche für eine von Seiten des Weibes gegen den Delinquenten verübte Gewaltthätigkeit, wodurch derselbe gereizt worden sei. Allerdings sei die Ermordete „von heftigem Charakter und bösartig" gewesen, dies sei aber kein Beweis dafür, daß sie am Sonntag, den 13. December, in der Frühe den Verurtheilten angegriffen habe. Der gleichen Ansicht sei der vorsitzende Richter." Sir George bedauert, einen Mann von „bisher gutem Charakter" zum Tode verurtheilt zu sehen, kann sich aber, im Hinblick auf die bisherige Praxis (!), nicht entschließen, bei Ihrer Majestät die Begnadigung zu beantragen. Eine Petition an den Prinzen von Wales wurde abgewiesen, weil jedes Einschreiten seinerseits „inconstitutionell" wäre, und eine der Königin direct übergebene Bittschrift mit der Antwort abgefertigt, „daß Ihre Majestät es nicht unternehmen könne, ihren Räthen zu rathen."

Auf Dienstag, den 12. Januar 1864, wurde die Hinrichtung festgesetzt. Die Regierung befürchtete Unordnungen und traf deswegen Vorsichtsmaßregeln in großem Maßstabe. Dieselben waren jedoch überflüssig, denn das Volk demonstrirte in anderer Weise, friedlich, aber ergreifend. Am Montag, den 11., circulirten im südlichen Stadttheil Londons, wo die Execution vor sich gehen sollte, Zettel mit Trauerrand, des Inhalts: „Feierlicher Protest gegen die Hinrichtung Samuel Wright's. Männer und Frauen von London, haltet Euch fern von dem traurigen Schauspiel der Ungerechtigkeit! Nur der Himmel soll auf das Verbrechen schauen, das der Henker begeht. Schließet und verhüllet alle Fenster! Engländer, wenn Wright gehängt wird, dann giebt es zweierlei Recht in England: eines für den Armen, und eines für den Reichen!" Die Protestation wirkte. Nur Gesindel der niedrigsten Art sammelte sich am Dienstag vor dem Horsemongerlane-Gefängniß, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Das betrunkene Gesindel jauchzte und verhöhnte den „Hängeminister" Sir George. Alle Läden und Fenster in den umliegenden Straßen waren geschlossen und verhängt. Arbeiter besetzten die Zugänge, die Neugierigen beschwörend, den „Platz der Schande und des Justizmords" zu meiden. Während sonst mehr als 20,000 Menschen dem traurigen Schauspiel einer Execution in London beizuwohnen pflegen, waren diesmal kaum 3000 erschienen, darunter wenigstens 1000 Constabler.

Um neun Uhr wurde Wright auf's Schaffot geführt. Gefaßt und festen Schrittes ging der Mann zum Tode. Er wurde mit furchtbarem Zuruf empfangen. Das Volk sah in ihm nicht den Missethäter, sondern nur das Opfer eines störrigen Bureaukratismus. Wright dankte für die Anstrengungen, die das Volk gemacht habe, sein Leben zu retten. Dieses aber schrie und brüllte: „Schande, Schande, Justizmord! — Wo ist Townley?" Wright verbeugte sich tief. Zwanzig Mal drang zu ihm der Zuruf allgemeinen Mitleids; zwanzig Mal verbeugte er sich, selbst als ihm schon die weiße Kappe über die Augen gezogen war. Eine Minute später hing er leblos am Galgen, während wahnsinniges Gezisch, Pfeifen und das Geschrei: „Wo ist Townley?" durcheinander tobte.

Das entmenschende Schauspiel einer solchen Hinrichtung giebt kein vortheilhaftes Bild von dem Culturzustande des „freien" Volkes von England. Am 13. Januar aber erfolgten in London neue Monstreversammlungen, welche Adressen an's Parlament beschlossen für Abschaffung der Todesstrafe, zugleich erklärend, Sir George Grey habe sich des Postens eines britischen Ministers unwürdig gemacht. In den Londoner Blättern geht indessen der Streit über die Bedeutung der Parlamentsacte von 1840 fort. Die Einen behaupten, in Folge des „Separat-Gutachtens" müsse Townley lebenslänglich in einem Irrenhause verwahrt werden, während die Anderen anführen, sobald die Geisteskrankheit desselben geheilt, worüber die Irrenärzte zu entscheiden haben, sei Townley wieder wie zur Zeit der Verurtheilung und müsse dann der Spruch vollzogen werden.

Die Freunde der Humanität und die Gegner der Todesstrafe werden aus beiden Fällen, aus dem Fall Townley sowohl, wie dem Fall Wright, bedeutendes Capital machen für Abschaffung dieser Strafe, allen aber liefern die merkwürdigen Processe den schlagendsten Beweis, daß die Handhabung der Gerechtigkeit sehr übel bestellt ist in einer Nation, die sich in ihrem Uebermuthe gern in jeder Beziehung für die Musternation der modernen Zeit hält.

* Der berühmte Criminalist Köstlin äußerte: die Aerzte geben sich nie mehr Mühe, das Leben eines Menschen zu retten, als wenn ihm die Justiz dieses Leben abgesprochen hat.

Aus den Landen des verlassenen Bruderstammes.

6. Ein Brief unsers Specialartisten.

Flensburg, am 12. März 1864.

„Was lange währt, wird gut." Möchten Sie, verehrter Herr Herausgeber der Gartenlaube, und die Riesenarmee Ihrer Leser dazu, dies alte Sprüchwort auch stichhaltig finden, wenn Ihnen die Zeichnungen zu Gesichte kommen, die ich heute als einer Ihrer wohlbestallten „Specialartisten vom Kriegsschauplatze" südwärts dirigire! Wohl hätten Sie schon früher Schöpfungen meines Bleistifts haben können, aber, was die englischen, französischen und süddeutschen illustrirten Blätter auftischen, Phantasiegebilde, die man zu Hause ganz gemüthlich selbst componiren und auf der Berliner und Wiener Wachtparade in aller Bequemlichkeit beschauen kann, wollten Sie nicht haben und mochte ich noch weniger Ihnen geben. So mußte ich denn erst wirklich auf dem Theater der Ereignisse und so recht im dichsten Getümmel sein, um Motive zu meinen Skizzen zu gewinnen. Daß aber die Künstlerfahrten Ihres Specialartisten einen ganz ordentlich militärischen Charakter gehabt und sich nicht allzuweit hinter den einprasselnden blauen Bohnen gehalten haben, das wird Ihnen schon aus meinen neulichen Zeilen ersichtlich gewesen sein.

Wahrhaftig, an Strapazen und Anstrengungen fehlt es nicht in diesem Winterfeldzuge bei dem anhaltenden scharfen Ostwind, dem ewigen Schneegestöber, dem selten nebelfreien Horizonte und einer Kost, die auch für den allergesündesten und ausgepichtesten Magen eine harte Nuß wird. Das unaufhörliche Einerlei von dicken Linsen und Erbsen will auf die Länge gar nicht „rutschen", und doch ist's ein Glück, daß von Kost überhaupt noch die Rede sein kann. Dazu grundlose Morastwege, in denen man bis zum Knie einsinkt, wochenlang nicht aus den Kleidern und nur ausnahmsweise einmal ein menschliches Bett. Alles Das hat Ihr tapferer Specialartist pflichtschuldig und berufsmäßig mit durchgemacht und sogar neulich mit auf Vorposten gelegen, in der vordersten Vedettenkette bei der Nübler Wassermühle, dicht dem Feinde gegenüber hinter demselben Verhau, welches die eine seiner heutigen Skizzen bis auf jede Einzelheit getreulich darstellt. Mit dergleichen, meist aus Reisig und Holzbündeln gebildeten Verhauen oder Barricaden schützen sich hier unsere Vorposten überall, damit der Feind sie nicht ohne Weiteres überrumpelt. Ganz ähnlich verbarricadiren die Feldwachen auch die von ihnen besetzten Häuser und Gehöfte, um im Nothfalle selbst einem numerisch überlegenen Angriffe mit Erfolg Widerstand leisten zu können.

Indeß alle diese Beschwerden lassen sich ertragen und werden von den Truppen mit Selbstverleugnung, ja mit Freudigkeit überstanden; dürften sie doch danach, jetzt vor den Düppeler Schanzen zu zeigen, wie der alte preußische Muth, die Tapferkeit aus den Schlachten des siebenjährigen Krieges und von der Katzbach und von Dennewitz, von Leipzig und von Belle-Alliance als Erbtheil fortleben im heutigen Geschlechte, — wenn man nur auch von

Im preußischen Hauptlazareth zu Flensburg.
Originalzeichnung unsers Specialartisten Otto Günther.

oben ernsthafte Anstalten machen wollte, diesen Geist der Welt offenbar werden zu lassen! „Ohne Düppel genommen zu haben, können wir mit Ehren nicht heim," habe ich aus dem Munde von Musketieren und Füsilieren, von Kanonieren und Bombardieren, von Gemeinen und Officieren mehr als einmal vernommen, und kein Einziger bebt vor dem Gedanken zurück, daß vielleicht über seinen in blutiger Verstümmelung zuckenden Leichnam die Stürmenden sich Bahn brechen müssen zum endlichen Siege.

Es liegt etwas merkwürdig Fortreißendes in dieser Begeisterung, dieser Kampfeslust, dieser Siegeshoffnung, und auch Ihr sonst höchst civiler Specialartist fühlt sich bereits angesteckt von derlei kriegerischen Gelüsten und betrachtet zu Zeiten den schmucken Revolver, mit dem er sich den Gürtel geziert hat, mit einem ganz eigenthümlichen Appetite. Aber wenn's ihm ab und zu gar zu militärisch zu Muthe wird, da drängt sich ihm immer im rechten Moment die Kehrseite dieses flotten Kriegsbildes vor die Augen, jene Kehrseite, welcher er die größere seiner heutigen Zeichnungen gewidmet hat, — der Jammer und Schrecken des Lazareths, wie er ihn vor wenigen Tagen im hiesigen Haupthospitale der Preußen zu Gesichte bekam.

Das preußische Hauptlazareth befindet sich augenblicklich in der ehemaligen dänischen Commandantur, im de Meza'schen Hause zu Flensburg. Ich wollte einen armen Landsmann besuchen, der darin, wie ich hörte, an schwerer Verwundung, mit amputirtem rechten Oberschenkel, darnieder liegt. Zwar hatte man Hoffnung, daß ihm das Leben erhalten bliebe, aber welchem Leben und welcher Aussicht geht der Unglückliche entgegen? — Es war am Vormittage, während der gestatteten Besuchsstunden von 11—2 Uhr, als ich mich nach dem Hause des Elends auf den Weg machte. Mit einem erklärlichen Gefühle von Beklommenheit und Angst trat ich in den mir bezeichneten Saal ein, da zeigte sich mir ein durch seine Contraste so charakteristisches, gewissermaßen exotisches Bild, daß ich's sofort für Sie auf's Papier warf. Am ersten der reihenweise aufgestellten und von beiden Seiten zugänglichen Betten, das ich zu passiren hatte und in welchem ein schwer Kranker stöhnte, sah ich einen Mann und eine Frau beschäftigt, der Erstere offenbar in klösterlichem Gewande, in langem schwarzem Talare mit einem schwarzen runden Käppchen auf der Tonsur des Kopfes, die Dame in vollem Putz der heutigen Mode. Jener war ein sogenannter Alexianer, einer am Rheine heimischen geistlichen Brüderschaft angehörig, die sich die Krankenpflege zur Lebensaufgabe gemacht hat und ihre Mitglieder überallhin sendet, wo man, natürlich gegen Bezahlung, ihre Dienste begehrt.

Bekanntlich hat man einige Alexianer aus Köln und eine Anzahl barmherziger Schwester vom Niederrheine in das preußische Hauptlazareth nach Flensburg berufen und ihnen die Pflege von Blessirten und Kranken übertragen. Wie ich allgemein höre, versehen Beide ihr beschwerliches und oft genug auch für die stärksten Nerven kaum erträgliches Geschäft zur vollsten Zufriedenheit der Aerzte und der armen Leidenden selbst. Ueberhaupt aber verdient die Einrichtung der preußischen Lazarethe in Schleswig alles Lob: die Verwaltung ist vortrefflich, an tüchtigen Aerzten jetzt kein Mangel, die Ventilation der Zimmer, welche allwöchentlich gründlich gereinigt werden, läßt wenig zu wünschen übrig und die Kost darf eine den verschiedenen Körperzuständen der Kranken wohlangemessene genannt werden, wie man auch für die geistige Unterhaltung und Erholung der dazu fähigen Pfleglinge nach besten Kräften Sorge trägt, ihnen Bücher und Zeitungen verschafft und die für sie eingehenden Spenden und Gaben aus der Heimath pünktlich zustellt. Daß die Kost auf das Gewissenhafteste bereitet wurde und wohlschmeckend war, überzeugte ich mich mit eigenen Augen und eigener Zunge. Damit Sie selbst jedoch ein Urtheil über das in dieser Beziehung Gebotene haben, lege ich Ihnen ein Exemplar des „Speisereglements" bei, wie es in den in Flensburg bestehenden preußischen Lazarethen maßgebend und in jedem Zimmer angeheftet ist.*

* Wir werden unter den „Blättern und Blüthen" unserer nächsten Nummer diese Küchenverordnung wörtlich mittheilen, da sie unsern Lesern als ein Andenken an eine immerhin bedeutungsvolle und folgenschwere Zeit jeder nicht ohne Interesse ist. D. Red.

Daß auch der hochadelige und urchristliche neualte oder altneue Johanniterorden ein Lazareth etablirt und Diaconissinnen von Bethanien zur Pflege der siechen Leiber und Seelen herbeicitirt hat, wissen Sie. Dieses fromme Lazareth hat von einer sehr freundlichen Localität, der sogenannten Bellevue, Beschlag genommen.

Das österreichische Hauptlazareth in Flensburg hat sich in der früheren dänischen Kaserne eingehaust. Wie mir erzählt wird, soll die österreichische Lazarethverwaltung erst in der allerjüngsten Zeit die den berechtigten Anforderungen entsprechende Sorgfalt und Pünktlichkeit entwickeln, doch immer noch hinter den preußischen Leistungen zurückbleiben. Dagegen darf ich, so sehr mich auch landsmännische und Freundschaftsbande an die preußischen Truppen fesseln, Ihnen nicht verschweigen, daß sich, wie dem österreichischen Militär überhaupt, so den österreichischen Verwundeten insbesondere, die Sympathien des schleswigschen Publicums weit mehr zuwenden, als unsern Preußen. Die anspruchslose Gemüthlichkeit der Mannschaft, das allem Junkerhaften und Windigen fremde Wesen der Officiere, namentlich aber das taktvolle, liebenswürdige und bürgerfreundliche Benehmen des Feldmarschall-Lieutenants von Gablenz hat die Oesterreicher zu großen Lieblingen der hiesigen Bevölkerung gemacht, welche Alt und Jung, Vornehm und Gering förmlich hätschelt, während man oft genug Ursache hat, sich von der preußischen brusken und exclusiven Officiermanier ebenso abgestoßen zu fühlen, wie von den Erlassen des Höchstcommandirenden und seines Civilcommissars, in denen das neupreußische Gebahren und das ganze unklare Spiel dieses Krieges ihren Ausdruck finden. †

Eben wollte ich nach einer trostlosen Viertelstunde am Bette meines in heftigem Wundfieber liegenden jungen Landsmannes den Krankensaal wieder verlassen, als ein Paar feingekleidete Damen eintraten, denen eine Dienerin einen schweren Korb nachtrug, welcher mit mancherlei Labsal und Erquickung für die Kranken gefüllt zu sein schien.

„Haben Sie häufig solchen Besuch?" frug ich den neben mir stehenden Assistenzarzt, indem ich auf die still an uns Vorüberschreitenden deutete.

„O ja, ziemlich oft," war die Antwort. „Die Flensburger Damen interessiren sich recht lebhaft für unsere Patienten, — doch hauptsächlich nur für die verwundeten Dänen."

„Wohl nicht möglich?"

„Gewiß. Die Thatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß hier in Flensburg noch ein gut Theil von dänischen Sympathien vorhanden ist. Zum großen Theile aber verhält sich das hiesige Publicum vorläufig so meinungslos wie möglich und betrachtet zunächst den Krieg als eine herrliche Chance, sich Taschen und Beutel zu füllen." —

Bisher war der Gesundheitszustand der verbündeten Truppen im Allgemeinen ein durchaus befriedigender, abgesehen davon, daß im österreichischen Heere Fälle leichter acuter Augenentzündung ziemlich häufig vorkamen. Allmählich aber beginnen die großen Strapazen, die mit einer Wintercampagne in ungewohntem rauhen Klima verbunden sind, ihre schlimme Wirkung zu äußern. Tag für Tag treffen Krankentransporte aus Jütland bei uns ein, meist Oesterreicher, und schon hält der Tod in unsern Flensburger Lazarethen, deren wir zusammen achtzehn zählen, eine reiche Ernte.

Uebermorgen marschire ich wieder mit in den Krieg, mit Zeichenmappe und mit Revolver wohlausgerüstet. So ein vierzehn Tage werde ich wohl bei meinen soldatischen Freunden unterkommen können und abermals getreulich die Beschwerden und Mühen, das Strohlager und die Erbsensuppe mit ihnen theilen. An Stoff zu weiteren Bildern soll mir's da nicht fehlen, und sobald ich wieder in civilisirte Herberge heimgekehrt bin, werden Ihnen neue und, ich hoffe, interessante Zeichnungen zugehen — wenn nicht etwa vor den Düppeler Schanzen eine vorwitzige dänische Granate allen künstlerisch-kriegerischen Bestrebungen Ihres Specialartisten ein frühes Ziel setzt.

† Auch noch von mancher andern Seite sind uns Mittheilungen geworden, welche den Gegensatz des österreichischen und preußischen Wesens, wie er sich im Benehmen der beiderseitigen Truppen ausspricht, grell beleuchten. Allein im Interesse der guten Sache, und um nicht einen schon so großen Riß noch zu erweitern, glauben wir auf Veröffentlichung jener Mittheilungen verzichten zu müssen. D. Red.

Das Unglück am Haut de Cry im Wallis.

Ein Winterbild aus den Schweizer Alpen.

Von Abraham Roth.

Wer auf der Eisenbahn von Martigny nach Sion, der Hauptstadt des Kantons Wallis, fährt, gewahrt links, unmittelbar hinter dem Dorfe Ardon, einen ziemlich isolirten, 2956 Meter (9755 par. Fuß) hoch in die Luft strebenden Kalkkegel, auf den Karten als Haut de Cry verzeichnet, im Munde des anwohnenden Volkes aber Pic d'Ardon genannt. Es ist ein vorgeschobener Posten der vergletscherten Kette, welche von den Diablerets bis zur Dent de Morcles den westlichen Ausläufer der Berner Alpen bildet. Zwischen dem Haut de Cry und den in gerader Linie nördlich von ihm liegenden Diablerets hindurch führt der Cheville-Paß, welcher nicht selten von Touristen begangen wird, die durch das Gebirge von dem vielbesuchten Bex nach Ardon und weiter nach Sion gelangen wollen. Der Haut de Cry ist gletscherfrei und zeigt während des Sommers nur in der Tiefe seiner verdeckten Schluchten etliche Schneegruben; er kann daher in der schönen Jahreszeit ohne Gefahr bestiegen werden. Allein die Berge dieser Gattung sind just die gefährlichsten im Früh- und Spätwinter: sie sind hoch genug, um, wenn die Novemberstürme durch die Alpen brausen, gewaltige Schneeladungen an ihren Hängen und in ihren Schluchten aufzunehmen, diese luftigen Massen aber finden nicht Halt genug, um jene compacte Verbindung einzugehen, welche das Gletschereis oder der über dem Gletscher festgefrorene Schnee zeigt. An solchen Bergen gehen auch meist die Gemsenjäger zu Grunde, welche im Sturme der Waidmannsleidenschaft vergessen, daß der lose Schnee an Berghängen und in Tobeln das allerperfideste Element in der Alpenwelt ist.

Daß die Expedition, welche am 28. Februar dieses Jahres sich die Besteigung des Haut de Cry zum Ziele gesteckt hatte, diesen, obgleich durch die Erfahrung genugsam erhärteten Satz nicht gehörig beachtete, muß als die Hauptursache ihres Unglückes bezeichnet werden, — eines Unglückes, von dem die Mehrzahl unserer Leser bereits durch die Zeitungen erfahren haben werden. Doch sei zugleich bemerkt, daß die Urheber des Unternehmens, die beiden jungen Schweizer Ingenieure G. und B., daneben nichts weniger als blindlings in die Sache hineintappten und noch weniger blos zur Befriedigung einer touristischen Eitelkeit ihr Vorhaben in's Werk setzen wollten. Ihr Zweck war ein wissenschaftlicher, insofern sie beabsichtigten, thermometrische und barometrische Beobachtungen anzustellen, wie G. mit Glück in einem Winter auf dem Riesen im Berner Oberlande und nicht minder B. im vergangenen November und December auf dem Aeggischhorn im obern Wallis gemacht hatte. Bei ihren vorgängigen Erkundigungen in Ardon mußten sie vernehmen, daß am Haut de Cry niemals Lawinen vorkämen, und obwohl Beide tüchtige, G. ein erprobter Bergsteiger, wollten sie nicht ohne einen Führer vom ersten Rang vorgehen. Zu dem Ende beschieden sie, außer drei Mann aus Ardon selbst, vom Oberwalliser Dorfe Lax herab den bewährten Johann Bennen, welcher schon beinahe alle höchsten Gipfel der Berner und Walliser Alpen betreten hatte, auf mehreren der schwierigsten, wie z. B. auf dem Weißhorn, der Erste gewesen war und am gefürchteten, noch unbezwungenen Matterhorn mit englischen Kletterern bis dahin am weitesten vordrang. Jetzt freilich, nachdem das Unglück erfolgt ist und der Arme schwer gebüßt hat, muß man es wohl gelten lassen, was ihm hier und da ein Berner Oberländer Führer nachsagte: Bennen sei zu keck, er nehme es mit seiner Verantwortlichkeit zu leicht oder er kenne die Beschaffenheit des Schnees und Firns nicht genug; man werde erleben, daß es ihm einmal schlecht gehe. Gleichwohl wird man aus der nachfolgenden Erzählung ersehen, daß Bennen gerade diesmal nicht der Fehler der Tollkühnheit vorgeworfen werden kann, sondern umgekehrt der der Schwäche, insofern er seine Autorität und Erfahrung als Hauptführer zu wenig geltend machte und sich allzusehr auf die specielle Ortskenntniß der Führer aus Ardon verließ.

Doch nun zur Sache.

Die Expedition brach am Morgen des 28. Februar sehr frühzeitig, kurz nach zwei Uhr, von Ardon auf. Es war eine klare Nacht und der Himmel versprach einen schönen Tag, wie er auch wirklich erfolgte. Nur die Temperatur der Luft war für diese Jahreszeit zu warm: das Thermometer zeigte beim Aufbruche ein bis zwei Grad Réaumur unter Null.

Da der Haut de Cry nach Süden ungangbar steil nach dem Rhonethal abfällt, so muß man ihn von hinten anpacken. Die Karawane bog deshalb in das Thal der Lizerne ein und hielt links an, hoch über dem rechten Ufer des entgegenströmenden Waldbaches, der in der Sohle des Tobels sich durch die Felsen wühlt. Es war ein sehr beschwerlicher Marsch wegen des vielen und weichen Schnees, welcher beständig und tief durchwatet werden mußte. Schon während dieser ersten Etappe äußerte G. Zweifel über die Thunlichkeit der Unternehmung, und Bennen schien ihm beizustimmen, allein die Männer aus Ardon vertrösteten auf die höheren Lagen, wo der dem Biswind (Nordwind) ausgesetzte Schnee fester sein werde, und sie behielten mit ihrer optimistischen Meinung die Oberhand.

Nach etwa fünf Stunden anhaltenden Marsches, um sieben Uhr herum, erreichte die Expedition eine Sennhütte, deren Höhenlage die barometrische Messung auf circa 7000 Fuß herausstellte und die sich am Ausgange der ersten Schlucht des Haut de Cry befindet. Zur Spitze dieses Berges führen nämlich von Nordosten her, vom Hochplateau des rechten Ufers der Lizerne, drei Felsengrate: ein mittlerer, in ziemlich gerader Richtung ungangbar steil; zur Linken ein zweiter, fast parallel mit jenem und kurz vor dem Erreichen der Spitze in scharfem Winkel nach Süden abbiegend; zur Rechten endlich der dritte, in weitem Bogen ausholend, so daß er der höchsten Höhe von Nordwesten zustrebt. Auf dem Gipfel des Berges begegnen sich alle in spitzem Dreieck und erzeugen damit die schmale und steile Spitze. Die Zwischenräume zwischen den drei Graten bilden zwei tiefe Tobel oder Schluchten, in welchen sich des Winters der Schnee massenhaft ansammelt. Einer dieser Tobel, der zwischen dem erst- und zweiterwähnten jener Grate liegende, ist der Schauplatz unserer Katastrophe, und an seinem Ausgange liegt die oben erwähnte Sennhütte.

Die Temperatur der Luft war an dieser Stelle und zu dieser Stunde auf + 0,5° R. gestiegen. Dies machte natürlich den Schnee nicht fester. Schon vorher, wo der Weg durch einen Wald führte, hatte der Sennhütte etwa eine Stunde lang im Zickzack zugestrebt werden müssen, und von der Hütte aufwärts war wieder Zickzack geboten, bei welchem die Mannschaft beständig einsank, mindestens bis an die Kniee, sehr häufig noch tiefer. Man bewegte sich bereits inmitten der Schlucht. Als die Beschaffenheit der Bahn immer nicht günstiger werden wollte, lenkte die Karawane endlich nach der linksseitigen Felsenkante ab, in der Hoffnung, durch Klettern am Gestein rascher vorwärts zu kommen. Sie gewann dadurch einen Punkt, welcher sich bei der Messung als circa 8000 Fuß hoch erwies. Um diese tausend Fuß Distanz von der Sennhütte weg zurückzulegen, waren drei Stunden nöthig gewesen. Es war also bereits zehn Uhr des Vormittags.

Auf dem Felsengrate ließ sich wegen seiner Steilheit doch auch nicht viel weiter kommen, die Rückkehr nach der Schlucht wurde bald wieder als räthlicher erachtet; und merkwürdiger Weise, obschon das Thermometer mittlerweile auf + 1,5° R. gestiegen war, fand sich auf der neuen Bahn eine lange Strecke festen, leicht gangbaren Schnees. Dann aber ging er in raschem Wechsel wieder in weichen über, und es war von da an nur in ganz kleinen Zickzacks hinanzusteigen. Die Leute sanken häufig so tief ein, daß von Schreiten keine Rede mehr sein konnte: den Alpstock mit den ausgestreckten Armen quer in den Schnee vorgeschoben, kletterte man gleichsam an ihm empor, während von unten die Kniee statt der Füße nachschoben.

Dies ging so bis Mittags zwölf Uhr, indeß auch die warme Sonne ihren höchsten Stand erreichte, und schon befand sich die Expedition auf ungefähr 9400 Fuß, also nur noch wenige hundert Fuß von der Spitze. Allein von da war wegen der zu steil ansteigenden Kehle der Schlucht in bisheriger Weise nicht zum Gipfel zu gelangen, das leuchtete Allen ein. Entweder noch einmal nach links den Felsengrat gewinnen oder — umkehren, das war hier die Frage. Obschon die noch übrige Strecke bis zum Grat nicht so weit reichte, als das mitgebrachte Seil, so erhoben sich doch ernste Bedenken gegen den Vorschlag, überzusetzen; denn gerade bei diesem Uebergange sah der Schnee am gefährlichsten aus und drohte am leichtesten zu brechen. Nicht nur G., auch Bennen bezeugte die Neigung zur Umkehr, und B., der als weniger Erfahrener bisher die drohenden Gefahren geringer geschätzt hatte, als sein Freund, war doch seit ungefähr einer Viertelstunde in eine auffallend ernste, melancholische Stimmung gerathen, gleich als

hätte ihn eine Todesahnung beschlichen. Es ist sicher, daß, wenn Bennen an dieser entscheidenden Stelle seine Autorität als Hauptführer geltend gemacht und nach eigenem Instinct befohlen hätte, das Wagniß nicht unternommen worden und das daraus entstandene Unglück nicht geschehen sein würde.

Die Männer aus Ardon waren es, welche auch jetzt noch an keine Gefahr glauben wollten und mit ihrer Sicherheit das Urtheil Bennen's verwirrten. Zwei derselben wagen sich auch sogleich in die gefürchtete Stelle hinein und zielen in horizontaler Linie gerade nach dem etwa 20 Fuß entfernten Felsengrat. Der Erste sinkt über die Hüfte ein und schreitet nicht mehr, sondern drückt mit der ganzen Vorderfläche seines Körpers eine Bahn, gleich einem Pfadschlitten, so daß in dem Schnee eine tiefe Furche entsteht. Der Zweite folgt nach und sinkt noch tiefer ein. Da protestirt Bennen: „Es geht nicht! kehrt um!“ Mittlerweile aber hat der Vorderste schon den Grat erreicht, er glaubt damit sich und die ganze, an ein und dasselbe Seil gebundene Gesellschaft geborgen und erwidert dem Bennen: „Es geht; machet nur, daß Ihr schnell herüberkommt!“ Bennen sieht, daß in der That keine Zeit zu verlieren ist, wenn nicht die weiche Masse unter der andauernden Last der Männer in Bewegung gerathen soll, er giebt sich in Gottes Namen darein und klettert zur Vorsicht nun hurtig ein paar Schritte höher, als jene Schneefurche, setzt sich an einer weniger bedenklichen Stelle fest und ersucht G., zu folgen. G. schreitet vor, von Bennen oben am Seil gehalten, aber sinkt nach wenigen Schritten bis an die Schultern ein. Neues Stutzen, neue Neigung zur Umkehr. Aber schon ist's zu spät! Eben folgt B. dem Freunde nach, und die schwerere Körperlast des neu Ankommenden giebt der letzten Tragkraft des Schnees den Stoß; B. sinkt stürzend in die Tiefe. Bennen, der ihn mit ganzer Kraft zurückhalten will, fühlt, daß er selbst hinuntergezogen wird, daß der Grund unter seinen eigenen Füßen rutscht. Mit stoischer Ruhe und Kaltblütigkeit spricht er nur noch das resignirte Wort: „Jetzt sind wir Alle verloren!“ — — im gleichen Augenblick reißt es ihn kopfüber, im Nu liegen fünf Mann wirr durcheinander im langsam gleitenden Schnee, und der Sechste, der bereits auf sicherem Felsen stand, wird mit herabgerissen. Da erfolgt auf den allgemeinen Prall krachend ein gewaltiger Schneeriß längs des Felsengrats, und — die Lawine ist fertig. Wenige Secunden reichen hin, das erst langsam schleichende Ungeheuer in rasche Bewegung zu bringen. Was nicht fest in der Erde wurzelt, bricht los. Die Wucht der sinkenden Masse, der vorauseilende Luftdruck, die überall sich öffnenden Klüfte bewirken, daß von allen Seiten immer neue Schneemassen, Eisschollen, Steinblöcke in den kalten Gischt stürzen und die Gewalt der Lawine immer furchtbarer anschwillt. Rascher, immer rascher, zuletzt blitzschnell stürmt der entsetzliche Strom zu Thal, es kracht und dröhnt und wiederhallt an den Felsen wie ein wildes Wetter. Und mitten in diesem Strudel rollen sechs Menschen mit, in eine Tiefe von gut 2000 Fuß! — — G. ist es gelungen, sich aufzurichten und aufrecht zu erhalten, er arbeitet mit den Armen, wie wenn er in einem Wasserstrom schwämme, und in der That wälzt sich die Lawine über die abschüssig schiefe Ebene in Gestalt aufschäumender Wogen. Mehr als einmal taucht G. unter, wird gleich darauf von einer Welle hoch in die Luft gespieen und sinkt wieder unter, bis er sich zuletzt vollständig vergraben fühlt, als die Lawine stockt.

Das Unglück war geschehen, und es war das Werk kaum einer Minute. Doch, wie so manches Mal selbst beim gräßlichsten Unheil glückliche Zufälle mitspielen, die an das Wunderbare streifen, so auch hier. Einer der drei Führer aus Ardon war während des Lawinensturzes weit aus dem Strom hinausgeschleudert worden und blieb eine Zeitlang auf sicherem Port besinnungslos liegen. Ohne diesen glücklichen Zufall wären Alle unrettbar verloren gewesen, denn Keiner hätte sich selbst, geschweige Andere aus den eisigen Banden der erstarrten Lawine zu befreien vermocht; wer nicht schon todt in die Tiefe gelangte, wäre erfroren. Daß Einer frei geblieben, verhalf drei Andern zur Rettung.

Als der bei Seite Geschleuderte wieder zur Besinnung gekommen, herrschte Todesstille ringsum, wo eben noch ein Aufruhr der Elemente getobt. Als ein ungeheures Leichentuch lag die Lawine über der Ausmündung des Tobels gebreitet. Keiner der Gefährten um den einsam Erwachten. Sie liegen Alle im Schnee, todt oder mit dem Tode ringend. Der Gedanke, daß Einer oder der Andere vielleicht noch zu retten wäre, giebt dem Manne plötzlich wieder neues Leben, und wie er sich aufrafft und die Glieder reckt — o Wunder, o Glück! — bemerkt er erst, daß er krampfhaft noch in der Faust das Gletscherbeil hält. Wie ist diese Waffe jetzt so nöthig!

Nachdem der Führer erst der gepreßten Brust durch laute Rufe nach seinen Gefährten Luft gemacht — keine Antwort! — schritt er eilends der Lawine zu. Noch einmal rief er nach allen Seiten. Keine Antwort. Er späht umher, wo das Auge Einen fände. Da auf einmal sieht er in einiger Entfernung etwas an der Oberfläche krabbeln — dort ist Einer, ein Lebender! Und in der That fand er einen Lebenden, einen Cameraden aus Ardon, und gleich darauf den Zweiten. Er befreite sie mittelst des Beiles, nicht ohne große Anstrengung; denn der mächtige Druck der stürzenden Massen hatte den ursprünglich lockeren Schnee fest zusammengepreßt, und die compacten Massen froren bereits ineinander.

Nun spähen die drei Geretteten nach den Uebrigen aus und gewahren an einer Stelle weiter oben zwei aus dem Schnee ragende Hände. Es sind die Hände G.'s. Er lebt noch. Er fühlte, nachdem die Lawine zur Ruhe gekommen, daß seine Hände über dem Kopfe im Freien schwebten, aber er kann sie weder zusammenbringen, noch zurückziehen. Die Arme wie der Leib sind wie eingemauert. Das Einzige, was ihm gelingt, ist, daß er von oben gegen das Gesicht herabkrabbelt, um sich einen Luftgang zum Munde zu graben, da die Lunge nach Atmosphäre seufzt. Aber es gelingt nur so weit, daß das Auge nach einiger Zeit den Tag matt durch die harte Schneedecke dämmern sieht; das Uebrige muß der Athem thun, den der Vergrabene heiß gegen das Licht ausstößt. In dieser Arbeit wird er endlich — endlich unterstützt von den geretteten Führern, die aber wieder mit dem Beil hantiren müssen, bis sie nur den Kopf G.'s freigemacht haben.

Das Erste, was dieser erblickt, ist, ganz in seiner Nähe, ein Fuß des Freundes, dessen Körper köpflings im festgepreßten Schnee steckt. „Rettet ihn! rettet ihn!“

Aber B. war todt.

Es kostete die selber hart mitgenommenen Führer eine schwere Arbeit, den Körper G.'s vollends aus der eisigen Kruste loszuschälen. Während sie eine grausam lange halbe Stunde hackten mit dem Beil, und mit den Händen scharrten, fühlte der Eingemauerte immer deutlicher von den Extremitäten herauf seine Glieder ersterben. Endlich ward er doch erlöst.

Nun aber reichten die Kräfte der Männer kaum mehr aus, den Leichnam B.'s auszugraben, der bis zu diesem letzten Augenblick durch das Seil an den Freund gefesselt geblieben. Nachdem dies vollbracht, waren sie erschöpft. Bennen mußte preisgegeben werden. Auch stand bei Allen die Ueberzeugung fest, daß er todt sei; er lag tief vergraben, und Einer hatte ihn während des Sturzes gesehen, wie er von einer Welle ausgestoßen werden, bleich und starr, die Arme leblos an den Hüften hängend. Außerdem war es zur vollständigen Rettung G.'s dringend nöthig, daß er die erfrorenen Füße durch Bewegung wieder belebe. Wenn er heute, gottlob, nach zweiwöchigem Krankenlager wieder ordentlich in seinem Zimmer herumhumpelt und binnen Kurzem ganz genesen sein wird, so hat dazu wesentlich beigetragen, daß er von der Unglücksstätte bis Ardon hinunter noch vier volle Stunden marschiren mußte.

Etwas nach 1 Uhr Nachmittags brach der traurige Rest der Karawane vom Morgen wieder auf und erreichte Ardon Abends 5½ Uhr. Hier waren sie mit Angst und Bangen erwartet, denn die Lawine und ihr Wiederhall hatte weit über das Rhonethal hin gedröhnt.

Tags darauf brachen 25 Mann aus Ardon auf, um die Leichname der Verunglückten in das Dorf herabzuholen. Sie fanden jedoch nur B. und brachten ihn für die folgende Nacht in der Kirche unter. Seine bleibende Ruhe hat B. auf dem Friedhofe von Ouchy, an den Gestaden des Leman, gefunden. An seinem Grabe weint eine Wittwe um den einzigen Sohn und gäbe wohl alle ihre reichen Schätze hin, um dieses theuerste Kleinod wieder zu gewinnen. Seine Freunde betrauern in ihm einen jungen Mann von ganz vortrefflichen Geistes- und Charaktereigenschaften, der es verschmähte, nach Art so vieler seiner Standesgenossen auf faulem Erbe zu liegen, der mit ganzem Eifer sich einer Fachwissenschaft hingab und es nach menschlicher Berechnung zu sehr tüchtigen Leistungen gebracht haben würde, wäre sein Leben nicht so grausam in der Blüthe geknickt.

Bennen konnte erst nach dreitägiger Arbeit an's Tageslicht gefördert werden und er ist seitdem auf dem Kirchhofe von Lax beerdigt. Dort finde der brave Mann den ewigen Frieden. Der alte Berggeist aber, wenn er noch umgeht auf Gletschern und Firnen, wird ihm auf der leuchtenden Zinne des Weißhorns ein Denkmal setzen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 15. 1861.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Schatten.

Erzählung von Carl August Heigel.

(Fortsetzung.)

„So lange Graf Heinrich lebte,“ sagte Heinrich mit einem bedeutsamen Blick zu seinem Begleiter, „ward in Waldenburg nicht gebettelt.“

„Es ist des hinkenden Robert Sohn,“ erwiderte Angelo. „Sein Vater ward in Ungnade entlassen und nagt nun am Hungertuche.“

„Der Jäger Robert? Allerdings ein plumper Gesell, aber —“

„Er hinkt. Die Frau Gräfin hat einen ausgeprägten Schönheitssinn. Die Leute in ihrer Umgebung müssen hübsch und gewandt sein. Man will mit seinem Staat doch Staat machen. Und dann benahm sich Robert grob gegen Herrn von Montigny . . . Ist Dein Vater zu Hause?“ wandte er sich an den Knaben, der neben ihnen her lief und unermüdlich „Bitt' schön! bitt' schön!“ sagte.

„Ja, Vater und Mutter sind daheim,“ erwiderte der Junge. „Vater hat einen Rausch, und die Mutter schimpft. Bitt' schön!“

„Laß uns eintreten,“ sagte Heinrich entsetzt. „Der Mann muß gerettet werden.“ Sie traten in eine elende Hütte, die am Ausgange des Dorfes lag. Die einzige Stube, durch eine Breterwand vom Stall getrennt, war nur schwach erhellt, die Luft darin dumpf und schwül. Am Heerd glimmten einige Kohlen und rösteten eine Hand voll roher Kartoffeln. Eine häßliche Frau mit wirrem Haar und ungeordneter Kleidung saß am Tische und säugte ein Kind. Ein älteres Mädchen balgte sich auf dem schwarzen Fußboden mit einem Dachshund; der Vater, ein bärtiger, wild aussehender Gesell, lag auf dem Bett. Als Heinrich und Angelo hereintraten, schrie das Kind, der Hund bellte, die Frau zerrte keifend ihren Mann empor, und dieser fluchte.

„Pater Angelo ist da, siehst Du denn nicht?“ schrie das Weib. „Pater Angelo vom Schloß, Du Trunkenbold!“

„Hol' der Teufel das Schloß und Alle, die drin sind!“ lallte der Mann.

„Er weiß nicht, was er redet,“ wandte sich die Frau entschuldigend an Angelo. „Seitdem ihn die Frau Gräfin entlassen hat — was sie vor Gott nimmer verantworten kann — ist er ein Säufer. Schnaps ist Brod, Trost und Recht, sagt er. Ach, ich bin die unglücklichste Frau auf der Welt! Wir müssen elend zu Grunde gehen, aber die Gräfin soll auf ihrem Sterbebette an uns denken.“

„Gieb mir die Kugelbüchse 'runter,“ stammelte der Jäger, als er seine Frau schluchzen hörte. „Ich schieß' ihn todt, den Hund, den Montigny. Gieb mir die Kugelbüchs' . . . .“

Seine Frau sprang auf ihn zu und rüttelte ihn unsanft an der Schulter. „Aufstehen sollst Du,“ schrie sie, „und Deine dummen Reden lassen! Oder man wird Dich auf's Landgericht bringen und einsperren. Ach, Sie sagen's nicht weiter, Hochwürden! Er ist so betrunken. Und Herr von Montigny ist an allem Unglück schuld. Sehen Sie, der selige Herr Graf war ein guter, aber ein wenig verworrener Herr. Er hätte in seinem Leben keine Gams getroffen. Wenn ihm nun ein Stück Wild in den Schuß kam, knallte mein Mann zugleich mit dem Grafen los, und der Herr Graf hat nichts gemerkt und sich über seinen eingebildeten guten Schuß gefreut. Wie nun im Frühjahr mein Mann zum ersten Mal hinterm Herrn von Montigny auf der Heinrichswand am Anstand steht und ein Gamsbock drunten vorbeisetzt, schießt Herr von Montigny und mein Mann schießt auch. Es lag ihm in der Hand vom Seligen her. Was aber thut der Andere? So wie der Gamsbock gefallen ist, dreht er sich um und haut den Robert mit seinem flachen Saufänger. Mein Mann verschluckt's, holt den Gamsbock, weidet ihn aus, nimmt die Kugel 'raus — es war seine Kugel — und sagt: wenn Sie allein geschossen hätten, könnte der Bock noch hundert Jahr' leben! . . . da war's aus; nach Hause kommen und seinen Abschied kriegen, war eins.“

„Betet für den seligen Herrn,“ sagte Angelo. „Vielleicht schickt er Euch Hülfe.“

„Ach, todt ist todt. Ein lebendiger Bettelmann kann mir mehr nützen, als ein todter König. Ich wollte, Herr von Montigny wäre uns gnädig, denn der ist jetzt Herr auf Waldenburg.“

„Recht hast Du, Frau,“ brummte der Jäger, der sich unterdessen ermuntert hatte. „Ich will zum Herrn von Montigny. Vivat der Herr von Montigny!“

„Komm!“ flüsterte Heinrich, „ich ersticke hier.“ Er legte ein Goldstück auf den Tisch und eilte, bevor die überraschte Frau Worte fand, in's Freie.

Schweigend schritten sie nebeneinander her. Schon walteten tiefe Schatten, vom Fluß stiegen Nebel auf und am schwarzblauen Himmel traten Mond und Sterne hervor. „Begleite mich nicht weiter,“ sagte Angelo am Eingang eines finstern Fichtenwaldes. „Kehre in Dein unglückliches, entweihtes Haus zurück! Morgen Nachmittag treffen wir uns in der Sennhütte hinter der Heinrichswand. Gute Nacht!“

Sie trennten sich. Langsam ging Heinrich nach Waldenburg zurück. Als er über den stillen Schloßhof schritt, sprang aus einem dunkeln Winkel ein angeketteter großer Hund heulend empor.

„Diana!“ sagte Heinrich für sich und trat an den Hund heran. Dieser aber stieß plötzlich einen fast menschlichen Schrei aus, richtete sich an Heinrich empor, umarmte ihn mit seinen Vordertatzen, leckte ihm Gesicht und Hände, sprang wieder herab, wedelte mit dem Schweif und heulte, bellte, winselte und schluchzte. „Du kennst mich noch, du treues Thier,“ sagte Heinrich.

Ein Diener erschien mit einer Peitsche und drohte Dianen. „Willst du ruhig sein, Köter!“ sprach er. „Hochwürden haben wohl Hunde gern? Die Frau Gräfin mag sie nicht. Kommen Sie, Hochwürden! Ich habe Ihnen auf Ihrem Zimmer den Thee servirt. Ruhig, Köter! —“

Der Gräfin Stephanie Schlafgemach stieß — wie schon erwähnt wurde — an das gelbe Zimmer. Die Corridorthür im letzteren wurde Nachts von innen zugeschlossen, dagegen die Flügelthür des Boudoirs weit geöffnet. Das Himmelbett der Gräfin stand dem Eingange gegenüber, so daß sie erwachend in das gelbe Zimmer und die Thür, die zu Fräulein Fanny führte, sehen konnte. Das Boudoir hatte verschlossene Läden und lag völlig dunkel, während im gelben Zimmer allnächtlich eine Lampe brannte. Diese Lampe stand seitwärts auf einem Tische, so daß Stephanie den lichten Raum, nicht aber das Licht erblickte.

Mitternacht war noch nicht lange vorüber, als Stephanie aus bangen Träumen erwachte. Sie richtete sich seufzend empor; dabei streifte ihr Blick das helle Gemach und den Parketboden, auf dem das Licht weiß wie Schnee lag. Ein jäher Schrecken durchzuckte Stephanie; sie wollte einen Schrei ausstoßen und nach dem Klingelzug über dem Kissen greifen, aber das Entsetzen lähmte ihren ganzen Körper. Im gelben Zimmer war Jemand. Der Schatten eines in einen Mantel oder ein Laken verhüllten Mannes zeichnete sich auf dem Parket ab. Stephanie konnte nicht den Mann selber sehen, nur seinen Schatten sah sie, unbeweglich, aber darum auch unleugbar, bestimmt, schrecklich deutlich. Der Todesschweiß trat auf Stephaniens Stirn; ihr Herz begann schnell und schneller, zuletzt hörbar zu pochen .... mit halbem Leib aufgerichtet, starrte sie auf den finstern, drohenden, unbeweglichen Schattenriß .... So saß sie eine Ewigkeit der Hölle, bis ihr Gehirn sich drehte, ihre Augen sich schlossen und sie ohnmächtig mit einem leisen Stöhnen zurücksank. Als sie erwachte, war der Schatten verschwunden; Stephanie riß am Klingelzug, und Fanny erschien.

„Hörtest Du nichts?“ fragte hastig die Gräfin. „Jemand war im gelben Zimmer!“

Erschrocken eilte das Mädchen in's anstoßende Gemach, kam aber bald lächelnd zurück. „Unmöglich,“ sagte sie, „der Schlüssel steckt in der Thür ....“

2.

Heinrich schlief in Angelo's Thurmzimmer. Er hatte von vergangenen Tagen geträumt und, frühe am Morgen von Schritten geweckt, fragte er halb im Traume noch: „Sind Sie es, Joseph?“

„Bitte, Titus, mein Herr!“ sagte der Bediente, der ohne Umstände eingetreten war und ein Kaffeebret mit Heinrich's Frühstück auf den Tisch stellte.

Der Graf richtete sich auf, rieb sich die Augen und erblickte einen zwerghaften Burschen in weißer Livree. „Ist Joseph nicht da?“ fragte er, noch verwirrt.

Der Groom drehte das runde, dummdreiste Gesicht von räthselhaftem Alter nach dem Fragenden. „Meinen der Herr Kaplan des verstorbenen Grafen Kammerdiener?“

Des verstorbenen Grafen! Dies Wort rief Heinrich in die Wirklichkeit. „Ja, den mein' ich,“ sprach er mit gleichgültigem Ton. „Hieß er nicht Joseph?“

Der Kleine stellte sich breitbeinig vor Heinrich's Lager, steckte seine Rechte in die Hosentasche, zwinkerte mit den Augen und grinste: „Der Joseph ist nicht mehr da. Er steht jetzt bei einem Herrn von Specht in Condition. Nicht viel los mit dem Herrn von Specht! 's ist ein halbes Jahr her — ich war noch nicht lange bei der Frau Gräfin, und wir wohnten damals in der Stadt .... Famoses Leben in der Stadt! .... Abends spielten ich, Franz und Joseph im Vorzimmer unser Tarok. Natürlich kam's dabei jedesmal zwischen den beiden Kammerdienern zum Streit. Und eines Abends haut der Joseph den Franz, aber derb. Was thut der Franz? Er steckt der Gräfin, Joseph habe die goldene Uhr des seligen Herrn gestohlen. Richtig war's; der Kammerdiener wollt' ein Andenken und behielt die Uhr, die bei der Inventur vergessen worden. Bei Tisch fragt die Gräfin: wie viel Uhr ist es? und der Dummkopf Joseph zieht, ohne weiter zu denken, des Grafen Uhr und sagt: halb Vier. Nun wußte die Frau Gräfin freilich, wieviel es geschlagen hat, und Abends hatte der Joseph seinen Abschied. Aber auch der Kammerdiener Franz ging bald darauf ab.“

„War auch er ein Dieb?“

„Hm, das weiß ich nicht. Er ging freiwillig, denn der Banquier Levy bot ihm als Tafeldecker zwanzig Gulden mehr, als er bei uns hatte.“

Der Graf blickte finster vor sich hin. Sein ehrlicher Joseph — ein Dieb! Franz, den Waldenburg's Vater aus bitterer Noth riß, der zwanzig Jahre lang des Grafen Brod aß, verläßt um eines kleinen Vortheils willen seine Herrin .... „Ach, Angelo!“ seufzte Heinrich in seinem Herzen.

„Zu des seligen Grafen Zeit,“ fuhr der Groom sich aufblasend fort, „waren nur vier Diener im Schloß. Der Graf soll ein Filz gewesen sein. Jetzt haben wir sechs. Ich und Banks, der Neger, bedienen die gnädige Frau. Seit einigen Wochen brachte ich Pater Angelo das Frühstück, denn Lafleur hat den Herrn von Montigny, die beiden Jäger warten den Aßperg's auf, und Schramm putzt die Stiefeln. Ein strenger Herr, der Herr Pater! Um vier Uhr stand er auf, um fünf mußte seine Milch auf dem Tische stehen. Wenn Sie das Frühstück künftig später wünschen, mir ist's recht. Ich schlafe je länger, je lieber.“

„Ich werd' es wie Pater Angelo halten,“ sagte Heinrich kurz.

„So?!“ versetzte der Groom gedehnt. „Sonst nichts zu befehlen?“

„Nein. Wie ist doch Dein Name, Kleiner?“

Dieser schleuderte auf Heinrich einen empörten Blick, und sich in die Brust werfend, entgegnete er: „Die Frau Gräfin nennt mich Titi, den Uebrigen heiße ich Herr Titus; die Frau Gräfin sagt Du zu mir, Fremden aber bin ich Sie! ... Und übrigens bin ich lutherisch, Herr Kaplan.“

Damit kehrte er dem Letzteren gravitätisch den Rücken und verließ das Gemach. Heinrich mußte über die komische Indignation und den unverschämten Hochmuth des Däumlings lächeln. Er stand auf und öffnete, nachdem er sich angekleidet, das Fenster der frischen, würzigen Morgenluft..... Vom Thurmzimmer aus konnte man in die Fenster von Stephaniens Gemächern sehen. Die Jalousien waren herabgelassen. „Sie schläft noch,“ sagte sich Heinrich, „schläft nach dem bösen Traum dieser Nacht.“ Er trat zurück und schritt langsam, mit gesenkter Stirn auf und nieder. Er gedachte der Zeit, wo er in früher Morgenstunde am Lager Stephaniens saß, den sanften Athemzügen ihrer Brust wie einer Musik lauschte und unverwandt in das liebliche Gesicht starrte, als sähe er den süßen Schlaf auf den geschlossenen Lidern liegen. Und wenn sie dann erwachte, lächelte sie ihm zu und sagte: „Du böser Heinz!“ .... Plötzlich flog ängstlich zwitschernd eine Schwalbe am offenen Fenster vorüber, gleich darauf krachte ein Schuß. Heinrich eilte in die Nische und sah hinab.

Auf der Terrasse stand sein Cousin Montigny, die noch rauchende Flinte in der Hand. Unweit davon zuckte der kleine Vogel auf der Erde, aber Jener hatte seines Erfolges nicht Acht, sondern blickte in die Höhe, wo hinter einer hastig geöffneten Jalousie ein weißes Kleid schimmerte, schwenkte lachend seinen Hut und rief: „Guten Morgen, Vielliebchen! Gewonnen! gewonnen!“

Der Fensterladen wurde halb wieder geschlossen, aber einige Secunden später fiel eine Rose hindurch. Montigny hob sie auf und drückte sie an seine Lippen.

Heinrich wankte vom Fenster zurück. „Vergessen, wie ein Schatten!“ flüsterte er.

Sein Herz krampfte sich zusammen. Die Stube ward ihm zu eng; er eilte hinab in's Freie, durch den Park, durch das Dorf. Vor dem Wirthshaus zum Adler saßen Mägde und wanden Kränze aus Eichenlaub. Der Hausknecht stand auf der Leiter, um über der Thür einen Transparentrahmen zu befestigen, während sein Herr, der dicke Adlerwirth, in Hemdärmeln und schneeweißer Schürze, das Lederkäppchen keck auf's Ohr gedrückt, am Fuß der Leiter mit wichtiger Miene „Mehr rechts! mehr links!“ commandirte.

Heinrich wollte mit kurzem Gruß vorübergehen, aber nicht so dachte der Wirth. Der wollte die eigene Neugierde befriedigen und andrerseits seinen Leuten zeigen, wie wohl er in allen Schloßge-

schichten Bescheid wisse. „Hab' die Ehre, Herr Kaplan!" rief er Heinrich entgegen und zog tief seine Mütze. „Freut mich die Bekanntschaft Euer Hochwürden zu machen. Ich bin der Adlerwirth. Ja, ja, der Pater Angelo hat uns verlassen. Das war ein Mann! Der hörte das Gras wachsen! Haben der Herr Kaplan in der ersten Nacht gut geschlafen? Wie gefällt Ihnen das Transparent?"

Waldenburg war näher getreten. Die Dirnen hielten in der Arbeit ein und stierten ihn an; auch der Hausknecht hörte zu hämmern auf. Aber kein Gesicht drückte mehr als Neugierde aus. „Man feiert wohl ein Fest heute?" fragte Heinrich mit einem flüchtigen Blick auf die Guirlanden.

Des Adlerwirths glattrasirtes Antlitz glänzte im Vorgenuß von Freude, Ruhm und Gewinn. Er rieb sich die Hände, schloß vergnüglich die Augen und schnalzte mit der Zunge. „I, ein doppeltes, ein dreifaches Fest," rief er, „ein Fest, wie's Waldenburg noch nicht erlebte! Für's Erste feiern der Rottmüller und seine Ehehälfte die silberne Hochzeit, und zweitens führt heute ihr Sohn, der schöne Toni, des Silberbauern Afra heim. Was? Das nenn' ich ein Gaudium! Eine Doppelhochzeit von Vater und Sohn. Das junge Paar das schmuckste im ganzen Dorf, und die Alten die Reichsten! In Wendelstein werden sie getraut, dann geht's zurück, zum Adlerwirth. Huida! Meine Frau hat gestern und die ganze Nacht Kuchen gebacken, und jetzt brennen schon wieder fünf Feuer in der Küchel und wird gesotten und gebraten wie für den König Pharao. Aber nun bleibt der Hauptspectakel: Weil das Trauerjahr um unsern Herrn — Gott hab' ihn selig! — um ist, kann die Frau Gräfin heute zur Jubelhochzeit kommen. Herr von Montigny hat's dem Silberbauern zugesagt, daß sie kommt, mit ihren Gästen zum Adlerwirth kommt. Denn auch im Schloß ist große Tafel und jede Gutsherrschaft im Umkreis von zehn Stunden geladen. Das wird ein Jubel heute, daß die alten Berge wackeln. Sie schenken uns doch auch die Ehre, Herr Kaplan?"

Heinrich's Antwort kam eine Frauenstimme zuvor, welche aus dem Hintergrunde des Hausflures „Nazi!" rief; eine Simme, die wie ein elektrischer Schlag den Wirth und seine Leute durchzuckte; die Mägde begannen plötzlich mit erneutem Eifer zu flechten und zu binden, der Hausknecht aus Leibeskräften zu hämmern. „Gleich, Frau, gleich!" rief der Adlerwirth in's Haus. „Heute," sagte er zu Waldenburg, „führt sie das große Wort. Wie finden Sie das Transparent? Ein Myrthenkranz und zu beiden Seiten flammende Herzen. Der Huberin Joseph hat's gemalt, ein blutjunger Bursch'. Der selige Graf wollt' ihn Maler werden lassen, und das war sein Unglück. Denn nun unser Graf todt ist, hat d.r Bub' nicht das Geld, um in der Stadt zu studiren, und keine Lust, Bauer zu werden. . . ."

Wieder unterbrach ihn die Stimme: „Nazi! Blitzkerl! Wo schwatzest Du denn wieder? Willst Du gleich den Keller —"

„Adlerwirth," sagte auf der Leiter ängstlich der Hausknecht, „die Frau will den Kellerschlüssel. . . ."

„Gleich, Frau, gleich!" rief der Redselige. „Sehen Sie, Herr Kaplan," fuhr er gegen Heinrich gewandt, aber den Blick unruh'g nach der Thüre gerichtet, fort, „im Kranz sollte ein Spruch stehen, der auf die Herrschaft sich bezieht, aber mir fällt nichts ein. Wissen Sie keinen Vers, Herr Kaplan?"

„Ei," erwiderte der Andere nach kurzem Besinnen, „nehmt den Wahlspruch der Waldenburg, der in der Schloßkapelle steht!"

Der Adlerwirth schlug sich vor die Stirn. „Richtig! das ist's! der Wahlspruch muß drauf! Nimm den Rahmen nur wieder ab, Stoffel; nimm ihn ab und lauf' zum Huber-Joseph! Er soll den Spruch hineinmalen; hörst Du, den Spruch, der in der Schloßkapelle steht. . . ."

„Nazi!" tönte die Stimme heftiger. „Nazi! Kreuzelement. . ."

„Adlerwirth, die Frau Loni!" mahnten die Kranzwinderinnen.

„Herr Jesus, ich komme ja. . . . Nichts für ungut, Hochwürden! — Ich will meine geplagte Frau heute nicht ärgern, sonst sollte sie sehen. . . . Na, tausend Dank für den guten Rath. — Spute Dich, Stoffel! — Hab' die Ehre, Herr Kaplan!" Und mit den Schlüsseln rasselnd, stürzte er sich eilig in den Hausflur. Heinrich aber setzte seinen Weg fort.

Er ging zum Fluß hinab, um sich an's andre Ufer fahren zu lassen. „Gelobt sei Jesus Christus!" sagte der alte Fährmann, der, seine Pfeife rauchend, im Kahne saß.

„In Ewigkeit, Amen!" erwiderte Waldenburg den frommen Gruß.

„Schönes Wetter heute," begann der Alte, während der Nachen einer Kette entlang glitt und vom Ruderschlag vorwärts getrieben wurde. „Ihr kommt wohl vom Schloß, hochwürdiger Herr?"

„Ja."

„Da geht's heute wieder hoch her," sagte der Schiffer schmunzelnd. „Sonntag ist dort alle Tag'. Ein lustig Haus, seit der Graf todt ist! Mir kann's recht sein. Ist das Schloß voll, wird mein Fischkasten leer."

„Kanntet Ihr den Verstorbenen?"

„Freilich; hab' ich doch die gräfliche Fischerei und Fähre seit zwanzig Jahren in Pacht! Fuhr ihn oft genug über, ihn und seinen Fuchs, den jetzt der Silberbauer hat. Er stieg im Kahn immer ab vom Gaul und schaute während des Fahrens in's Wasser — gerade wie Ihr jetzt."

Heinrich sah betroffen empor, aber der Alte verfolgte seinen Vergleich nicht weiter, sondern lachte still vor sich hin. „Ja, ja," sagte er, „sein Vetter, der Montigny, macht's anders. Eins, zwei, drei, setzt er in den Kahn, daß ich oft meine, er und sein Gaul müßten Hals und Bein brechen. Und dann dreht er sich im Sattel bald links, bald rechts, fuchtelt mit der Peitsche, pfeift und kann nicht schnell genug drüben sein. . . . Aber ich seh' den Wildfang gar zu gern, und wenn ich ihn ansehe, werd' ich fast selber wieder jung. Der Selige war ein stiller, guter Herr, und ich wünschte ihm hundert Jahr zu leben; aber todt ist todt, und wenn unsere Gräfin wieder heirathet, soll ein Huchen groß wie ein Walfisch auf den Hochzeitstisch. . . ."

Wieder lachte der Alte und stieß den Kahn an's Land. „Ihr bleibt wohl nur eine Pfeife lang, Hochwürden?" fragte er.

„Ich komme bald wieder," erwiderte Waldenburg und verließ das Fahrzeug.

„'S ist rattenkahl geworden, hier drüben," meinte der Schiffer.

Heinrich schlug den Waldweg ein. Dieser führte durch junges Nadelholz, plötzlich dann stand man vor einer ungeheuren Lichtung. Soweit Heinrich's Auge reichte, sah er links und rechts einen schattenlosen Grund sich dehnen, mit Wachholdergestrüpp und Haidekraut bewachsen. Zahllose Baumstrunke waren die traurigen Ueberreste eines stolzen Waldes. Gegenüber stieg die ernste Gebirgswand empor. Die Sonne schien in die Tannen auf ihrem Gipfel, daß sie wie ein zierliches Asbestgewebe durchsichtig golden schimmerten. Aber Heinrich's Blick haftete auf dem Boden. Er blieb, die Hände gefaltet und Thränen im Auge, stehen.

„Hierher lenkt' ich einst den Schritt," dachte er, „Tag für Tag seit meiner Knabenzeit. Hoch wölbten sich die Bogen, und ich ging unter ihnen dahin wie in einer Kirche. In warmen Nächten wandelte ich hier mit Stephanie Hand in Hand. Wir ließen uns am Fuß von Stephaniens Eiche nieder, sahen den Mond wie ein Freundesantlitz durch's Gezweige grüßen und flüsterten im geheimnißvollen Wehen der Bäume von den süßen Schauern der Einsamkeit. Dahin, dahin, wie der Traum einer Sommernacht; das grüne Reich gestürzt und vergeudet wie meine Hoffnungen! Habt Ihr keinen Schatten mehr für mich? Die Lerche hör' ich schmettern, aber wo sind die andern Sänger?"

Der Anblick der sinnlos beraubten Gründe, wo nirgends eine Spur neuer Umwandlung und künftiger Schöpfung sich zeigte, that ihm zu weh. Er kehrte zum Fluß zurück.

Während der Kahn an's andere Ufer trieb, sagte der Fährmann mit einem schlauen Blick auf Heinrich: „Da war einmal ein schöner Forst. Aber auch die Axt, die ihn umhieb, hatte einen schönen Silber:lang. Vor Alters sah man so 'nen Wald ehrfürchtig wie ein Tabernakel an und rührte nicht dran. Heutzutage ist man klüger. Anstatt Geld für den Wald auszugeben, macht man den Wald zu Geld. Ja, solang Einer nicht todt ist, kann er jeden Tag Neues lernen. Der Graf wollte nicht klug werden, drum starb er so früh. . . . Wir Fischer, Hochwürden, haben Zeit zum Denken. Manchmal denk' ich Lustiges, manchmal Trauriges, und zuweilen kommt mir das Kluge und das Einfältige, kommt mir Alles wie Rauch vor." Er blies eine Dampfwolke aus der Pfeife, die er zwischen den Zähnen hielt. . . . .

Fünf Stunden später führte Banks, der Neger, den Kaplan zur Frau Gräfin. Sie saß mit ihren Gästen und Fanny auf der Terrasse unter einem Zeltdach. Die Baronin Aßperg lehnte in einem indischen Schaukelstuhl, eine magere Gestalt mit einem Kopf, der nie schön, aber immer noch „interessant" war, das Gesicht von gelblicher, doch durchsichtiger Farbe, die Nase lang und schmal,

die Augen dunkel, die Stirn niedrig und von schwarzem Haar umrahmt. Der Mund war groß, aber wenn sie lachte, zeigte er tadellose Zähne. Ihr Gemahl, dessen verblühtes Gesicht nichts Auffallendes hatte, als einen unmäßig langen Backenbart, saß der Gräfin zur Linken; Montigny hatte zwischen der Baronin und Fräulein Fanny Platz genommen.

Als Waldenburg sich näherte, schälte Stephanie mit ihren schönen Händen einige Orangen, riß die Scheiben geschickt von einander und überreichte die Krystallteller mit der zurechtgelegten Frucht den beiden Herren, welche die süße Kost von ihrer Hand bereitet sich erbeten hatten.

„Jedenfalls eine wilde Art, Vielliebchen zu gewinnen, Cousin!" hörte Heinrich die Gräfin sagen. „Meine arme Fanny weckten Sie aus dem Schlaf und mir bereiteten Sie den zweiten Schrecken heute."

„Den zweiten, meine Gnädigste?" fragte Aßperg.

„Ja, mein erster war nichts mehr und nichts weniger als ein Schatten. . . . Bon jour, Herr Stein!" unterbrach sie sich, mit einer leichten Kopfwendung Heinrich begrüßend. „Mein Kaplan, Herr Stein! — Frau Baronin Aßperg — Baron Aßperg — Herr von Montigny."

Man grüßte den Fremden, der sehr schüchtern erschien, vornehm kalt. „Nehmen Sie Platz, Herr Stein!" lud Stephanie ein.

„Ein Schatten? schrecklich! ein Schatten war in Ihrem Zimmer?" fragte die Baronin.

„Nicht in meinem, sondern im anstoßenden Gemach."

Montigny that lächelnd die Frage: „Was für ein Schatten? Der Schatten eines Lehnstuhls oder des Kaminschirmes?"

„Halten Sie mich für kindisch, Herr von Montigny?" entgegnete Stephanie gereizt. „Ein menschlicher Schatten, den ich wachend sah, der kam und verschwand. O, wenn ich jetzt ruhig davon erzähle, glauben Sie dennoch, daß diese Erscheinung mitten in der Nacht entsetzlich, beinahe tödtlich war."

„Ich wäre gestorben," sagte die Baronin.

„Aber, theure Cousine," wandte Montigny ein, „nur feste Gegenstände werfen Schatten. Der fragliche also mußte Fleisch und Blut haben, einem Jemand angehören. Sie schlafen aber bei wohlverschlossenen Thüren. Wenn er ging, mußten Sie auch das Schloß drehen und die Thür gehen hören."

„Fragen Sie Fräulein Fanny!"

Fanny berichtete, was sie vom Ereigniß wußte, daß sie tief in der Nacht vom Klingeln der Gräfin geweckt worden und augenblicklich in das Boudoir geeilt sei; daß sie die Gräfin halb ohnmächtig vor Schrecken über einen Schatten, im gelben Zimmer aber Alles unverändert und verschlossen gefunden habe.

„Mein Gott, am Ende spukt es in diesem Zimmer!" sagte die Baronin. „Wählen Sie ein anderes Boudoir, liebe Stephanie!"

Diese wandte sich an Heinrich, der bisher kein Wort gesprochen hatte. „Was ist Ihre Meinung, Herr Stein? Glauben Sie an Gespenster?"

„Ich will die Todten ruhen lassen," erwiderte dieser langsam, „aber ich glaube an Gespenster unserer Seele. Gedanken, die uns beunruhigen, nehmen gleichsam Gestalt an und fallen wie Schatten auf unsern Weg . . . . . Erinnerte Sie das Schattenbild nicht an irgend eine bestimmte, Ihnen bedeutende Person, Frau Gräfin?"

Beim Klang von Waldenburg's Stimme überfiel Stephanie wieder ein leises Zittern. Ihr Auge hing an seinen Lippen, ihr Gesicht ward plötzlich ernst und nachdenklich.

Edgar Montigny, dem der trübe Eindruck von Heinrich's Rede auf seine Cousine nicht entging, sagte wegwerfend: „Sie nehmen das sehr feierlich, sehr poetisch, Herr Stein. Meine arme Cousine wird nun so lange sinnen und grübeln, bis sie einen Menschen zu diesem Schatten gefunden hat, und dann gute Nacht, süßer Schlaf! Nein, theure Gräfin, sehen Sie das Ding als das an, was es war, ein Schatten, ein Nichts!"

„Ganz meine Meinung," bemerkte Baron Aßperg.

Stephanie faßte sich gewaltsam und versetzte mit schwachem Lächeln: „Sie haben Recht, Montigny. Am Ende war's nur eine Wolke, die über den Mond ging . . ."

Fröhliche Musik unterbrach sie. Ueberrascht lauschten Alle, und Stephaniens Antlitz erheiterte sich dabei mehr und mehr. „Die Leute spielen nicht schlecht," sprach sie nach einer Weile. „Es ist das Musikcorps des Regiments Oranien, das in der Festung Rain liegt. Ich habe sie mir vom Commandeur erbeten, damit wir heute Abend gute Musik haben . . . ." Sie summte einige Takte der rauschenden Weise. „Eine allerliebste Polka," sagte sie und warf einen schelmischen Blick auf ihren Cousin. „Wollen wir nicht tanzen, Montigny?"

„Au bal!" jauchzte dieser und sprang empor. „Liebe Cousine, Frau von Aßperg — beginnen wir das Fest!" Die Damen lehnten lachend ab.

„Montigny, Sie sind unverwüstlich," sagte der Baron, sich im Stuhl dehnend. „Heute Nacht bis zwei Uhr Ecarté mit mir gespielt; um fünf Uhr eine Schwalbe geschossen — ein verwünscht schwerer Schuß, meine Damen! — und nun denken Sie schon wieder an's Tanzen! Unverwüstlich, auf Ehre!"

Hurrah's schallten vom Dorfe her, Schüsse krachten und wiederhallten in den Bergen. „Die Hochzeit!" sagte Fanny. „Sie ziehen nach Wendelstein."

Banks erschien und meldete, daß Gäste den Schloßberg herauf gefahren kämen. Alle erhoben sich. „Wir wollen die Ersten mit Blumen und wehenden Tüchern empfangen," rief Stephanie, glühend jetzt vor Aufregung und Lebenslust. „Kommen Sie, meine Freunde! kommen Sie! O, dieser Tag soll ein Tag der Musik, der Freude und des Uebermuthes werden!"

Der Baron bot ihr den Arm. Sie nahm ihn an und drehte sich nur noch flüchtig nach Heinrich um. „Ich sehe Sie bei Tisch, Herr Kaplan. Adieu!" Sie gingen.

Heinrich sah schmerzbewegt seiner Gattin nach, bis sie um die Schloßecke verschwand. Dann sank er auf einen Stuhl, barg sein Gesicht in die Hände und flüsterte: „Todt! vergessen! . . . In der Verbannung von ihr ergraute mein Haar; mein Körper siechte, mein Herz brach vor Sehnsucht nach ihr — und sie, sie — — wollen wir nicht tanzen, Montigny?"

Die Tafel war glänzend. Der Fürst und die Fürstin Stauff befanden sich unter den zahlreichen Gästen; er ein alter, halb tauber Mann, aber mit dem Brillantstern des L . . . .-Ordens auf der Brust und mit seinem Titel Durchlaucht für die Gesellschaft ein kostbarer Schmuck. Seine Gemahlin, mit flachsblondem Haar und weißen Wimpern, war ziemlich jung und leidlich hübsch. Sie imponirte durch ihren unnahbaren Stolz. Die Uebrigen waren Gutsnachbarn in Begleitung ihrer Frauen und einige Officiere aus der Festung Rain.

Außer Fräulein Fanny galt nur Heinrich als Bürgerlicher. Man beachtete ihn daher nur wenig, und er, mit Allen bekannt, von Allen einst als Graf Waldenburg ausgezeichnet, erfuhr als „der arme Priester" jetzt, daß jene Verehrung nur seinem Rang und Reichthum gezollt worden.

Vor Tische flüsterten sich Einige die Bemerkung zu, daß der Kaplan mit dem verstorbenen Grafen eine entfernte Aehnlichkeit habe. Ein Lieutenant zog auch Montigny bei Seite und sagte mit ironischem Lächeln: „Du, der Schwarzrock dort hat etwas von den Waldenburgs. Er bekam wohl aus besondern Gründen diese Sinecure? Ein linker Bruder vom Seligen, was?"

Montigny bestritt lebhaft jede Aehnlichkeit. „Parbleu," schloß er, „sage von meinem Vetter, was Du willst; er war nervös, mondsüchtig, überspannt, aber er sah doch immer wie ein Aristokrat aus, während ich diesen Herrn Stein niemals für Einen von Geblüt und ohne seinen Pfaffenkittel für einen ausgehungerten Schulmeister halten würde."

Montigny sprach dies mit einem verächtlichen Blick auf den einsam stehenden, blassen Mann, sprach's im übermüthigen Bewußtsein, daß ihn die Blicke aller Damen suchten, ihn alle Männer beneideten. Er war so hübsch, so geschmeidig und beredt. Zwar modegültig und elegant gekleidet, doch nur im schwarzen Gesellschaftsanzug, besiegte er gleichwohl selbst die Uniform. Gewachsen wie ein Antinous, hatte Montigny den Kopf eines schönen Provençalen. Das blauschwarze Haar, kräftig sich ringelnd, duldete kaum den Scheitel. Die glänzenden Augen, die aufgeworfenen Nasenflügel, die vollen Lippen, über welchen der keckaufgedrehte, schwarze Schnurrbart saß, verriethen Gesundheit, Temperament und sinnliche Kraftfülle. Man konnte ihn nicht ansehen, ohne auf einem feurigen Roß ihn dahinjagend sich zu denken. Er hatte außer dem Cavalier etwas Zigeunerhaftes in seiner Erscheinung, aber gerade dieser wilde Zug hob ihn in den Augen der Frauen, und er wirkte mit fast dämonischem Zauber auf sie.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Perle deutscher Architektur.

Der Erfurter Dom.

Nach der Natur aufgenommen und auf Holz gezeichnet von Sprosse.

Der große Zug der Reisenden nach dem schönen Thüringer Lande und seinem frischen grünen Walde berührt zwischen Weimar und Gotha die preußische Festung Erfurt, deren umfangreiche Werke den Wanderer nicht zur Einkehr auffordern, obwohl ein freundliches, mit schönen Waldungen und reichen Blumen-, Frucht- und Gemüsegärten geschmücktes Hügelland die altehrwürdige thurmreiche Stadt umgiebt, welche auch an sich dem Freunde der alten Städtegeschichte und der Kunstdenkmäler erhebliches Interesse bietet.

Die Chronisten nennen sie „die große, gedächtnißwürdigste, die volkreiche Hauptstadt Thüringens", und in der That bestätigen noch viele Spuren, daß Erfurt im Mittelalter zu den größten und ansehnlichsten Städten Deutschlands gehörte. An der Hauptverbindungsstraße zwischen dem Norden und Süden des deutschen Reiches gelegen, bildete es zugleich einen Knotenpunkt für den Verkehr nach Osten und Westen. Handel und Gewerbe standen in höchster Blüthe, als es sich dem Bunde der Hansestädte anschloß. Aber auch eine bedeutende, bewegte Geschichte füllt die Annalen der kaiserlichen oder Reichsstadt. Ein sich fühlendes Bürgerthum lag fortwährend mit mächtigen Nachbarn in offener Fehde oder stritt mit der kaiserlichen oder Mainzer Statthalterschaft um alte Rechte. Gegen landadelige Patrizierkasten, die sich zu städtischer Aristokratie ausbildeten, brachen blutige Empörungen aus; kurz, es war ein unaufhörliches, muthiges, zu Zeiten tolles Treiben der stolzen Bürgerschaft außer- und innerhalb der Ringmauern. Aber auch ungeheure, sich öfter wiederholende Feuersbrünste legten große Theile der Stadt in Asche, und pestartige Epidemien rafften viele Tausende der Bewohner hinweg.

So erlosch der alte Glanz; doch heute noch zeugen von ihm viele Patrizierwohnungen, die aus der schönsten Zeit mittelalterlicher Baukunst herrühren. Von sechsunddreißig Kirchen, welche Erfurt früher besaß, sind noch viele und darunter prächtige Meisterbauten wohlerhalten. Die große Anzahl der Glockenthürme, der Stadt ein wahrer Schmuck, ragen weithin sichtbar über die Ziegeldächer der Häuser hervor.

Ueber alle Bauten hinaus aber erhebt sich majestätisch der Dom mit der an seiner Seite gelegenen Stiftskirche St. Severus, die wetteifernd mit der Höhe der kolossalen Kathedrale ihre drei kupfergedeckten schlanken Thurmspitzen in das helle Firmament streckt. Von einem außerordentlich großen Platze aus steigt die freie Riesentreppe, nach welcher der Platz noch immer vom Munde des Volks „vor den Graden" genannt wird, zum Domberge empor. Zehn mächtige Bogen tragen einen sehr breiten, sich um den ganzen Chor ziehenden Vorsprung, welcher nach den aus diesen Bogen gebildeten Nischen mit dem seltenen Wort Cavate benannt ist. Man denke sich nun diese Cavate, die Treppe und den Platz von einer prunkvollen, mit wehenden Fahnen dahinziehenden Procession belebt, von einer bunten, mittelalterlichen Volksmenge umgeben, und es giebt ein Bild, der Arbeit des besten Künstlers würdig.

Die gewaltigen architektonischen Massen beider Kirchen wirken von ihrer hohen und freien Lage aus mächtig auf den Beschauer, der mit Bewunderung von der Großartigkeit des Dombaues erfüllt wird. Betreten wir mit ihm die fünf Mal vierzehn Stufen der breiten Treppenflucht, so erfreut uns zunächst an einem Pfeiler ein Denkmal der Dankbarkeit für die reichen Gaben zu diesem Bau in lateinischer Inschrift des 14. Jahrhunderts, die übersetzt lautet: „Im Lobe Christi jauchze, glückliches Thüringen, durch dessen Gnade du dich so hoher Gönner erfreuen kannst."

Oben angelangt, stehen wir vor dem Hauptportal, einem vorzüglich schönen Bau- und Bildhauerwerke. Es ist ein seltsam heraus gehobenes Dreieck am Quergebäude, zwischen Chor und Schiff, das zwei Eingänge von Osten und Westen bildet, über denen sich mit Knospenwerk reich verzierte Spitzgiebel, deren Füllung aus gothischen Rosen besteht, erheben. Auf dem Mittelpfeiler des vorderen östlichen Portals steht die Schutzpatronin der Kirche, die Mutter Gottes mit dem Christkinde auf dem Arme, an den inneren Wänden sind die zwölf Apostel, am westlichen Eingange die zehn klugen und thörichten Jungfrauen und zwei andere weibliche Statuen zu sehen. An der äußeren abgestumpften Ecke befindet sich eine vergitterte Nische in Kapellenform, welche eine uralte bemalte Statuette der heiligen Anna birgt, die wahrscheinlich früher das Ziel frommer Wallfahrer und somit eine ergiebige Quelle für die Baucasse war. Ueber diesem Kapellchen schmücken drei prächtige Bildsäulen von Bonifacius, Adolar und Eoban den ausstrebenden Eckpfeiler, den würdigen bedeutungsvollen Platz für die ersten Lehrer des Christenthums in Thüringen, welche auch die ersten Erbauer eines Kirchleins an derselben Stelle waren. Der Pfeiler geht in einer merkwürdigen steinernen Laterne von zierlicher Form aus, die gewiß nicht nur als bloßes Symbol des Lichtes, das von hier ausstrahlte, sondern zu wirklichem Leuchtfeuer gedient, ihre Helle weithin gesendet und den wunderbaren Steinbau mit magischem Lichte übergossen haben mag.

Dieses herrliche Portalwerk, das durch seine überreichen Verzierungen das höchste Interesse erregt, ist besonders wegen des hohen Alterthums der Bildsäulen wichtig, die vielleicht schon den ersten Dom, der im 12. Jahrhundert hier auf dem Felsen stand, schmückten. Die Restauration hat sich diesem baulichen Schatzkästlein mit besonderer Vorliebe und Meisterschaft zugewendet und alle Lücken und Verwüstungen, welche Zeit, Unglück und barbarische Mißhandlung vielfach angerichtet hatten, auf das Beste ergänzt und beseitigt.

Nahebei steigen von einem riesigen Unterbau, dem ältesten Theile des Domes, die kolossalen Thürme empor. Die einfachen Rundbogen des Frieses und der Fensteröffnungen bekunden den byzantinischen oder romanischen Baustyl, der im 13. Jahrhundert dem gothischen oder altdeutschen Spitzbogen weichen mußte. Noch in den oberen Stocken zeigen die Fenster bald Rund-, bald Spitzbogen.

Wir befinden uns auf dem sehr geräumigen, mit Sandsteinplatten belegten Umgange der Cavate und betrachten den Chorbau, der nach Osten uns auf der vortrefflichen Abbildung entgegensteht, in seiner großartigen reinen Schönheit. Funfzehn bis zu enormer Höhe sich emporstreckende Fenster mit zierlichem, unerschöpflich mannigfaltigem Steinhauerwerk und zwischen ihnen die noch höher in Spitzen auslaufenden Pfeiler, mit trefflichen Bildnerwerken geschmückt, bilden diesen Haupt- und schönsten Theil des Gotteshauses.

Die schöpferische Kraft der Erfindung, der Thaten- und Opferreichthum des christlichen Mittelalters, die Herrlichkeit der altdeutschen Baukunst, „der großen harmonischen Massen, zu unzähligen kleinen Theilen belebt", treten uns da mit hoher Gewalt vor die Seele. Die erste Bestimmung aller Baukunst, einen Raum einzuschließen, scheint hier am Chor aufgehoben zu sein, denn es giebt keine Wände, sondern nur Fenster und Pfeiler nach oben strebend, wie der lichtvolle Gedanke des Christenthums. Wir werden an F. Schlegel's schwärmerischen Ausspruch erinnert: „Die Kunst kann das Unendliche gleichsam unmittelbar darstellen und vergegenwärtigen."

Das Lichtmeer, welches sich durch die überaus großen Fenster in das hohe Gewölbe des Innern ergießt, würde kaum zu ertragen sein, wenn es nicht durch Glasmalereien gedämpft würde. Fabeln aber immer noch neuere Romantiker von mystischem Dunkel in gothischen Tempeln, so ist diese poetische Licenz als ein Irrthum entschieden zurückzuweisen; denn es giebt keine lichtreichere Baukunst, als die altdeutsche. Die zum größten Theile ausdrucksvollen Bildsäulen der Pfeiler sind nach der Anschauung der christlichen Baukunst so aufgestellt, daß von diesen Wächtern des Gotteshauses die männlichen Heiligen die Ost- und Südseite, die weiblichen die Nordseite einnehmen, gemäß der urchristlichen Sitte, nach welcher Männer abgesondert von den Frauen in der Kirche dem Gottesdienste beiwohnten. An der Spitze der Statuen steht, symbolisch gerechtfertigt, die Patronin des Stifts, die Mutter Gottes, Maria.

An den Pfeilern und ihren untern Verbindungen sind noch schwache Ueberreste von mit Gold belegten Malereien und Aufschriften, deutlich aber die Jahreszahl 1436 zu erkennen. Unter dem Chor hin zieht sich eine geräumige Krypta. Am Ende der Cavate beim südlichen Eingange zur Kirche beurkundet eine Inschrift, daß der Bau des Chors am 25. März 1349 begonnen. Von dieser Seite des altanartigen Vorsprungs, von dem eine zweite schmälere Treppe nach Osten zum Platze hinabführt, ist eine reizende Aussicht über einen großen Theil der Stadt, in das anmuthige Gerathal, die blauen Berge des Thüringer Waldes im fernen Hintergrunde und nach den grünen Höhen des Steigers eröffnet. Von der schwindelnden Höhe der Thürme herab wird die Umsicht außerordentlich erweitert, auch durch den Hinblick auf Erfurts Umgebungen mit den bedeutenden Citadellen, der Cyriaksburg und dem Petersberge, eine ganz herrliche. An derselben Seite führen zu beiden Seiten einer Kapelle zwei Eingänge zu dem einen Garten umschließenden Kreuzgange. Dieser in seiner düstern Stille ist ein höchst interessanter und anziehender Theil des Dombaues.

Wenn man sich im Anschauen der ruhigen Größe, von der stummen Sprache des wunderbaren Steinbaues berührt fühlt, und wenn plötzlich, an einem Ostermorgen, die gewaltige laute Sprache der ehernen Zungen zu reden beginnt; wenn die großen weithintönenden Glocken den Ambrosianischen Lobgesang „Herr Gott Dich loben wir" intoniren, so giebt es kein Menschenherz, in dem solche Klangschwingungen nicht nachzitterten.

Das weitberühmte Geläute der Domkirche besteht aus zehn Glocken. Im mittleren Thurme befindet sich die sogenannte große Glocke; sie ist Maria gloriosa getauft, wiegt 286 Centner, hat 15 Ellen im Umfange bei 6 Zoll Dicke und 5 Ellen Höhe. Die lateinische Inschrift lautet übersetzt: „Zum Preise der Gönner töne ich ruhmvoll, verjage die Wetter und bösen Geister, verkünde mit heiligem Gesange den vom Volke zu beginnenden Gottesdienst. Ehrh. Won v. Kempen goß mich. 1497."

Im südlichen Thurme hängen drei Glocken von 66, 28 und 19 Centner, im nördlichen zwei von 82 und 38 Centner Gewicht. Ferner sind noch vier sogenannte Silberglocken vorhanden.

An den Hauptfesten erheben alle Glocken der zahlreichen Thürme der Stadt ihre Stimmen zu einem Geläute, wie wir es in Deutschland kaum schöner hören. Ueber alle die lauten Klänge hinweg herrscht natürlich die Maria gloriosa mit ihrem energischen, sonoren tiefen F, das, obgleich es die Luft auf Meilen durchzittert, von wundersamer Sanftheit erklingt.

Wie durch sein Glockengeläute so ist Erfurt auch durch Orgelspiel weithin berühmt. In einem langen Zeitraume bis heute hat die Stadt, wie Thüringen überhaupt, namhafte Organisten gezogen, deren Meisterschaft überall bekannt ist. Auch der Altmeister Joh. Sebast. Bach und sein Schüler Joh. Ludw. Krebs („der beste Krebs in meinem Bache") sind in Thüringen geboren. Ein großes Orgelwerk ertönt im Dom. Wir treten durch den westlichen Haupteingang, von dem wiederum zwei Treppen zum Domberge hinabführen, in das Schiff, um von dem Innern des Doms sogleich den mächtigsten Eindruck zu empfangen. Es eröffnet sich vor uns eine fast unabsehbare Ferne von den buntesten Lichtern erhellt. Die ungemein hohen Gewölbe werden im Schiffe von acht Pfeilern getragen, so daß ein Mittel- und zwei ansehnliche Seitenschiffe gebildet werden. Das Quergebäude dehnt sich noch vor dem Chor aus, welchen ein schönes Eisengitterwerk abschließt. Einige Stufen führen zum hohen Chor, dessen Endpunkt der Hochaltar bildet.

Der Chor mit seinem kühngesprengten Gewölbe ohne alles Stützwerk, mit den kostbaren alten Glasmalereien, welche die Architektur durch lichtes Farbenspiel beleben, gewährt den erhabensten Anblick. Die Höhe der Gewölbe ist noch weit beträchtlicher als die des Langhauses. An beiden Seiten laufen Reihen von Chorstühlen, vortreffliche Holzschnitzarbeiten, hin; nur der Altar macht, abgesehen von guten Gemälden, dem Geschmack seines Erbauers wenig Ehre. Die sämmtlichen Fenster sind durchaus mit eingebrannten, zusammengesetzten Malereien erfüllt, welche in ihren figürlichen Darstellungen zwar mangelhaft, aber mit naiver und inniger Empfindung gezeichnet, prachtvoll colorirt und ein Schatz von höchstem Werthe sind. In der Mitte des Chors steht der sogenannte Wolfram, die metallene Gestalt eines fast lebensgroßen Mannes, in den ausgestreckten Händen Leuchter haltend. Es ist dies ein werthvolles Werk des 12. Jahrhunderts und wahrscheinlich die von einem Büßenden zur Sühne dargebrachte Gabe. Ein anderes Kunstwerk der neuesten Zeit, von dem rühmlich bekannten Erfurter Buchbinder Schropp aus Holz und Pappe gefertigt und der Kirche verehrt, ist der 18 Fuß hohe Kronleuchter, ein im reichsten gothischen Styl sich aufbauender Thurm mit einer Menge Statuetten. Die Kanzel nach Schinkel's Entwurf und der Taufstein, ein vorzügliches Werk des 16. Jahrhunderts, ziehen im Schiff unsere Aufmerksamkeit auf sich. Daselbst ist ein riesiges Wandgemälde von 1499, den heiligen Christoph darstellend, wie er das Christkind durch die Fluthen trägt, eine Art Wahrzeichen von Erfurt. Darunter steht das interessante bemalte Denkmal des Grafen Ernst von Gleichen (1227), denselben zwischen seinen beiden Frauen darstellend. Unter mannigfachen bemerkenswerthen Bildern ist das vorzüglichste, eine Madonna von Lucas Cranach, in der Sacristei geborgen. Unter den Denkmälern zeichnet sich ein von Peter Vischer gegossenes aus. Von den vorhandenen zehn Altären sind mehrere schöne Werke der Sculptur und Malerei. Den Boden des Schiffes bedecken überall Leichensteine mit metallenen Epitaphien.

Zur Geschichte des Dombaues haben sich außer den steinernen Urkunden am Bau selbst nur dürftige Nachrichten in Annalen und Chroniken erhalten.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen, errichtete um die Mitte des achten Jahrhunderts in dem damals noch kleinen Erfurt eine Kirche, welche er zum Sitz eines Bischofs in der Person seines Amtsgenossen Adolar zwar bestimmte, die aber nach dem Märtyrertode beider Heiligen (in Friesland 755) erst in ein Kloster, dann in ein Collegienstift verwandelt wurde, nachdem Thüringen dem Erzstift Mainz in geistlichen Dingen unmittelbar untergeben worden war. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts stürzte der Bau theilweise zusammen, der Rest wurde niedergeworfen, und ein neuer weit größerer Bau begann wahrscheinlich 1153; denn das folgende Jahr wurden die Körper Adolar's und Eoban's beim Ausgraben der Fundamente feierlich erhoben und ausgestellt. Von den für diese Reliquien erlangten Opferspenden mag der Kirchenbau langsam weitergeführt worden sein. Die Gebeine beider Heiligen wurden in silbernen Särgen in einer Kapelle des Domes beigesetzt; im Bauernkriege bewahrte sie zu größerer Sicherheit der Rath der Stadt auf dem Rathhause, ließ jedoch später zur Zeit einer Hungersnoth aus dem edeln Metall der Särge Münzen schlagen, die den Numismatikern unter dem Namen „Sargpfennige" bekannt sind.

Im Jahre 1225 wurde bereits die erste Orgel aufgestellt, und 1236 feierte man die Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth von Thüringen während zehn Tagen in festlichster Weise unter dem Zuströmen unzähligen Volkes. Eine der größten Glocken Europas, 300 Centner schwer, wurde 1251 auf den Thurm gezogen. Das Schiff der Kirche stürzte wiederum 1452 zusammen, und zwanzig Jahre später ereignete sich bereits ein neues schweres Unglück. Ein aus politischer Rachsucht an mehreren Stellen der Stadt angelegter Brand erreichte auch den Domberg, entzündete das Balkenwerk der Thürme und das Langhaus; die Glocken schmolzen, und das glühende Metall soll die breiten Stufen herabgeflossen sein.

Beim sogenannten Pfaffenstürmen und im Bauernkriege litt hauptsächlich der äußere Schmuck der Kirche; 1717 endlich zerstörte der Blitz die Thurmspitzen. Einen größeren Ruin aber brachte das Jahr 1813. General d'Alton, der französische Commandant der Festung Erfurt, zog die beiden Stiftskirchen wegen der hohen Lage und der Nähe der Citadelle Petersberg zur Befestigung der letzteren und ließ sie durch Palissaden mit ihr verbinden. Schon hierbei wurde rücksichtslose Zerstörung geübt; im Laufe der Blokade aber sind beide Gotteshäuser zu Ställen, Magazinen und Casernen entwürdigt, und das Innere derselben mit vandalischer Rohheit gänzlich verwüstet worden.

Das Domcapitel begann 1829 die Restauration des Innern, und 1842 wurde die neue Orgel des Meisters Hesse, aus Dachwig bei Erfurt, aufgestellt.

Wir dürfen diese Mittheilungen nicht schließen ohne ein Wort der Anerkennung für die Männer, welche seit einer Reihe von Jahren die Restauration des Aeußeren des herrlichen Domes leiten. Je langsamer diese gründliche Herstellung nach dem Maße der vom Capitel mit unermüdlicher Opferwilligkeit aufgebrachten Geldmittel vorschreitet, um so solider, geschmackvoller und harmonischer treten die neuen Theile in die Reihe der alten ein. Wir müssen uns über das bisherige glänzende Ergebniß freuen und nicht am wenigsten darüber, daß es besonders heimathliche Talente sind, die hier schaffen und wirken, und ein neues unwidersprechliches Zeugniß für die Tüchtigkeit unsers thüringischen Volksstammes ablegen. Leitende, wir dürfen wohl mit Recht sagen, inspirirende Behörde von ausdauerndster und kenntnißreichster Thätigkeit ist der Regierungs- und Baurath Drewitz; unter ihm arbeiten Pabst und Meygebauer im Bureau; dem Bildhauer Kölling und seinen Gehülfen verdanken wir die schönen Bildhauerwerke.

Mögen sie fortfahren die alten Wunden des schönen Tempels zu heilen, der mit vollem Rechte einst an der Spitze der Prachtbauten stehen wird, die anderwärts nur durch fürstliche Opfer und Beihülfe von Millionen ihrer Vollendung entgegengeführt werden konnten! Möge Thüringen den Dom als einen der ältesten Zeugen seiner bedeutenden Geschichte und die alte Hauptstadt hoch in Ehren halten, deren Ruhm noch vielen Jahrhunderten Erfurts Dom durch Glockenklang und Orgelton verkünde!

Eine ungewöhnliche Frau.

Von **Schmidt-Weißenfels.**

In Sanssouci war eins der kleinen Sommerfeste, die Friedrich Wilhelm IV. in der ersten glänzenden Zeit seiner Regierung zu veranstalten liebte und zu denen, außer den Mitgliedern der königlichen Familie, stets eine Anzahl von Personen eingeladen war, die sich durch Ruhm, Talent oder Geist auszeichneten.

Der kunstliebende Monarch hatte erst kurz zuvor eine Sendung antiker Sculpturen und Kunstwerke erhalten, die noch in einem Zimmer des reizenden Landhauses Charlottenhof aufgestellt waren. Ein Theil der Gesellschaft besichtigte dieselben; sie umstand den ehrwürdigen Alexander von Humboldt, welcher in der heitersten Laune über einzelne der Antiken plauderte. Der alte Bildhauer Rauch kam mit einem der Sculpturstücke, um Humboldt eine darauf befindliche griechische Inschrift zu zeigen. In dem nämlichen Augenblicke trat der König herein, gefolgt von einem stattlichen Herrn, der an jedem Arm ein schönes Mädchen führte.

Der König besichtigte mit seiner Lorgnette das von Humboldt gehaltene Sculpturstück. „Was ist dies für eine Inschrift?“ rief er neugierig und sichtlich erfreut. „Was heißt das?“

„Majestät, wir haben hier eine der besten Kennerinnen des Griechischen“ — und indem Humboldt sich an die ältere jener beiden jungen Damen wendete und auf die Inschrift deutete, fuhr er in seiner liebenswürdigen Weise fort: „Durchlaucht, deuten Sie uns dies Orakel?“

Die junge schöne Dame erröthete, aber sie gab die Uebersetzung der Inschrift schnell in französischer Sprache, hinzufügend, daß Herr von Humboldt so galant gewesen sei, sich unwissend zu stellen.

Der Alte lächelte; der König sagte der Uebersetzerin eines seiner liebenswürdigsten Complimente; dann verließ er mit dem Herrn und dessen beiden Damen wieder das Zimmer.

„Wer ist diese junge Dame?“ fragte Rauch den Nestor der Wissenschaft. „Sie ist eine Schönheit.“

„Sie kennen sie noch nicht?“ erwiderte Humboldt und ging dabei mit dem greisen Künstler hinaus in die dufterfüllten Rosengänge. „Sie ist eine Fürstin Ghika, die Tochter des Herrn, der sie und ihre Schwester führte, des Fürsten Michael Ghika, Banus von Krajowa. Die Familie ist, wie Sie wissen werden, die erste der Donaufürstenthümer und lieferte seit zweihundert Jahren die meisten Hospodaren und Minister der Moldau und Walachei, ein uraltes rumänisches Geschlecht, welches bis vor einigen Jahrzehnten noch stolz war, von der abendländischen Cultur nicht beleckt zu sein. Aber die Eltern der Prinzeß Helene, deren Schönheit Ihnen mit Recht auffiel, überhaupt die letzte Generation der Ghika, hat die orientalische Bojarennatur abgelegt und ist als die gebildetste Familie in unserem Sinne unter dem türkischen Scepter anzusehen. Eine eigenthümlich literarische Neigung herrscht in ihr. Die Mutter schrieb zum ersten Male in rumänischer Sprache die Uebersetzung eines Werkes von Madame Campan; der Vater ist eine Art Gelehrter, Archäolog, und reist, seitdem er seinen Ministerposten 1841 niedergelegt hat, in Europa mit seinen Töchtern umher, ‚Studien halber‘, wie man auf ihre Pässe setzen mußte, um sie unserer Polizei nicht verdächtig zu machen.“

Der greise Humboldt lächelte dabei schalkhaft zu Rauch hinüber. „So halten sie sich wohl auch hier in Berlin ‚Studien halber‘ auf?“ fragte dieser.

„Ja, 's ist so etwas,“ entgegnete Humboldt. „Sie lebte eine Zeit lang in Wien, dann in Venedig, in Dresden und nun hier. Ueberall sorgt der Fürst Michael dafür, daß seine Töchter die besten Gelegenheiten finden, ihr Wissen und ihre Bildung zu bereichern. Ich versichere Sie, die älteste namentlich, die Prinzeß Helene, besitzt ein bei ihren einigen zwanzig Jahren überraschendes Wissen; man kann mit ihr discutiren, wie mit einem Gelehrten, und so oft ich auch schon das Vergnügen hatte, mich mit ihr zu unterhalten, stets entdecke ich neue glänzende Seiten ihres reichen Geistes. Denn sie hat etwas Ursprüngliches; es ist mir oft, als schlummere eine Mission in ihr, und wäre sie kein Weib, ich sagte ihr eine große Laufbahn voraus. Man möchte es bedauern, daß so viel Bildung und Anlage nur bestimmt sein soll, an einen Mann gegeben zu werden, der es vielleicht gar nicht zu würdigen weiß. Sie haben, lieber Rauch, als Künstler ihre Schönheit sogleich in's Auge gefaßt, und in der That, sie ist griechischer Art; man könnte das Modell zu einer Statue nicht vollkommener finden. Diese Stirn, dies Auge, die Nase, alle Linien ihres Gesichts, die ganze Büste, sie sind alle nicht gewöhnlicher Art. Aber ich meinerseits hebe noch mehr die überraschenden Eigenschaften ihres Geistes hervor. Ihre Sprachkenntnisse sind ein wahrer Schatz. Und dabei ist sie nichts von dem, was man eine Gelehrte, einen Blaustrumpf nennt, sie ist weiblich in Allem, und anderseits doch auch mit einer männlichen Energie und Charakterstärke begabt. Sie schießt vorzüglich mit der Pistole, und obgleich ich leider noch keine Probe ihrer Schwimmkunst mit ansehen konnte, so rühmt man dieselbe doch, und sie soll einmal in Gegenwart des ganzen Ghika'schen Hospodarenhofes der Walachei ein wahres Forcestück im Schwimmen geleistet haben. Auch malt sie. Ja, ja, lieber Rauch — sie gehört Ihrer Sphäre nicht minder an, wie der meinigen, und Sie werden ihre Bekanntschaft mit Vergnügen machen. —“

Der Fürst Michael Ghika kehrte mit seiner Familie erst Ende des Jahres 1848 nach der Walachei zurück. Die Revolution in der Hälfte des abendländischen Europa wurde von seiner Tochter, der Fürstin Helene, sonach geistig mit durchgemacht. Sie konnte den Athem dieser Zeit fühlen; sie mußte den Ruf der Völker nach Freiheit hören; sie hatte Gelegenheit, zu sehen, wie der Westen Europa's sich gewaltsam aus der Schale mittelalterlicher Einrichtungen riß.

Bald nach ihrer Heimkehr verheirathete man sie mit dem Prinzen Alexander Koltzoff-Massalsky, einem Sproß der ältesten echt russischen Geschlechter. Der Gemahl der Prinzeß Ghika war aber eben nur ein Mann, ein Russe, der in den Anschauungen des Großrussenthums und der griechischen Pietisterei lebte. Seine Gemahlin war aber mehr als eine Frau; sie fühlte sich weder glücklich, daß sie eine der ersten russischen Aristokratinnen geworden, noch daß sie am Hofe Nikolaus des Ersten einen ausgezeichneten Empfang und einen der bedeutendsten Ehrenposten bei der Großfürstin Olga erhielt.

Etliche Jahre vergingen. In der Fürstin Helene Koltzoff-Massalsky war, was längst als Keim in ihr gelegen, aufgegangen, und der große russische Kerker des Czaren Nikolaus ward ihr zu enge. Die im Westen Europa's eingesogenen Ideen entfalteten sich in ihrem Kopfe unter dem halborientalischen Himmel Moskau's; der Gegensatz der Bestrebungen der civilisirten Menschheit und des in Sclaventhum und Barbarei versunkenen Orients, den sie gerade deshalb am besten zu würdigen wußte, weil in ihrer Heimath an der Donau die Ströme abendländischer Cultur und morgenländischen Lebens auseinander stoßen, versetzte ihr innerstes Wesen in eine Disharmonie, unter welcher Geist und Körper gleichmäßig litten. Sie verstand ihr Unglück als Frau, indem sie die Gewalt begriff, mit welcher ein wahrhaft männlicher Geist sie fortriß, eine Mission zu übernehmen. Die Idee der Civilisation wollte sie in die Völker des Orients tragen, mit dem sie sich durch ihre alte Familie verwandt fühlte; der Geist der Freiheit, der in dem Westen nach Herrschaft rang, sollte Bresche auch in die verdumpfte Welt des Orients legen und aufrütteln zum Leben, was hier noch lebensfähig war. Sie hielt sich für fähig, eine solche Mission zu übernehmen; es war eine Art leidenschaftlicher Patriotismus in ihr, als Rumänin, als eine Tochter des Volks, welches zwischen dem Europa der Fortschrittsbestrebungen und dem in Auflösung begriffenen Morgenlande steht, der Civilisation und der Freiheitsidee der Völker eine Gasse nach dem noch schlummernden Osten Europa's zu brechen. Ihre Erfahrungen in Rußland belehrten sie gerade, daß auch hier die Ideen der Zeit einen fruchtbaren Boden finden konnten.

Der Kaiser Nikolaus hatte Manches von der Fürstin Koltzoff vernommen, was sie ihm des verhaßten Liberalismus verdächtig machte. Der Fürst Koltzoff selbst mußte manches ungnädige Wort des despotischen Czaren hören, so daß er, in soldatischer Ergebenheit gegen seinen Herrn, seine Gemahlin mit einem gewissen Unbehagen betrachtete. Diese selbst konnte ihre Lage nicht länger ertragen. Man verständigte sich sonach beiderseits, und der Fürst verschaffte selber seiner Gemahlin einen Paß und gab ihr die Freiheit als Frau zurück. Nichts fesselte Eines an das Andere, weder Liebe, noch Kinder, noch Geistesverwandtschaft.

Am 26. April 1855 reiste Prinzeß Helene Koltzoff, geborne Ghika, aus Rußland. Sechs Wochen zuvor war Nikolaus gestorben, und sie konnte noch bemerken, daß unter seinem Nachfolger Alexander II. eine liberale Bewegung in dem geknechteten Rußland

begann. Sie reiste, wie heißhungrig nach der Luft der Freiheit, nach der Schweiz. „Zum ersten Mal seit langer Zeit," schrieb sie über ihre Gefühle, als sie den Boden Helvetiens betrat, „fand ich mich angesichts meiner selbst, ohne mich von den Gewichten der Langeweile und Erschlaffung bedrückt zu fühlen. Die Luft ist hier so rein! Die Stimme der Natur, die uns in ihrem Schooße wiegt wie eine Mutter in ihren schützenden Armen, ist hier so tröstend! Alles was mich umgiebt ist so friedlich wie mein Gemüth. Ich fühle, daß mein wohlthätiger Genius mich in diese gewaltigen Berge geführt hat. Werde ich hier andere Leiden oder einen gesegneten Boden finden? Was thut's — diese Sonne, welche in goldenen Nebeln untergeht, kann nicht der Verkünder eines traurigen Morgens sein. Das Glück muß hier sein, wo es so schön strahlt."

Die Frucht ihrer Reise nach der Schweiz und ihres Aufenthalts daselbst war das später erschienene Werk: „Die deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönches". Sie hatte diesen selten erklommenen Berg, einen der Trabanten der Jungfrau, mit einer ihre Führer in Erstaunen setzenden Energie erstiegen und auf dem Gipfel desselben die Fahne der Walachei wie ein Siegeszeichen ihres Volkes aufgepflanzt. Ihr Werk über die Schweiz machte den Namen Dora d'Istria, welchen sie als Schriftstellerin angenommen hatte, sogleich berühmt; es war überraschend, ein Weib mit solcher Gründlichkeit und mit so philosophischem Geist gelehrte und historische Stoffe behandeln zu sehen, wie es von Dora d'Istria geschah. Besonders reich an Gedanken ist das Capitel über das Concil zu Constanz und die Märtyrer der Freiheit im 15. Jahrhundert, eine Apotheose von Huß, „dessen Scheiterhaufenflamme über den Häuptern der Generationen gestrahlt hat, gleich einem heiligen Lichte, glänzender als die Sonne. Seine Asche, in alle Winde verstreut, hat den Boden des alten Europa befruchtet und Lefèvre, Zwingli und Luther darauf hervorgebracht." Auch die Geschichte des Sonderbundes athmet diesen Geist der Freiheit und des Fortschritts, als deren Apostel sie seitdem sich bei Gelehrten wie bei Völkern einen Ruhm seltener Art erworben hat.

Ein paar Jahre Aufenthalt in der Schweiz gaben ihr Muße zu großen Studien und zur Sammlung ihrer eigenen Erfahrungen über die Sitten und Einrichtungen des Orients. Die Resultate derselben liegen in starken Bänden vor, Zeugnissen eines erstaunlichen Fleißes und eines überreichen Geistes. Im Jahre 1858 erschien ihr gediegenes und Aufsehen erregendes Werk über das Klosterleben in der orientalischen Kirche, in dem sie als eine energische Widersacherin der Klöster auftrat und durch zahllose Beispiele diese längst überlebte Einrichtung in ihrer Schädlichkeit und Nutzlosigkeit darstellte. Nach einem geschichtlichen Abriß der Entstehung des orientalischen Mönchthums, seiner Fortschritte, Leistungen und seines Verfalls, werden die Klosterregeln und Gebräuche der einzelnen Länder aufgeführt. Am interessantesten ist das Capitel über Griechenland. Dies an sich arme Land wird durch zahllose Klöster ausgesogen; ein einziges besitzt 2 Mill. Franken Revenüen und hat in seinem Keller 50,000 Flaschen Wein. Auf dem Berge Athos in Macedonien befinden sich 23 Klöster mit 6000 Mönchen, die Nichts thun als ihr Leben in Essen, Trinken und Beten, man weiß nicht weßhalb und wofür, verbringen.

Berühmter noch als dieses Werk machte den Namen Dora d'Istria das 1860 veröffentlichte: „Die Frauen im Orient". „Der Westen," schreibt sie darin, „erinnert sich heut nicht Alles dessen mehr, was der Orient für ihn gethan hat; er vergißt gern die Erinnerungen alter Zeiten und die Wunder der Renaissance. Es existirt sogar eine Schule, welche sich systematisch auf die Erniedrigung der Orientalen und ihrer religiösen Einrichtungen, ihrer Traditionen, Ideen und Gesetze legt. Die Frauen sind dabei nicht geschont. Ich versuche in meinem Werke diesen übelwollenden Stimmen zu antworten, wie ich anderwärts versucht habe, die Freiheiten unserer (griechischen) Kirche zu vertheidigen." Nation um Nation wird nun in den Verhältnissen, in denen sich ihre Frauen befinden, mit geistreichen Parallelen auf abendländische Verhältnisse beschrieben, die Griechen, die Albanesen, die Russen, Armenier, Polen, Slaven, Kosaken, Samojeden, Mandschuren, fast alle Völker Ost-Europas und Asiens. Das Werk mit ungemeinem Reichthum an Wissen ist aber nichts weniger als eine Apotheose des Orients und der dortigen Frauenwelt. Aus seinen Endfolgerungen kann man erkennen, in welcher Idee Dora d'Istria ihr Buch geschrieben hat. Sie resumirt, daß in den Gesellschaften, in denen die Religion die Rechte des Herzens, die Bedürfnisse des Geistes und das heilsame Princip der bürgerlichen Gleichheit von Mann und Frau nicht heiligt, weder Achtung noch Liebe für das schwache Geschlecht existiren kann. Die Frau wird dort Sclavin und sinkt zum Thier herab; sie bleibt ein Werkzeug der Lust, ein Gegenstand des Handels, nichts weiter. Die Frau ihrerseits entschädigt sich dadurch, daß sie nur ihre Eitelkeit befriedigt. Bei den Völkern, wo die Frau dem Manne gleichsteht, aber die Sclaverei noch existirt, bringt dieselbe ähnliche Wirkungen hervor wie die Polygamie der Asiaten. Religion und politische Einrichtungen tragen also die Schuld am Loose der Frauen. Der Islam behandelt die Frau als Dirne, das Christenthum hat sie auf eine höhere Stufe gestellt. Aber der Katholicismus seinerseits behandelt sie mit Mißtrauen und sucht sie niedrig zu halten; die Concilien hielten das Weib mit der Bezeichnung der Griechen stets für etwas Schwaches, für nichts Ehrenvolles. Erst die moderne Philosophie hat die Frau dem Manne völlig gleichgestellt, ihr Rede, Freiheit, Würde und Vertrauen gegeben; der Protestantismus ist vom Geist dieser Philosophie am meisten erfüllt. In die uncultivirten Völkerstämme des Ostens eine aufgeklärtere Religion zu tragen, das sieht Dora d'Istria deshalb als eine dem Westen zustehende Mission an. —

Nach Erscheinen dieses Werkes reiste sie nach Griechenland, wo sie einen enthusiastischen Empfang fand und sogar zum Mitglied der Akademie von Athen ernannt wurde. Ihre Studienreise dehnte sich dann über ganz Rumelien aus, dessen Sitten und Verhältnisse sie erst neuerdings in zwei starken Bänden beschrieben hat. Ihr ständiges Domicil nahm sie seitdem im nördlichen Italien.

Dora d'Istria ist, wie aus dem kurzen Abriß der Gedanken in ihren Hauptwerken wohl ersichtlich geworden sein wird, eine Frau, wie es zu allen Zeiten nur wenige gegeben hat. Sie hat für das gelehrte und gebildete Europa die Welt des Orients wie nie zuvor offengelegt; sie hat den lebensfähigen Orient auf die reformatorischen Ideen Europas hingewiesen, damit jener sich aufraffe; ja sie weiß, wo diese Ideen ihre Wurzeln haben: in der Revolution von 1789, die das feudale Gebäude des Mittelalters zusammenriß, auf dessen Ruinen die Freiheit der Nationen und die Freiheit des Einzelnen trotz Unkrauts und trotz aller Stürme und Angriffe immer kräftiger emporstreben. Noch hat die Idee der Freiheit, welche die Revolution entfesselte, in Europa mit ihren Feinden zu kämpfen, und fußbreit muß sie sich ihr Terrain und, was mehr werth ist, ihr Verständniß erobern; noch langsam und schwer richtet sich die europäische Gesellschaft in die neue Ordnung ein, welche die Folge der Ideen von 1789 sein wird. Aber sie schreitet fort; ihren Marsch hält der Egoismus einzelner Menschen nicht auf. . . Schon sehen wir, wie sie in dem weiten Rußland die Schläfer erweckt und die Ketten der Leibeigenschaft löst, und ein Weib ist es, welches ihr die Thüren zu der bisher geistig abgesperrten Welt des europäischen Morgenlandes einschlägt.

Ein Besuch bei Garibaldi auf Caprera.

Von Moritz Wiggers. *

Schon in Frankfurt a. M. hatte ich gewichtige Empfehlungen an Garibaldi erhalten. Andere empfing ich in Turin durch die Güte der Marchesa Pallavicino Trivulzio, der Gemahlin des Marchese Pallavicino, des alten Patrioten und Leidensgefährten Silvio Pellico's, der unter Garibaldi Prodictator von Neapel und später Präfect von Sicilien war, und so konnte ich hoffen, mir den Zutritt zu dem Helden von Italien zu bahnen. Es war nicht die Neugierde, die mich zu ihm zog. Ich wollte ihm die Zustände

* Die vorstehende Schilderung ward uns schon im Laufe des verflossenen Herbstes zur Veröffentlichung mitgetheilt. Da aber damals bereits alle Blicke sich ausschließlich der Entwickelung der Dinge auf dem Kriegsschauplatze in Schleswig zuzuwenden begannen, fanden wir immer keinen Raum, den Artikel zum Abdruck zu bringen. Jetzt hingegen, wo Garibaldi's plötzliche Abreise nach England darauf hindeutet, daß derselbe vielleicht schon in der nächsten Zukunft wieder eine bedeutende Rolle in der Zeitgeschichte spielen werde, glauben wir unsern Lesern den interessanten Einblick in die Häuslichkeit des großen Parteigängers nicht länger vorenthalten zu dürfen. D. Red.

in Deutschland und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer engeren Vereinigung des deutschen und italienischen Volkes darlegen.

Wer von Genua nach Caprera geht, spart Kosten, wenn er in ersterer Stadt ein Billet direct nach Maddalena nimmt, mit welcher nur eine Stunde von Caprera entfernten kleinen Insel die italienische Dampfschifffahrtsgesellschaft Robattini eine Verbindung unterhält. So that auch ich, als ich mich am 10. October Morgens 8 Uhr auf das Dampfschiff l'Italia begab, das um 10½ Uhr die Anker zur Weiterfahrt lichtete.

Das Wetter war prachtvoll. Tiefe Windstille und ein blauer italienischer Himmel über uns. Nach Osten zu das italienische Ufer mit den Wellenlinien seiner bläulichen Berge. Bald erhob die Insel Gorgona ihre steilen Klippen aus dem grünen Meere. Dann kam die Insel Capraja mit ihren gewaltigen Felsenmassen, an denen wir dicht vorbei schifften. Weiter erschien Corsica.

Nach einem einstündigen Aufenthalt auf der Rhede von Bastia, von wo wir die weißen Häuser der Stadt und auf dem Marktplatze die kolossale Statue Napoleon's I. erblicken konnten, welche in neuerer Zeit die Bewohner von Bastia ihrem ehrgeizigen Mitbürger gesetzt haben, fuhren wir weiter nach Süden und sahen noch in der Ferne die durch Alexander Dumas berühmt gewordene Insel Monte Christo. Dann aber ward's dunkel. Die Luft blieb warm wie am Tage, und die vom Schiffe durchschnittenen Wellen sprühten elektrische Funken. Bis gegen Mitternacht weilte ich noch auf dem Deck im einfachen Oberrock.

Es waren noch drei andere Personen, die mit mir nach Maddalena und Caprera sich einschiffen wollten. Zwei Brüder, Alpinolo und Teodoro Sgaralino aus Livorno, Söhne des Major Sgaralino, welcher unter Garibaldi als Officier der freiwilligen Cavallerie alle Feldzüge desselben mitgemacht hatte. Ich sah ihn, als er seine Söhne nach dem Dampfschiffe begleitet hatte. Er trug noch die Uniform der freiwilligen Reiterei mit dem kurzen dunklen Halbrock. Er hinkte: ein Schuß war ihm durch die Hüfte gegangen. Nach der Lebhaftigkeit seiner Bewegung zu schließen, war dies indeß kein Hinderniß für ihn, noch einmal der Fahne Garibaldi's als Freiwilliger sich anzuschließen. Sein ausdrucksvolles und kühnes Gesicht schien diesen Augenblick herbeizusehnen. Die Söhne waren ein Paar liebenswürdige junge Leute. Der Eine derselben, welcher erst kürzlich aus Californien zurückgekehrt war, wo er mehrere Jahre in einem kaufmännischen Geschäfte gearbeitet hatte, sagte mir: „Ich werde auch noch einmal Soldat. Aber ich diene nur unter Garibaldi," setzte er, sich stolz aufrichtend und augenfunkelnd, hinzu. Der Dritte, welcher nach Caprera wollte, hieß Edoardo Magherini. Er diente mit dem Grade eines Lieutenants auf der königlich italienischen Kriegscorvette Magenta als erster Maschinist und war ein aufgeweckter munterer Mann von dreißig Jahren, begabt mit gesundem Verstande, der mit großer Gewandtheit und Energie die „natürlichen Menschenrechte" zu vertheidigen wußte. Er stammte aus Livorno und hatte jetzt einen kurzen Urlaub erhalten. In vier Wochen wollte er mit seinem Schiffe nach Amerika gehen. Sein Vater war früh gestorben, und er nun die männliche Stütze seiner Mutter und seiner Geschwister.

Bereits in der Nacht waren wir in der Nähe der Insel Maddalena, welche sich dicht am nördlichsten Theile der Insel Sardinien aus dem Meere erhebt. Die Einfahrt nach dem auf derselben belegenen Städtchen gleichen Namens windet sich zwischen Klippen durch eine enge Straße und ist bei Nacht nicht zu passiren. Deshalb kreuzten wir bis Tagesanbruch auf hoher See, und dann erst fuhren wir in die von felsigen Inseln umgebene Meerenge. Die Insel Caprera ist von der Insel Maddalena durch einen schmalen Meeresarm getrennt, welcher einen vortrefflichen Hafen bildet. In demselben hat einst die ganze Nelson'sche Flotte Zuflucht gefunden. Nicht weit von dem Städtchen Maddalena eröffnet sich die Aussicht auf Caprera, welches ganz aus Felsen und Klippen besteht und zu einer Höhe von vielleicht 2000 Fuß emporsteigt. Im Vordergrunde auf einem Hügel von einigen 100 Fuß erhebt sich ein kleines Häuschen mitten in unwirthbarer Gegend, wo alles vegetabile Leben erstorben zu sein scheint, umgeben von gigantischen Felstrümmern und Felsmassen. Es ist die Wohnung Garibaldi's.

Um 7 Uhr ankerten wir in Maddalena. Es giebt dort nur ein Wirthshaus, und in diesem ist nur ein geräumiges Fremden-Schlafzimmer mit zwei Betten, welches von mir und Signor Edoardo, dem Maschinisten, occupirt ward. Dem Wirth, Raffo Lorenzo, steht aber noch ein anderes ihm gehöriges, von seinem verheiratheten Sohne bewohntes Haus zu Gebote, in welches die überzähligen Fremden placirt werden konnten. Es lebte sich übrigens bei der Raffo'schen Familie sehr angenehm. Das Essen war nicht schlecht, der Wein von Maddalena und Sardinien nicht übel, die Seefische waren gut und die sardinischen Trauben ganz vortrefflich.

Jedesmal nicht lange nach der Ankunft des Dampfschiffes kommt Menotti Garibaldi mit seinem Boot von Caprera herüber, um die angemeldeten Freunde, die Post und die angekommenen Sachen in Empfang zu nehmen. Natürlich ist für die einsamen Bewohner von Caprera die Ankunft des Dampfschiffes ein Gegenstand von hoher Bedeutung. Auch diesmal war der junge Mann nicht ausgeblieben. Er stand nicht weit von der Thür meines Wirthshauses zusammen mit seinem jüngeren Bruder Ricciotto, als ich mich ihm vorstellte und meine Empfehlungen an seinen Vater vorzeigte. Er hat eine hohe, markige und breitschulterige Gestalt, die zusammen mit dem stolzen und trotzigen Gesicht seinen Muth und seine Riesenkraft verräth. „Er ist ein wahrer battiferro (wörtlich: Eisenschlager), wie wir Italiener sprechen," sagte mir mein Freund, der Maschinist. Dem Ansehen nach hat er die Mitte der Zwanziger nicht überschritten. Ricciotto, der kaum zwanzig Jahre alt sein mag, sieht nicht weniger kräftig aus, aber er macht nicht den Eindruck eines kühnen Soldaten, wie sein Bruder. Er hat sich bisher nur mit den Wissenschaften, namentlich mit der Mathematik, beschäftigt, und den größten Theil seiner Jugend in England, wo er erzogen ward, zugebracht, weshalb er noch jetzt das Italienische mit englischem Accent spricht. Dort hat er einen unglücklichen Sturz vom Pferde gethan und hinkt daher ein wenig. Er sah mir aber nicht so aus, als würde dies ihn zurückhalten, seinem Vater zu folgen, wenn dieser wieder zum Schwerte greift. Menotti blickte mich erst etwas barsch und forschend an, als ich ihn anredete. Als ich aber mit meinen Empfehlungen hervorrückte, wurde seine Miene freundlicher und er sagte mir, daß sein Vater mich gewiß jederzeit gern annehmen würde. Die Empfehlungsbriefe rieth er mir persönlich zu übergeben.

Ich miethete mir nun mit Signor Edoardo ein Boot, welches von Giuseppe Raffo und einem rothhaarigen Vetter desselben geführt ward. Der Wind war ziemlich stark und conträr. Wir mußten daher kreuzen und brauchten anderthalb Stunden, um nach Caprera zu gelangen. Vornan liegt das Haus einer amerikanischen Lady, Namens Hull, welche dort schon länger als dreißig Jahre gewohnt und ihrem Manne, der auf der Insel verstorben ist, in der Nachbarschaft ihrer Wohnung ein Denkmal gesetzt hat. Von ihr hat, nach Giuseppe's Erzählung, Garibaldi sein Besitzthum auf Caprera im Jahre 1848 gekauft. In der Nähe unseres Landungsplatzes fuhr sie in einem kleinen, von einem Schiffer geruderten Boote an uns vorüber.

Es war halb zwölf Uhr, als wir über die am Landungsplatze verstreuten Felsblöcke mühsam hinwegkletterten. Menotti war dicht hinter uns mit seinem Boot, aber er schlug einen weiteren Weg ein, der zu einer bequemeren und für den Transport von Sachen benutzten Landungsstelle führte. Ein steiniger Fußweg schlängelte sich zu dem hinteren Theile der Wohnung Garibaldi's hinauf. Wir hatten verschiedene Einfriedigungen zu passiren, welche zur Absperrung des Viehes dienten. Die Kühe und Kälber, denen wir begegneten, hatten mit Schweizer Kühen nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit; ihr Ansehen entsprach vielmehr den dürftigen Futterkräutern, welche innerhalb dieser Einfriedigungen wuchsen. Durch ein Thor traten wir in den Hof und schritten über denselben zu einem kleinen hölzernen Quergebäude, worin sich ein kleines Zimmer mit einem Schreibtisch befand, zu welchem die Thür offen stand. Es war aber Niemand darin. Wir gingen darauf in die Seitenthür des Hauses, wo wir endlich einen Bedienten im rothen Garibaldihemd trafen. Die Marchesa Pallavicino hatte die Güte gehabt, mir, außer an Garibaldi, auch an dessen Secretair, den Major Basso, durch den alle Anmeldungen gemacht werden und der daher auf die Zulassung zu Ersterem einen großen Einfluß hat, einen Empfehlungsbrief mitzugeben. Ich erkundigte mich bei dem Diener nach dem Major Basso. Zuvorkommend erwiderte der Mann, der Major sei auf den Fischfang gegangen, werde aber bald zurückkehren, und dann solle ich sofort gemeldet werden.

Wir hatten nun Zeit, uns etwas umzusehen. Der Hof ist geräumig und von einer hohen Mauer umgrenzt. Zu denselben führen an den Ecken vier Eingänge. In der Mitte des Hofes

sind kleine Einfriedigungen, in welchen sich zahlreiches Federvieh befand. Ein mit Laub bedeckter Gang führt zum mittleren Theile des Hauses. Dieses besteht aus zwei Etagen mit kleinen Fenstern und sieht in seiner hellen Farbe recht freundlich und einladend aus. Dicht an den hintern Theil des Hauses lehnt sich ein Hügel, der eine kleine Mühle trägt. Von dem Hügel hatten wir eine imponirende Aussicht rechts über's Meer, geradeaus auf Maddalena, und links auf die Bucht, welche man dort den See nennt. Rundum Klippen, Felsmassen und Wasser. Wir stiegen eben den Hügel wieder herab, als ich plötzlich einen Mann auf Krücken und in der Garibaldiuniform in der Entfernung von etwa zwanzig Schritt von uns gewahrte. „Garibaldi!" flüsterte ich zu meinem hinter mir gehenden Begleiter. Wer anders konnte das sein, als Garibaldi selbst? Wir blieben stehen, nahmen ehrfurchtsvoll unsere Hüte ab und verbeugten uns. Mit großer Leichtigkeit bewegte er sich auf seinen Krücken und ging noch einige Schritte auf uns zu. Dann blieb er stehen. „De l'autre côté, Messieurs, s'il vous plait; après je vous attends," rief er uns mit kräftiger und volltönender Stimme und mit dem feinsten französischen Accent freundlich zu, indem er auf den ersten Eingang zum Hofe zeigte.

Bald darauf kam der Major Basso, der treue Freund des Generals, den er schon nach Amerika begleitet hat. Das erwähnte Zimmer im Quergebäude war sein Studirzimmer. Er führte uns in's Haus, wo wir über die Diele, durch die Küche und einen Gang in ein kleines Gemach gelangten. Es war Sitte, daß man im ganzen Hause die Kopfbedeckung aufbehielt, der Major erinnerte mich wiederholt daran. Er öffnete den an ihn gerichteten Brief, fand darin einen zweiten Brief an Garibaldi und ging mit diesem und dem andern Empfehlungsschreiben, das mir die Marchesa Pallavicino eingehändigt hatte, in das nebenan befindliche Zimmer des Generals. In der Stube, in der wir uns befanden, stand das Bett Garibaldi's, das, in Heidelberg angefertigt, ihm zum Geschenk gemacht wurde. Er hat sich desselben so lange bedient, als seine Wunde noch nicht geheilt war. Ich erkannte es sofort nach der Abbildung, welche davon in der „Gartenlaube" gegeben worden ist. Nachdem wir eine kurze Zeit gewartet hatten, erschien Garibaldi. Er wandte sich an mich und fragte: „Parlez-vous français ou italien?"

„Italiano, un poco, signor Generale."

„Ah, è meglio" (das ist besser), erwiderte der General mit dem ihm eigenthümlichen, gewinnenden Lächeln und nöthigte uns zum Sitzen. Basso blieb hinter uns stehen. Zuerst erkundigte sich Garibaldi angelegentlich nach dem Marchese Pallavicino und der Marchesa. Ich überbrachte ihm die mir mündlich aufgetragenen Grüße. Dann händigte ich ihm die noch in meinem Besitz befindlichen Empfehlungsbriefe ein, auch ein Gedicht und ein Brieschen der Enkel des verstorbenen Patrioten Wirth, zweier Kinder, von denen der Knabe Corporal bei der Bürgerwehrjugend in Frankfurt ist. Er zog sein Augenglas hervor und las die ihm von mir übergebenen Schreiben aufmerksam durch, dann und wann beifällig lächelnd. Besonders schien er sich über einen mir in Frankfurt eingehändigten Brief des Generals Haug zu freuen, der im Jahre 1849 in Rom unter ihm gefochten hatte. Als er an eine Stelle kam, worin dieser ihm von meiner fünfjährigen Gefangenschaft geschrieben, drückte er mir lebhaft die Hand und sagte herzlich: „Tenetemi per un vostro amico!" („zählt mich zu Euren Freunden!") Ich konnte ihn inzwischen aufmerksam betrachten. Ohne die Krücken hätte man ihn für einen völlig Hergestellten gehalten. Sein Aussehen war kräftig, frisch und gesund und entsprach den Bildern, die vor seiner Gefangenschaft aufgenommen sind.

Demnächst ging er über auf die Politik und fragte mich nach meinen Ansichten und Hoffnungen in Bezug auf Deutschland. Ich setzte ihm die dortigen Verhältnisse in Kurzem auseinander, die Sympathien, welche in einem großen Theile von Deutschland für ihn und das italienische Volk vorhanden wären, und das gemeinsame Interesse, welches beide Völker mit einander verbände. Er erwiderte darauf mit großer Gewandtheit im Ausdruck, mit tiefem und heiligem Ernst und mit seinem stolzen, volltönenden und zum Herzen dringenden Organ. Ich füge hier die Antwort, welche ich bald darauf notirte, in wörtlicher Uebersetzung bei, weil sie, von Garibaldi kommend, für Deutschland nicht ohne Bedeutung ist. Natürlich kann ich nicht für jedes einzelne Wort einstehen, aber im Wesentlichen gebe ich seine Worte richtig wieder:

„Wir Italiener," sprach er, „sind in derselben Lage, wie Ihr Deutschen Euch befindet, indem Ihr für Eure Unabhängigkeit kämpft. Wie Ihr ein einziges Deutschland gründen wollt, so wollen auch wir ein einziges Italien haben. Deshalb ist zwischen Deutschen und Italienern eine Verständigung nöthig, um sich als Brüder zu vereinigen, damit wir es moralisch verständlich machen, daß wir frei sein wollen, und um uns von dem Joche zu erheben, in welchem wir uns befinden. Sodann ist beiden Nationen gemeinsam der niedrigste Feind, Louis Napoleon, der Verräther aller Nationen, schädlich für die Welt, der nicht existiren sollte. Mir, der ich in Nizza geboren bin, mir hat er mein Vaterland geraubt! Wäre er nicht mehr auf dem Throne, so würden die Völker ruhig, zufrieden und frei sein und ihre Regierungen nach ihrem Willen wählen." Garibaldi sprach dies mit großer Ruhe und Würde. Als er aber auf Louis Napoleon und sein geraubtes Vaterland kam, da drängten sich ihm die Worte in der Hast des Eifers über die Lippen, und Feuer des Zornes sprühte aus seinen wunderbar schönen Augen. Hierauf fügte er noch hinzu: „Die deutsche Nation ist eine edle Nation, welche, freilich langsam und bedächtig, aber immer vorwärts geschritten ist. Die Franzosen dagegen haben viele Revolutionen gemacht, aber sie sind eher rückwärts als vorwärts gegangen."

Große Freude machte es Garibaldi, als ich ihm erzählte, daß meine Vaterstadt die erste Stadt in Deutschland gewesen sei, in welcher eine Geldsammlung für seine denkwürdige Expedition in Sicilien und Neapel veranstaltet worden wäre. Ich zeigte ihm die Nummer des damaligen officiellen Blattes von Palermo, in welcher mir über den Empfang von 107 Thlr. Pr. Crt. als Geschenk für die Nationalcasse quittirt ward, um ihm zu beweisen, daß meine Sympathien für ihn und die italienische Sache nicht erst jetzt entstanden wären. Das Concept eines Briefes, den ich am 22. Juli 1860 an ihn gerichtet hatte, der aber nicht an seine Adresse gelangt war, las ich ihm vor, und er gab zu der folgenden Stelle seine lebhafte Zustimmung zu erkennen: „Auch im Norden Deutschlands ist die Zahl derer groß, welche Ihren Waffen den besten Erfolg und dem italienischen Volke die Freiheit und die Unabhängigkeit wünschen. Vergessen Sie niemals, daß die Völker sich immer lieben und daß nur die Regierungen aus egoistischen Absichten den Haß und die Zwietracht unter die verschiedenen Völker säen."

Wir kamen auch auf die venetianische Frage zu sprechen. Der General fragte mich, wie man über dieselbe in Deutschland denke. Ich erwiderte ihm, daß allerdings eine Partei in Deutschland existire, welche Venedig nicht aufgeben wolle; daß aber die liberalen Fractionen im übrigen Deutschland zum bei weitem größten Theil sehr wohl einsehen, daß Venedig eine italienische Stadt sei und deshalb Italien gehöre, und daß sie mit sich in Widerspruch geriethen, wenn sie das ganze deutsche Volk als ein einheitliches Ganzes constituiren und Italien, nehme es das Gleiche für das italienische Volk in Anspruch, dies Recht bestreiten wollten. Ueberdies sei Venedig für Oesterreich nur eine Quelle von Verlegenheiten, deren Ende nicht abzusehen wäre, so lange es einen Theil des Kaiserstaates bilde. Wir hätten daher überall kein Interesse, Venedig den Italienern vorzuenthalten. Aber wir müßten auch die Garantie haben, daß Venedig den Italienern und nicht unserem gemeinschaftlichen Feinde, Louis Napoleon, zu Gute komme. Aus diesem Grunde glaubte ich versichern zu dürfen, daß unter den deutschen Patrioten Niemand wäre, der wünschte, daß Venedig im gegenwärtigen Augenblick, wo Louis Napoleon mit seiner bewaffneten Macht noch Rom im Schach halte und folglich das italienische Volk nicht Herr seiner selbst wäre, an Italien abgetreten würde. Erst wenn die Zeit gekommen, wo kein französischer Soldat mehr auf italienischem Grund und Boden stände und Rom die Hauptstadt Italiens sei, hätten wir die Garantie, daß Italien sich selbst gehöre, und dann würde ein Krieg Oesterreichs für die Erhaltung Venedigs den Kern der liberalen Partei in Deutschland zum Gegner haben. Deshalb aber erscheine es mir wichtig, daß Italien in erster Linie Rom zu gewinnen suche. Der General hörte meine Auseinandersetzung aufmerksam an und ließ der Folgerichtigkeit dieser Politik alle Gerechtigkeit widerfahren.

Nachdem Garibaldi noch einige Worte mit meinem Begleiter gewechselt, sagte er zu uns: „Passeremo al pranzo e poi parleremo di più" („gehen wir zum Mittagsessen und dann sprechen wir weiter").

(Schluß folgt.)

Jütisches Land und jütische Leute.

1. Kolding.

Bei uns im Norden erweckt das Wort Jütland eigenthümliche Empfindungen, von denen man sich im südlichern Deutschland schwerlich eine richtige Vorstellung machen kann. Wir denken dabei an kümmerliche, schmutzige Wohnungen, an allerhand Unsauberkeit jeder Art, an Zimmer und Lagerstätten, in welchen Individuen, die das Unglück haben, mit leicht reizbarer Haut begabt zu sein, wenig Ruhe finden, und endlich kann man das Wort Jütland nicht aussprechen hören, ohne sich gleich von ganzen Stößen kohlschwarzer Töpfe umringt zu wissen, zwischen denen glotzäugige, tückisch blickende, breitköpfige Menschen sitzen, von welchen mancher ganz das Ansehen hat, als habe er seit der Taufe keinen Tropfen Wasser mehr über sich laufen lassen.

In Folge dieser Annahmen und Voraussetzungen dürfte, auch wenn sie sich späterhin nicht bewahrheiten sollten, eine Reise nach Jütland nicht zu den Genüssen des Lebens gehören. Kommt dazu noch kaltes, regnerisches Winterwetter und das wilde Getöse des Krieges mit seinen Fatiguen, seinen Schrecknissen, seinen möglichen Wechselfällen, so wird Jeder begreifen, daß unter so bewandten Umständen sich die Reiselust leicht zur Qual umgestalten kann.

Schon in Flensburg wurde es allen dem Norden zustrebenden Reisenden einleuchtend, daß es mit der Gemüthlichkeit und Gemächlichkeit hier ein Ende habe. Straßen und Plätze waren nicht nur mit Wagen aller Art überfüllt, sondern so vollgepfropft, daß es einiger Entschlossenheit bedurfte, sich in dies Gewühl hineinzuwagen. Es gehört aber mit zu den charakteristischen Erscheinungen kriegerischer Zeitläufe, daß mehr oder weniger jeder Einzelne, sobald er den Rayon des Kriegstheaters erst überschritten hat, gleichgültiger wird und das eigene liebe Leben nicht mehr so hoch anschlägt, als daheim in der stillen, aber gesicherten Ruhe bürgerlicher Häuslichkeit. Es erklärt sich dies durch die Allgemeinheit der Gefahr, der sich Keiner ganz entziehen kann und die dem Furchtsamen oder Schüchternen weit eher auf den Leib rückt, als dem Beherzten.

Die Stunden lang währenden Durchzüge von Proviantwagen aller Art, denen im raschen Trabe eine Munitionscolonne folgte, die wie ein vorüberrauschendes Gewitter über das holprige Straßenpflaster fortpolterte, bestätigten die Behauptung, die wir allseitig aussprechen hörten, daß auf der großen, nach Norden führenden Straße für Privatpersonen nicht mehr durchzukommen sei. Jene ungeheuren metallenen Brummer, die man gezogene Vierundzwanzigpfünder nennt, waren eben unterwegs theils nach Düppel, theils nach Fridericia, und spielten der Chaussee, die vom Thauwetter aufzuweichen begann, übel mit. Wagen und Pferde in dieser Richtung waren für schweres Geld nicht aufzutreiben. Mithin blieb nur einer der Seitenwege übrig, die westlich über die Haiden der Geest laufen. Nach diesen abgelegenen Gegenden hatten sich Truppenabtheilungen der verbündeten Armeen nicht verirrt. Es wäre auch überflüssig gewesen; denn der eiligst zurückweichende Feind hatte ganz Schleswig mit Ausnahme von Düppel vollständig geräumt. Zur Aufrechthaltung der Ordnung aber bedarf es auch im Norden Schleswigs, dem jetzt noch mancher beunruhigte Diplomat so gern dänische Gesinnung einimpfen möchte, keiner bewaffneten Macht. Wir sollten alsbald erfahren, daß selbst an den idyllischen Ufern der Schlei und an der wogenumbrandeten, fast ausschließlich von

Chaussee vom Süden nach Fridericia. — **Kolding.** — Hafen.
Ruine des Königsschlosses.
Originalzeichnung unsers Specialartisten C. Wolperding.

Friesen bewohnten Küste der Westsee keine besseren Deutschen leben, als nördlich von Tondern und westlich von Christiansfeld, bis hart an die jütische Grenze.

Durch Vermittelung Befreundeter ward alsbald eine Gelegenheit ausgekundschaftet, die unter den gegebenen Verhältnissen nicht besser sein konnte. Zwei Geschäftsreisende wollten, trotz Krieg und Kriegsgefahr, die nämliche Straße ziehen. Sie hatten sich bereits in den Besitz eines Fuhrwerkes gesetzt und warteten nur einen Moment eintretender Ruhe ab, um rascher vorwärts zu kommen und zunächst die nach Bau, dem alten Schlachtfelde von 1848, führende Straße zu erreichen. In Compagnie mit diesen des Landes und der etwas verzwickten Sprache, die im Norden Schleswigs zum Theil das herrschende Idiom bildet, vollkommen kundigen Herren machten wir uns, vier an der Zahl, schließlich auf den Weg. Um unterwegs nicht aufgehalten zu werden, ward für gute Verproviantirung Sorge getragen. Es fehlte uns weder an Brod und Fleisch, noch an Rum und Wein. Mußte also gerastet werden, so war unsere Tafel überall, auch in der jämmerlichsten Hütte unter den „schwarzen Bauern", ohne Schwierigkeit leicht gedeckt.

Im Sommer oder Herbst ist eine Reise über die endlosen Moore und Haidestrecken der Schleswigschen Geest auf offenem Stuhlwagen interessant und vielfach belehrend. Die Monotonie der Landschaft erhält gerade durch ihre eigenthümliche melancholische Oede, durch das röthliche Braun der Haide und durch die zahllosen tiefen, dunkeln Wassertümpel, zwischen denen hier schwarzer Torf hoch aufgeschichtet liegt, dort die einsamen konischen Hügel alter Heldengräber aufsteigen, einen fesselnden Reiz. Jetzt heulte der Weststurm über verdorrtes, hie und da noch mit Schnee bedecktes Gestrüpp, und Schnee und Regen peitschten uns entgegen. Wir waren aber allesammt guten Muthes und heitersten Humors, und daß wir es blieben, das hatten wir ganz allein dem Kriege zu verdanken. Jeder von uns war ja höchst neugierig, wie sich die Dinge in unmittelbarster Nähe der kämpfenden Heere anlassen würden und mit welchen Augen jenseits der Königsau das Volk harmlose Reisende, die nicht einmal einen versteckten Revolver bei sich führten, ansehen würde.

Im westlichen Theile des Amtes Hadersleben geht es auf dem Lande mit der deutschen Sprache großentheils zu Ende, nicht aber mit der deutschen Gesinnung. Es ist ein Irrthum, wenn von vielen Seiten behauptet wird, die Einwohner der Nordhälfte Schleswigs seien dänisch und sprächen dänisch. Ihre Sympathien gehören, soweit es nicht eingewanderte Jüten sind, die sich vor kürzerer oder längerer Zeit überall im Lande seßhaft machten, Deutschland. Alle sprachen mit demselben Enthusiasmus von ihrem Herzoge Friedrich VIII. und beklagten sich eben so bitter über die Tyrannei der dänischen Beamten, deren leider noch eine Unzahl fest auf ihren fetten Pfründen sitzt, wie die Angeliter und Schwansener. Dänisch aber reden diese Leute ebensowenig, wie Deutsch. Auf Plattdeutsch konnte man sich Vielen verständlich machen, obwohl es nicht Allen mehr geläufig ist. Das allgemein gebräuchliche Idiom, das man häufig auch schon, in Flensburg hört, ist das Platt- oder Rabendänische, das Manche auch Wasserdänisch nennen. Dieser verdorbene und äußerst schlecht klingende Dialekt, eine Abart des Dänischen, welche der Inseldäne ebensowenig wie der Hochdeutsche versteht, ist hier die Umgangs- oder Verkehrssprache auf dem Lande. Nur glaube man ja nicht, daß Niemand Deutsch verstehe oder

Einquartierung in der Küche.
Originalzeichnung unsers Specialartisten Otto Günther.

verstehen wolle. Ich bin vielmehr fest überzeugt, daß es wenige größere Höfe auch noch unmittelbar an der Grenze Jütlands giebt, wo nicht entweder der Besitzer selbst oder doch ein im Hause Lebender der deutschen Sprache soweit mächtig ist, daß er sich wenigstens gebrochen darin verständlich machen kann.

Unmittelbar nach Ueberschreitung der Grenze umschwirrten uns die unharmonischen Laute des jütischen Dialekts, der auch eine Art jenes Wasserdänisch ist. Wir hielten vor einem Dorfkruge, in dem sich viele Menschen drängten. Er lag abseits von der Straße, welche von Ripen kommend über Eistrup nach Kolding führt. Die ganze Umgebung hatte für Deutsche etwas überaus Unheimliches. Man merkte an Allem und Jedem, daß man sich unter Feinden befand, die nur aus Furcht vor der siegreichen Armee, welche wenige Tage früher in Sturmeseile die Dänen wieder nordwärts gejagt hatte, mit ihren wahren Gesinnungen zurückhielten. Träg, murrend und mit feindseligen Blicken, in denen man lesen konnte, daß sie jeden Deutschen am liebsten zur Hölle fahren sähen, wurde den geringen Forderungen, die wir zu machen genöthigt waren, genügt. Und so, wie in diesem ersten Haidekruge, zeigten sich alle Jüten, so viele wir deren später zu sehen bekamen.

Diesseits der Königsau lebt ein ganz anderer Menschenschlag, dessen rein germanischer Ursprung sich auf den ersten Blick erkennen läßt. Schlanke Leiber, klar und offen in die Welt blickende Augen, ovale Köpfe mit hohen Stirnen und fast immer ausdrucksvollen Gesichtszügen, begegnen uns in jedem Orte. Jenseits dieses vielgenannten Grenzflusses wohnt dagegen ein ganz anderer Volksstamm, der mit dem germanischen Typus nichts als die blonde Farbe des Haares gemein hat. Der Jüte ist selten schlank und hoch gewachsen. Ein ziemlich breiter Rumpf ruht auf dünnen Beinen, und zwischen den breiten Schultern auf kurzem Halse steht der gewöhnlich runde, dicke Kopf. Die Volkstracht, für welche der Jüte eine große Vorliebe zu haben scheint, ist ganz dazu angethan, die geringen Reize, die ihm etwa die Natur in's Leben mitgegeben hat, vollkommen verschwinden zu machen. Dunkelblaue Beinkleider von grobem Tuch, meistentheils im Schnitt etwas zu kurz, so daß sie die Knöchel nicht bedecken, und eine kurze, weite Jacke von gleichem oder doch ähnlichem Stoff trägt mit seltenen Ausnahmen jeder Mann aus dem Volke. Das häufig lange und gewöhnlich struppige Haar bedeckt eine runde Mütze ohne Schirm von unschöner Form, die tief in die Stirn gedrückt wird. Nehmen Sie dazu noch die reizende Fußbekleidung aller Jüten, den kahnartig geformten plumpen und schweren Schuh aus Buchenholz, der auf der Sohle ein paar kurze Querhölzer hat, um ihm beim Gehen wenigstens eine Art Beweglichkeit zu geben, so können Sie sich eine ziemlich deutliche Vorstellung von einem jütländischen Adonis auf dem Lande machen. Hat er nichts zu thun, so steckt er gewiß beide Hände entweder in die weiten Taschen seiner blautuchenen Jacke, oder in die kurzen Unaussprechlichen und glotzt jeden Vorübergehenden tückisch an. An ihn gerichtete Fragen werden entweder gar nicht oder nur grinsend und in einem bellenden Nasalton beantwortet. Es ist möglich, daß in Friedenszeiten die Jüten einen weniger unangenehmen Eindruck auf den Fremden machen; als jetzt, wo die Kriegsfurie entfesselt ist und der Nationalhaß zwischen Deutschen und Dänen eine Höhe erreicht hat, die sich kaum schildern läßt und von der man erst in unmittelbarster Nähe der Ereignisse einen Begriff bekommt, jetzt wird auch der unbefangenste Deutsche in jedem Jüten nur einen fanatischen, unversöhnlichen Feind deutschen Wesens und deutscher Gesittung erblicken müssen.

Bei Eistrup gelangt man an die Koldingau, die vielfach gekrümmt durch Wiesen und Bruchland ostwärts fließt. Hier waren überall die Spuren des Krieges zu bemerken, wie denn auch das Durcheinander kriegerischen Lebens immer lärmender ward, je mehr wir uns der Ostküste näherten.

In Deutschland glauben Viele, wo nicht die Meisten, Jütland sei ein steriles, wüstes und unwirthbares Land, das zu besuchen oder gar näher kennen zu lernen, sich nicht der Mühe verlohne. Diese weit verbreitete Ansicht ist sehr irrig. In Schleswig gehören die Landschaften Dänisch-Wohld, Schwansen, Angeln und Sundewitt zu den fruchtbarsten, die man sich denken kann. Die breiten und tiefen Einbuchtungen der blauen Ostsee und die sanft geschwungenen Hügelgelände, oder die schönen Buchenhaine, welche ihre Küsten umsäumen, sind bekannt und verleihen dem ganzen Lande den Charakter eines ungeheuern Parkes. Die Ostküste Jütlands bis über Beile hinaus ist nur eine Fortsetzung dieser parkartigen, an landschaftlichen Schönheiten überreichen Gestaltung des Landes. Im Sommer, wenn die Erde sich mit Blüthen und Blumen bedeckt, wenn diese prächtigen Laubholzhaine zu grünen beginnen und sich mit tausend befiederten Sängern bevölkern, muß die Umgegend von Kolding, ganz besonders aber das ungemein romantisch gelegene Beile mit seinen zwar niedrigen, aber stark bewaldeten Höhenzugen ein wahres Paradies sein.

Die Lage der Stadt Kolding am westlichen Ende einer schönen Thalmulde, welche von dem Kolding-Fjord, der gewiß eine gute deutsche Meile lang ist, bespült wird, gewährt ein sehr freundliches Bild, läßt aber auch augenblicklich erkennen, daß sie für kriegerische Operationen ein äußerst wichtiger Punkt sein muß. Schon im Jahre 1849 ward dies von dem Oberbefehlshaber der damaligen schleswig-holsteinischen Armee oder — was vielleicht richtiger ist — von Oberst Delius, dem Chef des Generalstabes, erkannt. Die mit großen Opfern gewonnene Schlacht bei Kolding brachte die Stadt selbst in den Besitz der Schleswig-Holsteiner und ebnete ihnen die Wege nach Beile und nach der Festung Fridericia. Kolding ist nämlich durch seinen tiefen Fjord der Schlüssel zu Fünen, welches letztere freilich nur mittelst Schiffen zugänglich wird. Wer Kolding besitzt, der schützt auch Schleswig, indem er einen Feindes-Einfall vom Norden her unmöglich macht. Es war daher nur Selbstfolge, daß auch in dem gegenwärtigen Kriege die Besetzung dieses wichtigen Punktes von den Truppen der Allürten sofort in Aussicht genommen wurde. Auch wenn es in dem Feldzugsplane der deutschen Heerführer ursprünglich nicht gelegen hätte, weiter nordwärts vorzudringen und Fridericia zu berennen, so würde doch ein Heer, welches Düppel einnehmen und Alsen erobern will, sich Kolding's um jeden Preis haben bemächtigen müssen, weil nur dadurch der Feind in kräftiger Vertheidigung der Düppelstellung gestört und unausgesetzt beunruhigt werden kann.

Die große von Süden nach Norden ziehende Chaussee führt durch die südlichen Hügelgelände, welche im Osten die Bucht, die Thalmulde selbst und die Ufer der von Westen durch sumpfiges Bruchland herabfließenden Koldingau umfassen, hinab in's Thal und gerade durch die Stadt. Am nördlichen Bucht- und Thalrande steigen die Hügel noch höher empor und gipfeln hier in zwei Punkten, die für militärische Operationen von großer Wichtigkeit sein müssen. Der eine dieser Punkte sind die Ruinen des alten Schlosses von Kolding, im äußersten Westen der Stadt auf einem Hügel gelegen. Die verwitterten Mauern von Koldinghuus, wie man die Ruine nennt, sehen weit in's Land hinein. Der Erbauer dieser ehedem wahrscheinlich starken Veste, die sich unschwer in ein ganz Kolding beherrschendes Castell verwandeln ließe, war Herzog Abel. Damals hieß es Oernsborg und ward von mehr als einem der dänischen Könige als Residenz benutzt. Christian III. wählte es zu seinem Lieblingsaufenthalte und starb daselbst 1559. Bei dem Brande von Koldinghuus 1808, der es gänzlich einäscherte, ward auch der berühmte, von Christian IV. erbaute Riesenthurm mit zerstört, der, wie Chroniken erzählen, ein plattes Dach hatte und in jeder Ecke ein sieben Fuß hohes Steinbild trug. Es ist zu verwundern, daß die Dänen, welche die letzten zwölf Jahre dazu benutzten, ganz Schleswig mit zahllosen Schanzen zu bedecken, diesen zur Vertheidigung so günstig gelegenen Punkt ganz unbefestigt lassen konnten.

Wichtiger noch möchte der im Norden von Kolding gelegene Windmühlenberg sein, der höchste Punkt der Hügelkette auf dem Nordrande der Bucht. Er beherrscht die aus der Stadt nordwärts durch die Hügel führende Chaussee vollkommen und dürfte, tapfer vertheidigt, einem vordringenden Heere schwere Verluste beibringen.

Gleich Holland, sind auch Schleswig-Holstein und Jütland sehr reich an Windmühlen. Die hübschen Formen dieser Mühlen — sie sind rund und gewöhnlich mit Schilfstroh von oben bis unten auf allen Seiten bekleidet — verleihen dem Lande ein freundliches Ansehen, besonders wenn sie ihre mit weißem Segeltuch überspannten Flügel rasch bewegen. An der Ostküste Jütlands giebt es an allen geeigneten Punkten solche Windmühlen, die, wie sich schon beim Sturme auf Beile ergab, von ihren Besitzern oder von andern fanatisirten Eingeborenen des Landes als optische Telegraphen benutzt wurden, um die Dänen von den Bewegungen der deutschen Truppen zu unterrichten. Dem militärischen Scharfblicke des Feldmarschall-Lieutenants von Gablenz konnte diese eigenthüm-

liche Art, unbemerkt durch Zeichen sich mit den abziehenden Landsleuten zu unterhalten, nicht lange verborgen bleiben, weshalb alles Mahlen am Tage sämmtlichen Windmühlenbesitzern bei strenger Ahndung verboten ward. Seitdem bewegen sich auf jütischem Grund und Boden die Windmühlenflügel nur noch des Nachts. Am Tage stehen sie allerwärts, auch bei dem allerschönsten Winde, still.

Kolding ist weder groß noch schön und kann selbst im tiefsten Frieden als Stadt für Fremde keine Anziehungskraft haben. Die Straßen sind ärmlich, die Bevölkerung blickte, soweit man ihrer ansichtig ward, mißtrauisch und giftigen Auges auf jeden ihr unbekannten Civilisten. Deutsch sprachen die Gebildeteren nur, weil ihnen unter dem Druck der Einquartierung etwas Anderes nicht übrig blieb. Sobald sich aber ein paar Menschen unbeobachtet glaubten, machten sie durch Worte und Blicke ihrem Herzen Luft und verfluchten die gehaßten Deutschen in den tiefsten Abgrund der Hölle. Der Fanatismus dieser Menschen geht häufig so weit, daß sie die eigene Sicherheit hintansetzen, nur um ihrem Ingrimm freien Lauf lassen zu können. Ja ich bin überzeugt, daß sich schreckliche Dinge zutragen würden, fürchteten sie nicht die Rache der alliirten Truppen und namentlich der hagern, braunen, katzengewandten Oesterreicher, die ihnen einen sehr heilsamen Schrecken eingejagt haben. Dem bewaffneten Feinde, der diesen fanatischen Jüten bereits gezeigt hat, daß er nicht gesonnen ist, sich ungestraft Trotz bieten oder beleidigen zu lassen, beugen sie sich zähneknirschend, destomehr hat der unbewaffnete Deutsche von ihnen auszustehen, sei's auch nur in Worten. Wir glauben aber, daß gerade dieses feindselige Gebahren der Jütländer, das auf den dänischen Inseln ein billigendes Echo findet, den Truppen der Alliirten und namentlich den intelligenten Führern derselben die Ueberzeugung beibringen wird, daß ein ferneres Zusammenwohnen zweier Nationen, die einander in Folge eines vierhundertjährigen Kampfes so tödtlich hassen, wie Dänen und Deutsche es thun, eine moralische Unmöglichkeit sei. Ein Machtspruch kann freilich die Elbherzogthümer mit ihren urdeutschen Bewohnern noch einmal an Dänemark festschmieden, vorausgesetzt, daß das deutsche Volk ruhiger Zuschauer bei einem solchen politischen Selbstmorde bliebe; Friede zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein würde aber durch eine so unkluge politische Handlung nicht geschlossen, sondern nur der Keim gelegt zu neuen, blutigeren und erbitterteren Kämpfen, die nie enden werden in diesen Landen, so lange die Königsau nicht wirklich die Grenzscheide bildet zwischen deutschem und dänischem Lande.

In der mit Einquartierung überfüllten Stadt war nur mit großer Mühe ein ärmliches Unterkommen für schweres Geld zu finden — und zwar in einer Art von Küche, die von preußischen Soldaten in Beschlag genommen war. Da herrschte denn ein munteres Leben bis tief in den Abend hinein, da kochte und wärmte sich einer nach dem andern von der ab- und zugehenden Mannschaft, ein stattlicher Füsilier schleppte Holz zu, die meisten nicht eben in parademäßigem Anzuge, ganz so wie es der Künstler auf seinem netten Genrebildchen dargestellt hat. Von Bequemlichkeit freilich war nicht groß die Rede, und doch hatten wir immer noch Glück gehabt, überhaupt unter Dach und Fach zu sein und auch nicht, wie schon Mancher, die Eroberung eines elenden Stuhles für ein paar Nachtstunden mit einem dänischen Species (1½ Thaler pr. Cour.) bezahlen zu müssen. Unerträglich, ohrbetäubend aber war das entsetzliche Rädergerassel der unzähligen Fuhrwerke, die in endlosen Reihen unter Schreien und Fluchen der Trainsoldaten bald im Schritt, bald im Trab, mitunter sogar in vollem Galopp vom Süden her durch die Stadt jagten. Einer Anzahl schwerer Belagerungsgeschütze, die nach Fridericia gingen, folgte eine ewig lange Munitionscolonne mit hart polternden Bombenkarren. Dann kam wieder ein nicht enden wollender Zug von Proviantwagen für die österreichische Armee, die ihre Posten bis über Aarhuus vorgeschoben hatte. Dazwischen sprengten schwere preußische Kürassiere, mit ihren klirrenden Pallaschen Alles bei Seite treibend, hindurch, und einzelne ungarische Husaren, die wohl als Ordonnanzen von Veile hereingekommen sein mochten, tänzelten auf ihren graziösen, muthigen, mit rothen Bändern geschmückten Pferden, deren lange Mähnen in Zöpfe geflochten waren, courbettirend an den Häusern entlang, als wollten sie all dem Volke, das sie umdrängte, die schönsten Reiterkunststücke zum Besten geben.

Am späten Abend ließ der Lärm des Tages wenigstens zeitweise etwas nach. Die Luft war ruhiger geworden und der Himmel klärte sich auf. Da hallte in weiter Ferne dumpfer Kanonendonner von Fridericia oder Snoghoi herüber, und als die Nacht völlig hereinbrach, spiegelte sich neben dem Silberschimmer des Mondes die düstere Gluth einer irgendwo an der Meeresküste auflodernden Feuersbrunst in dem tiefen Gewässer des pittoresken Kolding-Fjord.

Blätter und Blüthen.

Zweierlei Recht für die Reichen und für die Armen in England. Nachtrag. — Nachdem unsere letzte Nummer bereits geschlossen war, ging uns vom Verfasser des Artikels „Zweierlei Recht für die Reichen und für die Armen in England“ das folgende Nachwort zu, aus dem allerdings ersichtlich wird, daß die englische Justiz die begangene Ungerechtigkeit einigermaßen zu sühnen versucht hat, — aber freilich bleibt das Maß, womit man den reichen Mörder und den armen Todtschläger gemessen hat, noch immer ein sehr verschiedenes. D. Red.

Im Verlaufe des Monats Februar d. J. lief bei dem Minister des Innern in London eine neue Protestation der Richter von Derbyshire ein, welche sich auf die Thatsachen stützte, daß einer der Aerzte, welche in dem Memorial an den Minister den Verurtheilten für wahnsinnig erklärt hatten, den Sinn dieser Erklärung dahin erläuterte, er habe damit nur eine neue Untersuchung bezwecken wollen, während der andere Arzt, als „nicht zum königlichen Collegium der Aerzte gehörig“, unberechtigt erschien, den Act zu unterzeichnen, und einer der Richter erklärte, er habe die Tragweite seines Zeugnisses nicht gekannt!

Bald darauf gaben auch die vier von dem Minister zur Untersuchung des Geisteszustandes Townley's abgeordneten Experten ihr Gutachten ab. Dasselbe, außerordentlich klar und einfach, erklärte den Verurtheilten **für geistig gesund**. Derselbe sei ruhig, vollkommen Herr seiner selbst, kein Zeichen von Geistesstörung in Sprache, Blick, Benehmen, Unterhaltung wahrnehmbar. Die Ansicht Townley's, die Menschen, als Geschöpfe des Zufalls, werden mit Unrecht verantwortlich gemacht für ihre Handlungen, sei ein Product persönlicher Schlußfolgerungen. Daß er für die Ermordung der Miß Goodwin sich verantwortlich gewußt, gehe hervor aus seiner Aeußerung zu den Aerzten: „Ich erwartete, für den Mord gehängt zu werden, denn ich bin nicht so thöricht, um nicht zu wissen, daß das Gesetz den Mord mit dem Tod durch Hängen bestraft. Ich dachte allerdings nicht daran, während ich die That verübte, sonst hätte ich sie unterlassen.“ Seine Ausrede „er habe seine Braut getödtet, um sie wiederzugewinnen“, habe Townley anerkanntermaßen erst **nachher** erfunden, um seine That zu entschuldigen. Er suche dieselbe jetzt als das Resultat eines plötzlichen Affectes hinzustellen, allein dem widersprechen seine eigenen Zugeständnisse, daß er seine Braut vor der That wiederholt bedroht habe. Seine klare Erinnerung an die Einzelnheiten der That und die Versuche, seinen Geisteszustand zur Zeit derselben in einem falschen Lichte darzustellen, beweisen die Gesundheit dieses Zustandes. Unter den gegen ihn „Verschworenen“ verstehe Townley Niemanden anders, als die Verwandten seiner Braut.

Indem der Minister dieses Gutachten den protestirenden Richtern mittheilte, sprach er sein Bedauern aus, daß „die Justiz durch die Anstrengungen des Vertheidigers, seinen Clienten von dem Vollzug der Todesstrafe zu retten, irre geführt worden sei“, bemerkte aber zugleich, die Regierung habe es, nachdem einmal Zweifel über den Geisteszustand Townley's erhoben und in Folge dessen der zum Vollzug des Todesurtheils bereits angesetzte Termin wieder aufgehoben worden sei, — „nicht mehr für recht gehalten“, das Urtheil vollziehen zu lassen, weshalb dasselbe in **lebenslängliches Gefängniß** verwandelt und Townley aus der Irrenanstalt Bedlam in's Gefängniß von Pentonville abgeführt worden sei. Außerdem aber halte es die Regierung für ihre Pflicht, eine Verbesserung der Parlamentsacte von 1840 zu beantragen.

Diesen Worten folgte die That auf dem Fuße. Wenige Wochen darauf bat im Parlament der Minister des Innern, unter ausführlicher Darlegung der Verhältnisse des Falles Townley, um die Erlaubniß, eine Bill einbringen zu dürfen des Inhalts: „daß nur noch die **das Gefängniß besuchenden** Richter und

die in der Medical-Registrations-Acte eingetragenen Aerzte Certificate an den Minister ausstellen dürfen über den Geisteszustand eines verurtheilten Gefangenen, und daß auf den Grund eines solchen Certificats der Minister des Innern nur befugt, nicht aber gezwungen sein solle, vor dem Vollzug der über den Gefangenen ausgesprochenen Strafe die Versetzung desselben in eine Irrenanstalt anzuordnen behufs weiterer sachverständiger Untersuchung seines Geisteszustandes.“

Das Parlament gab die nachgesuchte Erlaubniß zur Einbringung dieser Bill, und zwar sowohl das Unter- als das Oberhaus, — das erstere nicht, ohne daß einzelne Mitglieder desselben ihre lebhafte Unzufriedenheit darüber aussprachen, daß der Minister durch die Anwendung eines „Kniffes“ sich habe bewegen lassen, die wohlverdiente Todesstrafe Townley's in Gefängniß zu verwandeln.

Hermann Marggraff's letztes Lied.

Mein Stern.

Aus des Himmels tiefsten Falten
Flammt's wie tausend Funken auf;
Ungezählte Globen halten
Ihren nächtlich stillen Lauf.
Unter diesen tausend Sternen
Ach, wo such' ich meinen Stern?
Nah ist nichts in diesen Fernen,
Und das Nächste selbst ist fern.

Dennoch glaub' ich ihn zu schauen,
Meinem Geiste tritt er nah;
In des Luftmeers dunkelblauen
Tiefen ist er plötzlich da.
Ich erblicke seine Fläche;
Grüne Wälder rauschen dort;
Murmelnd rieseln klare Bäche
Durch die Blumenwiesen fort.

Doch ein Wetter bricht mit argen
Schlägen unverhofft herein,
Und die dunkeln Wolken sargen
Das Gebild der Schönheit ein.
Um der Berge Marmorspitze
Tobt der Sturm mit wildem Zorn,
Und im grellen Schein der Blitze
Leuchtet jedes Alpenhorn.

Durch der Höhlen Finsternisse
Tönt es plötzlich wie ein Schrei,
Und mit einem jähen Risse
Bricht mein Stern, mein Stern entzwei;
Er zerbricht und fällt in Splitter —
Ach, es war ein Weltenmord! —
Und es tobt das Ungewitter
Selbst noch auf den Trümmern fort.

Sollt' ein Stern erlöschen, klagen
Schmerzlich dann die andern mit?
Sterb' ich, wird die Menschheit fragen,
Was ich war und was ich litt?
Ach, im unermeßnen Raume
Ist der Einzelne der Welt,
Was ein kleines Blatt dem Baume,
Das in Frühlings Tagen fällt;

Was dem ganzen Strom die Welle,
Die im Augenblick zerrinnt,
Während an derselben Stelle
Schon die zweit' ihr Spiel beginnt;
Was der ganzen Wolkenmenge
Nur ein einz'ger Tropfen ist,
Der mit andern im Gedränge
Fällt und stirbt zu gleicher Frist.

Das Speisereglement in den preußischen Lazarethen in Flensburg. Dem in letzter Nummer gegebenen Versprechen gemäß, lassen wir hier den in den preußischen Lazarethen in Flensburg geltenden Küchenzettel wörtlich folgen. Unsere Leser werden sich daraus überzeugen, wie jetzt die Verpflegung der Kranken und Verwundeten nach dieser Richtung hin mindestens kaum etwas zu wünschen übrig läßt:

Volle Kost. Frühstück: Jeden Morgen 50 Q. Roggenbrod mit 3 Q. Butter, sowie 1 Pegel warmer Milch. — Mittagsessen: Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Freitag: 1 Pott Fleischsuppe, gekocht auf 62½ Q. Ochsenfleisch, welches nach dem Kochen mit 32 Q. schierem Fleisch ohne Sehnen und Knochen ausgewogen wird. In der Suppe 1/40 Achtelschipp Graupen, 1/40 Schipp Kartoffeln. Kraut und Salz nach Bedarf. — Montag, Mittwoch und Sonnabend: ¾ Pott Wassergrütze mit 3 Q. Butter und 1 Pegel Milch oder Bier; als Nachspeise 25 Q. gekochtes Fleisch, gebraten in 3 Q. Butter, mit Kartoffeln. — Zu jeder Mittagsmahlzeit 37½ Q. Roggenbrod. — Vesper 4 Uhr Nachmittags: 50 Q. Roggenbrod mit 3 Q. Butter, sowie ½ Pott Bier. — Abendbrod 7 Uhr: ½ Pott Grütze mit 3 Q. Butter.

Mittelkost. Frühstück: Jeden Morgen 20 Q. ausgesichtetes Brod mit 3 Q. Butter, sowie 1 Pegel warmer Milch. — Mittagsessen: Sonntag und Donnerstag: ¾ Pott Hafersuppe mit 1/40 Pott Weinessig und 5 Q. Puderzucker; als Nachspeise frische Fische mit 3 Q. Butter. — Montag, Mittwoch und Sonnabend: ¾ Pott Fleischsuppe, gekocht auf 50 Q. Ochsenfleisch, mit Graupen, Kartoffeln und Kraut, ohne Fleisch. (Das Fleisch wird für die Patienten auf voller Kost verwandt.) — Dienstag und Freitag: ½ Pott Biersuppe von ausgesichtetem Brod mit 5 Q. Puderzucker. — Zu jeder Mittagsmahlzeit: 20 Q. ausgesichtetes Brod, wozu Dienstag und Freitag 3 Q. Butter gegeben werden. — Vesper 4 Uhr Nachmittags: 20 Q. ausgesichtetes Brod mit 3 Q. Butter, sowie ½ Pott Bier. — Abendbrod 7 Uhr: ½ Pott Grütze mit 3 Q. Butter.

Fieberkost. Morgens: 1 Pegel Thee mit Milch und Zucker, oder 1 Pegel warmer Milch. — Mittags: ¾ Pott süße Suppe oder Fruchtsuppe mit, wenn es gewünscht wird, 1/40 Pott Weinessig und 5 Q. Puderzucker, abwechselnd mit ½ Pott Gersten-Wassergrütze mit 3 Q. Butter und 1 Pegel Milch oder Bier; und als Nachspeise: Fische oder ausnahmsweise Fricassée. — Täglich ½ Franzbrod und 2 Zwiebacke.

Frische Hafersuppe, Roggenmehlsuppe oder durchgeschlagene Gerstensuppe wird den Patienten geliefert, wie der Arzt es für gut befindet.

Die Patienten, welche nichts von den obengenannten Speisen genießen können, werden auf dem Tagzettel unter einer neuen Rubrik „Ohne Kost“ aufgeführt.

Im Uebrigen fällt jede Ordination von bereiteten Extraspeisen weg, so daß die Extra-Artikel, welche requirirt werden können, sich einschränken auf: Wein, Bier, Reiswasser, Milch, Häringe, Citronen, Apfelsinen, Essig, Eier und Weizenbrod, außer was für den medicinischen Gebrauch erforderlich wird. —

Die Zeichner und Berichterstatter auf dem Kriegsschauplatze. Das Generalcommando der preußisch-österreichischen Truppen in Schleswig hat bekanntlich in der letzten Zeit alle Zeitungscorrespondenten und Specialartisten auf dem Kriegsschauplatze unerbittlich zurückgewiesen. Nur mit einigen Wenigen, die sich besonderer Empfehlungen und Verbindungen zu erfreuen hatten, schreibt uns unser Correspondent, sind Ausnahmen gemacht worden; so mit dem Correspondenten der Times und der Londoner Illustrated News, dem Berichterstatter der Nationalzeitung, einem ehemaligen preußischen Artillerieofficier, der verschiedenen militärischen Blättern mit seiner Feder dient, und mit dem Specialartisten der Gartenlaube, dem Maler Otto Günther aus Weimar. In den jüngsten Tagen hat sich dieser kleinen Schaar von Auserwählten noch der im Auftrage des Königs von Preußen nach dem Kriegstheater entsandte Maler Kaiser aus Berlin beigesellen dürfen, der auch für die Illustrirte Zeitung Zeichnungen liefern wird.

Erklärung. Seit Anfang d. J. giebt Herr Friedrich Gerhard in New-York (früher in Danzig) eine deutsche Wochenschrift unter dem Titel „Gartenlaube“ heraus, in welcher Erzeugnisse der deutschen Journalistik, mit oder ohne Bewilligung der betreffenden Verfasser und Blätter, ab- und nachgedruckt werden. Es war bisher meine Absicht, zu dieser jedenfalls etwas befremdlichen Namenswahl des neuen Unternehmens stillzuschweigen, weil ich glaubte, daß schon die oberflächliche Vergleichung genügen würde, den himmelweiten Unterschied der beiden Namensschwestern erkennen zu lassen; nachdem mir aber von jenseit des Oceans wiederholte Aufforderungen zugehen, gegen eine mögliche Verwechselung meiner Zeitschrift mit der New-Yorker zu protestiren, erkläre ich, im Interesse meiner zahlreichen transatlantischen Leser, daß das von mir herausgegebene allbekannte und bewährte Journal mit dem New-Yorker Nachahmungsversuche nicht das Mindeste gemein hat.

Leipzig, April 1864. **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 16. 1864.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Schatten.

Erzählung von Carl August Heigel.

(Fortsetzung.)

Sogar das frostige Herz der Durchlaucht schmolz unter Montigny's jugendlicher Wärme, seinem Schwatzen und Schmeicheln. Sie ließ sich von ihm zu Tische führen und hörte schon nach dem ersten Gang nur noch auf ihn, vor Vergnügen mit den weißen Wimpern zwinkernd und ihres Nachbarn zur Linken ganz vergessen. Stephanie, die ihnen gegenüber zwischen dem Fürsten und einem siebenzigjährigen General wie eine Elfe zwischen zwei Eisbären saß, beneidete die Fürstin und mußte sich Gewalt anthun, um nicht immer nach ihrem Cousin zu blicken.

Musik spielte während der Tafel. Als Eis servirt wurde und der Champagner in den Gläsern perlte, ward das Gespräch lauter und allgemeiner. Heinrich, der weiland als Schloßherr an diesen Unterhaltungen hatte Theil nehmen müssen, nun aber als stummer Gast sie genauer verfolgen und prüfen konnte, erschrak über die Leerheit der Gespräche, die Unwissenheit, welche Mancher dabei verrieth, und die Herzensrohheit, die nicht selten unter gewähltem Ton hervorzüngelte.

„Alexandrine, horche doch!“ rief der taube Fürst seiner Gemahlin zu. „Sie spielen das Terzett aus der Zauberflöte.“

„My dear, Du irrst Dich,“ erwiderte die Fürstin, zerstreut hinhorchend. „Sie spielen Verdi; Verdi!“ wiederholte sie lauter. „Oh, come mobili sono le donne. . .“

„Lieben auch Sie Verdi, Durchlaucht?“ fragte Montigny. „Verdi ist mein Componist, Heine mein Poet.“

„Dann haben wir Einen Geschmack,“ erwiderte sie. „O ich lebe und schwebe in Musik! Der Fürst hat eine erlesene Kapelle. Wenn Sie uns endlich einmal auf Stauff besuchen, soll sie nur Verdi spielen.“ Und sie versenkten sich wieder in ein leise geführtes Gespräch, während dessen die Fürstin manchmal scheu nach ihrem Gatten und auf die übrige Gesellschaft blickte. Aber der Erstere suchte die Gräfin für das neue Drainirungssystem seines Güterdirectors zu interessiren, die Andern schwatzten wirr durcheinander. Montigny's Lippen zuckten immer übermüthiger.

Waldenburg sah Stephaniens unmuthiges Erröthen, sah ihr Auge bald auf die Fürstin, bald auf Edgar blitzen und verstand sie. Sie war eifersüchtig. Kurz nach dem Dessert erhob sie sich und gab damit das Zeichen zum Aufbruch nach der Terrasse. Dort theilte sich die Gesellschaft sofort in verschiedene Gruppen. Einige gingen auf der Terrasse plaudernd auf und nieder, Andere lehnten am Treppengeländer, die Mehrzahl lustwandelte im Park. Man trank Kaffee, die älteren Herren rauchten, die jüngeren schlossen sich den Damen an.

Waldenburg verfolgte mit den Augen seine Gattin. Sie streifte an Montigny vorüber und flüsterte ihm dabei einige Worte zu; Edgar antwortete lachend. Heinrich errieth ihn: er machte sich über die Fürstin lustig. Aber Stephanie ließ sich so schnell nicht versöhnen, sie ging in den Park hinab, wohin ihr Montigny mit verdrießlichem Gesicht folgte; dort wurden sie von einem heitern Schwarm umringt und festgehalten.

Fräulein Fanny hatte Heinrich in's Auge gefaßt. Fühlte sie Mitleid mit dem verlassenen Mann oder fand sie es an der Zeit, dem immer keckeren Drängen eines jungen Officiers, ihres Begleiters, zu entrinnen, sie trennte sich von Letzterem und trat zu Waldenburg.

„Sie wohnten wohl nie einer so großen Tafel bei, Herr Kaplan?“ begann sie in ihrer resoluten Weise. „Uebrigens sollte ich Ihnen grollen, denn während des Diners haben Sie mich grausam vernachlässigt und ihre Aufmerksamkeit ausschließlich der Gräfin und Herrn von Montigny gewidmet. Allerdings das einzig Interessante der ganzen Tafel! Ich wette, Sie dachten an den nahen Tag, an dem Sie Beide trauen werden.“

„Liebte die Gräfin ihren Gemahl so wenig, daß sie ihn so bald vergessen könnte?“

„O ja, ich glaube, sie liebte ihn. Kurz nach dem Todesfall erhielt ich meine Stelle und fand die Wittwe wie Niobe, ganz in Thränen. Aber kann man denn immer an Leichen denken? Und sagen Sie selbst, bilden Stephanie und Edgar nicht das schönste Paar der Welt? Auch hörte ich von einem alten Privilegium, demzufolge Montigny, sobald er ihre Hand und das Schloß erhält, in den Grafenstand erhoben würde. Sie bliebe also Gräfin.“

„Ist Schönheit die einzige Bedingung einer glücklichen Ehe? der Vorbehalt eines Titels die einzige Rücksicht?“

„So meint' ich es nicht. Ich bin überzeugt, daß die Gräfin jetzt ihren Cousin liebt, wärmer vielleicht als ihren ersten Gemahl. Ich kannte diesen nicht, aber was ich von meiner Gebieterin, von Herrn von Montigny und Andern über ihn hörte, macht mich vermuthen, daß er für Stephanie nicht der rechte Mann war. Er ein mystischer Träumer, der sich über Gott und Welt, Menschenbestimmung und was weiß ich den Kopf zerbrach; die Gräfin aber träumt niemals am Tag und Nachts gewiß nur von Bällen und Soiréen. Zu gefallen, hält sie für ihre einzige Bestimmung, und ihr Ideal ist vielleicht die Fürstin Metternich in Paris. Ich fiel aus den Wolken, als sie sich heute von einem gespenstischen Schatten etwas einredete. Bisher sah sie nur Sonnenschein auf ihrem Wege. Zu

dieser lebensfrohen, reizenden Weltdame denken Sie sich nun jenen melancholischen, „von des Gedankens Blässe angekränkelten“ Mann! Ich fürchte, der gute Graf hat Stephanie mit seinen gewichtigen Discussionen oft entsetzlich gelangweilt. Montigny dagegen paßt seiner Gemüthsart und — seinen Fehlern nach vollkommen zu Stephanie.“

„Sie thun ihr Unrecht!“ fuhr Heinrich empor.

„Kennen Sie denn die Gräfin schon?“ fuhr Fanny, die Schultern zuckend, fort. „Ihres Cousins Charakter mag sich wohl auf den ersten Blick errathen lassen, von Männern wenigstens. Aber sie lernt sich nicht so bald auswendig. Ihre Augen verstehen so sanft zu blicken, ihre Lippen so himmlisch zu lächeln, aber — Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen! — ich, die Dienerin, vor der man sich giebt, wie man ist, sah dieselben Augen so böse funkeln, daß ich vor ihnen zitterte. Montigny ist leichtsinnig, flatterhaft; die Gräfin ist es auch. Montigny kann aus Laune Menschen zu Thränen quälen; die Gräfin kann es auch. Heute bin ich ihre süße, liebe Fanny, morgen läßt sie mich, weil es regnet oder ihr neues Kleid nicht ankam, fünf Stunden lang eine politische Abhandlung vorlesen, von der wir Beide nichts verstehen, die uns Beide langweilt; unterbricht mich, nur um meine Aussprache zu tadeln, und quält sich, blos um mich noch mehr zu quälen, bis mir die Stimme versagt und ich halb ohnmächtig vor Brustweh werde. . . .“

„Sie ist launisch wie ein Kind.“

„Sie kann grausam wie ein Teufel sein,“ versetzte das Mädchen mit gesteigerter Leidenschaft. „Vergebung, Herr Kaplan, daß ich solch' böse Zunge führe, aber ich litt zu viel in diesen Kreisen, um sie zu lieben. Man machte mich zur Heuchlerin; lassen Sie mich Ihnen gegenüber wieder einmal wahr sein. Nach einem Jahre werd' ich Sie fragen, ob ich Recht hatte; nach einem Jahre werden Sie wissen, was Zurücksetzung, Verdächtigung, Kränkung heißt — jene glatten, schmeichelnden, schönen Wesen haben ja Zeit genug, um unser Herz langsam, mit feinen Nadelstichen zu tödten! Sie werden sie fühlen, diese zierlichen Dolche, denn Sie sind bürgerlich bescheiden, still und wahrscheinlich arm. . . .“

Heinrich betrachtete mit tiefem Mitleiden das Mädchen, das ihm vor einer Stunde noch das fröhlichste, sorglose Wesen schien. Die lang verhaltene Bitterkeit war ihr, einem entfesselten Strome gleich, entstürzt, Thränen standen in ihren Augen, und von den aufgestürmten Empfindungen, die sie einem Leidensgenossen zu bekennen wähnte, wogte noch ihre Brust. „Ach,“ dachte Heinrich, „nun verstehe ich das Lächeln dieser armen Geschöpfe, die ein unseliges Geschick an unsere Launen kettet. Weil wir ihnen nicht erlauben, Empfindungen zu äußern, halten wir sie für unempfindlich.“

Unterdessen hatten sich nach und nach alle Gäste um Stephanie versammelt. Fanny blickte hinab, trocknete sich die Augen und sagte mit flüchtigem Lächeln: „Ich ließ mich zu leidenschaftlichen Aeußerungen hinreißen, welche Sie wahrscheinlich für thöricht und grundlos halten. Es geschieht mir selten, und beinahe glaube ich nun selbst an eine besondere Gewalt Ihrer Stimme. Die Gräfin sprach davon, während sie zum Diner sich aufleiden ließ, und versicherte, Ihre Stimme klänge wie aus dem Grabe. Nun, Todte sind verschwiegen. Vergessen Sie meine Worte und lassen Sie uns dem Triumphzug der Grazie und Freude folgen. Kommen Sie! Man begiebt sich tiefer in den Park. Dort wird man sich auf dem schattigen Rasen lagern, scherzen und spielen. . . Wenn wir nicht selbst kommen,“ setzte sie ironisch hinzu, „einladen und holen wird man uns nicht.“

Waldenburg lehnte die Theilnahme ab. Er wolle nach der Sennhütte über der Heinrichswand. Angelo habe ihm soviel von der wilden Schönheit des Weges erzählt, daß er darnach brenne.

„Ja,“ erwiderte sie, „der Weg soll sehr schön, sehr romantisch, aber auch lebensgefährlich sein. Wenn Sie im Bergsteigen nicht sehr geübt sind, unternehmen Sie das Wagniß nicht! Ein falscher Tritt ist sicherer Tod.“

„Ich bin im Gebirge geboren. Mein Fuß geht nicht fehl.“

Fanny zuckte die Schultern. „Gott behüte Sie dann auf Ihrem Wege! Auf Wiedersehen!“ Sie eilte die Terrasse hinab, um der Gesellschaft zu folgen, welche im grünen Wirrsal des Parks langsam verschwand.

Die mondhelle Nacht lag über der Landschaft, als Heinrich von der Sennhütte, von Angelo zurückkehrte. Schon von Weitem klang ihm der Hochzeitsjubel entgegen. Als er durch die Dorfstraße ging, waren nur wenige Fenster an den Häusern erhellt, wo Kranke lagen oder altersschwache Leute wohnten. Wer gesunde Beine hatte, war im Adler, und die im hellerleuchteten Gasthaus nicht Platz fanden, drängten sich vor dem Hause oder waren auf die abgeschirrten Fuhrwerke der Gäste aus der Nachbarschaft gestiegen, eine günstige Gelegenheit abwartend, wo sie durch den dichtbesetzten Hausflur nach dem Tanzsaal schlüpfen konnten. So empfing Heinrich im Freien schon ein lustiges Gewühl. Die Dirnen gingen Arm in Arm zu Dreien und Vieren auf und nieder. Die jungen Bursche standen in Haufen beisammen, stießen sich und jodelten übermüthig in die Tanzweise hinein, die von oben durch die geöffneten Fenster rauschte. Dazwischen drängten sich Livreebediente mit Windlichtern; Equipagen kamen vom Schloß gefahren und nahmen die Herren und Damen auf, die, in Tücher eingemummt, aus dem Adler traten, um nach ihrem Gut zurückzukehren. Hoch über dem Eingang aber leuchtete aus Tannenreisig das buntfarbige Transparent mit dem flammenden Herzen, dem Myrthenkranz und dem Wahlspruch der Grafen Waldenburg.

Heinrich kannte den Weg, der zur Hinterthür des Gebäudes führte. Er ging über den Hof an den Stallungen vorüber. Durch einen kleinen Garten gelangte man dann in's Haus.

Der angrenzende Felsen warf einen breiten Schlagschatten über die Blumenbeete. In diesem Schatten sah Heinrich ein einsames Paar stehen, Mann und Frau. Er hielt ihre Hand und flüsterte hastig, bewegt; sie schluchzte. Als Heinrich den niedrigen Gartenzaun geräuschvoll öffnete, fuhren sie scheu von einander. Sie huschte in eine nahe Laube; der Mann verschwand rasch durch die Hausthüre. Aber beim Oeffnen derselben fiel — freilich nur einen Augenblick lang — der Lichtschimmer vom Flur auf ihn, und Heinrich glaubte die Gestalt Montigny's zu erkennen.

Der Ueberraschte zögerte; da schallten Schritte hinter ihm. Ein hochgewachsener Bauernbursche, mit einem mächtigen Blumenstrauß auf der Brust, näherte sich eilig. Mit einem flüchtigen Blick maß er den Fremden und murmelte, als er dessen Priesterkleid erkannte, einen Gruß. Dann ging er vor Heinrich rasch in den Garten, sah sich um und trat zuletzt in die Laube.

„Toni, Du bist's?!“ sagte die Frauenstimme erschrocken.

„Ja, ich, Dein Toni, der glücklichste Bub' heut' auf der ganzen Welt!“ antwortete es. „Und Du hast Dich davon geschlichen, sitzest hier und — ich glaube gar, Du weinst! Afra! mein Goldherz, mein liebes, liebes Weib!“

Heinrich schauderte. Das Mädchen, das an Montigny's Seite geweint hatte, war die Braut, war Afra, die Tochter des reichen Silberbauers, „der jetzt den Fuchs des seligen Grafen hat.“

Heinrich floh vor seinen eigenen Gedanken in das Geräusch des Festes. In der großen Wirthsstube des Erdgeschosses standen die gedeckten Tische der Hochzeitsgäste. Dort saßen am Ehrenplatz das Jubelpaar und die Eltern der Braut, in buntem Gemisch Bauern und Bäuerinnen, Bürger aus Wendelstein und Forstleute, Alle festlich geputzt, vor sich Wein und Speisen im Ueberfluß. Draußen auf der Treppe ging's hinauf, hinab. Die Tänzerpaare eilten zum Saal empor oder kehrten erhitzt, mit rothen Gesichtern, von dort zurück. Der Raum, in dem getanzt wurde, lag von der Treppe links. Da summten und sangen die Geigen, dröhnten die Bässe und schmetterten zu Clarinetten und Flötenläufen die Trompeten. Die Paare schwirrten und wirbelten durcheinander, schwangen und drehten sich. . . . Rechts befand sich das geräumige, mit Tannen und Birken ausgeschmückte Gemach für den vornehmen Besuch, für die Gräfin und ihre Gäste. Heinrich, dem die zahlreichen Neugierigen vor der weitgeöffneten Thür Platz machten, trat hastig vor die Schwelle und überblickte den hellerleuchteten Raum. Um eine gedeckte Tafel mit dem silbernen Theeservice der Gräfin saß und stand man in losen Gruppen umher. Die Mehrzahl der Gäste, unter ihnen das Fürstenpaar, hatte sich bereits entfernt. Einige Herren und Damen hielten Stephanie umringt, die schön wie eine Fee aussah, und Montigny redete seiner Cousine eifrig zu. Unweit davon stand schmunzelnd der Adlerwirth. Die Gräfin blickte verlegen zur Erde und schien zu schwanken. Dann schlug sie die Augen zu Edgar auf und erhob sich tief erröthend. Die Herren klatschten in die Hände, auch die Uebrigen drängten sich fröhlich hinzu; der Adlerwirth aber rief Hurrah! und stürmte aus dem Gemach in den Tanzsaal. Dort stieß er links und rechts um sich, gewann die Mitte und schrie, seine Mütze schwenkend, zu

den Musikanten empor: „Einen Extrawalzer für die Frau Gräfin! . . Platz, Platz für die Herrschaften!"

Waldenburg fuhr, in's tiefste Herz getroffen, zurück. Unter den zuströmenden Landleuten stehend, sah er mit stierenden Augen sein Weib am Arme Montigny's und ihr glänzendes Gefolge an sich vorüberschreiten, sah sie dann am Arme Montigny's tanzend dahinschweben, langsam erst, belebter, feurig, trunken dann von der langentbehrten Lust. Er fühlte, daß er diesen Anblick nicht länger ertragen könnte, ohne sich auf das schöne, bewunderte Paar wie ein Tiger zu stürzen. Gewaltsam faßte er seinen Entschluß und floh. . . .

Eine Stunde später verließ die Gräfin in Montigny's, der Baronin und Fanny's Begleitung das Haus. Die noch anwesenden Herren gaben ihr bis an ihren Wagen das Geleit.

„Das Transparent, Ihro Gnaden!" sagte der Adlerwirth, bevor Stephanie in den Wagen stieg. „Das Transparent haben gräfliche Gnaden noch nicht gesehen; es ist erst um Neun trocken geworden."

Sie drehte sich um und las über der Thüre:

„Treu dem Fürsten, wie dem Knecht;
Treu als Gatten:
Auf der Waldenburg Geschlecht
Fällt kein Schatten."

Tief in der Nacht hörte Fanny einen entsetzlichen Schrei aus dem Schlafgemach ihrer Herrin. Sie eilte hinüber. Stephanie saß gespensterbleich, mit weitgeöffneten, starren Augen auf ihrem Lager. „Der Schatten," sagte sie von Schauern geschüttelt, „der Schatten war wieder da!"

3.

Montigny hatte die Damen bis zu ihren Zimmern begleitet und war dann in den Adler zurückgekehrt, wo Baron Aßperg mit den noch anwesenden Officieren am Spieltisch saß. Er verlor und schuldete dem Baron, als man beim Anbruch der ersten Frühröthe endigte, eine bedeutende Summe. Lafleur, der das Frühstück servirte, fand Herrn von Montigny auf dem Divan ausgestreckt und eine Zeitung lesend. „Man ist nicht bei Laune," sagte sich Lafleur, während er den Tschibuk für Edgar in Stand setzte. Er präsentirte die Pfeife.

Montigny gab mürrisch zu verstehen, daß er nicht rauchen wolle.

Lafleur nahm den Ausdruck tiefster Verzweiflung an. „Haben der gnädige Herr nicht gut geschlafen? Befehlen der gnädige Herr Brausepulver?"

„Nein."

„Wissen Euer Gnaden schon die Neuigkeit? Der Schatten ist heute Nacht wieder erschienen."

„Wer?"

„Der Schatten im gelben Zimmer."

„Dummes Zeug!"

„Das Fräulein erzählt' es der Kammerjungfer. Er soll heute schon bedeutend größer als gestern gewesen sein. Die Frau Gräfin ist krank vor Schrecken."

„Liegt sie zu Bett?"

„Nein, seit einer Stunde ist sie auf, aber Titi findet sie sehr blaß und melancholisch. An der Frau Gräfin Stelle schliefe ich keine Nacht länger neben dem gelben Zimmer, und wenn ich was zu sagen hätte, so würde das ganze Schloß umgebaut, ohne Schlupfwinkel, geheime Thüren und Gänge."

Montigny hob den Kopf empor. „Was für geheime Thüren und Gänge?" fragte er aufmerksam.

„Ja, das weiß man eben nicht. Als der grüne Saal zum Gewächshaus gemacht wurde, fand man hinter dem Getäfel eine Treppe, die zum rothen Zimmer im ersten Stock führte. Nun, solcher Treppen kann es mehrere geben. Die Kammerjungfer behauptet, der selige Graf und Pater Angelo hätten sie gekannt. Vielleicht kennt sie aber auch ein Anderer, den wir nicht kennen. Vielleicht lebt Einer im Schloß und mitten unter uns, den Niemand sieht und hört . . ."

Montigny sah den Bedienten wie Jemanden an, der uns eine neue Idee giebt. Lafleur lächelte voll Genugthuung über seine eigene Schlauheit. „Der dumme Mohr," fuhr er fort, „Titi und alle Andern im Vorzimmer schwören darauf, daß der Schatten der Geist des seligen Herrn sei. Noch einfältiger aber schwatzt seine Amme, die Kreislerin. Die Alte ist seit Jahren verrückt. Wenn Unsereiner sie besucht — wir thun's der Merkwürdigkeit wegen — und fragt sie nach dem seligen Herrn, sagt sie, ihr Heinzi wär gar nicht todt, ihr Heinzi lebte noch. Und fragt man sie weiter woher sie denn das wisse, legt sie die Hand auf den Brustlatz und antwortet: daher! . . . . Na, das ist purer Unsinn, denn ist Einer 'mal eingesargt, kommt er nicht wieder 'raus. Aber daß Jemand im Schloß ist, der nicht hineingehört, das glaub' ich."

„Lafleur, Sie sind so einfältig, wie die Andern."

„Ach, Herr von Montigny," grinste der Diener, „das meinen Sie doch nicht im Ernst. Uebrigens habe ich noch eine Bitte —"

„Rasch, rasch! Sie sind ein unerträglicher Schwätzer."

„Der neue Kaplan war grob gegen mich."

„Sie werden es verdient haben."

„Bitte, Euer Gnaden, dem ist nicht so. Wie ich das Frühstück für Euer Gnaden aus der Küche holen will, hält mich der Kaplan an und fragt nach der gräflichen Bibliothek. — Die ist in Körbe verpackt, sage ich, und nach dem Speicher gebracht. — Was! schreit er, die kostbare Bibliothek! — Ich zucke die Achseln und sage, daß ich weder den Herrn Grafen, noch seine Bibliothek gekannt hätte. — Schaffen Sie augenblicklich die Bücher nach meinem Zimmer! spricht Herr Stein. — Ich habe keine Zeit, antworte ich, Herr von Montigny wartet auf sein Frühstück. — Erst gehorch Er mir, knirscht er. — Das werd' ich bleiben lassen, sag' ich. Ich gehorche hier nur Herrn von Montigny und der Frau Gräfin . . . Was thut er? Weiß der Geier, woher die alte Vogelscheuche auf einmal soviel Kraft bekam! Er faßt mich am Kragen und zerrt mich die Treppe hinauf bis in den Speicher. Ich raisonnirte und wehrte mich, aber es half nichts. Korb für Korb mußt' ich ihm nach dem Thurm schleppen . . . Ja, erst gehorcht man mir und dann Herrn von Montigny, hat er gesagt. Wenn also der Kaplan mich bei der Frau Gräfin verleumden sollte, bitt' ich, daß Euer Gnaden —"

„Genug davon," unterbrach ihn Montigny. „Gehen Sie jetzt zum Baron. Ich lasse ihn bitten, mich auf der Terrasse zu erwarten."

Lafleur verbeugte sich und ging. „Ich bin gerächt," triumphirte der Bediente. „Der Pfaffe muß aus dem Haus," dachte Montigny. „Ich will nur Leute um mich, die Respect vor mir haben."

Der Tag war heiß. Als die Sonne im Mittag stand, machte Heinrich einen Gang durch den Garten. Im Vorüberschreiten hörte er aus einer Laube die Stimmen Edgar's und Aßperg's. Sie sprachen französisch. Waldenburg wollte vorbeigehen, aber der Klang seines eigenen Namens bannte ihn.

„Mein Vetter Heinrich dreht sich im Sarge um," sagte Montigny.

„Diese Rücksicht hindert Sie doch nicht?" versetzte der Baron.

„Doch, doch! Der Graf war ziemlich gut gegen mich; er ließ mich reisen und bezahlte zweimal meine Schulden . . . . Freilich war unser Verhältniß kein zärtliches. Wir paßten zusammen wie — wie ein Gebetbuch und Heine's Romanzero. Auch stand ich nicht in der Gunst seines Herzbruders und Gewissensrathes Angelo. Ich nehme daher ohne Bedenken von meiner Cousine Herz und Hand Besitz, aber sein Schloß, seinen Stammsitz veräußern — Pest! Meine Mutter war eine Waldenburg; es empört sich mein Blut gegen diesen Handel."

Heinrich zuckte zusammen; er konnte den Platz nicht mehr verlassen.

„Gut," hörte er den Baron sagen. „Das ist recht rührend, recht gewissenhaft. Nur schade, daß Sie nicht noch einen Cousin haben, der Ihnen zum dritten Male Ihre Schulden bezahlt, Schulden, die wohl das Sechsfache Ihrer früheren Verpflichtungen betragen."

„Herr Baron!" brauste Montigny empor.

„Recht so, spielen Sie den Beleidigten, weil ich Ihr Freund bin und Ihr Retter werden will, weil ich Ihnen den Abgrund zeige, an dem Sie stehen. Kein Wort weiter! Wenn ich nicht Ihr aufrichtiger Vertrauter sein darf, will ich gar nicht Ihr Vertrauter sein."

„Nun, in Henkers Namen, seien Sie aufrichtig! Halten Sie mir den Spiegel vor, machen Sie mir die Hölle heiß! Ich kann nicht mehr Kopfweh bekommen, als ich schon habe."

„Ich bin ja kein Angelo, mache Ihnen keine Vorwürfe wegen Ihrer tollen Wirthschaft. Sie sind nun einmal ein Lebemann, ein Cavalier, echtes Vollblut mit allen nobeln Passionen. Wie Sie leben, leben müssen, bedürfen Sie mindestens zwölftausend Thaler Renten. Das finde ich durchaus lobenswerth; der Mensch steigt um so höher in meiner Achtung, je mehr er braucht. Leider wirft Ihnen Ihr eigenes Vermögen nur zweitausend ab. Zwar hege ich eine hohe Meinung von Ihrer Liebenswürdigkeit, Grazie und Ueberredungsgabe — wie Sie dem Silberbauer einen Wechsel in die Hände spielten, war ein Meisterstück! Aber das geht nicht immer. Eines Tages werden Sie nur noch Gläubiger und keine Creditoren haben. Sie müssen sich also zu verbessern suchen —"

„Wenn ich meine Cousine heirathe —"

„Nun, wenn Sie Ihre Cousine heirathen, was dann? Dann werden Sie ihr am Morgen nach der Hochzeit ein Sündenbekenntniß machen und von Wucherern Geld auf das Schloß aufnehmen müssen, um Ihre Schulden zu bezahlen. Und dann, da Sie kein Hans Träumer wie Ihr Cousin sind, sich nicht in Bücher vergraben, nicht Milch statt Sect trinken, werden Sie sich in diesem alten Eulennest sehr bald langweilen, werden mit der Gräfin ein Hôtel in der Residenz beziehen und also doppelte Rechnung machen. Grund und Boden hier werfen eine hübsche Summe ab, aber sie wollen auch klug verwaltet und ausgenützt sein, und Sie sind kein Landwirth."

„Mit der Zeit kann ich es werden."

„Nie! Sie haben Ihre Seele der Gesellschaft, dem Spieltisch und dem Ballet verschrieben. Diese drei Teufel geben Einen nicht los, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Andrerseits werden Schloß, Land und Wald an Ihnen zehren, denn man hat auch das Mittelalter nicht umsonst. Kurz, ich sehe Ihren sichern Ruin, durch die Heirath zwar verzögert, aber dann rapid, schrecklich, hoffnungslos."

Es entstand eine kurze Pause. Montigny pfiff leise vor sich hin. Dann hörte Waldenburg den Baron mit gedämpfter Stimme fortfahren: „Ich zeigte Ihnen den Rettungsweg. Herrn von Stranzau's Schwiegervater, der Jud' Levy, will sein Töchterchen, die gnädige Frau, durchaus in einem Ritterschloß sehen. Levy kann ein Fürstenthum bezahlen .... Sie wissen, Stranzau thut nichts ohne mich. Gesprächsweise ließ ich einmal ein Wort von Waldenburg fallen. Das ist ja meiner Schwiegermutter Ideal! schrie Stranzau. — Unter Levy's Leuten befindet sich ein alter Waldenburger. Dieser scheint die Bankiersfrau auf die Romantik der Bergschlösser gebracht zu haben. Denn sie schwärmt für nichts mehr, als für ein thurmgeschmücktes, verwittertes Schloß in pittoresker Landschaft, für lange Corridore, hohe Säle und geheimnißvolle Treppen. Ich, immer in Gedanken, in Sorgen um Sie, lasse einen Schimmer von Möglichkeit blicken, Schloß Waldenburg zu erwerben. Stranzau überschlug sich vor Freude, und seit jener Stunde bin ich bei Levy's bon enfant."

„Levy ist ein Geldmensch, ein Speculant. Er wird mich beim Kauf übervortheilen."

„Bah, diese Börsenhelden haben ihre schwachen Seiten. Nach Ihrer Hochzeit machen Sie sobald als möglich Levy's Bekanntschaft. Sie laden Stranzau und Schwiegereltern nach Waldenburg ein und spielen hier den liebenswürdigen Wirth. Das weibliche Israel wird entzückt sein, die Männer bearbeite ich, und — heißen Sie mich einen Schwätzer, wenn Sie nicht ein brillantes Geschäft machen! Dann sind Sie das alte Gemäuer los, haben ein baares Capital und können in der Residenz die Stellung einnehmen, die Ihnen gebührt."

„Wenn aber Stephanie in den Verkauf nicht einwilligt?"

„Montigny?! Muß ich das von Ihnen hören? Eine Frau, die uns liebt, nicht einwilligen? Sie scheinen sich heute vorgenommen zu haben, naiv zu sein ....."

„Meine Cousine liebt mich jetzt; sie wird mir auch ihre Hand reichen; wenn sie mich aber besitzt, fürchte ich eine Wandlung. Denn ihre Seele hat Schmetterlingsflügel, wie die meinige. Das Errungene reizt nicht mehr. Sehr bald wird es Scenen geben. Ich habe manchmal hundert Teufel in mir. Diese Scenen werden uns abkühlen, und dann — ach, Aßperg, wir sind doch Alle Träumer! Mein schneller Sieg über Stephanie, anfangs mein Triumph, meine Wonne, ruft jetzt Bedenken in mir wach: sie wird dem zweiten Gatten nicht treuer sein als dem ersten ..."

„Also sehen Sie sich vor!"

„Ich habe eine dunkle Ahnung, Stephanie wird nach der Hochzeit sich Nein zu sagen angewöhnen, wie sie jetzt zu Allem Ja spricht."

„Also sehen Sie sich vor, mein Lieber! Machen Sie einen klugen Contract! Sichern Sie sich in gewissen klingenden Fragen vor diesem Nein!"

„Parbleu, das werd' ich. Ich will wenigstens goldne Fesseln tragen."

„Und was Waldenburg betrifft —?"

„Waldenburg wird verkauft ... Still! Wer geht da?" Montigny sprang empor und schlug das Gezweig auseinander. Er sah Heinrich mit einem ernsten Blick vorübergehen. Erblassend taumelte er zurück und rief: „Himmel, mein Cousin!"

„Sind Sie toll?" sagte Aßperg, durch die Oeffnung blickend. „Es ist der Kaplan."

„Ganz recht," erwiderte Montigny, der mit Mühe sich faßte. „Gestern bestritt ich selbst jede Aehnlichkeit, aber in diesem Augenblick — in diesem Augenblick, schwör' ich Ihnen, erschien er mir wie Heinrich's Gespenst."

Der Baron maß Edgar mit bedeutungsvollem Blick. „Unglücklicher," sagte er, „Sie haben noch ein Gewissen."

„Wenn der Schleicher uns belauscht hat?"

„Das werd' ich sofort erfahren," sprach Aßperg und verließ den Laubenzang. Nach wenigen Minuten kam er zu Heinrich zurück. „Beruhigen Sie sich," lächelte er zufrieden. „Herr Stein versteht kein Wort Französisch."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Shakespeare's London.

Zur dreihundertjährigen Shakespeare-Feier.

Von **Julius Rodenberg.**

1. Von Whitehall bis zur Meermaid.

Obwohl London im 16. Jahrhundert nicht viel mehr Einwohner zählte, als Köln, und nicht ganz so viel, als Hamburg heute besitzt, so galt es doch schon damals für eine der größten Städte in der Christenheit, und unser deutscher Tourist Hentzner, welcher 1598 dort war, berichtet daher mit aufrichtigem Staunen, daß der Umfang dieser Stadt „beinahe eine ganze Meile beträgt". Damals, wie heute, gab es eine City von London und eine City von Westminster, aber die Vorstädte, deren Häusermassen heute das Stein- und Mörtelmeer von London schwellen, waren damals noch grüne Felder und blumige Wiesen, und die City von Westminster selber war nicht viel mehr als eine Vorstadt von Palästen, der Sitz des Hofes und der Edlen von England. Hier war die damals schon alte Abtei und Kathedrale von Westminster, die Halle des Parlamentes und York-Place, eine prachtvolle Residenz, erbaut von Cardinal Wolsey, aber von Heinrich VIII. seinem ehemaligen Günstling nach dessen Sturz geraubt und darauf „mit ihrem reichen Vorrath von Kostbarkeiten, ihren Tapeten von Gold- und Silberstoff, ihren Tausenden von Stücken feiner holländischer Leinwand und ihren Vorräthen von Silber-, ja sogar schönem Goldgeschirr, welches zwei große Tafeln bedeckte," von dem Monarchen in höchsteigenen Gebrauch genommen. Seitdem hieß diese Residenz „Whitehall", und hier, im Glanze von Englands glorreichsten Tagen, saß Elisabeth, „von Gottes Gnaden Königin von England, Frankreich und Irland, die Beschützerin des Glaubens", auf dem Throne.

Wo jetzt das Gewirr dunkler Höfe und die übelberüchtigten Seitengassen des „Strand" bis an die schlammigen Ufer der Themse reichen, da standen damals die Stadthäuser der Bischöfe, der Gesandten und der großen Lords. Schöne Gärten umgaben sie und an

Fletcher. **Shakespeare mit seinen Freunden in der Taverne „zur Meermaid".**
Shakespeare. Taylor. Burbage. Ben Jonson. Oldcastle.

ihren Mauern plätscherte das Wasser der in jenen Tagen noch „silbernen" Themse dahin. Hier war Bedford-House und Leicester-House und Essex-House — jetzt verschwunden von den Stellen, wo sie gestanden, und nur den Straßen, Plätzen und Quartieren des neuen Londons ihre alten Namen hinterlassend. Hier war auch Durham-House, und da, in einem kleinen Studirzimmer, welches die Themse überblickte, saß Sir Walter Raleigh, der Kriegsheld, der Entdecker ferner Länder, der Gelehrte und der Hofmann. Ein Kranz berühmter Namen schloß sich um den Thron von Elisabeth: es war das Jünglingsalter und die Heldenzeit von England. Philipp von Spanien, welcher aus einem Bewerber um ihre Hand ein Feind Elisabeth's geworden, hatte England zu vernichten gedroht mit einem furchtbaren Heere von Schiffen, der sogenannten Armada. Aber „Gott blies und sie waren zerstreut." Dieses Gottesgericht war der Anfang von Englands Macht zur See. Die Blüthe der Colonien begann, und im Innern, von der Freiheit des Glaubens getragen, regte sich mit dem wachsenden Wohlstand zugleich das geistige Leben der Nation.

Ein massives Steinthor, schwarz vom Ruß der Jahrhunderte, trennt heute den Strand von Fleetstreet, die City vom Westende; damals that es ein Schlagbaum von Holz, frisch bemalt und mit farbigem Tuch behangen, die Tempel-Barre, Temple Bar, genannt, nach der benachbar-

ten Juristeninnung vom Tempel. Hinter Temple Bar begann die City, das eigentliche London jener Tage. Hier, mit ihrem selbstgewählten City-Monarchen, dem Lord-Mayor, welcher seinen Hof und seinen Hofgarten so gut hatte wie die Königin auf der andern Seite der Barre, wohnten alle die guten Bürger von London. Hier hausten die reichen Kaufleute, deren fast fürstlicher Luxus gleichen Schritt hielt mit dem Wachsthum der Colonien, des Handels und der ostindischen Compagnie. Ihre Häuser, aus eichenen Balken gezimmert, mit gothischen Fenstern und Giebeldächern, gaben den Straßen, obgleich sie eng waren, eine malerische Perspective. Nur noch sehr wenige von diesen Elisabeth'schen Häusern sind übrig geblieben in der City von London, um uns einen Begriff zu geben von der reichen Bauart und dem bessern Geschmack jener Zeit. Das große Feuer von 1666 hat sie fast sämmtlich zerstört. Aber damals standen sie noch in all ihrer pittoresken Schönheit, mit ihren geschnitzten Balkenenden und ihren Blumen von Eichenholz über der Thür und an den Fenstern. Ein jedes Haus hatte, ganz ebenso wie zu jener Zeit in Deutschland und heute noch vielfach in den Schweizer Städten, sein besonderes Zeichen, nach dem es hieß; denn Häusernummern gab es dazumal noch nicht. Da waren Zeichen nach den Gewerben und Zünften, und da waren Zeichen, die auf den Handel und die Schifffahrt und die fernen Länder Bezug hatten. Da war ein Mohrenkopf und ein Griechenkopf in seinen natürlichen Farben (oder wenigstens, was man dafür hielt), und da war ein goldener Ball und ein goldenes Kreuz. Dieses Haus hieß „zum schwarzen Bullen" und jenes Haus hieß „zum rothen Löwen". Alle diese verschiedenen Marken und Figuren und Kennzeichen mit ihren bunten Farben und starken Vergoldungen waren auf den Straßen zu sehen. Es muß ein sehr fröhlicher Anblick gewesen sein. Und auch die Brücken hatten ihre Häuser auf beiden Seiten, und in der Mitte von London-Bridge stand sogar eine Kirche.

Und so malerisch wie die Straßen selber war auch das Treiben der Menschen darin. Da war nicht der eiserne Lärm von tausend Rädern in Bewegung: „da war (wie der alte Chronist Stowe sagt) allerweg ein lustiger Lärm von gastlichen Zubereitungen. Die Köche riefen heiße Rippen von geröstetem Rindfleisch, wohlgebackene Pasteten und andere Lebensmittel aus; da war ein Klingen von zinnernen Krügen, von Harfe, von Flöte und Psalter". Die Namen von Pudding-lane, Weinstraße und Hahn- und Pastetengäßchen im heutigen London erinnern noch an die leckeren Bissen von ehedem. Und so wenig, als an den Häusern, war unsere Monotonie von Braun und Grau in den Trachten jener Zeit. Das war damals Alles phantasie- und farbenreich, angenehm und unterhaltend für das Auge. Es war mehr Individualität und mehr Heiterkeit in der Welt und in den Kleidern. Das Zeitalter, welches die erhabene Pracht der Münster aufzuthürmen und die stattlichen Söller der Edelsitze, die traulichen Erker der Bürgerhäuser zu bauen verstand, das hatte auch eine staunenswerthe Erfindung für das Costüm. Welch' ein ungeheurer Reichthum von Phantasie ward auf die Schuhe, die Hüte, die Hosen und die Mäntel verschwendet! Auf jene Schuhe, deren Spitzen sich bald aufwärts drehten, wie ein Widderhorn, bald ausbreiteten, wie ein geöffneter Fächer; auf den Kopfputz, welcher variirte von dem Barett bis zu dem Hut mit thurmartiger Spitze; auf die Mäntel, welche sich von dem kurzen normännischen Spenser bis zu dem weiten und faltenreichen spanischen Mantel abstuften. Lustige Cavaliere in Sammet, Seide und feinem Tuch, welches von Gold- und Silberstickerei funkelte, paradirten durch die Straßen, und ebenso wie der Adel, hatte auch der Bürgerstand seine Farbe und seinen Putz, und jede Gilde, jedes Handwerk, jede Profession ihre Wappen und Zeichen. Schwarz war ganz aus der Mode; und inmitten dieses fortwährenden Gepränges von Spitzen und Atlas, von grünen, scharlachen, nelkenrothen oder himmelblauen Röcken, von pflaumenfarbenen Mänteln und gelben Ueberwürfen bezeichnete ein Anzug von dunklem Stoff den Kopfhänger, den Augenverdreher, den Frömmler, den Puritaner. —

In dieses London, so lebenslustig damals, so kräftig in dem Gefühl des nationalen Aufschwunges, so schimmernd von den neuen Reichthümern, so rauschend von den Festen des Hofes, den Aufzügen und Vergnügungen der Bürger, in dieses London kam um das Jahr 1586 **William Shakespeare** aus seiner ländlichen Heimath in Warwickshire. Er war dreiundzwanzigjährig und hatte daheim eine Frau, welche acht Jahr älter war, als er, und drei Kinder gelassen. Ob er aus Stratford am Avon geflüchtet, der Wilddieberei und der Abfassung eines Spottgedichtes auf den Friedensrichter Sir Thomas Lucy beschuldigt, oder ob er ausgewandert, mit der Absicht, in London sein Glück zu versuchen, das wissen wir so wenig, wie es uns bekannt ist, ob er seine dramatische Laufbahn damit begonnen, vor dem Theater die Pferde zu halten oder auf das Theater die Stühle zu stellen. Aber seht, da ist er; sein Genius hat ihn zur rechten Zeit an den rechten Ort geführt. Aus den Händen der Zünfte und Gewerbe, welche das Drama Jahrhunderte lang, in der Gestalt von Mirakelspielen und Mysterien, auf den Straßen und dem offenen Marktplatze aufgeführt hatten, war es nun endlich in die Hände der Dichter und der Künstler, in den Palast der Königin und die Halle der Edlen gelangt. Die Lust, zu spielen und Schauspieler zu sehen, ward allgemein. Jeder große Lord hatte seine Truppe von Schauspielern, welche sich seine „Komödianten und Diener" nannten und die Provinzen durchzogen, wenn sie in der Hauptstadt keine Beschäftigung fanden. Das erste öffentliche Theater in London, das Blackfriars-Theater, ward 1576 eröffnet; zu Ende des Jahrhunderts gab es schon siebzehn Theater, auf welchen täglich gespielt ward. Außerdem spielten die Studenten auf den Universitäten, die Juristen in ihren Innungsgebäuden, sogar die Lehrburschen von London spielten, so daß es wahr wurde, was das Sprüchwort sagte und was man später als Inschrift an das Globe-Theater setzte: „Totus mundus agit histrionem". (Die ganze Welt macht den Schauspieler.) Shakespeare trat in die Truppe von Blackfriars ein, welche, ursprünglich im Dienste des Grafen von Leicester, später von der Königin patronisirt ward und den Namen der „Schauspieler der Königin" annahm. Dieser Titel hat sich erhalten und es führen ihn gegenwärtig die Schauspieler von Drurylane, welche sich immer noch „Ihrer Majestät Diener" nennen. Das junge Mitglied der Blackfriarstruppe zeichnete sich sehr bald aus: schon 1589 ward er zum Mitbesitzer, zum „sharer" des Theaters gemacht, welches, wie es der Zeit nach das erste war, so auch dem Range nach, hinsichtlich seines Werthes, das erste der Hauptstadt blieb. „Shakespeares dramatische Unterhaltungen wurden," wie sich ein gleichzeitiger Schriftsteller ausdrückt, „die größte Unterstützung unseres Haupt-, wenn nicht jeden Theaters in London." Er hatte noch sein dreißigstes Jahr nicht erreicht, da war „unser freundlicher Willy", der „honigzungige Shakespeare", ein populärer und ein berühmter Mann. „Er ist unser Plautus und unser Seneca, der beste Mann in England für das Lustspiel und die Tragödie," sagt Francis Meres im Jahre 1598.

Wo aber haben wir ihn zu suchen in diesem London, das für die Begriffe jener Zeit schon so groß war? Nun, es gab drei Plätze in dem damaligen London, wo man sicher sein konnte, im Verlaufe eines bürgerlichen Tages einen jeden Mann, der zur guten Gesellschaft gehörte, wenigstens einmal zu treffen, entweder im St. Pauls-Dome, oder in der Taverne, oder im Theater.

Die St. Paulskirche war damals die große und fashionable Promenade von London. Was gegenwärtig der Reitweg Rotten-Row im Hydepark ist und im 17. und 18. Jahrhundert der Mall war, das war im 16. Jahrhundert St. Paul, die alte Metropolitankirche von London, nicht der Platz *vor* der Kirche, sondern die Kirche selber. Es gingen überhaupt wunderbare Dinge in den Kirchen vor; sie waren die Theater, die Gerichtshöfe, die politischen Kampfplätze und die Lotteriehäuser jener Tage. Das alte Drama, das Mirakelspiel, bevor es auf die Straßen gewandert war, hatte Jahrhunderte lang seinen Sitz in den Kirchen gehabt, und noch aus dem Jahre 1592 hören wir, daß bei einem Besuch der Königin Elisabeth in Oxford der Gottesdienst in der Universitätskapelle nicht so bald vorüber war, als man auch die Kapelle schon in ein Theater für die Vergnügungen des Nachmittags verwandelte. Um dieselbe Zeit verbot die akademische Obrigkeit derselben Universität das Rauchen in den Kirchen „wegen der zu großen Masse des Qualmes". Die Gemeindewahlen wurden fast überall in den Kirchen vollzogen und sehr häufig, besonders in Zeiten von ansteckenden Krankheiten, wurden auch die Assisen daselbst gehalten. Am Ungenirtesten jedoch benahm man sich in der genannten Metropolitankirche von London, derjenigen, welche, im großen Feuer zerstört, auf derselben Stelle stand, wo jetzt der Dom von St. Paul sich erhebt. Das St. Pauls des heutigen London ist ein Kuppelbau, nach dem Muster der Peterskirche in Rom; St. Paul in Shakespeare's London war ein gothischer Dom, mit einem schmalen Thurm, der aber durch Feuer im Jahr 1561 halb zerstört war, mit Kreuzgängen und einem Todtentanz an den Außenwänden. Im Innern

waren Kapellen und Schreine, welche von kostbaren Steinen und Gold und Silber schimmerten; die Glasmalereien der Fenster warfen ein vielfarbiges Licht auf das prachtvolle Silbergeräth des Hochaltars und den Schrein des heiligen Erkenwald, an welchem ein großer Sapphir funkelte, von dem man glaubte, daß er die Krankheiten der Augen heilte. — So oft Königin Elisabeth mit ihrem noblen Gefolge nach St. Paul kam, um dem Gottesdienste beizuwohnen, wurde sie fast unveränderlich begleitet von „zwei weißen Bären". Aber dieses war nicht das Aergste. Schon seit der Reformationszeit war das Schiff des Domes ein ganz allgemeiner Durchgang geworden für die Lastknechte mit Bierfässern, Brodkörben, Fisch, Fleisch und Früchten; beladene Maulesel, Pferde und andere Thiere zogen unaufhörlich von der einen Thür zur andern, die Marmormosaiken mit Stroh, Abfall und Schmutz jeder Art bestreuend. Durch die hohen Flügel des Domes klang Rossegewieher und auf den Bänken im Chore schnarchten die Trunkenbolde. An die Säulen wurden Zettel geschlagen und an der sogenannten „Si quis"-Thür drängten sich die Dienstboten, welche eine Herrschaft suchten. Die Advocaten hatten ihre Stände, an denen sie ihre Clienten empfingen. In den Seitengängen standen die Wucherer, und das Taufbecken ward als Comptoir bei den Zahlungen benutzt. Der Lärm war sehr groß, und während in einem Theil des Domes die Orgel ging und die Predigt gehalten ward, wurde in dem andern geflucht, geschworen und betrogen. Das Mittelschiff aber war für die fashionable Promenade reservirt; es war der Platz für die Neuigkeiten und das tägliche Rendezvous für die geistreichen und galanten Herren der Stadt.

Dieser mittlere Theil der Kirche hieß im Jargon jener Tage „das mittelländische Meer", oder „Herzog Humphrey's Promenade", nach dem Grabmonument des Herzogs Humphrey genannt, welches sich darin befand. „Mit Herzog Humphrey zu Mittag speisen", hieß in der damaligen Redeweise so viel, als kein Geld haben, um ein Mittagsessen zu bezahlen. Ein Diarist jener Zeit, Francis Osborn, giebt uns folgende Beschreibung: „Es war damals die Mode für die bessern Classen, für Lords und Hofleute und Männer von allen Berufsarten, sich in St. Paul gegen eilf Uhr Morgens zu treffen und in dem Mittelflügel bis zwölf zu promeniren, nach dem Mittagsessen aber von drei bis sechs, während welcher Zeit Einige von Geschäften, Andere von Neuigkeiten sprachen. Nun, in Rücksicht auf den Weltverkehr ereignete sich wenig, was nicht zuerst oder zuletzt hierher gekommen wäre. Und ich, als ich jung war, mischte mich um diese Stunden unter die auserlesenste Gesellschaft, die ich auftreiben konnte." Hierher, in diese seltsame Versammlung der Laster, Thorheiten, Moden und Launen des damaligen Londons, ist auch Shakespeare oft genug gekommen. Hier fand er die Modelle für seine Komödien und die Zielscheiben für seinen Witz. Hier fand er Pistol und Bardolph, Junker Tobias von Bleichenwang und Junker Schmächtig. „Hier (in St. Paul) habe ich ihn mir gekauft," wie Falstaff von Bardolph sagt. —

Wo aber fand er ihn selber, ihn „den alten, fetten Ritter", diese Blume aller Kneipgenies? Nun, ich denke der Ort ist nicht zu verfehlen, wo der sich aufhält, dessen Wort ist: „Soll ich meine Bequemlichkeit nicht haben in einem Wirthshaus?" Die Tavernen „zur Meermaid", „zur Mitra", „zum Horn" oder „zum Eberkopf" sind nicht weit, und in einer davon werden wir ihn finden, denn, wie es in dem Codex der Modeherren von damals hieß: „sein Essen muß in einer von den berühmten Tavernen sein."

Aber ehe wir noch diese Stätten fröhlicher Geselligkeit, gefüllter Krüge und sprudelnder Witze erreichen, haben wir noch, grad beim Austritt aus St. Paul, einen merkwürdigen Anblick. Hier, auf dem Kirchhof von St. Paul, um eines jener Straßenkreuze, an welchen das alte London reich war, sitzt eine Versammlung von Andächtigen in freier Luft, und unter dem Kreuz steht ein Mann in Schwarz, welcher predigt. Es ist ein Puritaner, welcher gegen die Sittenlosigkeit der Zeit, gegen ihre Vergnügungen und ihre Theater nicht am wenigsten donnert. Dieser Mann und seine Partei werden auch ihren Tag haben, um die Kirchen zu säubern und die Theater zu schließen!

Man sagt, daß Shakespeare die Bekanntschaft von Sir John Oldcastle (denn so hieß das Original unseres bewunderten Freundes Sir John Falstaff) in einer Taverne von Eastcheap, im „Eberkopf" gemacht habe. Diese Taverne erfreute sich noch sehr lange eines großen Ruhms in der Nachbarschaft des Fischmarktes von Billingsgate, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der damalige Besitzer, vielleicht aus Reue über die Sünden seiner Vorgänger und Vorgängerinnen, diesen Aufenthalt der „Dame Hurtig" der Kirche vom heiligen Michael vermachte, um einen Kaplan aus dem Einkommen zu unterhalten. Aber der Eber wollte unter dem Kirchenregiment nicht recht mehr floriren; zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde das alte Nest zwischen einem Barbier und einem Flintenschmied getheilt, über deren aneinanderstoßenden Läden bis zum Jahre 1831 noch der in Stein gehauene Eberkopf zu sehen war. Da aber wurden auch diese letzten Insassen des Eberkopfs expropriirt, das Haus wurde niedergerissen, um Raum für die neue London-Bridge zu machen, und genau auf der Stelle, wo der „alte Jack" gezecht und, als er seine Schulden nicht bezahlen konnte, mit einem Schwur auf seinen vergoldeten Becher der Wirthin die Ehe versprochen, steht nun die Bildsäule eines Mannes, der seiner Zeit nicht weniger corpulent, aber viel weniger witzig war: die Reiterstatue Wilhelm's IV.

Die Taverne, welche Shakespeare meistens frequentirte und wo er mit seinen Freunden die längsten und berühmtesten Sitzungen hielt, war die Taverne „zur Meermaid", deren heitere Zechstube unsere Abbildung zeigt. Sie stand in Breadstreet, einer Nebengasse von Cheapside, zwischen der heutigen Southwark-Bridge und London-Bridge. Das Haus, wie fast das ganze Shakespeare'sche London, wurde von dem großen Feuer hinweggenommen; indessen zeigt man noch heute den Platz, wo es gestanden, und eine gute Reihe von Traditionen hat sich erhalten. Der Name des Wirthes war Dun. Seine Gäste versammelten sich entweder zum Mittagsessen, welches gleich nach zwölf eingenommen wurde, oder zum Abendbecher, gegen sechs, wenn das Theater aus war. Speisezettel gab es damals allerdings nicht. Aber doch haben sich einige Kochbücher aus jener Zeit erhalten. Vielleicht interessirt es die Leserinnen, zu erfahren, was Mr. Dun's Küche für Shakespeare und seine Freunde thun konnte. Hier sind einige Delicatessen: gekochte Tulpenstengel; marinirter Puter, in Weißwein und Essig gesotten und mit Fenchelsauce servirt; gepökelte Gans mit Nelken und Ingwer; Gelée von Kleeblumen und Omeletten von Malvenstengeln mit Rosenwasser.

Aber wir glauben, daß der feiste Herr am obern Ende der Tafel, der, welcher von sich zu sagen scheint: „Du siehst, ich habe mehr Fleisch als andere Menschen und also auch mehr Schwachheit," — wir glauben, daß der es mit dem „Roast-beef von Alt-England" gehalten, und daß er mehr Sect als Rosenwasser zu sich genommen. „Ich wollte den fetten Jack nicht für die Hälfte der großen Männer in den Chroniken aufgeben!" ruft Washington Irving aus. „Was haben sie für mich oder meinesgleichen gethan? Sie haben Länder erobert, von denen ich keine Hand breit besitze; oder sie haben Lorbeeren errungen, von denen ich kein Blatt geerbt; oder sie haben Thaten verrichtet, welche ich ihnen nachzumachen weder die Kühnheit noch die Gelegenheit habe. Aber der alte Jack Falstaff! — der freundliche Jack Falstaff! — der süße Jack Falstaff! — hat die Grenzen des menschlichen Vergnügens erweitert; er hat große Gebiete des Witzes und der Laune hinzugefügt, in welchen der ärmste Mann sich ergötzen mag, und er hat eine unfehlbare Erbschaft von fröhlichem Gelächter hinterlassen, um die Menschheit lustiger und besser zu machen bis in das späteste Geschlecht." — Darum Heil dem edlen Sir John Falstaff! Und Heil dem edlen Sir John Oldcastle, der des vortrefflichen Bildes vortreffliches Original gewesen!

Zwischen dem Essen und Trinken wurde scharf gedampft, denn seit Sir Walter Raleigh den ersten Beutel voll Tabak aus Westindien mitgebracht, war das Rauchen in den exclusiven Kreisen jener Tage Mode geworden. Shakespeare's Collegen vom Globe- und Blackfriars-Theater, Lawrence Fletcher und John Taylor und Richard Burbage, die Originaldarsteller von Hamlet, Lear und Othello, rauchten. Shakespeare selber scheint der neuen Mode nicht gehuldigt zu haben, da er derselben in keinem seiner Stücke Erwähnung thut; aber Ben Jonson muß ein Freund von dem „Schnepfenkopf" gewesen sein, wie man die Pfeife damals nannte. In seinen Komödien ist sehr oft die Rede davon. Richard Burbage war der erste Schauspieler seiner Zeit. „Der wird für keinen Gentleman gerechnet, der Dick Burbage nicht kennt; es giebt kein Landmädchen, das nicht von Dick Burbage sprechen könnte," heißt es in „Rückkehr vom Parnaß", einem Schauspiel aus dem Jahre 1602. Richard Burbage muß auch ein sehr schöner Mann gewesen sein. Einmal, als er Richard III. gespielt

hatte, verliebte sich eine schöne Bürgerin von London so sehr in ihn, daß sie ihm ein Rendez-vous unter der Parole „Richard III." bewilligte. Der Dichter des Trauerspiels, Shakespeare, hörte die Verabredung und beschloß, das Abenteuer selber zu bestehen, ging und fand unter der ausgemachten Parole wirklich Einlaß. Später kam Burbage. „Richard III. ist vor der Thür!" ließ er hinaufsagen. „William der Eroberer war vor Richard III.," ließ William Shakespeare hinuntersagen und behauptete das Feld.

Shakespeare war der liebenswürdigste und eleganteste Gesellschafter; etwas schwerer und schwerfälliger war Ben Jonson. Ben Jonson, nach Shakespeare der berühmteste Dramatiker jener Zeit, hatte ein sehr abenteuerliches Leben geführt. Zuerst hatte er studirt, dann war er Soldat gewesen, ferner Schauspieler geworden, darauf hatte er einen seiner Collegen erschossen und war zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt worden. Aber er wurde begnadigt und benutzte den Rest seines Lebens, um für die Bühne zu schreiben. Eine gute Cameradschaft, nur ein- oder zweimal durch Eifersüchteleien vorübergehend getrübt, verband ihn mit Shakespeare. Beide waren witzig, Beide waren geistreich und erfahren in den Dingen der Welt. Ihr Gespräch belebte die Unterhaltungen in der Meermaid und ihre Witz- und Wortspiele wurden in London colportirt. —

Aber es schlägt zwei Uhr von der Bow-Kirche, und nun müssen wir die Sitzung aufheben, „wir müssen uns über die See begeben," wie es in der Sprache jener Zeit heißt, d. h. ein Boot nehmen und uns nach einem der Theater rudern lassen, welche diesseits oder jenseits der Themse dicht am Ufer liegen. Denn Schlag drei Uhr Nachmittags beginnt die Vorstellung.

Bilder aus der Kinderstube.

Von Gustav Steinacker.

2.

Der Schulrath F., den ich vor einer hübschen Reihe von Jahren in T. kennen lernte und öfters besuchte, war ein ganz wackerer, daneben auch ein gelehrter Mann. Er stand als Pädagoge in großem Ansehen, hatte manches Schul- und Erziehungsbuch geschrieben, und ich trat, damals noch ein ziemlich junger Anfänger, mit einer Art von scheuer Ehrfurcht in sein Haus und eine Kinderstube, weil ich da das Muster einer guten Erziehung zu finden und praktisch studiren zu können hoffte. Aber in dieser Erwartung — das ward mir allzubald klar — hatte ich mich recht gründlich getäuscht. Eine gewisse Elternkrankheit, an welcher der gute Mann nicht viel weniger, als seine Gemahlin, die Frau Schulräthin, litt und die mir später auch noch in andern als schulräthlichen Kreisen sehr häufig begegnete, machte alle seine Erziehungswissenschaft und Erziehungspraxis im eigenen Hause zu Schanden. So hatte denn auch ich in seiner Kinderstube allerdings Gelegenheit, gar viel zu lernen, nur in umgekehrter Weise, nämlich nicht wie man's machen, sondern wie man's nicht machen muß, um mit glücklichem Erfolge zu erziehen. Daneben ward mir auch von Neuem klar, daß die Geist und Gemüth so schwer bedrohenden Kinderkrankheiten, die in so vielen Kinderstuben herrschen, fast durchgängig nur die natürliche Folge von eben so vielen pädagogischen Elternkrankheiten sind, welche, je weniger sie allgemein genannt und beachtet werden, um so größeres Unheil anrichten.

Mein guter Schulrath hatte damals ein allerliebstes fünfjähriges Söhnchen, Namens Hermann. Schön, blühend und schwarzäugig wie ein Liebesgott, pausbäckig wie ein Raphael'scher Engel auf dem Bilde der Madonna della Sedia und voll lebendigen Muthwillens, wie er Knaben in jenem Alter so wohl kleidet, stahl er nicht nur unwillkürlich allen Freunden und Bekannten des Hauses das Herz, er hatte es, was weit schlimmer, offenbar schon längst seinen Eltern gestohlen, und — was das Schlimmste von Allem, der Kleine wußte das ganz genau und war darum im besten Zuge, auch ihnen gegenüber seinen Namen immer mehr mit der That zu führen.

Schulrath F. war ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter. Er sah dabei gern Gäste in seinem Hause und an seinem Tisch, und diese folgten auch sehr gern der schulräthlichen Einladung, denn die Frau Schulräthin war, was sonst nicht allen Schulräthinnen eigen sein soll, als treffliche Köchin und liberale Wirthin bekannt. Ebenso veranschaulichte auch der Keller des Herrn vom Hause, der vielmehr dessen gewählter Inhalt, auf das Einleuchtendste den Unterschied zwischen einem Schulrath und einem — Volksschullehrer. Bei derlei Gelegenheiten speisten nun die älteren Kinder gewöhnlich nicht bei Tische, sondern erhielten ihr Contingent in der Nebenstube. Hermannchen aber nahm bei einer jener mir unvergeßlichen Veranlassungen alsbald seinen Sitz in nächster Nähe der bereits aufgetragenen Suppenschüssel als einen ihm von Gott und Rechtswegen gebührenden Vorzug in Beschlag, und wehe dem, der es versuchen wollte, ihn von da zu verdrängen. Die Mama versuchte es wirklich einmal, als ich gerade mit anwesend war. „Hermännchen," sprach sie, „stehe auf und mache dem Herrn da Platz!" Doch mein Hermännchen hatte dafür keine Ohren. Er blieb ruhig sitzen und begann gemüthlich sein Spiel mit den bereit liegenden Messern und Gabeln. „Das schickt sich nicht, Kind, leg' gleich Messer und Gabel an ihren Ort und steig' vom Stuhle." Hermann schüttelte ruhig den Kopf und blieb sitzen. Die Mama benutzte in ihrer Verlegenheit den Eintritt eines Gastes, um das pädagogische Zwiegespräch mit ihrem Söhnchen abzubrechen und die Aufmerksamkeit der Anwesenden davon abzulenken.

Hermann hatte sich's unterdessen bequem gemacht und von den aufgelegten Brodschnitten eine Wagenburg zu bauen angefangen. Das war der Mama denn doch zu viel. Sie begann von Neuem: „Hermann, sei doch artig! was werden die fremden Herren von Dir denken!" Das schien jedoch Hermann ebenso wenig zu kümmern, als die hinzugesetzte Drohung: „Wenn Du nicht gleich artig bist, so sage ich es dem Papa, und Du bekommst Eins ab." Als auch das nichts fruchtete und Hermann mit einer Entschiedenheit, die manchem deutschen Minister dem Auslande gegenüber sehr zu wünschen wäre, dabei verharrte: „Ich gehe nicht und ich fürchte mich nicht!" als selbst die dem Kleinen in's Ohr geflüsterten Versprechungen und Drohungen ebenso wenig verfangen wollten, wie die Lock- und Schrecktöne einer Russell'schen diplomatischen Note an die deutschen Cabinete: da blieb freilich zuletzt gegen den renitenten Kleinen nichts übrig, als die lang verzögerte und höchst ungern in Anwendung gebrachte gewaltsame Maßregel der — Execution. Die Frau Schulräthin faßte also, kraft ihrer mütterlichen Autorität, das unfolgsame Söhnchen unter den Armen und hob es vom Stuhle.

Aber Hermännchen wußte alsbald Hannemännchen zu spielen. Er kannte aus Erfahrung die schwache Seite seiner Frau Mama, und wie man es anzufangen habe, um ihr gegenüber seinen Willen durchzusetzen. Er fing ein klägliches Zetergeschrei an und nöthigte dadurch Mama zur Nachgiebigkeit und zum Rückzuge — natürlich nur aus Rücksicht auf ihre lieben Gäste. Der Kleine behielt also seinen bevorzugten Platz an der (europäischen) Tafel, mit der nachträglichen Drohung: „Warte nur, Du ungezogenes Kind, Du sollst Deine Strafe schon bekommen!" und der Gast, dem der Ehrenplatz an Mama's Seite zugedacht war und von Rechtswegen gebührte, ward gebeten, dem kleinen Eigensinne zu weichen und weiter hinabzurücken. Ich war durch diesen Auftritt um eine pädagogische Studie reicher geworden und höchst begierig zu erfahren, was denn der Herr Schulrath dazu sagen würde, der noch mit einigen Gästen im Nebenzimmer verweilte und soeben in ihrer Begleitung eintrat. Er ignorirte indeß auf gut diplomatisch, was er doch nicht zu ändern vermochte, und erging sich dafür später mit seinem Tischnachbar in einem eifrigen Gespräch über die Principien der neuern Pädagogik, wobei seine Gelehrsamkeit einen glänzenden Triumph feierte. Aber auch Hermännchen errang zwischen Mama und dem zuvorkommenden Gaste, der die Achillesferse der mütterlichen Eitelkeit sehr wohl zu kennen und zu benutzen schien, einen Triumph und einen guten Bissen nach dem andern. Dies erhöhte seine Siegeszuversicht so sehr, daß er sich zuletzt Alles erlaubte, von Allem haben wollte, höchst ungenirt in alle Compot- und Dessertschüsseln langte und seine Kirschkerne dem

fremden Gaste auf den Teller warf, seine von Bratenfett triefenden Hände am Tischtuch abwischte und ähnliche Kurzweil trieb, die, anfangs mehrfach belacht und dadurch unterstützt, zuletzt doch alle Schranken des Zulässigen so sehr überschritt, daß der Schulrath genöthigt war, seine väterliche Autorität geltend zu machen. Aber selbst diese brachte es zu nichts weiter, als zu leeren Drohungen, die denn auch ziemlich wirkungslos verhallten.

Ich hatte dann nach Tische und bei späteren Anlässen noch öfters Gelegenheit, diese schlimme Elternkrankheit näher kennen zu lernen, und konnte es dem klugen, aber verzogenen Kinde nicht gerade verdenken, daß es sich durch derlei Drohungen nicht einschüchtern ließ, sich das Papier zu seinem Spielzeug, statt aus dem Papierkorb, lieber von dem Arbeitstisch des Vaters holte, den ihm mit dem Stocke drohenden Papa durch seine entgegengesetzte Drohung, ihm dann den Stock zu zerbrechen, zum Lachen brachte und die Ruthe hinter dem Spiegel vollends wenig respectirte, weil sie meist nur hinter dem Spiegel oder als Demonstration in der Hand des Vaters oder der Mutter blieb, ohne je mit dem Rücken des Kindes in allzunahe Berührung zu kommen.

Ich lernte daraus, daß in der Pädagogik, wie in der Politik, das viele Drohen eben so wenig taugt, als das viele Verbieten, da beides den Eigensinn und die Lust am Verbotenen methodisch groß zieht. Darum hüte man sich, einen Wald voll verbotener Früchte um das Kind zu pflanzen, man entziehe es vielmehr so viel wie möglich der Versuchung; dagegen bestehe man mit ruhiger, aber unerbittlicher Strenge auf Gehorsam im Betreff des wirklich Verbotenen. Jeder Drohung folge im Nichtbeachtungsfalle unnachsichtlich die Strafe, und zwar ohne lange Strafpredigten, die gleichfalls in das Capitel der Elternkrankheiten gehören. Die rechte Elternliebe beweist sich eben in jener Selbstüberwindung des schwachen Vater- oder Mutterherzens, das nur zu geneigt ist, sich durch Bitten, Thränen und Geschrei entwaffnen, oder im Interesse der Ruhe um jeden Preis zu einer Nachgiebigkeit verleiten zu lassen, die Niemand sicherer zu bemerken und schlauer auszubeuten versteht, als ein kluges Kind. Auf diese Weise wird recht systematisch jener Eigensinn gezeitigt, der keineswegs, wie viele verblendete Eltern sich einzureden lieben, ein Zeichen von Charakterstärke, sondern blos von Selbstsucht und Egoismus ist, dem es an der zügelnden Schranke der Zucht, des Gehorsams und der Selbstüberwindung fehlt.

So wie der Eigensinn als eine der verbreitetsten Kinderkrankheiten namentlich durch Schuld der Eltern und ihrer verkehrten Erziehung sich in vielen Kinderstuben zeigt, so begegnen wir daselbst häufig auch einer andern, nicht minder verhängnißvollen, ja, in ihren Folgen und Wirkungen noch weit verderblicheren: der Lüge, und auch hier trifft Eltern und Erzieher oft ein noch viel begründeterer Vorwurf, als das Kind selbst. Jede Lüge, als bewußte und vorsätzliche Verleugnung der Wahrheit, ist zunächst immer ein Kind der Noth und das Capitel der Nothlügen darum ein unbegrenztes. Die Noth, die zur Lüge führt, wird dem Kinde aber nur allzu oft gerade von Denen bereitet, die den Beruf hätten, es davor zu bewahren. Das Erstere geschieht, wenn sie durch ihr eigenes, unbewachtes Beispiel in Wort und That, so wie durch eine Menge unüberlegter, unpädagogischer Verbote, Vorstellungen in dem Kinde wach rufen, welche bei eintretender Versuchung die Lust ihr zu folgen erregen. Eltern, die sich in Gegenwart des Kindes keinen Zwang anthun, ja vielleicht regelmäßig manchen guten Bissen genießen, der dem Kinde versagt ist, dürfen sich nicht wundern, wenn dadurch in diesem ein Keim der bösen Lust gepflanzt wird, die bei vorkommender Gelegenheit den verbotenen Genuß in ganz anderer Weise zum Gegenstande ihrer Uebertretung macht, als die kleine Hedwig, welche einmal ihrer mir befreundeten Mutter die offene Zuckerdose unter Thränen brachte, mit der Bitte, sie zu verschließen, und auf die ernste Frage der Mutter: „Hast Du daraus genascht?“ mit rührender Treuherzigkeit antwortete: „Nein, aber ich habe gewollt!“

Das „führe uns nicht in Versuchung!“ des Vaterunsers sollten sich daher auch in dieser Beziehung alle Eltern und Erzieher recht angelegentlich zur Pflicht machen. Nicht, als ob damit dem Kinde jede Versuchung überhaupt erspart bleiben solle; dafür sorgt schon das Leben hinlänglich, und ohne Kampf und Sieg auch keine Tugend; wohl aber ist es die Pflicht der Eltern, das Kind nicht muthwillig Versuchungen auszusetzen, ehe noch die Kraft des Widerstandes in ihm genährt und gepflegt worden ist. Gesellt sich dann bei dem Erliegen zu dem Gefühl der Schuld und Uebertretung auch noch die durch Erfahrung mehr oder weniger begründete Furcht vor der Strafe, so ist im Betretungsfalle der kleine Nothlügner fertig, der dann nur zu leicht zum Gewohnheitslügner werden kann. Die rechte Liebe, die das Vertrauen im Kinde weckt und nährt und bei allem Ernst jede sonstige Uebertretung mit Milde, dagegen jede wirkliche Lüge mit unnachsichtlicher Strenge straft, dürfte auch hier die sicherste Schutzwehr dagegen sein. Ich sage absichtlich: jede wirkliche Lüge, denn meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß bei besonders lebhaften, phantasievollen Kindern sich häufig ein halb unbewußtes Verleugnen der Wahrheit findet, das der Lüge ziemlich ähnlich sieht, aber doch keineswegs als solche betrachtet werden kann. Es besteht vielmehr in jenem unwillkürlichen Vermischen von Dichtung und Wahrheit, in jener „Lust zu fabuliren“, die bekanntlich schon der deutsche Altmeister Goethe von seiner Mutter, der Frau Rath, die darin selbst ziemlich stark war, geerbt hat. So hatte auch ich vor einiger Zeit einen Knaben in Erziehung, der mit dieser Gabe in hohem Grade bedacht war. So oft er irgendwo zum Besuch gewesen, wußte er seinen Cameraden mit der ernsthaftesten Miene Dinge zu erzählen, die er alle gesehen und erfahren haben wollte, welche aber für jeden Unbefangenen so ziemlich das Gepräge der Aufschneiderei an sich trugen. Mir erschien die Sache nicht ganz unbedenklich, aber ich überzeugte mich, daß es wirklich nur ein Uebermaß von dichterischer Phantasie war, welches den Knaben bei seinen naiven Erzählungen unwillkürlich mit sich fortriß. Er liebte überhaupt die Hyperbeln und die Superlative, sah leicht auf gut Don Quixotisch eine Windmühle für einen Riesen an und trug durchaus kein Bedenken, einige harmlose Reiter, die ihm auf dem Wege begegnet, in ein Regiment Husaren zu verwandeln. Ich hielt darum für's Beste, ihn bei seinen Erzählungen so viel als möglich im Auge zu behalten und mit aller Ruhe jede unterlaufende Dichtung in Wahrheit umzusetzen und auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, ohne ihm weiter Vorwürfe über seine hyperbolische Ausdrucksweise zu machen. Das ließ sich denn der Knabe — der beste Beweis, daß es ihm nicht eigentlich um's Lügen zu thun war — auch ruhig gefallen, und als so verschiedene Male durch mich der Gellert'sche oder vielmehr der Fritz'sche große Hund, ohne Anwendung der Brücke, von Pferd und Kuh und Kalb zum gewöhnlichen Hunde reducirt worden war, verlor sich allmählich jener poetische Lügenansatz ohne Nachtheil für die poetische Begabung, welche sich später zu meiner Freude auf's Glücklichste geltend machte und der Pflege nicht unwerth erschien. Ein strenges und plumpes Zufahren hätte hier leicht verschüchternd oder erbitternd gewirkt und weit mehr Schaden angerichtet, als verhütet; ein völliges Ignoriren dagegen die Lust und Gewohnheit „zu fabuliren“ leicht zum Hang für wissentliche und vorsätzliche Wahrheitsverletzung, also — zur Lüge steigern können.

Ein Besuch bei Garibaldi auf Caprera.

Von **Moritz Wiggers.**

(Schluß.)

Auf dem Wege zum Eßzimmer hatten wir wieder die Küche zu passiren. Hier hatte sich die Gesellschaft des Hauses aufgestellt, um den General zu erwarten. Unter derselben befanden sich auch die beiden jungen Sgaralinos, welche ihm dort vorgestellt wurden. Wir gingen darauf zusammen in's Eßzimmer, wo ein Tisch für etwa sechszehn Personen gedeckt stand. Der General setzte sich an das eine Ende desselben. Rechts von ihm nahmen seine beiden Söhne Platz, links von ihm der Dr. Giuseppe Guerzoni, ich und mein Freund, der Maschinist. Zu den eingeladenen Fremden gehörten noch die beiden Sgaralinos. Außerdem bestanden die Tischgenossen aus dem Major Basso, einem Calabreser, Namens Aquilo Barfani, und einigen Anderen, deren Namen ich nicht kannte.

Die tiefe Ehrfurcht, welche dem General von allen Seiten

bezeigt ward, drückte sich bei Tische auch darin aus, daß Niemand von selbst zu einem neuen Gegenstande des Gespräches die Veranlassung gab. Garibaldi leitete vielmehr die Unterhaltung durch eine Frage oder Bemerkung ein, und erst dann betheiligten sich die übrigen Tafelgenossen an dem von ihm angeregten Gegenstande. Er gab, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Disposition zu dem Tischgespräche. Dies machte übrigens nicht den Eindruck des Künstlichen und Steifen, es hatte auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit der an den Höfen obwaltenden Etiquette. Der Vorrang, den man dem General ließ, war das Ergebniß einer heiligen Ehrerbietung, welche man für die Größe des Mannes im Herzen trug. Auch Garibaldi selbst war keineswegs steif in seinem Wesen oder in seiner Unterhaltung, im Gegentheil sprach sich darin eine Natürlichkeit und Ungezwungenheit aus, welche Aller Herzen gewann. Er knüpfte manches ernste Gespräch an, unterbrach es aber oft durch allerhand scherzhafte und humoristische Bemerkungen.

Das Essen war auf das Einfachste bestellt. Den Anfang machte eine Suppe mit verschiedenen Gemüsen darin, welche man, wenn ich nicht irre, in Italien zuppa romana nennt. Dann kam ein Gemisch von mehreren Arten gebratener Seefische, ohne jede weitere Zuthat. Der Diener mußte mir davon, auf Befehl des Generals, eine zweite Portion auffüllen. Hierauf ward ein mächtiger Käse aufgetragen, zu welchem ich von Garibaldi mit dem Bemerken genöthigt ward, daß er in Caprera fabricirt sei. Der Wein war auf Maddalena gewachsen. Nachdem die Tafel schon beendigt schien, trat der Diener noch mit einer großen Schüssel gekochter Quittenäpfel ein, präsentirte sie dem General und sagte zu demselben mit frohlockender Miene: „Hier sind einige Aepfel für den General." Garibaldi war über diesen unerwarteten Luxus ganz überrascht und erfreut und erwiderte: „Ah, bravo, wie gefallen mir diese Aepfel!" Mit triumphirendem Blick reichte er dann die Aepfel weiter. Diese Einfachheit der Lebensweise machte einen tiefen Eindruck auf mich.

Wenn ich den Vorhang ein wenig lüfte, der die Häuslichkeit Garibaldi's umgiebt, so geschieht es nicht, um die Neugierde der Leser zu befriedigen, sondern um auch in Deutschland die Kunde von der erhabenen Uneigennützigkeit dieses Mannes zu verbreiten. Er, der Alles für sein Vaterland eingesetzt hat und über Millionen hätte gebieten können, ist arm und lebt so einfach wie ein Arbeiter. Vergleichen wir damit den Luxus, welchen sein Feind an der Seine auf Kosten des französischen Volkes entfaltet. Wie schneidend contrastirt diese cäsarische Pracht Napoleon's mit der republikanischen Einfachheit Garibaldi's! Der große Haufe mag sich durch jene imponiren lassen; aber diese erfüllt den wahren Patrioten mit unaussprechlicher Ehrfurcht. Kein Wunder, wenn der Vertreter des modernen Cäsarenthums in Paris vor der antiken Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit des Helden auf Caprera erzittert!

Der General erkundigte sich auch nach dem Ausfall der am Morgen auf Caprera veranstalteten Jagd. Einer der Tischgenossen erzählte ihm, daß die Jagdgesellschaft zwei kleine Vögel geschossen hätte. „Ei, so viele?" erwiderte er herzlich lachend.

Er fragte mich, wie viele Fürsten wir denn eigentlich in Deutschland hätten. „Ich glaube 31," antwortete ich, wobei ich in Anschlag brachte, daß Bernburg kürzlich zu existiren aufgehört hatte. Eine allgemeine Sensation entstand in der Gesellschaft. Ebenso erkundigte er sich, wie man in Deutschland über die polnische Frage dächte. Ich antwortete, daß die Meinungen darüber sehr getheilt wären und daß eine Lösung wegen der polnisch-preußischen Provinzen für uns sehr schwierig sei, daß aber die von den Russen verübten Barbareien den Polen in Deutschland allgemeine Sympathien erworben hätten.

Der General forschte auch speciell nach den Zuständen in Preußen und was man in Bezug auf den Ausfall der Wahlen für Hoffnungen hätte. Ich erwiderte, daß es wohl nicht zu bezweifeln stände, daß die früheren Elemente zum größten Theil wieder gewählt und durch einzelne radicale Abgeordnete noch verstärkt würden. Darauf erörterte ich die Bedeutung des gegenwärtigen Kampfes in Preußen. Es sei der letzte Kampf des Bürgerthums und der feudalen Aristokratie, die in dem Ministerium Bismarck gipfelte. Diese kämpfe um ihre Existenz als solche. Die Junker hätten die meisten Officier- und hohen Beamtenstellen in Händen. Der vierte Theil des Adels bezöge allein aus dem Militairetat eine Summe von jährlich mehr als acht Millionen Thaler. Würde dem Adel diese Einnahme fehlen und er nicht mehr im fast ausschließlichen Besitz der Officierstellen sein, so würde er nicht allein den wesentlichsten Theil seiner Macht verlieren, sondern er müßte auch, um existiren zu können, in's bürgerliche Leben eintreten. Das Junkerthum in Preußen kämpfe für seine Privilegien, wie die Pflanzer des amerikanischen Südens für die Aufrechterhaltung der Sclaverei. Es wisse sehr wohl, daß, wenn es unterliege, seine Macht für immer gebrochen sei. Daraus erkläre sich die Hartnäckigkeit, mit welcher die Junkerpartei dem ganzen Volke Widerstand leiste. Demnächst sprach ich meine Ansicht aus, daß zwischen der nobilità italiana und der aristocrazia prussiana ein großer Unterschied existire. Diese sondere sich vom Volke und von dem bürgerlichen Leben ab und bekämpfe die Einheit und Freiheit der deutschen Nation aus Rücksicht auf ihre Privilegien. Jene aber habe mit dem Volke für die Einheit Italiens gekämpft, stehe mit im bürgerlichen Leben und pflege Wissenschaften und Künste. Garibaldi wollte dies nicht zugeben, namentlich bestritt er, daß der italienische Adel den Wissenschaften obliege; es seien nur einzelne Ausnahmen da, wie z. B. Pallavicino Trivulzio. Als ich ihm indeß entgegnete, daß der italienische Adel doch die feudalen Vorrechte nicht mehr habe, wie der Adel im Norden Deutschlands, gab er dies mit der Bemerkung zu, daß allerdings die feudale canaglia in Italien schon lange vernichtet sei. Aber die moderirte Partei, welche alle Stellen für sich besitze und alle andern ausschließen wolle, wäre jetzt an die Stelle der aristocrazia feodale getreten.

Die Zahl der Bevölkerung auf Caprera gab mir der General auf 56 Personen an, worunter 34 Arbeiter. Menotti corrigirte und sagte, daß augenblicklich die Zahl 60 betrüge, wozu Ersterer die scherzhafte Bemerkung machte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß die Bevölkerung in so kurzer Zeit so bedeutend gestiegen wäre."

Beim Aufstehen von der Tafel wandte sich Garibaldi an mich und sagte: „Schließlich übergebe ich Sie meinem Doctor, der mit Ihnen über unsere politischen Angelegenheiten sprechen wird. Ich will auf mein Zimmer gehen und bitte Sie später noch einmal zu mir zu kommen." Der General entfernte sich darauf, und ich machte mit dem Doctor Guerzoni einen längeren Spaziergang, wobei mir mein Begleiter sehr interessante Aufschlüsse über die politischen Parteien in Italien und die gegenwärtige politische Situation gab. Nachher ließ ich mich bei dem General melden, um Abschied von ihm zu nehmen. Ich ward in sein Wohnzimmer geführt, das zugleich Arbeits- und Schlafzimmer und auf das Einfachste möblirt ist. Ich wollte nur einen Augenblick verweilen, um den General, dessen Zeit durch die Ankunft der Post, welche ihm eine Menge Briefe und Zeitungen gebracht hatte, sehr in Anspruch genommen war, nicht länger zu stören. Aber ich mußte mich setzen, eine Cigarre bei ihm rauchen und ihm eine Menge von Fragen beantworten, die er für mich noch in Bereitschaft hatte. Bei dieser Zusammenkunft war nur noch Guerzoni gegenwärtig. Eine Einladung Garibaldi's, am andern Tage wiederzukommen, schlug ich seinetwegen aus: lange genug schon hatte ich seine Gastfreundschaft genossen. Wir schieden auf das Herzlichste von einander. Aus meinem tiefsten Innern that ich ihm die Sympathien kund, die ich für ihn hegte, und sagte ihm, daß diese lang ersehnte persönliche Bekanntschaft mir stets unvergeßlich sein werde. Auf meinem Gesichte mochte er es wohl lesen, daß ich keine leeren Worte machte. Er drückte mir warm die Hand und sprach die Hoffnung aus, daß wir uns nicht zum letzten Male gesehen hätten.

Guerzoni und Basso begleiteten mich noch eine Strecke, worauf ich mich auch von diesen verabschiedete und mit Magherini nach Maddalena zurückfuhr, wo wir spät am Nachmittage wieder anlangten. Ich machte noch einen längern einsamen Spaziergang an den klippenreichen Ufern von Maddalena und sah dort noch den röthlichen Schein der untergehenden Sonne. Der Eindruck, den die Persönlichkeit Garibaldi's auf mich gemacht hatte, war ein gewaltiger gewesen, und ich verstand es jetzt, wenn Moritz Hartmann in einem in den Walesrode'schen Studien und Kritiken veröffentlichten Aufsatze über Italien von dem unwiderstehlichen Zauber spricht, den jener Mann auf Alles ausübt, was in seine Nähe kommt. Aber wodurch übt er diese Anziehungskraft? Ich glaube, die Natürlichkeit, Einfachheit, Biederkeit und Geradheit, welche aus seinem ganzen Wesen, aus jedem Zuge seines Gesichts hervorleuchten, die Liebe zu seinen Mitmenschen, die in ihm gleichsam verkörpert ist und in seinen klaren, liebreichen Augen sich abspiegelt, die durchaus wahre Natur dieses Helden, dies Alles macht ihn so unwiderstehlich.

Den größten Theil des andern Tages war ich mit einer Arbeit

für Garibaldi beschäftigt. Derselbe hatte mir nämlich verschiedene in deutscher Sprache an ihn gerichtete Briefe mit dem Ersuchen übergeben, ihm den wesentlichen Inhalt derselben in italienischer Sprache auszüglich mitzutheilen. Natürlich ergriff ich mit Freuden diese Gelegenheit, Garibaldi den kleinen Dienst zu erzeigen. Ich theile dieses Factum nur mit, um meinen Landsleuten zu empfehlen, daß sie in ihren etwaigen Schreiben an ihn sich der italienischen, französischen oder englischen Sprache bedienen mögen; denn mit Ausnahme des Kochs im Garibaldischen Hause, eines Südtyrolers, der mir auf meinen Wunsch aus dem Küchenfenster etwas Feuer zum Anzünden meiner Cigarre hinausreichte und bei dieser Gelegenheit zu unserer beiderseitigen Freude und Ueberraschung eine längere deutsche Unterhaltung mit mir anknüpfte, versteht Niemand auf ganz Caprera die deutsche Sprache. Zu gleicher Zeit möchte ich aber auch dringend rathen, mit gleichgültigen Briefen dem General nicht beschwerlich zu fallen. Derselbe erhält mit jeder Post einen Stoß von Briefen, und seine Zeit ist kostbar. Man würde daher gut thun, ihn mit Bitten um Uebersendung seines Bildnisses, mit Zustellung von Photographien seiner unbekannten Pathen in Deutschland, die mit langen Beschreibungen des Aeußern derselben und Erklärungen begleitet sind, warum das Bildchen nicht ganz naturgetreu geworden sei, mit Ersuchen um Mittheilung über sein Befinden und dergleichen Dingen zu verschonen, wie ich sie unter den mir eingehändigten Briefen gefunden habe.

Am 13. begab ich mich wieder auf die Italia, um nach Livorno zurückzukehren. Zuvor traf ich im Raffo'schen Wirthshause Menotti und händigte ihm die für seinen Vater übersetzten Briefe ein. Auf dem Schiffe, wo ich in Begleitung Barsani's, der beiden Sgaralinos und Mangherini's anlangte, sah ich Jenen noch ein letztes Mal. Ich fragte ihn, ob es nicht etwas einsam für ihn in Caprera wäre. — „O, nein," erwiderte er, „Maddalena ist ja so nahe." — „Aber in Maddalena leben auch nicht viele Leute." — „Gewiß, aber mein Vater ist so gern in Caprera."

Auf dem Dampfschiffe ward ich von den Officieren und Passagieren auf das Zuvorkommendste behandelt, nur weil man wußte, daß ich auf Caprera gewesen war. „Wie geht es dem General?" fragte man mich von allen Seiten. Der erste Lieutenant nöthigte mich in seine Cajüte zum Kaffee, die beiden Maschinisten zeigten mir die Maschine und führten mich nachher zu ihren Cajüten, um eine Flasche Bordeaux mit ihnen zu leeren. Ich mußte ihnen von Garibaldi und allen Erlebnissen auf Caprera erzählen. Unterwegs machte ich noch die interessante Bekanntschaft eines Maurers, der bei Garibaldi in Diensten stand und zu einem kurzen Besuche bei Frau, Kindern und Mutter nach Livorno reiste. Er arbeitete das ganze Jahr auf Caprera und machte nur von Zeit zu Zeit einen Ausflug zu den Seinigen nach Livorno. Er heißt Pasquale Manueli und ist einer der Tausend, welche am Zuge Garibaldi's nach Marsala Theil genommen haben. Außerdem hatte er in den Jahren 1859 und 1862 unter Garibaldi gedient. Ich unterhielt mich stundenlang mit diesem muntern Burschen, der seine Feldzüge mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit schilderte, die mich in Erstaunen setzten. Mit Mund und Gesticulationen wußte er alle kriegerischen Situationen zu copiren. Wenn er von Garibaldi und seinen Kriegsthaten sprach, dann leuchteten ihm ordentlich die Augen. Wie einen Gott verehrte er ihn, und Thränen standen ihm in den Augen, als er von dem Heldenmuth von Garibaldi's Frau und deren tragischem Ende erzählte. Bekanntlich war dieser nach Beendigung des Kampfes in Rom mit seiner im Sterben liegenden Gattin geflohen, die er vor sich auf's Pferd gesetzt hatte. In der Nähe von Bologna hatte er sich in eine einsame Hütte geflüchtet. Dort sah er, wie Pasquale erzählte, einen Bauern auf der Diele liegen, anscheinend im Schlafe. Er weckte diesen und fragte ihn, wer er wäre. „Ich bin ein armer unschuldiger Bauer, Herr, Ihr werdet mir doch Nichts zu Leide thun?" erwiderte dieser. „Schlafe ruhig weiter, mein Freund, Dir wird Nichts geschehen," sagte Garibaldi und legte seine sterbende Frau auf einen Strohsack in der an die Diele stoßenden Kammer. Während er über sie gebeugt ist, sieht er zurück und bemerkt durch eine Spalte in der Thür, daß der Bauer eine brennende Laterne aus dem obern Fenster hält. Es war ein Spion, der Garibaldi erkannt hatte und die Oesterreicher herbeirufen wollte. Der General stürzt aus dem Zimmer. „Verräther," ruft er, feuert sein Pistol auf den Bauer ab und streckt denselben todt nieder. In dem nämlichen Augenblick haucht die Kranke ihren Geist aus. Garibaldi rettet sich mit dem Leichnam seiner Frau im Arm durch's Fenster vor seinen Verfolgern. — Mit gleicher Lebendigkeit wußte Pasquale von der Tapferkeit Menotti's und seiner Schwester zu erzählen, die ihrem Vater nach Sicilien gefolgt war und ihn während des ganzen Feldzuges zu Pferde begleitet hatte. Sie ist jetzt in Genua verheirathet. Pasquale ist drei Male schwer verwundet worden. Er brannte vor Begierde, noch einmal unter Garibaldi zu fechten und mit ihm in Rom einzuziehen. „Ein schlechter Kerl, welcher sein Leben nicht für sein Vaterland freudig hingiebt," sagte er. Wenn tausend Leute von solchem Schlage unter einem Garibaldi vereinigt sind, dann kann man sich vorstellen, daß mit ihnen Etwas auszurichten ist! Als einer der Tausend erhält Pasquale, wie er mir erzählte, vom Staate eine Pension von täglich 1 Franc und 40 Centimes (etwa 11 Sgr.). „Nicht zuviel, wenn man zwei Königreiche erobert hat," bemerkte ich. Von jenen Tausend sind nur noch 400 am Leben.

In einem Buche, welches die medicinische Geschichte der Verwundung Garibaldi's enthält, hat der Doctor Bipari ein interessantes Bild von diesem entworfen. Einen Auszug davon las ich kürzlich in der in Mailand erscheinenden politisch-literarischen Zeitschrift l'Alleanza. Das Bild von Garibaldi ist darin so treu wiedergegeben, daß ich mit nachstehender Uebersetzung desselben meinen Artikel schließen will.

„Der General Garibaldi ist von Körper mehr proportionirt als groß. Er hat breite Schultern, einen schönen Hals, eine schöne Brust, schöne Arme, und seine schöne Gestalt ist wie aus Marmor gemeißelt. Seine Musculatur ist fest und prononcirt, seine Sehnen sind stark; sein Knochenbau enthält keine hervorstehende Ecke, welche die allgemeine Harmonie seiner Glieder stören könnte, wodurch er so wunderbar geeignet ist, jede Art von körperlichen Strapazen zu ertragen, — seine Hüften und Beinröhren sind geschmeidig, was ihn zu einem so unermüdlichen Fußgänger macht. Sein Kopf wäre vielleicht ein wenig zu stark, wenn nicht die Breite seiner Schultern dies verdeckte. Seine Stirn ist hoch und breit; seine Augen sind lebhaft und nehmen einen beredten Ausdruck an, wenn sie nach den Regungen seiner Seele verschieden reflectiren, sein Gesicht ist sehr scharf — es ist eine Eigenthümlichkeit an ihm, daß, wenn er den Blick horizontal auf den Raum heftet, wie wenn er nach irgend einem Gedanken hascht, der Augapfel sich zusammenzieht und ein Flämmchen zum Vorschein kommt, welches aus dem Centrum der Hornhaut hervorleuchtet. Es lebt kein menschliches Wesen, welches dann die Tiefe seines Gedankens zu durchdringen vermöchte. Menotti ähnelt hierin seinem Vater. Garibaldi's Gesicht erinnert an Christus, wie wenigstens das Bild uns diesen vorstellt. — Seine Haut ist weiß und wird durch die Sonne nicht braun, sondern rosenfarben.

Er hat das glücklichste Temperament, welches die Natur einem Sterblichen schenken kann, denn es besteht aus dem nervösen, dem sanguinischen und dem kaltblütigen (linfatico) zusammen. Auf diese Weise sind so zu sagen drei verschiedene Menschen in ihm — der Mann des Gedankens, der Mann der Handlung und der Mann der ruhigen und sicheren Festigkeit in der Ausführung seiner Pläne. Das nervöse Temperament setzt ihn in den Stand, jeden Gedanken zu begreifen und die Tragweite desselben in einem Augenblick zu verstehen: vermittelst einer Art von Divinationsgabe faßt er sofort den Kern jeder Frage. Er ist ein wahrhaftes Genie, denn obgleich in seiner Jugend nicht zu tiefen Studien angehalten, hat er von Natur Gedanken, durch welche die alten Weisen groß wurden. Begabt mit einem großen Gedächtniß, kann er weise sein, wie und wie sehr er will, wenn, wie Tullius sagt, die Weisheit im Gedächtniß besteht.

Wenn er entschlossen ist, eine Sache auszuführen, dann wiegt das sanguinische Temperament vor. Seine Befehle sind Blitze, wie ein Blitz folgt die That dem Gedanken. Ihn hält nicht auf und nicht zurück die Ermüdung, sei er zu Fuß oder zu Pferde, nicht Sonne oder Regen, nicht Hunger oder Durst, bis daß er seinen Entschluß zur Ausführung gebracht hat. Deswegen verabscheut er im Kriege die Hindernisse Cäsar's (impedimenti di Cesare), und operirt so rasch wie möglich. In der Schlacht ist Niemand ruhiger als er. Dann wiegt offenbar in ihm das kaltblütige Temperament vor. Ich habe gekannt und kenne sehr tapfere Soldaten, aber die feierliche Ruhe Garibaldi's, den höchsten Grad der Unerschrockenheit, habe ich bei Niemandem gesehen.

Er zieht die Krempe seines Hutes über die Augen, um besser

den Blick concentriren zu können. Ganz unbeweglich auf seinem Pferde, beobachtet er Alles und trifft Vorsorge für Alles in der Nähe. Bomben, Kugeln, Raketen, Blei hüllen ihn bisweilen wie in eine Wolke, und er scheint es nicht zu gewahren, indem er die Haltung und das Ansehen Jemandes hat, der ein vorzügliches Kunstwerk in aller Seelenruhe betrachtet. Wankt aber eine Compagnie im Bataillon, dann sieht man ihn vorwärts stürzen und, sein Kriegsgeschrei erhebend, die weichenden Soldaten zum Angriff zurückführen. — Das Gefühl, welches in ihm vorherrscht und in dem alle anderen Gefühle wie die Strahlen im Centrum sich zusammenfassen, ist die Liebe. Er liebt den Menschen als Einzelnen und als Ganzes, die ganze Menschheit wie sie ist, er liebt das Geschaffene — die Natur, erfreuet sich an der Schöpfung, an dem Wiehern des Pferdes, an dem Fluge der Vögel, an dem Fortschießen der Fische, an dem Duft der Blumen, am Grün der Pflanzen, an der Klarheit der Gewässer und an der Majestät des Meeres. Seine ganze Seele athmet Liebe. Die Schlechten beklagt er, indem er sagt, man müsse ihnen die Wege bahnen, um gute Menschen zu werden. Mit Zorn redet er nur von den Mächtigen, welche, anstatt die Völker glücklich zu machen, sie aus Niederträchtigkeit, aus Genußsucht oder Herrschsucht beständig in Angst und Schmerz erhalten."

Vom Kriegsschauplatz.

Veile und das Gefecht vom 8. März.

Nach dem ewigen Schneesturme und den eisigen Regenschauern war endlich einmal ein Tag gekommen, der das Nahen des Frühlings ahnen ließ, als ich in einem unter unsäglichen Schwierigkeiten aufgetriebenen gliedermarternden hohen holsteiner Stuhlwagen von Kolding gen Veile fuhr. Die jütische Ostküste ist ein reizender Fleck Erde und wird's immer mehr, je weiter man sich von der eintönigen flachen nordschleswigschen Landschaft entfernt. Der Boden erhebt sich zu ganz stattlichen Hügeln, die mannigfache höchst anmuthige Thäler und Thälchen durchschneiden, und wird in der Umgebung von Veile selbst wahrhaft romantisch. Wie ein Eiland stieg tief zu meinen Füßen der an sich unbedeutende Ort aus einem kleinen Landsee auf, welcher durch Canäle mit der malerischen Einbucht der Ostsee, dem Veiler Fjord, in Verbindung gebracht ist.

Wie blau, wie friedlich lag das Meer; wie still und heimelig lockte der See; wie anmuthig waren die Linien der freilich noch unbelaubten Buchengehölze und der dunkelen Fichtenbestände, die aus dem Grunde bis zu dem Rücken der Höhen aufsteigen, welche den Thalkessel einfassen; — wie schön mußte es hier erst sein, wenn ringsum das junge saftige Sommergrün die freundlichen Landhäuser und Gehöfte umrahmt und umflüstert! Einen Augenblick hatte ich vergessen, wie entsetzlich diese liebliche Idylle aus ihrer träumerischen Ruhe gescheucht worden war, welches blutige Schauspiel sich vor wenig mehr denn acht Tagen hier inmitten des „jütischen Paradieses" abgespielt hatte, — aber nur einen Augenblick. Die Erinnerungen an das Gefecht vom 8. März drängten sich immer mehr und immer schauerlicher zusammen auf der Straße, die ich dahin rumpelte; das dumpfe Gedröhn, das von Osten, von Fridericia, her an mein Ohr schlug, mehr als Alles aber das finstere, mißtrauische, feindselige Gebahren der Menschen, denen ich unterwegs begegnete oder die ich in den ärmlichen Schenken traf, vor denen unsere Gäule auf der drei Meilen langen Tour verschnaufen mußten — für uns selbst war an Verpflegung und Erquickung in diesen elenden schmutzigen Herbergen nicht zu denken — mahnten mich eindringlich daran, daß es keine Lustfahrt war, auf der sich der pflichtgetreue Berichterstatter der Gartenlaube befand, den vielmehr lediglich sein Beruf, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, was er schildert, weiter nordwärts im verheerten, ungastlichen jütischen Lande trieb.

Welches furchtbare Bild aber bot sich mir erst, als ich von dem letzten steilen Hange in die Stadt hinabkam! Da standen viele Häuser ohne Dach, anderen fehlten große Stücke der Vorderwand, fast in keiner der nördlichen Gassen war noch ein Fenster zu bemerken, die Schornsteine überall herabgerissen, — so hatte das dänische Geschütz hier gewüthet, das die heranbrausenden Sturmcolonnen der Oesterreicher begrüßte.

Der Tag von Veile ist einer der blutigsten des gegenwärtigen Feldzugs gewesen, doch abermals zum glänzenden Triumphe der österreichischen Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit geworden, wie es überhaupt scheint, als seien die kaiserlichen Truppen bestimmt, überall da in den Vordergrund zu treten, wo es gilt, im Kampfe mit der blanken Waffe, Mann gegen Mann, den eigentlichen Heldenmuth an den Tag zu legen, während die Preußen ihre Erfolge bis jetzt fast ausschließlich der Ueberlegenheit ihrer schnellfertigen und weittragenden Geschosse verdanken.

Das Gefecht vom 8. März mit seinem in heller Nachmittagsstunde entbrannten grausigen Straßen- und Barrikadenkampfe, an denen sich die fanatischen Bürger, ja halbschürige Buben betheiligten; das endliche Erstürmen der nördlichen Hügel, von wo aus, hinter Gräben und Holzverhauen, eine dänische Batterie ihre explodirenden Shrapnels dem von den südlichen Höhen anrückenden und die Stadt kämpfend durchrennenden neunten österreichischen Jägerbataillon und den Regimentern Hessen und Belgien entgegensandte; wie eine Abtheilung der letzteren selbst eine Stelle des Fjords durchwatete, um dem Feinde von rechts in die Flanke zu fallen und ihn in seiner stärksten Position, in einem Hohlwege, anzugreifen, durch welchen sich die Straße nach Horsens zieht, — das Alles haben die Tagesblätter zweifelsohne bereits mehr oder minder ausführlich und mit größerer oder geringerer objectiver Treue berichtet; ich will also in weitere Einzelheiten dieses unter der persönlichen Führung des verehrten „Vater Gablenz" errungenen neuen Sieges der österreichischen Waffen nicht eingehen. Nur die Bemerkung sei mir verstattet, daß der kriegsschauplätzliche Künstler diesen letztgenannten entscheidenden Act des blutigen Werkes, das Gemetzel in der Schlucht auf der Horsenser Chaussee, zum Gegenstande seines schmerzlich lebensvollen und traurig wahren Bildes gewählt hat.

Es war ein schwerer Moment, als die österreichischen Bataillone über einen den gedeckten dänischen Kanonen völlig offenen morastigen Anger in diese Schlucht eindrangen, von einem unaufhörlichen Kleingewehrfeuer umwettert, welches der Feind aus seinen Verhauen auf sie niederhageln ließ. Doch vorwärts geht es, immer vorwärts, achtlos der Cameraden, die ringsum stürzen; plötzlich erschallt ein donnerndes Hurrah und das Bajonnet beginnt zu arbeiten. Abermals Hurrah und wiederum Hurrah, die Kanonen schweigen, und in tollen Sätzen, immer um sich hauend und stechend, springen die Löwenmuthigen rechts und links die steilen schlüpfrigen Abhänge hinan, wo sich hinter Erdwällen und Barrikaden die dänischen Schützen geborgen hatten. Da hielt der Feind nicht länger Stand und begann eiligst Fersengeld zu geben. Er hatte schwere Verluste gehabt, obschon den Oesterreichern, die nur 4000 Mann zählten, fast um die Hälfte überlegen und in einer außerordentlich günstigen Stellung, die er für unnehmbar gehalten haben mochte. Welchen heilsamen Schrecken die kühnen, unermüdlichen und blitzschnellen Oesterreicher dem „tappern Landsoldaten" abermals eingejagt haben, läßt sich denken. „Alles in der Welt, nur nicht wieder diesen Weißröcken gegenüber, die den hellen Gottseibeiuns im Leibe haben!" — so haben sich mehrfach gefangene Dänen geäußert. — Leider war inzwischen die Nacht hereingebrochen, so daß die Verfolgung des unaufhaltsam fliehenden Feindes nicht energisch betrieben werden konnte; sonst dürfte kaum ein Mann des dänischen Corps entkommen sein.

Beim Eindringen in den beschriebenen Engpaß war es auch, wo im gegenwärtigen Kriege der erste Schleswig-Holsteiner sein jugendliches Heldenleben im Kampfe gegen den verhaßten Unterdrücker zum Opfer brachte. Bei Veile fiel der Oberlieutenant im österreichischen Regimente „König von Belgien" Hugo Rathlev, ein Sohn des derzeitigen Amtmanns in Kiel, des Justizraths Rathlev.

Zwar noch zu jung, um sich an der ersten Erhebung der Herzogthümer im Jahre 1848 thätig betheiligen zu können, fand er sich doch durch dieselbe in seiner von Kindheit an genährten Neigung zur Kriegerlaufbahn bestärkt und endlich 1856 die Gewährung seiner langgehegten Wünsche. Der damals achtzehnjährige

Das Gefecht in der Schlucht auf der Horsenser Chaussee bei Veile.
Originalzeichnung unsers Specialartisten Otto Günther.

Jüngling trat als Cadet in das österreichische Heer ein, um 1859, als eben creirter Lieutenant, den zweiten italienischen Feldzug mitzumachen. Am Tage von Solferino war es ihm vergönnt, einen besonders wichtigen Punkt, den Meierhof von San Martino, ohne dazu befehligt zu sein, mit Sturm zu nehmen, eine große Anzahl Gefangener zu machen und mit dieser Position den linken Flügel der Benedek'schen Truppenaufstellung vor Umgehung durch die Franzosen zu bewahren. Der sichere militärische Blick und die That des jungen Officiers blieben nicht unbeachtet; der Orden der eisernen Krone wurde sein nächster Lohn. 1863 zum Oberlieutenant befördert, sah er 1864 das heißeste Sehnen seines deutschen Herzens gestillt, als er mit seinem Regimente, demselben, welches der tapfere Herzog Wilhelm von Württemberg befehligte, in der Brigade Nostitz zum Kampfe ausziehen durfte gegen den niederträchtigen Vergewaltiger seines schönen Heimathlandes.

Im Gefechte von Oeversee, am 6. Februar, an welchem das Regiment „König von Belgien" bekanntlich einen so ruhmvollen Antheil nahm, stand Rathlev zum ersten Male dem Landesfeinde gegenüber. Aber leider sollte seinem Thatendurst vorerst ein energisches Halt! geboten sein. Wie seinen Commandeur, den Herzog Wilhelm von Württemberg, so verwundete eine dänische Kugel auch den kühn voranstürmenden Jüngling. Sie drang in den rechten Oberschenkel ein, traf aber zum Glück das in der Hosentasche verwahrte Portemonnaie, worin sich merkwürdiger Weise ein dänischer Reichsthaler befand. An diesem prallte das Geschoß ab und verursachte somit nur eine Contusion, die freilich ziemlich schwerer Art war. Einige seiner Leute wollten ihn vom Schlachtfelde nach dem Verbandplatze tragen. „Nehmt zunächst die dort fort," rief Rathlev mit matter Stimme, indem er auf mehrere neben ihm hingestreckte gemeine Soldaten wies. „Seht Ihr denn nicht, daß sie schwerer blessirt sind, als ich es bin?" Und der menschenfreundliche Officier harrte trotz der heftigsten Schmerzen ruhig aus auf dem Platze, wo er lag, bis jene armen Verwundeten in Sicherheit gebracht waren.

Erst kurz vor dem Treffen bei Veile war Rathlev wieder zu seinem Regimente gestoßen. Die sorgenden Eltern, in deren Hause er gepflegt worden war, wollten den kaum geheilten und noch nicht völlig erstarkten Sohn nicht schon wieder aus ihrer Obhut entlassen; allein die heilige Sache, der sein ganzes Denken und Trachten galt, trieb ihn unwiderstehlich fort zu neuem Strauß wider den glühend gehaßten Dänen.

Schon auf dem Marsche nach Veile scheint ihn eine bei dem Soldaten so oft sich erfüllende Todesahnung beschlichen zu haben. Einem Cameraden machte er seine Uhr zum Geschenke und einem andern trug er auf, nach der Affaire sofort seine Eltern von seinem Befinden zu unterrichten, da er selbst es wahrscheinlich nicht mehr können werde. Wahrhaft ergreifend und rührend aber war der Abschied von seinem treuen Diener. Er führte diesen hinter eine am Wege stehende Scheune, händigte ihm die ganze Baarschaft ein, die er bei sich trug, und küßte ihn mit den Worten: „Diesen Kuß bringst Du meinen geliebten Eltern und Geschwistern, wenn ich nicht mehr bin."

An der Einnahme von Veile selbst hatte das Regiment „Belgien" keinen Theil gehabt. Erst gegen vier Uhr Nachmittags erhielt es Befehl, durch die Stadt vorzurücken nach dem vom Feinde besetzten Nordrande des Thales. Kaum aus dem Orte, wurden die „Belgier" von einem mörderischen Feuer empfangen. Eine offene sumpfige Wiese mußte, wie oben erwähnt, zuerst passirt werden, bevor man das Defilé erreichte, und hier, dicht am Eingange des letztern, stürzte Rathlev, immer an der Spitze seines Zuges, lautlos zu Boden. Ein Camerad bückte sich zu dem Gefallenen nieder und entdeckte, daß eine Kugel durch den Kronenorden geschlagen und diesen in die linke Brust des heldenmüthigen Officiers gebohrt hatte. Man hielt ihn, der sich nicht mehr regte, für todt und ließ ihn darum liegen, um im entsetzlichsten Kugelregen weiter zu stürmen. Nachdem aber die Abtheilung sich eine etwas gedeckte Stellung erobert hatte, liefen zwei Grenadiere — Saffran und Tschatter sind die Namen dieser Braven — aus eigenem Antriebe nach der „Hospitalwiese" zurück, um nach ihrem geliebten Oberlieutenant zu sehen. Sie hörten sein leises Athmen und trugen ihn, mit ihren Leibern ihn deckend, durch das heftigste Feuer langsam und vorsichtig in ein unfernes Haus. Der Schwerverwundete, der, ungeachtet seiner Leiden und seines Blutverlustes, sich noch lebhaft für den Gang des Gefechtes interessirte und erst, als er von dem glücklichen Ausgange desselben vernommen, in's Verbandhaus schaffen ließ, lebte noch bis zum Morgen des andern Tages, wo er, um neun Uhr, umstanden von treuen Waffengenossen, den letzten matten Odemzug that. — Am zehnten März wurde die theuere Leiche nach Kolding geführt, von hier aber durch zwei von Rathlev's Brüdern nach Kiel gebracht, wo man sie am 15. März neben einem im letzten Kriege vor Friedrichsstadt gefallenen Officiere, welcher der Familie verwandt gewesen war, in ihr finstres Bett legte.

Es war ein endloser Zug, welcher dem blumengeschmückten Sarge des Tapfern folgte, den Grenadiere und Kürassiere abwechselnd zur Ruhestätte trugen. Officiere, Magistratsmitglieder, Bürgerdeputationen, die Professoren der Universität, die Liedertafel mit ihrer roth-blau-weißen Fahne, die Studenten mit ihren verschiedenen Bannern und unzählige Andere gaben, trotz des schrecklichen Sturms und Regens, dem für das Vaterland gebliebenen jungen Landsmanne das Geleite. Wohl blieb kein Auge thränenleer, als der schwarze Schrein in die dunkle Gruft gesenkt wurde, wohl ward selbst da und dort ein lautes Schluchzen vernehmbar, als die üblichen Ehrenschüsse in dreimaliger Wiederholung über das Grab knatterten, und doch will es mich dünken, ist er glücklich zu preisen, der vorzeitig dahingeraffte junge Held, daß ihm erspart bleibt, das leider kaum mehr zweifelhafte Endziel des Kampfes zu sehen, in dem er mit der vollen Begeisterung seines frischen patriotischen Herzens das Schwert geschwungen hatte, — daß er nicht, gleich uns Andern, gewahren muß, wie trotz all' des vergossenen Blutes, trotz der Hunderte und Aberhunderte von Opfern, die sich fortan mit verstümmelten Gliedern und zerfetzten Leibern durch ein armes Leben schleppen müssen, trotz der Millionen, die aus den Taschen des Volkes für den Krieg genommen worden sind, trotz des unzweideutig und energisch genug ausgesprochenen Willens der ganzen Nation, trotz alledem vielleicht erst französische Diplomatenkünste sein urdeutsches Heimathland deutschen Mächten zum Trotz befreien müssen.

Blätter und Blüthen.

Geldmacherei. Es giebt ungeheuer viel verschiedene Arten, den Mitmenschen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Einige davon, wie Straßenraub, Erpressung, Taschendiebstahl, werden im Allgemeinen für sehr unanständig gehalten; andere, wie Erbschleicherei, Abborgen und Nichtwiederbezahlen, leichtsinniger Bankerott etc., erfahren je nach der Größe der in Frage kommenden Summe eine bald mehr bald minder ungünstige Beurtheilung. Handelt es sich um fünf Thaler, so ist es die allerniederträchtigste Lumperei, die man sich denken kann, bei fünfhundert Thalern spricht man von „offenbarem Betrug", bei fünftausend Thalern findet die öffentliche Meinung die Sache „nicht in Ordnung", bei fünfzigtausend erstaunt sie, bei fünfmalhunderttausend bewundert sie hutziehend. Endlich giebt es gewisse Arten des Geldmachens, die, obwohl durchaus nicht besser als offenbare Beutelschneiderei, nicht nur oft genug vom Gesetz geschützt sind, sondern zum Theil sogar bei einer gewissen Classe des Publicums für anständig gelten. Spielbanken und damit zusammenhängend falsche Spieler — Institut und Zögling — sind in der sogenannten „besten" Gesellschaft accreditirt und der Humbug aller Art blüht üppig unter der Hand der Gauner auf seinem von der Dummheit gedüngten riesengroßen Felde.

Die göttliche Freiheitsluft Amerikas ist dieser Pflanze eine kräftige Nährerin gewesen.

„Thu' die Augen auf" ist das erste Gebot des transatlantischen Verkehrs. Es gehören allerdings zu jeder Betrügerei, wie zur Liebe, allemal zwei, und da jeder Kauf auf einer freiwilligen Vereinbarung des Käufers und des Verkäufers beruht, so hat schließlich der Betrogene nur sich selbst anzuklagen.

Es giebt allerdings Betrügereien, vor denen sich das Publicum selbst bewahren kann und muß; andere aber wieder kann es nicht durchschauen. Wenn sich Jemand einen falschen Gulden aufhängen läßt, so ist er an seinem Verluste selber schuld, denn Jeder muß Blei von Silber zu unterscheiden wissen; ob aber ein theuer erkaufter Apparat oder ein kostspieliges Präparat die angepriesene Wirkung hat, das kann das Publicum nicht ohne Weiteres erkennen. Dazu gehören sehr häufig physikalische und chemische und mechanische und allerhand andere Kenntnisse, die nur bei Wenigen vorausgesetzt werden können. Die große Menge wird bei Allem, was ihr angeboten wird, immer auf das Probiren angewiesen sein, wenn sie nicht von sachverständiger Seite vorher belehrt, respective verwarnt wird. Und auf dies Probiren rechnen sehr häufig die ekelhaften Marktschreier auch nur. Sie wissen, daß sie für ihre angeblich neuen Erfindungen keinen dauernden Absatz erlangen werden, aber wenn ihre nichtsnutzige Waare von Tausenden- und wieder von Tausenden probirt worden ist — dann haben sie ihr Schäfchen in's Trockne und beginnen das alte Spiel mit etwas Neuem.

Sie ziehen mit ihren Reclamen wie Nomaden herum. Wenn eine

Gegend abgegrast ist, hören die Anzeigen und die selbstfabricirten Zeugnisse in den betreffenden Zeitungen allmählich auf; dafür tauchen sie an weiter entlegenen Orten wieder empor.

Als die Gartenlaube dem Laurentius'schen „persönlichen Schutze“ die Maske abgerissen, zog sich derselbe aus den größeren Städten auf das flache Land zurück und beglückte mit seinem Erscheinen Gegenden, die von der großen Verkehrsströmung abliegen. Wenn daher auch solch ein sauberer Gesell manchmal seine Rolle ausgespielt zu haben scheint, so ist er deswegen nicht allemal schon vollständig verschwunden. Bei der Heimlichkeit, mit welcher mancher derartige Handel getrieben wird, und bei der fortwährenden Wiedergeburt des Publicums werden „Pillen“ und „Tropfen“ vertrieben, die schon vor dreißig Jahren verkauft wurden. —

Da nun das Volk diese Blutsauger, die sich wie das Ungeziefer anheften und mästen, von selbst in ihrer oft mit vieler Kunst lackirten Fratze nicht so leicht durchschaut, so ist es Pflicht jedes Einzelnen, der etwas dazu beitragen kann, dieselben zu kennzeichnen und für möglichst weite Kreise zu brandmarken. Die Gartenlaube glaubt bei ihrer Verbreitung in dieser Hinsicht auch großen Nutzen stiften zu können, wenn sie die Betrügereien aufdecken hilft, denen das Publicum durch die fortwährend sich vermehrende Zahl von Geheimmitteln ausgesetzt ist. Sie wird deshalb von Zeit zu Zeit eigene Erfahrungen sowohl, als auch die Enthüllungen mittheilen, welche in dieser Beziehung manche technische und wissenschaftliche Journale geben, die aber immer nur einen verhältnißmäßig kleinen und gewöhnlich gerade den am wenigsten berührten Leserkreis haben. Dabei hofft sie auf die Unterstützung aller Redlichdenkenden.

Der Anfang dieser Demaskirung sei mit einigen ganz besonders frappanten Beispielen gemacht.

Der sogenannte Schweizer Gehörliquer wird von einem Doctor Raudnitz verkauft, und zwar kostet ein Glas mit Gebrauchsanweisung 20 Ngr. Das ist zwar an und für sich nicht viel, wenn man aber erfährt, daß man für das Geld nichts Anderes erkauft hat, als destillirtes Wasser, dem der Herr Dr. Raudnitz weiter nichts zugesetzt hat, als einige Tropfen fuselhaltigen Branntwein, und daß der ganze Quark mit Glas und Gebrauchsanweisung auf höchstens 1 Ngr. zu stehen kommt, so bekommt die Sache einen bedenklichen Beigeschmack von Beutelschneiderei. — Was von der Wirkung zu erwarten ist, kann sich Jeder selbst sagen. —

Aus Paris kommt ein Cosmeticum in Flaschen in den Handel, welche 6 Unzen halten und 5 Franken kosten, es heißt: Lait antéphélique contre les taches et boutons du visage etc. Paris, Candis et Comp. Es soll also gegen Blüthchen, Ausschläge, Flechten, kurz gegen Alles helfen, was man nicht gern in der Physiognomie haben möchte. Wittstein hat dieses Mittel untersucht, nach seiner Analyse besteht es in 1000 Gewichtstheilen aus etwa 10 Theilen Quecksilbersublimat, 1 Salmiak, 140 Eiweiß, 7 schwefelsaurem Bleioxyd, 2 Kampher und 840 Wasser; wahrscheinlich ist es durch Versetzen einer salmiakhaltigen Sublimatlösung mit Eiweißlösung und schwefelsaurem Bleioxyd dargestellt worden; gewiß aber kostet die Herstellung einer Quantität, wie sie für vierzig Ngr. verkauft wird, noch nicht 1 Ngr.!

Aus England angeblich stammt das sogenannte Krystall Pulver. Es wird dasselbe in Päckchen von $4\frac{1}{2}$ Loth mit Gebrauchsanweisung verkauft, soll anstatt der Seife zum Waschen benutzt werden und ganz unvergleichliche Dienste leisten. Gegen alles dies ist nichts einzuwenden, nur sollte das Paket nicht zu 12 Ngr. (40 Kr.) verkauft werden, denn man kann es sich für 15 Pfennige herstellen, und dann sollte das Salz nicht Krystallpulver heißen, sondern Soda, denn es ist nichts Anderes.

Wir enden für heute hiermit unsere Schwindeldemaskirung, haben aber noch Material in Fülle zur Hand, um sie demnächst fortzusetzen.

Ein Fisch, der sich einpuppt. Dem unersättlichen Menschen, der unbefriedigt seine Blicke zu dem Monde und anderen Weltkörpern erhebt, möchte ich jene Thierchen, die in den Dachrinnen leben, vergrößert vor Augen führen, um ihm zu zeigen, daß man nicht unsern Luftkreis zu verlassen braucht, will man Neues erfahren und Wunder sehen.

Der Regentropfen, der soeben vom Himmel in die Dachtraufe gefallen, hat ein Thier, das bis daher vertrocknet und todt dagelegen, von Neuem in das Leben zurückgerufen. Räderthierchen und Bärenthierchen, Infusorien, die unser Auge nur unter dem Mikroskope zu erkennen vermag, kapseln sich, sobald alles Wasser in ihrer Umgebung verdunstet ist, ein und bleiben in diesem Zustande lebensfähig, lange Zeit hindurch aber wie todt, liegen, bis neue Feuchtigkeiten ihre Lebensäußerungen wieder wach rufen, oder Winde diese leichten Körperchen weit mit sich forttragen, um das eine oder andere wieder in sein Element zu senken. Dieser Vorgang, obwohl schon längst erkannt, hat in belehrenden Blättern noch wenig die Runde gemacht, noch weniger aber möchte die Geschichte des Lepidosyren, eines Aales, dem Leserkreise bekannt sein, der ähnlich, wie diese Infusionsthierchen, sich einpuppt, sobald er sich von seinem Elemente verlassen sieht. Es ist dies eine Aalart, die an den Ufern des Nils lebt und an den seichten Stellen auf ihre Beute lauert. Würmer und kleine Fischchen sind seine Nahrung; er ist nicht viel dicker als eine gewöhnliche Federbüchse und nicht viel länger als einen Fuß; es kommen jedoch wahrscheinlich auch größere Exemplare vor. — Bekanntlich hat der Nil zu verschiedenen Jahreszeiten auch ein engeres oder weiteres Bette; seine Ufer sind nicht immer dieselben, denn was heute mit Wasser bedeckt, kann in einigen Wochen, wenn der Strom zurückgetreten ist, mit den herrlichsten Fruchtfeldern prangen. Die Stelle, wo der Lepidosyr noch vor Kurzem dem kleinen Gewürme nachjagte, liegt jetzt trocken, und der Aal ist zurückgeblieben auf der von der Sonne ausgedörrten Scholle. In einer thonigen Erdmasse, die, wie wir wissen, die Feuchtigkeit zurück hält, liegt nun, von einem braunen häutigen Beutel umgeben, dieser sonderbare Fisch; er ist fast ganz abgesperrt von der Außenwelt, sein Herz scheint nicht mehr zu schlagen, und seine Eigenwärme ist auf das Minimum herabgesunken, wie bei Thieren, die den Winterschlaf begehen. Der häutige Beutel sieht aus wie die Hülle eines Badeschwammes und hat da, wo der Kopf des Thieres gedacht werden muß, eine runde thalergroße Scheibe von demselben Stoffe als Verschluß. Von dieser Scheibe geht ein röhrenartiges Zäpfchen einwärts in den Mund des Thieres. Im zoologischen Garten zu Frankfurt wurde durch Weinland ein eingepuppter Lepidosyr veranlaßt, seine Hülle zu zerreißen, indem er ihn in das Wasser setzte, worauf wir die Hülle untersuchten. In dem soeben erwähnten Röhrchen fand sich Schleim vor, welcher zu der Ansicht führen könnte, daß während des Schlafes keine Respiration vorhanden war; wenn nicht die Eigenwärme des Thieres, höher als die umgebende Luft unmittelbar vor dem Erwachen, als Resultat einer, wenn auch sehr geringen Respiration angesehen werden müßte. Der Schleim ist wahrscheinlich erst in den letzten Momenten hier abgesetzt worden. In diesem scheintodten Zustande liegt der Aal viele Monate, ja vielleicht Jahre lang, bis neue Fluthen sich den Weg zu seinem Kerker bahnen; dann sprengt er seine Fesseln und er ist von Neuem das, was er war, ein Pfeil in den Gewässern.

Oesele.

Die Kunst in der Industrie. Der neuesten Zeit, ähnlich wie in der Blütheepoche des Griechenthums und am Ausgange des Mittelalters, als Städtethum und Bürgerleben ihre höchste Entwickelung erreicht hatten, ist es vorbehalten gewesen, Kunst und Handwerk wieder zu nähern, auf das Schöne in der Industrie ein Hauptgewicht zu legen und bei allen Erzeugnissen des Gewerbfleißes nicht blos den unmittelbaren praktischen Zweck im Auge zu haben, sondern auch Mannigfaltigkeit und Reinheit der Form thunlichst anzustreben. Alle die großen Industrieausstellungen der beiden verflossenen Jahrzehnte, namentlich die zwei Weltausstellungen in London, sowie die zu Paris, legten Zeugniß ab von dieser immer allseitiger und glücklicher zur Geltung kommenden Tendenz.

Das gleiche Ziel, die Vermählung von Kunst und Technik, hat sich auch die seit Beginn d. J. im Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart in monatlichen Lieferungen zu $7\frac{1}{2}$ Ngr. erscheinende von W. Bäumer und J. Schnorr herausgegebene gewerbliche Zeitschrift „Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie“ gesteckt, und nach den bis jetzt vorliegenden Heften dürfen wir mit Recht behaupten, daß sie ihre Bahn mit entschiedenem Berufe verfolgt. Die Gartenlaube ist nicht der Ort dies neue und zeitgemäße Journal ausführlicher zu besprechen, aber wir glauben mit vollem Grunde, es nicht nur den Gewerbtreibenden selbst als ein vortreffliches Bildungsmittel und Ideenmagazin, sondern Allen, die sich für die Entwickelung unserer deutschen Industrie interessiren, auf das Wärmste empfehlen zu dürfen. Text und Abbildungen sind gleich gelungen und umfassen das gesammte Gebiet der Technik, die Wohnung, das Geräthe und die verschiedenen Schmuckgegenstände und Stoffe. Auch wird den neuen Erfindungen, die von Einfluß auf Kunstindustrie sind, eine stätige Aufmerksamkeit gewidmet und schnellmöglich Bild und Nachweis darüber mitgetheilt werden.

Briefkasten.*

M. in M. Ein tiefer Schmerz geht durch Ihre Zeilen, mein armes Fräulein, und die Thränen, unter denen Sie den Brief schrieben, werden nach alledem, was Sie mir mittheilen, nicht die letzten sein, die Ihnen Ihr Herzenskummer auspreßt. In Ihrem Leid wenden Sie sich an mich, als ob ich Ihnen Hülfe oder doch Trost senden könnte! Wer hat für diese Wunden noch den rechten Balsam entdeckt? Wie heiß auch Ihre Herzen ineinanderflammten und wie sehr es Sie zu ihm hinzog, Sie haben sich eben nicht verstanden, und erst als die Hand den Abschiedsgruß winkte, erkannten Sie, wie unendlich theuer Ihnen der Mann war und wie kalt und liebelos fortan Ihre Lebenszukunft vor Ihnen liegt. Es ist die alte Geschichte, die der Dichter so wahr und schön in den einfachen Worten schildert:

> O frage nicht, wer sich vergangen,
> Ob ich die Schuld, ob Du sie trägst;
> Was hilft's, wenn welk die Kränze hangen,
> Daß Du nach jeder Blüthe frägst.
> Wir sind uns kalt und fremd geworden,
> Das Segel winkt, die See geht hohl,
> Nach Süden ich und Du nach Norden,
> Verlornes Herz, leb wohl! leb wohl!

R. in N. An Ihren Folgerungen ist nur das Eine auszusetzen, daß die letzte Frage — nach der Kraft zur Regierung der Flügel — darin doch eine offene bleibt. Sobald Sie dieselbe in der Art beantworten, daß Sie mit Ihrem Apparat wirklich geflogen sind, werde ich mit dem größten Vergnügen dem Publicum Mittheilung machen.

L. in B. Urtheilen Sie nicht zu schnell. Ich will den mir geschilderten Mann nicht vertheidigen oder seine jähe Umwandlung gutheißen — wer könnte das auch — aber der Fluch des Lebens drückt oft überwältigend schwer auf das Haupt des Einzelnen und zwingt uns zu entschuldigen, wo wir nicht vertheidigen können. Erlauben Sie mir Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen.

Vor Kurzem traf ich wieder mit einem Freunde zusammen, den ich seit fünfzehn Jahren nicht gesehen. Damals kannte ich ihn als einen begeisterten Vorkämpfer der Volkssache, als einen unserer gewiegtesten Publicisten und als den besten Redner, der mit überzeugender Kraft alle Gegner der Freiheit zur Umkehr hinriß. Er that es ohne Eitelkeit und ohne persönlichen Vortheil — aus inniger Liebe für die Heiligkeit der Sache, für deren Rettung er, selbst noch in den Zeiten der hereinbrechenden Sündfluth, Alles

* Wiederholt bitte ich, alle Briefe für die Redaction an mich zu adressiren, da mir allein die Pflicht der Beantwortung obliegt.

Ernst Keil.

wagte. Jetzt wurde er mir als die rechte Hand des Ministers bezeichnet, als die feinste und, wie man begütigend hinzusetzte, auch die anständigste Feder der Reaction. Seit fünfzehn Jahren, wie gesagt, hatten wir uns aus den Augen verloren und keine Zeile gewechselt, nun stand ich dem politischen Gegner gegenüber und sprach nach langer Zeit zum ersten Male wieder mit ihm — allein auf seiner Stube.

Ich werde diese verlegenen Mienen, diese ängstlichen Geberden des sonst so gewandten Mannes, dieses Haschen nach lebhafter Unterhaltung niemals vergessen. Er kam mir mit der alten Liebe und Herzlichkeit entgegen, und die Erinnerung an jene Zeit schien ihn mit Freude zu erfüllen, aber schon nach einer halben Stunde ward unser Gespräch stiller, der Arme suchte sichtlich nach Stoff, um etwaigen Erörterungen vorzubeugen, und schwieg endlich ganz, als ich auf seine jetzige Stellung überging. Was ich ihm zu sagen hatte, war wenig, und ich that es mit Schonung und ohne Vorwürfe. „Sie sind nicht glücklich, lieber Herr,“ sagte ich schließlich.

Er sah mich lange mit großen Blicken an. Plötzlich stürzten Thränen aus seinen Augen, er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Niemand sprach ein Wort.

„Ja, Herr,“ sagte er endlich und im Tone seiner Stimme lag eine unendliche Wehmuth und Bitterkeit, „ja, ich bin sehr unglücklich. Sie wissen nicht, welche qualvollen Stunden, welche schlaflosen Nächte mich dieser Entschluß gekostet hat, und wie ich ihn endlich nur gefaßt, als mir nichts als das Elend der Meinen oder eine Kugel übrig blieb. Fünf Kinder und kein Brod — Sie kennen das nicht . . . es thut sehr wehe! Ich müßte Ihnen erzählen, wie ich, durch meine Betheiligung an den 48er Ereignissen aus aller Carrière gerissen, umsonst an allen Thüren und Thoren nach Arbeit klopfte und, überall abgewiesen, an dem Sarge aller meiner Hoffnungen, am Rande der Verzweiflung stand, ohne einen Ausweg, eine rettende Hand zu finden. Ich müßte Ihnen weiter auseinandersetzen,“ fuhr er fort und seine Stimme zitterte vor Erregung, „wie dem Parteimann von 1848 mit höhnischem Achselzucken überall der Rücken gekehrt und die bittersten Vorwürfe nachgerufen wurden, wie ich gebettelt um Beschäftigung und mich zu den niedrigsten Handarbeiten gedemüthigt . . . . es ist ein bitteres Stückchen Brod, lieber Herr, Jahr aus Jahr ein gegen seine Ueberzeugung zu schreiben, aber ich nahm es um meiner armen Kinder willen — sehr lieber, guter Kinder — und jetzt bin ich unglücklich, aber meine Kinder sind gerettet. . . .“

Es kann mir nicht einfallen die Handlungsweise des armen Mannes zu vertheidigen, diesem Jammer gegenüber aber hatte ich keine Worte und bin schweigend gegangen. Hinter Austern und Champagner und mitten im Taumel des Glückes ist es sehr leicht den Stab über einen Unglücklichen zu brechen, der meist ohne Vertheidigung zu Boden getreten wird. Der Hunger eines Kindes aber wiegt so schwer in den Handlungen eines Vaters, daß kein Dritter das Recht hat, ein endgültiges Urtheil darüber zu sprechen.

G. M—y in Paranaguá (Brasilien, Provinz Parana). Es ist mir gewiß erfreulich, daß man auch in so fernen transatlantischen Landen die Gartenlaube eifrig liest und werth hält, aber das hohe Porto Ihres Briefes ist weniger erfreulich, zumal Ihr überschwänglicher Panegyricus auf Mr. John Bull, von dem wir hier in Deutschland jetzt ein anderes Lied zu singen wissen, zur Reise in den Papierkorb verdammt ist.

F. L. in B. Lassen Sie uns nicht näher auf dieses Parteiwesen eingehen. Der Leipziger Dichter O. zeichnete neulich diesen unglückseligen Zustand sehr richtig:

> Großdeutsch, kleindeutsch ist gleich zu unterscheiden:
> Germania hängt am Kreuze zwischen Beiden!

N. N. in . . . 6. Ihre Erzählung zeugt von Talent und einem warmen, begeisterungsfähigen Herzen, ist aber zum Abdruck doch noch zu jugendlich.

K. in G. Sie spötteln über die Turnerei und fragen höhnisch nach den geträumten Erfolgen des Leipziger Turnfestes. In den Büchern der Geschichte werden allerdings bestimmte Thatsachen als Erfolge dieses Festes nicht brilliren, aber Niemand kann an den stillen Nachwirkungen eines Festes zweifeln, der die Vereinigung einer so großen Anzahl der besten Männer des Vaterlandes zu einem gemeinsamen Zwecke und die wahrhaft überwältigende Begeisterung in allen Schichten der Bevölkerung gesehen hat. Ob unser Fest nach außen und innen gewirkt hat, mag Ihnen im Kleinen der nachfolgende Brief beweisen, den der Schreiber dieses Briefkastens kurz nach Beendigung des Festes von einer ihm unbekannten Dame aus Brandenburg empfing:

„Als mein lieber Alter heimkehrte vom Leipziger Turnfeste,“ schreibt die Dame, „angefüllt von Eindrücken so mächtig, wie nie zuvor, da ergriff es auch mich in meinem tiefinnersten Wesen. Die Bedeutung einer Vereinigung so vieler tüchtiggesinnter Menschen wurde mir klar, und die Gedanken eilten zu den Männern, welche eine solche Vereinigung hervorzurufen und zu leiten wußten. Wenn ich diesem meinem innersten Denken nur zu Ihnen Ausdruck gebe, dessen Name uns in unserem Lieblingsblatt* so oft vor Augen tritt, so zürnen Sie mir wohl nicht. War es doch Ihr Blatt, dessen warme Schilderungen meinen Gatten und so viele Andere nach dort gezogen; übrigens ist es lediglich Schuld des Turnfestes und meines guten Alten, daß ich so schreibselig zu Ihnen eile, da der Letztere im Eifer gleich zu dem Sammelplatz der Intelligenz, auf Deutsch: in die Bierstube geeilt ist, um seine Eindrücke frisch wiederzugeben, mich somit mit meiner Erregung allein gelassen hat. Mögen Sie nun über meinen Einfall lachen oder sich ärgern, diese Zeilen lesen oder in den Papierkorb werfen, gleichviel, mir bleibt doch die Genugthuung, Euch lieben, wackern Männern gesagt zu haben, wie sehr wir Frauen Euer Wirken zu schätzen wissen, wie auch unsere Herzen für Eure Sache glühen. Ihr treuen Kämpfer für Freiheit und Recht, haltet fest an Eurem Wirken, unbeirrt um die Gunst oder Ungunst der Machthaber; der Segen des Volkes, die Liebe der Mütter Eurer Kinder geleiten Euch auf Eurer mühevollen Laufbahn. Wie Euch jetzt im frohen Beisammensein Tausende umstehen, so tritt täglich geistig das Heer derer, die mit Euch einer Meinung sind, als moralische Macht zur Seite, und es ersteht ein Geist, frisch, fromm, froh und frei, der sich nicht fortmaßregeln läßt und mit deutscher Zähigkeit abwartet, wo er nicht handelnd eingreifen kann. Diesen Geist zu erwecken, wollen wir Frauen Euch treulich helfen. Wir wollen unsere Söhne erziehen im Geist der Freiheit, damit sie ausbauen lernen das Werk, das Ihr begonnen! Gut Heil!

Eine deutsche Mutter.

* Dieses Lieblingsblatt, das selbst von den Gegnern mit Interesse gelesen wurde, ist seit Ende December in Preußen verboten.

Am—hn in Florenz. Gut gemeint, — aber unklar gedacht und darum unverständlich. Es giebt in der Gegenwart genug zu schaffen; lassen wir die graue Sagenzeit darum in Ruhe.

B. in C. Ueber die Richtigkeit Ihrer Annahme habe ich kein Urtheil. Etwas Erschöpfendes über das Auftreten der Krankheit in Hettstädt, wo sich bekanntlich die Trichinenepidemie in ihrer furchtbarsten Gestalt zeigte, finden Sie in der so eben erschienenen Schrift eines dortigen Arztes: Rupprecht, die Trichinenkrankheit. Nach der Mittheilung dieses Herrn erkrankten dort und wurden von ihm behandelt 103 Personen und zwar 11 nach dem Genusse von Rohfleisch, 9 nach Knackwurst, 23 nach Röstwurst, 7 nach Bratwurst und Fleischklößchen, 14 nach Schwartenwurst, 1 nach Blutwurst, 1 nach Schweinebraten, 8 nach gekochtem Fleisch, 2 nach trichinisirtem Rindfleisch, 27 nach verschiedenen wiederholten Genüssen. Davon starben 16 Personen. Uebrigens verweise ich Sie auf den vortrefflichen Artikel unseres verehrten Mitarbeiters, Prof. Bock in Nr. 7 unseres Blattes.

Olg. in Ptbg. Sie klagen über die unwahrscheinlichen Entwickelungen vieler Romane und Erzählungen, die Sie nur mit Lächeln und Achselzucken lesen können, und meinen, das wirkliche Leben biete keine derartigen Ueberraschungen und romantische Schicksalswechsel. Das ist nur halbwahr. Wir wollen die Extravaganzen mancher unserer Novellisten nicht vertheidigen, aber das wirkliche Leben bietet so große und reiche Stoffe und zwar Stoffe, die in das Gebiet des Romantischen zu gehören scheinen, daß man nur keck hineinzugreifen braucht, um das schönste Sujet für eine Novelle, für ein Trauer- oder Lustspiel zu finden. Ich will Ihnen heute eine ganz einfache Thatsache aus dem Leben mittheilen und mir dabei nur die Frage erlauben, ob Sie dieses Sujet, wenn Sie es in einer Erzählung künstlerisch ausgesponnen fänden, nicht auch für ein unwahrscheinliches und überromantisches bezeichnen würden.

Der junge Herr v. . . . . ., aus einer angesehenen Familie stammend, befand sich im Jahre 18 . . als Freiwilliger bei dem in Münster garnisonirenden Husaren-Regimente, als er die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters und zugleich die traurige Kunde erhielt, daß ihm aus dem als bedeutend erwarteten Nachlasse desselben kaum einige hundert Thaler zu Theil werden würden. Diese plötzliche Umwandlung seines Schicksals wirkte um so niederschlagender auf unsern jungen Husaren, als er sich wohl bewußt war, daß er nicht zu denjenigen gehöre, die ihre Jugendzeit so angewandt und sich einen solchen Schatz von Kenntnissen erworben, daß sie der Zukunft ruhig entgegensehen können; die Sorge für seine Zukunft überwog daher fast den Schmerz um den Tod des Vaters.

Nachdem er seinen Abschied erhalten und vergeblich hier und da um eine kleine Stelle angeklopft hatte, wandte er sich endlich entschlossen nach Essen, kaufte sich dort einen kleinen Wagen mit zwei Hunden, und aus dem schmucken Husaren ward ein schwarzer Kohlenfuhrmann. Von früh bis Abends spät fuhr er Kohlen von den Zechen nach der Stadt und verdiente für sich und seine Hunde sein, wenn auch oft recht kärgliches, tägliches Brod. Aber seine Kohlen waren gut, sein Maß reell und die Bestellungen wurden prompt besorgt; so kam es, daß der Kreis seiner Kundschaft sich immer mehr erweiterte. Unter seinen Abnehmern befand sich auch die Familie von H., und die einzige Tochter des Hauses, der das stille, bescheidene Wesen des Kohlenmannes aufgefallen, sorgte stets, daß demselben eine Portion Essen oder ein Butterbrod zu Theil ward, wenn er seine Kohlen abgeliefert hatte. So vergingen Monate, und in die Brust des Jünglings hatte sich unbemerkt neben dem Gefühle der Dankbarkeit auch noch ein anderes eingedrängt, das er aber, seine Lage bedenkend, still bei sich trug. Das junge Mädchen war das einzige Wesen auf der Welt, das an dem Armen Theil zu nehmen schien; was Wunder, wenn er ihr eines Tages seine Schicksale und seine Abstammung anvertraute. Seit dieser Zeit entspann sich zwischen Beiden ein Verhältniß, das um so stärker werden mußte, je geheimer die Liebenden die Gefühle ihres Herzens zu halten gezwungen waren, bis endlich die Tochter den Eltern ihre Neigung mit allen Nebenumständen offenbarte und diese nach einigem Zögern dem Glück des einzigen Kindes nichts mehr in den Weg zu legen versprachen.

Das Kohlenfuhrwerk verschwand und der schwarze Kittel verwandelte sich in die Kleidung eines Gentlemans, deren Träger bald der glückliche Gatte seiner Angebeteten wurde. Das glückliche Ungefähr wollte außerdem, daß reiche Verwandte der jungen Frau zu dem neuen Ehepaare zogen und von diesem treulich gepflegt wurden, wofür es sich bei dem bald erfolgten Tode der Alten als Erbe eines großen Vermögens sah.

Herr von . . . . lebt noch. Das Glück hat ihn ebensowenig stolz gemacht, als das frühere Unglück ihn zu Boden zu drücken vermochte, und gern erzählt er ihn besuchenden Freunden seine Schicksale. Sein Kohlenkittel hängt wohlverwahrt in seinem Zimmer.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 17. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Schatten.

Erzählung von **Carl August Heigel.**

(Fortsetzung.)

Stephanie lag Nachmittags im weiten weißen Hauskleid auf einer Causeuse des gelben Zimmers. Aus dem lose gescheitelten Haar blickte ein blasses, leidendes Gesicht voll Angst auf die Baronin Aßperg. Diese saß Stephanien gegenüber.

„Und Sie glauben in Wahrheit an Gespenster? in allem Ernst, Josephine?“

„Certainement. Wir haben auch das vor den Bürgerlichen voraus, daß es auf unsern Schlössern spukt.“

„Ich danke für dies Vorrecht.“

„Strambergs z. B. haben eine schwarzgekleidete Dame. Auf Schloß Stauff zeigt sich zuweilen ein großer Hund mit feurigen Augen. Bei meinem Vetter in Warchin gehen unsichtbare Tritte und ein leises Aechzen um Mitternacht durch einen gewissen Corridor. Hier erscheint der Hausgeist als Schatten.“

„Aber mein seliger Mann,“ sagte Stephanie, „mein Mann, der mich mit alten Familiengeschichten und wunderlichen Anekdoten leidlich quälte, erwähnte niemals eines Schloßgespenstes.“

„Vielleicht ist es ein junger Schatten und in Sie verliebt. Wie rührend: ein schmachtender Schatten allnächtlich vor der Schwelle Ihres Boudoirs! Man wird künftig von „kühlen“ Schatten gar nicht mehr reden können.“

„Ah, Josephine, erst ängstigen Sie mich, und dann behandeln Sie die Sache lächerlich.“

„Pardon, ich finde das im Gegentheil sehr tragisch ... doch, Scherz bei Seite, liebe Gräfin, verlassen Sie dies alte, unheimliche Schloß so bald als möglich. Und wenn der Schatten nichts weiter bedeuten sollte, als daß er Ihre Wangen blaß wie heute färbt, fliehen Sie! In der Residenz giebt es keine Gespenster. O, und dort sehnt man sich so sehr nach Ihnen. Prinz Ferdinand fragte mich neulich so angelegentlich nach meiner schönen Freundin, so angelegentlich —“

Stephanie erröthete. „Seine Hoheit waren immer sehr gütig gegen mich.“

„O, das war mehr als die Sprache der Güte, das war —“ die Baronin unterbrach sich mit einem bedeutungsvollen Lächeln, sah Stephanie mit ihren schwarzen Augen forschend an und fuhr dann, in den Schooß blickend, fort: „Wunderbar, wie sich das trifft! Während der Prinz für meine schöne Freundin schwärmt, scheint seine Gemahlin Herrn von Montigny —“

„Montigny?“ rief Stephanie und fuhr aus ihrer bequemen Stellung auf.

„O,“ sprach die Baronin ruhig, „hören Sie das heute zum ersten Mal? Es ist allgemein bekannt, daß Ihr Cousin von jener Seite mit besonderer Auszeichnung behandelt wird.“

„Und ahnt, weiß mein Cousin —?“ fragte die Andere voll Ungeduld.

Die Baronin, ohne in die brennenden Augen ihrer Freundin aufzusehen, spielte mit einer Seidenquaste. „Ich denke, Herr von Montigny ist in der Deutung von Blicken nicht blöde. Man spricht von seiner Ernennung zum Kammerherrn ...“

Stephanie stand rasch auf und durchschritt das Gemach. Der starre Blick, die zuckenden Lippen, die tiefathmende Brust verriethen den Kampf in ihrem Innern. Zuletzt siegte die Leidenschaftlichkeit des Weibes über den Stolz und die Zurückhaltung der Aristokratin. Weinend warf sie sich Josephinen in den Schooß und rief: „Ach, ich bin grenzenlos unglücklich, verrathen und verlassen!“

Jene umarmte und küßte die Schluchzende, streichelte ihr Haar und gab ihr zärtliche Namen. „Fassung, Fassung, meine Liebe!“ sagte sie. „Ich ahnte nicht den Pfeil in Ihrem Herzen. Warum auch zogen Sie mich nicht in Ihr Vertrauen? O, längst dann hätt' ich Ihnen entdecken können, daß Edgar Sie liebt, Sie anbetet. Die Wahrheit zu gestehen, fand ich Sie bisher sehr kalt, sehr grausam gegen Edgar.“

„Ich kalt, ich grausam gegen ihn? O, wo waren Ihre Augen?“

„Im Vergleich mit ihm schienen Sie fühllos. Er konnte sein Herz nicht verleugnen. All sein Denken und Reden waren Sie, immer Sie. Aber, theure Stephanie — man muß den köstlichen Paradiesvogel halten und binden, sonst flattert er wider Willen in ein anderes Netz.“

Die schöne Frau erhob sich. „Sie haben Recht, Josephine,“ sagte sie sinnend. Dann, in ihren eignen Gedanken erglühend, fuhr sie fort: „Wer kann, wer darf mich hindern, den Mann, den ich liebe, vor der Welt mein zu nennen? Ich bin ja so jung, ich liebe das Leben, den Frohsinn. Freudlos legte ich an Heinrich's Arm den ersten Frühling zurück. Soll ich auch die Rosenzeit vertrauern? Meinen voreiligen Schwur hat der Tod gelöst; frei bin ich vor Gott und Menschen. Und diese Freiheit geb' ich hin, um Freude dafür einzutauschen!“

„Endlich!“ rief Josephine und zog die Freundin an ihr Herz. „Endlich denken und sprechen Sie, wie ich an Ihrer Stelle längst gesprochen und gehandelt hätte. Wie beneid' ich Sie um Ihre Empfindung! wie lacht Ihnen die Zukunft! Und wer ist, der Ihre Wahl schmähte? Man braucht Sie und Edgar nur zu

sehen, um zu wissen: Sie mußten sich wählen! Er schön und liebenswürdig, ein Edelmann, und Sie — womit beginn' ich, wann würd' ich aufhören, Sie zu loben? Und bei allen diesen Göttergaben sind Sie so reich, daß seine Armuth nicht in Rede kommt."

„O, was ich besitze, soll sein Eigenthum werden. Man soll ferner nicht sagen: der arme Montigny! Ich lege mein Schloß, mein Gold und mich selbst ihm zu Füßen." — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

So schwärmte die junge Frau, entwarf Pläne künftigen Glückes und schwelgte im Jubel ausgesprochener Liebe. Während dessen kniete Waldenburg, ein elender, hoffnungsloser Mann, vor dem Crucifix im Thurmzimmer.

„Herr! Gott!" rief er. „Aus den Tiefen der Verzweiflung schrei' ich nach dir. Wo ist der Zug deines Antlitzes in ihrem Antlitz? wo dein Finger in diesen Schicksalen? Was ist dein Werk, wenn jene Creaturen Gottes Werk sind! ... Vergieb, daß ich mit meinem endlichen Leid dir nahe; du bist ja der Unfaßbare, der Unendliche. Aber der Schmerz, der mich durchwühlt, ist mein höchster Schmerz; was ich besaß, war mein Himmel auf Erden; was ich verlor, mein All! Und wenn ich auch der ganzen Welt und deiner Milliarden Sterne gedenke, mein Leid und mich kann ich über dem Ungeheueren nicht vergessen. Du liebst Nichts, wenn du Einen verzweifeln lässest! ... Du dort, mit dem menschlichen Angesicht, du Dornengekrönter, riefst du nicht: Mich dürstet!? Neige dich zu mir! Nur einen Tropfen deiner Menschenliebe flöße mir wieder in die lechzende Seele! Denn mein ganzes Wesen ward in Bitterkeit und Haß verwandelt ...."

Der Angstschweiß trat auf seine Stirn, er zitterte. „Mein Gebet ist vergebens," sagte er sich, „denn ich bin ein Frevler vor dem Ewigen. Ich habe das Geheimniß des Todes entweiht. Das Buch mit den sieben Siegeln versucht' ich zu lesen und konnte doch nur dies entziffern: Alles eitel ..... Nun führe ich, am Tod und Leben rechtlos, eines Schattens Leben, der vom Baume fällt, indeß die Sonne schon unter ist ...."

„Und wenn ich jetzt vor mein Weib, unter die Menschen träte und in alle Welt ausriefe, daß ich Heinrich bin — ich gewänne mein Weib und die Welt nicht mehr. Alle würden scheu vor mir zurückweichen, Alle mich fliehen und fliehend verdammen. Ich trüge den Fluch auf der Stirn, Jedem leserlich: Meine Sünde war Selbstmord!"

Eine Nachtigall schlug im Garten. Ihre schwermuthsvollen Töne zogen wie Trösterworte in das Ohr. Schmeichelnd trug der Abendwind den Duft von Rosen in's Zimmer, und vom blauen Himmel nieder grüßte der Liebesstern.

Langsam legte sich der Sturm in Heinrich's Brust, und er begann zu überlegen, was ihm zunächst zu thun. Mit dem Vorsatz, Stephanie zu warnen, begab er sich dann hinab und ließ die Gräfin um eine Unterredung bitten.

Diese saß, Edgar's Heimkehr von der Jagd erwartend, im gelben Zimmer und ließ sich von Fräulein Fanny aus einem französischen Roman vorlesen. Als Titi den Kaplan meldete, flog das Buch unter die Sophakissen, und Fanny ergriff ein reichgebundenes Gebetbuch, das als Schaustück zwischen Albums und Illustrationswerken auf dem Tisch lag. Stephanie streckte sich auf den Divan und empfing Heinrich mit leidender Miene.

„Sie entschuldigen mich, Herr Stein," sagte sie, „ich fühle mich sehr schwach, sehr elend. Uebrigens," setzte sie mit einem Blick auf Waldenburg's blasses, gramentstelltes Gesicht hinzu, „finde ich auch Sie krank aussehend. Sind Sie nicht wohl? Ich habe keinen Arzt mehr im Schloß, denn meines Mannes Leibarzt nahm räthselhafter Weise unmittelbar nach Heinrich's Tod seinen Abschied und lebt, wie ich höre, gegenwärtig in Amerika. Ich fürchte, er hat den theuern Todten auf dem Gewissen. Aber in Wendelstein wohnt ein trefflicher Arzt; ich werde ihn holen lassen, er mag uns Beide behandeln."

Waldenburg lehnte die Hülfe ab; diese Blässe sei seine natürliche Farbe. „Sie denken, Sie studiren zuviel, Herr Kaplan," ergriff Fanny das Wort. „Es ist bereits verrathen, daß man heute am frühen Morgen Ihre Lampe brennend und Sie noch wach und in Kleidern bei den Büchern fand."

„O, das müssen Sie nicht thun," versetzte Stephanie lebhaft. „Mein Mann dachte und las auch soviel des Nachts, und das untergrub seine Gesundheit, zerstörte seine Nerven. Folgen Sie hierin nicht dem Rath Pater Angelo's, den ich für keinen Menschen, für einen Dämon halte. Ich will heitre Wesen um mich sehen .... Doch, ach! ich predige Fröhlichkeit und bin selbst zum Sterben betrübt. Der Schatten, der furchtbare Schatten erschien auch in der vergangenen Nacht."

„Vereinigen Sie Ihre Bitten mit den meinigen, Herr Kaplan!" sagte Fanny. „Die gnädigste Gräfin muß in einem andern Zimmer schlafen."

„Umsonst!" entgegnete Stephanie, welche die Erinnerung an das Phantom jetzt wirklich traurig machte. „Er wird mir auch dahin folgen."

„So löschen wir wenigstens die Lampe vor dem Schlafengehen und schließen die Thür Ihres Boudoirs."

„Nein, nein," rief die Gräfin, „er würde in mein Gemach selbst, würde auf mein Lager fallen. Ich würde ihn fühlen die ganze Nacht, wie Eis, wie den kalten Tod auf meinem Herzen."

„Dann bin ich rathlos, um so mehr, da er für mich durchaus nicht sichtbar sein will. Er war auch heute wieder verschwunden, als ich der Gräfin zu Hülfe eilte."

„O," sagte Stephanie nachdenklich, „Niemand wird ihn sehen, Niemand an ihn glauben, außer mir. Ich aber werde ihn Nacht für Nacht schweigend kommen und gehen sehen, wie einen Arzt an's Lager einer Hoffnungslosen. Er wird kommen und gehen, bis ich selbst in's Reich der Schatten sinke ..... Ich habe über Ihre Worte von gestern nachgedacht, Herr Stein, doch find' ich keinen Aufschluß durch sie. All mein Denken war bisher einem sorglosen Blick in's Blaue gleich, und die Menschen, die ich liebe, die mir werth und wichtig sind, leben noch, sind frisch und froh und nächtlichem Spukwerk fremd."

„Leben Alle, die Sie lieben?" fragte Heinrich leise.

„Alle. — Außer meinem Gemahl," setzte sie leicht erröthend hinzu. „Aber Heinrich war so sanft, so gut. Er wird mich auch im Tod nicht kränken und schrecken."

Waldenburg senkte sein Haupt.

„Der Schatten wird wohl nicht wieder kommen," sprach er nach einer Pause ... „Doch, gnädigste Gräfin, bevor Ihre Gäste Sie beanspruchen, bitte ich in einer Angelegenheit, die — die Angelo mir an's Herz legte, um kurzes Gehör!"

Fanny entfernte sich auf einen Wink ihrer Herrin. Sobald sie allein waren, schwand der ruhige Ausdruck, den Heinrich in Haltung und Gesicht mühsam bewahrt hatte. Stephaniens Wort, daß er sie auch im Tode nicht kränken könne, hatte ihn tief erschüttert. In leidenschaftlicher Art sprang er auf und that einen Schritt gegen seine Gattin hin. Stephanie, von Staunen, von Furcht ergriffen, legte unwillkürlich die Hand an die Klingelschnur. Diese Bewegung gab dem Manne die Selbstbeherrschung wieder. „Ich will Sie weder kränken noch schrecken," sagte er bitter.

Stephanie zog langsam den ausgestreckten Arm zurück, aber ihre Augen betrachteten Heinrich mit Angst und Sorge.

„Ich werde mich kurz fassen," begann er. „Gott hat es gefügt, daß sich die Wege Ihres Schicksals mir klar enthüllten. Ich stehe hier als Warner, als Ihr einziger Freund. Vorher jedoch empfangen Sie mein Bekenntniß, das mich in diesem Fall nicht erröthen macht: Ich belauschte ein Gespräch zwischen Ihrem Cousin und Baron Aßperg."

„Ich hoffe, unfreiwillig?" erwiderte die Gräfin, deren Schrecken sich in Ungeduld und üble Laune verwandelte.

„Nein, denn es handelte sich um Ihr Wohl und Wehe, um das Glück Ihrer Zukunft .... Gräfin, denken Sie wirklich Ihre Hand diesem Montigny zu reichen?"

„Mein Herr," fuhr Stephanie empor, „wenn Sie diese Vermuthung hegen — die ich nur gleich bestätigen will — bitte ich, mit geziemenderem Wort und Ausdruck von meinem künftigen Gatten zu sprechen."

„Sie reichen ihm Ihre Hand?!" rief Heinrich außer sich.

„Und warum nicht? Ist es denn unerhört, daß Wittwen sich zum zweiten Male verheirathen? O, ich weiß, Sie sind ein heiliger Mann; Sie werden mir zum Kloster rathen. Aber ich sehne mich nicht nach der Märtyrerkrone, nach dem Heiligenschein; ich will kein Engel, will ein Weib sein, das liebt und geliebt wird!"

„Verzeihung, aber ich glaubte an Treue, die über Gräber währt ... durch Angelo kenne ich Sie von Ihrer Kindheit an. Unfreundlich und stürmisch war Ihr Lebensmorgen, trüb der Blick

in Ihre Zukunft. Da nahm sich Graf Waldenburg des armen, bedrängten Mädchens an. Er rettete Ihre Eltern vom Untergange, er erhob Sie aus Schmach und Dunkelheit zu seinem Glanz empor, er war Ihnen mehr als Bruder und Vater. Auf den Händen trug er Sie, und was sein Gattenrecht war, jeden freundlichen Blick, jedes Liebeswort von Ihnen nahm er als eine Gnade hin. O, Sie fühlten seine Zärtlichkeit nicht einmal nur gelobten Sie ihm Treue über's Grab, Treue, ewige Treue. Und nun?! Nach einem Jahr sein Bild und Ihr Gelübde ausgelöscht in Ihrem Herzen! nach einem Jahr tanzen Sie auf seinem Grab!"

Heinrich's Stimme besaß keine Gewalt mehr über Stephanie. Die bittere Wahrheit in seinen Worten verwirrte ihre Sinne und erfüllte sie mit Grimm und Haß.

„Mein Herr," erwiderte sie, und ihre Lippen zuckten, ihre Stimme klang hart, „ich hörte Sie an, weil ich graue Haare zu achten pflege, weil — weil Indiscretion zu Ihrem Beruf gehört. Nun hören Sie mein letztes Wort! Ich fühle mich nicht an Gelübde gebunden, die man als thörichtes Kind gethan. Ich verletzte niemals die Pflichten der Gattin, solang der Graf lebte; nie werd' ich aufhören, ihm eine dankbare Erinnerung zu bewahren; genug der Thränen weinte ich an seinem Sarge. Doch da er in das Grab sank, verlor ich einen Freund, nicht meine Welt in ihm!"

„Weh ihm!" bebte Heinrich vernichtet.

Der Hornruf, den er am ersten Abend gehört hatte, erklang wieder aus der Ferne. Bei diesem Ton fuhr Stephanie mit der Hand nach dem Herzen. Dann, zu Heinrich gewandt, fragte sie herrisch: „Und nun, was haben Sie gegen Montigny?"

„Er ist frivol, leichtsinnig, ein Spieler."

Stephanie biß sich vor Wuth in die Lippe. „Haben Sie auch das von Pater Angelo?"

„Nein. Ich beurtheile Herrn von Montigny nach seiner eignen Rede."

„Die Sie belauschten," fiel die Gräfin verächtlich ein. „Mein Cousin ist fröhlich, das nennen Sie frivol; graziös schelten Sie leichtsinnig, und was das Spiel betrifft, nun ja, ein Cavalier kann sich nicht mit gelehrtem Wust die Zeit vertreiben!"

„Don Juan war ja auch ein Cavalier, ein echter, rechter! Beneiden Sie Donna Elvira's Geschick? Und wäre Jener nur das! Aber ein Werber, der den Reichthum seiner Geliebten berechnet, ist selbst für eine Theaterfigur zu schlecht. Wissen Sie, was der erste Schritt Herrn von Montigny's in der unseligen Ehe sein würde? Dies ehrwürdige Schloß, die Wiege und den uralten Besitz der Waldenburgs, will er verschachern, um einige Jahre lang in Gold und Tollheit wüthen zu können! Nach dieser Spanne Zeit werden Sie dachlos, hülflos, bankerott sein an Gold und Liebe. Denn was sind Sie Montigny, was kann er Ihnen bieten, wenn Sie arm sind!"

Bei diesen Worten, die Heinrich fassungslos, hastig, grimmig hervorstieß, sprang Stephanie auf. „Genug!" rief sie empört. „Fluch diesem Haus, das mich an die Schwäche meines Mannes selbst nach seinem Tode erinnert! Die Tortur, die ich litt, Angelo in meiner Nähe dulden zu müssen, wollen Sie fortsetzen! Eine einsame, verlassene Frau in einem melancholischen, abgeschiednen Schloß, o, die ist bald überredet, der Welt zu entsagen und das Büßerkleid zu wählen. Aber ich durchschaue Eure Pläne. Ich weiß jetzt, warum Angelo gerade Sie zu meinem Umgang erkor; Ihre Aehnlichkeit mit meinem Gatten, Ihre Stimme — ha, welche Wirkung versprach er sich davon! Aber kehren Sie zurück zu Ihrem Freund, Herr Stein, und sagen Sie ihm, daß ich am Arm Montigny's seiner Schrecknisse lache!" —

Im Gemach über dem gelben Zimmer wurden Schritte laut, und Montigny's Stimme, eine Chansonnette trällernd, tönte von oben:

Il faut, sans croire
Aux sots discours,
Très-souvent boire,
Aimer toujours!

Stephaniens Aufregung glich einem Fieber, das die Gedanken wirbelnd emporjagt und überstürzt. „Aimer toujours!" rief sie und klatschte in die Hände. „Immer, ewig lieben! — O, was sprach ich doch, Herr Stein? Ich hieß Sie gehen? Nein, Sie müssen bleiben; ich befehle Ihnen, zu bleiben. Sie sollen Zeuge dieser Gräuel sein; sollen zusehen, wenn ich über Gräber tanze. Ich befehl' es Ihnen und entlasse Sie erst an dem Tag, an dem ich dies Schloß, von heut' an Montigny's Schloß, für immer verlasse!"

Die Thür öffnete sich. Montigny trat in's Zimmer, schön, lächelnd und glühend, wie ein Gott der Freude, der Jugend.

Stephanie schritt ihm hastig entgegen. „Edgar," sprach sie, mit fliegender Brust. „Sie richteten gestern eine Frage an mich, die ich heute erst beantworte: Ja, ich will, ich will Ihr Weib sein."

„Stephanie! Meine Stephanie!" jubelte Montigny und riß sie stürmisch an sein Herz. . . .

Heinrich that einen Schritt gegen das Paar hin und streckte den Arm aus, wie Einer, der ein letztes, entscheidendes Wort sprechen will. Der Aufruhr seiner Seele wetterleuchtete aus den Augen. Aber er sprach die Losung nicht; schlaff sank seine Rechte an der Seite nieder, sein Haupt neigte sich wie vor einem unsichtbaren Höheren, und schweigend verließ er das Gemach. Die Liebenden, Seligen achteten seiner nicht. Traulich sich umschlungen haltend, saßen sie, stammelten süße Namen und tauschten Küsse, bis der letzte Tagesschimmer schwand und sie im tiefsten Schatten ließ.

Als Heinrich sein Thurmzimmer erreicht hatte, brach er in die Kniee, streckte die Arme aus und rief: „Was noch?! Wenn mein Beginnen ein Frevel gegen Erd' und Himmel war, so ist dies Ende eine Buße, die Erd' und Himmel besiegt und mir ihre zehnfache Vergebung sichert! . . . . Mit dieser Stunde hab' ich mir das Recht des Fluchs, das Recht zu richten erkauft. Ich will — —" Der Gedanke erstarb auf seinen Lippen; Heinrich stürzte besinnungslos mit dem Gesicht zur Erde.

So lag er lange — starr, unbeweglich, wie todt. Der Mond ging auf, und ein Schatten ruhte dann neben dem ausgestreckten Körper. Als Waldenburg aus der Ohnmacht erwachte, war sein Kopf dumpf und schwer. Er suchte die Gedanken zu sammeln, allein sie verwirrten sich. Es erschien ihm Alles wie ein Traum.

„Ein Traum des Todesschlafs," sagte er. „Aller Welt bin ich todt. Aber muß Sterben Vergessen sein? Die Kräfte des Gehirns, die Sinnesverrichtungen, können sie nicht nach dem Tode fortdauern, trügerisch, traumhaft, wie sie im Leben waren?"

Er stieß ein irres Lachen aus.

„Erinnerung, das ist das rechte Wort! All' die schmerzlichen Vorgänge waren und sind nur Metamorphosen der fortdauernden Erinnerung. Mein Sehen und Hören, mein Sprechen und Handeln sind nur die nichtigen Schöpfungen der Phantasie im Tode, indessen mein Leib stumm, blind, reglos im Sarg seine Verwandlungen feiert."

In dieser fieberhaften Verwirrung, in der Ironie dämmernden Wahnsinns nahm Waldenburg die Gruftschlüssel und Brechwerkzeuge aus Angelo's Lade, wo sie vom vergangenen Jahr noch unberührt lagen. Er wankte die Treppen hinab, trat in die kühle Kapelle und stieg in die Gruft.

Durch die vergitterte Mauerluke fiel ein schwacher Schein auf den Sarkophag, dessen Sammetbehang Heinrich's Wappen und Namenszug trug.

Waldenburg blickte mit Grauen auf diesen düstern Schrein. „Todt!" flüsterte er. Hastig dann begann er — vom Fieber zu riesiger Kraftanstrengung, durch diese zur Klarheit des Bewußtseins getrieben — an den Schrauben, an den Nägeln, am Schloß zu arbeiten. Der Schweiß brach ihm aus, seine Hände bluteten; zuletzt stieß er den Metalldeckel ungestüm hinweg, daß dieser dröhnend auf die Steinfließen fiel, und starrte in den leeren, schmalen Raum.

„Wahr!" schrie er auf. „Alles wahr! Nur Glück, Liebe, Treue sind Lüge! Der Fluch des Lebens bannt mich noch."

Er schlug die Hände über das Gesicht. Dann sah er mit wildem Blick auf die Särge, die, als schwärzere Massen denn die Dunkelheit, rings um ihn sich thürmten.

„Euch Todten hier," rief er, „Euch, meinen Ahnen, meinen Eltern, geb' ich, als des Maskenreigens Letzter, die Grabschrift für uns Alle: Wir täuschten und wurden getäuscht!"

„Gute Nacht, mein Lieb!" sagte Montigny zum dritten Mal und küßte sie auf Stirn und Mund.

„Gute Nacht, du lieber, herziger Mann!" erwiderte Stephanie.

Sie standen an der Thür des gelben Zimmers. Der Baron und Josephine waren längst in ihren Gemächern, aber das glück-

liche Paar riß sich ungern los. Fanny lehnte schlaftrunken an einem Spiegeltisch, die Kammerjungfer ging vom Zimmer in's Boudoir ab und zu, während Jene sich die Hände drückten, zusammen flüsterten und sich Gute Nacht sagten, nur um sich zu küssen.

„Wenn nun der Schatten wieder kommt?" begann Montigny auf's Neue.

„O, er kommt nicht," sagte Stephanie. „Er kommt heute ganz gewiß nicht. War's ein Omen, so ist das Ereigniß eingetroffen, und war's ein Gebilde meiner Phantasie, ein Traum, so hab' ich heute süßere Träume."

„Wenn aber der Schatten —" Montigny unterbrach sich, legte den Arm um Stephanie und bat: „Verschließe Dein Boudoir und laß mich hier im gelben Zimmer wachen."

Sie schlug ihm mit einem Kuß, aber bestimmt die Bitte ab. „Wenn Du so bedenklich davon sprichst," schloß sie, „erwacht meine Angst wieder."

„Vergieb, mein Herz!" erwiderte Edgar, „ich will ja nur auch den leisesten Schatten Dir aus dem Weg schaffen. . . Doch lassen wir die Todten —" er biß sich ärgerlich auf die Zunge, „die Schatten, will ich sagen, den Schatten ruhen. Ich glaube wirklich, das frühe Zubettgehen verwirrt mich."

„Wir wollen in der Residenz uns bessern. O, mein Leben beginnt mit dem Heute erst."

Ein tieftöniger, nachhallender Schall durchdröhnte das Schloß, ähnlich dem Schlag auf eine Metallplatte oder Glocke.

„Was war das?" sagte die Gräfin erschreckt.

„Eine Eisenthür krachte in's Schloß," antwortete nach einigen stummen Secunden Montigny.

„Im ganzen Gebäude ist keine Eisenthür. — Der Schall kam von der Capelle her."

„So fiel dort ein Leuchter oder Crucifix auf den Steinboden."

„O, wie sehn' ich mich, dies alte, unheimliche Gemäuer zu verlassen!"

„An Dir nur liegt's, es bald zu verlassen."

Stephanie drohte schelmisch mit dem Finger und sagte: „Davon sprechen wir morgen. Ich habe Herrn von Montigny eine sehr ernste Lehre zu geben — daß in solchem verwunschenen Schloß die Wände Ohren haben."

„Was meinst Du damit?"

„Himmel! es geht auf Zwölf. Nun kein Wort mehr! Gute Nacht, Du schönster, geliebtester Mann! Gute Nacht!"

Sie trennten sich. Edgar begab sich nach seinem Zimmer, wo er Lafleur im Lehnstuhl eingeschlafen fand.

„Vergebung, Euer Gnaden," stammelte der unsanft geweckte Diener; „die Landluft macht Einen zum Murmelthier. Erst zwölf Uhr, und das ganze Haus schläft schon."

Montigny entließ ihn und warf sich angekleidet auf den Divan. Es erschreckte ihn ein unfaßbares Etwas in der Luft, eine unerklärliche Schwüle in seinem Innern, ein noch ungeborener Gedanke. Ja, dies Unbehagen war stärker als die Freude über Erfüllung seines höchsten Wunsches. Mit halbgeschlossenen Wimpern lag er schlaflos da. Gedanken kamen ihm und gingen, tasteten hierhin, dorthin, jeder in scheuer Furcht vor dem nächsten. . . . .

Die Schloßuhr schlug Eins, und immer noch fand Montigny nicht Schlaf. Er stand auf. Die Lampe war so gestellt, daß in Folge dieser Bewegung sein Schatten auf die Wand fiel. „Das ist's," sagte er plötzlich, ergriff eine Schußwaffe und schlich leise, vorsichtig aus dem Gemach; leise, vorsichtig hinab bis vor die Thür des gelben Zimmers. Er legte das Ohr an — Alles still.

Die Nacht triefte von Mondlicht, und der Corridor war grell erleuchtet. Edgar lehnte sich mit dem Rücken an ein Fenster, das der Thür gegenüber lag. Im Zimmer, im ganzen Schloß kein Laut. . . . Doch horch! Es raschelte in der Mauer. Neben der Thür befand sich eine flache Nische mit einer Marmorbüste. Von dort kam das Geräusch, und plötzlich sah Montigny zu seinem Entsetzen die Nische sich langsam, langsam drehen, und dann stand Heinrich ihm gegenüber. . . . Im ersten Augenblick stürzte Edgar wüthend auf Jenen los, wollte ihn zu Boden schmettern, aber der Blick, die Ruhe des Mannes lähmten ihn. „Mensch," bebte er, „gestehen Sie oder ich vergesse mich — Was wollen Sie von uns? Wer sind Sie?"

Heinrich trat aus der Nische und sah Edgar mit einem drohenden, vernichtenden Blick fest in's Antlitz. „Ich bin nur noch der Schatten dessen, der ich war," antwortete er, „aber Du, Edgar von Montigny, bist mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele ein ganzer Schurke."

Edgar drückte die Waffe in seiner Hand nicht ab, riß den langsam Hinwegschreitenden nicht zurück. Leichenblaß, mit starren Augen sah er ihm nach und stammelte:

„Er war's — Heinrich lebt!"

(Schluß folgt.)

Ein Tag in Shakespeare's London.

Zur dreihundertjährigen Shakespeare-Feier.

Von **Julius Rodenberg**.

2. Die Breter, die die Welt bedeuten.

Der Stutzer und der Mann von gutem Ton, der zu Elisabeth's Zeit seine Morgenpromenade in St. Paul macht, kennt bereits die Titel der Stücke, welche heut in den Theatern von London aufgeführt werden: denn unter den andern gottesfürchtigen Ankündigungen an den Wänden dieser Kathedralkirche befinden sich auch die Theaterzettel. Für die profane Menge jedoch und das Publicum im Großen werden sie an die Pfähle geschlagen, welche man hier und da in den Straßen errichtet hat, um die Pferde daranzubinden. An ihnen erblicken wir die sieben Theaterzettel der sieben Haupttheater von London: der Rose, des Schwans, des rothen Ochsen und des Vorhangs, wahrscheinlich nach einem Bilde, ferner des Globus, der Fortuna und der Hoffnung, wahrscheinlich nach einer Figur so genannt, welche an einer besonders sichtbaren Stelle dieser Gebäude als das „Zeichen" derselben angebracht war. Die Theaterzettel damaliger Zeit enthielten nur die Namen des Stücks, des Dichters, der Truppe und ihres Patrons; aber kein Personenverzeichniß. Leider besitzen wir kein Original eines solchen Zettels mehr; jedoch geben uns die Titelblätter zu den ersten Ausgaben Shakespeare'scher Stücke vielleicht eine Idee von dem Styl, in welchem jene abgefaßt wurden. Hier ist ein Beispiel:

Ihrer Majestät Diener werden heut aufführen:
Eine sehr amüsante und ausgezeichnet erfundene Komödie,
genannt:

Syr John Fallstaff und die lustigen Weiber von Windsor,

untermischt mit sonderlich abwechselnden und vergnüglichen Einfällen des Syr Hugh, eines wälschen Ritters, des Friedensrichters Schaal, und seines weisen Cousins, Herrn Schmächtig, nebst den Aufschneidereien des alten Pistol und Corporals Nym,

von

Wm. Shakespeare,

wie sie verschiedentlich aufgeführt worden ist von des Sehr Ehrenwerthen, des Mylord Oberkammerherrn Dienern sowohl vor Ihrer Majestät als anderweit.

Shakespeare's Truppe, die vornehmste und bedeutendste jener Zeit, hatte zwei Theater: ein Wintertheater, **Blackfriars** genannt, und ein Sommertheater, den **Globe**. Das Blackfriarstheater, das älteste in London, und das erste, in welchem überhaupt je gespielt worden ist (seit dem Jahr 1576), stand in der Nähe der heutigen Blackfriarsbrücke. Genau da, wo jetzt die vier kolossalsten Schnellpressen von London arbeiten und finstere Speicherthüren unausgesetzt die bedruckten Zeitungsballen der „Times" ausspeien, da spielte einst Shakespeare den Geist von Hamlet's Vater. Das Blackfriarstheater war ein sogenanntes **Privat-Theater**, d. h. es war kleiner, als die andern, welche im Gegensatz dazu die **öffentlichen Theater** hießen, hatte ein vollständiges Dach, hatte Sitze

Die Bühne zu Shakespeare's Zeit.

im Parterre (pit), und man spielte darin vor einem gewählteren Publicum und bei Kerzenlicht, indem man das Tageslicht künstlich ausschloß. Das Globetheater dagegen, das Sommertheater der Compagnie, war ein öffentliches; es lag schräg gegenüber, auf der andern Seite der Themse, und um es zu erreichen, mußte man daher eine der Brücken kreuzen, oder man mußte sich „ein paar Ruder" miethen. Kutschen gab es im damaligen London nur erst ganz vereinzelt. Sie waren zugleich mit dem Tabakrauchen aufgekommen und wurden zugleich damit verspottet. Die Herren vom Hofe und die Cavaliere ritten in das Theater, begleitet von ihren irischen Pferdejungen, welche neben ihnen herliefen, und von ihren französischen Pagen, welche ihnen zu Pferde folgten. Die Mehrzahl der Zuschauer aber kam zu Wasser, in kleinen Ruderbooten. Dieses Mittel, sich von einem Punkt der Stadt an den andern zu begeben, war das beliebteste. Das damalige London, die City, lag fast ganz am Wasser und hatte weniger Brücken, als das heutige. Mehr als 40,000 Menschen lebten von ihrem Ruder- und Fahrzeug und zwischen 3 und 4000 Personen ließen sich täglich allein zu den Theatern fahren, welche sämmtlich sich entweder auf dieser oder auf jener Seite des Stroms dicht am Wasser befanden.

Aber das Theater hatte auch seine Feinde. Schon haben wir unter dem Kreuz von St. Paul jenen Mann gesehen, jenen Geistlichen, den Ehrwürdigen John Stockwood, welcher vor seiner Gemeinde von Puritanern gegen diesen neuen Mißbrauch der Zeit eifert. „Ich sage Nichts," ruft er, „von verschiedenen andern Sünden, welche Tausende mit sich fortreißen und zuletzt in dem Strome der Eitelkeit ertränken. Aber seht auf die öffentlichen Schauspiele in London und seht auf die Menschenmenge, die ihnen zuströmt und die ihnen nachläuft. Betrachtet die prachtvollen Theatergebäude, ein beständiges Denkmal für Londons Verschwendung und Thorheit." Dann, nachdem der Prediger die Schrecken der Schauspielaufführungen in feurigen Worten geschildert, bringt er die Krankheit, welche fast jedes Jahr wüthete, damit in Verbindung und schließt mit der Behauptung: „Die Ursache der Pest ist die Sünde,

und die Ursachen der Sünden sind die Schauspiele; daher sind die Ursachen der Pest die Schauspiele."

Der Magistrat von London, Lord-Mayor und Aldermen, nahmen dieses Argument auf. In einem sehr gelehrten Actenstück dieser Körperschaft wird versichert, daß während der Pest zu spielen Ansteckung verbreite, und daß außer der Pest zu spielen die Pest erzeuge. Es ward demgemäß angeordnet, daß die Schauspieler — mit Ausnahme derjenigen, welche in Ihrer Majestät Diensten ständen — nur dann Erlaubniß haben sollen, zu spielen, wenn „die Stadt gesund sei", d. h. wenn während dreier Wochen nacheinander nicht mehr als 50 Leute in der Woche gestorben wären. Dann sollte am Sonntag überhaupt nicht und an den Wochentagen nicht später gespielt werden, „als daß ein Jeder von den Zuschauern in seiner Wohnung vor Sonnenuntergang oder wenigstens vor Dunkelwerden zurück sein kann." — Diese sehr weisen Verordnungen eines hochlöblichen Magistrats hatten keinen andern Effect, als daß die Schauspielhäuser nicht in der City, sondern an den Außenrändern derselben, meistens am Wasser gebaut wurden, und daß Ihre Majestät und Ihrer Majestät große Lords die armen verfolgten Schauspieler in ihren „Dienst" nahmen und mit ihrer Schärpe gegen die Weisheit und Vorsicht der Väter der Stadt deckten. In dieser ihrer Eigenschaft trugen die Schauspieler jener Zeit, gleich den andern Dienstleuten derselben, die Wappen und die Farben ihrer Patrone; wer sich nun an ihnen vergriff, der bekam es mit den Lords von Ihrer Majestät Haushalt zu thun! Die Mitglieder von Shakespeare's Truppe und Shakespeare selber trugen als „Diener Ihrer Majestät" scharlachfarbene Mäntel mit Sammtaufschlägen.

Die Königin Elisabeth war eine große Freundin und Beschützerin des Schauspiels. Sie und ihr Hof hielten es für keine Sünde, nachdem sie am Vormittag ihren gehörigen Kirchgang gehabt, die Sonntage in einer Komödie zu beschließen, und in ihrer Sorge für das Vergnügen der niedrigern Classen ermunterte sie dieselben, ihrem Beispiele zu folgen. Damals war der Sonntag noch nicht jene Wüste von Scheinheiligkeit und Langeweile, die der heutigen Bevölkerung von London nach der Woche Last und Mühe keine andere Erholung gönnt, als die Kirche und das Ginhaus. Damals war der Sonntag der beste Tag für die Theater in London, und das Volk strömte hinein, um Shakespeare zu sehen und Shakespeare zu hören. — Die Königin für ihre Person ging zwar niemals in die Theater, aber in ihren Palästen zu Whitehall, in Richmond und in Windsor fanden beständig Vorstellungen statt, und einige von Shakespeare's Stücken wurden zuerst vor Ihrer Majestät aufgeführt. Eine ziemlich glaubwürdige Anekdote versichert uns, daß wir „die lustigen Weiber von Windsor" nur dem Wunsche der Königin zu verdanken hätten. Sie, die, wie alle Welt damals, eine große Bewunderung und Freundschaft hegte für Sir John Falstaff, wäre sehr neugierig gewesen, das Benehmen des „feisten Ritters", nachdem sie ihn immer nur unter Männern, beim Becher und in der Schlacht gesehen, nun auch einmal in einem Liebesverhältniß und bei Damen kennen zu lernen. Dieses war eine Aufgabe für Shakespeare's Humor! Man sagt, daß er nicht länger als vierzehn Tage gebraucht habe, um sie auszuführen. Und so ging, kurz vor Elisabeth's Tode, Ende des Jahres 1602, die neue Komödie in Scene, wahrscheinlich im Schlosse von Windsor, in welchem die Königin damals vorzugsweise residirte und nach welchem auch der Dichter mit feiner Courtoisie sein Stück nannte. Eine freilich weniger glaubwürdige Anekdote fügt hinzu, die Königin habe über die Streiche der lustigen Weiber und das Mißgeschick ihres ritterlichen Galans, der unter einem Haufen schmutziger Wäsche in die Themse geworfen wird, so stark gelacht, daß sich in Folge davon ein Krampf und ein Husten einstellte, der tödtlich für sie geworden sei.

Aber noch steht die Sonne hoch und unser Schifflein schwimmt auf der Themsewoge. Dort auf dem rechten Ufer ist Bankside, in Shakespeare's London der Sitz des Vergnügens, bunt von Wirthshausschildern und lustig von Musik. Dort ist der Bärengarten und dort sind fünf von den sieben Theatern Londons. Da, wo hinter Southwark-Bridge in unserm London ein gigantisches Heer von Schornsteinen Tag und Nacht schwarzen Qualm ausstößt, welcher die Atmosphäre verfinstert, wo ein immerwährendes Dröhnen ist von Frachtkarren und ein beständiger Geruch von Hopfen und Malz und wo an rußbedeckter Mauer ein Bret die Inschrift trägt: „Barclay's und Perkins's Brauhaus" — an derselben Stelle, dreihundert Jahre früher und unter dem blauen Himmel von Shakespeare's London steht sein Theater, welches den Herkules mit der Erdkugel zum Zeichen hat und nach demselben das Globe-Theater heißt. Es ist ein sechseckiges Gebäude von Holz, fast wie ein Belagerungsthurm mit vielen Fenstern ringsum, die wie Schießscharten aussehen, mit zwei Breterhäuschen oben und einer Flaggenstange. Aus dem einen Breterhäuschen tritt jetzt, wo die Glocken von London dreiviertel drei schlagen, ein phantastisch gekleideter Mann mit einer Trompete, um das erste Signal zu geben. Von allen Theatern in der Runde schmettern die gleichen Töne, die sich in der Luft begegnen und die Schiffe, von denen der Themsespiegel bedeckt ist, und die Reiter, welche sich über die Brücken bewegen, zu größerer Eile treiben. Aber bis es drei Uhr ist, wird der Trompeter noch zweimal blasen, und dann mit dem Vollschlag und dem letzten Tusch wird die Vorstellung beginnen und an dem Flaggenstock wird ein rothseidenes Bannertuch erscheinen.

Inzwischen hat Boot um Boot am Ufer angelegt, das Gewieher und Getrappel zahlreicher Rosse ist rings um das Theater, und Alles drängt dem Eingang und der Casse zu — der junge Cavalier mit Degen und Federhut, der gravitätische Citymann, die sittig-schöne Bürgerin, der Gelehrte und der Bücherwurm von Klein-Britannien, der Raufbold aus den Schlupfwinkeln des Strandes, der Jurist vom Tempel, der Land-Gentleman, dessen Halle daheim voll ist von Falken und Dachshunden, der Lehrjunge, der Werkstatt entlaufen, und der Matrose, frisch noch vom Theer- und Seegeruch: sie Alle sind Shakespeare's Publicum.

Die Eintrittspreise sind sehr verschieden. Die billigsten Plätze, damals wie jetzt, sind auf der Gallerie: sie kosten nach unserm Geld etwa einen Silbergroschen. Die eigentliche Masse des Publicums drückt sich im Parterre zusammen, welches im Globe- wie in den übrigen öffentlichen Theatern der „Hof" (yard) heißt. Der „Hof" hat kein Dach und keine Sitzplätze: hier herrscht unbegrenzte Freiheit. Regen und Sonnenschein kommen nach Belieben, und für zwei Silbergroschen hat jeder britische Unterthan die Befugniß, hier zu sehen, zu drängen und sich drängen zu lassen, Aepfel zu essen, Nüsse zu knacken, Bier zu trinken, Karte zu spielen und das Schauspiel auszuzischen. In dieser Beziehung, wenn auch in keiner andern, standen die „Gründlinge" in großem Ansehen: ihr Beifallsklatschen entschied über den Erfolg der Stücke. Aber sonst galten sie weder für respectabel, noch für kritisch zurechnungsfähig, und der eigentlich gebildete Theaterbesucher nahm sich wohl in Acht, unter sie zu gerathen. Für etwa 10—20 Silbergroschen nahm er seinen Sitz in einem von den „Zimmern", wie die Logen in Shakespeare's Theater hießen. Zuweilen miethete er sein „Zimmer" für die ganze Saison und hatte den Schlüssel in seiner eigenen Tasche.

An Taschendieben war auch in den damaligen Schauspielhäusern kein Mangel; aber die Art ihrer Bestrafung war originell: wenn man sie auf frischer That ergriff, so wurden sie ohne Weiteres auf die Bühne gebracht und an einen Pfahl gebunden, und dort boten sie sowohl dem Spotte als den Nußschalen der „Gründlinge" ein würdiges Ziel. Ueberhaupt war damals die Bühne weit mehr als in unsern Tagen für das Mitspiel des Publicums berechnet. Sie war nur zum kleinsten Theil für die Schauspieler bestimmt; mehr als die Hälfte diente den Dandies, den Schöngeistern und den Männern von Fach und Bildung zur Schaustellung ihrer eigenen Person oder ihrer weißen Hand oder ihrer seidenen Mäntel. Für ein kleines Trinkgeld hatten sie hier ihren dreibeinigen Stuhl oder sie warfen sich, so lang sie waren, auf den mit Binsen bestreuten Boden. Der vollendete Stutzer erschien niemals, bevor die Trompete zum dritten Male geblasen, dann, wie ein Zeitgenosse beschreibt, „schritt er sogleich zu dem Thron der Bühne, ich meine nicht in die Herren-Zimmer (die Logen), welche Nichts mehr sind, als die Vorstädte der Bühne, sondern direct auf die Binsen, auf welchen die Komödie spielen soll." Die Zeichen des Beifalls und des Mißfallens waren in Shakespeare's Theater wie in den unsern. Das erste Beispiel des Hervorrufs freilich sollte erst mehr als hundert Jahre später und Einem begegnen, der es sich herausnahm, Shakespeare mit einem „betrunkenen Wilden" zu vergleichen, nämlich dem „Herrn von Voltaire" bei der ersten Aufführung seiner „Merope" im Jahre 1743.

In Shakespeare's Theater gab es weder einen Hervorruf, noch eine Kritik, der unmittelbare Beifall entschied Alles. Zwar hatten die Modeherren, welche auf der Bühne saßen, ihre Notizbücher,

„Tafeln" genannt, in welche sie während der Vorstellung eifrig nachschrieben, aber nur die Witze, die ihnen am besten gefielen, um sie hernach bei Hof und in der Taverne nachzuerzählen, oder gelegentlich in das Gespräch zu mischen. Solch' ein Buch bei sich zu haben und mit dem Beginn des Schauspiels hervorzuziehen, galt für ein Zeichen literarischer Bildung und guten Geschmacks. Außerdem hatte der galante Mann jener Zeit sein Spiel Karten, seine Pfeife und seine drei Sorten Tabak bei sich, von denen „der wirkliche Trinidado" am meisten geschätzt wurde. Sich die Pfeife zu stopfen, war das Erste, was der Cavalier that, nachdem er seinen dreibeinigen Stuhl auf der Bühne eingenommen; dann zündete er sie an, wobei er die brennende Lunte auf der Spitze seines Degens umherreichte oder von seinem Nachbar sich ausbat. Das Rauchen war damals eine vollkommene Kunst; man nahm Unterricht im Rauchen, wie man heute Unterricht im Tanzen nimmt, man hatte die verschiedensten Manieren, um den Dampf zu „nehmen" und wieder auszublasen, nämlich den „Whiff" und den „Sniff" und den „Euripus", und für den besten Ort, um zu zeigen, was man bei seinem Professor gelernt, hielt man die Bühne.

Dies also war Shakespeare's Theater, von dem die nach authentischen Vorlagen aus jener Zeit entworfene Abbildung eine deutliche Vorstellung giebt; eine Bühne, 53 Fuß breit und 27½ Fuß tief; ein Raum von 12½ Fuß Breite rings um den Rest des Gebäudes für Logen, Galerien, Garderobe und Gänge, so daß der eingeschlossene „Hof" etwas wie 55 Fuß zu 40 maß, die Wände von Holz und Tünche gegen 32 Fuß hoch — Alles voll von rauchenden, lärmenden, trinkenden, essenden, liegenden, sitzenden und stehenden Menschen und über ihnen des Himmels Dach, blau und sonnig heute, trüb und regnerisch morgen.

Nur die Bühne war gegen den Wechsel der Witterung durch ein Strohdach geschützt, und der Raum auf derselben, wo gespielt werden sollte, von demjenigen Raum, welchen die Stutzer und Schöngeister einnahmen, durch eine Gardine von gewirktem Stoff getrennt. Sie hing, wie jede andere Gardine, in Ringen an einer Stange und ward in der Mitte nach beiden Seiten auseinandergezogen. —

Jetzt schlägt es drei, und der dritte Trompetentusch erschallt von oben. Sogleich bewegt und theilt sich der Vorhang. Der Prolog tritt auf: in einem schwarzen Mantel und ein Lorbeerreis um die Stirn geschlungen. Er liest seinen poetischen Gruß an die Zuhörer, mit dem er sie gleichsam bewillkommt und zu dem Schauspiel vorbereitet, von einem Blatt ab, welches er in der Hand hält. Sobald er geendet hat und abgetreten ist, beginnt das Spiel. Nach dem Ende desselben erscheint der Epilog, gewöhnlich (in Shakespeare's Stücken fast regelmäßig) eine von den Personen des Drama's, welche die Zuschauer einladet, mit dem Beifall nicht zu kargen. „Nun gute Nacht," sagt der Epilog des „Sommernachtstraums",

> Das Spiel zu enden,
> Begrüßt uns mit gewegnen Händen!

Nach dem Epilog kam der „Jig" ein Quodlibet von Rede, Gesang und Tanz, zugleich Couplet und Ballet, voll von Anspielungen auf Ereignisse und Persönlichkeiten des Tages, ausgeführt von den „Clowns" der Gesellschaft und begleitet von Musik. Der Schluß der ganzen Vorstellung wurde damit gemacht, daß alle Mitglieder der Truppe noch einmal erschienen, vorn am Rand der Bühne niederknieten und ein Gebet für die Königin sprachen — eine Sitte, die sich im heutigen England erhalten hat, wo man kein Schauspiel, keine Oper und kein Concert verläßt, ohne daß vorher die Nationalhymne angestimmt würde.

Wie aber sah es nun auf Shakespeare's Bühne während der Vorstellung aus? Sehr primitiv, die Leser können sich darauf verlassen! Da war keine Decoration und keine Scenerie, da war Nichts als ein großes Bret im Hintergrund, mit der Inschrift: „France", wenn die Scene in Frankreich lag, oder „Venetia" und „Verona", wenn der Dichter uns in das Land versetzen will, wo Othello sein Weib aus Eifersucht erwürgt, wo Romeo und Julia geliebt haben und gestorben sind um ihrer Liebe willen. So rasch wie dieses Bret gewechselt wird, wechselt auch der Schauplatz: Puck selber kann nicht schneller fliegen; in einem Act sind wir zuweilen an sechs verschiedenen Ecken und Enden der Welt, und Alles durch ein Bret! Dieses daher, in Shakespeare's Sinne, sind „die Breter, die die Welt bedeuten." — Wie in jedem guten Hause damaliger Zeit ist auch der Boden der Bühne mit Binsen bestreut, die Wände sind mit Teppichen behängt, ein Balcon ist da und mehrere Vorhänge im Hintergrund. Der Balcon ist für die Belagerungen, wenn die Bürger „auf den Mauern", oder die Soldaten „auf den Thürmen" erscheinen; die Vorhänge, „Traversen" genannt, sind für die Herstellung eines zweiten Zimmers auf der Bühne, wo es erfordert wird, oder wo, wie in „Hamlet", ein Spiel im Spiele vorkommt. Man half sich in Allem so gut es anging. In einem Stücke soll ein muselmännischer Held begraben werden; das Einzige, was der Dichter thut, um der Einbildungskraft des Zuschauers zu Hülfe zu kommen, ist die Notiz: „Man stelle sich den Tempel Mahomet's vor." In einem andern Stücke soll ein Bauer seinen Nachbarn einladen; um die Zuschauer zu unterrichten, daß die Einladung angenommen sei und daß die Beiden in die Hütte treten, lautet die Bühnennotiz: „Hier bellt ein Hund," und der scenische Effect ward dem Schauspieler überlassen, welcher am besten bellen konnte. Zuweilen war auch nicht einmal so viel gethan, um das Publicum über das Wo? und Wie? der Handlung zu unterrichten. Aber doch war das Shakespeare-Theater nicht ganz ohne Vorrichtungen für eine bescheidene Art der Effecte. Es hatte z. B. Fallthüren, welche die Stelle unserer Versenkungen einnahmen. Der Hexenkessel in „Macbeth" versank durch eine solche Fallthür. In einem andern Stücke heißt es: „Die Magier schlagen mit ihren Stäben auf den Grund und von unten herauf kommt ein braver Baum." Es gab auch Mittel, die Figuren nach oben entschweben zu lassen; aber diese waren von einer etwas derberen Substanz, als die unsichtbaren Drähte unserer Zauberstücke. So heißt es in einem Stücke jener Zeit: „Venus geht ab; oder, wenn man es einrichten kann, lasse man von oben eine Kette herab und ziehe sie herauf." —

Von Shakespeare's Theatern stand das in Blackfriars eine lange Zeit, bis es vor Altersschwäche in sich zusammenstürzte; aber der Globe hatte nur ein kurzes Leben. An einem Abend, im Jahre 1613, als Shakespeare's „Heinrich VIII." aufgeführt ward, fiel ein brennender Spahn auf die ausnahmsweise mit einer Strohmatte bedeckte Bühne. Die Flammen griffen reißend um sich in dem hölzernen Gebäude, und es war bald zu Asche verbrannt.

Drei Jahre darauf starb auch Shakespeare; die Asche des Globe-Theaters sollte symbolisch werden für das Schicksal seiner Dichtungen. Denn nun kam der Tag, welchen der Puritaner am Kreuz von St. Paul vorhergesagt — Carl I. ward enthauptet und Cromwell's eisernes Regiment begann. „Jene Flaggen des Trotzes gegen Gott", welche von den Theatern geweht hatten, wurden eingezogen; „jene Trompeten, die geblasen worden waren, um die Leute zur Sünde zu rufen", verstummten. Ein langer Bußtag wurde verkündet, und England saß in Sack und Asche. Die Schauspieler wanderten aus und die Theater wurden geschlossen.

Als diese in dem tollen und kurzen Fasching der letzten Stuarts wieder geöffnet wurden, da waren es andere Theater — Theater, die Shakespeare nicht mehr kannten. Lustige Tänzer und Musikanten aus Italien, schöne Schauspielerinnen und bunte Decorationen aus Frankreich kamen mit dem zweiten Carl aus der Verbannung; aber Shakespeare war vergessen.

Und er blieb es, wohl an die hundert Jahr, bis unser Lessing kam und ihn der Welt zurückgab, bis Schiller und Goethe kamen, die ihn den Unseren nannten, und Schlegel und Tieck, die ihn zu dem Unseren machten. Und so, als den Unsern, wollen wir ihn feiern, dankbar dem Lande, das ihn uns gegeben, aber vor Allen auch denen, die ihn aus hundertjähriger Vergessenheit wieder emporgehoben und dem Gold seiner Dichtung die Zeichen deutscher Arbeit, deutschen Ernstes und deutscher Geisteskeuschheit aufgeprägt haben!

Aerztliche Winke für Badegäste.

Zur Beherzigung für die herannahende Curzeit.

Das Frühjahr kommt, und wieder werden Tausende von Menschen, wie alljährlich, in die verschiedensten Bäder wandern, um die Heilung ihrer Leiden zu suchen, welche sie in der Heimath nicht fanden. Viele der armen Kranken kehren mit getäuschter Erwartung zurück, die Einen, weil sie mit falschen Hoffnungen hingingen, die Anderen, weil sie die Cur nicht zu brauchen verstanden. Das Letztere

mag auffällig scheinen; denn Jeder meint, bei der großen Zahl von Badeschriften, Badeführern und Badediätetiken sei es leicht sich zu belehren. Diese Belehrung ist gewiß sehr nothwendig und nützlich — nichtsdestoweniger aber ungenügend, und es läuft der Kranke noch Gefahren, welche in jenen Büchern nicht beschrieben stehen. Es sind dies die Gefahren, die dem Kranken durch mangelhafte technische Einrichtungen an den Badeorten, schlendrianmäßiges Baden und lässige Badeverwaltungen drohen.

Dem jüngeren Curgaste bleiben derlei Mißstände gewöhnlich verborgen, der Badeveteran hat ihre Kenntniß oft mit Opfern an Gesundheit und Geld erkauft. Wir wollen jetzt einmal auf Grund eigner vielfältiger Anschauung und Prüfung versuchen, diese Gefahren kurz darzulegen. Viele lassen sich hier nur andeuten, die wenigsten so vollständig besprechen, wie es nothwendig wäre — wir hoffen aber dennoch Diesem und Jenem ein nützlicher Wegweiser werden zu können.

Wir beginnen mit den Gefahren, welche für die Kranken aus mangelhaften technischen Einrichtungen in den Bädern entstehen. So glänzend die meisten Beschreibungen und Berichte klingen, welche die Badeverwaltungen über die letzte „Saison" und die neuen verbesserten Einrichtungen veröffentlichen, so selten sieht der aufmerksamere Beobachter seine gerechten Erwartungen erfüllt. Welchen zahlreichen augenfälligen Mängeln begegnen wir selbst noch in den ersten Badeorten Europas! Da finden wir in gar vielen noch alte Badehäuser mit halbunterirdischen Badezimmern, in welche Luft und Licht nur spärlich dringen, wo beständig eine naßkalte, modrige Atmosphäre lagert und das Mauerwerk nie austrocknet. Gewöhnlich fehlt es da an jedem Comfort, ja der Kranke entbehrt des nothwendigsten Schutzes — es giebt keine geheizten Wartezimmer, keinen Abschluß vor Zugwinden. Vielfältig finden sich auch noch zu kurze, zu schmale oder zu hohe Badewannen; das Material derselben ist häufig durchlässig oder kältet; die Stufen bei eingelassenen Wannen sind schlüpfrig; die Wasserhähne laufen. Sehr zu rügen ist, daß man an einzelnen Badeorten das heiße Wasser noch ohne Ansatzrohr einströmen läßt, wodurch sich das ganze Cabinet mit beklemmenden Wasserdämpfen füllt, für deren Abzug selten Fürsorge getroffen ist. Dabei ist die Zahl der Badecabinete, zumal in den besuchtesten Badeorten, noch so unzureichend, daß die Kranken während des größten Theiles der Saison genöthigt sind zu den unpassendsten Stunden zu baden, ja häufig die zugemessene Badezeit über Gebühr eingeschränkt werden muß. Nur selten findet sich die nöthige Badebedienung, sodaß es deshalb für dieselbe gradezu unmöglich wird, die Bäder mit dem Zeitaufwand und der Umsicht zu bereiten, welche die Herstellung eines Bades von vorschriftsmäßiger Mischung und Temperatur erfordert.

Die Nachtheile, welche den Kranken schon hieraus erwachsen, sind naheliegend. Was nützen die sorgfältigsten ärztlichen Vorschriften gegenüber solchen Mängeln? Lassen sich bei einiger Umsicht auch dieser und jener überwinden, so ist es unmöglich alle zu vermeiden. Dein Arzt hat Dir z. B. gesagt, Du sollst Deine Sool- oder Stahlbäder allmählich kühler nehmen und bei den kühleren Bädern Dich mehr bewegen. Du bist so vorsichtig selbst Dein Bad mit nachzumessen und erreichst wirklich eine allmähliche Abstufung der Temperatur, wie wird es Dir aber möglich sein, Dich in einer kurzen und schmalen Wanne zu bewegen? — Noch drohen andere Gefahren, welche ihren Grund in der Unwissenheit des Badepersonales, der mangelhaften ärztlichen Instruction und Ueberwachung desselben haben. So pflegte in einem weitberühmten Soolbade die Bademeisterin ohne specielle ärztliche Vorschrift dem Bade an jedem dritten Tage fünf Maß Soole mehr zuzusetzen, so daß der Kranke binnen Kurzem mit einem Zusatze von dreißig Maß Soole und mehr badete. Nun regen bekanntlich starke und warme Soolbäder sehr auf, und so bleibt dem Kranken sein verändertes Befinden gänzlich unerklärt, wenn er nicht vielleicht zufällig den Grund erfährt. Es ist das ein Stück des Badeschlendrians, welcher das ärgste Gift des Curlebens ist und welchem kein Badegast ganz entfliehen kann. In allen Bädern herrscht ein gewisser Badestyl, die Bäder werden nach einer gewissen Regel verstärkt, man verlängert seinen Aufenthalt in denselben stylmäßig, man badet gewissenhaft die Zahl der achtundzwanzig Bäder ab. Das klingt recht vernünftig und doch hat es seine großen Gefahren. Der Schlendrian ist der geborne Feind jeder Beobachtung, jeder Rücksicht auf eine Verschiedenheit der Individualität und des Krankheitscharakters. Es ist ein arger Irrthum vieler Kranker, daß sie blind diesem Herkommen folgen. Die Badeweise hat sich dem Krankheitscharakter unserer Zeit anzupassen, nicht umgekehrt.

Kommen wir jetzt zu einem andern Uebelstande, wir meinen die Unsitte der sogenannten Hausbäder, welche sich noch in den bedeutendsten Bädern findet. Man verabreicht Bäder in der Mehrzahl der Privatwohnungen, theilweise eine natürliche Folge der mangelhaften Einrichtung der öffentlichen Badeanstalten. Solche Bäder entziehen sich jeder ärztlichen Controle und bieten keinerlei Gewähr einer richtigen Bereitung, abgesehen von der gewöhnlichen Mangelhaftigkeit der dazu verwendeten Locale.

Die Einrichtung der Dampfbadeanstalten ist gleichfalls an vielen Orten höchst primitiv.

Von größter Wichtigkeit in der neuen Badetherapie sind die Einathmungen. Ein so vorzügliches Heilmittel diese in zahlreichen Krankheitsfällen sind, so finden sich hinsichtlich solcher Inhalationen die widersinnigsten Einrichtungen und drohen den Kranken die größten Gefahren. Beginnen wir mit den Einathmungen in den sogenannten Dunstbädern. Ein derartiges Dunstbad sahen wir an einem sehr besuchten Soolbade aus einem kleinem Cabinet bestehen, in welches die Sooldünste — hauptsächlich Wasserdämpfe mit Beimengung von Salzsäure, Brom (?) und Salmiakdämpfen — aus einem hölzernen Schlot, durch welchen sie vom Sudhause herbeigeleitet wurden, einströmten. Die Temperatur der einströmenden Dünste betrug bei unserer Messung + 35° R. An diesen Schloten, welche mit einer Art Mundstück versehen sind, athmen die Kranken ein. Man kann aber nicht genug besonders Brustkranke vor solchen gefährlichen Versuchen warnen: die unausbleiblichen Folgen sind heftiger Blutzudrang zu den Lungen und dem Gehirn. Auch die Promenaden in den Salzdörrsälen der Sudhäuser erheischen große Vorsicht. Man folgt gewöhnlich dem Arbeiter, welcher das Salz auf der Dörre umrührt, um den sich hierbei entwickelnden durch die Zersetzung der Chlormagnesia stark chlorhaltigen Salzdunst einzuathmen. Wir fanden die Temperatur dieses Dunstes + 32° R. Wenn man nun bedenkt, daß die Kranken hier in der gewöhnlichen Bekleidung umherwandeln, die Temperatur an diesen Dörren bei heißen Tagen oft auf 40° R. steigt, so ist es leicht erklärlich, wenn Patienten bei diesen Promenaden von Lungenblutungen befallen wurden, wie uns mehrfach versichert ward. Diese Einathmungen, denen eine wichtige Einwirkung auf den Organismus nicht abzusprechen ist, wären nur dann zu gestatten, sobald die betreffenden Badedirectionen dafür Sorge trügen, daß die Kranken, gleich den Salinenarbeitern, auf das Leichteste bekleidet, daß also bestimmte Stunden für Herren und Damen angeordnet wären, daß durch eine Ventilationsvorrichtung die Temperatur dieser Räume nach Bedürfniß ermäßigt werden könnte und daß endlich durch zweckmäßig angelegte Wartezimmer für einen allmählichen Uebergang der äußeren und inneren Temperaturverhältnisse gesorgt und der Comfort der Kranken durch Aufstellung von Stühlen und Sophas in den Sudräumen berücksichtigt wäre.

In neuester Zeit fängt man vielfach an, nach dem Muster der Inhalationssäle in den Pyrenäenbädern (zuerst 1856 in Pierrefonds) Säle für Einathmung zerstäubter Mineralwässer einzurichten. Diese Methode ist jedenfalls viel richtiger, weil hierbei keine Zersetzung der Mineralwasserbestandtheile stattfindet. Auch dies erfordert jedoch Vorsicht und eine gewisse Kunst. Während die Kranken bei den meisten Dunsteinathmungen die Gefahr laufen, sich durch eine zu hohe Temperatur des eingeathmeten Dunstes zu schaden, fällt man hier gewöhnlich in den entgegengesetzten Fehler, zu kalt einzuathmen. Letzteres ist ebenso schädlich, als Ersteres, indem es die Schleimhaut der Respirationsorgane reizt und den Katarrh vermehrt, welchen es beseitigen soll. Das haben alle Brustkranken, besonders Tuberculöse, zu beherzigen! Es ist unglaublich, mit welchem Leichtsinn oft Kranke hierin verfahren. Man sieht sie sich nach einem Spaziergang erhitzt vor den Inhalationsapparat stellen, halb einathmen, halb schwatzen u. s. w. Wir geben deshalb auf Grund einer vielfachen Erfahrung die wichtigsten praktischen Regeln*:

Der Kranke, welcher Einathmungen mit Nutzen gebrauchen will, prüfe sein Befinden jedesmal vorher sorgfältig. Körperliche, geistige oder gemüthliche Aufregungen dürfen nicht vorhergegangen sein, der Organismus muß sich in dem Zustande der möglichsten Ruhe befinden. Keine engen Kleidungsstücke, insbesondere keine

* Es wäre jedenfalls zweckmäßig, gedruckte Verhaltungsregeln in den Inhalationssälen anzuschlagen.

Halsbinden und Corsets, dürfen den Blutkreislauf hemmen, während die Kleidung im Allgemeinen der Temperatur entsprechen muß. Der Kranke setze sich bequem vor den Einathmungsapparat, er darf weder den Hals strecken müssen, noch darf seine ganze Stellung ihn leicht ermüden. Ist nun der Kranke in keiner Weise aufgeregt, erhitzt oder beengt, so beginne er einzuathmen und achte zunächst auf das Gefühl, welches der eingeathmete Wasserstaub erregt. Der Eindruck dieses Staubes darf weder vorwiegend warm noch kühl sein, derselbe muß angenehm berühren, dann hat er die richtige Temperatur. Um den Staub wirklich in die Luftwege einzuführen, öffne der Kranke den Mund so weit als möglich und halte sich die platt herausgestreckte Zunge mit seinem Taschentuche fest. Dann athme er langsam und tief ein und ebenso aus, nach einigen Athemzügen pausire er, um dann in derselben Weise fortzufahren. Kein Kranker athme anfangs länger als zehn Minuten ein und nur zweimal des Tages; bei längerer Gewöhnung darf er täglich drei bis viermal je zehn Minuten einathmen. In einer Sitzung länger als zehn bis höchstens fünfzehn Minuten einzuathmen, ist durchaus nicht räthlich, wir sahen davon nur Nachtheil. Während des Einathmens hat sich der Kranke alles Sprechens streng zu enthalten und nach beendigter Sitzung jede Verkühlung zu meiden. Dieselben Grundsätze gelten auch bei dem Gebrauch der jetzt viel verbreiteten tragbaren Arzneimittelzerstäuber, der sogenannten Pulverisateurs.

An die Einathmungen zerstäubter Wässer schließen sich die Einathmungen von Gasarten, besonders Kohlensäure, Stickstoff und Schwefelwasserstoff. Sobald diese Gasarten nicht als besondere Gasquellen der Erde entströmen und sich sofort in eigene Cabinete leiten und zu Gasbädern und Gasdouchen verwenden lassen, erfolgt die Entbindung derselben aus den Mineralquellen am zweckmäßigsten auf dem Wege der mechanischen Zerstäubung der Mineralwässer. Es kann nun das entbundene Gas für sich als sogenanntes trockenes Gas oder mit beigemengtem Wasserstaub als feuchtes Gas eingeathmet werden. Beides geschieht vielfach. Die Einathmungen des trockenen Gases in den sogenannten Gascabineten scheinen uns am wenigsten wirksam. Das Gas hat sich schon mit atmosphärischer Luft verdünnt, ehe es ausströmt. Die Hauptsache ist das Gas im Augenblicke seines Entstehens einzuathmen. Diesen Zweck erfüllt am vollkommensten der Apparat des Dr. Spengler in Ems, wovon sich Jeder leicht überzeugen kann und was zur Nachachtung hier bemerkt sei. Einathmungen von feuchtem Gas erfolgen jetzt am besten mittels der neueren Zerstäubungsapparate, und es gelten hierfür die obigen Vorsichtsmaßregeln. Gröbere Zerstäubungsvorrichtungen finden sich noch in verschiedenen deutschen Schwefelbädern, sie beruhen im Wesentlichen auf demselben Princip, wie die neueren Apparate. Nicht genug erinnern können wir, daß man diese Inhalationssäle mit Doppelthüren und Doppelfenstern und geschlossenen Vorzimmern versehe. Es ist besser, es hat ein Badeort keinen Inhalationssaal, als einen schlechten.

Noch ist endlich hier der Einathmungen an den Gradirhäusern zu gedenken. Dieselben sind oft so frei und zugig gelegen, daß deren Besuch nur an sehr schönen und windstillen Tagen gerathen ist. Häufig fehlen noch an denselben Ruhesitze für die Kranken.

Auch die Trinkeinrichtungen bieten Uebelstände. In vielen Bädern ist die Schöpfmethode mangelhaft und unappetitlich — wir empfehlen die Einführung des Hebeapparates am Kreuz- und am Ferdinandsbrunnen in Marienbad; — die Schenkmädchen sind nicht sauber genug gekleidet; die Spülung der Gläser ist besonders bei großem Zudrang an den Quellen mangelhaft, das Bechermaß ungleich. Zugfreie, gutgedeckte Trinkcolonnaden fehlen noch an vielen Orten.

Die Kräutersäfte sollten nur von den Apothekern bereitet werden, da nur dann einige Gewähr dafür geleistet ist, daß die richtigen Kräuter gesammelt und in zweckmäßiger Weise ausgepreßt werden.

In der Molkenbereitung ist die Zulassung der Concurrenz nicht statthaft, es ist Sache der Badeverwaltung, für die gute Bereitung derselben unter ärztlicher Controle Sorge zu tragen.

Wir schließen hiermit — der Gegenstand ist zu umfassend, als daß wir hier mehr als Bruchstücke geben können. Absichtlich haben wir keinen Ort, in welchem sich die besprochenen Mängel finden, genannt; wir wollen Niemand verletzen und Niemand gegen dieses oder jenes Bad einnehmen. Wer sich getroffen fühlt, möge dahin wirken, daß mangelhafte Einrichtungen den Anforderungen der Wissenschaft und den Bedürfnissen der Kranken gemäß umgestaltet werden! Diese Fortschritte werden sich nur dann sicher erzielen lassen, wenn die Badeverwaltungen der Stimme der Aerzte den entscheidenden Einfluß gestatten, welcher denselben in diesem Punkte gebührt, und wenn das Publicum selbst, als leidender und zahlender Theil, seine gerechten Forderungen dabei geltend macht.

G. Seifert.

Bilder von der deutschen Landstraße.

1. Der Fuhrmann von dazumal.

„Kein Kaiser und kein König kann ohne Fuhrmann sein." — Der Kärrner, der „Stiefelknecht" und der große Frachtwagen. — Die Krähwinkler Kärrner mit der höchsten Leiter. — Der Wirth in Lutterberg und seine Hemmschuhe. — Die Lüneburger Hengste. — Der weiße Kittel und die Ausrüstung des Kärrners; der „stinkende Balsam" und die Salzunger Tropfen. — Die Geleitsreiter und das Geleitsgeld. — Des Kärrners „getreuer Gefährte und Helfer", ein Fuhrmanns-Vademecum und Fuhrmanns-Bädeker. — Die kirchliche Fürbitte für den ausfahrenden Kärrner. — Fuhrmannsglaube. — Das Ceremoniel des Kärrnerritterschlags in Nürnberg.

Wir stehen auf dem Perron eines Bahnhofes, in welchen mehrere Eisenbahnen ihre Schienenstränge einmünden; eben brausen von verschiedenen Seiten drei mächtige Güterzüge heran. Welch' eine Masse von Frachtgütern ist hier in wenigen Augenblicken zusammengebracht! Der Fall ist denkbar, daß jeder Wagen durchschnittlich mit 80 Centnern beladen ist. Nehmen wir jeden der eben angekommenen Züge zu 36 Wagen an, so ergiebt dies die Summe von 8,640 Centnern. Um diese Lasten selbst auf ebener Chaussee fortzuschaffen, würden dennoch 108 vierspännige Frachtwagen mit 432 Pferden von mittlerer Zugkraft nothwendig sein. Billige Tarifsätze gestatten, auch solche Dinge auf den Eisenbahnen zu befördern, an deren Versandt „per Achse" früher nicht zu denken war. Neben der Wohlfeilheit der Frachtsätze ward aber die große Geschwindigkeit, mit welcher der Schienenweg Güter transportirt, Ursache, daß das Fuhrmannswesen, welches früher die Stelle der Eisenbahn als Verkehrsmittel vertrat, nach und nach zum Erliegen kam und in unseren Tagen geradezu als der Vergangenheit angehörig betrachtet werden muß. Wir meinen hier natürlich das große Frachtfuhrwesen, wie sich dasselbe auf den alten Handelsstraßen Deutschlands bewegte, scheiden also das sogenannte Botenfuhrwerk, welches gleichsam als Binnenvehikel den Güterverkehr zwischen nicht allzu entfernten Orten in regelmäßigen Zwischenräumen vermittelte und zum Theil noch vermittelt, selbstverständlich aus, wie ja auch der frühere Fuhrherr, selbst wenn er sich von dem sogenannten Fuhrmannsstolze frei wußte, solch' Botenfuhrwerk stets als zum eigentlichen Frachtfuhrwesen nicht gehörend betrachtet hat. Die äußerst wenigen Fuhrleute, welche uns gegenwärtig noch hie und da und namentlich zur Zeit der größeren Handelsmessen begegnen, können dem früheren Fuhrmannswesen gegenüber in gar keinen Vergleich gestellt werden. Die Besitzer dieser wenigen Wagen befrachten sich meist selber, indem der ehemalige Fuhrmann sich in einen Handelsmann verwandelt hat. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß der Refrain eines uralten Fuhrmannsliedes:

> Kein Kaiser und kein König
> Kann ohne Fuhrmann sein!

seine Bedeutung gänzlich verloren hätte; denn die Reglements der Eisenbahnen schließen gewisse Güter, wie z. B. Pulver, vom Transporte aus, und Kaiser und Könige können ohne Pulver leider doch nicht gut sein. —

Die folgenden Skizzen wolle man als Bausteine einer späteren Monographie über das deutsche Fuhrmannswesen betrachten, da dieses, trotz seiner Bedeutung für das Culturleben, noch in keinem culturhistorischen Werke eine eingehende Beachtung erfahren hat.

Betrachten wir zuerst die Art der Fuhrmannswagen und ihrer Bespannung, so haben wir drei Perioden zu unterscheiden, von denen diejenige der Kärrner Jahrhunderte umfaßt und noch in das erste Decennium dieses Jahrhunderts hereinreicht, die zweite aber, diejenige der „Stiefelknechte", nur von kurzer Dauer war und mehr als Uebergangsstadium zu betrachten ist, während die dritte die Zeit des großen Frachtfuhrwesens umfaßt, welches in seiner weitesten Entfaltung und in seiner schönsten Blüthe durch das Entstehen der Eisenbahnen plötzlich einen tödtlichen Schlag erlitt, um alsdann unter Krämpfen und schmerzhaften Zuckungen sein kümmerliches Dasein auszuhauchen.

Die Periode der Kärrner reicht offenbar bis in die früheste Zeit zurück, als in verschiedenen deutschen Städten Handel und Gewerbsfleiß stiegen und das Bedürfniß nach Ein- und Ausfuhr erzeugten. Die Karren, welche der Kärrner fuhr, und von welchen er seinen Namen empfing, waren breite, zweirädrige Gestelle mit hölzernen Achsen. Auf dem Gestelle waren die beiden langen Karrenbäume und die breiten Wagenbrete befestigt, während die niedrigen, senkrecht stehenden Karrenleitern nur beim Beladen mit Getreide, Salz, Glas und Mineralwassern gebräuchlich waren. Eine Ausnahme hiervon machten nur die Krahwinkler Kärrner aus dem Gothaischen, welche den Kienruß vom Thüringer Walde nach Norddeutschland fuhren und dabei die höchsten Leitern führten, welche bei einem deutschen Kärrner gesehen wurden. Statt der Deichsel hatten die Karren die gabelförmige Barre, in welche ein starker, kräftiger Lüneburger Gaul gespannt wurde, vor welchem die übrigen Pferde, oft sechs bis zehn, in langer Reihe einzeln im Zuge gingen. Von dieser Art der Bespannung nannte man das Fuhrwerk Einzel- oder Enzfuhrwerk im Gegensatz zu dem späteren Stangenfuhrwerk. Die Pferde hatten tiefe breite Kummete, und auf dem zunächst vor der Barre gehenden Gaule lag ein Reitkissen. — Die Räder der Karren waren in früherer Zeit unbeschlagen, weshalb sie ihre Ankunft schon von Weitem durch dumpfes Rollen ankündigten. Unter dem Karren hing der kleine Schmiereimer, dessen Inhalt aus Oel und Pech bereitet wurde; denn den aus alten Kieferstöcken gewonnenen Theer benutzte der Kärrner nur im Nothfalle.

Da man in jener Zeit — wenigstens auf dem Gebiete des Fuhrmannswesens — weder den Hemmschuh noch das Schleifzeug kannte, so führte jeder Kärrner zwei Bündel von gegen zwei Zoll starken eichenen oder auch jungbuchenen Stecken mit sich, welche unter dem Gestelle der Karren so befestigt wurden, daß sie, sobald der Karren einen Berg oder Abhang hinab zu fahren war, in die Speichen der Räder eingriffen und vermöge ihrer Elasticität das Gefährt unter einem monotonen Klipp-Klipp zu hemmen im Stande waren. Von dieser drolligen Musik, die dadurch, daß oft zehn bis zwanzig Karren hinter einander fuhren, eine nicht geringe Verstärkung erhielt, ist der Name jenes uralten Hemmungsapparates — „Klippstecken" — herzuleiten. War der Berg, welchen der Karren hinabzufahren war, sehr steil, wie u. A. die von jedem Fuhrmann gefürchtete, zum Theil mit Steinpflaster, zum Theil mit wilden Felspartien bedeckte Anhöhe zwischen Münden und Lutterberg, so wurden außerdem an beiden Seiten des Karrens Schleifbäume befestigt, welche das schnelle Herumdrehen der Räder verhinderten. Beispielsweise erwähnen wir, daß oben in Lutterberg hölzerne Hemmschuhe verfertigt wurden, wovon der Wirth (Elleritz) das Stück mit zwei Groschen an den Kärrner verkaufte. Kam der letztere unten am Berge an, so gab er die Hemmschuhe in der Einnahme ab. Hier wurde sortirt; diejenigen Hemmschuhe, welche auf der gefährlichen Tour Schaden gelitten hatten, wurden zu Brennholz verurtheilt, diejenigen aber, welche so aussahen, als ob sie eine zweite Partie wagen dürften, hatten die Ehre, von dem Wirthe in einem Wägelchen wieder hinauf geholt und stückweise mit zwei Groschen von Neuem verkauft zu werden. Bei der äußerst lebhaften Passage war es kein Wunder, wenn oft in wenigen Tagen sich ein Wägelchen noch brauchbarer Hemmschuhe angesammelt hatte. Zuweilen aber reichten alle bis jetzt genannten Hemmungsmittel nicht aus, um den Karren im Gleichgewichte zu erhalten, so daß häufig einige Pferde mit der Brust an den hinteren Theil des Karrens gespannt werden mußten, um im entscheidenden Augenblicke von dem „hinteren Kärrner" zum Aufhalten zurückgezogen zu werden. — Kam der Karren zum Stehen, so dienten zwei Stützel dazu, den Karren im Gleichgewichte zu erhalten; der eine dieser Stützel war während der Fahrt an dem vorderen Theile der linken Gabel der Barre wagrecht befestigt, während der andere hinten am Karren an dem Verbindungsgliede der beiden Karrenbäume frei schwebte. Auf dem Kreuze des Barrengaules lag über dem sogenannten Futter ein kleiner Sattel, von welchem in früherer Zeit breite Leder, später aber Ketten nach der Barre herunterführten, mit der sie durch die sogenannten Schellen, starke eiserne Ringe, in Verbindung standen. Mittels dieses Apparates mußte der Barrengaul den Karren in wagrechter Richtung erhalten.

Das Geschirr war äußerst einfach und schmucklos. Was zum Zuge diente, war von Eisen; Stränge und andere Theile des Geschirres von Hanf gab es früher nicht. Der Kärrner gab den Lüneburger Hengsten aus mehr als einem Grunde den Vorzug; man rühmte diesen Thieren nach, daß sie äußerst klug und von großer Ausdauer seien. Deshalb waren die Pferdemärkte in Uelze in Hannover, später auch in Celle immer sehr besucht. Diese Karrengäule wurden drei-, auch vierjährig gekauft und zu Anfang dieses Jahrhunderts das Stück schon mit 12—16 Pistolen bezahlt. Daß die Lüneburger Gäule gelehrige Thiere waren, geht schon daraus hervor, daß ein und derselbe Kärrner gleichzeitig oft 4—6 beladene Karren mit sich führte, die dem ersten Karren nachfolgenden Geschirre also ohne besondere Leitung waren, so lange der Weg es zuließ. An schwierigeren Stellen mußte der Kärrner jeden Karren einzeln selbst weiter befördern. Waren aber Weg und Steg in leidlichem Zustande, dann schritt der Kärrner, aus einem holländischen Thonpfeifchen, oder aus einem mit Silber beschlagenen Ulmer, noch später auch wohl aus einem Meerschaumkopfe mächtige Rauchwolken vor sich her dampfend, vor dem vorderen Gaule gemächlich einher, mit dem Dreispitz oder Dreimaster auf dem Kopfe und mit der Alfelder Peitsche in der Rechten dem Gaul im Rücken winkend und ihn bedeutend. Wer hätte damals ahnen können, daß später eine ganz andere Pfeife und ganz andere Rauchwolken den fortzuschaffenden Frachtgütern vorausziehen würden!

In Alfeld in Hannover wurden die gedrehten Peitschenstiele schon seit alter Zeit aus Maßholderholz verfertigt, und es wurde das Stück um 6—7 Mariengroschen verkauft. Den Griff und den oberen Theil des Peitschensteckens umzog der Riemer mit Leder.

Die Kleidung des Kärrners bestand in kurzen schwarzledernen Hosen, an welche sich bis unter das Knie lange blaue oder auch weiße linnene Strümpfe anschlossen. Schwere derbe Schuhe bedeckten die Füße. Im Winter gewährten sogenannte halblange Gamaschen Schutz vor der Kälte. Außerdem trug der Kärrner über der langen, mit einer stattlichen Reihe großer versilberter Knöpfe verzierten Weste und dem tuchenen blauen Koller oder der kurzen Jacke einen langen weißen Kittel, zu welchem die Frau daheim an langen Winterabenden in ihrer Einsamkeit den selbstgebauten Flachs spann. Es versteht sich von selbst, daß die Ehefrau des Kärrners diese Kittel auch selbst nähete; wobei sie nie vergaß, den Vor- und Zunamen sowie den Wohnort ihres „Herrn", wie sie den Gatten nannte, außen auf der Stelle, welche die Brust bedeckte, mit rothem Garne in etwas strammen Schriftzügen den Augen der Welt entgegentreten zu lassen. Endlich leistete ein weiß- und schwarzgestreifter Barchentkittel als Ueberzug noch einigen Schutz gegen Nässe und Kälte.

Sein Geld, welches natürlich in klingender Münze bestand, sowie die Brieftasche verwahrte der Kärrner in einer langen Geldkatze, die er unter dem Kittel um den Bauch geschnallt trug und auch in der Nacht auf der Streu umbehielt, während er in der linken Hosentasche ein ledernes Geldbeutelchen verbarg, um die kleineren Ausgaben am Tage zu decken. Aus der rechten Hosentasche aber blinkte, so oft der Kittel aufgehoben wurde, ein mit Silber ausgelegtes Besteck Messer und Gabel hervor, dessen sich der Kärrner beim Einnehmen der „Mundportion" stets bediente. Ein Ranzen nahm alles Uebrige auf, was dem Kärrner auf der Reise nothwendig war: einige Hemden und Strümpfe, Pfriemen, Nadel und Riemzeug, Papier, Geld und das später zu besprechende Reisehandbuch, das Frühstück, ein in hölzerner Büchse verwahrtes Glas Bergöl oder sogenannten stinkenden Balsam, von Lausitzern auf der Leipziger Messe gekauft für den Fall, daß ein Pferd verschlagen sollte; in späterer Zeit auch ein Gläschen Salzunger Tropfen, die dem Kärrner im Erkrankungsfalle als Universalmittel galten „und ur-

gut waren"; selbst die Geldkatze mußte im Ranzen ein Plätzchen finden, wenn der Kärrner sich unwohl fühlte, denn in diesem Falle wurde der Ranzen dem Wirthe zum Aufbewahren übergeben. Das Beschlagzeug endlich — Hammer, Zange, Nägel und Hufeisen enthaltend — wurde in einem besonderen ledernen Beutel verwahrt.

Unsere älteren Leser werden aus eigener Erfahrung wissen, wie grundlos, namentlich in etwas abgelegenen Gegenden, noch vor wenigen Jahrzehnten Straßen und Wege waren, so grundlos, daß der Kärrner täglich nur wenige Meilen, oft selbst nur wenige Stunden zurücklegen konnte. Ja, es kam gar oft vor, daß er erst am späten Abend den nächsten Krug oder das nächste Dorf zu erreichen vermochte. Deshalb war es wohlbegründete Sitte, beim Ausfahren am Morgen einen Laib Brod und eine Flasche Schnaps mitzunehmen, womit der Kärrner nicht nur sich selbst, sondern auch die Pferde stärken konnte. Auf ein Pferd wurden drei, im Sommer auch wohl vier Schiffspfunde Gut gerechnet, sodaß ein mit drei Pferden bespannter Karren mit 9—12 Schiffspfunden oder mit 27—36 Centnern beladen wurde, über welche sich das grobleinene, grauweiße Plantuch legte. Auf fortwährende Unterstützung durch sogenannte Vorreiter, wie dies beim späteren großen Frachtfuhrwerk der Fall war, wurde nicht gerechnet. „Vorspanne" — dies war die Bezeichnung zur Zeit der Kärrner — wurde nur an hohen steilen Bergen begehrt, und auch selbst da wurden nie mehr als zwei Pferde verlangt. Die Kärrner halfen einander selbst; deshalb fuhren immer mehrere zusammen aus. In Gegenden, wo ganz besonders schlechte Wege zu passiren waren, sah man oft eine Reihe von 10—20 Karren hintereinander angefahren kommen. Man denke sich z. B. jenen berüchtigten Hohlweg zwischen Witzelrode und dem hessischen Barchfeld im Werragrunde; hier war im Herbst und Frühjahre der Schlamm des rothlettigen Bodens in solcher Höhe vorhanden, daß neben der langen Reihe des Enzfuhrwerkes häufig noch eine Wildbahn zur Seite angelegt werden mußte, welche durch Heftzügel mit den eigentlichen Karrenpferden in Verbindung gesetzt wurde und auf der schmalen, erhöhten Seite des Hohlweges ging. Da waren oft dreißig Pferde nöthig, um einen mit 40 Centnern beladenen Karren durchzubringen. Wie hätte hier ein einzelner Mann fortkommen können! — Manchen Tag wurde trotz aller Vorsicht zwei bis drei Mal umgeworfen, weshalb der Kärrner außer Hacke und Beil stets auch die Winde mit sich führen mußte. Hierzu kamen die Plackereien durch die Geleitsreiter, welche, wenn sie die Angaben des Geleitsscheines mit den Colli des Wagens nicht in Uebereinstimmung vermutheten, das Recht hatten, zu verlangen, daß auf offener Straße abgeladen wurde. An jedem Thore wurde Brücken- und Pflasterzoll verlangt, bei den damaligen vielen kleinen Reichsgebieten oft jeden Tag Geleitsgeld erhoben.

Die bestimmte Lieferzeit mußte bei Verlust der Fracht eingehalten werden; denn die Messe stand vor der Thür, oder das Schiff, welches die Güter weiterbefördern sollte, ging am festgesetzten Tage ab. Da mochten Wetter und Wind noch so fürchterlich wüthen, — der Kärrner mußte weiterzukommen suchen. Bei so vielen Hindernissen der verschiedensten Art — wollen wir uns wundern, wenn so mancher Kärrner das Fluchen lernte? — Was das Wetter anlangte, so mußte es schon schlimm kommen, ehe der Kärrner sich beschwerte. Die Gewohnheit hatte ihn abgehärtet; zudem stammten die bei weitem meisten Kärrner aus Gebirgsgegenden, wo ein kräftiger Menschenschlag von Haus aus wohnte, welcher mit der Rauhheit des Klimas und den Wechselfällen des Wetters von Kindheit an vertraut war. Wir werden weiter unten wahrnehmen, wie die berühmtesten Kärrner- und Fuhrmannsorte meist in Seitenthälern der Gebirge zu suchen sind, am Harze, am Thüringer Walde, im Fichtelgebirge, am Abhang der pfälzer und westphälischen Gebirge ꝛc. Alle diese Gegenden boten dem Kärrner, wenn er daheim blieb, ebenso zu wenig Beschäftigung, wie zu wenig Unterhalt; denn der Gebirgsboden gewährte nur kümmerliche Ernten, und die Bauerngüter in Gebirgsgegenden sind immer von geringem Complex. In alter Zeit war der Verdienst des Kärrners auch durchaus nicht gering anzuschlagen; daher denn auch die Thatsache, daß das Kärrnergeschäft durch viele Generationen in einer und derselben Familie forterbte. Von Lüneburg nach Nürnberg wurden vor hundert Jahren für das Schiffspfund (à drei Centner) 36 Thaler Fracht gezahlt, während noch zu Anfang dieses Jahrhunderts von Lüneburg bis Nürnberg 19 Thaler, von Lüneburg bis Coburg 14—15 Thaler pro Schiffspfund die Regel waren.

Als ständigen Begleiter auf seinen Kreuz- und Querzügen im Innern Deutschlands sowie auf den weiteren Touren nach Dänemark, Ost- und Westpreußen, nach Polen, nach Ungarn und den Donaufürstenthümern, wie auch nach Tyrol hatte jeder Kärrner ein Büchlein bei sich, welches seit alter Zeit ohne Angabe der Jahreszahl in Waldenburg gedruckt wurde und den Titel führte: „Der getreue Gefährte und Helfer". Es zerfiel in zwei Abtheilungen oder in den geistlichen und den weltlichen Theil. Jener enthielt eine Sammlung von Gebeten, wie sie die verschiedenen Lagen des Fuhrmannslebens erforderten, dazu als Anhang eine Reihe von Gesangbuchsliedern, unter welchen die Rubrik „Reiselieder" natürlich ganz besonders vertreten war. Es ist mir von hochbetagten ehemaligen Fuhrleuten, welche in ihrer Jugend noch als Kärrner fuhren, vielfach bezeugt, daß frühmorgens in jedem Fuhrmannsgasthofe, ehe die Morgensuppe und in späterer Zeit der Kaffee eingenommen wurde, aus diesem „getreuen Gefährten" ein Lied gesungen und hierauf von dem ältesten der anwesenden Kärrner oder Fuhrleute ein Morgensegen aus demselben Büchlein laut vorgebetet wurde. Die Alten hielten streng darauf, daß ihre Söhne und Knechte an dieser Morgenandacht Theil nahmen. Auch ist mir aus sicherer Quelle die Mittheilung geworden, daß der Kärrner in älterer Zeit, sobald er eine große Reise unternahm, die vielleicht durch die Ungunst der Jahreszeit oder wegen zufällig größerer öffentlicher Unsicherheit mit besonderen Gefahren verbunden war, bei dem Pfarrherrn seiner Parochie um eine öffentliche Fürbitte am nächsten Sonntage seines Vorhabens wegen bat. Ein solches Bedürfniß mag dem Kärrner um so näher gelegen haben, als Jahr aus Jahr ein gar viele Unglücksfälle „auf der Straße" sich ereigneten. Kam er dann wohlerhalten von der Reise zurück, dann schlich sein Weib an einem der nächsten Abende freudestrahlend in's Pfarrhaus, um zu melden, daß „Er" glücklich heimgekehrt sei, indem sie ihre Mittheilung durch einen handgreiflichen Beweis zu stützen suchte, der bald in einem Fäßchen Kieler Sprotten, bald in frischen Austern oder in einer Büchse Kaviar, bald auch in einem Säckchen Sago oder Reis und dergleichen Dingen bestand.

Der weltliche Theil des „getreuen Gefährten" enthielt „allerhand nützliche Nachrichten und brauchbare Kupfer", z. B. Zinstafeln, Einnahme- und Ausgabetafeln, Münz-, Maß- und Gewichtsvergleichungen, „allerlei nützliche Erinnerungen für Reisende", namentlich auch ein Verzeichniß der dem Kärrner nöthigsten Wörter und Redensarten in spanischer, französischer, italienischer, schwedischer, polnischer, ungarischer und türkischer Sprache. Von besonders praktischer Bedeutung scheint mir für den Fuhrmann der sogenannte „Wegweiser" in dem Büchlein gewesen zu sein, welcher alle nur erdenklichen Reiserouten in Deutschland und den angrenzenden Ländern in der Weise aufführt, daß nicht nur die einzelnen Orte, in welchen sich Fuhrmannsgasthöfe befanden, der Reihe nach verzeichnet stehen, sondern auch die Entfernung derselben von einander nach Meilen für jede einzelne Route genau angegeben ist. Auch ein Bericht über das Postwesen ist beigegeben, aus welchem wir beiläufig erwähnen, daß man zu Ende vorigen Jahrhunderts für eine Person zahlte: von Hamburg nach Leipzig 8 Thlr. 12 gGr., von Hamburg nach Nürnberg sammt freier Kost 20 Thlr., von Hamburg nach Erfurt ohne Kost 9 Thlr., mit Kost 12 Thlr., von Hamburg nach Berlin im Sommer und Winter 6 Thlr. 9 gGr. — Außer dem Kalender bot der „getreue Gefährte" auch eine Abhandlung über die Frage: „Was ist ein Wechsel?" Ferner finden wir in diesem jetzt äußerst seltenen Büchlein ein Verzeichniß der Brücken über die hauptsächlichsten Flüsse Deutschlands, aus welchem wir beispielsweise entnehmen, daß dazumal über die Donau 25, über den Main 13, über die Elbe 12, über den Rhein, den Neckar und die Isar je 8, über die Weser 7 und über die Mosel 4 Brücken führten.

Wie reich und mannigfaltig der Inhalt dieses kleinen Gefährten war, mag auch daraus hervorgehen, daß er unter der Ueberschrift „Arzneibüchlein" eine Reihe Recepte bietet. Neben sonst wohl Verständigem findet sich doch auch wunderliches Zeug, und da im neunzehnten Jahrhunderte in Sachen medicinae auch der größte Blödsinn seine Verehrer findet, so wollen wir im Interesse jener starkgläubigen leidenden Menschheit folgendes Mittel „für (?) die Schwindsucht" hier notiren: „Siede in des Patienten Urin ein Ei und lege es geschält in einen Ameisenhaufen, die Schale auch dazu. Wenn die Ameisen das Ei gefressen, so wird der Patient wieder gesund." —

Daß man auch in alter Zeit das Nützliche mit dem Ange-

nehmen, das rein praktischen Zwecken Dienende mit dem Belehrenden und Unterhaltenden zu verbinden wußte, davon giebt der „getreue Gefährte“ ebenfalls Kunde, — nur daß die Form in unseren Tagen etwas davon abweicht. Um nicht gegenüber den Erben des seligen Christian Gotthilf Hofmann in Waldenburg in den Geruch eines Plagiarius zu kommen, will ich, so leid es mir thut, mich nur auf die Mittheilung eines zu dem unterhaltenden Theile gehörenden kleinen Satzes beschränken, welcher die Ueberschrift trägt: „Besondere Thürme“. „Der Ulmer Münsterthurm ist 234 Fuß hoch, das Fundament ist 464 Schuhe tief, dabei 69 Schuhe breit. Zu Meißen ist ein bis zum Knopf ausgehauener. Zu München ist einer, so oben und unten spitzig. Zu Bingen im Rhein ist der Mänsethurm. Zu Jena der berühmte Fuchsthurm. Zu Scharfsfeld will das Gespenst kein Dach darauf leiden. Zu Grein ist der Teufelsthurm.“ —

Den wenigen Exemplaren, welche ich von dem „getreuen Gefährten“ auftreiben konnte, war merkwürdiger Weise jedesmal am Schluß noch ein aus ein paar Blättern bestehendes Büchlein besonders beigebunden, wie man dasselbe ganz in derselben Art und Form heute noch auf den Jahrmärkten zu kaufen bekommt, — ein sogenanntes Punktirbüchlein. So hätten wir denn in unmittelbarer Nähe christliche Erbauung und Punktirerei nebeneinander. Unwillkürlich wird man an die fratzenhaften Gestalten des Teufels an den Kirchen des Mittelalters erinnert. Allein die tiefsinnige Idee der deutschen Baumeister hatte sich bei unserem Waldenburger in eine Speculation der Neuzeit umgewandelt. Er ließ jedem Exemplare seines „Gefährten“ das Punktirbüchlein beibinden, um jenen um einen Groschen theurer verkaufen zu können. Es ist wahr, in Ladeskästen oder auf Stapelplätzen, wo viele Kärrner zusammenkamen, hat sich junges Fuhrmannsvolk zuweilen mit Punktiren einen Scherz erlaubt. Das Fuhrmannswesen selbst aber stand in keiner Beziehung zum Punktiren. Der Sinn des Kärrners war viel zu nüchtern und zu verständig, um der Punktirkunst Glauben zu schenken. Damit soll freilich nicht gesagt sein, als ob nicht auch im Kärrner und spätern Fuhrmann ein Stück Aberglauben gesteckt habe. War der Kärrner im Begriff, die Reise anzutreten, und war er, wie jeder „richtige Fuhrmann“ heute noch thut, mit den Worten: „Mit Gott!“ unter einem einmaligen Schnalzen oder Klatschen mit der Peitsche abgefahren, dann sah man es gern, wenn das Erste, was über die Straße kam, ein Mannsbild war; denn das bedeutete Glück und Segen. Kam aber eine schwarze Katze über den Weg gelaufen oder — ein Frauensbild und namentlich ein Weib, welches mit einer Butte Wasser vom Brunnen zurückkehrte, so verfinsterte sich das Gesicht des Kärrners; denn nun war's unabwendbar, daß die Reise nicht zum Wohle gedeihen konnte. Wie man beim Abfahren wohl schnell nach einem Stein griff, um der vorüberlaufenden Katze den Weg abzuschneiden, so geschah dies auch draußen im Freien, wenn der unschuldige Lampe über den Weg setzte. Ja, es wurde selbst von einem gewissen Peitschenrechte gemunkelt, vermöge dessen der Kärrner oder Fuhrmann eine Frauensperson, die dicht vor dem Geschirre beim Abfahren den Weg überschreiten wollte, etwas handgreiflich zurückweisen durfte. Doch gab es auch Personen, welche „Verstand“ genug hatten, so lange mit der Ueberschreitung des Weges zu warten, bis der Karren oder der Wagen vorüber war. —

Es ist bekannt, daß diejenigen Seeleute, welche zum ersten Male die Linie passiren, unter gewissen Ceremonien in die Geheimnisse Neptuns eingeweiht werden und daß dabei der alte Satz gilt: Auf ein Leid folgt ein' Freud'. Für die Kärrner wie für die späteren Fuhrleute Deutschlands war die Linie „Nürnberg“. Hier, in dieser alten Metropole des Fuhrmannswesens, wo Schwank und Scherz in derber Weise seit alter Zeit im Flor waren, wurde an dem jungen Fuhrmann, der zum ersten Male durch die Thore der alten Reichsstadt seine „Rößlein“ führte, der Ritterschlag vollzogen. Auch geht jetzt noch in alten Fuhrmannsorten die Sage, daß nach Vollzug der uralten Ceremonien ein weidliches Tournier stattgefunden habe, bei welchen gar mancher Kumpan in den Sand gestreckt worden sei. Die Sache selbst aber verhielt sich also:

Wer zum ersten Male als Fuhrmann nach Nürnberg kam, gleichviel ob er im schwarzen Krug oder im weißen Roß, im Engel oder im Schlüssel, im Sternhof oder im grauen Wolf oder in einem anderen der vielen Fuhrmannsgasthöfe ausspannte, mußte, altem Herkommen gemäß, sobald das gemeinschaftliche Abendessen für die Fuhrleute aufgetragen war, den untersten, nach der Stubenthür zugekehrten Stuhl an der Tafel einnehmen. War das Essen so ziemlich zu Ende, so legten sich um den Hals des schüchternen Neulings urplötzlich zwei hölzerne Ringe in der Form eines Halseisens, die sich als die vorderen Glieder einer mehrere Ellen langen hölzernen Zange erwiesen, welche der Wirth oder in Ermangelung desselben ein junger abretter Fuhrmann, der sich hinter dem Delinquenten verstohlener Weise aufgestellt hatte, unter schallendem Gelächter der bis dahin ernsten und stummen Fuhrleute gewandt zu handhaben wußte. Hierauf wurde dem Gefangenen in wohlgesetzten Worten zu verstehen gegeben, daß man sich freue, ihn in Nürnberg zu sehen, wo bis jetzt jeder richtige Fuhrmann durch die Taufe in die Geheimnisse des Fuhrmannswesens eingeführt worden sei. Es stehe auch, so wurde weiter fortgefahren, soweit nichts im Wege, auch an ihm, den Umhalsten, die Taufe zu vollziehen und ihm besagte Vortheile zuzuwenden, und es komme nur auf ihn an, ob er nach altem Brauche einen Kindtaufsschmaus ausrichten und derohalben sich Pathen erwählen wolle. Unterstützt von seinen Landsleuten, unter denen sich wohl selbst der Vater und auch Brüder und Vettern befanden, bat der noch Uneingeweihte um Aufnahme in die große Brüder- und Cameradschaft deutscher Kärrner und Fuhrleute und erwählte sich unter den anwesenden Gästen drei Pathen, von denen ein jeder ihm zu immerwährendem Andenken einen auf seinen Beruf bezüglichen Spruch ertheilte, welcher, wenn er von älteren Fuhrleuten ausging, meist ernsteren Inhaltes war, während jüngere Pathen unter Beobachtung ernster Gesichtszüge gern eine Zweideutigkeit mit unterlaufen ließen. Nunmehr verkündigte der immer noch in der Zange Gehaltene, wie viel Flaschen Wein er zum Besten geben wolle, und lud seine sämmtlichen „Pathen und Collegen“ zu seinem Ehrentage ein. Nachdem die Pathen hierauf der Reihe nach ihre Pathengeschenke, in so und so viel Flaschen Wein bestehend, ebenfalls den Versammelten bekannt gegeben hatten, löste sich das Halseisen der Zange und gab dem jungen Fuhrmann seine Freiheit wieder. Deshalb sagte man: „Er muß sich lösen.“

(Schluß folgt.)

Der Kaisersoldat.

Die Alpe ragt schweigend hinauf in die Nacht,
In der Hütte unten das Leben noch wacht,
Es knistert und sprüht der Feuerbrand,
Die Dirnen spinnen mit emsiger Hand.
Nur Eine säumt das schneeige Linnen
In traumverler'nem bräutlichem Sinnen;
Der Alte in grauem Haar und Bart
Schnitzt ein Gebilde kunstfert'ger Art,
An seinen Händen, an seinem Munde
Hängt staunend und lauschend der Kinder Runde.
Dazwischen ertönt der Cither Klang,
Bald fröhlich rauschend, bald schwermuthbang.
Da schleicht die Mutter still aus dem Kreis
Hinweg an's Fenster und betet leis
Für einen so Lieben und, ach! so Fernen
Hinauf zu den ewigen funkelnden Sternen.
Da schwellt und bebt es den Busen der Braut,
Und Tropfen auf Tropfen hernieder thaut;
Da funkelt des Alten Auge voll Glanz,
Vom treuen Hofer, vom Kaiser Franz
Anstimmt er markig die heimische Weise.
Doch leiser wird sie, und leise, leise
Erstirbt sie in Thränen und Schluchzen wohl —
„Ade, mein treues Land Tirol!
Ade, mein Land Tirol!“

Das nordische Ufer umbrandet die See,
Im hellen Rock auf dem hellen Schnee
Liegt hart gebettet der Alpe Sohn,
Die Nacht und der Tod umhüllen ihn schon.
Ihm riß das tückische dänische Blei
Des Kaisers Rock und das Herz entzwei,
Und Keiner ist, der Kunde ihm bringt,
Daß des Sieges Fanfare schmetternd erklingt;
Verlassen stirbt er in eisiger Ruh',
Und Keiner drückt ihm die Augen zu.
Sein Kaiser rief ihn zum fernen Strande
Zu Deutschlands Ehre, zu Deutschlands Schande?
Weshalb er gefallen, er weiß es nicht,
Er folgte gehorsam dem Rufe der Pflicht,
Im Herzen die Ehre und nicht den Verrath,
Der tapfre, der treue Kaisersoldat.
Ein Seufzer ringt aus der Brust sich hervor,
Noch einmal schlägt er die Augen empor,
Hinauf zu den ewigen funkelnden Sternen,
Da grüßen ihn Alle, die Lieben und Fernen,
Er fühlt, wie der Mutter frommes Gebet
Mit stärkendem Segen ihn tröstend umweht;
Die Thräne der Braut thaut ihm in's Herz
Und kühlt den brennenden tödtlichen Schmerz;
Des Vaters denkt er, da grüßt ihn leise
Die ferne, die traurig heimische Weise;
Sanft sinkt er zurück — die See geht hohl —
„Ade, mein schönes Land Tirol!
Ade, mein Land Tirol!"

Albert Traeger.

Eine russische Carriere. *

Im Jahre 1822 suchte die russische Regierung einen deutschen Forstmeister für die Umgebung Petersburgs an sich zu ziehen, um junge Leute praktisch in der Forstwissenschaft auszubilden. Der Auftrag wurde einem höhern deutschen Beamten in russischen Diensten gegeben, und dieser empfahl aus seiner eigenen Heimath, einem der kleinsten Fürstenthümer, einen erfahrenen, ihm wohlbekannten Mann. Der Forstmann war nicht wenig überrascht von solch einem Antrage, der seinen bisherigen Gehalt von 300 Thalern auf 2000 erhöhte, aber ihn auch 300 deutsche Meilen von seiner Heimath entfernte. Ein Mann von 47 Jahren, Wittwer, Vater von zwei Söhnen, konnte er sich nicht sofort zur Annahme des sonst so verlockenden Anerbietens entscheiden; namentlich beunruhigte ihn das Schicksal seiner beiden Kinder. Endlich entschloß er sich doch nach Rußland zu gehen, den ältern seiner beiden Söhne, Gustav, einen siebzehnjährigen Jüngling, dem man, als einem ausgezeichneten Lateiner, ein glänzendes Loos, das des ersten Geistlichen des Fürstenthums oder gar eines Professors, prophezeite, aber in der Heimath zu lassen und nur den jüngern, Eduard, über dessen classische Befähigung der Conrector des Gymnasiums sich minder günstig aussprach, mitzunehmen.

So erreichten denn Vater und Sohn Ende September die große nordische Hauptstadt, fanden bei dem freundschaftlichen Vermittler eine gastfreie Aufnahme, waren aber Beide recht niedergeschlagen, ja von der Größe der neuen Verhältnisse fast erdrückt und sehnten sich ernstlich nach Hause zurück. Vor Allem, meinte der treue Landsmann, gälte es nun, Russisch zu lernen und zwar wo möglich im Laufe eines Jahres. „Nur nicht die Zeit mit der Grammatik verloren," sprach der Landsmann, „sondern fort mit Eduard auf ein Jahr in ein Dorf, wo er nicht einen andern Laut hört. Wenn er so gut Russisch spricht, wie ein Bauer, so spricht er es besser, als der größte deutsche Philolog je das Latein gesprochen hat; denn in Rußland giebt es keine verschiedenen Dialekte, auch keine Volks- und höhere Mundart, wie in Deutschland, sondern Bauer und Fürst, Herr und Diener, Nord und Süd reden vollkommen dieselbe Sprache." Beide waren über den Vorschlag bis zu Thränen entsetzt, doch es konnte eben nichts helfen.

Nach Ablauf eines Jahres sahen sich Vater und Sohn wieder, und Eduard war gewachsen und sprach Russisch, zwar noch nicht vollkommen, aber mit großer Leichtigkeit und Verständlichkeit. „Jetzt in ein Cadettencorps," mahnte der treue Landsmann, „und zwar in das der Ingenieure." — „Aber um Gotteswillen," entgegnete der Forstmeister, „wir sind ja nicht adligen Ursprunges!" — „Für die russische Regierung," fiel der Landsmann ein, „giebt es weder Adlige noch Bürgerliche, sondern nur brauchbare oder unfähige Staatsdiener."

Der Vater widersprach diesem Vorhaben anfangs auf das Entschiedenste, ließ sich doch aber allmählich durch den Landsmann aufklären. „Legen Sie," sprach derselbe, „in unserm Weltstaate Ihre deutschen kleinstädtischen und kleinstaatlichen Begriffe von Adel und Bürger, von Militär und Civil ab. Freilich dürfen Sie nicht darauf rechnen, daß Eduard hier in Petersburg sein Leben ruhig verbringen wird. Von Archangelsk bis Tiflis, von Kalisch bis nach Nordamerika ist hier ein ebenso lebhafter Verkehr, wie zwischen Weimar und Gotha, und der brauchbare Officier muß immer darauf gefaßt sein, einige Tausend Werst weit verschickt zu werden."

Nach einigen Wochen trat denn Eduard in das Ingenieurcorps, in derselben Zeit, wo sein Bruder Gustav die Universität Jena bezog. Er fühlte sich nicht so fremd, wie er gefürchtet hatte; mit ihm traten gegen zwanzig junge Männer ein aus den verschiedensten Theilen des großen Reichs, aus Moskau, Kiew, Kasan, Simbirsk, aus den deutschen Ostseeprovinzen, Fürsten und Grafen, Adlige und Bürgerliche, und er merkte, daß hier kein Standesunterschied gelte. Alle Wissenschaften wurden in russischer Sprache vorgetragen, nicht ohne Schwierigkeiten für ihn in den ersten drei Monaten; aber nach einem Jahre war ihm die neue Sprache fast geläufiger, als die deutsche, weil alle neuen Kenntnisse in der erstern in seinem Kopfe Platz nahmen. Er verwandte die Sonntage dazu, französisch zu lernen, und zwar nur durch den Umgang mit einem jungen Franzosen, der sein Mitschüler war. Den alten Vater sah er wenig, aber auch dieser hatte sich besser in die neuen Verhältnisse gefunden, als zu erwarten stand.

Alle Monate kam ein Brief aus Jena von Gustav, und dann überfiel Vater und Sohn eine Art Heimweh, wenn sie in dem Briefe von deutscher Gemüthlichkeit, von deutschen Eichenwäldern und deutscher Freiheit hörten. Beide machten den stillen Plan, den Candidaten der Gottesgelahrtheit doch vielleicht nach Rußland kommen zu lassen. Auf eine leise Anfrage, die der Vater in einem Briefe that, antwortete aber Jener mit Widerwillen und sprach aus, wie glücklich er sich unter gelbledernen Folianten, rothen Mützen und deutschem Himmel fühle.

Drei, vier Jahre gingen jetzt pfeilschnell an der Saale, wie an der Newa vorüber, und 1827 erschien Eduard als Officier vor seinem Vater, und zwar mit der goldenen Medaille, d. h. nicht allein als der Fähigste und Ausgezeichnetste, sondern als einer, der gleich beim Beginn seiner Laufbahn einen Rang überspringt und von der Regierung sechs Jahre auf Reisen geschickt und währenddem jährlich mit tausend Thalern unterstützt wird. Das ging über die kühnsten Träume des Vaters hinaus, und er fing leise an, das richtige Urtheil des Conrectors seiner Vaterstadt über die beiden Söhne in Zweifel zu ziehen; denn Gustav bat im Gegentheil noch um ein Jahr Zeit, um sein Examen machen zu können, während der Vater von ihm Wunderdinge erwartet hatte. Im nächsten Jahre sollte Eduard seine Reise antreten und hoffte, den gelehrten Bruder selbst zu besuchen, da brach der Krieg zwischen Rußland und der Türkei aus, und Eduard mußte Petersburg im Gefolge eines Geniegenerals noch früher verlassen, als die Garden auszogen. Furcht und Hoffnung pochten in dem Herzen des Vaters, und er konnte die Zeit kaum erwarten, wo der erste Brief des jungen

* Den vorstehenden Artikel verdanken wir der Feder eines Mannes, welcher, Deutscher von Geburt, im Hause des verstorbenen Kaisers Nikolaus eine der hervorragendsten und einflußreichsten Stellen bekleidete und auch als Schriftsteller eines wohlverdienten Rufes genießt. Wir äußerten dem Verfasser unsere Bedenken über die parteiische „Verherrlichung Rußlands", die wir, dem deutschen Vaterlande gegenüber, in dem sonst vielfach instructiven Aufsatze mit Recht zu erblicken glaubten und an der wir unsererseits uns nicht betheiligen mochten, am allerwenigsten in einem Augenblicke, wo das russische Verfahren gegen das unglückliche Polen die ganze civilisirte Welt mit Unwillen erfüllt.

Darauf ward uns von dem Einsender des Artikels eine zwar ebenfalls ziemlich russophilisch gefärbte, doch im Ganzen so interessante und vielfach den Nagel auf den Kopf treffende Antwort, daß wir, mit Autorisation ihres Schreibers, uns nicht versagen können, einige der charakteristischesten Stellen seines Briefes wörtlich zu veröffentlichen:

„Eine Verherrlichung Rußlands fällt mir dabei ebenso wenig ein, als das Lob des Herkules zu singen. Die Zustände Deutschlands Rußland gegenüber verherrlichen sich ja in diesem Augenblicke ganz von selbst, so daß, wenn die europäischen Großmächte nicht dadurch erschüttert werden, jedenfalls das Zwerchfell des Auslandes in Bewegung gesetzt wird. Was die grausame Härte Rußlands betrifft, womit es Polen behandelt, so kommt sie nicht derjenigen gleich, mit welcher einst der erste Napoleon auf Deutschland lastete, womit der dritte Napoleon das große Frankreich aussaugt, oder mit welcher einst Ludwig XIV. die Pfalz verwüstete. Der Deutsche hat immer Thränen für fremdes Unglück, nach dem seinigen fragt er nicht. Ist es einer Zeitung eingefallen, sich zu erkundigen, mit welchem Muthe die Großfürstin Alexandrine, eine deutsche, sachsen-altenburgische Prinzessin, ein Jahr lang den Dolchen, Giften, Revolvern und andern Mordversuchen ausgesetzt war? Jener englische Staatsmann hatte vollkommen Recht, als er 1814 zum Kaiser Nikolaus in London sagte: „Die Deutschen glauben an ihre Hirngespinnste und ihre Bibliotheken; sie werden weder Ihnen noch uns schaden." Rußland wird in meinem Artikel insofern verherrlicht, als es zu jeder Zeit verstanden hat, das Talent aus der Menge herauszufinden, zu fördern, zu belohnen. Die Wittwe Karamsin's erhielt 50,000 Rubel Pension; vergleichen Sie das mit unsern Historikern, deren Ruhm und Wirksamkeit unendlich größer ist und die sich leider oft schon sehr geehrt fühlen, wenn ein Oberst oder Hofmarschall mit ihnen spricht.

In Rußland ist der Mensch in einem ewigen Kampfe und er fällt oder siegt; in Deutschland endigt er ganz sicher als Philister, und würde er Bundespräsidialgesandter. Nehmen Sie diese Zeilen nicht für Kinder meiner Galle, sondern nur als eine rein deutsche Ansicht, freilich ohne jede Spur von Provinzialismus."

Unseren Lesern anheimstellend, sich selbst ein Urtheil über die in diesen Mittheilungen, wie in dem Aufsatze selbst documentirte, mehr als realistische Anschauung zu bilden, müssen wir doch bekennen, daß der Brief uns viel zu denken giebt und daß jedenfalls auf Beachtung Anspruch machen kann, was ein Mann über die Zustände Deutschlands urtheilt, der nach so langer Wirksamkeit im Auslande in die Heimath zurückkehrt. D. Red.

Kriegers anlangen würde. Endlich nach länger als zwei Monaten findet er einen Brief unter seiner Adresse vor, aber von fremder Hand; er öffnet ihn und bleibt starr stehen. Der Brief ist nicht von, nicht über Eduard; er ist von einem Professor in Jena, der dem Vater anzeigt, daß sein Sohn Gustav durch das Examen gefallen sei; der Sohn habe nicht den Muth, den Vater selbst zu benachrichtigen, der Professor bitte aber noch um ein Jahr Unterstützung, zur Fortsetzung der Studien und um die gewöhnliche Prüfung eines Candidaten bestehen zu können. Der Professor deutete zugleich an, daß es dem Sohne zwar nicht an Fleiß und guter Führung gefehlt habe, wohl aber an Fähigkeiten, und an eine Universitätsprofessur sei bei so mittelmäßigen Anlagen nicht zu denken.

Der Alte war nahe daran, seinen Verstand zu verlieren; ein solcher Irrthum, ein solches Verkennen seiner beiden Söhne wäre dem Vater noch zu verzeihen gewesen, aber dem Conrector! Das schien ihm zu toll. Er konnte seinen gerechten Kummer Niemandem anvertrauen, als dem vortrefflichen Landsmann, der achselzuckend den Brief durchlas und dem Vater zum Troste sagte: „Ein wahres Glück, daß Sie den dummen Jungen nicht mit nach Rußland gebracht haben. Lassen Sie ihn so lange studiren, bis er sein Examen gemacht, und dann Gott befohlen; eine Dorfpfarrerstelle wird er doch gelegentlich bekleiden, und dahin mag er passen, aber nicht hierher. Todte Kenntnisse haben hier besonders keinen Werth, aber lebendiger, schnell fassender, durchdringender Verstand, Geistesgegenwart und vor Allem Menschenkenntniß. Ich habe selbst in Jena studirt, allein meine Hefte von dort nie wieder geöffnet und zu Rathe gezogen. Alles todter Kram! lebende Sprachen, lebende Menschen kennen lernen, Länder bereisen, Staatsverfassungen studiren, Natur und Kunst, und vor Allem Mathematik."

Sehr niedergeschlagen ging der Forstmeister nach Hause, schickte das nöthige Geld an Gustav und fing an zu fürchten, daß Eduard gar nicht zurückkomme und Jener zur Betrübniß und Schande des Vaters fortleben werde. Es vergingen sechs Monate, der Krieg hatte ernstlich begonnen und manche Schlacht war geliefert worden; von Eduard war nichts zu hören. Da kam eines Tages der Landsmann zum Forstmeister mit einer Zeitung in der Hand und sagte: „Lesen Sie!" Zitternd nahm Jener das Blatt in die Hand; aber wie verklärte sich sein Gesicht, als er Eduard's Namen unter 17 Officieren genannt sah, die sich beim Sturme von Brailow ausgezeichnet hatten und vom Kaiser belohnt wurden. „Sehen Sie," sprach der Landsmann, „die Vorzüge eines großen Weltstaates, wo jedes Talent seinen Platz findet, während in dem kleinen Fürstenthum so manches verkümmert! Setzen wir den Fall, einer Ihrer Söhne sei selbst Minister des Fürsten geworden, so käme sein Wirkungskreis noch nicht einem Sectionschef in hiesiger Bedeutung gleich, ja das ganze Fürstenthum würde hier nur der funfzehnte oder sechszehnte Kreis eines Gouvernements sein." Der Forstmeister stand sprachlos vor dem Zeitungsblatte und hatte kaum gehört, was der Landsmann sagte; aber sein thränendes Auge verrieth Alles, was in ihm vorging. Er kaufte zwei dieser Zeitungsblätter und schickte eins nach Jena an Gustav; das andere schloß er sorgfältig bei sich ein als das kostbarste Papier in seiner ganzen Habe.

Wieder schwanden mehrere Monate ohne Nachricht; unterdessen floß Blut in Strömen, und viele Familien in Petersburg hatten Väter und Söhne zu beweinen. Endlich kam ein Brief von Eduard's Hand, der nur folgende Zeilen enthielt: „Lieber Vater, ich schreibe Dir am Abend nach einer blutigen Schlacht in einer Scheuer, wo über zwanzig Verwundete um mich winseln; statt eines Tisches auf einem Fasse, statt eines Lichtes hält mein Diener einen brennenden Holzspahn. Mein Arm ist vollständig geheilt. Eduard." Er war also verwundet gewesen, aber ob schwer, ob leicht, vor kurzem oder schon seit lange, ob die Wunde der Grund seines langen Schweigens, das waren alles Fragen und Zweifel, die den Alten in einer fieberhaften Unruhe erhielten. Das Frühjahr 1829 kam heran, Schumla war gefallen, die Russen gingen über den Balkan, da zeigte Gustav dem Vater an, sein Examen sei glücklich überstanden und er würde nach vier Wochen als Hauslehrer zweier Knaben eines Justizrathes in der Vaterstadt auftreten, mit 150 Thaler Gehalt und der Aussicht durch den hohen Gönner später zu einer Pfarrerstelle empfohlen zu werden. Diese Mittheilung machte den Vater weder warm noch kalt, während er von Eduard Tag und Nacht träumte; ja als schon die Rede vom Frieden, der zu Adrianopel geschlossen werden sollte, durch die Hauptstadt lief, da zweifelte er an Eduard's Rückkunft. Der treue Landsmann versicherte, daß er jede Woche die Liste der Getödteten zu lesen bekomme und daß Eduard dort nicht genannt sei. „Keine Nachrichten sind immer die besten," fügte er hinzu. „Ich erfuhr es nach vierzehn Tagen, als mein Schwager bei Brailow geblieben, aber es vergingen sechs Wochen, ehe von Eduard's Belohnung die Rede war. Es kann indeß ein halbes Jahr verstreichen, ehe die Garden nach Petersburg zurückkommen, denn der Weg zählt über 2000 Werst."

Den 17. Januar 1830 feierte der Forstmeister in Gesellschaft des Landsmanns seinen fünfundfünfzigsten Geburtstag still in Nachdenken und traulichen Gesprächen verloren; ein Brief von Gustav war schon Tags zuvor angelangt. Plötzlich hält in der öden Straße, wo der Forstmeister in einer entlegenen Vorstadt wohnte, ein Schlitten von zwei in Mäntel gehüllten Officieren besetzt. Es klopft an die Thür, mehr aber an das Herz des Alten; ein General tritt herein und mit ihm ein junger Officier, dessen Brust mit zwei Orden geschmückt ist. Dieser wirft sich sprachlos an des Vaters Brust; es ist der langersehnte Eduard, der als Stabscapitain zurückkehrt. „Ich muß den Vater eines so braven Officiers kennen lernen," spricht der General, „daher führe ich Ihren Sohn selbst zu Ihnen." Beide erzählen nun um die Wette, und der Alte kann nur zuhören. Beide sind seit vorgestern gegen dreihundert Werst gereist, um den Vater an diesem Tage zu begrüßen. Für den Alten ging am Abende seines Lebens noch eine neue Welt auf; Eduard hatte in nicht ganz zwei Jahren mehr erlebt, als das ganze Fürstenthum seit fünfzig Jahren. Und doch war es eben nur der Anfang einer Laufbahn, deren Ende in einem Weltstaate nicht vorauszusehen ist.

Im nächsten Sommer wollte Eduard seine Reise antreten, aber die Zustände in Frankreich ließen eine Revolution voraussehen, die im Juli ausbrach, im November die polnische nach sich zog und die russischen Truppen von Neuem in's Feld rief. Anfangs Januar des Jahres 1831 verließ Eduard von Neuem seine stille Wohnung und den alten Vater, ohne zu ahnen, daß er demselben das letzte Lebewohl sage. Der Feldzug in Polen beförderte den jungen deutschen Officier zum Range eines Hauptmanns, zum Adjutanten des geschickten Geniegenerals Sch . . . ., aber hielt ihn auch nach dem Ende des Krieges in Polen zurück, wo eine Menge Festungsarbeiten begannen und die Thätigkeit Eduard's in vollen Anspruch nahmen.

Im Jahre 1834 starb der alte Forstmeister in Petersburg, und sein Sohn erhielt die Nachricht davon nur durch den gefälligen Landsmann. Sein Aufenthalt dauerte in Polen bis zum Jahre 1837. Dann schickte ihn die Regierung auf jene Reise durch ganz Europa, welche ihm schon früher mit der goldenen Medaille zugesagt war; aber er kam nicht als Hauptmann, sondern als Oberstlieutenant nach Deutschland. Natürlich besuchte er die Heimath, die Residenz seines Fürsten, dessen Minister nicht glauben wollten, daß er Oberstlieutenant sei, und deshalb seinen durch die russische Gesandtschaft in Paris mit dem neuen Range ausgestellten Paß auf eine lächerliche Weise zu Rathe zogen. Es wurde ihm die außerordentliche Ehre zu Theil, an der fürstlichen Tafel zu speisen mit den sechs Ministern des Landes; auch besuchte er seinen Bruder, der schon seit zehn Jahren als Candidat der Theologie sein Leben fristete, theils von väterlichen und brüderlichen Unterstützungen lebte und selbst allmählich die Aussicht auf eine gute Dorfpfarrerstelle verlor, weil ihm, dem ehemaligen Cicero, die Kanzelberedsamkeit in der deutschen Sprache vollständig abging. Auch den Conrector, jetzt Rector des Gymnasiums, der trotz der Beförderung ihm nicht mehr so weltgebieterisch vorkam wie vor achtzehn Jahren, besuchte Eduard; allein auch dieser machte auf den beschränkten Philister einen andern Eindruck als damals.

So schied Eduard in einem gewissen Mißmuthe von der lieben Heimath und wurde, kaum an der Newa angelangt, zum Grafen Woronzow verlangt. Dieser war eben vom Kaiser Nikolaus zum Oberbefehlshaber der kaukasischen Armee und Generalstatthalter in Tiflis ernannt worden und suchte mehrere geschickte Ingenieure mit sich dahin zu nehmen. Woronzow setzte dem jungen Oberstlieutenant aus einander, daß am Kaukasus eine einseitige Fachkenntniß nicht hinreichend sei, ein guter Stabsofficier müsse vielmehr eben so gut Artillerist als Cavallerist sein und das Militärhandwerk im vollsten Umfange praktisch kennen. Er rieth Eduard an, ein Jahr lang nach Pawlowsk (bei Petersburg) zu gehen, in die sogenannten Musterregimenter zu treten und sich mit dem Militärdienst nach allen

Richtungen hin vertraut zu machen. Nach achtzehn Monaten langte Eduard am Kaukasus im Hauptquartiere Woronzow's an, und von hier verfolgen wir seine Carrière nicht mehr im Einzelnen.

1852 verließ Schreiber dieser Zeilen Rußland für immer. Wenige Tage vor seiner Abreise ließ sich der Generallieutenant Eduard K. anmelden. „Seit sieben Jahren bin ich ohne Nachricht von meinem Bruder,“ sprach er; „hätten Sie wohl die Gefälligkeit, ihn in Deutschland aufzusuchen und ihm diese tausend Rubel in Gold zu überreichen?“ Ich begab mich nach der kleinen Residenz und traf den Bruder des Generallieutenants K. als — Schreib- und Rechenlehrer an der Mädchenschule daselbst.

Zum Schlusse fügen wir noch hinzu, daß der General Eduard durch richtig getroffene Vorkehrungen im Jahre 1860 so glücklich war, den Plagegeist Rußlands, Schamyl, gefangen zu nehmen. In der Heimath ist sein Name vergessen, in Rußland aber glänzend in die Annalen des Krieges am Kaukasus eingeschrieben. — Wie viele seiner besten Kräfte hat Deutschland an Rußland verliehen, von Münnich, Ostermann, der großen Katharina an bis auf Diebitsch, Cancrin und den General Eduard, die in der Heimath vielleicht nie zu ihrer Entfaltung gekommen wären; wie unendlich viel ist Rußland dem deutschen Geiste, der deutschen Kraft und der deutschen Bildung schuldig geworden! —

Die Bombe kommt! Auszug aus dem Briefe unseres Specialartisten. — Gut, daß der grausame Ernst des Krieges doch auch seine gemüthlichen und ergötzlichen Intermezzos hat, daß ich Ihnen nicht immer nur Lazarethscenen und Kampfepisoden zu zeichnen brauche, sondern ab und zu auch einmal ein heiteres Stücklein schicken kann, wie meine heutige Skizze eines ist.

Es war bei Wenningbund. Die Dänen drüben erwiderten das Feuer unserer Preußen so träge und langsam, daß wir uns etwas weiter vorwagten und einige Schritte von den sogenannten Blendagen entfernten. Dies sind in die Erde gegrabene Löcher, in die sich Alles, so gut es eben gehen will, vor den feindlichen Kanonenschüssen verkriecht. Wir waren unser fünf, ein Bataillonsarzt mit seinem Assistenten, ein Artilleriehauptmann, der Berichterstatter einer bekannten großen Zeitung und ich, Ihr kriegsschauplätzlicher „Sonderkünstler“ — das „Specialartist“ fängt an, abgedroschen zu werden —; wir sahen uns bald die Augen aus dem Kopfe, aber Hannemann drüben blieb still und ruhig, und so gaben wir Ordre, uns den Morgenimbiß herbeizubringen, auf daß wir in unserem schweren Geschäfte eine kleine Erholungspause eintreten lassen und uns zu neuen Thaten stärken könnten. Mit einem Male ruft der Bursche, der das Pferd des Doctors hält, „Bombe!“ Wetter, das schreckt uns zusammen! Und richtig, jenseits steigt aus der Schanze Nr. 2 der dichte weiße Rauchball auf, der uns schon so wohlbekannt geworden ist. Da galt's kein Säumen mehr! Genau in 3½ Secunden kam das Ungethüm herangedonnert, das hatten wir gründlich studirt, und nun keine Blendagen zur Hand, uns hineinzuretiriren! Also geschwind auf die Erde geworfen! Ach, wenn Sie gesehen hätten, zu welcher grotesken Gruppe sich unser kühnes Kleeblatt hinter einer kleinen Bodenerhebung zusammengekauert hatte, wenn Sie vollends bemerkt, mit welchem kreideweißen Antlitz College Journalist um sich schielte und wie er doch nicht lassen konnte, nach dem Frühstückskorbe mit dem verlockenden Flaschenhalse zu blinzeln, ob auch dieser wichtige Begleiter gehörig in Sicherheit war, — Sie hätten trotz Bomben und Granaten aus vollem Halse gelacht. Und summ! summ! saust das Mordgeschoß heran und schlägt uns zur Linken in den Boden, daß wie aus einem Krater ringsum Lehm und Rasen aufstäuben, aber glücklich hoch über unsere Köpfe wegfliegen. Gott sei Dank, auch die Rumflasche und Schinken und Wurst sind unverletzt geblieben, — und Roß und Bursche dazu, obschon das erstere noch an allen Gliedern zittert und sich hoch aufbäumt.

Die Bombe kommt.
Nach der Natur gezeichnet bei Wenningbund von unserm Specialartisten Otto Günther.

Erst nach länger als einer halben Minute erfolgt das gedämpfte Dröhnen des Schusses, dem wir glücklich entgangen sind und der auch sonst keinem der Unseren ein Leids gethan hat.

Indeß fanden wir, nach hurtig vertilgtem Frühstück, doch für gut, vor einem ähnlichen zweiten Intermezzo das Feld zu räumen und uns in gedecktere Position zurückzuziehen. Da im Dorfe Gammelmark in einer von Officieren und Dampf erfüllten elenden Bauernstube eroberte ich mir ein Eckchen, wo ich die eben erlebte Scene brühwarm für Sie skizzirte, und nun können Sie und alle Ihre Leser unsere classische Attitüde, Ihren „Sonderkünstler“ in seinem Urwäldlercostüme mit den gewaltigen Wasserstiefeln und den deutschen Berichterstatter in seiner vollen Glorie bewundern.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 18. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Schatten.

Erzählung von **Carl August Heigel.**

(Schluß.)

I.

Bleifarbige, schwere Wolken zogen am andern Tag über den Bergen auf. Ein scharfer Wind jagte sie ruhelos von Gipfel zu Gipfel, wühlte den Fluß auf, packte und bog die Bäume im Park, stürzte sich heulend durch die Kamine im Schloß. Die Diener saßen müßig und mit geheimnißvollen Gesichtern im Vorzimmer. Der räthselhafte Schatten war gigantisch angewachsen und lagerte über dem ganzen Haus, über allen seinen Bewohnern.

„Merkwürdig,“ sagte Titus, „daß das Gespenst just bei der Verlobung sich zeigt. Das bedeutet nichts Gutes.“

„Ist's denn mit der Verlobung richtig?“ fragte der schüchterne Schramm. „Ich hab's der schwarzen Marianderl nicht glauben wollen, als sie mir's beim Stiefelputzen erzählte. Mir ist's, als wäre der Herr Graf erst gestern gestorben. Sein Begräbniß war schauerlich. Und jetzt ist die Gräfin schon wieder verlobt!“

„Schramm, Sie sind ein Esel,“ bemerkte Lafleur vornehm, der auf dem Ledersopha lag und sich die Zähne stocherte. „Sie hören und sehen nichts. Wen von den Herren, außer Ihnen, nimmt das Ereigniß Wunder; ich frage, wen? Niemanden von uns. Ich war in beständiger Attention. Ich hätte mit Jedem zwei Flaschen Rothsiron darauf gewettet. Es ist so zu sagen eine alte Neuigkeit, nicht werth, daß man noch ein Wort darüber spricht. Bah!“

„Sehr richtig, mon cher,“ schnarrte Titus der Kleine. „Für mich ist der Schatten viel interessanter, als die Verlobung. He, Herr Banks, wie denken Sie heute darüber?“

Der Schwarze zeigte grinsend seine glänzenden Zähne. „Oh, yes!“ sagte er, „I think —“

„Deutsch, wenn ich bitten darf, Mr. Banks,“ unterbrach ihn Lafleur kalt. „Wir sprechen nur in England englisch. Apropos, gestern Abend war ich wieder 'mal bei der verrückten Kreislerin.“

Die Aufmerksamkeit Aller richtete sich auf Lafleur.

„Was meint denn die von dem Schatten?“ fragte einer der Jäger.

„I, das ist merkwürdig. Sie sagt —“ Eine der Klingeln im Zimmer begann heftig zu läuten.

„Lafleur, das gilt Ihnen,“ sprach Titi.

„Ja,“ antwortete Jener nach einem Blick auf die vibrirende Glocke. „Dann muß ich hinauf; solange Herr von Montigny Bräutigam ist, darf man ihn nicht warten lassen.“

Montigny hatte seinen Lehnstuhl an's Fenster gerückt und sah, mit aufgestütztem Haupt und finsterem Gesicht, dem Aufruhr am Himmel zu.

„Ist die Gräfin zu sprechen?“ fragte er den eintretenden Lafleur, ohne den Kopf zu wenden.

„Bedaure, Euer Gnaden,“ antwortete der Diener. „Die Frau Gräfin haben den Auftrag gegeben, sie zu entschuldigen. Sie fühlen sich sehr krank; der Schatten —“

„Zum Teufel mit Eurem Schatten!“ zürnte Montigny. „Wer noch einmal mir von diesem Unsinn spricht, ist entlassen!“

„Ganz nach Euer Gnaden Befehl,“ versetzte Lafleur.

Ruhigeren Tones dann gab Edgar dem Bedienten den Auftrag, sich zu erkundigen, ob die Gräfin auch für ihn nicht zu sprechen sei.

Nach einer kurzen Weile kam Lafleur mit einem Briefchen von der Gräfin Hand zurück. Montigny überflog die Zeilen. Sie waren mit der Bleifeder flüchtig hingekritzelt. Ihr Inhalt lautete:

„My dear! Tausend Küsse vorher! Ich bin sterbenskrank. Der Schatten — ce maudit spectre — war im gelben Zimmer, als ich aus einem Traum — Du erräthst doch, von wem ich träumte? — erwachte. Ist das nicht schrecklich? Jetzt kann ich Dich nicht sprechen, ich sehe gräulich aus. Aber Abends wollen wir unsere Verlobung feiern und mit Aßpergs die ganze Nacht durchschwärmen. Hörst Du, die ganze Nacht! Den Schlaf holen wir morgen im Wagen nach, denn wenn Dir mein Leben lieb ist, so verlassen wir morgen schon dies entsetzliche Schloß und reisen mit Aßpergs nach Baden-Baden. Es küßt und umarmt Dich

Deine Stephanie.“

„Sie können gehen,“ sagte Montigny zum Bedienten. Allein, warf er das Papier auf den Tisch und starrte wieder in die gährenden Wolken. Manchmal senkten sie sich tief an den grauen Felswänden nieder, als wollten sie das Thal erdrücken, dann riß sie der Wind wieder wie einen Vorhang empor.

Die Gedanken Edgar's wogten wie das Gewölk. Dunkel, gewitterschwer stiegen sie in ihm auf, und zogen sie vorüber, so standen dunklere dahinter. Einmal trat er an den Tisch, um eine Cigarre anzuzünden. Eine Wachskerze brannte dort. Edgar benutzte Stephaniens Brief als Fidibus und warf das flackernde Papier auf den kostbaren Fußteppich. Einige Secunden lang betrachtete er die kleine Flamme am Boden und trat dann heftig mit dem Fuß darauf. „Aus!“ sagte er mit einem sonderbaren Aufleuchten seiner Augen.

Er schritt im Zimmer auf und nieder und versuchte zu singen, aber die Stimme versagte ihm; auch am Rauchen fand er

sein Behagen. Die Cigarre flog bald zur Erde. Er warf sich wieder in den Lehnstuhl.

„Alles in Allem," sagte er sich nach tiefem Sinnen, „ist eine grelle Wahrheit erträglicher, als dumpfer Verdacht; Gewißheit ersprießlicher, als zagende Ungewißheit. Man kann sich einrichten — man handelt. Eine merkwürdige Geschichte! Todte werden lebendig, oder vielmehr Lebendige gelten für todt. Nun, wie immer die Sache zusammenhängen mag: ich ward betrogen und beschimpft, jedes von Beidem Grund genug, mich zum Aeußersten zu treiben. Und so denn, theurer Cousin, setz' ich Deinen mystischen Launen mein ganzes Sein entgegen: Jugend und Kühnheit, Stephaniens Liebe und meinen Haß. Ich denke, ich bin ein respectabler Gegner. Gieb Acht, daß Du, mit dem Tode spielend, nicht den Teufel an die Wand malest!"

Wieder zog ihn der Aufruhr am Himmel an. „Pest!" dachte er, „was ich nur immer nach den Wolken luge?! . . . . Wie sie wachsen und wallen! Es ist mir, als sollte ich dort eine Wahrheit für mich entdecken, als wollte das tolle Gebräu mir etwas sagen . . ."

Später begab er sich auf die Terrasse und fand dort Fräulein Fanny mit wehenden Kleidern an der Balustrade stehen. Sie sah aufmerksam in den Park hinab.

„Ei, meine blonde Mignonne," redete Montigny sie an. „Bei diesem Wind wagen Sie sich ohne Hut und Shawl in's Freie? Wie leichtsinnig!"

Fanny kehrte flüchtig das angstvolle Gesicht ihm zu, dann wies sie mit der Hand auf den Grafen Heinrich, der langsam einen Gartenpfad hinabwandelte. „Dort!" sagte sie, „dort, sehen Sie Herrn Stein?"

„Ich sehe ihn."

„Denken Sie, er geht in die Berge, geht bei diesem Wind und Wetter nach der Heinrichswand, will auf die Alm und vor Abend wieder zurück."

„Woher wissen Sie das?"

„Von ihm selbst. Ich traf ihn im Corridor, und weil er einen Gebirgsstock trug, fragt' ich ihn, wohin er denn wolle. Ich bin des Todes erschrocken über seine Absicht; ich bat und beschwor ihn, doch heute nicht das Wagniß zu unternehmen, aber er ließ es sich nicht ausreden."

„Der Teufel lohne dir deine Gutmüthigkeit!" dachte Edgar, aber laut sagte er: „Das war recht, das war hübsch von Ihnen, mein Fräulein. Sie haben ein gutes Herz. Der Kaplan ist toll. Ich hätte dem Bücherwurm das Wagstück gar nicht zugetraut. Was will er denn auf jener Alm? Die Sennerin dort ist alt und häßlich."

„Pfui, Herr von Montigny," versetzte das Mädchen unwillig. „Der arme Mensch ist ein Sonderling. Er dauert mich. Am ersten Abend mocht' ich ihn gar nicht leiden, weil Pater Angelo ihn uns brachte. Aber jetzt fühle ich anders. Ich habe eine Ahnung, daß er sehr unglücklich ist."

„O, das sollte mir leid thun!" sagte der Andere und verwünschte innerlich das Ahnungsvermögen der Weiber.

„Wenn Herr Stein nicht schwermüthig wäre, würde er bei solchem Wetter nicht so schaurige Spaziergänge wählen. Der arme Mann, er wird verunglücken!"

Montigny zuckte. „Er kann verunglücken," erwiderte er langsam, und plötzlich schien sein Körper die gewohnte Elasticität zu gewinnen, seine verdüsterten Züge heiterten sich auf; er ward beredt und lebendig. Mit umständlicher Genauigkeit, fast Schritt für Schritt, begann er Fanny den Weg zu schildern, den sein Todfeind jetzt ging. Erst den Pfad an den Bergen hinter Waldenburg empor, nicht bequem, aber ungefährlich. Schlanke Lärchen schießen empor, und Alpenrosen trifft man in Hülle und Fülle. Den senkrechten Felswänden entlang windet sich der Steig hinan, zuweilen führt er über schiefeinstreichende Lagen. Plötzlich dann steht man auf der sogenannten Teufelsmauer, auf einer schmalen Felsenplatte vor einem tiefen Abgrund, durch dessen Rinnsal der wildbrausende Fluß dahinschießt. Gegenüber steigt die graue Heinrichswand himmelhoch empor.

„Aber wie kommt man hinüber?" fragte Fanny.

„Auf zwei rohen Baumstämmen, die quer über den Abgrund gelegt und an beiden Enden mit Eisenklammern in das Gestein festgefugt sind. Eine derbe, sichere Brücke, nur darf man nicht an Schwindel leiden. Wer in den Schlund fiele, würde rettungslos am Gestein zerschellen und vom Fluß verschlungen werden."

„Und ist man glücklich drüben?"

„So beginnt die eigentliche Gefahr."

„Ich dächte —"

„Nun, den luftigen Steg nennen Sie doch nicht gefährlich? Deren giebt's hunderte im Gebirg. Ich will über ihn tanzen. Aber jenseits heißt es vorsichtig und doch fest die Füße setzen, den Pfad hinan, der kaum für Einen Platz hat; immer aufwärts, daß der Fluß drunten zuletzt nur ein kochender Milchstrahl erscheint. Aufwärts! aufwärts! . . ."

„Sie schildern mit solcher Lebhaftigkeit!" sagte Fanny zum Erzähler, der eine Weile starr vor sich in's Leere blickte. „Ich stehe auf der Teufelsmauer und sehe gegenüber unsern armen Kaplan emporklimmen."

„Bald nur als einen schwarzen Punkt. Dann verschwindet er um die schroffe Ecke der Heinrichswand. Die Gefahr ist vorüber. Man hat noch eine breite Schieferlage zurückzulegen; durch wildes Gezack dann geht es eine Weile wieder abwärts, und endlich tritt man aus diesem unfruchtbaren, rauhen Klippenwirrsal auf eine schöne, grüne Matte, wo die Sennhütte steht."

„Mögen alle Engel und Heiligen Herrn Stein beschützen," rief tiefaufathmend das Mädchen.

„Alle Engel und Heiligen," sagte Montigny.

Sie wechselten noch einige Worte und trennten sich dann. Und jetzt sang und pfiff Edgar, während er im Park sich erging, lustig mit dem Wind um die Wette. Stephanie, die in ihrem Schlafzimmer am Fenster stand und ihn zwischen den Bäumen sich tummeln, über Beete springen und andere jugendliche Kraftübungen vollführen sah, lachte aus voller Seele über den lustigen, ausgelassenen, übermüthigen Mann. Aber in Wahrheit barg sich unter Edgar's scheinbarer Lustigkeit nur die Aufregung seiner Seele. Er wußte jetzt, was ihm die Wolken sagen wollten.

Beim Diner, das er mit den Aßpergs einnahm, war er von hinreißender Liebenswürdigkeit. Die Baronin konnte keinen Blick von ihm verwenden, ihr Gemahl strich sich vergnügt den Backenbart, und die aufwartenden Diener nickten sich hinter seinem Rücken beifällig zu. Nachdem der Kaffee servirt war, stand Edgar auf und küßte Josephinen die Hand. „Wohin wollen Sie denn?" fragte Aßperg. „Bei diesem Wetter denken Sie doch nicht auf die Jagd zu fahren?"

„Nein, ich will nur einen kleinen Streifzug nach dem Wendelsteinerwald unternehmen, einen Spaziergang, weiter nichts."

„In einer Stunde haben wir ein Gewitter."

„Um so besser. Ein Gewitter im Gebirge, das ist ein Schauspiel!"

„Das Sie aber von meinem Zimmer aus, bei einer ausgesuchten Havanna, viel bequemer haben können."

„Ein nahes Gewitter bringt mein Blut in Wallung. Ich habe zu Hause keine Ruhe; ich muß in's Freie, muß mich austoben wie der Sturm."

„Adieu denn, junger Roland! Kommen Sie vor Abend noch zurück?"

„Gewiß, denn heute Abend heißt es:

Le vin dans tous les verres,
L'amour dans tous les yeux.

Es soll eine Götternacht werden! Die Damen sollen uns mit bekränzen, und wir wollen dagegen zärtlich und galant sein, wie die Ritter aus des „Minnesanges Zeiten". Schloß Waldenburg soll wie eine Burg von Sternen strahlen, und im Dorf Keiner sein, der nicht, in Wonne taumelnd, ein Hurrah auf Josephine und Stephanie, als die Schönsten aller Schönen, ausbringt. O, ich komme; heute käme ich als Todter!" Er empfahl sich.

Als er, die Flinte über die Schulter gehangen, aus dem Schloß in den Vorhof trat, hatte sich der Wind gelegt. Im Süden stauten sich die schwarzen Wolken auf und rückten langsam näher.

Diane, der Lieblingshund des Grafen, stand vor seiner Hütte, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, den Kopf erhoben und heulte jämmerlich. „Machen Sie doch den dummen Hund los," rief Montigny ärgerlich dem Thorwärter zu, der seine Nachmittagspfeife schmauchte. „Das Vieh fürchtet sich vor dem Wetter."

„Das muß wohl so sein, Euer Gnaden," sagte der Diener, während er die Kette löste, „denn er heult wohl seit 'ner Stunde schon."

„Geben Sie ihm die Peitsche. Ich will kein Hundegeheul."

Nach dieser kurzen Verzögerung trat Edgar den Weg nach Wendelstein an. Sobald er aber Dorf und Schloß hinter sich hatte, verließ er die Landstraße und kehrte auf Seitenpfaden die zurückgelegte Strecke wieder zurück.

Einen großen Theil seines gefahrvollen Weges mußte Heinrich von der Dunstschichte aufgenommen und eingehüllt zurücklegen. Bei der Biegung um die Heinrichswand trat er endlich in freiere Atmosphäre und sah nun, den ganzen Wolkenzug unter sich, die fahlfarbige Säule noch gebundenen Lichts über dem Thale wallen.

In der Sennhütte, einem dumpfen, durch das Heerdfeuer rauchigen Raum, erwartete ihn Angelo.

Graf Waldenburg, in Schweiß gebadet und doch von Frost durchschauert, nahm in der Ecke Platz, wo die Bank der rohgefügten Balkenwand entlang lief, und der Tisch stand. Dort hing auch der künstlerische Schmuck der Almhütte, ein grellbemaltes Crucifix und ein eingerahmter Holzschnitt der „wunderthätigen Madonna von Wendelstein". Darüber kreuzte sich der geweihte Zweig einer Palmweide mit einer Pfauenfeder.

Trotz seiner Erschöpfung begann Heinrich sofort, dem Freunde die Ereignisse des vergangenen Tags zu erzählen. Angelo blieb vor dem Tische stehn und unterbrach den leidenschaftlichen Erguß des vielgeprüften Herzens mit keinem Wort.

„Und so ist eingetroffen, was Du prophezeitest," schloß Waldenburg. „Die Welt meiner Träume versank. Schiffbrüchig sehe ich nach dem letzten Felsen aus, der mich aus diesen ewig schwankenden, falschen Wogen, ich will nicht sagen retten, sondern zerschellen will."

Er sank ächzend zurück.

„Du bist blaß, angegriffen, erschöpft," begann der Priester und gab seiner Stimme den sanftesten Ausdruck. „Laß uns nicht jetzt weiter sprechen, nicht in der Aufregung und voreilig einen Entschluß fassen! Ich will überlegen. Schlaf Du unterdessen; Du bedarfst der Ruhe, der Erquickung! Thu's mir zu lieb: sprich nicht mehr, sondern strecke Dich aus und schlaf!"

Heinrich fühlte selbst seine Schwäche und Hinfälligkeit zu sehr, um sich diesem wohlgemeinten Rath zu widersetzen. „Ach, Freund," sprach er mit einem schwermüthigen Lächeln, das selbst Angelo's Augen feuchtete, „warum wecktest Du mich damals?!"

Er streckte seine müden Glieder, schloß die Augen und sank bald in wohlthätigen Schlaf. Lange betrachtete Angelo das stille Dulderantlitz des Schlummernden, riß dann sich mit einem Seufzer los und trat in's Freie vor die Hütte.

Vom Wiesenabhang, der hinter dem Hause lag, klang das Geläut der Leitkuh und der Lockruf der Schwaigerin, die zum dritten Mal molk. Wunderbar klar und frisch war die Luft. Die Schneeberge, welche ringsum über schwarzen Waldgebirgen lagen, glänzten im Sonnenschein, aber hinter der Heinrichswand rollte und grollte es; fernab, in der Richtung von Waldenburg, ging die donnernde Wolkenschicht nieder.

Angelo setzte sich auf die Fensterbank nieder und stützte das Haupt in die Hand.

„So stünde ich doch nicht über den Gewittern?!" dachte er. „So wanderte ich immer noch im Nebelthal und könnte der Sturmwind mich ergreifen? Wie klar schien der Weg, den ich mit Heinrich wandeln wollte, vor mir zu liegen! und jetzt ist mein Blick verwirrt; ich sehe plötzlich hundert Pfade sich vor uns kreuzen. Leidenschaften, die ich abgethan wähnte, schlagen plötzlich die Flügel auf — und schlimmer als dies Alles: ein Zweifel faßt mich, ob ich auch recht gethan?!"

Er sprang jählings empor. „War ich denn fromm, gläubig, rein bisher? Wohl entsagt' ich allen Genüssen, die Menschen begehren, schwelgte in meiner Erniedrigung und schritt, wie ein Triumphator über eine königliche Leiche, über meine Erdenhoffnung hin. Aber wem nützte ich durch mein Beispiel? Wer ward besser und frömmer durch mich? Siegreich ist die Wahrheit! Wo sind meine Schüler? Und was ist ein Sieg, der nur den Kämpfer befreit, nicht seine Brüder?"

„Die Menschen nannten mich einen Mystiker. Wenn mystischen Sinn Der hat, dem diese Welt Nichts, aber jene Welt desto größer und wichtiger ist — was war mir denn jene Welt? Ein Aufgehen in Gott. Aber mit Entsetzen sehe ich jetzt, daß die Sonne, dieser winzige Theil des Weltalls, größer, herrlicher, fruchtbarer ist als mein Gott."

„Weltgeist!" rief er aus und sank, von seinen eignen Gedanken zerschmettert, in die Kniee, „Dich glaubte ich zu begreifen, Dir ähnlich zu sein. Meine Ohnmacht schien mir Deine Kraft, meine Blindheit Dein Auge. Die Zügel eines Menschenschicksals ergriff ich und muß, unseliger als Phaëthon, den eignen Sturz überlebend, den Untergang des mißgeleiteten Freundes sehen."

„Und wenn in dieser heiligen Stunde, die meine eingebildete Größe wie Schnee schmilzt und mit dem bloßen Ahnungsschimmer der ewigen Majestät wie einen Wurm mich hinwegkrümmt, wenn in dieser Stunde der Wahrheit und Erkenntniß Heinrich mich fragt, warum ich ihn dahin brachte, kann ich nichts Anderes erwidern, als: Wenn ich unglücklich war, warum wolltest Du glücklich sein!"

So, zerknirscht und reuevoll, ruhte er lange Zeit. Geläutert erhob er sich. Seine hohe Stirn erschien reiner, edler, glänzender: der Hauch der Liebe hatte sie berührt. Als er zu Heinrich zurückkam, fand er diesen bereits wach.

„Der Schlaf that wohl," sagte Waldenburg dem Eintretenden. „Ich fühle mich neugestärkt und zum Handeln muthig. Ich bin wieder, der ich heute Morgens war."

„So hast Du einen Entschluß schon gefaßt? weißt, was Du Stephanien, Edgar und den Andern gegenüber zu thun hast, daß Alles sich ordnet, und Du makellos vom vollbrachten Werk zurücktreten kannst?"

Heinrich lächelte bitter. „O!" sprach er, „ich habe einen trefflichen Gedanken, der Alles in sich faßt, ausgleicht und endigt. Um kurz zu sein: Ich bin entschlossen, mich zu rächen."

Angelo erblaßte.

„Du staunst, Du verstummst. Nicht wahr, das hast Du von Deinem Heinrich nicht erwartet? Er ist ja so sanft, so gut, kann Niemanden schrecken noch quälen! Wie sie Alle staunen werden: Heinrich Waldenburg rächt sich! Abel erschlägt den Kain!"

„Ich hoffe, Du rächst Dich edel."

„Wie ein Mann," sagte Waldenburg stolz. „Simson begrub nach Delila's Verrath sich und seine Feinde unter Trümmern, und die Bibel sagt: Er rächte sich in der Kraft des Herrn."

„Denk' an Dein Gelübde!"

„Der Welt zu entsagen und nur noch Gott zu denken? Freund, das will ich. Auf Flammenfittigen, heiß wie meine Sehnsucht, will ich mich aufschwingen. Aber sie sollen mit vor den Richter!"

„Welchen wahnsinnigen Gedanken birgst Du?" fragte Angelo in steigender Angst.

„Weißt Du eine andere Lösung, als unsern Tod?"

„Ja, die Buße!" rief Angelo. — „Auch wir haben zu bereuen, Freund," fuhr er bewegt und dringend fort, „ich mehr als Ihr Alle. Unsere Saat war Lüge, wir ernteten Verrath. Wir wappneten uns mit dem Grauen des Todes, doch nur der Lebende behält Recht."

„Und so redest Du? Muß ich Dich an jene Nacht erinnern, als ich mich zögernd vom Leben losriß? Wer rieth mir zu dieser Prüfung des Lebens und seines Werths? Wie sprachst Du, da ich schwankte?"

Der gerechte Vorwurf des Unglücklichen zerriß Angelo's Herz. Er warf sich vor Heinrich nieder und rief: „Fluche mir, Du mein einziger und letzter Freund! Fluche mir, und wenn Erd' und Himmel Dein Echo werden, ich habe den dreifachen Fluch verdient! Sieh, auf meinen Knieen lieg' ich vor Dir und bekenne: meine Freundschaft war Dein größter Feind. Ich bin schuld an Deines Weibes Schuld; ich machte Dich namenlos unglücklich. Vergieb mir nicht! Setze Deinen Fuß auf meinen Nacken und verdamme mich. Aber lasse auch mir die Sühnung! Laß mir die Sühnung! Und wenn Dein Weib, wenn Edgar Kieselherzen hätten, ich will sie heute schmelzen. Meine Stimme soll wie einer Mutter Stimme sein, streng und mild, unabweisbar und unwiderstehlich. Meine Reue soll so beredt sein, daß ihnen nur noch Reue begehrenswerth, Reue Seligkeit erscheint. Heinrich! Ihr sollt mich, den stolzen, harten, selbstsichern Mann, weinend, gebrochen, verzweifelnd sehen, und jede Thräne, die ich weine, möge Höllengluth für mich und Balsam für Deine Wunde sein! . . . Heinrich — schließe mich aus von der Buße; heiß' mich Hand an mich legen, ehe ich büßte! aber vorher laß mich Euch versöhnen, Euern Irrthum sühnen!"

Der Anblick, die Leidenschaftlichkeit des reuigen Mannes war erschütternd. Einen Augenblick zögerte Waldenburg, doch dann

wandte er sich düster ab und sprach: „Es ist zu spät. Wunden giebt's, die nie vernarben, Kränkungen, die nie vergessen werden. Ich wie Jene, wir können einander nie verzeihen. Wir können auch nicht leben fürder. Deine Schuld am Vergangenen vergeb' ich Dir. Das Künftige kommt nicht auf Dich . . . Lebwohl!"

„Ich folge Dir," sagte Angelo fest und erhob sich. „Darf ich nicht Dein Retter sein, so will ich Deinen Untergang theilen."

„Freund, bleibe zurück! Ich gehe den Todesweg."

„Ich folge Dir wie Dein Schatten."

„Angelo, hoffe nicht, mich zu überreden, mich zu erschüttern! Wenn Gott selbst vom Himmel mir riefe — ich bin zu tief im Abgrund, ich höre Keinen mehr."

„Ich hoffe Nichts."

Sie traten aus der Hütte. Die Schneegipfel schienen feuerdampfende Pyramiden; die Felsen rings standen in dunkelrother Gluth.

„Nun küßte mein schönes Waldenburg die Sonne zum letzten Mal," sagte Heinrich leise vor sich hin. „Denn heute werfe ich statt des Schattens rothen Schein. Ich will das Schloß zu ihrem Verlobungsfest hell erleuchten."

Sie traten die Wanderung an. Durch die öde Wildniß nackter Klippen und Felsennadeln kletterten sie mühsam bergab, bergan. Dann legten sie die weite Strecke grauer Lagen zurück, die mit Geröll bedeckt und von Rinnsalen durchfurcht waren. Rechtsab, jenseits des Strombetts, wie zur Linken sah das Auge steile Gesteinswände, reich an Geklüft und schneeigen Schluchten. Vor ihnen starrte die gigantische Felsenmasse, die Heinrichswand, und nach überklettertem Getrümmer mit Kieferngebüsch standen sie auf dem Steig zur schwindligen Höhe.

Unterdessen war der Abendschein verglüht, nur auf den höchsten Gipfeln zauderte noch ein leiser Farbenhauch; aber schon waltete am Himmel die milde Kraft der nächtlichen Gestirne.

Beide Wanderer hielten jetzt auf einem breitrückigen Steinblock kurze Rast. An ihre Stäbe gelehnt, richteten sie den Blick prüfend empor.

„Kehre zurück, Angelo!" wandte sich Heinrich nach einer Weile zum Gefährten. „Das Wetter ging über Waldenburg nieder. Drüben an der Thalwand wird der Felsen feucht und schlüpfrig sein. Mich stählt, mich hält meine wilde Sehnsucht."

Der Andere schüttelte das Haupt. „Ich gebe mich in Gottes Hand," erwiderte er.

Ihre Blicke begegneten sich. In ahnungsvoller Bewegung sanken sich Beide an die Brust; doch wechselten sie keine Worte mehr.

Dann stieg Waldenburg voran, und da ein trotziger Gedanke seine Kraft und Kühnheit verdoppelte, ließ er Angelo weit hinter sich. Mit weitgeöffneten Nüstern und wildem Blick klomm er den schmalen Pfad, den der Fels gewährte, empor. Aber trotz seiner Anstrengung kam er auch nur langsam vorwärts. Oft glitt sein Fuß auf dem glatten Gestein zurück, und seine ganze Wucht hielt dann der getreue Stab. . . .

Wo nur noch der Gipfel wie eine Titanenwarte überhing, wand sich der Steig um die Ecke und senkte sich dann steil die Felsenbrust hinab. Die Brücke zur Teufelsmauer erschien dort oben noch ein schwaches Reis, über den entsetzlichen Abgrund gelegt, in dessen tiefster Tiefe der Fluß wühlte.

„Wenn ich zu spät käme!" dachte Heinrich, als er in der unermeßlichen Einsamkeit der Gebirgsnacht das dumpfe Gezisch des Gewässers vernahm. „Wenn sie geflohen wäre mit Edgar!" Dieser Gedanke krampfte ihm das Herz zusammen. Aber Angelo's Wort ging ihm durch den Sinn: „Ich folge Dir wie Dein Schatten."

„Fort! fort!" stachelte er sich selber an und klomm, ohne eine Secunde zu rasten, den Hang hinab. . . .

Gerinnsel, das aus allen Spalten des Berges hervorzubrechen schien, machte den Stein glatt, wie geschliffenen Marmor. Jeder Schritt trug Heinrich aus Todesgefahr in neue; ein Fehltritt des vorwärtstastenden Fußes, ein Abgleiten des stemmenden Beins stürzte hier in den Abgrund, in den Tod.

Und schon entdeckte Heinrich, daß die Nervenerregung, während sie ihn Anfangs befeuert hatte, mit der ungeheueren Muskelanstrengung verbunden, in Erschöpfung endigte, die sein ganzes Selbst zu verändern beginnt. So hatte er ungefähr die Hälfte des Wandsteigs hinter sich, als von irgend einer der nächstliegenden Almen ein weiblicher Jodelruf durch die Nachtstille und das Flußrauschen klang. . . .

Ein kurzgestoßenes, vom Echo schwach erwidertes Aufjauchzen! Aber auf Heinrich bewirkt es einen Druck des Bluts in den Gefäßen, wie der donnernde Niedergang einer Lawine. Er steht plötzlich still — er fühlt das Erblassen seiner Wangen, vor den Augen flirrt und kreist es, seine Gelenke werden schlaff und schlotternd, der Stab entsinkt ihm — Er schwindelt! . . . Verloren! durchzuckt es ihn, und er besitzt nur noch so viel Besinnung, sich langsam auf ein Knie niederzulassen — —

Dann schließt er die Augen.

Aber ein wohlthätiger Schweiß brach ihm aus allen Poren, und die Anwandlung von Ohnmacht ging vorüber. Mit ruhiger kreisendem Blut und rückkehrender Kraft erhob er sich und begann, nun ohne Stab, die letzte Wegeshälfte zurückzulegen. Das Tosen des Bergwassers schlug lauter und lauter an sein Ohr. Doch Heinrich konnte jetzt wieder ohne Schwindel auf den milchweißen Gischt und die Lärche, die aus einem Felsenriß emporschoß, hinabsehen.

„Gott will's," flüsterte er. . . . Er hatte den Steg erreicht, der von Feuchtigkeit im Mond wie Silber glänzte.

Schon setzt er den Fuß auf die geländerlose Brücke, als drüben laut sein Name gerufen wird und Edgar aus dem Fichtengebüsch der Teufelsplatte auftaucht.

„Graf Heinrich Waldenburg," wiederholt dieser mit schneidender Stimme. „Denkst Du zum zweiten Mal vom Tode aufzuerstehen?!"

Ein kalter Schauer packt Waldenburg, da er seinen Todfeind so nah sich gegenüber gewahrt. Einen Moment zögert er unschlüssig, aber dann hebt er warnend seine Rechte empor und betritt den schlüpfrigen Steg. Langsam setzt er Fuß für Fuß. . . . In der Mitte hält er und blickt wieder hinüber. Da reißt plötzlich Montigny seine Flinte empor, legt an — Heinrich sieht den blinkenden Lauf auf seine Brust gerichtet, sieht den gewissen Untergang — blitzschnell biegt er sich zur Seite, aber dabei glitscht sein Fuß — er schreit auf und stürzt kopfüber in die Schlucht.

Edgar, der unwillkürlich zurückprallte, hörte unmittelbar nach dem Entsetzensschrei und dem Verschwinden des Mannes ein Knacken im Geäst der Lärche, dann einen dumpfen Fall in's Wasser, ein kurzes Aufrauschen der Wellen. . . . Der tödtliche Schuß schläft noch in seiner Waffe, dennoch flieht Edgar, flieht entsetzt hinweg, ein Mörder mit unblutiger Hand.

Aber hoch vom Felsen wandelt Angelo, sieht das Opfer, sieht den Fliehenden. Der Stein unter ihm löst sich nicht, sein Fuß gleitet nicht aus; den Berg hernieder und über die Schlucht schreitet er, feierlich, fest, unaufhaltsam, vom Sternenlicht beleuchtet, hinter dem Fliehenden her, wie der Engel der Nemesis. — —

Lustig! lustig! Die Waldenburger schlafen nicht! Hurrah! Im Adler rufen wieder Flöten und Geigen zum Tanz. Wer eintritt, der hat auf Montigny's Kosten Essen und Trinken umsonst. Ein Prachtkerl, der Montigny! Der wird ein anderer Schloßherr, als der Selige. Leben und leben lassen! Da wird's zu verdienen geben, im Schloß, an den Gästen, die zahllos kommen werden wie nach dem gelobten Land! Die goldene Zeit bricht an.

Die Männer taumeln vor Vergnügen über den Prachtkerl, die Verlobung und den Verlobungswein. „Das gräfliche Brautpaar soll leben, Vivat hoch!" tönt es bald da, bald dort, an allen Tischen, und die Gläser klirren. Kein Waldenburger, vom reichen Silberbauern bis zum armen Wegmacher herab, der nicht auf Montigny heute schwört, trinkt und hofft. Und wenn die verrückte Kreislerin, die in der Küche sitzt und ein Weinsüpplein bekommt, hin und wieder versichert, daß ihr Heinzi noch lebt, lacht die Adlerwirthin, lachen die Mägde, lachen alle Gäste; das ganze Haus lacht.

Und die Dirnen im Tanzsaal denken an Montigny, während sie mit ihren Burschen, Brust an Brust, sich wiegen und drehen.

Im Schloß sind alle Fenster glänzend erleuchtet, und im Erdgeschoß tanzen die Jäger und Bedienten, Zofen und Hausmägde. Lafleur hält eine „famose" Rede und trinkt auf das Wohl der Braut, auf das Wohl des gnädigen Herrn. Hurrah Montigny, und Montigny für immer!

In einem Salon, den ein Blumenflor durchduftet und der Kerzenschein von Girandolen und Armleuchtern taghell erleuchtet, sitzen die Gräfin, Baron Aßperg mit seiner Gemahlin und Fanny am silberstrotzenden Tisch. Das Souper ist vorüber — Montigny ließ auch gar zu lange auf sich warten. Die lästigen Diener sind verabschiedet. Die Braut, die Freunde, der Champagner warten

auf Montigny. Endlich kommt er, heiß und erregt, jedenfalls lustig erregt. Er entschuldigt sich: das Wetter hat ihn überrascht, der Wendelsteinerwald ihn in die Irre geführt — man muß ihn abholzen, den verwünschten Wald! — Stephaniens Unwille verwandelt sich sofort in Liebe, Freude, innigste Theilnahme. Sie streicht ihm das feuchte Haar aus der Stirn und sagt: „Du Aermster!" Er soll das Souper nachholen, aber Montigny dankt, er will nur trinken. Zwei, drei Gläser des goldigen, perlenden Weines stürzt er hinab. Ah — das erfrischte! Nun ist er wieder der alte, fröhliche Montigny, nein, fröhlicher, lauter, als man ihn je gesehen.

Seine wilde Lust steckt die Andern an; das Gespräch wird ausgelassen, man klatscht in die Hände und lacht unbändig. Die Gläser klingen; die Damen müssen trinken. Aßperg improvisirt

„Das Pack prügelt sich," erwiderte Montigny, dessen Lippen leise zu zucken begannen. „Trinken wir! Liebstes, bestes Fräulein, noch einen Walzer!"

„Still," sagte Aßperg. „Der Lärm nähert sich; die Musik drunten bricht plötzlich ab."

„Man wird uns ein Hurrah bringen," versetzte der Andere ungeduldig. „Bitte, mein Fräulein!"

Das Mädchen beginnt zu spielen, doch bald unterbricht sie sich, denn jetzt hören sie Alle ein dumpfes Stimmengewirr und wiederhallende Schritte, dazwischen das kurze Geheul eines Hundes.

Die Damen werden ängstlich, Montigny blickt leichenblaß. Es ist, als ob er sich Muth zu trinken hätte, so hastig füllt und leert er sein Glas.

Sie sind nun im Schloßhof, den murmelnden Stimmen, den tapsenden Schritten nach viele, viele Leute.

Die Sauerburg im Wisperthal.

einen Toast. Er wird dafür mit Blumen geschmückt. Stephanie steckt auch ihrem Geliebten eine Rose an die Brust.

„Rosen! Rosen statt Wunden auf der Brust!" ruft Edgar. „Keine Wunde, kein Blut, das ist die Hauptsache."

„Treuloser! ist Dein Herz nicht verwundet?"

„O, mein Herz liebt. Liebe aber ist ein Kuß, ein Tanz, ein Flug in's Blaue! Verwünscht seien die Poeten, die vom Pfeil der Liebe und blutenden Herzen sprechen! Ich will mit dem häßlichen Blut nichts zu schaffen haben." Er sprang empor und öffnete weit die Fensterflügel. Musik klang vom Erdgeschoß herauf; aber die Musik im Dorfe klang nicht mehr.

„Musik!" rief er. „Auch wir wollen Musik."

Fanny setzte sich an den Flügel und spielte eine rauschende Weise.

Montigny wollte Aßperg um den Hals fallen und umarmte statt dessen die Baronin. Stephanie rief ihn zur Ordnung und erhielt ein Dutzend Küsse dafür.

„Horcht!" sagte plötzlich der Baron, der sich dem Fenster genähert hatte. Vom Dorf her klang ein verworrenes Rufen, ein wüster Lärm.

„Man bringt einen Verunglückten," sagt Aßperg, den Kopf aus dem Fenster zurückziehend.

„Jesus! Der Kaplan!" schreit Fanny in Ahnung auf.

„Wie unangenehm!" spricht die Baronin ärgerlich, und Stephanie ist noch mehr empört, als erschrocken darüber, daß man ihr einen Todten in's Haus bringt. Montigny sitzt stumm. Er weiß es: sie bringen Ihn . . . .

Und jetzt schreitet's und tönt's die Treppe herauf. Die Flügelthüre wird weit geöffnet; Männer und Frauen drängen sich auf der Treppe, im Corridor. Sie machen scheu dem Priester Angelo und der Bahre Platz, die man langsam emporträgt.

Und die Bahre mit einer entstellten, triefenden Leiche wird in den glänzenden, parfümirten Saal, wird mitten unter die aufkreischende vornehme Gesellschaft gesetzt; Angelo aber tritt an den schlotternden Edgar heran und sagt ruhig, ehern, unwiderleglich mit der Stimme der Nemesis: „Edgar von Montigny, kennst Du diesen Todten?! Ich zeihe Dich des Mordes am Grafen Heinrich von Waldenburg!"

Die seltsame Geschichte war wochenlang das Gespräch der Residenz, Jahre lang der Stoff und das Grauen der Waldenburger. Montigny floh in der verhängnißvollen Nacht über die Grenze. Man hörte nie wieder von ihm; er ist verdorben, gestorben. Die Gräfin Stephanie warf der Schrecken auf das Krankenlager. Nach schwerem Leiden genas sie, blieb aber zeitlebens eine blasse, kränkelnde, der Welt entfremdete Frau. Sie that Vielen Gutes, aber Niemand sah sie fürder lächeln. Auf ihrem Wege lag ein Schatten.

Seines Stammes der Letzte.

Mit Abbildung.

Wer von Lorch, dem lieblichen Städtchen, welches einst von dem Segen des Weins und dem Freudenleben des Adels zu gar hohem Ruhm am Rheine getragen worden, seinen Stab in das Wisperthal setzt, der kommt in eine Landschaftenreihe voll Anmuth und reizender Schönheit. Manche Stunde führt der tief eingeschnittene Grund uns ostwärts dahin zwischen lebenvoller Natur und Trümmern der Vergangenheit, bis wir in das Sauerthal gelangen, aus dem der Tiefenbach rauscht. Wir wandern dieses kleine Wasser hinauf, der Grund wird immer enger und enger. Rechts und links sind die Halden mit dichtem Walde bedeckt. Endlich winkt uns, durch Eichen und Buchen schimmernd, eine Burgruine, aber es ist nicht die, welche wir suchen, sondern Waldeck nennt sie das Volk. Die Trümmer des Schlosses, denen wir zutrachten, sind uns als weit gewaltiger und imponirender geschildert. Nur noch wenige Schritte, und wir finden die Schilderung bestätigt; da ragt sie vor uns auf, die Burg, an welche der l e t z t e S i c k i n g e n — nicht sein Schwert, sondern seinen morschen Wanderstab lehnte, zum Zeichen, daß hier des Geschlechtes Laufbahn schloß.

Die Ruine vor uns ist die „Sauerburg". Sie liegt auf einem Hügel, welcher der Heiligenberg genannt wird. An den Fuß dieses Hügels schmiegt sich das Dörfchen Sauerthal, das wahrscheinlich seinen Namen von einem Sauerbrunnen erhält, deren verschiedene in diesem Grunde entspringen; von hier erreicht man auf steilem Pfade in einer Viertelstunde das alte Schloß, welches mit seinen Thürmen und Mauerresten die Breite des Gipfels einnimmt und das ganze Thal beherrscht. Der 120 Fuß hohe Hauptthurm, die vielfältigen Gelasse, die Casematten im Berge, die tiefen Gräben, über welche Zugbrücken führten, die mächtigen Höfe deuten auf eine umfangreiche und gewaltige Ansiedlung des kriegerischen Mittelalters. Als Erbauer wurden die von Bolanden im 13. Jahrhundert genannt; nach mancherlei Besitzerwechsel kam sie erst im Jahre 1692 an die Sickingen. Die Burg war indeß schon 1689 im Orleans'schen Successionskriege durch die Franzosen verbrannt und geschleift worden, die Güter, welche, beiläufig gesagt, 150 Morgen Ackerland und 30 Morgen Wiesen umfaßten, verblieben aber der genannten Familie.

Welche Erinnerungen knüpfen sich an den Namen Sickingen! Das streitbare Zeitalter der Humanisten und Reformatoren taucht vor unsern Blicken auf. Wir denken an die Ritter von der Feder und dem Schwerte, die sich in jenen Tagen einen unvergänglichen Ruhm erworben haben. Franz von Sickingen erscheint uns auf der Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit", in seinen Beziehungen zu den Gelehrten, die sich aus der dogmatischen Anschauung des Mittelalters lösten, und in seinen Beziehungen zu den Reformatoren, welche den Kampf gegen Rom begannen. Sein Freund ist Ulrich von Hutten, der den Wahlspruch hatte: „Ich hab's gewagt" und „Jacta est alea". Indeß wir wollen hier keine Geschichte erzählen, zumal da die Thaten dieser Zeit hinlänglich bekannt sind. Auch sind es nicht die Schatten jener Männer, die uns in den Wäldern und Schluchten des Thales begegnen; denn damals war ja die Burg noch nicht im Besitz der Sickingen. Aber es begegnet uns hier die Gestalt des letzten Sickingen, welcher, unähnlich seinem großen Ahnherrn Franz, der zu Landsstuhl in Kampf und Streit einen ruhmreichen Tod fand, in Armuth und Vergessenheit unterging.

Dieser Letzte der Nachkommen des großen Franz wurde am 1. Juli 1760 geboren und war der Erbe stattlicher Güter in Schwaben, Böhmen und am Rheine. Und dieses reiche Besitzthum entschwand, wie durch Verzauberung, ihm aus der Hand und aus den Augen. Die Quelle des Unheils lag in der Bewirthschaftung der böhmischen Liegenschaften; sie hatte ihn bereits in große Verlegenheiten gestürzt, als sich dazu noch das deutsche Kriegsunglück gesellte: das linke Rheinufer ging an die Franzosen und damit für Sickingen Landsstuhl, Köngernheim, Schalodenbach und Schnackenhausen auf einen Schlag verloren. Dieser Verlust zog den eben so schweren nach, daß nun die Besitzthümer in Böhmen veräußert werden mußten. Im Jahre 1818 wurde auch Sickingen verkauft. Der einst so reiche Standesherr war schier zum Bettler geworden. Nur die Liegenschaften um die öden Trümmer der Sauerburg nannte er noch sein eigen.

In früheren Jahren ging über den letzten Sickingen die schauerliche Sage, daß er seinen Vater, den die Welt für todt hielt, in den unterirdischen Verließen der Sauerburg oder im Keller des Pfarrhauses eingekerkert gehalten habe. Der Kurfürst von Mainz soll von diesem Frevel Kunde bekommen und bewaffnete Mannschaft ausgeschickt haben, um den unglücklichen Vater zu befreien. Allein der unnatürliche Sohn erhielt Nachricht von den anrückenden Soldaten und brachte den Gefangenen in die Keller der Burg Dalberg bei Kreuznach, wo der Greis von dem Freiherrn von Dalberg entdeckt, an's Licht gezogen und dem Leben zurückgegeben wurde. Und nun hieß es weiter, Friedrich Schiller habe aus diesen Begebenheiten die Composition der Räuber geschöpft. Seine Quelle sollen die Mittheilungen Dalberg's gewesen sein. Dieser grausamen Geschichte und dem Zusammenhang derselben mit der wildesten Dichtung unseres Schiller widerspricht jedoch nicht nur der Umstand, daß Dalberg den Dichter erst n a c h der Vollendung der Räuber kennen lernte, sondern auch der Charakter des Grafen Franz von Sickingen selbst. Er war, nach allen Berichten, ein gutmüthiger und lebenslustiger Mann, dem unmöglich ein so schweres Verbrechen auf dem Herzen lasten konnte. Alte Leute der Gegend erinnern sich noch der kräftigen Gestalt, die gern das Gebirg durchstreifte und auch zuweilen in den Orten am Rheine erschien. Im rheinischen Antiquarius erzählt Stramberg, daß ihm ein Freund schrieb: „Der letzte Sickingen hatte Rechts- und Cameralwissenschaften studirt, wollte aber nie ein Amt annehmen. Kaiser Franz von Oesterreich soll ihm eine hohe Hofstelle angeboten, er jedoch erwidert haben: ‚Der Sickingen dient nicht, sondern läßt sich bedienen'." Die Volksstimme beurtheilt ihn hin und wieder als ein Ideal von Uneigennützigkeit und Freigebigkeit, der Geld und Geldeswerth für Nichts erachtete und sein Hab und Gut mit vollen Händen an die Armuth verschleuderte. In seinen letzten Jahren sah er so abgerissen und heruntergekommen aus, daß man ihn nicht gern in einer Gaststube empfing. Auch wurde er damals meistens von einem verkommenen Maurer begleitet, der ihm auf allerlei Weise Geld zu verschaffen suchte und den man deshalb scherzweise den Sickingen'schen Rentmeister nannte. Bevor der Graf sich gänzlich in der Gegend niederließ, soll er fast immer auf Reisen gelebt haben und, wie Stramberg sich sagen läßt, „ein sehr vernünftiger und bescheidener Mann gewesen sein, ungemein angenehm in der Unterhaltung." Am Ende seiner Tage beschränkte sich seine ganze Einnahme auf eine Leibrente von 700 Gulden, welche ihm die nassauische Domainenverwaltung auszuzahlen hatte.

Graf Franz von Sickingen war unvermählt. Als er sich alt und krank aus dem Leben zurückzog, schlug er seine Wohnung in dem Sauerhofe auf, der etwa eine Viertelstunde von der Sauerburg liegt und das letzte Besitzthum des alten Mannes war. Der Hofmann auf diesem kleinen Gute hieß Böttner und war kein Rheinländer. Der Graf hatte ihn einst mit sich in die Gegend gebracht und ihm die Liegenschaften zu so niedrigem Pacht übergeben, daß er selber durchaus keinen Nutzen davon hatte. Der Gutsherr und der Pächter sollen sich sehr ähnlich gewesen sein, weßhalb der Letztere im Lande als der natürliche Sohn des Grafen galt.

Ueber die Bewohner des Sauerhofs machte unserm Stramberg sein oben erwähnter Freund folgende interessante Schilderung, aus welcher geschlossen werden könnte, daß allerdings das Blut der Sickingen dieser Linie noch nicht als ausgestorben zu betrachten

wäre.* „Den Böttner," sagte jener Freund, „habe ich selbst gekannt und muß ich gestehen, daß mir nie ein Mann vorgekommen mit einem, der Bauerntracht unbeschadet, gleich imponirenden Aeußern. Ich war häufig dort auf der Jagd, und nach der Jagd wurde gewöhnlich auf dem Sauerburgerhofe gegessen. Als ich den Böttner zum ersten Mal sah, erging es mir wie Kaiser Carl IV. mit Kuno von Falkenstein; ich sagte zu meinem Nachbar: ‚Den (Böttner) würden Helm und Harnisch besser kleiden, als der Kittel'. Damals vernahm ich, daß er ein Sohn des Sickingen sei. Wahrhaft Respect gebietend war sein Benehmen und das seiner vier Töchter, alle vier von ausgezeichneter Schönheit. Unaussprechlich war der Eindruck, welchen dieser vier Jungfrauen würdige Haltung auf das wilde Heer der Jäger (circa 40 Stück aus allen Ländern zusammengetrommelt) übte; die unternehmendsten Gesellen hielten sich in den gemessenen Schranken des Anstandes und der Courtoisie. Den Burgfräulein fehlte lediglich die standesmäßige Kleidung."

In diesem Kreise verlebte Graf Franz seine letzten Tage. Ohne Familie starb er doch in der Familie. Wer weiß, ob ihn die illegitimen Nachkommen nicht ebenso treu gepflegt haben, wie es von legitimen geschehen wäre. Im Angesichte der Ruinen der letzten Burg ging die letzte Ruine dieses edeln Namens nach den Einen mit 76, nach den Andern mit 81 Jahren zu Grunde. Sein Ende fällt in das Jahr 1836. Die Leiche wurde auf einem mit zwei Ochsen bespannten Karren nach dem Dorfe Sauerthal gebracht und auf dem dortigen Friedhofe eingesenkt. Ein Unbekannter, in dem man den Archivar Habel von Wiesbaden vermuthet, ließ ihm bei nächtlicher Weile ein hohes schönes Kreuz aus rothem Sandstein setzen, auf dem mit goldenen Lettern folgende Inschrift prangt:

Franz von Sickingen, Reichsgraf,
seines Stammes der Letzte.
Von einem Freunde vaterländischer Geschichte.

Auf der anderen Seite heißt es:

Er starb im Elend.

So endet die Geschichte dieses Stammes der Sickingen, und so macht uns die Sauerburg mit ihren kolossalen Trümmern den Eindruck eines gewaltigen Grabes, in welchem ein großes Stück untergegangenen deutschen Lebens ruht. Es hatte seine Zeit, dieses Leben der Ritter auf den Höhen; gönnen wir ihm den Frieden des Todes, dem es zum Glück neuer Geschlechter verfiel, und wünschen wir dem Feudaladel, der sich in unseren Tagen krampfhaft anklammert an die übertünchten Ruinen verfaulter Vorrechte und Ansprüche, daß ihm in dieselbe Ruhe recht bald einzugehen vergönnt sei! —

Wolfgang Müller von Königswinter.

* Wir sagen „dieser Linie", weil Graf Franz nicht der letzte Sickingen überhaupt ist; in Oesterreich blüht noch ein anderer Zweig dieses Namens.

Bilder von der deutschen Landstraße.

1. Der Fuhrmann von dazumal.

(Schluß.)

Die Pritsche der Wirthin. — Die Etiquette der Fuhrleute unter einander. — Die bedeutsamen Nullen der Wirthsrechnung. — Die Salzkärrner und die Kärrner aus Montjoie bei Aachen, die letzten ihrer Art. — Die Popendieker „Langspänner" oder „Kuttenklepper". — Der Hudelwagen. — Der große Frachtwagen. — Blautuch und Priesterrock. — Die Nürnberger „Reien". — Der blaue Brabanter Fuhrmannskittel. — Der Fuhrmannsgaübot. — Die verschiedenen Fuhrmannsgruppen: Die Bergischen und Meuntschauer — Die Westphälinger — Die Pfälzer — Die Schwaben und Franken — Die Baiern — Die Eschweger und Fuldaer — Die Mündener und Popendieker — Die Harzer — Die Leister — Die „Oesterreicher" — Die Langensalzer — Die Krahwinkler und Tambacher — Die Benshäuser und Suhlaer — Die Gräfenthaler — Die Grüneberger und Breslauer — Die Eilfuhren. — Das Deichselbrod. — Die Nachtfitren und die „Kotze". — Die Zeche und ihre Hieroglyphen. — Der Lochgroschen. — Das Krippengeld der Knechte. — Fuhrmannsgrobheit und Fuhrmannsstolz. — Das Fuhrmannslied.

Noch aber war die Ceremonie des Ritterschlags nicht vollendet, noch wurde keine Flasche entkorkt, vielmehr öffnete der Wirth neben der Stubenthür einen Schrank und nahm aus demselben ein großes Buch, welches nur bei solcher Feierlichkeit gesehen ward, sonst aber immer unter gutem Verschluß blieb. Hierauf stellte sich der Wirth, das große Buch auf der Tafel aufschlagend, dem jungen Fuhrmann gegenüber und befahl ihm, aufzustehen, unverwandten Blickes auf ihn — den Wirth — aufzumerken auf das, was ihm jetzt zum ersten Male in seinem Leben von alten Weisthümern, Ordnungen und Gebräuchen des Fuhrmannswesens vorgelesen werden solle. Unter lautloser Stille aller Anwesenden, welche ihre Gesichter in ernste Falten legten, begann der Wirth hierauf also: „Beim Anfahren an einem Wirthshause soll der Fuhrmann nur einmal klatschen!" — Das letzte Wort dieses Gebotes wurde aber trotz der kräftigen Stimme des Wirthes nicht gehört, denn in demselben Augenblicke schwang die Wirthin eine mächtig lange Pritsche, welche inzwischen heimlich aus dem erwähnten Schranke, ihrer gewöhnlichen stillen Behausung, die sie mit der hölzernen Zange theilte, herbeigeholt worden war, und schlug unter herzerschütterndem Lachen der Gäste unsern jungen Kärrner oder Fuhrmann so unbarmherzig auf seine hinteren Fleischtheile, daß dieser ganz erschrocken sich umwandte, ein klägliches Ach und Weh ausstieß und mit den Händen nach der schmerzenden Stelle griff, um auch diese die Bekanntschaft der Pritsche machen zu lassen. Hatte sich inzwischen der Tumult wieder etwas gelegt, so bedeutete der Wirth den jungen Fuhrmann, daß diese kleine Erschütterung zur Kräftigung des Gedächtnisses nöthig sei und daß man ein altes Herkommen nicht abändern dürfe. Unter der Versicherung, daß er von nun an nichts mehr zu befürchten habe, wurde der zweite Punkt unter allgemeiner Stille verlesen, dem natürlich wie allen folgenden beim letzten Worte zur Bekräftigung wieder eine Pritschenfanfare unter homerischem Gelächter der Fuhrleute nachfolgte. Dieses Siegel- oder vielmehr Pritschenamt ging, wenn die Wirthin nicht zur Stelle war, auf den Hausknecht über, der — im Vertrauen gesagt — meist vorher durch ein klingendes Stück Geld „gestimmt" wurde, so daß er bei Ausübung seines Amtes oft einen humaneren „Zug" an den Tag legte, als die dicke Fuhrmannswirthin. —

Von den übrigen „Punkten" wollen wir noch einige charakteristische herausheben. Der Fuhrmann soll, sobald er die Pferde in den Stall führt, in der Krippe nachsehen und diese eventuell reinigen; — wenn er in die Stube kommt, hat er sich sauber zu waschen. Er darf als ein jüngerer sich nicht zuerst an den Tisch setzen, auch soll er aus der Schüssel nur dasjenige Stück Fleisch &c. herausnehmen, welches seinem Sitze zunächst liegt. Der jüngere Fuhrmann darf vor dem älteren weder in die Schüssel fahren, noch ein Glas ergreifen. Jeder Fuhrmann hat vor dem Essen still sein Gebet zu verrichten. Wenn die Pferde auf der Straße nicht mehr ziehen wollen, so sind sie zu dreien Malen anzuregen; kommt das Geschirr trotzdem nicht in Zug, so hat der Fuhrmann nach Hülfe zu gehen und die Pferde nicht wie ein Schinderknecht zu behandeln. Wenn Fuhrleute auf der Straße einander begegnen oder im Wirthshause zusammentreffen, so sollen sie gegen einander freundlich sein und einander die Hände reichen. Die Alten sind mit „Ihr", die Jüngeren aber mit „Du" anzureden. Wenn der Fuhrmann an einen Hohlweg kommt, so hat er zwei bis drei Mal zu klatschen; hört er hierauf aus der Hohle nicht wieder klatschen, so hat er zwei bis drei Mal in dieselbe hineinzurufen; „denn sonst hat er kein Recht!" &c. Ordnung und feste Sitte sind in diesen Satzungen gewiß nicht zu verkennen.

Schon nach der ersten Pritschenentfaltung wurden die Gläser gefüllt. Auch Punsch und Pfefferkuchen durften bei einer solchen Veranlassung nicht fehlen. War die Ceremonie zu Ende, so stimmte ein junger Fuhrmannsbursche ein allgemein bekanntes Fuhrmannslied an, und unter gemüthlichem Geplauder verstrich der Abend. Zuweilen wurde auch noch ein Hackebret herbeigeschafft, welches die Stelle unserer heutigen Orchester vertrat.

Die Kosten eines solchen Abends anlangend, so ist zu berichten, daß der Wirth keine specificirte Rechnung aufstellte, daß aber auch eine solche nicht verlangt wurde. Jedem Fuhrmann, der an selbigem Abende anwesend war, schrieb der Wirth beim Abfahren, wenn die Zeche (gemacht wurde, eine oder mehrere Nullen mehr

an, aber — wohlverstanden! — nicht hinten, sondern vorn. Haben denn oder vielmehr hatten denn die Nullen, vorn hingeschrieben, auch Bedeutung? fragt staunend der Leser — Das wird uns weiter unten klar werden; vorläufig aber wollen wir diese Frage zum Schrecken aller Arithmetiker mit einem entschiedenen „Ja" beantworten.

Als man im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts endlich anfing, den Wegen auf den großen Handelsstraßen hie und da einige Aufmerksamkeit zu schenken, konnte der Kärrner natürlich sich stärker befrachten. Wie sich aber die Physiognomie der Landstraßen änderte, so war naturgemäß auch das auf denselben sich bewegende Fuhrmannswesen einer Wandlung unterworfen: der Karren ging jetzt in den sogenannten Stiefelknecht, d. h. in einen vierrädrigen, mit einer Barre versehenen Wagen über, vor welchem die Pferde ebenfalls einzeln in langer Reihe im Zuge gingen. Das sogenannte „ordinäre", d. h. regelmäßige Botenfuhrwerk behielt indessen noch längere Zeit die Karren bei, und die Salzkärrner hat erst der Zollverein verdrängt. In unserer Zeit sieht man noch einzelne Karren, welche aus Frankreich, Belgien und dem Bergischen kommen. Namentlich giebt es jetzt noch viele Kärrner in Montjoie bei Aachen, welche zum Theil auch gegenwärtig noch nach Leipzig und Breslau fahren.

Aus der Periode der Stiefelknechte verdienen die Popendieker besonderer Erwähnung. Das Fuhrmannsdorf Popendiek liegt zwischen Lüneburg und Celle. Die Fuhrleute dieses Ortes hießen schlechthin „Langspänner" oder auch „Kuttenklepper". Den ersten Namen führten sie davon, daß sie blos eigene Pferde (sogenannte Hauspferde) in langer Reihe im Zuge hatten, so daß sie niemals einer Vorspanne bedurften; der zweite Name aber galt mehr als Spottname, weil die Popendieker die einzigen Fuhrleute in Deutschland waren, welche ihren eigenen Hafer fütterten und sogar ihren eigenen Proviant bei sich führten. Man erzählt, daß die Popendieker in alter Zeit deshalb bei den Wirthen und den übrigen Fuhrleuten nicht in vollem Ansehen gestanden hätten.

Ehe wir zum eigentlichen großen Frachtfuhrwesen übergehen, wie es die Chausseen und in Folge davon verschiedene Regierungsverordnungen hervorriefen, sei hier nur noch der sogenannten Hudel- oder Baumwagen gedacht, die vierrädrig und mit einer Deichsel versehen waren, aber keine Leitern führten. Diese Wagen bildeten den Uebergang zum späteren großen Frachtwagen, der seit der Mitte der zwanziger Jahre immer mehr in Aufnahme kam. —

Der große Frachtfuhrwagen nimmt im Fuhrmannswesen dieselbe Stelle ein, wie das Dampfschiff im Seewesen. Ein großer Frachtfuhrwagen wog gegen sechszig Centner und hatte sechs Zoll breite Räder; eine zweite Classe von Wagen, welche bestehenden Verordnungen gemäß im Interesse der Chausseen nur 100 Centner Fracht aufnehmen durften, mußte vier Zoll breite Räder führen. Die preußische und die bairische Regierung haben die ersten dahin einschlagenden Verordnungen erlassen. Außer dem großen schweren Hemmschuhe dienten zwei Schleifzeuge als Hemmungsapparate. Im „Schiff", welches unter dem Wagen hing, lag der aus starkem Eisenblech verfertigte und mit zwei bis drei guten Schlössern versehene Kober, in welchem der Fuhrherr Geld und Papiere verwahrte und welcher Abends dem Wirthe zum Aufheben übergeben wurde. Die Sonneberger Kober waren wegen ihrer guten Schlösser am meisten gesucht. — Ueber hohe, starke Reifen spannte sich das große, weiße Plantuch, in welchem Namen und Jahreszahl, häufig auch ein auf das Fuhrmannswesen sich beziehendes Bild eingenäht war. In Fuhrmannsgegenden nahmen die Schneider-Innungen die Anfertigung eines guten Plantuches unter die Meisterstücke auf, so daß Plantuch und Priesterrock hier in unmittelbare Nachbarschaft kamen. — Auch die „Alfelder" verwandelte sich jetzt in die lange stolze Fuhrmannspeitsche; das Nürnberger Geschirr mit seinen vielen messingenen Ringen und Scheiben, sogenannten Rosen, kam jetzt in Flor. Ein Dachsfell prangte auf dem Handgaul, ein rothes, wollenes Tuch auf dem Sattelgaul. — Selbstverständlich wurde auch die Tracht des Fuhrmanns jetzt eine andere. An die Stelle des ehemaligen weißen Kittels trat jetzt der fein gesteppte kurze blaue Brabanter Kittel; den Kopf bedeckte ein niedriger runder Hut mit silberner oder goldener Troddel; den Hals umgab ein buntes rothes Halstuch; anstatt der Schuhe kamen die langen Fuhrmannsstiefeln, welche über die Kniee reichten, während lange gelbe Gamaschen, unter den Knieen mit rothen Bändern verziert, im Winter die Beine hoch hinauf umschlossen.

Auf der Straße selbst bildete sich nach und nach eine förmliche Fahrordnung aus, an deren Beobachtung oft bei hoher Strafe der Fuhrmann gewiesen war. In Preußen z. B. durfte der Wagen einschließlich der Ausladungen nach beiden Seiten hin bei zehn Thalern Strafe nur neun Fuß breit sein; in einem und demselben Geleis hinter einander zu fahren, war verboten; die Griffe der Hufeisen sollten nur drei Achtel Zoll stark sein ꝛc. Da die Chausseen in ebenen Gegenden große Lasten aufzuladen gestatteten, so sah man nur noch in Gebirgsgegenden auf steil in die Höhe führenden Straßen lange Reihen von Ochsengespannen als sogenannte Vorreiter vor dem Frachtwagen im Zuge. Wer Gelegenheit gehabt hat, im Thüringer Walde einen schwer beladenen Frachtwagen, vielleicht aus dem Zoptegrunde am Wespensteine vorüber nach Reichmannsdorf bei Saalfeld, die steile Höhe hinauf arbeiten zu sehen, der wird solch malerischen und zugleich imponirenden Anblick nie vergessen, sich aber auch erinnern, daß zu einer derartigen Expedition vier bis sechs Paar Pferde und achtzehn Paar Ochsen nothwendig sind.

Wo nur immer eine Chaussee gebaut wurde, da erhoben sich schnell viele stattliche Fuhrmannsgasthäuser mit großen Höfen und geräumigen Stallungen. Die Straßen selbst waren vom Frachtfuhrwerk äußerst belebt; auf den Hauptstraßen kamen im Verlauf einer einzigen Stunde oft mehr als zwanzig Wagen vorüber, so daß die Chausseegeldeinnehmer immer in Thätigkeit waren. Abends „im Quartier" konnte man gar oft mit Recht sagen:

„Wer kennt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?"

Da saßen die „Bergschen", von denen die Elberfelder (Ostermann, Taschenmacher, Rosenthal, Lening, Becker, Backhaus ꝛc.) je zehn bis zwanzig Wagen auf der Straße hatten. Auch Solingen (Flucht ꝛc.) und Remscheid (die Flesche ꝛc.) waren mit einer entsprechenden Anzahl Wagen vertreten. Die Muntschauer, wie sie vulgo hießen (aus Montjoie), hielten sich mehr an ihre Nachbarn aus Lennep (Klüte, Schulte ꝛc.), während die vielen Gütersloher, die aus Hahn bei Schwelm, die aus dem Fuhrmannsdorf „Unter der Haube" und die Iserlohner die westphälische Gruppe bildeten. Die Pfälzer in ihren kurzen blauen Kitteln und langen Hosen erkannte man schon von Weitem an den niedrigen Rädern der Wagen und den niedrigen Kummeten der Pferde. Auf die letzteren legten sie bei schlechtem Wetter blauleinene, mit rothem Besatz versehene Decken, die als Vorboten der späteren sogenannten Pferdedecken anzusehen sind, welche letzteren der Fuhrmann jedoch nie in Gebrauch gehabt hat. Das badische und schwäbische Fuhrwerk sah man höchstens in Frankfurt a. M.; weiter ging es nicht. In Baiern gab es außer einem großen Fuhrmannsdorfe im Fichtelgebirge — Weidengeses bei Baireuth — nur wenige Fuhrleute in Tennelohe (Klein ꝛc.), in Erlangen (Böhm ꝛc.) und in Bayersdorf bei Erlangen (Gebr. Resch ꝛc.).

Unter dem Namen „Eschweger" und „Fuldaer" waren die Hessen und unter dem letzteren namentlich die vielen Fuhrleute aus Weidenhausen bekannt, während die hannöverschen Fuhrwerke meist als Mündener oder Popendieker (Gauß, Stude ꝛc.) bezeichnet wurden. Die Brökelschen, in der Nähe von Celle, fuhren meist zwischen Leipzig und Frankfurt a. M. Die Seesener entlehnten ihren Namen von dem braunschweigischen Flecken Seesen; als großes Fuhrmannsdorf war hier namentlich Münchhofen (Gebr. Röppel ꝛc.) bekannt. Unter den Harzern nahmen die aus der Umgegend von Goslar (die Giesse ꝛc.) und Werningerode (Becker, Pollmann ꝛc.) den ersten Platz ein. Aus Leist, einem Dorfe bei Bremen, fuhren mehrere Hunderte von Fuhrleuten nach allen Richtungen aus (Fink, Schulz, Tapenleder ꝛc.), ebenso aus Bernsdorf im sächsischen Voigtlande. Unter den „Oestreichern" verstand man die meist zwischen Magdeburg und Gera fahrenden Eisenberger. Sie sollen diesen Namen erhalten haben wegen ihrer großen Gewandtheit im Handeln (Präßler, die Krafte, Sühler ꝛc.). Auch Langensalza stellte sein Contingent ebenso wie das benachbarte Gräfentonna (Walther, Helbig, Kaiser, Schottmann, Schein, Held, Höhl, Dänert, Lämmerhirt, Kruspe ꝛc.), während Mühlhausen (die Walche ꝛc.) und Stadt-Ilm (Röser) nur durch wenige, aber weitberühmte Geschirre vertreten waren. Auch das Eisenacher (Krause, Dänert, Bruder ꝛc.), das Erfurter (Clär, Gebr. Müller, Helbig ꝛc.) und das Ober-Weimarische Fuhrwerk (Reichardt) kam weit herum.

Sehr bekannt war auch das Tambacher und Schwarzhäuser (Michel ꝛc.) Fuhrwerk im Gothaischen, ebenso die Emlebener,

die Krahwinkler und die Ohrdrufer (Gebr. Emmelingen ꝛc.). Seit alter Zeit waren Benshausen und Hinternah bei Schleusingen als Fuhrmannsorte bekannt, sowie auch die Suhlaer Wagen (Schlegemichel, die Sieberte, Günzel, Schuh ꝛc.) auf allen Straßen anzutreffen waren. Im südöstlichen Theile des Thüringer Waldes, in der Nähe von Gräfenthal, lagen acht Fuhrmannsdörfer, welche gegen 400 Pferde in den verschiedensten Gegenden Deutschlands und in den angrenzenden Ländern im Dienste des Frachtfuhrwesens unterwegs hatten. Da sie auf allen Straßen Deutschlands zu finden waren, so ging von ihnen das Wort:

„Gräfenthal und loses Geld
Find't man in der ganzen Welt.“

Sie waren nämlich bekannt unter dem Namen „Gräfenthaler Fuhrleute“ (die Müller, Paschold, Dietz, Gottschalk, Büttner, Büchner, Apel, Haushalter, Neubert, Bock ꝛc.).* — Von anderen Fuhrmannsorten an der südöstlichen Seite des Thüringer Waldes sind Amtgehren, Langenwiesen (Haase ꝛc.), Meißelbach, Kursdorf, in gewisser Weise selbst Schwarza (Neubert ꝛc.) zu nennen. In Pommern gab es viele Fuhrleute bei Stolpe. In Grüneberg (Grundmann, Schein ꝛc.) und in Breslau (Schei, Bonewitz ꝛc.) wurde ebenfalls großes Fuhrwerk angetroffen. — Die Böhmen (Zieschek, Lehmann, Rosenkranz, Kilian ꝛc.) führten auf der Straße hinter dem großen Frachtfuhrwagen ein kleines Wägelchen zu ihrer Bequemlichkeit. —

Das erste Eilfuhrwerk in Deutschland betrieb der Roßwirth Leupold aus Schlüchtern bei Offenbach. Seine Wagen gingen regelmäßig zwischen Offenbach und Naumburg, wo Bühler ein Eilfuhrwerk nach Berlin unterhielt, während Trebitz aus Eisenberg im Altenburgischen ein regelmäßiges Eilfuhrwerk zwischen Berlin und Königsberg leitete. Brabant aus Grobstedt hat noch zur Zeit der Eisenbahnen ein Eilfuhrwerk mit vier Wagen zwischen Berlin und Leipzig betrieben. Zwischen Nürnberg und Leipzig bestand das seiner Zeit berühmte Bauer'sche Eilfuhrwerk, welches ebenfalls Tag und Nacht ununterbrochen unter dreimaligem Pferdewechsel im Gang war und die Tour von 36 Meilen in drei Tagen zurücklegte. Auch von Offenbach ging ein Eilfuhrwerk nach Leipzig, welches von Lorei, Enters und Hohmann aus Fulda unterhalten wurde, während Mühlhäuser aus einem Dorfe bei Stuttgart zwischen Stuttgart und Leipzig ein Eilfuhrwerk betrieb. —

Während das Fuhrmannswesen draußen auf der Straße der älteren Zeit gegenüber eine förmliche Umwandlung erfahren hatte, blieb doch das Wirthshausleben des Fuhrmannes immer noch das alte. Sobald die Pferde am Nachmittage oder Abende in den Stall gebracht, getränkt und mit dem ersten Futter versehen waren, die Fuhrleute auch altem Brauche gemäß sich „fein säuberlich gewaschen“, setzte man sich an den Tisch, um das Deichselbrod einzunehmen. Es bestand dasselbe unter gewissenhafter Beobachtung der Reihenfolge seit alter Zeit aus Schnaps, Bier, Butter, Käse und Brod, sowie Kaffee mit Semmeln. Später ging es an die eigentliche Abendmahlzeit, die aus Suppe und verschiedenen Braten, je nach der Jahreszeit auch aus Wildpret und Fisch zusammengesetzt ward. Beim Abfahren am andern Morgen bekam jeder Fuhrmann ein tüchtiges Frühstück mit, welches eine gute Portion Fleisch enthielt, um sich damit den Tag über zu beköstigen.

Das Füttern der Pferde besorgte der Fuhrmann stets selber. Vor neun Uhr Abends wurde nicht leicht abgefüttert. In der Nacht verwandelte sich die große Wirthsstube in eine große Streu, auf welcher ausgestreckt der Fuhrmann sich in seine „Kotze“, eine starke wollene Wiener Decke, wickelte. Am Morgen mußte der Hausknecht um zwei Uhr wecken, damit gegen vier Uhr eingespannt werden konnte. War der Kaffee genossen, so nahm der Wirth die Kreide in die Hand, um nach alter Weise die Zeche auf den Tisch zu schreiben. Auch hier wurde die alte Reihenfolge der einzelnen Posten streng eingehalten, so daß zuerst der Hafer, dann das Heu, dann die Vorreiter, hierauf die Mundportion und schließlich das Wachgeld in Anrechnung gebracht wurde. Für die Mundportion des Mannes, d. h. für Alles, was er vom Deichselbrode an bis zum Morgenkaffee, das mitgegebene Frühstück mit eingerechnet, aß und trank, wurden 6 gGr. gerechnet. Der Gewinn des Wirthes war im obersten Posten, also bei der Berechnung des Hafers zu suchen. Es wurde nämlich der kleine Hümben oder das kleine Haferachtel verabreicht, das große Achtel aber in Anrechnung gebracht. Das Wachgeld betrug für den Wagen zwei gGr. Als Trinkgeld für die Magd, welche die Stiefeln zu reinigen hatte, gab der Fuhrmann einen Groschen, welcher in einen vom Wirthe mit der Kreide gezeichneten Ring zu legen war und deshalb der Lochgroschen genannt wurde.

Als Ziffern bei der Berechnung dienten folgende Zeichen: 0, X, V und |. Jede Null bedeutete einen Thaler, X war gleich 10 Gr., V gleich 5 Gr., während der einfache | einen Groschen bedeutete, so daß z. B., den Thaler zu 36 damaligen hannöverschen Groschen angenommen — folgende Reihe

0 0 V | | X | V | | X 0 | | | |

die Summe von 4 Thlr. 3 Gr. ausmachte. Hieraus ersehen wir, daß die Null, wenn auch vorn hingeschrieben, dennoch gleich einem Thaler war. — In Ladestädten, wo der Fuhrmann oft mehrere Tage, manchmal bei besonderen Krisen auch wohl mehrere Wochen „aufliegen“ mußte, kamen die Knechte am Tage gar nicht in die Stube. Sie erhielten zwei gute Groschen sogenanntes Krippengeld, womit sie sich am Tage selbst beköstigten. —

Es läßt sich nicht verkennen, daß im Laufe der Zeit das Fuhrmannswesen in den Fuhrleuten einen scharf ausgeprägten Stand herausgebildet hatte, der seine Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten eifersüchtig festhielt, was bei der durch die Art seines Berufes gebotenen Nothwendigkeit, immer nur mit Collegen zu verkehren, auch nicht schwer halten konnte. Waren doch die Fuhrleute in recht eigentlichem Sinne des Wortes „fahrendes Volk“; darum haben sie sich auch, wie einst Studenten und Handwerksburschen, wo sie sich auch treffen mochten, mit „Du“ angeredet und als zu einer und derselben großen Familie gehörend einander betrachtet, ja in Nothfällen willig gegenseitig Unterstützung gewährt. Es kann uns deshalb nicht Wunder nehmen, wenn sich nach und nach auch gewisse Schattenseiten beim Fuhrmannswesen entwickelten. Hierher gehört die fast zum Sprüchwort gewordene Fuhrmannsgrobheit sowie der Fuhrmannsstolz.

Daß der Fuhrmann in früherer Zeit das Fluchen leicht lernen konnte, haben wir weiter oben schon angedeutet. Auch die Zeit der Chausseen bot für den Fuhrmann noch gar viele Hindernisse und Schwierigkeiten, wie z. B. niedrige Stadtthore, bei welchen abgeladen werden mußte, oder welche der Fuhrmann — wie in Rodach bei Coburg — auf seine Kosten auszugraben und dann wieder pflastern zu lassen hatte; auch an anderen Quälereien, wie beim Plombiren und auf den Steuerämtern, und an naseweiser Behandlung von Seiten junger Commis, denen noch der erste Flaum um das Kinn spielte, hat es nicht gefehlt. Alle Unbilden des Tages jedoch glich das zuvorkommende Benehmen des Wirthes und der Wirthin am Abende aus. Auf der anderen Seite läßt sich nicht verkennen, daß ein Fuhrherr, der gleichzeitig eine Reihe Wagen auf der Straße gehen hatte, in seinem Geschäfte auch ein hübsches Capital repräsentirte; dazu kam, daß der Fuhrherr mit seinem Vermögen für die rechtzeitige und in guter Beschaffenheit geschehene Ueberlieferung der Güter einstehen mußte, — ein Umstand, der das Selbstbewußtsein desselben natürlich erhöhte. Doch verstand es der Fuhrmann auch, in Zeiten und an Orten, wo große Concurrenz um die Frachtgüter statt hatte, in bescheidener Weise den Kaufherrn um Fracht zu bitten, wobei übrigens schon in alter Zeit „Spendage“ geübt wurde, wie dieselbe später auch bei den Eisenbahnen sich nothwendig machte, wenn ein Botenfuhrwerk Fracht bekommen wollte. Schaffner und Ausläder aber haben auch in früherer Zeit schon in jeder Stadt die Quelle angeben können, wo das beste Bier und der beste Wein verschenkt wurden, und ließen dem Fuhrmann gegenüber das Sprüchwort auf sich anwenden: „Wer gut schmiert, fährt gut.“ — Eines aber scheint mir noch ganz besondere Beachtung zu verdienen: das große Vertrauen in die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit des Fuhrmannsstandes. Der Fuhrmann wurde erst beim Schreiben der Frachtbriefe nach seinem Namen und Heimathsorte gefragt. Nach seinen sonstigen Verhältnissen erkundigte man sich nicht. Ich meine, es läge ein schönes Stück deutscher Treue und deutscher Redlichkeit im ehemaligen Fuhrmannswesen vor uns.

Wo sich aber Arbeit mit Treue und Redlichkeit paart und frisches reges Wesen am Abend der Ruhe und fröhlicher cameradschaftlicher Geselligkeit weicht, da muß auch das Lied treue Pflege

* Zu den Gräfenthaler Fuhrleuten gehörte unter Anderen der in der Fuhrmannswelt von ganz Deutschland allgemein bekannte Fuhrmann Dietz, welcher, da er unverheirathet blieb, einmal sieben Jahre lang nicht in die Heimath zurückkehrte, sondern auf allen nur möglichen Straßen Deutschlands und der Nachbarländer sein Fuhrwerk trieb, bis die Eisenbahnen ihn wie so viele Andere nöthigten, sich in unfreiwillige Muße als Rentier zurückzuziehen. Seinen vielen Bekannten in allen Gegenden Deutschlands diene hiermit zur Nachricht, daß sich derselbe wohl befindet.

finden, ja es muß das Volkslied naturgemäß aus solchem Boden hervortreiben. Hätte man in unsern gelehrten Kreisen das Fuhrmannsleben auch nur einigermaßen gekannt, so würden unsere Literatur-Historiker nicht nur Bergmanns-, Schiffer-, Hirten- und Jägerlieder aus dem Volksmunde geschöpft, sondern auch dem Fuhrmannsliede nachgespürt und — ich darf es versichern — eine schöne Ernte gehalten haben. Die Fuhrleute haben viele Ballen Maculatur von Leipzig nach Stuttgart und von Stuttgart nach Leipzig geschleppt; — schon daraus hätten die gelehrten Herren Veranlassung nehmen sollen, die literarische und ästhetische Seite des Fuhrmannslebens nicht stiefmütterlich zu behandeln oder vielmehr vornehm gänzlich zu ignoriren. Als eine kleine Probe des Fuhrmannsliedes mögen die nachstehenden Verse dienen:

Ich stand auf hohem Berge,
Schaute hin und schaute her;
Und da kam ein lustiger Fuhrmann
Im Thale gefahren daher.

Seine Peitsche thnet schnalzen,*
Sein Wagen rauscht wie Papier.
Und ein Fuhrmann ist mir lieber,
Als von Andern drei und vier.

Ach Tochter, liebe Tochter,
Was hast Du in Deinem Sinn,
Daß Du Dein junges Leben
Dem Fuhrmann giebst dahin?

Abends gehen sie spät schlafen,
Sind des Morgens frühe auf;
Und dann haben sie der Plage
Den ganzen Tag vollauf.

Ach Mutter, liebe Mutter,
Ich bin ja dazu bereit;
Denn die Landkutscher und die Fuhrleut'
Sein brave, kreuzbrave Leut'.

Denn sie haben ein reines Herze,
Und dabei ein ruhigs Blut;
Darum bin ich ihm auf immer
Und auf ewig, auf ewig so gut!

Die einzeln gelegenen großen Fuhrmannsgasthöfe an den ehemaligen Haupt-Handelsstraßen haben sich in Einsiedeleien verwandelt und stehen verödet; gar mancher von ihnen ist nahe daran, zur Ruine zu werden, und auf den einst so belebten Straßen wächst jetzt Gras. Wohl hat sich manche Faust geballt, als die ersten Eisenbahnzüge vorüberbrausten, und unwillkürlich schwang sich unter Verwünschungen manche Peitsche, wenn das Dampfroß an Solchen pfeilschnell vorübereilte, welche, der neueren Zeit trotzend, noch einige Jahre mühsam neben dem Schienenwege mit schweren Verlusten in ihrem alten Fuhrmannsberufe beharrten.

Wie es aber den Schiffer auch im schon vorgerückten Alter immer von Neuem lockt, noch eine letzte Seereise zu unternehmen, so steigt auch in der Seele des ehemaligen Fuhrmannes gar oft der Wunsch auf, noch einmal die alten Straßen zu ziehen, die vielen alten Bekannten zu grüßen und auf kurze Zeit im Geiste das entschwundene Glück des ehemaligen großen Frachtfuhrwesens an sich vorüberziehen zu lassen. An warmen hellen Sommerabenden sitzen wir Jüngeren dann am Weiher des Dorfes und lauschen den Erzählungen der Alten vom entschwundenen Fuhrmannsglück, und in manches Greisen Auge erglänzt dabei im Mondenscheine eine stille Thräne. —

August Topf.

* In Süddeutschland gleich „klatschen".

Die Maikäfernoth des nächsten Monats.

Der schöne Monat Mai bringt uns nicht blos den lieblichen Schnee der Baumblüthe, er bringt auch, und oft in schreckenerregenden Heereszügen, einen andern Gast, dem wir zwar als Knaben unser Willkommen entgegengejauchzt, der aber im Allgemeinen ein recht schlimmer Gesell ist — den Maikäfer.

Manchmal noch früher, schon im April, findet man den summenden Braunrock vorzüglich auf Eichen, Buchen, Weiden, Roßkastanien, Nuß- und Obstbäumen, sowie auf Weinstöcken und zwar dann und wann in so großer Menge, daß sich die Zweige unter der Last beugen. Den Tag über hängt der Bursch wie leblos an den Blüthen und der Unterseite der Blätter, nur etwa bei sonnigem, trockenem Wetter einmal auffliegend. Erst der kühle Abend weckt ihn aus seiner Trägheit, und dann schwärmt er mit starkem Gesurr bis gegen Mitternacht umher. Seine Nahrung sind die Blüthen und Blätter der Bäume, und wenn auch wohl so manche Sünde der Raupen und Blattläuse auf seine Rechnung gesetzt wird, so ist der Schaden, den er selbst anrichtet, doch immer noch groß genug: Blätter und Früchte gehen durch ihn gänzlich zu Grunde, und die in vollem Safte stehenden Stämme beginnen zu kränkeln und erholen sich nur langsam wieder oder verdorren ganz. Das Männchen stirbt sehr bald nach der Begattung, das Weibchen aber gräbt sich etwa 6—8 Zoll tief in die Erde, legt hier häufchenweise gegen neunzig hirsengroße, länglichrunde, gelbliche Eier, kommt dann wieder hervor, um seiner Nahrung nachzugehen und kurz darauf, da es nun auch den Zweck seines Daseins erfüllt hat, ebenfalls zu sterben.

Die Erfahrung hat bestätigt, daß der Maikäfer in unsern Klimaten in der Regel vier Jahre zu seiner Ausbildung braucht. Da er uns nun 1860 in so erstaunlichen Schaaren heimgesucht hat, so dürfen wir wohl mit Grund annehmen, daß das heurige Jahr abermals ein besonders maikäfergesegnetes sein werde.

Die Larven des Maikäfers schonen weder Wiesen noch Getreidefelder, weder Erdäpfel noch Rüben, weder Klee noch Küchengewächse, weder junge Baumpflanzen noch Weinstöcke, indem sie Wurzeln und Knollen benagen. Besonders richten sie vielen Schaden in den Saat- und Pflanzenschulen an; dies Letztere gilt von Laub- wie von Nadelhölzern. Die jungen Pflänzchen der Saatschulen welken schon wenige Stunden darauf, sobald ihre zarten Würzelchen von der Larve benagt worden, und bereits nach einigen Tagen werden sie roth. Die jungen zwei- bis dreijährigen Pflanzen der Pflanzschulen verlassen die Engerlinge sehr bald wieder, weil sie mit den zarteren Wurzeln derselben bald aufgeräumt haben, und daher rührt es, daß die jüngeren Pflanzungen oft ganz vernichtet werden. Unter vier- bis sechsjährigen Pflanzen hält sich dagegen die Larve viel länger auf, da sie die Wurzel nicht so leicht ganz zerstören kann, weshalb Pflanzungen solcher Stämme auch gewöhnlich nur theilweise gelichtet erscheinen. Felder verheert sie zuweilen total, während der voll entwickelte Käfer selbst nicht selten die ganze Obsternte vernichtet. Dazu kommt übrigens, daß da, wo die Engerlinge sich in so großer Menge eingefunden, sich gar bald auch andere Wühler einstellen, so z. B. der Maulwurf, der zwar ein Feind und Vernichter der Engerlinge ist, aber leider auf Kosten der Ackercultur und des Gedeihens der Pflanzen, indem er die ihn beim Wühlen hindernden Wurzeln abnagt.

Die Mittel, sich der Maikäfer, dieser ungebetenen Gäste, so viel als möglich zu entledigen, sind theils gegen die Engerlinge, theils gegen die Käfer selbst gerichtet, und als die wirksamsten haben sich immer die wider die letzteren bewiesen. Sie sind doppelter Art, indem sie theils darin bestehen, daß man die Käfer einfängt und tödtet, theils darin, daß man diese von den zu schützenden Orten abhält, die Eier daselbst abzusetzen.

Das Einfangen der Käfer ist, wenn man nur die rechte Zeit dazu wählt, keineswegs schwer; diese ist aber besonders der Morgen, weil dann, wie schon oben bemerkt, so lange die Zweige ruhig stehen, das Thier gleichsam wie betäubt an ihnen hängt und man es dann leicht abschütteln kann. Denn steigt die Sonne höher und wird es wärmer, so sind die Maikäfer beweglicher und fliegen, wenn geschüttelt wird, leicht davon. Nur an trüben, feuchtkalten Tagen kann das Geschäft auch in der Mittagszeit vorgenommen werden. Freilich wird die Sache dadurch erschwert, daß es meist dickstämmige Laubbäume sind, welche die Käfer heimsuchen. Um das Auflesen der herabgefallenen Maikäfer zu erleichtern, besonders wenn der Boden mit Gras oder Moos bedeckt ist, unter dem sie sich leicht verkriechen können, breitet man am besten Leintücher unter den Bäumen aus. Ge-

tödtet werden dann die gefangenen Käfer durch Abbrühen mit kochendem Wasser oder durch Zerstampfen auf festem Boden oder Bretern. Eingraben darf man sie lebend nicht, da sie in der Erde lange fortleben und hier noch die verderbliche Brut absetzen können. Kann man übrigens auch auf die angegebene Weise eine Menge solcher Käfer vertilgen und dadurch der Vermehrung folgender Generationen Einhalt thun, so darf man doch in den ersten zwei Jahren nicht gleich eine allzugroße Wirkung erwarten, da die Erde immer noch voll Larven steckt, die sich während der Folgezeit entwickeln. Auch muß das Abschütteln täglich wiederholt werden, indem jede Nacht aus der Nachbarschaft wieder neue Käfer herzufliegen. Unsere Alliirten in dem Kriege gegen die Maikäfer sind übrigens so manche Thiere, als: Fledermäuse, Eulen, Bussarde, Falken und Weihen, Krähen, Raben, Dohlen, Spechte, Neuntödter 2c., welche eine Menge dieser Käfer einfangen und fressen.

Um nun ferner die Weibchen abzuhalten, an gewissen Orten ihre Eier abzusetzen, so hat man zunächst vorgeschlagen, die Erde mit einer Schicht Baumlaub oder Moos zu bedecken; allein dies hilft wenig, auch wenn es in einer Gegend durchgehends geschieht. Der Käfer legt zwar seine Eier lieber da, wo der Boden kahl ist, als da, wo er die Laub- oder Moosdecke erst durchbohren muß, ist aber diese allgemein, so gräbt er sich doch hindurch. Auch ist es, deshalb gewagt, weil man durch das Laub oder Moos zugleich anderen schädlichen Insecten ein gutes Winterquartier bereitet. Besser ist es Compósthaufen auf den Feldern zu vertheilen, welche die Käfer zum Eierlegen anziehen. Zugleich wird dadurch das Aufsuchen der Engerlinge erleichtert, der Käfer aber vom Felde selbst abgehalten. Man hat auch vorgeschlagen, in der Legezeit, also Ende Mai oder Anfangs Juni, die Felder zu bewässern, oder mit schweren Erdarten (Mergel, Gassenkoth, Teichschlamm) zu überfahren, oder mit Gyps, gebranntem Kalk oder Asche zu düngen, welche diese Thiere nicht vertragen können. In den Baumpflanzungen pflegen die Mutterkäfer am wenigsten gern dahin zu gehen, wo natürliche Verjüngung vorgenommen wird, und da, wo der Boden nicht wund gemacht worden ist, nur ungern zu legen. In solchen Gegenden, wo die Culturen häufig wegen des Maikäferfraßes verunglücken, müssen daher diese, wenn nicht andere wichtige forstliche Rücksichten dagegen sind, auf natürlichem Wege in nicht verwundetem Boden erzielt werden.

Was nun endlich das Aufsuchen und Vertilgen der Engerlinge betrifft, so kann man in den Rinnensaaten am meisten mit den geringsten Arbeiterkräften ausrichten; denn bei gehöriger Aufmerksamkeit bemerkt man den Fraß gleich von seiner ersten Entstehung an, da die angegriffenen Baumpflänzchen sehr bald welken und roth werden. Es kann also bei Zeiten Veranstaltung gegen den Fraß getroffen werden, aber auch die Richtung, welche der Engerling genommen, wird sehr gut in den Reihen angedeutet, so daß ein geschickter Arbeiter in kurzer Zeit eine Menge Engerlinge ausheben und tödten kann. In den Pflanzungen ist die Vertilgung viel schwieriger; doch hat man u. A. folgendes Mittel vorgeschlagen: da nämlich den Engerlingen der Steinkohlentheer zuwider sein soll, so könnte man von frisch gepflanzten jungen Kiefern die Larven vielleicht dadurch abhalten, daß man ein vertrocknetes Eichen- oder Buchenblatt in solchen Theer taucht und dann in das Pflanzloch wirft. Auf den Feldern kann man nur wirken durch öfteres Umackern und in Gärten durch Umgraben, besonders im April, Mai und Juni, da die Larven zu dieser Zeit ihre tiefer liegenden Winterquartiere noch nicht bezogen haben. Viele werden dadurch bloßgelegt und kommen theils von der Sonnenhitze u. s. w. um, theils kann man sie selbst aufspüren, theils werden sie von Krähen und anderen Vögeln aufgesucht, die sich bald einfinden, um dem Pfluge zu folgen. Den Instinct der Krähe, nach dem Engerlinge zu gehen, kann man auch in Blumen- und Küchengärten beobachten. Hier wandelt sie zwischen den Pflanzen umher, und sobald sie eine Pflanze erblickt, die anfängt zu welken, nähert sie sich mit freudigem Sprunge, fährt mit ihrem Schnabel neben dem Gewächse herab in die Erde und weiß den Engerling so sicher zu treffen, daß sie ihn augenblicklich hervorzieht und verschluckt. Dasselbe thun die Krähen auf Wiesen, die zuweilen von ihnen ganz bedeckt sind. Hühner, Pfauen und Enten fressen Larven und Käfer ebenfalls gern, doch sollen sie, wenn sie zuviel davon genießen, leicht einen harten Kropf bekommen. Auch eine Heerde Schweine auf das Feld zu treiben, hat man empfohlen, da diese das Feld aufwühlen und eine Menge Engerlinge vertilgen, die sie eben so gern fressen, wie Maulwürfe, Igel, Dachse, Füchse und Marder es thun. Nicht minder hat man abwechselndes Düngen mit Menschenkoth und mit Gyps, Düngesalz 2c. vorgeschlagen, da letztere Düngungsweise den Engerling tödtet oder sich doch so tief einzugraben nöthigt, daß er den Wurzeln nicht mehr schaden kann. Abhalten kann man ihn auch von einzelnen Gartenpflanzen, wenn man die Erde mit $1/_{8}$ Kohlenstaub vermischt. Uebrigens unterstützt uns die Natur selbst nicht selten im Kampfe gegen die Maikäfer. Ein nasser und kühler Mai z. B. ist dem Gedeihen derselben sehr nachtheilig, und durch große, anhaltende Ueberschwemmungen und lange starke Kälte gehen auch viele Larven zu Grunde.

Wollten wir uns aber auf die Natur allein verlassen und gar nichts selbst zur Vertilgung dieser Thiere thun, und würde aus jeder Larve ein Käfer und lieferte dieser wieder seinen beträchtlichen Beitrag zur Vermehrung seines Geschlechtes, so würden diese Thiere bald die Frühlingssonne verfinstern und die Wiesen und Felder in dürre Haiden verwandeln. Und dennoch möchten wir eine gänzliche Ausrottung, wenn sie auch möglich wäre, nicht rathen; denn abgesehen davon, daß die Maikäfer vielen Thieren eine wichtige Nahrung sind, lockern sie auch den Wiesenboden auf, den der Pflug nie so durcharbeiten kann, und bewirken dadurch, daß der Regen leicht einzudringen vermag; ja man hat wirklich gefunden, daß die von den Engerlingen stark bewohnten, aber endlich von ihnen befreiten Wiesen im nächsten Jahre eine doppelte Ernte gaben. Ferner verzehren sie nicht blos die Wurzeln nützlicher Gewächse, sondern auch die des Unkrautes und verhindern dadurch das Ueberhandnehmen desselben. Uebrigens hat man die Maikäfer auch auf mancherlei Weise verwenden gelernt.

Man hat sie u. A. zur Düngung zu benutzen versucht und nach den Untersuchungen der chemischen Versuchsstation in Salzmünde haben sie einen Düngewerth von wenigstens 5—6 Slbgr. pro Scheffel. Maikäferöl, das als Wagenschmiere dienen kann, gewinnt man auf folgende Weise: Man füllt Töpfe oder andere Gefäße mit Maikäfern an und stopft sie dann mit Stroh zu; dann macht man an der Böschung einer Anhöhe eben so viele Löcher, als Töpfe sind, setzt letztere umgekehrt in dieselben und schiebt ein eben so weites, leeres und reines Gefäß darunter, und nun läßt man um die Töpfe herum von Reisig, Hobelspähnen oder dergleichen ein Feuer anlegen, wodurch das Fett oder Oel aus den Käfern fließt, durch die Strohstöpsel dringt und in das untere Gefäß hinabtropft. Auch zur Gasbereitung hat man die Maikäfer benützt. Die rückständige schwarze, halb metallisch glänzende Kohle kann als Klärmittel gebraucht werden, und mit Kali und Eisenhammerschlag geglüht, giebt diese Kohle ein gutes Blutlaugensalz, das zur Bereitung von Berliner Blau dienen kann.

Wir können nicht schließen, ohne jene Thierquälereien nachdrücklich zu rügen, deren sich leider die Kinder so oft gegen den Maikäfer schuldig machen. Wie oft lassen diese den Armen an Bindfaden schnurren, oder spannen ihn vor kleine Schlitten, oder reißen ihr gar die Beine bis auf die beiden vorderen aus, kleben dann zwei so verstümmelte an kleine Stäbchen und lassen sie gegen einander fechten; doch uns ekelt, alle diese Grausamkeiten aufzuzählen, denen leider die Eltern nicht selten mit Lächeln zusehen, ohne zu bedenken, wohin schließlich diese Lust am Peinigen führt. R.

Ein Liebeswerk ungarischer Hausfrauen.

„Wie der Todeskampf eines Kranken stumm und schrecklich ist, so schrecklich und stumm ist bei uns die Noth. Wenn uns in den verflossenen Monaten ein Nothleidender um ein Almosen ansprach, jammerte und weinte er noch. Heute hat er keinen Klagelaut und keine Thräne mehr. Mit schreckhaft abgemagertem Körper, mit spitz hervortretenden Knochen, mit tiefeingefallenen Augen schleppt sich der Hungernde von einem verlassenen Hause zum andern, bis er wohl erst im fünften oder sechsten einen Menschen trifft, von dem er glauben kann, daß derselbe vielleicht noch ein Stück Brod besitze. Der Hungernde braucht kein Wort zu sagen,

und es kommt auch kein Laut über seine Lippen. Es ist nicht möglich, daß, wer noch einen Bissen Brod, noch einige Pfennige besitzt, seinen Schatz nicht augenblicklich mit dem wortlosen, abgezehrten, hungernden Bruder theile!" So schilderte noch zu Anfang des März ein ungarisches Blatt den Nothstand in dem sonst übervollen Getreidespeicher Europa's, in Ungarn.

Der Hunger hat Menschen getödtet in dem Lande, das so arm an Menschen und so reich an Fruchtbarkeit ist! Auf wessen Sündenconto ist die Schuld solchen Unglücks zu schreiben?

Die Schuld liegt an der ohne alles Verhältniß ungleichen Vertheilung des Grundbesitzes in dem zunächst betroffenen Theile Ungarns, in „Alföld" oder Niederungarn; denn während dieser weite Landstrich von mehr als tausend Geviertmeilen ausschließlich von einer Ackerbau treibenden Bevölkerung bewohnt wird, ist der größte Theil derselben vollständig besitzlos und lebt nur von der Arbeit, welche die Grundbesitzer ihm bieten. Diesen Tausenden sind somit alle Mittel entzogen, sich vor gänzlichem Mangel zu schützen, sobald die einzige Quelle ihres Erwerbs, die landwirthschaftliche Arbeit, wenn auch nur auf kurze Zeit, versiecht. Daß aber, trotz der sehr guten Ernte von 1863 in einem Drittel von Ungarn und der wenigstens mittelmäßigen im zweiten Drittel, eine einzige Mißernte im dritten Drittel ein so furchtbares Elend über das arme Volk bringen konnte, das erschien im Lande selbst als ein überraschendes Strafgericht für das unverantwortliche Mißverhältniß im Grundbesitzthum der Bevölkerung.

Bei den ersten Nachrichten von der in Niederungarn auftretenden Noth schüttelte man im übrigen Ungarn ungläubig den Kopf; aber nur kurzer Zeit bedurfte es, um den Nothstand so zu entwickeln, daß die Schatten immer finsterer wurden, welche das kommende Elend vorauswarf.[1] Die sengende Hitze, die Ursache der Noth, wüthete immer verderblicher. Bald waren auf den Weideplätzen alle Spuren der Vegetation bis in die tiefste Wurzel vernichtet, ungeheure ehemals üppig grüne Fluren waren im vollsten Sinne des Wortes zu Staubwüsten geworden, das Vieh irrte brüllend vor Hunger umher, und die Bewohner vieler Ortschaften zogen massenweise fort, um glücklichere Gegenden zu suchen. Die überwiegende Menge der Zurückgebliebenen mußte sich vor Allem ihres Viehes entledigen, für das sie kein Futter, oft auch nicht einmal Wasser hatte. Eine große Menge von Pferden, Ochsen, Kühen, Schafen verendete vor Hunger, -- Viele verkauften ihr Hausvieh um die geringsten Preise, oder trieben es fort, um das Elend der armen Thiere nicht ansehen zu müssen. Um jene Zeit, zu Anfang des verflossenen Herbstes, traten hier und da noch einige Züge eines traurigen Humors hervor, gleichsam das letzte Lächeln eines Verzweifelnden. Ein Mann band ein Pferd an einen Pfahl und heftete einen Zettel daran, worauf er geschrieben hatte, daß Jedermann, der dazu Lust hätte, dieses Pferd als sein Eigenthum betrachten könne; als er am andern Tag nachsah, ob das arme Thier einen neuen Herrn gefunden habe, -- fand er an denselben Pfahl noch mehrere andere herrenlose, hungerdürre Klepper gebunden. — In einem Ort, wo gerade Jahrmarkt war, bekam ein Knabe von seinem Onkel einige Kreuzer, damit er sich dafür ein Pferdchen, versteht sich ein hölzernes oder eines aus Pfefferkuchen, kaufe; der Knabe sprang fort und brachte für die wenigen Kreuzer ein lebendiges Füllen nach Hause. — Hatte die Hitze die armen Bewohner Niederungarns um ihr werthvollstes Besitzthum, um ihr Vieh gebracht, so riß die hereinbrechende Kälte des Winters auch das Bischen Hausrath mit fort. Was man nicht verkaufte, um den Hunger zu stillen, mußte man verbrennen, um sich die Glieder zu wärmen.

Wenn solcher Mangel sich über viele Hunderte von Quadratmeilen erstreckt, so ist es kein Wunder, daß nicht allem Elend abgeholfen werden konnte, trotzdem der Reichsrath in Wien zwanzig Millionen zum Ankauf von Saatfrucht, zu verschiedenen öffentlichen Arbeiten und zu Darlehen für Gemeinden und Grundbesitzer votirte, -- trotzdem ferner der Adel und die Geistlichkeit den vom Nothstand heimgesuchten Bewohnern des Alföld große Quantitäten von Lebensmitteln schenkten, und trotzdem allenthalben erkleckliche Summen Geldes für die Armen gesammelt wurden. Sogar Bälle, Concerte, Dilettanten-Theatervorstellungen und derlei rauschende Vergnügungen veranstaltete man zum Besten der hungernden und frierenden Brüder! —

Auch die Wohlthätigkeit bedarf in unsern Tagen der Unterstützung der Speculation. Neben den vielen und großartigen Versicherungsgelegenheiten gegen alle möglichen Unfälle wird „das gute Herz" nur da mit Erfolg angesprochen, wo unverschuldetes Unglück um Hülfe ruft; dem Einzelnen oder Wenigen wird dann auch durch die vielen, wenn auch im Durchschnitt kleinen, Gaben geholfen. Rufen aber Tausende in einer Noth, da müssen künstliche Mittel die Einnahmen mehren, und es kommt alsdann allerdings sehr darauf an, eine Form der Speculation zu finden, die mit dem Elend, gegen das sie gerichtet ist, nicht in allzustarkem Contraste steht.

Eine solche Form war es nun, welche für den vorliegenden Fall die Gräfin Ludwig Batthyány, die gefeiertste Frau Ungarns, in dem Bazar fand, dem diese Zeilen gewidmet sind. Die Gräfin ist Ausschußmitglied des „Vereins der ungarischen Hausfrauen", und dieser Verein schloß sich ihr sofort zur Ausführung ihres schönen und originellen Wohlthätigkeitsplans an. Es ist eine alte Wahrheit: ein guter Gedanke und ein wohlgebildeter Mensch kommen leicht durch die Welt. Dies bewährte sich auch hier. Kaum war die Idee ausgesprochen, so schlug sie auch Wurzel, und ehe wenige Wochen vergingen, so war sie in überraschender Weise ausgeführt. Vornehme Damen, ausgezeichnet durch Rang, Geist, Schönheit, Reichthum, kurz die Blüthen der Blüthe des Landes, erklärten sich bereit, in dem projectirten Bazar das Amt der „Ladenjungfern" zu übernehmen, und die Pesther Lloydgesellschaft bewilligte die Räumlichkeiten der ehemaligen Getreidebörse, durch deren Vermittelung sonst der Ueberfluß des Landes seinen Abzug nach andern Ländern fand, zur Veranstaltung jener Börse, durch deren Vermittelung jetzt die Spenden der Wohlthätigkeit den Stätten des Mangels zugeführt werden sollten. Die erwähnte Räumlichkeit, eine schöne durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe abgetheilte Halle, ward zu dem reizenden Bazar ebenso geschmackvoll, wie zweckmäßig hergerichtet. In den beiden Seitenschiffen befanden sich zwischen je zwei Säulen die Verkaufsbuden, und zwar waren an jeder der beiden Seiten sechs, also im Ganzen zwölf Buden angebracht, die alle mit Vorhängen geschmückt und mit ihren waarenbeladenen Pulten dem Ganzen das phantastische Aussehen eines Bazars und Ballsaals zugleich gaben. Doch wir sind

Die Wittwe Ludwig Batthyány's.

Der Wohlthätigkeitsbazar ungarischer Hausfrauen in Pesth.

schon im Innern und haben noch nicht unser Entree bezahlt und noch den edlen Damen nicht unsere Aufwartung gemacht, die das Amt der Cassirerinnen und Billeteurinnen verwalten. An dem in einen Blumengarten umgewandelten Eingange empfängt uns eine blasse Dame in Trauer, die mit einem verbindlichen Lächeln das Entreegeld in Empfang nimmt. Es ist die Urheberin des Bazars, die Gräfin Batthyány, die seit dem im Jahre 1849 erfolgten Tod ihres Gemahls, des Patrioten Ludwig Batthyány, die Trauer noch nicht abgelegt hat. Neben ihr sitzt eine andere gefeierte Wittwe des Landes, die ihren Gemahl, den General Damjanich, in demselben verhängnißvollen Jahre verlor. Sie ist die Präsidentin des obenerwähnten „Vereins der ungarischen Hausfrauen"; sie giebt uns die Entreekarte, die uns vor dem Eintritt in den Bazar von zwei Ausschußfrauen desselben Vereins abgenommen wird. Und nun treten wir in die Halle, die mit ihrer schönen momentanen Bestimmung, mit den ebenso reizenden als vornehmen Ladenjungfern, mit den fabelhaften Preisen, die hier gelten und gegeben werden, des Interessanten und Rührenden so viel bietet, und den Eindruck eines ganz wunderlichen Mummenschanzes macht.

Wie werden sich diese Ladenjungfern, die alle in glänzenden Equipagen mit reichgalonnirten Dienern zu und von ihrem Markt fahren und deren Namen zu den vornehmsten und klangvollsten des Landes zählen, benehmen; werden sie stolz oder wohl gar herablassend sein? Werden sie bei der so völlig ungewohnten Hantirung ein paar unbrauchbare Sächelchen wie Nippes ausbreiten und stumm warten, bis sich ein Käufer findet? Nichts von alle dem. Jede dieser Buden ist voll von den gewöhnlichsten und brauchbarsten Gegenständen; wir finden hier Herren- und Modewaaren, Parfümerie-Gegenstände, Spielzeug, Papier, Federn, Cigarren, Glas und Porzellan, Conditoreiwaaren, und schließlich, oder besser in der ersten Verkaufsloge rechts, Bier, Wein und kalte Küche. Jede der Verkäuferinnen hat ihre Artikel mit Geschmack geordnet, in verlockender Auswahl zusammengestellt und ausgekramt, und sie rufen die Käufer und bieten ihre Waaren an mit einem Eifer und einer Virtuosität, als ob ihr Leben von ihrem heutigen Erlös abhinge. Da ist nichts von Stolz oder abstoßender Herablassung zu sehen, — das sind echte, rechte, fleißige Kaufmannsfrauen, die Niemanden vorübergehen lassen, Jedermann anrufen und unermüdlich sind im Auswählen und Anpreisen der Gegenstände, und das Alles mit einer Natürlichkeit, als ob dieser Bazar kein momentanes Spiel der erfinderischen Wohlthätigkeit, sondern eine uralte Einrichtung wäre. In der eleganten Trink- und Speisecantine rechts sind die beiden jungen Damen, deren eine eine Fürstin Odescalchi, unermüdlich im Ausschenken von Wein und Bier und im Darreichen von Wurst, Pasteten ꝛc., und sie verwalten ihr Amt mit einer Gewandtheit, als ob sie von der Pike auf als Schenkmädchen gedient hätten. So geht hier Alles natürlich zu, und eben diese unerwartete Natürlichkeit ist neu und rührend und reizend der Eifer, mit welchem diese Priesterinnen der Wohlthätigkeit sich wegen des heiligen Zweckes so schnell und so sicher in ihr Amt fanden. Wohl nicht ihrem Aussehen nach, aber wegen ihres Ursprungs neu sind nur die Schnitzwaaren, die der berühmte ungarische Patriot Franz Deák mit eigener Hand fabricirt und einigen Damen geschenkt hat. Es sind zumeist aus Holz gedrechselte Fruchtstücke auf Briefbeschwerer geheftet, die um hohe Preise abgesetzt werden. Neu sind übrigens auch die Preise, um welche alle übrigen Gegenstände hier gekauft werden, wie auch die Art, wie hier gefeilscht wird, nicht zu den alltäglichen gehört. — „Was kostet dieses Cigarrenrohr?" — „Fünf Gulden." — „Hier sind zehn." — Da wurde keine Cigarre abgesetzt, für die nicht mehrere Gulden gegeben werden wären, — und kein Glas Bier getrunken, das nicht wenigstens einen Gulden gekostet hätte.

Was können die „Herren der Schöpfung" für die Damen, welche die Rolle des Kaufmanns mit so viel Aufopferung und Selbstverleugnung spielen, während ihnen, den Herren, das bequeme Amt des Zusehens bleibt, weniger thun, als so viel als nur möglich den Erlös der ersteren mehren? Bald begnügt sich die Ritterlichkeit nicht mehr damit, sondern sie strengt den Witz an, um auf diesem idealen Markt auch ideale Waaren zu schaffen. So kaufte denn einer der Edlen des Landes von einer der edelsten dieser Frauen einen Kuß um Tausend Gulden. Ein Schriftsteller fragte eine der Verkäuferinnen: „Was kostet ein Händedruck?" — In Anbetracht seiner bescheidenen Stellung in der Finanzwelt, begehrt sie für den verlangten Artikel nur den bescheidenen Preis von fünf Gulden. — „Geben Sie mir beide Hände!" — Ein Dritter kauft einer Dame das seidne Tüchelchen, das einige Augenblicke ihren weißen Hals umschlungen, um hundert Gulden ab; ein Vierter macht ihm dies nach; ein Fünfter geht mit seinem Notizbuch von einer Verkaufsloge zur anderen, bittet jede der darin sitzenden Damen ihren Namen einzuschreiben, und legt sich so eine Autographensammlung des Bazars um den bescheidenen Preis von einigen hundert Gulden an, und so fort! —

In eine ganz neue Phase trat der Bazar, der am 11. Februar eröffnet wurde, Sonntag den 19., an welchem er beschlossen wurde. Da strömten große Mengen von Landleuten und Handwerkern hinein, ein naives Publicum, welches das Bewußtsein, von vornehmen hochgeborenen Damen bedient zu werden, noch in vollen Zügen genoß, dabei aber es nicht unterließ, mit den noblen Verkäuferinnen wacker drauf los zu feilschen, wie auf einem wirklichen Markt. Nur eine alte Bäuerin weiß in ihrer Herzenseinfalt noch den Werth einer idealen Waare zu schätzen und kauft von einer Gräfin für einen Gulden, den sie erst aus vielerlei Hüllen sorgsam herausschält, — einen Händedruck, und noch lange wird in ihrem Dorfe davon die Rede sein, wie die Gräfin einer Bäuerin einmal vor Zeiten die Hand drückte. — Doch wir würden nicht fertig werden, wollten wir alle kleinen charakteristischen Züge dieser reizenden Feerie, Bazar genannt, aufzählen; wir schließen mit der die Hauptsache in sich fassenden Notiz, daß dieser viertägige Dienst des Vereins ungarischer Hausfrauen auf dem Markte der Wohlthätigkeit für die Nothleidenden einen Reingewinn von nahe an vierzigtausend Gulden eingebracht hat. A. D.

— — —

Das in Pesth gegebene Beispiel hat inzwischen bereits in Wien seine Nachahmung gefunden. Dort ist ebenfalls aus den Reihen des hohen ungarischen Adels eine Anzahl von Frauen zu einem Ausschusse zusammengetreten, um, zwar nicht durch einen Verkaufsbazar, wie den eben geschilderten, sondern durch eine Ausstellung von Kunstwerken für die Noth in Ungarn eine Hülfssumme zusammenzubringen.

Diese am 15. April in den Localitäten des österreichischen Kunstvereins eröffnete Ausstellung wird indeß nicht allein durch den Zweck, welchem sie dienen soll, auf eine überaus große Theilnahme rechnen können, auch die ausgestellten Gegenstände selbst, die nur Stücke von wirklicher künstlerischer oder geschichtlicher Bedeutung sein dürfen, namentlich aber eine Menge merkwürdiger Familienreliquien aus ihrer Exclusivität in den Häusern der ältesten ungarischen Aristokratie an das Licht der Oeffentlichkeit bringen werden, haben berechtigten Anspruch auf das allgemeinste Interesse. Auch ein weitbekannter Wiener Kunstfreund, der reiche Bankier Mayer, Chef des Bankhauses J. H. Stametz u. Co., hat dem Comité seine prachtvolle Bildergallerie zur Verfügung gestellt, in welcher die neue belgische und französische Schule durch mehrere ihrer ausgezeichnetsten Gemälde vertreten ist.

So steht nicht zu bezweifeln, daß das verdienstliche Unternehmen von einem kaum minder erfreulichen Erfolge gekrönt sein werde, als sein Pesther Vorläufer. Zudem wird die Aussicht, sich die sonst in so unnahbarer Ferne schwebende hochadelige Damenwelt einmal recht con amore beschauen zu können, für Manchen und Manche, die nicht das Glück haben, zum „obersten Tausend" zu gehören, nicht den kleinsten Anreiz zu einem wiederholten Besuche der Ausstellung bilden. Die vornehmen Ungarinnen, an ihrer Spitze die Präsidentin des Comité's, eine Gräfin Wenckheim-Zichy, werden nämlich der Reihe nach an der Casse die Eintrittsbillets mit eigenen zarten Händen verabfolgen — wer weiß, vielleicht auch Händedrücke und Küsse verkaufen, wie ihre schönen Schwestern in Pesth.

Blätter und Blüthen.

Schaltjahr in England. Für das schöne Geschlecht in Großbritannien hat das Schaltjahr eine ganz andere Bedeutung, als bei uns und sonstwo. Einer uralten Ueberlieferung zufolge geben in einem Schaltjahr (leap year) die Rechte der Herren der Welt und der Gesellschaft in die zarten Hände der Schönen über, und dieser alte Brauch wird in England oft mit vielem Humor zur Geltung gebracht. Man pflegt dann sogenannte „Schaltjahr-Gesellschaften“ zu veranstalten, bei denen in sehr ergötzlicher Weise die beiden Geschlechter ihre Rollen vertauschen.

Eine Einladung zu einer solchen Festlichkeit, wie sie mir am 29. Febr. d. J. zu Theil wurde, setzt darum Damen und Herren in nicht geringe Aufregung, namentlich die jüngere Generation der ersteren. Da muß manche wichtige Consultation mit den mitgebetenen Freundinnen und mit der Dame des Hauses gehalten werden; denn diesmal sind's ja die Männer, die alle jene Aufmerksamkeiten erwarten, welche sie sonst zu erweisen gewöhnt sind. Wie reiflich ist das Alles zu bedenken, wie schwer jene kleinen Bevorzugungen zu verbergen, durch welche der Eine oder der Andere verstohlen beglückt werden soll! Selbstverständlich war eine Anzahl von Vätern und Müttern mit eingeladen, um die Sache würdig zu „chaperonniren“. – Als ich in den Gesellschaftssaal trat, bot sich mir ein ganz eigenthümlicher Anblick. Da war jeder Herr mit einem Bouquet belastet, das ihm von den Damen verehrt worden war, und einige besonders Begünstigte seufzten unter der Bürde von sechs großen Büscheln von exotischen Blüthen. Jetzt hatten sie einmal Gelegenheit, die ernste Wahrheit zu lernen, wie unbequem es ist, einen ganzen Abend hindurch auf Ball, Concert und Oper einen Wald von Blumen halten und regieren zu müssen! – Die Damen hatten sich im Gesellschaftszimmer ganz nach Art der Herren an die Thüre postirt, in denselben nachlässig eleganten Attituden, wie es ihnen so oft an den jungen Löwen der Gesellschaft zu bewundern vergönnt war. Auch die Unterhaltung bewegte sich völlig in der den Gebietern der Schöpfung abgelauschten Manier und Sprache, – mit allen den recipirten, zum Theil recht kräftigen und gewissermaßen burschikosen Ausdrücken, wie sie gegenwärtig der „gute Ton“ in England erfordert. Ueberaus possirlich waren die Versuche der Schönen über Wettrennen, Wettrudern, Fuchsjagden und andern Sport zu sprechen, über Oxford und Cambridge, über Oberhaus und Unterhaus, über Actien und Fondsbörse. Während dem plauderten die Herren am Ende des Zimmers im Damenstyle und medisirten und kritisirten, wie es der Moment nur gestatten wollte. Dies mußte den armen Harrenden, so gut es gehen wollte, die Zeit vertreiben, nicht ohne daß sie indeß ab und zu einen um Erlösung flehenden Blick zu den streng dreinschauenden Damen hinüber warfen, die denn auch endlich zu ihnen herangeschwebt kamen als milde, versöhnende Engel, aber ach! – nur um ihre Rollen weiter zu spielen. Nicht Jede schien sich leicht in diesen Maskenscherz zu finden, so daß ich aus dem Eckchen, in das ich mich zu eclipsiren gewußt hatte, manches ganz allerliebste und bedeutungsvolle Erröthen belauschen konnte.

Welche Erleichterung daher für Alle, als die Musik zum Tanze rief! Daß am Schaltjahrsfeste die Damen ihre Tänzer wählen, versteht sich von selbst. Langsam schlenderten sie auf die glücklich Erkorenen zu, um mit einem mattgedehnten höflichen „Kann ich die Ehre haben?“ sie zur Quadrille fortzuführen. Der Aerger und die Täuschung, den die Uebergangenen empfanden, prägte sich, trotz der angenommenen Nonchalance, lebhafter auf ihren Gesichtern aus, als ich's je an den weiblichen „Mauerblümchen“ bemerkt hatte, die's besser verstehen, ihren Verdruß unter sanftem Lächeln zu verstecken. Es war mir eine gewisse Genugthuung, daß ich die „Tyrannen der Gesellschaft“ für einmal wenigstens ganz in den Händen meiner Mitschwestern wußte und manche kokette Nichtbeachtung gerächt sah. Die schönsten der anwesenden jungen Damen blieben an der Thür stehen und lorgnettirten die Vernachlässigten in kühler Manier, oder ließen sich ganz nahe bei ihnen nieder, ohne weder zu sprechen, noch zu tanzen. – O, ihr jungen Herren von heute, dachte ich, wenn solche Gesellschaften zur stehenden Mode würden, wie bald würdet ihr eure blasirte Trägheit verlernen, die auf die freundliche Aufforderung der liebenswürdigen Wirthin immer nur die halb gegähnte Antwort hat: „Ich mache mir gar nichts aus dem Tanzen!“

Ganz besonders amüsant war es, zu beobachten, wie oft die heutigen Pseudodamen ihre Bouquets und Taschentücher fallen ließen und mit welchem Eifer die wirklichen Schönen sich bückten, das Verlorene aufzuheben und zu überreichen. Und wenn ein Herr zu seinem Sitz zurückgebracht war, wie schien er da dem Verschmachten nahe, wie keuchend bat er um „ein Glas Wasser“, wie dringend um etwas Eis! Manche der Herren trieben das Spiel etwas allzuweit und folterten ihre schönen Dienerinnen, capriciös bald Dies, bald Jenes begehrend. „Wünschen Sie ein Glas Zuckerwasser?“ „Ja – nein – Limonade – nein, lieber Negus – oder besser – ja, ein Glas Wein.“ So waren die jungen Dämchen in unaufhörlicher Bewegung, um, ihrer Rolle getreu, jedes Winkes ihrer heutigen Regenten gewärtig zu sein. Auch an den bekannten, bewußten und unbewußten Tanzaufforderungsconfusionen fehlte es nicht. Zwei Damen hatten den nämlichen Herrn engagirt. „Thut mir leid, ich bin schon engagirt,“ sagte der Herr, als die zweite Huldin heranschwebte. „Ich bitte sehr, wenn Sie nur auf Ihre Tanzkarte sehen wollen, so werden Sie finden, daß Sie mit mir zu diesem Walzer engagirt sind,“ erwiderte die Schöne, mit finstern Blicken ihre Rivalin messend. – Der doppelt Begehrte bemühte sich, zu erröthen, suchte scheinbar in der Tanzkarte und zerrupfte endlich sein Bouquet in „lieblicher Verwirrung“. Und er copirte getreu, – er zog sich mit einer hübschen kleinen Lüge aus der Verlegenheit und gab der bevorzugten Dame die „schöne Hand“.

Der aufregendste Moment des Abends war ohne Zweifel der, als sich die Stimme des Hausherrn vernehmen ließ: „Meine Damen, führen Sie die Herren zum Souper!“ – Im Speisesaal angekommen, begab sich jede Dame sofort hinter den Stuhl ihres Herrn, und wahrlich, die lieblichen Hebes zeigten sich über alles Lob erhaben, in dem rühmlichen Eifer ihre hungrigen Tänzer zu bedienen. Sie flogen hierhin und dorthin, und die Herren fanden kein Ende in ihren Bedürfnissen von Champagner und Sherry, die ihnen geholt und credenzt werden mußten.

Endlich erhoben sich die Herren von der Tafel, die Damen öffneten die Thür, sich tief verbeugend, und ließen ihre Tänzer allein in das Gesellschaftszimmer wandern. Die Diener kamen herein, neue Speisen wurden gebracht und die Damen setzten sich zum Mahle nieder. Bald langweilten sich die Herren unbeschreiblich im Salon, wie sie später gestanden. Ueber die neuen „Moden“, über Hauben und Hüte konnten sie ja nicht sprechen, und Politik wäre wider die Rolle gewesen. Mit einem Male tönt Lärm und Applaus aus dem Speisesaale zu ihnen herauf: die Damen bringen Toaste aus. Das war zuviel für die Ungeduld der Verlassenen! Leise schlichen sie die Treppe hinab, die Thür war bald geöffnet, und gruppirten sich um sie herum und – horchten. Ja wahrlich – sie hielten Reden, die Damen! Ein dunkeläugiges Mädchen brachte in wohlgesetzten Worten die Gesundheit des Wirthes und der Wirthin aus, und die Dame des Hauses erhob sich demgemäß, um gebührend zu erwidern. Zwar stockte der Fluß der Rede bald wieder, wie das schon manchem berühmten Sprecher begegnet sein soll; allein rasch fand sie sich wieder zurecht und dankte ihren jungen Freunden für die Bereitwilligkeit, in ihren Scherz einzugehen und (in diesem Augenblicke waren einige schwarze Fracks der Thür zu nahe gekommen) den andern Theil ihrer Gäste zu unterhalten, eine schwere Aufgabe, fürwahr, da diese ja weder singen noch tanzen könnten, überhaupt gar wenig nützlich und angenehm wären; doch da man sie als „unvermeidliches Uebel“ einmal behalten müsse, so fordere sie die jungen Damen auf, das Wohl der „Herren“ zu trinken. Mit Begeisterung wurde der Aufforderung Genüge geleistet, zum Entzücken der Schwarzfräcke draußen. Sodann stand die blonde junge Tochter des Hauses auf, um den Dank der Herren für den Toast der Damen zu bringen. Mit heller Stimme ersuchte sie ihre „lieben, jungen Freunde“, der Wahrheit das Recht zu geben und zu gestehen, ob nicht die schönste Herrschaft des Weibes im Gehorsam zu finden sei! (Lachen und Nein – nein von einigen verheiratheten Frauen.) „O ja!“ fuhr die jugendliche Sprecherin mit warmer Begeisterung fort, „ist's nicht süß, denen zu dienen, die man liebt?“ (Hier gab es die größte Mühe, die schwarzen Fracks von der Thüre zurückzuhalten, so groß war die Bewegung: sie wollten Alle hereinstürzen.) „Für uns,“ fuhr die holde Sprecherin fort, „für uns ertragen sie die Gluth der Tropen und die Eisregionen von Spitzbergen, um unsertwillen essen sie Schneckensuppen in China und Cannibalen in Neuseeland (Zeichen von Unbehaglichkeit unter den Schönen). Um unsertwillen langweilen sie sich in Blumenausstellungen, Concerten und Opern (deren Musik sie nicht würdigen können), und in Gemäldegalerien (deren Werth sie nicht verstehen). Freilich sind nur Wenige unter ihnen in der Gesellschaft nützlich, nur Wenige verstehen gut zu walzen, die Meisten begnügen sich damit, ihren Damen die Kleider zu zerreißen; – aber, meine Damen, je hülfloser und ungeschickter sie sind, um so gütiger und mitleidiger müssen wir sein. Lassen Sie uns denn fortfahren, diesen von der Natur vernachlässigten Geschöpfen Mitleid zu erzeigen!“ Der Beifallssturm von den schwarzen Fracks an der Thüre ließ sich nicht länger zügeln. „Meine Damen,“ schloß die junge Rednerin, „die ‚Geschöpfe‘ haben Ihnen selbst gedankt, – Sie haben es gehört!“

Damit schloß das eigenthümliche Fest, das in allen seinen Einzelheiten seinen humoristischen Charakter treu bewahrt hatte und trefflich gelungen war. Wer weiß, ob nicht manche junge Leserin der Gartenlaube sich auch in Deutschland eine solche Feier des Schalttags wünschen möchte?

Shakespeare's Geistesgegenwart und Improvisationstalent. Als der Druck unsers Shakespeare-Artikels (in Nr. 16 und 17) schon beendet war, theilte uns der Verfasser von „Ein Tag in Shakespeare's London“ noch die nachstehende sehr interessante und charakteristische Anekdote mit, die von der Geistesfertigkeit des großen Briten ein schlagendes Zeugniß ablegt:

Während einer der geschilderten Hof-Theatervorstellungen im Banket-Haus von Whitehall, als Shakespeare in seinem eigenen Drama die Rolle von Heinrich VI. spielte, kam die Königin auf den Einfall, sein ihr oft gerühmtes Improvisationstalent auf die Probe zu stellen. Die Loge der Königin war unmittelbar über der Bühne und eine kleine Treppe führte hinunter, vor welcher die beiden Leibwächter Ihrer Majestät mit großen Hellebarden standen, in deren Stahl die Devise des Hosenbandordens: „Honi soit qui mal y pense“ schimmerte. In dem Augenblick, wo Heinrich VI. in der Mitte seiner Edlen die Bühne betrat, welche das Parlament vorstellen soll, ließ die Königin ihren Handschuh über die Logenbrüstung gerade zu Shakespeare's Füßen niederfallen. Dieser, sobald er den Handschuh hatte fallen sehen, schritt, ohne sich zu besinnen, vor und, sich mitten in seiner Rede unterbrechend, hob er ihn auf mit folgenden Worten, die er in seinem Charakter als König improvisirte:

„Und ob wir gleich in dieser hohen Sendung
Begriffen nun, so beugen wir uns doch,
Um aufzuheben unsrer Base Handschuh.“

Dann, nachdem er den Handschuh auf die Hellebarde eines der Leibwächter gesteckt, von welcher die Königin denselben lächelnd herabnahm, trat er zurück und spielte seine Rolle weiter.

Zur Abwehr. Wenn die illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ unserem Blatte zum Angehör giebt, daß sie einen bekannten Maler als Specialartisten nach dem Kriegsschauplatze in Schleswig und Jütland gesandt habe, so sagt sie uns damit nichts Neues; schon ehe jener seine special-artistische Mission antrat, waren wir von derselben genau unterrichtet. Trotzdem aber, und ohne dem tüchtigen Künstler irgendwie zu nahe treten zu wollen, müssen wir an unserer Behauptung festhalten, daß bloße Schlachtenbilder mit ihrem banalen Pulverqualm im Grunde nichts mehr und nichts Anderes sind als fern von dem eigentlichen Theater der Ereignisse componirte Phantasiegebilde. Denn die verehrliche Redaction von „Ueber Land und Meer“ wird

sich selbst keinen Augenblick einreden, daß die Herren Künstler mitten im Granatenhagel und Kugelregen gemüthlich ihre Zeichenmappen zur Hand nehmen und die verschiedenen Scenen und Gruppen des sie umwogenden Kampfes in aller Seelenruhe skizziren. Das wird sie auch ihren nur einigermaßen begriffs- und urtheilsfähigen Lesern nicht weiszumachen im Stande sein.

Deswegen prägten wir unserm eigenen Specialartisten, dem Historienmaler Herrn Otto Günther aus Weimar, vor seiner Abreise nach dem Norden auf das Nachdrücklichste ein, uns um Himmelswillen keine jener eigentlichen Schlachtenbilder zu liefern, sondern nur Situationsgemälde, wie das Publicum solche z. B. der Weber'schen Illustrirten Zeitung so zahlreich verdankt, Einzelscenen und Episoden, instructive Genrestücke aus dem Kriege und dem Kriegsleben für uns zu zeichnen, und bis auf eine einzige unserer derartigen Illustrationen, die sich durch ihre ganz besonders malerische Composition empfahl, beweisen sämmtliche der von uns gebrachten kriegsschauplätzlichen Abbildungen, daß wir diesem – unsers Erachtens dem Publicum gegenüber allein zu rechtfertigenden – Principe treu geblieben sind. Bloße Schlachtenbilder dünken uns nichts Besseres zu sein, als kindische Spiegelfechtereien.

D. Red.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen in den letzten Wochen ferner bei mir ein: 4 fl. rhein. von A. S. in Gräfendorf — 1 Thlr., Monatsbeitrag für den Kampf von A. — 1 Thlr. von einer für die Erhaltung ihres Sohnes dankbaren Mutter — 1 Thlr., ges. von deutschen Jünglingen in Apolda durch F. L. jun. — 1 Thlr., Erlös aus zwei abgeschnittenen Zöpfen von einer deutschen Jungfrau in Kranichfeld — 3 Thlr., Sammlung vom „Lotto Dauphin“ durch eine deutsche Frau in Dresden — 3 Thlr. von E. G. aus P. „dem deutschen Schleswig-Holstein“ — 1 Thlr. von einem armen Mädchen in Oschatz — 10 Thlr. von Fräulein Sophie Michael in Plau in Mecklenburg — 15 Thlr., in Plau in Mecklenburg gesammelt durch Dr. R—e — 1 Thlr. von L. G. K. in Leipzig — 15 Thlr. von vierzehn deutschen Studenten in Utrecht — 1 fl. rhein. von N. N. in Nürnberg, bei der Feier eines Geburtstags gesammelt — 2 Thlr., ges. in der Bürgerschenke zu Hammerunterwiesenthal im Erzgebirge — 3 Thlr. von einem jungen Mädchen in Bautzen — 2 Thlr. 2½ Ngr., ges. in der baierischen Bierstube der Harmonie in Chemnitz — 9 Thlr. 20½ Ngr., Ertrag einer Sammlung bei einer Abendunterhaltung des Turnvereins zu Liebertwolkwitz — 5 Thlr. aus Nürnberg — 4 Thlr. 5 Ngr. im Auftrage von Mehreren durch A. P. in Cassel — 1 Thlr. 3 Ngr. 6 Pf., ges. von einigen Schülern der vierten Knabenclasse der höheren Bürgerschule in Chemnitz — 10 Thlr. von Gymnasiasten in Anclam — 1 Thlr. von einer deutschen Gouvernante in England — 2 Thlr. von einem Verein in Eckarts Rupboden — 2 Thlr. von Fräulein Henriette Stelzner in Rupboden — 15 Thlr. von der Zetzschink'schen Riege in Leipzig — 5 Thlr., ges. bei einem Karpfenschmause in Zöllnitz — 1 Thlr. 10 Ngr., ges. von einigen jungen Leuten in Steinpleiß bei Werdau — 3 Thlr. 7 Ngr., ges. bei einem Essen des Boule-Clubs in Weißenberg bei Löbau — 5 Thlr. von N. N. in Borna — 2 Thlr., ges. in einem fröhlichen Kreise von Bergakademisten in Clausthal (Kampf) — 3 Thlr. 5 Ngr., ges. in einer heitern Gesellschaft in Falkenhain bei Lucka — 16 Thlr. 15 Ngr., ges. beim Stiftungsfeste des landwirthschaftlichen Vereins in Buttstädt — 1 Thlr., für die Armen in Schleswig-Holstein von einer deutschen Frau in Thüringen; „das einzige Töchterlein soll lernen der Mutter Geburtstag besser feiern als sonst. — Wenig aber so gern“ — 1 Thlr. 24 Ngr., ges. im Sonntag-Abend-Cirkel der Harmonie-Gesellschaft in Wunsiedel — 5 Thlr., ges. am 21. Februar im Liederkranz zu Bautzen — 4 Thlr. 15 Ngr., Ueberschuß einer musikalisch-declamatorischen Abendunterhaltung in Hohenleuben durch Schack — 6 Thlr. durch F. H. in Burgstädt — 2 Thlr. von G. B. in Burgstädt — 11 Thlr., ges. beim Ball der Casinogesellschaft in Zaschwitz am 28. Februar — 1 Thlr., K—se in Leipzig — 3 Thlr. von R—l — 2 Thlr., ges. im Leseverein und in der Schule zu Waltersdorf bei Gera, mit dem Motto: „Und wenn die Welt voll — Teufel wär'“ — 4 Thlr. 20 Ngr., ges. in heiterer Gesellschaft in Oberwiesenthal — 11 Thlr. 25 Ngr. von der Gemeinde Göbschelwitz (für nothleidende Landbewohner) — 5 Thlr. von einer Gesellschaft in Ludwigshafen — 10 Thlr., ges. in der Gesellschaft „Rose“ in Chemnitz mit dem Motto: „Recht geht vor Gewalt“ — 37 fl. österr., Ertrag eines Sängerabends des Männergesangvereins zu Bistritz in Siebenbürgen — 16 fl. österr., ges. unter den Mitgliedern des Männergesangvereins in St. Pölten (Niederösterreich) — 1 Thlr. 10 Ngr. „Wenig mit Liebe“ aus Borna — 3 Thlr. und 7 fl. rhein., ges. im Turnvereine und am Namensfeste Friedrich Barbarossa's zu Kaiserslautern (Pfalz) — 2 Thlr., ges. von sechs Mädchen in einem Lesekränzchen zu Oschatz — 2 Thlr. 3 Ngr., ges. in einer fröhlichen Gesellschaft in Lucka (Altenburg) — 1 Thlr. von Wiesbach in Wiesthal mit einem lateinischen Tischchen — 1 Thlr. von einem jungen Deutschen in Stockholm — 1 Thlr. 15 Ngr., ges. bei dem Einzugsschmauß in Kl. Neußlitz von L— th in M. — 15 Ngr. von F. T. in Zwickau — 1 Thlr. 15 Ngr. von M. K. in Ronneburg — 4 Thlr., Erlös einer Auction bei einer Ananasbowle in Chemnitz — 2 Thlr. 5 Ngr., bei einem Fäßchen baierischen Biers — 140 Mark Banco in einem Wechsel per Juli auf Hamburg als Ertrag einer Sammlung von einigen Deutschen in Helsingfors. (Ein Händedruck nach Finnland hinüber) — 2 Thlr. 17 Ngr. vom Schleswig-Holstein-Comité in Großröhrsdorf bei Oelsnitz — 4 Thlr. 23 Ngr. vom Turnverein daselbst — 14 Thlr. 17½ Ngr., Ertrag eines Vocal- und Instrumental-Concertes in Mühltroff im Voigtlande — 2 Thlr. von B. S. W. und F. in Schandau — 6 Thlr. 25 Ngr. 4 Pf. vom Turnverein zu St. Lengsfeld — 16 Thlr. von der Familie B. in L . . . a — 14 Thlr. von mehreren Thüringer Seminaristen — 34 Thlr. 20 Ngr. = 130 Franken in Geld vom deutschen Arbeiterbildungsverein in Glarus in der Schweiz — 2 Thlr. von D. in Schwallungen — 6 Thlr. von L. R. in Riesa — 4 Thlr. von P. H. und K. W. in Malchin — 6 Thlr. 5 Ngr., ges. im geselligen Verein zu Flöha — 11 Thlr. 15 Ngr. von der Liedertafel zu Wermsdorf — 10 Thlr. vom Gewerbeverein zu Altenberg bei Dippoldiswalde — 2 Thlr. von den Schülerinnen der ersten Mädchenclasse in Waldheim — 2 Thlr., Ertrag einer Pfennigsammlung unter einigen Arbeitern in der Blochmann'schen Maschinenfabrik in Dresden — 7 Thlr. 4 Ngr., Ertrag einer von vier kleinen Mädchen in Leipzig veranstalteten Verloosung — 6 Thlr. 4 Ngr. von einer deutschen Mutter, ihren Kindern und einem Frauenkränzchen in Liegnitz — 105 Rubel Silber, Ertrag eines in Wenden in Livland veranstalteten Concerts — 10 Rubel Silber von einigen Deutschen im Innern Rußlands — 15 Thlr. und 10 Rubel Silber, ges. am Sylvester-Abend in fröhlichem Kreise von E. B. in Dorpat — 150 Thlr. von dem Schleswig-Holstein-Comité in Großschönau — 126 Thlr., Ertrag einer von der „Büchner'schen Gesellschaft“ in Rudolstadt veranstalteten Lotterie — 20 Thlr., Ertrag einer von den Frauen und Jungfrauen der Lößnitz bei Dresden veranstalteten Lotterie — 92 Thlr., Ertrag einer durch die Frauen in Holzminden veranstalteten Lotterie und von Sammlungen in den dortigen Schulen — 10 fl. rhein. von den Schülern der Gewerk- und der 2. Oberclasse der Lateinschule zu Wunsiedel — 8 fl. 5 kr. von einer heitern Gesellschaft zu Alexandersbad im Fichtelgebirge — 15 Thlr. von drei Schwestern.

Außerdem wurden mir zu gleichem Zwecke abermals eine Reihe von Schmuckgegenständen und dergleichen übersandt, und zwar: ein silberner Strickring und ein silberner Haarpfeil von Wilhelmine und Louise Schmidt in Dresden — ein Paar Ohrringe mit emaillirten Portraits von H. K. und J. K. in Altenburg — ein silbernes Armband und eine Korallenkette von einer deutschen Frau und ihren beiden Töchtern an der böhmischen Grenze mit dem Motto: „Gott segne das Wenige!“ — ein mit Türkisen besetzter Ring und 1 Thaler als „ein kleines Glied zu der heiligen Sache“ aus Leißnig — eine Denkmünze auf das Jubiläum der Reformation 1817, eine andere, auf Heinr. Eberhard Gottl. Paulus 1846 geprägt, und eine Silbermünze mit dem Brustbilde des Kurfürsten Moritz von Sachsen, aus Dürkheim — ein Ring mit einer echten Perle und Amethysten besetzt, von L. P. in Markt Rheinfeld in Baiern — ein Kästchen mit 38 zum Theil seltenen alten Silbermünzen von einer deutschen Jungfrau in Leipzig — ein Riechfläschchen von Bernstein, eine goldene mit Amethysten besetzte Broche und einem eisernen Kreuzchen, wie man es vor 50 Jahren zum Andenken an Deutschlands Befreiung trug, von einer Unbekannten in Hildburghausen — ein Paar Armbänder von Haaren mit goldenen, granatgeschmückten Schlössern nebst einem sehr patriotischen Schreiben (das ich vielleicht später auszüglich mittheilen werde) von einer deutschen Frau in Leipzig — eine aus Haar geflochtene Uhrkette mit Goldschloß von einem deutschen Mädchen, das keinen Juwelenschmuck besitzt — ein goldener Ring von einer Wittwe in H. — ein Armband von geflochtenem Haar, eine kleine goldene Kette, ein goldener Ring, ein goldenes Medaillon und zwei Manchettenknöpfe von einem deutschen Mädchen aus Kaiserslautern — eine goldene Uhrkette von drei Schwestern.

Schließlich bemerke ich noch, daß mir auf den von einer deutschen Frau in Braunschweig eingesandten Battistkragen von einer Gesellschaft im goldenen Schwanen zu Fürth die Summe von 34 Thalern als Erstehungspreis übermittelt worden ist, und, zur Notiznahme für die mildthätigen Geber, daß ich eine zweite Summe von eintausend Thalern an das Hamburger Comité für die Nothleidenden in Schleswig abgesandt habe, während der übrige Betrag der bei mir eingelaufenen Gelder für den „verlassenen Bruderstamm“, in einigen Tausend Thalern bestehend, vorläufig bei der hiesigen Creditanstalt verzinslich angelegt worden ist, um damit zu den sich leider wahrscheinlich machenden Unterstützungen für künftige Märtyrer des Patriotismus beisteuern zu können.

Ernst Keil.

Berichtigung: Unter den Quittungen in Nr. 12 ist anstatt: 11 Thlr. 12½ Ngr. von der Milius'schen Riege von der Möbius'schen Riege in Leipzig zu lesen.

Die **„Deutschen Blätter“**, Beiblatt zur Gartenlaube, enthalten in ihren letzten drei Nummern:

Nr. 15. Die grausamste Steuer im Staate. Eine gesalzene Frage. I. — Umschau: Zwei todte Schwaben — eine Mahnung für die Lebenden. — Freie Schweizer Enthusiasten für moderne Geßler. — Giebt es keinen Wilhelm Bauer? — Friedrich List noch einmal. — Eine unglückliche Königin.

Nr. 16. Aus Seinem Hause. I. Sie — das Kind — der Vetter und die Basen. (Der Haus- und Hofhalt und die Umgebung Napoleon's III.) — Die Kehrseite des Schlachtenruhms. II. — Umschau: Das Damoklesschwert über dem italienischen Klerus. — Noch einmal das Leben Jesu von Strauß und Renan.

Nr. 17. Sanctionirter Raub und schützender Betrug. — Umschau: Eine Flucht aus Fridericia. — Culturfortschritte im fernen Westen. — Der deutsche Platz auf dem englischen Weltmarkte. — Geistliche Kirchenparade. — Auch eine politische Hinrichtung. — Helden der Menschenliebe. — Shakespeare in Deutschland.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 19. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Heimathschein.

Erzählung von Fr. Gerstäcker.

1. Was der Traubenwirth dazu sagte.

„Meinen Segen habt Ihr, Kinder," sagte der Traubenwirth in dem thüringischen Dorfe Wetzlau, indem er dem jungen Barthold derb die Hand schüttelte, während Lieschen, seine Tochter, ihren Kopf an der Mutter Schulter legte. „Du bist ein braver Bursch, Dein Vater hat ein hübsches Gut, und ich denke, Ihr werdet schon mit einander auskommen. Arbeiten habt Ihr ja alle Beide gelernt, und das ist und bleibt doch immer die Hauptsache; so macht denn Hochzeit, wann Ihr eben wollt, Hans. Das Uebrige werd' ich schon mit Deinem Vater in Richtigkeit bringen."

Vorher wird es aber auch nöthig sein, daß wir uns die Leute einmal betrachten, mit denen wir hier bekannt werden, und das ist bald geschehen, denn wir haben es keineswegs mit etwa besonderen oder außergewöhnlichen Menschen zu thun.

Christoph Erlau, oder der Traubenwirth, wie er gewöhnlich genannt wurde, da sein Gasthof „zur goldenen Traube" hieß, war eigentlich ein Metzger, der sich in Wetzlau niedergelassen und durch Fleiß und Aufmerksamkeit gegen seine Gäste ein ganz hübsches Besitzthum erworben hatte. Lieschen, seine einzige Tochter, galt wenigstens im Dorf für eine vortreffliche Partie. Er hielt auch viel auf das Kind und ließ sie, sowie sie aus der Schule war, erst ein paar Jahr in der Stadt, bei einem Schwager, daß sie nicht zwischen den Bauermädchen aufwachsen, sondern auch ein Bischen „Manieren lernen sollte", wie er's nannte. Mit siebzehn Jahren nahm er sie aber wieder zu sich heraus, denn einestheils hatte sich seine Wirthschaft so vergrößert, daß er ihre Hülfe wirklich nothwendig brauchte, und dann fehlte es ihm auch an allen Ecken und Enden, wenn er das Märel nicht bei sich hatte.

Lieschen, obgleich sie ihre Eltern von Herzen liebte, war anfangs nicht gern auf das Dorf gezogen, denn es gefiel ihr besser in der Stadt; aber das elterliche Haus übte doch seine Anziehungskraft, und sie fand zuletzt auch Gefallen an der Wirthschaft selber, wo viele fremde Leute einkehrten und ein reges Leben herrschte. Sie nahm sich der Arbeit dabei mit gutem Willen an, und Vater wie Mutter hatten ihre Freude an dem Kind.

Lieschen war eben zwanzig Jahre geworden, als Barthold's Vater in die Nachbarschaft — d. h. auf das nächste Dorf, nach Treiberg, zog und sich dort niederließ.

Der alte Barthold hatte sich aber schon — wie man so sagt — „etwas in der Welt versucht" und gehörte nicht zu denen, die mit dem Sprüchwort „bleibe im Lande und nähre Dich redlich" an der Scholle kleben, auf der sie geboren sind — obgleich das wohl auch manchmal sein Gutes haben mag. Er war als junger Bauer nach Schlesien gezogen, wo er sich verheirathete, später aber, durch ein paar schlechte Jahre verdrießlich gemacht und durch glänzende Anpreisungen verlockt, verkaufte er sein dortiges Gut und wanderte nach Ungarn aus, wo er mit deutschem Fleiß und altgewohnter Sparsamkeit auch hier wieder „was Ordentliches vor sich brachte". In Ungarn blieb er auch viele Jahre, und sein Gut galt bald für eine Musterwirthschaft in der ganzen Nachbarschaft. Allein auf die Länge der Zeit konnte es ihm trotzdem nicht gefallen.

Daß die Eingeborenen des Landes, die Ungarn selber, die eingewanderten Deutschen nicht leiden mochten, darüber hätte er sich vielleicht hinweggesetzt, denn der gutmüthige Deutsche dachte sich in ihre Lage und meinte: „Uns daheim wär's am Ende auch nicht recht, wenn Fremde von der Regierung begünstigt und uns auf die Nase gesetzt würden." Aber die Ungarn verachteten auch die Deutschen und ließen sie das merken, wo sich nur immer eine Gelegenheit dazu bot. Das ärgerte ihn. Im Anfang nahm er sich freilich aus Leibeskräften zusammen und sagte zu sich: „Warte, Du willst den ungarischen Hochnasen einmal zeigen, was ein Deutscher leisten kann," und er hielt sich redlich Wort, doch es half Nichts. Wo ein Volk ein anderes aus Ueberzeugung verachtet, da kann ein solch Gefühl gehoben werden, wenn man eben im Stande ist, ihm zu beweisen, daß es Unrecht hat; wo das aber aus Vorurtheil und Nationalhaß geschieht, da ist ein Aenderung nicht zu erhoffen und wird auch nie stattfinden.

Der alte Barthold sah das endlich ein, und wenn er auch Bescheidenheit genug besaß, nicht stolz darauf zu sein, daß er ein Deutscher war, sagte ihm doch sein eigenes Selbstgefühl, daß er sich wenigstens von einem Ungarn noch lange nicht brauche verachten zu lassen; möglich daß auch noch ein wenig Heimweh nach dem eigenen Vaterland dazu kam, kurz er faßte in einer Lebenszeit, wo man doch eigentlich nicht mehr so leicht daran denkt, seinen Wohnsitz zu verändern, nochmals den Entschluß, fortzuziehen. Er bot sein trefflich eingerichtetes Gut aus, und es hielt wahrlich nicht schwer, einen Käufer dafür zu finden, machte Alles zu baarem Gelde, was er sonst noch an Eigenthum besaß, und zog diesmal nach dem Lande, aus dem seine Eltern stammten, nach Thüringen, um hier seine Tage zu beschließen.

Er hatte einen einzigen Sohn, den er Hans genannt, und dazu in Schlesien noch ein damals kleines Mädchen, eine Waise, an Kindesstatt angenommen, die aber auch wirklich wie ein Kind im Hause gehalten wurde und so an ihrer Pflegemutter hing,

als ob sie diese selber unter dem Herzen getragen. Hans war jetzt fünfundzwanzig Jahr, Katharina, wie die Waise hieß, wurde im nächsten Winter achtzehn, und Beide wuchsen wie Bruder und Schwester auf.

Der alte Barthold fühlte sich übrigens in den letzten Jahren nicht mehr so recht fest auf den Füßen wie in früherer Zeit; es geht das ja so im Leben. Er hatte das „Reißen" in den Gliedern, was die Stadtleute mit einem etwas gelehrteren Namen „Rheumatismus" nennen, wenn die Sache auch dieselbe bleibt, denn „reißen" thun beide, und da er oft tagelang das Zimmer hüten mußte, so fing er an sich nach Ruhe zu sehnen. Sein Hans war ohnedies in den Jahren, wo er schon an's Heirathen denken durfte, denn „jung gefreit hat Niemand gereut" meinte der Alte. Der Hans ließ sich denn das auch nicht zweimal sagen und „ging auf die Freite".

Die Bauerstöchter in seinem Dorfe behagten ihm aber nicht; er war draußen gewesen und hatte sich schon in der Welt umgesehen, und wenn auch selber ein tüchtiger Bauer, glaubte er doch, er müsse von seiner Frau ein wenig mehr verlangen, als daß sie nur im Feld den Mägden vorneweg arbeiten und daheim die Wirthschaft ordentlich führen konnte. Da stach ihm denn des Traubenwirths Lieschen in die Augen.

Das war ein Mädel zum Anbeißen, flink und gewandt dazu, keine der gewöhnlichen plumpen Bauerdirnen. Mit der konnte er sich auf jedem Tanzboden, ja selbst in der Stadt, wohin er oftmals kam, sehen lassen. Ihr Vater hatte außerdem ein hübsches Besitzthum mit Land, Vieh und Pferden dazu, wie ein richtiger Bauer, und da seine Eltern der Sache ebenfalls nicht im Wege standen und Lieschen an dem schmucken Bauerssohn bald Gefallen fand, so ging Alles eigentlich von selber. Wir kamen ja auch gerade dazu, wie der Traubenwirth, den die Werbung recht innig freute, aus vollem Herzen sein Jawort gab, und Hans, da man alte Gebräuche ehren soll, nahm denn Lieschen beim Kopf und küßte sein hübsches Bräutchen so herzhaft ab, daß sie gleich nachher wieder auf ihr Zimmer gehen mußte, um sich die Haare frisch zu ordnen. Sie schien aber trotzdem nicht böse darüber.

Die Sache war also in Ordnung, und da beide Elternpaare Nichts dagegen hatten, wenn die Hochzeit bald gefeiert würde, so lief Hans, überhaupt ein wenig ungeduldiger Natur, schon an demselben Nachmittag noch zum Herrn Pfarrer hinüber, um das erste Aufgebot gleich auf den nächsten Sonntag zu bestellen. Dreimal mußten sie ja doch, wie es Sitte war, von der Kanzel herab aufgeboten werden. Der Herr Pfarrer, der seinen Vater recht gut kannte, empfing ihn auch auf das Freundlichste, wünschte ihm zu seiner Wahl von Herzen Glück und versprach das Aufgebot am nächsten Sonntag, heute war Mittwoch, recht gern zu erlassen. Der Bräutigam möchte nur so gut sein und ihm bis dahin die nöthigen Papiere verschaffen.

„Papiere?" sagte Hans erstaunt, „was für Papiere?"

„Nun, Geburtsschein, Impfschein, Heimathschein, die Erlaubniß der Eltern kann mündlich erfolgen, dann ein Schein von da, wo Sie sich früher aufgehalten, daß Sie sich dort nicht schon verehelicht haben. Es ist dies natürlich nur Formsache."

„Ja aber um Gotteswillen, Herr Pfarrer," rief Hans lachend aus, „ich war in Schlesien und Ungarn, in Schlesien freilich nur als ganz junger Bursche, und bis ich von unserem Comitat in Ungarn einen solchen Schein hierher bekäme, darüber könnten ja Monate vergehen, und so lange soll ich doch wahrhaftig nicht mehr mit meiner Heirath warten?"

„Nun, nun," meinte der Pfarrer freundlich, „das läßt sich auch vielleicht vereinfachen, denn Ihr Vater ist ja als Ehrenmann hier bekannt. Ungarn liegt freilich ein wenig weit von hier entfernt" — der Herr Pfarrer hielt es noch für viel weiter, als es wirklich war, — „besorgen Sie mir nur bis spätestens Sonnabend Nachmittag das Uebrige, und ich werde dann schon Alles in Ordnung bringen."

„Also Geburtsschein, glauben Sie mir denn nicht einmal auf mein Wort, daß ich geboren bin?"

„Wir verstehen darunter das Taufzeugniß. Aber ich werde Ihnen lieber das kleine Verzeichniß der nöthigen Papiere aufschreiben; Sie könnten sonst leicht etwas vergessen und das Aufgebot dadurch verzögern. Die nöthigen Papiere der Braut werde ich mir von deren Vater selber geben lassen."

Damit ging er an seinen Schreibtisch, notirte die genannten Zeugnisse und Scheine auf ein Blatt, und Hans steckte es indessen in die Tasche; heute verstand es sich doch von selbst, daß er in Wetzlau bei seiner Braut blieb. Nicht zehn Pferde hätten ihn von da weggebracht.

2. Die Kathrine.

Am nächsten Morgen bekam Hans seinen Vater erst zu sehen, als er zum Frühstück aus dem Felde zurückkehrte. Es gab jetzt außerordentlich viel zu thun draußen, und bei der Arbeit durfte Hans nicht fehlen.

„Also Alles in Ordnung, Hans?" schmunzelte der Alte, der aus dem vergnügten Gesicht des Sohnes schon genau wußte, wie die Sache abgelaufen. War auch kein Wunder, denn des Heinrich Barthold Sohn kam nicht so leicht in Gefahr, sich bei seines Gleichen einen Korb zu holen und — hätte auch vielleicht noch eine Stufe höher steigen dürfen, oder zwei, wie die Mutter meinte.

„Alles in Ordnung, Vater, — guten Morgen miteinander," sagte der Sohn, der seinen Hut an einen Nagel hing und dann ohne Weiteres Platz am Frühstückstisch nahm; „Montag in vierzehn Tagen kann die Hochzeit sein."

„Hallo!" lachte der Alte, und die Mutter schlug die Hände vor Erstaunen zusammen, „nur stat! das geht ja verwünscht schnell. Und glaubt denn der Mosje, daß, wenn Er auch fix und fertig ist, in den Ehestand hinein zu springen, die Anderen auch nur eben so auf dem Sprunge sitzen? Da gehört mehr dazu, als Du wohl denkst."

„Unter acht Wochen ist gar keine Möglichkeit," sagte die Mutter, „und dann weiß ich nicht, wie ich fertig werden will."

„Die Frau Mutter?" rief Hans lachend, „ja was hat denn die Frau Mutter dabei zu thun, daß sie nicht fertig werden kann?"

„Und glaubst Du denn," rief aber die Mutter in Eifer, „daß ich Dich wie eines Häuslers Sohn will heirathen lassen, der Nichts mitbringt in die neue Wirthschaft, als was er auf dem Rücken und vielleicht noch unter dem Arme trägt? Nein, Hans, daraus wird nichts; ehe ich nicht fertig bin mit Deiner Ausstattung, bekommst Du meine Einwilligung nicht, und wenn das noch drei Monate dauern sollte, und daß Lieschens Mutter bis dahin mit der ihrigen fertig wird, glaub' ich noch lange nicht."

„Aber beste Herzensmutter!"

„Laß nur sein," lachte aber der Vater, „werden schon noch etwas davon herunterhandeln können, Alte. Aber so holter-dipolter geht die Sache auch nicht, wie der Hans glaubt. Bei derlei Dingen hat man immer eine Menge von Umständen, an die man vorher gar nicht denkt, und sechs, acht Wochen sind da eine kurze Zeit. Muß auch vorher noch mit dem Traubenwirth reden, was ich Dir mitgebe und was das Mädel mit bekommt, wenn ich auch grad' nicht glaube, daß uns das besonders lang aufhalten wird. Jedenfalls werden wir früher damit fertig, als die Mutter mit ihrer Wäsche und was sonst noch drum und dran hängt. Was hast Du denn da für einen Zettel? etwas für mich?"

„Ach," sagte der Hans, indem er den Zettel dem Vater hinüberschob, „der Herr Pfarrer drüben in Wetzlau hat ihn mir gegeben. Es stehen die Papiere d'rauf, die er haben muß, um das Aufgebot zu erlassen. Er meinte, es wäre nur der Form wegen."

„Also beim Pfarrer ist er auch schon gewesen," nickte der Alte seiner Frau schmunzelnd zu, indem er seine Brille aus der Tasche nahm, um den Zettel durchzulesen. „Er hat wenigstens das Gras nicht unter den Füßen wachsen lassen. Na, da wollen wir denn einmal sehen, was der Herr Pfarrer Alles verlangt. Hm, das ist ja ein ordentliches Recept, was er da geschrieben hat."

„Aber so erzähle doch nun auch einmal, wie's gestern drüben war," sagte die Mutter, indem sie dem Sohn den Butterteller hinüberschob und den duftenden Handkäse etwas näher rückte. „Sitzt der Mensch da und spricht kein Wort. Ich möchte doch auch wissen, was die Mutter sagte und das Mädel und — was sie für ein Gesicht dazu gemacht haben, alle Beide."

„Ja, Mutter," lachte der Hans verlegen, „was soll ich denn da erzählen? Ein vergnügtes Gesicht haben sie gemacht, und eine Flasche vom besten Rheinwein haben wir nachher getrunken. Das Lieschen weinte wohl ein Bischen, aber — das dauerte nicht lange, und die — die Frau Erlau war auch ein wenig gerührt, und fuhr sich ein paar Mal mit der Schürze nach den Augen, doch — das dauerte auch nicht lange, und dann — dann haben sie uns

eine Menge guter Lehren gegeben; wenn ich aber ehrlich sein will, so weiß ich wirklich nicht mehr recht über was, denn das Lieschen guckte mich dabei mit den großen dunklen Augen an, und da — da hab' ich an ganz andere Dinge dabei gedacht, als an das, was die zukünftige Frau Schwiegermutter sagte."

Während der Sohn sprach, saß die Mutter dabei und nickte und schmunzelte vergnügt vor sich hin.

„Also gute Lehren haben sie Euch gegeben — ja lieber Gott, junges Volk, junges Volk leichtsinnig und obenhinaus, was kümmert sich das um gute Lehren in der Brautzeit! Das weiß Alles besser, und — muß nachher doch Alles aus eigener Erfahrung und oft mit vieler Trübsal kennen lernen. Hören will keins."

„Papperlapapp, Alte," brummte der Vater, indem er sein Käppchen rückte und sich in den grauen Haaren kratzte, ohne aber die Augen von dem Papier zu nehmen — „wir haben's eben auch nicht besser gemacht in unserer Jugend; so laß das junge Volk sich nun ebenfalls die Hörner ablaufen. Wer nicht hören will, muß fühlen."

„Ich dachte, Vater," sagte der Sohn, als der Alte noch immer in dem Zettel studirte, „wenn ich nun selber vielleicht heut Nachmittag in die Stadt ritte, um das von den Papieren zu besorgen, was vielleicht noch fehlt. Die drei Knechte werden auch ohne mich heute mit Pflügen drüben auf der Rainerspitze fertig, wenn ich ihnen noch bis Mittag helfe, und nachher ist's doch immer besser, das ist abgemacht. Meint Ihr nicht?"

„Hm, hm, hm," überlegte der Alte aber noch immer, indem er das kleine Papier wieder und wieder überlas — „ich fürchte beinah, daß Du in der Stadt verwünscht wenig ausrichten wirst, und ich muß am Ende noch selber hinein. Wäre mir gar nicht so besonders lieb, denn in der linken Schulter zwickt's mich wieder ganz heidenmäßig, und bei dem linken Beine hat's mich auch. Aber was kann's helfen, man muß doch jedenfalls sehen, was zu machen ist, denn die Papiere müssen geschafft werden."

„Was muß er denn nur für Papiere haben?" frug die Mutter. „Sie kennen uns doch hier und wissen, daß wir ordentliche und rechtschaffene Leute sind, und unser Auskommen haben wir doch auch."

„Ja, ja, Mutterchen," lachte der Vater, „das hilft Nichts bei den Gerichten, die wollen Alles Schwarz auf Weiß haben, und womöglich auch auf einem Stempelbogen, mit einem großen Siegel drunter, und daß Einer ein ehrlicher und rechtschaffener Mensch ist, glauben sie ihm erst recht nicht, wenn er nicht im Stande ist, es ihnen schriftlich zu beweisen. Komm Du denen!"

„Wir brauchen ja aber doch Niemanden, da sollen sie uns wenigstens in Frieden lassen."

„Aber sie brauchen uns," lachte der Vater wieder, „und damit sie sicher sind, daß die neuen Staatsbürger auch ihre Steuern und Abgaben richtig bezahlen können und nicht etwa gar einmal dem Staate zur Last fallen, müssen sie sich legitimiren oder ausweisen."

„Staatsbürger," brummte die Frau kopfschüttelnd — „wir sind keine Staatsbürger, wir sind Bauern, und es wird doch wahrhaftigen Gott es kein Mensch glauben, daß unser Hans einmal Jemandem zur Last fallen könnte? Was wollen sie denn nur?"

„Nun, erstlich einmal seinen Geburts- oder Taufschein."

„Nun, den hast Du ja — der liegt in der gelben Lade, bei den andern Papieren."

„Dann seinen Impfschein."

„Impfschein? Den haben wir nie bekommen."

„Das macht weiter nichts," sagte der Vater, „die Narben sind noch deutlich zu sehen, und den kann man sich hier vom ersten besten Arzt ausstellen lassen. Nachher einen Heimathschein."

„Was ist das?"

„Nun, eine Bescheinigung der Behörde, wo er geboren ist, daß er dort seine Heimath hat," sagte der Alte.

„Aber wenn wir deshalb einen Brief nach Schlesien schicken sollen," rief der Sohn, „so kann das vierzehn Tage dauern, bis der Schein hierher kommt. So lange mag ich doch nicht warten."

„Nun, vierzehn Tage wohl nicht," sagte der Vater, „aber ich will selber heute nach Schlesien schreiben. Unser Gerichtsverwalter in Kreuzberg wird mir schon die Freundschaft thun und das besorgen; ein Brief geht leicht in zwei Tagen hin, und wenn nichts dazwischen kommt, kann der Wisch in acht Tagen hier sein."

„Aber noch volle acht Tage, Vater —"

„Mach' mir den Kopf nicht warm," rief aber der Alte, seine Mütze rückend, „hast Du so lange warten können, wird's auf die acht Tage auch nicht ankommen — also dabei bleibt's."

„Dabei bleibt's," wenn der Alte das einmal sagte, so wußte der Hans recht gut, daß dann weiter kein Einwenden half. Die Sache war abgemacht, und ein Widerspruch hätte den wohl herzensguten, aber auch starrköpfigen Mann nur böse machen können, erreicht wäre aber nichts weiter worden.

Der Hans setzte sich wieder zu seinem Frühstück, denn seine Zeit war bald verflossen und er durfte nicht der Letzte draußen bei der Arbeit sein, schon der Knechte wegen. Er war aber auch gleich fertig, denn die Sache ging ihm im Kopf herum, daß er noch eine ganze Woche warten solle, bis das erste Aufgebot erfolgen könne, und nahm ihm den Appetit. Gerade war er aufgestanden und wollte eben wieder hinausgehen, als die Thür sich aufthat und seine Pflegeschwester Kathrine hereintrat. Sie hatte drüben in der Milchkammer die frisch gemolkene Milch eingegossen und nach Butter und Käse gesehen.

„Guten Morgen, Kathrin'," sagte Hans und streckte ihr die Hand entgegen, „haben uns ja seit gestern Morgen nicht einmal gesehen."

„Guten Morgen, Hans," sagte das junge Mädchen freundlich, auch ihm die Hand reichend, „ja, wenn man freilich so wichtige Geschäfte hat. Nun, ist Alles gut abgelaufen?"

„Alles, Kathrin', schön Dank für die Nachfrage," sagte der Hans. „Die Eltern haben eingewilligt, und das Lieschen ist meine Braut. Hoffentlich haben wir in vier Wochen Hochzeit. Da müssen wir auch zusammen tanzen."

Die Katharine stand vor dem Pflegebruder, dessen Hand sie noch gefaßt hielt, und sah ihn mit ihren großen blauen Augen recht voll und treuherzig an. Wie er aber endete, drückte sie ihm die Hand herzlich und sprach mit leiser, aber bewegter Stimme: „Da wünsch' ich Dir recht von Herzen Glück dazu, und möge Gottes Segen auf Euch ruhen immerdar — auf Dir und auf Deiner jungen Frau." Damit zog sie die Hand aus der seinen, wandte sich ab und verließ das Zimmer wieder. Hans sah ihr nach.

„Was hat nur die Kathrin'?" sagte er, „sie war ordentlich gerührt."

„Sie hat ein weich' Gemüth," sagte die Mutter, mit dem Kopf nickend, „und hängt an uns Allen mit großer Liebe. Da ist's denn wohl natürlich, daß ihr bei einem so wichtigen Ereigniß etwas weich um's Herz wird. Ja, Ihr Mannsleute nehmt das Alles nur so leicht hin und denkt nicht weiter darüber nach. Laß mir die Kathrin' zufrieden, das ist ein wacker Ding, und ich hab' sie gerade so lieb, als wenn sie meine eigene Tochter wäre."

Der Hans nahm seinen Hut vom Nagel und ging hinaus an seine Arbeit. Er hatte doch richtig so lange da drinnen gesessen, daß die Knechte im Felde draußen schon wieder an der Arbeit waren, als er hinauskam. Das ärgerte ihn und er hieb jetzt wacker auf die Pferde ein, um das Versäumte nachzuholen. Es war aber auch kein Wunder, denn was gingen ihm nicht für eine Menge von Dingen im Kopf herum!

3. Eine Staatsvisite.

Der Vater hielt Wort, und das that er immer. Er schrieb noch an dem nämlichen Morgen an seinen Freund in Kreuzberg, schickte außerdem noch eine Abschrift von seines Sohnes Taufschein ein, den er sich von ihrem Pfarrer in Dreiberg und von dem Schulzen beglaubigen ließ, und theilte dem Gerichtshalter dort in aller Kürze mit, um was es sich hier handele. Dann bat er ihn, er möchte doch, wenn irgend möglich, den Heimathschein mit der nächsten Post einschicken und ihm auch dazuschreiben, was er ausgelegt hätte, damit er's ihm gleich zurückzahlen könne. Der alte Bartholt blieb nicht gern Jemandem etwas schuldig.

Der Brief war ihm ein wenig sauer geworden, denn das Schreiben gehörte gerade nicht zu den Dingen, die er sehr gern that, oder zu denen er sich drängte, aber es hatte eben sein müssen, und jetzt war's, Gott sei Dank, fertig und abgemacht. Wenn die Postkutsche heut' Abend durch Dreiberg kam, nahm der Conducteur den Brief schon mit hinein in die Stadt und gab ihn dort auf. Nachher ging er direct nach Kreuzberg ab.

Aber heute gab's noch mehr zu thun, denn wie die Sachen

nun einmal standen, erforderte es auch die Artigkeit nicht allein, sondern der Gebrauch, daß die Eltern des Bräutigams den Eltern der Braut einen Besuch abstatteten, und wenn es auch der alte Barthold lieber auf den nächsten Sonntag verschoben hätte, erstlich der Arbeit und dann auch seines Reißens wegen, ließ sich das doch nicht gut einrichten. Sonntags hatte der Traubenwirth auch immer so viel zu thun und das Haus dazu voller Gäste, daß man ihm und den Seinen da erschrecklich unbequem gekommen wäre. Besprechen hätte man außerdem gar nichts können, und da mußte denn schon ein Wochentag dazu genommen werden.

Uebrigens wurde auch daheim indessen nichts versäumt, denn der Hans blieb ja zu Haus und bei den Knechten, und auf die übrige Wirthschaft paßte schon die Kathrine; auf die durften sie sich fest und sicher verlassen. Die Mutter war ebenfalls damit einverstanden, und gleich nach dem Mittagbrod, die Dorfuhr hatte noch nicht Eins geschlagen, ließ der alte Barthold sein kleines steierisches Wägelchen vorrücken und die Braunen einspannen, der Großknecht mußte in seinem Sonntagsrock auf den Bock, und fort ging die Reise den Feldweg nach Wetzlau hinüber.

Eine Vergnügungstour war die Fahrt eigentlich nicht gut zu nennen, denn kein Mensch in der Welt konnte sich ein Vergnügen daraus machen, eine gute Glockenstunde auf einem solchen Wege und einem kleinen Wagen ohne Federn durchgerüttelt und geschüttelt zu werden. Aber die Bauern trugen selber die Schuld daran, daß diese Straße in einen derartigen Verfall gerieth, denn obgleich sich beide Dörfer willig zeigten, daran zu bauen, lag es nur an einer erbärmlichen Kleinigkeit, daß die Arbeit unterblieb und von Jahr zu Jahr aufgeschoben wurde. Zwischen Wetzlau und Dreiberg schnitten nämlich die Fluren nicht in gleicher Hälfte ab. Die Dreiberger hatten vielleicht eine Strecke von zwei Morgen Land über die Hälfte, und obgleich sie sich erboten, die Straße, die von beiden Dörfern gleich stark benutzt ward, zu gleichen Hälften zu übernehmen, gingen die Wetzlauer doch nicht darauf ein, sondern verlangten, daß die Dreiberger soweit bauen müßten, wie ihre Grundstücke reichten. Nachgeben, das that selbstverständlich kein Theil, und so ruinirten sie lieber Jahr aus Jahr ein ihre Pferde und Geschirre, nur dieser unbedeutenden, kleinen Strecke wegen.

Der alte Barthold, obgleich es ihm sonst wahrlich nicht auf einige zwanzig Thaler mehr oder weniger ankam, war dabei gerade so schlimm, wie die Anderen, und mit dem Bewußtsein, daß er selber mit schuld an dem heillosen Wege sei, murrte er auch unterwegs mit keiner Sylbe und ertrug alle die Stöße und Puffe, die er bekam, mit wahrhaft christlicher Geduld. Sein Trost blieb ja auch dabei, daß die Wetzlauer genau dieselben Puffe bekämen, und denen, wie er sich innerlich sagte, geschah es vollkommen recht. Sie verdienten es gar nicht besser. Nur die arme Frau stöhnte und ächzte, und wenn manchmal ein ganz außergewöhnlich kräftiger Stoß kam, daß sie die Zähne aufeinander beißen mußte, klagte sie wohl mit einem kurzen Stoßgebet: „O du grundgütiger Vater! so gleich nach Tische!"

Es hat aber Alles sein Ende, auch der schlechteste Weg. Es schlug gerade Zwei in Wetzlau, als sie, zur Abwechselung der bisherigen Fahrt, auf das Dorfpflaster kamen, wo sie auch noch, da sie das Chausseehaus passiren mußten, Chausseegeld bezahlen durften.

„Ich muß doch einmal Federn an den Wagen machen lassen," sagte Barthold, als sie hier endlich etwas bessere Straße erreichten, denn draußen hätte er gar nicht reden dürfen, aus Furcht, einmal die Zunge zwischen die Zähne zu bekommen, „der Weg ist gar nicht so schlecht, aber der Karren stößt so."

„Mir thut ordentlich der Hals weh," sagte die Frau, „jetzt freu' ich mich nur auf den Rückweg."

Alle weiteren Bemerkungen wurden aber hier kurz abgebrochen, denn eben lenkten die Pferde wiehernd in den Thorweg der goldenen Traube ein, und in der inneren Thür stand auch schon der Wirth, Christoph Erlau, der ihnen sein Käppchen entgegenschwenkte, während Lieschen, die in der Küche beschäftigt gewesen war, wie der Blitz in ihr Kämmerchen hinaufhuschte, denn so konnte sie sich den neuen Schwiegereltern doch nicht zeigen, und so wäre sie gerade am allerhübschesten gewesen, denn Frau wie Mädchen sehen, sie mögen selber denken, was sie wollen, doch immer am hübschesten im Hauskleide aus; aber der Geschmack ist eben verschieden, und man behauptet ja, daß sich nicht darüber streiten lasse.

Jetzt, nachdem Hansens Eltern ausgestiegen und hinein in die „beste Stube" geführt waren, begannen nun vor allen Dingen eine Menge von Förmlichkeiten, die in den höchsten Cirkeln nicht weitschweifiger und unbehülflicher sein konnten, als hier in der sonst so schlichten Familie. Aber es soll nur um Gotteswillen Niemand glauben, daß jenes Ungethüm, die sogenannte „Etiquette", an irgend einem fürstlichen Hofe steifer und unnachsichtlicher gehandhabt würde, als in irgend einer Bauernfamilie, sobald sich eine passende und außergewöhnliche Gelegenheit dazu findet. Da bestehen ganz genau bestimmte und festgestellte Formen, was gesagt werden muß und wie es gesagt werden muß, wohin man sich setzt und wie man sich setzt, und was endlich vorgesetzt werden soll, und wie die Hausfrau zu dem Vorgesetzten zu nöthigen hat, daß es einen einfach schlichten Menschen zur Verzweiflung bringen könnte. Das einzige Gute hat es, daß es nicht so lange dauert, wie bei Hofe, denn da ist es den Leuten ein natürlicher Zustand, in dem sie sich bewegen, sie würden eine andere Existenz für unmöglich halten; hier dagegen ist es ein unnatürlicher, gewaltsam hervorgerufener, der wohl eine Zeit lang anhält, sich aber zuletzt selber verarbeitet — und plötzlich finden sich die Leute wieder in ihrem gewöhnlichen, natürlichen Fahrwasser, ohne daß sie eigentlich merken, wie sie dahin gekommen sind.

So ging es auch hier. Zuerst wurden die Gäste also in die „beste Stube" geführt, die natürlich, wie alle „besten Stuben", kalt und ungemüthlich aussah, denn ein Ort, in dem man sich wohl und behaglich fühlen soll, muß bewohnt sein und nicht blos zum Staat gehalten werden. Dann fuhr die Wirthin, nachdem eine Menge steife, nichtssagende Redensarten gewechselt waren, aus und ein, um heranzuschleppen, was Küche und Keller boten; daß die Gäste gerade eben vom Essen kamen, war gar keine Entschuldigung, und nun ging das Nöthigen los, in dem die Frau Erlau wirklich Außerordentliches leistete. Endlich kam auch Lieschen in ihrem Sonntagsstaat, aber viel schöner geschmückt durch das liebliche Erröthen den neuen Verwandten gegenüber, das ihren Augen einen ganz eigenen Glanz verlieh.

Nun kannten sich die beiden Familien schon seit längerer Zeit und waren sonst wohl manchmal zusammengekommen und hatten miteinander gelacht und geplaudert. Jetzt aber, wo sie sich durch die Verlobung der Kinder um soviel näher traten, schien es ordentlich, als ob sie das weit eher entfremdet hätte, so steif und unbehülflich standen sie sich gegenüber, und Lieschen besonders, sonst voller Leben, ja oft ausgelassen lustig, konnte fast kein Wort über die Lippen bringen. Aber ein Bann lag auf ihnen Allen: das Bewußtsein, daß dies ein „Staatsbesuch", daß es eine Form sei, der Genüge geleistet werden müßte, und der ließ sich so schnell nicht wieder abschütteln, der mußte erst ordentlich verdampfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bahnbrecher zum Düppeler Siege.

Der achtzehnte April hat den deutschen Waffen zu ihren vielen Ruhmeskränzen einen neuen und unverwelklichen gefügt: die Erstürmung der Düppeler Schanzen hat die alte deutsche Tapferkeit und Wehrhaftigkeit vor ganz Europa abermals auf das Glänzendste bewährt und den in London beginnenden Diplomatenkünsten ein schweres Gegengewicht in die Wagschale geworfen. Einzelne Thaten, welche in den Morgenstunden jenes Aprilmontags von preußischen Kriegern verrichtet worden sind, von jungen Kriegern, die im gegenwärtigen Kampfe zum ersten Male im feindlichen Feuer standen, reihen sich dem Leuchtendsten an, was die Kriegsgeschichte aller Zeiten zu verzeichnen hat. Oder wäre, um statt vieler nur ein Beispiel anzuführen, nicht einer der Bravsten der Braven jener Pionnier vom 3. Bataillon? Man stand stürmend vor den Palissaden der zweiten dänischen Schanze, sah aber keine Oeffnung, durch die man einbrechen konnte. Da marschirt der Pionnier zu seinem Lieutenant heran und meldet militärisch: „Herr Lieutenant, ich werde mich aufopfern!" Kaum gesagt, so ergreift er schon einen Pulversack, nähert sich den Palissaden und steckt die explodi=

Preußische vierundzwanzigpfündige Batterie Nr. 2 auf Sammelmark.
Originalzeichnung unsers Specialartisten Otto Günther.

rende Masse mittels glimmenden Schwammes in Brand. Jämmerlich zerfetzt wird der kühne Pionnier nach der einen Seite, die Palissadenwand nach der andern geschleudert, und durch die gemachte Gasse stürmen über den verstümmelten Helden die Colonnen vorwärts.

Auch uns schlägt das Herz in freudigem Stolze, wenn uns jeder Tag noch immer neue Einzelheiten aus jenem Ruhmesmorgen verkündet, und wir stehen nicht an es zu bekennen, für den Moment einmal allen politischen Hintergedanken und alles Bangen um das Endziel des Kampfes zurückdrängend. Dieser ewig denkwürdige Sieg aber hätte nicht erfochten werden können, wenn nicht das preußische Geschütz monatelang den Weg zum Hurrah des Triumphes gebahnt hätte, jene furchtbaren Kanonen, von denen die dänische Besatzung auf Düppel zu behaupten pflegte, daß sie jeden Tag nur ein einziges Mal geladen und gerichtet würden und dann, ohne weitere Bedienung zu brauchen, bis zum andern Morgen fort feuerten. So regelmäßig geschah Schuß auf Schuß — und so gleichmäßig schlug Geschoß auf Geschoß immer wieder genau in demselben Punkte ein. Nicht zu kurz und nicht zu weit, immer da gerade, wo es die meiste Zerstörung anrichten konnte.

Der Erfolg, der in solch' überraschender Weise die Vortrefflichkeit der preußischen Geschütze documentirt hat, beschäftigt das allgemeine Interesse so lebhaft, daß wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen glauben, wenn wir ihnen vorerst im Bilde eine Batterie dieser preußischen gezogenen Kanonen vorführen. Es ist in getreuer Wiedergabe die auf Gammelmark, der zweiten dänischen Schanze direct gegenüber, postirte sogenannte vierundzwanzigpfündige Batterie Nr. 2, die dem Feinde so viel zu schaffen gemacht hat. Parademäßig freilich sieht die Bedienungsmannschaft nicht gerade aus mit ihrer Drellüberjacke über die pulvergeschwärzte Uniform; auch die Männer mit den eigenthümlichen Käppis bekunden, daß wir uns nicht bei einer Revue oder auf einem Manöver befinden: es sind die Krankenträger, welche ihre schmerzlichste Pflicht als wahre Helden der Menschenliebe erfüllen. Vor Allem aber wollen wir die Einrichtung der mörderischen Waffe, welche auf die Entfernung einer Viertelmeile noch treffen kann, und ihrer Geschosse etwas näher beschreiben, von denen ein einziges, gut angebracht, genügt, um auf jene Weite ein Schiff zum Sinken zu bringen.

Zunächst das **Rohr**. In seiner jetzigen Gestalt ist es das Resultat lang fortgesetzter und mit Sachkenntniß geleiteter Versuche. Die wesentlichsten Verbesserungen rühren von dem preußischen Oberstlieutenant Neumann her, welcher namentlich die Wahrendorff'sche (nach ihrem eigentlichen Erfinder, einem schwedischen Officier, so genannte) Verschlußvorrichtung zweckmäßig umgestaltet hat. Die preußischen Geschütze sind nämlich Hinterladungsgeschütze, das heißt, die Ladung wird nicht von vorn in das Rohr hineingestoßen, sondern der Ladungsraum wird von hinten geöffnet und von hier sogleich Projectil (Granate oder Kartätsche) und Kartusche (Pulverladung) an seinen Platz gelegt. Die Solidität dieses Verschlusses ist von der größten Wichtigkeit.

Je nach dem Zweck sind die Kaliber der gezogenen Geschütze verschieden. Es giebt Sechspfünder, Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder; indessen geben diese Bezeichnungen nicht die Schwere der daraus geworfenen Geschosse an, sie rühren vielmehr noch von den älteren glatten Geschützen her. Ein gezogener

6pfünder schießt ein Geschoß von 15 Pfd. — Pulver-Ladung der Kartusche 1½ Pfd.,
12pfünder „ „ „ „ 30 Pfd. — Pulver-Ladung der Kartusche 2½ Pfd.,
24pfünder „ „ „ „ 80 Pfd. — Pulver-Ladung der Kartusche 4½ Pfd.

Außerdem giebt es noch gezogene Vierpfünder, welchen ein Geschoß von neun Pfund entspricht und die ihrer außerordentlichen Leichtigkeit wegen — sie können mit sammt der ganzen Bedienung und Munition von vier Pferden in jeder Gangart gezogen werden — als Versuchsbatterien in Anwendung sind.

Die beiden kleinsten Kaliber (4- und 6pfünder) sind eigentliche Feldgeschütze und werden als solche aus dem feinsten Gußstahl (durch Krupp in Essen) hergestellt. Die 12pfünder und 24pfünder sind nur für den Festungs- und Belagerungskrieg bestimmt und haben Rohre entweder aus Bronze oder aus dem besten Gußeisen. Das Rohr besteht aus zwei Theilen, einem hinteren, inwendig glatten Raume zur Aufnahme des Geschosses und der Kartusche, und dem daran sich schließenden langen, gezogenen Rohre. Dieser vordere Theil, die eigentliche Seele, ist wie eine Büchse mit Zügen, das heißt mit schraubenförmigen Gängen, Drall, versehen, deren Anzahl und Drehung bei den verschiedenen Kalibern verschieden ist. Sechspfünder haben achtzehn Züge, welche auf ohngefähr sieben Fuß Länge einen ganzen Umlauf machen würden.

Der hintere etwas erweiterte Theil der Seele, der Ladungsraum, wird durch einen genau passenden gußstählernen Kolben, der sich ein- und ausschieben läßt, verschlossen. Um den Kern unverrückbar befestigen zu können, ist er der Quere nach durchbohrt, und diesem Querloch entsprechen zwei Löcher in der Geschützwandung. Wenn der Verschlußkolben nun eingeschoben ist, steckt man von außen einen genau passenden Quercylinder vor, und dieser hindert jede Weichung. Damit nun aber nach hinten zu gar kein Pulvergas entweichen kann, hat der Verschlußkolben noch einen Preßspahnboden, eine Scheibe aus starker Hanfpappe, welche direct hinter der Pulverkammer liegt und schädliche Einwirkungen der Pulvergase auf den Kolben und Verunreinigung abhält. Außerdem preßt noch eine starke Schraube alle Verschlußtheile dicht zusammen.

Die Manipulation des Ladens besteht demnach in Oeffnen der Schraube, Verschieben des Vorsteckcylinders, Herausziehen des Verschlußkolbens, Einsetzen des Geschosses und der Kartusche, — Kolben, — Vorsteckcylinder, — Schraube — und das Geschütz ist zum Richten fertig. Alle fünf Schuß wird das Rohr ausgewischt und eingefettet, nach je 250 Schuß ohngefähr wird mit einer Feile hineingegangen und das Rohr entbleit, was etwa eine Viertelstunde dauert.

Auf sehr scharfsinnige Weise sind die **Geschosse** eingerichtet, von denen es gewöhnliche Granaten und Kartätsch-Granaten giebt. Beide sind inwendig hohl und mit einer Sprengladung gefüllt, sodaß sie nicht nur durch ihren eigenen Flug, wie jede gewöhnliche Kugel, wirken, sondern auch noch durch ihr Bersten (Crepiren) und durch das dadurch bewirkte Herumschleudern von Sprengstücken. Das Interessanteste an ihnen ist der Zündungsapparat, welcher bei allen Geschossen in derselben Weise eingerichtet ist und von welchem der beigegebene Durchschnitt einer sechspfündigen Granate, ohngefähr ⅓ der natürlichen Größe, eine Vorstellung geben kann. Die Granaten haben eine sehr starke Sprengladung, welche im Innern c des hohlen gußeisernen Geschoßkörpers sich befindet und durch eine Oeffnung im Boden eingegeben wird. Der Geschoßkörper a ist aus Gußeisen, nach dem Kopfe zu besonders stark und schwer, damit er hiermit zuerst aufschlägt und die Ladung entzündet. Um den eisernen Körper ist ein bleierner Mantel b gegossen, das weiche Metall drückt sich besser in die Züge des Rohres ein und läßt keine Pulvergase entweichen. Die Zündvorrichtung liegt in der Spitze des Geschosses, in einem Hohlraum, welcher von der Sprengladung durch eine dünne Messingplatte abgeschlossen ist. Es sind im Wesentlichen drei Haupttheile zu beobachten: die Zündschraube d, der nach vorn leicht verschiebbare Nadelbolzen e und der Vorstecker f, welcher den Nadelbolzen von der auf der Schraube d aufgesetzten Zündpille abhält. In der Praxis ist die Zündnadel viel feiner, auch stehen die übrigen Theile des Geschosses in etwas anderen Verhältnissen zu einander als in unserer Zeichnung, welche zunächst nur das Princip deutlich machen soll.

Für gewöhnlich ist die Zündpille nicht aufgesetzt. Erst beim Gebrauch wird die Zündschraube mit derselben versehen und in die Mundlochschraube eingeschraubt und gleichzeitig der Vorstecker f eingeschoben, welcher den Bolzen arretirt, damit er nicht eine vorzeitige Explosion hervorrufen kann. Der Bolzen ist in seiner Achse durchbohrt, ebenso die den Hohlraum abschließende Platte. Wird nun das Geschütz abgefeuert, so erhält das Geschoß durch die Drehung der Züge im Rohr schon eine rotirende Bewegung, die es während des ganzen Fluges beibehält, der Vorstecker wird dadurch, wenn das Rohr verlassen ist, herausgeschleudert, und der Nadelbolzen kann sich frei nach vorn bewegen. Sowie nun das Geschoß auftrifft und seine Bewegung aufhört oder sich vermindert, fliegt der Bolzen nach vorn gegen die Zündpille, dieselbe explodirt, durch die Durchbohrung theilt sich das Feuer der Sprengladung mit, und das Geschoß crepirt im Momente des Aufschlagens. Diese mörderische Wirkung wird durch die Entfernung nicht abgeschwächt,

lens verliert damit das Geschoß seine Percussionskraft, aber Sprengwirkung, die vorzüglich gegen Mauerwerk, Verschan-z und dergleichen fürchterlich ist, bleibt ganz dieselbe. Im Felde gegen Truppenmassen ist das Geschoß nicht minder ...lich: es durchschlägt die vordere Reihe, crepirt und schleudert ...erische Garbe von Sprengstücken nach allen Seiten, den ...n entmuthigend. Die Kartätsch-Granaten (Shrapnels) wer-...rnen Kugeln, die durch Schwefel zu einer compacten ...ander verbunden sind, gefüllt; sie erhalten nur eine ...ngladung, welche gerade genügt, um den Geschoß-...rücken; die Kugeln zerstreuen sich und bestreichen so ...ßeren Raum. Die Explosion erfolgt bei ihnen vor dem Ziele und wird durch einen besonders eingerichteten, nach der Zeit stellbaren Zünder bewirkt. Als Belagerungsgeschosse sind aber die Granaten von viel gewaltigerem Effect. Die Beobachtung der Wirkung ist eine sehr leichte durch das mit dem Aufschlagen gleichzeitige Crepiren; die entstehende Rauchwolke zeigt genau an, ob zu weit oder zu kurz geschossen ist, und fast immer ist vom dritten Schuß an jeder neue ein Treffer. „Die Preußen feuern mit einer tödtlichen Sicherheit; die unglücklichen Dänen werden von ihnen an jedem Orte und zu jeder Stunde getroffen," so klagt der kriegsschauplätzliche Berichterstatter der Times. Ein unverwerflicheres Zeugniß für die Vortrefflichkeit der preußischen gezogenen Geschütze kann es schwerlich geben.

Deutscher Menschenhandel im 18. Jahrhundert.

Die diensteifrige Durchlaucht von Hanau und ihr „Extradouceur" — Der opferwillige Waldecker und seine werbenden Dorfpfarrer — Die Braunschweiger, Vater und Sohn — Der Kasseler Landesvater, seine Rechenkünste und seine cameradschaftlichen Gesinnungen — Der Anhalt Zerbster und seine Stylübungen — Der verschmähte Baier — Das Urtheil des englischen Parlamentes und Friedrich des Großen.

> „Es traten wohl so etliche vorlaute Bursche vor die Fronte heraus und fragten den Obersten, wie theuer der Fürst das Joch Menschen verlaufe? Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschiren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe! nach Amerika!"
>
> Schiller, „Kabale und Liebe."

Es war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; die unter Englands Oberhoheit stehenden dreizehn Colonien, die nachmaligen Vereinigten Staaten von Nordamerika, hatten ihrem Herrscher Georg III., der sie eines ihrer Rechte nach dem andern beraubt, den Gehorsam gekündigt und die gegen sie ausgesendete bewaffnete Macht durch ihr eigenes Heer unter Washington's Oberbefehl siegreich zurückgeschlagen. Der König war aber fest entschlossen, die rebellischen Colonien um jeden Preis zum Gehorsam zurückzuführen. Seine eigene verfügbare Truppenmacht reichte indeß für diesen Zweck nicht aus, so daß ihm seine Minister nichts Besseres zu rathen wußten, als mit einer auswärtigen Regierung wegen Ueberlassung einiger Truppencorps zu diesem Zwecke in Unterhandlung zu treten. England hat es von jeher geliebt, seine Kriege mit Verbündeten oder Hülfstruppen zu führen, diesen die schwerste Arbeit zuzuweisen und im Fall des Mißlingens die Schuld aufzubürden, gemeinschaftlich erfochtene Siege dagegen für sich allein in Anspruch zu nehmen.

Ueber diese von der englischen Regierung mit auswärtigen Höfen gepflogenen Unterhandlungen macht der berühmte amerikanische Historiker Bancroft in dem neuesten Bande seiner umfassenden und gediegenen Geschichte der Vereinigten Staaten Mittheilungen, welche mancherlei bis jetzt noch wenig oder gar nicht gekannte Einzelheiten enthalten und überhaupt geeignet sind, jenen schmachvollen Menschenhandel vor den Augen der Nachwelt in das ihm gebührende Licht zu stellen.

Die Blicke Georg's III. richteten sich zunächst nach Rußland. Er hoffte die Kaiserin Katharina seinen Vorschlägen geneigt zu machen; allein trotz vieler Conferenzen und mancherlei anfangs gegebener unbestimmter Zusagen war schließlich die Kaiserin nicht zu bewegen, auf das Anerbieten einzugehen, in welchem sie eine Beleidigung ihres Stolzes und ihrer Ehre erblickte. Alle Höfe von Moskau bis Madrid hatten den Gang dieser Unterhandlungen beobachtet, aber keinerlei auswärtiger Einfluß äußerte auf die Willensmeinung der Kaiserin irgend welchen Einfluß. Im westlichen Europa hatte sich eine Zeit lang das Gerücht verbreitet, die Kaiserin sei bereit, dem englischen Verlangen zu entsprechen; Vergennes, der französische Minister, erklärte es jedoch sofort für unglaubhaft und schrieb an den französischen Gesandten in Moskau die denkwürdigen Worte: „Ich kann Katharinens Seelengröße nicht mit dem unehrenhaften Gedanken vereinbaren, daß sie mit dem Blute ihrer Unterthanen Wucher treiben könnte."

Zu seinem Troste hatte König Georg bereits Beweise in den Händen, daß nicht alle Fürsten Europas die von der Kaiserin Katharina bewiesene Standhaftigkeit gegen die Verlockungen des englischen Goldes an den Tag legen würden.

Der Erbprinz von Hessen-Kassel, bereits Beherrscher des kleinen Fürstenthums Hanau, hatte Englands Wünsche schon vor den mit der Kaiserin Katharina angesponnenen Unterhandlungen instinctartig gewittert und deshalb an Georg III. geschrieben: „Ich höre nie auf, die feurigsten Wünsche und Gebete für den besten aller Könige zum Himmel emporzusenden, und wage hiermit, ohne die mindeste Bedingung zu stellen, mein Regiment von fünfhundert Mann anzubieten, welche alle bereit sind, mit mir ihr Leben und ihr Blut für Eurer Majestät Dienst zu opfern. Geruhen Eure Majestät, auf den Beweggrund und nicht auf die Sache selbst zu sehen. O, daß ich zwanzigtausend Mann offeriren könnte! Es sollte mit demselben Eifer geschehen. Mein Regiment ist auf den ersten Wink, der mir gegeben werden wird, bereit, aufzubrechen."

Gleich dem Bettler, der einem reichen Gönner, von dessen Großmuth er mehr als den Marktpreis zu erpressen hofft, seine Habe als Geschenk anbietet, verlangte er nichts, begab sich aber, als keine Antwort erfolgte, später selbst nach England, um seine Anträge zu erneuen.

Georg III. wünschte jedoch, bevor er mit deutschen Fürsten in Unterhandlung trete, erst eine Truppenanwerbung in Holland zu versuchen. Ohne großes Bedenken wäre der Erbstatthalter der Republik auf den Vorschlag eingegangen; Würde, Grundsätze und Politik der Generalstaaten widerstrebten einem solchen Verlangen aber entschieden.

Namentlich war es Baron van der Capellen tot den Pol, der Gracchus der holländischen Republik, welcher gegen Englands Zumuthung protestirte. Janitscharen solle man lieber miethen, äußerte er, als Truppen eines freien Staats. Warum solle eine Nation, welche selbst den Namen von Rebellen getragen und sich mit der Schärfe des Schwerts von ihren Unterdrückern befreit, ihre Truppen hergeben, um das zu zermalmen, was man von einigen Seiten die Rebellion der Amerikaner zu nennen beliebe, die gleichwohl für alle Nationen ein ermuthigendes Beispiel seien und als wackere Männer die Achtung der ganzen Welt verdienten, weil sie mit Unerschrockenheit und doch mit Mäßigung die Rechte vertheidigten, welche Gott, aber nicht das britische Parlament, ihnen verliehen?

Auch hier also scheiterte Georg mit seinem Ansinnen. Mittlerweile aber fand er in Deutschland, was er suchte.

Das deutsche Reich hatte sich von der Zerrüttung, welche der dreißigjährige Krieg über dasselbe gebracht, noch nicht wieder erholt. Seit dieser furchtbaren Zeit war der Militärdienst ein Handwerk geworden und der gemiethete Söldner an die Stelle des mittelalterlichen Vasallen getreten. Das Gefühl des Patriotismus hatte sich allmählich in den Gehorsam des Soldaten verwandelt, welcher wohl lernte, daß er einen Herrn, aber nicht daß er ein Vaterland hatte, und Kurfürsten, Herzöge und Landgrafen maßten sich das Recht an, sich um ihres persönlichen Vortheils willen in Kriege einzulassen und ihre Truppen ganz nach ihrem Belieben zu vermiethen. Um des Gewinnes ihrer Fürsten und um des Soldes und der Beute für sich selbst willen waren deutsche Truppen bei jedem großen Kampfe betheiligt, welcher von Polen bis Portugal, von der Nordsee bis zum Golfe von Neapel wüthete, und standen sich häufig genug auf verschiedener Seite feindlich gegenüber. In Friedenszeiten trieben sich die verabschiedeten überzähligen Söldner im Lande umher und bildeten eine unbeschäftigte Masse, bis sie neues Handgeld und die Hoffnung auf neue Beute wieder unter die Fahne rief, gleichgültig unter welche.

Sobald daher bekannt ward, daß der König von England sich außer Stand sah, seine im Kampfe mit Amerika gelichteten Regimenter durch Anwerbungen innerhalb seiner eigenen Staaten wieder zu ergänzen und zu vermehren, und daß er deshalb Rekruten aus Deutschland zu beziehen wünschte, erboten sich, begierig von diesem Umstand Nutzen zu ziehen, eine Menge von Abenteuerern die gewünschten Truppen zu verschaffen. Anfangs trug Georg Bedenken, von diesen Anerbietungen Gebrauch zu machen. „Wenn ich," sprach er, „deutschen Officieren Auftrag gebe, mir Leute zuzuführen, so bin ich, gerade heraus gesagt, nicht viel besser als ein Seelenverkäufer, was nach meiner Ansicht kein sonderlich ehrenvolles Prädicat ist." Dennoch aber verstand er sich dazu, daß ein Contract mit einem hannoverischen Oberstlieutenant abgeschlossen würde, welcher sich verbindlich machte, ohne Zeitverlust viertausend Mann Rekruten in Deutschland anzuwerben. Ebenso gestattete er auch sein Kurfürstenthum Hannover als Sammel- und Werbeplatz zu benutzen und willigte ein, daß sein Feldmarschall dem Unternehmen den nothwendigen Beistand lieh. Damals hielten keine wechselseitigen Höflichkeitsrücksichten die Fürsten ab, einer des andern Soldaten zur Desertion zu verleiten, und ein höheres Handgeld, bessere Löhnung und die verlockende Aussicht, in Amerika, dem Goldlande, reiche Beute zu machen, bewog die vagabundirenden Veteranen früherer Kriege sehr bald, sich um das in Hannover aufgepflanzte Banner zu schaaren. Freilich hatte der deutsche Reichstag Truppenanwerbungen für fremde Fürsten innerhalb seines Gebietes untersagt, und das Cabinet von Wien sah sich daher, um wenigstens den Schein zu wahren, genöthigt, darauf aufmerksam zu machen, daß Großbritannien mit dem deutschen Reiche in keinem Zusammenhang stände, ihm mithin nicht das Recht zukäme, innerhalb Deutschlands Grenzen Truppen anzuwerben. Für England lag hierin blos eine zarte Aufforderung, das Werbegeschäft in Deutschland ein wenig verstohlen betreiben zu lassen. Der Lieferant hatte auch sehr bald eine kleine Abschlagssendung von 150 Mann beisammen und versprach raschern Erfolg, sobald das Unternehmen nur erst ein wenig besser im Zuge wäre. Hierzu kam, daß der Fürstbischof von Lüttich und der Kurfürst von Köln sich gern dazu verstanden, hinsichtlich der Anwesenheit englischer Agenten, welche auch Werbestationen in Neuwied und Frankfurt hatten, ein Auge zuzudrücken. So instruirten denn die englischen Minister ihre diplomatischen Vertreter an den kleinen Höfen, den Werbungen allen möglichen Vorschub zu leisten, allein dies nicht officiell oder im Namen ihres Königs zu thun.

Inzwischen hatte der Aufstand in Amerika immer größere Verhältnisse angenommen, und Georg, der zuerst mit Widerstreben daran gegangen war, von den kleinen deutschen Fürsten Soldaten zu kaufen, sah sich genöthigt, nunmehr alle diese Scrupel schwinden zu lassen. Seine Minister theilten ihm mit, daß der Herzog von Braunschweig, wenn er sonst wolle, recht wohl wenigstens dreitausend und der Landgraf von Hessen-Kassel fünftausend Mann stellen könnten, und im November 1775 wies Lord Suffolk seinen Agenten, Oberst Faucitt, dahin an: „Ihre Aufgabe ist, so viel Truppen zusammenzubringen, wie Sie nur können. Ich gestehe, daß meine eigenen Hoffnungen in Bezug auf das Ihnen übertragene Geschäft nicht sehr sanguinisch sind, und Sie werden daher, so lange Sie nicht gegründete Aussicht auf Erfolg haben, Ihre officielle Eigenschaft so wenig als möglich hervortreten lassen. Verschaffen Sie uns, wie gesagt, so viel Truppen, als gehen will, und obschon es Ihnen nur zur Ehre gereichen wird, wenn Sie dies unter möglichst billigen Bedingungen thun, so muß ich Ihnen doch bemerklich machen, daß im vorliegenden Falle auf Kostenersparniß nicht so viel Rücksicht genommen werden kann, wie unter andern gewöhnlichen Verhältnissen. Es ist die größte Thätigkeit nothwendig, denn dem König liegt außerordentlich viel daran, das Unternehmen zu Stande gebracht zu sehen, und Sie werden daher sowohl von Braunschweig, als auch von Kassel aus, sobald Sie wissen, ob Truppen zu erlangen sind oder nicht, augenblicklich einen Courier an mich absenden, ohne erst auf Nennung der Bedingungen zu warten."

Die Befürchtung des englischen Ministers, daß der beabsichtigte Menschenhandel nicht zu Stande kommen werde, war leider eine höchst überflüssige. Eine Menge kleiner Fürsten drängte sich herzu, Truppen anzubieten. „Ich," schrieb unter andern der Fürst von Waldeck, „werde es als eine hohe Gunst betrachten, wenn der König von mir ein Regiment von sechshundert Mann annehmen will, dessen Officiere und Mannschaften eben so wie ihr Fürst sicherlich nichts inniger wünschen, als eine Gelegenheit zu finden, sich für Seine Majestät zu opfern." Natürlich ward dies freundliche Anerbieten unter den jetzt obwaltenden Umständen mit tausend Freuden acceptirt.

Am 24. November machte Faucitt, nachdem er in Stade seine Instructionen erhalten, sich auf den Weg nach Braunschweig. Herzog Karl von Braunschweig war damals ungefähr 63 Jahre alt. Während der vierzig Jahre seiner Regierung hatte er die Millionen seines Einkommens an seine italienische Oper, an sein Balletcorps, auf Reisen, an Maitressen, am Spieltische und mit alchymistischen Experimenten verschwendet und außerdem zwölf Millionen Thaler Schulden gemacht. Das Meiste aber hatte ihm seine kleine Armee gekostet, die jetzt im Alter, wo er für andere Lebensgenüsse unfähig geworden, seinen Stolz und seine einzige Freude ausmachte. Seit drei Jahren hatte er den Erbprinzen Ferdinand, der mit Georg's III. Schwester Auguste vermählt war, zum Mitregenten erkoren. Dieser sowohl, als seine Umgebung, war von der Machtvollkommenheit eines legitimen Fürsten durchdrungen. Er liebte zu herrschen und verlangte blinden Gehorsam. Uebrigens war er nicht ohne Anlagen. Sein Stolz war, sein Tagewerk gut und pünktlich zu verrichten, und wirklich führte er in mehrern Zweigen der öffentlichen Verwaltung zweckmäßige Ersparnisse ein. Wenn auch den sinnlichen Vergnügungen ergeben, war er doch daneben unermüdlich in der Arbeit. Aber er hatte kein Gemüth und war deshalb weder der Dankbarkeit, noch der Liebe fähig. Ein guter Unterofficier und die personificirte Gamaschenpedanterie, sah er mit peinlicher Strenge darauf, daß im Mechanismus des Regiments nicht das kleinste Rädchen in's Stocken kam, — eine Armee im Feld zu führen, dazu fehlten ihm alle Kenntniß und aller Umblick, wie er dies als Feldherr der preußischen Armee in der Schlacht bei Jena 1806 so unheilvoll beweisen sollte.

Noch am Abend seiner Ankunft hatte Faucitt eine Conferenz mit dem Erbprinzen, an welchen ihm der König von England einen besonderen Brief mitgegeben hatte. Ohne die geringste Weiterung erklärte sich Ferdinand mit dem englischen Antrag von Herzen einverstanden und versprach, sich zu Gunsten desselben bei seinem Vater zu verwenden. Dieser gab auch, obschon es ihm an's Leben ging, sich von einem Spielzeug trennen zu sollen, welches der einzige Zeitvertreib seiner alten Tage war, doch aus Rücksicht auf den immer noch mißlichen Zustand seiner Finanzen seine bereitwilligste Zustimmung zu dem Schacher.

Die nächste Aufgabe des englischen Unterhändlers war nun, mit Ferrance, dem braunschweigischen Minister, über den Preis der Truppen zu unterhandeln, welche mit Beginn des Frühlings bereit und aus 4000 Mann Infanterie und 300 Mann Dragonern zusammengesetzt sein sollten. Die Letzteren wurden zwar nicht gebraucht, Faucitt aber nahm sie an, um nicht „difficil" zu erscheinen.

Als Handgeld verlangte Braunschweig sechzig deutsche Thaler für den Mann; doch einigte man sich zuletzt auf fünfundvierzig Thaler. Für jeden Soldaten, welcher das Leben verlöre, sollte das Handgeld noch einmal bezahlt werden. Drei Verwundete waren dem Uebereinkommen gemäß als ein Todter zu rechnen. — Ein weiterer Gegenstand der Erörterung war der Tag, von welchem an die englische Löhnung gezahlt werden sollte. Braunschweig forderte, daß damit drei Monate vor Ausmarsch der Truppen begonnen würde, begnügte sich indeß zuletzt mit zwei Monaten. Wegen des jährlichen Miethpreises stritt man zwei Tage hin und her, bis man sich endlich dahin einigte, daß von dem Tage der Unterzeichnung des Vertrags an jährlich eine Summe von 64,500 deutschen Kronthalern und nach Rückkehr der Truppen in die Heimath zwei Jahre lang das Doppelte dieser Summe gezahlt werden solle.

Im Verlaufe des englisch-amerikanischen Krieges lieferte Braunschweig zusammengenommen 5723 Miethlinge, eine Zahl, die den sechsten Theil der gesammten waffenfähigen Mannschaft des Herzogthums betrug. Die Folge hiervon war, daß nur zwei der für den englischen Kriegsdienst bestimmten Bataillone aus wirklich regulären Truppen bestanden. Die übrigen waren, ohne daß man sich an die gegebenen Versprechungen gekehrt hätte, zum großen Theil aus noch ungeübten Rekruten, alten Leuten, bartlosen Knaben und aus aller Herren Ländern herbeigeschleppten Vagabunden zusammengewürfelt. —

Von Braunschweig eilte Faucitt, nachdem er sich hier seiner Aufgabe mit so glücklichem Erfolge entledigt, nach Kassel, wo seine Ankunft bereits mit Sehnsucht erwartet wurde. Das hessische Volk besaß damals und besitzt heute noch den kühnen kriegerischen Charakter seiner Vorväter, welche von den Römern nicht unterjocht werden konnten. Die Tapferkeit seiner Söhne hat sich auf allen Schlachtfeldern Europa's glänzend bewährt, wie u. A. die Republik Venedig zum großen Theile den Hessen ihre Siege über die Türken zu verdanken hatte.

Landgraf Friedrich II. zählte damals ungefähr 56 Jahre und regierte seit beinahe sechszehn Jahren. Seine Erziehung war eine sehr sorgfältige gewesen, seine Gemüthsart aber war und blieb gemein und störrig. Die Gattin seiner Jugend, eine Tochter Georg's II. von England, war die Liebenswürdigste und Sanfteste ihres Geschlechts, sah sich aber dennoch genöthigt, vor seiner unmenschlichen Behandlung bei seinem eigenen Vater Schutz zu suchen. Dreiundfünfzig Jahre alt, heirathete er noch einmal, lebte aber mit seiner zweiten Gemahlin auf keinem bessern Fuße, als mit der ersten.

Aus Widerwillen gegen „die plebejische Einfachheit der protestantischen Religion", als deren Bollwerk sich das Haus Hessen von jeher betrachtet hatte, war er 1749 zur katholischen Kirche übergetreten. Allerdings zeigte er stets eine gewisse Toleranz, schaffte den Gebrauch der Folter ab und ließ ausgesprochene Todesurtheile nur in außerordentlich seltenen Fällen vollstrecken; gleichzeitig aber war er auch der sittenlose Repräsentant der schlimmsten Ausschweifungen seines Zeitalters. Ein Freund von Glanz und üppigem Leben, trug er seine Laster auf die schamloseste Weise öffentlich zu Schau.

Nationalsinn besaß er so wenig, wie fast alle deutschen Regenten der damaligen Zeit; französische Sitten und Gewohnheiten waren sein Ideal. Er hielt seine Oper, sein Ballet, während des Carnevals seine Maskeraden und sein französisches Theater. Eine abgelebte Französin war seine erste Favorite und ein französischer Theaterintendant sein Bibliothekar. Dennoch aber konnte nichts eine größere Unähnlichkeit mit Frankreich darbieten, als eben der landgräfliche Hof. Das Leben in Kassel war durch und durch geistlos, Anspruch auf Beachtung hatte nur der Adel, um Talent und Begabung kümmerte man sich nicht. So war der Hof beschaffen, dessen Fürsten Faucitt einen zweiten Brief vom englischen König überreichte. General Schlieffen, der Minister, mit welchem er die Unterhandlung zu führen hatte, deutete ihm an, daß er sich von vornherein unbedingt in jede Forderung zu fügen habe; der Landgraf sei außerordentlich launenhaft, und er möge sich gefaßt halten, denselben in übelster Stimmung zu finden. Gleichzeitig aber machte sich Schlieffen anheischig, seinen „gnädigsten Herrn" zur Ueberlassung von wenigstens 12,000 Mann Infanterie für den englischen Kriegsdienst in Amerika zu bestimmen.

Der Landgraf, welcher sich nicht einmal selbst gestehen wollte, daß er seine Unterthanen aus bloßer Habsucht verschacherte, heuchelte den eifrigen Wunsch, die rebellischen Amerikaner zur Botmäßigkeit zurückgeführt zu sehen, und ward dabei so warm und so sanguinisch, daß er fast Lust zu fühlen schien, für die Sache der Monarchie an der Spitze seiner Truppen selbst in's Feld zu ziehen. Dieser Eifer ließ vermuthen, daß für die erbetene Hülfe die übertriebensten Gegenforderungen gestellt werden würden. In der That wußte man Georg vor allen Dingen eine Summe von mehr als 40,000 Pfd. Sterl. für Hospitalauslagen abzupressen, die man während des letzten Krieges gehabt haben wollte. Das war eine geradezu unverschämte Forderung, denn die betreffende Rechnung war längst geprüft, bezahlt und abgeschlossen. Allein die große Verlegenheit der englischen Regierung zwang diese, den erhobenen Anspruch als begründet anzuerkennen und die Rechnung wirklich zum zweiten Male zu bezahlen.

Das Handgeld scheint in Hessen eben so viel betragen zu haben, wie das, worüber man sich mit Braunschweig geeinigt; da es aber in Kassel nicht blos für die Mannschaften, sondern auch für die Officiere bezahlt werden sollte, so ergab der hessische Contract einen Mehrgewinn von zwanzig Procent. Sein Meisterstück aber lieferte Schlieffen durch die Feststellung der jährlichen Miethsumme. In ähnlichen früheren Verträgen hatte man auf wenigstens vier Jahre stipulirt. Jetzt sprach Schlieffen von einem sechsjährigen Zeitraum. Zwar ging der englische Unterhändler darauf nicht ein, denn er glaubte, daß es zur Beendung des Krieges nur eines einzigen Feldzuges bedürfen würde, aber der Hesse wußte mit seinem Vorschlage doch eine doppelte Miethsumme zu erlangen, welche vom Tage der Unterzeichnung des Vertrags an bis zum Erlöschen desselben bezahlt werden sollte. Außerdem ward auch noch ausbedungen, daß das Geld nicht, wie an Braunschweig, in deutschen Kronthalern, sondern in Banco-Kronthalern bezahlt werden sollte, was dem Landgrafen einen fernerweiten bedeutenden Gewinn abwarf, um so mehr, als der Vertrag zehn Jahre lang in Kraft blieb. Kurz, diese einzige Bedingung spielte dem Landgrafen das kleine Sümmchen von sechs Millionen Thalern in die Tasche! Um aber seinen treuen Unterthanen einen Beweis von seiner väterlichen Gesinnung zu geben, setzte er die zur Bestreitung des Aufwandes für die nun vermietheten Truppen neu erhobenen Steuern bis zur Rückkehr der Truppen huldvoll auf die Hälfte herab; die andere Hälfte ward dagegen um so unerbittlicher eingetrieben!

Wohlweislich hatte man sich ausbedungen, daß die von England zu erhaltende Löhnung, welche bedeutend höher war, als die hessische, nicht unmittelbar an die Mannschaften selbst, sondern direct an die hessische Staatscasse gezahlt werden sollte, wodurch abermals Gelegenheit zu allerhand Uebervortheilungen gegeben ward. Auch wußte man es einzurichten, daß die Löhnungsregister schon vom zweiten Monat an stets die Namen von mehr Mannschaften enthielten, als wirklich im Dienst waren. Mit Braunschweig hatte sich der englische Agent, wie wir wissen, über einen für Todte und Verwundete zu zahlenden Preis geeinigt; der Landgraf von Hessen ließ sich dagegen auf kein derartiges Abkommen ein, sondern behielt sich das Recht vor, für jeden Mann, den er einmal für den englischen Kriegsdienst gestellt, mochte derselbe lebendig, oder dienstunfähig, oder todt sein, bis zum Ablauf des Vertrags volle Löhnung zu verlangen. Faucitt stellte dem Minister vor, daß es unumgänglich nothwendig sein werde, den hessischen Soldaten den vollen und uneingeschränkten Genuß ihrer Löhnung ebenso zu gestatten, wie den englischen. „Auf diese Bedingung wage ich nicht einzugehen, denn der Landgraf könnte sich dadurch verletzt fühlen," antwortete der hessische Minister, und als die Sache dennoch vor dem Landgrafen zur Sprache kam, rief dieser: „Sind meine Soldaten nicht meine Cameraden? Und habe ich wohl eine andere Absicht, als sie gut zu behandeln?"

Die kranken und verwundeten braunschweigischen Truppen sollten in englischen Hospitälern verpflegt werden, für die Hessen dagegen beanspruchte der Landgraf das Recht, eigene Hospitäler zu errichten und sich wegen des dabei gehabten Kostenaufwandes später mit der englischen Regierung zu berechnen. Zwar hatte man die für die gemietheten Truppen erforderliche Bekleidung von in England fabricirten Stoffen anfertigen lassen, der Landgraf aber gestattete nicht, daß ihm auf diese Weise die Gelegenheit abgeschnitten würde, auch hierbei ein „Profitchen" zu machen. Georg hatte geglaubt, der Landgraf könne höchstens 5000 Mann Infanterie liefern; der dafür bewilligte Preis war aber ein so verlockender, daß der Landgraf, nachdem er die Lieferung von 12,000 Mann abgeschlossen, der englischen Regierung erst noch 400 Mann Scharfschützen, dann noch 300 Mann Dragoner und endlich noch drei Artilleriecorps aufdrang, natürlich gegen Erlegung von Handgeld und verhältnißmäßige Erhöhung der jährlichen Miethsumme.

Um nicht von den das Land durchstreifenden Werbern mit Gewalt unter die Soldaten gesteckt zu werden, floh eine Menge junger Leute über die Grenze nach Hannover, und König Georg von England, welcher zugleich Kurfürst von Hannover war, ward daher aufgefordert, den Aufenthalt hessischer Unterthanen auf hannöverschem Boden nicht zu dulden, weil der Landgraf sich außerdem am Ende in die Unmöglichkeit versetzt sehen könnte, seine in Bezug auf Truppenlieferungen eingegangene Verpflichtung pünktlich zu erfüllen. Ebenso hielt man es für sehr wesentlich, die vermietheten Truppen durch das Kurfürstenthum Hannover nach ihrem Einschiffungsplatze zu dirigiren; denn wenn die Hessen das linke Weserufer entlang durch preußisches Gebiet und vielleicht ein halbes Dutzend kleiner Fürstenthümer marschirten, so würden, daran zweifelte man keinen Augenblick, sicher mindestens die Hälfte der Soldaten unterwegs davonlaufen. Ein großer Theil ging freilich gern und willig; hatte man den Soldaten doch vorgespiegelt, Amerika sei das Land goldener Beute und es würde ihnen dort freistehen, nach Herzenslust zu plündern und in allen Genüssen zu schwelgen.

Nachdem so jeder streitige Punkt den kategorischen Anforderungen des Landgrafen gemäß entschieden war, kam der Vertrag

endlich am 31. Januar 1776 zur Unterzeichnung; wenn man aber meint, daß damit Alles schönstens geordnet und der Habgier des Landgrafen kein weiterer Spielraum vergönnt gewesen wäre, so irrt man. Die Zahlung der doppelten Miethsumme sollte vom Tage der Unterzeichnung des Vertrags anheben; der pfiffige Landgraf ließ deshalb, um auch die letzte Gelegenheit zur Plusmacherei nicht unbenutzt zu lassen, die Urkunde auf den 15. Januar zurückdatiren!

Seume, der wackere deutsche Dichter, der zu jener Zeit aus Gewissensskrupeln das Studium der Theologie aufgegeben und die Universität Leipzig verlassen hatte, fiel in Bacha bekanntlich den landgräflichen Werbern in die Hände. Zunächst ward er als Halbarrestant nach der Festung Ziegenhain geschleppt, wo schon viele seiner Unglücksgenossen lagen, unter welchen er in seiner Selbstbiographie namentlich „einen verlaufenen Musensohn aus Jena, einen bankerotten Kaufmann aus Wien, einen Posamentirer aus Hannover, einen abgesetzten Postschreiber aus Gotha, einen Mönch aus Würzburg, einen Oberamtmann aus Meiningen, einen preußischen Husarenwachtmeister, einen cassirten hessischen Major und andere von ähnlichem Stempel" erwähnt.

Von Ziegenhain wurden die Gepreßten über Kassel, wo sie der Landgraf in höchst eigener Person inspicirte, nach Hannöverisch-Münden spedirt. „Unser Zug glich so ziemlich einem Transport von Gefangenen," — schreibt Seume, — „denn wir waren unbewaffnet und die bewehrten Dragoner, Gardisten und Jäger hielten mit fertiger Ladung Reihe und Glied fein hübsch in Ordnung."

In Münden auf der Wiese wurden die armen verkauften Seelen von dem englischen Agenten Faucitt besichtigt, und der und jener erhielt dabei einige freundliche Rippenstöße, weil er in das von dem commandirenden Officier auf den König von England ausgebrachte Hoch nicht laut genug einstimmte. Auf den Transportschiffen waren die Unglücklichen wie Häringe zusammengeschichtet, so daß auf dem Deck kein Mann geradestehen, Niemand sich frei bewegen konnte. Das Gräßlichste waren die immer für je sechs Mann bestimmten Bettkasten. Eben so schlecht stand es mit der Kost an Bord. Die Mannschaften bekamen fast nichts als Speck und Erbsen oder Pudding, den sie sich selbst aus muffigem Mehl halb mit Seewasser, halb mit süßem Wasser und uraltem Schöpsenfett machen mußten. Der vielleicht vier oder fünf Jahr alte Speck war ungenießbar, schwarz und stinkend. Im Schiffszwieback wimmelte es von Würmern und dabei war er so hart, daß man ihn mit Kanonenkugeln aus dem Gröbsten zerschlagen mußte. Man behauptete, die Engländer hätten ihn im siebenjährigen Kriege den Franzosen abgenommen; seit der Zeit habe er in Portsmouth im Magazin gelegen, und nun füttere man die Deutschen damit, um von ihnen in Amerika wiederum die Franzosen todtschlagen zu lassen. Wenn ein Faß Trinkwasser aus dem Schiffsraum auf das Deck gebracht und aufgemacht ward, so verbreitete es einen kaum zu ertragenden Gestank — und dennoch schlug man sich, um dieser widerlichen Jauche nur theilhaftig zu werden.

Im englischen Parlament ward das Ministerium wegen seiner unbedingten Bewilligung der von dem Landgrafen von Hessen gestellten so übertriebenen Bedingungen scharf zur Rede gesetzt. Es entschuldigte sich damit, daß es nicht anders gekonnt habe, weil der Ausmarsch der Truppen schon in den ersten Tagen des Februar habe stattfinden sollen. Der Landgraf hatte auch in der That bis zum 15. Februar dreizehn Bataillone marschfertig, die englischen Anordnungen waren aber so schlecht getroffen, daß, obschon bei längerem Zögern der Verlust eines Feldzugs auf dem Spiele stand, die Admiralität doch zur bestimmten Zeit bei weitem nicht Transportschiffe genug in Bereitschaft hatte und selbst im März noch nicht sagen konnte, wann die noch erforderliche Anzahl verfügbar sein würde. Die erste Abtheilung Braunschweiger ging daher erst am 4. April von England unter Segel, und ihr Commandant war bereits in Quebek, ehe die letzten Mannschaften seines Corps eingeschifft wurden. Die erste Division Hessen passirte den britischen Canal erst am 10. Mai.

Die Braunschweiger hatten sich nicht minder über die unverantwortlich elende Einrichtung und Ausstattung der Schiffe zu beklagen. Die Bekleidung der Soldaten selbst war alt und nur nothdürftig ausgeflickt worden. Der Lieferant, den man mit der Besorgung des Schuhwerks betraut hatte, schickte von London aus einige tausend Paar dünne Tanzschuhe, die obendrein zum großen Theil so klein waren, daß die Soldaten sie gar nicht anziehen konnten. — Auch der Vertrag mit dem zuerst gedachten Erbprinzen von Hessen-Kassel, welcher zugleich souverainer Fürst von Hanau war und auf eigenen Antrieb an den König von England geschrieben hatte, stieß auf kein Hinderniß. Der Eifer und die Dienstfertigkeit dieses Fürsten überstiegen alle Beschreibung. In eigener Person machte er die Runde durch die Ortschaften seines Ländchens, um die gewünschten Rekruten auszusuchen, und gab später seinem Regiment auf dem Ausmarsche nach Helvoetsluys, von wo es eingeschifft werden sollte, Höchstselbst das Geleite bis Frankfurt. Seiner Verdienste um England sich bewußt, bettelte er wiederholt um ein „Extradouceur", und Lord Suffolk, der englische Minister, gewährte ihm auch ein solches, aber nur gegen das schriftliche Versprechen der strengsten Verschwiegenheit, damit nicht etwa auch die anderen fürstlichen Menschenhändler mit gleichen Zumuthungen angerückt kommen möchten. Bereitwilligst leistete der souveraine Supplicant dies Versprechen in einem in lächerlichem Englisch geschriebenen Brief, worin er zugleich seine frommen Wünsche für das Gelingen des Unternehmens aussprach, zu dessen Durchführung er einen Theil seiner Landeskinder an den König von England verkauft hatte.

Wie wir gehört, hatte sich der Fürst von Waldeck ebenfalls zu Truppenlieferungen erboten; man zweifelte indeß, daß er im Stande sein würde, sein Versprechen zu halten. Sein Land war in dieser Beziehung schon über die Gebühr in Anspruch genommen, und es standen bereits nicht weniger als drei Waldeck'sche Regimenter im Dienste der Republik Holland. Wiederholt hatten sich die Stände des Ländchens über den großen Verlust an Unterthanen beklagt, der Fürst aber wußte fortwährend einen so uneigennützigen Eifer und eine so warme Anhänglichkeit an den „unvergleichlichen Monarchen" von Großbritannien zu heucheln, daß dies schließlich wirklich einen Contract mit ihm abschloß. Wohl konnte er die versprochenen Truppen nur durch Mißbrauch seiner Autorität, oder durch Gewalt, oder durch List zusammenbringen, aber die Dorfgeistlichen unterstützten ihn bereitwillig, indem sie die jungen Leute von der Kanzel herab ermunterten, sich anwerben zu lassen, und so zweifelte man nicht länger, daß er das stipulirte Regiment bald zusammen haben würde, dafern er nur „seine eigenen Unterthanen nicht allzusehr schonte". Das Murren der Rekruten suchte man dadurch zu beschwichtigen, daß man ihnen, wie den Hessen, Aussichten auf den Erwerb von großen Schätzen vorspiegelte; trotzdem aber fand man zur Verhütung von Desertionen es gerathen, sie durch ein Corps berittener, mit scharfgeladenen Büchsen bewaffneter Forstbeamten bis Beverungen escortiren zu lassen.

Der regierende Fürst von Anhalt-Zerbst huldigte, in Bezug auf den Truppenschacher, nicht den Ansichten, welche seine Schwester, die Kaiserin Katharina von Rußland, bethätigte. Halb verrückt und nur sehr selten in seinem Lande lebend, unterhielt er außerhalb desselben nicht weniger als sechszehn Werbestationen und machte in einem höchst verworrenen Schreiben der englischen Regierung das Anerbieten, ihr seinerseits auch ein Regiment von 627 Mann zu liefern. Er richtete auch einen directen Brief an Georg III., allein diese Epistel war so confus und seltsam, daß man Bedenken trug, den König damit zu behelligen, und die Unterhandlungen sich demzufolge vor der Hand zerschlugen.

Der Kurfürst von Baiern sprach gegen Elliot, den englischen Gesandten in Regensburg, ebenfalls den eifrigen Wunsch aus, mit der englischen Regierung ein Truppenlieferungsgeschäftchen zu machen. Sein Anerbieten blieb jedoch so gut wie unbeachtet, denn die bairischen Truppen gehörten damals zu den schlechtesten in Deutschland, und überdies war der bairische Hof so an Oesterreich und Frankreich verkauft, daß der Kurfürst selbst es für räthlich erachtete, den englischen Diplomaten dringend zu bitten, gegen seine eigenen Minister von dem gemachten Anerbieten ja nichts verlauten zu lassen!

Am letzten Tage des Februarmonats 1776 kamen die mit Braunschweig und Hessen abgeschlossenen Verträge in dem englischen Parlament zur Sprache. Lord North, der Minister, sagte: „Die Truppen werden gebraucht. Die Bedingungen, unter welchen wir sie uns verschafft haben, sind billiger, als wir erwartet hatten, und die auf diese Weise erworbene Streitmacht wird uns in den Stand setzen, Amerika vielleicht ohne weiteres Blutvergießen zum Gehorsam zu zwingen."

„Das von der Regierung ergriffene Auskunftsmittel," antwortete Lord John Cavendish, „gereicht England zur Schande und

dem König zur Demüthigung, während es zugleich durch seine Kostspieligkeit das Land in noch tiefere Armuth stürzt."

„Unsere Aufgabe," entgegnete der Minister Cornwall, „wird noch vor Ablauf des Jahrs gelöst sein, und wenn dies, wie sich nicht bezweifeln läßt, wirklich geschieht, so werden wir dann die Truppen zu weit billigeren Bedingungen gehabt haben, als es jetzt auf den ersten Blick scheint."

Lord Irnham faßte die Sache von einem höhern Standpunkte auf, indem er sagte: „Der Landgraf von Hessen und der Herzog von Braunschweig schänden Deutschland in den Augen von ganz Europa, indem sie ihre Länder zu einem Menschenmarkte für den machen, der das meiste Geld hat. Fürsten, welche in solcher Weise ihre Unterthanen verkaufen, um sie in blutigen Kriegen opfern zu lassen, erschweren ihr Verbrechen noch dadurch, daß sie viel bessere und edlere Wesen, als sie selbst sind, in den Tod jagen. Der Landgraf von Hessen hat sein edles Vorbild in weiland Sancho Pansa, welcher da aussprach, wenn er ein Fürst wäre, so würde er wünschen, daß alle seine Unterthanen Neger wären, damit er sie verhandeln und zu Gelde machen könne."

Doch alle Klagen und Warnungen, alle die bitteren Wahrheiten, welche die Opposition dem Ministerium in's Gesicht schleuderte, blieben vergeblich; von seiner gewohnten Majorität unterstützt, trug dieses den Sieg davon, trotzdem, daß auch im Oberhause gewichtige Stimmen gegen die schmachvollen Verträge laut wurden, ja der Herzog von Cumberland, ein Bruder des Königs, die in dem Munde eines Fürsten der damaligen Zeit befremdenden Worte sprach: „Ich habe mich diesen Bedrückungsmaßregeln von jeher widersetzt und stimme den die Handlungsweise der Minister tadelnden Bemerkungen von Herzen bei. Ich beklage es, sehen zu müssen, daß Braunschweiger, welche früher einmal zu ihrer großen Ehre die Unterthanenfreiheit erkämpfen halfen, jetzt ausgesendet werden, um in einem anderen Theile unseres großen Staats die constitutionelle Freiheit zu unterdrücken."

Die Zahl der von Braunschweig in dem englisch-amerikanischen Kriege gelieferten Truppen betrug den siebenundzwanzigsten Theil der Gesammtbevölkerung des Herzogthums, und der Landgraf von Hessen lieferte gar ein Zwanzigstel seiner Unterthanen oder das Viertel der waffenfähigen Männer. Man nahm die jungen Leute, wo man sie fand, hinter dem Pfluge, aus der Werkstatt, oder von der Landstraße hinweg, und Keiner war sicher vor den untergeordneten Werkzeugen der Fürsten, welche dieses schandbare Gewerbe trieben. Fast jede Familie in Hessen betrauerte eins ihrer Mitglieder. Heiterkeit und Lebenslust waren aus den Kreisen des Landvolkes entschwunden. Der größte Theil der Feldarbeit mußte von Frauen verrichtet werden, deren verkümmertes Aeußere ein beredtes Zeugniß ablegte von der Wuchergier ihres verächtlichen Fürsten.

In einem Briefe an Voltaire sprach der Landgraf, indem er seine Truppenlieferungen erwähnte, den Wunsch aus, die schwierigen Principien der Regierungskunst kennen zu lernen und zu erfahren, wie man die Unterthanen zu der Einsicht bringen könne, daß Alles, was ihr Herrscher thue, zu ihrem Besten sei. Eben so schrieb er einen Katechismus für Fürsten, worin Voltaire die Hand eines Schülers des Königs von Preußen zu erkennen glaubte.

„Legen Sie seine Erziehung nicht mir zur Last," antwortete der große Friedrich. „Wäre er ein Zögling aus meiner Schule, so wäre er nimmermehr katholisch geworden und hätte eben so wenig seine Unterthanen an die Engländer verkauft, wie man Mastvieh zur Schlachtbank treibt. Er will Fürsten belehren! Die schmuzige Leidenschaft der Habgier ist der einzige Beweggrund seiner niedrigen Handlungsweise."

Ja, aus Habsucht verkaufte er das Fleisch seines eigenen Volkes, beraubte viele seiner Unterthanen des Lebens und sich selbst der Ehre. Während die Herzen der Einsichtsvollsten und Besten in Deutschland für die Sache der Amerikaner schlugen, zwangen der Landgraf von Hessen und seine edlen Vettern die rüstige Jugendkraft seines Landes, die Freiheit zu bekämpfen, welche das Kind der deutschen Wälder und das moralische Leben der deutschen Nation war.

Die an schwarzen Blättern so überreiche Geschichte unserer deutschen Fürstenhäuser hat kaum ein schwärzeres aufzuweisen, als das, worauf dieser schmachvolle Menschenhandel verzeichnet steht, aber die ewige Gerechtigkeit hat es benützt, nicht das schwächste Glied in jener Reihe von Bestrebungen zu bilden, durch welche die Nationen auch den letzten Rest der „guten alten Zeit" austilgen und die bürgerliche Freiheit ihrem endlichen Siegeslaufe um die Erde entgegenführen werden. Gott sei Dank, daß wir Jetztlebenden diesem Ziele um ein gut Stück näher gerückt sind!

Stillleben einer Dichterin der Jetztzeit.

Von **Joseph Dessauer.**

1.

Ein heißer Augustmorgen des verflossenen Jahres war es, an dem wir drei Passagiere in das enge Coupé der von Orleans nach Châteauroux gehenden Diligence gepfercht wurden. Was ich in diesem qualvollen Zustande von der Gegend sah, war nicht geeignet, mich zu erheitern. Weite, unbebaute Felder, von Ulmen und Pappeln gradlinig durchzogen, — die letzteren noch dazu bis zu den Gipfeln ihrer Zweige beraubt — schlechte Bauernhütten und zuweilen ein dürftig gekleideter Mensch gaben ein trauriges Bild, durch das sich hügelauf, hügelab die unabsehbare Straße zog.

Etwa eine halbe Stunde vor dem Städtchen La Châtre liegt das Dorf Nohant und in ihm, dicht an der Heerstraße, das Haus der Sand, der auch in Deutschland hochverehrten, aber auch vielgeschmähten Dichterin, der größten Schriftstellerin unserer Tage. Allgemein und selbst auf den gedruckten Fahrtabellen der Eisenbahn wird es nur „le château de Mme. Sand" genannt, ein Titel, der ihm allein schon durch den Vergleich mit seiner bescheidenen Umgebung unstreitig gebührt. Erst unweit dieses „Schlosses" wird die Scenerie etwas anmuthiger und erfreulicher. Die Felder, auf denen nur Haidekraut und Ginster wuchsen, weichen mehr und mehr grünen Wiesen, dichte Wälder kleiner Eichen ziehen sich weit nach den blauen Bergen hin, die im Hintergrunde reizende Linien bilden. Nur Wasser vermißte ich; aber es fehlt nicht daran, denn die gelbe Indre fließt durch die Vallée noire, die hier beginnt. Auffallend sind die zahllosen Schafheerden, die, von flachsspinnenden jungen Mädchen gehütet, umher weiden. Unter ihnen mag G. Sand ihr Original zur petite Fadette, aus der die Birch-Pfeiffer ihre bekannte „Grille" entlehnte, gefunden haben.

An einigen elenden Bauernhütten und einem erbärmlichen Schulhause vorüber gelangten wir endlich an den Garten des Schlosses, der hier an die Landstraße stößt und blos durch ein kleines Holzgitter von ihr getrennt ist. Das Gebäude selbst ist nur wenig sichtbar, doch von dem Garten her winken blühende Oleandersträuche und herrliche Exemplare uralter Bäume. Der Conducteur steigt ab, legt meinen Mantelsack auf die staubige Chaussee, ruft mit gewaltiger Stimme: „Henri! Henri!" und jagt mit seinem Vehikel weiter. Da stehe ich nun, obschon ich einer ausdrücklichen Einladung der berühmten Frau nach ihrem Tusculum gefolgt bin, an der zugeschlossenen Gitterthür; Henri bleibt unsichtbar, er mag wohl noch schlafen; denn was schläft nicht Alles in Frankreich um acht Uhr Morgens! Da bleibt nichts übrig, als den Eingang wo anders zu suchen. Den schweren Mantelsack nachschleppend, biege ich um die Ecke und gelange auf einen freien Platz, in dessen Mitte sich eine halbverfallene Kirche und prachtvolle, hundertjährige Buchen und Ahornbäume erheben.

Zur Seite, dicht an dem Meierhofe, öffnet ein großes eisernes Gitter das Vorgärtchen des Schlosses. Endlich erscheint Henri, ein freundlicher Mann in blauer Blouse, einem Bauer nicht unähnlich. Er sagt mir, daß im Schlosse noch Alles schlafe und daß er eigentlich nicht wisse, was er mit mir anfangen solle. „Nun, so wecken Sie irgend Jemanden — hier haben Sie meine Legitimation." Ich gab ihm den Einladungsbrief seiner Gebieterin — „daraus werden Sie sehen, daß ich kein Vagabund bin." Ein zweiter Hausgenosse trat nun dazu; da aber, wie es schien, Beiden das Entziffern geschriebener Buchstaben nicht geläufig war, so verschwanden sie mit dem Briefe und ließen mich eine Zeit lang vor der Thür allein. Das hatte ich mir freilich nun Alles ganz an-

ders gedacht — aber warum verschwieg ich auch meine Ankunft? Ueberraschungen sind gewöhnlich mißlicher Natur. Nach einer Weile kamen die Boten und zwar freudigen Antlitzes zurück. Man öffnete mir Thüren und Thore, führte mich in ein niedliches Zimmer im ersten Stocke und trug mir im Namen des Herrn Manceau irgend eine Labung an. „Wer ist Herr Manceau?“ frug ich; „habt Ihr denn nicht mit Madame Sand gesprochen?“

„Die schläft noch fest,“ war die Antwort; „auch Mr. Manceau schlief, den haben wir aber geweckt. Da er alle Geschäfte des Hauses und der Wirthschaft besorgt, so mußten wir ihm ja Ihren Brief geben. Nun, Sie werden ihn schon beim Frühstück kennen lernen.“

Die liebe kleine Zelle, die mir angewiesen wurde, heimelte mich sogleich an. Alles darin war gar so wohnlich, und zum offenen Fenster drang der Duft blühender Clematis und das Girren der Turteltauben so lieblich herein! Ich warf mich in das reinliche Himmelbett und verträumte ein paar Stunden, bis die Glocke zum Frühstück rief. Das geschah um zehn Uhr — ich eilte in den Salon hinab, wo ich Maurice, den Sohn des Hauses, in einem Kreise mir fremder Leute fand. Er hieß mich freundlich willkommen und stellte mich den Anwesenden vor, unter anderen Herrn Manceau, der sich wegen der Schwierigkeiten entschuldigte, die mir gleich beim Eintritte in das Haus bereitet wurden. — Maurice Sand, den ich vor 21 Jahren als Jüngling verlassen hatte, war nun zum Manne herangereift. An seiner Seite saß sein liebes Weibchen, die Tochter des berühmten Kupferstechers Calamatta, die ihn erst vor wenigen Wochen mit einem Knäblein beschenkt hatte. Auf dem Antlitze der jungen Gatten ruhte der Friede einer glücklichen Ehe.

Maurice theilte mir mit, daß er die Malerei, seinen ursprünglichen Beruf, jetzt an den Nagel gehangen und ernste Wissenschaft zu seinem Lebenszwecke gemacht habe. Dabei treibe er Schriftstellerei, wozu er sich durch den glücklichen Erfolg von ein paar kleinen Werken aufgemuntert sehe. Nach einer Stunde bewegten Gesprächs trat die Herrin des Hauses, Madame Sand, rasch herein. Sie streckte mir mit unendlicher Freundlichkeit die Hände entgegen, hieß mich herzlich willkommen und fügte dann hinzu: „Armer Freund, Sie haben durch die Hände der Kerkermeister gehen müssen! Das war Ihre Schuld, warum haben Sie sich nicht vorher angekündigt?“ Ueberwältigt von der Freude des Wiedersehens und erstaunt über das so wenig veränderte Aussehen der Eintretenden, war ich kaum einer Antwort mächtig. Wie war es möglich, daß eine so lange Reihe von Jahren nicht stärkere Spuren auf Antlitz und Haltung zurückgelassen hatte! Das war noch dasselbe junonische, leuchtende Auge, die edel gebogene Nase, dasselbe volle Haar, das nur an den Schläfen ergraut war. Haben auch die nahen Sechziger manche Falte in das volle, südlich gefärbte Gesicht gezogen, so hat es, vorzüglich beim Sprechen, noch die fast jugendliche Frische und den heiteren Ausdruck der Vergangenheit. Das Organ ist unverändert, laut und klangvoll. Am meisten hat die Taille gelitten, die zwar früher auch nicht zu den schlankesten gehörte, jetzt aber die normale matronenhafte Stärke hatte. Die Toilette war ein einfaches Morgenkleid, darüber ein weißes Camisol, das Haar zur Seite geglättet, rückwärts in ein Netz von Chenille geschlagen, was dem Kopfe etwas Imposantes, Antikes verlieh.

Schloß Nohant.

Ich gebe diese Details zumeist meinen Leserinnen zu Liebe, denen ich auch die tröstliche Nachricht mittheilen kann, daß Mad. Sand eine Crinoline, wenngleich nur eine äußerst bescheidene, trägt. Weniger lobenswerth werden sie es finden, daß die Dichterin noch immer ihre kleinen Papiercigaretten raucht, die ihr Manceau schachtelweise liefern muß.

Die herrliche Wirthin war so guter Laune, so geschwätzig, wußte noch so manches Heitere zu erzählen, was wir im Freundeskreise vor mehr als zwanzig Jahren erlebt hatten, daß ich über die Kraft ihres Gedächtnisses staunen mußte. Es ist ein charakteristischer Zug dieser so groß angelegten Natur, für das Komische, selbst wenn es zum Kindischen wird, so frischen Sinn zu haben. Wie herzlich lacht die Frau nicht bei Veranlassungen und Worten, die gewöhnlich nur Kinder belustigen! — Plötzlich verlangte sie nach ihrem Enkelchen, das nun sogleich hereingebracht wurde. In wahrem Entzücken fiel sie darüber her, küßte dem Kleinen Händchen und Füßchen, nannte es ein über das andere Mal „notre Empereur“ und stellte ihn mir endlich mit hochtragischer Miene und den Worten vor: „Er heißt Marc Antonius. Kommen Sie in den Garten, meine Freunde, um das Kind anzubeten, es ist die Stunde dazu!“

Behutsam nimmt sie den Kleinen aus den Armen der Mutter und trägt ihn triumphirend in den Garten hinaus. Dort, unter hohen schattigen Bäumen, versammelt sich jeden Vormittag die Gesellschaft und bleibt, trotz Hitze und stechender Insecten, bis ein Uhr zusammen. Die zärtliche Großmutter kann sich nicht entschließen, das Kind von ihrem Schooße zu geben, erzählt ihm jetzt schon allerlei Geschichten und behauptet steif und fest, es nehme bereits Antheil an der Außenwelt. Dabei unterstützt sie der sarkastische Manceau, indem er versichert, der Kleine wisse jetzt schon eine Cotelette von einer Nachthaube zu unterscheiden.

Je derber derlei Witze ausfallen, desto mehr lacht die gute Großmutter, die, wie es scheint, in diesen wenigen Vormittagsstunden ihren Geist blos erheitern lassen will, sei das Mittel dazu auch noch so unbedeutend. Um ein Uhr erhob sie sich mit den Worten: „Kinder, es ist Zeit zu arbeiten,“ küßte den Kleinen noch ein Dutzend Mal, übergab ihn der Mutter und zog sich in das Haus zurück.

„Arbeitet denn Ihre Mutter jetzt bei Tage?“ frug ich Maurice; denn aus früheren Zeiten wußte ich, daß nur die Nächte dazu verwendet wurden.

„Nur einige Stunden,“ war die Antwort, „aber die Hauptarbeit geschieht doch während der Nächte. Die gute Mutter schreibt unausgesetzt von elf Uhr Nachts bis vier Uhr Morgens; oft noch etwas länger. Um ein Uhr nach Mitternacht nimmt sie etwas Speise zu sich. Zum Schlafe genügen ihr wenige Stunden. Sie haben gesehen, daß sie heute schon um elf Uhr unter uns saß, und da hatte sie ihr Frühstück bereits auf ihrem Zimmer eingenommen.“

Nun wußte Jeder irgend etwas Charakteristisches und Lobendes zu erzählen; als das größte Lob aber erschien mir die Begeisterung, mit der die junge Schwiegertochter von ihr, als der besten aller Mütter, sprach. —

Darauf bat ich Maurice, mich ein Bischen im Hause herumzuführen. Hier das ziemlich genaue Bild davon.

Ueber einige Stufen, die ein dichter, blühender Bogen von Clematis umlaubt, gelangt man aus dem Garten in den luftigen Speisesaal, dem zur Linken der eigentliche Salon und zur Rechten die Zimmer des Sohnes und seiner Familie sich anschließen. Alles ist in großartigem, aristokratischem Style angelegt und mit Comfort, wenngleich nicht mit Luxus, meublirt. In der Mitte des Salons steht ein langer Tisch, um den sich Abends bei dem Scheine einer einzigen, noch dazu beschirmten Lampe die ganze Gesellschaft schaart. Ein Pianino, ein paar antiker Kasten mit vielerlei Raritäten, ein zierlicher Kamin, mit dem eleganten Zubehör, und altfränkische Meubles garniren die Wände. An den Tapeten hängen Bilder aller Art: Portraits und Genrebilder, historische Gemälde und Aquarellveduten. Von den Portraits fielen mir drei am meisten auf: das Bildniß des Marschalls von Sachsen (des eigentlichen Ahnherrn der Sand), das Bild der schönen Gräfin Königsmark und jenes ihres eigenen Vaters, in Husarenuniform. Nie sah ich ein edleres Antlitz und geistreichere Augen, die an Größe und Glanz nur mit denen der Tochter zu vergleichen sind.

Eine breite, gebogene Stiege, auf der die Büste der Malibran steht, führte in den ersten Stock, zu zwei rechts und links laufenden Corridoren. An beiden Seiten derselben liegen die Schlaf- und Fremdenzimmer, mit der Aussicht theils nach dem Garten, theils in den Vorhof, den ein großes Gebüsch in der Mitte ziert. An diese Fronte sind kleine, mit Thürmchen versehene Vorsprünge gebaut, ebenfalls bewohnbar, und dem Ganzen eine Art feudalen Charakters gebend. In allen diesen Gemächern herrschen die größte Ordnung und Reinlichkeit. Die Zimmer der Hausfrau gehen nach dem Garten, doch war jetzt nicht die Zeit, sie in Augenschein zu nehmen. Dafür traten wir bei Manceau ein. Es sah bunt und originell aus in seiner Clause. An den Wänden Gypse, Bilder, Skizzen aller Art, algier'sche Waffen, chinesische Mützen, trockene Blumenkränze, kurz ein artistisches Untereinander. Er selbst saß an einer Blende und war in einer Arbeit vertieft. Jetzt erst sollte ich erfahren, daß er ein Kupferstecher, und zwar einer der hervorragenden in Frankreich ist. Aber mit welcher Selbstironie zeigte er uns seine Arbeit!

George Sand.
Nach einer Photographie jüngster Zeit.

„Sehen Sie,“ sprach er, „das freut mich Alles wenig, aber wenn ich Literatur treibe und mir einbilde, ein Schriftsteller zu sein, bin ich im Paradiese.“

„Was? Sie schriftstellern auch?“

„Nun, in den Jahren, die ich jetzt hier bin, habe ich schon Etwas lernen können. Sehen Sie, ich bin mit der Idee hergekommen, acht Tage zu bleiben, und bin jetzt dreizehn Jahre hier. Und so wie mir ist es noch Jemandem gegangen, der ebenfalls für ein paar Tage kam und den man Jahre lang nicht fortkriegte.“

„Das ist wahr,“ sagte Maurice, „aber es geschah zu unserm allerseitigen Behagen.“

Manceau gebot plötzlich Stillschweigen, denn Madame, die nicht weit von uns arbeite, könne uns hören. Wir trennten uns, und ich suchte mein Bett auf; die schlaflose Nacht lag noch wie Blei in meinen Gliedern. Nach wenigen Stunden süßen Schlafes weckte mich das Bellen des Haushundes und das Vor-

fahren einer Kutsche. Es war 4 Uhr Nachmittags, und Madame Sand fuhr zur Indre, in's kalte Bad. Nach einer starken halben Stunde kehrte sie in's Schloß zurück. Hier wurden bereits Anstalten zum Diner gemacht. Es sollte im Garten, auf dem freien Platze servirt werden, den man beim Herabsteigen aus dem ersten Salon betritt. Die Tafel stand, anmuthig gedeckt, unter einem duftenden Bogen von Clematis. Um sechs Uhr kamen die Damen in frischer, leichter Sommertoilette herab.

Madame Sand, weit entfernt darin irgend einen Luxus zur Schau zu tragen, weiß doch jederzeit elegant, einfach und ihrem Alter angemessen zu erscheinen. Sie giebt selbst den Schnitt und die Verzierung ihrer Kleider an, die immer nur geringen Aufwand erfordern. Das Haar trug sie wie am Morgen, doch diesmal in einem etwas reicheren, dunkelrothen Netze und um die Stirn einen Epheuzweig. Bei einer anderen Matrone hätte das ein bischen prätentiös ausgesehen, aber bei dieser anspruchslosen, ursprünglichen Natur erscheint alles ungesucht. Wahrscheinlich hatte das liebe Schwiegertöchterchen die angebetete Mutter bekränzt.

Das Diner war aufgetragen. Wir nahmen unsere Plätze ein und machten ihm Ehre, denn die Wahl der Speisen und ihre Zubereitung waren auf gleicher Höhe. Doch die sorgsame Hausfrau blieb mehr Zuschauerin als Mitwirkende. Ein großes, schlankes Mädchen bediente uns; es war mir schon des Morgens beim Frühstück aufgefallen. Marie, so hieß es, hatte eines jener feinen, echt französischen Gesichtchen, das, von einem niedlichen Bauernhäubchen eingerahmt, an die bekannte Chocoladière in der Dresdner Gallerie erinnert. Ihr übriger Anzug war städtisch, doch gab die Schürze, die über das ganze Kleid herabfiel, dem Ganzen einen fast klösterlichen Charakter. Hinter ihr her humpelte ein zweiter dienender Geist, ebenfalls ein Mädchen, das nun freilich in Gestalt und Art mit der graziösen Marie bedeutend contrastirte. Als ich Madame Sand mein Wohlgefallen an dem ländlichen Ariel äußerte, theilte sie mir Folgendes mit: „Marie, die Tochter eines Bauern, ist unter meinen Augen aufgewachsen, hat mancherlei gelernt und ist ein entschiedenes Bühnen-Talent. Sie spielt gewöhnlich die Hauptrollen in den Stücken, die ich für mein Haustheater schreibe, und übertrifft an Wahrheit und natürlicher Grazie alle ihre Rivalinnen. Wie schade, daß Sie das Mädchen nicht auf den Bretern sehen können! Sie wären gewiß derselben Meinung."

Da das Thema des Theaters angeschlagen war, so frug ich sie, ob sie von der Bearbeitung ihrer Fadette für die deutsche Bühne etwas wisse. Sie verneinte es, freute sich aber sehr, als ich sie von dem Erfolge der „Grille" unterrichtete.

„Ja, Marie ist ein entschiedenes Genie für's Theater," fiel Manceau ein; „wir sind übrigens alle Kraftgenies und Tausendkünstler, die wir in der Atmosphäre von G. Sand leben, von père Matthieu angefangen. In diesem verzauberten Schlosse geschieht Alles durch die Hände seiner Bewohner. Der Nagel, der in die Wand geschlagen wird, und das Bild, das daran hängt, sind Werke unserer eigenen Geschicklichkeit. So ist der junge Mann, der Ihnen heute Morgens bald die Thür vor der Nase zugeschlagen hätte, unser Tapezierer, Vergolder, Theaterschneider, Decorateur und zur Noth dramatischer Künstler selbst. Mit père Matthieu hat es aber eine eigene Bewandtniß. Der ist blos Zimmermann, hat sich aber zum Haustischler emporgeschwungen. Jeden Monat macht er schweigend die Runde im Schlosse, untersucht die Möbel, Fensterrahmen und sonstiges Holzwerk, die schadhaften Stücke werden mitgenommen und reparirt; findet er aber, daß irgendwo ein Tisch oder ein Kasten am Platze wäre, so macht er sie neu, so gut es eben geht, und stellt sie, immer schweigend, hin. Ende jeden Monates bringt er seine Rechnung, läßt sie sich zahlen und geht, ohne den Mund geöffnet zu haben, fort. Nun, das wäre Alles noch in der Ordnung. Was sagen Sie aber dazu, daß er blos seinem Willen folgt? Wehe Ihnen, verlangen Sie irgend ein Möbel oder eine Reparatur von ihm, er giebt Ihnen kein Gehör; Sie bleiben so lange auf Ihrem zerbrochenen Stuhle, an Ihrem wackligen Tische sitzen, bis er selbst einmal es für gut findet, die Patienten in die Cur zu nehmen."

„Und ein solches Original behalten Sie?" frug ich die Sand.

„Was ist zu thun?" antwortete sie. „Der Mann ist über siebzig Jahre und hat mich zur Welt kommen sehen. Kann man dem zürnen? Im Gegentheil — mich amüsirt sein Treiben."

Die Tafel war unter Lachen aufgehoben, und schnell wurden hölzerne Kugeln herbeigebracht, mit denen man ein Spiel im Freien begann.

Ich begnügte mich mit dem Zusehen, staunte aber über die Geschicklichkeit der Sand, die fast immer am glücklichsten und sichersten warf. Das hereinbrechende Dunkel machte der Sache ein Ende. Die Lampe im Salon brannte bereits, und die Gesellschaft ließ sich in lautem Gespräch um den langen Tisch nieder. Madame Sand zog Spielkarten hervor und begann eine Patience. „Sehen Sie, lieber Freund, dieses Spiel treibe ich nun über 30 Jahre und lege noch dazu immer die nämliche Patience — freilich habe ich eine Menge Finessen dazu erfunden. Aber Sie können etwas Besseres spielen, als das — öffnen Sie das Pianino, ich lechze nach Musik, nach Mozart, Beethoven, Weber — nur ja keine Zeit verloren, wir sind ein andächtiges Publicum."

„Don Juan! Don Juan!" schrie man von allen Seiten. Ich mußte mich zum Clavier setzen und spielte so ziemlich die ganze Oper unter Jubeln und Jauchzen meines Auditoriums.

„Und jetzt den Freischütz!" rief die Sand, die längst die Patience bei Seite geschoben hatte und deren Augen leuchteten. —

„Nun genug für heute, mein alter Freund," sprach die liebenswürdige Hausfrau, als der letzte von Weber's süßen Klängen verhallt war; „Sie bedürfen der Ruhe. Mögen Ihnen die Schatten Mozart's und Weber's Rosenblätter auf das Lager streuen! Oder ohne Poesie: schlafen Sie süß, bis in den hohen Tag hinein!"

Alles ging auseinander und Jeder suchte sein Zimmer auf.

Gewöhnt, am frühen Morgen aufzustehen, verließ ich mein Lager, als noch Alles im Hause fest schlief. Die Hitze war erträglich, und so konnte ich die Partien des Gartens aufsuchen, die uns in späteren Stunden der „angenagelte Sonnenschein" (um mit dem uns unlängst entrissenen Hebbel zu sprechen) unnahbar machte. Ich betrat den Blumengarten, der dieses Jahr wohl gelitten hatte, aber noch immer des Schönen vielerlei bot.

„Ich mache Ihnen mein Compliment," redete ich den Gärtner an, „daß Sie bei dieser afrikanischen Hitze so Schönes und Mannigfaltiges geleistet haben."

„Unsere Dame liebt die Blumen leidenschaftlich," erwiderte er, „ist selbst eine tüchtige Botanikerin und hütet ihre Pflanzen wie die Kinder."

„Also daher mag es wohl kommen, daß ich keine Bouquets und Blumentische im Hause entdeckte?"

„Sie würde böse werden, wollte ich die Zimmer damit versorgen. Das blüht und verblüht an seinem Orte und seiner Stelle. Doch nun sehen Sie sich auch den Küchengarten und unsere Obstbäume an. Alles, was nur das Haus davon bedarf, wird da gezogen." Und da mußte ich von Kohlstaude zu Rübe, von Aprikose zu Pfirsiche wandern, bis wir endlich an ein kleines Wäldchen kamen, das Mad. Sand, wie ich später erfuhr, ihr „petit Trianon" nennt. Kaum giebt es auf Erden ein anmuthigeres Bosquet, als dieses. Man ließ es wild heranwachsen und zog nur schmale Wege durch, die mit feinem Kies belegt sind. Den Boden bedeckt dichter Waldephen; er umspinnt die Bäume und fällt an hundert Orten malerisch von ihnen herunter. Man glaubt in einem Urwalde zu sein, denn kein Strahl der Sonne erhellt dieses Gewirr von Baum und Schlingpflanze. Aller Augenblicke wird das Auge von irgend einem mit Geschmack, aber höchst einfach ausgeführten besonderen Gegenstande überrascht. Da giebt es enorme Lehnstühle, zu denen sich die Zweige und Stämme der Bäume hergeben mußten, kleine Brücken führen über ein Bächlein, das diese Wildniß durchzieht; plötzlich bildet es ein niedliches Becken, das von Farren und blauem Agapanthus eingerahmt und mit blühenden Nymphäen bedeckt ist. Hier ladet ein einfacher Kiosk, dort eine Eremitage zum Ausruhen ein.

„Sehen Sie," sagte der Gärtner, „diese abscheuliche Einsiedelei hätte uns vor einigen Jahren bald unsere gute Frau geraubt. Sie saß da lange, lange, bis in die Nacht hinein, wahrscheinlich um zu dichten, und als sie in's Schloß zurückkam, war sie todtenbleich, hatte das Fieber und verfiel sogleich in schreckliche Phantasien. Der Arzt von La Châtre erklärte den Zustand für höchst gefährlich, man schrieb um drei der größten Aerzte nach Paris — doch als die kamen, — und das geschah wunderbar schnell — war das Fieber verschwunden und Madame auf dem Wege der Besserung. Ja, die hat eine starke Natur, und Gott wird sie uns gewiß noch lange erhalten! Aber die Folgen der Krankheit dauerten lange, und ich glaube, sie ist noch immer etwas leidend davon, nur gesteht sie es nicht, wenn man sie fragt. Sie ist dann nur immer etwas ernster."

Blätter und Blüthen.

Baierische Jäger und Wildschützen. Seit undenklichen Zeiten haust in unserem Hochgebirge ein unbarmherziger Kampf zwischen Jägern und Raubschützen. Nicht Rache und Nothwehr nur führen zu einem oft blutigen Ausgang, — es ist ein wahrhaftiger Erbkrieg, der mit traditionellem Zorn und jägerischer Leidenschaft geführt und dauern wird, so lange noch eine Gemse über den Schnee springt. Dabei glauben sich beide Theile im zweifellosen Rechte, was sie mit all der rücksichtslosen Entschlossenheit des altbaierischen Charakters vertheidigen. Der Eine vermeint sich in seinem Naturrechte schwer verletzt, weil er dafürhält, „das Wild sei ein allgemeines Ding, was nur der liebe Gott ernährt, und woran Niemand durch Wart' und Pflege sich ein besonderes Anrecht erworben, und es gehöre Allen gemeinsam wie Luft und Wasser!“ Der Andere hält mit soldatischer Unbedenklichkeit am positiven Recht und übt einfach seine Pflicht, wie es einem tapferen und treuen Manne zusteht. Reue und Gewissensscrupel sind dabei nicht gebräuchlich.

So erzählte mir ein alter Jäger gelegentlich, daß er einmal lange am Schusse eines Wilddiebes darnieder gelegen, den er wohl gekannt, aber nicht angezeigt habe, weil er dies für unnütz und die Selbsthülfe sicherer hielt, und schloß endlich sehr lakonisch mit den Worten: „Auf d' letzt hab'n ihn halt doch d' Füchs noch g'fressen!“ Ein Anderer bekam gleich beim Eingang in den Wald aus einem Hinterhalte einen Streifschuß an der Wange. Rasch besonnen, riß er sein Gewehr herunter und streckte den davoneilenden Thäter nieder. Als er zu ihm hinging, um sich gleichsam kurz zu entschuldigen, daß er nach solchem Vorgang nicht wohl anders gekonnt habe, sagte dieser: „Halt's Maul! jetzt ist's schon einmal nicht anders! Hol' mir lieber geschwinde den Herrn!“ (d. h. den Geistlichen.) Er sei nun auch über Hals und Kopf in's nächste Dorf gelaufen und habe den Pfarrer geholt; als sie aber zurückkamen, fanden sie den Verwundeten bereits todt.

Der Jäger bedauerte durchaus nicht diesen selbstverständlichen Ausgang, sondern nur, daß er sich vergeblich abgehetzt habe und der Bauer doch ohne Beichte und Absolution gestorben war. Es mag von Humanitätswegen sehr viel gegen diese Zustände vorzubringen sein, die Hauptbetheiligten kümmern sich aber wenig darum und lesen auch die Oelblätter Elihu Burrit's nicht, und so wird wohl noch manchen Mannes Gebein bleichen im Sonnenschein und Mondlicht droben in der Alpenwüste, ungesehen und unbegraben, bis der ewige Friede eingeführt wird! Man muß es hinnehmen als ein Stück Naturleben, das wie ein wilder Baum seine Schossen lustig hinaus in die freie Luft treibt, über das verstutzte Gestrüpp der Cultur. Es gehört zur Romantik der Berge und ist verwebt in ihr Leben, wie in ihre Sagen und Lieder! Ohne übrigens lange philosophische Betrachtungen anzustellen, will ich einige charakteristische Geschichten erzählen, wie sie dort zu Hunderten bekannt sind und stets mit neuen vermehrt werden. Ich entlehne sie aus dem hübschen Buche: „the chamois hunting in the mountains of Bavaria“ meines Freundes Charles Boner, der sich auf seinen Gemsfahrten viele dergleichen aus dem Munde der Betheiligten selbst hat erzählen lassen.

Der junge Forstgehülfe K. ging einmal — es war im Jahre 1848 — den steilen Bergrücken, die Geidauer Eibelspitz genannt, entlang. Gerade darunter liegt eine einsame Hütte auf einer grünen Alm am Fuße hoher wilder Felsen. Er sah um die Hütte eine Menge Menschen stehen, und als er mit seinem Fernrohr genau hinblickte, konnte er dreiundzwanzig Männer zählen, sämmtlich mit Gewehren. Es waren kurz zuvor zwei Jäger von Wilderern erschlagen worden. Da kam ihm der Jägerzorn und er sann und sann, wie er wenigstens einen Schuß unter die vermaledeite Bande anbringen könnte. Dabei ließ er sie nicht aus den Augen, bis sie sich endlich in Bewegung setzten und einen engen steilen Pfad, der gerade über die Eibelspitz führt, Einer hinter dem Andern, emporstiegen. Er schnitt ihnen nun den Weg ab und legte sich in den Latschen (Krummholzkieferstauden) in den Hinterhalt.

Nach ungefähr einer Stunde hörte er sie zusammen sprechen und bald wurde er ihrer an einer Wendung des Pfades ansichtig. Als der Vorderste auf achtzig Schritte an ihm war, nahm er ihn auf's Korn und schoß ihn mit dem Büchsrohr seines Doppelgewehres steintodt nieder! Die Bauern prallten zurück, und er hörte sie nun laut und heftig debattiren, was da zu machen sei, ob man umkehren solle oder die Latschen durchsuchen. Einige waren für den Rückzug. Einer aber stellte ihnen lebhaft vor, daß es doch eine Schande sei, so ohne Weiteres davonzugehen! und wenn auch sechs und sieben Jäger in den Latschen versteckt lägen, was wolle das bedeuten gegen ihre Uebermacht, und für zweiundzwanzig Männer sei es ja eine entsetzliche Feigheit, vor so einer Hand voll Feinden zu weichen! Er schloß endlich: „Komme es, wie es wolle, und ob die Anderen ihm folgen würden oder nicht, sie könnten's halten, wie sie wollten, er aber werde vorwärts gehen!“ und damit schritt er mit gespanntem Hahne gerade auf den Platz los, wo K. versteckt lag. Dieser ließ ihn auf sechzig Schritte herankommen und drückte den linken Lauf auf ihn ab. Der Bauer drehte sich um und um, stand noch einen Augenblick und fiel zu Boden.

Die Bauern kehrten um, K. aber, der nun nichts mehr im Gewehr hatte, huschte so schnell und leise als möglich durch die Latschen zurück, den entgegengesetzten Abhang hinab und schlug den Weg nach Bairisch Zell ein. Als er an den Steg kam, der dort über einen Wildbach führt, hielt er an, um sein Gewehr zu laden. Es fing bereits an zu dunkeln, und er that deshalb nur in den Büchslauf eine Kugel, in den andern aber auf alle möglichen Fälle einen tüchtigen Schrotschuß. Beim Laden kam ihm der Gedanke, ob die Bauern nicht vielleicht diesen Steg auf ihrem Heimweg passiren müßten und er sie noch einmal mit einer Ladung bewillkommnen sollte; er setzte sich daher auf Schußweite vom Stege in die Büsche.

Er mochte wohl eine Stunde gepaßt haben, als er Stimmen hörte, und bald darauf kam zu seiner Freude die ganze Rotte daher. Es war indeß ziemlich dunkel geworden, und er konnte gerade noch unterscheiden, daß sie Alle Gewehre trugen und also seine alten Bekannten waren. Als sie nun am Eingange des Steges dicht gedrängt aneinander standen, feuerte er mit Schrotschuß mitten in die Rotte hinein. Man kann sich das Erstaunen des Haufens denken, auch da wieder auf den räthselhaften Feind zu stoßen. Der Jäger zog sich aber sogleich ganz sachte rückwärts und ging, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern, auf heimlichen Wegen ruhig nach Hause.

Die Bauern laborirten aber noch lange an dem Schrecken, den ihnen der unsichtbare Schütze eingeflößt hatte, und haben wohl noch bis auf den heutigen Tag nicht erfahren, wer es war! K. erzählte es erst seinen Cameraden, als er schon längst aus der Gegend wegversetzt worden war. Uebrigens war nur der, auf welchen der erste Schuß fiel, todt geblieben. Dem zweiten war der Arm zerschmettert, so, daß derselbe amputirt werden mußte; der Schrotschuß hatte zwar einige tüchtig getroffen, sie kamen aber ohne weiteren Schaden davon. Der Gebliebene war der einzige Sohn eines wohlhabenden Bauern bei Schliersee. In der Mitternacht nach dem Vorfall klopfte es bei seinen Eltern an's Fenster, und eine ihnen ganz unbekannte Stimme rief: „Wenn Ihr Euren Buben sucht, so geht auf die Geidauer Eibelspitz!“

Da fanden sie ihn denn am andern Morgen richtig genug!

Wenn vorstehende Erzählung die Todfeindschaft zwischen Jägern und Wilderern zeichnet, so mag die nachfolgende diesen Groll verzeihlich finden lassen, und die Jäger einigermaßen entschuldigen, wenn sie zuweilen sich gezwungen glauben, wenig Federlesens zu machen.

Zacharias Werner, gewöhnlich kurzweg Zacherl genannt, war einer jener vielseitigen Bursche, wie sie in seiner Heimath oft vorkommen. Er war Zimmermann, Gärtner, Fischer und noch allerlei anderes zugleich, vor allem aber ein unverdrossener Jäger aller Künste. Zur Zeit des Vorfalls war er Jagdgehülfe zu Reichartsbeuern bei Tölz an der Isar. Bei einem seiner gewöhnlichen Pirschgänge kam er an eine der kleinen Heuschoppen, wie sie im Gebirge zerstreut liegen und dem Jäger, oder wer sonst die Nacht über kommt, ein stets bereites Lager bieten. Es war mitten im Sommer und noch gut an der Zeit. Er mochte aber nicht nach Hause gehen, weil er den ganzen Tag kein Wild gesehen hatte und lieber droben übernachten wollte, um mit dem frühesten Morgen sein Glück noch einmal zu versuchen. Er legte sich mit seinem Schweißhunde in's Heu und schlief bald ein. Nach einigen Stunden etwa weckte ihn das Knurren seines Hundes; er glaubte aber, dieser träume nur, und legte sich wieder zum Weiterschlafen zurecht. Plötzlich hörte er aber ein Geräusch in der Hütte und, ehe er nach seinem Gewehre greifen konnte, war er schon von drei Kerlen gepackt und unter dem Rufe hervorgezogen: „Haben wir Dich endlich einmal, Bursche! Jetzt sollst' mal sehen, was wir mit Dir anfangen!“ Er erkannte gleich in den Angreifern drei Wildfrevler, welche er zuvor schon einmal gefangen und zur Strafe gebracht hatte.

Während ihn zwei hielten, schlug der dritte mit einem Knittel so lange auf ihn los, bis er völlig bewußtlos zusammensank. Als er, von heftigem Schmerz gepeinigt, wieder zu sich kam, waren sie gerade dran, ihn mit ausgespannten Armen und Beinen an die Wand zu nageln. Da sie keine eisernen Nägel hatten, spitzten sie harte Holzpflöcke und trieben sie durch seine Hände und Füße in die Spalten der hölzernen Hüttenwand. Nachdem sie ihn so in bester Form gekreuzigt hatten, gingen sie davon.

„Mein Hund,“ erzählt Zacherl, „verfolgte sie eine Strecke, kam aber bald zu mir zurück, und obwohl ich zu erschöpft war, um viel aufzumerken, so erinnere ich mich doch noch, wie jämmerlich das arme Thier winselte und wie mitleidig es zu mir aufsah! Ich mochte eine gute Weile gehangen haben, da stieg die Sonne langsam über die Berge herauf. Ich freute mich, sie wiederzusehen, wenn auch zum letzten Mal! Das Morgengebet daheim wird wohl mein Sterbeglöcklein sein, dacht' ich so bei mir, und ich war todbetrübt in meinen Schmerzen und daß ich so elendiglich zu Grunde gehen mußte; und ich dachte an unseren lieben Heiland Jesus Christus und an sein bitteres Leiden! Bald darauf fühlte ich aber nichts mehr, und als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Grase, und sie wuschen mir meine Wunden mit frischem Wasser, vom nahen Quell, aus. Mein Hund hatte durch sein unaufhörliches Heulen und Bellen einen Hirtenjungen herbeigerufen, welcher Hülfe holte. Ich konnte nicht stehen, und ein paar Holzknechte schleppten mich nach Hause. Nach drei Wochen konnte ich schon wieder ausgehen, und nur meine Hände waren noch sehr geschwollen. Die hölzernen Nägel hatten mir weder Knochen noch Sehnen verletzt und es ist mir nichts geblieben, als die Narben, die ich wohl bis an mein seliges Ende behalten werde. Ich habe dem lieben Gott viel tausendmal gedankt, daß er mich so gnädig errettet hat! Die drei Männer, die mich gekreuzigt, habe ich seitdem oft wiedergeseh'n im Wirthshaus und im Feld. Ich dachte aber: ich will nicht ihr Richter sein! Kommen wir aber noch einmal zusammen, in Berg oder Wald, droben in meinem Gebiete, dann werd' ich thun, wie ich immer gethan habe!“

Zacherl, beim Volke nur „der gekreuzigte Jäger“ genannt, starb 1848. Er wohnte in seiner letzten Zeit am Starenberger See, und der Verfasser des genannten Buches hat ihn wohl gekannt und sich sein grausliches Abenteuer oft erzählen und seine Wundenmale zeigen lassen.

Der fliegende Holländer. Nach der Seemannssage ist der fliegende Holländer ein Unglücksbote in der Gestalt eines vollständig ausgerüsteten düster aussehenden Schiffes, welches mit vollen Segeln fahrend ebenso plötzlich verschwindet, wie es über dem Horizonte auftauchte. Dem Phänomen, das gewöhnlich in der Nähe des Caps der guten Hoffnung, mitunter auch in andern Meerestheilen stattfinden soll, folgen die furchtbarsten Stürme, aus welchen Schiff und Mannschaft selten entkommen. Die Sage erzählt dann weiter, ein holländischer Schiffscapitain sei, der gegen Standesgenossen und Untergebene verübten Verbrechen halber, für ewige Zeiten dazu verdammt, durch sein Erscheinen dem Seefahrer das ihm drohende Unglück zu verkünden. Daß das räthselhafte Schiff bei seiner Erscheinung nur Unglück im Gefolge haben kann, ist dem Seemann so klar, wie es früher für Jedermann bezüglich der großen Kometen war und selbst im 19. Jahrhundert leider — noch für Viele ist.

Sehen wir davon ab zu untersuchen, ob der Sage eine wirkliche Erscheinung zu Grunde liegt oder nicht, sondern stellen nur allgemein die Frage auf: Ist eine ähnliche Erscheinung überhaupt möglich? — so können wir dieselbe getrost bejahen und beifügen, daß nicht nur das räthselhafte Schiff sich zeigen kann, sondern daß auch das Schiff ein Sturm und Unwetter weissagender Bote ist. Zur Erklärung dieses scheinbaren Wunders bedarf es nur einer rasch eingeleiteten Abkühlung der Luft, wodurch die Bedingungen zu der unter dem Namen Seegesicht, Kimmung, Fata morgana bekannten Luftspiegelung hervorgerufen werden können, welcher letzteren auf dem Meere gewöhnlich Stürme folgen.

Die Luftspiegelung läßt uns entferntere Gegenstände an Orten erblicken, an welchen sie sich in der Wirklichkeit nicht befinden; ihr wahrer Ort liegt entweder höher oder tiefer, zuweilen auch seitwärts von dem scheinbaren. Je nach Umständen erblickt man den Gegenstand und sein Bild zugleich — letzteres häufig verkehrt, — oder man sieht Gegenstände, welche in gerader Richtung zu sehen unmöglich wäre, da sie hinter andern Objecten liegen oder sich für den Beobachter unter dem Horizonte befinden. So sah z. B. Vince am 6. August 1806 von Ramsgate, unfern der Themsemündung, aus das ganze Schloß von Dover, während man sonst bei schönem Wetter, des davor liegenden Bergrückens halber, nur die Spitzen der vier höchsten Thürme erblicken kann. Scoresby sah, während einer Reise auf den Wallfischfang am 24. Juni 1822 an der grönländischen Küste plötzlich das Schiff seines Vaters so deutlich über dem Horizonte, daß er mit einem Dollond'schen Fernrohre jeden einzelnen Theil desselben erkennen konnte, während die genaue Rechnung ergab, daß sein Schiff von jenem $7^1/_2$ deutsche Meilen entfernt war. Durch einfache Rechnung ergiebt sich, daß das Schiff mindestens 4 Meilen jenseits des eigentlichen Horizontes und mehrere Meilen jenseits der Grenze des unmittelbaren Sehens gewesen sein muß.

Durch physikalische Versuche läßt sich nachweisen, daß die Luftspiegelung durch ungleiche Erwärmung oder Abkühlung einzelner Schichten der Atmosphäre bedingt ist. Eine solche ungleichmäßige Abkühlung einzelner Luftschichten werden aber — namentlich auf dem Meere — rasch eintretende Gewitter verursachen, besonders dann, wenn letztere sich aus einzelnen rasch vergrößernden, gleichsam aus sich selbst herauswachsenden, wildbewegten schwarzen Wolken entwickeln, wie dies in den westindischen Gewässern und in der Nähe des Caps der guten Hoffnung — hier heißt dieses Wolkengebilde „Ochsenauge“ — häufig der Fall ist, wobei der Luftdruck sich schon vor dem Ausbruche des Sturmes bedeutend vermindert.

Befinden sich während des Ausbruches eines derartigen Gewitters zwei Schiffe in solcher Entfernung von einander, daß sie sich bei dem gewöhnlichen Zustande der Luft nicht sehen können, was bei etwa drei Meilen für die Verdeckhöhe, bei fünf Meilen für die Masthöhe der Schiffe eintreten wird, so wird in den meisten Fällen das eine Schiff früher den Sturm bekommen als das andere, da die heftigsten Stürme doch immer eine Viertelstunde Zeit brauchen, um fünf Meilen Weges zu durchlaufen. Häufig treten jedoch die Stürme nicht so plötzlich ein, sondern werden durch minder heftige Luftbewegungen eingeleitet, wodurch jener Zeitraum bedeutend vergrößert wird. Ist diese ungleichmäßige Abkühlung der Luft den Bedingungen der Luftspiegelung entsprechend, dann wird das eine Schiff plötzlich den überraschenden Anblick haben können, ein segelndes Schiff zu sehen, während es unmittelbar vorher dessen Nähe nicht ahnen konnte. Da die Luftspiegelung häufig vergrößernd zu wirken scheint, wie man namentlich auf arktischen Expeditionen beobachtet haben will, und außerdem am Meereshorizonte — bei der den Gewittern häufig vorausgehenden großen Durchsichtigkeit der Luft — alle Gegenstände scharf begrenzt erscheinen, so wird die Erscheinung des Schiffes um so frappanter wirken; der Entfernung, der bedeutenden Strahlenbrechung, sowie der durch das Gewölke geschwächten Beleuchtung wegen, muß das Schiff ein eigenthümliches Ansehen bekommen, wobei nur die Phantasie etwas nachzuhelfen nöthig hat, um es geisterhaft zu machen. Bei der nach und nach eintretenden Ausgleichung der Temperatur aller Luftschichten verschwindet darauf das Schiff eben so geheimnißvoll wie es gekommen; für die erstaunten Seeleute bricht aber jetzt der Sturm ebenfalls los, und der fliegende Holländer, dessen Erscheinen, wie gezeigt, einer vollständigen Erklärung unterliegt, trägt dann nach der Ansicht des Seemanns die ganze Schuld alles augenblicklichen und, entgeht man glücklich den Gefahren dieses Sturmes, jedes während der weitern Reise das Schiff treffenden Ungemachs.

Daß wirklich den Gewittern und Stürmen häufig Luftspiegelungen vorausgehen, ist durch viele Beobachtungen dargethan, sodaß von vielen Seefahrern die Luftspiegelungen für ein Prognostikon eintretender Stürme gehalten werden.

Sowie die Erscheinung des fliegenden Holländers sich vollständig erklären läßt und — abgesehen von aller Ausschmückung durch Unverstand und Aberglauben — durchaus nicht so unbedingt dem Reiche der Märchen einverleibt werden muß, so mögen manchen ähnlichen Sagen Ursachen zu Grunde liegen, deren Erforschung nicht nur von Interesse für den Ursprung der ersten, sondern auch für das große Gebiet der Erscheinungen selbst sein dürfte.

H. F.

Der größte Baum der Welt, so schreibt uns der Reisende Gustav Wallis aus Brasilien, dürfte sich am Rio branco in der brasilianischen Provinz Amazonas befinden; wenigstens überschreiten seine Dimensionen alles ähnliche bisher Bekannte, selbst den berühmten Baobab Senegambiens, sowie die Wellingtonien Californiens nicht ausgenommen. Es ist Eriodendron Samaúma, ein Glied der Bombacineen, einer Familie, die bekanntlich mehrere großwüchsige Baumarten enthält und zu der ja auch der obige Baobab gehört. Der Kronendurchmesser des beobachteten Baumes beträgt 220 Fuß, wonach also, da die Krone regelmäßig ist, ein Umfang von 660 Fuß sich ergiebt. Es wird dadurch eine Bodenfläche von nicht weniger denn 36,300 □' überschattet, hinreichend, einer Truppe von mehr als 10,000 Soldaten Schutz zu gewähren. Alle Samaumas erreichen eine bedeutende Größe, die Jeden, der sie zum ersten Male sieht, in gerechtes Erstaunen setzt. Sie dienen daher gemeiniglich in weiter Ferne als Richtschnur; besonders läßt sich dies von vorstehend bezeichnetem Exemplare sagen, das wie ein mit Wald bestandener Berg weithin herüberleuchtet. Die Hauptäste sind stärker als mancher Eichenstamm und horizontal nach allen Richtungen ausgestreckt.

In den Gabeln derselben nistet häufig der Tuyuyu, eine riesige Storchart (Tantalus Loculator) mit schwarz- und rothbandirtem Halse und einem mächtigen speerförmigen Schnabel; die Brasilianer nennen ihn hierauf anspielend „der Soldat“. Die Größe eines von mir erlegten Exemplares betrug $4^1/_2$' bis zum Scheitel, während die ausgespannten Flügel einen Durchmesser von $8^1/_2$' ergaben, Verhältnisse, die gewiß selten unter den Vögeln sind. Es hätte also die Natur, Gleiches zu Gleichem gesellend, dem mächtigen Samaumabaume in dem Tuyuyu einen würdigen Bewohner gegeben, zwei Gegenstände, gleich geeignet, als Beispiele von den Wundern und der Ueppigkeit tropisch-amerikanischer Zonen zu dienen.

Ein unverwüstlicher Stoff. Zur Zeit des letzten italienischen Krieges wurde der Gartenlaube unter dem Titel „Die erste Waffenthat. Aus den Erinnerungen eines österreichischen Officiers“, die Erzählung einer Episode mitgetheilt, die sich in jenem Kriege zugetragen haben sollte. Die Geschichte war interessant, die Form ihrer Darstellung gewandt, und die Redaction, welche keinen Grund hatte, an der schriftstellerischen Ehrenhaftigkeit des Einsenders zu zweifeln, nahm die Skizze als einen Originalartikel in die Spalten ihres Blattes auf. Später erfuhr sie — denn keine Redaction in der Welt kann Alles gelesen haben, was in irgend einer Literatur erscheint oder erschienen ist — daß die hübsche Erzählung lediglich die Bearbeitung einer schon zehn oder zwölf Jahre früher veröffentlichten kleinen Novelle von Prosper Mérimée war. Unumwunden gestanden wir darauf ein, daß man uns getäuscht hatte.

Jetzt hat das ergötzliche Stücklein jedoch abermals seine Dienste thun müssen. Man hat es auf schleswig'schen Boden verpflanzt, in das blutige Gefecht von Oeversee, dem neuen Locale angepaßt und geeignet zugeschnitten, legt es einem der nach der Heimath zurückgebrachten verwundeten österreichischen Officiere in den Mund und tischt es als funkelnagelneue Kriegsthat in den Frankfurter Familienblättern, der Beilage zum Frankfurter Anzeiger, mit unbefangener Gemüthlichkeit dem Publicum frisch drauf los wieder auf.

Wahrhaftig, dem guten Mérimée muß das Herz im Leibe lachen über die Unverwüstlichkeit seiner Novelle; nichts kann ja die Trefflichkeit seiner Skizze schlagender darthun, als dies beständige Wiederaufleben derselben in allerhand Form und Gewand. Und wer mag absehen, in wie vielen Metamorphosen die Episode noch in der deutschen Journalistik sich umtreiben wird?

Indeß hielten wir es doch für das Beste, unsere Leser vor diesem „unverwüstlichen Stoffe“ zu warnen.

Die Volksausgabe von Uhland's dichterischen Werken. Für eine Volksausgabe von Uhland's Gedichten und Dramen ein empfehlendes Wort einzulegen, scheint uns ein sehr überflüssiges Unterfangen. Wenige Namen haben dem deutschen Volke einen süßeren Klang als der Ludwig Uhland's, des großen deutschen Dichters, dessen Lieder und Balladen uns Allen von Kindheit an ein theueres und unentreißbares geistiges Besitzthum geworden sind, des nicht minder großen deutschen Patrioten, dem Nichts den Sinn für Recht, für Wahrheit und für Freiheit zu beugen vermochte, auf den das alte Wort gedichtet scheint:

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem.“

Wohl aber wollen auch wir unsere Leser recht nachdrücklich hinweisen auf diese von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung veranstaltete billige Gesammtausgabe der Dichterwerke Uhland's, wie sie jetzt in zehn Lieferungen abgeschlossen vorliegt und auch die beiden meisterhaften Dramen „Ernst Herzog von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“ enthält, die leider bis jetzt nur wenig in das Volk gedrungen waren und doch, durch den nationalen Vorwurf, die poetische Conception und den Ausdruck der reinsten deutschen Gesinnung, Alles, was unsere neuere dramatische Literatur zu bieten hat, hoch überragen.

Kleiner Briefkasten.

M. B. in H – stdt. Was Sie aus Wiggers' Schilderung seines Besuchs auf Caprera herausgelesen haben, vermag unser blöder Verstand nicht zu begreifen. In dem ganzen Artikel ist der schleswig-holsteinischen Frage mit keiner Sylbe gedacht, auch ist uns nicht im Traume eingefallen, auf Garibaldi als auf einen Retter des bedrängten Bruderstammes im Norden hinweisen zu wollen; nicht erst die Antwort, welche er unlängst der Dänendeputation in London ertheilt, hat uns die Ueberzeugung gegeben, daß der große italienische Patriot von den deutschen Verhältnissen, gleich der Mehrzahl seiner Landsleute, eine ziemlich nebelhafte Vorstellung besitzt, und wir sind überdies von der Wahrheit durchdrungen, daß das Vaterland sein Heil nimmermehr aus fremden Händen erwarten darf. Auch was Sie von einem Allianz-Pacte fabeln, den Wiggers im Namen der deutschen Volkspartei mit dem Einsiedler auf Caprera abgeschlossen habe, ist zu lächerlich, als daß es eines Wortes der Widerlegung bedürfte. Der Wiggers'sche Artikel ist nichts anderes und strebt nichts anderes an, als eine Schilderung der Eindrücke, welche ein bekannter freisinniger deutscher Mann von seinem Besuche bei Garibaldi und dessen einfacher undiplomatischer Natur wie von dem spartanisch schlichten Hauswesen desselben empfangen hat, und so und nicht anders wird die Mehrzahl der Leser unseres Blattes die Skizze aufgefaßt haben.

A. L. in Berlin. In einer der nächsten Nummern der Gartenlaube werden Sie eine Illustration vom Kriegsschauplatze finden, auf die wir Sie im Voraus aufmerksam machen zu müssen glauben: eine Abbildung der zweiten dänischen Schanze bei Düppel in ihrer gräßlichen Verheerung nach dem Sturme, welche unser Specialartist, Hr. Otto Günther aus Weimar, noch am Nachmittage des 18. Aprils, unmittelbar nach dem furchtbaren Angriffe, skizzirt hat, so daß Sie auf eine ganz authentische Zeichnung rechnen dürfen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 20. Die Gartenlaube 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Heimathschein.

Erzählung von **Fr. Gerstäcker**.

(Fortsetzung.)

Der Wirth war aber nicht der Mann, der sich lange einem solchen Zwang beugte, und da sich auch Barthold nicht wohl dabei fühlte — die Frauen wären den ganzen Tag darin sitzen geblieben — so trat bald eine Aenderung zum Besseren ein. Die nöthigen Redensarten von Ehre und Freude und Hoffnung einer solchen Verbindung &c. &c. waren gewechselt, was von Speisen noch vertilgt werden konnte, war vertilgt, und der Wirth brachte jetzt, während Lieschen den Kaffee und Kuchen besorgte, Cigarren. Da war es ordentlich, als ob mit dem aufsteigenden Dampfe derselben der böse Zauber bräche, der auf ihnen Allen gelegen.

Die beiden Männer kamen bald auf ein Gespräch über Vieh und Felder, was sie Beide interessirte; dadurch lenkten die Frauen auf ihre Wirthschaftsangelegenheiten ein, und im Handumdrehen war die noch vor Kurzem so steife hölzerne Gesellschaft in ihre natürlichen Bewegungen, ja selbst in den natürlichen Ton ihrer Stimmen zurückgefallen, und die Unterhaltung floß von da an leicht und ungezwungen.

Auch Lieschen thaute auf, und vielleicht auch durch das wirklich Matronenhafte der sonst gar noch nicht so alten Mutter ihres Bräutigams angezogen, setzte sie sich zu ihr und plauderte bald mit ihr so frei und herzlich von der Leber weg, als ob sie von Kindheit auf miteinander bekannt und befreundet gewesen wären. Das aber schmeichelte der Frau Barthold auch; Lieschen sah dabei in ihrer städtischen Kleidung so vornehm und „ansehnlich“ aus, daß jene ordentlich stolz auf ihre zukünftige Schwiegertochter wurde und nicht satt werden konnte, ihr zu wiederholen, wie sehr sie sich freue, sie zur Tochter zu bekommen und ihrem Sohne eine solche Frau geben zu können. Dabei unterließ sie freilich auch nicht, alle die Tugenden und Vorzüge ihres eigenen Hans aufzuzählen, und Lieschen fand da wohl eben soviel Freude daran, ihr zuzuhören.

Den beiden Männern wurde es aber bald zu eng in der Stube. Bauern halten nie lange in einem Zimmer aus, denn die freie Luft ist ihnen Bedürfniß, und während die Frauen noch beim Kaffee sitzen blieben, gingen die Andern miteinander hinunter auf den Hof und in die Ställe und, da die Pferde gerade nahebei ackerten, auch einmal ein Stück hinaus auf das Feld.

Ihr Weg führte sie dicht hinter dem Pfarrgarten vorbei, und weil es Barthold einfiel, daß er Hansens Taufschein eingesteckt hatte, konnten sie den hier eben so gut gleich abgeben. Hier stand dem alten Barthold auch eine Ueberraschung bevor, denn der Geistliche schien gar nicht gewußt zu haben, daß Hans katholisch sei; zu einer „gemischten Ehe“ schüttelte er aber bedenklich den Kopf und bedeutete den alten Barthold, daß er unter keinen Umständen ein Aufgebot erlassen könne, bis er nicht vom General-Superintendenten einen sogenannte Dispens gelöst hätte.

Der Alte wollte schon über die neue Schwierigkeit wild werden, allein der Traubenwirth nahm ihn unter den Arm und sagte, als sie wieder draußen im Wald waren: „Macht Euch keine Sorge, Barthold, ein Dispens vom Consistorium ist schon zu erlangen, und geben sie ihn nicht, nun, dann fahren wir hinüber nach Gotha und lassen die jungen Leute da trauen. Dort sind sie vernünftiger. Das junge Paar kann dann gleich seine Hochzeitsreise nach der Wartburg machen,“ fügte er lächelnd hinzu.

Mit diesem Trost schlug sich der alte Barthold denn auch bald die ärgerlichen Gedanken aus dem Kopfe, noch dazu, da sie hier in offenes Land und zu ein Paar neugekauften Pferden des Wirthes kamen, für die er sich ganz besonders interessirte. So verging ihnen die Zeit rasch, bis der Dreiberger Bauer plötzlich merkte, daß die Sonne schon bald am Horizont stand, und erschreckt ausrief: „Aber Wetter noch einmal, wir haben uns bei dem Herrn Pfarrer zu lange aufgehalten, und ich muß machen, daß ich wieder zu meiner Alten komme, die wird sonst böse. Im Dunkeln möcht’ ich auch nicht gerade den Weg nach Dreiberg zurückfahren.“

„Es sind ein paar böse Stellen drin,“ sagte der Wirth.

„Na, es geht,“ meinte Barthold störrisch, „aber mein Wägelchen ist nicht so recht darauf eingerichtet, und die Frau könnte brummen. Wann kommt Ihr denn einmal nach Dreiberg hinüber?“

„Ich weiß nicht, ob ich die Woche noch kann,“ sagte der Wirth, „denn morgen haben wir hier eine große Kindtaufe im Ort, wo bei mir getanzt wird, und am Sonnabend bringe ich meine Alte nicht aus dem Haus. Wenn’s aber irgend möglich zu machen ist, so rutschen wir den Freitag doch noch hinüber.“

„Rutschen?“ dachte Barthold mit dem Weg in der Erinnerung, aber er sagte nichts, und die beiden Männer schritten jetzt wieder dem Wirthshaus zu.

Ueber die Aussteuer der Brautleute war heute noch kein Wort gesprochen worden, obgleich der Wirth darauf gewartet hatte. Anfangen davon mochte er aber auch nicht, und Barthold hielt es nicht für schicklich, das gleich bei der ersten Begegnung vorzunehmen. Wenn der Traubenwirth zu ihm nach Dreiberg kam, dann wollten sie das wohl bald in Ordnung bringen. Schneller jedenfalls, als die Geschichte mit dem Consistorium, die ihm doch im Kopfe herumging.

Der Großknecht hatte jetzt Auftrag bekommen, einzuspannen, und der Wagen hielt bald darauf vor der Thüre, aber die beiden Frauen, die im Anfang den Mund kaum öffnen wollten, waren jetzt warm geworden und in ein Gespräch über ihre Kinder hineingerathen, aus dem sie sich nicht wieder herausfinden konnten. Bartholb stand schon lange, mit Hut und Stock in der Hand, neben der Thür und hielt die Klinke.

„Na, Alte, kommst Du?"

„Gleich, Vater, gleich — das glaub' ich, Ihr Männer seid immer gleich fertig mit Anziehen. Ihr setzt den Hut auf und damit basta. Und nicht wahr, Frau Erlau, Sie machen uns recht bald das Vergnügen, damit Sie auch einmal sehen können, wie wir da draußen eingerichtet sind? O, es soll Ihrem Lieschen schon bei uns gefallen, daran zweifle ich keinen Augenblick."

„Wenn so ein paar Frauen in's Schwatzen kommen," lachte Barthold gutmüthig vor sich hin, „da reißt's nachher gar nicht wieder ab. Wir kommen heute nicht mehr weg. Habt Ihr Betten genug im Haus, Erlau?"

„Betten genug," schmunzelte dieser.

„Die brauchen wir für heute nicht!" rief aber die Alte, sich gewaltsam losreißend. Sie hatte die letzten Worte gehört. Doch das Lieschen kam jetzt noch herbei, dem sie einen Kuß und noch einen und noch einen geben mußte, und endlich war sie mit Allem fertig. Unten knallte der Großknecht mit der Peitsche, daß die Fensterscheiben klirrten. Jetzt saßen sie im Wagen, und nun sollte es noch einmal an ein Abschiednehmen und Handdrücken gehen; dem aber machte der Großknecht ein Ende. Ein kleiner Peitschenschlag traf das Handpferd, und hinaus rasselte der Wagen aus dem Thorweg, ein kurzes Stück auf der Chaussee hin, eben genug, um das Chausseehaus wieder zu passiren, und bog dann in den Feldweg ein, ehe die Frau nur von ihrem Manne Alles erfahren hatte, was er mit dem Herrn Pfarrer vorhin gesprochen. So neugierig sie aber darauf war, eine Unterhaltung wurde zur Unmöglichkeit, sobald sie in den Feldweg einlenkten, und alle weiteren Erklärungen mußten für daheim aufgeschoben werden.

4. Eine weltliche Schwierigkeit.

Am Freitag kam der Traubenwirth mit seiner Frau zur Gegenvisite nach Dreiberg. Die beiden Väter saßen denn wohl eine Stunde lang oben zusammen allein in des Alten Stube — aber nicht etwa trocken, denn Barthold hielt darauf, einen ganz vorzüglichen Ungarwein in seinem Keller zu haben — und kamen nachher wieder, Beide seelenvergnügt und, wie es schien, vollkommen einig, zu den Frauen hinunter, um dort Kaffee zu trinken und Kuchen zu essen.

Am nächsten Sonntag war Hans natürlich den ganzen Tag drüben in Wetzlau in der Traube, und dort holten sich die beiden jungen Leute eine Landkarte vor und zeichneten sich darauf die Reise nach Gotha zusammen ab. Was kümmerten sie sich um das Consistorium!

Merkwürdige Zeit nahm sich übrigens der Herr Generalsuperintendent, an den die Eingabe zuerst gemacht war; denn die ganze nächste Woche verging, ohne daß er auch nur das Mindeste hätte von sich hören lassen. Das war aber noch das Wenigste, es traf auch keine Antwort von Schlesien ein, und Hans wußte schon vor lauter Ungeduld gar nicht mehr, was er angeben sollte. Endlich, am Sonnabend Mittag, die Familie saß gerade bei Tische, kam ein Brief mit dem preußischen Gerichtssiegel.

„Nun endlich!" rief Hans jubelnd und sprang von seinem Stuhl auf, „das hat lange gedauert."

„Hm," meinte der Vater, der den Brief kopfschüttelnd befühlte und dabei nach seiner Brille suchte, denn das Schreiben kam ihm viel zu dünn vor, als daß irgend ein Document darin eingeschlossen sein könnte, „seit ich die Geschichte mit dem Consistorium gehört, habe ich ordentlich Angst bekommen, daß hier ebenfalls etwas der Quere gehen könnte; aber das ist doch nicht gut möglich, denn das Amt geht es doch nichts an, ob wir Katholiken oder Protestanten sind."

Jetzt hatte er seine Brille gefunden, setzte sie auf, öffnete den Brief und sah hinein.

„Nun, ist der Schein nicht drin?" frug Hans rasch und mißtrauisch.

„Drin ist nichts," sagte der Vater, „aber wir wollen erst einmal sehen, was der Gerichtshalter schreibt. Vielleicht ist es blos eine Anweisung an die hiesigen Gerichte, ihn hier auszustellen; das wäre auch das Kürzeste."

„Was brauch' ich überhaupt einen Heimathschein?" sagte Hans, „wenn ich nur eine Heimath habe, denn so ein Wisch giebt mir doch keine. Nun, was schreibt der Gerichtshalter?"

„Da werde der Henker d'raus klug," rief der alte Barthold, indem er den Brief — er enthielt kaum zehn Zeilen — auf den Tisch warf, seine Brille abwischte und wieder in die Tasche steckte.

„Nun?" rief Hans, das Schreiben aufgreifend.

„Du wärst in Preußen gar nicht heimathberechtigt, wenn auch da geboren, denn ich wäre mit Dir, als Du noch minderjährig gewesen, in das Ausland ausgewandert, und ich und meine Kinder hätten dadurch unser Heimathsrecht in Preußen aufgegeben."

„Ja, aber Du lieber Gott, wo soll er denn da einen solchen Schein herbekommen?" rief die Mutter, „sie müssen ihm ja den geben, er ist ja doch dort geboren."

„Es steht auch noch drunter, daß der Junge in Preußen nie seiner Militärpflicht nachgekommen wäre und schon deshalb nicht als preußischer Unterthan betrachtet werden könnte."

„Und was liegt d'ran?" rief Hans, den Brief trotzig auf den Tisch zurückwerfend, „irgendwo muß ich zu Haus gehören, das sieht ein Kind ein, und wenn Preußen nichts von mir wissen will — was ich ihm nicht verdenken kann, denn mir geht's in manchen Stücken gerade so — ei, dann müssen sie mir hier einen solchen Wisch geben. Siehst Du wohl, Vater, hättest Du mich nur gleich in die Stadt hineinreiten lassen, so wäre jetzt Alles abgemacht, und nun geht die Geschichte noch einmal von vorn an. Hier haben wir unseren Grund und Boden, und hier gehören wir also auch her. Was kümmert uns Preußen!"

„Na, ich will's wünschen," sagte der alte Barthold, der auf einmal merkwürdig mißtrauisch gegen alles das geworden war, was Behörden eigentlich thun müssen und was sie wirklich thun. „Da ist's aber doch besser, ich fahre selber in die Stadt; denn wenn Du auch jetzt gingst, so müßte ich später doch selber hinein, und da würde nur noch mehr Zeit damit verloren. Außerdem kann ich dann gleich einmal mit zum General-Superintendenten gehen und sehen, wie die Sache mit dem „Dispens", glaub' ich, nannt' es der Pfarrer in Wetzlau, steht. Die nehmen sich auch eine bärenmäßige Zeit. Heute käm' ich freilich zu spät hinein, und morgen ist Sonntag, wo alle Gerichte geschlossen sind; aber den Montag Morgen mit Tagesanbruch fahre ich weg. Bis dahin mußt Du Dich schon noch geduldigen, Hans. Es kann eben nichts helfen."

Der alte Barthold ging hinauf in seine Stube, um sein Mittagsschläfchen zu halten, und die Mutter hatte draußen noch zu thun. Hans war am Tische sitzen geblieben, stützte den Kopf in die Hand und sah finster brütend vor sich nieder. Katharine trat in's Zimmer und ging hindurch in die Kammer, um reine Milchtücher herauszunehmen. Als sie nach einer Weile zurückkam, saß der Hans noch immer in der nämlichen Stellung; er hatte sie gar nicht gehört.

Katharine trat leise auf ihn zu, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Hans!"

„Bist Du's, Kathrin," sagte Hans und sah zu ihr auf. „Willst' was?"

„Weiter nichts, als daß Du nicht mehr so traurig bist. Habe nur ein klein wenig Geduld, es macht sich ja Alles, und das Lieschen wird bald Deine Frau werden. Ihr seid ja nachher auch für das ganze lange Leben beisammen, und bei so einer langen Zeit kann's ja doch auf die paar Tage nicht ankommen."

„Ich bin nicht traurig, Kathrin," sagte Hans, indem er sich die lockigen Haare aus der Stirn warf, „nur ärgerlich, ärgerlich über die Gerichte, über das Consistorium, über die Pfarrer, über die Gerichtshalter, über mich — ei, über die ganze Welt!"

„Ueber mich auch, Hans?" fragte Kathrine, und sah ihn mit ihren hellen Augen so treuherzig an.

„Ueber Dich? — nein, Kathrin'," sagte Hans, ihre Hand nehmend und drückend, „weshalb sollt' ich über Dich böse sein? Du bist immer so lieb und gut, und wenn's an Dir läg', so hätt' ich meine Papiere gewiß schon lange und könnt' morgen Hochzeit machen."

„Du darfst mir's glauben, Hans, ja," erwiderte Katharine, und sah ihn dabei recht ernst und wehmüthig an. „Wenn's an

mir läg', solltest Du nicht einen Augenblick warten dürfen, um glücklich zu werden. Aber der Vater wird's auch schon allein fertig bringen," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort. „Es geht nun einmal so entsetzlich langsam mit den Gerichten, und Nachbars Margareth hat mir erzählt, daß eine Schwester von ihr, die in die Stadt hinein heirathete, über zwei Jahr hat warten müssen, weil ihr Bräutigam immer und immer die Papiere nicht bekommen konnte."

„Da würde ich wahnsinnig, wenn das mir passirte," rief Hans.

„Nun, so schlimm wird's schon nicht werden," lächelte das junge Mädchen. „Hab' nur guten Muth und mach' wieder ein freundlich Gesicht. Siehst Du, wenn Du traurig bist, dann sieht's gleich im ganzen Hause schwarz aus, und — man ist's auch eigentlich gar nicht an Dir gewöhnt. Aber ich muß fort; Joseph und Marie, da draußen steht schon die Rese und wartet auf mich," und mit den Worten huschte sie mit den Leintüchern, die sie noch immer unter dem Arme hielt, aus der Thür.

Hans stand auch auf. Es war ebenfalls Zeit geworden, daß er wieder hinaus an seine Arbeit ging, und nur das Böse dabei, daß er sich bei der Arbeit nicht einmal die Gedanken aus dem Kopfe schlagen konnte, denn der Aerger wollte ihm gar nicht aus dem Sinn, und beim Pflügen hatte er erst recht Zeit, darüber nachzugrübeln.

Sonderbar: die Liebe zu Lieschen und der Schmerz, daß er ihr noch so lange nicht angehören solle, hatten eigentlich mit seinen Gefühlen weit weniger zu thun, als der Aerger über diese albernen Weitläufigkeiten. Es war aber auch wieder ganz natürlich, denn nichts kann einen Menschen mehr ärgern und verdrießen, als wenn er einem bestimmten Ziel entgegenstrebt, ja schon in Armesbereich nahe gekommen ist und dann durch eine Menge von Hindernissen davon zurückgehalten wird. Sind diese Hindernisse der Art, daß man sie selber mit eigener Kraft und Ausdauer bewältigen kann, ei, dann ist es etwas Anderes; dann wird unser Geist, unsere ganze Thätigkeit dadurch in Anspruch genommen, und wir haben sogar nachher noch einmal so viel Freude an dem Gewonnenen, denn nichts macht uns glücklicher, als was wir uns selbst verdient und errungen haben. Sind die Hemmnisse dagegen der Art, daß wir nichts, gar nichts auf der Gotteswelt dawider thun können und nur immer warten und warten müssen, dann mögen sie wohl einen nur etwas lebhaften Menschen zur Verzweiflung treiben, und Hans war allerdings lebhafter Natur. Seine Geduld zu erproben, bekam er aber jetzt Gelegenheit, denn er schien dazu gerade auf das rechte Capitel gerathen zu sein: eine Eingabe an ein Consistorium und ein Heimathschein, selbst für den urgeduldigen Deutschen ist es ein Meisterstück, die beiden Dinge ruhig abzuwarten.

5. Zwischenfälle.

Der nächste Tag war wieder ein Sonntag, und Hans ritt natürlich gleich nach dem Frühstück nach Wetzlau hinüber. Zugleich nahm er aber auch eine Einladung mit dorthin für die Familie Erlau, denn am Dienstag — den Montag wollte der Alte überdies in die Stadt — war seines Vaters Geburtstag und zugleich sein Hochzeitstag, und der wurde immer daheim nicht allein festlich, sondern sogar feierlich begangen. Er ließ auch sein Pferd tüchtig ausgreifen und trabte noch rasch in den Thorweg zur goldenen Traube hinein, ehe er den Braunen einzügelte.

Drinnen im Hausflur, an dem links das Schenkzimmer für die Fuhrleute und Handwerker, rechts die „Gaststube" für vornehmere Gäste lag, führte hinten gegen den Hof zu die offene Treppe in den ersten Stock. Dort stand Lieschen unten an der Treppe und ein junger, sehr elegant gekleideter Herr, mit dem Hut in der Hand, neben ihr und schien sich nach etwas zu erkundigen. Wie sie Hans aber hereintraben sah, ließ sie den jungen Herrn gleich stehen, rief ihm nur noch ein paar Worte zu, daß er ihren Vater da drüben in der Stube träfe, und sprang dann an das Pferd, um ihrem Bräutigam die Hand hinauf zu reichen und guten Morgen zu sagen.

„Wer war denn der Fremde, Schatz?" sagte Hans, als er sein Pferd dem Hausknecht übergeben hatte und mit Lieschen in die obere Stube ging.

„Ich weiß es nicht, Hans," lautete die Antwort, „ein fremder Herr, der bei uns ein paar Tage wohnen will. Er gehört, glaub' ich, mit zu den Vermessern, die jetzt das Zusammenlegen der Felder beginnen sollen. Der Vater hat auch den Kopf voll damit. Aber das ist brav, daß Du so früh gekommen bist, da haben wir heute den ganzen langen Tag vor uns. Wie ist's, hast Du Deinen Heimathschein?"

„Ach, sprich mir nicht davon," sagte Hans verdrießlich, „es verdirbt mir den ganzen, schönen Tag. Der Vater muß noch morgen deshalb in die Stadt. Wenn er mich nur hineinließe; ich wollte denen da drinnen schon die Meinung sagen."

„Ja, und nachher steckten sie Dich ein," lachte Lieschen, „und Du bekämst ihn gar nicht. Nein, da laß Du doch lieber den Vater gehen, der setzt mit Ruhe und Vernunft mehr durch, wie Du mit Hitze und Poltern. Aber jetzt hol' ich Dir erst etwas zum Frühstücken, und nachher gehen wir ein wenig hinunter in den Garten."

„Aber kein Wort mehr über den Heimathschein," rief Hans ihr nach.

„Keine Sylbe."

Der Vertrag wurde gehalten, und spät am Abend, nach einem vergnügt verlebten Tag, ritt Hans nach Dreiberg zurück.

Am nächsten Morgen fuhr der Vater in die Stadt, hatte indeß auch noch Nichts ausgerichtet, als er gegen acht Uhr Abends wieder ziemlich erschöpft zurückkam. Die Herren nahmen seine Angaben allerdings sämmtlich zu Protokoll, versicherten ihn aber auch, die Sache könnte nicht übers Knie gebrochen werden. Trotzdem solle er, wenn irgend möglich, noch in dieser Woche Bescheid erhalten.

Der alte Barthold wäre übrigens beinah noch übel gefahren. Anfangs wollte er daheim mit der Geschichte nicht recht laut werden, nach und nach kam aber doch Alles heraus. Er hatte nämlich dem Einen der Leute auf dem Gericht, den er für einen untergeordneten Beamten gehalten, weil er gar so schäbig ausgesehen, einen harten Thaler in die Hand drücken wollen, um die Sache ein wenig zu beschleunigen, und nachher war das ein Gerichtsassessor gewesen. Der alte Barthold schüttelte jetzt noch mit dem Kopf, wenn er daran dachte, was der für ein Gesicht gemacht und wie er ihn angesehen hatte. Es war aber dennoch gut abgelaufen.

Auf den nächsten Tag fiel die Geburtstagsfeier; Erlau's hatten zugesagt zu kommen — Lieschen auch mit, natürlich — und das Haus in Dreiberg war von unten bis oben mit Blumen und grünen Reisern geschmückt, daß man in lauter Lauben treppauf und treppunter ging. Und wie hatte die Mutter heute aufgetafelt, und als Traubenwirths endlich kamen, ließ sie es sich auch nicht nehmen, die Braut selber herumzuführen in Haus und Wirthschaft, und ihr Alles zu zeigen, wo sie einmal später als Herrin schalten sollte.

Und wie geputzt das Lieschen heute war, und was für ein schönes schwerseidenes Kleid es anhatte, und wie es sich auch darin zu benehmen wußte! Mutter Barthold war eigentlich zuerst ein Bischen verlegen gewesen und hatte sich gar nicht ordentlich getraut es Du zu nennen, denn es sah eigentlich wie eine recht vornehme Dame aus. Aber den Hans genirte das gar nicht. Er nahm sie beim Kopf und küßte sie ab, als ob sie ein Kattunfähnchen angehabt hätte, und die Mutter Barthold stand nur immer in Todesangst dabei, daß er ihr vielleicht einmal auf das lange, kostbare Kleid treten möchte. Er konnt's beinah gar nicht verhindern.

Bei Tisch saß Vater Barthold, als Geburtstagskind und Hochzeiter, mit seiner Frau oben an der Tafel, und neben der Mutter saß der Traubenwirth und neben dem Vater dessen Frau, während unten am Tisch Hans zwischen seiner Pflegeschwester und Lieschen seinen Platz hatte, und eine vergnügtere Tischgesellschaft hat es wohl seit langer Zeit nicht gegeben.

Merkwürdig war aber der Unterschied zwischen den beiden jungen Mädchen, und Vater Barthold, der ihnen gerade gegenüber saß, war vielleicht der Einzige, der es bemerkte oder wenigstens so darauf achtete, denn er mußte immer und immer wieder dorthin sehen und die Beiden mit einander vergleichen.

Katharine war das echte Bild eines deutschen Mädchens, mit nicht zu hellblonden Haaren und so tiefblauen Augen, daß man gar nicht satt werden konnte hinein zu schauen, wenn Einem der Blick einmal begegnete. Um die wirklich zart geschnittenen Lippen lag dabei ein unbeschreiblicher Zug von Sanftmuth und Milde, ja auch wohl von stiller Ergebenheit, und wenn sie lächelte, konnte man gar nicht anders, als ihr gut sein. Und doch war sie eigentlich keine Schönheit, denn Lieschen war viel, viel schöner.

Lieschens Gesicht war wirklich mehr als hübsch, es war schön, in seiner Regelmäßigkeit und edlen Form, und die dunkelbraunen Augen funkelten den an, mit welchem sie sprach, als ob es ein paar Brillanten gewesen wären. Wundervolles kastanienbraunes Haar hatte sie auch, und wußte es auf eine gar so geschickte Weise zu tragen. Mutter Barthold hatte sich schon den ganzen Morgen im Stillen den Zopf angesehen, um nur heraus zu bekommen, wie er geflochten und aufgesteckt wäre. Dabei war ihr Benehmen, wenn auch immer mädchenhaft, doch frei und ungezwungen, was sie jedenfalls in der Stadt gelernt hatte, und wenn sie lachte, zeigte sie zwei Reihen Zähne, wie Perlen, so regelmäßig und weiß.

Es war ein „wahres Prachtmädel“, wie der alte Barthold bei sich meinte. Wahrhaftig, er konnte es seinem Sohne nicht verdenken, daß er sich die zur Frau gewählt. Aber zu seinen Beobachtungen wurde ihm auch nicht lange Zeit gelassen, denn der Traubenwirth, der in derlei Dingen außerordentlich gewandt war und einen prächtigen Humor hatte, stand auf und brachte mit so künstlich und komisch gesetzten Worten einen Toast auf den Vater Barthold und auf die Mutter aus, daß sich Alle am Tisch halbtodt darüber lachen wollten. Und dann klangen die Gläser zusammen, und der feurige Ungarwein stieg der kleinen Gesellschaft bald in's Blut und brachte Leben selbst in die Ruhigsten. Sogar Katharine, die sonst nie derlei starke Getränke berührte, hatte ein volles Glas davon geleert, weil sie mit Hans und dem auf ihrer anderen Seite sitzenden Traubenwirth ein paar Mal, erst auf den Vater, dann auf die Mutter und dann auf die Brautleute, anstoßen mußte — und zurückstehen konnte sie doch nicht bei einer solchen Gelegenheit. Wenn sie aber auch still blieb, bekamen doch ihre Wangen einen rötheren Schein und ihre Augen einen höheren Glanz, und der alte Barthold, der das bemerkte, nickte ihr freundlich zu und rief über den Tisch hinüber: „So recht, Kathrine, zeig den Leuten auch einmal, daß Du in Ungarn gewesen bist und seine Weine trinken kannst. Heute ist unser Ehrentag, und da muß Alles fidel und lustig sein.“

Hans besonders war ganz glücklich über seine wunderhübsche Braut. So gut hatte sie ihm noch gar nicht gefallen, wie heute Abend, und er konnte sich nicht satt an ihr sehen. Jedes Stückchen, das sie an sich hatte, musterte er, und dann mußte er ihr immer wieder in die dunklen Augen schauen. Wie die blitzten und funkelten!

„Wo hast Du denn die schöne Rose her?“ frug er sie da einmal, und zeigte auf die Blume, die sie vorn an der Brust trug. „Es ist schon so spät im Jahre; in unserem Garten blühen schon lange keine Rosen mehr.“

„Die hab' ich geschenkt bekommen,“ sagte Lieschen neckend. „O, andere Leute können auch galant gegen mich sein.“

„So?“ lachte Hans, „wohl von dem jungen Herrn, der da neulich an der Treppe bei Dir stand?“

„Und wenn's von dem wäre?“ frug Lieschen und sah ihn dabei gar so schelmisch an, „wärst Du eifersüchtig?“

„Nein,“ sagte Hans treuherzig, „wenigstens auf den geschniegelten und gebügelten Burschen noch lange nicht. Aber Du brauchst die Rose gar nicht,“ fuhr er leiser fort, „Deine Backen haben ein viel schöneres Roth, Du siehst gar so hübsch aus, Lieschen.“

Lieschen wurde jetzt noch viel röther, als die Blume war, und dann flüsterte sie Hans etwas zu, worüber dieser lachte, und nachher lachten sie Beide mit einander und plauderten den ganzen Abend.

Am schlechtesten kam eigentlich die arme Katharine dabei weg, denn um die kümmerte sich Niemand. Hans, ihr Nachbar zur Rechten, schwatzte natürlich nur mit seiner Braut, und der Wirth an ihrer Linken hatte soviel mit seiner Nachbarin, der Mutter Barthold, und dem alten Barthold zu reden, daß er an das stille Mädchen neben sich auch nicht denken konnte. Freilich durfte sie auch nicht immer sitzen bleiben und mußte viel aufstehen, um bald dies, bald Jenes zu besorgen, und da war es denn recht gut, daß sie Niemand vermißte. Unbemerkt stand sie von ihrem Platz auf, unbemerkt nahm sie ihn wieder ein, und so wurde auch Niemand dadurch gestört.

So lange blieben sie aber am Tische sitzen und so spät wurde es an dem Abend, bis sie Alles gesehen und besprochen hatten, daß Barthold unter keiner Bedingung zugab, sie dürften heute noch an den Heimweg denken. Ja, wenn es andere Leute von Wetzlau gewesen wären, denen hätte er den Heimweg im Dunkeln schon gegönnt, aber seine künftige Schwiegertochter und ihre Eltern wollte er nicht daran wagen, und so gern der Traubenwirth heut Abend noch zu Hans gewesen wäre, er durfte eben nicht fort.

Und was für Betten machte die Mutter jetzt, mit Katharinens Hülfe, für die lieben Gäste zurecht, eine wahre Welt von Federn, jedes einzelne, daß einem ordentlich der Athem ausging, wenn man hineinsprang und darin versank! Ein anderer Mensch als ein deutscher Bauer hätte auch gar nicht darin schlafen können. Aber der Ungarwein half, und Punkt zehn Uhr lag Alles in tiefer Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Volkstribun und Dichter.

Von **Moritz Hartmann.**

Die deutsche Volkspartei, und speciell die würtembergische, hat eine bedeutende, eine treue und unermüdliche Kraft verloren: sie hat in Ludwig Seeger einen Mann eingebüßt, der für bessere Zeiten zu einem Volkstribun des Stoffes viel in sich hatte. Die deutsche Wissenschaft verlor in ihm einen jener Wenigen, jener Seltenen in Deutschland, die sie aus Wust und Moder der Studirstube, aus Bücherstaub und Formelkram, trotz ihrer vom Stubenhocken eingeschlafenen Beine in's frische, freie Leben hinauszuführen verstehen, sie mit Menschen menschlich reden lehren und aus ihr machen, was sie sein soll: eine Lehrerin und Wiederbeleberin des Volkes. Die deutsche Literatur verlor in ihm einen würdigen Schüler Uhland's und würdigen Schüler der Zeit, einen Fahnenträger, einen von denen, von welchen geschrieben ist: Schlage die Trommel und fürchte Dich nicht! Wir dürften, von Ludwig Seeger sprechend, à la Ludwig Börne anfangen: Ein Eichenbaum ist gestürzt, eine Keule zertrümmert, ein Donner verhallt, ein Stahl zersplittert, eine Schanze gefallen, eine Trompete verklungen, ein Schlachtgesang verstummt, ein Liebeslied verweht. —

Es war ein harter, ein betäubender Schlag, als es am 22. März in Stuttgart hieß: heute Morgen ist Ludwig Seeger gestorben! Dieser Mann, der aussah, als ob man sich hinter ihm verstecken könnte, der im Bewußtsein seiner Lebensfülle immer behauptete, daß er es wohl auf ein Jahrhundert oder nahezu bringen werde, dieses Bild der Kraft, ja der Ueberkraft, dieser derbe, kerngesunde Geist, dieser weithin tönende, in Philippiken donnernde oder in Witz lachende Mund, diese vielen und großen Entwürfe — Alles, Alles auf einmal hin. Heimtückisch und boshaft, wie so oft, kam diesmal der Tod, gerade als der Mann in der Fülle seiner Kraft, mit frischem Muthe und neu auflodernder Vaterlandsliebe an neue Unternehmungen und neue Thaten ging. Zu allen Zeiten rüstig, rührig, von außerordentlicher Ausdauer und keine Mühe von sich weisend, übertraf er sich selbst gerade in der letzten Zeit seines Lebens, da er in der Kammer, im Schleswig-Holstein-Comité zu Stuttgart, im Sechsunddreißiger-Ausschuß zu Frankfurt, in den verschiedensten Versammlungen für's Vaterland wirkte, während er in der Stille seiner Studirstube als Publicist arbeitete und zugleich das ungeheuere Werk, den ganzen Shakespeare in neuem deutschen Gewand der deutschen Nation vorzuführen, mit liebevollem und riesigem Fleiße förderte.

Von der Arbeitsamkeit dieses Lebens hat Niemand eine Vorstellung, dem nicht ein Blick in die geheime Werkstatt desselben vergönnt war. Man weiß, was es bedeutet, den ganzen Aristophanes, den unübersetzbaren Beranger, den fruchtbaren Victor Hugo zu verdolmetschen und zwar so, wie es vor Seeger Keiner gethan; aber Wenige wissen, daß vor wie nach dem März 1848 Ludwig Seeger überall, überall mit thätig war, wo es galt, der kreißenden Mutter Zeit bei neuen Geburten zu helfen. Das kleinste Blättchen, das sich Mühe gab, Ideen der Freiheit und Volksthümlichkeit in seinem engen Kreise zu verbreiten, war der Hülfe seiner leichtverständlichen, eindringlichen Beredsamkeit eben so sicher, wie die

Ludwig Seeger.

deutschen Jahrbücher, welche die höchsten und abstractesten Fragen der Menschheit discutirten. Mit Tagesanbruch saß er am Arbeitstische und erhob sich nur, um zu neuer Arbeit in die Kammer zu gehen oder, wie der Geschichtsschreiber Prescott, sich als sein eigener Holzhauer einige Bewegung zu machen, um bald wieder an den Schreibtisch zurückzukehren und bis zum späten Abend auszuharren. Wie oft hat ihn, zur eigenen Beschämung, der Schreiber dieser Zeilen so sitzen sehen, wenn er, von einem Morgen- oder Abendspaziergang heimkehrend, an Seeger's stiller Wohnung vorüberkam! Ein kurzes Gespräch durch's Fenster belehrte ihn, daß eben für Schleswig-Holstein, oder für die Judenemancipation, oder an Shakespeare's Othello gearbeitet würde. Wie gern hätte jeder Staat eine solche Arbeitskraft, solches Wissen, solchen Styl, solche Ueberredungsfähigkeit glänzend bezahlt, aber Ludwig Seeger's Grundsatz war: „Selbst ist der Mann". Er wollte auf eigenen Füßen stehen, von seiner Freiheit des Wirkens und Schaffens auch nicht ein Titelchen verkaufen, wie schwer auch der Kampf mit dem Leben war,

„Da er sich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand."

Sagen wir es mit einem Worte, zu seiner Ehre, als Beweis, daß er nur wegen der Sache, die ihm lieb und heilig war, sein Leben lang so gewaltig arbeitete, sagen wir es ohne Furcht, eine falsche Scham zu kränken, da es ihm nur zum Ruhme gereicht: Er starb eigentlich als armer Mann; in bestgeordneten, ehrenhaftesten Verhältnissen, aber als armer Mann. Seine beiden Söhne hat er so weit gebracht, daß sie sich ehrenvoll durch's Leben schlagen und die Stütze der Mutter werden können, allein, außer dem ehrenvollen Andenken des Vaters, hat er ihnen keine andere Erbschaft hinterlassen.

Ludwig Seeger wurde am 30. October 1810 in dem schönen und romantischen Curort Wildbad im Schwarzwald geboren. Dieser Umstand ist auf den künftigen Dichter und den Mann, der für die ganze Welt ein Herz hatte, gewiß nicht ohne Einfluß geblieben. Die herrliche, dabei so tief ernste Natur, die rauschenden Tannenwälder, die wilde Enz, die saftigen Wiesen, die an die Schweizer Matten erinnern, mußten auf ein empfängliches Gemüth einen lebenslang dauernden Eindruck machen. Die Heilquellen versammeln da jeden Sommer Gäste aus allen Weltgegenden, und wie klein auch das Städtchen sei, durch Monate kann man hier jedes Jahr mit Kindern der verschiedensten Länder in Berührung kommen, von ihnen lernen, durch sie einen Blick in die Ferne thun und sich in Berührung und Zusammenhang mit der weiten, weiten Welt fühlen. Dabei sind diese Fremden nicht frivoles, vergnügungssüchtiges, aufgeputztes Gesindel, wie man wohl es in andern Bädern Deutschlands findet, sondern wirkliche und solide Kranke, oft durch Leiden geläuterte Menschen, umgeben von der liebenden Pflege treuer Gatten oder Kinder.

Wie erschreckend auch in Wildbad das Elend gebrechlicher Menschlichkeit auftritt, so ist es doch vom Ernst und von der Poesie des Leidens geadelt und gemildert — und in diesem Rahmen ruhevoller Natur scheint auch die Versöhnung dem Trauerspiele menschlichen Lebens nicht zu fehlen. Dazu kommen in Wildbad die historischen und poetischen Erinnerungen, die eine Gegend erst recht

beseelen. Für den Schwaben ist es ein classischer Boden; hat ihn doch sein Nationalheld, Eberhard der Greiner, betreten und haben ihn doch seine besten Dichter besungen. Die schönen Spaziergänge längs der Enz stammen vom Herzog Carl oder, wie man ihn hier nennt, von Carl Herzog, und dieser Name wieder erinnert an Schiller, an Schubart. Und wohin man sich von Wildbad aus wendet, nennen wir z. B. nur Kloster Hirsau, überall schöne, tiefe, ernste Natur, überall Sagen und Erinnerungen, die in romantischem Dämmer weben, überall für ein offenes, anschließendes Gemüth Zusammenhang mit Gott, Natur, Geschichte.

Dahin mußten sich Dichter gezogen fühlen, von dorther mußte ein Dichter kommen. Seeger's Vater war Reallehrer in Wildbad. Da seit Generationen immer ein Seeger Geistlicher war und weil diese Laufbahn, Dank dem Tübinger Stifte, in Würtemberg die billigste ist, sollte wieder einer der vier Söhne des Lehrers diesem Stande gewidmet werden, und die Wahl fiel auf Ludwig. Mit zwölf Jahren wurde er in das lieblich gelegene, heute durch seinen Gewerbfleiß aufblühende Städtchen Calw, in der Nähe von Hirsau, auf die lateinische Schule und 1824 in das evangelische Seminar nach Schönthal geschickt. An beiden Orten zeigte er schon einen widerspenstigen, revolutionären Geist, der sich gegen die hergebrachte Pedanterie und die eingerosteten Formeln, gegen den todten Buchstaben auflehnte. Trotz dieses deutlichen Fingerzeigs, trotz dieses Protestes seiner Natur mußte er aus dem Regen in die Traufe, aus dem Fegefeuer in die Hölle, aus dem Seminar in das Tübinger Stift, aus der frischen, lebendigen Welt, mit einem achtzehnjährigen, um sich greifenden, suchenden, strebenden, lebendigen Geiste in dieses Stück verrotteten Mittelalters, in dieses Nest officieller, formulirter, kopfhängerischer, am tödtlichen Wort klebender Orthodoxie.

Trösten wir uns im Angesicht solcher Anstalten mit der Frage: ob an dem, der in ihnen zu Grunde geht, auch viel verloren ist? ob die Springfedern eines lebendigen Geistes dadurch, daß man sie zusammendrückt, nicht gekräftigt werden? ob in solchem Dunkel nicht die natürlichen Farben, in solcher Kellerluft nicht die Frische der Säfte erhalten wird? Aus dem Tübinger geisttödtenden Stifte sind hervorgegangen: Hegel, Schelling, David Strauß, Hölderlin, Zeller, Bauer, Vischer, Reinhard, Waiblinger, W. Hauff, Schwegler, Gustav Schwab, Mörike, Herwegh, Hermann Kurtz, wahrlich Stiftler, von denen man nicht sagen kann, daß sie in der Stickluft verkommen sind. Es sind Geister unter ihnen, die zu den freiesten nicht nur der Nation, sondern der Welt gehören, obwohl die Meisten wohl einen oder den andern Ring der Kette, die sie zerrissen, ihr Leben lang nachgeschleppt haben mochten. Wie der Wald der Axt, die ihn umhauen soll, den Stiel liefert, so liefern derartige Verfinsterungsinstitute die Mineure, die ihre tiefsten Grundlagen durchwühlen. Diese haben die Sclaverei des Geistes und ihre Schmerzen kennen gelernt. Jene Mineure sind aus dem Kloster des Tübinger Stiftes hervorgegangen, wie Schiller aus der Kaserne der Carlsschule hervorging, wie Luther aus der Augustinerzelle. Haben nicht auch Lamennais und Renan ihre Jugend in Seminaren verbracht? — Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Nachtessens bei der Gräfin d'Agoult, der unter dem Namen Daniel Stern bekannten Schriftstellerin und Verfasserin der Geschichte der Revolution von 1848. Viele Berühmtheiten von Paris waren geladen, doch schweben mir nur noch die Namen Frelon's, des republikanischen Ministers, Ponsards, des Dichters der „Lucretia", der „Charlotte Corday", von „Ehre und Geld" rc., und Jules Simon's des Philosophen, Verfassers der „Pflicht", der „Gewissensfreiheit" rc. und jetzigen republikanischen Mitgliedes des gesetzgebenden Körpers, vor. Man sprach von den Jesuiten, die damals, nach dem Staatsstreich, in Frankreich wieder mächtig wurden, und von der Infamie ihrer Erziehungssysteme. Jeder hatte etwas darüber zu sagen und einige Erfahrungen über diesen Punkt mitzutheilen — und im Laufe des Gesprächs stellte es sich zur allgemeinen Heiterkeit heraus, daß beinahe alle Mitglieder dieser hier versammelten jesuitenfeindlichen, nichts weniger als kirchlich und rechtgläubig gesinnten Gesellschaft von den Jesuiten erzogen worden.

Aber ist es gleich ein Trost, daß im Sumpfe auch die Heilpflanze gegen das Sumpffieber wächst, daß man durch die Unterdrückung zur Freiheit, durch Nacht zum Licht gelangt; mag es vom größten Nutzen für die Menschheit sein, daß aus einem „Stift" Menschen wie Hegel und Strauß und der ganze Bankospiegel ihrer unendlichen Nachfolger hervorgeht — für diejenigen, welche die trostlose Disciplin durchzumachen haben, ist und bleibt sie im Momente schrecklich, niederschlagend, im Hinblick auf ihre Zukunft voll Beängstigung. Wir haben Ludwig Seeger oft die Plagen seiner Stiftzeit schildern hören; er war dann unerschöpflich und noch in der Erinnerung graute ihm vor jenen Prüfungen. Oft meldete er sich krank, nur um während der Tischzeit das Glück der Einsamkeit genießen zu können, und in der Nacht ließ er sich am Seile zum Fenster hinuntergleiten und durchwanderte die öden Straßen Tübingens, um sich, wenn auch verlassen und in der Wüste, der verbotenen Freiheit zu freuen, sich selbst zu gehören. Länger als zwei Jahre konnte er es nicht ertragen; er verließ das Stift, wenn er auch die Theologie nicht verlassen durfte. Nunmehr konnte er doch neben dieser sein sollenden Wissenschaft wirkliches und lebendiges Wissen sammeln, er durfte mit Menschen menschlich leben, studiren wie es ihm gefiel und seine Lehrer wählen. Damals hörte er Uhland, der die Begabung seines Schülers bald erkannte und liebevoll den jungen Dichter aufmunterte. Indessen hatte er noch eine ähnliche Prüfungszeit wie im Stift durchzumachen, denn einmal Theologe mußte er auch die Laufbahn antreten, und drei Jahre lang quälte er sich als Pfarrvicar in einem kleinem Städtchen. Aber nunmehr war er in jeder Beziehung mündig, und entschlossen, lieber Jahre zu verlieren als ein ganzes Leben, lieber ein Stück Laufbahn drein zu geben, als eine ehrenhafte, freie, seinem ganzen Denken angemessene Wirksamkeit, warf er den Zwang ab und den Stand, für den sein grader, wahrhaftiger Sinn nicht geschaffen war. Schon ein Mann, begann er ein neues Leben und betrat er einen neuen Weg. Er ging nach Stuttgart und studirte, um gleich praktisch mit der lebenden Welt anzuknüpfen, zu den alten Sprachen, deren er Herr war, die neuen, während er, um ein kümmerliches Leben zu fristen, Lectionen gab. Eine Hauslehrerstelle rief ihn in die Schweiz, wo er bald an das Realgymnasium von Bern als Lehrer der alten Sprachen gezogen wurde. Zugleich las er an der Universität als Docent über alte und neue Literatur. So viel er auch in der Schweiz lehren mochte, so lernte er doch noch mehr als er lehrte. Er lernte ein Volk kennen, das sich zum Theil mit größter Freiheit selbst regierte und das zum Theil noch damit beschäftigt war — es war in den dreißiger Jahren — seinen alten Regierungen den Zopf abzuschneiden, die letzten Reste von Privilegien, Ständeunterschieden, Bevormundungen mit der Wurzel auszurotten; er lernte, wie man ruhig, mit dem Gesetze in der Hand, mit Wort, Ueberzeugung und Belehrung daran geht, Verbesserungen einzuführen, friedliche Reformen durchzusetzen — und wie man, wo sich trotz dieser Mittel der Vernunft die Unvernunft und die brutale Gewalt entgegenstellt, als Mann die Waffen ergreift und für seine Freiheit einsteht.

Wir haben es in neuerer Zeit erlebt, wie selbst ein König, der verstorbene König von Dänemark, es aussprach: er habe seine Jugend in der Schweiz verlebt und er wisse, welch' gutes Ding es um die Republik sei. Wir wissen ferner, daß ein anderer König, der Landesvater Seeger's selbst, als er vor nicht gar langer Zeit aus der Schweiz in sein Land zurückkehrte, in einem Zeitungsartikel die Schweizer Republikaner seinen Unterthanen als Muster anrühmte — wie hätte Ludwig Seeger, ein geborener Republikaner, nicht die Segnungen der Republik erkennen sollen? Mit ganzer Seele betheiligte er sich an den damaligen vielfachen politischen Vorgängen der Schweiz. Indessen — die Freiheit ist ein göttlicher Schatz, man liebt sie überall, man kann in jeder Fremde für sie bluten und sterben, — aber die Heimath ersetzt sie nicht ganz, und hat man ihre Süße gekostet, strebt man noch eifriger als zuvor, sie auch dem Vaterlande zu erringen. Als das Jahr 1848 herankam, das Jahr, das sie durch ein Decennium zu verleumden strebten und das trotz alledem und alledem Samen ausgestreut hat, die früher oder später aufgehen und über ihre Häupter zusammenschlagen werden, — als dieser große Moment herankam, fand er in Ludwig Seeger keinen Sohn eines schwachen Geschlechtes. Nach zwölfjährigem Aufenthalt in der Schweiz gab er seine gesicherte Stellung auf, brach, obwohl er sich indessen verheirathet und Kinder bekommen hatte, sein Haus ab, und eilte aus seinem ruhigen Hafen herbei mitten in den Sturm, aus gesicherter Häuslichkeit mitten in's Ungewisse, nur um beim Kampfe für Freiheit und Vaterland nicht zu fehlen. Mögen sie verleumden! Solcher unbekannter Opfer wurden damals viele gebracht, wenn sie die Geschichte auch nicht in ihre Bücher aufgezeichnet hat. Sie sind um so größer und heiliger.

Ludwig Seeger entfaltete jetzt im Vaterlande eine große

Rührigkeit. Als Redacteur der „Ulmer Schnellpost“ wurde er bald eine im ganzen Lande bekannte Persönlichkeit, und seine geschriebenen Reden für Freiheit und Einheit Deutschlands wußte bald jedes Kind an der ihnen eigenen Kraft, Kernhaftigkeit, Schärfe und Ueberzeugungswärme herauszufinden, auch wenn sie nicht gezeichnet waren. Es gereicht Ludwig Seeger zur besonderen Ehre, daß sich die Reaction vermittelst ihres Helfershelfers Römer zuerst an ihm vergriff und daß er zwei Mal auf den Asperg wandern mußte in das Gefängniß Schubart's, das auch Schiller bestimmt war. Dafür wurde er vom Volke im Jahre 1849 in die Landesversammlung geschickt und seitdem zu wiederholten Malen zum Abgeordneten gewählt. Auch in diesem neuen Berufe wankte und wich er bis zu seinem Tode nicht einen Finger breit von dem Wege ab, den ihm seine demokratische Ueberzeugung, oder vielleicht besser seine demokratische Natur vorzeichnete. In der Kammer war er von unschätzbarem Werthe. Aus einem octroyirten Wahlgesetze hervorgegangen, unter der schweren Atmosphäre der allgemeinen Reaction, war sie nur zu sehr geneigt, einzuschlafen und die Dinge gehen zu lassen, wie sie gingen. Da fuhr Ludwig Seeger wie ein Gewitter darein, reinigte die schwüle Luft und weckte die Betäubten. Hatte er als Mitglied einer schwach vertretenen Partei auch nicht die Macht, von Ministern, Prälaten und Standesherren protegirte Gesetze abzuschaffen, so ließ er sich doch nicht einschüchtern, sagte wenigstens im Angesichte des Landes die Wahrheit und that das Seinige, daß die Principien der Freiheit nicht vergessen wurden. Und zur Erfüllung dieser Pflicht hatte er immer das rechte Wort bereit und den rechten Muth. Es war natürlich, daß ein solcher Mann sofort auf dem Kampfplatze erschien, als es sich um die vaterländische Sache von Schleswig-Holstein handelte. Er wurde sogleich in das Stuttgarter Comité gewählt und nach seinem Auftreten im Frankfurter Saalbau, das die Gartenlaube geschildert hat, auch in den Sechsunddreißiger-Ausschuß des Abgeordnetentages. Und so kann man sagen, daß er überhäuft mit jenen Ehren starb, die er allein erstrebt, und die er, als vom Vaterlande und nicht von Fürsten kommend, allein als Ehren betrachtete.

Dies in kurzen Umrissen das Leben Ludwig Seeger's, ein Leben voll Kampf und Arbeit und Entsagung — und doch fleckenlos; ein durch und durch ehrenhaftes Leben, das nicht nur keiner Versuchung erlag, an das sich nie eine Versuchung heranwagte. Daher kam wohl auch, bei allem Ernst, mit dem er jedes Ding ergriff, bei allen Lasten, die er auf seine Schultern nahm, jene Heiterkeit, die, wenn auch einen derben, doch einen wahrhaft Rabelais'schen Witz hervorsprudeln ließ, der ihm eben so viele Feinde wie Freunde machte. Im Kreise seiner Freunde werden sich noch lange Segeriana und Anekdoten erhalten, die gesammelt beweisen würden, daß er von Natur zum Uebersetzer des Aristophanes und der Falstaffiaden bestimmt war. Dies mahnt uns an seine letzte große Unternehmung, welche das Shakespeare-Jubiläum auf das Würdigste feiern sollte, an seine neue Uebersetzung. Leider sind nur drei Tragödien vollendet: Hamlet, König Johann und Timon von Athen. Othello ist mitten im 5. Acte abgebrochen. Schon krank arbeitete er noch mit Eifer an dieser Tragödie, und unfähig mehr die Feder zu halten, dictirte er noch eine Scene seiner treuen Lebensgefährtin. Das mag ihm ein großer Schmerz gewesen sein, dieses Monument, das er sich selber baute, eine neue Shakespeare-Uebersetzung, welche die Schlegel'sche übertreffen sollte, unvollendet zurückzulassen. Dafür wurde ihm in den letzten Monaten seines Lebens die Genugthuung, daß seine Gedichte „der Sohn der Zeit“ in neuer Auflage erschienen und, obwohl zu einem großen Theile politische Gedichte der vormärzlichen Zeit, sich als so frisch und jung erwiesen, daß sie mit noch größerem Beifall als bei ihrem ersten Erscheinen aufgenommen wurden. Für diese Gedichte wollen wir Seeger selber sprechen lassen, indem wir zum Schlusse eines derselben hierhersetzen, das zugleich ahnen läßt, wie er seinen Beranger übersetzt hat. Es heißt:

Elternfreuden.

So ist es wahr, was mir bescheiden
Dein Lächeln, Dein Erröthen sagt,
Was heimlich schlief als Wunsch in Beiden,
Was kaum der Mund zu nennen wagt?
O laß mein Herz an Deinem schlagen:
Wir sind nicht länger mehr zu Zwei'n!
Der Nacht in's Ohr will ich es sagen:
Geliebte, Du wirst Mutter sein!

Im Kranz der gottdurchströmten Wesen
Nicht taube Blüthen sind wir nur:
Zum Schaffen sind auch wir erlesen,
Auch wir sind göttlicher Natur.
Im Wechsel blühender Gestalten
Erneut sich stets der ew'ge Reihn;
Fühlst Du in Dir der Gottheit Walten?
Geliebte, Du wirst Mutter sein!

Geheimnißvolle Lebensfunken
Sind Deinem süßen Leib vertraut.
Ahnst Du, in Demuth hingesunken,
Die hohe Würde — Gottesbraut?
Und ich — o laß in Ehrfurcht küssen
Die Brust, den heil'gen Wunderschrein,
Erfüllt von Gottes Strahlengüssen,
Geliebte, Du wirst Mutter sein!

Ein Pfand der Liebe, unsrer Liebe,
Der Gottesliebe, wächst es still.
Wir blicken frei in's Weltgetriebe,
Wir wissen, Jedes, was es will:
Wir wollen unser Glück verdienen,
Und Lieb und Kraft den Menschen weihn,
Ein Mann der Freiheit dien' ich ihnen,
Geliebte, Du wirst Mutter sein!

Ein Mann der Freiheit? — ach, wir streiten
Nur für das kommende Geschlecht.
Dein Wunsch und Dein Gebet begleiten
Mich, beide Mutter, in's Gefecht.
Selbst Vaterfreuden kosten Zähren,
So lang wir noch nach Freiheit schrein:
Die Zahl der Sclaven zu vermehren,
Bei Gott, wer möchte Mutter sein?

Und kehr' ich heim mit rothen Wangen,
Vom Kampf des schwülen Tages warm,
Kommst Du entgegen mir gegangen,
Das süße Kleinod auf dem Arm;
Ich lei' im Kindesaug, dem blauen,
Die Siegesbotschaft. Sieh' darein,
Gerechter Gott, laß unsre Frauen
Nur freier Kinder Mütter sein!

Alpenglühen und Meeresleuchten.

Erinnerungen von **Ferdinand Stolle.**

1.

Das Gewitter war verrollt in den Bergen. Nur aus der Ferne grollte in immer längern Pausen der Zorn des Himmels. Das Thal ruhte in klarer Nachmittagssonne, frisch und farbenduftig, und gegen Morgen über grünem Tannenwalde stand holderquickend ein Regenbogen.

Wir saßen, im östlichen Winkel Oberbaierns, im umgrünten Gärtchen am Ufer der Saalach, jenes kecken Gebirgskindes, das, jugendlich frisch aus Tyrol kommend, es kaum scheint erwarten zu können, sich mit Schwester Salza zu vereinigen, und ihre weißgelben Wellen rasch dahin rollt. Freund Leonhard, der Maler, hatte an einem Tische vor der Jelängerjelieberlaube Platz genommen und zeichnete den Hochstauffen, dessen Riesenpyramide im reinsten Blau ruhte, so daß das gußeiserne Kreuz auf seiner Spitze vermittelst des Opernglases deutlich zu erkennen war. Nur von Zeit zu Zeit zog leichtes Gewölk an dem erhabenen Haupte weißflockig vorüber. Albertine und Sophie, zwei anmuthige Blumen aus dem Norden des deutschen Vaterlandes, waren über die Saalachbrücke nach dem unfern gelegnen Kirchlein Nonn geeilt, um Alpenveilchen und blaue Genzianen zu pflücken. Aus den offnen epheuumzognen Parterrefenstern des mit reichem Holzschnitzwerk versehenen Schweizerhauses tönten die Klänge eines Pianos. Es war der junge Docent aus Göttingen, der Bruder des schönen Schwesterpaares. Mit vieler Fertigkeit und Präcision trug er das erste Finale aus Don Juan vor und war so eben zu der unsterblichen Menuett und dem Hülferuf Zerlinens gelangt, als Albertine und Sophie ganz glücklich von ihrem Ausfluge heimkehrten. Sie brachten reiche Ausbeute an violetten Hasen-

öberl'n* und im prachtvollsten Ultramarinblau leuchtenden Genzianen. Außerdem waren ihre Körbchen mit duftenden Walderdbeeren gefüllt, die sie einem armen Mädchen für wenige Kreuzer abgekauft hatten.

Die Sonne, eine goldstrahlende Fürstin, versank hinter das Lattengebirge. Weiter und tiefer legten sich die Schatten über die Thalebene; die Madonnenbilder an den Wegen wurden in Dunkel gehüllt, die Wälder schwärzer. Immer höher kroch die Nacht an den Wänden der Bergriesen hinauf, bis endlich nur noch deren höchste Häupter, wie leuchtende Inseln, über die schattenreiche Unterwelt emporragten.

„Gott, Gott, wie schön, wie himmlisch schön!" rief Albertine, und ihr von einer Thräne feuchtes Auge trank mit Entzücken dies kostbare Abendbild. „Schaut, schaut," fuhr sie begeistert fort, „wie prächtig die Alpen glühen!"

Der Maler, mit Zusammenpacken seiner Zeichnungen und Studien beschäftigt, erwiderte: „Das ist kein Alpenglühen, Fräulein, das ist die einfache Sonnenbeleuchtung, wie wir sie zu Hause auch haben, nur mit dem Unterschiede, daß unsere Berge die hiesigen kaum um das Zehntheil an Höhe erreichen."

„Was versteht man denn da eigentlich unter Alpenglühen?" erkundigte sich Sophie.

Der Göttinger Docent war unter die Veranda getreten und belehrte die Schwestern über die wunderbar schöne Naturerscheinung.

„Freund Leonhard," sprach er, „hat vollkommen Recht, die Beleuchtung der Bergspitzen, wie wir sie heute und diese Tage daher gehabt, ist noch lange kein Alpenglühen, obschon sie von Vielen, die zum ersten Male in die Berge kommen, dafür gehalten wird. Im Gegentheil, gerade an Tagen, wo, wie heut, die Sonne klar und wolkenfrei untergegangen, dürfte sich die schöne Erscheinung kaum zeigen. Es gehören eigenthümliche atmosphärische Bedingungen dazu; namentlich ist von Nöthen, daß die Sonne hinter leichten, wässrigen Wolkenschichten untergeht, wo sich dann gleichsam ihr rother Strahl bricht und die Berge mit Purpur färbt; wenigstens habe ich die Erscheinung für die hiesige Gegend also erklären hören; ob sie die allein richtige, mag dem Physiker überlassen bleiben."

„Dann," seufzte Albertine, „werden wir am Ende das Alpenglühen nie zu sehen bekommen!" —

Der folgende Tag war ein Regentag. Erst am Spätnachmittage klärte sich der Himmel. Wir benutzten die paar goldenen Sonnenblicke, um in dem nahgelegenen österreichischen Grenzdörflein Großgmein, das in der Umgegend durch seinen billigen Ungarwein und schmackhafte Forellen bekannt ist, unser Abendbrod einzunehmen. Wohlgemuth saßen wir unter den alten Linden, die nahe am Wirthshause ein grünes Dach bauen. Vom Kirchthurme herüber tönte das Abendläuten. Schon auf dem Herwege hatten wir nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, wie der Maler wiederholt stehen blieb und am Himmel Beobachtungen anstellte. Diese meteorologischen Studien schien er auch fortzusetzen, nachdem wir unter den Linden Platz genommen. Es ließ ihm keine Ruhe, fast aller zehn Minuten stand er auf und bestieg den nahen Hügel, worauf der Friedhof des Dorfes gelegen war. Wir glaubten anfangs, er traue dem Wetter nicht und sei besorgt wegen eines regenvollen Heimweges.

Indeß hatte die geschäftige Annemirl für die Damen die gewünschte Milch und für die Herren die goldgefüllten Biertöpfchen gebracht. Der Maler stand wieder auf dem Hügel und observirte den Himmel gen Tyrol. Der Göttinger Docent, mit Kennermiene das Bier prüfend, rief ihm zu: „Herr Wetterprophet, lassen Sie doch den Himmel auf sich beruhen und kommen Sie zu uns, das Theisendorfer ist famos."

Plötzlich stürmte der Angerufene in gewaltigen Sätzen und freudig erregtem Gesicht den Hügel herab. „Albertine," rief er, „Glückskind, Sophie, kommen Sie, kommt Alle, rasch, rasch!" Damit eilte er durch das am Wirthshause gelegene Gärtchen nach einer kleinen Anhöhe, von wo man das ganze Thal prächtig überschauen konnte. Ohne zu wissen, worum es sich handle, aber nicht ohne eine gewisse freudige Ahnung, ließen wir Alles stehen und folgten dem Maler.

Die kleine Anhöhe war bald erreicht. In anderthalbstündiger Entfernung wälzte der Untersberg ernst und waldumnachtet seine Massen gen Himmel. Zur Rechten starrte, wie die versteinerten Fluthen eines Weltmeers, das Lattengebirg. Zwischendurch schauten aus weiter Ferne die Bergriesen von Berchtesgaden. Weiter zur Rechten erhoben der Müllnerberg und das Ristfeuchthorn ihre wolkenumkronenden Häupter, während der Hintergrund durch die Pyramiden der beiden Stauffen geschlossen ward.

Da mit einem Male begannen sich die Zinnen des Untersbergs mit einem völlig ungewohnten, wunderbaren rothen Schimmer zu überziehen. Erst ganz leise, wie angehaucht, allmählich röther und tiefer — immer röther, immer tiefer, bis endlich die ganze obere Hälfte des Berges in Feuerpracht, einem rothglühenden Eisen vergleichbar, majestätisch zum Himmel ragte.

Bezaubert hingen unsere Augen an dem unvergleichlichen Schauspiel, als der Maler mahnte, uns umzuschauen. Gott im Himmel, was war das? Welch neue überraschende Pracht und Herrlichkeit! Nicht der Untersberg allein — nein, so weit der entzückte Blick immer schweifte, ringsum, in der Nähe, in der Ferne, alle Bergeskronen, die großen, die kleinern glühten in demselben Purpurschein. Das ganze Thal gen Berchtesgaden schwamm in rothem Dufte, über welchem die Schneefelder des hohen Göhl im holdesten Rosalichte daher leuchteten. Es war ein Leuchten und Glühen, wie bei einem Weltbrande.

Und so standen wir und schauten in stummem Entzücken. Da allmählich erloschen die tiefer gelegenen Bergeskronen und versanken in das schweigende Reich der Schatten. Bald folgten die mittleren Berge; nur die höchsten Majestäten glühten noch eine Zeit lang und leuchteten wie vereinzelte Goldkronen weit hinaus über die abenddunkelnde Welt. Endlich verglühte auch der Untersberg; es folgte der Müllnerberg, das Ristfeuchthorn, die beiden Stauffen und schließlich leuchtete nur noch das Sonntaghorn als vereinsamte Goldpyramide aus Tyrol herüber. Da erlosch auch diese, und die Schatten der Nacht traten in ihr altes Recht. —

Mit einer Weihe, als habe uns der Himmel in sein goldnes Reich schauen lassen, kehrten wir nach unseren Tischlein unter den alten Linden zurück, wo indeß die Annemirl für ein frugales Abendbrod Sorge getragen.

„So schön hab' ich's nimmer g'schaut," sagte Letztere. Sie meinte das Alpenglühen.

Der Maler aber erzählte auf dem Heimwege: „Nächst dem heutigen prachtvollen Alpenglühen entsinne ich mich noch eines zweiten ähnlichen, das ich vor zwei Jahren in hiesiger Gegend erlebte: nur mit dem Unterschiede, daß ich mich damals nicht im Thale, sondern auf fünftausend Fuß hoher Alp befand. Es war unbestritten die erhabenste Viertelstunde meines Lebens. Auch damals hatte es zuvor anhaltend geregnet, und erst gegen Abend klärte sich der Himmel. Meine mehrstündige Gefangenschaft in einsamer Alphütte, worein mich unverhofft eingetretener Regen getrieben, sollte königlich belohnt werden.

Nachdem ich Stunden lang in trostlos eintönige Wolken geschaut, die wie Schneeberge an dem kleinen Alphüttenfenster vorüberzogen, hatte endlich der Regen nachgelassen. Es ward heller, die Wolken begannen dünner zu werden, die Nebel sich zu zertheilen, so daß mir von Zeit zu Zeit durch die zerrissenen Himmelsdecken ein entzückender Blick in die Unterwelt vergönnt war. Der Geist der Berge schien es aber damals absonderlich gut mit mir zu meinen. Allmählich wurden sämmtliche Wolkenvorhänge hinweggenommen, alle Nebel zerflossen, so daß nach kurzer Zeit die gesammte Alpenwelt von Kärnthen, Salzburg und Tyrol mit ihren Schneekronen, Eispyramiden, Gletschern und Schneefeldern, vom Großglockner bis zur Ortlesspitze, abgeklärt in der Abendbeleuchtung ruhte. Es war, wie eine Zauberei, wie eine Phantasmagorie und doch die prachtvollste Wahrheit.

Diesem herrlichen Schauspiele sollte aber die Krone aufgesetzt werden. Plötzlich bemerkte ich, wie sich unter der dem Untergange ziemlich nahestehenden, aber von leichtem Gewölk umhüllten Sonne zwei lange goldne Streifen bildeten, und mit einem Male eröffnete sich eine Pracht, wie ich solche nie geschaut im Leben. Die Alpen begannen zu glühen wie heut, in der Nähe, in der Ferne, nur daß damals Hunderte von goldenen Kronen daher leuchteten, alle Thäler in rothem Dufte schwammen und die zahlreichen Schneefelder und Eispyramiden im holdesten Rosa schimmerten.

Ich war wie verklärt. Wie wiederholt ich das Alpenglühen vom Thale aus bewundert, es verschwand gegen die Himmelspracht, die sich mir auf der Höhe erschloß. Ich hatte das schönste Bild

* So heißen im oberbairischen Volksmunde, nach ihrer Gestalt, die Alpenveilchen (cyclamen europaeum).

genossen, das die Alpen je zu bieten vermögen, und wie oft ich später die Berge bestiegen, es ist mir nie wieder zu Theil geworden. Wie heut, währte auch damals das Alpenglühen in seiner reichsten Pracht kaum zehn Minuten, — ein rechtes Bild von der Vergänglichkeit des Schönsten auf dieser Erde." —

Wir waren mittlerweile bei der Wohnung des Malers angelangt. Er verabschiedete sich mit den Worten: „Ich kenne noch ein Feuer- und Farbenspiel, das dem Alpenglühen an die Seite gestellt werden kann: das Meeresleuchten, namentlich in unsern nordischen Gewässern. Auch dabei gehöre ich zu den Glückskindern, indem ich eines der schönsten vor einer Reihe von Jahren auf der Insel Helgoland erlebte."

„O, davon müssen Sie uns erzählen," baten Albertine und Sophie aus einem Munde.

„Sobald wir wieder im Gärtchen an der Saalach sitzen," verhieß der Maler, „soll es mit Vergnügen geschehen. Für heute aber wollen wir dem Himmel danken, daß er uns eines so prachtvollen Alpenglühens würdigte."

2.

Wieder saßen wir in Oberbaiern am grünen Ufer der Saalach, deren geschwätzige Wellen sich liebliche Märchen erzählten aus den Heimathbergen Tyrols; wieder ruhte die Riesenpyramide des Hochstaufen im tiefsten Blau, und die Berge im Abend begannen ihre Schatten über die grünen Matten zu legen. Albertine hielt einen frischgepflückten Strauß Edelweiß in der Hand und betrachtete sinnend diese von der Poesie der Berge reichumklungenen weißsammtnen Sternenblumen.

„Erzählt mir doch, ihr weißen Blüthen," sprach das schöne Mädchen, „wie hoch seid ihr gewachsen auf wolkenthronenden Bergen, vielleicht umstarrt von Schnee und Eis?"

„Dieses Gnaphalium leontopodium," begann der gelehrte Bruder, „liebt allerdings die höchsten Berge. Dies möchte sein; auch die Rosa alpina thut dasselbe; aber das Gnaphalium ist die Sirene unter den Blumen der Alpenwelt. Es blüht fast nur an den abschüssigsten und gefährlichsten Stellen. Ich kann diese Blume daher nie ohne einen gewissen Schauer betrachten. Es sind mir zu viele traurige Geschichten davon bekannt worden. Wie mancher junge Wagehals stieg seiner Traudi, Walli, Elsi zu Liebe nach dieser Blume in die Wolken, und man fand seinen Körper, die Hand voll Edelweiß, zerschmettert im Abgrunde."

Der Maler erklärte den Schwestern, daß es seit urdenklichen Zeiten unter den jungen Burschen Sitte, ihre Schätze mit Edelweiß zu beschenken, als einen Beweis ihres Muthes und ihrer Liebe. Je schöner das Edelweiß, desto größer der Muth, desto stärker die Liebe; denn das schönste Edelweiß wächst eben an den höchsten und gefahrvollsten Stellen. Da gehöre es denn nicht zu den Seltenheiten, daß Einer oder der Andere „abfalle", wie das Verunglücken in den Bergen hierorts genannt werde.

„Das sind traurige Geschichten," fiel Albertine ein; „erzählen Sie lieber vom Meeresleuchten, wie Sie es versprochen."

„Recht gern bin ich hierzu bereit," versetzte der Angeredete; „nur muß ich wohl zu bedenken geben, daß ich nur von dem Meeresleuchten, wie solches sich zuweilen in der Nordsee zeigt, berichten kann. Diese, so zu sagen, geisterhafte Naturerscheinung entfaltet aber ihre höchste Pracht nur in den Meeren der heißen Zone."

Der Göttinger Docent warf die Bemerkung dazwischen: „Die Ursachen des Meerleuchtens sind in neuer Zeit so gründlich erörtert, daß alle früher darüber aufgestellten und oft sehr wunderlichen Hypothesen sich als unhaltbar erweisen."

Die Damen wurden ungeduldig über die wissenschaftliche Discussion, die sich zu entspinnen drohte, der Maler fuhr daher fort: „Mehrere Wochen schon lebte ich auf der Insel Helgoland. Ich hatte mir auf dem Oberlande in einem idyllisch umgrünten Häuslein, dessen blankgescheuerte Fenster freundlich blitzten, ein niedliches mit holländischer Sauberkeit ausgestattetes Stübchen gemiethet. In dem Gärtchen davor blühten noch wunderschön die Centifolien, und von dem kleinen Altan vor dem Hause genoß man die prachtvollste Aussicht über das Meer. Dieser umrankte und umblühte kleine Altan war ein reizendes Plätzchen. Wie oft saß ich hier an schönen Abenden, wenn das Meer wie eine endlose Wüste, oder, poetischer, wie eine blaue Krystallblume, deren Mittelpunkt und Herzblatt die grüne Insel, vor mir lag und von dem Conversationsgarten des Unterlandes die böhmische Capelle ihre lieblichen Weisen ertönen ließ! Wie klang das so bezaubernd über die Wellen, während am fernen Horizonte auf der großen Straße von Deutschland nach England die Segel wie weiße Schwäne, im Golde der Abendsonne, still dahinzogen!

Ueberhaupt hatte ich während meines Aufenthaltes keine Gelegenheit verabsäumt, die Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten des interessanten kleinen Insellandes kennen zu lernen. Wie oft hatte ich am alten Feuerthurme gesessen und hinausgeschaut über das brandende Meer, wenn im ewigen Sichneugebären die graugrünen Wasserberge mit ihren Schneekronen daherkamen, ihre tausendjährige Wuth an dem kleinen Felseneilande auszulassen, und ihr zorniger Schaum hochaufgeworfen ward an den zerklüfteten Wänden der Ostseite! Und wieder welch ein Frieden, wenn ich auf der Bank am Südcap saß und die Sonne begraben ward, golden und schön im blauen Meer — wenn dann der Mond hervorlauschte, erst verschwimmend und bleich, aber allmählich siegessicherer hervortrat und in Silberpracht und Sabbathstille seine kühlen Strahlen sandte über das weite nächtliche Meer — wie dann die weiße Düne wie eine Geisterinsel herüberschimmerte in magischem Lichte!

All diese erhabenen und prachtvollen Bilder waren vorübergezogen und hatten einen unverlöschlichen Eindruck in meiner Seele zurückgelassen, und nur das Eine, wie oft ich während meines Aufenthalts davon hatte erzählen hören, sollte mir vorenthalten bleiben. Es war das — Leuchten des Meeres.

Ich hatte die Farbenpracht des Meeres in all ihren zahlreichen Schattirungen zu beobachten Gelegenheit gehabt, vom graugrünen Malachit bis zum prachtvollsten Smaragd, vom tiefsten Amethyst bis zum holdesten Himmelblau, — aber das Meer aufleuchten zu sehen in nächtlicher Stunde, diese Sehnsucht war immer unerfüllt geblieben.

Wie oft war ich, von Helgoländer Schiffern veranlaßt, in einem Boote zu nächtlicher Stunde hinausgefahren! Sobald nämlich der verdienstlustige Helgoländer auch nur die entfernte Hoffnung hat, daß Meerleuchten eintreten könne, ladet er den fremden Besucher der Insel gern zu einer Wasserpartie ein für Billiges. Meine Erwartung bei diesen Fahrten war aber auch hinter den bescheidensten Wünschen zurückgeblieben. Höchstens, daß hier und da einmal ein vereinzelter heller Tropfen sichtbar wurde, sobald das Ruder die Wellen berührte.

So saß ich eines Abends bei einem Fläschchen Pale Ale in der freundlichen Restauration zum „Fremdenwillkommen" und studirte die Hamburger Börsenhalle, als plötzlich ein Bremer Freund hastig und mit den Worten „prächtiges Meeresleuchten!" in's Zimmer trat. Wie durch einen Zauberruf freudig aufgeschreckt, sprang ich empor, und wir eilten nach dem Strande. Zahlreiche Gruppen hatten sich hier bereits eingefunden.

Es war die weichste, wohligste Augustnacht des ganzen Sommers; eine wahrhaft italische Milde ruhte über Land und Meer. Der Himmel strahlte in reicher Sternenpracht, und von Deutschland herauf zog ein Gewitter mit beständigem Wetterleuchten. Im Hintergrunde lag Helgoland mit seinen erleuchteten Hotels des Oberlandes. Der „rothe Felsen", wie dies Inselland von den Eingeborenen genannt wird, wurde fast ununterbrochen vom Blitze erhellt; und damit die Kunst hinter der Natur nicht zurückbleibe, ließen ein paar Engländer auf dem Südcap zur Rechten Raketen und buntfarbige Leuchtkugeln steigen, untermischt mit bengalischen Flammen, welche die nächste Umgebung magisch beleuchteten.

Ununterbrochen stießen Boote mit heitern Gesellschaften vom Ufer und andere kamen an. Doch was war das?! Welche nie erlebte prächtige Erscheinung?! Jede Welle, sobald sie dem Ufer nahte, verklärte sich zu einem Silbergürtel, der sich wie ein kostbarer Brillantschmuck an das Ufer legte, wo er einige Secunden glänzend aufleuchtete und dann erlosch. Es war wie Zauberei. Ich hielt anfangs den Brillantschmuck für optische Täuschung; doch so wie ich mich bückte und darnach faßte, behielt ich die ganze Hand voll Silber und silberne Tropfen fielen glänzend zur Erde.

Dieses ebenso ungewohnte wie reizende Schauspiel gab bald Veranlassung zu den interessantesten Scherzen. Herren und Damen bewarfen sich verschwenderisch mit flüssigem Silber und Brillanten, die eine Zeitlang an den Kleidern fortleuchteten. Mein Bremer

Freund ging in seiner Ekstase so weit, einmal den ganzen Arm in's Wasser zu halten, und zog ihn vollkommen übersilbert zurück. Damen befeuchteten ihre Taschentücher und schmückten sie so mit den kostbarsten Diamanten.

Plötzlich eröffnete sich eins der originellsten Wasserfeuerwerke und zwar im vollsten Sinne dieses Wortes. Eine Anzahl Herren hatten sich kleine flache Steine, wie deren das Meer zu Tausenden am Strande ausgeworfen, zusammengesucht und ließen dieselben geschickt über das Wasser tanzen, wo dann ein jeder eine lange brillante Rakete in die dunkle Fluth riß. Bewegte man den Spazierstock in den Wellen hin und wider, so schlug rings das klarste Silber empor. Noch prächtiger nahm sich dieses Experiment mit einem Baumzweige aus, wo ganze Silberflächen hervorgezaubert wurden. Warf man endlich eine Hand voll trockenen Sandes über die Fluth, so entzündete sich das Meer in weitem Kreise, weil jedes Sandkorn sein Wellchen hervorrief, das da leuchtete.

Endlich war es auch mir und meinem Freunde gelungen, ein Boot zu acquiriren und eine Strecke in die See hinauszufahren. Es war wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht. Bei jedem Ruderschlage rauschten die Silbermassen aus dunkler Tiefe empor. Viele der am Strande Anwesenden, die sich noch immer nicht zur Ruhe zurückzogen, obgleich Mitternacht vorbei war, füllten sich Glasflaschen mit Wasser, das auch noch lange nachher fortleuchtete."

Der Maler schwieg, und die Schwestern erkundigten sich jetzt bei dem gelehrten Bruder nach der Ursache dieser ebenso seltenen wie interessanten Naturerscheinung.

„Das Meerleuchten," erklärte dieser, „hat den wissenschaftlichen Forschern seit Jahrhunderten viel Kopfzerbrechen verursacht. Bald sollte es das Ausströmen elektrischen Lichtes sein, bald vom Brechen der Mondesstrahlen herrühren; der zahlreichen anderen, oft sehr absurden Hypothesen nicht zu gedenken. Erst der neuesten Wissenschaft blieb es vorbehalten, diese Frage gründlich zu lösen und als unumstößlich für alle Zeiten hinzustellen. Die sorgfältigsten und gewissenhaftesten Untersuchungen haben nämlich unwiderleglich nachgewiesen, daß diese Erscheinung ihr Dasein zahlreichen Leuchtthierchen verdankt. Das Meerleuchten findet, je nach den äußeren Ursachen und Wärmeverhältnissen, in der erhöhten Lebensthätigkeit dieser Thierlein seinen Ursprung. Bei kühler Temperatur der Luft und des Wassers sinkt diese Lebensthätigkeit, und vom Meerleuchten ist da keine Rede. Daher denn auch diese Erscheinung in den kältern Meeren bei weitem nicht diese Intensivität erreicht und darum auch weit seltener sich zeigt als in den südlichen Oceanen, wo sie ihre höchste Pracht entfaltet. Reisende aus jenen Meeren können diese Pracht nicht begeistert genug schildern. Die dahin segelnden Schiffe ziehen breite Lichtstraßen hinter sich. Die Thun- und Haifische erkennt man in einer Tiefe von fünfzehn Fuß. Delphine bewirken durch ihre Schlangenlinien und durch das Schlagen ihrer Flossen ein ununterbrochenes Feuerwerk. Fliegende Fische gewähren den Anblick des prächtigsten Feuerregens. Ja, es hat Fälle gegeben, namentlich in der Gegend vom Cap der guten Hoffnung und dem Aequator, daß das Meer über und über zu brennen schien. Jede Welle trug eine leuchtende Krone, Leuchtkugeln stiegen auf und nieder, und die Fische schossen wie Blitze durch die Tiefe. Trotz des rabenschwarz bedeckten Himmels war es so hell, daß man die Fliegen auf den bleichen Segeltüchern deutlich erkennen konnte und am Cajütenfenster selbst kleine Schrift zu lesen vermochte. Außerordentlich imposant wird das Phänomen, sobald plötzlicher Platzregen eintritt, wo sich dann das ganze nächtliche Meer in eine kochende Feuergluth verwandelt.

Von diesen merkwürdigen Leuchtthierchen giebt es die unterschiedlichsten Arten, theils mikroskopisch, theils dem unbewaffneten Auge sichtbar. In den südlichen Meeren spielen darunter die sogenannten Feuerwalzen oder Pyrosamen, sechs bis sieben Zoll lange walzenförmige Thiere, die Hauptrolle, während die Nordsee hauptsächlich durch die sogenannten Leuchtbläschen versilbert wird, Thierchen, von welchen ein einziger Wassertropfen eine große Anzahl enthält. Dies sind," schloß der junge Gelehrte seinen Vortrag, „die wissenschaftlich festgestellten Ursachen des Meerleuchtens."

Es war dunkel geworden. Man brach auf nach dem Conversationsgarten, wo Concert angekündigt war. Der Maler, noch trunken in der Erinnerung, sagte: „Ich verdanke der Mutter Natur und ihrer Pracht und Herrlichkeit manche hochgenußreiche Stunde, doch die unvergeßlichsten Augenblicke bleiben mir doch, als die Alpen glühten am Spätabend und das Meer brillanten aufleuchtete in stiller Mitternacht."

Eine andere Stätte, von wo Licht ausging.

Von Prof. **Richter** in Dresden.

Eine Stätte, von wo Licht ausging, habe ich unsern freundlichen Lesern vor Kurzem vorgeführt (Gartenlaube 1863. Nr. 47. 48.). Diese Benennung gebührt in noch weit höherem Maße derjenigen Stätte, an welche ich Sie heute, wenigstens in der Einbildung, führen will. Bevor wir jedoch deren Bedeutsamkeit besprechen, will ich erst erzählen, wie es zuging, daß ich dieselbe entdeckte.

Es war am 14. August 1855 Nachmittags, als wir, Freund Zalsch und ich, in offenem Einspännerchen aus der stolzen Hafenstadt Genua gen Westen rollten, um auf die genußreichste Art jene wundervolle Straße längs der Ufer des mittelländischen Meeres am Fuße der Seealpen hin zu bereisen, welche dem Baugenie Napoleon's alle Ehre macht und zugleich mit Recht als einer der reizendsten Striche der ganzen Erde, als das „goldne Ufer" Oberitaliens berühmt ist. Ueber Voltri und Arenza waren wir in ein Dörfchen Namens Cegoletto gelangt. Hier hielt unser Kutscher plötzlich auf der Straße still, sprang mit italienischer Ungenirtheit vom Bocke, indem er uns in ein paar Worten andeutete, daß er hier etwas zu thun habe, — und verschwand, uns und das Pferd auf dem Pflaster stehen lassend. In dieser Lage fiel uns an der nächsten Ecke ein Kaffeehausschild in die Augen. Wir gingen dahin, bestellten bei der Wirthin einen „Café nero" (schwarzen Kaffee) und begaben uns dann, ohne in die rußige niedrige Stube einzutreten, durch den Thorweg (s. das Bild) hinunter an das Meer, dessen klare blaue Wellen wir hinter dem Häuschen am Strande plätschern hörten. Von dieser Seite aus sah das Gebäude freilich noch dürftiger aus, als von der Vorderseite, welche ich dem Leser durch die gütige Vermittelung unseres Landsmannes, des Malers und Photographen Herrn Alfred Noack in Genua, hier im Holzschnitt zeige. Eine Holzgallerie mit einem Hüttchen daran, behangen mit alter Wäsche, darunter ein großer Misthaufen und ein kleines Gärtchen mit ein paar Büschen, — letzteres durch eine niedrige Steinmauer von dem flachen Strande getrennt, welcher, nur ein paar Schritte breit, die heranwandernden Schaumlinien des Meeres in Empfang nahm. Aber die Aussicht von da ist reizend und erhaben! Der ganze Golf von Savona, Genua und Spezzia, eingefaßt von lachenden Städten, Dörfern und Landhäusern, im Hintergrund durch die zackige Alpenkette geschlossen, und jede Woge im Glanz der Nachmittagssonne flinkernd!

Durch das Haus in die düstre Wirthsstube zurückgekehrt, fanden wir einen Kaffee, der dem Namen Nero nur zu sehr Ehre machte, mag man dabei an den Römertyrannen oder an den Kettenhund denken: eine trübe schwarze Brühe. Aber die Wirthin beeiferte sich, diesen Mangel durch ihre von uns nur halb verstandene Unterhaltung in Genueser Italienisch zu ersetzen. Sie erzählte uns in der Kürze ihre ganze Familiengeschichte, wie ihr Schwiegersohn gegen die Oesterreicher gefochten und nach Amerika habe flüchten müssen, ihr die Tochter und die Kinderchen zur Versorgung zurücklassend. Dann sprang sie plötzlich auf ein andres Thema über und betonte wiederholt „la casa di Colombo." Wir begriffen nicht, was die Alte wollte. Aber der eben eintretende Kutscher (der Brave hatte inzwischen für ein frischeres und besseres Pferd gesorgt) machte dem Mißverständniß ein Ende, indem er mit den Worten „si, si, questa é la casa di Colombo" („ja, ja, dies ist das Haus des Columbus") uns einlud, ihm auf die Straße hinaus zu folgen, wo wir auf zwei über der Thür ange-

brachten Marmortafeln, einer älteren vom Jahre 1650 und einer neueren von 1826, die amtliche Versicherung lasen, daß hier das Geburtshaus des großen Entdeckers von Amerika stehe.*

Nun erwarte ich freilich, daß die Kritiker über mich herfallen und erklären werden, daß Columbus' Geburtsstätte nicht geschichtlich nachzuweisen stehe, daß sich um diese Ehre so viel Orte streiten, wie um Homer's Geburtsstadt, daß insbesondere Genua selbst darauf Anspruch mache, indem sich der große Admiral selbst immer nur einen gebornen Genueser genannt hat, sodann Piacenza, Cuccaro, Finale, Oneglia, Savona und Boggiasco. Was Alles ausführlich zu lesen ist in Washington Irving's berühmter Geschichte des Lebens und der Reisen des Christoph Columbus (im fünften Anhang des letzten, 4., Bandes). Hierauf erwidere ich, daß Columbus gewiß mit Recht, auf seine freistaatliche Abstammung stolz, sich einen Genueser genannt haben wird, weshalb er nicht in der Hauptstadt selbst, sondern nur im Staate Genua geboren zu sein brauchte. Vor Allem aber bestimmt mich der Umstand, daß keine andere Stadt uns so wie Cogoletto einen bestimmten, sicht- und greifbaren Punkt als Columbus' Geburtshütte aufweist und daß kein Platz der Welt geeigneter war, die Wiege und Jugendzeit des Mannes aufzunehmen, dessen Ahnungen und Combinationen über tausend Meilen hinüber eine neue Welt finden sollten. Ich kann mir recht gut vorstellen, wie der phantasiereiche Knabe in diesem Fleckchen, zwischen Meer und Gebirge eingeklemmt, jenseits des Ersteren unbekannte südliche Welten, jenseits der Letzteren wunderbare nordische Länder geahnt und geträumt haben mag; wie er, in den das Gärtchen bespritzenden Meereswogen herumwatend, schwimmend und kahnend, frühzeitig jene Vertrautheit mit dem salzigen Elemente erworben haben mag, welche ihn später zu einer noch heute ungewöhnlichen Kühnheit im Befahren des unendlichen Oceans sowohl als der gefährlichsten Korallenriffe und Inselklippen des westindischen Meerbusens befähigte. Denn man darf nicht übersehen, daß diese vermessene und dabei doch umsichtvolle Kühnheit, dieses innige Vertrautsein mit dem Seeleben und seinen Gefahren eine der ersten Vorbedingungen war, welche ein Mann besitzen mußte, der mit Vorbedacht und Entschluß darauf ausging, die unbekannte Hälfte des Erdballs zu umschiffen.

Hinweg also mit den Zweifeln! Sei's hier oder in der Nähe, wir stehen auf einer Stätte, würdig zur Erinnerungsfeier an denjenigen Mann, dem die europäische Menschheit mehr vielleicht als manchem Anderen ihre Erlösung aus schauderhafter Verdummung und ihren Uebergang zu einem System ununterbrochenen geistigen Fortschreitens auf der Bahn thatsächlichen Forschens und kühner Entdeckungen verdankt. Diese Bedeutung des Columbus klar zu machen, ist der Zweck unseres heutigen Artikels.

Die Geschichte des Columbus und seiner Reisen ist wohl den meisten unserer Leser aus Campe's vielgelesener Kinderschrift oder aus dem erwähnten classischen Werke W. Irving's bekannt genug. Für unsern Zweck genügt es, an folgende Umstände zu erinnern. Columbus widmete sich frühzeitig mathematisch-geographischen und andern dem Seefahrer nöthigen Studien und war von Jugend an Seefahrten gewöhnt. An der Seite zweier, ebenfalls als Schiffsbefehlshaber berühmter Verwandter nahm er schon als junger Mann an den für jene Zeit sehr kühnen und großartigen Entdeckungsreisen Theil, welche von den Portugiesen längs der westafrikanischen Küste nach den canarischen Inseln und dem grünen Vorgebirge hin ausgedehnt wurden. Er reiste aber auch nach Norden, bis nach Island und hatte demnach den längsten Strich der damals bekannten Welt, ziemlich 50 Breitengrade, also etwa den 7. Theil des Erdumfanges beschifft. Theils auf diesen Reisen, theils bei seinem Aufenthalt in Portugal, wo er sich verheirathet und niedergelassen hatte, aus den Nachrichten zahlreicher anderer Seefahrer und Erdkundiger, sammelte er jene Summe von Thatsachen, aus denen sich in immer steigender Gewißheit die Schlußfolgerung ergab, daß im Westen von Europa ein großes Festland liegen müsse, von welchem her die Wellen nicht selten Baumstämme, tropische Früchte, menschliche Schnitzwerke und sogar die Leichen einer neuen Menschenrace an die Küsten der westeuropäischen Länder anschwemmen.

Die Art und Weise, wie Columbus diese Thatsachen sammelte, bewahrheitete, zusammenstellte und zu haltbaren Schlußfolgerungen verwendete, entspricht ganz der Art, wie es die Naturforscher heutzutage beim Aufsuchen neuer Wahrheiten machen, dem sogen. Inductionsverfahren. Daher kam aber auch jene Macht der Ueberzeugung, welche unsern Columbus veranlaßte, in jedem Mißgeschick und unter unaufhörlichem Kampf mit unverständigen oder flachen Menschen sein Project 18 Jahre lang festzuhalten und von einer Regierung zur andern zu wandern, um zur Ausführung desselben ein paar elende Schiffe und eine verhältnißmäßig unbedeutende Summe — welcher er sein gesammtes eigenes Vermögen zulegen mußte — bewilligt zu erhalten. Es ist bekannt, daß ihm hierzu schließlich mehr das Vertrauen der Königin Isabella verholfen hat, welche mit weiblichem Takt den ehrlichen Mann in Columbus erkannte und ihm zeitlebens eine treue Beschützerin blieb, als die Intelligenz der Gelehrten und Staatsmänner, denen sein Plan und dessen Gründe zur Prüfung vorgelegt wurden. Im Gegentheil! Die noch erhaltenen Verhandlungen dieses zu Salamanca im Dominikanerkloster St. Stephan von Professoren der Astronomie, Geographie, Mathematik und anderer Wissenschaften, so wie von verschiedenen kirchlichen Würdenträgern und gelehrten Mönchen abgehaltenen Rathes beweisen nur allzulänglich, bis zu welchem Grad der Verdüsterung und Verkehrtheit die Köpfe in jener Zeit „durch mönchischen Aberglauben und Falschwisserei" gerathen waren.

Die echte Gelehrsamkeit hatte in Spanien bisher so wenig Fortschritte gemacht, daß diese vermeintlichen Weltweisen nicht einmal die ersten Gründe begriffen, worauf Columbus seine Muthmaßungen und Hoffnungen stützte. Gleich an der Schwelle der Untersuchung wurde Columbus statt geographischer Einwürfe mit Stellen aus der Bibel und mit den darauf bezüglichen Auslegungen der Commentatoren und Kirchenväter angegriffen. Mathematische Beweise wurden aus der Kirchenlehre widerlegt. Dem einfachen Satze, daß die Erde eine Kugel ist, wurden die bildlichen Ausdrücke der Bibel entgegengehalten, wonach der Himmel mit einem ausgespannten Teller (in den Psalmen) oder einem Zelte (bei Paulus) verglichen wird. Daß es Gegenfüßler (Antipoden) gebe, ward mit Lactantius für absurd erklärt. Einige behaupteten, der Umfang der Erde sei so groß, daß eine solche Seefahrt drei Jahre dauern müßte. (Columbus rechnete nur 7—800 Seemeilen.) Andere behaupteten, daß ein Schiff, wenn es dorthin gefahren sei, wegen der Kugelgestalt der Erde nicht wieder zurückkommen könne, weil es dann bergauf segeln müsse! (Als ob dies nicht auch von der Hinfahrt gelten müßte!) Noch Andere behaupteten, daß es unterm Aequator so heiß sei, daß Alles verbrennen müsse. Und doch waren die Portugiesen damals schon seit Jahren in den Aequatorländern herumgeschifft, und Columbus mit ihnen!

Die Mehrzahl zeigte sich schon im Voraus gegen dieses Project eines unbekannten Abenteurers eingenommen. Sie sagten, es sei Vermessenheit, wenn Jemand klüger sein wolle, als alle gelehrten Leute vor ihm. Wenn es wirklich solche Länder gäbe, so würden sie durch den Scharfsinn früherer Jahrhunderte schon längst entdeckt worden sein. Es sei eine starke Anmaßung von solch einem gemeinen Mann, gegenüber von Männern in hohen Aemtern und Würden zu glauben, daß ihm große neue Entdeckungen vorbehalten seien.

Und doch, lieber Leser, dürfen wir uns beim Vernehmen dieses Unsinns, welchem nur das Eine entgegenzuhalten war: „Versucht es doch, anstatt darüber zu disputiren!" — wir dürfen uns wahrlich nicht zu sehr unserer heutigen Weisheit rühmen. Noch vor dreißig Jahren sind gegen den Entwurf der ersten größern deutschen Eisenbahn, der von Leipzig nach Dresden, nicht minder lächerliche Bedenken und Vorausurtheile vorgebracht worden, wie beim hohen Rath zu Salamanca, etwa die Bibelsprüche und Kirchenväter abgerechnet. Denn der mittelalterliche Geist der Autoritätsgläubigkeit und Vorauswisserei ist heutzutage noch lange nicht vollständig aus den Köpfen der Leute verschwunden. Noch heute giebt es Län-

* Für die Sprachkundigen unserer Leser setzen wir die Inschriften des Columbus-Häuschens her:

„Hospes, siste gradum. Fuit hic lux prima Columbo,
Orbe viro majori: heu, nimis arcta domus."

(„Wandrer, hemme Deinen Schritt: hier sah Columb das erste Licht, ein Mann, größer als der Erdkreis; — ach, ein enges Häuschen.")

„Unus erat mundus; duo sunt, ait iste: fuere."

(„Es gab nur eine Welt. Zwei sind es, sprach Er: sie waren.")

Con generoso ardir, dell' arca all' onde
Ubbidiente il vol Colomba prende
Corre, s'aggira terren scopre e fronde
D'olivo in segno al gran Noè ne rende
L'imita in ciò Colombo nè s'asconde
E da sua patria il mar solcando fende
Terreno alfin scoprendo diede fondo
Offerendo all' Ispano un nuovo mondo

der, wo man einem neuen Erfinder mit demselben Apparat von Klügeleien und Düfteleien (Sophismen) entgegentritt. Noch leben Männer, denen man es seiner Zeit zum Verbrechen angerechnet hat, daß sie neue Bahnen suchten und die Aussprüche ihrer ehrwürdigen Lehrer nicht als entscheidend anerkennen wollten, oder denen man Stillschweigen geboten, weil sie hergebrachten wissenschaftlichen Ansichten, die von oben her beschützt wurden, zu widersprechen wagten.

Dieser mittelalterliche Geist war nun aber zu Columbus' Zeit gerade mächtiger als je. Soeben waren die Araber, die letzten Träger der Wissenschaft, welche theils altgriechische Kenntnisse fortgepflanzt, theils selbstständige Forschungen, besonders auf naturwissenschaftlichem Felde, gepflegt hatten, aus Europa vertrieben, unterjocht und zersplittert worden. Die Inquisition bereitete sich vor, ein paar Jahrhunderte lang den Glaubenssieg durch fanatische Menschenquälerei zu feiern. Staat und Kirche waren fest verbunden, jede ketzerische Abweichung von den obrigkeitlich oder kirchlich befohlenen Gedankengängen zu unterdrücken und bitter zu bestrafen. Ein schwerer Druck, ein dicker Nebel lastete auf allen denjenigen Geistesanlagen des Menschengeschlechtes, durch welche wir befähigt werden, vorwärts, aufwärts, dem Göttlichen zu, uns zu entwickeln. Und sie drohten, immer schwerer, immer dicker zu werden. Es läßt sich nicht denken, wie dies von selbst im Laufe der Dinge hätte besser werden sollen. Durch Erörterungen allein wird die Masse nicht frei; sie begreift erst Thatsachen. Allerdings war damals die Buchdruckerkunst schon erfunden; sie machte es möglich, daß vieles ehedem Verborgene zur allgemeinen Kenntniß gelangte. Aber die Buchdruckerpresse ist leicht zu unterdrücken, wie wir noch heutzutage merken; sie wäre in jenen Zeiten noch leichter und vielleicht für immer zum Schweigen zu bringen gewesen, wenn die verbündeten politischen und kirchlichen Machthaber des gesammten Europa's ernstlich gewollt hätten. Und wo nicht, so blieb es immer noch möglich, wie heutzutage, sie in ausgedehntem Maße zur Verdunkelung der Menschengeister zu benutzen. Noch heutzutage ist die Masse der Schriften, welche die Köpfe verdummen und die Denkkräfte verweichlichen, wie manche Romane es thun, überwiegend größer, als die Zahl der wahrhaft aufklärenden und die geistige Spannkraft erhöhenden. Zudem ist die Zahl der Lesenden immer eine geringe und war dazumal verschwindend klein. Die große Mehrzahl des Volkes lebte in bodenloser Unwissenheit und Aberglaubigkeit, zwischen knechtischer Arbeit und rohem Sinnesgenuß getheilt. Seine Weisheit und Frömmigkeit bestand in auswendig gelerntem Wortkram, hirnverwirrenden Glaubenssätzen und kindischer Furcht vor Geistern und Höllenmächten, womit sie von ihren klerikalen Zwingherren geängstigt wurden. Zauberglaube, Hexenverfolgung und Ketzervertilgung waren an der Tagesordnung; letztere gehörten zu den öffentlichen Festlichkeiten. Vernunft und Natur, beide waren proscribirt, verpönt und gefürchtet zugleich.

Die höheren Stände waren ebenfalls großentheils aller eigentlichen Bildung fremd. Ihr Hauptinteresse war entweder Jagd- und Kriegeslust, welche den Menschen zum Raubthier herabziehen, oder Lied und Liebe, die der Mensch mit dem Finkengeschlecht gemeinsam hat. Aber von jenen Geisteskräften, welche den Menschen vom Thiere unterscheiden und zu der stolzen Hoffnung berechtigen, daß mit dem Menschengeschlecht eine neue zukünftige Reihe vollkommnerer Geschöpfe beginne — von diesen höheren Geistesfähigkeiten wurde keine für würdig gehalten. Die Gelehrten endlich, aller Ursprünglichkeit und Schöpferkraft bar, klammerten sich an die überlieferten Sätze längst verstorbener Schriftsteller und an die von der Kirche amtlich vorgeschriebenen Glaubenslehren. Auslegung (Commentiren) und Zergliederung solcher alter Sätze galt für Gelehrsamkeit, Spitzfindigkeit und Wortklauberei für Scharfsinn, Schulweisheit (Scholastik) für Kenntniß. Man bildete sich ein, Etwas zu wissen, wenn man nacherzählte, was die Leute vor Jahrhunderten zu wissen gemeint hatten. Selbstständig zu untersuchen, ob solche Autoritäten Recht hatten, ob der Kern der Sache wahr oder unwahr sei, kühn in die noch unbekannten Thatsachen hineinzugreifen, um ein paar neue Wahrheiten zu erhaschen: das wagte Niemand, das wäre Vermessenheit gewesen. Die oben berichtete Geschichte des Rathes zu Salamanca, wo schließlich die unstudirten Dominikaner noch am meisten für die Sache des gesunden Menschenverstandes, d. h. des Columbus, Partei nahmen, giebt uns ein deutliches Bild, wie es in den Köpfen jener Gelehrten aussah.

In diese Finsterniß nun fiel zuerst ein erleuchtender Morgensonnenstrahl durch die oben erwähnten Entdeckungsreisen der Portugiesen längs der Westküste von Afrika, die Entdeckung der Canarien, Madeira's, Teneriffa's und des grünen Vorgebirges. „Das Gerücht von diesen Seereisen verbreitete sich bald in ganz Europa. Die Menschen, welche lange Zeit gewohnt waren, die Wirksamkeit und Kenntniß des menschlichen Geistes in ihren bisherigen Kreis einzuschränken, erstaunten, als sie den Kreis der Schifffahrt so plötzlich erweitert und eine Aussicht eröffnet sahen auf Reisen in Weltgegenden, von deren Dasein man in den vorausgegangenen Zeiten nichts gewußt hatte. Die Gelehrten und Denker machten Schlüsse und Theorien über diese unerwarteten Entdeckungen. Das Volk staunte. Muthige Abenteurer eilten aus allen Ländern Europa's herbei, ihre Dienste anzubieten," schreibt Robertson in seiner Geschichte von Amerika.

Eine kleine naturwissenschaftliche Entdeckung gab diesem neuen Triebe das Mittel zum Hinausschweifen in den Ocean. Dies war die Entdeckung der Eigenschaft des freischwebenden Magnetes, sich mit der Axe quer gegen den Erdumlauf, also mit den beiden Spitzen gegen beide Pole zu stellen, die Erfindung der Magnetnadel, welche sich rasch unter den Schifffahrern verbreitete. Erst diese machte es möglich, bei Nacht und Nebel in's weite Meer hineinzusteuern, während bis dahin die Schiffer sich immer ängstlich am Lande hin drücken mußten, um nicht bei fehlendem Stern- und Sonnenschein Gefahr zu laufen, alle Richtung zu verlieren und die Hoffnung auf Heimkehr einzubüßen. Jetzt vertraute man sich kühn, und die Columbusse unter den Kühnsten, dieser zitternden stählernen Wegweiserin an, und sie war es denn auch, welche unsern Helden — nicht ohne einige Schelmereien der Abweichung vom richtigen Pol — glücklich in das gelobte Land brachte.

Die Art und Weise, wie Columbus diese kühne Erstlingsweltreise ausgeführt hat, ist mustergültig für jeden Entdecker in jeder Wissenschaft. Er maß Alles am Himmel und in den Tiefen; er hielt genaue Rechnung über jede zurückgelegte Seemeile (sogar doppelt, eine echte für sich und eine verminderte für sein zaghaftes Schiffsvolk); er beobachtete alle sich darbietenden Erscheinungen in der todten und lebenden Natur und schrieb die Beobachtungen sofort mit der Farbe des frischen Eindruckes in seine Tagebücher nieder. Er controlirte scharf alle neu dargebotenen Thatsachen, z. B. die heranschwimmenden Pflanzen, die auf das Schiff flatternden oder vorbeiziehenden Vögel, um zu prüfen, in wie weit sie das Vorhandensein eines westlichen Festlandes bestätigten, das heißt die Summe der beweisenden Umstände für einen solchen Inductionsschluß vermehrten. Und so wurde am 11. Octbr. 1492 diese wundervolle neue Welt entdeckt; nicht durch den blinden Zufall, nicht durch die Laune eines Wagehalses, sondern durch die langjährige Arbeit eines Forschers, welcher von richtigen Grundsätzen ausgehend die Thatsachen reden lehrte und an dem, was sie ihm mitgetheilt, mit unerschütterlicher Festigkeit und Folgerichtigkeit festhielt, bis er seine Aufgabe gelöst hatte. Freilich, „die Ausführbarkeit einer solchen Fahrt war eines jener natürlichen Geheimnisse, welche in der bloßen Speculation für unausführbar gelten, aber, einmal ausgeführt, die allereinfachsten Dinge von der Welt sind." Columbus war sich dessen recht wohl bewußt, wie die bekannte Geschichte vom Ei beweist. Denn als einige Zeit nachher ein naseweiser Höfling meinte: „wenn Columbus nicht gewesen wäre, würde wohl ein Anderer die neue Welt gefunden haben!" — da forderte Columbus ihn und die übrige Gesellschaft auf, ein Ei auf die Spitze zu stellen, so daß es stehen bleibe. Und als dies keiner vermochte, löste er die Aufgabe durch Zerklopfen der Schale. „Nichts leichter als das!"

Die nächste Wirkung von Columbus' Entdeckungen war Bewunderung und Entzücken in der ganzen civilisirten Welt. Jedermann betrachtete es als ein Ereigniß, bei welchem er selbst mehr oder minder betheiligt sei und welches ein neues schrankenloses Feld der Untersuchung und des Erwerbes eröffne. Pomponius Lätus, ein Gelehrter jener Zeit, schreibt von sich, er sei vor Entzücken in die Höhe gesprungen und habe Freudenthränen geweint. Peter Martyr, ein anderer Gelehrter, schrieb, er fühle eine wahre Glückseligkeit des Geistes, sich mit den zurückgekehrten Entdeckern zu unterhalten. Es sei ihm zu Muthe, wie einem Armen, dem sich reiche Schatzkammern öffnen. Die Seele fühle sich erhoben, wenn sie solche glorreiche Erfolge betrachte. „Alles, was man bisher für groß und glänzend gehalten hatte, verschwand und ver-

dunkelte sich beim Vergleich mit so wunderbaren und unerwarteten Begebenheiten. Die Aussichten erweiterten sich, und erweckten den menschlichen Geist zu größerer Thätigkeit. Er strebte den Gegenständen, die sich ihm vorhielten, eifrig nach und spannte seine wirksamen Kräfte an, um eine neue Laufbahn zu betreten."

Zunächst waren es natürlicherweise die Habgier und Herrschsucht, dann Bigotterie und Bekehrungseifer, welche durch die Entdeckung jener neuen, goldreichen und von schwächlichen Indianerstämmen bewohnten Länder geweckt wurden. Diese niedrigen Motive hatten aber, wie es so oft in der Weltgeschichte ergeht, höhere, geistige Errungenschaften zur Folge. Der alte Autoritätsglaube, der Beherrscher des Mittelalters, stürzte zusammen, und zwar durch die Macht des wirklich Erlebten, welche überall sicherer und durchgreifender auf die Massen wirkt, als Belehren und Zureden. Diese Aufklärung war durch keine Macht des Herrscher- und Priesterthums mehr zu unterdrücken. Die Leute erstaunten über ihre bisherige Unwissenheit; sie lernten deren Quellen mißachten; sie begannen sich auf ihre eigenen Sinne und ihren gesunden Menschenverstand mehr als auf fremde Zureden zu verlassen; sie erwarben den Muth, selbständig auf der Entdeckungsbahn vorwärts zu gehen, neue Thatsachen aufzusuchen und Untersuchungen über die Gültigkeit alles bisher Geglaubten zu unternehmen.

Diese dem 15. Jahrhundert und seinen Entdeckungen entstammende Geistesrichtung fand ihren wissenschaftlichen Ausdruck in dem philosophischen System des berühmten englischen Staatsmannes Baco von Verulam, der von 1561 bis 1626 lebte. Baco lehrte die Menschen, sich von Vorurtheil und Autoritätsglauben gründlich frei zu machen. Er zeigte, daß die bisherigen Philosophien hauptsächlich auf Hirngespinnsten beruhten, die der Mensch in sich bildete und an die Stelle realen Wissens setzte. Er lehrte, wie man der Einbildungskraft Zaum und Zügel anlegen müsse und statt dessen an der Hand nüchterner Beobachtung zu Erfahrungen, an der Hand unausgesetzter Versuche zu Entdeckungen gelangen könne. Er gab sorgfältig die Verfahrungsweisen und Vorsichtsmaßregeln an, welche man befolgen muß, um nicht in Irrthümer zu verfallen, sondern wirklich haltbare Wahrheiten zu finden. Fortan sollte jeder Forscher, in jedem Gebiete des menschlichen Wissens, ein Entdecker, ein Columbus in seinem Fache werden. Nur auf diesem Wege ist es möglich, daß das Menschengeschlecht wirkliches Wissen und geistige Fortschritte erziele.

Diese Philosophie, welche am kürzesten mit dem deutschen Sprüchwort: „probiren geht über studiren!" bezeichnet werden kann, ist nach und nach die herrschende unserer Zeit geworden, zuerst in den Naturwissenschaften, dann in der Heilkunst, endlich auch in den die Natur des Menschen und dessen sociales Treiben behandelnden Wissenszweigen, wo sie, wie z. B. in der Volkswirthschaft, als statistische und numerische Methode bekannt ist. Ueberall setzt sie in diesen Wissenschaften an die Stelle des früheren aus dem Gehirn der Gelehrten herausgesponnenen Wissens die nackten Thatsachen und das, was die Thatsachen bei richtiger Behandlung von selbst aussprechen. Sie setzt den Fortschritt darein, neue Thatsachen aufzusuchen, die alten zu beglaubigen, beide zusammenzustellen und zu zwingen, daß sie neue Wahrheiten oder doch Wahrscheinlichkeiten kundgeben. Dieses gesammte, besonders von den neueren Naturwissenschaften durch eine Menge neuentdeckter Instrumente und Verfahrungsweisen geförderte System des wissenschaftlichen Fortschrittes hat seinen Ausgang von Baco's Philosophie. Und ein Baco wäre nicht möglich gewesen ohne einen vorherigen Columbus. So feiere denn die neue Zeit jene Hütte als eine Stätte, von wo Licht ausging!

Columbus' Geburtshaus in Cogoletto.

Daneben dürfen wir nicht gering anschlagen die Unsumme neuer Thatsachen, welche mit und in Folge der Entdeckung Amerikas bis auf heute den Schatz des menschlichen Wissens vermehrt haben. Welche unerhörten Bereicherungen erhielten nicht die Naturwissenschaften, die Sternen- und Erdkunde, die physikalische Erdkunde vor allen (Columbus selbst entdeckte zuerst die Abweichung der Magnetnadel), die Gesteins-, Pflanzen- und Thierkunde, die Schifffahrtskunst; welche Bereicherungen der Verkehr mit edlen Metallen, Kostbarkeiten, Lebensmitteln (Cacao, Zucker ꝛc.), Kleidungsstoffen (Baumwolle, Pelzwerk ꝛc.); welchen Anstoß der Landbau in den verschiedensten Zonen (Zucker-, Mais-, Tabaks-Erzeugung ꝛc.)! Vor allem aber wichtig wurde es, daß der neue Erdtheil eine Fluth der unternehmendsten und thatkräftigsten Persönlichkeiten aus Europa zu sich hinüber lockte, um dort nützlich zu schaffen oder als Saat einer reichen Zukunft zu Grunde zu gehen. Zunächst strömten allerdings hauptsächlich wilde Abenteurer hinüber, dann herrschsüchtige

Staats- und Kirchenbeamte; bald aber folgten auch friedliche Colonisten, Arbeiter und Kaufleute. Nicht lange, so wurde Amerika die Zuflucht aller, welche Freiheit suchten, zuerst in religiösen, dann in politischen Dingen. Und die Freiheit wurzelte dort drüben zeitiger als im alten Lande ein, und kam von dort als Rückfracht zurück. Bis heute hat jeder Schritt, den Amerika zu seiner Befreiung gethan, einen Rückschlag auf entsprechende Theile Europas ausgeübt: Nordamerika auf England, Frankreich, selbst Deutschland, Südamerika auf Spanien und Portugal. „Mit dem Bekanntwerden Amerikas beginnt wirklich eine neue Periode der Menschen-, Völker- und Staatengeschichte. Denn wie der enge Wohnkreis wurde auch der menschliche Gedankenkreis dadurch zu einer höheren Stufe der Ideenwelt erhoben. Nun erst wurde Gesammtentwicklung aller Kräfte und Anlagen des Menschengeschlechtes durch die vollständige Kenntniß seines ganzen Erziehungshauses, des Erdballs, möglich," so schreibt Carl Ritter in seiner allgemeinen Erdkunde.

Am merkwürdigsten aber ist es, daß der oben geschilderte Columbus'sche Geist in den Amerikanern, wenigstens in den Bürgern der Vereinigten Staaten Nordamerikas, vollständig verkörpert, zu Fleisch und Blut geworden ist. Dies ist der den echten Yankee überall kennzeichnende Grundsatz des „go ahead", des Drauflosgehens. Wo der Europäer, und vor Allem der gute Deutsche, sich erst noch lange, lange bedenkt und das Für oder Wider einer Sache grübelnd abwägt: da hat sie der echte Amerikaner schon längst angepackt und in's Werk gesetzt; denn Probiren geht ihm über Studiren, und Zeit gewonnen heißt ihm Geld gewonnen. Neue Erfindungen, halbreife Pläne, bloße Einfälle ergreift der echte Yankee mit einer Raschheit und führt sie mit einer Entschiedenheit aus, wobei einem ehrlichen Deutschen ganz schwindelig zu Muthe wird. So kommt es freilich zu vielen Fehlschlägen; aber „dabei lernt man was!" So geschieht es aber auch andrerseits, daß keine Nation der Erde in gleich kurzer Zeit gleich viele große und schwierige Werke durchgeführt, gleich viele Erfindungen und Entdeckungen verwirklicht, gleich viele und bedeutende Verbesserungen in allen sachlichen und technischen Zweigen vollbracht hat, wie das energische und fortschrittstüchtige Volk der nordamerikanischen Freistaaten.

Und wenn dieses kühne Volk einst, hoffentlich bald, seine jetzige, mit derselben go ahead-Manier ergriffene Aufgabe beendet haben wird, dem Sclavenhalterthum ein Ende zu machen und den Schandfleck der Leibeigenschaft und Sclavenzüchterei von der Union abzuwaschen; wenn die Sterne Uncle Sam's, wieder alle auf einem Banner vereinigt, stolzer als jetzt in die alte Welt herüber leuchten werden: dann möge sich Amerika desjenigen Mannes erinnern, dem es nicht nur seine Entdeckung, sondern auch seine Fortschrittsprincipien zu verdanken hat. Dann möge sich neben der bescheidenen Hütte zu Cogoletto ein Riesenthurm erheben, welcher, weithin über den Golf von Genua sichtbar, ein Sternenbanner flaggend, in alle Welt hinausrufe: „Hier ist das Haus des Columbus!"

Die Geschichte der deutschen Telegraphie.

„C'est une idée germanique!" sagte am 5. November 1809 Napoleon I. zu seinem Leibarzt, dem Baron Jean Dominique Larrey, als dieser ihm einen vollständigen elektrischen Telegraphen vorgelegt und dabei erklärt hatte, daß mit diesem Apparat zwischen Straßburg und Paris eine unmittelbare Verbindung möglich sei, während der optische Telegraph, bei seiner Beschränktheit auf bestimmte Entfernungen, die Wiederholung der telegraphischen Zeichen auf vielen Stationen nothwendig mache und ebendeshalb vielfachen Mißverständnissen ausgesetzt sei, der Unterbrechungen seiner Thätigkeit durch Nacht und Nebel nicht zu gedenken. „C'est une idée germanique", wiederholte der Kaiser, indem er die Legung und Sicherung eines Verbindungsstranges von solcher Länge für viel zu schwierig erklärte, um ausgeführt zu werden, und wies damit die Erfindung als eine „deutsche Träumerei" — denn das lag in dem wegwerfenden Ton, mit welchem er sie als „idée germanique" bezeichnete — ohne Weiteres von sich.

Wir nehmen heute Napoleon's Ausspruch als ein geschichtliches Zeugniß auf für die deutsche Ehre der großen Erfindung. Daß dies aber überhaupt nöthig ist, daß trotz der hohen wissenschaftlichen Stellung des deutschen Erfinders, trotz der ausführlichen Darlegung der Erfindung in deutschen akademischen Denkschriften, trotz der Empfehlung durch bedeutende Männer der Wissenschaft in Frankreich, England, Rußland und Oesterreich, ja trotz der praktischen Ausführung im Kleinen an zwei Stätten deutscher Gelehrsamkeit, daß trotz alledem die deutsche Ehre der Erfindung so ganz und gar vergessen werden konnte, daß bis heute die große Menge im guten Glauben auf die Ehrlichkeit fremder Ansprüche die Ehre der Erfindung an Namen wie Morse knüpfte, der lediglich durch Verbesserungen sich Verdienste erworben hat, das ist ein so ganz gewöhnliches Stück deutscher Erfahrung, daß man sich am Ende wundert, wie Einen über derlei immer neue Entrüstung packen mag.

Der Erfinder des elektrischen Telegraphen ist der berühmte Anatom und Physiolog Samuel Thomas von Soemmerring, und die Zeit der Erfindung das Jahr 1809. Soemmerring, ein geborener Thorner, war Professor der Anatomie in Mainz, als die Universität daselbst aufgelöst wurde. Er lebte dann als praktischer Arzt in Frankfurt am Main, ging 1804 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach München und wurde 1810 königlich baierischer Geheimer Rath. Diese Notiz ist keine müßige, sie soll beweisen, daß hier das öffentliche Vorurtheil und die nationale Gleichgültigkeit nicht einen armen Forstmann, wie Ressel, den deutschen Erfinder der Schiffsschraube, oder einen armen Artillerie-Unteroffizier, wie Wilhelm Bauer, den deutschen Erfinder der unterseeischen Schifffahrt, vor sich hatte, sondern einen berühmten, hochverdienten und auch im Leben hochgehaltenen Mann.

Daß dieser deutsche Gelehrte einer der größten vergleichenden Anatomen der neuern Zeit gewesen, erzählt jedes Conversations-Lexikon. Dagegen hat bis heute das Kleingewerk der deutschen Biographie meist davon geschwiegen, daß diesem Gelehrten allein auch die Ehre zukommt, um die sich noch in der neuesten Zeit Russen, Engländer und Amerikaner streiten, die Ehre der ersten Idee, den Galvanismus für Telegraphie zu benutzen. Die Veranlassung zu dieser Erfindung war folgende.

Am 5. Julius 1809 saß Soemmerring in Bogenhausen an der Tafel des Ministers Grafen Montgelas. Im Laufe der Unterhaltung äußerte der Minister gegen den von ihm sehr geschätzten Gelehrten, die Akademie würde ihn erfreuen, wenn sie ihm Vorschläge zu einem möglichst zweckmäßigen Telegraphen vorlege. Dieser Wunsch war es, der die Erfindung erzeugte, und ihr selbst war bereits auf wissenschaftlichem Wege vorgearbeitet. Soemmerring beschäftigte sich nämlich neben seinen Berufsarbeiten gern mit physikalischen, chemischen und astronomischen Studien. Sie hatten ihn schon 1801 zu Versuchen mit der Voltaischen Säule geführt und die Wirkung derselben auf das Nervensystem in ihm schon damals die Ahnung einer Analogie zwischen galvanischer Erregung und Nerventhätigkeit erweckt. Konnte ihm da der Gedanke fern sein, isolirte galvanische Drähte zu einem telegraphischen Leitungsseil zusammenzuwinden „und dadurch ein, wenn auch noch grobes Analogon eines Nervenstrangs zu construiren"? — Wie er nun, daran festhaltend, Versuch an Versuch reiht, bis endlich die ganze Erfindung vollendet und der erste Apparat in seiner Thätigkeit erprobt ist, dies Alles hat Soemmerring in einem Tagebuch niedergelegt, aus welchem sein Sohn, Hofrath Dr. W. Soemmerring, das Wesentlichste in einer Schrift* veröffentlichte, die uns für diesen Artikel als Vorlage dient.

Die hauptsächlichsten Tagebuchsätze sind:

Am 8. Juli 1809. „Die ersten Versuche gemacht, die Voltaische Säule zu einem Telegraphen zu verwenden, nämlich durch Gasentbindung Buchstaben an entfernten Orten zu bezeichnen. Die Batterie hatte 15 Gaeter Brabanter Thaler, Filz mit gesättigter Kochsalz-Auflösung befeuchtet und Zinkplatten."

Am 22. Juli. „Endlich den Telegraphen geendigt."

Diesen ersten elektrischen Telegraphen der Erde theilen wir hier in Abbildung mit. Soemmerring hatte zu diesem „Trogapparat" bei Mechanikus Zettele in München einen Glaskasten anfertigen lassen, dessen Boden aus Kork besteht, und in welchem 27 einzelne Goldstifte befestigt und mit den Buchstaben des

* Der Elektrische Telegraph als deutsche Erfindung Samuel Thomas von Soemmerring's, aus dessen Tagebüchern nachgewiesen von Hofrath Dr. W. Soemmerring. Frankfurt am Main, 1863.

Alphabets nebst einem Wiederholungszeichen und Punkt bezeichnet sind, ferner für den Schreiber (des Telegramms) ein ähnliches Gestell, dessen 27 Zapfen ähnlich bezeichnet sind, wie die Abbildung zeigt.

Montag, den 28. August 1809. „Ich zeige meinen elektrischen Telegraphen in der Sitzung der Akademie vor. Gegenwärtig waren: Jacobi, Schlichtegroll, Krenner, Pallhausen, Niethammer, Martini, Reichenbach, Neumann, Gehlen, Moll, Ritter, Ellinger, Pezzl, Flurl, Güthe und Imhoff." Welche gewichtigen Zeugen für den deutschen Ursprung einer solchen Erfindung, — der trotz dieser deutschen Akademie so gründlich aus dem Gedächtniß der Zeitgenossen im Vaterland verschwinden sollte!

Im Herbst dieses Jahres 1809 war es, wo Napoleon mit seinem Leibarzt, Baron Larrey, nach München kam. Durch letztern, einen Verehrer Soemmerring's, gelangte, wie wir im Eingang erzählten, der neue Telegraph zur Kenntniß des französischen Kaisers.

Napoleon war nicht der einzige Zweifler an der Ausführbarkeit dieser „Idée germanique"; er fand auch hierin bei den Landsleuten Soemmerring's den eifrigsten Beistand. Ein Herr Premierlieutenant Prätorius erklärte, noch ehe in den Denkschriften der Münchener Akademie die Darstellung der Apparate mit den Abbildungen veröffentlicht war, die ganze Sache für eine paradoxe Idee, die wohl nur einem Scherze ihren Ursprung verdanke. Das geschah in Gilbert's Annalen und unter der Ueberschrift: „über die Unstatthaftigkeit der elektrischen Telegraphen für weite Fernen." —

Aber auch die wissenschaftlichen Zeugen für die Erfindung mehrten sich. Trotz der Abneigung Napoleon's gegen dieselbe, legte Larrey den Apparat in einer Sitzung des Instituts von Frankreich am 5. December 1809 vor, und es wurde eine aus Biot, Carnot, Charles und Monge bestehende Commission zur Berichterstattung darüber ernannt. Der Bericht selbst ist zwar nicht vorzufinden, aber Biot hat die Belohnung Morse's in Paris noch mit erlebt und dasselbe Stillschweigen dazu beobachtet, wie so viele Männer der Wissenschaft in Deutschland.

Noch mehr geschah für das Bekanntwerden der Erfindung im Jahre 1811. Jetzt erst erschien der Band der Denkschriften der Münchener Akademie, welcher Beschreibung und Zeichnung der Apparate enthielt. — Im Juni dieses Jahres wird zuerst des Kais. Russ. Staatsraths Barons Schilling von Cannstadt Erwähnung gethan, durch welchen die Kunde der Erfindung nach Rußland kam. Nachdem derselbe gemeinsam mit Soemmerring viele neue Versuche gemacht, u. A. den, den elektrischen Strom durch fließendes Wasser (durch einen Canal und längs der Ufer der Isar) zu führen, nahm er einen ganz nach Soemmerring's Plan in München verfertigten Telegraphen mit nach Petersburg. Hier wohnte Kaiser Alexander selbst dem Versuche bei, mittels eines durch die Newa geleiteten Drahts eine Kanone der Peter-Pauls-Festung auf das Commando des Kaisers durch den elektrischen Funken abzufeuern. An eine Ausführung in's Große dachte man jedoch nicht.

Der im Mai 1811 aus Paris zurückgeschickte Apparat hatte die Ehre, die Erfindung Soemmerring's auch vor den dritten Kaiser Europa's zur Parade zu bringen. Ein russischer Graf Potocki ließ denselben am 5. Juli in Wien vor Franz I., der Kaiserin und den Erzherzogen Karl und Johann operiren. Seine Majestät waren „enchantirt" und wünschten sich einen solchen Telegraphen zur Verbindung von Wien und — Laxenburg. Selbst dieser bescheidene Wunsch blieb unerfüllt.

Am meisten schien Dalberg, der damalige Großherzog von Frankfurt, die interessante Neuigkeit zu würdigen, denn er überraschte Soemmerring dafür mit einem sehr ehrenden Schreiben und einer goldenen Medaille mit seinem Bildniß. Auch anderswo, in der Schweiz und in Holland, fand der Apparat laute Anerkennung.

Trotz aller dieser Zeichen von der erkannten Wichtigkeit der Erfindung blieb sie eine wissenschaftliche Rarität ohne praktische Anwendung; selbst der berühmte Mathematiker und Astronom Gauß in Göttingen, der im April 1815 ihretwegen nach München reiste, schien ihr damals noch keine andere Bedeutung verschaffen zu können.

Weil nun weder die drei Kaiser, noch die übrigen intelligenteren Fürsten, noch die Gelehrten des Continents dem großen Werke Soemmerring's die ihm gebührende Bahn zu eröffnen verstanden hatten, so suchte endlich auch Soemmerring sein Heil in England. Er übergab am 15. Mai 1816 dem damaligen englischen Legationssecretair Sir Lyonel Harvey in München einen Telegraphen mit einer ausführlichen Abhandlung für Humphry Davy, den größten Chemiker Englands. Die Sendung kam jedoch zurück, angeblich weil die englischen Zollbehörden dem Apparat den Eingang verweigerten! — — Eine zweite Zuschrift an Harvey, der indeß britischer Gesandter in München geworden war, datirt vom 20. Mai 1819 und schließt mit den denkwürdigen Worten: „Ich übergebe meine Erfindung mit allem Vertrauen der tiefen Kenntniß, dem unparteiischen, nachsichtigen und edlen Charakter Sir Humphry Davy's in der Ueberzeugung, daß unter seinem Schutze dieser elektrische Telegraph nicht nur manche Verbesserungen gewinnen, sondern sehr bald zur höchsten Vollendung und zum beständigen Nutzen Großbritanniens gediehen sein wird." Und an Davy selbst schrieb er: „Sie werden es vielleicht noch erleben, daß der Telegraph durch den Canal geführt wird." So sicher blickte Soemmerring in die Zukunft seiner Erfindung.

Doch auch dieser Schritt blieb ohne Erfolg. Im folgenden Jahre wurde Oersted's, des großen dänischen Physikers, Entdeckung des Elektromagnetismus bekannt, den der oben genannte Baron Schilling v. Cannstadt sofort zur Construirung eines elektromagnetischen Telegraphen (mit zwei Leitungsdrähten) benutzte. In demselben Jahre siedelte Soemmerring von München wieder nach Frankfurt am Main über, wo er am 2. März 1830 starb.

Der Mann war todt, sein Werk konnte nicht untergehen, — aber sein Name konnte von diesem Werke getrennt, verschwiegen und endlich sogar vergessen werden.

Elektrischer Telegraph von Soemmerring.

A Voltaische Säule, deren Pole durch zwei Leitungsdrähte mit B¹, dem Telegraphen des Schreibers, verbunden sind. B² die vordere und B³ die obere Seite desselben. Bei B² stecken die mit beiden Polen der Säule durch Drähte verbundenen zwei Zäpfchen auf den durchlöcherten Stiften B³, welche zu den 24 einzeln isolirten zum Leitungsziel E verbundenen Drähten führen. In C¹, dem Telegraphen des Empfängers, endigen diese in 24 Goldspitzen, welche in dem Boden des mit Wasser gefüllten Glastroges C² befestigt sind, an denen die sich entbindenden Gasströme die auf B¹ vom Schreiber bezeichneten Buchstaben dem Empfänger angeben. Soll der Wecker D den Empfänger aufmerksam machen, so steckt der Schreiber die zwei Zäpfchen bei B¹ auf die Stifte B und C, wodurch, wie C³ zeigt, an den entsprechenden zwei Goldspitzen Gas entwickelt wird, welches den Löffel in die Höhe hebt, der am Ende eines gebogenen Hebels bei C¹ auf dem Glaskasten über B und C beweglich angebracht ist. Er kömmt dadurch in die bei C¹ punktirte Lage, das am andern Ende aufgesteckte Bleikügelchen fällt durch den Trichter auf die Schale des Weckers D und löst ihn aus, daß er zu schlagen anfängt.

Die Ehre der ersten praktischen Anwendung des elektromagnetischen Telegraphen sollte, trotz des Mißgeschicks des Erfinders des elektrischen, Deutschland dennoch zu Theil werden. Im Jahre 1833 construirten die Professoren Gauß (der, wie oben bemerkt, achtzehn Jahre früher Soemmerring's Apparat in München kennen gelernt hatte) und Weber in Göttingen einen sogen. Nadel-Telegraphen, welcher mit einer doppelten Drahtleitung das physikalische Cabinet der Universität mit dem außerhalb der Stadt gelegenen Observatorium in Verbindung setzte. Und vier Jahre später mußte wunderbarer Weise in München, der Heimstätte der Erfindung, Professor Steinheil von Göttingen aus angeregt werden, die Sternwarte in demselben Bogenhausen, wo die erste Anregung zu dieser Erfindung durch Montgelas gegeben worden, mit dem nämlichen Münchener Akademie-Gebäude, in welchem Soemmerring die ersten Versuche mit seinem Apparate öffentlich angestellt hatte, durch elektrische Telegraphendrähte bleibend zu verbinden.

Vierzehn Tage später, am 25. Juli 1837, feierte England das Fest der Einführung des ersten elektro-magnetischen Telegraphen durch den Probeversuch am Londoner Terminus der Nord-Westbahn mit einem Drahte von 1½ englischen Meilen Länge.

Es gehört zur Aufgabe dieses Artikels, den Weg nachzuweisen, auf welchem die deutsche Erfindung nach England kam, denn es war dies nicht der gerade der directen Mittheilung Soemmerring's an Humphry Davy, sondern ein sehr krummer.

Oben ist es gesagt, daß Baron v. Schilling Soemmerring's Telegraphen nach Petersburg gebracht, und daß er 1820 den ersten Versuch der Benutzung des Elektromagnetismus für die Telegraphie gemacht hat. Mit einem solchen, und zwar dem ersten, elektromagnetischen Apparat kam v. Schilling 1835 zur Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte nach Bonn. Hier zog derselbe besonders die Aufmerksamkeit des Prof. Munke von Heidelberg auf sich. Als Schilling mit seinem Apparat von Bonn nach Frankfurt ging und ihn in dem damals noch jungen physikalischen Verein bei Valentin Albert zeigte, kam auch Munke herbei und ließ den Apparat bei Albert nachmachen, um ihn für seine Vorlesungen in Heidelberg zu benutzen. In Heidelberg hielt sich damals ein Engländer, William Fothergill Cooke, auf, um im anatomischen Institut Wachspräparate für die neue Universität in Durham anzufertigen, und diesem erklärte Munke am 6. März 1836 den von Frankfurt mitgebrachten Telegraphen. Der Blick des Engländers sprang sofort kühn über die Beschränktheit des wissenschaftlichen Experimentirens mit der großen Erfindung hinweg; er gab seine ganze bisherige Beschäftigung auf, eilte mit seinem Funde nach England, wo er schon am 22. April ankam, und verfolgte fortan unablässig seinen Plan: elektromagnetische Telegraphen bei den Eisenbahnen in England einzuführen. Aber erst im Jahre 1837 kam er zum Ziel, und zwar nur durch seine Verbindung mit dem Professor der Physik am Kings-Collegium zu London, Wheatstone, mit dem er am 12. Juni ein Patent auf die Erfindung nahm und, wie bereits bemerkt, am 25. Juli die ersten Telegramme Englands durch den Draht sandte.

Die Entdeckung dieses Weges der deutschen Erfindung über Rußland, Bonn, Frankfurt und Heidelberg nach England und auch nach Amerika verdanken wir dem russischen Staatsrath Dr. v. Hamel, der, wie Schilling, ein Deutsch-Russe und für alle neuen Entdeckungen und Erfindungen lebhaft interessirt, es sich große Reisen in Europa und Amerika kosten ließ, um der Geschichte der Telegraphie auf die wahre Spur zu kommen. Ihm selbst gestand nämlich der Amerikaner Morse, welcher offenbar den Telegraphen auf seinen wiederholten Reisen in Europa kennen gelernt hatte, daß er die ersten Versuche mit einem noch sehr unvollkommenen Schreib-Telegraphen erst am 4. September 1837 gemacht habe — also 28 Jahre nach Soemmerring's Erfindung und 17 Jahre nach Schilling's erster Verbesserung derselben!

Das ist die Geschichte der deutschen Telegraphie. Es liegt nicht in der deutschen Art, fremdes Verdienst zu verschweigen. Bereitwillig ist es anzuerkennen, daß Wheatstone und Morse die große Erfindung erst in's große Leben einführten und daß jener durch die Vervollkommnung des Nadeltelegraphen, dieser durch Construirung des Schreibtelegraphen, und beide durch die Energie in der Verfolgung ihrer praktischen Zwecke sich ein Recht auf besondere Auszeichnung in der Geschichte der Erfindung erworben haben; aber die Erfinder der Telegraphie sind sie nicht, und es war ebensoviel Anmaßung von jener Seite, die Huldigungen Europa's und Amerika's mit stolzer Erfindermiene entgegenzunehmen, als es namentlich in Deutschland mehr als die alte Lahmheit und Zahmheit gegen auswärtige Frechheit war, in diese Huldigungen mit einzustimmen und mit den Lorbeerhaufen für den Engländer und den Amerikaner den deutschen Erfinder so hoch zu überdecken, daß sieben Jahre nach seinem Tode sein Name für die Erfindung verschollen war und daß es zwanzig Jahre später gelehrter Forschungen bedurfte, um für ihn und Deutschland die Ehre der Erfindung zu retten!

Blätter und Blüthen.

Drei große deutsche Erfindungen dieses Jahrhunderts und ihre Schicksale. Von der Ehren-Schwärmerei, welche wir Deutsche mit unsern großen Erfindern, wenn sie todt sind, treiben, möchten wir, mit Bezug auf obenstehenden Artikel, einmal einfach auf die nationalökonomischen Verluste hinweisen, die wir dadurch erlitten haben, daß wir die erste Ausbeute unserer größten Erfindungen immer den Fremden überlassen haben.

Wir wählen dazu drei Zeitgenossen. Joseph Ressel* ist der Erfinder der Schiffsschraube. Schon 1812 war diese Erfindung fertig und erprobt, und erst 1840 feierte sie als englische Erfindung eine großartige Auferstehung. Welchen Vorsprung hätte die österreichische Marine gewinnen können, hätte sie sich 1812 zum Alleinherrn dieser Erfindung gemacht! Wer berechnet den Schaden, welcher der deutschen Schifffahrt durch die unverzeihliche Mißhandlung dieser großen Geistesgeburt zugefügt wurde? — Und als im Jahre 1852 die englische Regierung für den wirklichen Erfinder der Propellerschraube einen Preis von 20,000 Pfd. Sterl. aussetzte, — und die von der österreichischen Regierung beglaubigten Actenstücke über den deutschen Ursprung der Erfindung nach London wanderten, — wer erhielt die schöne Summe? Fünf Engländer, deren Namen die britische Admiralität noch heute nicht bekannt gemacht hat!

Noch einleuchtender sind die Vortheile, welche Deutschland über die ganze Verkehrswelt in Europa errungen hätte, wenn Soemmerring's Erfindung der elektrischen Telegraphie zuerst bei uns verstanden und in's Große ausgeführt worden wäre. Wie mit der Schiffsschraube, war mit der Telegraphie Deutschland dem Ausland um 20–30 Jahre voraus! Wer berechnet die Größe des deutschen Verlustes durch die Verwahrlosung einer solchen Erfindung? — Und zum Schluß derselbe Hohn des Auslandes für die Erfinderehre: der Amerikaner Morse steckt mit derselben Gemüthsruhe die kaiserl. französ. Belohnung von 400,000 Fr. ein, aber doch mit mehr Recht, wie jene fünf Engländer die 20,000 Pfd. Sterl. — und den Deutschen bleibt nichts übrig, als nun dem eigentlichen Erfinder Soemmerring nachträglich zu dem landüblichen Denkmal zu verhelfen.

Der dritte Zeitgenosse ist Wilhelm Bauer. Seine wichtigste Erfindung ist die der unterseeischen Schifffahrt. Sie ist erprobt, Rußland hat das theure Lehrgeld für sie bezahlt, und sie ist seitdem durch wesentliche Verbesserungen vervollkommnet. Wird Deutschland, durch seine bisherigen Erfindungs-Verluste belehrt, aus ihr den ersten Nutzen ziehen? Die Gelegenheit war da, Ehre und Vortheil geboten es, und es ist nicht geschehen! Hätte nur ein halbes Dutzend Bauer'scher unterseeischer Schiffe als Brandtaucher die Nord- und Ostsee befahren und wäre nur ein einziges dänisches Kriegsschiff durch eine solche Brandtaucher-Mine in die Luft geflogen, — der dänische Seeraub wäre gelegt gewesen! Millionen deutschen Gutes hätten ihren unsichtbaren Schutz gefunden. Ja, noch mehr: die Zufuhr von den dänischen Inseln zum Festland wäre abgeschnitten gewesen, kein Panzer- und Thurmschiff hätte sich in Alsens und des Sundewitts Nähe gewagt, und Hunderte braver Männer und Jünglinge hätten den wenn auch noch so rühmlichen Heldentod ersparen können, um als Lebende die heilsame Wirkung einer nationalen Erfindung zu preisen! — Jetzt bauen Rußland, Frankreich, Spanien unterseeische Schiffe, und Amerika hat den ersten Triumph der deutschen Erfindung davongetragen! Am 17. Febr. dieses Jahres wurde von einem nach Wilh. Bauer's Princip gebauten Brandtaucher der nordamerikanischen Südstaaten die Unions-Corvette Hausatonic von 1200 Tonnen und 13 Kanonen in die Luft gesprengt. Wer wird nun der Preisträger dieser deutschen Erfindung sein? Sollte nicht der Erfolg derselben in Amerika endlich den Deutschen die Augen öffnen? Muß man es unseren Küstenstaaten erst bei Heller und Pfennig verrechnen, daß sie nimmermehr im Stande sind, eine oberseeische Flotte zu schaffen, mit welcher sie den vereinigten Flotten von England und Frankreich erfolgreichen Widerstand zu leisten vermögen, aber daß eine unterseeische Flotte nach Bauer's Princip sie nicht nur zu Herren ihrer Küsten, sondern auch zu Herren auf der See hätte erheben können? Wie viel ist jetzt schon verloren durch diese neue deutsche Saumseligkeit! Und doch kann noch weit mehr verloren gehen, wenn die Deutschen sich nicht noch heute zu einem energischen Aufraffen entschließen und wenigstens ihre Flottengelder an die Ausführung einer deutschen Erfindung wagen, die im Auslande nun sattsam erprobt ist! *

* Vgl. Gartenlaube, 1863, S. 124.

* Einen Aufruf Wilhelm Bauer's an die deutschen Regierungen und Patrioten, ihm die Mittel zum Bau von sechs Brandtauchern zu gewähren, haben wir in den deutschen Blättern Nr. 19. mitgetheilt, nachdem dringende briefliche Aufforderungen Fr. Hofmann's an den Sechsunddreißiger-Ausschuß und an die Erlanger Landesversammlung, sich der Erfindung Bauer's zum Besten der schleswig holsteinischen Sache anzunehmen, vergeblich gewesen waren. Die Red.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 21. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Heimathschein.

Von **Fr. Gerstäcker**.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen freilich brachen die Wetzbauer früh auf, denn allzu lange konnten und durften sie nicht von daheim wegbleiben. Im Haus selber gab es jetzt auch viel zu thun mit Aufräumen, Ordnen und Reinigen. Ein solches Fest mußte sich spät in den nächsten Tag hineinziehen, und es war schon eine tüchtige Arbeit nur das grüne Werk wieder alles hinauszuschaffen und das Haus blank zu kehren. Um acht Uhr Morgens war aber auch das Letzte beseitigt und Katharine unten in der Stube beschäftigt, das zweite Frühstück für den Vater und Hans herzurichten, daß sie es gleich bereit fänden, wenn sie vom Feld herein kamen.

„Nun, Kathrine," sagte die Mutter, die in der Stube an ihrem Spinnrad saß, denn müßig konnte sie nun einmal nicht sein, „wie hat Dir denn gestern dem Hans seine Braut gefallen? Du hast mir ja noch kein Wort darüber gesagt. Gelt, das ist ein sauber Mädel?"

„Ei gewiß, Mutter," sagte das junge Mädchen, ohne sich aber dabei in ihrer Arbeit stören zu lassen, „das ist gar eine stattliche Maid und so hübsch und so vornehm. Mit der wird der Hans Ehre einlegen."

Die Mutter nickte mit dem Kopf, erwiderte aber nicht gleich etwas darauf, denn sie dachte eben über das Wort „vornehm" nach. Sonderbar, es war ihr auch fast so vorgekommen, als ob Lieschen fast ein bischen zu vornehm für eine wirkliche Bäuerin wäre, wenn es ihr auch noch nicht recht klar geworden. Die Wirthstochter ging im Grunde genau wie eine Stadtdame gekleidet und trug auch so ein neumodisch Ding, eine Crinoline nannten sie's ja, daß die Röcke nach allen Seiten hinausstanden. In den Kuhstall konnte sie mit den Kleidern auf keinen Fall gehen. Aber daheim führte sie ja doch auch die Wirthschaft und war so tüchtig und fleißig dabei, und bei der Arbeit würde sie gewiß schon andere Kleider haben. Wie hübsch hatte sie auch ihr Haar geflochten; viel Zeit ging da freilich drauf, wenn sie das hätte jeden Morgen so machen wollen, oder sie mußte eben ein bischen früher aufstehen.

Die Frau saß eine ganze Weile in tiefen Gedanken, und das Rädchen schnurrte dabei, daß es eine Lust war. Katharine sprach ebensowenig; es gab heute Morgen gar so viel zu thun.

„Aber ein gutes Herz hat sie gewiß," brach die Frau plötzlich wieder das Schweigen, und die Worte fuhren ihr eigentlich nur da so heraus, wo sie gerade in ihren Gedanken stehen geblieben war, „Ihr Beiden werdet gewiß recht gut mitsammen auskommen."

Katharine erschrak ordentlich, denn genau an dasselbe hatte sie eben auch gedacht und sich in dem Augenblick die nämliche Frage gestellt, der die Mutter jetzt Worte gab: Wie würde es werden, wenn die junge Frau in das Haus zog und die Wirthschaft selber übernahm? Würde diese auch so lieb und gut mit ihr sein wie die Mutter? oder würde sie selber überhaupt hier noch nöthig bleiben? Ob sie dann gut mitsammen auskämen? O gewiß; aber wenn nicht? Dann mußte die Fremde doch natürlich das Haus verlassen, ihre Heimath, und hinausziehen zu fremden Leuten. Und wäre es nicht besser gewesen, wenn sie das gleich vom Anfang an und freiwillig gethan hätte, ehe die Verhältnisse sie dazu zwangen? O gewiß, in vielen, vielen Stücken wäre es besser gewesen.

„Meinst Du nicht, Kathrine?" frug die Mutter noch einmal, da ihr das Mädchen, mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, nicht gleich eine Antwort gab.

„Ich? ei, gewiß, Mutter," sagte Katharine jetzt schnell, „warum denn nicht? Ich will sie gewiß lieb haben, wie eine Schwester, wenn sie mich nur noch im Hause brauchen können," setzte sie leiser hinzu und erschrak fast, als die Worte heraus waren.

Die Mutter sah rasch zu ihr auf, so rasch, daß ihr der Faden abriß, denn daß die Katharine daran denken könnte, je ihr Haus zu verlassen, daran hatte sie selbst im Leben noch nicht gedacht. War es denn nicht ihre eigene Tochter geworden durch die langen, langen Jahre?

„Unsinn, Kathrine," sagte sie aber auch gleich danach kopfschüttelnd und nahm den Faden wieder auf. „Dich sollten sie nicht brauchen können? Und wenn sie Dich nicht brauchten, glaubst Du, daß mein Alter und ich Dich missen möchten? Sprich mir nicht wieder solch Zeug, Mädel, oder Du bekommst es mit mir zu thun. Uebrigens ließ Dich Hans auch gar nicht fort, denn wie lieb Dich der hat, weißt Du, und daß er überall Deine Partei nimmt. Nein, Schatz," setzte sie gutmüthig hinzu, „mit uns bleibt's beim Alten, ob Du zu der jungen Frau passest oder nicht. Außer —" und sie nickte ihr dabei freundlich zu, „Du müßtest denn einmal von uns fortziehen wollen, wie das Lieschen jetzt bald aus der Eltern Hause zieht, dann freilich mit unserem besten Segen, Kind."

„Du lieber Gott, Mutter," sagte Katharine, und ein Seufzer hob dabei unwillkürlich ihre Brust, „damit hat's Zeit. Wenn Ihr mich nicht früher loswerdet, müßt Ihr mich wahrscheinlich bis an meinen Tod bei Euch behalten."

„Denkst Du eher zu sterben, als wir, Kathrine?" lächelte die Frau wehmüthig.

„Wir wollen nicht vom Sterben reden, Mutter," sagte Katharine, ging auf die Mutter zu und drückte ihr herzlich die Hand, „wenn es kommt, kommt's. Es war nur so eine dumme Redensart von mir. Seid mir nicht böse drum." Und sich rasch abdrehend, verließ sie das Zimmer.

Die Mutter sah ihr wohl eine Minute kopfschüttelnd nach, dann nahm sie ihren wieder und wieder abgerissenen Faden noch einmal auf und spann emsig weiter; allein das eben Besprochene konnte sie doch nicht aus dem Kopfe bringen; es ging ihr immer rund darin herum.

„Arme Kathrine," dachte sie dabei, „das Kind hat Sorge, daß es aus dem Haus muß, wenn die neue Hausfrau einzieht; aber dann kennt es mich und meinen Alten schlecht. Du bleibst, das weiß ich, oder ich ging selber mit aus dem Hause," nickte sie leise vor sich hin, und mit dem Entschluß schnurrte das Rädchen noch viel schärfer, als vorher.

6. Weltliche und geistliche Behörden.

War aber Hans schon ungeduldig und bös geworden, wie es ihm die ersten acht und vierzehn Tage mit den nöthigen Papieren nicht fördern wollte, so bekam er nachher noch eine weit vortrefflichere Gelegenheit, seine Langmuth auf die Probe zu stellen, denn Jenes schien nur der Anfang gewesen zu sein von dem Herüber- und Hinüber-Spiel.

Erstlich erklärte der General-Superintendent, nachdem er die Eingabe des alten Barthold einen vollen Monat im Haus gehabt, daß er in der ganzen Sache gar nichts thun könne, die müsse doch noch vor das Consistorium gebracht werden, wo man sie dann in gemeinschaftlicher Sitzung berathen würde; und dann war der Heimathschein noch immer nicht eingetroffen.

Wie der alte Barthold, der jetzt schon fünf Mal wegen der einen Eingabe in der Stadt gewesen, diesmal wieder nach Hause kam, mocht' er's dem Hans gar nicht sagen, was für einen Erfolg er gehabt. Hans sah es ihm aber doch am Gesicht an, und wenn in dem Augenblick eine Revolution ausgebrochen wäre, Hans hätte sich mit in den dicksten Haufen geworfen, nur um seine Wuth erst einmal an den „Gerichtsschreibern" und den „Pfaffen", wie er ein hohes Consistorium sehr unehrerbietig nannte, auszulassen.

Und der Heimathschein erst — was für eine Masse Papier die Leute in der Stadt schon in der Angelegenheit verschrieben hatten, nur um herauszubekommen, welcher Fleck in Deutschland ihm nachher auf einem Viertelbogen bescheinigte, daß er überhaupt da sei und das Recht habe, hier oder dort einmal Ansprüche an das Gemeindearmenhaus zu machen. Es war ganz erstaunlich, und man hätte nun glauben sollen, sie wären auf dem Gericht selber bös geworden über die entsetzliche Mühe und Arbeit, die es ihnen machte, aber Gott bewahre. Immer gut gelaunt blieben sie dabei, und wenn der alte Barthold auf seinen verschiedenen Streifzügen in die Stadt bei ihnen anfrug, wie denn die Sache mit dem Heimathschein stände, so schlugen sie erst eine Menge von Büchern nach, — und jetzt hätten sie's eigentlich auch schon aus dem Kopf wissen können — und lachten und meinten dann, er möchte einmal in sechs Wochen wieder nachfragen.

Doch wie könnte ich dem Leser einen Begriff von all den Weitläufigkeiten, Laufereien, Schreibereien, Scheerereien und Quälereien geben, die nur das eine Wort „Heimathschein" in sich begreift! Hat er's selber schon einmal durchgemacht, so kennt er's, und nickt nur traurig mit dem Kopf, wenn er daran zurückdenkt. Hat er's aber noch nicht durchgemacht, dann glaubt er's nicht einmal und denkt, man übertreibt, nur um den Gerichten eins anzuhängen.

Unsere Gesetze sind wohl ganz schön und auch gewiß gerecht, es ist nur der Henker, daß eine große Anzahl von Menschen ihre ganze Lebenszeit daran verwenden muß, um einzig und allein herauszuklügeln, wie sie zu verstehen sind. Und wenn sie dann nachher nur noch einerlei Meinung wären, aber Gott bewahre. Die Einen sagen: dies Gesetz bedeutet das, und das ist darunter gemeint, und die Anderen rufen nachher: Aber du mein Himmel, es fällt ihm ja gar nicht ein, gerade das Gegentheil ist darunter verstanden; und bis dann nicht ein Dritter dazu kommt, von dem man auch nicht recht fest überzeugt ist, ob er's genau weiß und sagt: Du hast Recht und Du hast Unrecht, zahlt der ruhige Staatsbürger, für den sie eigentlich gemacht sind, der aber gar nichts davon versteht, ganz einfach vierteljährlich seine Kosten und bekommt nachher ein schriftliches Urtheil zugeschickt, mit dem er indeß wieder erst zu einem Anderen gehen muß, um nur zu verstehen, was da in deutscher Sprache geschrieben ist.

Das nennt man nachher einen Proceß, und wer ihn gewinnt, hat Glück.

Bei einem Heimathschein ist wenigstens das eine Gute, daß man die Schreibereien nicht alle zu bezahlen hat — das Gericht thut das zu seinem eigenen Vergnügen — aber Hans bekam keinen, wenigstens die ersten drei Monate nicht, und es half nichts, daß sich sein Vater und der Traubenwirth in der Stadt erboten, Bürgschaft zu leisten, soviel sie haben wollten, daß er keiner hiesigen Gemeinde einmal zur Last fiele. „Das ginge nicht," meinten die Herren vom Gericht, vom Kreisgericht bis zum Ministerium hinauf. Vor allen Dingen müßte jetzt erst einmal ausgeforscht werden, wohin Hans eigentlich gehöre, und wieder wurden Briefe nach Preußen und Ungarn geschickt und Acten hinübergesandt und von dort einverlangt; das war aber auch Alles. In der Sache selber blieb's beim Alten, und die Hochzeit konnte natürlich noch immer nicht stattfinden, denn der Pfarrer durfte vorher nicht einmal das Aufgebot erlassen.

Hans war außer sich, denn nun kam auch noch die Ernte dazwischen, wo sich, des schlechten, unsicheren Wetters wegen, die Arbeit so häufte, daß er oft nicht einmal Sonntags hinüber nach Wetzlau konnte.

Es war an einem solchen Sonntagsabende, sie hatten den ganzen Tag eingefahren und eben das letzte trockene Fuder hereingebracht und abgeladen, als er in die Stube kam, seinen Hut in die Ecke, sich auf einen Stuhl warf und, den Kopf in die Hand stützend, sich und sein Geschick verwünschte.

„Ich wollt', ich wär' todt," rief er aus, „todt und begraben und weg von der Erde, daß ich nur das Elend nicht mehr länger ansehen müßte; und viel länger halt' ich's überdies nicht aus, denn Gift und Galle bringen mich doch über kurz oder lang in's Grab. Giebt es denn in der ganzen Welt einen Menschen, der mehr Unglück hat, als ich?"

„Aber Hans, um Gottes willen, versündige Dich nicht," bat die Mutter, doch der Vater sagte:

„Du sprichst wie ein Kind, Hans, und solltest Dich schämen. Sind das Reden für einen erwachsenen Menschen? Kannst Du's ändern, kann ich's ändern? Haben wir nicht bis jetzt Alles gethan, was in unseren Kräften stand, um Dir über die Schwierigkeit hinauszuhelfen, und hat es sich machen lassen mit all unserer Mühe? Wer also trägt die Schuld?"

„Seid nicht bös, Vater," rief Hans, „ich weiß ja wohl, daß Ihr keine Schuld dabei habt, 's ist auch nur allein mein ewiges Unglück, das ich mit Allem habe, was ich nur anfasse."

„Hans," sagte der alte Barthold ernst, „wenn ich Deiner Jugend nicht die unbedachten Worte zu gute hielte, würde ich jetzt ernstlich böse auf Dich werden. Was hast Du denn schon für wirkliches Unglück im Leben gehabt, und weißt Du denn überhaupt, ob es ein Unglück ist, daß Deine Heirath jetzt hinausgezögert wird?"

„Aber Vater —"

„Ihr junges Volk," sagte der Vater ernst, ohne sich irre machen zu lassen, „beurtheilt immer Alles nur nach dem Augenblick, ob es Euch paßt oder nicht. Was paßt, wird ruhig hingenommen, als ob es nicht anders sein könnte; was nicht paßt, ist ein Unglück, eine Verfolgung des Schicksals, eine Ungerechtigkeit, und wie die Faseleien alle heißen. Es geschieht nichts umsonst! Wenn Du einmal älter bist, wirst Du mir das aus eigener Erfahrung bestätigen. In dem gewaltigen Weltgebäude fällt kein Sperling vom Dache ohne den Willen des Höchsten, und so wunderbar greift Alles ineinander, daß wir nur staunen und anbeten können, wenn wir die Wirkung sehen. Daß uns armen unbedeutenden Menschenkindern aber nicht verstattet ist, den lieben Gott in seiner geheimen Werkstätte zu belauschen und die einzelnen Fäden zu sehen, mit denen er die Geschicke der Menschen leitet, darüber bist Du unzufrieden. Du willst auch gleich wissen, warum das und das so ist, und weshalb Du gerade nicht auf der Stelle Deinen Willen haben kannst."

„Ach, Vater," brummte der junge Bursch verdrießlich vor sich hin, „das ist Alles schon recht, aber soll ich nicht die Geduld verlieren, wenn ich sehe, wie mir mein ganzes Leben verbittert

wird, blos einer albernen Weitläufigkeit wegen, die mit ein paar Federstrichen abgemacht wäre? Ich habe, was ich zum Leben brauche, und kann eine Frau ernähren, Lieschen ist mir gut, Ihr und Lieschens Eltern habt eingewilligt, und Monate lang könnten wir schon unseren neuen Hausstand haben; aber nein, da strecken lauter Leute, die mir nicht ein Stück Brod geben, wenn ich an der Straße verhungere, die Finger dazwischen und schreien: Nein, das geht nicht, die hohe Obrigkeit will's nicht, der liebe Gott nicht! Ist denn das nicht um den Verstand zu verlieren?"

„Wahre das Bischen, was Du hast, mein Junge!" sagte der Alte trocken, „Du weißt nicht, wie Du's noch 'mal im Leben brauchen kannst."

Und damit war das Gespräch über den Gegenstand für heute abgebrochen, aber die Sache wurde darum nicht anders, denn wieder vergingen Wochen, ohne daß weder von der geistlichen noch weltlichen Behörde ein Entscheid gekommen wäre. „Sie müssen warten," lautete die jedesmalige Antwort, „eine solche Sache läßt sich eben nicht über's Knie brechen," und dabei blieb's, einmal wie allemal.

Der arme Hans ging wirklich in Verzweiflung umher, und er glaubte oder bildete es sich auch wohl nur ein, daß Lieschen jetzt selber ungehalten über die Verzögerung würde und es ihn entgelten ließe. Es wollte ihm wenigstens so vorkommen, als ob sie lange nicht mehr so freundlich, so herzlich mit ihm sei, wie in früherer Zeit, wenn er sie drüben in Wetzlau aufsuchte, und welchen anderen Grund hätte sie dazu in der Welt haben können, als die verwünschte Heimathsangelegenheit? Er konnte sich nicht mehr helfen, er mußte Jemanden deshalb um Rath, um seine Meinung fragen, und Niemand schien ihm dazu passender, als seine Pflegeschwester. Niemand war es auch wohl.

„Sei nicht thöricht, Hans," sagte ihm diese aber freundlich. „Deine eigene üble Laune macht Dich Alles schwarz sehen; Du wirst drüben in Wetzlau gerade so mürrisch und verdrießlich ausgeschaut haben, wie hier, und daß das arme Lieschen sich darüber nicht glücklich fühlen konnte, willst Du sie nun auch noch entgelten lassen. Ist das recht?"

„Und glaubst Du wirklich, Kathrine, daß mich Lieschen recht von Herzen lieb hat und nicht bös auf mich werden würde, wenn's auch noch länger dauert?"

„Ich glaub's gewiß, Hans," sagte das junge Mädchen, aber mit recht leiser Stimme. „Es kann ja —" sie hielt plötzlich an, sah vor sich nieder und fuhr dann fort: „Bist Du denn schuld an der Verzögerung? Sie wird nur eben auch traurig sein, daß es so lange dauert, ehe sie — ihr Glück an Deiner Seite findet."

„Was wolltest Du vorher sagen, Kathrine? Du meintest ‚es kann ja —'"

Katharine erröthete leicht, aber sie sagte: „Ich bringe das, was ich sagen will, nicht immer so mit den rechten Worten heraus, aber gemeint ist's gut, Hans, das darfst Du mir glauben."

„Ich glaub Dir's, Kathrine," sagte Hans, drückte ihre Hand, während er ihr mit der Linken über die blonden Haare strich, und ging dann hinaus in den Stall, um nach seinen Pferden zu sehen.

Katharine setzte sich auf denselben Stuhl, auf dem Hans vorher gesessen hatte, stützte den Kopf in die Hand und schaute nach der untergehenden Sonne hinüber, die da drüben am Berghang die Kieferstämme mit ihrem rothen Gluthenschein übergoß und ihr blitzendes Licht in den Fenstern des Pfarrhauses wiederspiegelte.

7. Die Dreiberger Kirmeß.

Der Herbst rückte heran und die Zeit der Kirmeß, und die erste sollte in Dreiberg abgehalten werden. Am nächsten Sonntag wurde sie „angetrunken", und Hans durfte deshalb nicht so lange als gewöhnlich in Wetzlau bleiben. Aber er kehrte heute mit fröhlichem Herzen heim, denn Lieschen hatte geweint, als er ihr von seinem Verdacht erzählte, daß sie ihn nicht mehr so lieb habe, und war ihm dann um den Hals gefallen, und ihre Küsse brannten ihm noch auf den Lippen.

Der „Mosje aus der Stadt" wohnte freilich noch immer in der goldenen Traube und hatte mit ihnen an einem Tisch gegessen — was er alle Tage mit Lieschen und ihren Eltern that, da er sich bei ihnen in Kost gegeben. Der Herr war auch sehr aufmerksam gegen seine Braut gewesen, und eigentlich gefiel das Hans nicht recht, aber es ließ sich auch nicht gut etwas dagegen sagen. Das Zusammenlegen der Felder, besonders bei den verwickelten Eigenthumsverhältnissen in Wetzlau, war keine Arbeit, die sich eben in vierzehn Tagen abthun ließ, und das andere Wirthshaus im Dorfe so schlecht, daß ein anständiger Mensch dort nicht gut wohnen konnte. Jener Fremde — Herr von Secklaub hieß er — mußte also wohl oder übel in der Traube wohnen und essen, und daß er sich artig gegen die Tochter vom Haus betrug, konnte Hans ebenfalls nicht gut übelnehmen. Weit eher hätte er Grund dafür gehabt, wenn das Gegentheil der Fall gewesen. Lieschen sprach aber auch in der ganzen Zeit, da Hans in Wetzlau war, keine zehn Worte mit jenem Herrn, und als sie ihm auch noch zusagte, daß sie seine Platzjungfer auf der Kirmeß in Dreiberg sein wollte, hatte er alles Andere darüber vergessen — selbst den Heimathschein und das hohe Consistorium — und galoppirte so fröhlich und guter Dinge nach Hause, wie er lange nicht gewesen war.

Und heute Abend wurde die Kirmeß wirklich in Dreiberg angetrunken, wie man diese Feierlichkeit dort nennt; d. h. die jungen Burschen aus dem Orte kamen im Wirthshaus zusammen und behandelten die sehr wichtige Angelegenheit, wer die Kirmeß eigentlich von ihnen halten, d. h. bezahlen sollte. Zu dem Zweck mußten sich drei von ihnen zu sogenannten Platzburschen erbieten, die es übernahmen die sämmtlichen Kosten zu tragen, oder wenigstens dafür gut zu sagen. Erreichte die Einnahme nachher die Kosten nicht, so hatten sie aus ihrer Casse darauf zu legen, was daran fehlte.

Es versteht sich von selbst, daß sich immer die wohlhabendsten Burschen im Dorfe dazu erboten, und Hans war heute der Erste, der sich zu einem derselben meldete. Nach einigem Herüber- und Hinüberreden, denn die Sache kostete manchmal viel Geld, fanden sich auch noch die beiden Anderen, und jetzt mußte Jeder seine Platzjungfer nennen.

Das ging ebenfalls rasch genug: Hans nahm natürlich seine Braut, ein anderer Bauerssohn aus Dreiberg erklärte, seine Platzjungfer solle Barthold's Katharine sein, und der dritte hatte sich des Schulmeisters Tochter ausgesucht.

Nun kamen noch einige geschäftliche Angelegenheiten, denn die Platzburschen hatten auch für die Musik, die ganze Kirmeß durch, zu sorgen, wie sie ebenfalls während der Zeit Freibier halten mußten. Auf morgen Abend aber wurde, wie das jedes Mal so geschieht, das Ständchen angesetzt, das die Platzburschen ihren gewählten Mädchen geben, und ein Abgesandter der Stadtmusikanten, die gewöhnlich auf den Kirchweihen spielen, war schon zu dem Zweck herausgekommen, um die nöthigen Anordnungen zu hören und die Stärke des Orchesters mit den Platzburschen zu besprechen.

Gewöhnlich hatten diese nun immer zwölf „Musikanten" zu ihrem Tanz und Vergnügen gehalten, Hans aber bestand auf zwanzig, ohne den Kapellmeister, weil er die Sache glänzend durchgeführt haben wollte, und als die Anderen, der Kosten wegen, darauf nicht eingingen, erbot er sich die Ueberzähligen aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen. Der „Stadtmusikant" bekam dann gleich Befehl, morgen Abend um sieben Uhr mit seiner „Bande" an Ort und Stelle zu sein, und die beiden anderen Platzburschen — Lieschen wußte ja schon, daß sie gewählt sei, und kannte den dabei beobachteten Gebrauch — brachen jetzt auf, um ihren Platzjungfern die zugedachte Ehre anzuzeigen.

Katharine sträubte sich erst. Sie war bis jetzt nur dann zu Tanz gewesen, wenn Hans mit ihr ging, aber Hans redete ihr selber zu und bat sie, es seinet- und Lieschens wegen anzunehmen, das sich gewiß freuen würde, mit ihr da zusammen zu sein. Außerdem konnte sie es nicht einmal gut ausschlagen, ohne den jungen Burschen gröblich zu beleidigen. Er wäre gewiß nicht wenig von den Cameraden ausgelacht worden. So nahm sie es denn an, und die Mutter, die stolz darauf war, daß sie ihre Katharine zur Platzjungfer gewählt, hatte alle Hände voll zu thun, um den gehörigen Putz für sie herzurichten, denn Katharine sollte dem Barthold'schen Haus wahrhaftig keine Schande machen.

Die eigentliche Kirmeß fing erst in vier Wochen an, am nächsten Abend aber mußte den Platzjungfern, mit dem vollen Musikcorps, das Ständchen gebracht werden, und es ist dann Sitte, daß die Mädchen die Burschen sowohl, als die Musikanten mit Kaffee, Kuchen, Wurst und Brod tractiren. Da sie aber doch nicht gut bei allen dreien essen und trinken konnten, suchten sich die Burschen gewöhnlich zum Halteplatz den Ort aus, wo sie auf ein gutes „Tractament" rechnen konnten, und das war hier im Ort natür-

lich sicherer bei Barthold, als beim Schulmeister zu finden. Des Schulmeisters Tochter wurde deshalb, sowie die Musik eingetroffen war, zuerst heimgesucht, und das ganze Dorf lief zusammen, als das mächtige Musikcorps mit Pauken und Trompeten in die stille Nacht hineinwirbelte und einen ganz heillosen Lärmen machte. Dann nahm der Tänzer Bärbel's, denn so hieß das junge Mädchen, diese an den Arm, und nun zog der Trupp zu Barthold's hinüber, um dort den musikalischen Spectakel von neuem zu beginnen.

Der alte Barthold ließ sich aber nicht „lumpen". Aufgetragen war in der großen unteren Stube, was Küche und Keller nur liefern konnten, und wie sie sich dort ganz gehörig „gestärkt", ging der Zug — ohne die Mädchen natürlich — in einem Strich nach Wetzlau hinüber, denn der Traubenwirth war auch nicht zu verachten.

Das galt aber, wie gesagt, nur als das Vorspiel des Ganzen, denn vier Wochen später begann am Dienstag die wirkliche Kirmeß, die drei Tage dauerte, Freitag und Sonnabend war Ruhe, und am Sonntag wurde dann die sogenannte Nachkirmeß gehalten.

Am ersten Kirmeßtag aber ist es Sitte, daß die Platzburschen ihre Mädchen mit Musik abholen, und Hans natürlich hatte es sich etwas kosten lassen, um das seiner würdig in's Werk zu setzen. Er selber, mit dem üblichen Strauß im Knopfloch und einem anderen kleineren mit einem wehenden rothen Band daran am Hut, eröffnete an dem Morgen den Reigen, da Wetzlau am weitesten entfernt lag und er also sein Mädchen zuerst herüberbringen mußte. Er ritt seinen Braunen, ein prächtiges munteres Pferd, und dahinter kam ein mit Guirlanden und Büschen geschmückter Leiterwagen, auf den die ganze Musik gepackt war. Hinter dem Leiterwagen aber fuhr der Großknecht den kleinen steierischen Wagen leer hinüber, um darin die Platzjungfer, seine Braut, mit ihren Eltern abzuholen. Früh um sechs Uhr brachen sie auf. Lieschen war auch schon gerüstet und prangte im prachtvollen Schmuck der Platzjungfer, mit Blumen am Mieder und im Haar und einem carmoisinrothen Seidenbande in den dunklen Locken, genau dieselbe Farbe wie es ihr Platzbursche, der Hans, trug, was ihr gar so reizend stand.

Die Eltern wollten auch und zwar nur für heute mitfahren, denn drei Tage, so lange wie die Kirmeß dauerte, konnten sie nicht gut von Hause wegbleiben. Der alte Erlau zog es aber doch vor mit seiner Tochter den eigenen kleinen Wagen zu benutzen und sich nicht dem „Räderwerk" des Dreiberger Bauern anzuvertrauen. Er hatte jetzt Federn an seinem Wagen.

Dem Zug, dem sich noch ein Dutzend junge Burschen von Wetzlau anschlossen, folgte auch Herr von Secklaub, auf einem prachtvollen Rappen, seinem eigenen Pferd. Er schien sich ebenfalls einmal die Dreiberger Kirmeß mit ansehen zu wollen, und eingeladen war ja Jeder, der kommen wollte.

Die Gäste, d. h. der Traubenwirth mit seiner Familie, stiegen natürlich bei Barthold's ab, wo auch schon die anderen Platzburschen warteten, um Katharine abzuholen.

Und wie lieb Katharine heut aussah! Sie war in die Bauerntracht ihres Ortes gekleidet, und unwillkürlich flog Hansens Blick von ihr zu Lieschen, um zum ersten Mal die Beiden mit einander zu vergleichen. Lieschen war städtisch gekleidet, wie sie immer ging, heute aber wär' es Hansen fast lieber gewesen, sie hätte auch die Bauerntracht getragen. Es hätte mehr zu dem Ganzen gepaßt, so aber sah sie aus, als ob sie nicht recht dazu gehörte und nur zum Besuch herausgekommen wäre, und das war sie doch nicht. Er hatte sie auch wirklich darum bitten wollen, es aber wieder vergessen; was kam denn überhaupt auf die Tracht an? Woraus das Kleid nur gewebt war, das sie trug? dachte er dabei; es sah prächtig aus, mit hineingewirkten Blumen und Zierrathen, und die Blumen — künstlich gemachte, ihr Strauß und Kopfputz, die waren wirklich herrlich und so natürlich, daß man hätte daran riechen mögen — Moosrosen und Nelken stellten sie vor, weil sie, zu dem Band passend, roth sein mußten. Wo hatte sie nur so rasch die kostbaren Blumen herbekommen? — Lieschen war unbestritten das schönste Mädchen im Dorfe, und während des ganzen Festes, und obgleich sie mit Allen auf das Herzlichste und Unbefangenste sprach, hatten die beiden anderen Platzburschen doch einen ordentlichen Respect vor ihr, was jedenfalls die städtische kostbare Kleidung bewirkte, und doch war sie ja auch nur eines Bauern Tochter.

Viel heimischer wurde es ihnen dagegen bei Katharine zu Muthe, die mit ihrem kleidsamen kurzen Rock, den bunten Zwickelstrümpfen, dem geputzten Mieder und ihrem einfachen Kornblumenkranz im Haar, der zu dem blauen Bande paßte, ganz wie die Kornblume gegen die Moosrose abstach, aber doch auch wieder in ihrer Art gar wunderhübsch und lieblich aussah.

Ob sie sich in Lieschens Nähe gedrückt fühlte? sie schien heute lange nicht so heiter und fröhlich als sonst, während in Lieschens Augen das Vergnügen über das zu erwartende Fest ordentlich funkelte und sie in einem fort lachte und Hans über sein ehrbar steifes Wesen als Platzbursche neckte.

Jetzt war auch des Schulmeisters Tochter abgeholt, ein einfaches, doch auch gar liebes Mädchen, das einen weißen Strauß in den dunklen Haaren und am Mieder, und ein weißes Band in den Locken trug, und der Zug ging nun zur Kirmeßstange vor der Kirche. Hier tanzten erst die drei „Platzpaare" drei Tänze im Freien, welches Recht ihnen allein zustand, dann zog die ganze fröhliche Schaar auf den festlich geschmückten Tanzboden in das Wirthshaus.

(Schluß folgt.)

Im Hopfenparadiese.

Allen biertrinkenden Lesern und Leserinnen der Gartenlaube gewidmet.

Seit drei Tagen war ich in Nürnberg, und überall, wohin ich kam, fand ich die Geister seiner Bewohner von einem einzigen und dem nämlichen Gedanken beherrscht. Draußen in der Welt tönten noch da und dort, bald lauter, bald leiser, die Nachklänge des großen Leipziger Turnfestes, spukten Fürstentag und Bundesreform, Abgeordnetencongreß und nahende Octoberfeier den Menschen in den Köpfen, hier in Nürnberg war jegliche Politik und politische Spaltung vorläufig in dem einträchtigen Feldgeschrei „Hopfen, Hopfen, Hopfen!" auf- und untergegangen. Die ganze Stadt war eine einzige große Hopfenbörse geworden, seitdem in der Nachbarschaft die Hopfenernte begonnen hatte. Und so gar befremdlich konnte das nicht erscheinen, wenn man sich erinnert, welche glorreiche Rolle der Hopfen in der baierischen Culturgeschichte spielt, eine kaum mindere große, als höchste und allerhöchste Kunst- und Poesiebestrebungen, Wal- und Ruhmes-, Feldherren- und Befreiungshallen und Neumünchner hochromantische Tafelrunden mit ihren lorbeerumkränzten Seneschallen. Aber unerträglich wurde der ewige Refrain nachgerade denn doch.

Mein Tischnachbar im alten Rothen Roß deducirte mir von dem in den Blüthendolden der Hopfenpflanzen enthaltenen Hopfenmehl, dem Lupulin, dessen flüchtiges Oel dem Biere seine durch kein Surrogat zu ersetzende kräftige Würze verleihe. In die Himmelsleiter, nach dem Bratwurstglöckle — wer kennt nicht das Bratwurstglöckle bei der Sebaldeskirche mit seinen erzdelicaten fadendünnen Würsteln und dem feinen Sauerkraute? — selbst bis zu den alten Karthäusern, wo nun das Germanische Museum sich angesiedelt hat, und hinauf in's Dürerhaus, ja in den lindenbeschatteten mittelalterlichen Hof der Burg, überallhin verfolgte mich das unerschöpfliche Hopfenlied. Es war nicht mehr zum Aushalten, und doch begann es mich zu interessiren und zu reizen.

Wie wäre es, frug ich mich, wenn auch du dir mit anschautest, was eine ganze volkreiche Stadt in Spannung und Aufregung und so erhebenden Gefühlseinklang versetzt? Wie wär' es, wenn du ein Stück in's Hopfenland hineindampftest, wo's überdies eine Schweiz mit in den Kauf giebt, wenn auch nur eine Nürnberger, und noch dazu — fiel mir eben ein — einen alten Freund in Hersbruck, einen, der ehedem auch zum Handwerk gehört und nun sich zwischen den stattlichen Reihen seiner Hopfensäcke weicher gebettet hat? Gedacht und schnell gethan.

Am nächsten Morgen, bei guter Zeit, kutschirte mich eine dem mittelalterlichen Charakter der Dürer- und Pirkheimerstadt angemessene Droschke nach dem Nürnberger Ostbahnhofe. Station Lauf war bald erreicht. Die Pegnitz, in Nürnberg so faul und so braun, so schlammig und so langweilig, beginnt jetzt schon sich zu läutern, rascher und interessanter zu werden, und die Hänge links gleichen, wenn wir von Weitem an ihnen vorüberbrausen,

Arbeiten im Frühjahr

Das Hopfenblatten

Hopfen-Ernte

dünn belaubten Weinhügeln, in ihrer mageren, regelmäßigen, lichtgrünen Vegetation so monoton wie diese. Erst wo sie sich näher zur Bahn heranziehen, unterscheidet man an den höheren Pfählen, die, zum Theil schon ihrer Umrankung beraubt, wie ein Wald von langen Spießen in die Lüfte starren, daß man hier nicht in ein Reich des himmelgeborenen leichtbeschwingten Bacchus, sondern des erdentsprossenen handfesten Gambrinus einfährt. Zwar versichern Kenner, daß die Dolde, die man weiter südlich in der Umgebung von Spalt, ebenfalls in Franken, der segenspendenden Nessel abzugewinnen versteht, noch würziger sei, als die des Pegnitzthales, doch ist der Unterschied kein sehr erheblicher, und in quantitativer Beziehung steht die Gegend, durch die uns eben die schnaubende Locomotive trägt, mindestens in gleicher Linie mit jener.

Mittlerweile hat die Landschaft angefangen in mildzahmer Weise zu „schweizern“. Die Hügel steigen allmählich steiler an und spitzen sich zu mannigfachen Gipfeln zu, wo aber immer die Sonne die Hänge bestreichen kann, da ziehen sich überall die gleichförmigen Reihen der Hopfenpflanzungen die Berglehnen empor, und allerwärts zwischen dem hochkletternden Geblätter zeigt sich ein buntes Getümmel emsiger Menschen, Männer und Frauen und Kinder. Ueberall wird das Hopfenlaub abgeschnitten, zu einzelnen dicken Büscheln vereinigt, und diese werden dann zu handlichen Bündeln zusammengeschnürt, vorsichtig und sorgsam, damit das ölreiche Hopfenmehl nicht den Doldentrauben entfalle.

Die Locomotive pfeift. „Hersbruck,“ ruft der Schaffner in mein geöffnetes Coupé. Da liegt es, das saubere, ehedem Nürnbergische Städtchen mit ein paar ansehnlichen Thürmen und seinen freundlichen Häusern, das wohlthuende Bild von Rührigkeit und Gedeihen. Rundum von Hopfenbergen umgeben, ist es die Hauptader einer Production, deren Herz das alte Nürnberg bildet, in welchem die kleinen und großen Blutgefäße von allen Himmelsgegenden zusammenströmen und zur Zeit der Hopfenernte jenen fieberhaft vollen Pulsschlag hervorrufen, von dem wir eben Zeuge waren.

Das Gütchen meines Freundes war bald aufgefunden, — alle Welt kannte ja den Matador des Ortes, — aber er selbst war nicht daheim.

„Der Vater ist schon draußen im ‚Berg‘,“ antwortete auf meine Frage ein kräftiger junger Bursche von etwa sechzehn Jahren, der älteste Sohn des reichen Hopfenbauers, „draußen bei dem ‚Pflücken‘, und vor Mittag wird er schwerlich wieder heimkommen. Doch,“ setzte er hinzu, als ich meinen von der Familie oft vernommenen Namen genannt hatte, „ich schicke auf der Stelle nach Papa. Er wird so froh sein, Sie einmal in Hersbruck bei uns zu sehen, von dem er uns so manches Mal erzählt hat.“

„Bitte, lassen Sie das bleiben. Ich suche Ihren Vater lieber unter seinen Hopfenpflückern auf. Wollen Sie mir den Weg zeigen lassen?“

Der junge Mann gab mir selbst das Geleite nach dem „Berge“. Durch einen Terrassengarten traten wir in's Freie, und ich konnte von dem etwas erhöhten Punkte die anmuthige Lage des Ortes noch besser überschauen, als vom Bahnhofe aus.

Wir schritten nun durch lauter Hopfengärten dahin. In den meisten gab's noch das lustigste Regen und Rühren; hier reckten sich die Männer, um das oberste Laub von den riesigen Stangen herunterzuholen, dort bückten sich die Weiber, um die großen Blättersträuße zu einer Art von Garben zusammenzufügen, während die Kinder Nachlese hielten unter dem den fleißigen Händen entglittenen Segen, und allerwärts ward auch den flinken süddeutschen Zungen kein Feierständlein gegönnt, obwohl die Sonne uns Steigenden schon tüchtig zu schaffen machte. Manche der Pflanzungen standen aber auch schon ziemlich kahl und entblättert da, denn die Ernte war bereits seit mehreren Wochen im Gange, und boten mit ihrem endlosen nackten Stangenwerk, das die Aussicht versperrte, eben keinen besonders fesselnden Anblick. Vielfach waren auch die 30 bis 40 Fuß langen Pfähle aus dem Boden gehoben und, den Pfad hemmend, über einander geworfen.

Die Pflanzung meines Freundes gehörte zu den höchstgelegenen und nahm die ganze obere Mittagslehne eines ansehnlichen Hügels ein. Es kostete daher bereits manchen Schweißtropfen, ehe wir uns auf den engen Gängen zwischen den einzelnen Hopfenstöcken und zwischen dem an ihnen hantirenden emsigen Volke zu dem Gesuchten hindurch gearbeitet hatten. Endlich waren wir seiner habhaft. Mit breitem Strohhute über dem sonnenheißen Gesichte und abgeworfenem Rocke stand er an der obersten Staffel seines Besitzthums und commandirte das Schneiden und Binden, das Packen und Abfahren um ihn her.

„I, potz Blitz! Machst Du auch jetzt in Hopfen? Willst mir wohl die Ernte am Stocke abkaufen?“ war der erste Ausruf des Ueberraschten, dem indeß das herzlichste „Grüß Gott und Willkommen in Hersbruck!“ und das wärmste Händeschütteln folgten.

„Das weniger,“ antwortete ich. „Hab' mich nur vor dem stereotypen Feldgeschrei in Nürnberg aus dem Staube gemacht und will mir ansehen, einmal gründlich ansehen, was eigentlich hinter dem Hopfenlärme steckt. Darum überfalle ich Dich so plötzlich und inmitten der Hauptcampagne Deiner menschen- und kehlenbeglückenden Großthaten. Du giebst mir doch auf ein paar Tage Quartier, bis ich mir Euer eigenthümliches Ernteleben recht ordentlich beschaut habe? Auch Euere Schweiz muß ich kennen lernen. Wir machen zusammen eine Streife in Euere Nürnberger Alpen; nicht wahr? Der große Herr Sohn da vertritt schon den Vater einmal auf einen Tag.“

„Wollen's noch überlegen. Allein ich fürchte, Du bist bei uns vom Regen gar in die Traufe gekommen. Drunten in Nürnberg sind sie hopfentoll wenigstens erst, seit die Ernte begonnen hat, hier spricht man schon seit drei Monaten von nichts Anderem mehr, als von dem zu erwartenden oder nicht zu erwartenden Hopfen. Da hat man tagtäglich seine Beobachtungen zu machen und seine Vermuthungen auszutauschen, sich gegenseitig seine Hoffnungen mitzutheilen und seine Befürchtungen zu klagen, und ob in Polen der Murawiew henkert oder der Berg, ob in Mexico die Rothhosen klopfen oder geklopft werden, — das Alles ist uns gleichgültig, sobald nur der Frost in der letzten Nacht unseren Pflanzen keinen Schaden gethan hat. Denn „der Hopf ist ein Tropf“ heißt unser Sprüchwort, und Ihr, die Ihr das ganze Jahr ruhig hinter Eueren Schreibtischen sitzet, Ihr laßt Euch nicht träumen, wenn Ihr Abends in Eueren Stammkneipen Euer sogenanntes „Baierisch“ oder „Coburger“ oder — horribile dictu! „Wald- oder Feldschlößchen“ schlürft, was für Aengste und Sorgen so ein armer geplagter Hopfenbauer zu erdulden hat, nur um den Herren da draußen die Würze für ihren Abendtrunk in gebührender Qualität zu verschaffen. Da erscheint zunächst im Frühjahr, wenn's trocken und dabei kalt ist, der Erdfloh. Er zerfrißt die ersten Triebe unserer Hopfenpflanze und hindert diese am rechten Aufkommen. Dann im Sommer fällt der Honigthau, der nach kühlen Nächten die Hopfenblätter wie mit einem undurchdringlichen Firnisse überzieht, die Poren verstopft und die Säftecirculation in Stocken bringt. Damit nicht genug, stellt sich im Gefolge dieses bösen Thau's alsbald die sogenannte Hopfenlaus, eine Species der Blattlaus, ein und hat rasch verwüstet, was an den Pflanzen noch gesund war, da sie sich in kurzer Zeit in's Millionenfache vermehrt. Man nennt diese Verheerungscomplication auch den schwarzen Brand, der z. B. 1854 und 1860 unsere ganze Ernte in Frage stellte. Ja, selbst im August und September, wenn wir schon am Pflücken und Blatten sind, lauern noch tückische Feinde, wie u. A. der Kupferbrand, eine Art von Verdorren und Absterben, von dem ich selber schon manches Liedchen singen könnte. Wahrhaftig, 's ist mit dem Hopfen noch heikeler, als mit der Rebe; vielleicht giebt es keine einzige Culturpflanze in der Welt, welche den Einflüssen der Witterung in gleichem Grade unterworfen ist, wie unsere veredelte Nessel. Und so kommt Unsereiner Tag und Nacht aus seiner Aufregung und Spannung nicht heraus. Jetzt begreifst Du wohl, daß unsere Ernte alle Zungen in Nürnberg in Bewegung setzt, wo sich das Hopfengeschäft für ganz Franken, ja für das gesammte Baiern concentrirt, und daß wir Hersbrucker am Ende gewissermaßen zu Monomanen werden, in deren Hirnkästen nur noch für eine einzige, alle anderen Gedanken absorbirende Idee Raum bleibt. — Doch, laß uns einen Gang durch meinen ‚Berg‘ machen und dann in dem benachbarten Felsenkeller noch einen Appetitstrunk schlürfen, ehe wir uns zum Essen heim begeben. Robert,“ wandte er sich an den Sohn, „Du kannst bis Mittag hier bleiben. Aber gieb hübsch Acht, daß die Bündel immer gehörig nach Hause geschafft werden, damit sie drin beim Blatten nicht aufgehalten sind. 's ist noch mancher Zapfen abzuschneiden, weißt Du, bevor das Trocknen seinen Anfang nehmen kann.“

„Hast Du,“ begann mein Freund wieder, welchem das Vergnügen aus den Augen leuchtete, das es ihm gewährte, einen alten Jugendgenossen durch sein stattliches Anwesen und über den recht

eigentlichen Schauplatz seiner gedeihlichen Wirksamkeit führen zu können, „hast Du Dir die Männer und Weiber betrachtet, die ringsum in den Pflanzungen beschäftigt sind? Der bei Weitem kleinste Theil dieser Arbeiter und Arbeiterinnen ist aus unserer Gegend. Sieh nur die mannigfaltigen Trachten, welche die Frauen namentlich schmücken oder verunzieren! Unsere Ernte pflegt in der Regel im letzten Viertel des August zu beginnen, und sobald St. Bartholomäi, der 24., vorüber, so kommt's bei uns eingeströmt von allen Seiten. Da rücken aus Ober- und Unterfranken, aus der Oberpfalz und selbst aus Böhmen herüber Schaaren von Arbeitern beiderlei Geschlechts mit Kind und Kegel ein, uns beim Pflücken und Blatten zu helfen. Der gute Tagelohn, den wir zahlen, die bessere und reichlichere Kost, die sie hier finden, aber auch das lustige Leben, das sie erwartet, zieht die Leute an. Denn man muß schon ein Auge zudrücken, wenn's dann und wann dabei etwas ‚locker und lose' zugeht, und kann es schwer verhüten, daß sich so mancher nichtsnutzige Vagabund und manche leichtfertige Dirne in der großen Einwanderungsfluth mit einschleichen. Wir brauchen eben helfende Hände; denn Schnelligkeit ist bei unserer Ernte die Hauptsache. Dennoch werden wir vor Ende September nie damit fertig; häufig dauert es gar bis tief in den October hinein, je nachdem Wetter und Erträgniß sind."

Mittlerweile hatten wir, weiterschreitend, den Saum der Pflanzung erreicht. Ein paar Schritte davon lag der Felsenkeller, dem wir zustrebten. Es war ein gar lauschiges, schattiges Plätzchen; unter den alten Linden, die seinen Eingang behüten, standen Tische und Bänke aufgeschlagen, von denen man das ganze saubere Städtchen im Blicke hatte. Schon saß da und dort eine Gruppe ehrsamer Hersbrucker beim sogenannten „Appetitsschoppen" oder der „Frühmesse", wie man in Süddeutschland diesen Morgentrank auch wohl nennt. Die Discussion war bereits in flottem Gange, als wir Platz nahmen. Natürlich gab's hier nur das eine Interesse, das Alle beherrschte. „Schon viel auf der Trockne?" „Noch nicht mit Pflücken fertig?" „Wie weit mit dem Blatten?" frug man herüber und hinüber.

„Da hast Du's," lächelte mein Freund. „Was nicht Hopfen heißt und Hopfen angeht, das existirt jetzt für uns Hersbrucker nicht mehr. Und wir treiben's noch eine gute Weile so fort. Denn nun nimmt erst das eigentliche Geschäft, die Speculation mit unserem Erzeugnisse, das Makeln und Handeln den Anfang. Du mußt nämlich wissen, der Hopfen gehört zu den bedeutendsten Ausfuhrartikeln des Landes und findet mit jedem Jahre immer weitere Abzugsquellen. Vom Juni an kreuzen sich schon briefliche und telegraphische Mittheilungen aus England und Frankreich, aus Belgien und Nordamerika, aus Böhmen und Baiern und einigen andern deutschen Hopfengebieten über den Stand der Pflanze, und jetzt, wo es über die Ernte und ihr Erträgniß, über Preis und Kauf und Verkauf zu berichten giebt, wächst dieser Verkehr noch um das Doppelte und Dreifache. Noch haben wir unsere Ernte nicht beendet und schon ist in allen den Kreisen, die sich mit unserem Nesselproducte befassen — Du weißt doch, daß der Hopfen dem Nesselgeschlechte angehört? — die Aufregung zum wahren Fieberparoxysmus gestiegen. Besonders aber ist dies der Fall, wenn in England der Hopfen nicht gerathen ist und darum ein großer Export dahin stattfindet; denn England braucht für seine Ale- und Porterbrauereien jährlich mehr als eine halbe Million Centner Hopfen. Welchen Geldwerth dieser Bedarf repräsentirt, kannst Du Dir berechnen, wenn ich Dir sage, daß der Durchschnittspreis eines Centners nicht niedriger als 60 Gulden veranschlagt werden darf! Früher war unser Geschäft höchst einfach: der Erzeuger war zugleich immer der Händler und der Consument der directe Käufer. Heutzutage hat der Vertrieb in dieser Weise nur noch selten statt. Heut sitzt der speculirende Großhändler auf seinem Comptoir und sinnt und calculirt und wagt, während eine Menge von Maklern und Zwischenhändlern das Land auf- und abjagen, um an den Vortheilen der Speculation auch ihr Theil zu erhaschen, und eine Schaar von Musterreitern die Brauer in der ganzen Welt mit Anerbietungen bestürmt.

„Derart dauert der Taumel ein paar Monate fort. 's ist ein wahrer Taumel, eine unaufhörliche Angst; in wenigen Wochen schwanken die Preise oft um hundert, ja um zweihundert Procent, und kein Mensch weiß, was eigentlich der Grund des Steigens oder Fallens ist. Ja, ja, mein alter Junge, Ihr braucht uns geplagte Hopfenproducenten und Hopfenhändler wahrhaftig nicht zu beneiden, wir können uns auf keinem rosenbestreuten Lotterbette pflegen, wir schweben beständig zwischen Rausch und Katzenjammer! Heut jauchzen wir himmelhoch, morgen sind wir zum Tode betrübt, und auf unserer Börse, der offenen Carolinenstraße in Nürnberg, da wirbelt's und schwirrt's von den Hunderten christlicher und jüdischer Speculanten oft wild und toll genug durcheinander; mit einem Male kommt eine unbegreifliche Hausse, dann wieder eine ebenso räthselhafte ‚Panique', ganz wie auf dem Parquet und hinter den Coulissen der Pariser Börse. Weil uns jeder sichere statistische Anhalt fehlt, weil man weder das Erträgniß der einzelnen Bezirke, noch den Bedarf der Consumenten genau kennt, so ist die Hopfenspeculation weit weniger das Resultat scharfsinniger Combination, als ein blindes Tappen im Nebel, ein echter Börsenschwindel, ein waghalsiges Hazardspiel, dessen Aufregung alle Nerven spannt und alle Pulse klopfen macht. Und das dauert fort bis tief in den Winter hinein; dann allenfalls kommt eine kurze Periode verhältnißmäßiger Ruhe, bis zeitig im Frühjahre der Rundlauf unserer Aengste und Sorgen von Neuem seinen Anfang nimmt, die —"

„Die Euch und Euerem hübschen Hersbruck indeß gar nicht so übel zu gedeihen scheinen," fiel ich dem Freunde lächelnd in's Wort.

Er schmunzelte, barg aber, einen tüchtigen Zug thuend, sein Gesicht hinter dem Deckel seines Maßkruges, als wolle er mir nicht zeigen, wie sehr ihm meine Bemerkung geschmeichelt hatte. Dann fuhr er, seiner Unterhaltung eine etwas andere Wendung gebend, fort: „Bis jetzt kennst Du nur den einen Theil unserer Hopfenernte, den mindest interessanten; die andere Hauptarbeit derselben geschieht nicht im Freien der Pflanzungen, sondern in den Häusern selbst. Es ist das sogenannte ‚Blatten', das Abzupfen oder Abschneiden der das Hopfenmehl, das Lupulin, enthaltenden Blüthendolden oder Zäpfchen, gewissermaßen dem Ausdrusch Euerer Fruchternte zu vergleichen, nur daß bei uns beide Operationen nicht nacheinander, sondern immer gleichzeitig vorgenommen werden. Jeden Tag schafft man die von den Pflanzen gebrochenen, zu großen Bündeln zusammengeschnürten Blätter herein, und sofort geht es darüber her, sie der würzhaltigen Dolden zu entledigen. Da sitzt nun die ganze Familie, Männer und Weiber, Alte und Kinder, vom frühen Morgen bis zum späten Abend in den Stuben zusammen um einen großen Behälter, einen weiten Korb oder ein sonstiges räumiges Gefäß, und mit ihnen die fremden Helferinnen, um mit den Fingern oder mit der Scheere die Hopfenzapfen von den Blätterbüscheln zu trennen und sorgsam in Wanne oder Trog hinabgleiten zu lassen. Und stundenweit in der Runde, thalauf und thalab, wirst Du jetzt selten ein Haus finden, wo sich nicht wochenlang dieselbe Scene wiederholte, oft ein allerliebstes Genrebild, fix und fertig, so daß ein Maler auch keinen Strich ab-, keine Linie anzufügen brauchte, um seine Leinwand mit einer reizenden Composition zu bedecken. Eine gar lustige Arbeit ist's ohnedem, dies Blatten, auf das sich Alles, Alt und Jung, Groß und Klein schon den ganzen Sommer über freut, so lustig, wie nur das ‚Wimmeln' (das Rebleseu) drüben am Rhein sein kann, wenn wir unserer Lust auch nicht mit Böllerschüssen und Raketensprühen Luft machen oder gar über die Flammen springen, wie's in Schwaben und am Bodensee Brauch ist beim ‚Herbsten'. Die Alten erzählen und das junge Volk singt, und da magst Du manche alte Mär hören, welche Dir längst entschlummerte süße Erinnerungen aus Kinderstube und Mutterhaus wachruft, und manche naive treuherzige Volksweise vernehmen, die draußen in der Welt vergessen ist und nur noch da und dort in einer Liedersammlung auftaucht, aber auch manch neckisches ‚Gesätzle' und den allerneuesten Gassenhauer oder das modernste Operncouplet. Jeder und Jede spenden freigebig von ihrem Reichthume, und der Kurzweil und des Scherzes ist kein Ende, wenn auch den Dirnen hin und wieder einmal das Blut in die Wangen getrieben und vielerlei Neckerei verübt wird. Doch bös ist's nimmer gemeint, und überzimperlich sind wir hier im Pegnitzgaue auch nicht gerade. Und kommt nun endlich der letzte Erntewagen herein, dann beginnt erst der rechte Jubel. Hoch auf der schwellenden Ladung thronen junge Burschen und hübsche Märchen, das Haar mit Hopfengerank umwunden, und im Triumphzug geht's nach Hause. Am Abende aber, wenn kein Büschel mehr zu ‚blatten', wenn der ganze Segen abgezupft und in Korb und Wanne geborgen ist, dann wird das Arbeitsgeräth, werden Tische und Stühle hurtig bei Seite geräumt, und bald dreht sich Alles, auch mancher Weißkopf und manch altes Mütterchen, welche der

allgemeine Festtaumel fortreißt, bunt durcheinander im fröhlichen Reigen, und es schadet der Lust nicht, daß in der Regel eine einsame Ziehharmonika das ganze Orchester ausmacht.

„Diese heitere Schlußscene unserer Hopfenernte ist der sogenannte ‚Niederfall‘. Am Morgen darauf stäubt das fremde Arbeitervolk wieder in alle vier Winde auseinander; viele ziehen nach dem Main und Rhein, wo ihre Hände bei der Weinlese willkommen sind, ein kleines Häuflein langjähriger Stammgäste bleibt auch wohl bei uns, um uns noch die Kartoffeln mit einheimsen zu helfen. — Nun, heut' Abend wollen wir uns einmal das Blatten beschauen in einem Häuschen ein Stück weiter oben im Thale. 's ist eine herzige biedere Familie, der ich schon seit Jahren ihr kleines Ernteerträgniß abkaufe, eine noch vom alten Schlage, welche der Crinoline den Eingang gewehrt hat und die schmucke Tracht des Pegnitzgaues beharrlich in Ehren hält. Du brauchst nicht die Achseln darüber zu zucken, wir schauen sonst nicht sehnsüchtig rückwärts in die ‚gute alte Zeit‘; die ist bei uns schon lange gründlich überwunden und für Riehl'sche Gesellschaftsschrullen und Familientheorien am allerwenigsten bei uns der Boden. Wir sind vielmehr sammt und sonders rüstige ‚Fortschrittler‘ und haben's bewiesen, — so weit es der Hopfen gestattet; denn der ist unser Regent und Tyrann. Jetzt aber laß uns heimeilen; die Suppe wird unser warten.“

Wachgerufene Erinnerungen an eine gemeinschaftliche Schulzeit und an einen lieben Geschiedenen, der nach den stürmischen Nürnberger Revolutionstagen im Hause meines Freundes ein sicheres Versteck gefunden hatte, bis dem Flüchtlinge der Paß frei wurde nach der Schweiz, belebten den in süddeutscher Weise reichlich besetzten Mittagstisch, welchem die gelassen heitere Hausfrau und eine Schaar frischer, von Leben und Gesundheit strotzender Kinder den schönsten Reiz verliehen. Durch das ganze Haus ging jener warme leichtlebige Hauch, jenes zutraulich aufgeschlossene Wesen, wie man's erst mittagwärts vom Main antrifft, wo man sich in Stunden näher rückt, als bei uns in Monaten.

Der Nachmittag ward in der Kühle des Baumgartens verdämmert, der hinter dem Hause in Treppenabsätzen den Fuß des Berges anstieg. Wir hatten uns Tisch und Stühle herausgeschafft unter das schattende Dach eines Nußbaumnestors und Kaffee und Cigarren dazu. Schon säumte die Abendsonne die Gipfel der Hügel ringsum, flammte auf den Spitzen der Thürme und glühte in den Fenstern des vor uns ausgebreiteten Städtchens, und noch immer plauderten wir von Zeiten, die längst verrauscht, und hätten Hopfen und Pflücken und Blatten schier vergessen, wäre nicht mit dem sinkenden Abende draußen auf der Landstraße in immer ununterbrochenerer Folge der Erntesegen an uns vorübergetragen und gefahren worden. Es war ein unaufhörliches Gehen und Kommen, Singen und Klingen, Grüßen und Jauchzen, und gar prächtig sah es aus, wie die kräftigen sonngebräunten Männergestalten mit den mächtigen Laubbündeln auf dem Kopfe und über den hochgehobenen Stützen der Arme so straff und stramm einherschritten und die schmucken Dirnen von den aufgebäumten Erntewagen herab nach rechts und links ihre schelmischen Augen spielen ließen.

„Abgemacht also,“ sagte mein Gastfreund, indem er, sich erhebend, den Stuhl mit energischem Rucke bei Seite schob und eine frische Cigarre ansteckte, „abgemacht, Du bleibst die Woche bei uns, und nächsten Sonntag, wenn der Himmel nicht widerwillig dreinschaut, bummeln wir selbander ein Stück Wegs in unsere Schweiz hinein, wenigstens bis auf Ruprechtstegen. Das ist ein gar lieblich gelegenes Dörflein, und das neue Hotel, das dort mein Nürnberger Landsmann, Ludwig Jegel, im Gebirgsstyle errichtet, spendet die erquicklichste Verpflegung. Und Forellen wollen wir da schmausen, wie sie den Molkenvergnügten drüben in Streitberg lange nicht so zart und lecker auf die Curtafel kommen. Ja, ja, es kann sich sehen lassen, unser Pegnitzthal, und 's ist noch ein leidlich jungfräuliches Feld für Euch blasirte Touristen, eine neu erschlossene Domäne für Euch unersättliche Stoffjäger,“ fuhr er lächelnd fort. „Denn beichte nur, Du bist nicht so von ungefähr in unsere zahmen Gebreite verschlagen worden, und Deine Hopfenstudien wandern wohl Schwarz auf Weiß spornstreichs nach Leipzig in's Redactionsbureau der Gartenlaube? Am Ende komme ich und ganz Hersbruck in leibhaftigem Conterfei auch mit hinein. Getroffen, nicht wahr? Nun, meinetwegen, hab' nichts dawider, und Euere Leser hören sicher gern, wie man das baut und pflückt, einheimst und in die Welt schickt, was Millionen Tag aus Tag ein den schäumenden Lieblingstrank erst zum wahren Labetrunke macht. Doch jetzt komm noch zu einem raschen Gange durch den Berg, ehe es völlig Feierabend wird, und dann zum Blatten.“

(Schluß folgt.)

Aerztliche Strafpredigt.

Für die erwachsene Menschheit, insbesondere für den Geschäftsmann.

Die jetzige Menschheit steckt, trotz aller Fortschritte in der Cultur, doch immer noch so tief im Aberglauben und Unverstande, zumal in Bezug auf ihr körperliches und geistiges Wohl, daß man die meisten, auch sogenannte gebildete Menschen, gerade in solchen Beziehungen, wo sie recht sehr vernünftig sein sollten und könnten, vorzugsweise aber in gesundheitlicher Hinsicht geradezu für unvernünftig und einer höheren Freiheit, sowie eines behaglichen Wohlbefindens noch für durchaus unwerth erklären muß.

Das brauchte aber gar nicht so zu sein. Denn wenn durch die Erziehung in der Jugend — aber freilich nicht erst in der Schule, sondern schon in den ersten 4 bis 6 Lebensjahren — dem Menschengehirne anstatt naturwidrigen Aberglaubens ein auf die göttlichen, in der Natur herrschenden Gesetze gestütztes Wissen und Können so eingepflanzt würde, daß es darin für das ganze Leben festgewurzelt bliebe, dann könnte aus jedem Menschen ein vernünftiges und achtungswerthes Geschöpf ohne die sogenannten „menschlichen Schwächen“, d. h. ohne eingelebte schlechte Angewohnheiten, wie Genuß- und Habsucht, Eitelkeit, Ehr- und Herrschsucht, abergläubische Furcht und unverständige Glaubsucht 2c., erzogen werden.

Wie aber zur Zeit die Erziehung des Menschen, und zwar hauptsächlich von Seiten der Eltern, in den ersten Lebensjahren bestellt ist (s. Gartenlaube 1862 Nr. 5), da werden, trotz aller Arten von Vereinen, aus erwachsenen Menschen, weil sie aus ihrer Jugend alle möglichen Untugenden, Schwächen, Schrullen, Vorurtheile und Aberglauben in das reifere Lebensalter mitbrachten, fast nie mehr wirklich vernünftige Geschöpfe zu bilden sein. Nur wo's die Erwerbung irdischer Güter für ein behagliches Leben gilt, da allenfalls nimmt auch die erwachsene Menschheit noch Lehre an. Und auch da nicht einmal. Denn selbst der wirklich gute Rath, welcher dem Laien zur Erhaltung seiner Gesundheit, also zur Erreichung des Nothwendigsten, was ihn für seine irdischen Güter erst genußfähig macht, gegeben wird, bleibt von den Allermeisten unbeachtet. Und wenn er Jahre lang auf die unverständigste, leichtsinnigste und frivolste Weise seine Gesundheit ruinirt hat, dann jammert und wehklagt der Feigling über seine Krankheit wie über ein unverschuldetes Unglück und klammert sich aus Angst vor dem Tode an jedes, auch dem Menschenverstande Hohn sprechende Heilverfahren.

Deshalb kann denn auch die Hoffnung, welche man auf die Wirksamkeit der zur Aufklärung der erwachsenen Menschheit gegründeten Vereine, sowie auf belehrende Vorträge und Schriften setzt, nur eine sehr schwache sein. Alle Vereine, sie mögen heißen und bezwecken was immer sie wollen, können niemals im Erwachsenen Das nachholen und ausbessern, was in der Jugend vernachlässigt und schlecht gemacht wurde. Der jetzige Mensch wird aber schon von Geburt an verhunzt.

Nochmals sei's darum gesagt: nur erst dann, wenn eine richtige, schon von frühester Jugend an erworbene Kenntniß der Naturgesetze auf das Denken und Thun des erwachsenen Menschen den gehörigen Einfluß ausüben wird, nur erst dann werden die Zustände auf dem physischen, geistigen und sittlichen Gebiete in der Menschheit erfreulicher sein als jetzt, wo bei den meisten Menschen kindische Anschauungen zu bekämpfen und Wahn, Despotismus und Rohheit die Resultate der naturwidrigen Erziehung sind.

Und was soll nun mit dieser Klage erstrebt werden? Zuvörderst nichts Anderes, als daß die Leser dieser Zeilen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die große Wichtigkeit einer richtigen physischen und psychischen Erziehung in den ersten Lebensjahren lenken (siehe Gartenlaube 1862 Nr. 5) und daß sie, um dem Fortschritte in Vervollkommnung und Veredelung der Menschheit auch wirklich

förderlich sein zu können, endlich einmal die unglückliche Idee vom „*Angeborensein*“ aufgeben und dafür das „*Anerzogenwerden*“ zum Erziehungsgrundsatze annehmen möchten.

Und warum glaubt Verfasser mit der erwachsenen Menschheit hadern zu müssen? Weil sie sich durchaus nicht von ihren schlechten, aus der Jugendzeit stammenden Angewöhnungen und von dem durch faules, ungeordnetes Denken entstandenen abergläubischen Vertrauensdusel trennen und lieber in eigennütziger Genuß- und Habsucht, in brutaler Herrsch- oder sclavischer Dienstsucht, in kindischer Ehr- und thörichter Glaubsucht schließlich an elender Schwind- oder Wassersucht vorzeitig und jämmerlich hinsiechen will, als unter dem Panier von „Frisch, fromm, fröhlich und frei“ ein nicht blos ihr selbst und ihren Angehörigen, sondern auch den Mit- und Nachweltsmenschen genuß- und fruchtbringendes, glückseliges, heiteres, langes und gesundes Leben zu leben. — Um die Wahrheit des Gesagten durch Thatsachen zu beweisen, wollen wir jetzt das Thun und Treiben der Menschen in ihren verschiedenen Berufsarten in gesundheitlicher und krankheitlicher Hinsicht beleuchten und zunächst den sogenannten Geschäftsmann (im Gegensatz zum Arbeitsmann) vornehmen. Als einen solchen könnte man vielleicht jeden betrachten, der, meistens mit einem Comptoir und angrenzenden Lagerräumen behaftet, beim Jahresabschluß seines Geschäftes sich ganz unglücklich fühlt, wenn er nur, wie die meisten übrigen Menschen (aus dem Arbeiter-, Handwerker-, Künstler- und Gelehrtenstande), gerade soviel verdient hat, um sein Wohlleben mit den verschiedenen Liebhabereien und den gehabten unabwendbaren Verlusten bestreiten zu können, und nicht auch noch ein Erkleckliches darüber zur Anschaffung von allerhand irdischem Plunder.

„*Mein Geschäft erlaubt das nicht*“ und „*ich habe keine Zeit dazu*“, das sind die Ausreden, welche ebenso der kranke wie der gesunde Geschäftsmann macht, um die zur Wiederherstellung oder zur Erhaltung seiner Gesundheit durchaus nöthigen diätetischen Verordnungen des Arztes, weil sie entweder zeitraubend oder unbequem sind, von sich abzuwehren, sogar sehr oft mit der Ueberzeugung, daß der Arzt ganz Recht hat. Leider giebt es nun gewissenlose Heilkünstler noch genug, die nicht etwa aus Ignoranz, sondern nur der Groschen wegen, solche Ausreden ruhig hinnehmen und die Anfänge schwerer und heilbarer Leiden, weil sie zur Zeit den Geschäftsmann zu seinen Geschäften noch nicht ganz unfähig machen, nach ihrem alten Curirschlendrian mit allerlei nichtsnutzigen (homöopathischen oder allopathischen) Mitteln tractiren, bis sie nach einiger Zeit dem Bemittelten ein erbärmliches Ende seiner Gesundheit und seines Geschäftes vermittelt haben. Beide, Geschäftsmann und Arzt, sind in solchen Fällen Verbrecher.

Die häufigste Klage des Geschäftsmannes, nämlich in Bezug auf seinen Körperzustand, ist die über seinen *Kopf*, den er schwer und eingenommen, häufig schwindlig oder schmerzend fühlt und in den er sich's außerdem noch gesetzt hat, daß diese störenden Empfindungen durchaus von Blutandrang, oder von Hämorrhoiden, oder von versetzten Blähungen und Stuhlverstopfung herrühren müssen. Der mittelsüchtige Arzt nun, welcher auf diese dämligen Ideen des Patienten, da sie gewöhnlich auch die seinen sind, sehr gern eingeht und durch Purgirmittel die Beschwerden vom Kopfe nach dem Bauche abzuleiten trachtet, der ist dem Geschäftsmanne sein Mann, sobald dieser durch jene Ableitungscur nur nicht vom Geschäftemachen abgehalten wird. Daß sein Uebelbefinden bei einer solchen Heilmethode immer übler wird, daß der Appetit vollständig vergeht, daß das Mattigkeitsgefühl und die Mißstimmung fort und fort überhandnehmen, daß die Kraft zum Arbeiten immer mehr sinkt, das Alles bringt den Geschäftsfanatiker noch lange nicht dahin, daß er von seiner naturwidrigen Cur zu einer naturgemäßen übergeht; ist ja doch in seinem Geschäfts- wie Stuhlgange keine Stockung.

Wie ganz anders ist der rationelle Heilkünstler zu verfahren verpflichtet, wenn's bei einem Geschäftsmanne nicht richtig im Kopfe ist! — Er wird diesem zuvörderst den Wahn, daß Congestionen vom Unterleibe aus die Schuld an dem Kopfleiden tragen, dadurch zu benehmen wissen, indem er die Anstrengungen desjenigen Organs, mit welchem der Patient seine Speculationen überdenkt und überhaupt seine geistigen Geschäftsarbeiten betreibt, des Gehirns nämlich, mit den Strapazen der Beine bei anstrengenden Fußpartieen vergleicht. Beide Organe, Gehirn wie Beine, werden nämlich durch zu große Anstrengung (Ueberanstrengung), in Folge der starken Abnutzung ihrer Materie, matt und von widernatürlichen Empfindungen heimgesucht, versagen allmählich den Dienst und könnten sogar durch fortgesetztes gewaltsames Antreiben zum Thätigsein völlig gelähmt werden. Von den müden Beinen weiß nun jedes Kind, daß man dieselben, wenn sie nach einiger Zeit wieder ordentlich laufen sollen, gehörig ausruhen lassen muß und daß man bei diesem Ausruhen den ganzen ermüdeten Körper durch nahrhaftes Essen und Trinken wieder auf die Beine bringen kann. Dem durch's Speculiren, Similiren, Addiren und Subtrahiren, Alteriren und Chicaniren u. s. w. müde gewordenen Gehirne des Geschäftsmannes, weil der keine Zeit hat und sein Geschäft es nicht erlaubt, geht's nun aber nicht so gut wie den müden Beinen des Wanderers, denn dieses muß trotz seiner Ermüdung, die durch den Schlaf allerdings in Etwas gehoben wird, fort und fort geschäftig sein, oft sogar ohne durch nahrhafte und gut verdaute Nahrungsmittel richtig genährt und gekräftigt zu werden. Kommen nun gar noch jene ableitenden, schwächenden und den Appetit verderbenden Purganzen, oder die das Gehirn sammt seinen Nerven unnatürlich reizenden stärkeren Spirituosen und Kaltwasserquakeleien, sowie gesellschaftliche, gemüthliche und geschlechtliche Erregungen mit in's Spiel, dann gute Nacht Gehirn mit deinem Denken und Urtheilen, deinem Gemüthe und Willen!

Ich hoffe, daß jeder Geschäftsmann, der in seinem Geschäfte wirklich sein eigenes und nicht seiner Leute Verstandesorgan, also das Gehirn, arbeiten läßt, einsieht, wie bei seinem Kopfleiden in Folge von langandauernden und bedeutendern Anstrengungen des Gehirns, dieses Organ auch die passende Erholung durch Ruhe braucht und daß demnach ein angegriffener Geschäftsmann, wenn er sich radical erholen will, durchaus auf einige Zeit sein Geschäft zu verlassen gezwungen ist. Aber freilich muß er gleichzeitig auch alles das noch meiden, was das ermüdete Gehirn stark erregen kann, wie Spirituosa, kalte Bäder, leidenschaftliche Unterhaltungen und unterhaltende Leidenschaften aller Art. Daneben sind zur Abkürzung und Nachhaltigkeit der Kräftigungscur noch reine sonnige Waldluft (recht tief eingeathmet), gute kräftige Kost (besonders Milch und Eier) und warme Bäder (wöchentlich eins bis zwei) von ausgezeichnetem Vortheile (s. Gartenl. 1863. Nr. 22. Rathschläge zu Sommercuren). — Die von den meisten Aerzten dem angegriffenen Geschäftsmanne als Kräftigungsmittel verschriebenen Arzneistoffe, sie mögen heißen wie sie wollen, haben alle, ebenso wie die empfohlenen Mineralwässer, meine vollste Verachtung, da sie niemals stärken, sondern fast immer die Magenverdauung ruiniren und dann, weil nicht genug guter Speisesaft mehr bereitet wird, schwächen. Nur nahrhafte Nahrungsmittel (besonders Milch, Ei und Fleisch) geben unserem Körper Saft und Kraft.

Und nun, Hand auf's Herz, angegriffener Geschäftsmann mit dem eingenommenen Kopfe, erlaubt's Dein Geschäft wirklich nicht, daß Du zur Erhaltung und Kräftigung Deines Gehirns mit seiner Urtheils- und Willenskraft, sowie zur Verbesserung Deiner Dir und Andern nicht gerade angenehmen Gemüthsstimmung, auf einige Zeit Dein enges Geschäftslocal mit Gottes weiter Natur vertauschen kannst? Bedenke, daß Du später mit all Deinem Mammon die zur Herstellung und Kräftigung Deiner Gesundheit verlorene Zeit nicht zurückerkaufen kannst und daß Du, wenn auch alle in der Welt bekannten medicinischen Professoren, Hof- und geheimen Räthe zu einem Consil über Deinen ruinirten Corpus zusammentreten, doch weit früher als nöthig in das von Dir gefürchtete Grab wandern mußt — worüber sich natürlich Deine Herren Schwiegersöhne auch noch freuen.

Erlaubt nun aber das Geschäft einem Geschäftsmanne eine Erholungscur fern vom Geschäfte in der That wirklich nicht, dann beobachte dieser zur Conservirung seines Gehirns wenigstens die folgenden Vorsichtsmaßregeln. Zuvörderst lasse er seinen speculirenden Kopf nicht zu langanhaltend arbeiten, sondern mache von Zeit zu Zeit im Arbeiten Pausen, sogar der Usance entgegen in den Geschäftsstunden und wo möglich im Freien. In der geschäftsfreien Zeit halte er sich so viel als möglich auch frei von Geschäftsideen, mache sein ordentliches Mittagsschläfchen, gebe sich des Abends einer leichten und angenehmen Unterhaltung hin und halte auf regelmäßigen Nachtschlaf. Wie die übrigen, besonders die Brust- und Bauchorgane, in Ordnung zu halten und zu bringen sind, wird ein späterer Aufsatz den Geschäftsmann lehren, denn fertig ist der Verf. mit selbigem Manne noch lange nicht.

Bock.

Ein Frühlingsgang nach Sesenheim.

Von **Jos. Victor Widmann.**

Das anmuthigste aller Liebesverhältnisse Goethe's ist unstreitig jenes, das aus der jugendlichen Neigung des Dichters zur schönen Pfarrerstochter von Sesenheim im Elsaß entsprang. Wenn auch die Liebe zu Charlotte Buff am meisten bekannt geworden ist, indem sie zu dem Evangelium aller unglücklich Liebenden, zu Werther's Leiden, Anlaß gab, so ist es doch eben diese Berühmtheit, diese Uebertragung in einen Roman, die dem wirklichen Verhältnisse Eintrag gethan und einigermaßen den Blumenstaub von der Blüthe gewischt hat. Lili ferner war gewiß ein reizendes Mädchen, aber eine Puppe voll koketter Launen. Frau von Stein — war eben Frau von Stein; die Unnatürlichkeit dieses Verhältnisses und der Streit gegen die Gesetze der Gesellschaft, der darin gegeben war, verurtheilen es. Christiane Vulpius, später Goethe's Gattin, war gut und anhänglich, allein ein besonderer Zauber geht von ihrem Bilde nicht aus. Endlich, was soll man zu jener Marienbader Leidenschaft des vierundsiebzigjährigen Greises sagen? Giebt sie auch von dem jung gebliebenen Herzen des Dichters und von seiner lange wohlerhaltenen Kraft das beste Zeugniß, so fordert sie doch unwillkürlich zu dem Rückschlusse auf, wie so ganz anders ein Mann in voller Jugendkraft geliebt haben muß, der noch am Abend seines Lebens so feurig zu fühlen vermochte!

Eine solche Jugendliebe, naturwüchsig und echt, ist die zu Friederike Brion, und sie gewinnt an Reiz durch den Kranz frischer Feldblumen, der sich gleichsam um sie flicht. Wenn Lili, die Frankfurter Banquierstochter, ihren Freund oft „beim Spieltisch unerträglichen Gesichtern gegenüberstellte" — ziehen dagegen dort die beiden Liebenden durch die weiten Fluren, und Friederike singt ihm ihre lustigen Liedchen:

„Vom Wald bin ich 'kemmen, wo's stockfinster is,
Und ich lieb Dich von Herzen, das glaub mir gewiß;
Und da lacht er, da lacht er, der schelmische Dieb,
Als ob er nicht wüßte, daß ich ihn lieb'."

Friederike war eben durch und durch Natur: ein tiefes, reiches Gemüth, gebildet genug, um für alles Schöne und Gute empfänglich zu sein und das Rechte überall fein zu fühlen; von Sentimentalität freilich wußte sie nichts.

Dieses edle Mädchen nun lernte Goethe kennen, als er im Jahre 1770, während er in Straßburg die Rechte studirte, von seinem Studienfreunde Weyland zu einem Ausfluge nach Sesenheim aufgefordert und im Pfarrhause daselbst eingeführt wurde. Es war einer der ersten schönen Octobertage, als die Beiden zu Pferde in Sesenheim anlangten, Goethe, seiner Freude an Verkleidungen folgend, incognito, als ärmlicher Student der Theologie. Er hatte eigens hierzu alte Kleider geborgt und sich sein Haar so wunderlich gekämmt, daß Weyland unterwegs sich des Lachens nicht erwehren konnte, besonders wenn es seinem wohlgelaunten Freunde einfiel, dergleichen Figuren, die man „lateinische Reiter" nennt, nachzuahmen. Im Pfarrhofe trafen sie Herrn Brion ganz allein zu Hause und wurden von dem gutmüthigen Manne freundlich empfangen. Nach und nach stellte sich auch die ganze Familie ein, außer der zweiten Tochter Friederike, nach der Alle fragten und die Alle mit Unruhe vermißten, wodurch Goethe auf ihre Erscheinung vorbereitet wurde.

Endlich trat sie in die Thür, und „da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf". Der Dichter, der vierzig Jahre später eine plastische Schilderung jener Tage in „Wahrheit und Dichtung" dem Secretair Kräuter dictirte, wobei er, wie dieser versichert tief ergriffen war, oft im Dictiren inne hielt, seufzte und in leiserem Tone wieder fortfuhr — er beschreibt uns die Erscheinung des sechszehnjährigen Mädchens also: „Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heitern, blauen Augen blickte sie deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arme, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Es ist nicht möglich, nun ausführlich hier zu erzählen, wie Goethe sofort an Friederike das größte Interesse nahm, sich mit ihr fast ausschließlich unterhielt und, indem er immer mehr über sie erstaunte, zugleich immer mehr sich seiner Verkleidung zu schämen anfing; wie er noch am gleichen Abend bei einem Spaziergange mit ihr wandelte, „mehr den Himmel über sich zum Gegenstande habend, als die Erde, die sich neben ihnen befand"; wie er hierauf, als er Nachts mit Weyland allein war, diesen ängstlich ausforschte, ob wohl Friederike schon von Jemand geliebt werde, und sich über die Verneinung dieser Frage freute; wie er dann am andern Morgen über den verwünschten grauen Rock mit den kurzen Aermeln in Erbitterung gerieth, zuerst nach Straßburg zurückreiten wollte, dann aber auf den glücklichen Gedanken kam, sich die ländliche Kleidung eines Wirthssohnes in Drusenheim zu borgen und als Georg der Frau Pastorin einen Kuchen zu überbringen, über welche neue Verkleidung viel lustige Verwirrungen und Scherze entstanden. Es genügt zu sagen, daß die Leidenschaft der beiden jungen Leute von Stunde zu Stunde wuchs und daß Goethe nach zwei Tagen, als er wegritt, sein Herz in Sesenheim zurückließ. Zugleich hatte er den Vater sehr für sich eingenommen, indem er ihm einen Plan zu einem neuen Pfarrhause zu zeichnen versprach, da das alte, worin die Familie lebte, sehr baufällig war.

Von Straßburg aus schrieb Goethe an Friederike viele Briefe; der einzige, der von denselben noch erhalten ist, datirt vom 15. October. In diesem Briefe nennt er sie seine „liebe neue Freundin" und sagt ihr, nie sei ihm Straßburg so leer vorgekommen, wie jetzt. Drum hielt es ihn auch nicht lange dort; im November, an einem Samstag Abend, langte er plötzlich in der Schenke zu Sesenheim an. Merkwürdiger Weise war man im Pfarrhause nicht überrascht, als er eintrat. Friederike's liebendes Herz hatte seine Ankunft geahnt und vorausgesagt. Der folgende Tag, ein heller, freundlicher Novembersonntag, wurde von den Liebenden mit einem Morgenspaziergang begonnen, auf dem sie sich von den bevorstehenden Vergnügungen des Nachmittags und von neuen geselligen Spielen unterhielten, auch beschlossen, wo möglich in ungetrennter Gemeinschaft dem Allen sich hinzugeben. Die Glocke rief sie vom Spaziergang zur Kirche; der gute Pfarrer Brion hat gewiß nie einen geistreichern und doch zugleich unaufmerksamern Zuhörer gehabt, als an diesem Tage! Der Nachmittag verfloß fröhlich bei Tanz und gesellschaftlichem Spiel, wobei die Liebenden Hauptpersonen und Anordner des Ganzen waren. Und da, in der Erregung des Tanzes und der Lust, fand sich endlich das reizende Paar im „langen, langen Kuß der Lieb' und Schönheit".

Diesmal verließ Goethe Sesenheim als erklärter Liebhaber. Eine Verlobung hatte vermuthlich deshalb nicht statt, weil er noch so jung war und die Einwilligung des Vaters hätte eingeholt werden müssen. Gedichte aus jener Zeit und an Friederike gerichtet finden sich mehrere unter den gesammelten Liedern Goethe's: Willkommen und Abschied: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde". — Mit einem gemalten Band: „Kleine Blumen, kleine Blätter". — An die Erwählte: „Hand in Hand und Lipp' auf Lippe". — Mailied: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur". Ferner: „Erwache, Friederike" und „Ein grauer, trüber Morgen".

Bekanntlich hielt sich Goethe in Straßburg auf, um dem Studium der Rechte, das er in Leipzig begonnen, ferner obzuliegen und das Doctorexamen zu bestehen. In dieser Zeit fand er nicht Muße zu Besuchen in Sesenheim. Dagegen kam damals Frau Pfarrer Brion mit ihren beiden Töchtern zu Bekannten in die Stadt. Dieser Besuch war es, der zuerst das Verhältniß mit Friederike lockerte. Goethe selbst nennt ihn „eine sonderbare Prüfung".

Die Mädchen erschienen in Nationaltracht; in den Städten des Elsaß war dieselbe längst durch die französische Kleidung verdrängt worden. Daher geriethen die beiden Pfarrerstöchter in einen Gegensatz zu ihren städtischen Verwandten, der auf dem Lande jedenfalls zu Gunsten der erstern ausgeschlagen hätte, hier aber, in der Stadt, nach und nach für sie peinlich ward. Wenn auch Friederike sich in die ungewohnte Umgebung leichter als ihre Schwester zu finden wußte, so stand doch auch sie in nicht ganz zu verwischen-

dem Widerspruche zu derselben, und die verschiedenen Lebensverhältnisse der beiden Liebenden traten damals zuerst zu Tage. Er, der Sohn eines vornehmen Frankfurter Bürgers, sie eine arme Landpastorstochter! Darüber hatte freilich die Liebe sich nicht besonnen; die ländliche Ruhe hatte dergleichen Bedenken, selbst wenn sie aufgestiegen waren, bald wieder eingeschläfert. Aber jetzt! — Goethe mochte nicht immer die besten Urtheile über die Erscheinung seiner Geliebten in städtischen Cirkeln zu hören bekommen; das machte ihn empfindlich und zerstörte manche Illusion. „Friederike," sagt Schäfer, „war in den Gehölzen von Sesenheim eine Nymphe des Waldes; im Straßburger Salon wurde die Nymphe zur Bäuerin." Wenn auch dieser letzte Ausdruck etwas zu stark ist, so ist doch gewiß und von Goethe selbst ausdrücklich erwähnt, daß es ihm bei ihrer Abreise wie ein Stein vom Herzen fiel. Sie ihrerseits fühlte beim Scheiden, daß der Liebesroman zu Ende ging. Er stürzte sich wieder in den heitern Kreis der Genossen, um die quälenden Gedanken los zu werden. Als bald darauf die Zeit kam, wo er Straßburg auf immer verlassen sollte, ritt er noch einmal nach Sesenheim, ihr Lebewohl zu sagen.

„Es waren peinliche Tage," schreibt er, „deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand vom Pferde reichte, standen Thränen in ihren Augen und mir war sehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen, es war Hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege befand, um Friederiken noch einmal zu besuchen."

Im August 1771 verließ Goethe Straßburg, im Juni vorher schrieb er aus dem Sesenheimer Pfarrhause zwei merkwürdige Briefe an Actuar Salzmann in Straßburg, die jetzt auf der dortigen Stadtbibliothek in derselben Schachtel mit den Briefen des unglücklichen Dichters Lenz zusammen liegen, der sich später in Friederike Brion verliebte, ohne aber bei ihr Gehör finden zu können. Denn „wer von einem Goethe geliebt worden ist, kann keinem andern Mann angehören," pflegte sie zu sagen.

Möge die Nachwelt, wenn sie Goethe's Handlungsweise gegenüber Friederiken beurtheilt, die Verhältnisse berücksichtigen! Man bedenke, welche Schwierigkeiten seiner Verbindung mit der Sesenheimer Pfarrerstochter im Wege standen, wie ihm überhaupt eine frühe Verheirathung auf seiner Dichterlaufbahn ein Hemmschuh gewesen wäre, wie es kaum wahrscheinlich ist, daß Friederike in Weimar hätte existiren können, ja wie sehr wahrscheinlich der verheirathete Goethe selbst nie nach Weimar gekommen wäre, was man gewiß als ein Unglück ansehen müßte. Man erwäge, daß ein so gewaltige Kraft in sich fühlender Mann, dem die Welt damals zu enge schien, wohl eine kurze Zeit die Rose am Wege bewundern und lieben konnte, dann aber, zu sich kommend, seinem Stern folgen mußte, der ihm auf immer neuen Bahnen voranleuchtete. Ruhe im Schooß der Liebe konnte Schluß, aber nicht Anfang des Schaffens eines Titanen sein, der die zwölf Arbeiten noch ungethan vor sich sah. Wir wollen uns an das Wort Victor Hugo's erinnern, wonach man auf Heroen nicht das Maß gewöhnlicher Menschen anwenden dürfe, und also lassen wir Goethe Verzeihung angedeihen; die Wehmuth aber, die uns unwillkürlich beschleicht, wenn wir Friederikens gedenken und das zerstörte Verhältniß uns vergegenwärtigen, sei eine dem tragischen Mitleid vergleichbare; sie trage die Versöhnung in sich selbst! —

Lewes, der bekannte Verfasser einer vortrefflichen englischen Darstellung von Goethe's Leben, erzählt Friederikens spätere Schicksale nicht. Wir führen sie hier an, aus guter Quelle, zum Theil aus Mittheilungen von Personen schöpfend, die Friederiken persönlich gekannt. Wie oben schon angedeutet, kam der Dichter Reinhold Lenz ein Jahr nach Goethe's Entfernung in die Nähe von Sesenheim, und Friederike flößte ihm heftige Leidenschaft ein, die aber zu keinem Ziele führen konnte, schon deshalb, weil Lenz gar nicht der Mann dazu war, irgendwie etwas Dauerndes zu gründen. Er war eine wirre, dämonische Natur, und sein Lebensschicksal, das wir hier nicht verfolgen können, ließ ihn keinen häuslichen Heerd bauen. Er starb in schwermüthigem Wahnsinn am 24. Mai 1792. — In den Herbst 1779 fällt jener Besuch Goethe's bei Friederike, den der Dichter, wie oben angeführt, geahnt und als Vision vorausgesehen haben will. Goethe begleitete damals seinen Herzog auf einer Schweizerreise; er fand seine Geliebte, wie er schreibt, „wenig verändert, noch so gut, liebevoll und zutraulich, wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenz."

Friederike lebte noch bis zum Jahr 1813; anfangs in Rothau im Steinthal, wo sie mit ihrer jüngsten Schwester Sophie mehrere Jahre eine Mädchenschule leitete und einen Kramladen hielt. Durch Familienverbindungen wurde sie später Gesellschafterin in einem befreundeten Straßburger Hause — Rosenstiel —. Als der Herr des Hauses zu Anfang der französischen Revolution in diplomatischen Geschäften verwendet wurde, begleitete ihn seine Familie und auch Friederike nach Paris und Versailles. Später war sie bei ihrer Schwester und deren Mann, dem Pfarrer Marx, zuweilen auf Besuch in Diersburg, dann ständig seit dem Jahre 1805 in Meißenheim, einem drei Stunden von Lahr in Baden entfernten Dorfe, bei ihrer Nichte und deren Gatten, Pfarrer Fischer. Noch ist daselbst ein Albumblatt vorhanden, welches sie ihrem Neffen, Pfarrer Fischer, schrieb und das also lautet:

> Durchwandle froh die Bahn des Lebens,
> Dein Loos sei stets Zufriedenheit,
> Kein Wunsch von Dir sei je vergebens,
> Und die Erfüllung sei nie weit.

Meißenheim, den 14. October 1807.

Dies aus dem Herzen Ihrer Sie liebenden Tante,
Friederike Brion.

So fand Friederike in sich und in ihrer regen, opferfreudigen Theilnahme an dem Glücke Anderer einen schönen Frieden und ein nützliches Leben, welches keineswegs als ein verlornes, sondern im Hinblick auf seine höhere Bestimmung vielmehr als ein erfülltes zu betrachten ist. Die Geliebte des glücklichsten und des unglücklichsten Dichters deutscher Nation starb am 3. April 1813, Nachmittags 5 Uhr, im Alter von ungefähr 58 Jahren, wie aus dem Kirchenbuch zu Meißenheim hervorgeht. Ihr Grab wird vergebens gesucht. Kein Stein, kein Kreuz bezeichnet es. —

Es sind nun drei Menschenalter vorübergegangen seit jenen Tagen, wo Goethe mit seiner Geliebten durch Sesenheim's Gefilde wallte; aber noch entsinnen sich die einfachen Bewohner des Dorfes gar wohl des Herrn Goethe und haben ihre eigene Tradition über jene Zeit bewahrt. Der Verfasser vorstehender Zeilen ist im Stande hierüber Näheres mitzutheilen, indem er im Frühling des verflossenen Jahres, am 13. April, Sesenheim besuchte.

Das anmuthige Dörfchen liegt sieben Stunden von Straßburg entfernt. Der Besucher, dem es nicht möglich ist, wie Goethe, zu Pferd zu dem Orte zu gelangen, thut am besten, wenn er mit der Eisenbahn bis Bischweiler fährt; von da befördert ihn ein Botenwagen nach Sesenheim. So machte ich's; den Rest des Weges jedoch ging ich zu Fuß, um allein und in würdiger Sammlung in das liebe Dorf einzuziehen.

Die Sonne war schon untergegangen, aber die Luft war lind, wie an einem Maiabend. Am westlichen Himmel glänzte noch da, wo dunkle Wolken auf den fernen Vogesen aufzuliegen schienen, ein heller Streif, wie flüssiges Gold; vor mir — Sesenheim liegt gegen den Rhein, nordöstlich — war es schon Nacht. Vom Dorfe konnte ich daher nichts sehen, bis ich ganz nahe war. Der Weg führt rechts an einem großen Weiher vorüber, Erlen und Pappeln ziehen sich längs der Straße hin. Auf einmal klang durch die Luft ein Ton, der mich wundersam rührte, die Abendglocke von Sesenheim! Zugleich sah ich auch die ersten Häuser des Dorfes, zwischen blühenden Bäumen versteckt, und ein Rauch war über dem Dorf und hoch vom Himmel blinkten die Sterne herab. Das Glück führte mich in die Herberge zum Anker. Der Wirth derselben heißt Michael Heintz und seine Großmutter mütterlicher Seite, Anna Maria Bix, war die Pathin Friederikens. Dies Alles erfuhr ich natürlich erst später; zunächst erkundigte ich mich nach einem Nachtlager, dann setzte ich mich unter die Bauern und aß zu Nacht. Der Wirth leistete mir Gesellschaft und äußerte seine Verwunderung über meinen Besuch in Sesenheim, setzte aber sogleich hinzu: „Am Ende kommen Sie wohl wegen dem Herrn Goethe." Als ich dies bejahte, stellte mir der Wirth einen bejahrten Bauer, —

Wolf — der in der Ecke saß, als den Sohn desjenigen Burschen vor, der Goethe gewöhnlich bei Spaziergängen begleitet, ihm auch Botendienste geleistet hatte. Von diesem erfuhr ich mehrere Anekdoten über Goethe, und sämmtliche Bauern nahmen, während er erzählte, großen Antheil, ergriffen wohl manchmal bestätigend das Wort, nie aber äußerten sie sich anders über das Verhältniß der Liebenden als mit größter Ehrerbietung für Beide. Die Aussage Aller war: „Er sei ein schöner und gar freigebiger Mann gewesen, und das Pfarrersfräulein habe er so lieb gehabt — man könne gar nicht glauben wie!"

Von dieser Freigebigkeit Goethe's cursirt namentlich in Sesenheim eine etwas groteske Geschichte, aber eben deshalb wie dazu gemacht, im Andenken der Bauern zu bleiben: Die Bursche des Dorfes machten, wie jedes Jahr, hinter der Kirche zuweilen im November ein Feuer und belustigten sich, mit Stangen drüber zu springen. Der „Herr Goethe" war auch einmal bei einem solchen Anlaß zugegen und bemerkte unter den Zuschauenden sechs Weiber mit alten zerrissenen Strohhüten. Da sagte er dem Bauer Wolf, er solle die Strohhüte in's Feuer werfen. Der that's auch gleich, nur eine ließ sich den Strohhut unter keiner Bedingung nehmen. Als nun die fünf Strohhüte lichterloh brannten, zog der Herr Goethe seinen Geldbeutel hervor und gab jedem der fünf Weiber, die ziemlich verdutzt dastanden, zwei Thaler; jetzt verkehrten sich die sauern Mienen in frohen Jubel; die sechste aber bot nun freiwillig ihren Strohhut an; als ihr Goethe gar keine Aufmerksamkeit schenkte, warf sie voll Verdruß ihren Hut selbst in's Feuer, erntete aber auch für diese heroische Aeußerung ihrer Unzufriedenheit nichts als den Spott des ganzen Dorfes. Als Moral dieser Geschichte setzte der Bauer Wolf, der mir dieselbe erzählte, hinzu: „Einem so vornehmen Herrn muß man eben Zutrauen schenken."

Oft habe auch Goethe die Buben angefeuert, gymnastische Spiele aufzuführen, ihnen dergleichen sogar gezeigt. Den Sieger habe er dann jedesmal reichlich beschenkt. Um seine Freigebigkeit, wie man sieht, dreht sich die Sesenheimer Tradition; denn bei gar vielen Leuten hat nichts so guten Klang, wie klingende Münze. Man ersieht hieraus, daß alle Tradition etwas Subjectives ist.

Am folgenden Tage besuchte ich in der Frühe jenen Hügel, den Goethe in „Wahrheit und Dichtung" erwähnt, wo er schon am zweiten Tage der jungen Bekanntschaft dem reizenden Mädchen seine Liebe erklärt hatte. Die Stelle verdient nicht den Namen eines Hügels; im Dorf heißt sie der Buckel; es ist eine Erderhöhung von kaum sechs Fuß Höhe. Zu Goethe's Zeit war sie mit Wald und Hecken gekrönt und es waren daselbst Bänke aufgeschlagen, „von deren jeder man eine hübsche Aussicht gewann". Hier war jenes Bret mit der Inschrift: „Friederikens Ruhe", worunter sich Goethe einst froh und ahnungslos gesetzt hatte, ganz dem aufkeimenden Gefühl hingegeben und nicht denkend, daß er gekommen sei, diese Ruhe vielleicht für immer zu stören.

Die Bänke stehen längst nicht mehr, der Wald ist ausgerottet, man hat den Pflug über das traute Plätzchen geführt. Aber es war doch noch die gleiche Erde, und gerade so, wie heute auf mich, schaute damals auf die Liebenden der helle, blaue Himmel hernieder, und darum bückte ich mich und pflückte — man lache über meine Sentimentalität — ein vom Morgenthau feuchtes Veilchen, meine erste Reliquie von Sesenheim.

Nachdem ich wieder in's Dorf zurückgekehrt war, begann ich auf dem Kirchhofe nach dem Grabmal des Pfarrer Brion zu suchen. Eine Bäuerin, die ich um Auskunft befragte, sagte mir, sie wisse, das Grab sei nicht hier, sondern bei der Kirche, aber genauer konnte sie mir die Stelle nicht bezeichnen. Endlich fand ich es; ein liegender, schwärzlicher Stein deckt die Ruhestätte des guten Mannes. Die Inschrift lautet:

Hier schläft in seinem Erlöser
der
Hochwürdige und hochgelahrte Herr
Johann Jacob Brion.
Treueifriger Lehrer hiesigen Kirchspiels.
Seines Alters 70 Jahre 6 Monate.

Den Vers darunter konnte ich nur mit Mühe lesen und zwar erst, nachdem ich den Grabstein gewaschen und in die Umrisse der Schrift, damit dieselben mehr hervortreten möchten, Kalk von der Kirchhofsmauer eingerieben hatte. Der Vers heißt:

„Sei still und weine,
Christ und Menschenfreund;
Hier ruhen die Gebeine
Eines Mannes, der vereint
Tugend pries und Tugend übte,
Gott in seinem Leben liebte."

Während ich diese Worte schrieb, fielen auf einmal drei oder vier Schüsse hinter der Kirchhofmauer, und als ich erstaunt aufschaute, gewahrte ich eben einen Brautzug, der sich in die Kirche bewegte. Natürlich schloß ich mich an und wohnte der Feierlichkeit bei. Das war also die Kirche, wo einst Goethe an der Seite der Pfarrerstochter „eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang fand" und wo er sich die Vorzüge seiner Geliebten, „ihre besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehen," wiederholte und auch darüber nachdachte, wie er es wohl vermeiden könnte, beim Pfänderspiel seine Geliebte zu küssen; denn seine Lippen waren ja von jener leidenschaftlichen Straßburger Schönen, deren Neigung er nicht erwiderte, verwünscht worden. Am gleichen Nachmittage lösten sich indessen alle Bedenken, wie wir oben gesehen haben. Als die Einsegnung des Paares vorüber war, begab ich mich nach dem Pfarrhause, welches der Kirche gegenüber liegt. Es ist von einem Gartenzaun eingeschlossen, vor der Thür stehen niedrige Tannenbäume.

Der Pfarrer, Namens Lucius, ein gastfreier Herr, nahm mich sehr freundlich auf, als er den Zweck meines Kommens erfahren hatte, und führte mich überall umher. Vom alten Pfarrhofe ist nur noch eine Scheune übrig; er stand mehr links, als der neue. An der Stelle, wo sonst Goethe mit der Familie Brion zu wohnen pflegte, wachsen jetzt Bohnen und andere Küchenkräuter, und der kleine Sohn des Herrn Pfarrers war emsig beschäftigt, dieselben vom Unkraut zu säubern. Ganz hinten im Garten steht aber noch, an die erwähnte alte Scheune angelehnt, jene berühmte „Jasminlaube von Sesenheim", in der Goethe das Märchen, das er später unter dem Titel „Die neue Melusine" Wilhelm Meister's Wanderjahren einverleibte, zum ersten Male erzählte. Daß ich auch hier Reliquien sammelte, versteht sich von selbst.

Hierauf zeigte mir der Pfarrer ein Autograph Friederike's; sie bittet ihren Verwandten Heintz um ihr langes Halstuch (ein Pathengeschenk eben jener Anna Maria Bix, er möge es ihr nach Rothau schicken. Im Wohnzimmer hängt an der Wand beim Clavier ein Bild des greisen Goethe; nirgends ist mir dieses Bild so bedeutsam vorgekommen, wie hier; ich mußte mich unwillkürlich an Rückert's Gedicht von Chidder, dem ewig jungen, erinnern.

Ich nahm nun Abschied von dem gastfreien Herrn Pfarrer und verließ das Haus. Am Ausgang des Dorfes, vor dem Schulhause, war die ganze liebe heranwachsende Jugend von Sesenheim versammelt. Die Mädchen tanzten eben einen Ringeltanz um ihre Lehrerin herum; ich schaute mir die Gesichter wohl an, aber es war keine Friederike unter ihnen!

Und so zog ich denn weiter gegen Fort Louis hin; ehe ich aber in den Wald kam, schaute ich noch einmal zurück nach dem lieben Dorf, und wie ich's so vor mir liegen sah und des gestrigen Abends und der einstigen Zeiten gedachte, überkam mich eine Stimmung, in die sich Andacht und Wehmuth theilten.

Berliner Skizzen.

2. Der Omnibus.

Von Rudolph Löwenstein.

Vom Fischerdorfe zur Weltstadt, vom Bauernkarren zur Droschke und von der Droschke zum Omnibus — welch riesiger Fortschritt weltgeschichtlicher Cultur! Fünfhundert Jahre bedurfte Berlin, bis die Umwandlung aus dem Anglernest in den Angelpunkt deutscher Intelligenz als vollzogen betrachtet werden konnte, und fast ein halb Jahrhundert verstrich, ehe sich der kosmopolitische Omnibus der heimischen, particularistischen Droschke zugesellte. Wie lange es dauern wird, bis die Berliner Droschke sich zu einem der Residenz

würdigen Fiacre veredelt, bleibt der Erkenntniß unserer Enkel vorbehalten. Die Droschke hat sich trotz der Omnibus-Concurrenz in ihrer urzuständlichen Form (von Reinheit ist leider keine Rede) erhalten, nur dann und wann begegnet man einem von der Cultur der Gegenwart mit frischem Firniß beleckten und mit fleckenlosen Polstern verkleideten Eingespann; die Mehrzahl aber der für fünf Groschen feilen Miethlinge ist nicht geeignet, den traurigen Satz zu widerlegen, daß es in ganz Europa von Petersburg bis Madrid und von Rom bis Stockholm kein schlechteres öffentliches Fuhrwesen als das Berliner gebe.

Wer, der jemals die Straßen von Spree-Athen betreten, wer kennt sie nicht, diese klapprigen, baufälligen Gestelle mit ihren abgelebten, „abgetriebenen“ und schwermüthigen Pferden und den rothnasigen Rosselenkern? Wen erfaßt nicht ein menschliches Rühren, wenn er die fahrenden Eckensteher auf dem Bocke des „Folterkastens“ und die Mähren mit dem über die Ohren gebundenen Hafersacke betrachtet? Wer hätte nicht gehört von dem untilgbaren Hasse, welcher zwischen den Lenkern der Droschken und den Züglern der Omnibusgäule besteht? Mit demselben Grolle, mit dem einst der arme Weber den „eisernen Arbeiter“, die Dampfmaschine, und der letzte Posthalter die erste Locomotive erblickt, sahen vor einundzwanzig Jahren die Berliner Droschkenkutscher auf das erste sechsrädrige Ungethüm, das, von einem Speculanten gebaut, unter dem Namen Omnibus durch die Straßen rollte. Und der Groll ist von Jahr zu Jahr mit der Zahl der neu-concessionirten Allerweltswagen gewachsen. Mehr als dreihundert Omnibus durchkreuzen die Residenz nach allen Richtungen, und während der auf seinen Halteplatz oft Stunden lang gebannte Droschkenführer nach einer „lumpigen Person“ vergeblich späht, sausen Hunderte von Groschen-Passagieren an seiner Nase vorüber.

Was der Dampfwagen für die Nationen, das ist der Omnibus für die Residenzler: er verknüpft die früher Getrennten, fördert Austausch und Verkehr und trägt neues Leben in die entlegensten, ehedem fast unzugänglichen Gegenden. So lange die Omnibusunternehmer nur auf die sehr belebten Straßen speculirten und jede Tour in mehrere Stationen theilten, für deren jegliche ein Reisegeld von einem Neugroschen zu erlegen war, wollte das Geschäft nicht recht vorwärts kommen; seitdem sie aber vom Ende der einen Vorstadt bis zum letzten Hause der entgegengesetzten fahren und für den Weg von fast einer deutschen Meile nur einmal den Zinsgroschen erheben, blüht das Geschäft, und in den Vorstädten steigen neue Häuser und neue Straßen empor. Die Sandscholle der ehemaligen „Hundetürkei“, in deren trügerischem Boden Roß und Reiter elendiglich versanken und Hungerblume und Distel sich vergeblich quälten, Wurzel zu fassen, sie ward zur Baustelle, zum lachenden, „goldtragenden“ Morgen, sobald sie von der Wünschelruthe des Omnibuskutschers berührt wurde. Das „Köpenicker Feld“, noch vor zehn Jahren eine menschenleere Wüste, ist zu einer Stadt von 25,000 Einwohnern erwachsen, der Bodenwerth hat sich verzehnfacht, der Steppensand ist auch hier zum Goldsande geworden. Der National-Oekonom wird dereinst mit Zahlen beweisen können, welchen Antheil das Institut der Omnibus an dem wahrhaft wunder-

Im Omnibus.
Originalzeichnung von Th. Hosemann.

baren Wachsthum gerade des Köpenicker Feldes gehabt hat. Von hier aus gehen die meisten Wagen in das Innere der Stadt; der Oranien- und der Moritzplatz entsenden von fünf zu fünf Minuten einen zweispännigen Zug, der sich, ehe er sein Ziel erreicht, zwei, auch drei Mal seiner lebendigen Last entledigt und dafür neue Ladung nimmt.

Die Berliner Omnibus unterscheiden sich wesentlich von ihren Londoner und Pariser Vorbildern: sie sind weder so elegant bespannt, noch so pünktlich bedient, noch endlich so zweckmäßig organisirt, als jene. Der Einführung einer geregelten Correspondenz, eines Bündnisses aller Unternehmer stemmen sich — ein Zeichen echt deutschen Wesens — Sonderinteressen und Sondergelüste entgegen: Keiner will sich entschließen, dem allgemeinen Besten auch nur ein Titelchen seiner fuhrherrlichen Souverainetät zum Opfer zu bringen, und so kreuzen sich denn Wagen, Linien und Interessen in wirrer Unordnung. Daß bei uns Wagen, Kutscher und Conducteure unter strengster polizeilicher Aufsicht stehen, die jedes Vergehen gegen das „Reglement“ und die Fahrordnung unnachsichtlich straft, versteht sich ebenso von selbst, wie daß Alles, was zum Dienstpersonal der Wagen gehört, dem straffen, soldatisch-knappen Uniform-Zuschnitt unterworfen ist. Wie die strengen Religionsgesetze der Juden großentheils von sanitäts-polizeilicher Weisheit dictirt sind, so ist auch Vieles in dem Reglement nur durch die zarte Besorgniß der Polizei für Leben und Gesundheit der nomadisirenden armen Kutscher zu erklären. Das scharfe Gebot: „Du sollst auf dem Bock nicht rauchen“ und das gleichscharfe: „Du sollst den Rockkragen stets bis an's Kinn zugeknöpft halten“, was sind sie anders, als Zeugnisse jenes schönen patriarchalischen Regiments, das Alle vom Junker bis zum Roßknecht umfaßt?

Den schlimmsten Stand hat bei den Wagen — in jeder Beziehung des Wortes — der Conducteur: den Behörden für jeden Fehltritt, seinem Principal für jeden Schwänzelgroschen mit seiner Caution verantwortlich, ist er durch das „Reglement“ gezwungen, auf dem Trittbret zu stehen oder, falls es besetzt ist, zu schweben. Die Wagen sind nämlich so ökonomisch eingerichtet, daß jeder Zoll zum Transport von Menschenfleisch verwendet ist. Oben und unten, vorn und hinten — Plätze, aber destoweniger Platz. Schaudernd blickt der weichherzige Thierfreund auf die an die Last von 25 Personen gefesselten, mühselig keuchenden Rosse, und eine Thräne des Mitgefühls rollt über seine Wangen. Wehe den Insassen des Wagens, wenn sie plötzlich von einem Zweihundertpfünder bedrängt werden! Angstvoll gepreßt in schauderhafte Enge, blicken sie den Dicken an, der sich mit seiner Breitseite Platz zu machen sucht. „O Jott, mein bestes Hühnerauge!“ seufzt ein Lackstiefler. „Himmel, mein Kleid!“ zürnt eine Köchin. „Conducteur, lassen Sie mir raus, mir wird ohnmächtig!“ ächzt ein Dämchen. Dreimal Wehe der seidenen Robe, die sich in den Morgenstunden der Markttage zwischen den Kattun der Omnibus-Besatzung verirrt! Körbe, Kiepen, Fischnetze, Gänseleichen, frisch gemordete Hühner und enthäutete Hasen rechts und links! Böklings-, Härings- und Käsedüfte, Orange und Knoblauch, Zwiebel und schwarze Seife zusammenfließend in einen einzigen unaussprechlichen Duft! — Fleuch, Wanderer, fleuch in solchen Morgenstunden den Wagen mit seinen pausbäckigen Casserolburschen und Küchendragonern, fleuch, und wärest Du so müde, daß Du Deine Gebeine nicht allein mehr fortschleppen könntest. Fleuch, wenn Dir Dein Leben lieb ist und Du darauf hältst, in gutem Geruch bei den Leuten zu stehen, denn es ist schon oft vorgekommen, daß ein Hecht in seiner Todesangst nach dem Nachbar seiner Mörderin geschnappt hat, daß beutegierige Krebse dem Netze entschlüpft sind und die Beine eines Passagiers angeknabbert haben, daß eine heimtückische Köchin den Marktkorb mit durchsickerndem Eigelb auf die weißen Pantalons eines Stutzers gestellt und eine Andere dem duftenden Jockey-Clubbisten heimlich einen Häring in die Rocktasche practicirt hat.

Willst Du aber die Annehmlichkeiten des Omnibus genießen und Studien über Berlin und Berliner machen, dann wähle einen Tag, da kein Markt ist, und durchstreife die Stadt vom Zigeuner-Viertel bis zum Pantinen-Viertel, d. h. vom Moritzplatze bis in das sogenannte „Voigtland“. (Es wohnt nämlich in der Gegend des Moritzplatzes, in den von Bauspeculanten zum großen Theil auf Schwindel erbauten Häusern ein gar seltsames, in ewigem Umzuge begriffenes Volk, das von den Wirthen zum Austrocknen der Wohnungen gratis aufgenommen wird, und an dieses Proletariat haben sich die aus dem Innern der Stadt mehr und mehr verdrängten sittlich Verwahrlosten angeschlossen. Im Voigtlande dagegen, ehemals der Brutstätte des Elends, klirren jetzt lustig Räder, Hämmer und die Holzpantinen der Arbeiter.) Hast Du den Weg mehrere Male während einer Woche gemacht, so wirst Du auch manche feste Kunden des Omnibus kennen gelernt haben — den Wechsel-Commissionär und den Gerichtsrath, die schon früh auf Arbeit fahren, die Musiklehrerin und die Choristin, die um 10 Uhr ihr Werk beginnen, den Geh.-Doctor und die Wickelfrau, die um 11 Uhr ihre Visiten machen, die Schulmeister, die Mittags zur Krippe eilen, und so fort bis zur Abendstunde, wo sich der Wagen mit Theaterlustigen jedes Standes und Geschlechtes füllt. Vielleicht hast Du gar schon eine interessante Bekanntschaft gemacht, denn die Berliner sind gesprächig und ihre Frauen und Töchterlein oft nicht blos gesprächig, sondern geschwätzig, und es findet sich ja so leicht Gelegenheit zur Anknüpfung einer Unterhaltung, zumal wenn der Sitz so eng ist, daß man der Nachbarin beschwerlich fallen muß. Man bittet um Entschuldigung, klagt über die jammervolle Einrichtung des Wagens, über das fortwährende Anhalten und Einsteigen, verläßt den Omnibus nicht eher, bis die nette Nachbarin aussteigt, freut sich über den glücklichen „Zufall“, daß man denselben Weg gehen müsse — und die Bekanntschaft ist fertig! — Ja, es giebt Leute, die sich des Omnibus nur in der Hoffnung auf ein kleines Abenteuer bedienen, und manch alter Don Juan, mancher Leporello, der „nicht länger Diener sein“ will, schleicht sich abendlich in das Innere der rothbelaternten Wagen. — Der Lord vom Mühlendamm mit dem rothen Bart der Backen, der Nase des Adlers und dem Kneifer des Auges wandelt Lust durch die Straßen der Stadt. Von fern sieht er eine stattliche, seidenumwallte Gestalt, gefolgt von einem King-Charles. Kein Zweifel — sie ist's, die Holde, nach deren Herzen und Ducaten er schon so lange seufzt! Es ist ihr King-Charles, ihr Mylord! — Ihr nach! Sie steigt in den Omnibus, Mylord mit ihr. Der Lord aber des Mühlendamms fliegt ihr auf Sehnsuchtsfittigen nach — er erreicht den Wagen — kein Platz mehr inwendig — die Holde ist im Fond verschwunden — er postirt sich als Schildwacht auf dem Außensitz. Vergebens versucht er, in den Wagen hineinzublicken: der Conducteur und Trittbret-Genossen sperren ihm die Aussicht. So oft der Wagen geöffnet und geschlossen wird, stößt er einen Schmerzensschrei aus, denn die Wagenthür hat sich darauf capricirt, seine Kniescheiben zu schleifen; so oft der Wagen hält, harrt er gespannten Auges, ob sie nicht aussteigen werde. Eine halbe Stunde hat er diese Qualen erduldet, da öffnet der Conducteur — ein Damenfuß wird sichtbar — sie muß es sein — noch kann er ihr Antlitz nicht erkennen — noch hängt sie mit drei Viertheilen ihrer crinolinbehafteten Existenz innerhalb des Wagens — der Conducteur reicht ihr die Hand und hilft sie herausbugsiren — jetzt wendet sie sich um — die Passagiere des Omnibus athmen frohlockend auf — der Lord aber ruft erschrocken aus: „Meun Gott, wölch optücalüsche Täuschung! zweu Cöntner Fleusch, dreußüg Oellen Seudenzeug, zöhn Pfund Crünolüne — sie ist es nicht! — Für meinen Haß zu schwer, zu stark für meine Liebe! Fare well!“

Ein Besuch auf der preußischen Flotte.

In der Meerenge Gellen, zwischen Stralsund und Rügen, liegt das kleine Eiland Daenholm, die Hauptstation, gewissermaßen das Mutterhaus der jungen preußischen Flotte. Nach dieser Insel also lassen wir uns von einem östlichen Außenwerke Stralsunds, dieses mächtigen preußischen Seebollwerks, überfahren.

Unsere Blicke werden zuerst von der großen Sternschanze angezogen, die auf dem linken Theile der Insel auf einem Hügel sich hoch über die Meeresfläche erhebt und mit ihren schweren Geschützen nach Rügen und Stralsund hin und nach beiden Längen die Meerenge beherrscht. In der Mitte der Insel erheben sich ansehnliche Gebäude, das Wohnhaus des Commandanten und die Kaserne; rechts führt uns ein längs eines Canals sich schlängelnder Fußsteig zu einem kleinen, zum Aufenthalt für geringere Schiffe ausgebaggerten Bassin. Hier ist das eigentliche Asyl für die klei-

neren, nur zum Schutze der Küsten dienenden Fahrzeuge unserer jungen preußischen Marine.

Schon von fern fallen uns eine Menge preußischer Kriegsflaggen auf, welche, anscheinend dicht über dem Wasserspiegel schwebend, lustig im Winde flattern; näher kommend, erblicken wir ein zahlloses Gemisch von kleinen, kaum drei Fuß hohen, am Bug und Stern abgerundeten, auf beiden Seiten mit zwei mächtigen Geschützen versehenen Fahrzeugen — den sogenannten Ruderkanonenbooten. Am Ufer erheben sich in einer langen Reihe die zu ihrer Aufnahme während des Winters oder für vorkommende Reparaturen bestimmten festen Schuppen. Ueberall, auf allen Booten rege, geschäftige Thätigkeit. Hier wird unter der Leitung eines alten ergrauten Sergeanten, der schon mit den Rifpiraten an der Nordküste von Afrika sich herumschlug und die Expedition nach China und Japan mitmachte, die frisch eingezogene Mannschaft der Seewehr am Geschütz und mit dem Zündnadelgewehr ausgebildet; dort manövriren zwei Ruderjollen: bald vor-, bald zurückgehend, bald mit raschen Wendungen seitwärts ausbiegend, suchen sie dem Gegner die Blöße abzugewinnen; gleichmäßig, wie auf einer mittelalterlichen Galeere, senkt sich eine Masse von mächtigen Rudern in die blaue Fluth; ein kurzes Commando, und in einem Nu ragen die eben noch leicht über das Wasser dahingleitenden Hebel in die Luft. In aufrechter Haltung im Hintertheil des Bootes, auf der wettergebräunten Stirn die Mütze mit der breiten goldenen Borte, das Abzeichen des Seeofficiers, an der Seite den fein verzierten Degen, die gedrungene, kernige Gestalt des Commandeurs, eines noch jungen Fähnrichs zur See. Noch vor einem halben Jahre sah man dieselbe Gestalt im einfachen Seemannsanzuge, mit Cirkel, Lineal und anderen nautischen Instrumenten versehen, zur Navigationsschule ihre Schritte lenken. Der junge Mann gebrauchte weder zwei-, noch dreijährige Dienstzeit, um seine jetzige Staffel zu erklimmen; er machte sein Steuermanns-Examen, wurde beim Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges als sogenannter Seedienstpflichtiger eingezogen und bestand nach mehrwöchentlicher Ausbildung sein Officier-Examen. So glückte ihm in vier Wochen auf dem Wasser eine Carrière, die manchem Avantageur zu Lande sehr viel Kopfzerbrechen verursacht. Wohl mögen die Herren Cameraden zu Lande, welche erst nach entsetzlich vielen Torturen an Leib und an Seele sich zu dem herangebildet haben, was dort ein brauchbarer und tüchtiger Officier benamset wird, etwas scheel auf den Herrn Cameraden zur See sehen, der nach ihrer Meinung auch gar zu plump in seinem Auftreten ist, seine rohen Seemannsmanieren durchaus nicht ablegen will, sein freies und offenes Wesen nicht in jenes bekannte affectirte, seine rauhe, aber ehrliche und gemüthvolle Redeweise nicht in jene näselnde so mancher Landratten zu verwandeln sucht und noch dazu fast dreimal so viel Gage bezieht, als sie. Was uns aber anbetrifft, so sagen wir: Alle Achtung vor diesem Mann, der, fast von Kindesbeinen an gehärtet auf stürmischer Fluth, mit unzähligen Mühen und Beschwerden gekämpft und, kühn Wind und Wellen trotzend, schon so manches Mal einem schrecklichen Tode in's bleiche Antlitz geschaut hat, bis es ihm, indem er Staffel auf Staffel erklomm, vom Kajütenjungen, Halbmann, Jungmann bis zum Matrosen, endlich vergönnt war, auf der Navigationsschule sich die für einen preußischen Steuermann erforderlichen theoretischen Kenntnisse zu erwerben. Freilich würde er, sollte er die Uniform eines preußischen Landsoldaten anziehen, gewiß ebenso, wie viele seiner Brüder, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ehe er im Stande wäre, seine wiegende Seemannshaltung in die kerzengrade, straffe Parade-Haltung des Landsoldaten zu verwandeln; doch hier auf blauem Grunde ist er so recht in seinem Element. Und auch die lustigen Jungen in ihren blau- und weißgestreiften Hemden, den blauen Jacken und Hosen und der mit fliegenden Bändern versehenen Mütze, auch sie haben alle Achtung vor den Befehlen ihres Commandeurs, sie fühlen, daß er gewohnt ist, in brüllender See mit ruhigem Commandoton das Schiff durch die brechenden Wogen zu leiten, sie wissen, daß ihr Commandeur keinen Spaß versteht, wenn er in dem Landes-Dialekt, der derben, gewichtigen, plattdeutschen Redeweise, Etwas anordnet und, gemüthlich die feinen weißen Officier-Glacé-Handschuhe von den rauhen Händen streifend und in die Rocktasche schiebend, auch wohl selbst wacker Hand mitanlegt. Fast sämmtlichen der kleinen Ruderkanonenboote ist als Commandant einer von diesen kürzlich erst zum Officier beförderten, nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges zu entlassenden Leuten, sogenannten Auxiliar-Officieren, zuertheilt, während auf den größeren Dampfkanonenbooten meistentheils Lieutenants zur See befehligen, die schon länger im königlichen Flottendienst sind. Die Mannschaft der ganzen Flottille zeigt in ihrem ganzen Auftreten überall jene ruhige, nie anmaßende Würde, jene gemüthliche Heiterkeit und, sobald es die Noth erfordert, jene kräftige, energisch eingreifende Thätigkeit, welche den niederdeutschen Seemann vor sämmtlichen anderen auszeichnet, so daß seine Tüchtigkeit von allen Völkern rühmend anerkannt wird. Fast überall hört man unter ihnen den derben, kraftvollen und doch gemüthlich aufheiternden plattdeutschen Dialekt, ob sich derselbe nun in der härteren vorpommerschen, in der mehr johlenden hinterpommerschen, in der breiten mecklenburgischen, oder der noch breiteren Ausdruckweise der Danziger Niederung äußert; ja sogar das unglückliche, so lange geknechtete meerumschlungene Land hat manche seiner Söhne zur preußischen Flotte gesandt, um ihren alten Erbfeind auch zur See mit zu bekämpfen, weil ihnen zu Lande dies nicht vergönnt war.

In einem öffentlichen Local Stralsunds, wo eine Sängergesellschaft unter instrumentaler Begleitung verschiedene Lieder vortrug, erblickte ich unter vielen anderen zur preußischen Marine gehörenden noch jugendlichen Individuen zwei ebenfalls in der blauen Jacke steckende feste, gedrungene Gestalten. Ihre ernste Haltung, ihre ruhige, gemessene Würde, der Heiterkeit ihrer Cameraden gegenüber, die schon von tiefen Furchen durchzogene Stirn, das blondbärtige, wettergebräunte Antlitz, aus dem treuherzig die blauen Augen hervorlugten, kündigten mir an, daß ich durch die Stürme des Lebens bereits gereifte Männer vor mir hatte. Da erschollen vom Orchester durch die Halle die Klänge des „Schleswig-Holstein meerumschlungen“. Die ernsten Mienen der beiden Männer belebten sich, langsam stahlen sich Zähren aus den Augen und rollten über die Wangen; doch, von plötzlicher Wuth erfaßt, erhebt jetzt der eine der beiden Männer die markige Faust und läßt sie dröhnend auf die Tischplatte niederfallen, während sein minder heftig erschütterter Gefährte ihn zu besänftigen sucht. Nun war mir klar, wer die beiden Männer waren. Auf sie zugehend und ihnen die ausgestreckte Hand hinhaltend, fragte ich: „Wohl Schleswig-Holsteiner?“ Und mit kräftigem Händedruck antwortete der eine: „Joa, Härr, dat sünd wi, un wisen will'n wi't den Dänen, dat wi't sünd.“ (Ja, Herr, das sind wir, und zeigen wollen wir's den Dänen, daß wir's sind.) Auf näheres Befragen erfuhr ich noch, daß der eine der beiden Männer aus Schleswig, der andere aus dem Dithmarsischen war. Beide hatten durch die Erpressungswuth der Dänen schon ungemein gelitten, ihre Familien der Obhut ihrer Verwandten übergeben und Alles im Stiche gelassen, um während der Dauer des Krieges in den preußischen Flottendienst zu treten. Wahrlich, eine so heilige Begeisterung, ein so hoher Muth, eine solche Aufopferungsfähigkeit verdienten, neben die größten Beispiele der Geschichte gestellt zu werden!

Das sind die Bestandtheile unserer jungen Marine, und wo solche Männer unsere Schiffe bevölkern, da können wir wohl hoffen, auch einen ungleichen Kampf mit riesigen Kolossen, gegen die unsere Kriegsschiffe wie winzige Bootchen sich ausnehmen, mit Erfolg zu bestehen.

Wir steigen jetzt in ein Boot, das uns von einem Officier freundlich dargeboten und mit fünf rüstigen Blaujacken besetzt ist, um uns die außerhalb des Bassins im Gellen längs der Rügenschen Küste in einem weiten Halbkreis ankernden Dampfkanonenboote ein wenig aus der Nähe anzuschauen. „Wenn de Dinger blos 'n bäten mihr stühmten (von steam, Dampf), denn wullen wi den Danske-Mann woll Tobacl gäwen,“ (wenn die Dinger nur ein wenig mehr Dampf entwickelten, dann wollten wir dem Danske-Mann [Dänen] wohl mehr Tabak geben [zusetzen]) meint unser alter Matrose am Ruder, und der Mann hat nicht so ganz Unrecht. Hätten die Kanonenboote bei dem Seegefecht bei Saßnitz auf der Halbinsel Jasmund es wagen können, den Dänen ein wenig näher auf den Pelz zu rücken, ohne bei ihrer geringeren Schnelligkeit befürchten zu müssen, abgeschnitten zu werden: die Dänen hätten jedenfalls weit mehr gelitten.

Als Beispiel von der vortrefflichen Bedienung unserer Flotten-Geschütze kann ich nicht umhin, noch folgenden Vorfalles während des Seegefechtes zu erwähnen, der mir von einem glaubwürdigen Augenzeugen erzählt worden ist.

„Ein Bombardier auf der Arkona fragt im heftigsten Gefecht, auf den nächsten dänischen Koloß zeigend, den Capitain: ‚Härr Captein, wuhr söalen wi em foaten?‘ (Herr Capitain, wo sollen wir ihn fassen?) Der Capitain bezeichnet ihm das Bugspriet. Kaltblütig richtet der Mann das Geschütz, feuert ab, und im nächsten Augenblick senkt sich das Bugspriet des Dänen und fällt in die hoch aufspritzende Fluth.“

Unser Boot bringt uns jetzt an einen kleinen Raddampfer, der, zierlich und leicht gebaut, zwischen den Schrauben-Kanonenbooten liegt. Wir würden glauben, ein kleines Fluß-Dampfboot vor uns zu haben, wenn uns die drohend über Bug und Stern hinüberschauenden Mündungen von zwei mächtigen Geschützen nicht eines Besseren belehrten. „Dat oll lütt Dings heit den Dänen doch ordlich gepäpert“, (das kleine Ding hat den Dänen doch ordentlich gepfeffert) bemerkt einer von unseren Ruderern. Es ist die „Loreley“. Ein Augenzeuge des Gefechts bei Saßnitz schildert die Loreley, wie sie auf das größte dänische, unbeweglich daliegende Kriegsschiff losdampfte, wie eine ausgelassene Dirne, die mit Erwachsenen spielen will, welche aber auf ihr Spiel nicht eingehen. „Die beiden ersten Kugeln der Arkona und Nymphe gingen über die Dänen hinweg, während die Loreley dem Linienschiff Skjold gleich eine Kugel in die Weichen sandte, daß die Splitter umherflogen, und hoher Gischt auf dem schäumenden Gewässer emporspritzte. Wie ein losgelassener Stier brüllte der Däne los, indem er der Loreley eine volle Lage gab. Ungetroffen neigt sie kokett das Köpfchen, fliegt spottend in die vom Admiralschiff ihr angewiesene Stellung zurück und setzt dort ihr verhängnißvolles Singen fort. Wie spielend sendet sie ihr tödtliches Geschoß in die dänischen Kolosse, und neckend dreht sie sich wie eine kokette Schöne, wenn sie dem Dänen die unverdauliche Speise zu kosten gegeben hat.“

„Hier fiel der Lootse Berg,“ erfahren wir von einem auf die eine Seite der Commandobrücke (Brücke zwischen den Radkasten, Platz des Capitains) deutenden Matrosen. Der Lootse Berg aus Thießow auf der Halbinsel Mönkgut war der einzige Todte, den die Loreley zu beklagen hatte. Aufgefordert von dem neben ihm stehenden Commandanten der Loreley, dem tapferen Capitain Kuhn, die gefährliche Stelle zu verlassen, erwiderte er, daß dies der Platz sei, der ihm neben dem Capitain allein gebühre. Und er hatte Recht, der wackere Lootse; auch jetzt, in diesem schweren Augenblick, wie immer, wenn Sturm und Brandung die einzigen Feinde des Seemanns sind, war es seine Pflicht, auf dem gefahrvollen Posten auszuharren, und das Schiff sicher vor allen Untiefen zu bewahren. In der Erfüllung dieser seiner Pflicht traf den braven Seemann ein Stück von einer Kugel, die auf den Radkasten aufgeschlagen war, und verwundete ihn so, daß er nach mehreren Stunden schon seinen Geist aufgab. Noch sehe ich das ernste, würdevolle, aber bleiche und schon die Spuren des herannahenden Todes zeigende Antlitz des pflichtgetreuen Mannes, als er, von einem Transportdampfer gebracht, durch die Straßen der Stadt Stralsund zum Militär-Lazareth getragen wurde. Trotz seiner gewiß furchtbaren Schmerzen kam kein Klagelaut über seine Lippen, und kühn schaute das muthige Auge, wie dem Feinde, so auch dem bereits herannahenden Tode entgegen. Ueberall, wohin der Zug mit dem Verwundeten kam, geballte Fäuste und Verwünschungen gegen den Feind, selbst Knaben hörte man sich darüber beklagen, daß sie noch nicht im Stande seien, an dem Dänen ihr Müthchen zu kühlen. Wie große Theilnahme aber der Lootse Berg, der erste Gefallene der preußischen Marine, erregt hat, zeigt der Umstand, daß für seine nunmehr des Ernährers beraubte Familie in einigen Tagen eine namhafte Summe Geldes gesammelt war.

In kräftigen Ruderschlägen bringt uns unser Boot wieder zur Insel. Von der Daenholms-Kaserne her ertönt das Signal zum Schluß der Arbeit. Die Fähre nach der Stadt füllt sich schnell mit lustigen Wasserratten, welche trotz ihrer Verachtung alles dessen, was auf festem Grund und Boden lebt und wirkt, es doch nicht unterlassen können, in Gesellschaft von Landratten ihr Glas „steifen Grogs“ behaglich hinunterzuschlürfen. Auch wir steigen in die Fähre und kehren zur Stadt zurück. —

Mögen die Erfahrungen dieses jüngsten Kriegs mit der schwächsten europäischen Seemacht nicht abermals für Preußen verloren sein! Oder soll man von Deutschland reden? Soll man zum tausendsten Male den Herren am grünen Tisch in der Eschenheimer Gasse vorhalten, daß, wenn sie die deutsche Flotte nicht einmal vermehrt, sondern nur in gutem Stand erhalten hätten, das für das große Deutschland so schmachvolle Piratenspiel der Dänen unmöglich gewesen wäre? Der ganze Krieg würde nicht weniger rühmlich geendet haben, wenn er auch weniger Blut gekostet und dem deutschen Volksvermögen zur See weniger schwere Wunden geschlagen hätte, als dies abermals der Fall war.

Blätter und Blüthen.

Eine tröstliche Aussicht. Der Caviar, selbst wenn er nicht aus dem caspischen Meere, sondern nur von der Elbmündung in der Nordsee kam, war, zum tiefen Leidwesen gar mancher höher gebildeten Zunge, bisher bekanntlich ein etwas theueres Labsal, dessen Genuß man sich im Allgemeinen nur bei feierlichen Extragelegenheiten zu Gute zu halten pflegte. Zum Segen der Menschheit wird dieser schmerzlichen Exclusivität der antikatzenjämmerlichen Magenstärkung bald abgeholfen sein. Ein Hamburger Geschäftshaus hat nämlich unweit von Stade in Hannover in der Mündung des Schwingecanals zu Brunshausen ein ausgedehntes Etablissement errichtet, in welchem für den edlen Zweck der Caviarbereitung die von Holsteiner Fischern gelieferten Störe massenhaft geschlachtet werden. Während man die ausgeweideten Fische in Hamburg selbst räuchert und in ihren ungenießbaren Theilen zu Thrane versiedet, wird der Caviar seinen Weg nach den Staaten des deutschen Zollvereines nehmen, wo ihn als nunmehr inländisches Product nicht länger die bis jetzt auf ihm haftende hohe Eingangssteuer von elf Thalern für den Centner trifft. — Wir glauben durch Mittheilung dieser wichtigen cultur- und culinargeschichtlichen Neuigkeit einem großen Theile unserer Leser eine höchst erfreuliche Perspective eröffnet zu haben und in ihrem Sinne zu handeln, wenn wir der menschenbeglückenden Hamburger Firma hierdurch ein Dankesvotum decretiren.

Ein Vorbild zur Nachahmung. Unsere deutschen Schriftsteller werden vielleicht Zeter schreien, wenn wir ihnen — Alexander Dumas Vater als ein Vorbild hinstellen, dem sie mit Aufgebot aller Kräfte nacheifern sollten. Dennoch aber thun wir's und bitten, in ihrem und auch in unserm eigenen Interesse, recht angelegentlich, sich wenigstens in einem Punkte den unerschöpflichen französischen Novellisten zum Muster nehmen zu wollen, in der — Handschrift.

Alexander Dumas weilt seit einigen Wochen wieder frisch und munter in Paris. Trotz seiner zweiundsechzig Jahre und seines buntbewegten Lebens sitzt er vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abende am Arbeitstische und schreibt — so heißt es in einer Pariser Correspondenz aus bekannter geistreicher Feder — tagtäglich seine drei bis vier Druckbogen in einer Handschrift, welche ein Muster der Kalligraphie ist. Er ist sehr eitel auf seine schöne reine Schrift und schickt niemals ein mit Correcturen versehenes Manuscript in die Druckerei. Sobald er sich genöthigt sieht ein Wort durchzustreichen, wirft er das Blatt weg und beginnt es von Neuem zu schreiben.

Wir gestehen, ein Gefühl stillen Neides beschlich uns, als wir dieses lasen, und der sehnliche Wunsch ward in uns laut, daß ein recht ansehnlicher Theil unserer hochgeschätzten Mitarbeiter und auch Frauen und Fräulein Mitarbeiterinnen sich nur eine kleine Dosis von dieser Dumas'schen Eitelkeit aneignen möchte. Die vielgeplagten Setzer der „Gartenlaube“ würden auch kein Klagelied anstimmen, sollte unser Wunsch mindestens da und dort in Erfüllung gehen, wo man sich der Hieroglyphik allzu eifrig befleißigt.

Erklärung. Die Notiz über „Nicotinfreie Cigarren“ in Nr. 12 der Gartenlaube hat einen Fabrikanten, dessen Namen und Thätigkeit in diesem Geschäftszweige uns aus seinem Schreiben zuerst bekannt geworden ist, zu einem abwehrenden Schreiben veranlaßt. Der Fabrikant giebt darin selbst zu, daß die Bezeichnung nicotinfrei nicht richtig sei, meint vielmehr selbst, es müsse halb- oder dreiviertel nicotinfrei heißen, da seinem Fabrikat nur ein Theil seines Nicotin entzogen sei. Nun ist es wohl Jedermann, der sich um diesen Gegenstand bekümmert hat, hinlänglich bekannt, daß dem Rohtabak bei seiner Verarbeitung stets ein Theil seines Nicotingehalts entzogen wird, wie auch in unserer Notiz ausgesprochen ist. Der gewählte Name ist also falsch und verleitet das Publicum zu einer falschen Beurtheilung der gekauften Waare, der zum Ueberfluß gewisse Heilwirkungen zugeschrieben und angebliche Nachtheile anderer Tabake und Cigarren abgesprochen werden. Das ist aber ein Verfahren, welches man nach dem allgemeinen Sprachgebrauch als Schwindel bezeichnen darf, um so mehr, als die chemisch untersuchten „nicotinfreien“ Cigarren von Biermann (so viel ich weiß, die einzigen bisher geprüften) eben so viel Nicotin enthielten, als andere Cigarren. Die Fabrikationsweise des Fabrikanten, welcher unsern Angriff abweisen will, mag übrigens ganz gut sein, dann würde sein Fabrikat auch ohne die falsche Bezeichnung Beifall bei den Rauchern finden. Damit er aber nicht ferner einen Concurrenten in mir sucht, so stehe ich nicht an, meine Notiz mit meinem Namen zu vertreten und ihm zu versichern, daß ich in dem fraglichen Artikel lediglich Consument bin.

Fr. Dornblüth, Dr. med.

Kleiner Briefkasten.

B– r in G atn. Sie sind Sieger im Streite und das Instrument ist ein für den Gebrauch der Officiere aufgestelltes Beobachtungsfernrohr. Dergleichen befinden sich auf ähnlichen Gestellen natürlich an den verschiedenen militärisch wichtigen Punkten des Kriegsschauplatzes errichtet.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 22. Die Gartenlaube 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Heimathschein.

Von Fr. Gerstäcker.

(Schluß.)

8. Wie die Kirmeßbauern ihr Recht ausüben.

Und das ging jetzt lustig da oben zu, denn ein solches Musikcorps war noch nicht im Orte gewesen, so lange Dreiberg stand. Das schmetterte durch den Saal, daß die Tanzlust sich aller Gäste bemächtigte. Die ersten drei „Reihen“, wie man es dort nennt, gehörten aber wiederum den Platzpaaren, die damit gewissermaßen die Kirmeß eröffneten; aber als die erst getanzt waren, hatte Jeder freien Zutritt, d. h. er mußte sich vorher bei den Platzburschen um fünf Groschen ein Band lösen, das er dann, wie eine Eintrittsmarke, im Knopfloch trug. Das berechtigte ihn zu freiem Tanz und freiem Bier bis zum Abendbrod.

Nach den drei ersten „Reihen“ oder Tänzen hatten die Platzjungfern, für die ganze Kirmeßzeit, das Recht, sich ihre Tänzer selber auszusuchen, wenn sie eben Extratouren tanzen wollten. Nur der Platzbursche, der sich die Maid gewählt, konnte einspringen, wenn er wollte, und einen Tanz verlangen — und das verstand sich auch von selbst und war ganz in der Ordnung.

Hans tanzte aber vor der Hand nur die ersten Reihen mit Lieschen, denn als erster Platzbursche bekam er zu viel zu thun, um neu Hinzukommende, die sich dem Tanz anschließen wollten, mit Bändern zu versehen, und Lieschen hatte sich nach ihm Herrn von Secklaub, der sich auch ein Band gelöst, ausgesucht, und zwar für zwei Tänze hintereinander. Dann forderte sie die beiden anderen Platzburschen auf, und darauf wieder Herrn von Secklaub. Aber auch aus der Stadt waren ein paar Bekannte herausgekommen, denen sie diese Gunst gewährte, und sie versäumte keinen einzigen Reihen bis zum Abendbrod.

Katharine hielt sich mehr zurück, obgleich sie es auch nicht gut vermeiden konnte, den und jenen aufzufordern. Mit den anderen Platzburschen mußte sie natürlich auch tanzen, und Hans, der heut ganz wild und ausgelassen war, schwang sich mit ihr lustig im Kreise.

„Mach' kein so traurig Gesicht, Kathrin,“ sagte er dabei zu seiner Tänzerin, „die Leute glauben Dir's ja sonst gar nicht, daß Du fidel bist, und warum sollten wir heute nicht Alle fidel sein, es ist ja Kirmeß!“

„Ich bin ja lustig, Hans,“ sagte sie leise, ganz glücklich jetzt. „Hab' ich denn wirklich so ernst ausgesehen?“

„Wie der Herr Pfarrer auf der Kanzel,“ lachte der junge Bursche, „aber sieh nur, wie der Mosje da drüben, der mit von Wetzlau gekommen ist, die langen Beine herumwirft. Er will uns hier auf dem Dorfe zeigen, wie man tanzen muß, aber wir wollen einmal sehen, ob er aushält, wenn's erst einmal in die dritte Nacht hinein geht. Da wird er wohl auf dem Rücken liegen und alle Viere strecken. Das weiß der liebe Gott, die Stadtleute haben gar kein Mark in den Knochen.“

„Wie hübsch Lieschen tanzt!“ sagte Katharine.

„Ja,“ meinte Hans, „aber man sieht's gar nicht vor den langen Kleidern. Ich weiß nicht, die Stadtmoden gefallen mir doch lange nicht so gut, wie unsere Tracht. Du siehst viel hübscher aus, Kathrine, mit Deinen kurzen Röcken.“

Katharine war blutroth geworden, doch der Tanz war gerade aus und Hans wurde zu einer neuen Bändervertheilung abgerufen, da er vor dem Abendbrod dies Geschäft übernommen hatte, und bis um neun Uhr, wo es zum Essen ging, kam er nur noch ein einziges Mal zum Tanzen, dann wurde er ja aber auch von seinem Amt abgelöst und konnte sich ganz seinem Vergnügen überlassen.

Natürlich führte jeder Bursche sein Mädchen zu Tische, und die Platzpaare saßen obenan, Hans mit Lieschen in der Mitte, und die anderen Beiden rechts und links, und wenn auch eben nicht viel gegessen ward, getrunken wurde desto mehr. Der Tisch brach aber trotzdem fast unter den verschiedenen Speisen, und Kalbsbraten, Schweinebraten, Truthahn, Gans, Enten, Hühner und Schinken deckten mit einer Menge von Zuspeisen und süßen und sauren Sachen die Tafel wirklich von einem Ende bis zum anderen. Der Bauer, so mäßig er sonst lebt, hält etwas darauf, daß bei solchen Gelegenheiten die Speisen gut und hauptsächlich in Masse dasein müssen. Und hier war es noch besondere Ehrensache, daß es auf ihrer Kirmeß an nichts fehle, damit die Burschen, die von anderen Dörfern herüber gekommen waren, sich nicht am Ende später über die Festgeber lustig machten.

Es war das überhaupt eine eigene Sache mit dem Besuch von anderen Dörfern, und dieser, wenn auch gestattet, doch immer nur mehr geduldet, als gern gesehen. Mit dem größten Vergnügen konnten die Burschen kommen, mit trinken und mit tanzen, aber sie durften kein Mädchen „aus unserem Dorfe“ besonders auszeichnen, oder gar Abends heimführen wollen. Nachher gab es böses Blut. Die Burschen wurden dann, zwar nicht gerade von den Platzburschen, aber von den Uebrigen, geneckt und gehänselt. Man spielte ihnen jeden Schabernack, den man nur gelegentlich anbringen konnte, und setzten sie sich zur Wehr oder nahmen sie nicht Alles gutmüthig hin, dann kam es auch wohl zu Thätlichkeiten und der Tanzboden verwandelte sich plötzlich aus einem Lust- in einen

Kampfplatz. Es geschah aber doch verhältnißmäßig selten, denn die fremden Burschen wußten schon, wie sie sich zu benehmen hatten, und die „hiesigen" hielten ebenfalls soviel als möglich mit solchen „letzten Hülfen" zurück, weil sie ja doch auch manchmal die Nachbardörfer besuchten, wo ihnen alsdann hätte Aehnliches widerfahren können.

Vor Tische fiel überhaupt nie eine derartige Scene vor, und der erste Tag verging fast jedes Mal in Ruhe und Frieden.

So auch hier. Heute tanzte das junge Volk bis zwei Uhr des andern Morgens. Jeder im Ort wohnende Tänzer geleitete dann sein Mädchen heim, und am andern Morgen fing die Musik schon wieder um zehn Uhr an zu spielen. Auch an diesem Tage fiel nichts Bemerkenswerthes vor, und Jeder stimmte damit überein, daß eine so prachtvolle und reiche Kirmeß noch gar nicht in Dreiberg gefeiert worden wäre und eine so friedliche ebenfalls nicht.

Am dritten Tage kam, etwa um drei Uhr Nachmittags, Herr von Secklaub wieder nach Dreiberg, der in der That einen Zwischentag gebraucht hatte, um sich ordentlich auszuruhen, und die Burschen zischelten und lachten über ihn, als er den Saal betrat. Er ließ sich aber dadurch wenig stören, und Lieschen entschädigte ihn auch bald dafür, da sie ihn, von ihrem Rechte Gebrauch machend, gleich zu dem nächsten Tanz abholte.

Mit Dunkelwerden hatte Katharinens Tänzer, der Soldat gewesen war und in der Stadt eine Menge neue Tänze gelernt zu haben schien, von denen man auf dem Lande eben keinen Gebrauch machte, eine Française oder einen Contre-Tanz vorgeschlagen. Erst wollten die Mädchen nicht darauf eingehen, zuletzt aber, unter Kichern und Lachen, stellten sie sich an, die drei Platzpaare und noch ein anderes, und der arme Teufel, der den Tanz vorgeschlagen, bereute es bald bitter, denn sie machten ihm das Leben dabei sauer genug. Die Mädchen begriffen trotzdem ziemlich rasch, wie sie sich dabei zu verhalten hätten, und, von Lieschen unterstützt, ging es schon gar nicht so schlecht. Die Burschen ließen sich aber desto ungeschickter an, und Hans besonders konnte das Ding nicht in den Kopf oder vielmehr in die Füße kriegen.

Herr von Secklaub, der zum vierten Paar gehörte, war dagegen in diesem Tanze vollkommen zu Hause, und daß er sich so geschickt dabei benahm und Hans so hölzern, ärgerte diesen ganz besonders. Das dauerte aber nicht lange. Hans sowohl, wie die andern Platzbursche, bekamen das „Durcheinanderdrehen" bald satt. Mitten drin ließen sie abbrechen, und wieder wirbelten die Paare in einem rasenden Rutscher dahin und umeinander herum.

Jetzt wurde zum Essen trompetet und Lieschen stand einen Augenblick allein, da Hans nach dem anderen Ende des Saales gerufen wurde, wo ein Streit entstanden war, ob ein Fremder sein Band gelöst habe oder nicht. Secklaub, der den letzten Tanz frei geblieben, trat auf Lieschen zu und bot ihr seinen Arm, um sie zu Tische zu führen.

„Ich weiß nicht, ob ich darf," flüsterte sie, „Hans könnte es übelnehmen."

„Aber wenn er Sie so vernachläßigt, mein Fräulein," sagte der junge Mann, „so darf er sich doch darüber nicht beklagen. Kommen Sie, ich will Sie ja nur begleiten und stehe dann gern von näheren Anrechten zurück." Er ließ auch keinen Widerspruch zu, zog Lieschens Arm in den seinen und führte sie zu Tische.

„Na?" sagte Katharinens Platzbursche, den Fremden erstaunt ansehend, als dieser mit seiner Dame an den oberen Theil des Tisches trat, „blöde sind Sie gerade nicht. Ist das etwa der Stellvertreter für den Bräutigam, Jungfer Braut?"

Lieschen wurde feuerroth, ehe sich aber Secklaub zurückziehen konnte, stand Hans neben ihm und seinen Arm ergreifend, daß die blauen Flecke daran noch nach acht Tagen sichtbar blieben, sagte er eben nicht höflich: „Will der Herr wohl so gut sein und die Hand davon lassen? Das ist meine Platzjungfer, und die hat Niemand anders zu Tisch zu führen, als ich selber!"

„Hans, fang' keinen Streit an," bat Katharine leise flüsternd, indem sie seinen Arm ergriff. „Er hat es ja nicht so bös gemeint. Er weiß ja nicht, was hier Sitte ist."

„Sie entschuldigen," sagte Secklaub, dem es nicht unangenehm war, daß ihn Hans wieder losließ, „ich wußte nicht, daß ich dabei einen Eingriff in Ihre Rechte beging, aber Fräulein Erlau —"

„Komm, Lieschen," sagte Hans, vor den Fremden tretend und ihm den Rücken kehrend, während er seine Braut auf ihren Stuhl niederzog, „setz' Dich und mach' Dir's bequem. Und nun wollen wir einmal tüchtig einhauen, denn ich bin nicht schlecht hungrig geworden." Den Stadtherrn beachtete er gar nicht mehr, und Herr von Secklaub zog sich, eben nicht erfreut von der Behandlung, an das andere Ende der Tafel zurück. Mit den Bauerburschen konnte er doch nicht gut Streit anfangen.

Um halb elf Uhr begann der Tanz von Neuem, und es wurden jetzt blaue Bänder ausgegeben. Vor Tische waren wieder rothe getragen worden. Katharinens Platzbursche hatte die Vertheilung derselben. Das ging auch rasch und ohne Schwierigkeit vor sich, und das junge Volk warf sich der Lust wieder mit solchem Eifer in die Arme, als ob das der erste Abend gewesen wäre und sie nicht schon zwei halbe Nächte durchtanzt hätten.

„Hallo, Freund," begann Katharinens Tänzer, der mit seiner Sparbüchse in der Hand durch die Reihen schritt und jetzt damit, dicht vor Herrn von Secklaub, klapperte. „Ihr habt noch Euer Band von vor Tisch ein, bitt' um die fünf Groschen, hier ist ein anderes."

„Bitte um Verzeihung," sagte Secklaub, indem er in die Westentasche griff und sein blaues Band herausholte und vorzeigte, „ich habe es mir eben von Ihnen selbst eingelöst und trage nur das rothe, weil es mir besser gefällt."

„So? na, das ist Geschmacksache," sagte der Bursche, „aber wenn Sie hier mittanzen wollen, müssen Sie das blaue tragen, wie's meine Platzjungfer trägt, nicht dem Hans seine, verstehen Sie mich? oder ich komme wieder mit der Büchse," und damit wandte er sich lachend ab, und Herr von Secklaub knüpfte das blaue Band zu dem rothen.

„Tanz' nicht mehr mit dem Herrn mit dem Schnurrbart!" flüsterte Katharine leise dem Lieschen zu.

„Und warum nicht?" frug diese rasch und etwas heftig zurück.

„Die anderen Burschen haben schon darüber gesprochen," warnte sie das junge Mädchen. „Sie haben auch heut Abend 'was im Kopf, und es könnt' sonst Streit geben. Es wär' besser, wenn er ganz wegginge."

„Sie dürfen ihm nichts thun," sagte aber Lieschen trotzig, „er ist Gast hier in Dreiberg und hat seine Musik bezahlt, so gut wie die Andern, auch noch Niemanden beleidigt, und der Hans ist doch schon vorhin recht grob mit ihm gewesen."

„Sei dem Hans nicht böse drüber, Lieschen," bat Katharine gutmüthig, „Du weißt, daß die Platzburschen ihre Rechte haben und sich nicht gern 'was davon nehmen lassen. Es kostet ihnen ja auch viel Geld. Uebrigens war's gewiß nicht so bös gemeint, Hans ist nun einmal so gradhin."

„Er hätte mehr Lebensart haben sollen," zürnte Lieschen noch immer. „Uebrigens hab' ich als Platzjungfer auch meine Rechte und kann tanzen, mit wem ich will."

„Das kannst Du ja, Lieschen," beschwichtigte sie das junge Mädchen, „aber thu's mir zu Liebe nicht mehr heut' Abend mit dem fremden Herrn. Es läuft wahrhaftig nicht gut ab."

„Unsere Kirmeß!" jubelte da mit einem hellen Jauchzer Katharinens Tänzer dicht neben ihnen, umschlang das junge Mädchen und wirbelte mit ihm zum Tanze fort; Lieschen aber, durch die Warnung nur noch mehr gereizt, ging geraden Weges auf den etwas abseits stehenden Secklaub zu, bot ihm die Hand und trat in die Reihe ein.

„Du, Hans," sagte da einer der Dreiberger Burschen, indem er ihn auf die Schulter klopfte, „wer ist denn hier eigentlich Platzbursch', Du oder der da?" und damit zeigte er auf den gerade vorbeitanzenden Secklaub; „einen Strauß trägt er auch schon im Knopfloch."

„Ach, laß ihn," sagte Hans, indem er dem Paare mit einem finsteren Blick folgte, „was weiß der Lasse von unseren Gebräuchen hier!"

„Ei zum Henker," rief ein Anderer, der daneben stand, „dann muß man ihn gescheidt machen. Von meinem Mädchen wollte er vorher einen Kuß haben, die hat ihn aber schön ablaufen lassen. Das weiß ich, wenn er mir so in die Quere käme, ich wollt' ihm bald zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat."

Hans, obgleich er ein bischen viel getrunken, wollte doch nicht gern Streit anfangen. Das Necken der Cameraden war ihm aber doch nicht recht, und als der Erste jetzt sogar wieder spöttisch meinte, das Heimführen würde der ihm wohl auch ersparen, da er die Jungfer gewiß gleich heute Abend nach Wetzlau hinüberbrächte,

stieg ihm das Blut in den Kopf. Noch ein paar Minuten blieb er mit verschränkten Armen stehen, dann aber, als er sah, wie der Fremde seinem Mädchen eine Menge Sachen in's Ohr flüsterte, schritt er plötzlich ruhig, aber entschlossen zwischen den Tanzenden durch, gerade auf das Paar zu, und Lieschen an der Hand nehmend, zog er sie mit sich fort und sagte: „Komm, Jungfer, Du hast jetzt genug mit dem Herrn da getanzt."

„Aber, Hans!" rief Lieschen erschreckt und zugleich beleidigt, denn die Mädchen in der Nachbarschaft lachten.

„Entschuldigen Sie," rief aber auch Herr von Secklaub, „die Dame hat, so viel ich weiß, das Recht —"

„Hier sind keine Damen," trat ihm ein anderer Bursche, der schon darauf gewartet hatte, gerade vor das Gesicht, „das da ist dem Hans seine Platzjungfer — verstanden?"

„Mit Ihnen habe ich gar nichts zu schaffen," sagte der junge Mann und wollte ihn bei Seite schieben. Das war gefehlt.

„Na, das auch noch?" rief der junge kräftige Bursche und warf Secklaub's Arm zurück, daß dieser gegen einen der Cameraden anflog.

„Oho!" schrie dieser, indem er den Städter augenblicklich beim Kragen faßte, denn fast die sämmtlichen Burschen hatten viel weniger auf eine Ursache, als einen Anfang gewartet, „wissen Sie nicht, wie man sich zu benehmen hat? Treppe frei!"

„Treppe frei! Treppe frei!" schrie die jubelnde Schaar. Herr von Secklaub wollte sich zur Wehr setzen, allein, lieber Gott, in den Händen der Burschen war er wie ein kleines Kind, und während die Uebrigen lachend und schreiend beiseite wichen, wurde der arme Teufel ohne Weiteres mehr zur Treppe getragen, als geführt und dort mit einem „Kopf weg, da unten!" hinabgesandt. Er polterte auch die ziemlich steilen Stufen bis unten hin, raffte sich dann auf und schien einen Augenblick nicht übel Lust zu haben, in voller Wuth wieder nach oben zu stürmen. Das aber wäre blanker Wahnsinn gewesen, denn wenn er sich auch kräftig genug fühlte, einem Einzelnen Stand zu halten, hätte er dort oben den ganzen Schwarm gegen sich gehabt. So war er denn, mit zerrissenem Rock und ohne Hut, genöthigt, sein Pferd zu bestellen, das ihm der Hausknecht bald brachte. Uebrigens nicht gewillt, im bloßen Kopf heimzureiten, nahm er unten im Haus die erste beste Kopfbedeckung, von denen dort überall genug an den Nägeln hingen, stülpte sie auf und galoppirte kaum eine Viertelstunde später, eben nicht besonders gut gelaunt, in die dunkle Nacht hinein nach Wetzlau hinüber.

9. Weshalb man nie eine Gartenthür offen lassen soll.

Die Kirmeß war vorbei, und am Freitag Morgen geleitete Hans seine Braut wieder, mit der vollen Musik, nach Wetzlau hinüber. Am nächsten Sonntag zur Nachkirmeß war aber Lieschen unwohl geworden und konnte nicht nach Dreiberg kommen. Sie hatte spät am Sonnabend Abend noch einen Boten hinüber gesandt, damit die Musik nicht umsonst käme, um sie abzuholen.

Hans fühlte sich unbehaglich darüber, denn er wußte recht gut, daß ihn die Dreiberger Burschen auslachen würden, wenn ihn seine Platzjungfer im Stich ließ. Und war sie auch so ernstlich krank? — das wäre ja noch viel schlimmer gewesen. Am Ende war sie nur ein wenig böse auf ihn, des letzten Abends im Wirthshause wegen. Trug er denn aber die Schuld? Der Fremde hatte ja mit den anderen Burschen Streit bekommen, und er bei der ganzen Sache keine Hand angelegt, ja, dem Stadtherrn nicht einmal ein böses Wort gesagt — und was ging sie auch überhaupt der Laffe an, daß sie ihm seinetwegen böse sein konnte — und doch war sie an jenem Abend gar nicht mehr so freundlich mit ihm gewesen, wie sonst. Die Botschaft von Wetzlau aber konnte er nicht aus dem Kopf bringen und beschloß endlich am nächsten Morgen mit Tagesanbruch selber hinüber zu reiten.

Der Vater war an demselben Tage nochmals in der Stadt gewesen, und es schien fast, als ob er jetzt bald einen Heimathschein, und zwar von hier, erhalten würde. Der alte Barthold hatte nämlich, des ewigen Hin- und Herschreibens müde, drinnen erklärt, daß er seinem Sohn sein Gut in Dreiberg übergeben würde. Dadurch wurde Hans ansäßig, und sie konnten ihm dann das Heimathrecht nicht länger verweigern. Der Traubenwirth hatte ihn dazu vermocht, ihm dauerte selber die Sache zu lange und er wünschte, daß die Hochzeit recht bald sein könnte, weshalb, sagte er aber dem alten Barthold nicht.

Das war doch wenigstens eine gute Nachricht, die der Hans mit hinüber nach Wetzlau nehmen konnte, und eben schaute am anderen Morgen die Sonne über die östlichen Gebirgshänge herüber, als er auf seinem Braunen in den herrlichen Herbstmorgen hineintrabte. Eigentlich war es noch ein wenig früh für einen Besuch, aber auf dem Lande wird es nicht so genau genommen, und daß Lieschen, wenn nicht ernstlich krank geworden, schon um diese Zeit auf und munter sei, wußte er außerdem.

Zu Pferd brauchte er auch nicht den nichtswürdigen Fahrweg einzuhalten, wenigstens ein kleines Stück vor Wetzlau konnte er abschneiden, wenn es auch verboten war den Pfad zu reiten, weil man damit das Chausseehaus umging. Dadurch kam er gleich hinter dem Wirthshaus in's Dorf, und da er die Gartenpforte offen fand, ritt er hinein, hing den Zügel seines Pferdes über den Ast eines Apfelbaumes — aufhalten durfte er sich doch nicht lange, er mußte ja zurück nach Dreiberg zur Nachkirmeß — und kam durch den Hof in das Haus.

Unten traf er das Hausmädchen, das ihm aber auf seine Frage, wie es Lieschen ginge, antwortete: „Die Jungfer? o, die ist ganz wohl. Sie war vorhin unten und ist eben wieder hinaufgegangen."

„Also nicht krank, Gott sei Dank!" dachte Hans, als er die Treppe langsam hinanstieg, „und sollte sie mir da wirklich böse sein? ei, das will ich bald sehen, was sie für ein Gesicht macht, wenn sie mich zuerst sieht, ob sie nur so thut, oder ob sie's wirklich ist, und nachher muß der Alte gleich einspannen und sie wieder hinüberfahren lassen. Das wäre eine schöne Nachkirmeß ohne Platzjungfer! Ein Glück nur, daß ich herübergekommen bin!"

Damit hatte er den oberen Theil der Treppe erreicht und betrat eine Art Vorsaal, der in einige Gaststuben führte, dahinter lag eine Vorrathskammer, und links ab durch den Gang kam man in Erlau's Familienwohnung, wo Lieschens Zimmer dicht neben der Schlafkammer der Eltern lag. An der Treppe vorüber führte ein anderer Gang nach dem linken Flügel des Hauses, wo sich die gewöhnlich benutzten Gastzimmer befanden. Die an dieser Seite wurden nur in Ausnahmsfällen benutzt und standen meistens leer.

Hier blieb Hans unschlüssig stehen, denn er scheute sich nach Erlau's Wohnzimmer hinüber zu gehen; es war ihm doch noch ein wenig zu früh, und er überlegte sich eben, daß es das Beste sei, wenn er lieber erst von unten das Hausmädchen hinaufschicke und Lieschen sagen lasse, er sei da und müsse sie einen Augenblick sprechen. Als er eben wieder umkehren wollte, hörte er drüben auf dem Gang den festen Schritt eines Mannes. Das war gewiß der Mosje mit dem Schnurrbart, der hinuntergehen wollte, dem mochte er nun gerade hier nicht begegnen, wenn er es vermeiden konnte, und eines der leeren Gastzimmer öffnend, trat er hinein und ließ die Thür angelehnt.

Der Schritt kam aber näher und mußte die Treppe längst passirt haben. Jetzt betrat er den diesseitigen Gang, es war wahrhaftig der alte Bekannte mit dem Schnurrbart; was hatte denn der auf dieser Seite des Hauses zu thun? Er konnte ihn, als er vorüberging, durch die Thürspalte deutlich erkennen, und dann blieb der Mensch auch noch gar dort stehen und ging auf dem kleinen Vorplatz auf und ab. Ob der Laffe nicht überall im Wege war!

Hans ärgerte sich, daß er in das Zimmer getreten war; wenn er es aber jetzt verließ, was mußte der Bursche dann von ihm denken, daß er sich hier versteckt gehalten? Nein, warten mußte er noch eine Weile, bis die Luft rein war. Der Mosje würde doch gewiß keine halbe Stunde dastehen bleiben.

Jetzt wurde die Gangthür geöffnet, er kannte sie am Knarren. Da kam am Ende Lieschen, und der alberne Mensch stand auf dem Vorsaal, und draußen wurde jetzt geflüstert. Hans horchte hoch auf, das konnte doch nicht Lieschen sein? gewiß eines der Dienstmädchen aus dem Hause.

Die Stimmen kamen näher, und dicht vor seiner Thür blieben die Beiden, wer es auch immer war, halten.

„O, geh fort, Otto," bat jetzt Lieschens Stimme — dem Hans war genau so zu Muthe, als ob ihn Jemand mit einem Messer in's Herz gestochen hätte — „ich habe den Vater schon in seiner Kammer gehört, und wenn er Dich hier mit mir fände, wäre ich unglücklich. Er hat überdies schon Verdacht geschöpft und mir gedroht. Wenn uns nun Jemand hier zusammen sähe!"

„Aber, liebes, herziges Kind," bat des Fremden Stimme, „ich muß heute in die Stadt, und werde unter vierzehn Tagen nicht

zurückkommen. Ich konnte doch nicht fortgehen, ohne Abschied von Dir zu nehmen."

„Und Du mußt fort?"

„Würde ich gehen, wenn ich nicht müßte? Ach, Lieschen, jetzt fühl ich es erst, wie lieb ich Dich habe, und daß ich nicht ohne Dich leben kann. O mein Gott, wie soll das später werden?"

„Ich weiß es nicht," seufzte das Mädchen, „aber der Vater gäbe seine Einwilligung nie zu unserer Verbindung, und ich bin jetzt unglücklich für meine ganze Lebenszeit."

„So bist Du mir wirklich gut?"

„Von ganzer Seele."

Die Thür, vor der sie standen und sich umfaßt hielten, öffnete sich plötzlich und Hans trat heraus. Er sah leichenblaß aus und schritt, ohne ein Wort zu sagen, langsam und den Blick stier auf Herrn von Seckaub geheftet, auf diesen zu.

„Hans!" stöhnte Lieschen emporschreckend, — er sah sie gar nicht — er wußte wahrscheinlich selber nicht genau, was er that, und streckte nur langsam den Arm nach seinem Nebenbuhler aus. Dieser wich scheu einen Schritt zurück, denn der Blick des jungen Mannes kündete nichts Gutes.

„Hans!" rief nochmals Lieschen und warf sich ihm erschreckt entgegen, „was willst Du thun?"

Die Berührung des Mädchens schien ihn sich selber wiederzugeben. Er sah seine Braut starr an, machte sich dann von ihr los, drehte sich ab und stieg, ohne auch nur ein Wort zu sagen, die Treppe wieder hinab. Aber er that das, wie ohne eigenen Willen, als ob er von einer Maschine getrieben würde.

„Haben Sie die Jungfer gefunden?" frug ihn das Hausmädchen unten.

Er nickte nur mit dem Kopfe, schritt durch den Hof und den Garten, machte das Pferd los, stieg wieder auf, und sprengte wenige Minuten später in gestrecktem Galopp in der Richtung nach Dreiberg fort.

Eine Stunde später, und kaum noch einen Büchsenschuß von Dreiberg entfernt, fanden drei junge Bauern, die hinüber zur Nachkirmeß wollten, den Dreiberger Platzburschen besinnungslos auf dem Wege liegen. Er mußte jedenfalls mit dem Pferd gestürzt sein, das noch, etwa hundert Schritt von ihm entfernt, auf einer Kleestoppel weidete, und hatte sich den Kopf an den scharfen Steinen blutig geschlagen.

Die Burschen hatten aber Verstand genug, ihn nicht in solchem Zustande in seiner Eltern Haus zu tragen; die Mutter hätte den Tod vor Schreck davon haben können. Einer von ihnen holte deshalb das Pferd, setzte sich auf und sprengte voraus, um es dem alten Barthold zu melden, und die andern Beiden nahmen den Bewußtlosen in die Arme und trugen ihn dem Dorfe zu.

Eine halbe Stunde darauf lag Hans entkleidet, aber immer noch ohne Besinnung, in seinem Bett, während der Dorfchirurg seine Wunden — er hatte eine an der Stirn und eine über dem linken Schlaf — untersuchte und verband, und um das Bett standen in sprachlosem Jammer Vater und Mutter und die arme Katharine.

Das war eine recht gestörte Nachkirmeß heute in Dreiberg, denn es fehlte dabei ein Platzbursche und zwei Platzjungfern — aber getanzt wurde doch, das Fest mußte ja natürlich abgehalten werden, und wer fehlte, wurde eben durch Andere ersetzt. Was hätte eine Kirmeß in ihrem Gange auch aufhalten können?

10. Im Bett.

Und wie traurig ging es indessen im Hause des alten Barthold zu, denn mit Hans wurde es nicht besser, und als er am zweiten, dritten, ja selbst am vierten Tag noch immer nicht zur Besinnung kam, da war es der Mutter, als ob sie sich selber mit in's Grab legen müsse, wenn sie sehen sollte, wie sie den einzigen Sohn hinaustrügen, auf Nimmerwiederkehr.

Auch der Vater ging wie gebrochen umher; der alte Mann schien in den wenigen Tagen um doppelt die Anzahl von Jahren älter geworden zu sein. Er sprach fast mit Niemandem, und die Knechte hatten noch nie mit einem solchen Eifer ihre Arbeit gethan und nach ihrer Pflicht gesehen, wie in diesen Tagen, denn es war ihnen gar so unheimlich, daß der alte Mann nicht manchmal mit einem, aber immer gut gemeinten Donnerwetter dazwischen fuhr und ihnen auf die Finger sah. Die Einzige, die noch die Arbeit im Hause besorgte, war Katharine; aber wo sie sich eine Minute an ihrer Zeit abmüßigen konnte, saß sie oben am Bett des Kranken und strickte, und wenn sie Niemand sah — denn sie wollte die Eltern nicht noch trauriger machen — fielen ihr die großen schweren Thränen auf ihre Arbeit nieder.

So war der vierte Nachmittag gekommen. Der Vater hatte die ganze Nacht bei dem kranken Sohn gewacht, die Mutter war dann den ganzen Morgen oben bei ihm gewesen, und jetzt hatte Katharine bei ihm die Wacht. Die Arme hatte wieder eine Weile gestrickt, dann ließ sie die Arbeit in den Schooß sink'n, und ihr Blick haftete an den todtbleichen Zügen des Kranken, bis sich endlich von den vielen herausstürzenden Thränen ihr die Augen verdunkelten. Da aber hielt sie sich nicht länger; am Bett fiel sie nieder auf die Kniee, drückte ihre heiße Stirn gegen das Unterbett und rief mit halblauter, von Schmerz und Jammer fast erdrückter Stimme: „O, laß ihn leben, lieber Gott, laß ihn leben! sei barmherzig und nimm ihn nicht seinen armen Eltern, die den Jammer ja nicht ertragen könnten. Wenn aber eines sterben muß, o Du barmherziger Gott, so laß mich es sein. Wie gern, wie gern sterb ich für ihn, und besser, viel besser wäre es ja auch, Du nähmst mich fort, ich werde ja doch mein ganzes Leben elend und verlassen sein." Und halb an dem Bett niedersinkend, daß sie sich nur noch mit den Händen hielt, schluchzte sie, als ob ihr das Herz brechen müsse.

Während sie betete, hatte der Kranke auf dem Lager langsam die Augen geöffnet und erstaunt aufgesehen. Jetzt schloß er sie wieder; die Betende lag aber noch lange neben dem Bett zusammengebrochen und erhob sich erst, als sie draußen Schritte hörte. Es war der Vater, der in's Zimmer kam, um nach seinem Sohn zu sehen.

Nur einen Blick warf er nach dem Kranken, seufzte tief auf und wandte sich dann gegen das Mädchen, dem noch die hellen Thränen über die Wangen liefen.

„Arme Katharine," sagte er herzlich, umfaßte sie und küßte ihre Stirn, „thut Dir's denn auch so weh, daß wir den Jungen verlieren sollen? Aber härme Dich nicht so ab, Kind, Du wirst uns ja sonst selber krank. Wir stehen Alle in Gottes Hand, Herz. Er hat ihn uns gegeben; will er ihn wieder nehmen — sein Name sei gelobt."

Katharine legte sich jetzt an die Brust des Alten, und ihr Schmerz löste sich allmählich in lindernde Thränen auf.

„Geh' jetzt, Schatz," sagte der Vater leise und richtete sie auf, „die Mutter hat nach Dir verlangt. Ich bleibe bei dem Jungen. Der Chirurg muß auch bald wieder kommen. Sowie er da ist, schick' ihn mir augenblicklich herauf, hörst Du?"

„Ja, Vater," sagte Katharine, die sich gewaltsam zusammennahm, „ich geh' schon, nur frische Umschläge möcht' ich ihm noch geben, daß es ihm die Wunden wieder ein Bischen kühlt."

Der Vater nickte still und langsam vor sich hin, und setzte sich dann auf den Stuhl, zu Füßen des Bettes, während Katharine mit vorsichtiger Hand die kalten Umschläge erneuerte und dann leise, als ob sie einen Schlafenden zu stören fürchte, das Zimmer verließ.

Der Vater saß, nachdem die Katharine schon lange hinausgegangen, noch immer so, den Blick auf das bleiche, kalte Antlitz des Sohnes geheftet. Endlich stützte er auf dem Lehnstuhl den Kopf in die rechte Hand und schaute stier und lautlos viele, viele Minuten lang vor sich nieder.

„Vater," sagte da eine leise Stimme, und wie von einem Schuß getroffen, sprang der alte Mann empor.

„Vater!" Hans sah ihn aus den eingefallenen Augenhöhlen groß an, er lebte. Der Verwundete war zum Bewußtsein zurückgekehrt.

„Junge, Junge!" rief der Alte, und was der Schmerz und Jamme um den Todtgeglaubten nicht vermocht, das erzwang die Freude. Am Bette stürzte er nieder und des Sohnes Hand mit Küssen bedeckend, weinte er wie ein Kind.

Aber nicht lange konnte der starke Mann von solchem Gefühl bewältigt werden, und mit dem Bewußtsein — der Arzt hatte ihn besonders davor gewarnt — den Erwachten nicht zu sehr aufregen zu dürfen, sagte er, mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme, indem er die Hand des Kranken drückte und streichelte: „Hans, lebst Du wieder, o, das ist brav! das ist brav! Aber lieg' still, mein Junge, rühre und rege Dich nicht. Der Doctor wird gleich da sein, und ich muß jetzt hinunter und es der Mutter

sagen — und der Kathrine — ich bin gleich wieder da, lieg' nur noch einen Augenblick still, mein Hans, nur einen Augenblick."

Der alte Mann wußte selber kaum, was er that. Die Glieder flogen ihm wie in Fieberfrost, und vor Freude bebend — er fand kaum die Thürklinke: eilte er hinaus, um der Mutter die Botschaft zu bringen — „Dein Sohn lebt!"

Wie wär' es möglich den Jubel zu beschreiben, der jetzt das Haus erfüllte, denn der Chirurg hatte ihnen schon gesagt, wenn Hans wieder zum Bewußtsein käme, dann brauchten sie für sein Leben nicht mehr zu fürchten; nur ruhig müßten sie ihn halten. Das wollten sie auch, aber sehen mußten sie ihn erst einmal, nur einen einzigen kleinen Augenblick, und leise, selbst auf den Zehen, schlichen die Mutter und Katharine in die Kammer hinein. Als sie aber dem Blick des Sohnes und Bruders begegneten, der ihnen freundlich zulächelte, da konnten sie sich nicht mehr halten und thaten wie der Vater. Sie stürzten an sein Bett, und bedeckten seine Hand mit Küssen und Thränen. Aber der Alte stand jetzt Wacht.

„Hinaus mit Euch!" rief er in gutmüthigem Zorn, „wollt Ihr den Jungen rebellisch machen, daß er mir wieder ohnmächtig wird? Fort und hinunter, bis der Doctor kommt, ich bleibe so lange bei ihm auf Posten." Und Mutter und Katharine, die wohl wußten, daß der Vater Recht hatte, rissen sich von dem Wiedergeschenkten los, nickten ihm noch in seliger Freude zu und verließen jetzt das Zimmer, um sich unten in ihrer Stube recht von Herzen auszuweinen — doch es waren Freudenthränen.

„Aber Vater," sagte Hans mit wohl noch sehr matter, indeß vollkommen deutlicher Stimme, „weshalb treibst Du die Mutter und die — die Kathrine hinaus? es fehlt mir ja Nichts mehr, und — ist denn die Kathrine heute nicht zur Kirmeß gegangen?"

„Fehlt Dir Nichts mehr? — so?" sagte der Vater, indem er ihn kopfschüttelnd betrachtete, „und heute zur Kirmeß? Weißt Du denn, welchen Tag wir heute schreiben, und wie lange Du dagelegen hast?"

„Nun? ist's nicht Sonntag? aber wie bin ich denn eigentlich hier in's Bett gekommen? was ist denn vorgefallen?"

„Heute Sonntag? Mittwoch ist heute und noch dazu Mittwoch Abend und der vierte Tag, daß Du hier liegst und keinen Bissen Essen, keinen Tropfen Wasser über die Lippen gebracht hast!"

Beefsteak-Lieferung für das österreichische Armeecorps in Jütland.
Friedliche Erinnerung aus kriegerischen Tagen.
Nach der Natur gezeichnet von Otto Günther.

„Mittwoch? aber wie ist das möglich?"

„Bist Du am Sonntag nicht mit dem Pferd gestürzt? Der Braune hatte ja doch die Spuren am Körper."

„Mit dem Pferd gestürzt? — ja!" sagte Hans da plötzlich, und sein Antlitz, das sich beim Reden etwas gefärbt hatte, wurde wieder leichenblaß, „als ich von Wetzlau herüberkam. Der Braune stolperte auf dem schlechten Weg — ich glaube er stürzte auch — aber weiter weiß ich mich auf Nichts zu besinnen."

„Ja, weil sie Dich nachher für todt hier in's Haus trugen. Und was für Sorge haben wir um Dich gehabt, die Mutter und die Kathrine und Deine Braut!"

„Meine Braut?" sagte der Hans leise.

„Nun gewiß," sagte der Alte. „Wir mußten ihr doch natürlich gleich die Botschaft hinüberschicken, und als sie am Montag selber mit dem Traubenwirth oben war und Dich hier auf dem

Bett wie todt liegen sah, hat sie geweint, als ob ihr das Herz brechen müßte. Jetzt ist sie selber krank und liegt im Bett, aber alle Tage hat sie herübergeschickt, um fragen zu lassen, wie es Dir geht; manchmal zwei Mal an einem Tag. Es soll mir auch gleich ein Bote nach Wetzlau, daß sie sich mit uns freuen können."

Hans sank wieder auf sein Kopfkissen zurück und schloß die Augen. Der Kopf that ihm noch weh und das Besinnen that ihm auch weh, und doch hätte er in dem Augenblick Gott weiß was darum gegeben, wenn er gewußt hätte, was jetzt wirklich geschehen sei und was er nur geträumt habe. Wie ihm das Alles so wild und toll in seiner Erinnerung durcheinander schwamm — er konnte die einzelnen, verworrenen Bilder gar nicht von einander trennen.

„Hans," rief der Vater ängstlich, „bist Du wieder krank?"

„Nein, Vater," sagte der junge Bursche leise, ohne aber die Augen noch zu öffnen, „der Kopf schwindelt mir nur. Laßt mich einmal einen Augenblick ausruhen; es wird gleich wieder besser werden."

Hans hatte auch nicht zu viel versprochen. Eine solche Natur, wie er, kann wohl einmal geworfen werden, aber sie arbeitet sich auch wieder kräftig nach oben, und Träume und Phantasien können nie lange Gewalt über sie haben. Doch die Augen durfte er nicht dazu geschlossen halten; er mußte sehen, was um ihn her vorging, und wie er wieder in das ängstlich besorgte Gesicht des Vaters schaute, kam ihm die Erinnerung an das Vergangene — an das wirklich Geschehene, klar und deutlich zurück.

„Wo ist die Kathrine, Vater?" sagte er leise.

„Die Kathrine? unten bei der Mutter. Laß die Frauen nur noch eine Weile gehen, denn die machen Dich sonst nur noch unruhiger, als Du schon bist. Aber ich hab' Dir auch eine gute Kunde zu melden, Hans — eine recht gute Kunde."

„Eine gute Kunde?"

„Dein Heimathschein ist angekommen. Jetzt ist's auf einmal schnell gegangen. Aber nun mach' auch, daß Du wieder auf die Füße kommst. Ich hab Dir das ganze Gut verschrieben, und da mußten sie ihn Dir wohl geben, denn Du bist ja jetzt Landeigenthümer geworden und kannst nun heirathen, wann Du willst. Aber nach Gotha werden wir doch noch müssen, denn die Herren Geistlichen sind zäh und wollen nicht nachgeben."

„Wo ist denn die Kathrine, Vater?"

„Aber was hast Du nur mit der Kathrine? unten, ich hab' Dir's ja schon vorher gesagt, bei der Mutter."

Wieder schloß Hans die Augen und schien jetzt wirklich müde geworden zu sein, denn als ihn der Vater wieder anredete, bewegte er nur leise die Hand und öffnete die Augen nicht. Da er aber ruhig und regelmäßig athmete, war der Alte vernünftig genug, ihn nicht weiter zu stören, und zwei volle Stunden blieb er so liegen, während die Frauen ein paar Mal leise das Zimmer betraten, aber immer wieder auf den Zehen hinausschlichen, sobald sie den Schlaf des Kranken bemerkten.

Gegen Abend kam der Chirurg, und als Hans die fremde Stimme hörte, öffnete er die Augen. Er hatte wirklich geschlafen und fühlte sich dadurch merklich gestärkt.

Der Chirurg war außerordentlich zufrieden; der Puls ging ruhig, die Kopfwunden waren nur noch wenig entzündet. Wundfieber hatte er gar nicht gehabt, und mit einiger Ruhe hoffte jener ihn in ein paar Tagen wieder auf den Füßen zu haben.

„In ein paar Tagen?" lächelte Hans, „ich stehe morgen auf, Doctor, die Schrammen am Kopf heilen auch so."

„Und fallen mir nachher wieder um," sagte der Chirurg.

„Denke nicht daran," meinte Hans.

„Nur nicht zu früh," warnte der Doctor, als er das Haus verließ, „daß wir keinen Rückfall kriegen."

Mutter und Katharine durften jetzt bei ihm bleiben, und als das junge Mädchen wieder zu seinem Bett trat, nahm er ihre Hand, drückte sie leise und sah ihr so lange in die guten blauen Augen, bis sie den Blick vor ihm zu Boden schlug. Aber eine große Veränderung zum Besseren war mit ihm vorgegangen. Er schien die anfängliche Schwäche schon fast abgeschüttelt zu haben, und die Mutter war ganz glücklich, als sie sah, wie aufmerksam er ihr zuhörte, als sie ihm Alles erzählte, was indessen in Dreiberg vorgegangen, seit er dagelegen, wenn er auch Katharine immer dabei anschaute.

„Vater," fragte Hans, nachdem die Frauen zur Bereitung des Abendbrods hinuntergegangen waren und er eine Weile schweigend in seinem Bett gelegen, „habt Ihr nach Wetzlau hinübergeschickt?"

„Ei gewiß," lautete die Antwort, „der Bote ist auch schon zurück. Er hat aber die Liese nicht selber gesprochen, doch ist sie wieder auf und gesund. Sie lassen Dich Alle herzlich grüßen und Dir Glück wünschen."

„Vater, ich möchte jetzt nicht gern mehr viel Zeit verlieren, bis ich meinen eigenen Heerd gründe."

„Aber wohl und gesund mußt Du doch erst wieder sein."

„In vierzehn Tagen werden kaum noch die Narben zu sehen sein, und so lange braucht's ja doch zu dem Aufgebot," meinte Hans.

„Hm," sagte der Vater, „aber da kommt uns wieder die verwünschte Geschichte mit dem Consistorium dazwischen. So rasch geht die Sache nun auf keinen Fall."

„Ich hab' mir das Alles anders überlegt, Vater," sagte der Hans ruhig, „wir brauchen das Consistorium gar nicht — ich heirathe die Kathrine."

„Hans!" rief der Vater und fuhr erschreckt von seinem Stuhl in die Höhe, denn er glaubte im ersten Augenblick, sein Hans sei durch den Sturz im Kopf verwirrt geworden, „um Gottes willen, Junge, was hast Du? was ist mit Dir? Du solltest noch nicht so viel nachdenken, Du solltest hübsch still liegen und Dich ruhig halten."

Hans, der wohl ahnen mochte, was sein Vater fürchtete, lächelte still vor sich hin; endlich sagte er: „Die Kathrine hat mich lieb, ich weiß es. Vorhin hab' ich's gehört, als sie noch glaubte, ich könnte sie nicht hören, und ich bin ihr auch von Herzen gut, und sie paßt besser für mich, für uns Alle, als das Lieschen."

„Aber der Traubenwirth hat mein Wort, das Lieschen hat Deins. Das geht im Leben nicht und brächte Schand' auf uns Alle," rief jetzt der Alte, denn der Hans sprach zu vernünftig, als daß er nun nicht hätte merken können, es sei ihm Ernst.

„Wär' Euch die Kathrine zur Schwiegertochter recht, Vater?"

„Was hilft das Fragen, Hans? zerquäl' Dir den Kopf nicht mit derlei Dingen," mahnte der Vater ab, doch noch immer nicht so ganz beruhigt. Wie kam der Junge jetzt nur auf die Kathrine?

„Bitte, beantwortet mir nur die eine Frage," bat Hans, „wär' Euch die Kathrine zur Schwiegertochter recht?"

„Wenn Du sie früher gewählt hättest, ich wollt' nichts dagegen sagen," setzte er zögernd hinzu, „aber so —"

„Vater, wollt Ihr mich einen Augenblick ruhig anhören?"

„Du darfst nicht so viel sprechen."

„Nur ein paar Worte, ich muß es vom Herzen haben, und Ihr müßt morgen ganz früh nach Wetzlau reiten und mit dem Traubenwirth sprechen."

„Und was ist's?"

Hans lag noch eine Weile still, dann erzählte er dem Vater mit kurzen, einfachen Worten die ganzen Erlebnisse, erst von dem letzten Kirmeßabend, dann von jenem Sonntag Morgen, was er gehört und was er selber gesehen, und der Vater saß dabei und schüttelte nur unablässig mit dem Kopfe. Und dann erzählte Hans weiter, wie er wieder zur Besinnung gekommen sei und wie Katharine an seinem Bett gelegen und gebetet und was sie dabei gesagt habe. Und jetzt nickte der Alte und sagte leise: „Ob ich's mir nicht gedacht — ob ich's mir nicht gedacht!"

„Und soll ich das Lieschen jetzt noch heirathen, Vater? könnt' ich's nach dem, was vorgefallen ist, je wieder recht von Herzen lieb haben? und hat's mir nicht damit selbst mein Wort zurückgegeben?"

Der Alte antwortete nichts, er war aufgestanden, kraute sich den Kopf und ging eine ganze Weile im Zimmer auf und ab. Endlich rief er: „Morgen früh reit' ich zum Traubenwirth hinüber. Gern thu' ich's nicht, aber Recht hast Du. Wenn die Sache denn einmal so steht, mag sich das Lieschen den Stadtmenschen nehmen. In die Stadt paßt es auch besser mit den weiten Röcken, als zu uns in die engen Stuben — und die Kathrine?"

„Sagt ihr noch nichts, Vater," bat Hans, „ich möchte sie selber darum fragen; auch der Mutter nicht, heute Abend bin ich doch zu schwach. Das viele Reden hat mich angestrengt, vielleicht auch der Hunger; aber da kommt die Mutter mit der Suppe, die wird mir gut thun. Mir ist ordentlich zu Muthe, als ob ich in einem ganzen Jahre nichts gegessen hätte."

11. Was Katharine dazu sagte.

Hans hatte Recht gehabt. Die vier Tage Fasten paßten nicht zu seinem Körper, und als er einen großen Teller kräftige Fleischbrühe aufgegessen, fühlte er sich besser, legte sich auf die andere Seite und schlief sanft und ruhig bis zum andern Morgen.

Nach Sonnenaufgang lugte der Vater in's Zimmer hinein und fand den Sohn schon munter und wohl in seinem Bette aufsitzen.

„Bleibt's beim Alten?" frug er nur; Hans nickte, und der alte Barthold ging hinunter, setzte sich auf den Braunen und ritt hinüber nach Wetzlau. Hans aber, durch den herrlichen Schlaf neu gestärkt, ließ sich von der Mutter seine Kleider geben, die Sonntagskleider, mit denen er zuletzt drüben in der Traube gewesen war, dann setzte er sich in den Lehnstuhl. Das Ankleiden hatte ihn doch ein Bischen mitgenommen, und er sah wieder etwas blaß aus und sagte, als die Mutter bald darauf in's Zimmer schaute und frug, ob er noch 'was brauche:

„Mutter, ich möcht' gern einmal die Kathrine sprechen."

„Kann ich's nicht auch besorgen, Hans?"

„Nein, Mutter, Ihr nicht. Die Kathrine kann wohl einmal heraufkommen; die hat noch junge Beine — sie hat mir so noch nicht guten Morgen gesagt — und kann mir auch gleich den Kaffee mit heraufbringen."

Die Mutter schüttelte mit dem Kopf, that aber des Sohnes Willen, und eine kleine Weile später kam Katharine mit dem Verlangten, setzte das kleine Kaffeebret auf den Tisch, ging dann zu Hans, reichte ihm die Hand und sagte: „Guten Morgen, Hans; Gott sei ewig gedankt, daß Du wieder aufsitzen kannst und so gut und wohl dabei aussiehst."

„Guten Morgen, Kathrin'," erwiderte Hans, ließ aber die Hand noch nicht sogleich wieder los, die sie ihm geboten, „freut's Dich wirklich, daß ich wieder gesund bin?"

„Aber Hans, wie kannst nur so was fragen? Glaubst Du's nicht?"

„Doch, Kathrine," sagte Hans, „gewiß glaub' ich's und gern noch obendrein."

„Und das Lieschen wird erst eine Freud' haben. Der Vater ist heute Morgen hinüber und bringt's vielleicht gleich mit. Die ist gar krank geworden vor lauter Sorge, die arme Maid."

„Meinst, Kathrine, daß sie wegen meiner krank geworden ist?"

„Aber was Du mir heut für sonderbare Fragen thust, Hans! Wegen wessen denn sonst?"

„Ja, ich weiß nicht," sagte Hans und schaute still und sinnend vor sich hin, er wußte aber doch, wegen wessen. Kathrine hatte indessen ihre Hand wieder frei gemacht, schenkte ihm den Kaffee ein und rückte ihm dann den kleinen Tisch zu dem Lehnstuhl, damit er die Tasse leicht erreichen konnte. Sie hätte es ihm gern noch bequemer gemacht, wenn es nur möglich gewesen wäre.

„Der Kaffee wird kalt, Hans, wenn Du nicht trinkst," sagte sie, „er ist ohnehin ein Bischen dünn, aber die Mutter wollte nicht, daß ich ihn Dir stark kochen sollte, weil er Dir sonst schaden könnte, wie sie meinte. Trink ihn nur wenigstens, so lang er noch heiß ist."

Hans hörte gar nicht, was sie ihm von dem Kaffee erzählte, denn ihm gingen andere Dinge im Kopf herum.

„Heut' in drei Wochen soll die Hochzeit sein, Kathrine," meinte er endlich, und sah das Mädchen fest und forschend dabei an.

„Ja, ich weiß schon," sagte Katharine, aber viel leiser, als sie vorher gesprochen, „das Papier ist endlich gekommen."

„Hast Du nichts dagegen, Kathrine?"

„Ich? Aber Hans, wie Du nur heut' bist! Was kann denn ich dagegen haben? und weshalb?" setzte sie noch viel leiser hinzu.

„Ja, Du wärst aber doch eigentlich die Hauptperson," meinte Hans; „die Braut hat doch das Meiste dabei zu sagen."

„Hans, das ist schlecht von Dir, daß Du einen solchen Scherz mit mir machst," sagte Katharine. Sie war leichenblaß dabei geworden und es war, als ob die blauen Augen ein paar Glasdeckel bekommen hätten, so lagen ihr zwei große schwere Thränen darin und füllten sie bis zum Rande aus.

„Und wenn's nun kein Scherz wäre, Kathrine?" sagte Hans und streckte die Hand nach ihr aus, wenn nun das Lieschen falsch gegen mich gewesen und der Vater heute hinübergeritten wäre, um dem Traubenwirth die Heirath aufzusagen? Wenn ich Dir nun von Herzen gut wäre, Kathrine, und gestern auch gehört hätte, was Du an meinem Bett gebetet, und keine Andere weiter auf der Welt möcht', als Dich, und Dich von Herzen bäte, daß Du das Kind im Hause bleiben und nur dazu noch mein Weib, mein liebes Weib werden wolltest, Kathrine?"

„Hans!"

„'s ist mein Ernst, Kathrine," sagte Hans treuherzig, indem er ihr nochmals die Hand entgegenstreckte. „Das Lieschen hält's mit dem Stadtherrn. Ich hab's selber gehört, wenn sie auch nicht wußte, daß ich dabei stand, daß sie ihn von Herzen lieb hat. Sie hat's ihm selber gesagt und ist ihm dabei auch um den Hals gefallen. Da war's aus mit uns Beiden, und blind und taub bin ich gewesen, daß ich nicht schon lange eingesehen habe, daß wir Zwei hier doch am besten zusammen passen. Wenn Du mich haben willst, schlag ein, Kathrine, und ich will Dir gut sein mein ganzes Leben lang."

Und Katharine sagte gar nichts dazu, aber neben dem kranken Hans kniete sie nieder und lachte und weinte und war so glücklich, daß ihr das Herz hätte zerspringen mögen in der Brust.

Und wie der Kaffee dabei eisig kalt wurde, kam die Mutter herein und blieb vor Erstaunen auf der Schwelle stehen und schlug die Hände zusammen. Als sie aber hörte, was hier vorgefallen und wie es des Traubenwirths Tochter drüben getrieben und wie falsch sie gewesen und wie gut Hans der Katharine sei und Katharine dem Hans, da setzte sie sich mit hin und weinte und lachte, gerade wie Katharine. Und jetzt kam's auch heraus, daß das ihr heißester Seelenwunsch gewesen und sie sich vor der Zeit eigentlich gefürchtet hätte, wo Lieschen als Schwiegertochter in das Haus gezogen wäre, eben weil sie immer so vornehm und gar nicht wie ein Bauermädchen war. Aber sie hatte trotzdem nichts sagen mögen, weil man bei solchen Dingen — worüber aber die Meinungen verschieden sind — eigentlich keinem anderen Menschen zureden müsse.

Gegen Mittag kam der Vater zurück. Drüben in Wetzlau war's heiß hergegangen. Der Traubenwirth hatte noch von nichts gewußt, und Lieschen war vor ihm auf die Kniee gefallen und hatte ihm gestanden, daß sie den fremden Herrn liebe und daß er sie heirathen wolle. Und der Traubenwirth war außer sich gewesen und hatte seine Tochter von sich gestoßen und sie allerhand schreckliche Namen genannt, und das hatte der alte Barthold endlich nicht länger mehr mit anhören können und war wieder fortgeritten nach Dreiberg.

Und an dem Mittwoch über drei Wochen war wirklich Hochzeit und der katholische Pfarrer dazu aus der Stadt herausgekommen. Wie aber die beiden jungen Leute eingesegnet waren und Hans sein glückliches freudeglühendes Weibchen im Arme hielt, da meinte der alte Barthold: „Hans, erinnerst Du Dich wohl noch dran, was Du damals sagtest, als uns der Heimathschein ausblieb und Du Dich für den unglücklichsten Menschen in der Welt hieltest, weil Du das Lieschen nicht gleich Knall und Fall heirathen konntest? Ich glaube, es war: ‚ich wollte, ich wär' todt und begraben' und ‚kein Mensch in der ganzen Welt hat mehr Unglück, als ich.' War's nicht so?"

Hans ließ beschämt den Kopf hängen.

„Siehst Du nun," fuhr der Vater fort, „wie wohl und weise es der allgütige Gott da oben einrichtet, wenn wir armen Sterblichen hier unten auch manchmal nicht gleich einsehen können, wozu das oder das wohl gut sein könnte? Am Ende führt er doch immer Alles zum Besten hinaus, und wir Alle arbeiten nur in seinem Dienste und dienen nur zu seinen Werkzeugen — selbst die langsamen Behörden da drinnen in der Stadt," setzte er lächelnd hinzu. „Aber jetzt mag das Vergangene vergessen sein, und nun segne Euch Beide Gott und seid glücklich miteinander."

Und Hans und Katharine waren glücklich, und die Eltern sollten nie im Leben bereuen, daß sie die kleine Waise damals an Kindesstatt angenommen und sich ein wirklich Kind daraus erzogen hatten.

An dem nämlichen Abend aber, an dem Hans und Katharine mitsammen Hochzeit machten, lief des Traubenwirths Tochter mit ihrem Schatz heimlich davon, und man hat nie wieder von ihnen gehört, denn sie gingen miteinander nach Amerika. Der Traubenwirth aber überlebte die Schande nicht lange, die ihm sein Kind angethan. Er kränkelte von da an, und wie das Jahr um war, trugen sie ihn still hinaus in sein letztes Kämmerlein.

Im Hopfenparadiese.

Allen biertrinkenden Lesern und — Leserinnen der Gartenlaube gewidmet.

(Schluß.)

Wir brachen auf. Allerwärts begegneten uns die aus den Pflanzungen heimkehrenden Arbeiterinnen, manch hübsches Gesicht darunter, mit dessen tiefem Brunett das lichte Kopftuch anmuthig contrastirte, und oben im Berge meines Freundes häufte man eben die Blättersträuße zum letzten Bündel zusammen. Der abgeleerten und niedergelegten Riesenstangen waren schon ein gut Theil mehr, als heute Morgen. Mein Mentor blickte mit sichtlicher Zufriedenheit auf das vollbrachte Nachmittagswerk.

„Macht nun, daß Ihr nach Hause kommt, Ihr Leute," redete er freundlich die Bindenden an, „die Knödeln sind fertig, und 's giebt noch ein paar Stunden zu blatten, wißt Ihr."

„Ich hab' Dir schon erzählt," wandte er sich an mich, während wir auf kürzerem Pfade quer durch die Anlage zum Städtchen zurückgingen, „was für eine heikle Prinzessin unsere Hopfennessel ist. Auch hinsichtlich des Bodens, auf dem sie wachsen will, macht sie gar exclusive Ansprüche; sie gedeiht nur in einem warmen lehmigen Erdreiche, das keine stauende Nässe im Untergrunde hat. Darum will ihr Anbau bis jetzt nur in verhältnißmäßig so wenigen Gegenden Deutschlands ordentlich gelingen. Im Saazer Kreise Böhmens zieht man noch immer den besten Hopfen, ihm nahe kommt der Spalter, dann unser Hersbrucker. Auch in Baden und Württemberg bauen sie neuerdings recht leidliche Quantitäten, die schon ganz respectabel mit uns concurriren; die geringsten Sorten bringt Preußisch-Polen in den Handel. Diese vielfache junge Concurrenz hat uns alten Hopfenproducenten anfangs große Besorgnisse eingeflößt; so Mancher hat bedenklich den Kopf darüber geschüttelt. Wo soll's denn noch hin mit alle diesem Hopfen? so haben wir uns Einer den Andern gefragt; zuletzt müssen wir den Centner noch um ein paar Gulden losschlagen und froh sein, wenn wir's nur bekommen. Doch bis jetzt sind alle unsere Aengste grundlos gewesen. Trotz der mehr als 100,000 Centner, die unser Mittelfranken allein auf den Markt sendet, und der 30,000, welche davon auf Hersbruck und Umgegend fallen, steigt die Production noch mit jedem Jahre, und die Preise haben sich wacker gehalten. Ihr sorgt ja sammt und sonders in anerkennenswerther Weise mit dafür, daß wir nicht über den Bedarf produciren. Wie Pilze schießen allerwärts die neuen Brauereien aus der Erde, nicht blos in Euerem unwirthlichen Norden, wo ehedem nur Kartoffelfusel und, für den verwöhntern Gaumen, die Kümmelbulle regierten, nein, mitten im ureigensten Gebiete des Bacchus, am Rhein und am Neckar, an der Ahr und an der Mosel."

Wir hatten inzwischen wieder den Fuß der Anlage erreicht. Hier fielen mir die niedrigern, kaum 6—10 Fuß hohen, dünnen Stangen auf, mit den schwanken, zarten Ranken, welche sie umzogen.

„Das ist sogenannter Jungfernhopfen," belehrte mich mein Freund, dem mein fragender Blick nicht entgangen war. „Sieh die kleinen dürftigen Zäpfchen an! Es sind dies Pflanzen, die wir erst heuer im Frühjahr gelegt haben. Der Hopfen, den sie geben, taugt nicht viel, ‚hat keine Qualität', wie wir sagen, aber verkauft wird er doch; denn Alles findet eben seine Verwendung. Die Anlage solch' einer neuen Hopfenpflanzung ist, beiläufig, kein leichtes Ding, mindestens mühsam und arbeitsvoll übergenug. Zuvörderst muß die Düngung eine sehr reichliche und gründliche sein und der Boden so tief wie möglich umgebrochen werden. Darauf gilt es, etwa alle 4—5 Fuß, Löcher zu graben, um darein die Rebenfexer zu legen, und zwar so, daß die treibenden Augen derselben in die Höhe zu stehen kommen. Dies pflegt im April zu geschehen. Nicht lange währt es, so schlägt die junge Pflanze aus und erhält nun die verhältnißmäßig kurzen und schmächtigen Stäbe, wie sie hier stehen. Wenn wir später die Ernte im Rücken haben, schneiden wir die Reben da ab, so daß höchstens noch zwei Fuß von ihnen übrig bleiben, legen die Stöcke nieder und decken sie zu, ganz wie man es mit dem Spalierwein macht. Nachdem im Frühjahr die schützende Decke beseitigt, die alten Fexer gestutzt und neu gedüngt sind, geben wir den nunmehr sprossenden Trieben die mächtigen hohen Stangen, die Du überall bemerkt hast, Pfahlkolosse, die an ihren Fußenden armsdick sind. An ihnen wird die Pflanze mit Binsen festgebunden. Hier und da hat man auch versucht, den Hopfen an Drähten in die Höhe zu ziehen, allein man ist von dieser Methode fast überall wieder abgekommen, weil meist eine totale Verwirrung und Verfitzung der Ranken ihre Folge war."

Ganz Ohr bei dieser gründlichen Belehrung, war ich nicht gewahr worden, daß wir unsern Fuß nicht nach der Stadt zurückgelenkt hatten, sondern auf einem Nebenwege das Thal hinauf wanderten, das, noch immer weit und offen, hier von dem Gansberg und hinter diesem vom Kegel der Houbirg, dem viel besuchten Luginsland der Gegend, überragt wird. Lustig plätscherte die Pegnitz uns zur Seite und auf den kleinen Wellenkreiseln um die Kieselblöcke sprühte die untergehende Sonne ihre letzten Funken. Es war schon volle Dämmerung, als mein Freund Halt machte.

„Da," sagte er, „ist unser Ziel. Komm, laß uns eintreten."

Ich konnte eben noch erkennen, daß wir vor einem kleinen ländlichen Gehöfte standen, dessen Wohnhaus sich in dichtem Rebgeblätter verbarg. Bereits waren die Läden des Erdgeschosses geschlossen, doch ein einladender Lichtschimmer drang uns durch ihre Spalten entgegen. Und noch einladender klang eine tiefe volle Frauenstimme, die eben die Schlußstrophe eines alten schönen deutschen Volksliedes sang:

> Nachtigall, du thust ihn finden,
> Flieg umher auf Berg und Gründen;
> Schwing dich auf, Frau Nachtigall,
> Grüß mein Schatz viel tausendmal!

Leise klinkte mein Begleiter die Hausthür auf, noch leiser öffnete er die Stubenthür. Ja, er hatte Recht gehabt, es war ein vollkommenes Genrebild, was ich da erschaute, dasselbe liebliche Bild, das, nach der Zeichnung eines tüchtigen Nürnberger Künstlers, meine Darstellung schmückend erläutert. Die ganze Familie war noch rüstig beisammen, in drei Generationen, von Großvater und Großmutter bis zur Enkelin und zum Kleinen in der Wiege. Was helfen konnte, half beim Blatten. Alles schnitt emsig und doch vorsichtig die Blüthendolden und füllte damit den weiten Trog, um den man sich gruppirt hatte.

Wir waren einen Augenblick an der Thür stehen geblieben, weil ich erst den ganzen Eindruck der anmuthigen Scene auf mich wirken lassen wollte, ehe ich mich mit den Einzelheiten derselben beschäftigte, und mit besonderem Interesse betrachtete ich die kleidsame Frauentracht des Thales. Doch lange konnten wir unsern Beobachtungsposten nicht behaupten. Mit einem herzlichen „Grüß Gott, Ihr Herren!" wurden wir in's Innere genöthigt. Der Alte rückte freundlich die Zipfelmütze und nahm die Ulmer Pfeife aus dem Munde, um meinen Freund willkommen zu heißen, und aus Ton und Art der Begrüßung ersah ich, daß dieser ein hochgehaltener Gast war von Alt und Jung im Hause. Auch mir schüttelte Alles zutraulich die Hand, und bald waren wir mitten unter den fleißigen Leuten häuslich etablirt und hörten den verständigen Reden des Alten zu, der uns viel zu erzählen wußte von „dazumal, wo sie noch Nürnbergisch waren und wie's ihnen gar nicht in den Kopf gewollt, daß sie nun auf einmal baierisch werden sollten." Inzwischen war auch, mit der letzten mächtigen Blätterbürde auf dem Kopfe, der eigentliche Hausvater heimgekehrt — denn die Alten saßen bereits auf dem Leibgedinge, — ein stattlicher, kräftiger Mann. Auch er freute sich des Besuchs von Herzen; sein erster Blick aber galt doch dem Jüngsten drüben in der Wiege und der noch jungen Mutter, die, während ihre Hände rastlos schafften, mit glückstrahlendem Auge den Schlaf des kleinen Lieblings behütete.

„So, Babeli," sagte mein Freund, indem er von der Bank aufstand und dem erröthenden Mädchen, der Tochter des alten Auszüglers, eine dicke Hopfenguirlande um das bis auf das Mieder herabfallende Kopftuch legte, „so, die Krone ziemt der wackern Sängerin. Jetzt, Ihr Leute, b'hüt Euch Gott; aber 's ist spät und wir müssen eilen, daß wir endlich einmal nach Hause kommen. Vergeßt nicht, daß wir nächsten Dienstag unsern ‚Niederfall' halten; da seid Ihr allesammt unsere Gäste, das wißt Ihr. Und wenn

sie dann die Hopser und die Schottischen aufspielen, da wird 's Babeli wohl kein so ernstes Gesicht machen, wie heut, wo's so schwermüthige Lieder singt. Ja, ja, wir haben draußen an der Thür gehorcht." —

Und der Sonntag kam, goldig klar, ein echtes Septemberkind, und schon in erster Morgenfrühe zogen wir mit Stock und Ranzen das anmuthige Thal hinauf nach der Nürnberger Schweiz. Draußen im Häuschen, wo wir neulich Abends eingesprochen waren zum Blatten, schlief noch Alles, auch das Babeli noch, dem wir gern unsern Morgengruß geboten hätten. Es war frisch, doch nicht kühl, so recht angenehm zum Marschiren, und so wurde uns der Aufstieg über den Gansberg zu der edelgeformten Houbirg nicht sauer, selbst meinem Freunde nicht, in dessen körperlicher Stattlichkeit seine Doppelwürde als wohlgediehener Hopfenmatador und hochmögender Hersbrucker Magistratsrath ihre Ausprägung findet. Ueber thaufeuchten Rasen ging's in die Höhe, und bald öffnete sich dem Blick eine weite Aussicht auf die Hersbrucker Gegend. Das Städtchen kämpfte noch mit dem leicht durchsonnten Duft der Frühe, die Felsen und Höhen des obern Thales aber säumte bereits das glühendste Roth, und weit links sahen wir die dampfende Schlange des ersten Bahnzuges sich abwärts winden.

„Sieh hier," begann mein Gefährte, nachdem er ein paar Minuten luftschnappend gerastet hatte, „die Ueberbleibsel eines Erdwalls; wir heißen sie kurzweg die ‚Schanze'. Die rührt noch von den Urbewohnern unseres Gaues her, behaupten die Antiquare, und mag ehedem Opferstätte und Heiligthum gewesen sein. Auch zum Begräbnißplatze hat sie gedient, denn ringsum findet man noch viele alte Grabhügel, sogenannte Hünengräber. Neulich war ich zufällig mit dabei, als solch ein Hünengrab geöffnet wurde; da kamen gar verschiedene Trümmer wunderbarer Waffen, Menschenknochen, zerbrochene Schmuckgegenstände und einige andere unbestimmbare Geräthe zum Vorschein, die auf eine fern im fernsten Mythenduft liegende Urzeit deuteten."

Noch eine Viertelstunde tapfern Klimmens, noch einige Stoßseufzer des Magistratsrathes, und der Gipfel ist gewonnen. Inzwischen hat sich die ganze Landschaft in Sonnenlicht gebadet, nur die Kuppen der Oberpfalz, die man von hier aus überschaut, liegen in tiefem Schatten und geben dem heitern Bilde einen ernsten, stylvollen Abschluß.

Raschen Laufes schreiten wir zu dem freundlichen Flecken Happurg hinab, der sich an den jenseitigen Fuß des Berges schmiegt. Hier vor dem behaglichen Wirthshause des Benedictus Meyer hielt der Omnibus, der nach Ankunft der Bahnzüge in Hersbruck die Verbindung mit dem neuen schönen Hotel von Ruprechtsstegen vermittelt. Dies war ja auch das eigentliche Ziel unseres Ausfluges „in die Berge", wie mein Gefährte sich stolz ausdrückte, und so ließen wir alle unsere kühnen Pläne von weiteren Fuß- und Kletterpartien schwinden und zogen die Bequemlichkeit des Vehikels vor. Mit der Bequemlichkeit freilich durfte es nicht so streng genommen werden; der Sonntag und das herrliche Herbstwetter hatten noch Andere als uns in die Romantik und nach den Forellen des Pegnitzthales gelockt, und der Omnibus war bereits ziemlich angefüllt von lustigem Nürnberger Volke, das sich in seiner „Schweiz" einen guten Tag machen wollte.

Die Gegend hat keinen großartigen Charakter, ist wenigstens noch mehr Miniaturschweiz, als andere deutsche Hügellandschaften, denen man aus einem sehr übel angebrachten Localpatriotismus und Localenthusiasmus die Ehre der Vergleichung mit dem gewaltigen Alpenlande anthut, aber die Höhen sind malerisch geformt, die Felsen des Jurakalks oft grotesk umrissen und die Belaubung der Hänge und Gipfel thut dem Auge wohl, so daß die Fahrt, immer hart an der munter plaudernden Pegnitz hin, Wechsel und Erquickung sattsam bot. Schon frühzeitig scheint man auch die Anmuth und die Vorzüge des Thales erkannt zu haben, durch das sich die alte Straße nach Böhmen zog. Rundum auf den Büheln und Felsenkuppen hatten sich die Herren vom Stegreif ihre Raubnester aufgerichtet. Die wußten die reichen Waarenzüge, welche aus der rührigen Handels- und Gewerbstadt ostwärts geführt wurden, nach Herzenslust zu brandschatzen und warfen manchen wackern Bürger und Kaufherrn in die Nacht ihrer tiefen Verließe, bis ein hohes Lösegeld den Armen dem Tage zurückgab. Da sind denn der Fehden zwischen den Junkern und der mächtigen Reichsstadt gar häufige gewesen, bis endlich den Ersteren der Athem ausging und die Nürnberger Geschlechter sich ihre lustigen Herrensitze fast in allen unterthanen Dörfern bauten und jeder Flecken sein Schloß mit Eckthürmen und Wallgraben erhielt, zu denen das vorige Jahrhundert seine Amoretten und Wasserkünste, seine steifen Taxushecken und allongenperrückte Statuen gefügt hat. Auch später haben die Nürnberger Patricier sich manch hübsches Berg- und Waldasyl im Pegnitzthale gegründet. Eben führte uns der Weg an einem solchen vorüber; links der Straße, doch am rechten Ufer des Flusses, zeigten sich die Trümmer einer alten Ritterburg. „Das ist der Lichtenstein," erklärte mein Begleiter, „das Stammschloß derer von Lichtenstein, das die Bürger von Nürnberg einst gebrochen haben. Jetzt gehört es den Herren von Ebner, einer bekannten reichsstädtischen Patricierfamilie; die haben es ganz dem Style gemäß restaurirt und die Höhe mit zierlichen Garten- und Waldanlagen geschmückt."

Und so rollten wir noch an unterschiedlichen älteren und neueren Nürnberger Herrensitzen vorüber, durch mehrere freundliche Dörfer mit stattlichen Kirchen und ansehnlichen Schlössern, und die Felspartien des Thales thürmten sich immer wundersamer und abenteuerlicher übereinander, bis bei Enzendorf ein förmlicher Strom von Steinen und größeren und kleineren Kalktrümmern die Höhen überrieselt zu haben schien. Die Sonne lag bereits drückend über dem Thale, und allerlei Ausrufe und Seufzer der Ungeduld und unruhiges Hin- und Herrücken unter unserer Wagengesellschaft kündeten die Sehnsucht, endlich an Ort und Stelle zu sein. Auch der Magistratsrath zog wiederholt seine Uhr aus der Tasche, die Mittagsstunde war nahe, und drunten im hüpfenden Bache schnellte manche Forelle so verlockend in die Höhe! Jetzt eine abermalige Wendung der Straße und ein allgemeines freudiges Ah! Da erhob sich wie ein zierliches Schlößchen mit elegantem Thurme und wehender Flagge über dem Dorfe Ruprechtstegen das neue Jegel'sche Gast- und Curhaus. Noch eine Brücke ist zu passiren, dann geht es langsam die zum Hotel führende Allee hinan, und da waren wir, und oben empfing uns der liebenswürdige gebildete Wirth, ein alter Freund meines Genossen, mit einem herzlichen Willkommen, während ein Häuflein von Sommergästen in den übrigen Ankömmlingen liebe Bekannte begrüßte und der Freude und des Jubels ob der vergnüglichen Ueberraschung kein Ende fand.

„Nun, wie behagt Dir's hier?" frug mich der Freund, als wir auf der Veranda des eleganten Gebäudes standen und Umschau hielten über die landschaftliche Scenerie, die es umgiebt. „Ist's nicht ein allerliebster Schmollwinkel, um einmal auf ein paar Tage oder meinetwegen Wochen die ganze Welt draußen und selbst den — Hopfen zu vergessen? Sieh, die Felsen dort, das sind die Hüter des Ankathales, und das ist das Lauterbrunnen- oder besser das Münsterthal unserer Schweiz. Heut' Nachmittag, wenn's kühler geworden und ein Schlummerstündchen gehalten ist, wollen wir unsere Schritte in diese Schlucht lenken. Vorerst, vor Allem aber an die Forellen!"

Der Wirth war inzwischen zu uns getreten und lud zu einer Besichtigung des neuen Baues ein, ehe die Tischglocke nach dem Speisesaale rief. Gern folgten wir der Führung des freundlichen Mannes, an dessen Lebensschicksale sich ein eigenthümliches Interesse knüpft. Früher Redacteur einer einflußreichen fränkischen Zeitung, war er später nach Amerika ausgewandert und hatte in New-York das noch unter diesem Namen bestehende „Jegel'sche Hotel" begründet. Da mitten in einer gedeihlichen Thätigkeit traf ihn ein entsetzlicher Schlag. Auf der Reise zu ihm wurde seine Familie eines der bejammernswerthen Opfer, welche der bekannte grausige Brand des Dampfers „Austria" forderte. Jegel mochte nun nicht mehr in Amerika bleiben; er verkaufte sein Gasthaus und ging nach dem Vaterlande zurück, um wieder, wie ehedem, die getreue Feder zur Hand zu nehmen. In regem Verkehr mit der amerikanischen Presse, wurde er 1859 von der New-Yorker Staatszeitung als Special-Correspondent auf den italienischen Kriegsschauplatz gesandt. Zwar kannte ich im Allgemeinen bereits diese erfahrungsschwere Vergangenheit des jetzigen Besitzers unsers allerliebsten Ruprechtsstegener Curhauses, doch war es mir interessant, nun aus dem Munde des Mannes selbst noch manche Einzelheit seines bewegten Lebens zu vernehmen, so interessant, daß ich darüber auf unserm Gange durch das Hotel da und dort eine besondere Schönheit oder einen Hauptvorzug der Einrichtung übersah und erst von meinem Hersbrucker Gastfreunde auf das Unbeachtete aufmerksam gemacht werden mußte.

Das Curhaus ist erst seit Beginn der vorjährigen Saison, Anfangs Mai, eröffnet worden. Nach dem Plane des Professor

Böhrer in Nürnberg auf- und ausgeführt, imponirt es durch Bauart und Lage, welche letztere in der That kaum mit feinerem Geschmack und glücklicherem Verständniß des Terrains hätte gewählt werden können. Wie dem Leser die obere Mittelrandskizze unseres Bildes zeigt, ist das Hotel in jenem graziösen Style errichtet, zu welchem das schweizerische Alpenhaus und die italienische Villa vereint die Motive geliefert haben. Aus der inneren Einrichtung des Gebäudes spricht überall der gebildete Sinn seines Gründers, und manche kleine Bequemlichkeit der Zimmer, mancher Comfort des Geräthes verräth, daß jener nicht umsonst durch die Schule der praktischen Amerikaner gelaufen ist. Am besten von allen behagte mir ein Gemach im Thurme, das mit den bunten Glasmalereien der Fenster, den Wappenschildern und den schweren Eichenmöbeln an die Lichtseite des „romantischen" Mittelalters erinnerte. Und es war ein gar ergötzlich Spiel, durch die verschieden gefärbten Scheiben sich das Thal und die Höhen drüben zu beschauen, bald unter die Flammengluth eines afrikanischen Sammthimmels, bald in die „mondbeglänzte Zauberwelt" der Sommernacht versetzt; — aber „die Glocke, die Glocke!" rief mein forellenbegieriger Gefährte, und richtig, es läutete zum Essen, auch mir kein unwillkommenes Signal, trotz Naturbegeisterung und Kunstgenuß. Wie hurtig war mein Magistratsrath die Stiege hinunter, so daß wir andern Beide Noth hatten, dem Dicken zu folgen; wie stürmte er in den Speisesaal hinein, in dem es schon von lustigen Sonntagsstimmen und Sonntagslaunen schwirrte! Alt und Jung schien nur von dem einem Streben erfüllt zu sein, den Ausflug recht ausgiebig auszukosten; von Neuem ward ich inne, daß ich die vielgenannte Mainlinie passirt hatte, hinter der unsere norddeutsche Zurückhaltung und Steifheit zurückzubleiben pflegen. Plötzlich stieß mein Freund mich an: die Forellen waren aufgetragen, und in der That, sie bewährten ihren und des Pegnitzthales Ruf: klein, zart, von rosaröthlichem Fleische. „Bekenne, das ist die Forelle aller Forellen!" sprach mein Nachbar in Begeisterung. „Hast Du irgendwo oder =wie schon eine andere geschmaust, welche die unserer Pegnitz überbietet?"

„Gewiß, sie ist untadelhaft, eine Perle ihres Geschlechts. Darf ich noch einmal um die Schüssel bitten?" gab ich zur Antwort. Die Gesellschaft wurde immer sonntäglicher gelaunt; von dem jungen Volke hatte sich Eines nach dem Andern in den angrenzenden Salon geschlichen, und bald tönten muntere Klänge in drei und zwei Viertel-Takte verlockend zu uns herüber. Ein anderer Theil etablirte sich um den Kaffeetisch auf der Veranda, und einige ältere Herren blieben, enger zusammengerückt, bei der Flasche sitzen und ergingen sich, trotz Schweiz und Sonntagsluft, in der unerschöpflichen Frage der Zeit und des Landes, den Aussichten und Conjuncturen des heurigen Hopfengewächses. Ich wanderte im Saale umher und betrachtete seine Decoration, die in sinnig gruppirten waidmännischen Emblemen andeutet, daß Herr Jegel zu den vielen anderen Annehmlichkeiten seines Musterhotels den Ruprechtstegener Lustcurgästen auch das kräftigende Vergnügen der Jagd in den umliegenden Gehölzen, in Thalgründen und Schluchten zur Verfügung stellen kann.

Es ist in der That ein auserlesener Winkel, dies heimelige Ruprechtstegen, um seine Sommerfrische dort abzuhalten, und gern möchte ich recht viel davon erzählen und von dem schönen Stück des lieben Frankenlandes, zu dem es gehört, damit dem Leser der Mund wässerig werde danach und er es zum Ziele seiner nächsten Sommerreise wähle, — allein die Gartenlaube sagt „quod non". Denn der Raum, den sie mir überlassen, ist schon über und über erschöpft. Ich will daher nur noch erwähnen, daß das Jegel'sche Gasthaus den natürlichen wie den bequemsten Ausgangs- und Stationspunkt für die anziehendsten Punkte des obern Pegnitzthales bietet.

Da schiebt zuerst wenige Minuten nur vom Hotel das enge Ankathal seine bizarren Felscoulissen auseinander, mit den abenteuerlichen Gestalten der rechts und links sich aufgipfelnden und oftmals überhangenden Kalkblöcken ein wahrhaftes Cabinetsstückchen von pittoresker Landschaftsscenerie. Durch diese wildschöne Schlucht führt der Weg nach dem höchsten Punkt Mittelfrankens, dem Hohenstein, einem zertrümmerten alten Bergschlosse, das man nunmehr zu einer viel benützten Warte für friedliche Besucher und harmlose Naturbewunderer umgewandelt hat, von der man weit in's Land hinaus schaut, gen Nordosten bis zu den bewaldeten Kuppen des Fichtelgebirges.

Eine andere ähnliche unkriegerische, aussichtreiche Warte ist der Veldenstein, der, obschon nur anderthalb Stunden thalauf, unweit einer der malerischsten Verengungen des Pegnitzthales gelegen, in die sich mancherlei Mühlen und Eisenhämmer zwängen, bereits zur Oberpfalz gezählt wird. Eine halbe Stunde tiefer im Grunde endlich befindet sich die Hauptmerkwürdigkeit, die „first sight" der Gegend, wie die Engländer sprechen, welche mit ihren langlockigen Misses schon ab und zu die Nürnberger Schweiz zu kosmopolitisiren beginnen. Es ist die große Tropfsteinhöhle von Krottensee, eine der größten Höhlen in Deutschland, wie Höhlenkundige behaupten.

Im dolce far niente, bei trefflicher Verpflegung und unter lustigen Streifen nach den genannten Wanderzielen verstrichen Sonntag und Montag nur zu geschwind. Am andern Morgen trug uns der Omnibus durch die liebliche Uferlandschaft nach Hersbruck zurück. Wie gern hätte ich im behaglichen Jegel'schen Lustcurhause noch länger Rast gehalten, doch das war leider nicht möglich! Heut' Abend gab's ja den angekündigten „Niederfall" bei meinem Freunde, und das Fest durfte ich nicht versäumen, um meinen Studien im Hopfenparadiese den rechten und würdigen Abschluß zu verleihen und um — das schöne Bäbeli vom „letzten Hüttchen" draußen noch einmal zu sehen.

Schon rüstete sich das ganze Haus zu dieser Feier; denn hier galt es einen förmlichen wohlarrangirten Ball, nicht blos ein improvisirtes Tänzchen nach den bald erschöpften Klängen der Harmonika, und die gesammte Sippschaft und alle die Honoratioren des Ortes wurden erwartet. Man durfte mithin auf Stattliches aufsehen und mußte ebenfalls seine Vorbereitungen treffen, der Gelegenheit Ehre zu machen.

Wirklich es war ein Fest, dieser magistratsräthliche Niederfall, und Bäbeli hatte alle Schwermuth und alle traurigen Lieder daheim gelassen. Obschon auch heute ohne Crinoline und in der Pegnitzgauer Tracht, war sie der Schönsten Eine und ging, eine vielbegehrte Tänzerin, von einer Hand in die andere. Ich aber schlich mich zeitig aus dem lustigen Getümmel; denn der erste Frühzug sollte mich der anmuthigen Gegend und den lieben biederen Leuten wieder entführen.

„Auf Wiedersehen beim nächsten Blatten," sprach mein Freund, der sich's nicht hatte nehmen lassen, mich trotz seiner schlaflosen Nacht zum Bahnhofe zu geleiten, indem er mir noch in's Coupé hinein zum letzten Male die Hand schüttelte.

Die Stationsglocke läutete, und fort sausten wir erst gen Nürnberg und bald unaufhaltsam nordwärts. Doch die Erinnerung an die Tage im Hopfenlande und im Pegnitzthale fuhr mit mir heim, und wenn ich Abends, nach gutem deutschem Brauche, in der Kneipe saß, — bei jedem Kruge Biers, an dem ich mich labte — und es sind leidlich viele seitdem gewesen! — zog eine oder die andere Phase des Hopfenlebens, wie ich's in Hersbruck kennen lernte, an mir vorüber. Und weil ich nun weiß, wie König Gambrin hochgehalten wird von den meisten Lesern und auch gar vielen Leserinnen der Gartenlaube, so habe ich gemeint, das kleine deutsche Culturbild, welches ich hiermit zu zeichnen versuchte, werde sich ihres Interesses wohl erfreuen dürfen. Wer von ihnen aber noch nicht die Wahl getroffen hat, wo er demnächst ein paar Ferienwochen oder nur einige freie Sommertage in gemüthlicher Beschaulichkeit verbringen soll, der wandere hinein in die Nürnberger Schweiz und schlage sein Zelt auf im Ruprechtstegener Gasthause, — er wird's nimmer bereuen und im andern Jahre wiederkehren. Will's Gott, so begegnen wir uns dort.

Die grüne Insel in Wien.

Eine Zufluchtsstätte deutschen Humors.

Von Franz Wallner.

Unter der Metternich'schen Polizeiregierung nannte der Volkswitz die zahllosen geheimen Spione, mit welchen alle Classen der Gesellschaft in Wien gespickt waren, „Naderer", und der Warnungsruf: „Naderer da!" ertönte sofort, wenn Jemand, der im Verdacht stand, ein solcher Söldling zu sein, in einem öffentlichen Local erschien. Auch „Spitzl" (Spitz) hießen diese gefährlichen Handlanger

eines verhaßten Systems. Der Chef dieser Meute war ein „Hofrath Persa“, ein ebenso mißliebiger als gewaltthätiger, unangenehmer Patron.

Im Jahre 1827 machte derselbe durch einen Sturz aus dem Fenster seiner Wohnung in den Stadtgraben seinem Leben ein Ende. Ein schöner Pudel, das Lieblingsthier des Selbstmörders, sprang seinem Herrn nach, brach beide Vorderfüße, kam aber wunderbarer Weise noch mit dem Leben davon.

„Welche Gattung von Hund ist treuer,“ hieß es damals in Wien, „der Pudel oder der Spitz?“

„Natürlich der Pudel, da der Pudel des Hofrath Persa seinem Herrn aus dem Fenster nachsprang, während dies keinem seiner Spitzl eingefallen war.“

Die Wiener verziehen Persa sein Leben, weil sein Tod ihnen die Gelegenheit zu diesem seichten Witz gab, der den Weg vom Palast bis zur Hütte zurücklegte. Der letzte Gewaltgeniestreich Persa's war die Auflösung der Ludlamshöhle in Wien am 26. April 1826. Die Ludlamiten, eine durchaus harmlose, aller Politik ferne Gesellschaft, bildeten einen Verein der heitersten und witzigsten Köpfe der Residenz und eine Merkwürdigkeit derselben. Einheimische und Fremde drängten sich zu diesem Tempel des höheren Blödsinns, zu dessen eifrigsten Priestern ein Grillparzer, Rückert, Holtei, Carl Maria von Weber, Saphir, Lewald, Castelli, Theodor Hell, Anschütz und noch viele Andere zählten, deren Namen guten Klang in der deutschen Kunstwelt hatten.

Castelli erzählt in seinen Memoiren das originelle Treiben der Ludlamiten in ergötzlichster Weise. Und doch wurde diese Gesellschaft, eine Gesellschaft, die öffentlich zusammen kam, in der jedes politische Wort auf's Strengste verpönt war, die aus den geachtetsten Männern der Residenz bestand, eine Gesellschaft, deren Dasein jedem Kind in Wien bekannt war, diese Gesellschaft wurde der damaligen Polizei verdächtig, und die Aufhebung derselben, wie Castelli erzählt, mit einem Aufwand von Zwangsmaßregeln bewerkstelligt, als ob es gälte, eine Bande von Räubern und Mordbrennern zu fangen. Man erbrach das Local, nahm jedes Stückchen Papier mit, confiscirte Bilder, Albums, Portraits, sogar die schwarze Ankündigungstafel, auf welcher die räthselhaften geheimnißvollen Worte standen: „Diesmal ist der Samstag an einem Sonntag“.*

Zwei Polizeicommissäre mußten jedes der verdächtigen Mitglieder Morgens um sechs Uhr schon im Bette überfallen und ihm die Pistole des ersten Verhörs auf die Brust setzen. Unendlich komisch wirkte die Vernehmung des Oberhauptes (des Hofschauspielers Schwarz), welcher auf die dringende Frage, warum er zum Chef der Gesellschaft ernannt worden wäre, und auf die ernste Mahnung, die Wahrheit zu gestehen, wenn er sich nicht die größten Unannehmlichkeiten zuziehen wolle, ganz ernsthaft antwortete: „Er sei zum Oberhaupt der Ludlamiten ernannt worden, weil er unter Allen der Dümmste sei und eine schöne Tochter habe.“

Obwohl sich nicht ein gravirendes Atom bei der strengsten Untersuchung herausstellte, wurde doch die Auflösung der Höhle beschlossen, die lustigen Streiche hatten ein Ende, die Polizeigewalt war Sieger!

Ich erzähle diese Brutalität nur als Einleitung für meine heutige Skizze und als Beweis, was damals möglich war. Zahllose Versuche zur Gründung eines ähnlichen Vereins in dem lebenslustigen Wien schlugen fehl oder verwandelten sich in gewöhnliche Concertkränzchen mit der üblichen Fütterung der anwesenden Bratenbarden. Es kam kein rechter Zug in die Sache, bis einige humoristische Köpfe Wiens die „grüne Insel“ für sich eroberten, dies frische Eiland, auf welchem unter der rosigen Flagge der Heiterkeit und dem Panier des Frohsinns sich jene beigesellten, „die neben kunstreichem Wissen und frischem Muth auch ein Erbtheil überkommen haben alter Freudigkeit und Lust und diese hegen wollen in treuer Innung.“

Die barocke Form der launigen Satzungen, an denen alle, die der Insel angehören, treu festhalten müssen, dieses scheinbar kindische Spiel, welches die Bewohner der grünen Insel dem absoluten Willen des Großmeisters (Otto, der Grausambe) unbedingt unterwirft, hält das flotte Reich seit Jahren fest zusammen.

Was Wien an witzigen Köpfen, an hervorragenden Talenten zählt, versammelt sich an bestimmten Abenden an der Tafelrunde, und consumirt bei einem solchen Feste in ein paar Stunden mehr treffliche Scherze, als die übrige Gesammtbevölkerung Wiens während eines vollen Monats. Wer einmal einer solchen Versammlung beigewohnt, den überfällt in der Ferne manchmal dahin ein Heimweh, welches dem der Schweizer nichts nachgiebt.

* Der Versammlungstag war für diese Woche vom Sonnabend auf Sonntag verlegt worden.

In den „Satzungen“ kommen unter Anderem auch folgende Bestimmungen vor:

„Die Mitglieder der Rittergesellschaft ‚grüne Insel‘ bestehen aus dem Großmeister (als Vorsitzenden), Würdenträgern, darunter vier, welche mit dem Großmeister die Leitung besorgen, Comthuren, Rittern, Knappen, Troßbuben und den Dienstleuten der Würdenträger (Burgpfaff, Geheimschreiber, Archivar, Burggärtner, Büttel), und können nur Künstler aller Kunstzweige, Dichter und Gelehrte dem Verbande der Gesellschaft angehören. Jedes neue Mitglied tritt als Troßbube ein und wird nach seinen Verdiensten in höhere Grade befördert, hat sich einen mittelalterlichen Namen zu wählen, bei dem es (unter Strafe von 2 kr. für jeden Uebertretungsfall) von den übrigen Mitgliedern zu nennen ist; auch die Anrede mit Sie, und der Gebrauch eines Fremdwortes wird mit 2 kr. Strafe belegt.

Außer den angeführten Ordnungsstrafen kann die Strafe des Verließes, und zwar mit oder (bei Verschärfung) ohne Atzung, nach Ermessen des Großmeisters verhängt oder auf Anklage eines Mitgliedes gegen den Schuldigen verfügt werden.

Jedes Mitglied verpflichtet sich durch Handschlag: ohne Bewilligung des Capitels keinerlei Mittheilung über Vorträge, Verhandlungen, kurz das ganze Treiben der ‚grünen Insel‘ in öffentliche Blätter zu geben.“

Zu den ferneren Satzungen der Insel gehört es auch, daß Frauen und „Mägdeleins“ der Besuch des Eilandes streng verwehrt ist, und nur einmal ließ sich der strenge Großmeister, nach langen und lebhaften Debatten, erweichen, „zwölf edlen Frawen und sittsamblichen Mägduls den Eintritt in diese sonst so geheimnißvoll verschlossenen Räume zu gestatten.“

Der feierlichen Erlaubniß wurde folgende Zuschrift beigelegt:

„Reguln,

so Ihr Euch danach zu benemben habt als da seyend:

1. Sullt Ihr kummen in schlichter Tracht.

2. In Euer Anred ziemt nur das ‚Ihr‘, gleichart Ihr auch von uns mit Euern Vornamen und dem ‚Ihr‘ sullet geheißen werden.

3. Ihr seyend unsere lieben Gäst und dahero nit verhalten uns zu erlustigen mit ein Vortrag.

Versammlungsort: die Albrechten Dürer Burg.

Versammlungsstund: der Abend des 8. Martii,
am Tage Johannis von Gott, als man schrieb im Jahre des Unheils, so Ihr angerichtet 1864, unserer Regierung im ersten.

Der Großmeister
Odo der Grausambe.

Am 27. Februar 1864.

Der Schriftwart
Hans Max,
Comthur und Chronist.“

An diesem Abend prangte an langer Tafel, angethan mit allen Zeichen seines Ranges, im vollen Ornate der Großmeister, rund herum die Damen im schönsten Kranz zwischen den Rittern, Knappen und Troßbuben.

Die geniale Frau Heitzinger, die reizende Gabillon, die große Tragödin Rettich, die Tänzerin Friedberg, der ernste Dichter Halm neben dem allbekannten Komiker Fritz Beckmann, Carl la Roche und der Componist Flotow, Constantin von Wurzbach, Herausgeber des Schillerbuches und der Dichter der Eglantine, vis-à-vis dem echtesten Wiener, dem Redacteur des Fremdenblattes, daneben Heine, der Bruder des berühmten Heinrich, Mosenthal, die witzigen Schriftsteller Wohl und Grandjean; kurz wer zählt sie alle, die Lieblinge des Wiener Publicums, die da gekommen waren, um sich „einen Jux zu machen“.

Die Feier begann mit einer Ansprache des Großmeisters, worin er die Gäste unterrichtete:

Was wir Euch bieten? Freien Sinn vor Allen,
Ein froh Gemüth und kindisch lust'gen Schwank;
Wir sind der Kunst, der heiteren, Vasallen,
Und nicht an der modernen Lüge krank.

Was wir Euch bieten? Hofft nicht Pilgerinnen,
Nein, fürchtet nicht ein ewiges Concert;
Das habt Ihr draußen in der Welt; wir spinnen
Ganz andern Flachs an unserm Ritterheerd.

Laßt uns in blüh'nden Illusion untertauchen,
In weltvergessende Freilebigkeit,
Zum Kitt der Herzen süße Thorheit brauchen,
Beherrscher und nicht Kinder unsrer Zeit!

So Ihr, geliebte Frauen, dies verstanden,
(Und Ihr versteht's, das sagt mir Euer Blick)
Entfesselt selbst Euch von der Erde Banden,
Empfangt und gebt der weisen Thorheit Glück!

So waltet Eures Amtes, Ritter, Knappen,
Und seid des Rufes uns'rer Insel werth!
Und haltet rein ihr unbeflecktes Wappen,
Die Narrenkappe und das blanke Schwert.

Und froher Kumpanei als Gast
Dich ritterlich benommen hast!
Du hobst des Deckelglases Bürde
Mit ehrenfester, edler Würde,
Und was Du trankst, Bier oder Wein,
Es ließ Dich nie betrunken sein!
Doch wähne nicht, daß Du im Haufen
Der Ritter sitzest, um zu saufen.
O lieber Kämpe mein, mit nichten!
Wir haben auch noch andre Pflichten!
Die grüne Insel, schau' Dich um,
Besteht aus einem Ritterthum,
Wo jeder Einzelne als Mann,
Sowie als Ritter etwas kann!
Was kannst denn Du? Du bringst viel mit;
Vor Allem bist Du gleich ein Schmied.
Und das ist gut, mein dicker Sohn,
Wir brauchen Deine Profession,
Dieweil in seinen alten Tagen
Schon mancher Ritter schlecht beschlagen

Die böhmischen Musikanten in der grünen Insel.

Maler Zampes. Suppé. Dr. Wacher. Maler Cramolini. Schauspieler Braumüller. Hofschauspieler Wagner. Fritz Beckmann. Maler Swoboda.

Dies Programm wurde treulich festgehalten. Unser Bild, von dem überaus talentvollen Maler Swoboda, zeigt uns „einen Ritterschlag“ auf der grünen Insel, wo ein neuaufgenommenes Glied, Doctor Schmidt, umgeben von allen um den Thron versammelten Würdenträgern des Reiches, die Zeichen seines neuen Amtes empfängt und im Namen „der Freundschaft, der Kunst und der Menschlichkeit“ den Ritterschlag erhält.

Von unbeschreiblicher Wirkung war die Ansprache des Großpriors (Beckmann) an den neuen Ritter, Vortrag und Text bildeten ein urkomisches Ensemble und riefen ein Lachen hervor, daß die Wände dröhnten.

Wir lassen die Anrede zugleich als Muster des Tones folgen, der auf der Insel herrscht:

Ein Wort an Dich, zwei an die Bande!

Mein Sohn!
Man hat zum Ritter Dich geschlagen,
Dieweil Du stets bei Trinkgelagen
An Geist, an Witz und frommen Sitten,
D'rum taugst Du her in uns're Mitten.
Will hoffen, daß Du Curschmied bist,
Was sonderlich von Nutzen ist,
Da unser Insel-Dichtergaul
Oft flügellahm und hufefaul!
Magst zieh'n, wie man das curirt,
Damit das Vieh uns nicht krepirt!
Zum engen Bund in Lust und Frieden
Magst Du als Schmied die Ketten schmieden!
Du dicker Gauch bist auch ein Sänger,
Und zwar ein Baß, der treibt's noch länger,
Als Bariton und Tenoristen,
Dieweil er auf den Krankenlisten
Nur dann gewöhnlich steht zu lesen,
Wenn Nachts vorher er Lump gewesen.
Wohlan, als Sänger ehrt Dich hoch
Die Insel. Du hast's tiefe „doch“.
Sei hier Sarastro und sing süß,
Wenn Einer kommt in's Burgverließ,
Was auch in unsern heil'gen Hallen

Damen-Capitel am 8. März 1864.

Der Ritterschlag.

Nach einer Originalzeichnung vom Maler Swoboda in Wien.

Schon ziemlich häufig vorgefallen.
Hier kennt man Rache wirklich nicht.
Und wenn ein Ritter Dummes spricht,
Zahlt er zwei Kreuzer Unsinnsteuer,
Dann ist er, nach wie vor, uns theuer.
Du bist in Mußestunden Jäger,
Bist Waidsackschlepper, Flintenträger,
So Einer, der im Wald verknöchert,
Mit grobem Schrot die Luft durchlöchert!
Ich kenne das* — in meiner Nähe
Erschrecken auch gar oft die Rehe,
Und wenn ein Hase mich nur wittert,
So flieht er weit davon und zittert!
Sei, Bruder Nimrod, uns willkommen,
Ein Jäger wird gern aufgenommen.
Hier ist das Wild: Humor und Witz,
In diesem Sinn' sei Insel-Schütz.
Du bist ja endlich, wackrer Gauch,
So wie wir wissen, Doctor auch;
Und noch dazu ein Mediciner,
Von Aeskulap ein flücht'ger Diener,
Der weislich vorzog, brav zu singen,
Statt Menschen künstlich umzubringen.
Die Insel dankt Dir feierlich,
Denn dieser Tausch war ritterlich!
Somit bist Du mit Glanz und Ruhm
Qualificirt zum Ritterthum!
Und weil gegeben das Capitel
Von Hatto Dir den Rittertitel,
Schlägst in mein Fach Du offenbar,
Dieweil der Hatto Bischof war!
Daß den die Mäuse einst gefressen,
Das hast Du Sohn wohl nicht vergessen.
Nun denke Dir, welch' saft'ge Speise
Du selber wärest für die Mäuse.
Das wär' ein Speck, wenn Dich und mich
Die Mäuse theilten unter sich!
D'rum laß fromm leben uns auf Erden,
Damit wir nie gefressen werden!
Erfülle Deine Ritterpflicht,
Und heißt es: Sing', so spreiz Dich nicht!
Sonst ist die Strafe Dir gewiß
Und Du brummst dann im Burgverließ!
Ihr aber, Inselritter all',
Quält ihn mir nicht in jedem Fall;
Glaubt nicht, daß, weil er ein Bassist,
An ihm nichts zu verderben ist.
Treibt nie mit einem Sänger Scherz,
Denn glaubt: er fühlt wie Ihr den Schmerz.
Und selbst ein Riesenbaß wird toll,
Der trinken will, und singen soll!
Und nun, mein Sohn, stärk Deine Glieder,
Geh hin in Frieden, setz' Dich nieder,
Sei brav als Ritter, lieb' die Damen,
Zeig Dich der Insel würdig. Amen!

Nach dieser **Amtshandlung** folgte eine Scene heiteren Blödsinns der anderen. Das kleinere Bild veranschaulicht uns eine solche in der Production einer Bande herumwandernder böhmischer Musikanten und erklärt sich von selbst. Nicht schildern aber läßt sich, ohne es gehört zu haben, der überaus komische Vortrag des von Suppó componirten Musikstückes, in welchem Beckmann als Flötenvirtuose die erste Stimme spielt. Ströme von Lachthränen, ein seltener Artikel in unserer „ernsten Zeit", werden vergossen, und nicht eher legt sich der brandende Applaus, bis die Künstler ihre Leistung wiederholen.

* Beckmann ist passionirter Jäger, der aber öfter „ein Loch in die Natur schießt", als dem Wilde gefährlich wird.

Der Großmeister und der Narr (Otto Prechtler und Grandjean*) brachten nun eine parodirende Scene „nach Anregungen in Schiller's Don Carlos" durch Ernst und Würde im Vortrag zur vollen Geltung. Großmeister Philipp ruft dem Posa Zeitungsschreiber vergebens zu:

„Dies Feuer
Ist lobenswerth. Ihr möchtet Gutes stiften.
Wie Ihr es stiftet, kann dem Patrioten,
Dem Narren gleichviel heißen. Suchet Euch
Den Posten aus in meinem Inselreiche,
Der Euch berechtigt, diesem edlen Triebe
Genug zu thun."

Dieser antwortet kühnen Muthes:

„Ich finde keinen.
Die Zeitung in der Hand hier Spaß verbreiten
Ist mir genug. Nach Höh'rem streb' ich nicht.
Des Priors frommer Sinn ist mir nicht eigen,
Und nicht die Demuth des Almoseniers,
Zum Büttel fehlt das Ohr mir und die Faust,
Als Castellan zerreiß ich zu viel Stiefeln,
Als Kanzler brauch ich zu viel Briefpapier,
Als Säckelmeister dauern mich die Ritter,
Den Monatsbeitrag sammeln, das ist bitter.
Otto der Grausame, schau, sekir mich nicht!
Nur keinen Stempel, bitt' ich, auf die Zeitung,
Den Stempel der Empfindlichkeit. Verworfen
Sind alle Stempel, welche diesem gleichen,
Denn was dem Schatze frommen kann, ist das
Auch mir genug? O nein, ich muß
Mich weigern, diese Stempel auszugeben.
Jetzt wißt Ihr es, hier steh ich — sperrt mich ein."

Großmeister (etwas rasch):

„Ihr seid ein dummer Kerl."

Narr (nach einigem Bedenken):

„Ihr Glaube, Sire, ist auch der meinige" (nach einer Pause):
„Ich werde mißverstanden,
Das war es, was ich fürchtete" &c. &c.

Erst das Tagesgrauen scheucht die Gesellschaft und die Geister froher Laune auseinander. Ich weiß recht wohl, daß ich mit meiner Schilderung weit hinter dem Eindruck zurückbleibe, den das originelle Treiben auf der grünen Insel auf jeden Besucher hervorruft, und verweise nochmals auf die beigegebenen Illustrationen, die ein viel besseres Bild von demselben geben, als meine arme Feder zu zeichnen vermag. Möge das österreichische Eiland des deutschen Humors auch in Zukunft grünen und blühen und diese Zeilen als Dankesspende hinnehmen für die vielen unvergeßlich frohen Stunden, welche Schreiber derselben dort verlebt hat!"

* Grandjean ist zugleich Redacteur und einziger Mitarbeiter der überaus witzigen Inselzeitung; Otto Prechtler, der bekannte lyrische Dichter, handhabt die Großmeisterwürde mit einer Fülle von parodirendem Ernst in ergötzlichster Weise.

Blätter und Blüthen.

Auswanderung ist ein Naturproceß, die fortgesetzte Völkerwanderung, das hat man jetzt ziemlich allgemein begriffen, aber noch immer will man nicht einsehen, daß sich auch in dieser Beziehung die Natur keine Vorschriften machen läßt, d. h. daß auf falsch gewählten Zielpunkten der Auswanderung, zu denen der natürliche Strom nicht freiwillig geht und wohin man ihn daher durch künstliche Mittel zu lenken und zu zwingen sucht, auch niemals eine wahre und gedeibliche Colonisation das Ergebniß wird sein können. Die Pilger der Mayflower gründeten Neu England, weil sie die rechte Richtung eingeschlagen hatten; nach Brasilien möchten immerhin Tausende solcher Schiffe ziehen, sie würden doch nimmer den Grund zu Staaten gleich den nordamerikanischen legen, sie würden nichts weiter thun, als ein dem Mutterlande verlorenes Element an jenen Südgestaden absetzen, damit es sich brasilianisire, d. h. als Dünger für eine Mischlingsrace diene, der es versagt ist, jemals eine erhebliche Rolle in dem großen Völkerdrama zu übernehmen.

Nach alledem fragt aber freilich nicht der Auswandereragent, der gar viel zu thun glaubt, wenn er sich den Anschein eines Menschenfreundes giebt, welcher armen Teufeln irgendwo ein Unterkommen nachweist; auch die Masse der Auswanderungslustigen fragt wenig darnach, die eben nur ein Unterkommen wünschen, gleichviel wo; und auch ein brasilischer Coloniedirector fragt nicht darnach, der blos sein Steckenpferd als patriarchalischer Colonien- oder Städtegründer reitet, oder den es gelüstet, den mittelalterlichen Feudalherrn zu spielen, und der daher Unterthanen braucht.

Stellt man sich auf den Standpunkt der hier Genannten und handelt es sich alsdann blos darum, Leuten, die es daheim schlecht haben, eine Lage zu verschaffen, wo sie sich physisch wohlbefinden können, dann läßt sich wenig dagegen einwenden, daß man Auswanderer nach dem südlichen Brasilien schickt; nur sollte man nicht so weit gehen, Brasilien überhaupt, also auch das nördliche, und obendrein das verrufene Parceriesystem herauszustreichen, wie es der ungenannte Verfasser eines Buches thut, das uns zu diesen Zeilen veranlaßt und dessen Titel lautet: „Was Georg seinen deutschen Landsleuten über Brasilien zu erzählen weiß. Schilderungen eines in Südbrasilien wohlhabend gewordenen Proletariers. Ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde. Mit 25 Holzschnitten &c. Leipzig, 1863".

Es ist begreiflich, daß die brasilischen Werber die dermaligen Umstände, unter denen Nordamerika den Auswanderern momentan verleidet ist, auszubeuten suchen, und ein Buch, wie das angeführte, ist auch sehr geeignet, nichtunterrichtete Leute und Solche, denen es nicht darauf ankommt, sich als übelverwendeten Völkerdünger brauchen zu lassen, zu überreden und zu gewinnen. Es ist offenbar von einer mit den geschilderten Verhältnissen vertrauten Person verfaßt, nur sicherlich nicht (wie es vorgiebt) von einem Manne, der Jahre lang als Halbschiedler Kaffee gepflückt hat. Während

der Verfasser alle brasilischen Zustände entweder zu loben oder doch zu beschönigen bemüht ist, faßt er den deutschen Proletarier schlau bei dessen schwacher Seite und zeigt ihm seine freilich nicht wegzuleugnende üble Lage, um dadurch die brasilischen Herrlichkeiten desto glänzender erscheinen zu lassen. Redlicherweise könnte man nur sagen: „Im südlichen Brasilien könnt Ihr als fleißige Arbeiter Euer gutes Auskommen finden; für Deutschland aber werdet Ihr dort verloren sein, und Eure Kinder werden Brasilianer werden.“ Wem damit gedient ist, nun wohl, der mag hingehen! Der Colonist Georg, unter dessen Maske der Verfasser schreibt, ist in der That ganz zufrieden damit, er will, daß die Einwanderer aufhören Deutsche zu sein, und mißbilligt, daß dieselben deutsche Schulen unterhalten und ihre Kinder hineinschicken, indem er vergiebt, es werde dadurch die nöthige Erlernung des Portugiesischen verhindert. Wunsch und Absicht der brasilischen Regierung ist in der That, daß die deutschen Einwanderer so schnell als möglich in den Brasilianern aufgehen, und das vorliegende Buch ist ganz im Sinne jener Regierung und daher entschieden nicht im deutsch patriotischen Sinne geschrieben.

Was das Buch sagen will, ist mit kurzen Worten: „Wandert womöglich über Antwerpen nach Brasilien aus, dient nöthigenfalls erst als Parceristen, wendet Euch aber, sobald Ihr etwas Geld habt, nach der Provinz Rio Grande do Sul und zwar in dieser nach der Colonie Santa Cruz.“ Dieser Rath wird mit großer Schlauheit ertheilt: dem Wege über Hamburg wird erst viel Lob gespendet, um dann das Haus Steinmann und Comp. in Antwerpen scheinbar um so unparteiischer rühmen zu können. Man verlangt nur Arbeiter (nämlich solche, die ungeschult und daher recht lenksam sind) und lehnt „verdorbene Genies, Professoren aller Art, ehemalige Offiziere, Künstler und dergleichen“ entschieden ab, weil diese „meist Unzufriedenheit und Mißhelligkeiten hervorrufen“; — das klingt sehr verständig; allein man will solche Leute in Wahrheit nur deshalb fern halten, weil sie den Herrn Coloniedirector in der Rolle des Feudalherrn behindern, weil sie das Vergessen der deutschen Sprache verhüten und überhaupt die Brasilianisirung des deutschen Elements wenigstens erschweren.

Das brasilische Parceria (Halbschied- oder Halbpart) System, worüber längst mit vollem Rechte der Stab gebrochen worden ist, wird von diesem pseudonymen Georg als sehr gemüthlich und idyllisch geschildert und warm empfohlen als ein Durchgangsstadium für arme Einwanderer, und er scheut sich nicht, zu sagen, daß „dieser Gedanke ein großer und herrlicher, der einst noch reiche Früchte zu bringen bestimmt sein dürfte“. Auch sogar für das Mucurithal hat er nur eitel Lob, meint, die dort zu Grunde gegangenen Einwanderer hätten ihr Unglück nur durch ihr eigenes Benehmen verschuldet, und jene Colonie sei nur von „bezahlten Lohnschreibern“ so schlecht und schwarz gemalt worden. Hätte er diese „bezahlten Lohnschreiber“ doch genannt!

Das Klima des südlichen Brasilien konnte der Verfasser mit Recht als ein gesundes, mildes und schönes bezeichnen; aber er lobt in dieser wie in jeder andern Beziehung auch den Norden sehr. Gelbes Fieber ist dort so gut wie eine bloße Sage! Von der Cholera spricht er gar nicht. Und dann die häufigen Fälle außerordentlich hohen Alters! Er sagt, es gebe „außer Brasilien wohl kein Land, wo so viele Greise vorkommen, die das hundertste Jahr zurückgelegt haben“. O ja, z. B. Rußland ist in gleicher Lage, sowie alle halbcivilisirten Länder, wo Geburts- und Sterberegister vernachlässigt sind und wo, wie in Brasilien, keine Zeitung behagt, worin nicht fast täglich eine gräßliche Mordthat und ein Fall ungeheurer Langlebigkeit erzählt wird. Und mit welchen Nebenumständen werden solche Fälle ausgeschmückt! Im vorigen Jahre meldete z. B. ein Blatt den Tod einer Matrone von Rio Vermelho in der Provinz Minas Geraes, die 120 Jahre alt gestorben war und eine — „legitime“ Tochter von funfzehn Jahren hinterlassen hatte!

Der Verfasser bemerkt auch, die Regierung lasse jetzt sehr häufig protestantische und katholische Geistliche aus Deutschland für die Colonien kommen. „Protestantische“ ist, gelinde gesagt, ein Schreibfehler; und was die katholischen anlangt, so sind das nur jene österreichischen Jesuiten, die des Unheils und der Stänkerei genug unter den deutschen Colonisten angerichtet haben und die zugleich als Werkzeuge zur Romanisirung und Brasilianisirung des deutschen Elements dienen. Von dem berüchtigten Ehegesetz für die Protestanten und ähnlichen Sächelchen schweigt der schlaue Georg.

Bezüglich der verbotenen Einfuhr der Sclaven sagt er, in den letzten zehn Jahren seien nur zwei Schiffe voll gebracht, aber sogleich aufgefangen worden; „seitdem habe man nichts weiter davon gehört“. Andere Leute, die sich um die Sache bekümmert haben, schätzen die Zahl der seit 1831 (wo die Sclaveneinfuhr gesetzlich verboten wurde) importirten Schwarzen auf dritthalb Millionen!

Indem Senhor Georg die mancherlei Freiheiten aufzählt, deren er als Colonist genießt, vergißt er, daß das zum Theil nur Freiheiten der Wildniß sind; z. B.: „Niemand schreibt mir vor, wie ich mein Haus zu bauen habe“; natürlich, weil er weit und breit keinen Nachbar in seinem Walde hat, aber deshalb auch all der Vortheile entbehrt, die eine dichte Bevölkerung mit sich bringt. In solcher Hinsicht ist man in der Sahara und auf Spitzbergen noch weit freier als in Brasilien. „Niemand zwingt mich, mein Kind impfen zu lassen“ — auch das mag Köder für dumme Menschen sein. Unter den aufgetischten Lockspeisen fehlt denn auch nicht jene plumpe Täuschung der brasilischen Steuerfreiheit. In Folge der ungeheuren Einfuhrzölle (und man bezieht alle Producte der Industrie aus dem Auslande) ist gerade der eigentliche Colonist, der Landbauer, dort am höchsten besteuert. — Th. O.

Der fünfte Zeuge. Es giebt in Paris neben den anerkannten und patentirten Gewerben noch eine große Anzahl kleiner Neben-Industrien, die sich dem aufmerksamen Beobachter nach und nach offenbaren. Z. B. das Feueranbieten auf den belebtesten Plätzen und Straßen, das Aufheben weggeworfener Cigarren-Stummel auf dem Boulevard des Italiens, das Oeffnen und Schließen der Wagenthüren an Kirchen und Theatern macht die tägliche Beschäftigung einer gar nicht unbedeutenden Anzahl von allerdings nicht eben hoffnungsvollen Pariser Jünglingen aus. Ferner findet man Katzenjäger, die allen Gargotiers der Barrièren den Stoff zu ihren Fricassées liefern; Künstler in Silhouetten, die für den bescheidenen Preis von zehn Sous in den kleinen Weinkneipen etwa gewünschte Portraits sehr zierlich im Profil ausschneiden. Sodann existirt die große Zunft der „Contremarken-Verkäufer“, die übrigens eine geordnete Gesellschaft bilden und eine Casse von 400,000 Francs besitzen. Noch zu nennen sind die „Fabrikanten von volksthümlichem Gefrorenen“ (fabricants de glaces populaires, wie sie sich nennen), die der Bevölkerung von Paris für zwei Heller eine anständige Portion von Gefrorenem à la vanille und au citron anbieten. Die „vereinsamten Claqueurs“ darf ich nicht vergessen; sie sind nicht zu verwechseln mit der großen Masse der in allen Theatern angestellten und allabendlich bezahlten Claqueurs, nein, der „vereinsamte Claqueur“ klatscht und überläßt sich den lebhaftesten Beifallsbezeigungen nur dann, wenn alle anderen Menschen still sind, er zieht also die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich und sein Zweck ist, das Publicum auf diese Art zum größten Enthusiasmus hinzureißen; es geschieht ihm freilich zuweilen, daß er vor die Thür geworfen wird, oft aber erreicht er seine Absicht und dann wird er sehr gut bezahlt. Alle diese kleinen Gewerbe ernähren ihre Leute mehr oder minder gut.

Es giebt aber noch ein Metier, das meiner Nomenclatur bis jetzt fehlte; ich werde es „das Geschäft des fünften Zeugen“ nennen. Es ist jedenfalls eine der Eigenthümlichkeiten der großen Stadt.

Auf der Mairie des zweiten Arrondissements bemerkte ich sehr oft einen jungen Mann von einnehmendem Aeußern, in der Uniform eines National-Gardisten, der auf dem Hofe des stattlichen Gebäudes regelmäßig Sonnabends in den Stunden zwischen zwölf und zwei Uhr zu lustwandeln schien.

„Sie haben wohl Dienst?“ fragte ich ihn eines Tages.

„Ja, mein Herr!“

„Alle Sonnabende?“

„So ist es.“

„Das setzt mich in Erstaunen, da meines Wissens jeder Pariser National-Gardist nur aller zwei Monate zum Wachdienste gezogen wird!“

„Da haben Sie allerdings Recht; indessen mich bestimmen philanthropische Rücksichten den Dienst für meine Cameraden zu übernehmen.“

„Jeden Sonnabend gerade?“

„Ja, jeden Sonnabend. Nun aber thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich allein, begleiten Sie mich nicht und sprechen Sie nicht mehr mit mir. Sie sind doch nicht hierher gekommen, um mir zu schaden?“

„Gewiß nicht.“

„Sie haben auch nicht den grausamen Hintergedanken mir Concurrenz zu machen?“

„Da sei Gott vor!“

„So bitte ich Sie, verlassen Sie mich. Später bin ich gern bereit Ihnen Alles zu erklären, was Sie zu wissen wünschen.“

Ich gab der Bitte nach, aber meine Neugierde war lebhaft angeregt. Ich wollte wissen, warum dieser National-Gardist, dessen Diensteifer mir offenbar eine belobende Anerkennung zu verdienen schien, gerade den Sonnabend gewählt hatte, um sich dem Vaterlande zu widmen, und warum er so eindringlich darauf bestand zwischen zwölf und zwei Uhr auf dem Hofe der Mairie allein herum zu spazieren. Ich wendete mich an den Sergeanten der Wache.

„Wer ist der junge Mann,“ fragte ich den bärtigen Sohn des Mars, „der da auf und nieder geht?“

„Das ist ein sehr bekannter junger Mann, ein Original!“

„Was thut er?“

„Er ist Schreiber bei einem Notar.“

„Um einen gerichtlichen Act aufzunehmen, ist er denn doch wohl nicht hier?“

„Vielleicht doch. Passen Sie nur auf, was geschehen wird. Er liebt das Vergnügen, die gute Kost, Musik und Tanz.“

„Und darum zieht er auf die Wache?“

„Eben darum.“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Passen Sie nur auf, und Sie werden nach und nach vielleicht verstehen. Ich muß Sie aber nun verlassen, um die Parole zu holen.“

Der Sergeant ging, und ich stellte mich neben ein Fenster des Wachtgebäudes. Von hier aus konnte ich Alles übersehen, was in dem Hofe vorging. Es erschienen Täuflinge, die in ihren schönen weißen Mänteln von sorgsamen Ammen getragen und von freudestrahlenden Papas geleitet wurden; es kamen lustige Hochzeitszüge mit ihrem Gefolge von geputzten Brautjungfern, bedenklichen Großeltern und gerührten Müttern 2c.

Plötzlich kam ein Herr mit weißen Handschuhen, weißer Cravatte, frisirtem Haar, neuem schwarzem Frack, mit sehr besorgtem Gesicht die breite Treppe der Mairie wieder herab gesprungen, er sah sich ängstlich nach allen Seiten um und schlug sich plötzlich vor die Stirn.

Mein lustwandelnder National-Gardist sah den Herrn sehr wohl, that aber als ob er ihn nicht bemerke, ging in weiten Bogen um ihn herum und pfiff: „Malbrough s'en va-t-en guerre!“ Plötzlich stellte sich der Mann in weißen Handschuhen dicht vor ihn hin. Beide standen ganz in meiner Nähe, ich verlor also kein Wort ihrer Unterhaltung.

„Mein Herr,“ seufzte der schwarze Frack, „ich bin recht unglücklich!“

„Was fehlt Ihnen?“ fragte der Nationalgardist.

„Ich verheirathe mich.“

„Das nennen Sie ein Unglück?“

„Das nicht, aber es fehlt mir ein Zeuge, und die Trauung ist unmöglich ohne die vorgeschriebenen fünf Zeugen.“

„So will es das Gesetz; ein Artikel des Code Napoléon hat diesen Fall vorausgesehen, mein Herr!“

„Wollten Sie wohl die große Liebenswürdigkeit haben, den fehlenden Zeugen zu vertreten, der mich schändlicher Weise im Stich läßt?“

„Mit dem größten Vergnügen, mein Herr!“ entgegnete sehr höflich der Nationalgardist und folgte dem Bräutigam nach der Mairie. Als er von der Feierlichkeit zurückkehrte, schien mir sein Gesicht ganz verklärt.

Mittlerweile war der Sergeant wieder an mich herangetreten, stieß mich mit dem Ellenbogen an und flüsterte mir zu: „Jetzt hat er seinen Zweck erreicht; er ist Hochzeitsgast.“

„Wirklich?“

„Versteht sich; man kann doch einen Mann, der die Gefälligkeit gehabt hat, den Contract mit zu unterzeichnen, nicht wieder verabschieden, ohne ihn zum Hochzeitsschmause und Balle einzuladen.“

„Und er macht das Geschäft alle Sonnabende?“ (Der Sonnabend ist nämlich der Tag, der in der Regel zu den Trauungen auf den Mairieen anberaumt wird.)

„Ja, alle Sonnabende, und zwar in der Hoffnung, daß es ihm einmal glücken wird, irgend eine der niedlichen Brautjungfern als Gattin heimzuführen. Er ist übrigens kein übler Mensch, hat angenehme Manieren, ist sehr unterrichtet, leider aber besitzt er einen Hauptfehler.“

„Und der wäre?“

„Er ist arm, wie eine Kirchenmaus.“

Wir hatten eben, der Sergeant und ich, unsere Unterredung beendet, als der heirathslustige Nationalgardist an seinen Vorgesetzten herantrat und ihn für den heutigen Abend um Urlaub bat.

„Wie gewöhnlich!“ sagte lachend der Sergeant.

„Was wollen Sie? Ich suche die Gelegenheit, Bekanntschaften anzuknüpfen, und darum übernehme ich das Geschäft eines ‚fünften Zeugen‘. Das ist ein Gewerbe, so gut wie ein anderes.“

„Ich wünsche, daß Ihnen die Hochzeit, der Sie heute beiwohnen werden, Glück bringen möge!“ sagte ich, indem ich mich in das Gespräch mischte.

„Gott gebe es,“ erwiderte der Nationalgardist, „ich bin dreißig Jahre alt, demnach ist es die höchste Zeit, und ich muß mich dazuhalten.“

„Wohlan,“ entgegnete ich scherzend, „ich habe Ihnen heute keine Concurrenz gemacht, und dafür müssen Sie mir einen Dienst leisten.“

„Mit Freuden; Alles, was ich kann!“ rief er.

„Wenn Sie sich in Folge des heutigen Hochzeitsballes, dem Sie beiwohnen werden, verheirathen, so erzeigen Sie mir die Ehre, mich zu Ihrem Trauzeugen zu wählen.“

„Topp! Ich nehme Ihr Anerbieten an!“ sagte er vergnügt. Wir schüttelten uns die Hände, wechselten unsere Karten und trennten uns lachend.

Zwei Monate waren verflossen. Ich hatte das lustige Abenteuer schon wieder vergessen und hatte mich begnügt, das Geschäft eines „fünften Zeugen“ meiner Liste über seltsame Gewerbe beizufügen. Da brachte mir eines schönen Morgens die Post zwei Briefe. Der eine, schön gestochen auf elegantem Papier, war folgenden Inhaltes:

„Herr Anatole Desberois giebt sich die Ehre, Ihnen seine Verlobung mit Eléonine verwittweten Frau von Arboville anzuzeigen. Die feierliche Einsegnung dieses Bündnisses, welcher er Sie beizuwohnen bittet, wird kommenden 17. März in der Kirche Notre-Dame de Lorette stattfinden.“

Der andere Brief sagte Folgendes:

„Ich habe Ihnen versprochen, Sie zu meinem Trauzeugen zu wählen, wenn ich mir auf dem Hochzeitsballe, zu dem ich mich in Ihrer Gegenwart einladen ließ, eine Frau erobern könnte. Das Glück hat mir gelächelt, und der Maire des zweiten Arrondissements wird nächsten Sonnabend meiner innigsten Befriedigung gesetzliche Geltung verschaffen. Ich bitte Sie, mir zum Zeugen zu dienen; lassen Sie mich aber ja nicht im Stiche, denn, soviel ich weiß, habe ich noch keinen Nachfolger im Hofe der Mairie. Anatole.“

Zwei Tage vor der Hochzeit begab ich mich zu dem glücklichen Sterblichen und hoffte von ihm den nähern Bericht über sein Glück zu erfahren.

„O,“ sagte er, „jener Hochzeitsball war mir günstig.“

„Aber eine Wittwe!“ warf ich ein.

„Ja wohl, eine Wittwe, aber immerhin eine reizende Frau!“

„Hat sie Vermögen?“

„Sehr viel.“

„Kinder?“

„Nein.“

„Sie werden also reich durch sie?“

„Ja; das ist aber gerade, was mich ärgert, denn ich liebe sie wirklich.“

„So sind Sie denn belohnt und glücklich durch Ihr sonderbares Gewerbe?“

„Allerdings. Aber da fällt mir ein, Sie sind ja auch unverheirathet, warum folgen Sie nicht meinem Beispiel?“

„Wer weiß, was geschieht,“ sagte ich, „jedenfalls soll mir Ihr glückliches Abenteuer nicht verloren sein!“

Ich nahm mir vor, die lustige Geschichte dem freundlichen Leser der Gartenlaube zu erzählen und zu etwaiger Nachachtung zu empfehlen.

Aus den Erinnerungen eines Secretairs der „großen Oper“ zu Paris. „Sieben Jahre bei der Oper.“ So heißt ein Werk, welches soeben in Paris erschienen ist und einen Secretair an der kaiserlichen Oper zum Verfasser hat. Es enthält interessante Einzelnheiten und nützliche Documente über einen Gegenstand, der das allgemeine Interesse und somit auch das Ihrer Leser mehr oder minder in Anspruch nimmt. Ich theile Einiges daraus mit.

Niemand besser als der Secretair der Verwaltung ist in der Lage, uns über die Eintheilung und Vertheilung der Plätze in jenem weitläufigen und großartigen Opernhause Aufklärung zu geben, wohin die große Masse der Fremden sehr bald nach ihrer Ankunft in Paris zu strömen pflegt. Fast sämmtliche Logen und der größte Theil der Sperrsitze sind fortwährend abonnirt; von den verfügbaren Plätzen kommt eine nicht unbedeutende Anzahl auf Autoren und Journalisten, die zu Freibillets berechtigt sind. Somit ergiebt sich das für Opernlustige ziemlich traurige Resultat von etwa 4 bis 500 disponiblen Plätzen auf 3000 Anfragen, die durchschnittlich einlaufen. Der Zudrang zu den ersten Vorstellungen neuer oder neu einstudirter Opern ist ungeheuer, und es erscheint fast unglaublich, welche Intriguen und Machinationen angewendet werden, um den Eintritt zu diesen Festlichkeiten zu erlangen. Als Beleg dafür erzählt der Verfasser folgenden komischen Zug. Ich lasse ihn selbst sprechen:

„Es giebt Leute, die, um einen Platz in der ersten Vorstellung einer neuen Oper zu erlangen, einem förmlich die Pistole auf die Brust setzen. So entsinne ich mich der ersten Vorstellung des ‚Tannhäuser‘; es war im ganzen Hause nicht das kleinste Plätzchen mehr zu vergeben oder zu verkaufen. Plötzlich trat ein Herr mit einem sehr starken Barte, auffallend hohen Vatermördern und hermetisch zugeknöpftem Oberrocke in mein Cabinet und hielt mir im tiefsten Baßton folgende Anrede: ‚Mein Herr, ich habe vierzig Dienstjahre mit zwanzig Feldzügen hinter mir, bin acht Mal schwer verwundet worden, und dort unten‘ — er zeigte mit verächtlicher Geberde nach der Casse, — ‚dort unten will man mir einen Platz zu der heutigen Vorstellung verweigern!‘

Die Art, den Eintritt zu verlangen, schien mir so neu und die Ueberzeugung, die der ehrenwerthe Krieger von seinem guten Rechte hatte, kam mir so begründet vor, daß ich das Billet, welches ich für mich selbst zurückgehalten hatte, hervorholte und es ihm anbot. Ein ‚Ich danke Ihnen, mein Herr!‘ in einem Tone, den Frédéric Lemaitre beneidet haben würde, war der Lohn meiner großartigen Aufopferung.“

Ueber die Kostspieligkeit eines regelmäßigen Logen-Abonnements läßt sich der Verfasser also vernehmen:

„Ich glaube schwerlich, daß die Tänzerinnen den Marquis von C... zu Grunde richten werden, aber was seine Loge ihm bereits kostet, würde manchem Menschen schon für ein ziemlich ansehnliches Vermögen gelten. Es war am Tage einer außerordentlichen Vorstellung, und der Zettel hatte, wie das bei derartigen Veranlassungen üblich ist, die Abonnenten benachrichtigt, daß man über ihre Logen verfügen werde, falls sie dieselben nicht bis zu einer gewissen Stunde für sich selbst in Anspruch genommen hätten. Diese Stunde war bereits vorüber, als der Marquis von C... sich bei mir anmelden ließ. ‚Wie, mein Herr,‘ redete er mich an, ‚ist es wirklich wahr, daß man sich erlaubt hat, für diesen Abend über meine Loge zu verfügen?‘ Ich berief mich auf die Anzeige, die der Zettel gebracht hatte. ‚Das geht mich Alles gar nichts an,‘ fiel mir der Marquis in's Wort, ‚ich habe meine Loge bereits seit dreißig Jahren inne und bezahle dafür 16,000 Francs jährlich, somit glaube ich mehr Anspruch auf Berücksichtigung zu haben, als alle übrigen Abonnenten.‘ 16,000 Francs jährlich? ... Das heißt also, daß der Mann bereits 480,000 Francs für seine Loge bezahlt hatte. In der That, er verdiente Berücksichtigung. Seine gewöhnliche Loge konnte ich ihm für jenen Abend nicht mehr verschaffen, da sie bereits vergeben war, aber ich trug Sorge, daß er andere Plätze bekam.“

Es mögen nun einige interessante Notizen über die Debuts von Mme. Gueymard, die berühmte und allgemein bekannte Primadonna der großen Oper, folgen.

„Eine kleine Scene, die sich hinter den Coulissen zutrug, wurde für Mme. Gueymard zu einem ziemlich richtigen Thermometer ihres Triumphes. Zum besseren Verständniß des Nachfolgenden muß ich einige Details vorausschicken. Mme. Gueymard hatte sich nach ihrer Ankunft in Paris an einen der bekanntesten hiesigen Meubleshändler gewendet mit dem Auftrage, er möge ihr eine vollständige Einrichtung, Meubles, Tapeten u. s. w. besorgen. Die Künstlerin und der Händler waren aber nicht ganz einig geworden; Letzterer, der die Leistungen der Debutantin noch nicht kannte, wollte sich nicht zu weit mit ihr einlassen. Mme. Gueymard verlangte eine Einrichtung von Palissanderholz, halbseidene Ueberzüge und eben solche Tapeten; der vorsichtige Meubleshändler schlug dagegen Mahagoni-Meubles und Kattun-Ueberzüge vor. Das Geschäft war etwa so weit gediehen, als der Abend der ersten Vorstellung des ‚Trovatore‘ heranrückte. Mme. Gueymard debutirte in dieser Oper, in der Rolle der ‚Leonore‘. Nach dem ersten Acte kam der Meubleshändler auf die Bühne und sagte der Debutantin leise in's Ohr: ‚Sie sollen Palissander-Meubles und halbseidene Ueberzüge haben!‘ — ‚Warten Sie noch!‘ erwiderte Mme. Gueymard. Sie hatte Recht, denn kaum war der zweite Act vorüber, als der Händler abermals vor ihr erschien und ihr mit dem Ausdruck höchster Befriedigung sagte: ‚Sie können Rosenholz und Damast-Ueberzüge haben!‘ ‚Warten Sie noch!‘ entgegnete abermals die Sängerin. Endlich war der Vorhang zum letzten Male gefallen; die triumphirende Künstlerin wurde lebhaft hervorgerufen und verneigte sich von der Mitte der Bühne aus vor dem jubelnden Publicum, da unterschied sie durch alle lebhaften Beifallszeichen und Bravo's hindurch eine Stentorstimme, welche ihr zuschrie: ‚Meubles von Boule, Brokat-Tapeten! Alles was Sie wünschen! Alles! Alles!‘ Es war der begeisterte Meubleshändler, der auf diese Art seinen ganzen Laden zu Leonore's Verfügung stellte.“

„Unser Jahrhundert liebt zu sammeln; Jeder nach seinen Kräften wünscht eine Sammlung zu besitzen: Bilder, Medaillen, Porzellan, seltene Bücher, Autographen, Photographien, Postmarken — Alles wird gesammelt! Der Herzog von Morny hat sich eine der prachtvollsten Gallerien von Bildern aus allen Zeiten und allen Schulen angelegt. Herr Terre, der Gatte der berühmten Tänzerin Ferraris, besitzt eine prachtvolle Bibliothek der seltensten Bücher, Incunablen, Elzevirs etc. Die Sammler von Photographien und Postmarken bilden geradezu eine Legion; Kinder, Männer, Weiber, Greise, alle Welt beschäftigt sich damit. Diese Sammler kennen sich zumeist untereinander, haben Beziehungen zusammen und tauschen sich gegenseitig ihre Doubletten aus. Einen Sammler aber kenne ich, der schwerlich mit irgend einem seiner Collegen einen Tauschhandel wird eingehen können, und das ist Herr Raffin; er war längere Zeit an der großen Oper als Inspector angestellt. Dieser Herr sammelt — rathen Sie — doch nein, geben Sie sich keine Mühe — Herr Raffin sammelt: Tanzschuhe! und zwar von allen Tänzerinnen, die an der hiesigen Oper mit Beifall aufgetreten und zu irgend einer Berühmtheit gelangt sind. Der Einfall ist unstreitig originell.“

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 23. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Zeuge.

Von J. D. H. Temme.

1. Ein eifersüchtiger Ehemann.

„Es giebt viele unglückliche Herzen,“ sagte die schöne Frau.

„Geschöpfe, liebe Emilie,“ unterbrach sie ein kleiner dicker Herr, der Gemahl der schönen Frau.

Sie blickte unwillkürlich auf seine wohlgenährte Gestalt und ein Lächeln wollte spöttisch über ihre schönen Lippen gleiten; es wurde schmerzlich. „Nicht jedes Geschöpf fühlt,“ sagte sie, „aber jedes Herz und besonders den —“

„Den Schmerz, wolltest Du sagen, Emchen,“ lachte der kleine Herr. „Es hätte sich gereimt, aber richtig wäre es doch kaum in allen Fällen gewesen, mein Engel.“

„Wir wollen darüber nicht streiten, Arthur,“ erwiderte die Frau.

Der kleine dicke Herr hieß Arthur. Die Frau wandte sich wieder an den Domherrn, zu dem sie die Worte gesprochen hatte: „Es giebt viele unglückliche Herzen.“ „Aber wie wenige,“ sagte sie jetzt, „wissen ihr Unglück zu tragen!“

„Wie viele müssen es dennoch tragen!“ sprach der Domherr.

„Dann sind sie nicht mehr unglücklich.“

„Auch jenes arme Herz nicht, von dem unser Gespräch ausging?“

Der Domherr zeigte auf eine schöne, blasse junge Frau. Sie saßen Alle unter einer geräumigen Veranda. Der Domherr, die schöne Frau, mit welcher er sprach, und ihr Mann hatten einen kleinen Tisch in der Mitte eingenommen. Entfernter von ihnen saßen andere Gäste des Hotels. Ganz hinten in einem Winkel war die schöne, blasse junge Frau, auf die der Domherr gezeigt hatte. Die Dame, mit welcher der Domherr sich unterhielt, war nicht mehr jung, sie konnte stark über die Mitte der dreißiger Jahre hinaus sein. Um so frischer hatte ihre Schönheit sich erhalten. Auch der Domherr war kein junger Mann mehr; er hatte die vierziger Jahre sicherlich angetreten. Der kleine, dicke Gemahl der Dame — bei ihm kam es wohl auf das Alter gar nicht an — sah frisch und blühend aus, denn von tiefen Auf- und Erregungen wußte er ja nichts.

Die Veranda befand sich zur Seite des großen, eleganten Gasthofes, der eine reizende Lage an dem Abhange eines Hügels hatte. Von der Veranda aus genoß man einer wundervollen Aussicht über ein weites Thal, über einen klaren, breiten Fluß, der es durchströmte, über Dörfer und Landhäuser an seinen Ufern, in die waldigen und zackigen Berge jenseits des Thales, und auf die Dörfer und Landhäuser, die auch an und auf ihnen angebaut waren. Ganz hinten links auf einem hohen Felsenvorsprung des Gebirges lag eine Festung.

In das Thal, über den Strom, der es durchschnitt, auf die Berge jenseits waren die Blicke der blassen jungen Frau gerichtet. Da hinten auf den Mauern und Zinnen und Thürmen der Bergveste blieben die Augen haften, welche trüber und trüber wurden, je länger sie dahin blickten, und die zuletzt nichts mehr sahen, als die hohen Mauern, die kantigen Zinnen, die spitzen Thürme.

Sie war so schön, die blasse Frau mit den prächtigen, dunklen Augen, aus denen die Thränen sich hervordrängen wollten und nicht durften; sie war so schön mit ihrem Schmerz zwischen dem rothen Flieder und dem bunten Geisblatt, die das Geländer der Veranda durchzogen.

Plötzlich fuhr sie erschreckt auf. Ein junger, hübscher Officier war in den Raum eingetreten, hatte sie bemerkt, und war im Begriffe, auf sie zuzuschreiten. Wie sie sich von ihm abwenden wollte, sah sie einen zweiten Mann ihm folgen; vor ihm war sie erschrocken. Er war ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, groß, wohlgewachsen, die Gesichtszüge regelmäßig, aber die Miene finster, der Blick der großen, schwarzen Augen unheimlich lauernd und stechend, die Farbe des Gesichtes grau. Er hatte die blasse Frau gesehen, wie sie plötzlich ihn erblickte und zusammenfuhr, wie sie in demselben Moment von dem Officier sich abwandte; er hatte gesehen, wie der Officier sich ihr nahen wollte. Er biß die schmalen grauen Lippen zusammen und in den dunklen Augen zuckte ein wildes Feuer auf, welches die tief und dicht herunterhängenden schwarzen Augenbrauen nur halb verbargen. Er schritt langsam, gemessen auf die Frau zu. Er wollte vor den Anwesenden ganz verbergen, was in seinem Innern vorging; er hatte dazu vollständig die Gewalt über sich. Allen konnte er es dennoch aber nicht verbergen.

„O,“ sagte die schöne frische Frau zu dem Domherrn, „o, sie ist doch ein armes, unglückliches Herz.“

„Ja, das ist sie,“ erwiderte der Domherr.

„Und was wird daraus werden?“

„Das Ende aller Dinge.“

„Der Tod?“

„Kann sie leben?“

„Ja. Muß nicht —“

Die schöne Frau sah sich nach ihrem Manne um, der zur Seite gegangen war.

„Muß nicht so manches Herz leben?“ sagte sie dann, aber leise, und durch die frischen Rosen ihrer Wangen zuckte ein schmerzliches Lächeln.

Der Domherr fuhr schweigend mit der Hand über die Stirn, und es war ein trüber Blick, mit dem er auf das geistliche Kreuz auf seiner Brust hinuntersah.

Der kleine, dicke Herr kam zurück. Er war ein neugieriger Herr. „Hast Du unseren Reisegefährten gesehen, Emchen?"

„Er geht dort."

„Zu seiner Frau! Na, an deren Stelle möchte ich auch nicht sein. Der ist ja ein wahrer Despot, Tyrann der Eifersucht. Sahest Du seine Blicke — nein, die Blitze seiner Augen?"

Der kleine Herr lachte über das Wortspiel oder den Witz, den er gemacht haben wollte. Er erhielt keine Antwort und hatte auch wohl auf keine gerechnet. Er fuhr fort:

„Und die Frau hatte nicht einmal nach dem Lieutenant hingeblickt. Und was hätte sie auch an ihm zu sehen gehabt? Seine Uniform? Sie ist das einzige Hübsche an ihm. Ja, liebes Emchen, Du mußt es zugestehen, Ihr Frauen seht die Officiere gern; doch ohne die Uniform — du lieber Hummel, was sähet Ihr an den Herren! Aber ich meine das nicht von Dir, liebes Emchen, Du bist eine ganz andere Frau, als die anderen, und sodann, ich bin Gott Lob nichts weniger als eifersüchtig, das mußt Du zugeben."

Er erhielt wieder keine Antwort; er hatte auch wieder auf keine gerechnet. Was soll auch eine Frau antworten auf die Frage des Mannes, ob er eifersüchtig sei? Er wandte sich an den Domherrn.

„Aber wer mag der Mensch nur sein, Herr Domherr? Haben Sie gar keine Ahnung davon?"

„Lieber Herr Milden," sagte der Domherr, „wir haben ihn Beide gestern zum ersten Male gesehen. Er schloß sich an mich nicht näher an, als an Sie. Ich kenne ihn nicht mehr, als Sie ihn kennen."

„Ja, ja, Herr Domherr. Aber auch wir haben uns erst seit wenigen Tagen gesehen, und Jeder von uns weiß doch schon, wer der Andere ist."

„Wir sind mittheilsame Naturen, Herr Milden. Jenes Mannes finsteres, verschlossenes Wesen kann sich wohl an keinen Menschen anschließen."

„Er möchte ihn denn verderben wollen," sagte die Frau Milden. „Muß nicht das Herz der armen Frau in solchen Händen brechen? Wie waren wir ihr ein Rettungsanker, als der Zufall sie gestern mit uns zusammenführte! Mit welcher Angst lauschte sie der Entscheidung des Mannes, ob sie gemeinschaftlich mit uns die Reise fortsetzen würden! Er mußte, denn sie war erschöpft von dem Bergsteigen; zu Fuße konnte sie nicht weiter und einen Wagen hatten sie nicht bei sich. Wir boten ihnen einen Platz in dem unsrigen an. Er konnte, er durfte es nicht ausschlagen. Wie war sie glücklich, nicht mehr mit ihm allein sein zu müssen!"

„Wie liebenswürdig," sagte Herr Milden, „nahmst Du auch Dich ihrer an! Du wußtest den finsteren Mann zu halten, der gern schon in der nächsten Stunde die drückende Fessel, die unsere Gesellschaft seiner Tyrannei auflegte, von sich geworfen hätte."

„Und," fuhr die Frau fort, „sie ist ein edles Herz. Mit keiner Sylbe, mit keiner Miene hat sie mir das Leid ihrer Brust geklagt. Nicht das leiseste Wort eines Vorwurfs gegen ihren Mann ist über ihre Lippen gekommen. Und ich war allein mit ihr; sie war vertrauungsvoll gegen mich, wie eine Tochter gegen ihre Mutter."

„Du wärst nur etwa ihre ältere Schwester, Emchen," sagte galant Herr Milden. Dann wurde er ernst. „Aber wahrhaftig, ich fürchte, Du hast Recht, Emilie. Der Mensch ruinirt die arme Frau, nur nicht in der Art, wie Du es meintest. Mich überfällt ordentlich eine Angst, wenn ich ihn mir so recht ansehe und mir ihn dann mit der Frau allein denke. Ich meine, ich sehe einen Mörder und sein Schlachtopfer."

„Milden!" verwies ihn die Frau.

„Was willst Du, Emilie?" fuhr er eifrig fort, „sieh ihn Dir einmal an. Sieh sie Beide an, wie sie schon vor allen den Leuten dasitzen. Sind das nicht tödtende Blicke, die seine großen, unheimlichen Augen auf die Arme werfen? Droht er ihr nicht jetzt schon Vernichtung? Und sie wagt nicht, zu ihm aufzublicken. Sie zittert, sie ist blaß, schon blaß wie der Tod. Doch halt, da sieht sie zu ihm auf, aber bittend, flehend, als wenn sie ihn um das Leben bitte, daß er sie doch nur hier vor den Leuten nicht tödten möge; nachher wolle sie ja gern sterben, wenn es sein müsse, so jung sie auch noch sei; es sei ja doch am Ende besser, jung zu sterben, als länger ein solches Leben zu führen. Ach, Emilie —!"

Herr Milden war plötzlich aufgefahren. Er schien eine dringende Aufforderung an seine Frau aussprechen zu wollen, wurde aber darin unterbrochen. Es war ein gutmüthiger Herr, der Herr Milden, daher aber auch ein Mann, der aller Welt gern hätte helfen mögen und deshalb freilich niemals recht zum Helfen kam.

„Tante," sagte auf einmal eine allerliebste Mädchenstimme in einem halb weinenden Tone, „der Gustav ist unausstehlich, er ist wieder eifersüchtig."

„Was?" fuhr Herr Milden auf, „Junge, Du unterstehst Dich? Auch Du? Sieh dahin! Nimm Dir ein Exempel daran."

Es war nicht jenes Auffahren des kleinen dicken Herrn, mit dem er weiter zu seiner Frau hatte sprechen wollen; darin war er durch dieses zweite gestört worden.

Ein junges Paar war in die Veranda, an den runden Tisch getreten. Ein allerliebstes, frisches Mädchen, halb sanfte Taube, halb großer Schelm. Ein hübscher, frischer junger Mann, der aber in diesem Augenblicke nicht halb, sondern ganz sauertöpfisch aussah und dadurch seine anderen guten oder bösen Eigenschaften im Verborgenen ließ. Schon nach dieser Sauertöpfigkeit auf der einen und jener Schelmerei auf der anderen Seite mußten die Beiden Brautleute sein. Der junge Mann wollte auf die Worte, mit denen Herr Milden ihn anließ, etwas erwidern. Er kam nicht dazu, wie Frau Milden zu keiner Antwort auf die Worte des Mädchens gekommen war.

„Schweig Du!" wurde er noch einmal angefahren, diesmal von dem jungen Mädchen. „Ich will der Tante erzählen, denn Du würdest wieder Alles verdrehen."

Er schwieg gehorsam. Die Beiden waren sicher Brautleute.

Zu der Tante fuhr das junge Mädchen fort: „Siehst Du den reizenden Studenten da, Tante?"

Da konnte der junge Mann doch schon nicht mehr schweigen.

„Aber das ist doch zu arg, Ida!"

Das Mädchen aber sagte: „Tante, brauche ich Dir nun noch ein Wort zu erzählen? Ich darf einen Studenten nicht einmal mehr reizend finden? Bin ich nicht das unglücklichste Geschöpf von der Welt?"

Dabei weinte sie — keine Thränen, aber mit ihren klarsten Augen, die nicht schelmischer lachen konnten. Die Tante konnte nochmals nicht zum Antworten kommen. Der junge Mann war zornig geworden, daß er sich die Haare hätte ausreißen mögen. Herr Milden nahm ihn sehr ernst vor, strenge, wenn der brave Mann hätte strenge sein können.

„Gustav, Gustav, das ist nicht die Art und Weise, wie man sich benehmen, wie ein Bräutigam seine Braut behandeln muß. Brautleute müssen vor Allem verträglich sein, und der Bräutigam muß immer bedenken, daß er der stärkere Theil ist, also großmüthig sein und nachgeben muß. Und was nun sogar die Eifersucht betrifft, diese nichtswürdige Leidenschaft, dieses abscheuliche Laster —"

„Ach!" rief die weinende Braut, „siehst Du, Gustav, daß Du ein abscheulicher Mensch bist? So recht, lieber Onkel, bringen Sie ihm Vernunft bei, treiben Sie ihm den Teufel seiner Eifersucht aus, machen —"

Herr Milden hielt sich die Ohren zu, er wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Er sah sich nach Hülfe um. Sein Auge fiel mechanisch auf den finsteren, unheimlichen Mann, den er dem Neffen als ein abschreckendes Exempel hatte zeigen wollen. Da fiel ihm auch mechanisch das damals unmittelbar Vorhergegangene ein, als er seine Frau um etwas hatte bitten wollen.

„Alle Tausend!" rief er. „Der Mensch sieht wahrhaftig aus wie ein Unglück! Und die arme Frau — sie muß Hülfe haben. Wir müssen sie ihr bringen. Hin zu ihnen!" Dann zögerte er doch. „Aber was soll man ihm sagen? Sie sind Mann und Frau! Was hat ein Dritter zwischen ihnen zu schaffen? Und doch, die arme Frau jammert mich, und den Menschen muß man vor einem Verbrechen bewahren."

„Gehen wir zu ihnen," sagte Frau Milden zu ihrem Mann, indem sie aufgestanden war. „Zuerst nur wir Zwei. Sie, Herr Domherr, folgen uns nach einer Weile? Mit dem Brautpaar da, wenn es ausgeschmollt hat?"

Der Domherr verbeugte sich bejahend. Die schöne Frau nahm den Arm ihres Gatten.

„Ah, ah, Emilie," sagte Herr Milden vergnügt, „ich wußte, daß Dein feiner Verstand das Richtige finden würde. Ich konnte es nicht. Mein Emchen ist eine ausgezeichnete Frau! Ausgezeichnet durch ihre Schönheit, durch ihr Herz, durch ihren Verstand. Wie stolz bin ich auf Dich! Was wirst Du ihnen sagen, Emilie?"

„Ich werde es ja sehen," antwortete die Frau mit einem Seufzer. Aber sie seufzte leise; der Mann, der so stolz auf sie war, hörte es nicht.

Sie gingen zu dem Winkel der Veranda, in dem die blasse junge Frau allein gesessen und mit den schönen dunklen Augen so traurig durch den rothen Flieder und das bunte Geisblatt nach den Bergen jenseits des Thales und nach den Mauern und Zinnen und Thürmen der fernen Bergfestung geblickt hatte.

In dem Winkel hatte sich unterdeß Folgendes begeben. Die blasse Frau war tief erschrecken, als auf einmal ihr Blick dem ihres Mannes begegnet war. Der Mann war mit seinem finsteren, unheimlichen Gesichte zu ihr geschritten.

„Warum hast Du Dich in diesen Winkel zurückgezogen?"

„Es ist hier so heimlich still und einsam," erwiderte die Frau schüchtern.

„Still, einsam! Warum suchst Du immer die Einsamkeit auf?"

„Ich liebe nun einmal das laute Geräusch nicht."

„Und warum liebst Du es nicht?"

„Ich habe es nie geliebt."

„Ich will Dir sagen, warum Du die Einsamkeit aufsuchst, Dich vor den Menschen zurückziehst, sie fliehest. Du fühlst Dich unglücklich, Du bist unglücklich bei mir, und Du willst den Leuten zeigen, daß Du es bist."

„Emil, warum immer diese ungerechten Vorwürfe?"

„Vorwürfe? Ja, ja, jedes Wort, das ich zu Dir spreche, ist in Deinen Augen ein Vorwurf, eine Ungerechtigkeit. Mit Allem, was ich thue, bist Du unzufrieden. Nichts kann ich Dir recht machen! Aber Du liebst mich nicht!"

„Emil, drehest Du nicht geradezu Thatsachen und Verhältnisse um?"

„Auch das noch! Ich liebe Dich also wohl nicht? Und Du liebst mich!"

Er sprach immer hart, mit finsterer Stirn, die dichten schwarzen Augenbrauen über dem drohenden Blick der Augen zusammengezogen. Die Frau hatte mit ihrer sanften, weichen Stimme nur bittend gesprochen. Nicht der leiseste Ton eines Vorwurfes war über ihre Lippen gekommen. Seine letzten Worte schienen doch in ihrem Innern das Bewußtsein der Würde der Frau geweckt zu haben.

„Emil," sagte sie mit ruhiger und sicherer Stimme, „zeigen die immerwährenden Vorwürfe, die Du nur für mich hast, eine Liebe Deines Herzens zu mir? Und habe ich Dir je ein anderes Gefühl gezeigt, als das der treuesten und hingebendsten Zuneigung der Gattin?"

„Ha, da warst Du aufrichtig!" fuhr der finstere Mann auf. „Das Wort Liebe, Deiner Liebe, wagtest Du nicht auszusprechen. Zuneigung! Zuneigung —" Er war laut geworden.

„Laß uns das Gespräch abbrechen," bat ihn die Frau. „Man sieht auf uns."

Der Mann bemerkte es. Er zog die Brauen tiefer über die zornigen Augen. Noch ein paar Worte mußte er leise sprechen: „Ja, man sieht auf uns! Du wirst mich zum Gespötte der Menschen machen. In meiner Stellung!"

Die Frau antwortete nicht. Sie wandte das blasse Gesicht zur Seite, damit die Menschen in der Veranda es nicht mehr beobachten sollten, nach den Blüthen des Flieders, des Geisblattes. Auch der Mann schwieg. Auch er sah durch das Geländer der Veranda. Aber nicht zu den bunten Blumen; sein finsterer, unruhiger Blick mußte weiter schweifen, in das Thal zu den Füßen des Hügels, über den Strom, der es durchschnitt, auf die Berge jenseits, in die Ferne. Plötzlich zuckte er heftig auf. „Ha!" rief er. Seine Augen starrten nach einem Punkte, hinten links in die Ferne hinein, nach dem Felsenvorsprung des Gebirges, nach den Mauern und Zinnen und Thürmen der Festung darauf. Eine dunkle Röthe zog sich durch sein fahles Gesicht; dann war es von tiefer Blässe bedeckt. Er sah sich um nach der Gesellschaft in der Veranda, ob er beobachtet werde. Er sah die Blicke nicht mehr auf sich gerichtet, wandte sich zu der Frau und sprach mit gedämpfter, bebender Stimme:

„Ha, darum hattest Du diesen heimlich stillen und einsamen Platz ausgesucht! Dorthin, dorthin konnten in diesem verborgenen Winkel Deine Augen unbeachtet und ungestört Deine Gedanken und Dein Herz tragen, und dorthin auch Deine Liebe, die Liebe, die Du dem Gatten entziehst, für den Du nur kalte, ergebene Zuneigung hast. Zuneigung noch? Bin ich Dir nicht sein Mörder? Ja, ja, ich bin es. Denn er ist ein Todter! Und er wird es bleiben, für Dich, für alle Welt. Deine Wünsche, Deine Thränen, Deine Gebete, sie werden ihn nicht wieder unter die Lebenden bringen; nie! Harre nicht vergebens darauf. Er bleibt todt in seinem Grabe. Auch die Pforten dieses Grabes werden sich nicht öffnen; er wird sie nicht sprengen. Ich schwöre es Dir. Und nun fort von hier! Woran hatte ich gedacht, als ich mich hierher verlocken ließ? Ich Thor! Fort! Keinen Augenblick länger hier! — Doch, noch drei Minuten, damit ich, damit Du Dich sammeln kannst, damit wir, damit ich nicht doch noch zum Gespött der Welt werde. Ich wäre verloren. Uns kennt zwar Niemand hier. Aber man würde nach uns fragen, man würde meinen Namen erfahren —"

Er schwieg und starrte in stiller Wuth vor sich hin. Die Frau hatte sich nicht erst sammeln müssen. Sie hatte mit dem Bewußtsein ihres reinen Herzens, mit der Größe ihrer edlen Seele ruhig die Vorwürfe des finsteren, leidenschaftlichen, wild leidenschaftlichen Mannes anhören können. Aber erwidern mußte sie ihm etwas darauf, und wenn es auch mehr war, als sie gern sprach. Eben ihr reines Herz, ihre edle Seele forderten es.

„Emil," sagte sie eben so würdig, wie sie ruhig war, „Niemand hat Dich hierher gelockt, am allerwenigsten ich. Du kannst die Veranlassung und den Zweck unserer Reise nicht vergessen haben. Ich kränkelte schon seit längerer Zeit, Du bedurftest des Ausruhens von mühvoller und angreifender Arbeit. So sollte die Zerstreuung einer kleinen Erholungsreise in das schöne Gebirge uns Beiden zu Gute kommen. Du schlugst die Reise vor; ich war Dir dankbar dafür, was meinen Theil anging. Ich dachte auch, das Herausreißen aus Deinen Arbeiten, der Verkehr mit anderen Menschen, das Einathmen der frischen Luft, die Schönheiten der Natur, das Alles würde Dich frischer und heiterer stimmen und freundlicher und liebevoller gegen mich. So reisten wir und kamen hierher, ohne mein Zuthun. Ich folgte lediglich Dir. Ob Du zu dem Punkte, auf dem wir uns gerade in diesem Augenblicke befinden, jener Familie, mit der wir gestern zusammentrafen, und der auch ich mich gern anschloß, gefolgt bist, das weiß ich nicht. Ich habe mich nicht darum gekümmert. Ich folgte nur Dir. Damit wäre die eine falsche Beschuldigung abgemacht, die Du auf mich werfen wolltest. Was dann den Vorwurf betrifft, daß ich einen Mörder in Dir sähe, so ist davon kein Gedanke in meine Seele und kein Wort über meine Lippen gekommen. Es konnte auch nicht anders sein. Ich habe kein Urtheil über das, was Du zu thun oder nicht zu thun hast; Deine Pflicht und Dein Gewissen sind darüber Deine einzigen Richter. Wenn Du mir endlich vorwirfst, daß ich den Wunsch hätte, jenes Grab möge sich öffnen, — ja, Emil, den Wunsch habe ich; ich habe ihn als Christin, ich habe ihn in meinem Herzen, das Mitleid mit jedem leidenden Menschen fühlt, ich habe ihn selbst für Dich, denn das meine ich, daß Deine Pflicht, sei sie eine noch so streng gebotene, Dir eine schwere, drückende sein müsse. — Und nun bin ich bereit, mit Dir zu gehen, Dir zu folgen, wohin Du auch jetzt wieder mich führen wirst. Gehen wir, Du siehst, ich bin vollkommen ruhig."

Sie war es, aber sie gingen dennoch nicht. Der finstere Mann war desto unruhiger geworden. Ihre Worte, ihre Ruhe, ihre Würde hatten die Gluth in seinem Innern doppelt angefacht. Er war in großer Aufregung, und mußte alle seine Kraft aufbieten, um sie vor den Anwesenden zu verbergen. Er hätte sich nicht erheben können, ohne sie durch jede seiner Mienen zu verrathen. Er konnte sie dennoch nicht ganz verbergen. Er warf tödtlich feindliche Blicke auf seine Frau; die tödtlichen Blicke flogen in der Veranda umher, ob man sie beobachte, ob man sie sehe.

Einen dieser Blicke hatte Herr Milden bemerkt. Der gutmüthige kleine dicke Herr hatte sich heftig erschreckt. Er hatte seine Frau nach dem Winkel, zu den beiden unglücklichen Ehegatten gezogen und kam mit ihr bei diesen an.

„Ah, ah!" begann Herr Milden.

Er hatte nicht gewußt, was er den Beiden sagen solle. Seine Frau hatte ihn deshalb begleiten müssen, damit sie spreche. Er

war dennoch sofort und der Erste mit seinen Worten da. Die schöne Frau Emilie hatte noch keine; der Anblick der blassen, unglücklichen Frau schnürte ihr wohl das Herz zu, rief so manche andern Gefühle und Gedanken in ihr wach.

„Ah, ah, verehrter Herr Reisegefährte, Sie haben ja hier ein reizendes Plätzchen gewählt — die schönste Aussicht in die herrliche Gegend."

„O ja, es ist hier schön," sagte der finstere Reisegefährte kalt, sich sammelnd.

„Und da darf ich Ihnen ja wohl einen Vorschlag machen, Herr Reisegefährte, oder vielmehr geradezu eine Bitte an Sie richten. Wir beabsichtigen, zum Abend eine Partie nach dem Weißen Steine drüben zu machen. Man hat dort eine der schönsten Aussichten der Gegend, und da oben die Sonne untergehen zu sehen — ich versichere Sie, es giebt keinen köstlichern Genuß. Ich war schon mehrere Male zum Sonnenuntergang oben. Ja, und da wollten wir Sie und Ihre Frau Gemahlin nun bitten, die Partie gemeinschaftlich mit uns zu machen. Für einen Wagen habe ich schon gesorgt. Es ist ein großer Leiterwagen, wie man sie hier zu solchen Fahrten hat, und wir haben Alle Platz darauf. In einer starken halben Stunde fahren wir ab. Nicht wahr, Sie machen uns die Freude?"

Man sah dem finstern Manne an, wie ihm der Vorschlag ungelegen kam, er suchte nach passenden Worten, ihn abzulehnen.

„Von unserer Seite," sagte schnell, um der Ablehnung zuvorzukommen, Herr Milden, „fährt Niemand mit, als meine Frau und ich, der Domherr und mein Neffe mit seiner Braut, also nur unsere alte Reisegesellschaft, die Sie schon kennen."

Der kleine Herr sagte es so gutmüthig, und es war doch ein so scharfer Stich in die Brust des finsteren Mannes, der so empfindlich gegen das Urtheil der Leute über sich war, der selbst in heftigen Ausbrüchen seiner Leidenschaft darauf bedacht blieb, seiner Stellung nichts zu vergeben; er durfte nicht zeigen, wie er getroffen war, wie sehr er sich getroffen fühlte. Die schöne Frau des Herrn Milden war vor Verlegenheit roth geworden, und doch war ihr Mann ein so feiner Psycholog gewesen, freilich wie das blinde Huhn, das auch wohl zuweilen ein Körnchen findet.

„Es wird mir ein Vergnügen sein," antwortete der finstere Mann, „vorausgesetzt, daß auch meine Frau einverstanden ist; sie ist heute so besonders leidend. — Was meinst Du, liebe Julie?"

Die beiden Frauen waren sich nur mit einem einzigen Blicke begegnet. Sie hatten sich verstanden. Frauen wissen in ihre Blicke ihr ganzes Herz zu legen, und Herzen, die nicht glücklich sind, verstehen sich auf den ersten Blick der Augen.

„Ah, gnädige Frau," rief der kleine Herr galant, „Ihre schönen Lippen werden mir doch keinen Korb geben?"

„Da die Partie meinem Manne Vergnügen macht," antwortete die blasse Frau, „so wird es mir eine doppelte Freude sein, den Abend in Ihrer lieben Gesellschaft zubringen zu können."

„Vortrefflich! Herrlich!" klatschte Herr Milden in seine runden Hände. „Machen wir uns gleich zur Abreise fertig, damit wir die beste Zeit nicht verpassen. Das wird ein reizender Abend werden. Komm, Emilie. Auf Wiedersehen, gnädige Frau! A revoir, Herr Reisegefährte!"

Sie wollten sich trennen. Die Frau des kleinen Herrn, die das Wort hatte führen sollen, hatte dazu nicht kommen können. Sie sollte doch noch sprechen müssen. Hinten im Gebirge, auf der andern Seite des Thales, fiel plötzlich ein Kanonenschuß.

„Ah, ah," rief der vergnügte Herr Milden, „das ist ja ein Freudenschuß zu unserer Lustfahrt."

Er lachte wieder über seinen Einfall. Aber der finstere Mann stand erschrocken da, horchte gespannt in der Richtung, in welcher der Schuß gefallen war. Und die blasse Frau zitterte. Der Schuß war in der Gegend der Bergfestung gefallen. Ein zweiter Schuß fiel. Er kam aus der Festung; man hörte es deutlich. Er zog sich donnernd durch das Gebirge fort, verlor sich im Thale. Die ganze Gesellschaft der Veranda hatte ihm gelauscht, war dem Donner gefolgt.

„Ah, ah," sagte der kleine Herr, „in der Festung sitzen ja auch wohl Gefangene? Gar Staatsgefangene, wenn ich nicht irre?"

Er hatte sich an seinen finstern Reisegefährten gewandt, erhielt aber keine Antwort. Der finstere Mann hatte fest seine Lippen zusammengepreßt. Herr Milden sah es wohl nicht.

„Ja, ja," fuhr er vergnügter fort, „ich weiß es, und die beiden Kanonenschüsse zeigen an, daß ein Gefangener aus der Festung entwichen ist. Und — und — es ist noch ein zweiter entkommen. Hören Sie, da fällt der dritte Schuß!"

Ein dritter Schuß war gefallen. Der brave Herr Milden wurde immer vergnügter.

„Lassen Sie uns horchen, ob nicht ein vierter fällt. Sie wissen es doch, die zwei ersten Schüsse bedeuten einen Entsprungenen; für jeden weiter Entkommenen wird nur ein Schuß abgefeuert. Ah, aber der vierte fällt nicht. Es ist also nur Zweien geglückt, zu entkommen. Es ist schade, daß ihrer nicht mehr sind. Nun, stehe der liebe Gott den Beiden bei, daß sie nicht wieder eingefangen werden, daß sie ihren Verfolgern entrinnen. Die armen Menschen —"

Der kleine dicke Herr stockte. Er sah endlich die zusammengekniffenen Lippen seines Reisegefährten, sie waren fast blutig gepreßt, sah in den großen dunklen Augen des finstern Mannes einen furchtbaren Haß, einen tiefen Groll auflodern. Er wollte sich verwundern; er mußte sich entsetzen.

„Hm, hm, alle Tausend —!" Er kam nicht zum Ende.

„Arme Unglückliche!" hörte er leise seine Frau sprechen.

Er sah sich nach ihr um. Sie hielt in ihren Armen die ohnmächtige Frau des finsteren Mannes.

„Wasser!" rief sie den beiden Männern zu.

Der finstere Mann ging; der kleine Herr war schon fortgerannt. Die Ohnmächtige kam wieder zu sich.

„Seien Sie stark, meine arme Freundin!" flüsterte Frau Milden ihr zu.

„Beschützen Sie mich!" flehte die Arme.

„Ich werde Ihre Mutter sein. Aber seien Sie stark, zeigen Sie keine Angst."

Wie klar mußten die beiden Frauen die Lage erkannt, mit welcher Angst mußte die Erkenntniß ihre Herzen erfüllt haben! Herr Milden kam mit einem Glase Wasser zurückgestürzt. Der finstere Mann folgte ihm mit gemessenem Schritt.

„Es ist schon vorüber," sagte Frau Milden zu den Männern. „Ein plötzlicher Kanonenschuß kann stärkere Nerven erschüttern."

„Und unsere Partie?" fragte Herr Milden.

„Es bleibt bei ihr," erwiderte entschieden seine Frau „Machen wir uns Alle fertig."

Sie sagte es zu der blassen Frau, zu den beiden Männern, zu dem Domherrn, der eben mit dem Brautpaar a kam. Sie gingen Alle, sich zur Fahrt zu rüsten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Rest deutschen Urwaldes.

Wer den Böhmerwald bereist, die große Gebirgskette, welche Böhmen von Baiern abgrenzt, wird vielfache Generationen des Waldes um sich erblicken. Im Schatten halb mächtiger Buchen und Fichten wächst ein jüngeres Geschlecht in die Höhe, das sich als muntere Knabenwelt mit seinen Häuptern an die Brust der starken Männer anschmiegt. Alle diese Männer und Jünglinge und auch die der Zukunft entgegenrauschenden Kinder wurzeln aber erst auf den Trümmern einer untergegangenen Greisenwelt. Unzählige junge Nadelholzstämmchen sieht man auf langgestreckten Moderhaufen und vermorschten Stöcken neben einander emporwachsen, von denen freilich die größte Zahl wieder zu Grunde gehen muß. Nur die kräftigsten überdauern den nie rastenden Kampf, und man kennt sie später an der eigenthümlichen Gestalt ihrer Wurzeln. Wie auf vielfüßigem Piedestal erhebt sich der großmächtige Stamm; die Wurzeln haben sich über den alten Strunk, auf welchem das Samenkorn die erste Nahrung fand, hinabgesenkt, bis sie den Boden erreichten, und bilden nun, nachdem Fäulniß und Moder ihre erste Unterlage zerstört, einen säulen=

Holzschlitter im Böhmerwalde.

artigen Bau, der dem nachgewachsenen Stamme zur Stütze dient. So wächst und stirbt hier noch der Wald, der in dieser Ursprünglichkeit und Unberührtheit einzig in Deutschland dasteht. Die unermeßlichen Holzschätze auf einem Gebiete, das größer ist, als manches Königreich, sind alles Gaben einer freispendenden Natur. Heute noch triffst Du hier Urwald in seiner von keiner Axt durchklungenen Stille.

Keine andere Macht, als elementare Naturereignisse, stürzt die riesenhafte Edeltanne, deren Höhe man erst ermißt, wenn sie auf dem Boden liegt. Bäume von 150—200 Fuß, mit einem Durchmesser von 4—7 Fuß, kommen selbst auf Culturstrecken noch häufig vor, und es ist etwas fast Gewöhnliches, daß aus einem solchen ohne Ast und Gipfelholz 12—15 Klaftern geschlagen werden, ja in früheren Jahren hat man 25 Klaftern aus einzelnen Bäumen gewinnen können.

Generation um Generation wächst auf und fällt wieder nieder. Oft bilden diese Leichen, sich weit in die Tiefe erstreckend, den alleinigen Grund. Die große Feuchtigkeit begünstigt das Wachsthum kleiner Wasserpflanzen, Spagnum, welche das Wasser wie Schwämme in sich auffaugen und sich weit verbreiten und Auen und Moore, mit Seen in der Mitte, entstehen lassen. Bei der Austrocknung einer Moorstrecke bei Eleonorenstein fand man in senkrechter Richtung übereinander fünf Lagen gewaltiger Wurzelstöcke, die folgende immer auf der untergegangenen gewachsen. Nicht überall, aber auf vielen meilenweiten Strecken, wird dieser Urproceß der Stoffumwandlung noch sichtbar, in andern Gegenden ist er bereits überwunden, und man begegnet auf den ausgedehnten Besitzungen österreichischer Grundherren den rationellsten Forstculturen, dazwischen bilden weite Wiesenthäler, ausgedehnte Filze einerseits, dann die der Ackerung allmählich zugeführten Culturen und die großartigen Aushaue und Lichtungen andrerseits die natürlichen und künstlichen Unterbrechungen des Waldes.

Bei solchem Reichthum an Holz ist es in der That von hohem Interesse, darnach zu forschen, wie dasselbe verwerthet werde und welche Erwerbsarten unmittelbar oder mittelbar sich aus dem Walde herausgebildet haben.

Lange Zeit kannten die guten deutschen zähen und stämmigen Bewohner des Böhmerwaldes — so fest und knorrig wie seine Stämme, und so voll mystischer Bräuche und Sitten, wie der dunkle, vom Zwielicht durchzitterte Waldesschatten — den Werth nicht, der im Walde stak. Sie wähnten, dieser sei eben nur geschaffen, um localen Bedürfnissen zu entsprechen. Der Wald war für sie eine Schutzstätte, ein Deckmantel für den Schmuggel, das Zeug, aus dem sie Wohnung und Stadel bereitet, das Wärmematerial für ihre Heerde und Oefen, der Stoff für die Einrichtung der Stube, sowie für ihre einfachen Geräthschaften, Aexte und Schaufeln, Schlitten und Wagen.

Dieses tägliche Bedürfniß gebar auch gar bald ein ganz eigenthümliches Rechtsverhältniß zwischen dem Ober- und Grundherrn auf der einen und dem Waldhäusler auf der andern Seite. Gegen Verabreichung des Klaubholzes, der Dörrlinge, der Waldstreu und des Astholzes von Windbrüchen leistete stillschweigender Weise der Häusler dem Grundherrn sein Stück saurer Arbeit im Walde, und so entstanden allmählich die Waldservituten, die später mit Mühe und Noth abgelöst worden sind. Im Uebrigen galt die allgemein beliebte Anschauung, daß das Holz für Alle gewachsen sei, und Holzdiebstahl und Schmuggelei durchflochten das einsame Leben des Wäldlers mit manchem traurig romantischen Ereignisse.

Hebung des Wohlstandes, bessere Schulbildung haben auch diese Rechtsverletzungen gemindert. Witz und Anstrengung gegen Gefahr einzusetzen, erscheint bei den erniedrigten Zollsätzen nicht mehr so lohnend, wie sonst, und die blutigen Kämpfe bewaffneter Schmugglerhorden mit Grenzwächtern und Soldatenabtheilungen werden nur in sagenhafter Erinnerung noch gefeiert. Damit indeß die Romantik nicht ganz aussterbe, schleicht sich dann und wann ein Wilderer noch hinaus, und die noble Passion des Jägers, die früher häufig gegen Wölfe und Bären geübt werden mußte, bringt manchem feisten Rehbocke ein ungesetzlich frühes Ende.

Die Wölfe sind im Böhmerwalde bereits zu Fabelthieren geworden. Länger erhielt sich daselbst das Bärengeschlecht. Der vorletzte Bär wurde im Jahre 1835 und der letzte im Jahre 1856 erlegt. Dieser letzte, ein sogenannter Honigbär, war den Forstleuten lange schon, gegen fünfzehn Jahre, bekannt. Man stellte ihm schon lange nach, nicht gerade, um ihn auszurotten, denn er betrug sich gegen das im Walde weidende Vieh sehr artig, sondern um ihn in brauchbarem Zustande für das Museum des Fürsten Schwarzenberg, des größten Grundherrn im Böhmerwalde, zu gewinnen. Als in der Nacht vom 7. zum 8. November 1856 frischer Schnee gefallen war, wurde sein engerer Aufenthalt umstellt, man fand aber erst nach zwei Tagen die Spur und scheuchte das Thier am 11. November auf. Das erste Mal leicht verwundet, rettete sich Petz noch einmal, aber nur, um Tags darauf in regelmäßigem Treibjagen von über hundert Schützen und Treibern seinem Verfolgern in die Hände zu fallen. Es war eine alte Bärin, welche über 250 Pfund wog. Ob dieser letzte Petz noch ein rechtschaffener eingeborener Böhmerwäldler gewesen oder von den Alpen herübergekommen war, dürfte schwer zu bestimmen sein, aber daß im Böhmerwalde noch in den vierziger Jahren Bärenfamilien gehaust, ist eine unbestreitbare Thatsache. Luchse, Füchse, Dachse und wilde Katzen nebst dem Rothwild sind jetzt noch die nicht allzuhäufigen vierfüßigen Bewohner unseres Gebirges.

Die Hauptbeschäftigung der Böhmerwäldler und die ehrlichste war und bleibt die des Holzhauers und des Holzknechtes. In gewissen Gegenden gehört ihr fast jeder Jüngling und jeder Mann an. Haue, Axt, Säge und Hammer führt ein jeder Wäldler mit Virtuosität, und tagaus, tagein werden diese Instrumente am grünen und am trockenen, am gefällten und am gesägten Holze geübt.

Der Holzhauer des Böhmerlandes führt seine Wohnung mit sich, wie die Gartenschnecke ihr Haus. Nichts Primitiveres kann aber auch leicht gedacht werden, als diese niedrige Hütte, zusammengefügt aus vier Wänden und darum so transportabel. Schlafstelle, Werkstätte, Heerd, Alles ist darin improvisirt. Alles geschieht an einer und derselben Stelle unweit der Hütte: die Zersägung der gefällten Stämme in Klötze, die Zerspaltung der letzteren und die Zerlegung in Scheite. Nicht weit davon hat der stolze Riese noch vor Kurzem sein erhabenes Haupt im Lichte gebadet und seine Wurzeln in den dicht bemoosten, kräuterbewachsenen Boden gestreckt, wie für die Ewigkeit geschaffen. Rasch ist durch den Holzschlag eine Lichtung entstanden, in der die Sonnenstrahlen gar herrlich spielen und auf welcher das Holz der gefällten Bäume, harzigen Duft rings verbreitend, bald in Klaftern geschichtet liegt. Mit dem Winterschnee heben nun die Schlittenfahrten des Scheitholzes an. Ein mit einwärts gekrümmten Kufen versehener Schlitten wird, nachdem das Holz darauf mittelst Ketten befestigt ward, über den schneebedeckten Abhang nach den Gebirgsbächen hinabgetrieben. Der Lenker des Schlittens, der vorn auf seinem Fahrzeug sitzt, hält eine eisenbeschlagene Holzstange, den „Krall", in der Hand, ihn in den gefrorenen Schneeboden stoßend und so als Ruder gebrauchend, während er mit den Schenkeln die Kufen drückt und die Absätze seiner Stiefeln in den Schnee bohrt. Gefährlich ist diese Fahrt, und mancher kühne und geschickte Fuhrmann ist schon ihr Opfer geworden.

So ist das Holz an die in der Regel steinhart gefrorenen Bäche gebracht worden. Erst im Frühjahre, wenn die Fessel des Eises bricht, der Schnee schmilzt und der Gießbach gewaltig in die Schlucht schießt, kann es weiter geschafft werden. Die Schwemme nimmt ihren interessanten Beginn und Fortgang. Die von mehreren in der Höhe gelegenen Gebirgsseen hernieder stürzenden Wässer werden, indem man die künstlichen Schleußen an der Mündung der Gießbäche öffnete, mit ihrer ganzen Gewalt losgelassen, und nun werfen Schaaren von Holzknechten die an den abschüssigen Ufern gelagerten Scheite in die brausende Fluth. Für Auge und Ohr ein mächtiger Eindruck! Stundenweit vernimmt man das furchtbare Brausen und Poltern der von dem Wogengischt über die Felsklippen fortgeschleuderten Scheite. Die längs des ganzen Schwemmterrains aufgestellten Holzknechte halten abermals ihren „Krall" in der Hand, um die aufgestauten oder in die Klemme gerathenen Scheite von Neuem flott zu machen. In den unteren Partien der Gebirgsbäche sind an gewissen Stellen sogenannte „Rechen" angebracht. In denselben setzt sich der größte Theil, mit Ausnahme des hie und da verschlemmten oder vertragenen Holzes, fest, und hier wird es herausgefischt und zu unübersehbaren Niederlagen zusammengestellt. Ursprünglich hatte die Spedition damit ihr Ende erreicht, jetzt aber hat die Industrie dem Holztransporte neue weitgreifende Arme geschaffen. Die Großbesitzer, begünstigt durch großartige Mittel, brachen hierbei zuerst die Bahn, indem

sie dem Holztransporte durch die fürstlich Schwarzenberg'schen Schwemmcanäle und die Floß- und Schwemmbarmachung der Moldau und ihrer Nebenflüsse Hauptadern eröffneten.

Die kühne Idee, die Moldau mit der Donau durch einen Canal zu verbinden, stammt schon aus einer Zeit, wo es noch nicht so viele Heizmittel gab, wie jetzt, und wo dem Weitersehenden die ungeheure Bedeutung des Böhmerwaldes als Holzproducenten aufgehen mußte. Diese sieben Meilen lange künstliche Wasserstraße für die Holzschwemme ist aber um so merkwürdiger, als sie zum ersten Tunnelbaue führte, den Böhmen besaß, viele Jahrzehnte vor den kleinen Tunnelbauten der das Land nun durchziehenden Schienenwege errichtet. Der durch den Fels getriebene Tunnel ist acht Schuh breit und acht Schuh hoch, ihn durchfurcht eine mächtige Wasserriese. Ein Forstingenieur, Namens Rosenauer, hat diesen Bau bewerkstelligt und damit im Jahre 1789 begonnen. Bereits als Jägerbursche hatte er den kühnen Plan erfaßt und später dem Fürsten Schwarzenberg vorgelegt, welcher die Mittel zur Ausführung bewilligte. Wien wird schon jahrelang mit dem Scheitholze des Böhmerwaldes beschickt. Auf dem Schwarzenberg'schen Canale allein werden jährlich einige 20,000 Klaftern verflößt. Welche Ausbeute aber manche Besitzungen ihren Eigenthümern gewähren, zeigt, daß blos die jetzige Herrschaft Krumau jährlich gegen 75,000 Klaftern Holz in den Handel liefert.

Kein geringeres Verdienst für die Verwerthung des Böhmerwaldes in die fernsten Gegenden hat einer von Böhmens bedeutendsten Industriellen, Adalbert Lanna, der „Moldaukönig", wie die Menge den bescheidenen Mann nennt. Schon als Knabe trieb er auf einem Floße von Budweis nach Hamburg. Das Project der Schiffbarmachung der untern Moldau ließ den jungen Mann nicht ruhen, der, obgleich schon wohlhabend, wie der letzte Diener seines Vaters, eines Schiffmeisters in Budweis, das Ruder in seine kräftige Hand nahm und dessen kühner Geist die Fahrbarmachung der Moldau sich zur Lebensaufgabe stellte. Seine Energie bewirkte in einem geringen Zeitraum, daß die Moldau schon in ihren ersten Anfängen sogar an Stellen floßbar gemacht worden war, welche dieser Absicht durch ihre Klemmen und Klippen die unübersteiglichsten Hemmnisse in den Weg warfen. Nun das Böhmerwaldholz in den Holzhöfen von Prag und weiter hinab in denen an der Elbe zu jeder Stunde berghoch aufgeschichtet steht, blickt man nach dem überwundenen Werke der Flößung wie nach einem Kinderspiele zurück.

Im Böhmerwalde selbst aber haben sich mit der Zeit einige Holz-Industrien herausgebildet, welche zum Theil überall da emporblühen, wo große Waldgebiete eigenthümliche Lebensweise und Beschäftigung bedingen, zum Theil aber auch in der besonderen Beschaffenheit mancher erzeugten Holzsorten ihren Ursprung haben. Ein mit den Bäumen im Böhmerwalde gewachsenes Gewerbe ist die Holzschnitzerei. Sie beschickt die Märkte mit dem gewöhnlichsten Hausbedürfniß, wie mit der zierlichsten Luxusarbeit. Jedes Zündhölzchen, das in Westböhmen weitum seine Dienste leistet, ist aus dem Holze des Böhmerwaldes geschnitten. Siebreife, Stoß- und Falzschindeln, Holzschuhe, Pantoffeln, dann allerhand Küchengeräthe (unter dem Sammelnamen „Waldwaare" begriffen) werden ebenso hier erzeugt, wie die reichornamentirten Spiegelrahmen, die wir in den Schlössern der Schwarzenberg's und Beuquoi's gewahren und die ohne Weiteres in das Fach der Kunst eingereiht werden können.

Auf eine noch ganz andere und zwar auf die kostbarste Weise verwerthet man aber seit vielen Jahren, zum Theil in bedeutenden Etablissements, wie das von Strunz in Außergefield und das der Bienerts in den Maderhäusern und in Tusset, das feinste Holz, indem man es zu Instrumentholz, für Resonanzböden und Streichinstrumente verarbeitet. Das Resonanzbodenholz wird aus den am regelmäßigsten gewachsenen Stämme gewonnen. Die Bäume müssen langsam gewachsen sein, damit die Elasticität der Fasern überall gleich groß ist. Man hat auf einem Stamme, dessen Durchmesser nur 17 Zoll war, 375 Jahresringe gezählt. Die Lagen sind dann nicht stärker als feines Papier. Oft findet sich das schönste Resonanzholz in gestürzten und von der Oberfläche herein bereits vermoderten Stämmen, sogenannten Rannen oder Rohnen, die wohl hundert Jahre schon am Boden liegen. Wenn auch die Oberfläche schon ganz mürbe und zerfallen ist, so daß starke Bäume von 70—80 Jahren darauf gewachsen sind, das Innere ist noch ganz gesund und dann wunderschön weiß und dicht.

Die jüngsten Jahre haben den Holztransport auf eine weitaus andere Basis gestellt. Durch eine Reihe von Jahren ging das Holz zwar schon an den Rhein und nach den Niederlanden — nach manchen beschwerlichen Unterbrechungen durch die Achse — auf der Wasserstraße. Die böhmische Westbahn und die mit ihr fast gleichzeitig in's Leben getretene Strecke der baierischen Ostbahn von Schwandorf nach Fürth aber haben dem Böhmerwaldsholze andere raschere Straßen, andere Stapelplätze eröffnet und hierdurch einen bedeutenden Umschwung des Holzgeschäftes herbeigeführt. Mit dem gesteigerten Absatz und dem raschen Transport ist die Gewinnung des Holzes plötzlich eine andere geworden. Unglaublich rasch hat sich auch die Dampfbretsäge in den waldeinsamen Gebirgen eingestellt.

Früher wurden die schönsten Fichten des Hochwaldes bei Bischofteinitz zu Kohlenmeilern geschichtet und zur Holzkohle umgewandelt. Diese letztere wanderte wieder nach den Eisenwerken der benachbarten Oberpfalz. Jetzt erhebt die stattliche Friedrichs-Dampfsäge ihre Rauchsäule hoch in die Luft und verscheucht mit ihrem Gepuste die niedrigen Geister einer jämmerlichen localen Industrie. Unzählige prachtvolle Stämme gingen ehedem als ein durch Surrogate kaum zu ersetzender Brennstoff lediglich in die vielen Spiegelglashütten, die als Colonien längs des Böhmerwaldes verbreitet liegen, und wenn auch seit zwanzig Jahren im Böhmerwalde bereits Floßbreter geschnitten werden, so mußten sie doch einen weit beschwerlicheren Weg auf der Achse bis an die Ufer des Main zurücklegen. Alle jene altgewohnte Verwerthung des Holzes ist nun untergeordnet gegen die Consumtion nach den fernsten Ländern in der Ausdehnung, wie sie eben jetzt Platz greift.

Ein interessantes nationalökonomisches Moment ist die durch den gesteigerten Absatz herbeigeführte Umwandlung der Holzpreise. Noch vor zehn Jahren standen diese so niedrig, daß mancher schöne Forst in seinem Erträgniß nicht viel Höheres bot, als was Grundsteuer und Waldwirthschaft wieder verschlangen. Nun haben sich die Preise auf das Fünffache gesteigert, und der Arbeitslohn ging um das Doppelte in die Höhe. Der arme Gebirgsbauer, der sonst freudig lächelte, wenn man ihm im Winter mit seinem Ochsengespann im Tage einen Gulden zu verdienen gab, schüttelt jetzt bedenklich oder gar verdrießlich den Kopf, wenn er nicht mit demselben Gespann mindestens drei Gulden erwirbt. Diese Umwandlung bereiteten zum größten Theile jene Bretsägen, denen man in neuester Zeit die Flügel des Dampfes aufgesetzt. Die dies zuerst mit Glück unternahmen, sind die Gebrüder Kröber aus der Rheinpfalz. Sie übernahmen die erste Dampfbretsäge, von einem Großbesitzer 1859 errichtet, und bauten eine neue, die erwähnte Friedrichsdampfsäge in Hochwald. Solche Colonien zu gründen, ist übrigens auch im Böhmerwalde nicht allzuleicht. Die Baulichkeiten, insbesondere die Arbeiten des Maurers, waren in der Waldeinsamkeit theuer und schwer zu erzielen. Unsere Colonisten überwanden indeß manche Schwierigkeit rasch und fast spielend. Der Wald wurde schnell umgelegt, der Bauplatz geräumt, und schnell wuchsen die Gebäulichkeiten in die Höhe. Maschinen von dreißig Pferdekraft setzen mittelst Transmission und Riemen vier Gattern zu je sechs Sägen und nebstdem zwei Kreissägen in unaufhörliche Bewegung, welche durchschnittlich des Tags 800—1000 Wiener Kubikfuß Holz zu Bretern schneiden. Die Sägespäne und Rinden, durch die Sägen zerrieben, müssen ihren Quälern bald dienstbar werden, indem man sie als Heizmaterial für die Dampfkessel wieder verwendet. Was früher das Verfolgte, wird nun, obgleich scheinbar noch dienstbar, das Verfolgende. Was ist also aus den geheimnißvollen Stellen dieser heiligen Wildniß geworden? — Scheu wirft der Edelhirsch seine verwunderten Blicke auf das neue, geräuschvolle Werk, mit welchem sich der Mensch in sein unbestrittenes Revier gedrängt, und ihr mächtighohen Baumgreise, zittert vor eurem baldigen Untergang! Sonst kämpftet ihr auf verlassener Höhe mit den Elementargewalten, jetzt mit den Elementen der erwachten Industrie. Wenn ihr eure 150 Jahre einmal auf dem Rücken habt und euer Nacken von der Last des Schnees so vieler Winter gebeugt ist, verfallt ihr nun erst unbarmherzig dem Wuthschnauben des Dampfes und dem knirschenden Zahne der Säge.

So ist das alte „tempora mutantur et nos mutamur in illis" auch auf die Baumpatriarchen des Böhmerwalds anwendbar, von denen wir uns mit diesem Epitaphium für jetzt verabschieden wollen.

Aus den letzten Stunden einer Monarchie.

Von Johannes Scherr.

Die Uhr des zu den Tuilerien gehörenden Pavillon de l'Horloge schlägt ein Uhr, die erste Stunde des 24. Februar 1848. Die Nacht ist frostig und finster, aber der Wiederschein ihrer Myriaden von Gaslichtern macht die über der Riesenstadt hängende Dunstmasse weißlich schimmern. Der alte Königspalast, welcher schon so viele Schicksalswechsel gesehen, diese Tuilerien, in denen Marie Antoinette intriguirt, der Convent vulcanisirt und Napoleon despotisirt hatte, sie zeigen auch zu dieser Stunde in ihrem Innern, wie in ihrer Umgebung, jenes unbeschreibliche Ungewöhnliche, Unruhige, Hastvolle und Bängliche, welches Katastrophen von Herrschern und Staaten vorauszugehen pflegt, wie der Staubwirbel aufwühlende Windstrom dem Gewitter voranwallt. Die Wachtposten sind überall verdoppelt, verdreifacht. Das Gitter des großen Hofes ist geschlossen. Die ganze Vorder- und Hinterfront des Schlosses entlang ist in allen Stockwerken eine Masse von Fenstern erhellt, und man sieht in den Corridoren des Erdgeschosses, wie droben in den Mansardengängen eilende Lichter kommen, verschwinden und wiederkommen. Auf den Treppen, in den Vorhallen und Vorzimmern ein summendes Getöse, nur noch mühselig gedämpft durch den aufgehobenen Finger der Aja Etikette, ein Kommen und Gehen von Staatsmännern und Generalen, Hofherren und Hofdamen, Lakaien und Zofen. Ueberall in's Längliche oder auch schon in's Lange gezogene Gesichter, aufgeregte Mienen, Frageblicke, Geflüster und Gewisper. Ein Unheimliches schreitet durch das ungeheure, prächtige Haus. Noch ist dieses Schreiten nur ein Schlürfen, aber binnen etlichen Stunden wird es ein Dröhnen sein.

Kriegerische Zurüstungen ringsher um den Palast. Längs der Rue Rivoli eine Colonne Infanterie unter den Waffen. In den Zwischenräumen reitende Artillerie mit ihren Stücken. Starke Cavalleriepikets in die Rue St. Honoré und bis zum Palais Royal vorgeschoben. Der Quai entlang der Seine, soweit die Tuilerien- und Louvrebauten reichen, ebenfalls wohlbesetzt. Auch hier zwischen dem Fußvolk Artillerie, besonders an den Punkten, wo sich die drei Brücken, Pont Royal, Pont du Carrousel und Pont des Arts, auf das linke Stromufer hinüberlegen. Bei näherem Zusehen wäre in der Haltung der Truppen eine gewisse Schlaffheit und Verdrossenheit bemerkbar geworden: sie hatten schon seit nahezu zweimal 24 Stunden in Wind und Wetter ermüdenden und unliebsamen Dienst gethan. Aber drinnen auf dem Carrouselplatz geht es laut und lebhaft her. Lodernde Pechpfannenfeuer werfen ihren rothen Schein über den weiten Raum, der nach allen vier Seiten mit Truppen sämmtlicher Waffengattungen garnirt ist. In der Mitte ein dichtstehender Halbkreis von Stabs- und Subalternofficieren. Vor der Fronte desselben eine Gruppe von Generalen. Auf der Sehne des Bogens ein Mann von martialischer Figur, Haltung und Gebehrde. Sein von den breiten Schultern zurückgeschlagener Mantel läßt eine reich gestickte Uniform sehen, und auf dem Kopfe trägt er den an den aufgeklappten Rändern mit weißem Federnbesatz eingefaßten Hut eines Marschalls von Frankreich. Ihm zur Seite hält sich ein schlanker Mann in der Uniform eines Generallieutenants, dessen aristokratisch feine, kühle und etwas hochmüthige, aber feste und gescheidte Züge den Herzog von Nemours, zweitältesten Sohn Louis Philipp's, erkennen lassen. Hinter dem Marschall erblickt man zwei in Mäntel und Pelze sattsam eingewickelte Civilmänner, zwei soeben, man weiß nicht recht, halb oder ganz entministerte Säulen des „Systems der Corruption", Guizot und Duchâtel. Der Zweite mag immerhin das Gesicht in den Pelzkragen verstecken: es lohnt sich nicht der Mühe, ihn anzusehen. Schade aber, daß man von Herrn François Guizot nicht mehr zu sehen bekommt. Denn der Mann verdiente wohl näher betrachtet zu werden, als der zu Fleisch und Blut gewordene Doctrinarismus des constitutionellen Systems, als die Verkörperung des zur höchsten Potenz erhobenen Schulmeisterthums der parlamentarischen Fiction.

„Messieurs", sagt der Marschall Bugeaud mit knapper Hutlüftung kurz und barsch, „der König hat mich mit dem Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht von Paris, Linie und Nationalgarde, betraut. Man muß ein Ende machen mit den Rebellen. Ihr wißt, wenn ich mich mit ihnen schlug, bin ich niemals geschlagen worden. Habt Acht, daß Ihr mich diesmal meine Jungferschaft nicht verlieren macht."

Beifälliges Lachen belohnt den Kasernenspaß des Herzogs von Isly, bekannter noch unter seinen populären Titeln: „Kerkermeister von Blaye" und „Schlächter von der Rue Transnonain". Aber horch, was trägt der Nachtwind für ein dumpfes Geräusch den Strom herunter, von der Cité-Insel her und herüber aus den volkreichen Quartieren, die sich zur Linken der Seine um das Pantheon zusammenballen und zur Rechten zwischen dem Hotel de Ville, der Place de la Bastille und den Boulevards gelagert sind? Ein Rauschen und Brausen, bald sinkend, bald schwellend; ein tausendfältig Gemisch von Tönen und Klängen, zersplitternd jetzt in Hunderte von grellen Mißlauten, dann wieder zusammenschlagend in ein Aechzen und Stöhnen und Donnern, als hörte man den atlantischen Ocean wüthend an die Klippen der Bretagne prallen. Und wiederum, horch, reißen sich aus dem monotonen Gesause einzelne articulirte Töne los: „Allons enfants!" und antwortet es drüben: „Le jour de gloire est arrivé!" und wie ein Bündel feuriger Klangraketen zischt zum mächtigen Himmel empor der unsterbliche Refrain: „Aux armes, citoyens!"

Der Marschall zieht sich den Mantel dichter um die Schultern und sagt: „Wir werden ein Wort mit den Herren von den Barrikaden sprechen. Doppelte Ladung in die Gewehre! Ihr sollt alsbald meine Befehle haben, Messieurs. Ich gehe, die Dispositionen zur Niederwerfung der Emeute festzustellen."

Während er, siegessicher, im Etat-Major (Generalstabsgebäude) seinen Plan entwirft, arbeiten sich zwei Männer mühsam und oft angerufen zum Eingang des Palasthofs und von dort zur Hinterpforte des Pavillon de l'Horloge durch. Der eine ist in der Uniform der Adjutanten des Königs, der andere in Civil, — ein Mann weit unter Mittelgröße. Aus dem hinaufgeschlagenen Kragen seines Pelzüberrocks ragt ein ungewöhnlich großer Schädel hervor. Nachdem er sich aus seinen Einhüllungen herausgewickelt, stellt sich der Kleine als ein ziemlich altes Männchen dar mit einem sehr wenig schönen Gesicht, welchem jedoch die Augen viel „Esprit" verleihen würden, so sie nicht durch große runde Brillengläser verdeckt wären. Er nimmt seinen Hut ab und wischt sich den Schweiß von seiner Stirn, denn er hat unterwegs mit seinen armen kurzen Beinen verschiedene Barrikaden überklettern und so zu sagen ein „Rennen mit Hindernissen" mühselig bestehen müssen. Dann folgt er seinem Führer, Herrn de Berthois, zum Arbeitscabinet des Königs. Auf dem Wege dahin streifen, von dorther kommend, zwei Herren an ihm vorüber, fast Ellenbogen an Ellenbogen, Messieurs Guizot und Duchâtel, und wie der Kleine sie erkennt, gleitet flüchtig ein sardonisches Lächeln über sein Gesicht. Im Vorzimmer eilt dem Kleinen Herr de Montalivet entgegen, Intendant der Civilliste, eine Person, welche ganz genau einem durch ein Vergrößerungsglas betrachteten Knaben gleicht. Im Uebrigen ein beflissenster Diener des vielgepriesenen „Systems", dessen logische Consequenz der heutige „Dies irae". Der geschmeidige Höfling ist deshalb nicht zu tadeln. Hat doch das gesammte „officielle" Europa das „System" des Bürgerkönigs als die Quintessenz politischer Weisheit lobgepriesen und zwar mit Recht. Denn es hatte beinahe achtzehn Jahre lang Erfolg gehabt, und der Erfolg ist das göttliche goldene Kalb, um welches schon lange nicht mehr nur die „Kinder Israel", sondern auch die „Gojim" vom Aufgang bis zum Niedergang wetteifernd den Ringelreigen tanzen.

„Ah, Monsieur Thiers," sagt Herr de Montalivet, „wir sind höchlich erfreut, Sie hier zu sehen. Freilich, der König erwartete nicht weniger von Ihrer Hingebung. Aber schonen Sie den König."

„Den König schonen? Meine erste Pflicht ist, ihm die Wahrheit zu sagen," versetzte der kleine Nothhelfer, in welchem man zu dieser Stunde einen großen sieht. Was doch Alles die Menschen sich einbilden! Thiers, der Verfasser einer napoleonischen Mythologie in zwanzig dicken Bänden, ein „Wahrheitssager"! . . . .

Wenige Minuten darauf — um 2½ Uhr — stand der napoleonische Mythograph und orleanistische Staatsmann vor dem Sohn Egalité's, welchem der Königstraum, den er vor Zeiten mit Dumouriez in den Feldlagern an der belgischen Grenze geträumt hatte, im Juli von 1830 zur Wirklichkeit geworden war, zu einer

Wirklichkeit, die heute wieder zerrinnen sollte wie ein Traum. Der alte feine Herr, in dessen mit einer wohlfrisirten Perücke bedecktem „Birnenkopf“ eine ganze Rotte von Reineken ihr Malepartus gegraben hatte, war zu dieser Stunde weit entfernt, zu ahnen, daß, lange bevor der Tag zu Ende, seines „Bürgerkönigthums“ ganze Macht und Pracht, in einen schlichten Fiaker verpackt, kläglich-flüchtig davongestoben sein würde. Der vielerfahrene Odysseus des Constitutionalismus hatte doch zuletzt den Wirkungen des Taumelkelchs, welchen Circe Gewalt ihm kredenzte, nicht widerstehen können, und die boshafte Zauberin hatte sich demgemäß beeilt, den Reineke der Reineken in ein — es ist hart und respectwidrig zu sagen, aber wahr — in einen obstinaten anderen Vierfüßler zu verwandeln. Die Ereignisse der zwei letzten Tage hatten zwar dem nahezu Fünfundsiebzigjährigen körperlich tüchtig zugesetzt — er lag überwacht und schachmatt, ganz in Flanell gewickelt, in einem Fauteuil — aber sie hatten ihn vom Rausche des Besitzes der Macht keineswegs ernüchtert. Die Berufung von Thiers, wozu er sich um Mitternacht entschlossen, war ein seinem Stolze schwer abgerungenes Zugeständniß, und als der Gerufene jetzt gemeldet und eingeführt wurde, gab dem Greise sein gekränkter Stolz und seine üble Laune die Kraft, rasch aufzustehen und den kleinen Nothhelfer mit den barschen Worten zu empfangen: „Sie kennen die Sachlage. Ich ließ Herrn Molé rufen. Er will nicht. Ich sah mich also genöthigt, Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Haben Sie ein Ministerium parat? Ich brauche auf der Stelle ein solches.“

„Sire, ich erwartete nicht, gerufen zu werden, und habe daher keine Ministerliste bereit.“

„Ah so! Ja, man sagt, daß Sie nicht mehr in's Cabinet treten wollten.“

„Allerdings, Sire, war das meine Absicht.“

„Sie müssen sich unverweilt nach Collegen umsehen. Sie kennen das Unliebsame, was sich vor dem Ministerium des Auswärtigen begeben hat. Die Regierung kann Nichts dafür, es war ein Zufall, aber die Wirkung eine sehr unglückliche. Ich muß also ein Ministerium aus der Opposition nehmen. Was für Leute werden Sie mir geben? Ich errathe, daß Sie Barrot fordern werden, und habe Nichts dagegen. Er ist ein guter Mensch, obzwar ein schlechter Musikant, will sagen Politiker. Aber die Präsidentschaft des Cabinets müssen Sie und darf nicht Barrot übernehmen. Es bedarf der Festigkeit, ich zähle nur auf Sie.“

„Herr de Remusat?“

„Einverstanden.“

„Herr Duvergier de Hauranne?“

„Ah, Duvergier?“

„Das ist ein Mann von Festigkeit.“

„Von Festigkeit, ja, auf meine Kosten. Doch sei es. Die Herren sind Ihre Freunde, lassen Sie dieselben kommen. Wir wären also hinsichtlich des Persönlichen im Reinen. Was verlangen Sie in Betreff des Sachlichen?“

„Die Wahlgesetz- und Parlamentsreform ist eine unumgängliche Nothwendigkeit. Ich zwar für meine Person war für die Reform des Wahlgesetzes nie sehr eingenommen. Indessen muß man gestehen, daß der Kreis der Wahlfähigkeit und der Wählbarkeit wirklich ein etwas zu enge gezogener ist. Er gestattet einer allzu kleinen Anzahl von Leuten, die Vortheile der Verwaltung auszubeuten.“

„Wie, Sie wollen mir also eine enorm große Kammer und eine enorme Wählerschaft geben?“

„Behüte, fünfzig Deputirte mehr und 150,000 Wähler mehr werden vollkommen genügen.“ (Und das nannte Herr Thiers dem Könige „die Wahrheit sagen“!)

„Nun, wir wollen sehen.“

„Das ist noch nicht Alles.“

„Was denn sonst noch?“

„Mit der gegenwärtigen Kammer können ich und meine Freunde nicht regieren.“

„Ach, Sie wollen die Auflösung der Kammer? Niemals! Nein, niemals werde ich dazu meine Einwilligung geben. Niemals! Um keinen Preis!“ Und dies sagend ging der König in höchster Aufregung im Zimmer hin und her. Mühsam sich beherrschend äußerte er dann: „Was ich für den Augenblick brauche, sind Minister. Suchen Sie mir welche. Wir werden uns später wohl verständigen. Ich willige in alle Ihre Forderungen, die Kammerauflösung ausgenommen.“

„Diese gerade aber ist das, worauf meine Freunde entschieden bestehen werden.“

„Jedenfalls will ich im Moniteur anzeigen, daß ich Sie berufen habe.“

„Es wäre zweckdienlich, meinem Namen den von Barrot beizugesellen.“

„Gut.“ Und der König setzte sich an seinen Schreibtisch und ließ sich von Thiers Folgendes dictiren: „Der König hat Herrn Thiers berufen und mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt. Herr Thiers hat verlangt, sich Herrn Barrot beigesellen zu dürfen, und der König diesem Wunsch entsprochen.“ Soweit war man, als es 3 Uhr schlug.

„Wann werden Sie zurückkommen?“ fragte Louis Philipp.

„Sire, ich mache mich auf, Minister für Sie zu suchen, und hoffe bis zum Tagesanbruch welche zu finden.“

„Wohl, bis dahin will ich schlafen. Also zwischen 8 und 9 Uhr?“

„Wir sind noch nicht einig über den Hauptpunkt.“

„Das weiß ich.“

„Selbstverständlich werden wir, falls wir uns nicht mit Ihnen verständigen können, nicht in's Cabinet treten. Wir haben dann freie Hand.“

„Freilich, freilich, und auch ich habe dann freie Hand.“ Er zog die Klingel, befahl die geschriebene Note in die Druckerei des Moniteur zu senden, und sprach hierauf zu Herrn Thiers, der seine Abschiedsverbeugung machte: „Warten Sie, ich muß Ihnen noch sagen, daß ich Bugeaud zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt habe. Gehen Sie zu ihm, er befindet sich im Generalstabsquartier. Sie werden sich, da er Ihr intimer Freund ist, leicht mit ihm verständigen.“

Thiers schwieg verlegen.

„Was haben Sie denn? Man sollte glauben, die Ernennung Bugeaud's mißfiele Ihnen.“

„Sire, ich liebe den Marschall sehr und halte ihn für den ersten Krieger unserer Zeit. Aber, aber . . . die Ernennung Bugeaud's ist ein schroffer Widerspruch gegen Ihre durch die Berufung eines Ministeriums aus den Reihen der Opposition angezeigte Absicht, die aufgeregte öffentliche Meinung beruhigen zu wollen.“

„Sie werden mich doch in einem so kritischen Augenblick nicht meines Degens berauben wollen?“

„Nein. Ich will versuchen, den Marschall meinen Collegen annehmlich zu machen.“

Beim Weggehen aus dem Schlosse sprach Herr Thiers im Generalstabsquartier vor, welches sich in dem Pavillon der Tuilerien befand, der, damals noch nicht völlig ausgebaut, an die Rue Rivoli stößt. Der halbe Premierminister — denn er war noch weit entfernt, ein ganzer zu sein — vernahm aus Bugeaud's Munde Klagen über die Unzulänglichkeit der Streitkräfte und die Unausgiebigkeit der zur Verfügung stehenden Munition. Dessenungeachtet war jedoch der Marschall voll Zuversicht und traf seine Anordnungen mit Sicherheit und Bestimmtheit. Sein guter Muth ermuthigte auch Herrn Thiers, so daß der kleine Nothhelfer ziemlich beruhigt auf die Ministersuche ging.

Die Zahl der Truppen, über welche Bugeaud verfügte, betrug in runder Summe 25,000 Mann, die Nationalgarde nicht mitgerechnet. Der Marschall, welchem die Stimmung der Bürgerwehr von Paris nicht unbekannt war, rechnete auch gar nicht auf dieselbe, sondern verließ sich nur auf die Linie, für welche mittelst Telegrammen Verstärkungen aus dem der Hauptstadt naheliegenden Garnisonen herbeigerufen wurden. Zur Stunde, als Bugeaud in der Nacht den Oberbefehl übernahm, war die Hauptmasse seiner Streitkräfte in den Höfen und Umgebungen der Tuilerien und des Louvre vereinigt, während schwächere Abtheilungen den Platz der Bastille, das Hôtel de Ville, die Polizeipräfectur und das Pantheon besetzt hielten. Das ganze Centrum der Stadt, der Raum zwischen der Rue de la Paix, den Boulevards, der Rue St. Honoré, der Rue Rambuteau und dem Bastilleplatz, befand sich in den Händen des Aufstands, welcher seit der verhängnißvollen Abendstunde des 23. Februars, wo auf dem Boulevard des Capucines vor dem Hôtel Guizot's (Ministerium des Auswärtigen) das eine Reform-Demonstration in eine Revolution verwandelnde Blutbad stattgefunden, an Umfang, Energie und Rüstung unermeßlich gewonnen hatte.

Ah, sie hatten sich's Mühe kosten lassen diese Nacht über, die anstelligen, falkenäugigen, flinkhändigen Barrikadenkünstler der alten Lutetia, der „ultima ratio regum“ die „ultima ratio populi“ entgegenzustellen: — 1512 nach allen Regeln der Kunst erbaute Barrikaden, wozu, andere Materialien ungerechnet, 4013 Baumstämme und 1,277,000 Pflastersteine verwandt worden waren. Im Besitze dieser Hunderte von improvisirten Citadellen, schickte das Volk von Paris sich an, die ihm vom Schicksal zugewiesene Rolle, den Nationen vorzuturnen auf dem Turnplatz der Weltgeschichte, wieder einmal mit Anstand, Virtuosität und Grazie durchzuführen. Die Riesenarbeit der Nacht hatte, weit entfernt, die Körper zu ermüden und die Gemüther zu beruhigen, in den Reihen der Insurgenten den Argwohn, den Zorn, die Kampflust nur gesteigert. Das Erscheinen des Moniteur am Morgen war nicht geeignet, diese Stimmung zu beschwichtigen. Das Regierungsblatt brachte nämlich in seinem nichtamtlichen Theile die vage Notiz von der bevorstehenden Einsetzung eines Ministeriums Thiers-Barrot, in seinem amtlichen dagegen die Anzeige, daß der Oberbefehl über die Linie und die Nationalgarde dem Marschall Herzog von Isly gegeben worden sei. „Was?“ schrieen die Barrikadenmänner, „Bugeaud? Der Kartätscher von der Rue Transnonain, der das Blut des Volkes wie Wasser vergossen hat, der Henkersknecht des Systems, dessen Sophist und Jesuit Guizot ist? Daran erkennen wir, was an allen den Reformverheißungen ist. Weg damit und ‚aux armes, citoyens!‘“ Noch erhob sich nirgends der Ruf: „Vive la république!“ und es unterliegt keinem Zweifel, daß noch am Morgen des 24. Februars die Massen durch etliche zeitgemäße und ehrliche Zugeständnisse im Sinne der Reform zu beschwichtigen, zu befriedigen und zu gewinnen gewesen wären. Aber mit jeder in diesem Sinne unbenützt verfließenden Stunde, Viertelstunde, Minute wurde die Haltung des Volkes eine drohendere, wurde eine zum Aeußersten entschlossene. Sehende Augen und hörende Ohren merkten das Herannahen einer gewaltigen Katastrophe. Auf den Stirnen republikanischer Führer glänzte Heiterkeit und um ihre Lippen spielte ein Hoffnungslächeln: sie spürten in allen Fibern, daß dieser Tag die Möglichkeit bringen könnte, vielleicht bringen müßte, den großen Würfelwurf zu wagen.

Derweil war Bugeaud auch nicht müßig gewesen, das Feld, auf welchem er dem Volke die voraussichtlich bevorstehende Schlacht liefern wollte, zu prüfen und die Stellungen seiner Streitkräfte darauf zu bezeichnen. Zwei große Linien markirten sein strategisches Terrain: die Boulevards und die Seinequais. Auf dem rechten Ufer des Stroms mußten als wichtige Punkte im Auge behalten werden das Schloß, das Hôtel de Ville, die Bank, die Place des Victoires und weiterhin der Concordeplatz und Bastilleplatz, in der Mitte der Boulevardsbogenlinie durch die Porte Saint-Denis mitsammen verbunden; auf dem linken Ufer ebenso der Invalidenpalast und die Militärschule, das Palais Bourbon (Sitzungslocal der Deputirtenkammer), die Polizeipräfectur und das Pantheon. Der Marschall hatte beschlossen, einen Angriff von Seiten der Insurrection nicht abzuwarten, sondern denselben durch agressives Vorgehen zuvorzukommen. Demzufolge organisirte er vier Marschcolonnen. Die erste derselben sollte, geführt vom General Sebastiani, durch die Straßen Saint-Honoré, des Prouvaires und Rambuteau zum Hôtel de Ville vordringen, wohin sie auch, um fünf Uhr vom Carrouselplatz abmarschirend, um sieben Uhr wirklich gelangte. Die zweite Colonne marschirte unter Führung des Generals Bedeau um halb sechs Uhr von den Tuilerien ab und hatte die Aufgabe, durch die Straßen Richelieu, Vivienne, Feydeau, Montmartre nach den Boulevards und diese entlang auf den Bastilleplatz zu gelangen. Die dritte Colonne setzte sich, befehligt vom Oberst Brunet, gegen sechs Uhr in Bewegung, um, durch die Straßen Saints-Pères, Jakob, de Seine, Tournon und Saint-Dominique marschirend, den beim Pantheon stehenden General Renault zu verstärken. Die Führer dieser Angriffscolonnen hatten Befehl, die Barrikaden auf ihrem Wege mit Sturm zu nehmen und jeden ihnen begegnenden Widerstand energisch niederzuschlagen. Eine vierte Colonne behielt Bugeaud unter seiner eigenen Hand. Er wollte damit im Rücken der zwei ersten operiren, um jede Wiederherstellung der genommenen und zerstörten Barrikaden zu verhindern. Ein fünftes Geschwader endlich sollte unter dem Befehl des Generals Rulhières als Reserve auf dem Carrouselplatze zurückbleiben. Von der Nationalgarde glaubte der Marschall bei seinen Anordnungen ganz absehen zu dürfen. Ein schwerer Irrthum! Denn die Reformstimmung der überwiegenden Mehrheit der Bürgerwehr machte die „Bärenmützen“ mit den „Blousen“ sympathisiren, und das Erscheinen der ersteren an der Seite der letzteren verdoppelte und verdreifachte die Unlust der Soldaten, ausdauernd und rücksichtslos für das Julikönigthum sich zu schlagen. Für dieses wurden, wie so oft für stürzende Gewalten, jetzt sogar seine guten Seiten zu Untergangsmotiven. Unter diesen guten Seiten hatte Louis Philipp's standhafte Friedensliebe die erste Rolle eingenommen, eine Tugend, in welcher die Gloire-, Beute- und Avancementssucht der Armee nur ein Laster sah. In ihren Reihen war der „Bürgerkönig“ längst entpopularisirt und, Alles zusammengehalten, war demnach zum energischen Schlagen für das Bestehende von der ganzen bewaffneten Macht nur die „Municipalgarde“ entschlossen, ein aus Unterofficieren gebildetes Corps, die Blüthe der straffen Militärsubordinaten.

Trotz alledem wiegte sich Bugeaud, den Grad der Entschlossenheit, Thatkraft und Rücksichtslosigkeit Anderer, namentlich des Königs, an dem seiner eigenen messend, in der trügerischen Hoffnung eines Triumphs, dessen er zum Voraus genoß. Denn nachdem er seine Angriffscolonnen in Marsch gebracht hatte, setzte er sich hin und schrieb an Herrn Thiers: „Schon lange hab' ich vorhergesehen, mein Freund; daß wir Beide berufen werden würden, die Monarchie zu retten. Mein Entschluß ist gefaßt, ich habe meine Schiffe verbrannt. Sowie ich die Emeute besiegt haben werde — und wir werden sie besiegen, denn die Lässigkeit der Nationalgarde und der Mangel an Unterstützung von dieser Seite sollen mich nicht aufhalten — will ich gern als Kriegsminister in das von Ihnen gebildete neue Ministerium eintreten, falls meine angebliche Unpopularität kein unübersteigliches Hinderniß ausmacht: ....“ Eine fast in's Komische fallende Probe menschlicher Selbsttäuschung fürwahr! Längstens zwei Stunden nach Niederschreibung dieser Zeilen war die „Emeute“ entschieden obenauf und in unwiderstehlichem Vorschritt zum Siegesziel begriffen. Zu dieser Stunde geschah auch ein Zeichen, welches in den Straßenkämpfen von Paris stets als eines der Ausschlag gebenden gegolten hat. Die Zöglinge der polytechnischen Schule erklärten dem Chef der Anstalt, daß sie sich an dem Aufstand betheiligen wollten und würden, zogen ihre Uniformen an, bewaffneten sich und eilten schaarenweise nach den verschiedenen Kampfplätzen, um sich in die Bewegung zu werfen, deren Wogen von Minute zu Minute höher und höher gingen. Schon befanden sich wichtige strategische Punkte, z. B. die Porte Saint-Denis, der Siegesplatz, fünf Kasernen und außerdem die Mehrzahl der Mairien, in den Händen des kämpfenden Volkes, andere waren dicht von demselben eingeengt. Mehr und mehr sahen sich die operirenden Truppenkörper voneinander abgeschnitten und, ermattet, hungrig und kampfunlustig, wie sie waren, immer hülfloser in das ungeheure Straßennetz verstrickt, dessen Maschenknoten die Barrikaden bildeten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unenthülltes Staatsgeheimniß.

Historische Skizze von **Georg Hiltl**.

Die Parks und Salons des berühmten Schlosses zu Versailles hatten schon mancherlei wunderbare und eigenthümliche, merkwürdige und berüchtigte Persönlichkeiten zwischen ihren Bäumen wandeln sehen und in ihren Mauern beherbergt. Was war seit der Erbauung des mächtigen Königssitzes Alles daselbst verhandelt? Von dort aus entschied sich fast ein Jahrhundert lang das Geschick Europa's, in jenen dunklen Laubgängen, an jenen blitzenden Cascaden und großartigen Springbrunnen entspannen sich die verwickelten, tausendfachen Fäden bedeutungsvoller Palastintriguen. Dort schürzten die schönen Hände ehrsüchtiger, genialer Frauen die Maschen zu den einen Welttheil umstrickenden Netzen. Versailles war es bekanntlich, dessen schiefangelegte Fenster in einer Schloßbeamtenwohnung den unheilvollen Krieg Frankreichs gegen die Pfalz entzündeten; um eines allzuschräg eingesetzten Fensters willen ward das herrliche Schloß zu Heidelberg eine Ruine.

Und noch gar manche ähnliche Dinge lassen sich aus Versailles

berichten. Es war ein großes, offenes, zugängliches Haus! Man hätte meinen sollen, dort seien keine Geheimnisse vorhanden, und doch gab es deren genug. Vieles zog dort aus und ein, was den Besuchern ein Räthsel blieb; sie sahen die Person, sie sprachen mit ihr — aber ihre Wirksamkeit verstanden sie nicht, ihr geheimnißvolles Treiben barg sich unter glänzender Hülle, genialer Leichtfertigkeit oder stummer Unterwürfigkeit. Der Sieur d'Artagnan, Herr v. Saint Mars, Griffet, Fouquet; dann die Mitwisser des gräßlichen Geheimnisses der eisernen Maske rc., welch' eine Fülle von Mysterien bargen sie in ihrer Brust!

Als der sittenreine Ludwig XVI. den Thron bestiegen hatte, wurden die räthselhaften Persönlichkeiten seltner. Der König war kein Freund von solchen historischen Raritäten. Um so größer war die Neugierde des Hofpersonals, als im Jahre 1777 eine Erscheinung auftauchte, welche ganz geeignet war, ein Heer von Vermuthungen auszurüsten und die sonderbarsten Vorstellungen zu erzeugen, eine bisher noch nicht dagewesene Erscheinung.

An einem Tage im Augustmonate war die Einfahrt zu dem großen Hofe förmlich belagert von Hofleuten beiderlei Geschlechts. Man raunte einander in die Ohren, man tuschelte, man reckte die Hälse. Der König war mit seiner ganzen Familie anwesend. Er hatte schon seit dem frühen Morgen es sehr mißfällig bemerkt, daß sich verschiedene Unberufene eingefunden hatten. Diese waren aus keinem andern Grunde gekommen, als um das räthselhafte Geschöpf zu sehen, dessen Ankunft Ludwig XVI. erwartete.

Sehr bitter wurden die Gaffer enttäuscht. Nach langem Harren erblickten sie zwar die ersehnte Kutsche, welche das Wunder barg, aber die Fenster dieser Kutsche waren durch grünseidene Vorhänge dicht geschlossen. Die Pferde wurden durch den Kutscher zu rasender Eile getrieben, und zum großen Verdruß des schaulustigen Publicums fuhr der Wagen nicht in den großen Hof, sondern bog dicht vor dem Gitter links ab, lenkte in den Seitenhof ein und hielt dann am Fuße der kleinen Treppe, von welcher aus man direct in die königlichen Zimmer gelangte und auf deren letzter Stufe Ludwig XV. den Messerstich von Damiens' Mörderhand empfing. Zu diesem gleichfalls vergitterten Vorplatze erhielt aber Niemand Zutritt, wenn der König nicht Empfangtag anbefohlen hatte, und so mußten die Getäuschten mit langer Nase abziehen.

Der auf dem Wagenschlage stehende Lakai öffnete und half einer reichgekleideten Dame aus dem Wagen. Die Dame war tief verschleiert. Sie stieg die Stufen hinan, ging langsam, aber fest auftretend, durch den Corridor bis in das Vorzimmer des Königs und blieb dort stehen, während der diensthuende Kammerherr die Meldung von ihrer Ankunft machte. Nach kurzem Harren öffnete sich die Thüre zu den Zimmern des Königs. Derjenige, der sie öffnete, war der Monarch selbst. Er winkte der Verschleierten sehr artig hereinzukommen und sprach die einer Dame gegenüber allerdings seltsamen Worte: „Treten Sie näher, mein Herr Chevalier!"

Die große Gesellschaft im Hofe hatte nun freilich nicht Gelegenheit bekommen, das seltsame Geschöpf in der Nähe zu betrachten, allein die wenigen, die sich im Vorzimmer des Monarchen befanden, waren um so schneller bereit, ihre Bemerkungen mitzutheilen. Das Wunderbarste an der ganzen Sache war aber, daß alle Welt die Person selbst kannte, daß man von ihrem früheren Leben ziemlich genau unterrichtet war, nur die Verwandlung des Costüms blieb das Räthselhafte.

Jene Dame nämlich, welche der König Ludwig XVI. am 19. August 1777 so artig empfing, war Niemand Anderes, als der Chevalier Timothée d'Eon de Beaumont, bekannt in der Welt der Höfe unter dem Namen Chevalier d'Eon.

Aber dieser Chevalier trug Weiberkleidung. Wie war er in diese gekommen? D'Eon war bekannt als tüchtiger Soldat, gewandter Staatsmann, unerschrockener Duellant und Mann von gediegener Bildung. Am 5. October 1728 zu Tonnerre in Burgund geboren, hatte er nach vollendeten Studien durch den Prinzen Conti eine Anstellung bei der Gesandtschaft in Rußland erhalten. Der verschlagene junge Mann leitete nun fünf Jahre lang die geheime Correspondenz der Kaiserin Elisabeth mit Ludwig XV. Er war eine der stärksten Federn, welche den mächtigen Bestuscheff in die Lüfte schnellten. 1758 trat der Chevalier in die Reihen der französischen Armee als Rittmeister des zweiten Dragonerregiments. Hier war er einer der unerschrockensten Kämpfer, bei jeder Veranlassung war sein Degen blank, und vielleicht ist hierin die einzige Erklärung zu suchen, warum einem bedeutenden Diplomaten, einem bewährten Officier, einem Soldaten, dessen Brust viele Orden zierten, einem Gelehrten und einem mit den wichtigsten Geschäften beauftragten Agenten der Regierung durch zwei Monarchen der Befehl werden konnte, zeitlebens Weiberkleider zu tragen und sein Geschlecht zu verleugnen.

D'Eon war in der That ein Räthsel während seines Lebens. Die zahllosen Scenen, welche er schon vor der sonderbaren Metamorphose seiner äußern Erscheinung veranlaßte, würden ein ziemlich umfangreiches Buch füllen. Hier einige, welche verhängnißvoll für ihn wurden.

Während des Herbstes 1770 erfüllten ganz London die Berichte eines fast pöbelhaften Auftrittes, welcher sich zwischen angesehenen Beamten der französischen Gesandtschaft ereignet hatte. An dem Vormittage des 29. August 1770 lag der Gesandtschaftssecretair Chevalier d'Eon nachläßig auf seinem Sopha ausgestreckt. Er hielt ein Buch in der Hand und wollte sein Haupt soeben in die Kissen senken, als der eintretende Diener einen Herrn von Bergy anmeldete. Der Chevalier nahm den Besuch an, hieß den Eintretenden freundlich niedersetzen und fragte nach seinem Begehr.

„Ich bin ein Mann der Feder," entgegnete der Herr von Bergy. „Ich wünsche England den Franzosen bekannter zu machen, als es bisher geschehen, und möchte, daß die Franzosen in England besser gekannt würden. Ihr Name, Herr Chevalier, ist ein so geachteter, daß ich bei meinen Bestrebungen gern auf Ihre Beihülfe zählen möchte."

„Sie besitzen Empfehlungsschreiben?" fragte d'Eon mit leichter Verbeugung.

„Männer wie ich bedürfen derselben nicht, sonst könnte ich hundert für eines aufzeigen."

„Es wäre aber doch vortheilhaft für Sie, mein Herr, wenn Sie Briefe an den Gesandten Frankreichs, Herrn von Guerchy, mitgebracht hätten."

„Ich brauche keine Briefe. Mit dem Grafen Guerchy habe ich so häufig soupirt und mich mit ihm in Gesellschaft der Marquise Villeroy und Frau von Lirré amüsirt, daß ich in ihm einen Freund finde, der mich mit offenen Armen, mit dem Rufe: ‚Willkommen, mein Bergy!' empfangen und mir die Wange küssen wird."

Dies war der Anfang einer Unterhaltung, die sich bald um gleichgültigere Dinge drehte. Oeftere Besuche des Herrn v. Bergy bei dem Chevalier d'Eon fanden statt. Endlich versuchte Herr von Bergy, durch Vermittelung des Chevaliers Briefe nach Frankreich zu befördern. D'Eon, mißtrauisch gemacht, öffnet die Briefe und findet eine sehr frivole Correspondenz zwischen Bergy und einer berüchtigten Dame, gleichwohl waren die Briefe mit der Adresse des Herzogs von Choiseul versehen. Welchen Antheil der Herzog an dieser Intrigue gehabt, das ist nie klar geworden.

Kurze Zeit darauf schickte Herr von Bergy einen Aufsatz über England zur Prüfung an d'Eon ein, der ihm das Manuscript zurücksendete. Der Aufsatz enthielt nur Scandalosa. Der Chevalier, der während des erledigten Gesandtschaftspostens in London die Geschäfte Frankreichs geführt hatte, war durch das Erscheinen des Herrn von Guerchy entschieden beleidigt. Man hatte einen Mann mit der Würde des Gesandten betraut, der nicht so in die Geheimnisse des Staates eingeweiht war, wie d'Eon. Die Folge davon mußte eine Gereiztheit sein, der sich Mißtrauen zugesellte, und so betrachtete denn der Chevalier den mystischen Herrn von Bergy auch bald als ein Werkzeug seiner Feinde, wenigstens konnte er nicht daran zweifeln, daß er einen Abenteurer vor sich habe.

D'Eon war freilich eine in gewissem Sinne gefährliche Person. Er besaß eine große Menge von Briefschaften und Papieren der wichtigsten Art. Seine Beziehungen zu dem russischen Hofe einer- und dem französischen Hofe andrerseits müssen sehr vertrauter Natur gewesen sein. Indessen bleibt es immerhin räthselhaft, weshalb man nicht zu dem unter Ludwig XV. so sehr beliebten Mittel der Einsperrung in die Bastille griff, sondern ein anderes wählte, das an Bizarrerie seines Gleichen suchte: den Chevalier d'Eon in ein Weib zu verwandeln. Hierzu eben scheint die Person de Bergy's benutzt worden zu sein.

Nicht lange nämlich nach diesen räthselhaften Besuchen bei d'Eon, deren Zweck nie ganz aufgeklärt worden ist, erschien de Bergy in den Salons des Gesandten, Grafen Guerchy. Der

Chevalier, dem die Anwesenheit Bergy's unbekannt war, reichte seinen Arm der Gesandtin, um sie in das Gesellschaftszimmer zu führen.

„Kennen Sie einen Herrn von Bergy?" fragt die Dame.

„Nein, Madame. Ich habe keine Bekanntschaft mit Lumpen und Aufschneidern."

„Aber, mein Gott, er rühmt sich Ihrer Freundschaft."

„Er ist ein Lump, Frau Gräfin, der sich ein Ansehen geben und Jedermann glauben machen will, er verkehre mit den ersten Leuten des Staates. Ich verleugne seine Bekanntschaft."

„Halten Sie wenigstens Frieden."

Man trat in das Gesellschaftszimmer. Hier war die auserlesenste diplomatische Versammlung zu finden, und d'Eon bemerkte mit Erstaunen, daß Bergy ganz vertraulich in eifriger Unterhaltung mit dem Grafen Guerchy begriffen war.

„Die Herren kennen sich?" fragte der Graf, dem Chevalier den Gast vorstellend.

„Ich kenne diesen Herrn nicht," betonte d'Eon. „Ich erwarte seine Empfehlungsbriefe."

„Sie kennen mich nicht, Chevalier?"

„Nein, mein Herr. Auch der Herr Gesandte küßt Ihnen die Wangen nicht, obwohl er mit Ihnen bei der Herzogin von Villeroy und Frau von Lirré soupirt hat."

Die ganze Versammlung durchtönte ein Gemurmel des Erstaunens. Bergy war ihnen Allen nur eine ganz gewöhnliche Persönlichkeit, wie sie hundertweise in den Salons auftauchten. Hatte der Gesandte irgend einen Grund, seine Beziehungen zu Bergy zu verheimlichen?

„Ich habe nie mit Herrn de Bergy soupirt, und lerne ihn heute zum ersten Male kennen," sagte der Gesandte ruhig.

„Dann hat Herr de Bergy gelogen," entgegnete d'Eon mit gleicher Mäßigung.

„Diese Unverschämtheit, mein Herr, fordert Genugthuung," schrie Bergy wüthend.

„Ich könnte Ihnen eine solche geben, Herr von Bergy, wenn wir uns nicht in den Salons des Gesandten befänden. Ob ich den Degen dazu anwenden würde, ist eine andere Frage," sagte d'Eon.

Man sollte nun glauben, der Gesandte müsse einem Manne, den er in so beleidigender Weise desavouirte, die Thür gewiesen haben — keineswegs. Er begnügte sich, die Herren um Ruhe zu bitten, und Herr von Bergy blieb im Salon, woselbst er sich auf das Unbefangenste in die Conversation mischte.

Am folgenden Tage, als der Chevalier d'Eon von einem Spaziergange in seine Wohnung zurückkehrte, meldete sein Kammerdiener: „Herr von Bergy war hier. Er fragte nach dem Herrn Chevalier, und da ich ihm sagte, Sie seien um 9 Uhr zu finden, entgegnete er in hochfahrendem Tone: ‚Morgen um 10 Uhr bin ich hier. Sagt nur Eurem Herrn, ich hoffe er werde sich nicht verleugnen lassen.'"

„Aha! ein Duell," dachte der Chevalier. Er war bei Lord Halifax zum Diner geladen. Bei seinem Eintritt in den Speisesaal fand er die Gesellschaft schon versammelt. Plötzlich trat der Gesandte, Graf Guerchy, auf ihn zu und fragte mit lauter Stimme: „Sie sind noch in London, Herr Chevalier? weshalb haben Sie nicht gestern schon Ihre Abschiedsbesuche bei Sr. britannischen Majestät gemacht?"

Der Chevalier glaubte zu träumen. Er wies jedoch bald den Gesandten mit kurzen Worten zurecht und erklärte, daß er nur dem directen Befehle des Königs nachkommen werde. Man ging zu Tische. Graf Guerchy, Lord Sandwich und Mr. Grenville baten den Chevalier, jeden Groll gegen Bergy zu vergessen und namentlich kein Duell anzunehmen. D'Eon weigerte sich. Halifax aber zog eine Schrift hervor, welche er dem Chevalier vorlegte und die er von demselben unterschrieben haben wollte. Die Schrift enthielt das Versprechen, niemals sich an Bergy's Person mit den Waffen in der Hand rächen zu wollen.

Das war sehr auffällig. Welche Gründe hatte man, den Abenteurer zu schützen? D'Eon weigerte die Unterschrift. „Ich habe ein Billet für heute Abend zur Oper genommen. Es ist Zeit, daß ich gehe." Mit diesen Worten schritt der Chevalier zur Thür. Sie war verschlossen. „Eine Falle für den Bevollmächtigten der französischen Krone?" rief d'Eon den Degen ziehend.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür. Ein Gefreiter und acht Mann Gardesoldaten traten ein. Sie hatten die Bajonnete aufgepflanzt und besetzten den Eingang. „Unterschreiben Sie," rief Guerchy, „oder man wird Sie diesen Herren anvertrauen."

„Das ist schreiende Gewalt, Herr Graf. Aber gerade diese Maßregel reizt meinen Widerstand. In Gegenwart der Soldaten unterschreibe ich nicht."

Es entstand eine sehr bewegte Scene. Der Wortwechsel ward so heftig, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und vor Halifax's Hotel, in der Great George Street, sich zahlreiche Gruppen bildeten. Zwei Herren wurden von d'Eon mit Ohrfeigen tractirt, und endlich mußte die Wache abtreten. Nachdem Ruhe geworden, zog Guerchy eine königliche Ordre aus der Tasche, welche dem Chevalier d'Eon befahl, jene Schrift zu unterschreiben. Guerchy mußte die Ordre also schon für alle Fälle sich früher verschafft haben. D'Eon unterzeichnete.

Am folgenden Tage erschien Herr von Bergy um 10 Uhr und war sehr großmäulig. Ohne Zweifel sollte er d'Eon bis zum Aeußersten reizen und ihn zum Bruche seines schriftlichen Ehrenwortes bringen. Der Chevalier war jedoch zu sehr auf seiner Hut. Er unterdrückte den Dragoner und ließ den Diplomaten erscheinen. Er führte den Herrn von Bergy in sein Cabinet, worin verschiedene Säbel und Pistolen hingen. Hier zeigte sich die Feigheit des Abenteurers. Er glaubte nichts Anderes, als d'Eon wolle ihn tödten. Diese Aengstlichkeit benutzte der Chevalier. Bergy mußte ein Billet unterschreiben, in welchem er versprach: „Sich binnen vierzehn Tagen von dem Verdachte, ein Spion oder Aventurier zu sein, zu reinigen, widrigenfalls Jedermann das Recht haben solle, ihn einen ehrlosen Menschen zu nennen." Er hat sich nie von diesem Verdachte gereinigt. D'Eon schickte eine Copie des Briefes an Guerchy mit folgenden Zeilen:

„Ew. . . . sende ich die Copie des Briefes, den Herr von Bergy mir geschrieben. Er wird zu thun haben sich zu reinigen. Mit Ihnen, Herr Graf, rechne ich später ab. d'Eon."

Hier endete vorläufig die eigenthümliche Geschichte, deren Gang, Zusammenhang und Fäden niemals beleuchtet oder bloßgelegt worden sind. Was aber nun erfolgte, war noch weit eigenthümlicher. Graf Guerchy berichtete sofort nach Paris und verhehlte nicht, wie sehr er von dem leidenschaftlichen Charakter d'Eon's Alles zu fürchten habe; außerdem habe sein Sohn, der junge Graf Guerchy, geschworen, dem Chevalier, wo er ihn finde, den Degen durch den Leib zu rennen. Zur Verhütung großen Unheils werde es daher sehr gut sein, den Chevalier d'Eon aus London abzuberufen.

Hier beginnen neue und größere Mysterien ihre Schleier auszubreiten. Ludwig XV. ließ den Chevalier zurückrufen. Zugleich aber erfolgte eine Sendung von 12,000 Livres an d'Eon, „damit er anständig in London auftreten könne." D'Eon blieb.

Plötzlich tauchten in allen Salons, in allen Clubs, sogar in einigen Zeitungen, wie Daily Advertiser, Gerüchte auf, welche den in Scandale mit den Guerchys verwickelten Chevalier d'Eon in ein Weib verwandelten. Man erzählte sich als ausgemachte Sache: d'Eon sei eine Frau, sie habe lange Zeit alle Welt getäuscht, sei in Dragonertracht in's Feld gezogen, bei Minden verwundet worden, wobei man ihr Geschlecht entdeckt und sie nur durch vieles Bitten und großen Einfluß wieder die Erlaubniß erhalten habe, Männerkleider zu tragen.

Man wies auf die weibischen Züge, die runden Körperformen der Amazone hin, auf den unbedeutenden Schimmer eines Bartes, und die feine, fast melodisch klingende Stimme. Letztere Behauptung war noch die schlagendste, denn der Chevalier sprach in der That sehr fein, und nur im Zorne nahm sein Ton eine etwas tiefere Klangfarbe an. Wer diese Gerüchte in Schwang gebracht, mit wessen Hülfe sie in die Massen gelangten, das ist schwer zu beweisen. Daß sie von dem Hotel der französischen Gesandtschaft ausgingen, unterliegt keinem Zweifel. Am auffälligsten mußte das hartnäckige Schweigen des Chevaliers erscheinen. Er konnte durch eine Erklärung die Gerüchte zerstreuen — er schwieg nicht nur, er ließ sogar hier und da Reden fallen, in denen er selbst sein Geschlecht zu verleugnen schien. Die sprüchwörtliche Verrücktheit der Engländer machte sich wieder bei dieser Gelegenheit bemerkbar. Man ging ungeheure Wetten bezüglich des Chevaliers ein, man suchte sich an ihn zu drängen, und bald war die Meinung feststehend, daß d'Eon ein Weib sei.

Aller Zweifel, den Einer oder der Andere hegen mochte, schwand

Chevalier Timothée d'Eon de Beaumont,

Doctor beider Rechte, französischer Dragoner-Capitain und Adjutant des Marschalls Herzog von Broglie rc. rc. rc.*

aber vollständig, als eines Abends der Chevalier in die Loge des Opernhauses — in Weiberkleidung trat. Die Sensation war ungeheuer. Man denke sich: ein Diplomat, Soldat, Duellant, Gelehrter, Lebemann, Raucher, Spieler — plötzlich als Dame vor das scandalsüchtige Publicum tretend! Ueber 30 Jahre hatte also die Täuschung gedauert.

Tags darauf empfing die Chevalière zwei Heirathsanträge von hohen, für die Irrenanstalt reifen Lords.

Der Befehl, Weiberkleider zu tragen, war dem Chevalier vom französischen Hofe aus zugegangen. Aus welchem Grunde? weshalb nahm d'Eon diesen Befehl willig und gehorsam hin? Die Meinung Derjenigen, welche ihn nicht für ein Frauenzimmer, sondern für einen verkappten Mann hielten, war: „daß man dem Chevalier die Tracht eines Geschlechtes anbefohlen, dem man Alles verzeiht, weil man ein Duell mit Guerchy oder dessen Sohn gefürchtet habe." Sollte aber dafür die Regierung nicht weniger auffallende Mittel gewußt haben? Würde der leidenschaftliche d'Eon so ohne Weiteres auf die scandalöse Vermummung eingegangen sein, nur um ein Duell zu verhindern? Weshalb fügte er sich willig und nährte sogar die Zweifel? Die Verleumdung und ihr Organ, die Chronique scandaleuse, säumten denn auch nicht, recht bald einen triftigen Grund für die Verwandlung des Chevaliers herauszufinden.

„Sie wissen jetzt noch nicht," fragte Einer den Andern, „weshalb d'Eon Weiberkleider tragen muß?"

„Nein! Woher denn Ihre Kenntniß in der Sache?"

„Bah! Oeffentliches Geheimniß. Die Gattin Georg's III., Sophie Charlotte, hat die zärtlichste Neigung für den Chevalier gefühlt. Der König überraschte eines Tages ein Rendez-vous, und der Leibarzt der Königin, um deren Ehre zu retten, gab vor, d'Eon sei ein Frauenzimmer. Georg III. erkundigte sich bei Ludwig XV., worauf dieser, um die Schmach seines königlichen Freundes zu verbergen, sofort die Aussage des Arztes bestätigte; damit aber der Ausspruch Ludwig's volles Gewicht habe, mußte der Chevalier fortan Weiberkleider anziehen."

Die Ungereimtheit dieser Behauptungen liegt auf der Hand. Ludwig XV. als Ehrenretter des englischen Hofes —! Uebrigens war die Tugend Sophie Charlotte's stets über jeden Zweifel erhaben.

Die politischen Begebenheiten ließen den Chevalier d'Eon bald

* Unserer Abbildung liegt ein von Ducreux gemaltes und von Cathelin gestochenes, jetzt äußerst seltenes Portrait zu Grunde. D. Red.

wieder in Vergessenheit kommen. Erst beim Tode Ludwig's XV. erinnerte man sich seiner. Würde Ludwig XVI., dem Nichts verhaßter war als Scandal und Auffälligkeiten, den Chevalier dennoch zwingen seine Weiberrolle fortzuspielen? Man glaubte es nicht. Allein man täuschte sich.

In London erschien einer der gefürchtetsten und genialsten Männer seiner Zeit, Beaumarchais, um im Auftrage des Königs mit d'Eon zu unterhandeln. Der Chevalier besaß Papiere von höchster Wichtigkeit. Ludwig mußte sie in Händen haben. Beaumarchais begann Unterhandlungen mit d'Eon. Sehr wunderbarer Weise hat selbst ein Mann von Beaumarchais' Verschlagenheit getäuscht werden können. Er scheint d'Eon wirklich für ein Frauenzimmer gehalten zu haben und dazu für ein solches, dessen Neigung er gewonnen zu haben glaubte. Wahrscheinlich hat der Chevalier, auf die Eitelkeit Beaumarchais' ein wenig speculirend, Neigung geheuchelt, um für die in seinem Besitze befindlichen Papiere eine größere Kaufsumme zu erhalten. Zugleich aber mit dieser Summe händigte Beaumarchais dem Chevalier auch de. Befehl des Königs ein: Nie wieder die Weiberkleidung abzulegen und öffentlich anzuerkennen, daß er ein Frauenzimmer sei.

Das war den Neugierigen zu viel. Wenn selbst Ludwig XVI. solche Befehle ertheilte, dann mußte es seine ganz absonderlichen Ursachen haben und immer dichter zog sich der Schleier, der das Geheimniß verhüllte. Beaumarchais ging nach Paris, mit sich führte er den eisernen Kasten, welcher die gekauften Papiere enthielt. Wie vieles lag verborgen in diesen Schriften? in welchen Verhältnissen mußte die räthselhafte Person zu dem Hofe von Frankreich gestanden haben, die im Besitze solcher Geheimnisse war, deren Körper nun die langen Gewänder der Frauenkleidung bedeckten, ein Befehl, der sie den Ungelegenheiten lästiger Neugierde und dem Spotte frivoler Müßiggänger jeden Standes aussetzte? Alle Combinationen wurden zu Schanden.

Neues Erstaunen! der Chevalier erhielt 1777 die Erlaubniß, nach Frankreich zu kommen und sich bei Hofe in Weiberkleidern zu präsentiren. Er erschien, wie oben erzählt, am 19. August in Versailles.

Nachdem der König die Dame in sein Zimmer geführt, hatte er eine kurze Unterredung mit ihr. Hierauf geleitete er sie in die Gemächer der Königin Maria Antoinette. Die Königin stand, von ihren Damen umgeben, auf einem Perron, der sich dicht vor den Zimmern befand und in eine Terrasse auslief, deren Stufen in den Garten hinabführten. Da waren sie Alle, jene schönen Gestalten: die Lamballe, die Polignac, die sanfte Elisabeth, der Graf von Artois, der wüste Orleans, Alle, die später in den ungeheuren Wirbeln der Revolution ihr Ende finden sollten.

Der König präsentirte die geheimnißvolle Dame den versammelten Herrschaften. Die Chevalière verneigte sich tief und verharrte in einer Art von Verzückung der Königin gegenüber, welche wiederum das zweifelhafte Wesen aufmerksam betrachtete. Es entstand eine äußerst peinliche Pause. Die Königin wollte derselben ein Ende machen und schritt auf die Chevalière zu, als plötzlich der Staatsminister Herr von Vergennes mit ehrfurchtsvoller Verbeugung zwischen sie und die Chevalière trat. Man sah, wie Vergennes der Königin etwas zuflüsterte, die Königin sich leicht die Lippe biß und ihr schönes Haupt schüttelte. Fast in demselben Augenblicke kam der König hinzu, es entspann sich eine kurze Unterredung, welche damit endete, daß König, Königin und Minister der Dame d'Eon eine Verbeugung machten und, ohne weiter mit ihr zu reden, den Saal verließen. Die ganze Versammlung folgte, und die betroffene Chevalière sah sich mit dem Kammerherrn Monsieur de Genet allein. D'Eon's Erstaunen war kein geringes. Sich wie ein der Menagerie entführtes Thier betrachtet und dann von Allen förmlich geflohen zu sehen, das hatte er nicht erwarten können. Genet suchte das betroffene Wesen zu zerstreuen, indem er einen Gang in den verschlossenen Park vorschlug. Mechanisch folgte d'Eon.

Kaum waren sie durch eine Allee geschritten, so bemerkten Beide eine Dame, welche aufmerksam die Bewegungen der Chevalière aus der Ferne betrachtete. Als sie d'Eon erkannt zu haben glaubte, eilte sie auf ihn zu. Es war die Prinzessin von Lamballe. Genet trat zurück.

„Die Majestät bittet Sie, Madame, ihr nicht zu zürnen," begann die schöne Prinzessin mit weicher Stimme. „Sie selbst werden erfahren haben, daß es mächtige Dinge giebt, denen wir Alle unterworfen sind."

„Ich habe es erfahren," sagte d'Eon seufzend. „Obwohl, Hoheit, ich doch nicht enträthseln kann, weshalb ein solcher Empfang mir zu Theil wurde."

„Weil Sie ein Staatsgeheimniß sind. Mit den Geheimnissen des Staates soll die Königin nichts zu schaffen haben, meinen Se. Majestät der König und der Herr Minister."

„Weshalb stellte man mich dann überhaupt in Versailles vor?"

„Man war Ihnen und Ihrem Namen diese Auszeichnung schuldig."

„Meine Laufbahn wird beendet sein," seufzte die Chevalière. „Sie begann im Weiberrocke, und mit ihm angethan werde ich auch wohl sterben."

„Also sind Sie doch der Chevalier d'Eon?" rief die Prinzessin, einen Schritt zurücktretend. „Sie müssen diese Kleider tragen, die eines Mannes unwürdig sind, gezwungen, auf Befehl?" und die schöne Dame betrachtete mitleidig die ungeheuren Spitzenärmel, die übermäßig lange Schleppe der schweren, seidenen Robe der Chevalière.

„Ich muß sie tragen, Prinzessin. Weshalb? das darf nie über meine Lippen kommen. Jedenfalls hat man heute die Königin über die Gründe aufgeklärt, welche zwei Monarchen bewogen, mich mein Geschlecht verleugnen zu lassen. Sprechen Sie ja nicht darüber. Viele Dinge sind gefährlich, wenn man Mitwisser derselben ist. Daß die Königin nicht weiter mit mir sprach, finde ich natürlich. Man hat mich nicht geschont."

„Weshalb aber, Chevalier, entziehen Sie sich nicht gewaltsam diesem Zwange? Sie duldeten ihn schon unter dem vorigen Könige!"

„Ich habe ihn schon früher geduldet. Es sei dies die einzige Aufklärung, welche ich zu geben mir erlaube. Theilen Sie solche Ihrer Majestät mit. Vielleicht finden Sie darin die Quelle meines Unglücks. Als ich die diplomatische Carriere einschlug, war ich jung, sehr jung und sehr schön. Ein geheimnißvolles Etwas verfolgt mich seit meiner Geburt. Wer es an meine Fersen heftete — ich weiß es nicht, aber bereits in meinem sechsten Jahre hatte man das Gerücht verbreitet, ich sei ein Mädchen, meine Mutter habe, aus Furcht vor ihrem Gatten, der durchaus männliche Nachkommenschaft besitzen wollte, mich gleich nach der Geburt fortgeschickt und, während mein Vater im Felde, mir bei einer Bäuerin eine männliche Erziehung geben lassen. Diese Gerüchte waren albern, aber die Menge glaubte sie. War es doch wieder ein Geheimniß mehr in einer adligen Familie unseres Departements. Als ich nun, wie gesagt, in die diplomatische Laufbahn trat, ließ mich eines Tages mein Gönner, der Prinz Conti, rufen. ‚Sie sind gewandt, Chevalier, sind mit Kenntnissen ausgestattet. Wollen Sie Ihr Glück machen?' so fragte er. Ich bejahte schnell. ‚Gut! halten Sie sich bereit, morgen nach Petersburg abzugehen. Sie kommen an den Hof der Kaiserin Elisabeth.' Ich stutzte. Meine Einwilligung hatte ich aber gegeben, ich reiste ab. In Petersburg angekommen, ward ich vorsichtig in das Hotel des Gesandten, Herrn von la Regnière, geführt. Am folgenden Tage sollte ich der Kaiserin vorgestellt werden. Ich wußte nicht, in welcher Eigenschaft. Mein Titel lautete: Gesandtschaftssecretair; doch hatte ich außer dem Gesandten kein Mitglied des Personals der Ambassade kennen gelernt. Ich fand mich, elegant gekleidet, früh morgens wieder ein. Lächelnd betrachtete der Gesandte meine Toilette. ‚Sie werden andere Kleidung anlegen müssen. Diese ist nicht für Ihre Stellung geeignet.' ‚Ist sie nicht reich genug?' ‚Das wohl, aber — — kommen Sie.' Der Gesandte führte mich in ein Nebenzimmer. Hier fand ich auf Sesseln ausgebreitet eine zwar einfache, aber höchst werthvolle Damenrobe, Spitzenbesätze, Schuhe — kurz Alles, was zur Toilette einer jungen Dame von guter Familie gehört. Ich barg mein Erstaunen nicht. ‚Dies sind Ihre Kleider,' fuhr der Gesandte fort, ‚legen Sie dieselben an. Mein Kammerdiener wird Ihnen behülflich sein und Sie auch frisiren. Es gilt einen Meisterstreich auszuführen. Sie können Ihr Glück machen.'

„Das Abenteuerliche reizte mich. Ich vollendete meine Verwandlung in ein Weib sehr bald und zu vollkommener Befriedigung des Gesandten und kann Ihnen sagen, daß ich selbst mich recht niedlich fand. ‚Hören Sie nun,' begann la Regnière, ‚für heute haben Sie nichts weiter zu thun, als der Kaiserin Gehorsam und Anhänglichkeit zu geloben. Sie wünscht eine Vorleserin. Wir

haben Sie als solche verkleidet. Schweigen — das ist die Hauptbedingung. Es werden sonderbare Dinge durch Ihre Hände gehen. Jeden Morgen instruire ich Sie. Schweigen — Schweigen; ich wiederhole es. Das Amt einer Vorleserin bringt Sie in stete Berührung mit der Person Elisabeth's, und daher sind Sie der beste Canal, durch welchen wir hinter dem Rücken der russischen Minister agiren können. Das weibliche Geschlecht ist unverdächtiger — daher Ihre Verwandlung.'

„Wir fuhren ab. Als wir bei der Kaiserin vorgelassen wurden, war sie ganz allein. Sie trug ein orientalisches Morgenkleid, rothe Hackenschuhe und eine Rivière von Brillanten um den Hals. La Regnière stellte mich unter dem Namen eines Fräuleins de Thou vor. Die Kaiserin unterhielt sich lange mit mir. Ich schien ihr sehr zu gefallen. Beim Abschiede wollte ich ihr die Hand küssen. Sie zog mich zu sich und küßte meine Stirn. Ich muß annehmen, daß sie bald meine Verkleidung erfuhr. Drei Jahre lang gingen die Verhandlungen durch die Hände der verkappten Vorleserin. Ich darf darüber sprechen. Denn weiß man auch nicht, daß ich Weiberröcke trug, so kennt man doch meine Wirksamkeit in Petersburg. Aber in jene Zeit fällt auch ein Vorgang, den ich ewig verschweigen muß und der einzig und allein die Ursache ist, daß Sie mich in diesen Kleidern sehen. Hier ruht das Geheimniß, und wie Strabo, der alte Gelehrte, wenn er von den göttlichen Mysterien der Tempel redet, in welche auch er eingeweiht war, sage auch ich: ‚Hier muß ich schweigen.' Vielleicht hat man es heute der Königin mitgetheilt. Die Kaiserin Elisabeth ruht ja längst in der Gruft ihrer Väter. Nach Bestuscheff's Sturz legte ich meine Frauenkleider ab. Heute — —"

„Heute tragen Sie dieselben wieder, Madame, und werden sie vorläufig nicht mehr ablegen," sagte eine Stimme, zugleich trat ein Mann in die Allee.

„Herr von Sartines, der Polizeiminister!" rief die Prinzessin.

„Ich selbst, Gnädigste! Frau von Beaumont, Ihren Arm."

Die Chevalière reichte gehorsam ihren Arm dem Minister, grüßte die Prinzessin noch einmal und ging mit Sartines schweigend den Baumgang hinunter. Die Prinzessin sah Beide in die bereit gehaltene Kutsche steigen und durch das Gitter des Schlosses auf die Straße nach Paris fahren. Das war die Audienz des Chevalier d'Eon in Versailles. Er hat das Schloß nie wieder betreten. Seit jener Zeit aber trug er den Orden des heiligen Ludwig auf seinem Frauenkleide.

Arm, von Allen verlassen, lebte das geheimnißvolle Wesen nach der Revolution in London. Die Frauenkleidung war abgestreift, aber das Geheimniß geblieben. Endlich erbarmten sich die Freunde des alten Abenteurers und bereiteten ihm einen sorgenfreien Lebensabend. D'Eon, einst die Zierde der Salons, das Gespräch des Tages, starb still und fast vergessen am 21. Mai 1810. Die Revolution hatte ihn als Emigranten geächtet.

Des Staatsgeheimnisses vollständige Aufklärung ist Niemandem gelungen. Nur so viel hat sich herausgestellt, daß d'Eon wirklich dem männlichen Geschlechte angehörte. Der Chevalier selbst bewahrte das merkwürdige Geheimniß sogar inmitten seiner traurigsten Lebensverhältnisse sorgfältig und hat es unenthüllt in das Grab mitgenommen.

Blätter und Blüthen.

Moderner Schwindel. In St . . . sitzt der Schneidermeister F. K. in seiner Werkstatt bei seinen Gesellen, emsig am Werk und zufrieden mit den Früchten seines und ihres Fleißes; da pocht es an, und herein tritt der Postbote und übergiebt ihm einen Brief — aus London. Aus London? An mich? — Ja, es ist so. Die Adresse ist richtig, der Poststempel auch. Und so öffnet er denn mit einigem Herzklopfen der Neugierde das Couvert, und entgegen kommt ihm ein feines Papier mit folgendem Inhalt: „Herr F. K., es ist für Sie, unter Ihrer vollständigen und richtigen Adresse, ein Paket aus Amerika angelangt, welches gegen Erstattung von zwölf Schilling (vier Thaler) für Porto Ihnen sofort zugeschickt werden soll." Datum und Unterschrift einer angeblichen Schiffs-Agenten-Firma. Was thut nun unser Meister? Er selbst hat zwar keine nahen Verwandten drüben; aber welcher deutsche Handwerker hätte unter den 5½ Millionen Deutschen in Nordamerika nicht einen Freund, einen Bekannten? Kann nicht irgend Einer von diesen seiner gedacht haben? — Und in solchen Dingen ist's so böse, um Rath zu fragen. Wer möchte in den Verdacht kommen, daß er auf eine reiche Erbschaft hoffe? Und das Auslachen hinterher? — Nein! Es bleibt Geheimniß, — aber in fünf Fällen unter zehn geben die vier Thaler an die Londoner Adresse ab, und somit ist dort der Zweck erreicht: das verheißene Paket hat noch Niemand gesehen. Mit welcher Unverschämtheit diese englische Schwindlerbande arbeitet, ergiebt sich daraus, daß man in Paris allein die Ankunft von 500 solchen Briefen ermittelt hat. Viele derselben tragen die Unterschrift: „W. Lover & Co., Shipping Agents. 3 Glasshouse Street, Regent Street," andere geben als Wohnung Kings Terrace, Kings Road. S. W. Nr. 15 an. Die Firma hat auch ein „Departement etranger", zu deutsch eine Abtheilung für Auswärtige, mit Agenten in New-York und San Francisco. Das allzugrobe Attentat auf die französischen Börsen veranlaßte die französische Gesandtschaft in London, den Gaunern nachspüren zu lassen. Seitdem setzten sie sich in den Besitz deutscher Adreßbücher, und sie haben bereits den Niederrhein in Angriff genommen, wie man uns von dort schreibt. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß, wenn das Geschäft nur einigermaßen rentirt, Deutschland mit solchen Briefen überschwemmt wird. Thue dann Jeder das Seine, dem nichtswürdigen Gesindel den Fischzug zu vereiteln!

Was ist gegen diese englischen Spitzbuben, die nur plump und faul betrügen, jener französische Professor für ein Engel der Wohlthätigkeit! Er hat in den besten und größten deutschen Zeitungen eine reizende, die freundlichsten Hoffnungen erregende Aufforderung erlassen an alle Diejenigen, welche mit einem Anlagecapital von nur 10 bis 15 Thaler und in einigen Nebenstunden des Tags ein jährliches Nebenverdienstchen von 300—350 Thalern erzielen wollen. Welcher fleißige arme Teufel wird das nicht wollen? Wenn nur die Trauben nicht zu hoch hingen! Denn umsonst wird das beglückende Geheimniß nicht verrathen. Da darbten sich ein paar die erforderlichen Groschen ab und wagten die Anfrage, und — prompt war der Herr Professor — umgehend erfolgte die Antwort, natürlich gegen Postnachnahme von 2 fl. 30 kr. (1 Thlr. 23 Gr. 2 Pf.), und zwar mit dem Postzeichen „Frankfurt a. M." Und der Inhalt? Die Betroffenen sandten uns die ganze Correspondenz für die Gartenlaube zu: eine „Anweisung zur Erzielung eines sicheren und bedeutenden Verdienstes durch die Seidenzucht" ist des theuren Pudels lächelnder Kern. Diese Anweisung ist lithographirt, datirt „Paris, den 1. Juni 1862" und unterschrieben „Emile Charlier, Professor"; dabei liegt, wahrscheinlich nach dem Muster der Hoff'schen Malz-Extracts-Lobpreisungen, ein empfehlender Brief eines Aloys Paintner in Czecza in Ungarn, der sich jedoch erst „der angenehmen Beschäftigung mit allen Kräften hingeben will" und sich vor der Hand nur für „die edle Idee" bedankt. Daß in der „Calculation" noch anderweite, in der Ankündigung verschwiegene Ausgaben von 5, 20 und 75 fl. vorkommen, macht freilich gerade für die Armen, denen er sein Evangelium gepredigt hat, das verheißene Glück noch schwerer erreichbar; allein ist es seine Schuld, daß arme Leute kein Geld haben? Und kann sich ihnen nicht irgendwo ein Credit eröffnen, der ihnen die Pforte der Seidenzucht dennoch aufschließt?

Dieser Credit — in der That, da winkt er schon! Und wo? Undankbarer Deutscher, abermals in dem hochherzigen treuen Albion! Da steht es, und Ihr findet es in allen Zeitungen: „Capital Bedürftige können Credit-Eröffnungen, Darlehen jeder Höhe, Wechsel, Accommodationen ꝛc. erhalten. F. S. & Co. 9 Flora-Terrace, Spur Road London S. E. erb. Franco-Briefe." Ein Freund der Gartenlaube, der diese Anzeige in dem Zwickauer Localblatte las, benutzte die Adresse zu einer Anfrage. Wir theilen die Schriftstücke, welche er als Antwort erhielt, den Namen des Einsenders ausgenommen, wortgetreu mit.

„12, Upper Stamford Street, Blackfriars.
London, 8. Mai 10. 1864.

Herrn Th.

In höflicher Erwiderung Ihres verehrl. Schreibens theilen Ihnen mit, daß das günstige Resultat eingezogener Erkundigungen uns veranlaßt, uns bereit zu erklären, Ihnen mit gewünschtem Darlehn von Rthlr. 600. Cour. zu dienen und zwar gegen Ihren Sola-Wechsel mit Rthlr. 100. jährlich oder in einer Summe nach 3, 5 oder 7 Jahren zurückzahlbar. Zinsfuß 6% per Jahr, zahlbar jährlich.

Sie wollen uns sofort bescheiden und anliegende Bedingungen genügend qu. Indemnity-Betrag mit Rthlr. 11. preuß. oder sächsisch Papier Geld in Ihrem verehrl. jetzigen recommandirten Antwortschreiben miteinsenden, damit wir sogleich die Verfügungen treffen und Ihnen die Anweisungen zukommen lassen können.

Achtungsvoll
Foreign Monetary and Credit Agency Office."
(Namensunterschrift unleserlich.)

Die angeführten „Bedingungen" lagen in folgendem gedruckten Zettel bei, in welchem nur die Summen (Rthlr. 11. und Rthlr. 600. Cour.), ferner die Bemerkung „in deutschem Papiergeld" und die Straße und Hausnummer mit Tinte eingeschrieben sind. Er lautet:

„Foreign Monetary and Credit Agency Office, London.

Der Credit- oder Darlehn-Suchende hat unter gewissenhafter und wahrheitsgemäßer Angabe seiner Verhältnisse besonders speciell anzugeben:

Name, Stand und Wohnort.

Die Höhe der gewünschten Credit- oder Darlehn-Summe, auf wie lange solche gewünscht wird, ob in einer Summe oder in Theil Zahlungen rückzahlbar.

Welche Sicherheit geboten wird; ob durch Grundstücke, Hypotheken, Bürgschaft, Lebensversicherung, Schuldverschreibung, Wechsel, Documente, oder wodurch sonst.

Der Credit- oder Darlehn-Suchende hat als Bürgschaft der prompt

und gewissenhaft von ihm gemachten Angaben, für Register-Gebühren, nothwendiger Weise entstehende Kosten, Auslagen etc. Rthlr. 11. bei der Summe von Rthlr. 600. Cour. in deutschem Papier-Geld als Indemnity miteinzusenden, ohnedem kein Gesuch berücksichtigt werden kann, da diese Maßregel zur Abhaltung unsolider und leichtfertiger Gesuche und zur Vermeidung großen Zeitverlustes und unnützer Correspondenz durch die Erfahrung bedingt ist.

Die strengste Discretion ist zugesichert. Nur frankirte Briefe werden angenommen.

Da Geld- oder sonstige Werthbriefe von und nach England nicht mit Werth Angabe bezeichnet sein dürfen, sondern „recommandirt“ oder „chargé“ bezeichnet auf den Posten angenommen und befördert werden, so sind alle Briefe, welche Geld, Wechsel, Documente oder sonstigen Werth enthalten, „recommandirt“ oder „chargé“ abzusenden und zu adressiren an die

Foreign Monetary Agency Office, London. S.
12. Upp. Stamford Street.“

Wir brauchen diesen Schriftstücken für unsere Leser keine Erklärung beizufügen; die Bedeutung der elf Thaler, die eingesandt werden müssen, ehe an das Geschäft zu denken ist, springt deutlich genug in die Augen, um „Capital Bedürftigen“ die englischen Wohlthäter in ihrer wahren Gestalt zu zeigen.

Wer aber sein Glück nicht aus den Londoner Händen empfangen will, wird der widerstehen können, wenn es ihm aus der Stadt, der wir schon so viele Freuden verdanken, wenn es ihm aus Kopenhagen geboten wird? Von dort flog nach Deutschland herein in vielen Exemplaren ein „Plan der Industrie Union“ zu einer „zweiundzwanzigsten (?) großen Waaren- und Staatsprämien-Vertheilung“, d. h. zu einer Lotterie, deren „Gewinne“ bestehen in „Gold- und Silbersachen, Uhren, Wagen, Fortepiano, Tischgedecken, Leinen, und sonstigen werthvollen und soliden Gegenständen, sowie in Staatsprämien-Scheinen, worauf die Summen von resp. Pr. Crt. 40,000 Thlr., 40,000 fl. etc. etc. gewonnen werden können (?!).“

In dem beigedruckten „Avertissement“ sagt dieser „Plan“:

„1. Diese zweiundzwanzigste große Waaren- und Staatsprämien-Vertheilung besteht aus 32,000 Loosen ohne Nieten, und hat den Zweck, die bei den jetzigen Verhältnissen fast ganz darnieder liegenden Industrie-Zweige zu heben und zu befördern, welches um so mehr das verehrte Publicum veranlassen wird, sich bei diesem Unternehmen recht stark zu betheiligen.“

Wohlgemerkt: der „Plan“ ist datirt: „Kopenhagen, im April 1864“. Welche Industrie soll also mit dem deutschen Gelde gehoben werden? Die deutsche, oder die dänische? Eine Andeutung giebt der §. 8, wo es heißt:

„8. Die Waaren der ersten fünf Classen werden spätestens vierzehn Tage nach der Ziehung einer jeden Classe, so wie die Waaren der sechsten Classe drei Wochen nach Beendigung der Ziehung an die Agenten nach Deutschland abgesandt, von welchen die resp. Interessenten sie franco aller Unkosten, als Fracht, Zoll, Emballage etc. gegen Auslieferung der Gewinn-Loose in Empfang nehmen können. Wer seinen Gewinn sechs Wochen nach der Ziehung nicht in Empfang genommen hat, verliert seinen Anspruch an denselben und fällt solcher dann einem wohlthätigen Zwecke zu.“

Wer nun noch den geringsten Zweifel an dem ebenso patriotischen als wohlthätigen Unternehmen hegt, dem wird zu besonderer Beruhigung verholfen, indem er erfährt, daß wenigstens die gezogenen Nummern einer deutschen Staatslotterie zur dänischen „Vertheilung“ benutzt werden, denn §. 2 lautet:

„2. Um den resp. Interessenten dieser Vertheilung die Gewißheit für die Unparteilichkeit der Ziehungen zu verschaffen, richten sich dieselben nach den vom Staate veranstalteten öffentlichen und controlirten Ziehungen der Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen 57. Landes-Lotterie. Diese Vertheilung besteht, ebenso wie jene Lotterie, aus 32,000 Loosen von Nr. 1 bis Nr. 32,000, aber statt der in der Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Landes-Lotterie fallenden Geldgewinne werden bei dieser Vertheilung die vorstehend benannten Waaren gewonnen. Geldgewinne werden nicht vertheilt.“

Trotz der letzten bündigen Bemerkung ist durch die Aufführung aller braunschweiger Geldgewinne neben den Waarengewinnsten dieser „Industrie-Union“ die Täuschung sehr nahe gelegt, daß auch letztere so schöne Summen gewähre. Man lese z. B.

„4. Dasjenige Loos, dem die Prämie für den zuletzt gezogenen der 95 Hauptgewinne der sechsten Classe (NB. nach der braunschweiger Lotterie) zufällt, erhält auch den für die 60,000 Thlr. bestimmten großen Gewinn, mithin können im glücklichen Fall die für die Prämie von 60,000 Thlr. und für den Gewinn von 40,000 Thlr. bestimmten Gegenstände auf ein Loos gewonnen werden.“

In diesem außerordentlich glücklichen Fall würde der glückliche Spieler „einen viersitzigen Phaeton oder Jagdwagen“ und „einen Prämienschein der badischen Staatsanleihe von 1846, worauf 40,000 fl. gewonnen werden können“ und ferner eine Reihe Silberzeug sammt einem kurhessischen Prämienschein mit derselben Glücksmöglichkeit gewinnen.

Und für alle diese Aussichten braucht der brave Deutsche blos 5 Thlr. 20 Gr. an einen gewissen Herrn „Sally Levy“ nach Kopenhagen zu schicken. Und welche Garantie bietet man ihm dagegen? Da steht sie:

„10. Jedes Loos ist mit dem Stempel der Königlichen (natürlich: dänischen) Regierung und mit der eingestempelten Namens-Unterschrift des Unterzeichneten versehen, ohne welche das Loos keine Gültigkeit hat.“ Der Unterzeichnete ist aber besagter Herr Levy.

In der That, eine frechere Unverschämtheit ist den Deutschen gerade in diesem Augenblick aus Kopenhagen kaum geboten worden. Das deutsche Volk wird sie nach Gebühr behandeln. –

Wir kommen nun zum jüngsten Schwindel, der leider ein deutsches Unkraut ist. Mit ihm wollen wir für diesmal die auf die Länge Ekel erregende Industrie-Ritter-Revue schließen. –

Diese neueste Frechheit der Beschwindelung, die leider ihre ersten Siege bereits gewonnen hat, kann nicht rasch genug zur Kunde des Publicums gebracht werden, gerade weil das Ueberraschende derselben auch für diejenigen gefährlich ist, welche durch natürliche Bedächtigkeit oder durch Erfahrungen in den Künsten der Speculation sich dagegen geschützt glauben.

Es ist allgemein bekannt, daß fast Niemand, dessen Name in einem Adreßbuche steht oder sonstwie öffentlich bekannt geworden ist, der Aufmerksamkeit entgeht, von Inhabern oder Agenten von Lotterien mit Zusendungen von Loosen oder Interimsloosen bedacht zu werden. Die speculirenden Herren lassen es sich bedeutende Porto-Ausgaben kosten, um namentlich in Ländern, in welchen das Spielen in auswärtigen Lotterien verboten ist, ihre Kundschaft zu suchen; und da manche Lotterieanstalten nicht nur das Porto an ihre zahllosen Francoeinsendungen wagen, sondern sogar sich die unfrankirte Zurücksendung nicht angenommener Loose erbitten, so muß ihr Geschäft trotz alledem immer ein so einträgliches sein, daß sie im Kostenwagniß sich endlich bis zum Aeußersten erkühnen durften.

Einem allem Lotterieschwindel abholden Familienvater trägt der Postbote einen solchen frankirten Loosbrief in's Haus. Er legt den Wisch murrend bei Seite, die Herren nicht einmal der Rücksendung würdigend, und vergißt bald die ganze Sache. Da sitzt eines schönen Morgens die Familie um den Frühstückstisch, als die Thür aufgeht und der Mann hereintritt, der stets ein ganzes Haus um so mehr in Aufregung bringt, je seltener er erscheint: der Ueberbringer einer telegraphischen Depesche. Was ist geschehen – in der Verwandtschaft – im Geschäft? – Welche wichtige Nachricht ist es, die zu diesem Verkehrsmittel greifen muß? – Mit zitternder Hand wird das verhängnißvolle Papier geöffnet. Alle Köpfe drängen sich herzu, und Alles lauscht athemlos auf den Inhalt. Er lautet: „Herrn N. N. in N. Wollen Sie die Loose behalten? Sofortige briefliche Antwort ist dringend erforderlich. N. N. u. Comp. in N.“ – Die Loose? Was ist mit den Loosen? Wo sind sie? Offenbar haben sie einen Gewinn gemacht. Wie könnte man sonst durch eine telegraphische Depesche nach ihnen anfragen? – Aber wo sind die Loose? Der Vater geht an den Secretär und durchwühlt alle Papiere, das Frühstück wird kalt, aller Appetit ist fort, Vermuthungen, Hoffnungen, Wünsche erfüllen plötzlich alle Köpfe, schwärmen von allen Zungen, Alles will suchen helfen, der Vater wird schon ärgerlich, – da – da ist der einst mit Murren weggeworfene Brief, da sind die Loose – – und nun beginnt ein Familienrath, nun soll ein Beschluß gefaßt werden in einer solchen Aufregung. Aber die Zeit ist kurz zugemessen, denn es ist ja eine telegraphische Depesche, die auf Antwort dringt.

Was, lieber Leser, würdest Du in diesem Augenblick gethan haben? Würdest Du entschlossen genug gewesen sein, die Mahnungen Deiner Gattin, Deiner Tochter etc., das Glück nicht zu verscherzen, die paar Thaler daran zu wenden, ohne Weiteres zurückzuweisen? – Schwerlich! – Und so hat es auch unser Mann gemacht. Er behielt die Loose, steckte dafür die erforderlichen Thaler in ein Couvert und trug sie sogar selbst zur Post.

Und nun? – Weiter ist's nichts – die Speculation der Ueberraschung hat gesiegt, die telegraphische Depesche ist doppelt und dreifach, ja vielleicht zehnfach bezahlt und die Loose theilen das Schicksal der anderen.

So ist's geschehen und zuerst bekannt geworden zu Königsberg in Preußen, und solcher telegraphischen Lotterie-Depeschen werden nun Hunderte und Tausende überall ankommen, wo der Werth der Loose das Wagniß sichert. Und eben darum erzählten wir diese Familienscene, damit man anderswo auf solche Ueberraschungen vorbereitet ist und auch diese neue Speculation so behandelt, wie sie es verdient.

Ueber die „nicotinfreien Cigarren“, welche Herr Biermann in Berlin verfertigt und Herr Dr. Haubold empfiehlt, schreibt uns als Entgegnung des Aufsatzes in Nr. 21 der „Gartenlaube“ Herr Dr. Haubold: daß nicht blos er allein, sondern noch fünf andere Aerzte diese Cigarren empfohlen hätten, und daß diese Cigarren von allen diesen Herren ebenso wie von ihm durchaus nicht als völlig nicotinfreie empfohlen worden wären. Sie sollen nur weit weniger von Nicotin, Nicotianin, bittern Extractivstoffen und theerartigen Substanzen enthalten, so daß sie deshalb für den Raucher minder nachtheilig und nicht so betäubend, somit weniger verdauungsstörend und congestionserzeugend sind. Uebrigens ist ihr Geschmack und Geruch angenehm und tabakähnlich.

Die **„Deutschen Blätter“**, Beiblatt zur Gartenlaube, enthalten in ihren letzten drei Nummern:

Nr. 20. Erinnerungen an die polnische Emigration zu Leipzig. – Umschau: Noch eine Kehrseite des Schlachtenruhms. – Frömmigkeitsluxus und Hungersnoth in England. – Aus dem Patriotismus Geld für sich zu schlagen. – Arnold von Winkelried und der Pionier Klinke. – Der dänische Geßler in Schleswig-Holstein. – Austilgung eines steinernen Dänenhohnes. – Die Kriegs-Trophäen in Berlin. – Wofür?

Nr. 21. Der Tondichter Meyerbeer. 1. Der deutsche Herr Beer. – Umschau: Aus dem deutsch-amerikanischen Journalistenleben. – Der Abendmoniteur. – Schöne deutsche Sitten. – Ein deutsches Lebens- und Literaturzeichen aus Amerika.

Nr. 22. Der Tondichter Meyerbeer. 2. Herr Giacomo Meyerbeer. – Umschau: Autorität – nicht Majorität. – Die dänische Flotte ist ein deutsches Diplomatenwerk. – Die Schillerstiftung und Hermann Marggraff's Hinterlassene. – Der Nord-Ostsee-Canal. – Düppel und Waterloo. – Böse Beispiele verderben gute Sitten. – Die Sonne bringt es an den Tag.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 24. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Zeuge.

Von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

2. Ein eifersüchtiger Bräutigam.

Der geräumige und hübsche Leiterwagen hielt neben dem Hôtel, unterhalb der Veranda.

„Wie viele Personen können darin sitzen, Gustav?“ fragte die Braut ihren Bräutigam.

„Es sind vier Bänke darin, Ida. Auf jeder haben zwei Personen Platz. Es reicht also gerade für uns.“

„Wir sind aber unser nur sieben.“

„Du vergißt den Kutscher.“

„Pah, mag er sich auf seine Pferde setzen.“

„Es ist kein Sattelpferd da.“

„So setzt er sich vorn auf den Wagen, vor der ersten Bank.“

„Aber warum, Ida? Er hat ja Platz im Wagen.“

„Warum? Wie sollten wir denn sitzen?“

„Nun, wir Beiden sitzen auf einer Bank beisammen.“

„Dachtest Du zuerst an Dich, oder erwiesest Du mir die Ehre? Aber weiter!“

„Den finstern Herrn darf man nicht von seiner Frau trennen.“

„Ah, Gustav, da dachtest Du an Dich!“

„In wiefern?“

„Du bist eifersüchtig und der finstere Herr ist es — Ihr streitet Euch darum, wer es am meisten ist —“

„Ida!“

„Weiter! Der Onkel und die Tante sind noch da, und der Domherr. Wie werden sie sitzen?“

„Hm, Ida —“

„Ach, da bist Du wohl in Verlegenheit?“

„Ich?“

„Mit Deiner Eifersucht, Freund Gustav!“

„Aber, Ida, ich begreife Dich nicht!“

„Hm, mein Freund, die Tante ist meine Tante, und der Onkel ist Dein Onkel.“

„So ist es.“

„Aber sie haben uns nicht zusammengekuppelt.“

„Nein, Ida, unsere Herzen fanden sich in freier Wahl aus Liebe.“

„Hm —“

„Zweifelst Du daran, Ida?“

„Gott bewahre mich. Wenigstens nicht an unserer Freiheit. Meine Tante war sogar anfangs gegen uns. Aber weißt Du, warum, Gustav?“

„Sie hatte gemeint, der Onkel habe mir zugeredet.“

„Und was war dabei für sie der tiefere Grund?“

„Hm, Ida —“

„Höre, Gustav, wir wissen, oder vielmehr, wir ahnen, oder recht eigentlich, wir fühlen es Beide; denn wir haben von keinem Menschen ein Wort darüber gehört. Wir haben uns aber bisher Jeder gescheut, es dem Andern zu sagen, und das darum, weil die Tante meine Tante, und der Onkel Dein Onkel ist. Aber wir wollen Eheleute werden, Gustav!“

„Wären wir es schon, Ida!“

„So laß uns schon jetzt keine Geheimnisse, und vor Allem keine Heucheleien gegeneinander haben.“

„Wir wollen nicht, Ida.“

„Weißt Du, daß meine Tante eine der edelsten Frauen und Dein Onkel der bravste Mann von der Welt ist?“

„Gewiß weiß ich das, Ida, und ich weiß auch, wie Du das meinst.“

„So? Dann sprich Du von Deinem Onkel.“

„Sprich Du zuerst von der Tante.“

„Es sei. Ein junges, bildschönes Mädchen besaß Alles, was ein junges Mädchen und durch sie einen jungen Mann glücklich machen kann; denn sie hatte einen klaren, für alles Schöne und Gute empfänglichen Geist. Sie hatte das reinste, das unschuldigste Herz; Geist und Herz hatten eine seltene Bildung erhalten — aber sie war arm. Ein junger Mann, der in allen jenen Vorzügen und vortrefflichen Eigenschaften dem jungen Mädchen nicht nachstand, der aber gleichfalls arm war, lernte das junge Mädchen kennen; sie liebten einander, konnten aber kein Paar werden, weil sie Beide arm waren; um so inniger, um so herzlicher liebten sie sich. Mit einem Schmerze, der die jungen Herzen zu zerreißen, zu brechen, zu vernichten drohte, mußten sie sich trennen, aber von nun an liebten sie sich erst recht mit der reinsten, erhabensten und heiligsten Liebe der armen, starken und in ihrer Stärke so reichen Herzen, liebten sich für die Ewigkeit. Das junge Mädchen war meine Tante, der junge Mann war der Domherr. Sie entsagten und trennten sich. Achtzehn Jahre lang hatten sie nichts von einander gehört. Vor drei Tagen, auf dieser Reise, trafen sie sich zufällig wieder. Wir haben sie Beide seitdem Tag für Tag, Stunde für Stunde gesehen. Soll ich noch ein Wort hinzufügen?“

„Nein, Ida; kein Wort für Deine Tante.“

„Auch nicht für den Domherrn, Gustav? Er ist der Tante würdig geblieben.“

„Auch für ihn nicht, Ida; aber für meinen braven Onkel. Er war der reichste junge Mann in der reichen Handelsstadt; er hatte von der Liebe Deiner Tante und des jungen armen Baron Eckardsberg gehört, und wie sie freiwillig sich getrennt hatten, und der junge Mann in fremde, ferne Kriegsdienste gegangen war, Deine Tante aber Unterricht gab, um sich und ihrer alten, kranken Mutter das Leben zu fristen. Da drängte es ihn, sie kennen zu lernen. Er suchte sie auf, lernte sie schätzen, hochachten, lieben. Er bot ihr seine Hand an und verlangte keine Liebe von ihr; er sagte es ihr, wie er wisse, daß ihr Herz einem Anderen gehöre. Sie wurden Eheleute und sind die liebevollsten Gatten geblieben bis auf den heutigen Tag. Mein Onkel ist zugleich in dem Besitze seiner Gattin der glücklichste Mann von der Welt, und Deine Tante hat die glücklichste, hat die wahre Ruhe des Herzens gefunden. Und dabei darf ich nicht verschweigen, wie sehr mein Onkel, was Verstand und Bildung betrifft, unter Deiner Tante steht; als er sich um ihre Hand bewarb, verstand er nicht viel mehr, als seine kaufmännische Correspondenz und die doppelte Buchhaltung. Er wußte es auch, wie sehr er unter ihr stand, und er ordnete sich ihr gern unter. Aber freilich, da muß ich doch für Deine Tante sprechen, nie hat sie sich über ihn gestellt."

„Das ist brav von Dir, Gustav, daß Du das von der Tante anerkennst, obwohl darin auch wohl eine gute und gar biblische Lehre für mich liegen soll. Da muß ich denn auch noch ein paar Worte zum Lobe Deines braven Onkels hinzufügen. Er kennt jenes Verhältniß der Tante zu dem Domherrn. Hast Du in diesen drei Tagen nur den leisesten Schatten von Eifersucht an ihm bemerkt? Hast Du, seitdem der Domherr bei uns ist — er selbst lud ihn ein, mit uns zu reisen — nur die geringste Veränderung in seinem Benehmen wahrgenommen? in seiner guten Laune, in seiner Unbefangenheit, in seiner Freundlichkeit, in seiner Liebe und Zärtlichkeit gegen die Tante?"

„Hm, Ida, wenn das ein Stich gegen mich sein soll, so bitte ich Dich, doch auch zu gestehen, daß Deine Tante ihm auch nicht den leisesten Anlaß zur Eifersucht gegeben hat. Hast Du an ihr irgend eine Veränderung in diesen drei Tagen wahrgenommen? Selbst in dem Augenblicke, als sie plötzlich, unerwartet, ohne jegliche Ahnung, den Domherrn wiedersah? Ich vergesse das nie. Wir standen oben auf der Kuppe des Berges und bewunderten die wundervolle Aussicht. Ein einzelner Herr kam herauf, stellte sich neben uns, war ebenfalls in die herrliche Aussicht verloren, hatte auf uns nicht geachtet, wie wir nicht auf ihn geachtet hatten. Auf einmal wendet die Tante sich um, sieht den Fremden; er sieht sie, und sie erkennen sich. Seit den achtzehn Jahren hatten sie nichts von einander gehört; sie hatten sich wohl Tausende von Meilen von einander entfernt geglaubt. Da standen sie auf einmal beisammen, kaum drei Schritt von einander entfernt, mit aller ihrer alten, treuen Liebe in den Herzen, und sie sahen, daß die Herzen sich treu geblieben waren. Seine Brust trug das geistliche Domherrenkreuz, und neben der Tante stand — hm, mein kleiner, dicker Onkel. Und kein Schreck zog durch ihre Gesichter, und kein Unglück drückte sich darin aus. Ein Schmerz mochte wohl darin aufzucken; aber ehe man ihn sah, waren sie seiner schon wieder Herr geworden. Sie konnten sich die Hände reichen, ernst zwar, aber frei, ruhig, klar. Und dann konnte die Tante stolz, ja mit dem edelsten Stolze ihres edlen Herzens, ihn zu ihrem Manne führen, und den schönen Mann, der neben dem geistlichen Kreuze auch die anderen Orden, die Zeugen seiner Tapferkeit als Soldat, trug, und den braven kleinen dicken Onkel mit einander bekannt machen. Und wie schön, wie erhaben, wie unendlich schön war sie dabei!"

Der junge Mann hatte mit Feuer gesprochen, das Mädchen ihm mit Thränen in den Augen zugehört.

„Gustav," rief sie, „ich möchte Dich küssen vor allen den Leuten. Es schickt sich nur nicht. Aber alle Deine Eifersucht will ich Dir verzeihen, vergangene und zukünftige, und damit ich es schon gleich für die Zukunft kann — es giebt ja nichts Edleres, als Verzeihen — ah, sieh Dich einmal um, Gustav."

Das Brautpaar stand am Ende der Veranda, dort, wo man aus dieser hinausgehen mußte, um zu dem Leiterwagen zu kommen, der unterhalb hielt. Sie standen dort zwischen den Zweigen der gelben Akazien und der rothen und weißen Fliederbäume. Die Zweige verbargen sie halb vor der Gesellschaft in der Veranda, gestatteten ihnen aber einen vollen Blick auf diese.

„Sieh Dich um, Gustav, sieh dort!" versetzte die Braut.

Der junge Mann sah hin, wohin sie zeigte.

„Der Student mit seiner rothen Mütze, Ida."

„Ja, und die Mütze ist so schön."

„Und was soll das?"

„Und er blickt so sehnsüchtig nach uns, und so zärtlich nach mir."

„Ida!"

„Und es ist so süß, zu verzeihen. — Gustav!"

„Was willst Du, Ida?"

„Er muß mit. Du darfst mir nicht böse werden. Oder vielmehr, Du sollst mir böse werden, damit ich Dir verzeihen kann."

„Aber, Ida!"

„Nicht wahr, Du thust mir den Gefallen? Ich bitte den Onkel. Platz im Wagen ist noch da. Und der Onkel braucht dann auch nicht bei dem Kutscher zu sitzen. Denn er ist galant und so gar nicht eifersüchtig, und er würde die Tante und den Domherrn beisammen sitzen lassen. Und wir könnten uns dann Alle so herrlich, so reizend arrangiren. Der finstere Herr und seine arme Frau blieben beisammen, das geht nun einmal nicht anders. Die zweite Bank nähmen die Tante und der Domherr ein, die dritte Du und der Onkel, und die vierte —"

Da fuhr der junge Mann doch auf; wie erstarrt hatte er schon lange gestanden.

„Und auf der vierten willst Du wohl mit dem Studenten sitzen?"

„Ja, Gustav, auf der vierten und letzten. Ihr Andern sitzt Alle vor uns."

Der junge Mann machte Miene, sich die Haare auszureißen. Das Mädchen wurde ernsthaft, es wurde sehr ernst.

„Gustav, Du sprachst vor einigen Minuten mit so innigem Gefühle, mit so voller Ueberzeugung von dem edlen Herzen meiner Tante, von dem braven Gemüthe, von dem hochherzigen Vertrauen Deines Onkels. Willst Du so viel, so weit weniger sein, als Dein Onkel? Willst Du mich so sehr tief unter meine Tante stellen, mich für geradezu schlecht halten?"

„Ida —" wollte der junge Mann sie unterbrechen.

„Laß mich ausreden, Gustav! Du hast seit zwei Tagen jenes unglückliche Paar vor Augen, so tief unglücklich durch die eben so unbändige, wie unbegründete Eifersucht des Mannes. Willst Du werden, wie er? sollen wir werden, wie sie? Die Leidenschaft fängt klein an, sie wächst bis zu jener Unbändigkeit. Willst Du Dich und mich so vernichten, wie jener Mann, in dem der Onkel nur einen Mörder erblicken, den Niemand ohne Entsetzen sehen kann? Willst Du? Sprich, Gustav. Jetzt kannst Du es. Aber sieh mich dabei an; sieh mir klar in die Augen."

Der junge Mann konnte dem Mädchen nicht nur nicht klar, er konnte ihm gar nicht in die Augen sehen. Er sah zur Erde nieder und mußte erwidern:

„Deine Tante giebt auch dem Onkel keine Veranlassung zur Eifersucht."

„Auch jene arme blasse Frau ihrem Manne nicht!" rief das Mädchen.

„Auch sie nicht."

„Aber ich? ich Dir?" rief sie mit flammenden Augen, mit geröthetem Gesicht.

Der junge Mann antwortete nicht.

„Ich Dir?" rief sie noch einmal.

Der junge Mann mußte zu ihr aufblicken. Er sah die gerötheten Wangen. Er mußte höher blicken, endlich in ihre Augen; er sah sie flammen; er sah aber auch, wie treu sie waren.

„Kannst Du mir vergeben, Ida?" sagte er.

Er hielt ihr seine Hand hin. Sie nahm sie nicht.

„Gab ich Dir Veranlassung zur Eifersucht?"

„Nein, Ida."

Sie nahm seine Hand.

„Das Wort gab Dir Gott." Dann sagte sie: „Komm, laß uns hinter den Wagen gehen, daß mich die Leute nicht sehen."

Sie gingen hinter den Leiterwagen. Dort stürzten die hellen Thränen aus den Augen.

„Ida, Ida!" rief der junge Mann erschrocken.

Sie mußte sich ausweinen.

„Und auch ich habe Dich um Verzeihung zu bitten, Gustav," sagte sie unter dem Weinen. „Ich sah Deine Anlage zur Eifersucht. Ich wollte Dich heilen, durch Scherz. Es war nicht recht von mir."

„Doch, doch," rief der junge Mann, „Du hast ja gerade das Rechte getroffen. Du hast mich geheilt. Bleibe immer so mein heiterer, lieber Arzt."

Er küßte ihr die Thränen von den Augen. Sie konnten sich nur flüchtig umarmen. Der Onkel und die Tante kamen, mit ihnen der Domherr. Die Umarmung sahen sie nicht, aber die Thränen hatte der Bräutigam nicht ganz von den reizenden Augen der Braut wegküssen können. Die Tante sagte nichts, als sie dieselbe sah. Der Domherr hatte sie wohl nicht bemerkt. Der brave Herr Milden aber erschrak fast, und wie hätte er da schweigen können?

„Idchen, mein Mädchen, was fehlt Dir? Hat Dir der Junge etwas gethan? Was hat er Dir gethan? Sag' es mir. Hat er Dich wieder mit seiner dummen Eifersucht geplagt?"

„Nein, Onkel. Aber ich war unartig gegen ihn gewesen."

„Das ist nicht wahr. Was hättest Du denn gethan?"

„Soll ich mich noch einmal schämen?"

„Wetterhexe! Aber es ist doch nicht wahr."

„Es ist auch nicht wahr, Onkel," sagte der Bräutigam, der der Braut nicht nachstehen wollte.

„Was war es denn?"

„Ida wünschte, daß wir den Studenten mitnehmen möchten."

„Ha, und das wolltest Du eifersüchtiger Narr nicht!"

„Das wollte er nicht, Onkel," drängte sich das Mädchen vor. „Und er hatte Recht. Ich sagte, mir gefalle die feuerrothe Mütze so, und unter der Mütze das frische und so weise Gesicht, das so gesetzt und so philiströs aussehe. Und da meinte Gustav, ich hätte einen schlechten Geschmack —"

„Hm, und darüber strittet Ihr?"

„Darüber stritten wir."

„Und weintest Du?"

„Und weinte ich."

„Hm, Gustav, sei doch einmal so gut, und gehe zu dem Studenten und bitte ihn in unser Aller Namen, daß er uns die Freude machen möge, mit von der Partie zu sein. — Sie erlauben es doch, Herr Domherr? Der junge Mensch war in den paar Stunden, die er vorgestern mit uns ging, recht amüsant."

„Und er sprach so vernünftig, Herr Domherr," setzte bittend die Braut hinzu, „beinahe wie ein alter Mann, und er konnte so reizende Lieder in die Wälder und Berge hineinsingen."

Der Domherr hatte sich schon zustimmend verbeugt. Der junge Mann war schon gegangen, den Studenten herbeizuholen. Er kam mit ihm zurück. Der Student sah wirklich so gesetzt und weise aus, und sprach so klug und verständig, und seine hellrothe kleine Mütze auf dem linken Ohr und die weiten Pumphosen und der kurze, knappe Rock, das Alles paßte so wunderbar zusammen. Er sprach in wohlgesetzten Worten seine Freude aus über das Glück des Wiedersehens und seinen Dank für die Ehre, die man ihm erzeige.

„Er sitzt bei Dir, Ida," sagte unterdeß leise der Bräutigam zu der Braut.

„Ei, ich bin wirklich ein guter Arzt," lachte das Mädchen.

„Und Ihr sitzt zusammen auf der letzten Bank."

„Gustav, Du bist der reizendste Reconvalescent von der Welt."

„Wo nur unsere Reisegefährten bleiben!" sagte ungeduldig Herr Milden. „Hm, hm, hätte ich es früher gesagt, so wären sie früher gekommen. Da sind sie ja."

Der finstere Mann kam mit der schönen blassen Frau. Er war höflich und weniger finster; sie war mild und freundlich. Sie hatten sich Beide gefaßt. Es mochte der Einen wie dem Anderen Mühe genug gekostet haben. Der Student war überrascht, als er sie sah. Er mochte sie kennen; er machte Zeichen des Erstaunens, freilich still und gesetzt. Niemand hatte es bemerkt. Das Ehepaar schien ihn nicht zu kennen.

„Hm, hm, wie sitzen wir?" rechnete und dachte Herr Milden nach. Er wußte es. „Die beiden Damen bleiben zusammen. Ebenso der Herr Domherr und Sie, Herr Reisegefährte. Dann — hm, hm, das Brautpaar darf nicht getrennt werden."

„Wird getrennt, Onkel!" rief die Braut.

„Ah, Hexe, Du willst wohl bei mir sitzen?"

„Mit Verlaub, nein, aber bei unserem Herrn Studiosus."

„Potz, alle tausend Bomben —!" Er sah beinahe mit Angst seinen Neffen an.

„Hm, lieber Onkel," sagte lachend der Neffe, „so müssen wir Beiden zusammenbleiben."

„Junge, dafür muß ich Dich küssen," rief der Onkel. „Sieh! diese nichtswürdige Eifersucht —"

Er brach plötzlich ab. Der finstere Reisegefährte war glühend roth, die blasse Frau blässer geworden. Der Student sah sehr geheimnißvoll und wichtig seine Nachbarin, die Braut, an, als wenn er ihr ein großes Geheimniß mitzutheilen habe. Sie setzten sich, wie der Onkel und das junge Mädchen es bestimmt hatten: vorn der Onkel und der Neffe; dann der Domherr und der finstere Herr; dann die beiden Frauen; auf der letzten Bank saßen der Student und die Braut.

Der Wagen fuhr ab, den Hügel hinunter, in das Thal hinein, über die Brücke des Stromes, an dem anderen Ufer des Stromes entlang, in dichte, duftige Waldung, auf vielfach gewundenem Wege einen hohen Berg hinan, um auf seiner Höhe, auf der Spitze des Weißen Steins, die schöne und berühmte Aussicht zu genießen. Es war überall schön, wo sie fuhren, überall eine frische Natur; bei jeder Biegung und Wendung erschlossen sich dem überraschten Blick neue reizende Punkte, bald in der nächsten Nähe, bald in weiter Ferne. Aber die Herzen in dem Wagen öffneten sich nicht. Der finstere Mann saß so finster, so stumm, so eisig kalt da; seine blasse Frau in so tiefen und schweren Gedanken. Da waren auch die Anderen still und stumm. Frau Milden hätte wohl gern Worte der Aufrichtung für ihre blasse Nachbarin gehabt; aber wäre nicht jedes Wort eine Anklage gegen den Gatten der Armen gewesen, der unmittelbar vor ihnen saß? Den Domherrn machte die eisige Kälte seines Nachbarn mit kalt. Selbst der redselige, höfliche und gutmüthige Herr Milden suchte vergebens eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Schwiegen die Aelteren, hätten wohl auch die Jüngeren schweigen sollen. Die schelmische Braut konnte es nicht ganz.

„Herr Student, Sie sagen ja kein Wort über die Schönheit der Natur."

„Ich bewundere sie, mein Fräulein."

„Wen? Mich?"

„Die schöne Natur."

„Ei, Herr Studiosus, galant sind Sie nicht."

„Verzeihen Sie, mein Fräulein."

„Hm, ich verzeihe Ihnen schon gern — wenn nur auch mein Bräutigam es thut. Aber muß man denn wie im Grabe sitzen, wenn man bewundert?"

„Es ist ein tief begründeter philosophischer Zug, daß die wahre Bewunderung stumm macht."

„Gott bewahre! Da sollte man ja nichts bewundern."

„Sehr richtig, Fräulein. Nil admirari ist auch einer der tiefsinnigsten Sätze der Philosophie."

„Sie sind kein Philosoph?"

„Woher vermuthen Sie das?"

„Weil Sie vorhin bewunderten."

„Nein, ich bin kein Philosoph; ich bin Jurist. Aber ich habe auch die philosophischen Studien, besonders die Psychologie nicht vernachlässigt, da ich vorzugsweise Criminalist bin."

„O, pfui! Blutrichter wollen Sie werden? Darum tragen Sie auch schon jetzt wohl die blutrothe Mütze?"

„Um Gotteswillen, Fräulein!" flüsterte sehr leise der Student.

„Was giebt's?"

Der Student zeigte schweigend auf den finsteren Mann und auf die blasse Frau. Der finstere Mann war auf seinem Sitze aufgefahren; die blasse Frau saß noch unruhig da.

„Kehren wir zur Bewunderung der schönen Natur zurück, mein Herr," sagte das Fräulein.

„Zu Befehl," mein Fräulein.

„Zu Befehl? Sie bewundern auf Befehl?"

„Auf Befehl einer schönen Dame thue ich Alles."

„Ah, Sie sind doch galant! Aber sehen Sie, wie prachtvoll die Sonne in das Thal hineinscheint."

„Ja, es bilden sich wunderbare Reflexe und Tinten."

„Und duftige Farben und goldene Säume, Herr Student."

„Ja, mein Fräulein, und wie der Strom glitzert, wie dunkle Schatten in jene Schlucht dort einziehen, wie die Kronen der mächtigen Eichen auf den hohen Bergen in goldenem Schimmer glänzen!"

„Aber vor Allem, Herr Student, wie wunderbar liegt jene alte Festung da! Die Spitzen der blauen Thürme, die Zacken der rothen Zinnen ragen so hell und glanzvoll und lustig zum Himmel empor; das hohe, große, weiße Haus rechts fennt sich so stolz in

den Sonnenstrahlen. Ah, der Commandant wohnt wohl darin, ein stolzer, strenger General, der die Freuden der Tafel und das Nichtsthun des militärischen Paradelebens liebt. Und nun sehen Sie da unten die grauen Mauern, die dunklen Löcher darin, die Fenster vorstellen sollen. Es werden wohl die Kasematten sein, und in den Kasematten liegen die armen —"

„Fräulein!" flüsterte der Student wieder leise.

„Was wünschen Sie?"

Der Student wollte wieder auf den finsteren Mann zeigen. In dem Augenblicke wandte sich dieser um. Der Student ließ den Finger sinken. Das Fräulein hatte weder das Eine noch das Andere gesehen. Sie war auch vorher in der Veranda nicht Zeuge von dem eigenthümlichen Eindrucke gewesen, den die in der Festung gelösten Kanonenschüsse auf den finsteren Mann und dessen Frau gemacht hatten.

„In der Festung sitzen auch Staatsgefangene?" fragte sie den Studenten.

„Hm, ja, ich glaube, Fräulein."

„Und vorhin die drei Kanonenschüsse — Sie haben sie doch gehört, Herr Student?"

„Ich hörte sie."

„Bedeuteten, daß Gefangene entkommen sind?"

„Zwei, mein Fräulein!"

„Ah, Herr Student, mit welchen Gefühlen mögen die jene schimmernden Thürme und Zinnen und die dunklen Mauern und Löcher betrachten! Vielleicht gerade in diesem Augenblicke! Vielleicht gar hier in unserer Nähe! Anderthalb Stunden weit mag die Festung von hier entfernt sein. Vor ungefähr anderthalb Stunden fielen die Schüsse. Weiter als bis hier können die Entflohenen wohl nicht gekommen sein. Sie werden zwar nach Kräften geeilt haben, wohl mehr, als die Kräfte aushalten konnten; aber wie viele Gefahren und wie viele Angst vor Gefahren legen dem Flüchtling Hinderniß und Aufenthalt in den Weg! Die armen Menschen! Vielleicht liegen sie hinter jenem Felsen, mit keuchendem Athem, mit ermüdeten, geschundenen Gliedern, bei jedem Laute, bei dem leisen Ziehen des Windes durch die Blätter der Bäume einen Verfolger, einen Verräther ahnend, und nun angstvoll, mit der Angst des Todes bereit zu der wilden Hetzjagd gegen sie, die ihnen den Tod bringt, oder — und wäre es nicht schlimmer, als der Tod? — die Rückkehr in ihre entsetzliche Gefangenschaft!"

„Hm, Fräulein," sagte der Student, und er sagte es verlegen und wie in seiner Verlegenheit nicht recht wissend, was er sagen solle, „hm, Fräulein, aber warum sollten denn die Flüchtlinge ihren Weg gerade hierher genommen haben?"

„Warum nicht?" rief das Fräulein hastig und eifrig.

Zwei Blicke hatten sich unwillkürlich nach ihr umgewandt. Der finstere Mann sah sie mit einer drohend aufflammenden Gluth seiner großen, schwarzen Augen an. Die blasse Frau hatte einen Blick plötzlichen Erschreckens auf sie geworfen. Die Frau sah wieder schnell vor sich nieder. Der Mann ließ den drohenden Blick forschend auf den Studenten neben dem Fräulein gleiten; er schien nachzusinnen, ob er den jungen Mann schon irgendwo gesehen habe.

„Um des Himmels willen, schweigen wir von der Festung," flüsterte der Student seiner Nachbarin zu.

Das Fräulein saß blaß da. Der flammende, drohende Blick des finsteren Mannes hatte sie erschreckt. Sie antwortete dem Studenten nicht; sie sprach kein Wort mehr. Aber lange konnte sie das nicht aushalten. Der Wagen fuhr den Weißen Stein hinan. Der Weg führte zwar in bequemen Windungen zu der Höhe. Aber der Berg war hoch, und die vier starken Pferde vor dem Wagen mußten doch zuweilen Halt machen, um zu verschnaufen.

„Die armen Thiere!" sagte das Fräulein. „Onkel!" rief sie nach der vordersten Bank hin, „erlaubst Du, daß wir jungen Leute zu Fuße den Weg zur Höhe machen? Mein Herr Nachbar, der Gustav und ich?"

„Prachtmädel, und auch ich bin dabei!" rief der kleine dicke Herr zurück, der auch gegen Thiere gutmüthig war.

„Mein Herr," sagte der Domherr zu seinem Nachbar, „da werden auch wir Beiden nicht zurückbleiben dürfen."

Der finstere Mann mußte mit aufstehen. Er warf einen zweifelhaften Blick auf seine Frau. Sie mochte ihn verstehen. Auch sie wollte sich erheben.

„Wir zwei Frauen bleiben," sagte mit ihrer ruhigen und sicheren Entschiedenheit Frau Milden.

Die zwei Frauen blieben in dem Wagen, der weiter fuhr. Die Anderen hatten ihn verlassen und gingen neben ihm her. Dem Fräulein war die große Begleitung wohl nicht recht. Sie hatte den Studenten so viel zu fragen; der Onkel wich nicht von ihrer Seite; der finstere Herr sah den Studenten mißtrauisch an. Aber sie wußte sich zu helfen. Sie kannte den braven Onkel und dessen Neugierde, und was sie von dem Studenten wissen wollte, das durfte, ja mußte am Ende auch der Onkel erfahren. Sie nahm den kleinen dicken Herrn auf die Seite.

„Onkel, der Student hat mir etwas sehr Wichtiges und Geheimes zu erzählen."

„Potz alle Tausend — und das darf ich wohl nicht hören und da soll ich Dich allein mit ihm lassen?"

„Nein, Sie sollen es gerade hören, aber unser finsterer Reisegefährte nicht."

„Und warum der nicht?"

„Weil es gerade ihn angeht. Der Student weiß, wer er ist."

„Ah, ah, Idchen, und Deine Bitte?"

„Sie möchten den Gustav bitten, daß er mit dem Domherrn ihn in Beschlag nimmt."

„Das soll auf der Stelle geschehen, mein Kind."

Herr Milden sprach ein paar leise Worte mit Herrn Gustav. Der junge Mann sprang zu dem finsteren Herrn, und der kleine dicke Herr kehrte zu der Braut zurück. Fräulein Ida wandte sich an den Studenten.

„Herr Student, warum durfte ich vorhin die Festung nicht bewundern?"

„Sprechen Sie leiser, Fräulein. Ich bitte Sie. Um jenes finstern Herrn willen!"

„Soll ich noch leiser sprechen?"

„Ich bitte Sie darum."

„Und durfte ich auch vorhin nicht bewundern?"

„Sahen Sie nicht —?"

„Seine drohenden Blicke? O ja. Aber ist er denn so gefährlich?"

„Er hat wenigstens künftig mein Schicksal in der Hand."

„Potz Wetter — er sieht freilich beinahe aus wie ein Scharfrichter; aber Sie sehen nicht aus wie ein armer Sünder."

„Nein, nein, — aber ich bin Jurist und vorzugsweise Criminalist, und da wird er künftig mein Vorgesetzter werden —"

„Und da fürchten Sie sich jetzt schon vor ihm, freier, deutscher Student?"

„Man will doch seine Carriere machen, Fräulein. Warum hätte man sonst studirt?"

„Sie werden sie machen. Wie heißt der Herr?"

„Es ist der Herr Oberstaatsanwalt von Rachenberg."

„Potz — die Oberstaatsanwälte sind ja wohl die Vettern des Richters?"

„Idchen, Idchen," lachte Herr Milden, „weißt Du, wer früher der Vetter des Richters hieß?"

„Nein, Onkel. — Aber erzählen Sie von ihm, Herr Student."

„Sie werden jetzt begreifen, Fräulein, warum er Ihnen jene Blicke zuwarf, als Sie Mitleid mit den entsprungenen Gefangenen zeigten."

„Dürfen denn Oberstaatsanwälte kein Mitleiden haben, nicht einmal dulden?"

„Hm, Fräulein, der Oberstaatsanwalt von Rachenberg hat jene Festung bevölkern helfen. Es sitzen manche Staatsgefangene dort, Staatsverbrecher, und er hat die Processe gegen sie geführt, und er ist ein sehr strenger, er ist, ich möchte sagen, ein leidenschaftlich strenger Beamter."

„Hm," meinte Herr Milden, „ich denke, leidenschaftlich soll nie ein Beamter sein."

„Sie wollen erwägen, Herr Milden," sagte der Student, „ich sprach nur von der Leidenschaftlichkeit seines Rechtsgefühls."

Herr Milden schüttelte den Kopf. Er verstand das wohl nicht.

„Sie können sich also erklären," fuhr der Student zu dem Fräulein fort, „daß es ihm nicht sehr angenehm sein müßte, wenn ein paar Staatsgefangene entsprungen wären, zumal wenn —"

„Warum fahren Sie nicht fort, Herr Studiosus?"

„Sie werden mich doch nicht verrathen?"

„Seien Sie beruhigt."

„Nun, Sie haben seine blasse Frau gesehen?"

„Sie fährt ja noch vor uns, mit meiner Tante."

(Fortsetzung folgt.)

Aus den letzten Stunden einer Monarchie.

Von Johannes Scherr.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte Herr Thiers sich außer Athem gelaufen, um mittelst Findung von Ministern das Verhängniß abzuwenden. Der kleine Nothhelfer mit der großen Brille hatte es glücklich dahin gebracht, die Chefs der Linken und des linken Centrums der Deputirtenkammer in seiner Wohnung zu versammeln und diese Herren — Barrot, Remusat, Duvergier de Hauranne, Beaumont, Lamoricière — zur Annahme von Ministerposten zu bestimmen. Man wollte auch noch die Führer des sogenannten „tiers parti", die Herren Passy und Dufaure, sowie Barrot's Freund, Billault, mit in das neue Cabinet ziehen; allein alle Drei lehnten ab. Eben waren die übrigen Ministerschaftscandidaten übereingekommen, sich zwischen 7 und 8 Uhr in das Schloß zu begeben, als Herr de Reims, der Secretair von Thiers, eilends eintrat. Er war auf Kundschaft ausgewesen und hatte die Neuigkeit der Ernennung eines Ministeriums Thiers-Barrot auf das Bureau des „National" gebracht. „Das genügt nicht," hatte ihm der Chefredacteur Marrast zur Antwort gegeben. „Die Abdankung des Königs vor Mittag! Nach Mittag würde es zu spät sein." Zu spät! Wie so oft schon ist dieses Schicksalswort erschollen als ein Weltgerichtsposaunenton, und wie selten ist es gehört, beachtet und verstanden worden! Auch die bei Herrn Thiers versammelten Matadore des Liberalismus verstanden es nicht. „Parbleu," sagte Duvergier de Hauranne spöttisch, „Citoyen Marrast predigt für seine Heilige." Ein den Gedanken einer Möglichkeit der Republik weit wegwerfender Witz, welcher ein beifällig zustimmendes Lächeln hervorrief.

Freilich, auf ihrem mühseligen Wege nach den Tuilerien hatten die Herren sattsame Gelegenheit, zu bemerken, daß der Aufstand eine solche Gestalt angenommen, daß ihm mit den gewöhnlichen constitutionellen Auskunftsmitteln nur noch sehr schwer würde beizukommen sein. Namentlich Herr Barrot war durch das, was er unterwegs gesehen und gehört, so stutzig geworden, daß er, mit seinen Begleitern gegen 8 Uhr am Gitter des Schloßhofes angelangt, innehielt und erklärte: „Ich kann nicht weiter gehen. Der Name des Marschalls Bugeaud macht den Kampf unvermeidlich und eine Katastrophe wahrscheinlich. Ich ziehe mich zurück." Worauf Thiers dem Muthlosen entgegnete: „Ich leugne die Gefahr nicht. Aber dürfen wir dem Könige seinen Degen entreißen? Können wir einen Marschall von Frankreich vom Pferde steigen machen?" Herr Barrot gab nach ... Im Palasthof traten den Ankommenden die Herzöge von Nemours und von Montpensier entgegen, Beide, besonders der jüngere der Prinzen, sehr bewegt. „Es ist trostlos," klagte er. „Alle Mittel erweisen sich als machtlos. Die Lage der Truppen ist furchtbar. Sie versinken im Koth, und es mangelt ihnen an Schießbedarf ..." Man erfuhr, der König schlafe noch, und bis er geweckt würde und bereit wäre, die Ministercandidaten zu empfangen, begab sich Herr Thiers

Preußischer Krankenwagen bei Düppel.
Nach der Natur gezeichnet von Otto Günther.

mit dem Herzog von Nemours nach dem Generalstabsquartier. Er fand daselbst, daß der Marschall bei weitem nicht mehr so zuversichtlich war, wie derselbe noch vor wenigen Stunden gewesen. Bugeaud beklagte sich bitter über die unzureichende Truppenzahl, wie über den Mangel an Munition und Lebensmitteln, und kaum hatte Herr Thiers, nachdem er wenige Worte über die Gefahr der Lage mit dem Marschall gewechselt, das Generalstabsquartier wieder verlassen, als ein angesehener Bürger, Herr Fauvelle, die Treppe zu demselben athemlos hinaneilte und dem Marschall und seinen Officieren ohne Umstände zurief, das einzige Mittel, ein Aeußerstes, d. h. den Umsturz des Thrones, zu verhüten, sei, die von den Tuilerien ausgezogenen Truppen auf der Stelle dahin zurückzuziehen, denselben die Einstellung des Feuers zu befehlen und die Nationalgarde mit der Wiederherstellung der Ordnung zu betrauen. Obzwar von Bugeaud barsch angefahren, wußte der unerschrockene Mann, dessen Nachrichten auch von anderen Seiten her bestätigt wurden, seinen Worten ein solches Gewicht zu geben, daß der Marschall, nach geflügelter Berathung mit dem Herzog von Nemours, Herrn Fauvelle zu Handen des Generals Bedeau den schriftlichen Befehl zustellte: „Lassen Sie das Schießen überall einstellen und die Nationalgarde den Sicherheitsdienst übernehmen. Lassen Sie Worte der Versöhnung vernehmen und ziehen Sie sich nach dem Carrouselplatz zurück ..." Es war 9 Uhr, als Bedeau diese Ordre empfing.

Zu spät!

Derweil waren Thiers, Barrot und ihre Begleiter in das Cabinet des Königs eingeführt worden. Der greise Monarch, durch etliche Stunden Schlaf neugestärkt, empfing sie mit der gewohnten Lebhaftigkeit seiner Manieren und auf Herrn Thiers zugehend, sagte er: „Nun wohl, mein lieber Minister —"

„Sire, wir kommen, eine Verständigung mit Ihnen zu versuchen; aber noch sind wir nicht Minister."

„Sie sollen es sofort sein. Was ist zu thun?"

„Man weiß in Paris noch nicht officiell, daß Sie uns berufen haben."

Ueberrascht und beunruhigt ließ Louis Philipp seinen Cabinetssecretair Fain rufen, und dieser übergab ihm einen Brief vom Polizeipräfecten Delessert, welcher meldete, daß er in der Polizeipräfectur blockirt sei und nicht ein einziger seiner Agenten im Stande gewesen wäre, die amtliche Bestätigung der Nachricht von der Berufung eines Ministeriums Thiers-Barrot zu verbreiten. „Das ist trostlos!" sagte der König. Herr Barrot nahm nun das Wort, um zu erklären, daß die Oberbefehlshaberschaft Bugeaud's die Beruhigung der Gemüther zu einer Unmöglichkeit mache, wozu Herr Thiers bemerkte, man müsse allerdings jeden weiteren Zusammenstoß zu vermeiden suchen; allein die Entfernung des Marschalls von dem Obercommando sei in diesem Augenblick unräthlich, und deshalb schlage er vor, dem Namen desselben einen populären beizugesellen, z. B. den des Generals Lamoricière.

„Vortrefflich!" sagte der König. „Aber nur Sie, mein lieber Thiers, können dem Marschall diese Pille verschlucken machen." Und so sprechend, verschwand er für einen Moment in ein anstoßendes Zimmer.

Als er zurückkam, hob Barrot wieder an: „Sire, die Auflösung der Kammer —"

„Die Auflösung? Um keinen Preis! Niemals!" Und mit großen Schritten ging der König in dem Cabinet auf und ab, um dann abermals in das anstoßende Gemach zu gleiten. Dies wiederholte sich noch einmal, als auch Herr Duvergier mit Bestimmtheit erklärt hatte: „Die Auflösung der Kammer ist unbedingt nöthig." Der König, durch die Seitenthüre hereintretend, sagte abermals mit äußerster Heftigkeit sein „Niemals! Niemals!" her, was die liberalen Notabilitäten um so mehr reizte und erbitterte, als sie beim Oeffnen und Wiederöffnen der Thüre zum Nebengemach in diesem das wohlbekannte Gesicht des Herrn Guizot erblickt hatten. Der König suchte und befolgte also noch immer die Rathschläge jenes abgedankten Ministers? Sollten die Führer der parlamentarischen Opposition demnach bloße Nothbehelfsmänner für den Augenblick sein?

Diese Frage und andere noch blieben einstweilen in der Schwebe, weil für nöthig befunden ward, vor Allem den Marschall die „Pille" hinunterschlucken zu machen. Die liberalen Herren begaben sich zu diesem Ende nach dem Generalstabsquartier, woselbst nach kurzer Verhandlung mit Bugeaud ausgemacht wurde, daß Lamoricière das Commando der Nationalgarde übernehmen sollte, und ferner, daß der General und Herr Barrot sich in die Barrikadenquartiere begeben und die Wirksamkeit ihrer Namen und ihrer Beredsamkeit zur Beschwichtigung der Gemüther aufbieten sollten. Dann eilten die Herren Thiers, Remusat und Duvergier, begleitet von dem Herzog von Nemours, in die königlichen Gemächer zurück, um endlich von dem König die Bewilligung ihres Ministerprogramms zu erlangen, zu erpressen. Allein Louis Philipp blieb hartnäckig dabei, die Auflösung der Kammer zu verweigern. Die Scenen von vorhin erneuerten sich, und endlich ließ Louis Philipp Herrn Thiers und dessen Freunde rathlos stehen, indem er nach wiederholter heftiger Weigerung, in ihr Begehren zu willigen, in den Salon der Königin trat.

„Sie sehen, wir verlieren nur Zeit," sagte Thiers zu dem Herzog von Nemours. „Der König will die Auflösung nicht; wir sind also nicht Minister und können nichts thun."

Worauf der Herzog, welcher überhaupt an diesem Schicksalstag vom Anfang bis zum Ende als ein verständiger und braver Mann sich erwiesen hat, sagte: „Sie haben Recht. Lassen Sie mich machen. Ich gehe zum König."

Kaum war er weggegangen, als der vielberufene Journalist Emile de Girardin, einer der Hauptindustrieritter der Pariser Presse, ohne Umstände gelaufen kam und an Herrn Thiers die geflügelten Worte richtete: „Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Der Aufstand nähert sich den Tuilerien. Man muß auf der Stelle das neue Ministerium, die Auflösung der Kammer &c. proclamiren."

„Ich weiß es; aber wir können nichts erlangen."

Endlich, nach einer bangen Viertelstunde, kam der Herzog zurück. „Der König" — meldete er — „willigt in die Auflösung der Kammer und bevollmächtigt seine neuen Minister, dies in einer Proclamation zu verkünden, aber unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit und ohne daß sein Name darein gemischt wird." Was war nun das wieder für ein Schlupfloch des Königs Reineke? Aber der Augenblick drängte zu sehr, als daß man sich um diese Sophisterei hätte kümmern können oder wollen, und demnach ward eiligst folgende Proclamation verfaßt:

„Paris, 24. Februar, 10 Uhr Morgens.

Bürger von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzustellen, ist gegeben. Wir sind vom Könige mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut. Die Kammer wird aufgelöst und an das Land appellirt. Der General Lamoricière ist zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Die Unterzeichneten sind Minister.

Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne.

Freiheit, Ordnung und Reform!"

Zu spät!

Man hatte nicht einmal die Mittel, dieses Manifest rasch und massenhaft durch den Druck zu vervielfältigen. Es gab in den Tuilerien keine Presse und es ist ein Zehntel Wahrheit in der von Emile de Girardin bei dieser Gelegenheit ausgestoßenen Phrase gewesen: „Aus Mangel einer Druckerpresse geht die Monarchie zu Grunde!"

Und sie ging zu Grunde. Schon bröckelte unaufhaltsam Stein nach Stein aus dem mit dem schmutzigen Mörtel der Corruption gemauerten Gewölbe des Louis Philippismus.

Die eifrigen Anstrengungen Barrot's und Lamoricière's, durch die Geltung ihrer Persönlichkeiten und die Nachdrucksamkeit ihrer Versicherungen im Sinn einer Reformpolitik die Revolution zum Haltmachen auf ihrer Vorschrittsbahn zu bewegen, erwiesen sich bald als fruchtlos ganz und gar. Zwar legte man den beiden Vermittlern, deren Ministerschaft nicht kürzer und nicht länger als eine Stunde währte, anfänglich kein Hinderniß in den Weg. Die Zugänge der Barrikaden öffneten sich vor ihnen und ließen sie hindurch; allein von einer dieser Verschanzungen zur andern steigerte sich die revolutionäre Stimmung. Die Blousen, welche, gar nicht spärlich mit Bärenmützen untermischt, die erste Barrikade besetzt hielten, riefen: „Nieder mit Bugeaud!" Die Vertheidiger einer zweiten: „Nieder mit Guizot!" Von der Brustwehr einer dritten scholl es schon: „Nieder mit Thiers!" und von der einer vierten gar: „Nieder mit Louis Philipp!" Noch zwar wurde kein „Vive la république!" laut, aber wenn auf dem Boulevard des Italiens die constitutionelle Phraseologie Barrot's noch ihre Wirkung that, so versagte diese weiterhin bei der Porte Saint-Denis

gänzlich. Hier erhob sich eine ungeheure Barrikade, auf deren Brustwehr eine rothe Fahne flatterte. Die Vertheidiger dieser Barrikade gaben, als der liberale Schönredner vortrat und zu gesticuliren anhob, ihre Stimmung und Gesinnung sehr deutlich zu erkennen: — sie schlugen die Gewehre auf ihn an. Dann erhob sich wie Meeresgebrause der wilde Ruf: „A bas Louis-Philippe! Aux Tuileries! aux Tuileries!" und die Friedensstifter sahen sich von einer drohenden Volksmasse umfluthet. Ihr Unternehmen war fehlgeschlagen. Sie mußten umkehren, und in der Rue de la Paix angelangt, trat Odilon Barrot niedergedrückt und erschöpft in sein Haus, wo er eine Menge seiner Bekannten versammelt fand. Darunter auch Herrn Garnier-Pagès, welcher zu dem gänzlich Entmuthigten sagte: „Man muß rasch vorgehen, Barrot, wenn uns die Ereignisse nicht überholen sollen. Heute sind Sie an der Reihe" — (d. h. gewesen) — „morgen werden meine Freunde und ich es sein, übermorgen ist es Ledru-Rollin." Genau zu derselben Stunde that der Letztgenannte im Conferenzsaal des Palais Bourbon zu einer Anzahl orleanistischer Deputirten die Aeußerung: „Sie haben keine Zeit zu verlieren, Messieurs. Falls binnen einer Stunde die Abdankung des Königs und die Regentschaft (für den minderjährigen Grafen von Paris) nicht proclamirt ist, wird das Volk hierher kommen, die Kammer sprengen und die Revolution zu einer vollständigen machen."

Also auch einer der vorragendsten Führer der republikanischen Partei ging dermalen noch nicht weiter als bis zur Abdankung des Königs. Der um Barrot versammelte Kreis wollte aber in seiner Mehrzahl von diesem „Aeußersten" Nichts wissen, und nachdem sich der Hausherr wieder etwas erholt hatte, machte er sich, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, auf, um sich im Ministerium des Innern zu installiren. Dem Reiz einer Ministerschaft vermögen Leute wie Herr Barrot unter keinen Umständen zu widerstehen, und nachdem es ihm nicht gelungen, der Minister Louis Philipp's zu sein, hat er sich, wie bekannt, möglichst beeilt, der Minister Louis Bonaparte's zu werden. . . .

In Wahrheit, als es gegen Mittag zuging, mußte es von allen im Sinne des Verbleibens von Louis Philipp auf dem Throne gemachten Zugeständnissen heißen: Zu spät! Aber war es denn nicht möglich, zu dieser Zeit noch mit Gewalt, mit rücksichtsloser Anwendung aller militärischen Kräfte und Mittel die Revolution niederzuschmettern? Diese Frage ist häufig gestellt und selbst von nicht unkundigen Leuten bejahend beantwortet worden. Der Aufstand, wurde gesagt, verdankte seinen Sieg nur der Milde oder, wenn man will, der Schwäche des greisen Königs; denn Bugeaud hatte Alles in Bereitschaft, die Insurrection bis zum letzten Funken im Blute der Insurgenten zu ersticken. Dem aus unbefangener Anschauung der Sachlage entspringenden kühlen Urtheil vermag jedoch diese Behauptung nicht standzuhalten. Es ist wahr, die Hartnäckigkeit, womit Louis Philipp an der Behauptung seiner Gewalt hing, war weiter Nichts als eine impotente Altersgrille; es fehlte ihr jedes thatkräftige Wollen, jeder mannhafte Entschluß, und der alte Mann war in ein klägliches Schwanken, in ein mitleidswerthes Tappen und Tasten verfallen, in einen Nachlaß der Natur, welchem so ein Aeußerstes, wie z. B. das Bombardement der Hauptstadt von den Forts aus gewesen wäre, abzuringen nicht nur eine moralische, sondern auch eine physische Unmöglichkeit war. Aber gesetzt auch, der König wäre grausam genug gewesen — er war bekanntlich überhaupt nicht grausam — den „Schlächter von der Straße Transnonain" sein altes Handwerk wieder treiben und zwar im weitesten Umfange treiben zu lassen, die Situation war schon so, daß der Marschall Wenig oder Nichts ausrichten konnte. Die Nationalgarde wollte sich für die Reform und die Linie wollte sich nicht gegen die Bürgerwehr schlagen. Das war der Entscheidungsknoten. Der Rückzugsbefehl hatte vollends die abgemüdeten, hungernden und verdrossenen Soldaten, wie man zu sagen pflegt, „demoralisirt", d. h. ihren Widerwillen, sich als willen- und herzlos gegen das Volk gebrauchen zu lassen, gesteigert.

Dazu kam die nicht „angebliche", sondern sehr wirkliche Unpopularität Bugeaud's, welche einen Theil seiner Thätigkeit von vornherein lahm legte. Der von seinem vergeblichen Ausflug nach den Boulevards in's Schloß zurückgekehrte General Lamoricière verschwieg dem Marschall die entschiedene Wider-Bugeaud-Stimmung der Bevölkerung nicht, und der Herzog von Isly mußte endlich wohl daran glauben, da er gerade zuvor in eigener Person einen sprechenden Beweis dafür erhalten hatte. Als er nämlich vorhin zwei in der Rue Rivoli aufgestellte Bataillone der zweiten Bürgerwehrlegion mustern gegangen, hatten ihm Officiere und Mannschaft den Gehorsam verweigert und geradeheraus erklärt: „Herr Marschall, die Nationalgarde will von Ihnen Nichts wissen!"

Nein, nein, die rollenden Wogen der Fluth waren nicht mehr aufzuhalten. Um 11½ Uhr befand sich das Hôtel de Ville, allzeit das Hauptziel der Kämpferin und das Prätorium der Siegerin Revolution, mit seinen Umgebungen in den Händen des Volkes. Dann fiel auf beiden Seiten des Flusses ein wichtiger Punkt nach dem andern der vorschreitenden Insurrection anheim, während da und dort eine Truppe von Soldaten capitulirte und die Ueberreste der am Morgen von den Tuilerien ausgesandten Colonnen sich mühsam in die nächsten Umgebungen des Schlosses zurückzogen. Nur da und dort hielten Abtheilungen der verbissenen Municipalgarde das Gefecht lebhaft aufrecht. Sonst wälzte sich der Blousenstrom mehr oder weniger rasch den weichenden Truppen nach, durch die Rue Vivienne auf das Palais Royal, die Boulevards entlang auf die Place de la Concorde, durch die Rue Rivoli und den rechten Seinequai hinab auf die Tuilerien, den linken entlang auf das Palais Bourbon zu.

Um die zwei letztgenannten Bauwerke, um das Schloß und die Deputirtenkammer her, schürzten sich die Entwicklungsknoten des großen Tagesdrama's enger und enger. Bald wird die ausberstende Katastrophe dort den Königsthron umstürzen und hier die Republik improvisiren oder wenigstens die bereits auf den Barrikaden improvisirte anerkennen.

Denn schon schwankte das Schiff des Louis-Philippismus so bedrohlich im brausenden Sturm, daß es den Ratten an der Zeit schien, nach Rattenart zu thun. Auch Guizot fand es jetzt rathsam, das Schloß zu verlassen. Er begab sich zu seinem Collegen Duchâtel, wo es aber bald nicht mehr geheuer war. Unter dem Schutz und Schirm der resoluten Madame Duchâtel entflohen die beiden Minister dem heranbrandenden Volkszorn und fanden zuerst in der Rue Vanneau eine Zuflucht. In der folgenden Nacht rettete sich Guizot in ein mehr Sicherheit versprechendes Asyl, indem er als Frauenzimmer verkleidet zu seiner Freundin, Madame de Mirbel, eilte.

Zur gewohnten Frühstückszeit versammelten sich die in Paris anwesenden Mitglieder der königlichen Familie im Speisesaale des Schlosses. Louis Philipp, obzwar etwas aufgeregt, war weit entfernt, zu ahnen, daß er der letzten Mahlzeit der Seinigen in den Tuilerien vorzusitzen im Begriffe sei. Er wähnte sich einstweilen hinter dem Schilde der angeblichen Popularität von Leuten wie Thiers und Barrot geborgen; er bildete sich ein, es würde und müßte ein aus den Reihen der „dynastischen Opposition" gewähltes Ministerium zwischen seinem Thron und der Emeute eine unübersteigliche Schranke aufrichten. Und doch war der verblendete alte Mann inmitten einer Revolution aufgewachsen und konnte, mußte gelernt haben, wie rasch Revolutionen marschiren. Doch die Menschen wollen ja nie und nirgends Weisheit lernen, und wie sollte auch die altjungferfsäuerliche, herbäugige, bitterzungige Magisterin Erfahrung gegen die verführerisch geschminkte und geschmückte, honigsüß lispelnde Buhlerin Illusion aufkommen können?

Aber sie, „die wilde Maid das Kind der Bastille," die Revolution, sie zaudert nicht, ihr Herannahen merkbar, recht merkbar kundzuthun. In dem Augenblick, wo der König seinen Platz an der Frühstückstafel einnimmt und seine Familie nach gewohnter Ordnung um den Tisch sich reihen will, schlägt der Wiederhall rasch sich folgender Gewehrsalven vom Tuileriengarten her an die Fenster. Es ist das Gekrache der Schüsse, womit die vom Madeleine-Platz durch die Rue Royale nach dem Concorde-Platz fluthende Volksmasse von der am letztgenannten Ort aufgestellten Municipalgarde empfangen wurde. Wenige Secunden darauf treten die Herren Remusat und Duvergier mit verstörten Mienen ein. Die Königin, bleich, die Augen durch Schlaflosigkeit geröthet, Blicke der Beunruhigung und des Argwohns umherwerfend, ruft den Eintretenden entgegen: „Hat sich etwas Ernsthafteres ereignet?" Die arme Frau! In der Verblendung ihrer absolutistischen Neigungen hatte sie, was diese Tage her in Paris geschehen, nicht für etwas „Ernsthaftes" angesehen, sondern nur für eine künstlich zu einem „Skandal" aufgeblasene „Intrigue" der Herren Thiers, Barrot und Consorten. In fürstlichen Kreisen ist es nun einmal so häufig der Fall, sich den ganzen Proceß der Weltgeschichte nur als eine Reihe von

„Intriguen“ vorstellen zu können und die Welt mit diesem Maßstab zu messen.

Duvergier de Hauranne giebt auf die Frage der Königin Amalie keine Antwort und Herr Remusat eine ausweichende, zugleich den Herzögen von Nemours und von Montpensier mit den Augen winkend. Die Prinzen stehen auf und gehen mit den beiden Herren in einen anstoßenden Salon. Auch der König erhebt sich und folgt ihnen. Er trifft Herrn Thiers im Gespräch mit dem Schwadronschef Laubespin vom Generalstab. Dieser Officier enthüllt die ganze Wahrheit der Sachlage, von welcher er sich soeben mit eigenen Augen überzeugt hat. Das Volk bereits Meister des Stadthauses, wahrscheinlich bald auch Meister des Palais Royal und des Concordeplatzes. Unter solchen bedrohlichen Umständen darf man nicht zögern, das für die Sicherheit der königlichen Familie Nöthige vorzukehren. Dem König drängt sich mit einmal die ganze Furchtbarkeit der Gefahr auf. Es wird Befehl gegeben, die Wagen in Bereitschaft zu setzen. Aber da erscheint ein Adjutant Bedeau's, welcher General melden läßt, daß er auf seinem Rückzug glücklich den Concordeplatz erreicht habe und daß dieser, sowie die Zugänge, von den Truppen in guter Ordnung besetzt gehalten würden. Sofort erscheint die Frage der Flucht nicht mehr als eine brennende. Herr Thiers jedoch bleibt unruhig und kann weder, noch will er seine Unruhe verbergen. „Was ist Ihre Meinung?“ fragt ihn Louis Philipp. Der kleine Nothhelfer, welcher gern ein großer werden möchte und es doch nicht dazu bringt, zieht seine Uhr und sagt gewichtig: „Binnen zwei Stunden werden wir sammt und sonders verschluckt sein (nous serons tous engloutis). Wenn ich Meister wäre — — —“

„Was würden Sie thun?“

„Das Wachsen der Bewegung seit heute früh macht alle Voraussicht zu Schanden. Mit den wenigen Streitkräften, die wir haben, können wir den Stier nicht bei den Hörnern fassen, ohne vernichtet zu werden. Wenn ich Meister wäre, würde ich mich nach Saint-Cloud zurückziehen, daselbst 50 bis 60,000 Mann Truppen um mich sammeln und nach drei Tagen an der Spitze dieser Streitmacht wieder in Paris einrücken ...“

Das Orakel hat gesprochen, aber leider war sein Spruch nur ein wohlfeiles Plagiat vom Jahre 1830. Hatte nicht vor siebzehn Jahren und sieben Monaten Karl X. sich auch in Saint-Cloud gegen die Revolution behaupten wollen und ebenfalls gehofft, binnen etlichen Tagen von dort wieder triumphirend in seine rebellische Hauptstadt einziehen zu können? Nichts Neues unter der Sonne! Die arme, sich heiser sprechende Lehrerin Geschichte lehrt nur, daß die Menschen zu allen Zeiten gleich thöricht und verstockt, gleich eitel, übermüthig und verzagt waren, sind und sein werden. „Sie können Recht haben,“ meint der König, begiebt sich in den Speisesaal zurück, bespricht sich mit seiner Frau und beschließt — nichts. Herr Thiers seinerseits eilt zum Marschall Bugeaud, welcher — soweit ist seine Siegeszuversicht herunter — den Plan seines Freundes sogleich billigt und ein Bataillon Truppen in den Tuileriengarten sendet, um den Abzug der königlichen Familie zu decken.

Im Speisesaale verblaßte jetzo — es war 11 Uhr — eine nackensteife und grandezzahafte Aja Etiquette mehr und mehr zu einem bloßen Schemen und bald zu gar Nichts. Denn siehe, das große Chaos draußen fand ein kleines, aber hinlänglich tumultuarisches Abbild im Innern des Palastes und der königlichen Gemächer. Da war in Gegenwart der Königsfamilie selbst ein immer harmloseres Kommen und Gehen, ein buntes Durcheinanderschwatzen, ein geräuschvolles Wirrsal von Botschaften und Rathschlägen. Jeder wollte auskramen, was er für weise hielt; zu helfen wußte Keiner. Bei der leidenschaftlich bewegten Königin fand der nicht so fast verwegene als vielmehr verrückte Rath, die Tuilerien zu einer bis auf den letzten Mann und auf die letzte Patrone zu vertheidigenden Festung des Julikönigthums zu machen, großen Anklang. „Sire,“ sagte sie zu ihrem Gemahl, „ziehen Sie Ihre Uniform an, steigen Sie zu Pferde, elektrisiren Sie durch Ihre Gegenwart und Ihre Worte die Truppen und die Nationalgarde und sterben Sie, so es sein muß, für Ihre Ehre und Ihren Thron!“

Der alte Mann, dessen Hartnäckigkeit binnen wenigen Stunden in Willenlosigkeit umgeschlagen war, that, wie ihm gesagt worden. Er zog seine gewohnte Generallieutenantsuniform der Nationalgarde an, ließ sich das große Band der Ehrenlegion überhängen und stieg unten zu Pferde, um die auf dem Carrouselplatze aufgestellten Streitkräfte zu „elektrisiren“. Die Mitte des Platzes hatten 4000 Mann Linie inne mit 16 Stücken Geschütz. An dem Gitter, welches den Raum von den Tuilerien trennt, war ein Bataillon Bürgerwehr von der 1. Legion aufmarschirt. Ein Bataillon von der 4. Legion und ein weiteres von der 10. standen, die Front gegen das Schloß gekehrt, auf der entgegengesetzten Seite in Schlachtordnung. Seine zwei Söhne, der Marschall Bugeaud, die Generale Lamoricière, Trezel, Rulhières, Delarue und verschiedene Adjutanten folgten zu Pferde, die Herren Thiers und Remusat zu Fuße dem König. Er ritt langsam vor und seine schlaffen, bekümmerten Züge waren weit mehr geeignet, das Mitleid anzusprechen, als irgend Jemand zu „elektrisiren“. Er traf zuerst auf das Bürgerwehrbataillon von der 1. Legion, welches ihn mit dem Ruf: „Vive la réforme!“ empfing. Louis Philipp, dessen Bewegungen seine Frau, seine Töchter und Schwiegertöchter oben an den offenen Fenstern des Palastes ängstlich verfolgten, näherte sich dem Commandanten des Bataillons und sagte demselben: „Sie können Ihren Leuten die Versicherung geben, daß sie die Reform haben werden. Ich würde dieselbe schon früher bewilligt haben, hätte ich gewußt, daß sie von der Nationalgarde so lebhaft gewünscht wird.“ Das Bataillon von der 10. Legion erhob denselben Reformruf und erhielt dieselbe Antwort. Als sich jedoch der König dem Bataillon von der 4. Legion näherte, ward ihm ein drohenderer Empfang. „Hoch die Reform und nieder die Minister!“

„Meine Freunde, Ihr sollt die Reform haben. Die Minister —“

Man ließ ihn nicht weitersprechen. Geschrei erstickte seine Stimme. Die Officiere der Bürgerwehr schwenkten ihre Degen, die Gemeinen ihre Gewehre, und beide vereinigten sich zu dem tumultuarischen und entschieden feindseligen Ruf: „Nieder mit dem System!“

Das Schwergewicht dieser Demonstration fiel erdrückend auf den Monarchen. Was, seine „Epiciers“ verließen ihn? Wie, der „Bourgeois“ machte gemeinsame Sache mit der Emeute? Das war ein gegen die Existenz des „Bürgerkönigthums“ gefälltes Verdict. Des alten Mannes Haupt sank auf seine Brust herab. Ohne auch nur einen Blick auf die Linientruppen zu werfen, ritt er zurück und beim Eingang zum Pavillon der Flora vom Pferde steigend, sagte er aufseufzend zu Herrn Thiers: „Ach, ich sehe es wohl! Es gilt mir! Alles ist zu Ende!“

Noch war es nicht, aber es ging zu Ende, rasch und immer rascher. Das Schlürfen des Schicksalsschrittes in den Tuilerien war jetzt zum Dröhnen geworden, und riesengroß richtete das Verhängniß vor den verzagend-fragenden Blicken sich auf. Auch war das, was jetzt im Schlosse sich abspielte, nicht mehr nur der schmerzliche Todeskampf eines Königs, sondern vielmehr schon der Todeskampf des Königthums selbst.

Denn die Republikaner, ermuthigt durch die glänzenden Fortschritte, welche der Aufstand während des Vormittags gemacht, hatten derweil die Entscheidungskarte ausgespielt und schüttelten die Würfel zum großen Wurf. Inmitten des tobenden Straßenkampfes verständigten sich die beiden republikanischen Fractionen, die Bourgeois-Demokraten vom „National“ und die Socialdemokraten von der „Reform“. Die Häuptlinge der Letzteren waren auf dem Redactionsbureau ihres Organs versammelt. Dorthin kam Martin (von Straßburg) als Bevollmächtigter der Leute vom National. Man wurde rasch einig, den mit Bestimmtheit zu erwartenden vollständigen Volkssieg entschlossen zu benutzen, die siegreiche Revolution nicht abermals, wie Anno 1830 geschehen war, sich escamotiren zu lassen, und sofort die Mitgliederliste einer provisorischen Regierung aufzusetzen.

Man that dies und kam auf folgende Namen überein: Dupont, Arago, Ledru-Rollin, Flocon, Marie, Marrast, Cremieux, Garnier-Pagès, Lamartine, Blanc. Der Letzgenannte, Louis Blanc, setzte, dem stürmischen Verlangen der Volksmassen nachgebend, welchen er die Liste vorlas, noch den Namen des Arbeiters Albert auf dieselbe und erlangte hierzu die Beistimmung der Bourgeois-Republikaner vom National. Dann wurde die Liste rasch gedruckt und in Menge in die Stadt ausgeworfen. Sie ver-

breitete sich telegraphengeschwind von Barrikade zu Barrikade, von Fenster zu Fenster, von Straße zu Straße und wurde von den kampferhitzten Blousen überall begrüßt und angenommen mit dem Jubelruf: „A bas les Bourbons! Vive la république!“ . . Dies die wirkliche und wahrhafte Genesis des Gedankens einer provisorischen Regierung und damit auch die Genesis der französischen Republik von 1848. Herr von Lamartine, welcher mit Herrn von Chateaubriand glücklich um die Palme der Eitelkeit streitet, hat nachmals in seinem historischen Roman, welchen er „Geschichte der Februarrevolution“ betitelte, sich selbst und Anderen einzureden gesucht, die Republik sei wie eine mit Zuckerwasserlyrik großgenährte Pallas Athene seinem Dichterschädel entsprungen. Eitelkeit der Eitelkeiten! Warum aber ist der Concurrent Chateaubriand's auf die Liste der Mitglieder einer republikanischen Regierung gesetzt worden? Weil man auch einen „Bruder Redner“ haben mußte oder haben zu müssen glaubte. . . .

Rächerin Nemesis trägt auf ihrer Stirn erhaben-strengen Ernst, aber um ihre Mundwinkel spielt ein ironisch-sarkastischer Zug. Der ist am 24. Februar von 1848 sehr deutlich hervorgetreten, und mit einem Lächeln der Geringschätzung hat die Göttin dem Bürgerkönig das Scepter aus der Hand genommen, um ihm das zerbrochene vor die Füße zu werfen. Die Thronbesteigung von Egalité's Sohn im Jahre 1830 war ein Werk von Heuchelei und Arglist gewesen, und nun entsprach seinem damaligen Emporkommen ganz genau sein jetziger Fall; denn selten oder nie hat Einer das Königsspiel so würdelos verloren gegeben, wie hier geschah.

Nach der Zurückkunft von dem gänzlich mißlungenen Elektrisirungsritt lag Louis Philipp in mitleidswerther Erschöpfung seiner physischen und geistigen Kräfte in seinem Cabinet in einem Lehnsessel, gedankenbar auf die blätterlosen Bäume vor dem Fenster starrend. Seine zwei Söhne, sowie die Herren Thiers, Remusat und Duvergier waren bei ihm. Es herrschte ein peinliches Schweigen, das endlich durch die Ankunft des Herrn von Reims unterbrochen wurde, welcher Herrn Thiers hinausrufen ließ. Die große Neuigkeit, die der Letztere aus dem Munde seines Secretärs erfuhr, war, daß die unverweilte Abdankung des Königs das einzige Mittel sei, den Thron für die Dynastie Orleans zu erhalten. Thiers ließ die Prinzen in's Vorzimmer rufen. Reims erzählte, was er wußte, und fügte hinzu: „Die Abdankung ist das einzige Mittel, die Monarchie zu retten, falls dies überhaupt noch möglich.“

Worauf der Herzog von Montpensier: „Aber seit gestern haben wir ein Zugeständniß nach dem andern gemacht, ohne damit Etwas zu erreichen. Kann man uns wenigstens die Wirksamkeit dieser äußersten Concession verbürgen?“

Keine Antwort.

„Was meinen Sie?“ fragen die Prinzen, sich an die Herren Thiers, Remusat und Duvergier wendend.

„Die Abdankung,“ giebt der Erstgenannte zur Antwort, „ist vielleicht eine letzte Rettungsplanke.“

„Man muß den König von der Sachlage unterrichten. Kommen Sie, meine Herren,“ sagte der Herzog von Nemours. Dann kehrte er, bevor er in das königliche Cabinet trat, gegen die ihm Nachfolgenden sich um und bemerkte mit ruhiger Fassung: „Die Abdankung des Königs macht die Einsetzung einer Regentschaft für meinen minderjährigen Neffen, den Grafen von Paris, nöthig. Es kann aber unter den obwaltenden Umständen wohl nur von einer Regentschaft meiner Schwägerin Helene, der Herzogin von Orleans, die Rede sein, nicht wahr?“ Edle Worte, dem Prinzen, welchem bekanntlich gesetzmäßig die Regentschaft zugestanden hätte, durch das Gefühl seiner Unpopularität eingegeben.

Beim Anblick des wie gänzlich aufgelöst in seinem Sessel liegenden Königs zögerten Alle, mit der Sprache herauszugehen. Endlich nahm Thiers das Wort und suchte mit Geschicklichkeit dem alten Manne die Nothwendigkeit der Abdankung begreiflich zu machen, ohne das herbe Wort zu nennen. Louis Philipp verstand den Redner, gab aber keine Antwort.

Nun der Herzog von Nemours: „Falls der König die Abdankung für nöthig hält, will ich sofort meinerseits auf die Regentschaft verzichten.“

Das Eis war gebrochen. Mit einer gewaltsamen Anstrengung sich zusammennehmend sagte Louis Philipp: „Glauben Sie, daß ich durch meine Abdankung meinem Enkel den Thron erhalten werde?“

„Das ist zweifelhaft, Sire.“

„Aber was rathen Sie mir?“

„Was in einem solchen Falle zu thun, hat der König nur mit sich selbst und mit seiner Familie auszumachen.“ . . .

. Louis Philipp zog sich in sein Ankleidezimmer zurück und ließ die Mitglieder seiner Familie dahin rufen.

Während der Familienrath saß, kam der General Lamoricière, welcher nach der traurigen Musterung auf dem Carrouselplatz seine Bemühungen, eine Einstellung des Kampfes zuwegezubringen, wieder aufgenommen hatte. Nun brachte er die Nachricht, daß die siegreich vorschreitende Insurrection mindestens die Abdankung des Königs verlange und daß kein Augenblick zu verlieren sei, so man nicht riskiren wollte, daß ganz in der Nachbarschaft des Schlosses bei dem auf dem Platz des Palais Royal gelegenen sogenannten Château d'Eau, welches von Municipalgarden und Linieninfanterie besetzt war, ein Kampf entbrennen würde, welcher leicht das Signal zur Wiederholung des 10. August von 1792 geben könnte.

Derweil den Anwesenden diese Möglichkeit drohend vorschwebte, fand im Kreise der königlichen Familie eine Verhandlung statt, deren Einzelheiten bislang unbekannt geblieben sind. Mit großer Wahrscheinlichkeit darf jedoch behauptet werden, daß die Königin Etwas von ihrer eigenen Energie, welche mit größter Zähigkeit an den Besitz der Gewalt sich klammerte, ihrem Gemahl einzuflößen gewußt habe. Der König zeigte nämlich, als er, begleitet von seinem Sohne Nemours, heraustrat, mehr Fassung und Haltung als vorhin.

„Nun, General, was bringen Sie Neues?“

„Sire, ich bin Commandant der Nationalgarde, habe aber Nichts zu commandiren. Alle meine Bemühungen, auf Grund der zugestandenen Reformen die Insurrection zu beschwichtigen, sind vergeblich gewesen. Man begnügt sich nicht mehr damit, man verlangt . . . etwas Anderes.“

„Etwas Anderes? Monsieur de Lamoricière, das ist meine Abdankung, und da ich dieselbe nur mit meinem Leben geben werde, so wird man sie nicht haben!“

Worauf der Herzog von Nemours: „Wohlan, so marschiren wir!“

„Freilich, marschiren wir,“ erwiderte der General, „es fragt sich nur, womit?“

Das „Marschiren“ war nur ein eitles Wort mehr unter den vielen, welche die Rath- und Thatlosigkeit des Bürgerkönigthums an diesem Tage weniger maskirten als enthüllten. Noch eine kurze Weile, und es handelte sich nicht mehr darum, irgendwelchen Widerstand gegen die Emeute zu versuchen, sondern nur noch darum, dem Griffe der siegenden Revolution zu entfliehen. Schon zeigten die Tuilerien ein tumultuarisches Bild der Bestürzung, der Zerrüttung, der Anarchie. Thore und Thüren standen offen, Wachtposten und Thürhüter wehrten nicht dem Eintritt von Theilnehmenden oder Neugierigen. Generale, Officiere, Staats- und Palastbeamte, Deputirte, Journalisten, Bekannte und Unbekannte kamen und gingen nach Belieben, und wer da wollte und mochte, durchwandelte die Gemächer. Nur in der unmittelbaren Nachbarschaft der Zimmer, wo die königliche Familie sich aufhielt, waltete noch einiger Anstand und Respect. Bald jedoch schwemmte die steigende Fluth auch von hier die letzten Schranken weg, welche die Majestät des Throns um sich her gezogen, und nach diesen Schranken den Throninhaber und danach den Thron selbst.

Es ist nahezu Mittag. Louis Philipp, aus seiner augenblicklichen Aufwallung von vorhin wieder in seine Schlaffheit zurückgefallen, sitzt im Lehnstuhl am Fenster seines Cabinets, umgeben von den Herren Thiers, Remusat, Duvergier, Beaumont, Lasteyrie und Anderen. Der Herzog von Montpensier führt Herrn Cremieux ein, einen Deputirten von der Linken, welcher entfernt nicht weiß, daß er auf der republikanischen Liste einer provisorischen Regierung stehe. „Noch ist,“ sagt er, „Nichts oder wenigstens nicht Alles verloren. Das Volk wird mit der Wahlreform, der Kammerauflösung und einem aus der Linken genommenen Ministerium sich begnügen. Allein was die Gegenwart des Herrn Thiers im Ministerium angeht, sie stößt, ich bedaure es sagen zu müssen, dem Volke einen unbesieglichen Argwohn ein.“

Der kleine Nothhelfer, sicherlich insgeheim nicht wenig erfreut, aus einer kläglichen Situation bei Zeiten mit heiler Haut hinaus-

schlüpfen zu können, wendet sich sofort an den König: „Sire, ich bin bereit, auf der Stelle zurückzutreten."

„Aber wen schlagen Sie mir denn zum Premierminister vor, Herr Cremieux?"

„Odilon Barrot, welcher ermächtigt sein muß, aus den Reihen der vorgeschrittensten Opposition seine Collegen zu wählen."

„Wohl, es sei. Man rufe Herrn Fain, damit er die Ordonnanz ausfertige."

„Will der König mir noch eine weitere Bemerkung gestatten?"

„Sprechen Sie."

„Sire, wer Ihnen rieth, dem Marschall Bugeaud den Oberbefehl zu geben, rieth Ihnen Schlimmstes."

„Wen würden Sie denn an Bugeaud's Stelle setzen?"

„Den Marschall Gérard."

„Es sei."

Cremieux geht hinaus, um diese neuen Zugeständnisse bekannt zu machen, und Louis Philipp richtet, momentan von einer sarkastischen Laune angeflogen, an den Kleinen die Worte: „Ei, sieh da, mein lieber Thiers, so sind Sie also nicht weniger unpopulär als ich?"

Herr Fain schreibt die Ordonnanz, der General Trézel, das einzige der Mitglieder des Ministeriums Guizot, welches noch in den Tuilerien ausgehalten, hält sich bereit, seine Gegenzeichnung zu geben, und schon hat Louis Philipp die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen, als plötzlich das Geknatter von Gewehrsalven aus der Richtung des Palais Royal herüberkommt, wo ein wüthender Kampf um das Château d'Eau sich entsponnen hat. In demselben Augenblick tritt in höchster Eile und Aufregung Herr Emile de Girardin in das Cabinet, ein Stück bedruckten Papiers in der Hand.

„Was giebt es, Monsieur de Girardin?" fragt der König.

„Das, Sire, daß man Ew. Majestät eine kostbare Zeit verlieren läßt. Sei es, daß man dem Aufstand, welcher bereits mit Macht aus der Rue de Chartres hervorbricht, mit aller Kraft entgegentreten, sei es, daß man zu den größten Opfern sich herbeilassen will, jedenfalls sind die Minuten Stunden, und falls man eine Minute verliert, wird es binnen einer Stunde in Frankreich weder einen König noch ein Königthum mehr geben."

„Aber was thun?"

„Abdanken, Sire, abdanken und zwar zu Gunsten einer Regentschaft der Herzogin von Orleans. Hier ist die fertige Proclamation, welche ich, um Zeit zu sparen, sofort drucken ließ. Sie lautet: ‚Abdankung des Königs. Regentschaft der Herzogin von Orleans. Auflösung der Kammer. Allgemeine Amnestie.'"

Soweit also war es mit dem Salomo des Juste-Milieu, soweit mit dem Juste-Milieu selbst gekommen, daß der nächste beste Zeitungsschreiber, daß ein Emile de Girardin sich zum Quasi-Dictator aufwerfen und mittelst eines bedruckten Papierfetzens über das Schicksal Frankreichs verfügen konnte ....

„Wenn es so steht, Sire," sagte der Herzog von Montpensier, der in keiner Weise seinen Brüdern gleichzustellen war, „wenn es so steht, Sire, so darf kein Zaudern stattfinden. Danken Sie ab!"

Ob vielleicht diese plumpe Unkindlichkeit den greisen König daran erinnert haben mag, daß Jakob der Zweite, als er am Abend des 26. November 1688 erfuhr, seine Tochter Anna sei in's Lager des Prinzen von Oranien geflohen, den Schmerzensruf: „Helfe mir Gott, meine eigenen Kinder verlassen mich!" ausgestoßen hat? Schwerlich. Der alte Mann sagte nur mechanisch, wie ein schon halb Versunkener, der sich von der Strömung mit fortreißen läßt: „Ich bin allzeit ein friedliebender Fürst gewesen, ich danke ab."

Kaum war das Wort heraus, so drängten mehrere der Anwesenden in ihrer nicht grundlosen Angst, die Tuilerien möchten abermals einen 10. August erleben, Herrn Girardin, die Abdankung bekannt zu machen. Er eilte hinaus und gegen das Palais Royal hinüber, aber seine Botschaft verhallte ungehört und wirkungslos in dem um das Château d'Eau her tobenden Kampfgewühl, und er sah sich zur Umkehr genöthigt. Zugleich mit ihm hatte der Herzog von Nemours das königliche Cabinet verlassen und war in den Palasthof hinabgestiegen, wo er den ihn umringenden Officieren erklärte: „Meine Herren, der König hat zu Gunsten des Grafen von Paris abgedankt. Die Herzogin von Orleans ist Regentin."

(Schluß folgt.)

Aerztliche Strafpredigt.

Für den Geschäftsmann.

2.

Wenn der Kopf (oder richtiger das Gehirn) des Geschäftsmannes in einem früheren Aufsatze (s. Gartenl. 1864, Nr. 21) als der Theil bezeichnet wurde, welcher sehr häufig in Folge des Geschäftslebens leidet, so will Verfasser damit ja nicht etwa behauptet haben, als ob der Geschäftsmann eben so ein Kopfarbeiter wäre wie der Gelehrte. Aber trotzdem daß der Geschäftsmann weit weniger denkt als der Gelehrte, so arbeitet sich sein Gehirn doch mehr ab als das des Gelehrten und zwar deshalb, weil ihm seine Geschäfte fortwährend im Kopfe herumgehen und dem armen Gehirne oft selbst im Schlafe keine Ruhe lassen. Und darum hat auch der Geschäftsmann noch weit mehr als der Gelehrte die Verpflichtung, seinem Gehirne die richtige Erholung zu gönnen und die Behandlung zukommen zu lassen, welche in dem früheren Aufsatze und bei der Gehirndiätetik (Gartenl. 1861, Nr. 52) angegeben wurde. Bei vielen Geschäftsleuten zieht auch das aus der Hirnanstrengung hervorgegangene Kopfleiden eine allgemeine Nervosität (oft mit weibischer Nörgelsucht) nach sich, die gewöhnlich als Ursache aller Launen und Unarten, der großen Aergerlichkeit und des leichten Gereiztseins, kurz des Ellich- und Widerwärtigseins herhalten muß. Ausführliches über das „Nervössein" findet man in der Gartenlaube 1860, Nr. 25.

Mit seinem Magen, überhaupt mit der Verdauung, ist der Geschäftsmann äußerst selten in rechter Ordnung. Das ist aber auch kein Wunder, denn man braucht nur Geschäftsleute essen zu sehen, um als Arzt das größte Mitleid für die armen Geschäfts-Mägen zu fühlen. Anstatt mit Gemüthsruhe und Behaglichkeit sich dem Essen hinzugeben, werden, weil's das Geschäft nicht anders erlaubt, feste Nahrungsstoffe, besonders Fleischspeisen, in großen Stücken und nur wenig gekaut hastig verschluckt; zwischendurch wird nach Umständen bald über Geschäftliches gesonnen oder gestritten, bald ärgerliches Häusliches abgemacht und vielleicht auch mit Weib und Kind gehadert, und schließlich ist in aller Gemüthsunruhe der Flasche mehr zugesprochen worden, als dienlich. — Wollten sich doch die Geschäftsleute, wie überhaupt alle Menschen, endlich einmal merken, daß man die Zähne nicht etwa der Zahnschmerzen wegen, sondern dazu im Munde hat, um feste Nahrungsmittel so lange zu zerkauen, bis sie mit Hülfe des zufließenden Speichels in einen weichen Brei verwandelt sind, der alsdann im Magen (der keine Zähne zum nachträglichen Zerkauen besitzt) durch den sauern Magensaft leicht aufgelöst (verdaut) werden kann. Wie aber die meisten Menschen essen, da beschweren die verschluckten großen Stücken fester Stoffe nicht nur den Magen, sondern sie gehen auch, nachdem sie sich länger, als sie sollten, im Magen und Darmcanale aufgehalten haben, zum großen Theile unaufgelöst beim Stuhlgange mit fort. Auf diese Weise werden viele der genossenen Speisen, ohne den gehörigen Nahrungsstoff für das Blut geliefert und die für sie gemachte Ausgabe verdient zu haben, aus dem Körper wieder entfernt; sie thaten der Zunge wohl, dem Bauche weh. Menschen, lernt in der Jugend kauen, damit ihr im Alter nicht dem Magenelend verfallt! — Ist der Magen aber verdorben, dann hüte man sich um Himmels willen vor allen sogenannten magenstärkenden Arzneien und Elixiren; nur ein passendes und strenges diätetisches Verfahren macht einen schlechten Magen wieder gut (s. Gartenl. 1860, Nr. 7).

Sieht man sich ferner in einem Geschäftsmanns-Bauche auch nach andern Organen als nach dem Magen um, dann entdeckt man in denselben, besonders in der Leber, Milz und am Mastdarme, als Grund der vielen und mannigfachen Unterleibsbeschwer-

den (wie: unangenehme Empfindung von Druck und Völle in der Oberbauchgegend, besonders nach dem Essen; Appetitsstörung und unregelmäßiger Stuhlgang, Blähungs- und Hämorrhoidalbeschwerden) in den allermeisten Fällen eine krankhafte Ueberfüllung der Adern mit dunkelrothem Blut. Das ist der Zustand, den der Arzt: „*Unterleibsanschoppung, Abdominalplethora, Pfortaderstockungen, Hämorrhoidalleiden*" nennt und durch Purganzen, Blutegel an dem After, Schwefel mit Cremor tartari, abführenden Mineralwässern (Carlsbad, Kissingen) und dergl. zu heben sucht, während Verf., der diese Art von Cur haßt, eine Unterleibsdiätetik empfiehlt (Gartenl. 1860, Nr. 21), welche das Uebel an der Wurzel angreift und den trägen Lauf des Pfortader-Blutes durch die Leber fördert. Aber freilich diese Unterleibsdiät, zu welcher auch die gehörige Bewegung und eine zweckmäßige Athmung gehören, ist dem Geschäftsmanne nicht bequem, und es erlaubt's deshalb auch sein Geschäft nicht, die nöthige Zeit darauf zu verwenden. Darum wird er aber auch später bei wachsender Unterleibsverstocktheit ein grämlicher, launenhafter, ärgerlicher, mißmuthiger, hypochondrischer Philister, den schließlich nichts mehr interessirt als sein liebes nervöses Ich mit Hämorrhoiden und sein Geschäft.

Der vielsitzende Geschäftsmann wird bisweilen rechts unten im Bauche von einem Drucke oder wohl auch von heftigern Schmerzen heimgesucht, die ihren Grund in einer Anhäufung von Koth im Blinddarme haben. Diesem Zustande, der sich mitunter zu einer gefährlichen *Blinddarmentzündung* steigert, ist am besten mit öfteren Klystieren von warmem Wasser entgegen zu treten. Da aber in dieser Bauchgegend manch andere Leiden vorkommen, die von Bedeutung und richtig zu würdigen sind (Gartenl. 1863, Nr. 29), so ist eine genaue Untersuchung derselben von Seiten des Arztes ganz unentbehrlich.

Was die sogenannten *Hämorrhoidal-Blutungen* bei Geschäftsleuten betrifft, so sind diese, zumal wenn dabei viel Blut verloren wird, gar keine hämorrhoidalen, sondern stammen aus der entarteten Mastdarmschleimhaut und verlangen eine örtliche Behandlung (gewöhnlich mit Höllenstein). Einem Arzte, der bei solchen Blutungen nicht den Mastdarm untersucht (was übrigens gleich nach dem Stuhlgange geschehen muß), dem entziehe der Patient sofort sein Vertrauen. Ein Patient aber, der sich gegen eine solche Untersuchung und örtliche Behandlung wehrt, ist ein subtiler Selbstmörder.

Von einer vernünftigen Behandlung ihrer *gesunden* und *kranken Lungen* ist bei Geschäftsleuten gar keine Rede. Erst wenn die Lunge zum größten Theile ruinirt ist, erst dann wird's dem abgezehrten und matten Herrn Geschäftsmann klar, daß nun etwas Ernstliches geschehen müsse. Aber nur ja nicht einen Respirator tragen, lieber „wohin gehen". Und während die Herren Doctoren zu Dritt oder Viert berathschlagen, wohin der fiebernde Kranke fahren soll, fährt er in's Jenseits. — Dieses in ein anderes Klima Schicken von Brustkranken gehört in den meisten Fällen auch zum heilkünstlerischen Schlendrian und ist gewöhnlich nicht nur nicht heilbringend, sondern sogar gefährlich und im höchsten Grade inhuman, weil dadurch der der größten körperlichen und gemüthlichen Ruhe bedürftige Kranke aus seinen dieser Ruhe förderlichen Verhältnissen herausgerissen wird. Ein Brustkranker, wenn er fiebert, darf gar nicht an eine Reise denken, sondern bleibe hübsch ruhig zu Hause, wo ihm ja auch eine gute, reine, warme Luft bereitet werden kann. Hat aber der Krankheitsproceß in seiner Lunge einen Stillstand gemacht, so wird ihm eine Reise in ein südliches Klima auch nur dann nützen, sobald er sich dort längere Zeit und bei der größten Gemüthsruhe (besonders ohne Heimweh) aufhalten kann. Uebrigens ist's für einen Brustkranken mit dem Klimawechsel allein noch lange nicht abgethan, er muß auch im Süden, trotz der heilsamen Luft, noch alle die Schädlichkeiten ängstlich meiden, welche eine Rückkehr (Nachschub) des Brustleidens veranlassen können, wie Staub, Rauch, reizende Gasarten, Aufregungen aller Art und Erkältungen.

Die Regeln, welche ein Brustkranker, wenn er trotz seiner kranken Lunge (denn vollständig gesund wird diese niemals wieder) ein höheres Alter erreichen und auch ziemlich beschwerdelos leben will, genau zu beobachten hat, finden sich in Gartenl. 1859 Nr. 49, und 1855 Nr. 15; über den enormen Werth des Respirators bei Lungenleiden handelt ein Aufsatz in der Gartenl. 1855 Nr. 8. — Weil nun eine in ihrer Spitze (tuberculös) erkrankte Lunge niemals wieder, auch nicht durch salzige Mineralwässer und südliches Klima, ihre frühere, normale Beschaffenheit erlangen kann, darum muß ein Brustkranker die von diesen Lungenspitzen-Entartungen abhängigen Beschwerden, wie Husten, Auswurf und zeitweilige Kurzathmigkeit, ertragen lernen und nicht durch fortwährendes Medicinieren wegcuriren wollen. Eine solche Entartung kann ja gar nicht viel schaden und sollte den Kranken nur veranlassen, ein weiteres Krankwerden seiner Lunge durch richtiges Verhalten zu verhüten.

Der Geschäftsmann mit noch gesunder oder etwas angegriffener, aber das Wohlbefinden nicht störender Lunge, der hat natürlich seines Geschäftes wegen keine Zeit, ebensowenig etwas zur Erhaltung und Kräftigung seines Athmungsapparates, wie überhaupt seines Körpers zu thun; der muß, wenn er sich wirklich einmal sein Geschäft aus dem Kopfe schlägt und Zeit zur Erholung nimmt, in seiner geschäftsfreien Zeit reisen, jagen, schmaußen, spielen, bauen, politisiren u. s. f. und zwar unter Umständen, die auch die gesündeste Lunge krank zu machen im Stande sind, wie rauhe, kalte Luft, Staub, Rauch, schneller Wechsel zwischen warmer und kalter Luft, reizende und überhaupt schädliche Gasarten u. s. w. Auch sind leider Gottes die meisten Geschäftsleute so kindisch und schämen sich, ihren Lungen, selbst wenn dieselben früher schon einmal krank waren, und sogar bei offenbarer Gefahr, Schutz angedeihen zu lassen, weil's auffällt. Mit dem Respirator z. B., der ja doch Lungenleiden verhüten soll und auch kann, kommt der Arzt in der Regel nur bei Lungenschwindsüchtigen an, die schon mit einem Beine im Grabe stehen, und auch die wehren sich noch gegen diesen bravsten aller Beschützer der Lungen. In „Für Nichtraucher" muß der hustende Geschäftsmann auf der Eisenbahn fahren; staubige und rauchige Luft und Localitäten muß er meiden; von Strapazen aller Art halte er sich fern; bei Festessen trinke er sich nicht fest und gerire sich überhaupt nicht als Gesundheitsrenommist.

Das *Geschäftslocal*, das in der Regel mit dem Geschäfte und Geschäftsmanne verwachsen ist, kann vielleicht manchmal das Geschäft in die Höhe, den Geschäftsmann aber gar nicht selten herunterbringen. Denn abgesehen von der hier häufig herrschenden, das Gemüth verdüsternden Dunkelheit (denn Licht ist Leben), so sind auch viele Locale so feucht und kalt, daß ebenso (besonders im heißen Sommer) die schnelle Abkühlung der erhitzten Haut hitzige (acute) Erkältungskrankheiten, wie die andauernde Einwirkung der feuchten Kälte auf die transpirirende Haut langwierige (chronische) sogen. rheumatische Uebel erzeugen kann. Die Regulirung der Luft- und Temperaturverhältnisse in den Localen, von welchen doch zum großen Theile das Wohlbefinden der Herren Principale und ihrer Mitarbeiter mit abhängig ist, wird gewöhnlich den Herren Markthelfern überlassen, und die haben so ihre eigenen Ideen über gute Luft und Wärme. Ja, wenn's die Waaren betrifft, für die muß eine zweckmäßige Lagerstätte beschafft werden, die geschäftigen Menschen mögen aber den größten Theil ihres Lebens in menschenfeindlichen Aufenthaltsorten verkümmern. Auch für seine Pferde und Hunde trägt in der Regel ein Geschäftsmann weit mehr Sorge, als für sich und seine Leute.

Wie sich der Geschäftsmann in seinem Geschäfte beim Arbeiten verhält, ist gar nicht selten von Einfluß auf sein Befinden oder doch auf sein Empfinden. Der im Stehen Arbeitende fühlt mitunter seine Beine ermatten und meint dann, an Rückenmarksschwäche zu leiden. Sitzt einer auf hartem Sessel mit scharfer Kante, so passirt's wohl, daß der fortwährende, wenn auch nur mäßige Druck dieser Kante auf die Nerven und Blutgefäße der hintern Fläche des Schenkels, eine dauernde Empfindung von unangenehmem Taubsein des Beines vom Knie ab erzeugt, welche den Aberglauben an Rückenmarksschwindsucht aufkommen läßt. Der beim Sitzen stark vorgebeugte, den Bauch einengende und die Brust an den Arbeitstisch andrückende Geschäftsmann zieht sich durch diesen Sitz bisweilen Brust- und Unterleibs-, Athmungs- und Verdauungsbeschwerden zu, die er natürlich durch Arznei wegcurirt haben will.

Ueberhaupt muß es die Heilkunst, wenn es nach den Anforderungen der Geschäftsleute an die Aerzte gehen soll, durchaus noch dahin bringen, daß sie durch Heilmittel den alternden, kränkelnden Menschenleib jung, kräftig und womöglich niet-, nagel- und feuerfest zu machen im Stande ist.

Bock.

Der Tag von Düppel.

Nach den Mittheilungen eines preußischen Officiers.

Bereits seit dem 12. Februar lagen die Preußen vor Düppel, aber unbegreiflicher Weise war das zu einer Belagerung so stark befestigter Werke unentbehrliche schwere Geschütz noch immer nicht eingetroffen. Endlich nach einem Zeitverluste von mehr als einem Monate, in der Nacht vom 29. zum 30. März, hatte man allmählich soviel Belagerungsmaterial zusammen, um ernstlich an's Werk gehen und zur Eröffnung der ersten Angriffs-Parallele schreiten zu können. Welcher Combination von Ursachen diese unerklärliche Zögerung in dem Herbeischaffen des nöthigen Artillerieparks beigemessen werden muß — das wollen wir jetzt, wo die Ereignisse den Bismarck-Rechberg'schen Plänen über den Kopf gewachsen sind, und in die alten Bahnen des Londoner Protokolls einzulenken zur anerkannten Unmöglichkeit geworden, dahingestellt sein lassen. Wir sehen in dem Düppeler Siege nicht blos die Einlösung der verpfändeten preußischen Waffenehre, die mit dem stromweise vergossenen Volksblute doch etwas zu theuer wieder errungen wäre, wir erblicken in ihm vielmehr eine Hauptgarantie, daß den berechtigten Forderungen der Nation Erfüllung und dem lange genug schmählich preisgegebenen wackern Bruderstamme endlich zu seinem Rechte verholfen werden soll.

Das gezogene preußische Geschütz, das inzwischen zur Bewunderung und zum Schrecken von ganz Europa geworden ist, begann nun sein verheerendes Spiel und brachte die dänische Artillerie in den verschiedenen Schanzen trotz ihres numerischen Uebergewichts bald zum völligen Unterliegen. Wir wissen jetzt, daß schon nach den ersten Tagen der Beschießung der Düppeler Befestigungen die dänischen Officiere die Ueberzeugung gewannen, daß gegen die Zerstörungswerkzeuge der Preußen die Position auf die Dauer sich nicht werde halten können. Wie sollte man sich auch gegen Hohlgeschosse vertheidigen, die, aus einer Entfernung von $1\frac{1}{4}$ Stunde daherfausend, genau das Ziel trafen, und auch noch in viel weiterer Entfernung eben so sicher und wirkungsvoll einge-

Düppeler Schanze Nr. 2 nach
Am 18. April nach der Natu

schlagen haben würden? Und immer zahlreicher wurden die Batterien der Preußen sowohl auf Broackerland an der Seite des Wenning-Bundes wie im Norden der Düppelstellung, wo sich die Belagerer nach der Einnahme von Düppel, dessen Gehöfte und zahlreiche Häuser die Dänen nach und nach gänzlich in Asche legten, von Rackebüll bis nach Sandberg am Alsensunde einnisteten, Schanzen bauten und Batterie nach Batterie auffuhren, aus denen die nördlicheren Forts auf Düppel eben so gut bestrichen wurden, wie der Alsensund mit den jenseits erbauten zahlreichen Schanzen, welche die Dänen zur Vertheidigung des tiefen Sundes und der

Sturme am 18. April 1864.
[...]eichnet von Otto Günther.

Insel von Sonderburg abwärts bis Rönhof an allen günstigen Orten errichtet hatten.

Ungeachtet der kaum erwarteten Wirkungen des preußischen Artilleriefeuers bot die Belagerung Düppels doch so große Schwierigkeiten dar, daß besonnene Feldherren unmöglich an raschen Sturm denken konnten, wollten sie bei einem solchen immerhin zweifelhaften Unternehmen nicht Tausende von Menschenleben auf's Spiel setzen. Der Däne ist an sich ein tapferer Soldat, dabei fanatisch und voller Tücke, was er in manchem Gefecht vor Düppel nur zu sehr bewiesen hat. Preußische Krieger, welche solchen Kämpfen beiwohnten und glücklich mit dem Leben davonkamen, wissen haarsträubende Dinge von der nicht eben chevaleresken Kampfweise der Dänen zu erzählen, die dann zuweilen auch Anlaß gab zu Gemetzeln, wie sie in ehrlicher Kriegführung sonst nicht vorkommen. Die Neigung, Pardon zu geben, die dem deutschen Soldaten von Natur angeboren ist, verlor sich nach und nach und machte dem Gelüste, Revanche für hinterlistig erschossene Cameraden zu nehmen, Platz.

Am hellen Tage gewährte die Beschießung der Schanzen, mit dem unbeschreiblichen Dröhnen der Luft und dem Zittern des Erdbodens, für den entfernter stehenden Zuschauer ein interessantes und aufregendes Schauspiel, das jedoch wenig Abwechselung gab. Nur wenn dann und wann eine der langsam aufsteigenden Bomben, deren Lauf sich bequem verfolgen ließ, vor ihrem Einschlagen in der Luft crepirte, gestaltete sich das Schauspiel eigenthümlich fesselnd. Denn nun entwickelte sich aus dem zerberstenden Projectil ein Knäuel wirbelnden weißen Rauches, der sich in großer Schnelligkeit um seine eigene Achse drehte, längere Zeit noch vom Winde weiter getragen ward und endlich langsam zerflatterte. Dagegen war das Bombardement in der Nacht von einer so groß-

artigen, furchtbaren Schönheit, daß es sich kaum beschreiben läßt. Hohlgeschosse aus den Hinterladungsgeschützen der gezogenen preußischen 24pfünder sausten dann unsichtbar wie Dämonen über die Parallelen und die in denselben arbeitenden Soldaten mit solchem Geräusch dahin, daß sich oft der Eine und Andere bückte, als besorge er das Herabfallen einer schweren Masse aus der Höhe. Dann wieder rollten, von leuchtendem Rauch umkreist, die Bomben durch die Luft, während die in großer Menge geworfenen Granaten, ungleich steiler und in Parabelform aufsteigend, durch ihre schnelle Umdrehung einen kometenartigen Feuerschweif hinter sich herzogen. Nimmt man dazu das fortwährende leise Beben der Erde, das verhallende Hurrah der Belagerer und das Auflodern der flammenden Baracken unterhalb der Schanzen, wie die hell zum Himmel lohende Gluth des brennenden Sonderburg, so wird man zugeben müssen, daß sich ein schauerlich-großartigeres Nachtbild kaum denken läßt.

Eine schon angeordnete Landung mit starker Truppenmacht auf Alsen mußte, wahrscheinlich zum Glück, des hohen Seeganges wegen wieder aufgegeben werden, dagegen ward der Sturm auf die Schanzen bereits auf den 14. April festgesetzt, doch fand man die Entfernung von der zweiten Parallele bis zu den Schanzen, also 6—700 Fuß, mit Recht noch für zu bedeutend und unternahm in der Nacht vom 14. zum 15. den Bau einer dritten Parallele auf 500 Fuß Abstand. Dieselbe wurde bis zum 18. wesentlich erweitert und ihre Böschung mit Ausfallstufen versehen, um bequem überschritten werden zu können. Nachdem diese Vorbereitung getroffen war, gab Prinz Friedrich Carl von Preußen für den 18. April Morgens zehn Uhr den Befehl zum Sturme.

Allen den verschiedenen Abtheilungs-Commandeurs wurde der Befehl im Geheimen und mündlich mitgetheilt, um vor der dänischen Spionage sicher zu sein. Zur Einleitung dieses Haupt- und Schlußactes begann die Artillerie vom Morgen des 17. an mit der größten Heftigkeit zu spielen und überschüttete die feindliche Stellung auch die ganze Nacht zum 18. hindurch bis Morgens zehn Uhr mit ihren Geschossen. Stündlich mußte jetzt der Feind auf einen Sturm gefaßt sein und hatte denselben auch mit Tagesanbruch entgegengesehen und seine Dispositionen danach getroffen. Als um diese Stunde das Erwartete indessen nicht erfolgte, zog er seine Verstärkungen zurück und ließ nur die regelmäßige Besatzung in der Stellung, die zum Theil noch beim Beginn des Sturmes in den Communicationsgräben war, um dort gedeckter zu sein, und so vielfach völlig überrascht wurde.

Da kein Truppentheil freiwillig dem andern die Ehre des ersten Angriffs gönnen wollte, so hatte das Loos entscheiden müssen; daher finden wir die Sturmcolonnen zusammengesetzt aus Compagnien aller Regimenter. In der Nacht hatten die Brigaden bereits die angewiesenen Stellungen eingenommen, hatten sich auf den Boden niedergestreckt und horchten in Erwartung des großen Augenblickes auf den rollenden Donner der Artillerie. In der breiten dritten Parallele, 500 Fuß vor den Schanzen, lagen die Sturmcolonnen selbst mit ihrer Geräthschaft, vor Begierde brennend, die feindlichen Schanzen zu nehmen.

Der Morgen des 18. bricht an, immer näher rückt die entscheidende Stunde. Mit ihr steigern sich die Gluth und die Aufregung der todesmuthigen Männer, die Pulse schlagen schneller, und während der Soldat sein treues Gewehr fester umklammert, hört er noch auf den tröstenden Zuspruch des Geistlichen, schweifen seine Gedanken noch einmal zurück nach der Heimath, nach den alten Eltern, nach der geliebten Braut, nach Weib und Kind. Da horch! vom Spitzberge her ertönt ein schmetterndes Hornsignal, im Augenblicke wiederholt es sich auf der ganzen Linie, und während das Feuer der Kanonen verstummt, brechen mit lautem Hurrah und unter der Musik von vier Regimentern die Sturmcolonnen im Laufschritt aus der Parallele hervor.

Ohne einen Schuß zu thun, legen die Schützenlinien die ersten dreihundert Schritt zurück, dann werfen sie sich zur Erde und beginnen ihr wohlgezieltes Feuer gegen Alles, was sich auf den Schanzen zeigt. Unter diesem Schutze geben die Sturmcolonnen so schnell als möglich, miteinander wetteifernd, ohne eine Kugel im Laufe, gegen die ihnen bestimmten Werke los, Jeder nur darauf bedacht, der Erste auf der Schanze zu sein, um zuerst das preußische Panier dort aufzupflanzen. Der Feind, im ersten Augenblicke überrascht, besetzt in Eile seine Werke, das Knattern des Gewehrfeuers beginnt auf der ganzen Linie, und gleich darauf speien die schweren 84pfünder ihre Kartätschladungen gegen die Angreifer. Dunkle Flecke auf dem Erdboden bezeichnen die Stellen, wo die Tapfern fielen; diese Flecke mehren sich, je weiter die Stürmenden vorrücken. Vor Schanze 4 liegen allein schon 33 Mann, doch da weht auch bereits die erste preußische Fahne auf der Communication von 2 zu 3; nur sieben Minuten nach dem ersten Signal, und ein jubelndes Hurrah bezeichnet den Fall des ersten dänischen Werkes. Gleich darauf fällt die große Schanze 6, deren Geschütze sofort umgedreht und auf die fliehenden Feinde gerichtet werden, dann 1, 3, 5. Länger wehrt sich 4, doch fällt auch diese nach großen Verlusten, und endlich selbst die von dem unerschrockenen Lieutenant Ancker vertheidigte Schanze 2. So war nach kaum zwanzig Minuten langem heldenmüthigen Siegeslauf die eigentliche Aufgabe des Tages gelöst, denn nur die Einnahme der Schanzen 1 bis 6 war beabsichtigt und angeordnet.

In diesem Augenblicke naht Rolf Krake und beginnt sein Feuer gegen die mit Tirailleurs gefüllten Schluchten des linken Flügels. Umsonst — er kommt zu spät, die gezogenen Batterien ebenso wie die eigenen Geschütze der eroberten Schanze 1 unter Lieutenant Schmälder richten ihr Feuer auf das Ungeheuer, welches sich nach einstündigem Kampfe schwer beschädigt zurückzieht, um nicht wieder zu erscheinen. Mittlerweile greifen die Brigaden Canstein und Raven in den Kampf ein. Ihr erster Anlauf gegen die noch völlig erhaltenen und armirten Schanzen 7, 8, 9 und 10 mißlingt zwar, denn das mörderische Feuer dieser Schanzen beim Ausschwärmen aus Düppel und Rackebüll mäht ganze Reihen nieder; da fahren die preußischen Feldbatterien in Carriere auf, ihre sichertreffenden Geschosse bringen das feindliche Geschütz zum Schweigen, und mit Hurrah stürmen die Truppen zum zweiten Male vorwärts. Nichts kann ihnen widerstehen, Brigade Canstein nimmt Schanze 7, Raven 8 und 9; 10 muß capituliren.

So waren nun sämmtliche Schanzen der ersten Linie in den Händen der Sieger, und die noch brauchbaren eroberten Geschütze waren umgedreht und schossen auf ihre eigenen Landsleute, welche in Eile gegen den Brückenkopf retirirten. Doch die Preußen, einmal im Feuer, drangen unaufhaltsam vorwärts. Die Officiere vorauf, die Mannschaft die erbeuteten Danebrogs schwingend, stürzen sich die Compagnien aller Regimenter in edlem Wetteifer immer von Neuem auf den Feind. Unter dem heftigen Feuer des Brückenkopfes und der Alsener Batterien wird die neuangelegte zweite Verschanzungsreihe übergerannt, werden Tausende von Gefangenen gemacht, werden die Reserven des Feindes in wilder Hast gegen den Brückenkopf geworfen, die 35er voran, die 8er, 18er, 60er und das 4. Garde-Regiment Königin Auguste dicht hinter ihnen. Beinahe 2000 Fuß durchjagt dieser fortgesetzte Sturmlauf. Hier dicht vor dem Brückenkopfe sammeln sich die Preußen zum letzten und schwersten Sturme. Einen Augenblick lang beschießen die Batterien die beiden Brückenschanzen, und dann brechen die Sturmcolonnen unaufhaltsam wieder los, immer die 35er voran, der Gefahren nicht achtend. Sie verschwinden in dem Graben, gleich darauf erklimmen sie die Brustwehr, ein wüthender Bajonnetkampf — und der Brückenkopf ist unser. Schon vorher hatten die Dänen ihre Pontons theils verbrannt, theils abgefahren; Alles, was nicht schon am andern Ufer, ist gefangen in unsern Händen. Zwar spielen die Alsener Batterien und das Gewehrfeuer aus Schloß Sonderburg noch und tödten manchen braven Krieger, zwar antworten unsere gezogenen Feldbatterien noch eine Weile — alsdann aber wird Alles still: nach dem furchtbaren Gemetzel, nach den kolossalen Anstrengungen schöpfen die siegestrunkenen Truppen ein paar Minuten Athem.

Um zehn Uhr hatte der Sturm begonnen, um halb ein Uhr gab es keinen Feind mehr im Sundewitt, der nicht lebend oder todt in den Händen der Preußen war, und während dieser ganzen Zeit lag die Elite der dänischen Flotte unthätig nur einige Tausend Schritte vom Kampfplatz, wagte nicht, sich zu rühren, und that nicht einen einzigen Schuß. Der Kampf war vorüber, die blutige Arbeit gethan. Das Auge, das eben noch todesmuthig geblitzt, es sieht herunter zur Erde und schaut mit Wehmuth auf das Werk der Vernichtung; die Hand, die eben noch den Tod gab, sie beugt sich hernieder nach dem verwundeten Cameraden, nach dem verwundeten Feinde, sie beut ihm den letzten Tropfen aus der Feldflasche, sie hebt ihn auf, und das Gewehr wird zur Bahre, und die blutbespritzten Männer beginnen das Amt der barmherzigen

Samariter noch unter dem Feuer der Dänen und bergen Freund und Feind mit gleicher Aufopferung.

Furchtbar sind die Verluste des Feindes: 119 Geschütze, viele Danebrogs, Munition und Kriegsgeräthe wurden erbeutet, 106 Officiere und 5400 Mann wurden theils gefangen, theils getödtet, darunter General du Plat, die Obersten Lasson und Bernstorff, Oberstlieutenants Dreyer, Falkenskjold, Tersling, Scholten, die Majore Heyn, Schack, Sperling, Schau und Rosen. Aber auch die Verluste der Preußen sind bedeutend: 16 Officiere und über fünfhundert Soldaten theils todt, theils verwundet, unter den ersteren der General von Raven, Major von Beer und viele andere tüchtige Officiere.

Ein wahres Bild der Verwüstung boten die eroberten Schanzen dar. Die preußische Artillerie hatte fürchterlich vorgearbeitet: die Blockhäuser aus vierzölligen Balken waren völlig zertrümmert, und nur noch Holzstumpfe, Breter und Erdhaufen bezeichneten ihre Stelle. Die Böschungen waren zerrissen und die Scharten demontirt. Das Bild der gräßlichsten Verheerung aber bot die Schanze Nr. 2, von der wir unsern Lesern eine noch am Nachmittage des Sturmes aufgenommene in allen Einzelheiten getreue Skizze bieten. Es war dies bekanntlich eine der stärksten Schanzen dieser festen Dänenstellung, die nun wie die andern, hoffentlich für immer, in Trümmern liegt. Nur das gemauerte Pulvermagazin darin ist noch erhalten; in demselben hatte der tapfere Ancker seine Wohnung aufgeschlagen, und über seinem Tisch hing das Bild seiner jungen und schönen Frau, unter dem Tisch und rings im engen Raume verstreut aber lagen vertraulich neben offenen Pulvertonnen — ausgebrannte Cigarrenenden.

Wir haben es an anderer Stelle (Gartenl. Nr. 19) schon ausgesprochen: der Tag von Düppel bleibt ein unverlöschliches Ruhmesblatt in der Geschichte Preußens und Deutschlands; wir wagen jetzt auch zu hoffen, daß er die ersehnten Früchte tragen, daß die Tausende und Abertausende von Opfern, die ihm fallen mußten, der gerechten Sache, der Freiheit und dem Vaterlande, nicht einem volksfeindlichen Systeme und exclusiven Militär- und Junkertendenzen, zu Gute kommen werden.

Ja, wir hoffen es und wollen unsere Darstellung mit Erzählung einer und der andern Einzelscene schließen, die wir aus der Fülle von Thaten persönlichen Heldenmuths und begeisterter Opferfreudigkeit, welche die heißen Kampfstunden des 18. April gebaren, in bunter Reihe herausgreifen.

Schanze 6 leistete trotz ihrer Größe den schwächsten Widerstand und wurde im ersten Anlauf genommen, trotzdem die Sturmcolonnen bis zu ihr den weitesten Weg zu durchlaufen hatten. Lieutenant Rübler und Unterofficier Müller der 4. Artillerie-Brigade waren die Ersten auf der Brustwehr. Sie stürzten sich so plötzlich auf das im ausspringenden Winkel aufgestellte Geschütz, daß die feindlichen Kanoniere vertrieben wurden, ehe sie noch zum Schuß kamen. Eben so schnell wurde das Geschütz herumgedreht und schleuderte nun den bereits eingesetzten Kartätschschuß vernichtend in die Reihen der fliehenden Dänen.

Der Hauptmann Cranach vom 13. Infanterie-Regiment (Westphalen) warf sich an der Spitze seiner Truppen auf einen Theil des Brückenkopfes unter dem mörderischen Feuer des Feindes. In dem Augenblicke, als der tapfere Officier seinen Truppen zurief: „Kinder, hier sind wir die Ersten!“ trafen ihn zwei tödtliche Kugeln — aber über seine Leiche hinweg stürmte seine Compagnie den Brückenkopf.

Schanze 2 wurde, wie die Leser wissen, von dem rühmlich bekannten Premier-Lieutenant Ancker energisch vertheidigt. Als die 35er sie nach blutigen Verlusten mit dem Bajonnete nahmen, waren in ihr außer dem Commandeur nur noch 20 Mann am Leben. Diese erhielten, nachdem sie sich mit tiefem Grimme ergeben hatten, den Befehl, nach der dritten Parallele als Gefangene zurückzugehen. Im nämlichen Augenblicke aber bekamen sie von rückwärts her Unterstützung, und der Kampf entbrannte von Neuem um die Schanze, doch behaupteten die Preußen das Feld und nahmen nun, statt zwanzig, fünfzig Mann gefangen. Obgleich nun mit diesem Verfahren Premier-Lieutenant Ancker wider die üblichen Kriegsgebräuche verstieß, so ehrte man in ihm doch den tapfern Feind, und es wurde ihm wegen seiner Bravour der Degen gelassen. Als Ancker aber bat, noch einmal nach der Pulverkammer gehen zu dürfen, wo er etwas vergessen haben wollte, hielt ihm der preußische Officier den Degen vor und erwiderte: „Keinen Schritt, Herr Camerad, oder Sie sind des Todes!“ Grimmig erwiderte Ancker: „Nun, dann bezeugen Sie mir wenigstens, daß es meine Absicht war, mich mit der Schanze in die Luft zu sprengen!“ und verließ das Werk. In demselben Momente bemerkte einer der den Sturmcolonnen zugetheilten Artilleristen einen dänischen Soldaten, der hurtig der Pulverkammer zulief. Mit möglichster Geschwindigkeit eilt ihm der Kanonier nach und sieht, wie der Däne im Begriff steht mit Stein und Stahl Feuer anzuschlagen, um eine Lunte zu entzünden, welche er in der Hand hält. Trotz des warnenden Zurufs fährt der Däne in seiner Verrichtung fort, so daß das Faschinenmesser des Preußen ihn unschädlich machen mußte. Ueberhaupt verdient die Tapferkeit der dänischen Kanoniere das größte Lob. Als die Preußen die Schanzen stürmten, mußten sie erst alle noch nicht kampfunfähigen Geschützbedienungen niederstrecken, ehe sie sich der Werke bemächtigen konnten, denn bis auf den letzten Mann vertheidigten sich die Kanoniere, und unter den Gefangenen befanden sich fast gar keine Artilleristen.

Zwischen den Schanzen und dem Brückenkopfe, wo die dänischen Reserven in den Kampf eingriffen, war dieser besonders mörderisch, namentlich da die stürmenden Preußen fast nur mit dem Bajonnet kämpften und durch die Perfidie der Dänen zur größten Erbitterung getrieben waren. Diese gaben nämlich auf fünf Schritte noch eine Salve, warfen dann ihre Gewehre fort, fielen auf die Kniee und riefen ihr „Pardun!“ Nahe an 400 Dänen liegen daher in einer einzigen Grube neben der Sonderburger Chaussee bestattet.

Nach entsetzlichem Blutbad ist Schanze Nr. 4 genommen. Im Nu haben die Artilleristen die Geschütze umgekehrt und eröffnen ein mörderisches Feuer gegen die Abziehenden. Da bemerkt der Premier-Lieutenant Stöphasius einen dänischen Unterofficier, der sich um einen Querwall herumschleicht und dort verschwindet. Nichts Gutes ahnend ruft er einen Pionier-Unterofficier zu sich heran und setzt mit diesem kurz entschlossen dem Dänen nach. Er findet ihn dicht vor der Pulverkammer, im Begriff sich in dieselbe zu begeben — ein brennendes Licht und ein Stück Lunte sind auf einem Tische bereit gelegt, vierundzwanzig offene Pulverfässer stehen daneben — schon greift der Däne nach der Lunte, da stürzt Stöphasius auf ihn los, reißt ihm die Lunte aus der Hand und verlöscht das Licht — in demselben Augenblicke, als die Kugel aus dem Carabiner des Pionier-Unterofficiers dem Dänen das Hirn zerschmettert. Tausenden hatte Stöphasius durch diese entschlossene That das Leben gerettet.

Nachdem die Brigaden Canstein und Raven die Schanzen 8, 9 und 10 genommen hatten und die Communicationen passirbar gemacht worden waren, rückte die vierpfündige Garde-Batterie unter dem Hauptmann von Ribbentrop so heftig dem weichenden Feinde nach, daß sie sich plötzlich von demselben theilweise umzingelt sah. Die Mannschaften und Officiere wehrten sich jedoch mit dem größten Heldenmuthe, und auf eine Aufforderung sich zu ergeben antwortete der brave Capitän durch einen kräftigen Säbelhieb und die Worte: „Eher lassen wir uns Alle in Stücke hauen — nicht wahr, Leute?“ Im nächsten Augenblick kam preußische Infanterie der Batterie zu Hülfe und vertrieb die Dänen, die nun, von der Batterie kräftig beschossen, in fluchtähnlicher Weise abziehen mußten.

Während des ganzen Sturmes spielten die Musiker vom vierten Regiment, unter Leitung des Kapellmeisters Piefke, in der ersten Parallele den Sturmmarsch. Mehrmals wurden dieselben durch feindliche Granaten mit Erde überschüttet. Der muthige Kapellmeister aber stand im dichtesten Kugelregen oben auf der Brustwehr und dirigirte, ohne sich um die einschlagenden Geschosse zu kümmern.

Mit ganz besonderm Ruhm aber sei, zum Ende, aller Krankenträger-Compagnien ohne Ausnahme gedacht. Mitten im stärksten feindlichen Feuer wetteiferten diese „stillen Helden der Menschenliebe“, die Verwundeten nach den in einiger Entfernung aufgefahrenen, den Weitertransport nach den Verbandplätzen vermittelnden Krankenwagen zu tragen, von denen die erste Illustration unserer heutigen Nummer dem Leser ein genaues Bild giebt, so daß gar viele der wackern Männer zu den Opfern des blutigen Tages zählen.

Blätter und Blüthen.

Das Geheimniß des Soldaten. Es ist mir gestern eine kleine, sehr rührende Geschichte erzählt worden, die, ganz neu, noch in keiner Zeitung gestanden hat, meiner Ansicht nach aber verdient, die Aufmerksamkeit des freundlichen Lesers für zehn Minuten in Anspruch zu nehmen.

Meine ganz einfache und ganz anspruchslose Geschichte ist die eines österreichischen Soldaten, eines Tyroler Kaiserjägers, der jung, kräftig und voll Begeisterung im letzten Winter gen Schleswig ausmarschirte und heldenmüthig focht gegen den tückischen Dänen.

Der junge Soldat ließ tief hinten im Innthale seine alte Mutter zurück, die er über Alles liebte. Sie war aber auch eine herzige, gute alte Frau mit Silberhaaren und freundlichen, treuen Augen, die immer mit dem Ausdruck rührender Zärtlichkeit nach dem einzigen Sohne blickten.

„Sohn!“ sagte die Mutter zu ihrem Kinde, „ich habe nur Dich auf der Welt; ich fühle, daß mein Ende nicht mehr fern ist. Du wirst mir doch von dort aus schreiben?“

„Gewiß, Mutter!“

„Alle Monate mindestens einmal; kannst Du, noch öfter.“

„Ich verspreche es Dir!“

„In welcher Lage Du Dich auch befinden mögest. . .“

„Ich werde schreiben; verlaß Dich darauf!“

Und als er die alte gute Frau zum letzten Male umarmte, fühlte der junge Soldat Etwas auf seine Stirn fallen, das glänzte wie ein Diamant . . . es war die Abschieds-Thräne der Mutter.

Der Soldat marschirte aus.

Sehr bald nachher kam die Kunde von blutigen Gefechten und glorreichen Siegen. Ganz Deutschland jubelte beim Empfang dieser ruhmvollen Nachrichten. Der alten Mutter aber ward sehr bang; sie setzte sich in ihr einsames Stübchen und weinte. Da erhielt sie den ersten Brief; sie erbrach ihn mit Herzklopfen und las:

„Mutter! Morgen schlagen wir uns, und ich werde meine Pflicht thun. Ich will mich auszeichnen und beweisen, daß ich Deiner würdig bin. — Sei ohne Sorgen, die Dänen werden mich nicht treffen; ihre Kugeln werden über den Kopf des kleinen Kaiserjägers hinwegpfeifen.“

Bald darauf kam ein zweiter Brief und darin stand:

„Mutter! Wir haben uns tapfer gehalten. Ich bin mit einer kleinen Schmarre über's Gesicht davon gekommen und habe einen Danebrog erbeutet. Ich bin im Hospital in Schleswig vortrefflich gepflegt. Aengstige Dich nicht! In zwei bis drei Tagen kämpfe ich wieder mit.“

In kurzer Frist erschien ein dritter Brief folgenden Inhalts:

„Mutter! Der Oberst hat mich im heutigen Tagesbefehl, als Einen der Bravsten, ausdrücklich genannt. Die ganze Armee kennt nun den Namen Deines Sohnes. Sei vergnügt und pflege Dich!“

Endlich kam ein vierter Brief, den die Mutter mit Freudenthränen las, er lautete also:

„Mutter! Gieb mir einen Kuß und noch dazu einen recht herzhaften, denn ich bin Deiner Liebe werth! Der commandirende General, unser lieber Vater Gablenz, hat mir diesen Morgen mit eigenen Händen das Ehrenkreuz angeheftet. Du wirst in diesem Briefe ein kleines Stück schwarzgelbes Band finden . . . muß ich nicht Alles mit Dir theilen, Du liebe, gute, alte Mutter!“

Die alte gute Frau fühlte sich nach Empfang des letzten Briefes ihres Sohnes sehr schwach. Die große unerwartete Freude griff ihren von mancherlei Sorgen ohnehin schon erschütterten Körper sehr an, und sie erwartete ruhig, fromm und glaubensvoll ihr letztes Stündlein. Denen, die ihr Bett weinend umstanden, sagte sie mit ihrer sanften Stimme: „Das Einzige, was mir den Tod ein wenig erschwert, ist, daß ich mich von meinem armen Kinde trennen muß.“

Bald darauf starb sie. Ein wehmüthiges Lächeln umspielte ihren Mund, ein letzter Seufzer entrang sich ihrer Brust, und — die gute, alte Frau war bei Gott! Dort oben aber erwartete sie eine große, unaussprechliche Freude, denn sie fand ja den geliebten Sohn, der ihr bereits vorangeeilt war. Die Ereignisse nämlich, die er in seinen letzten Briefen an die alte Mutter berichtet, hatten sich alle an einem und demselben Tage bei Oberselk zugetragen, er hatte gefochten, war verwundet und mit dem Ehrenkreuz geschmückt worden, Alles dies an dem nämlichen Tage. Aber am Abend war er an seiner Wunde gestorben. Vor seinem Tode noch hatte er die kurzen Briefe geschrieben und einen Freund gebeten, dieselben von Woche zu Woche seiner Mutter zukommen zu lassen, weil er fühlte, daß die alte Frau die Nachricht seines Todes nicht würde ertragen haben. Der Freund hatte den letzten Wunsch des Sterbenden treu und heilig erfüllt, und so war der alten, guten Frau der große Schmerz erspart worden. Der Sohn erwartete die Mutter im Himmel — sicherlich, lieber Leser! Denn ich glaube nicht, daß Gott, der Herr, ihm seine liebevolle Lüge wird zur Sünde angerechnet haben.

F. D. P.

Eine freiwillige deutsche Feuerwehr in Smyrna. In Nr. 10 der Gartenl. von 1864 wird die „brennende Frage“ des Löschens in einer so verständigen und zugleich praktischen Weise besprochen, daß ich es mir nicht versagen kann, Ihnen zur Ergänzung jener Darstellungen einen kleinen Beitrag über Entstehung und Entwickelung deutscher Feuerwehrorganisationen in der Fremde mitzutheilen.

Was der selige Heinrich Heine einst dem Hamburger Senat gerathen, daß er sich gute Gesetze und gute Feuerspritzen anschaffe, ist natürlich in noch höherem Maße und bei weitem dringender den türkischen Behörden zu empfehlen. Noch hat sich der vermeintliche Verjüngungsproceß, in dem sich die Türkei nach der Ansicht beschränkter Türkenfreunde befinden soll, bis auf die Verbesserung des Löschwesens nicht verstiegen; indeß mit der Zeit pflückt man Rosen, und was nicht jetzt geschieht, kann ja nach einem Menschenalter der möglichen Verwirklichung näher geführt werden. Nur muß man den Fortschritt hierlands nicht beeilen wollen; denn die Türken können mit ihren schlotterigen Beinen einem europäischen, culturbeflügelten Menschenkinde nicht so rasch nachfolgen. Wozu wären aber auch dem Fatalismus gute Feuerspritzen nütze? Wenn es im Buche des Schicksals verzeichnet ist, daß einem das Haus über dem Kopfe zusammenbrennen muß, so ist es eben eine jener höheren Fügungen, deren sichtbares Hervortreten durch keine menschliche Einwirkung geschwächt werden darf. So eigenthümlich dies auch den Weisen im Abendlande erscheinen mag, so unleugbar ist's jedoch, daß der mehr als patriarchalische Zustand des türkischen Löschwesens diesen Voraussetzungen vollkommen entspricht.

Nachdem die deutsche und deutsch-schweizerische Colonie in Smyrna etwa seit einem Lustrum namentlich an jüngeren Mitgliedern einen erheblichen Zuwachs gewonnen, kam der Gedanke allgemach zum entschiedenen Ausdruck, daß die Organisation einer deutschen Feuerwehr nach vaterländischem Vorbild nicht mehr länger hinausgeschoben werden dürfe. Da das preußische Consulat die ihm zugehörige Spritze der Gesellschaft bereitwilligst zur Verfügung stellte, war mit Rücksicht auf den Kostenpunkt die Hauptschwierigkeit überwunden. Was besagte Feuerspritze betrifft, so wird die Bemerkung genügen, daß sie aus der weitberühmten Metz'schen Fabrik in Heidelberg hervorgegangen ist und auf einer der Gewerbeausstellungen in Karlsruhe den ersten Preis davon getragen hat. Die Organisation ging rasch von statten, die Anwerbung und Disciplinirung von Hülfsmannschaften ward auch nicht verzögert. Als das blondgelockte Deutschthum zum ersten Male in Helm und Blouse durch die belebtesten Straßen auf den Uebungsplatz zog, da schlugen die selbstgefälligen Levantiner ob dieser Neuerung die Hände über den Kopf zusammen; denn das hatte man hier noch nicht erlebt, daß Leute aus dem ehrenwerthen Kaufmannsstande sich mit Helm und Blouse schmückten, einzig und allein in der abenteuerlichen Absicht, erforderlichen Falls ihren Mitmenschen unentgeltlich zu dienen. Der Spott war jedoch zu wohlfeil, als daß er lange hätte andauern können; er machte nachgerade einem Gefühle Platz, das an rege Theilnahme, um nicht zu sagen Bewunderung, streift. In einem Lande, wo nur zu oft die Feuersbrünste einen verheerenden Charakter annehmen, fehlt es einer wohlorganisirten Feuerwehr nicht an Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu erproben. Beim letzten großen Feuer im Januar d. J. hatte man es lediglich den Anstrengungen und der unverdrossenen Energie der deutschen Feuerwehr zu verdanken, daß das Frankenquartier von dem furchtbaren, züngelnden Element verschont geblieben. Es ist dies eine Thatsache, welche durch öffentliche und Privat-Anerkennungsschreiben außer allem Zweifel gestellt ist. So hat denn das junge Institut während der kurzen Zeit seines Bestehens trotz Naserümpfen, Unverstand und Scheelsucht sich die allgemeinste Achtung errungen, eine Achtung, die um so bedeutsamer in's Gewicht fällt, als die eingeborene Bevölkerung mit der Würdigung fremden Verdienstes nicht allzu verschwenderisch zu sein pflegt.

Smyrna. Wilhelm Fürst.

Eine wundersame Bequemlichkeit. „Neue Bequemlichkeit zur Leichenverbrennung“, so heißt die Ueberschrift einer Ankündigung, die wir in einem uns aus Calcutta eingesandten Blatte lesen und als eine interessante neue Illustration des alten Dictums „Ländlich — sittlich“ wörtlich mittheilen.

„Um der Hindugemeinde Uebervortheilung und Weiterungen von Seiten der alten calcuttischen Holzhändler zu ersparen, macht Issur Schander Bus, ein angesehener Hindu, hierdurch bekannt, daß er dicht neben der großen Verbrennungsstätte von Nimtulah ein Stück Kronland gepachtet und darauf einen geräumigen mit Ziegeln gedeckten Schuppen zur Bequemlichkeit von einzelnen Personen und Familien errichtet hat, die sich desselben zur Verbrennung ihrer verschiedenen Angehörigen (der Leichen derselben nämlich) bedienen wollen. Die Preise sind für die Verbrennung folgendermaßen festgestellt worden: Für die reichen Hindus 3 Rupien (eine Rupie ist ungefähr 20 Ngr.), für die Mittelclassen 2½ Rupien, für die Armen 2 Rupien, für die sehr Armen 1½ Rupien.“ Zum Schluß warnt Issur Schender Bus die ärmeren Classen seiner Landsleute noch einmal, sich vor jenen alten Schuften, den Holzhändlern, zu hüten, und garantirt, daß es Niemand bereuen werde, sich der neuen Verbrennungsbequemlichkeit bedient zu haben.

Der „**Inhalationsapparat des Dr. Spengler in Ems,**“ welcher in Nr. 17 der Gartenlaube als der vorzüglichste bezeichnet worden ist, wird von sehr vielen und competenten Autoritäten als durchaus unzweckmäßig erklärt. Auch haben die vielfach ungünstigen, im besten Falle nicht nachtheiligen Resultate der Anwendung jenes Apparates bereits seit Jahren sämmtliche Aerzte in Ems dahin gebracht, denselben in keinem Falle mehr anzuwenden und einstimmig bei ihrer Behörde gegen denselben zu protestiren. —

Die Redaction der Gartenlaube hält sich für verpflichtet, dies der Wahrheit zur Ehre ihren Lesern mitzutheilen.

Kleiner Briefkasten.

F. M—k im Lager von Morris Island bei Charleston in Süd-Carolina. Das eingesandte neue amerikanische Papiergeld ist in seinem bunten Gewande Allen, die es sahen, als eine charakteristische Zeiterscheinung interessant gewesen. Haben Sie besten Dank dafür! Freilich bleibt zu bezweifeln, ob der Zweck damit erreicht werden kann, den Sie in Vorschlag bringen. Die erwähnten Bücher beziehen Sie vortheilhafter von den Buchhandlungen Westermann oder Schmidt in New York, als wenn sie Ihnen direct von hier aus zugeschickt würden. Der Wunsch endlich, welchen Sie am Schlusse Ihres liebenswürdigen Briefes aussprechen, wird sich, Sie werden sich die Gründe wohl selber erklären, schicklicher Weise doch wohl nicht erfüllen lassen.

A. Z. Leider trägt der Ring nicht die Inschrift, die Sie anführen. Sie müssen sich also Ihren Wunsch versagen, wenn Sie dem Patriotismus nicht gleiche Rechte einräumen wollen wie anderen Empfindungen und Gesinnungen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 25. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Zeuge.

Von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

„Haben Sie nie etwas von der Geschichte der blassen Frau gehört?“ fragte der Student.

„Niemals,“ antwortete das junge Mädchen.

„Sie war eine wunderschöne junge Dame.“

„Ich denke, sie ist es noch.“

„Hm, ja. Aber sie war arm. So hatte sie trotz ihrer Schönheit ziemlich unbeachtet in der Residenz gelebt. Da sah sie der Herr von Rachenberg. Er machte ihr den Hof und bot ihr seine Hand an. Sie konnte sich nicht entschließen. Aber sie hatte einen harten Bruder, von dessen Gnade sie lebte. Der Herr von Rachenberg war reich, hatte damals schon eine hohe Stellung; hatte die Aussicht, nächstens Oberstaatsanwalt zu werden; wird, wenn er diese Stelle vielleicht nur noch ein Jahr lang bekleidet hat, Präsident werden, und seine Untergebenen sehen schon jetzt den künftigen Justizminister in ihm. Der Bruder redete ihr zu, wohl nicht immer freundlich, und die Arme — ach, mein Fräulein, es wurde erst nachher bekannt, die Arme hatte eine Liebe mit einem Freiherrn von Wartenburg, eine geheime Liebe, von der die Welt nichts erfahren durfte, welche die beiden Liebenden tief in ihre Herzen verschließen mußten. Der Baron Wartenburg war noch nicht sein eigener Herr, sein Vater lebte noch. Er stand andererseits mit an der Spitze der demokratischen oder eigentlich demagogischen Partei, die damals die Throne umstürzen wollte, die eine Zeit lang die Macht gehabt hatte, deren Macht aber jetzt gerade mehr und mehr gebrochen wurde, denen als Hoch- und Landesverräthern täglich mehr und mehr der Kerker, selbst das Schaffot drohte. Die Liebenden mußten ihre Liebe in das tiefste Geheimniß hüllen. Der Bruder, der zu den entschiedensten Anhängern der Regierungspartei gehörte, hätte die Verlobte des berüchtigten Demagogen aus dem Hause geworfen. Der alte Freiherr stand ohnehin schon im Begriff, den entarteten Sohn zu enterben. Das arme Mädchen widerstand dennoch lange den Zuredungen und Drohungen des Bruders. Da wurden eines Tages alle jene Häupter der hochverrätherischen Verschwörung verhaftet, es wurde ihnen der Proceß gemacht. Fräulein Julie Sommer, — so hieß die Arme — verfiel in eine schwere Krankheit. Als sie halb genesen war, erklärte der Bruder ihr seinen unabänderlichen Willen, daß sie den Herrn von Rachenberg heirathen müsse. Der durch das schwere geistige und körperliche Leiden Gebrochenen fehlte jede Kraft des Widerstandes. Sie wurde die Gattin des Herrn von Rachenberg, die Gattin des Mannes, der fast von dem nämlichen Tage an mit einer unerbittlichen Strenge, mit jener Leidenschaft der Strenge den Geliebten ihres Herzens verfolgte. Dem Herrn von Rachenberg war die Anklage in dem Processe gegen die Hochverräther aufgetragen. Nach dessen Beendigung sollte er Oberstaatsanwalt werden. Man sagte später, ihm sei auch damals schon das heimliche Liebesverständniß zwischen Fräulein Sommer und dem Baron Wartenburg bekannt gewesen. Gewiß ist, daß seine ganze Strenge mit eisernster Faust gerade den Herrn von Wartenburg packte. Dieser wurde zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt; freilich drei oder vier der hervorragendsten Häupter der Verschwörung mit ihm.“

Die junge Braut hatte während der Erzählung doch den Onkel ansehen müssen. Aber der brave Herr Milden hatte ruhiger zuhören können, als sie.

„Hm, hm,“ sagte er, „Herr — wie ist doch Ihr werther Name?“

„Heinrich Eisen.“

„Hm, hm, Herr Eisen, Sie meinen, jene verurtheilten Hochverräther säßen in der Festung da hinten?“

„Ich meine das nicht blos, Herr Milden, ich weiß es.“

„Auch der Baron Wartenburg?“

„Auch er.“

„Potz alle Tausend, und wenn er nun einer der Entsprungenen wäre!“

„Ich hatte auch daran denken müssen, Herr Milden.“

„Und — potz, potz — Idchen, wenn wir jetzt auf einmal auf den Baron stießen —!“

„Ich vertheidigte ihn, Onkel.“

„Und ich glaube wahrhaftig, ich stände Dir bei.“

„Und Sie, Herr Eisen?“ fragte das Mädchen.

„Hm, hm, es wäre eine eigene Sache.“

„Und Sie heißen Eisen?“

„Ich werde eisern im Rechte werden.“

„Aber, Idchen,“ sagte Herr Milden, „wir wollen doch nicht wünschen, daß der arme Mensch uns begegnet. Es wäre der Tod der unglücklichen Frau.“

„Und was ist ihr seine ewige Gefangenschaft? Zumal jetzt, da sie sich ihn schon frei denkt! Ihr Herz ist überzeugt, daß er sich befreit hat. Wie sollte er auch nicht?“

„Ja, ja, und auch er glaubt daran, ihr Mann. Wie schlug ihm die helle Flamme der Eifersucht aus den Augen heraus, als sie bei den Kanonenschüssen in Ohnmacht fiel!“

„Die arme Frau!“

„Aber still, Idchen! Da sind wir oben, laß nichts merken.“

3. Die Steile Wand.

Sie standen auf dem schönsten Punkte, den die Höhe des Berges darbot, und genossen eine freie und weite Aussicht über den langen Kamm des Gebirges, in die Thäler und Ebenen zu dessen beiden Seiten. Die reinste Abendsonne beleuchtete die schöne Doppellandschaft. Sie war noch ziemlich hoch am Himmel, erst in einer Stunde war ihr Untergang zu erwarten; aber leichtes Abendgewölk zog ihr schon hinten am fernen Horizont entgegen.

Sie standen Alle in stummer Bewunderung des herrlichen Schauspiels. Selbst aus der Brust des finsteren Oberstaatsanwaltes schien der wundervolle Anblick für einige Zeit die leidenschaftlichen Regungen verbannt zu haben, und seine blasse Frau — sie schaute an dem Arme der Frau Milden mit träumerischem, sanft und weich glänzendem Auge in die schöne Natur hinein, in die weite Ebene nach Westen, die so klar, so ruhig und so still in dem Lichte der Abendsonne dalag; sie sah der Sonne nach, die sich tiefer und tiefer senkte, um in der Nacht zu verschwinden. Das Auge der blassen Frau behielt seinen weichen, träumerischen Glanz. Die Frau Milden sah es und drückte still die Hand der Freundin.

Freundinnen waren sie geworden, die beiden Frauen, in der kleinen halben Stunde, die sie allein auf dem Wagen beisammengesessen hatten. Wie es nicht anders hatte sein können, als daß ihre Herzen sich hatten verstehen, sich gegen einander öffnen, sich hatten lieben müssen, so zeigte das auch so natürlich jeder ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen. Man sah ein Paar Schwestern, von denen die ältere und stärkere die jüngere, schwächere, tief und schmerzlich leidende mit um so heilenderem Troste umfassen konnte, als ihr eigenes Herz ihr ein so klares Verständniß, ein so inniges Mitgefühl für jene tiefen und schmerzlichen Leiden gab.

Dem scharfen, mißtrauischen Auge des Gatten der leidenden Frau war das am wenigsten entgangen. Die fast ewig finsteren Wolken auf seiner Stirn waren drohender geworden. Aber seine Gattin konnte ihm frei in das Auge blicken. Er hatte sich wieder beruhigt; es hatte wenigstens so geschienen. Er sah auch jetzt den Händedruck der beiden Frauen. Es zog dem leidenschaftlichen, eifersüchtigen Manne krampfhaft die Hände, die Gesichtsmuskeln zusammen.

Die Gesellschaft ging weiter, denn der Berg bot noch manche andere schöne Punkte dar. Herr Milden, der schon öfter hier gewesen war, machte den Führer. Sie verließen die offenen Plätze, welche die weiten, freien Aussichten gaben, und kamen in ein Gehölz, und am Ende desselben vor einen mächtigen, breiten, hohen Felsen. Er lag vor ihnen, als wenn er die Welt, eine andere, unbekannte Welt, vor ihnen verschließen wolle.

„Hm,“ sagte Herr Milden geheimnißvoll, „hier werden wir wohl umkehren müssen.“

„Warum?“ wurde er gefragt.

„Es ist gefährlich dort, und der Mensch verlange nimmer und nimmer zu schauen, was sie, die Götter nämlich —“

„Onkel,“ rief die Braut, „wir stehen an der Steilen Wand?“

„Ja, Mädchen, und da müssen wir zurück.“

„Da müssen wir hin, Onkel! Sie haben mir so viel davon erzählt! Es soll so schön dort sein.“

Auch der Bräutigam und Herr Eisen baten, und der Domherr gab endlich den Ausschlag. „Herr Milden, lassen Sie die Jugend der Gefahr in's Auge schauen. Sie tritt später noch oft an den Menschen heran, an jeden und in jeder Form. Es ist gut, wenn sein Auge sie schon kennt.“

„Nun denn, so folgen Sie mir,“ sagte Herr Milden. „Aber Du, Emchen, willst doch nicht mitgehen?“

„Wir beiden Frauen bleiben zurück,“ erwiderte die Frau.

Der Felsen, an dem sie standen, hatte mehrere Vorsprünge; einer von diesen verbarg einen breiten Einschnitt. Sie gingen durch diesen, sie waren auf der Steilen Wand.

Der Oberstaatsanwalt hatte einige seiner finsteren, mißtrauischen Blicke auf die beiden zurückbleibenden Frauen geworfen, dann war er mit den Anderen weiter gegangen. Man hätte an seinem Muthe zweifeln müssen, wenn er zurückgeblieben wäre.

Die Steile Wand war eine lange, senkrechte Wand, die der schroff vorspringende Felsen bildete; längs der Wand lief ein schmaler Raum, der kaum drei bis vier Fuß breit war, unter dem sich unmittelbar ein tiefer Abgrund aufthat, und den man nur einzeln, Mann für Mann, betreten durfte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, in den Abgrund zu stürzen; eine Brustwehr hatte in dem harten und spröden Gestein des Felsens sich nicht anbringen lassen. Der Besuch des Platzes war in der That gefährlich, und wie viele Reisende auch alljährlich die Höhe des Weißen Steins erstiegen, um sich an seiner reizenden Aussicht zu erfreuen, auf die Steile Wand begaben sich nur wenige, und diese wenigen nicht ohne große Vorsicht. Und doch war es ein so eigenthümlicher, wie unheimlicher, so auch heimlicher Platz. Man stand dort völlig abgeschieden von der Welt, auf einem Raume, der nicht vier Fuß breit war, hinter sich die steile, kahle Felswand, vor sich unmittelbar den tiefen Abgrund, dessen Tiefe man nicht wagen durfte ermessen zu wollen, wenn man sich nicht zugleich der Gefahr des rettungslosen Sturzes aussetzen wollte. Man konnte nur eben in eine unergründliche Tiefe hinunterblicken, in der das Auge nach oben hin nur starre Felsenzacken und wildes Gestrüpp, dann aber nichts mehr unterschied, in der das Ohr aber tief, tief unten das Rauschen eines Wassers vernahm. Jenseits der dunklen Tiefe erhob sich ein hoher, steil und spitz zulaufender, mit Holz bewachsener Berg, oben auf seiner Spitze erblickte man graues Gestein; man konnte nicht unterscheiden, ob es Felsenstücke oder Ruinen eines alten Burggemäuers waren. Zwischen dem spitzen Berge und der steilen Wand des Felsens befand sich ein kleiner offener Zwischenraum; man sah durch ihn in eine endlose Ebene, und in deren Mitte gerade auf eine Stadt, auf ihre dunkle Häusermasse, auf ihre Gruppe hoher Kirchenthürme.

Die Reisenden standen auch hier in stillem Anschauen. Nur des Staatsanwaltes hatte sich eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt. Herr Milden, der für Alles Augen hatte, bemerkte es.

„Sieh' ihn Dir einmal an, Idchen,“ sagte er leise zu der Braut.

„Ja, Onkel, er sieht so unheimlich aus, wie die finstere Tiefe hier unter uns.“

„Ja, ja, Idchen, und als wenn er in der dunklen Tiefe etwas suchte, so etwas recht Entsetzliches.“

„Vorhin suchten seine Augen da drüben.“

„Wo, wo, Ida?“

„An den Steinen da oben, auf der Spitze des Berges. Er sah starr und scharf hin, als wenn er das alte Mauer- oder Felsenwerk mit seinen Augen durchbohren wolle. Auf einmal zuckte er und fuhr zusammen. Er mußte da oben etwas gesehen haben. Ich blickte schnell hin und meinte noch wahrzunehmen, daß sich etwas zwischen den Mauern bewege. Als ich schärfer hinsah, war es fort. Ich dachte, ich hätte mich getäuscht.“

Herr Milden schwieg einige Minuten. „Idchen,“ sagte er dann leicht, „mir kommt da ein sonderbarer Gedanke! Wenn seine mißtrauischen Staatsanwaltschafts- und Ehemannsaugen da oben die beiden Flüchtlinge . . .“

„Ich mußte wahrhaftig auch daran denken, Onkel,“ unterbrach ihn Idchen.

„Aber was sucht er denn jetzt da unten?“

„Ein Grab, Onkel.“

„Ein Grab? Mädchen, wie kommst Du darauf? Ein Grab und für sich? Danach sieht er mir nicht aus.“

„Nein, nicht für sich, aber —“

„Um Gottes willen, Mädchen, schweig. Er sieht auf uns. Sind seine Ohren so scharf, wie seine Augen, so hat er am Ende gehört, was wir sprachen.“

Sie brachen ihr Gespräch ab.

„Aber er sucht doch ein Grab da unten,“ sagte das Mädchen für sich, „und ich muß es wissen.“

Sie schüttelte sich, als wenn ein Grausen sie erfaßt habe, und trat zu dem Studenten.

„Herr Eisen, was blicken Sie so tiefsinnig in die Tiefe hinein?“

„Ich, mein Fräulein?“

„Ja, Sie. Woran dachten Sie?“

„Ich dachte gerade, wie diese tiefe, undurchdringliche Schlucht einen herrlichen Schlupfwinkel für Verbrecher abgeben könne.“

„Ei, ei, sind Sie denn überall vorzugsweise Criminalist?“

Der Oberstaatsanwalt sah sich plötzlich nach ihr um. Den Studenten hatte er schon bei dessen Antwort fixirt, und dieser hatte es bemerkt. Er war roth geworden und antwortete nicht.

„Und an was für Verbrecher dachten Sie?“ fragte ihn das Mädchen weiter. „An eine Räuberbande oder an — Ah, es

waren ja wohl Staatsverbrecher, die aus der Festung da hinten entsprungen sind?"

„Um Gottes willen, Fräulein!" bat der Student leise und wie in Todesangst. „Man weiß ja gar noch nicht," setzte er laut hinzu, „was für Menschen entkommen sein mögen."

„Doch, doch! Und da oben, auf dem Berge da drüben. an den alten Steinen oder Felsen —" Sie hielt inne.

Der Staatsanwalt zuckte noch einmal heftig zusammen; er wandte sich ab, daß man sein Gesicht nicht sehen solle.

„Richtig!" sagte das Mädchen für sich. „Indeß hat er die Flüchtlinge, so haben diese ihn erkannt, und da oben treffen sie seine Schergen nicht mehr."

„Herr Eisen," sagte sie dann wieder laut, „wissen Sie, woran ich dachte, als ich in den gräulichen Abgrund hier zu unseren Füßen blickte?"

„Ich weiß es nicht, mein Fräulein."

„An die Ruhe des Herzens."

„Sie an Ruhe?"

„Ja, und gar an die Ruhe des Grabes."

„Ah, ein Grab da unten! In der unergründlichen Tiefe! Der Gedanke ist wenigstens romantisch."

„Meinen Sie?"

Sie mußte sich wieder schütteln, denn sie hatte abermals den Staatsanwalt angesehen, der plötzlich sich nach ihr umgewandt und einen Blick, wie des tödtlichsten Hasses, auf sie gezuckt hatte.

„Ah, mich friert!" rief sie dann. „Es ist hier zu grausig. Laß uns gehen, Gustav. Mir schwindelt."

Sie verließen Alle die Steile Wand, das Mädchen am Arm ihres Onkels.

„Onkel, Onkel," sagte das Mädchen zu ihrem Führer, „in der Seele des Menschen gehen entsetzliche Dinge vor."

„Du meinst den Staatsanwalt, Kind?"

„Beobachten wir ihn, wenn er zu seiner Frau zurückkommt. Aber er darf nichts merken."

Sie kamen aus dem Einschnitt des Felsen heraus. Sie hatten dort vorhin die beiden Frauen zurückgelassen, an dem Stamm einer mächtigen Buche. Es war leer unter der Buche. Auch rund umher war Niemand zu sehen.

„Was ist denn das?" rief Herr Milden, „wo mögen sie geblieben sein?"

„Emilie!" rief er laut in das Gehölz hinein. Es kam keine Antwort. „Sie können doch nicht fortgegangen sein. Sie wollten hier auf uns warten."

„Emilie! Emilie!" Es kam keine Antwort. „Das ist doch sonderbar."

Der Staatsanwalt war glühend roth geworden. Seine Augen durchflogen alle Richtungen des kleinen Waldes.

„Sie werden zu dem Gasthofe auf der Höhe zurückgekehrt sein," sagte der Domherr.

„Nein!" rief auf einmal heftig der Staatsanwalt.

Sein Gesicht hatte wieder die gewöhnliche tiefe, finstere Blässe angenommen. Er hatte, als seine Augen das Gehölz durchflogen, sich schnell orientirt; seine furchtbare Leidenschaft hatte ihn geleitet.

Sie waren oben auf dem Kamme des Gebirges. Auf dem Kamme erhoben sich einzelne höhere Felsen und Kuppen. Einer der Felsen war der, welcher die Steile Wand bildete, eine der höchsten Kuppen jener schroff und spitz zulaufende Berg, auf dessen oberstem Gipfel man das graue Gestein sah, nach welchem der Staatsanwalt so starr und scharf geblickt und wo das junge Mädchen menschliche Gestalten gesehen zu haben geglaubt hatte. Der Berg lief nur nach den anderen Seiten steil zu; nach dem Wäldchen hin, das sich auch an seinem Fuße entlang zog, dachte er sich sanft ab. Nach dem Fuße der Bergkuppe hin wandte der Staatsanwalt seine Schritte. Er eilte; wilde Leidenschaft trieb ihn.

„Alle Tausend!" rief Herr Milden beinahe ängstlich, und er war fast geschwinder, als sein finsterer Reisegefährte.

Mit ihm war der Domherr. Sie brauchten nicht weit zu gehen, kaum funfzig Schritte. Da saß, an einen Baum gelehnt, Frau Milden. Sie hielt in ihren Armen die ohnmächtige Frau des Staatsanwalts. Sie war selbst blaß, als sei sie einer Ohnmacht nahe.

„Was ist hier geschehen?" rief der Staatsanwalt.

Er rief es laut, befehlend, drohend; er rief es in der höchsten Aufregung jener wilden Leidenschaft, die ihn hierher gejagt, die ihn nicht irre geführt, und die nun in seinem Innern ganz und gar Recht hatte.

„Ruhig, mein Herr!" erwiderte ihm Frau Milden, befahl sie ihm mit der vollen klaren, einfachen und so mächtigen Ruhe ihres edlen Herzens.

Der Staatsanwalt war der Mann der unbändigen Leidenschaft und der Mann, der an Befehlen und an den Gehorsam gegen seine Befehle gewöhnt war. Vor der hohen Ruhe der edlen Frau beugte er sich aber unwillkürlich; er unterwarf sich ihrem Befehle. Er unterwarf sich ihr, wie einem höheren Wesen.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau. Der Zustand der Armen —"

„Bedarf der vollsten Ruhe. Darum durfte ich auf jenes Rufen nicht antworten."

Der Staatsanwalt schwieg. Herr Milden wollte wieder nach frischem Wasser für die Ohnmächtige laufen.

„Es bedarf dessen nicht," sagte seine Frau. „Sie liegt mehr in einem Schlafe, als in der Erschöpfung der Ohnmacht. Sie wird bald erwachen. Sie muß aber auch dann durch nichts beunruhigt werden. Wenn ich daher bitten dürfte, mich mit ihr ganz allein zu lassen — An dem Felsen, an dem wir uns trennten, würden wir uns wieder zusammenfinden."

Sie wollten sich Alle entfernen. Nur der Staatsanwalt zögerte.

„Auch Sie, mein Herr," sagte Frau Milden zu ihm.

Er konnte sich dennoch nicht entschließen. Wie hätte er es gekonnt?

Während die beiden Frauen allein gewesen, war ihnen etwas begegnet. Es hatte seine Frau betroffen, es war etwas tief Ergreifendes für sie gewesen. Ueber das Alles war kein Zweifel. Aus anderen Thatsachen, die feststanden, combinirte nun seine Eifersucht weiter. Aus der Festung waren Gefangene entsprungen. Natürlich hatten sie die bequemere allmähliche Abdachung des Berges nach dem Gehölze hin gewählt. Sie waren in diesem plötzlich auf die beiden Frauen gestoßen. Unter den Gefangenen war Herr von Wartenburg, er stand plötzlich vor der Geliebten. In ihrem Herzen erwachte die alte Liebe wieder, die niemals daraus entwichen war, die wohl niemals auch nur darin geschlummert hatte. Sie ergriff das Herz der Frau mit erneuter Gewalt, sie warf sie in Ohnmacht. Der Geliebte hatte weiter flüchten müssen, als Menschen herbeikamen; aber was war bis dahin noch geschehen? Was hatten die Herzen einander zu sagen gehabt? Was hatten sie einander gesagt?

Der Staatsanwalt knirschte mit den Zähnen, indem er daran dachte. Seine Augen sprühten tödtliche, vernichtende Blitze auf die ohnmächtige Frau.

„Wer war hier?" fragte er Frau Milden. „Wer hat mit meiner Frau gesprochen?"

Frau Milden erhob ihr Haupt mit edlem, zürnendem Stolze.

„Mein Herr, muß ich Sie zum zweiten Male daran erinnern, was Ehre und Anstand von Ihnen fordern?"

Er biß die Zähne zusammen. — Der Galopp von Pferden wurde gehört, kam näher, hatte das Gehölz erreicht. Der Staatsanwalt sah sich wie mechanisch danach um; er erkannte, was sich nahte. Sein Gesicht durchzog eine wilde Freude. Drei Gensdarmen mit einem Officier an der Spitze kamen in das Gehölz gesprengt. Sie erblickten die Gruppe unter dem Baume und sprengten auf sie zu. Der Officier erkannte den Staatsanwalt.

„Ah, Herr Oberstaatsanwalt, Sie hier?"

Der Staatsanwalt war auf einmal der gemessene, strenge Beamte, der öffentliche Verfolger der Verbrechen, der Ankläger auf Leben und Tod, der in allen seinen Amtshandlungen, mochte es in seinem Innern kochen und stürmen, und wüthen und toben, äußerlich die Kälte des Eises, die Ruhe des Grabes bewahren konnte und bewahren mußte.

„Herr Lieutenant von Frankenstein," fragte er mit dieser Ruhe und Kälte, „Sie verfolgen Entsprungene aus der Festung?"

„Zu Befehl, Herr Oberstaatsanwalt!"

„Wie viele sind entkommen?"

„Zwei."

„Ihre Namen?"

„Der Graf Golzenbach und —"

„Ha!" mußte der Staatsanwalt unwillkürlich rufen. Aber der Ruf war der Ruf des Erschreckens, und sein Gesicht war bleich geworden.

„Und der Herr von Wartenburg," fuhr der Officier fort.

Das blasse Gesicht des Staatsanwalts war wieder kalt und ruhig.

„Gnädige Frau," wandte er sich zu Frau Milden, „nach welcher Gegend wandten sich die, welche hier waren?"

Frau Milden hatte nur einen Blick schweigender Verachtung für ihn. Der Staatsanwalt sah es nicht, er war in seinem Amte.

„Herr Lieutenant, die Entsprungenen, die Sie verfolgen, waren vor einer Viertelstunde auf jener Höhe, dann hier im Gehölze, und können nur in jener Richtung, dem Gebirge entlang, ihre Flucht fortgesetzt haben. — Sind Ihre Gensdarmen der Gegend kundig?"

„Vollkommen, Herr Oberstaatsanwalt; eben so ich."

„Nun, so müssen in spätestens einer Stunde die Flüchtigen in Ihren Händen sein — wenn Sie eilen."

„Ah, Herr Oberstaatsanwalt," meinte der Officier, „großer Eile wird es kaum bedürfen. Die Entflohenen haben eine hohe Mauer der Festung ersteigen müssen. Dabei ist einer von ihnen gestürzt und hat sich erheblich verletzt."

„Und welcher von ihnen?"

„Wir wissen es nicht. Wir sahen nur die Blutspur."

„Um so besser, Herr Lieutenant. Sei es von den Beiden, welcher will, der Andere läßt den Verwundeten nicht im Stich. Ich wünsche Ihnen Glück."

Der Officier und seine drei Gensdarmen sprengten in der Richtung weiter, die ihnen der Staatsanwalt angegeben hatte.

Die Ohnmächtige war erwacht. Sie hatte den letzten Theil des Gesprächs zwischen ihrem Gatten und dem Lieutenant gehört. Sie schauderte. Frau Milden schloß sie fester in ihre Arme.

„Um des Himmels willen, verrathen Sie sich nicht."

Der Staatsanwalt hatte gesehen, wie seine Frau die Augen aufschlug. Er nahete sich ihr.

„Leonore, gestatten Dir Deine Kräfte, aufzustehen?"

„Ich hoffe."

„So bitte ich Dich, es zu versuchen."

„Nicht doch," wollte Frau Milden Einsprache erheben.

„Ich bitte, gnädige Frau! Meine arme Frau hat Ihnen schon zu viele Last machen müssen."

Er reichte seiner Frau die Hand. Sie konnte sich daran aufrichten. Sein Arm stützte sie. Dann wandte er sich wieder zu Frau Milden, zu den Andern. Er hatte kalt, gemessen, aber höflich gesprochen; so waren auch seine Bewegungen gewesen. So sprach und war er weiter.

„Gnädige Frau, nehmen Sie meinen und meiner Frau innigsten Dank. Nehmen Sie Alle unseren Dank für die Freundlichkeit, die Sie in den Tagen unserer gemeinschaftlichen Reise uns geschenkt haben. Wir müssen hier von Ihnen scheiden. Sie fragen mich, warum. Die Antwort, die ich Ihnen darauf zu geben habe, ist mir gewiß eine sehr schmerzliche. Es ist in unser Beisammensein ein Mißton getreten, der uns ferner nicht mehr beisammen duldet. Die Schuld ist nur auf meiner Seite. Aber machen Sie mich nicht zu sehr verantwortlich für sie. Schon das Amt des Criminalrichters wird als ein schweres betrachtet; man will nur gar zu oft und gar zu gern dem Manne, der es trägt, Härte des Herzens zuschreiben. Der Staatsanwalt, der öffentliche Ankläger der Verbrechen, hat eine noch schwerere, eine noch traurigere Pflicht zu erfüllen, und erfüllt er sie, wie Gewissen und Ehre es ihm vorschreiben, so ist er fast Allen der Mann der vollen Herzlosigkeit, man scheut, man haßt, man meidet ihn. Ich bin gewohnt, meine Pflicht streng, mit der äußersten Strenge zu erfüllen. Ich kann nicht anders. Ich habe vor Ihren Augen so eben einen Beweis davon liefern müssen. Ich lese in Ihren Blicken das Urtheil darüber. Wir müssen uns trennen. Leben Sie wohl."

Er verließ, seine Frau am Arm, die Gesellschaft. Seine Stimme hatte gegen das Ende seiner Worte beinahe etwas wie ein leises Zittern verrathen. Er entfernte sich mit seinem gemessenen, festen Schritte. Seine Frau glaubte man an seiner Seite schwanken zu sehen. Ihr Gesicht hatte sie mit ihrem Taschentuche bedeckt. Frau Milden weinte, als sie gingen. Auch die Augen der Braut waren feucht. Die Männer standen ernst und stumm. Der gutmüthige Herr Milden hatte zuerst wieder Worte.

„Hätten wir ihm nicht doch in Manchem Unrecht gethan?"

Keiner antwortete ihm.

„Heuchelei," fuhr er dann fort, „lag wenigstens nicht in seinen Worten."

„Nicht gegen uns," bestätigte halb der Domherr.

„Sie meinen, er macht den Heuchler gegen sich selbst, Herr Domherr?"

„Nehmen Sie ihn, wie wir ihn sahen," sagte der Domherr. „Er ist der Mann der heftigen, fast wilden Leidenschaft. Es ist ihm ein Amt übertragen, das nur der ruhigste, der besonnenste Mann ausüben sollte, in das kein Atom von Leidenschaft hineingetragen werden darf, und in dessen Tragen und Ausüben die Welt nur zu leicht Haß, Rache, Verfolgungssucht und so viele häßliche und verächtliche Leidenschaften sucht und findet. Er weiß das Alles, er kennt sich selbst. Wie nahe liegt es, wie natürlich ist es, daß er sich selbst einredet, er erfülle in Allem nur seine Pflicht, eine traurige Pflicht seines schweren Amtes; er erfülle sie ohne jegliche Leidenschaft, und wenn die Welt das Gegentheil behaupten wolle, er könne ruhig sein in dem Bewußtsein, daß er nur einen Eifer kenne, nur von einem Eifer beseelt sei, dem für das Recht. So ist er in der That in seinem Gewissen nur der Mann des strengen und unerbittlichen Rechts, und auch seine Bitte an uns war nicht unbillig; trägt er Schuld — und er trägt sie — machen wir ihn nicht zu schwer verantwortlich dafür."

„Aber seine arme Frau?" mußte Herr Milden fragen, der nach allen Seiten hin gutmüthig und mitleidig war.

„Onkel," trat sein Neffe an ihn heran, „ich werde in meinem Leben nicht wieder eifersüchtig sein."

„Ah, Junge, Du siehst also, daß man Herr auch über die Eifersucht werden kann. Warum kann er es denn nicht? Warum quält er die arme Frau zu Tode?"

„Weil es schon zu spät ist!"

„Und weil sie auch vielleicht einige Schuld mit hat, mein Junge," fiel Herr Milden ein, der jetzt wieder die Partei des Staatsanwalts glaubte nehmen zu müssen.

Aber da mußte ihm seine Frau entgegentreten.

„Nein," rief sie, „sie ist das edelste, das reinste, das treueste Herz von der Welt."

Herr Milden nahm Niemandes Partei mehr.

(Schluß folgt.)

Ein deutsches Etablissement in Baltimore.

Beitrag zur amerikanischen Cultur- und Industriegeschichte.

Kein Product hat für die Culturgeschichte der neuen Welt eine so große Bedeutung, als der Tabak. Wir wollen, um dies in's rechte Licht zu stellen, nicht in die dunkeln Zeiten vor den großen oceanischen Entdeckungen zurückgehen, wo in Mexico die Azteken in großen und kleinen Gärten ihren Tabak zogen und daraus Cigarren rollten, oder das geliebte „Kraut" aus seltsam gestalteten, bald Menschen, bald Thiere darstellenden Pfeifen rauchten, die sie auch in ihre Altarhügel legten und zuletzt als treue Gefährtinnen ihres Lebens in ihre Gräber nahmen. Ebensowenig wollen wir hier hervorheben, wie auch die Ureinwohner Nordamerika's den Tabak schätzten und noch schätzen, wie sie, frömmere Raucher als wir, die ersten Wölkchen ihrer Pfeifen dem großen Geiste weihen und wie die Friedenspfeife (Calumet) in ihren völkerrechtlichen Verträgen unter einander und mit den europäischen Eindringlingen manchem blutigen Kriege ein Ende machte. Alles dies haben altspanische, französische und deutsche Schriftsteller weitläufig geschildert und damit bewiesen, wie wichtig der Tabak in der Culturgeschichte der neuen Welt ist. Unsere Aufgabe ist es nur, mit wenigen Worten anzudeuten, wie rasch der Tabak in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren in dem großen nordamerikanischen Freistaate die Vorurtheile besiegte, die sich hier gegen ihn erhoben hatten, und wie er, selbst der Souveränetät der amerikanischen Damen zum Trotz, sich rasch nicht nur Duldung, sondern auch Anerkennung errang. Noch vor zehn Jahren konnte Friedrich Tiedemann in seinem trefflichen Werke über die Geschichte des Tabaks und ähnliche Genußmittel mit vollem Rechte schreiben:

„Das Rauchen aus Pfeifen ist in den Vereinigten Staaten selten geworden. Nur auf dem Lande sieht man hin und wieder noch ein altes Mütterchen, das in Gesellschaft ihres alten Mannes ihre Pfeife schmaucht. Die deutschen Einwanderer mit ihren Pfeifen sind für die Amerikaner eine auffallende und Abneigung erregende Erscheinung."

Und so war es; aber schon während Herr Tiedemann diese Acht und Aberacht, in welche die Pfeifen von Vollblut-Amerikanern erklärt worden, registrirte, bereitete sich ganz im Stillen eine Revolution gegen solche Tyrannei vor, eine Revolution, die sich dadurch verrieth, daß immer mehr Pfeifen und endlich sogar prächtige Meerschaums importirt worden, ja daß im Lande selbst nicht nur Pfeifen-, sondern auch Tabak-Fabriken entstanden, die sich schnell ausdehnten und in welchen nicht blos alle Sorten Rauchtabak, sondern auch der früher wenig beliebte Schnupftabak in enormen Quantitäten fabricirt werden.

Mit der großartigsten dieser Fabriken, die, von unternehmenden Deutschen in kleinem Maßstabe gegründet, in kurzer Zeit durch Umsicht und rationelle technische Leitung das größte Etablissement dieser Art in Nordamerika und vielleicht auch in Europa wurde, will ich jetzt den Leser bekannt machen.

Im südlichen Theile von **Baltimore**, der Hauptstadt des tabakreichen Staates Maryland, ganz nahe am Hafen und nicht weit von der großen Baltimore-Ohio-Bahn, erhebt sich ein imposantes, aus fünf Stockwerken (Mansarden-Räume ungerechnet) bestehendes Gebäude, an das sich zwei Flügel schließen, die im Hintergrunde durch ein zweistöckiges Maschinenhaus verbunden werden. Das Gebäude, das eine Front von 144 und eine Tiefe von 183 Fuß hat, ist nicht, wie sonst bei amerikanischen Fabriken der Fall, unansehnlich oder bunt zusammengeflickt, sondern vereint mit Großartigkeit und Zweckmäßigkeit, so viel hier möglich, Schönheit der architektonischen Form und ist mit einem Thurm geschmückt, auf den wir später zurückkommen werden.

Treten wir jetzt durch das große Portal in das Innere der Fabrik. Im Thorweg hält auf einer horizontalen Thür, unter der sich eine große amerikanische Brückenwage befindet, ein mit Rohtabak beladener Wagen. In einigen Minuten wird das Brutto-Gewicht der Last bestimmt, das bekannte Gewicht des Wagens abgezogen und das auf diese Weise erhaltene Netto-Gewicht in einer kleinen Kanzlei verbucht. Ebenso wird aller Rohtabak, bevor er

Tabakfabrik von Gail und Ax in Baltimore.
Nach einer Originalzeichnung von A. **Weidenbach** in Baltimore.

in's Innere des Hauses gelangt, abgewogen. Gehen wir nun in das Hauptcomptoir, welches durch eine geräumige Halle mit dem Expeditionslocal verbunden ist. Es besteht aus zwei geschmackvoll decorirten Zimmern, in welchen Mundstücke von einer Menge von Sprachrohren, wie in Reih und Glied gestellt, von den Wänden schimmern. Durch diese Sprachrohre werden die nöthigen Befehle in alle Arbeitssäle, Magazine, Privatbüreaux ꝛc. gerufen. Ebenda ist ein feuerfestes Gewölbe mit einem kunstvollen Schloß, das unter 32,000 Combinationen versperrt werden kann und daher dem größten Diebesgenie eine schwer zu lösende Aufgabe böte. Im Erdgeschoß befinden sich drei große Aufziehmaschinen, die theils kolossale Oxhoftfässer, theils kleinere Quantitäten des Rohmaterials in die obern Räume bringen und sich so sicher bewegen, daß treppenscheue Arbeiter oder Besucher der Fabrik sich auf denselben in alle Stockwerke heben lassen. Sie schaffen auch den Rohtabak, nachdem er von Arbeiterinnen assortirt und in einem Nebenzimmer eingeweicht

werden, auf die Schneidemaschinen, wo er geschnitten wird, worauf er wieder auf den Cylinder einer Trockenmaschine herabfällt, die ihn, sobald er getrocknet, herauswirft. Jetzt wird der warme Tabak in einen etwas höheren Raum auf die Kühlmaschine gebracht. Mit dieser Kühlmaschine ist ein Ventilator verbunden, welcher in seinen blitzschnellen Umwälzungen einen starken Luftzug erzeugt, so die Abkühlung bewirkt und zugleich den Staub aus dem geschnittenen Tabak in einen hinter den Maschinen befindlichen Behälter weht.

Im Erdgeschoß des Maschinengebäudes arbeitet eine Dampfmaschine von sechszig Pferdekraft, welche die Aufziehmaschinen, den Ventilator, die Trocken- und Schneidemaschinen, wie überhaupt die ganze Mechanik der Fabrik in regelmäßige Bewegung setzt. Vier lustig klappernde Schnupftabaksmühlen und Stampfen ziehen hier vor Allem die Aufmerksamkeit auf sich. Sie zerreiben den Tabak zu Pulver, worauf er durch längere Fermentation und weitere Zubereitung, die ein Geheimniß der Fabrik, vollendet wird. Die Fermentation findet in acht kolossalen Kasten statt. Im zweiten Stock treffen wir fünf der im Hause arbeitenden Schneidemaschinen. Hier wird der Tabak durch Pressen in feste Formen gebracht und sodann in die Schneidemaschine gelegt, die ihn vermittelst einer durch Dampfkraft getriebenen Schraube den Messern zuführt, welche ihn blitzschnell schneiden, worauf er, wie schon erwähnt, auf die untere Trockenmaschine herabfällt. Zwei dieser Schneidemaschinen, von einem Deutschen, Carl Schiller, erfunden, sind die stärksten, die in Amerika gemacht werden, schneiden das größte Quantum und speisen sich selbst. Der Tabak wird in einen Kasten derselben gebracht, und eine endlose Kette treibt ihn den Messern entgegen. Eine einzige dieser deutschen Maschinen kann in zehn Stunden etwa 8000 bis 10,000 Pfund schneiden. Zwei Stufen höher finden sich zwei große, gleichfalls durch Dampf getriebene Schleifsteine, auf welchen die Messer der Schneidemaschinen geschärft werden. Merkwürdig sind hier auch die Stengelwalzen, auf welchen die früher kaum beachteten Stengel und Rippen der Tabaksblätter so glatt gerollt werden, daß sie wie Blätter aussehen. Während in diesem Raume Maschinen die Hauptrolle spielen und nur wenige Menschen sie beaufsichtigen, zeigt sich im dritten Stock ein anderes interessantes Bild. Hier liegt der 40 Fuß breite und 183 Fuß lange Packsaal mit seinen zahlreichen Packmaschinen. An jeder Maschine befindet sich eine Wage, auf welcher der Tabak gewogen wird, ein Trichter, durch den er sodann in größere oder kleinere Papierdüten gelangt, und eine Verrichtung, durch welche er darin festgepreßt wird.

In der Mitte der Maschine ist ein großes Gefäß aufgestellt, in welchem der zur Verschließung der Pakete dienende Siegellack durch Gas erhitzt wird, was nächsten Sommer durch Dampfheizung bewirkt werden soll. An jeder Packmaschine, von denen zwanzig vorhanden sind, stehen vier Knaben, welche den Tabak wiegen, durch den Trichter in die Pakete schütten, pressen und versiegeln, — Arbeitstheilungen, die mit überraschender Schnelligkeit und Präcision verrichtet werden. Nahebei, an einem großen Tische, sind Mädchen beschäftigt, Papierdüten zu verfertigen. Ein Mädchen kann deren in zehn Stunden 2500 bis 3000 liefern. An einem anderen Tische kleben kleinere Mädchen die Etiquetten auf die Pakete, welche meist mit Portraits in Farbendruck geziert sind. Diese Portraits stellen Washington oder hervorragende Generäle der gegenwärtigen Armee des Landes vor und sind ähnlicher und netter ausgeführt, als manche andere, die mit künstlerischen Ansprüchen in die Welt gehen.

Da nun jährlich Millionen solcher Pakete in alle Theile der loyalen Staaten, in alle im Süden befindliche Lager- und Garnisonsplätze der Armee versandt werden, andere wieder auf der Flotte ihre steigen Abnehmer finden, so liegt es auf der Hand, daß die Herren Gail und Ax auch Xylegraphen und Farbendrucker in bedeutender Anzahl beschäftigen. Stellt man diese Pakete, wie zuweilen manche unserer Soldaten am Zahltage thun, nebeneinander, so hat man die Generale Burnside, Meade, Franz Sigel, Grant, Sherman vor Augen und gewinnt in dieser billigen Gallerie einen gewissen Ueberblick der amerikanischen Kriegsgeschichte und die bedeutungsvolle Lehre, wie rasch Menschen steigen und fallen. Wie wir hören, beabsichtigen die Besitzer der Fabrik, diese Portraits durch die Bilder der Seehelden Farragut, Foote, Porter, Worden (vom ersten Monitor) zu vervollständigen.

Im vierten Stock, welcher Trockensäle enthält, geht es stiller her. Hier trocknet der von dem Kessel der großen Dampfmaschine abgelassene Dampf den Tabak, der theils auf großen, auf hölzernen Gestellen ruhenden Eisenplatten, theils auf Rahmen ausgebreitet liegt. Letztere befinden sich in eigenen Abtheilungen, in welche der Dampf durch eiserne Röhren, die auch in den fünften Stock reichen, geleitet wird. Im linken Flügel wird der Tabak in großen Sälen gesiebt und der sogenannte lose Rauchtabak in große und kleine Fässer verpackt, deren hier mehr als in irgend einem der größten Tabakslager des Lagers aufgestapelt sind. Eine Abtheilung des vierten Stocks wird dem sogenannten Ballentabak gewidmet. Hier condensiren hydraulische Pressen den Tabak in Kuchen oder Ballen von einem bis zu zehn Pfund, die dann von Mädchen in groben Baumwollstoff eingenäht, mit Etiquetten versehen und verpackt werden. Im fünften Stock arbeiten wieder drei Schneidemaschinen, wovon zwei den in Amerika so beliebten Talisman-Kautabak schneiden. Ebenda ist eine Schaar von Knaben beschäftigt, die Rippen aus den Tabaksblättern zu nehmen, die dann auf den bereits genannten Stengelwalzen glattgerollt werden. In einer Abtheilung dieses Saales wird der Kautabak theils in Fässer, theils in zinnerne Kannen, größtentheils aber in Staniolblätter verpackt. Nun steigen wir durch die weiten Mansarden-Räume, in welchen sich die Getriebe der Aufziehmaschinen befinden, über mehrere Treppen in den Thurm des Hauses. Die Uhr in demselben ist von Carl Wieser aus München und zeigt auf ihren vier Zifferblättern nach allen Weltgegenden die Zeit. Von hier genießt man eine Aussicht auf die Stadt, den Patapsco, die in demselben vor Anker liegenden Handels- und Kriegsschiffe, auf die Forts, die Baltimore vertheidigen, die Depots seiner Eisenbahnen, wie nicht minder auf die fabrikreiche Vorstadt oder richtiger selbstständige Stadt Canton — ein Panorama, dem es weder an Abwechselung, noch an Reiz fehlt. Mit dem Schlage sieben Uhr Morgens kommen 200 Arbeiter und Arbeiterinnen in die Fabrik und verlassen dieselbe Abends um sieben Uhr, abgelöst von andern 200, welche den Abend und die Nacht hindurch die von uns geschilderten verschiedenen Arbeiten verrichten. Auf diese Weise sind Menschen und Maschinen, zwei Raststunden ausgenommen, Tag und Nacht am Werke. Mit Vergnügen nimmt man in dieser Fabrik wahr, wie hier jugendliche und alte Arbeiter mit heiterem Muthe arbeiten, was einerseits ihrer guten Behandlung, andrerseits dem Umstande zuzuschreiben, daß die für das physische Wohl der Arbeiter getroffenen Vorkehrungen in der That nichts zu wünschen übrig lassen.

Die Säle sind licht, im Winter behaglich erwärmt, im heißen Sommer durch treffliche Ventilation abgekühlt, so rein wie möglich gehalten und am Abend und Nachts durch Gas beleuchtet. Gutes Trinkwasser ist übrigens in allen Theilen des Gebäudes zur Hand. Musterhaft sind die Vorkehrungen gegen Feuersgefahr. Durch das ganze Haus bis hinauf in die Mansarden-Räume läuft eine Wasserleitung, an die sich viele hundert Klafter von Gutta-Percha-Schläuchen schließen, durch welche bei Ausbruch eines Feuers der Wasserstrahl auf alle Punkte des Hauses geleitet werden kann. Ueberdies sind die beiden Flügel vom Hauptgebäude durch Feuermauern und in jedem Stockwerk durch massive eiserne Pforten getrennt, um, wenn ein Feuer ausbricht, das Umsichgreifen desselben zu verhindern. Stunde um Stunde müssen außerdem zwei Wächter durch alle Räume patrouilliren, um nachzusehen, ob nicht von den Maschinen oder Gasleitungen gefährliche Funken stieben, oder Feuersgefahr durch irgend ein Versehen der Arbeiter droht. Zwei Controlluhren von amerikanischer Erfindung, in entgegengesetzten Theilen der Fabrik aufgestellt, haben die wichtige Aufgabe, diese Wächter selbst zu überwachen. Jeder der letzteren muß nämlich bei seinem stündlichen Umgang an einem Draht der Uhren ziehen, worauf sie seine Dienstleistung anzeigen und, wenn diese unterlassen wurde, das Versehen verrathen. Kann man sich schon nach dieser flüchtigen Schilderung einen Begriff von der Großartigkeit der Production in dieser Fabrik machen, so wird sich der Leser doch nicht wenig verwundern, wenn wir ihm nach authentischen Quellen mittheilen, daß die Herren Gail und Ax letzthin für ihre Fabrikate in blos zwei Monaten nicht weniger als 44,008 Dollars Steuer bezahlten.

Ehe wir das interessante Gebäude verlassen, besuchen wir noch einige andere Räume desselben, an welchen wir, um eine ununterbrochene Schilderung der hier sich entwickelnden Industrie zu geben, vorläufig vorüber gegangen sind. So treten wir denn in den Pfeifensaal, der einen immensen Vorrath von Pfeifen enthält. Hier findet man die schlichte deutsche Holzpfeife neben der amerikanischen; glänzende

Ulmerköpfe neben andern von Porcellan, auf welchen deutsche Landschaften den Raucher an die geliebte Heimath erinnern; prächtige glatte oder mit kunstvollen Gebilden gezierte Meerschaumköpfe, wie sie nur Wien und Nürnberg liefern, neben umfangreichen Tschibuks, wie sie kein Pascha schöner besitzt, gar nicht zu erwähnen der verschieden gestalteten Thonköpfe, die bescheiden neben kostbaren Bernsteinspitzen oder schlichten Rohren liegen. Die deutsche Holzpfeife wird übrigens von ihrer jüngern amerikanischen Rivalin bereits übertroffen; denn letztere hat ein viel zweckmäßigeres, doppelt gebohrtes Rohr, welches in den Augen vieler Raucher angenehmer und gesünder, als das deutsche ist, dem diese Verbesserung fehlt. Die amerikanischen Holzköpfe und Rohre werden beiläufig in kaum entstandenen Fabriken mittelst Dampfmaschinen erzeugt, während die Deutschen die ihrigen heute noch wie vor funfzig Jahren durch Handarbeit herstellen. Millionen dieser Pfeifen gehen jährlich in alle Theile des großen Landes, sowie nach den britischen Besitzungen von Nord-Amerika, und nicht minder nach den westindischen Inseln, Central- und Südamerika, welche eine Segelschiff-Verbindung mit Baltimore haben. Die Sutler (Armee-Marketender), welche hier ihre Tabakvorräthe einkaufen, vergessen nicht, sich mit einer gehörigen Anzahl von Holzpfeifen zu versehen, welche nicht selten, wenn die Vorposten beider kriegführender Theile einige Zeit ganz unsinnig auf einander geschossen haben, angezündet werden und dann wie die Friedenspfeife der Indianer wirken, indem nun beide Theile ihre Gewehre auf den Boden legen, zu einander hinübergehen und ein Stündchen mit einander über Krieg und Frieden, Abraham Lincoln und Jefferson Davis, sowie über die gegenseitigen Generäle schwatzen. So bewirkt, wer sollte es glauben? die kleine billige Pfeife Waffenstillstände, die, so kurz sie sind, mancher Mutter Sohn das Leben retten, was dem stolzen Meerschaum keineswegs nachgerühmt werden kann. In der Nähe dieses Pfeifensaals befindet sich das Musterzimmer mit Proben von allen Tabaken, die im Hause fabricirt werden. Von allgemeinerem Interesse aber ist auf der anderen Seite des Hauptgebäudes ein großer Mustersaal, wo rohe Tabake der verschiedenen Staaten der Union sowohl als Südamerikas und der Türkei in übersichtlich ausgelegten Proben zu sehen sind.

Zum Schlusse sei noch den Besitzern des großartigen Etablissements, dessen getreues Bild die Illustration zeigt, den Herren Gail und Ax, der Tribut der Achtung gezollt, die sie sich nicht nur als Fabrikanten und Handelsherren, sondern auch durch ihre Menschenfreundlichkeit erwarben. Beide Herren stehen bei allen philanthropischen Unternehmungen mit an der Spitze. In die vielen Militärspitäler von Baltimore gingen von ihrer Fabrik tausende von Päckchen Tabak, da es den braven Invaliden, denen oft Tabak mehr als Brod ist, daran fehlte; auch reichliche Geldunterstützungen gewährten sie ihnen, wie sie jetzt eben den großen Bazar, den Maryland zum Besten kranker und verwundeter Krieger und ihrer hülfsbedürftigen Familien veranstaltet, auf großmüthige Weise unterstützen. Die Regierung in Washington, welche ihre Erfahrungen im Tabakverkehr schätzt, hat sie neulich wiederholt über die zweckmäßigste Methode, diesen so wichtigen Artikel zu besteuern, zu Rathe gezogen, und das Schriftchen, das sie bei dieser Gelegenheit in englischer Sprache veröffentlichten, zeichnet sich durch Richtigkeit der Ansichten, wie durch lichtvolle Darstellung aus. Damit schließen wir diesen Artikel, überzeugt, daß die Leser der Gartenlaube mit Antheil von dem Wirken ihrer Landsleute im fernen Lande hören werden.

Aus den letzten Stunden einer Monarchie.

Von Johannes Scherr.

(Schluß.)

Nachdem der König sich zur Abdankung bereit erklärt hatte, war er mühsam von seinem Lehnstuhle aufgestanden und hatte die Thüre zu dem Salon geöffnet, in welchem sich die Königin, die Herzogin von Orleans und die übrigen Prinzessinnen befanden. Aufgeregt und angstbeklommen kamen die Frauen heraus. „Ich danke ab,“ sagt der Greis.

Darauf die Königin ungestüm: „Nein, Sie werden nicht abdanken!“

Er läßt sich wieder in seinen Fauteuil neben dem Fenster fallen und stützt die Hände lässig auf seine Kniee. Die Damen umringen ihn, und diesen kleinen Kreis umgiebt ein größerer, ein bunter Mischmasch von Officieren, Deputirten und Hofleuten. In trübem Schweigen starrt diese Menge auf das schmerzliche Schauspiel. Die Königin allein bewahrt und manifestirt ihren Muth. „Man will Dir,“ sagt sie zu ihrem Gemahl, „das Scepter entreißen, und doch hat Niemand als Du die Kraft, es zu tragen.“ (Hierbei schleudert die Sprecherin einen Zornblick auf ihre Schwiegertochter Helene.) „Es ist besser, muthig zu sterben, als abzudanken! Steige zu Pferde, die Armee wird Dir folgen!“ Dann wendet sie sich zu den Anwesenden und wirft denselben die Worte zu: „Ich begreife nicht, wie man den König in einem solchen Augenblicke verlassen kann. Ihr werdet es bereuen!“

Die Herzogin von Orleans kniet vor ihrem Schwiegervater nieder und bittet ihn schluchzend, ein Scepter zu behalten, welches für ihre Hände viel zu schwer sei. Ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerinnen betrachten die Weinende mit Blicken voll Zorn, Eifersucht und Neid. Denn in diesem Gemälde menschlichen Jammers darf auch ein solcher specifisch-weiblicher Zug nicht fehlen. Sehr begreiflich jedoch, daß derselbe erschien: es handelte sich dabei nicht allein um „diese kindischen weiblichen Eifersüchteleien“, sondern darum, daß die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie die Herzogin von Orleans schon seit längerer Zeit beargwohnten und bezichtigten, sie stände mit der Opposition in ehrgeizigen Beziehungen. Die Töchter Louis Philipp's hegten noch zur Stunde den Wahn, dieser 24. Februar sei nur das Resultat höfisch-parlamentarischer Intriguen, und deshalb auch faßte jetzt eine der Prinzessinnen Herrn von Lasteyrie heftig beim Arm mit den Worten: „Sie sind nur hier, um uns zu verrathen!“

Etliche der anwesenden Hofmänner fühlen sich durch die Aneiferung von Seiten der Königin getrieben, ihre ritterliche Loyalität sehen zu lassen.

„Danken Sie nicht ab, Sire,“ sagt Herr Piscatory.

„Ja, Sire, danken Sie nicht ab,“ wiederholt Herr von Neuilly.

„Meinen Sie?“ entgegnete der schwankende Mann. „Nun, ich habe ja meine Abdankung noch nicht unterzeichnet.“ Aber indem er das sagt, glaubt er zu hören, daß die Gewehrsalven sich nähern, und Bestürzung malt sich auf seinem Gesichte. Wie um ein Auge zu suchen, das ihm Muth einspräche, schaut er sich um; allein alle die Herren Thiers, Duvergier, Remusat, Cousin und wie sie sonst heißen, selbst den alten Marschall Soult nicht ausgenommen, blicken zu Boden und bleiben stumm. Inzwischen haben die beiden Prinzen drunten auf dem Hofe erfahren, der König scheine Willens, seine Abdankung zurückzunehmen. Sie eilen herauf, und der Herzog von Montpensier drängt eifrig seinen Vater, das gesprochene Abdankungswort zu halten. Mit schwacher Stimme richtet der König an die anwesenden Säulen des Juste-Milieu-Königthums die Frage: „Ist es möglich, die Tuilerien zu halten?“

„Ja,“ antworten zwei oder drei Stimmen zögernd.

„Nein!“ ruft eine ganze Menge ungestüm.

Darauf Louis Philipp: „Wenn also die Tuilerien unhaltbar, will ich kein unnützes Blutvergießen. Ich danke ab.“

Bei der Wiederholung dieses Wortes erscheint der Marschall Gérard auf der Schwelle des Cabinets. Die Königin eilt ihm entgegen: „Mein lieber Marschall, retten Sie uns! Steigen Sie zu Pferde!“ Der alte Krieger neigt sich gehorsam. Er soll dem Volke die Thronentsagung Louis Philipp's verkündigen und das Gewicht dieser versöhnenden Concession durch seine Persönlichkeit verstärken.

Zu spät! Alles und Alles zu spät!

Man setzt den durch Alter, Kummer und Krankheit gebrochenen Eroberer der Citadelle von Antwerpen drunten am Palastthor auf ein Pferd, giebt ihm einen grünen Zweig in die Hand und läßt ihn der herangrollenden Revolution als Friedensboten entgegenreiten. Er gelangt vom Tuilerienhof auf den Carrouselplatz,

als einem seiner Begleiter, dem Deputirten Lacrosse, einfällt, es wäre doch wohl besser, wenn der Marschall dem Volke eine förmliche Abdankungsurkunde entgegenhalten könnte. Herr Lacrosse eilt in das königliche Cabinet zurück und theilt sein Anliegen dem jüngsten Sohne Louis Philipp's mit. Montpensier legt ein Blatt Papier auf den in der Mitte des Zimmers stehenden Schreibtisch und sagt zu seinem Vater: „Sire, Sie müssen Ihre Thronentsagung unterzeichnen."

Der König steht auf und geht langsam zu dem Schreibtisch, vor welchen sein Sohn einen Stuhl hinstellt. Da macht die Königin noch einen Versuch der Gegenwehr, indem sie ihrem Gemahl um den Hals fällt mit dem Ausrufe: „Schreiben Sie nicht, Sire, schreiben Sie nicht! Weichen Sie einer Emeute nicht! Man will Ihnen bange machen!"

Der alte Mann hält inne, aber Montpensier zeigt mit einer Gebehrde der Ungeduld auf das Blatt Papier. „Wohlan, da man es will ...." sagt der König, setzt sich an den Schreibtisch und beginnt langsam zu schreiben.

„Beeilen Sie sich, Sire," sagt eine Stimme, man weiß nicht, wessen, „schon wird auf dem Carrouselplatze geschossen."

Das ist dem alten Manne doch zu viel. Er blickt auf, forscht mit einem Blicke der Entrüstung nach dem Sprecher und entgegnet: „Man wird mir wohl Zeit lassen. Komme, was da wolle, ich kann nicht schneller machen." Und er schrieb mit großen Buchstaben in langsamen Zügen:

„Ich entsage der Krone, welche zu tragen die Stimme der Nation mich berief, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große ihm heute zufallende Aufgabe lösen!" (J'abdique cette couronne, que la voix nationale m'avait appelée à porter, en faveur de mon petit-fils le comte de Paris. Puisse-t-il réussir dans la grande tâche qui lui échoit aujourd'hui!)

Am 24. Februar 1848. Louis Philipp."

Man sieht, er übereilte sich nicht; er nahm sich Zeit, einen dummen Schreibfehler (appelée statt appelé) zu begehen.

Nachdem der König die Urkunde aufgesetzt und unterzeichnet hatte, las er sie halblaut vor. Die Königin umarmte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und sagte: „Füge hinzu, daß Du wünschest, Dein Enkel möge Dir gleichen. Denn, Messieurs, der König ist doch ein redlicherer Mann als Ihr Alle." Und sie hängte dieser Beleidigung noch die grollenden Worte an: „Ihr habt jetzt, was Ihr gewollt; aber Ihr werdet es bereuen!" ... Der entkönigte alte Mann sagte: „Da ist meine Abdankung; man bringe sie dem Marschall Gérard." Nach einigem Zögern nahm Herr Baudin das Papier und eilte damit dem Marschall nach.

Zu spät! ... Es ist, als hörte man in dieser Tragödie vom 24. Februar 1848 einen äschyleischen Eumenidenchor das schicksalsschwere Wort hohnlachend immer und immer wieder anstimmen.

Die Abdankungsurkunde war zur Stunde nur noch ein werthloser Papierfetzen, welcher nicht einmal in die Hände des Marschalls Gérard gelangte, sondern unterwegs in denen des Republikaners Lagrange hängen blieb. Die Mission des Marschalls selbst that gar keine Wirkung. Im Begriffe, das letzte Hinderniß auf ihrem Wege zu den Tuilerien, das Château d'Eau, nach mörderischem Kampfe zu bewältigen, blieb die Revolution für alle vermittelnden Stimmen taub, wie das ja so hatte kommen müssen. Denn es ist dafür gesorgt, daß abermalen und abermalen in Erfüllung gehe, was beim Anastasius geschrieben steht:

„Mild und bittend sprach sie einstens; eure Taubheit zwang sie jetzt,
Daß sie in Kanonendonner ihre Bitten übersetzt." ...

Im Schlosse hegte man kaum einen Zweifel, daß die Worte der Abdankungsurkunde wie sänftigendes Oel auf die Aufstandswogen träufeln würden. Auch die Regentschaft der Herzogin von Orleans galt für selbstverständlich. Sie selbst rief, verstört durch die Zornblicke ihrer Schwiegermutter und das feindselige Gebahren ihrer Schwägerinnen, weinend aus: „Großer Gott, welche Last! Ohne Stütze, ohne Beistand. .. Verlaßt mich nicht!" ...

Es war $12^{1}/_{2}$ Uhr, als Herr Thiers auf den Carrouselplatz hinabging, um seinem „intimen Freunde" Bugeaud zu sagen, wie sich droben die Dinge entwickelt hatten. Der eisenfresserische Soldat, welcher wenige Stunden vorher seinem kleinen Freunde geschrieben hatte, daß sie Beide „berufen seien, mitsammen die Monarchie zu retten", schrie fluchend: „So ist also Alles zum Teufel!"

Worauf der Andere: „Ja, man hat uns eben zu spät berufen."

Der Herzog von Nemours kam, dem Marschall das Commando abzunehmen, was dieser widerwillig geschehen ließ. Der Prinz gab hierauf den Befehl, daß die Truppen den Carrouselplatz räumen und sich in den Tuilerienhof zurückziehen sollten. Diese Bewegung wurde ausgeführt, und hinter den abgezogenen Soldaten schlossen sich die Eisengitter des Palasthofes. Unterdessen gab es eine große Bewegung in den Corridoren und auf den Treppen des Schlosses: der Vollstrom der Rattenauswanderung ergoß sich. Die mit Macht grassirende Angst ließ Herren in Uniformen und Hoffräcken und Damen in Seidenroben und Sammetmänteln schaarenweise davongehen, Bestürzung auf den Gesichtern und auf den Lippen den nicht mehr verhaltenen Angstruf: „Alles ist verloren!"

So hatte sich die Menge auch im königlichen Cabinet beträchtlich gelichtet, als die Botschaft dahin gelangte, daß die Sendung des Marschalls Gérard vollständig gescheitert und der General Lamoricière vom Volke zum Gefangenen gemacht worden sei. In demselben Augenblicke Schüssegeknatter auf dem Carrouselplatz, wohin die Insurrection bereits ihre Plänkler vorgesandt hatte. Diese sahen einen Zug königlicher Reisewagen, welche man auf den Fall einer Flucht hin aus den Ställen in der Rue Saint-Thomas du Louvre herbeibefohlen, über den Platz fahren, schossen darauf, tödteten einen Vorreiter, sowie mehrere Pferde, und zwangen die Wagen zur Umkehr nach den Remisen.

Das Knattern dieser Schüsse macht die Prinzessinnen Schreckensschreie ausstoßen. Louis Philipp schnellt in höchster Unruhe aus seinem Fauteuil empor. Herein stürzt, die Kleider in Unordnung und in äußerster Fassungslosigkeit, Herr Cremieux: „Sie haben keinen Augenblick mehr zu verlieren, Sire! das Volk kommt! Noch etliche Minuten und es wird in den Tuilerien sein!" Der König sagt kein Wort, aber er hastet sich, sein Ordensband und seinen Degen abzuthun. Dann zieht er seine Uniform aus, schlüpft mit Hülfe der Königin in einen Civilrock und ruft suchend und bebend: „Meine Uhr? Meine Uhr? Ach, ich hab' sie! Da, nehmt dies Portefeuille! Und wo ist mein Schlüsselbund?" Es war Etwas wie Wahnsinn in den Bewegungen und Worten des Greises, aber Nichts vom Wahnsinn eines Lear, wohl aber von dem eines zu Grunde gerichteten Bankiers.

Die Prinzessinnen brachen in Schluchzen aus und die Kinder der königlichen Familie staarten mit ängstlicher Neugier auf das für sie unbegreifliche Schauspiel. Die Königin — so will eine Ueberlieferung, die aber nicht fest verbürgt ist, da es zweifelhaft, ob Thiers es für gut gefunden, zu dieser Zeit noch im königlichen Cabinet anwesend zu sein — die Königin, die Tochter Karolina's von Neapel und Enkelin Maria Theresia's, diese Frau, in welcher der lothringisch-habsburgische Stolz mit dem bourbonischen Hochmuth sich verband, sie soll selbst in diesen letzten Minuten ihrer Königinschaft nicht umhin gekonnt haben, ihren Groll und Zorn auszulassen. Mit vor Ingrimm bebenden Lippen soll sie zu dem armen kleinen Geschichtschreiber, welcher doch wahrlich an der Februarrevolution sehr unschuldig war, gesagt haben: „Sie haben uns zu Grunde gerichtet! Sie haben die Volksleidenschaften zu einem Brande geschürt, dessen Flammen jetzt über dem Throne zusammenschlagen! Sie sind ein Undankbarer und verdienten keinen so guten König!"

Louis Philipp, in schwarzem Frack und Hut, nahm den Arm der Königin, sagte im Vorbeigehen zur Herzogin von Orleans: „Helene, Sie bleiben da!" und gab durch sein Weggehen das Zeichen zur Flucht. Von Mitgliedern der Familie folgten dem greisen Königspaar der Herzog von Montpensier und seine Frau, eine spanische Infantin, dann die Herzogin von Nemours mit ihren Kindern und der Prinz August von Sachsen-Coburg mit der Prinzessin Clementine, seiner Frau. Etliche Hofdamen, etliche Adjutanten, Palastbeamte und Diener schlossen den Zug, der mittelst eines mit dem Arbeitscabinet des Königs in Verbindung stehenden unterirdischen Ganges unter dem Pavillon de l'Horloge hinweg in's Freie gelangte, in den Tuileriengarten, welcher leer und still war, während der Schall des Kampfgetöses von rechts herüber grollte und drohte. An der Ausmündung des unterirdischen Ganges fand man Herrn von Montalivet, welcher, seinem Gebieter treuer als viele Andere, zwei Schwadronen Gardekürassiere unter den Befehlen des Generals Regnauld bereit hielt, die Flucht des Entkrönten

zu decken. Nationalgarden von der ersten Legion, sowie ausharrende Freunde der königlichen Familie, die Herren Lasteyrie, Scheffer und Andere, reihten sich ebenfalls dem Zuge an, welcher sich die große Avenue des Gartens entlang so rasch bewegte, wie der alte Mann, dessen dem völligen Bruche nahe physische und moralische Kraft nur noch durch die Seelenstärke seiner Gemahlin nothdürftig aufrecht erhalten wurde, zu gehen vermochte. Ein wahrer Leichenzug der Julimonarchie! Man konnte denselben von der Rue Rivoli aus zwischen den blätterlosen Baumzweigen dahingleiten sehen, schemenhaft schwarz, da die Mitglieder der Familie Louis Philipp's die Trauer um die kurz zuvor gestorbene Prinzessin Adelaide noch nicht abgelegt hatten.

Der mit Herrn Cremieux vorangehende Herzog von Montpensier kehrte sich von Zeit zu Zeit um und sagte: „Beschleunigen Sie Ihre Schritte, Sire!" In der Mitte der Avenue überschlug sich das Pferd eines der reitenden Nationalgardisten und fiel auf seinen Reiter. „Armer junger Mann!" rief die Königin aus, Louis Philipp aber nur: „Schafft mir das Pferd aus dem Wege!" Am Gitter der aus dem Garten auf den Concordeplatz führenden Drehbrücke angelangt, blieb er stehen und richtete an Herrn de Montalivet die Frage: „Hat man die Gewißheit, mich in Sicherheit nach Saint-Cloud zu bringen?"

„Ja, Sire."

Der Entkrönte passirte das Gitter und betrat den Platz. Da er gesenkten Hauptes einherschritt, bemerkte er Blutspuren auf dem Boden und machte eine Bewegung des Abscheus. Aber der Concordeplatz war nicht so verlassen wie der Tuileriengarten. Eine Menge von Neugierigen wogte darauf hin und her. Darunter Gruppen von Bürgerwehr, da und dort auch ein Häuflein Blousen, Gewehre in den Händen, die Gesichter von Pulverrauch geschwärzt.

Der Fluchtzug stockte, der König schien erkannt, das Anfluthen der Menge wurde stärker. Eine Stimme aus dem Gefolge rief: „Messieurs, Schonung, Gnade für den König!"

„Die soll er haben; wir sind keine Mörder; aber schnell auf und fort mit ihm!" eine Antwort, welche das hundertfache Echo fand: „Ja, schnell auf und fort mit ihm!"

Die Königin zog ihren Gemahl mit sich fort, dahin, wo am Fuße des Obelisken drei schlechte, einspännige Miethwagen hielten, genau auf der Stelle, wo vor Zeiten, in der Sprache von damals zu sprechen, „La Sainte-Vierge Guillotine" ihren „Altar" gehabt.

War es nicht ein furchtbarer Schicksalshohn, daß der vom Throne gestürzte Sohn von Philipp Egalité gerade von dieser Stelle aus in's Exil geschleudert wurde? Von der Stelle aus, wo sein Vater am 6. November 1793 in weißer Weste, gelben Lederhosen und zeisiggrünem Frack auf besagtem „Altar" erschienen war, „pour faire le saut de carpe en avant."

Aber der alte Mann ist von der Angst der Gegenwart zu sehr erfüllt, um des Schreckens der Vergangenheit zu gedenken. Er öffnet die Thüre eines der schmutzigen Fuhrwerke und findet dasselbe bereits mit Prinzessinnen und Kindern vollgestopft. „Heraus! Steigt alle heraus!" ruft er, in der Selbstsucht des Alters und der Furcht den zärtlichen Familienvater für den Augenblick ganz vergessend. Die Prinzessinnen gehorchen. Louis Philipp wirft sich hastig in den Wagen, die Königin folgt ihm, drei ihrer Enkel haben den Vordersitz inne. Die anderen Mitglieder der Familie pressen sich, so gut es gehen will, in die beiden anderen Wagen; aber die Prinzessin Clementine und die Herzogin von Montpensier finden keinen Platz mehr und werden durch die Herren Thierry und Lasteyrie aus dem Gedränge und in ein sicheres Asyl gebracht. Die schöne Infantin — geborene Muñoz, wie die bösen Zungen sagen — ist eine jugendlich muntere Dame. Sie fängt an, die Sache „amüsant" zu finden und äußert gegen ihren Ritter Lasteyrie, das sei doch auch mal eine der Mühe werthe Abwechslung in der ewigen Langeweile des Hoflebens.

„Mein Portefeuille! mein Portefeuille!" schreit Louis Philipp aus dem Innern des Wagens. Der „König der Börse" vergaß selbst in dieser äußersten Angst nicht seiner „Werthpapierchen". Herr Cremieux schiebt die umfangreiche Mappe mit Mühe durch die Wagenfensteröffnung, und, im Besitze seines Theuersten, ruft der alte Mann in höchster Ungeduld: „Partez! Partez donc! Partez vite!" Der Kutscher peitscht auf sein Pferd, und im Galopp fliegt der Wagen davon, daß der flüssige Koth darob zusammenspritzt.

Also verschwand des Königs Majestät und Herrlichkeit. Im Julistaube war er gekommen, im Februarkoth ist er gegangen.

Aber seht, was thun denn jetzo die beiden Nothhelfer, welche „berufen waren, die Monarchie zu retten," Monsieur Thiers und Monsieur Bugeaud? Sie thun, was kluge Leute unter so bewandten Umständen zu thun pflegen: — sie retten sich selbst. Der Marschall ist übrigens martialisch genug, nur von einem einzigen Adjutanten gefolgt, in seinem Marschallsanzug langsam davon zu reiten. Herr Thiers schlängelt sich zu Fuße durch den Tuileriengarten und über die Concordebrücke in's Palais Bourbon hinüber, in dessen Räumen die Repräsentanten der Corruption — officiell heißen diese Herren „Vertreter des französischen Volkes" — rathlos hin- und herrennen. Selber rathlos und bis zur Besinnungslosigkeit bestürzt, geht der kleine Ex-Nothhelfer durch einen der Säle. Corrupte umdrängen ihn mit stürmischen Fragen. „Messieurs, es gehen Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Fluth steigt, steigt, steigt! Alles ist verloren!" erwidert er stotternd und verschwindet, um nicht mehr zu erscheinen, bevor die politische Temperatur wieder so ist, daß Ränkespinner mit ziemlicher Sicherheit aus ihren Schlupfwinkeln sich vorwagen können. . .

Dieser beiden Stützen also sah sich die arme Herzogin von Orleans beim Antritt ihrer Regentschaft beraubt, und es war überhaupt kläglich bestellt mit den Stützen dieser Regentschaft. Der Deputirte Lacrosse sagte nach der Flucht des Königs zu der Prinzessin: „Madame, gehen Sie mit Ihren beiden Knaben sofort nach der Deputirtenkammer. Dort ist jetzt der Sitz der Autorität, das Volk wird Ihnen Platz machen; denn Sie sind die Frau des Herzogs von Orleans und tragen Wittwentrauer um ihn." Ein wohlgemeinter, aber schlechter Rath; denn die Entscheidung war nicht im Palais Bourbon . . . Die Herzogin zog sich für eine Weile in ihre Gemächer im Pavillon Marsan zurück, wo Herr Dupin — auch eine Säule des Orleanismus, später aber eine Säule des Bonapartismus — zu ihr kam und sie in der Absicht, ihr Heil in der Deputirtenkammer zu versuchen, bestärkte. Er sprach noch für seine Meinung, als der Adjutant Touchard hereinstürzte, um eiligst zu melden, der Herzog von Nemours lasse seine Schwägerin bitten, sich ohne allen Verzug durch den Pavillon de l'Horloge in den Garten und durch die große Avenue desselben zur Drehbrücke zu begeben. Es sei kein Augenblick zu verlieren. Die Prinzessin brach alsbald auf und machte sich, ihre beiden Knaben, den Grafen von Paris und den Herzog von Chartres an den Händen, mit einem kleinen Gefolge auf den bezeichneten Weg.

Sie gelangte glücklich in den Garten. Aber es war in der That kein Augenblick zu verlieren gewesen, maßen inzwischen die Tuilerien eingenommen worden und zwar durch einen einfachen Lieutenant von der 5. Bürgerwehr-Legion, Herrn Aubert-Roche. Als nämlich die Truppen den Carrouselplatz geräumt hatten, war derselbe sofort von Nationalgarden besetzt worden. Kaum war dies geschehen, als nach Bewältigung des Château d'Eau die siegreiche Volksmasse mit dem Donnerruf: „Aux Tuileries!" über die Rue Rivoli gegen den Platz vorbrach, und alsbald schlugen die Flintenkugeln an die Nordseite des Schlosses. Der Herzog von Nemours, erkennend, daß jeder Versuch, den Palast zu vertheidigen, blos ein unnützes Blutbad zur Folge haben würde, und edelmüthig nur darauf bedacht, den Gang seiner Schwägerin zum Palais Bourbon zu decken, befahl den Truppen, zum Abzug durch das Thor des Pavillon de l'Horloge sich bereit zu halten. Derweil mühten Bürgerwehr- und Blousenmänner in buntem Gemische sich ab, das Eisengitter, welches den Schloßhof gegen den Carrouselplatz absperrte, niederzubrechen, und befürchtend, diese Mühwaltung möchte die Wuth der Stürmenden steigern, wußte sich der genannte Bürgerwehrofficier durch das Thor des an die Rue Rivoli stoßenden Pavillon Eingang zu verschaffen und den Gouverneur des Palastes, Oberst Bilfeld, zu bewegen, ihm die Schlüssel auszuliefern. Dann eilte er, das nach dem Carrouselplatze führende Hofgitterthor aufzuschließen, und die Menge strömte in den Schloßhof. Der Herzog von Nemours vernahm, unter dem Thor des Pavillon de l'Horloge im Kreise seiner Officiere stehend, das Herannahen des Volkes. „Was, jetzt schon?" rief er aus, gab geflügelte Befehle, die sämmtlichen Truppen, welche noch vorhanden, durch die große Mittelpforte in den Garten debouchiren zu lassen, und stellte sich an die Spitze des 1. Bataillons vom 16. leichten Regiment, um damit der Herzogin von Orleans auf ihrem Wege zu folgen. Der Prinz hat dann, wie bekannt, mit äußerster Hingebung und Selbstverleugnung bis zuletzt seine Pflicht gethan, er und nur er war es, der an diesem „Tag des Zorns" dem Namen Orleans Ehre machte.

Retten freilich konnte er seines Hauses Sache nicht ... Die Herzogin von Orleans eilte inzwischen die große Avenue des Gartens hinab, geführt von Herrn Dupin. An ihrer rechten Hand hielt sie ihren älteren Knaben, den weinenden jüngeren trug ihr ein Diener nach. Bei der Drehbrücke angelangt, wurde sie von den Herren Havin und Biesta eingeholt, welche von Seiten Odilon Barrot's den dringenden Rath brachten, die Prinzessin solle sich mit ihren Söhnen über die Boulevards nach dem Hotel de Ville begeben; denn dort, im Hauptquartier des siegreichen Aufstandes, liege die Entscheidung. Die Herzogin stand still, ungewiß, was zu thun, aber mit dem Instinct einer Mutter fühlend, daß dieser Rath der bessere. Herr Biesta drang in sie, denselben zu befolgen. „Können Sie reiten?" frug er die Prinzessin.

„Hinlänglich, um im Nothfall ein Dragonerpferd besteigen zu können."

„Nun wohl, zaudern Sie nicht! Kommen Sie in's Stadthaus, und Sie werden Regentin und Ihr Sohn wird König sein. Wenn nicht, ist Ihre Sache verloren."

„Das ist der Rath eines Narren!" schrie Monsieur Dupin. „Nach der Deputirtenkammer müssen Sie gehen!"

Die Herzogin von Orleans befolgte den Rath des „liberalen" Mannes, begab sich in die Deputirtenkammer — und nach einer Stunde voll Angst und Pein sah sie daselbst ihre Regentschaft und ihres Sohnes Krone rettungslos vom rasenden Strudel eines unerhörten Tumults verschlungen...

Während eine Volkswoge die „Corrupten" aus dem Palais Bourbon wegschwemmte, feierte in den Tuilerien die Revolution ihr Siegesbacchanal. Nicht in Blut — sie überließ das der heiligen Reaction, welche wenige Monate darauf ihre rothen Orgien in Scene setzte — aber in Wein, den man aus den wohlversehenen Kellern heraufholte. Es ging lustig her in diesen vergoldeten Räumen, aus welchen Dame Etiquette mit dem übrigen Hofgesindel entsetzt entflohen war. Zerschlagen, zerrissen und zertreten wurde Manches und Vieles, gestohlen nichts. „Mort aux voleurs!" Es ist actenmäßig festgestellt, daß obgleich am Nachmittag und Abend dieses Tages allein an 100,000 oder mehr bewaffnete Blousenmänner im Palast aus- und eingingen, nichts von irgend bedeutendem Werth abhanden kam und herumliegende Kostbarkeiten im Werthe von mehr als vier Millionen von Proletariern, die vielleicht keinen Sou in der Tasche hatten, gesammelt und an die Behörden abgeliefert wurden. Mit ganz besonderer Rücksichtsnahme behandelte das siegreiche Volk die Zimmer der Herzogin von Orleans. Auf dem Lesepult der Prinzessin lag ein Buch, betitelt „De la sainteté des gouvernements et de la moralité des révolutions". Die aufgeschlagene Seite trug die Capitelüberschrift „Stabilité du gouvernement". O Prediger Salomonis!

Der ausgelassene Jubel der siegreichen Masse, welche in den Tuilerien tobte und tollte, müßte, durch den Genius eines Shakespeare oder Kaulbach zu einem Bilde zusammengefaßt, einen weltgeschichtlichen Carneval darstellen, wie es einen zweiten wohl niemals gegeben hat. Dort hing ein Schwarm von Gamins freudeläutend an dem Zugseil der großen Schloßglocke, während andere die rothe Siegesfahne auf die Kuppel des Pavillon de l'Horloge pflanzten und wieder andere auf der Plattform des Daches einen Ball abhielten. Im Garten, in den Höfen, in den Corridoren und Sälen krachten unzählige Jubelsalven, denn der noch vorhandene Rest von Patronen mußte schlechterdings verbraucht werden. Hier hat im Schlafzimmer Louis Philipp's Einer über seine Blouse eine weiße Weste des Bürgerkönigs angezogen und das Galaordensband mit dem Kreuz von Diamanten darüber gehängt, und also ausstaffirt bläst er aus Leibeskräften und seelenvergnügt auf einem Waldhorn fürchterliche Noten zum Fenster hinaus. Dort steht eine andere Blouse, angethan mit einem brokatenen Schlafrock, mitten im Empfangssalon des Herzogs von Montpensier, die Marseillaise singend und auf einer prinzlichen Geige schrecklich dazu geigend, während seine Cameraden, mit andern Artikeln der herzoglichen Garderobe behangen, um ihn her die Carmagnole tanzen. Hier geht, von einem Polytechniker geführt, ein Zug von Ouvriers durch die große Gallerie, ehrerbietig ein der Zerstörung entrissenes, wundervoll aus Elfenbein geschnitztes Crucifix geleitend, unter dem unweigerlich befolgten Zuruf an die Begegnenden: „Citoyens, chapeau bas! Saluez le charpentier de Nazareth!" Dort im Allerheiligsten, im Thronsaale, wird die purpurne Throndraperie in Fetzen gerissen und aus einem der Stücke eine Freiheitsmütze gewunden, welche der dem Mittelpavillon des Schlosses gegenüber im Tuileriengarten stehende Spartacus tragen soll. Ein Proletarier springt auf den Thronsessel, wischt den Koth seiner Schuhe an dem Sammet ab, schwingt eine rothe Fahne und ruft frohlockend: „Vive la république!" — So verwandelte der französische Leichtsinn diesmal den Act der Rache in ein Possenspiel.

Eine Stunde darauf ging ein phantastisch-bunter Faschingszug von etlichen Tausenden über die Boulevards, welche aussahen, als wäre ein Tornado darüber hinweggefegt. Voraus ritt ein bebrillter Polytechniker; dann kam ein Karren, auf welchem die zerstörten Herrlichkeiten des Thronsaales zusammengepackt waren, mit Ausnahme des vergoldeten Thronsessels, welcher, von etlichen Blousen getragen, über den Köpfen der Menge einherschwebte. Die Procession lenkte zum Platz der Bastille, wo am Fuße der Julisäule eilends ein Scheiterhaufen geschichtet wurde. Auf diesen warf man die Trümmer und stellte obenauf den Thronstuhl. Als die Flammen den Thron ergriffen, brach ein tausendstimmig-jauchzendes „Vive la république!" aus, und hochauf schlug die schwelgende Lohe.

Ein Zögling Karl August's.

Wer von den geneigten Lesern einmal die Stadt Weimar gesehen hat, wird oft und gern an ihren schönen Park zurückdenken, an den sich so manche Erinnerung aus Deutschlands großer Dichterblüthe knüpft. Und wer den Park gesehen, wer vor dem bescheidenen Gartenhause Goethe's großer Erinnerungen voll gestanden hat, der wird seine Schritte auch zu dem „römischen Hause" gelenkt haben, einem kleinen Gebäude antiken Styles, welches schon von der nach dem Lustschloß Belvedere führenden Baumallee aus sichtbar ist. Hierher führe ich den Leser.

Es war ein heller Frühjahrsmorgen des Jahres 1823. Vor dem römischen Hause auf und ab ging ein großer stattlicher Mann, der trotz seines hohen Alters eine straffe und stolze Haltung hatte. Aus klaren und tief-ernsten Augen blickte er umher, die anmuthigen Parkanlagen betrachtend, die zumeist sein Werk waren. Zuweilen schweifte sein Blick nach jener Seite, wo das kleine Gartenhaus unter rauschenden Bäumen versteckt lag, in dem er vor langen Jahren seinen Liebesfrühling durchlebt hatte. Vielleicht auch lauschte er dem herannahenden Lenze, den er nun schon zum vierundsiebenzigsten Male begrüßte.

Da nahten sich Schritte auf einem der gewundenen Parkwege. Bald wurde der Herankommende sichtbar, ein junger Mann mit einer Mappe unter dem Arme. Mit freundlichem Kopfnicken begrüßte ihn der Greis und sprach: „Serenissimus sind noch nicht zu sprechen. Warte ein wenig." Nach kurzem Harren öffnete sich die Thüre, und Beide traten in das Zimmer und begrüßten ehrfurchtsvoll einen kleinen, aber kräftig gebauten alten Herrn, welcher am Fenster stand. „Serenissimus gestatten," sprach der Begleiter des jungen Mannes, „daß ich den jungen Maler vorstelle, von welchem ich Durchlaucht schon gesprochen habe."

Mit prüfendem Blicke betrachtete Serenissimus den jugendlichen Künstler, welcher stumm vor ihm stand; dann entspann sich folgendes kurze Gespräch zwischen den Beiden:

„Bist Du es, der die Eisfahrt auf unserer Bilderausstellung gemalt hat?"

„Ja, Durchlaucht."

„Wer ist denn der kleine Junge im Vordergrunde?"

„N. N. von hier."

„Willst Du nicht einmal fort von hier?"

„Ich möchte gern nach Tyrol gehen, um dort Studien zu machen, allein mir fehlen die dazu nöthigen Mittel."

„Oder möchtest Du nach den Niederlanden?"

„Auch das würde mir sehr lieb sein, aber freilich fehlt mir auch hierzu das Geld."

„Du armer Kerl," war die Antwort, „dafür werde ich schon

sorgen. Geh' nach Hause und mach' Dein Bündelchen fertig — morgen früh geht's fort!"

Die Audienz war zu Ende.

Und wenn unsre Leser noch nicht errathen haben sollten, wer die Persönlichkeiten waren, von denen wir soeben gesprochen, so wollen wir ihnen verrathen, daß es Goethe war, welcher, aufmerksam geworden auf das Talent des jungen Malers Friedrich Preller, denselben zu Karl August, seinem fürstlichen Freunde, geführt hatte, um ihn seiner Fürsorge zu empfehlen.

Friedrich Preller, 1804 in Eisenach geboren, war damals 19 Jahre alt. Bald nach seiner Geburt waren seine Eltern nach Weimar übergesiedelt, und seine Kinderzeit verfloß unter den bunten Eindrücken des wechselnden Kriegslebens, welches damals ganz Deutschland bewegte. Das Gymnasium besuchte er bis Obersecunda und wurde dann zu einem Jäger in die Lehre gegeben, bei welchem er jedoch nur ein Jahr blieb. Während er von frühester Jugend an entschiedenen Trieb zum Zeichnen gezeigt, auch schon als Gymnasiast die unter H. Meyer's Leitung stehende Zeichenschule besucht hatte, so schien es doch bei den äußerst beschränkten Mitteln der Eltern nicht räthlich, ihn die sehr unsichere Künstlerlaufbahn ergreifen zu lassen. Allein das im engen Umgang mit der Natur verlebte Jahr reifte in ihm den Entschluß, sich trotz aller Hindernisse ganz der Kunst zu widmen, der Einfluß des Erbprinzen Karl Friedrich trug dazu bei, die Eltern günstig für diesen Plan zu stimmen, und so wanderte Friedrich Preller im Frühjahr 1820 nach Dresden, mit einer kleinen Summe Geldes, welche ihm das Illuminiren des Bertuch'schen Bilderbuches eingetragen hatte.

Ohne Empfehlungen und bei großer jugendlicher Schüchternheit verbrachte er zwei Jahre unter den Schätzen der Dresdner Gallerie, welche einst auch Winkelmann in die Welt der Schönheit einführten. Besonders waren es die Niederländer Ruysdael und P. Potter, mit denen er sich beschäftigte. In jener Zeit schloß er Freundschaft mit dem nun schon heimgegangenen Ernst Rietschel, dem Kupferstecher Thäter, dem Maler Dräger u. A. Nach Weimar zurückgekehrt, malte er für Goethe Wolkenstudien und seine erste Composition, jene Eisfahrt, auf der er viele Portraits anbrachte. Dieses Bild hatte Karl August's Aufmerksamkeit auf Preller gelenkt; Goethe's Fürsprache kam hinzu, und die Folge davon war das oben mitgetheilte Gespräch.

Nach ernster Ueberlegung nahm Preller das Anerbieten des trefflichen Fürsten an, und am andern Morgen ging die Reise fort. Karl August machte seine Reisen mit sehr bescheidenen Mitteln. Er selbst fuhr in einer alten stark stoßenden Reisekalesche, welche nicht einmal eine Bedeckung hatte. Wenn es regnete, so wickelte sich „der Alte“ in seinen weiten Husarenmantel, drückte die runde grüne Mütze, die er stets trug, auf die Stirn und ließ nun den Regen machen, was er wollte. Ein zweiter Wagen enthielt sein Gefolge. Bequem war mithin die lange Fahrt keineswegs, aber desto lehrreicher und fruchtbringender. Denn mit einer wahrhaft herzlichen Aufmerksamkeit sorgte der edle Fürst dafür, daß, wo es etwas Lehrreiches, Interessantes zu sehen und zu hören gab, Halt gemacht wurde und sein Schützling davon Kenntniß nahm. Und als in Gent Preller vierzehn Tage krank darnieder lag, verschob er die Weiterreise und bewies ihm eine wahrhaft rührende Sorgfalt. Endlich kamen sie in Antwerpen an, und Preller wurde Van Bree, dem verdienstvollen Director der dortigen Kunstakademie, übergeben.

Die zwei Jahre seines Antwerpener Aufenthaltes verstrichen ihm schnell. Sie sind von entscheidender Wichtigkeit für seinen Künstlerberuf geworden. Der ganze Unterricht war auf genaues Studium der Antike, des menschlichen und des Thierkörpers gerichtet, und diese genaue Kenntniß der belebten Natur, welche so vielen Landschaftsmalern abgeht, hat für Preller später unberechenbaren Nutzen gebracht. Seiner kernig tüchtigen Natur schadete die scharfe Zucht nichts, die daselbst gehalten wurde, und gewiß nicht mit Unrecht darf man es diesem Unterricht zuschreiben, daß er Zeit seines Lebens mit so großer Energie auf emsiges und gewissenhaftes Studium beim Künstler achtete und der Ueberwindung technischer Schwierigkeiten mit einem nie ermüdenden Eifer entgegentrat. Wie er im Innersten seines Wesens an die herrlichen deutschen Künstler des Mittelalters erinnert, deren Kunst im schönsten Sinne aus der strengen Zucht des Handwerks sich herausentwickelt hat, so dürfen wir diese Antwerpener Zeit mit Fug und Recht seine Lehrlingszeit nennen, in der weder der harte Lehrmeister am Tage, noch der sprudelnde Uebermuth am Feierabend fehlte. Antwerpen weiß noch von den tollen Streichen der damaligen Kunstschüler zu erzählen, welche als lärmende und tobende Schaar durch die Straßen zog, wenn die Feierstunde schlug, und vor denen die ernsthaften und ruhigen vlämischen Bürger hastig ihre Läden und Hausthüren schlossen.

So trefflich aber der Unterricht war und so sehr Preller das würdigte, so erwachte doch allgemach in ihm der Wunsch die vlämische Ebene zu verlassen, um nach dem Lande der Sehnsucht aller wahren Künstler zu eilen. Nachdem er zu dieser italienischen Reise die Genehmigung Karl August's erlangt hatte, ging er 1825 über Weimar, München, Salzburg, Tyrol und Venedig nach Mailand, verbrachte dort fast zwei sehr schwere Jahre, gequält von Krankheit und von Mißstimmung über viele Hindernisse, die seinem künstlerischen Streben entgegentraten, und gelangte endlich im Jahre 1827 nach Rom.

Dort waren damals die besten Helden der vor wenigen Jahren neuerstandenen deutschen Kunst versammelt. An sie schloß Preller, ein gleichstrebender und ebenbürtiger, sich an. Mit Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck, Steinle und Reinhardt wurde er bekannt und befreundet. Vor Allem aber war es der unübertreffliche Landschaftsmaler Josef Anton Koch, an den er sich anschloß. Koch war es, der zuerst wieder auf den Bau der Landschaft, auf das Terrain achten lehrte, und während seine Vorgänger zumeist durch die Vegetation, durch die Luft- und Lichteffecte zu wirken suchten, so führte dagegen er die Landschaft wieder auf ihre organische Basis zurück, auf den Erdboden. Um dies recht würdigen zu können, vergleiche man seine Landschaften mit denen des Rococo und der Zopfzeit: man wird erstaunen, bei den letzteren meist flache, unbedeutende und verschwommene oder groteske und barocke Terrainformen zu finden, bei der Rückkehr zu Koch dagegen den tiefen Unterschied zwischen echter und zwischen gesunkener Kunst lebendig empfinden. Dies Alles sind Vorzüge, welche in Koch's innerstem Wesen wurzeln und welche im unlösbarsten Zusammenhange mit der Gesammtrichtung seiner Kunst stehen, die die neuere Zeit mit dem Namen der historischen im Gegensatze zum Genre bezeichnet hat. Wir werden hierauf bei der Schlußbetrachtung über Preller's Thätigkeit noch einmal zurückkommen. Denn er wie kein Anderer ist würdig, der Nachfolger und Vollender von Koch's Werk genannt zu werden. Die Zeit seines Aufenthaltes in Rom verstrich ihm schnell; aber als er 1831 nach Weimar zurückkehrte, kam er wieder als Künstler, gereift und gefestigt in seiner Bahn und erfüllt mit dem Bewußtsein eines hohen Zieles, dem er von da an unermüdet nachgestrebt hat.

Karl August war zu seinen Vätern heimgegangen. Den greisen Goethe traf Preller noch am Leben. Sein Sohn, August Goethe, war in Rom in Preller's Armen gestorben. Und nicht lange darauf sollte Preller die Züge des ehrwürdigen Dichters selbst zum letzten Male sehen. Er erhielt auf seine Bitte die Erlaubniß, Goethe's Kopf im Tode zu zeichnen. Auch er, wie Alle, denen dieser Anblick vergönnt war, versichert, daß diese Züge noch im Tode einen unbeschreiblich schönen friedlichen und großen Ausdruck gehabt haben. Eine Bause dieser Portraits ist später wider Preller's Willen veröffentlicht worden. Bettina von Arnim ließ sie vor ihren „Briefwechsel“ in Kupfer stechen.

Für Preller begann nun eine glückliche Zeit. Nachdem er eine sehr bescheidene Anstellung am Weimarischen Zeicheninstitut erhalten und außerdem mehrere Bestellungen von der hochherzigen Großherzogin Maria Paulowna bekommen hatte, führte er seine Braut heim, und es erblühte ihm ein schönes und gesegnetes Familienleben. Zunächst verarbeitete er in einer Reihe von Bildern die im Süden gewonnenen Eindrücke. Aber bald fühlte er das Bedürfniß einer immer lebendigen Naturanschauung, und da er vorläufig nach dem Süden nicht zurückkehren konnte, so wandte er sich mit voller Energie der nordischen Natur zu, für welche er auf verschiedenen Reisen in Norwegen und Rügen Studien machte. Wichtig und anziehend zugleich aber ist es für seinen Entwickelungsgang, daß die Anfänge zu dem Hauptwerke seines Lebens bereits in jene Zeit zurückgreifen, indem er schon damals einen Cyclus von Landschaften zu Homer's Odyssee für seinen Freund Dr. Härtel im sogenannten „römischen Hause“ in Leipzig al tempera malte. Zeugen seines umfassenden künstlerischen Schaffens sind außerdem das von ihm mit Scenen aus Wieland's Werken geschmückte Wielandzimmer im Weimarischen Schlosse; eine große Anzahl meist im Privatbesitz befindlicher vor-

Friedrich Preller.

züglicher Landschaften, worunter viele Seestücke, sowie eine Menge von trefflichen Aquarellen, Sepia-, Tusch- und Kohlenzeichnungen. Auch radirt hat er eine Zeit lang mit eben so viel Eifer, als Erfolg.

So fließt sein Leben in rastloser Thätigkeit dahin. Was den Menschen beglückt, ward ihm zu Theil, ein gesegnetes Familienleben, dem leider der Tod jüngst eine schwere Wunde schlug. Die Liebe seiner Freunde und die Verehrung seiner Schüler bleibt ihm treu und fest zugewandt; was den Künstler ehrt und schmückt, ist ihm in reichem Maße beschieden, eine vollkräftige Wirkung auf ein Publicum, welches für das wahrhaft Große in der Kunst empfänglich ist. Und so schauen wir den Meister an und ehren vor Allem Eines in ihm: die ernste Arbeit, der er sein Alles zu verdanken hat. Er wie Wenige gehört zu denen, welche das Wort des Dichters zum Wahlspruche genommen haben: „Was du hast — erwirb es, um es zu besitzen."

Warum wir aber gerade jetzt diese Worte geschrieben haben, denen wir freundliche Aufnahme von ihren Lesern wünschen? Wir möchten sie betrachten wie den Zimmermannsspruch bei dem Aufrichten eines neuen Gebäudes. Der Meister hat jetzt ein Werk vollendet, welches wir recht eigentlich als den Gipfelpunkt seines künstlerischen Thuns bezeichnen müssen; das deutsche Volk auch in weiteren Kreisen auf dieses Werk, welches jetzt in Deutschland die Runde macht, hinzuweisen, und hiermit dieser Schöpfung einen bescheiden-herzlichen Geleitspruch mitzugeben, war unser Zweck.

Der kunstsinnige Enkel Karl August's, Karl Alexander, hatte bei Preller für das neuzuerbauende Weimarische Museum einen Cyclus von Landschaften zur Odyssee bestellt, welche in einem der Säle al fresco ausgeführt werden sollten. Preller hatte seine obenerwähnte erste größere Arbeit, welche denselben Stoff behandelte, nie ganz aus den Augen gelassen. Im Jahre 1855 hatte er neue, zum Theil umgearbeitete Zeichnungen darnach gefertigt, welche in Berlin, Brüssel, Antwerpen und auf der großen Münchener Ausstellung von 1858 das außerordentlichste Aufsehen erregten und in mehrfachen photographischen Wiedergaben verbreitet sind. Den fürstlichen Auftrag ergriff er mit der ganzen jugendlichen Kraft seines künstlerischen Vermögens. Er ging 1859 noch einmal nach Italien. Dort und nach seiner Rückkehr in Weimar entstanden die sechszehn Cartons zu den Odysseebildern, große Kohlenzeichnungen, welche sowohl für sein Schaffen, als für die gesammte moderne Landschaftsmalerei als Gipfel angesehen zu werden verdienen.

Wir erinnern hier an das, was wir zur Charakterisirung Koch's gesagt haben. Eine großartige Leistung der historischen Landschaft steht vor uns, welche im Gegensatze zur einfachen Vedute oder der genrehaften Naturdarstellung die Natur nachbildet, wie sie frei von den Zufälligkeiten des Augenblicks sein würde, wenn das Princip der Schönheit ungetrübt in ihr schaffend und bildend gewesen wäre. Diese idealen Landschaften gestalten sich um verschiedene Scenen aus dem großartigsten und in sich geschlossensten aller Heldengedichte. Die schönsten Momente aus diesem „Liede des Heimwehs", wie es ein neuerer Dichter genannt hat, treten vor unser Auge; vom Ab-

zuge von Troja bis zum Wiedersehen des greisen Vaters Laertes folgen wir dem „herrlichen Dulder Odysseus, dem vielgereisten"; wir begleiten ihn zu den Kämpfen mit unwirthlichen Bewohnern fremder Küsten und dem tückischrohen Cyclopen, zur listigen Zauberin Kirke, in die Schrecken der Unterwelt hinab; wir sehen ihn dann, nachdem alle Gefährten umgekommen, einsam auf der Insel der Kalypso und in den tobenden Fluthen des Meeres durch die Göttin Leukothea gerettet; wir folgen ihm auf das reizvolle Eiland der Phäaken und lauschen seiner Begegnung mit der Königstochter Nausikaa, wir geleiten ihn endlich zu seiner heimathlichen Felseninsel Ithaka.* Und mit dem unendlichen Wechsel der dargestellten Begebenheiten wechselt auch das Wesen der Landschaft, welcher hier weiter nachzugehen zwar sehr anziehend sein, aber doch zu weit führen würde.

Uns bleibt nur noch Eines zu sagen übrig. Wir gedenken des Umstandes, daß Goethe es war, der den Mann, dessen kernige Züge wir heute in gelungener Nachbildung den Lesern der Gartenlaube vorführen, bei den ersten Schritten auf seiner Künstlerlaufbahn mit Rath und That unterstützte, daß er es war, der ihm bei seiner ersten Reise nach Italien einen weisen Reisesegen bezüglich der beiden Meister Claude Lorrain und Poussin mitgab.** Und so wenig es uns beikommen kann, diese zwei so ganz verschiedenen Naturen zu vergleichen, so muß uns doch eine Aehnlichkeit zwischen Beiden auffallen. Wie Goethe im Verlaufe seiner ganzen Bildung sich der Antike mit immer größerer Vorliebe zuwendete, wie ihm insbesondere nach seiner italienischen Reise mit einem Zauberschlage das Verständniß der reinen Formenschönheit des Südens aufging, so sehen wir auch bei Preller, dem bildenden Künstler, einen ähnlichen Entwickelungsgang in den Odysseecartons zum Abschluß gebracht. Es giebt so Manche, welche bei Goethe über diese Wendung klagen und uns glauben machen wollen, seine deutsche Natur habe dabei Einbuße erlitten. Wir zählen uns nicht zu diesen Unzufriedenen; doch wollen wir hier nicht mit ihnen rechten. Aber wie dem auch sein möge: die Betrachtung von Preller's Landschaften wird lehren, daß sein deutscher Sinn nur desto reiner und fester aus dem südlich-antiken Stoffe hindurchleuchtet. Gegenüber den meist schalen und schwachen Kunstproducten unserer heutigen romanischen Zeitgenossen empfinden wir es mit Stolz, daß er der Unsere ist; wir können seinen Schöpfungen mit Recht nachrühmen, daß sie

Des Italieners feurig Blut,
Des Nordens Daurbarkeit

in sich tragen, und wir freuen uns, daß nicht erst eine gerechte Nachwelt, sondern schon die dankbare Gegenwart Friedrich Preller zu den ersten deutschen Künstlern rechnet.

J. C.

* Denjenigen unserer Leser, welche sich beim Betrachten der demnächst auch photographirt erscheinenden Cartons über die einzelnen dargestellten Scenen genauer unterrichten wollen, empfehlen wir als willkommenen Führer eine kleine Broschüre: Friedrich Preller's Odysseelandschaften, Leipzig 1863.

** Vergl. Eckermann, Gespräche mit Goethe.

Vorlesungen über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere.

Von Carl Vogt in Genf.

Nr. 10. Netzflügler. Fliegen oder Zweiflügler.

Das Nationalgefühl, die Schaben in Rußland und Gogol's „Todte Seelen". — Libellen, Wasserjungfern und Schneider. — Ameisenlöwen. — Fliegen aller Art. — Schluß.

Meine Herren!

Das Nationalgefühl ist ein schönes und edles Gefühl — es erhebt die Herzen und stählt das Vertrauen, indem es uns erlaubt, uns als Glieder einer großen Familie zu fühlen, von welcher wir wissen, daß sie den Wahlspruch hat und in's Werk setzt: Einer für Alle — Alle für Einen! Ich lobe diejenigen, welche namentlich im Auslande das Banner ihres Volkes hochtragen, seine Ansprüche vertheidigen, seine Eigenschaften in glänzendes Licht setzen.

Wenn aber dies Nationalgefühl so weit geht, daß es blind macht gegen die Uebelstände und Fehler, welche bei jedem Volke wie bei jedem Menschen sich zeigen; wenn es so weit geht, Thatsachen zu leugnen und sogar von Anderen zu verlangen, daß diese ebenfalls unwahr sein sollen, damit ja nicht irgend ein Schattenflecken im Gemälde sich zeige; wenn es kitzlig wird, wie der Handwerksbursche in den Fliegenden Blättern, dem der Zeigefinger am Wegweiser eine Grimasse und einen Seitensprung abnöthigt: so ist es Zeit, solchen Ausschreitungen entgegenzutreten.

Ich erzählte in der vorigen Vorlesung von den Schaben und ihrer ungemeinen Häufigkeit in Rußland. Es konnte mir im Traume nicht einfallen, daß es Personen geben könne, welche sich in ihrem nationalen Ehrgefühl durch die naturgeschichtliche Thatsache beleidigt oder wenigstens gekränkt fühlen, daß es viel Schaben in ihrer Heimath gebe. Doch ist dies der Fall gewesen. Man hat mir vorgeworfen, ich übertreibe. Nachdem man mir zuerst die Existenz der Schaben rundweg abgeleugnet hatte, — versicherte man, nur in den niedrigsten Hütten gäbe es „Preußen" und niemals in solcher Menge, wie ich behauptet hätte.

Es wird mir leicht sein, zu zeigen, daß ich da, wo ich nicht selbst gesehen, nicht selbst beobachtet habe, doch wenigstens nicht ohne Gewährsmänner in den Tag hinein geplaudert habe. Mir liegt gerade Gogol's Roman „Die todten Seelen" vor. Zur Zeit seines Erscheinens machte dies Buch in Rußland vielleicht noch mehr Aufsehen und jedenfalls mit größerem Rechte, als die Mysterien von Paris von Eugen Sue. Man staunte über die Wahrheit der Schilderungen, über die Feinheit der Beobachtungen, oft selbst über die Schroffheit, mit welcher die Dinge gesagt wurden; — man erkannte und erkennt jetzt noch allgemein an, daß niemals die Seiten des russischen Lebens mit solcher Treue, mit solcher unnachsichtlichen inneren Wahrheit gemalt worden seien. „Gogol," sagte ein Kritiker, „zog keine Glacéhandschuhe an, um mit zartem Finger die Wunden zu berühren — er schlägt oft mit der Bärentatze drein und wirft Regierung und Volk manche bittere Wahrheiten in's Gesicht. Er ist ein glühender Patriot, der sein Vaterland liebt mit dem ganzen brennenden Enthusiasmus des Italieners, wie mit der hartnäckigen Beständigkeit des Nordländers, aber diese Liebe macht ihn gegen die bestehenden Fehler nicht blind."

Nun, meine Herren, lesen Sie diesen Roman der Wahrheit und sagen Sie sich dann, wer Recht hat, ich oder diejenigen, die mir widersprechen. Lesen Sie die ersten zwei Seiten. Der Held der Geschichte kommt in dem ersten Gasthof der Gouvernementsstadt N. an. Der Kellner führt ihn in sein Zimmer. „Das Zimmer," sagt Gogol, „war ganz in der gewöhnlichen nur zu wohlbekannten Art. Der Gasthof entfernte sich in keiner Weise von dem wohlbekannten Typus der Gasthöfe in den Gouvernementsstädten, wo der Reisende für zwei Rubel täglich ein ruhiges Zimmer mit Myriaden von Schaben haben kann, die wie Pflaumen aus allen Winkeln hervorgucken."

Ich könnte Ihnen noch zwanzig ähnliche Stellen anführen, ziehe es aber vor, zu unserem Gegenstande zurückzukehren. Die naturwissenschaftliche Thatsache steht über der National-Eitelkeit, und wenn der Schweizer mir verbieten wollte, vom Schweizerbandwurm, der Creole vom Sandfloh, der Italiener vom Floh und der Isländer vom Blasenbandwurm zu reden, weil ihr nationales Haben dabei stark creditirt ist, so bliebe am Ende nichts übrig, als gänzlich zu schweigen, wie viele politische Schriftsteller es zu Zeiten der Censur thaten.

Wichtiger wohl erscheint ein anderer Vorwurf. „Sie sind am Ende Ihrer Vorlesungen," sagte man mir, „Sie haben alle Insecten behandelt, warum sprechen Sie nicht von den

Netzflüglern (Neuroptera)?

Warum nicht, bei Gelegenheit der Schnaken, von den Wasserjungfern und Libellen, mit denen diese Thiere so viel Verwandtschaft besitzen?"

Ich gestehe, daß ich einigermaßen im Fehler bin; daß ich die Libellen wenigstens hätte erwähnen sollen. Aber ich fürchtete, in Weitläufigkeiten verwickelt zu werden, ich fürchtete, meinen Vorwurf nicht zu Ende führen, mein Versprechen nicht lösen zu können, und,

wie man in dem Universitäts-Jargon zu sagen pflegt, einen „Schwanz" zu lassen oder über die festgesetzte Zeit hinüber diese Vorlesungen ausdehnen zu müssen. Nun habe ich aber einen geheimen Schrecken vor Schwänzen dieser Art, zumal ich in meiner Vaterstadt Gießen einst erlebte, daß der Professor des römischen Erbrechts nicht nur einen Schwanz, sondern sogar einen „Schwanz vom Schwanz" las, daß das Erbrecht sich wie eine ewige Krankheit bis in das dritte Semester hinüberspann und vielleicht noch heute nicht zu Ende gekommen wäre, wenn nicht die Studenten endlich mit Aufbieten jeder nur möglichen Energie erklärt hätten: „Jetzt sei es genug, und wenn die letzten Römer nicht mehr vor Ostern erben könnten, so möchten sie unbeerbt zur Hölle fahren!" Wer selbst an zwanzig Versen der Odyssee ein halbes Jahr seines Lebens bei dem langweiligsten Gymnasiallehrer gekaut und das Unglück seiner Studienfreunde genossen hat, die bei Pfannkuchen (so hieß der Selige) ein Semester hindurch über einem einzigen Vers von Habakuk oder Jesaias schwitzen mußten, der lernt heilsame Benutzung der Zeit und geht lieber über ein Capitel weg, wie der Hahn über die heißen Kohlen, als daß er wagte, sich allzusehr in das wissenschaftliche Gestrüpp mit seinen Zuhörern zu verlieren.

Die Netzflügler, so wie sie jetzt in den meisten naturgeschichtlichen Handbüchern zusammengestellt werden, sind in der That durchaus keine natürliche Gruppe. Die Libellen (Libellula), Wasserjungfern (Agrion) und Schneider (Aeschna) haben allerdings mehr mit den Geradflüglern, als mit den übrigen Netzflüglern zu thun, zu welchen man sie gewöhnlich stellt. Denn sie haben zwar netzförmig gegitterte Flügel, aber keine vollkommene Verwandlung, obgleich ihre Larve im Wasser und das vollkommene Insect fast nur in der Luft lebt, und durch diesen Mangel des Puppenzustandes, sowie durch die Structur der Kauwerkzeuge stehen sie den Geradflüglern weit näher. Alle diese unechten Netzflügler, wie man sie genannt hat, sind kühne und flüchtige Räuber, deren Larven im Wasser von Gewürm, von andern Larven und selbst jungen Fischen leben, während die schnell und kräftig fliegenden vollkommenen Insecten Fliegen, Mücken, ja selbst Bienen und Hummeln im Fluge haschen und verzehren. Sie sind also weit eher nützlich, als schädlich, und mögen namentlich den Sumpfbewohnern durch Vertilgung unangenehmer Insecten einige Dienste leisten.

Unbedingt nützlich aber sind uns einige echte Netzflügler, deren Larven sich von Insecten nähren und die durch die vollkommene Verwandlung sich sogleich von den Wasserjungfern unterscheiden.

Allen voran stehen hier die Florfliegen (Hemerobius), zierliche Fliegen mit vier glashellen Flügeln, welche trotz ihrer großen Flügel nur langsam flattern, überall ausruhen und an die Unterseite der Blätter ihre kleinen Eier mittelst eines außerordentlich dünnen glashellen Stieles anheften. Ein solches Ei sieht etwa wie eine sehr feine, dünne Carlsbader Stecknadel aus, dergleichen man sich zum Aufspießen der kleinsten Insecten bedient. Die Larven, welche daraus hervorkriechen, sind ekelhaft, lausförmig, nur mit längerem Hinterleibe und mit zwei langen, hakenartig gebogenen, spitzen Kinnladen versehen, welche der ganzen Länge nach von einem Canale durchbohrt sind, der sich in den Schlund öffnet. Meist sind die Larven in Maden oder auch in ihren eigenen Unrath, den sie sich auf den Rücken schieben, dicht eingehüllt, so daß sie keinen erfreulichen Anblick gewähren. Nichtsdestoweniger freut sich der Gartenliebhaber ihrer Thätigkeit, wegen deren Réaumur, der ihre Sitten studirte, sie Blattlauslöwen nannte. In der That schleichen sie auf den Blättern und unter den Blattläusen umher, die dessen kein Arg haben, schlagen plötzlich einem Opfer die Krallenkiefer in den Leib, saugen den Inhalt aus und werfen den Balg weg. So zerstören sie eine Menge von Blattläusen, in deren Vertilgung sie mit den Sonnenkäfern und Schwebfliegen wetteifern.

Interessanter noch ist die Industrie des Ameisenlöwen (Myrmeleo), dessen kurze, breitleibige Larve mit zwei durchbohrten Kieferzangen bewaffnet ist, welche fast eben so lang als der Körper des Thieres sind. „Das ist ein sonderbares Thierchen," sagte mir eines Tages ein Hausbesitzer, indem er mir die trichterförmigen Gruben zeigte, die im feinen Sande eines Weges hart an der Wand des Hauses in einer Reihe sich zeigten, so gestellt, daß der vorspringende Dachrand sie vor dem Regen schützte. „Ich habe sie lange beobachtet," sagte mir der gute Mann, „und weiß jetzt Alles, was sie treiben. Jetzt sitzen sie still während einiger Monate tief im Grunde ihres Trichters, aus dem nur die gefährlichen Klammerzangen hervorragen, und harren der Ameisen und anderer Thiere, die hinabstürzen. Die packen sie dann sogleich mit ihren Klammern, saugen sie aus und werfen den leeren Balg über den Rand des Trichters hinüber. Straucheln dagegen die Thierchen nur an den abschüssigen Wänden ihres Trichters und suchen sich zu halten, so werfen sie ihnen wohl mit den Zangen ein Häufchen Sand an und bringen sie so zum Stürzen. Zerstöre ich ihnen ihre Trichter, so bauen sie in kurzer Zeit einen neuen, indem sie sich mit dem Hinterleibe mittelst kreisförmiger Bewegungen in den Sand einwühlen und denselben zu gleicher Zeit auf die Seite werfen." Soweit waren wohl alle Beobachtungen ganz richtig. Hinsichtlich des Verpuppens aber hatte mein Mann seltsame Begriffe, die sich vielleicht an Swedenborgianische Träumereien knüpften, von denen er ein großer Freund war. „Wenn sie so ein paar Monate gesessen haben," sagte er mir, „so werden sie auffallend unruhig, kriechen aus ihren Trichtern hervor und laufen, so schnell sie mit ihren kurzen Beinen können, auf dem Sande hin und her. Von der ungewohnten Anstrengung gerathen sie dann über und über in Schweiß, und da dieser Schweiß klebrig ist, so hängen sich die Sandkörnchen dran und bilden endlich eine förmliche Hülse um das Thier, das dann gänzlich in die Erde schlüpft und sich in seinem ausgeschwitzten Cocon verpuppt."

So ist es nun wohl nicht. Da der Ameisenlöwe andere Insecten nur aussaugt und deren Säfte unmittelbar zur Ernährung seines Leibes verwendet, so würde ihm „die Natur den After nur zur Zierde" gegeben haben, wie sich ein geistreicher Physiologe einmal ausdrückte, wenn nicht der für Nahrungsmittel unwegsame Mastdarm zum Spinnorgane umgewandelt wäre. Der Ameisenlöwe spinnt sich also, nachdem er in der That eine Zeit lang unruhig umhergelaufen, um einen passenden Ort zu finden, ein eigenes Gewebe, in welches er Sandkörnchen verwebt und worin er die Verwandlung zum vollkommenen Insecte erwartet, die nächstes Frühjahr statthat.

Doch ich beeile mich, der letzten, zahlreichen Ordnung, mit welcher wir noch zu thun haben, mich zuzuwenden. Es sind dies die

Fliegen oder Zweiflügler (Diptera).

Kaum ist es möglich, ein Insect, welches dieser Ordnung angehört, zu verkennen. Die zwei Flügel, welche mitten auf der Brust stehen, meistens groß und mächtig sind und hinter welchen als Rudimente der hinteren Flügel zwei kleine Schwingkölbchen sich finden, welche ganz die Form jener Schlagnetze besitzen, die man zum Federballspiele benutzt; der Saugrüssel, welcher gewöhnlich weich ist und einen dickeren Rüsselkopf besitzt; die vollkommene Verwandlung aus fußlosen Larven, welche wir Maden zu nennen pflegen, charakterisiren alle der Ordnung angehörige Thiere so ausgiebig, daß bei genauerer Untersuchung keine Verwechslung möglich ist. Höchst eigenthümlich sind auch die Puppen, welche nur höchst selten, bei den Gallmücken z. B. so gemeißelt erscheinen, daß die Organe des werdenden Insectes daran sichtbar sind. Gewöhnlich haben sie die Form einer Tonne, einer Flasche oder einer Glasthräne und werden von der Haut der Larve selbst gebildet, welche eintrocknet und auf einen so kleinen Raum zusammenschnurrt, daß man beim Ausschlüpfen der Fliege kaum begreift, wie dieselbe in dem engen Tönnchen Platz finden konnte.

Die Maden sind ekelhafte Thiere. Moder und Koth, faulender Stoff, stinkendes Sumpfwasser, Schleim und Eiter sind die Umgebungen, in welchen sie sich gefallen, und meistens erscheinen sie da in großen Massen, wo die faulige Verderbniß durch Witterungseinflüsse oder andere Verhältnisse überhand genommen hat. Die stehenden Sumpfgewässer brüten jene ungeheueren Schwärme von Schnaken, Griebelmücken und Stechmücken aus, welche ebenso die Tiefebenen der heißen Zone, wie die Torfmoore der Polargegenden fast unzugänglich machen. Die faulenden Pflanzenstoffe sind die Brutstätten für eine Unzahl von Mücken, deren Heer von unserer gewöhnlichen Stubenfliege angeführt wird.

Treu meinem Programme rede ich Ihnen hier nicht von denjenigen Fliegen, welche als Schmarotzer Thiere und Menschen belästigen, nicht von den Bremsen (Tabanus), Stechfliegen (Stomoxys), Lausfliegen (Hippobosca), Schnaken (Culex) und Griebelmücken (Simulia), sowie den Flöhen, welche in der That ungeflügelte Fliegen sind, und die alle das Blut der

Menschen und der Thiere saugen, wobei die Weibchen namentlich durch ihre Virtuosität sich hervorthun sollen; auch nicht von den Dasselfliegen (Oestrus), welche ihre Eier an die Haut der Thiere legen und deren Larven in Eiterbeulen oder im Magen schmarotzen. Wir haben leider auf dem uns zugewiesenen Felde noch der Feinde genug, welche uns manchen Schaden zufügen.

Die Gallmücken (Cecidomyia) sind gar kleine, weiche, meist schwärzliche Thierchen mit langen Fühlhörnern, an denen Haare in Wirteln gestellt sind, so daß sie etwa wie jene Bürsten aussehen, die man zum Putzen der Flaschen benutzt. Unschuldig genug sehen die Thierchen aus, und doch gehört zu ihnen die schreckliche Hessenfliege (C. destructor), von welcher man einst irriger Weise in Nordamerika glaubte, sie sei von den armen hessischen Soldaten, welche ihr gnädiger Landesvater über's Meer an die Schlachtbank gegen baares Geld verkaufte, mit dem Stroh nach Amerika eingeschleppt worden. Die Made lebt im Innern der Weizenhalme, die sie innen ausbohrt und so höhlt, daß sie noch vor dem Ansetzen der Aehre umfallen und faulen. In Amerika, in England, in Ungarn sind ganze Ernten von dieser furchtbaren Made vernichtet worden, die indeß nur von Zeit zu Zeit in größerer Menge auftritt.

Auf dem Birnbaume leben einige Gallmücken (C. nigra und piricola), die zugleich mit einer Trauermücke (Sciara piri) häufig den größten Theil der Birnenernte vernichten. Die Weibchen legen ihre Eier mittelst einer langen Legeröhre, die sie von außen einstechen, gewöhnlich mitten in die noch unentwickelten Blüthenknospen. Während die Blüthe sich entfaltet und die Frucht ansetzt, schlürft die Made aus, die sich meist in der Nähe des Stiels einbohrt und sogleich nach dem Kernhause hinarbeitet, welches sie aushöhlt. Die kleinen Birnchen werden welk, schrumpfen ein, bekommen Risse und fallen endlich ab; die Maden gehen heraus, kriechen in die Erde und verpuppen sich, zuweilen selbst in den abgefallenen Birnen, wenn sie die Zeit nicht finden, dieselben zu verlassen. In manchen Jahren fallen fast sämmtliche Birnchen ab, und da die Mückchen klein und nicht sehr bemerklich sind, so giebt es kein anderes Mittel der Verheerung zu steuern, als die abgefallenen Birnchen sorgfältig zusammenzulesen und den Schweinen zu verfüttern, ehe die Maden Zeit haben, dieselben zu verlassen.

Unter den eigentlichen Fliegen, welche durch die Organisation ihrer kurzen, dreigliederigen, mit einer Borste versehenen Fühler unserer gewöhnlichen Stubenfliege ähnlich sehen, müssen wir besonders der Runkelfliege (Anthomyia conformis), der Zwiebelfliege (A. ceparum) und der Kohlfliege (A. brassicae) erwähnen. Die Made der ersteren höhlt die Blätter der Runkelrübe aus, indem sie das Grüne wegfrißt und nur die beiden Oberhäute stehen läßt; diejenige der Zwiebelfliege frißt die Zwiebeln gänzlich aus, so daß dieselben innen verfaulen, während die Made der Kohlfliege in die Strunke der Kohlarten bohrt und diese ebenfalls zum Faulen bringt. Die unangenehmste aller dieser Fliegenarten aber ist wohl die Kirschenmade (Ortalis cerasi), welche so häufig in den Herzkirschen vorkommt. Es giebt wirklich Jahre, wo alle Herzkirschen matsch und faul werden und wo man unter hunderten kaum eine findet, in welcher nicht eine ekelhafte gelblichweiße Made säße, welche das Fleisch aushöhlt, nachher sich zur Erde fallen läßt und in ein Tönnchen sich verwandelt, aus welchem die scheckige Fliege, die braune Querbinden auf den Flügeln trägt, im nächsten Frühjahre hervorbricht.

Auch der Käsefliege (Piophila casei) sollte ich hier noch erwähnen, da ihre feste, weißliche Made, welche wie eine Feder sich zusammenbiegt und Sprünge macht, von gar vielen Käseliebhabern für ein Erzeugniß des faulenden Käses selbst und für einen Beweis der Vortrefflichkeit der Sorte angesehen wird. Es ist wohl nicht nöthig, diese irrige Ansicht zu widerlegen und nachzuweisen, daß die Eier, aus welchen diese Maden hervorgehen, von einer verhältnißmäßig kleinen, glänzend schwarzen, glatten Fliege, deren Fühler, Beine und Stirn rothbraun gefärbt sind, an den Käse gelegt werden. Eine gut schließende Glocke, die über den Käse gestülpt wird, verhindert durchaus das Eindringen der Fliege und demnach auch die Entwickelung der Made, welche durch ihren Unrath nur den Käse verunreinigt und folglich mit vollem Rechte ein schädliches Thier genannt werden kann.

Ich würde indeß der Ordnung der Fliegen Unrecht thun, wollte ich hier zum Schlusse nicht der nützlichen Thiere erwähnen, welche sie in sich schließt. Die Schnellfliegen (Tachina), welche den Schmeißfliegen ziemlich ähnlich sehen, aber meistens noch größer und haariger sind, leisten uns nicht weniger bedeutende Dienste, als die Schlupfwespen, in Vertilgung von Raupen. Außerordentlich schnellen, schwirrenden Fluges schwärmen sie überall in Feld, Garten und Wald umher, legen ihre Eier auf die Haut der Raupen, die sie in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen, und besetzen so gewöhnlich eine große Anzahl jener schädlichen Fresser. Die Larve bohrt sich in die Raupe ein, frißt den Fettkörper derselben auf, verpuppt sich gewöhnlich in der Raupenhaut oder auch außerhalb derselben in einer glatten Tonne, aus der nach wenigen Tagen die Fliege ausschlüpft. Auch der Mordfliegen (Asilida) dürfen wir nicht vergessen, großer Fliegen mit kurzem, wagrecht vorgestrecktem Rüssel und großen Flügeln, meist lebhaft gefärbt, welche auf andere Insecten, selbst Bienen, Jagd machen, die sie mit ihrem Rüssel durchstechen und aussaugen.

Am liebsten aber erwähne ich der Schwebfliegen (Syrphus), jener drohnenartigen, meist lebhaft gefärbten Fliegen mit dickem Kopfe und plattgedrücktem Hinterleib, welche Falken gleich lange an einem Orte in der Luft schweben, mit plötzlichem, pfeilschnellem Schusse ihre Stelle ändern, um von neuem über einem Blatte zu schweben, auf welches sie sich kaum niederlassen, während sie ein meist rothgelb gefärbtes Eichen auf seine Fläche legen. Aus diesen Eiern schlüpfen nach kurzer Zeit schön gefleckte und gefärbte Maden hervor, welche beinahe die Form eines Blutegels haben, am hinteren, dickeren Körperende eine breite Saugscheibe besitzen und mit schnabelartigen Kiefern bewaffnet sind. Diese Maden, welche langsam, Blutegeln gleich, auf den Blättern umherschleichen, nähren sich einzig und allein von Blattläusen, und nichts kann unterhaltender sein, als ihnen bei ihrem Treiben zuzuschauen. Die Blattläuse stolpern und kriechen über ihre Feinde weg, die zusammengezogen mitten unter ihnen sitzen, als seien dieselben ganz ungefährlich. Die Made dehnt sich aus, tastet eine Zeitlang mit dem spitzen Kopfende umher, ergreift die erste beste Blattlaus mit ihren Kiefern, saugt sie aus, läßt den ausgesogenen Balg fallen, ruht eine Zeit lang und wählt sich dann ein anderes Opfer. So geht es den ganzen Tag fort, und die Larve wächst zusehends, während sich die Blattläuse in gleichem Maße vermindern. Die Tonne, in welcher die Made sich verpuppt, gleicht einer Glasthräne und springt an dem einen Ende mit einem Deckel auf. Da bei zureichender Nahrung die Maden äußerst rasch wachsen, der Puppenzustand aber nur vierzehn Tage dauert, so folgen sich mehrere Generationen dieser nützlichen Schwebfliegen in einem Sommer.

Wir sind somit an dem Schlusse dieser Vorlesungen angelangt, deren Raum leider zu beschränkt war, als daß ich mehr hätte thun können, als die Aufmerksamkeit auf eine Menge von Thatsachen zu lenken, welche die Wissenschaft auf diesem Felde kennen gelehrt hat. Wenn aber die Ernte, welche hier erzielt wurde, durch die Anstrengungen so vieler Männer, als eine ausgezeichnet reiche bezeichnet werden kann, so dürfen wir uns auf der andern Seite nicht verhehlen, daß noch unendlich viel zu thun und fast nirgends die Reihe der Beobachtungen vollständig abgeschlossen ist. Möge das Jeder im Auge behalten, der sich für die behandelten Gegenstände interessirt, und je nach seinen Kräften dazu beitragen, die vorhandenen Lücken auszufüllen und dadurch der Menschheit selbst einen Dienst zu leisten!

Blätter und Blüthen.

Englische Sabbathfeier. Vor wenigen Tagen hat Genf den dreihundertjährigen Gedenktag seiner Kirchenreform gefeiert. Calvin war indeß, wie die Geschichte zeigt, von nichts weniger als von dem milden versöhnenden Geiste, dem Geiste der Alles duldenden und Alles tragenden Liebe beseelt, welcher das Wesen des Christen und des Christenthums bildet oder — bilden soll, er war Zelot und Fanatiker im höchsten Grade, herrschsüchtig bis zur Tyrannei und intolerant bis zur Grausamkeit, nicht sparsam mit den Scheiterhaufen für Andersdenkende. Die Kirchenzucht und Sittenpolizei, denen er die Republik Genf unterwarf, weisen Gesetze auf, welche eben so gut mit Blut geschrieben sind, wie weiland die drakonischen.

Eine noch strengere Herrschaft über Geister und Gewissen übten aber, und bis auf die neuere Zeit hinab, die Puritaner in Schottland aus: dort wurde die Kirche, the kirk, zu einem furchtbaren Tribunale, das alle Vergehen wider ihre willkürlichen Satzungen mit unerbittlicher Strenge ahndete. Als das verdammungswürdigste Verbrechen jedoch galt und gilt zum Theile noch heute, wie wir uns aus eigener längerer Erfahrung selbst zu überzeugen sattsam Gelegenheit hatten, die Entweihung des Sonntags oder, wie der orthodoxe Schotte spricht, des Sabbaths. „Noch im verflossenen Jahrhundert“, heißt es in einer uns vorliegenden englisch-schottischen Wochenschrift, „hielt der Kirchenvorstand Jedermann für ‚verdächtig‘ und verhaftete, ja verbannte Den aus dem Lande, der auf Verlangen nicht ein Sittenzeugniß von seinen speciellen Gemeindeältesten produciren konnte, d. h. ein Zeugniß, daß er die verschiedenen Sabbathgesetze immer getreulich erfüllt habe. Besondere Wirthshausinspicienten waren in allen Kirchspielen ernannt, ebenso Männer, die während des Gottesdienstes durch die Straßen der Städte patrouilliren mußten, um streng darauf zu sehen, daß kein zur Stadt gekommener Landmann vor dem Schlusse der Nachmittagspredigt nach Hause zurückkehre, und um jede Entweihung des Sonntags sofort zur Anzeige zu bringen. Trauungen am Montage waren unbedingt untersagt, damit die Brautleute sich durch den Gedanken an den ihnen bevorstehenden wichtigen Act nicht in ihrer Sonntagsandacht stören ließen.“ Aus einer langen Reihe von Straffällen, welche das gedachte Blatt nach den officiellen Kirchenregistern mittheilt, wollen wir zum Ergötzen unserer Leser einige der bezeichnendsten anführen.

Zwei Knechte eines kleinen Gutsbesitzers wurden vor die Schranken des Kirchenvorstandes gefordert, weil sie am Sabbath einige Eimer Wasser geholt hatten. Sie wandten ein, daß das Wasser für ein krankes Rind bestimmt gewesen sei, trotzdem aber wurden sie körperlich gezüchtigt und außerdem jeder zu einer Buße von zwanzig Schillingen verurtheilt.

Wegen eines ähnlichen Vergehens mußte ein armes Weib vor den gestrengen geistlichen Richtern erscheinen und wurde verdammt, zwei Sonntage nach einander im Büßergewande vor der Kirchthür zu stehen.

Um diese Profanation von vornherein unmöglich zu machen, ordnete in einer Gemeinde der Kirchenvorstand einen Büttel ab, der allsonntäglich die Runde durch den Ort zu gehen und jedes Gefäß zu confisciren hatte, das dem fluchwürdigen Verbrechen dienen konnte.

In einer andern Gemeinde wurde ein Mann vor die geistliche Behörde citirt, nicht weil er seine Frau überhaupt geprügelt, sondern weil er sie am Sabbath geprügelt hatte. Ebenso mußte eine Frau vor das Tribunal, weil sie am Sonntag betroffen worden war, wie sie für ihre Ziege eine Hand voll armseligen Seegrases absichelte. Ohne Weiteres wurde sie in den Büßersack gesteckt, mußte darauf vom ersten Läuten an bis zur Oeffnung der Kirchenpforte vor der Thür des Gotteshauses knieen und erhielt schließlich von der Kanzel herab vor allem Publicum eine donnernde Strafpredigt. Fühlte sich Jemand rein von dem ihm zur Last gelegten Vergehen, so hatte er einen gräßlichen Reinigungseid zu schwören, der also lautet: „Wie Kain will ich umherwandern, ruhelos und flüchtig über die Erde! Der Ewige züchtige hienieden meinen Leib mit seiner schwersten Heimsuchung und oben meine Seele mit ewiger Pein! Auf ewig sei mir deine Barmherzigkeit entzogen, Herr mein Gott, und aller Fluch, so deine heilige Schrift auf die Sünde legt, falle allein auf mein Haupt!“

Die schottische Kirche ist auch heutigen Tages noch keine Freundin von weltlichem Saitenspiel und gar von dem Teufelsdienste, dem Tanze; damals aber waren Musik und Tanz nicht nur am Sabbath, sondern überhaupt streng verpönt. Noch 1787 verordneten die Behörden einer größern Stadt im Norden Schottlands, daß jeder Schenkwirth, der Musik oder Tanz in seinem Hause duldete, mit einer Buße von zehn Pfund Sterling, jeder Musiker und Dudelsackpfeifer um sechs Pfund Sterling gestraft werden sollte. Blos am Weihnachtstage, den die schottische Kirche überhaupt nicht feiert, und zum Neujahrsfeste waren Spiel und Tanz gestattet, aber, bei einer Strafe von zwölf Pfund Sterling, auch nur bis 10 Uhr Abends.

Das ist das verlorene Paradies, nach dem die Kliefoth's und Genossen mit wehmüthigem Blicke zurückschauen und zu dessen Herrlichkeit sie gern ihren beglückten Heerden verhelfen möchten!

Die Danebrogsfahne und ihre Geschichte. In dem Augenblicke, wo selbst der 1852 erschlichene Rechtsanspruch Dänemarks an die Elbherzogthümer hoffentlich für immer am Boden liegt, und so einer der ältesten europäischen Monarchien für ihren bisherigen Bestand der Todesstoß gegeben wird, mehr als verdient durch eidbrüchige Intrigue, die nach Jahrhunderten, durch brutale, jedes Recht und nationale Empfinden mit Füßen tretende Säbelherrschaft, die nach Jahrzehnten zählt, mag es lehrreich und interessant erscheinen, die Geschichte der alten, von den Dänen so oft pomphaft besungenen Danebrogsfahne an sich vorübergehn zu lassen. Durch mehrfache und bunte Wechselfälle des Geschickes an sich unterhaltend, giebt sie zudem ein wundervolles und charakteristisches Beispiel von dem großen Talent des dänischen Volkes, unscheinbaren oder selbst unrühmlichen Ereignissen ihrer Geschichte so lange beharrlich das Phantasiecolorit der Nationaleitelkeit zu verleihen, bis sie selber auf die Echtheit und Ursprünglichkeit dieser Färbung Stein und Bein zu schwören geneigt sind.

Die berühmte alte Danebrogsfahne tritt zuerst 1219 in der Geschichte auf, wo sie dem König Waldemar II., von gefälliger Mit- und Nachwelt „der Sieger“ genannt, von Papst Honorius III. für einen bevorstehenden Kreuzzug nach Esthland zum Geschenke gemacht und hier zum ersten Male entfaltet wurde. Fast aber hätte sie schon zu Beginn ihrer Laufbahn schmähliche Niederlage gesehn, denn als in der Nacht die kaum getauften Ureinwohner des Landes einen Ueberfall auf das dänische Lager machten, stürzte Alles, der „siegreiche“ König nicht minder als seine Unterthanen, in wilder Flucht von dannen, und einem slavischen Fürsten, dem Wizlav von Rügen, blieb es vorbehalten, die Ehre des christlichen Heeres zu retten, bis sich die Dänen darauf besannen, vor wem sie flohen, um dann endlich unter Begünstigung ihrer großen Ueberzahl einen mühsamen und blutigen Sieg zu erringen. Schon damals, nicht minder durch den wundersüchtigen Geist der Zeit, als durch den Wunsch veranlaßt, dem slavischen Vasallen die Ehre des Tages zu rauben, entstand die Legende, in dem entscheidenden Augenblicke, als dem dänischen Heere die Wahl zwischen dem salzigen Wasser und dem kalten Eisen einzig blieb, sei plötzlich das schimmernde Banner mit dem weißen Kreuz im Purpurgrunde herniedergefallen und habe die weichenden Völker neubegeistert zum Siege geführt. So brachte die Eitelkeit eines reizbaren Volkes sein Nationalbanner in directe Verbindung mit dem Himmel und suchte, wie heute das Gleichgewicht Europas, so damals das Interesse des Himmels selber an seine Existenz zu knüpfen, für heutigen kritischen Scharfblick nur in so fern erfolgreich, als die dänische Fahne, seitdem ihrer neuen Gestalt dieser himmlische Ursprung vindicirt war, auf fast allen Schlachtfeldern fortan lieber nach kurzem Widerstande plötzlich Kehrt machte, als daß sie durch festes Standhalten das sündliche Blutvergießen noch verlängert hätte.

Denn eigenthümlich und ein interessantes Beispiel von der Ironie, mit der die Weltgeschichte den Eitlen und innerlich Unwahren zu peinigen liebt, ist es, daß eben mit dem Eintritt des „heldenhaften“ Danebrog in die dänische Geschichte die bisher Sieg und Niederlage ziemlich gleichmäßig vertheilenden Kriege Dänemarks einen so entschieden ungünstigen Ausgang zu nehmen anfangen. Gleich die beiden ersten großen Feldschlachten gegen disciplinirte Kriegsschaaren, in denen der Danebrog die dänischen Heere führte, die Schlachten bei Mölln 1225 und bei Bornhöved 1227, endigten mit der gänzlichen Niederlage der dänischen Schaaren, und erzwangen die Befreiung Holsteins von dem verhaßten Joche, unter welches es ein Vierteljahrhundert vorher durch eine Verkettung von ungünstigen Umständen, besonders aber durch den verrätherischen Abfall fast seines ganzen Adels, gerathen war. Dann hat, nach der wenig unterbrochenen Waffenruhe eines Menschenalters, von Gerhard I. bis zu den letzten Schauenburgern hin, fast zweihundert Jahre hindurch Holsteins unscheinbares Nesselblatt auf unzähligen Schlachtfeldern über den pomphaften Danebrog triumphirt, bis mit dem Jahre 1460 die Personalunion des Herzogthums Schleswig und der Grafschaft Holstein mit der Krone Dänemark eintrat, dasselbe unselige Band, welches unbelehrte Thoren außerhalb und unverbesserliche Aristokraten innerhalb der Herzogthümer jetzt wieder, Gott Lob vergeblich, erstrebt haben. Von da an ruhte der Streit, und der Danebrog fand keine weitere Gelegenheit, seine „Unbesiegbarkeit“ kundzuthun, bis er im Jahre 1471 auf dem Brunkeberge vor Stockholm dänischen Kriegern von schwedischen Bauern schimpflich entrissen ward. Erst deutsche Landsknechte, die durch unerhörte Thaten kriegerischen Muthes und wilder Grausamkeit weit verschrieene große sächsische Garde, bezwangen in dänischem Dienste 1497 auf ebendemselben Brunkeberge die schwedischen Bauern, deren wilder Tapferkeit 26 Jahre vorher die Blüthe des dänischen Heeres und das alte Reichsbanner als Opfer gefallen waren, aber nur, um das wacker eroberte Banner drei Jahre später auf dem Hemmingstedter Felde in Ditmarschen in schreckensvoller Niederlage auf's Neue einzubüßen, 17. Februar 1500. Von da an war es für die Dänen verloren, denn als 1559 ein schleswig-holsteinisches Heer, dem nur wenige Dänen sich angeschlossen hatten, Ditmarschen endlich unterwarf, fiel die Hauptzierde der Kriegsbeute, die alte Danebrogsfahne, dem Sieger in der „letzten Fehde“, dem Herzog Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorp, zu, und hat mit dessen Nachkommen, die durch König Friedrich's IV. brutale Gewalt 1721 ihren Antheil an dem Herzogthume Schleswig verloren, die Uebersiedelung nach Kiel mitgemacht, wo sie auf dem Boden der Nicolaikirche den unhistorischen Würmern zum Opfer gefallen ist. So verhielt es sich mit der Geschichte der alten Danebrogsfahne, die sich nach Aussage „ehrenwerther“ dänischer Gewährsmänner „den ruhmwürdigsten Bannern der Weltgeschichte ebenbürtig anreihen darf“! Wie zweifelhaft es mit diesem Anspruche steht, haben wir gesehen, um so unzweifelhafter aber gebührt dem dänischen Volke das Lob, an Talent und Empfänglichkeit für dergleichen „patriotische Phantasieen“ unter den europäischen Nationen einzig dazustehen.

C. M.

Zur Orthographie der niederdeutschen Eigennamen. Jetzt, wo Aller Augen nach dem Norden Deutschlands gerichtet sind, werden unsere Leser in Mittel- und Süddeutschland es uns nicht für gar zu kleinlich auslegen, wenn wir sie auf eine sehr landläufige Entstellung vieler namentlich geographischer Eigennamen im Sprachgebiete Niederdeutschlands aufmerksam machen. Es ist hier eine Unkenntniß in unserer deutschen Sprache zu beseitigen, deren sich zwar selbst unser großer Schiller schuldig erweist, wenn er flottweg auf „Mosjö“ seinen „langen Peter von Itzehoe“ reimt, der aber jedenfalls preußischen Kalendern und amtlichen Bekanntmachungen noch schlechter steht. Letztere berichten alljährlich noch von Jahrmärkten zu Söst, Märl, Süderwich, Strälen u. s. w. und scheinen keine Ahnung davon zu haben, daß diese Orte von ihren Bewohnern in dieser Schreibweise gar nicht wiedererkannt werden. Man merke also die einfache Regel, welche übrigens Jeder in seiner deutschen Schulgrammatik von Heyse (1854, S. 42) nachschlagen kann: daß im Niederdeutschen die Dehnung aller Vocale nicht blos durch Verdoppelung derselben oder durch ein h, sondern auch durch ein zugefügtes e bezeichnet wird, was im Hochdeutschen nur bei i (Stier, Bier) üblich ist. Man schreibe also Straelen, gelesen Straalen, nicht Strälen, Coesfeld gleich Coosfeld, nicht Cösfeld, und lasse künftig den langen Peter wieder aus Itzehoe gleich Itzehoh stammen, wenn er auch deshalb aufhören müsse, ein „Mosjö“ zu sein.

Nicht zu übersehen! Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 26. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen

Der Zeuge.

Von J. D. H. Temme.

(Schluß.)

„Ah, Emchen,“ fragte Herr Milden, „Du warst so lange mit der blassen Frau allein; zuerst im Wagen, dann hier. Was hat sie Dir Alles erzählt?“

„Nichts!“ sagte Frau Milden.

„Ah, nichts? Sie sollte nicht ihr Herz gegen Dich geöffnet, ausgeschüttet haben?“

„Mit keinem Worte! Das zeigt eben die große, edle Seele dieser Frau. Sie war mit mir allein, mit mir und mit ihrem Herzen, das wahrhaftig schwerer zu tragen hat, als die Herzen Millionen anderer Menschen, die auch schwer genug leiden und dulden müssen — ich erfuhr es nachher, auf einmal, so vollständig; es schmetterte mich selbst nieder —. Sie erkannte die theilnehmende, die verschwiegene, die mütterliche Freundin in mir. Kein Wort der Anklage, kein Wort der Klage nur kam über ihre Lippen. Ich wußte nicht, ob ich mehr Mitleid oder mehr Bewunderung für die Frau haben solle.“

„Und nachher, Emchen? Was war nachher geschehen?“

Frau Milden schwieg.

„Nachher, mein Kind? Hier? Als es Dir auf einmal klar wurde, was ihr Herz drücke? Wer war hier bei Euch gewesen?“

„Fragt mich jetzt nicht. Ich versprach ihr, zu schweigen.“

Die Augen der Braut waren nicht mehr blos feucht, sie standen voll Thränen, und durch die Thränen las man darin die Angst ihres Herzens.

„Es ist mir so bang, Tante, als ob ein Unglück geschähe. Der Mann sah so entsetzlich aus, und auf seiner Stirne stand der Tod, der Mord. Ah, er muß ja so oft gegen die armen Menschen auf das Todesurtheil antragen und wird so nach und nach vertraut mit dem Tode. Tante, wie kann man einen Staatsanwalt heirathen? Aber laß uns gehen, laß uns ihnen folgen. Mir ist, als ob wir die Frau beschützen müßten!

Sie zog die Tante mit sich fort, und die Anderen folgten ihr. Es war ihnen Allen, als wenn die Angst des reinen Herzens des Mädchens weiter und klarer sähe, als sie es konnten.

Sie kehrten zu dem Gasthofe zurück, der oben auf dem Weißen Stein neben jener Stelle lag, auf welcher man die schönste Aussicht des Berges hatte. Die erste Frage der Braut war nach dem Staatsanwalt und seiner Frau. Sie waren dagewesen, berichtete ein Kellner; aber nur sehr kurze Zeit; dann hatten sie sich wieder entfernt.

„Abgereist?“

„Nein! Sie haben ihre Reisesachen zurückgelassen. Der Herr wünschte, noch erst die Sonne untergehen zu sehen. So gingen sie die Höhe dort hinauf.“

„Und wohin von da weiter?“

„Ich weiß es nicht. Sie müssen auf der andern Seite weiter gegangen sein.“

„Das ist sonderbar!“ sagten die Reisenden sich ansehend.

Ein Mädchen des Hauses sah die bedenklichen, fast betroffenen Gesichter. Sie nahte sich der Frau Milden.

„Die Dame war sehr traurig, als sie gingen. Ich glaube, sie wollte nicht gern mit. Man sah ihr eine so eigene Angst an, und der Herr — ah, gnädige Frau, es wurde mir selbst angst, wenn ich ihn ansah. Ich wäre auch nicht mit ihm gegangen.“

„Siehst Du, Tante?“ sagte die Braut.

„Aber, Kinder,“ rief Herr Milden, „seid Ihr nicht thöricht? Wie sollte der Mann dazu kommen, so aus heiler Haut, für nichts und wider nichts zum Verbrecher zu werden?“

„Seine Leidenschaft,“ sagte der Domherr, „kann Alles auf sich nehmen und tragen, nur sich selbst nicht.“

„Und,“ sagte die Braut, „warum ist er ein Staatsanwalt, der mit dem Leben der Menschen zu spielen gelernt hat? Gott stehe der armen Frau bei! Horch!“ rief sie auf einmal, und sie wurde leichenblaß und zitterte wie Espenlaub.

„Was war das?“ riefen sie Alle, und sie hatten Alle bleiche Gesichter, und ihnen Allen rieselte ein Beben durch die Glieder.

In einiger Entfernung waren zwei Schüsse gefallen, in jener Gegend, aus der sie vor wenigen Minuten gekommen waren.

4. Zwei Flüchtlinge.

Oben auf der spitzen Bergeskuppe lag zwischen dem alten Gemäuer ein einzelner Mensch. Er war bekleidet mit einer groben, grauen Leinwandjacke, wie sie die Sträflinge der Zuchthäuser und Festungen tragen. Seine Gesichtszüge, sein feingebauter Körper zeigten einen Mann der höhern Stände. Sein Gesicht sah blaß, angegriffen aus; die graue Jacke war mit Blut bedeckt. In dem angegriffenen Gesichte las man einen ungebeugten Muth, einen fast wilden Trotz. Den linken Arm trug der Mann in einer Binde. Sie war von weniger grober und weicher grauer Leinwand, jedenfalls aus dem Hemde des Flüchtlings hergestellt; sie war mit Blut bedeckt, wie die Jacke.

Der Mann blickte unmuthig um sich her. Der schönste Anblick, den das Gebirge zu bieten hatte, bot sich ihm da oben dar.

Die Steile Wand, der Kuppe gegenüber, lag noch tief unter ihm. Er sah weit über sie hinweg; er sah über alle Berge der Kette hinweg, in die endlose Ebene mit ihren Städten und Dörfern nach der einen, in Gebirge und Waldungen nach den andern Seiten. Aber die Mannigfaltigkeiten und Schönheiten der Natur waren für seinen Unmuth nicht da. Ihn beschäftigte etwas Anderes.

„Wo er bleiben mag! Er muß schon über eine Stunde fort sein. Die Sonne stand noch hoch, als er ging; jetzt wird sie schon bald untergehen. Er glaubte, in kurzer Zeit wieder da zu sein. Wenn ihm ein Unglück begegnet wäre, wenn er den Verfolgern in die Hände gefallen wäre! Teufel! Ich wäre mit ihm verloren. Mit dem verdammten Arme könnte ich mich nicht wehren. O, ich würde es dennoch. Lebend bringen sie mich in jene Löcher nicht zurück. Zuletzt bliebe das Grab da unten."

Er lag an der abschüssigsten Stelle des Berges; fast so steil, wie die Steile Wand ihm gegenüber, senkte von dem Gemäuer ab die Seite der Kuppe sich hinunter, in den tiefen, dunkeln Abgrund, der den Felsen und die Kuppe von einander trennte. Der Mann mit dem verwundeten Arm brauchte auf der Stelle, an der er lag, sich nur herumzuwerfen, um in die bodenlose Tiefe hinunterzustürzen.

In den Abgrund richteten sich seine Blicke.

„Es wäre ein tiefes Grab — pah, ein desto stilleres, ruhigeres. Es wäre sogar ein romantisches, ein so recht schauerlich romantisches, wie die Romantik der Gräber sein muß. Aber würden sie mir das lassen? Würden sie die Ruhe, den Frieden da unten mir gönnen? Dem Hochverräther? Es wäre ja ein ehrliches Begräbniß da unten. Wie darf ein Mensch ehrlich begraben werden, der die Throne hat umstürzen wollen, wie sie sagen?"

Es stieg Jemand langsam den Berg hinauf. Als man oben auf der Spitze seinen Schritt hören konnte, klatschte er leise in die Hände, um dem Verwundeten zu melden, wer komme. Ein paar Minuten nachher war er oben. Es war ein starker, schöner, blasser Mann mit regelmäßigen, vornehmen Gesichtszügen. Sein Wesen zeigte einen tiefen, melancholischen Ernst, gepaart zugleich mit Klarheit und Besonnenheit und mit einer ruhigen und um so festeren Entschlossenheit. Er war gekleidet wie ein wohlhabender Landmann. Einen ähnlichen Anzug hielt er über den Arm geschlagen. Seine Hände trugen Lebensmittel.

„Stärke Dich zuerst, Golzenbach," sagte er zu dem Verwundeten. „Dann kleide ich Dich um."

„Wo warst Du so lange, Wartenburg?" fragte ihn der Graf Golzenbach.

„Ich traf nicht sofort die Leute, denen ich mich zeigen durfte."

„Und Du hast Alles?"

„Wie Du siehst."

„Auch Waffen?"

„Zwei Pistolen; mehr hatten sie, um nicht Aufsehen zu erregen, nicht anschaffen können."

„Gieb mir eine von ihnen, Wartenburg. Man kann nicht wissen, was kommt, und ich möchte mein Leben vertheidigen, so lange ich mich rühren kann, mit dem gesunden, wie mit dem gebrochenen Arme. Ist das Ding geladen?"

„Mit einer Kugel."

Herr von Wartenburg hatte zwei Pistolen hervorgezogen. Er übergab eines davon dem Grafen Golzenbach; das andere behielt er für sich.

„Waren schon Verfolger dagewesen?" fragte der Graf.

„Drei Gensd'armen mit einem Officier sprengten vorbei. Ich sah sie selbst."

„Teufel, wenn die eine Ahnung davon gehabt hätten, daß ich hier oben war."

„Sie hatten sie eben nicht."

„Wartenburg, weißt Du, wer sonst noch hier ist? Gerade jetzt?"

„Wer wäre es?"

„Jener Elende! Unser Verfolger, unser Mörder! Der Staatsanwalt von Rachenberg! Hat je ein Mensch mit mehr Recht einen häßlichen Namen getragen?"

Herr von Wartenburg hatte die Nachricht schweigend aufgenommen.

„Wie, Wartenburg, Du geräthst nicht in Wuth?"

„Und warum?"

„Ueber die Nähe dieses Menschen, der so viel Unheil über uns gebracht hat!"

„Er that seine Schuldigkeit, Golzenbach. Er erfüllte die Pflicht seines Amtes, eine harte zwar —"

Der Verwundete fuhr auf, daß sein kranker Arm ihn schmerzte.

„Pflicht? Schuldigkeit? So nennst Du den Haß, die Rache, die Verfolgungswuth dieses Menschen?"

„Laß uns davon schweigen, Freund," sagte Herr von Wartenburg. „Wir sind parteiisch gegen ihn."

„War er es nicht gegen uns?"

„Er mußte es sein; sein Amt verlangte es so. Und von seinem Amte verlangte es die Ruhe und Ordnung des Staates. Er mußte uns verfolgen, und wir dürfen somit kein Urtheil über ihn fällen. Auch nicht, wenn er in seinem Eifer weiter gegangen ist, als er hätte gehen sollen. Wo hätten wir stehen bleiben können, wenn wir seine Ankläger gewesen wären?"

Der Verwundete fuhr nicht wieder auf.

„Du magst Recht haben, Freund Wartenburg," sagte er. „Ich weiß es nicht. Du bist ein ruhiger, verständiger Mensch. Ich bin es nicht; ich kann, ich will es nicht sein. Ich weiß nur Eins: hätte ich den Burschen in diesem Augenblicke hier — Du hast mir die Waffe da gegeben — in dem Momente, da ich ihn sähe, säß' ihm die Kugel in der Brust."

„Du wolltest zum Mörder an ihm werden, Golzenbach?"

„Ist er nicht mein Mörder? Der Deine? Der Verderber so vieler edler Freunde?"

„Laß uns von etwas Anderem sprechen, Golzenbach."

„Und Du willst nicht einmal erfahren, wo und wie ich ihn gesehen habe?"

„Ich weiß es."

„Auch Du sahest ihn?"

„Nein, aber —"

„Aber?"

„Ich sah und sprach seine Frau."

Herr von Wartenburg sprach die Worte mit leiser, fast zitternder Stimme. Graf Golzenbach mußte ihn still ansehen. Der Trotz, die wilde Leidenschaft wichen aus seinem Gesichte. Man las darin Bewunderung für den Mann, mit dem er sprach.

„Reiche mir Deine Hand, Wartenburg," sagte er dann, und er drückte herzlich die Hand des Freundes. „Du bist eine edle Seele. Ich wollte, ich könnte es auch sein. Aber erzähle mir von der armen Frau. Vielleicht bessert es mich doch. Wo fandest Du sie? Was sprachst Du mit ihr?"

„Nachher, mein Freund," sagte Herr von Wartenburg, dem ein tiefer Schmerz die Brust zerwühlte. „Nur so viel laß mich jetzt Dir sagen: sie ist ein unglückliches Weib; nie sah ich ein unglücklicheres."

„Und sie wäre mit Dir so glücklich geworden " rief der Graf, „und Du mit ihr! Und — o, könnte ich doch dem Elenden den Hirnschädel zerschmettern!"

Und plötzlich fuhr der Verwundete noch einmal auf.

„Da ist er! Sieh, sieh! Und mit ihr!"

Sein Blick war nach der steilen Felsenwand auf der anderen Seite der Schlucht gefallen. Er starrte dorthin. Er konnte das Auge nicht abwenden. Das Auge glühte Haß, Rache, Zorn, Wuth. Er griff krampfhaft nach der Waffe, die er neben sich gelegt hatte.

Auch Herr von Wartenburg hatte hinsehen müssen. Er war überrascht worden. Dann stand er, wie von Angst, wie von tödtlichem Entsetzen ergriffen. An der Steilen Wand waren ein Herr und eine Dame erschienen Die Flüchtlinge erkannten sie. Sie glaubten, trotz der Entfernung, die Züge der beiden blassen Gesichter zu unterscheiden, die finsteren des einen, die schmerzlichen des anderen. Und die Beiden standen so nahe an dem dunklen, bodenlosen Abgrunde; dicht neben einander, der Mann an der Seite der Frau, die Frau an dem Manne. Eine Bewegung des Einen, eine gegenseitige Berührung konnte den Anderen in die Tiefe stürzen; in der Tiefe war der sichere Tod. Herrn von Wartenburg hatte Entsetzen ergriffen. Selbst den Grafen Golzenbach schien ein Schauder zu durchziehen.

„Er ermordet sie!" rief er. „Er stürzt sie in den Abgrund."

„Bist Du wahnsinnig, Mensch?"

„Du denkst es selbst, Wartenburg. Du hast sie vorhin gesprochen, sagst Du?"

„Ich sprach sie."

„Und er hat es erfahren?"

„Vermuthlich!"

„Sicher! Warum wäre er nochmals hier? Jetzt mit ihr? Vorhin war er ohne sie da, in anderer Gesellschaft. Er hat sich die Stelle besehen. Oder vielleicht warst Du unterdeß gerade bei ihr. War es so?"

„Es war so."

„Und als er zurückkam, erfuhr er es. Schon das Aussehen der Frau mußte es ihm entdecken. Ich kann es mir denken. Ich sehe die arme, blasse, bebende Frau. Die Wuth, der Wahnsinn seiner wilden Eifersucht ergriff ihn. Er konnte sie verbergen; er hat die volle Gewalt über sein Aeußeres. Er hat das Verderben, den Tod der Frau beschlossen. ‚Es ist so schön an der Steilen Wand,' sagte er zu ihr laut, in Gegenwart der Anderen, mit denen er da gewesen war. ‚Schade, daß Du nicht mit da warst, mein Kind. Du mußt noch hin. Komm. Wenn Du eilst, so sehen wir noch gerade dort die Sonne untergehen; man kann keinen prachtvolleren Anblick haben.' — So lockte er sie hin. Zweifelst Du? Sieh, da geht gerade die Sonne unter. Und es ist in der That ein Prachtanblick, Wartenburg, und sie haben ihn auch da unten auf dem Felsen, und während die arme Frau in ihn versunken ist und den letzten verschwindenden Strahlen folgt, und dabei an ihre glücklichen Tage denkt, die auch verschwunden sind, schon so lange freilich und auf immer, da facht die letzte Gluth der Sonne die wildeste Gluth in seinem Innern an, und — ein Ruck seiner Hand, und ein Schrei, und sie ist verschwunden —"

„Aber, Mensch, Du bist wahnsinnig — das Wundfieber!"

„Und sie ist verschwunden, sage ich Dir, und er sieht ihr mit den großen, glühenden Augen recht ruhig und genau und scharf nach, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich todt ist und nicht wieder herauf kommt, und wenn er davon überzeugt ist, dann fängt er an, sich die Haare ausreißen zu wollen, und erhebt ein Zetergeschrei, das Niemand hört, und ruft um Hülfe, zu der ihm kein Mensch kommt, und rennt zu seiner Gesellschaft zurück, und erzählt das entsetzliche Unglück, das ihm passirt ist — eine unvorsichtige Bewegung der Unglücklichen, und sie war hinuntergestürzt, ehe er sie retten konnte, ehe er es nur gesehen hatte. Und sie glauben ihm! er ist ja Oberstaatsanwalt; und wer will ihm beweisen, daß er der Mörder ist? Und — und sieh, Wartenburg, sieh!"

Er stand stumm. Sie standen Beide sprachlos, mit starrenden und erstarrten Augen. Die Sonne ging unter. Oben auf der Kuppe war der Anblick frei über den ganzen westlichen Horizont. Man sah die volle Pracht, in welcher der mächtige, glühende Körper immer tiefer sank, um dann ganz zu verschwinden. An der Steilen Wand war der Blick in die Ebene beschränkt. Man sah nur einen Fleck, einen schmalen Streifen von ihr, durch den schmalen Zwischenraum, den der vorspringende Felsen auf der einen und die noch weiter vorgeschobene Kuppe auf der anderen Seite bildeten. Und durch diesen schmalen Zwischenraum drangen auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, die letzten Strahlen der Sonne; hinten auf jenem schmalen Streifen sah man sie plötzlich aufblitzen, leuchten, glühen, nur einen Augenblick lang.

Es war ein wunderbarer Augenblick! Der Staatsanwalt und seine blasse Frau hatten fast unbeweglich neben einander gestanden. Ihre Mienen, ob sie mit einander gesprochen, hatte man auf der Kuppe in der Entfernung nicht unterscheiden können. Hatten sie den Untergang der Sonne, den reizenden Anblick, der sich ihnen noch darbieten sollte, erwartet? Oder hatte Anderes sie beschäftigt?

Auf einmal streckte der Mann die Hand, den Arm nach der Frau aus. Die Frau flog zurück von dem Rande des Abgrundes bis an die steile Wand des Felsens.

„Was war das?" rief Graf Golzenbach, „wollte der Bursch sie hinunterstoßen? Sie gewahrte es früh genug, sie entwich ihm. — Aber was ist denn das wieder? Er folgt ihr; sie weicht nicht mehr vor ihm zurück. Sie sieht ihn an. Sie sprechen mit einander, und sie hört ihm zu und antwortet ihm. Will er sie wieder zutraulich machen? Sie steht ruhig da. Sie sieht sich sogar um, von ihm weg. Er braucht nur nach ihr zu langen; sie gewahrt es nicht. Und — heiliger Gott! — Aber wie kann ich den heiligen Gott zu dem Burschen rufen, zu dem nur der Teufel gehört? Und doch — und doch! Heiliger Gott, so stehe denn der armen Frau bei! — Der Mensch hat sie angefaßt! Er geht wieder an den Abgrund! Sie folgt ihm! Er zieht sie, schleppt sie! — Wartenburg, rufe, schreie. Rette das arme Weib! Wenn wir auch darüber zu Grunde gehen! Wenn der Elende auch nicht zum Mörder wird! Rufe ihm zu, daß er Zeugen hat. Ich kann es nicht. Mir versagt die Stimme."

Herrn von Wartenburg versagte die Stimme wohl nicht.

„Nein, nein!" sagte er aber, „Du siehst falsch, sprichst im Fieber."

„Und was sehe ich falsch?" rief der Andere, „hat er sie nicht gefaßt? Steht er nicht mit ihr unmittelbar an dem Abgrunde? Sieht sie ihn nicht an? Und wie sollte sie ihn ansehen, wenn nicht bittend, bittend um ihr Leben? Und — ha, er läßt sie los! Er läßt den Arm sinken. Er tritt von ihr zurück. Aber er tritt wieder hinter sie. Er streckt den Arm wieder nach ihr aus! Sie beugt sich nach vorn herüber! Sie schwankt — sie — Heiliger Gott! — sie fällt — sie sinkt. Siehst Du sie noch, Wartenburg? Meinen Augen ist sie entschwunden. Aber ich glaube, der Wahnsinn blendet sie mir, faßt mich."

„Dich nicht!" sprach die bebende Stimme des Herrn von Wartenburg.

Der besonnene Mann stand unbeweglich leichenblaß; seine Augen starrten nach drüben, nach der Felsenwand, an der die unglückliche Frau nicht mehr zu sehen, in den Abgrund, in dem sie verschwunden war; wieder nach dem Felsen, an dem der finstere Mann ebenfalls leichenblaß und unbeweglich stand. Die Sonne war untergegangen.

„Dich nicht," wiederholte er tonlos. „Aber die Unglückliche war von ihm erfaßt."

„Die Todte? Die Ermordete?" rief der Andere.

„Todt ist sie —"

„Und gemordet!"

Herr von Wartenburg sah den Grafen an, als wenn er aus einem Traume erwache.

„Gemordet? Von wem?"

„Von dem Elenden — von ihrem eigenen Gatten!"

„Nein, nein!"

„Mensch, sahest Du nicht? Hattest Du keine Augen?"

„Aber nicht die Augen des Wahnsinns, mein Freund."

„Der Wahnsinn hat Dich ergriffen —"

Der leidenschaftliche Mann konnte nicht fortfahren. Die beiden Flüchtlinge hatten an alles Andere, aber nicht an sich, nicht an ihre Sicherheit, nicht an ihre Verfolgung gedacht. Dicht unter ihnen, in dem Gebüsch, das zu ihren Füßen die Bergkuppe bedeckte, war leises Geräusch laut geworden. Sie hatten es nicht gehört. Es war näher gekommen; die Blätter an den Zweigen der Sträucher hatten leise gerauscht; auf dem Moose an dem Boden hatte es gescharrt; sie hatten es nicht wahrgenommen.

Zwei Bewaffnete, zwei Gensdarmen, standen vor ihnen, plötzlich, wie sagenhaft aus dem Berge, aus dem alten Gemäuer herausgewachsen. Sie standen an der Seite des Grafen Golzenbach. Er sah sie und griff nach dem Pistol, das er neben sich liegen hatte; er spannte den Hahn, sprang auf und zielte nach einem der Gensdarmen. Der Gensdarm zielte mit seiner Waffe nach ihm, drückte sie ab, war ihm zuvorgekommen. Der Graf Golzenbach fiel, durch den Schuß in die Brust getroffen. Das Blut spritzte aus der Wunde hoch auf.

Herr von Wartenburg hatte sein Pistol ergriffen, gespannt. Er drückte es ab auf einen der Gensdarmen. Der Schuß ging los; die Kugel riß dem Gensdarmen die Kopfbedeckung fort; der Mann stand unversehrt. Der Flüchtling wollte sich auf ihn werfen, auf die beiden Gensdarmen, den Freund zu befreien.

„Rette Dich, Wartenburg," rief der Graf. „Ich habe die Kugel in der Brust, ich sterbe."

Herr von Wartenburg wollte dennoch zuspringen. An der anderen Seite der Kuppe stiegen zwei andere Gensdarmen herauf. Er besann sich rasch. Zu retten, zu befreien war nichts mehr. Dem sterbenden Freunde die Augen zudrücken? Man hätte ihn nicht einmal zu ihm gelassen. Er flog den Berg hinunter. Schüsse fielen hinter ihm, trafen ihn nicht. Die Gensdarmen setzten ihm nach, erreichten ihn nicht.

5. Ein Blutzeuge und ein Hochverräther.

Es hatte schon angefangen zu dunkeln, als der Wagen der Reisegesellschaft angespannt vor dem Gasthause auf dem Weißen Stein hielt.

„Ob wir noch etwas warten?" sagte Herr Milden. „Es ist

mir so unheimlich. Ich möchte gerne Gewißheit haben. Lange können sie nicht mehr ausbleiben."

„Wenn sie zurückkommen, Onkel," sagte die Braut.

„Denkst Du denn immer noch an das Schlimmste, Kind? Du hast mir die Angst eingejagt."

„Hm, Onkel, wir haben sie Alle, und auch ohne mich."

Sie hatte Recht. Auch die Andern standen erwartungsvoll, gespannt, gedrückt; bereit zur Abreise und doch ohne Entschluß dazu. Sie waren in dem offenen Gärtchen, das sich vor dem Gasthause befand. In der Ferne tauchte aus dem Zwielunkel eine Gestalt hervor.

„Der Staatsanwalt!" rief Herr Milden, der Alles zuerst sah.

„Und er kommt allein!"

„Ohne seine Frau!"

„Allmächtiger Gott, wo mag er die Frau gelassen haben!"

„Und er geht so langsam, so schwankend."

„Er sieht aus wie ein Mörder."

Der Oberstaatsanwalt von Rachenberg kam langsam mit schwankenden Schritten näher; sein Gesicht war geisterbleich. Er sah die Gesellschaft, ging aber an ihr vorüber dem Hause zu. Der Wirth begegnete ihm.

„Ist ein Richter hier in der Nähe?" fragte er den Mann.

„Das nächste Gericht ist eine Stunde von hier in der Stadt," wurde ihm geantwortet; „aber einer der Richter ist zufällig bei mir im Hause."

„Rufen Sie ihn her."

Der Wirth ging in das Haus, und der Staatsanwalt ging vor dem Hause auf und ab. Sein Schritt wurde rascher, fester, wieder langsamer. Der Wirth kam mit einem Herrn aus dem Hause. Er stellte den Herrn dem Staatsanwalt vor.

„Der Herr Stadtrichter!"

„Ich bin der Oberstaatsanwalt von Rachenberg, aus der Residenz," sagte der Staatsanwalt.

Der Stadtrichter verbeugte sich tief.

„Ich habe Ihnen ein entsetzliches Unglück anzuzeigen," fuhr der Staatsanwalt fort. „Es fordert Ihre sofortige amtliche Thätigkeit heraus. Ich machte mit meiner Frau einen Spaziergang zu der Steilen Wand. Wir wollten den Sonnenuntergang dort sehen. Der Fels ist schmal — Sie kennen ihn?"

„Ich kenne ihn, Herr Oberstaatsanwalt."

„Unmittelbar unter ihm öffnet sich ein tiefer felsiger Abgrund."

„Ich weiß es, Herr Oberstaatsanwalt."

„Meine Frau war unvorsichtig. Ich hatte nicht auf sie geachtet. Sie hatte sich zu weit vorgebeugt, das Gleichgewicht verloren. Ein entsetzlicher Angstschrei! Ich sah mich nach ihr um. Sie war hinuntergestürzt. Ich sah sie stürzen. Sie verschwand meinen Blicken."

Der Staatsanwalt hatte mit langsamer, gemessener fester Stimme gesprochen. Ein Schrei des Entsetzens drang hinter ihm aus der Reisegesellschaft hervor.

„Sie ist gemordet!" schrie die Braut auf.

Die Andern hatte das Entsetzen stumm gemacht. Der Staatsanwalt fuhr mit seiner ruhigen Stimme zu dem Richter fort:

„Ich horchte in die Tiefe hinein, ich vernahm keinen Laut. Die Unglückliche muß an einem Felsenstück zerschmettert sein, oder ihr Körper ist unten am Boden zerschmettert worden."

„So kann es nur sein," verbeugte sich der Richter.

„Sie werden die Leiche sofort müssen aufsuchen lassen."

„Ich werde auf der Stelle die nöthigen Befehle dazu ertheilen."

„Sie werden dann noch heute Abend den Thatbestand feststellen müssen. Ich war allein. Außer mir war kein Zeuge weiter da. Sie werden nur mich zu vernehmen haben. Indeß, ah!" Er sah sich um nach der Reisegesellschaft. „Mit den Herrschaften waren meine Frau und ich hierhergekommen. Sie werden auch sie vernehmen müssen, über das, was sich zugetragen hat bis zu dem Augenblicke, da ich mich mit meiner Frau von ihnen trennte, um zu der Steilen Wand zu gehen."

Der Richter verbeugte sich.

„Ich schwöre, daß er sie gemordet hat," sagte die Braut.

„Mädchen, willst Du falsch schwören?"

„Können Sie das Gegentheil beschwören, Onkel?"

„Hm, es ist eine fatale Sache! Wir werden jetzt hier bleiben müssen."

Sie mußten es. Der Richter war an Herrn Milden herangetreten.

„Sie hörten, was ich mit dem Herrn Oberstaatsanwalt sprach."

„Wir haben es gehört."

„Und Sie sind bereit? Ihre Vernehmung ist nur eine Formalität, die bald abgemacht sein wird."

„Hm, es wäre doch die Frage," platzte Herr Milden heraus.

„Wie, mein Herr?"

Der kleine, dicke Herr sah fast ängstlich seine Nichte an. Die Braut wollte vortreten, etwas sagen; sie hatte nicht den Muth; sie stand scheu. Der Richter stutzte. Es mochten ihm sonderbare Gedanken durch den Kopf gehen. Der hochstehende Oberstaatsanwalt, der, wie Jedermann wußte, bald noch höher gestellt, als Präsident sein Vorgesetzter, dann gar Chef der Justiz des ganzen Landes werden sollte, dieser strenge, unbeugsame Vertreter des Rechts, dieser als ebenso leidenschaftlich wie hart und mitleidlos verrufene und gefürchtete Verfolger der Verbrecher, dieser Schrecken aller Inquisiten — sollte jetzt auf einmal als Verbrecher in seine Hände fallen, sollte selbst Inquisit werden, sein, des untergeordneten Richters Inquisit! Es war ihm nicht wohl zu Muthe bei dem Gedanken. Er wandte sich mit seinem bedenklichen Gesichte zu dem Herrn von Rachenberg zurück. Der Staatsanwalt war am Hause stehen geblieben. Er mochte halb vernommen haben, was mit dem Richter gesprochen war. Das Andere errieth er aus dessen Gesichtszügen.

„Ich stehe, bis Sie Alles festgestellt haben, zu Ihrer Verfügung," sagte er zu dem Richter.

Er sprach es stolz, aber mit einem gedrückten Stolze. Er wollte seine Gestalt aufrichten, sie sank unwillkürlich zusammen.

„Darf ich bitten, daß wir uns sämmtlich in das Haus begeben?" sagte der Richter.

Er ging mit dem Staatsanwalt in den Gasthof. Die Anderen folgten. Er ließ sich besondere Zimmer anweisen. Dann ertheilte er Befehl zum Aufsuchen der Leiche und wollte nun zur sofortigen Vernehmung der Anwesenden schreiten. Mit dem Verhören des Staatsanwalts mußte er beginnen.

Herr von Rachenberg sah aus wie eine Leiche. Draußen im Zwielunkel des Gartens hatte man es nur halb wahrnehmen können. Sein Gesicht war erdfahl; die Züge waren verstört, verzerrt; die großen Augen hatten ihren Glanz verloren, sie starrten wie ein Paar erloschene Kohlen. Er hatte sich auf einen Stuhl setzen müssen; er saß da wie ein gebrochener Mann. Man konnte ihn ohne Schrecken, ohne Entsetzen nicht ansehen.

„Darf ich jetzt um Ihre Mittheilungen bitten?" sagte der Richter zu ihm.

Er wollte antworten, erzählen. Er vermochte es nicht. Alle seine Kräfte hatten ihn plötzlich verlassen, auch die Stimme, die Sprache. Er mußte sich ermannen, gewaltsam, aber nur auf einen Augenblick.

Der Officier der Gensdarmen, der vorhin in dem Gehölze mit ihm gesprochen hatte, trat in das Zimmer, wandte sich zu ihm.

„Herr Oberstaatsanwalt, meine Leute bringen die Leiche Ihrer Frau Gemahlin."

Er fuhr krampfhaft auf.

„Wo haben Sie sie gefunden?"

„In der Schlucht da hinten."

„Und wie, wie?"

„Die Gensdarmen trafen auf die beiden Flüchtlinge aus der Festung. Von dem Einen erfuhren sie —"

Der Staatsanwalt sank in seinen Stuhl zurück. Seine Augen schlossen sich, er konnte nur mit dem Finger auf den Richter zeigen, daß das Weitere mit diesem zu verhandeln sei. Der Richter gab sich dem Officier zu erkennen. Er ordnete dann an, daß die Leiche hereingebracht werde. Zu seinem richterlichen Geschäfte gehörte es, sie von den Anwesenden, die die Todte gekannt hatten, anerkennen zu lassen. Die Unglückliche wurde gebracht. Körper und Gesicht waren zerschmettert. Sie war kaum wieder zu erkennen. Die Thränen derer, die sie gekannt hatten, empfingen sie, auch die Augen der Männer waren naß geworden. Der Staatsanwalt hatte die Augen wieder geöffnet. Er mußte sie fest, mit beiden Händen bedecken. Der Richter sah ihn befremdet, bedenklich, mit Schrecken an.

„Herr Oberstaatsanwalt, es ist die Leiche Ihrer Gattin!"

Der Staatsanwalt konnte sich nicht erheben, nicht den Blick zu der Todten wenden.

„Was wäre das, mein Herr?"

„Ich habe einen Zeugen mit hierher gebracht," sagte der Officier zu dem Richter.

In der Sacristei eines Franciskaner-Klosters am Ostermorgen.

„Wer ist es?"

„Der Eine der wiederergriffenen Flüchtlinge. Er will Auskunft über den Tod der Unglücklichen geben."

„Lassen Sie ihn hereinführen."

Der Officier verließ das Zimmer. Fieberhaft erregte Blicke folgten ihm. Mit wem sollte er zurückkehren? Mit dem Herrn von Wartenburg? Der Officier kam zurück. Zwei Gensdarmen folgten ihm. Ein schwer Verwundeter wurde von ihnen mehr getragen als geführt. Er glich kaum noch einem Lebenden; seine Brust röchelte. Nur der Staatsanwalt kannte diesen; er wagte nicht aufzublicken. Aber der Verwundete konnte mit Ruhe die Leiche ansehen, mit der Ruhe des Todes, der auch ihn schon angefaßt hatte. Er betrachtete die Todte. Die Brust röchelte ihm stärker. Er warf seine Blicke von der Leiche auf den Gatten der Todten. Eine wilde Gluth leuchtete in seinen Augen.

„Herr Oberstaatsanwalt!" rief er.

Ein Strom von Blut ergoß sich über seine Lippen. Er konnte nicht weiter sprechen. Er erholte sich.

„Ich soll hier einen Richter finden!" sagte er.

„Ich bin es," trat der Richter vor ihn.

„Herr Richter, ich klage jenen Mann, den Oberstaatsanwalt von Rachenberg, an, seine Gattin, diese arme Todte, gemordet zu haben. Ich war Zeuge der That."

Von Neuem quoll das Blut aus seinem Munde. In dem Zimmer war Keiner, den nicht das tiefste Entsetzen ergriffen hätte. Der Staatsanwalt wollte aufspringen. Er vermochte es nicht. Er konnte nur mit dem erdfahlen Gesichte nach dem fürchterlichen Zeugen starren. Der Verwundete erholte sich noch einmal.

„Ihr Name?" fragte ihn der Richter.

„Graf Golzenbach."

Also nicht der Herr von Wartenburg? las man auf den Gesichtern im Zimmer. Nicht der Nebenbuhler? Um so glaubwürdiger ist seine Aussage.

„Mein Herr," sagte der Richter zu dem Grafen, „ehe Sie weiter reden, bedenken Sie Eins. Sie scheinen schwer, vielleicht tödtlich verwundet. Das Zeugniß eines Sterbenden wiegt doppelt schwer."

„Ich weiß es," erwiderte der Graf, „und ich weiß, daß ich sterben muß, in der nächsten Minute. Ich fühle es. Jener Mann ist der Mörder dieser Frau. Er lockte, er zog sie an den Abgrund. Dann flehte sie noch um ihr Leben. Er stieß sie hinunter, unbarmherzig —"

„Mensch! Ungeheuer!" rief der Staatsanwalt.

Er war aufgesprungen, zu dem Verwundeten hin, zu dem entsetzlichen Blutzeugen. Zum dritten Male war das Blut über die Lippen des Verwundeten geströmt. Zum dritten Male erholte er sich nicht. Die beiden Gensdarmen, die ihn hielten, hielten eine Leiche.

„Sie kennen das Recht," sagte der Richter zu dem Oberstaatsanwalt.

„Ich bin Ihr Gefangener!"

Indem der Oberstaatsanwalt von Rachenberg das sagte, konnte er sich stolz erheben.

Die Untersuchung gegen den Oberstaatsanwalt von Rachenberg wegen Gattenmordes war zu Ende geführt. An seiner Verurtheilung zweifelte Niemand. Seine große Eifersucht, sein leidenschaftlicher Charakter waren bekannt. Wie leicht konnte sie in einem Augenblicke heftiger Aufregung ihn ganz und gar bemeistern, zum Verbrecher machen! Nach den übereinstimmenden und völlig glaubwürdigen Zeugnissen der Reisegesellschaft hatte er in Folge jener mannigfach zusammentreffenden Ereignisse in einer solchen Aufregung sich befunden, daß Alle in ihrem Innern eine entsetzliche That von ihm gegen die unglückliche Frau gefürchtet hatten. Der Graf Golzenbach hatte die That als Augenzeuge bekundet, hatte sein Zeugniß mit seinem Tode besiegelt. Das Leugnen des Angeklagten, wie beharrlich und ruhig er es allen Zeugnissen und Vorhaltungen entgegensetzte, erschien nur um so frecher und verstockter.

Die Anklage war gegen ihn erhoben; der Termin zur öffentlichen Verhandlung vor den Geschworenen war angesetzt. Am Abende vor dem Tage war die Hauptstadt der Provinz, deren Schwurgericht das zuständige war, in großer Aufregung. Die Zeugen waren eingetroffen; mit den Zeugen viele Neugierige. Sie wollten der Verurtheilung beiwohnen. An eine Freisprechung dachte Niemand.

In der letzten Stunde des Abends hatte sich bei dem Präsidenten des Schwurgerichts noch ein Fremder melden lassen. Er habe in dem Processe wichtige Mittheilungen zu machen; er bitte, am nächsten Morgen als erster Zeuge vernommen zu werden; seinen Namen werde er morgen nennen.

Die Verhandlung des Schwurgerichts hatte begonnen. Der Angeklagte war bei dem Leugnen der That verblieben. Der Präsident verkündete, daß ein Zeuge, der sich nicht habe nennen wollen, sich gestellt und wichtige Aufschlüsse zu geben habe. Er befahl, den Zeugen einzuführen. Ein hoher, blasser Mann trat in den Saal. Tiefer Ernst, schwerer Gram lagen auf den edlen Zügen. Niemand im Saal kannte ihn, weder in dem Raume der Zuschauer, noch in dem des Gerichts. Doch zwei Augen hatten ihn erkannt, und sie füllten sich mit Entsetzen.

Der Angeklagte schien vernichtet zu sein, als er den hohen Mann, das ernste, gramvolle Gesicht sah. Sein Stolz, seine Sicherheit hatten ihn mit einem Male verlassen. Er sank auf seinem Platze zusammen, als wenn er mit dem Blicke auf den fremden Zeugen sein Todesurtheil empfangen habe.

„Er giebt sich verloren," zischelte es in den Reihen der Zuhörer. „Das ist ein Zeuge seines Mordes, den er nicht geahnt hatte."

Die Richter dachten dasselbe; sie sprachen es nur nicht aus.

„Ihr Name?" fragte der Präsident den Fremden.

„Adalbert von Wartenburg!"

Adalbert von Wartenburg! Der Hochverräther! Der zu lebenslänglichem Kerker verurtheilte, aus der Haft entsprungene, seitdem vergeblich mit Steckbriefen verfolgte, in aller Gegend gesuchte Hochverräther! Das war vielleicht der erste Gedanke Aller, als sie den Namen hörten. Er war jetzt da; ein halbes Hundert von Gensdarmen, Gerichts- und Polizeidienern umgab ihn; man brauchte nur eine Hand an ihn zu legen, um ihn in seine lebenslängliche Haft zurückzuführen. Und er hatte sich selbst, völlig freiwillig, aus eigenem Antriebe überliefert.

Aber zu welchem Zwecke? Welches konnte das Motiv sein, das den Mann aus der sicheren Freiheit in die ewige Nacht der Gefangenschaft zurückgeführt hatte? Es war der zweite Gedanke, es war die heiße, brennende Frage Aller.

Aber konnte man noch fragen, wenn man die plötzlich zusammengesunkene, vernichtete Gestalt des Angeklagten ansah? Und wußte nicht Jeder im Saale, wie dieser nämliche Angeklagte früher der eifrige, strenge, der leidenschaftlich, fanatisch strenge Ankläger des Freiherrn von Wartenburg gewesen war, wie er diesen wegen Hochverraths verfolgt, und nicht geruht und alle Mittel, die ihm seine hohe Stellung, sein mit fast unbeschränkter Macht bekleidetes Amt als Staatsanwalt, gegen die Zeugen, gegen die Geschworenen, selbst gegen die Richter gab, in Bewegung gesetzt hatte, um die Verurtheilung des Verfolgten, der nun einmal sein Opfer sein sollte, herbeizuführen? Warum konnte denn dieser Verfolgte, dieser Verurtheilte jetzt zurückgekehrt sein, hier als Zeuge stehen, seine Freiheit, sein Leben zum Opfer bringen?

Ja, der Angeklagte ist verloren! Der Gattenmörder ist dem Schwerte des Scharfrichters verfallen. Er fühlt es selbst schon. Die Blicke, die leise geflüsterten Worte des ganzen Saales sprachen es aus.

„Zeuge von Wartenburg, was haben Sie auszusagen?" fragte der Präsident den Zeugen.

Die tiefste Stille fieberhafter Spannung wollte nicht den leisesten Ton der Antwort verlieren.

„Ich habe auszusagen," antwortete der Zeuge mit ruhiger, fester Stimme, „daß der Angeklagte unschuldig ist an dem Tode, dessen er bezichtigt wird. Seine edle Gattin ist nicht gemordet. Der Zufall, vielleicht eine Unvorsichtigkeit von ihrer Seite, unter allen Umständen ein beklagenswerther Unfall, und nicht ein Verbrechen hat ihren Tod herbeigeführt. Ich war unmittelbarer Augenzeuge."

Der Angeklagte glaubte aus einem schweren Traume zu erwachen. Die Richter und die Zuhörer meinten wohl, von Gaukelbildern eines wunderbaren Traumes umfangen zu sein.

„Erzählen Sie, Zeuge — auf Ihren Eid!" sagte der Präsident.

Und der Zeuge erzählte auf seinen Eid, Alles, was er und sein verstorbener Freund und Gefährte, der Graf Golzenbach, von jener Bergkuppe aus an der steilen Felsenwand gesehen, und wie er, der Zeuge, wohl den Zwiespalt gewahrt, der zwischen den Gatten sich erhoben, die Vorwürfe des Mannes, den Gram, den Schmerz, die Verzweiflung der Frau, dann vielleicht vergebliche Betheurungen auf der einen, vergebliche Bitten auf der anderen Seite, dabei auf beiden Seiten nur der Gedanke, nur das Gefühl des schweren, tiefen, unheilbaren Unglücks, und in dem Gedanken und Gefühle das Vergessen alles Anderen, selbst der Todesgefahr, die keinen Fußbreit von ihnen war, das Hineinstürzen in die Gefahr, der Fall der Frau, ihr Tod. — Das Alles hatte er, der Zeuge, mit seinen klaren, sicheren, durch keine Leidenschaft und durch kein Vorurtheil getrübten Augen gesehen. Und er erzählte auch, wie der Graf Golzenbach, eine weniger ruhige Natur, durch die Verfolgung und die Wunden doppelt aufgeregt, alle jene nämlichen Thatsachen ganz anders, in einem völlig entgegengesetzten Sinne aufgefaßt habe, habe auffassen müssen, und wie in Folge seiner zweiten Verwundung die Bilder seiner aufgeregten Phantasie mit jeder der wenigen Minuten bis zu seinem Tode sich mehr und mehr zur festen Gewißheit in seinem Innern gestaltet hatten und hatten gestalten müssen.

Das Zeugniß des Freiherrn von Wartenburg war überzeugend, es enthielt die Freisprechung des Angeklagten. Es war nur noch eine Förmlichkeit, wenn die Geschworenen ihr Nichtschuldig aussprachen, der Präsident die Entbindung des Angeklagten von der Anklage und seine Freiheit verkünden mußte. Es geschah.

Die andern Zeugen hatten gleichfalls um der Förmlichkeit willen kurz noch vernommen werden müssen. Es waren die Reisegefährten des Staatsanwalts von Rachenberg und seiner unglücklichen Frau. Sie sahen den Herrn von Wartenburg, der, wie sie, bis zur Beendigung der Verhandlung in dem Zeugenraume verbleiben mußte. Frau Milden sah ihn wieder. Bittere Thränen entströmten den Augen der edlen Frau, als sie den edlen Mann erkannte. Dann aber konnte kein Auge trocken bleiben, von dem einem Ende des Saales bis zum anderen.

„Herr von Wartenburg," mußte der Präsident des Gerichtshofes sich an den Mann wenden, der die edelste Pflicht der Ehre und des Gewissens erfüllt hatte. „Sie sind wegen Hochverraths zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt?"

„Ja, Herr Präsident."

„Sie sind aus Ihrer Haft entwichen?"

„Es ist so!"

„Ich muß Sie verhaften und in Ihre Gefangenschaft zurückführen lassen."

„Ich wußte es!"

Und er ließ sich ruhig verhaften und in seinen Kerker zurückführen. Er war ein Hochverräther! Er war dennoch ein freier, ein edler Mann.

Und der Oberstaatsanwalt, der ihn dem Kerker überliefert hatte, mußte vernichtet und mit verhülltem Haupte den Sitzungssaal verlassen.

Der Ostermorgen in einem Franciskaner-Kloster.

Mit Abbildung.

Wo weilt das Glück? Wenn es eine ausgemachte und unbestrittene Wahrheit ist, daß in allen Lebenslagen der Friede des Herzens die unerläßliche Grundbedingung des Glückes bildet, so müssen gerade die friedlich stillen Klostermauern als ein freundliches Asyl erscheinen, diesen Frieden zu bewahren oder denselben, wenn er in den Kämpfen und Stürmen des Lebens verloren wurde, wieder zu gewinnen. Von diesem Gesichtspunkte aus wurden und werden die klösterlichen Hallen auch vielfach betrachtet, was um so weniger auffallen kann, da von den Dissonanzen, die auch in der abgeschlossenen Zelle das harmonische Gemüthsleben stören, selten ein Nachklang zu den Ohren der Menge dringt, und die einsamen Thränen und Seufzer meistentheils ohne Zeugen spurlos verwehen. So hat sich über die schweigsamen Klostermauern ein halb idyllischer, halb romantischer Nimbus gebreitet, der freilich vor den hellen Streiflichtern der modernen Lebensanschauung immer mehr erbleichen muß.

Daß die gewaltigsten und furchtbarsten inneren Kämpfe auch diesen Räumen nicht fremd sind, dafür hat es nie an eindringlichen Beweisen und hervorragenden Beispielen gefehlt, von dem Tage, an welchem Savonarola unerschrocken den Scheiterhaufen bestieg, bis zu der verhängnißvollen Stunde, in welcher der gelehrte Benedictiner von Mölk in den blauen Fluthen der Donau ein freiwilliges Grab fand — jener Mann, der die erhabenen Gestalten der größten Dichter aller Zeiten in sein einfaches Studirzimmer bannte, der einen unserer bedeutendsten Dramatiker für die Bühne heranbildete, und dessen dramaturgische Schriften unseren Theaterrichtern nicht genug empfohlen werden können, wenn die deutsche Bühne von dem kläglichen Zustande, in den sie gegenwärtig versunken ist, sich nochmal emporraffen soll.

Aber auch viele jener gewichtigen Katastrophen, welche einem ganzen Welttheil für Jahrhunderte ihr Gepräge aufgedrückt, sind von bescheidenen Klosterräumen ausgegangen, und wie durch einzelne Mönchsorden in früheren Tagen die classischen Studien gefördert und zur Grundlage auch der germanischen Bildung gemacht wurden, steht in jedem Schulbuche zu lesen.

Außerordentliche Institute haben aber nur in außerordentlichen Zeiten ihre Berechtigung; unter veränderten Verhältnissen verlieren sie ihre Bestimmung und Bedeutung. Die Wissenschaft ist über die klösterliche Pflege und Zucht längst hinausgewachsen, die Bildung dringt unaufhaltsam in immer weitere Kreise, und in allen civilisirten Ländern wird der Unterricht als eine der wichtigsten Aufgaben betrachtet, deren Lösung dem Staate selbst obliegt.

Derjenige Orden, der gegenwärtig in Baiern und Oesterreich, zumal in Tyrol, noch am weitesten verbreitet ist und besonders auf dem Lande auch noch eine ziemlich umfangreiche Wirksamkeit ausübt, ist der der Franciskaner. Ein Orden, dessen Grundelement strenge Bußübungen bilden, kann natürlich nicht dazu berufen sein, eine hervorragende Stelle in der politischen oder literarischen Welt zu spielen. Die ehrwürdigen Patres mit den braunen Kutten haben sich daher auch nie von dem ehrgeizigen Streben verleiten lassen, in die Geschicke der Völker maßgebend und umgestaltend einzugreifen. Ihre Sphäre blieb fast ausschließlich der schlichte Kreis des Bürgers und Landmannes. Hier fanden sie auch die offene Bereitwilligkeit, für geistlichen Trost und Zuspruch leibliche Nahrung zu bieten, auf die sie trotz der gebotenen Ascese doch jederzeit vorsorglich Bedacht nahmen, und die sie sich nach der strengen Satzung ihres Stifters durch Betteln oder Terminiren, wie der landesübliche und euphemistische Ausdruck für dieses Geschäft lautet, erwerben müssen.

Der milde und freigebige Sinn gegen die Franciskanerklöster besteht bei dem tyrolischen Volke fast noch in ungeschwächter Kraft und Ausdauer. In den kleineren Orten und namentlich in den abgelegenen Einödhöfen wird der Zeitpunkt, wo die Klosterherren zur Collecte erscheinen, sogar immer als eine höchst willkommene Erscheinung begrüßt. Die Kinder freuen sich schon lange auf die bunten Heiligenbildchen, die sie bei dieser Gelegenheit erhalten, wofür sie dann dem hochwürdigen Herrn Pater dankbar und ehrfurchtsvoll die Hand küssen müssen. Die Bäuerin hat so manchen kleinen Familienkummer auf dem Herzen, für den der fromme und erfahrene Pater Rath schaffen soll. Ist in Haus oder Stall etwas nicht recht geheuer, so muß derselbe mit einer scharfen Benediction den dämonischen Unholden so hart auf den Leib rücken, bis sie, von deren Macht bezwungen, entsetzt von dannen fahren. Der Bauer, zu dem in seiner einsamen Abgeschiedenheit nur selten ein leiser Nachklang der lauten Welthändel dringt, läßt sich von dem Mönche berichten, wie draußen in den weiten Reichen die Völker auf einander schlagen; und nach und nach schleicht sich das ganze Hausgesinde herbei, um von der redseligen Weisheit des politisirenden und polemisirenden Peripatetikers auch ein Körnlein abzufangen. Der Bauer hat einen Krug vom Besten aus dem Keller geholt, um die sich allmählich trocken redende Zunge des Erzählers durch eine schmackhafte Anfeuchtung noch geläufiger zu machen, und dieser donnert nun in heiligem Eifer gegen die Versunkenheit der Welt und die Verderbniß des Zeitalters los, daß seine Standrede nahezu die Expectorationen des Kapuziners in „Wallensteins Lager" erreicht, nur mit dem Unterschiede im Erfolge, daß ihm ein dank-

bareres Publicum lauscht als weiland seinem Collegen vor der rauhen Soldateska des fatalistischen Friedländers.

Unterdessen hat sich der Klosterbruder, welcher den Pater als dienstthuender Famulus für die materiellen Zwecke der Geschäftsreise begleitet, mit der Hausfrau auf die Seite begeben, und diese bringt nun das Beste von Butter, Schmalz, Eiern, gedörrtem Obst, Mehl und Wein herbei; der Frater legt die neue Last auf den Rücken des schon reich bepackten Klosteresels, der sich die Zwischenzeit an der wohlbesetzten Pferdekrippe recht angenehm vertrieben hat und es sich nicht im Geringsten anfechten ließ, daß die edeln Thiere auf den grauen Eindringling mit stolzer Verachtung herabblickten. Nun spendet der Pater den Hausbewohnern für die reichen Gaben noch seinen Segen, und dann geht es weiter nach dem nächsten Hofe, wo der eben geschilderte Vorgang in gleicher Weise und mit gleichem Erfolge sich wiederholt.

Für zarter angelegte Naturen mag das Nehmen auf dem Wege des Bettels zuerst wohl seine äußerst bedenkliche Seite bieten. Aber die Gewohnheit stumpft auch feinere Gemüther allmählich ab, und wenn der Bettel nicht nur ein Privilegium besitzt, sondern noch dazu als eine demüthige Herablassung erscheint, so kann man sich im Laufe der Zeit ganz gemüthlich mit ihm befreunden. Deshalb dürfen auch für den Franciskaner die Tage, wo er zum Terminiren hinauszieht, nicht als eine Zeit der Qual und der Buße, sondern vielmehr der Erholung und des Vergnügens betrachtet werden. Das freie Umherschweifen in den lieblichen Gebirgsthälern, die in dem lenzigen Schmucke der Blüthen, in der sommerlichen Pracht der Aehren, in der herbstlichen Fülle des Obstes und der Trauben und selbst unter der winterlichen Krystalldecke ein prachtvolles Landschaftsbild bieten, gewährt eine wohlthuende Abwechslung gegen die schmucklosen Wände der Zelle und gegen die trübe Einförmigkeit des Klosterhofes.

Nicht immer jedoch braucht das Kloster seine Abgesandten ausziehen zu lassen, um die Nothdurft des Leibes auf Freund Langohrs geduldigem Rücken heimzuschleppen. Es giebt Zeiten, wo das Volk seine Gaben selbst herbeibringt. Dies ist namentlich am Ostermorgen der Fall, wo in den katholischen Kirchen eine segnende Weihe über die Ostereier ausgesprochen wird, denen man in der Regel auch noch ein hübsches Stück Schinken, Milchkuchen, Meerrettig und Salz beilegt. Diese Gegenstände nennt man dann „das Geweihte", und dasselbe wird entweder ganz oder, wo die Ladung gar zu ergiebig wäre, wenigstens theilweise als Frühstück verzehrt. Es erhält da, wie einst im Lager bei Ampfing, jedes Mitglied des Hausstandes ein Ei, während sich nicht selten der Hausvater oder auch sonst ein Mitglied des engeren Familienbundes den Antheil des braven Schweppermann zumißt.

Diese Sitte wird namentlich in Tyrol sorgfältig beobachtet. Jeder gute Tyroler ißt am Ostersonntag-Morgen sein „G'weichtes", und er würde es für eine Entheiligung des festlichen Tages halten, wenn er etwas Anderes in den Mund brächte, ehe er dasselbe genossen hat.

Es ist nun ganz natürlich und selbstverständlich, daß auch die Herren Patres und Fratres ihr Geweihtes erhalten müssen, und da spenden denn die besonders eifrigen Anhänger und Wohlthäter des Klosters die oben erwähnten Gaben in solcher Fülle, daß die Herren wochenlang tüchtig davon frühstücken können. Wie unser Bild einen kleinen Begriff davon giebt, ist an diesem Morgen die geräumige Sacristei der Klosterkirche dicht mit reichbeladenen Körben angefüllt, und in dem weiten Raume verbreitet sich ein eigenthümlicher Wohlgeruch, der den Klosterbewohnern würzig und verlockend in die Nase steigt, die sich denn auch den saftigen Schinken nach der vierzigtägigen Fastenzeit, in welcher ihnen der Genuß von Fleischspeisen untersagt ist, ganz vortrefflich schmecken lassen.

Der Ostertag ist überhaupt im Franciskanerkloster eines der willkommensten Feste. Der lange Winter, der in großen Städten die Gesellschaft zusammenführt und durch eine bunte Reihe von Zerstreuungen und Vergnügungen zusammenhält, bringt schon für kleinere Orte ein dumpfes und trübseliges Einerlei; um so mehr für ein von aller Welt abgeschiedenes Franciskaner-Hospiz, wo in der Regel die Vorbedingungen für eine tiefere geistige Anregung fehlen, wo zwischen den einzelnen Conventualen bei dem häufigen Ortswechsel, dem sie unterworfen sind, selten eine herzliche Vertraulichkeit, oft aber eine gegenseitige argwöhnische Beobachtung herrscht, und wo die Hauptbeschäftigung in mechanischen liturgischen Formeln, ascetischen Gebräuchen und contemplativem Hindämmern besteht. Der Frühling bringt wenigstens wieder längere Tage; er erschließt die Pforten zu Spaziergängen in der verjüngten Natur; er bringt Besuche und mit ihnen zerstreuende Kunde aus Nähe und Ferne; er öffnet in Bälde den Klostergarten mit der obligaten Kegelbahn.

Die Ostertage bilden für die Söhne des seraphischen Vaters auch Tage der Erholung, da die beiden vorhergehenden Wochen für sie so ziemlich die angestrengtesten des ganzen Jahres sind. Nämlich die Osterbeichte, der sich in Tyrol nicht leicht Jemand entziehen kann oder auch nur entziehen will, führt nicht nur große Schaaren des Landvolkes in die Beichtstühle der Klosterkirche, auch die Honoratioren des nahen Städtchens oder Marktes tragen ihre Sündenpäcklein alljährlich regelmäßig zu den Franciskanern.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, tiefer in die Geheimnisse des Klosterlebens einzudringen oder die Gründe, welche für den Fortbestand, für die Umgestaltung oder etwa auch für die Aufhebung der Klöster sprechen, genauer zu untersuchen.

Wir wollen schließlich nur nochmals auf den im Anfange dieser Zeilen angeregten Gesichtspunkt zurückkommen. „Wo weilt das Glück?" ruft alle Welt, und wenn wir mit dieser schmerzlichen Frage an die Klosterpforten klopfen, so wird uns auch hier eine verneinende oder doch wenigstens eine abweisende Antwort entgegentönen. Gewiß nur Wenigen hat ein wahrer innerer Drang und wirklicher unabweisbarer Beruf diese Pforten erschlossen. Unklare, gefühlschwelgende Schwärmerei, bittere Erfahrungen und herbe Täuschungen eines Herzens, das sich nicht stark genug fühlt, weiteren Schlägen des Schicksals zu trotzen; Mangel an Kraft und Muth, sich nach fehlgeschlagenen und zertrümmerten Hoffnungen einen neuen Boden für eine freundliche Zukunft zu erkämpfen — das mögen wohl in den meisten Fällen die Motive sein, welche den Weg hinter diese Mauern gebahnt haben. Und dann bleibt immer noch zu bedenken, daß der Mensch nicht dazu geboren ist, um in stiller Abgeschlossenheit an den kleinen Freuden und Leiden des eigenen Herzens zu zehren, sondern daß er, und sei es auch nur in geringem Maße und in bescheidener Stellung, sich an der Aufgabe der Menschheit zu betheiligen hat, und daß er nur als werkthätiges Glied der menschlichen Gesellschaft dasjenige Maß des Glückes beanspruchen und erreichen kann, das dem Sterblichen hienieden überhaupt zugemessen ist. W.

Bilder aus der kaufmännischen Welt.

Nr. 2. Im Bankiergeschäft.

Der Handel mit Geld! Das erscheint vielleicht Manchem lächerlich, denn für die meisten Menschen ist Geld eben nur das was es heißt — Geld. In der Geschäftswelt jedoch kommt dieser hochgeschätzte Artikel in so unendlich vielfachen Formen vor, daß sich eine ganz besondere Classe der Jünger Mercurs lediglich dem Geldhandel gewidmet hat. Es sind dies die Wechsler oder die Bankiers.

Das Geld ist anerkannt die bedeutendste Großmacht der Erde, und man kann deshalb eine wenn auch nur kleine Anzahl außerordentlich reicher Bankiers, deren Namen wir nicht erst zu nennen brauchen, immerhin als Steuergehülfen im Schiff der Weltgeschichte betrachten. Allein diese bevorzugten Würdenträger hüten sich wohl, ihre klingende Großmacht auf eigenes Risico gegen die Gewalt in das Feld zu führen, denn jene glänzenden, vollwichtigen, geränderten Truppen fürchten den unmittelbaren Kampf mit der bewaffneten Macht, in welchem sie leichter verloren gehen würden, als sie verdient worden sind.

Kein anderer Zweig der kaufmännischen Geschäfte beansprucht eine so unausgesetzte Beobachtung der Verhältnisse, als das Bankierfach. Die Waarenhändler und Fabrikanten werden zwar einwenden, daß auch sie ihre ganze Aufmerksamkeit den Wechselfällen des Augenblickes und den eintretenden Conjuncturen widmen müssen,

wenn sie Geschäftsleute im wahren Sinne des Wortes sein wollen. Der Bankier ist jedoch gezwungen, die oft erst in ungewisser Ferne eintretenden Wirkungen der Zeitverhältnisse zu benutzen, um sein Capital gewinnbringend zu verwenden.

Der Gewinn, der dem Bankier erwächst, ist im Einzelnen betrachtet ein anscheinend sehr geringer, und es handelt sich dabei gewöhnlich nur um Bruchtheile von Procenten; dagegen ist aber auch der Umsatz im Vergleich zu den Waarengeschäften ein sehr bedeutender und beläuft sich bei nur irgend renommirten Häusern leicht auf 50 bis 100 Millionen Thaler des Jahres. Der Bruttogewinn bei diesen Umsätzen erreicht im Durchschnitt kaum ein Viertel-Procent; von diesem Bruttoertrage sind jedoch wieder die Geschäftsspesen abzuziehen, welche ungefähr den dritten Theil des Bruttogewinnes ausmachen. Wenn also ein Bankierhaus einen jährlichen Umsatz von 50 Millionen Thalern erzielt, so ist der Bruttoertrag auf etwa 120,000 Thaler anzuschlagen, was nach Abzug der erwähnten Spesen einen Reingewinn von ungefähr 80,000 Thalern ergeben würde. Mag nun dies auch recht erklecklich erscheinen, so muß man andrerseits bedenken, daß neben dem Risico auch ein sehr bedeutendes Capital erforderlich ist, um einen solchen Umsatz zu bewirken.

Für einen großen Theil der Fabrikanten und Waarenhändler ist der Bankier der hauptsächlichste Vermittler von Geld und Credit. Ein neues kaufmännisches Etablissement, welches beispielsweise mit einem Capitale von 10,000 Thalern begründet ist, würde diese Summe in den meisten Fällen jährlich nur einige Mal umsetzen können, wenn nicht die Hülfe des fremden Capitals in Anspruch genommen werden könnte, wodurch sich dann auch der Umsatz bedeutend vermehrt. Ein Fabrikant würde ohne diese Einrichtung meistentheils warten müssen, bis die Zahlungen für die gewöhnlich auch auf Credit verkauften Waaren eingegangen wären, ehe er auf's Neue arbeiten lassen könnte, und müßte er dann für die eingegangenen Gelder erst wieder die erforderlichen Rohstoffe beziehen, so ginge dadurch eine Menge Zeit verloren, die doch gerade in allen kaufmännischen Verhältnissen für ebenso werthvoll wie das Geld selbst angesehen wird.

Da tritt nun der Bankier vermittelnd ein; den sogenannten Blanco-Credit, welchen er seinen Kunden gewährt, benutzt er, indem er bis zu einem gewissen Betrage Wechsel auf das Bankhaus zieht, die er ohne Schwierigkeit für seine Zahlungen verwenden kann, und hierdurch gelingt es ihm, sich die Mittel zum ungestörten Betriebe seines Geschäftes zu verschaffen. Für solche Creditbewilligungen berechnet der Bankier außer den gewöhnlichen Zinsen durchschnittlich $^1/_3$ Procent Provision, und nehmen wir an, daß ein Bankhaus, welches, wie oben bemerkt, 60 Millionen Thaler Umsatz macht, den sechsten Theil jener Summe im Contocorrentverkehr umschlägt, so würde schon hieran ein Gewinn von etwa 30,000 Thalern bleiben. Allein dieser Nutzen wird selbst bei der größten Vorsicht auch durch Verluste geschmälert, wenn in den Verhältnissen seiner Kunden rasch unvorhergesehene, nachtheilige Veränderungen eintreten; auch dann muß der Bankier die von ihm acceptirten Wechsel seines Kunden stets bezahlen, während letzterer bei ihm nur als einfacher Buchschuldner gilt.

Den bei weitem größten Theil des Bankier-Geschäftes umfaßt der Cassa-Umsatz und der Verkehr in Wechseln und Actien oder Staatspapieren, welche dem Bankier von seinen Committenten entweder zum Verkauf übergeben, oder die von ihm bezogen werden. Bei diesen Operationen bleibt dem Bankier außer seiner Commission, die man durchschnittlich auf $^1/_6$ Procent annehmen kann, mindestens noch ein weiteres $^1/_6$ Procent dadurch, daß er, namentlich wenn er ein ausgedehntes Contocorrentgeschäft betreibt, an den ihm eingesandten Wechseln und Werthpapieren bei dem Wiederkauf (der Begebung) derselben verdient, wobei wir natürlich annehmen, daß der Bankier nicht speculiren will, sondern daß er die ihm eingesandten Papiere sofort verwerthet (realisirt).

Der Nutzen wird noch ansehnlicher, wenn der Bankier die bei ihm eingehenden Wechsel und Actien nach dem gebräuchlichen Ausdrucke „in sich verwendet"; das heißt: wenn er die von einem seiner Kunden zum Verkaufe eingesandten Werthsachen gleich wieder an einen andern seiner Kunden giebt, der ebensolche bestellt hat, was täglich in einem größern Bankgeschäft vorkommt, da sich Begehr und Angebot stets begegnen. Um ein Beispiel anzuführen, wollen wir annehmen, daß A. dem Bankier 20,000 Mark Banko in Wechseln auf Hamburg zum Verkauf übergiebt, während zu gleicher Zeit B. 8000 und C. 12,000 Mark in denselben Wechseln bestellen. Der Bankier berechnet A. die Wechsel zum notirten Cours abzüglich 1 pro mille Courtage (Mäklergebühren) und übersendet nun die Wechsel an B. und C., denen er entweder jene Papiere $^1/_8$ über den notirten Cours, oder doch mindestens zum notirten Cours zuzüglich 1 pro mille Courtage anrechnet. Er hat also auf diesen Posten zweimal Commission, zweimal Courtage und eventuell auch noch einen kleinen Coursgewinn. Dasselbe Verhältniß findet bei dem Ein- und Verkauf von Actien statt, wobei der Bankier noch die Courschwankungen an der Börse für sich hat.

Ein wesentlicher Nutzen entsteht dem Bankier noch durch die Discontoverhältnisse, indem der Börsendisconto fast stets niedriger als der Bankdisconto ist. Wäre nun zum Beispiel der Disconto der preußischen Bank $4^1/_2$%, so wird der Bankier die bei ihm eingehenden Wechsel auf Berlin abzüglich $4^1/_2$% Disconto annehmen, während er solche ohne Schwierigkeit zum Börsendisconto, der unter diesen Verhältnissen nur 4% oder noch weniger betragen würde, begeben kann.

Verschiedene Bankierhäuser betreiben das Contocorrentgeschäft nur wenig und widmen sich dafür dem Arbitrageverkehr, d. h. sie beziehen Wechsel, Geldsorten &c. von andern Plätzen oder senden solche dahin, wenn sich durch Hervorsuchung und Benutzung aller möglichen Vortheile dabei ein Gewinn erzielen läßt. Der Nutzen ist bei diesen Operationen meistens ein geringer und beträgt nur selten über $^1/_8$ Proc. Dagegen setzt der Arbitrageur das Capital weit öfter um und verdient dadurch in Summa ebensoviel, als der Contocorrentbankier; auch hat er, da er nur mit den feinsten Häusern arbeitet, nicht das Risico, welches jener durch seine Acceptverbindlichkeiten eingeht. Das Arbitragegeschäft ist allerdings auch weit mühsamer, verlangt ungemeine Aufmerksamkeit und viel Raffinement; ebenso erfordert es die genaueste Kenntniß der verschiedenen großen Wechselplätze, sorgfältiges Studium der Geldverhältnisse und eine fortgesetzte Beobachtung der Tendenz für die verschiedenen Gattungen von Wechselvaluten.

Eine Arbitrage, welche vor nicht langer Zeit im großartigsten Maßstabe und mit vielem Erfolg betrieben wurde, war der Bezug von Silbergulden aus Oesterreich. Diese Geldsorte verschwand damals fast ganz aus dem Verkehr in Oesterreich und selbst heute noch dürfte sie zum größeren Theile im Auslande gefunden werden, wohin sie in jener Zeit massenhaft ausgeführt wurde. Diese für die Arbitrageure so gewinnreiche Operation wurde folgendermaßen bewerkstelligt. Die Zinscoupons der österreichischen Nationalanleihe werden in Wien in Silbergeld (meist Gulden) eingelöst; da nun aber von jenem Staatspapiere sich ein großer Theil auf auswärtigen Plätzen, besonders in Amsterdam, Frankfurt a. M., Berlin und einigen baierischen Städten befand, so kauften die Arbitrageure an genannten Orten die fälligen Zinscoupons zu einem Preise, der ungefähr $97^1/_2$ bis 98 Thaler für 150 Gulden gleichkam. Diese Coupons wurden nun nach Wien gesandt, an den Staatscassen gegen Silbergulden zum vollen Werthe umgetauscht und diese dann per Bahn an die betreffenden Arbitrageure in das Ausland befördert. Das Porto für die Coupons, die Verwechselungs- und Verpackungsspesen in Wien betrugen ungefähr $^1/_4$ Thaler für 150 Gulden, die Assecuranz auf das mit der Eisenbahn zu befördernde Silber etwa 2 bis 3 Silbergroschen für 150 Gulden und die Fracht von Wien bis zum Wohnort des Arbitrageurs ungefähr 10 Silbergroschen für dieselbe Summe, so daß bei einem Einkaufspreise von $97^3/_4$ Thaler für 150 Gulden Coupons, zuzüglich des Zinsverlustes, welchen die zu der Operation erforderlichen sechs bis acht Tage veranlaßten, die 150 Silbergulden auf etwa $98^1/_2$ Thaler zu stehen kamen, während man dafür in Frankfurt a. M., Leipzig und andern Orten ohne Schwierigkeit $99^1/_2$ bis $99^3/_4$ Thaler dafür erzielte. Bedenkt man nun, daß ein einziger größerer Arbitrageur jährlich mindestens 5 bis 6 Millionen Gulden derartigen Silbers aus Oesterreich exportirte, so wird man ermessen können, wie vortheilhaft diese Manipulation war. Bei 6 Millionen Gulden und nur 1 Procent Nettogewinn betrug letzterer 60,000 Gulden oder 40,000 Thaler!

Allerdings blieb diese Operation nicht lange so rentabel, da zu viele Arbitrageurs sich derselben bemächtigten und der Preis der betreffenden Zinscoupons sich dadurch wesentlich steigerte. Seitdem in Oesterreich die Einkommensteuer mit 7 Procent bei den Coupons in Abzug gebracht wird und die österreichische Regierung der Ausfuhr des Silbers auch noch dadurch zu steuern sucht, daß

sie meist nur Viertelguldenstücke, die eine doppelt so theure Fracht verursachen, als die Guldenstücke, oft aber auch alte Zwanzigkreuzer, welche einen Verlust von 2 Procent ergeben, gegen Nationalanleihe-Coupons auszahlt, wird das eben beschriebene Geschäft nur wenig mehr betrieben.

Fragt man nun, wie jene kolossalen Summen so rasch Abnehmer fanden, so ist dies dadurch zu erklären, daß hauptsächlich die Besitzer von Fabriken oder anderer viele Arbeiter beschäftigender Unternehmungen die österreichischen Silbergulden von den Banquiers kauften und zur Bezahlung der Arbeitslöhne benutzten. Hierdurch drang nun auch diese Münzsorte so überaus rasch in das größere Publicum, und besonders in Sachsen ist noch jetzt die Menge der coursirenden Silbergulden eine ganz außerordentliche. In Preußen konnten sie jedoch nur eine verhältnißmäßig weit geringere Verbreitung finden; das politische Mißtrauen schien sich in jener Zeit auch bis auf diese glänzenden Silberstücke zu erstrecken.

Nicht immer sind dagegen die hauptsächlich auf Zeitverhältnisse basirten Speculationen der Banquiers von dem gehofften Erfolge gekrönt, denn oft genug zerstört ein kleines politisches Ereigniß mit einem Schlage die großen Hoffnungen, welche den Speculirenden schon die Hand nach den winkenden goldenen Früchten ausstrecken ließen, und der gehoffte Gewinn verwandelt sich in bittern Verlust.

Aus diesem Grunde wollen wir uns auch nicht weiter über die Geheimnisse der Speculationen verbreiten, da dieselben doch für manche unserer Leser vielleicht etwas zu Verführerisches haben möchten. Für Leichtgläubige hat man übrigens durch ähnliche Schriften, wie „Der Speculant in der Westentasche", oder „Die Kunst, durch Börsenspeculationen in vier Wochen ein Millionär zu werden" und andere dergleichen hinreichend gesorgt. Wir wollen vielmehr jetzt nur noch versuchen, das äußere Leben und Treiben in einem Banquiergeschäfte zu beschreiben und besonders jene Leute betrachten, welche zur Vermittelung so bedeutender Geschäfte berufen sind. Zwar können wir heute unsern freundlichen Lesern nicht den Zutritt zu den berühmten Häusern jener im Anfange dieses Artikels angedeuteten Geldfürsten verschaffen, allein auch ein bescheideneres Banquiergeschäft, d. h. ein solches, dessen jährlicher Umsatz fünfzig und mehr Millionen Thaler beträgt, bietet immerhin für den Wißbegierigen noch Reiz genug.

Welch ein Unterschied zeigt sich schon auf den ersten Blick zwischen den Geschäftslocalitäten der Waarenhändler und denen der Banquiers! Während dort Vorräthe aller Art in Massen aufgestapelt liegen und überdies noch außerhalb geräumige Niederlagen Waaren bergen, erstaunt der Uneingeweihte über die auffallende Leerheit, welche im Vergleiche zu jenen die Geschäftsräume der Wechsler darbieten. Eine große Anzahl von Pulten für die Angestellten des Comptoirs, dicke Bücher, hohe Stöße von Briefen, einige lange Zähltische und dahinter verschiedene feuerfeste Cassenschränke, in denen die Werthpapiere aufgespeichert sind — das ist der ganze Schmuck, wenn man nicht sagen will das Handwerkszeug der Banquiers. Aber die beim Zählen mit wunderbarer Schnelligkeit von einer Hand in die andere gleitenden Gold- und Silbermünzen verursachen eine so verführerische Musik, daß wir diesem Sirenenklange nachgehen und den Geldwirbel der Agio-Charybdis in größerer Nähe betrachten wollen.

Wir treten in die geheimnißvollen Räume, in denen uns sogleich die Menge der einzelnen Abtheilungen auffällt. Der Chef des Hauses thront in einem abgesonderten Cabinet und empfängt hier die Meldungen seiner Untergebenen, prüft die ihm gemachten Vorschläge, bewilligt oder verweigert mit gleicher Ruhe Credit, oder ordnet neue, großartige Geschäfte an. Er empfängt gewöhnlich nur Personen, welche besonders wichtige Angelegenheiten mit ihm zu besprechen haben; für Geschäfte geringerer Bedeutung hat er Bevollmächtigte genug unter seinem Personale.

Es würde unrecht sein, wenn wir den ernsten Herrn in seinen fünf-, sechs- oder siebenstelligen Zahlencombinationen stören wollten, und da unser Geschäft für heute hier überhaupt doch blos Neugierde betrifft, so ist der Empfang, der uns zu Theil werden könnte, auch noch zweifelhaft genug.

Am geeignetsten dürfte es deshalb wohl sein, wenn wir lieber gleich dem süßen Klange der unweit davon gezählt werdenden Thaler folgen, welcher unausgesetzt an unser Ohr schlägt. Dieser herrlich klingende Wegweiser führt uns zu dem Hauptcassirer des Geschäfts, einem stillen, ernsten Mann, der so zu sagen wirklich bis über die Ohren im Gelde sitzt. Oft genug hält er auf einmal hunderttausend Thaler oder mehr in Wechseln und Cassenanweisungen in seiner Hand, ohne dabei nur auf den Gedanken zu kommen, wie bedauerlich es ist, daß er das hübsche runde Sümmchen nicht sein nennen kann. So ist es aber im Leben auch überall: man gewöhnt sich bei täglicher Wiederholung ebensowohl an das Beneidenswerthe wie an das Abscheuerregende, und Niemand kennt die Resignation gründlicher, als ein solcher Hauptcassirer.

Der Hauptcassirer ist ein Mann von wahrhaft stoischer Ruhe, was Geldangelegenheiten betrifft, und keine Summe ist im Stande, ihn außer Fassung zu bringen. Weder der Klang des Goldes, noch der Anblick der so sauber gestochenen, auf große Summen lautenden Cassenanweisungen kann ihn reizen; die mit 500 oder 1000 Thalern Silbergeld angefüllten Säcke, welche hinter ihm stehen, rückt er gelegentlich blos mit einem leichten, verächtlichen Fußtritte bei Seite. Der Blick, welchen der Hauptcassirer seiner sehr oft in Thätigkeit gesetzten Schnupftabaksdose zuwirft, ist ungleich zärtlicher als jener, den er über die seiner Obhut anvertrauten wohlgefüllten Cassenschränke gleiten läßt. So groß nun auch die Ruhe ist, welche der Oberaufseher der Geldvorräthe äußerlich sich angeeignet hat, so ist doch unverkennbar sein Amt ein im hohen Grade angreifendes. Die durch lange Praxis erworbene Sicherheit schließt trotzdem eine gewisse innere Unruhe nie ganz aus, und es ist auffallend, daß gerade bei den mit so bedeutenden Cassengeschäften betrauten Männern mehr als bei anderen scheinbar noch mehr anstrengenden Functionen geistige Abspannungen vorkommen, die zuweilen einen bedenklichen Charakter annehmen. Nur wenige Menschen, die nicht jahrelang mit Geldgeschäften vertraut waren, möchten aber auch von einer fieberhaften Aufregung befreit bleiben, wenn sie das Amt eines solchen Hauptcassirers zu verwalten hätten, der beispielsweise in jedem Jahre eine Summe von vielleicht vierzig Millionen Thalern durch seine Hände gehen sieht. Niemand aber wird wohl verlangen, daß unter solchen Verhältnissen die Zeiten der monatlichen oder halbmonatlichen Cassenabschlüsse auch den ruhigsten Cassirer nicht in eine gewisse Aufregung versetzen sollen.

Als Gehülfen sind dem Hauptcassirer einige Cassendiener (an einigen Orten auch sonderbarer Weise Markthelfer genannt) beigegeben, welche hauptsächlich die verschiedenen Münzsorten zu sondern, zu zählen und einzupacken haben. Dies sind erprobte, grundehrliche Männer, und obgleich auch sie innerhalb eines Jahres so manche Million nachzuzählen haben, so sind sie doch mit einem kräftigeren Nervensystem begabt, als der Hauptcassirer, da ihr Leben durch das Austragen und Einfordern der Gelder an sich schon mehr Abwechselung bietet.

Eine kaum weniger anstrengende Stelle als der Hauptcassirer bekleidet der zweite Cassenbeamte, welcher das Wechselgeschäft der verschiedenen Geldsorten, den sogenannten Handwechsel, im unmittelbaren Verkehr mit dem Publicum zu leiten hat. Die kleineren Summen, welche er einnimmt und ausgiebt, und die Schnelligkeit, womit dies geschieht, verlangt einen geübten Mann; aber Niemand würde zur Besetzung einer solchen Stelle sich weniger eignen als ein Numismatiker, der so oft unter der Masse der einlaufenden fremden Münzsorten Seltenheiten suchen und entdecken, dabei aber auch unausbleiblich manches Versehen machen würde. Unter den oben angedeuteten kleinen Summen darf man sich jedoch nicht etwa Bagatellbeträge vorstellen; der zweite Cassirer rechnet oft genug nach Tausenden, und der Umsatz an seiner Casse erreicht fast die Hälfte des Hauptcassenumschlages in demjenigen Banquiergeschäft, von welchem wir hier sprechen.

Einen sonderbaren Gegensatz zu dem ruhigen Wesen der beiden Cassirer bildet der lebhafte Nachbar des letzterwähnten, ein Mann, der den Ein- und Verkauf der Actien, Staatspapiere 2c. unter sich hat. Bedenkt man nun, daß allein in den verschiedenen Eisenbahnen und industriellen Actienunternehmungen Deutschlands etwa 14 bis 1500 Millionen Thaler angelegt sind, so ergiebt sich allerdings für jenen Herrn ein reiches Feld der Thätigkeit. Es giebt aber wohl keine Eisenbahn der alten und nur wenige der neuen Welt, über welche er nicht auf der Stelle die umfassendste Auskunft zu geben wüßte. Die Abfahrts- und Ankunftsstunden der verschiedenen Eisenbahnzüge darf man freilich unter dieser Auskunft nicht verstehen, wohl aber weiß er über Zahl und Stand der Actien, über die betreffenden Dividenden und Prioritätsanleihen den genauesten Bericht zu erstatten. Seine Gewandtheit und sein

Gedächtniß sind gleich bewundernswürdig, und dabei hat er eine ganz eigenthümliche Gewohnheit, seine Berichte gewissermaßen zu illustriren. In der Rechten hält er nämlich fortwährend ein Stück Kreide, mit dem er wie zur Bekräftigung seiner Angaben alle in seiner Rede vorkommenden Ziffern mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Zähltisch schreibt, welcher sich zwischen ihm und den Kunden befindet. Wir sehen auf diese Weise wie durch Zauberei die sämmtlichen finanziellen Verhältnisse einer Eisenbahn in Zahlen vor uns klar werden, bis eben so rasch der immer bereitliegende angefeuchtete Schwamm den Zahlenbau von der Tischplatte entfernt, um anderen Zifferbeweisen Platz zu machen.

Diese Art, eine Rede durch Zahlen zu unterstützen, verbunden mit der großen Geschäftskenntniß jenes Mannes, ist ebenso eigenthümlich als überzeugend. Er hat sich aber an sein Kreidezissersystem so sehr gewöhnt, daß er fast niemals eine Zahl ausspricht, ohne sie auch sofort vor sich hinzuschreiben. Diese Gewohnheit macht sich sogar noch außerhalb des geschäftlichen Lebens geltend; wenn jener Finanzkundige in Freundeskreise und das Gespräch auf Actien kommt, so zeichnet er in Ermangelung der Geschäftskreide sicher die ausgesprochenen Zahlen wenigstens mit dem rechten Zeigefinger vor sich hin auf den Tisch. Würde er Nachts vor dem Einschlafen ein Stück schwarzer Kreide zur Hand nehmen, so müßte am nächsten Morgen bei seinem Erwachen das weiße Bett ebenfalls mit Zahlen bedeckt sein, denn ein so eifriger Geschäftsmann wie er träumt sicher allnächtlich von seinem Elemente, den Actien und Werthpapieren.

Denjenigen Theil des Geschäftes, wo die meisten Angestellten beschäftigt sind, das Comptoir, besuchen wir zuletzt. Ueber zwei Drittel des aus vierzig Mann bestehenden Geschäftspersonales finden wir hier. An einer Menge von Pulten sehen wir ältere und jüngere Herren, welche alle unausgesetzt rechnen und schreiben. Es herrscht hier eine musterhafte Ruhe und Ordnung. Früher, im goldenen Zeitalter der Gänsekiele, verursachten diese Schreibwerkzeuge wenigstens hier das jetzt so Vielen gänzlich unbekannte Geräusch, welches wir zuweilen noch in älteren Erzählungen beschrieben finden. Die Stahlfeder hat aber auch diesen hörbaren Beweis der Thätigkeit aus dem Felde geschlagen, denn sie gleitet lautlos über das Papier.

Hier, in dem Comptoir, ist es uns blos erlaubt, den Arbeitenden über die Schultern zuzuschauen, denn Niemand von ihnen möchte sich gern in seiner Thätigkeit stören lassen. Von dem Herrn Hauptbuchhalter aber müssen wir uns in ehrfurchtsvoller Entfernung halten, weil die langen Zahlenreihen, welche er in das „Soll“ und „Haben“ der dicken Bücher einträgt, von den Geschäftsgeheimnissen der Firma mehr verrathen würden, als wir wissen dürfen.

Ein traurig einförmiges Amt ist jenem Comptoiristen dort zugefallen, der nichts anderes zu thun hat, als die eingehenden Wechsel in ein hierzu bestimmtes Buch (das Wechselconto) einzutragen, und man wird wohl glauben, daß ihm keine Zeit zum Umschauen übrig bleibt, wenn man bedenkt, daß jährlich fünfzig- bis sechszigtausend Stück Wechsel in solcher Weise genau eingetragen werden müssen.

Den übrigen Angestellten des Comptoirs fallen in wohlberechneter Eintheilung die verschiedensten Arbeiten vom Buchführen bis zum Copiren herab zu. Einen sehr wichtigen Zweig bildet der außerordentlich umfassende Briefwechsel des Geschäftes, und um nur einen annähernden Begriff der Thätigkeit eines ersten Correspondenten zu geben, genügt es wohl, wenn wir anführen, daß ein solcher, dem der wichtigste Theil des Briefwechsels zufällt, täglich zwanzig bis dreißig oft ziemlich umfangreiche Briefe zu schreiben hat. Nehmen wir nun an, daß jeder einzelne Brief durchschnittlich etwa eine Druckseite des gewöhnlichen Octavbuchformats einnehmen würde, so hat jener Correspondent in einem einzigen Jahre an zwanzig recht artige Bände zusammengeschrieben. Wo bleibt im Vergleich hierzu die Productivität der berüchtigtsten Romanschriftsteller?

„Der Freund des Kaisers und des Volks.“

Unter den Männern, welche Alexander II. von Rußland bei seinen großen, tiefeingreifenden Reorganisationen unerschütterlich zur Seite stehen, nimmt wohl der jetzige Generalgouverneur von Petersburg, Graf Suwarow, Fürst Italijski, eine der hervorragendsten Stellungen ein. Ein Bild von diesem Manne zu entwerfen, den man mit gutem Recht „den Freund des Kaisers, wie des Volks“ nennt, wollen wir jetzt versuchen, soweit es das allerdings nur spärliche Material gestattet, das uns über den Charakter und das Wirken des Fürsten theils mündlich, theils schriftlich an die Hand gegeben wurde. Denn in gewisser Hinsicht hat auch das russische Reich seine große Mauer, die Alles hermetisch verschließt, was noch so schadlos über die Grenze gehen dürfte, und selbst der im Ausland lebende Russe beichtet nur ungern auf unsere etwaigen Fragen über seine Fürsten, Staatsmänner oder über die inneren Zustände seines Vaterlands, am liebsten aber antwortet er mit einem officiellen Achselzucken. Naseweisen Fragen wie: „War Kaiser Nicolaus wirklich beliebt?“ folgt regelmäßig ein Achselzucken — oder: „War er wirklich der große Mann, für den man ihn ein ganzes Vierteljahrhundert hindurch hielt?“ — abermals ein Achselzucken — oder man kommt auf die Aufhebung der Leibeigenschaft und bricht dabei in einen Lobgesang über den jetzigen Kaiser aus — so kann man immer noch eines Achselzuckens gewärtig sein, wenn man das Malheur hat, einem Altrussen gegenüber zu stehen. Eine vornehme russische Dame antwortete jüngst einem solchen vorwitzig Fragenden: „Das weiß ich nicht, mein Herr — ich weiß nur, wollen Sie einen Russen in Verlegenheit bringen, so müssen Sie mit ihm über Politik sprechen.“ —

Graf Alexander Arkadjewitsch Suwarow-Rymnikski, Fürst Italijski, ist der Enkel des ebenso berühmten als originellen Feldherrn der Kaiserin Katharina's II. und des Kaisers Paul, des Erstürmers von Ismail, des Siegers in Oberitalien (weshalb er auch den Beinamen „Italijski“ erhielt), des „alten“ Suwarow, dessen Mäßigkeit, Thätigkeit und Unbestechlichkeit noch jetzt als außerordentliche Charakterzüge vom russischen Volke angestaunt werden, dessen Lakonismus noch heute sprüchwörtlich ist, dessen echt Blücher'sches Losungswort aber: „Vorwärts und Sieg!“ neben jenen Eigenschaften auch auf dem Schilde des jetzigen Gouverneurs von Petersburg als Wahlspruch steht und als ein theueres Erbtheil gehütet und gepflegt wird. Der Vater des Grafen Alexander war der russische Generallieutenant Arkadij Suwarow, der, als er eine Division bei der Donauarmee unter Kutusow befehligte, im Rymnik ertrank, und zwar an derselben Stelle, wo sein Vater seinen großen Sieg über die Türken erfochten hatte.

In der freien Schweiz, in Fellenberg's Institut zu Hofwyl, sollte der junge Fürst den ersten Grund zu seiner körperlichen und geistigen Entwickelung legen, was gleich günstig für die vorurtheilsfreie Gesinnung des Vaters, wie für die spätere Geistesrichtung des Sohnes spricht. Auch die Universität Göttingen besuchte Suwarow und gedenkt so gern der seligen dort verlebten Zeit. Mit Stolz pflegte er häufig zu sagen: „Auch ich bin ja deutscher Student gewesen.“ Nach Ablauf dieser Studienzeit in sein Vaterland zurückgekehrt, tritt er 1822 als Cornet in das Chevaliergarde-regiment ein, welches kurze Zeit darauf als Verstärkung zur Armee im Kaukasus abgeht, wo er sich im Feldzuge gegen Persien durch raschen Ueberblick wie tollkühnen Muth so auszeichnet, daß er sich auf dem Schlachtfelde die Epauletten holt und, als Ueberbringer der Schlüssel von Ardebil, bei seinem Eintreffen in Petersburg zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt wird. Das Jahr 1831 führt ihn wieder in's Feld, indem er den polnischen Krieg im Hauptquartier des Marschalls Paskewitsch mitmacht, in dessen Auftrag er die Capitulation von Warschau unterhandelt und mit der Nachricht von diesem Ereignisse nach Petersburg eilt, wo er mit dem Oberstpatent belohnt wird. In der Folge mehrmals zu diplomatischen Missionen in deutschen Fürstenhäusern verwendet, später aber zum Generalmajor und Commandeur einer Grenadierbrigade ernannt, wird er 1845 mit der Untersuchung der unter den Truppen im Kaukasus eingerissenen Mißbräuche beauftragt, die ein strenges Gericht auf die Häupter der Schuldigen herabzogen. Es war dies eine der brillantesten Thaten des Fürsten, denn durch seinen Scharfblick und seine Energie deckte er einen der großartigsten Diebstähle eines Brigadiers am Solde der Soldaten auf, die nur in Folge der schnödesten Behandlung, aus Verzweiflung, aufständisch geworden waren. Zum

Generaladjutanten des Kaisers erhoben, geht er 1847 mit einer ähnlichen Mission nach Kostroma, wo er einige Zeit als Militärgouverneur fungirt, bis er im Jahre 1848 den Posten eines Militärgouverneurs von Riga und Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen erhält, in welcher Stellung er das auf ihn gesetzte Vertrauen nach allen Seiten hin auf's Glänzendste rechtfertigt, und sich in gleichem Maße die Liebe der Bevölkerung erwirbt, trotzdem ein großer Theil derselben, der deutsche, von der damaligen Zeitströmung ebenfalls ergriffen und fortgerissen wurde.

In dieser schwierigen Lage, einerseits inmitten deutscher Elemente, welche den größten Antagonismus gegen alle Russification hegten, andererseits durch die unabweisliche Verpflichtung gebunden, im Sinne und nach dem Willen der russischen Regierung zu handeln, gelang es ihm dennoch, diese Gegensätze zu vermitteln durch das Einzige, womit sich alle feindlichen Elemente überwinden lassen: durch Gerechtigkeit, Maß, wahre Menschlichkeit und Ehrfurcht vor dem Geiste jeder Nationalität. Was Suwarow für Riga durch die Niederwerfung der die Stadt früher einengenden Wälle, gegen die sich der Kaiser Nicolaus so lange gesträubt hatte, durch Begünstigung der Hafenbauten, durch Förderung der Gewerbthätigkeit &c. gethan, das wissen die Rigenser am besten. Dieselben Eigenschaften bewährt er mit gleich glänzendem Erfolge in seiner jetzigen Stellung als Generalgouverneur von Petersburg, ein Amt, das er unter so außerordentlich schwierigen Verhältnissen übernahm, daß man sich kaum der Hoffnung hingeben durfte, im ganzen weiten Rußland einen Mann zu finden, der ihm gewachsen wäre. Er hat es verstanden, in einer Epoche wilder Gährung, wie sie kaum jemals wiederkehren dürfte, den Erwartungen aller Wohlgesinnten zu entsprechen, und sich eine Popularität zu erwerben, die nur mit dem Namen eines russischen Gouverneurs zu verbinden, als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen mußte; denn das Wort Popularität stand ebensowenig wie das Wort Humanität in dem Wörterbuche der meisten seiner Vorgänger, welche die starre Gewaltherrschaft ihres „vergötterten" Nicolaus als das einzige richtige Regierungssystem erkannten und daher jede neue Wendung der Dinge, mochte sie selbst von dem milden Nachfolger des „Vergötterten" kommen, mit Argusaugen betrachteten. Den Gnadenmanifestationen Alexander's II. grollte der gesammte nationale Adel (an dessen Spitze die Grafen Adlerberg stehen, die Häupter der russischen Camarilla) nicht minder, als den gleichzeitigen kaiserlichen Kundgebungen, „von nun an vorzugsweise die socialen und materiellen Zustände der niederen Volksclassen zu verbessern" — Alles, was mit der neuen Aera auftauchte, erschien ihnen als ein schnöder Angriff auf ihre unantastbarsten Vorrechte, als ein Umstoß ihrer heiligsten Traditionen. Und wenn dieser schlecht verhaltene Groll hier und da sich selbst gegen die Person des Herrn zu richten wagte, um wieviel schärfer mußte er nicht gegen den Diener hervortreten, der offen und aus Ueberzeugung den neuen Maximen huldigt, indem ihre Grundzüge, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, ihm bei all seinen Handlungen als leitende Richtschnur dienen.

So sehen wir Fürst Suwarow bei Ausübung seines Amtes auf einer Seite beargwohnt und Schritt bei Schritt gehemmt von jener Partei, die durch alte verrostete Ueberlieferungen ihre vermeintlichen Vorrechte geltend zu machen sucht, die in ihren geheimsten Stunden noch gern von der Restauration eines Strelitzenthums träumen mag und deren größter Ruhm darin besteht, die „altrussische" Partei zu heißen, während auf der andern Seite das Volk und alle Freunde des fortschreitenden Rußlands ihn wie einen Vater betrachten, der das Glück seiner Kinder sich zur Lebensaufgabe gestellt hat, unter der Devise: „Vorwärts und Sieg!" Sein Freund aber, der Kaiser Alexander, dem die Wohlfahrt seines Volkes mehr am Herzen liegt, als zweideutiger Schlachtenruhm, oder den Herrn und Protector des übrigen Europa zu spielen, der sehr gut weiß, daß die Schienenwege, die jetzt sein Reich durchziehen, mächtigere Hebel der Civilisation sind, als Kriegsgeschrei und Schwertergerassel, der sich durch Aufhebung der Leibeigenschaft eine Krone aufsetzte, wie sie nie zuvor das Haupt eines Czaren schmückte — Alexander steht ihm als mächtiger Schirmherr zur Seite, um zu unterstützen, zu vermitteln, niederzuschlagen, oder auch, erheischen es Würde und Nothwendigkeit, zu bekämpfen, und wäre es mit eiserner Faust.

In dem ergreifenden Drama „Nur eine Seele" hat der bekannte Verfasser den Typus jener orthodoxen, altrussischen Partei in der Gestalt des „Fürsten Michel" auf's Vollendetste personificirt. Mit einem ingrimmigen Fluche über die neue Aera sehen wir da, zu nicht geringer Genugthuung und unter dem Beifall des Publicums, den alten moskowitischen Bojaren die Segel streichen. Ein ähnliches ohnmächtiges Fluchen und Fußstampfen mag auch jetzt von manchem russischen Großen auf der Bühne des Lebens gehört werden, doch es verfliegt im Rauschen der Zeit und unter dem Lächeln des Publicums.

Die Machtstellung eines General-Gouverneurs von Petersburg ist beinahe unumschränkter Natur, obwohl der Verfassung nach in administrativen Dingen der General-Gouverneur dem Minister des Innern — gegenwärtig Walujew — untergeordnet ist; nur in außerordentlichen Fällen behält sich der Kaiser seine höchste Entscheidung vor. Der persönliche Charakter eines solchen Mannes ist demnach ein hochwichtiger Factor, indem von ihm das Wohl und Wehe einer ganzen Bevölkerung abhängt. Civil- und Militärsachen unterstehen seinem Gouvernement, und vom letzten Krämer bis zum Millionär, vom Muschik bis zum höchsten Staatsbeamten, vom gemeinen Soldaten bis zum General, von Künstlern, Gelehrten und von Frauen aller Stände ist allwöchentlich an bestimmten Tagen sein Audienzzimmer geöffnet, um Bittschriften zu überreichen, Beschwerden anzubringen oder sich in Danksagungen zu ergehen. Alles dies wird vom Generalgouverneur rasch entgegengenommen und mit lakonischer Kürze beantwortet, denn Zeit ist auch ihm Geld und der betreffende Entscheid erfolgt in den meisten Fällen auf der Stelle. Eine solche Audienz bei Suwarow wollen wir in ihren Hauptmomenten zu schildern versuchen; neben ihrem fremdartigen Gepräge dürfte sie noch das besondere Interesse für sich haben, den persönlichen Charakter des Fürsten in seinen prägnantesten Zügen zu veranschaulichen.

Die Treppen, Gänge und Vorsäle des Gouvernementpalastes sind schon von frühem Morgen an gefüllt. Goldstrotzende Uniformen mischen sich mit Kaftans, elegante Frauentoiletten mit groben Leinwandkitteln, Stutzerphysiognomien mit wettergebräunten Köpfen, modisch gepflegte Bärte mit struppigen, die einem Urwalde gleichen. Alle Dialekte, alle Jargons sind hier vertreten, die verschiedensten Sitten und Gebräuche begegnen sich — Aller Ziel ist aber ein gemeinsames: „beim Suwarow vorzukommen" — „den Suwarow zu sprechen" — „endlich vom Suwarow Recht zu bekommen!" Nach hartnäckigem Drängen bis zum Audienzzimmer gelangt, sehen wir durch eine mächtige, offenstehende Flügelthüre, die militärisch besetzt ist, einen Mann in Generaluniform, groß und schlank von Gestalt, sich leicht an einen Tisch lehnend. Sein Blick ist sanft, der ganze Ausdruck seines Gesichts wohlwollend, sein Wesen hat nichts von der übelangebrachten Brüsquerie, wie sie leider so vielen Machthabern eigen, es trägt vielmehr jenes vornehme Sichgehenlassen an sich, das den Mann von Würde und Selbstgefühl charakterisirt. Dies ist Fürst Suwarow, den der unparteiische Ruf seiner Landsleute als einen der edelsten Männer in der Umgebung des Kaisers, als einen strengen, unbestechlichen Vertreter des Rechts, als einen wahren Freund des Volks bezeichnet.

„Iwan Dmitriewitsch Uschakow!" ruft der Ordonnanzofficier. Eine altersgekrümmte Gestalt tritt aus der Menge, neigt sich bald bis zur Erde, murmelt unverständliche Worte und will den Rockzipfel des Fürsten küssen. Dieser wehrt es unwillig lächelnd ab und spricht in gütigem Tone: „Lauter, Alterchen, ich verstehe Dich nicht." — Aber immer noch dasselbe unverständliche Murmeln des alten Mannes, wobei er heftig mit den Händen gesticulirt. Der Fürst beugt sich mehr und mehr zum Supplicanten herab: „So?" fährt er fort, „das ist schlimm — und er will nicht — was, er will nicht?! Wie heißt der Schuft? — Aha!" zum Secretair: „Streichen Sie mir den Burschen an! — Nun, Alterchen, soll geschehen (und er legt wohlwollend die Hand auf Uschakow's Haupt), hole Dir übermorgen Bescheid." Der Fürst wirft einen fragenden Blick auf die Zunächststehenden. Eine Dame in tiefer Trauer tritt hervor — die Unterredung wird französisch geführt. In des Fürsten Mienen wechseln Theilnahme mit Zurückhaltung — die Angelegenheit scheint delicater und schwieriger Natur zu sein, denn wenig Hoffnung spiegelt sich auf dem Gesicht der Abtretenden, die auf einen Wink des Fürsten von einem dienstthuenden Officier bis zur Treppe geleitet wird.

Nun erscheint eine ganze Deputation, die sich in langen unnützen Tiraden ergehen will. „Kürzer, kürzer!" unterbricht sie der Fürst schon nach zwei Minuten und stampft leise mit dem Fuße — doch die Deputation ist einmal im Zuge und nach unendlichen

Fürst Suwarow im Jagdcostüm.
Nach einer Photographie.

Vorreden kommt sie endlich auf des Pudels Kern. Aber ein schneidendes „Nichts!“ unterbricht sie — „Nichts damit, das will unser Herr nicht — fügt Euch — ich habe gesprochen!“

So wechseln die Scenen bunt durch einander, so geht es stundenlang: hier ein Invalide, der in der Krim zerschossen wurde und um Erhöhung der Pension bittet, dort ein Künstler, den gekränkter Stolz herführt, ein Schauspieler, der zu seinem Benefiz einladet, eine Wittwe, die um Unterstützung nachsucht oder ein Officier, der sich im Avancement beeinträchtigt glaubt. Und immer hört man dazwischen die laute sonore Stimme des Fürsten, meist

begütigend, tröstend und Abhülfe verheißend — aber auch befehlend und aufbrausend, wenn sein Scharfblick auf Winkelzüge stößt. — So ließ er einst eine Deputation von Kaufleuten fürchterlich hart an, die um Aufschub der Aufhebung des Branntweinmonopols bat, sei es auch nur auf drei Monate, und dabei eine kleine Bestechung von 50,000 Silberrubeln mit einfließen ließ — im nämlichen Augenblick aber scheint sich der Fürst eines Andern zu besinnen. „Wartet!" ruft er — fährt direct zum Kaiser: „Majestät," sagt er dort, „da bitten die Kaufleute um Aufschub wegen Aufhebung des Branntweinmonopols, sie haben mir 50,000 Rubel gegeben, daß ich's durchsetze; ich bitte Majestät, bewilligen Sie drei Monate, damit ich das Geld behalten — und den Armen geben kann." Lachend bewilligte der Kaiser die Frist, und lachend wirft sich der Generalgouverneur wieder in seine Kibitke und theilt der erstaunten Deputation die kaiserliche Bewilligung mit.

Bei den Bestrebungen des Kaisers, die eine völlige Umwandlung des bisherigen Regierungssystems in Rußland bezwecken, ist ein Charakter, wie Suwarow, eine Nothwendigkeit, und je klarer die liberale Partei dies erkennt, um so höher steht der Mann in ihrer Liebe und Achtung.

Blätter und Blüthen.

Der junge Dumas. Vor einem Jahrzehnt wohnte der Sohn Alexander Dumas' „des Ersten" in einem kleinen Hause der Rue de Boulogne. Seine Schwester, Marie, die er sehr liebte, hielt seine Wirthschaft in Stand, eine in der That geordnete, elegante und trauliche Wirthschaft, wo es ruhiger und sittiger herging, als man bei einem Junggesellen in Paris erwarten kann, besonders wenn er zum Vater Alexander Dumas hat und seinen Ruhm durch die getreueste Schilderung des Lorettenlebens von Paris sich erworben. Der berühmte Sohn des berühmten Vaters, der ihn witzig genug sein „bestes Werk" nannte, war in der That nicht ganz dem Urheber seiner Tage ähnlich, sowohl im Aeußern wie im Charakter. Dumas, der Vater, mit seinem Mulattengesicht, macht den Eindruck eines theatralischen Künstlers, der Jedermann zu zeigen sucht, daß er ein „großer" Mann, ein berühmter Mann ist: sein Sohn erscheint als eleganter Herr von Selbstgefühl, aber mit einem gewinnenden Zug des Natürlichen, ja mit einem Anhauch des Ernsten, fast Sinnenden, der bei dem Autor von Werken über die genußsüchtige Pariser Gesellschaft wohl etwas Ueberraschendes hat. Bei alledem hat Dumas „der Zweite" seine Bilder aus der Welt der Demi-Monde aus eigenen Erfahrungen gezeichnet; sein Vater erzählte sogar in seinem Journal „der Mousquetaire" mit dem Stolz eines alten Sünders, daß die Heldinnen der Demi-Monde-Stücke seines Sohnes immer Geliebte desselben waren, die er auch gekannt und als guter Papa selbst geküßt hatte (embrassé). Er ärgerte damit zwar seinen Sohn, aber der große Dumas muß nun einmal der Welt Alles erzählen, was er weiß.

Der junge Dumas war ein Kind der Demi-Monde, denn seine Mutter war eine Nähmamsell, die Dumas, der Vater, noch als unberühmter Secretair des Herzogs von Orleans liebte und erst ein Dutzend Jahre nach der Geburt des zweiten Alexanders zur Frau nahm. Im Uebrigen war der alte Dumas kein grausamer Vater. Er machte wohl später bei seinem Sohne Schulden, die er aus angeborner Höflichkeit nicht bezahlte; aber er sorgte doch auch dafür, daß er erzogen ward. Das Kind wuchs heran und nahm zu an Körper wie an Geist, während der Herr Papa inzwischen ein Literaturlöwe geworden war und seinen Namen als unverwüstliches Capital angelegt hatte. So etwas merkte sein Sohn, der auch Alexander hieß, und forderte eines schönen Tages den Namen von seinem Vater.

„Ah, Du Galgenstrick! Nun, so nimm ihn Dir — 's ist ein Capital; aber sprechen wir nicht mehr darüber."

Und der Junge war klug genug, mit dem Capital „Dumas" früh zu arbeiten. Er fühlte sich als Sohn seines Vaters, auch Poet, Schriftsteller, und er war in der That ein solcher, einer sogar, welcher es wohl auch ohne die Pathenschaft des berühmten Namens zu dem Ruhme gebracht haben würde, der dem Talent und dem Geist in Frankreich leichter als anderwärts zufällt.

Als er zwanzig Jahre zählte, der Sohn, im Jahre 1844, brachte er sein erstes Werk auf den Markt: „Die Jugendsünden", denn er hatte deren wohl manche, wenn auch keine schlimmen. Bald darauf erschien von ihm ein zweiter Roman, endlich der Roman: „Die Cameliendame", welche ihn schnell zu einem der beliebtesten Schriftsteller machte und zum Abgott der Region, in welcher die Cameliendamen den Zauber ihrer Herrschaft verbreiteten. Es war ein offenes Geheimniß, daß die Cameliendame, die er in dem Romane verherrlicht, seine Geliebte Marie Duplessis war, und der Ehrgeiz mochte ihre Colleginnen antreiben, in gleicher Art, wenn auch pseudonym, dem jungen, liebenswürdigen Dumas zum Modell für ein anderes Werk seines Ruhmes zu stehen. Auch war der junge Dumas in dieser Hinsicht nicht minder galant als sein Vater; er ließ sich mehrere Geliebte gefallen und machte mehrere davon zu Heldinnen seiner Romane, die nun in Menge seiner Feder entflossen, aber von denen nur wenige ein so großes Glück machten, wie die Cameliendame, dies moderne Seitenstück zu dem berühmten Roman „Manon Lescaut" von Abbé Prevost.

Da begegnet ihm eines Tages ein Freund, ein alter Praktikus, Monsieur Bérand.

„Aber sagen Sie mir doch, mein bester Alexander, warum machen Sie aus Ihren Romanen keine Theaterstücke?"

Aber der Andere stutzt.

„Meinen Sie? Wirklich, das wäre eine Idee!"

„Nun gewiß; sceniren Sie die Marguerite Gautier, die Cameliendame."

„Parbleu! Das soll geschehen!"

Und er ging hin und scenirte die „Cameliendame". Ein paar Wochen später war die Arbeit gemacht, fünf Acte fertig; noch ein paar Wochen später, und das Theatre du Gymnase in Paris gedachte das Stück aufzuführen.

Da aber kommt das Unglück in Form eines Polizeidecrets, wie so oft, und verbietet die Aufführung des Stücks. Die kaiserliche Censur fand — es sollte wahrscheinlich einen neuen Reflex auf die Moral des Kaiserreichs werfen — die „Cameliendame" zu unmoralisch.

„Ah, Herr Léon Faucher," rief der verzweifelte Alexander zu dem damaligen Minister des Innern, „Sie finden die ‚Cameliendame' zu unmoralisch? Warum dulden Sie denn die Legion ihrer Rivalinnen? Wollen Sie das Kaiserreich seiner schönsten Frucht berauben? — Minister, seien Sie kein Barbar!"

„Ganz gleich, Monsieur Dumas, ich lasse das Stück nicht aufführen."

„Na, denn nicht. Adieu, Monsieur le Ministre!"

Léon Faucher sagte aber seinerseits bald darauf dem Ministerium Adieu, und Herr von Morny bezog es. Herr von Morny, der durch seine Mutter einige Verwandtschaft mit der Demi-Monde hat und als Mitbegründer des Kaiserreichs ein weiteres Gewissen und eine bessere Kenntniß seiner Moral, las höchstselbst das verbotene Stück des jungen Dumas, amüsirte sich darüber und gestattete dessen Aufführung.

Die „Cameliendame" wurde also aufgeführt und erntete einen solchen Triumph, daß sie einer ganzen Richtung der Literatur, ja dem größten Theil der Literatur des Kaiserreichs Napoleon's III. den Namen gab. Das Stück gab ein unverkennbar getreues Bild des Inhalts der Pariser Gesellschaft; es illustrirte die Sitten derselben in so pikanter und treffender Art, daß Jedermann fühlte, diese dramatischen Photographien füllten eine sehr wesentliche Lücke des modernen Geschmacks an der Bühne aus.

Der junge Dumas setzte sich nun hin und scenirte auch seine übrigen Romane, die Erfolg gehabt hatten. Zunächst wurde „Diane de Lys" in ein Theaterstück verwandelt. Die kaiserliche Censur erröthete abermals davor und verbot dessen Aufführung; aber der Prinz Napoleon, welcher diese Prüderie des Kaiserthums sehr komisch fand, indem er an sein vergnügtes Leben dachte, bewirkte die Aufhebung des Verbots von seinem nachsichtigen Vetter, und „Diane de Lys" machte nun ebenfalls ihr Glück. Dann kam die „Demi Monde" selbst in vollem Titel auf die Bühne, und mit diesem Stück gipfelte sich diese sogenannte Cameliendliteratur zu ihrem Glanzpunkt auf. Alexander Dumas Sohn aber, der Vater dieser Literatur, betrachtete alle Stücke, welche seinem Namen einen besonderen Nimbus gegeben, wie Bekenntnisse seiner Jugend. Er ward fortan ein halber Eremit, ging wenig aus, empfing in seinem Salon nur wenige und intime Freunde, mit denen er rauchte und plauderte, und amüsirte sich in seinen Mußestunden damit, Messer nach dem Kopf einer Puppe zu werfen, welche er an dem Zaun seines Gartens angebracht, ein Spiel, worin er eine wahrhaft chinesische Fertigkeit entwickelte.

Alexander Dumas Sohn ist durch seine Demi-Monde-Stücke in Deutschland schnell bekannt geworden, bekannter als hundert deutsche Schriftsteller, welche auch ihr Publicum zu amüsiren wissen. Seine Stücke haben eine Zeitlang auf den Repertoirs vieler deutscher Theater nicht fehlen dürfen, und wir finden dies sehr erklärlich. Außerhalb des Standpunktes der blos sinnlichen Genußsucht ist man nicht zweifelhaft darüber, daß es mit der französischen dramatischen Literatur heutzutage nicht besser bestellt ist, als mit der unsrigen, über deren Verfall unsere Kritiker gewohnter Weise jammern, ohne zu bedenken, daß unsere Zeit aller Poesie und Idealität entschieden feind ist. Die **Zeitung** ist heute Alles geworden; die Politik erstickt die schöne Literatur; erst wenn nach der politischen Fluth, die kommt, die Wasser wieder gefallen sein werden, wird aus dem gedüngten Boden eine neue kräftige Saat erstehen. Es wäre ja nicht auszuhalten, wenn jedes Zeitalter nur die Aufgabe hätte, seine Größe durch einen unsterblichen Poeten darzuthun, und die Geschichtsordnung hat es weise genug eingerichtet, daß jede Zeit ihre besondere Aufgabe zu lösen hat und von einem großen Poeten ein paar Zeitalter sich recht gut nähren können. Klagen wir deshalb nicht sinnlos über „Verfall" einer Literatur, wenn sie, wie die jetzige, nicht gerade die Mission für das Zeitalter hat, welche ihr unter unseren Großeltern, als diese jung waren, beschieden wurde. Die Literatur der Gegenwart ist im Sinne ihrer Zeit genug; diese Zeit ist keine wesentlich literarische.

Und in Frankreich noch viel weniger. Unter dem zweiten Kaiserreich ist die Literatur, welche Licht, Luft und Wärme braucht, demselben Fluch verfallen, wie unter dem eisernen Despotenregiment Napoleon's I. Sie ist, wenn sie ist, von künstlicher Art. Aber eins hat sie gegen die unsrige in allen Fällen immer voraus: sie weiß Gesellschaftszustände zu schildern, nicht allein mit virtuoser Geschicklichkeit, sondern auch erfüllt von dem Geist, der die „Gesellschaft" beherrscht. Der Deutsche kann dies nicht. Wir haben in Deutschland wohl Gesellschaften ebenso wie Nationen, aber keine Gesellschaft und keine Nation als etwas Einheitliches. Paris jedoch ist Frankreich, und der französische Autor braucht nur in den Spiegel des Pariser Lebens zu blicken, und er sieht die moderne Gesellschaft in der vollen Concentrirung all' ihrer Gebrechen. Sein Griff in's volle Menschenleben ist lohnend, und der Deutsche besieht sich das, was ihm der Franzose von der Gesellschaft zeigt, desto neugieriger, je weniger er sich Begriffe über die Zustände derselben und die Ursachen davon zu machen vermag. Die Schriftsteller

des zweiten Kaiserreichs haben nun besonders Gelegenheit gehabt, die interessantesten Studien der Gesellschaft zu liefern; denn die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs spreizt sich im Glanz der Demoralisation, wohin sie der Mangel an Freiheit und natürlicher Entfaltung getrieben. Börse und Demi Monde, die Welt des Scheins, des glänzenden Lasters, sind daher die zwei Hauptthemen gewesen, mit denen die neueren französischen Schriftsteller so viel Glück gemacht! Ponsard und Augier, Feydau und Octave Feuillet, Murger und Alexander Dumas, der Sohn — sammt und sonders geschickte Photographen der französischen Gesellschaft in Mode — was können sie dafür, daß sie das Original nicht anders finden, als es ist, und daß die Gesellschaft in dem Spiegel, den sie ihr vorhalten, erkennen muß, wie weit ihre Corruption um sich gegriffen hat und wie sich die Krisis ihrer Regeneration, ihrer Neugestaltung naht?

Schmidt Weißenfels.

Alter Schwindel. Unter den modernen Schwindeleien, von denen uns Nr. 23 der Gartenlaube mehrere vorführte, war auch eine, die mit der Braunschweiger Lotterie in einem Zusammenhange war; dabei fiel mir ein lustiges Stückchen aus längstverklungenen Zeiten ein, welches wohl originell genug war, die Leute damals zu amüsiren, und das vielleicht heute wiedererzählt werden dürfte.

In einem der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts — wenn es nicht etwa später war — hatte der mächtige Amor, der damals ebenso gewaltig, wie jetzt, ja in der Siegwartperiode vielleicht noch mehr, die Herzen der Sterblichen in Aufregung versetzte, einen jungen Apotheker Gehülfen entbrennen lassen für eine ehrsame Jungfrau und war einem Widerhalle seiner Empfindungen begegnet. Das Mädchen war sehr hübsch, gesund und unbescholten, aber arm wie eine Kirchenmaus, und letzteres war der Apotheker auch. Häßlicher Umstand, wenn man sich gern heirathen möchte und doch an die Zukunft mit ihren Bedürfnissen denken muß! Seine Anstellung in dem kleinen Städtchen Camburg in Thüringen war auch keine solche, wo Schätze gesammelt werden konnten, und bis auf den Nimmermehrstag wollten die Feurigliebenden nicht warten. Unser Pillendreher war ein anschlägiges Köpfchen und mit Zubilligung seiner Geliebten ergriff er folgendes Auskunftsmittel.

Sein Mädchen ließ sich ausspielen. Ein gefälliger Kupferstecher legte die reizenden Gesichtszüge der für diesen Fall sich Aurora Fortuna nennenden Unternehmerin als Medaillon nieder auf ein Lotterieloos in Altausendfacher Vervielfältigung. Die Glücksscheine sahen allerliebst aus, kosteten nur einen Thaler das Stück, und angelehnt an die gothaische oder Braunschweiger Lotterie — ich weiß nicht genau welche — mit ihren 30,000 Loosen, wurde auch damals schon Reclame geübt und des Apothekers ganzer Bekanntenkreis für den Loosvertrieb mit in Anspruch genommen. Der ausgegebene Prospectus erläuterte, daß der Inhaber derselben Nummer, welche in der ꝛc. Landeslotterie den Hauptgewinn hinwegtragen würde, der einzige Gewinnende sein würde, und zwar von einer jungen, schönen Braut mit 30,000 Thalern Mitgift. Ist's möglich? Das ist ja Menschenhandel, und so etwas kann keine der damaligen vielen thüringischen Regierungen zugegeben haben! Und doch war es so, nur gemildert durch die Modalitäten, die der Prospectus gleich nachfolgen ließ. Es war nämlich festgestellt: 1) wenn der Gewinner nicht geneigt sein sollte, die Aurora Fortuna baldigst an den Traualtar zu führen, würde er völlig freie Hand behalten, sich dann aber nur mit einem Drittel ihres Mahlschatzes, also zehntausend Thalern, begnügen müssen, während der Rest dem verschmähten Glücksmädchen verbleiben sollte. 2) Ebenso sollte der Aurora ihre persönliche Freiheit gewahrt bleiben und sie berechtigt sein, von dem Ehebunde Umgang zu nehmen, wenn sie nicht Lust zeige, mit dem Gewinner fürder durch das Leben zu wandeln, auch wenn derselbe sich dazu völlig bereit erklärt haben würde. Statt der Braut sollten ihm aber immer zwei Drittel des Vermögens bleiben, weil die Spröde sich mit dem Reste von zehntausend Thalern zu begnügen haben würde ꝛc.

So hatte unser Apotheker mit seiner Aurora die Sache ganz plausibel eingefädelt. Letztere war natürlich Willens, jeden Gewinner des Looses als künftigen Gatten zu verschmähen und sich mit einem Drittel des Capitals gern zu begnügen, um der alten Flamme treu zu bleiben. Sie aber war, es mochte kommen wie es wollte, kein armes Mädchen mehr, und der Pharmaceute würde dann schon wissen, was er zu thun habe. Also tapfer drauf los! Die Sache ging, die Loose vertbaten sich, denn das Bildniß war gar lieblich, der Spaß kostete ja nur einen Thaler, und Mancher interessirte sich dabei, dem es eigentlich gar nicht zukam oder der seine liebe Junggesellenwirthschaft doch nicht hätte aufgeben mögen.

Da erfolgte die Ziehung, und . . . . o schäkerhafter Zufall! der Gewinner war ein glücklich verheiratheter Mann, der einmal in heiterer Weinlaune sich ein Loos gekauft hatte und nun selbstverständlich das Original seines schönen Portraits im Stich lassen und sich mit den 10,000 Thalern begnügen mußte, während Aurora, mit ihren verbliebenen 20,000 zur Fortunata geworden, sich ihrem Liebhaber freudig in die Arme warf, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich irgendwo eine Apotheke zu kaufen und sein Hauswesen zu begründen.

Klingt wie Roman, ist aber völlig wahr. Ich habe Leute noch gesprochen, die die Aurora gekannt haben wollten.

Mein letzter Besuch bei Meyerbeer. Die Veranlassung, der ich meinen letzten Besuch bei Meyerbeer verdanke, war in jeder Weise sehr angenehm und erfreulich. Bekanntlich ist kürzlich im Verlage der Gartenlaube ein Buch erschienen, unter dem Titel: „Karl Maria von Weber. Eine Biographie von Max Maria von Weber.“ Der Verfasser dieses trefflichen Werkes, Sohn des unsterblichen Tondichters des „Freischütz“, hatte mich beauftragt, Meyerbeer das Buch zu überbringen. Zu diesem Zwecke begab ich mich in die bescheidene Wohnung des Meisters, die er hier in Paris auf der Avenue de Montaigne in den Champs Elysées inne hatte. Ich wurde sogleich angemeldet und in einen kleinen Salon geführt, wo man mich bat, ein wenig zu warten, da der Herr Generalmusikdirector für den Augenblick anderweitig in Anspruch genommen sei. Nach einer kleinen Weile erschien Meyerbeer. Freundlich, wie immer, entschuldigte er sich zunächst, daß er mich hatte warten lassen, und fragte sodann nach meinem Begehr. Ich machte ihn mit meinem Auftrage bekannt und überreichte ihm das erwähnte Werk. Sein Gesicht nahm sogleich einen noch viel freundlicheren Ausdruck an, er ergriff das Buch und sagte mir mit Rührung, indem er mir die Hand gab:

„Sie bringen mir da ein schönes, ein unschätzbares Geschenk! Ich kenne das Buch schon; ja, ich darf wohl sagen, daß ich einer der Ersten war, der es besaß. Kaum war es erschienen, so habe ich es mir sofort aus Berlin kommen lassen, und nun kann ich mich gar nicht mehr davon trennen. Ich habe es schon dreimal durchgelesen. Es weckt mir tausend, tausend liebe Erinnerungen, die in meiner Seele schon halb eingeschlummert waren und nun wieder in ihrer ganzen Frische vor mir stehen. Das Buch ist für mich ein Schatz; es ist vortrefflich, ja ganz ausgezeichnet geschrieben. Ich weiß nicht, was ich zuerst bewundern soll: die geistvolle Auffassung und Darstellung des Gegenstandes oder die Genauigkeit und Wahrheit in der Angabe der einzelnen Daten, die mich in das höchste Erstaunen setzt. Ich kann das am besten beurtheilen, da ich alle diese Dinge zum Theil mit erlebt habe. Ich begreife gar nicht, wie der Mann das Alles wieder hat zusammenfinden können. Welchen Fleiß, welche Mühe, welche Ausdauer hat er auf das Buch gewendet! Man fühlt, daß es mit dem Herzen geschrieben ist. Sagen Sie Herrn von Weber, daß ich sein Werk bewundere und hochschätze; er hat damit seinem herrlichen, unvergeßlichen Vater ein schönes Denkmal errichtet. Uebrigens werde ich ihm selbst schreiben, sowie ich nur ein wenig Zeit gewinne.“

Ich theilte ihm nun mit, daß das Buch auch in englischer Sprache erscheinen werde und daß man ebenfalls eine französische Uebersetzung desselben beabsichtige.

„Das ist eine sehr glückliche Idee,“ sprach er hierauf, „und ich werde mit Freuden Alles thun, was in meinen Kräften steht, um diesen Plan zu fördern.“

Ich entgegnete nun, daß ich mir einen guten Erfolg von der französischen Ausgabe des fraglichen Werkes verspräche, da die Weber'sche Musik doch wohl auch in Frankreich populär sei. Darauf sah er mich ganz verwundert an und sagte:

„Ist das eine Frage? Weber's Musik ist und muß überall populär sein, wo man sie kennt. Folglich auch in Frankreich und nun gar hier in Paris. Hören Sie doch hin, in all' die unzähligen Concerte, die hier gegeben werden; es vergeht ja kaum ein Abend, wo nicht Musik aus Freischütz oder Oberon gesungen oder gespielt würde.“

Ich stellte nun die Ansicht auf, daß unsere Zeit im Allgemeinen arm an großen Componisten sei, und erlaubte mir eine bescheidene Anspielung auf die mit Spannung erwartete „Afrikanerin“.

„Gut Ding muß Weile haben!“ antwortete er. „Uebrigens ist es nicht genug, Opern zu componiren, man muß auch Sänger haben, die sie singen, und ich meine, daß unsere Zeit noch weit ärmer an guten Sängern ist, als an talentvollen Componisten.“

Er fragte mich nun nach meinem Urtheile über einen gegenwärtig in Dresden engagirten Sänger; ich konnte ihm aber keine genügende Auskunft geben, da mir die dortigen Theaterverhältnisse, nach meiner langen Abwesenheit aus jener Stadt, gänzlich fremd geworden sind.

„Ein Tichatschek wird dieser Herr N. N. wohl auch nicht sein,“ fuhr Meyerbeer nun fort, „Tichatschek's Stimme ist ein Phänomen, geradezu une bonne fortune für einen Componisten. Freilich entdeckt man solcher Tenore etwa nur aller hundert Jahre einen.“

Hierauf kam Meyerbeer wieder auf das Uebersetzungsproject des Weber'schen Buches zurück, nahm sich vor mit seinem Verleger über diese Angelegenheit zu sprechen, bestimmte mir einen Tag, an dem ich wieder zu ihm kommen möchte, um mich darüber weiter mit ihm zu berathen, und entließ mich mit wohlwollender Güte.

Pünktlich stellte ich mich an dem bezeichneten Tage wieder an der Schwelle des großen Mannes ein, aber derselbe deutsche Diener, der mir schon bei meinem letzten Besuche geöffnet hatte, sagte mir mit betrübtem Gesichte, daß mich der Herr Generalmusikdirector nicht empfangen könne, da er sehr unwohl sei. Als ich drei Tage später mich wieder einfand, vernahm ich mit tiefem Schmerz die Trauerkunde von dem Hintritt des Tondichters aus dem Munde des weinenden deutschen Dieners. Diese Nachricht traf uns wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Noch vor kaum zwei Wochen hatten wir den fleißigen Mann an der Arbeit gesehen. Das Einstudiren der „Afrikanerin“ war in Angriff genommen worden; er war mit Leib und Seele bei diesem wichtigen Geschäft. Außerdem hatte er persönlich einige Proben der Hugenotten geleitet, da Fräulein Sax, von der großen Oper, die Rolle der „Valentine“ zum ersten Male singen sollte. In der liebenswürdigsten Art gab er der Künstlerin gute Rathschläge über die Auffassung dieser schwierigen Partie, über die Intentionen der Musik ꝛc. Wir bewunderten seine geistige Frische, seine fast jugendliche Regsamkeit und freuten uns des Kunstfeuers, das seine Adern noch durchglühte — und nun mitten heraus aus diesem thätigen, wohl ausgefüllten Leben wurde er uns plötzlich und ganz unvermuthet entrissen! So ist der Meister gestorben, wie ein Soldat, wie ein Held, auf der Bresche, im siegreichen Kampfe. Hochgeschwungen hielt er noch in seiner Hand die glorreiche Fahne der Kunst, der er gedient hat!

Meyerbeer lebte sehr gern in Frankreich und namentlich hier in Paris. Mit besonderer Vorliebe schlug er immer und immer wieder sein melodisches Zelt an den Ufern der Seine auf. Er wurde aber auch hier mit der zartesten und rücksichtsvollsten Aufmerksamkeit behandelt und seine Ankunft stets als ein freudiges Ereigniß begrüßt. Indessen lebte er ganz einfach und zurückgezogen, weit entfernt von dem Glanze und dem Luxus, wozu sein großes Vermögen und seine hervorragende Stellung ihn berechtigt hätten. Er schien fast gar keine Bedürfnisse zu haben, fast immer ging er zu Fuß und zeigte

sich in der letzten Zeit nur selten öffentlich. Ich erlaubte mir einmal gegen einen berühmten hiesigen Componisten eine Bemerkung über Meyerbeer's einfache Lebensweise; „quo voulez-vous?“ entgegnete mir der französische Tondichter, „Il veut se faire pardonner sa gloire!“ Einem Briefe Offenbach's, des bekannten Componisten des „Orpheus in der Unterwelt“ &c. entnehme ich die nachfolgenden Stellen, weil sie Meyerbeer sehr gut charakterisiren.

Meyerbeer arbeitete täglich acht Stunden. Das war seine einzige Freude, seine einzige Zerstreuung. In Ems und in Berlin, wo ich ihn viel sah, blieb er fast den ganzen Tag in seinem Studirzimmer eingeschlossen. Ich wagte nicht, ihn zu besuchen, weil ich ihm lästig zu sein fürchtete. Eines Tages sagte er mir: „Warum lassen Sie sich denn gar nicht sehen?“

„Weil ich Sie nicht stören will, Meister!“

„Kommen Sie ja; ich bin so glücklich, wenn ich zuweilen ein wenig gestört werde!“

Man kann fast behaupten, daß in ganz Europa keine Note neuer Musik gespielt wurde, die er nicht hören und beurtheilen wollte. Für die kleinen Theater, die seine Werke nur stückweise und sehr unvollkommen geben konnten, war er voll Nachsicht. Auch setzte er sich über den deutschen Gebrauch hinweg, der verlangt, daß eine Oper wo möglich nicht länger als drei Stunden dauern soll. Dadurch machen sich in seinen Werken für Deutschland viele Kürzungen nothwendig. Ich war sehr entrüstet hierüber und sprach ihm meinen Unwillen aus. Da entgegnete er mir lächelnd: „Es ist besser, mit einem Arme weniger zu leben, als gar nicht zu leben!“

Meyerbeer hegte in seinem Herzen ein Gefühl, das ihm über Alles heilig und theuer war: die tiefste Verehrung und Liebe für seine verstorbene Mutter. Wenn er von ihr sprach, standen ihm die Thränen in den Augen. Am Tage der ersten Vorstellung von „Robert der Teufel“ hier in Paris, im Monat November 1831, empfing Meyerbeer einen Brief seiner Mutter mit der Aufschrift: „Zu eröffnen nach der ersten Vorstellung des Robert.“ Als nun am Abend der Vorhang zum letzten Male gefallen war und das jubelnde Publicum den großen Triumph des Componisten stürmisch bezeugte, erbrach dieser den Brief seiner Mutter und fand darin die folgenden Worte:

„Der Herr segne und behüte Dich!
Er lasse sein Antlitz leuchten über Dir!
Er bewahre Dich und schenke Dir den Frieden!
Deine Mutter.“

Dieser Brief ward für Meyerbeer ein wirklicher Talisman. Stets trug er ihn in einer Brieftasche bei sich und oft ging er in sein Zimmer zurück, um diese Brieftasche zu holen, wenn er sie ja einmal zufällig hatte liegen lassen.

F. D. P.

Die Briefmarken-Sammlungen der Kinder. Man halte mich nicht für einen schulmeisterlichen Pedanten, wenn ich die geißelnde Hand an eine Sache lege, die zur Modesache, zur Sucht geworden ist. Der Geburtstag meines Knaben, meiner Tochter steht vor der Thür, und ich bin in Verlegenheit, was ich dem Kinde schenken soll! So spricht der liebe Papa oder die liebe Mama. Mit Spielzeug ist das Kind zum Ueberdruß versehen und da erhält es denn – die Mode will es so – ein Briefmarken-album. Der Grund ist gelegt! Wozu? Zu Schlichen und Schachereien! Und der Schauplatz dieser Kaupeleien und Schachereien ist – die Schule! Ueberzeugt Euch selbst, Eltern und Lehrer! Durchsucht den Bücherranzen Eurer Kinder und Schüler. Der unentbehrliche Begleiter der Schulbücher ist das Briefmarken-Album. Ist kein Album vorhanden, so durchblättert oder durchschüttelt die Schulbücher, zwischen jedem Blatt finden sich Marken, und der Boden der Schulstube ist nach einer derartigen Reinigung von Briefmarken übersäet. Als unschuldiger Begleiter möchte die Markensammlung passiren, trotzdem dieselbe, streng genommen, nicht in die Schule gehört; aber sie ist nicht immer ein solcher.

Welcher Platz ist aber auch geeigneter, die Briefmarken-Schacherei zu betreiben, als die Schule? Treffen sich doch hier Käufer und Verkäufer am bequemsten und in Masse. Von den Störungen, Verboten, Bestrafungen, welche dies in den Schulen veranlaßt, will ich hier nicht sprechen. Gewiß, jeder Classenlehrer könnte darüber capitellange Lamentationen schreiben. Aber des schlimmen Einflusses auf den Charakter des Kindes sei hier erwähnt. Der Knabe ist zu träge, seine Schularbeiten zu fertigen, oder hält sie für zu schwer. Einige Briefmarken — und er findet einen Helfer an einem Cameraden. Damit hat er einen Weg, seine Faulheit und Trägheit zu verdecken, kennen gelernt; aber nicht blos diesen, er hat auch leicht durch Unterschlagung den Weg zum — Diebstahl gefunden. Denn je nach Größe oder Schwere der Arbeit verlangt der Helfer gewiß eine seltene und theure Marke. Das Kind besitzt die Marke — den Kaufpreis für die Arbeit — nicht, muß dieselbe sich erst erwerben und schlägt – die Noth drängt — böse Wege dazu ein.

Einer gewissen Schulpolizei durch obere Schüler ist nicht immer auszuweichen. Ueber Vergehen gegen dieselbe helfen einige Briefmarken, und beide Theile haben den Weg der Bestechung kennen gelernt. Wie viele suchen sich die gegenseitige kindliche Zuneigung durch Markenspenden zu erkaufen, wie viele benutzen dies, diese Gefühle nur gegen Zahlung einer Marke zu erwidern und sich zu Heuchlern, heuchlerischen Speculanten heranzubilden!

Und liegt denn ein wirklicher Werth in einer derartigen Sammlung? Nur die Speculation oder die Sammlerwuth wird dadurch wachgerufen. Erstere, auf diese Weise beim Kinde angeregt, kann unmöglich zu Gutem führen, letztere aber doch wohl auf edlere Weise mäßig gepflegt werden.

Bietet die Natur nicht Gelegenheiten genug, sich schönere und werthvollere Sammlungen, die zugleich die geistige Ausbildung fördern, anzulegen? Hat das Anlegen eines Herbariums, einer Mineraliensammlung, das Aufsuchen von Versteinerungen u. dergl., zugleich mit dem Genuß der Natur, nicht einen edleren Einfluß auf den Geist und Körper des Kindes, als wenn dies in der Stube hinter dem Album hockt und todte, buntbekleckste, unappetitlich aussehende Marken begafft?

Länder, Staaten, Porto-Kunde und was sonst noch damit erzielt werden soll, sind bloße Beschönigungen.

H. G.

Deutsche Erbschaften in Australien. Aus Melbourne sendet „der Central-Ausschuß der deutschen Vereine in Victoria &c.“ der Redaction der Gartenlaube die Mittheilung zu, daß derselbe, als Organ der verschiedenen deutschen Vereine in Victoria und anderen Colonien Australiens für gemeinsames Handeln und Wahrung und Förderung ihrer gemeinsamen Interessen, unter Anderem die Pflicht auf sich genommen habe: „Anfragen zu beantworten und Aufschlüsse zu geben, welche australische Verhältnisse und das allgemeine Interesse betreffen, wenn dieselben von Vereinen und öffentlichen Organen gemacht werden sollten, welche dem Auswanderungswesen und den deutschen Ansiedlern in der Fremde ihre Aufmerksamkeit widmen, um das deutsche Publicum über wichtige Interessen zu unterrichten, die bis jetzt kaum eine Erwähnung finden.“ Von besonderer Beziehung für Deutschland ist die Sorge für die Hinterlassenschaft dort gestorbener Deutscher. Sind nämlich die Erben unbekannt, so geht die Erbschaft in die Verwaltung der Regierung über, in welcher sie von Jahr zu Jahr mehr zusammenschmilzt. Um solche Erbschaften womöglich den rechtmäßigen Erben zuzuführen, hat Herr W. A. Brahe, 57 Chancery Lane in Melbourne, auf Aufforderung des Central-Ausschusses, die Besorgung der nöthigen Geschäfte in dieser Angelegenheit übernommen, und die Gartenlaube veröffentlicht hiermit gern die Liste der Namen von Deutschen, welche seit 1848 in den deutschen Colonien Australiens gestorben sind. Sie sind: Carl Adam, gestorben in Taradale, 23. Septbr. 1863, Hinterlassenschaft: noch unermittelt; – Heinrich Briese, gest. in Buckland 1861, Hinterl.: 72 Pfd. 2 Sch.; — Carl Friedrich, oder Friedrich Carl, gest. in Hochkirch 1855, Hinterl.: 26 Pfd. 8 Sch.; — Peter Fahren, gest. in Ballarat 1857, Hinterl.: 31 Pfd. 8 Sch.; – Friedrich Lange (angeblich aus Preußen), gest. in Ballarat 7. März 1854, Hinterl.: 650 Pfd.; — von Pien, gest. in Inglewood 23. Aug. 1863, Hinterl.: 130 Pfd. 1 Sch. 6 D.; — Friedrich Schwebe, gest. in Snowy Creek 1857, Hinterl.: 23 Pfd. 1 Sch. 4 D.; — Eduard Strieger, gest in Stringers Creek 29. Sept. 1863, Hinterl.: 176 Pfd. 10 Sch.; – Eduard Volkmar, gest. in Barker's Creek 1858, Hinterl.: 45 Pfd. 5 Sch. 3 D.; – Carl Wienhardt, gest. in Melbourne 11. Mai 1863, Hinterl.: ungefähr 500 Pfd.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Außer den trefflichen Beiträgen eines Bock, Schulze-Delitzsch, Carl Vogt, Berlepsch, Beta, Max Ring, L. Storch, Guido Hammer, Franz Wallner, Alfred Meißner, Temme, Fr. Bodenstedt &c. &c. werden im nächsten Vierteljahre unter Andern nachstehende interessante Artikel Aufnahme finden:

Der Bettler vom Capitol. Erzählung von Franz Ziegler — Novellen von L. Schücking und Heigel – Ein Muster echter Volkssouverainetät, von F. Gengel – Die todte Eva. Historische Episode von G. Hiltl – Die Nacht vor Fridericia, von einem Augenzeugen — Der Erbauer der ersten großen Eisenbahn in Deutschland, von M. M. v. Weber – Ein Besuch bei George Sand, von J. Deffauer. Zweiter Tag — Sociale Vorträge von Schulze-Delitzsch. Nr. 1: Bischof Kettler und die Arbeiter – Ein Besuch beim Altmeister Goethe, von Ernst Förster. Mit Illustration von Neureuther – Erinnerung an Herloßsohn, von Ferd. Stolle. Mit Illustration – Ein patentirtes Gespenst, von Brömel. Mit Illustration — Fünf Löwen und ihr Bändiger. Mit Illustration von Leutemann — Ein Besuch auf der Jungfrau Blick, von Friedrich Spielhagen. Mit Illustration – Wislicenus und sein Bibelwerk. Mit Illustration – Ein Künstlerfürst. Mit Illustration — Der Erbförster, von Guido Hammer. Mit Illustration – Sonntagmorgen in Betzingen, von Herm. Kurtz. Mit Illustration von Pixis in M. — Erinnerungen aus dem Leben des Marschall Pelissier – Ein seltenes Verbrechen – Pariser Schwindel. Eine culturhistorische Skizze &c. &c.

Außerdem kommen die bereits früher angekündigten Beiträge zum Abdruck:

Auf Firn und Eis. Mit Illustration – Bilder aus dem Thiergarten, von Brehm – Eine Gletscherfahrt, von G. Studer. Mit Illustration – Die Kindererziehung in Beispielen, von einem Schulmanne — Vor Postschluß am Freitag Abend in London. Mit Illustration.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im Juni 1864.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 27. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Bettler vom Capitol.

Eine Erzählung von **Franz W. Ziegler**,

Verfasser des „Nondum“.

„Ein abscheuliches schmutziges Nest, dies Rom,“ sagte zu mir ein deutscher Kaufmann, mit dem ich mich durch die Bevölkerung arbeitete, die, einer feierlichen Auffahrt des Papstes wegen, die Straßen füllte. „Und diese Menge von Bettlern,“ fuhr mein Begleiter fort, „ich verstehe es nicht, daß Sie aus Ihrem früheren Amte her nicht eine Wuth auf dies Gesindel haben und nicht eine stete Lust empfinden, es in eine Zwangsarbeitsanstalt zu stecken.“

„Anders lesen Knaben den Terenz, anders Hugo Grotius,“ dachte ich und schwamm, während mein wackerer Landsmann von mir getrennt wurde, gelassen in den Wogen der buntesten Menge weiter, bis ich jenseits der Tiber eine Höhe erreichte, von der ich die ewige Stadt zu meinen Füßen übersehen und mich ungestört den Gedanken überlassen konnte, die ein Rückblick auf Jahrtausende an dieser Stätte in ungeheurer Fülle hervorruft. Wer nicht Rom von Jugend auf im Herzen getragen, seine Riesengeschichte nicht auf sich wirken lassen, wer nicht mit seiner ganzen Bildung in dieser Stadt wurzelt, von deren Hügeln ein gewählter Herrscher zum zweiten Male seinen Blick über mehr als zweihundert Millionen Menschen gebietend schweifen läßt, der kann nicht anders empfinden, als mein guter Kaufmann.

Der enge Gesichtskreis, den ihm eine auf das Nächste, auf das, was zum Erwerbe erreichbar ist, gerichtete Bildung, den ihm der moderne Polizeistaat mit allen seinen Bedürfnissen und Anstalten gelassen, hat ihm den Blick, den Sinn für das Allgemeine abgestumpft; er begreift darum auch nicht, wie eine Regierung das Nächste und Nothwendigste übersehen kann, weil er eben von den ungeheuren Interessen keine Ahnung hat, die weit über diese engen Mauern hinausliegen und ihre Ketten um den Erdball schlagen.

Was soll er dazu sagen, wenn die geistlichen Richter gegen einen Vermiether, der zwei Jahre lang keine Miethe bekommen, auf einjährige Nachsicht erkennen? Muß er nicht „Gewalt“ rufen, wenn einem Cafétier die Concession entzogen werden soll, weil er in seinem Local einen Zettel angeschlagen, wonach er erklärt in demselben keine Bettler dulden zu wollen, und weil er damit gegen die christliche Liebe gesündigt? Wie kann ein Regiment, das die christliche Tugend zum Ausgangspunkt nimmt, deren öffentliche Verleugnung dulden! Für die Millionen Scudi, die noch heute zu allen möglichen Fonds nach Rom fließen, Fonds, an denen sogar die hinzurichtenden Delinquenten Theil nehmen, welche ihre letzten Stunden in einer Stiftung und unter einer Brüderschaft zubringen, die sie als Familie auf dem letzten Gange begleitet, für diese Millionen, welche wesentlich ein Tribut sind, den die Gemüthswelt steuert, lassen sich nicht polizeiliche Anstalten in unserem Sinne gründen. Mit deren Errichtung würden auch jene Fonds versiechen. In dem „non possumus“ ist eine Wahrheit; dies reizende Stück Unordnung trägt seine Rechtfertigung in sich selbst, und dies Rom ist der einzige Fleck Erde, auf dem sich Ruhe finden läßt vor den Nöthigungen der Gegenwart, der einzige Ort, an dem sich alle Mühseligen und Beladenen zusammenfinden und, Rang, Ehrgeiz, Kampf und Streit hinter sich lassend, im unmittelbaren Anschauen der Vergänglichkeit aller Herrlichkeiten dieser Welt die Gebrechlichkeit unseres Daseins fühlend, sich als Mensch zu Menschen finden können.

„Das ist ein frecher Geselle,“ würde man in jeder nordischen Residenz ausrufen, wenn ein Bettler sich in einem Café pfennigweise einige Groschen zusammen bettelte und dann, mit bescheidener Würde eine Tasse fordernd, unmittelbar neben dem Mildthätigen seinen Trank schlürfte.

In Rom geschieht das alle Tage. In der alten Race seiner Bevölkerung sind körperlich sogar die Abstufungen mehr ausgeglichen; es giebt keinen wesentlichen Unterschied außer dem zufälligen des Vermögens, der hier nicht drückend ist, wo der Nachfolger Christi weilt, welcher den Reichen das Himmelreich so weit rückte, ja fast unmöglich machte. Man lernt hier Rückert's Worte verstehen:

> „Ich bettelte bei dem, der bettelt heut',
> Und unser Beider mag sich Gott erbarmen.“

Diese Andeutungen werden genügen, sind aber, wie ich glaube, nothwendig, um dem Leser etwas von der Stimmung zu geben, die an einer einfachen Geschichte Interesse und sogar Glauben an sie finden läßt, so unbedeutend auch in ihrer heutigen Stellung die Person ist, an der sich das Stück Leben abwickelte, und so dunkel und räthselhaft selbst diese Geschichte für uns Nordländer bleiben muß, die immer Gesetz und Recht, Polizei und Staatsanwaltschaft bei der Hand haben und sich darum von der Kritik und der Anzweiflung solcher Erlebnisse nicht lossagen können, wenn auch jedes Jahr ein Kaspar Hauser erschiene und, aller geordneten Sicherheit zum Hohne, unter ihren Augen ermordet würde. —

Wer im Laufe des Jahres 1861 ein Café, das ich nicht näher bezeichnen will, in der Via Condotti in Rom besuchte, dem muß, so wenig er auch geneigt sein mag, unter der Menge von Bettlern in dieser Stadt dem einzelnen besondere Aufmerksamkeit

zu schenken, doch ein Bettler aufgefallen sein, der sich von allen übrigen sehr wesentlich unterschied.

Es trat in das Local ein Mann von bedeutender Gestalt, ziemlich sechs Fuß hoch, im gewöhnlichen Civilanzuge, einem braunen nicht unmodernen Ueberrock, der, fadenscheinig, aber rein gebürstet, einen schlanken Körper umschloß, dessen Ebenmaß der Glieder eine graziös-natürlich vornehme Bewegung gestattete. Auf diesem Körper saß mit dem glücklichsten Ansatz des Nackens ein edler Kopf, der unter hoher Stirn und dichtem, kurz gehaltenem und etwas grauem Haar ein feingeschnittenes Gesicht zeigte, das mit der Adlernase dem Mann etwas Gebietendes verlieh, das aber jeden Augenblick durch die großen sanften blauen Augen, welche mächtig schwarze Augenbrauen überschatteten, den Ausdruck reizender Bescheidenheit annahm.

Zu meinem Erstaunen war der Mann ein Bettler, der seine Runde abwärts von mir machte, so daß ich, bevor er zu mir gelangte, Zeit behielt, ihn zu beobachten. Wenn er abgewiesen wurde, ging er mit einem unnachahmlichen Schulterzucken weiter, in dem beinahe das Mitleiden sich ausdrückte, mit dem der Franzose von einem Knauser und gemeinen Menschen sagt: ‚pauvre homme!"

Als er zu mir kam, reichte ich ihm, ehe er noch Zeit gehabt sein Gesuch anzubringen, etwas hier Unerhörtes, nämlich eine Silbermünze, einen französischen Franc, weil ich mir einbildete, daß der Mann, in augenblicklicher Verlegenheit befindlich, sich nur für das eine Mal auf Betteln eingelassen habe. Kaum hatte er das Stück Geld in seine schmale durchaus reine und feine Hand genommen, als er einen schnellen Blick darüber warf, mich einen Moment mit weit geöffneten Augen ansah und dann, in den freundlichsten Ausdruck übergehend, sein: „Grazie, grazie, Signore!" vorbrachte.

Als er am folgenden Tage wieder das Local betrat, wußte er es so zu machen, daß er mich überging. Es lag darin ein Zug von Bescheidenheit, jedenfalls von Rücksicht auf seine Tributpflichtigen. Er nahm das Geld nicht, wo er es fand, er übte eine Art Staatsraison.

Diese behielt er noch mehrere Tage bei, bis ich ihm nachging und meine Steuer auf die Straße nachtrug. Ich habe aus Niemandes Munde das Italienische so schön klingen hören, und die unverkennbare Bildung des Mannes flößte mir so viel Interesse für ihn ein, daß ich ihn nach seinen früheren Verhältnissen fragte. Mit trauriger Miene antwortete er mir, er sei ein alter heruntergekommener Kaufmann, der aus Mangel an Fonds nichts Neues beginnen könne.

Da ich meinen Beitrag auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt hatte, so wurde ich von ihm in den folgenden Tagen wieder unter die Steuerzahler aufgenommen.

So verlief vielleicht eine Woche, als ich von dem Wirthe, zu dem ich des heruntergekommenen Kaufmanns beiläufig erwähnte, erfuhr, daß der Bettler in seinem Leben nicht Kaufmann gewesen sei. „Ich wollte," fuhr er fort, „ich könnte den Menschen verweisen, der, ein geborener Graf, sich von Grafen und Principes nicht ernähren lassen will, sondern es vorzieht zu betteln und armen Leuten die Almosen zu entziehen, die diesen statt ihm zufließen würden."

„Ein Graf?" erwiterte ich. „Es mag sein, daß er sein Unglück verschuldet hat; aber jedenfalls ist er unglücklich und hat also Anspruch auf die Hülfe seiner Nebenmenschen."

„Er hat ja Nebenmenschen, Grafen und Principes genug, an die er sich wenden kann, statt das Publicum zu belästigen," fiel der Wirth ein. „Diese vornehmen Herren, weil sie, wie man sagt, mit ihm verwandt sind, haben ihm vielfach angeboten, ihm mehr als hinreichenden Unterhalt zu gewähren und ihm dazu eine bestimmte Pension auszusetzen, wenn er das Betteln lassen wolle. Aber der Mensch bettelt aus Leidenschaft; er hat Alles ausgeschlagen und bettelt weiter. Ja, er ist so frech gewesen, mir einmal, als ich ihm Vorwürfe machte, zu sagen: ‚Wenn ich einen Schatz fände, ich würde ihn den Armen geben und mich durch Betteln ernähren. Ich will arm sein, um das Himmelreich zu gewinnen, ich muß betteln, es ist das für mich eine religiöse Sache.' Dazu, Signore, durfte ich denn freilich nichts sagen; laufen doch auch Bettelmönche umher, die arbeiten könnten. Man muß das Alles ansehen. ‚Non possumus,' Signore, Sie verstehen mich schon; ma viva Garibaldi e Vittorio Emanuele!" setzte er leise hinzu.

Von mehreren anderen Personen in Rom, theils geborenen Römern, theils Deutschen, die den größten Theil ihres Lebens in Rom zugebracht, wurde mir die Mittheilung des Wirthes bestätigt, und Alle waren betroffen über das Erstaunen, mit dem ich die Sache aufnahm. Sie kannten Alle den für mich räthselhaften Mann unter dem Namen: „Der Bettler vom Capitol", weil er angeblich in einer der Hütten wohnte, die am Fuße desselben unmittelbar unter dem Tarpejischen Felsen errichtet sind, oder in einem der Häuser ein Unterkommen hatte, die auf dem Hügel selbst vor dem evangelischen Stifte liegen.

Die Gleichgültigkeit, mit der Alle diese wunderbare Leidenschaft für das Betteln in einem Manne aus den höchsten Ständen aufnahmen, bewies mir, daß man in Rom, dessen ganze heutige Existenz ja ein Wunder genannt werden kann, über nichts betroffen ist, und es bewies ferner, daß sich die meisten Menschen nicht die geringste Mühe geben, psychologische Probleme zu enträthseln.

Ich konnte begreifen, daß ein Mensch, träge und arbeitsscheu, die Schmach des Almosenforderns dem mühevollen Schaffen vorziehe, aber daß ein Mann, der auf Grund einer Pension seiner Sucht sich umher zu treiben und zu faulenzen erst recht genügen kann, diese Pension verwerfe, lediglich um zu betteln und, wie dieser, sich durch das schlechteste Wetter hindurchzuarbeiten, um, wie ich gesehen, von Nässe triefend einige Bajocchi zu erjagen und, oft zurückgewiesen, zuweilen sogar hart angelassen, auf diese Art die geringste, knappste Nothdurft des Lebens zu gewinnen: das Alles war ganz widersinnig, war unmöglich.

Bei aller Anstrengung meiner Phantasie war ich nicht im Stande, diese Leidenschaft, wie der Wirth und meine Bekannten es nannten, zu enträthseln. „Sollte es wirklich eine Manie zum Betteln geben?" dachte ich, „eine Manie, die nicht einmal die religiöse Schwärmerei für sich haben kann, da ja der Mann in einen Bettelorden treten könnte?"

Mich interessirte die Sache täglich mehr, und ich nestelte mich nunmehr meinerseits an den Bettler mit einer Zähigkeit und Leidenschaft, die nur die Wissenschaft und die Liebe zu ihr verleihen können.

Endlich hatte ich den Mann soweit, daß er mir zusagte, ein Abendessen von mir anzunehmen. Er wußte, da er mich dort oft hatte heraustreten sehen, daß ich bei Spillmann, den frères provençaux Roms, zu Mittag aß, und leitete mich gleich auf den richtigen Standpunkt, indem er äußerte, „die Sache sei schwierig, da diesmal der Gast dem Wirth vorschreiben müsse, wo er essen solle, „denn," fügte er mit einem Blicke auf seine ganze Person hinzu, „ich würde nicht überall hin folgen können, das würde inconveniente sein."

Ich beruhigte ihn, indem ich ihm sagte, ich würde mich ihm gern überlassen, ich sei nicht verwöhnt, er möge nur etwas bestellen, so gut es eben zu haben sei; ich würde ihm morgen Abend, wenn er im Café erschiene, auf die Straße nachfolgen und mit ihm gehen.

Wir trafen uns der Verabredung gemäß und gingen in das Häusergewühl, das hinter dem Palazzo di Venezia bis zum Capitol in unentwirrbarem Knäuel von Gassen und Gäßchen ausgebreitet liegt und in den einzelnen Häusern die engen Dimensionen wiedergiebt, mit denen sich die alten Römer hinsichts ihrer Wohnungen begnügten. Das Haus, das wir betraten, war im Eingange so schmutzig, daß ich auf dem hereingeschleppten Unrath des Estrichs mehrere Male ausglitt; endlich aber mündete der Gang oder Flur in ein ziemlich freundliches und reinliches Zimmer, in welchem ein Tisch mit zwei Couverts anständig gedeckt war. „Wir werden hier gut und billig essen," sagte empfehlend mein Führer, „und jedenfalls ist der Orvieto vortrefflich." Ich wußte, daß Römer der höheren Stände nichts lieber trinken als echten Bordeaux und ihm gegenüber den Champagner weit zurücksetzen. Da mir der römische Wein, der nur heurig getrunken wird, ohnehin schlecht bekam, hatte ich eine Weinhandlung ausgemittelt, die ausgezeichnete Medocs führte, und schickte sofort dahin, um einige Flaschen zu holen.

Es verstand sich von selbst, daß der Bettler mit Anstand aß, noch mehr aber zeigte sich die Bekanntschaft mit den feineren Producten, wodurch wir das Leben verschönern, als er das Glas zur Lippe führte. Weder hastig, wie der Gierige nach langer Entbehrung, noch mit dem unanständigen Schlürfen sogenannter Kenner,

die ihre Schule bei reisenden Weinhändlern oder in Hôtels gemacht haben, sondern mit der Leichtigkeit, mit welcher der vornehme Mann das Würdige, und umgekehrt mit der Würdigkeit, mit der er das Leichte bestellt, genoß er, je nachdem das Essen und das Gespräch Gelegenheit boten, den edlen Wein ohne besondere Zurüstung, aber auch ohne stumpfe Gleichgültigkeit. Ebensowenig imponirte ihm die Cigarre, die ich ihm nach dem Essen reichte. Er wandte sich nach den ersten Zügen nur in sehr freundlichem Ton zu mir, neigte etwas den schönen Kopf wie zum dankbaren Compliment und sagte: „Ah, Signore, una habanna!"

Es machte mir besondere Freude, zu sehen, wie dem Manne von Minute zu Minute wohler wurde. Es war herausgekommen, daß er vom 14. bis zum 17. Jahre in Paris studirt hatte und daß er ein Französisch ohne allen Accent sprach, den ein Italiener sonst so schwer ablegt. Ich brachte das Gespräch auf sein Grafenthum, das er lächelnd kurz mit den Worten ablehnte: „una favola!" und war durch den Anstand, den der Mann in Allem, im Sitzen und Gehen, in jeder Handbewegung, in jeder feinen Aufmerksamkeit und in seiner Mäßigkeit an den Tag legte, einigermaßen in Verlegenheit, wie ich ihm näher kommen und zu der Erklärung der Leidenschaft des Bettelns gelangen sollte. Außerdem merkte ich auch, daß er hinter meinem Betragen gegen ihn irgend eine Absicht suche, und es war gar nicht zu verkennen, daß er sofort auf die richtige Spur gelangt war, weil er das Gespräch, anknüpfend an die Eigenthümlichkeiten der Römer, auf Psychologie brachte und dann schnell fragte, ob ich Schriftsteller sei.

Als ich dies verneinte, ließ sich erkennen, daß ihm freier zu Muthe wurde. Ein ferneres Mißtrauen, das erst zu heben war und dessen Grund ich in der Politik erkannte, die damals in Rom zu großer Vorsicht aufforderte, war bald beseitigt. Es blieb nicht bei diesem ersten Rendezvous, bei dem ich nichts erreichte, es interessirte mich aber auf's Neue für den Alten ein schöner Zug. Er hatte mich von seiner Kundschaft gestrichen, er bettelte mich weder an, noch nahm er auf der Straße etwas von mir. Es war klar, er würdigte mich seiner Freundschaft, und indem ich dem Leser die Mühe erspare, alle die diplomatischen Kunststücke auch nur zu lesen, die ich anwenden mußte, um zum Ziele zu kommen, lasse ich nunmehr den Alten genau in seiner Weise erzählen, vermöge deren er in seiner Lebhaftigkeit und unter dem Drucke der aufregenden Erinnerungen nicht dazu gelangen konnte, hintereinander fort zu referiren, vielmehr durch Fragen einleitete, auch dazu Veranlassung gab, durch Fragen der Sache mehr auf den Grund zu kommen, und so den Zuhörer in das Interesse für sein Schicksal hineinzog.

„Kennen Sie Sicilien?" begann er.

„Ja wohl," erwiderte ich, „ich habe es vor ungefähr drei Wochen verlassen."

„O, Sie kennen sie, diese herrliche Insel?" rief er, „diesen Juwel in der blauen Fassung des Meeres. Keine Küste empfängt den von Neapel nach Messina steuernden Fremden so imposant, wie die sicilische. Eine Reihe grünbekränzter Berge hält Wacht gegen die andrängenden Fluthen des Nordens, und hinter ihnen, wie der Feldherr hoch hinausragend, überherrscht sie alle der gewaltige Aetna, das weiße, aber glühende Haupt in den Wolken kühlend, Brust und Leib in grünen Sammt gekleidet, während von den Schultern der mächtige weiße Seidenmantel nach Süden hinabrollt, jene Weizenebene, die bis Catanea und Syracus und bis an die Höhen des Hybla ihre schimmernden Falten in Höhen und Thälern zurechtlegt und zuletzt in dem schönsten Besatz einer leuchtend grünen Waldkante abschließt."

Er sah mich mit strahlendem Gesicht an und schwieg ein Weilchen. „Jeder," unterbrach ich ihn, „liebt sein Vaterland und weiß seine Schönheiten zu preisen. Aber Sie haben Recht, es ist dort ein seliges Stück dieser Schöpfung ausgebreitet, und ich habe dicht unter dem Aetna in Taormina, in Catanea und Syracus empfunden, weshalb die Alten hierher den Mythus der Ceres verlegten, und weshalb," fügte ich hinzu, „wie im Busen des Landes die ewigen Donner tosen, sein reicher Segen es vor Eroberern aus allen Welttheilen nicht zur Ruhe kommen ließ."

„Sie erleichtern mir meine Mittheilungen," fuhr er fort, „da Sie die Gegenden kennen, in denen meine Geschichte zumeist abspielt. Und noch eine Frage: Haben Sie die Aetna-Mädchen gesehen, die Töchter der eisenfesten Bauern, die das höchste Culturland bebauen?"

„Gewiß," erwiderte ich, „und wenn etwa ein Mädchen dieses Schlages in Ihrer Geschichte eine Rolle spielt, so sind Sie schon von vornherein für manche Verirrung entschuldigt, in die Sie verfallen sein könnten. Ich will," setzte ich hinzu, „zugeben, daß der schöne, stolze Kopf dieser Frauen sich auch anderer Orten, z. B. hier in Rom, wiederfinden läßt, nicht aber der Körper. Mir ist nichts so sehr aufgefallen, als daß eine solche Gestalt auf den ersten Blick nicht größer und gewaltiger aussieht, als die anderer Frauen, daß aber, je länger man sie betrachtet, die Ausgiebigkeit der Formen in immer süßeren und mächtigeren Linien hervortritt. Es ist vielleicht das Ebenmaß, das keinen Körpertheil zu auffallend hervortreten läßt, ein Umstand, der unter unseren deutschen Frauen viel Ueppigkeit, aber selten Schönheit gestattet, jenes Ebenmaß, vermöge dessen wir uns erst in die Größe und Mächtigkeit der Peterskirche hineinsehen müssen, das jene Erscheinung erklärt. Mir ist, wenn ich eine dieser Frauen sah, immer die Venus von Milo eingefallen, zu der eine Aetna-Frau Modell gewesen sein muß."

„Herrlich, herrlich!" rief der Alte, nahm sein Glas und dankte mit glühenden Augen, als ich mit ihm anstieß auf Sicilien und seine Bewohner.

„In einem Orte," fuhr er fort, „der ungefähr im Dreieck mit Catanea und Syracus liegt, in jener Weizenebene, bin ich geboren und stamme aus einer gräflichen Familie, die ihren Stammbaum von den Normannen ableitet. Mein Vater, der völlig in den Ideen aufgewachsen war, die 1789 in Frankreich in die Wirklichkeit traten, lächelte stets sowohl über den Conte, als über die Normannenabstammung, während die Mutter, völlig Sicilianerin in ihrer Bildung oder vielmehr Nichtbildung der damaligen Zeit, um so mehr Gewicht darauf legte. Ich verlor sie bald, und als ich mit meinem vollendeten 17. Jahre aus Paris zurückkehrte, hatte ich den Vater in seinen Anschauungen fast überholt, so daß ich, als er bald darauf starb, unter den Männern meines Standes ziemlich vereinsamt dastand und mit ihnen sehr wenig innere Anknüpfungspunkte hatte. Denn sie waren damals noch stark Blutsaristokraten und hatten auch Aufforderung dazu, weil ihnen dadurch die reichen Pfründen des Landes, wie die des Klosters in Catanea, zu Gebote standen, das noch heute nur sicilische Edelleute aufnimmt, welche von bürgerlichen Klosterbrüdern bedient werden. Ich widmete mich in dieser Lage mit Vorliebe der Pflege meiner Besitzungen und sammelte dadurch und durch Studien der politischen Oekonomie Kenntnisse, die mir vielleicht von großem Nutzen gewesen sein würden, wenn mein Geschick es nicht anders gewollt hätte.

Ich lernte nämlich, kurz nach erlangter Großjährigkeit, auf einem Ausfluge zu den Höhen des Aetna ein Mädchen kennen, die ihren um Vieles älteren Bruder, einen Geistlichen, zu einem Kranken geleitete. Es war in einem jener lieblichen, bewaldeten Einschnitte, in denen für Sicilien ein köstlicher Schatz, eine Quelle entspringt, die bei uns, wie Sie wissen, nach Pennen vertheilt wird und dem Besitzer des Grund und Bodens gehört, der davon seinen Gewinn zieht.

Das Mädchen, damals vierzehn Jahre alt, war zur Quelle hinabgestiegen und brachte dem Bruder, zu dem ich mich eben gesellte, die gefüllte Schale, die dieser mit sicilianischer Höflichkeit mir anbot. Das Kind erinnerte an die kredenzende Hebe. Leicht wie eine Gazelle, stieg sie wieder hinab und kam herauf, sichtbar erfreut, sich nützlich und dienstbar erweisen zu können. Zu meinem Erstaunen sprach sie nicht das sicilianische Patois, sondern ein gutes, wenn auch noch etwas accentuirtes Italienisch, und zeigte auch im Aeußeren etwas Zarteres und Feineres, als Mädchen ihres Standes, obgleich ihr Anzug, wenn auch äußerst rein und von besserem Stoff, doch im Ganzen über die kleidsame Tracht der jungen Bauermädchen nicht hinausging. Ich erfuhr bald von dem geistlichen Herrn, während das Kind ab und zu ging, daß es eine vater- und mutterlose Waise sei, daß zwei andere Brüder als Bauern ihr geringes Erbe mit verwalteten und daß er es erzogen und unterrichtet habe.

‚Ich denke,' sagte er, ‚das bischen Wissen soll dem Mädchen nicht schaden, denn,' setzte er lächelnd hinzu, ‚es geht nicht so weit, daß es sich als Frau eines Landmannes in ihrem Stande unglücklich fühlen würde.'

Ich begleitete meine neue Bekanntschaft auf ihrem Wege. Bei uns Südländern ist Blick, Begierde und Besitz ein Moment. Nicht mit Unrecht stellen deshalb unsere Voreltern, die Griechen,

die Liebe als einen furor insanis, eine Wuth, eine Krankheit dar, wie eine Art Strafe der Venus, die, wie die Phädra klagt, ‚das innerste Mark ergreifend‘, ihre Verwüstungen anrichtet. Italiener in meinem ganzen Sein und Empfinden, hatte ich keine Ruhe, bis ich nach wenigen Monaten schon mit Nazarena, so hieß meine Geliebte, den kirchlichen Segen als Gatte erhielt.

Die Brüder, freie, aber arme Bauern, die nur einem Kloster einen mäßigen Zins entrichteten, waren mit der Partie nicht einverstanden, schmollten deshalb mit ihrem älteren Bruder, dem Geistlichen, und stellten sich erst zufrieden, als sie sich überzeugt hatten, daß ich nicht, wie der gesammte sicilische Adel, meine Aecker verpachtet hatte, sondern einen guten Theil derselben selbst bewirthschaftete, also gewissermaßen zu ihrem Stande gehörte.

Noch heute bebt jeder Nerv in mir, wenn ich an jene seligen ersten Monate meiner Ehe zurückdenke. Ich unterrichtete meine Nazarena. Frauen lernen zumeist mit dem Herzen. Sie haben Alles durch die Liebe, und ich war erstaunt, wie meine Gattin dasjenige, was ich ihr aus unsern Dichtern vorlas, schon in sich trug und ein Verständniß dafür gar nicht erst zu erschließen war. Das Kind wuchs in meinen Händen geistig und körperlich zu einer freien, edlen, hohen Gestalt empor; wie vom Kusse des Frühlings die Erde befruchtet schwillt und sprießt, so drängte sich in ihr geistige Blüthe auf Blüthe, körperlicher Reiz auf Reiz üppig hervor zu blendender und doch erwärmender Gluth und Pracht. Der Böse versucht uns gebrechliche Menschen in vielen Gestalten und auf mannigfachen Wegen, aber in keiner Weise leichter und gefährlicher, als durch die Eitelkeit. Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte meinen Reichthum der Welt zeigen. Ich gab meine Güter in Pacht und verließ mit Nazarena die Insel, durchreiste mit ihr alle Residenzen Italiens, sog mit Entzücken die Huldigungen ein, die man ihr darbrachte, schwelgte in dem Neide derer, die sie bewunderten, setzte schließlich Paris in Aufruhr und verließ es erst, als ich zum ersten Male vernahm, daß ich nicht aus meiner Persönlichkeit heraus, sondern als Mann der schönen Frau bezeichnet wurde. Es war eine deutsche Baronin, die mich darüber in's Klare brachte, eine Wienerin, die durch ihren Gatten der kaiserlichen Gesandtschaft angehörte. Sie war in Allem ein Seitenstück zu Nazarena, wenn man den Norden neben dem Süden darstellen will. Groß, schlank, blendend weiß, blond sah sie aus veilchenblauen Augen bald schmachtend, bald feurig, bald himmlisch unschuldig, bald so klug, daß ihr Blick bis in die Tiefen des Herzens ging. Es war die klügste Person, die mir in meinem Leben begegnet ist, und, fußend auf mein entzündliches Herz und die Vorliebe, die wir Südländer, schon des Gegensatzes wegen, für die Blondinen und das Schmachtende ihres ganzen Wesens haben, hinter dem sich freilich die heißeste Gluth verbirgt, schien sie es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, die grandiose Sicilianerin vor den Augen aller Welt in ihrem heiligsten Besitzthum auszustechen und den Streit, der sich über die Vorzüge der beiden schönen Frauen in der Gesellschaft entsponnen hatte, praktisch zu lösen.

Glücklicher Weise, kann ich sagen, starb ihr Mann, und sie verließ Paris, um nach Wien zurückzukehren, als sie ihres Sieges schon halb sicher war. Die harmlose Nazarena hatte in ihrer Munterkeit und Reinheit keine Ahnungen von den inneren Schwankungen ihres Gatten, ja sie, der es gar nicht einfiel, geistig mit der hochgebildeten Baronin zu rivalisiren, freute sich unserer Unterhaltungen und ermunterte noch dazu, stolz auf ihren Mann und die Gewandtheit, die er entwickelte.

Mit der Abreise der Baronin trat meine Gattin immer mehr in den Vordergrund, und damit auch immer deutlicher der Umstand hervor, auf den jene mich aufmerksam gemacht hatte; ich war der Mann der schönen Gräfin so lange, bis ich eines Tages mit ihr nach einem der berühmtesten deutschen Bäder aufbrach und, wieder zu mir gekommen, ernstlich beschloß, ganz meiner Gattin zu leben.

Da faßte mich ein anderer Dämon: das Spiel."

Das Gesicht des Mannes veränderte sich, ein Zug der Selbstverachtung flog darüber hin. „Lassen Sie mich kurz sein," fuhr er fort. „O Gott! wenn in dies kranke, gequälte Gehirn," rief er aus, „die Erinnerung daran zurückkehrt, wie ich Tausende auf Tausende verlor, wie ich spät Nachts, die bittersten Vorwürfe im Herzen, zur Frau zurückkehrte, wie sie dann wie ein Kind mich empfing, immer freudig, immer freundlich, wie sie sogar, als gälte es, mir eine herzliche Freude machen, alle Juwelen, die ich ihr geschenkt, hergab, um sie zu verkaufen und — o Gott! — zu verspielen."

Der alte Herr litt sichtbar. Ich faßte seine Hand und sagte ihm einige beruhigende, aus seiner damaligen Jugend und Unerfahrenheit hergenommene entschuldigende Worte. Aber er zog seine Hand aus der meinigen, als wäre er der Berührung nicht werth, und rief schmerzlich: „Wenn ich jetzt auf meinem harten Lager zuweilen in heißem Gebet auf einen Augenblick Vergebung zu finden hoffe, dann tritt mir dies freundliche, liebevolle Gesicht mit den Juwelen entgegen, und ich bin vernichtet!"

„Ich hatte," fuhr er nach einer Pause fort, „meine Besitzungen verkaufen lassen müssen und noch so viel gerettet, daß ich einige Jahre bescheiden leben und vielleicht im Staatsdienst Anstellung und Unterhalt finden konnte. In höchster Verzweiflung entdeckte ich dies Alles meiner Frau. Da brach sie in lauten Jubel aus: ‚Wir gehen also wieder nach Sicilien, in mein Vaterland, es wird sich doch eine Hütte für uns erwerben lassen; ich arbeite für Dich,‘ rief sie freudestrahlend, und indem sie mich halb verschämt mit dem schönsten Geständniß überraschte und mir in die Arme fiel, ‚ich arbeite für ein Drittes!‘"

„Gott sei Dank!" rief ich aus beklommener Brust, „Sie sind gerettet!"

„Auch ich glaubte es damals," fuhr er fort. „Mir lebte ein weitläufiger, aber wohlwollender Verwandter in einer der kleinen deutschen Residenzen als Gesandter. Er war der Mann, mich zu den diplomatischen Studien, von denen ich eine Zukunft erwartete, anzuleiten. Ich zog zu ihm und begann nach seinem Rathe in stiller Eingezogenheit die Lücken meines Wissens auszufüllen. Unglücklicher Weise wurde er schon nach wenigen Monaten zurückberufen, und nun nahm sich meiner vorzugsweise ein sehr unterrichteter Mann, ein französischer Gesandtschaftssecretair, an, dem aus natürlicher Dankbarkeit auch meine Frau mit mehr Vertrauen als anderen Männern begegnete. Leider hatte das herrliche Kind eine große Freude an Ueberraschungen, und da in dem jungen Mann ein vortrefflicher Zeichner von uns erkannt war und sie bemerkt hatte, daß ich an seinen Zeichnungen großes Gefallen fand, war es ihr, wie ich dies gleich sagen will, obgleich ich erst nach Jahren darüber in's Klare gelangte, in den Sinn gekommen, sich von ihm heimlich unterrichten zu lassen und mich dann mit ihren Werken, sobald sie nur einige Vollendung erlangt hätten, zu überraschen.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch beim Altmeister Goethe in Weimar.

Von Ernst Förster.

Im Sommer 1824 war ich mit meinem Freunde Carl Hermann in Bonn beschäftigt, die Aula der Universität nach den Cartons von Cornelius in Fresco auszumalen. Es war die Zeit der Demagogenriecherei, welche die preußischen Gefängnisse bevölkerte. So wurde denn auch ich eines schönen Vormittags vom Malgerüste weg auf die Polizeidirection citirt und von da hinter Schloß und Riegel gebracht, weil ich, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, Mitglied eines geheimen, hochverrätherischen Bundes sein sollte. Einer der in Köpenik sitzenden Gefangenen, hieß es, habe mich denuncirt. Zum Glück konnte ich meine völlige Unschuld an dem mir angesonnenen Vergehen den Universitätsautoritäten alsbald darthun, so daß es dem berühmten Niebuhr in Verbindung mit dem Universitätscurator, Geh. Rath Rehfues, gelang, meine Befreiung beim königlichen Landrathe auszuwirken.

Meine Gefangenschaft war also eine sehr kurze, sollte mir aber auch anderweit zu Gute kommen. Als ich, schon am andern Morgen, wieder vor meiner nassen Kalkwand saß, empfing ich viele Besuche von Freunden und Fremden, unter andern auch von dem Professor d'Alton, dem geistvollen Kunsthistoriker. Ihm verdankte ich, als ich Bonn im Herbste 1825 verließ, um Cornelius nach

Ein Besuch bei Goethe.

Originalzeichnung von Eugen Neureuther.

München zu folgen, und meinen Weg über Weimar wählte, was mir unschätzbar war — einen Empfehlungsbrief an Goethe. Das Gefühl, das mich einst nach der Schweiz und nach den Tyroler Alpen gezogen, durchdrang und durchzitterte mich mit ungleich heftigern Schlägen des Herzens, als ich das Papier in meiner Hand hatte, das mir den Weg öffnete zu der höchsten Geisteshöhe unserer Nation und Zeit. Denn ich gestehe, daß vor meinen Augen ein Mann, der mit solcher Uebermacht auf alle Kreise des Lebens und alle bedeutsamen Bestrebungen eingewirkt, mit einem mythologischen Zauber umgeben und mir stets unnahbar erschienen war. Obschon ich, meiner Gewohnheit gemäß, zu Fuß den Rhein hinauf durch Hessen und Thüringen wanderte und nicht mit Windeseile den Weg zurücklegte, war es mir doch, als hätt' ich Flügel an den Fersen.

Am 5. November kam ich in Weimar an, meldete mich am 6. früh schriftlich und mit Uebersendung des d'Alton'schen Briefes bei Goethe und erhielt die Einladung, um 12 Uhr bei ihm zu sein. **Ich nahm eine von mir gefertigte Zeichnung nach dem** Frescogemälde der Theologie, das ich mit Hermann und einem andern Schüler von Cornelius ausgeführt, zu mir und ging über die geweihete Schwelle.

Mit einer namenlosen Empfindung, gemischt aus höchster Freude und hochgesteigerter Angst, die selbst durch das „Salve" des Eingangs nur wenig gemindert wurde, trat ich in das große

Empfangzimmer. Wußte ich doch, daß der erhabene Dichter des Faust zugleich der kühle Beurtheiler des Cornelius'schen Faust war, der diesen mit dem von Retzsch, ja fast mit dem von Delacroix auf eine Stufe gestellt, und der an den Nibelungen meines großen Meisters nur „den alterthümlich tapfern Sinn und die unglaubliche technische Fertigkeit" zu rühmen gewußt. Und doch war er der große, von tausend und abertausend Zungen gepriesene und von mir mit tiefster Ehrfurcht bewunderte Dichterfürst!

Ich hatte erwartet, ihn auf einem Stuhle, wie den König auf einem Throne, sitzend zu finden, und war darauf gefaßt, in bescheidener Entfernung an der Thür stehen bleiben zu müssen. Wie war ich überrascht und plötzlich aller Sorgen ledig, als er mit offenen Armen mir entgegenkam, mich mit beiden Händen erfaßte und auf das Herzlichste willkommen hieß! Nach den Vorfragen über d'Alton's Befinden ging er sogleich auf die Kunstunternehmung in Bonn über und war hocherfreut, daß ich meine Antwort mit einer Zeichnung begleiten konnte.

Es war ein eigenthümlicher Zug im Charakter Goethe's, daß er die vornehme Zurückhaltung, die er in Gesellschaft und Fremden von Auszeichnung gegenüber beobachtete, vor jüngern Leuten gänzlich fallen lassen, sich so zu sagen mit ihnen auf eine Linie stellen, ja sogar von ihnen Belehrung erbitten konnte. Auf mich machte dies Verhalten den wohlthuendsten Eindruck, alle Befangenheit war verschwunden, meine Zunge war gelöst.

Ich setzte ihm nun den von Cornelius angeregten, von der preußischen Regierung genehmigten Plan, die Universitäts-Aula in Bonn mit historischen Darstellungen der vier Facultäten — Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Medicin — in Fresco auszuschmücken, auseinander, berichtete, wie mit der Theologie der Anfang gemacht worden, die Cornelius dem Maler Carl Hermann aus Dresden übertragen, wobei er mich und noch einen seiner Schüler jenem als Gehülfen beigegeben, in der Art, daß uns in der Ausführung einzelner Gruppen eine Art Selbstständigkeit gewahrt blieb; ein Umstand, den Goethe mit einem fragenden „So?" anhörte. Darauf gab ich, zuweilen von Goethe durch ein „H.n!" oder „So, so!" unterbrochen, die Erklärung der Zeichnung, wie die allegorische Figur auf dem Postament in der Mitte die Theologie vorstelle mit den Genien des Forschens und Glaubens; wie neben ihr, gleich Säulen, die Evangelisten ständen, an die sich, in zwei Reihen sitzend, die Kirchenväter anschlossen, die ich, wie alle dargestellten Personen, namentlich bezeichnen mußte. Dann zeigte ich auf die hervorragenden Erscheinungen in der älteren Kirchengeschichte, auf Sectirer, auf Ordensstifter, die Repräsentanten der Hierarchie (Gregor VII. und Innocenz III.), auf die scholastischen Theologen und den frommen Thomas a Kempis; dann auf der andern Seite auf die Verbreiter des Christenthums, auf die Vertreter der Kirchenreformation von Petrus Waldus, Huß und Wiklef bis auf Luther und seine Zeit- und Kampfgenossen, und die Theologen des 17. Jahrhunderts. Endlich machte ich auf die beiden Gruppen im Vordergrunde aufmerksam, in welchen die Richtung der Gegenwart auf eine Ausgleichung katholischer Gläubigkeit und protestantischen Forschersinns ausgesprochen sein sollte, wozu der alte Herr die allerfreundlichste, aber auch allerungläubigste Miene machte.

„Ein rühmliches Unternehmen," sagte nun Goethe, „und mit Eifer und ernstem Studium angefaßt. Man wird sich um die Kirchengeschichte bekümmern müssen, um Sie zu verstehen. Ich habe aber noch mehr Bedenken," und damit wandte er sich, um im Saal auf und abgehend weiter zu sprechen. „Die Allegorie ist in der bildenden Kunst nicht zu entbehren, so wenig wie in der Dichtkunst. Es fragt sich aber doch, ob sie hier an der rechten Stelle, oder wenigstens, ob sie in der rechten Form aufgeführt ist. Ist sie farbig, d. h. mit dem Schein des wirklichen Lebens dargestellt?" Und als ich dies bejahte, fuhr er fort: „Das würde mich stören. Eine Marmorgruppe an diesem Platze würde den Gedanken aussprechen, ohne in Conflict zu gerathen mit der Gesellschaft wirklicher Personen, die sie umgeben. — Auch bei der Gegenwart habe ich einige Scrupel. Das Werdende entzieht sich der unbefangenen Wahrnehmung; nur das Gewordene fällt in die verläßlichere Anschauung. Die Gruppe der ausgesöhnten Confessionen gleicht mehr einem frommen Wunsche, als einer Thatsache."

Wohl über eine Stunde war im Sehen, Sprechen und Hören vergangen, als Goethe das Zeichen der eingetretenen Eßzeit und damit der Besuch sein Ende erhielt. Freundlich reichte er mir zum Abschied die Hand und fügte hinzu: „Morgen erlebe ich mein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Ich weiß nicht, was die Freunde vorhaben, und will es denn in aller Bescheidenheit erwarten. Ich werde mich freuen, Sie unter ihnen zu sehen."

Wie ich den Gasthof erreicht, wußte ich nicht. Ich war auf einmal in meinem Zimmer und wiederholte mir das Erlebte von Minute zu Minute, um sicher zu sein, es sei kein Traum. Also Goethe gesehen, gesprochen und von ihm sogar zum Wiederbesuch aufgefordert! Für das Glück war mir das Zimmer zu eng: ich stürmte hinaus in und durch den Park, vielleicht der beseligtste Mensch damals in Weimar.

Ich hätte gern meine Freude Andern mitgetheilt, hätte ich nur gewußt, wem. Da fiel mir ein, sie in eine Form zu fassen, in der ich sie auf den Jubiläumstisch legen könnte. Wir hatten — eine heitere Gesellschaft in Bonn — im August d. J. Goethe's Geburtstag auf dem Drachenfels gefeiert, und davon ließ ich den Vater Rhein dem Altmeister Bericht erstatten und nahm das Gedicht zu mir, als ich am Morgen des 7. November in's Haus des Jubelseniors ging.

Hier fand ich eine auserlesene Gesellschaft: Frauen und Jungfrauen Weimars im Festkleid, ausgezeichnete Männer aus Weimar und Jena, und in der Tiefe des Saales einen Tisch mit kostbaren Geschenken, vornehmlich weiblichen Arbeiten. Hier sah ich auch Eckermann wieder, der mich während des Sommers in Bonn besucht und mir nun mit großer Freundlichkeit seine Dienste für Weimar anbot. Als Goethe — wenn ich mich recht erinnere, begleitet von seinem Sohn, seiner Schwiegertochter und seinen beiden Enkeln — eingetreten, empfing ihn ein vierstimmiger Festgesang, in welchem Frau Eberwein als Ilm die Chorführerin war. Und danach begrüßte er uns Alle einzeln mit Wort und Händedruck und besah mit kindlicher Freude die Bescheerung.

Wo war nur der große, unnahbare Mensch hingekommen, als der er nach so vielen Berichten vor meiner Seele gestanden? Selbst den Zug göttlicher Ironie in Rauch's Büste suchte ich vergebens im lebendigen Original. Ist es schon hocherfreuend und unter Umständen innig rührend, wenn Menschen, die durch Geburt und Rang weit über uns stehen, sich mit der Aeußerung ihrer Empfindungen und Gedanken, mit Neigungen und Gewohnheiten uns gleichstellen, so steigert sich die Freude zur andächtigen Bewunderung, wenn ein Mann, der durch sein Verdienst, durch seinen selbsterworbenen Werth ein Fürst geworden im Reiche der Geister, dem Alle huldigen, sich giebt wie der Aermsten einer, seines Reichthums wie seiner Vorzüge unbewußt. So war Goethe an diesem Festmorgen, so menschlich liebenswürdig, daß man weder an den Minister, noch an den gefeierten Dichter erinnert wurde.

Dem Festessen im Stadthaus, bei welchem ich zwischen Frau von Ahlefeldt und Eckermann meinen Platz hatte und wo kein Mangel an Gedichten und Toasten war, folgte eine Aufführung der Iphigenie im Theater, wie ich sie allerdings selbst in Berlin nicht gesehen, so vollkommen in Wahrheit und Lebendigkeit des Ausdrucks wie im richtigen Maß poetischer Haltung; die herrlichste Festgabe für den Dichter.

Eckermann hielt Wort. Er machte mich mit mehreren Künstlerinnen und Künstlern Weimars bekannt und führte mich zuletzt in die großherzogliche Kunstsammlung. Ich sollte aber alle Glanzseiten Weimars kennen lernen. D'Alton hatte mir einen Brief an den Großherzog Carl August mitgegeben, auf dessen Uebersendung sogleich eine Einladung erfolgte. Das war nun eigentlich, so zu sagen, eine alte Bekanntschaft, wenn auch nur von einer Seite, von meiner nämlich. Ich hatte den fürstlichen Herrn während meiner Studienzeit in Jena oft genug am Fenster seines Freundes, des Hofapothekers, gesehen und mit meinen Genossen ihm Körner'sche Lieder gesungen; ich war auch mit der gesammten Burschenschaft zur Taufe seines Enkels, des jetzt regierenden Großherzogs, sein Gast gewesen — unbekannter Weise! — und hatte ihn, wenn auch nur in bescheidener Ferne, in Bonn gesehen, als er die Aula besuchte. Nun interessirte er sich sehr für unsere Malereien, und ich mußte ihm mit Hülfe meiner Zeichnung ausführlichen Aufschluß geben. Was ich vorher in Bezug auf Goethe gesagt, fand in vollstem Maße Anwendung auf den Großherzog, bei dem der Fürst so hinter dem Menschen verborgen war, daß man ihn nur im eignen Gedächtniß aufsuchen mußte. Sehr große Lust bezeigte er, auch in Weimar ein Werk

der Frescomalerei ausführen zu lassen, was ich denn wohl mit einer etwas verfrühten Freude aufnahm.

Für den 9. November war ich von Goethe zu Mittag geladen. „Ich hoffe," sagte er mir beim Eintritt, „Sie heute mit den Männern bekannt zu machen, die bei uns die Kunst repräsentiren." Und in der That war bald eine zahlreiche und höchst interessante Gesellschaft versammelt. Goethe stellte mich dem Oberbaurath Coudray vor, der den Gedanken des Großherzogs in Betreff der Fresken begierig auffaßte und, von Goethe lebhaft secundirt, alsbald die neue Begräbnißhalle als den Ort bezeichnete, wo der Malerei eine bedeutsame Thätigkeit angewiesen werden könne.

Man setzte sich nach angewiesenen Plätzen zu Tisch. Der meinige war zwischen Oberbaurath Coudray und Hofrath Heinrich Meyer, bekannt bei den Künstlern unter dem Namen „Kunschtmeyer", den ihm seine alemannisch-schweizerische Aussprache zugezogen. Weiter links saß Goethe's Schwiegertochter Ottilie, mir gegenüber ihre reizende Schwester, eine junge Dame voll Geist und Lebendigkeit im Gespräch, zwischen Goethe Vater und Sohn. Kein Wort und keine Miene des Mannes konnten mir entgehen, der heute mir bald wie der olympische Zeus, bald wie der Musengott erschien, der alle Herzen fesselte und alle Gedanken entfesselte. Er lenkte zuerst das Gespräch auf den Maler Asmus Carstens, und als ich das Entzücken nicht zurückhielt, das mir dessen Zeichnungen eingeflößt, die ich in der großherzoglichen Kunstsammlung gesehen, sagte er: „Es geht Alles seinen geordneten Gang, und so war es gewiß von guter Vorbedeutung, daß dieser Genius, mit dem man so gern die neue Epoche deutscher Kunst beginnt, sich vor Allem an die Dichter und Denker des classischen Alterthums gehalten hat."

„Das hat ihn auch," fiel der Hofrath ein, „vor der unglückseligen Nachahmung der altdeutschen Manier bewahrt, die seine Nachfolger sich zur angelegentlichen Pflicht gemacht haben."

„Und doch," bemerkte ich, „ward er angefeindet wie seine Nachfolger; ja, er blieb fast unbekannt im Vaterlande, und erst Cornelius wußte das Herz des Volkes zu treffen, indem er ihm den ‚Faust' vor Augen stellte."

Goethe nahm die Bemerkung sichtbar wohlgefällig auf, doch fügte er hinzu, Cornelius habe recht gethan, die in seinem Faust gebrauchten, der altdeutschen Kunst entlehnten Formen freier zu verlassen, um sich bei seinen jetzigen mythologischen Aufgaben bewegen zu können. — Da Cornelius sich selbst einmal gegen mich dahin geäußert, daß der Styl durch den Gegenstand der Darstellung bedingt sei und daß er Faust und Nibelungen auch jetzt in keiner andern Ausdruckweise wiedergeben würde, als früher, so theilte ich diese Aeußerung mit. Aber Eckermann fiel mir in's Wort: „Diese Ansicht scheint auf einer Verwechslung der dichtenden und bildenden Kunst zu beruhen. Bei der unmittelbaren Einwirkung der letztern auf die Sinne machen sich doch sicher andere Gesetze geltend, als wenn nur Phantasie und Vorstellungsvermögen beschäftigt werden."

„Es ist ein Unterschied," bemerkte Goethe, „doch muß ich hier Cornelius beistimmen; denn auch ich hätte Iphigenie und Tasso nicht im Styl von Faust und Götz schreiben können — so wenig, wie umgekehrt."

Das Gespräch wurde auf eine — vielleicht nur mich — überraschende Weise unterbrochen. An dem einen Ende der Tafel wurde es unruhig, man räusperte sich, gab ein leichtes Zeichen am Glas, und ein vierstimmiger Gesang ward angestimmt. Es gehörte die schöne Sitte, das Mahl mit Gesängen zu würzen, wie mir Eckermann vertraute, zu Goethe's besonderen Tafelfreuden bei festlichen Gelegenheiten, und so folgte auch heute nach jedem Gange ein Gesang. Unter andern war das Lied angestimmt worden: „Mich ergreift — ich weiß nicht wie — himmlisches Behagen &c." Nach Beendigung desselben hub Goethe an: „Man schreibt sonst den Gerüchen die besondere Kraft zu, Erinnerungen zu wecken. Musik und Gesang wirken ebenso nachdrücklich in der gleichen Richtung. So steht jetzt lebhaft der Abend vor mir, für welchen ich das Lied, das man eben sang, gedichtet habe. Es war vor der Abreise unseres Erbprinzen nach Paris, als ein Freundeskreis um ihn versammelt war. Schiller hatte für denselben Abend sein bekanntes Lied an den Erbprinzen geschrieben, das wir nach der Rheinweinlied-Melodie sangen; und nun steht der Abend, Schiller, der Kreis der Freunde, der Abschied — Alles, bis auf den kleinsten Zug vor meiner Seele."

Fast hätte diese Erinnerung eine Adagiostimmung in die Gesellschaft gebracht, und dies zu verhüten, wie mir schien, richtete Frau Ottilie von Goethe die Frage an mich: „Sie haben dem Vater recht interessante, auch für uns interessante Mittheilungen über Ihre und Ihrer Freunde Kunstthätigkeit gemacht; nun erlauben Sie mir eine Frage, die uns Frauen doch noch näher an's Herz geht: wie leben Sie mit Ihrem Meister, ich meine, wie ist das allgemein menschliche Verhältniß zu ihm?"

„Wie das der Söhne zum Vater," antwortete ich. „Viele von uns fühlen sich geradezu als Familienglieder. Viele Abendstunden bringen wir in seinem Hause zu; die Kinder hängen an uns, als wären wir ihre Onkel; wir am Munde des Meisters, der mit wunderbarer Klarheit und Schärfe spricht, von Rom erzählt, von seinen Erlebnissen und seiner Bildungsgeschichte, von alten und neuen Meistern, von allem, was das Herz bewegt und den Geist erhebt. Wir hängen Alle an ihm mit der innigsten Verehrung. Da er zu seinem Namenstag (Ende Junius) immer in München war, so haben wir den Tag des h. Sylvester am Jahresschluß gewählt, um ihm ein Zeichen unseres Dankes zu geben. Da sind wir denn jedesmal mit Fackeln, Musik und Gesang vor sein Haus gezogen und haben unser Herz ausgeschüttet, und ganz Düsseldorf hat daran Theil genommen, als wären wir eine Familie. Und jetzt," fuhr ich fort, „ist doch dieses Band zerrissen: Cornelius ist fortgezogen; wir Alle ziehen ihm nach, weil wir uns ein Leben ohne ihn nicht denken können, und Düsseldorf wird sich an Andere anschließen, wie es sich an uns angeschlossen hat."

„Noch eins," nahm Frau Ottilie wieder das Wort, „Sie erwähnen die Frau von Cornelius nicht. Sie ist eine Römerin; hält sie sich vielleicht zurück?"

„Durchaus nicht," erwiderte ich, „sie ist freundlich und gütig gegen uns Alle, namentlich gegen die näheren Hausfreunde. Sie ist eine glühende Römerin, hat aber doch Deutschland so lieb gewonnen, daß sie jetzt schon ganz leidlich deutsch spricht. Wir verehren sie als die Frau unseres Meisters, und als sie im letztvergangenen Mai von einem langwierigen und sehr gefährlichen Krankenlager erstanden, haben wir ihre Genesung mit einem Waldfest gefeiert, bei welchem es ungewiß bleiben muß, ob poetische Jugendlust, ob freudige Theilnahme oder der Frühling das Haupttriebrad war. Hatten doch Mehrere von uns zur heitern Verherrlichung dieses ländlichen Festes schnell das Reiten gelernt!"

Das brachte denn selbst meinen gestrengen Nachbar, den Hofrath Meyer, in eine heitere Stimmung. Bisher hatte er die feindliche Stellung, die er der neuen deutschen Kunst gegenüber eingenommen, wenn auch nicht aufgedeckt, doch behauptet. Ich weiß nicht, mochte ihm der Gedanke gekommen sein, daß doch nicht Alle, die der neuen Fahne folgen, zu den verhaßten „Nazarenern" gehören dürften; mochten die letztern Mittheilungen ihn milder gestimmt haben — kurz, als jetzt Champagner eingeschenkt wurde, Goethe das Glas erhob und gegen mich gewendet sagte: „Lassen Sie uns auf das Wohl Ihres Meisters und einen segensreichen Erfolg seines Wirkens anstoßen!" und nun Eckermann und mehrere der Nahesitzenden dem gegebenen Beispiele folgten, und da Goethe hinzufügte: „Grüßen Sie Ihren Meister herzlich von mir und sagen Sie ihm, daß mich Alles gefreut habe, was ich durch Sie von ihm und seiner Schule erfahren," wandte sich auch Meyer mit seinem Glase zu mir, stieß an und fügte — wie mir schien, in einem andern als dem bisher gebrauchten trockenen und harten Tone — hinzu: „Sagen Sie's Ihrem Meister, daß ich mit Ihnen hier auf sein Wohl ein Glas Champagner geleert. 's ist ernstlich gemeint!" (was ich denn natürlich nicht nur versprochen, sondern auch gehalten habe.) Und so hatte es den Anschein, als ob es der Rede und Widerrede gelungen sei, Vorurtheile zu zerstreuen, wo sie am festesten Fuß gefaßt. Nach dem Dessert setzte sich Hummel an's Instrument und gab dem kleinen Feste mit einer heitern und reichen Phantasie einen glänzenden Schluß.

Goethe hatte mir von seinem Teller eine kleine Paste mit einer Minerva gereicht, „zum Gedächtniß der Gottheit, in deren Tempel wir uns begegnet"; nach Tische aber sagte er: „Ich habe Ihnen ein etwas zerbrechliches Andenken geboten; es dürfte besser lassen, wenn ich es mit einem dauerhafteren begleitete." Und damit legte er eine Medaille mit seinem Bildniß (von Bovy) in meine Hände.

Schon über Tische hatte es mich vielfach beschäftigt, wie ich mich wohl für so viel auszeichnende Güte dankbar beweisen könnte,

und so war ich auf den Gedanken gekommen, die Enkel Goethe's zu zeichnen. Ich wandte mich deshalb an Frau Ottilie v. Goethe und fand für meinen Antrag die freundlichste Aufnahme; schon am nächsten Morgen konnte ich die Arbeit beginnen.

Der Aufenthalt in Weimar wurde je länger, je schöner. Durch Goethe hatte ich zahlreiche Bekanntschaften gemacht, deren Reihe sich wie von selbst vergrößerte, und ich genoß die gerühmte und mir aus früheren Zeiten wohlbekannte thüringische Gastfreundschaft von Neuem im vollsten Maße. Sollte ich sagen, wo ich am öftersten eingekehrt, so müßte ich vornehmlich Fräulein Seidler und Fräulein Julie v. Egloffstein nennen, Beide nicht nur heimisch in allen Kunstgebieten mit Herz und Sinn, sondern selber ausübende Künstlerinnen und Beide von Goethe hochgeschätzt. Große Gastfreundschaft erwiesen mir die Familien Coudray, Günther, Froriep, Röhr, Stark und viele andere.

Am 13. November war ich wieder zu Goethe an den Mittagtisch geladen. Diesmal war außer mir kein Fremder zugegen, als Oberbaurath Coudray und Eckermann.

Er hatte mich bitten lassen, die Zeichnung der „Theologie" wieder mitzubringen, und noch einmal mußte ich vor der kleinen Versammlung über das Ganze wie über jeden kleinsten Theil ausführlich Rechenschaft geben. Die Scene steht noch vor mir in heiterer Erinnerung. Coudray mochte mehr das Ganze überschauen, während Eckermann zwischen jedem Strich den Stein der Weisen zu suchen schien. Frau Ottilie, die mit den Knaben herzugetreten war, wußte auf die liebenswürdigste Weise durch Fragen meine Beredtsamkeit zu reizen, und Goethe, in besonders behaglicher und höchst gemüthlicher Stimmung, gab dem Gespräche mit Wort und Blick die Richtung und theilte, wie der Geber alles Guten, aus sonnenumglänztem Wolkensitz, mit würdevoller Freundlichkeit, Belehrung und Lob aus.

Coudray bekümmerte sich viel um das Technische der Frescomalerei, die ja damals erst wieder durch Cornelius in Deutschland in Uebung gebracht werden. Eckermann äußerte sich sehr erfreut darüber, daß von einem so kleinen Blatt, wie meine Zeichnung, so viel zu lernen sei, und frug, ob uns wohl überall Bildnisse zu Gebote gestanden hätten, was denn freilich, namentlich in Betreff der Evangelisten und Kirchenväter, verneint werden mußte. Bei historischen Gemälden, meinte er, komme doch sehr viel auf die historische Wahrheit an, weshalb er denn auch eine große Scheu vor Anachronismen und dergleichen Fehlern habe. An die Zusammenstellung von Heiligen aus verschiedenen Jahrhunderten habe man sich allerdings gewöhnt durch die Altargemälde; aber die Reformatoren in Einem Raum zu versammeln mit den Aposteln und Kirchenvätern, komme ihm doch gewagt vor; mehr aber noch, daß man durch die Arcaden des Saales in's Freie und zugleich auf Rom, auf das Siebengebirg bei Bonn und auf Wittenberg sehe. Aber Goethe fiel ihm in's Wort und sagte: „Die Herren in Düsseldorf scheinen sich an den Ausspruch Schiller's zu halten: ‚Die Kunst ist eine Fabel.' Und sie haben nicht ganz Unrecht! Es würde uns wenig von der Kunst übrig bleiben, wenn wir ausschließen wollten, was sich nicht fassen und begreifen läßt, wie das tägliche Leben."

Frau Ottilie lenkte jetzt durch eine neue Betrachtung unter dem Beifall des alten Herrn das Gespräch auf eine andere Seite. „Sonst bei Gemälden," sagte sie, „bin ich gewöhnt, die dargestellten Personen in Beziehung auf einander zu sehen, unmittelbar oder wenigstens mittelbar. Hier sind so viele Männer in Einem Raum versammelt; hier und da sehe ich zwei, drei, vier zu einer Gruppe vereinigt, aber jede steht für sich, sie lesen und sprechen, ohne sich um den Nachbar zu bekümmern — und doch stört es mich nicht; ich finde es ganz natürlich. Das Bild kommt mir vor wie eine Bibliothek, in der Evangelisten und Kirchenväter, Protestanten und Katholiken mit ihrem ganzen geistigen Gehalt, gut eingebunden, friedlich neben einander stehen und ohne sich gegenseitig in ihren Gedanken zu unterbrechen."

„Nun," meinte Goethe, „das läßt sich hören! Und wenn es sich denn einmal um Gedanken handelt in dem Bilde, so habe ich auch noch eine Frage an unsern jungen Freund. Sie haben mir," wandte er sich an mich, „Auskunft gegeben über die beiden Genien zu Seiten der allegorischen Mittelfigur. Ich sehe, daß sie Tafeln in ihren Händen haben. Bei den Evangelisten, den Kirchenvätern, bei Luther ist über den Inhalt der Bücher, die sie halten, kein Zweifel; aber was bedeuten die Tafeln ohne Inschrift in den Händen der geflügelten Knaben?"

„Es sind, wenn ich mich von meinem Besuch in Bonn her recht erinnere," nahm Eckermann das Wort, „Sprüche darauf geschrieben; doch weiß ich nicht mehr welche."

„An den Tafeln," sagte ich, „hängt ein Stück lustiger Künstlergeschichte. Die Genien sollen die beiden Elemente der Theologie, Glauben und Forschen, repräsentiren. Um das deutlicher zu bezeichnen, hatte ihnen Hermann Tafeln in die Hand gegeben und Bibelsprüche darauf geschrieben. Auf der einen stand: ‚Selig die nicht sehen und doch glauben;' auf der andern: ‚Prüfet alles und das Beste behaltet.' Ich weiß nicht, ob von katholischer oder von protestantischer Seite deshalb eine Mittheilung an's Ministerium nach Berlin gemacht worden war; kurz Hermann bekam, ich glaube durch das Universitäts-Curatorium, den Auftrag, die Sprüche zu löschen. Er weigerte sich, weil, wie Ew. Excellenz eben auch bemerkten, es unverständlich, ja lächerlich herauskäme, wenn die Jungen leere Tafeln hielten. Man ließ es geschehen, bis vor Kurzem der Besuch des Königs von Preußen in Bonn angekündigt wurde. Daß er in die Aula zu gehen gebeten werden müßte, unterlag bei den Häuptern der Hochschule keinem Zweifel. Aber die bedenklichen Sprüche durfte er nicht finden. Der Auftrag sie zu löschen wurde wiederholt. Vergebens! ‚Ich kann meine eignen Gedanken nicht vernichten oder verstümmeln,' sagte Hermann. Täglich wurde nachgesehen: die Sprüche standen wie in Erz gegossen. Endlich am Tage der erwarteten Ankunft des Königs kam ganz früh schon Prof. d'Alton, und da er die Sprüche noch vorfand, stellte er ein Entweder Oder, das mich zu einem raschen Entschlusse brachte. ‚Wir können den König nicht zu Ihnen führen,' sagte unser besorgter Freund, ‚wenn er nicht sieht, daß sein durch das Ministerium ausgesprochener Wille von Ihnen respectirt wird.' Hermann blieb unbeweglich. Der Moment war peinlich. Die Herren alle meinten es so gut mit uns, und andererseits war am Besuch des Königs so viel gelegen; auch wußte ich recht gut, daß Cornelius die Festigkeit in diesem Falle nicht gut heißen würde; ich sah Hermann fragend an. ‚Ich kann es nicht thun,' sagte er. Das gab mir den Pinsel in die Hand, und die Sprüche waren verschwunden. Eine Stunde danach trat, begleitet von dem Curator und den Professoren der Universität, Friedrich Wilhelm III. ein und widmete der Betrachtung unsers Bildes etwa fünf bis sechs Minuten. Die gefährlichen Täfelchen schien er gar nicht zu bemerken, sonst hätte er wohl auch, wie Ew. Excellenz, gefragt: ‚Warum steht nichts darauf?'"

Die Geschichte schien Goethe zu belustigen. „Und doch," sagte er, „sind wir so oft genöthigt, das Gute fahren zu lassen, um das Bessere zu retten."

Inzwischen hatte ich meine Mappe mit verschiedenen Bildnissen aufgeschlagen, und Goethe betrachtete sie mit psychologischem und ästhetischem Interesse. Unter diesen sah er plötzlich die Bildnisse seiner Enkel. Es war eine Ueberraschung (wir hatten ja hinter seinem Rücken operirt) und zwar eine gelungene; denn er hatte eine herzliche Freude daran, die sich steigerte, als ich ihn bat, die Zeichnung gütig von mir anzunehmen.*

Ich hatte bisher Goethe zuerst mir allein gegenüber gesehen, dann in festlicher, fast feierlicher Versammlung, dann wiederum als freundlichen Wirth unter zahlreichen Freunden und Verehrern; heut sollte ich ihn im trauten Familienkreise kennen lernen. Ueberall und immer derselbe, war mir's doch, als ob jedesmal der Nachdruck auf einem andern Zug seines Charakters läge. Heute war er die Heiterkeit und gute Laune selbst und ließ sich ganz gehen. Mehr als bei dem festlichen Mahl zog er seinen Sohn in's Gespräch; gegen die Schwiegertochter war er voll zarter Aufmerksamkeit und mit ihrer Schwester sprach er am liebsten im Tone des leichten, reizenden Humors; äußerst liebreich war er gegen die Enkel. Mich veranlaßte er vom Leben und Charakter der Bevölkerung des Niederrheins, ganz besonders aber von den Carnevalslustbarkeiten in Köln und Düsseldorf zu erzählen; dann lenkte er auf Baiern über, von dem er — „nach den Mittheilungen seiner

* Wolf und Walther v. Goethe sind gegenwärtig Kammerherren im Dienst des regierenden Großherzogs Alexander. Die von ihrem Großvater sorgfältig bewahrte Zeichnung haben auch sie aufgehoben und halten sie, wie sie mir vor Kurzem freundlich versichert, sehr in Ehren. Aehnlich waren die Bildnisse damals, aber die jetzigen Kammerherren hätte ich freilich darnach nicht erkannt.

Freunde" — im Gegensatz gegen die lebhaften Rheinlande wenig für die Kunst erwartete. „Inzwischen," sagte er, „viel kann ein Fürst mit energischem Wollen erreichen." Endlich kam er auf sein Lieblingsthema, die Farben, deren Anwendung, Zusammenstellung, Stärke, Mischung, Behandlung und selbst auf die verschiedenen Farbstoffe.

Nach Tische führte er mich noch zu verschiedenen seiner Sammlungen, namentlich den schönen antiken und mittelalterlichen Münzen. Plötzlich sagte er: „Ich will Sie doch noch was zeigen," (wirklich, so hat er's gesagt!) und damit zog er aus einem Fach einige Blätter Radirungen nach Zeichnungen von Carstens. Ich weiß nicht, hatte er mir damit eine Freude machen oder blos wissen wollen, was ich dazu sagen würde, — sie blieben nicht lange Gegenstand der Unterhaltung, da ich sie zu wenig in Uebereinstimmung mit den Originalen fand.

Ich wollte nun Abschied nehmen; da aber Goethe hörte, daß ich den folgenden Tag noch in Weimar bleiben und erst am 15. abreisen würde, forderte er mich auf das Freundlichste auf, ihn noch einmal zu besuchen. Das that ich denn am 14. und ward von ihm mit der gleichen Herzlichkeit, wie bisher, empfangen. Es schien bei ihm Bedürfniß, dem Besuchenden entweder eine Freude zu machen, oder einen wo möglich sichtbaren Stoff der Unterhaltung zu bieten, und so hatte er denn eine Anzahl sehr kunstreicher Papier-Ausschneidereien von der Hand des Fräulein Adele Schopenhauer bereitgelegt und ging sie einzeln, unter Beachtung jeder Kleinigkeit daran, mit mir durch.

Unvergeßlich ist mir der Abschied, bei dem ich noch einmal die ganze Größe des Glücks empfand, in die unmittelbare Nähe dieses Genius gekommen zu sein. Als wäre er der Beschenkte, Bereicherte, sprach er zu mir; er forderte mich auf, ihm von Zeit zu Zeit zu schreiben, und indem er wie bei dem ersten Willkommen, aber noch viel herzlicher, meine Hand mit beiden Händen faßte, gab er mir nebst vielen freundlichen Grüßen seinen väterlichen Reisesegen.

Am 15. November war ich in Jena, am 17. schickte ich ihm das Bildniß seines Freundes Knebel, das ich für ihn gezeichnet. Mir war, als wäre ich vom Gipfel des Montblanc und der weitesten Umschau wieder herabgestiegen in engumgrenzte Thalgründe. Die Erinnerung aber an die Tage in der Höhe hat mein ganzes Leben durchleuchtet.

Auf der Glarner Landsgemeinde.

Ein Bild aus dem Schweizer Staatsleben.

Unsere Zeit ist mannigfachen Freiheitsdranges voll; mit steigendem Erfolge ringt sie nach Lösung der beengenden Fesseln des Mittelalters und nach Geltendmachung der nach Natur und Vernunft dem Menschen angestammten Rechte. Allein wie ein Zaubermärchen kommt es uns vor, wenn wir aus alter Vorzeit hören, wie die freien germanischen Volksstämme in offener Volksversammlung zusammentraten, um Rath und Gericht zu halten, wie sie Schild und Schwert zusammenschlugen, um ihren beifälligen Sinn zu offenbaren, wie sie unter Waffengetöse den selbstgewählten Herzog auf den Schild erhoben und in den Reihen umhertrugen. Das waren, so denkt man, noch urkräftige Zeiten, da galt der freie Mann noch etwas und der Name Volk hatte seine Bedeutung in Recht und That; allein diese Zeiten sind vorüber, kommen nie wieder und sind für uns auf immer unmöglich geworden.

Und doch treten noch heutzutage, wie je vor Alters, Nachkommen der Alemannen in sechs schweizerischen Cantonen zu offener Landsgemeinde zusammen, Rath und Beschluß über den Landeshaushalt zu fassen und ihren obersten Vorstand, den Landamman, sammt Regierung zu wählen. „Zwar die Ritter sind verschwunden, nimmer tönet Speer noch Schild", aber doch tragen die Appenzeller noch ihr Seitengewehr mit zur Gemeinde, und in den übrigen Ländern stützt sich der Landamman auf das mächtige Landesschwert; noch schwören die versammelten Tausende zum freien Himmel den Landeseid, das Vaterland über Alles zu halten und zu schirmen. Und was die Hauptsache ist, der Wille des Volkes und seine Geltung sind geblieben; schlägt man nicht mehr die Waffen zusammen, so erheben sich doch, feierlich still in Appenzell, mit rauschendem Hoch in Glarus, die Hände, und ihre Mehrheit ist Gesetz.

Diese Landsgemeinde — der uralte Volksthing — ist keine veraltete Ruine, keine geborstene Säule, die über Nacht etwa stürzen kann — sie ist vielmehr ein lebensvolles Staats- und Volksinstitut, das durch seine Dauer bis auf den heutigen Tag seine Existenzfähigkeit bewiesen hat, das aber nicht alt geworden, sondern erst jetzt bestimmt ist, neu erkannt zu werden und, wenigstens in analogen Formen, um sich zu greifen und Eroberungen zu machen. Denn die Freiheit wird nicht alt, sondern nur die Menschen, welche sie nicht begreifen und ertragen, und wenn sich dieselbe im Hochgebirge, in kräftig geschirmtem und zugleich vom Schicksal begünstigtem Asyle, erhalten hat, unerkannt von den blöden Augen und unerspäht von ihren Feinden, so ist sie damit kein heiliger Rock von Trier geworden, sondern vielmehr einem classischen Kunstdenkmale zu vergleichen, das verdient, hervorgegraben zu werden und den Künftigen im Geiste und nicht im Aber- und Wunderglauben zum Beispiel und zur Lehre zu dienen.

Wie schon bemerkt, haben noch sechs Cantone der Schweiz das Institut der Landsgemeinde: Appenzell Außer-Rhoden und Inner-Rhoden, Glarus, Uri, Obwalden und Nidwalden. In dem kleinen Zug ist die Landsgemeinde abgeschafft, in Schwyz mit Bezirkslandsgemeinden vertauscht. Von den erstgenannten Cantonen sind Appenzell Inner-Rhoden, Uri, Obwalden und Nidwalden nicht in allen Stücken geeignet, uns als Vorbild zu dienen, denn in ihnen zeigt sich der demokratische Volksstaat mit starker katholisch-hierarchischer Beimischung versetzt, so daß nicht nur seine Reinheit darunter leidet, sondern daß er überhaupt einer uns hier ferner liegenden ganz besondern Darstellung und Würdigung bedürfte; dagegen sind Appenzell Außer-Rhoden und Glarus ungemischte und unverfälschte Beispiele auf die offene Landsgemeinde gegründeter Volksstaaten und um so mehr geeignet, ihre constitutionelle Organisation als lebensfähige und bemerkenswerthe Verfassungsformen zu vertreten, weil sie alle Errungenschaften der liberalen Schweiz theilen und in Bildung und Wohlstand keinem ihrer eidgenössischen Mitstände nachstehen. Von beiden aber ist wiederum die Glarner Landsgemeinde die lebendigere, dramatischere. Da dieselbe in diesem Jahre außerdem einen sehr interessanten Verlauf nahm, so wähle ich sie, um den Lesern der Gartenlaube ein möglichst anschauliches Bild eines zu Rath und Beschluß versammelten freien Volkes zu zeichnen.

Auf 22. Mai d. J. war das Glarner Volk zur diesjährigen Landsgemeinde entboten. Frühmorgens fuhren in rasch aufeinander folgenden Reihen die Wagen der Hinter- und Unterländer in die Straßen des im engen Alpenthale am Fuße des drohend hereinragenden Glärnisch gelegenen Hauptortes Glarus, und schon vor der angesetzten Zeit wimmelte derselbe von Landleuten, welche sich diesmal besonders zahlreich eingestellt hatten, weil die Tractandenliste der Landsgemeinde höchst wichtige Fragen aufwies. Der Versammlungsplatz in Mitte des Fleckens war zum Empfang der freien Landleute bestens hergerichtet. In weitem Halbkreise zeigten sich die amphitheatralisch angeordneten Bänke des „Ringes", in dessen Mitte sich die Tribüne des Landammans erhob. Um zehn Uhr hatte sich der Ring schon bis zum Brechen gefüllt. Man zählte 5—6000 Stimmfähige. Nur die vorderste Bank harrte noch der Ankunft sämmtlicher Behörden, welche sie aufzunehmen bestimmt war. Versammlungsort der Behörden war diesmal das Gerichtshaus, weil das Rathhaus, im furchtbaren Brande des Jahres 1862 zerstört, noch seines innern Ausbaues entbehrt. Punkt zehn Uhr setzte sich von dort aus der feierliche Zug der Behörden nach dem Ring in Bewegung. An der Spitze bewegten sich unter den Klängen von Musik zwei Pelotons Scharfschützen und Infanterie in einem gravitätisch langsamen Parademarsch, welcher, dem reglementarischen Schritt der preußischen Regimenter nicht unähnlich, dennoch einen sehr verschiedenen, eigentlich staatsmäßig bürgerlichen Eindruck machte. Es folgten, in die Landesfarben, Roth und Weiß, gekleidet, die Weibel. Der Eine trug etwas vorwärtsgestreckt vor der Brust das Landesschwert, der Zweite das Landesscepter

Nun erschien schwarz, mit feierlichen Nebelspaltern, der Landamman und der Landstatthalter, und hinter ihnen der lange Zug der Behörden, Standescommissäre, Rath, Landrath, Gerichte, Geistlichkeit. Nach altem Brauch wird, so lange der Behördenzug sich auf dem Wege befindet, mit allen Glocken geläutet. Im Ring angelangt, nahmen die Behörden nach kurzem, stillem Gebet auf der ersten Bank des Amphitheaters Platz.

Den Beginn des Tages machte, wie immer, die Verlesung des Landsgemeindereglements, des sogen. „Dänibergerbriefes", welcher den Landleuten bei Strafe einjährigen Verlustes von „Ehr und Gewehr" Ruhe und Ordnung gebietet. Hierauf bestieg der Landamman, Dr. und Nationalrath Heer von Glarus, die Tribüne und sprach, indem er das Landesschwert ergriff, die feierliche Anrede an die „vertrauten lieben Herren Landleute". Dann schwor er in die Hände des Landstatthalters den Landammaneid und, wieder auf das Schwert gestützt, sagte er den Landleuten den Landeseid vor. Langsam und feierlich schworen ihn stehend die 5—6000 Gesetzgeber nach: nach bestem Wissen und Gewissen und ohne alle böse Gefährde des Landes Wohl zu beschließen. Eine Handlung von hohem, ergreifendem Ernst und von unvergeßlicher Erinnerung, ein fast wunderbarer Anblick, ein Volk sich selbst Treue schwören zu sehen!

Nach diesem feierlichen Act begann die Tagesordnung. Die Grundlage derselben bildet das den einzelnen Staatsbürgern schon vorher behändigte sogenannte Landsgemeindememorial, welches in regelmäßiger Reihenfolge alle Gesetze und Beschlüsse des Landrathes, der Vollziehungsbehörde, die verfassungsgemäß der Landsgemeinde vorgelegt werden müssen, ferner alle von Gemeinden oder Landleuten an die Landsgemeinde gestellten Anträge enthält. Die Landsgemeinde übt als constitutionelle Attribute folgende Rechte: Sie entscheidet über Annahme, Verwerfung und Revision der Verfassung, sie sanctionirt sämmtliche Gesetze und Staatsverträge, sie verfügt über das Landeseigenthum, sie prüft und genehmigt die Landesrechnung, sie votirt die Steuern, sie creirt die Beamtungen, sie wählt die Regierung, die Beamten und Gerichte, sie ertheilt das Landrecht, d. h. das Staatsbürgerthum. Außer dem Landrath hat jede Behörde und jeder Landmann Initiative d. h. das Recht, an die Landsgemeinde Anträge zu stellen. Im Januar jedes Jahres werden Behörden und Landleute durch amtliche Publication aufgefordert, ihre allfälligen Anträge einzureichen. Die Anträge werden vom Landrath geprüft und, wenn zehn Stimmen sich für dieselben erklären, als erheblich in's Landsgemeindememorial aufgenommen und mit einem Gutachten des Landrathes begleitet. Unerheblich erklärte Anträge müssen gleichwohl auf Verlangen im Anhang des Memorials an die Landsgemeinde gebracht und können von dieser als erheblich erklärt werden. Die Landsgemeinde debattirt über sämmtliche Tractanden des Memorials; sie kann dieselben abändern und entscheidet mit Stimmenmehrheit.

Das heurige Landsgemeindememorial enthielt nicht weniger als 28 Nummern und zwar Geschäfte aus allen Zweigen der Machtvollkommenheit des souveränen Volkes: Landessteuer, einen Staatsvertrag betreffend Verpfändung von Eisenbahnen, Gesetzesanträge über Wasserrechte, Erbrecht der Unehelichen, Ehesachen, Armenwesen, Veräußerungen von Staatsgut, Beschränkung des Jagdrechtes, Einführung von Hundetaxen, Fleischtaxen 2c., kurz eine Geschäftsliste, welche einer großen parlamentarischen Kammer würdig gewesen wäre. Die wichtigsten, alle bisher genannten Fragen überragenden Geschäfte waren jedoch ein Antrag auf Verfassungsrevision und ein Fabrikpolizeigesetz. Also nichts Geringeres, als die Aenderung des constitutionellen Grundgesetzes und die offene Wunde der Gesellschaft, ein wichtiges Stück Arbeiterfrage, sollte eine Versammlung von 5—6000 Männern aller Stände, von Beamten und Geistlichen, von Gelehrten und Ungelehrten, von Bauern und Handwerkern, von Fabrikanten und Arbeitern, endgültig entscheiden.

Sehen wir nun zu, wie sich dieses Heer von Gesetzgebern bei seiner schweren Aufgabe benahm. Der Reihenfolge nach setzte der Landamman die Tractanden des Memorials mit einer kurzen Erläuterung in Discussion. Die Versammlung zeigte sich über jede Frage merkwürdig orientirt. Je nach der Wichtigkeit werden die Geschäfte kürzer oder ausführlicher behandelt. Manche passirten ohne alle Debatte. Bei den meisten meldeten sich sofort die Redner, welche von der Tribüne oder aus dem Ringe „kurz und nervose" ihre Gesichtspunkte erörterten. Es sprachen hochgebildete Männer, Bauern, Leute aus allen Classen der Gesellschaft; der doctrinäre Styl war vertreten, nicht minder der Volkstribunenstyl, im Ganzen aber herrschten eine Würde, ein parlamentarischer Takt, eine kernige und lichtvolle Faßlichkeit in den Reden, wie sie in keinem constitutionellen Parlamente besser zu finden sind. Die Fragen wurden erschöpfend und vielseitig behandelt, aber nirgends schweifte man ab oder hielt man sich zu lange auf. Die Zuhörer blieben unermüdlich aufmerksam und lebendig. Wie in der französischen Legislative der Redner hier und da unterbrochen wird, so hörte man auch hier Rufe verschiedener Art: „Gut geredet!" — „Er hat Recht!" — „Nein, das wollen wir nicht!" — Als ein Volksredner etwas zu bitter wurde, rief Einer: „Gut reden kann er, aber er soll auch ‚nit wüest' reden!" Wurde die Lebendigkeit etwas zu groß, so ermahnte der Landamman zur Ruhe, die Weibel kreisten umher und erhoben besänftigend die Hände: „Ruhig, vertraute Herren Landleute, ruhig, es dauert nicht lang; den dürft Ihr schon hören, der sagt's Euch, wie man's nicht besser findet!" und was der originellen Weibelhöflichkeiten mehr waren. War die Debatte erschöpft, so wurde „Scheiden" (Abstimmen) verlangt und rasch und ohne Schwanken beschlossen. Es war klar, daß die Leute eine sichere eigene Meinung besaßen und daß sie das Memorial nicht blos in Empfang genommen, sondern auch gelesen hatten. Allein auch das genügt nicht zur Erklärung des bestimmten Urtheils dieser Gemeinde, dazu gehört die lange unentwegte Uebung dieses Volkes, sich selbst zu regieren. Ist doch vor der Tribüne den Knaben ein eigener Platz hergerichtet, wo dieselben unermüdet bis zum Ende sitzen und lauschen. Die Abstimmung geschieht durch das sogenannte Handmehr, und der Landamman giebt in fraglichen Fällen unter Zuziehung anderer Vertrauensmänner nach gewissenhaftem Ermessen, ohne Abzählung, das Mehr ab. Ist das Mehr entschieden und wäre es die wichtigste Frage, so schweigen meist Minderheit und Mehrheit; kein Triumph, keine Klage, ruhig wird fortgefahren in den weiteren Verhandlungen.

In erster Linie wurde die Landesrechnung und die Landessteuer genehmigt und zwar letztere im Betrage von 3‰ Vermögenssteuer und 1 Fr. 50 Cent. Kopfsteuer. Hierauf wurden Abänderungen des Landessteuerwesens, Bestimmungen über den Bezug des Wein- und Branntweinohmgeldes, Verkauf von Landesboden 2c. behandelt. Die Jagdzeit wurde zur Schonung der Gemsen und Murmelthiere um einen vollen Monat beschränkt, was bei der Jagdliebhaberei der Aelpler eine starke Concession und Selbstbeschränkung ist. Ferner wurde das Halten von Jagdhunden ganz verboten und zur Verminderung des Ueberflusses von Hunden (die Behörde erklärte ausdrücklich, es geschehe nicht etwa zu Gunsten einer kleinlichen Finanzklauberei) eine Hundetaxe von 5 Fr. für das Thier eingeführt. Bei der Revision der Verordnung über die öffentlichen Tanzbelustigungen mußte abgebrochen werden, weil zum dritten Mal Regen einfiel, und die Erledigung der noch übrig gebliebenen zehn Tractanden wurde auf die Nachgemeinde des folgenden Sonntags verschoben.

Dies war der im Allgemeinen weniger erhebliche Geschäftskreis der Landsgemeinde; schon dieser allein wäre jedoch hinreichend, um die active Theilnahme des Volkes am gesammten Staatshaushalt, wie sie in Glarus stattfindet, zu einer höchst merkwürdigen Thatsache zu stempeln. Wären die Landsgemeinden nicht, so würde man eine solche Thätigkeit des Volkes für unmöglich halten und den Gedanken, ihm eine solche zu übertragen, lachend in das Reich des Absurden verweisen. So aber existirt sie, sie ist da, wirklich und nicht wegzuleugnen; und nicht nur das, sondern sie wird in Wahrheit zum Wohl des Landes ausgeübt. Man wird Niemanden in Glarus finden, der sich bei diesem Zustande nicht wohl befände, und ich kann aus dem Munde der höchstgestellten Glarner bestätigen, daß sie ihre rein demokratische Verfassung für die freieste und zugleich glücklichste der Schweiz halten und dieselbe um keinen Preis mit irgend einer andern vertauschen würden. Ist eine solche Verfassung einmal möglich, so ist sie in der That ein Kleinod, denn sie macht das große Geheimniß zur Wahrheit, daß das Volk politisch stets mündig und die Regierung stets volksthümlich bleibt.

Die Landsgemeinde hat jedoch noch zwei Fragen behandelt, welche sie über den Kreis selbst ihrer gewöhnlichen Thätigkeit erheben und dieses Jahr vorzugsweise würdig machen, daß von ihr auch die Außenwelt Kunde erhalte. Es sind dies die Frage der Verfassungsrevision und das Fabrikpolizeigesetz.

Nach den Zuständen der europäischen Monarchieen sind die

Kammern der großen Länder in der Regel froh, wenn es ihnen gelingt, ihre bestehenden Verfassungen zur Geltung zu bringen, und denken nicht so leicht an Revision derselben. Dies ist schon in sämmtlichen einzelnen Staaten der Schweiz anders, denn seit den dreißiger Jahren befinden sich die schweizerischen Cantone in einem so zu sagen permanenten Revisionsprocesse. Man würde sich jedoch sehr täuschen, wenn man glaubte, daß sie damit ihre Zustände einer gewaltsamen Unruhe aussetze; denn erstens brechen sich die Revisionsbewegungen in den kleinen Umfängen der Cantone und nehmen nie den Charakter großer, revolutionärer Stürme an, zweitens wird nicht, wie im alten Athen, die Verfassung bald in eine aristokratische, bald in eine demokratische, bald in eine tyrannische umgewandelt, sondern die demokratische Grundlage bleibt unangetastet und nur das Bewegliche wird der Zeit gemäß umgebildet und fortentwickelt. Auch in der Schweiz selbst aber ist es immer eine besondere Eigenheit, daß die Revisionsfrage, wie zu Glarus, in offener Landsgemeinde debattirt und entschieden wird.

Die Verfassung von Glarus ist eine rein demokratische und entspricht der in den schweizer Gebirgsdemokratien herrschenden Organisationsform. Die Regierung besteht in einer fächerförmig sich erweiternden Stufenleiter von Behörden. Regierungshaupt ist der Landamman, ein Einzelregent von großem moralischem Einfluß. Sein Einfluß darf aber eben nur ein moralischer bleiben, daher hat er selbst keine befehlende Gewalt, sondern er theilt die regierende Gewalt für die weniger wichtigen Geschäfte zunächst mit den zwei ersten Mitgliedern der Standescommission, dann mit allen acht Mitgliedern dieser Behörde, für die wichtigern mit dem Rath, welcher aus der Standescommission und 36 von den Gemeinden gewählten Vertretern gebildet ist. Landamman, Standescommission und Rath sind die eigentliche Regierungsbehörde. Zur Gesetzgebung und Landesrepräsentation erweitert sich dann dieser Rath wieder in den aus 117 Mitgliedern zusammengesetzten dreifachen Landrath, und über allen steht die Landsgemeinde. Die Verfassung besteht also nicht aus sich gegenüberstehenden Gewalten, sondern in einer nach oben aufsteigenden und sich stets vermindernden, nach unten wieder herabsteigenden und im Volke ruhenden Souverainetät. Die Gerichte sind in viele Gerichtsstäbe zersplittert. Glarus hat ein Civilgericht, Criminalgericht, Ehegericht, Augenscheingericht, Polizeigericht und Appellationsgericht.

Diese Verfassung sollte nun also revidirt werden, und zwar war es gerade die städtische Bildung des Hauptfleckens, welcher sie nicht mehr ganz behagte. Allein während anderwärts die Regierung allzumächtig ist und zu Gunsten des Volkes beschränkt werden muß, verfolgten unsere Glarner Revisionisten das umgekehrte Ziel. Es fiel ihnen nicht ein, die Souverainetät des Volkes anzutasten, vielmehr erklärten sie laut, die Landsgemeinde sei der Stolz jedes Glarners und Niemand denke sie in ihrer Machtvollkommenheit verringern zu wollen. Dagegen wünschten sie eine in weniger Einzelbehörden zersplitterte, eine concentrirtere Regierung und Landesvertretung. Ebenso beantragten sie eine Verminderung der verschiedenen Gerichtshöfe, um dadurch eine einfachere und bessere Justiz zu erzielen.

Offenbar hatten diese Ideen viel für sich und traten mit um so größerer Berechtigung auf, als über die Zersplitterung der Behörden, sowie über die Gerichte viele Klagen laut wurden. Allein das Volk verwarf die Revision mit großer Mehrheit, trotzdem daß die Revisionisten mit Feuer und Würde sprachen und alle Mittel der Beredtsamkeit, Satire, Dialektik und des Pathos erschöpften.

Warum aber verwarf das Volk eine Reform, der in so vieler Beziehung die Zweckmäßigkeit nicht abzustreiten war? Aus Mißtrauen, aus Furcht, es möchte seine alte Freiheit durch eine kräftigere, concentrirtere Regierung gefährdet sehen und sich mit einer solchen einheitlichern, straffern Regierungsform eine specifische Bureaukratie schaffen; aus dem gerechtfertigten Bedenken, etwas Gewisses, das sich lange bewährt, gegen etwas noch unerprobtes Ungewisses einzutauschen. Man kann nicht umhin, den politischen Blick des Volkes anzuerkennen, denn „Weniger Regierung!" nicht „Mehr Regierung!" ist die Losung der Zeit. Auch ist es ein schlagender Beweis, wie es seine Freiheit kennt, liebt und bewahrt, daß es sich sofort zur Wehr setzen zu müssen glaubt, wo auch nur der Schatten des Argwohns auftaucht, es könne in einem oder dem andern Stücke an seiner Freiheit gekürzt werden.

Nicht weniger gespannt, als auf die Verfassungsrevision, war ich auf das Fabrikpolizeigesetz. Daß Glarus die Nachtheile der Fabriken empfindet, wie alle andern Länder, daß die lange Arbeitszeit Erwachsene und besonders Kinder mit erschreckender Schnelligkeit consumirt und die Bevölkerung entartet, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Auch daß der Glarner Landrath sich mit der Sache beschäftigte und ein Fabrikpolizeigesetz erließ, ist nichts Besonderes. Das Besondere liegt vielmehr darin, daß dieses Gesetz nun auch vor die Landsgemeinde kam. Wohl nirgends sonst in der Welt geschieht es, daß dergleichen sociale Fragen vom versammelten Volke selbst behandelt werden, und wenn es vorkäme, so würde es nur etwa in Gestalt einer communistischen Umwälzung der Fall sein, die mit einer Landsgemeinde nicht das Geringste gemein hat.

Der Verlauf in der Glarner Landsgemeinde war ein sehr rascher und regelmäßiger. Mit dem Gesetze des Landraths war man nicht zufrieden. Dasselbe reducirte die Arbeitszeit auf zwölf Stunden, aber nur für Kinder und Weiber, und enthielt auch sonst keine bedeutende Erleichterungen des Arbeiters. Es war daher Opposition zu erwarten, um so mehr, da die Arbeiter sich in Vereinen gesammelt hatten, um ihren Beschwerden Gewicht zu verschaffen. Ihr Auftreten und ihre Begehren waren aber, wie von allen Seiten anerkannt, mäßig und taktvoll gewesen. So verhielten sie sich nun auch in der Landsgemeinde. Freilich fühlte Alles, daß eine möglicherweise verhängnißvolle Frage herannahe, und als der Landamman die Debatte eröffnete, herrschte lange Zeit tiefe Stille. Da trat endlich der Gemeindepräsident von Glarus, Dr. med. Tschudi, auf und entwickelte in warmer, aber von keinerlei falschem Pathos angekränkelter Rede, daß noch mehr für die Fabrikarbeiter geschehen müsse, wenn nicht eine Degeneration der Bevölkerung eintreten solle, unter welcher Arbeiter, Industrie und Staat gleich zu leiden hätten. Das Volk sei eine Familie, und wenn ein Glied leide, so leiden die andern mit. Er beantragte daher, daß die Arbeitszeit auch für Erwachsene auf zwölf Stunden gekürzt, daß alle Nachtarbeit verboten und die Fabrikanten angehalten werden, ihre Maschinen mit möglichster Vorsorge gegen Unglücksfälle zu versehen. Freilich sei dies, so schloß der Redner, noch nicht Alles, was der Arbeiter wünschen, und hoffentlich auch nicht Alles, was noch für ihn geschehen könne, allein für jetzt sei es das Mögliche, und besser sei es, in Frieden das Erreichbare anzustreben, als dem Unerreichbaren mit gewaltsamen Kämpfen nachzujagen.

Dieser Ausspruch traf den Nagel auf den Kopf. Das gesammte Volk, die Arbeiter mit, begriff, daß dies die erreichbare Transaction sei, welche sofort und beharrlich festgehalten werden müsse. Als daher nach Dr. Tschudi ein Industrieller auftrat, um über Benachtheiligung der Industrie zu wehklagen, schnitt ihm der allgemeine Ruf „Scheiden" das Wort ab, nicht minder aber allen Andern, welche noch sprechen wollten. Die Abstimmung wurde durchgesetzt, und die Anträge Tschudi's mit jubelndem Mehr zum Beschluß erhoben.

Das war eine schweizerische Landsgemeinde. Mancher Leser wird vielleicht sagen: „Wie mag man nach solchen Kleinigkeiten so viel nachfragen! Dieses Glarus ist ein Fleck Erde, den man kaum sieht; was interessirt es die großen Nationen draußen, wie da regiert und gerichtet wird! Wir können es doch diesem Zwerglein nicht nachmachen." Allein, mein Freund, begegnet es Dir nicht, daß Du zuweilen durch den Wald gehst und einen zierlich gebauten Ameisenhaufen entdeckst, oder emporblickst zu einer feinen duftigen Bienenwabe, oder die wunderbaren Pflanzenzellen zerlegst, und in allem ahnend das große Geheimniß der Natur erkennst? So ist es auch im Staatsleben, und so verhält sich das kleine Glarus zu ihm. Wie Du die Gestalten der Natur nicht nachahmen kannst, aber doch die köstlichen Lehren der Wissenschaft aus ihnen ziehst, so ist das kleine Glarus das Modell einer Volksfreiheit, wie sie noch kaum geahnt wird. In dieser Gestalt kann sie freilich nicht auf alle andern Völker überkommen, allein lernen können die Völker aus ihr, wie weit Freiheit und Ordnung friedlich zusammengehen; sie können ein Bild reiner, wirklicher Freiheit sehen, ein wahres lebendiges Gebilde des Volksgeistes, dessen Betrachtung sie lehren wird, was Freiheit ist, es ihnen überlassend, wie sie das Gelernte bei sich anwenden wollen. So untröstlich das dumpfe Brüten ist, das noch vielenorts auf den Menschen liegt, so tröstlich der weite Blick in die erreichbare Reife und Mündigkeit des Volkes, welchen uns die kleine Glarner Landsgemeinde eröffnet. Beseligend ist das Bewußtsein, daß die Menschheit noch viel vor sich hat.

Und ohne alle Aussicht, so gar einsam ist die Glarner Landsgemeinde nicht. Von der Landesversammlung zu Rendsburg ist ein verwandter Klang zu uns nach der Schweiz gedrungen, und wir geben die Hoffnung nicht auf, daß dereinst wieder einmal in West und Ost, in Nord und Süd freie Volksgemeinden, wenn auch nicht Speer und Schild zusammenschlagen, so doch mit erhobener Hand den nationalen Willen kundgeben und zur Geltung bringen werden. F. Gengel.

Fünf Löwen und ihr Bändiger.

Unter die halb wahnsinnigen Ausbrüche des englischen Aergers darüber, daß die deutschen Großmächte sich, unbekümmert um das Maulaufreißen des britischen Löwen, erkühnt hatten, den Elbherzogthümern zu helfen, unter diese ärgerlichen Ausbrüche gehörte auch der vor einigen Wochen in einer englischen Zeitung stehende, dahin lautend, daß jetzt kein Engländer mehr sicher in Deutschland reisen könne, ohne den Pöbelhaftigkeiten des von seinem Nationalhaß gegen die Engländer vollständig beherrschten deutschen Volkes ausgesetzt zu sein. Daran war zugleich die naive Aufforderung geknüpft, die Engländer möchten ihr Geld fortan lieber in England verreisen, worauf dann die Deutschen sehr bald durch die ihnen bevorstehende Aushungerung sich zu freundlicheren Gesinnungen bekehrt sehen würden.

Leider hatte das würdige Blatt vergessen hinzuzufügen, wie es diejenigen Engländer halten sollten, welche nicht sowohl bei uns reisen, um Geld zu verthun, als vielmehr, um es zu verdienen. Wäre diese Lücke nicht vorhanden und hätte die Zeitung ihren Racheschrei überhaupt eher gebracht, wer weiß, ob man dann in Hamburg, Berlin, Breslau, Leipzig und anderen deutschen Städten das schauerliche Vergnügen würde gehabt haben, Herrn Thomas Batty mit seinen fünf Löwen zu sehen. Indessen, unser Geld ist ja auch kein Blech, und darum handelt Herr Batty als vernünftiger Familienvater und steckt es ein.

Den vielen Lesern der Gartenlaube, welche Batty noch nicht gesehen haben, der vorher nur in London Vorstellungen gegeben und in Deutschland erst im September vorigen Jahres in Hamburg sich zu produciren begonnen hatte, bin ich wohl eine kurze Schilderung seines Auftretens im Käfig schuldig, da das beigegebene Bild natürlich nur eine Scene, nicht aber den ganzen Verlauf des Schauspiels darstellen kann und überhaupt das Ganze so weit von allem in dieser Art in Deutschland Gesehenen abweicht, daß man sich schwerlich eine richtige Vorstellung davon machen kann.

Nachdem die eigentlichen Mitglieder des Circus, die Reiter und Reiterinnen, ihre „Arbeiten“ beendigt und die Clowns ihre Späße ausgegeben und zur ferneren Verwendung wieder an sich genommen haben, wird von dem dienenden Personal ein an den vier Ecken gerundeter großer Wagen mitten in den Kreis gefahren. Die ihn rings verdeckenden hölzernen Läden werden weggenommen, und er erscheint jetzt als ein auf Rädern ruhender umfänglicher Käfig, bewohnt von fünf Löwen, welche, aus ihrer Ruhe gestört und geblendet von dem plötzlichen grellen Licht, sich gähnend strecken und dehnen. Sehr einig sind sie dabei nicht, und ein Vorspiel findet gewöhnlich gleich in so fern statt, als sie vorläufig unter sich eine kleine Hauerei im eigentlichen Sinne des Worts aufführen, indem sie gegenseitig mit Tatzenhieben auf einander losfahren. Große, langgemähnte Thiere wie die Schulbücherlöwen, sind es allerdings nicht; denn nur das eine der zwei männlichen zeigt die beginnende Mähne, und keins ist ganz ausgewachsen. Dafür sind sie aber um so lebhafter, und von der Faulheit eines alten Löwen ist keine Spur zu finden. Schon während des erwähnten Vorspiels werden Sägespähne in den Käfig geworfen, um das Ausgleiten des Löwenbändigers zu vermeiden, sodann wird der kleine Vorkäfig, durch welchen derselbe eintritt, angeschraubt, und nun erscheint Batty selbst.

Ein schwarzer knapper Rock mit Goldborde, knappe Beinkleider und eben solche, aber bis über's Knie reichende Stiefeln sind seine Bekleidung. Man sieht sofort, daß diese sehr zweckmäßig gewählt ist. In der Hand trägt er die bedeutungsvolle Peitsche aus Nilpferdhaut, gemeinhin die Nilpeitsche genannt. Sie birgt den Zauber der Thierbändigung, und zehnmal eher wird der Thierbändiger auf die Wirkung seines Blicks verzichten, als auf die jenes Zauberrüthchens.

Gleich beim Eintreten von dem Aufbrüllen der Bestien begrüßt, fährt er wie der Blitz unter sie, mit geschwungener Peitsche sie hierhin und dorthin treibend, und Auge wie Ohr des Zuschauers sind jetzt vollauf beschäftigt. Zwar läßt der von den fünf Bestien umgebene Mann nur einzelne Ausrufe hören, desto lauter und zorniger ertönt aber das jedesmalige Gebrüll der Löwen, sobald ihnen ihr Meister zu nahe tritt. Jetzt sind sie alle, außer einer Löwin, in dem einen Winkel des Käfigs zusammengedrängt. Diese aber liegt in der entgegengesetzten Ecke. Batty streckt sich zu ihr hin und macht sich's auf ihr bequem; er stampft mit dem Fuß auf den Boden, und mißmuthig, aber doch folgsam kommt endlich der eine Löwe heran und legt sich zu den Füßen Batty's und seinen Kopf auf dessen Schooß. Eine kurze Liebkosung ist sein Lohn.

Aber schnell verändert sich die Scene. Aufspringend jagt Batty die Ungeheuer abermals im Käfig herum, ringsum von ihren Tatzenhieben bedroht. Flüchtend vor der immer drohenden Peitsche, drängen sie sich über einander, gegenseitig auf einander losfahrend und hauend. Jetzt liegt die Löwin abermals allein, in der andern Ecke. Schnell wirft sich Batty zu ihr hin, legt ihre Tatzen um seinen Hals, sich ganz in ihre Gewalt gebend. Alles bleibt ruhig. Er erhebt sich halb, öffnet der Löwin den Rachen und, seinen Kopf ganz in denselben steckend, kreuzt er die Arme auf dem Rücken und verbleibt in dieser Lage lange genug, um sich ein halbes Dutzend Köpfe abbeißen zu lassen. Die Löwin läßt ihm aber sogar den einen, und nachdem er sich über denselben wieder die Verfügung gewahrt, klappt er den Rachen der Bestie zu, mit einem Tone, als würde ein in Schweinsleder gebundener großer Foliant zusammengeschlagen.

Abermals springt Alles empor, und ein weiterer Abschnitt der Production entwickelt sich. Batty stellt sich allein an das eine Ende des Käfigs, die Bestien sind am andern versammelt. Er stampft mit dem Fuß, und plötzlich stürzt die eine Löwin auf ihn los. Statt aber ihn niederzureißen, springt sie blos an das Gitter über ihm an und schnellt sich in bogenförmigem Satze auf den Boden zurück. Auch einer der Löwen, dem nöthigenfalls von außen mit einer Stange zugeredet wird, springt in derselben Weise auf seinen Meister an, und dies wiederholt sich mehrere Male.

Von Neuem beginnt nun als Zwischenact das Zusammentreiben der Bestien, bis sie zur folgenden Scene richtig gruppirt sind. Jetzt ist es der gemähnte Löwe, welcher die eine Seite allein einnimmt. Während die anderen wüthend durcheinander brüllen und von rückwärts mit den Tatzen nach ihrem Herrn hauen, bemüht sich dieser, den Löwen zum Aufrichten am Gitter zu bringen. Der bei seinem Alter schon nicht mehr recht dienstwillige Löwe will erst seinen Herrn nicht verstehen, wenn dieser, sich bückend und mit ausgebreiteten Armen schnell erhebend, ihm auseinandersetzt, worum es sich handelt. Zähnefletschend erhebt er sich endlich auf die Hinterbeine, und nun wendet sich Batty zur anderen Gruppe, und eine andere der Bestien wird gleichfalls zum Aufrichten am Gitter genöthigt. Eine dritte liegt vor ihm, und sie zum Schemel seiner Füße nehmend, tritt er in drohender Haltung dieser aufgeregten und brüllenden Gruppe gegenüber. Dies ist die Scene unsers Bildes.

Die Vorstellung nähert sich nunmehr ihrem Ende. Indem die Thiere nochmals vor der Peitsche ihres Meisters, brüllend und nach ihm hauend, durcheinander flüchten, empfängt derselbe von außen ein geladenes Gewehr. In hochgehobener Rechte dasselbe haltend, tritt er mitten unter die wüthende Gruppe und feuert es ab. Zornig brüllen die Löwen dem Schusse nach; ihr Meister aber tritt zurück, macht sich nöthigenfalls mit der Peitsche Bahn und verläßt den Käfig, wobei es vorkommt, daß, nachdem er eben hinaus ist, eine der Bestien noch an das Gitter ihm nachspringt. Gewaltiger Beifall folgt natürlich jedesmal dem Schluß der Vorstellung.

Wodurch übt dieser Mensch solche Gewalt über die wilden Bestien? so fragt gewiß mancher unserer Leser. Darauf ist die einfache Antwort: Durch seinen persönlichen Muth und — seine Peitsche. Keines allein, aber beide zusammen bewirken ineinandergreifend das wunderbar Scheinende. Selbstverständlich ist dabei ein gewisses Verständniß des Thiercharakters vorausgesetzt, ein feines

Batty und seine Löwen.
Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann

Erkennen der Grenze, bis zu welcher bei jedem einzelnen Thiere gegangen werden darf.

Daß man einen bestimmten Blick dazu haben muß, ist allerdings eine sehr gangbare Redensart geworden, die, selbst in unsern Tagen aus scheinbar authentischer Quelle wieder aufgefrischt, jedenfalls noch lange gelten wird. „Bei dem Thierbändiger muß das Weiße des Augapfels über der Pupille sichtbar sein," so lautet die Phrase. Nun, wenn ein Löwe sonst keinen Respect vor einem Herrn und dessen Muth hat, aus dem Weiß von dessen Augapfel macht er sich ganz gewiß sehr wenig. Wer solchen Vorstellungen aufmerksam beigewohnt hat, muß dies sofort begreifen. Oder kann Batty vielleicht durch Schielen seine fünf Löwen zugleich ansehen? Oder hat er, wenn er ihnen, wie dies oft geschieht, den Rücken kehrt, einen Blick von hinten mit Weiß über der Pupille? Ich wenigstens habe von beiden Kunststücken noch nichts wahrgenommen.

Daß Muth eine Hauptsache bei dergleichen Unternehmungen ist, braucht nicht weiter erörtert zu werden: er ist selbstverständlich unerläßlich. Deswegen hat noch nicht Jeder, welcher sich zu einem vielleicht schon dressirten Löwen begiebt und einige friedliche Spielereien mit ihm ausführt, den hier gemeinten Muth. Zu einem Auftreten, wie das Batty's, gehört er aber unbedingt. Dieser Muth muß indeß von einer tüchtigen Peitsche gehörig unterstützt werden, wenn er anerkannt werden soll. Es giebt allerdings unter diesen Bestien einzelne, welche, besonders wenn sie beim Einfangen nicht mehr ganz jung waren, schlechterdings nicht zu dressiren sind, solche muß eben der Thierbändiger einfach wieder verkaufen oder blos als Menageriethiere zeigen. In der Regel läßt sich aber mit jungen Thieren der Art schon viel anfangen. Die jugendliche Lebhaftigkeit und die noch nicht entwickelte Kraft, verbunden mit der dem Löwen innewohnenden Intelligenz, machen das Anlernen junger Thiere nicht zu schwer. Das Hauptgeschick dabei ist, wie ich dies schon früher erwähnt habe, den einzelnen Thieren ihre Neigungen und Angewohnheiten abzusehen und diese zum Kunststück auszubilden, sodann aber auch die genau wiederholte Aufeinanderfolge der einzelnen „Arbeiten".

Batty hat zudem das Glück, in der einen Löwin ein so gutwilliges Thier zu besitzen, wie man unter zwanzig kaum eins finden wird. Mit ihr führt er auch die Hauptstücke aus. Da sie, was freilich nicht ausposaunt wird, ganz blind ist, so vermehrt dies jedenfalls ihre Brauchbarkeit zu der passiven Rolle sehr, welche sie hauptsächlich spielt. Sie ist daher so zu sagen die Hauptactrice und wird dies, selbst wenn sie alt wird, wohl auch bleiben, während es bei den übrigen Thieren immer fraglich ist, wie lange sie sich die ihnen zugemuthete Rolle gefallen lassen. Die männlichen Löwen insbesondere dürften, sobald sie sich erst den Löwinnen gegenüber als Männer fühlen, nicht nur unter sich, sondern auch gegen Herrn Batty noch anders auftreten, sofern ihnen die jetzige Rolle dann noch zugemuthet wird, denn vor seiner Frau läßt sich auch ein Löwe nicht gern blamiren. Indessen bis dahin wird sich wohl ihr Herr zur Ruhe gesetzt haben.

Als ich Batty in seiner Wohnung aufsuchte, um meine Bitte, daß er mir zu dem Bilde sitzen möge, vorzubringen, fand ich — es war kurz vor Beginn der Circusvorstellung — den Mann, der dem Publicum sich blos in Gesellschaft wilder Bestien zeigt, ganz gemüthlich neben seiner höchst netten Frau und seinem reizenden Kinde beim Abendessen sitzen. Er blieb auch, als ich mein Gesuch durch die Wirthin verdolmetschen ließ, vernünftigerweise sitzen, beschied mich aber abschläglich, da er wegen seiner am folgenden Tage stattfindenden Abreise bereits im Einpacken begriffen war. Der geneigte Leser wolle also die möglicherweise nicht ganz erschöpfende Aehnlichkeit nachsichtig beurtheilen. Sie wird ja wohl auch nicht die Hauptsache des Bildes ausmachen.

Von der Lebensgeschichte des berühmten Löwenbändigers und wie er zu seinem gefährlichen Handwerke gekommen ist, habe ich trotz aller Bemühungen leider nichts Authentisches erfahren können. Zwar ist unlängst in Berlin eine Broschüre unter dem Titel: „Thomas Batty der Löwenbändiger, kurze Lebensbeschreibung nebst Mittheilung über das Einfangen und Zähmen der fünf dressirten Löwen", erschienen, in welcher Verschiedenes über die Jugendschicksale und Abenteuer des merkwürdigen Mannes mitgetheilt wird. Jedenfalls beruht ein Theil des darin Erzählten auf Wahrheit, da ich aber nicht weiß, von welchen Stellen der Schrift dies gilt, so wage ich nicht Einzelheiten daraus mitzutheilen. Dergleichen Dinge, wie z. B. daß Batty in Hamburg von dem einen Löwen mit der Tatze einmal wirklich getroffen wurde, passiren jedem Thierbändiger und sind ja ohnedies für die Zeitungs-Feuilletons ein eifrig gesuchtes Futter. Nur schade, daß sie regelmäßig übertrieben werden. Nach einem andern neuen Schriftchen, für dessen Inhalt ich aber ebenso wenig einstehen möchte, hat Thomas Batty, ein geborener Irländer, früher gar nicht daran gedacht, als Schausteller von Löwen umherzureisen; er war vielmehr nur passionirter Löwenjäger und durchstreifte mit zwei Dienern das westliche Afrika. In Freetown mit seiner todten und lebendigen Beute eintreffend, erhielt er von einem Speculanten, Namens Staal, den Antrag, diesem die Hälfte seiner Löwen zu verkaufen, die zu Kunststücken abgerichtet und in den größeren afrikanischen Städten, Marokko, Arib, Fez, Tanger, gezeigt werden sollten. Nach sechs Monaten sollte der damit gewonnene Erlös getheilt werden. Batty ging auf den Vorschlag ein. Als er nach länger als einem halben Jahre Herrn Staal in Oran wieder traf, überzeugte er sich, daß es viel einträglicher und minder beschwerlich sei, Löwen abzurichten, als zu schießen, und wurde von Stelle an aus dem Löwenjäger der Löwenbändiger.

Batty scheint übrigens bereits seine Nebenbuhler zu haben. Von der Thierbändigerfamilie Kreuzberg tritt schon jetzt der Eine mit acht Löwen auf; ich kann aber nicht aus eigener Anschauung über seine Leistungen berichten. Man sieht indeß, daß es bereits auf ein Ueberbieten abgesehen ist. Der Thierbändiger Herrmann, welcher einer neulichen Abbildung nach mit vier Löwen „arbeitet", dürfte sich daher jetzt nothgedrungen noch einige zulegen. Den Preis wird jedenfalls derjenige davontragen, dem es zuerst gelingt (das Zuerst schöpft auch hier das Fett ab), Löwen, Tiger, Leoparden und Bären (alle in mehreren Exemplaren) zu vereinigen und ähnliche Scenen, wie Batty, aufzuführen. Möglich ist's vielleicht, aber wahrscheinlich nicht. Sollte man diesen Gipfelpunkt einmal erreichen, so wird mir Herr Keil gewiß erlauben, auch davon den Lesern der Gartenlaube ein Bild vorzuführen. L.

Der Dichter in der Backstube.

Ein Bäcker und ein Dichter, das ist schon etwas; aber nun gar ein Bäcker, ein Arbeiter, ein Dichter und zugleich ein Legitimist, das war für die blasirte Pariser Gesellschaft mehr als nöthig, um den Kitzel zu fühlen, diesen Wundermenschen, der sich Jean Reboul nannte, in ihre Kreise hineinzuziehen. Nicht ohne Mühe gelang es auch, den Dichter nach Paris zu locken. Er wurde im Triumph herumgeführt, überall mit Weihrauch bestreut, überall in den Vordergrund geschoben und war bald des Pariser Getreibes so satt, daß er mit dem glühendsten Heimweh nach seiner Vaterstadt Nimes in Südfrankreich zurückeilte, wieder in seiner Backstube Posten faßte und dann freilich auch von den Parisern nach und nach vergessen wurde, bis sein neulich erfolgter Tod ihn endlich noch einmal auf vierundzwanzig Stunden in den Literaturberichten der Pariser Blätter von den Todten auferweckte, um ihn nun wohl für immer der Vergessenheit zu übergeben.

Ein Mann des Volkes, ein Sohn der Arbeit, der aus seiner Werkstatt heraus Geistesfunken in die große Welt hinauswirft, die sich die Aufmerksamkeit eines ganzen Volkes erzwingen, ist indeß immerhin eines Andenkens werth. Ueberdies aber liegt in der Geistesrichtung seiner Gedichte auch eine allgemeine Lehre, und dieser zu lieb wollen denn auch wir dem Todten sein Recht eines Nachrufes widerfahren lassen.

Wer war der Bäcker-Dichter von Nimes? Wie wurde er zum Dichter? Was wollte er mit seinen Gedichten? — Das sind die Fragen, die wir mit ein paar Andeutungen beantworten wollen.

„Er war ein Mann von beinahe arabisch brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen, glänzenden Haaren und perlmutterweißen Zähnen. Sein Blick war rasch und durchdringend, er hatte prachtvolle, indische, mächtige, sammetne Augen, gemacht um die Liebe wie den Zorn auszusprechen." So fand und schildert ihn, in der Vorrede zu

Reboul's Gedichten, Alexander Dumas, als er ihn besuchte und in seinem Bäckerladen in der Bäckerjacke fand. Noch bezeichnender aber ist es, wenn der Bäcker dem berühmten Schriftsteller sagt: „Ich bin Bäcker von fünf Uhr Morgens bis vier Uhr Abends. Wollen Sie Milchbrod, so bleiben Sie hier; — wollen Sie Verse, so kommen Sie diesen Abend wieder zu mir.“

Als Alexander Dumas Abends kam, fand er den Bäcker wieder im Laden. Dieser führte ihn dann auf den Speicher und zwischen Haufen von Weizen und Korn hindurch zu seiner Poetenstube. Auch die dann folgende Scene schildert Dumas, und sie ist bezeichnend genug, um wiedergegeben zu werden.

„So,“ sagte Reboul, indem er die Thüre hinter sich schloß. „Hier ist mein Heiligthum. Das Gebet, die Begeisterung, die Poesie nur haben das Recht, hier einzudringen. In dieser Kammer, die einfach ist, wie Sie sehen, habe ich meines Lebens schönste Stunden, die der Arbeit und der Träume, zugebracht.“ Das Zimmer war so einfach wie möglich, zwei Stühle, ein Schreibpult, ein elfenbeinernes Crucifix waren alles Geräthe; die ganze Bibliothek bestand aus zwei Büchern, der Bibel und Corneille.

Auch Dumas ließ die stille Frage: „Wie kommst Du dazu, zu dichten?“ endlich laut werden. Der Bäcker-Dichter antwortete: „Das Unglück hat mich dazu gebracht!“ Er hatte seine Geliebte durch den Tod verloren. „Diejenigen, die mich bis dahin umgeben hatten, suchten, anstatt mit mir zu weinen, mich zu trösten; meine Thränen flossen gegen das Herz zurück und überschwemmten es. Ich suchte die Einsamkeit und in Ermangelung einer Seele, die mich verstand, suchte ich Trost in Gott. Diese einfachen und gottgläubigen Klagen nahmen einen poetischen Charakter an; meine Gedanken bildeten sich eine Sprache, die mir selbst unbekannt war, und da sie, in Ermangelung einer gleichgestimmten Seele auf Erden, dem Himmel zustrebten, so gab Gott ihnen Flügel und sie stiegen zu ihm hinauf.“

Es liegt in diesem Auftreten des Dichters und Bäckers so viel Poesie wie Selbstschätzung, Selbstüberschätzung, so viel Tiefe wie oberflächliche Eitelkeit. Bezeichnend ist es dann ebenfalls, daß der legitimistische Dichter und Bäcker seine Gedichte von Lamartine und Alexander Dumas zugleich in die Welt einführen ließ; er war in der That ein Schüler Lamartine's und — kokettirte doch ein wenig mit Alexander Dumas in der napoleonisch-republikanischen Richtung, die Letzterer vertrat.

Beide Gegensätze finden wir auch in seinen Gedichten wieder. Die große Mehrzahl derselben sind aus dem Samen aufgegangen, der durch die Winde aus den welkenden Blumen der Lamartine-schen Treibhauspflanzen emporgetragen wurde. Sie sind schwungreich und schön, nur sind sie in dem weniger üppigen Boden des Bäckerkämmerleins lange nicht so voll, duftig, strotzend und farbenstrahlend, wie in den Warmhäusern der Lamartine'schen Prunkgärten. Im Geiste sind sie aber vollkommen dieselben: Weltschmerz, Gottbegeisterung, tiefes Bewußtsein der Verkommenheit des Tagesgetreibes und hoffnungsloses Hinüberschen nach irgend etwas Besserem. Es fehlt das rechte Mark, die einfache Natur, der frohe Muth, das klare Wollen.

Der legitimistische Anflug des Südens liegt auf fast allen Blättern und Blumen. Auch diese Richtung deutete Reboul in dem Gespräche an, welches er mit Alexander Dumas in seinem Dachstübchen führte. „Sie sind kein Royalist, ich weiß es,“ sagte er dem zukünftigen Historiographen Garibaldi's, „aber Sie sind religiös. Denken Sie sich also, was es heißt, die heiligen Bilder, zu denen Euch als Kinder Eure Mütter führen, um zu denselben zu beten, umgeworfen, unter die Hufe der Pferde getreten, in den Koth geschleppt zu sehen. — — O, wenn ich nicht die Poesie, um zu klagen, und die Religion, um mich zu trösten, gehabt hätte, was wäre aus mir geworden, o mein Gott!“

In diesen paar Aeußerungen liegt der ganze Mensch und liegen auch alle seine poetischen Ergüsse. Sie sind sämmtlich Variationen über dasselbe Grundthema. Schön aber sind sie mitunter, recht schön, und so wollen wir denn wenigstens eins davon in freier Verdeutschung mittheilen. Es heißt:

Meine Leier.

Für Wahn wird heute die Vernunft gehalten,
Des Brandes Fackel für ein leuchtend Licht,
Und eh' die Ströme des Vulcans erkalten,
Hebt sich an seinem Fuße Schicht um Schicht
Der Bau des Hochmuths! Was soll dir dies frommen,
O Leier? Nichts! Du bist von Gott gekommen!

Schon fühlt die Macht, wie ihr die Kraft ermattet,
Die Hände zittern und der Glanz verblaßt —
Und droben hängt, von Trauer überschattet,
Die stolze Fahne regungslos am Mast.
Kaum sind die letzten Wetter wild zerstoben,
Droht neues Blitzgewölk, bereit zum Toben.

Was kümmert's mich, wenn solche Eintagsmächte
Der Alltagsmensch als seine Götter ehrt?
Er ist ein Knecht, und es gefällt dem Knechte,
Daß er den Staub vor jedem Tempel kehrt.
Der Götze, den er heute will zertreten,
Wie oft lag er vor ihm in brünst'gem Beten!

Die Geißel nur lehrt ihn den Meister kennen,
Nur in der Geißel achtet er den Herrn;
Und heute wird er den Verräther nennen,
Der gestern noch als Brutus war sein Stern,
Und den er gestern in den Staub gezogen,
Dem baut er heute des Triumphes Bogen!

Und darum ist es Dein Beruf geworden,
O meine Leier, Deines Zorns Orkan
In donnernden gewaltigen Accorden
Zu schleudern gegen solchen Doppelwahn!
Gedenke stets des Himmels, meine Leier!
Du kommst von ihm, nur ihm ist Deine Feier!

Und um dieses Bewußtseins willen, daß seine Leier vom Himmel komme, um des hohen Berufes willen, den er für sich in Anspruch nahm und den er mit keiner Sylbe verleugnet hat, widmen auch wir ein ehrendes Andenken dem edlen Arbeiter, der für uns eben so hoch steht wie Lamartine, in der That unendlich viel höher, da er seine Backstube nicht verließ, sondern der Arbeit — und nicht dem Heller Belisar's — das Brod in hohem Alter dankte.

Reboul war der würdige Schüler Lamartine's. O, warum konnte der Meister vom Schüler nicht lernen, der Arbeit allein zu danken, was das Leben bedarf! Dem Schüler aber gebührt ein reines Denkmal; wir zollen unsern bescheidenen Beitrag dazu.

J. Venedey.

Blätter und Blüthen.

Grisettentreue.* Durch die vielen Veränderungen, Umwälzungen und Neubauten, die gegenwärtig in Paris vorgenommen werden, verliert die große Stadt nicht nur eine bedeutende Anzahl interessanter historischer Erinnerungen, sondern büßt auch den eigenthümlichen, charakteristischen Reiz ihrer Physiognomie nach und nach ein. Jenes ursprünglich pariserische Gepräge, das sich in Dingen, Erscheinungen und Persönlichkeiten aussprach, die eben nur in Paris und für Paris möglich waren, geht allmählich verloren und fällt der Tradition anheim. Zu diesen entschwundenen Typen gehören auch die „Grisetten“. Dieses zierliche, heißblütige, gutherzige Geschlecht ist leider ausgestorben, man findet die gazellenartigen Geschöpfe nicht mehr; sie sind dahin, die Heldinnen der vielgelesenen Romane von Paul de Kock!

Dagegen ist die Zunft der „Loretten“, der „Biches“, der „Cocottes“, der „Dames aux camélias“ aufgetaucht; diese glänzenden, geschminkten und höchst eleganten Damen bieten aber einen sehr kläglichen Ersatz für ihre liebenswürdigen Vorgängerinnen. Sie sind im höchsten Grade unpoetisch, von empörender Berechnung, lieben den Müßiggang und sind durch und durch verdorben. Dagegen waren die Grisetten arbeitsam wie die Bienen, leichtsinnig wie die Schmetterlinge, durchaus uneigennützig, treu in ihren Neigungen und Freundschaften, schöner und edler Regungen fähig. Ich denke, in der folgenden kleinen und wahrheitsgetreuen Geschichte ein siegreiches Argument für meine Vorrede zu liefern.

Mein Freund Alfred Derval, Sohn eines hochgeachteten Notars in der Provinz, kam vor etwa zehn Jahren als achtzehnjähriger Mensch hierher nach Paris, um seine Rechtsstudien an der Sorbonne zu vollenden. Er miethete eine kleine bescheidene Wohnung im Quartier Latin, jenem interessanten Stadtviertel, das fast ausschließlich von der hoffnungsvollen studirenden Jugend bewohnt wird. Nachdem er sich in seinen anspruchslosen Räumen einigermaßen eingerichtet hatte, öffnete er sein Fenster in der Absicht, die Nachbarschaft ein wenig zu recognosciren. Zunächst wurde sein Ohr sehr angenehm berührt durch den Klang einer frischen, jungen Stimme, die ein kleines Lied, das damals gerade in Aufnahme war, lustig zwitscherte. Natürlich suchte Alfred sogleich das Singvögelchen zu entdecken, das sich so harmonisch vernehmen ließ. Sein Suchen blieb nicht lange fruchtlos, denn

* Aus derselben frischen Feder wird die Gartenlaube ihren Lesern fortan in regelmäßigen Bildern und Skizzen das Interessanteste aus dem öffentlichen und socialen Pariser Leben vorführen. D. Red.

er gewahrte sehr bald im sechsten Stock des gegenüberliegenden Hauses ein kleines Fenster, das von allerhand duftenden Blumen freundlich eingerahmt war und hinter welchem ein reizender Mädchenkopf, der sich über eine Arbeit beugt, sich im Takte wiegte, wie um die Melodie zu begleiten, die den blühenden Lippen entquoll. So war also das trillernde Vögelchen entdeckt, und Alfred's ganze Aufmerksamkeit wurde alsbald von diesem reizenden Anblick in Anspruch genommen, dem er sich um so ungestörter hingeben konnte, als das schöne Mädchen, ganz in ihre Arbeit vertieft, sich gar nicht um die Außenwelt zu bekümmern schien. Mit immer wachsendem Entzücken bewunderte Alfred das reizende, fein geschnittene Gesicht, die vollen, zierlich geglätteten schwarzen Haare und die weichen Formen der schönen Gestalt des lieblichen Mädchens, das sich zuweilen von seiner Arbeit erhob, um kleine häusliche Verrichtungen zu besorgen. Es lag durchaus nicht in Alfred's Absichten, sich im vorliegenden Falle auf eine stumme Bewunderung zu beschränken, vielmehr bestrebte er sich auf alle erdenkliche Weise, durch anfänglich bescheidene, nach und nach aber immer dringender werdende telegraphische Zeichen und Andeutungen seiner schönen Nachbarin die zärtlichen Gefühle verständlich zu machen, die sie in ihm erweckt hatte. Lange Zeit blieb Alfred's Zeichensprache unerwidert und, wie es schien, auch unverstanden; indessen ließ er sich nicht entmuthigen, zog vielmehr unter der Hand Erkundigungen ein und erfuhr, daß seine schöne Nachbarin Risette heiße, siebzehn Jahre alt, sehr „sitt- und tugendreich“ sei und sich durch den Ertrag ihrer Hände Arbeit ihr bescheidenes Brod ehrsam verdiene. Diese vortrefflichen Nachrichten bestärkten Alfred natürlich in der Fortsetzung seiner stummen Huldigungen, und gerührt von so vieler Beharrlichkeit entschloß sich Fräulein Risette endlich, ihm ihr Vertrauen zu schenken, nachdem sie sich jedoch zuvor feierlich von ihm hatte versprechen lassen, daß er sehr zurückhaltend und sehr fügsam sein werde. Bei Gelegenheit einer Landpartie aber, in den blühenden Gefilden von Montmorency, konnte Alfred die stürmischen Gefühle seines achtzehnjährigen Herzens nicht länger beherrschen und zu den Füßen eines jener berühmten Esel, die nur in Montmorency geboren zu werden scheinen, um Kirschen und Grisetten zu tragen, und die Heinrich Heine schon durch eines seiner Lieder unsterblich gemacht hat — zu den Füßen eines solchen berühmten Esels hauchte Alfred seine glühenden Liebesschwüre aus und gelobte ewige Treue und Ergebenheit. Fräulein Risette, die, wie ich beinahe vergessen hätte zu bemerken, auf dem Esel thronte, war jedoch mit dieser stürmischen Liebeserklärung keineswegs einverstanden und fand, daß dieselbe gewaltig gegen die von ihrem Seladon angelobte Zurückhaltung sündige. Hieraus entspann sich ein kleiner Zwist unter dem jungen Paare, der jedoch mit einer feierlichen Aussöhnung endete; zwar folgten noch mehrere ähnliche Spaltungen, die aber alle dasselbe Resultat hatten, bis endlich Alfred die versprochene Zurückhaltung nach und nach ungestraft bei Seite setzen durfte, da er hinlängliche Beweise seiner Treue und Beständigkeit gegeben hatte.

Drei Jahre lang blieben sich die jungen Leute treu, machten sich gegenseitig glücklich und genossen vereint ihre Jugend — den schönen Frühling des Lebens. Nach Ablauf dieser Zeit aber und nachdem Alfred sein letztes Examen bestanden hatte, fand er durchaus keinen Vorwand mehr, um in Paris zu bleiben, jedoch verbarg er der armen Risette die herannahende Nothwendigkeit der Trennung, die ihm selbst höchst schmerzlich war. Das junge Mädchen hatte ihm eine wahre und ernste Zuneigung eingeflößt. Vielleicht wäre ihm die Trennung minder schwer angekommen, wenn er ein Mittel gewußt hätte, ihr eine sorgenlose Stellung zu verschaffen und sie vor allen Entbehrungen zu sichern; aber Risette würde entschieden jedes Geschenk zurückgewiesen haben, das ihr wie eine Bezahlung ihrer Liebe und somit verächtlich erschienen wäre.

Da kam ein an sich ziemlich geringfügiger Umstand den ehrenwerthen Absichten Alfred's, in Bezug auf Risettens Zukunft, zu Hülfe. Risette empfing eine Einladung, der Hochzeit einer ihrer Freundinnen beizuwohnen. Bei dieser festlichen Gelegenheit wünschte das junge Mädchen das Haupt, das bis jetzt immer nur jene frischen, koketten, leider nun auch verschwundenen Grisetten Häubchen geziert hatten, mit einem Hute, natürlich nach der neuesten Mode, zu schmücken. Der Ankauf eines Hutes erforderte aber mindestens die Summe von 20 Francs, und Alfred, der von Tag zu Tage die Gelder erwartete, die ihm sonst immer regelmäßig von seinem Vater zuflossen, befand sich in jenem Augenblicke zufällig nur noch im Besitze von 10 Francs, als einzigem disponiblen Vermögen. Wie sehr er auch seinen Geldbeutel schüttelte, sein Schatz wollte sich nicht vermehren. Risette verzichtete augenblicklich und mit der größten Liebenswürdigkeit auf ihr Gelüst nach einem Hute, aber Alfred, der seiner Freundin ihren verzeihlichen Wunsch nicht versagen mochte, machte sich auf, um von einem Bekannten die kleine Summe zu erborgen, deren er noch bedurfte, um die Ausgabe bestreiten zu können. Unterwegs traf sein Blick zufällig auf ein Aushängeschild, wie man deren in den Straßen von Paris so häufig findet, auf dem in großen Buchstaben geschrieben stand: „Geschäftsverkauf.“ Es ergab sich, daß das zu verkaufende Geschäft zufällig ein Mode Magazin war. Alfred blieb, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, stehen, sann ein wenig nach und betrat sodann ziemlich entschlossen den Laden. Er fragte die Inhaberin nach dem Preise ihres Geschäftes, der ihm mit 3000 Francs bezeichnet wurde; hierauf nannte er sich, wies sich mittels seines Passes und seiner Papiere aus, sagte der Dame, daß es seine Absicht sei, das Geschäft zu kaufen, und bot ihr einen Wechsel auf seinen Vater an, einen in der Handelswelt ziemlich bekannten vermögenden Notar. Der Wechsel wurde angenommen, der Handel geschlossen, und Risette konnte noch am nämlichen Tage unter zwanzig Hüten den Kopfputz aussuchen, der ihr am meisten zusagte. „Der Laden gehört uns,“ sagte ihr Alfred, „wir wollen das Geschäft anfangen!“ Und Risette, strahlend in Wonne und Entzücken, nahm unverzüglich von ihrem neuen Wirkungskreise Besitz. Am folgenden Tage aber erlitt ihr Glück einen schmerzlichen Stoß: man überbrachte ihr einen Brief: der Brief enthielt Alfred's Lebewohl und zugleich die Versicherung, daß der Ankauf des Geschäftes auf ihren Namen erfolgt sei und dasselbe somit ihr uneingeschränkt angehöre.

Also hatte Alfred mit seinem letzten Studenten- und Geniestreiche zugleich der Stimme seines Herzens und seines Gewissens Genüge geleistet, und Risettens Zukunft war gesichert. Sein Vater, ein vermögender Mann, hatte ohne zu heftiges Widerstreben den Wunsch des Sohnes berücksichtigt, und alles war demnach in der besten Ordnung.

Mittlerweile verstrichen die Jahre, und Alfred und Risette sahen und hörten nichts mehr von einander. Da beschloß Alfred's Vater, der sich alt werden fühlte, seine Geschäfte als Notar aufzugeben, der Provinz den Rücken zu kehren und sich mit seinem Sohne in Paris niederzulassen. Einige alte und bewährte Freunde öffneten den Ankömmlingen ihre Häuser, und bald hatten sie einen angenehmen geselligen Kreis um sich gebildet. Es zeigten sich für Alfred vielfache Gelegenheiten zu vortheilhaften Heirathen, aber er bekundete fortgesetzt gegen das Joch der Ehe eine entschiedene Abneigung, die man sich gar nicht recht zu erklären wußte.

Eines Tages bekam Alfred von der Post einen Brief; der Brief enthielt einen Wechsel von 3000 Francs auf das Mode Geschäft von Fräulein Risette, 21 Rue du Faubourg St. Honoré, und der Wechsel war von nachfolgenden Zeilen begleitet:

„Mein Herr! In der Inlage beehre ich mich Ihnen die Summe zurückzuerstatten, die Sie vor neun Jahren zum Ankauf eines Putz-Geschäftes mir darzuleihen die Güte hatten.

Empfangen Sie den Ausdruck meiner herzlichen Dankbarkeit.

Risette.“

Drei Tage lang behielt Alfred den Brief in seiner Tasche; endlich sagte er sich, wie thöricht es sei, länger dem sehnlichen Wunsche zu widerstehen, das gute Mädchen wiederzusehen, das er so herzlich geliebt hatte. Er eilte zu ihr. Ihr Anblick erweckte ihm eine Fülle der glücklichsten Erinnerungen; sie stand vor ihm, wie seine Jugend!

. . . — „Ein entzückend Bild,
Als jugenderstes, längstentbehrtes, höchstes Gut!
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf —“

und er lag zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Sie durchlebten noch einmal im Geiste die schönen Jahre ihres Jugendglückes, das sie so heiter und treu getheilt hatten. Der Eselspartie in Montmorency wurde hierbei natürlich auch gedacht. Etwa vierzehn Tage nach diesem glücklichen Wiedersehen verkündeten zierlich gestochene Karten den theilnehmenden Freunden und Bekannten „die Verlobung des Herrn Alfred Derval mit Fräulein Risette Moulard.“

Ich war Brautführer bei der Trauung des glücklichen Paares und fröhlicher Gast bei ihrem Hochzeitsschmause, und heute bin ich der treue Freund ihres Hauses und freue mich ihres reinen Glückes. Ich pflege meine Sonntage bei ihnen zuzubringen, wo, mir zu Ehren, deutsche Leibgerichte aufgetragen werden und wo ich dann beim Nachtisch den kleinen Alfred auf meinen Knieen schaukeln darf, der mittlerweile angekommen ist und die Freude und das Entzücken seiner glücklichen Eltern bildet.

Noch ein ungedrucktes Lied von Hermann Marggraff.

Wenn Du zu lieben hältst für Pflicht,
Und es an Liebe Dir gebricht:
Quäle Dich nicht! quäle Dich nicht!
Denn die Liebe will ungetheilt sein,
Ganz vom Haß will das Herz geheilt sein —
Halbe Lieb' ist umwölktes Licht.

Willst Du dichten ein Gedicht,
Wenn es an Schaffensdrang Dir gebricht:
Quäle Dich nicht! quäle Dich nicht!
Sprudelt der Quell Dir nicht zur Stunde,
Warte, bis er aus tiefstem Grunde
Fröhlich hervor von neuem bricht!

Rosenblätter.

„Laßt die Kinder ihren Müttern
Und die Rosen laßt am Stock!“

ist ein altes wahres Wort. Trotzdem erleidet wenigstens sein zweiter Satz doch wohl einige Einschränkung, denn auch an die gepflückten Rosen knüpft sich manche interessante Erinnerung.

So erzählt man, daß zu Anadom eine gelehrte Gesellschaft bestand, deren Statuten folgende Bestimmungen enthielten: „Die Mitglieder sollen viel denken, wenig schreiben und so wenig als möglich sprechen.“ Der Doctor Zeb, ein hochgelehrter Mann, der berühmt war im ganzen Orient, kam leider zu spät, um sich in diesen Verein aufnehmen zu lassen, der bereits vollzählig war. Um dem Gelehrten begreiflich zu machen, daß er die Zeit der Aufnahme versäumt habe, ließ der Präsident des Vereines vor den berühmten Doctor ein Gefäß niedersetzen, welches so dicht mit Wasser angefüllt war, daß ein Tropfen mehr es unfehlbar zum Ueberlaufen gebracht haben würde. Der arme Doctor verstand hieraus sogleich, daß kein Platz mehr für ihn in der hohen Versammlung sei, und war schon im Begriff sich ganz betrübt zurückzuziehen, da gewahrte er zu seinen Füßen ein Rosenblatt, er hob es auf und legte es leise auf das Wasser im Gefäße nieder — und siehe da! das Gefäß lief nicht über! Diese geistreiche Art zu beweisen, daß bei einigem guten Willen sich doch noch ein bescheidenes Plätzchen für ihn finden könne, entzückte die Versammlung dermaßen, daß sie einstimmig den Doctor Zeb noch nachträglich zu ihrem Mitgliede ernannte.

Maroncelli, der berühmte Leidensgefährte Silvio Pellico's, mußte sich während seiner Gefangenschaft einer Amputation unterwerfen. Gern hätte er den Arzt für die gewagte und mühevolle Operation belohnt, aber er besaß nichts. „Doctor,“ sagte er zu dem Arzte, „ich habe nichts, gar nichts auf der weiten Welt, als diese Rose hier, die ihren Stiel in einer Tasse Wasser badet. Sie ist die Gefährtin des Gefangenen, die einzige Freude seines Kerkers — ich schenke sie Ihnen!“

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 28. Die Gartenlaube 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Bettler vom Capitol.

Eine Erzählung von Franz W. Ziegler,

Verfasser des „Nondum“.

(Schluß.)

Nach einer kurzen Pause fuhr der Bettler in seiner Erzählung fort: „Ich hatte die italienische Gewohnheit behalten, nach dem Essen meinen Kaffee in einem Kaffeehause oder öffentlichen Garten zu nehmen, dort die Zeitungen zu lesen oder literarisch und politisch zu verkehren, und diese Stunden benutzte meine Frau zum Unterricht. Zum diplomatischen Corps gehörte auch ein Russe, der eben so häßlich als verliebt, eben so boshaft als feig war. Dem Franzosen war er schon lange feindlich gesinnt, und in seiner tückischen Manier gründete er seine Rechnung auf meinen sicilianischen Charakter, auf die sprüchwörtliche Eifersucht meines Volkes und, was gewissermaßen eine Religionsforderung in solchen Fällen ist, auf einen raschen Dolchstoß, der ihn ohne Gefahr, in aller Unschuld von seinem verhaßten Feinde befreien konnte.

Der Franzose, wie ich nunmehr weiß, war eine durchaus harmlose Natur, der als verlobter Bräutigam mit idealer Treue an seiner Braut hing, der aber, Jedermann gern gefällig, so unangenehm ihm auch die Forderung meiner Gattin durch die Heimlichkeit der Ausführung war, zum Unglück der schönen Frau nichts abschlagen konnte, mit französischer Liebenswürdigkeit und dem Leichtsinn seines Volkes auf die Sache einging und sich auf den guten Ausgang des Unternehmens im Voraus freute.

Der Russe hatte es vortrefflich verstanden, mich nach und nach von fernher aufmerksam zu machen. Immer entschuldigend, wußte er mich mit Nadelstichen zu reizen, und da meine Frau ein paar Mal rasch Papiere versteckt hatte, wenn ich unvermuthet in ihr Zimmer trat, war mein Gemüth den Insinuationen des Menschen so weit zugänglich, daß ich eines Tages meine Kaffeestunde unterbrach und auf Nebenwegen nach Hause eilte. Als ich mich durch die Gärten rasch näherte, bemerkte ich noch, daß eine Dienerin meiner Frau, die wir aus Italien mitgebracht, schnell und wie erschrocken von einem Fenster zurücktrat und in die inneren Zimmer eilte. Mein Verdacht ging nun zur Ueberzeugung über. In größter Hast erreiche ich das Haus, stürme die Hintertreppe hinauf und höre, als ich das leere Arbeitszimmer meiner Frau erreichte, die Vorderhausthür auf- und zugehen. Ich stürzte an's Fenster und erkannte den Legationssecretair, der das Haus verließ und um die Ecke verschwand. Der nächste Gegenstand meiner Rache, die heiße Lust, sie sofort zu kühlen, ließen mich an gar nichts Anderes denken. In wenigen Sätzen war ich meinem Opfer nachgesprungen, aber als wäre es von der Erde verschlungen, war es verschwunden und auch nicht in seiner Behausung aufzufinden. Noch heute ist es mir unerklärlich, wie es zuging, daß ich mich in dem allerdings kleinen Orte gegen Abend in freiem Felde wiederfand, daß ich erst dort an Nazarena selbst dachte und Rachegedanken in mir aufloderten.

Sie zur Rede zu stellen, das fiel mir nicht ein; ihre Schuld war für mich so klar, daß sie anzuhören mir gar nicht in den Sinn kam und ich sie unbedingt niedergestoßen haben würde, wenn mich nicht die Sucht den Franzosen zu opfern ganz und gar erfüllt hätte, so daß alle meine Sinne, zunächst von ihr abgelenkt, darauf gerichtet waren, ihn zu erreichen. Je mehr ich Nazarena geliebt, je höher stieg nun in mir die Wuth, ich sah sie im Geiste vor mir, die ich so rein und unschuldig in die Arme genommen, ha! und ich erblickte sie schon blutend zu meinen Füßen, ich raffte mich, als ich bald fluchend, bald lachend sie an meinem inneren Gesichte vorüberführte, zur That auf und sank wieder zurück, wenn das Bild vor mir auftauchte, wie sie mit ihrem freundlichen Gesicht mir die Juwelen reichte.

Durch das Spiel, durch die Sorge um meine künftige Existenz, durch die anhaltenden Studien der letzten Zeit mußten meine Nerven gelitten haben; ich war wie vernichtet, brach, als ich eine kurze Strecke gegangen, wieder zusammen und war weinend auf einen Grabenrand niedergesunken, als eine Chaise leer vorüberfuhr und der Kutscher mich fragte, ob mir etwas fehle und ob ich nicht aufsitzen wolle. Wohin? Der Kutscher nannte eine naheliegende große Handelsstadt. In Gottes Namen, rief ich, saß auf und langte Abends an. Die Nacht hindurch schüttelte mich ein Fieber, und ich wäre vielleicht in eine längere Krankheit verfallen, wenn nicht am Morgen ein herbeigeeilter Arzt mir zur Ader gelassen hätte. Meine ganze Habe trug ich schon seit längerer Zeit in Wechseln bei mir und wollte eben einen derselben realisiren, als ich auf dem Posthofe einen alten Bekannten, einen Attaché von der spanischen Gesandtschaft in Paris, traf, mit dem ich dort studirt hatte. Er sagte mir, daß er als Courier nach Wien gehe, und setzte scherzend hinzu: ‚Wenn Sie den leeren Platz neben mir benutzen wollen, sind Sie in wenig Tagen in Wien.‘ Gott weiß, wie es zuging, daß ich den Vorschlag annahm.“ Er schwieg ein Weilchen.

„Mein Lieber,“ unterbrach ich ihn, „Sie sind, wie ich glaube, bisher wahr gewesen. Sie gestehen mit Schmerz, aber Offenheit Ihr Spiel und die davon untrennbare Zerrüttung ein, ich kann mir auch denken, daß Sie in blinder Leidenschaft die junge Frau

für schuldig hielten, daß Ihre Energie durch die ungeheure Schwere des Unglücks, das Sie vermeintlich betroffen, so weit gebrochen war, daß Sie nichts mehr hören und sehen wollten und nun in jene schlaffe Passivität verfielen, welche Menschen, Alles hinter sich zurücklassend, wie ein Bankerottirer, in die Welt hineineilen läßt, ohne Plan und Ziel; aber bekennen Sie, daß in Ihren Worten: ‚ich weiß nicht, wie es zuging, daß ich den Vorschlag annahm,‘ in sofern eine Ungenauigkeit liegt, als Sie sich nicht eingestehen wollen, daß die Baronin in Wien einen Antheil an Ihrem Entschlusse hatte, daß Sie, nachdem alle Stützen Ihres Daseins gebrochen, in ihr eine geistige Anlehnung suchten. Ich begreife, wie schwer dem Katholiken die Ohrenbeichte werden muß, aber, so sehr ich auch dagegen eingenommen bin, so erkenne ich doch heute und in diesem Augenblick, daß etwas Gutes an der Sache ist, nämlich die Nothwendigkeit, gründlich mit sich abzurechnen und volle Wahrheit zu sprechen.“

„Es ist nicht zu leugnen,“ erwiderte er nach einigem Schweigen, „daß die Baronin an meinem raschen Entschluß Antheil hatte, aber ich kann nicht zugeben, daß dies, wie Sie blos andeuten, Liebe zu ihr war; es war ein schwankendes Gefühl, in welchem ich, wie Sie richtig meinen, vorweg die Wonne fühlte, mich ihr entdecken, bei ihr Theilnahme und Trost für meine Leiden finden zu können.

War ich doch schon glücklich, auf der Reise an der Seite meines alten Bekannten zu sitzen, wie uns überhaupt das Unglück mit unwiderstehlicher Gewalt auf Alles zurückführt, was an frühere, glücklichere Tage erinnert. Ich will auch zugeben, daß die Baronin, als ich mich ihr entdeckte, es als ein Glück pries, daß ich den Legationssecretair nicht erreicht, oder gar an meiner Frau einen Doppelmord begangen hätte; daß sie es war, die es mir als eine Fügung des Himmels deutete, daß ich in halbbewußtlosen Zustand verfallen, daß mich der Kutscher und ich den Courier getroffen; daß sie es war, die mir bewies, wie es ganz natürlich gewesen, daß ich meine Gattin nicht wieder gesehen, daß diese ja auch nichts anderes werth sei, als verlassen und hülflos zu bleiben, und daß gerade darin die einzige, intensive, nachhaltige Rache liege. So redete sie mich in die Ueberzeugung hinein, daß ich ganz wohl gethan, und wie der Mensch sehr gern geneigt ist, sich selbst zu belügen, fand ich mich jetzt noch lobenswerth, daß ich so menschlich gewesen, ja, ich glaubte, daß Alles, was ich ohne Nachdenken gethan, doch im Grunde in Folge der still in mir wirksam gewesenen Vernunft geschehen sei. Eine innere Untreue war also nicht vorgegangen, jedenfalls keine äußere, die sich von selbst ausschloß, da die Baronin sich mit Plänen der Wiederverheirathung trug, die über meine Person, mit der ja doch eine Verbindung jetzt rechtlich nicht möglich war, weit hinauslagen. Aber ich will zugeben, daß die Sünde der Schwankungen in Paris wie jede Schuld, fortwirkte und zum Unglück führte.“

„Nun lassen wir das,“ fiel ich ein, „wo blieb Ihre Gattin?“

„Das Schicksal wollte, daß damals mein König auf längere Zeit in Wien zum Besuch war. Ich wurde ihm vorgestellt, gefiel und bekam die Aussicht, in einer unserer Legationen eine Stellung zu erhalten. Ich ergriff diesen Gedanken, schon weil er mir die Möglichkeit eröffnete, außerhalb Italiens zu leben, mit Begierde, und so kam es, daß unter den äußerlichen Zerstreuungen und den Studien für meine künftige Carriere mich die Nachricht, die Ungetreue sei bald nach mir verschwunden, fast theilnahmlos ließ, und dies um so mehr, als mir bald darauf gemeldet wurde, daß wenige Tage nach ihrer Abreise auch der Legationssecretair, angeblich um nach Frankreich zurückzukehren, den Ort verlassen habe. Alles, was je Leichtsinniges und Frivoles über die Frauen geschrieben und gesagt worden, nahm mein kranker Geist wie einen kühlenden Heiltrank auf. Sie sind Alle gleich, dachte ich, und es bildete sich bei mir zur Gewißheit aus, daß die Buhlerin sich mit ihrem Geliebten in der Welt ebenso umhertreibe, wie dies damals nach der in den politischen Convulsionen erfolgten Vermögenszerrüttungen vieler Familien an so mannigfachen Beispielen und in nächster Nähe zu sehen war.

Indessen konnten diese Erlebnisse und Erschütterungen auf meinen Organismus nicht ohne Einwirkung bleiben, der, so kräftig auch an sich, doch unter der Herrschaft der größten Leidenschaftlichkeit stand. Ich verfiel in eine Krankheit, ich glaube ein Nervenfieber, das mich auf Monate niederwarf und in bewußtlosem Zustande niederhielt. Als ich mich in einer der vortrefflichen Heilanstalten Wiens wiederfand, war mir das Leben zur Last, und die Theilnahme und schonende Aufmerksamkeit, die mir nach den ersten Ausgängen von meinen Bekannten zu Theil wurden, trösteten mich nicht, verstimmten mich vielmehr, ja erfüllten mich mit Mißtrauen, weil ich mir einbildete, die Baronin habe etwas von meinem Unglück verrathen, oder dasselbe sei auf anderem Wege der Gesellschaft bekannt geworden. So viel ist gewiß, daß ich mich seitdem nie wieder zu der alten, frischen Energie habe erheben können. Ich war damals, wie überhaupt die Menschen gern Alles außen suchen, was in ihnen vorgeht, sehr geneigt, die Umwandlung in mir auf das deutsche Klima, auf den Umgang mit den Deutschen zurückzuführen; denn mir konnte nicht entgehen, daß ich seitdem eine elegische Stimmung beibehielt, die den activen Muth in mir vermindert, den passiven aber vielleicht erhöht hat; und so lebte ich meine Tage still für mich hin und war in dieser Monotonie des Daseins kaum gewahr geworden, daß darüber zwei Jahre verflossen waren.

Da erhielt ich einen Brief von dem Russen, durch Vermittlung der russischen Gesandtschaft. Er war mit schwacher Hand geschrieben und meldete mir, daß sein Verfasser im Duell einen Stich durch die Lunge bekommen, daß er nur noch wenige Tage zu leben habe und daß er sich gedrungen fühle, mir zu gestehen, daß meine Frau bei dem Legationssecretair Zeichen-Unterricht genommen, um mich zu überraschen; daß er sehr wohl gewußt, wie die Unglückliche völlig unschuldig sei, daß er aber der Lust nicht habe widerstehen können, mich dem Franzosen auf den Hals zu hetzen; daß er eigentlich weder mir, noch meiner Frau habe wehe thun wollen und aufrichtig seinen Fehler bereue. Er meldete mir zugleich, daß Nazarena Alles bis auf die nothdürftigste Kleidung verkauft, daß sie seine Börse, sowie die des Legationssecretairs ausgeschlagen, sich mit der größten Hoheit und Würde benommen und, so viel er habe erfahren können, mit ganz geringen Mitteln die Reise nach Italien angetreten habe. Schließlich bat er um Verzeihung, und ich gestehe, daß dieser Schurke mir so sehr Schurke schien, daß ich Anfangs glaubte, das Ganze sei eine Erfindung des Ungeheuers, um mich auf's Neue auf die Folter zu spannen. Ich lief auf die französische Gesandtschaft und bat dort einen der höheren Beamten unter Vorgabe literarischer Zwecke, mir darüber Auskunft zu verschaffen, wo sich jetzt der Legationssecretair aufhielte.

‚Das ist leicht,‘ antwortete mir der Herr, ‚Sie fragen nach Niemand Anderem, als nach meinem Schwager, der vor zwei Jahren seinen Abschied genommen, weil er mit dem jetzigen Gouvernement unzufrieden ist, sich damals sofort verheirathet hat und seitdem als Privatmann und bereits glücklicher Familienvater auf seinen Gütern in der Picardie lebt.‘

Ich bedurfte aller Anstrengung, um mich auf den Beinen zu erhalten und die Straße zu gewinnen. In meiner Behausung ergriff mich ein unendlicher Schmerz, der sich glücklicherweise in dem lindernden Balsam löste, welchen die Natur dem Menschen als Gesellin mitgab. Alle Liebe, die ich je zu meiner Frau gefühlt, drängte sich in die leidenschaftlichste Sehnsucht nach ihr zusammen, und so rüstete ich mich in der größten Hast zur Abreise nach Sicilien; denn da allein, bei ihren Brüdern, konnte die Unglückliche Schutz und Beistand gesucht haben. Wie immer, überflügelte die Hoffnung, ein Kind unserer heißen Wünsche, alle Befürchtungen. Ich hatte ja den Brief des Russen in Händen, ich konnte mich ja entschuldigen bei den Brüdern, ich mußte ja bei meinem Weibe Verzeihung finden, bei ihr, die alle meine früheren Verirrungen so liebevoll mit ihrem Herzen gedeckt hatte; sie mußte ja mich, den Reuigen, aufnehmen, denn ich war ja selbst elend geworden, ich hatte ja selbst gelitten, wenn auch durch meine Schuld, so doch im Grunde ihretwillen. So geneigt ist der gebrechliche Mensch, sich selbst zu entschuldigen, und als ich nach wenigen Tagen abreiste, erbauten sich in mir Vorsätze und Pläne, ja schon eine ganze Zukunft auf dem schmalen Grunde der mir gebliebenen Mittel, die ich sparsam schonte und ängstlich zusammenhielt. Endlich betrat ich in Messina sicilischen Boden. Es war dies zu der Zeit, als die Reaction noch ihre Opfer aus der voraufgegangenen Revolution suchte, und da ein Namensvetter von mir zu den Compromittirten gehörte, ich überdies einige Aehnlichkeit mit ihm haben sollte, reichte dies hin, mich eine Woche dort aufzuhalten, indem man mir den Paß abnahm; indessen weil bei einer Sperrung aller Häfen eine Flucht nicht möglich war, man auch wohl halb und halb an der Identität mit dem Gesuchten zweifelte, gestattete man mir freie Bewegung im Orte.

Ich glaubte bald zu bemerken, daß man mich beobachte. Denn als ich Abends auf der Palazzata mich erging, trat plötzlich, und bevor ich noch ihr Gesicht sehen konnte, eine männliche Gestalt in ländlicher Tracht vor mir wie betroffen zurück, schien dann aber, indem ich von ihr unter allerhand ersichtlichen Vorwänden umkreist wurde, mich im Auge zu behalten. Im Gefühl meiner politischen Unschuld kümmerte mich das wenig, und als ich derselben Gestalt wieder in der Dämmerung auf dem Monte dei Capuccini begegnete, versuchte ich gar nicht unter den breiten, tief in die Augen gedrückten Hut zu sehen, denn ich hoffte, da mich ganz andere Dinge beschäftigten, mit den Agenten der Polizei, welche diese aus allen Schichten der Gesellschaft geworben hatte, außer Berührung zu bleiben.

Am folgenden Tage meldete sich bei mir ein Vetturin, der von meinem Wirth gehört haben wollte, daß ich nach Taormina zu reisen beabsichtige. Er sei, sagte er, von dort, fahre leer zurück und stelle mir deshalb einen sehr billigen Preis, ja er erbot sich sogar, da gegenwärtig wenig gereist werde, mich für eine geringe Summe nach Catanea und selbst nach Syracus weiter zu befördern. Es war mir dies wie ein gutes Zeichen des Schicksals; ich willigte freudig ein, und da ich noch an demselben Abend meinen Paß erhielt, fuhr ich am andern Morgen ab.

Ich hatte schon alle Himmel im Herzen, denn ich näherte mich ja meinem geliebten Weibe; ich hoffte sie zu finden, ein Kind im Arm, ich lag in Gedanken zu ihren Füßen, es wogte in mir auf und ab von Schmerz und Wehmuth, von Liebe und Lust.

Jedem, der nach langer schmerzlicher Trennung in die Heimath zurückkehrt, mag sie lieblich entgegenlächeln, zumeist dann, wenn ihm dort eine Hoffnung, eine Lösung von Schmerzen dämmert. Ich kam aus dem Siechhause, ich kam aus dem Winter, dem Eise und Schnee Deutschlands, ich betrat mit dem Frühling den Boden des Vaterlandes, das selbst dem Festland Italien gegenüber leuchtet wie ein vollendetes gefirnißtes Landschaftsgemälde im Vergleich zu einem Werke, das dieses letzten Glanzes entbehrt. Als ich hinauskam in die Landschaft, dahinfuhr bald durch die haushohen Cactushecken, bald durch das Grün der Orangenwälder und der ewig durstigen Limonengärten, und dann plötzlich der weiteste Blick sich eröffnete links über das blaue Meer, rechts über Weizenfluren, die sich in den reichsten Geländen emporwinden von Thal zu Berge, strotzend von Segen, bekränzt von tausendjährigen Oelbäumen, die regellos ihre knorrigen Zweige hinausstrecken in das Veilchenblau des Himmels und in ihrem überschleierten, matten Grün alles Scharfe und Harte der Farben vermitteln: da jubelte es in mir laut, es wurde gewiß in mir, ich mußte noch einmal glücklich werden.

Man verläßt, wie Sie wissen, kurz vor Taormina den Wagen, der mühsam sich den Fahrweg emporwindet, um von der andern Seite rascher zu dem Orte emporzusteigen, über dem sein berühmtes altes Theater thront. Zwischen zwei Felskuppen eingebaut, werden von der natürlichen Böschung die marmornen Sitze gedeckt, von denen unsere griechischen Voreltern die gewaltigen Tragödien hörten, welche jeden Augenblick die dunklen Mächte, das düstre Geschick vor uns aufrollen, während das Auge des Zuschauers über Land und Meer bis in die unendliche Ferne dahinschweift und dann wieder dicht vor sich, so nahe, als könne man ihn ergreifen, den Aetna erblickt, in dessen Brust die Donner rollen und hereinzubrechen drohen, vernichtend wie der Zorn der Götter.

Ich hatte den Riesen schon einigemal vom Wege erblickt und hatte dann aufgejauchzt vor Freude, denn er war ja der Schauplatz meiner ersten Liebe; meine ganze Seele bebte, und ich eilte nach Taormina empor, weil ich wußte, daß ich von dort die Region sehen und unterscheiden konnte, in der mein Weib leben mußte.

Kaum war ich eine Viertelstunde gegangen und wollte einen schmalen Bach passiren, der in tiefem Einschnitte dahinströmt, als unerwartet, um eine Felsenecke hervortretend, zwei Männer mich faßten, den Unbewaffneten niederwarfen, ihm die Hände banden, ihn dann aufrichteten und schnell aufwärts in das Geklüft des Gebirges führten.

Alles war das Werk weniger Augenblicke, und ich fing kaum an, meine Lage zu begreifen, als ich erschreckt zusammenbebte, denn ich erkannte, an eine offnere Stelle des Weges gelangt, die Brüder meiner Frau, die Aetna-Bauern. Auf meine Fragen gaben sie keine Antwort; ich bat, mir nur zu sagen, ob Nazarena bei ihnen sei, aber sie blieben stumm. Um meinen raschen Tod konnte es ihnen nicht zu thun sein, denn die zum Morde geeignetsten Schlünde lagen schon hinter uns. Immer vorwärts trieben sie mich durch die bald eingebrochene Nacht über Geröll durch trockene Wasserbecken hinauf, über Felsen und durch Waldungen hinweg, durch Felder und Weingärten, bis wir gegen Morgen bei einer Hütte anlangten, die ich als Wohnung des ältesten Bruders erkannte.

Ich wurde hineingeführt, entfesselt, erhielt Brod und Wein und wurde auf ein Lager verwiesen, das die Brüder bewachten.

Gegen Mittag trat der älteste Bruder, der Geistliche, ein und fragte mich, ob ich zu beichten gedächte. Ich hielt nun meinen Tod für beschlossen und zwar einen langsamen, qualvollen Tod, weil man sonst wohl gleich ein Ende mit mir gemacht haben würde. Ich lehnte daher die Beichte ab und würde den Mördern kalten Trotz entgegengesetzt haben, wenn mich nicht die unendliche Sehnsucht, Nazarena und unser Kind zu sehen, auf das Heftigste ergriffen hätte. Instinctmäßig fühlte ich, daß bei diesen Leuten jede Bitte vergeblich sei; ich war auch dazu nicht geneigt, vielmehr erfüllte mich der Ueberfall an der Schwelle meiner Hoffnungen, das Tückische in meiner Behandlung mit Wuth, und ich konnte mich nicht enthalten, die härtesten Verwünschungen gegen die Brüder auszustoßen. ‚Ihr seid Mörder, das weiß ich, verruchte Mörder, die nicht einmal Herz haben für ihre leibliche Schwester, die ihr nicht das Glück gönnen, zu wissen, daß ihr Gatte unschuldig war. Leset,' rief ich, indem ich dem Geistlichen den Brief des Russen gab, ‚leset, durch welche Schurkerei ich getäuscht wurde, und dann, wenn Nazarena erfahren, wie ich dazu kam, sie für schuldig zu halten, dann schlachtet mich stückweise, so langsam Ihr wollt.'

Der Geistliche, nachdem er gelesen, faltete die Hände zum Gebet und sagte dann jubelnd zu seinen Brüdern: ‚Seht Ihr, unsere Schwester, wie sie es auf die Hostie uns geschworen, war unschuldig. Ich halte das Bekenntniß des Verleumders in der Hand, es betheuert diese Unschuld ihr eigener Gatte, er liegt bereuend zu unseren Füßen: sie, die Reine, ist aufgenommen von der heiligen Jungfrau und genießt dort den Lohn für ihr treues Märtyrerthum.'

‚Sie ist todt?' rief ich aus und brach dann ohnmächtig zusammen.

Als ich wieder erwachte, richtete mich der Geistliche auf. ‚Meine Mission,' sagte er, ‚ist die der Versöhnung und des Friedens, ich nehme keinen Theil an der Rache der Brüder, ich habe gefleht und gebeten, ich habe ihnen zugerufen: die Rache ist Gottes, in der Hand der Menschen ist sie ein zweischneidiges Schwert; aber sie haben geschworen, geschworen auf den Leib Christi, es ist keine Lösung möglich.'

‚Ich will auch nicht leben,' sagte ich, ‚ich will es nicht, laß sie bald ein Ende machen, bald, recht bald, mich fesselt nichts mehr an diese Erde.'

‚Nichts?' sagte er und winkte den Brüdern, die uns einen Augenblick verließen und dann eintraten, zwischen sich einen zweijährigen, goldgelockten Knaben, einen Engel an Schönheit und Unschuld unter diesen dunkeln Gestalten.

Im Augenblick begriff ich, daß dies mein Sohn sei, und schloß das Kind in die Arme, das weinend sich schließlich meinen Liebkosungen überließ. Die Brüder gingen an ihr Geschäft und ließen den Geistlichen und den Knaben bei mir, den ich nach und nach gewann. Ich hatte jetzt für nichts mehr Sinn und Ohr, ich lebte nur in dem Knaben, ich schenkte ihm, was ich Blitzendes an mir hatte, und man ließ mich nun volle vierzehn Tage mit dem Kinde leben und thun, was ich wollte, ohne mich sehr genau zu beachten, da man gemerkt hatte, daß mich das Kind mehr fesselte, als tausend Banden.

In dieser Zeit brachte mir der Geistliche die Geschichte Nazarena's bei, und ich glaube, daß ich mir das Gehirn an der Wand zerschmettert haben würde, wenn mich nicht mein Kind an das Leben gefesselt hätte.

Die Unglückliche war mit der gewöhnlichen Post bis an die Alpen gefahren. Da schon waren ihre Mittel so gering geworden, daß sie den rauhen Paß zu Fuß überschritten und sich eine Erkältung zugezogen hatte, die, da sie solche nicht abwarten konnte, den Todeskeim in ihren jugendlichen Körper legte. Aber sie war soweit gelangt, daß die Gewässer abwärts liefen, dem lieben Heimathlande entgegen. Als freue sich das Kind des Vaterlandes, hatte sie zum ersten Male in dieser Verlassenheit, in diesem Elende, sein Leben empfunden; da hatte sie allein an dunkler Felswand

gesprochen mit Gott und der heiligen Jungfrau und hatte gebetet, ihr Leben anzunehmen für das ihres Kindes. Mit dem heiligen Muthe, den nur das Gefühl der Mutter dem Weibe geben kann, hatte sie sich aufgerafft, hatte zum ersten Male an die Thüren geklopft und hatte gebettelt um dürftige Nahrung für das Kind, das sie unter dem Herzen trug. Oft abgewiesen, oft als leichtsinnige Dirne gescholten, hatte sie geduldet, ganz allein, nur Gott im Himmel zum Beistand und ihre Thränen als Tröstung. So war sie von Ort zu Ort bald auf zerrissenem Schuhzeug, endlich auf nackten Füßen nach Florenz gekommen. Dort hatte sie auf Linderung gehofft, denn sie hatte dem Bruder, dem Geistlichen, geschrieben, ihm geklagt, daß der Gatte sie aus unbegründeter Eifersucht verlassen, und hatte um einiges wenige Geld poste restante gebeten. Allein sie fand nichts vor, denn der Brief war in den damaligen Revolutionswirren nicht angelangt. Zur äußern Noth hatte sich noch der Kummer gesellt, auch von den Brüdern verstoßen zu sein, die sie vielleicht auch für schuldig hielten, und so war sie, den Tod im Herzen und im Körper, weitergeschlichen, hatte oft Nachts sich wie ein wildes Thier in einer Felsspalte hungernd und frierend bergen müssen, aber die Mutterpflicht hatte sie so lange aufrecht erhalten, bis sie eines Abends, ausgehungert, bleich, verstört, eine Bettlerin, bei ihren Brüdern angeklopft hatte.

Diese waren anfangs geneigt, ihr keinen Glauben zu schenken; als sie jedoch auf die geweihte Hostie ihre Unschuld betheuert, hatten sie dieselbe mit aller Liebe und Sorgfalt umgeben, deren sie fähig waren, hatten ihre eigenen kleinen Ersparnisse geopfert, um ihr Gutes zu thun, und als das Kind sich ihrem Schooße entwunden, hatten sie eine Amme für dasselbe bereit. Mit Allem, was die Unglückliche stärken konnte, hatten sie gesucht ihr zu helfen, indeß die liebevollste Pflege so wenig wie heißes Gebet hatten die Krankheit heben können, welche, nach den Geboten der Natur, nur die Frucht bis dahin aufgehalten hatte. Nazarena verschied bald; an demselben Orte, an dem ihre Wiege gestanden, hauchte sie ihr junges Leben aus. Sie, die als reines Kind in die Hände des geliebtesten Mannes gegeben war, sie, die noch vor wenigen Jahren, in Fülle der Gesundheit schwimmend, um diese Hütte spielte, war dahingesunken durch die Schuld des Mannes, an dessen Schutz sie gewiesen war durch das Gesetz und die Ordnung Gottes, hingeopfert durch die Schuld ihres Gatten.

Der Geistliche weinte mit mir, und wenn er auch mein Betragen nicht durch die Eifersucht, der ich unterlegen, rechtfertigen konnte, so suchte er doch in seinem liebevollen Gemüthe Alles auf, was meine Schuld zu mindern vermochte. Dagegen hatte ich von den Brüdern noch kein Wort vernommen; sie beobachteten in meiner Gegenwart ein düsteres Schweigen, waren aber sichtlich erfreut, daß Vater und Kind täglich mehr zusammenwuchsen, daß es mir eine Lust war, alle kleinen Sorgen für letzteres zu übernehmen, und daß ich diese Sorge nur ungern für Augenblicke an eine alte Verwandte und Dienerin des Hauses abtrat. Mir that jede Mühe, die mir das Kind machte, wohl, es war mir, als könne ich durch die Pflege desselben einen Theil der Schuld gegen die Mutter abbüßen.

Als ich eines Tages gegen den Geistlichen diese Gedanken äußerte und hinzufügte, daß mir noch eine kleine Erbschaft zufallen müsse, daß ich dann Mittel genug hätte, dem Knaben eine gute Erziehung zu geben, und daß ich mein ganzes Leben einzig und allein dieser Aufgabe opfern würde, antwortete er mit einem leisen Seufzer nur: ‚Sie haben geschworen!‘

Nicht die Furcht vor dem Tode selbst, obwohl mir die Liebe zum Kinde auch wieder Liebe zum Leben eingeflößt hatte, aber die ungewisse Verschiebung des Mordes, das Ueberlegte, Geheimnißvolle der Ausführung flößten mir Schrecken ein, und ich bat den Geistlichen, dahin zu wirken, daß bald mit mir ein Ende gemacht würde.

‚Ein Ende?‘ sagte er, ‚es giebt schlimmere Strafen, als den Tod,‘ und entfernte sich, indem er traurig sprach: ‚ich kann es nicht wenden und ändern, sie haben geschworen!‘

Von diesem Augenblicke an gerieth ich in die äußerste Unruhe. Was können diese Schrecklichen wollen, was kann in ihren Augen schlimmer sein, als der Tod? Je mehr ich darüber nachdachte, je mehr verwirrten sich meine Gedanken, und ich brachte qualvolle Nächte zu.

Da, eines Tages, obwohl kein Festtag oder Sonntag war, bemerkte ich, daß die Brüder nicht zur Arbeit gingen, sondern festliche Kleider angethan hatten. Gegen Abend traten sie bei mir ein und hatten den Knaben, dem ebenfalls ein festliches Kleidchen angezogen war, zwischen sich. Der Geistliche war in vollem Ornat und auf dem Tische waren statt der Lampe Kerzen angezündet.

Der Geistliche war sichtlich bewegt und stand schweigend hinter den Kerzen.

Der jüngste der Brüder erhob zum ersten Male seine Stimme und sprach: ‚Liebst Du das Kind?‘ Mich durchzuckte der Gedanke, die Unmenschen wollten es ermorden, und mit übernatürlichen Kräften stürzte ich mich auf die Brüder, um ihnen mein Kind zu entreißen.

‚Teufel aus der Hölle!‘ rief ich ihnen zu, ‚mein Kind, meinen Sohn, den Sohn Eurer Schwester, wollt Ihr opfern, opfern vor meinen Augen? Mit meinen Zähnen werde ich ihn vertheidigen, wenn Ihr mir die Hände abgehackt habt.‘

Sie überwältigten mich, und ich beruhigte mich, als der Geistliche herzutrat und sagte: ‚Mein Amt sollte Dich belehren, daß ich bei einer Bluthat nicht gegenwärtig sein kann. Höre den Bruder, das Leben Deines Kindes wird in Deine Hände gelegt werden, Du allein kannst es sichern.‘

‚Nun, so gebt mir mein Kind und laßt mich ziehen,‘ rief ich, ‚ich liebe es mit allen Kräften meiner Seele; ich werde es erziehen, mein Leben soll eine fortgesetzte Reue sein, ich will nichts weiter, als mein Kind, das Kind meiner unglücklichen Nazarena.‘

‚Nenne sie nicht Dein,‘ fiel der jüngere Bruder ein, ‚denn Du hast sie verstoßen, dem Elende preisgegeben, hinausgetrieben in die Weite wie einen Hund, der verenden konnte auf freiem Felde oder im Schnee der Gebirge, ein Fraß für die Vögel. Sie, die Tochter ehrlicher, obwohl unbegüterter Landleute, die Freude, der Stolz ihrer Familie, hat an die Thüren geklopft und um Speise und Trank gefleht als Bettlerin, während sie das Kind als Pfand der Liebe zu Dir unter dem Herzen trug, während sie das Kind, von Gott und Natur Deiner Pflege empfohlen, von Dir aber verstoßen, mit ihrem Herzblut nährte, das sie aus den dürftigen Brosamen, die sie erbettelte, nicht ersetzen konnte.‘

Ich stöhnte unter den Qualen der furchtbaren Erinnerung, welche der Bruder in mir wachrief.

‚Du hast,‘ fuhr er fort, ‚tausendmal den Tod verdient, doch Du bist Sicilianer, hast Muth und fürchtest ihn nicht; eben weil Du aber tausendmal den Tod verdient hast, sollst Du ihn täglich kosten, ganz, wie unsere Schwester ihn stückweise und tropfenweise hat erleiden müssen.‘

Ich sah ihn mit hohlen Augen an, denn ich verstand ihn nicht.

‚Du hast,‘ fuhr er fort, ‚dies Kind zum letzten Male berührt und es das Deine genannt; Du hast es verstoßen, noch bevor es das Licht der Welt erblickte, wir haben es gerettet, in unsere Arme hat es sterbend die Mutter gelegt, es ist das unsrige. Wir werden es erziehen und werden dafür arbeiten, sollte uns auch das Blut unter den Nägeln hervorspringen, aber wir werden es sofort ermorden, wenn Du eine Sylbe von den Bedingungen abweichst, die wir Dir stellen.

Von heute ab darfst Du Dich nur durch **Betteln** ernähren, Du darfst Dich keiner Arbeit unterziehen, Du darfst keine Unterstützung annehmen, die Dir für mehr als einige Tage das Betteln entbehrlich macht, Du darfst in keinen Bettelorden eintreten, wodurch Du des Schamgefühls überhoben würdest. Du sollst betteln, betteln wie unsere Schwester gethan, aus Noth, aus Hunger, Du sollst den Schmerz erfahren, von der Thür gejagt und gescholten zu werden. Du sollst betteln, so lange Dein Leben auf natürlichem Wege vorhält, Du darfst demselben nicht ein Ende machen. Brichst Du eine dieser Bedingungen, giebst Du Dich je Deinem Sohne zu erkennen, wenn er Dir unter die Augen kommt — dann soll eine Viper nicht leben, die das adlige Blut seines Vaters in sich trägt, das Blut, in dem nicht Treu und Glauben gewesen vor und nach seiner Schandthat. Wir lassen Dich nicht schwören. Menschen Deiner Art sind mit keinem Eide zu fesseln, sie sind nur durch Furcht und Interesse zu leiten. Das wenige Geld, das Du mitgebracht, haben wir im Besitz und werden es für den Knaben verwalten; für ihn und die Welt bist Du todt. Du hast Dich nach Rom zu betteln, dort haben wir Gelegenheit, Dich zu beobachten.‘

Die furchtbare Energie dieser Natursöhne hatte mich niedergedrückt; ich fühlte weniger das Elend, das mir bevorstand, als den Schmerz, mich von meinem Kinde zu trennen, und warf mich flehend vor den Männern nieder, nur um das Eine bittend, daß

Betzinger Bauern am Sonntagmorgen nach der Kirche.
Originalzeichnung von Theodor Pixis in München.

mir die Aussicht gelassen würde, noch einmal im Leben meinen Sohn zu umarmen, wenn ich drei Jahre lang die Bedingungen gehalten, die man mir auferlegt hatte. Ich erinnerte daran, daß ich, als ich die Schwester verlassen, sie ja für schuldig gehalten, daß ich, wie sie, Sicilianer sei und wir in solcher Lage Alle zu übereilten Schritten fähig wären.

Zu meinem Erstaunen gerieth ungeachtet aller Demuth, die ich in diese Worte gelegt, der Bruder in Heftigkeit. ‚Du irrst Dich in uns und in der Zeit; wir und dies Volk sind in den letzten fünf Jahren, von denen Du den größten Theil auswärts zubrachtest, andere geworden. Wir haben Euch kennen gelernt. Du sprichst von sicilianischer Eifersucht? Aber Eure Marcheses und Contes haben ihre Weiber in das Bett des Fürsten legen können und sich die allerhöchste Besudelung zur Ehre gerechnet. Euere Priester haben arme, gefallene Dirnen mit Bußen verfolgt, unsere Regierung hat die stärksten Strafen gegen Verletzung der Sittengesetze auferlegen können, Ihr habt vor den Unglücklichen ausgespieen; aber bei Euren Töchtern war dies zu entschuldigender Fehltritt, und wenn eine Prinzessin der Welt zum Scandal lebte, sicherte sie der Hof und ihr Rang, weil, wir haben es gehört, ein Regent gesagt hat: das wilde Blut der Fürsten könne nicht anders, und müsse entschuldigt werden. — Schurke!‘ rief er immer leidenschaftlicher geworden aus, ‚Du hast in unserer Schwester das Bauermädchen, nicht die geborene Gräfin gesehen. Wäre sie Letzteres gewesen, so hätte sie eine Dirne sein können, und Du hättest sie nicht hinausgejagt.‘

Der Geistliche trat hinzu, und ich hörte nur noch die Worte: ‚Wir haben eine lange Abrechnung mit dieser Brut, der Tag der Abrechnung wird kommen.‘ Ich sah, es war keine Rettung; der politische Haß war zur Privatrache hinzugetreten und hatte ihr die tiefe, fressende Schärfe gegeben und zugleich das Mittel, sich vor sich zu rechtfertigen durch den Hinweis auf das Allgemeine, dem man opfere.

‚Machen wir ein Ende,‘ sagte rauh und kurz der ältere Bruder, und nun traten Beide an das Crucifix und die linke Hand auf das Haupt meines Sohnes, die rechte auf den Leib Christi gelegt, schwuren sie feierlich dies Kind zu ermorden, wenn sein Vater eine der gestellten Bedingungen bräche.

Dann rissen sie mich, während das Kind schrie und weinte, vom Lager empor, auf das ich niedergesunken war. Der ältere Bruder nahm ein Messer, schnitt ein Stück Brod ab und steckte es mir in die Tasche; darauf ergriffen mich Beide, führten mich hinaus bis an die Grenze ihres Besitzthums und stießen mich über dieselbe hinweg in die dunkle Nacht."

Der Erzähler schwieg; er kam mir vor, als wäre er plötzlich älter geworden, einzelne, dicke Tropfen fielen vom Auge, und er war sichtlich erschlafft.

Mich hatte die Lösung des psychologischen Räthsels nicht so unter seine Herrschaft genommen, daß ich nicht den Gedanken in mir hätte sollen aufkommen lassen, es müsse ein Mittel geben, sich dem Banne zu entziehen.

„Aber konnten Sie," rief ich, „sich denn nicht an die Behörden wenden?"

Er sah mich erstaunt an. „Ich verstehe Sie," sagte er dann ruhig, „denn ich bin in Deutschland gewesen; aber es scheint, daß Sie Sicilien und sein Volk nicht genug studirt haben. Ich habe hier schon die Erfahrung gemacht, daß ich auf räthselhafte Weise beobachtet werde. Es giebt kein Loskommen von einem sicilianischen Schwur, und selbst Ihre Behörden würden dagegen vergeblich kämpfen. Wer sein eigenes Leben verachtet, ist Herr des Lebens aller Menschen, also auch dessen meines Sohnes."

„Er lebt? Kann Ihr Name so sehr Geheimniß sein, können Ihre Blutsverwandten nicht von Ihnen Nachricht haben, kann nicht dem Sohne von Ihrem Elend Mittheilung gemacht werden, daß er den Bann bräche und zu Ihnen dränge?"

Der Alte schüttelte den Kopf. „Mein Sohn weiß nichts von seiner Abstammung und seinem Namen. Der geistliche Onkel hat ihn früh aus Sicilien gebracht, ihm ist der Weg zu Nachforschungen verschlossen, und ich glaube wirksam verschlossen, weil er sich, wie es scheint, für den illegitimen Sohn des Geistlichen hält."

„Wissen Sie, wo er lebt?"

„Daß ich es weiß," sagte der alte Mann schluchzend, „ist das Herbste, was mir auferlegt ist. Ja, ich weiß es, und man hat es mich, wie ich glaube, absichtlich wissen lassen," rief er weinend. „Ich darf ihm nicht nahen, nicht ein einzig Mal nahen. O! Sie können mir es nicht nachdenken, nicht nachfühlen, was ich leide, wie meine ganze Seele zu ihm drängt und ich die heißen Thränen hinunterschlucken muß, wenn er vorbeizieht, der schönste Officier der päpstlichen Armee, wenn er dicht an mir vorüberschreitet an der Spitze seiner Compagnie."

Der Unglückliche war so angegriffen, daß er sich kaum erholen konnte. Es war späte Nacht. Ich gab ihm den Arm bis an den Fuß des Capitols, doch wir sprachen kein Wort.

Am anderen Tage trat er wie gewöhnlich in das Café, aber kaum hatte er begonnen seine Runde zu machen, als er mit einer Bewegung, die deutlich errathen ließ, daß ihm unwohl sei, abbrach und mit einem bedeutsamen Blick auf mich schnell hinausging.

Ich folgte ihm. „Was ist Ihnen?" fragte ich.

„Es ist vorüber," sagte er, „aber ich habe Sie um eins zu bitten."

„Von Herzen gern erfülle ich es; was ist es?"

„Aendern Sie," sagte er, „ich bitte darum, Ihr Café; ich weiß nicht wie es zugeht, doch ich kann in Ihrer Gegenwart nicht mehr betteln. Aus diesem Café aber ziehe ich den größten Theil des Wenigen, dessen ich bedarf, um nicht zu verhungern, denn ich darf ja auch nicht einmal mich durch Hunger tödten."

Ich versprach es ihm und sah ihn seitdem fast gar nicht. Am Tage vor meiner Abreise lauerte ich ihm in der Via Condotti auf, theilte ihm mit, daß ich Rom verlassen würde, und fragte ihn, ob ich irgend etwas für ihn thun könne.

„Nichts, als für mich beten, daß ich auf natürlichem Wege bald sterbe," sagte er, drückte meine Hand und mit einem wehmüthigen „addio, addio!" verschwand er in der nächsten Seitengasse.

Land und Leute.

Nr. 14. Sonntagmorgen in Betzingen.

Mit Abbildung.

Von Tübingen über das „Burgholz" nach Betzingen. – Die weitberühmte Betzinger Frauentracht. Mieder, Goller und Kübelesbaube. Der Leidtrunk. Glocken, Eierlesen und Hahnentanz. Lichtstube oder „Karz". Die „vertrauten Häuser". Alte und neue Geschichte von Betzingen.

Welch ein Wohlgefühl, nach so hartem Winter und so bitterem Frühling endlich einmal wieder einen blauen Morgen zu erleben und unter der späten Maisonne dahinzuschreiten! Noch ein paar Schritte, und der Kamm der Höhen ist erstiegen, die längs des Neckars streichend die Vorstufe des schwäbischen Gebirges bilden, gleichwie dieses die letzte Terrassenstufe vor den Schweizeralpen ist. Das auch Manchem draußen in der Welt aus der fröhlichen Studentenzeit gar wohlbekannte „Burgholz" liegt hinter uns, durch welches die Straße von Tübingen herausführt, und die Schwabenalp breitet sich vor uns aus. Aber sie ist verschleiert durch die Bäume, welche die Straße zu beiden Seiten säumen, und wir wenden uns links ab über das Feld nach einem freigelegenen Punkte, der uns die ungehinderte Aussicht auf einen weiten Abschnitt des Gebirges eröffnet. Auf der äußersten Linken im Osten schließt der Hohenstaufen mit seinem öden Gipfel, auf der äußersten Rechten im Westen der Hohenzollern mit seinen luftigen Spitzen das Gemälde ab. Gerade gegenüber drängen sich die Berge wie erstarrte Wellen von mannigfaltiger Gestalt: der Roßberg wölbt seine hohe Kuppe, vor dem sagengeschmückten Urschelberge hat sich wie ein einzelner Vorposten die schlanke Achalm gelagert, die ihren Unterstock gleich einem Reifrocke ausbreitet, der Neufen schaut hinter einem niedrigeren Bergrücken herüber, und gegen den Staufen hin tritt die Teck mit bedeutendem Vorsprung in die Landschaft hinein. Es sind keine Riesen, dergleichen andere Gebirgswelten aufzuweisen

haben, aber Berge sind sie bei alledem, welche die Kraft des Ersteigers zwar nicht erschöpfen, aber doch vollauf in Anspruch nehmen. Dazu liegen sie heute mit ihren Wölbungen, Wäldern und Felsen im reichsten Glanze da. Auch die Kirchthürme und Häuser der Dorfschaften in der vorliegenden Ebene glänzen und blitzen unter dem schönen Frühlingshimmel, während in ihrem Hintergrunde Reutlingen, die alte Stadt, am Fuße der Achalm hingeschmiegt, wie fast immer, ihr ernstes, strenges Aussehen bewahrt. Und jetzt klingen aus der ganzen Gegend nach und nach die Glocken zusammen, welche zur Kirche läuten, und Aug' und Ohr schlürfen aus der Umgebung eine Seligkeit, die in der Natur zu leben scheint und dem Menschenkinde unwiderstehlich in's Innere dringt. Es ist die längst entbehrte Frühlingsseligkeit.

Das Abweichen von der Straße nöthigte uns zu einem beträchtlichen Umwege, so daß, als wir die Straße wiedergewonnen und das nächste Dorf vor Reutlingen erreicht hatten, schon die Glocke ertönte, die das Ende des Gottesdienstes verkündigte. Die Gemeinde kam aus der Kirche — und wenn je die Worte Faust's, daß die Sonne im ersten Frühling, da es noch an Blumen im Revier fehlte, geputzte Menschen dafür nehme, eine Wahrheit waren, so ist dies der Fall mit der Farbenpracht der Frauen und Mädchen des Dorfes **Betzingen**, wo wir uns befinden. Die Erscheinung ist werth, auch im Bilde dargestellt zu werden, und dem Künstler, welchem wir unsere Illustration verdanken, ist das in trefflichster Weise gelungen. Die stattlichen Frauengestalten, ihre Tracht, die eigenthümliche schwarze Lederkappe der Männer, der „Löwe" des Dorfes — das Alles tritt uns, obschon in leiser künstlerischer Idealisirung, wie es leibt und lebt vor Augen.

Die Betzinger Bauerntracht ist in neuerer Zeit weithin, selbst in England, bekannt geworden, indeß zunächst und fast ausschließlich die weibliche. Es glich einer Oase in der Wüste, diese Tracht neben den abschreckend philisterhaften Kleidungsformen, die vor dreißig, vierzig Jahren in den Städten üblich waren, erscheinen zu sehen, und auch jetzt noch, wo wir uns kleidsamer tragen, bietet sie zu der im Ganzen farblosen, eintönigen Kleidungsweise in Stadt und Land einen ungemein reizenden Gegensatz. Sie weist uns in jene Zeit zurück, die unter Wust und Gräueln aller Art doch eine unverwüstliche Fröhlichkeit besaß und das äußere Leben des Menschen mit heiterer bunter Farbenpracht zu schmücken liebte. Keinem Zweifel nämlich unterliegt es, daß sie aus dem Mittelalter stammt; denn nach der Reformation hätte eine solche Tracht nicht mehr aufkommen können, und es ist vielmehr nur das zähe Beharren ländlicher Erbfolge, wodurch sie diese ernste, alles Farbige nach und nach verwischende Katastrophe überstanden hat.

Der eigentliche Typus der Tracht ist im Steinlachthale heimisch, das sich bei Tübingen öffnet, um die alte nach Schaffhausen führende Schweizerstraße aufzunehmen. Dieses Thal, das noch immer seines Geschichtschreibers harrt, soll nach einer ziemlich hartnäckigen Ueberlieferung von einer Colonie Schweden im dreißigjährigen Kriege bevölkert worden sein; allein die Sage ist längst widerlegt und die Bevölkerung nebst ihrer Tracht als eingeboren nachgewiesen, eingeboren nämlich in dem Sinne, daß sie nicht jünger sein kann, als die letzte geschichtliche Volkseinwanderung, die alemannische.

Ihre Tracht nun, oder vielmehr eine ähnliche, findet sich auch in einigen der umliegenden Orte wieder, sei es, daß dieselben zu irgend einer Zeit von den Farben des Steinlachthales so zu sagen angezündet wurden, sei es, daß die Tracht einst einem größeren Striche unserer Landschaft angehört hat und erst später, unter der strengen Disciplin des Protestantismus oder vielleicht nach den vernichtenden Schlägen des großen Religionskrieges, der jetzt vorherrschenden dunklen weichen mußte. Eine dieser Ortschaften ist eben das Dorf Betzingen, das ein paar Stunden östlich vom Steinlachthale bei Reutlingen liegt. Die Betzinger Tracht weicht jedoch, gleichwie eine vollreife Kunstperiode ihre Vorläuferin überbietet und zugleich unter sie herabsinkt, als die buntere und reichere von der der Steinlacherinnen ab, welcher der Freund des einfach Schönen vielleicht den Vorzug geben wird.

Das Hauptstück, das über die Trägerin den meisten Reiz und Schimmer verbreitet, ist das Mieder in seiner mannigfaltigen Farbenmischung von Roth, Blau, Grün rc., deren Vertheilung hier dem individuellen Geschmacke überlassen bleibt. Man wird übrigens in der Wahl der Farben nicht leicht eine Geschmacklosigkeit entdecken, und die Silber- oder Goldborten, die sich gelegentlich zu der übrigen Zier gesellen, können kein Luxusverbot herausfordern, da sie aus sehr bescheidenem Stoffe sind. Das Mieder, auf welchem der Brustlatz oder Vorstecker vermittelst des sogenannten Preisnestels eingeschnürt ist, reicht nicht hoch genug herauf, um die ganze Brust zu bedecken, daher über dem obern Theile derselben das Göller getragen wird, ein breites, gürtelartiges Brusttuch, das den Hals umschließt und über den Saum des Mieders fällt. Zur Vervollständigung des Putzes gehört das Halsnuster von Granaten und der Anhenker, der, ein Schaustück, oft eine von Generationen her vererbte Gold- oder Silbermünze, vom Hals am Schnürchen oder Bändchen auf die Brust herabhängt. Was aber am meisten dazu beiträgt, der Tracht das eigenthümlich schmucke Aussehen zu verleihen, womit sie das Auge des Beschauers besticht, das sind die schneeweißen Hemdärmel, die sich von dem Farbenglanze der Brustbekleidung abheben. Da es jedoch nicht gut ist, allezeit zu glänzen, so hat man ein dunkles Ueberwämmschen, das Büble genannt, unter welchem die Herrlichkeit sich bergen kann.

An das Mieder schließt sich ein um die Hüften dichtgefältelter, nach unten glatt abfallender dunkelblauer Rock, der früher nicht über das Knie reichte, jetzt aber beträchtlich länger geworden ist. Die Mädchen sind an der weißen Schürze kenntlich, welche den Eindruck der weißen Aermel noch erhöht. Die Frauen tragen dunkle einfarbige Schürzen. Das Mädchen jedoch, das den Anspruch auf diesen Namen erweislich verloren hat, ist auch der weißen Schürze verlustig, und dieses alte Herkommen übt noch heute seinen strengen Zwang: kein Gesetz verbietet der Unglücklichen die Tracht, Niemand hat das Recht, sie ihr zu wehren, aber sie weiß, welchen Zungenstichen sie sich durch die weiße Schürze aussetzen würde, und zieht es darum vor, derselben freiwillig zu entsagen und die Gesellschaft der Mädchen zu meiden. Noch ist der weiblichen Kopfbedeckung zu gedenken, die, in Wirklichkeit etwas steifer als auf der Zeichnung, einigermaßen der aus antiken Bildwerken bekannten Mauerkrone der großen Mutter Kybele gleicht. „Kübelesbaube" ist ihr Name, durch welchen sich deshalb gleichwohl kein Mythenforscher irre führen lassen darf; denn der Ausdruck will nichts weiter, als die noch größere Aehnlichkeit mit einem umgestürzten kleinen Kübel besagen.

Die Männertracht besteht — wie auch an andern Orten, wo sie aber allmählich schwindet — in einem langen weißen Rock von Zwillich, einer camisolartigen rothen Weste mit Zinnknöpfen, die wie silbern glänzen, kurzen Lederhosen und Schnallenschuhen, oder langen Zwillichhosen mit Stiefeln. Kopfbedeckung ist die schon erwähnte schwarze Ledermütze, an deren Stelle bei feierlichen Gelegenheiten, wie beim Kirchgehen und dergleichen, der schwarze Dreispitz tritt. Von Alters her wurde an hohen Kirchentagen, z. B. beim Abendmahl, auch in der Trauer und bei Leichenbegleitungen, ein schwarzer Mantel getragen, der aber nachgerade überall in Abgang kommt.

An Sitten und Bräuchen, die sich vom sonstigen ländlichen Herkommen unterscheiden, ist Betzingen nicht eben reich. Eine eigenthümliche Rolle spielt die Schürze, die wir bereits kennen, bei den Hochzeitladungen. Bei diesen trägt die Hochzeiterin eine weiße, oben mit Spitzen besetzte Schürze und über derselben eine andere von schwarzer Glanzleinwand, über deren oberen Saum die Spitzen herausgelegt werden; eine dritte, wieder eine weiße, hält sie herabhängend in der Hand. Der Buchstabe dieser Symbolik sieht etwas verwickelt aus, so daß man den Scharfsinn daran erschöpfen könnte; die Bedeutung ist jedenfalls, daß das Gebot bevorsteht, das Abzeichen des jungfräulichen Standes abzulegen und mit einem andern zu vertauschen. Der Hochzeiter und sein Gesell, der Hochzeitlader, tragen bei diesem Anlasse Säbel, wie es auch anderwärts im Brauche ist; der Letztere hat das Brusttuch mit Bändern geschmückt. Die Hochzeit selbst verläuft in gewöhnlicher Weise, und es entspricht der allgemeinen alemannischen Sitte, daß beim Kirchgang vor und nach der Trauung tüchtig musicirt und geschossen wird. In früheren Zeiten war es üblich, den Brauttanz in der Scheune zu halten.

Bei Taufen trug die ledige Gevatterin ehemals die Schapel, die hohe Krone mit Flittergold und Silberschnüren, die anderwärts die Ehrenauszeichnung der Braut ist; ihre Zöpfe waren mit seidenen Bändern eingeflochten, und ein langes schönes Band hing den Nacken hinab. Zuletzt aber war die Schapel so außer Gebrauch gekommen, daß man sie aus einem benachbarten Dorfe, das länger am alten Herkommen hielt, entlehnen mußte.

Leichenfeierlichkeiten schließen mit dem Leidtrunke, der fast überall

noch im Schwange geht. Die Trauerkleidung ist, auch bei den Mädchen, schwarz mit schwarzer Schürze. Wenn eines die nächsten Verwandten, wie Vater oder Mutter, verloren hat, so geht es ein Jahr lang nicht mehr zu seinen ledigen Gespielen. Auch um eine gestorbene Gespielin wird mehrere Wochen lang in der gleichen Tracht getrauert, zu welcher noch gehört, daß die Haare unter die Haube zurückgestrichen werden. Daß man auch die kleinsten Kinder mit Gesang begräbt, stammt nicht aus alten Zeiten, sondern ist ein allerneuester Brauch, der das wachsende Selbstgefühl des Bauern bezeichnet. Man muß ja die Ceremonie doch bezahlen, darum will man keine „todte Leiche", d. h. keine, bei der es nicht ein wenig lebendig hergeht.

Ein Weihnachtsbrauch, der übrigens auch anderer Orten seines Gleichen finden möchte, ist das „Glocken", das am Tage vor Weihnachten betrieben wird. Die Knaben unter vierzehn Jahren bemächtigen sich da der Viehschellen, so daß keine Kuh im Stalle bleibt, die ihren Schmuck noch hätte, binden die Schellen an lange Stäbe und lärmen damit von Haus zu Haus von früh vier Uhr bis zum Abend, wofür sie Brod, Aepfel, Nüsse und dergleichen erhalten.

Das Eierlesen ist nicht blos in Betzingen, sondern in weiterer Umgegend heimisch, so namentlich in mehreren Cantonen der Schweiz, hat jedoch auch dort wie überall abgenommen, so daß Jahre vergehen können, bis der fröhliche Tag der Lustbarkeit wiederkehrt. Es ist ein Wettkampf zweier junger Bursche, deren einer einen Vorrath von Eiern unter erschwerenden Umständen auflesen muß, während der andere eine bestimmte Wegstrecke zurücklegt. In Betzingen handelt es sich für Letzteren darum, aus dem eine halbe Stunde entfernten Reutlingen in einem vorgeschriebenen Bäckerhause einen „Kümmicher" — ein mit Kümmel gewürztes, sehr schmackhaftes Brodgebäck, das einst von Straßburg dorthin verpflanzt worden ist — zu holen. Bis er zurückkommt, muß sein Gegner den Festplatz — früher die „Auwiese" unter dem bei Betzingen gelegenen Reutlinger Galgenberge — von den in ziemlichen Zwischenräumen gelegten Eiern geräumt haben. Nur einzeln, eines um das andere, darf er sie auflesen und nach dem Kerbe tragen, und wenn ihm auch gestattet ist, je nach einer gewissen Anzahl, die er gesammelt hat, eines aus dem Kreise zu schleudern, so kostet ihn doch das Hin- und Wiederlaufen nach jedem einzelnen Ei auf dem beträchtlichen Platze eine gute Zeit, so daß er sich sputen muß, wenn er Sieger bleiben will. Zum Behufe des Festes sind die Eier vorher von den Buben (Jünglingen) in Hemdärmeln von Haus zu Haus eingesammelt worden, wobei es sich von selbst versteht, daß die Häuser, welche Töchter haben, sich den Heischenden freigebiger erzeigen.

Zum Eierlesen kommt der Hahnentanz, der aber, abweichend von andern Belustigungen dieses Namens, ein äußerst harmloses Vergnügen ist. Ein lebendiger Hahn, im herkömmlich länglichen geflochtenen Korbe auf der Feststätte ausgestellt, bildet den Mittelpunkt, um welchen die Paare tanzen, indessen eine von einem Tänzer dem andern gereichte Fahne die Runde macht. Außerhalb des Kreises steht Einer, der, den Rücken kehrend, nach einiger Zeit in einem beliebigen Augenblicke ein Gewehr abschießt, und wer, wenn der Schuß fällt, gerade die Fahne in der Hand hat, ist der Sieger, welcher den Hahn erhält.

Mit dem Karz (Lichtstube) wird es wie überall gehalten. Die Mädchen kommen den Winter über Abends mit Spindel oder Rädchen in einem vertrauten (von der Ortsobrigkeit concessionirten) Hause zusammen, an welches sie zu Anfang und am Schlusse für Oel oder Lichter den sogenannten Ein- und Ausstand bezahlen, und bleiben spinnend und plaudernd bis um die elfte Stunde bei einander sitzen. Bekanntlich sind sie nicht auf ihre eigene Unterhaltung beschränkt, vielmehr finden sich im Laufe des Abends die „Buben" truppweise ein, so daß oft ein Trupp, besonders der jüngeren, vom andern weggetrieben wird, und setzen sich zu den Spinnerinnen, wobei immer derjenige, welcher einer der Schönen zur Rechten sitzt, vorübergehend mit ihr ein Paar bildet und ihr Fürsitzer heißt. Doch dies ist blos flüchtige Kurzweil, die nicht mehr bedeutet als im städtischen Leben eine Ballvertraulichkeit. Erst zuletzt kommen die Rechten, die „Schätze", um ihre unbestrittenen Plätze einzunehmen; um elf Uhr nimmt dann Jeder die Seine am Arme und führt sie heim. Im Uebrigen hat die Geschichte der Liebe, ob mit Namen wie Kiltgang, Kommnacht u. dgl. ausgedrückt, oder, wie hier, ohne Namen, den gleichen Verlauf wie auf dem Lande allerwärts. „Vorher ist Er zu Ihr über die Leiter gekommen, jetzt kommt er über die Treppe", das ist der ganze Unterschied, den man an Ort und Stelle zwischen der ledigen und der legitimirten Verbindung macht. Die Leiter darf öffentliches Geheimniß sein und thut der weißen Schürze keinen Eintrag, denn diese wird nur durch einen handgreiflichen, lauten Sündenfall verwirkt. So ist und war es auf dem Lande seit Jahrhunderten. Aber nicht blos außerhalb, auch innerhalb der Mauern, welche die Gesittung bedeuten, wird die Sittlichkeit mit gar gebrechlichen Maßstäben gemessen, und die fressendsten Schäden können meist nicht einmal zur Sprache kommen, weil der „Anstand" höher ist, denn alles öffentliche Wohl. Die Moral, theologische, philosophische, politische, thürmt friedlich ihre Gesetzbücher über einander — und das Leben geht mittlerweile seinen gewohnten widerspruchsvollen Gang.

Gleich den Mädchen haben auch die Buben und die Männer ihre besondern Clubhäuser, wo sie gegen Erlegung des genannten Aus- und Einstandes ihre Abende verbringen. Der Bauer ist in dieser Gegend sehr sparsam und geht höchstens am Sonntag in's Wirthshaus, daher er die Woche über für sein Geselligkeitsbedürfniß einen trockenen und wohlfeilen Zusammenkunftsort haben muß. Man nennt ein solches Haus ein Ebbedhin-Haus, das ist verdolmetschet ein Irgendwohin-Haus, durch welches nämlich dem Clubmitgliede die Möglichkeit dargeboten wird, außer seinen vier Pfählen auch sonst noch irgendwohin zu kommen. Da sitzen die Männer, oft mehr als ein Dutzend, in enger kleiner Stube beisammen, lesen die politische Zeitung des Bezirks, discurriren von Schleswig-Holstein oder auch von Geschäftsangelegenheiten und gehen endlich zum Karteln über, wobei sich nach und nach ein kleiner Geldvorrath sammelt, von welchem zuletzt, selten öfter als einmal im Jahre, ein spärlicher Trunk gehalten wird. Was die Buben in ihrem Club verhandeln, davon ist uns keine Kunde geworden, doch haben wir uns mit eigenen Augen an gewissen steifgedrehten Seitenlöckchen überzeugen können, daß die Cultur, die alle Welt beleckt, auch auf die junge Mannschaft unserer Dörfer sich erstreckt.

Zu öffentlichen Zusammenkünften der ledigen Jugend beider Geschlechter bietet außer dem Karz im Winter und dem Tanzboden jeder Sonntag Gelegenheit. Sonntag Nachmittags gehen Buben und Mädchen spazieren, jeder Theil für sich ausziehend, die Mädchen meist Arm in Arm mit Gesang. Die Spaziergänge werden theils in die nächste Umgebung der nahen Stadt, theils in's Freie nach wohlgelegenen Plätzen gerichtet, nach einer Brücke mit zum Sitzen bequemem Geländer, nach einem Rasen am Walde u. dgl., wo dann die Gesellschaft bunte Reihe macht. Abends ziehen die Geschlechter getrennt wieder heim. So ist es in der ganzen Umgegend der Brauch.

Wenn nun eines dieser Paare das bürgerliche Ziel der Liebe erreicht hat, so ist es gemeiniglich noch weit vom Besitze einer eigenen Haushaltung entfernt. Vielmehr behalten die Eltern die jungen Eheleute bei sich im Hause und treten ihnen höchstens, um sie nicht ganz ohne Eigenthum zu lassen, ein kleines Stück von ihrem Grundbesitze ab. Es kann auf diese Weise viele Jahre dauern, daß die junge Generation unter der Herrschaft der alten bleibt, die nicht geneigt ist, das Schicksal des Königs Lear an sich zu erfahren.

Daß die Frauen früh verblühen, liegt in der Natur der Umstände, und so schmuck die Mädchen zum Theil aussehen, so sollen doch ausgezeichnete Schönheiten unter ihnen selten sein.

Die Betzinger sind übrigens, beide Geschlechter, ein kräftiger, stattlicher Menschenschlag. Sie lassen nicht mit sich spaßen, und aus dem Wenigen, was wir geschichtlich von ihnen wissen, kann man schließen, daß sie von jeher bereit waren, die Zähne zu weisen. Zwar die mittelalterliche Geschichte des Dorfes ist höchst lückenhaft und unklar; aber eine Urkunde des Kaisers Maximilian I. aus Worms vom 17. September 1495 läßt dasselbe für einen Augenblick in ein ziemlich volles Licht der Geschichte treten. Das Document zeigt den „letzten Ritter" in einer kleinen diplomatischen Verwicklung, worin er ganz als der Gleiche wie in seinen großen Praktiken zu erkennen ist. Er „bekennt" in dem „Briefe", er habe seinem Cammer-Rathe und des Reichs liebem getreuen Casparn von Megkaw das Dorf Betzingen mit allen Rechten, Nutzen und Zugehörungen rc. — auf sein Fürbringen, daß die Inwohner dieses Dorfs weder den Kaiser noch dessen Vorfahren am Reiche als ihre rechte Herrschaft erkannt, sondern sich als freie Leute, die Niemand unterworfen wären, angezeigt, auch willkürlich

sich an fremde Herrschaft geschlagen ꝛc. „und sonst mängerley unsgebürlich Handlung geübt“ ꝛc. — zu rechtem Erblehen gnädiglich verliehen. Bei näherer rechtlicher Nachforschung aber habe der von Meglaw selbst erkundet, daß eigentlich „unser und des Reichs lieber getreuer Burgermeister und Rath der Stadt Reutlingen dasselb Dorf mit seiner Zugehörung lang Jahr und Zeit her ohn mänglichs Irrung ingehabt“ ꝛc. ꝛc., daher er von seiner Lehenschaft auf solche Erkundigung, auch fleißig „Fürbett“ des Erzbischofs Bertholden zu Mainz, des Cammer-Richters Eytel Friedrichen Grafen zu Zollern und der Hauptleute des Schwäbischen Bundes frei lediglich abgestanden sei ꝛc. Somit wird schließlich das Dorf Betzingen für jetzt und alle Zeiten der Reichsstadt Reutlingen zugesprochen, in deren Besitz es auch verblieb, nachdem ihre durch den Schwäbischen Bund vorübergehend erlangte Bedeutung längst erloschen war. Die Betzinger scheinen sich jedoch nicht ganz freiwillig in die definitive Ordnung der Dinge gefügt zu haben; denn schon am 8. August 1497 findet es der Kaiser für nöthig, der Stadt Reutlingen das Strafrecht über alle und jegliche Frevel und Unzucht (Unfug) in Betzingen „hinfür in Ewigkeit“ zu bestätigen. Der Geist der Unabhängigkeit regte sich wieder im Jahr 1652, in welchem das Dorf seinen Pfarrherrn, der Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hatte, eigenmächtig zu verstoßen Miene machte. Im Jahr 1796 endlich — „in jenen unglücklichen Tagen, als das Heer der Franken durch eine übel verwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach,“ wie Goethe sagt — hatten die Betzinger den anerkennenswerthen, aber tollen Einfall, sich diesem Strome entgegen zu stellen. Nicht abgehalten durch den Schrecken und den Anblick der Menge von Flüchtlingen, die vor den Franzosen her eilten, empfingen sie eine von Tübingen auf Reutlingen ziehende Heersäule mit der Sturmglocke und warfen sich mit Flinten, Heu- und Mistgabeln auf die Vorhut, die sofort erschrocken zurückwich. Die Franzosen nahmen den Angriff sehr ernsthaft, pflanzten ihre Artillerie auf den Hügel, der hart neben der von Tübingen führenden Straße das Dorf beherrscht, schossen hinein, beschädigten Kirche und Pfarrhaus, tödteten einen Mann und verwundeten mehrere. Nun aber erhob sich das ganze Dorf und floh in die regierende Stadt, so daß Männer, Weiber und Kinder das Feld bedeckten. Dies besänftigte die Franzosen; sie griffen einzelne Nachzügler auf und ließen die Flüchtigen auffordern, getrost heimzukehren, denn es werde ihnen nichts geschehen. Und dabei verblieb es auch.

Sieben Jahre später war der Kleinstaat Reutlingen mit Einwilligung von Kaiser und Reich, welche bald genug nachfolgen sollten, aus der Reihe der Souverainetäten gestrichen, und die vormaligen Unterthanen der Reutlinger — Betzingen nebst vier andern Dörfern — standen als würtembergische Mitbürger neben ihnen. Im socialen Leben aber dauerte das alte herrschaftliche, obwohl sehr patriarchalische Verhältniß fort. Die Stadt fuhr fort, ihre Knechte und Mägde aus ihrer einstigen Landschaft zu holen, wobei Betzingen immer bevorzugt blieb, und da ihr Hauptvermögen von je in Gütern und Weinbergen bestand, so gewährte sie auch den Verheiratheten Gelegenheit zum Feldtaglohn im Sommer und Herbst. Erst die neuere Zeit hat mit industriellem Aufschwung und Erhöhung des Bodenwerthes auch dem Betzinger reichere Erwerbsquellen geöffnet, deren wahrer Segen aber — Bildung aus Wohlstand — hier, wie fast überall auf dem Lande, wohl erst künftigen Geschlechtern zu Theil werden wird.

Der Polarkreis.*

Seebild aus dem Norden.

Von Max Maria v. Weber.

Schönes Wetter ist überall ein herrlich Ding, aber auf dem Meere ist es ein Lächeln von Gott, das die Creatur mit seliger Heiterkeit füllt. Und nun gar in hohen Breiten, wo auch durch die Sommerluft der Welt ein so tief melancholischer Abendton zittert und das Auge der niedrig am blaßblauen Himmel hinwandelnden Sonne wie müde sich immer nur halb erschließt! Wir spürten den Zauber des Sonnenlachens am Bord des „Prinz Gustav“ nach zehn Tagen Wellenkampfes und aus tiefgrauem Himmel herabströmenden Regens. Wir spürten ihn Alle, Jeder nach seiner Weise. Und das war verschieden genug, denn ein bunteres Völkchen kann das Meer nicht zusammenspülen, als wir auf dem achtzig Schritt langen und vierzehn Schritt breiten tüchtigen norwegischen Plankenwerke waren, das seine Eigenthümer, die Normänner, Finnen und Lappen von Nord-Trondjems Amt und Helgelands Fogdorin bis Finmarks Amt hinauf, mit eben genanntem fürstlichen Namen getauft hatten.

Die Einwohner der Felsen- und Wasserwelt weit jenseits der ultima Thule haben sich den kleinen wackern Dampfer, ein stark gezimmertes, gutes Seeboot, das lustig und wie ein Kork, aber langsam schwamm, im gut norwegischen Geduldstakt die Ruder drehend, vor fünfundzwanzig Jahren gekauft. Sie ließen die auf Tod und Leben den Klippen und der Brandung beim Plündern des Vogelnestes und beim Aufwinden des unendlichen Heringsnetzes abgerungenen Speciesthaler nach England wandern, um selbst ein Schiff zu haben, das sie, kraft ihrer eigenen That, mit der Welt in Verbindung brächte. Sie sind stolz auf das alte Schiff! Es gehört ihnen, den armen Fischern. Sie sagen: „Es war ungefähr drei Jahre, nachdem der ‚Prinz Gustav‘ seine Fahrten begann!“ Die Zeit wurde wichtig und palpabel für sie, seitdem ein Etwas, das an Zeit gebunden war, an ihrer Küste verkehrte. Sie lieben das unzeitgemäß gewordene Fahrzeug, es ist ihr Sohn! Ueber dreihundert Mal hat es sich durch ihre Scheeren und Klippen, von Trondjem nach Hammerfest hinaufgewunden, hat an langen Sommertagen ohne Nacht das Rauschen seiner Ruder mit dem Murmeln der Brandung und dem Donner der Katarakte gemischt, an den himmelhohen Felswänden ihrer Fjorden wiederhallen lassen, in grauenhafter Winternacht ohne Tag bei Nordlichtschein und Brandungleuchten seinen Weg durch das Klippenchaos getappt. Ueber zwanzig Mal hat man nach ihm als einem Verlornen ausgeschaut, aber er ist wiedergekommen, er ist zur See wacker wie sie selbst, er ist ein lebender Theil ihrer gigantischen Welt — sie haben ihn lieb, den kleinen niederbordigen, unsaubern, breitbrustigen, qualmenden Gesellen!

Bei allem Respecte vor diesem berechtigten Empfinden der Nordländer war uns die Unzulänglichkeit der Einrichtung und des Raumes des Schiffes bei zehn Tagen böser See und Regen oft verteufelt unbequem geworden. Auf dem mit Segeltuch kaum mannshoch überspannten Vorderdecke drängte sich, von selbst an den ödesten Haltepunkten schaarenweis zurudernden, hochschnabligen, schwanken Booten zu- und abgeführt, eine verdrossene, rauchende, tabakkauende, dunkle Masse, von Regen und Sturzseen triefend und frierend, um den von Seesalz weiß incrustirten Schornstein. Mühsam unterschied das Auge unter den Falten und Fellen und Decken aller Art, ausgestreckt auf Kisten und Koffern in Form riesiger Schachteln, die breitschultrige, gewaltige Gestalt des Nordlandbauern neben den Gnomenfiguren der Pärchen von Seelappen, die, in buntbenähte Seehundsfelle, Mann und Weib gleich, gekleidet, Beide aus kurzen Pfeifen rauchend, eng zusammengedrängt stehend,

---

* Als Probe aus dem Mitte August im Verlage der „Gartenlaube“ erscheinenden „Volkskalender von Berthold Auerbach für 1865“, der auch diesmal von dem geistvollen Griffel Paul Thumann's mit vielen trefflichen Illustrationen geschmückt wird und, außer der hier veröffentlichten Skizze, den nachstehenden reichen Inhalt hat: Zunächst ein vollständiges Kalendarium, mit Monatsbildern von W. v. Kaulbach, sodann: Der gefangene Gevatter. Eine humoristische Erzählung von Berth. Auerbach. Mit Illustrationen von Paul Thumann. — Der hundertjährige Krieg gegen die Todesstrafe. Von F. v. Holtzendorff, Professor an der Universität Berlin. — Die Rheingrenze. Eine patriotische Erzählung von Moritz Hartmann. Mit Illustrationen von Paul Thumann. — Im Dampfwagen. Humoristische Erzählung von Friedr. Gerstäcker. — Die Verlobung auf dem Rigi, oder wie man durch Strumpfstopfen einen Mann bekommt. Von Berth. Auerbach. Mit Illustrationen von Paul Thumann. — Naturleben im Winter. Von Berthold Sigismund. — Die schleswig holsteinische Frage und der Nord-Ostsee Canal. Von Wilh. Wackernagel, Mitredacteur der Nationalzeitung in Berlin. — Der Silbergraue. Eine Erzählung von Franz W. Ziegler, Verfasser des „Nondum“. — Wie sollen wir unser städtisches Wohnhaus bauen? Von Alfred Woltmann.

Beide mit gleich breiten Mäulern den Fremden angreinend, im Zweifel ließen, welches der Mann, welches das Weib sei. Dazwischen triefende, unsaubere Frauen, schreiende Kinder und rußige Maschinisten und fettige Köche und Ballen frischer Häute und getrocknete Fische und gedörrtes Fleisch, und über alledem, beim Ueberstauen jedes Fjordes, die Seekrankheit — es kam eine böse Atmosphäre unter dem Verdeckzelte hervor.

Wir waren aber auch in der Hinterdeckkajüte nicht auf Rosen gebettet. Der Salon, fünfzehn Fuß im Quadrat, niedrig, um kaum mit dem Hute darin zu stehen, kleine, trübe, mit Salz incrustirte Fenster, bei Hochsee mit Klappen geschlossen; der Schlafraum, zwölf Fuß im Geviert, mit sechszehn Kojen! Die meine hing lustig genug über den schrägen Fenstern des Sterns, ich sah, aus ihr den Kopf streckend, direct hinab in die kochende See. Wir waren vierzehn Passagiere langer Tour in den beiden Schubladen von Cabinen; oft kamen aber auch ab und an noch eben so viel Nordlandgestalten „in theer- und firnißduftenden Waterproof-Anzügen“ und gethranten Stiefeln, auf Nacht und Tag dazu. Da lagen dann Dielen und Sophas voll von Matratzen. Die Wäsche wurde Morgens bunt über Eck in eine Höhlung unter den Planken der Schlafcabine geworfen; Abends schlief der saubere englische Gentleman auf dem Tuch, in dem sich bis zum Morgen ein übelriechender Nordlandbauer gewälzt. Zwei Waschbecken hatten wir im Ganzen in der Cabine. Abends wurde geloost, in welcher Folge wir uns waschen durften. Puh! die Luft war auch hier furchtbar, wenn das Schiff kämpfte und die See an die dichtverrammelten Luken donnerte.

Das lag hinter uns! Die schräge Sonne lachte uns warm und behaglich an, die nur um Mitternacht ein Stündchen unter den Horizont tauchte. Unsere Flinten blitzten lustig unter die Schaaren tausendgestaltiger Seevögel, welche das Nahen des Schiffes aus dem bunten, weißumbrandeten Geklipp jagte, und ihr Knall kam leise wie Nixengelächter von den Wogen zurück. Die Mücken tanzten im Sonnenstrahl wie daheim, und die adlergroße, rothgeschnäbelte Weißmöve (Larus glaucus) und die schwarzgemantelte Heringsmöve (Larus fuscus) schossen hoch über der grau emporsteigenden Rauchsäule des Schiffes wie gewaltige blitzende Sterne durcheinander. Es war schönes Wetter. Heiterer Communismus machte die Reiseschätze der Gesellschaft gemein genießbar. Auf dem großen Tische unterm Zelt häufte sich ein bunter Berg deutscher, englischer, italienischer Literatur. Fernröhre, Distanzmesser glänzten da neben trefflichen Jagdgewehren und Angelgeräth; auf gewaltige, über die Planken des Decks gebreitete Karten streckte sich der junge Arthur Sykes lang auf dem Bauche, während seine Reisegefährten, Sir Victor B., ein junger reicher Edelmann, über den Natur und Glück alle ihre Gaben an Schönheit, Kraft und Reichthum ausgeschüttet, und Mr. Robert D., ein Jüngling wie eine Pantherkatze, turnend zum Entsetzen der Schiffsgesellschaft, mit einer Hand an einem Tau über der schäumenden See draußen hängend oder hoch im Spierenwerke sitzend, träumen. Auf „de Drontheim“ getaufte, prächtige Polarbärenfelle ausgestreckt lag der liebenswürdige Amsterdamer Patrizier Herr ten Frate, den kostbaren Meerschaum schmauchend, immer behaglich heiter, nankinggekleidet in der Sonne; ich hatte mir eine Matratze auf den Radkasten geschleppt und ließ das Riesenpanorama der Nordwelt an mir vorüberwandern, oft vom Hofmeister der jungen Engländer, Mr. K., der alle Sprachen spricht und, auch unterm 65. Breitengrade in ledernen Gamaschen und Jägerhut auf dem Deck auf und abschreitend, dänische Vocabeln lernt, in barbarischem Deutsch auf Schönheiten aufmerksam gemacht.

Aber der Mittelpunkt des Lebens an unserm kleinen Bord ist eine zierliche Jolle, die hinten am Stern des Schiffes über der See hängt. Das kleine Boot ist ausgepolstert mit allem Weichen, was im Schiffe zu finden war. In ihm haust die einzige Dame, die wir am Schiffe haben. Es ist Miß Lytton's Nest. Das junge, zierliche, muthige Mädchen, dessen wettergebräuntes, edles Gesichtchen so drollig gegen die weiße Hand absticht, auf die es den Kopf legt, indem es in einer dickleibigen Geschichte Norwegens liest, ist die Tochter des hohen englischen Geistlichen, der soeben das glänzend kahle Haupt entblößt, um sein Abendgebet zu sprechen. Er hat mit in den Norden gemußt, der arme, kleine magere Mann, weil die kühne Tochter das Eismeer sehen will!

Miß Lytton's Nest, nicht auf grünen Zweigen, sondern von schwankem Schiff über brausenden Wellen gewiegt! Dahin wird jede Neuigkeit, wie jeder gefangene Fisch, jeder geschossene Vogel getragen! Um Miß Lytton's Nest, in dem sie in Shawls und Mänteln weich begraben liegt, sitzt die Gesellschaft der Herren achtungsvoll plaudernd bei ihrem Toddy in heller Mitternacht. Wenn der schöne Vogel seine schwarzen Augen auf ihn richtet, turnt Sir Victor B. doppelt halsbrechend, singt Mr. D. doppelt falsch, erzählt unser prächtiger kleiner, breitschultriger Capitain mit doppelt jovialem Blinzeln seiner Falkenaugen unter dem schwarzlackirten Hute seine unglaublichsten Schnurren und Nordlandmären. „Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“ Auch auf dem kleinen norwegischen Postdampfer auf dem rollenden Eismeer!

Es ist eine tiefernste, riesige Felsenkluft, der Ranenfjord, aus dem wir hinausdampfen. Das echte Klippenschloß von Aegir's tückischem Weibe, der Meerkönigin Ran, mit ihren falschen, sinnberückenden Töchtern! Zehn Meilen tief im Zickzack scharf wie mit dem Beile in den Steinblock von Skandinavien gehauen, streckt er sich in's Land. An seiner über 30,000 Fuß breiten Mündung halten rechts sieben himmelhohe, unersteigbare dunkle Felsspitzen wie sieben versteinerte Riesennonnen in schwarzen Mänteln und mit weißen Hauben, links, auf der Insel Donnaes-Oe, der dreizackig gekrönte Donnaesfjeld von rothem Granit, ein Fürst mit breit hinfließendem Purpur, die Wacht.

Dann fallen, eine halbe Tagereise lang, rechts und links fast ohne Kluft, ohne Seitenthal, fast ohne Spalt, dreitausend Fuß hohe schwarze Felswände in das dunkle luftklare Krystall der Fluth des Fjord. Wie mit weißen Marmoradern überspinnt sie netzförmig der auf langhingezogenen Vorsprüngen und in schmalen Rillen hingelagerte Schnee. Zwischen den schwarzen Felszacken quillt, blauer als der Himmel, das Eis der obenliegenden flachen Gletscher in weichen fast breiigen Formen hervor. Und von ihnen herab, zehnkirchthurmhoch, hängen die Schleier der Katarakte in's Meer, stoßweis herabrollend, oder rasend, oder zerstiebend, oder nur in tausend Wasserfädchen über die unermeßlichen Wände herabrieselnd und doch die Chaosöde mit allen Lauten, vom leisen Plätschern bis zum sonoren Donner, unablässig füllend. Es ist ein erhabenes Bild ernster arktischer Felsennatur. Dennoch haben sich auf den Halden, die im Laufe der Jahrtausende von den ehernen Wänden herabgebröckelt sind, Hütten hier und da angesiedelt; selbst eine oder zwei Kirchlein, nach norwegischer Sitte einsam und von jeder Menschenwohnung entfernt, blinken weiß auf dem gigantischen dunkeln Hintergrunde.

Nur am Ende des Fjord, wo die brausende Polarelf ein fruchtbares Delta von Moorland herabgeschwemmt, gegen Ost und Nord umhegt, liegt, wie eine Oase in Fels, Meer und Eis, mit Bäumen und Feld und Wiesengrün, die weithinleuchtende Kirche Mo.

Aber wenn die Kahlheit der überseeischen Welt uns drückte, da warteten wir auf die Augenblicke, wo die Ruderräder des Schiffs auf seinen zahllosen Haltpunkten die Spiegelfläche der Fjorden nicht trübten und es, regungslos mitten auf dem mächtigen Krystall ruhend, die herankommenden Boote erwartete. Dann hing aus Miß Lytton's Nest der Kopf des schönen Vogels mit all unseren gebräunten Gesichtern über Bord. Was die schräge Sonne an Pflanzenpracht dem überseeischen Nordland versagt, das läßt die in den laulichen Gewässern des Golfstroms an diese Küsten übergeführte milde Sonnengluth des Busens von Mexico, als ein Spiegelbild des Pflanzenwuchses in den Tropen, auf dem Meeresgrunde sprießen. Das Wasser ist so klar wie Luft an diesen Felsenküsten; das Schiff schwimmt wie ein Aërostat im Aether, und die Sonne wirft seinen Schatten viele hundert Fuß tief auf den Meeresgrund. Und von diesem steigt es tausendgestaltig mit Wurzeln, Fäden, Stämmen und Ranken empor und breitet in der nie gestörten Ruhe dieses Krystalls Palmenkronen und Akaziengezweig und Lianenranken und dazwischen geheimnißvolle Netzwerke und unendlich lange knötchenreiche Fäden und langherabhängende grüne harte Schleier und faltige curiose Häute und tausendfingeriges Gezweig und Moosgefaser aus, ein Urwald, zehnmal höher als der höchste Palmenschaft. Und zwischen durch huschen breite blinkende Schollen und pfeilschnelle Delphine und schlängliche Seeaale und treiben athmend halbdurchsichtige purpurne und himmelblaue Quallen langsam dahin, und auf den Riesenblättern krabbeln Krabben und hängen Muscheln und langarmige Faserthiere — alles schweigend — Du hängst über der ungeahnten Märchenwelt, die Dich magisch umspinnt, thurmhoch über den Kronen des Urwaldes — da schlägt zehn Schritte vom Schiffe ein gewaltiger Seeadler nach einem Lachse in die Fluth — die Unterwelt verschwindet in den glänzend gekräuselten Wellen und

wir schauen dem Fürsten der Bucht nach, der, mit den langen Schwingen klatschend auf die Fluth schlagend, tausend Perlen aus dem Gefieder stiebend, sich mit dem zappelnden Fische zu dem Weibchen erhebt, das krächzend auf ruhig gebreiteten Flügeln im blaßblauen Himmel schwebt und, von der Nachtsonne roth angeglüht, mit ihm im dunkeln Geklüft verschwindet.

Wir dampfen aus dem Ravensfjord hinaus zwischen den großen, zackige schneebekrönte Felsspitzen in die Wolken hebenden Scheereninseln Tommenoe, Kobberoe und Alstenoe und den eigentlichen Scheeren hindurch. Die Scheerenwelt ist ein heitres Wunder in Südnorwegen, das Chaos im Nordland. Dort reihen sich Perlenschnuren, kühngezeichnete Inseln, von der Größe eines kleinen Fürstenthums an bis zum wenig Schritte im Umkreise haltenden Fels, am stolzen Gebirgsufer hin. Und jede der größeren Inseln gleicht einem herrlichen Park mit sammetigem Rasen und hohem unbeschreiblich grünem Forst und von den edelerhabenen Bergspitzen weiß herabschäumenden Bächen, freundlichen Häusern und malerisch gekleideten Insulanern, deren Tracht, besonders in der Gegend von Resendel am Hardangerfjord, durch Reiz der Farbe und der Form die Gegend lieblich heiter staffirt. Die kleineren Inseln und Klippen aber, bis weit hinaus in den Ocean, so weit das Auge reicht, decken, wenn sie die Fluth nicht überspült, mit zauberischem Farbenschmelz goldner Ginster und rothes Haidekraut und purpurne Steinnelken und dichte Polster von Veilchen, so daß die aus dem tiefblauen Meer aufschäumende Brandung ihren Gischt wie weiße Federn zwischen Blumensträußen aufsprüht.

Aber im Nordland sind die Scheereninseln dem Ufer zunächst kahle riesige Felsenbollwerke mit Schnee und kleinen Gletschern in den Rillen, und immer niederer und niederer, aber auch immer trostloser, zerspaltener, abgewaschener, durch immer breitere Wasserarme getrennt, baut sich von ihnen aus ein Netzwerk einsamer nur von Robben und Seegevögel bewohnter Klippen in das rollende Eismeer hinaus. Die letzten dieser unheimlichen Felsen heben sich, flach und blank gespült, nur wie riesige Fischrücken oder blanke Kuppeln aus den durcheinander kochenden Brandungen, ja jenseits der sichtbaren Riffe kündet oft mitten aus dem Meere haushoch aufsprühender Brandungsgischt, daß das Felsenchaos noch weit, weit hinaus tückisch unter dem Wasserspiegel hin seine schroffen Gebirge schiebe.

Durch den Traenfjord steuert das Schiff hinaus nach der hohen See. „Jetzt werden Sie das Eismeer in seiner ruhigen Majestät sehen!“ sagt der Capitain und deutet nach dem Ocean hinaus, dessen ruhige Spiegelfläche im Orangegelb der im Norden tiefniedergehenden Sonne zu glühen beginnt und doch von den kahlen Klippenreihen gewaltigen Brandungsdonner hereinsendet. Wie ein traumhaft neckisches Spiel der Phantasie verschwinden vor unsern Augen ganze Reihen Riffe, die vor einer Minute zehn und zwanzig Fuß aus dem Meere ragten, um in gleicher Weise nach gleicher Zeit wieder aufzutauchen. „Das große Eismeer athmet Ruhe,“ sagt Capitain Knapp unser Erstaunen sehend. „Was vielleicht hundert Meilen entfernt Sturmeswoge war, kommt hier als glatte, meilenlange, kolossale, aber sanfte Schwellung an. Da! da! jetzt werden Sie sie fühlen!“ Das Schiff bog aus den Felsen hinaus — zwischen denen ein Wasserberg von einer gigantischen Größe, wie ich nie eine Meereswoge sah, hereinrollte. Das Herz stand uns still, unwillkürlich griff jede Hand nach Bollwerk oder Tau — aber sanft, fast ohne das Schiff schwanken zu machen, hob es der Wasserkoloß empor. Es stieg und stieg — neigte sich dann leicht nach vorn und glitt wie von einem Gletscher in die Tiefe — und die Scheeren hinter uns hüllten sich in Brandungsgischt und Donner — unsere Nußschale aber trug, sanft gehoben und gesenkt, wie auf der Brust eines schlafenden Weltriesen, das gewaltige Eismeer mit seinen unermeßlichen Wellenrücken nach Norden.

Die Sonne lag tief, es war fast Mitternacht, wie ein blutrother Ball am Horizonte. In mattgoldenem Nebel verschmolz dieser mit dem Meere, das sich durch Wellenthal und Wellenkamm mit unermeßlichen dunkelblauen und goldenen Linien schattirte, über die, gerade auf uns zu, ein purpurner Strahl von der Sonnenscheibe über die Wogenkronen hinzitterte. Gegen das blasse Gold und den tiefen Purpur des großen Bildes hoben sich dunkel und drastisch, Geschütz-Qualmwolken gleich, die thurmhoch von unterseeischen Klippen aufsprühenden Schaumgarben der Brandung oder hier und da, wie zarte Dampfbüschel, leicht verwehend, die Blasestrahlen der Wallfische empor, die oft an uns vorüber den Häringszügen entgegenwanderten, häufig ganz in der Nähe des Schiffs ihre gigantischen Körper wie grünglänzende bemooste Klippen aus der Fluth reckten und in diesen Breiten oft zu zehn und zwölf zugleich ihre Dampfwolken über die unermeßliche Meeresfläche emporsprühten.

Geblendet schauten wir auf die ernste, große Scenerie der „Stirne der Erde“; da trat Capitain Knapp an uns heran: „Ich zeigte Ihnen auf Lekoe den 1000 Fuß langen Steinspieß des Riesenreiters, den er durch den Fels Lorgallen hindurch nach der Asajungfrau, die ihn verschmähte, warf. Dort sitzt er selbst, seine Schuld zu sühnen, als Wächter des Polarkreises, den wir eben passiren.“ Wir wandten uns um, und weit draußen im Meere hielt, von der purpurnen Brandung umgürtet, einsam in der Fluth des Eismeeres, 2000 Fuß hoch, die Felsengestalt eines riesigen Reiters! Der Mantel, mit Schnee bedeckt, fällt vom Haupte in gigantischen Falten über die Croupe des Pferdes, das den Kopf in stolzer Ruhe angezogen hält. Der Reiter aber richtet das Haupt, das ein Doppelantlitz trägt, hoch empor. Ernst blickt er mit dem einen hinaus auf das feindliche Meer, mit dem andern freundlich nach der Küste des geliebten Nordlands.

Das erschütternd gespenstische, riesengroße Bild ragte wie aus glühendem Eisen gegossen, und dahinter malte die Mitternachtsonne auf einem fernhinziehenden Regenschauer ein Stück Regenbogen, von dem nur der Purpurstreif sichtbar war. In tiefem Violett schimmerten im Ost die meilenlangen Schneebränen (Gletscher) von Meloe Fjerding und die Zackenkronen des Orfjord.

„Grad über das Haupt des Gespenstes geht der Polarkreis,“ sagte Knapp. „Sehen Sie, die Sonne steigt wieder, es ist Mitternacht vorüber.“

Schweigend hingen unsere jungen Engländer in dem leise wankenden Spierenwerk des Schiffes, lag der schöne Vogel in seinem Nest, schweigend blickten wir in das schnell seine tiefen Purpurtöne wieder mit goldenen Lichtern durchwebende Mitternachtsonnenbild hinaus.

Ein patentirtes Gespenst.

Skizze aus der Londoner Welt.

Was soll aus unseren Ammenmärchen werden, aus den lieblichen Feengeschichten und dem „schwarzen Mann“, mit dem man deutsche Kinder, bald nachdem die Säuglingschaft ein überwundener Standpunkt geworden ist, in Schlummer zu schrecken sucht? Was soll aus alle dem werden, wenn die Kunst, „das Gruseln zu lernen“, so über alle Maßen erschwert wird, wie in unseren Tagen der Fall? Während alte Matronen und selbst denkende Leute mitunter noch an die Möglichkeit glauben, daß Kirchhöfe die Gespenster des verstorbenen Publicums herausgeben, sind zwölfjährige Bübchen so verwegen, — wenigstens in London — dies Alles für Sinnestäuschung und optische Spiegelungen zu erklären. Professor Pepper, der Gespensterfabrikant, hat ihnen das ja haarklein vordemonstrirt.

Der Gespensterfabrikant? Wer ist das kühne Individuum, das sich einer so unerhörten, so ungeheuerlichen Kunst befleißigt? so fragt, befremdet und verdutzt, sicher der eine und der andere unserer Leser.

Augenblicklich einer der Löwen des Tages in der Riesenhauptstadt des großbritannischen Reiches, antworten wir, wie es daselbst zu anderer Zeit die Sonntag oder Fürst Pückler-Muskau, der Kölner Männergesangverein oder Garibaldi, der Rossezähmer Rarey oder die Prinzessin von Wales, „die Rose von Dänemark“, gewesen sind.

Ursprünglich war der gegenwärtige Londoner Wundermann seines Zeichens ein hoffnungsvoller Jünger der ehrsamen Apothekerzunft, der sich, höheren Dranges voll, später auf das Studium der Optik verlegte und namentlich dem Geheimnisse der Spiegelungen nachspürte, welche nach den Gesetzen dieser Wissenschaft hervorgebracht werden können. Ein echter Sohn Albions erkannte

er, mit dem seiner Race eigenthümlichen praktischen Instincte, alsbald, daß er mit derlei magischen Spielereien und Effecten auf ein glückliches Feld gerathen sei, ein Feld, welches sich trefflich zu Capitale ausbeuten ließ, und so kam er, im weitern Verfolg seiner Experimente, auf das Geistercitiren im natürlichen Wege als auf ein unvergleichliches und noch jungfräuliches Mittel, um Schillinge und Pfunde zu machen.

Der erste Schauplatz seiner geistischen Wirksamkeit sollte indeß nicht das heimathliche London werden, sondern Paris. Erst nachdem er hier auf der Place du Châtelet die ganze, halbe und Viertelswelt in Hautschauern und Entzücken versetzt hatte, dampfte er über den Canal zurück und schlug im Vaterlande seine Zauberbude auf, um hier mit seiner inzwischen wesentlich verbesserten und vermehrten Erfindung — eigentlich einer geschickten Combination früherer Erfindungen — vor ein noch größeres und zahlungsfähigeres Publicum zu treten.

In London, wo kein materiellen Erfolg verheißendes Bestreben auftauchen kann, ohne daß sofort Nebenbuhler nach dem gleichen Ziele weitlaufen, erstanden unserm Geisterbeschwörer in anderen weisen Männern rasch Gegner und allerhand Concurrenzgespenster; doch Pepper ließ sich durch solche Mitspeculanten auf die würdige Bewohnerschaft des Schattenreichs nicht aus der Fassung bringen. Schnell hatte er gefunden, was für's Erste alle Concurrenz ausschloß: er suchte um ein — Patent, allen Ernstes um ein Patent für seine Geister nach, und wirklich, der britische Justizminister, der hochehrenwerthe Lordkanzler von England, sprach in feierlicher Sitzung des Kanzleigerichtshofs Pepper's Geistern das große Patentsiegel zu!

„Ein patentirtes Gespenst!" Der Gedanke ist sublim in seiner Art, und schon die Idee allein war mächtig genug, ihren genialen Urheber zu einem Phänomen der Londoner Welt zu machen. Freilich wird im Laufe der Zeit das Publicum das Freihandelsprincip wohl auch auf diesen neuen Artikel aus den Schauerregionen angewandt wissen wollen; vorläufig aber ist, wozu selbst unser guter gläubiger Justinus Kerner es nimmermehr gebracht, Professor J. H. Pepper der privilegirte und monopolisirte Herrscher im Reiche der Geister und hat das wohlverbriefte Recht, allabendlich in den Kunsthallen des polytechnischen Instituts zu London seine unheimlichen Unterthanen vor die Augen der bänglich staunenden Zuschauermenge zu zaubern.

Wer in den letzten zwanzig Jahren einmal in London gewesen ist, kennt das „Polytechnic", wie es der Engländer mit seiner praktischen zeit- und mühesparenden Sprachkürze schlechtweg zu nennen pflegt, jene vielumfassenden Sammlungen und Anstalten, die sich, unweit von dem Fremden-Rendez-vous, dem Verey'schen französischen Kaffeehause, und den beiden Stumpfthürmen der fashionablen Hannoverkirche, da, wo in ihrem nordwestlichen Ende die schöne Regentstreet stiller und vornehmer zu werden beginnt, in einem rauchgrauen stattlichen Gebäude ihr Domicil gewählt haben. Sie gehören zu jenen Merkwürdigkeiten, welche in den Reisehandbüchern à la Bädeker als besonders sehenswerth besternt, wohl gar doppelt besternt zu sein pflegen.

Das Polytechnische Institut verdankt seine Existenz einer Actiengesellschaft, die unter königlichem Privilegium vom Jahre 1838 sich etablirte „zum Zweck der Beförderung der Künste und praktischen Wissenschaften, namentlich solcher, welche Landwirthschaft, Bergwerks-Maschinen und Manufacturen &c. beeinflussen." Der damalige Katalog beschrieb die Ausstellungen in 34 Räumen und enthielt 1687 Nummern, von dem Modelle der Armstrongkanone bis zu einer präparirten Familie brasilianischer Schmetterlinge herab. Verluste, namentlich durch einen vielzerstörenden Treppeneinsturz vergrößert, brachten die Societät in solche Verlegenheit, daß sie sich auflösen und, wie so häufig bei neuen Unternehmungen, der zweiten Generation die Ernte der Früchte überlassen mußte, zu der die erste den Samen unter Sorgen gestreut hatte. Unter dem Patronate des Prinzen von Wales und Einzelner vom höchsten Adel als „trustees" (Aufsichts-Betraute) und unter der Leitung von sieben Directoren, unter denen wiederum Professor Pepper als „Ehrendirector" figurirt, hat sich eine neue Actiengesellschaft mit 20,000 Pfd. St. Capital gebildet. Ohne Zweifel florirt das Institut. Die Einnahmen im vergangenen Jahre erreichten die Summe von 13,000 Pfd. St., und die Ausstellungen erzielten allein von den „Laufkunden", wie ich, im Gegensatze zu den festen Abonnenten, die „einen Schilling" zahlenden Besucher nennen möchte, oft einen wöchentlichen Erlös von über tausend Thalern.

Es würde den Zweck dieses Artikels überschreiten, auch nur die Glanzpunkte des Katalogs zu erörtern; es genüge uns, aus demselben das Programm eines einzigen Abends, das des Sonnabends, zu schneiden, um eine Idee von der Mannigfaltigkeit des zu Schauenden zu bieten.

Sonnabend. Abend 7 Uhr. Eröffnung der kosmoramischen Räume. Die Gemälde-Galerie. — Die Glas-Bläserei und -Spinnerei. — Foliographische Maschinen, die Abdrücke von Farrenkräutern &c. liefern. — Modell einer Patent-Ziegel-Maschine, welche 75,000 Ziegel per Tag liefern kann. — Zusammenfügung zerbrochenen Porzellans und Glases. — Alle Maschinen in Arbeit und Bewegung.

7¼ Uhr. Bauchrednerkünste und Scherze. — Eine redende Hand.

7¾ Uhr. Neue Geister-Vorstellung (J. H. Pepper und H. Dirks gemeinschaftliche Erfinder), mit Einschluß interessanter optischer Illusionen.

8¾ Uhr. Die Taucherglocke (in lebendigem Wasser. Eine Münze wird von dem Taucher heraufgeholt). Allgemeine Ausstellung in allen Räumen und musikalische Promenade.

9 Uhr. Neue optische Vorstellung. Ein Traum im „Polytechnicum" dargestellt in wandernden Gemälden, den Reichthum der Sehenswürdigkeiten an den Augen eines Träumenden vorüberführend. —

Wir wählen die Geisterbühne zum Besuche. Die Bänke sind gefüllt, Kopf bei Kopf, von Alt und Jung, von Großen und von Kleinen. Eben noch strahlte Gaslicht auf allen den neugierigen Gesichtern, da fällt nächtliche Dämmerung über den Raum, nur von jenen scharfen Lichtstrahlen durchkreuzt, die von dem in kleine helle Quadrate ausgeschnittenen Hintergrund über die Hunderte von Köpfen hinweg auf die Bühne fallen, welche das Innere einer mittelalterlichen Kirche, Altäre und steinerne Sarkophage zeigt, während ein junger Ritter um Mitternacht, die eben ihre vollzähligen zwölf Schläge brummt, seine Fahnen- und Waffenwacht mit gezücktem Schwerte zu halten hat, um sich der ersten Sporen würdig zu zeigen. Alle möglichen Geister der Verstorbenen stellen seinen Muth auf die Probe; sie erscheinen im Mönchsgewande, in goldverzierten Kleidern, oder als verführerisch schöne Edelfräulein. Aber unser Held bleibt standhaft. Abwehrend streckt er die Hand nach den grausigen Erscheinungen aus, und — es überläuft uns kalt — wir sehen, wie die Finger durch die wesenlosen Gestalten hindurchgreifen, sehen, daß wir also echte körperlose Gespenster vor uns haben. Mit sehr unenglischem Stolze widersteht er sogar einer reellen rothen Börse, in der reelle Goldstücke klingen, von der Schattenhand melodisch ihm vorgeschüttelt. Dann schließt sich das kleine Guckkastenloch im Hintergrunde, und Ritter und Geister sind wie Duft und Luft in das Nichts zurückgeschwunden.

Im Zwischenacte läßt sich das geehrte Publicum durch eine norwegische Eislandschaft nebst regenbogenfarbiger Aurora borealis in angenehmer Weise anfrösteln und steigt dann an Prof. Pepper's Hand im Geiste auf den Grund des Meeres, wo es am tiefsten ist, unter Gefühlen, die das alte scherzhafte Studentenlied beschreibt, in seinem durstigen Refrain: „Wie wird es uns so ‚kuhle' da!" Wir gerathen in die Wohnungen der Meerwölfe, der Molche und Salamander, der Haifische, dieser „Meereshyänen mit den grimmigen Zähnen". Gold-Störe, muthmaßlich an gespenstischem Caviar reich, und Silber-Gründlinge schwänzeln vorüber, von einer Corpulenz, welche sie für Zimmer-Aquarien untauglich macht. Das sind alles Gespenster und „wie naß das Alles aussieht" — würde ein Berliner sagen. Wir riechen den Seetang und das Grundschilf und sehen den Tag durch das Wasser flimmern. Nur ein Schiffskiel wirft seinen Schatten in die Tiefe, und an einem Tau senkt sich eine Taucherglocke hinab mitten unter eine Sammlung von Thee- und Goldstaubkisten, die einem längst verschollenen Wrack angehört haben. Jetzt steigt der Taucher heraus, den Schlauch am Munde mit Gewandtheit regierend, während er aus seinen eingehäusten Kopfbrillen auf die Wunder der dämmerigen Tiefe schaut. Die Fische reizen ihn nicht, auch nicht die „Töchter des Nereus", die im „leisen Wandel ihrer Glieder" ihn als gefährliche Wasser-Circen umgeben, er denkt an's Geschäft und beginnt die Appropriation mit Hand und Fuß, ein Kistchen nach dem anderen in die Glocke schleppend. Vergeblich erscheinen Neptun nebst Gattin — er trägt keine Jacke von gelbem Flanell, wie

Heinrich Heine uns in seinen Nordseeliedern weiß machen will, doch einen blitzblanken Dreizack. Eine solche „Theerjacke" von der Tauchergilde aber lacht dem Bruder Jupiter's in die Zähne.

Schon will sich der Matrose zur Rückkehr in die Oberwelt anschicken, einige ge'räßige Grundfische mit Fußtritten abwehrend, als aus einem Schilfdickicht ein Bruder Seemann auftaucht, einer von denen, die da in der stillen See zu Grunde gegangen. Der alte Matrosenhumor scheint auch in dem Gespenste noch fortzuleben. Nicht nur schüttelt er dem Cameraden aus dem Reiche der menschlichen Rede die Hände und ertheilt ihm praktische Winke, wie derselbe sich der Schätze bemächtigen könne, sondern giebt ihm auch einen Kunstgenuß zum Besten, wie er nur je an Deck eines Linienschiffes das lustige alte England ergötzt hat. Er tanzt ihm den Horn-pipe vor, jenen Matrosentanz, der am besten mit den Hacken gestampft wird, wenn im Kopfe die Kobolde des Bacchus ihr Wesen treiben, und da kein Orchester zur Hand, spielt ein kleiner Meerteufel mit dem Geschick eines oberweltlichen „geschätzten" Virtuosen eine Geistervioline in „stummen Tönen" mit einem Geisterfiedelbogen. Dann — husch! — ist Alles verschwunden, schnell wie ein Gedanke! Wir sind wieder auf dem Trocknen, und ging es vorher in die Tiefe, so stehen wir jetzt auf der Spitze des Brockens, unter uns die Harzthäler, vor uns die öden Felsen, „wo Deutschlands isländischer Moosthee wächst" und wohin Mephistopheles zur Walpurgisnacht die Hexlein aus allen Richtungen der Windrose zusammenpfeift auf Bock und Besenstiel. Hier ist es, wo das „Brockengespenst" uns seine Visite macht und zwar in zwei Gestalten, die im Costüm wandernden Quäkern auf's Haar ähnlich sehen.

Nachdem der Gastgeber aus dem Geisterreich, Prof. Pepper, der bis dahin in Fleisch und Blut und schwarzem Frack vor uns gestanden, als Erklärer und Reisegefährte durch alle vier Elemente, sich schließlich selbst zu einem sieben Zoll hohen Phantom verflüchtigt und nach dem Takte der Musik, nur zu einer Ahnung des eigenen Selbst zusammenschrumpfend, dem Publicum mit seinen Zwergenhändchen die freundlichsten Complimente zugewinkt, fällt der Schleier von den Lampen, und Alle sehen sich wieder im Lichte der Oberwelt. Auch der Policeman ist wieder da, der als höflicher Gentleman beim Plätzeanweisen fungirt und dessen blanker Hut allein in dem Dunkel während der Vorstellung einige verirrte Lichtfäden aufgefangen und wie ein kleines St. Elmsfeuer geschimmert hatte.

„Wie geht das zu?" — „Sagen Sie mir, um Gottes willen, wie das zugeht!" — „Spiegelung soll's sein, sagen sie — das versteh ich nicht. Es war etwas und war doch auch wieder nichts." — „Das Gespenst ging ja ganz wesenlos durch alle Gegenstände hindurch, oder vielmehr alle Gegenstände gingen durch dasselbe hindurch." — „Wie kommt das?" — „Was bedeutet das?" und „Wie geschieht das?"

Eine Londoner Gespenster-Vorstellung.
Originalzeichnung unseres Londoner Specialartisten.

Die Leser werden ähnliche Fragen, ähnliche Vermuthungen und Einwürfe schon aufgestellt haben, wie wir auf dem Nachhausewege. Wir wollen deshalb die höchst einfachen Erscheinungen der Gesetze, welche bei dem Pepper'schen Gespenst zu so überaus täuschender Wirkung angewandt werden, in aller Kürze nebeneinander stellen und die Erklärung des optischen Apparates daraus ableiten.

Erstens: Wenn man sich in einem gewöhnlichen Spiegel besieht, so erblickt man sein Bild nicht in der Fläche des Glases, sondern es scheint unser Gesicht hinter dem Spiegel zurück zu stehen; und zwar genau so weit, als sich dasselbe in der That vor der Spiegelfläche befindet. Das ist bei allen Spiegelbildern der Fall. Können wir z. B. in einer Entfernung von acht Zoll eine Schrift deutlich lesen, so werden wir, wenn wir dieselbe neben unsere Augen halten, um sie scharf im Spiegel zu erkennen, uns demselben bis auf vier Zoll nähern müssen.

Zweitens brauchen wir, um Spiegelungserscheinungen zu beobachten, durchaus keine Metallplatten oder mit Hülfe von Amalgam undurchsichtig gemachte Glasscheiben, sondern wir können von unsern Spiegeln das Belege abkratzen und werden trotzdem,

wenn auch schwächer, die Bilder der vor ihnen liegenden Gegenstände reflectirt erhalten. Von dem Lichte, welches auf eine blankpolirte Glasscheibe fällt, geht nur ein Theil durch dieselbe hindurch, der andere Theil wird zurückgeworfen und bringt eben die Spiegelung hervor. Dies läßt sich an jeder Fensterscheibe beobachten, und um so deutlicher, wenn sich hinter derselben eine dunkle Wand befindet und wir in etwas schiefer Richtung darauf sehen. Wir erblicken darin, was draußen vorgeht, zu gleicher Zeit aber sehen wir auch die Gegenstände des innern Zimmers durch das durchsichtige Glas hindurch, die Außenwelt im Spiegelbild, den innern Raum in Wirklichkeit.

Und der ganze Pepper'sche Zauber liegt in weiter nichts, als in einer solchen geschickt angebrachten durchsichtigen Glasscheibe.

Die Bühne nämlich, auf welcher die Geistererscheinung hervorgerufen werden soll, hat eine besondere Einrichtung. Sie besteht nicht aus einem fortlaufenden Podium, sondern ist an einer Stelle durch eine fallthürähnliche Oeffnung unterbrochen, welche in einen untern Raum hinabführt. Dem Publicum aber ist diese Oeffnung durch ein geschicktes Arrangement, durch Vorsetzstücke, eine Bodenerhöhung, niedriges Gebüsch oder dergleichen verdeckt; in unserer Abbildung deutet sie der im Vordergrunde befindliche dunkle Raum an. Hinter dieser Oeffnung und hart vom Rande derselben aus erhebt sich eine große, feinpolirte und durchsichtige Spiegelplatte, deren Ränder, Rahmen oder Zusammenstoßungsfugen, wenn sie nicht aus einem Stück ist, ebenfalls auf irgend eine Weise durch Guirlanden oder Aehnliches verborgen werden. Die Glasplatte ist mit ihrem oberen Rande etwas nach vorn geneigt, so daß sich gerade der untere verdeckte Raum in ihr spiegelt und man aus dem Zuschauerraume in ihr das erblickt, was in der unteren Oeffnung vorgeht. Außerdem aber verdeckt sie wegen ihrer Durchsichtigkeit nichts von dem, was sich hinter ihr befindet, ja das Publicum merkt nicht einmal etwas von ihr, wenn das Arrangement einigermaßen geschickt ist, da das Licht auf der Bühne und im Zuschauerraume, so lange wie die Scheibe aufgestellt ist, sehr gedämpft wird.

In dem unteren verborgenen Raume nun wird der Geist gespielt. Ein Schauspieler mit Fleisch und Bein und im nöthigen Gespenstercostüm hantirt dort genau so, wie es oben erscheinen soll. Ihn und seine Bewegungen sehen die Zuschauer in der Spiegelscheibe; da sie aber von dieser wegen ihrer Durchsichtigkeit selbst keine Ahnung haben, so verfallen sie auch nicht darauf, die Erscheinung einer so einfachen Ursache zuzuschreiben.

Damit nun das Bild recht deutlich hervortrete, wird der Geisterspieler besonders grell beleuchtet; damit es ferner allein und nicht mit dem ganzen unteren Apparat gesehen werde, so ist die Wand, an welche sich der Schauspieler unten anlehnt — denn er muß dieselbe schiefe Lage einnehmen wie die Spiegelplatte —, der Boden, auf welchem er geht, kurz Alles, was sich außer ihm in dem untern Raume befindet, mit einem schwarzen, nicht glänzenden Stoff, Sammet oder dergleichen, ausgeschlagen und überdeckt. Von diesem dunkeln Hintergrunde hebt sich seine hellbeleuchtete Gestalt klar ab, und dadurch erscheint sie auch im Spiegel frei.

Um die Täuschung zu erhöhen, ist die Lichtquelle (Drummond'sches Kalklicht, oder einige große Astrallampen, welche durch vorgestellte bunte Gläser farbiges Licht geben können) so eingerichtet, daß sie beliebig verstärkt oder abgeschwächt werden kann. Die Erscheinung tritt dadurch entweder plötzlich auf oder gewinnt allmählich erst Umrisse und Farbe, ebenso kann sie durch nach und nach schwächer werdende Beleuchtung langsam sich auflösen oder plötzlich durch Verfinsterung zum Verschwinden gebracht werden.

Eine rasche Erhellung der oberen Bühne und des Zuschauerraumes führt uns dann plötzlich auf den Boden der Wirklichkeit zurück, und ehe sich das verblüffte Auge wieder sammeln kann, ist ein Scenenwechsel vorgegangen, die Spiegelscheibe, das Geisterreich, in einer besonderen Führung versenkt oder aufgezogen worden. Wir sehen die Schauspieler über den wieder verdeckten unteren Raum schreiten, kurz nichts erinnert uns mehr an die Art und Weise, auf welche die Erscheinung hervorgerufen wurde.

Ist der dazu nöthige Apparat gut eingerichtet, die Spiegelscheibe groß und die Beleuchtung im ganzen Theater derart regulirt, daß jene sich nicht durch unbeabsichtigte Reflexe verrathen kann, so ist kein anderes Mittel so geeignet, selbst den mit den Vorgängen Vertrauten in eine vollständige Täuschung hineinzuzaubern. Dieselbe ist um so effectvoller, als der beschworne Geist durch nichts in seinen Bewegungen gehindert wird. Weder Felsen noch Möbel verdrängen ihn; er geht durch die Zweige der Gesträuche, und die Blätter bewegen sich nicht.

Der Natur der Spiegelbilder nach sehen alle Zuschauer die Erscheinung an derselben Stelle des Hintergrundes, welche soweit hinter der Spiegelscheibe liegt, als sich der Geistspieler vor ihr befindet. Der Schauspieler auf der obern Bühne, in unserer Abbildung der Taucher, bemerkt von dem Gespenste nichts, denn da er sich auch hinter der Glasscheibe befindet, kann er von dem Spiegelbilde nichts erblicken. Es ist daher, weil er ja sein Spiel nach den Bewegungen der Erscheinung einzurichten hat, für ihn ganz unerläßlich, daß er über den Ort, wo für den Zuschauer das Spiegelbild auftritt, vollständig im Klaren ist. Er will vor dem sich nähernden Geiste fliehen und stellt einen Tisch zwischen sich und die Erscheinung; umsonst, das wunderbare Wesen wird durch kein irdisches Möbel aufgehalten. Er stößt mit seinem Degen in die durchsichtige Luft, aber die Zuschauer sehen die Klinge durch die körperlose Gestalt des Gespenstes hindurchfahren.

Blätter und Blüthen.

Menschenfresserei. Es wird heutigen Tages von romantischen Seelen oft Klage darüber geführt, daß mit der fortschreitenden Cultur alle echte Romantik aus der Welt verschwinde, und daß man gar nicht mehr so recht anständige Abenteuer zu erleben vermöge. Nun, so ganz begründet ist diese Klage leider noch nicht. Wer Schauerliches erleben, wer gefahrvolle Abenteuer bestehen will, der gehe nur einige Schritte weit in das Innere Afrikas oder Australiens, etwa zum König von Dahomey oder nach Wadai, und selbst in dem civilisirten Amerika oder Asien wird er noch manch Stück wilder Natur oder Unnatur finden. Freilich Seeräuber dürfte man kaum noch mit Sicherheit anderswo als in den japanischen oder indischen Meeren suchen, man müßte denn ein dänisches Blokadeschiff dafür ansehen wollen; Cooper's Rothhäute sind gar nicht mehr wieder zu erkennen, Cook's Otaheitier sind ganz liebenswürdige Leute geworden, und die Neuseeländer, die wir uns aus den Bilderbüchern unserer Kindheit kaum noch anders, als mit Thierfellen behängt, mit wildem langem Haar und erschrecklichen Keulen vorstellen können, führen Kriege nach ganz civilisirter Weise mit Feuerwaffen, mit Tirailleurzügen, mit Schanzen und Festungen. Selbst die Menschenfresser sind nicht mehr die, welche Campe's Robinson uns in so haarsträubender Weise schilderte. Aber es giebt doch noch Menschenfresser, und denjenigen, welche Lust haben sollten, mit dieser eigenthümlichen menschlichen Leckerhaftigkeit nähere Bekanntschaft zu machen, soll wenigstens im Folgenden Gelegenheit geboten werden.

Der bekannte Botaniker und Reisende, Berthold Seemann, befand sich vor einigen Jahren auf einer Inselwelt des Großen Oceans, die unter dem Namen der Fidji Inseln in Betreff der Menschenfresserei immer einen hervorragenden Ruf behauptet hat und deren Bewohner wenigstens damals noch nicht ganz dieser Gewohnheit entsagt hatten. Er hat dort die großen Oefen gesehen, in denen die Leiber menschlicher Schlachtopfer gebraten und die Töpfe, in denen sie gekocht wurden. Erst vier Monate vorher war es dem englischen Consul Pritchard gelungen, den mächtigsten Häuptling der Insel, Witi Lewu, zu bereden, daß er selbst den Cannibalismus aufgebe und ihn auch in seinem Lande verbiete. Einer seiner Halbbrüder, der erst kurz vorher als Gouverneur der Stadt Ramosi gestorben war, hatte eine ganz besondere Leidenschaft für Menschenfleisch. Vergebens hatte ihm sein Lieblingsweib und ein seit längeren Jahren in der Stadt ansäßiger Engländer die Nothwendigkeit vorgestellt, diesem abscheulichen Gelüste zu entsagen, wenn er sich nicht körperlich ruiniren wolle. Denn man behauptet allgemein, und es scheint nicht ganz unbegründet, daß das Menschenfleisch sehr schwer zu verdauen sei und daß selbst die stärksten und gesündesten Männer nach einem Cannibalenmahl zwei bis drei Tage leidend seien. Wie viele Menschen in Ramosi verzehrt worden sind, vermag Seemann nicht anzugeben; aber man kann sich wenigstens eine ungefähre Vorstellung davon machen, da für jeden in die Stadt gebrachten Leichnam neben einem der Bure's oder öffentlichen Fremdenhäuser ein Stein hingelegt wird und Seemann allein an dem großen Bure 400 solcher Steine zählte, obwohl nach der Aussage der Eingebornen eine große Zahl derselben vor einiger Zeit durch eine Ueberschwemmung des Flusses fortgerissen worden war. Die Oefen, die auf dem öffentlichen Platze stehen, sind ganz ausschließlich nur zum Braten menschlicher Leiber bestimmt; ebenso werden die Töpfe, in denen Menschenfleisch gekocht wird, in der Küche niemals zu anderen Zwecken verwendet. Merkwürdiger Weise aßen die Eingebornen das Menschenfleisch mit Gabeln, die aus dem harten Holze einer Casuarine gemacht sind, während sie doch jede andere Speise mit den Fingern zu sich nehmen. Diese Gabeln werden hochgeschätzt und wandern als Erbstück von Generation zu Generation. Es kostete dem Reisenden viel Ueberredungskunst, um ein paar von diesen Gabeln für seine ethnologische Sammlung zu erwerben. Bei der Zu-

bereitung pflegt man das Fleisch etwas zu salzen und verzehrt es gewöhnlich in Verbindung mit drei Gemüsen, die von einem Solanum (S. anthropophagorum, das von Seemann bereits in die europäischen Gärten eingeführt ist), einer Nesselart und einer Wolfsmilchart hergenommen werden.

Wenn gleich der Cannibalismus auf den Fidji-Inseln noch ziemlich verbreitet ist, so meint Seemann doch, man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß alle Fidji-Insulaner, die nicht zum Christenthum bekehrt sind, noch Cannibalen wären. „Es giebt unter ihnen," sagt er, „eine Anzahl, die man in Ermangelung einer besseren Bezeichnung die ‚liberale Partei' nennen könnte, die nie Menschenfleisch ißt, auch den Bures sich nicht nähert, wenn Leichname dort hingebracht sind, und welche diese Sitte ebenso verabscheut, wie wir Europäer, und ihr die abscheulichen Hautkrankheiten zuschreibt, von denen die Kinder so oft heimgesucht sind. Aber ihre Gegner behaupten, daß es, um den Feinden und den niederen Volksclassen Schrecken einzuflößen, für einen großen Häuptling durchaus nothwendig sei, Menschenfleisch zu essen. Das Gefühl des Volkes hinsichtlich dieses Punktes scheint dem Schrecken ziemlich ähnlich zu sein, den unsere Ammenmärchen durch die Episode einflößen, in welcher die Riesen nach Hause kommen und die versteckten Kinder zu riechen anfangen. Die aufgeklärte Partei protestirt auch gegen das Tödten von Weibern und geht von der Ueberzeugung aus, daß es ebenso feig ist, ein Weib, wie ein Kind zu tödten. Aber die Advocaten der Unmenschlichkeit haben auch hier noch immer das Uebergewicht. Sie machen geltend, daß es die beste Rache an den Männern sei, wenn man ihre Weiber todtschlage, da sie sich darüber grämen müßten, und daß, da zu allen Streitigkeiten ganz unzweifelhaft stets ein Weib die Veranlassung gebe, es vollkommen in der Gerechtigkeit begründet wäre, daß die Weiber, die das Blutvergießen verschuldet haben, nicht ungestraft davon kommen."

Eine wie scheußliche Verirrung die Menschenfresserei auch sein mag, so dürfen wir doch die Menschen, die dieser Sitte seit Jahrhunderten und mit äußerster Hartnäckigkeit ergeben gewesen sind, nicht in jeder Beziehung uns als Unmenschen und Scheusale vorstellen. Auf die Fidji-Insulaner wenigstens paßt das nicht. „Sind sie auch Cannibalen," sagt Seemann, der lange unter ihnen verweilt und mit ihnen verkehrt hat, „so haben sie doch viele gute Eigenschaften; wären sie auch nur halb so schlecht, wie man sie schildert, so würden sie längst zu den ausgerotteten Stämmen gehören. Das Publicum hat viel darüber gehört, daß die im Kampfe erschlagenen Feinde gefressen werden, aber sehr wenig von der allgemeinen Freude über die Geburt eines Kindes und über die gegenseitige Liebe der Familienmitglieder; es hat viel gehört über die Sitte des Vatermordes und über die Erdrosselung der Weiber bei dem Tode ihrer Männer, aber nicht über das angeborene Gefühl der Anhänglichkeit, welches in diesen Handlungen einen allerdings befremdlichen Ausdruck sucht." —

Wie auf den Fidji-Inseln, hat wohl auch auf den meisten oceanischen Inseln in früherer Zeit die Menschenfresserei geherrscht. Auf den Marquesas-Inseln wurden noch zu Krusenstern's Zeit nicht blos die erschlagenen Feinde verzehrt, sondern in Hungersnoth sogar die eigenen Weiber, Kinder und greisen Eltern erwürgt, gebacken und gegessen. Im Innern Borneo's scheint diese Unsitte noch nicht ganz erloschen zu sein, und die berühmte Reisende, Frau Ida Pfeiffer, die sich unter diese Cannibalen wagte, meint es nur ihrer Magerkeit zuschreiben zu müssen, daß sie nicht den Appetit ihrer liebenswürdigen Wirthe erregte. Auf Neuseeland kann die Menschenfresserei wohl gegenwärtig als vollständig erloschen betrachtet werden. Die Berichterstatter der „Novara Expedition" erzählen, daß jede Anspielung auf diese ehemalige Sitte dem heutigen Neuseeländer peinlich sei, weil sie ihn an den früheren niederen Standpunkt seiner Race erinnere. So oft die Reisenden gegen die Eingeborenen eine Erwähnung der Art machten, wandten sie sich mit dem Gefühl der Beschämung ab. Ja es scheint sogar, als ob sie, die Abkömmlinge von Menschenfressern, die von ihnen verabscheute Sitte jetzt den Europäern zutrauten. Die Novara-Expedition bemühte sich nämlich vergeblich einige der Maoris, wie die Eingeborenen Neuseelands heißen, zur Mitreise zu bewegen. Man erfuhr endlich, daß ihr Hauptbedenken darin bestand, daß sie alles Ernstes glaubten, die Weißen wollten einige ihrer Genossen nur statt frischer Provision mitnehmen, in der Absicht, wenn Mangel an Nahrungsmitteln eintreten sollte, sich durch Maorifleisch zu entschädigen und sie aufzuessen. Umsonst wies man auf einige Kaffern hin, die sich schon 15 Monate lang als Matrosen an Bord befanden und die freundlichste Behandlung erfuhren. „Wer weiß," warf einer der Besorgtesten unter den Maoris ein, „vielleicht hat man auch die Kaffern blos aufgespart, weil der Nothmoment noch nicht gekommen war!" —

Weniger scheint der Cannibalismus in Australien erloschen zu sein, und hier sogar unter den nördlichen Stämmen die Sitte zu herrschen, die eigenen Familienmitglieder nach ihrem Tode zu verzehren. Der Novara-Expedition wurde bei ihrem Aufenthalte in Australien ein Fall erzählt, wo in der Nähe von Moreton-Bai ein Knabe starb, dessen Kopf und Haut vom Körper getrennt und an einem Stock über dem Feuer getrocknet wurden. Herz, Leber und Eingeweide wurden unter die anwesenden Krieger vertheilt, welche Stücke davon an den knöchernen Spitzen ihrer Speere mit forttrugen, während die gerösteten Oberschenkel, angeblich die größten Leckerbissen, von den Eltern selbst verzehrt wurden. Haut, Schädel und Knochen dagegen packten die Eingeborenen sorgfältig zusammen und nahmen sie in ihren Säcken aus Grasgeflecht auf die Reise mit. Uebrigens existirt gerade in Australien noch ein anderer eigenthümlicher Cannibalismus, der weniger in das culinarische, als in das medicinische Gebiet gehört und auf einer abergläubischen Meinung von gewissen Heilkräften des Menschenfleischgenusses beruht, eine Meinung, die auch anderwärts vorkommt und selbst in Europa einmal dagewesen sein soll. So soll in Australien nicht selten eine Mutter ihr eigenes Kind in dem Wahne aufessen, daß jene Kraft, welche ihre Leibesfrucht ihr entzogen, auf solche Weise wieder in den Körper zurückkehre. So sollen ferner die Eingebornen, wenn ihnen ein Krieger eines feindlichen Stammes in die Hände fällt, ihrem Opfer mit fanatischer Wildheit das Fett der Nieren aus dem Leibe reißen und sich damit beschmieren, in dem Glauben, daß es dem Körper Kraft, dem Herzen Muth verleihe. Endlich ist auch Australien eines der seltenen Länder, in denen ein Theil des menschlichen Skelets zum Geräthe dient. Im südlichen Australien nämlich benutzen die Urbewohner ausgehöhlte Menschenschädel als Trinkgefäße, wie es die Geschichte ähnlich von den alten Longobarden berichtet. Jedes Weib soll dort eine solche Kalebasse besitzen, die es gewöhnlich selbst fabricirt.

Wir müssen nun den Leser noch in ein anderes Land hinübergeleiten, das in neuester Zeit das Dorado aller derer geworden ist, die das Gruseln lernen wollen, und in dem seit Menschengedenken auch die Menschenfresserei sich einer besondern Gunst und Gnade erfreut hat, nach Afrika. Schon Claudius Ptolemäus berichtete vor 1700 Jahren von einem schwarzen Cannibalenvolke, das an den Küsten des barbarischen Meerbusens im Osten der Nilquellen wohnen sollte. Auch die Portugiesen, welche auf ihren Entdeckungsfahrten nach Ostindien sich für längere Zeit an der afrikanischen Ostküste festsetzten, erzählen von Negerstämmen, welche „die Hände und Köpfe ihrer erschlagenen Feinde im Triumph vor ihren Häuptling brachten und das Fleisch ihrer blutigen Trophäen dann kochten oder brieten und verzehrten, während die Schädel ihnen zu Trinkgefäßen dienten." Die Sage von den afrikanischen Menschenfressern hat seitdem nie geschwiegen, und ihre Existenz in den verschiedensten Theilen Afrika's konnte kaum in Zweifel gezogen werden. Leider aber wollte es lange keinem Reisenden gelingen, bis zu ihnen vorzudringen und ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Erst ganz neuerdings haben wir durch Männer wie Vogel, du Chaillu, v. Heuglin, welche diese vielleicht mehr interessanten als liebenswürdigen Völker besucht haben, zuverlässige Nachrichten über deren Existenz, wie über die Sitten und Gewohnheiten derselben erhalten.

Ganz so schrecklich, wie die Fama sie machte, haben sich diese Menschen denn doch nicht erwiesen. Als Vogel auf seiner Reise zum Benue nach Jacoba, der Hauptstadt von Bautschi, kam, wurde er vor Cannibalenstämmen gewarnt, die an den Ufern des Benue hausen sollten, und die man allgemein als Njem-njem bezeichnete, unter denen aber die Tangala die schlimmsten sein sollten. „Diese Stämme," schreibt Vogel (5. Dec. 1855), „habe ich besucht und bin recht wohl aufgenommen worden. Die Tangala, der Schrecken der umliegenden Gegend, sind wirklich wilde Burschen, die Menschenfleisch allem Anderen vorziehen. Entweder war ich ihnen aber zu mager, oder meine Flinte flößte ihnen einen heilsamen Schrecken ein; kurz, sie hielten sich in ehrfurchtsvoller Entfernung, und nur einige der Kühnsten kamen nahe genug, um die Perlen u. s. w., die ich ihnen entgegenhielt, in Empfang zu nehmen. Daß sie aber die Kranken ihres Stammes essen," schreibt er weiter, „ist unwahr; ich habe zufällig zwei Leute in ihren Dörfern sterben sehen und gefunden, daß sie mit äußerster Sorgfalt gepflegt wurden. Dagegen essen sie alle im Kriege erlegten Feinde; die Brust gehört dem Sultan, der Kopf, als der schlechteste Theil, wird den Weibern übergeben. Die zarteren Theile werden an der Sonne getrocknet und dem gewöhnlichen Mehlbrei als Pulver beigemischt."

Unter den vielen Uebertreibungen, welche sich die Afrikaner in Betreff ihrer menschenfressenden Nachbarn erlauben, ist eine der gewöhnlichsten die auch von Vogel berührte, daß sie Kranke und halbverweste Leichen äßen. Auch du Chaillu hat sich von den Küstenstämmen am Gabun dies Märchen aufbinden lassen und erzählt sogar in dieser Hinsicht Manches, was er mit seiner etwas lebhaften Phantasie erlebt zu haben glaubt. So sei, während er sich bei dem Könige der menschenfressenden Fans aufhielt, eines Tages der todte Körper eines Mannes aus einem benachbarten Orte gebracht worden, der angekauft war und nun zertheilt und verschmaust ward, obgleich er noch die Spuren der Krankheit, an welcher er gestorben, an sich trug. Es wurde ihm ferner von den Fans selbst erzählt, daß sie beständig die Todten von einem benachbarten Stamme kauften und ihnen dagegen die ihrigen überließen, ja, daß in ihrem eigenen Stamme die Familien gegenseitig ihre Todten verkauften und sie selbst die Körper der gestorbenen Sclaven von Nachbarstämmen um eine Kleinigkeit an Elfenbein einzutauschen suchten. Das Aeußerste glaubt du Chaillu selbst nicht mehr, daß nämlich ein Trupp Fans nach der Seeküste gekommen sei und von dem Kirchhofe der Mission einen frischbegrabenen Leichnam gestohlen und verzehrt habe. Im Uebrigen unterliegt es keinem Zweifel und wird auch durch andere Gewährsmänner bestätigt, daß die Fans arge Menschenfresser sind. Ueberall in ihrem Dorfe sah du Chaillu Knochen und blutige Ueberreste von Menschen liegen, und „war ich noch ungläubig," erzählt er, „so beseitigte ein Weib, dem ich begegnete, jeden Zweifel; sie trug, wie bei uns eine Köchin eine Kalbskeule, ein Stück von einem menschlichen Schenkel."

Auch Ladislaus Magyar erzählt von Cannibalenstämmen Westafrika's, die er auf seiner Reise von Benguela nach seiner neuen Heimath, dem Königreich Bihe, angetroffen. Bei den Hambo oder Munano, sagt er, werde das Menschenfleisch öffentlich feilgeboten, aber nur für die Einheimischen, da man Fremden gegenüber überhaupt diese Unsitte verleugne. Sie pflegen Kranke, Greise, Kinder und Sclaven zu schlachten, wie Magyar selbst wiederholt mit angesehen. Vom Mann wird der Kopf, vom Weibe der Oberschenkel weggeworfen, warum, weiß der Erzähler nicht anzugeben. Von den Kiakka in derselben Gegend berichtet er, daß sie bei festlichen Gelegenheiten Kriegsgefangene schlachten und ihr Fleisch mit Hundefleisch und Rindfleisch vermischt verzehren. Auch sollen sie von ihren Nachbarn Kinder stehlen, um sie zu essen.

Wären es nicht Augenzeugen, die über solche Gräuel berichten, so würden wir kaum dem Leser zumuthen, etwas davon zu glauben. Denn was Neger darüber erzählen, ist selten sehr glaubhaft. Es ist ganz gewöhnlich in Afrika, daß man benachbarte Stämme, mit denen man in Feindschaft lebt, von denen man durch Sitte, Abstammung, vielleicht auch Religion geschieden ist, deren Ueberlegenheit man überdies vielleicht oft empfunden hat, als Cannibalen, als Njem njem bezeichnet. Es ist das oft nichts, als ein nationaler Schimpf, durch den man seinem Hasse oder seiner Furcht einen Ausdruck giebt. An der Westküste Afrika's gilt der Europäer sehr gewöhnlich als Menschenfresser, und zwar einfach, weil man sich seinen Menschenhandel nicht recht hat ohne Menschenfresserei erklären können. Der englische Reisende Reade erzählt eine amüsante Geschichte, die mit diesem Verdacht

in Verbindung steht. Als er sich längere Zeit am Kongo aufhielt, hatte er, um nicht gegen die Sitte des Landes anzustoßen, einige Frauen genommen — Sclavinnen wäre unanständig gewesen. Eines Abends sitzt er mit einer dieser Frauen, einer jungen, liebenswürdigen Schwarzen, vor der Thür seiner Hütte und der Anblick der wundervollen Natur erfüllt ihn mit solchem Entzücken, daß er in einem Augenblick der Erregung sich zu seiner Schwarzen niederbeugt und einen Kuß auf ihre Lippen drückt. Mit einem fürchterlichen Schrei springt das arme Weib auf und flüchtet jammernd und hülferufend unter die Bewohner des Dorfes. Nur mit Mühe gelingt es dem nacheilenden Engländer, sie zu beschwichtigen, und er erfährt nun, daß die arme Schwarze den Kuß — der in Afrika völlig unbekannt ist — für das erste Symptom des ausbrechenden Cannibalismus ihres weißen Gatten gehalten hat!

Wir wollen den Leser nicht mit weiteren Cannibalenbräuchen unterhalten. Selbst wenn er von dem, was er gehört hat, Manches streicht, wird noch genug übrig bleiben, ihn mit einigem unheimlichen Grauen zu erfüllen, wie es jeder Reisende empfunden hat, der unter diesen Völkern verweilte. Seinem gebildeten Geschmacke wird schwerlich zusagen, was von jener jungen Tschagga-Königin am Kongo erzählt wird, die, ein wahres Muster weiblicher Launenhaftigkeit, an dem einen Tage einen Liebhaber umarmte, am andern Tage ihn anfaß. Um so auffallender contrastirt mit diesem Grauen die übereinstimmende Beobachtung aller Reisenden, daß diese menschenfressenden Nationen keineswegs zu den rohesten und auf tiefster Culturstufe stehenden Völkern gehören, daß sie im Gegentheil sittlich wie geistig ihren Nachbarn meist weit überlegen sind. Aehnliche Erfahrungen sind ja schon an den Caraiben Westindiens, an den alten Mexicanern und den Kanaken der Sandwichgruppe gemacht worden. Von den Fidji-Insulanern und den Maoris Neuseelands ist schon oben bemerkt worden, daß sie zu den edelsten und intelligentesten Stämmen der braunen Race gehören. Aber auch Heuglin, der seine Reise bekanntlich in Gesellschaft von drei Damen, Madame Tinne, deren Schwester und Tochter, machte, berichtet in ähnlich günstiger Weise über die gefürchteten Njem-njem des westlichen Bahr-el-Ghasal-Gebiets. „Alle ihre Producte,“ sagt er, „zeigen auf den ersten Blick, daß das Volk auf einer weit höhern Stufe steht, als seine Nachbarn im Osten und Norden, und die Form ihrer Wurfmesser, Säbelmesser, Schilde &c. erinnert stark an die Producte der Länder um den Tsadsee.“ Selbst du Chaillu, der so schaudererregende Schilderungen von den Sitten der Fans in der Gabun-Gegend gegeben hat, vermag ihnen nicht eine bedeutende geistige und physische Ueberlegenheit abzusprechen. „Bei allen den abschreckenden Gebräuchen der Fans,“ sagt er, „haben sie doch bei mir den Eindruck als des vielversprechendsten Volkes in ganz Westafrika hinterlassen. Sie kamen mir mit unwandelbarer Gastfreundschaft und Güte entgegen, und es schienen mir in ihnen Keime zu liegen, welche dieses rohe Volk für Civilisation empfänglicher machen, als irgend einen andern mir in Afrika bekannten Volksstamm. Kräftig, stolz, kriegerisch, ebenso muthig als edel, sind sie gefährliche Feinde, und ich bin der Meinung, daß die große Familie, von welcher sie nur ein kleiner Zweig sind und welche die große Bergkette (?) bewohnt, die sich meinen Forschungen nach quer über den ganzen Continent hinzieht, es gewesen ist, welche die Fortschritte der muhammedanischen Eroberer in diesem Theile Afrika's aufgehalten hat.“ Ganz besonders überraschend war bei den Fans wie bei den Njem-njems ihre Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Eisens, das sie aus den eignen Erzen des Landes durch ein zwar noch sehr einfaches und langwieriges Verfahren, aber in so vortrefflicher Weise gewinnen, daß sie es dem europäischen Eisen vorziehen.

Dies Zusammentreffen einer gewissen Cultur und einer ziemlich hohen physischen und geistigen Begabung mit einer von allen gebildeten Völkern mit Recht auf das Tiefste verabscheuten Unsitte ist eines der merkwürdigsten Räthsel auf dem Gebiete der Menschenforschung. Es klingt befremdend, daß man in der Menschenfresserei nicht mehr den Beweis völlig verthierter Rohheit und absoluter Unfähigkeit zu höherer Civilisation erblicken soll. Unsern empfindsamen Lesern wird aber damit zugleich der Trost geboten, daß in dieser Bildungsfähigkeit der Menschenfresser ihr unnatürliches Laster sich selbst eine Grenze steckt und daß es bei den Fans und bei den Njem-njems ebenso schwinden wird, wie bei den Maoris auf Neuseeland, wenn die europäische Civilisation es verstanden haben wird, sich dieser Völker wahrhaft zu bemächtigen.

O. Ule.

Die Einweihung von Notre-Dame in Paris. Vor Kurzem fand in Paris eine merkwürdige kirchliche Feierlichkeit statt: die Einweihung von Notre-Dame. Diese schöne, hochberühmte Kirche, die ihr Alter 15 Jahrhunderte zurückführt, war bis auf unsere Tage noch nicht eingeweiht worden und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie während dieser 15 Jahrhunderte niemals ihren baulichen Abschluß gefunden hatte. Wie die Vollendung des Louvre, jenes alten, prachtvollen Palastes der französischen Herrscher, so blieb auch die Vollendung der Kirche von Notre-Dame der Regierung Napoleon's III. vorbehalten.

Die endliche Einweihungsfeierlichkeit war höchst imposant. Der Erzbischof von Paris, umgeben von einer großen Anzahl anderer französischer und ausländischer Bischöfe, Prälaten und Priester, vollzog die Weihe, und die ungeheuern Räume der herrlichen Kirche waren dicht gefüllt mit einer zahllosen Menge von Menschen, die, theils gläubig theils neugierig, theils fromm theils schaulustig, von nah und fern herbeigeströmt war. Die katholische Kirche spart, wie man weiß, bei dergleichen Anlässen weder Weihrauchwolken noch Kerzenschimmer, um den Glanz ihrer Festlichkeiten zu erhöhen und dadurch auf das Gemüth und die Phantasie ihrer Angehörigen desto mächtiger einzuwirken; indessen sind sich diese effectvollen Ausdrücke des römischen Cultus alle ziemlich ähnlich, und es läßt sich wenig Neues darüber sagen. Demnach liegt es auch nicht in meiner Absicht eine Beschreibung der in Rede stehenden Feierlichkeit zu geben. Aber die Kirche von Notre-Dame selbst hat eine großartige, erinnerungsschwere Geschichte, die mit der Geschichte von Frankreich eng verwoben ist. Welch eine Reihe von mächtigen, welterschütternden Ereignissen haben die altersgrauen Mauern dieses ehrwürdigen Gebäudes in dem langen Zeitraume so vieler Jahrhunderte an sich vorüberziehen sehen! Wie manche Siegesfeier haben die Glocken von Notre-Dame mit ihrem ehernen Klange verkündet, wie manches mächtigen Herrschers Kniee haben sich an den Stufen dieses uralten Altares zum Dank- oder Bitt-Opfer gebeugt!

Eine kurze Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse, deren Schauplatz die Kirche von Notre-Dame war, dürfte daher wohl von einigem Interesse für den Leser sein. Zur Vervollständigung dieses geschichtlichen Ueberblickes gehe ich zurück bis auf das sechste Jahrhundert, wo die Kirche als ein geheiligter Zufluchtsort betrachtet wurde; Fridegunde flüchtete sich hierher und fand Schutz. Im Jahre 829 fleht man in Notre-Dame zu Gott um die Niederwerfung der Normannen. 1230 wallfahrtet Raimund VII., Graf von Toulouse, barfüßig hierher, um den über ihn verhängten Kirchenbann wieder aufheben zu lassen. 1239 bringt König Ludwig IX. die Dornenkrone des Heilandes nach Notre-Dame, die ihm von Balduin geschenkt worden ist. 1393 findet hier die Krönung von Isabelle von Baiern statt. 1431 wird König Heinrich VI. von England daselbst als König von Frankreich gekrönt. 1437: König Carl VII., nachdem er mit Hülfe der Jungfrau von Orleans die Engländer besiegt hat, läßt hier einen feierlichen Dank-Gottesdienst abhalten. 1560: Maria Stuart, die nachmals enthauptete unglückliche Schottenkönigin, wird hier gekrönt als Gemahlin Franz' II. von Frankreich. 1572 findet hier die Vermählung Heinrich's IV. mit Margarethe von Valois statt und zwar in der Woche, die der Bartholemäusnacht vorherging. 1622 wird die Kirche von Notre-Dame durch den Papst Gregor XV. zur Metropolitan-Kirche erhoben. 1779 werden hundert junge Mädchen hier verheirathet, die der König Ludwig XVI. ausstattet. 1781 findet ein Te-Deum statt, für die Geburt des unglücklichen Dauphin Ludwig XVII. 1793 wird die Kirche zum Tempel der Vernunft erklärt. 1795 wird sie, mittlerweile zu einer Wein-Niederlage benutzt, dem Cultus zurückgegeben. 1802 findet ein Te-Deum statt für die Unterzeichnung des Concordates; die drei Consuln wohnen dieser Feierlichkeit bei. 1804: Krönung Napoleon's I. und Josephine's durch den Papst Pius VII. 1811: Te Deum für die Geburt des Königs von Rom. 1816: Verheirathung des Herzogs von Berri mit einer Prinzessin von Sicilien. 1821: Taufe des Herzogs von Bordeaux. 1841: Taufe des Grafen von Paris. 1842: Trauergottesdienst für den Herzog von Orleans. 1848: Trauergottesdienst für den Erzbischof Affre, der auf den Barrikaden getödtet worden ist. 1853: Vermählung des Kaisers Napoleon III. mit der Kaiserin Eugenie.

Seitdem hat die Kirche von Notre-Dame die Taufe des kaiserlichen Prinzen und die Dank-Gottesdienste für die in der Krim und Italien erfochtenen Siege gesehen.

Man wird bekennen müssen, daß wenige Gebäude eine so großartige Geschichte haben, wie die Kirche von Notre-Dame; sie ist eines der interessantesten Bau-Denkmale der Welt, wie sie unstreitig eines der schönsten ist.

Ein paar Worte zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland. Als der Kaiser Alexander den hochherzigen Entschluß zur Aufhebung der Leibeigenschaft vor drei Jahren zur Ausführung brachte, da jubelte mit Ausnahme einer kleinen Partei des reich begüterten, seelenbesitzenden Adels ganz Rußland und die übrige Welt mit ihm. Auch erkannte jeder Einsichtsvolle die Nothwendigkeit einer für die Durchführung des Emancipations-Ukases anberaumten Frist an. Aber während die Einen eine Frist von zwei Jahren, wie sie der Ukas anordnet, für gar zu kurz hielten, waren andere erfahrene und im Dienste für ihr Vaterland ergraute Männer der Meinung, daß der hohe Zweck überhaupt nicht so bald, wenigstens nicht eher erreicht werden könne, als bis für die Bildung des Volkes mehr als bisher geschehen sei, und daß diese Befürchtung sehr wohl begründet ist, haben die Mißverständnisse und Unruhen, welche sich in einigen Gouvernements bei Verkündigung des Emancipations-Ukases unter den Leibeigenen zeigten, sehr bald hinlänglich bewiesen. In der That sieht es denn auch mit der Volksbildung im großen nordischen Reiche noch traurig genug aus. In den Ostseeprovinzen (Liv-, Esth- und Kurland) zwar ist mit echt deutschem Sinne für den ersten Unterricht durch gute Kreis-, Armen-, Waisenschulen und ähnliche Anstalten genügend gesorgt, und Jedermann läßt es sich angelegen sein, daß die lettische und esthnische Bevölkerung so gut wie die deutsche ihre Kinder zu einem möglichst regelmäßigen Schulbesuche anhält; aber im übrigen europäischen Rußland reichen weder in den Städten, noch auf dem Lande die Anstalten hin, um der ärmeren Volksclasse die zur Würdigung der ihr gebotenen Freiheit nöthige Bildung zu sichern. Wo ist in den größeren Städten eine ausreichende Anzahl solcher Schulen, in denen die Kinder der ärmeren Bevölkerung unentgeltlich Lesen, Schreiben und Rechnen lernen könnten? und wo ist man, namentlich auf dem Lande, bemüht, die Kinder der arbeitenden Classe an den Wohlthaten eines Elementarunterrichts theilnehmen zu lassen? Nirgendwo. Jeder mit russischen Verhältnissen Vertraute weiß freilich, wie schwer es besonders in großen Gutsdistrikten ist, bei der Ueberlastung mit ländlichen Arbeiten für eine tüchtige Elementarbildung der Kinder Sorge zu tragen, aber wir sind überzeugt, daß sich durch eifriges Zusammenwirken der Gutsherren und ihrer früheren Leibeigenen, wenn die Ersteren nur den Anstoß dazu geben, die Schwierigkeiten doch beseitigen lassen und der Segen, der solch einem Vorhaben nicht fehlen kann, sehr bald folgen wird. Die Zahl derjenigen, welche weder lesen noch schreiben können, ist in Rußland noch erstaunlich groß, doch erst dann, wenn sich diese Zahl durch Volksschulen allmählich gemindert haben wird, werden die vielen Millionen, denen der Emancipations-Ukas die Freiheit geschenkt hat, wirklich frei sein. Nur Bildung macht frei, das gilt für keinen Staat mehr, als gerade für Rußland.

B.

Die **Deutschen Blätter**, Beiblatt zur Gartenlaube — für die Abonnenten der Gartenlaube pro Quartal nur 6 Ngr. — enthalten in Nr. 27:
Noch einmal für Wilhelm Bauer's Submarine. — **Umschau:** Die deutsche Schillerstiftung und andere literarische Fonds. — Eberhardt und das schwarze Buch. — Barhaupt oder barfuß. — Buchhändler Hergott.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

N° 29. — Die Gartenlaube. — 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die schwarz-weiße Perle.

Von Levin Schücking.

1.

Es war im Frühling 1741. Die Hälfte Europas stand in Flammen, die Völker befehdeten sich und die Länder wurden von verwüstenden Kriegsheeren überschwemmt; und all dies Blut, alle diese Gräuel, alle diese wider einander entfesselten Leidenschaften: weshalb?

Weil der geistreichste und interessanteste, der liebenswürdigste junge Mann jener Zeit einen Zank mit dem bezauberndsten, schönsten und reichsten jungen Mädchen, das es damals auf dem Erdenrunde gab, angefangen hatte, ohne daß es ihn im Geringsten verletzt oder gereizt hätte, nicht einmal dadurch, daß es ihm einen Korb gegeben.

Vielleicht, hätten sie sich je gesehen und sich kennen gelernt, so hätten sie sich in einander verliebt, sich die Hände gereicht und eine glückliche Ehe zusammen geführt; und eine glückbringende „Ehe“ in dem alten Sinn des Wortes, das eine von den Göttern geheiligte Bundesgemeinsamkeit bedeutet, hätte ihre Völker umschlossen, und die Schicksale der Welt seit hundert Jahren wären andere, glücklichere gewesen.

Aber dies sollte nicht sein, und wie gesagt, diese beiden hinreißend liebenswürdigen jungen Leute, die, wenn das Schicksal nur ein ganz klein wenig von jener Dichterader und jener Gutmüthigkeit hätte, welche die Romanschreiber belebt, zu einem glücklichen Paare zusammengebracht worden wären, geriethen, da es offenbar unmöglich war, daß sie sich gleichgültig blieben, in Streit und Hader.

Wenn aber die Götter der Erde in Streit gerathen, so senden sie, wie bekannt, seit den ältesten Zeiten junge Männer in großen Heeren widereinander aus, die miteinander ringen. Die, welche die Stärksten sind, sichern ihrer Seite das Recht. Weshalb das Recht der Stärke zufällt, das ist ein Problem, welches es bis jetzt nicht gelungen ist auf philosophischem Wege zu lösen. Man könnte das Recht auch auf der Seite der Zahl suchen und vor einer Schlacht die Heere zählen, um ihnen die Anstrengung und das Aufreibende der Kampfesarbeit zu ersparen. Ja, man könnte dann weiter gehen und das Recht auch an andere Zahlen als just an die von jungen Männern geknüpft annehmen; man könnte auch die Eichbäume zählen, welche sich in den beiderseitigen Ländern befinden, und erzielte damit nebenbei noch eine unabsehbare Verbesserung der Waldcultur. Aber es ist nun einmal Thatsache, daß in dem Streit der Großen der Erde die jungen Männer des Landes berufen werden, das Recht mit ihren bewaffneten Armen festzustellen, und in die Thatsachen muß der Mensch sich fügen, dazu ist er da, dazu ward er geboren, das ist der Schicksalsspruch, der ihm an der Wiege gesungen wird.

Die junge Dame, von der wir reden und die in der Hofburg zu Wien wohnte, bedurfte also aller ihrer bewaffneten Männer, ihrer sämmtlichen Heerschaaren, um sie denen ihres Feindes entgegenzustellen, und mußte sie zusammenziehen aus allen Theilen ihres weiten Reiches, um sie gen Norden zu senden. So kam es, daß der Süden dieses Reiches, der schönste, blühendste Theil ihrer Erblande, um den gierige Nachbarn sie neideten, von ihren Truppen entblößt wurde und daß diese Nachbarn sich rüsteten, ihr zu entreißen, was sie zu vertheidigen nicht im Stande war. Ein frommer alter Geistlicher, der eben Frankreich regierte und welcher der Cardinal Fleury hieß, verbündete sich mit einer ebenfalls frommen alten Frau, die als Stiefkönigin über Spanien verfügte, und Beide streckten die Hände aus, jenem armen von Allen verlassenen jungen Weibe die besten Perlen aus ihrer Krone zu reißen, nämlich Alles, was sie besaß im schönen Lande Italien, auf der Sonnenseite ihres väterlichen Erbes.

Zwischen ihr und diesen neuen Feinden stand ein mächtiger Fürst, mächtig durch eine kleine, aber tüchtige Streitmacht und seine Festungen, und noch mächtiger durch die Lage seines Landes. Es war der „Markgraf Italiens“, der seit 1720 der König von Sardinien hieß.

König von Sardinien war damals Carl Emanuel, einer jener klugen und kriegerischen Fürsten aus dem Hause Savoyen, ein Herr, der die Vortheile seiner Stellung sehr wohl begriff und sehr gut einsah, daß, wenn er seine Alpenpässe schließe, die Franzosen und die Spanier lange Zeit brauchen würden, bis sie über das österreichische Erbe in Italien herfallen könnten; daß aber dies Erbe verloren sei, wenn er sein Schwert in andere Wagschale werfe und spreche: „Theilt mit mir!“

In der That, es war eine vortheilhafte Stellung für einen ehrgeizigen Mann, den Sohn eines Geschlechts, dessen Erbweisheit darin bestand, die Gunst des Augenblicks zu benutzen, und Carl Emanuel hatte den festen Entschluß gefaßt, diesem Augenblick in der Geschichte seines Hauses Alles abzugewinnen, was sich ihm abgewinnen ließ. Bis dahin, daß er im Stillen abgewogen, was auf der einen Seite ihn lockte und was ihm die andere verhieß, geruhte er mit abgemessener, sich gleichbleibender Huld die Botschafter der beiden Mächte anzuhören, welche sich um seine Bundesgenossenschaft mühten, mit kühler Freundlichkeit ihre Bemühungen um seine Gnade aufzunehmen und still lächelnd auf das Spiel der Intriguen herabzublicken, welches sie wider einander führten.

2.

Damals war die Zeit großer fürstlicher Bauten. Jeder große und kleine Herr, hat man bemerkt, wollte gern Ludwig XIV. nachahmen und sein Versailles haben. Aber war das in der That nur der Trieb der Nachahmung? Gewiß nicht. Die Zeit gab eben jedem dieser kleinen oder großen Herren sein Versailles, wie unsere Zeit jeder Stadt ihren Bahnhof giebt, ihren zoologischen Garten und ihr Sommertheater. Die Jahrhunderte spiegeln ihren Geist ab durch die Art, wie sie bauen, aber noch weit mehr durch das, was sie bauen. Auf den Kuppeln dieser Schlösser von Schönbrunn, Nymphenburg, Caserta, Stupinigi ruht ein tieferer culturhistorischer Gedanke, als der an die Rococo-Mode, welche Ludwig XIV. zur Herrschaft gebracht, und die Sucht darin mit ihm zu wetteifern.

Stupinigi heißt das Versailles Carl Emanuel's, des Sardenkönigs. Südlich von Turin liegt es, unfern von Montcalieri, in der Fläche, die der kleine Sangone durchfließt, in einer heißen, staubigen Gegend, die eigentlich sehr reizlos wäre, wenn sie nicht die Aussicht auf das prachtvolle Panorama hätte, die blauen, in schneeigen Gipfelzacken aufsteigenden Alpen, die cottischen, grauen und penninischen Alpen, welche nach drei Seiten hin, im Westen, im Norden und im Osten, den Horizont einrahmen.

An dieser Stelle hatte sich Carl Emanuel eben seinen königlichen Landsitz aufgebaut, ein hohes, weites, vielbewundertes Schloß, das vielgewanderte Leute das prächtigste Europa's nannten, wenigstens so lange sie die Gäste des Königs waren, und das ein mächtiger Park umgab, dessen Lenôtre'sche Stylcorrectheit gemildert wurde durch einen Anhauch ausonischer Schönheit, durch die immergrüne Vegetation der Pflanzen des Südens und durch italische Kunst, die ihre weißen Marmorbilder inmitten dieses Grüns gestellt hatte.

Der gesammte Hof war in Stupinigi, die Gesandten von Frankreich und Oesterreich waren als Gäste dem Hofe gefolgt. „Ogni giorno festa", heißt es in Rom, und „ogni giorno festa" hieß es in diesen schönen Frühlingstagen auch in Stupinigi. Das Fest des heutigen Tages war ein Schäferspiel im Geschmack Guarini's gewesen, das man in dem Gartentheater des Parks aufgeführt hatte, zwischen Coulissen von geschorenen Lorbeerhecken, die Arkadien bedeuteten; mit Schäfern und Schäferinnen, die Hirtenstäbe mit rosaseidenen Bändern trugen, ihre Milch aus silbernen Schalen tranken, auf hohen rothen Absätzen einherschritten und die Zierlichkeit ihrer seidenen Zwickelstrümpfe und ihrer Gefühle, die Anmuth ihrer Taillen und ihrer Leidenschaften zur vollen Befriedigung ihrer vornehmen Zuschauerschaft gezeigt und entwickelt hatten.

Nach dem Ende des Spiels flammten um das runde Bassin mit den rauschenden Wasserkünsten des Neptunszuges und seiner Tritonen farbige Lampen auf, und die Hofgesellschaft erging sich in dem dem Schlosse naheliegenden Theile des Parks, dessen Mittelpunkt eben dies Bassin bildete. Nur zwei Männer, von denen der eine, der ältere, einen großen Stern auf der dunkellila-seidenen Robe trug, entfernten sich von der Menge und wandelten langsam schlendernd eine Seitenallee hinab.

„Wie beklagenswerth ist es," sagte der ältere Herr, „daß die Natur weder mich noch Sie, mein lieber Kaunitz, zu einem Adonis geschaffen hat, wie diesen in rosa Tafft gehüllten Damöt, der eben alle Frauenherzen an sich riß! Was thu' ich mit all Ihren diplomatischen Gaben, wir kommen um keines Haares Breite weiter damit. Einen Antinous hätten sie mir in Wien zum Legationsrath mitgeben sollen, der hätte dann im ersten Anlauf das Herz der Marquise von San Damiano erobert, und da die Marquise das Herz des Königs lenkt, wie unser Herr die Wasserbäche . . ."

„So hätten wir doch nichts erreicht," fiel der jüngere Mann ein. „Sie wissen ja, Excellenz, wie eifersüchtig der König seine Marquise bewacht und wie gerade die Partei verloren wäre, welche bei ihm in den Argwohn geriethe, zu eifrig seiner Geliebten den Hof zu machen, oder gar sie verführen zu wollen, daß sie sich in seine Politik mische. Darum," setzte er lächelnd hinzu, „bedauern Sie nicht, Graf Traun, daß wir Beide keine Antinoen sind, worin Sie leider in betrübendster Weise Recht haben!"

In der That, er hatte darin Recht. Graf Traun war eine mittelgroße, durchaus nicht feine oder durch künstlerisches Ebenmaß der Glieder auffallende Gestalt mit einem sehr ehrlichen guten Gesichte von entschieden deutschem Gepräge, bei dem man jedoch an die Frage, ob es häßlich oder ob es schön sei, gar nicht dachte. Es war eben ein redliches Männergesicht mit nichts, was es hätte auszeichnen können, als höchstens sehr lebhaften und sehr klugen blauen Augen darin.

Der jüngere Begleiter, den der Gesandte Oesterreichs Kaunitz nannte und der etwa 26 oder 27 Jahre zählen mochte, war freilich eine auffallendere Gestalt, aber um sie schön zu nennen, war sie viel zu hager, zu schlangenhaft beweglich, und der dunkle Kopf mit den schwarzen feurigen Augen war dazu viel zu markirt, zu scharf gezeichnet; die Nase groß und kühn geschnitten, die Lippen schmal und fein, das ganze Gesicht, wenn auch nicht bleich und farblos, doch keineswegs von einem rosigen verklärenden Teint angehaucht — kurz, dieser junge Legationsrath mochte ein ausgezeichneter Schüler Machiavelli's sein und berufen, am grünen Tische eines Conferenzzimmers politische Siege zu erkämpfen, welche die Welt umgestalteten — vielleicht, wer weiß es, auch zu großen Siegen auf der Wahlstatt eines Boudoirs berufen und wenigstens sehr im Stande, es sich zuzutrauen; aber schön war Graf Kaunitz nicht!

Sie kamen an eine Steinbank, welche unter einer hohen Marmorstatue, einer Nachbildung der farnesischen Flora, angebracht war, und Graf Traun setzte sich hier. Der jüngere Mann nahm neben ihm Platz, und Beide schauten eine Weile die Allee hinab, welche sie herangekommen, auf die unten lustwandelnde Hofgesellschaft, die in den reichen, buntstrahlenden, aus Seide, Spitzen, Federn, Sammet, Goldborden und Stickereien bestehenden Costümen wie eine von einer trunkenen Schneiderphantasie zusammengedichtete Welt aussah und im Glanze der farbigen Lichtstrahlen ein höchst fesselndes Bild darstellte, dessen Hintergrund das bis zur halben Höhe hinauf beleuchtete Schloß von Stupinigi mit all seinem so wohl zu einem solchen Bilde passenden architektonischen und mythologischen Schmucke bildete.

„Für's Erste," fuhr Kaunitz zu sprechen fort, „verbringen wir unsere Tage hier wenigstens auf höchst angenehme Weise. Seine Majestät von Sardinien liebt die Feste . . ."

„Oder vielmehr die Frau Marquise von San Damiano liebt sie," fiel Traun ein, „für Seine Majestät wäre der Ausdruck ‚liebt' schon viel zu leidenschaftlich . . . und während wir hier die Zeit mit Hoffesten vergeuden, harrt unsere theure Königin schmerzlich von Tag zu Tag auf gute Nachrichten von uns — auf die Entscheidung dessen, was eine Lebensfrage für Oesterreich ist. Ich fühle mich vollständig auf der Folter! Es ist eine entsetzliche Geduldprobe mit diesem langsamen argwöhnischen Monarchen verhandeln zu müssen! Strengen Sie den Scharfsinn an, Kaunitz, auf den Sie so eitel sind, wir müssen vorwärts kommen, vorwärts!"

„Vorwärts — ja freilich; aber wie? Auf geradem, ehrlichem Wege, indem wir dieser sardinischen Politik, die nie genug bekommen kann, Anerbietungen, Verheißungen machen? Was könnten wir bieten, das über die Anerbietungen des Franzosen hinausginge! Der Baron de Breteuil wird immer bevollmächtigt sein, noch einige Quadratmeilen, noch einige Vortheile, noch einige Thaler mehr zu bieten; und begeben wir uns auf das Feld der Intrigue, so scheitern wir an dem vorsichtigen lang überlegenden und zähen Charakter Carl Emanuel's!"

„In der That, Carl Emanuel ist nur zu sehr der Sohn seines Vaters," fiel Traun ein, „das heißt, er ist das genaue Widerspiel von diesem. Der Sohn des ritterlichen, heftigen, gewaltthätigen Victor Amadeus, der doch zuletzt nur das Spielzeug seiner ehrgeizigen Marquise von San Sebastiano war, mußte ein scheuer argwöhnischer Mann werden; der Fürst, der unter der Herrschaft einer herzlosen und ehrgeizigen Geliebten des Vaters gelitten, mußte mißtrauisch sein gegen jeden Versuch seiner Geliebten, seinen Hof und seine Politik beeinflussen zu wollen . . ."

„Glauben Sie nicht, Excellenz, daß ihn die Marquise von San Damiano dennoch leitet, wie die Marquise von San Sebastiano seinen Vater leitete?"

„Nein, nein, es ist ein ganz anderes Verhältniß zwischen Beiden," versetzte Traun. „Victor Amadeus liebte seine Marquise, er legte auf ihren Wunsch sogar seine Krone nieder und dann versuchte er auf ihren Wunsch, diese Krone seinem Sohne wieder aus den Händen zu nehmen, wofür ihn der sanftmüthige Sohn hinter die vergitterten Fenster von Rivoli sperren ließ. Aber dieser Sanftmüthige liebt Niemanden, und die Marquise von San Damiano ist ihm nur eine angenehme Gewohnheit, ein seinem Königthum ziemender Luxus . . . doch, Kaunitz, an dieses Verhältniß ließe sich am Ende doch etwas anknüpfen, das uns förderte. . ."

„Was meinen Sie, Excellenz?“

„Wenn wir auch einsehen, daß auf diesem Wege, d. h. durch die Marchesa, nichts zu gewinnen ist, ließen sich unsere Gegner nicht verleiten, auf diesem Wege etwas zu suchen, um dadurch Alles zu verlieren?“

„Der Baron von Breteuil,“ entgegnete Kaunitz lächelnd, „ist nicht mehr Adonis oder Antinous als wir Beiden auch! Aber als Franzose ist er freilich eitler als wir . . . wenn es möglich wäre, ihm vorzuspiegeln, die Marquise sei ihm entgegengekommen . . .“

„Denken Sie darüber nach, Kaunitz, es muß Mittel und Wege geben, in dieser Richtung etwas zu thun! Wenn Carl Emanuel auf den Verdacht geräth, der Baron von Breteuil mache seiner Marchesa den Hof, um dadurch ihn zu gewinnen, so ist Breteuil verloren!“

„Ich will darüber nachdenken, Excellenz,“ versetzte Kaunitz, „noch in dieser Nacht, wenn man mir Ruhe dazu läßt —“

„Und was stört denn die Ruhe Ihrer Nächte?“

„Was sie stört? . . geheimnißvolle dunkle Stimmen, die sich um die Mitternachtstunde hören lassen und mir allerlei dunkle Dinge zuraunen. . .“

„Ah bah — doch nicht die Stimme Ihres Gewissens?“ sagte Traun auflachend.

„Nein, die nicht, die habe ich gewöhnt, mich nicht zu stören und mir nicht boshafter Weise meine diplomatische Carrière zu verderben. . .“

„Nun, es wird doch auch nicht spuken in diesem funkelnagelneuen Schloß Stupinigi, das noch nach dem Tüncher riecht wie das sardinische Königthum nach dem frischen Firniß!“

„Ich weiß es nicht, was es ist, aber ich hoffe, ich werde ihm noch diese Nacht auf die Spur kommen und Ihnen morgen mehr davon erzählen können . . . aber wer stört uns da?“

Beide wandten die Köpfe, weil sie eilende Schritte hörten — ein hochgewachsener junger Mann vom echtesten piementesischen Typus, der sich so scharf vom italienischen unterscheidet und so viel mehr von nordischem Naturell und nordischem Wesen verräth, kam hinter ihnen aus dem Gebüsch daher und schritt an ihnen vorüber. Er trug die sehr reiche, rothe, auf allen Nähten galonnirte Uniform der adligen Hausgarden des Königs.

„Ah, Cavaliere,“ sagte Kaunitz, während der junge Mann eine grüßende Verbeugung machte, „ich mache Ihnen mein Compliment. So eben noch bemerkte Graf Traun von Ihnen, daß Sie als Damöt im Schäferspiel ausgesehen wie ein Adonis und Ihre Rolle gespielt wie ein junger Gott!“

„Der Herr Graf sind sehr gnädig,“ versetzte der Cavaliere, „und ich danke Seiner Excellenz von Herzen für eine so nachsichtige Aufnahme unseres kleinen Dramas. . .“

„Sie waren in der That entzückend, Cavaliere,“ fiel hier Graf Traun ein, „aber ich sehe, Sie haben sehr geeilt, wieder in Ihre Uniform zu kommen . . . was hat Ihnen Damöt gethan, daß Sie ihn so schnell von sich geworfen?“

„Der arme Damöt, der Ihnen doch so viele Bewunderung eingetragen,“ setzte Kaunitz neckend hinzu, „und wer weiß, vielleicht noch mehr, als bloße Bewunderung, denn in der That, Sie kommen da aus den dunklen Gebüschen hervorgeeilt, wie ein glücklicher Knabe auf der Schmetterlingsjagd — auch die Schäferinnen haben Schmetterlingsherzen, wir kennen das . . . haben Sie das, dem Sie nachjagten, erhascht?“

Der junge Mann lachte fröhlich auf.

„O nein, ich habe nichts erhascht und auch nichts gejagt,“ sagte er, „ich habe in meinem Pavillon mir mein Costüm gewechselt und mich wieder in die Uniform geworfen, da ich Wachdienst im Schlosse habe und nur für die Stunden des Spiels einen kleinen Urlaub hatte. Die Herren müssen deshalb verzeihen, daß ich mich für jetzt verabschiede!“

Er legte die Hand an den galonnirten Hut und eilte davon.

„Glückliche Jugend!“ sagte Traun ihm nachblickend.

„Glücklich, ja — vielleicht sogar ein wenig zu viel!“ fiel mit spöttischem Tone Kaunitz ein.

„Wenn man so schön, so harmlos, so mit sich selbst zufrieden ist und eine so glänzende Uniform tragen darf, wie dieser Cavaliere di Lucano — und das Alles an einem Hofe — welch' beneidenswerthes Loos!“

„Freilich,“ versetzte Kaunitz „wenn nur das Glück des guten Cavaliere nicht zu groß zu werden drohte!“

„Das heißt?“

„Er ist aus einem und demselben Orte mit der Marquise von San Damiano, durch sie in sein bevorrechtetes Corps gebracht, man spricht von einer besonderen Huld für ihn, die sie offen hervortreten läßt, von mehr als bloßer Jugendfreundschaft für ihn. . .“

„Dann allerdings könnte des Glücks für ihn zu viel werden,“ antwortete Graf Traun lächelnd. „Aber kommen Sie, begeben wir uns zur Gesellschaft zurück, zu all' diesen bunten Fliegen, die da unten um die Lampen der Illumination schwärmen und summen. . .“

„Und zuweilen auch stechen!“ rief lachend Kaunitz aus, indem er sich erhob und dem Chef der Gesandtschaft folgte.

3.

Ein paar Stunden später war Alles, was zu den „Spitzen“ dieser glänzenden Gesellschaft gehörte oder die Ehre hatte, unter den eingeladenen Gästen des Königs zu sein, in dem ovalen großen Saal, welcher die Mitte des Schlosses einnimmt, zur Abendtafel versammelt. Die Balconthüren standen weit geöffnet, und mit der lauen Nachtluft drangen die Düfte der Blüthen, das Rauschen der Wasserstrahlen, welche der Neptunszug in das große Bassin vor dem Schlosse schleuderte, in den weiten goldstrahlenden, taghell erleuchteten Saal.

Man vernahm dieses Rauschen sehr deutlich, denn die um das Mahl versammelte Gesellschaft war weit davon entfernt, sich einer lärmenden Fröhlichkeit hinzugeben und das Geräusch zu verursachen, welches sonst ein zahlreich besetztes Banket begleitet. Nur der König sprach laut, die ihm oben am Tische zunächst Sitzenden unterhielten sich halblaut, die weiter entfernt Sitzenden flüsterten, und die, welche ganz unten waren, schwiegen — über der ganzen Versammlung lag dämpfend das Gefühl der Ehrfurcht vor der Majestät, an deren Tische man sich befand.

Zur Linken des Königs saß die Marquise von San Damiano, eine stattliche Dame von etwa dreißig Jahren, nicht gerade eine regelmäßige Schönheit, auch nicht mehr von jener Frische, die den Frauen des Nordens so viel länger als denen des Südens eigen bleibt, aber anmuthig in ihren Bewegungen, und kokett diese Anmuth zeigend, wenn sie die gepuderten Löckchen von ihren Schläfen zurückwarf, oder ein von ihrem Kopfputz niederhängendes Band mit der schmalen Hand über die bloße weißglänzende Achsel legte. Ihr zur Seite saß der Baron von Breteuil, der französische Gesandte, und neben ihm eine auffallend hübsche junge Dame, aus deren dunklen Augen Feuer und Lebenslust sprühten — es war eine Nichte der Marchesa, die den wohlklingenden Namen Bianca Pallavicini führte.

Zur andern Seite des Königs hatte der Graf Traun seinen Ehrenplatz gefunden, neben ihm eine französische junge Dame, ein Fräulein von Boissac, das zur Familie des Barons von Breteuil gehörte; etwas weiter unten saß der Graf Kaunitz, der schönen Bianca schräg gegenüber, die er mit allem Geist, der ihm zu Gebote stand, zu unterhalten suchte.

Der König sprach mit Traun über seine Korallenfischereien an den Küsten der Insel Sardinien und von einer neuen Perlenfischerei, die er angelegt, und die Marchesa von San Damiano zeigte ein mit schwarzen Perlen besetztes Riechdöschen, das der König ihr geschenkt hatte, besetzt mit den Ergebnissen jener Fischerei. Während ihr Nachbar, der Baron von Breteuil, diese seltene Perlenart betrachtete, fügte sie hinzu:

„Ich habe sehr hübsche Perlen, ich liebe sie so — aber es fehlt mir eine jener merkwürdigen Perlen, von denen ich gehört habe, ohne je eine zu Gesicht zu bekommen — die halb weiß und halb schwarz sind . . . die Gräfin von Berna hat, so viel ich weiß, eine solche besessen —“

„Sie irren, Marchesa,“ fiel ihr der König in's Wort, „die Gräfin von Berna hat eine solche Perle nie besessen; sie kam aus Frankreich sehr arm hier an, und solch eine Perle wäre allein schon ein Schatz gewesen . . .“

„In der That,“ bemerkte hier mit erhöhter Stimme Graf Kaunitz, dem keine Sylbe, welche oben am Tische gesprochen wurde, zu entgehen pflegte, „so viel ich weiß, giebt es nur eine solche Perle in der Welt. Sie ist so groß wie die Spitze des kleinen Fingers der Marchesa — unten ist sie völlig schwarz, bis

zur Mitte, wo die schwarze Farbe rein abgezirkelt aufhört; ein Haarbreit darüber zieht sich ein ganz schmaler schwarzer Ring um die Mitte der Perle, und der obere Theil ist völlig weiß. Man kann nichts Schöneres sehen als dies unschätzbare Juwel."

„Und wer ist der Glückliche, der diesen einzigen Schatz besitzt?" fragte die Marchesa.

„Seine Majestät der König von Frankreich," versetzte Kaunitz. „Ich habe die Perle gesehen, als ich zuletzt in Paris war, im Schatze des Königs."

„In der That?" fragte der Baron von Breteuil. „Ich muß bekennen, daß ich sie nie gesehen habe. Sahst Du sie je, Aimée," wandte er sich zu seiner Verwandten.

„Niemals, in der That," versetzte diese, „aber ich meine davon reden gehört zu haben."

„Es ist eben ein neuer Beweis, wie Fremde an den Orten, die sie besuchen, immer mehr sehen als die Einheimischen!" bemerkte der Baron von Breteuil.

„So vergessen Sie ja nicht, sie sich zeigen zu lassen, wenn Sie nach Paris heimkehren — sie ist in der That sehr schön," sagte Kaunitz.

„Und wie ist sie gefaßt?"

„Einfach als Tuchnadel."

„Es muß einen großen Werth haben, dies Bijou, um das der allerchristlichste König zu beneiden ist," sagte die Marchesa mit einem leisen Seufzer der Begehrlichkeit; denn die Marchesa liebte leidenschaftlich Schmuck und Kleinode.

„Freilich, weil es einzig ist, ist es gar nicht zu schätzen, obwohl, was den allerchristlichsten König angeht, es fraglich bleibt, ob er selber um dies Besitzthum weiß!" fiel der Baron von Breteuil ein. „Wir haben so viel Derartiges im Kronschatze . . . wer kann wissen, was Alles da ist! Und ich für mein Theil muß gestehen, daß ich eine ganz weiße Perle von reinster Farbe einem solchen Naturspiel vorziehen würde."

„Aber bedenken Sie, Baron, daß sie einzig ist, daß, wer sie besitzt, ein Kleinod hat, welches Niemand auf der Welt mit ihm theilt."

„Und erhöht das die Freude an einem Besitzthum, meine gnädigste Marchesa?" sagte Traun hier lächelnd.

„Nun gewiß," antwortete die Marchesa, „was man voraus hat, was man allein besitzt, was beneidet macht, hat doch mehr Werth als das, was Alle haben!"

„Freilich, die Frauen denken so," entgegnete Traun.

„Und mit Recht," fiel der Baron von Breteuil ein, „man schätzt den Menschen nach dem, was er vor Andern voraus hat."

„Ich meine mehr nach dem, was er mit guten Menschen gemein hat," warf Graf Traun ein.

„Sie sind ein Philosoph, Graf Traun," sagte hier der König spöttisch . . . „denkt Ihr Attaché, Graf Kaunitz, auch so geläutert?"

„Majestät," versetzte Kaunitz, „sobald ich vor andern Sterblichen so viel voraus haben werde, wie Seine Excellenz der erlauchte Chef meiner Legation, der berühmte Feldherr Graf Traun, werde ich vielleicht einverstanden mit ihm sein. Bis dahin bin ich der Ansicht des Herrn Barons von Breteuil . . ."

„Und der meinigen, Graf Kaunitz," fiel die Marchesa ein, „ich danke Ihnen!"

„Nicht ganz der Ihrigen," fuhr Kaunitz fort. „Frauen wie die Marchesa von San Damiano erhielten von der Natur so viel voraus, durch das, was sie sind, daß sie die Auszeichnung nicht durch das, was sie haben, zu suchen brauchen!"

„Nun, wenn das ist," versetzte die Marchesa geschmeichelt und mit einer koketten Bewegung des Kopfes, „so will ich auch nicht mehr suchen eine schwarz-weiße Perle voraus zu haben . . . ich danke Ihnen für den Trost, den Sie mir geben, Graf Kaunitz; und darum reden wir nicht länger von der schwarz-weißen Perle."

Als nach einer Weile der König die Tafel aufgehoben hatte und gleich darauf sich in seine Gemächer zurückzog, nahm Kaunitz eine Gelegenheit wahr, sich dem Baron von Breteuil zu nähern.

„Dürfte ich Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten, Excellenz?" sagte er.

„Und welche, lieber Graf? verfügen Sie über mich."

„Ich habe einen Brief an meinen Schneider in Paris geschrieben, würden Sie erlauben, daß ich ihn dem Courier mitgebe, welchen Sie diese Nacht nach Paris absenden werden? Ich werde ihn ungesiegelt lassen, damit Sie sehen, er enthält keine Staatsgeheimnisse . . ."

„Dem Courier, den ich absenden werde?"

„Nun ja — noch diese Nacht! Verstellen Sie sich nicht, Excellenz!"

„Aber ich denke nicht daran. Woraus schließen Sie . . ."

„Daraus, daß Baron von Breteuil ein viel zu galanter Mann ist, die glänzende Gelegenheit vorübergehen zu lassen, welche ihm geboten wird, der Marquise von San Damiano den Hof zu machen. Halten Sie mich für einen so schlechten Diplomaten, um nicht bemerkt zu haben, wie sehr Ihnen die schöne Marchesa entgegenkommt, und um nicht den Verdacht zu haben, daß, wenn sie heute die Rede auf die berühmte Perle brachte . . . aber mein Gott, Sie verstehen mich ja, Excellenz!"

„Ich verstehe Sie durchaus nicht, Herr Graf!"

„Glauben Sie, die Marquise, welche sich auf Edelsteine und Schmuck wie ein Juwelier versteht, wüßte nicht, wo dies einzige Kleinod sich befindet? In der That, ich gratulire Ihnen, Herr Baron. Sie machen Riesenschritte an diesem Hofe, während man uns, fürchte ich, im Stillen für ein paar deutsche Professoren ansieht, die reden, ohne weiterzukommen."

Der Baron lächelte geschmeichelt.

„Sie irren in Ihren Voraussetzungen, Graf Kaunitz," sagte er, „aber da das Schicksal will, daß wir hier Gegner sind, ist es nicht mein Interesse, Ihnen Ihre Irrthümer auszureden."

„Und mein Brief?"

„Lassen Sie ihn immerhin in meiner Wohnung abgeben — wenn er bis zu meiner nächsten Couriersendung warten kann, das heißt eine ziemliche Anzahl Tage!"

„Ich danke für die Erlaubniß und bin über die schnelle Beförderung meines Briefes ganz beruhigt," versetzte lächelnd Graf Kaunitz und zog sich vom Baron Breteuil zurück, um draußen auf dem Corridor den Grafen Traun einzuholen.

„Excellenz," flüsterte er diesem zu, „ich bitte Sie, Befehle zu geben, daß sich sofort ein Courier bereit macht, nach Wien abzugehen."

„Und wozu, lieber Kaunitz?"

„Um die schwarz-weiße Perle zu holen."

„Die in Versailles ist . . . oder im Kronschatze zu Paris?"

„Es ist weder in Paris noch in Versailles eine solche; die einzige, welche existirt, ist im Schatze unserer Königin in Wien!"

„In Wien?"

„Pst! sprechen Sie nicht so laut, die Wände könnten Ohren haben."

„Aber weshalb . . ."

„Lassen Sie mich machen, Excellenz . . . ich werde sofort die Depesche entwerfen, worin ich um diese Perle für unsere Zwecke bitte, und dann werde ich Eure Excellenz um Ihre Unterschrift ersuchen. Ich bitte nur, daß der Courier in aller Stille abgehe, während ich schon dafür sorgen werde, daß man erfährt, wie Baron Breteuil noch in dieser Nacht einen Courier nach Paris abgesandt habe, um sie holen zu lassen."

„Ah, ich sehe, Sie wollen den Gedanken, den ich vorhin aussprach, verfolgen . . ."

„In der That," entgegnete Kaunitz, „der Baron von Breteuil malt sich schon den glücklichen Augenblick aus, wo er sich durch sie ruinirt. . ."

„Nun, Glück auf, ich werde für den Courier sorgen!" erwiderte lächelnd Traun.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Landen des befreiten Bruderstammes.

1. In den Trancheen vor Düppel.

Der Sturm von Düppel stand bevor. Wir hatten die vielgenannte Büffelkoppel erreicht. Hier verließen wir die nicht minder oft erwähnte Sonderburger Chaussee und bogen rechts nach dem Wenningbunde ab, um bald vor einem wahren Chaos von Batterien und Blockhäusern, Magazinen und Feldküchen, kriegerischen Erdarbeiten und Belagerungsanstalten zu stehen.

„Hier haben wir die Tranchéen," sagte ein uns geleitender preußischer Officier. Als er meine verblüffte Miene sah, fuhr er

fort: „Sie sehen ein Netz von Längen- und Breiten-, Kreuz- und Quergräben, die alle miteinander in Verbindung stehen und an der zu beiden Seiten heraufgeworfenen Erde ihre natürlichen Schutzwälle haben. Diese Gräben, bald länger oder kürzer, schmäler oder breiter, heißen mit einem Worte die Tranchéen. In ihnen lagern die Feldwachen und Sturmcolonnen, und in oder zwischen ihnen sind auch die Feld- und Belagerungsgeschütze aufgestellt."

„Verstanden! Aber welches sind die Parallelen?"

„Sehen Sie dort drüben die dänischen Schanzen, welche sich wie riesige Maulwurfshaufen ausnehmen und in einer Zickzacklinie, nämlich so, daß sie mit ihren Feuerschlünden sich gegenseitig decken, vom Wenningbund bis zum Alsensund errichtet sind; sehen Sie jene unförmlichen ‚Biester'?"

„Ja, ich sehe und höre sie."

„Merken Sie also, daß jene Hauptgräben, welche in der gleichen Richtung streichen, Parallelen heißen, weil sie eben parallel mit den feindlichen Schanzen ausgehoben sind. Die äußerste von ihnen, welche dem Feinde dicht auf den Leib gerückt und ihm gewissermaßen unter der Nase errichtet ist — denn seine Bomben gehen schon über sie hinweg — diese heißt die letzte Parallele, und sie ist in unserm Tranchéenwerke die dritte, oder, wie Sie später selbst sehen werden, eigentlich die vierte. Diejenige dagegen, welche zunächst vor uns liegt und sich von den Schanzen noch in etwas schüchterner Entfernung hält, nennt man die erste, weil sie zuerst ausgehoben wurde."

„Sehr begreiflich, nur weiter!"

„Also weiter, Herr Inquisitor! Die schmälern Gräben, welche die Reihen der Parallelen untereinander, sowie mit den Batterien und Blockhäusern, Magazinen und Stapelplätzen verbinden, diese Längengräben heißen Approchen oder Laufgräben, auch Communicationen, denn sie sind ja in dieser unterirdischen Festung die Straßen, auf denen sich Mannschaften und Geschütze, Proviantwagen und Munitionskarren hin- und herbewegen."

Wir stiegen nunmehr in den ersten Laufgraben, der schon 5—600 Schritt vor der ersten Parallele anhob und neben der Sonderburger Chaussee bis zur letzten Parallele führte. Er maß über 2000 Schritt, war gleichfalls in einer Zickzacklinie angelegt und dadurch mit den verschiedenen Batterien und Communicationen in Verbindung gesetzt. Der andere Hauptlaufgraben erstreckte sich die entgegengesetzte Seite des Wenningbunds entlang. Beide mochten eine Sohlbreite von neun, eine Tiefe von acht Fuß haben, davon die eine Hälfte auf den eigentlichen Graben, die andere auf den Erdwall oder die Brustwehr kam. Diese fiel nach innen zu ganz steil ab und war durch Bohlen und Schanzkörbe gegen den Einsturz gesichert, wogegen die äußere Böschung eine schräge Abdachung zeigte, wie sie der natürliche Fall des Erdkörpers bedingt. Die Sohle der Gräben bildete ein fetter weicher Lehmboden, den die fast ununterbrochenen Regengüsse in eine fußtiefe Schlammpfütze verwandelt hatten. In diesem naßkalten Schlammbrei campirten die armen Soldaten seit Wochen durch Tage und Nächte, und den arbeitenden Pionieren und Infanteristen gingen Koth und Wasser gewöhnlich über die Knöchel. Kein Wunder, daß es neben den Verwundeten auch Hunderte von Innerlichkranken gab, die in den Lazarethen am Nervenfieber und an Brustkrankheiten dahinsiechten. Jetzt hatte man Faschinenbündel in die Pfützen geworfen und darüber Bohlen gelegt, die unter jedem Tritte

In den Tranchéen vor Düppel.
Nach der Natur gezeichnet von Otto Günther.

schwankten, aber Schmutz und Wasser quollen schon wieder hervor. Beständig stießen wir auf Soldaten und Officiere aller Grade und jeder Waffengattung, auf Aerzte und Krankenträger, Arbeiter und Civilisten. Ein Adjutant drückte meinem Begleiter ein gedrucktes Papier in die Hand. Der Officier warf einen Blick hinein und rief dann: „Endlich! Also morgen!" Es war der Corpsbefehl. Morgen sollte unwiderruflich der Sturm beginnen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch das ganze Lager und wurde überall mit Begeisterung aufgenommen. Schon wurden die sechs Sturmcolonnen formirt, welche sich am folgenden Tage auf die Schanzen 1—6 werfen sollten; sie wurden bekanntlich aus allen Compagnien der Armeen durch das Loos zusammengesetzt, und jede in einer Stärke von etwa 1500 Mann.

Wir bogen in die erste Parallele ein, die rechts von Freudenthal begann und bis zum Wenningbunde strich, in einer Sohlbreite von 29—30 Fuß und in einer Länge von über 1000 Schritten. Sie war am 30. März eröffnet und um etwa 1200 Schritt von den Schanzen entfernt.

„Alle diese Belagerungsarbeiten," sagte der Officier, „können nur in der Nacht vorgenommen werden, weil sonst das Feuer des Feindes sie unmöglich machen oder doch mit zu großen Verlusten verknüpfen würde. Die Nacht ist die rechte Stunde für Spitzbuben und Soldaten, aber keine helle, milde Sternen- oder gar Mondscheinnacht, nach der die Liebenden seufzen, sondern tiefe, pechrabenschwarze Nacht voll Regen und Sturm, wo die feindlichen Vorposten in ihren Löchern liegen und vor Kälte und Grauen wie Todte schlafen. Also war's in der Nacht vom 29. zum 30. März, wo wir die erste Parallele glücklich aushoben; doch nicht, wie gewöhnlich, mit Sappenkörben, sondern, da Eile geboten war, mit der fliegenden Sappe vorgingen."

„Um Verzeihung, wenn ich Sie unterbreche; aber was verstehen Sie unter ‚Sappenkörben' und was nennen Sie eine ‚fliegende Sappe'?"

„Das sollten Sie eigentlich einen Ingenieurofficier fragen, doch zufällig kann ich's Ihnen auch sagen: Sappenkörbe sind große, aus Weiden geflochtene und mit Erde gefüllte Fässer, etwa zwölf Fuß lang und vier Fuß im Durchmesser, welche die Pioniere vor sich herrollen und wodurch sie vor dem feindlichen Feuer geschützt bleiben. Die fliegende Sappe dagegen besteht aus einer Anzahl von leeren Schanzkörben, wie Sie deren Hunderte hier umherliegen sehen. Ein solcher Schanzkorb ist ein hohler Cylinder, gleichfalls aus Weiden zusammengeflochten, aber nur drei Fuß hoch und etwa zwei Fuß im Durchmesser. An einem Ende sind zugespitzte Pfähle angebracht, durch welche er mit einem geschickten Stoß in den Boden getrieben und dann mit Erde gefüllt wird.

Zunächst wurden nun unsere Vorposten eine Strecke weit vorgeschoben, denn die Parallele sollte gerade da ausgehoben werden, wo jene zur Zeit standen. Sie wurden also geräuschlos vorgeschoben und erhielten das strenge Verbot, nicht zu schießen, auch wenn ihre feindlichen Cameraden damit beginnen sollten. Dann schlichen sich zwei Pioniercompagnien hervor; auf Händen und Füßen krochen sie Schritt um Schritt, neben- und hintereinander. Sie marquirten den in Angriff zu nehmenden Graben, indem sie ein mehrere tausend Ellen langes weißes Band entrollten und es nach der Weisung ihres Oberlieutenants am Boden ausspannten, worauf die Linien mit der Kreuzhaue eingezeichnet oder, wie's in der Kunstsprache heißt, tracirt wurden. Nun kamen ebenso leise die aus der Brigade Canstein erwählten 2500 Arbeiter heran. Jeder Mann trug einen Schanzkorb und einen Spaten. Jenen übergab er an den Pionier, welcher ihn sofort in den Boden einrammte, und mit diesem begann er zwischen den tracirten Linien die Erde aufzuwerfen und damit die Schanzkörbe zu füllen. Binnen einer Stunde war die Hauptsache gethan und bereits eine mäßige Brustwehr errichtet, natürlich zunächst nach der Seite des Feindes hin. Immer tiefer gruben sich die Leute ein, und immer höher wurde die Erde in und über den Körben aufgeschichtet, so lange als die schützende Finsterniß vorhielt. Die Kerle arbeiteten mit der Hast der Todesfurcht, denn jede Minute Zeitverlust kann hier das Leben kosten. Uebrigens waren im Hintergrunde andere 2000 Mann und mehrere Feldgeschütze zum Schutze der Arbeiter aufgestellt. Als der Morgen anbrach, waren die Schanzen und der ganze Höhenkamm mit Hunderten von Dänen bedeckt, die alle mit trübseligem Erstaunen und vielleicht voll unheimlicher Todesahnung auf ein Werk herniederblickten, das sie in seiner Entwickelung nicht mehr hindern, geschweige denn ungeschehen machen konnten. In der folgenden Nacht wurde die Parallele vollendet und mit zwanzig Batterien armirt, die seit vierzehn Tagen mit etwa 80—90 Feuerschlünden, gezogenen Zwölf- und Vierundzwanzigpfündern, ununterbrochen auf die Feinde spieen."

Die Parallelen boten in ihrem Leben und Treiben ein äußerst bewegtes und ewig wechselndes Bild. Jäger und Musketiere, Pioniere und Artilleristen, Gemeine und Officiere lagen auf Strohbündeln umher, wie Kraut und Rüben kollerten sie durcheinander. Einige schliefen, Andere starrten in die Wolken, noch Andere trieben allerhand Muthwillen und Unterhaltung. Hier ertönte ein munterer Rundgesang, dort eine schwermüthige Weise. Hier malte ein ausgelassener Bursche seinem schlafenden Cameraden eine schwarze Nase, worüber die ganze Umgebung in ein wieherndes Gelächter ausbrach; dort unterhielten sich ernst und halblaut ein paar Freunde, die von ihren Lieben in der Heimath und von dem morgenden Sturme sprachen. „Fritz," sagte der Eine von Beiden, „in meiner Brusttasche steckt ein Brief an meinen alten Vater, den Du mit tausend Grüßen besorgen sollst, falls ich in unser Dorf nicht mehr zurückkehre."

„Wenn ich selber nicht vor Dir falle!" seufzte der Andere.

Wir schlenderten weiter und stießen auf einen schnurrbärtigen Krieger, der einen rothen Wollenlappen auf seine zerrissene Hose setzte. Zwei seiner Cameraden studirten eifrig eine vier Wochen alte Zeitung, ein paar Andere spielten eine Partie Sechsundsechszig — nota bene ohne allen Einsatz — wobei ihnen ein Tornister als Tisch diente. Interessant war's, einen Burschen zu sehen, der auf dem gekrümmten Rücken seines Genossen einen Brief schrieb; einen Brief, den ihm ein Dritter in die Feder dictirte, weil dieser Jüngling selber für seine Gedanken nicht die rechten Worte finden konnte. „Liebe Dore," dictirte der Letztere, „wer weiß, ob ich den morgenden Abend noch erlebe" — „darum schicke mir schnell noch einen Thaler," fiel der lebende Schreibtisch ein, welche Unterbrechung wieder Veranlassung zu einer mächtigen Lache gab.

Vor dem Banket — so heißt nämlich der natürliche Absatz zwischen Graben und Wall, auf den die Infanteriecolonnen steigen, wenn sie im Fall eines Angriffs aus den Parallelen feuern — also vor dem Banket standen mehrere Soldaten, Kaffee kochend, Eier siedend oder eine Hammelkeule röstend, zu welchem Ende sie Höhlen in das Erdreich gebohrt und darin ein lustiges Feuer angezündet hatten. Eine andere Scene war schon trüber. In jenem Winkel war ein Verbandplatz errichtet und die Aerzte gerade beschäftigt, mehreren Verwundeten den Nothverband anzulegen.

Schon aus der bisherigen Schilderung wird man entnehmen, daß von dem geschraubten Garnison- und Gamaschendienst hier nicht die Rede sein konnte. Jedermann trug und bewegte sich, wie's ihm am bequemsten und ersprießlichsten schien. Die Knöpfe an den Uniformen waren sehr lange nicht mehr geputzt; dazu wucherten Bart- und Haupthaare in beliebiger Länge und Dicke. Die Meisten trugen lange bis an die Kniee gehende Kothstiefeln, und die Anderen hatten wenigstens das Beinkleid in die kurzen Schäfte gesteckt. Etliche hatten über den Rock eine Nachtjacke oder einen Schafpelz gezogen, und fast Alle über Kopf und Nacken eine graue Tuchkapuze gestreift. Selbst viele Gardelieutenants trugen um den Hals einen dicken Wollenshawl und in der Hand einen derben Knotenstock. Auch das Verhältniß zwischen Officieren und Gemeinen schien jetzt ein wahrhaft cameradschaftliches, denn sie wechselten nicht selten launige Witze und tranken einander aus der Feldflasche zu. Beständig gingen Generale und Stabsofficiere vorüber, aber Keinem fiel es ein, aufzustehen und ein steifes Honneur zu machen, sondern Jedermann blieb ruhig sitzen, und rauchte oder plauderte unbekümmert weiter.

Marketender und Marketenderinnen, mit Körben beladen oder ihre Karren hinter sich herziehend, drängten sich durch die Gruppen und fanden überall Käufer. — „Hierher, Lottchen!" schrie ein stämmiger Sappeur, und ein junges, bildschönes Mädchen mit braunen Augen und dicken hellblonden Haarzöpfen folgte dem Rufe.

„Was beliebt Dir?" fragte die Kleine, „ein Glas Danewirke oder eine Flasche Bairisch?"

„Nichts davon! Ich will etwas Besseres haben!" entgegnete der Bursche, und damit drückte er dem überraschten Mädchen einen schallenden Schmatz auf die vollen Kirschenlippen. Rauschender Beifall folgte dieser Heldenthat, aber die Kleine hatte sich von ihrer Bestürzung bald erholt.

„Das sollst Du mir nicht umsonst gegeben haben," sagte sie, und damit ließ sie schnell ihr Händchen auf die Wange des kecken Freibeuters fallen. Diesmal hatte sie die Lacher gewonnen. Der Sappeur gerieth ein wenig in Verlegenheit und knurrte:

„Niedliche Hexe, wie kannst Du gegen einen Landsmann so ungezogen sein?!"

„Es sind hier an 20,000 Westphalen," erwiderte das Mädchen, „wenn ich mich von allen diesen küssen lassen sollte, würde von mir bald Nichts mehr übrig sein." Damit wandte sie sich und ging davon.

„Lottchen ist hübsch, aber die Minka ist göttlich!" meinte mein Führer und wies auf ein altes starkknochiges Frauenzimmer, das kerzengerade und in militärischem Marschtempo auf uns zuschritt. Eine Feldmütze saß ihr auf dem grauen Haupte, und ein ansehnlicher Schnurrbart in dem wettergebräunten Antlitz. Der Oberkörper stak in einer blauen, mit blanken Knöpfen besetzten Tuchjacke, von welcher der linke Aermel schlaff herabhing. — „Eine Granate hat der Alten den Arm fortgerissen," erklärte der Officier. „Sie ist des Satans Großmutter, daher sie sich auch nicht vor ihrem leibhaftigen Enkel fürchtet, noch weniger vor den dänischen Kugeln; denn sie sucht selbst die Vorposten in ihren Löchern auf. — Holde Minka, ich grüße Dich!" fuhr er gegen die Marketenderin fort.

„Danke, min Jung!" entgegnete die Alte in heiserem Basse, aber mit unerschütterlichem Ernste. „Du weißt doch, daß Du mir noch 3 Thlr. 22 Sgr. schuldig bist?"

„Aber Minka," sagte der Lieutenant und nahm einen vorwurfsvollen Ton an, „Minka, warum plauderst Du unsere Geheimnisse aus? Zeige lieber, was Du noch im Korbe hast."

„Eine Kiste Cigarren und drei Flaschen Dänenblut," erklärte die Alte.

„Nun," meinte Jener, „ich nehme Alles, und mein Freund bezahlt Dir's."

„Ja," entgegnete die Alte, „das ist so in der Ordnung. Wenn die Civilisten uns besuchen, müssen sie auch unsere Zeche bezahlen."

„Es ist für die Soldaten," sagte der Officier.

„Alles in Ordnung!" nickte die Marketenderin und folgte uns auf dem Fuße. Aber schon nach wenigen Schritten sah sie sich aufgehalten.

„Ein halb Dutzend Cigarren, Minka!" schrie ein draller Gefreiter.

„Nischt davon, min Jung!"

„Und warum denn nicht, alte Meerkatze? Du meinst wohl, ich bin ohne Moos? Sieh her!" Und er hielt ihr einen blanken Thaler unter die Augen.

„Freut mich," erwiderte die Alte, „aber steck ihn nur wieder ein, ich habe keine Cigarren für Dich. Alles in Ordnung, min Jung!"

„Ist das Weib verrückt geworden?" fragte der Gefreite.

„Noch lange nicht, min Jung! Aber die Cigarren gehören diesem Herrn." Und sie wies auf mich. Worauf ich den Korb nahm und seinen Inhalt unter die Umstehenden zu vertheilen begann; die Cigarren dufteten wie echte Vorpostencigarren, wogegen sich das „Dänenblut" als ein guter Magenliqueur erwies.

„Da habt Ihr die Rechten getroffen!" schmunzelte die Alte und gab mir einen wohlwollenden Klaps. „Die sind vom achten, von meinem Regiment. In der Nacht, als ich um meinen Arm kam, verloren sie 250 Mann. Alles in Ordnung, min Jung."

In diesem Augenblicke entstand eine allgemeine Bewegung. Am Eingange der Parallele war der commandirende General, Prinz Friedrich Carl, erschienen, in einen blauen Paletot gehüllt und eine kurze Meerschaumpfeife im Munde. Alle erhoben sich und Aller Augen leuchteten.

„Guten Morgen, Cameraden!" grüßte der Prinz.

„Morgen, königliche Hoheit!" antworteten tausend Stimmen in brausendem Chor.

„Nun, werden wir morgen die Schanzen nehmen?" fragte er.

„Wir nehmen sie, wir nehmen sie!!" donnerte es einstimmig zurück.

„Dort steht der Correspondent der Times, der in Broacker wohnt," sagte mein Führer. Ich erwartete einen dürren Engländer mit langem Reiherhalse und blonden Bartcotelettes, aber ich sah ein rundes Männchen mit glattrasirtem Vollmondsgesicht, der sich sorgfältig in einen eleganten Tuchpelz gehüllt hatte. Er stand unter mehreren Generalen und näherte sich nun dem Prinzen, der ihn artig empfing und ein eifriges Gespräch begann. Ich hielt mich in schüchterner Entfernung und begriff plötzlich die ungeheuere Kluft zwischen einem englischen und einem — deutschen Correspondenten.

Zu diesem Gewühl und Geräusch unter der Erde kam ein anderes, aber nicht minder reges oben in den Lüften. Hoch über unseren Häuptern zogen freundliche und feindliche Geschosse ihre feurigen todbringenden Bahnen, und es pfiff und zischte, knatterte und prasselte, als wären alle Dämonen zwischen Himmel und Erde losgelassen. Die Dänen schleuderten ihre Kugeln nach den Parallelen, und die preußischen Batterien von Gammelmark schossen über diese hinweg nach den Schanzen. Schon am Knalle konnte man die verschiedenen Kaliber unterscheiden. Vor Allem markirt sich der dumpfe Ton des Mörsers, welchem alsbald das Prasseln der zerplatzenden Bombe folgt. Den Vierundzwanzigpfünder erkennt man an der Gewalt seiner Stimme, besser noch an der sich schwer vor dem Geschütze lagernden Rauchwolke. Leise verklingt das abgerissene Paffen der stählernen Sechspfünder, während die kurze unansehnliche Haubitze das Trommelfell in ganz unerhörte Schwingungen versetzt. Mit lautem Getöse treibt das fast centnerschwere Hackgeschoß aus dem Vierundzwanzigpfünder einen Luftwall vor sich her, dessen Aechzen erst verklingt, wenn die Granate am Ziel crepirt. Lauter und bösartiger bezeichnet die runde Granate ihren Weg; sich plump umwälzend, und bei Tage von einem Rauchreifen, bei Nacht von dem feurigen Ringe des Zünders umgeben, entlockt sie dem Luftmeere das Getöse des Orkans, bis sie mit dumpfem Knall zerplatzt und die Sprengstücke umherschwirren läßt. Die schweren Geschütze der Dänen endlich besitzen einen metallisch nachklingenden, geradezu warnenden Ton und üben, wenn sie zufällig einmal treffen, eine entsetzliche Verheerung. — Der Feind feuerte schwach und in großen Pausen, die Preußen dagegen fast unausgesetzt und oft aus hundert Geschützen zugleich; denn die Vierundzwanzigpfünder können alle vier Minuten, die kleineren Geschütze gar alle zwei Minuten geladen und abgefeuert werden. Es waren im Ganzen etwa 150 Geschütze in 35 Batterien thätig, die in 24 Stunden durchschnittlich 4—5000 Schüsse abgaben, aber am Tage des Sturmes von 6—10 Uhr früh sogar 6000, also in der Stunde 1500 Schüsse.

Bevor wir die nächste Parallele erreichten, warfen wir einen Blick auf das bombenfeste Officiercasino, welches am Fuße des Spitzberges errichtet oder eigentlich in diesen hineingebaut war, denn es bestand aus starken Eichenbohlen, über welchen sich eine fünf Fuß dicke Erdschicht lagerte, und hatte einen unterirdischen Zugang.

In der Nacht vom 7. zum 8. April wurde eine zweite Parallele ausgehoben, die man ohne eigentlichen Grund die halbe nannte und mit acht Mörsern armirte. Ihre Entfernung von den Schanzen beträgt etwa 900 Schritt. Auch diesmal überraschte man die feindlichen Vorposten, wie sie in ihren Löchern lagen und den Schlaf der Unschuld schnarchten; aber man zog sie an den Haaren heraus, und die ewig witzelnden Berliner riefen dazu: „Man immer rin in den deutschen Bund!" Die schlaftrunkenen Gefangenen feuerten noch ein paar Alarmschüsse ab, worauf der Feind in den Schanzen Leuchtkugeln steigen ließ und das Feld mit einem Kartätschenhagel überschüttete; doch die Preußen arbeiteten wacker fort und hatten das neue Werk binnen vierundzwanzig Stunden vollendet.

Die zweite oder eigentlich dritte Parallele wurde vom 10. zum 12. April und um etwa 300 Schritt dem Feinde näher angelegt. Von ihr aus sollte schon am 14. April der Sturm unternommen werden; er unterblieb aber auf Anrathen des Generals Hindersin, und statt dessen wurde in der diesem Tage vorangehenden Nacht die letzte Parallele ausgehoben, deren Entfernung von den Schanzen kaum 300 Schritte betrug. Die gegenseitigen Vorposten, deren Ablösung von den in den Tranchéen oder hinter den Knicks liegenden Feldwachen gewöhnlich nur bei Nacht und mit der äußersten Vorsicht zu geschehen pflegt, lagen sich jetzt so nahe gegenüber, daß sie mit einander plaudern und sich die Feldflaschen hinüberreichen konnten, und wirklich entwickelte sich in den letzten Tagen zwischen ihnen ein ganz freundschaftlicher Verkehr, zumal sie Befehl hatten, nicht mehr auf einander zu schießen.

In den beiden letzten Parallelen herrschte eine angestrengte Thätigkeit; theils galt es Ausbesserungen an der durch Sturm und Regen oder durch die Bomben der Feinde beschädigten Brustwehr, theils

Vorbereitungen für den morgenden Sturm. Da ward gegraben und geschanzt, wurden Balken und Faschinenbündel herangetragen, um daraus Pulverkammern und Ausfallstufen zu bauen. Auch schleppte man Woll- und Heusäcke, Matratzen und Sandkarren herbei, um die erwarteten Wolfsgruben und spanischen Reiter der Feinde, auf welche man sich in besonderen Exercitien vorbereitet, unschädlich zu machen. Die Ausfallstufen bestehen aus Planken und Faschinenbündeln, die man in terrassenförmigen Absätzen übereinander schichtet, und auf denen die Sturmcolonnen, sobald der Angriffsmarsch ertönt, in geschlossenen Reihen hervorbrechen.

Während die Leute wacker arbeiteten, fielen plötzlich und gleichzeitig zwei Bomben in die Parallele. Die eine crepirte schon in der Luft und kam in einem Hagelschauer von Sprengstücken hernieder, vor denen die Arbeiter sich schnell zu Boden oder zur Seite warfen. Die andere Bombe dagegen wühlte sich tief in die Böschung und warf dann einen Regen von Erdklumpen und Eisenstücken in die Höhe und nach allen Seiten. Eines der Sprengstücke traf einen armen Infanteristen mitten in die Brust, worauf er, den Spaten in der einen, das Gewehr in der andern Hand, kopfüber stürzte und sich krampfhaft stöhnend umherwälzte. Man rief nach einem Arzte, aber ehe dieser ankam, war schon ein katholischer Priester bei der Hand. Er reichte dem Sterbenden die letzte Oelung, und dieser verschied in seinen Armen. Dann kamen die Krankenträger, die am rechten Arm eine rothe Binde tragen, luden den Todten auf eine Bahre und schaufelten ihm in der Nähe die letzte Wohnung.

Otto Glagau.

Berlin bei Nacht.

Ein Beitrag zu den Geheimnissen der Residenz.

Von Franz Wallner.

Ein Schrei des Entsetzens scholl durch ganz Berlin, als am 19. April d. J. früh Morgens am Sperrbalken, zwischen dem Stralauer- und Frankfurterthor — dem sogenannten Oberbaum — ein blutiger Sack entdeckt wurde, der die furchtbar verstümmelte Leiche des Prof. Gregy, einer bekannten Persönlichkeit, enthielt, und unverkennbare Spuren auf einen inmitten der Stadt begangenen Raubmord hinwiesen. Fast schien es, als ob die rastlose Thätigkeit der Stützen der Berliner Criminalpolizei * zur Erforschung der Urheber des gräßlichen Verbrechens fruchtlos sein sollten; Tag um Tag verging, und weder die beispiellose Aufopferung der Gerichtsbeamten noch die ausgesetzte hohe Belohnung des Polizeipräsidiums für den, der auf die Spur der Thäter leiten könne, brachte das geringste Licht in das grauenvolle Dunkel. Die Erzählungen der Einzelnheiten des schauerlichen Vorfalls bildeten das Tagesgespräch vom Palast bis zur Hütte. Vergebens die successive Erhöhung des ausgesetzten Preises für die Entdeckung der Mörder, vergeblich die rastlose Mühe der routinirtesten Criminalcommissäre; es schien, als ob die Nacht, welche das Verbrechen erzeugt, einen ewigen dichten Schleier über dasselbe ausgebreitet habe. Auch durch das öffentlich an den Anschlagsäulen befestigte photographische Bild des Ermordeten, in seiner gewöhnlichen Kleidung, konnte nicht ermittelt werden, wo das Original die letzten Lebensstunden zugebracht habe.

Allein Blut schreit um Licht, und der Mord will an den Tag, und so kam es endlich dahin, daß man inmitten der Stadt ein vollständiges Raubnest entdeckte, in welchem der unglückliche Franzose, freilich nicht ohne eigenes Verschulden, sein grauenvolles Ende finden sollte.

Das Weitere in diesem Drama haben die sämmtlichen Journale ausführlich geschildert, und die letzten Acte vor den Assisen und dem Schaffot werden wohl nicht lange auf sich warten lassen. Dies Ereigniß hat aber gezeigt, in wie vielerlei Gestalten sich in großen Hauptstädten das Verbrechen vor dem Auge der Gerechtigkeit verbirgt, in wie viele Stufen die Schlupfwinkel zerfallen, in welche die Feinde der Gesellschaft flüchten. Vielleicht brauche ich darum den Leser der Gartenlaube nicht um Verzeihung zu bitten, wenn ich ihn auf einen Moment in diese Regionen einführe, in welche nur selten ein flüchtiger Blick dringen kann; denn es ist nothwendig, durch diese entsetzliche Nachtseite im Leben unserer modernen Großstädte sich von Zeit zu Zeit recht eindringlich daran mahnen zu lassen, welche furchtbare Schatten sich hinter dem blendenden Glanze unserer heutigen Civilisation verstecken, wie fern das Ziel noch liegt, welches die menschliche Gesellschaft anzustreben hat.

Berlin hat eine Reihe anrüchiger Locale, wo sich der Leichtsinn, die Prostitution und das Verbrechen breit machen und — verstecken, Plätze, welche das scharfe Auge der Sitten- und der Sicherheitspolizei unablässig beobachtet. Von den goldstarrenden, lichtumstrahlten Balllocalen: Musenhalle, Orpheum, Ballhaus &c. &c. bis zu den elendesten Tanzkneipen herab, stehen alle diese Locale unter der strengsten Controle. Nur selten verirrt sich der schwere Verbrecher in die glänzenden Räume des wirklich höchst geschmackvollen Orpheums oder in die Musenhalle; nur der Lehrling der Gesetzwidrigkeit, der junge Kaufmannsdiener, der bereits Eingriffe in die Casse seines Herrn versucht, und der feine, raffinirte Gauner verkehren hier mit den eleganten, aber für Jeden zugänglichen Dirnen. Der Officier, welcher die Uniform mit der Civilkleidung vertauscht, um im bunten Gewühle unerkannt eine kleine Orgie zu feiern, der Fremde, den der etwas mehr als zweideutige Ruhm dieser Locale dahin lockt, das sind neben jenen die Elemente, aus denen das Publicum derselben zusammengesetzt ist.

Das Orpheum hat alle die zahlreichen ähnlichen Etablissements der preußischen Hauptstadt durch den wirklich märchenhaften Glanz seiner Ausstattung weit überflügelt; namentlich kann der Garten mit seinen tausenden von geschmackvollen Gaskörpern mit Mabille und Château des fleurs in Paris siegreich in die Schranken treten. Schade, daß dieser behagliche Aufenthalt dem eigentlichen anständigen Publicum Berlins eine terra incognita bleiben muß.

Einen gewaltigen Sprung machen wir, wenn wir uns in die Kürassierstraße, in die sogenannte „Ritzelpelle“ begeben, ein Local, welches in letzterer Zeit nicht mehr den bösen Ruf verdient, in dem es steht. Früher bestand das Stammpublicum dieses Tanzlocals notorisch fast gänzlich aus Verbrechern, Dieben, Einbrechern, Fälschern, Dirnen der untersten Classen und allenfalls den in der Nähe arbeitenden Fabrikmädchen. Sogar das Orchesterpersonal war aus bestraften Subjecten zusammengesetzt. Ueber der Casse prangte eine Tafel mit der an diesem Orte ungemein burlesk wirkenden Inschrift: „Vor Taschendieben wird gewarnt“. Bei einem plötzlichen Ueberfall der Polizei, der sich öfter ereignete, als den Besuchern lieb war, fand man den Boden bedeckt mit rasch weggeworfenen Nachschlüsseln, Dietrichen und anderen Diebswerkzeugen. Jetzt ist das Publicum dort schon mehr gemischt; es finden sich ab und zu einige ehrliche Elemente aus den unteren Ständen ein, Handwerksbursche und ihre Mädchen, die, in der Absicht sich um jeden Preis zu amüsiren, sich im frohen Kreise herum wirbeln — den Mittelpunkt dieses Kreises bilden freilich noch Polizeibeamte von der Criminal- und Sitten-Abtheilung, theils in Uniform, theils in Civil. Ein Genremaler könnte hier die wirksamsten Studien machen, hier wo die wahrste Gleichberechtigung herrscht und die rauschende Seidenrobe in friedlichster Eintracht neben dem ärmlichsten Kattunkleide walzt und polkt. Der eigentliche schwere Verbrecher verkehrt jetzt hier selten, er wohnt entweder bei der „Seinigen“ oder er sucht, zu einem beabsichtigten Fang, seine Gesinnungs- und Geschäftsgenossen an einsameren Orten auf, wo das Auge der Sicherheitsbehörde weniger belästigend sein Treiben verfolgt, wo er mit Muße die Stunde abwarten kann, in welcher sein Nachtwerk beginnt. Der routinirte Gauner wendet sich nach Mitternacht den sogenannten „Kaffeeklappen“ und nächtlichen Conditoreien zu, die erst nach zwölf Uhr geöffnet werden und wo er bei einer Tasse sogenannten Moccakaffees, der sechs Pfennige kostet, Gelegenheit hat, seine Operationspläne mit den Cameraden zu verabreden und ersteren die frische That folgen zu lassen.

Diese Kaffeeklappen an der Königsmauer, am Oranienburgerthor und anderen wenig besuchten Orten dienen dem Verfolgten auch zuweilen als Asyl. Ein sehr ergötzliches Intermezzo bildete

* Die intelligenten Criminalbeamten Pick, Weber und Bornemann.

einst eine locale Ueberschwemmung, welche durch das Platzen der Wasserleitungsröhren entstand und aus einem in der Alexanderstraße befindlichen Verbrecherkeller den wirthlichen Hehler und seine verborgenen Gäste gleich nassen Mäusen an's Tageslicht und in die Hände der darüber selbst erstaunten Polizei trieb. Merkwürdig ist die Anhänglichkeit, welche die Verbrecherdirnen zu dem Gegenstand ihrer Neigung entwickeln. Sie greifen zu allen möglichen Mitteln, bringen jedes Opfer, um mit ihrem Geliebten in Verkehr zu treten, wenn er „Unglück hat“ und in Untersuchungshaft geräth; sie nehmen vor der Abführung der Verurtheilten im Gefängnißhof den rührendsten Abschied, sie berechnen Tag und Stunde, wenn derselbe seine Strafe überstanden hat, und wallen an den Ort seiner Haft, um ihm bei seiner Freiheit die offene Hand und in derselben die mühsam ersparten Pfennige entgegenzubringen. Wehe dem Unglücklichen aber, wenn er sich dieser Opfer unwürdig macht, wenn er Grund zur Eifersucht giebt! Aus der heiß Liebenden wird eine rachsüchtige Megäre, welche zuerst die tiefsten Geheimnisse des Verbrechers der Polizei offenbart. Gewiegte Criminal-Commissäre benutzen diese erfahrungsmäßige Leidenschaft, lassen dieselbe auf geschickte Weise durch schlaue Vigilanten zur hellen Flamme anfachen, um sich da Licht zu schaffen, wohin sonst kein Späherauge eindringen kann.

Aehnliche Anstalten, wie die „Kitzelpelle“, sind der „Todtschlag“, ein düsteres Local in der Ackerstraße, zu welchem man über einen langen Hof gelangt. Der „Todtschlag“ hat auch sein eigenes Liebhabertheater, und die Künstler nehmen es sehr übel, wenn ihren Leistungen nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet wird, ja vorlaute Unterbrechungen werden von dem Darsteller oder der Darstellerin sogleich mit einem sehr empfindlichen „Ich verbitte mir dergleichen“ gerügt. Die „Linde“ vor dem Cottbusser Thore hat ihr Spitzbubenpublicum verloren und wird, seit die Säle umgebaut und vergrößert worden, nur von Handwerkern besucht. Der „Schmortopf“ vor dem Stralauer Thor, ein furchtbar heißer kleiner Tanzsaal im ersten Stockwerk, wird meistens von Schiffern, Holzarbeitern und nur sporadisch von Personen frequentirt, die schon über irgend einen Paragraphen des Criminalgesetzbuches gestolpert sind.

Die Berliner Criminal-Commissäre sind schon so vertraut mit der Art und Weise, in welcher berüchtigte Verbrecher bei ihren Manipulationen vorzugehen pflegen, daß sie aus der Art und Weise der letzteren die Personen errathen, welche bei Hauptanschlägen beschäftigt waren. Vor längerer Zeit setzten z. B. einige mit beispielloser Frechheit ausgeführte Einbrüche die Geschäftswelt der Residenz in Angst und Schrecken. So wurden in der Brüderstraße bei dem Seidenwaarenfabrikanten Magnus für zehntausend Thaler Stoffe gestohlen, bei einem Eisenhändler in der Friedrichsstraße ward das Geschäftslocal gewaltsam eröffnet und die schwere eiserne Geldspinde, worin sich ungefähr zweitausend Thaler befanden, ganz ungescheut auf einen Handwagen gepackt und weggeführt. Wenige Tage darauf fand man diesen eisernen Schrank auf dem Köpnicker Felde, seines Inhaltes beraubt, mit einem kreisrunden, künstlich eingeschnittenen Loche in der Thür. Hierdurch wurde der Verdacht der Mitbetheiligung auf einen viel bestraften flüchtigen Dieb, den Kunstschlosser Arnold, gelenkt, auf welchen jedoch die Polizei lange Zeit vergebens fahndete. Neun Einbrüche wurden in ganz kurzen Zwischenräumen mit gleicher Frechheit vollzogen; diese ging so weit, daß die Diebe zweitausend Thaler Werthpapiere, welche sie bei einem Gärtner in der Commandantenstraße gestohlen hatten und nicht unterbringen konnten, unter Couvert per Post an den Criminal-Commissarius Pick zurücksandten. Die amtlichen Recherchen ergaben, daß alle diese Einbrüche mit denselben Werkzeugen, in gleicher Weise verübt worden waren, ja man fand sogar nach einem dieser Einbrüche ein von den Gaunern zurückgelassenes Feuerzeug, welches einige Tage vorher bei Ausübung eines ähnlichen Verbrechens an einem anderen Orte gestohlen worden war. Da hinterbrachte ein Vigilant die Anzeige, daß in einem Blumenkeller in der Alexanderstraße sich verdächtiges Treiben offenbare. Der Eigenthümer, ein gewisser in der Hehlerwelt bekannter Liebscher, wurde in aller Stille aufgehoben, und bei einer Untersuchung der Wohnung fand man nicht nur viele Spuren offenbar gestohlenen Gutes, sondern auch, als Hauptbelastungsbeweis, das aus der Geldspinde des Eisenhändlers Neune ausgeschnittene kreisrunde Stück.

Nun wurde, wie es in der Kunstsprache heißt, „die Klappe aufgemacht“. Sobald die Criminalpolizei sich von der Schuld des Hehlers, einer längst berüchtigten Persönlichkeit, überzeugt hatte, wurde derselbe in Gewahrsam gebracht und in dessen Wohnung einige Beamte in Civilkleidung verborgen. Einer derselben übernahm das Amt des Verkäufers, gab sich bei den „alten Kunden“ des Hauses für einen Verwandten des „Vater Liebscher“ aus, der in Geschäftsangelegenheiten verreist sei, ihm aber ausreichendste Fonds und Vollmachten hinterlassen hätte. In kurzer Zeit waren in dieser Falle nicht nur eine ganze Reihe und zwar zweiundneunzig der bekanntesten Diebe Berlins, welche das gestohlene Gut zu verwerthen kamen, gefangen, sondern auch die unzweifelhaftesten Spuren einer weitverzweigten Einbruchsbande entdeckt, welche seit längerer Zeit die bemittelte Classe der Residenz in Angst und Schrecken gesetzt hatte.

Einmal im Besitze so starker Handhaben, war es den gewiegten Beamten leicht, die ganze Einbruchsbande in die Hände zu bekommen. Diese bestand, inclusive der Hehler, aus fünfzehn Personen, welche sich an den gedachten neun großen Einbrüchen betheiligt hatten. Fast alle Mitglieder dieser Genossenschaft wurden bei ihrer Verhaftung im Besitze scharfer Stichwaffen und geladener Pistolen gefunden. Die geraubten Gelder, so weit selbe noch vorräthig waren, wurden in den verschiedensten Verstecken aufgefunden, in Vogelbauern, unter Spielkarten, in der Erde der Blumentöpfe rc. Die meisten der Verbrecher gehörten dem feineren Mittelstande an und bekundeten dies durch die Eleganz ihrer Ausdrucksweise in den Verhören und auf der Anklagebank, bei welcher freilich manchmal auch viel Verschrobenheit und Afterbildung hörbar wurde. Als der Criminal-Commissär Pick — einer der tüchtigsten Beamten der hiesigen Sicherheitspolizei — u. A. den erwähnten Schlosser Arnold frug, warum er bei seinen Fähigkeiten nicht auf ehrliche Weise sein Brod verdienen wolle, entgegnete er ihm: „Ich stehe mit der Welt im Kriege und habe das Recht, zu nehmen, was ich bekommen kann, denn schon Moses sagte beim Auszug nach Canaan: ‚Nehmt Alles, was den Ungläubigen gehört.‘“ Auf die Frage, wie er es angestellt habe, das kreisrunde Loch aus dem eisernen Spinde herauszuschneiden, antwortete das Diebsgenie mit Stolz: „Archimedes schon machte sich anheischig, die Welt aus ihren Angeln zu heben, wenn man ihm einen festen Punkt gebe.“

Wenn je das Sprüchwort: „Wie gewonnen, so zerronnen“, seine richtige Anwendung findet, so ist es bei diesem Gelichter. Nach den angestellten Ermittelungen hatten die Gauner das gestohlene Gut auf die tollste Weise verschwendet und zwar durchgehends mit den Damen ihrer Herzensneigung, welche alle der Demi-monde angehörten. Einer der Diebe jener Bande verschleuderte z. B. an einem Tage über tausend Thaler; unter anderen Gegenständen zarter Aufmerksamkeit hatte er seiner Geliebten zwei falsche Haarzöpfe für achtundzwanzig Thaler gekauft.

Das Drama hatte kaum mit der Verurtheilung aller Betheiligten geendet und die Gemüther etwas beruhigt, als neue ununterbrochen stattfindende Einbrüche neues Entsetzen verbreiteten. Diesmal hatten sich die Gauner die am Thiergarten gelegenen vornehmen Straßen zum Schauplatz ihrer Thätigkeit ausersehen. Die Physiognomie der letzteren war stets dieselbe: Uebersteigen der Balcons und Ausschneiden der Thürenfüllungen. Endlich wurde indeß auch diese saubere Sippschaft in einem Weinlocale in der Friedrichsgracht bei dem Hochzeitsfeste eines Spießgesellen überrascht, wo die Bande bereits für 125 Thaler Wein verzehrt hatte. Sämmtliche Gäste dieses Freudenfestes hatten zusammen eine Zuchthausstrafe von 300 Jahren theils hinter sich, theils waren sie dem auf ihre Personen kommenden Antheil durch Flucht aus dem Wege gegangen.*

Unterstandslose Diebe treiben sich in der Nacht im Thiergarten und zwischen dem Landsberger- und Königsthor herum. Der

* Die Verbrecher gegen das Eigenthum zerfallen in verschiedene Abtheilungen, von denen keine der anderen in's Handwerk greift. Die gefährlichste Sorte derselben, die Einbrecher, bilden die Aristokratie des Standes und befassen sich nie mit Taschen- oder Nachschlüsseldiebstählen. Zufallsgänger heißen in der Diebssprache die Gauner, welche eben ohne Plan und Vorausbeschluß das nehmen, was ihnen der Zufall in die Hände spielt; Kittenschieber sehen es auf Silberzeug in den unbewachten Küchen ab; der Flatterfahrer besucht die Böden, nach Wäsche fahndend; der Schlafstubendieb sucht den Bewohner entweder im Schlafe auf, um, dessen Ueberraschung benutzend, schnell Uhr und Börse an sich zu reißen, oder, sich mit irgend einer Frage um beliebige Auskunft eindrängend, die Gelegenheit zu einem Fang zu erspähen; die unterste Sorte, die Blamdiebe, scheuen sich nicht, sich wegen eines Gewinnes von einigen Groschen zu blamiren — kurz, Jeder hat seinen streng abgezweigten Geschäftskreis im Diebeshaushalte.

Sommer ist die ersehnte Zeit für diese Strolche. Dann und wann liefert eine große, treibjagdartige Razzia der Berliner Polizei einen unheimlichen Beweis, wie viel obdachlose Personen die Residenz unsicher machen. Einen riesigen Heuhaufen im Freien fand man bei einem solchen Streifzug in Weißensee ganz durchwühlt von Dieben und Diebinnen, welche diese sonderbare Herberge zu Schlafstätten erwählt hatten, in die sie von allen Seiten hineingekrochen waren.

Wird es in Berlin zu unsicher, sieht das Auge der Polizei dem verpönten Treiben einmal zu scharf auf die Finger, so gehen die routinirten Verbrecher nicht selten auf Kunstreisen und verschwinden eine Zeit lang vom Schauplatz ihrer Thätigkeit, um in den Provinzialstädten ihr Talent zu verwerthen und neue Opfer zu suchen.

Die Hehler sind fast noch gefährlichere Subjecte als die Diebe. Während letztere ihnen für verhältnißmäßig kleinen Gewinn die Kastanien aus dem Feuer holen, mästet sich der Hehler mit dem Löwenantheil, sucht sich von allen Seiten, den Behörden gegenüber, schlau zu decken, die Beweismittel abzuschneiden und zieht sich nicht selten als wohlhabender Mann „von's Geschäft zurück". Freilich darf er die Frechheit nicht so weit treiben, wie der unlängst ertappte Besitzer eines solchen Hehlerlocals in der Gypsstraße, der in seiner Behausung vollständige Auctionen des gestohlenen Gutes veranstaltete und dies der Nachbarschaft bekannt machte.

Nach und nach beginnen jedoch, Dank der unermüdeten Sorgfalt der noch vom Director Stieber her vortrefflich organisirten Criminalpolizei, die Verbrecherlocale in Berlin immer seltener zu werden; so ist auch der eigentlichste dieser Keller, in welchem fast nur bestrafte Personen verkehrten und der inmitten der Stadt — Königsstraße Nr. 36 — lag, vor Kurzem aufgehoben worden. Die geübten Beamten kennen durch ihre ununterbrochene Thätigkeit in ihrem Fache fast alle notorischen Diebe und wissen sie im geeigneten Moment zu finden, ohne einen besonderen Versammlungsort für dieselben toleriren zu müssen, welcher immer der Residenz und den Behörden zur Unehre gereichen würde. Dilettanten und Anfänger im Geschäft fallen ohnehin dem Gericht bald in die Hände.

Schreiber dieses war einst Zeuge eines urgemüthlichen Verhörs, welches der jüngst verstorbene Criminal-Commissär Roggenstein mit einem wieder rückfällig gewordenen alten Diebe hielt, der vor Kurzem eine fünfjährige Zuchthausstrafe in Spandau verbüßt hatte.

Der Gauner, eine ausgeprägte Galgenphysiognomie mit verschmitzten kleinen Aeugelchen, wurde Roggenstein vorgeführt, der ihn lächelnd, einen Fuß auf dem Stuhl, den Ellenbogen in die Kniee gestützt, wie einen alten Freund empfing und anredete:

„Na, alter Junge, wieder ein Mal abgefaßt?"

„Ja, mein guter Herr Commissär, habe Unglück gehabt;" schlau mit den Augen blinzelnd: „Diesmal kann es wohl lange dauern?"

„Ja, wird wohl. Hast ja erst fünf Jahre abgesessen."

„Drei Jahre, Herr Commissarius."

„Unsinn! Fünf Jahre!"

„Drei Jahre, Herr Commissarius."

„Oler* Sohn, mach mir nicht dumm. Hier liegen die Acten. Wegen schweren Diebstahls hast Du fünf Jahr ‚Spandau' gehabt und bist vor vierzehn Tagen losgekommen."

„Wirklich," entgegnete der alte Sünder, scheinbar ganz erstaunt, „nee sehen Sie, Herr Commissarius, wie die Zeit vergeht."

Auf die Frage, wie lange er eigentlich in seinem Leben eingesperrt gewesen, antwortete er mit einer Miene, als ob Roggenstein von ihm verlangt hätte, er solle den Mond vom Himmel herabholen: „Aber Herr Commissarius, wie kann denn ich das wissen?"

Durch die scheinbar treuherzige, einfache Art und Weise, mit welcher er mit den Verbrechern verkehrte, wie ungefähr ein guter herablassender Herr mit seinen Dienern, brachte Roggenstein aus jenen Alles heraus. Als er einst einem leugnenden schweren Verbrecher auf den Kopf zusagte, daß er den Einbruch begangen habe, und frug, ob er sich nicht schäme ihn so zu belügen, antwortete dieser: „Nu ja, Herr Commissär, ich will es Ihnen sagen, ich habe es gethan, aber es bleibt unter uns."

Mit viel gewaltigeren Mitteln pflegte der bekannte Criminal-director Stieber zu wirken. Lange Verhöre mit den schlau combinirtesten Kreuz- und Querfragen verwirrten den Schuldigen und lockten ihm seine Geheimnisse heraus, ja es ist bekannt, daß Stieber die Mitgenossin eines Mordes dadurch zum Geständniß brachte, daß er sich die verhärtete Sünderin gegen 12 Uhr Nachts zum Verhör rufen ließ und, in feuriger Rede ihr das Bild des Ermordeten vor die Seele führend, sie frug, ob sie jetzt, wo der Zeiger auf Mitternacht weise, die Stunde, wo das Verbrechen begangen worden sei, den Muth habe, die Hände auf das Crucifix zu legen und ihre Unschuld zu betheuern. Die Missethäterin fiel dem Richter schluchzend zu Füßen, bekannte die That und gab ihre Mitschuldigen und einen Kirchhof als den Ort an, wo die Früchte des Raubes vergraben lagen.

Gänzlich verborgen bleibt in Berlin ein großes Verbrechen selten. So wie jüngst bei dem am Eingang dieser Schilderungen erwähnten Mord an Gregy der Chemiker Sonnenstein die dunklen Flecken an der Wand mit Salzsäure berührte und für Menschenblut erklärte, Menschenblut, welches laut um Rache schreie, so verlangt jedes Verbrechen an der beleidigten Gesellschaft seine Sühne, und den Wächtern des Gesetzes stehen hundert Augen zu Gebote, die sich nie schließen und endlich in die Nacht eines jeden Verbrechens eindringen.

* Roggenstein sprach bei Verhören mit Verbrechern stets den Berliner Dialekt der untersten Volksclassen, verstand auch die Diebessprache vollkommen und war unter den Gaunern eine sehr beliebte und geachtete Persönlichkeit.

Ein Belvedere im Alpenlande.

Von **Friedrich Spielhagen.**

Die halbe gebildete Menschheit kennt Interlaken, das unvergleichliche Sommerparadies am Fuße der Berner Hochalpen, die andere Hälfte möchte es gern kennen lernen. Ob es unter Denen, die es kennen, solche giebt, die es nicht lieben, weiß ich nicht, bezweifle es aber; ja, ich möchte behaupten, daß diese Lieblosen es nur zu kennen glauben, weil sie auf ihrer Fahrt von Thun nach Brienz auch durch das „Bödeli" gekommen sind, oder gar in einem der Hotels auf dem weltberühmten Höhweg zu Mittag gespeist haben. Mit Interlaken ist es aber, wie mit einer schönen und liebenswürdigen Frau. Auch die schönste und liebenswürdigste hat nicht immer ihren beau jour, und wer Interlaken vielleicht an einem trüben, regnerischen Tage gesehen hat, der sage nur ganz ruhig: er habe es nicht gesehen.

Und selbst der Sonnenschein thut es noch nicht allein. Interlaken ist zu vielseitig, zu reich, ja, wenn dies Wort in Beziehung auf die Natur nicht eine Art von Blasphemie wäre, möchte ich sagen: zu kokett — man kommt nun ein für alle Mal nicht so schnell dahinter, wie voll von zauberischen Reizen dieses in seiner Art gewiß einzige Stück Erde ist.

Aber Interlaken ist nicht blos Natur: nicht himmelhohe, schneebedeckte Alpenriesen, die still und hehr in den dunkelblauen Himmel wachsen, oder wald- und mattenbekleidete Vorberge mit Sennen und Heerden, oder blaue Seen, die in ihren krystallklaren Wassern den Himmel und die Berge spiegeln; es ist das Alles zusammen, doch es ist noch mehr. In diese einzig schöne, paradiesische Natur hat sich die Kunst, die Cultur eingenistet, so weit es ihr nur immer gelingen wollte; in diesem Tempe, das so schön ist wie ein Dichtertraum, stehen mächtige Hotels mit ihren Dépendancen wie ebenso viel prosaische Facta; in diesem Thal, das würdig scheint die Wiege der ersten Menschen gewesen zu sein, rauscht es von seidenen Kleidern, schimmert es von elegantesten Toiletten; durch dieses Eden rasselt und schnattert die wilde Jagd, die große unendliche Touristen-Karawane: Pferde, Kameele, Menschen, Affen und was sonst dazu gehört.

Das ist es eben, was Interlaken die eigenthümliche und vielleicht ganz einzige Physiognomie giebt. Vielleicht nirgendwo sonst auf der Erde gehen Natur und Kunst so seltsam Hand in Hand, vermengen sich und vermischen sich auf eine so wundersame

Weise; nirgendwo sonst berühren sich so nah das Ewige und das Vergängliche, die Schöpfung von Millionen Jahren und die Mode von gestern; Sonnenschein und Schminke, Wiesenduft und Eau de mille fleurs, die Schönheit und die Fratze, das Erhabene und das Lächerliche.

Ich sagte oben, daß der Sonnenschein für Interlaken so nothwendig sei, wie gute Laune für eine schöne geistvolle Frau. Allein wie sehr ich auch den Sonnenschein liebe und besonders in Interlaken liebe — es giebt auch hier eine Grenze, wo sich der Mensch von den Fliegen und Schmetterlingen scheidet und spricht: Ein jegliches nach seiner Art, mir wird's zu viel! Ich hab's erfahren im Julimonat des vorigen Jahres, in dem schönen Interlaken.

O dieser Sonnenschein! Wie er des Morgens in aller Frühe seinen Weg durch die Ritzen der grünen Jalousien suchte und sagte: ich bin da und jetzt gehört die Welt mir bis zum Abend! wie er ein paar Stunden später überall war! wie in seinem Glanz die Schneefelder der Jungfrau, des Silberhorns und des Breithorns leuchteten und schimmerten und flimmerten, daß kein Menschenauge es ertragen konnte und blaue Brillen im Preise stiegen! wie die kahlen starren Felsmassen des Vordergrundes in den allmächtigen Strahlen wie in weichen Nebeln verzitterten! wie die Bäume die Gluth tranken und kein Blättchen regten, als fürchteten sie, es möchten Flammen aus den Aesten schlagen! wie still die Vögel in dem dichtesten Laub versteckt sich hielten, der Abendkühle harrend! und wie der mitleidige Kellner in unserm Hotel über die Meisenfamilie, die sich in einer Ampel der Veranda angesiedelt hatte, schützende Blätter befestigte, damit die kleinen nackten Thierchen nicht versengt würden! Armer guter Mensch, Du wußtest wohl, warum Du Mitleid hattest! Eines Mittags servirte er nicht, wie sonst. Ich fragte die schöne Wirthstochter, wo der Jacques heute sei. Sie deutete mit dem Finger nach der Stirn und flüsterte, indem sie mir das Eis über die linke Schulter reichte: „Die große Hitze, wir haben ihn heute Morgen in das Spital schaffen müssen."

Die große Hitze! sie bildete den Unterhaltungsstoff beim Frühstück; man seufzte darüber am Mittagstisch, und am Abend wurde bei Thee und Erdbeeren dasselbe Thema noch immer ventilirt. Es litt eben ein Jeder darunter, ich nicht zum mindesten. Ich war nicht zum ersten Male in Interlaken; ich wußte aus Erfahrung, wie mild hier sonst die Lüfte wehen, selbst an heißen Sommertagen; wie traumgleich hier im Schutz und Schirm der ewigen Berge, durchhaucht vom linden Athem der nachbarlichen Seen, zwischen den grünen Matten unter breitästigen Bäumen die Tage dahinfließen, daß man sich schier in das Land der seligen Lotophagen versetzt glauben könnte, von dem Tennyson singt:

> Hier grünen Moose kühl,
> Hier rankt der Epheu durch den üpp'gen Pfühl,
> Und in dem Strom die Lotosblumen trauern,
> Und schläfrig hängt der Mohn von zack'gen Felsenmauern.

Wie hatte ich mich aus dem Staub und der Hitze Berlins gesehnt in mein liebes Lotosland! Hier sollten sich der müde Kopf und die müde Brust nach schwerer Arbeit erquicken, während ich das eben vollendete Werk in aller Muße durchlas und dabei das letzte Pünktchen auf's letzte i setzte. Die rastlose, unbändige, überwältigende Hitze machte mir selbst die leichte Arbeit schwer und ließ mich sehnsüchtig die fünfte Nachmittagsstunde herbeiwünschen, wo ich nach überstandener Table d'Hôte in das schattige Revier des Kleinen Rugen flüchtete.

Wenn Du Interlaken kennst, lieber Leser, so kennst Du auch den Kleinen Rugen, den letzten Ausläufer der Hochalpen, den zierlichen Fuß gleichsam, den die Jungfrau in das Bödeli setzt. Ein Bergkegel von 600' Höhe ungefähr, vom Fuß bis zum Gipfel auf seiner ganzen Oberfläche mit den verschiedenartigsten Laub- und Nadelhölzern bestanden — Dank der Forstverwaltung des Cantons, welche vor etwa 40 Jahren diesen Berg zu einer Pflanzschule für sämmtliche in der Schweiz vorkommenden Baumgattungen bestimmte. Von der Hotelstraße des Höhweges gelangt man über die Matte zwischen Interlaken und dem Dorfe Matten und durch einen Theil dieses Dörfchens an den Fuß des Rugen, und wenn man den erreicht hat, ist man geborgen, selbst in der größten Sommerhitze.

Es ist bezaubernd schön auf dem Rugen zu jeder Tageszeit, besonders aber in den Stunden zwischen fünf Uhr und Sonnenuntergang, wo ich ihn tagtäglich besuchte. Der Reichthum der Scenerie, welcher sich nach allen Seiten hin den entzückten Blicken entfaltet, ist unbeschreiblich, und die mit jedem Augenblick wechselnde Beleuchtung läßt jedes dieser herrlichen landschaftlichen Bilder in dem ihm am meisten zusagenden Colorit erscheinen. Es ist ein wonnesames Schwelgen in Formen und Farben, oft von einer Intensität, die dem übertrieben erscheinen mag, welchen die Natur nicht mit malerischen Augen begabt hat.

Da ist der Blick nach Osten über den Brienzer See, den man zwischen fünf und sechs Uhr genießen muß, wenn der liebliche Thalgrund zu unsern Füßen mit seinen Häusern und Häuschen, seinen Bäumen und Mattlis im warmen Nachmittagssonnenschein prangt, wie ein Paradies; wenn die Contouren der Bergzüge, die zur Linken, gegen Nordost, den See einschließen, im tiefsten Ultramarin verschwimmen, während die rechts, die noch direct von den schrägen Strahlen der Sonne getroffen werden, in allen Tönen des Goldes prangen, zwischen beiden sich das gänzlich blaue Wasser des See's so friedlich und so lockend ausbreitet, lockend hinüber nach den Gießbach-Fällen, nach Brienz, dessen Häuser am fernen Rande des See's sich noch eben aus dem Duft erheben, nach dem Haslithal und weiter in's schöne Land Italia.

Und hat man nun, in Entzücken versunken, eine Farbe in die andere übergehen und mählich bleicher und bleicher werden sehen, ist man nach manchen Gesprächen und manchem Ausruhen durch den dämmerigen Wald allmählich steigend auf die entgegengesetzte Seite des Berges gekommen, so schwebt ein anderes Bild vor Deinen Augen, so ähnlich dem ersten und doch wieder so ganz verschieden in Stimmung, Formen und Farben.

Die Sonne ist bereits unter den scharfen Grat der Stockhornkette getaucht. Der westliche Himmel prangt in dunklerem und hellerem Safrangelb, von dem sich die prachtvolle Pyramide des Niesen, vom Gipfel bis zur Sohle in herrlichstes Violet gehüllt, mit wunderbarer Schärfe abhebt. Ueber dem Safran des Horizontes färbt sich der Himmel lichtgrün und dunkelgrün bis hinauf zum Stahlblau des Zeniths, und all' diese Farbenpracht wird von der weiten Fläche des Thuner See's zurückgeworfen, wie von einem krystallnen Spiegel, während die dunklen bewaldeten Hänge der Berge des Vordergrundes das einzige Bild einrahmen.

Aber noch sollen wir Größeres schauen. Uns links wendend, treten wir nach kurzer Wanderung durch den Wald hinaus auf die Matte, die vom Rugen auf dem Rücken des Hügels in wenigen Minuten nach der Ruine des Schlosses Unspunnen hinüberführt. Vielleicht gehen wir bis zu der Ruine; vielleicht lagern wir uns gleich hier in das schwellende Gras. Schöner, großartiger kann der Blick auf die Jungfrau doch nirgends sein. Aus den Tiefen des Lauterbrunnenthales steigt die Nacht schon herauf, aber mächtig, als könnte das Erdendunkel ihrem Glanz nichts anhaben, leuchten noch immer die Schneefelder und Gletschermassen der Jungfrau hoch herab aus dem südlichen Himmel, dessen herrlich blaue Tiefen das Auge nicht ergründen kann. In den schweren Schatten, die ringsumher die finstern Berge werfen, erscheint die ungeheuere Eiswand in fast greifbarer Nähe, und doch ist sie so fern, daß von der furchtbaren Lawine, die so eben an ihren Hängen vielleicht mehrere tausend Fuß herunterdonnert und deren einzelne Abstürze und allmähliches Wachsen das Auge genau verfolgen kann, das gespannt horchende Ohr in der tiefen Stille ringsum auch nicht den leisesten Ton vernimmt.

Doch siegt die Erdennacht. Bleicher und bleicher, zuletzt in gespenstischer Blässe schaut die Jungfrau herab. Von den näherliegenden Bergen, vom Abendberg, von der Suleck sind kaum die Umrisse noch zu erkennen; hoch oben von den Hängen der Schienigen-Platte leuchtet das Feuer einer Sennhütte wie ein mächtiger Stern aus dem Dunkel. Tiefe Nacht liegt in dem Thale von Interlaken; tiefe Nacht und tiefe Stille, unterbrochen nur von einem gelegentlichen Lachen oder Singen, das aus einer der ringsum zerstreuten Hütten ertönt, oder dem Klingeln eines Einspänners, der eine verspätete Gesellschaft von einem Ausfluge nach Lauterbrunnen und der Wengernalp zurückbringt.

So oft ich damals von dem Thal den Rugen hinan oder vom Rugen hinab in's Thal stieg, kam ich an einem mächtigen Bau vorbei, der das ganze Plateau eines waldigen Ausläufers bedeckte, welchen der Rugen seinerseits in das Thal hineinschiebt; und so oft ich diesen Bau, an dem so rüstig geschafft wurde, sah, hatte ich stets denselben Wunsch, nämlich: daß derselbe bereits

fertig und ich der glückliche Inhaber eines der vielen Zimmer wäre, die er enthalten würde, und daß die Fenster dieses Zimmers nach der Jungfrau blickten. Dieser letztere Umstand war, wenn man erst einmal das Zimmer hatte, sehr wahrscheinlich, denn die eine ganze Seite des Gebäudes schaut direct nach der Jungfrau hinauf, und deshalb heißt der Ort, wo das Gebäude eben errichtet wurde, der Jungfraublick, und das Gebäude selbst sollte, wenn es fertig war, das Hotel und Curhaus zum Jungfraublick genannt werden.

Es giebt gewisse Projecte, mit denen es ist, wie mit dem Ei des Columbus. Man braucht sie nur auszusprechen, so sagt ein Jeder: aber das versteht sich ja von selbst! Nichtsdestoweniger Ehre dem Manne, in dessen klugem Kopfe zuerst der Gedanke entstand, hier an diesem Punkte, der, wenn einer, dazu auserwählt ist, ein großartiges Etablissement zu errichten zu Nutz und Frommen so vieler Tausende erholungs- und heilsbedürftiger Menschen.

Herr von Rappard, dem diese Ehre zukommt,* hatte die Freundlichkeit, mich mit den Einzelnheiten des Projectes bekannt zu machen.

Zuerst, was ich selbst davon in der Ausführung oder bereits ausgeführt sah.

Das waren die 8–10' breiten bequemen Wege, die von der Sohle des Thals zum Curhaus hinauf, vom Curhaus weiter so kunst- und sinnreich um den ganzen Rugen geführt sind, daß man die Höhe des 600' hohen Berges erreicht, ohne kaum jemals das Steigen wahrzunehmen, ohne unter den breitkronigen Bäumen von einem Sonnenstrahl getroffen zu werden. Und nun rechts und links, ehe man es sich versieht, die prachtvollsten Blicke auf den Brienzer See, den Thuner See, die Jungfrau, und wie sie alle heißen die prächtigen Bilder, von denen ich oben eine Schilderung zu geben versucht habe; Bilder, die man dadurch gewann, daß man einfach ein paar Bäume wegnahm; Bilder, die man in seligster Ruhe genießen kann, denn an allen diesen Punkten und noch unzähligen anderen laden den Promenirenden bequeme Bänke, anmuthige Pavillons, wahrhaft idyllische Ruheplätze zum Schauen und Träumen ein. Welch' ein Park! Kein König und kein Kaiser der Erde kann sich eines gleichen rühmen! — Es war nicht, um nur ein raffinirtes Schwelgen in landschaftlichen Reizen möglich zu machen, weshalb man auf diese colossalen Parkanlagen so viel Geduld, Zeit und Geld verwandte. Die Annehmlichkeit und das Gelingen einer jeden Brunnen- und Molkencur — und besonders auf diese letztere ist es bei der ganzen Anlage in erster Linie abgesehen — beruhen wesentlich darauf, daß der Curgast während des Trinkens und nach demselben sich in behaglicher Ruhe in schattigen und dabei sonnedurchwärmten Waldungen ergehen kann. Schon das gänzliche Wegfallen dieses wichtigen Momentes verurtheilte die Molkencuranstalt, welche man bekanntlich vor einigen Jahren neben dem Höhweg in der baum- und schattenlosen Ebene anlegte, zu ewiger Bedeutungslosigkeit. Was

Hotel und Curhaus zum [...]
Nach der Natur gezeichn[...]

* Herr von R. ist auch der Entdecker des Gießbachs, wenigstens in seiner jetzigen Gestalt.

aber sogar das milde Interlaken in einem heißen Julimonat ohne Schatten ist — das hatte ich gerade damals an mir selbst zu erfahren die reichlichste Gelegenheit.

Von dem Hauptgebäude selbst, dessen Situation der Leser aus unserem Bilde hinreichend deutlich ersieht, waren damals die Räume für die Keller, Küchen und Zubehör, die sämmtlich in den lebendigen Fels gesprengt waren, im Rohbau fertig, ebenso wie das unterste Stockwerk und ein Theil des zweiten Stockwerkes. Das Haus, wie es noch im vergangenen Sommer unter Dach gebracht war und jetzt fertig steht, bietet in vier Etagen Raum für 150 Gastbetten. Die bei weitem größere Anzahl der Zimmer wird mit Alcoven oder besonderen Schlafcabinets versehen, um den längere Zeit verweilenden Curgästen ein getrenntes Wohn-

für Euch da unten; aber für uns hier ist die Aussicht selbst bei bedecktem Himmel reich und lohnend, besonders bei Unwetter, wenn die Wolken an den Bergen sich senken und heben, sich ballen und zertheilen, hier eine Bergspitze und dort eine Felsenmasse hervorschaut, und wenn nur auf einen Moment die Dünste sich zertheilen und die weiße Jungfrau aus ihrem Nebelschleier auf uns niederblickt."

Wenn Herr von Rappard so die Vorzüge des Etablissements schilderte, konnte ich nur immer wieder bedauern, daß der größere Theil desselben (zum wenigsten des Hauses) damals noch auf dem Papiere stand.

Jetzt ist es vollendet und seit dem 30. des vorigen Monats eröffnet.

…raublick in Interlaken.
…F. Lips in Bern.

und Schlafzimmer zu gewähren. Daß die innere Einrichtung überall die eines Hotels ersten Ranges werden sollte und gewiß geworden ist, versteht sich bei einem so großartigen Etablissement von selbst.

Vor der unserm Bilde entgegengesetzten, der Jungfrau zugewandten Hauptfronte des Hotels breitet sich eine gewaltige Terrasse aus. Von dieser führen wenige Stufen zu der auf 16 steinernen Säulen ruhenden, 200' langen und 15' breiten Trinkhalle, in deren Rückwand geräumige, gewölbte Nischen zu Ruheplätzen und an deren beiden Enden Glassalons angebracht sind. „Und nun lassen Sie wirklich einmal schlechtes Wetter eintreten," sagte Herr von Rappard, während wir den für die Trinkhalle bestimmten Raum auf- und niedergingen, „das ist freilich zum Verzweifeln

Die Vorzüge Interlakens als Aufenthaltsort für Krankheiten vielerlei Art sind den Aerzten längst bekannt: reine, kräftigende Gebirgsluft vereinigt mit einem milden, fast südlichen Klima. Ist es doch nach Norden zu durch eine Gebirgswand von 6—7000' Höhe gegen alle rauhen Winde geschützt; müssen doch die heißen Winde des Südens erst die meilenweiten Schnee- und Gletscherfelder des Berner Oberlandes passiren, so daß durch das Bödeli eigentlich nur Ost- und Westwinde streichen, denen die breiten Wasserbecken jene milde und weiche Beschaffenheit verleihen, die für kranke Lungen so unbeschreiblich wohlthätig ist. Dazu kommen kräuterreiche Alpen zu Kuh- und Ziegenmolken, zu Kräuter-Tränken und -Bädern. Bisher aber waren das alles disjecta membra, da es an einer von einem tüchtigen Arzt

geleiteten Anstalt fehlte, welche so unschätzbare Momente in rationeller Weise auszubeuten verstand. Das ist nun anders geworden, wie ich höre zum nicht geringen Kummer Etlicher, welche durch die Existenz des Hotels und Curortes zum Jungfraublick die Existenz ihrer Hotels in Frage gestellt sehen. Aber was ist da zu thun? Das Bessere ist des Guten Feind, und dann, lieben Leute, tröstet Euch! Einhundert und fünfzig Gastbetten können allerdings im Laufe von zwei, drei Monaten viele Menschen wiegen, aber durch Interlaken passiren jährlich 40–50,000 Menschen, davon werden ja wohl noch Einige auf Euch kommen.

Leb' wohl, lieber Leser! Ich freue mich, daß es mir vergönnt war, Dir die erste authentische Kunde von dem Curort Jungfraublick in Interlaken zu geben, der, wenn nicht Alles trügt, schon nach wenigen Jahren so berühmt sein wird, wie einer in Europa; und wenn Du im Stande bist, wo möglich noch in diesem Jahr, an Ort und Stelle zu prüfen, ob ich Alles der Wahrheit gemäß berichtet habe, so soll es mir Deiner selbst willen lieb sein.

Stillleben einer Dichterin der Jetztzeit.

Von Joseph Dessauer.

Zweiter Tag.

I.

George Sand als Großmutter. — Ihre Seelenwanderungsphantasie und ihre Sehnsucht nach Deutschland. — George Sand's materielle Erfolge. — Die fröhliche französische Schauspielerin. — George Sand im Provinztheater. — Das Local ihrer Hausbühne.

Heute ging es beim Frühstück lärmend zu. Calamatta, der Vater der jungen Frau, war angekommen. Die Erscheinung des berühmten Kupferstechers, von dem ein meisterhaft gestochenes Bild der Sand aus jüngeren Jahren existirt, macht einen imposanten Eindruck. Man glaubt einen italienischen Maler aus der Mediceerzeit zu sehen.

„Wir bekommen heute noch einen Gast," begann Madame Lambert, sich zu mir wendend, „ein liebes, junges Mädchen, das zufälliger Weise meinen Namen führt. Mlle. Adele Lambert ist Schauspielerin und bringt gewöhnlich ihre Ferien bei Mad. Sand zu. Das artige Kind ist überselig, wenn es hier ist; denn es lebt sonst in kargen Verhältnissen."

„Da bekommen wir vielleicht auch eine theatralische Vorstellung?"

„Das glaube ich nicht, denn Mad. Sand hat noch nichts Neues geschrieben; aber ich habe etwas von einem Marionetten-Theater munkeln hören, das man Ihnen zu Ehren in Bewegung setzen wird. Mein Mann und Maurice sind die glücklichen Dichter, die stets unter dem Enthusiasmus des Publicums Stücke dafür schreiben. Lassen Sie sich überraschen."

Ich versprach es, obgleich ich mir vorgenommen hatte, am andern Tage abzureisen. Jetzt trat Mad. Sand ein, setzte sich zu uns und erquickte sich an dem strahlenden Gesichte ihrer Schwiegertochter, die nun Alles, was sie liebte, um sich hatte. Wie am vorigen Tage, ward das Kind hereingebracht, das sich diesmal gefallen lassen mußte, fortwährend auf den Armen der Großmutter und des Großvaters herumzuspazieren. Wie am vorigen Tage auch bewegte sich die Gesellschaft in den Garten, und Mad. Sand benutzte das lebhafte Gespräch, um sich ganz allein in den Besitz ihres angebeteten Empereur zu setzen.

Sich plötzlich zu mir wendend, begann sie: „Sehen Sie, das Glück, ein Enkelchen auf Ihrem Schooße zu wiegen, hätte Sie nicht zum Hypochonder werden lassen. Man weiß nicht, was man zuerst an so einem Wesen bewundern soll. Diese Augen — sehen Sie nur!"

„Ich sehe recht gut, daß diese Augen schön sind, aber auch gern schlafen möchten und vor lauter Zärtlichkeit der Großmama nicht dazu kommen können."

„Sie irren; — so ein Junge läßt sich nichts verbieten; der ist ein kleiner Hercules."

„Vielleicht wird er's einmal! Sie glauben ja ohnedies an eine Seelenwanderung. Erinnern Sie sich noch, wie Sie uns vor Jahren mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt erzählten, daß Sie in einer früheren Existenz Essenkehrerjunge waren und Ihrem savoyardischen Papa schreiend durch die Gassen von Paris nachgingen?"

Sie lachte herzlich. „Und Sie, deutscher Mann, finden derlei wache Träume absurd?"

„Ach, wir sind sehr realistisch geworden, und wenn Sie unsere neueren Physiologen und Philosophen, einen Moleschott, einen Schopenhauer kennten, Sie wären es vielleicht auch."

„Ich kenne die Werke Eurer Denker, wenngleich nur im Auszuge, selbst Euren großen Kant. Doch das Gefühl hat seine Berechnungen, wie die Mathematik, und diese sind ebenso richtig."

Und nun begann eine Philosophie des Herzens, die mit so vieler Ueberzeugung gegeben wurde, daß man ihr zuhorchte, wie den Worten des Propheten.

„Poet, Prophet! sagt unser großer Dichter, und ich wünschte, er hätte diesmal auch bei Ihnen Recht, theure Freundin. Mit dieser festen Ueberzeugung, daß das Ideal ewig in uns fortlebt und stets zu höherer Ausbildung gelangt, kann man ruhig leben und sterben."

„Das Eine thue ich auch und das Andere werde ich hoffentlich dereinst. Aber vorläufig habe ich noch einen warmen Wunsch: ein paar Jahre in Deutschland zu leben."

„Wie? Das wollten Sie?"

„Ich sehne mich darnach seit lange."

„Kommen Sie, Geehrteste! Sie würden bei uns große Triumphe feiern."

„Die sind's wahrlich nicht, die mich hinzögen, denn ich bin eine schüchterne Natur und fliehe alle Huldigungen, wo ich kann, aber ich suche bessere, einfachere Menschen, als sie jetzt unser Frankreich bietet."

„Nun, mit der Einfachheit ist's bei uns auch nicht mehr weit her. Wir haben viel von Euch gelernt." —

Das Gespräch nahm eine andere Wendung. Wir kamen auf das Capitel der Geselligkeit und des vielleicht zu weit getriebenen Bedürfnisses danach.

„Sie selbst, Beste," sagte ich, „leben umgeben von einer Art von Hofstaat. Ich dachte Sie mir in completer Einsamkeit, als ich hörte, Sie hätten Paris für immer verlassen."

„Was Sie jetzt bei mir finden, ist auch nur ein kleiner Kreis der Intimen, die ihre Ferien bei mir zubringen. Die meiste Zeit hindurch bin ich allein und nur von meiner Familie umgeben. Wie könnte ich mich auch sonst mit meinem Einkommen vernünftig und ohne Schulden gebaren?"

„Nun, ich denke wohl, daß Sie Ihr Pfund auch finanziell bedeutend verwerthet haben."

„Ja, verdient habe ich wohl mit meiner Feder über eine Million, aber mit dem Capitalisiren ging's immer schlecht."

„Das gute Herz mit seiner Philosophie," erwiderte ich, „ich kann mir's denken, das hat nach allen Seiten gespendet. Dafür wird es auch von den Armen angebetet wie das Herz einer Heiligen."

„Sie irren," sagte sie lächelnd, „meine Armen hier zu Lande nehmen auf eine eigene Art, die ihr Gewissen beschwichtigt. Ihr Satz lautet: ‚Warum sollten wir uns nicht beschenken lassen, da es ihnen Freude macht?' Aber ich plaudere da mit Ihnen, und sollte schon bei der Arbeit sitzen."

„Haben Sie denn gar so viel zu schreiben? Sie werden sich noch um Ihre Gesundheit bringen."

„Es geht nicht anders. Drei Bände jährlich meinem Verleger zu liefern, habe ich mich contractlich verpflichtet. Dazu kommen noch Feuilletons, Kritiken und andere Tagesarbeiten."

„Wo Sie nur immer Stoff zu Ihren Romanen hernehmen?"

„Nun, daran fehlt es nie, man muß nur Aug' und Ohr an rechten Orten öffnen. Beinahe jeder Mensch liefert mir unwillkürlich etwas, das ich benutzen kann. Sie selbst, mein Freund, haben mir erst gestern einen kleinen, Ihnen eigenthümlichen Charakterzug mitgetheilt. Wollen Sie, daß ich Sie zur Hauptperson einer Erzählung mache?"

„Nein, um Gotteswillen, ich danke für alle Illustrationen, die meine Person angehen, selbst wenn Ihre Feder sie zeichnet."

Meine Angst belustigte sie; aber das Gespräch war zu Ende, denn „meine Arbeit! meine Arbeit!" rief sie, sich erhebend, legte das Kind in die Arme des Großvaters, sagte uns ein freundliches „Adieu, mes amis!" und eilte in das Haus zurück. —

Mittlerweile war ich mit Maurice nach dessen Atelier gegangen — er malte ja immer noch im Stillen — und ließ mir die reichen Schätze seiner Skizzenbücher zeigen. Das war ein wahrer Hochgenuß, denn selten wird man Skizzen dieser Art mit so künstlerischer Hand entworfen finden. Plötzlich trat Madame Sand, ihre Papiercigarette rauchend, ein.

„Legt jetzt Euere Zeichenbücher bei Seite," sprach sie eilig, „und folgt mir. Mlle. Lambert kommt brühwarm aus Paris; wir wollen sie willkommen heißen."

Wir gingen in den Salon hinab. Da war's lebendiger, als je. Die Damen schwatzten um die Wette, und das kleine, zierliche Wesen, das noch in Reisekleidern dastand, wurde auf das Ungestümste umarmt.

„Bin ich glücklich, wieder einmal die Luft von Nohant einzuathmen und Ihre lieben Hände zu küssen, beste Madame Sand!"

So jubelte die Kleine, und sprang wie toll im Zimmer umher. Die schwarzen Augen leuchteten dabei, wie Glühwürmchen, und das dunkle Haar flog wild um Stirn und Nacken.

Madame Sand beschwichtigte das närrische, hübsche Kind, indem sie es bei der Hand nahm und mich ihm mit aller Gravität vorstellte.

„Adele, wir haben unserem alten Freunde schon manches Hübsche von Dir erzählt, nimm Dich also zusammen und lasse Dir ein Bischen von ihm den Hof machen."

„Armes Fräulein," sprach ich lachend, „der Winter, der dem Frühling den Hof machen soll, der würde hübsch ankommen! Aber wenn Sie einen Großpapa brauchen?" Ich hatte kaum das Wort ausgesprochen, so standen auch schon Thränen in Adelen's Augen. Sie entfernte sich langsam und schweigend.

„Das arme Kind hat den Großvater wirklich vor Kurzem verloren," sagte mir die Sand, „und steht nun ohne männliche Stütze da, die kranke Mutter mit einer unbedeutenden Gage ernährend. Lassen wir sie ein bischen weinen; es wird gleich wieder Sonnenschein kommen."

Und so war's auch. Adele erblickte Manceau, machte ihm eine tiefe, ceremoniöse Verbeugung, lachte ihm plötzlich in's Gesicht und zog ihn tanzend in den Garten hinaus.

„Hab' ich's Ihnen nicht gesagt?" begann die Sand. „Es ist ein tolles Ding, aber von vortrefflichem Gemüth und unbescholtener Sittlichkeit. Wenn sie mit Manceau zusammen ist, so giebt's ein wahres Kreuzfeuer von Invectiven."

Es schlug vier Uhr auf der großen Pendule, und die Sand lud die Damen zum Besuche der Indre ein.

Um sechs Uhr war, wie immer, das Diner aufgetragen. Marie stand, der lieblichste aller Kammerdiener, mit der Serviette unter dem Arme, am Credenztisch. Adele tollte, Manceau neckte, kurz Alles war rosenrothen Humors; da betrat Mme. Sand mit ernster Miene das Zimmer. Sie winkte mich an ihre Seite, war und blieb aber wortkarg. Ihr Gesicht hatte den Ausdruck physischen Leidens.

„Sie scheinen plötzlich unwohl, verehrte Freundin?" redete ich sie an. „Das kalte Wasser hat diesmal seine Schuldigkeit nicht gethan?"

„Sie irren," antwortete sie, „es ist nichts, gar nichts!"

Ich dachte der Worte des Gärtners und war mehr als früher überzeugt, daß sie leide, aber es nicht eingestehen wolle. Daß dieser Wechsel des Befindens so schnell eintreten könne, dachte ich mir unmöglich. Sie nahm außer der Suppe und einem Bischen ihres Lieblingsgerichtes auch nicht das Geringste zu sich, verrichtete aber das mühsame Amt des Austheilens mit gewohnter Accuratesse.

Das Gespräch wollte nicht recht vorwärts. Wir kamen auf allerhand Trübes zu sprechen, so auch auf Delacroix, den ich sterbend in Paris verlassen hatte.

Adelen war es vorbehalten, den ernsten Geist zu bannen, der heute die Gesellschaft beschlichen hatte. Zu den Füßen der Sand gekauert, erzählte sie ihr nach Tische eine Unzahl niedlicher, heiterer Geschichten. Am Abende gelang es noch den fröhlichen und frischen Melodien des Barbiers von Sevilla den letzten Rest von Ernst, der auf der Stirn der Hausfrau lag, zu zerstreuen. Diesmal übernahm auch Madame Maurice einen Theil der musikalischen Productionen. Sie sang mit wohlklingender Stimme neapolitanische Liedchen. Adele brachte den kleinen Marc Antoine jubelnd herein, damit er ebenfalls die Mama bewundern möge.

Der folgende Tag war ein Sonntag, doch wie verschieden war er von den unsern, die das Gepräge der Festlichkeit auf alle Menschen zu drücken scheinen! Nur die Natur hatte ein Feiertagsgesicht und -Kleid. Es hatte bei Nacht ein wenig geregnet, und somit war der häßliche Staub weggeschwemmt, der auf Baum und Wiese lag. Ein großes Ereigniß stand für den Abend auf dem Repertoir. Im nahen La Châtre wurde Theater gespielt. Madame Sand besucht es jedesmal und lud mich ein, sie dahin zu begleiten.

„Amüsirt Sie denn so ein Provinztheater?" frug ich sie ganz erstaunt und die Einladung höflich ausschlagend.

„Mein Gott, nicht im Geringsten; die Leute spielen sehr mittelmäßig, und noch dazu ist die Hitze dort fast tödtend — aber was wollen Sie? ich habe nicht den Muth, meine Visite abzulehnen."

Madame Lambert vertraute mir aber, sie thue es blos, um den armen Schauspielern eine gute Einnahme zu verschaffen. „Man weiß in La Châtre," setzte sie hinzu, „daß Mad. Sand des Sonntags in's Theater kommt. Alles will sie sehen, Alles drängt hin, macht ihr förmlich Spalier. Der Zweck ist erreicht, die Casse wird voll, wenngleich das arme Opfer von acht Uhr bis Mitternacht dasitzen und buchstäblich gute Miene zum bösen Spiele machen muß."

Um sieben Uhr Abends fuhr die Kutsche vor. Diesmal war's nicht das lustige Wägelchen, an dem ein einziges Pferd oft ein halb Dutzend Passagiere weiter ziehen mußte. Der Wagen hatte ein stattliches, antikes Ansehen und ein geräumiges Intérieur. Nach einer halben Stunde kamen die Damen in großer Toilette herab. Auch Marie mußte einsteigen. Sie war unter ihrer blendenden Cornette hübscher als je und freute sich wie ein Kind auf die Vorstellung. Sylvain, der Bruder Henri's und, wie dieser, seit Jahren im Hause, hieb in die Pferde ein, und die Carosse rumpelte zum Thore hinaus.

„Heute Abend müssen wir uns schon auf unsere eigene Faust amüsiren, lieber Freund," sagte Maurice, sich zu mir wendend. „Aber Sie haben jedenfalls gut gethan, nicht mitzufahren, denn die Sache ist erbärmlich und meine Mutter kommt immer halb todt gelangweilt zurück."

Wir gingen in den Salon, trieben tolles Zeug, machten Musik und zogen uns etwas früher zurück, da Maurice an die Composition des Stückes gehen wollte, das morgen Abend von den Marionetten dargestellt werden sollte. —

„O, Sie vernünftiger Großpapa, der Sie gestern zu Hause blieben!" rief mir des andern Morgens Adele entgegen. „Das war ein Theater! Wenn wir so spielten!" setzte sie sich in die Brust werfend hinzu. „Man gab uns den alten ‚Gamin de Paris' und dazu noch einige Stücke. Mad. Sand hatte die größte Mühe, den Schlaf zu bekämpfen; aber sie nickte nur so manchmal ein, denn sie wußte, daß Aller Augen auf sie gerichtet waren!"

Mich darauf zu Maurice wendend, frug ich, wie lange er in voriger Nacht gearbeitet habe. „Bis zwei Uhr," erwiderte er. „Das Scenarium ist fertig; an uns ist's jetzt, unser Publicum durch einen geistreichen Dialog zu unterhalten. Aber viel Geist müssen wir entwickeln, denn das Drama hat drei Acte."

Madame Sand kam dazu und forderte mich auf, einstweilen das Local in Augenschein zu nehmen. „Ich zeige Ihnen dabei unser Haustheater," sagte sie und führte mich fort. Wir gingen durch einen schmalen Corridor zu ebener Erde und traten in einen ziemlich beschränkten Raum, dessen Haupteingang gegen den Garten lag.

„Das ist unser Parterre," begann sie, „es faßt etwa sechszig Personen."

Ein nett gemalter Vorhang verdeckte die Bühne. Er wurde aufgezogen und ich war von der angenehmen Größe derselben und der vortrefflichen Decoration, die ein Glashaus vorstellte, frappirt.

„Jetzt kommen Sie einmal auf's Podium und sehen Sie, wie der kleine Raum benutzt ist."

Manceau trat dazu, er machte die Honneurs der Bühne, die

theilweise sein Werk war. „Sie sollen sich überzeugen,“ sprach er, „daß es uns an keiner Finesse fehlt, wir können selbst versinken, wenn's darauf ankommt; freilich müssen wir dann auf dem Bauche hinauskriechen.“ Er öffnete dabei verschiedene Fallbreter. „Und Wind machen wir, wie sonst nirgends auf der Welt, auch Regen, Donner und Blitz. Hören Sie einmal!“ Er verschwand, und im Augenblicke kündigte sich ein wahres Elementarereigniß an. Der Sturm tobte, der Regen fiel in Strömen herab, der Donner rollte — Mad. Sand amüsirte sich dabei wie ein Kind, und ich war verdutzt — so einen Höllenlärm hatte ich mir in dem kleinen Raume unmöglich gedacht. Es ist wahrhaft wunderbar, welches Geschick der Franzose in solchen Arrangements entwickelt und mit welcher Naturtreue und welchem Kunstsinn er in Scene setzen kann.

„Ich habe mich meiner Haustruppe verpflichtet,“ sprach Mad. Sand auf's Neue, „ihr wenigstens alle zwei Monate ein neues Stück zu liefern, wozu ich dann immer meine Freunde aus der Nachbarschaft lade. Es ist dies zugleich eine Art Studium für mich selbst, und schon Mancherlei habe ich davon auf die Pariser Theater übergehen lassen. Doch mit denen zu thun zu haben, hat mich niemals gefreut, ich bin keine bewegliche Natur (nature remuante) und das gehört dazu, wie ebenso viel Stoicismus.“

Blätter und Blüthen.

Auch eine Carriere in Rußland. Mit großem Interesse las ich in Nr. 17 der Gartenlaube die Schilderung einer „russischen Carriere“, möchte mir aber erlauben, das nachstehende Gegenstück, das die Lust zum Auswandern nach dem Reiche aller Reußen bedeutend abkühlen dürfte, aus meinem eigenen mehrjährigen Aufenthalt in St. Petersburg zu Nutz und Frommen des deutschen Publicums zu zeichnen. Es ist die in allen Details wahre Geschichte eines deutschen Landsmannes, die leider keineswegs eine vereinzelte Erfahrung ausmacht, sondern das Schicksal gar mancher durch glänzende Versprechungen nach Rußland gelockter und schmählich getäuschter junger Deutschen erzählt.

Wir nahten uns dem Ende des Januar's. Ein heller kalter Winterabend mit seinem vollen Sternenhimmel lag über Petersburg, die stolze Hauptstadt glänzte, von tausend Lichtern erleuchtet, in ihrer ganzen Schönheit. Tausende von Schlitten glitten unter der kundigen Leitung ihrer Führer über die glatte Schneefläche mit Windeseile dahin; auf dem Newski-Prospect und der Großen Morskoia wogte das vollste Leben. Fürwahr, dachte ich, ist es nicht hier in der nordischen Residenz so, als ob erst im Winter das eigentliche Herzblut zum Pulsiren käme und erst jetzt die Freude ihren Einzug hielte? „Aber auch Noth, Kummer und Sorgen,“ ergänzte ich mich selbst und schritt den stattlichen „Englischen Canal“ entlang der Nikolai-Brücke zu. Mein Weg führte mich nach Wassilij-Ostrow auf das andere Ufer der Newa. Welch' ein Abstich zwischen der Stille, die am späten Winterabende in diesem Stadttheile Petersburgs herrscht, und dem geräuschvollen Treiben auf dem Newski! In den linirten Straßen, die Wassilij-Ostrow so eintönig machen, trifft man, sobald der Geschäftsverkehr aufgehört hat, nur noch hier und da vorübergehende Menschen an. Auf dem „Großen Prospecte“, der diesen Stadttheil seiner ganzen Länge nach durchschneidet, war schon Alles öd und leer, und am äußersten Ende desselben, im sogenannten „Galeerenhafen“, sah man nur noch vereinzelt ein Licht brennen.

Meinen Gedanken überlassen, schritt ich vorwärts, bis mich eine am Holzzaune hingekauerte Gestalt mit den Worten „Ach, lieber Herr!“ aus meiner stillen Betrachtung aufscheuchte. Still stehend, sah ich eine Gestalt sich erheben, wie sie in den größeren Städten Rußlands nicht selten zu finden sind. Vor mir stand ein junges Mädchen, dessen funkelnde, schwarze Augen die Gluth, die das Innere verzehrt, laut verkündigen, dessen bleiches, abgehärmtes Antlitz aber ebenso deutlich von Noth und Kümmerniß zu erzählen weiß. „Ach, lieber Herr!“ stammelte noch einmal das junge Weib, und ich sah nun, wie leicht sie bei solcher Winterkälte bekleidet war; der Frost schüttelte ihr die Glieder. Sofort legte ich ihr um, was ich an Pelzwerk entbehren konnte, und griff in die Tasche, ihr das Wenige zu geben, was ich bei mir hatte. Mit herzlichem Danke nahm sie Beides an, aber bat mich dann so inständig, mit ihr zu gehen, daß ich ihre Bitte nicht abschlagen mochte. Es sei nicht weit, sagte sie und zeigte auf ein kleines Holzhaus, in dem man noch ein Lämpchen schimmern sehen konnte. Auf dem Wege dahin entschuldigte sich die Kleine aber- und abermals, daß sie mich angerufen hätte, aber es sei nicht ihret-, auch nicht ihrer Eltern halber, sondern eines jungen Fremden wegen gewesen, der schon Monate lang bei ihnen und in großer Noth sei. Wer weiß nicht aus eigner Erfahrung, was es heißt, fern von der Heimath in einer ihm ganz fremden Welt ohne Freund, ohne eine liebe, treue Seele vereinsamt dazustehen? und wessen Gemüth neigte sich nicht demjenigen freundlich zu, der dem Vereinsamten wie dieses Mädchen nach Kräften zu helfen strebt?

Bald hatten wir das Holzhäuschen, auf das Olga gedeutet, erreicht, ein enges, einstöckiges, aus übereinandergelegten starken Holzbalken dürftig zusammengezimmertes Haus hart am Strom gelegen, welcher den „Galeerenhafen“ bespült und so häufig die umliegenden Häuser ganz unter Wasser setzt. Mit freundlichem Willkommen wurde uns geöffnet. Wir traten in ein Stübchen, das drei Menschen zugleich zur Wohnung, zum Schlafgemach und zur Küche dienen mußte, und nur von dem Oellämpchen, welches vor dem goldverzierten Heiligenbilde, dem einzigen Schmucke des Zimmers, hing, spärlich erleuchtet war. Den Willkomm bot uns die Mutter Olga's, eine ärmlich, aber reinlich gekleidete Frau, die nicht Dankesworte genug zu finden wußte, als ihr die Tochter das erhaltene Geld einhändigte.

„Gott,“ sprach sie, „wie wird sich der arme fremde Herr freuen, wenn ich ihm einen warmen Thee machen und morgen etwas Gutes kochen kann! Sie glauben nicht, lieber Herr, wie leid uns dieser Fremde thut; es geht ihm so schlecht und er hat doch gewiß ein besseres Loos verdient. Wir haben, so lange es ging, Alles mit ihm getheilt, aber sehen Sie, wir sind arme Arbeitsleute, denen es recht sauer wird, ihr Stückchen Brod zu verdienen, und die leider nicht viel zu theilen haben; heute Morgen nun haben wir die letzte Kopeke ausgegeben, und da wissen wir wirklich nicht …“ Ein heftiges Schluchzen unterbrach die Frau, und man brauchte ihr nur in's Auge zu schauen, um sich zu überzeugen, daß diese Thränen Thränen des schönsten Mitleids waren, die um so reichlicher flossen, je mehr sich das gute, theilnehmende Herz von der eigenen Hülflosigkeit überzeugte. Olga fügte ganz leise hinzu, daß die Mutter das letzte Geld verwendet hätte, um dem Fremden ein paar Eier kochen zu können.

„Wo ist denn jener Fremde?“ fragte ich.

„Dort im Nebenzimmer,“ antwortete Olga, „da sitzt er oft bis spät Nachts ohne Licht und grübelt darüber nach, wie er wieder nach seiner Heimath komme.“

Es drängte mich, mit dem Manne, der diesen armen Russen so viel Mitleid einflößte, zu sprechen. Ich bat deshalb Olga, mich bei ihm zu melden. Rasch kehrte das junge Mädchen zurück, zündete einen mit Oel getränkten Holzspahn an und führte mich in das Nebenzimmer. Ein junger schlanker Mann von dreißig Jahren, ein deutscher Landsmann, begrüßte mich, und als ich ihm erzählt, wie ich hierher gekommen, theilte er mir auf meine Aufforderung seine Lage mit.

„O die Thoren,“ begann er, „die sich durch Versprechungen und eitle Illusionen verleiten lassen, eine schöne Zeit ihres Lebens in dieser nordischen Wildniß unter tausend harten Entbehrungen nutzlos zu verbringen! Wie Viele hat man nicht in dieses Land gelockt, und wohl dem, der nicht in allzu großer Armuth und mit nicht allzu großer Verbitterung wieder heimziehen kann! Denken Sie nur an die große Menge fremder Arbeiter, die von gewissenlosen Agenten unter Versprechungen, die man ihnen gar nicht halten kann und die ein ehrlicher Russe auch gar nicht machen würde, alljährlich für Rußland geworben werden. Sie ziehen hin voller Hoffnung und träumen sich wohl gar den Himmel auf Erden, haben sie indeß erst einmal Alles, was ihnen daheim lieb und werth und zur Gewohnheit geworden war, eine gewisse Zeit entbehren müssen und eine Einsicht in die Verhältnisse gewonnen, wie enttäuscht und wie arm ziehen sie heim! So habe auch ich mich durch glänzende Versprechungen und — ich bekenne es offen — durch Illusionen zur Auswanderung nach Rußland verleiten lassen. Ich bin Architekt, und Protectionen von hochgestellten Personen meines Heimathsstaates, warme Empfehlungen an hiesige einflußreiche Männer und die Versicherung derselben, Alles für mich thun zu wollen, was in ihren Kräften stehe, ließen mich hoffen, daß ich in einer Zeit, wo der Staat so großartige Bauten unternimmt und der fremden Kräfte mehr wie je bedarf, hier eher als im Vaterlande meinen Wirkungskreis finden würde. Aber ich habe gesehen, welchen Werth jene Versprechungen haben; nach langem Harren bin ich, da meine Baarschaft nicht bedeutend und es mir bei redlichstem Bemühen nicht möglich war, mir meinen Unterhalt zu verdienen, in die äußerste Bedrängniß gekommen und überzeugt, daß ich ohne diese brave russische Familie, bei der ich nun schon lange wohne, dem Hungertode nahe gewesen wäre.“ Und dann bestätigte er nicht nur alles das, was die Russin mir selbst erzählt hatte, sondern fügte unter Andern noch hinzu, wie er hinterher erfahren, daß seine Wirthin zuweilen alle ihre Werthstücke auf das Leihhaus getragen habe, blos um aus dem Erlöse für seine geringen Bedürfnisse sorgen zu können. Lange saßen wir so im Gespräche zusammen, endlich verabschiedete ich mich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Kurz darauf wurde für die Heimkehr des Landsmannes durch Freunde und Bekannte gesorgt; die braven Russen und ein paar andere Freunde geleiteten ihn an Bord des Schiffes, und mit einem herzlichen „Habt Dank für euere Treue!“ schied er von der in ihren Goldkuppeln strahlenden Residenz, die ihm wie so manchem Fremden eine Leidensstätte gewesen war. Die aufopfernde Liebe der Russen aber, von der ich hier erzählt, steht nicht allein, sie ist in allen Theilen Rußlands zu finden.

L.

Erklärung. In einem in Nr. 35 und 36 d. J. der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ unter dem Titel „Flensburger Fuhrpark“ veröffentlichten Artikel hat Herr Graf Adalbert Baudissin die Wahrheitstreue meiner in Nr. 14 der Gartenlaube erschienenen Zeichnung „Vorposten bei der Rübler Wassermühle auf der Sonderburger Chaussee“ angefochten und namentlich behauptet, die preußischen Vorposten haben sich nie und nirgends durch dergleichen Verhaue gedeckt, wie ich dies auf meinem Bilde dargestellt.

Darauf habe ich einfach zu erwidern, daß sich die am 3. März d. J. genau nach der Natur aufgenommene Studie des fraglichen noch vor der Büffelkoppel, wo damals der Vorposten stand, errichteten Verhaues in meiner Mappe befindet und Herrn von Baudissin zur Einsichtnahme zu Diensten steht. Ferner bemerke ich, daß die Officiere der 7. Compagnie des 64. preußischen Regiments (Brandenburg), mit denen ich damals auf Vorposten lag, die Existenz jener Verhaue constatiren und besonders bestätigen können, daß vor der Büffelkoppel auf der Sonderburger Chaussee die Vorposten sich etwaigen feindlichen Angriffen niemals ungedeckt aussetzten, sondern Barrikaden und Verhaue errichteten, ebenso wie die Feldwachen sich befestigten, so gut es das vorgefundene Material erlaubte.

Weimar, im Juni 1864.

Otto Günther.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 30. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die schwarz-weiße Perle.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

4.

Kaunitz begab sich in das ihm angewiesene Gemach im Schlosse, welches im zweiten Stockwerke lag, über den von der Marchesa von San Damiano bewohnten Gemächern. Er fand die Wachskerzen auf seinem Schreibtische entzündet und seinen Diener auf ihn harrend, um ihm beim Auskleiden behülflich zu sein.

„Hast Du Dir die kleine Leiter verschafft, Franz?“ fragte er halblaut den Wartenden.

„Sie steht bereits im Kamin,“ antwortete Franz, „auch habe ich die eine von den beiden Stangen so zurückgebogen, daß Ew. Gnaden schon werden durchschlüpfen können.“

„Gut, so kannst Du gehen, zum Auskleiden brauch' ich Dich nicht.“

„Aber befehlen Ew. Gnaden nicht, daß ich bei Ihnen bleibe … man weiß doch nicht, was geschehen könnte und wie Ew. Gnaden mich brauchten.“

„Das heißt, Du bist neugierig, Franz … das ist eine schlechte Leidenschaft! Wo ist der schwarze Domino?“

Ein schwarzer Domino lag in der Ecke des Sophas. Franz holte ihn herbei und warf ihn seinem Herrn um.

„So, nun geh und leg Dich auf's Ohr!“ sagte dieser.

Franz verbeugte sich und gehorchte.

Als Kaunitz allein war, nahm er eines der Lichter und trat damit zu dem Kamin, in den er hineinleuchtete. Die eiserne Klappe, welche jenen während der Sommermonate verschloß, war aufgeschlagen und hatte einer leichten, etwa acht Fuß langen Leiter Platz gemacht, die hineingeschoben war trotz der zwei Querstangen, die, in Mannshöhe angebracht, das Eindringen irgend eines unberufenen Schlotfahrers durch den Kamin in das Zimmer verhindern sollten. Eine dieser Stangen war auf gewaltsame Weise so weit zurückgebogen, daß sie der Leiter Raum ließ und daß eine schlanke Gestalt neben ihr emporsteigen konnte, ein Experiment, welches der schmächtige junge Diplomat sogleich versuchte, und zwar mit dem besten Erfolg. Er fand dann einen vortrefflichen Standpunkt auf den beiden Querstangen.

„Wohin nicht eine gute Diplomatie muß kriechen können!“ sagte er lächelnd für sich und öffnete nun eine in der Höhe seiner Brust befindliche und in der Mauer des Schlots eingesetzte kleine viereckige Thür von Eisenblech, welche eine Verbindung mit dem Kaminschlot des nächsten Zimmers herstellte und zur Bequemlichkeit der Kaminfeger da angebracht war, die so in dem einen Schlot hinunter und in dem benachbarten wieder emporfahren konnten, ohne jedesmal eine Doppelreise machen zu müssen.

Nachdem Kaunitz diese Thür so unhörbar wie ihm irgend möglich geöffnet hatte, lauschte er eine Weile, ob er aus dem daneben liegenden Raume keine Stimme oder kein Geräusch vernehme. Aber Alles war still drüben und der Rauchfang völlig dunkel. Deshalb lehnte er die kleine Eisenthür möglichst dicht an, ohne sie zu schließen, und verließ seinen Lauscherposten.

„Wir müssen warten,“ sagte er, als er wieder in seinem Zimmer stand und den Schmutz, der auf ihm hängen geblieben war, von seinem schwarzen Domino abstäubte; dann warf er diesen zur Seite und setzte sich an seinen Schreibtisch, um seine Depesche zu beginnen.

Er mochte etwa eine Viertelstunde geschrieben haben, als er plötzlich aufhörte, sich erhob und näher zum Kamin trat. Er vernahm ein Geräusch, welches durch die von ihm geöffnete kleine Eisenthür aus dem Nebenzimmer kommen mußte — ein Hin- und Hergehen und Anstoßen von Möbeln, ein Hüsteln, ein Rauschen wie von einem Kleide.

„Ah,“ sagte Kaunitz leise für sich hin und aus seiner Lauscherstellung neben dem Kamin sich erhebend, „dacht' ich's doch … es ist eine Dame, von deren Nachtquartier diese Wand uns trennt, eine Dame! Aber hoffentlich keine, die um Mitternacht zum Schornstein hinausfährt und dadurch den Rumor im Kamin macht, der mich so oft im Schlaf gestört hat … aber bescheiden wir uns und warten die weitere Entwickelung ab.“

Er setzte sich wieder und begann abermals zu schreiben. Als die Depesche fertig war, stand er auf und verließ sein Zimmer, um sie selbst dem Grafen Traun zu überbringen. Er schritt dazu durch ein paar Vorzimmer, dann über einen kleinen Vorplatz und eine schmale Treppe hinab, die ihn in einen breiten und großen Corridor im ersten Stock brachte. In diesem Corridor, an dessen rechter Seite die Zimmer der Marchesa von San Damiano lagen, pflegte eine Wache aufgestellt zu sein, welche die Cavaliergarde wie alle Posten im Innern der königlichen Wohnung zu beziehen hatte. Kaunitz bemerkte, daß sie für heute Nacht zurückgezogen sei, wenigstens nahm er den sonst hier fast immer auf- und abschildernden Gardisten nicht wahr; er wandte sich jetzt in einen kleinen Seitengang links und trat hier durch eine Flügelthür in die Wohnung des österreichischen Gesandten ein. Nach kaum einer Viertelstunde kehrte er zurück und begab sich möglichst lautlos wieder hinauf in sein Zimmer. Als er es wieder betreten hatte und nun, in der Mitte desselben stehend, den Athem anhielt, um zu horchen, zuckte er leise zusammen und schlich dann still und völlig unhörbar rasch zum Kamine.

„Unser Spuk ist da," flüsterte er für sich, „und nun werden wir diesen Rauchfang-Unterhaltungen hoffentlich auf die Spur kommen."

Er ging seinen Domino überzuwerfen und kletterte darauf still auf der kleinen Leiter empor, und als sein Kopf die Höhe der Eisenthür erreicht hatte, legte er das Ohr an diese, die er unmerklich offen stehen gelassen. Gleich darauf aber zog er den Kopf wie unwillkürlich wieder zurück, betroffen von dem Klang einer Stimme, welche in dichtester Nähe in dem Zwillingsrohre der Kaminesse neben ihm in heiterem Tone die Worte sprach:

„Ich habe eine vortreffliche englische Feile mitgebracht . . . soll ich beginnen?"

„Untersteh' Dich!" antwortete aus der Tiefe des jenseitigen Zimmers eine hellklingende Frauenstimme heraus.

Kaunitz horchte gespannt auf, etwas wie eine dämonische Freude hätte ihn fast ein leises und doch verrätherisches Ah! ausstoßen lassen; aber er besann sich und lauschte weiter.

„Du bist abscheulich," fuhr die Stimme neben ihm — es war eine jugendliche Männerstimme — fort. „Du bist abscheulich; Du liegst warm und weich gebettet in Deinen Kissen, und ich sitze hier auf den zwei infernalischen Stangen, welche mich hindern, in Dein Zimmer zu kommen. . ."

„O, die Stangen sind ganz gut," versetzte die Stimme aus dem Zimmer; „wenn sie nicht da wären, müßte man sie ganz besonders für Dich erfinden . . ."

„Boshaftes Geschöpf, das Du bist . . . und ich bin gewiß, wenn Du sie erfunden, hättest Du sie auch so mit den Kanten in die Höhe gestellt, um das Sitzen darauf desto angenehmer zu machen!"

Die Frauenstimme unten ließ ein unterdrücktes Lachen vernehmen.

„Poverino!" sagte sie dann, „wenn es so angenehm ist, darauf zu sitzen, weshalb kommst Du dann . . . ist es anständig, durch den Kamin zu jungen Mädchen hinabzusteigen und sie um ihre Nachtruhe zu bringen? Geh, ich will schlafen!"

„Nicht eher, als bis Du mir eine Antwort gegeben hast . . . wirst Du kommen oder nicht?"

„Nein!"

„So geh' ich nicht! Ich werde die ganze Nacht hier bleiben!"

„Meinethalben! Ich werde jetzt einschlafen."

„Einschlafen . . . das wirst Du nicht!"

„Weshalb nicht . . . glaubst Du, ich fürchtete mich, weil ich weiß, daß eine große Fledermaus in meinem Kamin ist?"

„Ich werde anfangen, die Stange zu durchfeilen!"

Diese Drohung schien zu wirken. Die Stimme von unten antwortete im bittenden Tone: „Gennaro, ich bitte Dich, geh jetzt . . ."

„Wirst Du kommen?"

„Aber ich kann ja nicht . . . meine Tante bewacht mich unausgesetzt . . ."

„Während sie Siesta hält?"

„Es ist nahe an ein Uhr," fuhr die Stimme unten fort; „die Ablösung wird kommen und entdecken, daß Du nicht auf Deinem Posten bist!"

„Es ist noch lange nicht ein Uhr, und die Ablösung kommt erst um zwei," lautete die Antwort. „Soll ich meine Feile hervorziehen?"

„Um Gotteswillen!"

„Wirst Du kommen?"

„In den Pavillon? Nimmermehr . . . wenn man uns entdeckte! Wir wären für ewig unglücklich!"

„Wohin denn?"

„Lästiger, abscheulicher Mensch!"

„Daß ich das bin, weiß ich; ich möchte wissen, wohin Du kommen wirst?"

„Willst Du dann gehen?"

„Sogleich!"

„Nun wohl, da, wo ich heute Abend war, in den Gebüschen hinter der Flora. Aber nun gehe auch!"

„Ich gehe schon. Aber gewiß, Bianca? Ist es ganz gewiß?"

„Ich schwöre es Dir."

„Dann leb wohl, anima mia, schlafe sanft und träume ein wenig von mir, willst Du?"

„Wenn Dir daran liegt, mir in meinen Träumen als Fledermaus, oder als Vampyr, oder als Dämon so schwarz wie ein Schlotfeger zu erscheinen . . . weshalb nicht?"

„Bosheit! Schlaf wohl, Bianca!"

„Schlaf wohl, Gennaro!"

Gennaro machte eben Anstalt, sich von seinem unbequemen Sitze zu erheben und seine Luftreise nach oben anzutreten, als Kaunitz rasch ein paar Sprossen seiner Leiter höher hinanstieg, das eiserne Thürchen aufriß, seinen Kopf hineinsteckte und mit dem freundlichsten Tone von der Welt sagte:

„Signor Cavaliere, wollen Sie nicht Ihren Weg durch dieses Loch hier und dann durch mein Zimmer nehmen . . . es ist viel bequemer so für Sie!"

Bei den ersten Lauten dieser Stimme fuhr dem Signor Cavaliere ein Todesschreck durch alle Glieder . . . er blickte auf und sah einen dicht über ihm aus der schwarzen Mauer sich vorstreckenden dunklen Kopf und zwei funkelnde Augen darin. Es war eine entsetzliche Ueberraschung!

„Madre di Dio!" hauchte er athemlos.

„Bitte, kommen Sie hierher," fuhr die freundliche Stimme unsers Diplomaten fort.

„Herr," rief endlich der Cavaliere sich sammelnd und ein paar Mal tief Athem schöpfend aus . . . „wie kommen Sie hierher — wo sind Sie?"

„Mein Gott, was ist — mit wem sprichst Du da, Gennaro?" rief jetzt eine erschrockene Frauenstimme aus der Tiefe des Kamins.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Bianca," rief Kaunitz zur Antwort hinab, „es ist Niemand als Ihr Zimmernachbar, der sich die Ehre nimmt, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen!"

„O santissima Vergine!" rief es in der höchsten Angst zurück.

„Herr, ich begreife nicht, wie Sie sich unterstehen können . . ." sagte jetzt in aufkochendem Zorn der Cavaliere; aber bevor er geendet hatte, fiel Kaunitz ein:

„Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie es bequemer haben, wenn Sie durch dies Thürchen kriechen und durch mein Zimmer zurückkehren? Ich glaubte, Ihnen einen Dienst zu leisten . . ."

„Zum Teufel mit Ihrem Dienst, ich —"

„Bitte, kommen Sie," sagte Kaunitz jetzt sehr bestimmt, „ich muß darauf bestehen, damit mir Gelegenheit werde, Ihnen meine Entschuldigungen zu machen."

„Ich brauche Ihre Entschuldigungen nicht und . . ."

„Doch brauchen Sie vielleicht mein Stillschweigen, Signor Cavaliere, und da ich dies an die Bedingung knüpfe, daß Sie meine freundliche Einladung annehmen, so werden Sie jetzt hier durch diese Maueröffnung steigen und herunter in mein Zimmer kommen!"

Diese letztere Bemerkung schien Eindruck auf den jungen Mann zu machen.

„Nun, meinethalb," sagte er, und dann rief er hinunter: „Fürchten Sie nichts, Bianca, ich werde in das Zimmer des Herrn gehen, und wir werden uns hoffentlich verständigen, so oder so . . . seien Sie ohne Sorgen um mich!"

„O mein Himmel, was wird daraus werden?" rief es halblaut von unten zurück, und währenddem hob sich der Oberkörper des Cavaliere durch die Maueröffnung.

„Sie können auch hier auf die Stangen treten und dann auf der Leiter niederkommen," sagte Kaunitz, der schon unten war, ein Licht herbeigeholt hatte und damit in den Kamin emporleuchtete.

Nach wenigen Augenblicken stand der junge Mann im Zimmer des Grafen Kaunitz. Auch er trug einen schwarzen Domino, der, als er von den Schultern zurückgeworfen wurde, eine reiche Scharlachuniform sehen ließ.

„Ebenfalls im Domino!" sagte Kaunitz lächelnd, während er den seinen zu Boden gleiten ließ. „Schade, daß uns kein Philologe sieht, er würde plötzlich entdecken, weshalb man solch ein Ding Chauve-souris nennt."

Dann stellte er den Leuchter auf einen kleinen Tisch vor dem Sopha und sagte mit einer Verbeugung und einer Stimme, deren Ironie nicht zu verkennen war:

„Haben Sie die Gnade, Platz zu nehmen, Herr Cavaliere di Lucano."

„Ich würde vorziehen, mich sofort wieder auf meinen Posten begeben zu können," versetzte der Cavaliere im Tone eines kaum zu bewältigenden Aergers; „ich hoffe, Sie erlauben das, Herr Graf, da ich Ihnen ja den Willen gethan, diesen Weg zu wählen, und dagegen nun das Versprechen Ihrer Discretion habe ..."

„Sie haben allerdings den ersten Schritt, sich diese zu sichern, gethan, Cavaliere, doch noch nicht das Gelübde derselben von mir erhalten. Bitte, gewähren Sie mir die Ehre Ihrer Anwesenheit noch für einige Minuten; setzen wir uns."

„Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich durchaus keine Lust habe ..."

„So sagen Sie mir freilich nichts, was ich mir nicht lebhaft vorstellen könnte," fiel ihm Kaunitz in's Wort, indem er sich ruhig setzte, während der junge Mann vor ihm stehen blieb; „aber Sie wissen, Cavaliere: Necessità c'induce, e non diletto! und darum fügen Sie sich und ... plaudern wir ein wenig. Sie wissen, ich bin Diplomat und also etwas neugieriger Natur — wollen Sie die Güte haben, mir einige Fragen zu beantworten?"

„Herr Graf," antwortete der junge Mann auffahrend, „ich meine, Fragen zu stellen, dazu wäre zunächst ich befugt. Ich begreife nicht, was Sie veranlaßt, sich so in meine Geheimnisse, die dazu nicht blos meine Geheimnisse sind, einzudrängen ... ich muß Ihnen gestehen, daß ich diese Ueberrumpelung ein wenig unritterlich finde ..."

„Still, still, Signor Cavaliere, machen Sie mich nicht zu Ihrem Feinde ... wenn der König erführe, daß Sie Ihren Posten verlassen haben, und die Frau Marchesa von San Damiano, zu welchem Ende Sie dies thun ... und wie Sie die ihrem Schutze anvertraute Signora Bianca um ihre Nachtruhe bringen — so wäre es für immer um Sie geschehen ... Sie sehen ein, daß Sie mich zu Ihrem Freunde machen müssen! Nicht wahr?"

„Und wollen Sie sich diese Freundschaft ablaufen lassen ... durch Bedingungen, die Sie daran knüpfen?"

„Allerdings, ich bin so unritterlich!"

„So reden Sie!" versetzte der Cavaliere, indem er sich in tiefstem Unmuth in einen Sessel warf.

„Sie lieben die Nichte der Marchesa?"

„Ja!"

„Und weshalb wählen Sie diese halsbrecherischen Wege, um sie sprechen zu können?"

„Halsbrecherisch sind sie eben nicht," versetzte der junge Mann mit einem stolzen Lächeln. „Auf dem Dachboden über uns ist eben eine solche Maueröffnung und Thür im Schlot, wie die, durch welche ich in Ihr Zimmer gestiegen bin, so daß man sich ganz bequem hinablassen kann ..."

„Und Ihr Savoyarden seid geborene Rauchfangfahrer!" rief Kaunitz lachend aus. „Aber was verhindert Sie, Ihre Neigung offen zu gestehen und bei der Marchesa um die Hand ihrer Nichte zu werben?"

„Die Marchesa würde es nie zugeben!"

„Und weshalb nicht? Sind Sie nicht ein junger Mann aus dem besten Hause, wohlhabend, ja reich, so viel ich weiß, mit glänzenden Hoffnungen ...?"

„Und dennoch würde sie es nie zugeben!"

„Aber der Grund?"

„Weil sie ein Weib ist," versetzte der Cavaliere mit einem Aufwerfen der Lippen, das unverkennbar den Ausdruck der Verachtung hatte.

„Ich verstehe," sagte Kaunitz mit einem schlauen Lächeln ... „weil sie ein Weib ist! In der That, das ist schlimm! Bianca wird also für's Erste nicht die Ihrige werden — es sei denn, daß sich die Diplomatie, die allein über ‚Weiber' etwas vermag, in's Mittel legte!"

„Was wollen Sie damit andeuten?"

„Meinen Vorsatz, Ihnen zu helfen."

„Sie sind sehr gütig, aber ..."

„Wenn ich nun Ihre Hülfe nicht will, wollen Sie sagen ...?"

„Das wollte ich allerdings!"

„So wollen Sie doch meine Freundschaft und meine Discretion erkaufen — darüber waren wir einig."

„Ja, Ihre Discretion ... nennen Sie Ihre Bedingungen, Herr Graf!"

„Wenn nun die erste wäre, daß Sie ein wenig Ihren Groll gegen mich schwinden ließen und mit mehr Vertrauen auf meine Theilnahme für Ihre hoffnungslose Neigung bauten?"

„So würde ich diese Bedingung annehmen," sagte der junge Mann nach einer Pause mit verändertem Ton, wie durch den warmen und aufrichtigen Ausdruck, mit dem Kaunitz gesprochen hatte, betroffen.

„Meine zweite Bedingung," fuhr Kaunitz fort, „ist eine, die Ihnen schon etwas schwerer einzugeben sein wird; aber was wollen Sie — sie ist unerläßlich — und Sie müssen sich darein fügen!"

„Nennen Sie diese schwere Bedingung ... sie wird nichts Unritterliches oder Unwürdiges enthalten, da Graf Kaunitz sie mir stellt!"

„Nichts Unritterliches — gewiß nicht," fiel Kaunitz mit ironischem Lächeln ein, „nur ein Bischen Untreue und Verrath gegen Ihre Geliebte, und das verstößt ja nicht gegen den Ehrencodex junger Ritter — Sie sollen nämlich für die nächsten acht bis vierzehn Tage Ihre Bianca zu vergessen scheinen und Mademoiselle Aimée de Brissac, der Verwandten des Barons von Breteuil, auf Tod und Leben den Hof machen!"

„Ist das Ihr Ernst!"

„Meine Bedingung, an die sich für Sie die Rettung aus einer sehr verzweifelten Situation und — die Hand Bianca's knüpft."

„Darf ich Bianca einweihen?"

„Nein, das dürfen Sie nicht. Ich werde Ihr Ehrenwort fordern, daß Sie schweigen! Nur unter dieser Bedingung werde auch ich schweigen und für Sie wirken!"

Der Cavaliere schien mit sich zu kämpfen.

„Sie fürchten Ihre Bianca zu verletzen, ihr den Schmerz der Eifersucht zu machen," fuhr der junge Diplomat fort, „aber würde es Sie weniger schmerzen, wenn man Sie morgen als untreuen Soldaten, der seinen Posten verlassen hat, in's Fort Bard oder Gott weiß wohin auf viele Jahre als Gefangenen sendete?"

Die Gesichtszüge des Cavaliere zogen sich zornig zusammen, seine Augen sprühten Blitze auf Kaunitz.

„Und Sie wären wirklich im Stande, mich zu denunciren?"

„Täuschen Sie sich darüber nicht, Cavaliere ... ich bin fest entschlossen, das zu thun! Gewiß nicht aus Freude am Unheilstiften; aber aus gebieterischen Gründen, die ich Ihnen nicht enthüllen kann und die Sie immerhin als mit meiner politischen Mission zusammenhängend annehmen dürfen."

„Nun, dann bin ich freilich völlig in Ihrer Hand!"

„Allerdings, aber diese Hand wird Sie zu Ihrem Glücke führen, glauben Sie mir das! Also, hab' ich Ihr Wort? Wollen Sie thun, was ich verlange? Wollen Sie Demoiselle de Brissac mit einem Eifer den Hof machen, daß es die Gesellschaft bemerkt, und wollen Sie die Gunst der jungen Dame in einem Maße sich zu sichern suchen, daß Sie ihr ein Geschenk anbieten dürfen?"

„Welches Geschenk?"

„Nun, es wird sich finden! Also, hab' ich Ihr Wort?"

„Kann ich Nein sagen?"

„So geben Sie mir Ihr Wort — geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie thun wollen, was ich verlangt, und daß Sie Ihrer Bianca mit keiner Sylbe verrathen wollen ..."

„Wie lange soll diese Schauspielerei dauern?"

„Höchstens vierzehn Tage, dann werden Sie der Bräutigam Bianca's sein!"

„Sie sagen das mit einer solchen Bestimmtheit, Herr Graf ..."

„Daß Sie beginnen mir zu glauben? Desto besser! Desto eifriger werden Sie Ihr glänzendes Talent, Rollen zu spielen, das wir heute bewunderten, entwickeln. Also, ich habe Ihr Ehrenwort?"

„Sie haben mein Ehrenwort, Graf Kaunitz!"

„Nun, dann können wir uns als gute Freunde und Verbündete trennen. Ich darf nicht sagen: Schlafen Sie wohl, Cavaliere, — nur: eilen Sie jetzt auf Ihren Posten zurück und denken Sie nach, wo Sie sich gleich morgen Mademoiselle de Brissac nähern können! Addio, Signore!"

Der junge Mann stand auf, verbeugte sich leicht vor Kaunitz, und dieser leuchtete ihm durch seine Vorzimmer. Als er zurückgekommen, lag ein triumphirendes Lächeln auf seinem Gesichte.

„In welch' vortreffliche Geschichte hat sich dieser Kaminspuk für uns aufgelöst!" sagte er, „und," setzte er leiser und nach dem Kamin hin horchend hinzu ... „welche liebenswürdige Nachbarin haben wir da entdeckt!"

5.

Es waren etwa zehn Tage verflossen. Der Cavaliere di Lucano hatte sein Kaunitz gegebenes Wort erfüllt. Er hatte sich dem französischen Gesandten zu nähern gesucht und hatte Mademoiselle de Brissac den Hof gemacht mit all der Lebhaftigkeit, womit ein junger Mann, dessen Herz in anderen Banden liegt, einem jungen Mädchen die Cour machen kann, das sehr hübsch, sehr liebenswürdig und sehr kokett ist.

„Ich bin mit Ihnen ganz ausnehmend zufrieden," flüsterte ihm Kaunitz eines Abends zu, als er ihm im Abendcirkel des Königs begegnete. „Es scheint, Sie finden Ihre Rolle nicht so schwer, als es Ihnen im ersten Augenblicke vorkam! Wie sollte man auch, wenn man für Rollen in Schäferspielen berühmt ist!"

„Die Rolle, welche Sie mir gegeben haben, ist allerdings nicht so schwer," antwortete der Cavaliere mit einem mißmüthigen Lächeln. „Schwer dabei ist nur den vorwurfsvollen Augen Bianca's begegnen zu müssen, und ihr nicht anders als mit verstohlenem Achselzucken und leidenschaftlichen Blicken antworten und eine Erklärung geben zu können."

„Glauben Sie, daß Bianca eifersüchtig ist?"

„Wie sollte sie anders — ich bin wenigstens eitel genug, es zu glauben, obwohl ich sehe, daß Sie Alles aufbieten, ihr einen Ersatz für das plötzliche Aufhören meiner Huldigungen zu bieten!"

Der junge Mann sprach diese Worte mit einer Schärfe, deren Bedeutung Kaunitz nicht entging. Er erröthete leicht.

„Sie scherzen, Cavaliere," sagte er, „wie könnte ich daran denken, Bianca Pallavicini einen Ersatz zu bieten für einen so glänzenden . . ."

„O, fügen Sie nicht auch noch Spott hinzu," fiel ihm der junge Mann in's Wort, „der ganze Hof sieht es ja, wie auffällig oft Sie an ihrer Seite sind und wie vortrefflich Sie Bianca zu unterhalten wissen!"

„Der ganze Hof hat eben nichts Besseres zu thun, als solchen Klatsch zu erfinden . . ."

„Nun, so lassen wir den Hof aus dem Spiele; es ist genug an dem, was ich selbst mit eigenen Augen sehe!"

„Sie täuschen sich, Cavaliere, Sie sagten ja eben selbst, daß Bianca Sie mit vorwurfsvollen Blicken verfolge."

„Mit vorwurfsvollen, die vielleicht auch ein wenig triumphirend sagen: Sieh, wie rasch ich Dich vergessen und mein Herz einem Andern zu eigen gegeben habe . . . wer versteht, was solche Frauenblicke sagen!"

„Seien Sie ruhig, Cavaliere," versetzte Kaunitz mit einem etwas verlegenen Lächeln, „ich habe Ihnen versprochen, was ich für Sie thun wolle, und wissen Sie, ob ich dazu nicht auch der Beihülfe Bianca Pallavicini's bedarf und zu dem Ende mit ihr zu reden habe?"

„Nun, so will ich Ihnen trauen, aber dann bitte ich Sie, lassen Sie das grausame Spiel enden, Herr Graf. Ich bitte Sie dringend darum. Ich kann die Blicke Bianca's nicht länger ertragen, mögen sie nun ausdrücken, was sie wollen; und wenn das so fortgeht mit Aimée de Brissac, wie soll ich das Verhältniß wieder lösen?"

„Fürchten Sie nichts, Cavaliere, nur noch einige Tage Geduld, nur noch wenige Tage. Und führen Sie noch heute Abend bei Fräulein von Brissac eine Gelegenheit herbei, ihr ein Geschenk machen zu können; gehen Sie eine Wette ein, die Sie verlieren . . ."

„Und welches Geschenk soll ich ihr machen?"

„Eine hübsche Perle von einer seltnen Art, die ich Ihnen, sobald wir in unsern Zimmern sind, durch meinen Kammerdiener übersenden werde. Sie hat einigen Werth, und Sie werden Ehre damit einlegen!"

„Aber wird sie verschweigen, daß sie von mir kommt? und wenn Bianca erfährt . . ."

„Sie wird sie zuerst ihrem Verwandten, dem Gesandten, zeigen, und dieser wird dafür sorgen, daß sie es verschweigt . . . mein Wort darauf!"

„Aber ich begreife nicht . . ."

„Still, still, Sie kennen unsern Contract, Cavaliere, und müssen mir folgen; ich will Ihnen auch den Trost geben, daß Ihre Hauptaufgabe damit zu Ende ist und daß ich Sie bald des Dienstes bei Aimée von Brissac entlassen werde; für jetzt aber müssen Sie Ihre Rolle mit demselben glänzenden Erfolg, wie bisher, weiter spielen; sehen Sie nicht, wie die schöne Französin Sie mit ihren Augen sucht? gehen Sie zu ihr, gehen Sie, man darf uns nicht so lange zusammen sprechen sehen."

Kaunitz wandte sich ab, um zu einer nahen Gruppe von Herren zu treten, und der Cavaliere näherte sich ziemlich mißmuthig dem Gegenstande seiner Huldigungen.

Eine Weile darauf kam Graf Traun an Kaunitz vorübergeschritten und da er ihn erblickte, winkte er ihn zu sich und trat mit ihm in eine Fensterbrüstung.

„Nun, wie weit sind Sie mit Ihrer Intrigue, Kaunitz," sagte der Graf. „Ich sehe unsere Perle noch immer nicht an der Brust der Marchesa und den Baron Breteuil noch immer so in der vollen Gunst des Königs, daß er ihn eben zu seinem Spiele gezogen hat."

„Wir müssen eben Geduld haben, dafür sind wir ja Deutsche," versetzte lächelnd der junge Diplomat. „So viel kann ich Ihnen sagen, daß Fräulein Aimée ohne Rückhalt in die Schlinge geht, welche wir ihrem Oheim legen."

„Nun, das ist etwas! Und weshalb sollte sie nicht? Dieser Cavaliere di Lucano ist der glänzendste junge Mann am Hofe, der Erbe eines sehr vornehmen und sehr reichen Hauses — und am Ende . . ."

„O, am Ende," fiel Kaunitz ein, „müssen wir doch unser Wort halten, und Sie wissen, daß dies auf eine andere Entwicklung der Dinge hinausläuft . . ."

„Allerdings, nach dem leichtsinnigen Versprechen, welches Sie gegeben haben, ich bin in der That gespannt darauf, wie Sie es lösen werden!"

Kaunitz lächelte selbstzufrieden, während er antwortete: „O gewiß, Excellenz, wir werden es lösen, zweifeln Sie nicht daran; während Sie die großen Staatsactionen durchführen, wird doch Ihr Attaché solch' eine kleine Partie zu Stande zu bringen wissen. . ."

„Nun, thun Sie Ihr Bestes . . . und vergessen Sie nicht, daß die Zeit drängt, daß man in Wien ungeduldig wird und daß man die Perle dort nur hergegeben hat in der Voraussetzung, daß wir mit diesem hohen Preise einen vortheilhaften Handel machen!"

Der Graf verließ seinen Attaché und mischte sich in die Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Priester der Gewissensfreiheit.

Es giebt scharf ausgeprägte Charaktermenschen, deren ganzes oft wechselvolles Leben von einem einzigen, sei es humanistischen, freiheitlichen oder künstlerischen und poetischen Ideale beherrscht wird und die bei allem Wechsel des Geschickes, bei aller bunten Verkettung der Erlebnisse nur für die Verwirklichung ihres Ideals die Mühen und Arbeiten des Lebens einsetzen. Zu solchen gekennzeichneten Charakteren gehört Gustav Adolph Wislicenus, in einem Pfarrhause bei Eilenburg den 20. Novbr. 1803 geboren. Sein lebenbeherrschendes Ideal ist die religiöse lichtfreundliche Freiheit, verbunden mit einer geschichtlich-wissenschaftlichen Auffassung des Christenthums, mit einer freien Prüfung seiner Urkunden, des Buches der Bücher. Sein bewegtes, oft trübes Leben war bis zu seinem jetzigen 61. Lebensjahre getheilt in Erziehung der Jugend nach diesem Ideale und in Erziehung des häufig unmündigen und unfreien Volkes durch Wort und Schrift, in Erziehung beider für eine vorurtheilslose Auffassung der Bibel. Die Hingabe einer ganzen Lebensarbeit an ein Ideal setzt immer voraus, daß das Ideal Herz und Kopf ganz ausfüllt, daß der zu einem solchen Ziele providenziell Berufene bei allen Hemmnissen und Wechselfällen immer nur zur Arbeit für dieses eine Ideal getrieben

Gustav Adolph Wislicenus.

wird. So war es mit den Aposteln der politischen Freiheit, mit dem Friedensapostel Elihu Burritt, und so ist es mit Wislicenus, dem Apostel der religiösen Freiheit. Von frühester Jugend den religiösen Gefühlen hingegeben, wählte er 1822 Theologie und Pädagogik zu seinem Studium und Beruf, versenkte sich in die religiösen Mysterien des Christenthums, lernte aber auch bald die Religion mit der Freiheit verbinden und wurde endlich durch die Werke von Feuerbach und Strauß zu seinem Ideale der religiösen Freiheit geführt.

Als Prediger zu Klein-Eichstedt bei Querfurt (1834) und später als solcher in Halle trat er bereits dem starren Dogmenglauben feindlich entgegen; schon damals proclamirte er die freie wissenschaftliche Forschung über die Urkunden der Religion, über die Bibel. Er war aber niemals ein egoistischer Idealist, welcher die erkannte religiöse Freiheit in sich verschließen mochte, vielmehr sträubte sich sein gerader, ehrlicher und fester Sinn gegen die Zumuthung, die eigene Gesinnung nicht praktisch zu bewähren, die Ueberzeugung nicht zur Geltung zu bringen. Es drängte ihn stets, sein Denken und Handeln im Einklang zu erhalten und eine lichtvolle Bibelerkenntniß zu verallgemeinern. In dem Streben, das Volk über Religion und Bibel aufzuklären, trieb es ihn zu Anfang der vierziger Jahre, eine religiöse „Genossenschaft der Lichtfreunde" zu fördern und 1844 in der „Versammlung der protestantischen Freunde" einen Vortrag über die Frage zu halten: „Ist die buchstäbliche Auffassung der Bibel oder nur die rationelle Erklärung derselben als Glaubensnorm zulässig?" Ohne auf Amtsentsetzung (1846) oder Verfolgung zu achten, schritt er in seinem Streben die erkannte religiöse Freiheit zu lehren, immer weiter und weiter. Seinem Werkchen „Ob Schrift, ob Geist" folgte 1846 die Gründung einer „freien Gemeinde", welche das dogmatische Christenthum mit der Religion des Menschenthums, mit der ethischen und humanisirenden Weltbildung vertauschte. Seine Zeitschrift „Reform" und seine „Bibel im Lichte der Bildung unserer Zeit" (1852) waren die nächsten schriftstellerischen Ausläufer seines Ringens nach religiöser Freiheit, während er, von Staat und Kirche abgesetzt und verfolgt, in errichteten Pensionaten, bei New-York und später in Zürich, sein ideales Ziel verfolgen konnte. Er verschmähte die Weltklugheit mancher seiner Amtsbrüder, vermochte sich nicht zur Heuchelei so vieler seiner gleichgesinnten Genossen, sich auch niemals zum Widerruf oder nur zur Milderung seiner mit ihm verwachsenen Grundsätze zu verstehen und ertrug lieber Amtsentsetzung, Gefängniß, Exil und die Herbigkeit der Entbehrung auf dem Ocean einer ungewissen Zukunft, als das Aufgeben seines Ideals.

Dem Abende seines Lebens zuschreitend, concentrirte er endlich

seine ganze Geistesthätigkeit auf die Ausarbeitung eines nun im Erscheinen begriffenen großen Werkes — „Die Bibel für denkende Leser betrachtet" — worin sein Ideal von religiöser Freiheit sich abspiegelt, die rationellen Erklärungen der Urkunden der Religion sich gipfeln, und dieses Werk verspricht ein Volksbuch für die religiöse Freiheit zu werden. Hat ihm die orthodoxe Kirche den Priestertalar entzogen und die Kanzel versperrt, so ist er ein Priester der Jugend und des Volks geworden, und ist sein Haar im Kampfe mit dem starren Dogmenglauben gebleicht, so bezeugt sein Bibelwerk, das hier in Hauptpunkten beleuchtet werden soll, die Jugendfrische seines Ideals, sein Ringen nach religiöser Freiheit.

Das gläubige Volk sucht und findet in der Bibel die Quelle der überlieferten Religionslehren, das Buch der Erkenntniß für die edelsten Sittengesetze, das Trostbuch für das leidende und verzweifelte Gemüth, den Pharus für die Schiffbrüchigen auf dem stürmischen Ocean des Lebens. In den biblischen Erzählungen über die Urgeschichte der Menschheit, über die Erscheinungen der Natur und über die Begebnisse eines alten Urvolkes sieht der religiöse Sinn nur offenbarte, unbedingte Wahrheit, nicht aber eine zu prüfende Erscheinung der Geschichte. Die Kirche verlangt Glauben, die Geschichte fordert Wissen, und Wissen ist das Urtheilen des denkenden Menschen. Die Kirche wie die Synagoge haben das biblische Schriftthum heilig gesprochen und es als Band — religio — betrachtet, welches den materiellen und ungezügelten Menschen mit Gott verbindet. Aber auch die Bücher der Geschichte führen den denkenden Menschen dem Geistigen zu, ohne die Vernunft gefangen zu nehmen.

Fromm und frei unternahm es der muthige und wahrheitsliebende Wislicenus, die Bibel als Erscheinung der Geschichte darzustellen. Die großartigen Ergebnisse der freien Wissenschaft, die seit Jahrhunderten, oft mit Verlust der persönlichen Freiheit, erzielt wurden, verdienen in unserer Zeit, daß sie in eine verständliche, volksthümliche Sprache umgegossen und Gemeingut der denkenden Leser werden. Das gereifte und selbstständig denkende Volk will auch seine Religion und seinen Glauben nicht auf blinde Autorität hinnehmen; es will wissen und selbst erkennen. Wie unser Volk nach Einsicht und Verständniß über seinen gesunden und kranken Leib strebt und ringt und die Männer als seine Apostel hochschätzt, welche ihm diese Erkenntniß in volksmäßiger Sprache zuführen, ebenso dürstet und lechzt es nach Verständniß der Religionsquellen für seinen gesunden und kranken Geist und würde die Dolmetscher preisen, die ihm klare Einsicht in die biblischen Schriften verschaffen. Die fortgeschrittene Naturwissenschaft hat durch faßliche und populäre Darstellung im denkenden Volke einen großen Leserkreis gefunden; die wissenschaftlichen Forschungen über die Bibel harren noch der Popularisirung. Die biblischen Urkunden beider Testamente, auf deren Grund die Kirche ihren glänzenden Riesendom aufgebaut hat, um die Völker in Beziehung alles Menschlichen auf eine göttliche Weltordnung zu leiten, sind wie die Verfassungen im Staatsleben. Jedes Staatsmitglied sucht in der Verfassung seine Beziehung zur Staatsordnung; und wie die genauste Kenntniß der Verfassung heilige Pflicht der Bürger ist, um nicht unversehens von solchen, die sie bewußt oder unbewußt falsch auslegen, zur Verantwortung gezogen zu werden, ebenso will das gereifte Volk in seinen religiösen Interessen sich durch Prüfung überzeugen, will die Verfassungsurkunde der Kirche, die Bibel, selbst verstehen.

Das Bibelwerk von Wislicenus popularisirt die biblische Wissenschaft für denkende Leser. Was die erleuchteten und scharfsinnigen Gelehrten seit Jahrhunderten in allen wesentlichen Theilen der Bibel ermittelt, die Gesichtspunkte und Ergebnisse, die sie durch Kritik und Gelehrsamkeit zu Tage gefördert haben, das wird in diesem Bibelwerk in eine dem Volke genießbare Sprache umgesetzt und gedolmetscht. Die freie Forschung hat den Kerker der Kritik verlassen und ist auf den weiten Markt des Volkes getreten; sie hat die ungelenke und schwer verständliche Sprache der Gelehrten aufgegeben und die volksthümliche Redeweise angenommen. Bei dieser Wandlung hat die Bibel nunmehr keine Ausnahmestellung, ist kein Buch, das sich der wissenschaftlichen Beurtheilung, der menschlichen Prüfung entzieht, kein exclusiv theologisches Werk, sondern eine Erscheinung der Geschichte. Wislicenus tritt mit seiner Bibel nicht als Anwalt einer herrschenden Kirche, sondern als Priester von Volksgnaden auf; seine erworbenen fremden und eigenen Ergebnisse in der Erklärung dieses uralten schönsten Buches der Bücher theilt er dem denkenden Volke in der Ueberzeugung mit, daß nur die unbestechliche Wahrheit geistig frei macht und daß nur Wissen und Verständniß die Religion der Zukunft sein kann. Die Betrachtung der Bibel im Geiste eines hochpoetischen, großartigen geschichtlichen Schriftthums, als durchwoben von Mythe und Sage, von Dichtung und Wahrheit, führt zur Emancipation von Irrglauben, zur Befreiung von den Fesseln einer autokratischen Kirche, zu einer idealen Religion des Geistes.

Als Nationalliteratur eines naturwüchsigen, nach sittlicher Vollendung und geistiger Erhebung ringenden Urvolks birgt die Bibel in ihren Geschichten und Lehren, auch wenn sie als menschliches Werk behandelt und vom Standpunkt der Wissenschaft beurtheilt wird, alle Elemente der Religion. Denn auch die Geschichte ist, von höherem Ziele aus gefaßt, eine fortgesetzte Offenbarung. Wie jedes andere Buch des fernen Alterthums verfällt die Bibel der Kritik, der wissenschaftlichen Prüfung und dem Urtheile denkender Menschen, und nur der Absolutismus der Strenggläubigen konnte für sie eine mystische Ausnahmestellung beanspruchen. Aber die Lösung der wichtigen Aufgabe ist bei dem hohen Alter der biblischen Schriften, bei der Fremdartigkeit in Sprache und Anschauung nicht leicht, sie verlangt die Aufbietung des kritischen Scharfsinns, gepaart mit dichterischem Sinne, um die kindliche Weltanschauung eines Naturvolkes zu begreifen. Denn bald sind die nebelhafte Mythe und die dichterische Sage von der hellen und klaren Thatsache zu unterscheiden, bald ist die naive Anschauung von dem unmittelbaren Eingreifen der Gottheit in die menschlichen Begebnisse auf unsere reflectirende Betrachtungsweise zu übertragen. Die Satzungen und Sittenlehren beider Testamente, welche für ihre Zeiten ein Zeugniß von idealer Geistesentwickelung ablegen, muß die Wissenschaft nach ihren Motiven und Zwecken prüfen, um ihren Werth für die Zukunft danach zu messen. Solche freie und vorurtheilslose Geistesarbeit ging seit Jahrhunderten neben der starren, orthodoxen Anschauung von der Bibel einher. Die erste Prüfung galt der wissenschaftlichen Fassung des sogenannten mosaischen Fünfbuches nach Zeit und Verfasser, die auch Wislicenus an die Spitze seines Bibelwerkes gesetzt hat.

Schon der jüdische Gelehrte Ibn Esra aus Toledo im zwölften Jahrhunderte bewies, daß die fünf Bücher Mose's vielfache fremde Einschiebsel enthalten, wie andere Bücher des Alterthums. Spinoza im siebzehnten Jahrhundert folgte ihm darin und stellte überzeugend dar, daß das Fünfbuch erst mindestens ein halbes Jahrtausend später entstanden sein könnte. Englische, französische, holländische und deutsche Gelehrte förderten mit Scharfsinn und unbestechlicher Kritik die rationellen Forschungen über die Bibel weiter und brachten dieselben endlich so weit, daß Wislicenus sie nur aus dem Banne der Gelehrsamkeit zu befreien brauchte.

Aber wäre es nicht zu vermessen, fragen religiös gestimmte Leser, einem Buche seine Echtheit abzusprechen, das bereits in den goldnen Träumen unsrer Kindheit als Buch der Bücher, als Religionsquelle angepriesen worden ist? Ist es nicht Leichtsinn, die uns überlieferte Verfasserschaft Mose's bei einem Buche wegzuleugnen, das sich als Werk Mose's ankündigt? Darauf müssen wir entgegnen, daß die ungeschminkte Erkenntniß, die uns Gewißheit und Ueberzeugung bietet, die freie wissenschaftliche Forschung, welche uns Wahrheit verschafft, nicht vermessen und leichtfertig genannt werden kann. Die Wahrheit hat das Recht, das Dämmerlicht kindlicher Träume durch Sonnenhelle zu verscheuchen. Es ist ein längst anerkanntes Ergebniß der Wissenschaft, daß gerade die alte Schriftstellerei auf religiösem Gebiete der Pseudonymität am meisten gehuldigt hat, daß, um den Büchern höheres Ansehen zu verschaffen, hochtönende angesehene Namen zu Verfassern von Büchern gestempelt und die wirklichen Autoren verschwiegen worden sind. Die Pseudonymität ist der Grundzug religiöser Schriftstellerei, und in der theologischen Welt ist diese Erkenntniß eine fertige und unbestrittene. Ein Gleiches ist mit den fünf Büchern Mose's der Fall. Aus dem Inhalte und aus der ganzen Natur dieser Schriften, aus den Angaben von spätern Zeiten und Begebenheiten, aus dem örtlichen Standpunkte des Verfassers, der überzeugend auf Palästina hinweist, wohin Mose nie gekommen, aus den Rückweisungen auf Quellen, die zu Mose's Zeiten noch gar nicht vorhanden gewesen, haben in unserem Jahrhundert sogar orthodoxe Theologen den Beweis geführt, daß der Verfasser ein halbes Jahrtausend nach Mose in Palästina gelebt haben muß, daß er den Stoff zur Urgeschichte der Menschheit und zur Vorgeschichte Israels aus ver-

schiedenartigen sich zuweilen widersprechenden Urkunden geschöpft habe und daß die erzählten Ereignisse sich häufig als mythische Abbilder späterer Verhältnisse erkennen lassen. Wislicenus hat nicht blos die Ergebnisse, sondern auch die Beweise der wissenschaftlichen Theologie selbst in seinem Bibelwerk für denkende Leser gegeben, während die orthodoxen Theologen ihre eigenen gelehrten Forschungen dem Volke absichtlich vorenthalten. Sie verschmähen die erforschte Wahrheit zu popularisiren, um ihr System von einer unmittelbaren Offenbarung, von der Gefangennahme der Vernunft zu stützen und die Unfreiheit zu erhalten.

Den Forschungen über Echtheit, Composition und Quellen der mosaischen Schriften, welche die erleuchtetsten Theologen aller Nationen seit dem zwölften Jahrhundert angebahnt, schließen sich seit dem letzten Jahrhundert die Betrachtungen über die Mythen und Sagen der Bibel an. Wie bei den Griechen und Römern die poetischen mythologischen Kreise, die fabelhaften Geschlechts- und Stammesfolgen die Anfänge der historischen Kunst bildeten, ebenso sind die Mythen und Sagen, die fabulosen Geschlechtsregister und die Namendeutungen des Fünfbuches die Uranfänge der biblischen Geschichte. Bei einer rationellen Ueberschau des Pentateuchs stellt sich nämlich als Ziel und Absicht des Verfassers heraus, die Pflanzung des Gottesvolks, die Gründung seiner Theokratie und seiner Verfassung zu schildern. Aber als Prolog dazu wird die Vorgeschichte oder die Herkunft des jüdischen Volkes von den Erzvätern und als Einleitung dazu die Urgeschichte der Menschheit erzählt. Das erste Buch Mose's behandelt die Urgeschichte und die israelitische Vorgeschichte; jene wird in sinniger Mythe, diese in poetischer Sage von dem sehr späten Redacteur erzählt. Aber nach den Ergebnissen der Kritik haben der Redaction zwei Urkunden zu Grunde gelegen, die nach Plan und Charakter bei Behandlung desselben Stoffes eine bedeutende Verschiedenheit zeigten und welche der letzte Ordner nicht zu verschmelzen vermochte. Die eine älteste Urkunde, in welcher der Gottesname nur in der polytheistischen, nicht exclusiv jüdischen Mehrheitsform Elohim vorkommt, wird die elohistische Urschrift genannt, die andere spätere, welche das elohistische Werk ergänzt, nach vielen andern schriftlichen Sagenquellen bereichert und nur die jüdisch-nationale Bezeichnung des Gottesnamens durch Jehova hat, nennt man die jehovistische Urkunde. Der Elohist erzählt schlicht, liebt die Einfachheit und Natürlichkeit, stellt Gott in seiner Erhabenheit dar und läßt ihn nicht in menschlicher Weise handeln. Von einem sinnig reflectirenden Geistesspiel, von einem Bedürfniß, Ursachen und Zusammenhang im Erzählten nachzuweisen, findet sich bei ihm keine Spur. Er läßt die Schöpfung in sechs Tagen vollenden, und sein Gott feiert den Sabbath, wie der Ormuzd des Zendvolkes den seinen. Auch die Sprache und Schreibweise des Elohisten ist eigenthümlich.

Ganz anders erzählt seine Mythen und Sagen der in Palästina schreibende Jehovist. In Einzelheiten ergänzt er die Schöpfungsmythe des Elohisten und sucht Ursache und Zusammenhang nachzuweisen. In sinnig reflectirender Weise giebt er den Mythen und Sagen des östlichen Asiens eine religiös-nationale Färbung. Die Mythen vom Paradiese und dem goldenen Zeitalter, von dem Wunderbaume der Unsterblichkeit und dem der sittlichen Erkenntniß, von dem Eintritt des Uebels in das Erdenleben, von dem Ende des goldenen Zeitalters und so noch der ganze Verlauf der Urgeschichte zeigen eine vollständige Kenntniß der asiatischen Mythen, die er in eigener Färbung wiedergegeben.

Die scharfsinnige Ermittelung der zu Grunde liegenden zwei Hauptquellen für die Bücher Mose's und den Nachweis, wie die zwei Urkunden vom letzten Verfasser bald in-, bald hintereinander geschoben, bald eingeschaltet, bald zusammengewoben wurden, verdankt die Bibelforschung dem berühmten französischen Arzt Astruc. Seit einem Jahrhunderte haben aufgeklärte Theologen Deutschlands (Michaelis, Eichhorn, Hartmann, Röhr, Gesenius, Ewald u. A.) die Astruc'sche Forschung in gelehrten Werken weiter ausgebildet und dadurch die Bibel dem Urtheile denkender Leser näher gebracht. Wislicenus hat die strengwissenschaftliche Kritik popularisirt und nachgewiesen, wie verschiedene Ueberschriften, Schlußformeln, verschiedene Nachrichten über dieselben Begebenheiten nur durch den schwankenden, unvermittelten Gebrauch der zwei Urschriften entstanden sind. Er zeigt, wie der spätere Zusammenordner nach Gutdünken und aus der überlieferten Sage Zusätze gemacht, Lücken ausgefüllt, Veränderungen sich erlaubt hat, und daher die Bibel als Glied in der menschlichen Geistesentwickelung, aber nicht als eine Offenbarung in streng-kirchlichem Sinne aufzufassen ist. Und indem er so bald elohistische und jehovistische Stücke scheidet, bald die Ansichten des spät vollendeten Fünfbuchs mit denen der zum Theil weit früher geschriebenen prophetischen Bücher vergleicht, bald andere Wissenschaften zu Rathe zieht, namentlich aber, durchdrungen von den Gesetzen der Naturwissenschaft, alle Wunder entschieden verwirft und die Tendenz der betreffenden Dichtungen wiederum aus andern Bibelstellen nachzuweisen versucht, legt er dem Leser eine Reihe überraschender Entdeckungen vor. Nicht nur die Erzväter, auch Mose, Aaron und Josua, deren Namen er sinnreich zu erklären weiß, sind ihm mythische Personen; das ganze Leben der Israeliten in Aegypten, ihr Zug durch die Wüste, die Gesetzgebung am Sinai, die Errichtung eines Priesterstammes mit Bundeslade und Stiftshütte, ja die frühzeitige Verehrung Jehova's überhaupt sind ihm eben so viele, zum Theil nach späteren Verhältnissen geformte Dichtungen. Die historische Zeit des israelitischen Volkes beginnt ihm erst mit dem Buche der Richter, obwohl er auch dieses und mehrere folgende Bücher, nicht nur ihrer Wunder, sondern auch ihrer innern Widersprüche wegen, noch stark mit Sagen versetzt findet und z. B. Elia und Elisa für künstlich gebildete Personen hält.

Wie er im Alten Testamente fortwährend betont, daß die prophetischen Schriften älter als die meisten historischen seien und daß auch unter diesen die sogenannten mosaischen keineswegs als die ältesten angesehen werden dürfen: so stützt er auch seine Forschungen im Neuen Testamente vorzugsweise auf den Umstand, daß die apostolischen Briefe, besonders die des Paulus, wirklich ein Bild ihrer Zeit abgeben, während Evangelien und Apostelgeschichte, wenn auch im Einzelnen älteren Quellen entstammend, erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vollendet worden sind und allenthalben bald judenchristliche, bald heidenchristliche Färbung, bald das Streben, den damals tiefgreifenden Gegensatz zwischen beiden Richtungen zu versöhnen, erkennen lassen. Hiernach versucht er denn in den Aussprüchen Jesu Echtes und Unechtes zu scheiden, weist die Wunder Jesu und der Apostel als fromme Mythen nach, deckt die unvereinbaren Widersprüche in den Berichten über die Auferstehung Jesu auf und hält letztere nur für die Frucht einer lebhaften Einbildungskraft der Jünger, während die nicht einmal in allen Evangelien erwähnte Himmelfahrt ihm selbstverständlich wegfällt. Ebenso sieht er in dem Pfingstwunder und der gesammten Thätigkeit, welche die Apostel kurz nach Jesu Hingange in Jerusalem entwickelt haben sollen, spätere Sagen und neigt sich der Ansicht zu, daß die erschrockenen Jünger erst geraume Zeit nach dem Tode des Meisters sich wieder gesammelt und sein Werk fortzusetzen gesucht. Namentlich aber steht ihm Paulus und das in Syrien beginnende Heidenchristenthum unabhängig von Einflüssen aus Jerusalem da, und auch in den weiteren Schicksalen des großen Heidenapostels weiß er den Hauptreisebericht, den er dem Timotheus zuzuschreiben geneigt ist, von späteren zu gewissen Zwecken gefertigten Einschiebseln sorgfältig zu scheiden. Durchgängig aber läßt er dem Leser statt der seit langen Jahrhunderten hergebrachten Anschauungen über die biblische Geschichte eine Ahnung der Wirklichkeit aufgehen, wodurch denn auch auf spätere Zeiten, ja auf die positive Religion der Gegenwart und den Gebrauch, den man von ihr macht, ein bedeutsames Licht geworfen wird. — Wir haben im Vorstehenden lediglich in kurzer Zusammenfassung referirt, was Wislicenus mit seiner Schrift anstrebt. Ueber die Bedeutung des Werkes als That der Wissenschaft steht uns ein Urtheil nicht zu; wir müssen dies vielmehr den Männern der Wissenschaft anheimgeben. Wenn aber gedankenloser Glaube dem Dämmerlichte gleicht, das schwachen Augen wohlthun mag, so ist das Wissen sonnige Tageshelle, die gesunde Menschen erquickt. Wenn der Glaube selig macht, wie das orthodoxe Dogma lehrt, so geben gute Werke, aus der Erkenntniß der Wahrheit entsprossen, Freiheit und Macht, Selbstvertrauen und Freude.

Das Zellengefängniß der jugendlichen Verbrecher in Paris.

In Frankreich und England ist die Periode des Isolirsystems entweder schon vorüber, oder man hat, wo die Isolirhaft noch verhängt wird, doch eingesehen, daß sie nur auf eine ganz kurze Zeit und nur zu dem Zwecke angewendet werden darf, um den Charakter des Verbrechers und die Art und Weise, wie in seiner moralischen Besserung vorgegangen werden muß, kennen zu lernen. Weder in La Roquette, wo, wie wir neulich (Gartenlaube Nr. 1, Jahrgang 1864) sahen, die Bagnosträflinge bis zu ihrer Deportation und die zum Tode Verurtheilten bis zu ihrer Hinrichtung detinirt werden, noch in Mazas, welches ebenfalls ein Detentionshaus für Untersuchungsgefangene und für Sträflinge bis zu ihrer Abführung geworden ist, noch in St. Pelagie und in den Madelonettes, zwei Strafhäusern, noch in St. Lazare, einem Besserungshause, weder in den Gefängnissen der Conciergerie, noch in denen der Polizeipräfectur fand ich bei der Behandlung und Besserung der Gefangenen die Isolirhaft mit ihrer Einsamkeit und mit ihrem Schweigen. Um so mehr war ich daher erstaunt, auf meinen Wanderungen durch die Gefängnisse von Paris noch einem Kerker zu begegnen, wo mir die Isolirhaft in ihrer ganzen schroffen Strenge und Härte entgegentrat. Es ist das Gefängniß der jugendlichen Verbrecher, „la prison des jeunes détenus“, wie es in der amtlichen Sprache heißt, welches ich meine. Das Gefängniß der jugendlichen Verbrecher liegt in der Straße de la Roquette, dem Gefängniß der Deportirten und der zum Tode Verurtheilten gerade gegenüber. Schon seine äußere Gestalt machte mir wenig Hoffnung, in seinen innern Räumen das System der Milde und der Besserung zu finden, welches sonst in allen Pariser Gefängnissen bei der Behandlung der Gefangenen maßgebend ist.

Eine hohe Mauer umgab den ganzen Raum, auf dem das Gefängniß erbaut ist, und über derselben ragten die Giebel eines großen, fächerartig aufgeführten Gebäudes empor. Der innere Hof, den ich durch das gefängnißartige Eingangsthor betrat, hatte ein nichts weniger als düsteres Aussehen. Das Quergebäude, welches seine Breitseite einnahm, zeigte einen fast bürgerlichen Anstrich. Aber es war das Haus, in dem sich die Bureaux und die Registraturen befinden und wo die Beamten des Gefängnisses wohnen. Der Kerker selbst erhebt sich hinter diesem Hause. Als der Greffier das Papier geprüft hatte, welches mich zu der Besichtigung des Gefängnisses ermächtigte, übergab er mich einem von den Aufsehern mit dem Auftrage, mich in allen Räumen desselben umherzuführen, mir die Einzelzellen zu zeigen und mich von der Behandlungsweise der Gefangenen genau zu unterrichten. Der Aufseher war ein Mann in den Fünfzigen, der bereits viele Jahre seinem traurigen Posten vorstehen mochte. Seine Züge trugen den Stempel jener Gleichgültigkeit und Herzenshärte, welche die Folge einer so langen, traurigen Beschäftigung sein müssen. Das Gefängniß gehört nicht zu den neueren Pariser Gefängnissen. Es ist schon unter der Regierung Karl's des Zehnten erbaut worden.

Wir traten nun eine Wanderung an, welche ich zu den düstersten rechne, die ich in Paris in die Wohnstätten der Verbrecher und der Elenden gemacht habe. Es waren das Verbrechen und die moralische Verkommenheit der frühesten Jugend, welche in den verschiedensten Bildern an mir vorüberzogen. Das Gefängniß der jugendlichen Verbrecher in Paris nimmt nur Knaben und Jünglinge auf, welche das zwanzigste Jahr noch nicht erreicht haben und nicht unter sechs Jahren sind. Entweder das Verbrechen führt sie hinein, oder der Wille ihrer Eltern oder Vormünder, welche hoffen, von einer kürzern oder längern Haft ihre Besserung zu erzielen. Die Bestimmungen des Code pénal (des Strafgesetzbuches) geben in Frankreich dem Vater oder dem Vormunde das Recht, ein Kind auf einige Zeit in ein Besserungshaus zu bringen, wenn dasselbe sich der Erziehung und dem Willen seiner Eltern durchaus nicht fügen will. Es ist zu einer solchen Maßregel nur der Beschluß des Tribunalspräsidenten nothwendig, in dessen Gerichtsbezirk die Eltern des Kindes domicilirt sind. Für junge Mädchen dient als solches Besserungshaus Saint Lazare, für Knaben unsere prison des jeunes détenus. Länger als bis zum zwanzigsten Jahre bleibt Niemand im Gefängnisse der jungen Verbrecher. Der Knabe, welcher auf Veranlassung seiner Eltern hierher gebracht ist, geht dann in das Haus der Eltern zurück; der Verbrecher, dessen Urtheil auf eine längere Zeit lautet, wird in das Centralzuchthaus des Departements gebracht.

Ich sah auf meiner Wanderung durch die sechs Flügel des Gefängnisses Knaben auf allen Altersstufen, Kinder von sieben, acht, neun Jahren und junge Burschen von vierzehn bis zwanzig. Am Tage, wo ich das Haus besuchte, befanden sich darin nicht weniger als 600 Knaben und Jünglinge. Das ganze Gefängniß ist durchgehends nach dem Zellensystem eingerichtet. Sämmtliche sechs Flügel vereinigten sich sternförmig in einem Thurme, welcher für die Besuche der Eltern, Freunde oder Verwandten sehr sinnreich in der Weise eingerichtet ist, daß ein Beamter, welcher in der Mitte dieses Thurmes auf einem erhöhten Aussichtspunkte steht, sämmtliche Besucher sowie die Kinder, welche die Besuche empfangen, auf einmal übersehen und beaufsichtigen kann. Die Kinder und die Personen, welche sie besuchen, sind von einander durch einen mehrere Fuß breiten Raum getrennt, den sie nicht überschreiten können, da er von beiden Seiten von zwei einander gegenüberstehenden Barrieren eingehegt wird. Sich gegenseitig die Hand zu reichen, ist ebensowenig möglich wie irgend eine andere Berührung.

Es ist eine raffinirte Grausamkeit, in solcher Weise dem Unglücklichen, der sich fortwährend in einsamer Haft befindet, selbst die Momente des Besuchs eines Freundes oder Verwandten zu verderben. In der Einsamkeit und in dem Schweigen der Isolirzelle bildet ein solcher Besuch einen lichten und erregenden Moment, nach dem der Gefangene sich lange sehnt und dessen Erinnerung ihm Wochen lang theuer bleibt, wie ein Gedenkblatt der Liebe und der Freundschaft. Und hat eine solche Maßregel einen Zweck? Gar keinen, denn Niemand wird doch behaupten wollen, daß in den wenigen Minuten, welche ein solcher Besuch dauert, das Gemüth des Verbrechers demoralisirt werden kann, abgesehen davon, daß der Person, welche denselben im Gefängnisse besucht, eine solche Absicht gänzlich fern liegt. Diese Einrichtung des Besuchsthurmes im Hause der jungen Verbrecher gehört zu jenen tollen Ausschreitungen, zu denen die Isolirhaft in Europa gelangt ist.

Mein Begleiter war anderer Meinung. Er that sich auf die sinnreiche Einrichtung seines Besuchsthurmes ordentlich etwas zu Gute, sagte mir, daß es in Paris keinen ähnlichen Thurm gebe, und ich mußte mich durchaus auf die Tribüne des Aufsehers stellen, um diese sinnreiche Einrichtung auch selbst mit einem umfassenden Blick zu überschauen. Er machte mich dabei darauf aufmerksam, daß ich mich auf dem Punkte, auf dem ich stand, gerade in der Mitte des Gefängnisses befände. Vergebens suchte ich ihn von der raffinirten Grausamkeit und von der nutzlosen Härte der ganzen Maßregel zu überzeugen. Er blieb bei seiner Meinung. Sein Herz war in seiner langen Kerkermeisterlaufbahn hart wie ein Stein geworden, und sein Kopf hatte über das, was er in dieser Zeit im Gefängniß gesehen, wohl niemals nachgedacht.

Verdrießlich fuhr ich ihn, als alle meine Gründe ihn nicht überzeugen konnten, an: „Waren Sie je im Gefängniß? Gewiß nicht, sonst würden Sie die Qual einer langen, einsamen Haft kennen!“

Da sah der Mann mich erstaunt an. „Ich im Gefängniß?“ rief er, „niemals, denn ich habe niemals ein Verbrechen begangen.“

„Aber Sie können auch für ein sogenanntes politisches Verbrechen in's Gefängniß kommen!“

„Herr,“ sagte er, „ich bin ein guter Unterthan und befolge die Gesetze, welche die Regierung, der ich diene, vorschreibt.“

Da hatte ich die Erklärung, weshalb meinem Begleiter sein Gefängniß gefiel. Er war aus einem denkenden und fühlenden Wesen eben eine Maschine geworden. Wozu weiter mit ihm reden? Eine Maschine hört nicht und antwortet nicht; sie bewegt sich, wie die Kraft will, welche sie sich bewegen und still stehen läßt. „Sprechen wir nicht mehr davon,“ sagte ich; „weiter!“

Die sechs Flügel der Gefängnisse hängen mit dem Thurme durch sechs fliegende Brücken zusammen, oder eigentlich durch achtzehn, denn jeder Flügel hat drei Stockwerke und jedes Stockwerk ist mit dem Thurme durch eine ähnliche fliegende Brücke verbunden. Jeder Flügel besteht aus einer Anzahl kleiner Zellen je von

der Länge von sechs und der Breite von drei Schritt, welche, zu beiden Seiten des Gebäudes belegen, durch einen zwischen ihnen durchlaufenden Gang getrennt sind. Jede Zelle war das Gefängniß eines Knaben, in welchem er sich außer den Freistunden, die er, ebenfalls allein, in einem von den Höfen, welche die Flügel des Gebäudes von einander scheiden, zubringen durfte, Tag und Nacht aufhielt. In diesem traurigen, einsamen Gefängnisse arbeitete, las, schrieb, lernte, aß, trank und schlief er, zu fortwährendem Schweigen verurtheilt. Die einzige Unterbrechung, welche in diesem raffinirten System des Schweigens und der Einsamkeit täglich eintritt, besteht in den Unterrichtsstunden, welche ihm von seinem Lehrer, ebenfalls in der Isolirzelle, ertheilt werden, oder in den wenigen Worten, welche der Wärter mit ihm wechselt, der ihm das Frühstück oder das Mittagsessen bringt. Für den Knaben, welcher ein Handwerk im Gefängnisse erlernt, tritt in dieser schweigenden, einsamen Existenz noch die Abwechselung hinzu, welche die Erlernung oder der Betrieb des Handwerkes nothwendig macht. Der Leser sieht, es war das Zellensystem in seiner schärfsten Anwendung. Sogar die Abwechselung und die Unterbrechung, welche ein gemeinsamer Schulunterricht mit sich bringt, fehlt in diesem entsetzlichen Gefängnisse, in diesem steinernen Grabe voller Einsamkeit und Schweigen.

Das Zellengefängniß für junge Verbrecher soll als Besserungs- und als Durchgangshaus für andere Gefängnisse oder für die Freilassung dienen. In seiner jetzigen Gestalt würde es seinen Zweck nicht einmal erfüllen können, wenn seine Bewohner erwachsene Leute wären. Es handelt sich nicht allein darum, die moralische Ansteckung unter den Gefangenen zu verhindern, sondern auch durch Zuspruch, Unterricht, Thätigkeit und liebevolle Behandlung ihre Seele wieder aufzurichten und sie aus dem Sumpf moralischer Verkommenheit zu einem anderen Leben emporzuheben. Der erste Zweck wird allerdings hier erreicht. Ein Kind kann Jahre lang in seiner Zelle zubringen, ohne das Kind, welches sich in der benachbarten Zelle befindet, jemals zu erblicken, geschweige denn mit ihm ein Wort zu wechseln. Selbst in den Spiel- und in den Unterrichtsstunden ist hier keine Annäherung möglich, weil auch diese Stunden nicht gemeinschaftlich, sondern einsam zugebracht werden. Ich sah aus dem Fenster eines Ganges auf den Hof. Er bildete eine Sandfläche ohne allen Blumen- oder Blätterschmuck. Die grauen Mauern auf dem grauen Sande gaben ein entsetzlich eintöniges Bild, in welches einzig und allein die Sonnenstrahlen und die langen Mauerschatten etwas Abwechselung brachten. Auf der grauen Sandfläche spielte ein zehnjähriges Kind einsam und allein mit dem Reifen, den es mittelst eines Stockes im Kreise umherjagte. Der sich drehende Reif und das laufende Kind bildeten das einzige sich bewegende Element in dieser wüsten Oede. Dann schien das Kind vom Laufen ermüdet, Reif und Stock lagen im Sande, das Kind lehnte sich an die Mauer, sein Auge blickte im Hofe umher und suchte vergebens eine Beschäftigung, welche es nirgends fand. Traurig schlich es dahin, um nach einiger Zeit den Reif wieder aufzunehmen und sein monotones Spiel von Neuem zu beginnen. Muß, in dieser Weise zugebracht, die Spielstunde nicht zu einer Stunde der Qual und der Langeweile werden? Die Einsamkeit des Erwachsenen beleben die Bilder der Erinnerung aus dem vergangenen Leben; die Einsamkeit des Kindes wird zur geistlosen Träumerei, welche die Kraft der Seele abstumpft und ihre geistigen Schwingen lähmt. Schließlich verliert das Kind die Lust sich zu bewegen, da es nicht weiß, worauf es die Bewegung richten soll, und so geht selbst der Nutzen, den die körperliche Bewegung für die Glieder haben könnte, verloren. Das gesellige Zusammensein ist aber ein für das geistige Leben des Kindes durchaus nothwendiges Element. Die Kinder, welche ich entweder mit einer Handarbeit oder mit Schreiben und Lesen beschäftigt in den Zellen sah, schienen alle geistige Frische eingebüßt zu haben. Theilnahmlos und gleichgültig antworteten sie auf meine Fragen. Auch ihre Gesichtsfarbe entbehrte der körperlichen Frische der Jugend. Wie vermag die Seele sittlich, groß, rein und edel zu werden in dieser düstern Einsamkeit, und ist das Gesicht nicht der Spiegel der Seele? Unbegreiflich, daß sich die Gedanken eines Menschen, der die Seele eines Mitmenschen bessern und sittlich veredeln will, zu einer solchen Behandlungsweise moralisch verderbter Kinder verirren können. Nur der Geist eines „Bruders aus dem Rauhen Hause" kann auf derartige Abwege gerathen, oder das Gemüth eines Kerkermeisters, welches in seinem langjährigen Beruf hart und empfindungslos geworden ist, wie der Stein seiner Gefängnißmauern. Nochmals klopfte ich bei dem Herzen meines Begleiters an. Es gab keine Antwort. Der Mann fand alle Einrichtungen seines entsetzlichen Gefängnisses vortrefflich, wie er die zellenartige Einrichtung des Besuchthurmes vortrefflich gefunden hatte. Mit einem Gefühle innerer Zufriedenheit beschrieb er mir den Einschachtelungsplan des Unterrichts und der Behandlungsweise der Kinder in seinem Gefängnisse, wie die einzelnen Gänge in verschiedene Abtheilungen gesondert und jede Abtheilung ihren besondern Lehrer und ihre besondern Aufseher habe, wie selbst die Erholungsstunden der Knaben so künstlich vertheilt und in die Zeit des Tages eingeschachtelt seien, daß niemals ein Knabe mit dem andern in den Spazierstunden und Spielstunden zusammentreffen könne.

Allen meinen Einwendungen begegnete er mit der stereotypen Redeweise, daß diese Härte und Abgeschlossenheit in der Behandlung für so verdorbene und verbrecherische Jungen gerade am Platze seien, um den störrischen Sinn zu beugen und auf andere Wege zu bringen. Ich ließ mir noch einige Zellen öffnen. Ueberall derselbe in gleicher Weise ausgestattete Raum, ein Tisch, ein Stuhl, das Waschgeschirr, Bücher, Schreibmaterial, Handwerksgeräth, die Matratze an der Wand hinaufgeschlagen, die vergitterten Fenster in der obern Hälfte der Wände, dieselben freudelosen und gleichgültigen Gesichter von Knaben in allen Altersclassen. Traurig über Alles, was ich gesehen, verlangte ich zu dem Greffier zurückgeführt zu werden, um meine Vollmacht zur Besichtigung der Pariser Gefängnisse wieder in Empfang zu nehmen.

„Nun, wie hat es Ihnen bei uns gefallen?" fragte mich der Greffier, als ich wieder in seinem Zimmer stand und er mir das Papier, mit seiner Unterschrift versehen, zurückgab, „sind Sie zufrieden?"

„Zufrieden?" wiederholte ich entrüstet, „ist das Scherz oder Ernst? wie kann ich mit einem solchem System zufrieden sein? Ich finde das Behandlungssystem in Ihrem Gefängniß miserabel und für die Zwecke, welche Sie erreichen wollen, vollständig unpraktisch."

Da fuhr der Mann von seinem Stuhl auf. „Miserabel und vollständig unpraktisch?" rief er. „Da haben Sie Recht, ich bin vollständig mit Ihnen einverstanden. Das System ist gar nicht zu verantworten."

„Aber weshalb ändern Sie es denn nicht?" fragte ich ganz erstaunt über diese Antwort.

„Das will ich Ihnen sagen," rief der Greffier mit echt französischer Lebhaftigkeit. „Es war vor uns, vor der jetzigen Direction, ein Director hier, ein harter, unpraktischer Mann, dem die Theorie der amerikanischen Systeme zu Kopfe gestiegen war; dieser Mann hat die Einrichtungen, welche Sie leider noch heute vorgefunden haben, sämmtlich eingeführt. Wir geben uns jetzt alle mögliche Mühe, die uns vorgesetzten Behörden von der Nothwendigkeit der Abschaffung des jetzigen Systems zu überzeugen. Man hat im Ministerium wohl noch keine Zeit gehabt, sich darum zu bekümmern. Aber es soll und wird ein Ende haben, seien Sie dessen versichert. Verdüstert im Gemüth, mit hartem Herzen, zuweilen geschwächt an Geist und Körper verlassen die Knaben das Gefängniß. Man findet auch kein zweites Gefängniß in Paris wie das unsrige. Aber es wird und soll damit ein Ende haben."

Herzlich drückte ich dem wackern Manne die Hand, als ich ihn verließ. Möchten seine Worte von allen jenen Zuchthausverwaltern gehört und beherzigt werden, welche in deutschen Strafhäusern längst abgethane Theorieen amerikanischer Isolirsysteme mit zäher Consequenz zur Geltung zu bringen suchen! Aber ich fürchte, mein Wunsch wird sobald noch nicht in Erfüllung gehen.

M.

Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben.*

2. Im Generalpostamt. — Der Zeitungssturm. — Die blinden Briefe. — Todte Briefe mit drei Millionen Pfund Sterling — Der Briefmarken-Columbus.

Freitag Abend. Die Uhren der City haben eben das zweite Viertel der sechsten Stunde verkündet, und vor uns prangt ein langer, stattlicher, säulengetragener griechischer Bau, eine der wenigen Oasen in der nüchternen Londoner Steinwüste, worin sich die sprüchwörtliche englische Geschmacklosigkeit nicht ihr Denkmal gestiftet hat: das Generalpostamt — the General Post Office — das Centrum des gesammten Postverkehrs von Großbritannien und Irland, 1829 auf der Stätte eines ehemaligen Klosters in St. Martin's-le-Grand nach den Entwürfen des berühmten Architekten Sir Robert Smirke vollendet.

Diesem Gebäude gilt unsere heutige Wanderung. Mit Lebensgefahr haben wir uns endlich durch das uns umtosende Gewühl, durch die Hunderte von Fußgängern, meist schwerbeladene Männer und Knaben, die Karren und Packwagen, die Postfourgons, die Droschken und Wagen, die Gigs und Broughams um und vor und hinter uns geschlagen, von denen ein gut Theil gleichfalls unserm Ziele zutrachtet. Denn sechs Uhr, die Stunde des täglichen Postschlusses, ist nahe, und welche Last von Briefen und Bücherpaketen, von Zeitungs- und Journalconvoluten soll in den wenigen Minuten noch Unterkunft finden in den verschiedenen Schaltern der großen Vorhalle, um welche die einzelnen Postbüreaus gruppirt sind! Sputen wir uns, daß wir den Augenblick nicht versäumen, — mit dem letzten Glockenschlage der sechsten Abendstunde thut sich unerbittlich jeder dieser Schalter zu; eilen wir, uns die merkwürdige und ergötzliche Scene zu beschauen, welche sich hier allabendlich, am imposantesten und interessantesten des Freitags, abspielt. Nur London vermag eine solche Scene zu bieten, die mit den Betrachtungen, Folgerungen und Perspectiven, den culturgeschichtlichen Momenten, die sich an sie knüpfen, vielleicht vor allem Andern geeignet ist, uns das Ungeheure der jeden Vergleiches spottenden Londoner Verkehrsdimensionen in schlagenden Zügen, im bezeichnendsten Brennpunkte palpabel vor Augen zu stellen.

Ueber eine breite Freitreppe und durch einen eleganten Peristyl von cannelirten Säulen treten wir ein und stehen in einem weiten hohen Saale, an welchen zu beiden Seiten die verschiedenen Geschäftszimmer stoßen, in denen Abgang und Ausgabe der einlaufenden Poststücke vorbereitet werden, während rechts und links eine Reihe von geräumigen Schaltern der Aufnahme von Briefen und Drucksachen dient. Wo der Welthandel in seinem größten Emporium gipfelt; wo tagtäglich Hunderttausende mit schönen und unschönen Händen ihre Gefühle und Gedanken, ihre geschäftlichen Anliegen und Berechnungen, ihre Liebe und ihren Haß, ihre Bitten und ihren Dank, ihre Sorgen und ihre Hoffnungen, ihr Glück und ihr Leid auf feinem und grobem Papier in die Welt hinein schreiben, — da ist es wohl begreiflich, daß trotz der zahllosen Briefkasten und Annahmestellen und trotz der vielen größeren und kleineren Nebenpostämter, welche über die einzelnen Stadtbezirke vertheilt sind, die Halle im General-Office von Martin's-le-Grand von früh bis Abends selten einmal leer wird, um so weniger, als sie zugleich als öffentlicher Durchgang benutzt wird, der durch das enge Foster Lane mit dem prachtvollen alten Gildenhause der reichen Goldschmiedezunft in jenes Labyrinth von rußigen Citygassen und -Gäßchen führt, welche, der gesammten mercantilischen Welt inner- und außerhalb Londons hochheilige Stätten, vom größten Großhandel in Beschlag genommen sind und Tag für Tag Millionen von Pfunden Sterling aus einer Hand in die andere übergehen sehen. Jetzt aber, wo der Zeiger der über dem Eingange angebrachten Uhr in wenigen Minuten bereits auf die Sechs gerückt sein wird, ist diese Posthalle der Schauplatz eines Dramas, wie auch London ein gleich lebens- und bewegungsvolles kaum zum zweiten Male aufweist. Es ist die Scene, von welcher unser Künstler eine Skizze zu geben versucht hat, die freilich den überwältigenden Eindruck der Wirklichkeit nur andeuten kann.

So wie es ein Viertel über fünf schlägt, werden die den Tag über geschlossenen großen Fenster ganz in die Höhe geschoben. Alsbald wogt eine ungestüme Menschenfluth über die Stufen herein, und Briefe und Zeitungen beginnen in einem wahren Hagelschauer in die Büreaus zu regnen. Eine Anzahl von Knaben von den verschiedensten Altern und Costümen hat auf der Stelle das Zeitungsfenster links umdrängt und umlagert; andere Jungen und Männer keuchen unter schweren Papierlasten heran. Wir müssen uns in einen Winkel retiriren, denn es ist nicht gut sein in der Nähe dieses aufgeregten Schwarmes, der nur sein Ziel im Auge hat und auf unsere Köpfe und Nasen, unsere Füße und Leiber nicht die geringste Rücksicht nimmt. Seht nur, wie ihre Ellenbogen arbeiten, wie sie sich stoßen und puffen, wie Einer den Andern vom Fenster wegzuschieben strebt, wie hier ein kecker Bengel, die Stirn voraus, den Arm in die Hüften gestemmt, sich glücklich durchwürgt durch seine Vordermänner und nun auf ein paar Augenblicke eine allgemeine Katzbalgerei entsteht! Zwar gelingt es den wachthaltenden Policemen, aus dem höllischen Tumulte wieder eine dem Orte einigermaßen entsprechende Ordnung herzustellen, allein das Wortgefecht währt dafür in um so drastischeren Aeußerungen und Wendungen fort. Die Jungen sind die Auslaufburschen der Londoner Zeitungs- und Journalexpeditionen und übertragen in anerkennenswerther Gesinnungstüchtigkeit und Geschäftstreue die Sympathien und Antipathien ihrer Blätter auf ihre gegenseitigen persönlichen Beziehungen. Heut', am Freitage, stellen sie ein besonders zahlreiches Contingent zu dem die Halle füllenden Menschentrosse; heute erscheint ja auch das Dreiviertelhundert von Wochenschriften, mit und ohne Illustrationen, die London über den Erdball schickt, Blätter von den verschiedensten Nüancen in Richtung und Politik. All' diese Literatur soll mit den nächsten Nachtzügen nach sämmtlichen Grafschaften des vereinigten Königreichs und nach den Hafenplätzen in Süd und Nord, in Ost und West spedirt werden, um von dort ihre civilisatorische Mission nach dem Continent und über den Ocean bis zu den Antipoden und an der Welt Enden anzutreten.

Wir müssen uns noch tiefer in die Mitte der Halle zurückziehen, denn die Jungen werden toller mit jeder Minute, und immer kühner sausen die noch druckfeuchten Bündel durch die Luft, dicker und rascher fallend als der Schnee an einem stürmischen Decembertage. Daß die papiernen Geschosse hier einen Hut, dort eine Mütze den Umstehenden von den Köpfen reißen, daß manche ihr Ziel verfehlen und an den Fenstergesimsen und Wänden ricochetirend unter das Publicum zurückprallen, das mindert das Feuer des Bombardements nicht. Und von Secunde zu Secunde wächst der Wirrwarr, zuletzt fließt Alles, Arme, Beine, Säcke, Körbe, Köpfe und Zeitungen zu einer ununterscheidbaren Masse zusammen, und noch immer kommen Nachzügler athemlos die Stiegen herangestürmt. Säcke- und korbweise entladet sich die periodische Presse zu den Füßen der in den Büreaus hantirenden Beamten, die mit vieler Kunst pariren und manövriren müssen, um von dem Papierregen nicht zu Boden geschmettert zu werden, und ihrerseits die leeren Hüllen über die Häupter der Menge in die Halle zurückschleudern, ebenfalls unbekümmert, wo das Projectil auftrifft. „Times“ und „Daily News“; die erzradicale „Weekly Despatch“ und der ultratorystische „John Bull“; „Bell's Life in London“ mit ihrer Chronik von Wettrennen und Wettrudern, von Boxereien und Hahnenkämpfen, von Yachtclubs und Cricketpartien und das fromme hochkirchliche „Record“; „Saturday Review“ und „Morning Star“; Palmerston's und Derby's, D'Israeli's und Russell's, Bright's und Shaftesbury's Organe, sonst himmelweit geschieden in Anschauungen und Gebahren, in Meinungen und Tendenzen, hier machen sie in intimster Gemeinschaft ihren Flug in die Postexpeditionen und lagern sich in buntem Gemisch einträchtig übereinander.

Noch eine Minute, und es ist 6 Uhr. Lärm und Gewühl erreichen ihren Gipfelpunkt, weil das Publicum recht wohl weiß, wie das Postpersonal auch keine Secunde Nachsicht schenkt und daß mit dem letzten Glockenschlag der sechsten Stunde der Sturm unweigerlich geendet sein muß. Horch! Eins, zwei — ein paar säumige Burschen durchbrechen mit den letzten Säcken in Todesverachtung das Gedränge; drei, vier — in wahrhaft babylonischer Sprachverwirrung schreit und tobt Alles durcheinander; fünf — noch einige gewaltige Entladungen; sechs — mit einem Schlage fallen alle Fenster und sämmtliche Schalter schließen sich mit dem gleichen jähen Rucke. Für heute ist das Schauspiel aus, um morgen, etwas minder handlungsvoll, von Neuem zu beginnen. Die Halle leert sich, und wo noch eben Hunderte von Stimmen

* Siehe Gartenlaube 1864, Nr. 13.

durch einander brausten und Hunderte von Armen in Bewegung waren, wird's nun grabesstill, höchstens, daß Einer oder der Andere, der unverrichteter Sache abziehen muß, seinem Grimm in halblauten „Dams!“ Luft macht. —

Vor den Briefschaltern der andern Seite ist's mittlerweile zwar weniger tumultuarisch, doch immerhin laut und lebhaft genug hergegangen. Unaufhörlich sind Briefe jeder Größe und Farbe eingeströmt, Briefe von Freunden und Schreiben von Advocaten; kindliche Gelöbnisse und ernste elterliche Ermahnungen; Briefe mit dem ersten zagen Liebeswerben schüchterner Jünglinge und Briefe mit dem aus allen Himmeln reißenden kurzen „Nein“ schnippischer Fräulein; Briefe, welche die lang erhoffte Anstellung verkünden, und „kleine Noten“, die auf sofortige Abmachung dringen; rosafarbige Billets, die vom glücklich geschlossenen Bunde für's Leben jubeln, und schwarzgeränderte Couverts, welche von Tod und Grab und Harm erzählen; dickleibige Geschäftsbriefe und parfümirte Höflichkeitsepisteln, und so fort pêle-mêle durcheinander in unerschöpflicher Fülle und Mannigfaltigkeit. Doch auch hier ist die Fluth plötzlich gestaut worden, sobald die Uhr zum letzten Schlage aushob, auch hier geht Mancher und Manche mit einem ärgerlichen „zu spät!“ auf dem Gesichte heim.

Wir selbst bleiben noch einen Augenblick vor ein paar Tafeln stehen, die unweit des Eingangs in Rahmen aufgestellt sind. Diese Tafeln sind eine höchst wohlthätige Einrichtung des Londoner Postamts, die uns, als namentlich dem Fremden zu gute kommend, persönlich schon etliche Male zu Danke verpflichtet hat. Sie enthalten nämlich unter genauer Namensangabe der Adressaten und Bezeichnung des Ortes, den der Poststempel ausweist, eine Liste der in der letzten Zeit eingegangenen Briefe, welche wegen irgendwie unzulänglicher Wohnungsbezeichnung nicht haben bestellt werden können. Hinter jedem der aufgeführten Briefe ist ein leerer Raum gelassen, damit der Empfänger seine richtige Adresse beisetzen und so mit einer der nächsten Briefvertheilung das ihm bestimmte Schreiben sich zugänglich machen kann. In der Regel stehen diese Verzeichnisse mehrere Wochen aus, und so oft uns der Weg nach St. Martin's-le-Grand führte, jedesmal fanden wir die Tafeln von Leuten umringt, die sie eifrig studirten. Mit welcher Erwartung überlasen sie Namen nach Namen, und welche Freude leuchtete auf in ihrem Auge, wenn sie endlich die Ankunft der vielleicht lange schmerzlich entbehrten Kunde aus der Heimath vermerkt sahen! Wie schrieben sie zitternd vor Erregung ihre Adresse dahinter — aber wie trostlos schlichen sie davon, war aber- und abermals ihr Weg vergeblich gewesen! —

Der Zugang zu den inneren Räumen des Postgebäudes ist dem Publicum streng untersagt; wir sind indeß heute Bevorzugte, wir besitzen eine Zauberruthe, die uns sämmtliche der verschiedenen Geschäftslocalitäten öffnet, von denen wir wenigstens einige rasch durchlaufen wollen. Durch lange von Gasflammen tageshell erleuchtete Corridore schreitend, kommen wir in hohe geräumige Säle, in denen Hunderte von menschlichen Wesen emsig schaffen, um ungeheuere Stöße von Briefen und noch riesigere Haufen von Zeitungen zu sortiren und zu stempeln. Uns schwindelt bei dem Wirrsal, das wir um uns erblicken; es scheint heillos zu sein, doch mit fabelhafter Geschwindigkeit bringen die geübten Hände Ordnung in die Confusion. Im Zeitungssaale ist bereits ziemlich aufgeräumt, die umherverstreuten Blätter sind in große Körbe zusammengeharkt worden und mächtige dampfgetriebene Flaschenzüge befördern die sortirten Pakete nach den Räumen hinab oder hinauf, wo die weiteren Proceduren ihrer harren. In der Hitze des Sturmes entgleitet natürlich eine erkleckliche Anzahl von Zeitungen den um sie gelegten Papierstreifen, welche die Adressen enthalten, und darum sind Abend für Abend mehrere Beamte ausschließlich damit beschäftigt, die losen Blätter wieder in ihre Hüllen zu schieben, wobei, trotz aller Sorgfalt, zeitweilen kleine Verwechselungen nicht ausbleiben und dies oder jenes urfortschrittliche Journal an einen stockconservativen Tory geräth, während umgekehrt hin und wieder der liberale Manchestermann statt seines gewöhnten Parteiblattes etwa den hochjunkerlichen „Morning Herald“ auf seinem Frühstückstische finden muß. Wo im Jahre 73 Millionen Zeitschriften und 14 Millionen Bücherpakete durch die Post befördert werden, sind wohl derlei gelegentliche kleine Quidproquos entschuldbar.

Begeben wir uns in die Briefsäle hinüber, so haben wir das gleiche rastlose Rühren einer Legion von Postbeamten zu bewundern. Schon liegen die Briefe sämmtlich mit Adresse und Postmarke nach oben gekehrt, und das Stempeln nimmt seinen Anfang, nicht mit der Hand, sondern mittels einer sinnreich erdachten Maschinerie bewerkstelligt. Zu gleicher Zeit werden alle nicht verschlossenen Briefe bei Seite gelegt und in ein anderes Local geschafft, wo das Postamt nachholt, was das nachlässige Publicum zu thun versäumt hat. Daß auch der wohl überlegende praktische Engländer dann und wann recht ungeschäftsmäßig leichtsinnig sein kann, beweisen die nahe an 300 Briefe, die allabendlich ohne jedweden Verschluß dem Generalpostamte überbracht werden.

Eine wahre Lust ist's, dem Sortiren dieser chaotischen Menge von Briefen zuzusehen; die Schnelligkeit, mit welcher die gesammte Correspondenzmasse zuerst nach den großen Hauptrouten, die England durchschneiden, alsdann weiter in engere und engste Gruppen gesondert wird, macht uns staunen. Von Zeit zu Zeit pausirt einer und der andere der Sortirer in seinem Werke, um einen Brief genauer zu befühlen und darauf rasch in ein besonderes Fach zu werfen. Er hat in dem also beseitigten Briefe klingendes Geld entdeckt, von welchem die Adresse nichts besagte. Anstatt nun, wie es bei uns geschehen würde — wo mit bureaukratischer Engherzigkeit auf den Buchstaben des Gesetzes größerer Werth gelegt zu werden pflegt, als auf die Interessen des Publicums — die solchergestalt illegitim beschwerte Epistel in Ruhe unbefördert liegen zu lassen oder, wenn es hoch kommt, dem Absender zurückzugeben, der froh sein muß, wenn er nicht als Defraudant in Strafe genommen wird, ist die englische Post menschenfreundlich und coulant genug, auch in diesem Falle ihrerseits das Unterlassene nachträglich zu besorgen: das Schreiben zu registriren (recommandiren) und gegen Anrechnung doppelten Portos unverweilt an den Adressaten zu befördern. Allerdings ist diese Praxis eine noch junge, die der aus den Zeiten der hohen Portosätze herstammenden Gewohnheit der Bevölkerung, Geldsendungen zu schmuggeln, Rechnung trägt. Wie sehr diese Gewohnheit noch immer besteht, auch nachdem die sie bedingenden Ursachen längst weggefallen sind, erhellt daraus, daß im Zeitraume von sechs Monaten allein in London 58,000 solcher Briefe vorkamen, die erst das Postamt in die vorschriftsmäßige Verfassung setzen mußte.

Eine der interessantesten Abtheilungen der Verwaltung ist das Bureau für die „blinden“ Briefe. Blinde Briefe? fragt der Leser. Das heißt diejenigen, deren Adressen unleserlich, falsch geschrieben oder ungenügend bestimmt sind. In diesem Departement regieren die Secretäre aller Secretäre, aus den erfahrensten und gescheidtesten Beamten zu ihren schwierigen Posten erhoben. Sie sitzen vor Haufen wunderlich überschriebener Briefe und lösen, was jedem andern Sterblichen unentzifferbare Hieroglyphen bleiben würde. Jeden Tag passiren die Hände dieser Männer Hunderte von Briefen, deren Adressen im Sortirsaale nicht zu enträthseln waren. Auf anderen ist vielleicht blos der Name eines obscuren Dorfes verzeichnet, und es gilt nun aus etwaigen zufälligen Merkmalen herauszugrübeln, welcher Winkel des vereinigten Königreichs mit dergleichen Botschaft beglückt werden soll, und den Namen der Grafschaft und der nächsten größern Stadt beizufügen. Wenn man weiß, auf welcher kläglich niedrigen Stufe die englische Volksbildung steht, weiß, welche überraschende Schaar von stolzen Albionssöhnen und Albionstöchtern das Studium der edlen Schreibkunst für einen überflüssigen Luxus erachtet oder doch in äußerst extravaganter Weise prakticirt: so wird man sich eine Vorstellung machen können, was für eine Anzahl von solchen enigmatisch bekritzelten Briefen Jahr aus Jahr ein in die Welt geschickt wird, und von der phantastischen Orthographie, die sich dabei producirt. Der Irländer mit seiner Unbildung und Sorglosigkeit liefert die meisten, der Schotte mit seinem guten Schulunterricht und seiner angebornen Vorsicht die wenigsten blinden Briefe. In acht unter zehn dieser kritischen Fälle wissen indessen unsere Blindbriefsecretäre das Richtige zu treffen.

„Da haben Sie ein Beispiel, wie sie täglich zu Dutzenden uns in die Hände kommen,“ sagte der eine der Beamten, indem er uns einen Brief zur Besichtigung überreichte. „Was meinen die Herren von dieser Adresse?“

Wir strengten all unsern Scharfsinn an, doch wir konnten das Geschreibsel, das folgendermaßen lautete, nicht zusammenstudiren:

„Jenny F.

Ridoleywite“

„Das ist noch eines der leichteren Probleme,“ endete der Secretär lächelnd unsere Verlegenheit. „Die Sache meint einfach ‚Ryde‘ (die Hauptstadt) ‚Isle of Wight‘ (Insel Wight).“

Freilich bleibt immer noch eine beträchtliche Anzahl von Briefen übrig, an deren Adressen sich aller Scharfsinn, alle Geduld und alle Praxis vergeblich abmühen; sie sind eben stockblind und müssen deshalb in das Bureau der „todten" Briefe wandern, damit sie, wenn es gelingt, den Absender ausfindig zu machen, diesem wieder zugestellt werden können. Welche Bedeutung auch dieser Zweig des Postdienstes hat, mag man daraus abnehmen, daß er mehr als fünfzig Beamte ausschließlich beschäftigt, deren Posten eher alles andere als Sinecuren sind; denn im verflossenen Jahre gingen über zwei Millionen unbestellbarer Briefe an ihre Absender zurück, und das hübsche Sümmchen von 11,000 war ohne alle Adresse zur Post gegeben worden. Sämmtliche Postämter der Provinzen schicken täglich ihre todten Briefe an die Centralstelle in London, weil nur diese die Briefe öffnen darf, um Namen und Ort der Absender zu erfahren. Ehe dies aber geschieht, wird noch einmal versucht, ob es nicht doch noch möglich wird, den Brief an seine Adresse zu befördern, und wirklich werden jeden Tag über 300 aus der Provinz als völlig todt abgelieferte Briefe schließlich noch an den rechten Mann gebracht. An 14,000 Pfd. Sterl. in baarem Gelde und gegen 3 Mill. Pfd. Sterl. in Werthpapieren aller Gattung pflegen im Laufe eines Jahres in diesen zurückgehenden Briefen gefunden zu werden, aber auch vielerlei Geschenke und Andenken, Ringe, Tuchnadeln, Brochen, Haarlocken &c., von denen ein gut Theil dem Staate anheimfällt, weil es an jeder Zeile fehlt, die einen Aufschluß über Absender und Empfänger geben könnte.

Unterdessen naht die achte Stunde ihrer Vollendung, wo alle die Tausende von Briefen, die ganze enorme Fluth von Zeitungen, Journalen und Büchern in den verschiedenen Postbeuteln untergebracht und zum Transport nach den Bahnhöfen fix und fertig sein müssen. Noch fünf Minuten vor acht Uhr schwärmt und regt sich's im Gebäude wie in einem Bienenstocke, fünf Minuten später liegt das ganze große Haus mit allen seinen Räumen und Sälen im tiefsten Schweigen. Und wenn einzelne Tage oder besondere Veranlassungen die Arbeit noch so sehr vervielfältigen, wenn z. B. am letzten 14. Februar, dem sogenannten Valentinstage, wo sich, wie es in einigen Gegenden Deutschlands am ersten April oder zur Fastnacht Sitte, der Engländer mit seinen Freunden und Bekannten gern kleine Neckereien und Mystificationen erlaubt, allein in London 957,000 Extrabriefe in Curs gesetzt werden müssen; wenn bei der letzten Wahl für Lambeth (einen jenseit der Themse gelegenen Stadtbezirk) 40,000 Rundschreiben an die Wähler an einem einzigen Tage zu versenden sind — es hilft nichts, Glock acht Uhr muß das Werk gethan, die Correspondenz zu ihrer Fahrt in die weite Welt gerüstet sein. Wenige Minuten darauf rasseln die großen Gepäckwagen aus dem Posthofe nach den Eisenbahnstationen, von wo aus ihre Ladungen mit den Nachtzügen nach allen Richtungen der Windrose spedirt werden.

Die Art dieses Transports unterscheidet sich im Allgemeinen nicht von der auch auf dem Continente üblichen. Wie bei uns, begleitet ein fliegendes Postbureau jeden dieser Bahnzüge, von denen manche lediglich dem Postdienste gewidmet sind und deshalb nur eine beschränkte Anzahl von Passagieren aufnehmen. Es wird uns einen Begriff von dem Riesigen des Londoner Verkehrs geben, wenn wir erfahren, daß sich allein auf der Nordwestlinie — zwischen London, Manchester und Liverpool — täglich acht specielle Postzüge hin und her bewegen. Alle diese Züge rasen mit athemraubender Geschwindigkeit durch's Land; so wird die nahe an hundert deutsche Meilen betragende Entfernung zwischen Perth in Schottland und London in $11^1/_2$ Stunden durchmessen.

Selbstverständlich bestehen außer dem General-Postamte, dem Mittelpunkte der gesammten Postverwaltung des Königreichs und seiner Colonien, in London noch eine Anzahl größerer Districtspostämter neben vielen kleineren Unterexpeditionen und unzähligen Briefkästen und Briefannahmestellen, zu welchen letzteren mit Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Publicums in der Regel Specerei- oder ähnliche viel in Anspruch genommene Kaufläden gewählt sind. Jener Districtspostämter giebt es zehn, denn der Londoner Postrayon, der, St. Martin's-le-Grand als Centrum genommen, ein Areal von etwa $2^1/$ Meilen umkreist, ist in zehn einzelne Postdistricte getheilt: East-(Ost-)Central, West-Central, Western, South-(Süd-)Western, North Western, Northern, North-Eastern, Eastern, South-Eastern und Southern. Die Anfangsbuchstaben der Namen dieser Bezirke, E. C., W. C., N. W., W., E., N. E. &c., sind jene mysteriösen Chiffern, die gewiß schon manchem unserer Leser bei Londoner Adreßkarten und Wohnungsbezeichnungen fruchtloses Kopfzerbrechen verursacht haben. —

Der Chef des gesammten englischen Postwesens ist nominell der Generalpostmeister, als solcher immer zugleich Mitglied des Staatsministeriums, factisch aber ist es der sogenannte Generalpostamtssecretär — Secretary to the Post Office — der mit zwei Assistenzsecretären die eigentliche Verwaltung des weitverzweigten Institutes leitet. Er steht an der Spitze eines zahlreichen Beamtenpersonals, das im Jahre 1862 von 40 Oberbeamten, 11,302 Postmeistern, 7 Schiffspostmeistern, 22 Postmeistern in den Colonien, 73 Agenten in fremden Staaten, 12,138 rothröckigen Briefträgern und 168 Mann Schutzwehr, zusammen von dem stattlichen Heere von 25,380 Beamten gebildet wurde.

Kein anderer Staat der Welt besitzt eine so große Anzahl von Postämtern, wie England, wo im Durchschnitt eines auf je 2500 Köpfe zu rechnen ist; außerdem existiren noch über 15,000 Briefsammelkästen, davon 4000 als „Briefsäulen", weit in die Augen fallende, etwa vier Fuß hohe Eisensäulen, welche, in den großen Städten des Landes, ja, um der Bevölkerung in ihrem Verkehr mit der Post jede mögliche Erleichterung zu gewähren, sogar auf dem Lande an Kreuzwegen aufgepflanzt, einen Kasten zur Aufnahme von Briefen enthalten. Nehmen wir dazu noch, daß man im Innern Londons dem correspondirenden Publicum zehn, in den Vorstädten sechs Mal täglich seine Briefe in's Haus bringt, oder vielmehr unter kräftigen Klopferdoppelschlägen in die an den Thüren angebrachten Briefkästen legt; daß zwischen Manchester und Liverpool täglich acht Mal Briefbeförderung stattfindet; daß fünf Städte des Königreichs täglich fünf, zwölf andere vier, siebenundfünfzig täglich drei und nahe an dreihundert des Tages zwei Mal Briefe aus der Hauptstadt erhalten; daß das Porto durch das ganze Land für den einfachen Brief auf nur einen Penny — $8^1/_2$ Neupfennige — normirt; daß Bücher und Druckschriften aller Art, Photographien, Landkarten, Lithographien, Kupfer- und Stahlstiche und dergleichen, mit der sogenannten „Buchpost" unter bloßem Kreuzband zu sehr niedrigem Portosatze versandt werden können; daß für Waarenmuster ein besonders ermäßigtes Porto eingeführt; daß man unablässig bemüht ist, die mannigfachsten Verbesserungen und Vereinfachungen in dem complicirten Dienste einzuführen, und daß dem Publicum alljährlich ausführlicher Bericht über den Zustand und die Fortschritte des Instituts erstattet wird: — so muß man eingestehen, daß die Organisation des englischen Postwesens in jeder Beziehung als mustergültig für alle ähnlichen Anstalten dasteht, nirgend anderswo erreicht, geschweige übertroffen. Den Zweck in's Auge fassend und überall in erste Linie stellend: Erleichterung und Bequemlichkeit des öffentlichen Verkehrs; von praktischen Geschäftsmännern, nicht von pedantischen Bureaukraten geleitet, die sich, wie leider noch immer bei uns, nicht von der Anschauung losmachen können, daß das Publicum um ihrer, nicht sie um des Publicums willen da seien, darf das englische Postsystem als ein nahezu vollkommenes bezeichnet werden.

Noch aber ist es nicht eben lange her, daß es nichts weniger war, als dies; noch vor einem Vierteljahrhundert gehörte es zu den unvollkommensten und schwerfälligsten in der ganzen civilisirten Welt. Damals war die Verwaltung eine sehr verrottete; die Postbeamten bezogen einen kaum nennenswerthen fixen Gehalt, sondern gewisse Tantièmen vom eingehenden Porto, welche einzelne Stellen fürstlich dotirten. Das Porto selbst war durchaus ungleichförmig, nach einer sehr verwickelten Scala bestimmt und überdies von fast unerschwinglicher Höhe. Noch 1837 betrug es im Durchschnitt für jeden Brief innerhalb der Grenzen des Königreich $8^3/_4$ Pence oder mehr als sieben Neugroschen, obschon seit 1833 bereits eine „Zweipennypost" eingeführt war, die, ursprünglich nur für die Briefcirculation in London selbst gegründet, später auf alle in einem Umkreise von $2^1/_2$ deutschen Meilen von Martin's-le-Grand gelegenen Orte ausgedehnt wurde.

Dies hohe Porto ward die Ursache, daß das Publicum bei der Beförderung seiner Correspondenz die königliche Post nach Möglichkeit zu umgehen suchte; so stellte sich u. a. heraus, daß vier Fünftel der von Manchester versandten Briefe nicht durch die Hände der Post liefen, und ganz ähnlich war das Verhältniß in anderen Manufactur- und Handelsstädten Englands und Schottlands.

Wohl hatte man, gestützt auf diese schlagenden Thatsachen, seit Jahren Vorschläge zur Verbesserung des Postorganismus dem

Vor Postschluß am Freitag Abend in London.
Originalzeichnung unsers Londoner Specialartisten.

Parlamente vorgelegt, allein keiner dieser Pläne fand die Genehmigung der Landesvertretung. Da schleuderte im Jahre 1837 ein Mann, den Wenige kannten, der Secretär irgend einer der vielen englischen Colonisationsgesellschaften, der noch vor kurzer Zeit den Schulbakel geschwungen hatte, eine Flugschrift in die britische Welt, „die Reform des Postwesens, ihre Bedeutung und ihre Ausführbarkeit“, deren Gewalt endlich der alte Schlendrian der englischen Postverwaltung nicht zu widerstehen vermochte. Mit schonungsloser Hand deckte er in dieser Brochüre die Schäden des bisherigen Postsystems auf, wies nach, daß die complicirte Controle, welcher Annahme und Bestellung der Briefe unterlagen, allein zwei Drittel der gesammten Verwaltungskosten verschlang, und schlug ein einfaches Radicalmittel gegen alle jene Gebrechen vor: die Festsetzung einer und derselben Portotaxe durch das ganze Land für ein bestimmtes Gewicht, — er erfand das sogenannte Penny-Postsystem, das seitdem allen Postreformen auch auf dem Continente zum Vorbild gedient hat.

Die Schrift erregte ungeheueres Aufsehen in ganz Großbritannien und fand beim Publicum, namentlich beim mercantilischen, die enthusiastischste Aufnahme, so daß in kurzer Zeit drei starke Auflagen des Werkchens gedruckt wurden. Aber Rowland Hill — so hieß der Verfasser desselben — sollte auch in England erfahren, wie schwer es ist, mit neuen Ideen durchzudringen, wie fest allenthalben die alten Zöpfe zu sitzen pflegen. Obwohl viele Hunderte von Petitionen das Parlament um Annahme der Hill'schen Vorschläge bestürmten; wennschon das Unterhaus noch im nämlichen Jahre eine Commission zur Untersuchung des Planes niedersetzte; obgleich einige der angesehensten Whigs sich für das Project warm interessirten: so stellte doch der damalige Generalpostmeister, Lord Lichfield, dem Oberhause das Hill'sche Project dar als „ein Hirngespinst, das überschwänglichste und phantastischste, von welchem er je gehört.“ Erst 1839 drang die Hill'sche Reform durch, aber auch da vorerst nur in sehr beschnittener Weise. Man konnte sich noch immer der Furcht nicht entschlagen, daß mit ihrer vollen Ein-

führung dem Budget ein unersetzlicher Einnahmeausfall erwachsen werde, und nahm daher anstatt des vorgeschlagenen einen Penny's, den Satz von 4 Pence — ungefähr 3 Ngr. — für ein Briefgewicht von ½ Unze an. Jedoch schon nach wenigen Monaten, Januar 1840, ermannte man sich zu der kühnen That, das Porto des einfachen Briefes für alle Entfernungen im Lande auf jenen beantragten einen Penny zu ermäßigen.

Rowland Hill erhielt nun einen Posten im Ministerium, bis die Tories unter Robert Peel mit dem gesammten Whigcabinete auch ihn aus seiner Stellung verdrängten. Die Nation wußte ihren Wohlthäter besser zu würdigen; bei einem großen Festmahle überreichte sie ihm das Ehrengeschenk von 15,000 Pfd. Sterl. Mit den im Jahre 1846 wieder an's Ruder gelangenden Whigs ward auch Hill von Neuem zum öffentlichen Dienste herangezogen und 1854 Generalpostsecretär. 1860 von der Königin zum Ritter geschlagen und nun Sir Rowland Hill, bekleidete er seine Stelle bis Ende Februar dieses Jahres, wo er sich nicht in das Dunkel, sondern in die wohlverdiente Ruhe des Privatlebens zurückzog, nicht ohne daß ihm die Nation von Neuem ihre dankbare Anerkennung an den Tag gelegt hätte. Auch die Regierung ehrte die unvergeßlichen Verdienste des Mannes, indem sie ihm die erbetene Entlassung in der schmeichelhaftesten Form bewilligte und seinen vollen Gehalt von Zweitausend Pfd. Sterl. als Pension beließ.

Gern zeichneten wir der Gartenlaube ein ausgeführteres Lebensbild Sir Rowland Hill's, leider aber legt der Raum, für diesmal wenigstens, sein Veto ein. Wir wollen daher nur noch in kurzen Zügen die Hauptmomente seiner Wirksamkeit zusammenstellen.

Daß Rowland Hill der Urheber der jetzt über die ganze Erde verbreiteten **Briefmarken** ist und mithin die grassirende Briefmarkensammlungsmanie indirect verschuldet hat, wissen alle unsere Leser, vielleicht aber nicht, daß man ihn nicht den eigentlichen Erfinder der Briefmarken nennen kann. Schon unter Ludwig XIV. nämlich gab es in Frankreich bestempelte Freicouverts, die, von einem Herrn von Velayer erdacht, freilich rasch wieder außer Gebrauch kamen. Auch die Erweiterung des **Postanweisungsinstitutes**, das in kleinem Maßstabe in England schon seit 1792 bestand und nunmehr auch im deutsch-österreichischen Postgebiete Eingang gefunden hat, ist Hill's Werk, wie ebenso er es war, welcher den Gedanken faßte, die zahlreichen Haupt- und Nebenpostämter Englands zugleich als bequeme **Sparcassen** für das Volk zu benutzen, von denen seit 1861, wo die erste in's Leben trat, jetzt in England an 2000, in Irland 450 und in Schottland 400 existiren mit einer durchschnittlichen Wocheneinlage von über 40,000 Pfund Sterling.

So ist der einstige arme Schulmeister der Wohlthäter nicht blos seiner eigenen Nation, sondern unser Aller geworden, die wir Briefe schreiben und empfangen, und wir müssen nur beklagen, daß man in Deutschland noch immer nicht zu einer unverkürzten Annahme seiner Reformen Kopf und Muth genug besitzt; daß man noch immer an der dreifachen Portozone festhält und daß man die Hill'sche „Buchpost“ nicht adoptirt, welche dem Engländer um wenige Pence die Segnungen des Culturlebens rasch in den entlegensten Winkel seines Landes vermittelt. Das Penny-Postsystem hat nicht nur alle Weissagungen zu Schanden gemacht, mit welchen die gute alte Zeit über seine Einführung lamentirte, es hat auch die Erwartungen weit hinter sich gelassen, die sein Urheber und mit ihm die Freunde des Fortschritts daran zu knüpfen wagten, — es hat Englands Postwesen zu einem Institute erhoben, auf welches die Nation mit Recht stolz sein kann.

„Eine Vergleichung des Jahres 1863 mit 1838, dem letzten vor Annahme meines Systems,“ so sagt Sir Rowland selbst in dem Rundschreiben, mit dem er aus seiner Stellung scheidet, „zeigt, daß die Zahl der jährlich durch die Post beförderten Briefe von 76 Millionen auf 642 Millionen angewachsen und daß der Ertrag nicht nur in kurzer Zeit die Einnahme aus den alten hohen Portosätzen erreicht hat, sondern von 2,346,000 Pfund Sterling Brutto auf nahe an 4 Millionen Pfd. Sterl. und von 1,660,000 Pfund auf 1,790,000 Pfd. Sterl. Netto gestiegen ist. Die Zahl der Briefe hat sich mithin fast verneunfacht, während der Nettogewinn um 130,000 Pfd. Sterl. zunahm. Die Entwickelung des Geldanweisungssystems ist eine noch rapidere gewesen; seit 1839 hat der Jahresumsatz eine Erhöhung von 313,000 Pfd. Sterl. auf 16½ Millionen erfahren, sich also verzweiundfünfzigfacht. Das Hauptmoment aber bleibt immer, daß es mir gelungen ist, dem Publicum einen leichteren, billigern und umfassendern Verkehr zu verschaffen, ohne die öffentlichen Einnahmen zu verringern, und daß meine Ideen in größerem oder geringerem Umfange in der ganzen civilisirten Welt die Bahn gebrochen haben zu solchem Endzwecke.“

Sie scheint klein und einfach, die Idee einer Portoermäßigung und Portogleichmäßigkeit, und doch ist sie eine große That gewesen. Wie heute Niemand mehr des britischen Postwesens gedenken kann, ohne zugleich seines Reformators, seines Neuschöpfers zu gedenken, so wird der Name **Rowland Hill** unverlöschlich eingegraben stehen auf den Tafeln der Culturgeschichte der Menschheit.

Blätter und Blüthen.

Ein moderner Mädchenbrief. Vor Kurzem brachten fast sämmtliche Pariser Tagesblätter, unter der Rubrik: „verschiedene Neuigkeiten“, die nachstehende Notiz:

„Gestern in den Morgenstunden hat sich ein junger Mensch von der Höhe des Pont-Royal in die Seine gestürzt; mehrere Fischer, die auf dem Flusse beschäftigt waren, eilten ihm sogleich zu Hülfe, sie kamen aber zu spät und es gelang ihnen erst nach zwei Stunden unermüdlichen Suchens den entseelten Leichnam aus den Fluthen zu ziehen. Da man nichts bei ihm fand, was seine Identität hätte nachweisen können, sah man sich genöthigt, ihn nach der Morgue bringen zu lassen.“

Der junge Mann, von dem in vorstehender Notiz die Rede ist, war 23 Jahr alt, er war Dichter und hatte sich schon in der literarischen Welt einen geachteten Namen erworben. Ich habe ihn genau gekannt, er war fast mein Freund. Die materiellen Prüfungen des Lebens fanden ihn standhaft und fest, aber moralischen Leiden gegenüber war er schwach und furchtsam. Er konnte den Schmerz nicht ertragen, der sein Herz an der erregbarsten Stelle heimgesucht hatte, und — nahm sich das Leben. Andere als ich mögen den ersten Stein auf sein Grab werfen, aber nur derjenige, der ohne Fehl ist, hat das Recht, seine Handlungsweise zu richten. Indessen dünkt mich mitten in unserem neunzehnten Jahrhunderte ein junger Mann, ein Dichter, der sich aus Liebeskummer den Tod giebt, eine ziemlich seltsame Erscheinung, die wohl unsere Beachtung verdient; umsomehr, als das ganze Drama ein grelles Schlaglicht auf den sonderbaren Geist unserer sonderbaren Zeit und namentlich auf die Pariser socialen Verhältnisse wirft.

Raoul R., so hieß der junge Dichter, war, früh verwaist, von seinem Onkel, einem wohlhabenden Arzte in Paris, erzogen und zu dessen Berufe bestimmt worden. Zwar widmete sich Raoul der Medicin, studirte fleißig und bestand auch seine Examina. Allein sein Herz war nicht bei seinem Studium; er dichtete lieber, und so gab er endlich, gegen den Willen seines Wohlthäters und darum von diesem verlassen, die erwähnte Laufbahn auf, um ganz der Poesie zu leben.

Er war nun allein auf sich gestellt; aber wie lebte er? Er gab einen Band Gedichte heraus, der zwei Auflagen erlebte; er verfaßte mehrere Romanzen, die ein bekannter Componist in Musik setzte und die mit Beifall aufgenommen wurden; endlich schrieb er ein kleines Lustspiel in Versen, das auf einem Provinzial-Theater zur Aufführung kam. Dies ist ungefähr die Bilanz seines geistigen Vermögens; hierbei muß ich noch erwähnen, daß er äußerst wenig Bedürfnisse hatte, ein fast klösterlich eingezogenes Leben führte, große Selbstüberwindung und eine wahrhaft stolze Verachtung aller materiellen Lebensgenüsse besaß. Um jedoch Jahre hindurch ein Dasein voll so vieler Entbehrungen führen zu können, muß man entweder ein Heiliger, ein Held, oder — verliebt sein. Raoul war weder ein Heiliger, noch ein Held, aber er war verliebt.

Er bewohnte ein sehr kleines und bescheidenes Zimmer im fünften Stock eines Hauses der Rue Lafitte. Der Hausbesitzer, ein Kaufmann, der sich mit einem sehr bedeutenden Vermögen von den Geschäften zurückgezogen hatte, nahm mit seiner Familie, die aus seiner Gattin, zwei Töchtern und zwei noch ganz jungen Söhnen bestand, den ersten Stock ein. Er lebte auf einem ziemlich großen Fuße, sah öfters Leute bei sich und gab auch zuweilen Bälle. Eines Tages, als es ihm gerade an Tänzern fehlte, schickte er auch seinem jungen Miethsmann im fünften Stock eine Einladung, da die Erkundigungen, die er über ihn eingezogen hatte, befriedigend ausgefallen waren. Nach dem Balle stattete Raoul dem reichen Kaufmann einen Besuch ab; er wurde sehr freundlich aufgenommen; man fragte ihn nach seinen Beschäftigungen; „ich mache Verse!“ entgegnete naiver Weise der junge Poet. Die Gattin des reichen Kaufmanns, eine ziemlich romantische Natur, fühlte sich sehr geschmeichelt, in ihrem Hause einen Dichter zu haben, den sie ihren Freunden und Gästen anständiger Weise vorstellen könne. Sie lud Raoul also sehr oft zu ihren Gesellschaften ein, und er verbrachte im Hause des reichen Kaufmanns die angenehmsten Stunden. Er las die neuesten Producte seiner Muse vor, und auch sein kleines Lustspiel wurde hier, zwischen zwei spanischen Wänden, von einer Liebhabertruppe zum ersten Male aufgeführt.

So weit war für unseren jungen Dichter Alles ganz schön und gut;

aber zum Unglück besaß der reiche Kaufmann eine Tochter. Sie hieß Bertha und mochte zu jener Zeit etwa sechzehn Jahre alt sein. Sie war eine große, schöne Gestalt mit blondem Haar und großen blauen Augen; in ihrem Gange und in ihrem ganzen Wesen lag etwas Stolzes und Entschiedenes, das einen gewissen Eindruck nicht verfehlte. In diese Bertha verliebte er sich sterblich; je näher er mit ihr bekannt wurde, desto mehr wuchs diese Liebe, die alsbald erwidert wurde. Niemand hatte eine Ahnung von der gegenseitigen Neigung der beiden jungen Leute. Dem Herzen des Dichters genügte dieses stumme und reine Glück, von dem er lebte.

So waren Jahre in diesem stillen Glück verflossen. Bertha's Vater hatte zur Feier ihres achtzehnten Geburtstages einen großen Ball veranstaltet. Am Schluß des Festes trat Raoul an Bertha heran, die allein in einer Fensternische saß, und richtete mit bewegter Stimme folgende Worte an sie: „Es sind nun drei Jahre, Bertha, daß ich die Ehre habe, Sie zu kennen, und eben so lange, daß ich das Glück habe, Sie zu lieben. Ich bin entschlossen, morgen bei Ihrem Herrn Vater anzufragen, ob er mich zu seinem Schwiegersohne machen will. Bevor ich aber diesen wichtigen Schritt thue, bitte ich Sie, mir zu sagen, was Sie Ihrem Herrn Vater erwidern werden, für den Fall, daß er Sie von meinen Wünschen in Kenntniß setzt.“

„Lieber Raoul,“ erwiderte Bertha, „meine Antwort auf Ihre Frage möchte zu lang ausfallen, als daß ich sie Ihnen noch heute Abend geben könnte; Sie sollen sie morgen früh schriftlich von mir bekommen.“

Hierauf stand sie auf und verschwand in einem Nebenzimmer.

Raoul zog sich in seine bescheidene Dachwohnung zurück. Am nächstfolgenden Tage, gegen sechs Uhr des Abends etwa, empfing ein vertrauter Freund Raoul's ein ziemlich starkes Paket von der Post, das die nachstehenden drei Briefe enthielt.

Raoul an seinen Freund.

„Lieber Paul, beikommend sende ich Dir den Brief, den mir Bertha diesen Morgen auf meine gestrige Anfrage geschrieben hat; ich lege Dir auch meine Antwort an sie bei. Du allein kanntest meine Liebe zu Bertha, Du weißt, daß sie das einzige Glück meines Lebens war. Du wirst auch begreifen, daß mein Herz nun gebrochen, wie mein Glück zertrümmert ist, und daß ich so nicht länger leben kann. Geh' nach der Morgue und laß meinen Leichnam, den Du dort finden wirst, zu meinem Onkel bringen. Verzeihe mir, daß ich Deiner treuen und bewährten Freundschaft noch diesen letzten, peinlichen Dienst abverlange, und lebe wohl. Raoul.“

Bertha an Raoul.

„Mein lieber Herr Raoul, die Mittheilung, die Sie mir gestern Abend gemacht haben, erfreut mich einerseits in hohem Grade, während sie mich andererseits erschreckt, da sie eine Erklärung zwischen uns herbeiführen muß, der ich gern ausgewichen wäre. Wir kennen uns nun seit drei Jahren; die Regungen Ihres Herzens waren mir kein Geheimniß mehr, und ebenso ist meine Liebe für Sie Ihnen nicht unbekannt geblieben. Ich war glücklich, mich diesen schönen Gefühlen hingeben zu können, aber Sie wissen ebensogut wie ich, lieber Herr Raoul, daß jeder Traum ein Ende, ein Erwachen haben muß! Das Leben bildet eine Kette von Nothwendigkeiten, denen wir uns fügen und unterwerfen müssen, da es nicht in unserer Macht liegt, sie zu ändern.

Sie kennen meine Lage ebenso genau, wie ich selbst. Sie wissen, daß mein Vater sein allerdings ziemlich bedeutendes Vermögen nach und nach mit seinen Kindern theilen will. Demnach würden mir, für den Fall, daß ich mich jetzt verheirathete, 200,000 Franken zukommen; diese Summe bringt eine jährliche Rente von 10,000 Franken, und das reicht nicht aus, um ein angenehmes und heiteres Leben zu führen, wie ich es gewöhnt bin. Ich kann also keinen Mann heirathen, der ohne Vermögen ist, wenn ich mich nicht in allerhand Sorgen stürzen will, die ich gar nicht ertragen könnte. Wir würden uns später vielleicht bittere Vorwürfe machen, wenn wir jetzt nur den Eingebungen unserer Liebe folgen wollten, ohne die mahnende Stimme der Vernunft zu berücksichtigen.

Sie sind Dichter, und daher kommt es wohl, daß Sie für die Wirklichkeit des Lebens keinen rechten Sinn haben; aber Ihr schöner Beruf, der Sie allein nur höchst mühselig ernährt, wird Sie leider niemals in die Möglichkeit versetzen, die mannigfachen Bedürfnisse eines größeren Hausstandes zu bestreiten.

Glauben Sie mir, lieber Herr Raoul, es wird mir sehr schwer, Ihnen alle diese Dinge zu sagen; indessen, wenn Sie meinen Brief ruhig überlegen, werden Sie darin nur die Stimme der gesunden Vernunft entdecken. Erblicken Sie eben auch darin den Beweis meiner aufrichtigen und innigen Liebe für Sie und seien Sie fest überzeugt, daß Ihr Glück mir ebenso am Herzen liegt, wie das meinige. Bertha.“

Dieser Brief — ich habe ihn im Original in meinen Händen gehalten und gelesen — ist, man muß es gestehen, in seiner Art ein kleines Meisterstück. Das also hat die Erziehung des neunzehnten Jahrhunderts aus einem jungen, reichen Mädchen gemacht! Das Bedürfniß des Luxus ist ihr zur zweiten Natur geworden und hat in ihr so viel kalten Verstand, so viel berechnende Vernunft entwickelt, daß es uns in ihrer Nähe unwillkürlich fröstelt. Bertha schreibt in ihrem achtzehnten Jahre einem jungen Manne, den sie liebt, — man bedenke, den sie liebt! — daß sie mit einer Rente von 10,000 Franken nicht auskommen kann, sie sieht schon die möglichen Sorgen der Zukunft voraus, sie untersucht die etwaigen Einkünfte ihres Geliebten und folgert daraus Gefahren für ihr beiderseitiges Glück — und alles dies mit achtzehn Jahren! — ist es nicht entsetzlich? Die kalten, herzlosen, berechnenden jungen Mädchen werden heirathen, werden Mütter werden, wie aber werden sie ihre Kinder erziehen? Was wird aus den kommenden Generationen werden, die aus solchen Händen hervorgehen? Wird vielleicht eine plötzliche Reaction eintreten, oder wird sich das Gefühl für positive Interessen noch mehr entwickeln? Werden die ursprünglichen Rechte des Herzens noch mehr geschmälert werden, und wird die Ehe ganz und gar in die Kategorie der gewöhnlichen Geschäfte herabsinken? Das ist das große Räthsel der Zukunft!

Neben Bertha's Brief lag noch ein kleines, zerknittertes Blatt, dessen Schrift fast unleserlich, von Thränen halb ausgelöscht war. Es enthielt Raoul's Antwort, die folgendermaßen lautete:

„Mein Fräulein, Sie haben tausendmal Recht. Ich war ein Wahnsinniger, da ich auf die Erfüllung eines schönen Traumes mein ganzes Glück gesetzt hatte. Seien Sie reich und glücklich, leben Sie lange und ohne Sorgen — das ist mein innigster Wunsch. Ich meinerseits werde in das Nichts zurückkehren, aus dem ich niemals hätte hervortreten sollen, und bitte Sie nur um Vergessenheit! Raoul.“

Nachdem Raoul's Freund diese drei Briefe mit immer wachsender Bestürzung gelesen hatte, begab er sich sogleich in die Wohnung des jungen Dichters, in der Hoffnung, daß dieser seinen verzweifelten Entschluß noch nicht werde ausgeführt haben. Daselbst aber sagte man ihm, daß Raoul schon des Morgens zeitig ausgegangen sei und man ihn seitdem nicht wiedergesehen habe. Schweren Herzens eilte nun der Freund nach der Morgue und zu seinem tiefen Schmerze fand er hier den armen Raoul, der sich zu diesem letzten trüben Rendez-vous leider nur zu pünktlich eingestellt hatte; starr und ruhig lag sein entseelter Leichnam ausgestreckt auf dem kalten Steine; sein langes schwarzes Haar, das ganz durchnäßt an seinen Schläfen herabhing, ließ die Blässe seines schönen, träumerischen Gesichtes noch lebhafter hervortreten; der Todeskampf hatte seine Züge nicht entstellt, und um seine Lippen spielte ein sanftes Lächeln.

Seinem Wunsche gemäß wurde sein Leichnam zu seinem Oheim gebracht. „Der arme Junge!“ rief der Arzt, „er muß wahnsinnig gewesen sein; ja, ja, sein Gehirn hat vermuthlich gelitten!“ Diesmal irrte sich der berühmte Doctor; Raoul's Gehirn war nicht angegriffen, sein Herz allein hatte den Todesstoß empfangen.

Im Hause des reichen Kaufmanns machte dieses traurige Ereigniß einiges Aufsehen, und Fräulein Bertha war sogar zwei Tage lang ganz betrübt. „Das liebe Kind,“ sagte ihre Mutter, „bedarf der Aufheiterung; wir wollen in's Seebad reisen, das wird sie zerstreuen!“ Und in der That, Fräulein Bertha weilt gegenwärtig in Dieppe, wo sie sich allen möglichen aufheiternden Zerstreuungen hingiebt.

Wir haben unterdessen den armen Raoul zur Erde bestattet und eine Trauerweide auf sein Grab gepflanzt.

Wasserstoff als Heizmaterial. Wie so oft schon läuft auch jetzt wieder durch die Zeitungen die Nachricht, daß es gelungen sei, „aus dem Wasser das Wasserstoffgas auf so billige Weise herzustellen, daß man dasselbe zur Kesselheizung und dergleichen statt Kohlen mit großem Vortheil benutzen könne“. Der Glückliche, der diesmal den Ring von unschätzbarem Werth besitzt, ist ein Spanier Namens Mundo, und nach der „Revista minera“ sollen mit nach seiner Methode erzeugtem Wasserstoffgase die Dampfmaschinen des Schiffes „Antilope“ bereits geheizt worden sein.

Das ist möglich — aber „mit Vortheil“ — das ist unmöglich. Warum? Wasser besteht aus Wasserstoff und Sauerstoff, der erstere ist ein brennbares Gas. Beim Verbrennen verbindet er sich mit Sauerstoff und bildet damit eben wieder Wasser. Während der Vereinigung der beiden Bestandtheile erzeugt sich, wie bei jeder Verbrennung, Hitze und diese ist bei der Verbrennung von Wasserstoff ganz besonders groß, so daß es begreiflich erscheinen kann, warum so Viele immer und immer wieder die Idee der Wasserzersetzung verfolgt haben.

Aber was würde man von einem Manne sagen, der am Ufer eines Sees, aus welchem kein Abfluß stattfindet, eine Wassermühle anlegen wollte, indem er das mit Hülfe einer Dampfmaschine aus dem See emporgehobene Wasser auf das Wasserrad fallen und das letztere dadurch in Bewegung setzen läßt? Man würde ihn für albern halten, weil sich Jeder sagen muß, daß ihm das Wasser nicht mehr Kraft geben kann, als die Dampfmaschine zum Schöpfen nothwendig hat, und daß es viel zweckmäßiger sein muß, gleich von der Dampfmaschine das Mühlwerk treiben zu lassen, als eine Menge kraftzehrender Mittelwerke dazwischen zu legen.

Genau denselben Fehler, wie der Seemüller, begehen aber alle diejenigen, welche aus dem Wasser den Wasserstoff abzuscheiden versuchen, um ihn dann zu verbrennen. Denn das Wasser läßt nicht etwa seinen Wasserstoff so gutmüthig fahren, — *die Trennung seiner Bestandtheile erfordert ebensoviel Kraft, als die Wiedervereinigung derselben, die Verbrennung des Wasserstoffs, durch die Wärme auszuüben im Stande ist.* Dies Gesetz ist ganz unumstößlich — bestände es nicht, dann allerdings könnten unversiechliche Kraftquellen eröffnet werden, das Perpetuum mobile wäre gefunden und die Arbeit stände umsonst zu Diensten. Allein es herrscht unerbittlich durch die ganze Natur, und ebenso wie kein Theilchen des Stoffes verloren geht, wird auch keine Spur von Kraft durch irgend eine Vorrichtung gewonnen, das heißt: aus Nichts erzeugt. Wir können die vorhandenen Kräfte nur umwandeln: Wärme in mechanische Kraft (Dampfmaschine), mechanische Kraft in Elektricität (Elektrisirmaschine), Elektricität in Magnetismus und umgekehrt Magnetismus in Elektricität, wie es in electromagnetischen Apparaten geschieht. Die Pflanze nimmt Licht und Wärme auf und macht dadurch chemische Processe, welche Licht und Wärme geliefert haben, wieder rückgängig; sie braucht Licht und Wärme, um die durch Verbrennung entstandene Kohlensäure wieder in verbrennbare Kohle zu verwandeln, und die Muskelkraft der Thiere und Menschen erhält sich schließlich durch ganz analoge Processe, wie die Spannung des Dampfes unter dem Kolben der Maschine, durch die chemische Verwandlung (Verbrennung) der Nahrungsmittel im Innern des Körpers.

Das Wasser vermögen wir auf verschiedene Weise zu zersetzen: wir können es über glühendes Eisen leiten, sodaß dieses den Sauerstoff daraus anzieht und den Wasserstoff frei macht; wir können es mit Zink und Schwefelsäure zusammenbringen, wobei ebenfalls der Sauerstoff sich mit dem Metall verbindet; wir können die Pole einer elektrischen Batterie hineinleiten und verschiedene andere Mittel anwenden, — aber es giebt keins, welches im Großen und Ganzen auch nur den geringsten Vortheil brächte. Das Eisen müßten wir aus dem Eisenoxyd (in welches es sich durch Sauerstoffaufnahme verwan-

delt), das Zink aus dem Zinkoxyd wieder herstellen, was durch Kohle zu bewerkstelligen ist; wir würden aber dabei finden, daß eine Kohlenmenge dazu nöthig wäre, welche, für sich verbrannt, mindestens ebensoviel Hitze gäbe, als der auf Umwegen erzeugte Wasserstoff beim Verbrennen liefert. Die galvanische Batterie müssen wir durch Eisen, Kupfer, Schwefelsäure und dergleichen speisen, allein die Erzeugung dieser Producte kostet uns, wenn bei der Darstellung auch nicht das geringste Theilchen für uns verloren ginge, genau ebensoviel, als der Wasserstoff für Zwecke der Heizung werth wäre — und dies Resultat zeigen uns ebenso alle andern Verfahrungsarten der Wasserzersetzung.

Durch Hinterthüren und auf krummen Wegen läßt sich die Natur nichts abgewinnen, wohl aber verlieren wir dabei an Zeit und durch die unausgesetzte Ausstrahlung der Wärme während dieser Zeit auch an Kraft.

Unter Umständen kann allerdings eine solche Umwandlung Vortheile bringen, es muß aber dieselbe dann eine andere Krafterscheinung darbieten, Wärme muß z. B. in Licht sich verwandeln oder nutzbare chemische Processe hervorrufen, nicht aber, wie hier, Wärme, die billigste Form der physikalischen Kräfte, wieder in Wärme verwandelt werden.

Kohle und die kohlenstoffhaltigen Producte des Pflanzenreichs sind die einzigen natürlichen Brennmaterialien. Alle andern können wir uns erst mit ihrer Hülfe in verbrennbarer Form herstellen, während sie sich durch die nie mangelnde Licht- und Wärmestrahlung der Sonne aus ihren Verbrennungsproducten immer auf's Neue und von selbst wieder erzeugen. Sie sind Sparbüchsen der Sonneneinwirkung (Insolation), welche wir zu unserm Nutzen leeren; alle andern sind bloße Wechselbänke, an denen wir Provision und Zinsen verlieren, — sie sind deswegen die billigsten und die Idee der Wasserzersetzung zu Zwecken der Wärmeerzeugung ist ein national- und universalökonomischer Unsinn, der mit dem Perpetuum mobile genau auf gleicher Stufe steht.

Neue Gaunergenialität. Kürzlich flanirte ich auf den Boulevards, ein angenehmes Geschäft, dem man in Paris mit besonderer Vorliebe nachhängt. Von Weitem sah ich einen meiner Freunde in tiefer Trauerkleidung, was mich sehr erschreckte, aber er lächelte angenehm und verführerisch einer vorübereilenden kleinen Putzmacherin zu, und das beruhigte mich wieder, da es mir die Ueberzeugung beibrachte, daß die Veranlassung seiner Trauer ihn nicht für alle Freuden des Lebens abgestumpft hatte. Wir gingen auseinander zu, und nach den üblichen Händedrücken erkundigte ich mich natürlich sogleich nach der Ursache seiner düstern Kleidung.

„O,“ erwiderte er, „es ist nichts, ich habe meinen Onkel verloren.“

„Gratulire, vermuthlich hast Du von ihm geerbt?“

„O nein, im Gegentheil! . . .“

„Wie so?“

Nun erzählte mir mein Freund die nachstehende Geschichte: „Mein armer Onkel — arm im eigentlichsten und weitesten Sinne des Wortes — starb vor mehreren Tagen. Ich, in meiner Eigenschaft als wohlhabender Verwandter, fühlte mich verpflichtet, ihn anständig bestatten zu lassen. Am Morgen jenes traurigen Tages und nachdem alle nöthigen Förmlichkeiten und vorgeschriebenen Weitläufigkeiten pünktlich erfüllt waren, begab ich mich in das Sterbehaus. An der Treppe hielt mich der Portier auf und reichte mir einen Brief, der eben angelangt und an den Verstorbenen adressirt war. Ich öffnete den Brief; er war in englischer Sprache geschrieben und sagte Folgendes:

‚Geehrter Herr!

Ich beeile mich, Ihnen anzuzeigen, daß der Zeitpunkt heranrückt, wo Sie der Gesellschaft (hier folgte der Name der Gesellschaft mit Angabe der Straße und Hausnummer) die Summe von Frcs. 99. Cts. 75. als jährlichen Beitrag Ihrer Lebens-Versicherungs-Prämie zu entrichten haben.

Es ist wohl kaum nothwendig, Sie auf die Unannehmlichkeiten aufmerksam zu machen, die Ihnen erwachsen würden, wenn Sie diese Zahlung verspäteten. Genehmigen Sie &c.

London, 20. Juni.‘

„Ich steckte diesen Brief in die Tasche,“ fuhr mein Freund fort, „und geleitete meinen armen Onkel nach seiner letzten Ruhestätte. Wenige Tage danach bekam ich einen zweiten Brief, der ebenfalls auf seiner Postmarke das Bildniß Ihrer huldreichen britischen Majestät trug und diesmal direct an mich adressirt war. Er lautete:

‚Werther Herr!

Zu unserem schmerzlichen Bedauern empfingen wir durch unsern Pariser Correspondenten die betrübende Nachricht vom plötzlichen Hintritt Ihres Herrn Onkels. Der Verklärte hatte bei unserer Gesellschaft sein Leben versichert, und da Sie sein einziger Erbe sind, zeigen wir Ihnen an, daß wir, kraft unserer eingegangenen Verbindlichkeiten, die Summe von 8000 Frcs., als den Betrag der in Rede stehenden Versicherung, zu Ihrer Verfügung halten.

Dagegen ersuchen wir Sie, uns gefälligst die Summe von 99 Frcs. 75 Cts., welche der arme Dahingeschiedene uns noch für seine diesjährige Prämie schuldete, mit umgehender Post zukommen zu lassen.

Empfangen Sie &c.

London, 24. Juni.‘

„Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun,“ erzählte mein Freund weiter, „als augenblicklich die verlangten 100 Francs weniger 5 Sous nach London abzuschicken, und seitdem —“

„Nun, seitdem?“ fragte ich neugierig.

„Seitdem,“ entgegnete mein Freund lachend, „warte ich noch immer, oder vielmehr ich warte nicht mehr, denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß ich das Opfer einer geistreichen, aber durchaus nicht seltenen englischen Speculation geworden bin. Es giebt nämlich verschiedene kecke und verwegene Londoner — wahre Altmeister des Schwindels — die sich durch Agenten, die sie in Paris haben, von allen Todesfällen in Kenntniß setzen lassen, welche hier eintreten. Darnach richten sie nun ihre kleinen Manöver auf diese Weise ein, wie ich Dir soeben erzählt habe, und mein trauriges Beispiel beweist, daß ihr Schwindel zuweilen glückt. Wer Teufel möchte auch 100 Francs abschlagen, wenn Einem dafür 8000 in Aussicht gestellt werden?“

Hierauf trennten wir uns lachend. Ich aber fragte mich unwillkürlich, wenngleich täglich umschwirrt vom Pariser Schwindel, ob die Herren Engländer nicht, wie auf dem Gebiete der Reclame, auch im Artikel „Schwindel“ auch Ihresgleichen suchen?

„Ein Immortellenkranz auf ein Königsgrab.“ So lautet der Titel eines in Nr. 29 und 30 der Deutschen Blätter enthaltenen höchst interessanten Artikels über den verstorbenen König Wilhelm von Württemberg, auf den wir nicht verfehlen wollen, unsere Leser aufmerksam zu machen.

Die Redaction.

Druckfehlerberichtigung. In die in Nr. 28 veröffentlichte Skizze „Der Polarkreis“ haben sich nachstehende Druckfehler eingeschlichen:

Seite 441, 1. Spalte, Zeile 15 v. unten lese man Fogderie anstatt Fogdorin.
„ 442, 1. „ „ 6 v. oben „ „ Uebersteuern anstatt Ueberstauen.
„ 442, 1. „ „ 25 v. unten „ „ in Trondjem getaufte anstatt „de Drontheim getaufte“.
„ 412, 2. „ „ 34 v. „ „ man Ravenelf anstatt Polarelf.
„ 443, 1. „ „ 1 v. oben „ „ Bucht anstatt Luft.
„ 443, 2. „ „ 28 v. „ „ „ Torgattan anstatt Lorgallen.
„ 443, 2. „ „ 23 v. unten „ „ Orsund anstatt Orfjord.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

gingen ferner bei mir ein: 3 Thlr. 15 Ngr. Ferdinand und Emmy — 3 Thlr. 4 Ngr., ges. von Zerbster und Leipziger Freunden auf der kleinen Funkenburg bei Leipzig — 6 Thlr. 15 Ngr. Turnverein in Taucha — 3 Thlr., ges. an einem fröhlichen Polterabend von F. u. G. — 3 Thlr. 11 Ngr. Strafgelder von den Blöding'schen Stammgästen in Leipzig — 15 fl. österr. von der Mepier Liedertafel (Siebenbürgen) — 16 fl. rhein., Erlös einer Verstellung des Knabenpensionats Herrn Louis Meyer zu Bakkau in der Moldau — 79 fl. 80 kr. österr. Banknoten, 1 fl. österr. in Silber und 1 österr. Ducaten, Sammlung durch die in Teschen erscheinende Wochenschrift „Silesia“ — 5 Thlr., ges. von einer Kirmeßgesellschaft in Günselsberg bei Flöha in Sachsen — 2 Thlr. von H. S. und E. S. in Lemberg — 1 Thlr., Monatsbeitrag von A. — 6 Thlr. und 1 fl. rhein. vom Gesangverein in Immelborn — 1 Thlr. von H. in Rochlitz — 3 Thlr. von einer Gesellschaft in Frankenthal — 18 fl. österr. von einigen Schülern des Gymnasiums zu Budweis — 16 Thlr. (28 fl. rhein.) aus Untermaßfeld bei Meiningen — 3 Thlr., ges. von zwei Zigeunerinnen an einem Liederkranzabend zu Löbau — 2 Thlr. 2½ Ngr., ges. in der Mädchenclasse 1b. der mittleren Bürgerschule in Chemnitz — 4 Thlr. 7½ Ngr., ges. vom Liederkranz in Ober-Rossina — 15 Thlr. 15 Ngr., Ertrag eines im Gasthofe zu Altenberg veranstalteten Gesangconcerts — 21 Ngr., Ertrag eines verloosten kleinen Geldstücks (Leipzig) — 6 Thlr. 15 Ngr., ges. bei einem Festmahle in Oberlungwitz — 6 Thlr. vom Verein von Schleswig-Holsteinern in Dresden — 4 Thlr. von H. in Möldis — 3 Thlr. 15 Ngr. von den Primanern des Domgymnasiums zu Naumburg a/S. — 1 Thlr. 5 Ngr., mit dem Motto: „Der alte Fuhrmannshut“ — 4 Thlr., ges. unter einer heitern kleinen Tischgesellschaft in Frankenberg — 2 Thlr. 2 Ngr. vom Turnverein zu Markneukirchen — 5 Thlr., als das erste Drittel des für dieses Jahr bestimmten Beitrags von Adv. Morgenstern in Dresden — 10 Thlr. vom Gesangverein in Schkeuditz — 6 Thlr. 2 Ngr., ges. beim Schützenball in Zeulenroda — 2 Thlr. von zwei Damen in Eisfeld — 2 Thlr. 5 Ngr., Ertrag einer ersten Sammlung von dem Fabrikpersonal der Spinnerei zu Schweizerthal bei Burgstädt — 1 Thlr. vom Schafkopfclub in der Till'schen Restauration zu Volkmarsdorf — 1 Thlr. 16 Ngr. 2 Pf. aus österr. Galizien — 1 Thlr. 12 Ngr. von F. H—e in Saalfeld — 10 Thlr. 10 Ngr. von Wunsiedel — 18 Thlr. 20 Ngr. (70 Francs) vom deutschen Arbeiterverein in Schwanden im Canton Glarus — 15 Thlr. von drei Schwestern — 40 Thlr. = 70 fl. rhein. Erlös einer von den Frauen im Bezirke Herdstein im Großherzogthum Hessen veranstalteten Verloosung — 34 Thlr., zweite Einsendung der Gesellschaft im goldenen Schwanen zu Fürth — 50 Thlr. von den Gesangvereinen „Einigkeit“, „Orpheus“, „Constantia“ und „Amicitia“ in Halberstadt — 100 Thlr. von einigen Deutschen in Moskau als zweite Sendung (die ersten 1100 Thlr. gingen an Miquel in Göttingen ab) — 24 Thlr. 2 Ngr. 1 Pf., Ertrag eines vom Sängerbund in Sebnitz am Osterdienstage veranstalteten Concerts — 60 Thlr. vom Männerturnverein in Zerbst — 39 Thlr. 10 Ngr., Ertrag einer Theatervorstellung im Turnerbund in Ulm.

Außerdem wurden mir an Schmuck- und ähnlichen Gegenständen weiter übersandt: ein gehenkelter Ducaten von einer deutschen Pfarrfrau in S. bei A. (Goldwerth drei Thaler) — ein silbernes ⅔ Thalerstück, wie dergleichen 1813 in Mecklenburg zur Bestreitung der dringendsten Kriegskosten aus dem auf den Altar des Vaterlands niedergelegten Silbergeräth geschlagen wurden — ein mit Granaten besetzter Armreif, eine goldene emaillirte Broche und eine kleine Korallenkette aus Schleiz — eine goldene Breguet Uhrkette von drei Schwestern (Poststempel: Chemnitz) — eine große Korallenhalskette und zwei Korallenarmbänder — zwei silberne Haarnadeln und ein alter österreichischer Kronthaler — die Stickerei zu einem Ruhekissen und zwei holländische Gulden aus Holland — drei silberne Ankeruhren mit Secundenzeiger von den Arbeitern der Lang und Aßmann'schen Uhrenfabrik in Glashütte (die herzlichste, wärmste Anerkennung den wackeren deutschen Arbeitern!) — drei verschiedene Ringe von einem deutschen Mädchen.

Ernst Keil.

Verantw. Redact. F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 31. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die schwarz-weiße Perle.

Von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Kaunitz blieb, nachdem Graf Traun zur Gesellschaft zurückgekehrt war, in der Fensternische stehen, und jetzt verdüsterte sich in eigenthümlicher Weise sein scharf geschnittenes markirtes Gesicht.

„‚Der in seiner eigenen Schlinge gefangene Fuchs,‘ oder ‚Spiele nicht mit dem Feuer,‘ oder ‚Diplomatenlist und Weiberlist‘ — lauter vortreffliche Titel zu der kleinen Novelle, in welcher ich hier die Rolle des Intriguants spiele,“ flüsterte er vor sich hin. „Ich hätte nie gedacht, daß es so gefährlich ist, eine hübsche Zimmernachbarin zu haben! Daß man dann den ganzen Tag an sie denken, auf ihre Bewegungen lauschen muß! Und jetzt . . . o, wenn ich dieser schönen, reizenden Bianca nur einen Augenblick in's Herz sehen könnte! Läßt sie sich meine Huldigungen gefallen, weil sie eben Gefallen daran findet, weil sie ihren treulosen Gennaro vergessen will? Das schwerlich. Aber vielleicht weil sie ihn ärgern, weil sie ihm zeigen will, daß sie sich nichts aus seiner Treulosigkeit macht; wenn es auch das nur wäre, damit hätt' ich schon viel, hätt' ich Alles gewonnen! Vielleicht aber auch nur, weil sie weiß, daß ich ihr Zimmernachbar bin, weil sie mich anlocken will, um endlich, wenn ich zu ihrem willenlosen Sclaven geworden, zu erfahren, was zwischen mir und ihrem Gennaro in jener Nacht vorgefallen ist . . . blos deshalb — und das, fürcht' ich, ist das ganze Geheimniß ihrer Gunst — und wahrhaftig, es wäre verzweifelt demüthigend für mich! Was soll ich jetzt thun? Soll ich den Plan verfolgen, um dessenwillen ich mich ihr ursprünglich näherte? Soll ich, wenn der Baron Breteuil der Marchesa die Perle, die ich ihm in die Hände spielte, mit französischem Großthun überreicht hat, Bianca zum König schicken, damit sie sich über seine Intriguen beklage und dem König, der dann ohnehin gereizt genug sein wird, erzähle, wie Breteuil ihren Geliebten durch seine Nichte an sich gezogen habe, um durch diesen glänzenden Cavaliere auf die Marchesa wirken zu können, die ihn so auffallend bevorzuge? Gewiß, der König wird wüthend werden über die französische Diplomatie und die bösen Gedanken, welche diese von seiner Marchesa hegt, als ob sie sich bestechen lasse, als ob sie, seine Geliebte, von diesem Gennaro geleitet werden könne und als ob er, der König, Weiber sich in seine politischen Entschlüsse mischen lasse — der Franzose ist verloren, das ist sicher . . . und die Marchesa wird erschrocken sein, daß man ihre Neigung für Gennaro entdeckt hat, und eine Verbindung Gennaro's mit Bianca auf's Aeußerste beeilen!“

Kaunitz lispelte diese Betrachtungen für sich hin, aber es schien der Gedanke des Siegs, bei welchem er inne hielt, ihn keineswegs mit großer Freude zu erfüllen. Er sah im Gegentheil ziemlich niedergeschlagen und starr auf den Boden, bis er nach einer Weile wie, plötzlich aus seinem Träumen auffahrend, leise für sich ausrief: „Thörichte und sündige Gedanken . . . bleiben wir bei unserem Plan und deshalb handeln wir!“

Er suchte Bianca Pallavicini auf, die er in dem anstoßenden Salon fand, wo ein Kreis von Damen um die Marchesa von San Damiano versammelt war. Sie saß neben einer anderen Dame in einer Causeuse, und auf einem Tabouret neben ihr saß Aimée von Brissac.

Kaunitz trat unbemerkt, wie er glaubte, in ihre Nähe, um etwas von dem höchst lebhaften Gespräch aufzufangen, in welches er die jungen Damen vertieft fand und das, wie es nach dem Tone der Redenden schien, etwas von einer gereizten Debatte hatte.

„Sie waren nie in Paris und behaupten das so sicher?“ sagte eben Aimée.

„Warum sollt' ich nicht,“ fiel Bianca ein, „wenn ich auch nie in Paris war und nie hinzugehen beabsichtige!“

„So sehr steht es bei Ihnen in Ungnade?“

„Ich wüßte nicht, weshalb man sich die Mühe geben sollte, es aufzusuchen, wenn man Italien hat!“ erwiderte Bianca.

„Italien — Italien ist sehr schön, wer leugnet das,“ versetzte Fräulein von Brissac, „aber was in Italien ersetzt die Pariser Gesellschaft?“

Bianca lächelte — fast spöttisch; dann sagte sie: „Braucht man nach Paris zu gehen, um sie zu haben? Sie ist überall und will überall ihren Ton, ihre Manieren, ihre Moden vorschreiben, überall herrschen . . .“

„Nun ja, sie ist einmal das Vorbild des guten Tons und der Moden,“ entgegnete Aimée mit selbstbewußtem Aufwerfen des Kopfes; „woher wollen Sie diese sonst holen, Ihre Umgangsformen, Ihre Moden — doch nicht etwa aus Deutschland . . . aus Wien?“ setzte sie mit anzüglichem Tone hinzu.

„Italien ist groß und gebildet genug, es braucht kein Vorbild und keine Lehrmeister,“ versetzte Bianca sehr scharf und zornig, „aber wenn es sie brauchte, thäte es gewiß klüger, sich an die Deutschen zu halten; ich finde die Deutschen jedenfalls weniger eroberungssüchtig, ehrlicher und liebenswürdiger als die Franzosen . . . hab' ich nicht Recht, Graf Kaunitz?“ wandte sie sich plötzlich an diesen, indem sie den Kopf zurückwarf und ihn herbeiwinkte. „Stehen Sie mir bei gegen die französische Eroberungslust!“ setzte sie mit einem bitteren Blick auf ihre Gegnerin hinzu.

„Das ist meine Lebensaufgabe, Signora Bianca," versetzte Kaunitz, eifrig herbeieilend, „und Sie sehen mich bereit, Ihnen mit allen meinen Streitkräften gegen diese abscheuliche Eroberungslust, die schon so viel Kriege angefangen hat, zu Hülfe zu kommen."

„Wenn Sie einen solchen Bundesgenossen zu Hülfe nehmen, dann ist's freilich Zeit, daß Frankreich sich zurückzieht und Italien dem Glücke dieses Bündnisses überläßt," sagte Aimée spöttisch, indem sie aufstand und die beiden jungen Damen auf der Causeuse verließ.

„Hochmüthiges Geschöpf!" murmelte Bianca, während Kaunitz das Tabouret einnahm, das Aimée von Brissac verlassen hatte.

„Ich bin gerührt von dem Guten, was Sie eben von den Deutschen gesagt haben," flüsterte Kaunitz Bianca zu, so, daß es die Nachbarin des jungen Mädchens nicht verstehen konnte, „es macht mich froher, als ich Ihnen sagen kann . . . Bianca, wollen Sie mich wirklich zu Ihrem Bundesgenossen annehmen?"

Bianca wechselte einen Augenblick die Farbe, dann sagte sie mit einer koketten Kopfbewegung lächelnd: „Wozu hätt' ich einen Bundesgenossen nöthig . . ."

„Wenn Sie ihn aber nöthig hätten, wäre dann nicht ein Deutscher der beste, weil er der treueste ist?"

„Auch der treueste hat seine egoistischen Absichten . . . das Beste ist, keinen brauchen!"

„Brauchen Sie nicht einen, wenn auch nur um sich zu rächen?"

„Will ich das?"

„Seien wir offen, Bianca . . . ich schwöre Ihnen, daß Sie mir vertrauen können."

„Daß ich das glaube, habe ich Ihnen schon gezeigt . . . Sie sehen, daß ich Sie nicht fürchte!"

„Und daß Sie das nicht thun, trotz jenes Abends, der Sie so in Schrecken setzte, daß Sie auf meine ehrliche Discretion bauen, das eben macht mich Ihnen so dankbar, und noch einmal: ich trage Ihnen die ehrlichste Bundesgenossenschaft an. Aber egoistisch bin ich freilich dabei, ich wünsche, daß die Bundesgenossenschaft mit einem kleinen Dienste beginne, den Sie mir leisten!"

„Und worin bestände der?"

„Erinnern Sie sich des neulichen Gesprächs an der Abendtafel des Königs über eine doppeltgefärbte Perle?"

„O ja, sehr wohl!"

„Nun wohl, ich habe Gründe anzunehmen, daß der Baron von Breteuil eine solche Perle, die einzige, welche, wie man sagt, vorhanden ist, morgen Ihrer Tante, der Marchesa von San Tamiano zum Geschenk machen wird."

„In der That?"

„Ich glaube es, und es liegt mir viel daran zu erfahren, ob es geschehen oder nicht. Fragen Sie mich nicht nach den Gründen, weshalb — es ist zu lang, es hier auseinander zu setzen. Wollen Sie mir verstatten, morgen Abend zu Ihnen zu kommen, um es von Ihnen zu erfahren?"

„Morgen Abend? Ich werde Sie morgen nicht sehen, Herr Graf, es ist keinerlei Hoffestlichkeit angesagt, die mir Gelegenheit gäbe, Sie zu sehen!"

„Freilich — aber sind wir nicht Zimmernachbarn . . ."

„Mein Gott, Sie wollen doch nicht sagen . . .!"

„Bianca!" flüsterte Kaunitz im bestechendsten, flehendsten Tone, „nur ein einziges Mal lassen Sie mich es benutzen, daß wir Zimmernachbarn sind — nur ein Mal, und dann nie wieder!"

„Wenn Sie es wagten!" sagte sie wie drohend.

„Nur dazu, daß Sie mir die kurze Nachricht geben!"

„Ich würde es Ihnen nie, niemals verzeihen!"

„Und wenn ich nun doch käme?"

„Ich versichere Sie, ich machte Lärm im ganzen Schlosse."

„Grausame . . . und Sie wollen mir die Auskunft, um welche ich Sie bitte, nicht geben?"

„Ich will sie Ihnen geben, aber nicht so . . . ich will Ihnen schreiben — wenn es mir irgend möglich ist, das Billet Ihnen zukommen zu lassen, ohne daß man es entdeckt!"

„So danke ich Ihnen wenigstens dafür," sagte Kaunitz und wollte noch etwas hinzufügen, als Bianca plötzlich aufstand und mit den rasch geflüsterten Worten: „Die Marchesa winkt mir!" ihn verließ.

Er schaute ihr mit Blicken nach, in denen seine ganze Seele lag . . . es war gut, daß Cavaliere Gennaro sie nicht beobachtete, diese Blicke; er würde schwerlich beruhigt gewesen sein, wenn er auch den Stoßseufzer vernommen hätte, den Kaunitz, sich endlich abwendend, vor sich hinflüsterte: „Mein Gott, ich würde ja der schwärzeste Verräther sein, den es auf der Welt gäbe!"

6.

Es war in später Abendstunde des folgenden Tages. Unser junger Diplomat ging gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab. Zuweilen blieb er in der Gegend des Kamins stehen und lauschte. Dann, wenn er wahrgenommen, daß Alles da drüben noch still sei, setzte er seine Wanderung fort. Von Zeit zu Zeit blickte er auf seine Uhr.

Er war offenbar in großer Aufregung — in großer Spannung. Seine Zimmernachbarin hatte, seitdem er sich ihr genähert, ursprünglich nur um sie zu seinem Plane zu benutzen, einen von Tag zu Tag steigenden Eindruck auf ihn gemacht. Wir sehen, wie verhängnißvoll er es gefunden, wenn man eine schöne und anmuthige Wandnachbarin hat — man sieht täglich von früh bis spät die abscheuliche trennende Wand und dann natürlich, mit den Augen des Geistes, auch von früh bis spät das, was hinter dieser Wand sich bewegt. Man lauscht, man hört leise ihre Stimme herüberschwirren, wenn sie spricht, kurz, man hört nicht auf, an sie zu denken — und denken ist gefährlich! Und nun gar, wenn die Nachbarin ist wie Bianca Pallavicini . . . die schöne Bianca mit dem hinreißenden Lächeln, der glockenhellen Stimme, mit ihrer frischen, lebhaften Natürlichkeit, in die sich doch so viel anmuthige Koketterie mischte, gerade hinreichend, um einen jungen Mann wie Kaunitz zu entzücken, der viel zu wenig Novize war, sich viel zu viel in der „Gesellschaft" bewegt hatte, um eine Schönheit ohne alle Koketterie pikant und begehrenswerth zu finden.

Kurz, er hatte mit dem Feuer gespielt und sich daran ein wenig verbrannt, und daher seine Aufregung und seine quälenden Zweifel. Was sollte er thun? Sie hatte ihm nicht geschrieben. War das nicht wie eine offenbare Aufforderung, zu dem Kaminrendezvous zu kommen? Und wenn es das war, lag dann nicht auch darin, daß es ihm in der That gelungen, Bianca für ihren Verlust zu trösten, für diesen Nobelgardisten, diesen flatterhaften Damët, der, so schön er selbst auch, so glänzend sein Aeußeres sein mochte, doch an Geist und Bildung so weit hinter ihm zurückstand — so himmelweit . . . Kaunitz war nicht der Mann, der Anstand genommen hätte, es sich so bestimmt auszusprechen, wie sehr er diesen bevorzugten Jüngling übertraf — er war eben derselbe Kaunitz, der später, als er der große Fürst Kaunitz geworden, seine Selbstbewunderung noch viel lauter und unumwundener aussprach. Gewiß, Bianca konnte nicht anders als in seiner Neigung mehr als einen Ersatz für ihren Cavaliere Gennaro gefunden zu haben . . . wer weiß, vielleicht hatte ihre Neigung für diesen auch zum Theil nur in dem echt frauenhaften Vergnügen gewurzelt, ihrer Tante, deren Schwäche für den jungen Mann sie ja kannte und beobachtete, ihn abspenstig zu machen. . .

Aber auf der anderen Seite die Gewissensscrupel, der Verrath an Gennaro und die Frage, was aus der Intrigue werden solle, die er eingefädelt, in die er bereits seinen Gesandten, den Grafen Traun, eingeweiht hatte, die es nun auch eine Ehrensache war durchzuführen . . . eine höchst wichtige Sache obendrein noch, auch wenn nicht ein so kostbares Kleinod, wie jene von Wien herübergesandte Perle, eine Rolle dabei gespielt hätte!

Doch, genau betrachtet, sagte sich unser Diplomat, brauchte ihn das nicht zu hindern, bei Bianca sein Glück zu verfolgen — hatte er erst völlig Bianca's Herz erobert, dann konnte er ja vielleicht mit ihrer Hülfe sein Spiel auch so zu Ende spielen — er konnte ihr sagen: nur wenn Frieden bleibt zwischen meinem Vaterlande und Deinem, ist eine Hoffnung der Verbindung für uns da, sonst nicht . . . hilf mir, daß sich unsere Herrscher verbinden, damit wir es können. . .

Und so war er — wie jetzt oft schon — an dem Kamin lauschend stehen geblieben, um zu horchen, ob Bianca nicht drüben in ihrem Zimmer sei . . . sie mußte da sein, denn es war längst die Stunde vorüber, in welcher sie gewöhnlich aus den Wohnräumen ihrer Tante zurückzukehren und sich zur Ruhe zu begeben pflegte.

Er verlor endlich die Geduld. Vielleicht war sie schon da, vielleicht hatte er ihr Kommen überhört — er griff nach seinem

schwarzen Domino und trat unter den Kamin. Um seinen Bedienten nicht in seine abermalige Expedition einzuweihen, hatte er die Leiter nicht verlangt, sondern einen Lehnsessel mit hohem Rücken unter den Kamin gestellt, und mit Hülfe desselben gelang es ihm leicht, auf die Stangen zu kommen. Auf diesen stehend öffnete er die Eisenthüre und lauschte hindurch; aber erschrocken hielt er sogleich auch den Athem an . . . es war ihm, als vernehme er aus dem Zimmer unten ein schweres Athemholen, ein leises Schluchzen dazwischen.

Rasch, geschmeidig wie ein Wiesel, schlüpfte Kaunitz jetzt durch die Maueröffnung und stand nach wenigen Augenblicken auf den Stangen in dem jenseitigen Rauchfang, die ihm verwehrten, bis auf den Boden des Zimmers niederzufahren — aber bevor er nur festen Fuß gefaßt, hörte er einen leisen Aufschrei des Schreckens und den unterdrückten Ruf:

„O mein Gott! — wer ist da . . . Sie sind's . . . Sie sind's wirklich?"

„Beruhigen Sie sich, Bianca," versetzte Kaunitz sich tief nach unten beugend. . .

„Himmel, wie konnten Sie's wagen . . ."

„Bianca . . . verzeihen Sie mir . . . aber ich muß mit Ihnen reden . . . ich muß es . . . und Sie müssen mich anhören — doch zuerst sagen Sie mir, was ist geschehen . . . täuschte ich mich, oder ist es in der That so . . . ich hörte Sie schluchzen?"

„Sollt' ich denn nicht weinen . . . ich bin ja das elendeste, das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne!"

„Sie, Bianca? . . . mein Gott, so sprechen Sie, was ist Ihnen? was ist vorgefallen?"

Bianca antwortete diesmal nur mit einem erneuten heftigen Schluchzen, dann erstarb dies in völlige Stille, als ob sie den Kopf in den Kissen des Bettes, in dem sie längst Ruhe gesucht, ohne sie finden zu können, berge und vergraben habe.

„Ich bitte Sie um Alles, was Ihnen heilig ist, reden Sie, Bianca," rief Kaunitz jetzt in großem Schrecken und großer Bekümmerniß aus; das Mitleid mit ihr, die Noth um ihren Schmerz machte all seinem inneren Schwanken ein Ende. „Was," fuhr er fort, „was ein Mann thun kann, um Ihren Kummer zu lindern, um Ihnen beizustehen, das werde ich thun, Bianca; ich fühle Kraft, mit der Welt zu ringen, das Unmögliche möglich zu machen, wenn es um Ihretwegen ist, der Gedanke an Sie wird meine Mittel verzehn-, verhundertfachen . . . o Bianca, was könnt' ich um Ihretwillen nicht vollbringen, was für Sie nicht erreichen, und wenn mein Preis auch nur ein freundliches Lächeln von Ihnen wäre, ich würde das Leben daran setzen, weil . . . weil ich Sie liebe, Bianca — liebe, wie ich nie eine Sterbliche geliebt habe!"

Kaunitz erhielt auf diese in hastigster Weise, in furchtbarster Erregung hervorgestoßenen Worte keine Antwort.

„O, so sprechen Sie doch, Bianca, hören Sie doch, was ein Herz, dem Sie eine Gluth wahnsinniger Leidenschaft eingeflößt haben, zu Ihnen spricht — Bianca, hören Sie mich . . ."

Diesmal erfolgte eine Antwort. Kaunitz hörte, wie Bianca aus ihrem Kissen emporfuhr, und dann rief sie in leidenschaftlichem Zorn aus:

„Verräther — abscheulicher Verräther — ich wollte, was Sie sprechen, erstickte Sie; ich wollte, es flammte ein halber Wald im Kamin und Sie, auf Ihren Stangen da drüben, würden geröstet!"

„Bianca!" rief Kaunitz aus, mit einem Tone, wie niemals der Ton einer Menschenlippe deutlicher Ueberraschung ausgedrückt hat.

Gewiß, es war wohl nie eine Liebeserklärung in einer seltsameren Situation gemacht. Aber auf eine unerwartetere Antwort war auch wohl nie eine gestoßen . . . Bianca wünschte ihn ohne weiteres den Flammen übergeben — mehr eiskaltes Wasser konnte auf seine Liebesgluth nicht geschüttet werden!

„Bianca," sagte Kaunitz, „um's Himmels willen, sagen Sie mir, welche Antwort ist dies! was hab' ich gethan, um Sie so zu empören? reden Sie doch endlich, was geschehen ist!"

„Sie sind ein Verräther, o, ein ganz abscheulicher Verräther, ein Ungeheuer . . . Sie, nur Sie sind an Allem schuld . . . es ist ein abscheuliches Complot von Ihnen, Sie entsetzlicher Mensch, Sie Bösewicht Sie!"

Bianca sprudelte diese Worte mit südlicher Zornesgluth hervor und schluchzte dann wieder laut auf, ihren Kopf in den Kissen verbergend.

„Bianca, hören Sie mich," sagte Kaunitz nach einer Pause, die er bedurft hatte, sich zu fassen. „Wenn ich wirklich ein Verräther und ein höllischer Bösewicht bin, so verdiene ich doch, meine ich, die Strafe, daß Sie mir zeigen, wie sehr Sie mich durchschaut haben und wie groß meine Schuld ist . . ."

„Wie sehr ich Sie durchschaut habe?" fuhr Bianca auf. „Alles hab' ich durchschaut, Sie haben den armen Gennaro verleitet, um ihn von mir zu entfernen, um mich gegen ihn zu empören, um dann seine Stelle bei mir einzunehmen, um dann mir Ihre abscheulichen Liebeserklärungen zu machen . . . o, ich habe es geahnt, als Gennaro gleich nach dem Abende, wo Sie in Ihrem Kamin da den tückischen Spion machten, und dann gleich darauf Gennaro begann, der abscheulichen Französin den Hof zu machen und Sie sich so auffallend mir näherten . . . o, ich habe es geahnt, und deshalb hab' ich mir alle Ihre schönen Redensarten gefallen lassen und all Ihre verrätherischen Galanterien, ich wollte dahinter kommen, ich wollte endlich aus Ihnen herauslocken, welches Spiel Sie mit Gennaro gespielt . . ."

„Also deshalb!" sagte mit einem tiefen Seufzer und sehr zerknirscht Kaunitz.

„Aber jetzt, jetzt weiß ich Alles, jetzt, wo es zu spät, wo das Unglück da ist, und jetzt sag' ich Ihnen, daß ich Sie hasse, Sie verabscheue, Sie tödten möchte . . ."

„Sie sind im besten Zuge, mich zu tödten," sagte der junge Diplomat nach einer Pause sehr kleinlaut, „durch alles das, was Sie mir sagen, mir, der doch gründlich unschuldig ist! Aber nur um das Eine bitte ich Sie noch, Sie reden von einem Unglück, sagen Sie mir doch nur in zwei Worten, was denn eigentlich geschehen ist . . .?"

„Was geschehen ist? . . . daß diese abscheuliche Französin mir heute triumphirend eine unschätzbare Perle gezeigt hat . . ."

„Ihnen? Die Brissac? Wie? Wo?" rief Kaunitz überrascht aus.

„Bei einem Besuch, den sie mir machte, ganz geflissentlich nur dazu, um mir zu zeigen, welche Geschenke ihr Gennaro bereits mache und sie, die Unverschämte, von ihm annehme, gerade als ob sie schon seine Braut sei . . . und daß ich darüber außer mir gerathen bin und in meiner Verzweiflung meiner Tante Alles gestanden habe und daß meine Tante in ihrem Zorn mit dem Könige geredet hat, und daß der König Gennaro, weil er seinen Posten so oft Nachts verlassen, zu verhaften und nach dem Fort Bard zu schicken befohlen, das ist vorgefallen!"

„Teufel," murmelte der Diplomat im Rauchfang zwischen den Zähnen, „das ist allerdings Unglück genug! . . . Und in Ihren Augen, Bianca," setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „bin ich ganz allein an dem Allen schuld?"

„Ja, Sie, Sie, Sie allein!" rief Bianca im höchsten Zorne aus, „und möge der Himmel Sie dafür strafen, wie Sie's verdienen!"

„Bianca, wollen Sie noch ein Wort von mir anhören?"

„Nein, nichts, nichts mehr; gehen Sie, gehen Sie und lassen Sie mich endlich, damit ich allein bin, damit ich mich todt weinen kann . . ."

„Nun wohl, ich gehe; aber Sie werden mir all das Böse, das Sie mir gesagt haben, abbitten, glauben Sie mir das, die Stunde wird kommen!"

Kaunitz begab sich auf den Rückweg. Er bewerkstelligte ihn etwas langsamer, als er gekommen, und langsam auch ließ er, als er wieder in seinem Zimmer stand, den Domino von seinen Schultern gleiten.

„O, mein Herz und meine Perle . . . wohin seid ihr gerathen!" sagte er dann nach einer Weile stummen Sinnens . . . „verirrt, verirrt, kläglich verirrt! Welche Lehre habe ich bekommen! Armer Diplomat, der sich zutraut, in die Schicksale der Völker eingreifen zu wollen, und sich dabei verliebt! Armer Diplomat und . . . arme Völker! Aber ist denn Alles verloren . . . bleibt nun nichts übrig, als Alles gehen zu lassen, wie es gehen mag? Soll ich mein Leben lang mich vor mir selber schämen, soll ich Traun sagen hören: Unglücklicher, gieb mir meine Perle wieder! soll ich diesen Gennaro sagen hören: du bist mein Verderber geworden mit deinen treulosen Weisungen! soll Bianca mich ihr Leben lang als einen Verräther betrachten, diese arme Bianca, die so abscheulich

mit mir kokettirt hat? . . . nein, nein, nimmermehr, ich muß den Dingen eine Wendung geben, die Alles in's Gleis bringt, ich muß, ich muß, und der Himmel mag mir beistehen, es zu ersinnen, wie!"

Am Morgen nach einer schlaflosen Nacht, war es das Erste, was Kaunitz vornahm, sich nach dem Cavaliere Gennaro und seinem Schicksale zu erkundigen. Er fand die Nachricht Bianca's vollauf bestätigt; der Cavaliere war in Verhaft, und es sollte am andern Tage nach dem Willen des Königs ein Kriegsgericht über ihn abgehalten werden, das zu bestimmen hatte, wie lange Zeit der arme Cavaliere in der grausamen Felseneinsamkeit des düstern Forts Bard, das den schaurigsten aller schaurigöden Alpenpässe hütet, zubringen, welchen Theil seines bisher so heiter dahingeflossenen Lebens er darin begraben sollte.

Es war also keine Zeit zu verlieren . . . wollte der junge Diplomat das Unheil, welches er angestiftet hatte, wieder gut machen, so mußte er rasch handeln.

Und er wollte es wieder gut machen. Die Nacht war ihm nicht umsonst schlaflos verflossen. Sein Plan stand fest.

Er wußte, daß der Baron von Breteuil, der französische Gesandte, um eilf Uhr, nach dem Gabelfrühstück, einen Spaziergang im Parke zu machen pflegte, unter dessen schattigen Wipfeln dann noch die Morgenkühle der stechenden Sonnenhitze nicht gewichen war, welche um diese Zeit bereits auf den schutzlosen Gefilden der Ebene von Turin lag.

Schon eine halbe Stunde vorher schlenderte er wie müßig in den langen Alleen auf und ab. Endlich sah er den Baron, allein, sogar ohne den galonnirten Diener, der ihm gewöhnlich in einiger Entfernung folgte, daherkommen.

Als sich Beide erreicht hatten, grüßte Kaunitz mit der Miene eines Mannes, der vorübergehen will; er war sicher, daß der Baron nicht unterlassen werde, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen und darin einige Angeln auszuwerfen; gegen den bloßen Gesandtschaftsattaché brauchte er nicht die ceremoniöse Zurückhaltung zu beobachten, welche er dem Gesandten einer feindlichen Macht gegenüber auch auf diesem neutralen Gebiet hätte beibehalten müssen.

„Sieh da, lieber Graf Kaunitz," sagte der Baron mit der herablassenden Gnade, die er in seinen vollen, sehr wohlwollenden Zügen ausdrücken konnte, und mit einer leichten Verbeugung seiner kräftigen Gestalt, die ein bauschiger heller Sammtrock stattlich umwallte, „ich freue mich, zu sehen, daß auch Sie von diesem prächtigen Schatten angezogen werden . . . darf ich mir nicht die Ehre Ihrer Begleitung ausbitten? Man wird hoffentlich kein Staatsverbrechen darin sehen, wenn man uns ein wenig harmlos zusammen plaudern sieht . . . nicht wahr, dies Stupinigi ist ein schönes Schloß . . . und welcher Park!"

„Sie sind sehr gnädig, Excellenz," versetzte Kaunitz, indem er sich ihm anschloß, „in der That, auch ich finde Stupinigi der Bewunderung Eurer Excellenz vollkommen würdig. Der große Juvara hat nie etwas Schöneres und Großartigeres geschaffen!"

„Und ein vortrefflicher Aufenthalt," sagte lächelnd die Excellenz, „so lange jenseits der Parkmauern die heiße Sonne Italiens glüht . . . ein Schauder faßt mich an, wenn ich daran denke, diese Schatten verlassen zu sollen . . ."

„Wenn man dabei im Schatten von Siegeslorbeeren bleibt, Excellenz, denk' ich mir doch die Sache nicht so unerträglich . . . die kurze Reise durch die Sonne, bis man sich dann bald am Ziele daheim wieder im Schatten der erworbenen königlichen Gnade bergen kann . . ."

„Aber für den, der am Ziele diesen Schatten nicht findet . . . und Einen von uns muß über Kurz oder Lang dies Schicksal treffen . . ."

„Freilich," sagte Kaunitz mit einem halb unterdrückten Seufzer . . . „schon über Kurz, denn unsere Monarchin drängt, sie will eine peremptorische Erklärung . . . sie weiß, welchen gefährlichen Gegner wir am Baron von Breteuil haben, und fürchtet mit Recht bei längerem Verhandeln eine Niederlage, wo ein solcher Feind uns gegenübersteht!"

„Das ist allerdings sehr schmeichelhaft für mich, mein lieber Graf; aber, mon cher, wir müßten sehr naiv sein, wenn wir nicht aus dem Ton der Niedergeschlagenheit, womit Sie das sprechen, den Verdacht schöpfen sollten, daß Ihre Sachen sehr gut stehen, daß Sie eine sehr gute Position beim Könige eingenommen haben!" (Schluß folgt.)

Ein deutscher Fürst im Stillleben des Exils.

Rhein, Main und Lahn, drei Flüsse reich an Wundern und Schönheit, und die auserwähltesten dieser Wunder, dieser Schönheiten gruppiren sich zusammen in dem Herzogthum Nassau. Man wird uns nicht mißverstehen: wir meinen nicht die jetzige Regierung dieses Herzogthums, welche in ihrer Art freilich auch ein Wunder ist. Rhein und Main, die beiden reichen stolzen Flüsse kennt alle Welt; die Lahn, das Aschenbrödel, wird erst bekannter, nicht seitdem es einen goldenen, sondern seitdem es einen eisernen Schuh geschenkt erhalten hat in Gestalt der Lahnbahn. Jetzt erst dringt das reisende Publicum tiefer in das schöne Lahnthal; früher war Ems der letzte Vorposten der eleganten Welt; Ems, die artige Vorstadt von St. Petersburg, berühmt durch seine Bubenquelle. Von Ems fährt man jetzt weiter nach Nassau, dem Geburtsort des Freiherrn v. Stein; von Nassau am Kloster Arnstein und an den Silbergruben von Holzappel vorüber gen Dietz. Da passirt man denn ein kleines Dörfchen am linken Lahnufer, malerisch überragt von der alten verwitterten Ruine Balduinstein. Das Dörfchen führt den gleichen Namen, und man würde diesen sowie die Art seiner Existenz, die Nothdurft der Gegenwart, eingesponnen von dem Epheu bröckelnder Vergangenheit und knapp berührt von dem gewaltigen Flug neuer Zeiten, wohl bald vergessen haben, wenn nicht in den höheren Gebirgszügen, dicht über Balduinstein, ein stolzes, bewohntes Schloß seine Zinnen zeigte. Hohe, zackige Schieferfelsen steigen hier allseitig empor, und weit über sie hinaus ragt ein grünumwaldeter Basaltkegel, geziert mit den schimmernden Zinnen und Thürmen der Schaumburg.

Schloß Schaumburg in Nassau.

Wer noch vor zehn Jahren diesen wenig besuchten Strich des schönen Ländchens Nassau durchwanderte, würde heute kaum mehr die frühere Residenz der Fürsten von Schaumburg erkennen, so sehr hat der gegenwärtige Besitzer der Herrschaft, Erzherzog Stephan von Oesterreich, das alte, einförmige Burggemäuer, die

Gärten und Parks umzugestalten gewußt. Tausende von Fremden pilgern während der heiteren Jahreszeit dahin, und wohl wenige verlassen unbefriedigt diese freundlich geöffneten Räume mit ihren Natur= und Kunstschätzen, diese Thürme mit der weittragenden Aussicht.

Steigt der Wanderer den steilen Fußweg von Balduinstein nach Schaumburg hinan, so begegnet er vielleicht oben an der weiten Lindenallee einem hochgewachsenen Manne mit schwarzem Haar und Bart und einfachem grauen Anzuge; vielleicht ist dieser Mann eben beschäftigt, eine Pflanzengruppe zu ordnen oder Farne und Moose in die Mauern aus rohen Steinblöcken einzusetzen. Der Angekommene bittet ihn um Auskunft wegen Besichtigung des Schlosses, und weil eben kein Führer zur Hand ist, verläßt der Arbeitende seine Gewächse und geleitet, bereitwillig die neugierigen Fragen beantwortend, den Fremden hinauf durch das Thor. Hier übergiebt er ihn dem Castellan und kehrt zu seiner Arbeit zurück. Mancher beeilt sich dann mit der Rundschau, um noch einmal diesen freundlichen Führer zu sehen; denn es war, wie man ihm oben sagte, der Erzherzog selbst.

Erzherzog Stephan ist eine fürstliche Persönlichkeit im besten Sinne des Wortes; ist es Zufall oder ist es eine Einwirkung seiner Umgebung in einer bewegten, ereignißvollen Zeit, in seinem ganzen Wesen spricht sich neben der vollen Ritterlichkeit jene kindliche Herzensgüte aus, welche die Persönlichkeiten des ungarischen hohen Adels und mehr oder weniger des ganzen Magyarenvolkes so sympathisch charakterisirt und welche, wie man meinen sollte, sehr wohl geeignet sein dürfte, die Kunst, dieses Volk zu regieren, wesentlich zu erleichtern. Unverkennbar in der Person des Fürsten ist die Aehnlichkeit mit seiner ausgezeichnet schönen Mutter, der Prinzessin Hermine von Schaumburg.

Als der Erzherzog Joseph, Palatinus von Ungarn, seine erste Frau verloren hatte, führte er die älteste Tochter des Fürsten von Anhalt=Bernburg=Schaumburg heim; aus dieser Ehe entsprossen Zwillinge, der Erzherzog Stephan und seine im schönsten Alter hinübergegangene Schwester Hermine. Der Tag, welcher den beiden Kindern das Leben gab, der 14. Septbr. 1817, brachte der Mutter den Tod; aber die fürstliche Großmutter zu Schaumburg, eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit, nahm sich der Verwaisten an und führte sie auf ihr Schloß, das heute für den Enkel wieder ein bevorzugter Aufenthalt geworden ist.

Erzherzog Stephan erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung, eine Erziehung, die auf eine ganz bestimmte locale Stellung im österreichischen Staate berechnet war. Es ist eine allbekannte Sache, daß man wegen des Conglomerats von so vielen Nationalitäten des Reichs in keinem fürstlichen Hause mehr Sorgfalt auf die sprachliche Ausbildung verwendet, als in der kaiserlichen Familie. Die sechs Sprachen, welche der Erzherzog Stephan mit derselben Geläufigkeit spricht, wie seine Muttersprache, fallen darum vielleicht nicht so sehr in's Gewicht, wie das wissenschaftliche Element, das man bei seiner Ausbildung besonders im Auge hatte. Für einen Jüngling von so hervorragenden Talenten handelte es sich vor Allem um specielle Berücksichtigung der bedeutungsvollen Stellung, die er voraussichtlich einnehmen mußte; es handelte sich um eine Erziehung, berechnet auf die Regierung eines Staates. Daß das Vaterland Ungarn mit seinem politischen und nationalen Leben besondere Richtschnur für den klugen Palatinus Joseph in der Ausbildung seines Sohnes wurde, ist darum leicht begreiflich. Die hervorleuchtenden Eigenthümlichkeiten des Erzherzogs Stephan sind insofern echt magyarisch; die bemerkenswertheste darunter ist unbedingt sein eminentes Rednertalent, das heute noch die Bewunderung derer erregt, welche Gelegenheit haben, ihn zu hören.

Für die Ungarn, welche mit außerordentlicher Vorliebe an dem Hause ihres Palatins hingen, hatte es einen besonderen Reiz, zu wissen, daß ihr Prinz Stephan auch ein vorzüglicher Reiter sei, daß er auf der Pußta die halbwilden Pferde zu tummeln wußte, wie der beste Csikos und daß er sich jederzeit bemühte, die Zustände und Bewohner des Landes, wie auch dieses selbst persönlich kennen zu lernen.

Im März des Jahres 1838 trat eine für Pesth und Ofen verhängnißvolle Katastrophe ein: die Donau überfluthete bei dem Eisgang die Ufer, drang mit außerordentlicher Schnelligkeit und Gewalt in die niedriggelegenen Viertel von Ofen und überschwemmte ganz Pesth. Tausende von Menschen retteten sich in die oberen Stockwerke der Häuser und waren tagelang von allem Verkehr abgeschnitten; denn die immer steigende Fluth führte die Eisblöcke durch die Straßen, so daß auch die Muthigsten sich nicht in dieses den Untergang drohende Chaos wagten. Jetzt war es der einundzwanzigjährige Prinz Stephan, der trotz aller Abmahnung einen Kahn mit Lebensmitteln füllte und getrost hinaussteuerte in die tosenden Gewässer, um den halbverhungerten, von dem fürchterlichen Elemente gefangen gehaltenen Bewohnern Nahrungsmittel zuzuführen und in Sicherheit zu bringen, was sich aufnehmen ließ. Dieses Vorbild wirkte zündend, und die Cavaliere setzten so gut ihr Leben dran, wie der gemeine Mann, um nicht hinter dem Erzherzoge zurückzubleiben. Selbst dann, als sich die Gewässer verlaufen, hatte die Noth noch nicht ihr Ende erreicht. Hunderte von Häusern waren rein weggeschwemmt und verhältnißmäßig viele total unbewohnbar geworden. Der Palatinus lag krank darnieder, und so war es sein Sohn, der zahlreiche Anstalten zur Unterstützung und Verpflegung der Geschädigten in's Leben rief und leitete. Diese Unglückstage von Pesth und Ofen haben die Ungarn heute noch nicht vergessen und gewiß auch nicht des hochherzigen Fürsten, dem sie damals aus allen Landestheilen begeisterte Adressen zuschickten und von dem ein Augenzeuge schreibt: „Wie ein aus höhern Regionen gesandter Schutzgeist waltet er unter den Unglücklichen, keine Gefahr, keine Widerwärtigkeiten scheuend. Ihn begleiten auf seinem Rettungszuge der Muth und die Liebe, und ihm nach schweben die Genien des Dankes und der Freude."

Erzherzog Stephan von Oesterreich.

Es ist eine feststehende Thatsache, daß Niemand die auf ihre constitutionellen Rechte mit eifersüchtigen Augen wachenden ungarischen Großen besser behandeln und leiten konnte, als der Palatinus Joseph. Unter seiner speciellen Aufsicht wurde der junge Prinz in die Geschäfte eingeführt und so mit den nationalen, von den politischen Einrichtungen der übrigen Theile der Monarchie vollständig abweichenden Formen des Königreichs gründlich bekannt gemacht. Die Ungarn, deren Augen damals mehr auf das Haus ihres Palatins, als nach Wien gerichtet waren, setzten darum die ganze Zukunft des Landes auf die Person des Erzherzogs Stephan und sprachen von ihm als von einem specifisch ungarischen Prinzen.

Während der Jahre 1841, 42 und 43 bereiste der Erzherzog Deutschland und Italien. Mit dem Jahre 1844 schlug für ihn die Stunde, wo ihn der Kaiser zum ersten Male zur selbstständigen Verwaltung eines bedeutenden Kronlandes berief: er wurde zum General=Statthalter von Böhmen ernannt. Aufgewachsen in den constitutionellen Formen des Königreichs Ungarn, mochte es der damals 27jährige Erzherzog kein Leichtes finden, sich in die rein absolutistischen Principien zu schicken, nach denen Böhmen re=

girt wurde. Der ruhige Scharfblick des Statthalters fand jedoch bald den richtigen Weg, um den alten Feudalherren Böhmens ein erhöhtes Interesse auch für das Allgemeine beizubringen; sie schaarten sich um ihn, und durch sein gewandtes, liebenswürdiges Wesen schuf er sie zu bereitwilligen Mitarbeitern seiner volksfreundlichen Bestrebungen um. Die in alle Zweige der Verwaltung gestaltend eingreifende rastlose Thätigkeit des Erzherzogs Stephan rief in dem Königreiche ein verständig liberales System in's Leben, dessen Früchte der Bürger bald zu fühlen begann.

Während seiner dreijährigen Statthalterschaft war Böhmen zweimal durch bedeutende Unglücksfälle heimgesucht. Im Winter 1845 überschwemmte die Moldau einen Theil des Landes, besonders die Hauptstadt Prag, und im folgenden Jahre entstand durch eine Mißernte Mangel und Noth, vor allem in den armen Bezirken des Erz- und Riesengebirges. Hier zeigte sich so recht die aufopfernde Thätigkeit des Erzherzogs. Er überzeugte sich an Ort und Stelle von der Ausdehnung des Unglücks, und auf seinen Betrieb flossen die reichsten Unterstützungen zusammen; hauptsächlich aber suchte er durch dauernde Arbeit der Noth für die Zukunft die Spitze zu brechen. Auch den Aufruhr der Fabrikarbeiter in Prag, der einen blutigen Ausgang zu nehmen drohte, stillte er durch sein taktvolles Auftreten.

Leider währte diese segensreiche Wirksamkeit, welche ihm in Aller Herzen ein bleibendes Denkmal setzte, nur kurze Zeit. Denn am 13. Januar 1847 starb der Erzherzog Palatin Joseph. Die Ungarn betrauerten in ihm einen Fürsten, der fünfzig Jahre lang zum Wohle des Landes gewirkt hatte. Den 18. Jan. desselben Jahres wurde Erzherzog Stephan zum Statthalter Ungarns ernannt unter allgemeinem Jubel der Nation. Diese Würde kann der König ohne Zuziehung der Stände verleihen; sie schließt übrigens dieselben Machtvollkommenheiten in sich, wie das Palatinat. Als der neue Statthalter im Sommer 1847 eine Rundreise durch das Land machte, glich dieselbe einem ununterbrochenen Triumphzuge; die Magnaten und das Volk überboten sich an Beweisen der Zuneigung und Verehrung, und es steht fest, daß in der damaligen Zeit selbst in der Residenzstadt Wien kein Prinz bei der Bevölkerung so populär war, wie der Erzherzog Stephan.

Mit dem Tode des Palatins Joseph drängten sich aber auch zum ersten Male alle jene unruhigen Elemente in den Vordergrund, die schon längst zu dem Glauben gelangt waren, sie allein seien die Nation. Im Monat September erschien das königliche Rundschreiben, wornach der Reichstag auf den 7. November zur Wahl des Palatins und zur Hebung der Landeswohlfahrt zusammentreten solle; von dieser Zeit begannen die Agitationen auf eine Weise, von der man in unserm Vaterlande kaum einen Begriff hat. Unmittelbar nach der Rückkehr von seiner Rundreise war der Statthalter nach Wien geeilt, hatte dort in rückhaltloser Darlegung die Verhältnisse Ungarns geschildert und die dringende Nothwendigkeit zeitgemäßer Umgestaltung in vielen Zweigen der Verwaltung derart befürwortet, daß die österreichische Regierung auf dem baldfolgenden Reichstage der Nation die weitgehendsten Zugeständnisse machte.

Aller Blicke waren auf den Erzherzog Stephan gerichtet, mit dem man die Geschicke des Landes innigst verknüpft glaubte; daher die freudige Theilnahme, als er am 18. October, so recht mitten in den Tagen des fieberhaft aufgeregten politischen Lebens von dem jetzigen Kaiser Franz Joseph als Obergespan des Pesther Comitats installirt wurde. Zum ersten Mal seit vielen Jahren klangen hier den Ungarn die süßen Laute ihrer Muttersprache amtlich aus dem Munde ihres künftigen Königs und von den Lippen ihres baldigen Palatins entgegen. Wer mochte ihnen die Genugthuung mißgönnen, die sie darin fanden, daß der Erzherzog Stephan ein geborner Ungar sei! Drei Bezirksstuhlrichter hoben ihn dreimal in die Lüfte unter dem donnernden Zuruf der Menge; so hatten es die Magyaren schon vor tausend Jahren gethan, als sie Almos zum obersten Heerführer wählten.

Am 10. November 1847 trat der neue Landtag zusammen. Gleich in der ersten Circularsitzung beantragte Kossuth, der Deputirte Pesth's, daß die Schwurformel für den neuen Palatin in ungarischer Sprache abgefaßt sein müsse und daß er laut Instruction seiner Wähler vorschlage, den Erzherzog Stephan so zum Reichspalatin zu wählen, daß zwar die Candidation dem Landtage übergeben, jedoch nicht eröffnet werde. Allgemeine jubelnde Zustimmung begleitete den Redner, als er in erhebenden Worten das Vertrauen, die Liebe und Hingebung der Nation zu dem Erzherzog schilderte. Beide Anträge wurden angenommen. Tags darauf traf der Kaiser in Preßburg ein; umgeben von mehreren Prinzen des Hauses, eröffnete er unter großen Feierlichkeiten den Reichstag, und bei der nun folgenden Wahl wurde der Erzherzog Stephan unter dröhnendem Zurufe des überfüllten Saales einstimmig zum Reichspalatin erwählt.

Die Stände und die Magnatentafel hielten von jetzt an ihre regelmäßigen Sitzungen, in denen sich die bestehenden Parteien nur kurze Zeit bekämpften; die streng conservativen Aristokraten erlagen bald, und eben so schnell gewann die radicale Partei die Oberhand. Kossuth verstand es, die Nationalität überall in den Vordergrund zu stellen und damit die Versammlung freiwillig oder gezwungen vorwärts zu treiben. Das Unrecht, welches man durch die bezüglich der Ausdehnung der ungarischen Sprache gefaßten Beschlüsse den angefügten Ländern wie Serbien und Kroatien zufügte, erbitterte diese auf's Höchste und machte sie zu activen Gegnern der Ungarn, als dieselben nach den französischen Februarereignissen den Weg der Revolution betraten.

So lange die Thätigkeit des Landtags auf dem Boden der Verfassung blieb, fand sie einen bereitwilligen Förderer an dem Erzherzog Palatin; alle die liberalen Gesetze über Preßfreiheit, Vertheilung der Abgaben und einen besseren Volksunterricht wurden von ihm auf's Eifrigste unterstützt. Kossuth mit seinem Anhange arbeitete übrigens auf eine völlige Lostrennung von dem Reichsverband hinaus und stürzte eine der alten Verfügungen, welche das Land mit der regierenden Dynastie verknüpften, nach der andern um. Der Palatin suchte Alles aufzubieten, um in diesen verhängnißvollen Zeiten das Amt des Vermittlers zwischen Krone und Landtag auf eine für beide Theile ersprießliche Weise auszuüben, und stellte sich selbst an die Spitze einer Deputation, die dem Kaiser die Wünsche und Forderungen der Nation vorlegte: Vertretung der unteren Stände auf dem Reichstag, Gleichheit vor dem Gesetz in bürgerlicher und religiöser Hinsicht, Volksbewaffnung, Beeidigung des Heeres auf die Verfassung, Entfernung fremder Truppen aus dem Lande und ausschließliche Verwendung der ungarischen Regimenter im Lande selbst. — Als die Magnatentafel ihm die Bitte vortrug, diese Petition selbst zu überbringen, erklärte er, daß er allen seinen persönlichen und selbstständigen Einfluß aufbieten wolle, um die Wünsche der Nation zu verwirklichen. Zwar wurden diese einzelnen Punkte nur mit Vorbehalt genehmigt, aber zugleich ernannte der Kaiser den Erzherzog zum Statthalter mit unbeschränkter Vollmacht.

Auch hier hieß es: „Zu spät!" Wie eine nicht mehr aufzuhaltende Fluth brauste jetzt die Revolution über das Land hin. Schon während des Aufenthaltes der Deputation in Wien war der Sturm losgebrochen. Denn man erwartete von Wien nichts mehr. Auch der Palatin vermochte nicht mehr den Damm aufzurichten, der einmal durchbrochen war, und bemühte sich nur noch, seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß das drohende Unglück des Bürgerkriegs abgewendet blieb.

Schon lange hatten jedoch die mit dem Königreich verbundenen Nationen der Serben und Kroaten voll Grimm die Verhandlungen der beiden Tafeln verfolgt; die offenkundige Geringschätzung der Ungarn gegen sie trieb sie zum letzten Schritt, zur völligen Losreißung. Und so brach denn der Bürgerkrieg wirklich aus. Wir können die nun folgenden Ereignisse aus jüngstvergangener Zeit als unsern Lesern bekannt voraussetzen. In allen seinen Plänen zur Rettung Ungarns gehemmt, mußte der Erzherzog endlich machtlos dieses Feld der Zerfahrenheit überblicken. Im Königreich selbst eine vollendete Anarchie, heraufbeschworen durch die ultramagyarischen Radicalen, vor deren zerstörender Macht das beste Gesetz nicht über Nacht Stand hielt; bei der Regierung in Wien die weitgehendsten öffentlichen Zugeständnisse, im Geheimen aber schleunige Gegenminen, Aufreizen und Vorwärtstreiben der mit den Ungarn verbundenen Nationen: dies Alles mußte die besten Kräfte lahmlegen. So verließ denn der Erzherzog ein Land, das für ihn in seiner Stellung keinen Fuß breit Boden mehr zeigte, um sich den vernichtenden Gewalten entgegenzustemmen. Er legte seine Würde in die Hände des Kaisers nieder und zog nach dem Schlosse Schaumburg an der Lahn.

Bewegte sich die Thätigkeit des Erzherzogs Stephan auch nicht geradezu in den Bahnen eines gekrönten Hauptes, so war sie doch unzweifelhaft von derselben Bedeutung. Seine Persönlichkeit, seine

liberalen Grundsätze, seine Stellung in der kaiserlichen Familie machten ihn zu einem der ersten Männer der Monarchie. So lange er öffentlich zu wirken berufen war, bekundete er die ausgezeichneten Eigenschaften seines Herzens und Geistes auf die wohlthätigste Weise. Er war einer der Wenigen, welche vor den Tagen der Revolution den Begriff von Volk in anderer Weise auffaßten, als man es in den obersten Kreisen gewohnt war, der in ihm den Hauptkern des Staates erkannte und darnach seine Thätigkeit einrichtete. Der Frühling des Jahres 1848 zog jedem Gewaltigen der damaligen Zeit den Boden unter den Füßen weg; es ist darum ein sprechendes Zeugniß für ihn, daß in der größten Aufregung der politischen Parteien die Ungarn immer mit Anhänglichkeit und Achtung zu ihm aufblickten und daß diese Sympathien selbst den Schrecken der blutig unterdrückten Revolution überdauerten. Die Ereignisse haben ihn wohl aus dem Vaterlande entfernt, aber demselben nicht entfremdet. Heute sind die Verhältnisse des Königreichs noch nicht so weit geordnet, daß darauf die Hoffnung auf die günstigste Zukunft für das Land gegründet werden könnte. Wer aber die politische Wirksamkeit des Erzherzogs in Böhmen, wer seine Vertrautheit mit dem Charakter und den Bedürfnissen der ungarischen Nation, wer seine freisinnige und ausdauernde Thätigkeit vor dem unglückseligen Kriege im Lande kennt, wird gewiß die Ueberzeugung hegen, daß kein anderer österreichischer Prinz so wie er geeignet ist, die Angelegenheiten der Ungarn zur Ausgleichung zu bringen, wenn sie überhaupt auf diesem Wege ausgeglichen werden sollen. —

Mit dem Tage seiner Ankunft in Schaumburg begann für den Erzherzog Stephan ein neuer Lebensabschnitt. Die friedliche Einsamkeit des alten Schlosses inmitten der Berge und Wälder, die ländliche Bevölkerung mit ihren ganz anderen Bedürfnissen und Anschauungen, dies Alles mußte einem von Natur thätigen Charakter eine vollständig neue Richtung anweisen. So treffen wir denn den Erzherzog bald nach seiner häuslichen Niederlassung in Schaumburg umgeben von Hunderten von Arbeitern. Die alten Mauern des einförmigen, geschmacklosen Burgbaues sinken eine nach der andern in den Staub, und aus den Ruinen empor steigt ein neuer Bau, mit hohen Thürmen und Zinnen, der innerhalb fünf Jahren vollendet wurde.

Geben wir aber auch zu, daß dieser Winkel der Erde, welchen sich der Erzherzog ausgesucht, ein schöner und lachender ist, so muß er doch Jemandem, der große Königreiche regiert und so unruhige Zeiten erlebt hat, klein und still vorkommen. Wir wollen nicht untersuchen, warum der Erzherzog Ursache hat, Ungarn, oder Wien, oder Oesterreich überhaupt zu meiden, aber so viel ist gewiß, daß sein Aufenthalt in Schaumburg viele Aehnlichkeit mit einer Verbannung hat.

Sein Stillleben ermangelt zwar nicht der Anerkennung und der Huldigungen, welche ein Fürst in seiner Stellung schwer ganz entbehren kann. Bei dem nassauischen Hof, der im Winter in Wiesbaden, im Sommer in Bieberich residirt, ist er ein oft und gern gesehener Gast. Ebenso besucht er öfters die Höfe in Oldenburg, Weimar u. a. — In Limburg an der Lahn hat der katholische Bischof, Peter Joseph Blum, eine Hauptstütze der episkopal-ultramontanen Partei, seinen Sitz, und man kann sich denken, daß er und seine geistlichen Räthe, Domherren, Domcapitulare, Regens und Subregens, Vicare und Kapläne und wie der zahlreiche geistliche Hofstaat sonst noch heißt, es an Aufmerksamkeiten nicht fehlen lassen gegenüber einem Prinzen, der dem Hause Oesterreich angehört und einem Lande, welches das beste aller Concordate erzeugt und trotz des gegenwärtig dort herrschenden Constitutionalismus noch nicht wieder abgeschafft, ja nicht einmal in einem Iota geändert hat. Und der Erzherzog muß natürlich diese Aufmerksamkeiten erwidern und zuweilen in Limburg erscheinen, namentlich wenn der protestantische Herzog von Nassau, der in dem römischen Klerus die Stütze seines Throns erblickt, dort erscheint, und wenn große Kirchenfeste feierlich begangen werden. Welche dieser verschiedenen Solennitäten dem Erzherzog das größte Vergnügen macht, wissen wir nicht. Bei einigen derselben, versichern uns glaubwürdige Leute, soll er zuweilen ermüdet und gelangweilt aussehen. — Mitunter erhält er Besuch aus Oesterreich, aber nicht oft. Dann mag er begierig der Kunde lauschen aus dem fernen Lande und der alten Zeit und, den langen gewundenen Schnurrbart drehend, seinen Erinnerungen sehnsüchtig nachsinnen. Denn er hat doch Großes erlebt und in der Tiefe seines Herzens liebt er sein altes Ungarn gegenwärtig noch ebenso sehr, wie damals, als ihn unter dem „Eljen“ der Menge die drei Bezirksstuhlrichter dreimal in die Luft hoben.

Wohlthuender scheint ihm jedoch die treuherzige Huldigung des Volks zu sein. Die nassauischen Bauern sind ihm wegen seiner Leutseligkeit und seiner Mildthätigkeit aufrichtig zugethan. Sie lassen sich sogar gefallen, daß er sie à la grand seigneur „Du“ nennt, während sonst unsere Bauern doch zu selbstbewußt und zu eifersüchtig auf Gleichberechtigung sind, um sich einen solchen einseitigen „Schmollis“ gefallen zu lassen. Allein der Herr ist ja eigentlich fremd hier, und sein gemüthliches österreichisches Plaudern klingt so schön, daß man ihm am Ende diesen Verstoß gegen die demokratischen Sitten des alten „Einrich-Gau“ verzeihen kann; und er meint es auch ohne Zweifel gut, denn er kennt jeden Burschen und jedes Mädel bei seinem Vornamen und kümmert sich angelegentlich um ihre kleinen Leiden und Freuden. Ja, er verherrlicht sogar zuweilen eine Dorfkirchweih mit seiner Gegenwart und sieht dann viel aufgelegter aus, als wenn er bei einer großen bischöflichen Ceremonie in Limburg paradirt. Ein großes Verdienst hat er sich um den Volksunterricht auf dem flachen Lande erworben. Er ist ein aufrichtiger Freund und Gönner des von weltlicher und geistlicher Seite gleich sehr geplagten Standes der Volkslehrer. Den Dorfschulen widmet er seine volle Aufmerksamkeit. Zur Zeit der Frühjahrsprüfungen sieht man ihn von Dorf zu Dorf reiten, um denselben beizuwohnen. Dabei ist er überhaupt ein großer Freund der Kinder und bereitet denselben zuweilen auf seinem Schlosse Festlichkeiten und Freuden. Regelmäßig veranstaltet er eine große Weihnachtsbescheerung. Tage lang vor derselben sind die Säle des Schlosses der Welt unzugänglich. Denn drinnen haust ein stark beschnurrbartetes „Christkindchen“, das Kisten und Kasten Kinderspielzeug und dergl. von den heranziehenden Kaufleuten in Empfang nimmt und deren Inhalt mit weiser und gerechter Hand abtheilt für die Kleinen, die den bunten Kram demnächst jubelnd in Empfang nehmen, fast in ihrer Freude nicht achtend des in ihrer Mitte stehenden schlanken, blassen, männlich ernsten Wohlthäters, der doch in diesem Augenblick vielleicht noch glücklicher ist, als die von ihm Beglückten.

Die Zeit, welche nicht in Anspruch genommen wird von solchen wohlthätigen und gemeinnützigen Bestrebungen, widmet der Erzherzog wissenschaftlichen Studien und der Verwaltung seiner Kammergüter. Seine Beamten und Diener rühmen seine Kenntnisse und seinen Fleiß. Kein irgend erheblicher Gegenstand in seiner Verwaltung wird erledigt ohne seine persönlichste Mitwirkung. In den Verwaltungsacten findet man vieles von seiner eigenen Hand geschrieben. Seine Schrift ist fest, groß, fließend und klar, hat aber jenen kanzleimäßigen Charakter, dem wir so oft bei österreichischen Handschriften begegnen.

Im Schloß befindet sich eine Bibliothek von 30,000 Bänden und eine große Mineraliensammlung. Die letztere wird, abgesehen von den Sammlungen öffentlicher Anstalten, in Deutschland schwerlich ihres Gleichen haben. Mancher Gelehrte pilgert nach Schaumburg und findet dort gastfreundliche Aufnahme. Auch der naturwissenschaftliche Verein wurde, als er in Bad Ems tagte, von dem Schloßherrn auf Schaumburg eingeladen und fand in demselben nicht nur einen freundlichen Wirth, sondern auch einen tüchtigen Mineralogen.

Als Besitzer der Herrschaft Schaumburg ist der Erzherzog Stephan auch „gebornes und erbliches standesherrliches Mitglied“ der ersten Kammer von Nassau. Nach der nassauischen Verfassung haben aber die Standesherren das Recht, statt selbst zu kommen, Stellvertreter in die Kammer zu senden. Die meisten fragen zuvor bei dem Herzog, wer ihm genehm sei, und ertheilen dann diesem Manne, welchen sich die Regierung selbst zum Controleur gewählt hat, ihr Mandat. So kommen denn Kammerherren, Hofdiener, Jagd-Bedienstete ꝛc. in das nassauische Herrenhaus. Der Vertreter des Erzherzogs ist ein Herr von Breidbach, der früher Hofstallmeister und jetzt Adjutant des Herzogs ist. Jedenfalls würde der Erzherzog, wenn er sich um die öffentlichen Zustände in Nassau selbst kümmern wollte, manchen Mißstand abstellen können. Denn von ihm würden wohl selbst die officiellen und klerikalen Stimmen nicht behaupten, er sei ein Feind des nassauischen Throns, wie sie es von jedem Andern thun, der den Muth der Wahrheit hat.

Die todte Eva.

Historische Mittheilung aus dem Hofleben früherer Tage. Von **George Hiltl.**

Es war im Jahre des Heiles 1532.

Hinter dem Fenster des Erdgeschosses eines entlegenen Hauses auf dem Altenwiek zu Braunschweig war am Abende des heiligen Cyprianstages noch spät heller Lichtschein zu erblicken. In dem Zimmer, von dessen Fenster aus jener Schein strahlte, ging ein Mann unruhig auf und nieder. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und schien nachzudenken. Seine ganze Erscheinung, sowie seine Kleidung ließen in ihm den Künstler erkennen. Es war Andreas Siemon, der Bildschnitzer von Braunschweig, ein sehr geachteter und in seiner Kunst hochberühmter Mann, durch dessen Hände gar manche Kanzel und Kirche, manches Schloß und viele Privathäuser ihre Zierrathen erhalten hatten.

Als die Glocken Mitternacht anschlugen, trat der Meister zum Fenster und drückte die Stirn gegen die Scheiben. Seine Augen suchten draußen Etwas zu erspähen. Umsonst! Die Dunkelheit war allzu groß. Dagegen vernahm sein Ohr den Hufschlag von Rossen, welche die Gasse heraufzukommen schienen. Es währte auch nicht lange, so hielten Reiter vor dem Thore des Hofes, der des Meisters Haus von der Gasse trennte. Siemon ging eilig aus dem Zimmer, überschritt den Hof und öffnete das Thor. Der eine der beiden Reiter war schon abgestiegen, der noch Aufsitzende hielt das ledige Pferd. Siemon reichte dem Abgestiegenen die Hand und führte ihn, leise die Treppe voransteigend, in das Zimmer, dessen Fenstervorhänge er schloß. Der Ankömmling warf Mantel und Kappe ab. Er zeigte sich als schönen, stattlichen Mann, den das spanische Wammes und die hohen Reitstiefel trefflich kleideten. Ein herrlich gearbeitetes Waidmesser hing in goldener Fangschnur an seiner Linken, und dicke silberne Sporen klirrten an seinen Füßen.

„Willkommen, Herr Herzog!" redete Siemon den Fremden an, „wollet Euch ein wenig niedersetzen in meiner schlechten Behausung und dann mir Eueren Wunsch oder Befehl mittheilen, den zu vernehmen ich Euch heute erwartete."

Der Gast des Meisters war Niemand anderes als Herzog Heinrich der Jüngere von Wolfenbüttel, ein unruhiger, lebendiger und verwegener Herr, des Herzogs Heinrich von Würtemberg, dessen Tochter Maria er geheirathet hatte, nicht geliebter Schwiegersohn; ein Feind der neuen Glaubenslehre, zu welcher sich die Häupter des schmalkaldischen Bundes, die Verwandten seines Hauses und seiner Gattin bekannten.

„Mein Besuch soll bald beendet sein, Meister," entgegnete der Herzog, „sehet zu, daß wir ungestört sind."

„Wir sind es, gnädiger Herr, mein Hausgesinde liegt in tiefem Schlafe. So habe ich es eingerichtet."

„So höret. Ich komme Euere Kunst in Anspruch zu nehmen. Ich habe ein Spiel vor, das Niemand wissen soll. Haltet reinen Mund, und meine Gunst wird Euch bleiben. Ihr wißt, daß ich Euch stets hervorgezogen und Eueren Meißel viel beschäftigt habe."

„Ihr könnt auf mich zählen, gnädiger Herr."

„Ihr sollet mir also ein Bild fertigen. Das Bild soll aussehen, als schlafe es. Es muß eine Holzfigur sein, aber malet das Gesicht fein an, gleich als wäre es das Antlitz eines schlafenden oder verstorbenen Menschen. Auch sorgt dafür, daß Ihr das Gebild auf den St. Michaelstag fertig habt."

Siemon stutzte.

Darauf aber sank das Gespräch der Beiden zu einem leisen Geflüster herab, also daß man davon nichts mehr verstehen konnte.

Nach einer Weile drückte der Herzog dem Meister die Hand und verließ dessen Haus. Bald waren die Hufschläge der davontrabenden Rosse verhallt; Siemon löschte seine Lampe und warf sich, nachdenklicher geworden, auf sein Lager. —

Am St. Michaelstage wandelte ein Mann durch die Laubgänge des herzoglichen Schloßgartens zu Wolfenbüttel. Ueber seinen Kleidern trug er eine weite Sammetschaube, unter welcher ein ziemlich großer Gegenstand versteckt schien. Nachdem er sorgfältig hin und her gespäht hatte, erblickte er endlich den Herzog Heinrich. Schnell eilte er auf ihn zu. Heinrich befahl ihm einen Augenblick zu verziehen und ging zwischen den Gebüschen hindurch zu einem Seitenthurme des Schlosses. Siemon folgte, erstieg hinter dem Herzoge eine Schneckentreppe und trat fast mit ihm zugleich in das kleine Gemach, welches Heinrich „sein Stüblein" nannte. „Gebt schnell her! laßt mich sehen!" sagte der Herzog.

Siemon schlug die Falten der Schaube zurück und enthüllte dann einen noch mit Tüchern bedeckten Gegenstand. Es war eine trefflich geschnitzte und bemalte Büste. Sie zeigte ein ruhendes Haupt, dessen Augen geschlossen, dessen schwarze Haare aufgelöst waren. Ohne zu wissen warum, hatte der Meister dem Gebilde einen schmerzlichen, wehmüthigen Charakter gegeben.

Herzog Heinrich erschöpfte sich in Lobeserhebungen. Er zählte dem Meister zwölf schwere Goldgülden auf den Tisch, öffnete dann einen unter seinem Sitzbette angebrachten Kasten, legte das Holzbild behutsam hinein und schloß die Lade.

Erst als es dunkelte, erlaubte er dem Meister den Thurm zu verlassen. Siemon kehrte nach Braunschweig zurück. Alle Ueberbleibsel der geheimnißvollen Bildhauerarbeit hatte er sorgfältig vernichtet.

Am St. Michaelstage herrschte in dem Hoflager zu Wolfenbüttel große Freude. Mit strahlendem Antlitze sah man die Herzogin Maria durch die Gemächer schreiten. Sie war heute herablassend und zutraulich gegen das Gesinde, während sie doch schon geraume Zeit mit Niemand gütig gesprochen oder ihrer Umgebung anders als mit finstern Blicken, argwöhnischem Lächeln und kurzen Worten entgegengetreten war.

Und der Grund dieser plötzlichen glücklichen Veränderung? Tags zuvor hatte das Kammerfräulein Eva von Trott ihre Entlassung vom herzoglichen Hofe begehrt; daher die Freude Maria's und die Umwandlung ihres ganzen Wesens. In der That hatte die Herzogin alle Ursache sich zu der Entfernung des Kammerfräuleins Glück zu wünschen.

Eva von Trott, die Tochter eines hessischen Edelmannes von Verdienst und alter Familie, die Schwester des kurbrandenburgischen Marschalls von Trott, war mit kurzen Worten die Geliebte des treulosen Gatten der unglücklichen Marie, Herzog Heinrich's des Jüngeren von Wolfenbüttel. Freilich war die Störerin des ehelichen Friedens eine mit allen Reizen der Jugend und Schönheit ausgestattete Dame. Die Urkunden und Belege für diese seltsame Geschichte sind nicht allzu zahlreich, und da kann man denn auch Manches nur muthmaßen. So scheint es fast, als habe der Herzog bereits vor seiner Heirath das innige Verhältniß mit Eva gehabt, denn er hat sie sich von ihrem Vater als Hofdame seiner Gattin e r b e t e n.

Da Herzog Heinrich nicht gewöhnt war seinem Willen Zügel anzulegen, so entstand sehr bald ernster und gefährlicher Unfrieden in der fürstlichen Ehe, den ein unkluges Benehmen der Herzogin, die sich zur Schlichtung des Streites an ihren Vater wendete, noch steigerte.

Eva von Trott hatte dem Herzoge vom Jahre 1524 bis 1531 drei Kinder geboren.* Die Folgen ihrer Fehltritte wußte das Paar schlau genug zu verbergen. Unter dem Vorwande eine Reise thun zu müssen, verließ Eva jedesmal den Hof.

Tief unten am Westende des Harzgebirges liegt auf hohem Kalkfelsen die Burg Staufenberg. Versteckt zwischen Wald und Buschwerk, von einsamen Forsten umgeben, durch hohe Mauern abgeschlossen, in jener Zeit namentlich schwer zu erreichen, bot das alte Schloß einen sichern Versteck für Liebe oder Verbrechen dar. Das Verhältniß des Herzogs konnte hier ungestört fortdauern, und so nahmen denn die Hallen der Staufenburg die schöne Sünderin in ihren Schutz, so oft Gefahr drohte, daß der Zustand der herzoglichen Geliebten den Späheraugen der Hofleute nicht entgehen könne. Nach einigen Monden erschien sie dann wieder bei Hofe. Mit diesen Geheimnissen waren eine Menge größtentheils niedriger Persönlichkeiten vertraut, welchen sich der Herzog hatte in die Arme werfen müssen; muthmaßlich war ihr Schweigen durch große Opfer erkauft worden.

* Das erste, ein Sohn, ward auf den Namen Theuerdank getauft. Die beiden andern Kinder, Töchter, führten den Namen Zifra. Die älteste starb bereits elf Wochen nach der Geburt. Theuerdank endete später in Dürftigkeit und ist verschollen. Laut Actenstückes d. d. 15. Januar 1542, Wolfenbüttel, zeigen die Räthe daselbst an, daß er mit einem Heizer entlaufen sei und im Kloster zu Hardenberg gebettelt habe.

Die überhandnehmenden Zwistigkeiten Heinrich's und Maria's brachten es endlich dahin, daß der Kaiser einschritt und den Herzog ernstlich zur Sitte anhielt. Indessen scheint dieser oberherrliche Gewaltschritt doch nicht allzu ernstlich gemeint gewesen zu sein, denn das Fräulein von Trott blieb am Hofe zu Wolfenbüttel und die Vertraulichkeiten wurden nicht eingestellt. Was das Einschreiten der kleineren Fürsten anbetraf, so konnte Heinrich entweder ihrer Drohungen lachen, oder des Heilands Worte, gesprochen zur Ehebrecherin, auf sich anwenden: „Wer frei von Sünden ist, der werfe den ersten Stein auf mich!" Namentlich konnte das auf den Landgrafen von Hessen gehen, der ganz öffentlich in einer Doppelehe lebte.

Sonach schien jede Möglichkeit, die verhaßte Nebenbuhlerin entfernt zu sehen, für die Herzogin verschwunden. Wie groß war daher ihre Freude, als Eva selbst um ihre Entlassung bat und der Herzogin die Mittheilung machte, daß sie zu ihren Eltern gehen und für ewig die schlüpfrigen Wege eines verführerischen Hoflebens meiden wolle! Begreiflicher Weise ward ihr die erbetene Entlassung — besonders da auch der Herzog erklärte, so sehr er ihren Abzug bedauere, könne er sie doch nicht zurückhalten — unverzüglich bewilligt.

Von dem Hofe, aus den Hallen des Wolfenbüttler Schlosses schied die reizende Eva, aus einer Umgebung, die sie beherrscht hatte, deren ganzes Bestreben, wenn auch im Geheimen, darauf gerichtet war, die herzogliche Geliebte in guter Stimmung zu erhalten. Sie reiste nach Kassel zu ihren Eltern und schlug den Weg dahin über Gandersheim ein.

Die Morgensonne stieg am Horizonte herauf. Noch deckte der Nebel des anbrechenden Septembertages die Gegend. Lautlose Stille herrschte in den Gassen der Stadt Eimbeck. Da verließen die Herberge zum Schwan, auf einem Wäglein sitzend, drei Frauen. Sie trugen kurze Reisemäntel mit Kapuzen. Der Wagen bog seitwärts ab von der Stadt; wo die Kapelle des heiligen Blutes einsam und verlassen stand, hielt er an. Als er sich dem kleinen Gotteshause näherte, traten aus dem Gehölze zwei Männer. Die Frauen stiegen von dem Wagen herab, während dessen öffnete der eine der Männer die Thüren der Kapelle. Die Frauen gingen hinein. Wohl ein halbes Stündlein blieben die Pforten geschlossen, dann traten alle fünf Personen wieder in das Freie. Die Weiber bestiegen ihren Wagen, die beiden Männer ihre Pferde, welche im Gehölze, an einen Baum gebunden, gestanden hatten. Der Wagen nahm die Richtung nach Gandersheim, die Reiter suchten die Straße nach Braunschweig auf.

Die drei Frauen waren: Anna Dankwert, des Schreibers zu Gandersheim Ehefrau, Pine Kippenberg, eine Schneidersfrau aus Gittelde, und Else Mettel aus Peine.

Zu dieser eigenthümlichen Gesellschaft hatte sich der Herzog Heinrich gefunden. Er war einer der beiden Reiter. In der kleinen Kapelle hatten die Frauen ihm einen schweren, hohen Eid geleistet, — — — der Herzog dagegen ihnen die Hand gereicht und glänzenden Lohn verheißen.

Gegen sechs Uhr desselben Tages hielt das Wäglein vor dem St. Georgenthore zu Gandersheim. Hier verließen die Frauen das Gefährt und vertheilten sich in der Stadt. Die Dankwert begab sich in das Amtshaus, die Kippenberg eilte in die Herberge des Schneidergewerkes, Else Mettel suchte die Wohnung des Baders auf, dessen Frau ihr verwandt war.

Gemächlich saß im Amtshause der alten Burg zu Gandersheim in seinem Lehnsessel der Amtmann Claus Scharffenstein. Vom Podagra heimgesucht, nahm er die Geschäftseinläufe in seinem Zimmer entgegen. Hagestolz, sehr bequem geworden, hatte er der Frau des Amtsschreibers, Anna Dankwert, seine Verpflegung übertragen, wofür dem Schreiber eine gute Stelle gesichert war. Eben wollte sich Meister Claus mühsam an seinem Stocke aufrichten, um nach dem mit Eimbecker Bier gefüllten Kruge zu greifen, als die Thür schnell geöffnet ward und die Dankwert in's Zimmer stürzte: „Herr Amtmann, um Jesu willen, rathet, helft!"

„Anne, Anne," rief erschrocken der Amtmann; „was soll's denn? Ich falle fast in Ohnmacht ob Eures Rufens!"

„Ach, da ist der Christoph Schmidt draußen, des Herrn Herzogs Küchenschreiber. Er bittet um Einlaß."

„Nun, nun, was ist denn da Sonderliches?"

„Gestrenger Herr Amtmann, Schmidt hat eine todtkranke Frau bei sich, eine hohe, schöne Frau. Er wollte die Nacht noch bis Münchehof der Dame das Geleit geben, aber sie ist so heftig erkrankt, daß er sie hier lassen muß."

„Laßt Schmidt heraufkommen," rief Scharffenstein, „ich muß von ihm hören, um was es sich handelt."

Nach wenigen Augenblicken erschien der Küchenschreiber im Zimmer.

„Herr Amtmann, ich komme im Namen der Menschlichkeit, Euch um Aufnahme für eine todtkranke Frau zu bitten," sprach er hastig. „Des Herzogs Gnaden haben mir den Auftrag gegeben, dies hochgeehrte Kammerfräulein Ihro Gnaden der Herzogin Maria, Eva von Trott, gen Kassel zu geleiten. Die Edle ist aber so bös erkrankt, daß mich fast dünken will, sie werde die Nacht nicht mehr erleben."

„Gott wolle so etwas in Gnaden verhüten!" rief der Amtmann außer sich. Er sah im Geiste schon ein ansehnliches Präsent des Herzogs für die gute Aufnahme der Geliebten vor seinen Augen funkeln. „He da, Dankwertin, schnell ein Zimmer auf in dem Seitenflügel! Eilt, Christoph, bringt die Edle herein. Tummelt Euch Alle!"

Er zog den Glockenstrang. Diener stürzten herbei, Mägde schnatterten und liefen durcheinander, während die Dankwertin eiligst ein Zimmer herrichtete. Es war das letzte in der langen Reihe von Gemächern. Das einzige Fenster desselben befand sich wohl sechszehn Fuß über dem Erdboden und war in Form eines Söllers hinausgebaut. Gegenüber von diesem Fenster war kein Gebäude; das Zimmer ward von den Räumen des Seitenflügels durch einen Gang getrennt, eine besondere Treppe führte hinauf. Die innere Einrichtung schien einen Gast erwartet zu haben, denn ein Bett mit weißen Vorhängen, sauber und behaglich hergerichtet, auch aller sonstige Hausrath, der eine Wohnung angenehm machen kann, war bereits vorhanden.

Während dieses im Innern der „alten Burg" vorging, näherte sich eine schwerfällige Karosse dem Gebäude. Sie war von vier starken Handpferden gezogen und lenkte durch den Thorweg in den Hof. Christoph Schmidt und zwei Diener hoben die einer Sterbenden gleichende Eva aus dem Wagen, trugen sie in das bereit gehaltene Zimmer und entfernten sich dann, die Kranke der Obhut Anne Dankwert's überlassend. Einige Stunden vergingen. Als es zehn Uhr sein mochte, erschien die Amtsschreiberin wieder in der Stube des Amtmanns, woselbst Schmidt noch im Gespräche mit dem Alten sich befand. „Ich brauche Hülfe zur Nacht," sagte sie in dringendem Tone, „die Kranke leidet gewaltig. Ihre Schläfe pochen und ihre Gesichtsfarbe ist bald bleich, bald hochroth. Schmidt, schafft Rath!"

„Wen holen wir? Soll ich die Schwestern aus dem Marienkloster holen lassen?" fragte ängstlich der Amtmann.

„Nein," sagte Anna, „sie mag die schwarzen Gestalten nicht leiden. Es bringt sie auf. Ich weiß Rath. Eilet in die Herberge der Schneiderzunft, Christoph, dort wohnt die Kippenberg; dann gehet zu Martin, dem Bader, wo die Mettel heut nächtigt. Beide sind mit mir heut zu Wagen gekommen. Saget den Frauen, ich lasse sie bitten, sich einzustellen und mir um des Heilands willen eine Kranke pflegen zu helfen."

Nachdem Beide einen Blick des Einverständnisses gewechselt, entfernte Schmidt sich schnell. In nicht gar langer Zeit befanden die beiden bezeichneten Weiber sich mit Anne Dankwert am Bette des Kammerfräuleins Eva von Trott.

Die schöne Eva horchte angestrengt. Ebenso die Frauen. Vor wenigen Minuten hatten sich die Mägde entfernt, welche verschiedene Handreichungen im Krankenzimmer geleistet. Man hörte ihre Tritte noch auf der Steintreppe klappern. Es ward endlich still.

„Vorwärts!" sagte Eva mit halblauter Stimme. „Jetzt schnell an's Werk, wir dürfen keine Zeit verlieren! Schiebt die Reisebündel herbei."

Nach diesen Worten verließ die Kranke schnell ihr Bett und warf sich das Nachtgewand über. Anne Dankwert schob ihr ein Bündel zu, dessen zwei Ketten verbindendes Vorlegeschloß das Fräulein öffnete. Als dies geschehen, öffnete sie das andere Bündel und begann nun den Inhalt zu leeren.

Draußen herrschte eine feierliche Stille, nur die Rufe der Wächter, von den Mauern der alten Stadt herüberschallend, unter=

brachen die unheimliche Ruhe. Die drei Weiber umstanden die schöne Eva. Die lange, dürre Gestalt der Mettel, die fast kugelrunde der Amtsschreiberin und die zitternde der Kippenberg contrastirten gegeneinander wie Figuren eines Nachtgemäldes von Meister Callot.

Zwischen ihnen, am Boden kauernd, weiß, einem Gespenste der alten Sage gleichend, das lange prachtvolle schwarze Haar aufgelöst über ihre schönen Schultern fließend, mit hochgerötheten Wangen, ängstlichen aber doch geschäftigen Blicken, lag die schöne Eva. Ihre runden, weißen Arme entfernten die Ketten, welche die Lederbündel zusammenhielten; zuweilen schnaubte sie zornig, wenn sich ein Knoten oder eine Schnalle nicht rasch genug öffnete. Diese ganze Gruppe beleuchtete eine ungeheure Lampe, hoch emporgehalten von dem trocknen, bronzefarbigen Arme der Mettel.

Die Augen der Weiber hefteten sich fest auf die Bündel. Das erste ward auseinandergeschlagen. Es enthielt Stroh, eine große Anzahl breiter Tuchenden, einige cylinderförmige Hölzer von Armeslänge, ein langes, weißes Gewand, einen seidenen Mantel gleicher Farbe, Handschuhe, seidene Strümpfe, Sammetschleifen und einen weiten, ziemlich dichten Schleier.

„Legt Alles sorgfältig bei Seite," flüsterte Eva, „doch so, daß wir es bei der Hand haben."

Anne Dankwert that, wie ihr geheißen. Unterdessen schlug Eva das zweite Bündel auseinander. Sie hob von dem darin befindlichen Gegenstande ein Tuch hinweg. Ein lauter, aus drei Kehlen zu gleicher Zeit kommender Schrei tönte durch das Gemach — entsetzt fuhren die Weiber zurück. In dem Bündel lag, von der flackernden Flamme grausig beleuchtet, ein menschliches Haupt.

Schmerzverzogen schienen die Linien des bleichen Antlitzes, welches schwarzes Haar gleich einem Rahmen umgab. Die Augen waren geschlossen, aber bei dem Flackern der Lampe schien es, als zuckten die Wimpern.

Die schöne Eva faßte den unheimlichen Gegenstand mit beiden Händen und hob ihn empor. Der Kopf saß auf einem Stück Rumpf. Jetzt traten die Frauen näher und bemerkten zu ihrer Beruhigung, daß es ein Holzbild war, welches Eva ihnen entgegenhielt, aber es war trefflich, täuschend gefertigt.

(Schluß folgt.)

Rechtskunde für Jedermann.

5. Die rechtliche Stellung der Frauen.

Die Stellung der Frauen, bei den verschiedenen Völkern charakteristisch für deren Culturzustände, ist in Deutschland nach und nach eine freiere geworden, ohne doch bis jetzt eine vollkommen freie zu sein. Noch ist das Weib in rechtlicher und staatlicher Beziehung gegen den Mann zurückgesetzt, und diese auf eine gewisse vorausgesetzte Schwäche des weiblichen Geschlechtes gegründete Zurücksetzung zeigt sich auf zweierlei Art, indem ihm die Gesetze theils gewisse Rechte versagen, theils manche der rechtlichen Handlungen des Weibes mit Formen umgeben, die es vor Nachtheilen schützen sollen. So namentlich die Bürgschaften der Ehefrauen für ihre Ehemänner, über deren Bedeutung und Folgen die Bürginnen vom Richter in Abwesenheit der Ehemänner belehrt werden müssen.

In staatlicher Beziehung ist das weibliche Geschlecht von öffentlichen Aemtern und Functionen ausgeschlossen, und erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, seine Befähigung für gewisse Stellen nachzuweisen, von denen man früher glaubte, daß sie nur Männer verwalten könnten. So finden sich jetzt hier und da Frauen im Eisenbahn- und Telegraphenfache mit Erfolg verwendet, während ihre Befähigung zum kaufmännischen und gewerblichen Geschäftsleben in außerdeutschen Ländern längst anerkannt ist und auch in Deutschland mehr und mehr anerkannt wird.* Auch die Vertreter der neuesten Wissenschaft haben es nicht verschmäht, Frauen sogar den Doctorgrad zu ertheilen.

Heutzutage ist eine unvermählte, volljährige Frauensperson hinsichtlich ihrer eigenen rechtlichen Angelegenheiten unbeschränkt, nachdem die früher bestandene Geschlechtsvormundschaft im Ganzen beseitigt ist. Es können unter Umständen Frauen selbst Vormünderinnen werden, jedoch bis jetzt nur über ihre eigenen Kinder oder Enkel. Mit Eingehung der Ehe aber tritt das Weib selbst wieder unter eine Art der Vormundschaft, die eheliche Vormundschaft des Mannes, welche namentlich die Vermögensrechte berührt. Was nun die Abschließung der Ehe anbetrifft, so wird zunächst ein gewisses Alter erfordert, welches die einzelnen deutschen Rechte verschieden normiren. Als Regel kann gelten, daß beim männlichen Geschlecht die Volljährigkeit, beim weiblichen das zurückgelegte 14. (in Sachsen nach dem bürgerl. Gesetzbuche das 16.) Lebensjahr zu Eingehung der Ehe befähigt. Zu frühe Ehen sind nie begünstigt worden.** Ein zweites Erforderniß zu Eingehung einer Ehe ist die Einwilligung der beiderseitigen Eltern, bei verwaisten Unmündigen auch, nach einzelnen Landesrechten, der Vormünder und der obervormundschaftlichen Behörde. Die ohne Einwilligung des Vormundes geschlossene Ehe wird jedoch nicht nichtig, während dies bei der ohne Einwilligung der Eltern, wenigstens des Vaters, vollzogenen Ehe der Fall ist.

Die elterliche, respective väterliche Einwilligung wird nach mehreren Gesetzen auch bei Eingehung einer zweiten Ehe erfordert. Versagen Eltern ihre Einwilligung, so hat der Eherichter die Weigerungsgründe zu untersuchen und, wenn er sie ungenügend findet, seine Einwilligung, anstatt der elterlichen, zu erklären. Rechtmäßige Weigerungsgründe sind: Mangel an dem nöthigen Einkommen, schlechte Sitten, begangene Verbrechen, ansteckende Krankheiten und gewisse Gebrechen.

Ein der Ehe vorhergehendes feierliches Verlöbniß ist kein wesentliches Erforderniß und berechtigt zu keiner Klage auf Erfüllung des Eheversprechens. Die hier und da vorgekommene Zwangstrauung ist abgeschafft.

Verboten sind Ehen zwischen Verwandten und Verschwägerten in auf- und absteigender Linie und zwischen Geschwistern, zwischen Vormündern oder deren Kindern mit Mündeln während der Dauer der Vormundschaft, sowie, nach kirchlichem Eherecht, Ehen zwischen Christen und Nichtchristen. In den Ländern, wo die Civilehe, d. h. eine durch einfachen, vor dem Richter abgeschlossenen Vertrag, nicht eingeführt ist, wird die kirchliche Trauung, der in der Regel ein dreimaliges Aufgebot von den Pfarrern des Wohnortes beider Verlobten vorherzugehen hat, das bindende Moment. Eine Wiederauflösung der Ehe ist schwer, bei Katholiken eine vollkommene Scheidung gar nicht möglich. „Drum prüfe, wer sich ewig bindet."

Mit Abschluß der Ehe wird der Mann Herr im Hausstande, seine Stimme giebt den Ausschlag bei häuslichen Angelegenheiten, er verwaltet das Vermögen seiner Frau und genießt die Zinsen davon, sofern nicht durch Gesetz, Vertrag oder den Willen eines Dritten, von dem das Vermögen herrührt, etwas Anderes bestimmt worden ist. Ohne des Mannes Zustimmung kann die Frau kein gültiges Rechtsgeschäft abschließen, wenn sie nicht etwa ein Handelsgeschäft gewerbsmäßig betreibt. Ohne Zustimmung der Frau ist der Mann dagegen nur an gewissen Veräußerungen oder Verpfändungen ihrer Güter behindert. Die Frau theilt Namen, Rang und Stand des Mannes; jedoch leidet dies eine Ausnahme bei der Ehe zur linken Hand. Eine solche wird, wo sie vorkommt, nur ausnahmsweise und mit Genehmigung des Regenten eingegangen und schließt die Ehegattin sammt den mit ihr erzeugten Kindern von des Mannes und Vaters Stand und Verlassenschaft, den Ehegatten aber von dem Nutznießungs- und Verwaltungsrechte aus. Im Uebrigen ist auch diese Ehe eine vollgültige und duldet namentlich kein anderes Eheband neben sich. Nur Mannspersonen können sich mit Frauenspersonen zur linken Hand verehelichen, nicht umgekehrt; denn die Frau verliert durch die Ehe mit einem niedriger geborenen Manne ihren Rang und Stand und nimmt

* Diese Erfahrung führte Herrn Dr. Otto Fiebig in Leipzig zur Begründung eines Institutes für Ausbildung erwachsener Töchter zum kaufmännischen und gewerblichen Geschäftsbetriebe, dessen bereits verhältnißmäßig sehr starker Besuch Zeugniß für das vorhandene Bedürfniß und für die Gesundheit der zu Grunde liegenden Idee giebt.

** Daher auch das deutsche Sprüchwort: „Wenn man einem Buben eine Frau und dem Kinde einen Vogel giebt, so ist Beider Untergang vor der Thür."

den des Mannes an. Die einzige Ausnahme hiervon findet beim hohen* Adel statt, indem die hochadelige Frau ihren Rang und Stand auch während der Ehe mit einem niedriger Geborenen behält.

Das Vermögen der Eheleute wird durch die Ehe an sich nicht gemeinschaftlich, insofern nicht die eheliche Gütergemeinschaft, welche von jeher nicht allgemein üblich gewesen ist und sich heutzutage blos auf besondere Ortsgesetze und Gewohnheiten oder auf Verträge gründet, eine Ausnahme macht.

Wie oben gesagt, kann des Mannes Verwaltungs- und Nutznießungsrecht am Vermögen der Frau ausgeschlossen werden durch Gesetz, Vertrag und den Willen Dritter. Zu dem gesetzlich der Frau vorbehaltenen Vermögen gehören die lediglich zum weiblichen Gebrauch bestimmten Gegenstände, also Kleider, Wäsche, Schmuckgegenstände, sowie die hier und da vorkommende Morgengabe, d. i. ein der Frau vom Manne am ersten Morgen der Ehe gewidmetes oder versprochenes Geschenk.**

Die Hochzeitsgeschenke gehören gesetzlich beiden Ehegatten gemeinschaftlich, also jedem zur Hälfte, wenn nicht von dem Schenkgeber etwas Anderes festgesetzt worden ist, oder aus der Natur des Geschenkes eine andere Absicht desselben hervorgeht. So z. B. würde, wenn Nichts ausdrücklich bestimmt wäre, ein Nähtisch oder ein Schnürleib der Frau, eine Tabakspfeife oder Schnupftabaksdose aber dem Manne gehören. Nach dem römischen Recht, welches in Deutschland entweder noch directe Geltung und Anwendung hat, oder doch wenigstens die Grundlage der neueren Gesetzgebungen ist und deshalb das gemeine, d. h. allgemeine Recht heißt, erwirbt zwar jeder Ehegatte dasjenige, was er während der Ehe erwirbt, für sich selbst, jedoch dasjenige, was die Frau durch ihre Beihülfe im Geschäft des Mannes, oder durch häusliche Verrichtungen verdient, erwirbt sie dem Manne, während das, was sie durch eine besondere Kunstfertigkeit verdient oder durch ein selbstständiges Handelsgeschäft erwirbt, ihr Eigenthum wird. Wenn also eine Ehefrau ihrem Manne, der ein Schneider, Fleischer, Bäcker oder Kaufmann ist, im Geschäft Beistand leistet, etwa durch Nähen, Fertigung einzelner Stücke oder durch Verkauf, so erwirbt sie dem Manne. Besorgt sie dagegen feine Stickereien, Putzmacherarbeiten und dergl., so wird der Erwerb ihr Eigenthum, jedoch in der Regel immer mit Vorbehalt der ehemännlichen Verwaltung und Nutznießung.

Schenkungen zwischen Eheleuten sind nach dem gemeinen Recht verboten, oder vielmehr anfechtbar und ungültig, weil man vermuthet, daß das eheliche Verhältniß dazu gemißbraucht werden könnte, einen Ehegatten durch Ablocken oder Erzwingen von Geschenken an seinem Vermögen zu benachtheiligen. Jedenfalls liegt dieser Bestimmung auch eine Rücksicht auf die Gläubiger der Ehegatten zu Grunde. Die von dem römischen Juristen Mucius aufgestellte Vermuthung, daß Alles, was eine Ehefrau besitzt und wofür sie keine andere Erwerbungsart nachweisen kann, als ein ungültiges, mithin widerrufliches Geschenk des Ehemannes zu betrachten sei, ist auch in die neueren Landesgesetzgebungen übergegangen und wird in denen, wo Schenkungen unter Eheleuten an sich gültig sind, so aufgefaßt daß im Zweifel jeder Erwerb und jedes Besitzthum im Hause vom Manne herrührt.

Diese s. g. Rechtsvermuthung gewinnt besonders ihre praktische Bedeutung, wenn Schulden des einen Ehegatten gerichtlich verfolgt werden, also z. B. bei Auspfändungen. Wird nämlich der Mann ausgepfändet, so wird das Eigenthum der Frau, dafern es sich nicht sofort als solches kennzeichnet, mit hinweggenommen, und die Frau muß nun, wenn sie ihre Sachen zurück erstattet haben will, den Beweis führen, daß diese wirklich ihr Eigenthum sind. Trifft aber das Schicksal der Auspfändung die Frau, so können nur die Sachen weggenommen werden, die augenscheinlich ihr gehören. Denn wenn der Mann andere Sachen als ihm gehörig bezeichnet, so muß ihm das auf Grund obiger Vermuthung bis zum Beweise des Gegentheils geglaubt werden. — Diese Rechtsvermuthung entspricht nicht allenthalben unseren heutigen Verhältnissen. In der Regel gehören der Frau die Möbel, Betten, Vorhänge und dergl. im Hause. Sie hat diese Sachen gewöhnlich von ihren Eltern als Ausstattung geschenkt erhalten, aus ihrem Vermögen angeschafft, oder auch sich sauer verdient. Bei Leuten aus dem s. g. Arbeiterstande besitzt der Mann öfters gar Nichts, als seine Arbeitskraft. Die Frau dagegen ist wirthlich gewesen — fast immer sind ja die Frauen sparsamer als die Männer — sie hat von ihrem etwa in langjährigem Gesindedienste nach und nach in die Sparcasse getragenen Gelde Betten, Schrank, Stühle, ein Sopha und eine Uhr angeschafft, nicht selten gar den Mann für den Traualtar gekleidet und muß doch ihr Recht an ihrem Eigenthum erst beweisen.

Das gemeinrechtliche Verbot der Schenkungen unter Ehegatten ist nun aber nicht so zu verstehen, als ob die Polizei oder das Gericht sich ohne Weiteres hineinmischte, wenn man seiner Frau oder seinem Manne Etwas schenken will, sondern nur auf Antrag des durch die Schenkung in seinen Rechten Verletzten wird diese ungültig und widerruflich. Auch erstreckt sich die Ungültigkeit nur auf größere Vermögensbestandtheile, so daß Niemand etwas dawider haben kann, wenn Eheleute einander zum Geburtstage oder sonst eine Liebesgabe machen. Bei dem zum Unterhalt der Frau Erforderlichen ist das Verbot der Schenkung für den Ehemann sogar in ein Gebot verwandelt, indem er die Verpflichtung hat, seine Frau standesgemäß zu ernähren und zu unterhalten. Entzieht sich der Mann dieser Verpflichtung, will er für seine Frau Nichts mehr bezahlen, so hat sie, oder derjenige, welcher inzwischen ihren Unterhalt bestritten hat, einen Anspruch auf Ersatz an ihn. Eine öffentliche Bekanntmachung, wie sie häufig in den Tagesblättern vorkommt, wonach ein Mann für seine Frau Nichts bezahlen will, überhebt ihn dieser Verpflichtung durchaus nicht, so lange die von der Frau zur Bestreitung ihres Unterhaltes contrahirten Schulden nicht unnöthig und seinem Stande nicht unangemessen sind. Will z. B. ein Gatte seiner Gattin keine Kleider und Schuhe mehr machen lassen und erläßt eine öffentliche Warnung vor dem Creditgeben an sie, so muß er den Kaufmann, die Schneiderin und den Schuhmacher für die ohne seinen Willen gelieferten und gefertigten Sachen auch dann bezahlen, wenn diese die Warnung gelesen haben. Schulden für unangemessenen Aufwand braucht der Mann dagegen, wenn sie ohne seinen Beitritt von der Frau gemacht worden sind, nicht zu bezahlen. Würde sich z. B. die Frau eines armen Tagelöhners bei der Putzmacherin einen Hut für zehn Thaler auf Borg entnehmen, so kann diese den Ehemann dafür nicht in Anspruch nehmen, sondern hat ihren etwaigen Verlust als eine gerechte Strafe des leichtsinnigen Creditgebens zu betrachten. Zweifelhaft dürfte es sein, ob der Ehemann eine Crinoline, die seine Frau ohne seinen Beitritt auf Credit entnommen hat, bezahlen muß, oder nicht.

Gültig und bindend für den Mann sind diejenigen Schulden, welche die Hausfrau, auch ohne seinen Beitritt, für das Hauswesen macht. Der Fleischer, Bäcker u. s. f. können ruhig einer Ehefrau auch ohne ausdrückliche ehemännliche Genehmigung borgen. Desgleichen für die, d. h. immer nur die standesgemäße, Haushaltung gemachte Schulden muß der Hausherr bezahlen, denn es wird vorausgesetzt, daß die Frau einen Auftrag von ihm zur Besorgung und Unterhaltung des Hauswesens habe, also insoweit seine Bevollmächtigte sei. In anderen Beziehungen kann sie aber nicht Bevollmächtigte ihres Mannes sein, weil sie eben selbst eines Beitrittes zu ihren eigenen, namentlich gerichtlichen, Handlungen bedarf, mithin für einen Anderen dasjenige nicht sein kann, was sie für sich selbstständig nicht thun darf. Ausnahmsweise kommt hier und da nach Landesgesetzen bei länger andauernder Abwesenheit eines Ehemannes die Rechtsvermuthung vor, daß seine Frau seine Bevollmächtigte sei. Auch der unverheiratheten, mündigen Frauenspersonen wird auf Grund des römischen Rechtes die Befugniß bestritten, für einen Dritten in Vollmacht desselben zu verhandeln. Das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch räumt der Handelsfrau das Recht ein, in ihren das Handelsgeschäft betreffenden Angelegenheiten selbstständig vor Gericht zu verhandeln. Jedoch bedarf die verehelichte Frau zur Begründung eines Handelsgeschäftes der ehemännlichen Bewilligung. Daß Frauen, nach dem

* Den hohen Adel bilden heutzutage die Souveraine und die Nachkommen derjenigen, welche zur Zeit der Reichsverfassung Landeshoheit und Reichsstandschaft, oder auch nur eines von beidem, hatten. Der übrige Adel heißt niederer Adel, und Titulaturen wie Graf, Baron und dergleichen bilden also kein Kriterium. Doch können Personen des niederen Adels vermöge ihrer Titel und sonstigen Vorrechte denen des hohen Adels gleichstehen, ja ihnen sogar vorangehen. Der hohe Adel kann von keinem deutschen Souverain durch Standeserhöhung ertheilt werden.

** „Nun merket und vernemet, was ein jeglicher Mann, der von ritterlicher Art ist, seinem Weibe zur Morgengab geben mag, ohne seiner Erben Urlaub; des Morgens an ihrem Bett oder so er zu Tische gehet, oder ob dem Tische, so mag er geben seinem Weibe ohne seiner Erben Urlaub einen Knecht, oder eine Magd, die zu ihren Jahren gekommen sind, und Zewe und Gezimmer ob der Erd." (Schwäbisches Landrecht.)

Handelsgesetzbuch, auch als Procuristinnen (Bevollmächtigte) für Andere Handelsgeschäfte betreiben können, scheint nicht bezweifelt werden zu können, und es geht von dieser Ansicht auch namentlich das Leipziger Handelsgericht aus.

Die Ausnahmebestimmungen beweisen, daß man nach und nach zu der Ansicht gelangt, Frauen seien einer größeren Selbstständigkeit wohl gewachsen, als man ihnen im Ganzen bis jetzt zugestanden hat. Die Geschichte lehrt, wie viele, namentlich deutsche Frauen der selbstständigen Größe herrlich Rechnung trugen. Nach und nach wird wohl allenthalben in Deutschland die Ansicht zur Geltung kommen, daß die Ehe kein Vormundschaftsverhältniß des Mannes über Person und Vermögen der Frau, sondern nur ein Band der innigsten Freundschaft und Lebensgemeinschaft sei, worin beider Theile Güter durch die Liebe und den rechten Geist so gemeinschaftlich sind, wie beider Gesinnungen.

Ein Recht aber und eine Pflicht habe das männliche Geschlecht immer vor dem zarteren weiblichen voraus: das Recht, es zu schützen gegen die rauhen Stürme von außen, die Pflicht der Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit, die jeder Mann dem Geschlechte schuldet, das ihm eine treue Mutter, eine edle Schwester und eine liebende Gattin gab.

L. Erdmann.

Bilder aus dem Leben deutscher Schauspieler.

Nr. 6. Das Pflegekind eines Vielgenannten.

Bei dem bekannten Theaterdirector Ringelhardt in Leipzig erschien eines Tages ein dortiger mit Glücksgütern gerade nicht besonders gesegneter Bürger, mit der Bitte, sein achtjähriges Töchterchen, das er an der Hand führte, in Kinderrollen zu beschäftigen. Das liebliche Gesicht und die zierliche Figur der Kleinen fanden trotz ihrer Schüchternheit Wohlgefallen in den Augen des erfahrenen Directors, der sie ihrem Alter angemessen zu verwenden suchte und vorzugsweise in kleinen Ballets auftreten ließ, da sie ein entschiedenes Talent für den Tanz zeigte. Damit war aber der angehenden Künstlerin keineswegs gedient, indem sie sich schon damals merkwürdiger Weise mehr zu der ernsten Muse des recitirenden Dramas, als zu der blendenden Göttin des Tanzes hingezogen fühlte. Auf ihre wiederholten Bitten wurde ihr endlich gestattet, als Landmädchen in dem jener Zeit beliebten Schauspiel „Ritter Bayard" aufzutreten und zwar mit so gutem Erfolge, daß sie trotz ihrer Jugend schon mit vierzehn Jahren als zweite oder dritte Liebhaberin Beschäftigung fand. Leider war ihre Gage so gering, daß sie sich genöthigt sah, nebenbei ihr Brod durch Nähen, Sticken und ähnliche weibliche Handarbeiten zu verdienen. Während sie fleißig die Nadel führte, machte sie eben so fleißig ihre theatralischen Studien und lernte ihre Rollen mit musterhaftem Eifer, so daß sie in dieser Beziehung als nachahmungswürdiges Beispiel und Muster ihren übrigen Collegen aufgestellt zu werden verdiente. Ihre Bescheidenheit, Tüchtigkeit und Sittlichkeit erwarben ihr viele Freunde, darunter den damaligen Cassirer des Leipziger Stadttheaters, den allbekannten und vielgeliebten Abgeordneten des deutschen Parlaments Robert Blum, der sich der armen Schauspielerin väterlich annahm, sie in sein Haus führte und förmlich als seine Pflegetochter behandelte. Der edle Menschenfreund sorgte vor Allem für den vernachläßigten Unterricht seines Schützlings, indem er sich bemühte die Lücken ihrer Bildung durch eigene Belehrung auszufüllen und ihren geistigen Horizont nach allen Seiten zu erweitern. Ein Gedicht, welches Blum zur Einsegnung seiner Pflegetochter in ein ihr geschenktes und von ihr treu bewahrtes Buch geschrieben, giebt ein schönes Zeugniß für das gegenseitige Verhältniß Beider. Dasselbe lautet:

Wie Dich auch mit Reiz und Jugend
Freundlich die Natur geschmückt,
Ohne Weisheit, Sitte, Tugend
Wirst Du nimmermehr beglückt.

Selbst Talent, das Dir gegeben,
Genügt zur Kunst, zur wahren, nicht.
Lernen mußt Du, soll Dein Streben
Aufwärts führen Dich zum Licht.

Welken einst der Jugend Kränze,
Flieht der Schönheit Rosenschein,
Blühen Dir im ew'gen Lenze
Blumen, die im Geist gedeih'n.

Achte drum des Freundes Lehren
In der Jugend heiterm Spiel!
Mögen sie sich oft bewähren
Auf der Bahn zum schönen Ziel!

Agnes Wallner als Frau v. Schönberg
in dem Moser'schen Lustspiel: „Eine Frau, die in Paris war".

Diese väterlichen Mahnungen hatte sich die junge Künstlerin tief in das Herz geschrieben und für ihr ganzes ferneres Leben zur Richtschnur genommen. Da sie in Leipzig nicht den ihrem Talent und ihren Wünschen angemessenen Wirkungskreis fand, verließ sie

ihre Vaterstadt und das Haus des edlen Blum, das ihr so theuer geworden war. Zunächst wandte sie sich nach dem nahen Altenburg und von dort nach Chemnitz, wo sie bei einer reisenden Gesellschaft ein gerade nicht glänzendes Engagement fand, aber dafür Alles spielen durfte oder vielmehr mußte, was ihr gerade sehr willkommen war. In ihrem Eifer lernte sie in drei Tagen die starke Rolle der Jungfrau von Orleans, wobei sie allerdings die Nacht zu Hülfe nahm. Trotz des Beifalls, welcher ihr in Chemnitz zu Theil wurde, war ihre pecuniäre Lage keineswegs beneidenswerth. Im „Turnier zu Kronstein" erschien sie zwar in einer prachtvollen Schleppe von Purpursammt, die ihr zwölf baare Thaler gekostet hatte, aber um sich dieses Prachtstück anzuschaffen, sah sie sich genöthigt, längere Zeit auf ihr Abendbrod zu verzichten, um die dafür gemachten Schulden in monatlichen Abschlagszahlungen von je einem Thaler ehrlich abzutragen. Aus solcher Noth befreite sie ein Engagement an dem alten Königsstädter Theater in Berlin, wo sie die für ihre damaligen bescheidenen Ansprüche ungeheure Summe von 600 Thalern erhielt. Bald darauf nahm sie einen Ruf als erste Liebhaberin bei ihrem früheren Director Ringelhardt in Riga an; dort lernte sie den bekannten österreichischen Komiker Franz Wallner, ihren jetzigen Gatten, auf seiner Durchreise kennen und verlobte sich mit ihm. Nach ihrer Verheirathung folgte sie ihm nach Petersburg, wo das talentvolle Ehepaar bald zu den Lieblingen des Publicums zählte und sich vielfacher Auszeichnungen von Seiten der Gesellschaft und des Hofes zu erfreuen hatte.

Bei Gelegenheit eines Maskenballes wurde der beliebten Künstlerin die Ehre zu Theil, die Aufmerksamkeit des Kaisers Nikolaus auf sich zu ziehen. Den glücklichen Umstand der Maskenfreiheit benutzend, wollte Frau Wallner den sich in der Gesellschaft meist zwanglos bewegenden Autokraten ansprechen, um ihn zu ihrem Benefiz einzuladen, wie dies in Petersburg allgemein Sitte ist. Aber als sie dem gewaltigen Herrscher mit dem kalten, gebieterischen Marmorgesicht gegenüberstand, verließ sie der Muth, und ohne ein Wort hervorzubringen, wandte sie sich eiligst zur Flucht, noch ehe der lächelnde Kaiser sie zurückhalten konnte. Sie hörte nur noch sein Lachen und die Worte: „très jolie, mais sans courage!"

Agnes Wallner als Frau v. Schönberg (Husarenofficier) in dem Moeser'schen Lustspiel: „Eine Frau, die in Paris war".

Trotzdem ihre Einladung des Kaisers durch ihre Schüchternheit unterblieben war, erschien derselbe dennoch mit dem ganzen Hof an ihrem Benefizabende im Theater; eine Auszeichnung, die den deutschen Künstlern nur selten zu Theil wurde, da von Seiten des Hofes meist nur die französischen Vorstellungen und die italienische Oper besucht und beachtet wurden. Noch mehr wurde die Künstlerin durch das Geschenk prachtvoller Ohrgehänge von Brillanten überrascht und erfreut, welche ihr die Kaiserin als Zeichen ihrer Anerkennung und Zufriedenheit überreichen ließ.

Ungeachtet dieser Auszeichnung, des steigenden Beifalls und eines wahrhaft glänzenden Engagements mit hoher Pension, wodurch auch ihre Zukunft für immer gesichert worden wäre, fühlte sich Frau Wallner in Petersburg nicht glücklich, da ihre zarte Constitution das rauhe Klima nicht ertragen konnte und sie außerdem von einem krankhaften Heimweh verzehrt wurde. Freudig gab sie ihre brillante Stellung auf und schied von den vielen und treuen Freunden, die sie und ihr nicht minder beliebter und nicht nur als Schauspieler, sondern auch als feiner und geistreicher Gesellschafter und Schriftsteller gesuchter Gatte in kurzer Zeit erworben hatten. So groß war ihre Sehnsucht nach dem Vaterlande, daß sie bei der Rückkehr niederkniete und den theuren Boden desselben mit ihren Küssen bedeckte.

In Deutschland angekommen, gastirte das künstlerische Ehepaar längere Zeit in verschiedenen Städten mit Beifall und Erfolg, bis Wallner selbst die Direction des Stadttheaters in Freiburg und später in Posen übernahm, wo seine Gattin bald eine Hauptstütze seines Unternehmens wurde. Unterdeß hatte Wallner's Ruf als ausgezeichneter Theaterdirector seine Uebersiedlung nach Berlin veranlaßt, wo er vorläufig das kleine Theater in der Blumenstraße als Pächter und später nach Erlangung einer eigenen Concession, die er in Anerkennung seiner Verdienste erhielt, als Eigenthümer übernahm. Auch hier war Agnes Wallner besonders im Anfange mit der Magnet, welcher das Publicum nach dem fernen Stadttheil und der früher nur mit spöttischem Lächeln genannten „Rue de fleurs" zog. Equipagen, Droschken, das feinste und eleganteste Publicum drängten sich in der verlorenen Gegend, um die „Pariser Sitten" und Frau Wallner als „Neue Magalena" in der deutschen Bearbeitung der „Dam aux Camélias" von dem jüngeren Dumas zu sehen, womit die Direction einen überaus glücklichen Griff gethan. In der That entwickelte die Künstlerin in den genannten Stücken eine Leidenschaft und Grazie, wie sie sonst nur bei französischen Schauspielern gefunden werden. Die Neuheit dieser Erscheinung, die Gewalt ihres Spiels und der Reiz der pikanten Sittengemälde, welche in Frau Wallner eine treffliche Darstellerin fanden, füllten Abend für Abend das Theater bis auf den letzten Sitz, so daß Viele, die keinen Platz mehr finden konnten, umkehren mußten. Bald wurde das Theater in der Blumenstraße Mode und die Künstlerin ein Liebling des kritischen Berliner Publicums. Auch in anderen Rollen, namentlich im feineren Conversations-Lustspiel errang sich Frau Wallner einen hohen Grad von Anerkennung durch ihr ansprechendes Talent, die ihr eigenthümliche Wahrheit und Feinheit, durch die Eleganz und Liebenswürdigkeit ihrer ganzen Erscheinung, die sie vorzugsweise in dem Fache der Salondamen zu entwickeln weiß.

Im Leben und in der Gesellschaft erscheint die Künstlerin einfach, bescheiden und anspruchslos. Wenn sie nicht mit dem Studium ihrer Rollen beschäftigt ist, so sitzt und arbeitet sie für ihr Haus und ihre Familie mit demselben Fleiße, wie damals, als sie noch als arme Nähterin ihr Brod sich mit der Nadel verdienen mußte. Voll Dankbarkeit erinnert sie sich ihrer dürftigen Vergangenheit, und da sie selbst das Loos der Armuth kennen gelernt, so hilft sie den Nothleidenden, wo und wie sie kann. Kein Hülfesuchender geht so leicht ungetröstet von ihrer Thür. Den Ihrigen ist sie die liebevollste und zärtlichste Gattin und Mutter, ihren Freunden eine aufrichtige Freundin, da ein Grundzug ihres Charakters eine seltene Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit unter allen Verhältnissen ist, Eigenschaften, die bei jeder Frau und doppelt bei einer Schauspielerin unsere Anerkennung verdienen.

Max Ring.

Aus den Landen des befreiten Bruderstammes.

Nr. 2.

Ein Besuch bei der dänischen Feldwache. — Das Auswerfen der dritten Parallele.

Von einem preußischen Soldaten.

In den letzten Wochen der Belagerung der Düppeler Schanzen war das Verhältniß der dänischen und preußischen Vorposten ein recht freundschaftliches geworden, so zwar, daß man am Tage leicht vergessen konnte, es sei Krieg, wenn nicht die gezogenen Vierundzwanzigpfünder unsererseits und die aus glatten Röhren geschleuderten Vierundachtzigpfünder dänischerseits in sehr verständlicher Sprache das Wort „Krieg“ gedonnert hätten.

So in der frühen Morgenstunde, wenn die Sonne eben aufgegangen, war im Allgemeinen die Zeit, in welcher, freilich gegen die Vorschriften der Vorgesetzten, ein heimlicher Verkehr unter den beiderseitigen Vorposten stattfand.

Lassen Sie mich Ihnen von einem Besuche, den ich einer dänischen Feldwache machte, erzählen.

Es war das letzte Mal, als mein Truppentheil vor der Erstürmung auf Vorposten lag. Ich hatte gegen Morgen Dienstgeschäfte in einer Nebenfeldwache und mußte an unseren Postenlinien entlang meinen Weg nehmen. „Herr .....,“ sagte mir, als ich auf demselben Wege zurückkam, ein vorgeschobener Posten, „da drüben steht ein Kerl, der mir schon seit längerer Zeit zuwinkt, zu ihm zu kommen. Sehen Sie, da kommt er wieder hinter dem Knick hervor.“

So war's. Der Danske sieht anfänglich ein Weilchen zu uns herüber, dann kommt er näher und das bereits avertirte Winken beginnt. „O,“ denke ich, „die Nacht war wieder recht hübsch frostig, und sie haben da drüben am Ende Warmbier bereitet, wovon ich schon so viel gehört; da wäre ein Trunk zu dieser frühen Morgenstunde für den preußischen Soldatenmagen, der während der Nacht eben nichts empfangen hatte, als schlechten Rum und ein wenig Commißbrod, so übel nicht; ich gehe hinüber.“

„Und kommen Sie in einer halben Stunde nicht zurück, holen wir Sie.“

„Gut, mein Junge.“

Ich mag wohl, als ich wenige Schritte von dem Dänen entfernt war, etwas langsamer gegangen sein; es war doch ein ganz eigenes Gefühl, das mich in dem Augenblick ergriff, als ich einsah, ich war in der Gewalt des Feindes, und zwar mit meinem Willen. Der dänische Posten mochte mein Zögern bemerkt haben; er kam mir freundlich lächelnd entgegen, und mir die Hand reichend, sprach er in gutem Deutsch mit schleswig-holsteinischem Accent: „Kommen Sie nur ohne Zagen; sehen Sie, dort hinter der Hecke ist unser Officier und die Feldwache, ich werde bald abgelöst und komme dann auch hinein.“

Ich ging nach dem bezeichneten Platze; da sah's denn recht bunt und geschäftig aus. Etwa dreißig Mann und ein Officier saßen und lagen in bunter Gruppe in einem großen Loch um ein Feuer, an welchem in zwei Kesseln eine gelbliche Flüssigkeit schäumte und brodelte.

„Guten Morgen, Cameraden.“

Jeder erwiderte meinen Gruß, jeder streckte mir seine Hand entgegen, nirgends Ueberraschung über mein Kommen, ich fühlte mich von den Feinden bewillkommnet, wie von den herzigsten Freunden.

Das Regiment, welchem jene angehörten, hatte längere Zeit in Holstein gelegen und aus diesem Grunde war es fast Allen möglich, sich mit mir zu verständigen.

Ich stellte mich dem Officier vor, er sprach im besten Hochdeutsch, wenn auch äußerst artig, doch immerhin etwas zurückhaltend mit mir. Allein das gab sich gar bald, er wurde herzlich und zutraulich, als einer seiner Leute zwei Becher mit jenem vorhin erwähnten dampfenden Stoff gebracht und ich auf die Bitte, sein Gast zu sein, auf seinem Plaid Platz genommen hatte und mit ihm Schiffszwiebacke aß, die ungefähr um so viel die unsern übertreffen, als Biscuit das schwarze Brod, und das erquickende Warmbier trank. Da gab's so vieles zu erzählen, was von gegenseitigem Interesse war, nur des Krieges wurde mit keinem Worte gedacht, weder von meiner noch von seiner Seite — weshalb, ist wohl klar.

Fast ganz zuletzt, als ich mich bereits anschickte, wieder zu den Meinen zurückzukehren, verleitete mich der Anblick eines schwarzen Flors um den linken Arm des Officiers zu der Frage, ob er wohl Verluste ihm nahestehender Personen erlitten habe. „Ja,“ sagte er mit einem tiefen Aufathmen, „mein junges Weib wurde kürzlich, als Ihre Batterien Sonderburg bombardirten, wohin sie mir aus Kopenhagen gefolgt und welches sie meinethalb nicht verlassen wollte, von einer Kugel in ihrer Wohnung getödtet.“ Ein längeres Schweigen beiderseits; großer Schmerz wie große Freude haben keine Worte. — Da plötzlich hebt er das große blaue Auge, in welchem, wenn ich nicht sehr irre, etwas wie eine Thräne glänzte, zu mir auf. Durch das Naß der Thräne aber blitzte und loderte ein wildes Feuer.

„Sehen Sie, mein Camerad, daß ich Sie, selbst in dieser kurzen Zeit und obschon Sie mein Gegner sind, lieb, recht lieb gewonnen habe, werden Sie wohl erkannt haben, Ihre Nation aber, das ganze deutsche Volk, hasse ich mit aller Leidenschaft meiner Seele, wie man nur zu hassen vermag; diese ganze deutsche Nation, die mit frecher Hand uns unser Eigenthum zu entreißen gekommen ist, ihr werde ich bis zum letzten Athemzug entgegenkämpfen, und wie ich denkt jeder brave Däne. Aber schauen Sie da hinauf nach unseren Werken, die, wenn auch zerwühlt und zerrissen von der Unzahl Ihrer Geschosse, doch noch Hunderten und Tausenden den Tod bringen werden. Das glaube und darauf vertraue ich fest, daß sie niemals in Ihre Hände kommen, auch wenn Sie noch so lange davorlägen. Sollte es aber den kolossalen Massen gelingen, bis in die Ruinen zu gelangen, dann glauben Sie mir, werden auch alle diese Massen neben den todten Vertheidigern durch die letzten Lebenden derselben ihren Untergang, ihr Ende finden. Dänemarks Kampf ist ein verzweifeltes Streiten für sein gutes Recht, gegen die Uebermacht, und Verzweiflung vermag viel.“ Er reichte mir die Hand: „Leben Sie wohl, mein lieber Camerad!“

„Auf Wiedersehen,“ sagte ich.

Noch hier und da ein freundlich Wort, ein kleines Angedenken dem und jenem, noch einen Schluck aus dem „Buttel“ jenes Mannes, der mich zuerst hinübergewinkt, und die geflüsterten Worte: „Ich bin Schleswiger, aus Apenrade, heut' Abend komme ich hinüber!“ und ich hatte die dänische Vorpostenkette hinter mir. Die preußischen Cameraden aber waren eben im lebhaftesten Gespräch über die Mittel, mich am bequemsten wieder von den Dänen abzuholen, sie meinten mich mit Gewalt zurückgehalten.

Einige dreißig Stunden später war kein Däne bewaffnet mehr auf dem Festlande Schleswig-Holsteins! Die für uneinnehmbar gehaltenen Werke waren in unserm Besitze.

Was aus jenem Schleswiger geworden, weiß ich nicht; möge er entkommen sein!

Ueber den dänischen Officier erhielt ich zufällig Kunde, er ist, von mehreren Kugeln getroffen, unter den Händen preußischer Aerzte auf dem Verbandplatze gestorben.

Eine der schönsten Erinnerungen für mich und wohl für Viele bleibt die Nacht, in welcher unser Regiment in Verbindung mit dem 24. commandirt worden war, die dritte Parallele, 500 Schritt von den Schanzen, auszuwerfen. Alles war mir dabei neu, alt und bekannt einzig die Gefahr. Daß die Dänen diese Arbeit mit aller Macht würden zu verhindern suchen, hatte man unsererseits entschieden geglaubt und demzufolge die üblichen Vorbereitungen getroffen; denn das ganze schwere Feldlazareth stand in Wester-Düppel bereit.

Es war eine prachtvolle laue Nacht, der Mond hing, ein mildes Licht verbreitend, am wolkenfreien Himmel, als wir, nur mit Gewehr und Munition versehen, längs des Wenningbundes, dessen Wasser, ein großer blaugrüner Spiegel, leise und wie zärtlich kosend an die Ufer schlug, zur Arbeit vorrückten.

Kurz vor der ersten Parallele machten wir Halt, um die nöthigen Instructionen zu erhalten. Jeder Mann warf die Flinte über die Schulter, und einen Schanzkorb auf dem Kopfe, gingen Tausende, Mann hinter Mann, in langer Reihe vor. Nichts, kein Wort war zu hören, als das leise, taktförmige Auftreten und hier und da ein tiefes Aufseufzen; denn die Schanzkörbe, besonders die aus grünen Ruthen gefertigten, waren schwer und wurden zur

furchtbaren Last durch die Länge des Weges, auf welchem Keiner in der langen Reihe anhalten konnte und durfte, ohne die ganze Colonne in's Stocken zu bringen. Aber der menschliche Körper vermag eben fast Unglaubliches zu leisten, wenn ein zäher fester Wille in ihm wohnt, und das ist bei uns Brandenburgern der Fall. So ging's denn ohne Stocken vorwärts, durch die erste und zweite Parallele, bei der preußischen Feldwache vorbei.

Die zweite Parallele ist zu Ende, zu Ende aber auch der deckende, schützende Wall. Die lange Reihe tritt in's Freie, das Herz klopft lauter in der schnell athmenden Brust; denn dicht vor sich erblickt man die Dänenwerke, von wo aus auf diese Entfernung ein Kartätschenschuß ganz furchtbare Wirkung gehabt haben würde. Die Sehkraft des Auges wird fast bis zum Schmerz angestrengt in der Erwartung, es auf der Stelle blitzen zu sehen und dann die einzige Möglichkeit der Rettung zu versuchen, sich flach auf die Erde zu werfen, und dabei geht es immer vorwärts, immer näher heran an die Schanzen. — „Hierher!“ ruft ein Officier von den Pionieren. Da giebt ein weißer, auf der Erde ausgespannter Bandstreifen die Lage der neuen Parallele an, dort wird Korb an Korb gestellt, dahinter aber liegt sein Träger, bewegungslos auf den Boden gekauert. Tiefste Ruhe herrscht einige Minuten auf dem ganzen Plane, die Dänen haben nichts gesehen, denn kein Schuß wird in den Schanzen gelöst, dagegen fallen die preußischen Bomben im prachtvollsten Bogenwurf ohne Zwischenpausen in dieselben ein.

Die Zickzackmauer der Schanzkörbe ist aufgestellt, somit aber der erste Theil des Werkes vollbracht. In derselben Art, wie sie gekommen, geht die wandelnde Menschenschlange zurück. Der Letzte ist wieder in die zweite Parallele eingetreten, da entwickelt sich aus derselben eine zweite ebensolange Reihe, jeder Mann einen Spaten oder eine Hacke in der Hand. Wie jene zurück, gehen diese vor, Mann hinter Mann, so daß jeder hinter einem Schanzkorb zu stehen kommt, die geladenen Gewehre werden von der Schulter genommen und auf den Boden gelegt, und die Arbeit, das Graben, beginnt. In die Erde hinein strebt Jeder, denn er weiß, je tiefer das Loch ist, welches er gräbt, je voller der Korb wird, desto mehr Deckung hat er gegen die Geschosse der Feinde. Das ist denn ein Arbeiten auf Leben und Tod, ein Keuchen und Stöhnen, soweit in die Länge das Auge schaut, der Schweiß rieselt vom ganzen Körper. Was thut's? einen Schluck aus der Flasche, einen kurzen Augenblick der Ruhe, und der Spaten wird von Fuß und Hand mit erneuter Kraft in den Lehmboden gestoßen. „Bombe, Bombe!“ flüstert's hier und dort. Da sieht man zwei mit feurigen Schweifen im hohen Bogen über die Schanzen steigen, ihre Richtung ist auf uns zu. Bombe vorbei; wenigstens hundert Schritt hinter uns crepiren sie in der Luft; da schon wieder zwei, die fast an derselben Stelle platzen, wie die ersten. Jeder weiß jetzt, man schießt nicht auf uns, sondern die Kugeln gelten den hinter uns liegenden Batterien.

Es ist des Morgens gegen vier Uhr, die Parallele ist flüchtig ausgeworfen, das heißt, der Graben ist vier Fuß breit und tief, der Wall aber fünf Fuß hoch. Pioniere messen allerorts Tiefe und Breite. Es ist Alles richtig, unsere Aufgabe somit erfüllt.

Bis an die Kniee in Schlamm und Wasser (wegen der Nähe des Meeres) gehen die Regimenter in dem in wenigen Stunden geschaffenen Wege zurück, den Pionieren überlassend, am Tage im Schutz des Walles die erforderliche Breite der Parallele herzustellen und sie für größere Truppenmassen gangbar zu machen.

Kein Mann der ganzen Colonne war in dieser Nacht verwundet worden. Das war ein gar schönes Gefühl, als wir, schmutzig wie die Erdwürmer, in Wester-Düppel an den vielen blauen verdeckten Wagen, alle mit der Aufschrift „für Schwerverwundete“ versehen, vorbeikamen!

„Sie sind heute angeführt worden,“ rief ich einem mir bekannten Arzte zu.

„Ja, Gott sei Dank, auf diese Weise mag ich mich gern in den April schicken lassen.“

„Schlafen Sie wohl.“

„Guten Morgen.“

Selten hat mir der Schlaf auf ein wenig zermalmtem Stroh so wohl gethan, wie damals, und nie das gegen Abend bereitete Mittagbrod, Erbsen und Rindfleisch, so gut gemundet, als an diesem Tage.

Blätter und Blüthen.

Jackson's Fingergymnastik. Nächst der stärkeren Entwickelung des menschlichen Vorderhirnes ist es fast ausschließlich der Bau der Hand und ihre Kunstfertigkeit, was den Menschen über das Thier erhebt und zum Herrn der Erde gemacht hat. Wie jene Entwickelung von Jahrhundert zu Jahrhundert gestiegen ist, so daß die Schädelform des berühmten vorsündfluthlichen Neanderthal-Schädels der Affenform näher steht, als der des heutigen kaukasischen, besonders germanischen Schädels, so hat auch die Geschicklichkeit der menschlichen Hand und ihre Leistungsfähigkeit von Jahrhundert zu Jahrhundert zugenommen, wie unsere heutigen Kunstproducte lehren. Eine solche Zunahme kann aber nur durch gesteigerte und vielseitigere Uebung in's Leben treten. Und so kann man mit Recht sagen: „Der Fortschritt des Menschengeschlechts in der Civilisation beruhe hauptsächlich auf Uebungen des Denkorgans und auf Uebungen der Hand und ihrer Einzeltheile.“

„Um die Leistungsfähigkeit der menschlichen Hand zu erhöhen, muß man die Hand- und Fingergelenke von Jugend auf möglichst vielseitig gymnastisch üben, theils in Freiübungen, theils mittels eigener Geräthe.“ Dies ist der Satz, welchen der Rentier und Friedensrichter Jackson aus England, zunächst in Bezug auf musikalisches Virtuosenthum (Piano und Geige) aufgestellt hat und theils durch ein paar Seiten Gedrucktes, theils durch öffentliche unentgeltliche Vorträge in den größeren Städten Deutschlands zu verbreiten sucht. Er hat sich dabei natürlich vor Allem des Beifalls der Musiklehrer und Componisten zu erfreuen gehabt, weil diese am meisten alltäglich empfinden, wie ungeschickt und schwach bei vielen Lernenden die Hände sind und oft zeitlebens bleiben, wie sehr es noch allenthalben daran fehlt, daß die Finger und Hände für dauernde Ausführung feinerer Bewegungsweisen schon von Jugend an systematisch geübt und gekräftigt werden. Eine Menge der berühmtesten Musikmeister haben Herrn Jackson schriftliche beifällige Zeugnisse ausgestellt. Aber es giebt noch außer der Musik eine Menge von Künsten, für welche die Hand ebenfalls schon von Jugend an vorbereitet werden sollte, um in späteren Jahren Ausgezeichnetes mit Ausdauer leisten zu können, z. B. viele Handwerke, viele Maschinenhülfsarbeiten, die weiblichen Arbeiten, die Medicin und Chirurgie, das Schreiben und Zeichnen, sogar die neuere Kriegskunst (Zündnadelgewehre, Weittreffen) &c. Eine schlechtgeübte Hand wird in diesen Fächern entweder ungeschickt bleiben, oder sie wird durch Ueberanstregung bald erlahmen, wodurch eine besondere Art von Lähmung, mit Krampf verbunden, entsteht, welche besonders bei Schreibern bekannt ist, aber auch bei Musikern, Künstlern, Schuhmachern, Schneidern, Ciseleuren, Nähterinnen und andern Gewerben vorkommt — der sogenannte Schreibekrampf.

Die Turnlehrer haben diese Classe von Uebungen keineswegs ganz vergessen. In dem classischen Turnbuch von H. Spieß finden sich die Bewegungsmöglichkeiten der Hand und ihrer Finger, und die darauf zu gründenden activen (Frei-) Uebungen derselben vollständiger, als bei Hrn. Jackson. Allein auf den Turnplätzen hat man, trotzdem daß das Spieß'sche System in Deutschland allenthalben gilt, sehr wenig daran gedacht, diese feinern Gelenkübungen zu betreiben. Auch ein englischer Erziehungs-Gymnastiker, Henry de Laspée, führt in seinem hauptsächlich für Schulen bestimmten Buche „Callisthenics“, die Finger-, Daumen- und Handgelenks-Bewegungen einzeln auf und bildet sie auf mehrern Tafeln ab. Aber er muß doch in Großbritannien nicht durchgedrungen sein, sonst würde sein Landsmann nicht heutzutage mit der Ueberzeugung, eine neue Sache einzuführen, auftreten. Das Charakteristische und zugleich das Nützliche dieses Auftretens besteht eben in der einseitigen Energie, mit welcher Herr Jackson die bisherige Vernachlässigung solcher Uebungen den Musiklehrern wie den Lernenden begreiflich zu machen weiß, und in der Ermuthigung, die er auch den älteren Musiktreibenden gewährt, indem er durch sein eigenes Beispiel darthut, daß es noch in späteren Lebensjahren möglich ist, die Gelenke für derartige Zwecke, wie Piano- oder Violinspielen biegsamer, ihre Muskelbewegungen ausgiebiger zu machen und die bei angestrengter Kunstübung so leicht eintretenden Ermüdungen auf gymnastischem Wege theils zu heilen, theils zu verhüten.

Die Finger- und Handgymnastik Jackson's besteht hauptsächlich aus drei Classen von Uebungen. 1. Zur Ausdehnung des Spielraums der Gelenke steckt er zwischen die Finger mehr oder weniger tief einen Cylinder (von Kautschuk oder gewöhnliche Korkstöpsel) und läßt damit die Fingergelenke auf- und abwärts biegen. — 2. Um die Fingermuskeln besonders zu Seitenbewegungen (Spreizen) fähiger zu machen, läßt er auf einem runden Stabe, in welchen abwechselnd Erhöhungen und Vertiefungen (letztere zum Hineinstellen der Fingerspitzen) gedrechselt sind, allerlei Greif- und Klopfbewegungen mit den Fingern ausführen. — 3. Um die das Handgelenk regierenden Vorderarmmuskeln zu stärken, läßt er damit die auf unseren Turnböden wohlbekannten verschiedenen Handbewegungen vornehmen, auch wohl zu Beseitigung des Ermüdungsgefühles die locker gehaltene Hand hin und her schlenkern.

Einiges daran ist unleugbar neu, während andererseits wieder Einiges fehlt. Immer ist der uneigennützige Eifer zu loben, mit welchem Jackson seine Gymnastik zu verbreiten strebt. Vielleicht geht der von ihm gegebene Anstoß doch mit der Zeit aus den Musikschulen auf die Volksschulen, Kleinkinderschulen und Kindergärten über und bewirkt dort die Einführung oder regere Betreibung eines Zweigs der körperlichen Erziehung, welcher mehr als andere auch der geistigen Erziehung zu Gute kommt. Denn die Hand ist das vornehmste Werkzeug des menschlichen Geistes. Alles was uns in

der Beherrschung und Anwendung unserer Finger geschickter und kräftiger macht, kommt früher oder später auch den intellectuellen Fortschritten zu Gute, bei uns selbst oder bei Anderen. Man denke z. B. an Zeichnen, Malen, Bildhauen und jede andere Art von Darstellen. Daher sei die Angelegenheit der Fingergymnastik allen Erziehern hiermit an's Herz gelegt.

Dr. Richter in Dresden.

Verkümmert und Vergessen. Die äußeren Verhältnisse Oesterreichs unter Metternich hat die Geschichte nach den Quellen in Archiven, die Herr Graf Sedlnitzki nicht confisciren konnte, an das helle Licht des Tages gerückt; daß diesem keineswegs erfreulichen Bilde die inneren Zustände vollständig entsprachen, wußte man längst, jedoch ist der Rahmen noch nicht vollständig ausgefüllt. Die Wirkungen jener Zeit liegen uns noch in allen Gliedern; sie ist die Ursache des auffallenden Mangels tüchtiger politischer Charaktere und reifer Staatsmänner, sie erwürgte mit List und Brutalität jede Geisteskraft, sie erzog jenes Geschlecht serviler Heuchler, die, um ein Anstellungsdecret oder auch nur die Ruhe zu erkaufen, stets etwas anderes auf der Zunge, etwas anderes im Herzen trugen. Und fast möchte man die Mehrzahl derselben entschuldigen, denn wo aus der allgemeinen Entsittlichung ein edles Haupt emporragte, darf man es bewundern, allein von der Schwäche der übrigen kaum fordern, daß sie sich mit gleicher Geduld und ohne Ruhm den tückischen Schlägen der herrschenden Macht aussetzen sollten. Jeder Beitrag zur Kenntniß jener Zeit muß willkommen sein, und zwar nicht bloß der frivolen Neugier, sondern als eine Warnung, weil jene Zustände uns noch ziemlich nahe sind; als ein Schlüssel, der manches Geheimniß der Gegenwart öffnet und auf die Absichten von Leuten ein Streiflicht wirft, die ihre Nichtswürdigkeit mit Phrasen verkleistern.

Wer zählt die Opfer, deren Geist und Kraft in jener österreichischen Wirthschaft zu Grunde gingen und schmählich verfaulten! Wenn wir diese beklagen, müssen wir uns nur darüber wundern, daß es auch jetzt noch Sykophanten giebt, welche das berüchtigte „System“ zu vertheidigen wagen und es in jeder Richtung zurückführen möchten. Von Tyrol wußte man bisher wenig mehr, als daß es das Eldorado der Ultramontanen war und sei, daß, wie die Sonnenstrahlen am Gletscher, hier der warme Hauch deutschen Lebens spurlos abpralle. Dem ist aber nicht so. Auch hier war das Naturgesetz geistiger Entwicklung nicht zu unterdrücken, und die Geschichte wird Männer zu nennen haben, deren Kampf um so löblicher war, je weniger ihnen eine Hoffnung auf den Preis des Sieges lächelte. In politischer Beziehung gehörten sie großentheils, wie Johannes Schuler, zu den sehr zahmen Altliberalen; ihr Hauptverdienst besteht darin, daß sie entweder wissenschaftliches Leben anregten, wie Aloys Flir, oder das Banner gegen den Druck des Klerus erhoben. Letzterer verfolgte unbewußt und freilich nicht bis in die letzten Consequenzen das Programm, welches Strauß in seinem Leben Jesu ausspricht: „Der politische Fortschritt ist, wenigstens in Deutschland, nicht eher für gesichert zu halten, als bis für die Befreiung der Geister von dem religiösen Wahn, für rein humane Bildung des Volkes gesorgt ist.“

Zu den Vorkämpfern gegen den Ultramontanismus darf man Hermann von Gilm zählen. Der Sohn eines Justizbeamten, wurde er am 1. November 1812 zu Innsbruck geboren. Nach der Versetzung seines Vaters trat er in das Gymnasium zu Feldkirch ein und studirte endlich die Rechte an der Innsbrucker Universität. Die Hochschulen Oesterreichs hatten in jener Zeit keinen andern Zweck, als servile Beamte und beschränkte Priester zu erziehen. Gilm lernte auch nicht viel Besseres, es war jedoch ein Glück für ihn, daß er mit Johann Schuler und Johann Senn bekannt wurde. Jener besaß eine Bibliothek, die er mit den Erscheinungen der neuesten Literatur vervollständigte, und lieh auch von der österreichischen Censur verbotene Werke an junge Männer, deren strebsamen Geist er beobachtet hatte. Noch seufzen die Ultramontanen, wenn sie an ihn und seine Giftbude denken. Ueber den unglücklichen Senn hat die Gartenlaube im Jahrg. 1860, Nr. 48 bereits einen Aufsatz gebracht. Tief verbittert durch die Verhältnisse in Oesterreich, denen er zum Opfer gefallen, übertrug er seinen Groll auf jeden, der mit ihm umging, die Pfeile seines Spottes gegen ultramontane und servile Zöpfe schleudernd. Er machte Gilm auf Verschiedenes aufmerksam; diesen der Philosophie zu gewinnen mißlang, weil er zu einem ernsten Studium auch nicht die mindeste Anlage besaß und sich lieber auf der Oberfläche des Lebens leicht beweglich tummelte, als in die Tiefe drang. Dieser Umstand hatte auch auf die Festigkeit seines Charakters keinen günstigen Einfluß; gleich so manchem Künstler war er ein Kind des Augenblickes und völlig unberechenbar in seinen Entschlüssen. Dabei mag ihn freilich die vergiftete Atmosphäre, in der er zu athmen gezwungen war, entschuldigen.

Er versaß einen guten Theil seiner Zeit als Praktikant, trieb dabei den damals üblichen Weltschmerz und machte kleine Gedichte, Lieder und Sonette, von denen sich manche durch den Ausdruck der Stimmung, das Feuer der Sprache und den Schwung der Phantasie auszeichnen. Damals machte Ludwig Steub auf ihn aufmerksam und ließ das treffliche Gedicht: „Warum so spät erst, Georgine?“ in seinem „Drei Sommer in Tyrol“ abdrucken. Da jedoch Gilm nicht den Muth hatte, eine Sammlung seiner Gedichte zu veröffentlichen, weil das nur jenseits der österreichischen Grenzen möglich gewesen wäre und er sich dadurch für immer compromittirt hätte, so nützte ihm Steub's Verwendung wenig, und er durfte sich bald wieder zu den Verschollenen rechnen. Seine Gedichte hätten in der Heimath selbst kaum Beachtung gefunden, obwohl manche Perle darunter schimmerte, denn was gelten Verse in Tyrol? — Allein er wandte sich der Tendenzpoesie zu und verlieh in herrlichen Liedern dem Grolle Ausdruck, welchen damals Graf Brandis und der Landtag durch die Berufung der Jesuiten in den Herzen freisinniger Männer und der akademischen Jugend entzündeten. Hier hat Gilm im Kleinen Großes geleistet und Anspruch auf dauernden Dank erworben. Von seinen Gedichten ist nur wenig in Zeitschriften und Almanachen veröffentlicht; es steht zu erwarten, daß sie jetzt, wo er vor den Nachstellungen der Pfaffen und Servilen im Grabe geborgen ruht, herausgegeben werden; wir theilen sein Jesuitenlied am Schlusse mit. Es charakterisirt ihn vortrefflich und ist, obgleich bereits vor zwanzig Jahren gedichtet und von ihm vielleicht längst vergessen, auch jetzt noch in Oesterreich sehr zeitgemäß. Oder zweifelt Jemand, daß die Jesuiten noch immer großen Einfluß behaupten? Tausend Thatsachen bestätigen es leider nur zu sehr!

Im Jahre 1848 war Gilm in Wien. Er hatte nicht den Muth sich der Bewegung anzuschließen, und wurde durch die Folgen derselben, wie so viele Altliberale, nach rechts geschleudert. Zugleich wollte er sich nicht ewig auf den schmutzigen Stufen des unteren Kanzleidienstes herumtreiben, sondern avanciren. So finden wir ihn endlich, ohne daß man ihm bei der Unentschlossenheit und Leichtbeweglichkeit seines Wesens eine Apostasie vorwerfen dürfte, als Statthaltereisecretair zu Linz, wo er 1861 heirathete und am 31. Mai 1864 im 52. Jahre starb.

Wenn er seit 1848 auch noch Verse machte, so hat er doch bereits damals seinen Gipfel überschritten. Was er später, meist für officielle Zwecke, dichtete, ist großentheils schwülstig, barock und ohne innere Wahrheit, so daß man es nicht mehr beklagen darf, wenn ihm die Feder aus der Hand fiel. Wir wollen das Bild Gilm's vor der Seele behalten, wie er jugendlich begeistert und feurig gegen die Finsterlinge kämpfte, und werden seine Gedichte als eines der schönsten Denkmäler jener Zeit mit Freude begrüßen. Den Schluß möge jenes Jesuitenlied bilden:

Der Jesuit.

Es geht ein finstres Wesen um,
Das nennt sich Jesuit;
Es lächelt nicht, ist still und stumm,
Und schleichend ist sein Schritt.

Es hat nicht Rast und hat nicht Ruh
Und hat ein bleich Gesicht,
Und drückt am Tag die Augen zu,
Als beiße es das Licht.

Es trägt ein langes Trau'rgewand
Und kurzgeschornes Haar,
Und bringt die Nacht in jedes Land,
Wo schon die Dämm'rung war.

Es wohnt in einem öden Haus
Und sinnt auf neuen Zwang,
Und blickt es in die Welt hinaus,
So wird der Menschheit bang.

Und Jesus trug ein farbig Kleid
Und seine Brust war bloß,
Und was er sprach, war Seligkeit,
Und was er that, war groß.

Und Jesus' offnes Auge war
So frei, wie sein Gebot,
Und Jesus trug ein lockig Haar,
Und seine Wang' war roth.

Am dattelreichen Palmenbaum,
Da lehrt' er sein Gebet
Und träumte seiner Liebe Traum
Am See Genesareth.

Drum seh' ich solch 'nen Finsterling,
So fällt mir immer ein:
Wie kann man solchem wüsten Ding
So schönen Namen leih'n?

L. Z.

Der deutsche Wohlthätigkeits-Verein in St. Petersburg. Der Leser weiß, daß in der russischen Hauptstadt Tausende von Deutschen leben und alljährlich in großer Zahl neu dort einwandern. Unter diesen letzteren namentlich besitzen gar manche nicht die nöthigen Existenzmittel und gerathen darum, trotz der vielen vorhandenen Wohlthätigkeitsanstalten und der Mildthätigkeit des russischen Volkes, bald in die bedrängteste Lage. In Erwägung dieser Umstände wurde nun hier vor zwanzig Jahren auf die besondere Anregung des damaligen sächsischen Gesandten am hiesigen Hofe, Baron Seebach, und unter Mitwirkung mehrerer hier ansässiger Ausländer ein Verein gegründet zu dem Zwecke, der Unterstützung bedürftigen und würdigen hiesigen Deutschen zu Hülfe zu kommen, sei es nun durch Nachweis von Beschäftigung, durch Geldunterstützung, Sicherung des Aufenthalts oder der Rückkehr, durch Aufnahme der Kranken und Altersschwachen in's Armenhaus, oder durch Erziehung von Waisen und Sorge für ihre Zukunft. Der Verein hat im Laufe dieser zwanzig Jahre jährlich über tausend solcher hülfsbedürftiger Deutscher unterstützt, unendlich viel des Guten gewirkt, manche Thräne getrocknet und manchem tiefen Elende abgeholfen. Indessen in Folge der allgemein beengten finanziellen und commerziellen Lage der letzten Jahre standen die dem Vereine zufließenden freien Beiträge in keinem Verhältnisse zu den jährlich wachsenden Anforderungen, die Ausgaben überstiegen so weit die Einnahmen, daß alle aus früheren Zeiten stammenden Reservesummen verbraucht wurden und Gefahr droht, der Verein werde, wenn diese Uebelstände fortdauern, seine Thätigkeit bedeutend beschränken, ja vielleicht zur Veräußerung seines Armenhauses schreiten müssen. — Der Vorstand des Vereins ist nun auf's Eifrigste bestrebt, das Eintreten dieser Nothwendigkeit zu verhüten, er thut Alles, um das Interesse für den Verein bei den hier ansässigen wohlhabenden Deutschen rege zu machen und sie zu regelmäßigen Beiträgen zu bestimmen, aber er rechnet auch vertrauensvoll auf das große deutsche Vaterland und hofft, dieses werde zur Unterstützung seiner hier lebenden außerordentlich zahlreichen armen Glieder mitwirken. Es ergeht daher durch diese Zeilen an alle edlen Deutschen die Aufforderung, durch Baarbeiträge — und wären sie auch noch so klein — dem Verein zu Hülfe kommen zu wollen.

Gegenwärtig bietet sich noch eine besondere Gelegenheit dazu dar. Der Verein hat die Absicht hier eine Ausstellung deutscher Industrie- und Kunstgegenstände in's Leben zu rufen, einmal im Interesse der Ausstellenden, dann aber auch zu dem Zwecke, die besten ausgestellten Gegenstände für eine Lotterie anzukaufen, deren Ertrag seinen Armen zu Gute kommen soll. Der Verein hat bereits durch die Zeitungen und specielle Circulare alle deutschen Industriellen und Künstler zur Betheiligung an dieser Ausstellung eingeladen und hofft bei ihnen rege Theilnahme für dieselbe nicht blos des eignen Interesses wegen, sondern auch um des damit verbundenen wohlthätigen Zweckes willen zu finden. Es gilt ja, armen deutschen Brüdern in der Fremde Unterhalt, Obdach, Schutz und Sicherheit gegen Mangel und Elend zu gewähren, Waisen zu erziehen, mit einem Worte, das deutsche Element auch in der Ferne nicht zu Schanden werden zu lassen.

St. Petersburg, 24. Juni 1864.

Dr. Zunck.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 32. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die schwarz-weiße Perle.

Von Levin Schücking.

(Schluß.)

Kaunitz lächelte und gab sich alle Mühe, in dies Lächeln den Ausdruck von so viel Schadenfreude zu legen, wie ihm nur möglich war.

„Sie glauben am Ende gar, Excellenz,“ versetzte er kopfschüttelnd, „wir legten auf diese kleine Affaire mit dem Cavaliere di Lucano ein Gewicht, welches sie gar nicht verdient, wir knüpften Hoffnungen daran, die …“

„Von welcher Affaire reden Sie da … Lucano … was ist mit dem?“ fragte der Baron aufhorchend.

„Er ist verhaftet! Wissen Sie es noch nicht?“

„Verhaftet?“

„Auf den Befehl des Königs.“

„Und weshalb?“

Kaunitz zuckte die Achseln.

„Doch nicht etwa,“ fuhr der Baron Breteuil fort, „weil er meiner Cousine ein wenig lebhaft den Hof gemacht hat? Ich habe meine Cousine gewarnt, aber sie ist ganz so vernarrt in ihn, wie er in sie, und am Ende seh' ich nicht ein, weshalb sie nicht ein passendes Paar sein sollten.“

„Es ist auch schwerlich deshalb geschehen, Excellenz, obwohl es den Anschein haben könnte, als habe er sich die königliche Ungnade durch seinen häufigen Verkehr mit der französischen Gesandtschaft zugezogen … denn Sie wissen, der König liebt es nicht, wenn seine Cavaliere sich mit den fremden Gesandten zu sehr befreunden; nein, die Ursache ist eine andere, und so machen wir uns keine Illusionen und glauben nicht, daß etwas für unsere Sache Förderliches darin liege, wenn …“

„Ich verstehe, ich verstehe; aber sagen Sie mir, was ist denn der Grund der königlichen Ungnade gegen den armen Cavaliere?“

„Ahnen Sie das nicht? Sie, der Sie so gut von Allem, was am Hofe vorgeht, unterrichtet sind?“

„Ich weiß, man sagt, die Marchesa von San Damiano …“

„Das sagt, oder vielmehr flüstert man in der That, vielleicht auch nicht ganz ohne Grund …“

„Schwerlich!“ fiel mit cynischem Lächeln der Baron ein.

„Es muß,“ fuhr Kaunitz fort, „also etwas vorgefallen sein, was den König aufgebracht und zum Entschlusse geführt hat, den zu glücklichen Unglücklichen verhaften und auf das Fort Bard schicken zu lassen, wohin er morgen abgeführt werden soll! Die Marchesa soll außer sich sein über dies Schicksal ihres Lieblings!“

„Was erzählen Sie mir da?“ rief der Gesandte aus, seine Schritte anhaltend und sein Kinn mit der manschettenbewehrten Rechten streichelnd.

„Es ist so, wie ich sage,“ sprach Kaunitz weiter, „und so,“ setzte er mit einer Miene des höchsten Aergers und wie von seinem Verdruß zu diesem Ausruf fortgerissen hinzu, „spielt das Schicksal immer Ihnen alle Karten in die Hände … es ist zum Verzweifeln!“

„Alle Karten … mir!“ wollte der Baron verwundert ausrufen, aber er verschluckte diplomatisch diese Worte, die Kaunitz verrathen hätten, daß er nicht im geringsten wahrnahm, welcher Vortheil für ihn aus der Sache zu ziehen sei, er sagte nur: „Der arme Cavaliere … was wird Aimée dazu sagen! Sie wird untröstlich sein!“

„Aber schwerlich lange,“ versetzte Kaunitz wie noch immer in seinem Aerger … „ihre weiße Hand wird den Unglücklichen aus der Tiefe seines Unglücks schon wieder emporziehen …“

Dem Baron von Breteuil ging in diesem Augenblicke ein Licht auf. Er sah scharf in die Züge des jungen deutschen Grafen … was darin zu lesen, war nichts, als ein aufrichtiger tiefer Aerger, daß das Schicksal einmal wieder ihm, dem Baron, die „besten Karten“ gegeben … „in der That,“ dachte Breteuil, „dieser Deutsche ist sehr schlau, aber er ist recht einfältig, dieselbe Schlauheit in jedem Andern vorauszusetzen und diesem dadurch Winke zu geben, die ein guter Diplomat für sich behalten hätte!“

„Apropos,“ sagte der Baron jetzt, das Gespräch plötzlich fallen lassend, „ich habe mich in Paris wegen der Perle erkundigt, von der Sie neulich redeten; Sie haben sich geirrt, mein lieber Graf, es ist keine derartige im Schatze des Königs!“

„In der That nicht? Dann muß ich freilich mich geirrt haben,“ versetzte Kaunitz. „Vielleicht habe ich sie dann im Tower in London, im Schatze des Königs von England gesehen.“

„Möglich … vorhanden ist eine solche Perle wenigstens, und die, mein lieber Graf, ist in meinem Besitz!“

„In Ihrem Besitz?“ rief Kaunitz mit erheuchelter Verwunderung aus.

„Seit gestern!“

„Aber woher ist Ihnen möglich gewesen …“

„Ja, woher?“ versetzte lächelnd der Baron von Breteuil … „das ist mein Geheimniß!“

„Sie Glücklicher!“ seufzte Kaunitz wie mit gesteigertem Verdruß. „Auch das noch!“

„Aber nun, mein lieber Graf, leben Sie wohl,“ sagte der Gesandte, indem er sich plötzlich wandte, „ich muß heimgehen, denn meine Geschäfte rufen mich.“

Er machte Kaunitz eine etwas triumphirende höfliche Ver-

beugung und schritt dann die Allee wieder hinauf, dem Schlosse zu. Kaunitz blickte ihm eine Weile mit einer ausdrucksvoll bewegten Miene nach und dann sagte er, sich schadenfroh die Hände reibend: „Ich glaube, der Fisch hat den Köder verschluckt! Und zum Ueberfluß wird er jetzt auch noch mit der Perle Effect machen wollen . . . hätte er sie nur früher bekommen und, wie ich hoffte, seiner Aimée sofort abgenommen! Doch jetzt wird Alles gut gehen!"

Der Baron von Breteuil wanderte unterdessen mit beschleunigten Schritten heim und suchte, sobald er in seiner Wohnung angekommen, seine Cousine Aimée von Brissac auf. Er hatte ein langes Gespräch mit ihr. Darauf setzte er sich nieder, um ein Billet an den Cavaliere Gennaro di Lucano zu schreiben.

Nach einer halben Stunde wurde ihm das Billet uneröffnet zurückgebracht. Es sei, lautete die Meldung seines Kammerdieners, welcher es ihm übergab, nach den Reglements den Militärgefangenen vor ihrer Aburtheilung durch das Kriegsgericht jede Correspondenz verboten.

„Und was nun?" fragte der Baron seine Cousine, als er ihr diese Nachricht gebracht.

„Es ist ein böser Querstreich," versetzte Aimée ein wenig bestürzt.

„Ein sehr böser! Aber meinst Du nicht, daß ich trotzdem . . ."

„Ich glaube, mein Vetter," sagte Aimée leicht erröthend . . . „ich glaube, Sie können es trotzdem . . ."

„Du hast Recht . . . also zum Könige!"

7.

Die Audienz, welche der Baron von Breteuil beim Könige nachgesucht hatte, war ihm, wie immer den fremden Gesandten, sofort gewährt worden. Als sie zu Ende, hatte der französische Gesandte sich in das Vorgemach der Marchesa von San Damiano begeben und um die Ehre nachgesucht, sich ihr vorstellen zu dürfen.

Die Marchesa hatte ihn sehr huldvoll empfangen, obwohl sie, wie sie sagte, leidend war; ihr bleiches Aussehen strafte diese Worte der schönen Frau nicht Lügen. Breteuil nahm es zu seiner großen Befriedigung wahr und war entzückt, eine Nachricht zu haben, welche sofort die Rosen auf die blassen Wangen der Marchesa zurückrufen mußte. Er zog ein Etui aus seinem Rosataftrock hervor und überreichte es mit einer tiefen Verbeugung der Marchesa.

„Madame," sagte er, „es war jüngst Ihr Wunsch, ein Kleinod zu besitzen, welches in seiner Art einzig ist und das deshalb nur von einer Dame getragen werden darf, von welcher der Ruf in allen Ländern das Gleiche sagt — lassen Sie mich also Ihnen zu Füßen legen, was nur Ihnen gebührt!"

„Herr Baron," versetzte die Marchesa, „ich habe immer die unübertrefflichen Wendungen bewundert, in welche Sie Ihre Complimente zu kleiden wissen . . . aber," fuhr sie fort, indem sie das Etui öffnete . . . „ist das ein Geschenk für mich?"

„Ich komme wenigstens in der Hoffnung, daß es von der Frau Marchesa nicht verschmäht wird!"

„Die Perle, die Gennaro der Brissac gab, wie Bianca mir klagte!" sagte sich die Marchesa im Stillen sehr betroffen . . . „er muß sie seiner Cousine weggenommen haben!"

„Ich kann das nicht annehmen," erwiderte sie laut, „weil . . . nun, weil der König . . ."

„Madame," fiel Breteuil eifrig ein, „der König ist nicht mehr in der Stimmung, Ihnen zu zürnen — ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Se. Majestät Ihnen sehr bald einen Schritt abbitten werden, der Sie, Frau Marchesa, in so hohem Grade kränken mußte . . . ."

„Einen Schritt, der mich kränken mußte?"

„Der Sie so tief verletzt und bekümmert hat. Ich habe den König bewogen, den Cavaliere di Lucano sofort in Freiheit setzen zu lassen!"

„In Freiheit setzen zu lassen . . . den Cavaliere? Und das haben Sie zu Stande gebracht, Herr Baron?"

„Ja, Frau Marchesa, der Eifer, Sie zu verpflichten, und, um ganz offen zu sein, die Hoffnung auf ein wenig Dankbarkeit von Seiten einer Frau, die so viel über Seine Majestät vermag, hat mir die rechten Mittel, diese Aufgabe zu lösen, eingegeben . . der Cavaliere ist frei!"

„Beim Himmel, das ist mir eine unerwartete Nachricht!" rief die Marchesa mit immer steigender Verwunderung aus, indem sie heftig bewegt das Etui mit der Perle auf einen Tisch warf . . . „sagen Sie mir um Gotteswillen . . ."

„Welche diese Mittel waren?" fiel der Baron von Breteuil mit selbstgefälligem Lächeln ein und indem er seine Stimme dämpfte, „ich habe dem Könige mitgetheilt, daß der Cavaliere mit meiner Cousine Aimée von Brissac verlobt sei und daß ich um die Einwilligung Sr. Majestät zu dieser Verbindung bitte. Der König hat diese Nachricht mit sehr erhellter Stirn aufgenommen, sie hat seine argwöhnischen Gedanken sichtbar auf der Stelle zerstreut — der König, Madame, ist sehr glücklich!"

„Der König ist glücklich?"

„Wie man es nur sein kann, wenn uns eine schwere Last vom Herzen fällt — die schwerste, welche es giebt! Er hat mit den scherzenden Worten, der Cavaliere gehöre nun mithin der französischen Gesandtschaft an und ich habe ein Recht, ihn zu reclamiren, den Befehl gegeben, alles weitere Verfahren wider Signor Gennaro fallen zu lassen."

„Herr Baron," sagte die Marchesa jetzt mit einem aufwallenden Zorn, der nicht mehr zu verkennen war, „Alles, was Sie mir da sagen, ist mir völlig unverständlich — zumeist wie Sie sich in eine Sache mischten, die . . . aber freilich, Sie sagen mir, der Cavaliere sei der Verlobte Ihrer Cousine . . . Ihrer Cousine Aimée von Brissac . . . und der König hat bereits seine Einwilligung dazu gegeben . . . nun, wahrhaftig, dann bleibt mir ja wohl nichts übrig, als Glück dazu zu wünschen — in der That, ich wünsche Ihnen und dem jungen Paare sehr, sehr viel Glück, Herr Baron. Führen Sie es ja recht bald auf Ihre Güter, damit es dort im Stillen seinen Honigmond genießen kann — hören Sie, ja recht bald, es wird mir eine Freude sein, wenn ich erfahre, daß Sie mit demselben dahin abgereist seien . . ."

Die Blicke der Marchesa sprühten Feuer, während sie diese Worte hervorsprudelte, und der Baron von Breteuil nahm zu seiner ungeheuersten Ueberraschung wahr, daß er etwas gethan, was ganz und gar nicht zu dem Zwecke führte, den er beabsichtigt hatte.

„Aber, Frau Marchesa," sagte er äußerst bestürzt, „indem ich über mich nahm, ein so schreckliches Schicksal von einem jungen Manne abzuwenden, der Ihnen so nahe steht und der so würdig ist der Gunst, welche Sie ihm bewiesen . . ."

„Der mir nahe steht . . . dem ich Gunst bewiesen . . . Herr Baron, ich weiß nicht, woher Sie den Muth zu diesen Ausdrücken nehmen und was Sie dadurch andeuten wollen — der Cavaliere ist ein wortloser Mensch, ein Unwürdiger, ein Mensch von der verächtlichsten Treulosigkeit . . . und ich, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen Glück wünsche zu diesem Cousin und . . . Sie nicht länger Ihrem häuslichen Glück entziehen will — keinen Augenblick länger!"

Die Marchesa machte eine stolze Verbeugung mit dem Kopfe und wandte dem Baron so ausdrucksvoll den Rücken zu, daß er nicht anders konnte, als schweigend mit einer tiefen Verbeugung sich zurückziehen.

„Mein Gott," sagte er, als er das Vorzimmer erreicht hatte, „wer hätte geglaubt, daß sie in den jungen Menschen so bis über die Ohren verliebt sei, daß sie ihn lieber im Donjon von Bard, als in den Armen einer Andern wissen will!"

Der Baron von Breteuil war vollständig verblüfft. Er war eben im Begriff, das Corps de Logis des Schlosses, worin die königlichen Gemächer und die der Marchesa lagen, zu verlassen und den Corridor, der zu der ihm angewiesenen Wohnung führte, zu betreten, als ihm der Cavaliere di Lucano aus der Tiefe dieses Ganges entgegengeeilt kam.

„Ah, Signor Gennaro," rief er ihm zu, „wie gut, daß ich Sie sehe . . ."

„Excellenz," unterbrach ihn dieser sehr aufgeregt . . . „was ist das? man sagt mir soeben, ich sei frei, und ich höre dabei, daß ich dies Ihrer Vermittelung beim Könige verdanke!"

„In der That," versetzte der Baron, „Sie verdanken es mir — ich sprach den König . . ."

„Aber wie war es Ihnen möglich . . ."

„Hören Sie zu, Cavaliere — es war mir möglich, indem ich ein sehr heroisches Mittel anwandte, das Ihnen jetzt nachträglich zu ratificiren übrig bleibt. Ich hätte," fuhr der Baron fort,

indem er Gennaro unter den Arm nahm und mit ihm den Corridor hinabging, „Sie vorher um Ihre Einwilligung gefragt, wäre es mir möglich gewesen. Aber man verweigerte mir sogar die Erlaubniß, Ihnen ein Billet zusenden zu dürfen. So handelte ich in Ihrem Namen. Ich bat ohne Zeitverlust um eine Audienz beim Könige. Bei meinen ersten Worten an Se. Majestät überzeugte ich mich, wie tief des Königs eifersüchtiger Groll auf Sie war ... Se. Majestät fragten mich mit eiskaltem Ton, mit düster zusammengezogenen Brauen, was die französische Gesandtschaft veranlasse, sich so früh am Tage um die Amtsgeschäfte seines Generalprofosses zu kümmern. ‚Majestät,' antwortete ich, ‚es handelt sich hier um einen Fall, der ein wenig zu der Amtssphäre der Gesandtschaft gehören dürfte — wobei sie ihr Recht der Exterritorialität in Anspruch nimmt; denn wenn es Eure Majestät zu Gnaden halten wollen, der junge Mann ist der Gesandtschaft attachirt, so attachirt, wie es ein Verliebter nur an seinen Gegenstand sein kann ...'

‚Was, er ist in die französische Gesandtschaft verliebt?' geruhten S. Majestät lächelnd einzufallen.

‚Nicht gerade in die Gesandtschaft,' erwiderte ich ... ‚nein, Majestät, aber in Mademoiselle Aimée de Brissac, welche ein wenig zur Gesandtschaft gehört und welche — seine Braut ist; und so, hoffe ich, wird der König ihn uns herausgeben!'"

„Welche ... welche meine Braut ist?!" fuhr Signor Gennaro auf.

„So sagt' ich," versetzte der Baron von Breteuil, indem er den Cavaliere durch eine Verbeugung einlud, in sein Vorzimmer einzutreten, vor dem sie eben angekommen waren und dessen Flügelthür ein harrender Diener aufgeworfen hatte.

„Aber um Gotteswillen," rief Signor Gennaro aus, die Schwelle überschreitend und während der Baron ihm winkte, auf einem Sessel Platz zu nehmen, „um Gotteswillen, Herr Baron, wie konnten Sie sagen ..."

„Ich sehe Sie mit Recht erstaunt, mein lieber Cavaliere, aber Aimée hat mir Alles gestanden, und es war keine Zeit zu verlieren. Morgen wären Sie auf der Reise nach diesem entsetzlichen Fort Bard gewesen. Es gab kein besseres durchschlagenderes Mittel, die Eifersucht des Königs zu beschwichtigen ... und beschwichtigt ist sie ... des Königs Züge erhellten sich wunderbar, seine Augen leuchteten vor Glück, und der Befehl zu Ihrer Freilassung ..."

„Aber ich begreife nicht," fuhr der Cavaliere dazwischen, „was den König dabei glücklich machen kann!"

„Wenn er Sie in den Banden einer Andern, als Bräutigam einer Andern weiß ... das begreifen Sie nicht?" unterbrach ihn der Gesandte ... „in der That, das ist seltsam! Ahnen Sie denn gar nicht, daß der Zorn des Königs Sie zu vernichten drohte, weil er auf ... nennen wir es auf die Gnade der Marchesa für Sie eifersüchtig ist?"

„Deshalb ... deshalb wurde ich verhaftet?" rief Gennaro, ... „o mein Gott!"

„Das überrascht Sie?"

Signor Gennaro antwortete auf diese Frage nicht. Er flüsterte nur in sich hinein: „O mein Gott, ich bin gefangen ... ich bin vernichtet ... vernichtet! Aimée meine Braut!"

„Und nun, mein lieber Cavaliere," begann der Gesandte wieder, „was sagen Sie zu dem heroischen Mittel, zu dem ich griff, um Sie zu retten, weil es das einzige war, das Sie retten konnte?"

„Ja, ja, ja," stammelte Gennaro, „Sie haben Recht, Sie haben ganz Recht, es ist das Einzige, was mich rettet ... o ich danke Ihnen dafür — ich danke Ihnen ..."

„Und Aimée ..."

„Ja, Aimée ... Sie hat Ihnen diesen Schritt eingegeben ... sie ... wie kann ich ihr danken ..."

„Kommen Sie, damit wir sie aufsuchen!"

Gennaro schlug wie ein Verzweifelnder beide Hände vor's Gesicht.

„O mein Gott!" stöhnte er leise noch einmal, „bin ich denn wirklich gefangen — verloren für ewig?" und plötzlich aufspringend, rief er aus: „Nein, nein, ich kann es nicht ... nicht in diesem Augenblick ... lassen Sie mich, Baron — nur für eine Stunde — lassen Sie mich Luft schöpfen, nach so Vielem, was mich überwältigt ... Adieu, Adieu ..."

Und damit eilte er davon und stürzte aus dem Vorzimmer des Gesandten fort wie ein Wahnsinniger.

Der Baron blickte ihm betroffen nach.

„Das ist ein seltsames Betragen für einen Verliebten, dem man eben sein Glück ankündigt!" sagte er für sich. „Es scheint, dies soll ein Tag der Ueberraschungen für mich sein. Aber am Ende muß mir die Marchesa wenigstens doch Dank wissen für Das, was ich für sie gethan habe!"

8.

Signor Gennaro stürzte unterdeß in der furchtbarsten Aufregung desselben Weges daher, den vorhin der Baron von Breteuil gekommen. Ehe wenige Augenblicke verflossen, stand er im Vorzimmer der Marchesa von San Damiano und mit dem Kammerdiener, der ihn anmelden ging, drang er zugleich in das Gemach der schönen und einflußreichen Frau ein, um einer Abweisung zuvorzukommen.

Die Marchesa stand in der Mitte ihres Zimmers; sie war beim Anblick Gennaro's leichenblaß geworden und richtete durchbohrende Blicke auf ihn; ihre Lippen zitterten, als sie leise, kaum vernehmlich vor unterdrücktem Zorn, die Worte sprach:

„Wer erlaubt Ihnen hier einzudringen, Cavaliere? Der König hat für gut gefunden, Ihnen die Freiheit zu schenken ... aber ich hatte mir geschworen, Sie nie wieder zu sehen!"

„Marchesa!" rief Gennaro aus, indem er sich vor ihr auf die Kniee warf, „vergeben Sie mir, ich mußte, ich mußte Sie sehen, ich mußte aus Ihrem eigenen Munde vernehmen, ob es wahr ist, daß ich mich Ihretwegen opfern, daß ich um Ihretwillen für immer unglücklich werden muß — wenn es so ist, dann will ich es, gern, gern, aber aus Ihrem Munde will ich es hören ... muß ich für ewig mein Schicksal an diese kokette Französin ketten, die ich hasse, die ich verabscheue?"

„Gennaro!" rief hier die Marchesa aus, „was sagen Sie da — Sie sind niedrig genug, Ihre eigene Braut zu beschimpfen?"

„Meine Braut!" rief der junge Mann mit einem Ausdruck unsäglichen Unglücks. „Aber es sei — um Ihretwillen möge sie meine Braut sein ... ich weiß, wie viel ich Ihnen verdanke ... von welcher mütterlichen Theilnahme Sie für mich immer erfüllt gewesen sind, wie Sie für meine Stellung an diesem Hofe gesorgt haben ... und nun ist der König, dieser argwöhnische gewaltthätige König, dadurch von Eifersucht erfüllt worden ... das einzige Mittel seinen Verdacht abzulenken ist, daß ich diese Französin, der ich so leichtsinnig den Hof machte ..."

„Um Gotteswillen, was reden Sie da!" unterbrach ihn heftig die Marchesa, „der König ... eifersüchtig ... auf mich ... auf Sie, Gennaro? ... o, nun versteh ich die impertinenten Reden des Barons von Breteuil erst ..."

„Ist es denn nicht so?" fragte der Cavaliere sehr überrascht.

„Und wer, beim Himmel, wagt es zu sagen, daß dem so ist?" fuhr die Marchesa auf.

„Der Baron von Breteuil!"

„Der Baron von Breteuil ... der Unverschämte also verbreitet es, der König sei Ihretwegen, Gennaro, in Eifersucht?"

„Und habe mich deshalb nach dem Fort Bard schicken wollen, und er, Breteuil, habe mich gerettet, indem er mir seine Cousine zur Braut gegeben!"

„Abscheulich," rief die Marchesa aus, „das ist abscheulich ... so meine Ehre anzutasten ... des Königs Ehre ... der König um meinetwillen in Eifersucht ... nein, dies ist mehr, als ich ertragen kann!"

„Also," fragte Gennaro kleinlaut und doch froh aufathmend, „dies ist Alles nicht wahr, und ich brauche nicht der Verlobte Aimée's zu sein?"

„Lieben Sie denn Aimée wirklich nicht?" rief die Marchesa mit einer aufwallenden Heftigkeit aus, die ganz anderer Art wie ihr bisheriger Zorn war.

„Ich ... ich Aimée lieben? ... beim Himmel, nein, Frau Marchesa!"

„Aber, Sie Unglücklicher, Sie haben doch ihretwegen Bianca verlassen — Sie haben dieser Französin so auffallend den Hof gemacht ..."

„Es mag sein ... aber wahrhaftig, ich schwöre Ihnen, es geschah — es geschah" — der Cavaliere suchte nach einer Ausrede,

denn unmöglich durfte er den eigentlichen Zusammenhang gestehen . . . „es geschah aus reiner Verzweiflung . . .“

„Aus Verzweiflung machten Sie den Hof?“

„Nun ja — um zu vergessen, um meinen Schmerz zu betäuben, weil . . . weil . . .“

„Es ist eigenthümlich, wie sehr Sie stottern . . . Gennaro — vertrauen Sie mir — sagen Sie mir Alles!“

Die Marchesa legte zärtlich ihre Hand auf Gennaro's Arm und sah ihm mit Blicken in's Auge, deren Ausdrucke das Mißtrauen selber hätte vertrauen müssen.

„Nun, so hören Sie's denn, Marchesa . . . weil Bianca mir sagte, daß Sie nie Ihre Einwilligung zu unserer Verbindung geben würden, und weil ich Bianca mehr liebe als mein Leben!“

Die Marchesa wandte sich plötzlich ab . . . sie schritt einem Fauteuil zu und indem sie sich, das Gesicht von Gennaro abgekehrt, niederließ, sagte sie mit leiser, doch offenbar zorniger Stimme:

„So . . . Bianca sagte das? — Bianca glaubt also sehr genau zu wissen, wie ich denke und fühle und was ich beschließen werde . . . und Sie, Gennaro, Sie lieben also Bianca — mehr als Ihr Leben?“

„Mehr als mein Leben, mehr als meine Seligkeit!“ rief Gennaro aus, und indem er sich noch einmal vor der Marchesa auf ein Knie niederließ, fuhr er mit den Ausrufen stürmischer Leidenschaft fort: „Und Bianca hat Unrecht? nicht wahr, Marchesa, Bianca hat Unrecht? es kann nicht möglich sein, daß Sie, Sie, die Sie Alles haben, der ein Königreich zu Füßen liegt, Ihr Glück darin fänden, für ewig Herzen zu trennen, die sich angehören, die ohne einander der Verzweiflung zum Raube werden und den Tod einem Leben ohne einander vorziehen?“

Die Marchesa stützte ihre bleiche Stirn auf ihre Hand; dann sagte sie leise: „Sie sind ein Thor, Gennaro . . . Sie wissen nicht, was Ihre Worte . . .“ Sie vollendete nicht, aber sie sprang plötzlich wie mit einem heroischen Entschlusse auf. Noch immer abgewandt von Gennaro sagte sie rasch und heftig: „Gehen Sie, rufen Sie Bianca — rufen Sie dieselbe zu mir!“

Gennaro eilte davon auf den Flügeln der seligsten Hoffnung — er stürmte in Bianca's Wohnzimmer und fand ihr gegenüber in ruhiger Unterhaltung — Kaunitz sitzen.

„Sie hier, Graf Kaunitz,“ rief er überrascht aus, „Sie?! . . . Bianca, wir sollen sogleich vor der Marchesa erscheinen — sogleich — folgen Sie mir zu ihr . . . mit Ihnen, Graf,“ setzte er zornig hinzu, „habe ich später die Ehre zu reden!“

„Gewiß, es hat Zeit bis später,“ versetzte Kaunitz mit einer lächelnden Verbeugung, „ich mache keinen Anspruch darauf, schon jetzt Ihren Dank entgegenzunehmen, da ich Sie in so großer Eile sehe, Cavaliere . . .“

„Meinen Dank . . . meinen Dank für eine Verrätherei, die mich beinahe . . .“

„Still,“ fiel Bianca ihm in's Wort, „still, Gennaro, ich weiß Alles. Du verdankst dem Grafen, ihm allein Deine Befreiung und ihm allein auch meine Verzeihung. Er hat mich Alles klar durchschauen lassen — ich begreife Alles — der abscheuliche Franzose, dieser Baron Breteuil ist an Allem schuld. Er hat durchaus durch die Marchesa seine diplomatischen Zwecke erreichen wollen, er hat seine Cousine Aimée dazu abgerichtet, durch die gottloseste Koketterie Dich an sich zu locken, um durch Dich die Marchesa zu beeinflussen . . .“

„Aber das ist ja nicht wahr,“ fiel hier Gennaro ein, „Graf Kaunitz war es ja, der . . .“

„Signor Cavaliere,“ fiel hier Kaunitz ein, „ich meine, Sie können mit der Wendung, welche die Dinge für Sie genommen haben, vollständig einverstanden sein. Beeinträchtigen Sie diese Wendung nicht durch Erklärungen und Auseinandersetzungen, welche in diesem Augenblicke nur gefährlich sind . . . folgen Sie meinem wohlgemeinten Rath und glauben Sie dem, was ich so eben hier Bianca Pallavicini enthüllt habe. Es ist so, wie sie sagt: der Baron von Breteuil hat geglaubt, eine Schwäche der Frau Marchesa von San Damiano für Sie ausbeuten zu können, indem er Sie an sich locken ließ und dann Ihre Freiheit vom Könige erwirkte, in der Hoffnung, daß die Marchesa dafür aus Dankbarkeit ein Werkzeug der Politik werden würde, welcher er diente. Kurz, der abscheuliche Franzose ist an Allem schuld — nicht wahr, Signora Bianca?“

„An Allem, an Allem!“ rief Bianca eifrig aus, „und darum verzeih' ich Dir auch Alles, Gennaro — und nun komm und laß uns zur Marchesa eilen!“

Gennaro nahm die Hand, die sie ihm reichte, und Beide eilten davon.

„Geht nur,“ sagte Kaunitz, langsam ihnen folgend und mit einem spöttischen Lächeln, „Bianca hat ihre Lection vortrefflich inne, und . . . der Baron von Breteuil wird aus den Schatten von Stupinigi in die Sonnenhitze müssen!“

9.

Die Marchesa von San Damiano empfing die beiden jungen Leute, die von freudiger Aufregung geröthet vor sie traten, mit kalten, strengen Blicken.

„Ihr habt mich Beide hintergangen,“ sagte sie vorwurfsvoll; „Ihr habt meine Wohlthaten mit Undank gelohnt! Aber ich will Euch verzeihen, und wenn Du, Bianca, dem Gennaro sein Unrecht verzeihst . . .“

„Ach,“ fiel Bianca Pallavicini ein, „sein Unrecht ist schon verziehen, seit ich ergründet habe, daß er das Opfer einer abscheulichen Intrigue wurde . . .“

„Und welcher Intrigue Opfer wurde er, welche Intrigue brachte ihn dazu, Dir treulos zu werden?“ fragte die Marchesa mit einem Lächeln der Verachtung auf ihren Lippen.

„Einer diplomatischen Intrigue,“ fiel heftig Bianca ein, „der Intrigue dieses abscheulichen Barons von Breteuil, der seine Cousine Alles aufbieten ließ, um ihn in ihr Netz zu ziehen und um durch ihn . . .“

Bianca stockte plötzlich, von einem erschrockenen Blicke Gennaro's in dem Augenblick gewarnt, wo sie sich selbst sagte, daß sie inne halten müsse — und verlegen sah sie zu Boden.

„Also deshalb?“ sagte die Marchesa halblaut für sich, die Mienen der jungen Leute fixirend. „Also dazu?“ fuhr sie in diesem stillen Monolog fort; „ich soll also durchaus die Sclavin dieses schlauen Herrn werden, der mir kostbare Perlen schenkt und mich beherrschen will, durch das, wodurch man eine Frau beherrscht, durch ihre Schwächen? Und dieser Schritt beim Könige! Welche Frechheit liegt in der Voraussetzung, die ihn bewog, Gennaro's Freiheit zu erwirken! Welche Beleidigung für den König! Welche für mich!“

In der That, die Marchesa fühlte sich tief verletzt, an ihrer Ehre angegriffen — aber auch voll Sorge. Wenn der Baron von Breteuil die Bestrafung Gennaro di Lucano's der Eifersucht des Königs zugeschrieben hatte, war es dann nicht möglich, daß auch Andere, daß ein Theil des Hofes denselben Gedanken hegten, daß das Gerücht eine ganze Geschichte erdichtete, deren Helden sie und Gennaro waren — daß diese Geschichte endlich sogar das Ohr des Königs, der ein so feines Ohr hatte, erreichte? Dieser Gedanke war unter den ersten gewesen, welche in ihr aufgestiegen, nachdem der Baron von Breteuil sie verlassen hatte — und es war ihr klar geworden, daß es nur ein Vertheidigungsmittel dawider gab — sie mußte der Welt zeigen, daß ihre Theilnahme für Gennaro nichts sei, als eine mütterliche Fürsorge, und kein Ding war mehr geeignet dies zu zeigen, als wenn sie ihre Nichte Bianca dem Cavaliere als Braut zuführte. Dies Opfer mußte gebracht werden, und die Marchesa war entschlossen es zu bringen.

„Ich will nicht weiter forschen,“ sagte sie deshalb, „aber ich sehe, es ist Zeit, solchen Intriguen den Boden zu nehmen. Darum erkläre ich Dir, Bianca, daß ich nichts einzuwenden habe wider Deine Verbindung mit Gennaro di Lucano. Ihr mögt Euch heirathen, wann Ihr wollt, und Gennaro wird Dich alsdann auf seine Güter bringen.“

Bianca warf sich mit überströmenden Augen an die Brust ihrer Tante, und Gennaro küßte knieend ihre Hand.

„Laßt mich, Kinder, laßt mich!“ sagte sie; . . . „Euern Dank will ich später hören — ich muß jetzt augenblicklich den König sprechen.“

Sie zog die Klingel, und nachdem sie Befehl ertheilt, sie sogleich dem König anzumelden, deutete sie auf das Etui des französischen Gesandten und sagte zu Bianca gewendet: „Nimm das, mein Kind, ich mache es Dir zum Hochzeitgeschenk!“

Damit schritt sie aus dem Zimmer und überließ die beiden jungen Leute ihrem Glück.

Am Nachmittage wurde der österreichische Gesandte Graf

Taufe. — **Westphälisches Bauernleben.** — In der Jugend.

Achter dem Fenster. — Hochzeitszug. — Der Hochzeitbitter.

Originalzeichnung von Otto Günther.

Traun zum Könige beschieden und hatte eine mehrstündige Unterredung mit ihm. Kaunitz erwartete in seinen Gemächern in größter Spannung seine Rückkehr.

Die Excellenz trat endlich ein mit freudestrahlendem Gesicht, in der Hand ein zusammengefaltetes Papier haltend.

„Das Bündniß ist abgeschlossen, Kaunitz,“ rief er triumphirend aus, „wir haben Alles, was wir wollten ... auf diesem Blatte sind die Bedingungen von mir niedergeschrieben, vom König gezeichnet ... da lesen Sie!“

„Dem Himmel sei Dank!“ jubelte Kaunitz auf, indem er mit zitternder Hand das Papier ergriff.

„Der König,“ fuhr Traun fort, „hatte einen wahren Eifer, zu Ende zu kommen, er war mit Allem einverstanden — und er sprach von Breteuil in einem Tone, der mich vermuthen ließ, daß sein ganzer Eifer, sich mit uns zu verbünden, von dem dringenden Wunsche eingegeben würde, den Baron von Breteuil sobald als möglich sein Hoflager verlassen zu sehen.“

„In der That? Nun dann ...“

„Hat mein Attaché nicht umsonst mit gearbeitet!“ rief Traun aus, „ich vermuthete es! Aber jetzt ist keine Zeit zum Erzählen — Sie müssen augenblicklich sich reisefertig machen, augenblicklich, Kaunitz, und das Papier unserer Monarchin überbringen — Sie sehen, ich gewähre Ihnen den Lohn für Ihre Leistungen, noch bevor ich ganz diese kenne.“

„Also bin ich's doch,“ entgegnete Kaunitz lächelnd, „der zuerst aus den Schatten von Stupinigi in die Sonnenhitze hinaus muß ... aber freilich in die Schatten errungener Lorbeeren. Ich danke Ihnen, Excellenz.“

Er eilte davon, den eroberten Siegespreis in der Rechten. Nach einer Stunde war er reisefertig. Eine mit vier Postpferden bespannte Kalesche hielt seiner harrend unten in einem der Schloßhöfe. Da, als er eben im Begriff war, sein Zimmer zu verlassen, wurden ihm ein Billet und ein Etui gebracht. Das Billet enthielt die folgenden Worte:

> „Wir hören, daß Sie abreisen, Herr Graf. Sie sollen es nicht, ohne die wärmsten Danksagungen mit sich zu nehmen, welche wir Ihnen schulden. Möge das Bewußtsein, daß Sie zwei Glückliche gemacht, Sie lohnen, und die Perle, welche wir diesen Zeilen beifügen und wieder in Ihre Hände legen, Ihnen eine Erinnerung sein an
>
> Bianca Pallavicini und Gennaro di Lucano.“

„Nun in der That,“ sagte Kaunitz, „diese Perle hat eine merkwürdige Rundreise gemacht — und kommt gerade im richtigen Augenblick, um mir in Wien einen doppelt freudigen Willkomm bei meiner schönen Gebieterin zu sichern. Und nun leb' wohl, Bianca, leb' wohl, Stupinigi! Ich bedaure nur das Eine, daß mir nicht die Zeit bleibt, dem Baron von Breteuil meinen Abschiedsbesuch zu machen, um zu sehen, wie er es erträgt, von einem Deutschen überlistet zu sein, und um der schönen Aimée zuzuflüstern: ‚Trösten Sie sich mit mir, armes Herz, auch mir zerrann ein rosiger Traum!‘“

Land und Leute.

Nr. 15. Auf rother Erde.

I.

Mit Abbildung.

Der verrufene Strich. — Das erschlossene Westphalenland. — Die grünen Eichenkamps. — Das altklassische Haus. — Die Kindelbeer. — „Paster und Kanter“. — Das Gevatterkleid. — Hans und Grete. — Die geplünderte Speisekammer als Liebesbarometer. — Der bestochene Spitz. — Hinter dem Fenster. — Der Hochzeitbitter. — Die Mindener Bauerntracht. — Der Trauungszug. — Die Hochzeit mit Böllerschüssen und dreitägigem Schmause.

> — Westphalen! Du verrufner Strich,
> Land meiner Väter — — —
>
> Ferd. Freiligrath.

Jäger, Naturforscher und Handwerksbursche sind jetzt noch die einzigen deutschen Menschen, welche auch abseits von Heerstraßen und Eisenbahnen ihre Wege suchen und zu den Leuten kommen, die hinter den Bergen wohnen. Jäger und Handwerksbursche erzählen wohl am Gasttisch und in der Herberge von den unbekannten Thälern, in die sie vorgedrungen, und von den Sitten der Bewohner, deren Heimath vom großen Verkehrsstrom nicht bespült wird; aber ihre Erzählungen verrauschen mit den Abendstunden, die sie ausfüllten. Und dem Naturforscher ist gewiß der Stein in der Schlucht und das Kraut im Wald wichtiger, als der Mensch auf dem Feld und in seiner einfachen Behausung. So ist's denn möglich geworden, daß wir im lieben deutschen Vaterlande selbst noch „unbekannte Länder“ haben, die für den Forscher der Volkssitten und für den Künstler, der neue Landschaften und neue Staffagen sucht, zu Entdeckungsreisen einladen.

Die Gartenlaube hat schon manchen dieser stillen Winkel, manche verborgene Schönheit der Natur und des Volkslebens an das Licht gezogen, und sie wird es sich zu einer ihrer Aufgaben machen, in diesem Bestreben fortzufahren. Nicht blos unsere großen Gebirge, auch unsere weiten Ebenen verbergen noch viele unbekannte Kleinode, die von ihrer nächsten Umgebung kaum gewürdigt werden. Sie dem deutschen Volke als neuerworbene Schätze darzubringen, ist eine erfreuliche Arbeit, denn wir können nicht Liebes und Gutes genug von unserem Vaterlande kennen lernen, um es immer höher und heiliger zu halten.

Heute lassen wir uns von kundiger, warmer Hand in die Heimath unseres Freiligrath führen, die, trotz der lauten Verherrlichung, die ihr durch diesen ihren größten Dichter geworden, dennoch für das deutsche Volk noch gar manchen verborgenen Schmuck des Landes und des deutschen Herzens bewahrt.

Als im Jahre 1847 der erste Eisenbahnzug durch die Porta Westphalica flog und innehielt inmitten der stromdurchschnittenen Gebirgsmassen, wo der eine Theil schroff aufsteigende kahle Felsen zeigt, der andere des herrlichsten Waldes üppige Vegetation bietet, — da standen die Reisenden entzückt, bezaubert da! — da flog ihr Blick staunend hinauf zur Höhe der Felswand des Jakobsberges, da schweifte ihr Auge bewundernd zu den Laubmassen der Margarethenklus, deren Gipfel mit der alten Wittekindskapelle gekrönt ist, und mancher Mund fragte: „Das ist Westphalen? Dies ist die rothe Erde? Dies das verrufene Rebelland?“

Ja, das ist Westphalen, wo tausend Reize sich schwesterlich die Hand reichen, wo die Natur in überraschendster Weise das Rauhe mit dem Zarten, das Wilde mit dem Lieblichen vereint! Jetzt weiß man's lange, welch reiches, schönes und gesegnetes Land das Land der rothen Erde ist. Das Erwachen der Welt für Westphalen fiel mit dem Erwachen der deutschen Freiheit zusammen. Alle die Reisenden, die jetzt mit der Eisenbahn schlafend von Köln oder aus Berlins Sandebenen kommen, sie lassen sich wecken, ermuntern sich, wenn's heißt: „Auf rother Erde!“

Doch nicht durch jenen Landstrich der rothen Erde allein, der sich von Köln über Essen, Dortmund, Bielefeld und Minden erstreckt, führt die Eisenbahn, Schienenlinien durchschneiden in netzartigen Geweben nun den größten Theil jenes einst so unbekannten Landes. Nur der rothen Erde sagenreiches Hochland, das wild zerklüftete Sauerland, wehrt noch an vielen Stellen mit seinen starren Felskolossen dem Alles nivellirenden Dampfroß den Zutritt. Dort, im wildromantischen Hönnethal, wo in engen Felsschluchten die Eisenhämmer pochen und Hochöfen ihre leuchtenden Flammensäulen über die Fels- und Tannenspitzen hinaus zum Himmel senden, da geben schmale Wege nur Raum für bescheidene Fuhrwerke. Und was würden doch diese wilden Schluchten mit ihren Tropfsteinhöhlen, ihren wohlerhaltenen und zerfallenen Burgen und mit ihrem urthümlichen Volksleben dem reiselustigen Fremden Alles bieten! Denn in jenem Hochland Westphalens, wie in den baumlos öden Haiden, sind des alten Landes starre Sitten und Gebräuche mit nur kleinen Unterschieden noch dieselben, wie vor Jahrhunderten; ebenso ist dies selbst in den lachenden Ebenen und den bebauten Bergen des Teutoburger Waldes und der Mindenschen Kette, wohin die Civilisation schon längst ihren Fuß gesetzt. Die

eisernen Schienen sind dort eisernen Menschen begegnet, die fest an ihren Ansichten hingen, fest wie die stämmigen Eichen in ihren Wäldern blieben.

Der Bauer bestellt noch sein Feld, sein Weib das Haus, wie ehemals, und auch „dä Lüttgen", die Kinder, lassen sich von den Wolkenbergen des Dampfrosses nicht verleiten, ihr Glück anderswo, als auf dem heimathlichen Boden ihrer rothen Erde, zu suchen. Mehr oder minder hängt jeder Westphale treu an seinem Geburtslande, und wo er auch ist, ihn zieht's zurück in den grünen Kamp seiner Eichen, in die schattigen Haine seiner Buchen — den Aristokraten, wenn er die Welt durchstreift, den Bauer, wenn er's in der Fremde versucht hat! Jene meinen: „Es giebt nur in Westphalen einen schönen Edelsitz;" diese denken: „Nur Westphalen hat solche Bauernhöfe!"

Den Bauern lockt die Fremde noch weniger, als den Edelmann. Ruhig sah der im Stromthal lebende Hofbesitzer oder der Heuerling (Tagelöhner des Bauern), welcher sich am Ufer der Weser seinen Kotten (Hütte) erbaut, die überfüllten Dampfboote an sich vorüberziehen, die einst Tausende von auswandernden Hessen gen Bremen trugen, wo sie sich mit goldenen Illusionen nach Amerika einschifften. Bedächtig wiegte der westphälische Bauer das Haupt hin und her ob des „Amärikafievers" und trat, kopfschüttelnd über das Risico, unter das Laubdach seiner alten Linden, das den stattlichen Hof des Reichen, wie den bescheidenen Kotten des Heuerlings beschattet.

Bei Arm und Reich ist die Bauart der Häuser ziemlich gleich, Lehmwand und Halmendach fast überall, nur daß der Hofbesitzer mehr Gebäude aufführt, als der arme Tagelöhner auf seinem Grund und Boden errichten kann. Bäume, einen Weiher, hat der kleinste Kotten; ein Buchenhag, eine Weißdornhecke umzäunt auch sein geringes Gebiet. Ebenso ist in der Erziehung, in der ganzen Lebensweise, selbst im Lebenslauf zwischen Arm und Reich wenig Unterschied. Der reiche Bauer arbeitet nicht minder fleißig, als der arme, nur daß Noth und Sorge um's liebe Leben ihm nicht die Arbeit erschweren. Wo der reiche Bauer sie aber beim armen sieht, sucht er ihr abzuhelfen, soweit er kann. Wird auf dem Hof des reichen Bauern oder in der niedrigen Lehmhütte des armen ein Sohn geboren, so ist die Freude der Eltern immer reiner und auch größer, als wenn ein Mädchen das Licht der Welt erblickt. Ist ein Erbe des Reichthums oder der Armuth da, dann kann ein Mädchen schon allenfalls ruhiger in's irdische Dasein treten. Beruhigt blickt auch dann die Hof- oder Hausmutter auf ihre Schaar Gänse, oder das eine auch beim kleinsten Kotten nicht fehlende Ziegenpaar, denn mit der Geburt einer Tochter hat Reich und Arm für diesen Theil seines Viehbestandes eine „Hüterin" gewonnen.

Die Taufe der Kinder, „Kindelbeer" genannt, ist bei Arm und Reich ein Fest. Da wird die Tenne, jener Raum des Hauses, welcher der größte ist, wo gedroschen wird, wo die Küche ist und bei wärmerer Jahreszeit Alles wohnt und lebt, mit Sand gestreut, mit Tannenzweigen besteckt. In der einzigen Wohnstube, die jedes Haus hat, werden Pathen und Gevattern, der Geistliche und der Cantor mit Kaffee bewirthet, mit Kuchen und Wecken (Semmeln) tractirt, und selbst der Luxus des Zuckers fehlt nicht. Leider ist's Zuckerkand, brauner und weißer, oft so hart, daß er seine Schuldigkeit „zu schmelzen" erst dann erfüllt, wenn aus der mächtigen Kanne zum sechsten Male sich ein glühend schwarzer Lavastrom über seine starren Zacken ergossen hat.

Der Geistliche „dä Paßter", wie man ihn nennt, darf bei einer Kindelbeer ebensowenig fehlen, wie bei jeder andern Döhnte (Fest), und fehlt auch nicht. Eine Kindelbeer ist gleich einträglich für ihn, wie für Eltern, Kind und Hebamme. Die Pathen müssen mit offenen Händen kommen und thun's auch bereitwillig, denn es ist eine Art Ehrensache bei den Bauern, „Gevatter" zu sein. Sie haben denn nicht allein dem „Paßter", dem „Kanter" und der Hebamme einen Thaler zu reichen, sie sind auch verpflichtet, der Mutter ein Geschenk an Geld zu machen und selbst dem Täufling mindestens einen Thaler in das Wickelbettchen zu stecken. Der einigermaßen begüterte Bauer wird aber immer für sein Pathchen ein Goldstück übrig haben, und der Meier oder Hofbesitzer giebt nicht allein dem Kinde an dem Tage, wo er's über die Taufe hält, solch Geschenk an Geld — er sorgt auch ferner fort und fort für dasselbe und läßt namentlich ein Kind armer Leute nie vergessen, daß seine Hand es einst gehalten.

Eins ist aber dem Reichsten unangenehm, jene im Mindenschen herrschende Sitte, daß derjenige, in dessen Arme der Täufling zuerst schreit, verpflichtet ist, ein Kleid zu schenken, denn derselbe ist zugleich dem Witz, dem Necken, dem Spott der andern Kindtaufsgäste während der Dauer des ganzen Festtages überliefert.

Die klugen Pathen und vorsichtigen Gäste stellen sich daher möglichst gut mit der Hebamme, um den Täufling noch in dem Stadium innerer und äußerer Befriedigung zu erhalten, wo kein Aufschrei zu riskiren ist. Selbst Pastor und Cantor verschmähen nicht, durch gnädig Wort sich bei jener wichtigen Person des Dorfes zu insinuiren. Wer's aber versäumt, der auf ihr Amt so stolzen Alten Beweise seiner Hochachtung zu geben, der ist sicherlich bei nächster Kindelbeer der „Geprellte". Die in Kinderbehandlung Erfahrne wird nämlich den kleinen Weltbürger heimlich dann durch einen Stoß oder Druck zum Schreien bringen, wenn der an die Reihe kommt, dem sie die Kleidausgabe zugedacht hat.

Kann der Täufling auf eigenen Füßen stehen und fest genug gehen, daß er nicht mehr Gefahr läuft, im Weiher des Hofes, respective „Entenpfütze" zu ertrinken, so giebt man dem Kinde einen Stab in die Hand, oft doppelt so groß, wie das kleine Wesen selbst, und vertraut ihm Gänse, Schweine, selbst Kühe zum Hüten an.

Bis die Kinder im siebenten oder achten Jahre dem Dorfcantor zur geistigen Ausbildung unterstellt werden, bringen sie ihre Zeit auf den Weiden hin, später — ist's ihre Erholung in den Freistunden. — Die kleinen Mädchen geben bei Ausübung ihrer Function, die Gänse zu hüten, oft das reizendste Genrebild ab. Da sitzen sie meist ehrbar am Abhang eines grünen Rains, gelehnt an den weißen Stamm einer schlanken Birke, oder neben knorriger Weide, eine Bilderfibel in den Händen, und während die Gänse schnatternd zu ihren Füßen grasen, schauen sie aufmerksam in eine neue kleine Welt — die der Kunst, welche sich ihnen durch solch Buch allein öffnet.

Ein alter Schäfer ist mitunter so freundlich, im Vorüberkommen diesen lieblichen blauäugigen Kleinen mit den Schätzen seines Wissens und seiner Erfahrung zu Hülfe zu kommen. Beides ist nicht groß, denn selten ist er über die Hürden seiner Schafe und Wiesen hinausgekommen, und meist ist sein einziger Freund sein treuer Spitz. Er hat aber viel im großen Buche der Natur gelesen, und Wolken, Luft und Winde haben ihm mehr zugeflüstert, als Andern. So weiß er denn dem aufhorchenden Kinde gar mancherlei zu erzählen, und während er den kleinen Geist in die großen Wunder der weiten Gottesschöpfung einführt, bellt sein Spitz die unterhalb des Rains in friedlicher Ruhe grasenden Gänse so lange an, bis sie endlich flügelschlagend und zischend Opposition gegen den Lärm bilden und durch diese kampfbereite Stellung den Angreifer in die Flucht treiben.

Weniger poetische Bilder bieten die hütenden Knaben. Sie liegen oft, nichts weniger als graziös, inmitten der ihnen anvertrauten Schweine, und ein Hauptzweig ihrer Unterhaltung bei der geistig durchaus nicht anregenden Beschäftigung besteht darin, die Pelzmütze, welche bestimmt ist, ihren genialen Flachskopf zu bedecken, und Sommer wie Winter getragen wird, auf den Fußspitzen zu balanciren. Doch selbst da wird ein vorübergehender Wanderer oft stehen bleiben, sowohl um in's frische fröhliche Gesicht der kräftigen Knaben zu schauen, als die Staffage zu betrachten. In's tiefe Dunkel der Eichenwälder treiben nämlich die Knaben ihre Thiere, werfen sich da sp[illegible]end in's hohe Gras, und gewähren so ein um so lebendigeres Bild des Aufblühens jenes urkräftigen, gesunden, starken Menschenschlags, der zu den kernigen Eigenthümlichkeiten des Landes der rothen Erde gehört. Im Walde, auf den alten Bäumen, da lernt auch der Dorfknabe das Klettern und Springen, das ihm später, wenn im Jünglingsherzen sich die Liebe regt, oft so gut zu Statten kommt. Sinkt dann die Sonne hinter den grünen Eichenkamp, so zieht der junge Bauer rasch aus dem offenen Brunnen im Hofe einen Eimer Wasser empor, steckt Kopf und Hände hinein, legt frische Wäsche, ein sauberes Camisol an, oder — ist's Lieb besonders fein, wählt er wohl den langen Rock von weißen Linnen, seinen Sonntagsstaat — und, befreit von des Tages Staub und Hitze, eilt er über Feld und Wiese zu dem Gehöft, wo er unter den dunkeln Linden helle Augen weiß, die sehnsuchtsvoll nach ihm schauen. Will das Glück und Schicksal ihm wohl, so empfängt seines Mädchens Vater

ihn schmunzelnd am Gitterthor, schüttelt ihm die Hand und zieht ihn zur alten Bank unter die Linden, ruft Weib und Tochter vom Heerde, und — Hans und Grete gelten fortan für ein sicheres Paar.

Vielen wird's aber nicht so gut! Will auch die Grete den Hans wohl — so nicht immer ihr Vater, und oft auch lauert ein von den Eltern begünstigter Nebenbuhler im Hinterhalt. Seltsamer Weise schließen sich die Hunde des Hofes stets den Sympathien und Antipathien ihres Herrn an, und der Bauer kann sich in dieser Hinsicht auf die Thiere verlassen. Will daher ein von Schicksal und Glück nicht begünstigter Liebender, dem Mißgeschick doch noch Liebesblüthen entlocken, so sucht er erst die Freundschaft jener bösen Hunde zu gewinnen, die den Schatz bewachen, den er dem Hofe entreißen möchte.

Fehlt der sparsamen Hausmutter daher bald eine Wurst, bald ein Stück Fleisch, so spricht sie sinnend zu ihrem Alten: „Du, usere Hannes gaiht uf dä Freite, aberst dä Olle is ihm nach misgünstig."*

Die Diebstähle in der Speisekammer sind den Dorfmüttern nicht allein ebenso sichere Liebesanzeichen, wie Stadtmüttern vorkommende Zerstreutheiten, dauernde Appetitlosigkeit ihrer Kinder und dergleichen ungewöhnliche Dinge, — die erfahrene Dorfalte weiß auch nach den fehlenden Würsten die Erfolge ihres Lieblings zu berechnen. Immer helfen Fleisch und Würste aber nicht, den aufrührerischen Geist eines Hundes zu beschwichtigen. Wochenlang gefüttert und genudelt, wird er von regem Pflichtgefühl dann oft gerade zum verrätherischen Bellen angetrieben, wenn der Geliebte glücklich und ungefährdet „achter (hinter) dem Fenster" seiner Auserwählten steht.

Der Vater des Mädchens und der eifersüchtige zweite Bewerber, die das stete Sattsein der sonst hungrigen Hunde und deren sich steigernder wählerischer Geschmack auf die richtige Fährte gebracht und die nun dem auflauern, der die treuen Wächter besticht — diese Feinde der glücklichen Liebe dringen denn beim ersten Anschlagen der Hunde, mit Knitteln bewaffnet, auf den Bevorzugten ein, und es beginnt da nicht selten ein blutiger Kampf von größerer Machtentfaltung, denn jedes also vom Vater nicht begünstigte Liebespaar findet seine Anhänger und Beschützer in den jungen Burschen des Dorfes. Diese liegen oft schon, mit Heu- und Mistgabeln bewehrt, hinter der Hagedornhecke, ehe der Geliebte über den Lattenzaun steigt, um das bewußte kleine Fenster zu erreichen. Ereilt nun väterlicher Zorn oder die wuthentbrannte Eifersucht den Glücklichen, so springt das kleine Vertheidigungsheer herbei, die Heugabeln errichten eine Palissade vor dem Bedrängten, und giebt der Bauer nicht gutwillig den ehrenhaftesten Rückzug für die Feinde frei, indem er höflich das verschlossene Thor seines Hofes öffnet, — so bringen ihn gut angebrachte Stiche und derbe Schläge oft nicht allein dazu — sondern auch „zur Einwilligung" und den anderen Bewerber „zum Entsagen". Läßt ein alter Eisenkopf sich aber eher auf eigenem Grund und Boden maltraitiren, als daß er nachgiebt, dann bricht für's Liebespaar stets eine böse Zeit an. Die Grete muß auf dem Heuboden schlafen, dessen Luke der gestrenge Vater vernagelt, und — aus ist's mit den Küssen durch das Fenster! Die wahre Liebe findet aber auch da einen Ausweg. Hans war nicht umsonst Jahre lang im Walde Gefährte des Eichhörnchens. Er klettert über die wackligsten alten Holzschuppen, über halbzerfallene Strohdächer, bis an die vernagelte Luke, und gelingt es ihm, die im ersten festen Schlaf liegende Geliebte durch leises Pochen zu erwecken, so findet sich immer eine Ritze oder ein barmherziges Astloch, durch welche die Liebesworte und Schwüre von Ohr zu Ohr dringen können.

Kommt's endlich zur Hochzeit, können „Paßter und Küster" von bevorstehender Trauung benachrichtigt werden, so erwartet Jung und Alt voll Freude den Hochzeitsbitter. Im höchsten Staat, Brust und Hut mit mächtigem Strauße geziert, einen blumen- und bänderbehangenen Stab in der Hand, tritt ein junger Bauerbursche, gefolgt von vier bis sechs Brautjungfern, die Körbe tragen, die Runde durch Höfe und Dörfer an und bringt Verwandten und Bekannten die Kunde vom nahen Fest und „Klein und Groß" die Einladung zur Hochzeit. Diese Einladung geschieht in Versen, und hat der Cantor nicht seine ebnende Hand an die Reime gelegt, so sind sie meist holprig, wie die Hohlwege der Dörfer.

Am Morgen des festlichen Tages läuft der Küster, oft schon bei Tagesanbruch, im blauen langschößigen Frack in die kleine Dorfkirche, um nachzusehen, ob Blumen und Kränze, mit denen er sie geschmückt, in bester Ordnung sind. Die Brautjungfern aber eilen zur Braut und schmücken sie, so schön sie können.

Die Landestracht um Minden ist eine der reizendsten, die es giebt: ein leuchtend rother, mit Band umsäumter Wollrock, schwarzes Tuchmieder, von silbernen Spangen gehalten, ein Hemd vom feinsten weißen Leinen, das oben am Halse schließt und in weiten Aermeln bis zu den Handgelenken herabfällt. Die goldene Brautkrone hat einen Schleier von Bändern, und den Hauptschmuck bildet eine Kette der prachtvollsten Bernsteinperlen, deren Dicke sich nach dem Reichthum der Braut richtet und die oft den Werth von fünfzig Thalern übersteigt.

Der Anzug der Männer hat auch viel Eigenthümliches. Er ist aber fast durchgehend in Westphalen gleich. Ein breitkrämpiger Hut von schwarzem Filz, ein langer weißer Rock von Leinen, mit silbernen Knöpfen, feuerrothe Staatsweste, ebenfalls mit silbernen Knöpfen, enganliegende Beinkleider und Stulpenstiefeln oder Gamaschen.

Solch dörflicher Brautzug ist ein hübscher poetischer Anblick. Dem Brautpaare folgen zunächst Kinder, mächtige Sträuße tragend, hinter diesen schreiten, ihrer Würde sich bewußt, die ehrenfesten Alten. Die festlich geschmückten Mädchen, die geputzten Burschen folgen paarweise. Aus jedem Hause, jeder Hütte schließen sich Festesgäste an, und ein endlos langer Zug ist's oft, wenn der stille Friedhof erreicht ist, in dessen Mitte, von prächtigen alten Bäumen beschattet, die kleine bescheidne Kirche steht.

An der Thür der Kirche empfängt der Küster den Brautzug. Ein Taschentuch hängt ihm bei solch feierlichen Gelegenheiten stets so lang aus der Tasche, daß dessen Endzipfel die anscheinende Unmöglichkeit vollbringt, mit den Endspitzen der tief herabfallenden Frackschöße zu correspondiren. Der kühne Aufschwung seines Hutes bringt manchmal die Ehrenpforte in Gefahr, und die Brille fällt nicht selten bei der tiefen Verbeugung von ihrem hohen Posten; doch ihn, den kein wilder Schulknabe je außer Fassung gebracht, verliert auch da nicht seine Geistesgegenwart und folgt stolz als „Hauptwürdenträger des Christenthums" dem Brautpaare zum Altare. Ist die Trauung geschehen, so empfängt vor der Thür ein lauter Tusch der Dorfmusik das junge Paar, und endloser Jubel ertönt über den stillen Friedhof, Böller werden gelöst, alte Gewehre knattern. Die Dorfburschen machen nun Versuche, die Frau zu entführen; ihre mit Knitteln versehenen Brautführer aber wehren das um so entschiedener ab, als ein Gelingen des Streichs Jedem eine Flasche Wein kostet.

Im Hochzeitshause beginnt nach der Gratulation der Tanz. Schlag Zwölf setzt sich Alles zum Gastmahl in der Tenne nieder, und zu solchem Hochzeitsschmaus ist Tage lang vorher gekocht, gebraten, gebacken und gebraut. Speise und Trank ist reichlich da, und dem Essen folgt der Tanz, dem Tanz neues Mahl, bis die drei Tage und Nächte, die jede Hochzeit dauert, zu Ende sind.

Am Morgen des vierten Tages geleiten die jungen Burschen der Gesellschaft das junge Paar zum Hofe des Mannes. Auf dem Brautwagen befindet sich die ganze Aussteuer. Zwischen Spinnrad, Butterfaß, Milcheimern und Betten sitzt über den Regionen der buntbemalten Kisten und Laden das junge Paar. Unter Hurrahgeschrei der Vorreiter geht's durch blühende Auen, durch schattigen Wald dem eigenen Heerde entgegen. Da steigt plötzlich blauer Rauch über dem alten Baumhof auf. Lauter Jubel, denn — dort das Ziel!

Mit strahlenden Augen blickt der junge Mann auf den Hof seiner Väter, der nun mehr und mehr aus den Lindenkronen auftaucht; feuchten Auges eilt der Blick der jungen Frau zurück zu dem dunkeln Eichenkamp, welcher ihre alte Heimath birgt, dann ein Blick auf den Mann ihrer Wahl, und das junge Weib fühlt mächtiger denn je, wo die wahre Heimath des Weibes — ihre beste Heimath ist. Ein starker Arm umfaßt sie, treue Augen blicken sie heiß und zärtlich an, über bebende Lippen ringt sich das Wort: „Unser Haus!" und am eigenen Hofe hält nun der Wagen. Die Hunde schlagen an — ein Sprung — ein Schritt und das junge Paar betritt seine eigene Schwelle.

Betreten auch wir nächstens einmal einen solchen altsassischen Bauernhof und sehen, wie seine Bewohner da leben und wirken, im Haus ihrer Väter auch sterben.

---

* Unser Hans geht auf Heirath aus, aber der Alte ist ihm noch nicht günstig.

Die todte Eva.

Historische Mittheilung aus dem Hofleben früherer Tage.

Von George Hiltl.

(Schluß.)

Eva behielt das Holzbild ein paar Minuten in der Hand; dann gab sie ihm einen leichten Schlag auf die Wange. „Du sollst uns helfen," lachte sie.

„Was soll denn damit werden, Fräulein?" fragte schüchtern die Dankwert.

„Tretet näher, ich will's Euch verkünden," sagte Eva leise. Die Frauen steckten die Köpfe zusammen. „Wir müssen eine Leiche anfertigen."

Entsetzt prallten Alle zurück. „Eine Leiche?" lispelten sie voller Schrecken.

„Nur nicht ängstlich. Ihr habt geschworen, zu schweigen. Hier an dieses Holzbild soll ein Körper gesetzt werden. Braucht Ihr Eingeweide? da ist Stroh. Arme — Füße? da sind die Holzrollen. Wir kleiden das Ganze in jenes Gewand, darüber schlagen wir den Mantel, die Füße mit Strümpfen und Schuhen, die Enden der Rollen mit Handschuhen, das Gewand mit Trauerschleifen und dies Holzantlitz mit dem Schleier bedeckt, dann den nachgemachten Leib in den Todtenschrein gepackt, hochaufgestellt im Chore der Kirche, tüchtig Weihrauchwolken darum — und ich will sehen, wer es wittert, daß nur eine Puppe droben liegt."

„Aber wen soll denn das Gebilde vorstellen?" fragte die Mettel.

„Ihr habt dem Herzog geschworen, über Alles zu schweigen, was Ihr sehen werdet. Das gedenket," sagte Eva. „Also denn vernehmt: ich muß heute Nacht sterben."

Die Frauen zuckten zusammen. „Guter Gott, welcher Frevel!" stammelte die Amtsschreiberin leise.

„Was ist's denn weiter?" lachte das Edelfräulein, „lustig, lustig! Ich bereite meine Leiche. Seid munter und helft mir dabei, wir haben nur noch wenige Stunden, mit Tagesanbruch muß ich todt sein."

Die Edeldame begann nun die Arbeit zu vertheilen, und als die vierte Morgenstunde anbricht, ist eine Gestalt an den von Meister Siemon geschnitzten Kopf gefügt. Sie liegt da gleich einer Todten. Die Weiber betrachten den Balg mit ängstlichen Blicken; es ist ihnen jetzt klar, welch' ungeheurer Betrug gespielt werden soll — wird eine Strafe sie treffen? Bah — sie handeln im Interesse des Herzogs, sie haben geschworen in der Kapelle, nichts zu verrathen von dem, was sie sehen und hören, und — das Geld wartet ihrer, wenn der Streich gelingt.

Um fünf Uhr in der Frühe schickt Eva die Mettel hinaus, um Erde zu holen; damit die Puppe eine gewisse Schwere erhalte, soll sie mit Erde gefüllt werden. — — Als die Mettel heraustritt, sind die Mägde am Brunnen. „Wie steht es mit der schönen Frau?" fragen sie.

„Schlecht, sehr schlecht," antwortet die Mettel. „Sie wird, fürcht' ich, keine Stunde mehr leben."

„Was wollet Ihr mit dem Sack voll Erde?"

Das Weib wird verlegen, sie faßt sich aber schnell. „Die Erde soll ihr aufgelegt werden, damit sie Kühlung habe — sie hat den schwarzen Tod im Leibe." — Mit furchtbarem Angstschrei flüchten die Mägde — im Amtshause der alten Burg ist die Pest.

Als die Mettel zurückkam, sagte sie Eva, was sie gesprochen. Da diese hörte, welche Angst die Mägde ergriffen, lachte sie laut auf. „Die Pest — gut so. Nun wird uns Niemand stören. Jetzt hinein in die Lade dort mit der Puppe. So — gieb mir das Töpfchen mit brauner Salbe aus dem Kästchen. Nun holt den Meister Bader. In zwei Stunden bin ich gestorben." — Sie schlüpfte hinter die Vorhänge ihres Bettes.

Die Mettel ging, den Bader zu holen. Schon hatte sich die schreckliche Neuigkeit im Hause verbreitet. Der Amtmann zitterte wie Espenlaub, die Diener kreuzten sich. Nur eine halbe Stunde blieb die Mettel aus. Die Verschwornen schwebten in einiger Unruhe. Schon kamen Leute in die Umgebung des Zimmers und holten Erkundigungen ein. Das Schlimmste war aber die Anwesenheit des Baders. In den damaligen Zeiten hatten die Bader den Ruf, höchst gelehrte Herren zu sein. Wenn er den Betrug merkte? Zwar benutzte Eva die Zeit bis zu seiner Ankunft, Gesicht und Hals, Arme und Hände mittels einer feinen Farbe braun zu streichen, aber auch das konnte der Bader leicht merken. Im letzten Falle hatte man Geld in Bereitschaft.

Unnütze Sorge! Das betrügerische Vorhaben ward auffällig begünstigt. Die Mettel kam zurück — ohne den Bader. Er ist auf's Land gerufen, aber sie bringt des Baders Frau mit. In jener Zeit verstanden die Badersfrauen auch eine Ader zu schlagen.

Die Baderin tritt an das Lager. Der schwache Frührothsschimmer, vereint mit dem Lichtglanze, färbt das braune Antlitz der Kranken noch erdfahler. Die Baderin schüttelt den Kopf. Sie hat schon manchen Leidenden gesehen, besonders viele Pilger, die aus dem Morgenlande zurückkehren mit seltnen Uebeln behaftet, aber die Dulderin vor ihr sieht gar zu elend aus. Während sie ihre Lancette bereit hält, das Becken zum Fangen des Blutes hervorsucht, räuchern die Frauen mit Wermuth, daß die furchtbare Krankheit nicht die Luft durchfahre.

„Wenn das nicht rettet, so ist sie bald hinüber," sagt die Baderin, nachdem ihr Geschäft beendet ist. „Das Blut kam noch gut genug. Armes Fräule! Armes Fräule!"

Lautes Gekreisch von Weiberstimmen — Laufen durch alle Gänge des weiten Hauses — helles Gellingel — Schluchzen und Rufen.

Um 7 Uhr des Morgens ist die schöne Eva im Zimmer der alten Burg verschieden. Christoph Schmidt ließ die Thüre des Gemaches fest schließen, ebenso wurden die Thore zum Hinterhofe, wo das Zimmer lag, gesperrt. An den Fenstern, in den Stuben da hinaus soll Niemand weilen — damit er nicht auch ergriffen werde von dem schwarzen Tode. So blieben die Räume wie ausgestorben.

Schmidt winkte einem der Knechte des Amtmannes. „Koch, sattle ein Pferd. Reite zum gnädigen Herrn nach Schloß Fürstenberg und melde in meinem Namen, ich sei in Verzweiflung. Die er mir anvertraut, die Trottin, sei plötzlich gestorben."

Heinrich Koch galoppirte davon. —

In dem Gehölze, welches sich zwischen dem Amtshause und der Mauer hinzog, hielt ein Wagen. Auf dem Bocke desselben saß ein Kutscher, der sein Gesicht sorgfältig unter einem breitkrämpigen Hute verborgen hatte.

Leise und geräuschlos öffnet sich das Fenster des Sterbezimmers. Eine weibliche Gestalt, in einen schwarzen Mantel gehüllt, tritt auf den Sims. Unten steht der Küchenschreiber und hält eine Leiter. Die Dame klimmt hinab, eine zweite Frau folgt ihr. Eva und die Kippenberg sind es. Sie eilen über die kleine herabgelassene Zugbrücke, sie schlüpfen in das Gehölz, dort ist der Wagen, hinein — auf und davon. Der Kutscher peitscht die Rosse, sie fahren an der alten Stadtmauer hin bis zum Hagenthor, dort müssen sie anhalten, dichte Gruppen von Landleuten ziehen in die Stadt, aber Niemand kümmert sich um sie; sie hören nur rechts und links neben sich die grausige Neuigkeit erzählen: das Fräulein Eva von Trott sei vor einigen Stunden an der Pest verschieden. „Gottes Gericht über die Ehebrecherin!" ruft ein alter Landmann. Das Edelfräulein senkt ihr schuldbeladenes Haupt. Der Wagen fährt weiter und hinaus geht's in das Freie, durch den grünen Wald, hin zu den Bergen des Harzes. — Eva athmet auf. Der Kutscher schlug seine Krempe zurück und bot seinen unterthänigen guten Morgen. Es war Eberhard Dedeken, der Castellan der Staufenburg. „Glück zu, gnädiges Fräulein!" lachte der Castellan. „Der Streich ist gelungen — horch!" er hielt die Pferde an. Der Wind trug von den Thürmen Gandersheims die Töne eines dumpfen Geläutes herüber.

„Das sind Todtenglocken," sagte die Kippenberg ernsthaft.

„Man läutet auf allen Thürmen, auch die hellen Glocken des Klosters unterscheide ich deutlich. Es muß also eine vornehme Leiche sein," sagte der Castellan. „Ohne Frage, Gnaden, ist es Ihr Absterben, das sie da drinnen einläuten. Da Sie der schwarze Tod erfaßt, muß die Trauer eilig vor sich gehen." Er lachte hell und lange.

Der schönen Eva fröstelte. „Fahrt zu!" rief sie.

Endlich tauchten hinter den Bäumen, welche die waldigen Höhen krönten, ein spitzer Thurm, hohe Dächer auf. Heiter wurden Eva's Züge. „Die Staufenburg, die Staufenburg!" jubelte sie. „Nun lebe ich wieder!"

Der Wagen rollt durch das Thor des alten Schlosses. Eva aber sitzt nicht darin. Vor Gittelde, dem Flecken, der am Fuße des Burgberges gelegen, stieg sie mit ihrer Begleiterin aus und wandelte durch ihr wohlbekannte dichte Waldwege zum Schlosse. An der Mauer, welche das hintere Schloß begrenzte, in der Füllung eines kleinen mit Epheu umrankten Pförtchens stand wartend Johanne Dedeken, des Castellans Gattin. Nur ein flüchtiger, herzlicher Gruß, hinein in die Oeffnung schlüpften die Frauen. Krachend schloß sich die Pforte hinter ihnen.

Im Barfüßerkloster zu Gandersheim wirbelten die Rauchwolken empor. Die hohen Wachskerzen zeigten blutigrothe Flammen, von dem Dunst wie mit einem Schleier umsponnen. Leise präludirte die Orgel, die Todtengebete für das Heil der Seel sprachen die Brüder. Hoch oben, wie Eva es vorhergesagt, auf schwarzem Katafalke ruhte der Sarg. Eine Sammetdecke mit silbernem Kreuze verziert, bedeckte ihn, und rund umher knieten Mönche. In einiger Entfernung stand die Menge und betrachtete schweigend das Opfer des Todes. Es war gelungen, was der Herzog und die schöne Eva ersonnen. Man glaubte sie todt, die Puppe ward feierlich in die Gruft gesenkt, und währenddessen erwachte die Schöne in den Hallen der Staufenburg zu neuem Leben, das sie nun, zwar geschieden aus der Welt, aber desto ungestörter in den Armen Herzog Heinrich's genießen sollte.

Als Koch die Nachricht auf den Fürstenberg brachte, spielte Heinrich seine Rolle trefflich. Er erpreßte sich eine Thräne und sagte: „Schad' um sie, es war ein fromm Mägdlein." Als er allein war, schnalzte er mit der Zunge und wippte mit den Fingern vor Freude, daß der listige Streich geglückt, vor dessen Gelingen ihm gebangt. Er sendete seiner Gattin die Nachricht vom Tode Eva's. Die fromme Herzogin, obwohl zufrieden, einer Nebenbuhlerin ledig zu sein, ließ ebenfalls Messen für das Heil der Seele lesen, und jeder Mönch oder Geistliche, der bei den Vigilien sich betheiligte, erhielt zwei Mariengroschen und brav Essen und Trinken, „weshalb," sagt der alte Sleidan in seiner Chronik, „ihrer gar Viele sich zu den Exequien eingestellet haben."

Den Sarg hatte der Küchenschreiber Schmitt fertigen lassen nach eigner Angabe. Am folgenden Tage war die Baderin gekommen und hatte gefragt, warum man die Jungfrau habe ungebeichtet sterben lassen? Darauf antwortete ihr die Dankwert: „Wer wollte ihr wohl das Sacrament geben, sie konnte nicht mehr reden!"

„Wo ist der goldne Armring? Ihr habt ihn doch der Leiche abgenommen?" fragt die Baderin weiter.

Da holen die Frauen den Küchenschreiber, und die Dankwert ruft aus: „Schließt den Sarg, Christoph, daß wir nicht Alle auf der Sünde zu Schanden werden."

Der Küchenschreiber nagelt den Sarg zu und hat ihn durch Pfarrer und Schulmeister abholen lassen. Sie haben ihn zur Barfüßerkirche gebracht, allwo die Puppe in's Grabgewölbe gesenkt worden, nachdem die Messen gelesen. Als der Stein die Gruft schloß, war Alles vorbei. Eva von Trott lebte in Fülle der Gesundheit, und in der Klosterkirche lag die Puppe des Meister Siemon im Grabe. Herzog Heinrich aber zog fleißig auf die Jagd gen Staufenburg. Er blieb oft Wochen lang fort, emsig beschäftigt mit dem edlen Waidwerk — wie man glaubte. Hier in den schweigenden Wäldern, hinter Mauern und Gräben, hatten die Liebenden freies Spiel.

Jede Annäherung eines Fremden ward sorgfältig verhindert, und um ihrer Rolle als Verstorbene vollständig Ehre zu machen, zeigte sich Eva zuweilen des Nachts als Geist in weißem Gewande auf den Söllern oder der Thurmgalerie des Schlosses. Es währte auch nicht lange, so hieß es in der Umgegend, die weiße Frau spuke da oben, und jeder gute Christ mied den Ort um so beharrlicher. Man hielt nun das Geheimniß für vollständig gesichert und mit der Puppe Meister Siemon's begraben.

Das Wirthshaus zum Bergknappen in dem Flecken Gittelde war mit Gästen angefüllt. Die Krüge, voll schäumenden Biers, kreisten an den besetzten Holztischen, und die bewegte Zeit gab allerlei zu kannegießern über den Krieg, welchen die protestantischen Fürsten wider den Herzog Heinrich führen wollten, der sich starr der lutherischen Lehre widersetzte. Der Herzog war nicht beliebt im Lande; so sprachen denn Alle größtentheils wider ihn. „Nun," rief ein junger Kerl über den Tisch hinweg, „dann, wenn es losgeht mit dem Schlagen, dann wird Mancherlei an den Tag kommen. Auch mit der Hessin da oben auf der Staufenburg wird's klar werden."

Es begann nun ein Streit, ein Für und Wider. Jeder gab Vermuthungen zum Besten. Soviel aber ging aus den Reden hervor: die Bevölkerung wußte, daß die Mauern der Burg ein Geheimniß umschlossen, daß dies Geheimniß eine Herzensangelegenheit des Fürsten betraf und daß es ein unerlaubter Handel sei. Freilich war man noch nicht der rechten Person auf der Spur, an Eva dachte Niemand. Die Unterhaltung der Gäste schien von besonderem Interesse für einen Mann zu sein, der, in ein ledernes Wams gekleidet, ein Schwert an der Seite, einen stählernen Ringkragen um den Hals, am Ende des Tisches sitzend, fleißig dem Kruge zusprach. Dieser Mann nannte sich Bernd Goldacker, war Hauptmann der Stadt Erfurt und hielt sich zu Gittelde auf, um Eisen aus den dortigen Schmelzöfen für seine Stadt zu kaufen, da Alles rüstete, falls es auf den Krieg ging. „Ihr sprecht wunderliche Dinge," sagte Goldacker, „ich hab' schon oft davon munkeln hören. Sollt' es wahr sein?"

„Sicher, Herr Bernd," nahm ein Landmann das Wort. „Droben auf'm Schloß geht viel vor. Kein Mensch darf sich nahen. Meine Pflegetochter, deren Liebster hier im Orte Schneidergesell ist, weiß, daß Frauenkleider gefertigt werden für eine Dame auf der Burg. Da kommen Zindel und Tuch, wie man sie sonst nicht sieht, und nie erscheint eine Frau, sich Maß nehmen zu lassen. Das Maß bringt die Kippenberg bei Nacht ihrem Sohne. Der arbeitet danach, und sie ist als Dienstfrau auf dem Schlosse."

„Das ist gar nichts," fiel ein zweiter Gast ein, „ich habe droben als Wache gestanden auf Staufenburg."

„Ihr? Erzählt, ei, hurtig!" flüsterte Alles. Sie rückten aneinander, schoben die Krüge zusammen und reckten die Hälse über den Tisch hinweg.

„Ich war mit sieben Mann droben, als die Streitigkeiten mit den Lüneburgern angingen. Da haben wir wachen müssen wegen eines Anfalls. Nun, da hörte man denn Allerlei. Sehen konnte man nichts, denn der Dedeken hielt die zweite Thür stets verrammelt, und wir mußten im ersten Schloßhofe bleiben; aber Nachts, wenn es ganz stille war, dann haben wir ein Gewimmer gehört von kleinen Kindern, und die Wärterin hat sie eingesungen. Als ich in den Graben hinunterstieg eines Tages, fand ich eine zierliche Nürnberger Puppe, wie sie die Kindlein zum Spiele haben. Sie mußte herabgefallen sein. Ich gab sie dem Castellan, der lachte und meinte, ich solle nicht denken, daß Kinder hier oben wären. Es sind aber welche da. Woher kommen sie? Es muß ein Geheimniß walten, und," setzte er näher rückend hinzu, „als der Koch gemeint hat, es sei nicht richtig in der Burg — Ihr versteht mich — da ist er verschwunden, Niemand weiß, wohin. Vergangene Ostern hat man den Jägerknecht todt im Brunnenhause gefunden; er war durch und durch gestochen. Und als der alte Amtmann Scharfenstein zu Gandersheim auf den Tod gelegen, hat er beichten wollen, ist aber verschieden, ehe der Pfaff gekommen. Als es der Herzog gehört, hat er gesagt: ‚Gut für ihn und mich. Sonst hätt' ich einen Mönch umbringen müssen.'"

„Ja, ja," sagte Goldacker, „es hat 'nen Haken! Der Herr Herzog haben immer dergleichen Händel geliebt. Ich erinnere mich noch gar wohl der schönen Eva von Trott, als ich am Wolfenbüttler Hofe war, die Büchsen zu proben. Die Eva hat auch manches Herzeleid der Gemahlin verursacht, aber schön war sie."

„Die hat ihren Lohn weg," sagte Einer, „sie starb im Umsehen an der Pest. Nun sind's bald sieben Jahre her, daß es sich zugetragen."

„Woher mag der Herzog die verschwiegenen Leute nehmen? Man hört doch nichts. Auch als die Eva noch lebte, ist wenig geplaudert worden."

„Nun, wenn gleich Einkerkerung oder Tod darauf steht, läßt es Jeder bleiben. Vor Jahren war unser Bader einmal droben, der hat einer Frau die Ader schlagen müssen. Sie hat aber nur ihren Arm durch die Tapete gestreckt, und der war verzieret mit

goldenen Bändern, die haben abgethan werden müssen auf des Vaters Geheiß. Er meint, es sei die Herzogin gewesen."

„Es ist ein Gespenst," schrie zuletzt Einer. Und dies, das Unwahrscheinlichste, glaubten Alle am liebsten.

Gedankenvoll gemacht durch die Reden der Bewohner Gittelde's, schlenderte am folgenden Tage der Hauptmann Goldacker durch die Waldung. Vor ihm sprang ein großer Hund. Der Hauptmann blickte zu den Mauern empor, die sich über die Gipfel der Bäume erhoben. Das Geheimnißvolle reizte ihn, und immer höher steigend, näherte er sich unversehens den Außenmauern der Staufenburg. Grabesstille ringsum. Man hörte das leise Rauschen jedes Blättchens, das Zirpen der kleinen Grillen, die eintönigen Rufe der Lockvögel.

„Wer doch durch die Steine blicken könnte!" dachte der Hauptmann. Da war es ihm, als vernehme er wirklich Kinderstimmen, als weine eine Knäblein oder Mädchen. Dann wieder schwirrte ein Klageton durch die Luft, dann tönte der sanfte Klang einer Zither wie beschwichtigend durch das Gestein; endlich blieb Alles wieder still. „Verwünschtes Schloß!" murmelte Goldacker. Er sah um sich und bemerkte nun erst, daß er, seinem Hunde nachgegangen, nicht den eigentlichen Weg zur Burg gewandelt, sondern durch Waldwege und Jägersteige auf die Höhe gelangt war. Er setzte sich auf einen Baumstamm und pfiff leise dem Hunde. Dieser aber stand wie angewurzelt. Er streckte den Kopf und spitzte die Ohren; Zeichen der Witterung. Behutsam näherte Goldacker sich dem Thiere. Es stand am Eingange einer Lichtung. Der Hauptmann bemerkte, daß hier ein trockner Graben war, in dessen Bette Föhren, junge Buchen und Erlengestrüppe wucherten, durch deren Zweige man auf einen Rasenplatz blicken konnte, den in gewissen Zwischenräumen Obstbäume umstanden. Es war der kleine, am Felshange gelegene Garten der Burg.

Das leise Knurren des Hundes deutete dem Neugierigen an, es müsse etwas Lebendiges in der Nähe sein. Geräuschlos stieg der Hauptmann in den Graben hinab, zog den Hund an sich und bog die Zweige auseinander.

Er erblickte Folgendes. Dicht hinter dem Graben lief die Mauer in einen Winkel aus. Hier befand sich eine kleine Pforte, welche aus dem Schlosse in den Garten führte. Unter einem der dicken Bäume gewahrte Goldacker eine reich gekleidete Dame, zu deren Füßen zwei Kinder im Grase spielten. Die Pforte stand offen, und neben ihr, an einem Haken, hing der Federhut eines Mannes, der soeben in das Innere der Burg gegangen sein mußte, denn auf der Bank bei der Dame lagen ein Paar dicke lederne Handschuhe und eine schwere Jagdpeitsche. Goldacker betrachtete die Dame aufmerksam. Das mußte sie sein, die verborgene Perle, die räthselhafte, von Niemand gekannte Geliebte, um deren willen Blut geflossen, Menschen verschwunden und die Gegend verödet ward. Sie schien allerdings bildschön zu sein. Schwarzes Haar von herrlicher Fülle, reich mit Perlen durchflochten, fiel über ihren Nacken, und die Arme zierten kostbare Ringe, in denen edle Steine blitzten.

Sie war in Betrachtung der Kinder versunken, und da sie das Haupt neigte, konnte Goldacker ihr Gesicht nicht erkennen. Plötzlich tönten Stimmen vom Burghofe her, es schallten Tritte. Schnell erhob die Dame den Kopf. Wie! — ist es möglich? täuscht den Lauscher die erregte Phantasie? die verborgene Dame, des Herzogs heimliche Liebe, es ist — Eva von Trott, die in der Gruft der Barfüßer zu Gandersheim ruht. Die Kniee schlottern dem Hauptmann; hat er ein Gespenst vor sich? trügt ihn eine Aehnlichkeit? nein — nein! sie ist es, die schöne Eva. Er hat sie vor Jahren am Hofe gesehen — gesehen, so genau betrachtet, wie die Schönheit verdient betrachtet zu werden, diese herrlichen Züge haben sich seinem Gedächtniß zu fest eingeprägt — kein Zweifel, sie ist zurückgekehrt aus dem Grabe und gebannt an diese unheimliche Burg, und obgleich der Hauptmann zu den Lutherischen übergetreten, machte er doch unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes. In diesem Augenblicke tritt ein Mann durch die Pforte in den Garten, schreitet auf die Dame zu, umfängt und führt sie, indem er seine Lippen auf ihre Hand drückt, zu der Pforte. — Goldacker staunt. Er erkennt den Herzog Heinrich.

Vor den Augen des Hauptmanns drehen sich Personen, Wald und Schloß. Der Herzog bei dem Gespenste der Eva! — seiner Sinne nicht mächtig stürzt Goldacker vor, er muß wissen woran er ist. Er ruft laut. Die Dame flüchtet mit einem Schrei, der Herzog ergreift die Kinder und eilt ihr nach durch die Pforte, welche geschlossen wird. Lautes Getümmel hallt im Schloßhofe, und von der schnellen Folge des Erscheinens und Verschwindens ganz betroffen, steht der Hauptmann am Rande des Grabens. Eben so schnell aber kehrt ihm die Besinnung zurück. Die Nachrichten von getödteten oder verschwundenen Mitwissern des Geheimnisses fahren ihm durch den Sinn. Die Angst packt ihn, er hat dem Herzoge gegenübergestanden. Seinem Hunde pfeifend und seinen Degen ziehend, eilt er auf's Gerathewohl in's Dickicht von den Mauern des Schlosses hinweg. Nach wenigen Schritten wird der Raum frei von Bäumen, er hat sich wieder der Burg genähert, eilig wendet er sich, den tiefern Wald zu gewinnen — zu seinem Heile! denn kaum haben die schützenden Bäume ihn aufgenommen, da blitzt es hell auf von der Mauer, eine Dampfwolke steigt empor, ein Schuß kracht, bei dem Haupte des Flüchtenden vorüber pfeift eine Kugel und zerschmettert die Rinde eines Eichenstammes, deren Splitter durch die Luft wirbeln. — —

Dies geschah im Jahre 1541. Mochte nun Goldacker's Entdeckung den letzten Stoß gegeben haben, oder waren schon früher sichere Anzeichen vorhanden — genug, auf dem Reichstage zu Regensburg klagten die evangelischen Stände und die Familie von Trott den Herzog Heinrich vor Kaiser und Reich an: „Er kerkere die todtgeglaubte Eva lebend auf Staufenburg ein." Das war ein Unglücksjahr für den Herzog. Der Krieg brach an, er ward verklagt und Eva mußte flüchten, denn da man ihren Aufenthalt erspäht, war ihres Bleibens nicht länger. Kurze Zeit vor ihrer Flucht stürzte im Schlosse zu Wolfenbüttel das Dach ein, der Schornstein des Kamins in der Herzogin Maria Gemach kam auf unerklärliche Weise in Brand. Wenige Tage darauf starb die gekränkte Gattin Herzog Heinrich's. Jetzt konnte der Herzog seiner Liebe ungestört leben. Wo war Eva?

Sie irrte umher von der Staufen- zur Löwenburg. Auch dort blieb sie nicht sicher. Schon hatte der Krieg der schmalkaldischen Fürsten gegen Heinrich begonnen, ihre siegreichen Schaaren drangen in sein Land. In finsterer Nacht, beim Heulen des Windes floh Eva auf kleinem Wagen, die zitternden Kinder um sich, nach der Feste Schöningen.

Aber der Sturm des Krieges tobte zu mächtig. Schon nach vierzehn Tagen mußten sie Alle von der Feste hinwegziehen. Gleich wandernden Seiltänzern führten sie ihre Habe mit und flüchteten nach Halberstadt.

Hier schlug eine bittere Stunde. Eva mußte sich von ihren Kindern trennen, von ihnen, um deren Zukunft willen sie die siebenjährige Einkerkerung erduldet! Denn wie schwer sie auch gefehlt — der freudigen Stunden hatte sie nur wenige genossen und oft genug Reue über das Geschehene an den Tag gelegt; nur weil sie hoffte, den Kindern werde Heinrich ein Vater sein, blieb sie eine Gefangene der Staufenburg.

Die schmalkaldischen Fürsten suchten Alles hervor, um ihren Gegner in bösen Ruf zu bringen. Sobald sie als Sieger in Wolfenbüttel einzogen, wurden alle Theilhaber des Geheimnisses verhaftet und verhört; sie gestanden. Die Gruft bei den Barfüßern ward geöffnet, aber nur ein leerer Sarg gefunden; wohin das Bild gekommen, wußte kein Mund zu berichten.

Während des Krieges selbst gingen die Verhandlungen wegen des Fräuleins von Trott, von deren Leben man überzeugt war, deren Aufenthalt man aber vergeblich erspähte, zwischen Kaiser, Herzog und Familie hin und her. Kein Abschluß erfolgte.

Die Quellen für den Ausgang des seltsamen Handels fließen von da ab immer spärlicher. Eine Sage läßt Eva, vergessen von Heinrich, ein zweites Verhältniß mit Philipp von Hessen eingehen. Allerdings tauchte 1551 eine Eva von Trott in Cassel wieder auf, allein obgleich das wohl die ehemalige Bewohnerin der Staufenburg gewesen sein muß, ihre Zuneigung zu Philipp ist nicht erwiesen.

Es lag aber eine Strafe in den Schicksalen, welche Heinrich und seine Geliebte ereilten. Sie hatten mit dem ernsten, feierlichen Vorgange, der da erlöst, Frieden giebt und heilig ist — mit dem Tode, ein frevelhaftes Spiel getrieben. Der Unerbittliche rächte sich. Verschollen, vergessen, in der That eine lebende Leiche, wie sie diese einst vorgestellt, verbrachte Eva den Rest ihrer Tage in klösterlicher Abgeschiedenheit zu Hildesheim. Sie hatte noch vier Kinder auf der Burg geboren, alle versanken in die Nacht

der Vergessenheit oder starben; blos ein Sohn, Heinrich, gelangte zu Ehren unter dem Namen von Kirchberg. Er kannte seine Mutter nicht. Herzog Heinrich gewann nach mancher Prüfung die Oberhand. Aber fast einsam stand er im Alter. Die meisten seiner rechtmäßigen Kinder starben, und in der blutigen Schlacht bei Sievershausen fraß der Tod die zwei herrlichen Söhne des Herzogs vor den Augen des jammernden Vaters. — Von der Staufenburg ist heute kein Stein mehr zu erblicken. — —

Ein hohes Fest der Glaubenstreue.

An dem „Steinthore" zu Coburg war 1732 eine steinerne Kanzel, nach außen gerichtet, angebaut worden, damit, wie die Chronik erzählt, von ihr aus der Obergeistliche der Stadt jene 6000 „Salzburger Emigranten" festlich empfangen und mit Gottes Wort trösten und stärken konnte, die ihr Leidensweg aus der Heimath nach Sachsen und Brandenburg vom 21. Juli bis 12. September jenes Jahres zu dieser Stätte führte.

Diese Kanzel gehörte zu den Steinen, welche selber reden. Solche Steine predigen von dem Ernste, der Reinheit und Treue des deutschen Gemüths in allen heiligen Dingen und von der Tapferkeit und dem Opfermuth des deutschen Volkes im Festhalten und Vertheidigen der religiösen Ueberzeugung, zu der es sich einmal bekannt hat.

Die Ueberzeugung aber von dem Heile der Reformation hatte so unaufhaltsam das gesammte deutsche Volk durchdrungen, mit alleiniger Ausnahme der von der Selbstsucht beherrschten Geistlichkeit und der von der Geistlichkeit geleiteten Selbstsucht, daß, ohne die Verbindung der weltlichen Macht mit dem Pfaffenthum, über Deutschland die so oft beklagte Zwietracht im Glauben nicht gekommen sein würde. Die Reformation war ein Fortschritt, dem das ganze deutsche Volk entgegenjubelte. Es ist nicht aus der Geschichte zu vertilgen, daß schon im Jahre 1522 an der Stephanskirche in Wien ein evangelischer Prediger angestellt war und daß Kaiser Maximilian II. seinen Sohn Rudolf vor Angriffen gegen die Protestanten in Wien ernstlich verwarnte, „sintemal fast das ganze Volk und die Handwerksleute in der Stadt lutherisch sind."

Ja, das Herz des Volkes war hingerissen von der deutschen That des muthigen Mönchs von Wittenberg, das einfache, klare, warme Gotteswort war ihm ein Labsal geworden; vor Allem steht aber als das eigentliche Wesen der Reformation da: das Volk hatte Partei für Gott und Christus genommen, die es von manchen Priestern der herrschenden Kirche durch Prunk und Hoffahrt im Cultus entwürdigt, die Beide es unter dem Marien- und Heiligendienst meist kirchlich vernachlässigt sah, und diese Parteinahme für Gott und Christus war die wahre Quelle jener trotzigen Glaubenszuversicht, die in dem Kampfliede der Protestanten: „Eine feste Burg ist unser Gott!" sich am herrlichsten ausspricht und die, aller Welt und Gewalt gegenüber auf das Bündniß mit Gott und dem Gottessohn pochend, für dieses Bündniß und seine himmlischen Verheißungen alle Freuden dieses Lebens dahingeben konnte. Mit tiefer Ehrfurcht blicken wir auf jene Menschen zurück, deren Seelen solcher Kraft fähig waren, mit Rührung erfüllt uns ihre fromme Zuversicht in aller Trübsal, mit Wehmuth ihr standhafter Wandel im Elend.

Um so empörender ist die Mißhandlung dieses reinen treuen Volksherzens durch die Gewaltgriffe der Diplomatie, die zu allen Zeiten sich durch ihre Rücksichtslosigkeit gegen das Gefühl der Massen ausgezeichnet. Durch den Passauer Vertrag (31. Juli 1552) schien allerdings die Reformation sicher gestellt und Luther's weise Mahnung um das, was allein allem Jammer und Unglück der Zwietracht ein Ende machen konnte, um Gewissensfreiheit, endlich erfüllt; aber auf dem Reichstage zu Augsburg, 1555, siegte bei den Bestimmungen des Religionsfriedens die List der Herren über das Volk: die Fürsten hatten vor Allem für ihre politische Machterweiterung über Ritter, Bürger und Bauern gesorgt. „Nur daraus," sagt ein deutscher Geschichtsschreiber, „erklärt es sich, wie ein Vertrag geschlossen werden konnte, der unter allen, die jemals in Deutschland verabredet wurden, offenbar der ruchloseste war und der mit Nichts zu vergleichen ist, als mit dem Triumvirat im alten Rom, bei dessen Abschluß die drei römischen Tyrannen sich wechselsweise ihre Anhänger aufopferten und zur Schlachtbank lieferten. Auf diesem ewig mit dem Fluch der Geschichte gebrandmarkten Reichstag wurde der Grundsatz aufgestellt: „cujus regio, ejus religio", d. h. welchem Glauben der Fürst folgt, demselben Glauben soll auch das Volk folgen. Dadurch wurden nicht nur alle protestantischen Unterthanen katholischer Herren — und auch umgekehrt — der grausamsten Rache preisgegeben, sondern die Religion eines jeden Landes hing von jetzt an von der Laune des jeweiligen Fürsten ab. Gefiel es diesem überzutreten, so mußte das ganze Land mit übertreten, und die Pfalz liefert ein Beispiel, wie auf diese Weise wirklich ein Land seinen Glauben vier Mal wechseln mußte, wobei das Sträuben der Natur und Vernunft durch Kerker, Henker, Brand und Verwüstung besiegt wurde." — Ja, wäre in Deutschland an jeder Stätte, wo eine Gräuelthat an einem Menschen um des Glaubens willen verübt worden ist, ein Denkstein errichtet, wir schauderten vor dem Säulenwald, der von den Verbrechen der Deutschen gegen sich selbst zeugte.

Desto höher ehren wir die Denkmale und Erinnerungsstätten, wo die Standhaftigkeit des Volkes einen Sieg des Glaubens feierte. Solcher giebt es nicht viele mehr, die meisten sind vergessen oder verschwunden, wie die steinerne Kanzel in Coburg mit sammt ihrem Thore. Wo aber das Volk ihr Gedächtniß erhalten hat, da feiern noch heute die Enkel die Ehre der tapfern Altvordern. Vor eine solche Stätte wandern wir heute an der Hand der Kunst, die uns zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs in den Hof des Collegiums zu St. Anna in Augsburg führt.

In dem großen deutschen Glaubens- und Verheerungskriege gehörte Augsburg zu denjenigen freien Reichsstädten Süddeutschlands, die am schwersten zu leiden hatten. Augsburg war ohne seine Schuld in der katholischen Welt zu dem Rufe eines Hauptsitzes der Reformation gekommen, weil es durch den Reichstag von 1530 gleichsam der Taufpathe des neuen Bekenntnisses geworden war. Mehr als in irgend einer andern Reichsstadt, wie in Nürnberg, Frankfurt, Ulm, Reutlingen, Hall, ging die Bürgerschaft in Augsburg mit großer Rücksicht bei der Aufnahme der kirchlichen Bewegung zu Wege; ihr drohten zu mächtige Feinde in nächster Nähe, zudem war die Stadt nicht nur ein Bischofssitz, sondern sie erfreute sich zugleich als eine Lieblingsstätte des Kaisers Maximilian der einträglichen und glanzverbreitenden kaiserlichen Hofhaltung. Wenigstens trat man hier nicht mit wilder, sieglustiger Hast gegen die Verehrer der alten Kirche auf. Denn obwohl die Bürger und ihr Magistrat seit Jahrhunderten mit dem Domcapitel, bischöflichen Ansprüchen und geistlicher Gerechtsame im Kampfe lagen, so hatte ein ganz besonderes Glück gerade damals der Stadt in dem Bischof Stadion einen milden und friedliebenden Mann gegeben. So ging denn die Ausbreitung der neuen Lehre still, aber doch so rasch vor sich, daß schon 1530 der beim Reichstage von Kaiser Karl V. angeordneten Frohnleichnams-Procession nicht hundert Bürger von Augsburg folgten. Wie bewegt aber auch sonst diese Zeit in Deutschland war, hier herrschte zwischen den Anhängern der alten und der neuen Kirche ziemlicher Friede. Selbst die ersten zehn Jahre des Dreißigjährigen Kriegs erschütterten ihn wenigstens äußerlich nicht.

Das Alles ward plötzlich anders, als im Jahre 1629 jener Kaiser Ferdinand II., der in der Geschichte den Beinamen „Deutschlands Unglück" führen sollte, die Brandfackel seines „Restitutionsedicts" auch in diese Stadt schleuderte. Die kaiserliche Commission, welche in allen Kreisen des Reichs die Bisthümer, Abteien, Propsteien, Klöster, Hospitäler und sonstigen geistigen Stiftungen, die seit dem Passauer Vertrag, also seit 1552, in den Besitz der Evangelischen übergegangen waren, zu verzeichnen hatte, um sie der alten Kirche zurückzugeben, trat in Augsburg mit besonderer Schärfe auf. Kaiser Ferdinand soll damals gelobt haben, gerade diese Stadt dem römischen Glauben wieder ganz zu unterwerfen, und die Maßregeln der Commission entsprachen einem solchen Gelübde. Am 8. August 1629 wurden sämmtliche (14) evangelische Prediger abgesetzt und die acht fremden darunter mit Weib und Kind in die Verbannung geschickt, alle evangelischen Kirchen gesperrt, mehrere niedergerissen, die Schulen geschlossen und die Lehrer abgedankt.

Damit nicht genug, mußten alle Kinder katholisch getauft wer-

den, die sechs in der Stadt gebliebenen evangelischen Prediger regelmäßig in den katholischen Kirchen erscheinen. Spione schlichen von Haus zu Haus, um zu erspähen, ob irgendwo protestantische Kirchenlieder gesungen würden, oder wer sich weigere, die katholischen Kirchen zu besuchen, denn auch Das war Jedermann streng geboten. Selbst der evangelische Gottesdienst auf dem (untern) Gottesacker und der Besuch der Kirchen von Ulm und Oettingen wurde streng untersagt. Nichtkatholiken erhielten kein Bürgerrecht, nichtkatholische Arme kein Almosen. Wie der Katechismus, so wurden alle übrigen protestantischen Andachtsbücher weggenommen, der fernere Verkauf derselben verhindert. Evangelische Stiftungen gingen ohne Weiteres in den Besitz der herrschenden Partei über, und das St. Annen-Gymnasium sammt der werthvollen Stadtbibliothek nahmen die Jesuiten für sich in Anspruch. So war denn jede öffentliche Aeußerung der religiösen Ueberzeugung, welcher das Volk sein Herz geweiht hatte, unmöglich gemacht, die „Ruhe des Kirchhofs“ hergestellt.

Noch nachhaltiger sorgten für diese Ruhe die furchtbaren Leiden des Krieges, der nun auch über Schwaben seine Brandstätten und Leichenfelder ausbreitete. Wie wenige Jahre genügten, um in dem Herzogthum Würtemberg die halbe Million Einwohner bis auf 48,000 zu vernichten, so verheerend gingen sie auch über Augsburg hin. Die Stadt wurde drei Mal belagert, zwei Mal erobert und erduldete eine viermalige Regierungs- und folglich auch gewaltsame Glaubens-Veränderung.

Die schlimmste Zeit begann mit dem Jahre 1634, und als ob es nothwendig gewesen, daß die einst so blühende Stadt die kommenden Gräuel doppelt fühle, hatte ein kurzes Lächeln des Glücks sie gleichsam erst herbeiziehen müssen. Durch Gustav Adolf's Siegeszug war im Jahre 1632 auch Augsburg von seinen Drängern befreit. Jetzt waren die Evangelischen Alleinherren, sie erhielten ihre Kirchen und Schulen wieder und beriefen nicht blos ihre Prediger und Lehrer zurück, sondern besetzten mit ihren Glaubensgenossen auch alle städtischen Aemter. Die Zeit der Klage war für die Katholiken gekommen, und sicherlich hat der einmal aufgewühlte Glaubenshaß es ihnen nicht an Ursache dazu fehlen lassen. Da wendete sich abermals das Kriegsglück, Gustav Adolf war gefallen, die Schlacht bei Nördlingen für die Schweden verloren, und das siegreiche kaiserliche und baierische Heer legte sich vor Augsburg, das nun Alles entgelten sollte, was die Schweden in Baiern gesündigt hatten. Vor Allem wurde der großen, volkreichen Stadt alle Zufuhr abgeschnitten. Die Hungersnoth wüthete bald so, daß selbst Mäuse, Leder, Stroh, Aas und endlich sogar das Fleisch der Leichen zur Nahrung diente. Als 60,000 Menschen dem Hunger und der Pest geopfert waren, öffneten die Uebrigen die Thore.

Der unermeßliche Jammer der Besiegten vermochte nichts über die Hab- und Rachgier der Sieger. Alles Eigenthums, aller Rechte, selbst der Kinder beraubt, die in Schaaren fortgeschleppt wurden, um auswärts katholisch erzogen zu werden, sahen die armen Bewohner Augsburgs auch die letzte Freiheit des Unglücks, dem Elend der Heimath durch Auswanderung zu entfliehen, sich entrückt, denn eben weil die Stadt so sehr entvölkert war, durfte Niemand mehr sie verlassen. Obwohl die Fürsten den Krieg längst nicht mehr als bloßen Religionskrieg führten, war im Volk der Glaubenshaß noch ungeschwächt. Eine katholische Obrigkeit gebot nun in der Stadt und zeigte gegen die Evangelischen so wenig, wie diese vorher gegen die Katholischen, daß sie der „Religion der Liebe“ huldige. Nachdem den Protestanten Alles wieder genommen war, was die Katholiken für sich beanspruchten, und das war eben Alles, von den bürgerlichen und kirchlichen Rechten bis zu den Kirchen selbst, gestattete man ihnen nur Eines, aber in diesem Einen liegt der bitterste Hohn von Seiten ihrer Gegner, und aus diesem Einen erblühte für die festen, treuen, unwandelbaren Gemüther der Männer und Frauen, denen so Unerhörtes für ihre religiöse Ueberzeugung zu dulden auferlegt war, der Lorbeer des Siegs, der ihrem Andenken seit mehr als zweihundert Jahren alljährlich von

Der Hof des Collegiums zu St. Anna in Augsburg von 1632 bis 1648.

Neuem geweiht wird. Dieses Eine ist: man hatte den Evangelischen Augsburgs zwar alle Kirchen bis zum kleinsten Gotteshäuschen entrissen, aber die Ausübung ihres Cultus verwehrte man ihnen nicht; man wies ihnen dazu den offenen Hof des Collegiums zu St. Anna an.

Und vierzehn Jahre lang war dieser Hof der Augsburgischen Protestanten einzige Kirche und der Himmel ihr Dach. Auch zwei Pfarrer hatte man ihnen gelassen, und diese predigten aus dem Fenster eines der Gebäude des Hofes. Die große Mehrzahl dieser Glaubenstreuen mußte schutzlos im Freien stehen, aber keine Unbill der Witterung und der Jahreszeit verdrängte sie von der einzigen Stelle, wo sie „ihr Bündniß mit Gott und Christus" aufrecht erhalten konnten!*

Als endlich, 1648, der Tag kam, wo „die Trompeter durch das ganze Reich flogen, um allen Heeren, allen belagerten Städten, den zitternden Fürsten, dem thränenbleichen Volke und den Ruinen und Gräbern den Frieden zu verkünden" — war nur für diese Augsburger die Erlösung noch nicht gekommen. Der katholische Magistrat hatte durch Dr. Johann von Leuxelring, der seit 1645 als „Kanzler der Stadt Augsburg" beim Friedenscongreß in Münster fungirte, Augsburg als eine rein-katholische Stadt darstellen lassen und Alles aufgeboten, um die seit vierzehn Jahren dort herrschenden Zustände zu erhalten. Erst „nach unsäglicher Arbeit, Unkosten, Schreiben und Reisen an die verschiedenen königlichen, kurfürstlichen und fürstlichen Höfe mit anhaltendem Suppliciren und Bitten" — gelang es den Augsburgern, und namentlich durch den unermüdlichen und muthigen Rechtsgelehrten Johann David Hörwart, endlich die Wiederherstellung ihrer Religionsfreiheit und die Wiedereinsetzung in ihre Rechte und geistlichen und weltlichen Besitzthümer zu erringen. Am 23. Mai 1649, einem Pfingstfeste, wurden alle ihre ehemaligen Kirchen den Evangelischen wieder geöffnet, und am 8. August 1650 feierten die standhaften Protestanten Augsburgs nach einundzwanzigjähriger Trübsal ihr erstes Dank- und Freudenfest des Friedens und des Siegs.

Sie hatten sich's verdient, ihr Fest, diese eisernen Alten. Und daß sie, trotz ihrer äußerlichen Starrheit, das rechte, warme, gute Herz dazu mitbrachten, zeigten sie damit, daß sie zwei Tage darnach die Friedensfeier von den Kindern in Kinderweise wiederholen ließen. Sie nannten den Tag das „Kinder-Frieden-Fest".

Noch heute begehen die Augsburger Augsburgischer Confession beide Feste. Wie vor 204 Jahren zieht am 8. August die evangelische Bevölkerung in die mit Laubwerk, Gewinden und Blumenkränzen geschmückten Kirchen, wo die Prediger die Ehre der Väter und den Sieg ihres Glaubens preisen.

Und dennoch ist dieses Fest nur ein halbes, denn seine andere Hälfte ist Trauer — die alte Trauer über die Zerrissenheit des Vaterlandes, die nicht einmal die Bürger einer Stadt und nicht einmal vor Gott zur vollen Einigkeit kommen läßt! —

Ist's auch ein schöner, ein wohlthuender Gedanke, die Ehre der Väter heilig zu halten, so sollten wir Deutsche der Gegenwart doch gar ernstlich fürsorgen, daß solche Feste nicht die Zwietracht verewigen. Ist es nicht möglich, von einer solchen Feier den Geist fern zu halten, welcher „den Anderen" den Stachel des Hasses mit jedem Jahre von Neuem in die Herzen drückt, dann begnüge man sich mit der Thatsache, daß die Ehre der Väter in der Geschichte steht und dort ihre Verewigung findet, soweit Menschen dieses Wort aussprechen dürfen.

Dagegen sollte keine Hand je greifen nach den Kränzen des Kinder-Friedens-Festes des 10. August! Aber reißet an diesem Tage die alten Schranken der Kirchengrenzen nieder, alle Ihr glücklichen Eltern von Augsburg! Laßt Euere Kinder ein gemeinsames Friedensfest feiern, so lange Ihr Alten selbst dessen noch nicht fähig seid! Als die Trompeter durch das Reich flogen, den Frieden zu verkünden, haben Katholiken und Protestanten gemeinsam geweint vor Freude über das Ende der Schrecknisse und vor Schmerz über das Elend des Vaterlandes. Zweihundert Jahre haben die Deutschen nicht besser gemacht, sie lassen noch heute vom Buchstaben sich die Seelen verhärten. So gönnet das Fest des wahren Friedens wenigstens Eueren unschuldigen Kindern! Vielleicht ist der Anblick solcher Einigkeit mächtig genug, um Euch aus Kinderaugen das Wort der Versöhnung zu predigen.

Fr. Hofmann.

* Unser Holzschnitt stellt einen solchen Gottesdienst im Collegiumshofe dar. Das Original der Zeichnung findet sich in einem alten Kupferstichwerke: „Augspurgisches Friedens Gedächtnis, Das ist: Alle, so genannte, Friedens Gemälde, welche seit anno 1650 etc. an dem, von Einer Hoben Obrigkeit Aug. Conf. allhier verordneten Kinder-Frieden-Feste, nemlich Mittwochs den 8. Augusti, der sämmtlichen Evangelischen Schuljugend etc. mit einem beygedruckten Carmine ausgetheilet werden."

Strafpredigt für Mütter und Erzieher.

Der angefütterte Blödsinn.

Es giebt ein Organ im menschlichen Körper, welches zum großen Nachtheile der ganzen Menschheit von den Erziehern viel zu wenig gekannt und beachtet wird. Daher kommt es denn aber auch, daß der Mensch der Jetztzeit nur das Product des Zufalls und nicht das einer naturgemäßen, vernünftigen Erziehung ist. Ob ein Mensch gut oder böse, klug oder dumm, herrschsüchtig oder sclavisch, abergläubisch oder aufgeklärt u. s. f. ist, das hat er in der Regel nur dem Zufalle, nicht selten in Gestalt einer alten Kindermuhme, zu verdanken. Das darf aber nicht so fortgehen; eine auf die im menschlichen Körper herrschenden göttlichen Naturgesetze gegründete richtige Erziehung muß andere, bessere, vollkommenere und gesündere Zukunfts-Menschen schaffen. Und das kann nur mit Hülfe jenes Organs erreicht werden, welches Gehirn heißt und in der Schädelhöhle des Kopfes, von einer festen knöchernen Wand rings umgeben, geschützt liegt.

Das Gehirn ist nämlich derjenige Apparat unseres Körpers, mit dem wir denken, fühlen, wollen und dem wir unser Selbstbewußtsein verdanken. Nur mit Hülfe dieses Apparates ist das Denken, Fühlen und Wollen möglich. Aber alle diese sogenannten geistigen Thätigkeiten ist das Gehirn nicht etwa schon von Geburt an auszuführen im Stande, sondern es müssen diese Thätigkeiten ganz allmählich im wachsenden Gehirne angeregt und in dasselbe hineingewöhnt, erzogen werden. Ebensowenig wie ein Mensch schon mit der Fähigkeit zu tanzen auf die Welt kommt, auch wenn er die schönsten Beine mitbringt, oder Clavier zu spielen, wenn auch seine Finger und Arme noch so wohlgebildet sind, ebensowenig kann der Neugeborne, wenn er auch im Besitze eines noch so guten Gehirns ist, damit geistig thätig sein, und er wird es auch niemals damit sein können, wenn das Gehirn nicht dazu angehalten, daran gewöhnt wird. Kurz, das muß erlernt werden und zwar, wenn es ein zeitgemäßes, in die Gegenwart passendes sein soll, durch Uebungen, welche von Erziehern geleitet werden, die das Gehirn richtig zu behandeln verstehen und mit den Fortschritten in der menschlichen Cultur, vorzugsweise aber in den Naturwissenschaften gehörig vertraut sind. Wollte man ein Kind, ehe es nach den richtigen Gesetzen der Menschlichkeit denken gelernt hat, einem Hexenverfolger zur Erziehung übergeben, so würde es gar nicht lange dauern, um in diesem jungen Menschen den festen Glauben erzeugt zu finden, daß es ein Gott wohlgefälliges Werk sei, Hexen so viele, als man ihrer nur habhaft werden kann, zu verbrennen.

Es steht unwiderruflich fest: nur wer ein Gehirn hat, kann denken, fühlen und wollen lernen; — und nur wer ein gut gebildetes Gehirn hat und nur der, dessen Gehirn richtig dazu erzogen wird, kann dies ordentlich lernen. Der Mensch hat zur Zeit von allen Geschöpfen das vollkommenste Gehirn und kann deshalb auch, sobald dasselbe nur durch richtige Erziehung zum richtigen Arbeiten gewöhnt wird, am vollkommensten denken, fühlen und wollen. Das Thier mit seinem kleinern, unvollkommnern Gehirn wird dies, auch bei der sorgfältigsten Erziehung, niemals in solcher Vollkommenheit thun können, wie der Mensch. Wohl aber kann ein Thier, zumal eins aus den höheren Thierclassen (Affe, Hund, Elephant etc.), weit verständiger sein und handeln als ein Mensch, dessen Gehirn unvollkommen entwickelt oder von aller Erziehung fern gehalten wurde, wie dies bei Blödsinnigen

der Fall ist. Was übrigens die Erziehung (Gewöhnung) des Gehirns zum immer bessern, vollkommnern Thätigsein betrifft, so läßt sich nicht blos bei den Menschen, wenn wir die jetzigen mit den früheren vergleichen, sondern auch bei den Thieren ein bedeutender Fortschritt wahrnehmen. Viele unserer jetztlebenden Thiere (wie Hunde, Pferde und andere Hausthiere) sind weit klüger und besser als ihre Vorfahren, und das macht blos ihre besser gewordene Erziehung nicht nur durch den Menschen, sondern auch durch die schon etwas gebildeteren Eltern dieser Thiere. — Ausführlicheres über das Gehirn und seine Thätigkeit findet sich in der Gartenlaube Jahrg. 1860, Nr. 51 und 1861, Nr. 47 und 52. — Wir wollen jetzt nachweisen, wie eine falsche Ernährung des Kindes im ersten Lebensalter dem Gehirne so schaden kann, daß es zum richtigen Erlernen seiner Thätigkeiten ganz unfähig wird und für's ganze Leben blödsinnig bleibt.

Beim neugeborenen Menschen zeigt sich die ovale Kapsel, in welcher das Gehirn eingeschlossen liegt und die den obersten Theil des Kopfes, den sogen. Schädel, bildet, noch nicht überall knöchern hart, wie dies später der Fall ist, sondern stellenweise noch häutig-sehnig oder knorplig-weich und elastisch, so daß sie deshalb allmählich auch noch ausgedehnt (der Schädel größer) werden und einen immer größer werdenden Raum in ihrem Innern (eine sich erweiternde Schädelhöhle) enthalten kann. Die größten und auffälligsten weichen Stellen am Kindeskopfe heißen „Fontanelle“, und von diesen ist beim Neugebornen die über der Stirn befindliche große viereckige Fontanelle als „Plättchen“ bekannt. Sie wird erst im zweiten Lebensjahre hart und läßt bis dahin die Bewegungen des Gehirns fühlen und sehen. Außerdem befinden sich aber auch noch zwischen den einzelnen schon verknöcherten Partieen der Hirnkapsel (d. s. die sogen. Schädelknochen) ausdehnbare häutig-knorplige Säume oder Streifen (Nahtknorpel), welche eine Vergrößerung des Schädels gestatten.

Nur bei dieser Einrichtung, daß nämlich die Hirnkapsel auch nach der Geburt noch längere Zeit ausdehnbar ist, wird es dem Gehirne möglich bis zu der Größe zu wachsen und dabei den Schädel zu vergrößern, welche zu seinem ordentlichen geistigen Thätigsein nöthig ist. Bei dem Umfange, welchen das Gehirn zur Zeit der Geburt und in den ersten Lebensjahren hat, ist vom Verständig-Sein und Werden gar keine Rede, und es würde also das Gehirn, wenn es diesen Umfang zeitlebens behalten müßte, niemals zum ordentlichen Denken, Fühlen und Wollen befähigt werden können. Der Mensch mit einem solchen kleinen Gehirne muß für's ganze Leben mehr oder weniger blödsinnig bleiben. Und das eben ist gar nicht selten der Fall, wenn die Hirnkapsel früher als es sein sollte, vielleicht sogar bald nach der Geburt vollständig hart wird und nun nicht mehr durch das Gehirn erweitert werden kann. Das Gehirn wird dadurch in seinem Wachsthume aufgehalten, bleibt widernatürlich klein und behält zeitlebens die Größe und Thätigkeit wie beim Kinde. Natürlich wird in solchen Fällen auch der Kopf in seinem obern oder Schädeltheile auffallend klein erscheinen. Man bezeichnet diesen durch vorzeitiges Hartwerden (Verknöchern) der Hirnkapsel bedingten und wegen der dadurch gehemmten Entwickelung des Gehirns von Blödsinn begleiteten Zustand als Kleinköpfigkeit, Mikrocephalie.

Wie kann nun ein solches vorzeitiges, Blödsinn mit sich führendes Hartwerden (oder Verknöchern) und Kleinbleiben der Hirnkapsel (des Schädels) zu Stande kommen? Die Wissenschaft ist zur Zeit noch nicht im Stande, mit Sicherheit darüber genaue Auskunft zu geben; auch sind die Ursachen ohne Zweifel verschiedenartige. Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich aber annehmen, daß eine dieser Ursachen eine widernatürlich große Menge desjenigen Stoffes im Blute ist, welcher die Verknöcherung zu Stande bringt, den Knochen ihre Härte und Festigkeit verleiht und ohne welchen die Knochen weich, biegsam, knorplig-häutig bleiben. Dieser Stoff heißt „Knochenerde“ und besteht vorzugsweise aus phosphorsaurem Kalk, dem etwas kohlensaure Kalkerde und phosphorsaure Talkerde beigemischt ist. Die Knochen erhalten diese Erde aus dem Blutstrome; in's Blut gelangt sie durch die genossenen und verdauten Nahrungsmittel, und diese nehmen sie aus der uns umgebenden anorganischen Natur, aus dem Erdboden und Mineralreiche auf. Der Zahn der Zeit zernagt den kalkhaltigen Fels zu Trümmern; diese werden Staub; Wind und Regen bringen den Staub in die Ebene, dort düngt er den Acker, die Wiese, und dient der Pflanze als Nahrung, welche, von Thieren und Menschen verzehrt, denselben die erdigen Stoffe zuführt, aus denen die Knochen sich aufbauen und erhalten. Auch das harte Trinkwasser, welches Kalksalze enthält, sorgt für den Bedarf unseres Leibes an Knochenerde. — Was der Mangel an Kalkerde in der Nahrung anrichten kann, läßt sich am besten bei den Hühnern wahrnehmen, die, wenn sie nicht Kalk genug zu sich nehmen, Eier nicht mit harter, sondern mit ganz weicher, hautartiger Schale legen.

Da wir nun wissen, daß die Knochenerde durch die Speisen und Getränke unserm Blute und durch dieses den Knochen zugeführt wird; da wir ferner mit ziemlicher Sicherheit vermuthen können, daß, wenn zu viel oder zu wenig von dieser Erde in das Blut geschafft wird, die Knochen, als hauptsächlichste Ablagerungsstelle für dieselbe, auch am meisten dadurch zu leiden haben: so ist es doch sicherlich erlaubt, zu fürchten, daß, wenn einem kleinen Kinde, zumal dem Säugling, dessen Knochen noch nicht vollständig gehärtet sind, eine kalkreichere Nahrung, als sich gehört, verabreicht wird, dadurch die noch weichen Knochen desselben widernatürlich schnell, nämlich vor der gehörigen Zeit, hart werden, die Hirnkapsel also viel zu zeitig unausdehnbar wird. Beim Erwachsenen mit vollständig ausgebildeten Knochen schafft der gesunde Körper den im Uebermaß genossenen Kalk durch den Urin wieder fort, ohne daß derselbe während seines Verweilens im Blute auffallende, der Wissenschaft bis jetzt bekannte Störungen veranlaßt hätte. Beim Kinde findet er dagegen in den noch nicht verknöcherten Partien eine bequeme Ablagerungsstätte.

In der Muttermilch befindet sich die Knochenerde in solcher zweckmäßiger Menge und Beschaffenheit, daß sie die Verknöcherung der noch weichen kindlichen Knochen weder widernatürlich beschleunigt, noch verlangsamt. Die Milch ist deshalb auch, abgesehen von ihren übrigen, dem kindlichen Körper ebenfalls angepaßten und unentbehrlichen Bestandtheilen (besonders Käse und Butter), das allein naturgemäße und zweckmäßige Nahrungsmittel für den Menschen in seinem ersten Lebensalter. Nur ganz dumme Mütter können sagen: „Mein Kind wird von der Milch nicht satt“ — Bei kranken Frauen will man die Milch reicher an Mineralbestandtheilen, zu denen ja die Salze der Knochenerde gehören, gefunden haben, und deswegen schon dürfen kränkliche Mütter und Ammen nicht stillen. — Die Kuhmilch enthält weit mehr Mineralbestandtheile, als die Mutter- und Ammenmilch, und es muß deshalb dieser Milch, beim Aufziehen des Kindes damit, etwas Wasser, sowie auch Milchzucker und Sahne zugesetzt werden. — Eine mehlige, breiige Nahrung ist für das Kind im ersten Lebensjahre die allergefährlichste, insofern sie viel zu reich an erdigen und unverdaulichen Stoffen und viel zu arm an nährenden Bestandtheilen ist. — Auch das Wasser, welches zur Verdünnung der Kuhmilch benutzt wird, ist nicht unberücksichtigt zu lassen, da ein mit großen Mengen Kalksalzen versetztes, sogen. hartes Wasser die kindlichen Knochen doch vielleicht auch vorzeitig hart machen könnte. Kalkreiches Quell- und Brunnenwasser läßt sich durch halb- bis einstündiges Kochen in einem offenen Gefäße weich und zum Gebrauche für Kinder tauglich machen. Die durch Kohlensäure aufgelösten Kalksalze werden nämlich durch das beim Sieden des Wassers stattfindende Entweichen der Kohlensäure in ihren festen Zustand zurückgeführt und scheiden sich dann in dem getrübten Wasser bei der Ruhe als ein weißlicher oder bräunlicher Bodensatz ab, von dem man das Wasser vorsichtig abgießt. In Gefäßen, welche zum andauernden Erhitzen größerer Quantitäten Wassers dienen, setzt sich der Kalk oft in harten steinartigen Krusten ab und wird Kesselstein (fälschlich Salpeter) genannt.

Angefüttert könnte also der Blödsinn dadurch werden, daß man einen jungen Weltbürger seine naturgemäße Nahrung, und das ist die Menschenmilch, nicht saugen läßt, sondern denselben durch künstlich zubereitete, wohl gar durch breiige Nahrung aufzieht und daß man dadurch zum vorzeitigen Hartwerden des Schädels, sowie zum Kleinbleiben des Gehirns Veranlassung giebt.

Bock.

Blätter und Blüthen.

Die Todten in der Ulkebüller Kirche. Nur wer die volle Furchtbarkeit von Schlachtfeldern und Leichenstätten kennt, wird, wenn es gilt, ohne Bangen sein eigenes Dasein auf das Spiel setzen, denn die Schrecken des Todes liegen als erlebt hinter ihm. Aber er wird zurückschaudern vor dem Gedanken, je wieder in das wüste Kriegsgeschrei grundloser Streitsucht oder überreizten Ehrgeizes mit einzustimmen! Heutzutage liefert man nur noch Schlachten, um den Zeitpunkt herbeizuführen, wo es keine Schlachten mehr geben wird. Darum ist eine solche Statt des Todes der ganzen Menschheit geweiht und heilig, eine Station mehr auf dem steilen Pfade nach dem Tempel der Freiheit und des Friedens, doch heilig vor allem Andern ein Feld, das den Sieg der Sache der Freiheit und des Fortschritts schaute.

Im Morgenglanze lag Sonderburg vor uns, noch in seinen rauchenden Trümmern schön in seiner Lage an dem tiefblauen Ostseewasser, geschmückt durch das mächtige Bauwerk des alten Schlosses, das einst Dänemarks und der Herzogthümer größten, blutbefleckteften und unglücklichsten gemeinsamen Herrscher, den Adelsfeind und das Opfer des Adels, Christian II., siebenzehn Jahre lang gefesselt hielt. Dann hatte hier Herzog Johann der Jüngere residirt, von dessen Sohne Alexander sowohl die Augustenburgische, als die Beck'sche, durch König Friedrich's VI. Gnade mit dem Titel der „Glücksburger“ beschenkte Linie des Oldenburgischen Hauses abstammt. Welch ein Wechsel der Zeiten seitdem! Jetzt hielten, zum zweiten Male in reichlich zwei Jahrhunderten, Brandenburger die Wache vor jenem Schlosse, preußische Krieger füllten die Stadt, die in keinem der früheren schleswig-holsteinischen Feldzüge dem Danebrog hatte entrissen werden können. Jetzt wird sie frei, in ihren Trümmern. Noch in den Straßen war drei Tage vorher gekämpft worden, die Höhe dort mit den Windmühlen hatte den letzten erbitterten Widerstand der Dänen gesehen; nun waren dort die letzten Spuren des neulichen Kampfes vertilgt, die Todten moderten in der Erde, um deren Besitz sie lebend gerungen; in ihrem grünen Glanze, mit rothen und blauen Blumen untermischt, wogten die Kornfelder friedlich im Morgenwinde. Nach Nordosten hin, nach der Ulkebüller Kirche müsse, so hieß es, wer noch die tiefen Fußspuren des vorüberschreitenden Kriegsgottes sehen wolle.

Drei Hamburger Turner schlossen sich uns an, ernsthaft, ja gramvoll dreinschauend. Sie suchten einen Jugendfreund und Bundesbruder, der zu den Opfern der Eroberung gehörte, von Freundeshänden sollten seine Reste zur Ruhe getragen werden. Auch sie hatte man nach der Ulkebüller Kirche gewiesen, wo noch gegen fünfzig Leichen, Dänen wie Preußen, erst den Abend vorher von ihren Todesstätten zusammengetragen, der Beerdigung harren sollten.

Schon der Weg dahin war ein Schlachtfeld. Hierhin hatte sich die Flucht des dänischen Centrums gezogen, von Nordwesten nach Südosten zu, quer über Felder, Wiesen und Wald. Frische Gräber an einzelnen einsamen Punkten deuteten auf die Opfer des jüngsten Kampfes, eingescharrt, wo sie gefallen waren; breite und tiefe Fußspuren in den Gräben und Zäunen, umgebogene Gesträuche, vor Allem aber ganze Reihen blauer Patronenhülsen, symmetrisch auf den Boden gestreut, veranschaulichten den Gang des Gefechtes. Noch hingen hie und da Bajonnete und Seitengewehre in den Gebüschen, obgleich nach derartigen Gegenständen kriegerischer Brauchbarkeit das Feld natürlich längst abgesucht war; massenhaft dagegen lagen in den Gräben die geringfügigeren Utensilien des Soldaten, und die charakteristischen Holzpantoffeln und Holzschuhe verriethen in ihrer großen Anzahl nur zu deutlich, welche Nation hier in der blinden Angst wilder Flucht selbst ihre Fußbekleidung fortgeworfen hatte. Dazwischen, als werthlos aus den Tornistern ihrer gefallenen oder entflohenen Feinde von den Preußen ausgeschüttet, häuften sich dann wieder zahlreiche Briefe, so viele von ihnen ich gelesen habe, von melancholischem Inhalte, Sehnsucht nach dem Frieden, Hoffnungen, Wünsche und Gebete für die glückliche Heimkehr des Sohnes, Bruders, Geliebten oder Gatten und Versorgers aussprechend, die vielleicht schon im tiefen Grunde schliefen.

Dann machte der Weg eine Biegung; vor uns, friedlich von blühenden Bäumen umgeben, lag die Ulkebüller Kirche. Ich blieb stehen, ich kannte die Gegend. Vor gerade zehn Jahren war ich, damals ein Schüler der schamlos danisirten Flensburger Gelehrtenschule, bei Gelegenheit einer Schulfestlichkeit, wie sie dort jährlich veranstaltet wurden, desselben Weges gekommen, unwillig der Danebrogsfahne folgend, die von einigen Knaben eingewanderten dänischen Stammes dem Zuge vorangetragen wurde; jetzt, wo die glühenden Träume von blutiger und glorreicher Befreiung meines Vaterlandes Wahrheit geworden waren, schritt ich wieder über diese Erde dahin, um die theuren Opfer des Streites zu schauen! Noch giebt es eine ewige Gerechtigkeit und kein Unrecht bleibt ungesühnt, aber wer belebt die Herzen wieder, die in langjährigem hoffnungslosem Kampfe verzweifelten und brachen?

Schon klirrten die schweren Riegel des kleinen Gotteshauses. An zwei geöffneten Grüften, die ihrer Todten harrten, vorüber schritten wir die Eingangsstufen hinan. Ein tiefer Athemzug, ein Blick: dort, auf den Steinfliesen des Kreuzganges, zwischen die Kirchenstühle gebettet, ruhte die Ernte des Todes.

Das war der Tod in seiner ganzen schlichten Furchtbarkeit: das jähe Versiechen des eben noch schäumenden Lebensstromes. Deutete nicht die wachsbleiche Farbe, die kleine schwarzgeränderte Wunde in Kopf oder Brust an, daß die Seele dem Körper längst entflohen sei, man hätte die Dahingestreckten schlummern geglaubt, am Orte des Friedens sich erholend für neue blutige Mühsale. Im staubigen schwarzgrauen Mantel lagen die Sieger da, am Eingange der Kirche, als wollten sie den weiter unten gebetteten Feinden den Ausgang verwehren. Unnöthige Sorge, die so oft Fliehenden flohen hier nicht mehr, ein Stärkerer, als ihre Furcht, bannte sie an ihre Schlummerstätte!

Wir stiegen über die Kirchstühle hinweg, um in schauerlicher Lust das Gepräge der Vernichtung auf den Zügen der Einzelnen zu betrachten. Selbst im Tod ist keine Gleichheit, auch hier waltet ein willkürliches Geschick. Wie lächelnde Kinder, wunderbar schön in ihrer tiefen Bleichheit, zeigten sich Einige, den Kopf auf den Arm gelegt, wie Jemand, der sich zu tieferem Schlafe bequemer betten will, oder die Hände fromm gefaltet, in seliger Zuversicht. Auf andern Angesichtern war der kriegerische Muth verewigt; noch zu leben schienen sie mit der trotzigen Stirn, der geballten Faust, im siegreichen Anstürmen zur Ruhe gelegt. Schrecklicher war wieder Andern der Tod erschienen; mit verzerrten Gesichtern, einen unsäglich schmerzlichen, bittern und vorwurfsvollen Zug um den blassen Mund mit den hindurchschimmernden, unheimlich blanken Zähnen, schienen sie die Verzweiflung des Todes in das Jenseits mit hinüberzunehmen. Durch den Rücken geschossen auf wilder Flucht, wie ein Hirsch mit jähem Sprunge tief zusammengestürzt, das Gesicht wie in die Erde gebohrt, die weit vorgestreckten Hände und krampfhaft verschlungenen Beine wie eingewühlt in den Grund, als ob sie nach vergeblicher Rettung vom schrecklichen Tode gegraben hätten, lag ein Däne da; das gebrochene Auge und den stummen Mund unheimlich weit aufgerissen, wie durchschauert von einer entsetzlichen, unerwarteten Kunde, ein Anderer desselben Stammes. Den schrecklichsten Eindruck endlich hinterließen zwei Dänen, bei welchen der Tod offenbar augenblicklich eingetreten war; das durchaus leere, gänzlich ausdruckslose Gesicht mit dem eigenthümlich schwer dahingestreckten Körper schaute so stumpf und bleiern darein, daß man fast irre ward an diesen einstigen Wohnungen menschlicher Seelen. Wohin mochte die Psyche geflattert sein, so winzig und unentwickelt, ohne Denkmäler eigner Erlebnisse, einem unbeschriebenen Blatte vergleichbar?

Ein halb erstickter Aufschrei unterbrach diese schmerzlichen Gedanken. Unsere Begleiter hatten gefunden, was sie suchten. Sie umstanden die Leiche ihres Cameraden, sie knieten vor ihr nieder, sie hoben sie empor. Ein jugendlich kräftiges Gesicht, von blondem Haar umrahmt, unentstellt durch irgend einen schmerzlichen Zug, ernsten und gefaßten Ausdrucks, wie fast alle preußischen Leichen, nur geadelt durch die Marmorblässe der noch immer lebensvollen Züge, schaute uns einen Augenblick an, dann glitt das Haupt des Todten wieder auf die Steinquadern hinab, langsam und sanft, als könne er Schaden nehmen. Die Freunde küßten seine bleichen Lippen, sie schnitten Locken von seinem Haupthaar. Wir aber wandten uns ab, um dem Schmerz sein Recht tiefer Einsamkeit zu lassen; sorgsam über Leichen hinwegsteigend, gewannen wir den Ausgang.

Das also der Tod, wie ihn Helden suchen und Dichter besingen, der Tod für die köstlichsten Güter des Lebens! Und es war nur ein kleiner Theil der Opfer gewesen, welche die Befreiung nur dieses Stückes deutscher Erde gefordert hatte! Ich trauerte um die Todten, aber ich beneidete sie. War es nicht mein, des Landeskindes, Recht und meine Pflicht, so dazuliegen auf blutig erkauftem Grunde oder, den Helm mit Eichenlaub geschmückt, jetzt stolz in Siegesfreude einherzugehen? Unglückseliges Land, das sich Freiheit und Recht von seinen Brüdern entreißen und wieder erwerben lassen mußte! —

Die Sommersonne beschien den kleinen Friedhof, auf dem viele Generationen friedlicher Landleute von ihren kleinen Mühen und Freuden ausruhten, beschien die beiden langen tiefen Grüfte, die schon der Schläfer im Gotteshause harrten. Ueberreiche Saat des Blutes und der Thränen, wirst du als nutzlos verstreut den Zorn des Himmels erregen, oder einen Erntetag des Friedens und der Freiheit aufgehen lassen über diesem schönen und tief unglücklichen Lande?

C. M.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 33. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unter dem Bauernkittel.

Eine wahre Geschichte.

Ein Sonntag Morgen auf dem Lande! — Wer seine Poesie nicht kennt, Worte würden sie ihm nicht schildern; wen er aber umfängt mit seiner Stille, seinem Frieden, er wird sie fühlen, wenn auch sonst seine Brust nicht so zugänglich ist den weichern Empfindungen. Sie schmiegt sich an ihn, ohne daß er's will; sie bannt ihn in ihren Zauberkreis, ohne daß er es ahnt.

Einer von Jenen, die da weniger sinnen und träumen, sondern mehr denken und handeln, war der junge Mann, der eben aus dem schattigen Dunkel eines Eichenwäldchens trat, ehe er den Graben übersprang, welcher den Wald von den Feldern trennte, unwillkürlich stehen blieb und hier auf eines jener malerischen Dörfer schaute, wie sie das alte Westphalenland wohl einzig in der Art aufzuweisen hat.

Jedes Haus inmitten eines Garten- und Wiesengrundes, der stattliche Hof des reichen Bauern ebenso von alten Bäumen umgeben, wie die niedrige Lehmhütte des Armen mit dem moosbedeckten Strohdach. Jedes Eigenthum umzäunt mit den Hecken des Weißdorns oder kurzem dichtverzweigten Buchengestrüpp, in dessen tiefes Grün sich hier und da eine wilde Rose hineingeflochten, dort wachsend, blühend, erstanden unverhofft wie die Freude, schnell vergehend wie das Glück, das sich momentan zeigt und verschwindet!

Nach der rechten Seite des Dorfes, etwas weiter hin zu den vom höhern Gebirgszuge vorspringenden bewaldeten Hügelketten, die das Landschaftsbildchen umkränzten, da hinüber schweifte der Blick des jungen Mannes am Waldessaum. Dort lag auch ein von alten Linden umschatteter Hof, neben von blühenden Hecken umgrenzten Feldern und Wiesen. Es war ein Bild, ähnlich dem so vieler andern, die hier, wie Perlen aneinandergereiht, eine Kette bilden. Und doch, wie so ganz anders erschien dieser Punkt dem Beschauer! wie anders dieses dunkle Grün der Bäume, über welche der aus dem Hause aufsteigende Rauch blaue Nebelbilder wob; wie anders die Aehren dieser Felder, die Flächen dieser Wiesen, über denen hell der Sonnenglanz leuchtete! Und wie klopfte erst das Herz beim Anblick des weiß und licht ihm entgegenschimmernden Hauses, über dessen Giebel eine Schaar bunter Tauben flatterte! Dort, dort war seine Heimath, da stand's, sein Vaterhaus, dies liebe Haus, dem er länger denn drei Jahre fern gewesen.

In langsam feierlichen Tönen zitterten die Klänge der kleinen Dorfglocke über das stille Bild des Friedens, über das so laut und mächtig zu ihm redende Bild seiner Heimath hin. Er bedeckte einige Secunden die Augen mit der Hand. Es war nicht, um besser hinweg sehen zu können über die vom Sonnenlicht überstrahlten Felder vor ihm. Als er wieder hinschaute, da war das Auge feucht, das vordem so freudig geleuchtet; da lag über dem ganzen, eben noch so lebendig erregten Gesichte eine Stille, eine Wehmuth, die man einige Minuten zuvor diesen Zügen nicht zugetraut hätte.

Wohl hatte der junge Mann eines jener Gesichter, die in lebendiger Treue jeden Eindruck des Innern wiederspiegeln; doch, nach dem Aeußern zu urtheilen, würde man sein Inneres gerade nicht so weicher Regungen fähig gehalten haben. Es war mehr ein ernster, charaktervoller Kopf, ein Gesicht, das starke Leidenschaften verrieth, ein Auge, das leuchtete, aufflammte und blitzte. Auch jetzt blitzte es in dem Auge — vorüber war der Schatten der Wehmuth, und fest und forschend wandte sich der Blick zurück in den Wald, wo heitres Lachen ertönte und eine andere Stimme hell aufjauchzte.

In der nächsten Secunde tauchte aus dem Waldesdunkel ein Paar auf, das Arm in Arm daherschritt. Beide trugen Westphalens Landestracht, und ihm stand der Rock von weißem Linnen, der schwarze, breitkrämpige Hut ebenso gut, wie dem jungen Mädchen das von silbernen Spangen gehaltene Mieder, der faltige Rock, das Häubchen mit den langen Bändern. Geradaus schritten sie dem Manne entgegen, der eben seine Heimath erschaut; sie sahen ihn auch in der nächsten Secunde und mußten ihn ebenso rasch erkennen, denn sie schrie laut auf: „Der Andreas!“ und er wiederholte erbleichend: „Wahrlich, der Andreas!“

„Heinz! Ilse!“ rief der junge Mann freudig, trat aber zurück, als zwei offenbar völlig verstörte Gesichter ihn anstarrten. „Was ist?“ setzte er hastig hinzu, und sein dunkelgebräuntes Antlitz entfärbten Angst, Schreck, Vermuthung.

Das junge Mädchen, das noch eben so herzlich gelacht, begann bitterlich zu weinen; sein Begleiter reichte dem Jugendfreunde die Hand und sprach ernst: „Willkommen, Andreas, wenigstens mir willkommen, Du weißt, ich hab Dich immer lieb gehabt.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen — im Namen aller Heiligen, was ist hier vorgefallen, was habt Ihr? ist — ist doch nichts — der Anne geschehen — oder sind meine Eltern gestorben? ist mein Bruder —“

„Niemand ist todt drüben im Hofe, Andreas! Doch sag' mir erst, woher Du kommst, wie's kommt, daß Du so plötzlich hier bist? Ich hörte, Du würdest noch lang abwesend bleiben.“

„Heinrich!“ entgegnete der Andere leidenschaftlich, „Heinrich, Du hast wohl den Verstand verloren, daß Du meinst, ich könne

Dir etwas sagen, etwas erzählen, wenn Du so bleich bist und die Ilse weint, als ob das Herz ihr brechen sollte? Was habt Ihr? sprich, Du weißt, ich bin sonst kein Hase, zittere aber jetzt am ganzen Leibe vor Todesangst und Pein! Heinrich, Ilse, sagt mir, was geschehen ist; denn ist auch Keiner todt dort im Hause, so doch wohl Jemand sterbenskrank oder — —"

Das Mädchen warf sich lauter schluchzend in das Gras und barg den Kopf tief in den Schooß; der junge Bauer aber nahm den heimkehrenden Freund am Arm und zog ihn fort von dem Platz mit sich in den Wald, indem er rief: „Warte hier auf mich, Ilse; bin ich jedoch in einer Stunde nicht wieder da, so gehe ruhig nach Hause."

In Westphalen findet man bei den reichen Bauern und Hofbesitzern oft ebenso alte, sonderbare Statuten und Gesetze über Erbe und Erbrecht, wie bei der Aristokratie jenes Landes, das sich das Land der „rothen Erde" nennt. So alt jener Name, so alt jene Gesetze. So beharrlich, wie Westphalens Volk seine schwarze Erde „rothe Erde" nennen wird, wenn auch tausend Gelehrte und Nichtgelehrte den Bewohnern des Landes beweisen wollten, daß sie Unrecht haben, ebenso beharrlich werden sie festhalten am Wort und Gesetz ihrer Vorfahren und sich's nicht nehmen lassen, es unverändert zu vererben auf Kind und Kindeskinder.

Eines dieser Gesetze unter den begüterten Familien jenes Landes ist: daß der älteste Sohn alleiniger Erbe des Gutes oder Hofes wird. Dies Statut hat im Bauernstande, ebenso wie in der Aristokratie, schon vielfach Jammer und Elend nach sich gezogen und ist der Fluch geworden für Manche; es hat Adel und Volk aber auch den Segen gebracht, daß ihre reichen Familien nicht verarmten und das Erbe der Väter, von Geschlechtern zu Geschlechtern übergehend, sich in ihnen erhalten hat und erhalten wird.

Zu einem der reichsten Bauern des alten Westphalenlandes gehörte der Hofbesitzer Claus Dalenkamp. Er hatte zwei Söhne, Martin und Andreas. Martin, der Erstgeborne, war sein einstiger Nachfolger auf dem Hofe, seine Freude, sein Stolz und Liebling. Ueber diesen Sohn ging ihm schon seit Jahren nicht mehr die, welche er sonst seinen höchsten und größten Schatz genannt, sein Weib. Martin war sein Ein und Alles, und hatte er den Knaben schon als Kind gehalten, wie seinen Augapfel, um so mehr liebte er ihn, als derselbe heranwuchs zur Lust und Freude der Eltern.

Sah man Martin Dalenkamp, so konnte man sehr wohl den Stolz des Vaters, den Triumph der Mutter begreifen, denn er war in der That der schönste junge Bursche auf Meilen in der Runde, dabei thätig, fleißig von früh bis spät und stets bedacht, den Eltern ihre Liebe zu vergelten. Groß, schlank, blond, mit lichten blauen Augen und von blendend frischer Gesichtsfarbe, vertrat er in seiner ganzen äußern Erscheinung den Typus des westphälischen Volkes, war auch ernst, still, langsam und bedacht, wie die Kinder jenes Landes mehr oder minder sind.

Der zweite Sohn, Andreas, fast fünf Jahre jünger als Martin, war der völlige Gegensatz des Bruders, nicht allein im Aeußern, auch in Sinn und Charakter. Mit Augen, dunkel wie die Nacht, verband er Haar und Teint, die beide einem Südländer hätten zur Ehre gereichen können. Er hieß im Dorfe und der Umgegend auch nur der „schwarze Andreas", und dieser „schwarze Andreas" machte als Kind und Jüngling den Eltern durch seine tausend wilden Streiche viel Sorge und selbst Kummer. Kein Baum zu hoch für ihn, kein Bach zu tief, und mehr denn zehn Mal war er als Knabe dem Vater für todt in's Haus gebracht, wenn die schwankenden Aeste der Baumkronen ihn nicht getragen und er zu Boden gestürzt oder mühsam unter dem Eise hervorgezogen worden, in das er eingebrochen war.

Trotz seiner Wildheit hatte er das beste Herz der Welt, und, um die Wahrheit zu gestehen, hatten nicht nur die jungen Dirnen den „armen" Andreas lieber, als den „reichen" Martin, auch die Mütter und Väter, außer seinen Eltern, sagten schmunzelnd: „Das ist ein echter Bursche!"

Daß die Eltern den sanften stillen Martin gar so sehr liebten und den Erstgebornen als einzig Wunder in der weiten Gotteswelt hinstellten, das that dem schwarzen Andreas oft weh. Machte er als ein in den Sitten der Väter Erzogener und für alle westphälischen Gebräuche blind Eingenommener auch keinen Anspruch an einen Ziegel oder Stein auf dem ganzen Hofe, so doch an die Liebe der Eltern, und diese besaß und behielt uneingeschränkt Martin. Indeß kümmerte es ihn seit der Zeit nicht mehr so tief, wo eine Schwestertochter seiner Mutter, ein armes, verwaistes Bauermädchen, auf den Hof kam und diese kleine Anne seine Spielgefährtin wurde.

Vier Jahre machten die kleine Anna zu einem großen schlanken Mädchen, und ehe Andreas zum Militär, zur Garde nach Berlin, kam, verlobte sich der achtzehnjährige Jüngling mit ihr. Sie beschlossen, den Bund ihrer Herzen geheim zu halten, bis Andreas seine Dienstzeit vollendet und in die Heimath zurückkehrte; sie ahnten nicht, daß Einzelne um dies Verlöbniß wußten.

„Die Claußen-Anna vom Hofe", wie das Mädchen unter den Bewohnern des Dorfes hieß, entfaltete sich zu einer immer blendendern Schönheit, und vielleicht ein Jahr, nachdem Andreas fort, bat Martin seine Eltern, ihm das Mädchen zum Weibe zu geben. Martin's Wunsch war den Eltern Gesetz, und hätten sie es auch vielleicht lieber gesehen, daß er die Tochter des reichen Schulzen heirathete, die dem hübschen Erben sehr gewogen war, so wagten sie's doch nicht, dem Liebling ihres Herzens einen Wunsch zu versagen, und die reiche Hofbesitzerin verkündete daher ihrer armen Schwestertochter unter Thränen der Freude das ihr bevorstehende Glück.

Wie erschrak die gute Frau, als die schöne Anna für die Ehre dankte und versicherte, sie liebe Martin nicht genug, um sein Weib zu werden! Martin aber, der „stille, sanfte Junge", wie seine Eltern ihn nannten, der nebenan lauschte, gerieth außer sich. Fest preßte er die Lippen auf einander, noch krampfhafter die Hände zusammen, aber ruhig, lächelnd, trat er wenige Augenblicke später in die Kammer zu Mutter und Base und sagte freundlich: „Ueberreden sollt Ihr die Anne nicht, liebe Mutter; denn sagt sie nicht gern Ja, so ist's besser, ich nehm' eine Andere zur Frau."

Diese Worte halfen ihm mehr voran im Herzen des eiteln und hoffährtigen Mädchens, als die demüthigste Bitte. Es kränkte und verletzte sie nicht wenig, daß der reiche Bruder so schnell Abstand nahm von seinen Wünschen, während der arme Andreas seit ihrer Kindheit sich um ihre Zuneigung beworben und, ehe sie sich ihm verlobt, Wochen, Monde um das Versprechen der Treue gebeten hatte und nicht müde geworden war, ihr seine heiße Liebe in beredter Weise zu schildern.

Der stille, bedächtige Martin kannte aber das junge Mädchen besser, als der leidenschaftliche und verblendete Bruder. Wohlweislich fiel er Anna daher nicht mit glühender Bewerbung zur Last, bat auch seine Mutter inständigst, Nichts in der Angelegenheit zu thun, und bewies der betroffenen Waise, daß er sich ihre Weigerung nicht im Mindesten zu Herzen genommen.

Ging oder fuhr er künftig zur Stadt, so brachte er ihr die schönsten silbernen Miederspangen oder das feinste Tuch zu Kleidern mit, er schenkte ihr die hübschesten Schuhe, die schwersten Bänder und überreichte ihr Alles mit den einfachen Worten: „Damit Du siehst, daß ich Dir nicht gram bin, Anne!"

Das beleidigte Mädchen hätte dem so schnell erkalteten Bewerber gern manchmal all die herrlichen Sachen vor die Füße geworfen, so ärgerte es seine Ruhe; es liebte jedoch den Putz zu sehr und wußte nur zu gut, wie hübsch die schönen Schuhe an seinen kleinen Füßen aussahen und wie herrlich die Bänder zu seinem reichen blonden Haare standen. So dankte Anne denn immer heiterer für die Gaben, dankte nach Jahresfrist sogar sehr warm dafür und zugleich mit einem Lächeln und Erröthen, das auf den stillen Martin berauschend wirkte.

Er war aber zu bedächtig, um sich nur von Lächeln und Erröthen bestechen zu lassen, zu klug, um das für genügend in einem so schwankenden Herzen zu halten, als welches er das der Base nun kannte. So machte er denn noch andere Proben, um sich von der Sinnesänderung Anne's zu überzeugen, er näherte sich bald diesem, bald jenem hübschen Mädchen im Dorfe, wandte sich aber dann der Schulzentochter wieder zu und erklärte fortan Monate hindurch, während er immer häufiger den Schulzenhof besuchte, daß dort doch die erste Schönheit in Westphalen sei, und das in Gegenwart der reizenden Anne, die längst einstimmig für die Krone aller schönen Mädchen erklärt worden war. Hatte doch außer Andreas sogar ein Maler gesagt, sie sähe aus wie eine Madonna, und gab's, wenn sie zur Stadt kam, nicht einen vornehmen Herrn, der sie nicht voll Ueberraschung angesehen oder nicht einem Begleiter

laut ein Wort der Bewunderung zugerufen! Und nun sollte die Schulzentochter mit ihrem plumpen Gesicht, ihren breiten Füßen, hübscher sein, als sie! o das war unerträglich und sie zankte sich eines Abends auch tüchtig mit Martin über diese Behauptung.

Um das Maß ihres Aergers voll zu machen, sah die Schulzentochter seit des jungen Hofbesitzers Annäherung die schöne Anne stark über die Schultern an und sagte ihr sogar eines Morgens: „Wenn Martin heirathet, wird Dich die neue Frau sicher nicht im Hause behalten." Weinend saß am Abend dieses Tages, einem milden schönen Abend gegen Ende des Frühlings, die schöne Anne am Saum des Eichenwäldchens, weinte über der hochmüthigen Schulzentochter Worte, die ihr in Aussicht stellten, den Hof der Muhme verlassen zu müssen, weinte auch weil Andreas lange nicht geschrieben, hauptsächlich aber flossen ihre Thränen doch dem Umstande, daß die Dorfleute erzählten, Martin würde bald freien. Wie sie so sinnend und grübelnd da saß, von fern den schönen Hof sah, dessen Herrin sie hätte sein können, da kam Martin eilig über den Fußpfad zwischen den Feldern daher.

„Ich gehe dem Boten entgegen!" rief er Anne zu und wollte ohne weitere Erklärung an ihr vorüber.

„Bringt er Dir Etwas mit?" fragte sie aufstehend und trat ihm näher.

„Da ist er! nun kannst Du es gleich mit ansehen!" entgegnete Martin, ohne auf des Mädchens verweinte Augen zu achten, ohne anscheinend das freundliche Lächeln zu bemerken, mit dem sie zu ihm aufblickte. Er that als habe er nur Sinn und Augen für den Boten, der ihm mit grinsender Freundlichkeit und einem stechenden Blick auf Anne ein Kästchen übergab und dann sagte:

„Der Goldschmied versicherte, so schöne Krallen habe er noch an keinen Bräutigam verkauft und die Schulzentochter könne sich arg freuen."

Martin wandte sich ab. Der Bote ging, Anna stand mit klopfendem Herzen da.

„Bist Du versprochen, Martin?" stieß sie plötzlich hervor.

Martin schien die Frage nicht gehört zu haben, er entnahm dem Kästchen eine Schnur der schönsten Bernsteinperlen und zeigte sie dem Mädchen. Bernsteinperlen, „Krallen" wie sie heißen, sind in Westphalen auf dem Lande der übliche Schmuck für Bräute. Anne sah die herrlichen Perlen und konnte nicht zweifeln — Martin war versprochen! Gern hätte sie laut aufgeschrieen vor Aerger und auch vor Jammer, denn sie liebte jetzt den kalten, bedächtigen Martin seit Monaten mit einer Leidenschaft, wie sie solche nie für Andreas empfunden.

Der kluge, berechnende Erbe hatte sich dieses schwache Herz gezogen, bis es ihm in glühender Liebe anhing. Stolz und Scham brachten das Mädchen zwar dahin, all seine wild erregten Gefühle zu verbergen; sprach es aber auch mit ziemlicher Ruhe seinen Glückwunsch aus, bebte doch die Stimme und Thränen stiegen unwillkürlich in seinen Augen auf. Anne wandte sich zur Seite. Da fühlte sie plötzlich die Bernsteinperlen um ihren Hals gelegt, da umfaßten sie ein paar starke Arme, leis fragte eine Stimme: „liebst Du mich denn wirklich?" und nun gab sich des Mädchens Entzücken in kurzem Aufschrei, in lebendig lautem Worte kund.

Der erste Kuß brannte auf ihren Lippen, sie hielten sich fest umschlungen. Plötzlich trat Jemand zwischen sie, schleuderte das Mädchen mit den Worten: „Treubrüchige! Verrätherin!" zur Seite, und Martin bei der Brust packend, murmelte er mit erstickter Stimme: „Elender Bube!"

Es war der Freund und Spielgefährte des Andreas, Heinrich Kamphagen, im Dorfe kurzweg „Heinz" genannt. Sohn eines ehemals begüterten Bauern, war er jetzt einfacher Knecht beim Schulzen. Mißwachs, dann ein Brand, hatten seinen vermögenden Vater sehr heruntergebracht, und nachdem dieser sich in allem Unglück noch dem Trunke ergeben, war's mit der Familie und dem letzten Wohlstand völlig bergab gegangen. Als Heinz erwachsen, starb sein Vater, der Hof fiel in die Hände der Gläubiger, und der junge Bursch besaß Nichts, als ein redliches Herz, guten Willen und kräftigen Körper. Der Schulze des Dorfes nahm ihn in Dienst, und sein Fleiß, seine Treue und Zuverlässigkeit machten ihm bald einen guten Namen. Bei jenen Wechselfällen seines Geschicks war Andreas sein Freund geblieben, und während gar Mancher sich über den „armen Knecht" voll Dünkel erhoben, zu denen auch Martin gehört, hatte Andreas sich immer fester und inniger an Den geschlossen, der mit so viel Kraft und Stärke sein hartes unverschuldetes Loos trug. Heinz hatte dies Benehmen dem Jugendfreunde nicht vergessen; er glaubte auch, es ihm schuldig zu sein, während Jener fern, über dem Mädchen zu wachen, das, wie ein Zufall ihm offenbart hatte, Andreas' Braut war.

Mit finstern Augen, mit trotziger Miene hielt der arme Knecht den reichen Bauernsohn einige Secunden fest, dann mochte ihm wohl die Erkenntniß kommen, daß sein Freund für das meineidige Mädchen zu gut sei. Er ließ Martin los, indem er sagte: „Daß Ihr nur eine solche elende Dirne lieben mögt, die als Braut Eueres Bruders sich mit Euch einläßt!"

„Anne mit Andreas versprochen?" rief Martin.

„O über Dich scheinheiligen Heuchler!" schrie jetzt Heinrich voll Zorn. „Meinst Du, ich hätt's vergessen, als ich Dich damals oben im Buchenhag getroffen? entsinne Dich doch, wie Du zusammengekauert wie ein Häufchen Unglück hinter der Hecke lagst und Deinen Bruder belauertest, als er grad' dieser meineidigen Weibsperson den goldenen Reif an den Finger steckte und sie ihm ewige Treue gelobte. So wie mich damals ein Zufall in Deine Nähe geführt, so vorhin, als Dir der Schurke von Bote an der Kirchhofsmauer zuflüsterte, wo des schwarzen Andreas schönes Liebchen sei, und Du ihm für die Nachricht einen Thaler schenktest, den zweiten ihm gabst, als er Dir versprach, das von den Perlen in ihrer Gegenwart zu sagen, was Du ihm vorbetetest und der alte Sünder auch sicher hier oben wie ein Staarmatz nachgeschwatzt hat. O, hätte ich nur eher Zeit gehabt zu kommen, da hätt' ich Dich vielleicht noch von der Sünde und dem Betruge — sie aber vom Meineid abgehalten!"

Martin entgegnete kein Wort, sah aber den Knecht mit Augen an, die einen minder beherzten Burschen sicher hätten erbeben machen. Heinrich kümmerte dies bleiche wuthentstellte Gesicht des sonst so ruhig leidenschaftslosen Martin eben so wenig, wie dessen zornfunkelnde Augen; er maß ihn, dann die Anne mit einem Blick unbeschreiblicher Verachtung, wandte sich dem Feldpfade zu und rief bitter: „Fürwahr, Die sind einander werth!"

Martin und Anne standen sich noch eine Weile schweigend gegenüber; darauf gingen sie stumm nebeneinander ebenfalls durch's Feld dem Hofe zu. Verstört traten sie durch das kleine Thor in der Wiesenumzäunung; dort aber blieb das Mädchen stehen und indem es stolz den Kopf zurückwarf, sagte es ziemlich heftig:

„Jetzt ist's Ehrensache, daß Du mich heirathest, und je eher desto besser! Wir sind Beide schuldig; aber der Lump von Knecht soll sich nicht rühmen, uns Redlichkeit und Treue beigebracht zu haben."

Sie gab ihm die Hand, und er nannte sie von dem Augenblick an seine Braut. Sieben Wochen später, an demselben Morgen, wo Andreas in die Heimath zurückkam, war Martin's und Anne's Hochzeitstag; die Glocken, die ihm entgegentönten, als er das Vaterhaus sah, waren die Hochzeitsglocken des Bruders und Der, die ihm einst Liebe und Treue gelobt hatte.

Zwei Jahre waren vergangen. In dem Stadtgefängnisse zu M. las man einem des Mordes endlich überführten Gefangenen sein Urtheil vor. Es lautete auf Tod durch's Beil. Er hörte die Worte an, ohne eine Sylbe zu entgegnen, und erst als der Gerichtsbeamte ihm zum zweiten Male mit tiefer Bewegung zurief: „Ihr könnt nun an die Gnade Seiner Majestät des Königs appelliren, der ein eben so gütiger wie milder Herr und Richter ist!" antwortete der Gefangene: „Ich werde es thun, meiner armen Eltern wegen."

Der Richter entfernte sich. Der Geistliche, der mit ihm gekommen war, blieb in der Zelle, in welche durch das kleine vergitterte Fenster jetzt ein Strahl des Sonnenlichts fiel. Es zitterte in hellem Lichtreflex über die auf dem Schemel zusammengesunkene Gestalt des Mannes, der des Mordes überführt war und nun das Antlitz in den von Ketten aneinandergeschlossenen Händen verborgen hatte. Mehrere Minuten betrachtete der junge Priester dies Bild der Trauer und des Schmerzes, dann trat er dem Unglücklichen nah und seine Hand sanft auf die dichten schwarzen Locken des Jünglings legend, sagte er ernst und eindringlich: „Andreas, Du bist unschuldig!"

Der Gefangene zuckte zusammen, die Ketten klirrten laut, er schauderte, blickte dann empor und sprach ruhig: „Herr Baron, kommen Sie endlich von dem Wahne zurück! er martert mich mehr als mein Elend."

„Und doch, Andreas, werde ich Dir diese Worte so lange zurufen, bis Du endlich die Wahrheit gestehst."

„Die Wahrheit? Hörten Sie denn nicht, daß ich jetzt nach fast zweijährigen Verhören und Verhandlungen endlich des Mordes überführt bin?"

„Du selbst gestandest ihn doch aber nicht ein?"

„Weil, wie der Herr vom Gericht neulich sagte, ich ein zu hartnäckiger Bösewicht bin."

„Nein, Andreas, und tausendmal nein, weil Du den Mord nicht begangen hast. Ich kenne Dich besser, ich beurtheile Dich richtiger."

„Sie, Herr Baron, sehen in mir noch immer den wilden, aber gutmüthigen Knaben, der mit Ihnen spielte, wenn Sie im Schloß Ihres Onkels zum Besuche waren."

„Und Du, mein lieber Andreas, siehst in mir leider einzig auch jenen Knaben, der den Schlitten seiner kleinen Cousine Flora schob, den Neffen des Freiherrn K*, und doch bin ich schon lange nicht mehr Adolar von K*, vielmehr seit vier Jahren schon Pater Ignaz, ein Priester des Herrn, der kürzlich seine letzte Weihe empfangen hat."

„Entschuldigen Sie das, ich kann Sie aber nicht gut anders nennen."

„Nenne mich, wie Du willst, denn das kümmert mich nicht, mich betrübt einzig, daß Du in mir nicht Deinen Beichtvater sehen willst."

„Nicht will, o nein, ich kann nicht — kann wirklich nicht beichten, frommer Vater."

„Es würde Dir Erleichterung sein, Andreas. Seit fast zwei Jahren sitzest Du in dieser Zelle, hast kaum zehn Worte mit irgend Jemand gesprochen, Du bist den Gerichten, bist den Geistlichen gegenüber stumm geblieben, und seit den acht Tagen, wo ich zu Dir komme, der Spielgefährte Deiner glücklichen Kinderjahre —"

„Glücklichen Kinderjahre?" wiederholte der Gefangene bitter. „Die kenne ich nicht."

„Wie? Du hattest doch so brave Eltern, die Dich liebten."

„Mich liebten sie nie."

„Andreas!"

„Gewiß nicht, Herr! an ihrem Erstgebornen, an meinem Bruder Martin hing einzig ihr ganzes Herz."

Der Geistliche schaute unwillkürlich düster zu Boden. Vielleicht dachte auch er an seinen ältern Bruder, den Majoratsherrn, der seit fünf Jahren mit seiner schönen Cousine Flora verheirathet war. Als er wieder emporblickte, bemerkte er, daß das Auge des Gefangnen starr an einer Spinne haftete, die durch das geöffnete Fenster der Zelle hinaus an die dicken Eisenstäbe kroch und im Licht, im Sonnenschein draußen verschwand.

„Andreas!" rief der Priester bewegt, „Du siehst jener kleinen Spinne so traurig nach; irre ich nicht, beneidest Du sie."

„Sie ist frei! wohl ihr!"

„Andreas, könntest Du denn nicht auch frei sein?"

Der Gefangene blickte hastig in die forschend auf ihn gerichteten Augen und schnellte wie eine Feder von seinem Sitze empor. Da klirrten seine schweren Ketten lauter denn zuvor, und heftiger als vorhin schauderte er zusammen. Langsam, sehr vorsichtig, fast ohne Hände und Füße zu bewegen, ließ er sich wieder auf den Schemel nieder. Es war ersichtlich, daß er das rasselnde Geräusch des gegliederten Eisens vermeiden wollte. „O diese Ketten, diese furchtbaren Ketten!" sagte er in dumpfer Verzweiflung, „wären sie nur nicht!"

„Rede die Wahrheit, Andreas, und sie fallen ab."

„Um sich schwer, viel schwerer um einen Andern zu legen!" murmelte der Unglückliche düster.

„Aber um Den, der's verdient, um den Mörder!"

„Um den Mörder!" wiederholte der Gefangene leise. Große Tropfen kalten Schweißes traten auf seine Stirn, er lehnte den Kopf zurück gegen die weiße Kalkwand der Mauer, und sein blasses Gesicht wurde geradezu todtenbleich. Hell und heller blitzte es auf in seinen tiefen dunkeln Augen, dann schloß er diese Augen, wie wenn er auch den Blick schließen wollte vor einer schweren, zu schweren Versuchung.

„Andreas, Andreas, den wahren Namen des Mörders!" rief der Priester flehend.

Der Gefangene sah auf. In die Züge seines Gesichtes war wieder jene starre unbezwingliche Ruhe, dieselbe kalte, finstere Entschlossenheit getreten, die seit fast zwei Jahren Alle zur Verzweiflung gebracht, welche mit ihm verkehrt, mit ihm gesprochen, auf ihn einzuwirken versucht hatten; es war der Ausdruck, der ihm endlich bei Einzelnen den Namen eines hartnäckigen, eines verstockten Sünders gemacht. Die Gewandtheit und der gute Wille der Richter, namentlich aller derer, die durch ein gewisses Etwas im Gesicht und Wesen des jungen Bauern fest an seine Unschuld glaubten und die Möglichkeit aufboten, ihn zu Geständnissen zu bringen, waren an diesem Schilde abgeprallt. Die Milde wie der Zorn verschiedener Geistlichen hatte sich gebrochen an diesem Panzer hartnäckigsten Schweigens. Selbst dem Pater Ignatius, der seit acht Tagen wieder in M. war und von dem Mörder gehört, in ihm den Jugendgespielen wiedererkannt und ihn seitdem täglich besuchte, hatte der Ausdruck schon tiefsten Kummer bereitet. Er sah auch jetzt voll Schmerz, daß wieder Alles vorbei, daß vorläufig nicht das Geringste mehr zu hoffen und zu erwarten sei, daß der, den er für unschuldig hielt, auch in seinen Augen als Mörder dastehen wollte.

Ernst, traurig den Unglücklichen anblickend, sah er plötzlich diesen furchtbaren Ausdruck starrer Ruhe wieder schwinden, sah einen feuchten Glanz in den großen ernsten Augen.

„Andreas!" rief er freudig, rief er voll Hoffnung.

Der Gefangene deutete stumm nach dem kleinen offenen Fenster in der Höhe der Zelle, der Sonnenstrahl war fort, die Spinne aber in's Gefängniß zurückgekehrt.

Minute nach Minute verging, Keiner sprach ein Wort, nichts unterbrach die Todtenstille ringsum. Der Gefangene hatte seine gewöhnliche Stellung angenommen, den Kopf gestützt in die mit Ketten geschlossenen Hände, das Antlitz bedeckt. Der Priester starrte noch empor zu dem Fenster. Da durchzitterte plötzlich der Donner von Kanonen die Luft, da erschallte feierliches Glockenläuten. Beides brach sich in dumpfen, bald ersterbenden Tönen an den dicken Mauern des Kerkers. Den Gefangenen weckten Ton und Klang nicht aus seinen Gedanken, den Priester aber stürzten sie in ein Meer von Gedanken. Ueber sein stilles, ernstes und trauriges Gesicht strömte jetzt eine Fluth von Licht und Leben, eine Fülle von Freude und Hoffnung. Er war verwandelt, das milde Auge leuchtete, das Gesicht strahlte in Verklärung.

Da trat der Schließer in die Zelle, um dem Gefangenen frisches Wasser zu bringen. Mit trüben, ernsten Augen sah er von Einem zum Andern und schüttelte traurig sein greises Haupt. Der Geistliche begegnete seinem hoffnungslosen Blick mit einem hoffnungsvollen, doch die Miene des Gefangenwärters heiterte sich darum nicht auf.

Der Priester sprach ein kurzes Gebet, trat seinem ehemaligen Jugendgespielen nahe, legte leicht seine Hand auf dessen Schulter und sprach freundlich: „Leb' wohl, Andreas, ich muß jetzt fort; ich bin zur Tafel bei unserm König befohlen, der eben seinen Einzug in die Stadt gehalten hat. Morgen komme ich wieder."

(Schluß folgt.)

Eine freie Burg deutscher Wissenschaft.

„Wir wollen eine freie Burg deutscher Wissenschaft bauen," hat der verewigte **Hans Caspar v. Orelli** vor einem Menschenalter bei Gründung der Züricher Hochschule gesagt. Und das Züricher Volk hat seinen Spruch wahr gemacht. Jetzt steht sie auch dem leiblichen Auge sichtbar da, diese freie Burg deutscher Wissenschaft. Ein bedeutsamer Anblick ist es, der sich dem Ankömmling auf dem Züricher Bahnhofe darbietet! Er tritt hinaus in ein buntes Gewühl geschäftiger Menschen. Es begleiten ihn Lastwagen mit Baumwollenballen, die den Spinnereien zueilen; es begegnen ihm Kisten mit seidenen Geweben, dem Producte der fleißigen Hände des Landes. Vor seinen Füßen rauscht die mächtige Limmat, deren Gewalt er drüben benutzt sieht zum Treiben lärmender Maschinen. Der Ankömmling überschreitet die großartige Brücke, die erst kürzlich in kühnen Bogen über den Fluß gespannt ist. Die Bürgerschaft hat dafür tief in den Geldsack gegriffen, aber nur, um ihn desto mehr wieder zu füllen. Alles deutet auf

leidenschaftliches Jagen nach Gewinn. Jetzt zieht der liebliche walddbekränzte Hügel am Limmatufer den Blick des Ankömmlings nach oben. Da sieht er in gebietender Stellung über den rauchenden Schloten, über den klappernden Hämmern, über den knarrenden Lastfuhrwerken einen herrlichen Palast sich erheben. Der Bau, im edelsten Renaissancestyl aufgeführt, ist ein Werk unseres Gottfried Semper. Es ist kein Königspalast, in welchem stolze Fürsten ihre prachtvollen Feste feiern. Nein, es ist die freie Burg deutscher Wissenschaft, von der wir sprechen. Das zürcherische Volk hat sie freiwillig hingestellt und hat damit gezeigt, daß es kein niedriges Krämervolk ist, daß die bürgerliche Arbeit den Sinn für die höchsten Güter der Menschheit nicht erstickt, daß vielmehr jene in einem freien Volke den gesundesten Boden bildet, aus welchem die schönsten Blüthen idealen Strebens emporblühen.

Das Gebäude wird zwar erst in der nächsten Zeit feierlich eingeweiht werden, aber es beherbergt doch schon seit diesem Frühjahr die beiden hohen Schulen der Schweiz, die zürcherische Hochschule und das eidgenössische Polytechnicum. Die ältere der beiden Schwesteranstalten, die zürcherische Hochschule, verdankt ihr Dasein jener Bewegung der Geister, die im Anfang der dreißiger Jahre durch Europa fluthete. Die Männer, welche in Zürich an der Spitze dieser Umwälzung standen, wollten eine bleibende Stätte für freie Bewegung der Geister gründen, darum stifteten sie die Hochschule. Und es ist diesen edlen Männern wirklich gelungen, ein Institut zu schaffen, welches einzig in seiner Art dasteht. Ein seltenes Zusammentreffen von glücklichen Umständen machte diese Anstalt, deren Budget nicht größer ist als das eines Bataillons Soldaten, zu einem hervorragenden Centrum des deutschen wissenschaftlichen Lebens. Oder sollte man diesen Namen einer Hochschule versagen, die im Laufe von kaum dreißig Jahren eine Reihe von Männern hat aussenden können, wie Schönlein, Pfeuffer, Hasse, Kölliker, Henle, A. Schmidt, Hildebrand, Bluntschli, Engel, Ludwig, Moleschott, Keller, Dirnbierg, Lebert, Mommsen, Nägeli, Köchly, Hitzig etc.? Diese Männer, die jetzt, so viele ihrer noch leben, die ersten Lehrstühle Deutschlands in ihren Fächern einnehmen, haben sie nicht alle ihre productivsten Jahre in Zürich gewirkt?

Zu den glücklichen Bedingungen für das Gedeihen der Züricher Hochschule gehört vor Allem der Boden, auf dem sie erwachsen ist. Die Schweiz ist für jeden Deutschen ein Land der Sehnsucht. Schon die herrliche Natur übt eine mächtige Anziehung. Noch mehr aber wirken die Zustände. Der Deutsche sieht in ihnen, und mit Recht, das Ideal, welches der germanische Geist erreichen kann, wo er sich frei entwickelt. Darum folgt jeder deutsche Gelehrte so gern einem Rufe nach der Schweiz. Uebrigens haben die Eingebornen selbst ein ansehnliches Contingent zu den in der Wissenschaft hervorragenden Männern gestellt. Gehören doch schon unter den angeführten Namen nicht die kleinsten geborenen Schweizern. Und auch gegenwärtig wirken an der Züricher Hochschule viele europäische Notabilitäten, die Landeskinder sind. Es genüge zu erinnern an Oswald Heer, den Schöpfer der fossilen Entomologie, an Arnold Escher, den berühmten Kenner der Alpen. Ueberhaupt ist der alemannische Stamm der Schweiz unter den deutschen Stämmen nicht der letzte, was Befähigung und Neigung zur wissenschaftlichen Thätigkeit betrifft. Die Geschichte der deutschen Wissenschaft giebt seit Jahrhunderten davon das glänzendste Zeugniß. Auch kann es dem aufmerksamen Beobachter in der Gegenwart nicht entgehen, daß die ganze Bevölkerung von Zürich einen besondern Sinn für Wissenschaft besitzt. Wissenschaftliche Vorträge finden stets ein zahlreiches Publicum, an den wissenschaftlichen Vereinen betheiligen sich auch Nichtgelehrte mit großem Eifer, vor Allem ist der schweizerische Student durchschnittlich sehr fleißig und von wahrhaft wissenschaftlichem Interesse beseelt.

Auch die Lage Zürichs an den äußersten Grenzmarken germanischer Sprache und Gesittung gereicht seinen höheren Bildungsanstalten nur zum Vortheil. Das polyglotte Gewühl verschiedener Nationalitäten führt dem Geiste neue Bildungselemente zu und spornt ihn, seine nationale Eigenart zu Ehre und Geltung zu brin-

Das eidgenössische Polytechnicum in Zürich.

gen. Wir könnten unseren Söhnen gewiß nicht leicht eine bessere praktische Schule des echten deutschen Patriotismus geben, als indem wir sie zur Züricher Hochschule schickten. Nicht selten führt die Mischung der Nationalitäten auch zu den pikantesten Scenen. So fand vor einigen Jahren ein literarisches Banket statt. Es war zahlreich von Studirenden der Hochschule und des Polytechnicums besucht. Einer derselben, ein hochgewachsener blondlockiger Jüngling mit blitzenden blauen Augen, ein echter Sproß des alten Sachsenstammes aus der Lüneburger Haide, brachte ein Pereat auf Napoleon und ließ sich im jugendlichen Ungestüm fortreißen, sein Pereat auf die ganze französische Nation auszudehnen. Sofort erhoben sich die anwesenden Franzosen und Italiener pfeifend und zischend. Nur der Geistesgegenwart des bekannten F. Wille aus Hamburg gelang es, den Sturm noch zu beschwören. Kaum hatte sich dieser gelegt, als G. A. Wislicenus in einer Rede über Schleswig-Holstein von „dänischer Tücke“ sprach; da standen die anwesenden Dänen und Norweger auf und verließen still das Local. Man ließ sie ziehen, sie werden sich wohl mit Recht getroffen gefühlt haben. So rauschten in lebendigem Flusse Dissonanzen und Accorde vorüber, wie in einer Symphonie. Solche Scenen können nur in Zürich vorkommen. So klein sie erscheinen, sollten sie nicht doch auch ernste Belehrung und Anregung, namentlich für das jugendliche Gemüth bieten?

Das sind einige von den Eigenthümlichkeiten des Bodens, in welchem die Züricher Hochschule wurzelt. Fragen wir nun, wie und von wem sie gepflegt worden ist, so werden wir wiederum einen der Factoren finden, welche diese Anstalt zu hoher Bedeutung bringen konnten. In der That, es sind hervorragende Männer gewesen, die mit dem Bestehen der Hochschule das zürcherische Erziehungswesen geleitet haben. Die Stelle des Erziehungsdirectors ist seit den dreißiger Jahren überhaupt die erste Stelle im Staate. Mehrere derselben haben in den weitesten Kreisen berühmte Namen. So war es anfangs C. F. Keller, der berühmte Pandektist, der als Erziehungsdirector an der Spitze der Züricher Hochschule stand. Zwar ist sein Name durch seine spätere politische Thätigkeit in Berlin befleckt worden, aber die eminenteste Befähigung wird ihm Niemand absprechen, und in seiner Stellung als Züricher Erziehungsdirector hat er sie nur im guten Sinne verwendet. Später haben nacheinander Alfred Escher und Dubs, der dermalige Bundespräsident, an der Spitze des Erziehungswesens gestanden. Für Beide war diese Stellung der Ausgangspunkt ihrer großen staatsmännischen Laufbahn. Sie gehören jetzt zu den einflußreichsten Staatsmännern der Eidgenossenschaft und sind als solche jedem Zeitungsleser zu geläufige Namen, als daß es nöthig wäre, über sie noch mehr zu sagen. Dubs's Nachfolger, Dr. Suter, ist gegenwärtig Erziehungsdirector. Sein Name ist zwar in weiteren Kreisen noch wenig gekannt, da er bis jetzt noch nicht in der eidgenössischen Politik aufgetreten ist, die meist ausschließlich im Auslande Beachtung findet; allein in schwungvoller, umsichtiger und gewissenhafter Behandlung seines Ressorts giebt er seinen Vorgängern nichts nach.

Eine Eigenthümlichkeit in der Leitung der zürcherischen Hochschule besteht schon darin, daß jene Erziehungsdirectoren ausnahmslos junge Männer waren. Da giebt es denn nichts von jenem in Vorurtheilen eingerosteten bureaukratischen Schlendrian. Der leitende Staatsmann greift selbst mit frischer Hand an und steht in beständigem unmittelbaren Verkehr mit dem Lehrkörper. Von einem langweiligen Instanzenzuge von Behörden und Referenten ist nicht die Rede. Selbstverständlich sind diese Vorzüge zum Theil an die Kleinheit des zürcherischen Staatswesens geknüpft. Man sieht hier, beiläufig sei es gesagt, einmal einen Vorzug der Kleinstaaterei — freilich ist die Kleinstaaterei der Schweiz republikanisch.

Die Jugend der leitenden Staatsmänner hat nun auch, gleichsam durch Anziehung des Gleichartigen, den Lehrkörper zu einem jugendlichen gemacht. Derselbe ist von jeher bis auf den heutigen Tag fast ausschließlich aus jungen Männern zusammengesetzt gewesen. Es sind z. B. augenblicklich höchstens sechs derselben über fünfzig Jahre alt. Daß dieser Umstand einer Hochschule ein ganz eigenthümliches Gepräge aufdrücken muß, begreift sich leicht. Den ganzen Werth davon kann man aber ermessen, wenn man einmal die gelehrten Perrücken so mancher deutschen Universität auf einem Haufen zusammensitzen gesehen hat.

Den genannten Vorzug verdankt übrigens die Züricher Hochschule zum Theil einem Mangel, nämlich dem Mangel an — Gelde. Zwar thut ökonomisch der Staat Zürich für seine Hochschule verhältnißmäßig zehnmal soviel als Preußen und fünfundzwanzigmal soviel als Oesterreich für die seinigen, aber eine Bevölkerung von 250,000 Seelen kann bei der aufopferndsten Bereitwilligkeit doch keine großen Summen aufbringen. So waren denn allerdings die leitenden Behörden schon darauf angewiesen, bei Berufungen immer vorzugsweise ihr Augenmerk auf Gelehrte zu richten, die noch keine einträglichen Stellen inne hatten und darum mäßige Ansprüche machten. Das große Verdienst der Behörden besteht aber darin, daß sie mit bewundernswerthem Scharfblicke — der in ihnen fast traditionell zu sein scheint — junge aufstrebende Talente herauszufinden wußten, welche sich dann in ihrer Wirksamkeit an der Züricher Hochschule Anerkennung und Ruf — mancher einen großen Namen — gemacht haben. In der That wüßte ich in dieser Beziehung kaum einen Fehlgriff zu bezeichnen.

Meisterlich verstanden es die Behörden auch Vortheil zu ziehen von der zeitweise traurigen politischen Lage des großen deutschen Vaterlandes. Wie manchen seiner edelsten Bürger stießen übelberathene Regierungen aus! Hier fanden die Verbannten Aufnahme und wurden Zierden der Hochschule. Ohne dies hätten Oken, Temme, Mommsen, Köchly und andere schwerlich jemals in Zürich gelehrt.

Mit Gründung des eidgenössischen Polytechnicums im Jahre 1855 trat die Hochschule in eine neue Phase ihrer Entwickelung. Die näheren Umstände der Gründung jener Anstalt und ihre Beziehungen zur zürcherischen Hochschule sind so eigenthümlicher Art und bergen so wichtige Keime zukünftiger Entwickelungen in sich, daß sie wohl verdienen in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Schon längst lag den schwungvollsten Staatsmännern der deutschen Schweiz, neuerdings namentlich Alfred Escher, Kern und andern, der Plan sehr am Herzen, die Züricher Hochschule zu einer eidgenössischen zu erweitern. Die französisch redende Schweiz war jedoch diesem Plane wenig geneigt. Um diese dafür zu stimmen, nahmen jene Politiker in ihren Plan die Gründung eines eidgenössischen Polytechnicums auf, welches in der wälschen Schweiz seinen Sitz haben sollte. Mit diesem Doppelvorschlag traten sie vor die Bundesversammlung. Die eidgenössische Hochschule war der Angelhaken, das Polytechnicum der Köder für die Westschweiz. Aber der Hecht war klug und biß den Köder ab, die Angel ließ er fahren. Kurz, es wurde blos der das Polytechnicum angehende Theil des Vorschlages angenommen. Doch jene Staatsmänner ließen sich dadurch in ihrer Richtung nicht beirren. Das augenblickliche Mißlingen ward für sie Veranlassung nur einem noch höheren Ideal nachzustreben, das jetzt mit sicherem Schritt seiner Verwirklichung entgegengeht. Dieses Ideal ist nichts Geringeres, als die wahre noch gar nirgends dargestellte universitas litterarum, eine hohe Schule, auf welcher wirklich Alles, was den Namen Wissenschaft im höchsten Sinne verdient, gepflegt und gelehrt wird. Und wahrlich, die technischen Wissenschaften haben auf diesen Namen nicht weniger Recht als so manches, was in dem scholastischen Bau der vier Facultäten Platz gefunden hat! Sollten diese erhabenen technischen Wissenschaften, die unter unseren Augen die Welt umgestalten, ewig verdammt sein auf engherzig angelegten Drillanstalten eingeschulmeistert zu werden — blos weil diese Wissenschaften damals, als die Universitäten gestiftet wurden, noch nicht erfunden waren? Nein, der Rahmen der Universitäten muß erweitert werden, so daß er jene Wissenschaften mit umspannen kann, denen wir Eisenbahnen und Telegraphen verdanken und die auch an innerer Würde, an Tiefe der Speculation und an folgerechter Gedankenentwickelung den Wissenschaften der vier alten Facultäten um kein Jota nachstehen. Diese neuen Wissenschaften müssen endlich mit den alten in engen gegenseitig befruchtenden Verkehr treten und wie sie auch in wahrhaft humaner Weise dem freien Schüler gelehrt werden.

Es ist interessant zu verfolgen, wie diese Idee einer wahren universitas litterarum, welche in der Geschichte der höheren Bildungsanstalten Epoche machen wird, durch eine Verkettung von zufälligen Umständen sich in's Dasein ringt. Jene Staatsmänner, welche sie mehr oder weniger bewußt erfaßt hatten, brachten nach Verwerfung der eidgenössischen Hochschule durch die Bundesversammlung vor Allem einen Compromiß zu Stande, daß wenigstens Zürich der Sitz des Polytechnicums werde. Sofort wurde nun aus scheinbar äußeren Gründen — nämlich einfach der Ersparniß wegen — eine Verbindung mit der Züricher Hochschule in verschiedenen Beziehungen hergestellt. Der Züricher Staat, welcher das Gebäude für das eidgenössische Polytechnicum zu erstellen hatte,

richtete es so ein, daß darin auch für seine Hochschule Raum war. Ferner gestattete er dem Polytechnicum die Benutzung der schon bestehenden wissenschaftlichen Sammlungen, die nunmehr auch bereits in dem gemeinschaftlichen Bau aufgestellt sind. Endlich wirken eine Anzahl von Lehrern in Physik, Chemie, den beschreibenden Naturwissenschaften, Literatur, Aesthetik &c. an beiden Anstalten zugleich durch Vorlesungen, welche von den Studirenden beider Anstalten besucht werden. Von diesem Umstande hatte zunächst die Züricher Hochschule als solche großen Vortheil, denn sie erhielt einen Zuwachs von Lehrkräften ersten Ranges, die sie mit ihren eigenen beschränkten Mitteln kaum hätte erwerben können. Es genüge an Namen wie Clausius und Vischer zu erinnern.

Wenn dereinst die Verschmelzung der Hochschule und des Polytechnicums zu einer einheitlichen Pflanzschule der gesammten Wissenschaft als vollendete Thatsache dastehen wird, dann wird die Schweiz, ja Europa wird danken können den Männern, welche einst in der Bundesversammlung in eingestandenem Eifer gegen die idealen Interessen die eidgenössische Hochschule verwarfen. Dann zeigen auch sie sich als solche, die es menschlich dachten böse zu machen, aber durch die es die Fügung aus der Höhe schließlich gut gemacht hat.

Noch ist diese völlige Verschmelzung eine Perspective. Sie ist sogar in diesem Augenblick ein wenig weiter in die Ferne gerückt, als es anfangs schien. Seit nämlich Kern die Leitung des Polytechnicums aufgeben mußte, um den Gesandtschaftsposten in Paris anzutreten, stehen Männer an der Spitze der Anstalt, die, wie es scheint, von jener Idee der Vereinigung nicht erfaßt sind, die sich vielmehr mit allen Kräften dagegen sträuben. Aber hoffen wir, daß auch hier wieder die Dinge mächtiger sein werden, als die Menschen.

So ist denn die Züricher Hochschule zwar in mannigfacher Beziehung zum Polytechnicum, doch eine selbstständige Anstalt unter eigenen Behörden und mit getrenntem Lehrkörper. Kehren wir zu ihr zurück. In ihre Geschichte hat vor etwa einem Jahre wiederum ein Ereigniß mächtig fördernd eingegriffen, die Aufhebung des letzten Klosters auf Züricher Boden, der reichen Abtei Rheinau. Wie verfügten durch ihre Vertreter die schlichten Bauern des Staates Zürich über diese ihnen zufallende große Erbschaft? Sie wird nicht verschleudert für destructive Zwecke, für Kanonen und andere Mordwerkzeuge. Sie wird auch nicht verwandt zur Förderung der materiellen Interessen, was man von einem anscheinend ausschließlich industriellen Volke am ersten hätte erwarten sollen. Nein, die Güter von Rheinau sollen der Geistesbildung zu Gute kommen. Sie werden lediglich für Kirchen- und Schulzwecke verwandt. Ein namhafter Bruchtheil davon im Betrage von einigen Millionen Franken ist zu den Fonds der Hochschule geschlagen. Er wird namentlich auch dazu dienen, die wissenschaftlichen Sammlungen und Institute reicher auszustatten, und dann steht die Züricher Hochschule auch hinsichtlich ihrer materiellen Mittel kaum hinter einer ihrer Schwesteranstalten in Deutschland zurück. Uebrigens waren schon bisher einige der Institute für die medicinische Facultät wahrhaft glänzend, insbesondere die Anatomie und die klinischen Anstalten. Auf der ersteren sind jeden Winter durchschnittlich 130 menschliche Körper in einem prachtvollen Secirsale zur Verfügung der Studirenden. Das ist eine Gelegenheit, Anatomie, die Grundlage alles medicinischen Wissens, zu lernen, wie sie in solcher Ausdehnung nicht oft geboten wird. In den Kliniken des neuen Cantonsspitals unterrichten ein Griesinger und Billroth mit Benutzung eines Materials, wie es nur die größten Städte Deutschlands bieten können. Außerdem besitzt Zürich auch eine psychiatrische Klinik, ein Institut, das bei fast allen deutschen Universitäten gänzlich fehlt. Sie wird gleichfalls von Griesinger geleitet, der bekanntlich auch in der Irrenheilkunde zu den ersten Autoritäten zählt.

Den gegenwärtigen Bestand des Lehrkörpers der Züricher Hochschule im Einzelnen zu durchmustern wäre überflüssig; sind doch fast alle Lehrstühle mit Männern besetzt, die schon als Forscher und Schriftsteller in den weitesten Kreisen bekannt sind. Es möge nur noch vergönnt sein, einen Blick auf das Leben der Studenten der Züricher Hochschule zu werfen. Der deutsche Jüngling, der gelockt durch den Zauber des Schweizerlandes und den wissenschaftlichen Ruf des Limmat-Athens aus der Ferne dahinkommt, findet dort alle Schattirungen seines heimischen Studentenlebens, vom buntfarbigen Corps bis zur deutschen Burschenschaft mit schwarz-roth-goldnem Bande. Auch die Studenten, welche sich keiner Verbindung anschließen wollen, sondern lieber ungebunden durch äußere Formen in Studium und Vergnügen ihre eigenen Weg gehen, werden sich wohl fühlen; denn die Dimensionen des Züricher Lebens sind doch schon so große, daß die Veranlassungen zu Conflicten, die in den kleineren deutschen Universitätsstädten an der Tagesordnung sind, kaum jemals vorkommen. Der Ton unter den Studenten ist durchweg als ein guter zu bezeichnen, nur selten sind Ausschreitungen zu beklagen, obgleich, oder vielleicht gerade weil keine pedantische Disciplinargewalt in die Freiheit der Entwickelung hemmend einzugreifen sucht.

Hat der Züricher Studiosus an einem heißen Sommertage in den Hörsälen geschwitzt, so kann er sich Abends in den krystallnen Fluthen des lieblichen Sees abkühlen oder zum Ruder greifend auf seinen Wellen sich schaukeln und schwelgen im Anblick der von den Strahlen der sinkenden Sonne erglühenden Alpen. An freien Tagen führt ihn ein Bahnzug in wenigen Stunden tief in die Alpenwelt selbst. Ihre erfrischende Luft kräftigt ihn zu neuer geistiger Anspannung. Aber auch die langen Winterabende kann der Student sich auf's Mannigfaltigste verkürzen. Zieht er nicht die muntere Gesellschaft der Cameraden bei Wein und Bier vor, so findet er reichlich Gelegenheit zu gemüthlicher Erholung in den bescheidenen Salons seiner Lehrer, was besonders den Norddeutschen willkommen ist. Auch hierin ist die Züricher Hochschule mancher andern überlegen. Das Verhältniß zwischen Docenten und Studenten ist kein kaltes auf den Hörsaal beschränktes. Es findet vielmehr ein vielseitiger persönlicher Verkehr zwischen Lehrern und Lernenden statt, der natürlich nicht verfehlen kann auf beide Theile anregend zu wirken, um so mehr, als er durch keinerlei geschmacklose Hofrathsalluren getrübt wird.

So sieht es aus in dieser freien Burg deutscher Wissenschaft. Möge sie noch lange Jahre fest stehen, und mögen noch recht viele deutsche Jünglinge in ihren stolzen Hallen zu freien deutschen Männern heranreifen!

Ein Schweizer Docent.

Eines deutschen Technikers Lehr- und Meisterjahre.

Von **Max Maria von Weber.**

Bauer und Officier. — Der Sohn des Dresdener Canzelisten. — Der Frankenberger übercomplete Unterkanonier. — Aggregirter Lieutenant ohne Gehalt. — In seiner wahren Sphäre. — Der Wasserbaudirector. — Als Trainführer. — Nach dem 29. Bülletin. — Von Kosaken gefangen. — Schwerer Abschied von der Gefangenschaft. — Fortschritte auf seiner Bahn.

Es giebt noch keinen Ruhm für den deutschen Techniker! Noch sind die Herolde beim großen deutschen Geistesturnier nicht geneigt den neuen Kämpfer als ebenbürtig anerkannt mit den alten Disciplinen des Wissens in die Schranken treten zu lassen.

Die Gründe dafür liegen nahe und sind tief im Charakter des Volkes begründet. Jede Civilisation ist partiell, jede hat ihre schwachen Seiten und Lücken, und die ideale Richtung des deutschen Genius ist die Wurzel der Mängel deutscher Cultur, wie ihrer höchsten Blüthen. Mehr als andere Völker haben wir lange Zeit über das **Wissen** das **Können** vergessen. Die **Technik** ist aber das **verkörperte Können**, und da sie nun plötzlich an der Hand des Geistes der Zeit unwiderstehlich in unsere Mitte tritt, da rümpfen die alten Wissens-Brandhen von tausend Ahnen, die Theologie und die Medicin, die Juristerei und die Kunst, die der Kräfte des jungen Riesen nicht mehr entbehren, sich seiner nicht mehr erwehren können, wenigstens die Nase über seine Abkunft und fragen: „Was will der Schmied, der Maurergesell, der rußige Gießer in unserer Mitte? Das **Geld**, das er erwirbt, soll ihm gegönnt sein, Ruhm, Ehre, Unsterblichkeit gehören uns allein!“ Sie vergessen dabei, daß alle geistigen Thätigkeiten, mögen

sie sich nun in Kunstwerken, guten Büchern, guten Predigten, guten Heilungen oder im Bau solider Straßen, kühner Brücken, sinnreicher Maschinen, wunderbarer Apparate kundgeben, zu *gleich tüchtigen Leistungen gleiche Maße von geistigen Kräften erfordern* und *nur ein* Endziel, die Befreiung des Menschengeistes, haben! Die Thatsache ist indeß frappant.

Fragt in Deutschland jeden mittelmäßig Gebildeten nach unsern Dichtern, unsern Malern, unsern Philosophen vierten und fünften Rangs, er wird euch Bescheid thun, ihre Namen, ihre Werke kennen; schlagt eine unserer wenigst vollständigen Encyclopädieen, eine kurzgefaßte Culturgeschichte auf, und eine Fülle von Stoff aus allen Disciplinen quillt Euch entgegen. Der Ruhm hat die Namen der Erbauer jedes Kirchleins, der Maler jedes mittelmäßigen Bildes verzeichnet, und der unsterblichen Namen ist kein Ende. — Und dann fragt den allergebildetsten Deutschen, die besten Encyclopädieen, die ausführlichste Culturgeschichte nach dem Namen des Erbauers der kühnsten Eisenbahn, der stolzesten Brücke, der segensreichsten Eindämmung oder Entwässerung, fragt nach dem Erfinder der Locomotive, die Euch zieht, des Webstuhls, der die Kleider auf Euerem Leibe webt, des Gaslichtes, das Euere Städte durchstrahlt, — — und sie werden Euch die Antwort schuldig bleiben oder Euch dürftig berichten! —

Noch denkt sich selbst der gebildete Deutsche den *praktischen* Techniker als eine Art höheren Schlossers, Schmieds oder Maurers, ja er *mißtraut* daher dessen *Tüchtigkeit*, wenn derselbe die Lebensformen der gebildeten Welt, saubere Wäsche und unverarbeitete Hände zeigt. Daß gar ein Genie, welches jedem Andern ebenbürtig ist, ihm beiwohnen, er vielleicht sogar zu den Trägern des Ruhms des Vaterlandes gehören könne, erscheint noch fast belächelnswerth. Unsere Nachbarvölker gen Westen sind uns in der Erkenntniß der Würde der Technik als Verlebendigung des großen civilisatorischen Agens der Zeit, der Stellung, welche die Techniker im Volksleben einzunehmen haben, weit voraus. Sie haben längst Technik und Techniker als erwachsene Kinder der Zeit mündig erklärt!

Das ist eine der Haupt-Lücken in der deutschen Cultur.

Wenn wir daher heute von einem Manne erzählen wollen, der der deutschen Technik den größten Dienst geleistet, mit großem Talente das deutsche Eisenbahnwesen von fremden Einflüssen frei gehalten, die bis heute gültigen Grundprincipien des deutschen Eisenbahnbaues zuerst verkörpert, dessen Organisation zum Theil geschaffen, die erste große mit Dampf befahrene Eisenbahn selbst gebaut, und in den Männern, die ihn als Jünger umstanden, die Ausbildner eines großen Theils des deutschen Eisenbahnsystems hinterlassen hat: so erwarten wir nicht, daß das deutsche Volk seinen Namen kennen werde. Aber wir halten es für Pflicht, von ihm zu erzählen, was er, dessen Fachgenossen in Frankreich und England, die nicht mehr werth waren denn er, als Millionäre starben, als guter Deutscher leistete, wie er rang und litt. Unser wenn auch schwaches Wort, soll mahnen, daß das deutsche Volk die Männer, welche in den neuen Thätigkeitskreisen der Technik für seine Wohlfahrt denken und wirken, kennen und schätzen lernen und ihnen die Ehren gewähren möge, mit denen es so bereitwillig, wenn auch meist zu spät, seine „Dichter und Denker“ krönt.

Es war im Sommer 1811. Napoleon zog die Wolken zu dem großen Gewitter von 1812 zusammen, und sein Zauberwort hatte auch die bis dahin lässig betriebenen Arbeiten am Bau von Torgau's Festungswerken in fieberhafte Hast gejagt. Des Gouverneurs, Oberst von Boblick, scharfes Commando, des Obersten von Langenau gefürchtete Inspection und des wilden Major Coudray polterndes und schreiendes Scheltwort jagten Officiere und Mannschaften trotz glühenden Sonnenbrandes im Geschwindschritt zur Arbeit und schweißtriefend von derselben. Erschöpft und nach einer Labung lechzend füllten die Junker, Lieutenants und Capitäns vom Dienst rasselnd zur Frühstückszeit das Delicatessenzimmer des Italieners Petacca am Markt.

In der bequemsten Ecke sitzt da bereits ein alter Mann in Bauerntracht der Leipziger Gegend, den breiten dreieckigen Hut neben dem Glase auf dem Tische, die Füße mit den derben Schnallenschuhen weit von sich gestreckt, den Quersack neben dem Stuhle; eine prächtige, kräftige, aufrechte Greisengestalt mit klaren, offenen Augen. Der letzte der eintretenden Officiere, ein kleiner, blatternarbiger Lieutenant mit breiten Schultern und gedrungenem Körper, dessen sonst unschönes Gesicht zwei wunderbar kluge, kleine Augen mit Humor und Güte zugleich überblitzen, eilt auf den Alten zu, umarmt und küßt ihn und sitzt bei ihm und schenkt ihm ein und läßt ihn nicht, bis die Trommel wieder zur Arbeit ruft. — Im Anfang wollen die Cameraden Spottblicke auf das Paar werfen, der junge Officier sieht ihnen aber so muthig in die Augen und steht trotz seiner Jugend in so hohem Ansehen unter ihnen, der alte Mann spricht so gemüthvoll, klug und unterhaltend mit den Herren, daß sie ihn bald umringen, wenn sie kommen, und ihm die Hand schütteln, wenn sie gehen. Der Alte ist der Leinweber, Häusler und Acciseinnehmer *Andreas Kunz* zu Dürrweitzschen bei Leisnig, ein eifriger Musikus und jovialer Mann, der mit anderen Gleichgesinnten auf den Dörfern die Jugend nach seiner Musik springen läßt und mit Quersack und Geige zu Fuß nach Torgau gewandert ist, um seinen Enkel, den kleinen Carl Theodor, einmal mit den dicken Lieutenants-Epaulettes und dem Portepée zu sehen.

Der aber ist ein munterer, zwanzigjähriger Unterlieutenant, der noch keinen Bart, aber Muth und Entschlossenheit für drei bärtige Männer, Thatkraft und Umsicht für eine Brigade hat, den seine Cameraden lieben und schätzen, seine Untergebenen, die er kurz hält und fuchtelt, auf Händen tragen, für dessen Großvater die Officiere endlich Tänze abschreiben, um den prächtigen Alten lachen zu sehen — weil es dem jungen Cameraden Freude macht!

Nach diesen Tänzen sollte keine Dorfjugend sich mehr drehen, der Alte starb, den Quersack auf dem Rücken auf einem Feldrain sitzend, in der Nähe der Heimath einen seligen Tod am Schlage; aber er hatte den geliebten Enkel noch einmal gesehen, der ihn für allen Kummer, den seines Sohnes Geschick ihm bereitete, so fröhlich schadlos hielt und kein Anderer war, als der Erbauer der ersten großen deutschen Eisenbahn. —

Hinter dem jungen Officiere, der so leichtlebig und schon damals in Torgau unglaublich thatkräftig auf seinen derben Schultern den halben Dienst seines hypochondrischen Hauptmann Essenius, des bequemen Premier-Lieutenant Hermann und des lüderlichen Collegen Vitzthum mit übertrug, lag eine Jugend voll trüber Leiden, in deren Gluth aber der gute Stahl seines Charakters zu einer geschmeidig schneidigen Klinge für den Kampf des Lebens gehärtet worden war.

Sein Vater, Gottlob Friedrich Kunz, hatte zu der Armuth einer Canzelistenstelle im damaligen sächsischen Geheimen Finanz-Collegium die Armuth einer jungen Verwandten, Wilhelmine Michaelis, geheirathet. Mußte aber auch selbst die Aussteuer und erste dürftige Einrichtung durch spärliche Hülfe kaum wohlhabenderer Angehöriger beschafft werden, so brachte ihm Wilhelmine doch einen solchen Schatz an Edelsinn, Dulderkraft und Tüchtigkeit zu, daß er, auf den ältesten Sprossen dieser Ehe, Carl Theodor, vererbt, hinreichte, diesem das volle Anrecht auf die Würde eines bedeutenden Menschen zu erwerben.

Die rasch aufeinanderfolgende Geburt mehrerer Kinder, Krankheiten aller Art (von den Blattern wurde das Gesicht Carl Theodor's in seinen Formen sehr zum Nachtheil gänzlich verändert), endlich Kriegsverläufe drückten das Jammerleben der Familie des Canzellisten bis auf die unterste Grenze tragbaren Elends herab. Dem Manne brach die Unablässigkeit der Schicksalsschläge die Kraft; er fügte durch das Sinken seines Charakters neue Last auf die gebeugten Schultern seines armen Weibes. Die gläubige Dulderin aber verließ das Gottvertrauen nicht. Als sie kein Kleid mehr hatte, in dem sie sich ohne Scham geschmückten Kirchengehern zugesellen konnte, schlich sie in der Morgendämmerung zum Frühgottesdienst, um Kraft zu finden, ungebrochenen Herzens das Schwarzbrod zum Frühstück, die Kartoffeln mit Salz zum Mittag unter die mattäugigen Kinder auszutheilen und aus ihren Lumpen, mit Geschmack sogar, immer wieder etwas halbweg Tragbares zusammen zu stoppeln, aus verschluckten bitteren Thränen immer wieder Stärkung zu einem Lächeln für ihre Kleinen zu saugen. Sie war ein Held im Ringen mit den Prüfungen Gottes! Carl Theodor schrieb später in seiner kräftig tiefen Weise: „Meine Mutter war ein Engel. Die himmlische Gerechtigkeit muß ihr jenseits durch den höchsten Grad der Seligkeit vergolten haben, was sie hier für Mann und Kinder that!“

Ein verkommener, aber nicht unwissender Candidat der Theologie, der, wo möglich noch ärmer als die Kunz'sche Familie, sein jämmerliches Lager in einer von dieser ermietheten Kammer aufgeschlagen hatte, auf dem er sich mit seinem abgeschabten Röckchen

zudeckte, wurde, mit den Kartoffeln des Mittagstisches und dann und wann einem Dreierdütchen des von ihm leidenschaftlich geliebten Schnupftabaks honorirt, Carl Theodor's erster Lehrer, bis es durch Hülfe eines Oheims möglich wurde, ihn die Neustadt-Dresdener Bürgerschule besuchen zu lassen. Dem armen, in Elend verkümmerten Candidaten verdankte Carl Theodor seinen Respect vor classischem Wissen und die Keime seiner Kenntniß hierin.

Schon in der Schule galt er nicht allein für einen guten Kopf, sondern die Kraft seines sich rasch und im starken Anspannen gegen den Druck seiner Lage entwickelnden Charakters und sein frühreifes Talent, die Verhältnisse zu überschauen und zu beherrschen, machten ihn in allen Classen zum selbstverständlich gewählten Mittelpunkte der jugendlichen Bestrebungen, mochten sie nun auf eine organisirte Prügelei oder ein systematisches „Nachreiten“ vor den Examinibus gerichtet sein. Seine rührige Gefälligkeit eroberte ihm die Alten, und der Gewinn der Neigung des bejahrten Bibliothekar Daßdorf stellte die Schätze der königlichen Bibliothek zur Verfügung des geistvollen Knaben, dem eine trigonometrische Formel den Schlaf rauben konnte, der um ein physikalisches Experiment die schönsten Spiele im Stiche ließ und, auf einem Baume in seines Onkels Michaelis Garten sitzend, in Ludwig's „Reichshistorie“ vertieft, oft umsonst zum Mittagsessen erwartet wurde. Noten copiren und Accisebücher verificiren mußte nebenher in den Nächten die Mittel zur Erwerbung des Confirmations-Rockes liefern.

Wen Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie erfüllten, für den gab es damals nur einen Beruf, in dem er Talente und Lust zur Geltung bringen konnte. Es war der militärische. Carl Theodor, den geistige Richtung und körperliche Kraft gemeinschaftlich dafür eigneten, wurde seiner Prädestination inne, als die Neutralitätsdurchmärsche vor der Schlacht bei Jena und des Prinzen Louis Ferdinand glänzendes Feldherrnbild, das leider in den letzten Stunden von dessen Anwesenheit in Dresden durch den Eindruck seiner bis auf die Straße herab gespielten Bacchanale befleckt wurde, des Jünglings ehrbedürftige Seele mit lockenden Erscheinungen füllte.

Der Rath des alten trefflichen Generals Aster, dessen Familie den strebenden Knaben lieb gewonnen hatte, führte ihn vor dem Eintritte in das Corps der Ingenieur-Scholaren, den Carl Theodor's Jugend und Armuth verhinderte, in die unentgeltlich unterrichtende Bauakademie. Nur sein immer regeres Interesse am technischen Wissen und die freundliche Forthülfe älterer Mitschüler ließen seinem organisatorischen Genius den systematischen Unterricht an dieser Anstalt, die ein Director Hölzer im Sinne seines Namens verwaltete, nicht unerträglich werden.

Als er seine Studien im Gefühle, nicht mehr weiter zu kommen, hier schloß, waren seine Verhältnisse dieselben geblieben, und die ihm so golden schimmernde Traube des „Corps der Ingenieur-Scholaren“ hing immer noch zu hoch.

Armuth zog überall die Schlagbäume vor die Pfade, auf denen der nun Siebzehnjährige ausschaute, Armuth hing als schweres Gewicht an seiner fleißigen, so gern gerührten Hand, Armuth deutete mit eisernem Finger auf die allerunterste Thür zur Staffelleiter seiner Wünsche. Es fand sich kein Protector für ihn. Carl Theodor hat immer Kopf und Arm, selten Gönner, fast niemals Glück gehabt.

Also Soldat! Aber nicht Ingenieur, sondern aus Gefälligkeit gegen Aster aufgenommener „übercompleter Unterkanonier“ in der Compagnie des Artillerie-Capitäns Tüllmann zu Frankenberg!

„Einzutreffen am 3. October mit den Lauferdonnanzen von Dresden!“ Ein Paar Hemden in einem alten Schulbücherranzen, die Stiefeln neu besohlt, einen Thaler Geld im Lederbeutelchen, wandert der erste deutsche Eisenbahn-Ingenieur mit Thränen in den Augen und schmerzenden Füßen hinaus in die große Weltschule, die an ihm einen ihrer ausgezeichnetsten Schüler ziehen sollte. Ein alter Oberkanonier, Schulze, nimmt sich des schüchternen Rekruten an, bei einem jungen Sergeant-Major Richter, einem verdrossenen Mann, den eine Liebesheirath um die Carriere gebracht, findet er billige Kost und ein hartes, im Winter durch die lockern Ziegel mit Schnee bestreutes Bett unterm Dach. Die Officiere der Compagnie, der finstre Tüllmann, der behagliche von Hanmann, der wackere von Schirnding und Knauth stoßen ihm zwar das dreieckige Hütchen, dessen richtiger Sitz niemals ergründet worden ist, Jeder nach seinem Gesichtspunkte correct auf den Kopf, werden aber bald des aufgeweckten „Stiftes“ froh, der spielend den Dienst lernt und dem auch das „verdammte Zeichnen und Studiren“, ja selbst die erste Liebe zum hübschen Kinde des Materialisten der Hauptwache, das ihm Rosinen und Aepfel und wohl auch Brod unter ihren Küssen zusteckt, nicht die „Attention“ beim Exerciren mit Commißgewehr und der alten achtpfündigen Uebungshaubitze verdirbt.

Und dennoch war es eine schwere Zeit bei den Hungernachrichten von daheim und der Vereinsamung des Geistes, die Zeit des Gehorchenlernens! — jene bedeutungsvolle Periode in Carl Theodor's Leben, die ihn so meisterlich befehlen lehrte. Kaum aus dem Rohstoffe des Menschen in der Glühhitze der Rekrutenzeit zum Soldaten geschmiedet, führt ihn der Donau-Marsch des Rheinbundcontingents und Napoleon's kategorisches Breve: „Ersatzbataillone in aller Eile, gleichviel, aus welchen Leuten, zu bilden“, nach Dresden. Hessen, Braunschweiger, Oesterreicher rückten in Sachsen ein, der König floh nach Frankfurt und die Reservebataillone, -Schwadronen und -Batterien wurden à tout prix und unter Verwendung des Abhubs und Rostes alles Materials an Menschen und Waffen aus der Erde gestampft.

Die ältesten Officiere, Invaliden und unreife Knaben commandirten. Die Artillerie hatte fast keine Geschütze, die Infanterie miserable Gewehre, die Cavallerie nur zum Theil roh vom Acker geholte Pferde. Die traurige, vielgeplünderte Rückzugscolonne sammelte sich, von dem steinalten, täglich auf dem Pferde festgeschnallten General Riesemeuschel und dem schielenden Low geführt, bei Weißenfels.

Die Gelegenheit zum Avancement war gut; Carl Theodor aber hatte kein Glück! Die rath- und kopflosen Maßnahmen der alten Kriegsberather mit wackelnden Köpfen erregten oft höchst undisciplinarische Gelächter, zu denen Carl Theodor, dessen genialem Dispositionssinn bei aller seiner Unerfahrenheit die Komik der Situation nicht entging, oft genug das Signal gab. Das Talent kam bei der Anhäufung von „Kehricht“, dem der große Besen so nahe stand, zur Geltung. Der Oberkanonier Kunz hatte bei dem Oberstlieutenant v. Mosel die Functionen von Stabssecretair, Adjutant und Instructor zugleich, Kenntniß von schriftlichem Dienst aus dem Vollen schöpfend.

Der Schluß der traurigen Affaire führte ihn 1810 als Corporal nach Dresden zurück, und die erregte Aufmerksamkeit bahnte ihm den Weg zur Artillerieschule. General Rouvroy theilt ihm mit, daß er Officier werden könne, wenn er im Stande sei, die Studien vor Mitte nächsten Jahres zu beenden. Er beschließt, das Unmögliche möglich zu machen! Um keinen Augenblick des Studiums zu missen, quartiert er sich nun in der Kaserne ein, und wir sehen ihn, zehn Monate lang, fast ununterbrochen über Reißbret und Buch gebeugt. Die Wache muß den auf seinen Papieren Entschlafenen wecken, die Ärzte schütteln den Kopf und mahnen ihn, das Seelenfieber zu mäßigen; aber er eilt von der schlechten, am Arbeitstische eingenommenen Kost, die Unterrichtsstunden zu geben, die ihm den kargen Lebensunterhalt liefern, um rastlos zur Arbeit zurückzukehren, bis die physische Unmöglichkeit allem Weitern ein Ende macht. Erst dann gönnt er sich einige Stunden Ruhe.

Vom Studium augenkrank, mit Scropheln behaftet, zum starken Tabakschnupfer geworden, an Leib und Seele elend, besteht er das Officiersexamen glänzend, erhält die erste Censur — hält das Officierspatent und die ersehnten sechszehn Thaler Gage in Händen — da wird ein Graf Vitzthum, bis dahin Schüler des Gymnasiums zum Kreuz, ohne alle militärische Vorbereitung, in die Reihe der Ernannten eingeschoben, und Carl Theodor mit seiner auch der Zeit nach ersten Censur wird dadurch — aggregirter Lieutenant — ohne Gehalt!!

Also Officier und tiefer im Elend, als je zuvor!

Er verzagte nicht. Auf Wucherzinsen schießt ihm ein Hoflakai die nicht unbeträchtliche Summe zur Equipirung vor (die Epaulettes kosteten allein 45 Thaler), und Unterricht, zum bescheidensten Preise von zwei Groschen die Stunde gegeben, muß wieder nähren. Zur Armirung der mit unerhörter Eile verstärkten Festung Torgau war ein Pulvertransport hinabzubringen. Der jüngste Artillerie-Lieutenant muß doch für alt an Muth und Umsicht gegolten haben. Er erhielt das Commando der gefährlichen Sendung und landete seine Pulvertonnen nach drei Tagen unbehaglicher Fahrt vor der alten Festung. Hier wurde im Sturm gebaut und im Sturm gelebt. Es mangelte an Officieren für die

Leitung der Arbeitermassen, die bis zur Erschöpfung angespannt wurden, denn „der Kaiser" hatte befohlen! Die Artillerieofficiere wurden zur Assistenz der Ingenieure commandirt, und hier in Torgau war es, wo Kunz zum ersten Male in die Sphäre trat, in der seine großen Fähigkeiten bei aller Leistung doch niemals vollkommen zur Ausnutzung gekommen sind.

Mit Anleitung der Arbeiten an der Elbe beauftragt, entwickelte er bald sein Dispositionstalent, seine Gabe, die Leute zu befeuern, Ideen zu benutzen und Individualitäten zu durchschauen. Der rapide Fortschritt seiner Ausführungen, seine Disciplin entgingen seinen Vorgesetzten nicht, und bald sah er sich als Rathgeber seiner ältern Collegen allenthalben in Anspruch genommen und weit über seine Stellung in der Meinung erhoben.

Am häufigsten aber trat, wenn der junge Officier Bettungen legte, Schießscharten einschnitt, Wallgeschütze aufbrachte, Grabenböschungen, Escarpen und Contrescarpen mit Faschinen revetirte und Alles den Leuten nach seinem Commandoworte von den Händen zu fliegen schien, nie eine Anordnung sich widerrief, keine die andere hinderte, ein großer, starker Mann im Civilrocke mit einem Orden darauf, aufmerksam an die wimmelnden und doch so wohlgeordneten Ameisenhaufen bei der Arbeit heran, oft lächelnd und billigend mit dem Kopfe nickend. Bald wurde er mit dem selbst Hand anlegenden kleinen Lieutenant, der im Regen und Schneegestöber der Erste und Letzte bei der Arbeit war, bekannt, und der Umgang des älteren Mannes, welches der sächs. Wasserbaudirector Wagner war, fesselte den Müden oft an einem Ecktischchen bei Petacca im lehrreichen Gespräch, während die Cameraden an der Tafel lustig die Würfel springen ließen. Kunz trat im Jahre 1811 zu Torgau zum ersten Male in's Leben der Gesellschaft, das dem Unterofficiere verschlossen geblieben war. Der Krieg stand in Aussicht, die körperliche Zucht fiel an Werth! In hohem Maße charakteristisch für die fast schroffe Keuschheit von Kunz's Individualität war, daß er zwar dem Spiel erlag und sein kleines Hab und Gut und viel darüber verlor, immer jedoch sich mit Ekel von Orgien wandte, bei denen das Weib, das er mit einer, seinem Wesen seltsam anstehenden Schwärmerei feierte, in den Schlamm der Gemeinheit sank. Später, mit einer religiös gepflegten Neigung im Herzen, reihte er all sein kräftiges Denken und Fühlen wie Edelsteine um das geliebte Bild, das ihn gleich einem Amulette auch später bei den Versuchungen in Frankreich vor jeder Wüstheit schützte. Torgau wurde in jeder Beziehung bedeutungsvoll für sein späteres Leben.

Als Trainführer bei der Batterie des Hauptmann Essenius finden wir ihn, immer noch jüngster Lieutenant, auf dem Marsche nach der pommerschen Ostseeküste, wo eine Abtheilung der sächs. Armee mit ein paar Tausend französischer Mariniers, Douaniers &c. die zweite Abtheilung des Armeecorps Augereau's, Herzog von Castiglione, bilden sollte, an der Tafel dieses geistvollen Feldherrn in Berlin. Heiter, aber zum Entsetzen und schämigen Erröthen der adligen deutschen Officiere, erzählte dieser, wie er als armer Sohn eines Maurergesellen und einer Hökerin, vor der franz. Revolution im sächsischen Regimente Prinz Max, als gemeiner Grenadier mit dem nachmaligen Bischofe Mauermann als Nebenmann, gestanden habe. General Morand, ein roher aber kluger Haudegen, commandirte in Stralsund und Rügen. Ein gewaltiger Sturm wirft eine Flotille von vierzehn feindlichen Kauffahrern an den Strand bei Jasmund. Kunz zeichnet sich beim Bergen der reichen Beute und der Mannschaft aus, von Morand bemerkt, der ihm sein „tüchtig Theil" an ersterer selbst verspricht. Der gewaltige Erlös der russischen Waaren ward vierzehn Tage später unter die Franzosen allein vertheilt, und Kunz's Theil besteht in nichts, als — einem englischen Reitzeuge!

Das berühmte 29. Bulletin von der großen Armee ändert Scenerie und Gemüther. Die hochfahrenden, brüsken Franzosen werden geschmeidig, das unwiderstehliche „Vorwärts" wandelt sich in eiliges „Zurück". Cassen, Kostbarkeiten und Zugthiere werden zusammengerafft, und vier Wochen lang ununterbrochen wälzt sich das Armeecorps durch die grundlosen Moorwege des Thauwetters und die schneidenden Eiskrusten der Frühlingsfröste, seinen Weg mit Fieberkranken und Erfrierenden bezeichnend, rastlos der Elbe zu. Immer noch commandirt Kunz den Train der Brigade Essenius. Er findet unermüdet allenthalben Pferde für seine Geschütze, seine Karren. Gleichmüthig spannt er, trotz des Zeterschreis der Lakaien, die Paradepferde aus dem Marstalle des Mecklenburger Großherzogs im Gallageschirr neben den todtmüden Ackergaul der Bauern, ohne Unterschied bettet er seine triefenden Leute, die Pistole in der Faust, in die Salons der stolzen Krautjunker wie in den Stall des Leibeigenen. Bald belegen und behängen sich seine Wagen, ja die Geschütze selbst, mit todtmatten Kranken, die um Gotteswillen um ein Plätzchen auf einem Tritte, einer Deichsel bitten.

Kosakenangriffe, unaufhörlicher Regen und Kälte haben das Elend hoch gesteigert, als das Corps die Elbe bei Zollenspieker nahe Hamburg erreicht, sie überschreiten soll und die Fahrzeuge im eistreibenden Strome versenkt findet. Hier ist es Kunz, der die Fahrzeuge im Wasser entdeckt, Mittel zu ihrer Hebung angiebt, einen, die Batterie Essenius anprallenden Kosakenangriff durch einen eigenmächtig abgefeuerten, glücklichen Kanonenschuß und indem er seine Kranken unter Gewehr treten läßt, zurückschlägt. Er ist es, der beim endlichen, unsäglich mühsamen Ueberschiffen der Artillerie so hervorstehende Dienste thut, daß der General Morand, der, einer der Letzten an die letzten Pontons reit und dessen bäumendes Pferd Kunz bändigt, sein Kreuz von der Brust reißt und es ihm reichen will. Da trifft ein Karabinerschuß eines Kosaken das Pferd, das sich überschlägt. Der General ist betäubt, im Tumult geht das Kreuz verloren, das Kunz, zu stolz an Dienste zu erinnern, nie erhalten hat.

Am 1. April 1813 fiel Lüneburg, von Sachsen und Franzosen gehalten, von den Preußen und Russen gestürmt. Hier war es unser junger Lieutenant, der die letzten sächsischen Geschütze am Bremer Thore gegen die in den Straßen quellende Sturmcolonne, trotz des von allen Seiten von fliehenden Cohorten ausgestoßenen Geschreies „Ne tirez plus!", mit blutendem Herzen, aber entschlossener Hand auf die Kinder seines Vaterlandes losbrannte. Im Augenblicke, wo er sie mit einem zerbrochenen Ladestocke vernagelt hatte, wurde er von Kosaken gefangen, mit den Pferdesträngen an sein Geschütz gebunden. Sie rissen ihm die Epaulettes vom Leibe, Geld und Uhr aus der Tasche. Zwischen Dragonern wurden die sächs. Gefangenen, oft hungernd und Alles entbehrend, durch die wild aufgeregten feindlichen Provinzen getrieben. Die Truppen, die sie auch „Verräther" schimpften und mißhandelten, hatten oft Mühe, sie vor dem Fanatismus des Pöbels zu schützen, der in Berlin, durch das sie im traurigen Triumphzuge marschiren mußten, seinen Höhepunkt erreichte. Doch still und Schleier über diese Schrecken des Bruderkrieges! Kunz ruft aus: „Unsere Brüder unter den Waffen sind glücklich. Sie haben das schöne Loos, für den König zu bluten, wir können hier nichts thun, als für ihn beten, leiden und — hungern!"

Wahrlich, Kunzen's Vaterlandsliebe zeigte sich auf dem Prüfstein dieser Leiden echt und fern von jenem „patriotisme d'antichambre", der wie ein Hund zwischen Treppe und Boudoir im Fürstenpalaste oder im Vorzimmer der Minister liegt. Alle Aufforderungen, preußische Dienste zu nehmen, wies Carl Theodor entschieden zurück. Diese Gefangenen waren nach Rußland zu transportiren!

Zweitausend Werste Steppenreise, Elend, Sibirien — sie wußten es nicht, ob sie dem nicht entgegengingen, als sie jenseits Königsberg über die russische Grenze getrieben, auf livländischen Dörfern einquartiert wurden. Die Russen waren ohne Bitterkeit gegen den unbekannten kleinen Feind, und als die Stunde der Auswechselung im September 1814 schlug, da hatte der junge Officier eine große Rundreise auf heitern, prächtigen Landsitzen in Mitaus Umgegend zu machen, von denen er mit Schmerzen schied.

Die Heimath hatte deren kaum weniger für ihn, als die Gefangenschaft. Der Drang die Welt zu sehen ließ ihn die Theilnahme am Feldzuge in Frankreich suchen. Wer den ernsten, scharfkrystallisirten Erbauer der ersten großen deutschen Eisenbahn gekannt, liest nicht ohne tiefe Rührung die Niederschriften aus den Jahren 1816—1818, in denen eine treue, hohe Neigung zu einem edeln Mädchen die Schwärmereien in den alten Schlössern am Rhein, die Tugendkämpfe in dem lockern Frankreich, die Klagen um ein verfehltes Dasein, unbefriedigten Wissenstrieb und über das Sclavenjoch der Folgen des Leichtsinns verklärt, ja ihm sogar die hohe Kraft verleiht, der Gefahr des Erblindens, die ihm in Folge einer Pulververbrennung droht, ohne Verzweiflung in's Auge zu sehen. Wer von uns sächsischen Eisenbahntechnikern vermag sich den strengen „Vater Kunz", mit der Guitarre am blauen Bande, durch die Vogesenthäler streifend, hier Orgel spielend, dort Verse in ein Fenster ritzend, zu denken?! Citate aus allen guten Schriftstellern zeigen seine Belesenheit, die Wahl seiner Lieblinge seinen Geschmack!

(Schluß folgt.)

Die Poesie des Rauchens.

Eine Petition an die Frauen.

Mit Illustrationen von L. Loeffler.

beginnt zu dämmern. Dieses ist die Stunde, wo ich mir eine Cigarre anzuzünden pflege. Ich setze mich dann in meinen Lehnstuhl, schaue in den Abendhimmel hinaus und folge den großen Wolken, die daran ziehen, oder blicke träumend in die kleinen Wolken, die kleinen, blauen Dampfwolken, die aus meiner Cigarre kräuselnd aufsteigen und sich langsam im Zimmer verlieren.

Welch' eine Magie liegt doch in dem Anblick des Dampfes! Ich will nicht von dem Dampf der Locomotive sprechen, denn der bezeichnet Unruhe, Rastlosigkeit, er bezeichnet das Jahrhundert. Auch nicht von der schwarzen Rußwolke, welche über den Fabrikstädten schwebt, oder mit Flammenzungen gemischt aus den düstern Schlöten emporschlägt. Dieser Dampf bezeichnet die Arbeit, die Mühe, die Armuth der Einen, den Reichthum der Andern. Wozu sollen wir unser Dämmerstündchen mit solchen Gedanken stören? Laßt uns den Dampf betrachten, der aus den Hütten der Dörfer wirbelt, den Rauch des Heerdes, diesen Boten des Friedens, diese wahre Wolkensäule der Menschheit, die ihr Canaan sucht. Giebt es ein freundlicheres, anmuthigeres Bild als solch ein Dorf, wenn sein gastlicher Rauch, vergoldet vom Schein der Abendsonne, Euch nach tagelanger Wanderung zu winken scheint? Wenn er Euch seine stille Erzählung von einem einfachen Glück, von Zufriedenheit, von Dankbarkeit, von Fleiß und vom Lohne des Fleißes zu erzählen und Euch in den Worten des Dichters zuzurufen scheint: „wenn's noch auf Erden einen Frieden giebt, so ist es hier!" — Wie trostlos dagegen kommt uns ein Haus vor, dessen Schornstein kalt ist! Hängt nicht über solch' einem Hause selber ein Schatten von Kälte, ein Anflug von Frostigkeit, der uns unwillig macht, seiner Thüre zu nahen und seine Schwelle zu überschreiten? Die Unzufriedenheit, die Schuld oder die Verzweiflung müssen unter einem solchen Dache wohnen. Denn wer das Leben liebt, der liebt das belebende Feuer und den einladenden Rauch, der noch über das Dach hinaus den glücklichen Wohnsitz glücklicher und guter Menschen kennzeichnet. Wenn wir uns ein Bild des Familienlebens machen, so darf der Heerd, das Feuer und der Rauch nicht fehlen. Ja, es giebt einige Völker, welche nur ein Wort haben für die beiden Begriffe von Rauch und Haus; z. B. die schottischen Hochländer. Dem Wanderer, der sich auf ihren weiten Mooren verirrt hat, erwidern sie auf die Frage, ob sich kein Haus in der Nähe befinde: „Geht noch eine Viertelstunde, bis zu jener Schlucht, dann haltet Euch rechts und Ihr werdet einen Rauch finden!"

Ist es nicht ein erhebender Gedanke für mich in meinem Lehnstuhl und stillen Abendstübchen, zu denken, daß der Rauch, welcher in bläulichen Ringen vor mir aufwirbelt, mich mit einer ganzen Kette von ungesehenen Rauchern in Nord und Süd, in Ost und West verbindet? Denn kein geselliges Bindemittel ist dem Rauchen zu vergleichen, und keine geselligere Brüderschaft giebt es als die Raucher. Was hindert uns, irgend einen Menschen auf der Straße anzusprechen, wenn er nur eine Cigarre im Munde hat? Es ist wahr, wir kennen ihn nicht, wir wissen nicht, wer er ist, und haben ihn nie gesehen; indessen seine Cigarre brennt, und er wird unter hunderten nicht Ein Mal verweigern, daß wir die unserige an derselben anzünden. Wo sucht der Raucher auf Reisen seine Bekanntschaften, wenn nicht unter den Rauchern und im Rauchcoupé? Und haben wir nicht in unserm eigenen Museum von Berlin die kleinen, schwarzgebrannten Pfeifchen unseres alten ersten Friedrich Wilhelm, um uns die geselligen Tugenden des Rauchs und Rauchens predigen zu lassen?

Aber ach! die Pfeife selber ist im Verschwinden begriffen. Bald wird es keine Pfeifen mehr geben. Und doch — wie viel Erinnerungen knüpfen sich an die alte Pfeife mit der Kernspitze, die ich dort in einem Winkel meiner Stube stehen habe! Einst, mit einer bunten Quaste verziert, war sie der Stolz meines bescheidenen Studirzimmerchens. Wie viele vergnügte Abende, wie viele glückliche Stunden, wie viele liebe Gesichter erscheinen mir plötzlich, wenn ich die alte Pfeife ansehe! Zuweilen kann ich auch der Versuchung nicht widerstehen, sie hervorzuholen, zu stopfen und anzuzünden. Indessen darf ich mich diesem Luxus nur sehr selten hingeben, etwa nur, wenn meine liebe Frau bei ihrer Freundin gegenüber zu Besuch ist. Denn — offen gestanden! sie liebt den Geruch nicht und behauptet, er schade den Gardinen. Ich will das auch wohl glauben, und wie gesagt, ich beschränke mich meistens darauf, die Pfeife anzusehen. Aber eine schöne Zeit war es doch, als die Pfeife noch florirte und als man nicht zu erröthen brauchte, wenn man in einen Tabaksladen trat, um ein „Paket Knaster" zu fordern!

Wie viel schöne Lieder sind nicht auf die Pfeife gedichtet worden! Voran das schöne Lied des preußischen Grenadiers:

„Gott grüß Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?"

Und dann das andere, welches von einem wahren Anakreon des Tabaks in seiner besten Stunde verfaßt sein muß:

„Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht,
Und der Rauch von Blättern
Sanft mir um die Nase zieht,
Tausch' ich nicht mit Göttern."

Oder das Studentenlied, wo es heißt:

„Knaster den gelben
Hat uns Apoll präparirt,
Und uns denselben
Recommandirt."

Hat einer von den Lesern jemals schon ein Lied zum Lobe der Cigarre gesehen? Ich habe noch keines gesehen, und glaube auch nicht, daß man so bald eines darauf machen wird. Denn doch nur um die Pfeife schwebt jene Art von Poesie, welche die Sänger begeistern kann. Eine Cigarre wirft man fort, wenn sie ihre Dienste gethan; zuweilen auch, bevor sie ihren Dienst gethan. Denn sollen wir ein Geheimniß daraus machen, daß die Waare sich von Jahr zu Jahr verschlechtert und daß eine gute Cigarre bald zu den Seltenheiten gehören wird? Das war doch anders in den glorreichen Zeiten der Pfeife. Ein gutes Paket Tabak ist leichter zu finden, als eine gute Kiste Cigarren. Und dann gab's auch damals den Aerger nicht über Cigarren, welche nicht „ziehen". Eine Pfeife, wenn man sie nur reinlich hielt und vernünftig stopfte, zog immer. Ferner ward eine Pfeife nicht weggeworfen; wie eine Cigarre, wenn sie zu Ende gebrannt ist. Im Gegentheil, man hob die Pfeife sorgfältig auf und ein gut angerauchter Kopf war Geldes werth. Es entspann sich ein Verhältniß zwischen dem Raucher und seiner Pfeife, welches der gegenwärtigen Generation abhanden gekommen, eine Anhänglichkeit, eine gewisse Zärtlichkeit, wie zwischen Jugendfreunden. Es gab damals Pfeifensammlungen, wie es jetzt Waffensammlungen, Münzsammlungen oder Briefmarkensammlungen giebt. Eine der größten und merkwürdigsten Sammlungen dieser Art besaß der Marschall Oudinot. Er hatte Pfeifen von allen Völkerschaften, von allen Formen und Gattungen, von allen Unterschieden des Werthes und des Alters. Am meisten hielt er auf eine gewisse Pfeife, welche einst das Eigenthum von Johann Sobiesky gewesen und welche dem Marschall von der Bürgerschaft Wiens

zum Geschenke gemacht worden, als er während der französischen Occupation Gouverneur der Stadt war.

In Wien hat sich das Pfeifenrauchen noch etwas mehr erhalten. Es giebt auch nirgends schöner geschnittene und kostbarer verzierte Pfeifenköpfe, als hier. Der Wiener „Meerschaum" ist ein Wort, das in die Sprachen aller rauchenden Völker übergegangen ist. Die kostbarsten Pfeifen aber sind diejenigen des Ostens, welche unter dem Namen von „Narghilé" und „Tschibuk" gehen. Kostbare Steine, Gold und Silber werden als Einlage verselben verschwendet. Ein eigener Diener ist nothwendig, um sie in Brand zu halten, und Stunden sind erforderlich, bis solch ein Ding ausgeraucht ist. — Er bedarf der Ruhe, der äußern sowohl wie der innern, um eine Pfeife zu rauchen, und darum wird mit dem Fortschritte der Zeit, der Eisenbahn und der Dampfmaschine die Cigarre immer mehr Terrain erobern. Ueberall, wo rasch gelebt und viel gearbeitet wird, in den großen Städten, den Metropolen des Handels und Verkehrs, hat die Cigarre ihren Triumph gefeiert, und nur noch auf dem Lande, bei den Leuten von „Ehedem" und den Völkern, die hinter der Zeit zurückgeblieben, vermag die Pfeife in Geltung zu bleiben, d. h. die lange Pfeife. Mit der kurzen Pfeife ist es etwas Anderes. Diese, nicht größer, als daß man sie bequem in die Westentasche stecken könnte, hat sich in England erhalten. Dort raucht der Arbeiter, der Handwerker, der Soldat, der Cithmann, der Künstler und Gelehrte seine kleine

In Deutschland.

Im Orient.

schwarze „clay pipe" und stopft sie mit dem stärksten schwarzen Tennessee-Tabak, entweder „Shag" oder „bird's eye". Daß es nur ja Keinem von uns einfalle, dieses Kraut zu versuchen, welches mich an den miserabelsten Tag meines Lebens erinnert. Das war im schottischen Hochland, an der wilden Meeresküste von Ben Cruachan, in einem elenden Fischerdorfe, wo es Westwinde, Seegeruch, Tang und Möven genug gab, aber keine Cigarren. Mein Vorrath davon war erschöpft. Ich war „abgebrannt", wie man zu sagen pflegt. Zu welchem Entschlusse treibt uns die Noth nicht! Einen schlimmeren aber habe ich nie gefaßt, als in jener Stunde, wo ich mir ein Thonpfeifchen kaufte, dasselbe mit „Shag" füllte und mich damit auf ein umgestürztes Boot setzte. Heran donnerte die Brandung des Meeres, das um Jona und die Fingalshöhle rollt; vor mir standen in ossianischem Nebel die Berge von Mull und Kerera, und rings versammelten sich die Kinder, die Schweine, die Schafe, die Gänse und Enten des kleinen Dorfes, — eine barmherzige Gesellschaft, mit kummervollen Mienen und aufrichtigem Jammer in den Blicken. Denn ach! — was ich empfand, was ich litt bei dieser unvergeßlichen Pfeife· „das, o Muse, verbeut dem Dichter zu singen."

In Irland.

Im Süden.

Eine weitere Eigenthümlichkeit dieses Tabaks, welcher — nach unsern Begriffen — weder aussieht wie Tabak, noch schmeckt wie Tabak, besteht darin, daß er, um selbst den Engländern genießbar zu sein, angefeuchtet werden muß, während die Tugend unse-

res Tabaks und unserer Cigarren ist, daß sie trocken oder „abgelagert" seien. Diese Eigenschaft hat der englisch-amerikanische Tabak mit dem sogen. türkischen gemein, welcher in irdenen oder Steinkrügen und mit den verschiedensten Mitteln von getränkten Schwämmen, Wurzel- oder Aepfelscheibchen kühl und feucht gehalten werden muß, um sein ganzes Aroma zu entwickeln. Doch besteht die große Verschiedenheit darin, daß dieser türkische Tabak ebenso leicht, als jener, der englische, schwer ist. Es scheint, als ob dieselbe Scala, wie bei der übrigen Diät, auch hier bewußt oder unbewußt eingehalten werde. Wie die Völker in den südlichen Klimaten sich von so leichten Speisen wie Reis und Früchten nähren und wenig dazu trinken, außer Wasser und verdünntem Wein, während die Völker des Nordens schwere Weine, starkes Bier und hitzige Getränke aller Art bevorzugen und schwerere Speisen genießen, je mehr man sich dem Pol nähert: so scheint auch die Länge der Pfeifen und die Stärke des Tabaks je nach den Breitegraden ab- oder zuzunehmen. Von dieser Regel machen auch die Virginia-Cigarren, welche in Italien geraucht werden, keine Ausnahme. Es sind lange, dünne und dürre Stengel mit der Spitze eines Strohhalmes und von einer solchen Hartnäckigkeit, daß sie erst minutenlang in oder über das Feuer gehalten werden müssen, ehe sie glimmen, und die, wenn sie glimmen, für den Ungeübten den Geruch und Geschmack von angesengtem Löschpapier haben.

An den beiden Endpunkten der europäischen Cultur, im Osten und im Westen, betheiligt sich auch das schöne Geschlecht an diesem Vergnügen. Für die Frauen der niedrigsten Classe in Irland ist ein Pfeifchen ganz so gewöhnlich, als für die der besten Gesellschaft in Polen, Rußland, der Walachei und Moldau die Cigarette. Die rauchenden Schönheiten des Ostens und Südens wissen diese kleinen, zierlichen Röllchen mit einer großen Eleganz und Geschwindigkeit, gleichsam im Handumdrehen, zu verfertigen, und sie dieselben rauchen zu sehen, in die Ecke eines Divans gelehnt, hat, wenn wir auch unsere Frauenideale uns anders denken, doch jedenfalls für das Auge mehr Anziehendes, als der Anblick eines jener armen irischen Weiber, welche in Lumpen gehüllt unter der Thür ihrer halbzerfallenen Hütte mit der schwarzen Pfeife sitzen, deren Dampf nicht selten das Einzige ist, was ihren Hunger auf Augenblicke zum Schweigen bringt. In England ist das Rauchen der Damen nicht Sitte, trotz der „Tabakspfeife der Königin" in London, welche die größte Tabakspfeife auf der ganzen Welt ist und Jahr ein, Jahr aus, Tag und Nacht nicht kalt wird. Diese Tabakspfeife der Königin befindet sich in den Docks von London und ist, um die Wahrheit zu sagen, ein ungeheuerer Schornstein und Ofen, in welche aller geschmuggelte, schadhafte, verdorbene oder sonst zum Feuertod verurtheilte Tabak verbrannt wird.

Holland, einst so sehr das Land des Tabaks, daß man einem Mynheer weder auf Bildern noch in Romanen jemals ohne die lange Thonpfeife begegnet wäre, hat in dieser Beziehung gleichen Schritt mit der Zeit gehalten. Die Kohlenbecken auf den Tischen und die jedem Besucher offen stehenden Tabaksschalen finden sich nur noch in den Reisehandbüchern. In der Wirklichkeit hatte ich Mühe, nur so viel wie eine thönerne Pfeife im ganzen Haag aufzutreiben, und als ich mich in der Gesellschaft meiner Freunde eines Abends mit derselben vor die Wirthshausthüre setzte, da blieben die Leute stehen, um mich anzusehen.

Aber fürchte nicht, mein theurer Leser, daß die Gewohnheit selber aussterben werde! Nicht nur der letzte Dichter, auch der letzte Raucher wird erst mit dem letzten Menschen „aus dem alten Erdenhaus" gehen. Welch' ein zähes Leben muß doch in diesem Kraute sein, daß es die Anathemen päpstlicher Bullen, die zahlreichen Angriffe von Doctoren und Philosophen, die schweren Auflagen von Zöllen und Abgaben aller Art überdauern konnte! Es muß doch wohl Etwas von den Eigenschaften des Behaglichen, der Zufriedenheit und Geselligkeit, als deren Symbol wir den Rauch ansehen, dem Tabak selber innewohnen, in welcher Form wir ihn auch rauchen mögen. Und doch — sollte man's glauben? — hat dieses unschuldige, harmlose Product, welches so viel zum Wohle der Menschheit und Genusse des Lebens beiträgt, noch immer seine Feinde. Ja, es giebt in England eine eigene Gesellschaft und ein eigenes Journal gegen das Rauchen, das „Anti-Tobacco-Journal", von welchem mir kürzlich eine Nummer zu Händen gekommen ist. In diesem Journal ist Alles, was der Phantasie und Beredsamkeit zu Gebote steht, Vers und Prosa, die Novelle und die ernste Ermahnung, der Holzschnitt und der Steindruck, angewendet, um das Publicum vom Tabak abzubringen.

Ich übergehe den zur Warnung mitgetheilten Brief eines armen Mannes in Neu-Süd-Wales, obgleich sein Fall die meiste Aehnlichkeit mit dem meinigen in Schottland hat. Dieser Mann nämlich besitzt Nichts, um seinen Appetit zu stillen, als einen Pfeifenkopf, an welchem er zuweilen riecht, und er schließt die vorliegende Epistel an seinen Bruder in England mit der bescheidenen Bitte, daß man ihm ein Paar alte Stiefeln, die er zu Hause gelassen, nachschicken und mit Bristol Tabak füllen möge. Das Hauptstück der Nummer ist eine Erzählung unter dem Titel: „Ein Leuchtthurm für junge Raucher und junge Mädchen." Der große Effect dieses „Leuchtthurms" besteht darin, daß das junge Mädchen, welches von dem tabaksfeindlichen Verfasser mit Recht beklagt wird, einen Mann heirathet, der erst nach der Hochzeit anfängt zu rauchen. „Als sie heirathete, umgaben fröhliche Aussichten ihr Auge." Ihr Mann war ein Advocat. „Die erste Zeit war er erfolgreich in seinem Geschäft." Alles ging glücklich, bis er auf einmal, „gleich so vielen andern Unglücklichen, ein Opfer des Rauchens wurde." Gleich den andern „Opfern" rauchte er, um das Elend, welches das Rauchen verursacht, zu lindern, und in demselben Maß, als sein Rauchen zunahm, nahmen natürlich auch seine Leiden zu. Zuletzt wurde er unfähig, seine Geschäfte zu besorgen, eine tiefe Melancholie bemächtigte sich seiner und „ihn verfolgte die Idee, daß er von einem tollen Hunde gebissen worden sei." Bis jetzt ist von einer solchen Folge des Rauchens noch nichts gehört worden, einerlei, ob der Raucher ein Advocat und verheiratheter Mann war, oder nicht. Indessen war es in diesem Falle die Folge; aber leider nicht die einzige. Der von der fixen Idee des tollen Hundes verfolgte Advocat verarmte und wanderte aus. Allein auch das versöhnte das Schicksal nicht, und erst „in einem australischen Grabe" büßt der arme Mann die Schuld, geraucht zu haben! Was aus seiner armen Wittwe geworden, sagt die Novelle des Anti-Tabak-Journals nicht, obgleich das Loos der Unglücklichen doch unstreitig das bedauernswertheste gewesen. Denn da ihr Gemahl vor der Hochzeit nicht rauchte, wie konnte sie ahnen, daß er sich nach derselben dem Laster ergeben würde? Poetische Gerechtigkeit sollte doch in allen Novellen herrschen, diejenigen des Anti-Tabak-Journals nicht ausgenommen. Was aber bleibt die Moral, mögen wir nun das Thema wenden, wie wir wollen? Ach, schöne Leserin, nicht die tröstlichste! Denn wenn das Rauchen wirklich solche gräßliche Uebel im Gefolge hat, wie Kummer, fixe Ideen, Auswanderung, und wenn man für den besten Mann selbst im besten Falle nicht garantiren kann: dann, in der That, bleibt den jungen Mädchen nichts übrig, als — überhaupt nicht zu heirathen. Nach den traurigen Enthüllungen, welche das Organ der englischen Tabaksfeinde gemacht, haben sie fortan die Wahl, und sie werden nur sich selber verantwortlich machen können, wenn sie die Frauen von Rauchern und die unschuldigen Opfer des Rauchens geworden sind.

Aber siehe da! — über meinem Philosophiren ist es dunkel geworden und meine Cigarre ist zu Ende. Mir bleibt nichts mehr, als die Asche wegzuwerfen und dies Zwielichtgeplauder zu schließen.

Julius Rodenberg.

Deutscher Menschenhandel der Neuzeit.

Aus der Mappe eines Wiesbadener Curgastes.

I.

Wegen eines Gichtleidens, mit welchem ich geplagt bin, besuche ich seit einer langen Reihe von Jahren in jedem Sommer die Thermen von Wiesbaden. Zum ersten Male war ich dort im Sommer 1850. In demselben Hôtel mit mir wohnte eine dänische Familie. Wir saßen bei der Table d'hôte lange Zeit neben einander und wurden dadurch bekannt. Freilich über die schleswig-holsteinsche Frage konnten wir uns nicht verständigen.

Abgesehen aber von ihren nationalen Vorurtheilen, waren diese

Dänen im Uebrigen gebildete und liebenswürdige Menschen. Namentlich sprach die mir gegenüber sitzende Dame sehr gut deutsch und kannte unsere Literatur besser, als mancher Deutsche. Sie war voll Achtung für deutsche Wissenschaft und Kunst. Wir standen im Ganzen, wenn auch nicht auf vertraulichem, so doch auf gutem Fuße mit einander, bis eines Tages eine Störung eintrat.

Ich hatte — ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlaß — erzählt, daß die Eingeborenen der Insel Borneo des festen Glaubens sind, die großen Affen, welche dort gedeihen und den Namen Schimpanse oder Schin-Panse führen, seien Menschen so gut, wie die Andern auch, und könnten auch sprechen, und auf die Frage, warum sie denn uns gegenüber von der Gabe der Sprache keinen Gebrauch machten, pflegten die Eingeborenen zu antworten: „Der Schimpanse sei ein Schlauberger, er stelle sich, als wenn er nicht sprechen könne, damit es ihm nicht gehe, wie den weniger vorsichtigen Malayen, die von den Holländern zur Arbeit angehalten würden."

Mein Nachbar rechts, ein alter Herr der selbst lange in Indien war, glaubte nicht zurückbleiben zu dürfen. Er erzählte Folgendes:

„Wie Sie wissen, giebt es in Java noch zwei Sultane, einen in Surakarta und einen in Dschukdschukkarta. Sie sind beide durch die Holländer, wie man es hier zu Lande nennt, mediatisirt. Dabei beziehen sie jedoch eine bedeutende Civilliste und unterhalten damit den ganzen Luxus eines asiatischen Hofstaates. Hierzu gehört nach dortigen Begriffen — ebenso nothwendig, wie nach hiesigen z. B. ein Marstall, oder die Hofjagden und das Hoftheater — eine große Menagerie. Sie ist ein Hauptstolz des Fürsten. Zur Zeit, als ich in Indien war, fungirte einer meiner Freunde als Resident oder Botschafter des Königs der Niederlande bei Seiner rhabarberbraunen Hoheit von Surakarta. Ich besuchte denselben auf der Rückkehr von einer anstrengenden Jagdcampagne in den Urwäldern, die sich am Fuße schneebedeckter Vulcane hinziehen. Gleichzeitig traf ein Amsterdamer Professor der Zoologie dort ein, den die holländische Regierung mit einer wissenschaftlichen Mission in ihre indischen Colonien geschickt hatte. Der sultanische Menagerie-Oberintendant zeigte dem holländischen Professor die Thiere. Der Resident und ich begleiteten sie. Plötzlich nahm ein ungemein großer und ebenso häßlicher Affe die Aufmerksamkeit des Professors ganz in Anspruch. Er hatte ein solches Thier noch nie gesehen und wußte nicht, in welches Schubfach seiner Wissenschaft er es unterbringen sollte. Er fragte den Residenten. Der wußte auch nichts. Er fragte den Menagerie-Intendanten. Allein dieser war Malaye und verstand kein Holländisch. Glücklicher Weise verstand der Resident malayisch und wiederholte dem Intendanten die Frage in dieser seiner Muttersprache. Der Malaye erwiderte mit jener würdevollen Höflichkeit, die dieser Race eigenthümlich ist, er glaube die Frage besser beantworten zu können, wenn ihm vorher eine Gegenfrage gestattet werde. Als der Resident dies bereitwillig erlaubt hatte, fragte der Malaye, auf den Zoologen deutend, wie sich denn dieser nenne. Der Resident antwortete auf Malayisch: ‚Professor-hollanda' (holländischer Professor). Der Malaye stellte darauf uns seinen großen und häßlichen Affen vor mit den Worten: ‚Professor-Borneo.' Er glaubte, beide, der Affe und der Naturforscher, gehörten derselben Species an, wozu das Aussehen des Holländers einige Ursache gab."

Wir lachten Alle herzlich über diese nette Geschichte, die noch nicht im Meidinger stand.

Die dänische Dame, von der ich gesprochen, schien auch etwas erzählen zu wollen. Ich fragte sie, warum sie damit zurückhalte.

„Weil Sie sonst böse werden," erwiderte sie, „oder wenigstens sich ärgern."

„Das Erstere wird nicht geschehen, und der Aerger, mäßig genossen, bekommt dem Menschen so gut, wie den Pferden kleine Dosen von Arsenik. Erzählen Sie!"

„Also darf ich?"

„Ganz gewiß!"

Sie erzählte nun eine Geschichte aus Kopenhagen, die nicht recht verständlich ist, wenn man nicht vorher weiß, daß die Dänen eine landläufige Redensart gebrauchen, welche lautet: „Was thut der Deutsche nicht für's Geld!" Das Ganze lief darauf hinaus, daß ein Thierbändiger einen großen Affen auf den Plätzen der dänischen Hauptstadt sehen ließ und daß der gut dressirte und schön costümirte Affe so sehr sich menschenähnlich geberdete und so künstliche Verrichtungen vornahm, daß die Straßenjugend glaubte, es sei wirklich ein Mensch, und verwundert in die ihnen geläufigen Worte ausbrach: „Was thut der Deutsche nicht für's Geld!"

Ich fühlte, wie ich bei dieser Erzählung vor Aerger blaß und roth wurde. Mein Gegenüber sah mir das ohne Zweifel an und sagte: „Bitte, erinnern Sie sich Ihres Versprechens; fast wünschte ich, ich hätte die dumme Geschichte nicht erzählt."

Ich erwiderte hastig: „Und da eine jede Geschichte auch ihre Moral haben muß, so erlauben Sie mir, dieselbe der Ihrigen hinzuzufügen."

„Nun?"

„Die Moral ist: Die Affen sind eben so wenig Deutsche, wie die Deutschen Affen. Der süße Pöbel von Kopenhagen hat aber wieder einmal den Beweis geliefert, daß Shakespeare Recht hat, wenn er sagt: ‚Ihr könnt den Dänen von Vernunft nicht reden.'"

Damit war ein Mißton in die bis dahin so heitere Unterhaltung gekommen. Die Dame blickte verlegen auf ihren Teller. Die Andern schwiegen. Mir selbst war es sehr unbehaglich zu Muthe. Ich hatte mein Versprechen gebrochen, war gegenüber einer Dame, die ich achtete, unhöflich und dabei leider auch mehr plump als witzig gewesen, welches Letztere ich wohl hatte sein wollen. Aber doch hatte ich den Ausfall nicht so ruhig hinnehmen können. Mein deutscher Nationalstolz, den ich besitze und den jeder Deutsche — trotz alledem und alledem! — besitzen muß, litt das nicht. Auch war ich es nicht, der den Waffenstillstand zuerst gebrochen hatte.

Ich stand mit einer höflichen Verbeugung auf und verließ den Saal, obgleich das Essen kaum begonnen hatte. Einige Tage lang blieb ich von der Mittagstafel weg, bis endlich der alte Herr, der die Geschichte von dem „Professor Borneo" erzählt hatte, mich aufsuchte und mir eine Strafpredigt hielt, zu welcher er sich, wie er mir sagte, deshalb berechtigt glaubte, weil sein Vater ein deutscher Schweizer, seine Mutter eine italienische Schweizerin war, er in Indien in holländischen Diensten gewesen, im Winter in Paris wohnhaft, im Sommer bald da und bald dort und deshalb in Nationalitätsfragen ganz unparteiisch sei, indem er, wie Carl Vogt in Kirchensachen, „überhaupt gar keinen Standpunkt habe."

„Hätten Sie nicht die dumme Affengeschichte erzählt," sagte er, „und ich nicht eine noch dümmere, so wäre ohne Zweifel einer so klugen und liebenswürdigen Frau eine solche Taktlosigkeit nicht passirt, und Sie würden nicht versucht haben, dieselbe mit einer Grobheit auszugleichen; folglich sind wir allesammt Sünder und müssen alle Buße thun in Sack und Asche und uns in Zukunft hüten, unsere schöne internationale Tafelrunde wieder solchen Störungen auszusetzen. Meine ganz unparteiische Ansicht ist die: Je mehr das nationale Princip erstarkt, — und es befindet sich in Europa auf dem besten Wege dazu — destomehr werden die Völker Respect vor einander bekommen und jene albernen Krähwinkler Spöttereien und Hänseleien verschwinden, mit welchen sich zu Hogarth's und Swift's Zeiten Franzosen und Engländer gegenseitig heimsuchten und womit sich gegenwärtig Deutsche und Dänen, Oesterreicher und Ungarn und im Innern Deutschlands Sachsen und Schwaben, Baiern und Franken, ja sogar die Berliner und Potsdamer, die Frankfurter ‚Aeppelwein-Trinker' und die Mainzer ‚Sauerkrautesser' unter einander aufziehen." — —

Nun war der Alte auf seinem Steckenpferd, nämlich dem kosmopolitischen Kampfe gegen internationale Vorurtheile; ich ließ ihn sich austoben und es gelang ihm, mich zu belehren. Der Waffenstillstand mit den „Reichsfeinden" wurde wieder hergestellt, ich erhielt vollständige Genugthuung wegen der in mir der deutschen Nation widerfahrenen Kränkung und erfuhr bei dieser Gelegenheit Mancherlei, das mich zu weiteren Nachforschungen veranlaßte und auf einen Gegenstand führte, den ich öffentlich zur Sprache zu bringen mich im Interesse der deutschen Nationalehre verpflichtet fühle.

Unsere Tischgenossen aus Dänemark erzählten uns nämlich, daß, abgesehen von den politischen und nationalen Renegaten, welche sich der dänischen Regierung gegen ihre eigenen Landsleute zur Verwendung im Civil- und im Militärdienste stellen und die leider meistens dem deutschen Adel angehören, ein anderer Umstand viel dazu beitrage, den mittleren und unteren Volksclassen Dänemarks, welche natürlich von deutscher Literatur und Kunst nichts wissen, einen übeln Begriff von den Deutschen beizubringen. Die

nordischen Städte Europa's würden alljährlich, namentlich im Sommer, überschwemmt von einer großen Anzahl Deutscher, welche sich dort zu den niedrigsten Verrichtungen herabließen, im Vergleich zu welchen die Beschäftigung der savoyardischen Schuhputzer und Murmelthierbuben, die sich in London und Paris herumtreiben, eine anständige und die der Zigeunerbanden eine romantische genannt zu werden verdiene. Die meisten dieser das Ausland unsicher machenden Deutschen lebten im Grunde genommen von der Prostitution und vom Bettel; denn das Singen, das Musiciren und das Hausiren mit allerlei unbrauchbaren oder werthlosen Dingen, womit sie sich angeblich und äußerlich beschäftigen, sei nur der Vorwand und diene dem einen oder dem andern jener beiden elenden Erwerbszweige zum Vorwand. Nun beurtheile man die Nation nach diesem ihrem Auswurf, und da man von den andern europäischen Völkern nur feine, gebildete und wohlhabende Leute sehe, von dem deutschen Volke aber meist nur diese verkommenen und verwahrlosten Menschen, so sei es natürlich, daß man annehme, Deutschland stehe auf der untersten Stufe der Cultur, noch etwas unter Savoyen, das wenigstens Stiefeln zu wichsen und Murmelthiere abzurichten verstehe.

Trotz der vollsten persönlichen Glaubwürdigkeit der Erzählenden hielt ich das Gehörte für unrichtig oder wenigstens für übertrieben. Ich nahm mir darum vor, selbst Nachforschungen darüber anzustellen. Leider bestätigten diese das Mitgetheilte in vollem Maße und ergaben weiter, daß es besonders das Herzogthum Nassau ist, welches von seiner halben Million Einwohnern alljährlich Hunderte, vielleicht Tausende aussendet, um den deutschen Namen im Auslande zu beschimpfen in einer Weise, die noch schlimmer wirkt, als es die Schmach des mecklenburgischen Prügelgesetzes, des menschenunwürdigen Productes jener „kleinen, aber mächtigen Partei", im Augenblicke zu thun scheint.

Ja, noch schlimmer; denn, frage ich, ist es eine geringere Schande für Deutschland, daß ein Ländchen von 85 Q.-Meilen und 450,000 Einwohnern, über das die gütige Natur ihr reichstes Füllhorn ausgeschüttet, das sie gesegnet hat mit dem edelsten Wein, den herrlichsten Wäldern, den größten Mineralschätzen, mit Brunnen und Bädern, mit Wasserkraft und Wasserstraßen, mit einer rührigen und geistig hochbegabten Bevölkerung; daß ein Land, welches an der großen Heerstraße der europäischen Völkerwanderung liegt, das jeder Engländer, der den Continent bereist, jeder Franzose, der einmal seinen Fuß über seine Landesgrenze gesetzt, jeder Amerikaner, der einmal dem „Old Europe" einen Besuch gemacht hat, kennt, das er kennt als schön, reich, blühend, als ein kleines Paradies, als ein „Stückchen Himmel, das auf die Erde gefallen ist", — daß dieses Land jährlich Hunderte von Männern und Weibern, und was noch schlimmer ist, Hunderte von verwahrlosten Kindern zum Bettel und zur Prostitution nach den ausländischen Hauptstädten schickt, damit sie dort den deutschen Namen schänden?

Im Juni 1862 besuchte ich die Ausstellung in London. Mein Weg führte mich dort öfters von Charing Croß, in dessen Nähe ich wohnte, nach den botanischen und zoologischen Gärten des Regents-Parks, wo ich meine bescheidenen Studien machte. Wenn man die geräuschvollen Strecken der eleganten Regents-Street hinter sich hat, kommt man in die stilleren Quartiere von Portland-Place &c. Hier traf ich stets, sei es auf dem Hin- oder Rückweg, ein Rudel Jungen, die auf mißförmigen Hörnern aus verbogenem Kupferblech eine grauenhafte Musik machten, nach deren Beginn sich alsbald die Fenster der Umgebung öffneten und Penny- oder Halb-Pennystücke auf die Straße herunterfielen. Einer der Jungen sammelte sie, und sobald dies Geschäft beendigt war, hörte die Musik auf, und die Bande zog ein paar Häuser weiter, um denselben Act der Grausamkeit von Neuem zu beginnen. Es handelte sich hier offenbar nicht um einen Ohrenschmaus. Denn die Musik — vorausgesetzt, daß man das von den Jungen hervorgebrachte Geräusch so nennen durfte — war nicht zum Anhören. Sie wurde gemacht, nicht um den Zuhörern ein Vergnügen zu bereiten, im Gegentheil, um sie zu mißhandeln, damit sie sich möglichst schnell entschlossen, sich von dieser Qual zu befreien dadurch, daß sie einen Penny oder einen halben Penny zum Fenster hinaus warfen. Die Hörner dienten zur Ausübung eines qualificirten Bettels. Sie waren weniger musikalische Instrumente, als vielmehr reine Folterwerkzeuge.

Ich ließ mich mit den Buben, da sie unsere Muttersprache redeten, in ein Gespräch ein. Sie erzählten mir, sie seien aus Nassau, und zwar aus dem Amte Wallmerode, das durch seine ultramontane Abstimmung bekannt ist. Auf meine Fragen, ob sie etwa Brüder seien oder wie sie sich sonst zusammengefunden hätten, ob sie Musikanten von Metier seien (was ich in Anbetracht ihrer geringen Leistungen bezweifelte) und was sie nach London geführt habe, erwiderten sie mir, sie gehörten verschiedenen Familien und auch verschiedenen Dörfern an, ein Theil von ihnen sei noch im schulpflichtigen Alter, der Aelteste sei sechszehn Jahre alt; ihre Eltern hätten sie an einen Mann aus dem Odenwald vermiethet, dieser habe ihnen die Hörner gegeben, sie auch, so viel sie es könnten, blasen gelehrt und nach London geführt, wo sie den Tag über auf den Straßen der nördlichen und westlichen Stadttheile ihrem Beruf oblägen, so wie ich es gesehen habe. Abends kehrten sie zu ihrer Kneipe zurück, die östlich vom Tower in einer engen und schmutzigen Straße liege und deren Eigenthümer ebenfalls ein Deutscher sei, dort wohne auch der Mann, der sie gemiethet habe und glänzende Geschäfte mit ihnen mache, denn sie müßten ihm jeden Abend das Geld, das sie den Tag über eingesammelt, abliefern; das sei in der Regel viel, und wenn es ihrem „Unternehmer" nicht genug sei, bekämen sie Schläge. Ueberhaupt beklagten sie sich bitterlich über schlechte Kost und üble Behandlung, ihre Eltern seien arme Leute, aber sie hätten es doch zu Hause besser gehabt, als hier in dieser fremden, mächtigen Stadt, an deren Ende man gar nicht kommen könne. Der „Unternehmer" habe ihren Eltern und ihnen, den Jungen selbst, goldene Berge versprochen; wenn sie jedoch gewußt hätten, wie es ihnen ginge, dann hätten sie sich lieber bei der Ueberfahrt in das Meer gestürzt; auch ihre Eltern hätten das gewiß nicht so haben wollen, sonst würden ihnen die „Blutkreuzer", wofür sie ihre Kinder verschachert hätten, gewiß keinen Segen bringen.

Ich erbot mich ihnen zu helfen. Ich wollte mich an die preußische Gesandtschaft oder an den preußischen Generalconsul wenden, um durch deren Hülfe zu versuchen, was sich zur Befreiung der Jungen thun ließe, die ja, wenn auch nicht zu Preußen, denn doch dem Zollverein angehörten, und Preußen hat ja seine Agenten im Auslande angewiesen, sich der Zollvereinsangehörigen nach Kräften anzunehmen. Ich sagte das den Jungen, allein sie lehnten mein Anerbieten ab. Sie meinten, andere ihrer Leidensgefährten hätten das schon probirt, aber ohne Erfolg, sie hätten dadurch ihre Lage nur noch verschlimmert; das helfe nichts. Bei den Behörden in London sei für den armen Ausländer kein Recht zu finden, und dem „Unternehmer", der hier alle Pfiffe und Schliche kenne, werde mehr geglaubt; sie müßten sich nun einmal in das Unabänderliche fügen und warten, bis es zu Ende gehe. Da ich ihnen also nicht helfen konnte, so gab ich ihnen ein Stück Geld und den Rath, sich dafür ein ordentliches Luncheon (Gabelfrühstück) anzuschaffen. „Denn," sagte ich ihnen, „da Ihr gesetzlich freie Leute und nur mißbräuchlich Sclaven seid und da Ihr nach Euerem Vertrag nur das an Eueren Unternehmer abzuliefern habt, was Ihr mittelst Euerer sogenannten Kunst erwerbt, nicht aber auch das, was man Euch schenkt, so glaube ich, daß Ihr berechtigt seid, das Geld, das ich Euch nicht wegen, sondern trotz der gräulichen Disharmonie, womit Ihr das menschliche Ohr peinigt, gebe, nicht an Eueren Unternehmer abzuliefern, sondern zu eigenem Nutzen zu verwenden." Ich hoffe, daß die Jungen meinen Rath befolgt haben.

Auf meinem ferneren Marsch nach dem Regents-Park stieß ich auf eine Truppe Neger, die ebenfalls für Geld musicirten. Ihre Musik war weit besser, und die stumpfnasigen, wollhaarigen Söhne Aethiopiens waren fröhlich und wohlauf. Sie waren wohlgekleidet und schienen gut genährt. Kurz, diese Neger machten den Eindruck von Gentlemen im Vergleich zu den armen weißen Sclaven aus Deutschland, die von ihren Eltern um ein Paar Silberlinge verschachert worden waren!

Blätter und Blüthen.

Die Sclaverei der Kinder in England. Wer in London an den Schaufenstern gasstrahlender Läden die Zierlichkeit der Posamentier-Arbeiten, der feingestichelten Lederzeuge, der Strick- und Näh-Stücke erblickt und wer sie kauft, der ahnt wohl nicht, wo und von wem diese schönfarbigen Waaren gearbeitet, gestickt und gepreßt worden. Dein Kind, dem die Mutter die neuen purpurrothen Strümpfchen über die kleine pralle Wade zieht, lacht laut auf vor Vergnügen. Und der kleine Camerad, der die Arbeit gemacht, hat sich schon im fünften Jahre zu Tode gearbeitet! Glänzend schmiegt sich die mit Seide gestickte schottische Schärpe um die schlanke Taille einer schönen Sechszehnjährigen, und ein kleines über dem Nähen halberblindetes Mädchen von sechs Jahren hat darüber ganze Nächte durchhungert! Kein Roman, sondern wirklichste Wirklichkeit. Es ist ein officielles Schriftstück, genannt der „Rapport der Parlaments-Commission über die Beschäftigung der Kinder in England“, dem ich nacherzähle, ein Buch, dessen schöner Druck auf großem feinem Parlamentspapier so ansprechend sich ausnimmt und in welchem doch jeder Buchstabe dem englischen Leser zuruft: „Du bist mitschuldig!“

Es giebt darnach in den Binnenland-Grafschaften Englands, namentlich in Nottingham-, Derby- und Leicester-Shire, viele Tausende von Eltern, die um weniger Pence willen, durch Noth und Hunger zum Aeußersten getrieben, ihre Kinder schon im vierten Lebensjahre an die Arbeit setzen. Und diese „Arbeit“ heißt dort etwas Besonderes. Sie kennt keine Schlafstunden und währt so lange, wie die Fingergelenke gehorchen, und noch viel länger, als die Gesundheit währt. Das Wachsthum hört auf, aber die Arbeit währt fort; die Lebenskraft verkümmert und die des Geistes wird stumpf und zum Blödsinn abgeschwächt, aber die Arbeit währt fort. Die Eltern selbst sind in jenem Commissionsberichte beschrieben als „hager durch Mangel und erschöpft von harter Arbeit und Sorge“, die Kinder aber als „unbehülflich, verstumpft und verkümmert und ohne Leben“ und zugleich als „völlig unwissend“. Ihr Augenlicht wird schwach, besonders geschieht dies bei den mit dem Säumen beschäftigten Kleinen, und Mädchen von kaum eilf Jahren und weniger tragen — Brillen! In einem großen Dorfe, vier Meilen von der Stadt Nottingham, fand man ein zu Hause arbeitendes kleines Mädchen mit dem Säumen von Handschuhen beschäftigt. Sie war fünf und ein halbes Jahr alt und war schon über zwei Jahre bei dieser Arbeit — das heißt, sie hatte mit drei und einem halben Jahre beginnen müssen! Der Bericht sagt: „Sie pflegte wegen ihrer Kleinheit auf einem Stuhle zu stehen, um besseres Licht von dem auf den Tisch gestellten Talgstumpf zu erhalten.“ Und diese Mühsal ist nicht auf Stunden beschränkt — denn eine Feierstunde würde mit einer Hungerstunde bezahlt. Die kleinen Geschöpfe haben „so viele Finger“ an den zugeschnittenen Handschuhen zu nähen, ehe sie in's Bett dürfen, und wenn es darüber Mitternacht wird. In's Bett? Drei, vier zusammengeknotet auf einem zerlumpten Strohsack. Und sie müssen diese „Finger“ machen, und die Mütter, die in der Tretmühle der Noth hart geworden, haben einen Plan erdacht, sie scharf bei der Arbeit zu halten. Die Kleinsten werden an der Mutter Knie mit den Falten ihres Röckchens eng mit Stecknadeln angeheftet, und, wie der Bericht sagt, „wenn sie schläfrig werden, giebt ihnen die Mutter einen Schlag auf den Kopf, um sie wach zu erhalten.“

Der Leser mag das Zweckmäßige dieses Planes bezweifeln — so thaten auch die wohlmeinenden Commissarien. Es wurde ihnen so erklärt: „Wenn die Kinder an dem Knie der arbeitenden Mutter befestigt werden, so können sie ja nicht fallen, wenn sie geschlagen werden oder über dem Sticheln in Schlaf sinken wollen. Ein Sturz auf die Diele würde die Arbeit unterbrechen und wird in solcher Weise verhindert!“ Werden sie älter, so vergrößert sich die Arbeit, „bis man eilf- und zwölfjährige Kinder findet, die bis ein und zwei Uhr Morgens aufsitzen müssen, und mit dreizehn und vierzehn Jahren müssen sie's die ganze lange Nacht. Letzteres geschieht vornehmlich in den Nächten jedes Donnerstags und Freitags, denn am Sonnabend ist ja — Lohntag.“ Und welcher Lohn, Herr im Himmel! Damit sie mit Thee und Brod Seele und Leib zusammenhalten können. Einige Kinder „gehen aus“ auf Arbeit, indem in diesem oder jenem Hause eine ganze Schaar zusammen arbeitet. Eltern, die ihre Kinder aussenden, gestatten ihnen freilich „nicht länger, als bis neun oder zehn Uhr Abends“ in der Werkstätte zu arbeiten, vor den Leuten sagend, „damit hätten sie genug für das Geld gethan.“ Aber in Wirklichkeit fängt auch dann noch nicht das Erbarmen an. Sie lassen sie nur deshalb „so früh“ (!!) nach Hause kommen, weil sie zu Hause neue Arbeit finden, die entweder mit ihren Eltern gemeinsam zu vollenden ist, oder für dieselben gemacht werden muß, wenn diese nach dem Public-House trollen, nach dem Gin-Palast.

Sind die Kinderjahre überwunden, wird Arbeit die Nacht hindurch häufig Regel; sogenannte „Ueberstunden“ müssen dazu dienen, den armseligen Verdienst um einige Pence hinaufzutreiben. Als „glänzendste Ausnahmen“ gelten die Arbeitsstunden in den Waarenhäusern selbst, weil Kinder eines gewissen Alters gesetzlich davon ausgeschlossen und die Arbeitszeit auch eine fixirte und mehr in ein System gebrachte ist. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Posamentierarbeit, daß sie von der Dampfmaschine nicht durchweg geleistet werden kann, also vieler „Hände“ Mühe nöthig macht, und deshalb so vielfach ausgegeben wird, um „daheim“ gethan zu werden. Daher das Uebermaß des Elends und die Unmöglichkeit wohlwollender Controle.

Soweit die leibliche Noth dieser Kinder des freien Englands. Was die geistige angeht, so ist die Unwissenheit unbeschreiblich. Schulzwang existirt nicht, und in der Woche würde der Unterricht der Kinder die Familie „umbringen“. Die Commissarien erwähnen als einen eigenthümlichen Fall, daß sie sogar einen 25jährigen Burschen gefunden, der nicht zu unterscheiden wußte, ob Frankreich der Name einer Person oder eines Landes sei, noch weniger, daß der Name seiner Königin „Victoria“ war. Ein 14jähriges Bübchen, das unter den Seinigen als Gelehrter galt, weil es eine Sonntags-Nachmittagsschule besuchte, erklärte, es würde dort nur von Knaben unterrichtet, die nicht größer als es selbst seien, mit den charakteristischen Worten schließend: „Sie fragen uns einmal und dann schlagen sie uns. Sie sind nicht älter und nicht größer als wir Andern, aber viel, viel stärker.“ — „Elend,“ so heißt es weiter, „zu Hause, und ihr Leben eine Scene zermahlender Zuchtarbeit, und so mit der Mehrzahl der armen Mädchen. Sobald als ein Kind seiner Mutter Nadel fädeln kann, hat es seine Vorprüfung zur Arbeit abgelegt und ist zum Elend gebucht. Ein fünfjähriges Mädchen mußte die Nächte über sticheln und fädeln, und von einem „Saum-Arbeiter“ wurde erwähnt, daß sein zweijähriges Söhnchen das heiße Bügeleisen so lange zu handhaben hatte, bis seine Finger aus den Gelenken gingen in Folge des fortwährenden „Greifens des Instrumentes.“

Die erwähnten Zustände entspringen einer Verbrüderung der Noth mit der Gewissenlosigkeit und sind das Resultat der complicirtesten Uebel. Jeder Mahnung an die Eltern setzen diese die furchtbare Antwort entgegen: „Sir! wir müssen leben!“ —

Eine andere Classe von „Kindern der Industrie“ hat schon verschiedene Male das öffentliche Mitleid und auch die Beachtung der Gesetzgeber auf sich gezogen — die Schornsteinfegerbuben. Bei unseren weiten Rauchfängen in Deutschland ist deren Beschäftigung kaum mit einem Zehntheil der Gefahren verbunden, die sie in England zu bestehen haben. Dort hat jedes Zimmer seinen Kamin und seinen besonderen Rauchfang, der neben acht, zwölf, ja zwanzig anderen auf einem und demselben Dache ausmündet, oben entweder mit wunderlichen skeletartigen eisernen Röhren versehen, oder mit einem roththönernen Aufsatz. Diese das Mauerwerk im Innern nach allen Seiten hin durchbohrenden Kaminröhren sind sehr eng und würden der Lunge eines nur fünfzehnjährigen Buben den Raum zum Athmen, ja seinen Schultern sogar den Einschub verwehren. Da half man sich mit kleinen Knaben. Sie wurden oft zu zweien und dreien in das schwarze Labyrinth geschickt, um die Säuberung vorzunehmen, wo sie, abgesehen von der Kindern natürlichen Furcht, die ihre Nerven in Fieber versetzte, häufig halbe Stunden lang im tiefsten Dunkel mit der Gefahr des Erstickens (durch heftigen Zug, Ruß, Staub, böse Gase und Rauch) zu ringen hatten. Unzählige Male sogar stürzten sie betäubt in den Kamin hinunter; oft kamen sie nicht wieder, und man brach die Wände auf und fand nur die kleinen Leichen in irgend einem der ineinanderlaufenden Schlote „gekauert“, wo sie die Kraft oder Besinnung verlassen; auch ereignete es sich, daß sie, die Richtung verlierend, in einen gerade benutzten Schlot geriethen und von Qualm halb erstickt in die unten lodernde Flamme fielen! Endlich, nachdem die Meister vom Handwerk Alles vergeblich versucht, diese Schäden der öffentlichen Rüge so lange als möglich zu entziehen, wurden die Urtheile der über den kleinen Leichen berathenden Todtenjuries doch zu herb; die Presse alarmirte das schläfrige Gewissen des Publicums, und das Parlament erließ ein Veto gegen solche Verwendung von Kindern unter einem „gewissen“ Alter. Man erfand nun Maschinen, um deren Arbeit zu ersetzen. Nun sollte man glauben, dem Uebel wäre abgeholfen? Man hatte den Meistern, wie man meinte, das Handwerk gelegt — aber man hatte das liebe Publicum vergessen! Das Unwesen währt noch fort, obwohl es mit einer Geldbuße von 30 Thalern bedroht ist. „Denn,“ sagte ein Meister von der schwarzen Sippe, wegen einer solchen Uebertretung jüngst vor dem Richter vernommen, „die meisten feinen Ladies des Hauses verwehren uns, Gebrauch von der Säuberungsmaschine zu machen, um nicht ihre schönen Brüsseler Teppiche zu beschmutzen! — Da müssen denn die Jungen dran. Das Geschäft kann ja so reicher Kunden nicht entbehren.“ Der Richter fuhr ihn mit Heftigkeit an wegen „herzloser Nachgiebigkeit“ gegenüber den „grausamen Launen“ solch' „feiner Ladies“. „Herr Richter!“ erwiderte der Mann, „Sie wissen ja, daß vorige Woche in Ihrem eigenen Hause meine Jungen in die Schornsteine mußten!“

Gegen gewohnheitsmäßige Gewissenlosigkeit kämpft das Gesetz selbst vergebens. Und doch findet man an englischen Schaufenstern ein Bild ausgestellt, auf dem die „Britannia“ an arme Wilde Bibeln austheilt, und darunter steht in schön verzierter Schrift: „Das Geheimniß der Größe Englands.“ Und das Bild hängt die Lady des Hauses in ihrem Staatszimmer auf und ist sehr „gottselig“ auf ihren unbeschmutzten Teppichen! — — —

Ein Studentenauszug. Nachdem der im Haupttheile der heutigen Nummer enthaltene Artikel „Eine freie Burg der Wissenschaft“ — der uns übrigens bereits vor zwei Monaten eingesandt war — schon im Drucke vollendet ist, geht uns aus Zürich leider die Nachricht zu, daß zwischen Lehrern und Schülern des Polytechnicums ernste Conflicte ausgebrochen sind. Das Directorium der Anstalt hatte durch die Fassung mehrerer Erlasse die Ehre der Polytechniker empfindlich verletzt und sechs Schüler, die ihre Meinung über das Verfahren des Vorstandes frei geäußert, ohne Weiteres weggewiesen. In Folge dessen erklärten sich 324 andere Polytechniker, nachdem in einem Schreiben die Direction vergeblich um Rücknahme der erfolgten Wegweisungen ersucht worden war, für mitrelegirt und begaben sich am 2. August in einem feierlichen Zuge, von der gesammten Studentenschaft geleitet, die schwarz-roth-goldene, die eidgenössische und andere Fahnen voran, nach dem Dampfboote, um zunächst auf den Boden des Cantons St. Gallen überzutreten und dann entweder auf einer andern polytechnischen Anstalt ihre Studien zu vollenden, oder nach der Heimath zurückzukehren.

Wenn nicht rasch das System geändert wird, welches das Institut leitet, so ist zu fürchten, daß die Blüthe der Anstalt geknickt ist und daß die im angeführten Aufsatze ausgesprochenen Hoffnungen sich nicht realisiren, denn eine Universität kann unmöglich den engeren Anschluß an eine Anstalt suchen, wo ein mit ihren Grundprincipien unverträgliches System herrscht.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 34. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Unter dem Bauernkittel.

Eine wahre Geschichte.

(Schluß.)

Es war noch früher als die Tage zuvor, da Pater Ignaz am nächsten Morgen am Thore des Stadtgefängnisses klingelte. Als er begehrte, nach der Zelle Nr. 18 geführt zu werden, berichtete ihm der Schließer, daß der Mörder auf Befehl des Königs noch spät am gestrigen Abend in andern bessern Gewahrsam gebracht worden und auch diesen Morgen eine nochmalige genaue Untersuchung anbefohlen sei, da Friedrich Wilhelm nach Durchlesung der Hauptacten und einem Gespräche mit dem Herrn Obertribunalrath geäußert habe, er glaube nicht an die Schuld des jungen Bauern.

Der hellste Freudenstrahl flog bei den Nachrichten über das Gesicht des Priesters, und der alte Schließer, der ihn die Treppe hinaufgeleitete, konnte kaum seinen eiligen Schritten folgen. Bald standen sie vor der neuen Zelle. Ehe aber der Pförtner die Thür erschloß, sagte der Pater: „Lieber Herr Wersten, ich habe von heute ab freien Zutritt zu dem Gefangenen, und Niemand ist befugt einzutreten, wenn ich bei ihm bin. Hier das eigenhändige Rescript des Königs, — hier das des Herrn Gerichtspräsidenten, und dies der Schein vom Vorstand der hiesigen Verwaltungsbehörde.“

Der Schließer wies alle drei Schreiben zurück, sah den jungen Priester fast liebevoll an und erwiderte: „Als ob ich an Ihrem einfachen Wort zweifelte! Als ob ich überhaupt denken könnte, daß Jemand aus dem freiherrlichen Geschlecht der K. eine Unwahrheit sagen würde! Nein, so viel kennt man doch die K.s in Westphalenland! Aber die Unterschrift Seiner Majestät Friedrich Wilhelm's des Vierten, sehen Sie, die möcht' ich wohl anschauen, hab den Herrn schon liebgewonnen, als er noch als Kronprinz hier mit unserm verehrten Herrn Oberpräsidenten von Vinke unsere Provinz bereiste. Es ist ein gar guter Herr.“

„Das ist er!“ rief der Geistliche mit leuchtendem Auge.

„Sie haben ihm von dem Gefangenen erzählt, nicht wahr? O, ich dacht's mir gleich, als ich heute hörte, daß Se. Majestät so lange mit Ihnen gesprochen.“

Der Priester legte das Schreiben des Königs in die Hand des Schließers und sagte ruhig: „Ihr wolltet ja wohl den Namenszug sehen?“ und trat in die Thür, die er rasch öffnete.

Nicht war's das große, freundliche, sonnige, nach der Gartenseite hin gelegene Zimmer, nicht die hübsche, wenn auch einfache Einrichtung, die der Priester bei seinem Eintritt sah, er erkannte in dem Raume für den ersten Augenblick nur Eins — Andreas ohne Ketten!

Der Gefangene wandte sich beim Oeffnen der Thüre lebhaft um, kaum sah er den Geistlichen, so stürzte er auf ihn zu und lag, ehe der's hindern konnte, zu seinen Füßen, und sein Gewand küssend, seine Kniee umklammernd, rief er unter Thränen: „Dank, Dank, o tausend Dank, daß Sie mir diese Gnade vom Könige erwirkt haben!“

Tief bewegt, erschüttert, keines Wortes mächtig, beugte sich der Priester zu dem ehemaligen Jugendgespielen, versuchte ihn emporzuziehen, faltete aber im nächsten Augenblick seine Hände und schaute verklärten Auges gen Himmel, als der am Boden Liegende in leidenschaftlicher Aufregung ausrief: „Nein, lassen Sie mich! Ihre Liebe, Ihre Güte, des Königs Huld hat mir tief, tief in mein verhärtet Herz gegriffen! Lassen Sie mich hier zu Ihren Füßen mit meinem Dank meine Beichte verbinden und hören Sie sie an im Namen des dreieinigen Gottes, im Namen der Mutter Maria und dem aller Heiligen, die mich schützen mögen! — — Vor acht Tagen waren's gerade zwei Jahre, als ich zur Heimath zurückkehrte. Ich hatte meinen Militärdienst beendet und hätte wohl recht froh und glücklich sein können, allein merkwürdiger Weise überfiel mich eine unerklärliche Angst und gönnte mir unterwegs keine Ruhe. Erst als ich mein Dorf vor mir liegen sah, fiel mir die Centnerlast von der Seele, überglücklich wollte ich die letzte Strecke durcheilen, da ward mir eine Kunde, die mich zur Stelle bannte. — — Ich hatte auf dem Hofe der Eltern eine Braut. Diese wurde gerade in der Stunde mit meinem Bruder in der Kirche getraut! Was soll ich meinen Schmerz schildern? Sie kennen das Leid, Baron Adolar, das Treubruch bringt, denn Ihre Cousine Flora lehrte es Sie, ich weiß es! Denken Sie an den Tag zurück, wo sie Ihren Bruder heirathete, frommer Vater, und glauben Sie, der Bauer Andreas fühlte den Schmerz ebenso tief, wie der junge Freiherr.“

Andreas hielt einige Augenblicke inne, der Priester legte leicht seine Hand auf das Haupt des Knieenden und sprach leise: „Armer Andreas, armer, unglücklicher Freund!“

„Ja, unglücklich war ich! O Herr, so trostlos, so verzweifelt, daß der Freund, der mir Alles gesagt, mich nicht verlassen mochte, wie heiß ich mich auch vielleicht darnach sehnte, allein zu sein. Wir blieben unten in dem Eichenwäldchen, das Sie kennen, das dicht an die Wiese außerhalb des Schloßparks stößt. Dort lief ich, von rastloser Unruhe getrieben, Stunden lang umher, dort lag ich regungslos Stunden lang im Rasen. Die Dämmerung kam, ohne daß ich wußte, was anfangen, was thun. Die Dunkelheit brach ein, und noch hatte ich keinen Entschluß gefaßt, wohin

gehen, wo bleiben. Eben redete mir der Freund zu, ihm in die Hütte seiner Schwiegermutter zu folgen, — da hörten wir plötzlich Stimmen im Walde, dann Schritte, und bald vernahmen wir den Ruf: ‚Heinrich! Heinrich!‘ — endlich den Ruf: ‚Andreas!‘ Es war die Stimme meines Bruders. O diese Stimme! Sie durchdrang mich wie tausend Dolche, ich stürzte, wie von wildem Wahnsinn erfaßt, fort, weit und immer weiter, denn ihn zu sehen — wäre mir unmöglich gewesen. Plötzlich bannte ein geller Hülfeschrei aus weiter Ferne meine Schritte — da noch ein Ruf! Ich flog zurück, das Schrecklichste fürchtend. Todtenstille herrschte nun ringsum; der Stelle näher kommend, wo ich zuvor mit Heinrich gesessen, hörte ich noch ein leises Aechzen — dann Alles still; plötzlich aber die mit heiserer, fast erstickter Stimme ausgestoßenen Worte: ‚Jetzt, Viper, hast Du Dein Gift ausgespritzt!‘ O, wie sie meine Sinne im Kreise drehen machten, diese Worte, diese Stimme! Ich wollte schreien — ich brachte keinen Ton heraus; ich wollte vorwärts stürzen — meine Glieder waren wie gelähmt. Da rauschte es in den Zweigen, da eilte eine Gestalt an mir vorüber, ich sah Augen, die mich anstarrten, — es war mein Bruder!

„Dies meine letzte Erinnerung! Als ich das Bewußtsein wieder erhielt, waren Wochen vergangen; ich hatte die Krisis eines Nervenfiebers überstanden und — erwachte mit dem mir anhaftenden Brandmal eines Mörders im Gefängnisse. Schwach, krank, hoffte ich mit jedem kommenden Tage auf den Tod, ich mochte in dieser leider trügerischen Hoffnung nicht meinen Bruder als Mörder bezeichnen, und als ich gesund wurde, fühlte ich von Tag zu Tag deutlicher, daß seine Schande der Tod meiner Eltern sein würde. Aus den Verhören, in die man mich schleppte, erfuhr ich selbst erst alle nähern Umstände des Vorfalls. Ich hörte, daß der alte Bote des Dorfes es gewesen, der mich zuerst als den Mörder Heinrich Kamphagen's bezeichnet. Der alte Schurke war mir gram gewesen seit dem Tage, wo ich als Knabe gesehen, daß er Enten aus dem Schloßgraben Ihres Onkels gelockt und gefangen. Ich hatte ihn nie angezeigt, ich hatte ihm seitdem manches Huhn, manche Ente von meiner Mutter erbettelt und ihm hundertfach Wohlthaten zugewendet, da er so bitter arm war — er vergalt die Rücksicht des Knaben, die Güte des Jünglings damit, daß er mich des Mordes anklagte! Ich war ihm am Tage meiner Heimkehr Morgens an der Parkwiese des Schlosses begegnet; Nachmittags hatte er mich mit Heinrich Kamphagen im Walde gesehen. Er war während des Hochzeitsmahles in den Hof meiner Eltern gekommen, hatte meinen Bruder zu sprechen verlangt, diesen aber erst gesehen, als endlich der Tanz auf der Tenne begonnen. Beide waren dann mitsammen durch's Feld gegangen, wie sie ausgesagt, um mich zum Hochzeitsfest zu holen. Möglich, daß dies wahr, alles Andere, was sie beschworen, ist Lüge!“

Andreas hielt einige Secunden inne, dann fuhr er rascher fort: „Sie haben ausgesagt, Hülferufe hätten sie vorwärts getrieben in den Wald, sie seien zur Stelle gekommen, wo die Unthat verübt worden, im Moment, da die Braut des Schulzenknechts, Ilse Steinbrock, eine arme Weberin, mit lautem Schrei besinnungslos über die Leiche des Ermordeten hingestürzt wäre, und zehn Schritte von ihr entfernt hätten sie später auch mich gefunden! Mit einem seidenen Tuche war der Unglückliche halb erdrosselt, mit einem schweren Knotenstock war ihm das Gehirn eingeschlagen. Jenes Tuch, jener Stock — Beides gehörte mir, das Tuch trug die Anfangsbuchstaben meines Namens, der Knopf des Stockes — mein Wanderstab, meinen vollen Namen. Ich hatte das Tuch, wie ich mich später entsann, am Nachmittage abgenommen, der Stock hatte neben meinem Tornister gelegen. Alle diese Sachen zeugten gegen mich. Ein unglücklicher Zufall mußte sie meinem Bruder in die Hand geführt haben, als er, ein wenig berauscht, mit dem in Streit gerathen war, der wahrscheinlich für mich gesprochen und ihm sein Unrecht vorgehalten. Gezeugt hat mein Bruder nicht wider mich, er hat nur geschwiegen. Meine Vertheidigung hat zuerst einzig jene arme Weberin geführt, sie, die Braut des Ermordeten, hat so lange meine Unschuld beschworen, bis sie, wohl aus Kummer, wahnsinnig geworden! Kennen Sie die Verhandlungen, so werden Sie auch wissen, welche Wendung die Sache nahm, als jene Ilse Steinbrock für irrsinnig, ihre Aussagen für ungültig erklärt worden. Ich erfuhr das an dem Tage, wo mein Vater dem Schließer des Gefängnisses die Mittheilung gemacht, daß ihm ein Enkel geboren sei!“

„Das weißt Du?“ rief der Priester überrascht, fast entsetzt.

„Ja, Herr! — ich weiß noch mehr — Alles, weiß, daß seit drei Wochen jener Enkel eine Schwester hat und daß trotz des Unglücks, trotz der Schande, die ich über eine ehrliche brave Familie gebracht, der Herr sie nicht ganz verlassen hat und Gottes Segen sichtbarlich mit dem guten Sohne ist! — — —“

Andreas schwieg, auch der Priester war keines Wortes mächtig, Beide erlagen lange Zeit dem Eindruck des Gerichtes, das die Welt hält. Der Gefangne hatte seinen Beichtvater fester umklammert; mechanisch streichelte dieser das feuchte Haar, die eiseskalten Hände des unglücklichen Opfers irdischer Gerechtigkeit — menschlicher Falschheit! — endlich schien's ihm doch zu viel, zu groß dieses Opfer, das ein Bruder dem andern brachte, und er fragte eindringlich:

„Willst Du es wirklich fort und fort tragen, dieses Elend, diese Schmach? — wird nicht einmal über Dich kommen der lebendige Wunsch, gerechtfertigt, schuldlos dazustehen?“

„Er ist schon über mich gekommen und — überwältigt stets durch ernstes Nachdenken, durch reifliche Ueberlegung. Noch gestern schwankte ich eine Secunde, als Sie wieder in mich drangen, besiegte aber die Anwandlung schneller, als alle frühern Wünsche.“

„Wirst Du es aber immer können, Andreas?“

„Ich will, frommer Vater, und — ich kann! Das Schlimmste ist überwunden. Ich bin fest entschlossen — selbst zu sterben.“

„O, daß ich schweigen muß!“ rief der Priester traurig, „daß ich Deine Unschuld nicht laut verkünden darf, daß ich dies Alles als Beichtgeheimniß höre und ich Dich nun nicht hinstellen kann als den besten, den edelsten, den aufopferndsten der Brüder!“

„Und was hätt' ich dann?“ rief der Gefangene. „Ich wüßte den Stolz, die Freude, den Liebling meiner Eltern in Ketten und Banden; ich würde den Vater, die Mutter entweder schnell vor meinen Augen sterben, oder in Gram und Verzweiflung langsam dahin siechen sehen. Ich wüßte die Geliebte meiner Jugend nicht allein öffentlich befleckt durch das Brandmal, Weib eines Mörders zu sein, ich sähe sie noch tiefer entehrt als das Weib eines ehrlosen Betrügers! Und wären sie's allein! Eltern — Weib — aber, o Herr, da sind ja noch die Kinder. Sollen sie in früher Jugend beschimpft, geschändet sein? sollen sie durch's lange Leben einen unehrlichen Namen tragen, sollen sie vielleicht fluchen Dem, der sie in's Dasein gerufen hat? o nie, nie! Ich könnte in all diesen niederdrückenden Gedanken nie einen ruhigen, nie einen frohen Augenblick haben, während jetzt, inmitten meines Elends, oft Friede und Freude in meiner Brust herrschen, ein so wunderbarer Friede, eine so heilige Freude, daß Beides selbst einen verklärenden Schein über das traurige Bewußtsein wirft, in den Augen der Welt, in den Augen meiner Eltern als Mörder dazustehen!“

König Friedrich Wilhelm IV. stand auf dem mit Blumen geschmückten, mit Kränzen reichverzierten Bahnhofe zu M., inmitten der Spitzen aller Civil- und Militärbehörden, inmitten einer dicht gedrängten Volksmasse, die den König, der sich einen Tag in der Stadt aufgehalten, nun auch bei der Abreise noch zu sehen trachtete.

Der König unterhielt sich im letzten Augenblick noch freundlich, leutselig mit Vielen, in seiner unwiderstehlich liebenswürdigen Art und Weise. Endlich war Alles gesagt und gesprochen. Friedrich Wilhelm machte eine Bewegung, die Jeder in seiner Umgebung verstand, grüßend wich Alles zur Seite, eine breite Straße öffnete sich, inmitten der dichtgedrängten Massen, Hüte wurden geschwenkt, Tücher wehten und ein nicht endendes Hurrah ertönte. Freundlich lächelnd schritt der Monarch langsam durch die Reihen, unermüdlich grüßend, oft Einen, der seinen Patriotismus vorwiegend laut an den Tag legte, mit ganz besonderer Heiterkeit in's Auge fassend. Mit einem Male wurde inmitten alles Jubels seine Miene ernst, und scharf richtete er den Blick auf eine Gestalt, die einen Schritt aus der Menge vortrat. Es war ein junger Mann in geistlicher Tracht, der ihn mit großen, freudig leuchtenden Augen ansah und tief grüßte. Der König blieb dicht vor ihm stehen und sagte:

„Ich freue mich sehr, Sie noch zu sehen.“

„Mein höchster Wunsch ist erfüllt, wenn es mir noch vergönnt wird, Ew. Majestät meinen innigsten Dank für die Gnade auszusprechen!“ entgegnete der Geistliche.

„Folgen Sie mir aus dem Gedränge, lieber Baron, erzählen Sie mir, ob sich in Folge dessen Etwas ereignete.“

Der König ging lebhaft, rasch voran, vorbei an dem schon geöffneten Coupé mit der Krone, vorbei an allen Wagen, und nur der junge Priester, den er angeredet hatte, folgte ihm nach dem leeren Raume des Bahnhofs, wo der Monarch stehen blieb. Minute auf Minute verstrich, eine Viertelstunde war vergangen, und seitwärts von der verstummten Menschenmasse stand der König noch immer im eifrigsten Gespräch mit dem Geistlichen. Sein Gesicht, seine Gebehrden waren von Secunde zu Secunde lebhafter geworden; ein dunkles Roth brannte auf seinen Wangen, er wandte das immer heller blitzende Auge gar nicht ab von dem Antlitz des Priesters, einem Antlitz, das von einer heiligen Freude leuchtete, wie im Glanz immer höherer Verklärung strahlend.

Die Spitzen der Behörden, das ganze versammelte Volk, Alles hatte nur diese Beiden im Auge, Niemand sprach, ein Jeder lauschte, und Niemand vermochte eine Sylbe zu hören. Da, als eine endlos lange halbe Stunde vorüber, sah man, wie der König dem jungen Priester die Hand reichte, sah, daß er die Hand desselben fast eine Minute in der seinen hielt, in herzlichster Weise dabei mit ihm sprach, dann einen Schritt vorangehend, seinen Begleiter, noch immer an der Hand haltend, nachzog und abermals stehen blieb, und nun hörten die Nächststehenden deutlich die Worte:

„Seien Sie überzeugt, daß ich Alles thun werde, was in meiner Macht steht. Die Sache ist schwierig, muß aber doch gehen. Behalten Sie daher Muth und empfehlen Sie ihm Geduld. Sagen Sie ihm auch, wie es mich gefreut hat, daß er, nächst Gott, seinem Könige vertraut hat, grüßen Sie ihn von mir, von seinem Könige, der ihn hochachtet und bewundert!"

Diese Worte liefen von Mund zu Mund, diese Worte wurden in tausendfacher Weise ausgelegt und gedeutet! Wie verschieden aber auch darüber die Lesart und Ansicht, in der Meinung kam Alles überein: „daß der König außerordentlich zum Katholicismus hinneige", und viele Blätter, viele Zeitungen berichteten in ihren Spalten: „daß auf seiner Reise durch Westphalen der König von Preußen die katholische Geistlichkeit ganz besonders ausgezeichnet habe."

Nach und nach verloren sich diese Gerüchte wieder, um einige Jahre später stärker denn je aufzutauchen. Es war um die Zeit, als in die preußische Residenz ein katholischer Priester aus Westphalen gekommen war, der unbehinderten Zutritt zu dem Privatcabinet des Königs hatte und während mehrerer Wochen fast täglich von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch machte. Er war oft über eine Stunde allein bei dem Könige, er sprach viel und angelegentlich mit diesem in den Gesellschaften, zu denen er gezogen wurde, und die Beobachter wollten bemerken, daß Friedrich Wilhelm nach den Unterredungen mit dem Priester noch stundenlang ernster und nachdenklicher war, als sonst.

Als man den Geistlichen zum letzten Mal im königlichen Schlosse zu Berlin sah, strahlte sein Gesicht von einer so unverkennbaren innern Seligkeit, daß Alle, die ihn erblickten, sich zuflüsterten: „der hat sein Ziel sicher erreicht." Sie hatten nicht Unrecht! Pater Ignatius hatte jetzt wirklich das Ziel seines Strebens erreicht: der Gespiele seiner Kinderjahre, der Jüngling, welcher des Mordes überführt, der Mann, der mehr und mehr sein Freund geworden, war — frei! frei durch den Ausspruch des Königs! — — —

Während einzelne Hauptblätter der Tagespresse sich mit dem möglichen Uebertritt des Königs von Preußen zur katholischen Religion beschäftigten, enthielten mehrere Localblätter der Provinz Westphalen die Nachricht: „Der Bauer Andreas D., der vor einigen Jahren, des Mordes beschuldigt, zum Tode verurtheilt war, von Sr. Majestät aber zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe begnadigt wurde, ist jetzt in Anbetracht seiner musterhaften Führung und in Folge dringender Bittgesuche seiner braven Eltern, deren nunmehriger einziger Sohn er jetzt, nach dem kürzlich erfolgten Tode seines Bruders, ist, am gestrigen Tage auf Befehl des Königs seiner Haft entlassen und von dem Pater Ignatius, dem frühern Freiherrn Adolar von K., nach seiner Heimath geleitet." — —

Mit welchen Gefühlen sah Andreas jetzt seine Heimath wieder! Er ertrug den Anblick nicht, als er mit Pater Ignatius das Eichenwäldchen durchschritten und vom Saum des Waldes aus hinüberschaute nach dem von den alten Linden umschatteten Hofe seiner Eltern.

„Ich kann dort nicht eintreten!" rief er erbebend und warf sich dann laut schluchzend in die Arme seines Freundes, seines Retters. „Ich kann nicht!" wiederholte er schaudernd. — — —

Da trat ein todbleiches junges Weib mit grauem Haar, mit gramdurchfurchten Zügen rasch hinter dem nahen Baum hervor und sich Andreas zu Füßen werfend, fragte sie zitternd: „Kannst Du es auch dann nicht, Andreas, wenn ich Dir sage, daß Deine Eltern seit einer Stunde wissen, daß kein Mörder über ihre Schwelle tritt?"

Andreas, der Priester schauten überrascht, entsetzt auf die Frau, die so angsterfüllt zu ihm emporsah.

„Bist Du Anne?" fragte der Bauer tonlos.

„Ja."

„Und Du — Du sagtest meinen Eltern — —"

„Daß der Mörder todt ist."

„Anne! Anne!" schrie Andreas.

„Ich hatte es Martin in seiner Todesstunde gelobt."

„Wie! Er sagte es Dir?"

„Nie! ich aber wußte es! ich hab's geahnt seit dem Tage, wo ich sein Weib war, denn, Andreas, Du konntest kein Mörder sein!"

„Unglückliche!"

„Ja wohl unglücklich! ich habe Dich beneidet Tag für Tag, Stunde um Stunde! ich beneide Dich noch."

„Steh auf, Anna!" bat Andreas tief ergriffen.

„Nicht eher, als bis Du mir sagst, daß Du ihm, daß Du mir verziehen hast. Er litt furchtbar — ich büßte schrecklich und werde, so lang ich auch noch lebe, keine frohe Stunde mehr haben."

„Ich vergab Euch lange! Ich stehe auch ohne Groll vor Dir. Dieser fromme Priester kann es bezeugen."

„Dein Wort genügt, Dein Wort gilt mir mehr, denn tausend Eide aller Priester der Welt. Ich danke Dir, danke Dir innig."

Sie stand auf und trat an die Seite. Andreas näherte sich ihr und reichte ihr die Hand hin. Ein glühend Roth überflog ihr geisterbleich Antlitz, sie wich zurück, indem sie rief und Thränen über ihre eingesunkenen Wangen flossen:

„Nie, nie kann, darf ich Deine Hand fassen! Nie und nimmer darfst Du die meine berühren! Sie lag in der des Mörders, in der Hand dessen, der Deine Jugend vergiftet, Dein Leben zerstört."

Wie ein gescheuchtes Reh lief sie in den Wald; Andreas aber trat den Weg zum Hofe seines Vaters an. — — —

Die Sterne glänzten schon am Nachthimmel, als er dort noch zwischen seinen Eltern unter den alten Linden saß. Immer und immer wieder mußte er ihnen sagen, daß er sie liebe, daß er ihnen vergebe. Als aber sein Vater die Frage aufwarf: „Wie war Dir's nur möglich, unschuldig zu sein und für schuldig zu gelten?" da rief er mit leuchtendem Auge: „Ich hatte den Trost, daß mein Gott, mein König und ein Freund meine Unschuld kannten."

Fünf Jahre sind seit Andreas' Freisprechung vergangen. Es ist wieder ein Sonntagmorgen, und über das Dorf hin hallen die Klänge der kleinen Dorfglocke, der Glocke, die da zum Altare läutet, über den Särgen der Verstorbenen ertönt und die Beter zum Gotteshause ruft.

Zu Grabe hat diese Glocke drei Jahre zuvor Martin's Kinder geläutet. Sie starben binnen wenigen Tagen am Scharlachfieber. Ihren Tod beklagte eigentlich nur Andreas — die eigene Mutter, die Großeltern sah'n die Kinder fast freudig in ein anderes Leben gehen.

Vor zwei Jahren ertönten die Glocken zu Andreas' Hochzeit — am heutigen Sonntage riefen sie ein junges Weib in's Gotteshaus, das an dem Tage den ersten Kirchgang nach der Geburt eines Knaben feierte.

Andreas hatte den Bitten seiner Eltern, dem Drängen seines Freundes Ignaz nachgegeben, als er an den Traualtar trat. Ueber zwei Jahre war er mit diesem Freunde, der während der Gefängnißjahre seinen Geist so reich gebildet, wie Gott sein Herz, auf Reisen gewesen; dann hatte er die Schwester von Ilse Steinbrock geheirathet und diese Wahl nie bereut.

Pater Ignaz, der schon viele Würden ausgeschlagen, lebte seit Andreas' Heirath als Pfarrer im Dorfe. Er hatte sich von ihm nicht trennen können, und wie er einst Tag um Tag im Gefäng-

niß bei ihm gewesen, so nun auf dem alten Bauernhofe in Gottes freier schöner Natur.

Auch Friedrich Wilhelm der Vierte hatte den Pater Ignaz nach der Residenz berufen und ihm eine hohe Stelle angetragen. Noch einmal war der Pater nach Berlin gereist und hatte an den Monarchen noch einmal eine Bitte gerichtet, die: in der Nähe des Mannes bleiben zu dürfen, dem er einst als Lehrer entgegengetreten und dessen Schüler er geworden.

Ehe Pater Ignaz schied, fragte der König lachend: „Und Sie wollen nicht mindestens einen von den Versuchen machen, deren man Sie so vielfach mir gegenüber verdächtigt, wollen mich nicht zu Ihrem Glauben bekehren?“

„Mein Streben war stets nur auf die Erreichung des Möglichen gerichtet, Majestät.“

„Wie? des Möglichen? Nein, mein Bester, da irren Sie, denn ich weiß nur zu gut, daß, als Sie mir damals zuerst, nach dem Diner in M. von dem jungen Bauer erzählten, der an jenem Tage sein Todesurtheil vernommen, Sie von mir doch anscheinend das Unmögliche verlangten.“

Der Priester lächelte und entgegnete lebhaft: „Darum wandte ich mich ja einzig an Ew. Majestät, nicht nur als einen der Mächtigen auf Erden, denen es hienieden allein möglich ist, ‚scheinbare‘ Unmöglichkeiten zu vollbringen, nein, auch an den Menschen, dessen edles Herz ich kannte, wie das meines armen, verkannten Freundes.“

„Und doch,“ sprach der Herrscher Preußens sinnend und demüthig, „sagen Sie selbst, was ist meine That gegen die des Bauern!“

„Ew. Majestät thaten viel, Alles, gaben dem Gefangenen das Leben, die Freiheit!“ rief der Priester begeistert.

„Und er, der Bauer, gab mir doch mehr, die Lehre, daß ein Mensch nicht einer Krone bedarf, um einer Krone würdig zu handeln.“

Sollte ein geneigter Leser fragen, woher ich die That des Bauern kenne, diese wahre Heldenthat? Ich lebte in Westphalen, und dort ist sie wohl bekannt. Dort steht jener Bauernhof in einem seiner reizendsten Dörfer, und da lebt jener einst des Mordes Angeklagte, geliebt von seiner Familie, geachtet von seinen Freunden, bewundert von Allen, die seine That kennen.

Er selbst spricht nie über das aus Liebe und Rücksicht gebrachte Opfer. Man ahnte es einst, man wußte es später und erzählt sich's, wo man ihn sieht, erzählt sich's auch noch in dem Gefängnisse, spricht dort mit Stolz, mit Achtung und Bewunderung von dem jungen Manne, den man in eben den Mauern einst nur voll Schauder als Mörder betrachtet. **L. Ernesti.**

Auf Firn und Eis.

Erinnerung aus den Bergen. Von S.

Im weltbekannten Haslithale des weltbekannten Berner Oberlandes war es. Dort, an der Handeck hatte ich mit meinem Freunde und Landsmanne, einem Ritter vom Malkasten, mein Villegiaturquartier bezogen; nicht an dem vielbeschriebenen Falle der Aare, der unter jenem Namen gefeiert ist auf der ganzen civilisirten Erde — der braust ein gut Stück weiter links — sondern auf der schönen Handeckalp, welche, obwohl nahe an 4500 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres, noch von üppigem Tannendickicht eingefaßt wird. Ehedem gab's hier nur eine gewöhnliche Sennhütte, wo sich der müde Wanderer auf dem Heuboden strecken und an einem Glase Milch oder „Nidln“ (Rahm) und einer Schnitte „Ziegers“ (magern Käses) erlaben konnte, jetzt ist auch hierher die Speculation und mit ihr die Cultur gedrungen. Aus dem alten großen Holzbau mit dem weitgespannten Giebel, der früher lediglich hirtlichen und viehlichen Zwecken diente, ist zugleich eine Art von Hotel entstanden, und ein gegenüber errichtetes neues Haus umschließt die Schlafstätten für die einsprechenden Reisenden; kein Gasthofspalast freilich wie auf Rigikulm, auch nicht einmal wie die Herberge auf dem Faulhorn oder auf der Wengernscheideck, doch alles sauber, gut, behaglich und nicht allzutheuer, — wenn man billig in Erwägung zieht, daß weder Dampfwagen noch Dampfschiffe, nicht Postkutschen und nicht Marktboote, sondern nur die Rücken keuchender Vier- und Zweifüßler des Leibes Nahrung und Nothdurft herzuschleppen können.

Eines Abends waren wir zeitiger als gewöhnlich von unserer Nachmittagswanderung heimgekehrt und pflegten uns auf der Holzbank vor unserer Sennte. Da schlug der große Bernhardshund des Wirthes an, das Haus kam in Alarm, denn ein neuer Gast hielt seinen Einzug. Dergleichen Episoden waren immer Epochen in unserm Stillleben. Wir erhoben uns denn auch, um uns den Ankömmling in der Nähe zu betrachten. Es war ein kräftiger Mann in den Fünfzigen; ein langer grauer Schnurrbart und Augenbrauen, die allenfalls auch zu einem stattlichen Schnauzbarte hingereicht hätten, gaben ihm ein gewisses strenges, martialisches Ansehen. Mit einer Behendigkeit, welche sein graues Haar Lügen zu strafen schien, schwang er sich aus dem Sattel seines Maulthiers und schüttelte dem Wirthe, der diensteifrig herbeigeeilt war, als einem alten Bekannten herzlich die Hand.

„Nehmen Sie mir die Sachen da gut in Obacht und sorgen Sie für meine Leute,“ sprach er auf ein zweites schwerbepacktes Maulthier und sechs handfeste Männer weisend, die sein Gefolge bildeten. Darauf trat er in das Speisezimmer.

Mit dem Fremden, welcher mit einem eigenen Packthier und mit so großer Escorte über die Grimsel zog — denn wo anders konnte man von der Handeck hin? — mußte es eine besondere Bewandtniß haben. Dies und sein interessantes Aeußere erregten unsere Neugier, die uns ebenfalls rasch in's Zimmer trieb. Wir bestellten unser Nachtessen und waren mit dem Herrn bald in lebhaftem Gespräche.

„Morgen beziehe ich meine gewöhnliche Sommerresidenz,“ erzählte der Ankömmling; „eine Sommerresidenz, wie es keine zweite giebt, so frisch, so glänzend, so imposant — — — ich gehe auf den Unteraargletscher, da steht mein Sommerpalais. Besuchen Sie mich dort einmal, meine Herren. Da oben sollen Sie erst erfahren, was Alpenpracht und Alpenmajestät bedeuten! — Doch,“ fügte er hinzu, „warten Sie noch ein paar Tage; es ist gar wohl möglich, daß ich meinen Pavillon erst unter dem Schnee hervorsuchen muß, dann bin ich genöthigt, meine ganze Wirthschaft von Neuem loszueisen und in Gang zu setzen, ehe ich Besuch empfangen kann. Ohnedem sah ich verdächtiges Gewölk, als ich von Guttannen heraufritt.“

Darauf beschrieb er uns den Weg, welchen wir einzuschlagen hatten, unter genauer Berücksichtigung aller uns nothwendigen Einzelheiten. „Sie können nicht fehlen, meine Herren. Kommen Sie also ja,“ sagte er, indem er sein Licht nahm, um sich in das Schlafhaus drüben zurückzuziehen.

Jetzt kannte ich den Mann. Es war Herr Dollfus-Ausset aus Mülhausen im Elsaß. Einer der reichsten Fabrikanten-Familien seines Geburtsortes entsprossen und selber Baumwollfabrikant, ist derselbe zugleich ein bedeutender Physiker und unbestritten der erfahrenste Beobachter der Gletscher und ihrer mannigfachen Erscheinungen und Räthsel. Sein Lieblingsstudium ist ihm völlig zur Leidenschaft geworden. Sobald der Sommer kommt, zieht er, seit fast zwanzig Jahren, nach der Schweiz, quartiert seine Familie im Hôtel des Alpes am Reichenbache ein und klimmt hinauf in das Gebiet des ewigen Schnees. Hier auf einem Uferfelsen des Unteraargletschers hat er sich ein kleines niedriges Steinhaus erbaut, den der gesammten naturgelehrten Welt wohlbekannten Pavillon Dollfus, in dem er mehrere Wochen, manchmal auch Monate zuzubringen pflegt. Tag für Tag wird alsdann der Gletscher begangen, untersucht und angebohrt, wird seine Bewegung, sein Vorrücken oder Rückgehen gemessen, werden Barometer und Thermometer consultirt, Cyanometer und andere Apparate zur Hülfe genommen und die nach allen Richtungen hin angestellten wissenschaftlichen Beobachtungen genau verzeichnet und beschrieben, hauptsächlich um dem Gesetze auf die Spur zu kommen, das einer der schwierigsten und noch immer unentschiedenen Fragen der Naturwissenschaft, der Lehre von der Gletscherbewegung, zu Grunde liegt.

Herr Dollfus hatte richtig prophezeit. Zwei Tage lang dictirten uns Nebel und Regen eine unliebsame Clausur im Handeckwirthshause. Erst am dritten Morgen konnten wir zu unserer Expedition ausrücken. Bald rechts bald links des polternden

AUF FIRN UND EIS

DIE HANDECK.

DIE GRIMSEL.

PAVILLON DOLLFUSS-AUSSET auf dem AARGLETSCHER.

WEG ZUR HANDECK.

WEG ZUR GRIMSEL.

HOTEL DES NEUCHATELOIS

Nach einer Originalskizze von A. Mosengel.

Gletscherwassers zieht sich der Pfad aufwärts, mehrmals die Aare überbrückend, immer in enger Bergumrahmung. Nach etwa zweiständigem tapfern Marschiren, das Kniee und Schenkel tüchtig anspannte, that sich die oberste kesselförmige Thalweitung auf, der sogenannte Räterichsboden, eine dürftige Alm mit zwei verräucherten ärmlichen Sennhütten. Trotzdem ein tröstlicher Anblick für das Auge, der letzte Gruß aus der farbenheitern lebendigen Welt vor der grauen todten Steinwüste, die nun ausschließlich zur Herrschaft kommt. Höher hinauf erlischt jede Spur menschlichen Lebens.

Um zehn Uhr lag das Grimselspital vor uns, das alte Bild des Schweigens, der Oede, der brustbeklemmenden Schwermuth mit dem kleinen schwarzen eiskalten See, der sich neben dem düstern Steinbau ausbreitet, — am Tage wenigstens, wo es, wenn nicht Unwetter die Gäste in seinen Mauern zurückhält, nur selten Anderswen beherbergt als den Spittler mit seiner Familie, seinen Knechten und Mägden und seinem Vieh, denn von welcher Seite man auch kommen mag, ob, wie wir, aus dem Haslithale, oder vom Gotthard über die Furka, immer ist's eine ordentliche Tagesreise heran. Die Zwischenstationen aber, das Haus am Rhonegletscher oder Guttannen, werden selten einmal zu Nachtquartieren erkoren. Sobald indeß der Abend dämmert, zieht das bunteste Reisegewühl vom Joche hernieder, bricht Gruppe um Gruppe hinter der Felswand hervor, die den aus dem Aarethale Heraufsteigenden das Hospital verbirgt, und bald hat's Noth mit Unterkunft und Nachtlager. Zu Zweien und Dreien müssen sich die Ankömmlinge in ein enges Zimmer schichten lassen und froh sein, wenn sie überhaupt noch ein Bett erwischen können.

Wir trafen ausnahmsweise auch einmal am Vormittage Gesellschaft, geriethen nach den Erkundigungen um Woher und Wohin? in's Plaudern und hielten ein langes heiteres Mittagsmahl. Der Nachmittag war schon weit vorgerückt, als wir uns zur Weiterreise erhoben. Der Grimselwirth fand es bedenklich, so spät noch nach dem Gletscher zu gehen, wir nahmen aber seine Warnung für Eingabe des Eigennutzes. Im Bädeker, unserm vielgetreuen Eckart, stand ja „Aargletscher leicht und gefahrlos zu besteigen". Warum uns also einschüchtern lassen? Die Feldflaschen wurden neu gefüllt und fort, ohne Führer, dem ewigen Eise entgegen.

Die Wegbeschreibung, die uns der Gletscherenthusiast gegeben, saß fest in unsern Köpfen. So hatte es keine Schwierigkeit, uns bis zum Fuße des Eisstromes aufzuarbeiten. Freilich war's ein saures Werk, und die zwei Stunden, mit denen Bädeker tröstet, wurden fast zu langen dreien. Bis hierher hatten wir so Etwas gefunden, das man, mit einigem Aufwande von Phantasie, allenfalls als Straße gelten lassen konnte, ab und zu eine in den Fels gebauene Stufe oder ein paar von Menschenhand neben einander geschichtete Steine — jetzt hörten auch alle diese schwachen Anhaltspunkte auf. Wir standen am linken Ufer der Aare, da wo sie in einem trüben Graugrün, mehrfach gespalten, dem Eise entquillt und auf die ebene felsumschlossene Fläche des Aarbodens hinausfließt. Vor uns thürmte sich der Absturz des Gletschers in die Höhe, sein klares Krystall mit dem Schmutzwall der Erdmoräne bedeckt, jenen Ablagerungen von Schutt und Geröll, von Steinblöcken und Felstrümmern, welche der fortschreitende Gletscher vor sich herschiebt und in langen oft mehrere hundert Fuß dicken und noch breiteren Strömen dem Thale zuführt. Die Endmoräne des Unteraaregletschers ist für sich allein ein ganz hübscher Hügel, den man bei uns daheim im Flachlande schon zum respectabeln Berge stempeln würde.

Wir stutzten, wir sannen, wir beriethen — es half nichts, wir mußten die Moränenmauer hinan.

Das schreibt sich so leicht, dies Hinan, jetzt in der gewöhnten Sicherheit seiner vier Pfähle, im bequemen Armstuhle und neben der dampfenden Herzstärkung des Frühkaffees; das liest sich so harmlos und gemüthlich in Schlafrock und Pantoffeln auf dem Sopha, während der Theetopf sein trauliches Abendlied singt; in Wirklichkeit aber war's ein verdammt heikeles Unternehmen. Bei jedem Schritt mußten Fuß und Auge erst die Festigkeit des Bodens prüfen. Oft brachte ein unbedachter Tritt einen nur auf wenigen Stützpunkten ruhenden Stein aus seinem Gleichgewichte, und sein Sturz ließ sich nicht aufhalten, wenn auch der tastende Fuß augenblicklich zurückgezogen wurde.

Da gab's nun ein Rollen, ein Wälzen, ein Schurren, ein Donnergepolter, wie ein Stein den andern mit hinabriß in die Tiefe, wie das kleine Gebrock in gewaltigen Bogensätzen mit rasender Geschwindigkeit immer rascher und rascher dem Abgrunde zujagte und die größeren Felsstücke im Anprall krachend auseinander barsten und ihre scharfkantigen Trümmer nach allen Seiten umherschleuderten. Das war, wie wenn Bomben platzten und Granatsplitter umherflögen. Wir wußten nicht mehr wie uns ducken, nicht wie uns rechts und links den unaufhaltsamen Geschossen aus dem Wege bücken! Ganz als lägen wir vor Düppel im Bereich der tückischen Dänenkugeln.

Endlich, endlich waren wir oben; athemlos, schweißtriefend. Nach der empfangenen Weisung sollten wir auf der Moräne fortgehen, bis wir auf der Uferhöhe zur Rechten des Dollfus'schen Pavillons ansichtig würden. Indessen Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, schon zeigten unsere Uhren, daß wir länger denn eine volle Stunde auf der Trümmerfläche marschirten, und nirgends weder Fahne noch das allerkleinste Anzeichen menschlicher Nähe zu erspähen. Nein, es konnte nicht in Ordnung sein mit dem Weg auf der Moräne, wir mußten die Instruction mißverstanden oder doch nicht genau behalten haben. Schon dämmerte es; es gab also keine Zeit zu verlieren. Wir verließen darum die Moräne und wanderten auf dem Gletscher selbst weiter.

Anfangs war ein flottes Fortkommen auf dem grobkörnigen Eise, weit flotter als auf dem Steinmeere der Moräne, wo jeder falsche Tritt die ganze Decke in Aufruhr setzte. Bald aber wurde das Eis glätter und glätter und begann sich obendrein bedenklich zu neigen. Erst kleinere Spalten, dann immer breitere und breitere Schründe zeigten sich, und wir mußten alle unsere Kühnheit aufbieten, uns mit Hülfe unserer festen Alpenstöcke über die sapphirblauen Eisabgründe zu schwingen. Endlich jedoch war's mit unserm Latein zu Ende, eine entsetzliche Kluft gähnte vor uns. Schon der Gedanke an deren Ueberspringen wäre Vermessenheit gewesen. Wir versuchten also an ihrem Rande weiter zu fußen, vielleicht daß sie sich an einer andern Stelle verengte. Doch plötzlich senkte sich der Boden so bedeutend, daß wir Beide in ein rapides Gleiten geriethen. Zwar gelang es uns, die Stöcke fest gegen die Brust gedrückt und ihre Stacheln tief in's Eis gebohrt, uns in unserer hängenden Position zu erhalten; allein da saßen wir nun fest, die trostlose Perspective vor uns, im glücklichsten Falle mindestens eine lange finstere, kalte Nacht in ihr ausharren zu müssen. Fürchterlich, haarsträubend!

Die ganze Kraft unserer Keblen zusammennehmend, über welche uns die Angst noch verfügen ließ, schrieen wir in die Wildniß hinaus nach Hülfe. Schauerlich tönten unsere Stimmen in der weiten traurigen Oede.

„Horch! — Antwortet's nicht?"

Ich hielt den Athem an und lauschte in banger Erwartung. — Nichts, nichts, nur der Widerhall unsers eigenen Rufens, welchen die Felswand drüben herüberwarf.

Von Neuem rufen, von Neuem lauschen wir. Vergebens, immer und immer vergebens!

Pst! — Das war keine Täuschung. Ein ferner Schall schlägt an unser Ohr. Es müssen Menschen auf dem Gletscher sein! Erlösung, Rettung naht; auf's Neue belebt die Hoffnung unsere schwindenden Kräfte.

„Hülfe, um Gotteswillen Hülfe!" rufen wir, so laut es gehen will, und hören entzückt Antwort herüberklingen. Die Stimmen nähern sich, und bald können wir, trotz der Finsterniß, die inzwischen niedergesunken war, in geringer Entfernung von uns zwei Gestalten unterscheiden.

Es waren zwei seiner Diener, welche der Gletscherkundige nach uns ausgeschickt hatte. Vom Hochplateau seiner Residenz aus hatte er uns und unsere Irrfahrten und Anstrengungen gesehen und sandte uns die Hülfe, die wahrlich kam, als die Noth am größten war. Vorsichtig schritten die beiden Männer mit ihren dickbenagelten Bergschuhen der Stelle zu, wo wir gleichsam vor Anker hingen — dennoch konnten sie nicht ganz bis zu uns herabkommen. Sie warfen uns daher ein Seil zu, an dem wir uns wieder fest auf die Beine richteten und allmählich zu unsern Rettern hinaufgriffen. Aber die halberstarrten, steifen Glieder versagten uns den Dienst; mehr getragen, als geführt von unsern kräftigen Aelplern, gelangten wir an den Fuß der Felswand, auf deren breitem Rücken sich der Pavillon erhebt. Noch eine Viertelstunde unsäglichen mühevollen Kletterns auf einem in das Gestein eingehauenen Zickzack

pfade, und wir hatten das wundersame Sommerpalais des reichen Elsässer Gletscherfreundes erreicht, — mit Gefühlen, wie sie der Schiffbrüchige hegen mag, der, auf schwanker Planke lange umhergetrieben auf dem Meere, sich endlich an die Küste gerettet hat.

„Bon soir, Messieurs," empfing uns lächelnd Herr Dollfus am Portale seiner Villa. „Aber was machen die Herren für Streiche! Sich verirren auf meiner schönen Chaussee, ein wahres Kunststück!" so spottete er. Allein seine edlen Thaten wogen zehnfach seinen Spott auf. Er führte uns herein in sein luftiges Gemach, und wir konnten beim Schein einer Lampe das merkwürdige Gemisch von naturwissenschaftlichen Apparaten und Reisebedürfnissen verschiedenster Gattung erkennen, womit der kleine Raum ausstaffirt war. Inzwischen bereitete der Herr des Hauses selbst einen vortrefflichen heißen Punsch und röstete köstliche Brodschnitten, und bald hatten wir, auf weichem Heu behaglich gebettet und mit dicken Schaffellen warm bedeckt, alle Aengste unserer Gletscherfahrt vergessen. Nur wie ein leises Summen klang noch das Geplauder der nebenan in der Küche um das Heerdfeuer gestreckten Knechte zu uns herüber, bis uns neckische Traumbilder der Wirklichkeit um uns her entrückten.

Völlig gestärkt und wunderbar erquickt erwachten wir am andern Morgen, und jetzt im ermuthigenden Lichte des Tages wollten uns selbst die überstandenen Abenteuer unserer Wanderung nicht mehr ganz so gefährlich dünken, wie gestern im unheimlichen Dunkel der Nacht, das alle Schrecknisse in's Ungemessene steigert.

„Ja, ja," sagte Herr Dollfus, der schon völlig angekleidet und eisgerüstet vor uns stand, „gegen Neulinge gefällt sich der Gletscher in kleinen Tücken und Chicanen; wen er aber einmal kennt, dem hat er nichts an. Wenn wir hernach auf das Eis gehen, sollen Sie sehen, wie harmlos das Ding ist. Aber schauen wir zunächst, was das Wetter macht."

Wir vollendeten unsere Toilette und traten vor die Hütte hinaus, die wir jetzt erst ordentlich in Augenschein nehmen konnten. Sie ist niedrig, aus Steinblöcken kunstlos zusammengefügt und ganz geeignet, den Unbilden des Wetters kräftigen Widerstand zu leisten. Hoch über dem Dache flatterte an langer Stange die französische Tricolore, das schon von so manchem müden Touristen mit hellem Jubel begrüßte Signal des gastlichen Gletscherpavillons. Etwa 7200 Par. Fuß über dem Meere gelegen, bleibt dieser noch um ziemlich 600 Fuß hinter der Höhe des durch das ganze Jahr bewohnten St. Bernhardhospizes zurück, erhebt sich jedoch um nahe an 1600 Fuß über das Jochhaus der Grimsel.

Noch war Alles in Nebelschleier gehüllt; ein scharfer Wind aber hatte sie bald zerzaust und auseinandergerissen. Zu phantastischen Wolkenbildern zusammengeballt, zogen sie, tief unter uns, über dem Gletscherfelde dahin. Ringsum ward der Blick frei, und welche Aussicht that sich auf! Wir erklommen eine nahe Felszinke und konnten nun den Gletscher nach allen Seiten überschauen, eingefaßt wie er ist von vielfach ausgezahnten Gneiswänden, deren pittoreske Contouren sich scharf vom tiefen Blau des Himmels abhoben. Kein Fleckchen Grün, kein Grashalm in dem ungeheuren Raume, welchen das Auge durchschweifte; nichts als Weiß und Grau und Blau! Es war ein Moment feierlich, erhaben, kein Wort reicht an seine Größe heran! Unvergeßlich, wie alle jene Morgen, die ich, durch meilenweite Eis- und Schneefelder von den Menschen und ihrem Treiben geschieden, in der majestätischen Ruhe und Einsamkeit des Hochgebirges erlebte! —

Seit den letzten zwanzig Jahren ist eine ganze bändereiche Literatur entstanden, die sich theils in streng-wissenschaftlicher, theils in populärer Fassung ausschließlich mit der Darstellung dieser höchsten Regionen des Erdlebens, insbesondere der Gletscher selbst beschäftigt. Indeß trotz aller jener Schilderungen, von denen manche als mustergültig anerkannt sind, findet sich der Laie gerade auf diesem Gebiet der Natur noch immer in arger Confusion und Begriffsverwechselung befangen, selten daß einmal ein Reisender, der nicht zum Handwerk gehört, in die Alpen kommt, ohne die sonderbarsten Vorstellungen von jenen höchsten Regionen mitzubringen. Wem nicht der eigene Augenschein vergönnt war, der kann sich einmal keine richtige Idee vom Wesen des Gletschers, von seinem Vorrücken und Zurückweichen, von den Schutt- und Trümmerwällen machen, die seine Ränder bedecken, und mengt nur zu leicht Gletscher und Firn und ewigen Schnee durcheinander. Um wenigstens dieser letztern Verwirrung zu entgehen, halte man daher fest, daß jeder Gletscher einem erstarrten Wasserstrome zu vergleichen ist, einem mitten in seinem Wälzen und Wogen jählings gefrorenen Katarakte, dessen Eismassen sich in gewisse Thäler der Hochalpen einbetten oder deren Abhänge bekleiden; daß unter Firn der Etymologie nach vorjähriger Schnee — „fern": vorjährig — verstanden wird, der sich vom gewöhnlichen Schnee durch seine grobkörnige Oberfläche, seine Schwere und Massigkeit unterscheidet, und daß endlich diese oberste Staffel der Alpenwelt in drei bestimmte Zonen gesondert werden kann: eine untere, die des eigentlichen Gletschers, in welcher der den Winter über fallende Schnee während des Sommers völlig abschmilzt; eine mittlere, die des Firns, die etwa mit 8000 Fuß beginnt und die Speisekammer des Gletschers ausmacht, und eine obere, die des sogenannten ewigen Schnees, der **Schneefelder** oder des **Hochschnees**, welcher die höchsten Grate bedeckt und meist in pulverähnlichem Zustande bleibt. Diese oberste Region hat keine so feste Grenze, wie die der untern und mittleren Stufe; ihr Anfang schwankt zwischen 9000 und 10,000 Fuß. Prägt man sich diese Momente ein, so wird man jedenfalls vor dem Irrthum bewahrt bleiben, den wir allsommerlich von Hunderten und Aberhunderten von Touristen — auch reiseschriftstellernden in erklecklicher Zahl darunter — begehen hören, welche bei jeder weißbeschneiten Alpenspitze, die sie sehen, in Ekstase gerathen über die prachtvollen Gletschermassen, die sie vor sich entfaltet glauben. Wie gesagt, auf den höchsten Berggipfeln ist der Gletscher niemals zu suchen, immer in Einsattelungen, Thälern und Schluchten.

Der **Unteraaregletscher** ist ein gewaltiger Eisstrom, der in einer Länge von etwa zwei und einer Breite von drei Viertelstunden ein weites Thal erfüllt, das südlich von den zur Gruppe des Finsteraarhorns, des Matadors der Berner Alpen, gehörigen Zinkenstöcken, nördlich vom Miselengrate, einem Ausläufer der Wetterhörner, jener den grünen Mattengrund von Grindelwald überragenden Giganten, umrandet wird. Dies grandiose Gletscherfeld hatten wir jetzt vor uns, glitzernd und funkelnd in der immer entschiedener durchbrechenden Sonne. Wie aber soll ich das Panorama schildern, welches so klar und hell, wie es selten der Fall sein mag, dem Blick erschlossen war? Wie wir, in stummer Bewunderung des erhabenen Gemäldes, selbst keine Worte fanden, den uns überwältigenden Eindruck in seine Einzelwirkungen zu zerlegen, so vermag die Feder noch viel weniger eine Scenerie zu veranschaulichen, von welcher selbst der Pinsel des größten Landschafters nur ein mattes Abbild zu schaffen im Stande ist. Ich begnüge mich darum einige der Gipfel, der Hörner und Spitzen zu nennen, die uns unser alpengelehrter Wirth mit jenem freudigen Stolze zeigte, mit welchem Jemand die edelsten Schätze seines Besitzthums vorzuweisen pflegt.

Da starrt zuerst links das **Finsteraarhorn** in die blaue Luft, an das sich weiter gen Osten eine Menge weißer Spitzen anreihen, alle reichlich mit Gletschern bedacht. Sämmtlich münden dieselben in den großen Finsteraargletscher, der vereinigt mit dem vom Schreckhorn zufließenden Lauteraargletscher bei dem sogenannten Abschwung, dem südwestlichen Ende des erwähnten Schreckhorns, unsern Unteraaregletscher bildet. Fast alle jener beschneiten Gipfel sind jetzt mit den Namen berühmter Alpenforscher geschmückt. Die zierliche Pyramide, die sich dicht an das Finsteraarhorn anlehnt, ist das **Studerhorn**, nach dem bekannten Berner Geologen getauft; weiter nordwärts, gewissermaßen eine Fortsetzung des Finsteraarhorns, reckt das **Agassizhorn** seine Nadel in den Aether; der Kegel zwischen Studer- und Oberaarhorn heißt **Altmann**, nach einem früheren Beschreiber der Berner Gletscher. Neben dem etwas zurückstehenden Oberaarhorn kommen zwei beinahe gleichförmige Zinken zum Vorschein, beide in blendenden Schneetalar gehüllt, es sind die **Grunerhörner**, deren Taufpathe ebenfalls ein Alpenkenner früherer Tage ist. Ihnen folgt, immer in östlicher Richtung, der bizarre Gipfel des **Scheuchzerhorns**, dem man die Ehre erwiesen hat, den Namen des berühmten Züricher Naturforschers Conrad Scheuchzer führen zu dürfen; als der letzte dieser Reihe endlich glänzt das **Escherhorn** herüber, das nach dem genialen Bezwinger der wilden Linth und seinem Sohne, dem Züricher Geologen, betitelt worden ist. Tiefer unten, der Grimsel zu, erscheinen der **Thierberg**, der **Grünberg** und die bereits oben angeführten Zinkenhörner, der Scheidewall zwischen Unter- und Oberaargletscher. Zur Rechten begrenzen **Hugihörner** — dem Solothurner Bergkundigen geweiht — Lauteraarhorn und Schreckhörner den Gesichtskreis.

Wir standen noch immer in schweigendem Staunen, wie eingewurzelt auf der majestätischen Schaubühne.

„Für jetzt genug, meine Herren," mahnte schließlich unser Führer. „Eine Tasse warmer Schafbouillon wird auch nicht zu verachten sein nach unserer Morgenpromenade. Mein Jakob wird ungeduldig, wenn ich den Producten seiner Kochkunst nicht pünktlich Gerechtigkeit widerfahren lasse." —

Drei volle Tage lebten und wanderten, staunten und lernten wir auf dem Gletscher, und so machten wir mit Herrn Dollfus noch manchen interessanten Gang. Unsere nächste Wanderung galt einer Ruine, den Trümmern einer Menschenwohnung auf dem Eise. Es war auch ein ehemaliges Gletscherpalais — das Hôtel des Neuchâtelois, jene Hütte, welche sich im Jahre 1840 die Neuenburger Naturforscher Agassiz, Desor, K. Vogt, Nicolet, H. Coulon und F. Pourtalès am Fuße des Abschwungs gegründet hatten, in der Nähe der Stelle, wo schon 1827 Hugi sein naturforschendes Einsiedelthum gelebt. Fünf Sommer lang war sie das Standquartier für alle jene wichtigen Untersuchungen, denen die Wissenschaft Agassiz's geniale Theorie von der Gletscherbewegung verdankt und die den Unteraaregletscher zum Gletscher par excellence, zu einem classischen Boden in der Geschichte der Naturwissenschaft gemacht haben. Jetzt fanden wir nur noch spärliche Ueberreste von dem einstigen Studienhause übrig, die der Gletscher, welcher nach Dollfus' Beobachtungen im Jahre um etwa 240 Fuß vorrückt, über 2000 Fuß tiefer in das Thal hinabgeschoben hat. Der colossale Felsblock, der das Dach der Hütte gebildet, war in sieben Stücke zerschmettert, und in wenigen Jahren wird auch die letzte Spur jener merkwürdigen Forschercolonie auf dem Eise verschüttet und verschwunden sein.

Ein höchst originelles Leben, das diese verbundenen Gelehrten auf dem Gletscher führten! Jedem war seine Arbeitsrolle zugetheilt. Agassiz „leitete als Haupt der Expedition das Ganze, empfing die Berichte der einzelnen Mitglieder und suchte sie in Einklang zu bringen." Er selbst hatte die thermometrischen, hygrometrischen, psychrometrischen (feuchtigkeitsmessenden) und barometrischen Beobachtungen übernommen, und Pourtalès war dabei sein Amanuensis. Desor untersuchte „die dem Eise selbst angehörigen Erscheinungen, seine Structur, sein Verhalten bei verschiedenen Zuständen der Atmosphäre, Natur und Ursprung der Moränen", und Coulon ging ihm als Begleiter auf den anstrengenden Ausflügen zur Hand. Vogt, damals noch nicht der demokratische Redner und Reichsregent, aber schon der geistreiche Zoolog und — Gesellschafter, der er heute ist, lenkte dem rothen Schnee und den Thieren und Pflanzen, von welchen dessen Farbe herstammt, seine Aufmerksamkeit zu und zeichnete wacker. Nicolet endlich studirte die Flora des Gletschers und der umliegenden Berge. Sehr früh ward aufgestanden, zwischen vier und fünf. Mittlerweile hatten die Führer, die in einer andern Hütte hausten, das Feuer auf dem Eisblocke angezündet, der, mit einem großen Steine belegt, zum Heerde diente, um die Morgen-Chocolade zu kochen. Wohl war's keine Kleinigkeit, sich aus den warmen Decken zu reißen und in die scharfe Frühluft hinauszutreten, um sich vor dem Hause in dem Wasser eines Kübels zu waschen, dessen Eiskruste jedesmal erst eingeschlagen werden mußte; allein statutenmäßig durfte Niemand liegen bleiben, wer nicht zufällig krank war. Darauf ging's frisch an's Werk, und während des Tages war das „Hôtel" meistens verlassen. Der Mittagstisch vereinte die auf Eis und Fels Zerstreuten wieder: es war der Hauptmoment des Tages. Delicatessen gab es allerdings nicht, weder Gemüse noch Fische, denn in den kalten Gletscherbächen gedeihen die letztern nicht, doch treffliches Hammelfleisch und manchmal ein feistes Murmelthier oder gar ein Gemsenbraten. Lustig aber ging es immer beim Mahle zu, da „wurden die neuen Gedanken mitgetheilt, die alten gesichtet, besprochen und erörtert", und des Scherzes und der Neckereien wollte oft kein Ende werden.

Häufig sprach auch ein Besuch ein, Bekannte, die über die Grimsel zogen, oder Neugierige, welche sehen wollten, was das Neuenburger Häuflein in seiner Eiswüste trieb, und nicht selten ein extravaganter oder lümmelhafter John Bull, welchem die Insolenzen indessen rasch genug und hier und da sehr drastisch ausgetrieben wurden. So hatte man denn Stoff zur Unterhaltung und Beobachtung auch nach dieser Richtung hin in Hülle und Fülle. „Als habe Jeder sein Ich abgelöst, um es seinen Freunden zur beliebigen Hinnahme anzubieten und das ihrige dagegen einzutauschen, so war es in unserm Hôtel des Neuchâtelois," schreibt Vogt. „Selbst das geistige Eigenthum war Gemeingut, und was der Eine auf seinen Excursionen, der Andere in der Nähe der Hütte, Der mit Vergrößerungsbrillen und Jener mit dem Verstandesauge geschaut, das wurde gar bald einem Jeden bekannt, Jedem vertraut, und nach kurzer Zeit war oft dem Einzelnen nicht mehr möglich aus dem verschmolzenen Ganzen zu sondern, was ihm von Rechtswegen gehörte."

Es weht uns heimelig und behaglich an, wenn man in Vogt's „Im Gebirg und auf den Gletschern" oder in Desor's „Excursions et Séjour sur les glaciers" die Schilderung jenes „Eldorado der Natürlichkeit" liest; und wie die Mitglieder dieses merkwürdigen Gletscheretablissements selbst, deren Haupt lange schon jenseit des Oceans lehrt und wirkt, noch nach Jahren mit wehmüthiger Sehnsucht an ihre Eisidylle zurückdenken, so überkommt auch uns mächtig, fast unbezwinglich das Verlangen, aus unserer rastlosen, künstlichen, complicirten Existenz wieder einmal flüchten zu können in den erhabenen Frieden jener Hochalpeneinsamkeit, so oft wir, mein alter Freund und Landsmann und ich, uns in die Erinnerung an jene unvergeßlichen Augusttage im Pavillon Dollfus versenken und über unsere Gletscherpromenade und unsere Neulingsabenteuer lachen, — jenes Alpenheimweh, welches Den nie mehr verläßt, welchen der Zauber dieser herrlichsten Bergwelt der Erde einmal umstrickt hat.

Eines deutschen Technikers Lehr- und Meisterjahre.

Von Max Maria von Weber.

(Schluß.)

Der eigene Heerd. — Petrus und Paulus des Zeitgeistes. — Friedrich List und Gustav Harkort. — Deutschlands erste große Eisenbahn. Ihr Kopf und ihr Arm. — Studien jenseits des Canals. — Schöpfer des deutschen Bausystems. — Ein Dirigentenkleeblatt. — Die erste Fahrt. — Vom Gipfel abwärts. — Verkannt, verbittert und vergessen.

Drei Jahre Einsamkeit und Beschaulichkeit unter fernstehenden Cameraden im monotonen Quartierleben läutern und prüfen ihn. 1819 finden wir Kunz in Sachsen wieder, „in Ansehung von Talent und Tapferkeit" nach zehnjährigem Lieutenantsdienste zum Premier-Lieutenant und Adjutanten ernannt. Acht Jahre folgen dann, wo er Oberlieutenant, und der bravsten und fleißigsten einer, ist und lernte — was er als solcher nicht brauchen konnte. Was er aber trieb und studirte, das wußte der alte Wasserbaudirector Wagner am besten. Er war des genial anstelligen, breitschultrigen Torgauer Officiers unvergessen. Die Rührigkeit der Faschinenmesser vor Zinna, das rüstige Schaffen der klingenden Spaten vor Siptitz, die Unermüdlichkeit des Rammschlags und des Kreischens der Pumpen an den Ravelins des Brückenkopfs — wenn des kleinen Kunz markige „Bravos" und „Donnerwetters" in der Luft schwebten — bauten jetzt sein Leben aus.

Der Friede hatte den Verkehr belebt, die große Wasserstraße Sachsens stieg an Werth, die Regierung wandte der Regulirung des Stromlaufs und der Sicherung der Ufer neue Kräfte zu, und als Ende der zwanziger Jahre der rasche Gang der Zeit die Lebensformen und den Treuschritt des alten Wasserbaudirectors Wagner überflügelte, verlangte dieser selbst den kleinen Torgauer Lieutenant zum Gehülfen. 1827 wurde er, nach erfolgtem Austritte aus der Armee, mit dem Charakter eines Capitäns der Infanterie, zum Adjuncten des Wasserbaudirectors mit 800 Thaler Gehalt ernannt. Es fiel ihm nicht der leichteste Theil von dessen Pflichten zu. Aber sein ganzes Leben und Streben, von dem

Elende der Officiersprüfung an, durch zwanzigjährige Abhärtung der Seele und des Leibes, war ja nur niedere und hohe Schule, mit unerbittlich strengen Meistern, für seinen eigentlichen Beruf, den des Bautechnikers, gewesen, in den er nunmehr eintrat.

Das Hochgefühl dieses Bewußtseins war für den Preis einer Jugend nicht zu hoch erkauft. Nicht daß der damalige sächsische Staatsdienst einem Talente gestattet hätte, allzuhurtig die Falten aus den Flügeln zu schütteln. Immerhin galt es aber mit der Wissenschaft und Erfahrung gegen Naturkräfte zu kämpfen, die der „heilsam schaffenden Gewalt" der Civilisation im ehrlichen Kampfe sich entgegenstemmten. Die Kraftempfindung hiervon mußte die lähmende Misère des Dikasterientreibens und des Streits mit der Jämmerlichkeit der eingepferchten Menschennatur übertragen.

Carl Theodor Kunz gehörte zu den Glücklichen, die aus allem Ringen, mag es ein Gulliverkampf mit Liliputanern, oder ein ebenbürtiges Geistes-Turnier auf Tod und Leben sein, gekräftigt hervorgehen. Seine Antäusnatur fand überall die Mutter Erde, die ihm neue Stärkung verlieh. Den trefflichsten, kraftspendenden Boden schuf Carl Theodor sich selbst, als er, im Jahre 1828, an den selbstbegründeten, eigenen Heerd ein Mädchen führte, dessen Neigung schon lange sein guter Stern gewesen war. Wie genügsam mußte das edle Paar in Liebe zusammenrücken! Von den 800 Thalern Gehalt des Wasserbau-Adjuncten waren volle 300 jährlich zum Tilgen seiner alten und neuen Schulden a priori zurückzulegen. Sein spiritus familiaris, die Armuth, neckte den Redlichen, dem sein Amt so manche Nebenerwerbsquellen, deren Trübe den Dürftigen damals nicht zu schrecken pflegte, lockend zeigte, qualvoll. Nach einer im Jahre 1829 unternommenen, für die Erweiterung seines technischen Gesichtskreises wirksamsten Bereisung der Elbe und ihrer Zuflüsse bis zum Meere, wurde Kunz 1831 an des quiescirten, wackern Wagner Stelle zum Wasserbau-Director mit 1000 Thaler Gehalt ernannt.

Der Donner der Kanonen der Julirevolution, das Freiheitsgeschrei der Völker, das, wie Wellen um einen in die Fluth geworfenen Stein, von Paris aus sich über Europa hin verbreitete, waren die Weheruse, unter denen unsere Zeit ihren größten Sohn, den Genius der Association, gebar. Dem Geiste jeder Zeit geht die Erfindung, die er bedarf, voraus.

Verbrüderung, Verkehr war das Schiboleth der großen Staatswirthschaft geworden, und Georg Stephenson hatte seine Eisenbahn geschaffen! Der Zeitgeist sandte seine Apostel und Märtyrer aus. War der eiserne Brindley in Großbritannien Petrus gewesen, so wurde Friedrich List zum Paulus unter den Heiden Deutschlands, die ihn zehn Jahre früher flüchtig über den Ocean gejagt hatten. Sein Ephesus hieß Leipzig. Seine agitatorische und rhetorische Kraft ohne Gleichen schuf, mit Gustav Harkort's Ansehen und andern offenen Intelligenzen und pecuniären Potenzen im Verein, die die weitaus großartigste bis dahin in Deutschland dagewesene Verlebendigung der Ideen der Zeit, die Leipzig-Dresdner Eisenbahn. Was vorher an Eisenbahnen bei Linz, Nürnberg, Prag, Dürrenberg rc. in Deutschland geschaffen worden war, konnte nach Tendenz, Dimension und technischem Charakter nicht einmal entfernt als Staffel gelten, die zur Erreichung der Höhe des Gedankens an diese Unternehmung gedient haben könnte!

Das war's, was Kunzens großer Thatkraft bei der Sache so lockend und begeisternd anmuthete. Dem Manne, der alle seine Mußestunden mit warmem Eifer über den Büchern lag, die den Fortschritt der von ihm mit so viel Begeisterung gepflegten Ingenieurkunst lehrten, waren die großen Arbeiten von Wood, Gerstner, Dempry und Andern nicht entgangen.

Als die ersten Gerüchte von dem Plane eines Eisenbahnbaues zwischen Leipzig und Dresden an sein Ohr schlugen, hatte er die Gegend mit seinem genialen Blicke bereist, vor dessen Massen-, Höhen- und Tiefenschätzungen sich die Eisenbahnlinie zwischen den sanften Wellen des sächsischen Flachlandes hinwand. Dann war er mit seinen jungen Wasserbaugehülfen und Instrumenten gekommen, hatte das mit dem Instinct des Talents Gefundene geprüft, und fast auf den ersten Wurf war die Linie entdeckt, wie sie mit wenigen Abweichungen ausgeführt wurde. Ehe man ihn gefragt hatte, war seine Antwort fertig!

Noch hatte Kunz keine Eisenbahnschiene gesehen, als er, auf des verdienstvollen von Langenn Rath, mit Schönerer, Brendel, Lohrmann, Friedr. Harkort und Andern, zum technischen Ehrenmitgliede des Gründungscomité's der Bahn ernannt wurde. Von dem Tage an war er der Arm des Unternehmens, dessen Kopf Gustav Harkort, dessen Nervensystem bis zu seinem Ausscheiden List war.

Die Bearbeitung des von ihm vorgeschlagenen Bahntractes wurde ihm übertragen. Man wußte damals in Deutschland fast so gut als heute, wie die Erdwerke, Brücken, Durchlässe, Auf- und Abträge des Bahnkörpers auszuführen waren, man verstand es, das Ganze bis zur Bahnplaine herzustellen — was aber auf dieser liegen, stehen, fungiren, rollen sollte — davon hatte fast Niemand etwas gesehen.

Kunz war zu geistvoll, um nicht zu begreifen, daß es im ersten Augenblicke bei seinem Projecte ebensowenig, wie bei dem Projecte des Comité's auf Kenntniß alles Details ankommen könne. Genug, wenn das Unternehmen überhaupt zu Stande kam!

Vorwärts war die Losung!

Ohne unpolitische und thörichte Scrupel that er daher seine Griffe in die Hypothesen über Preise und Constructionen, producirte er einen Kostenanschlag von 1,800,000 Thalern für seinen Bahntract. Eben so klar erkannte er aber auch, daß es für die technische Verlebendigung der Idee ohne Anschauung von schon ausgeführten Eisenbahnen und vor Allem ohne regsten Verkehr mit deren Schöpfern nicht abgehen könne.

Eine Reise nach England und Belgien, vom 17. Juli bis 15. August 1835 unternommen, sollte das geistige Material liefern; zugleich sollten Verbindungen angeknüpft, Schienen, Locomotiven, Wagen, kurz, die von England zu beziehenden Objecte bestellt werden. Solche Bestellungen pflegten damals die entscheidenden Techniker reich zu machen. Kunz blieb sein Familienkobold, die Armuth, und sein guter Geist, die Redlichkeit, getreu! Reich aber kam er mit Schätzen beladen zurück, die Andern zu Gute kommen sollten.

Das unermeßliche Panorama des Industrie- und Volkslebens Englands hatte sich, mit glänzenden Lichtern und tiefen Schatten, vor seinem scharf- und tiefblickenden Auge entrollt, seine stets den Typus der Freiheit von Herkommen und Schlendrian an sich tragenden Anschauungsformen hatten sich bis zur Großartigkeit entwickelt. Er kam als ein Mann zurück, wie ihn die Zeit brauchte; ein Mann, der sich nicht im Spinngewebe kleinherzigen deutschen Formenwesens fangen ließ und wenigstens in der neuen Sphäre der Eisenbahnen ein System edler Vertrauensverwaltung, raschen, selbstständigen Entschlusses an dessen Stelle zu setzen verstand.

Die Aufzeichnungen von der Reise zeigen in ihrer lebendigen Theilnahme für alles Große, sei es nun der Kölner Dom, ein Altarbild von Quintin Messis, die London Bridge oder der Wellenbrecher von Dover, daß Kunz schon damals das später so oft seinen Schülern eingeprägte Princip: „Kein halber Mensch kann ein ganzer Techniker sein!" im ganzen Umfange selbst zur Erscheinung brachte.

In klarer Erkenntniß des Möglichen benutzte er die vier Wochen der Reise, die zur Sammlung gediegener Kenntnisse nicht ausreichen konnten, dazu, sich Quellen zum Schöpfen reinsten Wissens zu öffnen. Er trat mit Stephenson, Cubitt, Manby, Hawthorne, Kirtley, Lindley, Bery und besonders dem erfahrenen und liebenswürdigen Walker, dem Erbauer der Leeds-Selby-Bahn, in nahe Beziehung, orientirte sich in den Bezugsarten der hauptsächlichsten Materialien und sonderte mit dem Feingefühle des Genies das für deutsche Verhältnisse und die Kräfte der deutschen Technik, des deutschen Verkehrs und deutscher pecuniärer Kräfte Brauchbare aus der imposanten Masse der blendenden Erscheinungen britischer Kraft.

Er kam zurück mit der weisen Maxime, daß für Deutschlands werdendes Volks-, Industrie- und Handelsleben die wohlfeile, in allen Theilen auf Melioration und Ausdehnung construirte Eisenbahn-Anlageform die einzig richtige sei.

Er schuf daher, nach einer an sich unreifen Idee von Vignoles, nachdem sich das noch wohlfeilere amerikanische Plattschienensystem als zu unsolid gezeigt hatte, das Oberbausystem mit Schienen ohne Stuhlunterlagen und breitem, unmittelbar auf die Schwellen genageltem Fuße, nach dem der Weg der meisten deutschen Eisenbahnen ausgeführt worden ist und das, in Beziehung auf Preis und Stabilität, die Mitte zwischen dem englischen und dem amerikanischen Systeme hält. Er war es, der das noch jetzt in Deutschland übliche Princip der Hochlegung der Eisenbahnlinie im Terrain, so daß Tunnels und tiefe Einschnitte thunlichst vermieden und an ihrer Stelle die wohlfeilern Brücken erforderlich werden, selbstständ-

dig, von der Praxis der Engländer und Belgier abweichend, zur Geltung brachte. Er widerstrebte, so lange es an ihm war, den Einflüssen der später durch den Bezug amerikanischer Betriebsmittel bedingten Betriebsformen und Constructionen der Stationen, indem er das Betriebsmaterial der Leipzig-Dresdner Bahn, ganz nach den so ungemein praktischen englischen Principien, mit kleinen Wagen von kurzem Radstande ausrüsten ließ, die eine so große Beweglichkeit und Handlichkeit gewähren. Diese construirte er, ebenfalls nach englischem Systeme, mit einer großen Anzahl kleiner Drehscheiben, die den Betrieb, ohne ihn, wie man sehr irrig meint, gefährlich zu machen, so sicher, geschmeidig und führig gestalten.

Von allen Nachtheilen, die dem deutschen Eisenbahnwesen anhaften, datiren neun Zehntel von dem Abweichen von diesem Principe. Es ist hier nicht der Ort, dies näher auszuführen.

Die Gesellschaft bedurfte einer Autorität zur Consolidirung der öffentlichen Meinung in Bezug auf die von ihr adoptirte Kunze'sche Linie über Wurzen, Dahlen, Strehla (Riesa) und von da an auf dem rechten Elbufer über Oberau. Die Beziehungen der Reise trugen Früchte. Dem großen Ingenieur Walker war Kunz lieb geworden, und er verstand sich dazu, nach Sachsen zu kommen und die Linie zu prüfen. Der berühmte Engländer gewann, auf denselben Pfaden gehend, die der geistvolle Deutsche ihm vorgeschritten war, dieselben Ueberzeugungen. Er billigte Kunz's Linie mit einer einzigen kleinen Abweichung.

Der nationalökonomische Fernblick der Männer, die an der Spitze des Unternehmens standen, ist nicht genug zu preisen. Was wäre die auf dem linken Elbufer geführte kürzere Leipzig-Dresdner Bahn gewesen, als eine Binnenbahn, bald ausgeschlossen aus dem großen Ost-West-Strome des europäischen Verkehrs!

Im November 1835 wurde Kunz zum Ober-Ingenieur der Bahn ernannt. Tüchtige und geistvolle Arbeitsgenossen wurden ihm zur Seite gestellt. Die Arbeiten begannen, und in kaum hoch genug zu schätzender und geschätzter Weise entwickelte sich unter den Händen des Mannes, der nie eine Eisenbahn hatte bauen sehen, wie durch Divination ein Organismus der Arbeiten, der selten an praktischer Brauchbarkeit von einem andern übertroffen worden, in seinen Hauptzügen für den Bau der meisten Bahnen noch mustergültig und, wo es geschah, meist nur zum Nachtheil der Sache verlassen worden ist. Die ganze Ueberzeugungskraft von Kunz's persönlicher Autorität gehörte dazu, die vor der unerhörten Größe der Massen und Summen zurückschreckenden Bauunternehmer dazu zu bewegen, sich mit den gewaltigen Erd- und Felsenarbeiten zu befassen. Die Schnelligkeit der Herstellungen ließ die Dorfbewohner nach den Bauten hinauslaufen, „um sie wachsen zu sehen". Die Brücken über die Elbe, die Mulde und das Zschöllauthal, der Viaduct bei Röderau, der Einschnitt bei Machern, der Tunnel bei Oberau wurden mit Armeen von Arbeitern gefördert, daß besorgte Polizeibeamte die Köpfe schüttelten. Die Gesichtspunkte für das Mögliche verschoben sich dem ruhigen Sachsenvölkchen. Die Eisenbahn schritt wie ein unwiderstehliches Etwas durch die Gemüther, so wie ihre mächtigen Dämme das Land wie Bergstürze verschütteten, ihre Tunnel und Einschnitte durch Fels und Höhen brachen.

Kein Gewerk, kein Geschäft, kein Wissen, keine Kunst blieb unbeansprucht, Talente und Kräfte erstanden wie durch Zauber unter dem Blicke des geistvollen Mannes, der mit unerhörten Anstrengungen und Opfern an Lebenskraft sich zum Allgegenwärtigen auf der ganzen Linie seiner Thätigkeit machte, wie das Vertrauen des Directoriums ihn zum Allmächtigen gestempelt hatte. Vertrauen besitzen ist keine Ehre, und es nicht besitzen keine Schande, je nach der Capacität des Empfängers und Spenders. Nie ist Vertrauen besser placirt gewesen, als das des Directoriums der Leipzig-Dresdner Bahn zu Kunz.

Kein Genie ist seltener, als das des Regierens, weil es das Genie des Vertrauens einschließt. Es giebt keinen großen Dirigenten ohne das Genie des Vertrauens, das instinctiv und untrüglich Natur und Intensität jeder sich ihm bietenden Kraft erkennt. Der Verfasser, der das Glück hat fast alle bedeutenden Techniker der Zeit persönlich zu kennen, hat unter ihnen drei ganz hervorragende Dirigenten gefunden: Kingdom Brunel, August Borsig und Carl Theodor Kunz. Der Erbauer der Great Western-Bahn und des Leviathan, der Schöpfer der größten Locomotivenfabrik der Welt und der Erbauer der ersten großen deutschen Eisenbahn hatten gleichmäßig die Fähigkeit, dem vor sie Hintretenden durch Hirn, Herz und Nieren zu blicken. Wo sie ihn hinstellten, da paßte der Mann. Sie waren eben Meister!

Kunz war ein Dirigent, ein Kraftausnutzer im vollsten Sinne des Worts. Das Leben hatte ihn dazu gemacht. Sein breitschultriger, gedrungener Körper kannte kein Ermüden, und das machte ihn oft unbarmherzig gegen Andere. Die Festigkeit, auf die der breitgewölbte Schädel mit frühergrautem Haar auf kurzem starrem Nacken deutete, ließ ihn schroff und unduldsam gegen Mattherzigkeit erscheinen. Sein Motto: „Ein fest durchgeführter Fehler ist zehn schwankend verfolgte Wahrheiten werth!" ist das aller bedeutenden Leiter. Den Blick der kleinen, blitzenden Augen fühlte man in den Eingeweiden, und Betrüger und Lügner zitterten darunter. Wohl dem, dem er einmal Unrecht gethan hatte; er wurde nicht müde, es mit dem ganzen Aufwande seiner Liebenswürdigkeit gut zu machen. Dem Wackern unter seinen Leuten war er ein Schild, der sich lieber zerbrechen als jenen schädigen ließ.

Was Wunder, daß ihn seine Untergebenen liebten! Er aber liebte es mit ihnen tüchtig zu arbeiten und in ihrer Mitte, wenn Noth an Mann ging, wohl selbst einmal Hand anzulegen, aber auch fröhlich zu tafeln, und wenn sie dann, im Weine froh, von der Leber weg sprachen, da spitzte er das Ohr und nahm sich das Beste aus der ungewaschenen Wahrheit, die der Wein plauderte.

„Einen großen Fehler," pflegte er zu sagen, „kann jeder begehen und der kann ihm allenfalls verziehen werden, aber fünf Erbärmlichkeiten machen einen Wicht, den ich zum Teufel jage."

Die Gebildeten, Strebsamen, Rüstigen unter seinen Technikern waren seine Jünger. Er stand in ihrer Mitte rathend, helfend, fördernd, strafend, wie etwa ein alter Künstler des 15. Jahrhunderts in Italien unter seinen Schülern gestanden haben mag, halb ihr Vater, halb ihr Fürst. „Das schlechteste Regiment," pflegte er zu sagen, „ist das nach Subalternansichten! Man muß sie halb hören, halb glauben und gar nicht befolgen! Wer nicht selbst weiß was Noth thut, mag das Dirigiren lassen!"

Die Arbeiten am Baue der Bahn förderte er mit unglaublicher Energie. Mit dem Blicke überall, ließ er den Vertrauenswerthen ungestört schalten, ohne ihn durch einen Wust von Anordnungen zu lähmen, durch dickleibige Instructionen zu verwirren. Alle Formen des Transports, durch welche die Bewegung unerhört großer Massen in unerhört kleiner Zeit ermöglicht werden konnten, kamen, je nach der Localität, in passendste Anwendung. Hier wimmelten die von ihm erst einexercirten Colonnen der simpeln Schubkarrenführer in scheinbar wirren und doch so genau vorgeschriebenen Linien durcheinander, dort zogen in endlosen Reihen die pferdebespannten Kippwagen zunächst auf Bohlenbahnen, dann mechanisch construirte Karren auf Schienengleisen in karawanenartigen Zügen dahin. Endlich mußte selbst die Locomotive zur Massenbewegung starke Hand anlegen.

Die Form und Methode des Eisenbahnbaues selbst hat seit der Ausführung der Leipzig-Dresdner Bahn keine bedeutsame neue Seite und auch erst in der allerletzten Zeit mächtige neue mechanische Hülfsmittel erhalten.

Im Jahre 1837 konnte die erste Bahnstrecke von Leipzig aus, am 19. Juli 1838 eine Meile von Dresden aus befahren werden. Eisendröhnende, funkensprühende Mirakel rollten die Züge zwischen unabsehbaren Reihen Staunender hindurch, die dem herandonnernden Ungeheuer jauchzend entgegenwinkten und denen sein Vorüberbrausen den Athem versetzte! Die da auf den Zügen saßen, schauten stolz, als trüge sie der Zeitgeist selbst auf Feuerflügeln, auf die, welche unten standen, herab! — Auch von der Leitung des Marstalls der edeln Feuerpferde hielt Kunz's Autorität fremdländischen Einfluß mit großer Kühnheit fern. Zaghaft vertraute man das wichtige Amt einem damals unerfahrenen jungen Deutschen, Heinrich Kirchweger, an, der jetzt zu den ersten Maschinentechnikern unserer Zeit gehört. Rasch folgte nun die Eröffnung von Strecke auf Strecke. Unsere Kinder, die das Eisenbahnwesen nicht jung gesehen haben, wissen nicht, wie die Erscheinung zu unserer Zeit uns ahnungsmächtig an die Herzen griff!! —

Das war auch die Glorienzeit in Kunz's Leben, wo jeder Tag ihm neues Gelingen, neues Bewähren, neue Ehren brachte. Wäre er kein bescheidener Deutscher, kein deutscher Techniker gewesen, sie hätte ihn auch für alle Zeiten zum behaglich wohlhäbigen Genießer reichen Ruhms machen, seinen Namen in jeden deutschen Mund legen müssen. Die Compagnie honorirte seine Thätigkeit, im Sinne

der Zeit und der Anschauungsformen reich, mit 10,000 Thalern.* Das schienen dem Armgewohnten unerschöpfliche Schätze. Allzugutmüthig, wie alle großen Charaktere, half er über seine Kräfte. Von seinem angebornen und geschulten Geschmacke verleitet, begann er den Bau eines weit über seine Verhältnisse kostspieligen Wohnsitzes in reizendster Lage Dresdens. Hatte er doch Stephenson's fürstlichen Landsitz zu Tapton gesehen! Ganz im Kleinen und Bescheidenen blos wollte er dem großen Engländer nachleben und vergaß nur dabei die Kleinigkeit, daß Leisten und Bezahlen in England ganz andere Begriffe als in Deutschland sind. Als der letzte Posten der Summe, die ihm unerschöpflich geschienen hatte, ausgezahlt wurde, war sie und noch weit mehr verausgabt, und — sein spiritus familiaris zeigte sich ihm wieder treu geblieben. Der Höhepunkt von Kunz's Leben fällt mit der Vollendung der Leipzig-Dresdner Bahn zusammen. Vom 9. April 1839 an, sehen wir ihn, ungebeugten Nackens und Muthes, ungeminderten Talents, dessen Proportionen aber dem Prokrustesbette der neuen Verhältnisse, in die er trat, nur durch Abhauen von mächtigen Gliedern gemäß gemacht werden konnten, — abwärts steigen!

Das „Genie des Vertrauens“ der kühnen Bauherren der Leipzig-Dresdner Bahn hatte es überdauert, daß sich das veranschlagte Anlagecapital dieses Baues unter Kunz's Händen verdreifachte; die Anschauungsweise der Leiter einer neuen Unternehmung konnte sich einer Wiederholung dieses Mißgriffs nicht accommodiren. Der Bau der Sächsisch-Baierischen Bahn wurde für den Meister eine Kette von Mißhelligkeiten, Differenzen und Kränkungen. Im erfolglosen Kampfe mit dem immer tiefer hereinbrechenden Ruin seiner Privatverhältnisse gohren die bitteren Elemente in dem alternden Manne empor, die das sonst so schön angelegte Bild seiner großartigen Natur jetzt oft verzerrten und edle Züge carrikirten. Sein Selbstvertrauen wurde um so schroffer zum Abweisen jedes Rathes, als er, zornig gegen sich selbst, immer deutlicher fühlte, daß die Motive seines Leidens zum großen Theile in ihm selbst ruhten. Mit Ingrimm sah er das Sinken seines Ansehens, und das Ringen um die Erhaltung der Grenzen seiner dictatorisch geübten Autorität brachte ihn in immer um so verletzendere Conflicte, je weniger er die Talente der meisten der Gegner, die ihn lähmten, den seinen ebenbürtig sah. Den Höhepunkt der Schmerzlichkeit erreichten dieselben, als, bei Gelegenheit der großen Frage, auf welche Weise die beiden tiefen Thäler der Göltzsch und Elster am besten für die Eisenbahn überschreitbar gemacht werden könnten, sein Wirken öffentlich verdächtigt und desselben, sogar in den sächsischen Kammern im Jahre 1848, mit Spott und Ironie gedacht wurde.

Schon 1844 hatte man, zur Lösung der Disharmonie zwischen seiner Seelenstimmung und den Nothwendigkeiten und Individualitäten des praktischen Eisenbahnlebens jener Zeit in Sachsen, seine unmittelbaren Beziehungen zu diesem ehrenvoll gelöst und ihn, als technischen Rath, in das Ministerium berufen. Doch Kunz war ein Mann der grünen Welt, aber nicht des grünen Tisches! Bericht und Referat hatten keinen Ausdruck für Kunz's Talente. Selbst die Formen seines klaren, prächtigen Styls widersetzten sich spröde dem Canon behördlicher Darstellung. Er, der Meister im freien Befehlen, war außer Stande einen Beschluß formell correct zu Papier zu bringen. Er und sein jetzt auch verstorbener Chef, dessen Bildung eine der seinigen diametral entgegengesetzte gewesen war, dem vor allen die Wanderjahre in der Lehrzeit fehlten, sprachen in verschiedenen Idiomen. Die Hand, gewohnt den Degen zu führen und sich zum Befehl zu heben, verkümmerte geistig und körperlich beim Führen der Feder. Das edle Metall, das der alternde Meister noch in Haupt und Herz besaß, konnte in dem Reiche, in dem er jetzt lebte, nicht mehr gültig ausgemünzt werden. Die Folgen des Ringens in Leiden und des Leistens über alle Kraft stellten sich ein!

Gichtisch, verbittert, mit sich und der Welt zerfallen, deren Dankbarkeit zu preisen er allerdings keine Ursache hatte, selbst von denen verlassen, denen er Lebenspfade so gut wie jene erste Eisenbahn gebaut, sahen wir ihn die letzten Jahre unter uns wandeln. Einer der Besten und doch verschwunden, als sei er längst verstorben. So sahen wir ihn auch begraben! Der Leichenzug eines Vergessenen! Gegen den scharfen Nordost des zweiten Januar schritten wir dem prunklosen Sarge schweigend nach. Wenige, sehr wenige waren wir dabei, die ihn lieb gehabt. Von Hunderten, die ihm Alles dankten, waren nicht zehn da. Das Vaterland hatte kein Wort des Danks für einen seiner muthigsten, thatkräftigsten Söhne. Er hat als Deutscher geleistet und gelitten. Drei Schollen der Erde, von der auf seinen Wink einst Berge wandeln gingen, deckten den Sarg des Erbauers der ersten großen deutschen Eisenbahn!

* Noch viel später hat sie edelherzig den Verdienten mehrfach durch reiche Ehrengeschenke erfreut. D. Verf.

Aus den Rechtshallen des Mittelalters.

Zusammengestellt von **George Hiltl.**

2. Die Anwendung der gebräuchlichsten Folter- und Strafwerkzeuge.

I.

„Da Du leugnest und nicht willst bekennen in gütlicher Weise, so übergebe ich Dich in Kraft meines Amtes dem Freimann, auf daß er thue an Dir zum rechten Bekenntniß, mit Schrauben und Leitern, mit Stricken und Feuer oder dem, was ich Dein Richter für gut halte in der scharfen Frage.“

Mit diesen Worten oder Formeln gaben die Richter der alten Zeit, welche man so häufig sonderbarer Weise die gute zu nennen pflegt, jeden Versuch auf, den Delinquenten zu einem Geständnisse zu bringen. Sie überantworteten ihn demnach der scharfen Frage oder der Folter. Man möchte fast behaupten, die erste Veranlassung zu dieser scheußlichen Procedur, deren sich selbst Griechen und Römer bedienten, habe ein übertriebener Amtsehrgeiz gegeben. Wie häufig fand der Richter bei aller Gewissenhaftigkeit nicht das Geringste vor, welches gegen den Verklagten zeugte — wie oft aber auch mag es im persönlichen Interesse des grausamen Inquisitors gelegen haben — Etwas herauszubekommen, gleichviel ob wirklich ein Verbrechen vorlag oder nicht!

Hierzu war die Folter ein treffliches Mittel. Es mußte schon ein abgehärtetes Individuum sein, das mit Ruhe und Entschlossenheit den furchtbaren Vorbereitungen zusehen konnte, welche auf Geheiß des Richters der Henker machte, um den Körper des zu Fragenden auseinanderzudehnen, zu brennen oder zu quetschen.

Selbstbekenntnisse mußten erpreßt werden, und die Werkzeuge dazu, von denen hier eine verhältnißmäßig nur geringe Zahl besprochen werden kann, prangten bald in jedem Gerichtshofe. Noch furchtbarer aber trat die Folter unter die geängstigte Menschheit, als jener entsetzliche Wahnglaube, der Satan könne in unmittelbaren Verkehr mit gewissen Personen treten, einer geistigen Pest zu vergleichen, die Gemüther befiel und ansteckte. Ein neues, nicht gekanntes Verbrechen war die Zauberei oder der Hexenunfug nun eben nicht; aber je weiter die Jahrhunderte fortschritten, desto mehr bildete sich die Ueberzeugung aus: teuflische Bündnisse und Vereinigungen könnten stattfinden.

Vom 14. bis zum 18. Jahrhundert dauerte der Wahnglaube fort, dessen letztes Opfer, eine Hexe, 1793 gefallen ist. Damit war aber der Gebrauch der Folter selbst noch nicht gefallen, denn noch im Jahre 1818 gab es in Deutschland Gerichtstage, bei denen sie angewendet wurde. Die bei weitem größte Anzahl der mit Folter Bestraften und ihren Qualen Erlegenen besteht indeß aus Hexen und Zauberern. Bei dem Verbrechen der Zauberei bedurfte es des eigenen Bekenntnisses, und das zu erlangen, bereitete man den Opfern die ausgesuchten Qualen der Folter. Zauberer zu überführen, war ein Triumph des Richters. Betrachten wir daher die Vorgänge, welche bei Zaubereiprocessen stattfanden. Sie sind außergewöhnlicher Art, und doch sind zugleich die Grade und Werkzeuge der Folter dieselben, wie bei andern Verbrechen.

Figur I. zeigt den sogenannten „Stock". Mittelst der zu beiden Seiten angebrachten Charniere öffneten sich durch Auseinanderklappen die schweren Holzbalken. Der Gefangene mußte durch die in denselben befindlichen Löcher seine Beine stecken, welche so, bis zu Anfang der Wade, über den Knöcheln von dem Holze eingeschlossen waren. Alsdann wurden seine Arme durch zwei auf dem obersten Holzbalken angebrachte Eisenreifen geschoben, unmittelbar über den Handgelenken gefesselt und der Geschlossene auf solche Weise in eine gekrümmte Stellung versetzt, welche es bewirkte, daß sein Oberkörper fast die Zehen seiner Füße berührte. In dieser peinlichen, schmerzhaften und furchtbar beängstigenden Lage ließ man ihn bis kurz vor dem Beginn des Verhörs. Die Stöcke wurden dann geöffnet, und der Angeklagte erschien wankend, fast des Gebrauches seiner Glieder nicht mächtig, vor dem Richter.

Fig. I. **Der Stock.**

„Sonderlich gut seind die Stöck wider die, so mit Teuffelskünsten umgehen," sagt der alte Criminalist Döpler. Für leichtere Vergehen bestand die sogenannte „Fiddel" (Figur II). In dieses Strafinstrument spannte man Hals und Hände. War nun auch die Situation eine schmerzhafte und peinliche, so standen die Qualen doch in keinem Verhältnisse zu denen des Stockes, namentlich bezüglich der beängstigenden Pressung des Körpers, welche bei dem „Stock" so arg war, „daß der also zusammengezogene Reus, wie ein Reiffen an die Wand gehänget werden kunnte".

Die scharfe Frage oder Folter, lief nach peinlicher deutscher (sächsischer und bambergischer, auch Carl's V.) Halsgerichts-Ordnung durch folgende Grade: 1) Anlegung der Daumenschrauben oder Stöcke; 2) das Schnüren; 3) die Leiter mit Kloben, Corden und Siemen; 4) die Beinschrauben; 5) das Feuer.

Die Anwendung aller dieser Grade wird am anschaulichsten, wenn wir es versuchen einem peinlichen Verhöre beizuwohnen, in dessen Verlauf die gebräuchlichsten Instrumente in Thätigkeit gesetzt werden. Es sei hier noch bemerkt, daß es Verfahrungsarten des 17. Jahrhunderts sind und zwar aus dem letzten Viertel desselben, also durchaus nicht einer altersgrauen Vorzeit entnommen; ferner daß zu jener Zeit an Büchern kein Mangel war, welche Hexen- und Teufelskünstler-Processe erläuterten und jungen Rechtsgelehrten zum Leitfaden bei Folterverhören dienten, etwa so, wie man heutzutage die Lehre vom Wechselrecht, das Verfahren in Exmissionsklagen nach dem allgemeinen Landrechte und dergleichen juristische Werke angekündigt findet.

Fig. II. **Die Fiddel.**

Wir betreten also eine Folterstube. Wir versetzen uns in das Jahr 1693, zur Zeit des Juni-Monats. Inquisitin, eine Hexe, ist aus dem Stock entlassen und steht zitternd vor ihrem Richter. Schreiber, Amtsbote und Wächter, zwei Beisitzer und ein Gerichtsdiener sind zugegen. Es ist 3 Uhr Morgens. Die Folterkammer ist nur durch ein Fenster halb erhellt. Eine Lampe brennt auf dem Gerichtstische und beleuchtet nothdürftig den engen Raum, in dessen Hintergrunde sich verschiedene, nicht deutlich erkennbare Gegenstände aufgestapelt befinden. Wenn es draußen heller wird, werden sie schon kenntlich sein! — — Dem Richtertische gegenüber ist eine Thür. —

Es herrscht das Schweigen des Grabes. Fast meint man das Rauschen des Sandes hören zu können, welcher durch die Gläser einer Sanduhr läuft, die vor dem Schreiber auf dem Gerichtstische neben einer Glocke und einem Crucifixe steht. Die Mauern der Kammer sind ungeheuer dick, geschwärzt von Rauch, die Thüren, aus Eichenbohlen mit Eisen beschlagen, lassen keinen Ton hindurch, denn: „die Orthe da die Tortur vorgenommen wird, sollen abgelegen sein, auf daß keine Leuth hinzulauffen, damit der Richter die Urgichten des Hexen-Volckes geheim halten kann. Die Gewölber sollen dick sein: damit der Inquisiten Geschrei und Winseln den Umherwohnenden nicht beschwerlich falle."

Die Inquisitin schaut sich entsetzt um. Sie klappert mit den Zähnen — Hunger, Angst und Frost, die quälende Gewalt des „Stockes" haben sie einer Sterbenden gleich gemacht. Der Richter ergreift die Glocke und läutet. Alle erheben sich von ihren Sitzen.

Der Richter: „Es ist drei und ein halb Uhr Morgens nach puncto drei umgewendeten richtigen Stundenglase."

Der Schreiber: „Es ist so wie Ihr saget, Herr Richter."

Richter (zur Angeklagten): „Anna Wettermacherin,* Du erinnerst Dich, wie Du vor etlichen Wochen auf eingeholtes Erkenntniß, verdächtiger Hex- und Zauberei halber, durch die Du sehr beschrieen Dich gemacht hast, gefänglich gesetzet bist. Ob wir nun schon vermeinet, Du würdest stark bei dem ersten Verhör in Dich gegangen sein, Dein Gewissen erleichtert haben, bekennet wie Du Dich vom Satan verführen lassen, welche Unthaten Du begangen, damit Deine Seele vom ewigen Verderben gerettet und zum Bunde, den Du in der Taufe mit Jesu Christo gemachet, zurückgeführt werde, so haben wir leider doch das Gegentheil verspüret, dieweilen Du alles trotzig leugnest und verneinst, wiewohl alle Indicia der Hexerei wider Dich vorhanden sind. Du bist von dem Amtsdiener in Deinem Hause zu Drachenstädt in Beisein des Schulzen besuchet worden und hat man gefunden 1) in Deinem Mieder einen zusammengewickelten Zettul mit allerlei Charakteres und Kreuzen darauf gemalet; 2) im Querband Deines Rockes drei Pulver, ein weißes, ein rothes und schwarzes in Papier gewickelt, und in Deinem Keller 3) drei Scherben (Töpfe) mit gekochten Kräutern, ferner eine Schachtel mit Knochen von kleinen Kindern und einen zugedeckten Topf, darinnen eine grausame (!) große, rothbunte Kröte lebendig sich befunden, welche das Maul aufgesperret, hernach aber verschwunden. (!)

Fig. III. **Die Daumenschrauben.**

Es haben nebenbei die eidlich erhärteten Zeugen so viel verdächtige Dinge wider Dich ausgesaget, daß Dich Niemand für unschuldig halten kann (!), welches denn der Schöppenstuhl zu Peinhausen auch wohl überleget und Dir, so Du nicht bekennen willst, die Tortur oder scharfe Frage zuerkannt hat, so Du nicht in Güte Dein Bekenntniß thuest. Wir haben Mitleiden mit Dir, daß Du

* Die Namen der Personen und Ortschaften sind fingirt, da das Ganze ein zu jener Zeit gebräuchliches Schema für Protokolle bei Hexenfoltern ist. Die Indicien: Pulver, Kröte, Knochen 2c., sind fast stets dieselben.

Dich so schändlich von dem bösen Feind in sein höllisches Jäger-Netze hast ziehen lassen. Gieb Gott die Ehre und lege ein Bekenntniß ab. Traue dem Satan nicht, wenn er Dir etwa einbläset, Du solltest Nichts bekennen, er wollte Dir schon helfen; er ist von jeher ein Lügner und Betrüger gewesen. Lasse Dir Deine Glieder nicht durch die Folter zerreissen und verkrüppeln, sondern bekenne, ohne Dir grausame Schmerzen gemacht zu haben."

Begreiflicherweise stellt die Inquisitin Alles in Abrede. Ihre Entgegnungen sind auch ganz vernünftig, Pulver, Knochen und namentlich die Erscheinung der großen Kröte erklärt sie auf die natürlichste Weise, wie sie eben Jeder erklären würde.

Aber die scharfsinnigen Richter begnügen sich nicht damit, sie lächeln ungläubig und geben sich durch Winke zu verstehen, daß ihrer Verschmitztheit die Inquisitin noch lange nicht gewachsen sei.

Der Richter: „Dieses Alles hast Du im vorigen Verhöre schon aufgebracht. Aber es stecken noch andre Dinge dahinter. Antworte mir auf die Articul Nr. 1. Bist Du zeither eine Hexe und Zauberin gewesen?"

Fig. IV. **Das Schnüren mit den Banden.**

Illa (die Angeklagte wird in den Protokollen so bezeichnet): „Nein, ehrliche Frau und keine Hexe."

Der Richter läutet. Jetzt öffnet sich die kleine, dem Tische gegenüber befindliche Thür, und der Scharfrichter mit seinen Knechten tritt in das Gemach; letztere legen eine Menge eiserner Geräthschaften, Schnüre und Holzrollen zurecht.

Richter: „Meister Hans! Dieses trotzige und verstockte Weib will sich nicht durch Zureden gewinnen lassen; so übergebe ich sie Dir, dem Urtheil gemäß zu verfahren."

Der Scharfrichter mahnt die Inquisitin zu bekennen. „Er hätte schon viele solcher blanken Mütter und Belials-Schwestern in Händen gehabt, aber sie hätten bekennen müssen, wenn er sie angegriffen hätte."

Illa: „Ei, Meister Hans, meint Ihr ich sei eine Hexe? ich bin so rein wie die Sonne von Zauberei."

Scharfrichter: „Dieses sind mir die Rechten, die so rein sein wollen. Mit Gottes Beistand (sic) wird man schon erfahren, wie rein von Hexerei Du bist."

Die Knechte rücken nun den Marterstuhl zurecht, legen die Daumschrauben aus, breiten die Schnüre, Kloben und sonstigen Instrumente aus einander, alles absichtlich mit großem Geräusch. — Schon bemächtigt sich der Angeklagten eine entsetzliche Furcht, sie blickt mit halbverdrehten Augen die schauerlichen Vorbereitungen an. Dann senkt sie den Blick zur Erde. Soll sie aussagen? es ist der unvermeidliche Feuertod. Sie fühlt sich unschuldig, die düstre Anklage ist ihr fremd. Irgend ein neidisches Weib hat sie in die Hände der Richter geliefert. — Sie will versuchen, wie lange sie die Marter ertragen kann, die ihrer wartet. — Alles Ermahnen des Richters ist umsonst.

Fig. V. **Die Leiter.**

Richter: „Meister Hans, leget der Sünderin die Daumschrauben an."

Diesen ersten Grad der scharfen Frage (Fig. III) vollzieht der Scharfrichter auf folgende Weise: Der Inquisit wird auf einen Schemel gesetzt und die Arme ihm rückwärts gezogen. Darauf muß er die Daumen zwischen die nach innen mit Zacken versehenen Eisen A und B legen. Die Knechte halten die Arme, und der Meister schraubt mittelst des Schlüssels C die Eisen A und B so aufeinander, daß sie die Daumen pressen.

Wird die Procedur stehend vollzogen, so hält ein Henkersknecht den Inquisiten.

„Daß man die Daumen also strafet, geschiehet billig deshalb, weil sie die meiste Stärke besitzen und in vielen delictis, sonderlich aber beim Diebstahl das meiste beim Zugriff thun. So man die Daumenstöcke ansetzet, soll man Acht haben, daß man sie oft versetzet, denn sonst verstocket das Geblüt und der Sünder empfindet nicht Schmerzen genug" — so belehrt eine Gerichtsverordnung aus der herrlichen, guten alten Zeit!! — —

Die Inquisitin schreit entsetzlich. „Au, verdammt — wie drücket das Schelmending so arg!"

Der Richter verbietet ihr das Fluchen.

Scharfrichter: „Das ist nur Anfang und Kinderspiel. Es thut noch ganz anders."

Er schraubt die Eisen noch fester zusammen. Inquisitin schreit und verschwört sich hoch und theuer, daß sie keine Hexe sei. Der Richter fordert sie auf die Wahrheit zu bekennen, worauf der Henker die Schrauben lüftet.

Inquisitin holt tief Athem und fragt, was sie bekennen solle. Jetzt schon sind ihre Augen gräulich anzusehen!! — (Armes Wesen! die schmerzverzerrten Blicke nehmen die Richter für eine durch teuflische Gewalt hervorgebrachte Umwandlung.)

Richter: „Herr Actuar, betet das bei Hexenfoltern übliche Gebet."

Der Actuar betet. Da die Inquisitin verstockt bleibt, befiehlt der Richter, zum „Schnüren mit den Banden" zu schreiten.

Dieses Torturverfahren, bei welchem das Fig. IV abgebildete Werkzeug angewendet wurde, bestand im Zusammenbinden der Arme. Wie bei den Daumenstöcken, zog man dem Inquisiten die Arme nach rückwärts. Einer der Knechte hielt die Hände zusammen, um die Bewegung zu hindern, der Zweite umfing von hinten die Taille des Inquisiten, damit derselbe nicht ausweichen konnte. Der Meister legte nun die sehr festgedrehte Schnur in Form einer Schlinge um das Handwurzelgelenk und wand das herabhängende Ende um beide Arme, aber dergestalt, daß zwischen jeder Umlage immer ein Finger breit Zwischenraum blieb. Aus diesem Zwischenraum quoll, sobald mittelst des hölzernen Handgriffes die Schnur angezogen wurde, das Fleisch hervor. Der Henker zog nun mit einem kräftigen Ruck die Schnur gegen sich, wodurch dieselbe, einer stumpfen Schneide gleich, in das Fleisch des Armes drang und furchtbare Schmerzen verursachte. Nach dem ersten Rucke ließ er ein wenig nach und indem er, die Bewegung des Sägens machend, seine Schnüre vor- und rückwärts zog, bewirkte er zugleich, daß kein Theil der Arme, vom Handwurzelgelenk bis zum Ellnbogen, von den Berührungen der Schnüre verschont blieb, welche stets auf andere Stellen übersprangen.

Diese Torturart blieb lange in Anwendung. Ein in Hannover veröffentlichtes Buch behandelt in ausführlicher Weise diese Procedur. Es ist betitelt: „Vom Schnüren Anfang." Die Halsgerichtsordnung der Kaiserin Maria Theresia v. J. 17·9 enthält saubere Kupferstiche, welche alle Griffe und Stadien des Schnürens darstellen. In den Verordnungen dazu steht: „Es hat der Freymann darauf zu achten, daß er zwei Knebeln mit Schnur bei sich habe, falls die eine reißet (!). Dann aber (wie milde!) soll der Inquisit nicht so hoch gepeinigt werden. Denn da nach dem Gesetz die erste Schnur vierzehn Mal umgelegt werden soll, so soll nach Reißung einer Schnur die neue nur zehn Mal umgelegt werden." Ferner: „Zeichen der höchsten Grade dieser Tortur sind: Wenn das Fleisch zwischen den Schnuren blau (!) und blutig (!) emporsteigt, oder wenn (beim

Rückwärtsziehen der Arme) beide Arme aneinanderstoßen. — Wenn der Inquisit scharf anzugreifen ist, so sollen zwei Freymänner die Schnur hin- und herbewegen, wodurch die Nerven besonders irritirt werden." — Entsetzliches Verfahren, welches 1769 in die Welt geschleudert ward, zu einer Zeit, wo Lessing bereits seine „Minna von Barnhelm" und den „Laokoon" vollendet hatte!

Wenn der Henker nun mit dem Schnüren anhebt, so ertönt ein fürchterliches Jammergeschrei. Die Inquisitin bittet um Gnade. In ihrer Pein ruft sie: „Ach, was soll ich thun, was soll ich lassen? Du liebes Göttchen, gieb es mir ein."

Richter: „Wen meinst Du mit dem Worte Göttchen?"

Illa: „Ich weiß es nicht. Höret nur auf, ich will Alles sagen, was ich weiß. Ich weiß nur einen Segen, den ich von meiner Großmutter gelernt."

Richter: „Wie lautet derselbe?"

Illa: „Lasset den Meister Hans aufhören, denn ich kann es vor Schmerzen nicht aushalten."

Der Richter befiehlt dem Scharfrichter, mit dem Schnüren innezuhalten.

Inquisitin: „Ich habe einen Segen wider die kalte Gicht von meiner Großmutter gelernt, nämlich: ‚Turteltäubchen ohne Gallen, kaltes Gichtchen, du sollst fallen.' Weiter weiß ich nichts zu sagen."

Richter: „Meister Hans, ziehet die Schnüre an!"

Inquisitin verbeißt den Schmerz und beginnt mit dem Maule zu pröpeln (!).

Richter: „Weshalb bewegst Du das Maul?"

Illa: „Ich bete."

Richter: „Warum nicht laut?"

Inquisitin schreit laut: „Ich bin ein Christenweib, man wird nichts aus mir herausbringen."

Der Richter ermahnt sie mit aller Macht der Rede, ebenso der Actuar und der Scharfrichter, da Inquisitin aber verstockt bleibt, so befiehlt der Richter (gerade als die Uhr auf halb fünf zeigt), die Sünderin zum dritten Grade der scharfen Frage, zur Leiter zu führen.

Dieser sehr scharfe Torturgrad, dessen Werkzeug unter Fig. V abgebildet ist, hat sich leider ebenfalls lange Zeit erhalten. AA ist eine starke Leiter von zwanzig Sprossen, ward schräg gegen die Wand gestellt. Die Walze B, welche sich in DD mittelst der Handgriffe E drehen läßt, hat einen starken eisernen Ring bei C. In diesen Ring wurde das Ende des sechs Ellen langen Strickes F festgeknotet. Der oben im Stricke F befestigte Holzknebel ward dem Inquisiten über die Fußblätter gelegt, sodann umschlang man die Knöchel mit dem Stricke, wodurch der Knebel fest angezogen und zugleich die Füße oberhalb der Knöchel zusammengeschnürt wurden, das mit der Walze verbundene Ende des Strickes hing zwischen den Füßen herab. Während dies geschah, stand der Inquisit auf den Sprossen der Leiter. Man knebelte ihm nun die Hände auf den Rücken und band sie dann an die oberste Leitersprosse. War der Körper in solcher Weise oben und unten gefesselt, so gab der Scharfrichter-Meister ein Zeichen, worauf der an der Walze bei den Handgriffen E stehende Knecht langsam zu drehen begann. Der Körper des zu Folternden ward nun auseinandergezerrt. Um zu verhindern, daß der Inquisit sich mit den Hacken gegen die Sprossen stemme, tritt einer der Knechte hinter die Leiter und schiebt den Körper nach vorn, während der Meister zur linken Hand des Inquisiten auf den Sprossen stand, seinen linken Arm unter den Rücken des zu Folternden schob und mit der rechten Hand den Körper, am Hosenbunde anfassend, aufhebt, damit ein zu schnelles Hinabgleiten vermieden werde. Der die Walze B dirigirende Knecht mußte seine Augen auf den Richter geheftet haben; es geschah nämlich nach jeder Frage, wenn die Antwort des Inquisiten ein Leugnen enthielt, eine Umdrehung. Die Aufgabe des Knechtes war, die Walze nach jeder Wendung so fest zu halten, daß die aufgewundenen Stricke nicht zurückwichen.

Der Richter commandirte: „Ziehet an!" worauf die Drehung erfolgte. „Doch soll," sagt die theresianische Gerichtsordnung, „der Grad der Folter nicht über fünfzehn Minuten dauern." Diese scheußliche Auseinanderzerrung des menschlichen Körpers bewirkte am häufigsten Bekenntnisse, denn der Schmerz war es nicht allein, der solche erpreßte. Der Gemarterte litt an unaussprechlicher Seelenangst. Sämmtliche Muskeln, Knochenbänder und Sehnen renkten sich aus, und wenn der Strick ganz um die Walze gewickelt war, erschien der Körper um ein Beträchtliches länger, als in natürlichem Zustande. „Es soll," sagt die Halsgerichtsordnung Carl's V., „der hartnäckige Inquisit also auseinandergezogen werden, daß man durch seinen Bauch ein Licht scheinen sieht, welches hinter ihm gehalten wird."

Nach der theresianischen Gerichtsordnung waren die höchsten Grade der Tortur folgende. 1) Wenn die Hände des Inquisiten über dem Kopfe zu sehen; 2) wenn die Schulterhöhen unterwärts gestellt sind; 3) wenn die Achselhöhlen verloren; 4) wenn die Flechsen des Brustmuskels sammt der Haut also angespannt sind, als ob sie reißen wollten und die Haut glänzend ist; 5) wenn bei der Achselhöhle ein Schnapper oder Kracher (sic) zu hören ist, welches ein Zeichen, daß durch die bisherige Anspannung der Kopf des Armbeins von der Fläche der Articulationshöhle sich gehoben habe, nach welchem Schnalzer nicht mehr angezogen werden darf."

Dies war also der höchste Grad, bei welchem buchstäblich die Gelenke des Unglücklichen in ihren Fugen krachten. Eine Verschärfung war der „Kloben" oder „Siemen", welcher über die Handgelenke gelegt wurde und neben der Auseinanderzerrung noch ein sehr schmerzhaftes Pressen bewirkte.

„Doch soll der Kloben, so wie der Bock (eine Art Daumschrauben, in welche auch zugleich die Zehen (!!) gepreßt wurden, so daß der Eingespannte wie bei Fig. I, dem Stock, kreisförmig zusammengebogen war), nur bei Hexen, Zauberern und Andern, so ein Pactum mit dem Teufel gemacht haben, angewendet werden." Gerichtsordnung Carl's V.

Die Inquisitin liegt also auf der Leiter, deren Mechanismus wir soeben beschrieben. — Sie leugnet hartnäckig, eine Hexe zu sein. „Ziehet an!" ruft der Richter. Der Knecht hebt die Walze an und macht eine Wendung. Inquisitin schreit: „Ach, helft mir!" Scharfrichter preßt die Kloben, und da sie immer leugnet, so zieht der Knecht weiter.

„Da verhänget es der höllische Verführer, daß die Inquisitin alsbald die Augen zuthuet und in tiefen Schlaf verfället, alswobei sie schnarchet gleich einem Menschen, der in tiefem Schlafe liegt, welches der sogenannte Hexenschlaf ist.

Der Scharfrichter aber beräucherte sie mit Teufels-Dreck, Weihrauch, rothen Dosten und schwarzem Kümmel, hielt ihr auch angezündeten Schwefel unter die Nase, da sie gleich aufwachte und das Maul gräulich flerrte." *

* Dieser Vorgang, sowie die nachfolgenden, müssen häufig beobachtet worden sein, da sie sich in den meisten Protokollen aufgezeichnet finden und, gewissermaßen als zum Gange der Procedur gehörig, den jungen Richtern ein genaues Verfahren bei solchen Zwischenfällen in bestimmter Form vorgezeichnet wird.

Wenn wir einmal sterben.

Von Friedrich Gerstäcker.

Oft, wenn ich in meinem Zimmer sitze und mein Blick über die aus allen Welttheilen zusammengetragenen Gegenstände schweift, die mir so lieb sind, weil sich an jedes einzelne eine andere, oft freudige, oft bittere Erinnerung knüpft, fällt mir eine Scene aus früherer Zeit ein.

In einem großen alten Hause in ** hatte ein alter Herr viele lange Jahre hindurch so abgeschlossen gelebt, daß er mit Niemandem da draußen — wenigstens nie direct — in Berührung kam. Eine alte Haushälterin und ein alter Gärtner besorgten seine Arbeiten, und nur Abends, wenn in dem obersten Erkerstübchen, wo die alte Haushälterin schlief, Licht angezündet wurde, sah man, daß die Leute drinnen noch lebten, denn sonst ließ sich den ganzen Tag keine Seele weder an einem der dicht verhangenen Fenster noch in der Thür blicken.

Der Eigenthümer selber verließ seine Wohnung nie — einen Tag im Jahr ausgenommen — am ersten Weihnachtsfeier-

tag, und dann auch nur — mochte es wettern und stürmen, wie es wollte — um hinaus auf den Gottesacker zu gehen und daselbst ein Grab zu besuchen. Allerdings hatten sich die Müßiggänger in der Stadt schon die größte Mühe gegeben, um herauszubekommen, wer unter dem kleinen einfachen Hügel ruhe, an dem der Greis eine volle Stunde betete — aber vergebens. Kein Kreuz, keine Tafel kündete den Namen. Der frühere Todtengräber war gestorben, aus dem Buch, das er mit wunderlichen Zeichen und Figuren geführt, ließ sich nichts Bestimmtes mehr herausfinden, und die Leute sahen sich gezwungen, ihre eigenen Geschichten darüber zu ersinnen. Es läßt sich denken, daß die abenteuerlichsten Gerüchte die Stadt durchliefen — aber auch nur eine Zeit lang. Wie der alte Herr Jahr nach Jahr das Nämliche trieb, dabei Niemandem etwas in den Weg legte, wurde man es endlich müde, sich um ihn zu bekümmern, und erst sein Tod erweckte die schon fast vergessenen Gerüchte von Neuem — allein auch sein Tod brachte keine Aufklärung über sein früheres Leben.

Wie es mit dem Testament gewesen war, weiß ich nicht mehr, nur soviel erinnere ich mich, daß die Erben keineswegs zufrieden sein mußten, denn große Legate waren den Dienern vermacht, und die außerordentlich einfache und dadurch fast werthlose Einrichtung des Hauses sollte in dessen Räumen selber öffentlich versteigert werden.

Nach alle dem läßt es sich denken, daß ein großer Theil der Bewohner von ** neugierig war, die Räume zu betreten, die bis jetzt von dem alten wunderlichen Mann als unnahbares Heiligthum verschlossen und verriegelt gehalten waren. Die von dem Magistrat herbeorderten Beamten hatten wirklich ihre Noth, die zudringlichen Gaffer in ihren Schranken zu halten, damit sich im Gedränge nicht auch verworfenes Gesindel mit einschlich und die Hand an fremdes Eigenthum legte.

Stube nach Stube wurde deshalb nur derart geöffnet, daß man eine andere erst aufschloß, wenn die in der einen befindlichen Gegenstände verkauft und ihren jetzigen Besitzern überwiesen waren. Dadurch bekamen es die Neugierigen endlich satt, sich nur herumstoßen und drängen zu lassen, ohne weiter etwas zu sehen, als öde Zimmer und altmodische Möbel und Schränke. Nach und nach verliefen sich die Meisten und es blieben fast nur Solche zurück, die wirklich Lust zu kaufen hatten.

So gelangten wir endlich, nachdem eine Masse von Schränken, Tischen, Stühlen, alten Bildern, zu Spinneweb gewaschenen Gardinen und hundert andern Kleinigkeiten verkauft oder vielmehr um einen Spottpreis verschleudert waren, in die Studirstube des alten Mannes — wenn ein Platz so genannt werden kann, in dem ein nur wenig benutzter Schreibtisch und ein kleines dürftiges Regal mit einigen zwanzig, meist französischen und holländischen Büchern stand.

Der Verstorbene war augenscheinlich kein Gelehrter gewesen, das aber hier jedenfalls der Platz, wo er seine meiste Zeit, die langen Jahre seiner Einsamkeit, träumend und durch nichts gestört verbracht, und es überkam mich ein eigenes und drückendes Gefühl, als ich die kalten, gleichgültigen Gesichter sah, die sich hier jetzt mit prüfenden Blicken in dem engen Raum umschauten und die Gegenstände taxirten. Es war mir, als ob ein Grab entweiht würde, das Grab einer Seele, deren Träume bis jetzt hier eingesargt gewesen.

Aber was kümmerte das die Käufer oder den Auctionator, der Stück nach Stück ruhig und gleichmüthig unter den Hammer brachte! Vor dem Tische stand ein alter, mit Leder überzogener Lehnstuhl, über dem Tische hing ein kleines, ziemlich mittelmäßig ausgeführtes Bild, eine Landschaft mit einer alten knorrigen Eiche im Vordergrund, die an dem Ufer eines Weihers stand. Unter der Eiche lag ein Frauenhut und ein Brief. In dem Lehnstuhl war der alte Mann gestorben, und auf dem Tische stand ein kleines flaches Mahagonikästchen.

Ein Jude kaufte den Tisch, den Lehnstuhl und nachher das Kästchen auch, das Bild, da Niemand darauf bieten wollte, bekam er zu. In dem Kästchen stak der Schlüssel, er öffnete es, es lagen einige Sachen darin, und er wühlte mit der Hand darin herum. Als ihm das Kästchen zugeschlagen war, drehte er es um und schüttete den Inhalt auf den Boden. Es enthielt auch nichts Aufhebenswerthes: ein paar trockene, schon fast verkrümelte Blumen, ein Stückchen Holz mit ein paar dürren Blättern, ein paar Streifen vergilbtes Papier mit unleserlichen Zügen, ein kleines Stück blauseidenes Band, einen zerschnittenen Handschuh und noch eine Anzahl anderer, ebenso werthloser verwitterter Dinge. Was sollte der Käufer mit dem Plunder machen? er wurde später mit dem übrigen Staub und Gerumpel hinausgekehrt, und doch war er das Heiligthum eines ganzen Lebens gewesen.

Und wenn wir einmal sterben?

In meinem Zimmer hängen eine Unmasse von werthlosen Dingen, Waffen aus allen Welttheilen von Stein, Holz, Stahl, Wallroß- und Haifischzähnen, und wenn ich einmal sterbe, finden sie vielleicht ihren Weg in ein Naturaliencabinet, wo denn der Aufseher mit Hülfe des Katalogs den Besuchern erklären kann: das Stück stammt dort, jenes von da her, diese Waffen führen die australischen Eingebornen, jene sind auf den Südseeinseln, in Afrika, in Californien, in Südamerika, in China, in Java daheim — das bleibt Alles, denn die Erinnerung ist todt, die ihnen jetzt Leben verleiht.

Jenes alte lederne Jagdhemd, mit seinen indianischen Ausfranzungen, habe ich aus selbsterlegten Hirschdecken auch selber gegerbt und genäht und manches lange Jahr getragen; jenes alte Messer führte ich zweiundzwanzig Jahr in Freud und Leid; jene Bolas holte ich mir aus den chilenischen Cordilleren, und wie der Blick darauf fällt, sitze ich wieder bei dem tollen Trinkgelage jener Stämme, sehe die mit trübem Aepfelwein gefüllten Kuhhörner im Kreis herumgehen und die junge dicke Kazikentochter mir gegenüber, die mir jenes Diadem von bunten Perlen gab. Die Lanze dort schleuderte einst ein australischer Wilder nach mir; jene Mumienhand steckte mir ein junger ägyptischer Epigone unter den Tempelsäulen von Karnak in die Tasche, da ich sie ihm nicht um den üblichen Sixpence abkaufen wollte; jenen Bogen erhandelte ich von einem californischen Indianer um selbstgegrabenes Gold aus seinen Bergen. Mit diesen Stücken trockenen Guiavenholzes rieb sich ein bildschönes Mädchen auf Tahiti einst Feuer, um ihre Cigarre daran anzuzünden; jenen Wallfischzahn brach ich selber aus dem Kiefer eines frischgefangenen Cachelot; den Tabaksbeutel aus dem Fuß eines Albatroß arbeitete ich mir inmitten eines furchtbaren Sturmes am Cap Horn; das Hirschgeweih da oben holte ich mir aus der Bandong-Ebene in Java, und jene kleinen ungeschickt geschnittenen Figuren aus vegetabilischem Elfenbein kaufte ich auf dem Markt zu Quito.

Und welche Unzahl von Kleinigkeiten, die ein Anderer unbedingt zum Kehrichthaufen verdammen würde, bilden die Schätze, die ich um mich her aufgehäuft! Vier Steinbrocken, die jeder Geologe verächtlich bei Seite werfen würde: ein gewöhnliches Stück Kalkstein mit ein paar dunklen Flecken darauf — die Schweißtropfen meines ersten starken Gemsbocks, den ich hoch am Karwendelgebirg in Tyrol in voller Flucht durch's Herz schoß; ein gewöhnlicher Kieselstein, aus den Wassern des Pozuzu in Peru — die Erinnerung an den Uebergang jenes reißenden Bergstroms, an einer einzelnen wilden Rebe; ein kleines Stück Granit vom 16,000 Fuß hohen Gipfel der Cordilleren in Peru; ein anderes verwittertes Gestein vom höchsten Paß der La Plata-Staaten nach Chile; eine gelbe Feder vom Kopf eines Kakadu, des ersten, leider nicht des einzigen, den ich im australischen Wald erlegen und verzehren mußte, um nicht zu verhungern; ein langes Stück Koralle, das ein australisches Mädchen als einzigen Schmuck und Kleidungsstück durch den Nasenknorpel trug; ein rothes Band, das ich, in dem jetzt verschütteten Mendoza, im Knopfloch führen mußte, um unter Rosas' Regierung einen Paß auf der Polizei zu bekommen; der alte hölzerne Quirl und Löffel, mit dem ich in Ecuador tagtäglich, lange Monate hindurch, meine Chocolade quirlte und rührte; selbstgewaschenes Gold aus Californien; Silber aus Cerro de Pasco, der höchsten Stadt der Welt; Wüstensand aus Aegypten; künstliche Federblumen aus Brasilien, und was mein Schreibtisch an geheimen Schätzen birgt, an trockenen Blumen und an Liebeszeichen aus der Jugendzeit, Du lieber Gott, was Anderes ist das, als was der Trödler dort in dem alten Haus, aus jenem Mahagonikasten auf die Erde schüttete: Plunder — und doch ein Lebensalter hindurch mit dem eigenen Herzblut erkauft und gehegt und gepflegt?

Und wer von uns Allen hat nicht solche Liebeszeichen, wem von uns Allen ruft nicht ein Band, ein trockenes Blatt, ein alter, wieder und wieder gelesener Brief alte Liebe und, wenn auch schmerzliche, Erinnerungen in der Seele wach? und wenn wir einmal sterben? dann kommen rauhe Hände und zerstören diese „Leichen

unserer Erinnerung“, denn das Leben fehlt ihnen, was ihnen diese für uns eingehaucht.

Und können wir uns deshalb von ihnen trennen? Nein, es ist nicht möglich, denn sie bilden einen Theil, und zwar den edelsten Theil unseres Selbst, sie sind die kleinen unscheinbaren, aber trotzdem unzerreißbaren Glieder jener Kette, die uns an die Heimath binden, sie sind die Tröster in mancher bitteren, sorgenschweren Stunde, die Märchenerzähler unserer eigenen Jugend, und wie der Mensch, wenn ihm die Hoffnung genommen würde, zum Selbstmörder werden müßte, und wie er deshalb die Hoffnung hegt und pflegt, weil er mit ihr die Brücke zu seiner Zukunft baut, so hält er auch die kleinen Zeichen fest als theuere Gaben der Vergangenheit.

Wohl wäre es besser, wir selber vernichteten diese kleinen unscheinbaren Liebesboten, wenn wir einmal fühlen, daß unser Ende naht; aber wer fühlt das? Wer mag es sich bis zum letzten entscheidenden Augenblick wohl eingestehen: Jetzt ist's vorbei, jetzt weist der Zeiger auf die letzte Stunde? Nicht Einer aus Tausenden. Noch mit zitternder Hand, mit schon halbgebrochenem Auge fällt unser Blick darauf, und wenn wir dann sterben, dann fliegt mit unserer Seele auch die Seele unserer Reliquien — Gott nur weiß wohin, und unsere Leichen werden Staub.

Blätter und Blüthen.

Ein Project. Nachdem zahlreiche unterseeische Telegraphenkabel die durch Meere getrennten Länder durch Gedankenbrücken verbunden haben, nachdem sogar die Herstellung einer directen telegraphischen Verbindung der alten und neuen Welt selbst dem gemeinsten Menschenverstande kein Hirngespinnst mehr zu sein scheint, fängt man an, die Welt auf neue Wunder der Technik vorzubereiten. Eine mächtige Brücke ist über den Niagara geschlagen — warum soll nicht eine mächtigere Frankreich mit England verbinden? ein Tunnel durch die harten Felsenmassen des Mont-Cenis schreitet seiner Vollendung entgegen — warum soll es unmöglich sein, einen unterseeischen Eisentunnel durch die beweglichen Wassermassen des Canals zu legen? Die Landenge von Suez wird durchstochen und so die Landenge in eine Meerenge verwandelt — warum soll das zwischen Dover und Calais eingeengte Meer nicht durch eine Brücke in eine Landenge verwandelt werden können? Bereits liegt dem englischen Parlamente ein Dutzend Pläne zur Prüfung vor; englische und französische Ingenieure wetteifern in Großartigkeit und Kühnheit der Entwürfe und — der Kostenanschläge. Die Kosten sind für die Ausführung eines der Projecte, welches sogar nicht einmal das vortheilhafteste zu sein scheint, auf nur 583 Millionen Thaler veranschlagt worden. Bedenkt man hierbei, daß in den allermeisten Fällen die hinterher verausgabten Summen fast die Höhe des vorausberechneten Anschlags erreichen, so ergiebt sich die runde Summe von tausend Millionen Thaler für den Bau einer Brücke. Eine kleine Rechnung zeigt, daß in diesem Falle jeder laufende Fuß der neuen Brückenanlage sich auf circa 6000 Thaler berechnet — sicherlich der höchste Preis, welchen je eine Brückenanlage gekostet hat. Andere der vorliegenden Projecte sind allerdings weniger kostspielig; es findet sich unter ihnen ein 43-, ein 54-, ein 67-, ein 80- und ein 100-Millionen Project. Man sieht, alle Preisabstufungen sind vertreten, und es dürfte wahrlich nicht unangemessen sein, ebensoviel für einen großen Fortschritt in der Vereinigung der Völker zu verausgaben, als manche Entzweiung derselben — abgesehen von dem schwer zu schätzenden Verlust an Menschenleben — schon gekostet hat.

Bei der Lösung des Problems einer Eisenbahnverbindung zwischen Dover und Calais stellen sich zunächst zwei mögliche Wege dar, welche zum Ziele führen können: eine Verbindung der beiden Küsten über dem Wasser durch eine Riesenbrücke, welche jedoch nach einem der gewöhnlichen, nur der Großartigkeit des Unternehmens gemäß modificirten Systeme erbaut werden würde; oder eine Verbindung unter dem Wasser durch einen Tunnel. Der erstere Weg, die Erbauung einer Mammuthbrücke, ist von einem Engländer verfolgt worden. Derselbe projectirt 190 obeliskenförmige Pfeiler, aus großen zusammenverbundenen und verankerten Gebirgsstücken gebildet, als kleine Inseln aus dem Meere hervorragend, mit auf ihnen ruhenden Thürmen von 100 Fuß Durchmesser und 200 Fuß Höhe. Auf diesen Thürmen ruht dann die eigentliche Röhrenbrücke, welche für sich selbst wieder eine Höhe von 50 Fuß hat und für die Schienengeleise 30 Fuß Breite darbietet. Man denke sich diese kolossalen Durchfahrtsöffnungen von 200 Fuß Höhe und etwa 800 Fuß Breite, welche eine ganze Anzahl der größten Kriegsschiffe zugleich passiren lassen! Man versetze sich auf ein Schiff, welches in der Mitte des Canals eben vor diesem Riesenbau angelangt ist; die unabsehbare Reihe der Brückenöffnungen, nach beiden Seiten hin immer kleiner werdend und endlich am Horizont verschwindend; das elektrische Glockenspiel verkündet mitten auf dem Meere, daß der Zug in Dover eben abgelassen wird; bald zeigt ein in fernster Ferne aufsteigender Rauch den nahenden Zug an; der Zug braust heran, braust vorüber, und bald ist auch der Rauch der Locomotive wieder verschwunden.

Dieser englische Urheber steht vereinzelt mit seinem Brückenproject; die andern elf Ingenieure wollen dasselbe Ziel durch Tunnels theils mitten im Wasser, theils am Boden des Meeres, theils, ähnlich dem Tunnel unter der Themse, unterhalb des Seebettes erreichen. Merkwürdiger Weise sind sämmtliche drei Urheber des Planes eines unterhalb des Seebettes angelegten Tunnels Franzosen; die englischen Techniker scheinen sich der immensen Schwierigkeiten, welche sich der Vollendung des Themsetunnels entgegensetzten, noch zu lebhaft zu erinnern, um diesen Plan in ungeheuer vergrößertem Maßstabe für ausführbar zu halten. Das Project von Monstome de Gamond, schon im Jahre 1856 bis 57 entstanden, ist schon früher einer Commission ausgezeichneter Ingenieure zur Prüfung vorgelegt und als ausführbar befunden worden. Es besteht in der Bildung von dreizehn in einer Reihe zwischen den beiden Küsten liegenden Inseln durch Ausschüttung verschiedener Materialien in das Meer; in jeder dieser Inseln soll dann ein senkrechter weiter Schacht bis unter den Meeresboden geführt, und von diesen nun leicht zugänglichen Stellen aus sollen dann die eigentlichen Tunnelarbeiten in gewohnter Weise nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin begonnen und vollendet werden. — Ein vierter Franzose will einen gewöhnlichen Wasserbau auf dem Boden des Meeres ausführen, d. h. einen aus Steinen gewölbten Tunnel mit Hülfe von vierzig Taucherschiffen eigener Erfindung und 1500 arbeitenden Matrosen erbauen.

Die übrigen sieben Urheber, nämlich zwei Franzosen und fünf Engländer, kommen darin überein, daß die Eisenbahnverbindung am zweckmäßigsten durch eine Reihe luft- und wasserdicht aneinander befestigter und in das Meer versenkter eiserner Röhren geschehe; doch wie dies auszuführen sei, darin weichen auch diese von einander ab. Nach dem schon anfangs erwähnten Tausend-Millionen-Project soll sich ein einundzwanzig englische Meilen langes Rohr von Eisenblech oder Gußeisen von der Höhe der Küsten in sanft abfallender schiefer Ebene hinabsenken nach dem Meeresboden in der Mitte zwischen Dover und Calais; eine am Lande stehende große Dampfmaschine soll den Eisenbahnzug die schiefe Ebene heraufbefördern. Ein anderer Constructeur will das eiserne Riesenrohr in einer gewissen Tiefe unter dem Wasser schwebend erhalten; da das mit Luft gefüllte Rohr das Bestreben hat, auf der Oberfläche des Wassers zu schwimmen, so sollen schwere Ankergewichte dasselbe mittels Binden in der Tiefe des Wassers zurückhalten. Endlich ist auch noch die am wenigsten abenteuerlich erscheinende Idee ausgeführt worden, ein schmiedeeisernes Rohr bis auf das Seebett hinab zu versenken und es dort durch schwere Felsstücke oder mit Steinen angefüllte Kästen, welche ebenfalls versenkt werden, festzuhalten. Ein dermaßen über dem Rohre aufgeschütteter Damm würde dann, Dank den durch Ebbe und Fluth bewirkten Strömungen, mit Seesalz durchdrungen werden und bald eine feste, zusammenhängende Masse bilden. Die Röhrenmündungen werden durch besondere Erdtunnels mit den Landstationen verbunden.

So sind denn alle Möglichkeiten der Construction erschöpft worden. Es liegt mir nicht ob, eine Kritik der verschiedenen Projecte zu geben; ich wollte nur auf eine neue unübertroffene geistige Kühnheit im Entwerfen industrieller Anlagen aufmerksam machen. Vielleicht ist es einem künftigen Geschlecht vergönnt, das mit Augen zu schauen, was wir jetzt als ein Wundermärchen zurückzuweisen so leicht geneigt sind.

Dr. R. Herzberg.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 35. Die Gartenlaube 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Nobles Blut.

Schloßgeschichte aus den Erinnerungen meines Vaters.

1. Geheimnisse des Schlosses.

In dem schönen Weserthale blühte seit dem frühen Mittelalter das mächtige Geschlecht der edlen Herren von Frankenberg, das im siebenzehnten Jahrhundert in den Grafenstand erhoben worden war. Die reiche Herrschaft Frankenfelde, die jetzt landesherrliche Domaine ist, war ihr Eigenthum.

An einem Sonnabende des Monats August, im Jahre 1808, war ein Franziskanermönch auf dem Wege zum Schlosse Frankenfelde, um dort am folgenden Morgen die Messe zu lesen. Er kam aus einem Kloster auf der anderen Seite der Weser, das schon seit langen Zeiten jeden Sonnabend einen Mönch nach Frankenfelde sandte, daselbst den sonntäglichen Gottesdienst zu besorgen. Warum schon seit vielen Jahren nicht mehr, wie früher, ein eigner Hausgeistlicher im Schlosse war, — darüber wurde in der Gegend viel gesprochen.

Der Mönch, welcher sich auf dem Wege nach Frankenfelde befand, war ein langer, hagerer, alter Mann; seine wenigen Haare, die ihm die breite Tonsur auf dem Haupte gelassen hatte, waren schneeweiß. Er schien gleichwohl noch kräftig zu sein und schritt rüstig einher, ohne auf den schweren Knotenstock, den er in der Hand trug, sich stützen zu müssen. Er mußte in früheren Jahren eine hohe, stolze Gestalt gewesen sein, denn er erhob sich noch manchmal plötzlich wie hoch und stolz in der groben grauen Mönchskutte, und die alten dunklen Augen blitzten dann wunderbar in dem blassen Gesichte.

Es war später Nachmittag geworden, als er die Weser erreichte, an deren anderem Ufer Frankenfelde lag. Er mußte in einer Fähre übergesetzt werden, deren Fährmann eben aus dem Fährhause trat.

„Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pater!“ grüßte der Mann.

„In alle Ewigkeit, Amen!“

Der Fährmann stutzte, er sah den Mönch verwundert an. Die Kinder des Fährmanns waren herbeigekommen und wollten dem Pater die Händchen reichen, aber sie wichen fremd zurück. Das „Habit“ war ihnen wohl bekannt, aber der Mann war ihnen fremd.

Der Mönch hielt ihnen freundlich seine Hand hin.

„Wie sagt Ihr sonst zu dem Pater, Ihr Kinder?“

„Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pater!“

„Amen, Ihr Kinder! Und so sagt es immer und vergeßt ihn nie. Denn er ist der beste Freund der frommen Kinder.“

Er zog hinten aus seiner Kapuze sein kleines altes Brevierbuch hervor, und aus dem Buche nahm er kleine Heiligenbilder, für jedes der Kinder eins, und schenkte sie ihnen. Die Kinder eilten glücklich zum Fährhause zurück, um die Bilder der Mutter zu zeigen.

Während der Ueberfahrt über den Strom sah der Fährmann den Mönch neugierig an, wagte aber keine Frage an ihn zu richten. Als sie das andere Ufer erreicht hatten, sagte er nur, als wenn er Jemanden vor sich habe, der in der Gegend fremd sei: „Sie müssen durch den Wald dort rechts, Herr Pater. Gleich hinter dem Walde liegt Frankenfelde. Den Weg werden Sie nicht verfehlen können, er führt mitten durch den Wald.“

„Ich danke,“ sagte der Mönch.

Der Fährmann fuhr zurück, und der Mönch schlug den Weg ein, den der Fährmann ihm bezeichnet hatte. Er ging ihn sicher, als wenn er ihn auch ohne die Bezeichnung des Fährmanns gekannt hätte. Trotzdem blickte er aufmerksam nach allen Seiten umher; jeder Baum, jeder Graben, jedes Acker- und Wiesenfeld, die Steine am Wege schienen ein eigenthümliches Interesse für ihn zu haben.

Der Feldweg, in dem er ging, brachte ihn nach rechts zu einer breiten Waldung. Eine Landstraße, die nach der Hauptstadt der Provinz führte, lief am Walde vorbei. Als der Mönch sie überschreiten wollte, bog um eine Krümmung des Waldes und der Straße die Spitze eines Haufens Reiterei. Der Mönch trat hinter ein paar Weidenbäume zurück, die am Wege standen und ihn verbargen.

Eine Escadron französischer Kürassiere ritt langsam und still in der Straße an dem Mönche vorüber. Es waren schöne, stattliche Leute in den blanken, schimmernden Kürassen, mit den stolzen rothen Federbüschen auf den hohen Helmen, mit den großen, kräftigen Rappen, auf denen sie so leicht saßen und so still und doch so stolz einherritten. Der Mönch sah sie mit einer edlen Trauer, mit einem stillen Zorne und murmelte einige Worte.

Die Escadron war vorüber geritten und in einer neuen Krümmung der Landstraße verschwunden. Nur ein einzelner Officier war zurückgeblieben und hielt mitten im Wege; er schien auf etwas zu warten. Gleich darauf erschienen auch unter den Bäumen des Waldes an der andern Seite der Landstraße zwei Reiter, die nicht zu der eben gesehenen Truppe gehörten. An den dunkelblauen Röcken mit den rothen Rabatten und an den hohen dreieckigen Hüten erkannte man französische Gensd'armen. Der Officier ritt auf sie zu. Sie sprachen eilig und angelegentlich mit ihm, dann kehrten sie in den Wald zurück, und der Officier sprengte im Galopp der Escadron nach. Alles war ganz still und heimlich geschehen.

Die Gegend war menschenleer. Häuser standen nicht da. Der Abend war nahe, und am Sonnabende hatten die Arbeiter in Feld und Wald früh Feierabend gemacht, um noch im Hause Alles für die morgende Sonntagsruhe bestellen zu können.

Der Mönch setzte seinen Weg fort. Er durchschnitt die Landstraße und ging in tiefem Nachdenken in den Wald hinein. Er dachte wohl an die Heimlichkeit der Fremden in dem deutschen Lande, die hier Herren und doch Feinde waren, weil sie wußten, daß sie selbst, gerade als Herren, die verhaßtesten Feinde waren. Was konnten sie da Gutes vorhaben? Er wurde in seinen Betrachtungen unterbrochen. Zur Seite im Gebüsche vernahm er einen leichten, behenden, raschen Schritt, der sich dem Wege näherte, den der Mönch verfolgte. Nach wenigen Augenblicken erschien hier ein Mann in ländlicher Tracht, mit einem langen Korbe, einer sogenannten Kiepe, auf dem Rücken. Er sah sich in dem Wege um, erblickte den Mönch und stutzte einen Moment; dann blieb er stehen, den Mönch zu erwarten, der zu ihm herankommen mußte.

„Guten Abend, Herr Pater," begrüßte ihn der Fremde.

„Guten Abend, und gelobt sei Jesus Christus."

„Amen, Herr Pater. Aber ich bin lutherisch."

„Der Herr Christus hat für uns Alle gelebt, ist für uns Alle gestorben."

„Hm, ja —"

Der Mann wollte noch etwas hinzusetzen. Der Mönch sah ihn streng an. Der Mann schwieg, aber mit einem eigenthümlichen Lächeln des klugen Gesichtes und der fast lauernd forschenden Augen.

„Wir gehen einen Weg?" fragte er dann.

„Ich weiß nicht, wohin Sie gehen," sagte der Mönch.

„Ich? Ich gehe nach Frankenfelde. Ich bin Lumpensammler, wie Sie hier in meiner Kiepe sehen können, und in Frankenfelde mache ich immer gute Geschäfte."

Die Kiepe des Mannes war bis oben hin mit Lumpen gefüllt. Der Mönch antwortete ihm nicht. Er hatte sich die volle Kiepe angesehen und mochte wohl Vergleichungen anstellen über die Lumpen und über das kluge Gesicht und das leichte, gewisse Wesen des Mannes, der sie trug.

„Und wohin wollen Sie?" fragte der Lumpensammler mit diesem dreisten Wesen.

„Ich gehe ebenfalls nach Frankenfelde," erwiderte der Mönch.

„Ah, Sie wollen da morgen den Gottesdienst halten?"

„Ja."

„Lesen Sie jeden Sonntag die Messe dort?"

„Das Kloster schickt jeden Sonntag einen Pater hin."

„So sind Sie wohl bekannt im Schlosse?"

„Ich bin heute zum ersten Male hingeschickt."

„Potz Velten, Herr Pater, wie käme denn das? In Ihrem Kloster drüben — Heiligenkreuz heißt es ja wohl?"

„Heiligenkreuz heißt es."

„Nun, da sind, so viel ich weiß, nur noch drei oder vier Paters?"

„Vier!"

„Also vier. Da müßte alle vier Wochen die Reihe an Sie kommen."

„Ich bin erst seit drei Tagen im Kloster."

„Potz Velten, und wie käme denn das? Das Kloster darf keine Mönche mehr annehmen. Es soll aussterben. Es ist ja schon todt."

Der Mönch hatte schon lange den dreisten Frager mit scharfen Augen angesehen, aber nur anfangs mißtrauisch. Er antwortete ruhig und unbesorgt: „Ja, und darum bin ich da. Ich habe mit einem jüngeren Pater tauschen dürfen."

„Und woher sind Sie gekommen?" fragte der Lumpensammler, der in seiner Neugierde und in seinem Fragen unermüdlich war.

„Ich komme weit her," sagte der langmüthige Mönch.

„Aus —?"

„Aus Polen."

„Hm, das ist allerdings weit her. Aber Sie gehen so allein? Sie kennen die Wege?"

Der Lumpensammler sah den Mönch mißtrauisch von der Seite an. Der Mönch mußte es nicht bemerken.

„Ich habe sie mir zeigen lassen," sagte er unbefangen. „Jetzt führen Sie mich ja."

„Freilich! — Waren Sie lange in Polen, Herr Pater?"

„Manches Jahr."

„Und was führte Sie nach Deutschland zurück? Sie sind doch ein Deutscher?"

„Man stirbt am liebsten im Heimathlande."

„Unter den Seinigen, Herr Pater. Haben Sie die Ihrigen hier?"

„Ich habe keine Verwandten mehr."

In dem alten Mönche schienen wehmüthige Erinnerungen aufzutauchen.

Der Lumpensammler begann ein anderes Gespräch.

„Sahen Sie vorhin die französischen Soldaten, Herr Pater?"

„Ich sah sie."

„Tüchtige Soldaten, diese Franzosen! Der deutsche Soldat ist nichts gegen sie."

„Es war doch einmal anders," fuhr der Mönch etwas auf.

„Wann wäre das gewesen?" forschte der Lumpensammler.

„Bei Roßbach zum Beispiel."

„Hm, da waren die Reichssoldaten eben so schlecht."

„Die Führer!"

„An den Führern liegt es immer. Wenn Deutschland noch einmal einen alten Fritz bekommen könnte, so würde ihm die Welt gehören. Aber treiben wir keine Politik, Herr Pater. Es ist gefährlich jetzt. Französische Spione treiben sich überall umher —"

Der Lumpensammler schwieg plötzlich. Er war stehen geblieben und horchte in den Wald hinein. Hinter den beiden Fußwanderern hörte man den Galopp eines Pferdes näher kommen. Der Lumpensammler schien ängstlich geworden zu sein.

„Treten wir einen Augenblick in das Gebüsch, Herr Pater."

„Warum?"

„Es ist ein Franzose; er darf uns nicht sehen."

„Und warum nicht?"

„Nachher. Kommen Sie."

Der Lumpensammler sprang hinter ein Gebüsch, das ihn verbarg. Der Mönch blieb ruhig im Wege und trat nur zur Seite, um von dem mitten im Wege heransprengenden Reiter nicht überritten zu werden. Der Reiter war ein französischer Kürassierofficier, ein noch ziemlich junger Mann mit einem hübschen, keckem, südlich geformten und südlich gebräunten Gesichte. Mit seinen großen, blitzenden Augen sah er im Vorübersprengen den Mönch zuerst neugierig, dann mit einem leisen Spotte an. Der Mönch sandte ihm einen nachdenklichen Blick nach. Der Lumpensammler kam wieder aus dem Gebüsche hervor.

„Haben Sie sich den Reiter angesehen, Herr Pater?"

„Ja."

„Es war der Oberst des Regiments, von dem Sie die Schwadron sahen. Einer der jüngsten, aber auch der tüchtigsten Obersten in der Armee des Kaisers. Darum auch der Liebling seines Kaisers und — hm, Herr Pater — und aller schönen Frauen."

„Warum verbargen Sie sich vor ihm?" fragte der Mönch.

Der Lumpensammler ließ die Frage unbeantwortet.

„Ja, Herr Pater," fuhr er in seiner fast ebenso leichtfertigen, wie dreisten Weise fort, „solch ein hübscher und tapferer französischer Officier kann von den deutschen Frauen erzählen, und wenn Sie hier Beichtvater wären, auch in dem Schlosse da hinten, von dem wir nicht mehr weit sind, hm, Herr Pater, Sie würden noch mehr erzählen können. Das Beichtgeheimniß freilich macht Sie stumm?"

Er sprach die Worte fragend. Diesmal antwortete der Mönch nicht. Aber er hatte eine strenge Bemerkung.

„Sie sind ein Deutscher, und sprechen so von deutschen Frauen!"

„Pah!" sagte der Lumpensammler, „ich bin kein Deutscher, ich bin ein Holländer. Aber wenn ich auch ein Deutscher wäre, sollte ich loben, was Schlechtes in meinem Vaterlande ist? Und man lobt manchmal auch, wenn man verschweigt. Aber da ich ein Holländer bin, so schweigen wir von der Sache. Sie werden im Schlosse Frankenfelde ohnehin genug erfahren, mehr, als einem so frommen Pater lieb sein kann. Aber noch eine Frage, Herr Pater. Sie hatten vorhin die Kürassiere früher gesehen, als ich. Da ich sie sah, kam ein einzelner Officier hinterher gesprengt; hatten auch Sie ihn bemerkt?"

„Ich hatte ihn bemerkt," antwortete der Mönch.

„Und warum war er zurückgeblieben?"

„Er hatte ein Gespräch mit zwei Gensdarmen."

„Ah!" wollte der Lumpensammler ausrufen. Er erstickte den Ruf und fuhr gleichgültig fort: „Sehen Sie, Herr Pater, sagte ich Ihnen nicht, daß die Franzosen überall spioniren? Sprachen die Gensdarmen lange mit dem Officier?"

„Wie es schien, nur wenige Worte."

„Und dann?"

„Kehrten sie in den Wald zurück."

Der Lumpensammler fragte nicht mehr. Er war nachdenklich geworden, und damit still und sogar ernst. Die beiden Wanderer gingen schweigend neben einander weiter und kamen nach einer Weile an das Ende des Waldes. Noch unter den Bäumen machte der Lumpensammler Halt.

„Herr Pater, Sie sind ein frommer, gottesfürchtiger und auch ein ehrlicher Mann."

„Ich denke es," sagte der Mönch.

„So werden Sie mir eine Bitte erfüllen. Verschweigen Sie im Schlosse, daß Sie mich gesehen haben."

„Ich werde es."

„Auch wenn Sie nach mir gefragt werden."

„Ich spreche nie eine Unwahrheit."

„Hm, Herr Pater, man kann viel verschweigen, ohne gerade die Unwahrheit zu sprechen. Sie werden hier ein gutes Werk thun."

„Seien Sie beruhigt," sagte der Mönch.

„Und wenn Sie mich wieder sehen sollten, so kennen Sie mich nicht."

„Beruhigen Sie sich auch darüber."

„So leben Sie wohl, Herr Pater. Wir müssen uns hier trennen. Wenn ich katholisch wäre, so würde ich Sie um Ihren Segen bitten."

„Der Segen ist des Himmels," sagte der Mönch, „und ihn erflehe ich täglich für alle Menschen. Er sei auch mit Ihnen."

„Ich danke Ihnen, mein guter Pater."

Der Lumpensammler verließ den Weg, in dem sie waren, aber nicht den Wald; er ging seitab unter den Bäumen weiter und war bald den Augen und den Ohren des Mönchs entschwunden.

Der Mönch verfolgte den Weg. Nach wenigen Minuten hatte er den Saum des Waldes erreicht und ließ sich unter einem der letzten Bäume nieder, um sich das Land anzusehen, in das er hineintreten sollte. Die Abendsonne sandte ihre letzten Strahlen über die Gegend.

Es war eine weite Ebene, in die der Mönch hineinblickte. Blaue Berge begrenzten sie in der Ferne, Aecker und Wiesen bedeckten sie, von Waldungen durchschnitten. Im Vordergrunde lag ein weitläufiger Edelsitz. Bäume und Buschwerk, die sich noch vor ihm befanden, ließen ihn nur halb erkennen. Man sah nur eine Menge zusammenliegender Gebäude, die sich um ein großes, hohes, altes Schloß zu gruppiren schienen, das mit seinem grauen Dache und mit seinen Spitzen und Thürmen weit über alle die anderen Dächer empor ragte. Schloß und Gebäude lagen zur Seite des Weges, der durch die Ebene führte; eine dichte Allee von Pappeln verband ihn mit dieser.

Der Edelsitz war noch ungefähr zehn Minuten von der Stelle entfernt, an welcher der Mönch unter dem Baume saß. Der Blick des Greises war wie festgebannt auf das alte hohe Schloß, auf die Gebäude, die es umgaben, auf die Pappelallee, die hinführte. Die Augen waren ihm feucht geworden. Er saß lange so. Der Abend war ruhig, tiefe Stille herrschte umher, auf den Feldern ruhte auch hier die Arbeit; die Sonne schien kaum noch; morgen war Sonntag. Von dem weitläufigen Edelsitze tönte kein Laut herüber.

Die Sonne ging unter. Ihr letzter Strahl war durch die Bäume auf das Schloß gefallen, dunkelroth auf die alten grauen Mauern und Thürme. In der Secunde darauf lagen sie wieder grau und fahl da, wie unter einem Leichentuche. Heute roth, morgen todt! sagt ein Sprüchwort.

Der Mönch hatte stumm gesessen. Als das graue Leichentuch sich über das Schloß legte, fuhr er mit der Hand über die Augen; sie waren ihm wieder trocken. Er wollte sich erheben, um seinen Weg fortzusetzen, wurde aber daran gehindert.

Von dem Schlosse her kam in der Allee ein Reiter in bürgerlicher Kleidung. Er ritt in scharfem Trab, als wenn es eilig sei. Als er das Ende der Allee erreicht hatte, bog er in den Landweg nach der Richtung des Waldes ein und ritt dann in diesen hinein. Er war nahe an dem Mönche vorbeigekommen, hatte diesen aber nicht gesehen. Er konnte in dem Walde kaum hundert Schritte zurückgelegt haben, als er angerufen wurde.

„Doctor, halt!" hörte der Mönch rufen.

Der Mönch erkannte die Stimme des Lumpensammlers. Der Reiter hielt sein Pferd an. Der Mönch blieb noch einmal auf seiner Stelle. Das Gespräch des Reiters und des Lumpensammlers fesselte ihn.

„Wie steht es, Doctor?" sagte der Lumpensammler.

„Schlecht, sehr schlecht!" war die Antwort.

„O, Sie haben doch noch Hoffnung?"

„Wenige. Bis Mitternacht hat sie die Krisis überstanden, oder sie ist todt. Und er, wenn er sie noch sehen will —"

„Herr des Himmels!" unterbrach der Lumpensammler den Doctor.

„Was giebt's, Hauptmann?"

„Was es giebt? Er kann heute unmöglich kommen."

„Er muß, er muß."

„Es ist nicht möglich, Doctor, sage ich Ihnen."

„Es muß möglich werden. Hören Sie, Hauptmann, bis Mitternacht ist sie todt, wenn sie ihn bis dahin nicht gesehen hat. Kann in der Welt etwas ihr zu Hülfe kommen, die Krisis zu überwinden, so ist es dieses Wiedersehen. Und welch ein entsetzlicher Tod wäre es, Hauptmann! ich habe bei manchem schweren Todeskampfe stehen müssen, stehen können, heute Nacht würde ich es nicht können. Ich beschwöre Sie, Hauptmann."

Der Hauptmann, oder Lumpensammler, was er war, antwortete lange nicht. Er sann wohl nach, dann fragte er: „Hat man im Schlosse Nachrichten über ihn?"

„Man erwartet sie von Ihnen."

„Ich habe nur schlechte."

„Sie sind?"

„Vorhin zog jenseits des Waldes eine Schwadron Kürassiere vorüber."

„Kürassiere? Wozu die hier?"

„Hören Sie weiter. Der Adjutant des Obersten war dabei. Er blieb eine Weile zurück. Dann trafen zwei Gensdarmen zu ihm. Sie kamen aus dem Walde und sprachen eilig mit ihm; verschwanden wieder im Walde; er sprengte der Schwadron nach."

„Was hat man vor?" fragte der Doctor.

„Hören Sie noch mehr. Vor einer halben Stunde kam der Oberst hier durch den Wald. Er war nicht bei der Schwadron gewesen und jagte eilig dem Schlosse zu."

„O, das war es also!" hörte der Mönch den Doctor ausrufen.

„Was war?" fragte der Lumpensammler.

„Die Gräfin — Aber was geht sie uns an? Sprechen wir von der Anderen —"

„Erzählen Sie von der Gräfin! Was war es mit ihr?"

„Was es denn war? Ich hatte sie am Nachmittage wenig gesehen. Sie war unruhig, verdrießlich; sie schien etwas zu erwarten. Als ich vor zehn Minuten fortreiten wollte, begegnete sie mir zufällig; sie sah so glücklich aus, sie strahlte vor Freude."

„Ja, ja, Freund Doctor, und wenn Weibern eine Lust im Busen brennt — mir will es fast grausig werden. Doctor, wenn sie zur Verrätherin würde?"

„Es ist nicht möglich!"

„Es ist Alles möglich, Alles einem Weibe, das von der Leidenschaft verblendet ist. Sie fragten, was man vorhabe? Fragen Sie es noch? Die arme Frau liegt im Sterben, bis heute Nacht ist es wahrscheinlich vorbei mit ihr. Heute Abend muß sie noch ihren Mann wiedersehen; sie könnte nicht leben, nicht sterben ohne ihn. Er muß sie wiedersehen; könnte er noch einen einzigen ruhigen Augenblick im Leben haben, wenn er sie nicht gesehen hätte und hinterher jenen entsetzlichen Tod der Frau erführe, von dem Sie eben selbst sprachen? Das Alles ist im Schlosse bekannt. Man erwartet ihn, sobald es dunkel geworden ist. Da sind jene Gensdarmen im Walde; es sind ihrer noch mehrere da; da ziehen die Kürassiere am Walde entlang, unter irgend einem Vorwande, aber in Wahrheit, weil man den Gensdarmen nicht traut, oder ihrer nicht genug hat; da kommt gerade heute der Oberst an, hat die schöne Frau sofort flüchtig gesehen, das Versprechen eines länge-

ren Rendezvous für den späteren Abend von ihr erhalten, wohl wenn der Mann gefangen, die Frau todt ist, ah, zum Teufel, vielleicht während die arme Frau, nachdem die Gensdarmen den Mann ihr aus den Armen gerissen, im Todeskampfe liegt — Doctor, ich zittere vor Wuth bei dem Gedanken. Und — und — Doctor, wenn Weiber verblendet sind! — Aber wie könnte er bis zu ihr kommen? Alle Zugänge zu dem Schlosse sind besetzt, vielleicht in einem Umkreise von einer Meile; ich kenne diese französischen Gensdarmen und Spione. Man sieht keinen einzigen von ihnen. Auch Sie, Doctor, haben keinen gesehen, und sind in den fünf Minuten vom Schlosse bis hier vielleicht schon an fünfen vorbeigekommen. Die Burschen liegen im sichersten Versteck. So wie der Rechte kommt, dann sind sie da, wie der Dieb in der Nacht, wie der Blitz aus heiterem Himmel. Da sollte ich ihn hierher, den Menschen in die Hände, den Bluthunden in die Fänge führen? — Aber, Doctor, wenn es denn einmal so ist, wenn in diesem Schlosse denn einmal der Verrath, die Untreue, die Gemeinheit, der Wahnsinn herrschen sollen, dann mögen sie ganz darin herrschen, mit ihrer ganzen Gewalt, mit ihrer Gewalt der Vernichtung; dann mag auch Alles darin zu Grunde gehen. Aus den Ruinen wird dann kein neues Leben mehr erblühen. — Der Freiherr soll seine Frau wiedersehen, Doctor, damit sie in Ruhe sterben und damit er — sich, damit sie ihn todtschießen können. Um welche Zeit soll er da sein, Doctor?"

„Haben Sie ihn in der Nähe?" fragte der Doctor.

„So ziemlich."

„Kann er um neun Uhr heute Abend da sein?"

„Es ist jetzt halb acht. Ich denke."

„Gut. Er muß kommen, Hauptmann. Es geht nicht anders. Und Sie werden ihn sicher hin- und zurückbringen. Ich werde um halb neun wieder im Schlosse sein. Ich bin auf dem Wege zu einer armen Wöchnerin, die meiner Hülfe bedarf. Auf Wiedersehen, Hauptmann."

„Gott sei mit Ihnen bei der armen Frau, Doctor. Sie sind ein braver Mensch; Sie vergessen die Armuth nicht über den Reichthum."

Der Mönch hörte den Doctor weiter sprengen. Den Lumpensammler hörte er in die Tiefe des Waldes zurückgehen, in einer anderen Richtung, als die der Doctor eingeschlagen hatte.

Der Mönch hatte sich erhoben. Er setzte seinen Weg nach dem Schlosse fort. Er ging langsam, in tiefen Betrachtungen. Die Augen wurden ihm nicht wieder feucht; aber wie schwer ihm das Herz war, sah man dem langsamen Gange, der gedrückten Haltung, dem tief, fast ängstlich bekümmerten blassen Gesichte des alten Mannes an.

Auch der letzte Schimmer der Abendröthe war im Verschwinden, als er das Ende der Pappelallee erreichte. Er stand vor einem hohen, breiten, offenen Thore von Stein; durch das Thor blickte er in einen weiten Hof, der rund umher von Gebäuden umgeben war. Er trat in den Hof. In dem ersten Zwiedunkel des beginnenden Abends konnte er seine Umgebung noch unterscheiden. Der Hof war ein längliches, unregelmäßiges Viereck. Er hatte seine Gestalt durch die Gebäude empfangen, die um ihn herum gebaut waren; die Gebäude waren hingebaut, ganz wie Zufall oder Laune der Besitzer des Schlosses seit manchem Jahrhundert es eingegeben hatten. Das älteste und zugleich größte von ihnen war das Schloß selbst. Es lag an der rechten Seite des Hofes und war ein weitläufiges, hohes, unregelmäßiges, graues Gebäude, mit einem hohen, spitzigen Dache, mit runden und viereckigen Thürmen. So ragte es über alle die anderen Gebäude ringsum hoch empor.

Der Mönch sah keinen Menschen in dem weiten Hofe; er vernahm kein Geräusch in den sämmtlichen Gebäuden umher. Es war eine eigenthümliche Stille, in der er sich befand. Dazu das Zwielicht des Abends. Der Mönch stand zweifelhaft, wohin er sich wenden solle, um seine Ankunft anzukündigen und um Anweisung seines Quartiers zu bitten.

Hinten in dem Hofe sah er einen Menschen sich bewegen. Es war an der rechten Seite, an der das Schloß lag. Zu Ende des Schlosses und des Platzes trat dort ein dicker, runder Thurm hervor. Man konnte in der Entfernung und in dem Halbdunkel nicht unterscheiden, ob er frei oder noch mit dem Schlosse in Verbindung stand. An dem Thurme war die menschliche Gestalt erschienen, die der Mönch sah und die er ebenfalls nicht näher unterscheiden konnte. Er ging auf den Menschen zu, um weitere Nachricht von ihm zu erhalten. Als er ihm näher kam, glaubte er einen alten, gebückten Mann zu erkennen, der aber, wie gekrümmt der Rücken sein mochte, noch immer eine hohe Gestalt war. Der Mönch wollte ihn näher betrachten.

„Faß', Hannibal!" rief plötzlich mit einer rauhen Stimme der gebückte alte Mann.

Ein großer Hund sprang an seiner Seite hervor auf den Mönch zu, der seinen Knotenstock faßte. Der Stock war wohl derb und der Mönch war noch kräftig; sein Kampf mit der großen wild anspringenden Bulldogge wäre dennoch ein ungleicher gewesen.

„Zurück, Hannibal!" sagte ruhig befehlend eine Stimme hinter dem Mönche.

Der Hund kehrte still und gehorsam zu dem alten Manne zurück, welcher schweigend auf seinem Platze an dem runden Thurme geblieben war. Der Mönch aber, als er sich nach dem umsah, der ihn von dem Hunde befreit hatte, stand einem Herrn in den dreißiger Jahren gegenüber.

„Sie sind der Pater, der hier morgen die Messe lesen wird?" fragte der Herr.

„Der bin ich," erwiderte der Mönch.

„Folgen Sie mir."

Damit wandte sich der Herr. Der Mönch folgte ihm, und beide schritten quer über den Hof zu einem kleinen Gebäude, das dem Schlosse gerade gegenüberlag. Sie traten in das Gebäude, stiegen eine Treppe hinauf und schritten bis an das Ende eines Ganges. Dort öffnete der Herr, der auf dem ganzen Wege kein Wort gesprochen hatte, eine Thür.

„Das ist Ihr Zimmer," sagte er jetzt. „Ein Diener wird gleich kommen."

Er kehrte zurück. Der Mönch sah ihm eine Weile sinnend nach. Er hatte nur einen Augenblick in das Gesicht des Herrn blicken können und hatte vornehme Züge gesehen, aber mit einem stillen, trüben, melancholischen Ausdruck. Der Blick des Auges war ihm besonders eigen vorgekommen. Dem stillen, melancholischen Wesen des Herrn hatte der Ton der Stimme entsprochen, mit der er jene wenigen Worte gesagt.

Der Mönch trat in sein Zimmer. Es war, soviel er in der schon mehr als halben Dunkelheit unterscheiden konnte, ein sehr einfach, aber bequem möblirtes kleines Stübchen. Ein Bett stand darin, dem Bett gegenüber ein kleiner Altar, auf dem Altar ein Crucifix, vor ihm ein Betpult. Das einzige Fenster ging auf den Schloßhof.

Der Mönch warf einen Blick durch das Fenster auf den Hof, auf das hohe alte Schloß, dessen Portal dem Fenster in der geradesten Richtung gegenüberlag. Der Hof war dunkel und leer, wie er gewesen war; kein Mensch war darauf zu sehen. Das Portal war nicht erleuchtet, kein Fenster hell. Der Mönch sah nur wenige Augenblicke hin. Ein Seufzer wollte sich aus seiner Brust hervorringen; er drängte ihn zurück, ging zu dem Altar und kniete auf beiden Knieen vor dem Bilde des Gekreuzigten.

Sein Gebet wurde unterbrochen. Ein Diener trat in das Stübchen mit Licht und mit dem Abendbrode für den Mönch. Es war ein alter Mann mit nur noch wenigen schneeweißen Haaren. Der Mönch schien zusammenzufahren, als er ihn sah. Der alte Diener hatte es nicht wahrgenommen. Als er aber Licht und Speisen auf den Tisch gestellt hatte und nun den Mönch näher ansah, stutzte auch er und zuckte leicht zusammen.

„Sie waren noch nicht hier, Herr Pater?" fragte er.

Der Mönch war wieder vollkommen ruhig.

„Ich bin der Nachfolger des Pater Ambrosius im Kloster," sprach er.

„Ja, ja," erwiderte der alte Diener. „Der Pater Ambrosius sagte das letzte Mal, daß er wegkommen werde, und an ihm wäre heute hier die Reihe gewesen."

Er warf dennoch sonderbar zweifelhafte Blicke auf den Mönch. Er schien ihn etwas fragen zu wollen; er gab es wieder auf. Aber ehe er ging, hatte er noch etwas zu sagen.

„Herr Pater, wenn Sie heute Abend oder morgen früh in's Freie gehen wollen, der große Hund wird Ihnen nicht wieder im Wege sein."

(Fortsetzung folgt.)

Markungs-Umgang

Sie hielten Markungs-Umgang
Und setzten Steine ein,
Der Junker und die Bauern,
Jung Volk viel hinterdrein.

Und wo vom Zahn der Zeiten
Ein Stein zu Schanden war,
Und wo durch Pflug und Wagen
Die Grenze nimmer klar:

Da ward nach altem Brauche,
Daß keines Recht verletzt,
Nachdem man streng gemessen,
Der Markstein neu gesetzt.

Und wenn er stand im Boden
Und wies in steinerner Ruh
Dem Freiherrn wie den Bauern
Gleich recht das Seine zu —

Dann sprach, wie's stets geblieben,
Hindeutend auf den Stein,
Der Freiherrn ernsten Tones
Zum schlanken Sohne sein:

„Halt feste allezeiten,
Was Dir von Gott beschert,
Doch zu unrechtem Raube
Sei nie Dein Arm bewehrt!"

Und zu des Worts Bekräft'gung
Gab er dem Junker [illegible]
Nach altem Brauch [illegible]
[illegible]

Und gleichermaßen zum Sohne
Der älteste Bauer gewandt,
Und ließ den blonden Krauskopf
Gar mächtig fühlen die Hand:

„Halt fest mit Deinen Zähnen,
Was Dir nach Rechten ward,
Halt's fest mit Deiner zähen,
Echt deutschen Bauern-Art!"

Dann zogen sie des Weges
Und setzten Stein auf Stein
Und prägten dem Junker und Bauer
Männlich die Grenzen ein. —

Weh, daß die Väter hatten
Nicht stets des Brauches Acht,
Nicht auf dem Markungs-Umgang
Des Reiches Grenze bewacht!

Allüberall haben Feinde
Die Markung frech verletzt,
Bis in das Herz des Landes
Den Markstein ein gesetzt.

Wohlan, ihr deutschen Mannen,
Zum Umgang seid bereit,
Zu setzen gar manche Steine,
Zu wahren manche im Streit!

Wohlan, du deutsche Jugend,
[illegible] den Vätern nach,
Empfang von ihren Händen
Den Markungsgrenzenschlag.

„Halt fest zu allen Zeiten
Dein deutsch ureigen Land
Und schirme Deine Marken
Mit eisenstarker Hand!"

W. B.

Deutscher Menschenhandel der Neuzeit.*

Aus der Mappe eines Wiesbadener Curgastes.

2.

Am Abend traf ich in der auf deutschem Fuße eingerichteten „Bibra's Restauration“ (Upper St. Martin's Lane, beim Leicester-Square) deutsche Landsleute, Kaufleute und Fabrikanten, welche ebenfalls der Ausstellung halber da waren. Ich erzählte ihnen meine Begegnung mit den unglücklichen Musikanten aus Nassau und wie dieselben meine angebotene Hülfe zurückgewiesen, dagegen das Geld zum Frühstück bereitwillig angenommen hätten. „Ah, ich kenne diese Vögel,“ sagte mir ein Mainzer Kaufmann, „sie stammen aus unserer Nachbarschaft, aus Kleinrußland, wie man bei uns scherzweise Nassau nennt, übrigens, was sie Ihnen von ihrem Elende vorgesungen haben, ist gewiß zur Hälfte nicht wahr und war nur darauf berechnet, Ihr weiches landsmännisches Herz zu rühren und Ihren Geldbeutel um ein paar Schillinge leichter zu machen. Es ist eine Menge dieses miserabeln Gesindels in London, um den deutschen Namen im Auslande herabzuwürdigen. Man ärgert sich, so oft man sie sieht, und man sollte ihnen statt Geldes etwas Anderes geben. Und erst die verworfenen Eltern, die ihre Kinder auf diese Weise hinausstoßen. Pfui! Auch eine Menge von deutschen Frauen und Mädchen treibt sich auf solche Art hier herum. Sie hausiren mit allerlei albernen Dingen, wie mit Strohmatten, Besen, aus Holz geschnitzten Fliegenwedeln, bunten Papierzierrathen, künstlichen Blumen plumpster Art, Wachsfigürchen und dergleichen mehr. Alles das ist aber nur Vorwand. In Wirklichkeit treiben sie den Bettel und Schlimmeres. Sie sind aus Nassau und den althessischen Provinzen. In Rheinhessen weiß man von dieser Krankheit der fahrenden Bettler und Musikanten nichts. Uebrigens hat dieses Volk auch seine Vergnügungen. Abends sammeln sie sich in den schmutzigen Höhlen hinter dem Tower, welche gehalten werden von deutschen Wirthen, die eines solchen Publicums würdig; und wenn sie dann dort beisammen sind, die deutschen Jünglinge, welche der Musik, und die deutschen Mägdlein, welche dem Fliegenwedelhandel obliegen, dann soll es recht lustig, aber durchaus nicht anständig zugehen. Man muß sich wirklich im Auslande manchmal schämen, ein Deutscher zu sein.“

Das einmal angeschlagene Thema wurde ausführlich besprochen. Jeder hatte seine Wahrnehmungen gemacht und theilte sie mit. Alle kamen darin überein, daß dieses meistens aus Nassau stammende Gesindel in großer Zahl vorhanden sei und den Engländern einen uns keineswegs schmeichelhaften Begriff von der Moral und den politischen und wirthschaftlichen Zuständen Deutschlands beibringe. Allein dies Unwesen erstreckt sich nicht allein auf England. Auch Holland, Dänemark, Schweden und Rußland werden davon heimgesucht, und selbst aus Californien, Mexico und Südamerika kommen zuweilen Nachrichten herüber, daß dort nassauische und hessische Kinder, welche von solchen „Unternehmern“ den Eltern um einen Sündenlohn abgeschachert und dort importirt worden sind, mit den Niggers und Kulis auf dem Sclavenmarkte concurriren.

Eine russische Zeitung, erzählte einer der bei Bibra Anwesenden, habe neulich die Unverschämtheit gehabt, zu behaupten, das deutsche Volk bestehe vorwiegend aus Musikanten, Schulmeistern, Kellnern und Apothekern. Was die Apotheker anlange, so habe das für Rußland einigermaßen Sinn. Peter der Große habe eine Verordnung erlassen, wonach nur Deutsche als Apotheker im ganzen russischen Reiche zugelassen werden durften. Es liege darin die Anerkennung, daß solche Stellen, welche einen gleichmäßigen, ruhigen, andauernden Fleiß, eine pedantische Besonnenheit, fern von jedem Leichtsinn, erforderten, selbst bei sonst gleicher Befähigung, besser mit Deutschen besetzt würden, als mit Russen. Die Verordnung stehe zwar nicht mehr in Kraft, allein die deutschen Apotheker seien geblieben und seien respectirte Leute bei den Russen. Im Uebrigen aber hätten die Russen eine starke Abneigung gegen den Deutschen, den „Niemetz“. Dieselbe sei um so weniger gerechtfertigt, da Rußland seine Cultur doch großentheils den von Peter I. mit besonderer Vorliebe bedachten und zur Einwanderung eingeladenen Deutschen und Holländern zu verdanken habe. Veranlaßt sei sie aber wohl zunächst durch den deutschen Adel aus Livland, Esthland und Kurland, welcher den Altrussen die besten Stellen im Hof-, Civil- und Militärdienst wegschnappe und mit junkerlichem Hochmuthe auftrete. Aber um diesem Haß den Schimmer der Verachtung zu geben, dazu benutze man vorzugsweise jene widerliche Schaar von Musikanten und Bettlern, mit welchen Deutschland St. Petersburg zu überschwemmen pflege und unter denen die Harfenistinnen eine hervorragende Rolle spielen, die sich keineswegs auf das Singen und das Handhaben ihres musikalischen Instrumentes beschränke. Dieselben seien meistens in Elz, einem großen Dorf in Nassau, das in nächster Nähe des katholischen Bischofssitzes Limburg a. d. Lahn gelegen, zu Hause. Kein Mensch in der Welt bringe eine solche Elzer Künstlerin dazu, an einem Freitag Fleisch zu essen, sonst seien dieselben aber durchaus nicht skrupulös. Dasselbe Dorf liefere auch ganze Trupps von Seiltänzern und Gliederverrenkungskünstlern nach Rußland, und das Alles gereiche keineswegs in majorem Germaniae gloriam.

Ein Dritter der Abendgesellschaft in Bibra's Restauration kannte genau das Treiben dieser qualificirten Bettler in Holland und schilderte uns dasselbe wie folgt: „In Holland haben sie sich mehr auf den Hausirhandel geworfen. Sie kommen aus den nassauischen Verwaltungsbezirken Montabaur und Selters und handeln mit Steingeschirr und Thonwaaren, welche dort fabricirt werden. Ein ‚Unternehmer‘ hat so und so viele gedungene Personen jüngeren Alters um sich. Sie werden mit einer Kietze mit Thonwaaren beladen und sind angewiesen, durch deren Verkauf und sonstwie, so gut es geht, Geld zu erwerben, das sie an den Unternehmer abzuliefern haben. Dabei werden nicht immer nur erlaubte Mittel angewendet, um zum Zwecke zu gelangen. Man nennt diese Menschen die ‚Landgänger‘, auch die ‚Kannenbäcker‘; letzteres mit Unrecht, denn sie fabriciren die Kannen, welche sie verkaufen, nicht selbst. Sie verlassen mit der Jugend, welche sie gedungen haben, im Frühjahr ihre Heimath und kehren im Herbste dahin zurück.“

Soviel über meine Beobachtungen und Unterredungen in England. In Wiesbaden machte mir schon früher der Medicinalrath Dr. Zais, einer der angesehensten dortigen Aerzte und zugleich Eigenthümer zweier großer und eleganter Gast- und Badehäuser am Theaterplatze, des „Hôtel Zais“ und der „Vier Jahreszeiten“, unter Vorlage vieler amerikanischer Zeitungen nähere Mittheilungen über das Treiben dieser unseligen Zugvögel jenseits des Oceans. Danach geht besonders in Californien der „Import“ von deutschen Kindern, namentlich aus Nassau und Hessen, sehr schwungvoll. Die Unglücklichen werden von den Unternehmern, die sie gedungen haben, unter Anwendung der abscheulichsten Grausamkeiten angehalten, auf den öffentlichen Plätzen und Straßen, noch mehr aber in jenen aus Holz und Baumwollenzeug bestehenden, über Nacht aus der Erde wachsenden Tanz-, Spiel- und Branntwein-Salons in St. Francisco, wo die „Digger“ (Goldsucher) ihre Beute verthun, durch die niedrigsten Verrichtungen und Preisgebung ihrer Person den Sündenlohn für ihre unmenschlichen Herren zu verdienen.

Die „Illinois Staatszeitung“ meldete vor einigen Jahren, daß in St. Francisco, aufgeregt durch einen besonders schreienden Fall, in welchem die Eheleute Hillebrand als Seelenkäufer und zwei noch nicht völlig erwachsene Mädchen aus Butzbach im Großherzogthum Hessen als Opfer figurirten, die öffentliche Meinung sich lebhaft mit diesen „weißen Sclaven“ beschäftigte und die Presse sich erhob, um dem Gräuel ein Ende zu machen. Am 13. August 18[illegible] hatte sich die erwachsene männliche deutsche Jugend von St. Francisco in der dortigen Turnhalle in Masse versammelt, um unter dem Vorsitze des Dr. Löhr zu berathen, welche Maßregeln dagegen zu ergreifen seien. Es wurde beschlossen, alle gesetzlichen Mittel gegen diese Schändlichkeit aufzubieten, und ein Aufruf erlassen, in welchem alle Deutsche, sowohl in der Hauptstadt, als

* S. Gartenlaube 1861, Nr. 33.

in den Landstädten und den Bergwerks-Districten, dringend um Beistand gebeten wurden, „um diese Schande an der deutschen Nation abzuwerfen“. Es wurde ein „Executiv- und Ueberwachungs-Ausschuß“ niedergesetzt, mit dem Auftrag, sich namentlich auch mit der Presse, den Polizeibeamten und den Frauen, welche in Amerika überall eine Macht sind, zur Abstellung des Unfugs in Verbindung zu setzen. Endlich wurde beschlossen, „jeden Deutschen zu ersuchen, in dieser Angelegenheit durch Druck und Schrift nach Deutschland hin zu wirken, namentlich aber nach jenen Ländern (Hessen und Nassau), von wo die unglücklichen Opfer der Schandthaten durch gewissenlose Agenten hierher (nach Amerika) gebracht werden.“

Ein Correspondent des „Philadelphia-Democrat“ läßt sich um dieselbe Zeit ausführlich aus dem nämlichen Anlaß über diese traurige Erscheinung aus, indem er die Agenten mit Namen bezeichnet und die hessischen Dörfer Niederweisel, Münster und Feuerbach bei Friedberg in der Wetterau, in der Nähe der kurhessischen Spielhölle Nauheim, nennt, wo jene Menschen ganz behäbig dem Menschenfleischhandel wie einem erlaubten Geschäfte nachgehen und von wo die meisten der armen Kinder kommen, welche in Californien, Australien, Mexico und Südamerika für die Seelenverkäufer sich einem ehrlosen Erwerbe hingeben müssen. In Californien allein sollen über dreihundert solcher „deutscher Tanzmamsells“ sein, welche von ihren Eltern in Deutschland an die „Unternehmer“ vermiethet wurden.

Der Correspondent schließt mit den Worten: „Die Presse sowohl, als die deutschen, namentlich hessischen und nassauischen Consulate und jeder Deutsche überhaupt, dem die Ehre seines Vaterlandes und das Wohlergehen seiner Landsleute am Herzen liegt, sollten von diesem Zustande der Dinge Notiz nehmen und zur Abstellung dieses schändlichen Mißbrauches mitwirken. Wem schnürt es nicht das Herz zusammen, zu wissen, daß ganze Schaaren junger deutscher Mädchen hier die Nächte hindurch in den Tanzkellern herumgeschleppt werden, um durch Aufopferung ihrer Ehre und ihrer Gesundheit ihren grausamen Miethsherren zum Wohlstande zu verhelfen! Haben die hessischen und nassauischen Behörden davon noch keine Notiz genommen? Wir erinnern uns in der Presse unseres alten deutschen Vaterlandes vor Jahren den bittersten Tadel gelesen zu haben über die Tscherkessen, daß sie ihre Mädchen in die Harems der türkischen Großen verkaufen (wo dieselben wenigstens ein behagliches Dasein führen), und über die Russen, daß sie diesen Handel nicht unterdrücken. Will denn diese Zeitungs-Presse, welche sich so eifrig um das kümmert, was zwischen Kaukasus und Dardanellen und ‚da hinten weit in der Türkei‘ geschieht, ignoriren, was unter ihrer eigenen Nase, am Rhein und an der Lahn, auf dem Westerwald, am Taunus, in der Wetterau vor sich geht und doch an Schändlichkeit und Contrast zu dem ganzen Zustande des Landes und der Bevölkerung das weit hinter sich läßt, was man an den Tscherkessen, Tschetschenzen und Russen zu tadeln findet?“

Aus diesen Aeußerungen der amerikanischen Presse, aus verschiedenen Referaten der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ über diesen Menschenhandel und aus sonstigen Mittheilungen nahm der inzwischen verstorbene Medicinalrath Dr. Zais in Wiesbaden, der auch Mitglied der zweiten nassauischen Kammer war, Veranlassung, diese Sache auf dem nassauischen Landtag zur Sprache zu bringen. Er stellte am 8. März 1860 in Gemeinschaft mit anderen Kammermitgliedern die Motion: „Da die bisherigen polizeilichen Maßregeln gegen das Verdingen von Kindern von Seiten der Eltern und Vormünder an Subjecte, welche diese Kinder in fremde Länder ausführen, um sie daselbst zu schändlichen Zwecken zu mißbrauchen, erfolglos waren, so beantragen wir: — die Regierung wolle strengere Maßregeln gegen diesen Unfug ergreifen; namentlich halten wir es für nothwendig, daß die Verdingungsverträge für ungültig erklärt und die verdingenden Eltern oder Vormünder sowohl wie die dingenden Menschenhändler mit angemessenen Strafen belegt werden. Der Sclavenhandel mit Negern“ — so schloß Zais seinen Antrag — „wird von den Deutschen allgemein verabscheut, der Handel mit diesen deutschen Kindern ist noch schlimmer. Der Neger wird als Arbeitsvieh verkauft. Das Schicksal der verkauften deutschen Kinder aber ist, zur Prostitution verdammt zu sein. Die deutsche Nation, die sich die gebildetste und humanste der ganzen Welt nennt, sieht hier in ihrem Schooße einen Menschenhandel betreiben, der den Negerhandel in nichtswürdigen Motiven noch weit übertrifft.“

Die nassauische Kammer, welche unmittelbar vorher eine sehr ausführliche und gründliche Debatte gepflogen hatte über die wichtige Frage, ob es zweckmäßig sei, eine gesetzliche Minimalbreite der Radfelgen vorzuschreiben, und wie groß diese Breite wohl am besten zu bestimmen sei, schien hierbei ihre besten Kräfte erschöpft zu haben. Sie schenkte dem Antrag nur eine geringe Aufmerksamkeit und ging schließlich zur motivirten Tagesordnung über, nachdem vorher ein klerikaler Abgeordneter die Sache für bei Weitem nicht so schlimm erklärt hatte, wie sie dargestellt werde. „Es seien,“ meinte er, „gegenwärtig nur etwa 100—120 junge Leute im Alter von 15—18 Jahren (also doch auch Mädchen in diesem Alter!), welche von ihren Eltern an dergleichen Unternehmer verdingt würden.“ Ebenso hatte ein anderer dem geistlichen Stande angehörender Deputirter, der Vorsitzende der im September 1863 zu Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands, ausgesprochen, „daß es kaum nöthig sein möchte, den Gegenstand von Neuem der Sorgfalt der herzoglichen Regierung zu empfehlen!“

Die Wirkungen dieses Beschlusses waren unschwer vorauszusehen. Die Regierung that das Nämliche, wie bisher, d. h. nichts. Die mit einer Mißbilligung bedrohten Unternehmer fuhren fort, Böses zu thun, und die mit einem Bedauern beglückten Kinder, Böses zu leiden. Der Beschluß wurde am 13. März 1860 mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt, und vier Jahre später steht die Sache noch gerade so, wie damals. In Holland speculiren noch die listigen nassauischen Landgänger auf das gute Herz des dicken Niederländers; in St. Petersburg spielen noch die Harfenmädchen, die Seiltänzer und Purzler aus Elz und geben den Russen Anlaß, ihre Verachtung gegen den gehaßten „Niemetz“ auszudrücken; in Californien werden noch die armen hessischen Tanzmamsells in den Tanzkellern und Spielhöllen herumgezerrt; in Dänemark sagt noch der hauptstädtische Mob: „Was thut der Deutsche nicht für's Geld!“ und in London quälen nach wie vor die nämlichen nassauischen Straßenmusikanten das Publicum mit den Dissonanzen ihrer zersprungenen Clarinetten und verbogenen Hörner!

Der damalige Regierungspräsident von Witzingerode, ein wohlmeinender, aber außerordentlich schwacher Mann, der nunmehr längst zu seinen Vätern versammelt ist, gestand, daß die nassauische Regierung zur Steuerung dieses schmachvollen Menschenhandels bis jetzt so gut wie nichts ausgerichtet habe; „allein,“ sagte er, „die Armuth und Noth der Eltern ist es, worin die Schwierigkeit liegt.“

Ganz richtig. Aber, fragen wir, warum ist denn in diesem von der Natur so reich ausgestatteten Nassau die Armuth so groß? Warum sind dort die Leute so unmoralisch, warum ist gerade dort eine Mutter unmenschlich genug, für ein paar Silberlinge ihr Kind einem beliebigen Landläufer zu überlassen, den sie entweder nicht kennt, oder von dem sie, wenn sie ihn kennt, sicher weiß, daß er das Kind in's Verderben führt, daß er es entweder gar nicht wieder mitbringt, oder mit vergiftetem Leibe und Geiste? Warum besteht denn gerade in Nassau nicht eine allgemeine Verachtung gegen dies unehrliche Gewerbe? Oder wenn sie besteht, warum hat die öffentliche Meinung dort nicht die Kraft, selbst habsüchtige und gewissenlose Eltern abzuhalten, ihre Kinder zu verkaufen? Dies sind die Fragen, über welche sich der Arzt klar werden muß, der das Uebel curiren will. Denn wenn solche Dinge in Nassau vorkommen und in den andern deutschen Ländern (einige Orte in Hessen-Darmstadt ausgenommen) nicht, dann muß dies seine ganz bestimmten örtlichen Gründe haben.

Die Untersuchung dieser Gründe, die der Leser übrigens vielleicht ahnt, würde uns indeß auf das rein politische Gebiet hinüberführen, zu dessen Erörterung ein Familienblatt wie die Gartenlaube schwerlich der geeignete Ort ist.

Der tolle Platen.

Historische Skizze von **Ferd. Pflug.**

Es war zwischen neun und zehn Uhr Vormittags am 12. Februar 1814. Der Regen, welcher die ganze Nacht angehalten, hatte aufgehört und die Sonne mühte sich vergeblich, die grauen, den Himmel einhüllenden Wolkenschleier zu durchbrechen. Die Fernsicht blieb trotz der schon weit vorgeschrittenen Tageszeit deshalb auch nur beschränkt. Nach links schloß dieselbe eine Reihe kahler, niedriger Hügel, nach rechts blickte man in ein offenes, vielfältig von Gebüsch unterbrochenes Land, ohne daß die über diesem tiefer gelegenen Gelände auf- und niederwogenden Nebel jedoch mehr als die vordersten Gehöfte eines weitläufigen Dorfes und weiter zurück eine ziemlich umfangreiche Fichtenschonung deutlich hätten unterscheiden lassen. Geradeaus schien sich eine endlose Hochebene auszudehnen, und unmittelbar im Vordergrunde traten zwei nur in geringer Entfernung von einander gelegene Pachthöfe daraus hervor. Eine mit Pappeln eingesäumte Landstraße führte endlich mitten zwischen diesen beiden Gehöften hindurch und senkte sich weiterhin niederwärts in das breite Thal der Marne, welcher Fluß selbst gelegentlich in der Ferne aufblitzte und jenseit dessen sich sogar in besonders lichten Momenten die dunklen Häusermassen und spitzen Kirchthürme der Stadt Chateau-Thierry unterscheiden ließen. Das ganze Landschaftsbild trug das Gepräge einer trostlosen Oede und Verlassenheit, das selbst durch das bewegte kriegerische Treiben in demselben in keiner Weise verwischt oder gehoben zu werden vermochte.

Eher das gerade Gegentheil. Das tiefe, nur gelegentlich von einem kernigen Soldatenfluch unterbrochene Schweigen, womit die sich nähernden Marschsäulen sich auf der Landstraße und in den angrenzenden Feldern mühselig durch den Koth fortschleppten, und alle die Spuren von Unordnung und Verwirrung auf der ersteren konnten in einem vollkommneren Einklang zu dem trüben Himmel und dem aufgelösten Boden kaum gedacht werden. Eine so feste Haltung die Truppen auch noch bewahrten, so stand ihnen die erlittene Niederlage doch gleichsam auf der Stirn geschrieben. Vor ihnen mußten aber wohl schon andere Abtheilungen des Weges gezogen sein, welchen der gestrige Tag noch härter als diesen mitgespielt hatte. Die vielen im Schlamm stecken gebliebenen oder umgeworfenen Wagen und selbst Geschütze, die auf den Wegrändern hingesunkenen Maroden und Verwundeten, zerstreute Waffen und hier und dort die Leichen von Mann und Roß bewiesen das. Auch die in ganzen Schwärmen sich noch in dem freien Gelände rechts umtreibenden Versprengten sprachen für diese Vermuthung, und wenn bei der trüben Atmosphäre auch nicht mit bloßem Auge, so doch mit einem guten Glase vermochte man bei der Brücke von Chateau-Thierry zwischen den einzelnen dort gelegenen Häusern ein unabsehbares Gewirr von Menschen und Fuhrwerken zu unterscheiden, zu welchem auf einem zweiten Wege, hinter der etwa auf der halben Entfernung dahin gelegenen Fichtenschonung fort, noch immer neue Massen hinzuströmten.

Die Infanterie der noch zurückbefindlichen Heersäule hatte mit ihren vordersten Bataillonen den ziemlich steilen Abfall der Landstraße gegen das Thal der Marne bereits erreicht, Artillerie folgte, Cavallerie näherte sich in breiter Front über die Felder zur Linken und wurde auf der niedrigen, nach dieser Richtung den Gesichtskreis abschließenden Hügelreihe von ihren bis dahin vorgeschobenen Patrouillen und Sicherheitsposten begleitet. Alle diese Truppen waren übrigens Preußen, wogegen die Maroden und Todten an der Straße wie die auf den benachbarten Feldern sichtbaren Nachzügler und Versprengten ohne Ausnahme russischen Truppentheilen angehörten. Auch die stehengebliebenen Fuhrwerke und Geschütze trugen durchgängig den grünen russischen und nicht den blauen preußischen Anstrich, und die ersteren bekundeten außerdem ihren Ursprung durch die in weißer Farbe mit riesigen Buchstaben auf ihren Deckplänen enthaltenen russischen Inschriften.

Auf einer kleinen Anhöhe, hart hinter dem rechts gelegenen Pachthofe, hielt eine kleine Gruppe höherer Officiere. Zwei derselben, beide in ihre Mäntel gehüllt, aber der eine die einfache preußische Feldmütze von schwarzer Wachsleinwand, der andere den quergesetzten russischen Federhut auf dem Kopfe, waren zehn bis zwölf Schritt den Anderen vorauf in einem halblaut geführten, indeß, nach den blitzenden Augen der Herren zu urtheilen, sehr gereizten Gespräche begriffen.

„Und darum, Excellenz," schloß der mit dem Federhut kurz und bestimmt eine längere Ausführung, „sage ich Ihnen, es geht nicht anders, Sie müssen meine Rückendeckung übernehmen. Ich habe ein Recht dies zu fordern. Wenn die Preußen gestern zeitiger auf dem Schlachtfelde eingetroffen wären, so würden wir uns heute nicht geschlagen und auf dem Rückzuge befinden."

Der Andere begnügte sich mit einem vieldeutigen Seitenblick ein langgedehntes: „Hm! So!" einzuwerfen. Der Kopf des Mannes mit dem um die Schläfen niederwallenden weißen Haar und den wie in Erz geschnittenen Zügen des ernsten Antlitzes konnte nur einem bedeutenden Menschen gehören. Eine eiserne Entschlossenheit des Willens und hohe geistige Kraft, indeß auch eine stolze, starre Abgeschlossenheit und ein finsteres, galliges Temperament, wo nicht mehr, sprachen sich in dem Gesicht aus. Die fast eisige Kälte in letzterem stand mit dem gelegentlich tief aus dem Grunde der klugen, grauen Augen blitzähnlich aufleuchtenden Funken in einem zu auffälligen Widerspruch, um nicht auf das Vorhandensein einer glühenden Feuerseele in diesem schmächtigen, kaum die Mittelgröße überragenden Körper muthmaßen zu lassen.

Der neben ihm haltende russische Führer war um vieles jünger. Das starke dunkle Haar zeigte kaum hin und wieder einen grauen Schimmer, und die volle feste Gestalt, im Verein mit der gesunden, von Wind und Wetter gebräunten Gesichtsfarbe bekundete noch das kräftigste Mannesalter. Auch dessen Antlitz mußte als ein bedeutendes anerkannt werden, der geistige Anflug in demselben wurde jedoch, namentlich in dem gegenwärtigen Moment, durch eine kaum noch gezügelte Heftigkeit beeinträchtigt. Es lag übrigens etwas Verwandtes in diesem Gesicht mit dem des Andern, nur daß das, was sich bei Letzterem als bewußter Eigenwille ausprägte, bei Ersterem mehr auf Eigensinn gedeutet werden mochte. Nach der stolzen Selbstüberhebung, welche aus den dunklen Augen des jüngern Mannes leuchtete, und dem hochmüthigen Sichgehenlassen in seinen Worten und Gebehrden mußte die Behandlung Beider jedenfalls als gleich schwierig erkannt werden.

„So!" hatte der Russe die vorige Aeußerung des preußischen Generals aufgegriffen. „Ja gewiß, so. Die Gelegenheit, die ganze französische Macht mit einem Schlage niederzuwerfen, wird uns niemals in gleicher Weise wieder lächeln. Excellenz kennen mich, und Niemand wird mich, den General von Sacken, der Poltronnerie beschuldigen, aber nochmals wiederhole ich Ew. Excellenz, bei einem rechtzeitigen Eintreffen des preußischen Corps war die Niederlage des französischen Kaisers so gewiß wie immer möglich. Ich hielt ihn so fest . . . ."

„Oder vielmehr, Excellenz," unterbrach ihn jener mit der vorigen unbeweglichen Ruhe, „er hielt Sie. Meine armen Truppen wissen davon zu erzählen. Wenn Ew. Excellenz nach meinem Rath dem feindlichen Stoß über die Marne ausgewichen wären, so würde heute oder morgen jenseit dieses Flusses die ganze schlesische Armee vereinigt gewesen sein, um dem Napoleon eine Schlacht zu liefern, nach welcher ihm schwerlich noch nach einer zweiten gelüstet haben möchte. Dafür haben nun Ew. Excellenz gestern bei Montmirail die Schlacht verloren, und um Ihr geschlagenes Corps nur vor dem Aeußersten zu bewahren, habe ich ein paar Tausend von den Meinigen mit daran geben müssen."

„Excellenz von York!" war Sacken aufgefahren.

„Damit indeß noch nicht genug," fuhr jener, ohne den Ausruf des russischen Generals irgend zu beachten, mit der gleichen Eiseskälte fort, „verlangen Ew. Excellenz jetzt von mir noch, auf dem Abhang dieses nach allen Richtungen offenen Plateaus gegen den Feind Stellung zu nehmen, um Ihren Truppen den Uebergang über die Marne zu ermöglichen. Ich hielt denselben längst für beendet und glaubte mich zur Vermeidung jeder weiteren Gefahr ohne Aufenthalt ebenfalls über den Fluß ziehen zu können. Glück genug, daß die Franzosen bei dem Rückzuge dieser schrecklichen Nacht nicht schärfer gedrängt haben; indeß mit jedem Augenblick steht deren erneuter Angriff zu gewärtigen. Dieselben hier abwarten, heißt für mich jedoch nichts anders, als mein Corps einer beinahe sichern Vernichtung aussetzen, und ich respondire für dasselbe meinem Könige. Wie ich es schätze, ist es von dieser Stelle

mindestens noch eine gute Stunde bis Chateau-Thierry, und namentlich auf dem Wege über die Hügel dort drüben werde ich sicher vom Feinde umgangen und in die Flanke gefaßt werden . . ."

Einzelne Schüsse knallten aus der Ferne, und der General unterbrach sich, um das Glas nach der Richtung hinter den heranziehenden Colonnen an das Auge zu führen.

„Da ist der Feind," äußerte Sacken, „und Ew. Excellenz bleibt nun keine Wahl mehr."

„Ja, so geht es immer," murrte York, und eine fast bissige Gereiztheit klang aus seinen Worten. „Die Herren Russen salviren sich, und wir Preußen müssen die ganze Last des Kampfes allein auf uns nehmen."

Die Geduld des russischen Heerführers war erschöpft.

„Sorgen der Herr General nicht," brauste er auf, „meine Russen werden den Preußen besser, als diese ihnen gestern, zur Seite bleiben. Und wenn mein ganzes Corps darüber zu Grunde gehen sollte, jetzt mag es sich zeigen, wer dem Feinde standhafter die Stirn bietet. Die Behauptung der Hügel dort übernehme ich; etwaige Meldungen Ew. Excellenz werden mich bei den dahin vorgeschobenen russischen Truppen antreffen. Auch jenes Fichtengehölz rechts werde ich zur Aufnahme Ew. Excellenz mit einigen Bataillonen besetzen. Die Verantwortlichkeit für diesen Tag gegen meinen und Ihren Souverain trage dagegen nicht ich, General, sondern Sie."

Es war ein böser Blick, welchen York dem mit seinem Gefolge in der Richtung gegen Chateau-Thierry Davonsprengenden nachsendete, jedoch keine Muskel seines Gesichts zuckte. Kalt und ruhig wie immer ertheilte er seine Befehle. Die vorderste preußische Brigade bog von der Straße ab jenen Hügeln zu, um auf denselben etwa in der halben Entfernung von der Stadt Stellung zu nehmen, eine andere Abtheilung schwenkte nach rechts zur Besitznahme des dort gelegenen Dorfes, zwei eben heranziehenden Landwehrbataillonen wurde die Vertheidigung der beiden einzelnen Pachthöfe übertragen. Das Feuer war rasch immer lebhafter geworden und näherte sich mit großer Schnelligkeit. Von Chateau-Thierry aus sah man nach Verlauf einiger Zeit eine starke russische Abtheilung, dabei namentlich viel Cavallerie, sich um jene die Hügel besetzt haltende preußische Brigade herumziehen und zwischen derselben und dem Plateau aufmarschiren. Auch vor dem Fichtengehölz erkannte man Truppen aufgestellt. Der immer höher anschwellende Donner des Geschützes schien durch die Erschütterung der Luft auf die Witterung einen Einfluß zu äußern, die Wolken zogen minder dicht und schwer, und zuweilen blitzte ein leichter Sonnenstrahl über die Landschaft.

Eine Stunde oder anderthalb mochten so verflossen sein. Die den Nachtrab bildenden preußischen Truppen und ihnen gegenüber die feindlichen Linien waren längst sichtbar geworden. York hielt der besseren Uebersicht wegen schon seit dem Anfang des Gefechts auf einer der vordersten Kuppen jener Hügel, und seine Blicke schweiften immer erwartungsvoller und besorgter nach links, wo, von diesem neuen Standort aus, ein von dem äußersten Horizont in langhingestreckten Bogen ausgebreiteter Wald und näher gegen die Anhöhen zu, wie bis zu dem Flusse niederwärts, ein buschiges, vielfach durchschnittenes Terrain die Wahrscheinlichkeit einer aus dieser Richtung zu erwartenden feindlichen Umgehung nur noch bestimmter hervortreten ließen.

Plötzlich nahm der General das Glas an's Auge und blickte angestrengt in die Richtung des erwähnten Waldes, wo in der That sich seit einigen Augenblicken eine Bewegung bemerkbar machte und gleich einer rasch aufsteigenden finsteren Wetterwolke eine schwarze, noch ununterscheidbare Masse sich den Hügeln zu immer weiter ausbreitete.

„Endlich!" das Gesicht des Feldherrn erwies sich fast unbeweglicher und kälter noch als zuvor. „Hauptmann von Schack," hatte er sich zu seiner Umgebung gewendet, „die mecklenburgischen Husaren, die westpreußischen Dragoner und die zwei Landwehr-Cavallerie-Regimenter brechen links ab, um der feindlichen Umgehungscolonne dort entgegen zu gehen. Nur die brandenburgischen Husaren und die litthauischen Dragoner bleiben fortan der Nachhut zugetheilt. Botschaft zugleich an den General Sacken mit seiner Cavallerie sich der unsrigen anzuschließen, um den Feind da in der Flanke im Vorschreiten aufzuhalten. Der Rückzug wird sofort angetreten."

Das erste Anzeichen einer rückgängigen Bewegung hier schien den Feind zu einer verdoppelten Thätigkeit angespornt zu haben. Angriff folgte auf Angriff, in einem Augenblick hatte sich das Gefecht bis zu den beiden Pachthöfen übertragen, wo die bis dahin mit deren Behauptung beauftragten Landwehren, im Begriff sich ebenfalls abzuziehen, von feindlicher Cavallerie angefallen, wie unter einem jäh über sie losbrechenden Wirbelwind verloren schienen.

„Attakiren! Attakiren!" Der General war, seinem Pferde die Sporen einhauend, selber dem Orte der Gefahr zugeflogen. So schnell diese Bewegung aber auch erfolgte, so war die Rettung derselben dennoch zuvorgekommen. Hinter der geworfenen feindlichen Reiterei blitzten die hochgeschwungenen Klingen der wie ein Wetterstrahl auf sie eingesprengten litthauischen Dragoner. In aufgelöster Ordnung flüchteten die befreiten Landwehren den nächsten preußischen Vierecken zu. Bereits wurde bei den siegreichen Geschwadern auch Appell geblasen, und einen Moment darauf sah man dieselben, geordnet wie auf dem Exercirplatze, quer über Feld von ihrem glücklichen Handstreich wieder zurücktraben. York war den Reitern in Person einige Schritte entgegengeritten, es zuckte etwas wie Sonnenglanz in seinen Zügen. „Brav, meine alten Litthauer! brav, Major von Platen!" rief er denselben zu.

„Regiment, halt! Front!" Der Regimentscommandeur musterte mit scharfem Blick die Linie seiner aufgerittenen Dragoner. „Bah!" kehrte er sich gleichmüthig zu dem Feldherrn, „die Kerle soll ja die . . . Himmel-Schwerenoth!" donnerte er auf einen Mann des nächsten Zuges ein, „wo hat der Kerl seine Pfeife gelassen? Wachtmeister, der Mann wird für die nächsten drei Tage zur Feldwache notirt." In seinem einmal erwachten Inspectionseifer sprengte er die Front des Regiments hinunter. Mann für Mann desselben trug in der That, wie der Führer selbst, eine kurze Tabakspfeife im Munde, und jeder mühte sich unter den auf die Säumigen niederfahrenden Donnerwettern die dichtesten Dampfwolken aus deren Mundstück aufqualmen zu lassen. Das Regiment hätte es in dieser Beziehung für den Moment mit dem besten Fabrikschornstein aufnehmen können.

Die Inspection war bei alledem nicht genügend ausgefallen, eine gute Zahl der Leute hatte bei dem vorigen raschen Sturmritt ihre Nasenwärmer verloren, oder doch deren Brand zu unterhalten vergessen. „Dragoner wollt ihr sein," wetterte der Commandeur, „und besitzt nicht mal Contenance genug, um für eine solche lumpige Attake euere Pfeifen im Maule zu behalten! Wozu anders commandire ich jedesmal vor dem Anreiten: ‚Pfeifen festgefaßt!' als um euch Contenance zu lehren? Die ist das erste Erforderniß für einen rechtschaffenen Dragoner. Der Deibel soll den bei lebendigem Leibe fricassiren, der mir heute seine Pfeife verliert oder ausgehen läßt!"

Die Dinge hatten sich im rapiden Verlauf immer bedrohlicher gestaltet. York war auf die Reitersignale von jenseit der Hügel schon lange dahin zurückgesprengt. Auch um das Dorf zur Rechten knatterte und knallte es bereits in allen Tonarten. Die preußische Infanterie befand sich in Quarré formirt und das Geschütz zwischen ihren Vierecken gegen Chateau-Thierry im möglichst beschleunigten Abzuge begriffen. Um die letzten in das Thal der Marne niedersteigenden Bataillone noch zu überraschen, war in der Front die französische Cavallerie abermals zum Angriff übergegangen. Das Regiment attakirte von Neuem, und der Feind wurde, diesmal jedoch nicht ohne einen harten Zusammenstoß, wiederum zurückgetrieben. Der Major war durch den Ausfall des letzten Sturmritts sehr unbefriedigt. Auch die Ordnung in den Schwadronen wollte sich diesmal nicht gleich schnell wie vorhin wieder herstellen lassen. „Was habe ich Euch anempfohlen?" tobte er. „Sobald ich Marsch! Marsch! blasen lasse, geht es wie ein Donnerwetter auf die feindliche Cavallerie los, jeder giebt Einem davon etwas auf die Mütze, dann lasse ich Appell blasen und rasch wieder zurück und Ordnung gemacht. Himmel-Schwerenoth! es war dies die schlechteste Attake des Regiments während des ganzen Feldzugs. Diese französischen Kerle nicht gleich im ersten Anprall über den Haufen zu werfen!"

Er strich sich den langen, grauen Knebelbart, das dunkle Gesicht des untersetzten kräftigen Mannes war noch dunkler geworden, ein wüthender Zorn loderte in seinen schwarzen Augen. Nach den Pfeifen der Leute mochte er erst gar nicht sehen, über dem Herumhauen von vorhin zeigte sich gut die Hälfte derselben ohne diese Zugabe, und seine Laune wurde durch diese letzte Wahrnehmung keinesfalls gebessert. Grimmig sog er selber an der Spitze

seines Meerschaumkopfes. Endlich brach der Sturm doch noch über die Uebelthäter los, die vorige Scene erneute sich im verzehnfachten Maße.

Wieder attakirte das Regiment und abermals. Nur die brandenburgischen Husaren unter dem berühmten Sieger von Möckern, dem tapferen Obersten Sohr, befanden sich demselben noch zur Seite, und von dem Feinde waren diesen beiden Regimentern gegenüber mindestens schon fünf bis sechs Cavallerie-Regimenter, Chasseurs à cheval, Dragoner und Uhlanen vorgezogen worden. Auch das Dorf rechts hatte denselben preisgegeben werden müssen. Immer weiter breitete sich die feindliche Schlachtlinie aus, bereits näherte sich eine nach rechts vorgeschobene französische Umgehungscolonne, ebenfalls mit mehreren Cavallerie-Regimentern an der Spitze, dem mehrerwähnten Fichtengehölz. Die eigene preußische Infanterie mochte in ihrer rückgängigen Bewegung mit ihren vordersten Massen etwa die gleiche Höhe erreicht haben, und die beiden vorhin schon in so großer Gefahr schwebenden Landwehrbataillone sah man auf halbem Wege nach jenem Gehölz aufgestellt, um den Vertheidigern desselben zur Stütze zu dienen. Das Knatterfeuer der Tirailleurs setzte keinen Augenblick aus, und die Salven der Infanterie dröhnten dazwischen. Die Schwierigkeit, die Artillerie in dem aufgelösten Boden schnell genug von der Stelle zu bewegen, verhinderte glücklicherweise die Franzosen von ihrem Geschütz den entsprechenden Gebrauch zu machen, wogegen namentlich in der festen Stellung auf den Hügeln die preußisch-russischen Geschütze ein nicht abreißendes Feuer unterhielten. Die bunt durcheinander geblasenen Reitersignale von jenseit der Höhen ließen dort auf nicht minder hartnäckige Kämpfe als hier schließen. Die Sonne leuchtete jetzt hell und warm von dem fast wolkenlosen Himmel, und nur der über den kämpfenden Massen dicht geballte Pulverdampf erschwerte noch die allgemeine Uebersicht. Chateau-Thierry erwies sich jetzt nahe genug, um zwischen den Häusern der diesseits der Marne gelegenen Vorstadt das noch immer wenig gelichtete Gewirr der vorausgezogenen, durch die gestrige Schlacht aufgelösten russischen Truppen mit bloßem Auge deutlich unterscheiden zu können.

Der Ernst des Moments und die mit jedem Augenblick gesteigerte Gefahr hatten bei den litthauischen Dragonern längst die Pfeifen vollends verschwinden lassen, nur der Major qualmte als Ersatz dafür gleich einer Schmiedeesse und fluchte als gelegentliches Intermezzo alle Teufel der Hölle über seine Leute. Das Regiment, so brav es sich bisher gehalten, vermochte ihm heute nichts recht zu machen. Allmählich begann seine Gereiztheit indeß auch bei seinen Untergebenen die gleiche Empfindung zu wecken. Die Officiere hatten ihres Unwillens gar kein Hehl. Die Dragoner murrten, von all den in den Bart gebrummten Flüchen und Verwünschungen grollte es wie ein fort- und fortrollendes Donnerwetter in den Gliedern.

„Da haben wir die Geschichte! Daß doch gleich neun und neunzig . . . .“ Die von dem Major ausgestoßene merkwürdige Fluchcomposition ist in der Schriftsprache nicht gut wiederzugeben. „Regiment, Marsch! Marsch!“ Die Attake ließ die gleiche Absicht des Feindes gar nicht erst zur Ausführung kommen. Der blitzschnelle Angriff durfte als ein Meisterstück genommen werden. Das nächste französische Reiterregiment sah sich auf das zweite geworfen, und bevor das dritte sich noch aus diesem Knäuel von ansprengenden Reitern und Pferden herauszuwickeln vermochte, waren die Dragoner schon wieder gerichtet und geordnet. Indeß hinter denselben sauste es die Hügel niederwärts, die dort postirte russische Abtheilung schien in einem Augenblick aufgelöst. Alles flüchtete, rannte, wogte an den noch fest geschaarten preußischen Massen vorüber nach Chateau Thierry zu. Auch in der entgegengesetzten Richtung vor dem Fichtengehölz und diesseit desselben erblickte man ein unentwirrbares Getümmel.

„Major, mit dem Regiment in Zügen links abgebrochen! Dragoner, auf, rettet die Schlacht!“ York war mitten durch das Getümmel auf diese seine alten Schlachtgefährten zugesprengt. „Hauptmann von Schack,“ kehrte er sich zu seinem ersten Adjutanten, „die brandenburgischen Husaren zurück hinter die Infanterie! Dieselbe muß fortan die feindlichen Angriffe mit Kugel und Bajonnet allein abwettern, dann die Cavallerie schwadronsweise nachgehauen. Sie bleiben bei Sohr.“

Ein Regiment Dragoner der Kaisergarde, auf welches die Litthauer jenseit der Hügel zuerst gestoßen waren, hatte schlimme zwei, drei Minuten zu verleben gehabt. Grimmig klapperten die wuchtigen Plempen derselben auf den blankpolirten Helmen der stolzen Gardereiter, nicht wenige derselben bezeichneten, todt oder verwundet, am Boden ausgestreckt, die Richtung dieses ebenso glücklichen wie kühnen Sturmritts.

„Ihr seid doch immer auf dem rechten Fleck!“ begrüßte York die wackern Degen bei ihrer Rückkehr. „Major von Platen, ziehen Sie sich mit Ihrem Regimente mehr rechts an die übrige preußische Reiterei heran . . .“

Der General hatte sich unterbrochen. Die Feinde hatten weiter abwärts von Neuem angegriffen. Die Flucht zeigte sich diesseits dort allgemein. Salve um Salve krachte von der auf den Hügeln aufgestellten preußischen Infanterie, zwei mehr in der Mitte vorgeschobene preußische Cavallerie-Regimenter, das eine die durch ihre weißen Kragen und Aufschläge erkennbaren westpreußischen Dragoner, das andere ein schlesisches Landwehr-Cavallerie-Regiment, versuchten die die preußischen Vierecke bestürmenden feindlichen Reitermassen in die Flanke zu fassen; allein es lag kein rechter Schwung in ihrem Anreiten und das Mißlingen ihrer Attake durfte deshalb gleich mit deren Beginn gemuthmaßt werden. Drei oder vier Reiter sprengten, was die Pferde laufen wollten, hinter den vorgegangenen Schwadronen weg, gerade auf die um den General versammelte Gruppe zu. „Excellenz,“ rief der Vorderste diesem schon aus der Ferne zu, „es bleibt mir nichts, als an Ihrer Seite bis zum Letzten auszuhalten! Meine Russen sind mir unter den Händen zerstoben.“ Es war der General Sacken, statt des Federhuts trug er jetzt eine wahrscheinlich vom Schlachtfelde aufgeraffte Soldatenmütze auf dem Kopfe, sein halb abgerissener Mantelkragen bewies, wie sehr er sich dem Feinde ausgesetzt haben mußte. Die Verzweiflung stand in leserlichen Zügen auf seinem Antlitz geschrieben.

„Noch ist nichts verloren, Excellenz,“ versuchte York den russischen Führer aufzurichten. Sein Gesicht wies noch dieselbe unzerstörbare Ruhe wie vorhin, nur der scharfe Blick, womit er augenblicklich mehr noch die Vorgänge hinter sich im Thale der Marne, als sich gegenüber verfolgte, verrieth die Spannung seines Innern.

„Brav!“ murmelte er hochaufathmend, „das waren die Füsiliere des Leibregiments, sie haben die feindliche Cavallerie mit dem Bajonnet durchbrochen. Braver Sohr! Wie seine Husaren den Franzosen in die Eisen sitzen! So recht! kehrt und wieder Ordnung gemacht. Der arme Wollzogen mit seinem Landwehr-Regiment ist freilich abgeschnitten, es ist unmöglich, daß er sich an die übrigen Truppen noch wieder heranzieht, allein wenn er und seine beiden Bataillone sich dort an dem Saume des Fichtengehölzes nur noch fünf Minuten behauptet und die Brigade dort auf den Hügeln nur noch ebenso lange ausdauert, ist der Rest des Corps gerettet.“

„Heiliges Kreuz-Million . . .“ — das „Donnerwetter“ folgte erst noch nach wer weiß wie vielen Zwischengliedern — „haben die Kerle denn keine Sporen an den Beinen?“ war der Major von Platen vorhin bei dem Anreiten der beiden preußischen Regimenter aufgefahren. „Das ist der Unruh mit seinen Weißkragen. Diese . . . .“ Die gebrauchte Bezeichnung spottet erneut jeder schriftlichen Wiedergabe. „Pfui Deibel! Wer dem“ — abermals ein wahrhaft ungeheuerliches Kraftwort — „ein Regiment anvertraut hat, der mag's noch am jüngsten Tage verantworten. Da — da — da haben wir die Geschichte!“

Der Boden erbebte von dem Hufschlag der heranstürmenden feindlichen Geschwader, in einem Augenblick stürzte die preußische Reiterlinie, vom Feinde fast getragen, zurück. Wie die brandende See wogte es hoch auf um die preußischen Vierecke unterwärts auf den Hügeln. Der Ruf der Trompete, das Wirbeln der Trommeln, das Gekrach der Salven gingen völlig in dem rasenden „vive l'Empereur!“ der siegestrunkenen französischen Eisenreiter verloren.

„I, Ihr verdammten Racker, Euch soll ja . . . Regiment Trab! Marsch! Marsch!“ Ein breiter Graben hielt die heranstürmenden Litthauer auf. Noch eine ziemliche Strecke dahinter hatte, um deren Anprall zu erwarten, ein französisches Reiterregiment, den Karabiner am Backen, Halt gemacht. Die gewaltigen Bärmützen der bärtigen Gesellen, die prallen Lederhosen mit den großen Reiterstiefeln und die blaue Uniform mit den breiten weißen Rabatten ließen in diesen im Sonnenlicht funkelnden Schwadronen das berühmte Regiment der französischen Grenadiers à cheval,

nächst den Garde-Jägern zu Pferde Napoleon's unmittelbare Leibwache, unterscheiden.

„Dragoner wollt Ihr sein!?“ schnaubte der Major, das, was sie wirklich sein sollten, ist aus ästhetischen Rücksichten wiederum nicht auszudrücken. „Haben die Kerle nicht reiten gelernt? Donnerwetter, vor einem solchen lumpigen Graben zu stutzen. Vorwärts!“ Mit der Spitze seiner Pfeife deutete er den Seinen die Richtung an und setzte, der Erste voran, über den Graben.

Ein Wuthgebrüll seines endlich zum Aeußersten gereizten Regiments hatte seine letzten Worte verschlungen. Der Graben und dahinter noch ein zweiter wurden von den Dragonern überflogen. Von seinem edlen Renner pfeilschnell über alle Hindernisse des Bodens fortgeführt, war ihr Führer ihnen jedoch an die fünfzig Schritt vorausgeblieben. Blindlings warf derselbe sich auf den vor der Front seines Regiments haltenden feindlichen Commandeur, ein rasch ausgetauschter Hieb und der Franzose wankte im Sattel. Doch Platen hatte in seinem Eifer auf dessen Adjutanten nicht geachtet, im selben Augenblick klaffte von dessen Klinge sein Gesicht von der Stirn bis zum andern Backen, seine bloßgelegten Zähne vermochten über den wüthenden Schmerz die auch unter diesem letzten Sturmritt treu bewahrte Pfeife nicht zu halten, der Meerschaumkopf glitt zur Erde, sein scheugewordenes Pferd führte den Verwundeten gerade seinem anstürmenden Regiment entgegen.

„Kiek, kiek, jetzt is em ooch die Piepe utgegangen!“ Wie Donnerruf pflanzte der Jubel sich fort durch das Regiment. Den Anprall der Dragoner hätten die französischen Leibwächter wohl, wie so manchen früheren wüthenden Angriff, ruhig abgewettert, indeß dies Höllengelächter machte sie verwirrt, bestürzt. Die Karabinersalve, womit sie nach althergebrachter französischer Reitersitte den Gegner zu erschüttern gedachten, ging beinahe wirkungslos in die Luft, im nächsten Moment sahen sie sich gesprengt und Schulter an Schulter mit dem siegreichen Feinde eine weite Strecke zurückgerissen.

Der Triumph der braven Litthauer würde vollständig gewesen sein, wofern sie ihr bis dahin immer mit Glück beobachtetes Verfahren, unmittelbar nach gelungener Attake wieder in die eigne Schlachtordnung zurückzukehren, auch diesmal eingehalten hätten. Allein im Feuer des Sieges und der Verfolgung dachte Niemand daran, den Befehl hierzu zu ertheilen. Platen zum allerwenigsten. Rasend vor Wuth, befand er sich vielmehr unter den Vordersten, welche blind und toll den Franzosen nachjagten. Bei der Uebermacht des Feindes konnte die üble Frucht dieser schlimmen Versäumniß ganz unmöglich ausbleiben. Eben noch Sieger, sahen sich die Dragoner plötzlich von zwei feindlichen Regimentern von links und rechts zugleich angegriffen. Die Grenadiere zu Pferde, außer sich vor Zorn und Beschämung über die erlittene Niederlage, drehten wieder um. Mann schlug sich wider Mann, doch der ungleiche Kampf schwankte keine Minute. Der Schwall wälzte sich rückwärts. Indeß noch nicht genug. Der französische Kaiser war selber zur Stelle geeilt und hatte die seine Begleitung in den Schlachten bildenden reitenden Garde-Jäger dem Feinde in den Rücken geworfen. Der Weg über die Gräben zeigte sich abgeschnitten. Die Richtung nach der weiter unterhalb noch auf den Hügeln aufgestellten preußischen Infanterie mußte mitten durch den Feind genommen werden. Die Tapfersten drängten sich um die Standarte zusammen. Wie viele in dem Bemühen, sich durch die feindliche Uebermacht, den Säbel in der Faust, Bahn zu brechen, stürzten, dennoch glückte das verzweifelte Wagstück. Nahe an die Hälfte der tapfern Männer war darüber freilich verloren gegangen.

Vielleicht, daß es indeß auch dem geretteten kleinen Rest nicht gelungen wäre, sich durchzuschlagen, wenn York in Person nicht, was von den beiden vorhin geworfenen Regimentern sich noch unter seinen Händen befand, zusammengerafft und sich damit dem Feinde in den Rücken und in die Flanke geworfen hätte. Der unerwartete Stoß wirkte freilich nur einen Moment, und schon im nächsten sah sich dieses ohnehin bereits so schwer erschütterte Häuflein in nicht minder furchtbar drangvolle Enge genommen. Der Oberst Unruh von den westpreußischen Dragonern erhielt in diesem Getümmel einen Lanzenstich in den Unterleib und verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes; kaum daß die beiden Generale noch den Anschluß an die Infanterie wieder zu gewinnen vermochten.

„Der Major ist todt oder gefangen, rettet den Major!“ Was von den Litthauern noch zusammenhielt, hatte sich, den Vermißten herauszuhauen, nochmals in den Feind gestürzt. Im Grunde war der kühne Führer jedem dieser tapferen Reiter doch tief in's Herz gewachsen. Die litthauischen Dragoner und der „tolle Platen“, wie der Major in der ganzen preußischen Armee genannt wurde, gehörten eben einfach zusammen. Das Aeußerste mußte zu seiner Rettung versucht werden. Auch dieser letzte Sturm war wirkungslos von den feindlichen Massen abgeprallt. Als die Letzten flüchteten auch die Litthauer der gänzlich geworfenen preußisch-russischen Cavallerie nach auf Chateau-Thierry zu. Nur die brandenburgischen Husaren hielten im Thale der Marne bei dem jetzt auf sich allein angewiesenen Fußvolk noch aus. Das erste ostpreußische und das westpreußische Grenadierbataillon wurden gesprengt, doch das Leib-Regiment warf sich erneut mit dem Bajonnet auf die feindlichen Geschwader und trieb dieselben zurück. Die brandenburgischen Husaren hieben nach, und unter der nicht minder standhaften Haltung der preußischen Infanterie auf den Hügeln ward endlich der Eingang zur Stadt gewonnen.

Es war ein böser Unglückstag für den wackeren Platen, dieser 12. Februar. Durch die Grenadiere hatte er sich zwar glücklich durchgeschlagen, allein Niemand kann seinem Schicksal entfliehen. Das Blut aus seiner Wunde blendete ihm die Augen, und statt sich links zu halten, war er nach rechts, gerade mitten unter die Gardejäger hineingestürmt. Zehn, zwölf derselben hatten sich auf ihn geworfen, der Degen ward ihm aus der Hand gewunden. An jedem Arm von einem der bärtigen Burschen gehalten, wurde er, er wußte selber nicht wie ihm geschah, im Fluge dem Standorte des Kaisers zugeführt. Die Eile der Feinde war zu groß und ihr Fang schien ihnen zu sicher, als daß sie daran gedacht hätten, ihren Gefangenen nach altem Kriegsgebrauch zuvor von seinem Pferde absitzen zu lassen, vielleicht, daß sie dies auch aus Rücksicht auf die anscheinend schwere Verwundung des Majors unterlassen haben mochten.

Der Mann im grauen Ueberrocke und dem kleinen Hütchen hatte unter dem Flammeneifer, mit welchem er die Vorgänge auf dem Schlachtfelde verfolgte, nur einen kalten gleichgültigen Blick auf Platen und seine Begleiter geworfen. Das Glas kam kaum von seinen Augen. Adjutanten stürmten heran und wurden mit zwei Worten abgefertigt. Mit jeder neuen Wendung des Kampfes schien sich die Ungeduld des großen Schlachtenfürsten zu steigern. Am Ende litt es ihn nicht mehr auf derselben Stelle, quer über Feld sprengte er den Truppen nach.

Der Major war zwischen seinen beiden Wächtern der vorigen Bewegung gefolgt, allmählich sammelten sich seine Gedanken wieder. Er schaute sich um. Nach rechts, in der Richtung nach Chateau-Thierry, versperrten die im Gefecht befindlichen feindlichen Truppen jeden Ausweg, jedoch nach links breitete sich unter dem hier sehr steilen Abfall der Hügel eine von unzähligen Gräben, Hecken, Dämmen durchschnittene Fläche aus, und weiterhin, dem Flusse zu, reichten die letzten Ausläufer des vorerwähnten Waldes bis fast unmittelbar an das Ufer.

Es war das so recht ein Terrain, um den besten Fuchsjäger für seinen Hals fürchten zu lassen, allein um so sicherer erschien für Platen die Aussicht, einmal wieder frei, seinen Verfolgern das leere Nachsehen zu lassen. Noch fühlte er sein gutes Roß zwischen den Schenkeln, und die paar Hecken und Gräben — pah! er hatte gelegentlich wohl schon um geringeren Preis einen noch gefährlicheren Ritt unternommen. Der Zufall zeigte sich ihm überdies günstig, der einzige Knopf, der seinen Mantel über der Brust zusammengehalten hatte, war unter dem Hin- und Herzerren bei seiner Gefangennahme abgerissen. Leise, fast unmerklich, lockerte er das Kleidungsstück um die Schultern, er brauchte — freilich bei dem steilen Abhang unmittelbar vor ihm ein furchtbares Wagstück — bei dem ersten scharfen Satz seines Pferdes nur die Arme nach hinten auszustrecken, um den beiden reitenden Jägern den Mantel statt des Mannes in Händen zu lassen.

Mit einem kurz ausgestoßenen „Ha!“ hatte Napoleon den Kopf aufgeworfen. Seine flammenden Blicke flogen rückwärts. „Die Artillerie heran! Wo bleibt die Artillerie?“ herrschte er zu seiner Umgebung gewandet. „Schnell! schnell!“ Die Stimme klang wie belegt unter der ihn verzehrenden Ungeduld. Wieder tönte das „Ha!“ Es war der Moment, wo die Spitze der preußischen Infanterie sich in die Vorstadt von Chateau-Thierry hineinzuziehen begann, nur noch einige Minuten und dieselbe mußte sich hinter den hier der Reiterei entgegentretenden vielen Annäherungshinder-

müssen wenigstens vor deren Angriffen in einer verhältnißmäßigen Sicherheit befinden. Aller Blicke hafteten in höchster Spannung an dem Punkte der Entscheidung.

Ein Ruf der Ueberraschung erschallte plötzlich hinter Napoleon, wie eine Rakete war Platen an ihm vorüber den Abhang hinuntergesaust. Der eine Jäger war durch den unvermutheten Ruck bügelles geworden, der andere hielt mit starren Blicken die leere Hülle in der noch ausgestreckten Rechten. Indeß der Major hatte auf das zur Sicherung des Kaisers weit nach links vorgeschobene Seitenpiket nicht geachtet. Auf den Ruf: „Halt! Haltet auf!" lösten sich sechs bis acht Reiter von demselben los und verrannten ihm den Weg. Von links und rechts stürmten die Verfolger hinter ihm drein. Einer Jagd galt's auf Tod und Leben. Wie ein Vogel trug ihn sein schnelles Roß über alle Hindernisse fort, noch einen letzten breiten Graben mit hohem jenseitigen Rande, und Keiner wagte es ihm nachzuthun. Die Gebehrde, mit welcher er von den unentschlossen an dem diesseitigen Grabenrande hin- und hergaloppirenden Franzosen Abschied nahm, konnte nicht unanständiger sein, im nächsten Moment war er denselben hinter den Bäumen und Buschpartien des nahen Flußufers vollends aus dem Gesicht verschwunden. —

Es war gegen Mitternacht nach diesem ereignißreichen Tage. Mit dem Abend war erneuter Frost und Kälte eingetreten. Das Corps York's hatte vor der Fortsetzung des nach Rheims gewandten Rückzugs bei einem kleinen Dorfe an der Landstraße eine kurze Rast angetreten. Die Truppen ruhten um die schnell entzündeten Wachtfeuer auf dem eisigen Boden. Der General weilte, umgeben von den Officieren seines Stabes, mitten unter ihnen.

Als einzige Auszeichnung hatte man dem Feldherrn eine Schütte Stroh als Sitz untergebreitet; nachdenklich schürte er mit der Säbelscheide die Flamme des Feuers.

„Also, Schack," kehrte er sich nach einem langen Schweigen zu seinem Adjutanten, „so würden sich unsere heutigen Verluste Alles in Allem auf dreizehn Kanonen und über 2000 Mann belaufen?"

Der Gefragte bejahte. „Aber mindestens ist keine Fahne oder Standarte in des Feindes Hand gefallen," fügte er hinzu.

„Ein harter Verlust," murmelte York, „mit gestern sind das über 4000 meiner besten Streiter. Und der tapfere Schon, der Arnim, der Marwitz, wie viele meiner braven Officiere haben mich diese beiden unglücklichen Tage gekostet — der verwundete Oberst von Unruh ist doch in meinem Wagen untergebracht worden?" fragte er. „Der Platen," nahm er nach der bejahenden Antwort sein Selbstgespräch wieder auf, „um den thut es mir zum Meisten leid. Die Armee hat viel an diesem einen Mann verloren. Ob er todt oder gefangen sein mag?"

Ein tobender Jubel hatte dem General die Frage fast von den Lippen genommen. „Der Platen ist wieder da! Der tolle Platen! Hurrah! Hussa!"

„Was?" York war vom Feuer aufgesprungen. „Platen, seid Ihr's wirklich? Herr Du mein Gott! Mann, wie seht Ihr aus!"

Der Ausruf des Generals war nur zu gerechtfertigt. Blut überklebte das Gesicht des Majors bis zur Unkenntlichkeit, mit der Kälte der Nacht hatte die unverbundene Wunde sich heftig entzündet und die Geschwulst der durchschnittenen Muskeln verlieh dem ohnehin gerade nicht holdseligen Antlitz einen wahrhaft schrecklichen Ausdruck. Die beim Durchschwimmen der Marne durchnäßten Kleider steiften, starr gefroren, von dem Körper ab, und die dadurch bewirkte Unförmlichkeit der Gestalt erhöhte noch die Ungeheuerlichkeit der Erscheinung des Mannes.

Sprechen konnte der Major nicht, der Versuch dazu führte nur zu einer entsetzlichen Grimasse. Auch mit dem Trinken aus einer der zwanzig und mehr ihm zugereichten Feldflaschen wollte es nicht glücken. „Ruft den Doctor!" hatte York den Befehl gegeben, „der Major muß vor allen Dingen verbunden werden, und dann, lieber Platen, in meinen Wagen."

Der Verband war unter den Heftnadeln des Arztes leider nicht ohne ein geheimes Kichern abgegangen. Der Teufel hätte bei den seltsamen Verzerrungen dieses schrecklichen Gesichts auch ernsthaft bleiben mögen. Selbst von der verlornen Tabakspfeife und dem „Kiek, kiek!" seiner Dragoner hatte das feine Ohr des Majors etwas aufgefangen. Und dann, o all ihr gnädigen Götter! saß sein Todfeind, der Unruh, in dem Wagen des Generals! Den entsetzlichen Fluch, der ihm bei diesem Anblick schon auf die Zunge getreten, mußte er bei der Unmöglichkeit die Lippen zu bewegen freilich wieder niederwürgen, allein ausspeien und zu seinem Pferde eilen, um sich wieder in den Sattel zu schwingen, konnte er dennoch. Am nächsten Morgen erst gelang es, den vom heftigsten Wundfieber Geschüttelten in einem hierzu mit Stroh ausgepolsterten Bagagewagen auf ein Lager zu bringen.

Die unterseeische Schifffahrt und W. Bauer's Küstenbrander.

Nach schriftlichen und mündlichen Mittheilungen des Erfinders.

Von Dr. Friedrich Hofmann.

> Nicht zu neuen Kriegesschrecken
> Einzig lockt sein Wasserhaus:
> Zum Erschließen, zum Entdecken
> Ziehet der Erfinder aus.
> Hat der Brander seine Wache
> Treu gethan am deutschen Strand,
> Fährt er mit der Friedensflagge
> In der Tiefe Wunderland.
>
> „Dorfbarbier" Nr. 33, 1861.

„Seitdem wir gesehen haben, wie man mit dem Dampfe fährt, mit dem Blitze spricht und mit der Sonne malt — was man vor fünfzig Jahren für Wahnsinn erklärt haben würde —, seitdem haben wir nicht mehr das Recht, irgend eine Erfahrung kurzweg abzuleugnen, sondern nur noch die Befugniß, den Beweis durch das Experiment zu fordern." Diesen Satz müssen wir, vereint mit dem Ausspruche Humboldt's (Kosmos, I, S. 140): „Eine vornehm thuende Zweifelsucht, welche Thatsachen verwirft, ohne sie ergründen zu wollen, ist in einzelnen Fällen oft noch verderblicher, als unkritische Leichtgläubigkeit" — an die Spitze dieses Aufsatzes stellen, weil solche Zweifelsucht gerade von wissenschaftlicher Seite her dem Erfinder der unterseeischen Schifffahrt vom ersten Anfang bis in die jüngste Zeit am schroffsten entgegengetreten ist.

Trotz dieser wenig ermuthigenden Thatsache, von der wir Proben, die uns von unserer Theilnahme für die Erfindungen Wilhelm Bauers abzulenken eifrig bemüht waren, in allerlei Form vorliegen haben, ließen wir uns keinen Augenblick in unserer Ueberzeugung von der principiellen Richtigkeit dieser kühnen Versuche eines Mannes aus dem Volke beirren, sondern förderten sie nach unseren Kräften, weil wir dies für unsere nationale Pflicht hielten.

Im Jahrgang 1861 (Nr. 41) machte die Gartenlaube zum ersten Mal ihren großen Leserkreis mit dem „deutschen Erfinder" bekannt, indem sie den Untergang desselben mit dem ersten (schleswig-holsteinischen) Brandtaucher im Kieler Hafen und seine Rettung aus jener argen Gefahr schilderte und zur werkthätigen Theilnahme für den Mann aufrief.

Bauer hatte sich, durch die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen für die Ausführung seiner unterseeischen Kriegsfahrzeuge zum deutschen Küstenschutz von ferneren Versuchen dafür abgeschreckt, der industriellen Ausbeute seiner Erfindung zugewandt. Die Gartenlaube nahm sich derselben sofort an, und die Gründung des „Central-Comité's für Bauers deutsches Taucherwerk", die Sammlung der nöthigen Mittel dazu und endlich die Hebung des baierischen Dampfers „Ludwig" aus dem Bodensee waren die Erfolge ihrer Bestrebung.

Nach der Hebung des Ludwig, die in den Sommer des erregten Jubeljahres 1863 fiel, sollte in Bremen eine Actiengesellschaft zur Ausbeute der in England patentirten Bauer'schen Erfindungen über Schiffhebung, Taucherkammer u. s. w. gegründet werden. Da führte der Tod des Dänenkönigs zum jüngsten schles-

Angriff in der Tiefe. Wilhelm Bauer's Küstenbrander. Angriff am Niveau.

wig-holsteinischen Kriege, jenes Unternehmen mußte verschoben werden, die unterseeischen Kriegswerkzeuge traten wieder in den Vordergrund.

Der Charakter jenes Kriegs, der die Nation zu keiner opferfreudigen Begeisterung für denselben erheben konnte, drückte hemmend auch auf Bauer's Plan, jetzt der anfänglichen Schutzlosigkeit der Deutschen zur See mit seinem **Küstenbrander** abzuhelfen. Desto deutlicher hatte sich die Machtlosigkeit der Deutschen zur See herausgestellt; es bedurfte der äußersten Anstrengung der beiden deutschen Großmächte, um, und zwar erst am Ende des Kriegs, eine Seewehr aufzustellen, welche der des kleinen Dänemark im offenen Kampf die Spitze zu bieten vermocht hätte. Jeder stärkeren Seemacht gegenüber liegt Deutschland mit seinem blühenden Seehandel, mit der drittgrößten Handelsflotte der Welt, schutzlos da.

Zu dieser traurigen Aussicht tritt die Lehre für uns, die der nordamerikanische Krieg für den künftigen Seekampf giebt. Die Holzkolosse der alten Marine, aus denen größtentheils noch die deutsche Seemacht besteht, sind ohnmächtig geworden den Panzerschiffen gegenüber, und diese erkennen bereits in dem geschützteren Thurmschiffe, dem Monitor, den Stärkeren an. Wie viel Millionen würde Deutschland aufwenden müssen, um nur mit diesen gleichmächtigen Seewaffen seine Küsten gegen einen großen Feind zu schützen! Und doch kann nur wiederum **ein Stärkerer** uns den Sieg sichern.

Und dieser Stärkere ist's, den Bauer's kühne Erfindung uns bietet. In dem Küstenbrander kann Deutschland die Seewaffe gewinnen, die ihm, um den **zehnfach** geringeren Aufwand, die zehnfach stärkere Macht giebt, eine Uebermacht über jeden Gegner, und darum nehmen wir auch **dieser** Erfindung uns mit allem Eifer an.

Mögen nun unsere Leser uns gestatten, sie in das Wesen der unterseeischen Schifffahrt von Bauer selbst einführen zu lassen, indem wir hinsichtlich der Persönlichkeit und Schicksale desselben auf das verweisen, was wir in frühern Artikeln (namentlich 1862, Nr. 36 und 39) der Gartenlaube über ihn mitgetheilt haben.

Die hohe Schule unsers Erfinders war die Natur; Forschungstrieb und glückliche Auffassung führten ihn, oft auf mühevollem Pfade, oft auf leichten Wegen, zu Resultaten, welche dem Gelehrten seine Bücher bieten. Erst viel später griff auch er zu diesen Büchern, und er mußte darnach greifen, weil er die Pflicht fühlte, die Lücken, die sein Bildungsgang in seinen Kenntnissen gelassen, auszufüllen. Immer aber blieb die Natur seine hohe Schule, sie allein hat ihm den Weg zu seiner Erfindung, der unterseeischen Schifffahrt, gezeigt. Folgen wir einer seiner originellen Auseinandersetzungen hierüber. Er sagt in seiner drastischen Weise:

„Die Natur hat uns keine Thiere in die Meere gegeben, welche, ähnlich wie unsere Schiffe, gehalten sind, lediglich auf der Oberfläche des Wassers ihr Leben zu führen, sondern hat sie strenge getheilt, indem die einen als Wasserthiere ihre freie Bewegung zwischen Oberfläche und Grund der See, die andern als Luftthiere zwischen der Wasseroberfläche und dem Aether angewiesen erhielten. Selbst in diesem Bewegungskreis sind wieder Räume von bestimmten Größen den einzelnen Arten der Thiere angewiesen; der Sperling steigt nimmermehr zur Höhe des Adlerfluges auf, ein flachgebauter Fisch nimmermehr in die Tiefe der Grundfische hinab. Der Einwurf, es gebe fliegende Fische und tauchende Vögel, fällt von selbst, sobald die Frage des ständigen Verhaltens dieser Thiere zu den kleinen Ausschreitungen ihrer Fähigkeit aufgeworfen wird; es ist diese erweiterte Ausrüstung ihrer Bewegungsfähigkeit ein Naturspiel, aber kein absolutes Bedürfniß für dieselben und uns.

Alle Seethiere, von der Qualle bis zum Walfisch, entziehen sich bei Eintritt des Sturmes der schlagenden Wirkung der Wellenbewegung, weil diese auf ihren Mechanismus erschütternd und schädlich einwirken würde. Aber auch der Adler zieht sich in seinen Horst, der Sperling unter sein Dach, der Waldvogel geht herunter auf die sturmgeschützten Aeste und Sträucher.

Nur der Mensch als schaffender Geist versuchte es, die von der Natur nicht sehr benützte Oberfläche der See zu seinem Arbeitsfelde zu erheben. Er schuf schwimmende Schiffe und vertraut diesen seine Werthe im Handel und Leben; — aber schwach, wie er selbst, hinkt sein Machwerk nur langsam dem Naturvorbild nach, es ist der Spielball der Wellen und des Windes, es ist kaum eine Sandkorngröße den Gewalten der Natur gegenüber, es zerstäubt am Felsenriff wie Meeresschaum, und doch ist es trotz all seines Nichts und seiner Gebrechlichkeit eine menschlich große werthe Schöpfung. Doch wie der Geist des Menschen sich höher und höher schwingt, so dringt er auch immer tiefer ein in die Naturkräfte der Thiere wie der Welten.

Ich bin in diesem Drange zunächst den Seethieren gefolgt und fand, daß es möglich sei, durch die heutigen Mittel der Technik ein vom Menschen beseelbares Gebäude zu schaffen, welches uns gestattet, gleich dem Fisch der sturmgepeitschten Woge und ihren Schlägen uns zu entziehen; ich fand, daß es möglich sei, dieses vom Menschen beseelte Thier in allen Richtungen auf und unter der Oberfläche des Wassers zu bewegen, und wagte es, das schwächliche Geschöpf der Welt zur Ausbildung und Erstarkung, ‚dem Freund zu Wehr und Nutz, dem Feind zu Schad' und Trutz', zu übergeben. Ich lernte durch eigene praktische Erfahrung den Werth eines solchen Seegebäudes immer mehr und mehr erkennen, und aus der kleinen Puppe von 1849 (wie sie in der Erzählung vom Untergang des ersten Brandtauchers im Hafen von Kiel — Gartenl. Nr. 41. 1861 — geschildert ist) entwickelte sich als ein strammer Knabe der Küstenbrander, der, an des Vaters Hand erstarkend, der Schrecken der alten Tante Flotte werden wird, denn auf seiner Stirn ist der Todespfeil gezeichnet, den er als Mann ihr in das Herz drückt. Aber mächtig, wie der Mann im Kampfe ist, schützt er sein Haus und dessen Wohlfahrt im Frieden. Jedes Glied an seinem Körper ist dann dem Dienst des Fortschritts geweiht, er leiht seine Arme der Industrie für Perlen-, Gold- und Korallenfischen, für Telegraphie und baut sein unterseeisches Haus, die Taucherkammer, zur Erforschung der Natur in den noch undurchschauten Tiefen der Meere. Naht aber mit feindseliger List die alte zänkische Tante Flotte dem deutschen Strand, dann tritt er ihr mit seinem eisernen Leib als Küstenbrander entgegen, während er dem Freunde sich erschließt und ihm die Seele öffnet, die ihn schützt und nährt, wenn Sturm und Graus den Wogenbusen der See hebt und senkt zum frühen Grab für Tausende."

In dieser Erklärung Bauer's ist die unendliche Tragweite der unterseeischen Schifffahrt greifbar klar vor unser Auge geführt. Wir haben aber von den vielen Richtungen, nach welchen hin die Submarine auszubeuten ist, hier vor allen die des Küstenbranders näher zu beschauen. Unsere Illustration stellt uns denselben in seiner doppelten Thätigkeit dar.

Der Küstenbrander, sagt Bauer, ist in der Form annähernd der des Walfisches und aus Eisen gebaut, besitzt eine Maschine von circa 100 Pferdekraft, welche das Fahrzeug so lange auf der Oberfläche der See mit großer Schnelligkeit fortbewegt, bis es in die Kanonenschußweite zum feindlichen Schiff gelangt. Dort angekommen, oder auch bei Nacht ganz nahe an dem Schiff, taucht es bis unter den Tiefgang desselben, d. h. bei Linienschiffen bis 30 Fuß Tiefe, fährt dann unter demselben entweder längs dem Kiel oder auch quer hin, ohne sich selbst mit dem feindlichen Schiff in Verbindung zu setzen. Ist der Brander nun an der gewünschten Stelle angekommen, so entzündet der im Kopf desselben durch die Fenster schauende Führer die Explosionsladung des im Vordertheil ersichtlichen Geschützschwimmers, durch welchen nun ein ungeheueres Sprenggeschoß von unten auf in den Schiffskörper eingetrieben und ein Loch von circa 1½ bis 2 Fuß Durchmesser eingebrochen wird. Dem Wasser ist somit ein so geräumiger Zutritt gestattet, daß an ein Verstopfen des Lecks oder Auspumpen des Schiffs kaum gedacht werden kann.

Die Eigenthümlichkeit der hier angewendeten Triebkraft und Maschinen gestattet, daß der Küstenbrander in Fällen, wo sich die feindlichen Schiffe entweder nahe an seichtes Land legen oder unterseeische Sandbänke aufsuchen, um gegen die gefürchteten Angriffe von unten geschützt zu sein, erst recht gereizt gleich einem Raubfisch die Macht seiner Bewegungs- und Angriffsfähigkeit entwickelt, indem er in solchen Fällen durch seine verticalwirkenden Schrauben sich aus der Tiefe in die Höhe schwingt, hierdurch mit seinen Geschützen, welche nach vorn, seitwärts und rückwärts angebracht sind, bis hoch über die Oberfläche des Wassers auftaucht und während dieser parabolischen Bewegung wie ein schießender Walfischrücken seine Geschosse nach dem feindlichen Schiff in ganz directer Nähe absendet. Im nächsten Zeitraum schon wieder unter die Wogenfläche verschwunden, besorgt er das Laden seiner Geschütze, ohne dem Feind auf dem oberseeischen Schiff Gelegenheit zu bieten, seine üblichen Vertheidigungsmittel gegen ihn in Anwendung zu bringen. Schutzlos steht der Koloß der alten Marine dem neuen

rührigen und doppellebigen Kämpfer gegenüber, bis das Untertauchen auch an ihn kommt, aber zum Nimmerwiedererscheinen.

Weil der Küstenbrander, gleich der von Bauer in Rußland 1857 im Modell ausgeführten Corvette von 24 Kanonen, auch einen weitvorragenden Vordersteven und Sporn besitzt, so dürfte den bei Nacht oder Tag ausgesendeten Patrolbooten nicht allein ein Kartätschengruß aus den hart am Niveau hinstreichenden Geschützen, sondern auch der wuchtige Anprall dieses Sporns eine unliebsame Begegnung auf offener See sein.

So lange die unterseeischen Kriegsfahrzeuge nicht gleich den Fischen auch zum unterseeischen Kampf gegen einander ausziehen, sondern nur zum Angriff mit der oberseeischen Flotte verwendet werden, so lange ist es eben ein Kampf zwischen einem mächtigen Fisch und einem gebundenen Schwimmvogel. Doch bald genug wird sich das unterseeische Turnier eröffnet zeigen, und die eisernen Ungeheuer werden nach dem deutschen Vorbild weiter und weiter vordringend in allen Meeren sich bekämpfen, zerfleischen und begraben. — Die Furchtbarkeit der Waffe wird zunächst für viele Jahre den Seekrieg in begrenzte Räume führen, Deutschland aber kann durch energisches Erfassen dieser neuen Marine sich zum Herrn der Meere aufschwingen, wenn es endlich einmal sich zu dem Willen dazu ermannt.

Soweit Bauer. Wie groß sind nun die Ansprüche, welche er auf die Opferfähigkeit der deutschen Nation erhebt? Die Summe von 100,000 Thalern würde genügen, um wenigstens ein in allen Theilen vollendetes Probeschiff dieser neuen Art herzustellen.

Kein Mann, dem für die Ehre und Macht der Nation das Herz noch warm schlägt, wird der Meinung entgegen sein, daß eine solche Erfindung wohl werth ist, daß an ihre Erprobung jene für das große Deutschland so geringe Summe gewagt werde. — Um diese Summe durch Sammlungen in ganz Deutschland aufzubringen, hat sich in Leipzig ein Comité gebildet, das seine Aufrufe dafür mit der vollen Ueberzeugung von der Tüchtigkeit der Sache erließ, nachdem der Erfinder einem Kreise von wissenschaftlichen und technischen Fachmännern (zunächst in Leipzig, Dresden und Breslau) die eingehendsten Eröffnungen über die ganze innere Einrichtung des Schiffs gemacht, namentlich das Geheimniß seiner neuen Motionsmaschine ihnen entschleiert hatte, und von den Mitgliedern der in Leipzig zusammengetretenen Prüfungs-Commission über W. Bauer's Küstenbrander einstimmig das Zeugniß ausgestellt worden war: „daß sie von der technischen Ausführbarkeit desselben vollständig überzeugt seien, auch einen Verstoß gegen irgendwelche ihnen bekannte Gesetze der Physik darin nicht gefunden hätten.“

Wie von allen ursprünglichen Zweifeln gegen die unterseeische Schifffahrt der letzte noch der der Möglichkeit genügender Fortbewegung war, so ist es eben gerade die neue Motionskraft, mit welcher wir der großen Erfindung erst ihre letzte Vollendung gegeben sehen. Ueber Bauer's Sicherheit in der Beherrschung seines Submarineboots im Sinken, Steigen und besonders in dem anfangs vielangefochtenen Beharren in einer bestimmten Tiefe ist man jetzt beruhigt; man glaubt auch an die Möglichkeit des beliebigen Inclinirens und des Wendens mittelst der im Brandtaucher ersichtlichen Steuerschraube. Alle Zweifel darüber sind überwunden.

Ein öffentliches Zeugniß der Wissenschaft für die principielle Richtigkeit und ein Gutachten von Männern der Technik für die Ausführbarkeit der Erfindung stellte sich aber dennoch um so mehr als Nothwendigkeit heraus, als die Presse sich hie und da bereits arg an ihr versündigt hatte. Wir erwähnen u. A. nur ein schlesisches Blatt, in welchem ein angeblicher „Sachverständiger“ ein wahrhaft entsetzliches Zerrbild der Erfindung gab. Ohne die geringste Kenntniß vom innern Bau des Brandtauchers construirte er aus eigener Phantasie ein Seeungethüm, dessen innere Einrichtung aus den wunderlichsten Unmöglichkeiten bestand, das unterm Wasser nicht nur mit Kanonen schoß, sondern sogar mit Dampf fahren sollte! Und nachdem der Mann solchen Unsinn als Hauptsache von Bauer's Erfindung aufgethürmt, geht er alles Ernstes daran, gegen diesen die bittersten Vorwürfe über das Verfehlte seiner Erfindung zu erheben, ihm den Rath zu geben, sich mit dem Dampfmaschinenwesen erst etwas vertrauter zu machen, und schließt mit der Warnung an das Publicum, für derlei schwindelige Speculationen das schöne Geld nicht herzugeben.

Solche Thorheit ist leider nicht zum Lachen; die Unkenntniß über unterseeische Schifffahrt ist noch so groß, daß selbst Verzerrungen dieser Art ihre Gläubigen finden; die Kritik der Presse ist nicht immer scharf genug, um so „pikanten“ Artikelchen, wie der angedeutete, nicht zur Verbreitung zu helfen, und — das Vertrauen des deutschen Volkes hat namentlich hinsichtlich des deutschen Flottenwesens schon so harte politische Stöße erlitten, daß es sehr leicht für Dinge lahm zu legen ist, die seine Theilnahme mit dem besten Rechte fordern.

Gerade bei dieser Erfindung ist es mehr, als bei der früher von der Nation unterstützten, nöthig, daß das Volk dem Urtheile der Fachmänner sein Vertrauen schenke. Bei dem „Taucherwerke“ konnte und mußte das ganze Verfahren, mit bildlicher Darstellung, der Oeffentlichkeit preisgegeben werden, um die allgemeine Theilnahme für dasselbe zu erwärmen. Der Erfolg rechtfertigte dies. Allein seitdem ist diese Schiffhebungsweise auch außer Deutschland Gemeingut geworden, Deutschland hat nicht mehr den Alleinvortheil davon, den es ohne die damalige Nothwendigkeit solcher Preisgebung für längere Zeit hätte ernten können. — Anders muß es jedoch mit dem Küstenbrander und der von ihm ausgehenden industriellen unterseeischen Schifffahrt gehalten werden. Hier gilt's, das Geheimniß, das die Seele des Ganzen bildet, so lange als möglich für Deutschland allein zu bewahren, — und darum müssen wir unsere deutschen Landsleute bitten, ja, wir müssen von ihnen erwarten, daß ihre Vaterlandsliebe und ihr Vertrauen zu den namhaften Männern der Prüfungscommissionen größer sei, als der verzeihliche Trieb der Neugierde und das Streben der Wißbegierde nach dem Wesen jenes Geheimnisses. Ist es erst gesetzlich gesichert und ein erster Küstenbrander erprobt, so wird es sammt den großartigen Früchten desselben bald genug Eigenthum der gesammten Nation werden.

Sollte endlich Jemand die Frage aufwerfen: „Wenn nun die 100,000 Thaler für ein solches unterseeisches Kriegsfahrzeug aufgebracht werden und der Bau desselben gelingt: was dann damit anfangen?“ — so fehlt auch dafür die beruhigende Antwort nicht. Als Bauer sich an mehrere deutsche Regierungen mit seinem Antrag um Uebernahme seiner Erfindung wandte, bedeutete man ihn, daß die betreffenden Staaten mit ihren Finanzen nicht so gestellt seien, um Kriegsapparate anzuschaffen, so lange sie noch den Charakter des Experimentalen an sich trügen. In diesen Worten liegt bereits der Hinweis, daß man einen erprobten, des experimentalen Charakters entkleideten Seekriegsapparat wohl für den Staat erwerben werde. Vielleicht hilft unserem Küstenbrander auch folgender bekannte Ausspruch mit zur Empfehlung. Mitte Juli dieses Jahres sprach Kaiser Napoleon III. zu dem italienischen Admiral Vacca: „Ihre Marine ist bereits die drittstärkste in Europa. Sie haben viele gepanzerte Fregatten. Das wird Ihnen bei einem künftigen Kriege mit Oesterreich zu Nutzen kommen.“ — Wenn Napoleon spricht, so spricht er, um in ganz Europa gehört zu werden. Wenn aber die Regierungen der deutschen Küstenstaaten nicht blos diesen Drehwink, sondern ebenso aufmerksam die Gutachten und dringenden Empfehlungen der Prüfungscommissionen des Bauer'schen Küstenbranders hören, so besitzen sie bis zum Ausbruch des nächsten Krieges, vor dessen Nahen schon heute mitten in der industriellen Emsigkeit die Völker beben, das Seemachtmittel, mit dem sie gegen keine europäische Flotte mehr den Kampf zu scheuen brauchen.

Und somit empfiehlt die Gartenlaube allen ihren Lesern dieses Unternehmen auf das Angelegentlichste. Mögen sich in allen deutschen Städten, auch wenn die directe Aufforderung des Leipziger Comité nicht an sie gelangen sollte, Local-Comités bilden, welche sich mit dem Leipziger Comité in Verbindung setzen. Ihre Zuschriften richten sie an den Verfasser dieses Artikels, als Vice-Vorsitzenden des genannten Comité, etwaige Geldsendungen an Herrn Ernst Keil, den Herausgeber der „Gartenlaube“. — Es wird dem Unternehmen nur zum Vortheil gereichen, wenn sie auch dem „geschäftlichen Zusatz“ des Aufrufs Gehör schenken wollen. Nach diesem „sendet jedes Local-Comité, nachdem in einer öffentlichen Versammlung Art und Zweck des Unternehmens erörtert ist, Männer aus seiner Mitte oder dazu herbeigezogene ortskundige Männer mit Zeichnungsbogen von Haus zu Haus, denn die Aufbringung der zur Ausführung des ganzen Baues erforderliche Summe soll durch Zeichnung eines womöglich einmaligen, wohl den Verhältnissen des Beisteuerers, aber auch der Wichtigkeit der Sache entsprechenden Beitrags geschehen. In größern

Städten theile man diese Arbeit nach den Vierteln oder Bezirken der Stadt. Nur auf diese Weise ist rasch ein Erfolg und rasch ein Ueberblick der Erfolge zu ermöglichen. — Dem Comité zu Leipzig sind von allen Local-Comités wöchentlich Berichte über den Stand der Zeichnungen zu machen, deren Ergebniß durch die Presse (Gartenlaube etc.) sogleich veröffentlicht wird. — In Städten, wo von Flotten-Comités noch Flottengelder zurückbehalten wurden, möge man, nach dem Vorgange von Altenburg, Halberstadt etc., dieselben zur Verwendung für den durch den Küstenbrander zu schaffenden Küstenschutz herbeizuziehen suchen. — Das Comité zu Leipzig besorgt die Leitung der Geschäfte, bis eine Summe von 40,000 Thalern gesichert ist. Alsdann fordert dasselbe alle bis dahin durch Beisteuern betheiligte Local-Comités zur Beschickung einer Delegirten-Versammlung auf, welche über die dann noch nöthigen Schritte in der Angelegenheit zu beschließen hat.

Wie schwer auch diese jüngste Zeit auf den Herzen der Patrioten in Deutschland lastete, erdrückt sind sie nirgends, fähig der Erhebung zu jedem Opfer für das Heil des Vaterlandes überall, — und an dieses unverwüstliche deutsche Nationalgefühl appelliren wir auch in dieser Sache, sie legen wir mit dem vollsten Vertrauen an das treue deutsche Herz! —

Blätter und Blüthen.

Noch einmal Suwarow. In Folge Ihres Suwarow-Artikels in Nr. 26 der Gartenlaube theile ich Ihnen Einzelnes von dieser Persönlichkeit mit und bitte, beliebigen Gebrauch davon zu machen. Ich fahre jährlich mehrere Male nach Rußland, und das Mitgetheilte ist wahr.

Zu Suwarow, als er noch in Riga General-Gouverneur war (Suwarow war ein großer Freund und Gönner des Theaters wie der Schauspieler), kam ein erstes Mitglied des Theaters, welches sich der besondern Gunst des Gen.-Gouv. zu erfreuen hatte, und klagte ihm, daß es entlassen sei, Schulden habe und seinen Paß nicht erhalten könne, weil derselbe von seinen Gläubigern mit Beschlag belegt sei. (In Rußland muß ein Jeder, der in's Ausland fährt, drei Mal als Abreisender im öffentlichen Blatte stehen.) Der Schauspieler bat nun Suwarow um Beistand und Hülfe. Suwarow fragte nach der Höhe der Schulden, und als ihm die Summe von 600 Rubel Silber genannt wurde, bemerkte er zum Schauspieler, daß er selbst Schulden habe und eine so hohe Summe nicht zur Verfügung hätte. Mit einem Male sagt Suwarow zu ihm: „Gehen Sie schnell nach Hause und packen Sie schleunigst Ihre Sachen.“ — Der Schauspieler, ganz verwundert, eilt nach Hause und packt seine Sachen. Er ist noch nicht ganz fertig damit, so steht auch schon die bekannte russische Kibitka vor der Thür, zwei geheime Polizei-Beamte treten ein und bedeuten ihm, daß sie Befehl haben, ihn als politisch verdächtig sofort über die Grenze nach Preußen zu schaffen, was auch geschah. —

Als vor zwei Jahren Kaiser Alexander II. in Riga war und ihm die Vorstände der Corporationen und Innungen vorgestellt wurden, unterhielt er sich mit einem Jeden auf das Freundlichste. Besonders ungenirt im Antworten war der Vorstand der Knochenhauer- (Schlächter-, Fleischer-) Innung, Meinhardt, daher richtete der Kaiser mehr Fragen an ihn, schien sich überhaupt gern mit ihm zu unterhalten. Zum Schluß fragte ihn der Kaiser, ob er nicht einen Wunsch habe. Meinhardt, sehr wohlhabend, antwortete „Nein“, besann sich aber und sagte: „Doch Majestät, wenn Sie nach Petersburg kommen, grüßen Sie mir unsern guten Suwarow recht herzlich,“ was der Kaiser unter innigem Lachen versprach.

Huhn und Biene. Auf dem Rittergute zu *— hält die Madame sehr viel auf Hühnerzucht. Der Herr dagegen ist großer Bienenfreund. Beide pflegen ihre Lieblinge nach Möglichkeit. Der Herr erzieht seine Bienen nach der Dzierdzon'schen Methode, die Madame ihre jungen Hühnchen nach ihrer eignen, aber sicher ebenfalls sehr guten Art und Weise. Der Herr hat seinen Pfleglingen ein allerliebstes Wohnhäuschen bauen lassen; die Madame den ihrigen ein hübsches Hühnerhöfchen. Aber — o über die Aber! — der Herr hat sein Bienenhäuschen zu nahe an das Hühnerhöfchen gesetzt, und das sollte verderblich werden, — die kleinen Bienchen sahen sich dadurch genöthigt, bei ihrem Aus- und Einfluge über das Höfchen wegzufliegen. Hühner sind aber bekanntlich große Freunde von allerhand Insecten; ergo auch von Bienen. Flogen nun diese über den Hühnerbehälter hinweg und hielten sich dabei nicht in gehöriger Höhe, so wurden sie von Glucke und Küchlein weggehascht und als Delicatesse verzehrt. — Und die kleinen Dinger mußten sich das ruhig gefallen lassen, denn was konnten sie, die Kleinen, gegen die großen Hühner thun! Als aber wieder einmal eine Henne eine von ihren kleinen Nachbarinnen weggehascht, stürzten plötzlich aus allen Stöcken, wie gerufen und als hätten sie schon darauf gewartet, die Bienen heraus, fielen über die jungen Hühner her (den Alten konnten sie, das wußten sie recht wohl, der dicken Federdecke halber nichts anhaben) und fingen an, sie mit ihrem Stachel zu tractiren. Die Hühner erhoben ein erbärmliches Geschrei und lockten dadurch ihre Wärterin herzu, welche, als sie die Bescheerung sah, ebenfalls nichts Anderes zu thun im Stande war, als auch ein Geschrei zu erheben, wodurch noch andere Leute herbeigelockt wurden. Man wollte nun den bedrängten Hühnern zu Hülfe kommen und schlug auf die Bienen los, welche aber dadurch nur noch wüthender gemacht wurden und schließlich gar auf die Leute gingen, so daß diese sich schleunigst entfernen und die Hühner ihrem Schicksal überlassen mußten. — Als endlich die Bienen den Kampfplatz verlassen hatten und man nachsehen konnte, wie es um die Besiegten stehe, fand man, daß sie erbärmlich zugerichtet waren, viele waren schon todt, viele starben an ihren Wunden im Federtopf; von 115 blieben nur noch 43 übrig.

W. S.

Der Geschmack ist verschieden. „Nach den Ueberschwemmungen des Nil bleiben in Einsenkungen des Landes und sonstigen Vertiefungen eine Unzahl von größeren und kleineren Fischen zurück, welche die Bewohner der dortigen Gegenden gar nicht im Stande sind alle frisch zu verzehren. Trotzdem aber sammeln sie diese Fische mit der größten Sorgfalt, und trocknen dieselben nicht etwa, oder räuchern sie, sondern graben tiefe Löcher, werfen sie dorthinein, bedecken sie wieder mit Erde und lassen sie vier bis fünf Monate darin ruhig liegen und vollständig faulen.

Ist dieses schöne Ziel nun erreicht, so wird die ineinandergegohrene Masse wieder ausgegraben, und nicht allein von den gewöhnlichen Fellahs verzehrt, sondern auch in den Straßen von Kairo als die größte Delicatesse ausgeschrieen und gierig gekauft.“

Diese Notiz gab mir Naib Effendi, unser Mayor Domo, auf Kasr Nusha in Kairo, und unser Dolmetscher, Reza Effendi, bestätigte sie.

„Aber wie ist es möglich,“ rief ich entsetzt aus, „daß civilisirte Menschen eine solche Scheußlichkeit — verfaulte Fische kaufen und verzehren können? Sie müssen ja die ganze Stadt verpesten.“

„Das thun sie auch,“ versicherte Naib Effendi ruhig, „aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß diese Fische ausgezeichnet schmecken.“

„Aber Sie haben doch nicht etwa davon gegessen?“

„Ich? gewiß! der Geschmack ist verschieden, diese faulen Fische schmecken mir ausgezeichnet, ich wäre aber nicht im Stande Ihren faulen Käse zu verzehren, der noch viel ärger stinkt als die Fische, und bei den Europäern doch als Delicatesse gilt. Was ist der anders als verdorbene Milch?“

Und hatte der Mann nicht Recht?

Fr. Gerstäcker.

Verantw. Redact. F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 36. Die Gartenlaube. 1864.
Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.
Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Nobles Blut.

Schloßgeschichte aus den Erinnerungen meines Vaters.

(Fortsetzung.)

„Wer war der Herr, der mich von dem Hunde befreite und dann hierher führte?“ frug der Mönch.

„Es war der Herr Graf.“

„Und wer war der alte Herr, mit dem der Hund war?“

„Der Großvater des Herrn Grafen. Der alte Herr ist sehr alt,“ setzte der Diener von selbst hinzu, „schon in den neunziger Jahren. Da kommt der Mensch in seine Kindheit zurück.“

Er wollte noch mehr hinzufügen, brach aber das Gespräch ab.

Der Mönch war wieder allein. Er genoß ein halbes Glas von dem Weine, den der alte Diener ihm gebracht hatte, dann setzte er sich in einen großen, alten ledernen Lehnsessel, der in dem Zimmer stand, und überließ sich seinen Gedanken. War doch so Manches hier, was sie ihm beschäftigen konnte. Was er davon nicht selbst gesehen und gehört, hatte er durch den Lumpensammler und den Doctor erfahren. Und Alles, was er gesehen und gehört und erfahren hatte, waren Räthsel. Die kranke Frau, die nicht leben und nicht sterben konnte, bis sie ihren Mann wiedergesehen habe; ihr Mann, der sie nur wiedersehen konnte unter der Gefahr, von den rund umher auf ihn lauernden Franzosen erschossen zu werden; die schöne Gräfin, die verblendet war von der Leidenschaft zu dem schönen französischen Obersten, dem sie für den späteren Abend ein Rendez-vous versprochen hatte, dem sie dann den Gatten der sterbenden Frau verrathen sollte; der alte, neunzigjährige gebückte Graf, der in seine Kindheit zurückgekommen, dem der Geist vielleicht wohl ganz und gar zerrüttet war; der Enkel dieses alten Grafen, dessen stilles Wesen ebenfalls einen so eigenthümlichen Charakter gehabt hatte; jener Lumpensammler endlich noch: das Alles waren Räthsel. Dazu diese tiefe Stille des Schlosses und seiner Umgebung, die schon für sich allein ein Räthsel war. Einige von diesen Räthseln, vielleicht alle, mußten sich noch in der Nacht lösen, die angebrochen war. —

Der Mönch wurde in seinen Gedanken unterbrochen. Es klopfte Jemand an seine Thür.

„Herein!“ rief er.

Ein stattlicher, etwas runder Herr trat in das Stübchen.

„Guten Abend, Herr Pater.“

Der Pater erkannte die Stimme des Doctors, dessen Gespräch mit dem Lumpensammler im Walde er angehört hatte.

„Guten Abend,“ erwiderte er.

Der Doctor gehörte zu den vortrefflichen Aerzten, die immer klar, entschieden und entschlossen, ohne Umstände, dabei freilich auch etwas derb und kurz angebunden sind.

„Herr Pater, ich soll Sie zu einer Dame hier im Schlosse führen, die schwer krank liegt und wahrscheinlich die Nacht nicht überleben wird. Sie wünscht, Ihnen zu beichten und die Sterbesacramente von Ihnen zu empfangen. Ich bin selbst zu Ihnen gekommen, weil ich eine Bitte an Sie hätte.“

Der Mönch hatte sich den Arzt näher angesehen. Daß der Doctor ein braver, wohlwollender Mann sein müsse, hatte er schon aus dessen Worten im Walde entnommen. Er sah jetzt in ein braves, wohlwollendes, rundes Gesicht.

„Herr Doctor!“ sagte er.

„Was, Sie kennen mich?“ rief der Doctor.

„Sie sollen es hören. Ich wollte es Ihnen sagen, bevor Sie Ihre Bitte an mich aussprechen. Ich war vorhin im Walde Zeuge Ihrer Unterredung mit einem Fremden, den Sie Hauptmann nannten, und der sich mir gegenüber für einen Lumpensammler ausgegeben hatte. Ich weiß also vielleicht Manches von dem, was Sie mir sagen wollten.“

Der Arzt war einen Augenblick stutzig geworden. Dann sah er dem Mönch forschend in das Gesicht, und auch er hatte in ein ehrliches, braves Gesicht gesehen und war wieder beruhigt.

„Ich brauche meine Bitte kaum noch auszusprechen,“ sagte er. „Sie werden einer frommen edlen Frau die Beichte hören, die sich dennoch Manches vorwerfen wird, gerade weil sie so fromm und edel ist. Machen Sie ihr nicht ebenfalls Vorwürfe. Das sollte meine Bitte sein. Der Geistliche und der Arzt, sie haben ja, wenn es einmal zum Sterben kommt, eine Aufgabe: dem armen Sterbenden den Tod so leicht wie möglich zu machen. Der liebe Gott weiß ohnehin, was er ihm geben will. Aber ich sehe, ich brauche meine Bitte nicht mehr auszusprechen. Ist es Ihnen gefällig, Herr Pater?“

„Muß die Frau sterben?“ fragte der Mönch.

„Ich fürchte, ja.“

„Sie hat ihren Mann gesehen?“

„Nein. Und sie wird ihn wohl nicht mehr sehen. Es ist neun Uhr vorbei — Sie wissen ja Alles — und von allen Seiten kommen bestätigende Nachrichten, daß das Schloß von allen Seiten besetzt ist. Der — Lumpensammler ist ein kluger und gewandter Mann; hier wird alle seine Klugheit und Gewandtheit scheitern.“

„Gehen wir, Herr Doctor,“ sagte der Mönch. „Und was Ihre Bitte betrifft, so seien Sie unbesorgt.“

Der Mönch sprach die Worte in einem so eigenthümlichen Tone, daß der Doctor ihn darauf ansehen mußte. Das blasse Ge-

sicht des Greises war aber verschlossen. Sie verließen die Rentmeisterei, in der das Stübchen des Mönches lag, durchschritten quer den Schloßhof und traten in das große, weite Schloß. Sie waren aber nicht durch das hohe Mittelportal eingetreten. Der Arzt führte den Mönch durch ein schmales, dunkles Seitenpförtchen, das offen stand.

„Wir müssen," sagte er zu dem Mönche, „durch den unbewohnten Theil des Schlosses und durch Hinterthüren zu der Kranken kommen. Das Bedientenvolk darf Sie nicht sehen, es könnten Verräther darunter sein. Ihr Besuch bei der Kranken würde ihnen deren nahen Tod anzeigen; man würde weitere Vermuthungen daran knüpfen."

Sie stiegen eine schmale, dunkle Treppe hinauf; oben mußten sie lange Gänge durchschreiten, die matt erleuchtet waren. Der Doctor war auf dem langen Wege gesprächig, der Mönch desto einsylbiger.

„Sie hatten hier schon ein Abenteuer, Herr Pater? Der alte Conrad hat mir davon erzählt."

Der Mönch antwortete nicht.

„Es sind hier," fuhr der Doctor fort, „überhaupt absonderliche Zustände. In alten Schlössern und Familien kommt das vor. Alter Samen artet aus. Nun, Sie werden es erfahren, wenn Sie öfter hierher kommen. Aber wenn Sie mein ganzes Gespräch mit dem Freunde Lumpensammler da hinten im Walde gehört haben —"

„Ich habe es ganz gehört."

„Dann haben Sie schon ein gut Theil von den Dingen hier erfahren. Es war nur nicht viel Gutes, Herr Pater!"

„Nein!"

„Ja, ja, der alte Herr — Sie sahen ihn ja bei Ihrem Abenteuer — er ist wieder ein Kind geworden, sagte Ihnen der alte Conrad; hm, er ist wahnsinnig und das war er schon lange, schon sehr lange. Alter Samen artet aus, und bei dem Alten kam noch etwas Besonderes hinzu; kein Mensch weiß nur recht, was es war; aber Gutes war es wahrhaftig nicht, und davon ist all das weitere Uebel ausgegangen. Reichlich, Herr Pater! Da war seine einzige Tochter ihr Leben lang ein armes, unglückliches Geschöpf gewesen — ich habe sie nicht mehr gekannt; sie war früh gestorben — eine Wohlthat für sie; da sind seine beiden Enkel, der junge Herr — ja, Herr Pater, der ist ein Kind, ein gutmüthiges Kind; aber mehr ist er auch nie geworden, nie gewesen; daß er gerade blödsinnig sei, darf man nicht sagen; Sie haben ihn ja auch gesehen. Und von seiner schönen Frau haben Sie gehört — aber von der jetzt nicht. Von der armen Frau, zu der wir gehen, muß ich Ihnen noch etwas sagen. Sie ist die Enkelin des alten Grafen — das vortrefflichste Wesen auf der Welt — aber still, Herr Pater —"

Der Doctor flüsterte die Worte. Er hatte seinen Schritt gehemmt und er horchte.

„Herr Pater," sagte er dann noch leiser, „gehen wir in jene Nische; aber treten Sie so leise wie möglich auf; wir dürfen nicht gehört werden."

Sie waren mitten in einem der langen, halb erleuchteten Gänge, die sie zu durchschreiten hatten. Fünf Schritte von ihnen war eine tief eingeschnittene Fensternische, in diese führte der Arzt den Mönch. Sie gingen mit fast unhörbaren Schritten und standen darin in völliger Dunkelheit. Sie horchten von neuem und vernahmen einen raschen, leichten Schritt, der näher kam.

„Teufel!" fluchte der Doctor in sich hinein.

Es war eine Ahnung in ihm aufgestiegen, die ihn vergessen ließ, daß er in Gegenwart des alten frommen Geistlichen fluchte.

„Halten wir den Athem an, wenn sie vorbeikommt," flüsterte er noch dem Mönche zu.

In dem dunkeln Lichte des Ganges kam eine hohe Frauengestalt vorbei. Sie war schwarz gekleidet; man hörte die Seide rauschen; ein Capuchon umgab ihren Kopf, verdeckte ihr Gesicht. Ihr Gang war eilig, leicht, dennoch stolz. Leise trat sie nicht auf; sie war also entweder in diesem dunklen, abgelegenen Gange auf rechtem Wege, oder sie hatte nicht daran denken können, hier von Jemandem gesehen oder auch nur gehört zu werden. Sie war vorüber gegangen.

„Pater," sagte der Arzt, „wissen Sie, wer das war?"

„Nein, Herr Doctor."

„Es war die schöne Frau, von der Sie den Hauptmann, den Lumpensammler und mich sprechen hörten, die Gräfin, die Schloßherrin, die Gemahlin des schwachsinnigen Grafen, der Sie von dem Hunde befreite."

Der Mönch erwiderte nichts.

„Und wissen Sie, wohin sie geht?" fuhr der Arzt fort. „Zu dem Rendezvous geht sie! Zu dem Buhlen! Zu dem hübschen französischen Obersten. O, diese Franzosen! Nein, nein! Sie sind nicht schlechter, als Andere! Aber diese deutschen Weiber! Auf sie alle Schmach der Untreue, des Verraths, der Gemeinheit! Der Hauptmann hatte Recht. Da läuft sie zu dem Buhlen, die Ehrvergessene! Die deutsche Edelfrau zu dem Feinde ihres Vaterlandes, zu dem Unterdrücker ihres Volkes! O, und indem sie den einen Verrath begeht, fügt sie vielleicht den zweiten hinzu. Während ihre arme Schwägerin im Sterben liegt, verräth sie ihr den Gatten, und dieser Gatte ist einer der bravsten, der edelsten deutschen Männer. Sie haben den Namen des Freiherrn von ** gehört, Pater?"

Der Arzt sprach den Namen eines edlen deutschen Mannes aus.

„Ich habe ihn gehört," sagte der Mönch.

„Zu seiner sterbenden Gattin führe ich Sie. Ihn wollen die Franzosen in der heutigen Nacht abfangen, und dazu alle die Anstalten, von denen Sie den Hauptmann mit mir sprechen hörten. Er hat ihren Kaiser beleidigt; er hat sein Volk zum Widerstande gegen die französische Tyrannei aufgefordert. Da ist sein Tod beschlossen, da wird auf ihn gefahndet von allen Seiten, da ist er gehetzt, wie ein flüchtiges, edles Wild. Es gelang ihm endlich, über die Elbe in sicheres Land zu entkommen, seine Frau mit einem Kinde mußte er zurücklassen. Sie waren lange mit ihm geflohen; sie hatte den Mann, den sie liebte, auf den sie so stolz war, nicht verlassen wollen. Da erkrankte das Kind, mit dem Kinde sie, und er mußte allein weiter fliehen. Sie suchte und fand ein Unterkommen in dem Schlosse ihrer Väter. Ihr Kind starb, mit ihr selbst wurde es schlimmer. Sie fühlte, daß sie sterben müsse, und hatte nur noch einen Wunsch für das Leben: noch einmal den Gatten wiederzusehen. Und sie hatte den Wunsch wieder nicht: sie wußte, daß seine Befriedigung dem edlen Gatten das Leben kosten könne. Da konnte sie nicht leben und nicht sterben. Ich schritt ein. Mit keinem der Ihrigen konnte ich mich berathen, nicht mit dem wahnsinnigen Großvater, nicht mit dem schwachsinnigen Bruder, nicht mit jenem ehrvergessenen Weibe. Mit dem alten treuen Conrad sprach ich, dann mit dem ehrlichen Hauptmann, meinem Freunde und dem Freunde des Freiherrn. Er übernahm es, den Freiherrn herzuführen. Es mußte gewagt werden. Er war selbst früher Gensdarmeriehauptmann; er hatte dem Feinde des Vaterlandes nicht dienen wollen und darum seinen Abschied genommen. Er kennt Land und Leute, Wege und Schliche. Er holte den Freiherrn und er hat ihn in der Nähe. Aber seine Anwesenheit muß den Franzosen verrathen sein, denn sie haben überall ihre Spione. Ich hatte die Kranke auf das Wiedersehen vorbereiten müssen, sie hat ihre Freude gegen ihre Umgebung nicht verbergen können. Die Dienerschaft hat davon gesprochen, heimlich genug; die Spione haben es dennoch erfahren. Das Schloß und die ganze Gegend ist besetzt. Wir glaubten gleichwohl, es noch wagen zu müssen. Sie müssen sich wiedersehen, Beide. — Lassen Sie uns gehen, Herr Pater! Ich sollte eigentlich jenem ehebrecherischen Weibe nachgehen, ihr ihre Schande vorhalten, sie — O, und ich weiß nicht, was ich thue, während Sie bei der Kranken sind. Kommen Sie — Aber halt! Was ist denn das wieder? Da geht wieder Jemand in diesem alten Gange, in dem man sonst Monate lang wandeln kann, ohne einem Menschen zu begegnen!"

Der Arzt hatte wieder leiser gesprochen. In dem Gange nahete sich wieder ein Schritt, aus derselben Richtung, aus welcher die stolze Dame gekommen war, und ging ebenfalls rasch, ebenfalls nicht leise, aber er war schwerfällig.

„Sollten die Franzosen, die Verfolger des Freiherrn, in das Schloß eingedrungen sein?" fragte sich der Doctor. „Alle Wetter, nein! Es ist der alte Graf, der Verrückte! Wie kommt der in diese Gegend des Schlosses? Wohin mag er wollen? Aber still! Keinen Laut! Der Alte hat Augen wie ein Luchs und Ohren wie ein Dachs."

Sie verhielten sich still. Die lange, gekrümmte Gestalt des alten Grafen schritt mit raschem, schwerem Tritt vorüber. Der wahnsinnige Greis schien irgend etwas eifrig zu verfolgen; man

glaubte es seinem stieren Auge anzusehen, daß nicht rechts, nicht links blickte.

„Sollte er ihr folgen?" sagte der Doctor. „Sollte er etwas gesehen, erfahren haben? Er ist nicht ganz unvernünftig und hat für manche Dinge sogar ein scharfes Urtheil. Er soll schon vor einiger Zeit etwas gemerkt haben, meinte der alte Conrad. Ich muß es wissen. — Aber gehen wir zu der Sterbenden."

Sie verließen den Ort, der sie verborgen hatte. Sie mußten noch weit in den langen Gang hineingehen, dann Seitengänge einschlagen, bis sie in den bewohnten Theil des weitläufigen Schlosses gelangten, in welchem die Zimmer der kranken Freifrau sich befanden. In einem der Seitengänge erreichten sie diese.

Der Arzt klopfte fast unhörbar an eine Thür, und eben so leise wurde die Thür von innen geöffnet. Eine alte Kammerfrau hatte sie geöffnet, sie ließ die Beiden in ein matterhelltes Zimmer treten, in welchem die tiefste Stille herrschte. Es war die Stille der Nähe des Krankengemachs, vielleicht, wahrscheinlich, bald des Todes. Wer hätte sie stören mögen!

„Was macht die Kranke?" fragte der Arzt mit seiner leisesten Stimme die Frau.

„Sie ist ruhig geblieben, seitdem Sie fort waren. Sie erwartet den Herrn Pater."

„Melden Sie ihn."

Die Kammerfrau verschwand durch eine Seitenthür. Man hatte sie kaum gehen, die Thür kaum öffnen und wieder zumachen hören. Nach kurzer Zeit kam sie zurück, und mit ihr kam der alte Diener Conrad, der bei der Kranken gewesen war. Der alte Mann hatte Thränen in den Augen. Als er an dem Mönche vorbeiging, ergriff er dessen Hand; er drückte, er küßte sie.

„O Herr Pater, Sie gehen zu einem Engel des Himmels —" Er konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen.

„Die gnädige Frau ist bereit," sagte die Kammerfrau.

Sie führte den Mönch in das Krankenzimmer, in diesem zu einem Bett.

„Der Herr Pater, gnädige Frau," sagte sie.

Sie kehrte in das Zimmer nebenan zurück, in dem sie gewartet hatte, um dort ferner zu warten.

Der Mönch war allein mit der Kranken, der er die Beichte hören und die er zum Sterben vorbereiten sollte, die ein Engel des Himmels war. Er stand an ihrem Bett. Auch in dem Krankenzimmer war nur eine halbe Helle; nur eine Nachtlampe brannte darin. In ihrem matten Scheine sah der Mönch die Kranke. Es war eine junge Frau, vielleicht im Anfange der dreißiger Jahre. Sie war schön; aber das schöne Gesicht war weißer als die weißen Kissen, auf denen sie lag. Dem alten Mönche weinte das Herz, wie er sie so sah. Er mußte gewaltsam das Schluchzen unterdrücken, das ihm in der Brust heraufzog. Aber immer mußte er sie wieder ansehen, wie man ein Bild ansieht, das wir schon früher einmal gesehen haben, als Kind vielleicht schon, das seitdem nie aus unserer Erinnerung hat entweichen können, und das nun auf einmal vor unser leibhaftes Auge wieder hintritt.

„Sie wollen mir beichten, meine Tochter!" sagte der Mönch, und seine Stimme zitterte.

„Ja, ehrwürdiger Vater."

„Sind Sie sofort bereit?"

„Ja, ehrwürdiger Vater," sagte sie noch einmal mit ihrer schwachen Stimme.

Er kniete vor dem Bette nieder. Da sie, die Kranke, es nicht konnte, that er es für sie.

„Der Herr der Wahrheit sei mit Ihnen!"

Er empfing ihre Beichte, ertheilte ihr die Absolution und sprach den Segen über sie. Er wollte ihr das Abendmahl und die letzte Oelung geben, aber in dem Vorzimmer war ein Geräusch entstanden. Es war die erste Unterbrechung der lautlosen Stille, die, so weit das Ohr reichte, geherrscht hatte. Die Kranke horchte hin.

„Mein Mann!" fuhr, jauchzte sie auf einmal auf. „Georg! Georg!"

Die Thür wurde leise geöffnet, und noch leiser trat ein Herr in das Zimmer.

„Georg, mein Georg, bist du es?"

Da flog, stürzte der Mann zu dem Bette.

„Ich bin es, meine Margarethe!"

Der Gatte umfing die Gattin. Sie umschlang mit den schneeweißen, abgezehrten Armen seinen Hals.

„O, nun kann ich sterben. In Deinen Armen, Du theurer Mann! Du meine Liebe, mein Stolz! Du Stolz Deines Vaterlandes, Du Freude Deines Volkes!"

Der Gatte konnte vor Weinen nicht sprechen. Der Mönch verließ das Zimmer.

„Ja, nachher, mein Vater!" rief ihm die Kranke zu. „Warten Sie in dem Nebenzimmer."

Der Mönch ging in das Nebenzimmer, um zu warten. Er fand den alten Diener Conrad darin und den Hauptmann. Die Kammerfrau war hinausgegangen. Der Hauptmann trug noch die Kleidung des Lumpensammlers und war sehr vergnügt.

„Ah, Herr Pater, da sehen wir uns ja wieder! Aber was habe ich unterdeß von Ihnen hören müssen, durch meinen Freund, den Doctor? Sie haben uns belauscht! Nun, Sie konnten nicht anders. Aber ich, ich! Ich hätte die Vorsicht selbst sein sollen — ich wollte es sein! Und an Ihrer Stelle hätte eben so gut ein französischer Spion horchen können. Aber der liebe Gott hat uns ja beigestanden. Danken wir ihm."

„Sie haben keine Sorge, keine Furcht weiter?" fragte der Mönch.

„Wovor? Den Freiherrn herein zu bringen, das war die Gefahr, die Furcht. Ist er einmal im Schlosse — ei, da kann ein ganzes Regiment Gensdarmen und ein Regiment Kürassiere dazu kommen, und sie können einen ganzen Monat lang suchen — wir haben hier so viele alte und neue Burg- und andere Verließe, Souterrains, Keller, geheime Gänge und Fallthüren, Thürme und Wendeltreppen, Leitern und Stricke, einen ganzen Wald von Geheimnissen. — Aber was macht die Kranke, Herr Pater? Das war wohl eine Freude des Wiedersehens? Nun wird der Doctor sie auch wieder curiren können."

Der Mönch kam nicht zum Antworten. Der Doctor trat in das Zimmer. Er war eilig; er sah besorgt, wenn nicht gar ängstlich aus.

„He, was giebt's, Doctor?" rief ihm der Hauptmann entgegen.

„Nichts Gutes."

„Erzählen Sie."

„Sie wissen, ich wollte sehen, wo der alte Herr und die Gräfin geblieben sein. Ich ging ihnen nach und fand sie."

„Und wo und wo? Und wie?"

„Nachher davon. Lassen Sie uns zunächst das abmachen, was uns am nächsten angeht. Ich fand die Spur des Alten am runden Thurm."

Der alte Diener Conrad war unruhig geworden. „Am runden Thurm?" unterbrach er den Erzähler.

„Ja, Alter. Verwundert Sie das?"

„Was that er dort, Herr Doctor?"

„Er — Aber nachher davon. Bleiben wir bei der Stange. Ich hatte mich in einen Winkel gestellt, um den Alten zu betrachten. Auf einmal höre ich hinter mir Jemanden schleichen. Ich sehe mich um, erkenne den Louis und dachte, er wolle seiner Herrin nach; er habe etwas erfahren, was er ihr selbst in ihrem Rendezvous mittheilen müsse; vielleicht geradezu eine Gefahr für sie und ihren Obersten. Er ist ja nicht blos der Kammerdiener, sondern auch der Vertraute seiner Herrin, der französische Lump. Ich lasse also den alten Grafen fahren und sehe dem Burschen nach. In der Mauer hinter dem Thurme ist ein Pförtchen, das in's Freie führt. Er schleicht zu dem Pförtchen, zu dem er den Schlüssel hat — Gott weiß, woher."

„Von der Gräfin — von wem anders?" sagte der Hauptmann.

Der alte Conrad nickte stumm mit dem Kopfe.

Der Doctor fuhr fort:

„Er schloß das Pförtchen auf und trat in's Freie. Ich folgte ihm bis an die Schwelle. Hinauszugehen wagte ich nicht sogleich. Ich horchte. Aber das dauerte keine Minute, da hörte ich von allen Seiten leise, leichte Schritte heraneilen. Der Schuft mußte einem Nahestehenden ein Zeichen gegeben haben; dieser hatte es weitergegeben. Das Gesindel hatte eine ganze Kette gebildet. Und wie sie beisammen waren, da hätten Sie das Zischeln und Zascheln, das Fragen und Antworten hören sollen, und auch wohl das Hin- und Herüberlegen. Ich konnte nur leider nichts verstehen. Sie sprachen so leise, und ihr Französisch flog ihnen so schnell über die glatten Lippen, daß man meinte, nur Pfeile oder Kugeln durch

die Luft schwirren zu hören. In ein paar Minuten war Alles vorbei. Gesehen hatte ich in der Dunkelheit nichts. Der Louis kam zu dem Pförtchen zurück; die Anderen gingen wohl wieder auf ihre Posten, oder holten vielleicht noch mehr Mannschaft herbei. Ich hatte mich wieder verborgen. Der Louis schloß das Pförtchen wieder zu und kehrte in das Schloß zurück. — Und nun, Hauptmann, und Sie, alter Conrad?"

„Bah, Doctor," sagte der Hauptmann, „daß das Alles dem Freiherrn gilt, daß der spitzbübische Kammerdiener hier auf der Lauer gelegen und seine Ankunft sofort ausspionirt hat, daran zweifle ich keinen Augenblick; auch daran nicht, daß wir nun bald ein paar Dutzend Gensdarmen im Schlosse haben werden. Aber was dann? Und käme ihrer auch ein ganzes Regiment — ich sagte es schon vorhin — wie sollten sie ihn in allen den Winkeln und Löchern und Spelunken des Schlosses und seiner Nebengebäude finden und fangen?"

„Aber," erwiderte der Doctor, „er ist hier mitten im Schlosse, weit von allen Löchern und Spelunken."

„Wir sind auf unserer Hut, Doctor."

„Vor einem geheimen Ueberfall, der plötzlich, von allen Seiten losbricht, vielleicht schon in diesem Augenblicke vorbereitet, eingeleitet ist?"

„Bah, wenn auch das! Wir haben Alles überlegt, Doctor. In die Krankenstube kann man nur durch dieses Zimmer; alle ihre anderen Thüren sind von innen verschlossen und verriegelt. Das heißt mit Ausnahme einer. Diese eine aber, Doctor, führt in einen geheimen Gang, und dieser geheime Gang führt unmittelbar in die verborgensten jener Löcher und Spelunken, und von ihm weiß Niemand, als der alte Conrad, der mir ihn gezeigt hat, und seitdem also auch ich, und jetzt Sie und der fromme Pater. Freilich ganz hineingegangen ist wohl noch Niemand von uns."

„Und der alte Graf kennt ihn nicht?" fragte der Doctor.

„Was soll der Wahnsinnige?"

„Ich weiß es nicht. Man muß aber an Alles denken."

„Der Herr Graf kennt ihn," sagte der alte Kammerdiener des Grafen.

„Aber er hat kein Gedächtniß mehr," rief der Hauptmann.

„Und die Gräfin?" fragte der Doctor.

Das wußte Niemand.

„Sie hat früher ein Jahr lang diese Gemächer bewohnt," sagte nur der alte Conrad.

Doch der Hauptmann verlor seinen Muth und also auch sein Vertrauen nicht.

„Wer wird gleich das Schlimmste fürchten? Indeß, wir wollen es jetzt einmal, um der äußersten Vorsicht willen. Kommen Sie, Doctor, wir Beide wollen den Gang untersuchen bis unten hin. Finden wir das geringste Verdächtige, so muß der Freiherr sofort weiter. Gehen wir in das Krankenzimmer. Sie sehen nach der Kranken; ich spreche unterdeß mit dem Freiherrn. So merkt sie nichts, wenn wir durch die geheime Thür wieder abgehen. Ziehen Sie sich an, da unten ist eine nichtswürdige Luft."

Der Arzt warf einen Ueberzieher über.

„Hm, Doctor, was that der Alte an dem Thurme?" fragte der Hauptmann unterdeß.

„Er suchte die Thür aufzuschließen, die hineinführt. Er hatte einen Bund von Schlüsseln bei sich. Ich hörte ihn damit rasseln."

„Hm, was mochte er in dem alten Thurme wollen?"

„Wer kann das wissen? Sein großer Hund war mit ihm."

„Sahen Sie auch die Gräfin, Doctor?"

„Nein."

„Auch den französischen Obersten nicht?"

„Auch ihn nicht."

„Ah, Sie sind fertig. Kommen Sie."

Der Hauptmann und der Arzt gingen in das Krankenzimmer. Der alte Mönch und der alte Kammerdiener waren in dem Vorzimmer allein. Die Kammerfrau der Kranken war einmal gekommen, um sich nach der Herrin zu erkundigen; als ihre Hülfe nicht nöthig war, hatte sie sich in ein anderes Nebengemach zurückbegeben.

Der Kammerdiener hatte das Vertrauen des Hauptmannes nicht getheilt. Er hatte mehrmals dazu den Kopf geschüttelt. Seine Unruhe, seine Besorgniß und seine Angst hielten an, als der Arzt und der Hauptmann fort waren. Dabei warf er so sonderbare Blicke auf den Mönch. Es war, als wenn er Fragen über Fragen an den alten Geistlichen habe, als wenn er selbst sein altes Herz gegen ihn ausschütten müsse, aber er hatte nicht den Muth dazu. Er nahm ihn sich doch zuletzt, er mußte es. Er ging auf den Mönch zu.

Der Geistliche saß trübe in sich gekehrt. Der Diener redete ihn an.

„Das sind traurige Geschichten hier, Herr Pater."

„Und sie sollten nicht so sein."

„Sie gehen auch Ihnen zu Herzen?"

„Müssen sie nicht jedes menschliche Herz tief berühren?"

„Und sie werden ein noch traurigeres Ende nehmen, Herr Pater. Es kann ja nicht anders sein, denn es liegt ein Fluch auf diesem alten Schlosse, auf diesem alten, edlen Geschlecht. Es ist mir, als wenn es noch in dieser Nacht sich erfüllen müsse, als wenn in der nächsten Stunde schon hier Alles vorbei sein werde. Es liegt mir so recht drückend schwer auf dem Herzen."

Der Mönch antwortete nicht. Der alte Diener stand noch einmal unschlüssig. Dann hatte er noch einmal seinen Muth wieder.

„Herr Pater, darf ich mir das Herz gegen Sie leicht machen?"

Der Mönch nickte.

„Ich will Ihnen die alten Geschichten dieses Hauses erzählen. Sie werden dann erfahren, welcher Fluch auf ihm liegt, und wie er sich erfüllen muß."

„Ja, ja," sagte der Mönch leise. „Aber Gott weiß Alles am besten, und er ist in Allem gnädig, auch in seinem Strafen. Erzählen Sie."

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Thiergarten.

Von Brehm.

4. Der Bison.

„In den Tagen unserer Kindheit und Jugend," sagt Audubon, „streiften Büffel über die kleinen, aber wundervollen Ebenen von Indiana und Illinois, und Heerden von ihnen zogen durch die offenen Wälder Kentucky's und Tennessee's. Bald genug verschwanden sie alle, bis auf wenige zurückgebliebene. Diese hielten sich noch eine Zeit lang, aber gegen die Jahre 1808 und 1809 verloren auch sie sich. Ihr Gebiet hat sich seitdem mehr und mehr auf den Westen beschränkt, und gegenwärtig mußt du deine Schritte zu den indianischen Landen lenken und viele hundert Meilen jenseits des Ohiothals durchreisen, der großen Felsenkette entgegen, welche das Rückgrat Nordamerika's bildet, bevor du den Büffel triffst in seiner trotzigen Unabhängigkeit, auf jenen weit ausgedehnten Ebenen, welche sich längs des Fußes der Felsengebirge dahinziehen. Dort kannst du Kenntniß erlangen von dem Leben des Thieres, von den Kämpfen der tapfern Bullen unter sich und von den Kämpfen des Menschen mit dem stolzen Geschöpf."

Es tönt wie eine Klage zu uns herüber von jedem Reisenden, welcher nur einmal die „Büffelheerden des Westens" sah, daß dieses gewaltige Thier, das größte Säugethier des nordamerikanischen Festlandes, unaufhaltsam seinem Schicksale entgegengeht, daß das drohende Verhängniß, welches über ihm schwebt, wahrscheinlich noch schneller sich erfüllen wird, als wir fürchten. Schon gegenwärtig sind die Büffelheerden nicht entfernt mehr das, was sie waren. Zwar durchstampfen noch Tausende und Abertausende von ihnen

Die Bisons im Hamburger Thiergarten.
Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann.

jene vielgenannten Prairien des Westens; zwar dehnen sie noch heute ihre Wanderungen von Canada bis zu den Küstenländern am Golf von Mexico aus; zwar sieht man noch heute den Staub in Wolken aufwirbeln unter den scharrenden und stampfenden Hufen der grimmig mit einander kämpfenden Thiere oder vernimmt das tiefe, hohle Gebrüll, welches durch die Luft zittert auf weithin: aber schon gegenwärtig kann der Jäger Wochen und Monate lang die Prairien durchstreifen, ohne auch nur eines einzigen „Büffels" ansichtig zu werden. Da, wo überall die gebleichten Knochen des Thieres an sein früheres Vorhandensein erinnern, da, wo die Mordlust des Menschen in den Schädeln der getödteten „Büffel" sich Marksteine hinterließ, ist es jetzt öde und still geworden, und mit jedem Jahrzehnt schreitet die Zerstörung weiter vor; jedes Jahr vermindert die zahllosen Heerden. Es ist gar nicht unmöglich, ja nicht einmal unwahrscheinlich, daß der Bison noch früher als sein nächster Verwandter, der Wisent, „so die Nichtkenner Urochs nennen", dem Menschen erlegen sein wird; denn es steht zu befürchten, daß drüben im Westen kein Gewaltherrscher sich finden dürfte, welcher ihm einen solchen Schutz gewährt, wie ihn der Wisent — nicht aber der schon seit Jahrhunderten ausgestorbene Auerochs! — heutigen Tages noch im Walde von Bialowicz genießt. Gegenwärtig aber lebt der „Büffel" noch und nicht blos in seiner Heimath, sondern auch im alten Europa, hier freilich nur als armer, trauriger Sclave des Menschen, eingepfercht in einen engen Raum, ein Schatten nur von dem, was er ist.

Dieser Sclave, dieser Schatten des freilebenden Bison ist es, welchen ich diesmal den Lesern der Gartenlaube vorführen will, so verlockend es auch sein mag, anstatt des gefangenen Bison, vom freilebenden „Büffel" und seinem Ringen und Kämpfen um's Dasein zu reden.

Ein englischer Lord, so erzählte man mir voriges Frühjahr in London, welcher im nördlichen Schottland große Besitzungen, ausgedehnte Güter besaß, war vor ungefähr zehn Jahren auf den guten Einfall gekommen, sich aus Amerika Bisons zu verschreiben. Die Thiere langten wohlbehalten an, wurden in einem geräumigen Park untergebracht, vermehrten sich hier, und im Verlauf der Zeit wuchs eine kleine Heerde heran. Da aber starb der büffelfreundliche Lord, und seine Erben suchten sich so rasch als möglich der ihnen lästigen Heerde zu entledigen. Es kamen mit einem Male „Büffel" auf den Thiermarkt, ohne daß man eigentlich wußte, wie, und in allen Thiergärten wurde der Wunsch laut, die seltenen Thiere zu besitzen. Aber freilich, die geforderten Preise waren nicht verlockend: 300 Pfd. Sterl., volle 2000 Thaler unseres Geldes, wurden für das Paar junger Bisons verlangt und einzeln auch bezahlt. Ein besonderer Glücksumstand setzte uns in den Stand, ein Paar von ihnen für die Hälfte dieses Geldes zu erwerben. Dieses Paar ist es, welches gegenwärtig eine der größten Zierden des Hamburger Thiergartens bildet.

Die Bisons standen, als wir sie erhielten, im dritten Lebensjahre und hatten damals ungefähr die Größe unserer gewöhnlichen Hausrinder erreicht. Inzwischen sind sie bedeutend gewachsen, haben aber doch wohl kaum mehr als drei Viertheil ihrer vollen Größe erlangt; denn ihr Wachsthum währt, wie man allgemein annimmt, bis in das achte oder zehnte Lebensjahr. Sie erreichen dann eine Größe, welche die unserer stärksten Hausrinder um ein Bedeutendes übertrifft: die amerikanischen Jäger geben das Gewicht eines alten Bullen auf 2000, das einer Kuh auf 1200 Pfund an.

Das Eigenthümliche der Bisongestalt gründet sich auf die überwiegende Ausbildung des Vorderleibes im Vergleich zum Hinterleibe. Der Körper erreicht am Widerrist seine größte Höhe und Breite, fällt von hier aus nach vorn und hinten ab und verschmächtigt sich gleichzeitig, der dichten Mähne halber scheinbar noch mehr als in Wirklichkeit. Die Läufe sind kurz und stämmig; der Schwanz ist mittellang, der Kopf unverhältnißmäßig groß, sehr breit an der Stirn, von da an gleichmäßig nach der Muffel zu verschmälert, so daß er, von vorn und von der Seite betrachtet, keilförmig gestellt erscheint. Die Augen sind groß, dunkel gefärbt und von unheimlichem Ausdruck, weil das Weiße getrübt ist; das Gehör ist klein, in der Mähne fast versteckt, zugespitzt; die Muffel ist gerundet, das Nasenloch groß. Die kurzen Hörner, welche an ihrer Wurzel sehr stark sind, nach der scharfen Spitze aber rasch abfallen, biegen sich zuerst nach außen und hinten, sodann nach oben und wenden sich mit den Spitzen nach innen und hinten. Eine sehr starke und dichte Mähne umhüllt den ganzen Vordertheil, namentlich das Kinn, die Unterbrust und die Schultern; sie verbreitet sich aber auch über die Vorderschenkel, zumal an der Hinterseite hervortretend, und ist auf den Hinterschenkeln und als Schwanzquaste wenigstens angedeutet. Schwach behaart sind nur die Unterseite des Leibes, die Innenseite der Schenkel und die Läufe vom Fersengelenk an. Der Oberkopf scheint in einem weichen Filz zu stecken, so dicht ist hier die Behaarung. Die Färbung ist ein sehr gleichmäßiges Graubraun, welches längs der Mähne, namentlich an Vorderkopf, Stirn, Hals und Wamme in Schwarzbraun übergeht. Das alte, zumal das abgestoßene Haar verbleicht und erscheint dann graulich gelbbraun. Muffel, Gehörn und Hufe sind schwarz.

Der Bison bekundet, wie sein europäischer Verwandter, auf den ersten Blick alle Eigenschaften eines wilden Geschöpfes. Man würde sich täuschen, wollte man ihn für plump und ungeschickt halten: die gewaltige Masse bewegt sich im Gegentheil mit einer Leichtigkeit, welche geradezu in Erstaunen setzt. Es ist, als ob es dem Thiere Vergnügen mache, mit seiner eigenen Kraft zu scherzen und zu spielen. So ruhig und theilnahmlos er während der Tagesmitte auch zu sein scheint, so lebhaft, so lebendig zeigt er sich, wenn die Dämmerung eintritt, so munter und rege ist er in den frühen Morgen- oder späten Abendstunden. Unsere Gefangenen sieht man namentlich gegen Abend in lustigen Sprüngen sich ergötzen; sie laufen dann nicht nach anderer Rinder Art, sondern sie galoppiren und zwar mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, welche selbst einer Antilope alle Ehre machen würde. Alle Bewegungen sind eigenthümlich, kurz abgebrochen, wenn man will, aber sie sind, wie bemerkt, in hohem Grade gewandt und werden mit einer Schnelligkeit ausgeführt, welche höchstens die Kraft und die Ausdauer überbieten. Der laufende Bison legt rasch große Strecken zurück, viel größere, als man meinen möchte, wenn man seine niedrigen Läufe betrachtet. Im Zorn fällt er in einen raschen, ausgreifenden Trab; im lustigen Spiel bewegt er sich in sonderbaren Wellenlinien, welche entstehen, weil er die Masse seines Leibes bald am Vordertheil, bald am Hintertheil aufwirft. Dann wird der Schwanz wie beim zornigen Bullen erhoben und der Kopf ziemlich tief zum Boden herabgesenkt; ausdrucksvolles Schütteln desselben bekundet die größere oder geringere Erregung. In dieser Weise durchläuft unser Paar zuweilen zehn bis zwölfmal sein Gehege, und dabei ist es ihm gleichgültig, ob es sein Weg durch das in der Mitte liegende Wasserbecken oder auf dem Lande dahin führt. Eins der Thiere läuft regelmäßig dicht hinter dem andern, und dasjenige, welches den Vortritt hat, läßt sich von dem zweiten nicht überflügeln. Mit Eintritt der Dunkelheit werden diese Spiele beendet; in Bewegung aber bleiben die Bisons bis zum nächsten Morgen. Der Tag scheint ihre Ruhezeit zu sein; ob sie dann aber wirklich schlafen, vermag ich nicht zu sagen. Es hält sehr schwer, dies zu beobachten, denn ihre Sinne sind so scharf, daß sie die Annäherung eines Menschen immer bald wahrnehmen und sich dann sofort munter zeigen. Es scheint mir, als schliefen sie mit vielen Unterbrechungen, so lange sie ruhen; wenn dies aber der Fall, kann ihr Schlaf nur ein sehr kurzer sein, ein Halbschlummer, falls man so sagen darf, welcher höchstens eine oder zwei von den vierundzwanzig Stunden des Tages beansprucht.

Gegen Witterungseinflüsse zeigen sich unsere Bisons vollkommen unempfindlich. Ihr Stall ist ihnen nichts mehr, als der Ort, welcher die Krippe enthält; sie betreten ihn, um sich satt zu fressen, und verlassen ihn, nachdem sie ihr Bedürfniß befriedigt haben, möglichst schnell wieder. Zum Wiederkäuen wählen sie sich im Sommer wie im Winter einen beliebigen Platz innerhalb ihres Geheges. Im Winter fanden wir sie zuweilen mit einer dicken Schneedecke belegt; sie hatten sich auch im tollsten Gestöber nicht in das Innere ihres Hauses zurückgezogen, sondern lieber außen einschneien lassen und schauten unter ihrer weißen Decke scheinbar befriedigt hervor. Starker Regen ficht sie eben so wenig an, und nur bei heftigem Sturme pflegen sie sich so zu stellen, daß der Kopf durch ihren dicken Leib geschützt wird. Auch die Sonnenhitze scheint sie nicht zu behelligen, obwohl es in den warmen Monaten des Jahres und zumal um die Mittagszeit noch am häufigsten vorkommt, daß sie länger als sonst in ihrem Stalle verweilen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß es dem Bison leicht gemacht wird, die verschiedenste Witterung zu ertragen. Der Wechsel seines Haarkleides steht mit den Jahreszeiten im innigsten Einklange. Wer den Bison kennen lernen will, muß ihn im Winter betrachten; denn nur dann zeigt er sich in seiner vollen Schön-

heit. Der Winterpelz hüllt das ganze Thier dicht ein und vergrößert seinen Umfang um ein Beträchtliches. Er besteht aus feinen Grannen und einem äußerst zarten Wollflaum, welcher meines Erachtens an Weichheit und Feinheit durch Alpacawolle nicht überboten wird. Dieser Wollfilz bildet eine viel dickere Lage, als man meint, weil er überall fast gleichmäßig lang ist, und deshalb die Länge der einzelnen Haare nicht so in's Auge fällt. Die eigentlichen Grannen überwuchern ihn scheinbar nur an denjenigen Stellen des Leibes, wo sie sich selbst zur Mähne ausgebildet haben. Erst im Frühjahr bei der Härung bekommt man von der dichten Wolldecke eine richtige Vorstellung. Schon gegen den März hin löst sich das Vließ von der Haut ab und zwar nicht flockenweise, sondern in Fetzen von beträchtlicher Größe, in Stücken von mehr als einem Geviertfuß Ausdehnung, welche vermöge ihrer Zusammenfilzung gewöhnlich erst wochenlang vom Leibe herabhängen und bei Bewegung hin- und herflattern. Die filzartige Beschaffenheit des Vließes ist denn auch die Ursache, daß die Härung fast den ganzen Sommer beansprucht oder streng genommen das ganze Jahr hindurch währt. Mit Beginn des Frühlings löst das neu hervorsprossende Haar das alte langsam ab und erst mit Eintritt des Winters hat es eine genügende Länge erreicht, wächst aber auch während der kalten Monate noch stetig fort; es wächst in Wahrheit bis zu dem Augenblicke, wo es durch das nächste Haarkleid verdrängt wird. Nur bei einigen hochnordischen Thieren, z. B. bei den Eisfüchsen, und auch bei dem Trampelthiere habe ich etwas Aehnliches beobachtet. Der Wollwechsel der Schafe, welche doch ein noch dichteres Vließ tragen, geht in durchaus verschiedener Weise vor sich. Gewöhnlich beginnt sich das Vließ des Bison zwischen den Vorderläufen und am Unterleibe zuerst zu lösen; dann werden einzelne Stellen der Oberseite klar, ohne daß dabei eine Regelmäßigkeit zu bemerken wäre, bis zuletzt auch der Oberrücken oder die Gegend am Widerrist sich verändert. Während des Wechsels sieht der Bison ganz erbärmlich aus, die herabhängenden und bei Bewegung herumflatternden Haarfetzen stören den Beschauer so, daß er sich geneigt fühlt, das Thier von den lästigen Anhängseln zu befreien.

Der Bison scheint sich in seinem Lumpengewand zu gefallen, obgleich sich nicht verkennen läßt, daß er sich noch einmal so stolz trägt, wenn er in seinem vollen Haarschmuck prangt. Doch thut er selbst nur wenig, um den Wechsel zu beschleunigen, reibt sich nur selten an hervorragenden Stellen, und wenn er sich im Sande wälzt, wie er dies oft zu thun pflegt, so geschieht es keineswegs, um der Fetzen seines alten Kleides sich zu entledigen, sondern einzig und allein, um sich von den auch ihm sehr beschwerlich fallenden Mücken zu befreien. Wind und Wetter sind die einzigen Kräfte, welche ihm seine Lumpen nach und nach vom Leibe reißen. Mit wahrer Befriedigung bemerkt man, wie schnell sich das Aussehen des Thieres bessert, wenn solcher Liebesdienst ihm geworden ist. So lange die Fetzen noch an ihm herabhängen, sieht auch die bereits befreite Haut häßlich aus, weil das neue Haar wegen seiner Feinheit sie kaum bedeckt und nackt erscheinen läßt, während dieser Eindruck verschwindet, wenn sich erst wieder eine Gleichmäßigkeit in der Behaarung hergestellt hat.

Hinsichtlich seiner Nahrung macht der Bison geringe Ansprüche, d. h. er begnügt sich mit gewöhnlichem Futter. Unsere Gefangenen erhalten ungefähr dasselbe, welches man unsern Hausrindern vorwirft; doch verschmähen sie alle eingemaischten Getränke. Gutes Heu oder im Sommer Gras, Kleien, Körnerfutter, Kartoffeln und Möhren — das sind Stoffe, mit denen wir sie ernähren, und dabei befinden sie sich ganz vortrefflich. Zum Getränk erhalten sie nur reines Wasser. Daß sie gewisse Nahrungsstoffe vor andern bevorzugen, ist sicher, namentlich der Klee darf als ihr Leckerbissen bezeichnet werden. Der Klee ist es denn auch, welcher uns ein Zähmungsmittel der Thiere an die Hand gegeben hat; mit ihm locken wir sie jetzt nach jeder Stelle ihres Geheges hin, und ihn fressen sie uns ungescheut aus der Hand.

Unsere Gefangenen haben gegenwärtig einen großen Theil ihrer ursprünglichen Wildheit abgelegt: sie sind so liebenswürdig geworden, wie ein Bison dies zu sein vermag. Anfangs waren sie nicht blos scheu, sondern auch boshaft und wüthend. Beim Anblick ihres Wärters stürzten sie mit mächtigen Sprüngen aus ihrem Stalle heraus, im Gehege aber bedrohten sie den Mann in nicht mißzudeutender Weise. Wenn sie ihr Futter nehmen sollten, schlichen sie vorsichtig zur Krippe, und die geringste Störung scheuchte sie augenblicklich wieder zurück. Das verlor sich nach und nach gänzlich, und gegenwärtig verkehrt der Wärter unbesorgt mit ihnen. Er hat sie kennen gelernt, und sie haben in ihm ihren Freund und Wohlthäter erkannt. Jetzt folgen sie seiner Stimme oder gehorchen seinen Befehlen. Auch gegen mich beweisen sie eine große Zuneigung, weil ich mich ihnen niemals mit leeren Händen nahe. Sie wissen sehr genau, was es zu bedeuten hat, wenn ich die ihr Gehege begrenzende Wiese betrete, und erheben sich augenblicklich, wenn ich dort Gras pflücke, in der Absicht, es ihnen zu reichen, ja, sie lassen sich schon durch meinen Anruf herbeilocken. Beide kommen mir dann entgegen, schnaufen mich grüßend an und stecken die blauschwarze Zunge weit aus dem Maule heraus, um das ihnen vorgehaltene Futter in Empfang zu nehmen. Dabei bekundet der Stier jedesmal das ihm eigene Selbstgefühl: er will stets der Erste und Bevorzugte sein. So ausgezeichnet er sich sonst mit seiner Gefährtin verträgt — wenn es zum Futter geht, beansprucht er das Recht des stärkeren Geschlechts, und wenn die schwache Hälfte dies Recht nicht gutwillig anerkennen will, versucht er durch kräftige seitliche Hornstöße das ihm Versagte sich zu erzwingen. Er geräth dann in eine gewisse Aufregung, und die ohnehin trüben Augen erhalten einen wahrhaft unheimlichen Ausdruck. Ist das Futter verzehrt, so tritt der Frieden augenblicklich wieder ein.

Ich glaube nicht, daß man den Bison als ein geistig tiefstehendes Geschöpf betrachten darf, wie es wohl öfters geschehen. Es hält schwer, über die Höhe der geistigen Fähigkeiten eines so wenig umgänglichen Thieres sich klar zu werden; so viel aber meine ich annehmen zu dürfen, daß der Verstand durchaus kein geringer, sondern daß er im Umgange mit den Menschen einer weiteren Ausbildung wohl fähig ist. Zur Zeit hat man es freilich mit einem Wesen zu thun, auf welches die versuchte Zähmung noch sehr geringen Einfluß ausgeübt, und welches sich deshalb die Eigenschaften eines wilden Thieres treu bewahrt hat. Das trotzige Gefühl, das Bewußtsein der gewaltigen Kraft ist der Erkenntniß der Ueberlegenheit des Menschen noch nicht gewichen. Der Bison fühlt sich noch dem Gebieter der Erde gegenüber als ein Geschöpf, welches den Kampf mit Jenem nicht zu scheuen braucht. Dies aber wird sich ändern, und wären wir Kaukasier ebenso geschickt in der Behandlung der Thiere, wie die Indier es sind, besäßen wir die milde Anschauungsweise, die ruhige Gelassenheit und die zähe Ausdauer, welche die braunen Leute der Gangesländer wilden Thieren gegenüber mit so großem Erfolg benutzen: wir würden auch mit dem Bison weiter gekommen sein, als dies gegenwärtig der Fall. So viel ist sicher, daß ich von meiner nach der ersten Bekanntschaft mit diesem Thiere gefaßten Meinung zurückgekommen bin, mit anderen Worten, daß ich jetzt in dem Bison nicht mehr ein unzähmbares Geschöpf sehe, es vielmehr recht wohl für möglich halte, daß sich der Mensch auch ihn unterthänig machen kann.

Dieselbe Ansicht hat lange vor mir bereits Robert Wickliffe ausgesprochen, vielleicht derjenige Thierzüchter, welcher über den Bison die meisten Beobachtungen anstellen konnte. Wickliffe hat, wie er Audubon berichtet, dreißig Jahre lang diese Thiere in der Gefangenschaft gehalten, sie wiederholt zur Fortpflanzung gebracht, gefunden, daß sie sich mit andern Rindern kreuzen, und erfahren, daß die in der Gefangenschaft geborenen „Büffel" durchaus nicht wilder oder wüthender sind, als viele zahme Hausrinder. Der Mann glaubt auch, daß der Bison mit der Zeit ganz in derselben Weise ausgenutzt werden könne, wie irgend eine andere Race oder Art unserer Rinder; er verspricht sich namentlich in den zum Hausstand übergegangenen Thieren gute Milcherzeuger erhalten zu können.

Wir werden wohl thun, wenn wir uns so kühnen Hoffnungen einstweilen noch nicht hingeben; ebenso wenig aber dürfen wir den Bison derjenigen Beachtung für unwerth halten, welche er unzweifelhaft verdient. Unmöglich ist es nicht, daß der bekannte „Böblinger Rapsbauer" einst mit einem Bisongespann zu Markte fährt.

Pariser Bilder und Geschichten.

Die Zuaven.

Paris gleicht einem offenen Buche, aus dem man stets neue Dinge lesen kann. Gott allein weiß, wie vielen Poeten und Romanschreibern, Journalisten und Gelehrten dieses abenteuerliche Buch zur Quelle dient, aus der sie die seltsamen oder belehrenden, die heiteren oder rührenden Gegenstände schöpfen, die sie der Leserwelt mittheilen. In der That, diese Quelle scheint unversiechbar. Je mehr man Paris — dies moderne Babylon, wie es mit Recht genannt wird — nach allen Richtungen durchstudirt und durchstöbert, desto merkwürdigere Standpunkte bietet es den Forschungen des aufmerksamen Beobachters.

Nicht das am wenigsten Interessante, welches die interessante Weltstadt an der Seine dem Fremden vor Augen führt, ist ihr Straßenleben in seinem ewigen Wechsel, seiner bunten Mannigfaltigkeit von charakteristischen Erscheinungen, welchen allen mehr oder minder die französische Beweglichkeit und Grazie, der französische Esprit ein Gepräge aufdrückt, das es vom Straßenleben aller anderen Großstädte auf das Bestimmteste unterscheidet.

Der Soldat der verschiedensten Waffengattungen, der vornehme Guide als eigentlicher Leibwächter des Kaisers, die prachtvollen Centgardes, die blitzenden Kürassiere mit den gewaltigen Roßschweifen ihrer antiken Helme, die reichbetreßten Jäger zu Pferde, wie die einfache Rothhose der Infanteristen, — sie Alle sind stehende Typen in diesem unablässig verwandelten Kaleidoskop des Straßenlebens, und überdies Lieblinge des Publicums, denn der Pariser ist wie jeder Franzose ein großer Freund des Militärs; die Lieblinge der Lieblinge, die besonders gehätschelten und gepflegten Schooßkinder der Pariser und — der Pariserinnen aber sind die Zuaven, jene merkwürdige halborientalische Truppe, die einen höchst charakteristischen Theil der französischen Armee bildet.

Der Zuave trägt auf seinem glattgeschorenen Kopfe einen weißen Turban mit rothem Kopfeinsatz, an dem eine große gelbe Quaste herabhängt; seine Uniform besteht aus kurzer, offener Jacke und Weste von blauem Tuche, die mit schnörkelhaften Verzierungen von gelber Borte reich ausgeschmückt sind; seine rothen Hosen von türkischem Schnitt, die über dem Knöchel gebunden werden, sind sehr weit; enge, kurze Gamaschen von weißem Leder umschließen seine Füße derart, daß nur die äußerste Spitze der Schuhe sichtbar wird. Um den Leib gürtet er eine breite blaue Binde und über dieselbe einen schwarzen Ledergurt, an welchem ein kurzes, ziemlich breites Seitengewehr herabhängt, das er gleichzeitig auf die Miniébüchse, mit der er bewaffnet ist, als Bajonnet aufpflanzen kann. Wie man sieht, ist diese Uniform ziemlich phantastisch, und ein Bataillon Zuaven, das mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel auf dem Boulevard vorüberzieht, gewährt einen bunten, heitern, zugleich aber auch sehr imposanten und kriegerischen Anblick. Mit ihren bärtigen, sonnengebräunten, ausdrucksvollen Gesichtern erwecken die braven Soldaten unwillkürlich Antheil und Sympathie und verwunden die Herzen mancher Schönen.

Die Zuaven haben den sogenannten „Zouaoua's" ihren Namen entlehnt, Abkömmlingen eines Kabylen-Stammes, welche die Leibwache des Dey's von Algier ausmachten. Im Jahre 1830 kam der Marschall Clauzel auf den Gedanken, aus ihnen regelmäßige Bataillone zu bilden. Nach und nach stellte man unter diese barbarischen Horden auch civilisirte Soldaten ein, die ihren wilden Cameraden sehr bald das beständige Leben unter freiem Himmel, den Scharmützel-Krieg, die Kunst, Hinterhalte zu legen — kurz, die ganze heitere Seite des Partei-Krieges ablernten, der eine gewisse Poesie nicht abzusprechen ist. Dieses militärische Zigeunerleben, das ohnedies von den klimatischen Einflüssen unter dem heißen afrikanischen Himmel sehr begünstigt ward, sagte dem leichten, unabhängigen Sinn des französischen Soldaten ungemein zu, und so bildete sich nach und nach die kühne und verwegene Truppe aus, die man jetzt Zuaven nennt und die mit ihrem Spitznamen die „Schakals" der Armee heißen. Der Krieg ist ihr Element, der Kampf ihr Bedürfniß, das Wort Gefahr ist ihnen unbekannt, kein Hinderniß scheint ihnen unüberwindlich. Jubelnd rücken sie in ihren bunten Anzügen auf den Feind an, indem sie — den Cancan tanzen.

Es mag keine leichte Aufgabe sein, diese wilde Schaar anzuführen, und es gehört sicherlich eine feste Hand und ein eiserner Wille dazu, um sie in den Fesseln der militärischen Disciplin zu erhalten; auch findet man unter den Generalen, von denen sie nach und nach commandirt worden sind, die bedeutendsten Namen der französischen Armee, wie Espinasse, Chasseloup-Laubat, Cavaignac, Lamoricière, Bosquet, Bourbaki, Canrobert — alles muthige Löwen, welche die „Schakals" sehr wohl zu behandeln verstanden. Obgleich die Fahnen der Zuaven sehr durchlöchert sind, so kann man doch in den Falten dieser glorreich zerfetzten Banner die nachstehenden Siege ziemlich deutlich lesen: „Belagerung von Constantine", „Rückzug von Metcah-Mascara", „Schlacht am Oued-Fodalah", bei „Isly", an der „Alma", bei „Inkerman", am „Malakoff" und die Namen sämmtlicher Schlachten aus dem jüngsten italienischen Feldzuge.

Eigentliche Orientalen giebt es heutzutage nur noch wenige unter den Zuaven; dagegen hat Paris der Armee den stärksten Tribut an „Schakals" geliefert, meistens junge Leute, die irgendwie in ihrer Carrière verunglückt waren. Rechnet man nun zu dieser Jugend noch einen Stamm alter Soldaten, die, zum Unterschiede von dem jungen Anflug, Mahomeds genannt werden, so hat man die mosaikartig zusammengestellte Schaar beisammen, welche die bunte Zuaven-Compagnie bildet.

Die Tapferkeit des Zuaven ist über alles Lob wie über allen Zweifel erhaben; sie steckt schon in seiner Uniform. Nach dem Ausspruche eines alten Zuaven, den ich als competenten Richter anerkennen muß, sind die Eindrücke, die der Kampf hervorbringt, etwa folgende: Beim ersten Schuß denkt man an Gott, beim zweiten an seine Mutter, der dritte erweckt instinctmäßig den Trieb der Selbsterhaltung und man empfindet das widerwärtige Gefühl der Furcht; da kommt aber der vierte Schuß und trifft einen Cameraden, das fließende Blut ruft das Gefühl der Rache hervor, und beim fünften Schuß denkt man schon gar nicht mehr an sich selbst, alle geistigen Kräfte vereinigen sich in dem einzigen Wunsche, den gegenüberstehenden Feind zu vernichten. Nach und nach entwickelt sich die Schlacht immer mehr, die Colonnen rücken näher aneinander heran, der Pulverdampf umhüllt wie ein dichter Schleier die Schrecknisse des Kampfes, und wie Milton's Engel, die im Chaos mit einander rangen, fechten die Kämpfenden blindlings und wie in der Finsterniß! Die Gefahr erhöht und stählt nur ihren Muth, der sich nach und nach in die vollkommenste Todesverachtung verwandelt. So erklären sich auch die zahllosen Beispiele von Unerschrockenheit, an denen die Geschichte der Zuaven überreich ist.

Bei Balaklava wird einem Signalisten die rechte Hand abgeschossen, er nimmt sein Signalhorn in die linke Hand und sagt: „Meine Mutter wollte durchaus, daß ich das Geigenspiel erlernen sollte, nun ist es ein wahres Glück, daß ich mir diese Mühe erspart habe!" In der Schlacht an der Alma mußten die Zuaven auf Befehl des Marschalls Saint-Arnaud einen hohen, ganz glatten Erdwall stürmen, und nachdem sie dieses fast unglaubliche Kunststück mit unsäglichen Anstrengungen und unter mörderischem Feuer ausgeführt hatten und auf der Höhe anlangten, befanden sie sich ganz unvermuthet in einem schönen Weinberge, den die Russen stark besetzt hielten. Sie vertrieben nun zunächst die Russen und machten sich sodann über die Weintrauben her — die Kanonen donnern, die Kartätschen hageln auf sie herab, aber sie lassen sich durchaus in ihrem Genusse nicht stören und rufen, indem sie der feindlichen Artillerie die Trauben entgegenhalten, im näselnden Tone der Pariser Obstverkäuferinnen: „Echte Weintrauben von Fontainebleau, süß wie Honig! zwei Sous die Traube, sechs Sous das Pfund!"

Der Zuave ist mit dem Tode vertraut; er hat diesen düstern Gast oft und sehr nahe gesehen und fürchtet ihn nicht. Trotz seiner scheinbaren Gleichgültigkeit gegen heilige Dinge ist er im Grunde ein ganz guter Katholik, hält große Stücke auf den Feldgottesdienst, schmückt den dazu erforderlichen Altar so schön wie möglich mit Blumen aus und hat für die Feldprediger, die seinem Corps beigegeben sind, eine hohe Achtung. Einer dieser Geistlichen, ein junger Priester aus der Pariser Diöcese, der Abbé Parabère, erfreut sich der ganz besonderen Gunst der Schakals, weil er brav ist wie ein Löwe und sein heiliges Amt ganz unerschrocken im dichtesten Kugelregen ausübt. Bei Inkerman wird ihm sein

Pferd unter dem Leibe erschossen, da besteigt er ohne lange Ueberlegung eine Kanone und folgt der Schlacht, wie ein zweiter Turenne, auf diesem sonderbaren Gefährt, zum großen Jubel seines Bataillons. Er ist ein Priester ganz wie für den Zuaven-Geistlichen geschaffen; er versteht es außerordentlich seine „Schakals" zu behandeln; er raucht, trinkt und flucht, — unschuldige Flüche, die er sich selbst, zu seinem Gebrauch in Nothfällen, zurecht gemacht hat, so meint er. Einige Tage vor der Schlacht bei Magenta tritt er an einen alten Zuaven, einen „Mahomed" des Bataillons, heran, der als ein energischer Jesuitenfeind bekannt war und auch durchaus kein Hehl daraus machte.

„Nun, alter Schakal," redete ihn der Abbé an, „Dir ist wohl warm?"

„Sehr warm, Herr Abbé!"

„Komm und trink ein Glas Wein mit mir, potz Federmesser und Tintenfaß! Das darfst Du mir nicht abschlagen; ein Jesuit bezahlt ja die Zeche!"

„Sie sind sehr gütig, Herr Abbé!"

„Bist Du ein Pariser Kind?" fragt der Geistliche weiter, indem er die Gläser vollschenkt.

„Echtes Pariser Kind aus dem Faubourg St. Antoine," lautet die Antwort.

„Lebt Deine Mutter noch?"

„Ja, Gott sei Dank! und sie hat mich sehr lieb."

„Du magst ihr große Sorgen gemacht haben, Schlingel!"

„Leider ja, und das thut mir aufrichtig leid, denn sie ist gar so gut!"

„Hier, trink ein zweites Glas auf ihre Gesundheit. Du warst gewiß ein rechter Raufbold, Spieler, Säufer, liefst allen Mädchen nach?"

„Das muß wahr sein, Herr Abbé! Verliebt war ich, wie eine magere Katze, Millionen-Schock . . ."

„Still! Ich glaube gar, Du fluchst auch?"

„Zuweilen, Herr Abbé, wenn's kalt ist."

„Nun wahrhaftig, Du hast alle Laster an Dir, und wenn Du Deine Gewissenskanonen ausfegen wolltest, müßtest Du eine der sieben Todsünden nach der andern herauswerfen."

„Das glaube ich fast auch, Herr Abbé!"

„Trink ein drittes Glas auf Deine Besserung. Apropos, man sagt mir, daß Du durchaus nicht zur Beichte gehen willst; ist das wahr?"

„Ja, das ist wahr. Sehen Sie, Herr Abbé, Sie sind ein braver Mann, ein wahrer Teufelskerl, und ich schenke Ihnen meine Achtung; aber weder Sie, noch alle Engel oder Heiligen des Paradieses brächten mich dazu einen Beichtstuhl zu betreten!"

„Das hast Du vor der Hand auch gar nicht nöthig, alter Starrkopf! denn Du hast mir soeben hier beim Glase Wein, ohne es zu wissen und zu wollen, Deine Generalbeichte abgelegt. Das genügt mir vollkommen, und Du magst Dich sträuben und weigern wie Du willst, ich ertheile Dir hiermit feierlichst vor allen Deinen Cameraden die Absolution!"

Man kann sich vorstellen, welchen Jubel diese Scene unter den „Schakals" hervorrief und wie sehr sie die Popularität des Abbé Parabère erhöhte! —

Schon seit längerer Zeit hat man den Zuaven die Beleidigung angethan, ihnen ganz eigenthümliche und sonderbare Ansichten über das Eigenthumsrecht zuzuschreiben. Nun wäre es allerdings möglich, daß die afrikanischen Feldzüge ihre Begriffe über diesen zarten Punkt einigermaßen verwirrt hätten, denn in Feindesland nimmt man es wohl im Allgemeinen mit der Frage über „Mein und Dein" nicht so genau, und so mag ihr Ruf als ausgelernte und abgefeimte Plünderer nicht ganz ungerechtfertigt sein. Sie halten sich aber stets in den Grenzen der erlaubten Plündereien, und ihre Fingerfertigkeit in dieser Beziehung erstreckt sich nur auf eßbare Gegenstände. Sie sind nämlich große Freunde aller Art culinarischer Genüsse, ihr „Fristi", das heißt ihre Mahlzeit, geht ihnen über Alles, so daß sie kein Mittel verschmähen, das ihnen die Süßigkeiten der Tafelfreuden erhöhen könnte. Sie organisiren Raubzüge auf Hühner und Enten, frische Eier und Speck; bei diesen Unternehmungen ist ihnen ein Bekleidungsstück von höchstem Nutzen, das ich bei der obengemachten Aufzeichnung ihrer Uniform anzugeben vergessen habe; es ist dies ein weiter, braunwollener Mantel, der mit einer ungeheueren Kapuze versehen ist, und diese Kapuze ist trefflich geeignet, die erbeuteten Gegenstände bereitwillig aufzunehmen und in ihren weiten Falten geheimnißvoll zu verbergen. Vor Sebastopol schlich sich ein Zuave allabendlich bis dicht vor die belagerte Stadt heran und holte daselbst alle möglichen Eßbedürfnisse, namentlich auch frische Radieschen, frische Butter rc. Er kam stets mit sehr reicher Beute zurück und wurde nach und nach zum Generallieferanten sämmtlicher Officierstische ernannt, was ihm einen ansehnlichen Verdienst einbrachte, namentlich von Seiten der Herren Engländer, die mit klingenden Guineen zu bezahlen pflegten. Einige Wochen lang setzte der Zuave dieses Geschäft glücklich und ungestört fort; eines Abends aber fehlten plötzlich die Radieschen auf den Officierstischen — große Bestürzung! man zieht Erkundigungen ein: der arme Generallieferant hatte pünktlich zur gewohnten Stunde seinen Beutezug angetreten, aber — er war nicht mehr zurückgekehrt! —

Die Zuaven besitzen überhaupt eine reiche Erfindungsgabe, wenn es gilt, sich neben ihrer spärlichen Löhnung kleine Nebenverdienste zu schaffen. Zahlreiche Episoden liefern hierfür den Beleg; ich theile eine davon mit, für die ich meinen Gewährsmann nennen will, es ist Alexander Dumas. Ich selbst habe sie aus dem Munde des großen Romanciers gehört, der sie aus Algier, wo sie sich zugetragen, mitgebracht hat.

Eine Commission, welche wissenschaftliche Forschungen anzustellen beauftragt war, befand sich in der Stadt Oran, wo das dritte Zuaven-Bataillon in Garnison stand. Eines Tages ließ sich ein Zuave beim Präsidenten dieser Commission melden. Er hatte einen kleinen Käfig in der Hand, in welchem ein langschwänziges Thier sich ängstlich hin und herbewegte.

„Was bringen Sie mir denn, mein Freund?" fragte der Präsident, der ein sehr gelehrter Mann war.

„Ich bringe Ihnen ein kleines Thier, Herr Präsident, und glaube kaum, daß Sie in Ihrem Leben jemals etwas dergleichen gesehen haben."

„Zeigen Sie mir doch das Wunder!"

„Hier, Herr Präsident!" und der Zuave überreichte dem gelehrten Herrn den Käfig; dieser betrachtet den Inhalt sehr aufmerksam und ruft nach einer kurzen Pause ziemlich enttäuscht:

„Das ist ja eine Ratte!"

„Ja wohl, eine Ratte; aber eine Ratte mit einem Rüssel, wie Sie bemerken werden, Herr Präsident!"

„Wie so, eine Ratte mit einem Rüssel?"

„Betrachten Sie das Thier nur genau, Herr Präsident, prüfen Sie, nehmen Sie die Lupe, um besser zu sehen."

Der Gelehrte betrachtet, prüft, nimmt die Lupe und entdeckt, daß die Ratte wirklich einen Rüssel hat, der mit der Nase zusammenhängt, ziemlich beweglich scheint, aber aufwärts gekehrt ist. Er ist höchst erstaunt über dies Phänomen, das ihm ganz unerklärlich scheint, und fragt endlich den Zuaven, was die Ratte kosten soll.

„O Herr Präsident," entgegnete der Krieger, „das seltene Thier hat eigentlich gar keinen Preis; indessen Sie sollen es für hundert Franken haben!"

Der Gelehrte würde sich jedenfalls zu einem noch höheren Preise verstanden haben, um nur in den Besitz des seltenen Exemplares zu gelangen; er untersucht es nochmals und entdeckt, daß es ein Männchen ist.

„Könnte ich nicht auch das Weibchen haben?" fragt er den Zuaven.

„Wenn Sie mir für das Männchen hundert Franken bezahlen wollen, werde ich zusehen, daß ich Ihnen auch das Weibchen schaffe."

„Wann das?"

„Das ist schwer zu bestimmen, denn diese Thiere sind höchst selten und sehr schwer zu fangen; vielleicht in vier Wochen —"

„Gut denn, in vier Wochen! Ich verlasse mich auf Sie. Hier sind vorläufig hundert Franken, und wenn Sie mir das Weibchen bringen, sollen Sie die gleiche Summe haben."

„Ich danke Ihnen, Herr Präsident!" ruft der Zuave sehr vergnügt, steckt das Geld ein und trollt von dannen. Pünktlich nach vier Wochen erscheint er ganz triumphirend wieder und überreicht dem Gelehrten eine weibliche Rüsselratte; dieser betrachtet das Thier, findet Alles in schönster Ordnung, zahlt dem Zuaven abermals 100 Francs und ist ganz entzückt sich nun im Besitz eines so phänomenalen Rattenpaares zu befinden. Seine gelehrten Collegen beneiden ihn um diesen Schatz und setzen Himmel und Erde in Bewegung, um sich ebenfalls Rüsselratten zu verschaffen.

Anfangs schien dies ganz und gar unmöglich, denn kein Mensch kannte diese Thiere. Nach und nach fanden sich aber auf dem Markt zu Oran mehr und immermehr Rüsselratten ein, so daß sie gar keine Seltenheit mehr waren. Das kam daher, weil das Recept der Rüsselrattenfabrication verrathen worden war! Dieses Recept war sehr einfach: man nahm die Schwanzspitze einer Ratte und pfropfte dieselbe auf die Nase einer anderen, unterhielt diese Verbindung mit einem Heftpflaster und umwickelte das ganze Thier, damit es den Verband nicht zerstören konnte; nach vierzehn Tagen gab man ihm die Freiheit wieder, und die Rüsselratte — oder vielmehr das Kunststück, war fertig; die inoculirte Schwanzspitze saß ebenso fest an der Nase, wie etwa der Kamm auf einem Hahnenkopfe. Man kann sich vorstellen, daß die Enttäuschung und der Aerger des hochgelehrten Präsidenten nicht gering war, als sich ihm das Geheimniß der Entstehung seiner so theuer erkauften Rüsselratten enthüllte.

Man erzählt sich, wie gesagt, eine Unzahl derartiger Anekdoten, die alle mehr oder weniger dem erfinderischen Scharfsinne der Zuaven viel Ehre machen. In der Regel sind es die Araber, die dem Speculationsgeist der „Schakals" zum Opfer fallen; auch sind diese armen Eingeborenen sehr mißtrauisch geworden und halten sich so viel wie möglich auf ihrer Hut.

Es giebt unter den Zuaven auch viele Künstler und Kunstverehrer, namentlich sind sie, wie fast alle Franzosen, leidenschaftliche Anhänger Thaliens. Das Theater ist ihnen Bedürfniß, und da ihre nomadenartige Lebensweise sie dieses Genusses öfters beraubt, so haben sie sich selbst ein Theater geschaffen und die dazu erforderlichen Mimen aus ihren Reihen gewählt; die Kunstreisen, die sie später unternahmen, haben ihrer künstlerischen Begabung auch in Deutschland Anerkennung verschafft. Das erste Zuaventheater wurde in Algier gegründet. Ein Tourist, der das Land bereiste, wünschte natürlich auch das Zuaventheater kennen zu lernen, um so mehr als er einige Bekannte unter den „Schakals" hatte, die zufällig hervorragende Mimen waren und von denen sich besonders einer, ein junger hübscher Mensch, in der Darstellung von Frauenrollen auszeichnete. Man giebt ein Stück von Scribe: „Louise oder die Wiedervergeltung", und der junge Zuave spielt die Rolle der Louise. Unser Tourist mag diese Vorstellung natürlich nicht versäumen, aber im Augenblick, wo er sich anziehen will, um sich in den militärischen Musentempel zu begeben, vermißt er seine Fußbekleidung, ein Paar neuer sehr schöner Lackstiefeln. Aergerlich über den Verlust, hilft er sich so gut er eben kann und eilt in's Theater. Louise tritt auf; sie ist sehr zierlich angezogen, kokettirt mit dem Publicum, und um das Parterre ganz und gar zu entzünden, zeigt sie auch ihre netten Füße, an denen — die neuen Lackstiefeln des nicht wenig erstaunten Touristen prangen!

Man liest häufig, daß die Zuaven, namentlich im Felde, Katzen zu Begleiterinnen wählten, die sie auf ihren Tornistern trügen; das ist ein Irrthum. Ein „Mahomed", den ich darüber befragte, sagte mir ganz naiv: „Wenn wir Katzen hätten, würden wir sie essen!" Dagegen haben die „Schakals" Hunde, die ihnen auf ihren Beutezügen vortreffliche Dienste leisten; zuweilen richten sie sich auch Affen ab. Ein kranker Zuave, der zu seiner Herstellung die Luft des Vaterlandes einathmen sollte, brachte sich als Reisegefährtin eine große Feldmaus aus Algier mit; er hatte sie an seine Zündnadel festgebunden, sie fraß ihm aus der Hand und hieß „Gallipoli".

Der Zuave ist in Frankreich außerordentlich populär; übrigens kennt er auch seine Popularität und ist sich seines Werthes bewußt. Sein Bataillon aber geht ihm über Alles, und er hängt mit ganzer Seele an seiner Fahne, der er mit Begeisterung und mit festem Siegesvertrauen folgt. Er ist ein vortrefflicher Camerad, und es herrscht unter den „Schakals" ein bewundernswürdiger Corpsgeist, der von den „Mahomeds" gepflegt und erhalten und den neu eintretenden Rekruten sogleich und, wenn es nöthig ist, sehr energisch eingeimpft wird. Den „Mahomeds" gilt es für ein Glück und für die höchste Ehre, Zuaven zu sein! Wer von dieser Ansicht nicht ganz durchdrungen ist, thut besser dem tapfern Corps fern zu bleiben; denn wie der Wachtmeister in „Wallenstein's Lager" denken die Zuaven:

> „Der Soldat muß sich können fühlen;
> Wer's nicht edel, wer's nicht nobel treibt,
> Lieber ganz vom Handwerk bleibt!"

Federzeichnungen aus Thüringen.

Erstes Blatt.

Mecklenburg in Thüringen.

Von **Ludwig Walesrode.**

I.

Den armen Mädchen, welche in dem geographischen Institute von Justus Perthes zu Gotha Landkarten illuminiren, macht gewiß keine Karte mehr Mühe und Noth, als die des kleinen thüringischen Landes. Müssen sie doch, mit dem Aufwande aller Farben des Tuschkastens, eine deutsche Vielherrschaft veranschaulichen, wie sie nirgendwo anders in unserm zerrissenen Vaterlande so buntscheckig zusammengeschweißt ist. — Preußen, Kurhessen, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, die Fürstlich Reußischen Lande älterer und jüngerer Linie, und dazu freundnachbarlichst Sachsen-Altenburg und Baiern, das Alles wälzt und windet sich in mäandrisch verschlungenen Grenzlinien durcheinander, daß es dem Beschauer bunt vor Augen flimmert, wie wenn er lange in das wirr blendende Farbenspiel der Chromatropen hineingeschaut. — Und mit welcher peinlichen Genauigkeit müssen nicht alle diese Linien auf der Karte gezogen werden! Ein einziger unvorsichtiger Zug mit dem Pinsel, ein einziges in die Breite fließendes Farbentüpfelchen könnte einen Heinrich LXVII. von Reuß-Schleiz der Hälfte seines Landes berauben und sonst noch zu den intricatesten Grenzstreitigkeiten führen. Es giebt Stellen in Thüringen, wo auf ein von herzoglich gothaischem Gebiete laut in den Wald hinein gerufenes Wort gleichzeitig ein herzoglich sachsen-meiningisches, ein großherzoglich sachsen-weimar-eisenachisches und ein königlich preußisches Echo antwortet. — Hie und da ist noch dazu ein Bröcklein „fremdländisches" Gebiet mitten in irgend ein anderes engeres thüringisches Vaterland, wie ein Meteorstein vom Himmel, man weiß nicht wie, hineingefallen. So könnte es einem arglosen Ferienreisenden, der etwa auf einer Fußwanderung nach dem auf gothaischem Grund und Boden romantisch gelegenen Oberhof ein Heft, vielleicht dieses Heft der „Gartenlaube" aus der Tasche zieht, um lesend sich den Weg zu kürzen, leicht widerfahren, daß er plötzlich von einem Diener königlich preußischer Gerechtigkeit mit sammt seiner Lectüre, „im Namen des Gesetzes!" confiscirt wird. Warum auch achtete er nicht des Fußpfades, der ihn mit einem einzigen unvorsichtigen Schritte hineintreten ließ in die königlich preußische Enclave Suhl, allwo, wie überall im Großstaate Preußen, die „Gartenlaube", nach dem Beschlusse der Berliner Rota, auf den Index der verbotenen Schriften gesetzt ist? — Vor Kurzem wurde vor dem Schwurgerichte zu Gotha gegen einen Wilddieb, wegen Attentats auf einen Forstbeamten, ein Proceß verhandelt, der schon einmal, aus internationalen Competenzbedenken, auf mehrere Monate vertagt werden mußte, weil während der Verhandlung gewichtige Zweifel darüber entstanden waren, ob die Kugel, welche in der Nähe eines kurfürstlich hessischen Forsthüters in einen kurhessischen Baum eingeschlagen, von preußischem oder gothaischem Gebiete abgeschossen worden war. Um das herzoglich gothaische forum delicti zu begründen, mußte eine förmliche Grenzregulirung angeordnet und durch eine von einer besondern Commission bewirkte sorgfältige topographische Kartenaufnahme festgestellt werden, daß der Busch, hinter welchem der Wilderer sein Gewehr abgefeuert, kein königlich preußischer, sondern ein herzoglich sächsisch-coburg-gothaischer Busch gewesen, wenn auch die Kugel, bevor sie in's Kurhessische gelangte, ein Stück königlich preußischer Luft pfeifend durchschnitten hatte. Und doch betrug die Distanz zwischen dem Schützen und seinem Ziel nicht volle 70 Schritte!

Trotz alledem und alledem ist das Thüringer Land so voll neckischen Landschaftszaubers, so walddustig und bergfrisch, daß der von so viel Herrlichem angemuthete Wanderer darüber leicht und gern jene buntscheckige Zerlapptheit vergißt. Er braucht ja eben vor Wald die — Schlagbäume nicht zu sehen.

Freilich, zu dem vielen Uebrigen jetzt noch gar ein Mecklenburg in Thüringen, das ginge wohl Manchem über den Spaß und über den Ernst! —

Möge sich indeß der Leser durch die Ueberschrift dieser Skizze nicht beunruhigen lassen. Es handelt sich hier nicht um ein mecklenburgisches Paschalik, das etwa plötzlich über Nacht, aus heiler Haut, durch Gebietstausch, Erbschaft, Verzicht, Verkauf oder irgend eine souveraine Laune, mit Mann und Maus an Mecklenburg gefallen wäre. Der Wanderer durch Thüringen hat, nach wie vor, nicht zu fürchten, daß in den aus grüngoldigem Waldesschatten hallenden Wettgesang von Drossel, Amsel, Finke und Nachtigall und was sich sonst aus schwanken Baumwipfeln vernehmen läßt, die Stockschläge einfallen könnten, mit denen im Lande der Obotriten die Nationalhymne auf der Kehrseite der Landeskinder, zur Belebung vaterländischer Gesinnung, taktirt wird.

Ich spreche von einer lieblich grünen Scholle thüringischer Erde, auf welcher ein gar trefflicher mecklenburgischer Poet, der für sein übervolles Dichterherz in seinem engern — ach nur zu engen — Vaterlande „kein Hüsung" gefunden, sich sein Mecklenburg aufgebaut hat.

Wer von meinen Lesern wüßte jetzt nicht, daß ich von Fritz Reuter spreche? —

Aber die mecklenburgische Dichterenclave in Thüringen ist durch kein Farbenpünktchen auf der Karte markirt; kein Wegweiser streckt zuvorkommend den hölzernen Zeigefinger darauf hin; selbst der rothe Bädeker, der sonst Alles weiß, scheint nichts davon zu wissen, und die polizeilich concessionirten Führer durch den Thüringer Wald würden den Fremden groß ansehen, der sich bei ihnen erkundigte, wo denn Mecklenburgisch-Thüringen läge.

Ich hoffe daher, von den Wanderern durch das Thüringer Land werden gar manche mir Dank dafür wissen, daß ich ihnen mit diesem nicht gerade verstohlenen Fingerzeige den Versteck verrathe, hinter den Fritz Reuter sich zurückgezogen, um ungestört seiner Muse und seiner Muße zu leben. Wir Leute von der Feder sind nun einmal ein indiscretes Volk; was wir auf dem Herzen haben, das müssen wir uns auch vom Herzen herunterschreiben. Ich meine aber außerdem, daß so ein Poet „von Gottes Gnaden", wie Fritz Reuter einer ist, gar nicht das Recht habe, incognito sich vor dem Volke verleugnen zu lassen, das ihn liebt und verehrt.

So bitte ich denn den Leser, mir und meiner Schilderung zu folgen.

Der vom Bahnhofe quer durch Eisenach wandernde Wartburgzügler gelangt über einen stattlichen Marktplatz, zwischen dem residenzlichen Schlosse und der lindenbeschatteten St. Georgskirche, vorüber an der blumengeschmückten Boutique einer „kohlensauren Jungfrau" — wie der Berliner mit besonderer Genugthuung bemerken wird — an die „obere Predigergasse", an deren Ecke ein großer goldener Pfeil im schwarzen Felde, mit der Ueberschrift: „Nach der Wartburg", ihm officiell die Richtung des Weges anzeigt, den er einzuschlagen hat. Doch der Wanderer braucht sich vom Pfeile nicht auch das Symbol der Schnelligkeit, wie es am Kragen der Telegraphenbeamten angedeutet ist, zu Gemüthe zu führen. Umgekehrt rathen wir ihm, sich hübsch Zeit zu lassen, damit er nicht außer Athem gerathe, und des Weges zu achten, der ihm reichlich lohnende Umschau und Rückblicke gewährt. Am Ende des kurzen Gäßchens schlägt er links den eigentlichen Bergpfad nach oben ein, auf den zur besondern Sicherheit noch ein zweiter, blitzgeschlängelter Pfeil hinweist. Hier befindet sich der Wanderer bereits einige 50 Fuß über der Sohle des Wartburgberges, bis zu dessen Kuppe hinauf er etwa noch 550 Fuß zu „klimmen" hat, wie wir dem des Bergsteigens unkundigen und darum um so mehr auf dieses Abenteuer verpichten norddeutschen Ferienreisenden zu Liebe sagen wollen. Denn im Grunde ist das Steigen hier nicht gar zu schwer. Wenn der Wanderer nicht gerade ein hektisches Mädchen ist, oder ein kurzathmiger Staatshämorrhoidarius, oder ein langbeiniger englischer Tourist, oder ein greinender ungezogener Range wohlgezogener Eltern, der auch einmal reiten will, kann er sehr füglich des langohrigen grauen Saumthieres entrathen, das an der „Eselsstation" gesattelt und gezäumt seiner Reiter und Reiterinnen wartet. — Dieser Station gegenüber, rechts an der Straße, liegt, am sanft sich abdachenden Berghange hingestreckt, der Eisenacher Friedhof, voll eingegrünter und beblümter Grabeshügel, aber leider auch besäet mit Aschenurnen, abgebrochenen Säulenschaften, Pyramiden und verhüllten Genien, deren schwülstig sentimentaler Zopfstyl an die sogenannten Buchdruckerstöcke auf den Büchertiteln aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erinnert.

Der Fremde wird indeß durch das „memento mori!" am Wege sich nicht die Berglust verkümmern lassen, die seiner wartet.

„— — — Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht empor in die reinen Lüfte."

Etwa 100 Schritte weiter und steiler aufwärts eröffnet sich links, über ein durch die dichtbewachsene hohe Laubhecke führendes Gartenpförtchen hinweg, dem Blicke ein eng gerahmtes landschaftliches Idyllenbild, wohl werth in dem Skizzenbuche oder der Erinnerung des Wanderers mitgenommen zu werden.

Der steilen Bergwand ist ein Garten abgewonnen, dessen saubere Kiespfade zwischen Blumenbeeten, Rasengrün, Sträuchern und Baumgruppen hinaufklettern bis an die tiefer dunkelnden Waldschatten und sich wiederum thalwärts senken zum nachbarlich traulichen Verkehr mit den Dächern, Schornsteinen und kleinen bescheidenen Gärten der unten am Bergsaume liegenden Häuschen. Ein in moosiges Gestein eingelassener Stufenweg führt vom erwähnten Pförtchen hinauf zu dem auf einen terrassirten Abhang keck hingestellten Schweizerhause, das uns mit seinen spiegelhell in's Weite leuchtenden Fenstern, seinen vorspringenden Giebeln, Altanen und Erkern gar zuthunlich anheimelt. Das ist keine jener abgedroschenen, meist auch abgeschmackten Variationen über ein architektonisches Schweizerthema, wie man deren gegenwärtig, zum Ueberdrusse, und leider unpassend genug, im norddeutschen Flachlande, sogar in der kaum einige Zoll über den Horizont der Wasserlinie hervortauchenden Marschebene sieht oder auch — hört! Architektur ist ja, nach Schlegel, gefrorene Musik. Wir haben hier ein wirkliches leibhaftiges Schweizerhaus vor uns, von vorherrschend luftig leichter Holzconstruction und doch wohnlich warm und sicher an die schützende Bergwand gelehnt, wie es eben zweckmäßig und malerisch in die Berge hineinpaßt, auch wenn diese, wie unsere Thüringer Waldgebirge, keine Gletscherfirnen hinauf in den Himmel strecken. Allein, wie naiv dieser Bau auch das Typische des Schweizer Styles widergiebt, so verräth doch die Anmuth der Gliederung an Façade und Profil, vor Allem die arabeskenfeine, wie mit der Feder gezogene Zeichnung der schwebenden Gallerien, der Balkenknäufe, der hölzernen Träger und Simse an den weit vorspringenden Giebeldächern und die an den Mauern gar zierlich sich markirende Verriegelung des Gebälkes und der Holzständer eine feine künstlerische Hand, wenn nicht schon die aus der Stirnmauer unter dem linken Giebelfelde hervortretende, von einem Consol getragene Statue, einen altdeutschen Meister des Baugewerks im Style Peter Vischer's darstellend, unverkennbar auf den Künstler hinwiese. Und in der That ist der Erbauer und Besitzer dieses Schweizerhauses derselbe Architekt, welcher die Restauration der Wartburg, nach Ritgen's Entwürfen, geleitet hat — der Bauinspector Dittmar, ein Schüler Meister Ziebland's in München.

Und wie gar idyllenfriedlich erscheint dieser Erdenwinkel erst dem Wartburgspilger, wenn derselbe zurückblickend das Auge weithin über die Landschaft schweifen läßt, auf welche die Fenster und Altane des Schweizerhauses hinabschauen; über die von üppig frischem Gartengelände umrankte Stadt Eisenach hinweg, in eine meilenweite, von der Eisenbahn durchschnittene fruchtbare Thalebene, mit Dörfern, Weilern, Waldungen und gleich grünen Landseen wogenden Halmfeldern, bis an die in wellenförmigen Linien übereinander sich thürmenden Höhenzüge, welche den von Erfurt in der Richtung nach Gerstungen und Lichtenfels dampfenden Schienenzug zur rechten Hand begleiten und unter denen kurz vor Eisenach die scharfprofilirte nackte Felswand des aus der Tannhäusersage bekannten Hörselberges auftaucht.

„Hier muß gut wohnen sein!" dürfte gewiß mancher Wanderer, mit einer Anwandlung menschlich verzeihlichen Neides, ausrufen.

Nun, auch Fritz Reuter war der Meinung, daß das Fleckchen nicht gar übel wäre, sein „Hüsung" darauf aufzuschlagen, und das hat er denn auch vollführt. Er haus't mit seiner Gattin

im ersten Stock, während sein Wirth, Herr Bauinspector Dittmar, das Erdgeschoß des Schweizerhauses bewohnt.

Von den Tausenden norddeutscher Verehrer Fritz Reuter's, die allsommerlich von Eisenach aus zur Wartburg aufsteigen, dürften nur wenige wissen, ahnen, wie nahe sie der Weg vorbeiführt an der Wohnung ihres plattdeutschen Lieblingsdichters, aus dessen Schöpfungen ihnen ein nie versiechender Quell herzerfrischenden Humors entgegensprudelt. Ueber das niedrige Gartenpförtchen hinüber könnte der Wanderer dankbar grüßend die Hand des Dichters drücken. Und wie Manchem von den heurigen Sommerreisenden, die seit einem vollen Jahre ohne alle weitere Nachricht geblieben sind über das Schicksal des wackern „Entspecters Hawermann", welcher bekanntlich am Ende des zweiten Bandes von „Ut min Stromtid", durch den unverantwortlichen Leichtsinn des Windhundes Fritz Triddelfitzens in so unverdiente Schmach und Noth geräth, würde es nicht zur tröstlichen Beruhigung gereichen, aus des Dichters eigenem Munde zu erfahren, daß endlich Alles in dem nächstens die Presse verlassenden dritten Bande zu einem glücklichen Ausgange führt und daß auch der engherzige Zamwell Pomuchelskopp seinen Lohn und seine Prügel erhält! —

Ich habe diesen Wohnsitz Fritz Reuter's als eine mecklenburgische Enclave mitten in der bunten, thüringischen Vielherrschaft bezeichnet, als ein Mecklenburg in Thüringen. Ist das eine poetische Licenz, so hat mich eben der Poet zu dieser Licenz berechtigt.

Fritz Reuter hat in der That sein Vaterland mit nach Thüringen genommen, nicht an seinen Schuhsohlen, aber in seinem volkstreuen Herzen. Er fand eine waldfröhliche Scholle am Fuße der Wartburg und mit dem Rechte des souverainen Dichters, dem die Welt gehört, hat er für Mecklenburg davon Besitz genommen. Freilich nicht für das berüchtigte Stock-Mecklenburg, an dessen Grenzen sich der Wanderer, wenn er nicht etwa Weinreisender ist, scheu vorüber drückt, sondern für jenes Mecklenburg, das in Leid und Lust, in Sitte und Sprache eines gemüthsinnigen Volkslebens, dem Dichter Geburt- und Heimstätte gewesen und ihm eine unwandelbare Seelenheimath geblieben ist.

Und welche Wunder weiß nicht so ein Poet mittels des Zaubers schöpferischen Humors zu vollführen!

Vor den Fenstern seines Arbeitszimmers rauschen und wogen die Baumwipfel aus tiefem Felsengrunde; von seinem Schreibtische aber schaut er sinnenden Blickes, das Herz voll Heimweh und Heimlust, hinein in die weitgestreckten fetten Bodenflächen Mecklenburgs. Gehöfte und Dörfer tauchen auf mit landwirthlich derben Staffagen um Haus und Scheuer, mit Eggen, Pflügen, Rüstwagen, Düngerhaufen, Pfützen, mit Pferden kräftig runden Schlages, breitgehörnten, feisten Rindern, grunzenden Schweinen, mit gänsebrüstigem und sonstigem Federvieh, überhaupt Allem, was zum lebenden und todten Inventarium einer ländlich mecklenburgischen Idylle gehört. Aus den frisch gerissenen Furchen des Sturzackers duftet der Brodem mecklenburgischer Erde. Zwischen Pappeln und geköpften Weiden schleicht eine Landstraße über die weite Ebene dem Horizont zu. Eine Postkutsche arbeitet sich eben durch das tief ausgefahrene Geleise hindurch. Der Schwager wird wohl nichts dagegen haben, daß die Phantasie des Dichters als „blinder Passagier" aufhockt. Das Fuhrwerk fliegt nur um so rascher dahin. Hat doch der Poet seinen Pegasus mit vorgespannt. Da grüßen schon über enggedrängte Giebel und Dächer hinüber die Thürme von Malchin, Parchim, Dömitz, „Bramburg", „Stemmhagen". Das alte Vaterhaus erschließt sich dem Dichter. Er streift durch die Straßen, in denen sich die Erinnerungen seiner Kindheit tummeln; er besucht alte Schulfreunde, Nachbarn und wunderliche Käuze seiner Bekanntschaft. Die Meisten deckt längst das Grab, dem Dichter aber leben sie. Von allen Seiten umtönt ihn das landsmännische Plattdeutsch in voller Treuherzigkeit und Einfalt altväterisch ererbter Ausdrucksweise und doch wiederum so voll natürlichen Humors und lebendigen Volkswitzes. Die patriarchalische Idylle, wie sie in Mecklenburg noch zu Hause ist, der bürgerliche Lebensroman, wie er dort in räumlich und social eng zugeschnittenen Verhältnissen sich abspinnt, die ergötzliche Schnurre ꝛc., das Alles zieht in bunten Erlebnissen und Gestalten an des Dichters geistigem Auge vorüber und doch in der ganzen Frische der Gegenwart, als wär's noch greiflich, unmittelbar, blutwarmen Hauches. Und was er so schaut und empfindet, schreibt Fritz Reuter aus seinem Herzen und seinem Tintenfasse mittheilsam nieder im ehrlichen Platt, auf daß seine plattdeutschen Mitmenschen sich daran erbauen und ergötzen. Die Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar und Ludwigslust aber läßt es in Rostock drucken auf etwas gar „grisem" Papier, das an die alten deutschen Volksbücher „gedruckt in diesem Jahre" erinnert, als wollte der Verleger auf diese Weise seines Autors Volksthümlichkeit noch besonders illustriren, was er gar nicht nöthig hat.

Fritz Reuter's Bücher sind in Tausenden und Abertausenden von Exemplaren, in immer neu sich folgenden Auflagen, über das weite Sprachgebiet des plattdeutschen Idioms und noch weit darüber hinaus gewandert; über die preußischen Marken und Pommern hinauf gen Osten, wo an der Weichsel der in plattdeutscher Volksmundart gebotene Tagesgruß der dankenden Erwiderung in slavischer Zunge begegnet, und höher hinauf über den Pregel hin, wo an einem Tische in der Dorfschenke nicht selten plattdeutsche „Dönchen" mit litthauischen Dainos wechseln. Dann wieder westwärts, hin über Niederelbe und Weser, über den braunschweigischen und hannöverschen Harz, hinunter bis an den friesischen Küstensaum, dann abwärts über das Münsterland zum Niederrhein, überall allüberall sind Fritz Reuter's Schriften die Zierde des Familien-Bücherschrankes und die zerlesensten Bücher der Leihbibliotheken. Auch im europäischen Auslande, auch jenseits des atlantischen Oceans, in New-York, am Mississippi, Missouri, in Californien, inmitten der mexicanischen Sierren, in Honolulu, in der Havanna, kurz wohin nur Mecklenburger und Hamburger Kinder, Schleswig-Holsteiner, Hannoveraner, Oldenburger ꝛc. von Geschäftswegen verschlagen worden sind, wird jede neue Schrift Fritz Reuter's mit Jubel begrüßt als ein treuer Bote, der gar viel Herziges und Anmuthendes aus der fernen Heimath zu erzählen weiß.

Für seine des Plattdeutschen kundigen Landsleute ist Fritz Reuter ein Dichter am häuslichen Heerde geworden.

Ich nenne ihn einen Dichter, obwohl gerade die dem Leser sylbenweis zuscandirten und in Reime gefaßten Dichtungen — ich nehme die im Einzelnen so wunderliebliche „Vagel- un Minschengeschicht: Hanne Nüte" nicht aus — nicht das Bessere sind, was Fritz Reuter geschrieben hat; ich nenne ihn einen Volksdichter, wenn auch kein Lied von ihm im Munde des Volkes lebt. Er darf in seiner Weise dem Franzosen Beranger dreist das Wort nachsprechen: „Le peuple c'est ma muse!" — Hat doch in der That Fritz Reuter bereits seinen tönenden Rhapsoden gefunden! Ich erinnere an den Mecklenburger Schulmeister, der vor Kurzem eine förmliche Kunstreise durch einen Theil von Norddeutschland gemacht hat, um vor einem großen, entzückt lauschenden Publicum, wie z. B. in Hamburg, Erzählungen von Fritz Reuter mit dem echten Accent und in der naiven Tonart des Mecklenburger Platt vorzutragen. In einer Residenz — ich glaube in Schwerin war's — wurden ihm sogar die Vorlesungen von Polizeiwegen verboten, weil dieselben dem Besuche des Theaters Abbruch thaten.

Man kann aber außerdem sicher sein, fast in jedem geselligen Kreise des nördlichen Deutschland Jemanden zu finden, der sich auf seine Virtuosität im Vorlesen Reuter'scher Dichtungen etwas zu Gute zu thun weiß und der für alle Fälle einen Band derselben in der Tasche mit sich führt. Selbst in vornehmen Cirkeln, wo sonst Musik, Aesthetik und die Phrase des höheren Schliffs herrscht, ist mit Fritz Reuter das Plattdeutsche mehr als blos salonfähig geworden; es ist an der Tagesordnung oder — um mich correct auszudrücken — an der Abendordnung der Salons. — Ich bin in Hamburg auf einer Soirée eines mit Millionen an der Bank bezifferten Hauses gewesen. Die glänzenden und zugleich comfortabel eingerichteten Gesellschaftsräume zeugten von jenem feinfühligen Geschmack, den der prahlende, beutelstolze Parvenu sich nimmer aneignen wird. Der prachtvolle Flügel war geöffnet. Auf dem Notenpulte lag eine Chopin'sche Etude aufgeschlagen und harrte der kunstfertigen Finger der Dame vom Hause, die, wie mir bekannt, mit einer an Meisterschaft grenzenden Virtuosität ihr Instrument zu beherrschen wußte. Es fehlte auch nicht an einer Sängerin, deren seelenvollem Augenaufschlage man es ansehen konnte, daß sie sich für Mendelssohn's „Auf Flügeln des Gesanges" im Voraus stimmte; auch war ein tüchtiger Baryton da, mit dem sie aus classischen und neueren Opern manch reizendes Duett beifallssicher vortragen konnte. Ein Cello lehnte in einer Ecke neben einem Violinkasten. Es war sichtlich Alles auf einen musikalischen Abend eingerichtet.

Da zog einer der Gäste, der als leidenschaftlicher und auch guter Fritz Reuter-Vorleser bekannt war, einen Band der „Olle

Kamellen“ aus der Tasche, Einigen aus der Gesellschaft vertraulich mittheilend, er habe das Buch für den Nothfall mitgebracht, um unter Umständen eine Lücke im Repertoir der Unterhaltung damit auszufüllen. Aber der Name „Fritz Reuter“ und „Olle Kamellen“ war von den Nächststehenden gehört, das Buch gesehen worden, und „Fritz Reuter“ und „Olle Kamellen“ ging es von Mund zu Mund durch den Saal. Bald war der erwähnte Herr von der ganzen Gesellschaft umdrängt. „Bitte, bitte, vorlesen!“ klang's von allen Seiten. Das dringende Ersuchen des Herrn und der Frau vom Hause, welche letztere liebenswürdig auf die eignen Lorbeeren verzichtete, um ihrer Gesellschaft und ihrer selbst willen — denn auch sie gehörte zu den Verehrern Fritz Reuter's — machte dem höflichen Sträuben, das der Gast der Erfüllung dieses Wunsches entgegensetzte, ein Ende.

So wurde denn aus der projectirten musikalischen Soirée mit Chopin, Mendelssohn, Figaro's Hochzeit, Casta Diva und was sonst noch — ein plattdeutscher Fritz Reuter-Abend. Wohl an zwei Stunden hing die Gesellschaft am Munde des Vorlesers, in stetem Wechsel von heiterem Lachen und tiefer Rührung, die auf allen Gesichtern lag und in leisen und lauteren Ausrufen sich kund gab. Ein eigenthümliches Phänomen aber war es, wie nachher an der mit fürstlichem Luxus servirten Tafel, in einer der gewähltesten Gesellschaften Hamburgs, wo sonst ein unvorsichtig ausgestoßenes plattdeutsches Wort betrachtet wurde wie etwa eine plebeje Matrosen-Theerjacke, die sich in einen eleganten Cercle gedrängt, hinüber und herüber plattdeutsche Scherzworte gewechselt wurden. Selbst junge Damen, denen man noch die französische Pension anmerken konnte, bewiesen ohne Scheu ihre Geläufigkeit im hamburgschen, dem mecklenburgschen geschwisterkindlich ähnlichen „Pladddütsch“, das sie als Kinder noch mit den altbürgerlichen Großeltern, mit Amme und Dienstboten geplaudert. Und je kleiner und rosiger der Mund, um so allerliebster stand ihm das treuherzig neckische Platt.

So weiß Fritz Reuter mit der Wünschelruthe Poesie das Herz des Volkes auch in jenen Schichten zu finden und zu rühren, die als höhere Gesellschaft ihr Leben von dem Leben des Volkes getrennt haben. Was unser Schiller in seinem Liede „An die Freude“ singt:

„Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt,“

das gilt auch von der wahrhaften, aus freudiger Seele quellenden Volkspoesie.

Diese allgemeine Volksthümlichkeit verdankt Fritz Reuter lediglich seinem treuen Humor, der den Kern seines ganzen innern Menschen bildet. Er ist ein echter Poet, weil er ein echter Humorist ist. — Es ist unsern Aesthetikern noch nicht gelungen, den Begriff des Humors in faßlicher, erschöpfender Definition festzustellen; der Humor spottet eben humoristisch der haarspaltenden Gelehrsamkeit, die sein ungebundenes Wesen in ein trockenes Schema hineinzwängen will. Und wenn wir Fritz Reuter selbst fragten, wie er denn eigentlich seinen Humor zu Wege bringt, er würde uns kein anderes Recept geben können, als dieses: „Nimm einen Bogen Papier, eine Stahlfeder oder auch nach Belieben einen Gänsekiel, befeuchte diesen von Zeit zu Zeit mit einigen Tröpfchen Tinte und schreibe nieder, was dir Kopf und Herz dictiren. Punctum!“ Aber was bedarf auch die Welt der Definition des Humors! An seinen Werken erkennt sie den Humoristen, der den schlummernden Humor in ihrem eignen Herzen weckt. Das ist genug. —

Fritz Reuter's Wohnung am Fuße der Wartburg.

Fritz Reuter hat nicht, wie Cervantes, die Welt mit einer unsterblichen, tragikomischen Figur des übermüthigen Humors beschenkt; er hat nicht — um lieber von einem gar trefflichen deutschen Humoristen zu reden — wie Carl Immermann in seinem „Münchhausen“, ein anmuthig inniges Liebesleben von duftig poetischem Hauche in eine Arabeske hineingezeichnet, aus deren wilden Ranken, Blüthen und Blättern uns gar märchenhaft närrische Zerrbilder anlachen. Nirgends in seinen Schriften begegnet uns eine Carricatur, die in allegorischer Uebertreibung der menschlichen Thorheit spottet; nirgends führt er uns Verhältnisse und Schicksale vor, die über die Sphäre bürgerlicher Möglichkeit hinaus sich in's Abenteuerliche verlieren oder für die nur der Dichter den Glauben seiner Leser fordern kann. Die Menschen, wie sie uns aus Fritz Reuter's Büchern entgegentreten, kommen uns in ihren Physiognomieen, ihrer Haltung, Sprechweise und ihrem Behaben, selbst in ihrer Kleidung so bekannt vor, als müßten wir sie schon irgendwo gesehen haben, oder als könnten wir denselben jeden Tag begegnen. Auf gleiche Weise nimmt das Schicksal dieser Menschen, das Fritz Reuter im bunten Wechsel von heiteren und ernsten Verwicklungen vor unseren Augen sich abspinnen läßt, den Verlauf eines gewöhnlichen Alltagsschicksals an, wie es nun einmal in den enggezogenen

Verhältnissen des Kleinlebens „ländlich — sittlich" zu sein pflegt. — So bin ich vor Kurzem noch in Gotha von einem Verehrer Fritz Reuter'scher Schriften, für dessen Ungeduld der dritte Band von „Ut min Stromtid" gar zu lange auf sich warten ließ, alles Ernstes, als ob es sich um wirkliche Lebensverhältnisse handelte, gefragt worden, ob ich nicht wüßte, ob der Herr von Rambow auf Pümpelshagen doch am Ende durch seine steigenden Geldverlegenheiten genöthigt sein werde, sein Gut an den gemeinen Kerl, den Zamwell Pomuchelskopf, gegen einen Spottpreis abzutreten, oder ob vielleicht der Jude Moses noch einmal sich herbeilassen werde Geld vorzuschießen. — Ich mußte dem Herrn keine bessere Antwort zu geben, als daß ich ihm achselzuckend bemerkte, ich müßte über diese Angelegenheit noch ein discretes Schweigen beobachten — wobei derselbe sich denn auch beruhigte.

Aber das ist eben das Verdienst Fritz Reuter's, daß er seine Schöpfungen zu Erlebnissen seiner Leser macht, daß er diese zur Mitleidenschaft, zur Theilnahme an dem Geschicke schlichter Menschen zwingt, an denen sie sonst kalt und theilnahmlos vorübergehen. Die optische Täuschung, daß der Leser selbst zu finden glaubt, was der Dichter für ihn gefunden, ist eben der Triumph des Dichters.

Fritz Reuter nimmt die Menschen wie sie sind, aber wie sie sich nur den humanen Anempfindungen des Humoristen offenbaren. Die Gestalten treten aus des Dichters schöpfungsfreudiger Seele wie aus einem goldig lichten Hintergrunde hervor. Ein mild ironischer Zug umspielt selbst die trüben Ereignisse, die der Dichter ebensowenig wie das Leben seinen Menschen ersparen kann. In Fritz Reuter's Dichtungen ist nirgends etwas Weinerliches, ungesund Sentimentales. Auch in verzweifelten Lebenslagen erscheinen die komischen und naiven Persönlichkeiten in der vollen Komik und Naivetät ihres Wesens, dessen sie sich nun einmal nicht entäußern können. Es hilft dem Leser nichts — er mag noch so gerührt und erschüttert sein — er muß unter Thränen lächeln, vielleicht auch lachen. —

Hat doch auch der freudig goldige Glorienschein des Humors das Haupt des Dichters umleuchtet in den Kasematten preußischer Festungen, wo er, zu vieljähriger Gefangenschaft anstatt der Todesstrafe begnadigt, das Verbrechen abbüßen sollte als studirender Jüngling nutzlos für die deutsche Einheit geschwärmt zu haben. Man schrieb damals die dreißiger Jahre, in Preußen regierte Friedrich Wilhelm III., und Herr v. Kamptz führte die politischen Untersuchungen.

Die elende Philisterseele, die Fritz Reuter's von Humor übersprudelndes und doch so rührendes Buch „Ut min Festungstid" ohne Lachen, ohne Thränen und ohne Ingrimm lesen könnte, verdiente einen besonderen Ehrenplatz unter den Amphibien der vorzüglichsten aller zoologischen Gärten Deutschlands.

Ein unterirdischer Riesenbau im Oberharze.

Am Nachmittage des 5. August d. J. umstanden in der Nähe des am Fuße des Harzes gelegenen braunschweigischen Fleckens Gittelde, einige hundert Schritt von der Kunststraße, Tausende das Portal eines sogenannten Stollen-Mundlochs. Bergleute vom Oberharze und Landbewohner, nebst Curgästen aus dem nahen Badeorte Grund, harrten auf den Augenblick, wo eine in Clausthal in der Grube Elisabeth eingefahrene Mannschaft hier zu Tage austreten würde. Die Versammlung galt der Eröffnung eines großartigen Baues, der sich würdig den Aquäducten der Römer und allen Tunnelbauten der Neuzeit an die Seite stellt. Um dem Leser ein Verständniß dieses wichtigen Unternehmens zu vermitteln, muß ich indeß etwas weiter ausholen.

Der Harzer Bergbau war, wie öfter schon, durch die mit den bisherigen Mitteln nicht mehr zu beseitigenden Grundwasser gefährdet. Man hatte letztere bisher theils durch sogenannte Künste, d. h. Pumpenwerke, gehoben, theils in Abzugscanälen, Stollen, abgeleitet. Pumpenwerke heben bekanntlich das Wasser nur 32 Fuß hoch. Die hier angewendeten sind so zusammengesetzt, daß jede tiefer liegende Pumpe das 32 Fuß in die Höhe geförderte Wasser einer höher liegenden übergiebt. Die Pumpen werden durch mächtige Wasserräder, welche auf der Oberfläche von den Gefällen eines wohlgeordneten Teich- und Grabensystems bewegt werden, in Thätigkeit gesetzt. Das Gestänge, welches die Pumpenstangen hebt, dient in manchen Gruben zugleich zum bequemern Aussteigen der Bergleute aus dem Schachte. Es ist begreiflich, daß mit der zunehmenden Tiefe dieser Schächte die Lasten, welche die Gestänge zu halten und zu heben haben, ungeheuer und bei übergroßer Tiefe endlich unmöglich werden, zumal wenn im Frühlinge schmelzende Schneemassen die Grube zu „ersäufen" drohen. — Weit einfacher ist die Entfernung der Grundwasser durch Stollen, deren Bau aber kostspielig und zeitraubend ist. Schon 1525 wurde der erste (Dreizehnlachter-) Stollen, der in Wildemann etwa 1300 Fuß über dem Spiegel der Nordsee mündet, getrieben, und in demselben Jahrhunderte sah man sich zu noch drei andern Stollenanlagen veranlaßt. Dadurch konnte der Bergbau zweihundert Jahre lang ungestört betrieben werden. Die Tiefe der Gruben unter der Sohle der vorhandenen Stollen nahm aber zu, die unterirdischen Maschinen hoben die Wassermenge nicht mehr bis zu jenen Stollen, und wieder drängte der überhandnehmende Feind den Bergmann, durch tiefere Stollen Abhülfe zu schaffen. Da faßte man nach längeren Untersuchungen und Verhandlungen 1771 den Plan, einen Stollen von der Bergstadt Grund aus zu den Clausthaler Gruben zu führen. Dieser Stollen — nach König Georg III. „Tiefer Georg-Stollen" genannt — wurde in zweiundzwanzig Jahren (1777—99) mit einem Kostenaufwande von 412,141 Thlr. beendet. Er liegt etwa 970 Fuß unter Tage, ist mit allen Querdurchschlägen gegen $2^1/_2$ deutsche Meilen lang und nimmt die Gewässer der Clausthaler, Zellerfelder und Bockswieser Gruben auf.

Da aber bei seiner Beendigung einzelne Schächte schon tief unter seine Sohle niedergebracht und die Gesenke nur mit großer Anstrengung in Fluthzeiten von Wassern frei zu halten waren, so genügte sehr bald auch diese kostspielige Anlage nicht mehr. Vier Jahre nach Vollendung des Georg-Stollens suchte man deshalb die Tiefbaue der Hauptgrubenreviere durch eine 400 Fuß tiefere Wasserstrecke zu sichern, ermöglichte damit auch eine Concentration der Wasserwirthschaft und vermittelst Kähnen den Transport der Erze. Aber einen Ausgang hatten diese Gewässer nicht, sie mußten bis auf den Georg-Stollen gehoben werden, und die angestrengtesten Leistungen der Maschinen waren nicht immer im Stande, die Fluthen zu bewältigen, zumal auch der Georg-Stollen durch die Menge der hindurchdringenden Gewässer oft in Gefahr war, verstopft zu werden. Der Bergbau stand an einer Grenze, über welche hinaus nur der Bau eines tiefsten Tagestollens sichere Hülfe bringen konnte.

Erst 1850 kam indeß das Bergamt auf Grund markscheiderischer Messungen und allseitiger Erwägungen zu dem Beschluß, den jetzt in Gittelde mündenden Stollen in Angriff zu nehmen. Das königl. hann. Ministerium genehmigte den Plan, die allgemeine Ständeversammlung des Königreichs stimmte dem Kostenanschlage von 419,000 Thalern bei, die herzogl. braunschweigische Regierung kam hinsichtlich des Ansetzpunktes in Gittelde dem Unternehmen entgegen, und so konnte am 21. Juli 1851 der Bau begonnen werden. Das Werk erhielt nach dem verstorbenen Könige den Namen Ernst-August-Stollen. Die Arbeit wurde auf zehn verschiedenen Punkten der Stollenlinie zugleich in Angriff genommen, was die Beendigung sehr beschleunigte. Ueberall in gleichen Dimensionen, nämlich bei einer Höhe von etwa 9 und einer Weite von 6 Fuß, hat der Canal auf der ganzen Länge einen gleichmäßigen Fall von 5,4 Zoll auf je 658 Fuß. Man hatte auf eine Arbeitszeit von 22 Jahren gerechnet, aber schon nach 12 Jahren 11 Monaten erfolgte am 22. Juni dieses Jahres der letzte Durchschlag. Es giebt einen Begriff von der Großartigkeit des Unternehmens, wenn man bedenkt, daß die ganze Länge des Stollens, einschließlich aller Nebenstrecken, 11,819 Lachter oder drei deutsche Meilen beträgt; daß etwa $1^1/_2$ Million Bohrlöcher in felsiges Gestein gearbeitet und über 2000 Centner Pulver verschossen wurden. Die Bohrlöcher aneinander gereiht würden eine Gesammtlänge von 60—70 deutschen Meilen ergeben.

Nur der frohe Sinn und die wie der Stein feste Beharrlichkeit des Bergmanns haben, wenn wohl oft auch unter Seufzern

nach ungezählten Millionen von Schlägen mit dem schweren Fäustel das große Werk zu Stande gebracht zum bleibenden Zeugniß der Thatkraft des Bergbewohners.

Daß das Ziel, wenn auch mit größeren Kosten, welche die so viel früher möglich gemachte Benutzung des Stollens reichlich ausgeglichen, so bald erreicht wurde, ist zweierlei Umständen zu verdanken: der höchsten Genauigkeit und Sicherheit der markscheiderischen Messungen und der anerkannt vortrefflichen Ausführung der bergmännischen Arbeiten. Daß auf einer so ungeheuren Strecke genau der oben erwähnte Fall der Stollensohle von 5,4 Zoll auf 100 Lachter eingehalten ist, daß bei den neun verschiedenen Durchschlägen Sohle und Wangen fast ohne Differenz aufeinander trafen, daß man in der geraden Linie vor dem Mundloch auf 5925 Fuß Entfernung das Tageslicht erblickt — alles dieses ist Beweis sowohl der wissenschaftlichen Begabung des Markscheiders, wie des kunstfertigen bergmännischen Betriebes. Jenen haben selbsterfundene Instrumente, so auch die Anwendung starker Magnete bei der Durchschlagsrichtung unterstützt; dieser ist planmäßig und klug geleitet und unter treuester Benutzung der Arbeitskräfte so rasch zu Ende gebracht. —

Der oberharzische Beamte, der mir diese Angaben machte, sprach eben noch von den Verunglückungen beim Bau und den Erzgangaufschlüssen, welche der Betrieb zu Wege gebracht, da bewegte sich drängend die Volksmasse vor dem mit Thürmen und Zinnen geschmückten, aus Sandstein-Quadern erbauten Portal des Mundlochs, und tief ergreifend erklang ein „Nun danket Alle Gott!" welches die eigentliche feierliche Einweihung des großen Baues einleitete.

Aus Aller Augen sprach die Freude, und auch die nicht unmittelbar bei dem Stollenbetriebe betheiligten Bergleute und sonstigen Bergbewohner waren, weil sie die Bedeutung des Werkes zu würdigen verstanden, froh bewegt im Hinblick auf eine für den Grubenbetrieb hoffnungsreiche Zukunft. Die frohe Stimmung der Festgenossen, die Vereinigung von frommem Ernst und reiner Freude, wie sie selten so harmonisch gefunden werden, bestimmten mich, der ich eigentlich nur zufälliger Zuschauer der Feier war, schnell dem weitern Verlauf der Festlichkeiten beizuwohnen. Fand ich auch in der Volksmenge keinen Bekannten — am Oberharze fühlt man sich bald heimisch, und wenn irgendwo im lieben deutschen Vaterlande, so kommt man hier offen und treuherzig dem Fremden entgegen.

Wir gingen über die Berge nach Grund, während eine Menge bereitstehender Equipagen auf die Mitglieder der Behörden harrte, die in einem neben dem Mundloche aufgestellten Zelte die während der Stollenfahrt getragene bergmännische Kleidung ab- und den Beamtenrock anlegten. Ein Grubenbursche, der seinem Herrn Geschwornen Grubenlicht und Anzug getragen, mußte mir von der Fahrt erzählen. In einem Zechenhause in der Nähe des Elisabether Schachtes waren Morgens sechs Uhr die Fremden aus Hannover, Braunschweig, Oesterreich und Preußen, das Bergamt und sonstige oberharzische Beamte mit einem Choral empfangen worden. Nachdem die Bedeutung des Stollens und an einem Grubenrisse dessen Richtung und Verbindung mit den weit verzweigten Grubenrevieren erläutert war, wurden die 70 Personen, welche die Fahrt unter Vorauftritt eines Bergmeisters und des Berghauptmanns mitzumachen beabsichtigten, verlesen. Für gefahrlose Einfahrt in den erleuchteten bis zum Stollen über 1200 Fuß tiefen Schacht war möglichst Sorge getragen. Bei dem ungewohnten Niedersteigen an so langen, senkrecht stehenden Leitern wird Mancher an das Loos des alternden Bergmanns gedacht haben, der nach zwölfstündiger saurer Schicht aus der nassen Tiefe und dem Pulverdampfe mit kurzem Athem und zitternden Knieen hinaufsteigt, um am Abend mit den Seinigen eine kärgliche Mahlzeit zu halten, einige Stunden auszuruhen und früh Morgens vielleicht zum letzten Male hinunterzufahren. Doch bei dieser Fahrt am 5. August fehlte es an Erquickung und Stärkung nicht. Auge und Ohr empfingen bleibende Eindrücke. Bemerkenswerthe Stellen waren durch transparente Inschriften bezeichnet. Acht Schiffe, mit Guirlanden und Tannenzweigen geschmückt, nahmen die unterirdischen Reisenden auf. Zuvor aber ward ein Imbiß und ein Glas Portwein gereicht. Im vordersten Schiffe hatte ein Musikchor, im letzten eine Sängerschaar Platz genommen. Auch ein Kanonenboot deckte den Rücken und die donnernden 21 Kanonenschläge am Herzog Wilhelm-Schachte machten gewiß manches Herz erbeben, denn in diesen verschlossenen Tiefen findet die Schallwelle keinen Ausweg und schlägt um so mächtiger in's Gehör. Drei neuen Durchschlagspunkten war durch gußeiserne Tafeln bleibende Erinnerung gegeben. Man hatte dann die Schiffe verlassen und ging auf dem gedielten Fußboden (Tretwerk) des Stollens fort. In einem weiten schön decorirten Raume unterhalb der Bergstadt Wildemann wurde gefrühstückt. Endlich war das Mundloch erreicht, wo beklommenen Herzen bei dem fröhlichen „Glück auf!" im Sonnenlichte wieder leicht wurde.

Unter diesen Mittheilungen hatte ich Grund erreicht. Die Angehörigen des Bergfaches fanden dort im größten Speisaale des Curorts eine gute Tafel, und erst nach Mitternacht passirten die Gäste auf ihrem Wege nach Clausthal das Spalier von Hüttenleuten mit Fackeln auf der Frankenscharner Silberhütte.

Der folgende Morgen brachte neue Ansichten. Eine ungeheuere Schaar von Bergleuten aus allen sieben Bergstädten folgte, festlich geschmückt mit grünen Schachthüten und schwarzem Hinterleder, den Bergfahnen und Musikchören, um zur Kirche zu gehen. Ich sage nichts von der Predigt, aber die gewaltigen Tonmassen möchte ich schildern können, die sich aus so vielen sonoren Männerstimmen entwickelten. Trotz der umfangreichen Orgel und der funfzig Blechinstrumente war der Gesang vorherrschend. Auf den Bergen ist der Gesang zu Hause, und zumal in Kirchenmelodieen ist der Bergmann sicher. Eben so wie die Tonmasse imponirte daher das klangreiche Metall der Stimmen. — Nicht weniger interessant war am Abend die bergmännische Aufwartung, bei welcher wieder in bester Ordnung alle Berg-, Poch- und Hüttenleute, letztere, wie die Fuhrleute, in weißen Kitteln, ferner Turner und Singvereine im Scheine unzähliger Grubenlichter und Fackeln, mit Fahnen und Emblemen vor dem Amtsgebäude des Ortes erschienen. Etwas ganz Originelles bot ein wie Kartätschenfeuer knatterndes Peitschenconcert der Harzer Fuhrherren und ihrer Knechte, die auf ein mit einer Laterne am Dache des Amthauses gegebenes Zeichen präcise einsetzten und eben so gut pausirten, wenn das Licht verschwand. Imposant war auch der Eindruck, welchen die von den Bergleuten bei den Festgesängen emporgehobenen Grubenlichter machten: der große Platz wurde zu einem Lichtmeere. Der Schluß der großartigen Scene zeigte, wie ihr Beginn und Verlauf, die beste Ordnung, und bald waren die letzten Grubenlichter in der dunklen Ferne verschwunden. Man ahnte auf den stillgewordenen Straßen nicht, welche Lebenslust und Munterkeit dem Harzer innewohnt, aber sie kam am folgenden Tage zum Durchbruch. Das Bergamt war bedacht gewesen dem großen Ereigniß schließlich durch ein großartiges Volksfest Erinnerung zu geben. Zu dem Ende war auf dem geräumigen Schützenplatze ein Zelt gebaut, wie es in solchen Dimensionen und solchem Schmuck niemals auf dem Oberharze gestanden. Das Zelt bedeckte einen Raum von 36,000 Quadratfuß und enthielt vier Tanzsäle, und muntere Pochknaben credenzten unablässig Lager- und Süßbier aus nicht versiechender Quelle. Ein unerschöpfliches Büffet lieferte Speisen. Es mögen mehr als 8000 Personen hier Platz gefunden, oder vielmehr sich im buntesten Gemisch gedrängt und geschoben haben. So eng aber auch der große Raum wurde — Tausende standen noch auf dem Schützenplatz, oder hörten in einem andern Zelte auf die vortreffliche Concertmusik der braunschweigschen Regimentsmusiker — nirgend vernahm man doch Zank und Streit. Man hatte weislich den Bergleuten die Aufrechterhaltung der Ordnung selbst überlassen, die nun durch zahlreiche Festordner, an weißen Armbinden kenntlich, trefflich überwacht wurde. Nirgend war in der ungeheuren Menge Polizei zu sehen, und die gute Disciplin, die überall bei dem Bergwesen herrscht, prägte sich unverkennbar auch im Feste aus. An Witz- und Scherzworten, Trinksprüchen und Reden, Gesang und Gelächter suchten die Festgenossen einander zu übertreffen. — Die Scheidewand der Stände war auf zehn Stunden gefallen. Die höchsten Beamten traten einmal dem Untergebenen in einer ihm wohlthuenden Weise nahe, und wie Bürger in seinen „Weibern von Weinsberg" launig berichtet, so wurde auch hier „durchgetanzt mit Allen", bis am Morgen dem Feste durch einen „Kehraus" ein heiteres Ende gegeben ward. So herrschte im Innern des mit Lampions und Kronleuchtern erhellten Zeltes „reine Freude und Glück"; außen aber konnte sich die Menge nicht satt sehen an der feenhaften Erleuchtung des in allen Farben prangenden Portals. In Transparenten brannten die Wappen der sieben Bergstädte und ein weithin leuchtendes „Glück auf!" —

Dem Beschauer eines solchen Lichterglanzes liegt, wenn droben die ewigen Lichter still darein schauen, der Gedanke nah: wie bald wird diese Gluth erloschen sein! Doch die Veranlassung, welche diesem Feste Bedeutung gab, der Bau in der Tiefe, den die Noth erfand, wird den spätesten Geschlechtern noch Bewunderung abzwingen. Die edelste Festfreude hat ihren Grund in der Hoffnung einer gesegneten Nachwelt.

B—t.

Blätter und Blüthen.

Ein christlicher Heide. „Nichts Neues giebt es unter der Sonne!“ das ist ein Citat, das Viele bereit haben, am meisten die Stoiker des modernen Salons, bei denen das nil admirari zum feinen Ton gehört. Dennoch aber passirt Neues, wenigstens neu nach Menschengedenken, wenn auch vielleicht die Möglichkeit vorliegt, daß in verschollenen Culturperioden untergegangener Welten einer oder der andere Präcedenzfall sich ereignet haben mag. Hat je ein Sterblicher als Privatwohlthäter sieben Millionen Thaler bei Lebzeiten an die Armen vertheilt und sich nach seinem Tode den Geiern und Raben als Speise vorlegen lassen? Ich bezweifle, daß irgend ein Chronist oder Memoirensammler dem Aehnliches aufspüren kann. Und doch handelte so ein Mann, Sir Dschamsedschi Dschidschibhoy, Baronet, Kaufmann seines Gewerbes in Ostindien und London, Millionär der Millionäre nach seinem Glück und Feueranbeter seiner Religion nach.

Es giebt in London ein kleines Bethaus der Parsen und Feueranbeter, und wie bei den alten Vestalinnen, wird auch hier das Feuer immer in Brand erhalten von einem „in festem Gehalte“ stehenden Feuerdiener. Alljährlich wird vor der Flamme ein großes Fest von den Parsen in London begangen, das Nowroz genannt, und dasselbe Fest begeht man an demselben Tage bei den Feueranbetern in Arabien, in Persien, in Indien und in Bokhara, diesseits und jenseits des räthselhaften Aral Sees in Mittelasien. Auch in London begrüßen sie privatim mit besonderer Feier noch den Aufgang und den Untergang der Sonne, mit einem Ritus, der von dem märchenhaften Zoroaster herrühren soll, und kein Parse löscht je ein Feuer, wäre es auch nur das Flämmchen einer Kerze oder das phosphorische Licht eines patentirten Streichhölzchens. Die parsischen Commis in den Comptoirs der reichen handeltreibenden Parsen Londons, wie jene Parsen, die als britische Beamte — man denke sich feueranbetende Geheimräthe und Oberzollcontroleure! — in den Bureaux der Präsidentschaften von Bombay und Madras angestellt sind, haben immer gefällige christliche, muselmännische oder der Hindurace angehörige Collegen zur Hand, welche, wenn ein Brief gesiegelt oder eine Pfeife angezündet wurde, das heilige Feuer des Wachs- oder Talglichtes oder Zündholzes verlöschen, nachdem solches unter den anwesenden Parsen ängstlich von Hand zu Hand gewandert. Die Parsen, die ich zu Gesichte bekam, erschienen sämmtlich in der Gestalt gewichtiger Financiers, welche, eine ungeheure, braune, kürbisartige Mütze auf dem schwarzhaarigen Kopfe, in feinen schwarzen Oberröcken englischen Schnitts und in tadellosen schönlackirten Halbstiefeln durch das Gewühl der City laviren. Sie sind Friedensleute nach dem Systeme des Friedensapostels Elihu Burrit, trotz des martialischen Schnurrbarts, der ihnen quer durch das gelbbraune Gesicht wächst, und trotz der großen asiatischen Feueraugen. Sie sind sehr „respectirt“, weil hochangeschrieben bei den Banken, und das Accept eines Feueranbeters ist „pique-fein“, um im Berliner Börsenjargon zu reden. Wird aber gar der bloße Name „Sir Dschamsedschi Dschidschibhoy“ erwähnt, so nimmt jeder Engländer inwendig den Hut ab, da dies auswendig nicht Landessitte, der Erwähnte aber irgendwo in Indien bestattet liegt und Verstorbene ohnehin keine Ansprüche auf Höflichkeit mehr zu erheben pflegen.

Obwohl Sir Dschamsedschi Dschidschibhoy nicht zu der parsischen Colonie Londons gehörte, sondern nur England zeitweise besuchte, ist sein Name doch aller Welt dort bekannt, in ganz Asien aber zum Sprüchwort geworden, mit dem Beinamen „der große Bottle Wallah“ (Flaschen-Fürst). Er war ein Bettlerkind von Bombay und begann seine Laufbahn als ein „selbstständiger“ Händler mit leeren Flaschen, als er noch ein Knabe im Straßenjungencostüm, mit einem Geldpapierkäppchen auf dem Kopfe und spitzen Pantoffeln an den Füßen. Wie der moderne Erzvater Rothschild schwang er sich vom kleinen Trödler in zehn Jahren zum reichen Manne empor; die leeren Flaschen wichen den vollen, die leeren Theekistchen ganzen Theeschiffen, und nachdem er ein reicher Mann geworden, was die Welt „reich“ nennt, wurde er steinreich, denn Demanten und Rubinen wanderten in hunderten seiner eigenen mit Goldstaubhügeln gefüllten Schiffe durch den ganzen indischen und stillen Ocean.

Große Ostindienfahrer wurden sein zu vielen Dutzenden, sein bis auf den kleinsten Wimpel am höchsten Mast; nicht zu gedenken einer zahllosen Flotte von anderen Schiffen bis zur chinesischen Junke und zum Gewimmel der kleinen Perlfischerbarken hinab. Als „Nabob der Börsen“ kannte ihn Bombay, Madras, Cairo, London. In England figurirte er, von der Königin in den Adelstand erhoben, als Sir Dschamsedschi Dschidschibhoy, grafschaftengroße Ländereien in Britannien besitzend; daheim im Oriente galt er bis zu seinem Ableben als der „Bottle-Wallah“, was für ihn als einen „self-made man“ (selbstgemachten Mann) längst von dem ursprünglichen Spitznamen zu einem Ehrentitel geworden. Und hätte er sich, anstatt einer feuerrothen Hand, eine Flasche Porter zu seinem Wappenschilde gewählt, würde die Verehrung unter seinen eigenen Landsleuten selbst die Lächerlichkeit des Sinnbildes in das Gegentheil verkehrt haben.

Doch daß der Genannte ein Crösus der Crösusse gewesen, als er im vorigen Jahre verstorben, daß er ein feueranbetender Baronet, das macht ihn nicht merkwürdig und des Nachruhms würdig, außer bei Raritätensammlern oder Anbetern des goldenen Kalbes. Aber die, gering gerechnet, volle Million guter Guineen, mit denen er bei Lebzeiten der Armuth beigestanden, und das „Wie“ der wohlthätigen, liebevollen Austheilung dieser Summe, welche sich in sieben Millionen deutsche Thaler übersetzt, verdienen ihm einen Platz in jeder Chronik unserer Tage, in denen es oft leichter ist, groß als gut zu sein.

In Ostindien steht kein Hospital, keine Volksschule für Arme, kein Armenhaus, kein Wohlthätigkeitsinstitut, sei es für Parsen, Muselmänner, Hindus, ja auch für Christen und Juden bestimmt, das nicht theilweise als seine Schöpfung gilt, in vielen Fällen als die seinige ganz allein, gar nicht zu reden von den seiner eigenen Secte zu Liebe errichteten zahlreichen Parsen-Tempeln. In dem langen Kataloge der von ihm ausgeübten Wohlthaten, soweit dieselben durch ihre Summengröße bekannt geworden, sind Beträge von 10—15,000 Pfd. Sterl. (100,000 Thaler) unter den gewöhnlichen. Stipendien, die er an der Londoner Universität wie an der von Bombay zum Theil für Studirende ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses aussetzte, werden mit drei Nullen geschrieben. Hunderte von Brunnen ließ er mitten in der Einöde graben, um der Wassersnoth unter seinen Landsleuten abzuhelfen, und pflanzte Wälder und baute ganze Dörfer und in Städten ganze Straßen für die Armen und Obdachlosen unter seinen Landsleuten, Glaubensgenossen oder Anderen. An einem Tage schenkte er 18,000 Gold-Mohurs (à 10 Thaler) an die nothleidenden Parsen von Surate und Nowsaree und zeichnete zugleich über eine Million Thaler zum Bau einer Wasserleitung zu Punah, welche Stadt großer Dürre und Hungersnoth preisgegeben war. Der Viaduct wurde über das Bett eines ausgetrockneten Stromes gebaut. Da trat eine unvorhergesehene Ueberschwemmung ein. Sie riß den Bau fast ganz nieder, und Sir Dschamsedschi baute ihn von Neuem und vertheilte, als Hülfe in der Zwischenzeit, 17,000 Pfd. Sterl. an die Nothleidenden der Stadt. Die Zahl der Beamten seiner eigenen verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten beläuft sich auf zweihundert! Nur vom Gerüchte bezeichnet, aber nicht genannt, sind zahllose Beweise stiller Wohlthätigkeit an verschämte Arme jedes Standes, in Asien, wie selbst mitten in London, das er mehrere Male besuchte. Der „große Heide mit dem Herzen eines großen Christen“, so nennt ihn die Londoner Chronik, und sein Reichthum stand in den Berichten neben den in den Märchen der „Tausend und eine Nacht“ genannten unerschöpflichen Schätzen. Eine englische Zeitung sagte in dem ihm gewidmeten Nekrologe: „Mit der einen Hand machte er Gold und streckte gleichzeitig die andere Allen gefüllt entgegen, die mit einem Weh oder einem Lebensjammer zu ringen hatten.“

Als einst ein englischer Bischof am Hofe zu London mit Sir Dschamsedschi in's Gespräch gekommen und ihm seine ehrliche Bewunderung so unerhörter Freigebigkeit aussprach, blickte der Andere einige Minuten lang bewegt in die untergehende Sonne, welche die hohen Fenster des Buckingham Palastes gerade mit ihrem Purpurgolde überfluthete, und sagte: „Alles kommt vom Lichte und schuldet also dem Lichte! Wir kennen in unserm Indien eine Fabel unserer Nachbarn, der Perser, und ich glaube an diese Fabel. Einst erschien ein Engel des ‚Gottes des Lichtes‘ dem Nouroji, einem vornehmen Perser. Der Engel schrieb mit einem Demantgriffel auf einer goldenen Tafel. ‚Was schreibst Du?‘ fragte der Perser. ‚Ich schreibe,‘ entgegnete der Engel, ‚die Namen aller derer, welche Gott lieben.‘ ‚Ist der meinige darunter?‘ fragte Nouroji, aber der Engel schüttelte das Haupt. ‚Dann schreibe wenigstens nieder,‘ fuhr Jener fort, ‚daß ich meine Mitmenschen mein ganzes Leben lang geliebt habe, mit Herz, Seele — und Hand.‘ In der nächsten Nacht erschien der Engel wieder mit Schreibtafel und Griffel. Und oben an der Spitze derer, die Gott lieben, stand der Name ‚Nouroji‘, des Persers, leuchtend in Strahlen!“ Und der Bischof schüttelte ihm schweigend die Hand.

Dies ist in der That die Moral des Lebens und Wirkens des Feueranbeters und Flaschenhändlers Sir Dschamsedschi Dschidschibhoy.

Als sein Testament eröffnet wurde, enthielt es noch lange Listen „wem zu geben in Asien und Europa“. Der City von London übermachte sein Sohn und Erbe von Bombay aus im Juni dieses Jahres 150,000 Thaler als ein Legat seines Vaters für gewisse Wohlthätigkeitsanstalten christlicher Liebe in der Stadt, und die City verlieh dem Sohne ihr Ehrenbürgerrecht. „So endete selbst der Tod nicht die Güte dieses Nabob!“ riefen die Zeitungen. „Keiner gab fürstlicher, Keiner wohlgefälliger wohl Dem, der auch den Trunk Wassers belohnt.“

Zu Guzerat in Indien, der Parsenstadt, steht ein hoher Parsentempel, der „Thurm des Schweigens“ genannt. Auf dessen oberes Plateau bettete man die Leiche des Verstorbenen, nach dem Ritus der Feueranbeter sie den Geiern und Raben und dem „Gefieder, das in Wolken wohnt“, überlassend und dem „Feuer der auf- und untergehenden Sonne“.

Deutscher Menschenhandel. Unter Anknüpfung an den in Nr. 33 und 35 enthaltenen Artikel „Deutscher Menschenhandel der Neuzeit“ macht man uns aus Hessen darauf aufmerksam, daß in der darmstädtischen Provinz Oberhessen dieser schandbare Schacher das „grassirende Uebel“ sei. Nun hat zwar der erwähnte Aufsatz bereits mitgetheilt, wie auch in einzelnen hessischen Gegenden das schmachvolle Gewerbe im Schwange gehe, unser Referent weist aber ausdrücklich darauf hin, daß es hier nicht katholische, sondern vielmehr durchweg protestantische Kirchspiele, namentlich die beiden Orte Hochweisel und Niederweisel seien, in welchen die Seelenverkäufer ihren Hauptsitz aufschlagen, um junge Mädchen nach England zu verhandeln. Die Gerechtigkeit erfordert, daß auch dies Moment gebührend zur Oeffentlichkeit gebracht werde.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 37. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Nobles Blut.

Schloßgeschichte aus den Erinnerungen meines Vaters.

(Fortsetzung.)

2. Alte Geschichten des Schlosses.

Der alte Diener Conrad erzählte:

„Seit wenigen Wochen sind es gerade fünfzig Jahre, da wurde der Grund zu alle dem Unglück gelegt, das sich so vielfach in diesem Schlosse zugetragen hat. Damals lebten zwei Brüder auf Frankenfelde, die Grafen Curt und Moritz von Frankenberg. Der Graf Curt war der Aeltere, der Graf Moritz der Jüngere. Nach einem alten Rechte des Hauses hätte also der Graf Curt der Herr aller der großen und reichen Frankenbergischen Güter sein müssen, welche die Herrschaft Frankenfelde ausmachen, und Graf Moritz hätte nur eine Apanage bekommen. Es war aber anders; der Graf Moritz war der regierende Herr hier, und der Graf Curt lebte von der Apanage, die ihm der jüngere Bruder gab. Das war so gekommen: der Graf Curt war früh in preußische Kriegsdienste ge reten, um in den tapferen Heeren Friedrich's des Großen sich Ruhm zu erwerben. Schon das hatte sein Bruder ihm verargt. Der Graf Moritz war hochfahrend; ein deutscher Reichsgraf, meinte er, sei eben so gut ein regierender Herr, wie der Markgraf von Brandenburg; wollte er einem Potentaten dienen, so könne es nur ein auswärtiger, oder der deutsche Kaiser sein. Die Religion kam dazu. Der Graf Curt hatte jedoch seinen Willen durchgesetzt, und die beiden Brüder schieden mit erbittertem Herzen. Schon nach drei Jahren kehrte der Graf Curt zurück. In der Schlacht bei Hohenfriedberg war ihm der rechte Arm zerschossen und er hatte seinen Abschied nehmen müssen; er hatte ihn als Major erhalten, in besonderer Anerkennung seiner Tapferkeit. Er kam nicht allein nach Frankenfelde zurück, sondern brachte eine Frau mit und ein Kind, einen Knaben von dreiviertel Jahren. Nun war aber die Frau eine Bürgerliche, die Tochter eines Advocaten in Sachsen, in deren elterlichem Hause der junge Officier schon in dem ersten Feldzuge des Königs, als er in einem Gefecht verwundet worden, Pflege und Heilung seiner Wunden erhalten hatte. Er hatte die junge Dame geliebt und sie ihn, und sie hatten sich geheirathet. Dabei hatten sie an Eines nicht gedacht, oder sie hatten nicht besonderen Werth darauf gelegt. Nach den alten Rechten des Frankenbergischen Hauses konnten in die Güter nur Kinder aus ebenbürtigen Ehen succediren; die Gemahlinnen der Grafen von Frankenberg mußten mindestens dem stiftsmäßigen Adel angehören. Die Kinder der bürgerlich geborenen Gräfin konnten also niemals Herren auf Frankenfelde werden, auch der Sohn nicht, den er mitbrachte. Das konnte nur anders werden durch einen ausdrücklichen Vertrag der beiden Brüder, durch welchen der Graf Moritz die Kinder des Grafen Curt als successionsfähig anerkannte. Die beiden Brüder waren die einzigen Lebenden des Frankenbergischen Mannsstammes. Zu dem Vertrage wollte der Graf Moritz sich nicht herbeilassen. Ein ganzes Jahr lang suchte der Graf Curt ihn dazu zu bestimmen. Es war vergeblich. Der Graf Moritz berief sich auf sein Recht und heirathete auf dieses Recht ein Fräulein aus einem alten Hause, deren Kinder künftig die einzigen rechtmäßigen Frankenbergischen Erben und Herren sein mußten. Starb dagegen der Graf Curt, so hatten seine Wittwe und Kinder nichts, sie konnten von Haus und Hof gejagt werden. Da entschloß sich der Graf Curt endlich nachzugeben, und es kam ein Vertrag unter den beiden Brüdern zu Stande, durch welchen der Graf Curt sein Recht der Erstgeburt an den Grafen Moritz abtrat, wogegen dann dieser die Kinder des Grafen Curt als aus standesmäßiger, ebenbürtiger Ehe geboren anerkannte. Die Folge war, daß jetzt zwar in erster Linie die Söhne des Grafen Moritz zur Succession und Regierung kamen, daß aber, wenn der Graf Moritz ohne männliche Nachkommen starb, die Güter an die Söhne des Grafen Curt zurückfielen. Nun begab sich aber Folgendes: Die Gemahlin des Grafen Moritz gebar ihm nur ein einziges Kind, und das war eine Tochter. Die Gemahlin des Grafen Curt war zwar nach einigen Jahren gestorben, ohne daß sie außer dem einzigen Sohne noch Kinder zur Welt gebracht hätte; aber dieser Sohn war als ein kräftiger und prächtiger Knabe herangewachsen. So war das Jahr 1758 gekommen, und in ihm ein Tag, der mir keinen weiteren Tag meines Lebens aus dem Gedächtnisse gekommen ist. Ehe ich von ihm erzähle, muß ich Sie noch mit ein paar Umständen bekannt machen.

Der Graf Moritz war immer ein hochfahrender, gewaltthätiger und dabei mißtrauischer und argwöhnischer, finsterer Herr gewesen, und die Wahrheit zu sagen, die Leute hatten wohl Recht, wenn sie von ihm meinten, er habe kein gutes Herz. Er behandelte auch seine Gemahlin nicht gut, und ich habe manchmal selbst gehört, wie er ihr vorwarf, daß sie keine Liebe zu ihm habe. Dazu kam, daß sie ihm nur die eine Tochter, keinen männlichen Erben geboren hatte. Die Gräfin war eine zarte Dame; sie hatte das beste Herz von der Welt. Die Behandlung ihres Gemahls machte sie unglücklich, menschenscheu, sie verließ fast ihre Zimmer nicht, und die einzigen Menschen, die sie sah, waren ihre Tochter, ihr Neffe und ihr Schwager, der Graf Curt. Auch der Graf Curt war nicht glücklich. Der Verlust seiner Gemahlin, die er so innig liebte, hatte ihn schwer und hart angegriffen; er hatte ihn nie ver-

schmerzen können, denn er hatte ein weiches gutes Herz. So war es natürlich, daß die Beiden, der Graf Curt und seine unglückliche Schwägerin, oft zusammen waren und auch beieinander Trost fanden. Es war in allen Ehren, ich schwöre es Ihnen zu, Herr Pater. Der Graf Moritz war dennoch eifersüchtig geworden. Es war auch natürlich bei seinem argwöhnischen Charakter, und bei seinem finsteren, verschlossenen Wesen wußte er es auch zu verbergen. Man sah nur, daß er einen tödtlichen Haß gegen seinen Bruder hatte. Das konnte aber auch einen andern Grund haben. Der Graf Curt war von Jedermann im Schlosse geliebt und verehrt; der Graf Moritz mußte sehen, daß er nur scheu gefürchtet war. Dazu hatte er keine männliche Nachkommen, dem Grafen Curt wurde der Sohn immer frischer und blühender. Noch mehr haßte er diesen Sohn, der nun doch künftig hier Herr, der, mit Ausschließung seiner eigenen Tochter, sein Erbe werden sollte. Und der junge Graf Adolph und die Tochter des Grafen Moritz, die Comtesse Caroline, waren immer beisammen, waren unzertrennlich, wenn ihr strenger Vater sie nicht auseinanderriß, und hatten, wenn er sie getrennt hatte, keine Ruhe und mochten nicht essen und nicht trinken, bis sie wieder zusammen waren.

Der Graf Moritz haßte den Knaben um so mehr. Wo er ihn sah, tadelte, schalt, schimpfte er ihn. Der junge Graf Adolph war stolz, ehrgeizig. Er weinte oft Thränen des Zornes, der Wuth über solche Behandlung des Oheims, und er haßte den Mann, der ihn so behandelte, vielleicht mehr, als dieser ihn. Der Oheim hatte ihn einmal mit Ohrfeigen bedroht. Ich vergesse es nicht, wie der junge Herr da mit dem verweinten und blassen Gesichte zu mir kam, um sein Herz gegen mich auszuschütten, und wie er in seinem Zorne rief: ‚Wenn er mich anrührt, so schieße ich ihn oder mich todt!‘ Nur die Comtesse Caroline, die ihm nachgeschlichen war, um ihn zu trösten, konnte ihn wieder aufrichten. Der junge Herr war damals bald vierzehn, die Comtesse war eilf Jahre alt. Sie waren Beide ein paar so schöne, brave und liebe Kinder. Ein Jahr nachher passirte das, was ich Ihnen nun erzählen will.

Es war an einem warmen Maitage. Der Graf hatte den ganzen Tag in seinem Zimmer zugebracht. Sein Zimmer war in dem alten runden Thurme, oberhalb des Schlosses, an dessen Thür ihn vorhin der Herr Doctor mit dem Schlüsselbunde gesehen hatte. In den Thurm hatte er sich schon seit Jahr und Tag zurückgezogen; er war seit Jahr und Tag immer finsterer und verschlossener geworden; er mochte Niemanden mehr sehen. Da hatte ich ihm in dem Thurme eine Treppe hoch ein Zimmer einrichten müssen. Ich war schon damals sein Kammerdiener. In dem Zimmer vergrub er sich Tag und Nacht, Wochen lang, Monate lang, ein ganzes Jahr lang. Nur selten verließ er es, um des Abends, wenn Alles still und dunkel war, einen Spaziergang in den Park zu machen. An jenem Tage hatte er es schon vor dem Abende verlassen. Es fiel mir auf, daß er so früh ging, und ich fühlte eine gewisse Unruhe, da er mir so besonders finster vorgekommen war, als ich ihm beim Ankleiden half. Ich sah ihm nach, wohin er ging. Er begab sich in den Park und ging dort eine Weile in tiefen Gedanken unter den Schloßfenstern auf und ab. Die Fenster des Grafen Curt lagen nach dem Park hin. Ich meinte ein paar Mal zu sehen, wie er nach diesen Fenstern hinaufblickte. Nach einiger Zeit schritt er weiter in den Park hinein. Ich wartete wohl noch eine halbe Stunde; als er immer nicht zurückkam, dachte ich, er sei in den Wald hinter dem Park gegangen, was er auch auf seinen Abendspaziergängen zu thun pflegte, und ging endlich in meine Stube, wo ich zu arbeiten hatte.

Ich war noch nicht lange dagewesen, als ich plötzlich einen Schuß hörte. Meine Stube war in dem Nebengebäude, gerade dem oberen Ende des Schlosses und dem runden Thurme gegenüber. In dieser Gegend war der Schuß gefallen. Ich erschrak. Da war ein Unglück geschehen, wenn nicht etwas noch Schlimmeres. Ich eilte zu dem Thurme. Auf dem Hofe standen mehrere Diener, sie sprachen untereinander mit verstörten Gesichtern. Sie hatten ebenfalls den Schuß gehört, in der Gegend des runden Thurmes sei er gefallen, ob in dem Thurme selbst oder dicht neben ihm im Schlosse, wußten sie nicht. Zu dem Thurme oder in das Schloß zu gehen, wagten sie nicht. Bei dem gewaltthätigen Charakter und bei der Stimmung des Grafen fürchteten sie für ihr Leben, wenn sie auf ihn trafen. An etwas Schreckliches dachten sie wohl Alle. Ich mußte wissen, was geschehen war, und ging zu dem Thurme. Die einzige Thür, die von außen hineinführt, war verschlossen. Der Thurm steht aber mit dem Schlosse in Verbindung; er ist unmittelbar an dieses angebaut, und eine Thür führte aus einem Gemache seines ersten Stockes in einen Corridor des Schlosses. So war es damals. Das Gemach hatte der Graf zu seinem Schlafzimmer genommen; es war mit seinem Wohnzimmer durch eine Thür verbunden. An dem Corridor des Schlosses aber lagen die Zimmer der Gräfin, seiner Gemahlin. Das fiel mir auf einmal glühend heiß auf die Seele. Ich eilte in das Schloß und stieg die Treppe zum ersten Stock hinauf, in den Corridor hinein, Niemand begegnete mir, es war überall still. An jenem Corridor wohnte keine Dienerschaft; diese saß überdies gerade beim Abendbrod in einem andern entfernten Flügel des Schlosses, wo sie den Schuß wohl hatten überhören können. Ich eilte weiter in den Corridor und kam bis in seine Mitte. Da öffnete sich hinten an dem Ende eine Thür. Es war die Thür des runden Thurmes. Der Graf Moritz stand in der Thür. Es war noch hell, auch in dem Gange. Das Gesicht des Grafen war leichenblaß; seine Hände —“

Der alte Diener unterbrach sich in seiner Erzählung.

„Der Hund heult, der Hannibal. Was mag das sein?“

Man hörte einen Hund unten im Hofe heulen. Mit einem Male war es still. Der Diener schüttelte den Kopf.

„Der Alte hat etwas vor — auch heute wieder. Das Heulen war am Thurme, also ist er dort wieder oder noch immer. Was kann er da suchen? Der Graf Adolph hatte doch den Hund eingeschlossen. Das Herz will mir beinahe so schwer werden, wie an jenem Abende vor fünfzig Jahren. Und auch der Doctor und der Hauptmann kommen noch immer nicht zurück. Wo sie nur bleiben mögen da unten in dem geheimen Gange? Sie könnten längst wieder hier sein.“

Plötzlich erschrak der alte Mann.

„Wenn sie überfallen wären! Wenn der Louis die Franzosen schon hingeführt hätte! Es ist ein frecher, listiger, gewandter Schurke. Großer Gott, sie könnten dann im nächsten Augenblick schon in dem Zimmer der Kranken sein, den Freiherrn überraschen und überfallen, wie die Beiden da unten!

Er horchte. Es war Alles still und war auch still gewesen. Seine Angst hatte ihn getäuscht, wie er selbst sagte.

„Ich war närrisch. Der Hauptmann und der Doctor sind Beide klug und vorsichtig. Und wenn auch Einer von ihnen hätte können gefangen werden, der Zweite wäre um so gewisser entkommen. Und wie sollte der Louis da unten Alles so genau kennen? Der Hauptmann hat Recht: man muß nicht immer gerade das Schlimmste fürchten. Lassen Sie mich fortfahren, Herr Pater.

Ich sah den Grafen Moritz, erzählte ich Ihnen. Er stand in der Thür des Thurmes. Er war herausgetreten, als er meinen Schritt in dem Gange gehört hatte, und hatte die Thür hinter sich zugezogen. Er sah schrecklich aus. Sein Gesicht war kreideweiß; seine Hände waren blutig. In der einen Hand hielt er ein Pistol.

‚Was willst Du hier? Zurück!‘ rief er mir entgegen.

‚Gnädiger Herr Graf —‘ sagte ich.

Er erhob das Pistol. ‚Zurück!‘ rief er noch einmal. Er war mein Herr. Er hätte mich niedergeschossen, wenn ich einen Schritt weiter gegangen wäre. Ich kehrte also um; nur langsam. Plötzlich hörte ich ein Stöhnen da hinten; es schien aus dem Thurme zu kommen. Der Graf stand noch immer an der Thür, die er nur hinter sich zugezogen hatte. Der Schreck lähmte mir die Füße — ich blieb stehen.

‚Willst Du einen Schuß in die Beine haben, um fortzukommen?‘ rief der Graf.

Ich eilte fort, aus dem Schlosse, auf den Hof. Die Leute standen noch da und warteten auf meine Rückkehr. Sie mußten mir ansehen, daß etwas Entsetzliches geschehen sei. Aber ich durfte ihnen nichts sagen. Was es war, wußte ich ja auch selbst nicht. ‚Geht an Eure Arbeit,‘ sagte ich ihnen, ‚damit kein Unglück passirt.‘

Sie gingen, und ich kehrte in mein Stübchen zurück. Arbeiten konnte ich nicht wieder. Auch die Andern konnten es wohl nicht. Ich wollte beten, aber ich konnte auch das nicht, die Angst ließ mir keine Ruhe. Ich mußte nur immer horchen und nach dem Thurme mir gegenüber, nach den Fenstern des Schlosses in der Nähe des Thurmes sehen. Ich sah und hörte nichts. Was

ich gehört und gesehen hatte, stand dann um so schrecklicher vor mir: der Graf mit dem weißen Gesichte und den blutigen Händen, das Stöhnen, das ich deutlich gehört hatte, das Wimmern, das ich geglaubt hatte zu hören. Und ich hatte die Gräfin nicht gesehen, die an dem Corridor wohnte, und auch den Grafen Curt nicht, der zwar einen Stock höher, aber in demselben Flügel wohnte, und daher den Schuß hatte hören müssen, und dennoch nicht da war. Wo waren die Beiden? Und wie war der Graf Moritz aus dem Park zurückgekommen? Und warum jedenfalls so heimlich? Ich mußte wieder hinaus und faßte mir ein Herz. Ich ging wieder auf den Hof. Es war noch hell draußen, die Sonne war soeben untergegangen, es war still auf dem Hofe. Von den Leuten hatte sich Niemand wieder sehen lassen. Ich wollte zu dem Thurme gehen, wurde aber auf meinem Wege aufgehalten. Ich bekam etwas vor Augen, was ich von Allem, das ich an jenem Abende sah, am allerwenigsten werde vergessen können. Es war so freundlich, so überaus lieblich. Hinter dem Thurme her kamen in den Hof der junge Herr Graf Adolph und die Comtesse Caroline. Der junge Herr war damals vierzehn, beinahe fünfzehn Jahre alt; die Comtesse war in ihrem zwölften Jahre. Sie waren ein paar bildschöne Kinder. Der Graf Adolph sah dabei so stolz und vornehm aus, mit seinen großen, blitzenden Augen und den vollen braunen Locken, und die Comtesse mit den blauen Augen, der durchsichtigen feinen Haut und ihren langen hellblonden Haarzöpfen war wie ein wahrer Engel anzusehen. Sie kamen aus dem Park, wo sie in dem Blumengarten gewesen waren. Die Comtesse trug in ihrem Haar eine rothe und eine weiße Rose, und in der Hand hielt sie einen Fliederstrauß. Der junge Herr hatte eine rothe Rose auf der Brust in dem Knopfloche stecken. Sie hatten die Blumen wohl einander gepflückt und geschenkt und sich gegenseitig damit geschmückt. So kamen sie daher, Hand in Hand, sorglos, glücklich; mit den schönen Augen lachten sie einander still an und dachten wohl nur daran, wie sie so glücklich beisammen waren.

Herr Pater, es war das schönste Bild, das ich in meinem Leben gesehen hatte, und nachher — was hätten meine Augen hier in diesem Schlosse noch Schönes sehen können? Aber die Thränen wollten mir in die Augen kommen, wie ich die armen, schönen Kinder so sah. Sie waren so arglos, so sorglos, so glücklich. Sie dachten an kein Unglück, keine Gefahr, an kein Verbrechen, an keine Entehrung. — Die armen Kinder wollten zu dem Vater, zu der Mutter, wollten ihnen die Blumen zeigen, wollten ihnen erzählen von ihrer Freude, ihrem Glück! Und vorher der Schuß!

Da öffnete sich ganz leise die Thür des runden Thurmes. Der Graf Moritz stand darin, er trug eine große Peitsche in der Hand, eine Hetzpeitsche, mit der die Hunde gehauen wurden, wenn sie nicht gehorchen wollten. Die Hände des Grafen waren nicht mehr blutig; sein Gesicht war nicht mehr weiß; es hatte eine dunkle Farbe, als wenn alles Blut seines Körpers ihm zum Kopfe gestiegen sei. In der Abendröthe sah es kupfrig aus. Ein wilder Zorn mußte ihm das Blut in das Gesicht getrieben haben, und in diesem Zorn, in Haß und Rache stand er da, mit der großen Peitsche, wartend, lauernd. Er hatte von dem Thurme aus die Kinder sehen können, wie sie aus dem Garten zurückkamen. Er hatte sie gesehen, wie sie Hand in Hand gingen, wie sie sich mit den Blumen geschmückt hatten, wie sie mit den Augen sich anlachten, wie sie so glücklich beisammen waren. Und sie sollten nicht beisammen sein, die Kinder. Der verhaßte Sohn des verhaßten Bruders, der künftige Herr hier, der dies nur durch einen Raub gegen ihn, gegen sein Kind wurde, sollte seine Tochter gar nicht einmal ansehen dürfen; er hatte ihn so oft von ihrer Seite gerissen. Und gerade heute, gerade jetzt, gerade in diesem Augenblicke, unmittelbar nach dem Schrecklichen, was soeben geschehen war, mußte er ihn wieder bei ihr sehen, mußte er ihn so glücklich an ihrer Seite sehen, sie Beide so glücklich, so vertraulich, mit den umschlungenen Händen.

Er stand wartend, lauernd mit der großen Peitsche da. Die Kinder konnten ihn nicht sehen; sie waren noch hinter dem Thurme. In fünf Secunden mußten sie hinter dem Thurme hervorkommen. Ich wollte ihnen, ich wollte ihm zurufen. Aber es war das Alles nur ein paar, nur ein einziger Augenblick gewesen, und der Athem war mir vor plötzlichem Schreck ausgegangen und das Herz schnürte sich mir zusammen. Als ich rufen wollte, war es zu spät. Die beiden Kinder waren hervorgekommen. Wie der Graf sie sah, sprang er auf sie zu. ‚Hund!‘ schrie er. Und nun — Aber ich kann nicht weiter erzählen —“

Der alte Diener konnte nicht weiter erzählen. Er konnte es nicht vor Weinen, vor Schluchzen. Dabei sah er den Mönch wieder so sonderbar an und wurde unruhiger, aufgeregter.

Auch der alte Mönch hatte ein paar Augenblicke lang eine tiefe innere Unruhe gezeigt. In sein blasses Gesicht war eine helle Röthe gestiegen; es war dann wieder weiß geworden, wie die weiße Gypsdecke des Zimmers. Er hatte mit der Hand über die Augen fahren müssen, und dann war er wieder ruhig, und seine Ruhe war zugleich die einer erhabenen, einer heiligen Ergebung.

Der alte Diener aber konnte nicht wieder Herr über sich werden. Es lag ihm zu schwer auf dem Herzen; er mußte es herunter haben. Er ging durch das Zimmer, kehrte zu dem Mönche zurück und wandte sich wieder zu dem Fenster; er kam nochmals zu dem Mönche.

„Herr Pater,“ sagte er, „kann ich es Ihnen erzählen, was dem braven Grafen Adolph geschah, dem jungen Herrn, den ich mehr liebte, als mich selbst, was Ihnen geschah, lieber Herr Graf Adolph? Denn sind Sie es nicht? Sind Sie es nicht?“

Er hatte sich vor dem Mönche zur Erde geworfen und die mageren, weißen Hände des alten Geistlichen ergriffen; er küßte sie und ließ seine Thränen darauf fallen.

Der Mönch erhob sich; er erhob den alten Diener. Ein wunderbar stiller Friede lag auf seinem blassen Gesichte. Er war anzusehen wie ein Friedensapostel, den der Himmel auf die Erde heruntergesandt hat. So sprach er:

„Ja, alter Conrad, ich bin der Graf Adolph, den Du mehr liebst, als Dein Leben, für den Du Dein Leben hingeben wolltest, der Dir durch sein ganzes Leben dafür seinen Dank bewahrt hat. Stehe auf, mein Freund, mein alter, treuer Conrad.“

Der alte Mönch umarmte den alten Diener. Dann mußte er ihn zu einem Stuhle führen. Schreck, Freude, Aufregung, Furcht und Angst hatten den alten, fast achtzigjährigen Diener des Hauses zu heftig angegriffen; er konnte sich nicht mehr aufrecht halten; er konnte mit seiner matten Stimme nur noch sagen:

„Es war mir gleich so, daß Sie es sein mußten, gleich als ich Sie sah. Aber ich wagte nicht, es Ihnen zu sagen. Ich mußte erst meiner Sache gewiß sein. Aber erzählen mußte ich Ihnen, dadurch mußte ich ja auch erfahren, ob ich Recht hatte. Und wie ich nun nicht mehr weiter erzählen konnte, da sah ich, daß ich Recht hatte.“

„So will ich Dir jetzt weiter erzählen, Du treue Seele,“ sagte der Mönch. „Der Graf, mein Oheim, sprang auf mich zu. ‚Hund!‘ schrie er. Mit dem Worte hatte er mich gefaßt und zu Boden geworfen, sein eigenes Kind zur Seite geschleudert. Dann hatte er seine große Peitsche erhoben, um auf mich loszuhauen. ‚Onkel,‘ rief ich, ‚entehren Sie mich nicht! Sie entehren Ihr eigenes Blut, sich selbst.‘ ‚Bube!‘ rief er noch zorniger. Er schwang die Peitsche. Da warfst Du da, Du treuer Conrad. Du fielst ihm in den Arm, Du ergriffst die Peitsche und entrangst sie ihm. Aber es half mir nicht. Er lachte, und ich vergesse nie das Lachen. Er rief mit lauter Stimme in den Hof hinein, die Bedienten, die Jäger, die Kutscher, die Reit- und Stallknechte. Sie kamen gehorsam herbei; sie waren die Diener. Er hatte mich festgehalten an der Erde, mit seinen Füßen. Wie einen Hund trat er mich. ‚Gieb die Peitsche ab!‘ befahl er Dir. Du wolltest es nicht. ‚Bindet ihn,‘ befahl er den Andern. Du wurdest überwältigt, die Peitsche wurde Dir abgenommen. Er gab sie einem Stallknechte. ‚Der Hund bekomme die Hundepeitsche.‘ Der Hund war ich. Und nun — Aber nein, auch ich will nicht weiter erzählen. Und doch eins noch. ‚Gnädigster Herr,‘ riefest, batest, flehetest Du, ‚lassen Sie mich für den Grafen Adolph schlagen. Verschonen Sie ihn. Thuen Sie dem jungen Herrn die Schmach nicht an. Lassen Sie mich todtschlagen, wenn es nicht anders sein kann.‘ Auch das half nicht.

Der Wille des schrecklichen Mannes mußte geschehen, mußte sich ganz erfüllen. Es war vielleicht gut so. Ich hatte ein stolzes, ein trotziges Herz und wäre vielleicht auch so geworden, wie der Oheim, vielleicht schlimmer als er, wenn der Herr im Himmel, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, nicht Jenes über mich verhängt und mich dadurch zur Erkenntniß meiner selbst und auf die Bahn der Demuth und der Ergebung in seinen Willen geleitet hätte. Und es bedurfte noch lange Zeit und noch

mancher schweren Prüfung, bis ich zu jener Erkenntniß, auf diese Bahn gelangte. Wie war ich noch trotzig und verstockt, als ich die entsetzliche Mißhandlung erlitten hatte, als darauf das Weitere geschah, der Oheim die Hunde aus dem Stalle herbeiholen ließ, und den Hundenjungen befahl, mich durch die Thiere vom Hofe hetzen zu lassen; wie die armen Burschen und die treuen Thiere nicht wollten; wie auch sie zuletzt seinem fürchterlichen Willen gehorchen mußten; wie er mir darauf nachrief, so werde es mir immer geschehen, wenn ich mich auf dem Hofe wieder sehen lasse! Ich ging weinend von dannen; aber es war ein Weinen der Wuth, des Trotzes, des Hasses, der Rache. War ich da besser, als er?"

„Sie waren beschimpft," unterbrach der alte Diener den Mönch. „Sie hatten das junge Blut, den adligen Sinn, das edle Herz."

„Und Jesus Christus vergab seinen Feinden, die ihn kreuzigten," sagte der Mönch.

„Aber Jesus Christus war der Sohn Gottes."

„Und vergab als Mensch, mit dem menschlichen, dem wahrhaft menschlichen, christlichen Herzen. In meinem Herzen aber wurde die Rache immer wilder. Ich hatte anfangs wohl gar nicht gewußt, was ich that, was ich wollte, wo ich nur war. Ich war bewußtlos in Wald und Finsterniß umhergerannt. Dann kam ein wildes Leben in mein Inneres. Ich mußte an dem Manne, der mich beschimpft, vernichtet hatte, Rache üben; ich konnte es nur, indem ich ihn ermordete. Das wollte ich, das mußte ich. Ich rannte zum Schlosse zurück. Es war Mitternacht, als ich ankam. Alles war dunkel; alle Thore waren verschlossen. Ich konnte nicht in das Schloß, ich konnte nicht einmal in den Hof gelangen. Ich hatte einen knabenhaften Racheplan gehabt. Wie hätte ich, auch wenn mir das Schloß offen stand, bis zu ihm dringen können, den ich ermorden wollte? Womit hätte ich ihm das Leben nehmen sollen? Ich hatte keine Waffe, nicht einmal ein Messer. Ich weinte von neuem, vor Wuth, daß ich mich nicht rächen konnte, daß in dem ganzen Schlosse Niemand war, der an mich dachte, der sich um mich kümmerte, daß kein Mensch es wagte, an mich zu denken. Carolinens Fenster war dunkel; ihre Gestalt war nicht zwischen den Vorhängen zu sehen. Ihr konnte ich es verzeihen, wenn die Furcht vor dem Vater die Zuneigung zu mir überwog. Auch ihrer Mutter verzieh ich am Ende. Aber auch die Fenster meines Vaters waren dunkel; ich hörte keinen Laut, keine Bewegung in seinem Zimmer. Schlafen konnte er wohl nicht, nach jener Beschimpfung, die seinem einzigen Kinde widerfahren war, bei der Ungewißheit, in der er über mich sein mußte. Aber auch er hatte nicht einmal den Muth, nach mir auszusehen. Das Herz zog sich mir in dem bittersten Schmerz und Zorne zusammen. Ich rannte wieder fort, und wollte nie irgend einen von allen diesen Menschen wiedersehen, auch meinen eigenen Vater nicht. Ich wollte keine Rache an ihnen nehmen; ich konnte es ja nicht. Aber ich wollte sie Alle hassen, verachten. Und das Gefühl kam über mich. Es war nicht minder knabenhaft, als das jener Rache. Aber mein trotziger, verstockter Sinn nährte, steigerte es. Mit ihm ging ich in die Welt, verließ ich meine Heimath, mein Vaterland und endlich das ganze Treiben der Welt selbst. Ich war hinten in Schlesien krank und elend geworden und konnte nicht weiter. Ich schleppte mich zu einem Kloster, das in der Nähe lag und mich aufnahm, und in dem ich auch ferner blieb, nachdem ich lange schon genesen war. Ich wollte nicht in die Welt zurück und wurde Mönch. Nicht aus Frömmigkeit, aus Demuth, aus Liebe zu Gott. Wie vielen Antheil hatte an meinem Schritte gerade noch immer jener Trotz, der Hochmuth, das Gefühl, daß ich der Beschimpfte, Entehrte sei, auf den die Hetzpeitsche ein unverlöschliches Brandmal gedrückt habe! Es mußten Jahre vergehen, ehe mein Sinn geläutert, mein Herz gereinigt wurde. Und da war ich glücklich. Meine Brust kannte keinen Haß mehr, sie kannte nur noch die Liebe.

Aus dem schlesischen Kloster war ich in ein polnisches versetzt worden. In dieses kam vor einiger Zeit ein Bruder aus einem der von den Franzosen aufgehobenen Klöster. Ich erfuhr von ihm, was seit fünfzig Jahren sich in der Heimath zugetragen hatte. Ich hatte nie etwas darüber gehört, hören wollen; es hätte mir nur die Ruhe, den Frieden meines Innern nehmen können. Von den Meinigen wußte er mir nichts mitzutheilen. Um so mehr erfaßte mich die Sehnsucht, noch einmal die alte Heimath wiederzusehen, mein müdes Haupt hier zum ewigen Frieden niederzulegen. Ich vermittelte meine Versetzung hierher und betrete heute zum ersten Male wieder das Schloß meiner Väter. Ich sah und vernahm seit funfzig Jahren nichts von ihm und war dennoch mit dem Vertrauen gekommen, der Friede meines Innern werde nicht wieder gestört werden können. Und ich hoffe seine Kraft nicht überschätzt zu haben; wie viel Trauriges ich auch in den wenigen Stunden erfahren mußte, die ich hier bin, es hat mir nur die Heiterkeit meines Herzens trüben können. Du hast mir noch mehr mitzutheilen, treuer Conrad. Ich lese in Deinen Augen, daß es sehr Schweres ist. Es wird mir das Herz noch mehr mit Trauer umhüllen, aber den Frieden wird mir auch das Schrecklichste nicht rauben, was Du mir sagen könntest. Und nun sprich, was ist aus den Meinigen geworden, aus jenen Lieben, die ich hassen und verachten wollte und die ich doch im Grunde meines Herzens immer nur lieben und verehren konnte?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gletscherfahrt im Berner Oberlande.*

Von Gottlieb Studer.

Schon einige Jahre sind es her, als an einem schönen Herbsttage ein für die Schönheiten der Gebirgsnatur begeisterter Wanderer auf einem Streifzuge aus dem alpen- und felsenreichen, von Fremden aber noch wenig aufgesuchten Kienthal des Berner Oberlandes über den wilden, theilweise mit ewigem Schnee bedeckten Grat, der dieses Thal von dem kleinen Oeschinenthälchen scheidet, nach dem allbekannten Kandersteg am Gemmipasse hinüberstieg. Er traf zu guter Zeit daselbst ein. Die Nachmittagsonne sendete noch ihren vollen Glanz in dieses freundliche, fast rings von hohen Bergwänden umschlossene Thalbecken, das unmittelbar am nördlichen Fuß der Gemmi und an dem vielbereis'ten Saumwege liegt, der über diesen Berg nach dem Leuker Bade führt. Gern benutzte er die ihm vergönnte Muße, um sich in aller Behaglichkeit der Betrachtung des vor ihm ausgebreiteten Naturgemäldes hinzugeben.

* Lange ehe sich in London der englische Alpenclub bildete und nach seinem Vorgange der schweizerische mit Zweigclubs in den verschiedensten Berggebieten der Schweiz und jüngern Datums der österreichische Alpenverein in's Leben traten, um die zur Modepassion gewordenen Besteigungen hoher Alpengipfel systematisch zu organisiren und für die Wissenschaft nutzbar zu machen, hatte sich bekanntlich in der Schweiz, wie in den österreichischen Alpenländern eine Reihe von Männern die wissenschaftliche Erforschung der höchsten Bergregionen zum Ziele gesetzt. Unter diesen kühnen Alpengängern ist der Verfasser des obenstehenden Aufsatzes, Herr Regierungsstatthalter Gottlieb Studer in Bern, ein Vetter des am gleichen Orte lehrenden und wirkenden Alpengeologen Professor Bernhard Studer, unbestritten eine der ersten Autoritäten. Seit manchem Jahre pflegt er allsommerlich in den Alpen, bald im Westen, bald im Osten, umherzustreifen, die schwierigsten Bergerklimmungen zu wagen und in der Regel dem Publicum die Erlebnisse, Erfahrungen und Untersuchungen seiner Excursionen in lebensvollen Darstellungen vorzulegen. Wenige dürften eine durch sorgfältige Forschungen an Ort und Stelle erworbene gleich genaue und umfassende Gebirgskenntniß besitzen, nur sehr Wenige auf so vielen allerhöchsten Alpenzinnen gestanden haben wie er, der vom Mont Velan und Grand Combin im Wallis bis nach Glarus und Uri auf die Scheitel fast aller Bergriesen den Fuß gesetzt hat. Unter seinen zahlreichen Schriften und Abhandlungen sei hier nur der jedem Alpenreisenden besonders zu empfehlenden gedacht, des „Panorama von Bern", einer gründlichen Beschreibung aller der Berge, die in der Nähe der Bundesstadt vom Eichplatz der Enge aus das trunkene Auge erblickt; seiner trefflichen „topographischen Mittheilungen aus den Alpen" und der interessanten Beiträge, mit denen er die in Gemeinschaft mit Melchior Ulrich in Zürich und J. J. Weilenmann in St. Gallen — denen sich später noch H. Zeller in Zürich beigesellte — von ihm in zwei Sammlungen herausgegebenen „Berg- und Gletscherfahrten in den Hochalpen der Schweiz" geschmückt hat.

Wenn wir hiermit einen Originalartikel aus der nämlichen bewährten Feder mittheilen, so glauben wir unsern Lesern um so Willkommneres zu bieten, als der unermüdliche Alpenwanderer vor wenigen Wochen erst wieder durch seine Bergfahrten in der nächsten Umgebung des neulich geschilderten Unteraargletschers die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. D. Red.

Die Niederfahrt vom Firndache der Alteelspitze.

Das Thalbecken von Kandersteg mit seinen Bergen bietet eine Scenerie, in der sich das Liebliche mit dem Ernsten paart und harmonisch zu einem großartigen Bilde vereinigt. Der im Ganzen etwas monotone Charakter dieses Bildes wird durch einzelne hervorragende Glanzpunkte gehoben. Ein stiller Frieden, ein eigenthümlicher Zauber waltet über dem Gelände — über den saftigen Wiesen, die, von der rauschenden Kander durchflossen, die kleine Thalebene schmücken, — über den heimeligen, aus Holz gebauten, mit offenen Lauben gezierten Wohnhäusern, die über die grüne Ebene zerstreut sind, — über den dunkeln Tannengehölzen, die dem Rande des Beckens entlang die Wiesen umsäumen. Der Fuß der Bergwände, die das Becken umschließen, ist bis weit hinauf mit einem Mantel von Nadelholz bekleidet. Auf den mehr zurückgeschobenen, höheren Terrassen dehnen sich die kräuterreichen Alpweiden aus, und nackte Felshörner, zum Theil gebrochen und mit ihren Trümmern die Berghalden bedeckend, ragen als höchste Zinnen empor. Aber da, wo die Bergwand durch kleine, kaum zu gewahrende Thalverzweigungen eingeschnitten ist, da tauchen im Hintergrund aus der dunkeln Tiefe blendendweiße Eisgipfel hervor und durchschneiden in scharfen Kanten das herrliche Blau des Himmels, dem Gemälde seinen unvergleichlichen Reiz verleihend. So treten im Osten, wo das Oeschinenthal im tiefen Schooß des Gebirges ruht und die Fluth seines grünen Alpensees leise an die Felsenufer schlägt, die leuchtenden Firnspitzen der Blümlisalp — nach der Jungfrau das schönste Berggebild des Berner Oberlandes — vor das Auge des Schauenden. So prangen im Süden, wo das wilde Gasternthal in schauerlicher Felsenkluft ausmündet, das silberweiße Balmhorn und die weithinschimmernde Altelsspitze. Jenes bildet den südöstlichen, diese den nordwestlichen Endpunkt einer hohen, ausgeschärften Eisfirst, welche die beiden Gipfel mit einander verbindet. Das Balmhorn erhebt sich 11,352 Pariser Fuß über dem Meere, die Altelsspitze 11,181; aber wenn das erstere den Vorzug größerer Erhebung hat, so zeichnet sich der Altels durch seine zierlichere Form aus. Man denke sich eine in der Gestalt eines riesenhaften Dreieckes schief von der breiten Basis zur luftigen Spitze emporstrebende Bergwand, die auf mächtigem Felsenpostamente ruht und in ihrer ganzen Fläche mit einem blendendweißen ewigen Firn mehrere Fuß dick belegt ist. So stellt sich der Altelsgipfel mit seinem nördlichen Absturze dar. Die Seitenwände dieses Berges senken sich vereint mit den Abstürzen des Balmhorns nordöstlich, mit Eis bekleidet und in schreckbarer Steilheit, etwa 2000 Fuß tief nach den vorspringenden Gesimsen herunter, die den oberen Rand jener ungeheuern Felswände bilden, von denen das Gasternthal in seinem äußeren Theil wie von einer fast senkrechten Mauer von 3000 Fuß Höhe umschlossen ist; südwestwärts aber stürzen sie, am Altels selbst fast von Schnee und Eis entblößt, ebenso steil etwa 5000 Fuß tief stufenlos nach dem einsamen engumschlossenen Becken des Sage-Gletschers herunter, der vom Balmhorn niedersteigt.

Die ganze Scenerie stand im Festschmucke der schönsten Beleuchtung; aber nach jener im Goldglanz der Sonne flimmernden Altelsspitze war vor allem die Aufmerksamkeit des Wanderers gerichtet. Unverwandt haftete sein Blick an den edeln Formen dieser Erscheinung, an dem glänzendreinen Schneegewande, das sie bekleidete; — er träumte sich hinauf, auf die im Blau des Aethers thronende Spitze; er dachte sich den Genuß, der dem glücklichen Besteiger dort oben bereitet sei; er maß in Gedanken die Entfernungen, die Steilheit des Firndaches, die Gefahren der Erklimmung — er glaubte herauszufinden, daß diese für den entschlossenen Mann mit keinen eminenten Gefahren verbunden sein könne, und es überwältigte ihn die Lust, da hinauf zu gehen!

Noch hatte sich die Vorliebe für verwegene Gletscherfahrten und Hörnerbesteigungen der Gemüther nicht so bemächtigt, wie es heutzutage der Fall ist. Um die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter der Alpen schwebte noch ein gewisser Nimbus ihrer Unbesteigbarkeit — oder wenn auch diese für einzelne Gipfel außer Zweifel lag, so galt es doch im Allgemeinen für ein gewagtes, ja vermessenes Unternehmen, sich in jene unwirthlichen Regionen zu versteigen. Und was die Führer zu solchen Gebirgstouren anbelangt, so waren die kundigen Männer noch schwer zu finden.

Der Altelsgipfel gehörte nun allerdings nicht mehr zu jenen Alpenspitzen, welche der Nimbus ihrer Unbesteigbarkeit umgab. Es hatten schon zwei Besteigungen desselben stattgefunden. Die eine war zum Zwecke der Erstellung eines Signals für die schweizerische Triangulation von einigen Männern der Gegend, den besten und verwegensten Gemsjägern und Berggängern, ausgeführt worden. Ein Jahr später hatten sich zwei Fremde in Begleitung mehrerer Führer hinaufgewagt. Beide Besteigungen scheinen mit nicht geringen Beschwerden und Gefahren verbunden gewesen zu sein. Die Schilderungen, die man unserem Wanderer darüber machte, waren haarsträubend. Es wurde ihm erzählt, wie man glatte Felswände erklimmen mußte, wo die Männer genöthigt waren, sich ihrer Schuhe zu entledigen, um sich mit mehr Sicherheit an den kaum vorragenden Stellen der Felswand anklammern zu können. Von den drei Fremden, die später die Besteigung unternahmen, mußte der eine auf halbem Wege zurückgelassen werden. Die beiden anderen kamen zwar an's Ziel, im Heruntersteigen aber gelangten sie zu einer Stelle, wo sie etwa fünfzig Fuß tief an einem Felsen mittelst eines Seiles heruntergelassen werden mußten! —

Die nächste Aufgabe unsers Berglustigen war, sich nach geeigneten Männern umzusehen, unter deren sicherer Leitung er das Wagniß wohl zu bestehen hoffte. Aber wo diese finden? Jene Männer, die den Altels bestiegen hatten, waren fast ausschließlich Landleute aus Frutigen gewesen, einem Dorfe 2½ Stunden von Kandersteg entfernt. Sieh! da kommt ihm ein günstiger Zufall zu Hülfe. Im Gasthause war gerade ein angesehener Beamter des Landes anwesend, der als renommirter Gemsenjäger bekannt und welcher der Gegend von Kandersteg kundig war. Dieser bot dem altelslustigen Fremdling auf die zuvorkommendste Weise an, ihn zu einem Manne zu führen, der unter den Besteigern jenes Berges gewesen und ohne Zweifel bereit sein werde, ihn dahin zu begleiten.

Sie gingen zusammen eine Viertelstunde weit thaleinwärts und trafen den Mann in der Nähe seines Wohnhauses auf der abgemähten Wiese an, wo er von der brennenden Sonne geröthet und schweißtriefend sich emsig mit dem Einsammeln des duftenden Heues beschäftigte. Eine mächtige Bürde klingeldürren Futters lag vor ihm aufgehäuft, und er wollte sich eben anschicken, sich dieselbe durch einen künstlichen Ruck mit gewandter Kraft auf den Nacken zu schwingen, um sie nach Hause zu tragen, als er durch den unerwarteten Besuch überrascht wurde.

„Hörst Du, Gilgian," sagte nach gewechseltem Gruß der Begleiter des Reisenden zu ihm, „dieser Herr möchte an den Oberen Ort, willst Du ihn begleiten?"

„Mir ist es schon recht," antwortete Gilgian kurz und trocken. Seine Gedanken waren mehr auf die schöne Heubürde und auf die strenge Arbeit, die ihm noch bevorstand, als auf den Gegenstand der Frage gerichtet, und er schien anzunehmen, es handle sich etwa um eine kleine Jagdtour nach dem benachbarten Felshorn oder nach dem gemsenreichen Lohner im Ueschinenthal.

Da begann der eifrige Beamte seinem alten Bekannten die Sache zu erläutern, und indem er nach dem silberglänzenden Altelsgipfel hinwies, wiederholte er mit Nachdruck:

„Da hinauf will der Herr! Willst Du mit ihm gehen?"

Nun erst belebte sich Gilgian's Wesen. Er schaute auf, betrachtete sich den Fremden genauer, maß ihn mit scharfem Blick vom Kopf bis zu den Füßen, gleich wie wenn er aus seiner äußeren Gestalt herausbuchstabiren wollte, ob dieser Herr denn auch im Stande sein werde, eine so rauhe Kletterpartie mitzumachen. Die Prüfung schien ihn zu befriedigen. Die feste Natur, das von der Sonne und der Bergluft stark gebräunte Gesicht des Reisenden, der ungefähr vierzig Jahre alt sein mochte, der Muth und die Begeisterung, die aus dessen Augen strahlten, das Alles waren Erscheinungen, die zu seinem Vortheil gereichten; denn nach einer kurzen Pause erwiderte Gilgian:

„Nun, wir wollen's versuchen! Aber zwei Bedingungen muß ich stellen. Einmal, daß ich mein Tagewerk vollenden könne, und ferner, daß noch ein zweiter Führer mitgenommen werde. — Für Axt und Seil werde ich sorgen."

„Recht so, Gilgian, das ist brav! Eure Bedingungen sind Euch zugestanden, und den zweiten Führer mögt Ihr Euch selbst auswählen."

Das war die Antwort des Fremden. Die Sache war zur Zufriedenheit abgemacht, und man schied auf baldiges Wiedersehen mit einem kräftigen Händedruck von einander. Dem freundlichen

Beamten aber, der es lebhaft bedauerte, durch Amtsgeschäfte am Mitgehen behindert zu sein, wurde für seine Zuvorkommenheit ein warmer Dank ausgesprochen. —

Es lag im Plane, zu Gewinnung eines Vorsprunges von anderthalb Stunden heute noch bis nach dem Schwarenbach, jener einsamen Herberge am Gemmiwege, vorzurücken. Als der Abend und mit ihm eine erfrischende Kühle angebrochen war, setzte man sich fröhlich in Marsch. Gilgian war ein Mann zwischen vierzig und ...

lichen Augenblicke auch seiner ansichtig ward. Rasch langte jeder nach seinem Fernrohr, und es bedurfte eines flüchtigen Blickes, so erkannten sie sich. Es war Berno — außer dem Lenker das einzige menschliche Wesen in der schauerlichen Einöde! Eingedenk seiner Worte, schlug Berno kaltblütig seine Büchse gegen seinen Gegner an und schritt in dieser Stellung näher. Ungewiß, ob Berno wirklich die Absicht habe ... Mord zu vollführen, machte sich der Lenker gleich ... bedenkend, daß er sich durch ... könnte oder bei einem ... verfallen wäre, sann ... Er barg sich hinter ..., so richtete er ver- ... in die Höhe. Und ...

—79—

..., wie der geneigte Leser auch so ein kurioser Engel werden kann.

Dank! Herzensdank!

der und der Kalender das ganze Volk in der Hand habe." Dabei gibt der Herr Kaplan ein Recept, wie der Hinkende für seinen Kalender Reclamen macht, und von den Herren Doctoren und Professoren, die den Hinkenden loben, sagt er: „Es lebt ja jedes Bäuerlein ein Gimpel. Stroh und es wäre ja das Bäuerlein ein Gimpel, thäte es das nicht, es bekäme ja weniger Geld dafür!" Der Hinkende ist weit entfernt, den Herrn Kaplan für einen Gimpel zu halten, weil er in seinem antihinkenden Büchlein, sein eigenes Stroh gelobt. Dabei lügt der Herr Kaplan auch ein wenig, wenn er in sittlicher Entrüstung über die Unmoral des Hinkenden seinen Lesern erzählt, dieser habe „für den schlechtesten Witz als letzten Preis noch 12 Flaschen Weißherbst ausgeschrieben." Das ist nicht wahr, Herr Kaplan. Wenn der Hinkende für jeden schlechten Witz, der ihm eingesendet wird, 12 Flaschen geben wollte, das ganze Rheingau würde so vielen Wein nicht produciren. Nein, Herr Kaplan, die schlechten Witze kommen in den Papierkorb zu dem Ihrigen. Eine schöne Gesellschaft.

Sehr viele Mühe giebt sich der Herr Kaplan, um die Ehre seiner italienischen blutschwitzenden, thränenvergießenden und augenverdrehenden Heiligen zu retten, und über „Wie der liebe Gott heut zu Tage Wunder macht" ist der fromme Herr ganz außer sich. Eine Liebesgabe für die Bahnwartswittwe aber hat er nicht geschickt. — Doch genug von dem Herrn Kaplan.

In einer Dekanatssitzung in Euskirchen sind die geistlichen Herren Grüneschild, Spieß und Consorten dem Hinkenden mit Schild und Spieß zu Leibe gerückt und haben ihn und die „Gartenlaube" feierlich verdammt.

Im „Verkünder für Stadt und Land" jammert ein geistlicher Herr „ob denn die Aachener Geistlichkeit es nicht bis zu einer kleinen gemeinschaftlichen Kasse bringen könne, um in öffentlichen Blättern vor dem Hinkenden zu warnen." Die kleine Kasse scheint aber nicht zusammen gekommen zu sein, u. s. w., u. s. w.

Daß die andächtigen Zuhörer und Leser, wenn sie so auf der Kanzel, im Beichtstuhl und in den Blättern über den Hinkenden schimpfen hörten, nichts Schleunigeres zu thun hatten, als sich den verdonnerten Kalender zu kaufen, ist natürlich, und der Hinkende schätzt die gefällige Beihilfe der Herren Geistlichen auf mindestens 200,000 Exemplare, wofür er sich hiermit höflichst bedankt. Daß er die Herren bestochen habe, um diese wirksamen Reclamen für ihn zu machen, ist nicht wahr; sie thun's alle umsonst.

Doch weg von diesem unlieblichen Bilde, zu einem freundlicheren.

Der Hinkende will jetzt seinen Lesern erzählen, wie er die Liebesgaben der armen Bahnwartswittwe übergeben hat.

Der Hinkende führt den geneigten Leser wieder in dasselbe kleine Dörfchen, in welchem im vorjährigen Kalender die Geschichte: „Wie der liebe Gott heut zu Tage Wunder macht!" beginnt, nur ist es dießmal nicht früher Morgen, sondern Abend, und wenn auch diesmal die Sonne den Hahn auf dem Kirchthurm vergoldet, so ist es die Abendsonne.

Schuster Bernhard sitzt in seiner Werkstätte und schustert, und der Schneider Hambel unter seinem Fenster schneidert, gerade wie dazumal, und gerade wie ... rücken beide unruhig auf ihren Sitzen, und der ... hämmert drauf los, als hätte er Leistnägel in seine ... schlagen, und der Schneider setzt einen blauen ... deinen grünen Bauernkittel mit einer Energie, ... den Kittel prügeliest zu machen, denn in ... ist Kirchweih.

... die Beiden unruhig und aufgeregt sind, so ...

... und das Recept hat gelesen, und nicht wenn er als 5000 kuriose Engel haben Erbarmen gehabt mit der armen Bahnwartswe Müller in ...elheim, und nicht weniger als 3500 fl sind zusammengeflossen, um eine arme brave Familie glücklich zu machen.

Der Hinkende ist ein rauher Bursche und es passirt ihm nicht oft, daß seine Augen naß werden; als aber aus allen Ecken und Enden der Welt, wo warme Herzen schlagen, bis zum schwarzen Meer, und nach Amerika hinein, die Liebesgaben herströmten, von Reich und Arm, von armen Taglöhnern, die sich's vom Munde abspa rten, um einer noch Aermeren zu helfen, da — da ist's ihm naß in die Augen gestiegen, und er schämt sich dieser Thränen nicht. Der Hinkende will es nur gestehen. — Dank! Herzensdank Euch guten Menschen. Der Hinkende wollte, er hätte 5000 Hände, um jedem Einzelnen seiner Freunde die seinen schütteln zu können.

Die vielen hundert Briefe, welche die Liebesgaben begleiteten, zu beantworten, ist dem Hinkenden nicht möglich; er wird sie aber aufbewahren als eben so viele Urkunden für brave Herzen, und wenn Zweifel über ihn kommen wollen über wahre und wirkliche christliche Nächstenliebe — und solche Zweifel können Einem heutzutage wohl dann und wann aufsteigen — so wird er die lieben Briefe lesen, und seinen Glauben an diesen Grundpfeilern unserer christlichen Religion wieder befestigen. Die erfreuliche große Verbreitung seines Kalenders hat der Hinkende nicht allein sich und ... zu danken, die ihn lobend anpreisen, nein, ... seinen Feinden, die ihn verdammen.

... Bergen hat ..., alle beide ‚grausame' ..., namens Berno, der andere aus dem bernischen Dorfe Lenk, nährten einen tiefgewurzelten Haß gegen einander. Dieser Haß entsprang aus Eifersucht, weil jeder von ihnen der bessere Schütze zu sein sich rühmte. Jeder wollte die größere Zahl von Gemsen erlegt haben. Die Eifersucht und der Hochmuth des Wallisers hatten einen solchen Grad erreicht, daß er die Drohung verlauten ließ, wenn er dem Lenker einmal auf Walliser Boden begegne, so solle es dem Burschen an sein Leben gehen. Einst war der Lenker auf die Gemsjagd gegangen. Die unwirthbaren Höhen des Rawyl waren sein Jagdrevier. Die Fährte eines Gemsthiers lockte ihn in die Gegend, welche man ‚beim Gletscherli' nennt, und in seinem Eifer kam er auf Wallisgebiet, das dort an das Bernische grenzt. Indem er scharf nach der Gemse umherspähte, gewahrte er plötzlich in der Ferne einen ebenfalls auf Gewild lauernden Jäger, der im näm-

... Alles verri... in's Gebir... ernste Schw... der städtisch ... Dunkelheit des Weg... ubte, ...

Eine halbe Stunde lang mußten die Wanderer auf dem schon gemachten Wege zurückgehen und nach der Thalebene der Spitalmatten hinuntersteigen, um sich dem Fuß des in Angriff zu nehmenden Berges zu nähern. Mittlerweile waren die Sterne erbleicht und das Grauen des Tages umschwebte die fahlen, farblosen Gestalten des Gebirges.

Man wendete sich jetzt, als der Thalboden erreicht war, von dem gebahnten Wege rechts ab und gelangte, von nun an jede Spur eines betretenen Pfades missend, den untersten steinigen Hängen des kleinen Rinderhorns entlang kriechend, nach jener engen Kluft, aus welcher das Gletscherwasser des Loch- oder Sagebaches heftig fluthend in tiefeingefressenem Bette aus dem verborgenen Thalbecken hervorströmt, das von den Eismassen des Sage-Gletschers ausgefüllt ist.

Sowie diesseits der Schlucht die schroffen Felshänge des Rinderhorns sich erhoben, stiegen jenseits derselben die steilen Wände des Altels empor, und die Wanderer hatten nur den wilden Bach zu überspringen, so war der Fuß des Berges erreicht. Dieses Bewußtsein spornte den Eifer, und als man den Bach glücklich hinter sich hatte, indem man, von Stein zu Stein zielend, ihn in Wirklichkeit übersprang, begann man munter und muthig die Erklimmung des Berges.

Begraste Halden, die als Schafweide benutzt werden, bildeten die untersten Hänge. Wenn auch das thaugetränkte Gras schlüpfrig war, so trat der genagelte Schuh sicher auf, und in der Steilheit des Gehänges erblickte der schwindelfreie Kopf keine Gefahr. Doch zusehends wurden die begrasten Stellen seltener. Rauhe, verwitterte Platten von nacktem Fels und lockeres Trümmergestein, das den Absturz bedeckte, nahmen stets überwiegender die Stelle des Rasenteppichs ein, und in dieser abschreckenden Nacktheit zogen sich die steilen Abstürze über den Häuptern der Wanderer, allmählich zu einer schmalen Gebirgskante verlaufend, in weiter Strecke aufwärts. Man war inzwischen in seinem Eifer bald so hoch geklettert, daß sich der Abgrund zur Rechten immer tiefer, immer schreckbarer öffnete, während zur Linken der Blick auf schimmernde Schneemassen fiel, die als unterste Ausläufer des riesigen Firndaches die schattigen Zerklüftungen des Berges bedeckten.

Aber der Tag brach glanzvoll heran. Ein wolkenloser Horizont that sich auf. Alpengipfel, Felshörner, Firnkuppen erglühten in der Sonne goldenem Strahl, die sich das nun erwachende Erdreich unterthänig machte. Immer neue Gestalten tauchten auf in dem weiten Rund. Das Auge blickte staunend und bewundernd umher. Das Gemüth ward ergriffen von der Erhabenheit der Scenerie. Es empfand schon jetzt in vollem Maße die Wonne des Genusses — jenes Hochgenusses, den die zauberhafte Gletscherwelt und die Erklimmung hoher Alpengipfel demjenigen bietet, dessen Sinn empfänglich ist für die hehren Eindrücke, die er auf solchen Wanderungen sammelt. Sind es doch jedesmal Genüsse, die zu den reinsten irdischen und zu den unvergänglichsten gehören. Nicht nur erhebt sich der Mensch dort im Tempel der Alpenwelt, entfesselt von dem Druck und der Einförmigkeit des alltäglichen prosaischen Lebens, entbunden von jedem Zwang spießbürgerlicher Formen, gleich dem stolzen Aar, im Gefühl vollster individueller Freiheit, aus den Dünsten der Tiefe hinauf zu den klaren Gebirgshöhen, wo er himmlische Luft zu athmen vermeint und eine neue, glanzvolle Welt um sich prangen sieht, die trotz ihren Trümmerwüsten, trotz ihrer Nacktheit, trotz ihrem starren Winterkleide durch ihre Majestät, durch ihre gewaltigen Formen, durch ihren riesigen Maßstab einen unbeschreiblichen Zauber auf ihn ausübt; nicht nur vergißt sein Geist hier alle die kleinlichen Plagen und Bekümmernisse des Lebens und fühlt sich in eine höhere Stimmung versetzt, indem er sich Angesichts einer großartigen Natur gleichsam dem Schöpfer näher wähnt; — sondern auch der physische Mensch trägt seinen Gewinn davon. Er übt seine Kraft und stärkt seine Gesundheit durch die ungewöhnten Anstrengungen des Marsches. Sein Auge gewöhnt sich an den Anblick der schauerlichen Abgründe, sein Kopf wird fest und sicher, und weit davon entfernt, daß die Ermüdung ihn zum Genusse unfähig machte, fühlt er sie schwinden, wie er die Höhe erreicht, und empfindet den Genuß doppelt, wenn er sich denselben mit Gefahr und Anstrengung erkauft hat!

Als die kleine Gesellschaft das höchste Gestein jener Felsenkante erreicht hatte, da wo dasselbe unter die Decken des ewigen Firnes sich verläuft, wurden die letzten trockenen Steinplatten benutzt, um auf denselben, gelagert und angehaucht von den wärmenden Strahlen der Morgensonne, in kurzer Rast mit dem Inhalt des Proviantsackes sich zu stärken und mit neuen Kräften sich auszurüsten. Denn während drei Stunden war man unausgesetzt marschirt und hatte erst die Hälfte des Weges zurückgelegt.

(Schluß folgt.)

Märkische Geschichtsbilder.

Nr. 1. Der Kampf Friedrichs des Eisernen mit dem Stadtadel.

Auf der langen Brücke, welche die Schwesterstädte Berlin und Köln verbindet, wogten am 24. Februar des Jahres 1442 die Volksmassen unruhig auf und nieder, sie drängten sich nach dem gemeinsamen Rathhaus beider Städte. Das aber stand inmitten der langen Brücke; jetzt ist von demselben freilich keine Spur mehr vorhanden.

Die lange Brücke verdiente in jener Zeit ihren Namen mit Recht, denn lang genug war sie; von Köln aus führte sie über die Spree und eine morastige Insel, welche an der Stelle lag, wo heute die Brücke an der Burgstraße endet, dann ging sie noch über einen Spreearm, der längst verschwunden ist und der durch die heutige Heilige Geiststraße floß. Das gemeinschaftliche Rathhaus der beiden Schwesterstädte stand auf der Brücke auf jener morastigen Insel, welche wir schon erwähnten. Der tiefe Sumpf hatte den Aufbau eines großen Steinhauses nicht erlaubt, und so war denn nur der Untergeschoß von Backsteinen aufgerichtet, die Obergeschosse aber strebten in luftigem Holzbau kühn und stolz in die Höhe. Die Eckthürme erhoben sich so prächtig und zierlich, daß es eine Freude war sie zu schauen; die reichen Patrizier hatten einen Stolz darein gesetzt, ihr Rathhaus herrlich auszuschmücken. So waren denn die Balkenköpfe gar kunstreich verziert mit Schnitzereien und bunten Farben, und der viel ausgezackte Giebel, der unparteiisch weder nach Berlin noch nach Köln, sondern nach der Spree hinausschaute, prangte in den schönsten Malereien.

Vom Giebel und von den Thürmen herab flatterten die prächtigen Fahnen lustig im Winde; da sah man die Zeichen aller der befreundeten Städte, welche zum märkischen Städtebund gehörten, da prangte die herrliche Fahne des mächtigen Hansabundes; aber das kurfürstliche Banner der Hohenzollern war unter der Menge der übrigen kaum zu bemerken, die stolzen Herren von den Geschlechtern in Berlin und Köln hatten es ziemlich versteckt aufgehängt, sie wollten nicht gern durch die hohenzollerischen Farben an den Landesherrn erinnert werden.

Vor dreißig Jahren hatten wohl die Rathmannen der Schwesterstädte dem ersten Hohenzoller zugejauchzt, denn er kam ihnen als ein wahrer Retter aus der Noth, der sie befreite von ihrem mächtigsten Feinde, dem wilden Dietrich von Quitzow; damals hatten sie die Bürgerschaft aufgeboten, und das Volk war freudig dem Rufe gefolgt, es hatte mit gekämpft in der unglücklichen Schlacht am Kremmer Damm, und gar mancher Bürgerssohn hatte dort in den Sümpfen sein Leben gelassen. Auch vor Friesack und Plaue waren die Fähnlein der Bürger erschienen, und gerade ihrer bereitwilligen Hülfe verdankte Friedrich zum großen Theil seinen Sieg über die Quitzows und ihren Anhang.

Seit jenen Tagen hatten sich indeß die Zeiten mächtig geändert. Das Volk der Städte, die Gewerke und die Gemeinen, hing wohl noch immer mit treuer Liebe an dem Landesfürsten. Es hatte demselben nicht vergessen, daß er durch die Demüthigung des übermüthigen Landadels Handel und Gewerbe befreit, Recht und Gesetz wieder hergestellt hatte in den Marken, anders aber dachten die Herren von den Geschlechtern, der Stadtadel, der in Berlin und Köln allein das Regiment führte.

Die Bürger waren längst nicht mehr die Herren in der Stadt, ein eigennütziger und übermüthiger Adel hatte die Herrschaft an sich gerissen. In den Zeiten des wilden Faustrechts waren gar manche der minder mächtigen Edelleute in die Städte gezogen und hatten ihre Wappen am Stadtthor angeschlagen. Hinter den festen Mauern und den tiefen Gräben, welche Berlin und Köln um-

gürteten, suchten und fanden sie gegen den übermächtigen höhern Adel einen Schutz, den ihnen ihre kleinen Burgen nicht gewährten. Die adligen Herren waren Stadtbürger geworden, aber sie hatten ihren Ahnenstolz, ihre Herrsucht und ihren Eigennutz nicht draußen vor den Thoren gelassen, sondern mit in die Stadt gebracht, und nachdem sie kaum in das städtische Gemeinwesen aufgenommen worden waren, suchten sie schon sich der Herrschaft über dasselbe zu bemeistern. Die Buchs, Blankenfeldes, Gröbens, Rulhnicks und alle die anderen Edelleute verbanden sich mit den reichsten Handelsherren gegen die gemeinen Bürger und die Zunftgenossen, und so entstand denn ein Stadtadel, der nicht weniger stolz, übermüthig und herrschsüchtig war, als der Landadel draußen.

Die Geschlechter der Städte Berlin und Köln hatten es in jahrelangen Kämpfen dahin gebracht, daß der eigentliche Bürgerstand von ihnen aus dem städtischen Regiment gänzlich verdrängt worden war. Die vier Gewerke, die Tuchmacher, Schuster, Bäcker und Knochenhauer, hatten wenig oder nichts mehr zu sagen, und die gemeinen Bürger, welche keiner Zunft angehörten, durften es vollends nicht wagen, eine Stimme im städtischen Regiment zu fordern. Der große Rath der beiden Städte herrschte unumschränkt; er war in allen seinen Mitgliedern aus den Geschlechtern gewählt, und auch die Bürgermeister gehörten denselben an.

Der Stadtadel stand dem Landesfürsten nicht weniger feindselig gegenüber, als der Landadel; die Geschlechter wachten eifersüchtig über ihre Vorrechte, und selbst in jener schweren Zeit, als der Kampf des Burggrafen Friedrich gegen die Quitzows noch nicht entschieden war, hatten die Geschlechter dem Landesherrn das Recht, mit seinen bewaffneten Mannen nach Berlin einzuziehen, verweigert. Gar manche der edlen Herren vom Stadtadel wären gar nicht unzufrieden gewesen, wenn Burggraf Friedrich in dem Kampfe besiegt worden wäre, denn sie waren durch Banden des Bluts eng mit den Freunden der Quitzows verbunden.

Friedrich hatte damals den Forderungen des Stadtadels nachgeben müssen; er konnte nicht den Kampf mit diesem und den Quitzows zu gleicher Zeit aufnehmen, und auch in den spätern Zeiten seiner Regierung wollte er sein Recht, in die Städte Berlin und Köln mit bewaffnetem Gefolge einzuziehen, nicht durch Waffengewalt erkämpfen, er hoffte mehr von friedlichen Unterhandlungen, als vom Kriege. Seine wichtigen Geschäfte draußen im Reich, die Sorge um den Hussitenkrieg ließen ihn endlich ganz des Zwiespalts vergessen, in den er mit dem Rathe der Städte Berlin und Köln gekommen war.

Die Geschlechter der Schwesterstädte hatten durch die Nachgiebigkeit des ersten Kurfürsten aus dem Hohenzollernhause einen Sieg gewonnen, der sie zu noch stolzerem Uebermuthe anfeuerte. Der Furcht vor dem Landesherrn waren sie ledig, auch der Landadel bedrängte sie nicht mehr so schwer, wie in früheren Jahren, um so drückender wurde das Joch der Herrschaft, welches sie den Bürgern auferlegten, und um so schärfer trat nun auch der geheime Zwiespalt endlich an's offene Tageslicht, der schon längst zwischen den Geschlechtern von Berlin und Köln geherrscht hatte.

Die beiden Städte waren wohl Schwestern, aber auch unter Geschwistern giebt's oft Streit und Zank. Die Kölner konnten es den Berlinern nicht verzeihen, daß diese nach dem Statut des Markgrafen Albrecht vom Jahre 1307 zwei Drittel der Rathmänner zu wählen hatten, während für Köln nur ein Drittel blieb, und die Berliner wieder schauten eifersüchtig auf den wachsenden Handelsreichthum der Kölner hin. Im gemeinsamen Rath gab's deshalb oft schwere Streitigkeiten, die adligen Herren zankten sich und schimpften auf einander, und oft genug glichen die Sitzungen im Rathhaus auf der langen Brücke den polnischen Reichstagen. Die Geschäfte wurden bei diesen kleinlichen Zänkereien vernachlässigt, häufig blieben die wichtigsten Angelegenheiten Monate, ja Jahre lang liegen, weil die Herren im Rath nicht einig werden konnten. Was kümmerte jene stolzen und übermüthigen Adeligen das Wohl und Wehe der gemeinen Bürger; ihr Vortheil allein und ihre Herrschaft lag ihnen am Herzen, deshalb fanden sie auch die verlorene Einigkeit stets schnell genug wieder, wenn einmal die Gewerke es wagten, ihren Antheil am städtischen Regiment zu fordern. Wo es die Unterdrückung der Bürger galt, da waren die Geschlechter stets einig, da reichten die Berliner den Kölnern die Bruderhand, wenn sie auch kurz vorher sich noch so wild und wüthend gezankt und im Rath bekämpft hatten.

Dem Kurfürsten Friedrich I. war im Jahre 1440 sein Sohn Friedrich II. in der Regierung gefolgt, ein junger kraft- und muthvoller Mann, der sich die Lebensaufgabe gestellt hatte, das von seinem Vater so schön begonnene Werk zu Ende zu führen, die Herrschaft des Rechtes und der Gesetze in den Marken aufzurichten. Friedrich II. hatte eine stürmische Jugend verlebt, in den wilden Hussitenkriegen war ihm Gelegenheit geboten worden, sich als Fürst und Feldherr zu bewähren, und er hatte gezeigt, daß er vor keiner Gefahr zurückbebe, daß er kraftvoll und energisch die Zügel des Regiments zu führen wisse; deshalb nannte ihn das Volk Friedrich den Eisernen oder auch wohl Friedrich mit den eisernen Zähnen.

Die Bürger von Berlin und Köln schauten mit Hoffnung und Liebe auf den jungen Kurfürsten; von ihm erwarteten sie eine Abstellung der alten Mißbräuche im städtischen Regiment, von ihm ein kraftvolles Eingreifen in die unheilvolle Adelswirthschaft, die seit dem Jahre 1432 kaum zum Ertragen drückend geworden war; denn seit jenem Jahre wählte der Rath jährlich die Rathmänner und Bürgermeister für das folgende Jahr, und diese wichtigen Aemter waren dadurch das ausschließliche Eigenthum einzelner Adelsfamilien geworden, welche mit frechstem Uebermuth ihre bevorrechtigte Stellung mißbrauchten.

Die Bürger thaten sich zusammen, so lebendig war's seit Jahren nicht in Berlin und Köln gewesen, wie gerade damals. Selten verging ein Tag, an dem nicht eine oder die andere Zunft sich versammelt hätte, um Berathungen zu pflegen. Immer lauter forderten die Gildenmeister und die Aelterleute, die an der Spitze der Zünfte standen, im Namen der Bürger das alte Recht derselben zurück, Theil zu nehmen an den Rathswahlen und von den Ihrigen Einige in den Rath zu küren, -- aber ihre Worte fanden taube Ohren, die Herren von den Geschlechtern ließen draußen vom Lande her von ihren Gütern die bewaffneten Knechte kommen, besetzten mit ihnen Wälle und Thore und drohten den Bürgern höhnisch gegen jedes Gesetz und gegen die Ordnung der Stadt mit Waffengewalt.

Das war zu viel! Solche Willkürherrschaft des Adels mußte gebrochen werden; aber nur einen Mann gab es, der konnte sie brechen, dessen Aufgabe war es, die Bürger zu schützen in ihrem Rechte, und an diesen Mann, an den Kurfürsten Friedrich den Andern, wendeten sich die Zünfte, ihm übersendeten sie eine Beschwerdeschrift, in welcher sie mit kurzen, bündigen, kräftigen Worten die Uebergriffe der Geschlechter schilderten und den Landesherrn aufforderten, ihnen Recht gegen die adligen Herren zu verschaffen.

Er hatte versprochen, zu kommen und zu richten. Deßhalb waren am Montag den 24. Februar 1442 die Rathmannen von Berlin und Köln schon in aller Frühe nach dem Rathhaus auf der langen Brücke geeilt, deshalb drängte sich jubelnd und singend das Volk durch die Gassen, deshalb heulten von den Thürmen herab die Sturmglocken und wirbelten auf den Plätzen die Trommeln, welche die Bürger zu den Waffen riefen.

„Die Freiheit der Städte ist bedroht, wenn wir dem Kurfürsten gestatten, mit seinen Rittern einzuziehen in die Thore Berlins," so hieß es auf dem Rathhaus, denn Freiheit der Städte, so nannten die Herren vom Stadtadel ihr eigenes Willkürregiment; das Volk aber jubelte und schaute von den hohen Wällen herab nach Spandau hin, von dort her mußte ja der Kurfürst kommen.

„Keine Unterwerfung! Kampf bis zum letzten Blutstropfen!" so rief der wilde Buch den Rathmannen zu; und sie jubelten laut die Worte nach, die Mauern und Wälle waren ja fest, die Gräben tief genug, Berlin und Köln konnten sich lange halten gegen den Kurfürsten, wenn dieser ja es wagen sollte, an der Spitze eines Heeres vor den Thoren zu erscheinen.

Vor dem Spandauer Thore schmetterten die Trompeten, ein Jubelruf des Volkes beantwortete die Fanfare. An der Spitze von 600 Reitern hielt der Kurfürst vor dem Thore und begehrte Einlaß in die Stadt, um sein Richteramt als Landesfürst zu üben; aber das Thor war geschlossen und blieb geschlossen, die Herren von den Geschlechtern hielten es mit ihren Knechten besetzt.

Finstern Blicks schaute Friedrich der Eiserne nach den geschlossenen Thorflügeln, dann wieder musterte er die glänzende Ritterschaar, welche ihn umgab. Er war wohl unschlüssig, ob er den Kampf mit dem widerspenstigen Stadtadel beginnen solle oder nicht, denn wie seinem Vater, Friedrich den Ersten, widerstrebte

auch dem jungen Kurfürsten die rohe Gewalt, von der er nur im äußersten Nothfall Gebrauch machen wollte.

Wieder schmetterten die Trompeten, und ein Herold ritt vor bis an das Thor und forderte Einlaß für Se. kurfürstliche Gnaden mit deren getreuen Rittern und Mannen. Da trat einer der Patrizier, vom Rathe abgesandt, auf die Brüstung der Mauer und erklärte laut und unverhohlen, der Rath werde wohl dem Kurfürsten mit etlichen seiner Räthe, nicht aber den Bewaffneten, die ihn begleiteten, den Einzug gestatten.

Ein Wuthgeschrei der Ritter vor den Thoren war die Antwort, und das Volk auf den Wällen stimmte in dasselbe ein. „Es lebe der Kurfürst! Es leben die Gewerke! Hoch die Gemeinen, nieder mit den Geschlechtern!“ so ertönte aus tausend Kehlen der Bürger ein wilder Ruf, und die Zunftgenossen stürzten sich auf die adligen Knechte, welche das Thor besetzt hielten, rissen ihnen die Waffen fort und drängten sie zurück. Vergeblich suchten einige aus den Geschlechtern die Ihrigen zu sammeln; es gelang ihnen nicht, denn schon hatte sich die jubelnde Volksmenge des Thores bemächtigt, schon schwang ein kühner Bursche ein mächtiges Beil gegen das Schloß und die Riegel, und krachend flogen die Thürflügel auf.

Der Kurfürst hatte in ernster Ruhe den wüthenden Rittern gewehrt, welche einen Sturm der Stadt begehrten; als jetzt aber das Thor sich öffnete, da spornte er sein Roß und an der Spitze der 600 Reiter ritt er, vom lauten Volksjubel begleitet, ein in die Stadt. Die Kunde, daß die Bürger auffässig geworden seien, daß sie, dem Befehl des Raths entgegen, den Landesfürsten in die Stadt eingelassen hätten, war auf den Flügeln des Windes nach dem Rathhaus getragen worden; erbleichend hörten sie die Rathmannen, sie fühlten plötzlich den Boden unter ihren Füßen schwinden. Ihr Muth war gebrochen. Die, welche noch vor einer halben Stunde am lautesten geschrieen hatten, verzagten am frühesten und riethen zur Unterwerfung; sie sendeten dem Kurfürsten eine Deputation entgegen, welche ihm auf rothem Sammetkissen die goldenen Schlüssel der Stadt überbringen mußte.

Der Kurfürst empfing die Deputation auf offener Straße mit mildem Ernst, aber die Ritter, welche ihn umgaben, lachten höhnisch und meinten, jetzt habe der Fürst der Schlüssel nicht mehr bedurft. Dann ritt Friedrich II. weiter bis nach dem Rathhaus auf der langen Brücke, dort stieg er mit seinen Räthen ab und ging in den Sitzungssaal des Raths, die adligen Rathsherren folgten ihm mit gesenkten Häuptern. Der Kurfürst kam als Schiedsrichter zwischen Volk und Adel. Den Unterdrückten sollte er Recht schaffen; er hatte die Aufgabe, den lange gestörten Frieden zwischen den Städten Berlin und Köln wieder herzustellen, eine schwere Aufgabe, doch er suchte sie nach bester Kraft zu lösen.

Der gemeinsame Rath der beiden Städte wurde aufgehoben, jede Stadt erhielt ihre eigenen Bürgermeister und Rathmannen, die jährlich von den Bürgern gewählt, aber von dem Kurfürsten bestätigt werden sollten. Dem Stadtadel war damit das Regiment aus der Hand gewunden, allein dem Volk war es nicht gegeben, denn durch das Bestätigungsrecht der Bürgermeister hatte es Friedrich sich selbst ertheilt. Auch die Befugnisse des künftigen Rathes beschränkte er, denn er verbot demselben, Auflagen ohne seine besondere Genehmigung zu machen.

Mit jenem Tage war die Herrschaft des städtischen Adels gebrochen. Wie Friedrich I. von Hohenzollern den Landadel, so hatte Friedrich II. den Stadtadel bekämpft, und mit eiserner Energie unterdrückte er auch fortan jeden Versuch desselben, das verlorene Regiment wieder zu erobern. Auf dem Platze, der sich vom Dominikanerkloster bis zur langen Brücke und von da die Spree entlang bis zur ehemaligen Stadtmauer von Köln hinzog, legte er den Grundstein zu einem festen Schloß. „Zwing-Köln“ wurde es vom Adel genannt, in diesem wollte der Kurfürst seine Residenz aufschlagen.

Es dauerte freilich noch manches Jahr, ehe es den Bemühungen des Kurfürsten gelang, dauernden Frieden in Berlin und Köln herzustellen, denn die Berliner sind stets ein auffässiges Völkchen gewesen. Die Junker von den Geschlechtern gaben ihre Herrschaft nicht so leicht verloren; als sie nicht mehr offen sich dem Kurfürsten widersetzen konnten, thaten sie es im Geheimen, und es gelang ihnen in der That, die Unzufriedenheit der Bürger mit einem vom Kurfürsten eingesetzten Hofrichter von Hacke und dem Bürgermeister Balzer Boytin so zu schüren, daß im Jahre 1448 ein offener Aufstand ausbrach. Der Hofrichter wurde gefangen gesetzt, die Kanzlei erstürmt, Balzer Boytin davongejagt. Die aufgeregte Volksmenge riß die Steine auseinander, welche zum Bau des Schlosses herbeigefahren waren, und ersetzte den Theil der Stadtmauer von Köln, der des Schloßbaues wegen abgerissen worden war, durch einen Blockzaun.

Die Räthe Friedrich's forderten eine exemplarische Bestrafung des Aufruhrs, ein Heer sollte vor Berlin ziehen, um die rebellische Stadt zu züchtigen, aber Friedrich weigerte sich dessen, er wollte nicht eher Gewalt gebrauchen, als bis alle Rechtsmittel erschöpft seien. Der Sitte der Zeit gemäß berief er den Bischof Stephan von Brandenburg, den Fürsten Adolph zu Anhalt, den Großmeister des Johanniter-Ordens Nicolaus von Thierbach und die Bürgermeister und Rathmänner der mit Berlin eng befreundeten Städte Brandenburg, Frankfurt und Prenzlau zu Schiedsrichtern in diesem Streitfalle, indem er zum Voraus versprach, sich dem Ausspruch derselben unterwerfen zu wollen.

Die Schiedsrichter erklärten die Städte Berlin und Köln des Aufruhrs schuldig und legten ihnen harte Buße, den Verlust der Lehne und Zölle und vieler Rechte auf. Die störrigen Berliner wollten sich dem Rechtsspruch nicht fügen; trotzdem gebrauchte der Kurfürst noch immer nicht Gewalt. Er berief ein zweites Gericht nach Spandau, welches den Ausspruch des ersten bestätigte und in vielen Stücken noch verschärfte. Jetzt erst sammelte der Kurfürst seine Mannen, um dem Rechtsspruch Geltung zu verschaffen; es kam jedoch zu keinem großen Kampfe, denn das Volk von Berlin und Köln war schon zu der Einsicht gekommen, daß es vom Stadtadel gemißbraucht worden sei, und dieser hatte, als er nirgends Bundesgenossen im Kampf gegen den Kurfürsten fand, den Muth verloren. So wurde denn am 15. Juni 1448 die Unterwerfungsurkunde ausgefertigt, und die stolzen Patrizier zogen demüthig nach Spandau, um die Gnade des Kurfürsten zu erflehen.

Friedrich zeigte sich weit milder und versöhnlicher, als irgend einer der Aufrührer es erwarten konnte. Obgleich der Gerichtshof in Spandau den meisten Patriziern harte Bußen, den Verlust ihrer sämmtlichen Lehne, einigen sogar die Todesstrafe auferlegt hatte, begnadigte sie Friedrich doch sämmtlich. Nur einer, der Hauptanstifter des Aufruhrs, Berend Ryke, wurde des Landes verwiesen. Der Aufruhr war gedämpft, die Ruhe in Berlin und Köln wieder hergestellt, und nun begann mit neuem Eifer der Ausbau des Schlosses an der Spree. Von dieser Zeit an haben die beiden Städte Berlin und Köln ihre Selbstständigkeit verloren; während sie früher fast die Rechte und Freiheiten freier Reichsstädte genossen und nur dem Namen nach dem Landesfürsten unterworfen waren, wurden sie fortan dem allgemeinen Staatsverbande einverleibt.

Federzeichnungen aus Thüringen.

Erstes Blatt.

Mecklenburg in Thüringen.

Von **Ludwig Walesrode**.

II.

Eins freilich haben wir an Fritz Reuter's Schöpfungen zu beklagen, den Umstand, daß diese niemals das Eigenthum der ganzen Nation werden können, wie etwa — um von den Schriften eines Zeitgenossen zu sprechen, die einem Vergleiche nahe liegen — die Schwarzwälder Dorfgeschichten Berthold Auerbach's ganz Deutschland angehören. Wo das plattdeutsche Idiom nicht mehr verstanden wird, da ist auch die Grenze des nationalen Verständnisses für die Bücher Fritz Reuter's. — Ich will damit nicht be-

haupten, daß die Reuter'schen Schriften sich überhaupt nicht in's Hochdeutsche übertragen lassen — es wäre nichts leichter als das — aber mit einer derartigen Uebersetzung würde der Zauber innig naiver und darum so humoristischer Naturwahrheit, vor Allem jene liebenswürdige Ironie verloren gehen, die aus dem Contraste des derb ehrlichen Plattdeutsch gegen die fein abgeschliffene hochdeutsche Sprechweise, wie eine Art culturhistorischer Neckerei, uns aus jedem Satze der Dichtungen Fritz Reuter's schalkhaft anlacht. Würde z. B. nicht die dem Leben förmlich gestohlne Figur des „Entspecters" Bräsig, der in seiner „gebildeten", zwischen Hoch- und Plattdeutsch bedenklich schwankenden Conversation, trotz einem Wrangel, die haarsträubendsten Attentate gegen die deutsche Grammatik und die reichlich gebrauchten Fremdwörter begeht, würde in hochdeutscher Uebersetzung diese unnachahmlich köstliche Gestalt nicht ihrer ganzen vis comica, wie der Gelehrte sagt, geradezu entkleidet werden?

Eine Uebertragung der Reuter'schen Schriften in's Hochdeutsche wäre kaum etwas Anderes, als wollte ein Maler die Meisterwerke der niederländischen Schule derartig copiren, daß er die Composition treu in den Linien nachzeichnete, die derb natürlichen Localfarben aber in ein classisch italienisches Colorit transponirte. Man denke sich eine Bauernschlägerei von Adrian van Ostade oder eine fröhliche Kneiperei in einer Dorfschenke von David Teniers in dem keuschen Colorite Rafaelischer Madonnen- und Heiligenbilder dargestellt!

Ich meine darum, es wäre gerathen, auf die Kehrseite der Titelblätter zu Fritz Reuter's Büchern, statt der gegenwärtigen warnenden Affiche: „Die Uebersetzung in's Hochdeutsche wird vorbehalten", in Zukunft, bei allen ersten und allen neuen Auflagen anzuzeigen: „Jedwede Uebersetzung in's Hochdeutsche wird verbeten!"

Unsern des plattdeutschen Idioms nicht kundigen Landsleuten jedoch, die offene Sinne und Herzen für erquickliche Volkspoesie haben, können wir nur den Rath geben, sich um den Sprachschlüssel zu bemühen, der ihnen Zugang zu den goldenen Schätzen verschafft, die in Fritz Reuter's Schriften geborgen liegen und die der Dichter auch in seinem thüringischen Mecklenburg mit vollen Händen zu Tage fördert.

Wir aber wollen an Fritz Reuter nicht blos den ihm innewohnenden Humor des Poeten, sondern auch den Humor der weltrichtenden Geschichte verehren, der sich an ihm offenbart. Man nenne den Namen Fritz Reuter's neben dem Namen eines Grafen Hahn, eines Ritters Nußbaum von Zieseldorf, eines Prügel-Bland und was unter dem Zeichen des $^3/_4$ zölligen und $1^1/_2$ zölligen Stockes wahlverwandt dahin gehört; man vergleiche das Mecklenburg des Junkerthums mit dem Mecklenburg des Volkes, wie es gemüthsinnig und charaktertreu in Fritz Reuter's Schriften sich darstellt, und man wird mich verstehen. — Diese mecklenburgischen Junker, alten und ältesten Stammbaumes, wie sie immer mit dem Vollblut-Viergespann, das stolze Wappen am Kutschenschlage, begleitet von galonnirten Lakaien in weißen Cravatten und Handschuhen und mit allen andern Schaustellungen einer bornirt hochmüthigen Aristokratie paradiren mögen, sie haben Alles gethan, um aus ihrem Vaterlande ein Pasquill zu machen, das dem deutschen Patrioten das Blut brennender Schamröthe in's Gesicht treibt, während das Ausland hohnlachend darauf hinweist. Sie haben Mecklenburg so tief erniedrigt, daß selbst der wandernde Handwerksbursche sich schämt auf der Herberge zu bekennen, daß er ein geborener Mecklenburger sei, um nicht dem Spotte und den Hänseleien seiner Mitgesellen zu verfallen. — Da tritt ein schlichter Mann aus dem mecklenburg'schen Volke auf, der von seiner Studienzeit her in den schwarzen Büchern der politischen Polizei als Hochverräther notirt ist, der lange Jahre hindurch als politischer Verbrecher die Leiden des Kerkers mit der Aussicht auf ewige Gefangenschaft erduldet hat, und dieser Mann, der seine Heimath liebt, trotz alledem und alledem, zwingt die öffentliche Meinung Deutschlands anzuerkennen, daß es noch ein anderes Mecklenburg als das der Junker giebt, welches der Achtung, der Theilnahme, ja der Liebe des Gesammtvaterlandes werth ist, schon um des Dichters willen. Mecklenburg verdankt seine Ehrenrettung dem Humor Fritz Reuter's!

Wie hoch über dem erbarmungswürdigen Junkerthume steht der Poet, der keine Ahnung davon hat, daß er mit seiner Feder eine geschichtliche Mission erfüllt!

Fritz Reuter ist kein politischer Schriftsteller wie seine beiden wackeren Landsleute, Moritz und Julius Wiggers; kein Tendenzdichter. Mit menschlich heiterem Seelen- und Federzuge schildert er das Kleinstadtleben, die ländliche Volksidylle der Heimath. Aber gerade dieser harmlos menschliche Humor straft, als spräche er in den zürnenden Flammenworten der Propheten des alten Bundes, diejenigen, die durch den Mißbrauch angemaßter Gewalt ihr Vaterland und ihr Volk schänden und dem Spotte der Welt preisgeben. Aus dem tiefen Grunde der Reuter'schen Dichtungen taucht die Nemesis der Geschichte auf, die nicht blos im antiken ionischen und dorischen Dialekte, sondern auch im mecklenburgischen Platt ihr vernichtendes Urtheil spricht.

Und das ist auch Humor!

Doch, da lasse ich meine Leser wohl eine gute halbe Stunde vor dem Eingangspförtchen zu dem thüringischen Mecklenburg stehen und „klöne" mit denselben über Fritz Reuter's Schriften, statt sie zu diesem zu führen und ihnen den Dichter in seiner „Hüsung" zu zeigen.

„Also, meine Herrschaften, bitte mir zu folgen!" wie der Führer oben auf der Wartburg sagt, sobald er beim Ueberzählen der auf dem Burghofe wartenden Fremden das Dutzend voll findet — Kopf für Kopf fünf Silbergroschen.

Gleich der Eintritt in das Schweizerhaus zeigt uns, daß das Innere dem gefälligen Aeußern entspricht. Die gebohnte helle Treppe, die wir hinansteigen, der heitere Oelfarbenanstrich der Wände, die spiegelnden Fenster, das feste und doch zugleich zierliche Holzwerk an Thüren, Pfosten und Simsen, das Alles erinnert an die behäbige Kajütensauberkeit eines Seedampfers. Weniger nautisch gebildete Besucher pflegen ein solches Haus ein wahres Schmuckkästchen zu nennen.

Wir schellen an der mit dem Namen „Fritz Reuter" bezeichneten Thür. Sie öffnet sich; eine Magd tritt uns entgegen, die frappant einer weiblichen Figur am Gallion eines Kauffahrteischiffes aus älterer Zeit gleicht — derb, aus Eichenholz mehr gehauen als gemeißelt, das Haar über dem Kopf verknotet, das Gesicht mit gesunder rother Oelfarbe blank bemalt, die Gewandung crinolinlos, von einem Faltenwurfe, an welchem die Axt des Schiffszimmermannes ihr ehrlichstes Stück Arbeit geliefert zu haben scheint. — Aber bei alledem erscheint sie in so fragwürdiger Gestalt; wir reden doch mit ihr.

„Herr Doctor Reuter zu sprechen?"

„Mais oui!" antwortet das Gallion in einem tiefen, rauhen Contra-Alt, „mais oui, Monsieur le Docteur est chez lui" — oder akustisch genau: „Möh fui! Mussjö lö Tocteur ö schö lui" — „der Herr Doctor sein zu Hause" — „ö moa schö swi la conzörsch (la concierge)" — „in dieser Hinsicht werde ich Ihnen melden." „Attendöss uhn pö ssil vous plö!" — „thun Sie nur etwas warten!"

Wie, hören wir recht? Da lacht uns ja schon an der Schwelle zu des Humoristen Wohnung ein ganzes Mirakel von Humor entgegen! Die Thürhüterin des plattdeutschen Fritz Reuter ein altes Schiffsgallion, das französisch spricht — und welch ein Französisch! und wiederum ein Hochdeutsch, das uns, wie aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammend, gespensterhaft anklingt. Beim Himmel, ist das gleich Tollheit, so ist kaum Methode darin!

Aber wir werden in unserm heitern Anstaunen unterbrochen durch eine milde Frauenstimme, die an der weit sich öffnenden Zimmerthür uns freundlich zum Eintreten nöthigt. Diese Stimme gehört der Frau Doctor Reuter an, die eine fernere Verhandlung mit der wunderlichen Erscheinung abschneidet. Bei Reuter's wird nicht antichambrirt, wenn auch Mademoiselle la concierge, die wir noch besser kennen lernen werden, etwas gar förmlich die Honneurs an der Hausthüre macht. Eine feste, breite Männerhand streckt sich uns zum herzlichen „Willkommen!" entgegen. Es ist Fritz Reuter.

Fritz Reuter, geboren zu Stavenhagen im Mecklenburgischen — wann? ja wann post Christum natum? — Zu meiner Schande muß ich gestehen: „Ich weiß nicht mehr das Datum," wenn ich's überhaupt je gewußt habe. Fritz Reuter hat mit mir niemals über seinen Geburtstag gesprochen; ein Conversationslexicon neuester Auflage — es ist noch die Frage, ob Reuter darin steht — habe ich nicht zur Hand und ich erinnere mich auch nicht aus Reuter's Schriften, daß er irgendwo über Jahr und Tag seiner Geburt spricht. Nach ungefährer Schätzung wird er eben die Mitte der Fünfziger überschritten haben. Aber ich will ja auch dem Leser hier

keine Biographie Fritz Reuter's geben — die bleibe eben dem Conversationslexicon und der Literaturgeschichte vorbehalten — sondern so eine Art photographisches Bild, wie Verehrer und Verehrerinnen eines Schriftstellers es gern in ihr Album einreihen. Und ich meine Fritz Reuter hinlänglich zu kennen, um ein solches Momentbild, ohne alle Retouche, rein nach der Natur zu liefern.

Ob er mir aber, inmitten seiner häuslichen Umgebung, zu dem Bilde sitzen will? — Bah! fragt der Criminalrichter den eingelieferten Inquisiten, ob dieser für den eventuell zu erlassenden Steckbrief dem Photographen sitzen will?

Auch die Popularität hat ihre Steckbriefe. —

Ich glaube nicht, daß die Verehrer Fritz Reuter's — selbst der phantasiereiche weibliche Theil derselben — beim ersten Begegnen mit diesem sich durch seine Erscheinung überrascht oder enttäuscht fühlen werden. Und doch sieht Fritz Reuter gar nicht aus wie ein Poet oder etwas dergleichen. Weder sein Gesicht, noch seine Kleidung, noch sein Behaben zeigen etwas von „der Sekte prahlerischer Tracht". Er ist eben ein leibhaftiger Mecklenburger in Lebensgröße. Wenn er uns, eine kurze Pfeife im Munde und Stock in der Hand, auf einem Gutshofe oder einem Feldwege begegnete, würden wir ihn für einen Pächter oder Inspector halten. Die Statur gedrungen, etwas zum Embonpoint neigend; dem vollen, runden, von einem blond und grau gemischten Vollbarte eingefaßten Gesichte ist das Gepräge grundehrlicher Offenheit aufgedrückt. Um den Mund spielt ein Zug, dem man die Neigung zum Lachen ansieht; aber die gutmüthig milden, blauen Augen haften dafür, daß aus Fritz Reuter nur der wahrhaft menschliche Humor lacht.

Darf der Dichter der „Olle Kamellen" anders aussehen? Tritt er uns nicht in dieser Gestalt aus jeder Zeile seiner Schriften entgegen, im innigen Verkehr mit dem Volke, das er so wahr und warm zu schildern weiß? Ist er uns, auch wenn wir ihm zum ersten Male die Hand drücken, nicht bereits ein alter lieber Bekannter? — Wer sich Fritz Reuter anders gedacht hat, der hat ihn auch nicht verstanden und wird ihn nimmer verstehen.

Wie im Aeußern, so ist Fritz Reuter auch in seiner Unterhaltung schlicht und ungezwungen. Er liebt es nicht, viele Complimente zu hören oder zu machen. Aber feinfühlig und taktvoll ist er weit von jener rüden Ungenirtheit entfernt, die der Welt zumuthet, den Mangel an Lebensart, ja geradezu die Flegelei, als Ausdruck biderb germanischer Offenherzigkeit anzuerkennen. — Es verkehrt sich gar bequem mit Fritz Reuter. Eine durchaus gesellige Natur, liebt er es, bei der Flasche, im Kreise von Bekannten und Freunden heiter sich zu ergehen. — Fritz Reuter hat eigentlich nicht die Gabe des Witzes, ebensowenig in seiner Unterhaltung, wie in seinen Schriften. Die Pointe, das Schlagwort, das Aperçu stehen ihm nicht zu Gebote. Ich möchte sagen, er ist zu human, um witzig zu sein. Um so mehr weiß er, wie in seinen Büchern, so auch im Leben, das eigentlich komische Element den Menschen und den Dingen abzusehen und abzufühlen. Statt kurzer scharfer Einfälle giebt er gleich ganze ergötzliche Gestalten und Erzählungen, welche die heitere Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln wissen.

Fritz Reuter liebt es, aus seinen Schriften vorzulesen; meistens kommt er dem Wunsche der Gesellschaft damit entgegen.

Es ist dieses etwas sehr Bedenkliches. Mich wenigstens überläuft es stets kalt, so oft ich einen Autor — ich nehme selbst berühmte nicht aus — Miene machen sehe, aus einem Manuscripte oder einem seiner gedruckten Werke vorzutragen. Denn abgesehen davon, daß Schriftsteller gewöhnlich schlechte Vorleser sind, spricht sich fast immer bei solcher Gelegenheit eine unerquicklich krankhafte Selbstüberschätzung, jener Unsterblichkeitsrappell aus, an dem selbst Autoren leiden, die bedeutend genug sind, um bescheiden sein zu dürfen. Mit dem viel citirten Worte: „Nur die Lumpe sind bescheiden!" hat Goethe viel Unheil angerichtet.

Dieses peinlichen Gefühls sind wir bei Fritz Reuter enthoben.

Allerdings liest auch er mit sichtlichem Behagen. Aber es drückt sich nicht darin das eitle Sichgernhören, das Bespiegeln in dem eigenen Machwerke aus, sondern die Lust und Freude an den Gestalten seiner Feder, mit denen der Humorist auf's Innigste verwachsen ist, die ein Stück seines Wesens sind. Wer mißgönnt dem Schöpfer die Freude an seiner Schöpfung? Dazu klingt in dem volltönenden biegsamen Organe Reuter's das Mecklenburger Original-Platt so gar zuthunlich, daß man mit Freuden länger zuhört, als es sonst ein Vorleser beanspruchen darf.

Es wäre aber auch schlimm, wenn die Gäste, die Fritz Reuter bei sich sieht, sich an seinem Vorlesen satt hören könnten. Niemand würde darüber mehr verstimmt sein, als Frau Luise Reuter, nicht sowohl aus Eifersucht auf den Autorenruhm ihres Gatten, als auf die Leistungen ihrer Küche.

Ich weiß, Frau Reuter wird fraulich schüchtern erröthen, daß auch ihrer hier öffentlich Erwähnung geschieht. Aber als eines „Preisters Döchting" muß sie wissen, daß die Frau nun einmal berufen ist, Leid und Freud mit dem Manne zu theilen. Eines Poeten Weib vor Allem muß sich's schon gefallen lassen, daß einige Blätter aus dem Lorbeerkranze ihres Gatten auch auf sie fallen. — Wie Fritz Reuter seine plattdeutschen Penaten, so hat Frau Luise vom häuslichen Heerde in Mecklenburg das gastliche Feuer nach dem Thüringer Walde getragen, um daran die heilige Flamme der fernen Heimath wieder zu entzünden. Prosaisch ausgedrückt heißt das, daß neben der patriarchalischen mecklenburgischen Gastlichkeit bei Reuters auch noch die mecklenburgische Küche zu Hause ist. Und wer diese kennen gelernt, weiß, daß ihre Leistungen nirgend in Deutschland, selbst in Hamburg nicht, übertroffen werden. Das mecklenburgische Volk hat ja bis heute keine andere Magna charta, als sein Kochbuch! Diese Charte ist eine Wahrheit. — Aber auch jeder Winkel der Reuter'schen Wohnung zeugt von dem feinsinnigen Geschmacke der Hausfrau, die mit geistvoller Lebendigkeit sich an dem Gespräche der Männer betheiligt, ohne eine Spur von jener wirthlich geschäftigen Hast zu zeigen, die den Fremden, der sich als Gegenstand der hausfraulichen Sorgen weiß, eher beunruhigt als befriedigt. Das Gesellschaftszimmer, vor dessen Fenstern und Altane sich das bereits geschilderte anmuthige Landschaftspanorama aufrollt, und die daranstoßenden offenen Gemächer sind mit einem Comfort eingerichtet, der bei aller Anspruchslosigkeit doch an die Grenzen des Luxus streift. Das elegante Pianino, die hinter den Spiegelscheiben des Bücherschrankes dichtgereihten Prachtbände der Hausbibliothek, die Kupferstiche und Oelbilder an den Wänden und auch alle die kleinen Ueberflüssigkeiten, mit denen die ordnende weibliche Hand das Haus zu schmücken liebt, Alles deutet auf eine behagliche, wohlhäbige Häuslichkeit hin.

Nicht ohne Grund verweile ich bei diesen anscheinenden Aeußerlichkeiten.

Das deutsche Publicum war bisher gewöhnt, sich das vaterländische Schriftstellerthum als eine Art Proletariat vorzustellen und diesem ein Mitleid zu schenken, das nicht immer frei von Geringschätzung ist. „Hätt' er was gelernt, braucht' er nicht zu schreiben Bücher!" wie der selige Salomon Heine von seinem Neffen Henri sagte. Dem Dichter vor Allem gehört die Dachstube und die Misere eines dürftigen Erdenwallens. Läßt ja auch Schiller seinen Poeten erst erscheinen, nachdem alle Erdengüter bereits vertheilt waren und ihm nichts mehr offen stand, als der Himmel, auf den bekanntlich irdische Manichäer, und sollten sie auch noch so fromm sein, nicht die kleinste Anweisung annehmen. Nein, unsere Zeit ist wahrlich darum nicht prosaischer geworden, daß sie dieses alte Vorurtheil von der prädestinirten Dürftigkeit deutscher Dichter und Schriftsteller zu zerstören beginnt. Es schadet der himmlischen Göttin Poesie nicht an ihrem Rufe, wenn sie ihre Poeten auch mit Butter versorgt. Und ich denke, es gereicht ebenfalls der deutschen Nation zur Ehre, daß sie — was Engländer und Franzosen schon längst gethan — ihre Lieblingsdichter und Schriftsteller nicht nur nach Verdienst ehrt, sondern auch honorirt und zwar dadurch, daß sie Bücher kauft, statt sie, wie bisher, aus Bibliotheken oder sonst wie leihweise, sogar vom Autor selbst, zu entnehmen.

Reuter verdankt seinen Wohlstand lediglich seiner Feder. Er hat in diesem Jahre von den neuen Auflagen seiner Schriften nicht weniger als 7000 Thaler eingenommen; ein Honorar, das sich mit Ehren neben dem populärer englischer Autoren sehen lassen kann, besonders wenn man bedenkt, daß die kleinere Hälfte der deutschen Nation — die plattdeutsche — dasselbe aufgebracht hat. —

Diese sichtlich sorglose Lebenslage läßt den Besucher bei Reuters die herzige Gastlichkeit, die ihm entgegenkommt, besonders wohlthuend empfinden.

Aber zu der Heiterkeit, die im thüringischen Mecklenburg zu Hause ist, trägt Lisette gewiß nicht das Wenigste bei. Wie Fritz Reuter dem französischen Chansondichter das Wort nachsprechen

darf: „le peuple c'est ma muse“, so hat er gleich diesem auch eine Lisette, und in der That eine französisch parlirende, nur daß diese weit entfernt ist von der etwas frivolen Anmuth und Koketterie, welche Beranger an seinem echt französischen Mädchen aus dem Volke in lustigen Liedern besingt. Um so mehr können wir über Reuter's Lisette lachen.

Ich brauche wohl dem Leser kaum noch zu sagen, daß Lisette Niemand anders ist, als das Gallion, das uns die Thüre geöffnet. Es giebt keine glücklichere Figur für einen komischen Roman.

Lisette ist von Geburt ein Dorfmädchen aus dem Großherzogthum Sachsen-Weimar. Sie hütete in ihrer Jugend die Gänse der Dorfgemeinde, wie Johanna die Schafe ihres Vaters hütete in dem Flecken Dom Remi, der in dem Kirchspiele liegt von Toul. Und wie Johanna ward sie berufen zur „Jungfrau von Orleans“. — Nichts Geringeres als die französische Februarrevolution von 1848 griff gestaltend in das Leben Lisettens ein. Der Thron Louis Philipp's mußte zertrümmert werden, um dem thüringischen Bauernkinde eine ungeahnte Laufbahn zu eröffnen. Bekanntlich war in Folge jener politischen Katastrophe die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Kindern, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, nach Eisenach geflüchtet, wo sie das oben erwähnte großherzogliche Palais auf dem Marktplatze, der Georgenkirche gegenüber, als Residenz bezog. Monsieur Hubert, der Intendant der Herzogin, der mit seiner Familie seiner Gebieterin nach Deutschland gefolgt war, hatte eine im Hausgesinde entstandene Lücke auszufüllen, und Lisette wurde — ich weiß nicht durch wen empfohlen — als Dienstmagd von ihm engagirt. So kam sie an den Hof der Herzogin von Orleans. Ihre häuslichen Verrichtungen brachten sie täglich mit der hohen Frau und den kindlichen Prinzen, von denen der erstgeborne Prätendent der französischen Königskrone war, in Berührung, die sich durch Lisettens thüringische Unbefangenheit, welche sie auch in der Hofsphäre behauptete, zu einer intimen gestaltete. Tüchtig und brav, wie sie war, verharrte sie in dieser Stellung bis zum Tode der Herzogin. Sie begleitete dieselbe auf ihren Reisen. So hielt sie sich mit den Orleaniden längere Zeit bei dem exilirten greisen Königspaare in Claremont auf, dem englischen Landsitze des Königs der Belgier, den dieser bekanntlich seinem Schwiegervater Louis Philipp eingeräumt hatte. Auch in Paris ist Lisette mit Monsieur Hubert gewesen, der vermuthlich in geheimer Mission dort mit den Orleanisten berathschlagt hatte. So hat Lisette in den höchsten Kreisen der Gesellschaft die große Welt gesehen, die dauernde Eindrücke in ihren Erinnerungen zurückließ. Sie schwärmt noch heute für die Herrlichkeiten der Champs Elysées, die sie natürlich „Schamps Elise“ spricht. — Ueberhaupt liebt Lisette es, ihr wohlerworbenes Französisch nicht unter den Scheffel zu stellen, besonders wenn Gäste bei Reuter's sind. Das Wort „Ja!“ scheint sie sich ganz abgewöhnt zu haben, sie sagt nie anders als: fui, Matam! fui, Mussiö!; sie würde gewiß auch am Traualtar, falls ein etwas verspätetes Liebesglück sie noch einmal dahin stellen sollte, die Frage des Priesters beim Ringwechsel statt mit „Ja!“ mit einem herzhaften fui! beantworten. So pflegt sie auch die Anordnungen der Hausfrau bei Tische laut in's Französische zu übersetzen. „Lisette, ein Teller!“ „Fui Matam, une assiette!“ „Lisette, ein Glas Wasser für den Herrn!“ „Foilà! öng ferr d'o pour Mussiö!“ Beim Präsentiren der Schüssel wird sie selten das „plöt i?“ (plaît-il?) vergessen, sowie sie auch der Unterhaltung bei Tische von Zeit zu Zeit mit einem für sich gesprochenem c'est ça zu folgen pflegt. — Weit drolliger aber als ihr Französisch ist ihr Deutsch, das gar nichts von thüringischem Dialekt und thüringischer Ausdrucksweise an sich hat. Es scheint, als hätte sie sich dasselbe aus dem gebrochenen Deutsch der französischen Dienerschaft der Herzogin von Orleans angeeignet. Die Komik dieser eigenthümlichen Sprechweise wird noch erhöhet durch die unbegreiflichen Redensarten, welche Lisette mit lakonischer Sicherheit überall anzubringen weiß, wo solches nur möglich und unmöglich erscheint. So z. B. daß sie den Fremden „in dieser Hinsicht“ anmeldet. Ich hörte von ihr den Ausdruck: „in dieser Hinsicht ist das eine Betrachtung!“ „fui, das ist so Gebrauch von die Ordnung!“ ꝛc. — Zu diesen abgelegten Hofredensarten besitzt Lisette noch mehrere abgelegte Hofkleidungsstücke. So erscheint sie an hohen Festtagen in einer Robe, welche weiland die Frau Herzogin von Orleans getragen. Wie viele treue Orleanisten könnte sie mit kleinen, ordensbandgroßen Fetzen dieser Reliquie glücklich machen! Natürlich paßt zu dieser Gewandung keine Crinoline, die Lisette ohnedies als eine Erfindung der neuen französischen Kaiserära verabscheut, wie sie überhaupt Napoleon III. als Feind des Hauses Orleans haßt. Als vor einiger Zeit bei Reuter die Zeitung vorgelesen wurde, in welcher von einer Erkrankung Kaisers Napoleon die Rede war, sagte Lisette, welche während einer Beschäftigung im Zimmer aufmerksam zugehört hatte: „Wenn der schterbt, dann trauer ich roth!“

Fritz Reuter.

Daß Lisette durch ihr Leben am Hofe etwas Aristokratin geworden ist, darf uns nicht wundern. Sie weiß es sehr zu schätzen, gegenwärtig wieder in Diensten einer Herrschaft zu stehen, die, nach mancherlei Aufmerksamkeiten zu schließen, deren sich dieselbe erfreut, eine hervorragende Bedeutung haben muß, obwohl Lisette das Ding nicht recht zu begreifen vermag. Aber sie ist gar nicht damit zufrieden, daß die Fremden so ohne alles Ceremoniell Zutritt zu der Herrschaft finden. Nicht selten daher trifft sie im Hause auf eigene Hand Anordnungen, die der Hausordnung am Hofe der Herzogin von Orleans entnommen zu sein scheinen und die zu beseitigen es der ganzen entschiedenen Intervention der Frau Reuter bedarf. —

Ob die Liebe in Lisettens Leben eine Rolle spielt, möchte ich aus Erwägungen, die zu verlautbaren ungalant wäre, bezweifeln. Indeß das Wort „unmöglich“ ist aus dem Lexikon des menschlichen Herzens gestrichen, und so auch wohl aus dem Lisettens.

In der That scheint Fritz Reuter ein besonderer Günstling des Zufalles zu sein, der ihm eine Figur wie diese gerade in den Weg geworfen hat. Für den Humor unseres Dichters dürfte Lisette ein prächtiges Seitenstück zu der unvergleichlichen Mamsell Westphalen sein, wenn erstere auch keine meklenburgische Faser an sich

hat. Denn auch das ist das Eigenthümliche, ich möchte sagen der Humor von Fritz Reuter's Humor, daß dieser — so unthunlich es ist, ihn selbst aus dem Mecklenburgischen in eine andere Sprache und ein anderes Verständniß zu übersetzen — doch wiederum alles Fremdartige mit großer Leichtigkeit, sprachlich und social in's Mecklenburgische übersetzt. Die Heimath ist dem Humor Fritz Reuter's der enge Rahmen zu dem Spiegel, aus dem die Welt in ihren bunten Erscheinungen mikrokosmisch uns entgegenstrahlt. — So bin ich überzeugt, daß die Reise, welche Reuter mit seiner Gattin im vergangenen Frühling, auf einem Dampfer des österreichischen Lloyd, nach Griechenland, Constantinopel und Smyrna gemacht hat, gar wundersam verplattdeutscht und vermecklenburgt den Fritz Reuter-Lesern durch die Hinstorff'sche Hofbuchhandlung vorgeführt werden wird. — Warum sollte z. B. unser guter lieber Entspecter Bräsig, „bürtig aus Mekelborg-Schwerin", nicht von irgend einem strebsamen Gutsbesitzer, behufs Ankaufs edler Zuchtböcke, zu einer Reise nach dem Morgenlande engagirt werden, wie er seiner Zeit von Moses Löwenthal aus Wahren zu einer Reise nach dem Berliner Wollmarkte engagirt worden ist, um demselben, nämlich dem Moses Löwenthal, „als kenntnißreicher Mann in Wullsachen, zu helfen beis Geschäft, natürlich gegen 'ne Provision". Eine Reise, auf welcher der arme Bräsig gar grausame Abenteuer erleben mußte, wie ein Jeder solche in Reuter's „Schurr-Murr", von Seite 49 bis Seite 134, nachlesen kann.

Daß der Humor in Mecklenburgisch-Thüringen durch sympathische Heimathsklänge angefrischt werde, dafür sorgt ganz besonders Fritz Reuter's „olle Fründ de Cannedat", oder auch „Avkat Rein". In Wirklichkeit ist das Niemand anders, als der wackere charakterfeste und doch so kindlich weiche Reinhardt, ein Landsmann Reuter's, früher als Theolog und Pädagog in Mecklenburg fungirend, jetzt, des leidigen Amtes ledig, in Coburg an der Presse beschäftigt, der aus naher Nachbarschaft von Zeit zu Zeit unter Reuter's Dach einkehrt. Reinhardt, manchem Leser als Mitglied des Frankfurter Parlaments bekannt, ist, wie sein Landsmann, ein geborener Humorist von dem Scheitel bis zur Zehe — wenn er auch seine sprühenden Einfälle mehr der Gesellschaft hingiebt, anstatt sie productiv mit der Feder zu verarbeiten. „'Ne Gschicht von min olle Fründ Rein", die Reuter in seinen „Läuschen un Rimels" erzählt, ist in der That eine dem Leben Reinhardt's entnommene wahre Geschichte. Am treuesten nach dem Original aber lernt der Leser Reinhardt's trockne humoristische Schelmerei kennen in der Schilderung einer Versammlung des Reform-Vereins zu Rahnstädt, in welcher „Avkat Rein" als Präsident den Vorsitz führt. Dies wahrhaft classisch zu nennende Meisterstück des Humors findet der Leser im dritten Bande von „Ut min Stromtid", der soeben die Presse verlassen hat.

Indem ich hier meine Skizze beende, fühle ich, wie das nun einmal immer der leidige Fall ist, zu spät, welche Gefahren ich mit derselben für das Thüringische Mecklenburg heraufbeschworen. Man kann volksthümlichen Persönlichkeiten kaum einen schlimmern Dienst erweisen, als wenn man deren Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit öffentlich durch die Presse denuncirt, besonders wenn diese Persönlichkeiten, wie Fritz Reuter, an einem Karawanenwege wohnen. Gar leicht könnte meine Schilderung von Fritz Reuter's thüringischer Hüsung Tausende seiner Verehrer, die allsommerlich den Weg durch Thüringen nehmen, der Versuchung aussetzen „selbst zu sehen", wie Yorik Sterne auf seiner sentimentalen Reise. — Brauche ich die Folgen eines solchen Cultus weiter auszuführen?

Mögen daher die geneigten Leser und Leserinnen meine unvorsichtige Denunciation durch ihre eigne discrete Erwägung unschädlich machen und sich mit einem Blick über das Gartenpförtchen, das zu Mecklenburg in Thüringen führt, und meiner Schilderung begnügen. Der Verzicht auf die persönliche Bekanntschaft Fritz Reuter's wird ihnen weniger schmerzlich fallen in dem Gedanken, daß des Dichters Zeit eine edle sei und daß sein Humor den Tisch für viele Hunderttausende unsres Vaterlandes zu decken habe.

Fritz Reuter aber möge am Fuße der sagenreichen Wartburg, von wannen Heinrich von Ofterdingen einst auszog, um die blaue Blume der Romantik zu suchen, noch recht lange mecklenburgische „Olle Kamellen" pflücken!

Blätter und Blüthen.

Aus dem Leben Maria Theresia's. Die Tiroler sind oder waren wenigstens ein sehr loyales Volk; da möchte man wohl meinen, jeder Senner auf den Alpen jodle von der Genealogie seines Fürstenhauses, dem ist aber nicht so. Die geschichtliche Erinnerung des Volkes läßt sich in wenigen Zeilen wiedergeben. Da ist die Maultasch, welche trotz des großen Mundes die Bauernburschen aus Passeier küßte; der Erzherzog Sigismund, der einem hübschen Bauernmädel über alle Zäune nachsprang; der alte Maxel, der sich bei der Gemsjagd auf der Martinswand verstieg; der Erzherzog Ferdinand, den man eigentlich nur der schönen Philippine Welser, seiner Gattin, zulieb nennt; dann kommt lange Zeit nichts mehr, als hätt' es nie einen Fürsten gegeben, endlich taucht die Gestalt Maria Theresia's empor, dann Joseph, der edle große Joseph, den jedoch die Hochwürdigen, weil er ihnen die Federn stutzte, stets nur in einer Beleuchtung von Höllenschwefel à la Breughel erscheinen lassen. Vom Franzl wird man bald auch nichts mehr wissen, höchstens daß man den Erzherzog Johann nennt, der den Tirolern so viel und so Großes versprochen. Friedrich mit der leeren Tasche hält sich nur durch sein goldenes Dachl, dieses Wahrzeichen für die wandernden Handwerksbursche, im Gedächtniß, sonst würde auch Niemand mehr nach ihm fragen. Vergißt doch das Volk seine eigenen Thaten. Das Siegesjahr 1703, ja die Kämpfe von 1797 und 1805 sind bereits vollständig in der Glorie von 1809 untergegangen, und auch der Glanz Hofer's und Speckbacher's erblaßt mehr und mehr, von den Helden zweiten Ranges sind die meisten Namen schon vergessen. Am längsten haften anekdotenartige Züge, wie wir deren bereits oben angedeutet, nur der Schatten Maria Theresia's verbindet sich noch immer mit der Erinnerung an Oesterreichs goldenes Zeitalter. Waren die Tage ihrer Regierung auch stürmisch, so verschönte sie doch die Liebe, und selbst der Lombarde, welcher trotz der gegentheiligen Stimmungsberichte gewisser Organe durchaus nichts mehr vom österreichischen Corporalstock wissen will, gedenkt der hohen Frau in Ehrfurcht. „Ja die Thresel! das war eine andere Zeit!" seufzt unser Bäuerlein. Fragt man, worin denn das Glück bestand, so weiß er keinen Bescheid, oder er malt uns ein Bild, wie eben er sich das Paradies vorstellt: man zahlte dort wenig oder gar keine Steuern, und Soldat wurde nur, wer eben wollte.

Wir überlassen es Arneth von dem geschichtlichen Beruf Maria Theresia's zu reden, wir erzählen nur, auf welchem Fuß sie mit ihrem Volk stand, und auch hier geben wir blos ein paar drollige Anekdoten aus ihrem treuherzigen Verkehr mit den Tirolern. Die Theresienkreuzer sind uns ja noch alle im Gedächtniß, diese großen schweren Kupferplatten, welche das lockige Haupt der Kaiserin zeigten. Aus allen Jahren waren sie im Umlauf, nur nicht von 1775. Damals, so erzählt man, ließ sie hundert Stück prägen, die hohl waren und in der Mitte einen Kremnitzer Dukaten bargen. Sie schenkte sie einem Tiroler, der ihr oft Spaß gemacht, zu Neujahr, dieser jedoch, unwillig über den Spott mit Kupferkreuzern, theilte sie vor der Thür den Gassenjungen aus. Bald jedoch wurde das Geheimniß offenbar, und wem nun ein Kreuzer mit der Jahreszahl 1775 in die Hände gerieth, der feilte ihn durch, freilich um Nichts zu finden.

Maria Theresia besuchte Tirol 1765. Sie war damals tief in den Vierzigen, jedoch noch immer einer stattliche üppige Frau. Da ging sie auf dem Rennplatz spazieren; ein Bäuerlein aus Dux, wo man auch jetzt noch am ehesten alttirolische Naivetät antrifft, schaute sie lange unverwandt an. Sie trat zu ihm und sagte: „Nu, gefall ich Dir?" — Jener antwortete: „Du bist eine sackerische Gesellin, ich möcht Dich grad schon." Die Kaiserin lachte über diese Galanterie laut auf und schickte ihm einen harten Thaler mit den Worten: „Weil Du mich nicht selber haben kannst, so nimm hier mein Portrait zum Andenken." Der Bauer war überglücklich; noch seine Kinder besaßen dieses Geldstück als kostbare Schaumünze.

Wer kennt die Zillerthaler nicht? Diese scheinbar treuherzigen, in der That aber schlau auf ihren Vortheil bedachten Händler, welche durch alle Länder herumwandern, außerhalb Tirols jeden mit Du anreden, während sie sich zu Hause dieses Wort nur gegen Dienstboten und gute Bekannte erlauben, betreiben ihr Geschäft nicht erst heute, schon im vorigen Jahrhundert begegnen wir ihnen überall, nur unter anderer Form. Damals verkauften sie keine Handschuhe aus Bockhaut für gemslederne; sie trugen eine „Kraxe" auf dem Rücken, und diese war angestopft mit Oelfläschlein, Salben und Blechbüchsen — kurz allerlei Medicamenten, gut wider jede Krankheit, nur nicht wider den Tod. Da diese Krämer, ähnlich wie Faust mit den höllischen Latwergen, hier und hin nur Unheil stifteten, so wurde am Ende die Polizei aufmerksam und verbot das Geschäft. Auch als Schmarotzer, Tellerlecker und Hofnarren strolchten sie herum, sie machten ihre Späße, nicht als Nationalsänger wie jetzt, sondern als der „lustige Bua" auf allen Schlössern des deutschen Adels und an den Höfen, ließen sich von den vornehmen Herrschaften foppen, wobei sie freilich nicht die Gefoppten waren, und setzten sich schließlich, wenn ihr Geldsack hinlänglich gespickt war, in ihrem Heimatbdörfchen zur Ruhe.

Der berühmteste von diesen Schalksnarren war Peter Prosch, von dem man noch im Lande erzählt. Als er seines Handwerkes überdrüßig geworden, verfaßte er, wie andere große Männer, seine Memoiren, welche eine Masse culturgeschichtlichen Stoffes enthalten und dem Forscher auf's Neue zugänglich gemacht zu werden verdienten. Wir sagen: dem Forscher, damit sich nicht irgend ein feiler Literat des Gegenstandes bemächtige und ihn einem Volke verkäue, dem der Servilismus ohnehin noch nur zu sehr im Blute steckt.

Peter Prosch kam 1745 unter dem Gerstenschneiden auf die Welt. Mit zehn Jahren zog er als Oelhändler in's Weite, hausirte jedoch die meiste Zeit bei den Bäuerinnen mit Nudeln und kehrte, ohne bei seiner Handelschaft etwas erobert zu haben, bald in die Heimath zurück. Dort träumte ihm von der Kaiserin Maria Theresia. Er lief nach Wien und reichte eine Bittschrift ein des Inhalts: „Meine liebe, gute Kaiserin, ich hab daheim in meinem Vaterlande von den Leuten sagen hören, daß Du so ein gutes Mensch bist, und mir hat bei meiner Schwester unterm Dach auf dem Heu geträumt, ich sei zu Dir gekommen und Du habst mir einen Hut voll Geld geschenkt und hast mir lassen ein Branntweinhäusl bauen. Ich bitt' Dich gar schön, sei so gut und thu' es mir, ich will meiner Lebstag für Dich beten.“ Graf Künigl überreichte das Gesuch bei der Mittagstafel auf einem silbernen Teller der Kaiserin, diese gab es lachend ihrem Gemahl, und so machte es am Tisch die Runde. Bis eine Erledigung käme, wurde Prosch bei den Kapuzinern als Ministrant angestellt. Wir lassen ihn nun selbst erzählen. „Am 23. September 1757 ministrirte ich auch rechter Hand beim St. Antoni de Padua-Altar. Die Kaiserin fuhr aus und kam früher in die heilige Messe auf das Oratorium als gewöhnlich, und ich und mein Kapuziner waren noch beim Altar. Als der Dienst kam, nämlich Schweizer, Gardisten, Trabanten und ein ganzer Lärm Herrschaften, da sperrte ich Maul, Augen und Ohren auf und glotzte. Die heilige Meß ging zu Ende, und beim Evangelium St. Johannis nahm ich das Buch auf einen Arm, kehrte mich gegen die Kaiserin, machte einen Kniebucker und begrüßte sie mit der Hand; sie lachte und ging zurück. Wie Alles vorbei war, wollte ich auch, wie andere Menschen, zur Thür hinaus. Jähling kam ein Kammerdiener in einem weißligen Rock und einem mit Gold bordirten Camisol, dieser fragte mich: ‚Wie heißest Du?‘ — ‚Peterl!‘ war meine Antwort. — ‚Wie noch?‘ — ‚Prosch aus Tirol.‘ — ‚Du sollst mit mir kommen zu Ihrer Majestät der Kaiserin, sie will Dich sprechen.‘ Voll Freude, Furcht, Angst und Zittern wanderte ich mit ihm durch die Wachten und über die Stiegen hinauf. Im Saal hieß er mich warten; ich war barfuß und meinen Hut hatte ich unter dem Arm. Zu oberst stunden zween Schweizer in weiten Pumphosen, Krägen um den Hals und spitzigen Hüten. Bei einer Thür war ein deutscher und ein ungarischer Nobelgardist. Ich schaute um und um und pfiff ein Stückl; Alle, die da waren, lachten, weil sie sahen, daß ich nicht wußte, was ich that. Endlich ging bei einer Thür in einer Ecke ein Kammerfräulein heraus. Ich kniete gleich nieder, denn ich glaubte, es wäre die Kaiserin selbst, sie lachte und sagte: ‚Ich bin's nicht, sie wird aber gleich kommen, Du sollst indessen da hinein gehen.‘ Sie machte mir eine Thür auf, und ich ging hinein. Wie erstaunte ich, als ich mich umsah und mehr als zwanzig weithosige Tirolerbuben um mich her versammelt sah. Ich ging darauf zu und gab einem die Hand, er gab sie mir auch, bis ich mit meiner Hand an der Wand anstieß; ich erschrak, kehrte mich um und sah wieder nichts als lauter solche Buben, die mir alle accurat gleich waren; ich lachte, sie lachten auch, ich hüpfte, sie hüpften auch. Jetzt kamen mir traurige Gedanken und ich zweifelte, ob ich bei mir selbsten wäre, denn ich konnte mich gar nicht fassen. Endlich ging rechter Hand weit droben im Saale eine doppelte Thür auf.

Der Saal war glatt, die Kaiserin kam herein, ich lief ihr entgegen, schlüpfte und fiel auf den Buckel. Ich raffte mich geschwind wieder zusammen und kniete nieder. Die Kaiserin kam herbei und sagte: ‚Steh' auf.‘ Ich stund auf und sie sagte: „Grüß Dich Gott, Kleiner! Bist Du der Tiroler, der mir recommandirt worden ist?‘ und gab mir die Hand zum Küssen; ich küßte aber den Kittel und sagte: ‚Dank Dir Gott! Bist Du unsere Kaiserin Maria Theresl? Da außen vor der Thür war auch so ein Mensch, ich hab' gemeint, Du bist's; sie hatte einen goldenen Spulen an der Seite und glöckelte Schnürchen. Sie lachte und sagte: ‚Jene war's nicht, ich bin Eure Kaiserin, was willst Du von mir haben?‘ Ich lief um einen Sessel und sagte: ‚Hocke Dich nieder.‘ Sie antwortete: ‚Ich hock' so alleweil, was willst Du von mir?‘ Die Doppelthür, wo die Kaiserin herauskam, war voller Köpfe; sie hatten ein solches Gelächter, daß die Kaiserin mit der Hand zweimal gedeutet und gesagt, man solle schweigen, sonst könnte sie mich nicht verstehen.

Ich fing nun an und sagte: ‚Schau, meine liebe Kaiserin, ich bin ein armer Bub, ich habe weder Vater noch Mutter und logire bei meiner Schwester unterm Dach auf dem Heu. Da träumt' mir in einer Nacht von Dir, weil ich es von den Leuten sagen gehört, daß Du ein so gutes Mensch bist, ich sei zu Dir gekommen und Du habst mir lassen auf einem gewissen Fleckchen, wo eine alte Brechelstube gestanden ist und das ich um zwei Gulden, ein Scapulier und Fläschchen Branntwein gekauft habe, ein Branntweinhäusl bauen; auch habst Du mir einen Hut voll Geld geschenkt. Den Hut hatte ich just so, wie ich ihn jetzt in der Hand hab. Ich bitte Dich, sei doch so gut und thue es mir, ich will in meinem Leben für Dich beten.‘ — ‚Ja, Du sollst es haben!‘ sprach sie, ‚wenn es Niemand einen Schaden thut.‘ — ‚Ja, Kaiserin, schau, Du mußt mir auch einen Zettel mitgeben, denn unsere Herren sind nicht so leichtgläubig, und Dich hätte ich darnach auch nicht mehr bei mir, und so würde vielleicht aus der ganzen Sache nichts.‘ — ‚Ich will es dem Grafen Choteck sagen, daß er Dir einen Brief an den Gouverneur Enzenberg mitgiebt, der wird es hernach schon glauben.‘ — ‚O, ich bitte Dich, vergiß es nicht.‘ — ‚Nein, ich vergesse es nicht, heut soll es noch geschehen. Kannst Du auch umgehen mit Branntweinbrennen?‘ — ‚Ja, ich habe es von meiner Mutter gesehen und hätte Dir ein Fläschchen Kirschenbranntwein mitgebracht, aber es ist mir zu Hall zerbrochen.‘ Sie lachte darüber und sagte: ‚Ich trinke keinen. Nun erzähl' mir noch, was sagen denn sonst die Tiroler von mir, haben sie mich lieb?‘ — ‚Ich hab' Dir's schon gesagt, wenn ich nichts Gutes von Dir gehört hätte, so hätte mir auch nichts Gutes geträumt und ich wäre auch heute nicht bei Dir. Durchaus in unserm ganzen Lande, vom Größten bis zum Kleinsten, sagt ein Jeder, Du seiest das beste Mensch und die Welt bringt uns kein solches Weibsbild mehr hervor wie Du bist.‘ Sie lachte herzlich und sprach: ‚Das freut mich, ich habe die Tiroler auch gern, denn sie sind treu und aufrichtig.‘ Sie griff mit ihrer linken Hand in die Camisoltasche, nahm vierundzwanzig Kremnitzer Ducaten heraus und opferte solche in meinen Hut. Ich sprang und hüpfte vor Freuden und sagte: ‚Ja, Kaiserin, wenn Du einmal in's Tirol kommst, will ich Dir gewiß auch etwas schenken, weil Du mir ein Häusl bauen läßt.‘ Nun war mein Traum erfüllt, die Kaiserin nahm ‚B'hüt Gott!‘ und ich tanzte zur Thüre hinaus.“ Wir folgen Peter Prosch nicht länger auf seinen närrischen Kreuzfahrten; er zog sich endlich ganz nach Tirol zurück, heirathete und war bereits mit 44 Jahren Großvater. Er hatte alle Höfe und Fürsten — auch Ludwig XVI. und Marie Antoinette — besucht, alle Herrlichkeit der Welt und die Pracht der Großen gesehen und rief schließlich wie Salomo: „Alles ist eitel!“ Wie das bei Komikern öfters vorkommt, wurde auch er in alten Tagen schwermüthig und düster und starb endlich lebenssatt und lebensmüde mit Hinterlassung zahlreicher Enkel.

Die Coburger Lotterie für Schleswig-Holstein. Unsere Leser erinnern sich, daß wir beim Beginn dieser Lotterie uns gegen die Betheiligung an derselben ausgesprochen haben. Grundsätzlich sind wir heute noch Gegner von Allem, was Lotterie- und Hazardspiel heißt, und wenn wir auch von dieser Regel Ausnahmen gelten lassen, so kann der Grund dazu nur der allerdings ein wenig jesuitische sein, daß der Zweck das Mittel heilige.

Dies war bei der Schillerlotterie der Fall, dies spricht auch für das vorliegende Unternehmen, wie wir bereits den Vorsitzenden dieses Lotterie-Comité zu Coburg selbst in unserm Blatte haben darlegen lassen. Neuere Berichte über dasselbe haben uns außerdem die Ueberzeugung gegeben, daß auch der Schein des Eigennutzes, den wir wenigstens von einem Theil der Gewinngegenstände nicht zu trennen vermochten, nunmehr vollkommen beseitigt ist. Das Publicum hat es somit durchaus mit einem soliden Unternehmen zu thun, für das nicht mehr sein Zweck allein, sondern auch die Weise der Einrichtung und die Art der Gewinngegenstände spricht. Die Gartenlaube ist nicht der Ort, wo der Leser eine ausführliche Belehrung hierüber sucht; da in den meisten größeren Städten Agenturen * dieser Lotterie bestehen, auch alle Buch- und Kunsthandlungen zu den Beauftragten derselben gehören, so ist es Jedermann leicht gemacht, das Nähere sich selbst zu verschaffen.

Wie bei jeder ist's auch bei dieser Lotterie der lockende Reiz, für einen geringen Einsatz möglicherweise einen großen Gewinn zu erhalten, also hier für 15 Ngr., die ein Loos kostet, einen Gold- oder Silbergegenstand von 100 bis 3000 Thaler Werth. Dabei bietet das Comité dem Gewinner noch den Vortheil, daß es demselben, wenn er es wünscht, statt des gewonnenen Gegenstandes die Baarsumme dafür nach dem spielplanmäßigen Nennwerth zustellt. — Neben diesen Hauptgewinnen bilden jetzt die Oelfarbendrucke, welche anfangs die uns einigermaßen verdächtige Basis des Unternehmens gewesen waren, die Nebengewinne. Das Comité war besonders besorgt, diesen Theil des Unternehmens von allen Schlacken zu reinigen, die ihm allerdings angehangen hatten, und so besteht jetzt die ganze zu Gewinnsten bestimmte Bildersammlung aus Stücken, welche das Publicum davor bewahren, durch diese Lotterie werthlose Dinge in das Haus zu bekommen; dies mag besonders denen zur Beruhigung dienen, welche von der Schillerlotterie her speciell gegen Bildergewinne wohlbegründete Bedenken hegen.

Was nun den Zweck des Unternehmens betrifft, so verdient er die allgemeinste Unterstützung, darüber wird nirgends Zweifel herrschen. Wie bedeutend auch die Summen waren, mit welchen von Frankfurt aus und durch die Vermittelung des Herzogs Friedrich den durch die dänische Brutalität und durch den Krieg Geschädigten zu Hülfe gekommen wurde, so harren doch der von harter Noth Bedrängten noch gar viele auf Erleichterung ihrer Lage durch die Mittel des vom Krieg verschont gebliebenen großen, reichen Deutschlands. Wir weisen nur auf die armen schleswig-holsteinischen Soldaten hin, die — allerdings durch die Schuld des Bundes, der ja das deutsche Contingent der Holstein-Lauenburger sogar im Ausland, in Dänemark, durch seine Generale inspiciren ließ! — zur Schmach Dänemarks im durchweg erbärmlichsten Zustande jetzt von dort in die befreite Heimath zurückkehren. Nicht weniger hülfsbedürftig sind viele Bewohner der so lange von den Dänen ausgesogenen Inseln.

Die Wahrscheinlichkeitsrechnung weist nach, daß durch diese Lotterie die Gelegenheit geboten ist, in kürzester Zeit eine Summe von etwa 80,000 Thalern für Schleswig-Holstein flüssig zu machen, wenn ihr die rechte Theilnahme von Seiten des deutschen Volkes nicht gebricht. Herrschte in Deutschland eine Opferfähigkeit für politische Zwecke, wie in England und Nordamerika, so wäre eine solche Summe durch freiwillige Gaben in wenigen Tagen aufgebracht; da dies, wie die Erfahrung gelehrt hat, leider nicht der Fall ist, die Nothwendigkeit aber eine solche Hülfe unabweislich fordert, so müssen wir eben das Mittel zur Erwerbung jener Summe, das in dieser Lotterie geboten ist, auch unseren Lesern recht angelegentlich empfehlen.

* In Leipzig hat Herr Buchhändler Albert Hoffmann den Hauptdebit der Loose dieser Lotterie übernommen.

Eine gute Wache. Die Wachen in Gravenstein in Schleswig waren unangenehm, hauptsächlich durch die große Zahl von Spionen, die täglich aus dem ganzen Sundewitt dahin, als dem Hauptquartiere des Prinzen Friedrich Carl, gebracht wurden.

Es war schon Abend und finster, als wir nach einem ziemlich anstrengenden Marsch, vom Norden kommend, in genannten Ort einrückten und ich wider Erwarten zur Wache commandirt wurde. Welcher Soldat kennt nicht das Mißbehagen, das uns erfaßt, wenn man todmüde auf ein gutes Strohlager rechnen kann und das Wort: „Auf Wache“ alle diese herrlichen Aussichten zerstört! Doch gern oder ungern, der Soldat darf nicht fragen warum, er muß eben schweigend gehorchen.

Nach vielem Suchen fand ich endlich mein Wachtlocal und mit ihm ein gut Dutzend unfreiwilliger Gäste, Herren und Knechte, feine und niedere Leute, welche zu große Anhänglichkeit an das liebe Dänenthum und zu großer Eifer, ihm zu nützen, in diese Lage gebracht hatte. Mein Vor

gänger rückte ab und tröstete mich noch, als er meinen Mißmuth bemerkte, beim Abe mit den Worten, es sei dies hier eine ganz köstliche Wache, da Tante Trina mit wahrhaft mütterlicher Liebe für die Militärs sorge.

Doch mir wollte dieser Trost in meiner schlechten Laune eben nicht recht helfen. Ich saß, den Kopf in die Hand gestützt, die Wachinstruction studirend, am Tisch in meiner Stube, als es an die Thür klopfte und auf mein freilich nicht freundlich betontes Herein eine Matrone erschien. Ich war überrascht, „Tante Trina“ dachte ich unwillkürlich. Doch zu langem Denken ließ mir mein unbekanntes vis-à-vis nicht Zeit, mit ungemein gefälliger Bewegung, trotz ihrer nicht unbedeutenden Leibesstärke, näherte sie sich mir auf einige Schritte.

„Guten Abend, Herr .... seien Sie mir nur ja nicht böse, daß ich zu so später Stunde noch zu Ihnen hereinkomme, aber Sie sind doch wohl recht müde und matt, und da habe ich denn gemeint, es würde ein freundlich gebotener Löffel Suppe so ganz unwillkommen nicht sein.“

Der Gedanke an mein unfreundlich Herein, an die Mißmuthsfalten auf meiner Stirn, gegenüber dieser herzigen freundlichen Frau — das Alles machte mich momentan so verwirrt, daß ich nichts zu sagen vermochte, als: „habe ich wohl die Ehre, Madame vom Hause ...“

„Bitte, bitte,“ unterbrach sie mich rasch, „ich werde hier die Tante Trina genannt und mag es gern leiden, daß auch Sie bei diesem Namen bleiben. Ach guter Gott, wie angegriffen Sie armer junger Mensch aussehen, kommen Sie geschwind herüber zu meinem Bruder, so,“ und dabei ging mir die liebenswürdigste aller Frauen, Tante Trina, voran.

Ich aber mußte unwillkürlich an eine liebe Frau in der fernen Heimath denken, an meine alte Mutter! Tante Trina mochte wohl schon lang ihr halb Jahrhundert durchlebt haben, denn die reichen Haare ihres schöngeformten Kopfes wetteiferten an Weiße mit dem kleinen einfachen Häubchen, das sie halb bedeckte. Die vielen Falten ihres Gesichtes verunzierten dasselbe nicht, sondern gaben ihm, neben einer unendlichen Gutmüthigkeit, einen ganz eigenen fesselnden Reiz, so zwar, daß man gern lange hineinblicken mochte in diese ruhigen Züge und die lebhaften blauen Augen.

Tante Trina eilte mir also voran in die Stube des Bruders, eines Greises in Mitte der Sechziger, der bei unserm Eintritte sich von seinem Sorgenstuhle mit hoher Rücklehne und weichen Seitenpolstern erhob, die Pfeife wegstellte und mir, beide Hände entgegenstreckend, ein herzliches „Willkommen“ zurief. Keine fünf Minuten währte es, und ich fühlte mich heimisch und behaglich unter den lieben alten Leuten, so heimisch, wie im Elternhause. Die Bedürfnisse des Magens waren befriedigt, wir griffen zu den Pfeifen. Bald brannte das duftige Kraut von Latakia im Thonkopf, und Empfindungen ganz eigener Art erfüllten mich, wenn ich dabei an meinen Vorpostenkanaster dachte.

Vater Petersen, so hieß Tante Trina’s Bruder, hatte als Schiffscapitain sich bis zu Anfang der fünfziger Jahre auf dem Wasser umhergeschaukelt, dann aber das Seeleben aufgegeben, um mit Schwester Trina in Ruhe und Gemüthlichkeit von seinen Ersparnissen zu leben. „Meine Schwester und ich,“ sagte er, „wir haben keinen uns näherstehenden Menschen mehr auf Erden, wir haben gut und reichlich zu leben, um dann noch ein schön Theil zu guten Zwecken verwenden oder, wo es gerade kneift, zuspringen zu können, und da giebt’s ja in diesem Kriege recht oft die beste Gelegenheit.“

Nun waren wir auf dem Kriegsthema und hatten somit reichlichen Stoff zur Unterhaltung, die Vater Petersen in seiner geraden schleswigschen Weise prächtig zu führen wußte. Von großem Interesse für mich war seine Erzählung von dem Rückzuge der Dänen aus der Danewirke nach Düppel. „Tag und Nacht,“ erzählte er, „zogen die dänischen Truppen in wilder Eile hier durch. Mein Neffe, der nach dem Verlust seiner Eltern mein Adoptivsohn geworden, stand beim ... Infanterie-Bataillon, das zum größten Theil aus Schleswigern unter ausschließlich dänischen Officieren formirt war. Es war am Vormittag eines recht unfreundlichen Tages mit rauhem Nordost und schneidendem Schneetreiben, als das Bataillon hier einrückte. Mein Neffe war nicht dabei, im gezwungenen Kampfe gegen seine deutschen Brüder hatte ihn die Kugel getroffen, seine Cameraden brachten mir die Kunde und die letzten Grüße.“

„Der arme liebe Junge!“ fügte Tante Trina bei und stand auf, um sich am Fenster etwas zu schaffen zu machen.

Mir aber war’s, als hörte ich durch die mit zitternder Stimme gesprochenen Worte etwas wie Schluchzen.

„Die Truppen hatten kaum zwei Stunden hier gerastet,“ erzählte Vater Petersen weiter, „als der Befehl zum Weiterrücken gegeben wurde. Sie gehorchten, aber sie litten nicht, daß die Bataillonsmusik den ‚tappern Landsoldaten‘ spielte, sondern forderten laut und stürmisch ‚Schleswig-Holstein meerumschlungen‘. Alles Drohen der Officiere half nichts, die Musik, überschrieen, mußte schweigen, und unter dem Gesang des geliebten Marsches rückten die Armen ab. Ich habe nicht erfahren, wie der dänische Haß diese Meuterei, wie die Officiere es zähneknirschend nannten, bestraft haben mag.“

Da wurde ich gerufen, um das Contingent meiner Gefangenen durch zwei neue Individuen, abermals einen Pastor sammt Küster, ich glaube, von Broacker waren sie, zu vermehren. Ich wünschte dem liebenswürdigen Geschwisterpaar aus vollem Herzen gute Nacht, sie sagten: „auf Wiedersehen morgen früh.“ Ihr Wunsch hat sich leider nicht erfüllt; vor Anbruch des Morgens wurde das Bataillon, zu welchem ich gehörte, alarmirt und rückte wieder nach Norden an den Alsen-Sund in die Nähe von Sandberg.

Ich habe die lieben Leute nie wieder gesehen, rufe ihnen aber hiermit durch die weitwandernde Gartenlaube, die auch in Schleswig fast an jedem Heerde heimisch ist, meine herzlichen dankbaren Grüße zu.

Vierte Todtenliste von im gegenwärtigen amerikanischen Kriege gefallenen Deutschen, deren Erben Näheres auf dem Generalconsulat der Vereinigten Staaten zu Frankfurt a. M. durch dessen Secretair August Glaeser erfahren können. Das Generalconsulat fühlt sich bei dieser Gelegenheit verpflichtet, zu bemerken, daß nach wie vor diese Listen ausschließlich der „Gartenlaube“ zur Veröffentlichung zugesandt werden, daß mithin alle anderen dieselben enthaltenden Blätter sie nur der „Gartenlaube“ entnommen haben können.

Conrad Axet, S. Alexander, P. Arnold, J. Alexander, D. Benjamins, J. C. Booth, S. J. Bittner, W. H. Bitter, C. Beckmann, Brittenden, G. Beißenberg, August Beyland, G. Beck, L. Böhler, Corbindorfer, M. Christ, A. Cunischmann, H. Caber, F. Conrad, F. Conradi, J. Claringer, John Decker, C. Dormann, C. Diehl, J. Decker, J. Docker, W. Dale, W. Drewe, J. Danner, B. Damann, John Eide, Chr. Elsner, E. Eichmar, F. Eckels, F. Edelmann, A. Fischer, A. Frost, J. Fischer, W. Frink, W. Fames, John Frenk, E. W. Fleit, M. Fettner, Frohmann, C. Funke, Louis Fickert, Louis Finne, Peter Fröhlich, D. Friedrich, J. W. Grosch, J. Gissel, D. Ginder, G. Groeßer, F. Göbicke, L. Gantz, Georg Hanther, John Hunt, P. Hauff, J. F. Hollebeck, W. Hirth, J. Harburger, Heman, R. Hermann, Ph. Herzog, Jos. Hupp, Ch. Hornung, G. Hirschmann, G. Hirschbrunner, W. Huth, A. Hamm, Hammann, F. Hildebrand, Franz Hönig, G. Hausmann, H. Herbert, J. S. Holland, J. Jacobus, J. Imhoff, Gg. Ketterer, H. Knoch, J. Keuleberger, D. Kintz, W. Keinch, B. N. Kreunse, C. Küster, A. Kan, H. Kitt, Kiefuß, And. Keller, W. Kaiser, A. Knittel, G. Kühne, O. Kutter, F. Kull, Kurzleb, H. Kiefer, J. Kendel, Wm. Lipper, G. Lambert, F. Lunt, W. W. Lang, G. H. Lang, M. A. Letz, Levi Lingenfeldter, Adam Lauser, Charles Löffler, O. Loslipp, A. F. Markle, J. Menk, S. M. Major, Blasius Meltz, And. Metzger, Friedrich Michael, W. Martin, J. Meuger, Jac. Nees, A. Newzenburger, C. Nönsinger, F. B. Nitsche, M. Nolan, M. Noland, Edw. Ostner, J. Oehlmann, Ludw. Paulich, Detleff Paasch, J. Posten, C. Quinderlin, Gg. Rudder, J. S. Rittel, R. Rigau, M. Ramertz, S. Ranth, Frank Ressel, S. Raub, Rebenberger, F. Redhardt, A. Rothmaier, Remann, W. Richmann, A. Spangler, F. Sioco, A. Stidt, P. Sander, John Spanier, C. Strongbacher, H. Seller, H. Stall, B. Stribeck, J. H. Six, W. C. Steckmann, G. Sylvester, L. Sattler, C. Springard, J. Stelkers, C. Schäfer, F. Schwartz, C. Schönemeyer, G. Scholte, F. Schultz, T. Schreiber, Georg Schweizer, Eduard Trabold, L. A. Tell, L. Bellhard, G. Vatter, C. Vermillen, L. W. Verbees, John Beibl, H. Boß, John van de Velde, Mich. Werner, Bernh. Witte, Thomas Watlach, Louis Weingardner, F. Weiterlander, F. Waltenspiel, Aug. Wattenspiel, G. Weißmann, Adam Wierkoppe, J. Zeverich, C. Zimmermann, Arnold Zenetti, Charles Zimmermann.

Ein kleines Kind — das ist der einfache Titel und der reiche Inhalt einer „Weihnachts-Novelle“ von Karl Wartenburg, eines Büchleins, das wir nicht blos allen Müttern, das wir auch den Vätern, deren liebstes Glück auf Erden „ein kleines Kind“ ist oder war, recht warm an’s Herz legen. Dieser Dichtung Quelle ist die Wahrheit; der Dichter hat alle Himmelswonne und allen Jammer über sein Kind mit dem Blute seines Herzens, mit den Thränen seiner Augen geschrieben. Die Widmung verräth Alles: „Meinem einzigen, geliebten Kinde Helene — geb. am 17. August 1855, gest. am 17. August 1861.“ — Wer auf dem Friedhof seinen Johannis-kranz zu den Kindergräbern tragen muß, der wird in dieser Weihnachts-Novelle den trübsten Tag seines Lebens durch die Dichtung verklärt wieder finden; — und wer noch alle seine Lieblinge fröhlich an’s Herz drücken kann, der wird sich um so glücklicher preisen und um so freudiger seinen Dank gegen Gott an den Menschen üben.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 38. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Nobles Blut.

Schloßgeschichte aus den Erinnerungen meines Vaters.

(Fortsetzung.)

Der Mönch hatte wohl richtig gelesen in den Augen des Dieners. Sie verkündeten Entsetzliches, bevor die Lippen es aussprechen konnten.

„Sie sind vorbereitet, gnädigster Herr?“ sagte er.

„Ich bin,“ unterbrach ihn der Mönch, „für Dich wie für alle Anderen der Franziskanerpater Antonius.“

Der Diener neigte sich gehorsam, während die Augen ihm feucht wurden.

„Sie sind vorbereitet, frommer Pater, das Traurigste zu hören. So lassen Sie es mich denn kurz machen. — Der Herr hatte mich binden lassen, als Jenes mit Ihnen geschah. Gebunden wurde ich in den Hundestall geworfen, kein Mensch durfte zu mir. Da öffnete sich um Mitternacht die Thür des Stalles, der Graf trat ein und löste meine Bande.

‚Du wirst mir folgen,‘ sagte er dabei. ‚Du wirst thun, was ich Dir befehle. Sprichst Du ein einziges Wort von dem, was Du siehst und hörst, so bist Du des Todes.‘

Er mußte schrecklich anzusehen sein, wie er so sprach. Ich konnte es in der Dunkelheit nicht sehen, doch ich hörte es an der Stimme. Es überlief mich heiß und kalt, aber ich folgte ihm. Er ging in das Schloß, die Treppe zum ersten Stock hinauf, hier in den Corridor links, an dessen Ende sich die Thür befand, die in den runden Thurm führte. An einer der letzten Thüren des Corridors blieb er stehen. Es war die Thür zu dem Wohngemach der Gräfin, seiner Gemahlin. Er zog einen Schlüssel hervor und schloß die Thür auf. Wir waren bisher im Dunkeln gegangen. In dem Zimmer brannte ein trübes Licht.

‚Reinige hier,‘ befahl er mir. „In einer Stunde darf man hier keinen Fleck mehr sehen, wenn Dir Dein Leben lieb ist.“

In dem Zimmer war eine Blutlache. Ich schleppte Wasser herbei, Tücher und was sonst zum Reinigen gehörte. Er stand in der Thür und sah mir zu. Wie er aussah, ich weiß es nicht; ich hatte nicht den Muth ihn anzusehen, und ehe die Stunde um war, war ich fertig. Er verschloß die Thür.

‚Jetzt hier,‘ befahl er.

Er zeigte auf den Boden des Corridors vor der Thür des Zimmers, aus dem wir kamen, bis zu der Thür des Thurmes. Er hatte das Licht aus dem Zimmer mitgenommen. Ein Strich von Blut zog sich von der einen Thür zur andern. Ein Blutender war hier an der Erde geschleppt. Ich reinigte auch hier. Er stand mitten im Corridor und sah mir zu. Als ich bald fertig war mit meiner Arbeit, wollten mich meine Kräfte verlassen. Ich war in die Nähe der Thurmthür gekommen und hörte in dem Thurme ein leises Wimmern. Ich hörte es diesmal deutlich, erschrecklich deutlich. Das Tuch, mit dem ich wischte, fiel mir aus der Hand.

‚Wird's bald?‘ rief er mir drohend zu.

Ich arbeitete wie wahnsinnig weiter. Ehe der Morgen anbrach, war ich fertig.

‚Du kannst gehen,‘ sagte der Graf. ‚Du bleibst in meinen Diensten. Du bist der einzige Treue hier. Werde nicht zum Verräther. Gehe zu Bett und spionire nicht!‘ rief er mir noch drohend nach.

Er blieb in dem Corridor. Ich ging, ohne mich umzusehen, in meine Stube, in mein Bett. Schlafen konnte ich nicht. Als die ersten Leute im Schlosse aufstanden, wagte auch ich mich hinaus und ging in den Schloßhof, nach dem runden Thurme zu. Die Fenster des Grafen waren von innen noch fest mit den Vorhängen verhüllt, in seinem Wohn- wie in seinem Schlafzimmer. Der Graf schlief also noch. Ich ging um das Schloß herum, ich sah zu den Fenstern der Gräfin und des Grafen Curt hinauf. Sie waren verschlossen, wie sonst, als wenn die Bewohner noch in voller Ruhe des Schlafes wären. Ich wartete bis zu der Stunde, wo der Herr regelmäßig aufzustehen pflegte. Ich mußte dann in sein Schlafgemach kommen, ihm das Frühstück bringen und ihm beim Ankleiden helfen. Er bewohnte ganz allein den Thurm, und verschloß daher jeden Abend dessen nach außen auf den Hof führende Thür, und ich konnte nur vom Schlosse aus zu ihm gelangen. Ich ging in das Schloß, in jenen Corridor, der bis in den Thurm führte, an und in dem ich in der vergangenen Nacht jene entsetzliche Arbeit hatte vornehmen müssen. Ich sah noch die Spuren des Waschens und Fegens und Reibens. Eine Blutspur war nigends mehr zu erblicken. Ich hatte meine Arbeit gut gemacht. Ein Grausen ergriff mich; in dem Gange war Niemand, die Thüren zu den Gemächern der Gräfin waren verschlossen, wie immer zu dieser Stunde; sie stand erst später auf. Ich klopfte an die Thür, die in den Thurm, in das Schlafzimmer des Grafen führte. Ich erhielt keine Antwort, selbst als ich stärker klopfte. Es blieb auch still, als ich zum dritten Male klopfte. Der Graf mußte es gehört haben, wenn er auch noch so fest schlief; er hatte einen leisen Schlaf. Er wollte mir also nicht antworten. Ich kehrte um. An der Treppe begegnete mir der Bediente des Grafen Curt. Er sah verstört aus.

‚Wissen Sie nichts von meinem Herrn?‘ fragte er mich.

‚Warum fragen Sie nach ihm?'

‚Als ich ihn eben wecken wollte, fand ich ihn nicht. Alle seine Zimmer sind leer. Er hat sein Bett nicht berührt. Schon gestern Abend hatte ihn Niemand mehr gesehen. Es fiel mir jetzt erst auf. Und — und — Conrad, das Schießen gestern Abend, der Zorn des regierenden Herrn — all das Andere — Herr des Himmels, was mag aus dem armen Grafen Curt geworden sein?'

Wir wußten es Beide nicht. Nach einer Weile kam mit kreideweißem Gesichte die Kammerfrau der Gräfin zu mir.

‚Conrad, was ist aus der gnädigen Gräfin geworden?'

‚Warum fragen Sie nach ihr?' mußte ich auch sie fragen.

Sie hatte ihre Herrin wecken wollen; hatte aber ihre Thür, die Thüren aller ihrer Zimmer verschlossen gefunden. Sie hatte geklopft, gerufen, Niemand hatte ihr geantwortet; nichts hatte sich drinnen geregt. Auch sie hatte ihre Herrin schon am gestrigen Abende nicht mehr gesehen. Ich hatte auch für sie keinen Bescheid und kehrte in den Corridor zurück, um zu erwarten, daß der Graf sein Schlafgemach öffne und mich rufe. Eine Stunde später öffnete sich die Thür; der Graf trat heraus wie immer, finster, drohend, zornig, wie alle die Tage, alle die Zeit vorher. Das Gesicht war nur etwas müde, als wenn er die Nacht nicht geschlafen hätte. Er verschloß die Thür des Thurmes hinter sich.

‚Folge mir!' sagte er mir dann.

Er verließ den Corridor und bog in einen Seitengang ein. In diesem Gange lagen die Zimmer, die zur Aufnahme von Besuch bestimmt waren. Er trat in eins der Zimmer.

‚Ich werde künftig hier wohnen. Besorge mein Frühstück.'

Er sagte es in seiner finstern Weise, aber kalt, ruhig, als wenn am gestrigen Abende, in der vergangenen Nacht nichts vorgefallen sei. Ich konnte ihn ohne Grausen nicht ansehen. Ich brachte ihm sein Frühstück, er ordnete ruhig etwas in dem Zimmer, und als ich das Frühstück hingestellt hatte, rief er mich zu sich heran.

‚Höre mir wohl zu. Die Thür, die vom Corridor in den runden Thurm führt, wird noch vor Mittag vermauert. Ist die Arbeit fertig, so wird der ganze Corridor durch eine Gitterthür abgeschlossen, daß ihn kein Mensch wieder betreten kann. Zum Abend muß das Ganze beendet sein.'

Ich ließ es ausführen, wie er es angeordnet hatte. Vorher hatte ich doch noch an der Thurmthür horchen müssen. Ich hörte kein Stöhnen und kein Wimmern mehr. Lebendige wurden nicht eingemauert. Aber nicht die Gräfin, nicht den Grafen Curt hat je ein Menschenauge wiedergesehen. Das Gerücht wurde ausgesprengt, Graf Curt sei mit der Gräfin entwichen. Jenen Corridor hat bis heute nie wieder eines Menschen Fuß betreten. Die Fenster des Thurmes sind noch heute von innen dicht verhängt, wie ich sie am Morgen jener schrecklichen Nacht sah. In das Innere des Thurmes ist nie wieder Jemand getreten, auch der Graf nicht. Es führt nur noch die eine Thür hinein, vom Schloßhofe aus. Sie ist seit jenem Abende nicht wieder geöffnet worden. Der Graf hat die Schlüssel zu ihr; wo er sie verwahrt hält, weiß Niemand. Die sämmtlichen Fenster des Thurmes sind von innen dicht mit festen eisernen Stäben versehen; auch durch Hinansteigen hat also kein Mensch in den Thurm gelangen können.

Frommer Pater, Sie wissen jetzt, warum nicht die Gräfin, nicht der Graf Curt, Ihr Vater, nach Ihnen fragen, sich um Sie bekümmern konnte. Und auch die Comtesse Caroline konnte es nicht. Die Unglückliche — Aber wozu soll ich Ihnen allen Schrecken, alle Angst, allen Jammer, die Verzweiflung der armen Comtesse erzählen? Ich weiß ja auch nicht viel davon. Sie wurde schon nach wenigen Tagen in ein Kloster gebracht zu ihrer Erziehung und blieb dort auf ihren Wunsch, bis sie fünfundzwanzig Jahre alt geworden war. Da mußte sie zurückkehren, um sich zu vermählen. Von Ihnen, frommer Pater, hatte man nichts wieder gehört; Sie waren verschollen. Der Graf wollte sein altes Geschlecht nicht aussterben lassen, es sollte in den Nachkommen der Tochter fortblühen. Er hatte der Gräfin Caroline einen stillen jungen Herrn aus einem alten gräflichen Hause zum Gemahl ausgesucht, der seinen Namen ablegen und dafür den Namen Graf von Frankenberg annehmen mußte.

Auf dem Schlosse war es wie im Grabe. Die Gräfin Caroline war zurückgekommen wie eine Grabesblume, die nur aus einem Grabe in ein anderes verpflanzt war. Der junge Graf war im Schlosse nicht mehr, als ein Bedienter. Still war er hergekommen; er wurde immer stiller, an Büchern und Beschäftigung hatte er keine Freude. Nach einem Jahre hatte er sich dem Trunke ergeben. Die Gräfin Caroline welkte von Tage zu Tage mehr dem Grabe zu. Nachdem sie ihrem Gemahl zwei Kinder geboren hatte, einen Knaben und ein Mädchen, starb sie. Ein paar Jahre nachher starb ihr Gemahl; die hitzigen Getränke hatten ihm Körper und Geist zerstört.

Der Sohn der Beiden war still, wie sein Vater; er hatte einen noch schwächeren Verstand als dieser. Die Tochter war das Ebenbild ihrer Mutter, als die Gräfin Caroline noch das schöne und glückliche Kind war, das mit Ihnen spielte. Sie hat leider auch von dem späteren Unglück ihrer Mutter erben müssen, wenn auch nicht Alles. Sie durfte nach ihrer Neigung und Wahl einem edlen Manne ihre Hand reichen. Der Name des Freiherrn, ihres Gemahls, ist in ganz Deutschland ebenso geliebt und geehrt, wie die Franzosen ihn hassen und verfolgen, weil ihr mächtiger Kaiser den deutschen Edelmann fürchtet. Die beiden Gatten lieben sich auch über Alles. Aber ihre Kinder sind ihnen gestorben, bevor sie ein Jahr alt wurden. Kann auf den Nachkommen des Grafen Moritz Anderes als ein Fluch ruhen? Und jetzt liegt die arme Frau in den Armen des Todes — derselbe Fluch muß sich ganz erfüllen, wie an ihr, vielleicht mit an ihrem edlen Gemahl.

Ihrem Bruder, dem Sohne der Gräfin Caroline, suchte der alte Graf die Gemahlin aus, eine schöne stolze Dame aus einem alten, vornehmen Hause. Ach, sie war nicht zu vornehm und stolz, die deutsche Gräfin, die Geliebte eines leichtfertigen, hochmüthigen Franzosen zu werden, und das ist sie, ehrwürdiger Herr! Es ist ein Glück, daß sie ohne Kinder ist. Ihr Gemahl ist völlig schwachsinnig geworden. Er sieht ihren Lebenswandel nicht.

Der alte Graf — er zählt bald neunzig Jahre — ist noch immer körperlich rüstig; der Verstand war ihm schon gleich nach jenen Vorfällen angegriffen; vielleicht war es schon vorher so gewesen; ich hoffe es zu Gott. Später hatte er Perioden, in denen er völlig wahnsinnig war; dann wurde es wieder besser mit ihm. So ist es noch; nur wechseln in der letzteren Zeit der Wahnsinn und die Vernunft häufiger in ihm. Er kann ganz verständig sprechen, aber man ist keinen Augenblick sicher, daß nicht plötzlich mitten in seiner Rede der Wahnsinn in ihm losbricht. Bösartig ist er dabei immer, und immer hat man sich vor ihm zu hüten, daß man nicht von einem seiner bösen Streiche getroffen werde. Der Einzige, der manchmal Gewalt über ihn hat, ist sein Enkel mit seinem stillen, blödsinnigen Wesen. So geht dies alte Grafengeschlecht zu Grunde."

Der Diener schwieg. Auch der Mönch gab sich schweigend seinen Gedanken hin. Die beiden Greise saßen lange still einander gegenüber.

8. Neue Geschichten des Schlosses.

Der Doctor und der Hauptmann waren in das Krankenzimmer gegangen. Die beiden Gatten waren allein darin, sie hatten sich so viel zu sagen, so viel mitzutheilen, da sie sich seit langer Zeit nicht gesehen hatten. Fortwährend hatte ja der Freiherr auf wirklicher Flucht oder in Besorgniß gegen geheime französische Verfolgung sein müssen; denn er wäre erschossen worden, wenn er in die Hände der Verfolger fiel. Wie waren sie jetzt glücklich zusammen nach so langer schmerzlicher Entbehrung!

„Wie geht es der gnädigen Frau?" fragte der Doctor.

„Ich lebe auf, Doctor," sagte so glücklich die matte Stimme der Kranken.

„Und Sie sollen recht lange leben."

Der Hauptmann hatte die in der Tapete verborgene Thür zu dem geheimen Gange gefunden und geöffnet. Er trat mit dem Doctor in den Gang und zog die Thür hinter sich zu. Sie waren in voller Dunkelheit.

„Wohin nun weiter, Hauptmann?" fragte der Doctor. „Man sieht nicht die Hand vor den Augen."

„Ja, Doctor, wohin? Das ist die Frage."

„Ich meinte, Sie kennen den Gang."

„Der alte Conrad hat mir von ihm erzählt. Weiter weiß ich nichts. Und auch er war nur die paar ersten Stufen einer Wendeltreppe hinuntergekommen, er hatte nur gehört, daß man unten in einen langen schmalen Gang komme, der zu der Thür irgend eines Gemaches führe, aus dem man dann in das Freie gelange."

Der Hauptmann tappte in der Finsterniß umher.

„Hier!" rief er. „Eine Treppe! Und richtig eine Wendeltreppe. Und es ist auch ein Strick da, um sich daran zu halten, damit man nicht unten den Hals bricht. Man muß also verdammt tief fallen können. Folgen Sie mir, Doctor."

„Ich bin schon da."

„Halten Sie sich nicht zu fest an dem Stricke, das alte Seil kann morsch sein, seit Jahrhunderten da hängen. Wenn es reißt, brechen wir Beide da unten die Hälse."

„Und wo sind wir, Hauptmann?"

Der Angeredete suchte von Neuem umher. „Auf trocknem, festem Boden von Erde."

„Und hier links fühle ich eine steinerne Mauer. Der Gang muß sich also nach rechts ziehen."

„Und da habe ich ihn auch. Der trockne, feste Boden zieht sich hier fort. Und ich kann Ihnen auch sagen, wie breit der Gang ist, Doctor. Ich messe fünf Fuß, acht Zoll. Wenn ich meine beiden Arme ausstrecke, so berühren meine Fingerspitzen rechts und links die beiden Seitenmauern. Denn nicht wahr, Doctor, die Länge der beiden ausgestreckten Arme eines Menschen entspricht der Länge seines Körpers?"

„Wenn uns in diesem schmalen Gange Franzosen begegneten, so wären wir ein paar verlorene Menschen."

„Ja, das wären wir. Gehen wir weiter."

„Ich folge Ihnen."

„Horch! Hörten Sie da nicht etwas, Doctor?"

„Da hinten vor uns! Es kam mir auch so vor."

„Und in der Höhe war es."

„Sollten wir an dem Ende des Ganges sein?"

„Wir werden es sehen. Es ist wieder still. Gehen wir um so vorsichtiger."

„Teufel, da ist es wieder! Und ganz nahe vor uns."

„Und es lautet, als wenn an einem Schlosse gedreht, an einer Thür gearbeitet würde."

„So ist es auch, und, Hauptmann, wenn da die Franzosen wären, um in den Gang einzudringen?"

„Und wer sollte sie hingeführt haben, Doctor?"

„Der Louis! Wir sprachen schon vorhin von ihm. Der Bursch ist mit allen Hunden gehetzt, kennt alle Winkel des Hauses, hat, wie alle Welt hier, von einem geheimen, unterirdischen Gange im Schlosse gehört, hat sicher nicht eher geruht, als bis er ihn ausspionirt, hat ihn dann von einem Ende bis zum anderen verfolgt und gebraucht ihn jetzt zu seinem schändlichen Verrathe. Sie hätten sehen sollen, wie der Schuft den ganzen Tag, den ganzen Abend immer auf den Beinen, bald hier, bald dort, überall schlich, überall hin horchte. — Aber still! Da wurde deutlich ein Schlüssel gedreht."

„Wer in dieser verdammten Finsterniß sehen könnte! Aber gehen wir darauf zu."

„Und wenn es die Franzosen wären, Hauptmann? Wir liefen ihnen geradezu in die Hände!"

„Entkommen könnten wir ihnen ohnehin nicht. Aber im Gegentheil, wenn wir es können, so ist es nur gerade durch ein Draufgehn möglich. Jene Thür ist nicht unmittelbar am Gange. Sie müssen also noch eine zweite Thür passiren und vorher öffnen; kommen wir ihnen an dieser zuvor! Vielleicht ist sie von hier aus zu verriegeln, oder sonst zu versperren. Voran, Doctor! Nur dem Muthigen gehört die Welt."

Sie gingen vorwärts. Nach dem Oeffnen der Thür hatten sie gar nichts weiter gehört.

Sie waren nach zehn Schritten am Ende des Ganges. Aber wo und wie war dieses Ende des Ganges? Sehen konnten sie nicht das Geringste. Sie mußten fühlen.

„Wir stehen vor einer Thür von massivem Eisen, Doctor — sie ist so breit wie der Gang und verschlossen."

„Versuchen Sie, ob sie zu öffnen ist."

„Still, Doctor! Das würde Geräusch machen und uns verrathen. Mich dünkt, ich höre etwas jenseits."

Beide legten horchend das Ohr an die Wand.

„Wahrhaftig," rief der Doctor, „da spricht Jemand."

„Und wissen Sie, wer es ist?"

„Nun?"

„Der junge Graf."

„Der Blödsinnige?"

„Gewiß. Mit wem mag er nur sprechen?"

„Und wo könnte er sein? Wo wären wir also?"

„Da antwortet ihm Jemand, und — Teufel, das ist die Stimme des alten Grafen."

„Großvater und Enkel beisammen? Der Verrückte und der Blödsinnige? Die haben seit Jahren kein Wort mit einander gesprochen. Was mögen sie jetzt haben?"

„Da wird eine Thür geöffnet. Sie knarrt fast ärger als die andere, als wenn sie seit einem halben Jahrhundert nicht geöffnet wäre."

„Seit einem halben Jahrhundert, Hauptmann? Wissen Sie, daß gerade seit fünfzig Jahren die Frau und der Bruder des Alten verschwunden sind?"

„Teufel, Doctor, worauf bringen Sie mich da? In dem alten Thurme sollen die Beiden verschwunden sein. An dem alten Thurme sahen Sie vorhin den Alten mit den Schlüsseln. Wir müssen hier vor diesem Thurme stehen. Der verborgene Gang mündet hinein."

„Aber still, still, Hauptmann! Hören Sie die sonderbaren Töne!"

„Das ist ein Hund."

„Der Alte hatte seine Dogge bei sich, den Hannibal."

„Und hören Sie, wie das Thier heult! Und da winselt es wieder. Das überläuft einen ja heiß und kalt. Was mag das sein?"

„Horchen wir weiter. Da lacht einer. Es ist der Alte. Ich kenne sein heiseres, boshaftes Lachen des Wahnsinns. Das fährt erst recht durch Mark und Bein."

Sie schwiegen und horchten gespannt, indem sie Beide das Ohr fest an die eiserne Thür gelegt hatten. Großvater und Enkel, der verrückte und der blödsinnige Graf, sprachen miteinander. Aber von dem, was sie sprachen, waren nur einzelne, abgerissene Worte zu verstehen.

„Ja, ja, hier!" sagte der Alte, als wenn er auf eine Frage geantwortet hätte.

„Und wie?" fragte der Enkel.

Die Antwort war diesmal nicht zu verstehen. Die Horcher unterschieden nur das Wort „Hannibal". Von dem, was darauf wieder der Enkel sprach, waren nur die zwei Worte „die Franzosen" zu verstehen. Der Alte lachte darauf, fast so heiser und boshaft, wie vorhin. Dann sprachen Beide lange, ohne daß eine einzige Sylbe zu unterscheiden war.

„Hannibal, komm!" rief jetzt der Alte dem Hunde zu.

Die Thür, die zuletzt aufgeschlossen war, wurde wieder zugemacht. Man hörte deutlich das schwere Knarren, aber am Schlosse wurde nicht wieder gedreht; sie war also nur angelehnt. Zwei Schritte bewegten sich. Eine zweite Thür wurde geöffnet; es war dieselbe, welche die Horchenden zuerst, da sie noch weiter zurück im Gange waren, hatten aufschließen hören. Sie wurde wieder abgeschlossen, und man vernahm nichts mehr.

„Hm, Doctor, was war das Alles?"

„Gott weiß es, Hauptmann. Die Beiden haben etwas vor, die beiden armen Thoren zusammen. Gutes ist es nicht, obwohl der Blödsinnige dabei ist. Das Lachen des Alten war zu boshaft. Und auch die Bosheit des Wahnsinns steckt an, wie der Wahnsinn selbst. — Gehen wir, Hauptmann!"

„Ja, kehren wir zurück! Was gehen uns die Narren an? Ich habe da zwar einen Gedanken über das, was sie vorhaben konnten; aber er ist zu wüst, als daß ich ihn aussprechen mag. — Wir haben eins gewonnen. Dieser Gang mündet in den alten runden Thurm; darüber ist kein Zweifel. So kann kein Franzose hinein. Die Thüren des Thurmes sind von Eisen; die Fenster sind mit den schwersten eisernen Stäben versehen. Die Schlüssel zu den Thüren hat außer dem Alten und dem alten Conrad kein lebender Mensch gesehen. Der Alte giebt sie nicht aus der Hand. So ist der Freiherr sicher vor jeder Gefahr." —

Sie waren schon auf dem Rückwege und konnten, trotz der tiefsten Dunkelheit, schneller gehen in dem Gange, der ihnen nun bekannt war. Aber auf einmal mußten sie auf der Mitte ihres Weges ihre Schritte einhalten. Sie hörten plötzlich vor sich ein Geräusch, einen Lärm.

„Herr des Himmels, was ist das?"

„Das ist Waffengetöse!"

„Vor uns! In dem Zimmer der Freifrau!"

„Die Franzosen?"

„Sie sind es!"
„Hören Sie den Schrei, Doctor!"
„Hauptmann, das ist der Schrei einer Sterbenden!"
„Die arme Frau! Der arme Mann!"
„Eilen wir!"
„Wir kommen zu spät."

Die beiden Greise im Vorzimmer der kranken Freifrau hatten lange still beisammen gesessen. Bei einem plötzlichen Geräusche waren sie aufgefahren. Das Vorzimmer lag an einem Seitengange in dem bewohnten Theile des Schlosses. Man konnte in diesen Seitengang auf kurzem, geradem Wege von dem Hauptcorridor aus gelangen, in welchen von dem großen Treppenhause des Schlosses unmittelbar die breite Doppeltreppe führte; man kam aber auch hin aus jener engeren Treppe und durch jene schmalen, gewundenen, dunklen und abgelegenen Gänge, durch welche der Arzt den alten Mönch geleitet hatte.

Das große Portal, das in das Treppenhaus führte, war am Abende verschlossen, von Dienern bewacht. Von dem Hauptcorridor aus konnte daher unangemeldet Niemand zu den Zimmern der Freifrau gelangen. Jene schmalen, gewundenen, meist durch unbewohnte Theile des Schlosses führenden Gänge waren vielleicht nicht einmal den sämmtlichen Bewohnern des Schlosses bekannt; ein Fremder hätte sich, zumal am Abend, da sie nicht erleuchtet waren, in ihnen und durch sie gar nicht zurechtfinden können. Das Geräusch, das die beiden Greise hörten, schien aus der unbewohnten Gegend des Schlosses, aus den schmalen, dunklen Gängen, zu kommen. Es kam rasch näher. Schritte von Menschen schlichen leise, aber schnell, als wenn der Nachtwind durch die alten Gänge fahre.

„Wer kann da kommen?"

„Die Franzosen, geführt von einem Verräther, dem Louis."

„Schließen wir die Thür ab."

Der Kammerdiener schloß die Thür ab, die in den Gang führte.

„Zum Freiherrn! Er muß in den verborgenen Gang!"

Die Kammerfrau kam durch die Seitenthür, durch die sie sich in ihre Stube nebenan begeben hatte, in das Zimmer gestürzt.

„Franzosen!" rief sie. „Rettet den Herrn."

Ihr Rufen war in dem Krankenzimmer gehört. Der Freiherr öffnete die Thür des Zimmers.

„Was giebt es?"

„Die Franzosen, gnädiger Herr! Retten Sie sich!"

Der Freiherr kehrte in das Krankenzimmer zurück. Der alte Diener trat mit ihm ein, flog zu der verborgenen Tapetenthür und riß dieselbe auf.

„Hier, hier, Herr Baron! In den Gang! Da unten sind Sie sicher."

Aber die Kranke hatte laut aufgeschrieen. Der Freiherr eilte zu ihr. Sie umfing ihn krampfhaft.

„Georg, ich sterbe! Aber rette Dich, rette Dich!" rief sie dann.

Sie konnte es rufen, die edle Frau, in dem furchtbaren Krampfe, in den Schreck und Angst sie geworfen hatten, der alle ihre Glieder schüttelte. Es war der Krampf und der Kampf ihres Todes. Konnte der Gatte sie in diesem Kampfe verlassen?

„Margaretha, mein Weib, mein Alles, stirb nicht!"

Er beugte sich über sie; er umfaßte sie, dem Krampfe zu wehren, den Kampf zu mildern.

„Gnädiger Herr, ich beschwöre Sie!" rief der Diener.

Er erhielt keine Antwort.

„Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist," rief er noch einmal. „Da sind die Verfolger."

Er stürzte zu dem Krankenbette, zu dem Freiherrn. Die Verfolger waren da. Sie waren wie im Sturm an die Thür des Vorzimmers geflogen und fanden sie verschlossen. Drei Kolbenstöße stießen die Thür ein. Bewaffnete Gensdarmen drangen in das Zimmer, rannten hindurch zu der Thür des Krankenzimmers. Der Verräth.r hatte sie von Allem unterrichtet, mit Allem bekannt gemacht. Der alte Mönch hatte sich vor die Thür gestellt und trat ihnen entgegen.

„Zurück! Dort liegt eine Sterbende! Zurück im Namen des allbarmherzigen Gottes, den auch Ihr in Eurer Sterbestunde anrufen werdet."

Man hörte nicht auf ihn. Er wurde zur Seite gestoßen. Die Thür des Krankenzimmers war von innen verriegelt. Der Kammerdiener hatte es gethan; er hatte die Gegenwart seines Geistes nicht verloren. Die Thür wurde mit dem Kolben eingestoßen, wie die erste. Die Verfolger waren in dem Krankenzimmer.

Der Freiherr hatte noch seine Arme um die Sterbende geschlungen. Der treue Diener suchte ihn von ihr fortzureißen, aber er konnte es nicht. Die französischen Gensdarmen hatten ihn schon gefaßt und rissen ihn von ihr. Sie konnten es und schleppten ihn fort.

Der Diener stürzte hinter ihnen her, als wenn die Ohnmacht noch etwas retten könne aus den Klauen des Verraths und der Gewalt. Die Sterbende stieß einen durchdringenden Schrei aus. Der Mönch trat an ihr Bett. Eine Todte lag vor ihm. Die arme Frau hatte ausgerungen, war erlöset von ihrem Schreck, von ihrer Angst, von allen ihren Leiden. Der Mönch kniete nieder am Bette und betete still für die Seele seiner todten Verwandten.

Der Arzt und der Hauptmann kamen aus dem geheimen Gange hervor. Sie sahen die Leiche und den still vor ihr auf den Knieen betenden Mönch. Sie standen unwillkürlich schweigend. Da kehrte der alte Diener Conrad in das Zimmer zurück. Sein Gesicht war leichenblaß.

„Kommen Sie," sagte er zu dem Hauptmann und zu dem Arzte. „Retten können Sie nicht mehr. Der Fluch dieses unglücklichen Hauses muß in der heutigen Nacht sich ganz erfüllen; aber kommen Sie."

Sie folgten dem alten Diener. Der Mönch betete still weiter. Nach einer Weile öffnete sich leise die Thür. Die Kammerfrau der Verstorbenen trat ein. Ihr verweintes Gesicht war zugleich verstört.

„Herr Pater, Sie möchten zu dem runden Thurme kommen. Der alte Conrad läßt Sie dringend bitten. Ich werde unterdeß bei der Leiche beten."

Der Mönch erhob sich und verließ das Zimmer. Die Frau kniete an seiner Stelle nieder.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem Leben deutscher Dichter.

Nr. 6. Weltkind und Propheten beim Schmaus in Koblenz.

„Götz von Berlichingen" ist erschienen, die „Leiden des jungen Werther's" sind ihm vor Kurzem gefolgt und haben die tiefste und gewaltigste Wirkung geäußert, die je ein Dichterwerk auf das deutsche Publicum ausübte; der Autor, der junge Doctor juris Wolfgang Goethe in Frankfurt a. M., ist der literarische Held des Tages. Aus allen Frauen- und Mädchenaugen in Deutschland fließen ihm in Bächen Thränen der Rührung, des Dankes und der Bewunderung, nicht weniger aus denen empfindsamer Jünglinge. Im simplen weißen Kleide mit Rosaschleifen an Brust und Schultern wandeln zarte Damen, das geliebte schmerzensreiche Buch in der Hand, an des Flusses Ufer und suchen auch wohl hie und da in solchem Aufzug in den Wellen das Ende ihrer Leiden, und gefühlvolle Cavaliere in blauem Frack, gelben Hosen und Stulpstiefeln wälzen düstere Pläne im liebesgramzerrissenen Herzen und liebäugeln mit ihren Pistolen. Vergebens wähnt Herr Nikolai in Berlin mit plumpem nüchternem Spott den Strom zu dämmen. Es bekommt ihm schlecht; denn der, der jene Thränen quellen machte, versteht es nicht minder, solche Trümpfe durch ganz andere zu übertrumpfen und den armseligen Spötter mit einem einzigen humoristischen Keulenschlag zu Boden zu strecken. Des Dichters Herzensthränen, die er einst in Wetzlar weinte, als er sich losriß am letzten Abende und jenen Zettel schrieb: „Er ist fort, Lotte, wenn Du dieses liesest," sind längst getrocknet. Er „wandelt" nicht mehr „in Wüsten, da kein Wasser ist", wo „seine Haare ihr Schatten sind und sein Blut sein Brunnen", wie er ehedem noch von Frankfurt nach dem geliebten „teutschen Hause" an der Lahn schrieb. Er hat sein beliebtes „Hausmittel" angewandt, um sich zu heilen von Schmerz und Verwirrung, und vortrefflich

Lavater, Goethe und Basedow beim Mittagsessen in Koblenz.

hat es sich an ihm bewährt. Seine „Generalbeichte" hat er in einer der herrlichsten seiner Dichtungen abgelegt, und nun ist seine Seele frei, und keine Wolke düstern Grams und finstern Brütens mehr verdunkelt ihren sonnigen Glanz. Während ihm ringsum die empfindsamsten Thränen fließen, lacht er sein übermüthigstes gesundestes Lachen, schreibt er bei einer Flasche Burgunder sein „Götter, Helden und Wieland" in einer Sitzung nieder und ergießt über alles Schwächliche, Kleine, Marklose, wo es an ihn und seinen Kreis herantritt, die volle Schale seines erbarmungslosen poetischen Spottes, wie in Pater Brey, Satyros, den neuesten Offenbarungen und dem Jahrmarkt zu Plundersweilen.

Dasselbe volle schöne Feuer der Jugend in seinen Adern, dieselbe Gluth in seinem Herzen wie nur damals in der seligen Zeit zu Straßburg, als er sich auf's Pferd warf und in die verhüllte Mondnacht hinaussprengte auf der lieb bekannten Straße nach Sesenheim hin; aber alles Empfinden und Denken ist so viel reicher und reifer, die innere Gewißheit stolzer und gewaltiger Schöpferkraft so viel sicherer, und mit freier Klarheit schwebt sein Geist über den Dingen, einer Klarheit, von der seine unerreichten Recensionen aus jener Zeit in den Frankfurter gelehrten Anzeigen noch als ein bewundernswürdiges Zeugniß gelten können. —

In jener glücklichen Lebensperiode traf viel Besuch im stattlichen Hause am Hirschgraben zu Frankfurt ein, oft mehr, als es der Frau Rath zuweilen lieb sein mochte, deren Küche und Keller den Ruhm des großen Sohnes theuer genug zu büßen hatten. Jedes Mitglied der großen deutschen Gelehrten-, Literaten- und Dichterrepublik, das Frankfurt passirte, traf natürlich mit dem Autor des Werther zusammen, und selbst in der kühlen, maßvollen und bereits etwas geheimräthlich Goethisch abgefaßten Schilderung jener Zeiten in „Wahrheit und Dichtung" empfängt man noch auf's Lebhafteste den Eindruck jenes bunten, wechselnden, unruhigen Treibens mit seinem Kommen und Gehen, mit seinen Reisen und Ausflügen hier- und dorthin, Bekanntschaften, schnell geschlossenen Freundschaftsbünden, Geschäften, Arbeiten und mannigfachsten Vergnügungen, in dessen Wirbel er unaufhörlich hineingerissen wurde, ohne doch von der überlegenen Klarheit seines Kopfs dadurch das Mindeste einzubüßen.

Der liebste und wichtigste dieser Frankfurter Besuche, bei dessen Bericht er noch dreißig Jahre später mit so ganz besonderer Liebe und gemüthvollem Behagen verweilt, ist der von Lavater. Wir brauchen nicht erst zu sagen, welche gefeierte Persönlichkeit Johann Caspar Lavater, der Pfarrer an der Peterskirche in Zürich, einst war, als er den Versuch machte, die Physiognomik d. h. die Deutung des menschlichen Geistes und Charakters aus der Bildung des Gesichts, zur Wissenschaft zu erheben, und durch eine gewisse sentimentale Auffassung des Christenthums für Hunderte von „schönen Seelen" ein Gegenstand schwärmerischer Verehrung wurde. Die Bekanntschaft beider Männer war bereits längere Zeit vor der persönlichen Begegnung durch einen lebhaften Briefwechsel zwischen Beiden, dem gefeierten Theologen und Propheten und dem Dichter, eingeleitet. Lavater machte eben ernstliche Anstalten zu seiner Physiognomik, deren Einleitung schon früher in das Publicum gelangt war. Dies Unternehmen versetzte die damalige Welt in die tiefste Aufregung, die nicht allein dem Grundgedanken dieser neuen Theorie der Menschenkunde, sondern mehr noch dem eigenthümlichen Umstand entsprang, daß Lavater alle Welt zu einer Art von persönlicher Mitarbeiterschaft heranzuziehen bemüht war. Er wurde nicht müde, von Jedermann, von Berühmten und Namenlosen, Schattenrisse ihrer Profile zur Einfügung in sein Werk zu verlangen, und diesem Appell an die allgemeine menschliche Eitelkeit ist in einer Zeit, wo die Silhouette so üppig wucherte, wie heut nur die photographische Visitenkarte, wohl in überschwänglichster Weise entsprochen worden. Eine der wunderlichsten Schrullen lag jedenfalls einer andern von Lavater ausgehenden Aufforderung an Bekannte und Unbekannte zu Grunde, der: ihm Christusköpfe eigener Zeichnung, gleichgültig, ob der Betreffende überhaupt zeichnen könne oder nicht, zu übersenden. Aus der Art, wie sich der Zeichner den Heiland vorstellte, glaubte Lavater die sichersten Rückschlüsse auf Charakter und Geistesart des Darstellers machen zu können. Dabei scheint er sich des komischen Irrthums völlig unbewußt gewesen zu sein, daß einmal die Phantasie des nicht künstlerisch befähigten oder ausgebildeten Menschen gar nicht eine ganz bestimmte Gesichtsform in ihrer Gesammtheit und ihrem Detail aus sich zu erzeugen und er andererseits noch viel weniger dieselbe ihrer Vorstellung gemäß auf's Papier zu bringen vermag.

Im Frühling jenes Jahres 1774 hatte er Goethe angekündigt, daß er auf einer vorzunehmenden Rheinreise Frankfurt und ihn selbst zu besuchen gedenke. Die Nachricht verbreitete sich bald und verursachte „die größte Bewegung im Publicum". Die frommen christlichen Kreise, in denen der Geist des alten Pietismus vielfach noch so lebendig herrschend und wirksam war, sahen mit dringendem Verlangen dem Kommen des begeisterten und begeisternden Herzenskündigers und Predigers entgegen, der von Gott mit der wunderbaren Kunst begnadigt war, in den Gesichtern wie in den Seelen untrüglich zu lesen, der sich eines fast leibhaftig unmittelbaren Verhältnisses mit seinem Herrn und Heiland, des directen thätigen Eingreifens in sein Leben und Sein durch denselben, mit voller reiner Ueberzeugung rühmen zu dürfen glaubte. „Alle waren neugierig einen so merkwürdigen Mann zu sehen; viele hofften für ihre sittliche und religiöse Bildung zu gewinnen; die Zweifler dachten sich mit bedeutenden Einwendungen hervorzuthun; die Einbildischen waren gewiß, ihn durch Argumente, in denen sie sich selbst bestärkt hatten, zu verwirren und zu beschämen, und was sonst alles Williges und Unwilliges einen bemerkten Menschen erwartet, der sich mit dieser gemischten Welt abzugeben gedenkt". Dann kam er selbst, und mit dem Ausrufe, in dessen wenigen Sylben der ganze Styl der Stürmer und Dränger, der „Kraftgenies" jener siebziger Jahre zu Tage tritt, mit: „Bist's" und „Bin's!" von seiner und Goethe's Seite lagen sie sich in den Armen. Aber „sonderbare Ausrufungen" Lavater's verriethen bald jene Täuschung, auf die ich oben hinwies: die Wirklichkeit der Erscheinung entsprach nicht dem selbsterzeugten Phantasiegebilde; er hatte sich den Dichter des Götz und Werther anders zurecht gemacht gehabt, und es kostete Mühe und Scherz genug, ihn mit dem Bilde zu versöhnen, das „Gott und der Natur zu machen nun einmal gefallen habe". Und wahrlich, diese beiden hatten es in diesem Fall doch gewiß gut genug gemeint und gemacht!

Die Unterhaltungen, die er mit dem Gast führt, und die, deren Zeuge er ist, werden für den Dichter höchst merkwürdig und folgenreich. Er sieht ihn überall „seine Wirkungen in's Weite und Breite ausdehnen", durch Belehrung und Unterhaltung die Wohlwollenden bezaubern, die Feindseligen entwaffnen und zurückweisen. „Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizer Dialekt und wie manches Andere gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnenberuhigung; ja seine bei flacher Brust etwas vorgebeugte Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen."

Keinem bedeutenden Manne, der zunächst die idealen Gemüthssaiten zu berühren und in Schwingung zu setzen verstand, hat es je an einem getreuen andächtigen Gefolge zarter Frauen und Weiblein gefehlt, die an seinen Lippen und Augen hingen, den Spuren seiner Tritte folgten und allezeit bereit waren, sei es seine Füße zu salben und mit ihren schönen Haaren zu trocknen, sei es die Stücke Zeugs aus den Polstern zu schneiden, auf denen er geruht, und selbst das kleinste Partikelchen davon als geweihte Reliquie auf dem zärtlichen Herzen zu tragen. Solch eine holde Schaar hat auch den Propheten von Zürich auf Wegen und Stegen umringt. Sie drängten sich in Frankfurt in die Zimmer, die man ihm eingeräumt, und untersuchten besonders mit frommer Aufmerksamkeit das Schlafcabinet, was den Mephistopheles Merck zu der Motivirung veranlaßte: „die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe."

Goethe wollte die Gelegenheit, des Zusammenseins mit dem bedeutenden Manne froh zu werden, so gründlich wie möglich ausnützen. Er schloß sich Lavater an, als dieser seine Reise nach Ems fortsetzte. Von Gesellschaft aller Art umringt, ließ er ihn dort zurück, als ihn seine Geschäfte in die Vaterstadt Frankfurt zurückriefen. Aber hier stand ihm eine neue Unterbrechung seiner Ruhe und Thätigkeit bevor. Ein zweiter Prophet, der mit seinem lebendigen Worte die Welt zu gewinnen, aber zu Zwecken ganz anderer Art dienstbar zu machen gedachte, ein dem ersten in jedem Zuge seines Wesens ganz entgegengesetzt Gearteter traf ein: Basedow. Auch er bedarf keiner Einführung bei unsern Lesern. Die von ihm nach Rousseau'schen Principien zu Dessau begründete, obschon nur kurze Zeit von ihm geleitete Erziehungsanstalt, das Philanthropin, hat, trotz vieler Abirrungen, wesentlich dazu beigetragen, einer naturgemäßern gesündern Pädagogik Bahn zu brechen.

Nichts kann für die schöne Eigenschaft des Goethe'schen Gemüths und Geistes, auch dem Fremdesten sein Recht werden zu lassen und jeder noch so wunderlichen Individualität nicht nur gleichmüthiges Ertragen, sondern auch liebevolles Eingehen auf ihre Eigenart zuzuwenden, deutlicher zeugen, als die nahen herzlichen Beziehungen, in welche er sich alsbald zu dem seltsamen und originellen Manne gesetzt hat. Der leidenschaftliche rücksichtslose Ketzer, den Hamburg und Lübeck in den allerchristlichsten Bann gethan hatten, der cynische Verächter jeder geselligen Rücksicht, der rauh und höhnisch, muthwillig selbst das Wohlwollen zerstörte, das ihm und seinem großen Unternehmen, der Reform des Erziehungs- und Unterrichtswesens, entgegengebracht wurde, dieser unreinliche, schönheit- und grazienlose Antagonist seiner eigenen Natur, wurde ihm schnell genug Object eines kaum minder warmen und lebendigen Interesses, als das, mit welchem er den schwärmerischen, glaubensseligen, an Leib und Seele edel und zart gebildeten Schweizer Propheten umfaßt hielt. Basedow hatte damals eben sein berühmtes „Erziehungswerk", das „Elementarbuch für die Jugend und für ihre Lehrer und Freunde" mit den Chodowieckischen Kupfertafeln zum Abschluß gebracht, das im Lauf desselben Jahres in Altona erschien. Von thätigen und begeisterten Förderern seiner philanthropischen Lehren in ganz Europa bereits mit bedeutenden Summen zur Ausführung dieses Werks unterstützt, bereiste er nun Deutschland, um mehr und mehr noch die Herzen und ebenso die Beutel zu weiterer Unterstützung der großen Sache, besonders behufs ihrer thatsächlichen praktischen Verwirklichung und Erprobung, zu erschließen. Goethe'n wollten seine Pläne wenig einleuchten, und verkehrter erschien ihm noch die oft so widersinnige Art, mit welcher Basedow seine Gönner weit eher tief zu verletzen, als ihre Gunst zu steigern oder neue bei den Menschen zu erwerben bemüht erschien. Aber das so wenig, als seine mancherlei höchst widerlichen Manieren, selbst die ihn ewig umhüllende Wolke von schlechtem Tabaksqualm und der entsetzliche „Stinkschwamm", mit dem er seine Pfeife anzündete, konnten ihm die Benutzung der „herrlichen Gelegenheit, sich, wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben," verleiden. — In einem Wagen fuhr er mit ihm in die sommerliche schöne Welt hinein. In Ems fanden sie Lavater; auch dieser bei aller Glaubensstärke und Leidenschaft so milde Mann weiß den Cyniker mit den kleinen scharfen schwarzen Augen unter struppigen Brauen, dem höhnischen Lachen, der rauhen Stimme, der schlechten Perrücke auf dem trotzigen Kopf wohl zu ertragen und in seiner Tüchtigkeit zu schätzen. Die seltsam zusammengefügten Drei leben in bester Eintracht ein an Genuß und hochfliegender Geisteserregung überreiches Leben.

Mit fast jugendlichem Behagen, das jeden Leser mit ergreift, schildert der sechzigjährige Dichter die Scenen jener tollen Tage seiner brausenden Jugend, die Lust, den Uebermuth, mit dem er den süßen Schaum des Daseins schlürfte, und die herrliche feurige Rüstigkeit des Geistes, die ihn in jeder Pause „nach rasch durchras'tem Tanze" auf der Stelle im tabaksqualmigen Zimmer des Philosophen alle höchsten Fragen des Gedankens zu discutiren befähigt. Sie fahren zusammen die Lahn herunter. In Koblenz, wo sie landeten, war der Zudrang groß, jede der drei Berühmtheiten erregte in ihrer Art Antheil und Neugierde. Dort an der Mittagstafel des Hotels fand jene heitere charakteristische Scene statt, welche unser Holzschnitt illustrirt, anlehnend an Goethe's eigne poetische Schilderung derselben in Knittelversen, welche sie unsterblich gemacht hat.

„Zwischen Lavater und Basedow saß ich bei Tisch meines Lebens froh." Ersterem mochte der zudringende Eifer seiner Verehrer und Verehrerinnen nur geringe Muße lassen, sich mit dem Hauptzweck eines Diners zu beschäftigen. Mit „einem Pfarrer an seiner Seit'" ist er gar bald in eifrigen Erörterungen begriffen. Ueber dem unerschöpflichen Lieblingsthema aller inspirirten Propheten, der Offenbarung Johannis, dem Buch mit sieben Siegeln, hat er schnell genug Speise und Trank vergessen; er „entsiegelt die Siegel kurz und gut, wie man mit Theriaksbüchsen thut," und malt das ganze himmlische Jerusalem, als ob er es gemessen und aufgenommen hätte, „dem hocherstaunten Jünger vor". Wie mögen die anwesenden frommen und schönen Seelen, Damen und Cavaliere, sich um den vom Herrn Berufenen und Erwählten geschaart und dem sanften Strom seiner heiligen Rede gelauscht haben! Sein junger übermüthiger Freund an seiner linken Seite aber „war indeß nicht weit gereist, hatte einen Salmen aufgespeist." Und diesem wieder zur Linken war auch Vater Basedow auf sein altes Steckenpferd gestiegen, hatte „einen Tanzmeister an seiner Seit'" gepackt und all seine verfehmten und verdammten Ketzereien über die Kindertaufe und andere Dogmen zum Entsetzen der rechtgläubigen Seele dieses und der übrigen Tischnachbarn ausgekramt. Alle Protestationen: „es wüßte ja ein jedes Kind, daß es in der Bibel anders stünd", verfangen nicht gegen den heterodoxen Eiferer, und — auch er hat Glas und Teller kaum berührt, während der große Realist neben ihm „behaglich unterdessen hat einen Hahnen aufgefressen."

„Und nun nach Emmaus weiter ging's
Mit Geist- und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten."

so schrieb er gleich darauf in ein Stammbuch und bewahrte uns so für immer die Erinnerung an diesen „wunderlichen Mittagstisch" und an die Laune und überschäumende Jugendlust des „herrlichen Gottesmenschen", der dort zu Tafel saß. —

Welche verschiedene Bedeutung für die Nachwelt war dem in Koblenz schmausenden Triumvirate bestimmt! Lavater, der schwärmerisch Verehrte, der Vielumdrängte, der Angebetete, ist schon lange vergessen, sein großes Werk, die Arbeit seines Lebens, verstäubt ungelesen in den Bibliotheken; Basedow, der feurige, excentrische Jünger Rousseau's, der Vorläufer Pestalozzi's — wer denkt noch seiner, wenn auch manche seiner Ideen und Anregungen uns zu gute gekommen sind und fruchtbringend wirken für die Generationen nach uns, — das Weltkind aber, das in Mitten saß, zwischen dem Propheten rechts und dem Propheten links, der überschäumende junge Frankfurter Doctor Juris und Advocat, ist unser gewaltiger Dichterkönig geworden, der nimmermehr vergessen und — nimmermehr übertroffen werden wird, so lange die deutsche Zunge klingt.

Die Poesie unserer vier Wände.

Der kleine oder häusliche, der gelehrte, der gemüthliche und der elegante Comfort.

Ein verdienter Arzt hat in diesen Blättern in umfassender Weise dargelegt, wie unsere Wohnungen den Anforderungen der Gesundheitspflege gemäß einzurichten sind, wir wollen nur davon sprechen, wie wir sie schön und bequem einrichten können; also dort ärztlich, hier ästhetisch, wird Rath ertheilt. Nichts wäre thörichter, als Jedem denselben Comfort zur Bedingung zu machen; das hieße Jedem anrathen denselben Schnitt des Kleides anzunehmen, unbeachtet ob er für seinen Körper passe, oder es hieße auch behaupten, eine gute Wohnung sei nur in einem Exemplar vorhanden, da sie es doch in tausenden ist, denn die Regeln der Schönheit und des Nutzens sind in unendlich kleine Theile auflösbar und bleiben doch immer Regeln der Schönheit und des Nutzens. So wohnt ein Gelehrter ganz anders schön und bequem als ein reicher Lebemann, und dieser wieder anders als ein feiner Kunstkenner und Sammler, und von der Wohnung des letztern unterscheidet sich die gute bürgerliche Ausstattung, die man auch die häusliche nennen kann, denn in ihr tritt das „Haus" am deutlichsten hervor, mit so wenig als möglich Benutzung von Luxus- und Ueberfluß-Elementen. Es sei uns erlaubt vier Arten schöner und zweckdienlicher Behausungen anzugeben, oder vier verschiedener Comforts: erstens den kleinen oder häuslichen Comfort, zweitens den gelehrten, drittens den gemüthlichen, und viertens den eleganten Comfort. Alle diese vier Arten sind in unserer modernen Stubenexistenz auf gleiche Weise vertreten, und wir würden sehr Unrecht thun, wollten wir eine auf Kosten der anderen beeinträchtigen oder herabsetzen; sie sind alle gleich beachtenswerth, und jede fordert, daß man sie recht auffasse und darstelle.

Der häusliche oder bürgerliche Comfort besteht in der Einrichtung eines Hauses vollkommen den Bedürfnissen gemäß, die ein wohlgeordneter, auf mittlen Wohlstand gegründeter und durch Ausübung irgend einer erwerblichen Thätigkeit erhaltener Hausstand bedingt. Hier ist Zweckmäßigkeit jeder Einrichtung die erste Pflicht, und Ordnung und Sicherheit sind die zunächst zu beachtenden Erfordernisse. Doch läßt sich auch hier ein Comfort denken, der das Vorhandene und Unabweisbare so ordnet und zusammenstellt, daß dem Gesetze der Schönheit und der Bequemlichkeit genügt wird. Niemand wird im Hause eines kleinen Handwerkers oder niedern Beamten den Kupferstich nach der Sixtinischen Madonna suchen, aber wohl wird das Auge eine reinliche, gut erhaltene Wand vermissen, wenn sie fehlt. Fauteuils und Chaiselongues sind nicht am Platze, dagegen ziert das Gemach ein gutgearbeiteter, sauber überzogener Sorgenstuhl für den Vater, und zwar an das helle Fenster gerückt, damit der Blick des ermüdeten Mannes, der aus der Enge des Bureaus oder aus dem Wust und Getriebe der Werkstätte kommt, sich an dem freien Blick auf das Gärtchen am Hause oder, wo dieses nicht vorhanden, auf das bunte Treiben der Straße erholen kann.

Die Hausfrau stattet sich ihre Kammer nach eigenem Geschmack aus; die reinlichen Wandschränke, welche die Producte des Fleißes und der Sparsamkeit einschließen, glänzen nicht von Palissander und Mahagoni, wohl aber von festem Eichen- oder anderem sauber gehaltenen und frischpolirten Holze. Der Raum dieser Kammer ist klein; dennoch aber sind die Gegenstände, die darin stehen müssen, weil in den anderen Zimmern für sie kein Platz ist, so vertheilt und jeder freie Raum so sorgsam für sie benutzt, daß sie dem Auge einen angenehmen Eindruck machen. Man erblickt sofort, daß hier Zweckmäßigkeit zugleich mit dem Bestreben waltet, das Gefällige und Zusammenstimmende durch Entfernung jeder Ueberladung und Zerstückelung hervorzubringen. Der Weg durch alle Zimmer ist frei; nirgends steht ein ungehöriges Möbel in der Mitte der Stube, oder ist so gestellt, daß der Herumwandelnde an eine scharfe Kante sich stoßen kann. Die kleinen Vereinigungsplätze der Familie können auch im Dämmerlichte gefunden werden. Der Blumentopf am Fenster hat seinen bestimmten Platz, über ihm der Käfig mit dem Vogel, und zwar hängt der Käfig so, daß selbst der Vater, wenn er den Hut auf hat, nicht daran stößt; denn nichts ist widriger als mit dem Hut, wenn er gar noch ein neuer ist, an irgend ein Ding zu rühren, das zu niedrig herabreicht.

Zum Comfort eines solchen Hauses gehört, daß die Thüren und Fenster gut schließen, denn weder will man den Lärm von der Straße, noch deren Staub im Hause haben. Der eine Ofen, der die ganze Familienstube erwärmt und wohl auch als Filialinstitut ein paar Schlafkammern nebenan, ist von eben so kernhafter Constitution wie von erprobter Tüchtigkeit. Er ist in Wintertagen die Stütze des Hauses und der Hauptträger des Comforts. Nirgends sitzt die Hausfrau lieber, als auf dem zierlichen Armstuhl aus Korbgeflecht, der sammt dem Bänkchen, das zu ihm gehört, seinen bestimmten Platz in einiger Entfernung vom Ofen hat und ebenso wenig aus der Stelle gerückt werden darf, wie der Sorgenstuhl des Vaters. Da kein eignes Garderobe- und Toilettenzimmer da ist, so hängen die nothwendigen Kleidungsstücke für den Hausvater so, daß er sie auf kürzestem Wege erreichen und der wärmende Hausrock so schnell wie möglich den abgelegten Straßenanzug ersetzen kann; die Pantoffeln haben ihre eigene Stelle, so wie das Käppchen immer über derselben Stuhllehne, leicht erfaßbar, hängt. Für den Gast giebt es besondere Plätze, ein Stuhl der herangeschoben wird und der seinen Platz wieder an der Wand oder in der Ecke einnimmt, wenn der Gast fort ist. Auch dem Gaste muß behaglich zu Muthe werden, der Geist der Ordnung, der Ruhe, der Bequemlichkeit muß selbst wider Willen den umherfahrendsten, unruhigsten und unordentlichsten Gast fesseln. Das ist der Segen des Comforts, daß er jede häusliche Tugend begünstigt. Ein Mann, der in seinem Hause sich wohl fühlt, wird nicht streben außer demselben seine müßige Zeit zuzubringen, und schon in diesem Umstand allein liegt ein Segen für jede Familie und jeden häuslichen Verein.

Wir wollen unsere kleinbürgerliche Wohnung noch weiter betrachten. Sollen wir Gemälde in Rococorahmen, Spiegel in Bronze-Einfassungen hineinwünschen? Gewiß nicht, denn der schlechteste Bronzerahmen fordert schon zur Gesellschaft eine Tapete, ein Spiegeltischchen, eine Console und Portieren, und all dieser Plunder macht mit einem Schlage die ganze gute Einrichtung unseres Mannes zu nichte. Sei es immerhin, daß die Menge der Fabriken diese Luxusgegenstände jetzt für so geringen Preis liefert, daß selbst ein knapp zugeschnittener Haushalt sie allenfalls noch erreichen kann; doch sie sind in dem Maße schlecht, wie sie billig sind, und vor allen Dingen gehören sie nicht zum Comfort eines solchen Hauses. Aber was unser Mann sich anschaffen kann und anschaffen muß, sind gute, derbe, handfeste Möbeln, helle und große Fensterscheiben, glatte reinliche Wände, weiße Vorhänge ohne allen Flittertand, frisch erhaltene Fußböden, hier und da, namentlich bei dem Sorgenstuhl des Vaters und unter dem Tische, an dem die Familie gewöhnlich zu Mittag und zu Abend Platz nimmt, mit Teppichen belegt; denn eine warme Fußdecke ist kein Luxus, sondern gehört zum Comfort.

Ein paar gute Lithographieen, dazu die photographirten Portraits des Hausherrn und seiner Frau, geben der Wand einen Schmuck, der vollkommen dem Orte gemäß ist. Eine Landkarte, besonders eine Specialkarte des Heimathlands oder vom eben existirenden „Kriegsschauplatze", ist, in dem bescheidenen Winkel am Ofen angebracht, ein gar anmuthiges warmes Belehrungs- und Zerstreuungsplätzchen, wo der emporwachsende Sohn des Hauses bald diese, bald jene Straße und Stadt aufsucht, die er einst auf seiner Wanderschaft zu besuchen gedenkt, oder das Gespräch mit dem Gaste sich, wie dies in der Regel geschieht, auf die Tagesgeschichte verläuft, auf Siege und Niederlagen. Da ist die Karte nun wieder ein trefflicher Wegführer, während die Mutter aus dem reinlichen und gut gelüfteten Eckschrank die Kaffeetassen herablangt und damit jenes vielsagende und wohlklingende Geklapper anfängt, welches auf baldige Genüsse deutet. Dies ist ein bürgerlicher oder häuslicher Comfort, der in seinen Grenzen streng eingehalten werden muß. Er würde ja sogleich seinen Charakter verlieren, wenn er nur ein Geringes in die anderen Arten des Comforts hinüberspielte, namentlich sich gelüsten ließe, in den eleganten Comfort hinüberzugreifen; denn dieser ist, wie wir zeigen werden, nur mit großem Reichthum erreichbar, seine kleinliche Nachahmung aber bringt überall das Fratzenhafte, Ungehörige, Unbequeme und Geschmackwidrige hervor.

Wir fassen jetzt die zweite Gattung Comfort, den gelehrten, in's Auge. Der Hauptsatz, der gleichsam als Motto an der Thür steht, lautet: Hier heißt Ordnung, was überall anderswo Unordnung heißt. In diese Stamm- und Urregel des gelehrten Comforts müssen wir uns vor allen Dingen fügen, wenn wir ein Wort über diesen Gegenstand sprechen wollen. Der gelehrte Comfort ist ein schreiender Contrast zu dem vorhergeschilderten bürgerlich-häuslichen. Dort ist Alles Ruhe, Ordnung, Sicherheit; hier Unruhe, Unordnung, Unsicherheit, und doch ist's ein Comfort, das heißt Der, welcher hier wohnt, will gerade so wohnen und nicht anders, sein Zimmer ist also sein Kleid, und wo das Zimmer das Kleid ist, da ist Comfort vorhanden. Versucht es, rückt einen Stuhl an die Wand, wo er eigentlich hingehört, legt ein Convolut Papier auf den Tisch, statt daß es auf dem Boden liegt, und ihr werdet sehen, mit welcher feurigen Miene des Zorns der Gelehrte, der von einem Gange heimkehrt, sein Zimmer betritt. Das Erste ist, daß er das Convolut wieder auf den Boden schleudert, den Stuhl in die Mitte des Zimmers rückt. Versucht es, einen Vorhang am Fenster zu befestigen, wählt ihn von dem schönsten Stoffe, und ihr werdet erfahren, daß der Gelehrte, so wie ihr den Rücken gekehrt habt, mit Gefahr seines Lebens auf zwei aufeinander gestellte Tische klettert, um mit eigenen Händen den Vorhang herabzureißen, der ihm das Zimmer verfinstert und gerade an die Stelle der Wand einen Schatten wirft, wo eine kleine Copie nach Murillo hängt, auf die er zwar nie seinen Blick richtet, die aber doch sichtbar sein muß, im Fall es ihm einfiel, jemals den Blick dahin zu lenken. Und überhaupt, was ist einem Gelehrten ein Vorhang? Ein lästiger Lappen, der hin- und herschwankt und im Winde sich aufbauscht wie ein Segel, wenn er nicht befestigt wird, und er wird nie befestigt.

Alles, was nicht Bücher, Manuscripte, Sammlung, Curiosität ist, führt für unsern Mann nur eine störende Existenz herbei. Von einem bequemen Polsterstuhl dagegen ist er ein großer Freund; der muß aber tief und breit sein und auf Rollen stehen, damit man sich mit einem Buche in der Hand hineinwerfen, damit man bald über diese, bald über jene Armlehne das Bein hinüberschwingen kann. Zu Zeiten hockt er mit ganzem Körper im Stuhle, zu andern Zeiten liegt er knieend

darin und hat den Folianten, in dem er gerade studirt, auf die Lehne, wie auf ein Betpult gelegt. Weiche Teppiche über das ganze Zimmer sind nothwendig, denn der Gelehrte mag: barfuß Abends vor dem Zubettgehen eine kühlende Promenade über den weichen Rasen der Wollenfäden. Das ist ein kleiner lucullischer Genuß, der sein Gutes auch für die Gesundheit hat, denn die Füße, die den Tag über in der engen Stiefelumhüllung stecken, machen ihre Gelenkigkeit und Ausdehnbarkeit geltend und sammeln Kräfte für den morgenden Stiefelzwang. Der Morgen- oder Schlafrock des Gelehrten ist ein Priesterrock der Bequemlichkeit, denn in ihm ist Alles vereinigt, was je die menschliche Kleidertracht an flatterndem Wesen, an Weite, an Fülle der Falten, mit einem Worte an Bequemlichkeit aufzutreiben hat. Seine Absicht ist, die leicht gehaltene Beinbekleidung zu verstecken, aber er erreicht diese Absicht selten, und noch seltener denkt der Gelehrte daran, seinem Schlafrock zu Hülfe zu kommen, indem er Knöpfe in Bewegung setzt oder eine Schnur fester bindet.

Zum Comfort eines Gelehrten gehört, daß man ihn seinem Staube überläßt, den er einen gelehrten Staub nennt, der aber durch nichts verschieden ist von dem Staube, den man überall studiren kann, höchstens daß dieser Staub die Eigenschaft hat, sich fester an seinen Gegenstand anzuklammern und hartnäckiger den oppositionellen Bestrebungen von Bürste und Besen zu widerstreben. Das wissen zu ihrem großen Leid Hausfrauen und Haushälterinnen zur Genüge. Aber diese Frauen wissen nicht, daß den Gelehrten aus dem Staube emporziehen heißt, ihn seinem Comfort entrücken. Gäbe es ein Mittel, den Staub zu entfernen, ohne auch das geringste Blättchen, Täfelchen und Stiftchen aus seiner Lage zu bringen, so würde der Gelehrte mit Freuden in das Reinigen seiner Zimmer willigen, denn er ist kein Protector des Staubes oder gar der Unreinlichkeit.

Die Wohnung des Gelehrten pflegt eine Anzahl von Gegenständen zu beherbergen, die zum theuersten Luxus gehören, allein sie gehören zugleich zum Comfort des Gelehrten und sind deshalb an ihrem Platze; so Büsten, Gemälde, seltne Zeichnungen, umfassende Sammlungen, vor Allem Bücher. Ueber Aufstellung und Vertheilung dieser Dinge kann man dem Gelehrten, wenn er dabei ein Mann von Bildung ist, manchen Rath ertheilen, den er willig aufnehmen wird, denn er will nicht nur bequem, sondern auch schön wohnen. Nehmen wir an, der Gelehrte sei zugleich Kunstkenner, dabei habe er über bedeutende Mittel zu gebieten, so wollen wir sein Zimmer ungefähr so einrichten. Es muß groß, hell und ein behagliches Viereck sein, denn ein Zimmer mit Tiefe ist ein nothwendiges Bedürfniß für einen Raum, wo viel aufgestellt sein will, ohne daß das Eine das Andere erdrücke oder verdecke. Geben wir dem Zimmer drei hohe und breite Fenster und nur eine Haupt- und eine Seitenthür; dadurch erhalten wir eine breite Wandfläche links von dem Eingange, eine durch die Seitenthüre gebrochene rechts. An der breiten Wand stellen wir zwei Bücherschränke auf, die nicht in die Höhe, wohl aber sehr in die Breite reichen. Die Höhe des obersten Bücherbretes darf nicht die des menschlichen Auges überragen, sonst muß zu Treppen und Bänken die Zuflucht genommen werden, was immer unbequem ist; auch nicht zu tief auf den Boden dürfen die Bücherreihen hinablaufen, da das Bücken beschwerlich fällt. Den frei bleibenden oberen Raum über den Büchern nehmen entweder Gemälde oder Büsten ein; diesen schadet die Höhe nicht, wenn es nicht Miniaturen oder Statuetten sind. Die Bücher selbst ordnet man besser auf freistehenden Bücherbretern an und schließt diese mit einem leicht beweglichen grünen Vorhang; das ist vortheilhafter, als sie in Schränken unterzubringen, deren Glasthüren immer mit einiger Umständlichkeit geöffnet und geschlossen werden, und, offen bleibend, Gegenstände abgeben, an denen man sich stößt. Auf alten Gemälden sieht man diese Art Bücherbehälter, die sich ganz gut ausnehmen. Will man ein Uebriges thun, so legt man den Vorhang in schöne Falten und läßt ihn über eine Stuhllehne niederhängen. Die breite Wand, wollen wir annehmen, hat in ihrer Mitte eine nicht tiefe Nische; dort findet ein schöner Gypsabguß des Discuswerfers oder der Venus von Milos seinen Platz. An der andern Wand bringen wir ebenfalls Büchergestelle an, soweit dies möglich ist, und nicht minder Büsten und Bilder. Die Cabinetthüre schließt eine grüne Gardine von demselben Stoffe, welcher die Büchergestelle umhüllt; über die Thür, die nicht hoch ist, kommt entweder ein besonders hübsches Cabinetstück, etwa ein Genrebild von Teniers oder van der Werff oder ein Medaillon. Die Wände am Eingang sind zu zierlich gearbeiteten Stendern und pyramidalzulaufenden Gerüsten bestimmt, auf denen geschmackvolle und seltne Bronzen, Antiquitäten, schönes altes Silber und Porzellan, Elfenbeinarbeiten, kleine Miniaturen ausgestellt werden — ein kleines gelehrtes Büffet gleichsam, wo die Gourmandise ein feines Gläschen echten und subtilen Kunstgenusses schlürft. Ueber der Eingangsthür eine Gruppe oder ein Bild, das jedoch nicht das beste der Sammlung sein darf, denn das Licht ist dort schlecht und der Standpunkt des Beschauers ein ungünstiger. Die Wand zwischen den Fenstern füllen Spiegel aus, doch nicht moderne, sondern kleine venetianische Spiegel mit Rahmen von ciselirter Arbeit. Zwar reflectiren diese Spiegel wenig mehr als das Gesicht, allein was thut es? unser Gelehrter ist nicht eitel, zu seinem Gebrauch führt er in seinem Schlafgemach ein minder kostbares und minder gelehrtes, aber dafür desto brauchbareres Glas.

Jetzt ist das Gemach comfortabel meublirt? Nein, noch nicht! Der Leser vergißt, daß wir noch kein Sopha, keine Fauteuils, keine Chaiselongue hingestellt haben, und er wird uns zurufen: wohin? Es ist ja nirgends Platz. Allerdings nicht an den Wänden, aber wohl in der Mitte des Zimmers. Hier steht ein runder oder ovaler Tisch, bedeckt in unordentlicher Ordnung mit Büchern, Zeichnungen, Mappen, und um diesen Tisch herum gruppirt sich zunächst ein Sopha von großer Tiefe und Weite, mit niedrigen Lehnen, damit nichts hindert, es als Ruhebette zu gebrauchen, je nachdem der Körper diese oder jene Lage wählt. Die Polster sind von Leder, denn es muß sich auf ihnen rasch hingleiten lassen, auch müssen sie eine angenehme Kühle aushauchen, endlich dürfen sie nicht zu weich, sondern müssen eher etwas hart und elastisch sein. Außer dem Sopha sind noch eine Anzahl Stühle, sämmtlich Armstühle, vorhanden, die, auf Rollen, mit der darin sitzenden Person leicht hierhin und dorthin fahren. In der Tiefe des mittlern Fensters steht der Arbeitstisch mit seinen zwei Begleitern, zwei mächtigen Papierkörben. Der Arbeitstisch hat keine Fächer und keine Gerüste, er ist geräumig, um eine große Anzahl Papiere und Bücher zugleich zu fassen. Der Stuhl vor diesem Tische ist ein ungepolsterter, womöglich ein Rohrstuhl, denn es ist ungesund und unzweckmäßig, bei lang anhaltendem Sitzen sich durch Polster zu erhitzen. Das Licht des Fensters ist gedämpft, entweder durch gute Glasmalereien oder durch einen grünen Vorhang, der bis zur Hälfte niederhängt. Auf dem Schreibtisch steht, so daß das Licht gerade darauf fällt, ein Glas mit frischen Blumen gefüllt, oder eine schöne kleine Bronzestatuette. An der Wand, welche den Schreibtisch begrenzt, lehnen besonders zierliche Bilder und Bildchen in kunstvollen Rahmen. Mit diesen wird gewechselt, um neue Schätze der Sammlung dicht vor das Auge des Besitzers zu bringen, dessen Blick, von dem Papier aufschauend, so stets einen anmuthigen Gegenstand der Betrachtung erfaßt. Ist's in der Jahreszeit der Früchte, so ist neben den Schreibtisch ein Tischchen herangerückt, auf dem eine antike Thonschale, kein moderner vergoldeter Porzellanteller, mit Früchten garnirt, Platz findet. Das ist der gelehrte Comfort. Den Staub und das Durcheinander der Papiere und Bücher muß sich der Leser hinzudenken.

Wenn wir jetzt zur Beschreibung des gemüthlichen Comforts schreiten, so müssen wir nothwendig ein Capitel der Poesie aufschlagen und zwar der Poesie, die jeder Mensch unbewußt treibt, wie etwa in den „Précieuses ridicules" von Molière die junge Dame Prosa spricht, ohne zu wissen, daß es Prosa ist. Es kann Jemand im Geschäftsverkehr sehr trocken, sehr langweilig sein — geht diesem Manne nach in seine Behausung, und siehe da, ihr findet, daß er Poet ist; ein Poet in der Stille seiner vier Mauern, wo ihn Niemand sieht, ihn Niemand stört. Hört den Pedanten nur sprechen, der stets seine Acten, seine Processe im Munde führt, der über die doppelte Buchführung nicht hinaus kann, der Agio, Procente und Dividenden aller möglichen Geldsorten und Werthpapiere mit einer grausamen Geläufigkeit wie am Schnürchen herzusagen weiß, der einfältig dreinschaut, wenn ihr von der Rose und der Nachtigall sprecht — geht ihm nach, wenn er die niedrige Thür seiner kleinen Wohnung öffnet, und ihr werdet den Poeten finden. Und nun gar die Frauen! Diese sind Meisterinnen in dieser Art des Comforts. Welch ein anmuthiges Spiel mit einem Blumentopf, mit einem Stückchen Schleier, das über einem Bilde hängt! mit einem unter zärtlichen Thränen, unter Seufzern im Mondenschein verblühten Kranze, der dort an der Wand angebracht ist über einem Kästchen von Cedernholz, das der Himmel weiß

was für eine Reliquie der Freundschaft, irgend ein mystisches Band, ein vergilbtes Atlaskißchen, gefüllt mit „blonden Löckchen" enthält! Das Alles sind Gedichte: es pulsirt überall ein Herz, es jubelt überall irgend eine Erinnerungsstunde, es hüpft überall ein kleiner Freudenengel. Und die Bewohnerin dieser Kammer ist oft ein ergrautes Mütterchen oder Jüngferchen, dem Niemand die Poesie anmerkt, wie Niemand in der geschlossenen Muschel die Perle sieht.

Dem gemüthlichen Comfort Regeln und Anweisungen zu geben, ist schwer, eben weil er gar so sehr individuell ist, gleichsam identisch mit der Person, für die er da ist. Der Liebhaber des gemüthlichen Comforts nimmt vom Luxus nicht gern etwas an, weil er überall Bedeutung sucht und ihm nichts so zuwider ist, als eine kalte Eleganz, Stoffe und Möbeln, die in ihrer Gleichförmigkeit ihm nichts sagen und in die er nichts hineingetragen hat. Ein Lehnstuhl, auf dem die „Großmutter" gesessen, ist ihm ein unendlich theures Möbel. Das Stückchen Borde an der Armlehne hat sich abgelöst, weil die Hand der alten Frau oft daran gespielt — wie köstlich! Was ist dagegen ein moderner Rollstuhl von der erfindungsreichsten Eleganz! Aber der Gemüthliche liebt nichtsdestoweniger das Bequeme. Er liebt still zu sitzen und zu träumen. Also gute, feste, auch schöne Möbel, keine eleganten Möbel, die in gewohnter Ordnung und guter Verfassung stehen, wo sie vor Jahren schon standen. Denn dem Gemüthlichen ist eine Vorliebe für das Stabile zur andern Natur geworden. Ach, es war einst so schön! ruft er, und dieses „War" rufen ihm seine Geräthe, seine Wände, seine Bilder, seine Polster zu.

Der Grundsatz, nach dem ein Zimmer mit gemüthlichem Comfort zu versehen, ist, recht viel „Winkel" zu schaffen. Bildet das Zimmer einen großen Raum, so wird er in zahllose kleine Räume getheilt. Das giebt „Etablissements". Jeder Winkel ist gleichsam eine kleine Erinnerungskapelle für sich, wo irgend ein liebes Bild dominirt und still angebetet wird. Dann eilt der liebe Einsame aus einem Winkelchen in's andere, und zuletzt bleibt er in einer Epheulaube sitzen, die einen ganzen Tisch voll „Andenken" und „Erinnerungen" umgrünt. Wir wollen in der Kürze angeben, wie ein solches Zimmer in viele kleine Zimmer zu theilen ist. Die vier Winkel, vielleicht eine Nische oder ein Erker dazu, sind an und für sich und ohne weitere Vorkehrung kleine Schmollstübchen und Empfindsamkeitssolitüden; sie müssen mit einem Ecksopha, einem runden Tische und zwei oder drei Stühlen darum versehen sein. Eine bewegliche Wand mit Einfassungen von Seide oder Glastafeln trennt die verschiedenen Cabinetchen. Es ist so angenehm dunkel darin. Abends erhellt eine verdeckte Lampe das Winkelchen. Das gegenüberstehende ist ebenso eingerichtet, auch das dritte und vierte; alle haben sie ihre absondernden Schirmwände, die zurückgeschlagen werden können, wenn das Eckchen in dem großen Zimmerraum aufgehen soll. Die Mitte des Zimmers nimmt ein runder Tisch ein, den zwei halbrunde Sophas umcirkeln. Die Fenster haben Blumentischchen oder kleine Epheulauben, vor oder in denen Fauteuils stehen; von der Fensterdecke hängen Körbchen mit Epheu herab, und die Vorhänge schließen dicht, denn es ist zum gemüthlichen Comfort erforderlich, daß es nicht zu hell sei. Ein auf diese Weise ausgestattetes Zimmer kann eine ganze gemüthliche Familie mit einer Anzahl guter Freunde bewohnen. Bald erhalten dann die „Etablissements" Namen, dann heißt's: dies ist Charlottens Winkel, dies Theresens &c. Und Charlotte empfängt ihre Freundinnen, Therese die ihrigen in ihrem Etablissement. Es giebt tausend kleine empfindsame Scherze und Neckereien; man lauscht und wird belauscht, Geheimnisse, welche in diesem Winkel gesprochen werden, haben, Gott weiß wie, den Weg in den entgegengesetzten gefunden. Für Leute, die den gemüthlichen Comfort nicht kennen und nicht lieben, ist ein solches Zimmer kaum zu bewohnen; sie finden keinen freien Raum, kein helles Fenster darin, überall stoßen sie sich an Tischen und Stühlen, überall hängt etwas von der Decke herab. Je weiter nach dem Norden, je häufiger trifft man auf diese Art von Zimmereinrichtung; das nordische Klima, die ärmliche Natur und der kurze Sommer machen die Zimmerexistenz und das gesellige Beisammensein zum Bedürfniß.

Um den letztgenannten unserer Comforts, den eleganten, in's Leben zu rufen, bedarf es eines ungewöhnlichen Reichthums, denn er ist das Höchste und Beste, was man von Zimmereinrichtung kennt. Alles ist hier solid, echt, massiv, und jede Quaste an den Gardinen sagt dem Beschauer, daß hier Tausende — nicht verschwendet — sondern wohl angebracht sind, um ein Vollendetes darzustellen, sowohl an Schönheit, als an Bequemlichkeit. Es giebt indeß einen falschen eleganten Comfort, der eben die Summen aufzehrt, die der echte kostet; man erkennt ihn daran, daß ihm der Hauptbestandtheil des echten fehlt, der gute Geschmack. Ueberladung ist ein sicheres Wahrzeichen des Pseudoelegant. Durch nichts kann man mehr gegen den guten Geschmack sündigen, als durch Ueberladung und durch ungehörige Zusammenstellung. Unsere Zeit neigt zu Beidem. Die Fabriken, die eine große Anzahl Stoffe und Ornamente liefern, haben den Geschmack irre geleitet, indem sie ihm das Reiche, in die Augen Fallende, Ueberhäufte als das Schöne darstellen; immer aber ist das Einfache zugleich das Schöne, und man muß sich sehr hüten, ein Fabrikat, mag es noch so gut ausgefallen sein, einem aus der Künstlerhand hervorgegangenen Stücke gleichzustellen. Der elegante Comfort will nicht viel aufeinanderhäufen, er will Weniges, aber dieses Wenige auch in der reinsten Form und in der trefflichsten Masse haben. Beispiele werden dies erläutern. Wir denken uns drei Gemächer, einen Saal, ein Empfangzimmer, ein Boudoir oder Cabinet, und statten diese mit dem eleganten Comfort aus. Unser Saal hat neun hohe helle Fenster mit Spiegelglasscheiben in einer Fronte. Die Wände des Saals sind weiß, geglätteter Gyps, oben mit goldenen Leisten eingefaßt; keine Gemälde. Haben die gegenüberliegende Wand oder die zwei Seitenwände Nischen, so stehen in diesen Marmorstatuen, nicht Gypsabgüsse. Die Fenstervorhänge und die Portieren sind schwerer seidner Damaststoff von dunkelblauer Farbe und gehen bis an den Boden herab, frei hängend und in großer Faltenfülle. Spiegel in einem Stück füllen die Räume zwischen den Fenstern; sie reichen ebenfalls bis zu dem Fußboden, einfache goldene Rahmen schließen sie ein. Die Fensternischen können kleine Marmorsäulen enthalten mit ebensolchen Vasen von flacher Form, die mit Blumen gefüllt sind; doch müssen diese Postamente Raum lassen, daß man an's Fenster herantreten kann. Die Möbel dunkelblau mit vergoldetem Gestelle, der Fußboden Parquet in verschiedenen Hölzern; ein großer Bronzelüstre schwebt an der Decke, in allen Ecken prangen Candelaber, von denen jeder wenigstens fünfzig Wachslichter fassen kann, so daß aus den vier Ecken ein Glanz von zweihundert Flammen dem großen Lüstre zu Hülfe kommt. Glänzende Beleuchtung ist ein Haupterforderniß des eleganten Comforts, und in einem Saal sind es besonders die Ecken, die erleuchtet werden müssen, weil von hier aus die wirksamste Helle strömt.

Das Empfangzimmer ist mit einer carmoisinrothen oder veilchenblauen schweren seidenen Tapete überkleidet, ebenfalls oben und unten durch goldene Leisten abgeschlossen. Auf dieser Wand nehmen sich die Gemälde besonders schön aus, die in schweren und reichen Goldrahmen von geschnitzter Arbeit, nicht Fabrikat, passend vertheilt sind. Nicht zu viel Bilder. Ein großes Bild auf der freistehenden Wand genügt, doch muß es ein treffliches Gemälde sein, nicht dunkel in der Färbung, weil die Tapete schon dunkel ist; eine Copie nach Claude Lorrain mit sehr hellem Morgenhimmel wäre zu empfehlen. Neben einem guten Bilde will man nicht gern etwas Anderes sehen, deshalb komme nichts weiter an die Wand. Die gegenüberstehende Wand kann drei Bilder von kleinen Dimensionen fassen; indeß müssen es natürlich alles Oelgemälde sein, keine Kupferstiche. Büsten und Oelbilder passen nicht wohl zusammen, darum halte man diesem Zimmer die Skulptur ganz fern. Die Vorhänge sind von demselben Stoffe und derselben Farbe wie die Tapeten und wie im Saale frei herabhängend. Es kann erlaubt sein, einen zweiten leichten Stoff als untere Bekleidung der Vorhänge zu wählen, doch nicht weiß, weil dies zu scharf contrastiren würde. Der Teppich des Bodens ist dunkelgrün, ohne Muster und aus der schönsten und weichsten Wolle gewebt. In der Mitte des Zimmers ruht auf einem dunkelfarbigen Sockel eine große flache Schale von schwarzem Marmor mit Blumen gefüllt, nicht Blumen in Töpfen, sondern abgeschnittenen, die nach den Farben geordnet sind und täglich erneut werden. Der Farbenschmelz der Blumen in dem schwarzen Marmor nimmt sich trefflich aus und bildet den schönsten Schmuck. Ueberhaupt darf man Blumen, wenn sie in ihrer vollen Schönheit glänzen sollen, nicht in bunten oder vergoldeten Gefäßen aufstellen, weil Gold und Farben das Auge von den Blumen ab und auf sich ziehen. Die Möbeln sind von der Farbe der Tapete in reicher Goldeinfassung.

Das Boudoir oder Cabinet ist mit blaßgelber oder gelblich röthlicher Seide tapezirt und decorirt, über diesem Grund der

Tapete breitet sich ein fein in Falten gelegter Florüberzug mit Spitzenmuster. Ein rundes Sopha oder ein Divan umschließt das ganze Zimmer, Fauteuils und kleine Tische sind überallhin vertheilt. Eine Ampel von mattgeschliffenem röthlichen Glase hängt in zierlicher Form vom Plafond herab. Ein hoher breiter Stehspiegel nimmt die Wand zwischen den Fenstern ein; ein Piano und Bilder kommen hinzu. Die niedergelassenen Vorhänge an Fenstern und Thüren schließen Abend das Cabinet vollkommen ab. Der Teppich ist hellgrün oder gelb und grün gemustert. Dies wäre ein kleiner Theil des eleganten Comforts; es versteht sich von selbst, daß er großer und mannigfacher Abwechselung in den Formen und Farben fähig ist, nur der Grundton muß bleiben: Einfachheit bei dem höchsten Werth der Stoffe und Decorationen. Eine Eleganz dieser Art hört auf Luxus zu sein, sie wird zum Kunstwerk. Das gebildete Auge, der geläuterte Geschmack weiß die Regeln des eleganten Comforts über die anscheinend geringfügigsten Dinge zu verbreiten.

Die vier Arten von Comfort, die wir hier betrachtet haben, stehen, wie man sich denken kann, im Leben nicht so abgeschlossen da, wie wir sie, unserem Zweck gemäß, dargestellt haben. Der gelehrte Comfort verschwistert sich sehr oft mit dem eleganten, der bürgerliche oder häusliche nimmt eine große Anzahl Motive und Ausschmückungen aus dem Gebiete des gemüthlichen. Auch giebt es Zimmereinrichtungen, in denen von allen vier Arten etwas zu finden ist; doch sind gerade diese keine Mustereinrichtungen, und der Gast wird sich in solchen Räumen nicht behaglich fühlen. Ein Hauptgedanke muß stets vorwiegen, und Ebenmaß und Zweckmäßigkeit müssen seine Begleiter sein.

A. v. St.*

* Der vorstehende Aufsatz, welcher der belehrenden und praktischen Winke gar manche enthält, gehört zu den letzten literarischen Arbeiten eines bekannten Schriftstellers, dem unsere deutsche Lesewelt eine Reihe geistvoll concipirter und fein ausgeführter Novellen und Skizzen verdankt, dem schwere Krankheit aber jetzt seit längerer Zeit und leider für immer die Feder aus der Hand gewunden hat.

Aus den Rechtshallen des Mittelalters.

Zusammengestellt von George Hiltl.

2. Die Anwendung der gebräuchlichsten Folter- und Strafwerkzeuge.

II.

Wir verließen die Inquisitin auf der Leiter. „Wie der Scharfrichter sie zum andern Mahle wieder zwei Sprossen weiter zog" heißt es in dem Protokoll ferner — „erhub sich ein überaus starker Sturm-Wind, welcher so gewaltig wider die Fenster der Bolter-Stuben ging, daß man meinet, sie würden mit sammt den Rahmen hinein in tausend Stücke geworfen. Inzwischen wurde gebetet: ‚Heilige Dreifaltigkeit stehe uns bei.'

Inquisitin: ‚Ach Göttchen, hilf mir balde.'

Richter: ‚Wer soll Dir helfen?'

Inquisitin antwortet nicht, sondern fähret fort zu rufen: ‚Ach, hilf mir, hilf mir!'

‚Ziehet an!' rufet der Richter, die Knechte drehen immer weiter, daß man die Gelenke knacken höret (!) Da kam eine Mauß aus der Spalten der Diele wie der Blitz nach der Leither zu. Nach welcher Mauß der Scharfrichter und seine Knechte mit Stäben, auch der Amtsdiener, der gerufen und eben ein Bund Schlüssel in der Hand hielte, tapffer zuschlugen, sie aber nicht treffen konnten, indem sie hoch über Stäbe und Schlüssel auf und nieder sprang, als wenn sie Flügel hätte, verschwund auch drauf in einem Augenblick, daß man sie nicht weiter sahe, es legete sich auch der Sturmwind und ward Alles stille. Von den meisten Schlüsseln aber waren die Kämme (Bärte) herab oder doch krumm, daß man sie wieder machen lassen mußte. Also suchete der höllische Menschenjäger in Gestalt einer Mauß seine Freundin zu befreien."

Es ist überflüssig, ein Wort zur Erklärung hinzuzufügen, die sich Jedem von selber aufdrängt. Daß die Verfinsterung jener Zeiten die Bewohner aller Gerichtslocale, als Mäuse, Schaben, Motten und Fliegen, für verkappte Teufel hielt, die im Augenblicke der Folterung ihren Freunden beizustehen kommen, bezeugen sämmtliche Gerichtsordnungen. „Es sollen die Gerichtsleuthe immer wol auf ihrer Huth sein. Da es denn häufig genug geschiehet, daß der böse Feind Gestaltens einer Mauß, Schmeißfliegen, Hummel oder Hörnisse hereinfähret, da denn die Gerichtspersohnen wohl Ursache haben, fleißig Gott anzuruffen, ehe und während sie bei dem Hexen-Gesindel seind und den schweren Handel der Tortur anheben."

Einige Worte mögen noch über den „Hexenschlaf" gesagt sein, der jedenfalls nichts weiter, als ein in Folge der fürchterlichen Anstrengung und Erregung aller Nerven eingetretener Starrkrampf war. „Aber," sagt der alberne Geheimrath Döpler, „das Zaubrer- und Hexen-Gesindel wird von ihrem Buhlen dem Teufel gehärtet, daß sie keine Marter noch Pein fühlen, sondern auff der Leither schnarchen und schlafen, wie Jemand so von langer Reise heimgekehret. Offtmalens fähret ihnen der Erzfeind in die Kehlen, da sie dann nicht zu sprechen vermögen, sondern krächzen und ihnen ein Schaum vor den Mund tritt."

„Nachdem nun der Richter diesen Vorfall (mit der Maus) protocoliren lassen, klopfete der Scharfrichter mit einem Stecken der Inquisitin auf die Brust. Er sagte: ‚Es ist Zeit, daß Du bekennest.'

Illa: ‚Lasset nach, Meister Hans, ich will bekennen, ich will eine Hexe sein, da man es also begehret. Ihr habet ja Hexen genug unter Händen gehabt.'

Richter: ‚Nehmet die Inquisitin herab von der Leiter.'

Dieses geschieht. Der Scharffrichter renket ihr die Gliedmassen ein und lässet sie setzen, welches man aber bei den Zaubrern und Hexen nicht gerne thuet (!). Bringt ihr auch, so es Noth thut, eine Stärkung bei, derohalben immer Wasser, Essig, Schlagtränke, Zimmet und Rosenwasser bei denen Folterungen vorhanden sein sollen. Inquisitin hat sich kaum erholet, so wird sie ermahnet, zu bekennen. Sie lachet höhnisch und sagt: ‚Was sol ich aussprechen? Meister Hans, saget es mir doch vor.' ‚Der Richter ermahnt sie noch ein Mal, da sie aber verstockt bleibt und glaubt, sie habe die Tortur überstanden, befiehlt der Richter, ihr um dreiviertel fünf Uhr die Beinschrauben anzulegen."

Dieses Instrument des vierten Foltergrades, dargestellt in Fig. VI., hatte verschiedene Formen. Die hier abgebildete ist eine der ältesten und führt den Namen „spanische Stiefeln", auch „würtembergischer Fußstock". Die in späterer Zeit gebräuchlichen Beinschrauben waren in der Form den Daumschrauben ziemlich gleich. Die Anwendung wird durch den Holzschnitt ganz leicht erklärt. Die stiefelförmigen Hülsen sind inwendig mit eisernen Zacken versehen. Ein Vorderstück dient zur Deckung des Schienbeins, ein Hinterstück deckt die Wade. Die mit Schlüsseln versehenen Schrauben ziehen die Stücke gegeneinander, bis sie fast zusammenstoßen und sich fest auf die bedeckten Theile des Beines legen. Die äußerst empfindliche Construction des Schienbeines machte diesen Torturgrad zu einem der qualvollsten. Da der Stiefel das Bein über dem Knöchel umschloß, so war ein vollständiges Absterben der Füße die Folge, und gewöhnlich hinterließ dieser Grad zeitlebens die traurigsten Spuren an dem Körper des Gemarterten. Bei der Vollziehung mußte der Inquisit sitzen und das zu marternde Bein auf einen Fußschemel legen. Ein Knecht hielt ihn von rückwärts, ein zweiter drückte die Beine fest, und der Meister schraubte auf Befehl des Richters langsam zu. Blieb der Inquisit mit den Stiefeln an den Beinen hartnäckig, so bedienten sich die Scharfrichter eines Kunstgriffes, um den ohnehin grausamen Schmerz noch zu erhöhen. Er klopfte nämlich mit dem Schraubenschlüssel gegen

Fig. VI. Die Beinschrauben.

den das Schienbein umhüllenden Theil des Folterstiefels. Die Schmerzen, welche diese Schläge verursachten, müssen entsetzlich gewesen sein, denn häufig folgte hierauf das erpreßte Bekenntniß.

Fig. VII. **Das Rad.**

„Die Scharffrichter sollen mit den Schlüsseln gegen die Beinschienen kloppen, da der Schmerz denn empfindlicher wird. Auch sollen sie solche lüften. So sie die Schienen abnehmen, müssen die Füß braun (!) und blau (!) sehen, als hätte man eine Form hineingedrücket. Zuweilen, wenn der Scharffrichter ungeschickt schraubet, läuffet das Blut an den Beinen herab, wo denn der Judex dreinreden sol."

So sagt die sächsische Halsgerichtsordnung von 1693. Die fast hundert Jahre später erschienene theresianische bestimmt fünfzehn Minuten Dauer für diesen Foltergrad „bei großen Bösewichtern" und befiehlt dem Richter, besonders darauf zu sehen, „daß der Freimann nicht die Schienbeine breche, sondern menschlich (!) mit dem Sünder umgehe". — Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß in den Vorschriften so häufig ein Ton von Wohlwollen durchklingt, z. B. „wenn man den Sünder von der Leiter fallen ließe, so könnte er sich den Rücken brechen, oder die Arme verrenken!!" Dafür zerrte sie ihm der Henker auseinander! — Oft werden Richter und Henker vor „grausamen Handlungen" gewarnt, während sie doch Stunden lang den Höllenqualen ihrer Mitgeschöpfe beiwohnten. In einem Artikel der sächsischen Halsgerichtsordnung wird streng befohlen, „die Tortur Morgens vorzunehmen, da der Reus ganz nüchtern ist. Denn hätte er gegessen, so würde ihm durch Umdrehung des Magens und Erbrechen nicht allein schwerere Pein am Leibe, sondern auch Schaden an der Gesundheit zugefüget." — Es scheint fast, als hätte man sich hin und wider der Gewaltmaßregeln geschämt und sich hinter solchen nichtigen Auslassungen verschanzt. Zuweilen wird der Scharfrichter aber auch vor den Hexen bei der Folter gewarnt, „daß sie seinem Leibe nicht schaden. Wie denn zu Eisenach Anno 1661 eine Hexe, die alte Hirtin genannt, bei der Tortur den Nachrichter zu Mühlhausen, Werner, als er sie mit abgewendetem Gesichte auf die Leiter ziehen wollte, ehe er sich dessen versahe, durch das Koller in die Achsel gebissen, darvon er ohnmächtig geworden." — Häufig wird der Henker gewarnt, keine Zaubermittel bei der Tortur anzuwenden.

Fig. VIII a. **Der Hexenhaken.**

Fig. VIII b. **Der kunstgerecht geschlungene Strang zum Hängen.**

Fig. IX. **Würgbirne.** Geschlossen. Geöffnet.

Fig. X. **Die Spinne.**

Die Inquisitin sitzt auf dem Folterschemel und hat die Beinschrauben an. „Da sie den Henker bittet, er solle ihr sagen, was sie schwatzen müsse, antwortet er: ‚Ich will Dir schon weisen, was Du sagen sollst.' Er zieht die Schlüssel an.

Inquisitin: ‚Au, Meister Hans, thut gemach! laßt mich besinnen.'

Scharfrichter: ‚Ei was, dazu ist Zeit genung gewesen.' Er schraubt das rechte Bein zu.

Illa: ‚Au weh, Ihr bringt mich um's Leben! Das kann kein Pferd aushalten.'

Worauf aber der Richter befahl, ihr mit der Beinschraube hefftig zuzusetzen, bis der Seiger fünff Striche vor Voll stand. Worauff die Inquisitin ein so furchtbares Brüllen erhoben, daß Alle sich entsetzet, auch in eine Ohnmacht verfallen, die Mundwinkel verzogen, endlich, als der Scharffrichter mit dem Schlüssel die Schienbeine geklopfet, aus der Ohnmacht erwecket (!) und geruffen: ‚Ich will Alles bekennen, nehmet mir die Dinger von den Beinen.' Hier befiehlt der Richter, die Inquisitin herabzunehmen und ermahnet sie noch ein Mal, Alles zu gestehen."

Fig. XI. **Die Brandmarke.**

Die Willenskraft der Unglücklichen ist durch die ungeheuren Schmerzen gebrochen, sie vermag nicht mehr zu widerstehen. Sie bekennt. — Die in den Protokollen enthaltenen Vorschriften bezüglich der Abnahme der Bekenntnisse, so wie diese selbst, sind fast stets dieselben. Sie sind so haarsträubender Art, so fürchterlichen Inhaltes, daß Mitleid, Schauer über die schreckenerregende Verfinsterung der Geister und Unwillen über die Willkür der geistig beschränkten Richter mit einander wechseln, wenn man die Acten durchliest. Bündniß mit dem Satan, der als Junker Hans, Fritz, David oder so ähnlich benannt erscheint, Hexentänze in der Teufelsnacht, Geständnisse von angestiftetem Unheil, getödtetem Vieh, verzauberten Kindern, Hineinbeschwören der sogenannten „Elben" oder bösen Dinger in den Körper eines Feindes, Liebschaft mit dem Teufel und endlich das Zugeständniß, daß der böse Voland sie auf der Folter in Gestalt einer Maus oder Fliege besucht, sie aber endlich verlassen — dies Alles wogt und wirbelt wüst durcheinander, die Actenfascikel der Gerichtshöfe mit beklagenswerthem Unsinn füllend.

Fig. XII. **Die Schandlarve.**

Noch nicht recht gelüftet ist ein Theil des Schleiers, welcher die Mysterien der Hexenprocesse bedeckt, das sind die fast unbegreif-

lichen Momente der Selbstanklage! Es ist hier, wo es sich um Beschreibung der Folterwerkzeuge handelt; nicht Raum gegeben, um auf dieses Thema näher einzugehen. Was aber trieb die vielen Elenden zur Richterbank, um sich der unnatürlichsten, unmöglichen Verbrechen anzuklagen? Von einem dunklen, unbewußten Drange gejagt, lieferten sich jene Besessenen dem Richter freiwillig aus. Wie religiöser Wahnsinn seine Anhänger zu den verkehrtesten Dingen trieb, so läßt sich auch hierbei nur annehmen, daß eine Verwirrung des Geistes die höllischen Gespenster heraufbeschwor und daß diese Störungen die Bewohner ganzer Landstrecken, förmlich epidemisch, ergriffen, eine fürchterliche Manie erzeugend.

Die Strafen betreffend, welche die Zauberer u. Hexen nach überstandener Folter ereilten, so lauteten die Urtheile meist auf Tod durch das Schwert, durch den Galgen oder durch das Feuer. War mit den Bezauberungen ein Mord verbunden, so condemnirte man sie zum Rade. Das Fig. VII. abgebildete Rad ist oben mit einem scharfen, messerförmigen Kamm versehen, welcher die Glieder abstieß; bei der Procedur selbst griff der Henker in die Speichen und schlug auf die Gebeine des zu Richtenden.

Die Strafe des Galgens, Hexen und Zauberer treffend, wurde durch besondere Vorrichtungen vollstreckt. Fig. VIII. a. und b. zeigen unter a. einen „Hexenhaken" mit Feder, welchen der Henker an beliebiger Stelle einschraubte; b. einen „kunstgerecht" geschlungenen **Strang zum Hängen gerichtet. Diese besonderen Requisiten für Zaubererexecutionen wurden deshalb in Bereitschaft gehalten, weil mit den Stricken, Haken** 2c. **Mißbrauch getrieben ward. „Es sollen die Schöffen darauf sehen, daß die Henker nicht Strick, Haken oder Stäbe von denen armen Sündern nach ihrer Abthuung liegen lassen; dieweil allerlei Hexenwerk mit solchen Dingen getrieben wird."**

Fig. XIII. **Der Ungeheuerkopf.**

Fig. IX. zeigt unter a. und b. ein zur Folter gebrauchtes Instrument, welches jedoch älterer Zeit entstammt. Es ist dies eine „Würgbirne", a. geschlossen, b. geöffnet. Diese Birne ward, im 16. Jahrhundert namentlich, den zu Folternden in den Mund **gesteckt. Mittelst einer Feder öffnete sich das Instrument (b) und füllte den Mund vollständig aus, wodurch jeder Schrei oder sonstige Gewaltthat z. B. Beißen des Henkers, verhindert wurde. Die Würgbirnen sind eine spanische Erfindung und waren bei den peinlichen Fragen des Inquisitionsgerichtes ein beliebtes Requisit.**

Fig. XIV. **Der Schellenkragen.**

Hieran dürfte sich unmittelbar das unter Fig. X. abgebildete **Straf-, nicht Folterinstrument schließen. Im** 16. Jahrhundert wurden **diese Zangen Ungulae genannt. Man** behielt ihren Gebrauch jedoch bei und nannte sie später „Spinnen", mit welchem Insecte sie der Form nach auch Aehnlichkeit haben. Der empörende Gebrauch, den man von der Spinne machte, stempelt sie zu einem der **fluchwürdigsten Werkzeuge menschlicher Tyrannei.**

Fig. XV. **Straf-Instrument für Marktfriedensbrecher.**

Diese spitzen Klauen, diese scharfen Eisen schlug man in das Fleisch des Verurtheilten. Jeder Biß dieser Zangen riß große Stücke aus dem Körper. Namentlich — es ist haarsträubend — zermarterte man damit die Brüste der Verdammten. Wunderlich genug scheint die Spinne durch religiöse Verehrung in Aufnahme gekommen zu sein. Unter Papst Paul III. soll man zu Rom auf dem Vaticanischen Gottesacker ein solches Werkzeug in dem Grabe eines Märtyrers gefunden haben. Die Reliquie ward im Vatican aufbewahrt; sie gab leider einem Finsterlinge das erwünschte Model.

Fig. XVI. **Der Todtenschädel.**

Daß die ersten Christen mit ähnlichen scheußlichen Instrumenten gepeinigt wurden, dürfte übrigens keinem Zweifel unterliegen.

War nach abgelegtem Geständnisse etwa ein neuer Widerruf erfolgt, so schritt man zur **Feuerfolter,** dem fünften Grade. Er

bestand kurz gesagt darin: daß sechs zu einem Bündel geschnürte Lichte angezündet und dem auf der Folter liegenden Inquisiten die Flammen unter die Achselhöhlen gehalten wurden. Die Feuerstrafe ward durch die theresianische Gerichtsordnung geregelt und bis 1793 ausgeübt.

Die leichteren Strafen der Hexen bestanden in 1) Brandmarkung; 2) Ausstäupung und Landesvertreibung; 3) Ausstellung an den Pranger in einer Schandlarve — Strafen, die jedoch auch alle Verbrecher anderer Art trafen. Die Brandmarke (Fig. XI.) drückte man dem Verurtheilten auf die Schulter, Brust, Backen 2c. Noch heute wird dieses abscheuliche Verfahren, das Gesicht zu brandmarken, an Missethätern in Ostindien ausgeübt, und leider nach den dort herrschenden Gesetzen, welche ein auf der höchsten Stufe der Civilisation stehenwollendes Volk — die Engländer — proclamirt haben.

Im 17. und theilweise 18. Jahrhunderte brannte man Namen — ja Sprüche ein. Z. B. „Hexe" oder „Hütet Euch vor diesem!" Bei Zaubereiprocessen brannte der Henker auch das sogenannte „Hexenzeichen", „Hexenkratzer", „Stigma" oder „Teufelsdruck" mit glühendem Eisen aus.

Kleine Flecke, eine Warze oder ein Mal genügten, um des Pactes mit Satan verdächtig zu sein. „Denn," sagt Erasmus Franz salbungsvoll, „dieser verdammte Betrüger und höllische Menschenjäger zeichnet seine lieben Getreuen mit seinem Merkmahle als: Krötenfüssen, Ratten, Maus, Spinne und Fliegen-Bildern. Der Henker soll sie mit einem Pfriemen durchstechen, nachher aber ausbrennen, worauff sie denn gestehen, daß der höllische Schauspieler sie ihnen eingedrückt." Bei den Ausstellungen am Pranger in Schandlarven war Fig. XII. die schwerere und peinigendere Larve. Sie bestand aus eisernen Platten und Reifen und wurde durch ein Charnier geschlossen. Fig. XIII., welche der Curiosität halber beigegeben ist, sieht allerdings weit fürchterlicher aus, ist aber nur bei leichteren Vergehungen angewendet worden und war eine Strafe für Verleumder, Ehrabschneider und böswillige Neider. Den Ungeheuerkopf stülpte man dem Verurtheilten über, die beiden Schlangen mußte er in den Händen halten. Fig. XIV. und XV. sind Strafinstrumente, deren Anwendung an das Humoristische streifte. Fig. XIV. ist der Schellenkragen, den Modenarren tragen mußten. Die überhandnehmende Putzsucht verleitete zu den tollsten Ausgaben und trieb häufig dem Verbrechen in die Arme. Um „Exempla zu statuiren", wurden die Uebertreter der Kleiderverbote einige Male in solche Maschinen gesteckt, mit denen sie umherstolziren mußten. Fig. XV. ist ein Strafinstrument für zänkische Weiber. Zwei Frauen, die sich auf offenem Markte gezankt oder gar thätlich gegen einander vergangen hatten, schloß der Büttel in ein, wie Fig. XV. zeigt, durchlöchertes Holz, und zwar so, daß durch die an beiden Enden befindlichen, weiten Löcher die Hälse, durch die kleinen die Arme gesteckt wurden. In dieser Lage, die Gesichter gegeneinander gekehrt, die zum Kampf bereiten Hände gefesselt, mußten die Marktfriedenbrecher eine Stunde lang auf offenem Platze verharren.

Der Leser möge diese Probe des alten Strafrecht-Humors als kleine Aufheiterung nach so vielen düsteren Schilderungen hinnehmen; vergegenwärtigt man sich die Situation, so macht sie eine komische Wirkung.

Aehnliche Bewandniß wie mit dem Ungeheuerkopfe hat es auch mit dem unter Fig. XVI. abgebildeten Todtenschädel. Derselbe ist aus einer Art Pergamentpapier gefertigt und mit Reifen inwendig ausgesteift. Seine Oeffnung, hinter den Kinnladen befindlich, ist so weit, daß ein Mensch bequem seinen Kopf hineinstecken und das Ganze wie einen Helm aufsetzen kann. Wenn der Ungeheuerkopf zur Strafe der Verleumdung, des Ehrabschneidens oder sonstiger injuriöser Handlungen getragen werden mußte, so hatte freilich der Todtenschädel als Schmuck für das Haupt eines Delinquenten ernstere Rechtsceremonien zu repräsentiren. Der Schädel ward nämlich solchen Leuten aufgestülpt, die zum Tode verurtheilt und plötzlich begnadigt wurden. Es war das ein sehr altes Herkommen. Im Westphälischen, im Ansbachischen und in Franken trugen die begnadigten Missethäter einen wirklichen Todtenkopf und zwei Röhrknochen darunter auf der Brust, womit sie an den Pranger gestellt wurden.

Fig. XVII., ein Marterwerkzeug, mit welchem wir schließen wollen, sei deshalb an das Ende gestellt, weil es eigentlich zu keiner besonderen Art regelrechter Torturwerkzeuge gehörte. Es scheint in der That nur eine Spielerei der grausamsten Art gewesen sein. Sein Gebrauch läßt sich sehr leicht einsehen und anschaulich machen. Die beiden Enden, eiserne Stiele, befanden sich zwischen Breterlagen, so daß das Ganze leicht herumgedreht und gerollt werden konnte. Die aus der Walze hervorragenden Spitzen waren Holzstifte meist achteckiger Form. Man zog nun den zu Marternden, indem er auf dem Rücken lag, über dieses Holz, dessen rollende Bewegung nicht geringe Schmerzen verursachte. Hatte man hochgezogen, so ließ man langsam wieder herabfallen und dieses Manöver wiederholte man verschiedene Male. Aufgabe war für den Henker, „den Reus nicht so zu reissen, daß Blut komme, sondern ihn nur glimpflich (!) zu torquiren". Das Werkzeug führte den harmlosen Namen der „gespickte Hase". Es findet sich jedoch in keinem eigentlichen, richterlichen, rechtmäßigen Folterinventar, und obgleich es häufig vorkommt, so ist es doch wohl nur eine Laune tyrannischer Richter gewesen, die sich hier und da Bürgerrecht verschafft haben mag. Besondere Stellung im peinlichen Rechtsgange nahm sie nicht ein.

Fig. XVII. Der gespickte Hase.

Die beigegebenen Illustrationen sind nach den in der Sammlung des Herrn Dr. Geuder auf der Burg zu Nürnberg befindlichen Originalen gefertigt. Ein Besuch dieser merkwürdigen Sammlung ist dem Leser, den sein Weg nach der schönen altdeutschen Pegnitzstadt führt, dringend anzurathen, wäre es auch nur, damit er sich in dankbarer Freude recht lebhaft bewußt werde, daß die Anschauungsweise jener guten alten Zeit, die dergleichen Werkzeuge raffinirter Grausamkeit erfunden und gehandhabt hat, für immer zu den überwundenen gehört.

Eine Gletscherfahrt im Berner Oberlande.

Von Gottlieb Studer.

(Schluß.)

Unsere Berggänger ließen sich das bescheidene Gabelfrühstück schmecken; währenddem wendete sich der Reisende an den sagenkundigen Jakob:

„Hört, Jakob, ich möchte wohl wissen, woher eigentlich der seltsame Name Altels stammt. Könnt Ihr mir darüber Bericht geben?"

„Nein, Herr, das vermag ich nicht."

„Drunten im Thale und in unseren Reisehandbüchern nennt man Euern schönen Schneeberg da die Altels. Das deutet doch wohl auf den Namen Elisabeth oder Else. Habt Ihr nicht auch hier in der Nähe eine ‚Wilde Frau' und eine ‚Weiße Frau', wie Ihr den großen Schneeberg hinten im Kienthale benennt?"

„Wir heißen," entgegnete Jakob wieder, „den Berg hier mit seinem Schneegipfel schlechtweg den Altels. Den wilden Schafberg, der sich auf der Seite des Gasternthals hoch über die Flühe hinauf bis an den Gletscher zieht, nennen wir Wildelsigen, und drüben über jenem Grat, der sich rechts vom Lohner gegen Frutigen wendet und im Elsighorn sich ausspitzt, liegt eine gute Alp, die den Namen Elsigen führt. Diese Alp bildete vor Zeiten einen Theil des großen Metschberges, der den Adelbodnern gehört. Der Besitzer dieses Berges, so erzählt man, ein sehr reicher Mann, hat eine Tochter, Namens Elisabeth, und zwei Söhne, Melchior und Peter, gehabt. Nach dem Tode

des Vaters ist der Berg unter die drei Kinder vertheilt worden, und daher stammt der Name der Alp Elsigen von Elisabeth, Metsch von Melchior oder Melle und Bonder von Peter. Einer der Söhne aber hat den Frevel verübt, die Marke zwischen Metsch und Bonder heimlich zu seinem Vortheil zu versetzen. Nach seinem Tode hörte man oft in der Nacht ein klägliches Wimmern und Rufen: Hier ist die Marke vom Metschberge! Einmal jedoch soll ein unerschrockener Mann das Herz gehabt haben, den Geist aufzufordern, die rechte Marke mittelst eines Seiles zu bezeichnen, und am darauffolgenden Morgen ist wirklich längs der wahren Marklinie eine Reihe von schwarz angebrannten Seilen hingelegt gewesen. Möglich ist's nun schon, mein Herr, daß der Benennung Altels der weibliche Taufname Elsa oder Elisabeth zum Grunde liegt, möglich aber auch, daß das Wort Eis und Elsigen eine veraltete Bezeichnung für Fluh oder Fels ist." —

Der Schafbraten war verzehrt, der rothe Walliser hatte die Runde gemacht und die Karawane setzte sich wieder in Bewegung, um den Eisberg zu erklimmen, der nun in blendender Weiße vor ihr emporstieg. Man hielt sich ausschließlich an die äußerste, südliche, Kante des ungeheuern Firndaches, weil man hier keinen Eisbrüchen ausgesetzt war und hoffen durfte, der aufgestaute Firn, den die Sonne so lieblich bestrahlte, werde an dieser Stelle am ersten den Einfluß der Wärme empfinden und durch Aufthauen dem Fuße besseren Halt geben. An den tieferen Hängen des mächtigen Firndaches zeigte sich blaues Gletscher-Eis von Klüften durchzogen, die oberen Partieen aber, über die man emporschritt, bestanden ausschließlich aus Firn oder ewigem Schnee, der aber noch hart gefroren war und dessen krystallisirte Masse in tausend Brillanten funkelte.

Indem die Gesellschaft so mit frischem Eifer der Kante entlang hinanstieg, hatte sie zu ihrer Rechten zwei Schritte entfernt den tiefen Abgrund, der gähnend seinen Schooß öffnete. Der Blick glitt an den glatten Eiswänden und Felsen fast lothrecht hinunter in das vergletscherte Thalbecken, in das sich die Abstürze versenkten und das beinahe kreisförmig von den Kämmen eingewandet war, die den Altelsgipfel mit dem Balmhorn und dieses mit dem Großen und Kleinen Rinderhorn verbinden. Eine Grabesstille ruhte in der einsamen Tiefe dieses Abgrundes. Zur Linken flog das Auge über die blendende Weite des Firngehänges, dessen Saum der Fuß betreten hatte und das sich von der Altelsspitze einige Tausend Fuß tief hinunterzog, je mehr und mehr in seiner vollen Ausdehnung und reinen Pracht sich entfaltend.

Gilgian, der erfahrene Gletschermann, war an der Spitze des Zuges und da, wo die Firnkante steiler anstieg, nahm er die Axt zur Hand, um durch Einhauen von Stufen in die glatte und feste Firndecke den Weg zu bahnen. Munter und kräftig hieb er auf den harten Firn los, so daß die Splitter davon flogen und wie silberner Staub in der Sonne funkelten. Es war eine Lust, diesem Spiele zuzusehen. Doch war die Arbeit mit einigem Zeitaufwand verbunden und seine Gefährten benutzten die kleinen Pausen, die den Marsch unterbrachen, um den grausigen Abgrund zu betrachten, an dessen Rande sie hinschritten, oder ihre Augen umherschweifen zu lassen über die Welt von Bergen, die in stets reicherer Zahl am Horizonte emportauchten. Einen Gruß Euch dort, Ihr strahlenden Zinnen der Mischabel! Dir, Du königliches Haupt des Monte Rosa! Dir, Du weiße Kuppe des Lyskamms! Dir, Du blendender Schneeball des Strubels! Aber auch Dir, Du friedliche Herberge im Schwarenbach, die Du Dich inmitten öder Felstrümmer des sonnigen Lichtes erfreust! —

Die Wanderer waren jetzt an die Stelle gelangt, wo ihre Vorgänger es nicht gewagt hatten, die jäh ansteigende Firnkante weiter zu verfolgen, sondern es vorzogen, sich dem Felsen anzuvertrauen, der am mittäglichen Absturz zu Tage kommt, und an dem brüchigen Gestein der furchtbar steilen Wand gegen eine höhere Stufe der Firnkante emporzuklettern. Es war dies immerhin eine schwierige und gefahrvolle Aufgabe, und es soll einem der Männer, der die Partie mitmachte, vor diesem Gang so sehr gegraut haben, daß er zurückblieb.

Unter Gilgian's besonnener Leitung machte die Gesellschaft diesmal den Versuch, die Firnkante trotz ihrer Steilheit unausgesetzt zu verfolgen, und siehe! er gelang.

Jetzt war das ersehnte Ziel, das sich eine Zeitlang hinter den vorspringenden Stufen des Berges selbst den Blicken entzogen hatte, in geringer Entfernung wieder sichtbar. Man konnte das im Glanz der Sonne schimmernde Signal deutlich unterscheiden. Diese Erscheinung, das Bewußtsein, dem Ziele nahe zu sein, befeuerten den Muth der Männer. Das letzte steile Firngehänge stand vor ihnen. Unter der Firndecke kam das glatte Eis zum Vorschein. Aber der wackere Gilgian hieb mit unverwüstlicher Kraft drauf los, und endlich nach einer siebenstündigen Wanderung setzten die kühnen Männer den Fuß auf den Gipfel des Berges, — mit Stolz und Wonnegefühl in das weite Rund hinausblickend, das sich ihnen unter dem klarsten Himmel und in unbegrenzten Fernen erschloß.

Es war so entzückend schön, daß man hätte ausrufen mögen: Hier laßt uns Hütten bauen! Freilich hätte die Verwirklichung dieses Wunsches schon an der mangelnden Räumlichkeit scheitern müssen, denn — der Gipfel war nur etwa zwei Schritte breit und einige Schritte lang und ringsum der Abgrund der Tiefe geöffnet, in die sich der steile Abfall des Berges, hier als glattes Eis- und Schneegehänge, dort als lothrechte Felswand, mehrere Tausend Fuß tief versenkte. Nur nach Südosten hin zog sich der verlängerte, durch eine kleine Einsattelung mit dem Altelsgipfel verbundene Grat als ein blendendweißer Firndamm, theils scharf und schmal wie ein Messerrücken, theils zur überhängenden, luftigen Schneewehe aufgeblasen, unübersteigbar nach der höheren Spitze des Balmhorns empor.

So lagerte sich die Gesellschaft, so gut es gehen konnte, auf den glitzernden Firnteppich nieder, der den Gipfel überkleidete. Die Temperatur war mild, ja so mild, daß Gilgian sich seines warmen Oberkleides entledigte und dasselbe dem Reisenden als Sitzkissen zurechtlegte, während er selbst, den Rücken der Sonne zugekehrt, sich seiner ganzen Länge nach auf den Boden hinstreckte und bald in einen sanften Schlummer verfiel. Unser städtischer Tourist aber fand nicht Zeit zum Schlafen, sondern vertiefte sich in den Anblick und in das Studium des herrlichen Panoramas, das in vollkommener Klarheit unter dem dunkelblauen Himmelsdom um ihn ausgebreitet war und sich sowohl durch Großartigkeit und malerische Schönheit, wie durch den Reiz freundlicher Landschaftsbilder auszeichnete. Laßt auch uns im Geiste an seine Seite emporfliegen und die wunderbare Welt von Firnen und Gletschern, von Kämmen und Gipfeln, von Thälern und Seen, von öden Felsenwüsten und reich angebauten, im Schmucke der Fruchtbarkeit prangenden Gefilden in ihrer immensen Ausdehnung betrachten! Die Sonne überfluthet dieses schöne Stück Erde mit ihren Lichtwellen, und die Luft ist von seltener Durchsichtigkeit.

Dort im Südwesten schimmert, die tiefgebeugte Firnkuppe des nahen Rinderhorns mächtig überragend, zur Seite das Buet hoch und hehr des Montblancs Haupt, im Kreise seiner riesigen Nachbarn. Diesseits dieser gewaltigen Scheidewand gegen Savoyen glänzt dem Auge aus ferner Tiefe das glitzernde Silberband der Rhone entgegen, da wo dieselbe die heiße, zum Theil versumpfte Thalebene zwischen Sitten und Martinach durchzieht. Aber das Auge fliegt weiter! Dem südlichen Horizonte entlang entsteigen die zahllosen Hörner und Spitzen dem Gletscherwall, der die mächtige Bergwelt krönt, die in breiter Zone, mannigfach gegliedert, durch tiefe Thalspalten zerschnitten, das Wallis von den Thälern der Dora und Sesia scheidet. Das trunkene Auge überhüpft die Bergwelt niederen Ranges und ruht wohlgefällig auf den schönen Formen und imposanten Gruppen und Massen eines Combin, einer Pigne de l'Arolla, einer Dent Blanche, eines Matterhorns, dessen kühnaufragender Gipfel bis jetzt der Anstrengungen des Londoner Alpen-Clubs zu seiner Bewältigung gespottet hat, — eines Moming, eines Weißhorns, dessen prachtvolle Eisspitze den gewaltigen Turtmann-Gletscher beherrscht, eines Lyskamms und Monte Rosa, dessen in Wirklichkeit dominirende Majestät jedoch durch die nähergestellten, in kühneren Formen aufstrebenden Gebilde der Mischabel beeinträchtigt wird. Da wo die Gipfel des Simplon dem Kamme der Alpen entragen, wird die Ansicht derselben durch die nahe Gestalt des Balmhorngipfels unterbrochen, aber gerade dieses schöne Gebilde selbst erscheint in seinem blendendweißen Atlaskleide, in dem es in das Azurblau des Himmels hinaufragt, als eine Zierde des Gemäldes.

Allmählich den östlichen Horizont einnehmend ist dem Blicke wiederum eine Scenerie erschlossen, die an Großartigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Es sind die reich umgletscherten Gruppen der Lötschthalgebirge und der Aletschhörner, die da in riesenhaften Gestalten in einander verschlungen sind und deren

polirte Eispanzer in der Sonne funkeln. Ihren Fuß umlagernd spiegelt sich in seiner Pracht der Langen-Gletscher, der bis nach den grünen Alpen des Lötschenthals hinunter reicht. Sodann setzt sich das Heer mächtiger Gipfelgestalten, anscheinend in einem Gliede, aber in Wirklichkeit coulissenförmig hintereinandergestellt, fort über das Finsteraarhorn, die Jungfrau und den Mönch bis zum Wetterhorn, ihre steilen Eis- und Felsenwände in ihrer ganzen Schreckbarkeit entblößend. Diese Gebilde präsentiren einen vollkommenen Querdurchschnitt durch das Centrum der Berner Hochalpenkette. Im Vordergrunde breitet sich, gleich einem wunderschönen Teppich vor den Füßen dieser Bergheroen, die ganze glänzendweiße Firnebene des Tschingelgletschers aus, dessen zerklüfteter Absturz bis in den Boden des Gasternthälchens herunterhängt, während in kaum mehr kennbaren Gestalten das Doldenhorn und die Blümlisalp ihre firnumsäumten, kahlen Felswände, als nördliche Einfassungsmauer des Gasternthals und Tschingelgletschers, dem Schauenden zukehren und ihre scharfgezeichneten Gipfel in das Blau des Himmels recken. Ueber die weiter vorgeschobene Bergwelt des Kienthals, über die Hörner und Kämme, die den Thälern von Lauterbrunnen und Grindelwald, dem Becken des Brienzersees, den Alpenthälern von Unterwalden entsteigen, schweift der Blick bis an den nebligen Saum ferner Berge.

Nach Norden hinblickend darf das vom Glanz der Gletscherwelt fast geblendete Auge an dem sammtnen Grün der Wiesen, welche die kleine Thalebene von Kandersteg und die zahmen Gründe und Hänge des Kanderthals schmücken, so wie an dem dunkeln Colorit der Hochwaldungen und Alpen sich wohlthuend erlaben. Es verfolgt weiter hinaus den Lauf des Bergstroms in schwindelnder Tiefe durch die ganze Länge des mit seinen Matten und Gehölzen vor ihm aufgeschlagenen Thals. Freundliche Wohnhäuschen und Ortschaften schmücken das Gelände. Frutigen, das stattliche Dorf, Aeschi, auf grüner Hügelhöhe, schimmern dem Auge aus sonniger Ferne entgegen. Die Niesenkette mit ihren leicht aufgeworfenen Gipfeln breitet als linkseitige Thaleinfassung ihren Reichthum an Alpen und Wäldern, aber auch ihre schroffen Gratwände, ihre Felsbrüche und ihre Lawinenzüge aus. Dort aber am Fuße des Niesen liegt im Schooß üppiger Baumgärten, lieblicher Wiesen und anspruchloser Weinberge, den Fuß malerisch geformter Berghöhen benetzend, der reizende Thunersee blau schimmernd, wie im Abglanz des Himmels. Und drüber hinaus öffnet sich die fruchtbare weite Landschaft, von Hügeln durchschnitten, von Straßen und Flüssen durchzogen, mit Seen, Städten und Dörfern geschmückt und in weiter Ferne von dem blauen Gürtel des Jura, ja von den Vogesen und dem Schwarzwald in sanftgezeichneten Linien begrenzt.

Wendet sich aber der Blick noch mehr, sieht er nach Westen hin, so steht vor ihm neuerdings eine Welt von Bergen da! Es sind die reichen, vom schönsten Vieh besetzten Alpberge des Adelbodnerthals, des Simmenthals, des Saanenlandes, des Thales von Greyerz und des waadtländischen Oberlandes, die sich vor ihm entfalten. Reihe hinter Reihe streckt ihre mannigfach geformten Gipfel empor, — hier im grünen Kleide des Blumenteppichs, dort als nacktes Fluhgebilde, hier in der Form eines spitzzulaufenden Kegels oder eines scharfen Zahns, dort als breitere Kuppe oder als langgedehnter Grat. Das nördlichste Glied dieser zahlreichen Bergketten, die ebensoviele Thäler einschließen, grenzt dieselben in steilaufgebauten Wänden, denen scharfausgeschnittene charakteristisch geformte Gipfel entsteigen, von jener weitausgespannten Thal- und Hügellandschaft ab. Nach Westen hin verliert sich der Horizont in den Berggestalten des fernen Savoyens. Den Südrand dieses Gebirgsnetzes hingegen bildet die mächtige Grenzkette, die sich nach dem Thal der Rhone abstürzt und welcher die vergletscherten Hörner und Kuppen der Diablerets, des Wildhorns, des Rawyl und des Strubels entsteigen, dessen breite Firnschanze, den Gemmipaß bewachend, dem Auge schon näher steht und durch ihre Schönheit die Bewunderung fesselt. —

Unser Wanderer war noch in stiller Andacht vertieft in dem Anstaunen und in der Betrachtung dieses reichen und großartigen Panoramas, als seine beiden Führer — denn auch Jakob hatte sich einem Schläfchen überlassen — aufwachten und erklärten, daß es an der Zeit sei, den Rückzug anzutreten.

Zwei Stunden Aufenthalts auf einem der weitsichtbaren Hochgipfel der Alpen waren wie ein schöner Traum verflossen. Ein letzter Rundblick wurde geworfen vom Montblanc zum Monte Rosa, vom Monte Rosa zur Jungfrau, von der Jungfrau hinaus nach dem blauen See und nach der reizenden Landschaft, aus der ihm die Wohnstätten der Menschen entgegenglänzten. War doch die Luft so klar, daß dem Auge keine Thurmspitze entging und daß es dort am Fuße des Jura in einer geraden Entfernung von achtzehn Stunden die Häuserreihe der Stadt Neuenburg deutlich erkannte, die das Gestade des fernen Sees besäumte. Doch, es mußte geschieden sein!

Um zwei Uhr Nachmittags wurde der Rückzug angetreten. Das Hinuntersteigen ward dadurch erleichtert, daß die der erhöhteren Temperatur und den Strahlen der Sonne ausgesetzte Firn-Oberfläche etwas weicher und lockerer geworden war. Dennoch dachte sich das oberste Gehänge so jäh ab, daß man es nicht wagen durfte, anders vorzurücken, als Schritt für Schritt die alten Stufen zu verfolgen. Aber nachdem man glücklich die erste halbe Stunde Weges und damit auch die steilste Partie zurückgelegt hatte, wich die Gesellschaft von der im Hinanklimmen innegehaltenen Bahn ab und versuchte in gerader Richtung, seitwärts der Firnkante, in nur geringer Entfernung, über die starkgeneigte Firnfläche, die das riesenhafte Altelsdach bildet, hinunterzugleiten. Gilgian war wieder an der Spitze des kleinen Zuges, und die Anderen folgten seinem Geleise, jeder auf seinen erprobten Bergstock gestützt. Es erfordert zu einer derartigen Glitschfahrt nicht nur Uebung und Gewandtheit, sondern auch Unerschrockenheit und Körperkraft. Man darf sich, besonders an solchen Firnhalden, deren untere Partie man nicht klar übersieht und die von Firnschründen durchklüftet oder durch steile Abfälle unterbrochen sein könnten, nicht sorglos dem Trieb und der Lust zum raschen Vorrücken überlassen, sondern, sowie man sich aufrechtstehend mit leicht vorgebogenem Körper, den Stock mit beiden Händen seitwärts gegen den Firn stemmend, auf der glatten Bahn rutschen läßt, muß man die Spannkraft seiner Schenkel stets bereit halten, um im Stande zu sein, plötzlich den Lauf zu hemmen und mittelst Einschlagen des Fußes in dem Firn Posto zu fassen. Die Raschheit der Fahrt hängt übrigens von der Neigung des Gehänges und der Härte des Firnes ab. Ist dieser zu sehr erweicht, so wird man durch das Einsinken am Vorrücken gehindert, und ist der Firn zu hart und glatt, so kann eine solche Rutschfahrt lebensgefährlich werden.

Unsere drei Männer hatten sich der Gunst der Umstände zu erfreuen. Trotz der Vorsicht, die sie anwandten, um nicht in zu raschen Lauf zu kommen, weil sie nicht zu beurtheilen vermochten, wie das Firngehänge tiefer unten beschaffen sei, glitten sie doch mit solcher Raschheit auf der krystallhellen Firnbahn hinunter (siehe die Abbildung in Nr. 37), daß sie in der Zeit von dreiviertel Stunden eine Strecke Weges zurücklegten, die zur Erklimmung vier Stunden erfordert hatte, und sie verließen den Schnee unter ihren Füßen nicht eher, als bis sie den blumenreichen Rasenteppich der Schaftrift betreten konnten.

Hier, auf dem weichen, duftenden Polster, mit der einen Hand die Kinder Florens ergreifend, die andere im ewigen Schnee kühlend, ruhte die Gesellschaft von der lustigen, aber immerhin anstrengenden Rutschfahrt aus, und dem Zaubersacke Gilgian's wurde das letzte Stück Hammelfleisch, dem Weinfläschchen der letzte Tropfen Walliser ausgepreßt, um die trockenen Kehlen anzufeuchten und die Lebensgeister zu kräftigen.

Das Endziel ihres Marsches stand nahe. Leicht durch die lichte Fichtenwaldung hinuntereilend, gelangte die Gesellschaft in das stille Alpenthal, in das schon die Schatten des Abends fielen. Stolz zurückblickend nach dem gewaltigen Eiskoloß, den man durch Muth und Ausdauer bezwungen hatte, schritt man munter dem einsamen Berghause im Schwarenbach zu und langte zur selbigen Stunde am Ziele des Tages an, wo das herrliche Firnkleid, das den Altelsgipfel umhüllt, in den letzten Purpurgluthen der sinkenden Sonne erstrahlte. —

Zur Nachricht!

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal. Wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die Verlagshandlung.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 39. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Nobles Blut.

Schloßgeschichte aus den Erinnerungen meines Vaters.

(Schluß.)

Der weitläufige Park, der zum Schlosse Frankenfelde gehörte, schloß sich unmittelbar an die Hofgebäude an. Man hatte auch einen besonderen Eingang zu ihm dicht an dem dicken runden Thurme; der Weg dazu führte vom Schloßhofe aus um den Thurm herum. Auf diesem Wege waren vor fünfzig Jahren glücklich, Arm in Arm, die beiden Kinder, der Graf Adolph und die Comtesse Caroline gekommen, um von dem Grafen Moritz mißhandelt und auseinander gerissen zu werden und sich dann niemals wiederzusehen.

An diesem Tage, da der alte greise Mönch das Schloß seiner Väter nach fünfzig Jahren zum ersten Male wiedersah, war den Weg eine schöne junge Frau gegangen, die hohe Gestalt von der schweren, rauschenden, dunklen Seide umhüllt, das feingeformte Gesicht unter dem Capuchon von schwarzer Seide verborgen. Sie war in dem Dunkel des Abends aus einem Seitenpförtchen des weiten Schlosses hervorgekommen, war, ehe sie in den Hof hineintrat, lauschend und spähend nach allen Seiten stehen geblieben, hatte mit ihrem leichten Schritt rasch die Strecke des Hofes um den runden Thurm herum durchmessen, und war durch das Pförtchen in den Park eingetreten. An dem Thurme hatte sie doch einmal unwillkürlich anhalten müssen, nur eine Secunde lang. Es schien ihr plötzlich unheimlich zu werden, so dicht an dem alten Gebäude, das in der Finsterniß des Abends so dunkel und still neben ihr lag. Erzählten ihr die alten Mauern mit ihrem seit fünfzig Jahren nicht betretenen Innern, mit der fest verschlossenen Thür, mit den dichtverhangenen Fenstern, die keiner der im Schlosse lebenden Menschen mit Ausnahme des alten Grafen und des alten Conrad, jemals frei und offen gesehen hatte — und der alte Graf und der alte Diener waren Beide stumm wie das Grab — erzählten ihr die alten stummen Mauern alte Geschichten, die vor fünfzig Jahren in ihnen passirt und noch heute grausig waren? Oder sprachen sie ihr von der Gegenwart prophetische Worte, gar von der nächsten Stunde? Süß mußten auch diese in ihrem Ohre nicht klingen und in ihrem Innern nicht nachklingen. Die schöne junge Gräfin, das untreue Weib des schwachsinnigen Mannes, schüttelte sich, wie vor plötzlichem Frost, fuhr rasch mit der Hand über die Augen, als wenn sie ein recht häßliches Bild verscheuchen wolle, und beschleunigte hastig ihren Schritt.

In dem Park wandte sie sich rechts zu einer kleinen, dunklen Kastanienallee, durcheilte diese und stand an ihrem Ende vor einem Pavillon. Das kleine chinesische Häuschen war mit Thür und Fenstern versehen. Die Fenster waren dunkel, die Thür schien verschlossen zu sein. Die junge Dame wollte leise in die Hände klatschen, um ihre Ankunft anzukündigen. Sie war schon gesehen worden; die Thür wurde von innen geöffnet. Ein Mann flog auf die Gräfin zu. Die knappe, eng anliegende Uniform des Obersten der Kürassiere hob auch in dem Dunkel des Abends die schöne und stolze Gestalt des Mannes hervor. Sie lagen einander in den Armen. Arm in Arm gingen sie zu der Thür des Pavillons, verschwanden durch sie in seinem verschwiegenen Innern. Rund umher herrschten nur Finsterniß und Stille der Nacht. Das dauerte lange so, doch endlich wurden Finsterniß und Stille der Nacht unterbrochen.

„Höre ich nicht Stimmen?“ fuhr der Oberst auf.

„Und leise Schritte!“ sagte die Gräfin bebend.

„Zittere nicht, Adele. Was es auch sei, Du stehst unter meinem Schutze!“

„Auch gegen den Ruf der Welt?“

„Horchen wir!“

„Es ist die Stimme meines Gatten. Mit wem kann er sprechen?“

„Bah, es ist sein Großvater, der wahnsinnige Graf. Ein Spaß! Zwei Verrückte beisammen.“

„Du kannst scherzen, Alphons! Ich vergehe vor Angst. Was kann sie hergeführt haben?“

„Horchen wir, ob ein Dritter bei ihnen ist.“

„Sie sprechen nur miteinander.“

„Welche Gefahr könnte uns dann drohen?“

„Aber es ist doch noch Jemand bei ihnen. Ich höre so eigenthümliche Töne.“

„Ich werde mit den Augen zu erkennen suchen, was es ist. Meine Augen sind scharf.“

Der Oberst erhob sich leise, ging langsam an das Fenster, brachte seine Augen vorsichtig dem Glase näher. Er hatte scharfe Augen.

„Es sind die beiden Herren. Sie stehen zehn Schritte weit von hier, an einer Kastanie der Allee. Es ist Niemand bei ihnen. Ah doch! Der Hund des Alten ist mit ihnen. Er steht unmittelbar vor ihnen; darum sah ich ihn nicht gleich. Das Thier scheint fort zu wollen — wohl hierher — der alte Graf hält es zurück, an dem Ringe, den es um den Hals trägt.“

Die Dame unterbrach den Officier. „Den Hannibal? So sind sie nicht durch Zufall hier. Sie sind auf unserer Spur. Wir sind verloren!“

„Ich habe Waffen bei mir, Adele — meinen Säbel, zwei geladene Pistolen."

„Der Hund wird Lärm machen —"

„Still, sie kommen näher —"

„Großer Gott!"

„Ich beschwöre Dich, bleibe ruhig, Adele. Sie können nicht zu uns herein, die Thür ist verschlossen."

„Aber der Hund wird das ganze Schloß zusammenrufen."

„Ich werde ihn erschießen."

„Damit der Schuß noch mehr Menschen herbeiführt?"

„Sie machen Halt. Sie sprechen wieder mit einander. Hören wir, was sie reden. Wir werden jetzt ihre Worte verstehen können."

Sie konnten die Worte der Beiden verstehen, von denen der Eine wahnsinnig, aber in seinem Wahnsinn zuweilen vernünftig, der Andere nur schwachen Sinns, aber in seinem Schwachsinn wohl auf dem Wege zum Wahnsinn war.

„Hannibal, mein treues Thier," sagte der alte Graf, „warum bist du denn so ungeduldig? Ist es ein Wolf oder ein Dachs, was du witterst? Oder wäre es gar ein Fuchs? — Moritz!"

Er erhielt von dem Blödsinnigen, an den er sich gewandt hatte, keine Antwort. Der Alte lachte.

„Hm, haben sie dem blödsinnigen Burschen die Ehre angethan, ihm meinen Namen zu geben — die Ehre sollte für den Großvater sein, meinten sie — Heuchelei in der Welt, nichts als Lug und Trug, unter den nächsten Verwandten am meisten. Ist es nicht so, Moritz?"

„Wenn Du es befiehlst, gnädiger Großvater," antwortete der junge Graf.

„Ja, ich befehle es. Aber was meinst Du, was der Hund, der Hannibal, wittert? Einen Wolf oder einen Fuchs? Oder meinst Du, daß es ein Hase sei?"

„Ich sehe gar nichts, Großvater."

„Du sollst auch nichts sehen. Der Hund sieht nicht einmal und er weiß es. Und wenn ich noch in Deinen Jahren wäre, so wüßte ich es durch das Ansehen des Hundes. Aber die Jugend taugt jetzt nichts mehr, verkommt von Jahr zu Jahr, und ich — he, wie alt bin ich denn schon? He, mein Sohn, mein theurer Enkel, kannst Du rechnen?"

„Ich habe die vier Species gelernt, gnädiger Großvater."

„So rechne mir einmal aus, wie alt ich bin."

„Das weiß ich nicht."

„Dann will ich es Dir sagen. Ich bin dreiundneunzig Jahre alt und drei Monate und so und so viele Tage. Und sieh, ich kann noch auf die Jagd gehen — Du warst nie ein Jäger, Moritz!"

„Nein, gnädiger Großvater."

„So sollst Du es heute werden. Du bist es schon geworden. Wir stehen hier auf dem Anstande."

„Aber wir haben ja keine Gewehre, gnädiger Großvater!"

„Recht edles Wild hetzt man zu Tode, mein Sohn."

„Du meinst, durch den Hannibal, gnädiger Großvater?"

„So meine ich. Und weißt Du, was man mit dem gemeinen Vieh im Walde macht?"

„Ich weiß es nicht, gnädiger Großpapa."

„Das läßt man von den Hunden zerreißen."

„Ah!" sagte der junge Graf verwundert.

„Ah!" sagte im Pavillon die Dame mit einer von der Angst erstickten Stimme.

Wie bleich mochte das schöne Gesicht sein, das vor einer Viertelstunde noch von dem Glücke der unheiligen Liebe geglüht hatte! Ihr Geliebter — man sah in der Dunkelheit auch sein Gesicht nicht — aber er stand starr; seine einzige Bewegung war, daß er dann und wann mit der flachen Hand über die Stirn wischte — dem tapferen Oberst der großen Armee, der in so mancher heißen und blutigen Feldschlacht nicht gebebt und nicht gewankt hatte, mochte der kalte Schweiß auf die Stirn treten.

Die da draußen unter dem Fenster des Pavillons fuhren fort:

„Und wir haben hier ein edles Wild und eine gemeine Bestie, mein Sohn."

„Ah, wo, gnädiger Großvater?"

„Wo ist Deine Frau, Moritz?"

„Ich denke, in ihrem Zimmer."

„Hm, sie ist eine Edelfrau!"

„Aus einem sehr alten Hause, gnädiger Großvater."

„Und in ein eben so altes, hm, in ein noch älteres hineingekommen. Sie ist Hochgeboren, sie ist gar Erlaucht und darf von den Hunden nicht zerrissen werden, nicht wahr, Moritz?"

„Ich denke nicht, gnädiger Großvater."

„Ja, sie muß zu Tode gehetzt werden."

„Befiehlst Du es, gnädiger Großvater?"

„Ich sagte es."

„Und wer soll von den Hunden zerrissen werden?"

„Warte einen Augenblick, mein Sohn." —

„Gott, du Gerechter!" rief die Dame im Pavillon. Sie hatte in ihrer entsetzlichen Angst nicht gewußt, was sie sprach, indem sie den Gott der Gerechtigkeit anrief. „Gott der Barmherzigkeit, Gott der Gnade, schenke mir deine Gnade, deine Barmherzigkeit!" Sie sank in die Kniee und rang die Hände.

Draußen wurde an die Thür des Pavillons gepocht.

„Mein Herr Oberst, öffnen Sie!" rief laut eine befehlende Stimme. Es war die Stimme des alten Grafen. Der alte, reichsfreie Edelmann sprach in dem reinsten Französisch. Er stand unmittelbar an der Thür des Pavillons.

Der Oberst hatte seinen Säbel umgegürtet, seinen Helm aufgesetzt. Er zog seine beiden Pistolen hervor. Sie waren geladen, hatte er gesagt. Er spannte den Hahn an jeder; dann sah er nach der Frau, die knieend, die Hände ringend, betend am Boden lag. Er stand unschlüssig.

„Mein Herr Oberst," wiederholte der alte Graf, „ich fordere Sie auf, zu öffnen."

Der Oberst hielt eine der beiden geladenen Pistolen in der Hand, die andere unter dem Arme. Er hatte seinen Entschluß gefaßt.

„Tritt zurück, Adele," sagte er zu der Frau.

„Was willst Du thun?"

„Uns befreien."

„Sie werden Dich tödten."

„Die beiden Wahnsinnigen?"

„Der Hund wird Dich zerreißen. Der Alte sagte es. Du kennst den Hund nicht."

„Pah, meine Kugel wird ihn sicherer treffen, als mich seine Zähne. Tritt zurück."

„Ich beschwöre Dich, Alphons. Schone Deinen und meinen Ruf. Oeffne nicht. Was wollen sie, wenn Du es nicht thust? Mit Gewalt eindringen? Sie können es nicht. Sie können die Thür nicht öffnen, die stark und fest verschlossen ist, die Fenster nicht, wenn wir die Läden vorschieben; sieh, hier sind sie; sie sind fest, verschließbar. Sie haben uns ja auch noch nicht gesehen und nicht gehört. Es ist ihnen noch ungewiß, ob wir hier sind. Halten wir uns ferner still, noch eine Weile. Der Sinn verwirrt sich ihnen vielleicht dann ganz; sie kehren zurück."

Die Dame hatte die Gegenwart des Geistes zurückbekommen. Der Oberst gab ihr nach; vielleicht ihren Gründen, vielleicht ihrer Liebe; vielleicht etwas Anderem; vielleicht schien es nur so, und er sann über Anderes nach. Draußen war der alte Graf ein paar Schritt von der Thür zurückgetreten.

„Moritz, mein Sohn," sagte er, „kennst Du die Geschichte Deiner Vorfahren?"

„O ja, gnädiger Großvater, sie waren ein mächtiges und edles Geschlecht."

„Und Raubritter dazu, mein Sohn. Und weißt Du, wie sie es machten, wenn sie einen Feind in einem festen Thurm belagerten, aus dem sie ihn nicht heraustreiben und herauslocken konnten?"

„Ich weiß das nicht, gnädiger Großvater."

„Sie legten Feuer rund um den Thurm, und wenn das recht hoch und lustig brannte, dann wurde dem Gefangenen drinnen recht heiß und immer heißer, und zuletzt verdammt schlimm zu Muthe, und er mußte heraus, er mochte wollen, oder nicht. Hm, Moritz, legen wir Feuer an das Ding hier. Es soll ein recht großes, lustiges Feuer werden."

Der alte Wahnsinnige lachte boshaft. Der junge Blödsinnige mochte sich still freuen.

„Du reibst die Hände, Moritz?" sagte sein Großvater. „Ah, Du wirst Dich noch mehr freuen, wenn ich Dir sage, wen wir da herauslocken werden."

„Du sprachst von einem edlen Wild und einem gemeinen Vieh, gnädiger Großvater, und dann riefst Du wieder: mein Herr Oberst."

„Ja, mein Sohn, und der Herr Oberst, der französische Oberst von den Kürassieren, er ist das gemeine Vieh, ein räudiger Hund, der sich in diesem Pavillon versteckt hat —"

„Und der soll darin verbrennen, Großvater?"

„Wenn er nicht herauskommen will!"

„Und wer ist das edle Wild, gnädiger Großvater?"

„Deine Frau, Moritz! Deine erlauchte Gemahlin."

„Meine Frau hier?" fragte verwundert der Blödsinnige. „Und nicht in ihrem Zimmer? Es muß ja beinahe Mitternacht sein!"

„Ja, mein Sohn, es ist gleich Mitternacht, und bis in die Mitternacht war Deine edle Frau hier allein mit dem französischen Obersten —"

„Großvater!" schrie der Blödsinnige auf. „Großvater! Großvater —"

„Komm, mein Sohn, laß uns das Feuer anmachen."

„Ja, ja! Ja, ja!"

„Ich habe für Alles gesorgt, Moritz. Hier rechts liegt Stroh, hier links ein Reiserhaufen. Feuerzeug habe ich in der Tasche. Tragen wir das Holz und das Stroh zusammen. Legen wir einen Theil an die Thür, den anderen unter dieses Fenster. So kommen sie in ein Kreuzfeuer. Und du, Hannibal, stehst unterdeß auf Wache, und wenn du das Geringste hörst oder siehst, so bist du da, mit deiner Stimme, mit deinen Zähnen, mit deinen Tatzen."

Er sprach zu dem Hunde, wie er zu dem Blödsinnigen gesprochen hatte. In dem Pavillon hörten sie, wie die beiden Herren geschäftig das Stroh und das Holz zusammentrugen und an die Thür und unter das Fenster legten.

„Großvater," sagte der junge Graf dabei, „sie sollen nicht heraus, sie sollen darin verbrennen."

„Wenn sie so wollen!" sagte der alte Graf. „Ich hatte es eigentlich anders vor."

„Nein, nein, Großvater! Ich will das Weib nicht wiedersehen, nie, nie."

„Einmal noch, mein Sohn, hätte ich mir gedacht."

„Nie, nie, Großvater!"

Der Blödsinnige war in Wuth. Der Alte lachte heiser in sich hinein. Sie mußten fertig sein.

„Machen wir Feuer," sagte der Alte.

Im Pavillon hörten sie draußen Stahl und Stein an einander schlagen. Der Muth des untreuen Weibes hatte nur wenige Minuten anhalten können; es war kein sittlicher Muth; es war der feige Muth des Verbrechens. Ihm folgte die Angst des Verbrechens, dann die Angst der Verzweiflung.

„Wir sind doch verloren!" jammerte sie. „Es ist Alles vorbei, mein Ruf, mein Leben! Wie werden wir uns retten können? Lebendig hier verbrennen? Zu entkommen suchen? Wie wäre es möglich? Der Alte ist die Bosheit selbst; er war es immer. Des Blödsinnigen hat sich die Wuth bemächtigt; da ist er fürchterlicher, blutgieriger, als jener. Der große Hund —! Was wollte der Wahnsinnige mit mir? Ich habe nicht verbrennen sollen; er habe es anders mit mir vorgehabt! Noch schlimmer, als verbrennen? Und noch einmal habe der Andere mich wiedersehen sollen! Was hatte er vor? Was hat er noch vor, wenn ich hier nicht in den Flammen umkomme? Und es brennt schon! Es brennt! Alphons, was machen wir? Rette mich, rette Dich!"

Es brannte draußen. Man hatte Stahl und Stein aneinander schlagen hören. Eine halbe Minute nachher drang ein heller Lichtstreif durch das Fenster des Pavillons; eine halbe Minute später war es ein heller Feuerschein. Das Stroh mußte lichterloh brennen; das Reiserwerk hörte man knistern. Der Blödsinnige jubelte laut.

„Hei, gnädigster Großvater, wie das lustig brennt!"

„Ja, mein Sohn," erwiderte der Wahnsinnige, „es ist ein hübsches, munteres Feuerchen."

„Und jetzt müssen sie heraus, Großvater, nicht wahr?"

„Ja, mein Sohn, und sie müssen recht bald heraus, wenn sie nicht verbrennen wollen. Der Pavillon ist alt; das Holz daran ist morsch und trocken und fängt Feuer und brennt wie Zunder, die Thür, die Thürpfosten, die Fenstergesimse, das Dach. Ha, an das Dach leckt die Flamme schon heran. Es ist mit Schindeln gedeckt!"

„Alphons, rette uns!" Die Dame rief es, selbst beinahe wahnsinnig in ihrer Angst, in dem Bewußtsein ihrer ehebrecherischen Schuld, in ihrer Verzweiflung. Sie warf sich in die Arme des Obersten.

„Komm!" raffte der Oberst sich auf.

Er hatte nachdenkend, dann stillbrütend gestanden. Der frische, offene, tapfere Muth schien ganz von ihm gewichen zu sein. Die Flamme, deren heller Schein durch das Fenster drang, zeigte ein blasses, verstörtes Gesicht, eine Gestalt die sich mühsam mußte aufrecht zu erhalten suchen. Es war ein so kühn und muthvoll geformtes Gesicht, und die Gestalt war so kräftig und edel gebaut. Und an seiner Schulter lag das entstellte, schneeweiße Gesicht, in seinen Armen die zusammengesunkene Gestalt der Frau. Und auch dieses Gesicht trug die schönen und edlen Züge, und die hingesunkene Gestalt zeigte die wunderbar schönen, feinen und runden Formen, mit denen der Schöpfer dieses Weib, gewiß zu einer besseren Bestimmung, ausgestattet hatte.

„Komm!" raffte der Oberst sich auf. „Hier müssen wir verbrennen. Es ist kein Zweifel. Nur die Kühnheit kann uns retten. Stelle Dich zu mir. Halte Dich an mir fest, mit beiden Armen. Laß mich nicht los. Klammere Dich an mich, wie fest Du kannst. So folge mir. Trenne Dich keine Secunde von mir. Du wärst verloren. Ich würde Dich nicht wieder mit mir vereinigen, an mich zurückziehen können. Ich werde meine Arme zu etwas Anderem gebrauchen müssen. Komm!"

Sie konnte sich an ihm festhalten. Er ergriff wieder seine beiden Pistolen und ging an die Thür des Pavillons. Die Frau schleppte sich mit ihm hin. Er öffnete das Schloß der Thür und riß die Thür auf. Unmittelbar vor der Thür brannte der Reiserhaufen. Rauch und Feuer drangen in den Pavillon.

„Halten Sie sich fest, Madame!" rief der Oberst.

Nur durch den brennenden Haufen war ein Ausgang. Er mußte hindurch springen.

„Halten Sie sich krampfhaft fest, Madame!"

Er drang in das Feuer und kam hindurch. Aber er war allein hineingedrungen, er stand allein, als er hindurch gekommen war. Die Frau war von allen ihren Kräften verlassen worden, von denen der Seele, von denen des Körpers. Ihre Arme hatten den Mann, der sie befreien wollte, nicht mehr umfassen können. Sie war zurückgesunken und lag halb auf der Schwelle der Thür, halb im Pavillon.

Der Oberst wollte zurück zu ihr. Aber er konnte nicht zurück, er konnte nicht voran. Der große, wilde, kräftige Hund des Grafen hatte ihn gefaßt, war von hinten, ehe er das Thier nur sah, an ihm emporgesprungen, hatte seine Tatzen in seine Schultern geschlagen, zerfleischte ihm mit den Zähnen den Nacken, hing sich mit seiner ganzen Schwere und Kraft an ihn, riß ihn nieder.

„Rühre ihn nicht an, Moritz!" rief der alte Graf. „Besudle Deine Hände nicht an ihm. Hannibal, mein Thier, faß ihn — faß ihn."

Und das Thier zerriß ihn.

„Aber zu ihr, Moritz, mein Sohn! Sie ist ein edles Wild."

Der Wahnsinnige riß die brennenden Reiser vor der Thür auseinander, um in den Pavillon gelangen zu können. Der andere Irre half ihm. Sie waren fertig. Eine Hetzjagd begann. Die Gräfin hatte sich erhoben. Die furchtbarste Angst des Todes hatte sie ergriffen. Sie war in den Pavillon zurückgeflogen und wollte die Thür hinter sich zuwerfen, aber sie konnte es nicht. Sie wollte wieder niederknieen, der bebende Körper versagte ihr den Dienst. Sie wollte wieder beten. „Großer, allmächtiger Gott —" Die Zunge erlahmte ihr. Die Gedanken verwirrten sich ihr.

Die beiden Wahnsinnigen waren in das Zimmer gedrungen. Auch den Schwachsinnigen hatte die Wuth des Wahnsinns ergriffen.

„Da ist das ehrlose Weib!"

Er sprang auf sie zu. Sie rannte vor ihm fort, sie rannte in dem engen Raume umher und wollte zu der Thür; darin stand der alte Graf; sie sprang an das Fenster und riß es auf; sie wollte hindurch springen; Rauch und Flammen schlugen ihr entgegen. Sie wollte die Fenster wieder zuwerfen, sie wußte nicht mehr, was sie that. Sie fiel bewußtlos zu Boden.

„Hei, Großvater, ich habe sie!"

„Hebe sie auf, mein Sohn, und folge mir mit ihr."

„Und der Andere?"

„Hannibal ist mit ihm fertig. Mag er bleiben, wo er liegt. Folge mir."

„Wohin?"

„Du wirst es sehen."

Der alte Diener Conrad war dem Freiherrn nachgeeilt, den die Franzosen aus den Armen der sterbenden Gattin gerissen hatten, den sie fortschleppten. Die Ohnmacht konnte nicht mehr retten. Die französischen Gensdarmen entfernten sich rasch mit ihrem Gefangenen, wie in eiliger Flucht. Sie waren, von einem Verräther geführt, auf den verborgenen, abgelegenen Wegen in das Schloß eingedrungen; sie verließen es auf dem kürzesten und geradesten Wege. Sie hätten der Eile nicht bedurft. Niemand im Schlosse trat ihnen entgegen, Niemand wagte nur, sich ihnen zu zeigen. Die Tyrannei und die Gewaltthätigkeit der Franzosen erfüllte den Teutschen damals noch mit Schrecken und Furcht.

Der alte, treue Diener Conrad war der einzige, der es wagte, den französischen Räubern nachzueilen, sie einholen zu wollen. Er erreichte sie nicht. Sie eilten die große, breite Treppe des Schlosses hinunter und flogen durch den Schloßhof, an dem runden Thurme zu Ende des Schlosses vorbei, durch das Pförtchen, das sich dort in der Mauer befand, an dem der Arzt vorhin den verrätherischen Kammerdiener der Gräfin im Gespräche mit den Franzosen getroffen hatte. Sie flohen weiter in's Freie, dem Walde zu. Der alte Conrad kam zu der Erkenntniß, daß seine Verfolgung keinen Zweck habe. Er wollte umkehren.

Da sah er seitwärts im Park eine plötzliche Helle aufblitzen, aufflammen. Ein Feuer im Park? fast um die Mitternachtstunde? Was konnte das sein? Er ging dem Scheine nach und kam in die Nähe des Pavillons. Sehen konnte er nichts, als die Helle des Feuers durch die Gebüsche. Aber was er hörte, hemmte ihm den Schritt. Er vernahm das wilde, wüthende Schnauben eines Thieres — unter dem Schnauben den unterdrückten Angst- und Schmerzensschrei eines Menschen; es war der Schrei der letzten Todesangst, der nicht mehr hervorkonnte. Er vernahm noch mehr: den entsetzlichsten Angstschrei einer weiblichen Stimme. Eine furchtbare Ahnung ergriff ihn. Da hörte er andere Stimmen.

„Hei, Großvater!"

„Auf, mein Sohn!"

Er erkannte die Stimmen. Seine Ahnung wurde zur Gewißheit und die Gewißheit erfüllte ihn mit Todesangst. Er eilte zum Schlosse und holte den Arzt und den Hauptmann herbei. Er eilte mit ihnen zurück und theilte ihnen auf dem Wege mit, was er gesehen und gehört hatte. Draußen begegnete ihnen die Kammerfrau der Freifrau; er ließ durch sie auch den Pater herbeibitten. Ein Gedanke war in ihm aufgezuckt: bei dem, was geschah und kam, mußte der letzte Vernünftige des alten, dem Untergange geweihten Geschlechts sein. Er kam mit seinen beiden Gefährten in die Nähe des Thurmes. Es war dunkel dort. Ein Geräusch kam ihnen entgegen, von der Parkseite her.

„Der alte und der junge Graf!" flüsterte der Diener.

„Sie kommen hierher."

„Sie werden zum Thurme wollen."

„Unzweifelhaft! Sie sind es gewesen, die wir vorhin in dem verborgenen Gange hörten. Sie konnten nur in dem Thurme sein."

„Was mögen sie vorhaben?"

„Verbergen wir uns."

Sie verbargen sich an der anderen Seite des Thurmes. Zwei Personen kamen vom Parke her näher.

„Sie sind es, der alte und der junge Graf," sagte der Hauptmann.

„Sie tragen etwas!"

„Einen Menschen!"

„Allmächtiger Gott, es ist die Gräfin. Ich höre das Rauschen ihres seidenen Kleides."

Der alte Graf und der junge Graf waren an der Thür angelangt, die in den Thurm führte. Sie standen still.

„Lassen wir sie zur Erde," sagte der alte Graf. „Ich muß die Thür aufschließen."

Sie ließen den menschlichen Körper, den sie trugen, zur Erde nieder. Man hörte das dumpfe Stöhnen einer Frau.

„Sie lebt!" flüsterten sich die entsetzten Stimmen der Dreie zu, die an der Seite des Thurmes verborgen standen.

„Was wollen sie mit ihr in dem Thurme?"

„Ich ahne es," sagte der alte Conrad. „Wir müssen retten."

„Nur nicht ihnen jetzt entgegentreten," sagte der alte Conrad. „Der alte Graf wird Waffen bei sich tragen; der Hund, der Hannibal — er ist nicht bei ihnen; aber er wird in der Nähe sein, dort — mich schaudert, wenn ich an das Schnauben zurückdenke! Ein Ruf des Grafen führt ihn her."

„Warten wir das Weitere ab," sagte der Arzt.

Der alte Graf hatte die Thür des Thurmes aufgeschlossen.

„Nehmen wir sie wieder auf, Moritz."

Sie nahmen die Frau wieder auf. Man hörte wieder ihr entsetzliches, unterdrücktes Stöhnen. Konnte sie nicht laut rufen, um Hülfe? Sie verschwanden mit der Frau in dem Innern des Thurmes. Die Thür wurde nicht wieder zugeschlossen.

Die drei Verborgenen traten hinter dem Thurme hervor und nahten sich der Thür. Gleich an der Thür führte eine Wendeltreppe in den oberen Theil des Thurmes. Sie blieben an der untersten Stufe der Treppe stehen. Die Treppe hinauf trugen die beiden wahnsinnigen Grafen die Frau. Es war ein langsames und mühsames Schleppen.

„Wohin werde ich gebracht?" stöhnte die Frau.

„Gieb ihr keine Antwort, Moritz," befahl der alte Graf seinem Enkel.

Sie trugen schweigend die Frau weiter. Auch die Gräfin schwieg. Sie erreichten das obere Ende der Treppe. Eine Thür wurde aufgestoßen; sie war nur angelehnt gewesen.

„Die Thür zu dem frühern Wohnzimmer des Grafen," sagte der alte Kammerdiener des Grafen zu seinen beiden Gefährten.

„Hier, mein Sohn," sagte der alte Graf, „sind wir an unserem Ziele; lassen wir sie los."

„Gehen wir hinauf!" flüsterte der Hauptmann. „Jetzt gilt es. Aber sie dürfen uns nicht hören, wenn wir nicht zu spät kommen wollen, wenn nicht geschehen sein soll, was wir verhindern müssen."

Sie erstiegen mit leisen Schritten die Treppe und standen vor der offenen Thür des ehemaligen Wohnzimmers des alten Grafen, das er aber seit fünfzig Jahren heut zum ersten Male wieder betreten hatte. Es herrschte tiefes Dunkel in dem Zimmer. Man konnte nichts von dem unterscheiden, was darin war. Aber das Ohr vernahm durch die Dunkelheit desto schärfer. Und — vor fünfzig Jahren hatte der alte Diener dort ein Stöhnen und ein Wimmern gehört, dessen Erinnerung ihn noch immer mit lähmendem Schreck durchfuhr — was jetzt sein Ohr vernahm, und was mit ihm seine beiden Gefährten vernahmen, und was sie dann sahen, das sollte mit seinen furchtbaren Schrecken sie zu Bildsäulen erstarren machen, mit den Schrecknissen der Gegenwart, des Augenblicks, mit jenen noch immer ungelösten entsetzlichen Räthseln der Vergangenheit eines halben Jahrhunderts.

Der alte Graf sprach zu der Verbrecherin. Seine Stimme war nicht mehr heiser; sie erklang klar und volltönend. Die Worte, die er sprach, legten Zeugniß ab, daß in diesem Momente sein Geist von den Fesseln des Wahnsinns befreit war.

„Und nun, meine Gnädige, Sie wollten wissen, wohin man Sie bringe? Vernehmen Sie es von mir. Ich bringe Sie in Gesellschaft. Es ist eine edle Gesellschaft und Sie sind ihrer nicht würdig. Sie sollen dennoch in ihr sterben. Die Nähe der Edlen wird vielleicht die Buße desto reuiger in Ihnen erwecken, und der Himmel wird Ihnen dann vielleicht verzeihen, was wir, die Menschen, Ihnen nicht verzeihen konnten. Hören Sie mir zu. Vor fünfzig Jahren lebten hier eine tugendhafte und gottesfürchtige Frau und ein edler und frommer Mann, aber auch zugleich ein Mensch, der durch böse Leidenschaften sich das Herz schlecht und verhärtet gemacht hatte. Der verhärtete Mensch war ich; die tugendhafte Frau war meine Gemahlin; der edle Mann war mein Bruder. Meine Härte ließ mich Beide hassen. Meine eigene Schlechtigkeit ließ mich gegen Beide einen unwürdigen Verdacht fassen. Meine Leidenschaftlichkeit steigerte den Verdacht zum Wahnsinn. Die Unglücklichen fielen als Opfer meiner Eifersucht. Sie war kein untreues Weib, er war kein verrätherischer Bruder. Als es zu spät war, erkannte ich es. Ich verfiel in Wahnsinn. Er war meine Strafe. Ich hatte das Bewußtsein meines Wahnsinns; es war die entsetzlichste Strafe, die die Gerechtigkeit Gottes über den Menschen verhängen kann. Mein Herz verhärtete sich noch mehr, immer mehr — ach, das war doch wohl meine schwerste Strafe. — Mein Wahnsinn war keine völlige Nacht des Geistes. Er ließ mich Vieles erkennen. Er ließ mich auch Sie erkennen, meine gnädige Frau, Sie, der ich die Ehre erwiesen hatte, einem edlen und erlauchten Geschlechte angehören zu dürfen. Ich erkannte Sie schon seit einiger Zeit als ein ungetreues, verrätherisches Weib, das die eigene Ehre und die Ehre eines erlauchten Hauses frech und schamlos mit Füßen trat. Heute — heute trieben Sie

Auf und unter der Erde in London.

Originalzeichnung unsers Londoner Specialartisten.

Ihre Frechheit und Schamlosigkeit mit einer fast herausfordernden Offenheit, gaben Sie mir selbst das Schwert der Züchtigung in die Hand — heute haben Sie zum letzten Male ein menschliches Angesicht, das Licht des Himmels erblickt. Folge mir mit ihr, Moritz, mein Sohn! Es ist Alles bereit."

Man hörte ihn drei Schritte vorantreten, eine Thür aufreißen. Es war die Thür seines ehemaligen Schlafgemachs. Ein mächtiger Lichtstrahl drang plötzlich durch die Thür. Wachskerzen ohne Zahl verbreiteten die Helle des Tages in dem Gemach. In dieser Helle gewahrte man gerade der geöffneten Thür gegenüber ein hohes Himmelbett. Die weißen Vorhänge waren dicht zugezogen. Vor dem Bett lagen an der Erde zwei menschliche Gestalten. Sie lagen nebeneinander, lang ausgestreckt. Es waren ein Mann und eine Frau. Sie lagen in ihrer vollen Bekleidung da: die Frau in einem Kleide von schwarzer Seide; die Kleider des Mannes waren von Blut bedeckt. Aber die volle Bekleidung umhüllte keine menschlichen Körper mehr. Zwei Skelete waren von ihr umschlossen, seit fünfzig Jahren so.

Das Räthsel des halben Jahrhunderts war gelöst. Ein Grausen durchfuhr, lähmte die drei Männer an der Thür. Ein furchtbarer Schrei drang aus der Brust der Frau.

„Auf, auf, mein Sohn!" rief der alte Graf.

Mit dem blöden Lachen des Blödsinns hob der junge Graf seine Gemahlin auf. Er trug sie zu der Thür des hellen Schlafgemachs. Sie ließ sich willenlos tragen. Der alte Graf stand an der Thür, in der Hand den Schlüssel zum Verschließen, sobald die Unglückliche in das Gemach gestoßen war.

„Wirf sie hinein!" sagte der alte Graf.

Der Blödsinnige wollte sie hineinwerfen.

„Zurück — haltet ein!" rief eine Stimme.

Es war eine mächtige, befehlende Stimme. Sie kam wie die Stimme Gottes, und ein Diener Gottes hatte die Worte gerufen. Der alte Mönch war auf den Ruf der Kammerfrau zu dem Thurme gegangen, hatte die Treppe erstiegen, sich still hinter die Drei gestellt, die oben an der Thür standen. Er war vorgetreten, mitten in das Zimmer. Seine Gestalt war hoch aufgerichtet.

„Haltet ein!" rief er. „Ich befehle es Euch im Namen des Herrn. Und ich habe noch ein anderes Recht und eine andere Pflicht, es Euch zu befehlen. Ich, Eures Stammes der Letzte, dem der Himmel das Licht des Geistes bewahrt hat, ich, der Graf Adolph von Frankenberg, bin das Haupt der Familie, das außer mir nur noch zwei Mitglieder zählt, und diesen ist der Verstand verwirrt. Ich bin der Herr hier! Ich bin Euer Herr! Und ich befehle Euch, lasset ab von dieser Frau, vermesset Euch nicht in Eurer Thorheit, Gerechtigkeit üben zu wollen im Namen des ewigen Gottes! Du aber, sündiges Weib, entweiche aus diesem Hause, das Du entweiht hast; kehre nimmer — nie hierher zurück!"

Der alte Graf war zusammengezuckt, als er die Stimme des Mönchs vernahm. Er hatte einen Blick des Entsetzens auf den hohen Priester Gottes geworfen. Nur eine Secunde lang. Er hatte den Verwandten, den von ihm mißhandelten Verwandten erkannt. Der Geist verwirrte sich ihm wieder. Er lachte laut auf. Das Lachen wurde heiser, krampfhaft. Er sank um und fiel zu den Skeleten am Boden. Der Schlag hatte den mehr als neunzigjährigen Greis getroffen. Der Todte war zu den Todten gefallen.

Der Mönch kniete nieder zu den drei Entseelten und betete lange still, wie er bei der Leiche der Freifrau gebetet hatte. Er erhob sich. Die Gräfin hatte sich entfernt. Der blödsinnige junge Graf war ihr singend gefolgt. Der Sinn war ihm ganz verwirrt.

Der Mönch wandte sich zu dem Arzte, dem Hauptmann und dem alten Diener.

„Ich bin Mitglied des Ordens der Franziskaner und habe das Gelübde der Armuth abgelegt. Ich kann nicht Herr dieses Schlosses und dieser Güter werden. Sie fallen zurück an den Fürsten, von dem meine Familie sie zu Lehn trägt. An seiner Statt regiert jetzt ein despotischer Feind im Lande. Er wird die Güter in Besitz nehmen. Aber die Zeit, in der wir leben, geht vorüber; auch die Tage dieses Feindes sind gemessen. Deutschland wird wieder frei werden. Dann werden auch diese Güter wieder ihrem rechtmäßigen Herrn zufallen. Tragt Sorge für die Bestattung der Leichen."

Er wandte sich und kehrte zurück zu dem Zimmer der todten Freifrau. Er betete die ganze Nacht bei ihrer Leiche und betete gewiß auch für Andere. Am Morgen las er die Messe in der Schloßkapelle. Dann kehrte er in sein Kloster zurück. Wie das Gelübde der Armuth, so hatte er auch das des Gehorsams zu erfüllen.

Der Freiherr wurde bekanntlich nicht erschossen. Er wurde längere Zeit in Frankreich gefangen gehalten und später hat er seinem Vaterlande noch lange und viele Dienste geleistet.

Die Gebeine des Mönches ruhen in dem Kirchhofe des aufgehobenen Klosters Heiligenkreuz.

Das edle Geschlecht der Grafen von Frankenberg ist ausgestorben. Schloß und Herrschaft Frankenfelde sind landesherrliche Domaine.

J. D. H. Temme.

Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben.

8.

(Mit Abbildung.)

Das „leere" London. — Die große nördliche Verkehrsader des New Roads. — Euston Road. — Die Weltströmung der englischen Gesellschaft und ihre Analogien in andern Großstädten. — Das wandelnde Butterbrod. — Eine Rifle-Compagnie. — Die Etagen der Londoner Unterwelt: Gas-, Wasser- und Cloakencanäle. — Das Wunder der Wunder: die unterirdische Eisenbahn. — Kaffee wie in Frankreich. — Eine Burg des Humbugs.

August, und noch in London? Pfui, wie unfashionabel! denkt der Leser, der bewandert ist im eisenstrengen Gesetzbuch englischer Sitte und Etikette. Wie gemein! In London zu bleiben, wenn die Saison vorüber, wenn kein Mensch mehr in der Stadt ist, als die Roture, die „Niemande", die unglücklichen paar Millionen, welche schaffen und arbeiten, handeln und markten müssen zu ihres Leibes Nahrung und Nothdurft und zu Anderer Lust und Genuß; wenn das Parlament vertagt ist und die Minister ihre classischen Weißfische in Greenwich längst verdaut haben; wenn alle Welt, Palmerston und Russell voran, auf den schottischen Hochlandsmooren Birkhühner schießt oder im Lande umherreist und volksbeglückende Reden vom Stapel läßt; wenn selbst der Citykrämer und der Cityschreiber sich Ferien machen und sammt Mistreß und Misses Töchtern und Gentlemen Söhnen als falsche Lords und unechte Ladies unsere Kellner und Hoteliers am Rhein und in der Schweiz in Ehrfurcht und Bewunderung schrecken, — mit einem Worte, wenn keine Seele, die auf Anstand hält, in London bleibt oder sich mindestens nicht mehr auf der Straße blicken läßt, sondern in die hintersten Hintergemächer ihrer verschlossenen Wohnung verkriecht, damit ja die Welt nicht merkt, daß sehr triftige Gründe ein Zurückziehen auf Güter und Jagdgründe nicht verstatten. Entsetzlich, wahrhaft entsetzlich die Idee!

Die Stadt ist leer, meinen Sie; ganz leer, leer zum Grauen und Fürchten. Sie haben Recht, sehr Recht — nach Londoner Begriffen. Ich meinerseits wette aber, der Fremde, der heute anlangt in London, findet das eben nicht, wenn er jetzt mit uns durch das elegante Halbrund von Park-Crescent in den New Road einbiegt, jene marktbreite lange Straßenperspective, die, wie wir schon wissen, im Norden den Saum der eigentlichen Stadt bildet. Man kann sie als eine Art von Boulevard gelten lassen, wenn man bei dem Worte nicht gerade an die Pariser Boulevards mit ihrem wandelnden und sitzenden, plaudernden und flanirenden, ganz- und halbweltlichen amusanten Schlaraffenleben denkt, ein Boulevard, der in einem mehr als anderthalb deutsche Meilen großen Bogen als nördlichste Communicationslinie Westend und City verbindet und direct vom prachtvollen Stationshofe der großen Westbahn in's Centrum des Weltcentrums, nach Bank und Börse führt. Wer vom Norden oder Nordwesten aus nach London kommt — also bei weitem die Mehrzahl der Landeskinder selbst und die Zuzügler aus

der andern Erdhälfte, selten aber der Deutsche, den meist die Themse oder die Südbahn über Dover heranträgt, — immer ist es dieser stundenlange New Road, wo der Fremde den ersten Fuß auf den Boden der Hauptstadt setzt. Die bewegliche Omnibusbarrikade, zwischen der wir uns eben über die Straße hinüberschlagen müssen, würde das Neulingsauge kaum als ein Zeichen der „todten Zeit" erkennen, in der kein Mensch in der Stadt ist, wie der gute Ton mit zäher Beharrlichkeit behauptet.

Dieses New Road, das Local, der Ausgangspunkt unsers heutigen Londoner Streifzugs, das Mundloch der Unterwelt, die wir heute besichtigen wollen — erschrecken Sie nicht, eine höchst civilisirte und wohlorganisirte Unterwelt — die Decke des neuen unterirdischen Schienenwegs, folglich etwas näher kennen zu lernen — ist ein mehrnamiges Geschöpf. Der Kopf, das heißt die Strecke vom Westbahnhof bis zum Regentsparke heißt Mary-le-bone Road, nach einem der fünf sogenannten Flecken, boroughs, getauft, welche nebst der City und der Stadt Westminster das endlose Häuserconglomerat ausmachen, das man heute unter dem allgemeinen Namen London begreift. Der Schwanz, der verlängernde Anhang, der Theil, der vom berühmten Omnibusstrahlenpunkte, dem Engelwirthshause, das uns aus mancher Dickens'schen Novelle ein lieber alter Bekannter ist, durch das mittelbürgerliche Islington erst in südöstlicher, dann in rein südlicher Richtung über Finsbury und Moorgatestreet nach dem Allerheiligsten Londons, nach der Bank von England, läuft, wird der City Road genannt; das Mittelstück, das wir eben erreicht haben, ist der Euston Road, weil es sich etwa in der Hälfte seiner Ausdehnung zu dem stattlichen Euston Square erweitert; weiter östlich wird's zum Pentonville Road. Und wie je nach den Umgebungen der Name, so wechselt auch der Charakter der Straße. Im Allgemeinen zeigen sich uns zwar überall rechts und links kleine schmale Vorgärten, manchmal wohlgepflegte Plätzchen mit netten Blumenbeeten und frischen Sträuchern, öfters rußüberstreute Flecke dürftigen abgetretenen Rasens mit einem elenden verkümmerten Baume im Winkel, hinter deren Eisengittern gleichförmig und monoton wie eine Reihe Soldaten die ungetünchten verräucherten Backsteinhäuser je drei Fenster breit nebeneinander aufmarschiren; dennoch tragen die einzelnen Theile der großen Verkehrsarterie ihr ganz bestimmtes Sondergepräge.

Wir fassen Posto, wo wir eben angelangt sind, in Euston Road. Das ist der exclusive Theil der großen Nordcommunication, aber darum noch lange keine fashionable Nachbarschaft im englischen Sinne, immer nur ein respectabler Mittelclassenbezirk. Hier an den Squares und Plätzen der Umgegend, auch in den Palastcombinationen um den Regentspark wohnt der Kaufmann, der einen sichern Grund zur Börsengröße gelegt hat, doch bei Weitem noch nicht zu den Cityfürsten zählt, welche draußen um die ehemalige Richtstätte von Tyburn herum ihre Privatresidenzen besitzen; hier haust der Arzt, welcher die alleroberste Staffel seines Gewerbes noch zu erklimmen hat, der Advocat, der nicht durch Geburt „von Familie" und damit hochlebig ist, der Künstler, der Schriftsteller, der angesehene Lehrer, — kurz hauptsächlich die Gesellschaftsschichten, die man als „professional men", das heißt, Leute vom gelehrten Handwerk bezeichnet. Vordem, noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts waren hier Rang und Mode heimisch, bis Ausgangs der zwanziger Jahre die große Emigration von Adel, Geldaristokratie und Gentry gen Westen begann und diese Tendenz nach Abend allmählich die gesammte wohlhabendere Bevölkerung ergriff. Alles drängt westwärts, eine Classe immer der andern nach; denn je westlicher, je vornehmer, und wer möchte in dem trotz aller politischen Freiheit gesellschaftlich durch und durch aristokratischen England nicht gern vornehm, mindestens „respectabel" sein? Merkwürdig, daß ganz ähnliche westliche Strömungen auch in anderen europäischen Großstädten wahrzunehmen sind! In Paris sind die Quartiere um das Bois de Boulogne, um die Champs Elysées, vor der Barrière de l'Etoile die vorzugsweise eleganten; nach Morgen im Faubourg St. Antoine sitzt der Ouvrier. In Berlin bilden die Straßen um den Thiergarten, um den Anhalter Bahnhof, vor dem Brandenburger und Potsdamer Thore das Rentiers- und Geheimrathsviertel, während im Osten in der Königsstadt, auf dem Köpniker Felde, vor dem Rosenthaler Thore u. a. m. sich Geschäft und Arbeit placken, um sich so schnell wie möglich in den Westregionen zur Ruhe setzen zu können. Auch in Frankfurt a. M. liegen die Millionärpaläste zumeist am Westsaume der Stadt, und selbst in Leipzig tritt eine „Weststraße" mit gewissen hochmüthigen Prätentionen auf. Sind dies zufällige Erscheinungen, oder hängt dieser Zug nach Westen mit der Bewegung der menschlichen Cultur überhaupt zusammen, die ja auch in der nämlichen Richtung vorschreitet? — —

Hier rechts auf den breiten Stufen der neugothischen Kirche stellen wir uns auf, das Straßenbild festzuhalten, das sich vor unseren Augen entfaltet, der Künstler mit uns, der es mit raschen Strichen für die Gartenlaube skizzirt. Die weite Perspective, welche die breite regelmäßige Straße gewährt, eine der wenigen Londons, deren aus einem Gusse systematisch geschehene Anlage die Ausschmückung mit Baumalleen gestattet hat, ist an einem Tage, wie der heutige, wo die Luft klar ist und der Himmel die graue Landesfarbe abgelegt hat, wirklich überraschend schön. Und sehen Sie sich um, meine Theuerste, wollen Sie sich noch einreden, daß London jetzt todt und langweilig ist? Dem eingeweihten Auge mag das Gemälde allenfalls um einen Ton gedämpfter, um einen Schatten minder brillant erscheinen, als im Mai und Juni, wo die Saison in Hochfluth geht; allein wie wenig thut das dem Gesammteffect Eintrag! Haben wir denn nicht ringsum eine unablässig wechselnde Fülle von Leben und Bewegen? Sind da nicht gleich zwei wandelnde Butterbrode auf einmal? Sie haben recht gehört, in London wandeln die Butterbrode in den Gassen umher. Sandwich, zu deutsch Butterstolle, ist der technische Ausdruck für jene Burschen, deren Lebensberuf darin besteht, mit Bretern auf dem Rücken oder über der Brust in den Londoner Straßen umherzuspazieren, um dem Publicum irgend eine Ankündigung, meist von Abendergötzlichkeiten und ähnlichen Vergnügungen, aber auch — von Predigern und Gottesdiensten, recht augenfällig zur Schau zu tragen. Und unsere Freunde, die kleinen Schuhwichser, sie fehlen auch nicht, und der hier dicht zu unseren Füßen, der sieht gar nicht so griesgrämisch drein, wie sein feiernder College, den wir in Piccadilly sahen, denn das Macadam ist jederzeit schmutzig, bei schlechtem Wetter vom Regen und bei gutem von den Ergießungen der Staubsprengwagen, und so halten hier auf dem New Road die hurtigen Schelme fast immer ihre Ernte. Auch eine Metropolitan-Rifle-Compagnie, ein Zug jener freiwilligen Scharfschützencorps, die seit einigen Jahren zu den stehenden Typen des Londoner Straßenlebens gehören, die exerciren und manövriren mit Feuer und ohne Feuer, als sei das Vaterland in allerhöchster Gefahr, schon ein zweiter Wilhelm der Eroberer über den Canal gelandet und ein anderes Hastings zu fürchten, kommt mit dem commandirenden Officier zu Pferde uns entgegen, um zum Uebungsplatze zu marschiren. Dazwischen laufen Cabs und Hansom's Cabs, jene zweirädrigen und zweisitzigen flinken Sicherheitsdroschken, welche der Kutscher von erhabenem Hintersitze über das Verdeck hinweg leitet, nach allen Richtungen, und schwerbeladene Omnibus von und nach Kings Croß und nach und von Paddington rollen aneinander vorüber, und die Conducteure auf den Außentritten recken unablässig die rechten Zeigefinger empor, um noch mehr lebendige Fracht zu kapern. Das geht so still, so rasch, kein ewiges ohrenzerreißendes Klingeln wie bei uns, kaum ein Halt; ein schneller Zug an der mit dem Kutscher correspondirenden Schnur und der neue Passagier des „Bus" ist ein- oder ausgestiegen. Wie lärmt, wie schreit, wie rasselt, wie blökt's durcheinander, denn zum Ueberfluß drängt sich noch eine Schafheerde, die von dem berühmten neuen Viehmarkt auf dem Caledonian Road in Islington heimgetrieben wird, durch das Gewirr von Menschen, Rädern und Pferden.

Ist das nicht Lebens genug? Verlangen Sie noch mehr Gewühl, noch ärgeres Getöse? Geduld! Sie sollen noch mehr davon haben; ganz nach Herzenslust. Hören Sie jetzt das dumpfe Gedröhn, das aus der Tiefe zu unsern Ohren dringt? Ist's nicht, als wanke der Boden zu unsern Füßen, als schicke er sich eben zu einem kleinen Erdbeben an, als stünden wir buchstäblich auf einem Vulcane, welcher sich plötzlich aufthun wolle, um uns und das ganze profane Treiben des großen Babels zu verschlingen? Doch keine Angst, die Erde bebt nicht, der gute ehrliche Londoner Lehmboden ist nicht über Nacht zum feuerspeienden Berge geworden, das sind blos Lebenszeichen aus jener Unterwelt, die meine Wünschelruthe Ihnen jetzt erschließen soll.

Der Durchschnitt ist geschehen. Ah! Sie staunen, und wahrhaftig, es ist staunenswerth, was wir erblicken, so überraschend und frappant, daß auch Freund Maler herantritt, das untere Bild zugleich mit dem obern in seine Mappe einzufangen, schnell, so lange die Kraft meiner Hexerei vorhält.

Wir sehen ein vierfaches Canalsystem über einander. Zuerst die enge Röhre mit den kleinen Oeffnungen — unser Künstler will sie mit G bezeichnen —, das sind die Gasleitungen, die London nicht nur des Abends und der Nacht, nein, wenn die dicken braunen Novembernebel kommen oft genug während des ganzen Tages mit der nöthigen Helle und Aufklärung versorgen müssen. Wo die Kleinigkeit von ziemlich drei Millionen Menschen beleuchtet und zwar nicht mit continentaler Sparsamkeit beleuchtet, sondern mit wahren Lichtfluthen umströmt sein will, da kann man sich denken, wie riesig der jährliche, selbst nur der tägliche Gasverbrauch sein muß, dem denn auch nicht weniger als zehn große Gesellschaften mit einer Menge von Gasanstalten in Stadt und Vorstädten zu Hülfe kommen. —

Das zweite Stock, von oben gerechnet, jene Röhre von dem gewaltigen Kaliber — ein W soll auf dem Bilde ihr Erkennungszeichen werden — schafft dem Londoner eine andere Lebensunentbehrlichkeit herbei, das Wasser. Unter den sämmtlichen zwölf deutschen Quadratmeilen, welche die Riesenstadt nach und nach mit ihren Häusern bedeckt hat, läuft dies tausendfach verzweigte Netz der Wasserleitung hin, das von neun verschiedenen Compagnien geflochten ist. Im Auslande pflegt die Meinung verbreitet zu sein, daß ganz London kein anderes Trinkwasser habe, als das mit hunderterlei Arten und Unterarten von Schlamm und Unrath gemischte und gewürzte Wasser des Themsestroms, und daß darum das beste nur im Grog und Whiskeypunsche anzutreffen sei; diese Ansicht ist aber, wenigstens in ihrem ersten Satze, ungegründet. Ein großer Theil des nördlichen und nordwestlichen Londons, und namentlich auch die City empfangen ihr Trinkwasser nicht aus der Themse, sondern aus dem tiefer im Lande zwischen Wiesen und Büschen ganz idyllisch und romantisch rinnenden Flüßchen Lea und den Chadwellquellen, die in Hertfordshire entspringen und in ihrem untern Laufe zu dem sogenannten New River (Neufluß) werden. Blos der Süden und Südwesten Londons ist noch auf das Themsewasser angewiesen, doch darf seit einem Parlamentsbeschlusse von 1855 keine Compagnie mehr dem eigentlichen Stadtgebiete des Stromes ihr Wasser entpumpen, sondern nur meilenweit oberhalb, wo jener noch ein klarer, lieblicher Landfluß ist. London verbraucht Tags im Durchschnitt 46 Millionen Gallonen (die Gallone = etwa 4 Berliner Quart) Wasser, davon wird aus der Themse blos die kleine Hälfte, noch nicht 20 Millionen, geschöpft. Allerdings muß der Londoner dafür den betreffenden Gesellschaften, die selbstverständlich nicht umsonst arbeiten mögen, eine „Wassertaxe“ entrichten; allein die Steuer ist verhältnißmäßig gering, und die Wasserleitungen treiben das unersetzliche Element allenfalls bis auf die obersten Dachfirsten hinauf, wenn man etwa Lust verspürt, sich im Schatten der windbewegten Schornsteinungethüme eine kleine Lustfontaine zu etabliren. Zu dieser unschätzbaren Annehmlichkeit gesellt sich die weitere, daß ventilartige Aufgänge von den Röhren bis zum Niveau des Straßenpflasters im Falle von Feuersgefahr sofort und ohne die mindesten Umstände jede beliebige Quantität Wasser den Spritzen in allen Bezirken der Stadt zuführen. Eigens von der Compagnie besoldeten Leuten ist die Oeffnung und Handhabung dieser zahlreich vertheilten Ventile anvertraut, die man an einer in das Pflaster eingelassenen Eisenröhre erkennt, derselben Eisenröhre, welche zur Wasserspeisung der Häuser dient. —

Eine Etage tiefer fällt uns ein dritter Röhrengang auf, der in ausgemauertem Schachte vom Straßenboden durch Gas- und Wassercanäle hindurch zur Tiefe hinabsteigt — ein C soll ihn unterscheiden. Das ist ein etwas minder appetitliches Institut, als seine obern Cameraden, ein Institut, das nichts zu-, wohl aber sehr Vieles abführen soll, die Excremente von drei Millionen Menschen und Hunderttausenden von allerhand großem und kleinem Hausvieh dazu. Man nennt es „Sewage“ oder „Hauptdrainage“ und hat es seit dem Jahre 1859 anzulegen begonnen, nachdem das frühere Cloakensystem sich als höchst mangelhaft, luft- und wasserverpestend erwiesen und während des Sommers namentlich ein stereotypes Angriffsziel der englischen Presse hatte abgeben müssen. An den verschiedensten Stellen und Plätzen der Stadt und Umgebung nimmt nunmehr eine Reihe langer Canäle den Koth und Unrath auf und entleert ihn, nicht wie sonst, noch im Stadtbezirke selbst, sondern weit unterhalb, auf rechtem und linkem Ufer, in die Themse.

Rümpfen Sie nicht das Näschen, Verehrteste. Der Gegenstand ist freilich nicht salonfähig, nicht einmal ästhetisch, dafür aber desto wichtiger, nichtig in baulicher, volkswirthschaftlicher und hygienischer Beziehung. Stellen Sie sich vor, daß die Einrichtung, wenn sie einmal vollendet sein wird, was noch nicht der Fall, anschlagsmäßig ein Capital von mehr als zwanzig Millionen Thaler erfordert, daß ihre Canäle allein in der City, einem räumlich verschwindend kleinen Bruchtheile der Metropole, kreuz und quer nicht weniger als zehn deutsche Meilen durchlaufen werden und daß die Ausflüsse, die London tagtäglich der Themse zuführt, 9½ Millionen Kubikfuß betragen, ein Quantum, das ungefähr einer sechs Fuß tiefen Erdschicht von 36 preußischen Morgen Flächenraum gleichkommt! Sind das nicht auch interessante Zahlen?

Doch pst! Da schnaubt das Wunder der Wunder heran, aus der geräumigsten untersten Canalschicht, dem weiten Tunnelgewölbe heraus: der Wagenzug der unterirdischen Eisenbahn mit seinen beiden purpurglühenden Augen, das Ganze ein completes Rembrandt'sches Nachtstück mit prächtigen Licht- und Schatteneffecten. Im oberirdischen London war der Verkehr zu bedrohlichen Dimensionen angewachsen und wuchs und wuchs Tag für Tag in's Riesigere hinaus, und Niemand sah ein Ende des Anschwellens ab. Immer häufiger wurden die Stauungen der Verkehrsfluth auf den Straßen, immer lebensgefährlicher die Bewegung für Mensch und Thier, und die völlige Stagnation der Circulation stand, zumal in einzelnen Gegenden der City, bevor. Dem mußte Abhülfe gebracht, es mußte auf Ableitung dieses Stroms gesonnen, Raum geschafft werden für Rühren und Regen.

Das Kind dieses dringenden Bedürfnisses wurde bekanntlich unsere unterirdische Eisenbahn, der Metropolitan oder Underground Railway, wie sie officiell getauft worden ist. Der Gedanke war kühn, die Ausführung rasch und energisch, mit jener dem stiernackigen Engländer im Guten wie im Schlimmen eigenen Ausdauer in's Werk gerichtet, die vor keinem Hindernisse zurückschreckt. Noch sind es kaum zwei Jahre, daß der erste Spatenstich des Baues geschah, und jetzt donnern von Viertelstunde zu Viertelstunde, täglich 164 Mal, darunter mehrmals ausschließlich für den zu und von seiner Tagesaufgabe eilenden Arbeiter, die Locomotiven fast unter jedem Zoll des Bodens, welchen wir heute zusammen überschritten haben.

Ihren Ausgang nimmt die Bahn ganz in der Nachbarschaft des uns bekannten Weststationshofes, läuft lang unter dem Mary-le-bone-road hin, schneidet wenige Schritte von unserm augenblicklichen Observationspunkte den Euston Square und berührt das wichtige Verkehrscentrum von Kings Croß. Von hier hört sie auf, unterirdisch im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein. Mit Ausnahme eines nur kurzen Tunnels, auf dessen Decke das große Straf- und Besserungshaus der Coldbathfields sich erhebt, läuft sie nun in offenem Durchstich durch mehrere obscure Straßen und Plätze südostwärts der City zu. Dort findet sie in Farringdonstreet, jener langen und breiten nordsüdlich bis zur Blackfriarsbrücke streichenden Communicationsader, die Alles passiren muß, was vom Westen in's Herz der Altstadt will, ihr vorläufiges Ziel, um später bis zur Stelle des ehemaligen Fleetkerkers Pickwick'schen Angedenkens fortgesetzt zu werden und hier in die Chatham- und Doverbahn zu münden.

Nennen wir ihn immerhin ein Wunder, diesen unterweltlichen Schienenweg. Ein Riesenunternehmen ist er gewiß, wie er mit seinem doppelgleisigen Strange in einem siebzehn, hie und da neunzehn Fuß hohen und 28½ Fuß weiten, aus sechs Rollschichten ausgemauerten elliptischen Gewölbe, von Gas erhellt, das aus eigenen den Zügen beigegebenen Gasometern mittels Kautschukröhren in die Lampenreihen überströmt, bereits in der Ausdehnung von etwa ⁴/₅ einer deutschen Meile London untertunnelt. Was gab es da für Schwierigkeiten zu überwinden, materielle und technische! Wie oft hat nicht die Katastrophe einer Minute die Arbeit von Monaten zerstört! Unter das tiefste Geäder des Wasser- und Schleußensystems muß hinabgestiegen, die untersten Cloaken müssen umgangen oder gar verlegt werden. Eine der Hauptschleußen bricht während des Baues durch die Wände und ergießt ihre Kothfluth über die Arbeiter. Kaum ist sie gehemmt, so sprudelt plötzlich ein Quell auf und setzt Alles unter Wasser. Während man noch unten mit diesen Hindernissen kämpft, weichen oben die unterminirten Häuser; viele davon müssen eilig gestützt, andere abgebrochen und später wieder aufgebaut werden. Und schließlich doch Alles überkommen, Alles bezwungen, Alles besiegt! Betrachten Sie diese kühnen Constructionen, diese Bogen und Wölbungen, die Vorrichtung zu Erneuerung und Reinigung der Luft, den sinnreich erdach-

ten Signalisirungsorganismus; vergegenwärtigen Sie sich die Masse von Expropriationsprocessen, welche der Baugesellschaft erwuchsen; hören Sie, wie enorm die Frequenz ist, der sich diese „Ratteneisenbahn" — so nennt sie der Volkswitz wegen der Nachbarschaft der von Rattenschaaren bevölkerten Cloakenröhren — schon nach den ersten Monaten seit ihrer Eröffnung zu erfreuen hat; sehen Sie, wie leicht ihre Benutzung gemacht ist, wie gefahrlos die unterirdischen ihrer sechs Stationen durch bequeme Wendeltreppen zu erreichen sind, — und, nicht wahr? all das böse Blut, das uns neuerdings John Bull's bornirte Danomanie und Deutschfresserei bereitet, darf uns nicht von dem Bekenntniß abhalten, daß hier eine große Aufgabe mit wunderbarem Geschick und wunderbarem Erfolge gelöst ist. Lassen wir uns nicht beirren von den hin und wieder laut werdenden Stimmen, die uns einreden möchten, das Ganze sei eigentlich nicht viel mehr als Kinderspiel gewesen, von einer unerhörten Leistung der Technik nicht im Entferntesten dabei die Rede, Alles, was man in dieser Hinsicht erzählt, ebenso in das Reich der Fabel zu verweisen, wie die Rauch und Dampf selbstverzehrenden Locomotiven, von denen man bei der Untergrund-Eisenbahn gefunkert, und die gar meinen, Liechtenstein und Reuß-Greiz hätten gerade so gut ihren subsolarischen Schienenweg haben können, wenn sie nur gewollt hätten.

Wer's gesehen hat leibhaftig vor sich, wie wir, wer gar neulich ein Stück durch die Unterwelt gefahren ist, der läßt sich von solcher prosaisch neidischen Anschauung nicht anstecken, der bleibt dabei, daß er vor diesem neuen Triumphe des Menschen über die todte Natur mit Anstand staunen darf. Und das Alles ist, wie neulich berichtet, nur ein Anfang, nur die Verwirklichung eines von dem Dutzend anderer noch viel weitergreifender genialer Projecte. Wie lang wird es dauern, so ist ganz London, wie überbrückt von Bahnviaducten, so unterhöhlt von einem Netze unterirdischer Schienenstraßen, wie eine Wiese von Maulwurfsgängen, nicht blos der feste Grund und Boden, auch die Themse, unter deren Bett bereits zwei Gesellschaften Eisenwege zu bauen im Schilde führen, und wer mag diesem hochfliegenden britischen Unternehmungsgeiste seine Schranken vorzeichnen? Hat doch vor zehn Jahren auch Niemand von dieser Unterweltbahn geträumt.

Uns schwindelt im Gedanken an die Consequenzen, die sich daran knüpfen und in's Grenzenlose hinüberspinnen. Verhüllen wir lieber wieder mit Nacht und mit Grauen diese zwar wohlgeregelte, immer aber unheimliche Unterwelt! Ach, wie ist's doch schön zu athmen hier oben im rosigen Licht, heute wirklich im rosigen Lichte, in dem uns Alles ringsum gebadet scheint, die einförmigen gleich breiten und gleich hohen Ziegelhäuser, die Miniaturgärten davor, die unvermeidlichen Eisenstakete darum, die staubgepuderten Bäumen rechts und links, selbst die Messingplatten über den Thüren, die uns zu wissen thun, daß Mr. B. eine „Dancing Academy" hält — minder hochstylig, der Tanzmeisterei obliegt —, Mr. C. „Professor of Music" und Mr. X. „Teacher of foreign languages (Lehrer fremder Sprachen) ist — Alles kommt uns so freundlich, so hell, so anheimelnd vor nach unserer Zauberschau der Unterwelt. Alles so lockend, auch dort die große Inschrift „Coffee as in France" — Kaffee wie in Frankreich —, daß wir beinahe Gefahr laufen, vorwitzig diesen englisch-französischen Kaffee zu riskiren, lähmte nicht die nüchterne Pedantin Erfahrung alsbald wieder den Schwung unserer unbedachten Gelüste, uns daran erinnernd, daß man die Götter nicht versuchen soll, daß in England kein Mann und keine Frau versteht, was Kaffee heißt, außer dem Koch in Verey's elegantem französischen Restaurant an Regent- und Hanoverstreet-Ecke und etwa einem und dem andern türkischen Divan in Haymarket, wo man nach Theaterschluß, das heißt, beim Morgengrauen, einfällt, wohin Sie, Verehrteste, aber bei Leibe nicht folgen dürfen. Selbst drüben das Eckhaus, das sich von allen übrigen Gebäuden der Straße durch seine anspruchsvollere Architectur, durch einen gewissen vornehmen Aplomb unterscheidet, selbst dies, trotz dem grimmen britischen Leuen, der auf seinem Dache wacht, und dem andern, welcher unten den Eingang behütet, ist von einem Schimmer reizender Heiterkeit umflossen. „College of Health" — Gesundheitscollegium — „founded (gegründet) 1828" prangt in mächtigen Goldlettern an seiner Vorderfronte. Sie meinen, daß hier vielleicht die hochgelahrte Doctorzunft von Großbritannien und Irland ihre gewichtigen Versammlungen und Consultationen abhält, daß von hier das Licht der Arzneikunst ausstrahlt über das vereinigte Königreich, nicht wahr? Nichts von alledem, der stattliche Bau ist nichts anders als eine große Burg der Reclame, ein Palast des Schwindels, eine Frucht des Humbug. Hier werden die vielgenannten Morrison'schen Pillen, die „vegetabilische Universalmedicin", einzig und allein fabricirt und noch immer über die halbe Erde verschickt. Der glückliche Erfinder der Panacee und Besitzer des Gesundheitscollegiums verausgabt zwar Jahr aus Jahr ein fast ein fürstliches Vermögen für Annoncen und Reclamen, hat aber schon lange sein Schäfchen in's Trockene einer kolossalen Rente geborgen; denn trotz Wissenschaft und Wahrheit und trotz des — Bock's in der Gartenlaube bleibt der alte Spruch „Mundus vult decipi" ewig neu und ewig probat. —

Aber da grollt's schon wieder schauerlich herauf aus der Tiefe. Flüchten wir darum aus diesen untermaulwürfelten Regionen; glücklicher Weise giebt's ja vorläufig Gebiete, wo London noch auf solider Grundlage ruht. Im „Bus" da ist noch Platz und in dem drüben im Edgeware Road vielleicht auch. Ein Gang durch Hydepark und die Kensington-Gärten muß vergnüglich sein heut' nach unserer Entdeckungswanderung, doppelt vergnüglich gerade weil die Stadt leer ist und der Park frei von dem Firlefanz von Saison und Fashion. Eilen wir, schon zieht der Conducteur die Schnur zum Kutscher.

Erinnerungen aus Italien.*

Die deutschen Künstler in Rom.

Unter den angehenden Malern und Bildhauern in Deutschland gilt es noch heute als ein unbestrittener Satz, daß die Meisterschaft in ihrer Kunst nur durch einen Aufenthalt in Italien gewonnen werden könne. So weit sie damit eine Reise nach Italien verstehen, mag solche Ansicht im Rechte sein; aber ein dauernder Aufenthalt deutscher Künstler in Rom kann nach meinen Beobachtungen für ihre Leistungen nur lähmend und nachtheilig werden.

Ich suchte gleich nach meiner Ankunft in Rom das Café greco auf, von alten Zeiten her bekannt als der Sammelplatz der deutschen Künstler, wo auch Goethe oft zu sitzen pflegte. Aber schon hier hat sich Vieles geändert; die Künstler leben jetzt weit zersplitterter, als sonst, und nur ein Theil von ihnen ist hier noch regelmäßig zu treffen. Es war rein zufällig, daß ich einen alten Bekannten und deutschen Maler, als er vorüberging, erkannte. Nach den ersten Begrüßungen führte er mich von dort in den deutschen Künstlerverein.

Dieser Verein hat sein Local, wie die Künstler mit Stolz zu sagen pflegen, in dem Palast mit der berühmten Fontana di Trevi. Es ist ein origineller Gedanke, die Vorderseite eines Palastes, statt sie mit Thüren und Fenstern zu versehen, aus einem bis an das Dach ansteigenden Geröll mächtiger Felsblöcke zu bilden, zwischen denen an allen Orten starke Quellen hervorsprudeln und springen, deren Wasser, von Schalen aufgefangen, zuletzt in ein breites Becken sich ergießen, welches die Hälfte des Platzes vor dem Palaste einnimmt. Die labende Kühlung, welche es verbreitet, läßt Arbeiter, Frauen und Kinder zu allen Tageszeiten hier sich sammeln, auf den Rampen und Treppen des Wasserbeckens ausruhen und dem Geräusch zuhören, womit der Wasserfall den Platz bis in die angrenzenden Straßen erfüllt. Es gefiel mir an diesem Springbrunnen vor Allem, daß die Marmorbilder, mit denen er geziert ist, nicht in der hergebrachten Weise benutzt sind, um das Wasser aus ihren Mäulern, Nasen oder Trompeten hervorspringen zu lassen. Diese Bildsäulen zeigen überall rein menschliche Stellungen und Thätigkeiten, mit dem Ausdruck des Behagens, welches in

* Als Probe eines in der nächsten Zeit im Verlage von J. Springer in Berlin erscheinenden Werkes aus der Feder v. Kirchmann's, des bekannten Abgeordneten zur preußischen Nationalversammlung. D. Red.

heißen Ländern jeder Wasserüberfluß erregt; sie erniedrigen sich nirgends zu bloßen Umhüllungen der Wasserröhren und zu Spritzen des Wassers.

Das Innere des Palastes entspricht gegenwärtig dieser großen Außenseite nicht; er ist, wie viele andere in Italien, jetzt an allerhand Leute vermiethet, und im ersten Stock hat, wie erwähnt, der deutsche Künstlerverein seinen Sitz. In einer Reihe Zimmer kann man dort, wie in Deutschland, rauchen, essen, lesen und sich unterhalten. Man findet eine kleine Bibliothek deutscher, meist älterer Werke über Italien, auch deutsche Zeitungen, und um die Täuschung, als sei man im Vaterlande, voll zu machen, sprechen nicht blos die Gäste, sondern auch die Diener nur deutsch, denn beide werden nur unter dieser Bedingung aufgenommen.

Im Winter soll der Verein sehr besucht sein, und nach seinen gastfrei abgefaßten Statuten kann jeder Deutsche von Bildung durch ein Mitglied als Gast eingeführt werden, ohne daß es einer weiteren Förmlichkeit bedarf, als daß man seinen Namen in das Fremdenbuch einträgt. Nur bei einem längeren Aufenthalt ist ein geringer Beitrag zu entrichten. Ein Berliner, welcher sich im verflossenen Winter in Rom aufhielt, konnte es auch dort ohne die Berliner „Volkszeitung" nicht aushalten; er ließ sie nachkommen und vermachte sie bei seinem Abgange dem Verein, welcher das Abonnement dann fortgesetzt hat. Zu meiner Zeit, im Juni d. J., war die Gesellschaft sehr zusammengeschmolzen; die meisten Künstler hatten Rom bereits verlassen und die noch anwesenden waren auf dem Sprunge, dasselbe zu thun, um, wie gebräuchlich, vier bis fünf Monate im Lateiner- oder Sabiner-Gebirge zu verleben.

Nach dem Allen sollte man meinen, daß es für den Deutschen in Rom, namentlich für den, der des Italienischen nicht mächtig ist, keinen willkommeneren Ort zur Erholung und zum geselligen Verkehr geben könne; allein die üblen Einflüsse, welche der dauernde Aufenthalt in Rom auf den deutschen Künstler äußert, machen auch hier dem Fremden sich bald bemerklich.

Der wichtigste und einflußreichste Umstand ist der gänzliche Ausschluß der Künstler aus dem römischen Familienleben. Die Römer aller Stände halten sich, dem Fremden gegenüber, mehr abgeschlossen, als es in irgend einem anderen Lande geschieht. Es mag sich aus ihrer politischen Geschichte und Lage erklären; nur dadurch vermögen sie vielleicht sich ihre nationale Eigenthümlichkeit noch zu bewahren. Der Adel und die reichen Familien geben im Winter wohl große Gesellschaften, aber diese bleiben für den Künstler ein leeres Treiben und Drängen, wo er im besten Falle einige Süßigkeiten in Worten oder auf Tellern erhascht und nach einer Stunde froh ist, sie wieder verlassen zu können; dem häuslichen Leben kommt er damit keinen Schritt näher. In den Mittelständen fehlt auch dieser Schein einer Annäherung.

So bleiben die Künstler auf sich selbst angewiesen; von dem römischen Leben haben sie nur das der Straßen und der Cafés; und selbst da bekümmert sich der Römer weniger um seinen Nachbar, als in anderen Ländern.

Die meisten Künstler sind überdies nur mit beschränkten Mitteln versehen, und die Folge ist, daß sie ausschließlich untereinander verkehren und daß eine Art Studentenleben und Studententon unter ihnen sich entwickelt, dem aber die lebendigen und anziehenden Seiten des deutschen Studententhums abgehen, da die Mehrzahl der Künstler die tollen Jahre der ersten Jugend hinter sich hat. Der Gegensatz zu dem Bürgerphilister in Rom mangelt. So bleibt nur die Ungebundenheit und Nachlässigkeit in Kleidung, Wohnung, in geselligen Manieren und Ausdrucksweisen, welche an das deutsche Studentenleben erinnert.

Diese für den Künstler weit mehr als für den Studenten bedenkliche Isolirung erhält aber ihre gefährlichste Seite erst dadurch, daß der deutsche Künstler dort nicht blos von dem römischen Familienleben, sondern auch von dem deutschen Vaterlande völlig abgeschnitten ist. Der briefliche Verkehr ist langsam, schwerfällig und kostspielig; die Post ist nur halb so viele Stunden täglich, wie in anderen Ländern geöffnet; ein Brief nach Deutschland kostet neun Groschen, und sowie er ein halbes Loth übersteigt, das Doppelte; er ist über acht Tage und länger unterwegs, und frankirte Briefe gehen leicht verloren. Es ist natürlich, daß unter solchen Umständen die Mehrzahl der Künstler sich auf die nothwendigsten Familienbriefe beschränkt.

Von deutschen Zeitungen ist in den Cafés von Rom nichts zu finden; nur die Augsburger „Allg. Ztg." wird in zweien gehalten. In dem Künstler-Verein findet sich neben dieser, wie erwähnt, nur die Berliner „Volkszeitung", aber kein einziges größeres Blatt aus Norddeutschland oder Oesterreich. Eine große Zahl deutscher Künstler ist überdem nicht Mitglied des Vereins; sie sind also in Bezug auf die großen Tagesinteressen des Vaterlandes lediglich auf das angewiesen, was die in Rom unter päpstlicher Censur erscheinenden Zeitungen mittheilen. Dies wird genügen, um zu verstehen, wie die in Rom lebenden Künstler nur noch eine beschränkte Kenntniß der vaterländischen Verhältnisse besitzen, und wie auch das Interesse für die großen politischen und socialen Fragen, welche Deutschland bewegen, bei ihnen mit jedem Jahre ihres Aufenthaltes in Rom mehr erlischt. Anstatt, wie ich vermuthete, in dem Künstlerverein mit Fragen über die preußischen Verhältnisse, über das jetzige Ministerium, über die bekannteren Mitglieder des Landtages bestürmt zu werden, fiel es Niemandem ein, diese Gelegenheit zu benutzen; nur einzelne dürftige Fragen wurden dann und wann laut. Selbst der Krieg mit Dänemark hatte für sie nur das Interesse der Neugierde. Wie wird er endigen? Das war Alles, was man wissen mochte. Seine tiefgreifende Bedeutung für die innere Entwickelung Deutschlands wurde nicht bemerkt oder obenhin mit ein paar Worten abgefertigt.

Sehr auffallend war mir dabei die vorherrschend reactionäre Gesinnung unter den Künstlern, welche ich in Rom kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Schon an meinem Freunde, dem Maler, der 1848 mit Leib und Seele zur Demokratie gehörte, bemerkte ich mit Schrecken eine Gleichgültigkeit, aus welcher man seine jetzige Gesinnung nicht mehr entnehmen konnte. Er selbst erzählte mir von dieser vorherrschend reactionären Richtung; indeß reichte die Vorsicht, welche man als Fremder in solcher Umgebung sich von selbst auferlegt, kaum aus, um aufregende Scenen zu vermeiden.

Als ich, rein aus Artigkeit, der Unterhaltung eine Wendung zu geben suchte, wo ich für die in Rom lebenden Künstler ein regeres Interesse vermuthen konnte, und das Gespräch auf Franz II. von Neapel brachte, erkundigte ich mich beiläufig, ob man in Rom Näheres über die Gerüchte wisse, welche sich im vorigen Jahre in Deutschland über eine Dame im Kloster verbreitet hatten. Ich kam indessen mit meinem guten Willen übel an. Man äußerte sich laut und unwillig darüber, daß man in Deutschland eine so vortreffliche Dame und eine so glückliche Ehe verleumden könne. Im Laufe des Gespräches ging einer der Anwesenden so weit, zu behaupten, daß nur die zu große Milde und Menschlichkeit Franz' II. ihn um seinen Thron gebracht habe, und von den Uebrigen erhob sich Niemand, der dem widersprochen hätte.

Steht der deutsche Künstler in Rom schon den politischen Interessen seines Vaterlandes fern, so gilt dies in noch höherem Maße von allen Zweigen der Literatur. Es giebt zwar eine deutsche Buchhandlung in Rom, der vieles Gute nachgesagt wird; aber sie darf keinen Bücherballen anders öffnen, als in Gegenwart der mit der Censur beauftragten Herren Geistlichen, und die Preise der deutschen Bücher müssen der Auslagen und der geringen Nachfragen wegen so hoch gestellt werden, daß sie für die meisten Künstler unerschwinglich bleiben.

So abgeschlossen von dem Leben in der Familie, vom Vaterlande, von dem geistigen Strome deutscher Literatur, nur auf die Straße, das Café und den Verkehr einiger Freunde in ähnlicher Lage beschränkt, ist es da zu verwundern, wenn die Wirkungen dieser einseitigen Lebensweise auch in die Werkstätten der Künstler eindringen und in ihren Werken erkennbar werden?

Trotz der großen Zahl deutscher Maler in Rom, stehen doch ihre Leistungen wirklich bedeutender Werke erheblich dem nach, was von den im Vaterland lebenden Künstlern geschaffen wird. Die künstlerische Thätigkeit in Rom beschränkt sich wesentlich auf das Copiren der alten Meisterwerke, auf Genrebilder des italienischen Volkslebens, auf Landschaften und Portraits.

Es wäre verkehrt, von dem Künstler Meisterwerke religiösen Inhalts zu fordern, wie sie von Raphael, Murillo, Rubens in deren Zeiten geschaffen worden sind; dazu fehlt jetzt der volle Glaube und die Begeisterung für solchen Inhalt; aber kein Zeitalter entbehrt des Stoffes für das große Kunstwerk. Es kommt nur darauf an, daß der Künstler es zu finden versteht. Die vaterländische Geschichte, die großen Fragen des Staats und der Gesellschaft, welche die Gegenwart erschüttern, bieten der Kunst einen reichen Ersatz; und welche großen Erfolge die künstlerische Gestaltung solcher Stoffe erreichen kann, haben einzelne Bilder auf den

letzten Ausstellungen in Berlin gezeigt. Aber abgeschnitten von Familie und Vaterland, in einen flachen Kosmopolitismus versunken, vermag der deutsche Künstler in Rom nicht jene classische Schönheit, die ihm in den Werken vergangener Jahrhunderte entgegentritt, in genialer Weise auf andere Gebiete des Lebens zu übertragen; er bleibt in der passiven Benutzung jener alten Werke und in der Wiederholung ihres Inhaltes, sei es durch reine Copien oder durch zwar neue Arbeiten, denen aber die Copie auf der Stirn geschrieben steht.

Es erklärt sich, wie unter solchen Umständen neben der Copie das Genre-Bild und die Landschaft zum Hauptgegenstand der Production werden mußten. Bei einem halbwegs geübten künstlerischen Blick bietet die unmittelbare Wirklichkeit in Italien den vollständigen Inhalt für solche Gemälde, und es bedarf daher auch bei diesen nur des geschickten Copirens. Für die Engländer und Amerikaner, die jetzt die Hauptkäufer für die Künstler in Rom sind, genügt schon, daß der Inhalt italienische Natur, italienisches Volksleben darstelle; die stereotype Bewunderung solchen Inhalts läßt sie alle sonstigen Mängel übersehen und sichert ihnen den Ruhm eines Kunstkenners, wenn sie damit beladen in ihr prosaisches Vaterland zurückkehren.

Hiermit hängt die allgemeine Gewohnheit der Künstler zusammen, Rom im Sommer auf vier bis fünf Monate zu verlassen und sich in die abgelegenen Dörfer des Gebirges zu vergraben. Ihre Isolirung, schon in Rom groß genug, steigt da auf einen Grad, bei dem man nur staunen muß, daß ein gebildeter Mensch ihn auf so lange zu ertragen vermag. Während der Künstler, um Großes zu schaffen, mitten in dem häuslichen und öffentlichen Leben stehen, von dessen Freuden und Schmerzen sich durchdringen lassen muß, wenn er auch nicht davon sich überwältigen lassen darf, gleicht solcher Landaufenthalt der Lebensweise eines alten Anachoreten und muß zur Vertrocknung der geistigen Productivität führen.

Die Künstler ziehen sich alljährlich immer tiefer in die Schluchten entlegener Landschaften zurück, um irgendwo noch eine neue landschaftliche Scenerie, eine neue Situation, eine neue Tracht zu entdecken, denn in den zugänglichen Ortschaften ist bereits Alles ausgebeutet und erschöpft, und die eigne Phantasie ist nicht im Stande, den Stoff zu Höherem zu liefern. Das Resultat solcher Vereinsamung kann nur die Idylle der Landschaft und des Bauernhauses sein.

Trotzdem machen die lebenden Modelle in Rom bei der Unzahl der Dilettanten, neben den Künstlern, sehr gute Geschäfte. Sie halten sich nur während des Winters für ihren Verdienst in Rom auf und kehren im Sommer in ihre heimathlichen Dörfer zurück, wo sie dann die Signorini spielen. Die Schönheit steht bei diesen Modellen erst in zweiter Linie; stark markirte Züge, eine zerlumpte Kleidung, ein alter schäbiger Hut sind Hauptерfordernisse für das Genrebild.

Der mit diesen Verhältnissen Vertraute findet auf hundert Bildern dieselben Gesichter wieder, und ein Maler aus Rom, der eine Reise nach England oder Nordamerika macht, würde sich in den Privatgalerien dieser Länder unter lauter Bekannten wiederfinden. Die weiblichen Modelle kommen nur in Begleitung der Mutter und sind mit ihren Reizen sehr haushälterisch. Jeder Zoll weiter hat seine Taxe, welche pränumerando erlegt werden muß. Sie machen nicht selten ihr Glück durch eine Heirath, und noch kürzlich war ein solches in Rom allbekanntes Modell von einem reichen Pariser heimgeführt worden.

Die bedeutenderen Künstler in Rom vermeiden die Benutzung dieser Modelle; um die Originalität ihrer Figuren sich zu erhalten, ziehen sie mit ihrem Diener auf die Wochenmärkte in Rom aus; finden sie dort ein brauchbares Gesicht, eine passende Gestalt, so wird die betreffende Person ganz im Geheimen zur Sitzung in das Atelier geführt und ebenso vorsichtig unter dem Siegel der Verschwiegenheit wieder entlassen. Der Bursche kehrt vergnügt mit seinem Esel in sein Dorf zurück; sein dummes Gesicht hat ihm mehr eingebracht, als die mühsam gepflegten Kohlköpfe seines Gartens.

Einen auffallenden Zug bei den deutschen Künstlern in Rom bildet ihre krankhafte Reizbarkeit in Bezug auf Alles, was Rom und Italien an Natur- und Kunstschönheiten besitzt. Wer nicht unbedingt hierbei in Bewunderung versinkt, gilt für einen Barbaren. Ich selbst erfuhr dies, als ich meinte, daß in Italien die Gestaltung der Gebirge, die Bauart der Häuser, die Weise der Bodencultur und manches Andere sich so gleichmäßig wiederhole, daß man die Aufsuchung jedes in den Reisebüchern empfohlenen Punktes sich billig ersparen könne. Die dem Deutschen so unangenehme Nachlässigkeit und Unsauberkeit italienischer Orte in Wohnung, Kleidung und Hausrath galt ihnen als die unentbehrliche Bedingung des Malerischen, und die Pein, welche man von dem Ungeziefer bei Tag und Nacht zu leiden hat, erklärten sie nur für Empfindelei, für Mangel an Kunstsinn, der bei gehöriger Entwickelung dergleichen gar nicht bemerke.

Das Forcirte und an das Affectirte Streifende eines solchen Kunstenthusiasmus schien mir eine neue Bestätigung der gedrückten und vereinsamten Stellung der dortigen deutschen Künstler. Losgelöst von dem, was auf andern Gebieten das Herz, den Geist, die Phantasie hoch erhebt, halten sie in dem Gebiete der Kunst, wo allein sie sich als die Herren fühlen, an dem von Alters her für classisch schön Erklärten krampfhaft fest und lassen keinen Widerspruch aufkommen.

Es kann auffallen, wie unter solchen der wahren Kunst ungünstigen Verhältnissen dennoch eine so große Zahl deutscher Künstler in Rom ihren bleibenden Aufenthalt nehmen mag. Es erklärt sich indeß zunächst daraus, daß Rom der Hauptmarkt der Welt für Gemälde und Bildwerke ist; nirgends findet der Künstler eine bessere Gelegenheit zum Verkauf seiner Arbeiten. Insbesondere sind es jetzt die Amerikaner, welche die bedeutendsten Ankäufe machen, und alle Künstler waren mit dem verflossenen Winter zufrieden.

Sodann lebt der deutsche Künstler in Rom billiger, als in den großen Städten seines Vaterlandes, er mag verheirathet sein oder nicht. Das Leben in Rom ist bei einfachen Ansprüchen an sich nicht theuer, und der Künstler kann in Wohnung und Kleidung sich so ungenirt einrichten, wie nirgends anders. Das Atelier eines der bekannteren Künstler fand ich drei Treppen hoch, unmittelbar unter dem Dache, so daß die Dachziegel und Sparren die Decke bildeten. Der Hausrath war der Art, daß ihn ein deutscher Student nicht zugelassen hätte, und ein alter verrosteter Windofen stand noch als Zeichen des vergangenen kalten Winters im Zimmer; seine krumme, mit Lehm verschmierte Röhre zog sich der Decke entlang unmittelbar zum Dache hinaus. In Berlin würde diese Einrichtung für einen viel besuchten Maler nicht möglich sein; in Rom wird sie von den Engländern und Amerikanern als Zeichen der Genialität betrachtet.

Ich redete meinem Freunde zu, zu heirathen; er konnte indeß über die Bedenklichkeiten eines solchen Schrittes nicht hinweg kommen. Eine Römerin zu heirathen, hat für den deutschen Künstler seine Schwierigkeiten, und die abschreckenden Beispiele derer, die es versucht haben, machen es noch bedenklicher. Er hätte wohl gern eine Deutsche geheirathet, aber deshalb nach Deutschland zu reisen, konnte er sich nicht entschließen. Er betheuerte mir viele Male das Leben in Rom habe seine eigenthümlichen Reize. Auf meine Forderung, dies mir näher zu erklären, versicherte er nach wiederholten vergeblichen Ansätzen endlich, daß solcher Reiz unsagbar und nicht zu beschreiben sei.

Vielleicht, daß ich den Schlüssel zu diesem unlösbaren Räthsel in dem Obigen gefunden habe.

Der Salm des Rheins.

Wenn die fränkischen Könige in ihrem Palast bei Andernach Hof hielten, so konnten sie, an der Tafel sitzend, dem Salmfang im Rhein zusehen, — so erzählt der Dichter Venantius Fortunatus, der oft zu Gast bei ihnen gewesen und um das Jahr 600 als Bischof von Poitiers gestorben ist. Aber schon zweihundert Jahre früher hatte der Salm seinen Sänger gefunden, und zwar einen römischen, den Ausonius, in dessen berühmter Dichtung „Mosella" folgende Stelle vorkommt:

„Auch du bleibst mir, o Salm, mit dem röthlich schimmernden Fleische,
Nicht unerwähnt, deß schweifender Schlag mit gebreitetem Schwanze

Aus der Mitte der Fluth aufwogt zu dem Spiegel des Flusses,
Wenn der verborgene Schwung sich verräth auf der friedlichen Fläche;
An umpanzerter Brust mit Schuppen versehn, an der Stirne
Schlüpfrig, ein leckres Gericht im verwirrenden Speisegewühl du!
Langer Verwahrung Zeiten durchdauerst du, immer genießbar,
Ausgezeichnet durch Flecken des Kopfes, der stattliche Bauch wogt
Hin und her, und der Leib schwillt auf von gefeisteter Wampe."

Offenbar enthält für einen Fisch diese Schilderung viel Schmeichelhaftes, und wir wundern uns nun nicht, daß auch heute noch Könige von ihren Schlössern am Rhein mit Wohlgefallen auf denselben Salmfang blicken, der ihren Vorgängern in anderen Jahrhunderten eine so hohe Passion gewesen. Noch heute kann man, von der Stätte jenes verschwundenen Frankenkönigsschlosses hinüber nach Leudesdorf blickend, desselben Anblicks theilhaftig werden, wie jene alten Herren vor dreizehnhundert Jahren, denn die Fangstellen sind gar wohl gemerkt worden, sie haben ihre festen Grenzen, ihren Werth und ihre Abgaben, sie sind ein geschätztes Besitzthum, wie es nur irgend ein trefflicher Acker oder Wald sein kann. Leider haben diese Fangstellen mit den Wäldern nur zu viel Schicksalsähnlichkeit, denn wie diese sind auch sie im Laufe der Zeit und durch die Hast der Industrie auf immer geringere Ausdehnung zusammengeschmolzen.

Ja, die schönen Salmzeiten sind vorüber, wo das Gesinde am Rhein bei seiner Verdingung sich die Zusicherung geben ließ, nicht öfter als drei Male in der Woche Salmen essen zu müssen. Damals waren auch noch Verträge möglich, wie der des St. Swibertsstifts zu Kaiserswerth mit dem Trierer Erzbischof, der für die ihm jährlich gebührenden acht Gänse und 416 Pfd. Salmen, die ihm auf die Burg Hammerstein geliefert werden mußten, die Abgabe von jährlich 45 Florin vorzog. Denn, das wollen wir hier nur beiläufig erwähnen, die Salmfänge gehörten ursprünglich, wie alle Fischerei in großen Flüssen, zum Regal der Könige, von denen sie, gleich den Rheinzöllen, an einzelne geistliche und weltliche Reichsstände überlassen wurden. Das mag in frühe Zeiten zurückgehen, denn wenn die Salmfänge urkundlich auch erst im 13. Jahrhundert vorkommen, so haben wir doch oben gesehen, daß man schon tausend Jahr früher den Salm des Rheins kannte, dem außerdem bereits Plinius den ersten Heimathschein sammt Signalement ausgestellt hat. — Während aber in der Mitte des 15. Jahrhunderts noch immer neue Fangstellen entdeckt wurden und die fürstlichen, geistlichen und sonstigen herrschaftlichen Besitzer wie die Pächter der Fänge sich guter Einnahmen freuten, gingen später allmählich viele Stellen ein, und daran trug nicht immer ungünstiger Wasserstand, sondern auch unredliches Verfahren der Fischer die Schuld. Welche Werthschwankungen im Pachtertrag möglich waren, zeigte sich am überraschendsten während der französischen Herrschaft am Rhein: damals wurden die sehr bedeutenden Fänge, der sogenannte Klatt, um 30 Franken verpachtet, während sie 1817 dem Pächter über 8000 Gulden eintrugen. Noch rascher nahm der Verfall von Fangstellen seit dem Aufblühen der Dampfschifffahrt zu. Der Fisch, der Ruhe vor dem Menschen in den tiefsten Stellen des Stroms sucht, fand jetzt bei dem wogenaufwühlenden Räderbrausen viele alte Lieblingsplätzchen nicht mehr tief genug und zog sich in tiefere zurück, zu denen wir uns nun ebenfalls begeben wollen.

Außer den großen Salmfängen in den Niederlanden beschränkt sich die Reihe der ergiebigsten Fangstellen auf die Rheinstrecke von Mainz bis Coblenz, und von dieser Strecke zeichnet sich wieder das Stückchen Rhein zwischen St. Goar und Oberwesel als das Salm-Paradies aus.

Für die ältesten Salmfänge am ganzen Mittelrhein gelten die bei St. Goar und am sagenreichen Lurleifels. Es interessirt gewiß unsere Leser, eine Anschauung von der Wichtigkeit, die man dem Besitz einer solchen Fangstelle im Alterthum beilegte, und einen geschichtlichen Rückblick auf eine derselben zu gewinnen. Wir wissen z. B., daß König Ludwig der Deutsche, der 876 starb, durch eine Urkunde vom 25. Februar 871 den Aebten von Prüm das Recht der Fischerei zwischen St. Goar und Bacharach gestattete. Der Salmfang ist zwar in dieser Urkunde nicht ausdrücklich genannt, daß er aber darunter mit verstanden war, geht daraus hervor, daß bei den späteren Erneuerungen dieser Gerechtsame in Betreff des Salmfangs stets auf dieselbe Bezug genommen wird. Nach einem Weisthume des Schöffengerichts zu St. Goar vom Jahre 1385 über die Rechte der Abtei Prüm besaßen die Aebte die Salmfänge noch zu jener Zeit, überließen sie aber 1449 dem Grafen Philipp von Katzenellenbogen auf Widerruf mit ihren übrigen Besitzungen für die Summe von 4500 Gulden. Von diesem Grafenhaus gelangten 1480 die Salmfänge der linken Rheinseite an die Landgrafen von Hessen-Cassel, von diesen 1794 an Frankreich und 1815 an Preußen, das sie noch besitzt.

Von dem Salmenwasser auf der rechten Rheinseite von St. Goarshausen bis Oberwesel hatte sich noch 1418 ein Theil als Reichslehen erhalten und wurde von Kaiser Sigismund dem Johann von Schönenberg zu Ehrenberg zu Lehen gegeben. Von einem Fange, Long bei St. Goarshausen, hatte das Stift zu St. Goar von jedem aus den Salmen gelösten Gulden 16 Heller zu beziehen. In der Mitte des 15. Jahrhunderts waren die Grafen von Katzenellenbogen auch Herren dieser sämmtlichen Fangstellen; von ihnen kamen sie später an Hessen-Cassel und Nassau.

Gegenwärtig sind zwischen St. Goar und Oberwesel auf der linken Rheinseite sieben Salmenfänge, welche die Namen Werbe, Klatt, Lützelstein, Entenpfuhl, Welleswage, Lüdersörtchen und Kaumerswage führen, und zwischen St. Goarshausen und Oberwesel auf der rechten Rheinseite drei Fänge: Long, Sann und Lichern. Alle bieten dem Salm, was er vor Allem sucht: ein tiefes überschattetes Strombett. Daher kann auch auf dieser Rheinstrecke, der wildromantischsten des ganzen Stromes, und besonders am Lurleifelsen, dessen dämonische Bewohner, die Kobolde und Nixen sammt der verzaubernden Jungfrau, in jüngster Zeit durch den Tunnel der rechtsrheinischen Eisenbahn vertrieben worden sind, wo das Bett des Rheins eine Tiefe von 94 Fuß bei gewöhnlichem Wasserstande hat, der Fang des Salms das ganze Jahr hindurch betrieben werden, während dies anderswo nur bei hohem Wasser möglich ist.

Der Salmfang wird auf verschiedene, durch die Beschaffenheit des Flußbettes bedingte Art ausgeübt. Am Niederrheine, wo das Bett nicht felsig und das Ufer nirgends steil ist, gebraucht man ein 1000 bis 1500 Fuß langes Netz, an welchem sich in kleinen Entfernungen viele Sacknetze befinden. Mit diesem wird die ganze Breite des Stromes abgesteckt und auf 500 bis 800 Schritte weit stromabwärts abgetrieben. Am Haltepunkte bleibt der rechte Flügel stehen und der linke schwenkt sich mit Kähnen in einem Halbmonde nach der rechten Seite, wo am Ufer mehrere Pferde bereitstehen und das Netz rasch auf's Land ziehen, damit den Salmen keine Zeit zum Zurückgehen oder Durchbrechen bleibt.

Am Mittelrheine, wo der Salm die engen Stromstellen passiren muß, wird er in kleinen Hebenetzen oder in Sackkörben gefangen. Im Rheingau gebraucht man Wurfgarne, weil die dortigen Fischer die Stellen kennen, wo der Salm, wenn er nicht steigt, ruhig steht und wo er bei dem klaren Wasser genau sichtbar ist. In den kleinen Nebenflüssen und Bächen wird der Salm Nachts bei Fackelschein, während er versucht, auf die 4–5 Fuß hohen Wehre zu springen, mit Stangen getödtet. In denselben Gewässern wird er auch am Tage von Jagdliebhabern geschossen.

Eine ganz eigenthümliche Fangart findet zwischen St. Goar und Oberwesel am Lurlei statt. In dieser Felsenregion ziehen die sonderbaren Anstalten, welche dazu getroffen werden, die Aufmerksamkeit der Reisenden ganz besonders auf sich, weshalb wir unsern Lesern eine bildliche Darstellung davon geben. Es sind dies die Schiffe und Kajüten, in welchen die Fischer dem Salmen Tag und Nacht auflauern. Sie liegen quer im Rheine, und stromaufwärts von ihnen ist ein großes Wehr von Steinen errichtet, um die starke Strömung des Flusses zu brechen, weil der Salm es liebt, im stillen Wasser zu steigen.

Zwischen dem Schiffe und dem Wehre ist ein dreißig Fuß im Quadrat großes Netz ausgespannt und mittels Gewichten in seiner Mitte vierzehn Fuß tief so eingesenkt, daß es einen stumpfen Winkel bildet. An diesem Netze befinden sich mehrere Hebel, welche der Fischer, sobald er durch die Bewegung des Netzes wahrnimmt, daß ein Salm hineingegangen ist, mit einem Zuge aufschnellen lassen kann, wodurch dasselbe bis zur Oberfläche gehoben und der Fisch gefangen wird. Diese Vorrichtungen sind von einer solchen Stärke, daß 300 bis 400 Pfd. Stöhre auf einmal darin gefangen werden können.

Der Ertrag der Salmfänge, welcher sich durch die Dampfschifffahrt um mehr als ein Viertel vermindert hat, hängt, wie bereits bemerkt, viel von günstigem Wasserstande und noch mehr von der Thätigkeit und Redlichkeit der Fischer und der herr-

schaftlichen Verwalter ab. In sehr günstigen Jahren haben einzelne geringere Fänge dem Pächter 1500 bis 2000 Thaler eingetragen. Der Rheinsalm wird in den kühleren Jahreszeiten fast nach allen Hauptstädten Europas versandt; die Nähe der Bäder Ems, Schwalbach, Wiesbaden, Homburg, Kreuznach ꝛc. sowie die erleichterte Versendung durch die Dampfboote haben die Preise so sehr gesteigert, daß selbst bei sehr reichem Fange das Pfund mit 18 bis 20 Silbergroschen und während der Badesaison sogar mit 1 Thaler 15 Silbergroschen bezahlt wird.

Von den 29 Arten des Salmengeschlechts, welche Linné in vier Gattungen eintheilt, nämlich in buntfarbige Salmen oder Lachsforellen (Truttae), in Stinte (Osmeri), in Eschen (Coregoni) und in Salmbrachsen (Characini), werden im Rheine blos folgende fünf Arten angetroffen und gefangen: 1) der Lachs oder eigentliche Salm (Salmo Salar); 2) die Lachsforelle (Salmo Trutta); 3) die Steinforelle (Salmo Fario); 4) der Salbling (Salmo Salvelinus) und 5) der Rheinank (Salmo Lavaretus). Der Salm führt am Rhein diesen Namen blos von Neujahr bis Jacobitag, von da ab wird er schlechter und heißt Lachs. Der Salm des Rheins hat in Ansehung seines Geschmacks den Vorzug vor allen übrigen Seinesgleichen in Deutschland. Die wahre Heimath desselben ist die Nordsee an den scandinavischen Küsten. Er gehört zu den Zugfischen. Anfangs April zieht er haufenweis aus dem Meere in die Ströme, um dort zu laichen. Gewöhnlich ziehen 30 bis 40 Stück in einem Haufen, in zwei Reihen, welche vorn zusammenstoßen und so die Seiten eines Dreiecks bilden, wahrscheinlich um durch diese Stellung die starke Strömung in den Flüssen besser zu überwinden. An der Spitze befindet sich der stärkste Fisch, dem in Entfernung von je zwei Fuß zwei andere folgen; die jüngsten machen den Schluß. Sie wissen, wie die Schwalben, die alten Laichplätze jährlich wiederzufinden. In der Hälfte des Aprils ist der Salm bereits bis Coblenz und Anfangs Mai selbst bis Basel gestiegen. Im August besucht er die Nebenflüsse, wo ihn kein Hinderniß, kein Wehr und kein Wasserfall aufhält, so daß er schon in der Linth 3012 Fuß und in der Reuß 4400 Fuß über dem Meeresspiegel angetroffen worden ist. In jenen Bächen wird nun gelaicht. Die Zahl Eier von einem Salmenpaar soll sich auf 30,000 belaufen; in einem schwachen Salm von 20 Pfund wurden 27,850 Eier gefunden. Der Salm legt dieselben zwischen Steine und in kleine Vertiefungen; daß er kleine Gräben verfertige und dieselben überdies noch befestige, wie die alten Naturforscher, besonders aber Aldrovand, sagen, wird von neueren Forschern für eine Fabel erklärt. Nach sechs Wochen kommen die jungen Salmen zum Vorschein, und sobald sie zu Kräften gelangt sind, geht die Brut rheinabwärts in's Meer hinaus. Die Schnellkraft des erwachsenen Salm ist so groß, daß er Wehre von sechs Fuß Höhe überspringt; es ist selbst vorgekommen, daß er sich auf die zehn Fuß hohe Rheinbrücke bei Mainz schnellte; versucht er es doch sogar, freilich ohne Erfolg, zur großen Ergötzlichkeit der Zuschauer, den achtzig Fuß hohen Rheinfall bei Schaffhausen hinauf zu springen.

Der Salmfang im Rhein.

Der hohe Werth der Salmen, welcher durch die zunehmende Consumtion und den verringerten Fang noch immer gesteigert wird, hat die Industrie veranlaßt, der Natur in ihr Geschäft zu greifen, um auf künstliche Weise Fische zu erzielen. Was man früher für ein Märchen hielt, ist jetzt Wirklichkeit. In einer Versammlung der British Association berichtete Herr Edmund Ashworth über höchst interessante Versuche schottischer Salmenzüchter, die zu-

gleich über die Naturgeschichte des Salm manche Neuigkeit zu Tage förderten. Die schottische Gesellschaft begann ihre Arbeit am 23. December 1853. Man hatte an passenden Orten im Tay-Gebiet 300 Brutkästen aufgestellt und operirte mit 300,000 Eiern.

Da bei künstlicher Zucht die Eier den vielen Gefahren zwischen dem Sande und den Steinen eines unruhigen Flusses enthoben sind, so schlüpfen auch viel mehr Thierchen aus. Am 31. März 1854 kam die erste Brut zum Vorschein, und im Juni hatten die Thiere eine Größe von 1½ Zoll erreicht. Man fütterte sie nun den ganzen Winter über, bis sie im Mai 1855 3—4 Zoll groß waren. Nur im Frühjahr ist der Salm auf den bläulichen Seiten braungefleckt, und er zieht gleichsam sein silbernes Kleid nur zur Reise an, wenn er sich in's Meer begiebt. Eine solche Veränderung bemerkte man an den schottischen Zöglingen noch nicht, während man in den benachbarten Gewässern bereits wilde einjährige Salmen (Smolts) auf der Wanderschaft antraf.

Erst am 19. Mai färbte sich ein Theil der Brut, und man öffnete die Schleußen ihrer Behälter. Wider Erwarten zeigten aber die Thiere keine Lust zum Fortziehen, bis endlich am 24. Mai ein Schwarm erwachsener nach der See ausbrach. Die Auswanderungen wiederholten sich, und zuletzt blieb nur die Hälfte der Brut zurück. Hierdurch wird auch der Streit gelöst, ob der Salm im zweiten oder im dritten Jahr sein Fell ändere; offenbar geschieht es nämlich bisweilen im ersten, bisweilen im zweiten Jahr. Die ausgewanderte Brut wurde unterwegs zum Theile wieder aufgefangen und etwa 1 Procent der Auswanderer dadurch gekennzeichnet, daß man ihnen die zweite Rückenflosse abschnitt. Im Ganzen geschah die Operation an 1200 bis 1300 Stück. Schon nach zwei Monaten wurden einige dieser Flüchtlinge als Salmen aus der See in ihren Heimathgewässern wieder gefangen, und bei zweiundzwanzig gelang es, genau ihr Gewicht zu bestimmen. Diejenigen, welche am frühesten zurückgekehrt waren, wogen 5 bis 5½ Pfund; spätere bereits 7 bis 8 Pfund, und ein Stück, welches am letzten Beobachtungstage (31. Juli) gefangen wurde, 9½ Pfund. In Zeit von zwei Monaten hat also das Seewasser dem Fische dieses Wachsthum verschaffen können. Die interessanteste Enthüllung dieses Versuches besteht aber darin, daß nur zwanzig Monate, von der Laichzeit an gerechnet, nöthig waren, um einen Salm von beträchtlichem Handelswerthe zu erziehen, während man bisher an der Ansicht festhielt, daß derselbe erst in 5 bis 6 Jahren diese Schwere erreiche.

Nach diesem ersten gelungenen Versuch sind in Großbritannien und Irland zahlreiche Etablissements für künstliche Fischzucht entstanden. In Schottland ist namentlich die in Stormontfield, von einem Herrn Peter Marthell begründet, von Bedeutung. Nach dem Muster desselben errichtete man die Brutstellen am Agin in Schottland; ebenso sind an den für sie äußerst günstigen Flüssen der Walliser Gebirge, namentlich dem Severn, derartige Unternehmungen ziemlich zahlreich begründet worden.

Auch in Irland giebt es sehr namhafte Fischzüchtungsinstitute. Schon seit längerer Zeit unterhalten die Gebrüder Ashworth in der Galwaybai ausgedehnte Lachsbrütereien, die bereits einen Jahresertrag von mehr als 300,000 Eiern erzielen, und haben von hier aus die Salmenproduction an mehrere kleine Zuflüsse des in derselben Grafschaft gelegenen Maskees verpflanzt. Nach den uns von den Besitzern selbst gewordenen Mittheilungen haben etwa 600,000 aus den Galway-Anstalten gesammelte Lachseier den Grund zu der Bevölkerung der neuen Lachsgewässer gelegt, die sich ungefähr auf eine Länge von sechs deutschen Meilen erstrecken. Im Augenblicke kann man den jährlichen Gewinn der jungen Colonie schon als einen höchst beträchtlichen und stetig wachsenden bezeichnen; denn der Salm, einmal in das ihm zusagende Wasser gesetzt und vor den ihm drohenden Gefahren vorsorglich geschützt, vermehrt sich gewissermaßen in's Unendliche.

Das künstliche Laichen desselben wird übrigens auf die einfachste Weise von der Welt bewerkstelligt und ohne daß dem Fische selbst dabei die geringste Gewalt oder Qual geschieht. Man hält den weiblichen Lachs über einen mit reinem Flußwasser gefüllten Zuber und drückt den Eiersack sanft mit beiden Händen zusammen, bis die Eier sich in das Gefäß entleeren. Hierauf entpreßt man dem männlichen Fische die Milch in ähnlicher Weise, und sofort läßt sich an dem ausgedrückten Rogen eine merkwürdige Veränderung wahrnehmen. Die vorher hellen und fast durchsichtigen Eier werden mit einem Male trüb und dunkelroth. Die Fische selbst bringt man so rasch als möglich in das fließende Wasser zurück, wo sie sich alsbald mit dem Gefühle offenbarer Erleichterung lustig umhertummeln, was sehr begreiflich scheint, wenn man weiß, daß der Laich in der Regel nicht weniger als den vierten Theil des Gesammtgewichtes des Lachses ausmacht und demnach für diesen eine schwere Last sein muß.

Obschon es ein deutscher Naturforscher Namens Jacobi war, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die erste Anregung zu einer Züchtung der Fische auf künstlichem Wege gab, und sein Verfahren allen den nachmals dabei in Ausführung gebrachten Methoden und Systemen zum Grunde liegt, so ist es mit diesem Ergebniß deutscher Forschung leider gegangen wie mit so vielen anderen unserer Entdeckungen und Erfindungen: die praktische Verwerthung und Ausbeutung ist zunächst von anderen Nationen in die Hand genommen worden. In Deutschland hat die künstliche Fischzucht verhältnißmäßig erst wenig Eingang gefunden, trotzdem daß uns nichts fehlt, was in erster Stelle dazu gehört: wir sind reich an klaren Berg-, Wald- und Wiesengewässern und diese an den mannigfaltigsten Arten wohlschmeckender Fische. Namentlich würde sich die Zucht der Forelle, dieses feinsten aller Süßwasserfische, an hundert Bächen und Orten mit dem sichersten Erfolge betreiben lassen. Mag sein, daß viele Grundeigenthümer, Müller, Fabrikinhaber, Fischer und wer sich sonst im Besitze von fließendem Wasser und Fischereigerechtsamen befindet, den Anlageaufwand scheuten. Im Verhältniß zu den zu erreichenden Vortheilen ist dieser aber gar nicht der Rede werth; wo es sich nicht um ausgedehnte Unternehmungen, wie die schottischen und Hüninger, handelt, genügt vollständig der von dem französischen Gelehrten Coste erfundene bekannte Apparat, der auf einer Art von unter dem Niveau des Baches oder Flusses angebrachten Tische eine Anzahl von Brutkästen in etagenförmiger Abstufung umschließt. Wir wollen darum hiermit nochmals und recht angelegentlich die Aufmerksamkeit des betreffenden Publicums auf einen Wirthschaftszweig gelenkt haben, der neben dem Interesse der Sache selbst so nachhaltigen soliden Genuß in Aussicht stellt.

Verkümmerte Existenzen

Aus den Aufzeichnungen eines alten Wanderers

mitgetheilt von Roderich Benedix.

2. Die Nähterin.

Es war in einer Stadt mittlerer Größe in Thüringen. Ich saß beim Frühstück in der Gaststube eines alten Wirthshauses. Ein tüchtiges Gewitter hatte am Abend des vorherigen Tages die ganze Natur erfrischt, und ein herrlicher Lenz lachte zum Fenster herein, als wollte er mich einladen zur Wanderung in die lieblichen Gegenden, welche die Saale durchströmt. Plötzlich war es mir, als hörte ich ungewöhnliches Geräusch auf der sonst stillen Straße der wenig belebten Stadt. Ich blickte durch's Fenster und gewahrte, daß gleich mir aus allen Fenstern der Nachbarschaft neugierige Köpfe schauten und daß in den Hausthüren überall Menschen standen, die auf etwas zu warten schienen. Es war nichts Angenehmes, dieses Etwas, wenn es auch nichts Seltenes ist. Dem Wirthshaus gegenüber stand eine Bahre, auf welche eben ein Sarg gestellt worden, und Leichenträger waren beschäftigt, ihn mit dem schwarzen Tuche zu bedecken, das die letzte Hülle für alle Sterblichen ist. Die Männer ordneten sich, hoben die Bahre auf und schritten langsam mit ihr die Straße hinab. Ein schwarzgekleidetes Frauenzimmer folgte ihnen mit langsamem Schritt. Sie drückte ihr Taschentuch an die weinenden Augen, daß ich ihre Züge nicht erkennen konnte. Das Plaudern an den Fenstern und Thüren der Nachbarschaft hörte auf, als der ärmliche Leichenzug vorbeischritt —

dieses Schweigen war der einzige Zoll der Achtung, der dem Wanderer auf seinem letzten Wege mitgegeben wurde.

Der einfache Vorgang hatte auf mich einen eigenen wehmüthigen Eindruck gemacht — ich wandte mich in das Zimmer zurück und gewahrte die Wirthin, die mittlerweile eingetreten war. Ich fragte sie, ob sie wisse, wer da eben begraben würde, und ob sie die Leidtragende kenne, die den Sarg begleitet habe. Sie wußte ausführlich Bescheid und erzählte Folgendes. Die Leidtragende war Jungfer Leisker, eine arme Nähterin, die in der ganzen Stadt bekannt war und von allen Leuten wegen ihres stillen, fleißigen Wesens gelobt wurde. Die Todte dagegen war deren Schwester. Alle Welt betrachtete es als ein großes Glück für die Nähterin, daß diese Schwester endlich gestorben war. Etwas verwachsen und kränklich, hatte diese Schwester seit dreißig Jahren das Haus, seit fünfzehn Jahren das Bette nicht mehr verlassen können. „Die arme Jungfer Leisker," schloß die Wirthin ihren Bericht, „hat dreißig Jahre für die Kranke gesorgt und es ihr an nichts fehlen lassen. Und doch mußte sie jeden Bissen mühselig mit der Nadel verdienen. Sie wird Gott danken, daß sie diese Last los ist, jetzt kann sie doch einmal frei aufathmen."

Ich fragte weiter, ob die Nähterin keine Verwandten habe. Sie hatte keine. Seit ihre Eltern todt waren, stand sie mit ihrer Schwester allein in der Welt.

Mich berührte das seltsam. Ein armes schwaches Mädchen hat Niemanden in der Welt, als eine kranke Schwester, die sie dreißig Jahre lang pflegen und mit ihrer Hände Arbeit ernähren muß. Die Wirthin hatte Recht, das war eine Last, eine schwere Last auf schwache Schultern gelegt. Wie mochte sie die Bürde getragen haben? War sie ihr nicht manchmal zu schwer geworden? Hatte nicht zuweilen Unmuth sie übermannt? Hatte sie nicht zuweilen mit bitterm Neide an die Glücklichen gedacht, die, mit Vermögen begabt, leichter durch das Leben gehen konnten? War sie nicht manchmal ermattet unter der schweren Bürde und hatte die Ungerechtigkeit des Schicksals angeklagt, das ihr so viel Schweres auflud und ihr Niemanden sandte, der ihr tragen geholfen hätte? Ich gestehe, daß mich der Unmuth überfiel, als ich mich in ihre Lage dachte, daß ich in ihrer Seele die Ungerechtigkeit des Schicksals anklagte.

Eine alte Ruine, die dicht bei dem Städtchen liegt, wurde von allen Reisenden angesehen, und ich hatte den Vormittag dazu bestimmt, sie auch zu besuchen. Der Weg führte mich an dem Kirchhof vorbei. Es war still auf demselben. Der reinste blaue Himmel strahlte auf die Landschaft hernieder, die Bäume, Büsche, Felder prangten im herrlichsten Grün des Frühlings; mit dieser lieblichen Umgebung stand der stille, ernste, einsame Kirchhof in seltsamem Widerspruch. Mir war nicht so frisch und froh zu Muthe, wie sonst, wenn ich an einem herrlichen Frühlingsmorgen meine Wanderung antrat, mir lag das Schicksal der armen Nähterin immer in Gedanken. Auch die Dahingeschiedene war elend und unglücklich gewesen. Dreißig Jahre an das Krankenlager gefesselt! Heißt das leben? Es zog mich zu dem Kirchhof hin. Ich wollte das frische Grab sehen, wollte ein paar Blumen brechen und sie darauf stecken. Ich meinte, mir würde dann leichter werden.

Der Kirchhof war nicht groß. Frische Spuren im Sande leiteten mich, bald hatte ich das Grab gefunden. Doch plötzlich stockte mein Schritt. Ich war nicht allein auf dem Kirchhof. Dort am Grabe kniete eine schwarze weibliche Gestalt. Sie war mit den Armen auf den frischen Hügel gesunken und barg ihr Gesicht in den Händen. Der letzte Zoll der schwesterlichen Liebe floß wohl in Thränen auf das Grab. Konnten diese Thränen so recht aus tiefster Seele fließen? War die Verstorbene nicht eine Last für die arme Nähterin gewesen? War sie nicht vielleicht das Hinderniß gewesen, daß das Schicksal der Schwester sich glücklicher gestaltete? Die Knieende regte sich nicht. Ich stand wartend wohl zehn Minuten still; keine Bewegung zu sehen. War sie ohnmächtig? Ich trat näher. Ich rief erst leise. Keine Antwort. Ich rief lauter, ich faßte die Knieende am Arme — da hob sie ihr Gesicht und schaute mich an wie Jemand, der aus einem tiefen Schlafe plötzlich zu sich kommt. Ich fragte, ob ihr etwas fehle; sie starrte mich verwundert an, strich mit der Hand über das Gesicht und schüttelte mit dem Kopfe. Sie war nicht ohnmächtig; aber sie war angegriffen und matt. Vom Schmerze? Es war ja ein Glück für sie, daß die Schwester gestorben, sagten die Leute. Ich hob sie auf, sie schwankte, sie zitterte. Ich bot ihr meinen Arm. Einen Augenblick zuckte sie, als wolle sie nicht von dem Grabe weg, dann ließ sie sich wie willenlos von mir führen.

Eine Zeit lang schritt sie, auf mich gestützt, dahin, ohne daß sie ein Wort sprach. Wir erreichten die Stadt. Am Thore stand sie still, verbeugte sich dankend und wollte allein weiter gehen. Allein ihr wankender Schritt überzeugte mich, daß sie einer Stütze bedurfte und daß sie nur aus Bescheidenheit meine fernere Begleitung abgelehnt hatte. Ich eilte ihr nach und indem ich ihren Arm wieder faßte, sagte ich: „Verschmähen Sie die Stütze nicht, die Ihnen noth thut." Sie sah mich dankbar an und ging ruhig mit mir weiter. Wir kamen an ihr Haus, sie trat ein, und unwillkürlich folgte ich ihr, als verstände sich das von selbst. Einen Augenblick war sie stehen geblieben, als erwarte sie, mich fortgehen zu sehen; als ich aber blieb, ging sie durch den Hausflur, öffnete ein Zimmer, das nach hinten hinaus lag, und ließ mich eintreten. Kaum war sie selbst im Zimmer, als sie laut zu weinen anfing und vor einem Bette in die Kniee sank, in dessen Kissen sie ihren Kopf barg.

Ich wußte nicht, sollte ich gehen oder bleiben. Vielleicht wäre es schicklich gewesen, zu gehen, und doch war mir wieder, als dürfe ich das arme, von Schmerz gebeugte Mädchen nicht allein lassen. So zweifelnd blieb ich stehen und sah mich im Zimmer um. Es war Alles, was ich sah, einfach, sehr einfach, aber doch so sauber, so ordentlich, daß es nicht ärmlich erschien. Die schmalen Vorhänge vor den beiden kleinen Fenstern waren weiß und sauber, das Hausgeräth stand so geordnet, daß man sogleich fühlte, es stehe Alles an seinem richtigen Platze. Auf dem Nähkissen am Fenster lag eine Bibel aufgeschlagen.

Das Mädchen erhob sich nach kurzer Zeit von den Knieen, trocknete die Augen und sagte dann mit weicher, etwas zitternder Stimme: „Ich danke Ihnen herzlich, mein Herr, daß Sie mich heimgeleitet, ich bedurfte wirklich einer Stütze. Verzeihen Sie, daß ich meiner Thränen nicht gleich Herr werden konnte, es wird aber doch vorübergehen."

„Sie sind so allein," erwiderte ich, „haben Sie denn Niemanden, der Sie tröstet, der Sie zu zerstreuen sucht, der Ihren Schmerz theilt?"

„Niemanden," sagte sie leise, „den einzigen Menschen, der mich liebte, habe ich eben zum Grabe begleitet."

„Man sagte mir," fuhr ich fort, „Ihre nun verstorbene Schwester sei lange krank gewesen. Sie ist also von schwerem Leid erlöst und ihr ist wohl."

„Ihr ist wohl," erwiderte sie eintönig.

„Und Sie sind doch auch einer großen Sorge, beinahe einer Last überhoben," sagte ich weiter.

Sie hob den Kopf, sah mich befremdet an und entgegnete: „Last? Sorge?"

Mir war es gegangen, wie es meist geht, wenn man trösten will — ich hatte etwas Dummes gesagt. Für den Schmerz um einen Dahingeschiedenen giebt es eben keinen Trost, als die Zeit, die den Kummer nach und nach lindert. Will man trösten, so weine man mit dem Weinenden, man gehe auf seinen Schmerz ein. Alle Versuche, Gründe gegen den Schmerz aufzustellen, sind thöricht und verfehlen immer ihres Zweckes. Der Schmerz will keinen Trost, er will weinen, das ist seine Berechtigung.

Ich fühlte, daß ich etwas Ungeschicktes gesagt hatte, und fuhr fort: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie verletzt haben sollte, man sagte mir eben, daß die Verstorbene Jahre lang das Bett nicht habe verlassen können und daß Sie ebenfalls als ihre Pflegerin an sie gefesselt waren."

„So ist es," erwiderte sie ruhig, „es mag Vielen als eine Last erschienen sein, vielleicht war es auch eine, aber ich liebte doch meine Schwester — und jetzt bin ich ganz allein. Hannchen war schon als Kind etwas verwachsen, kränklich und ziemlich hülflos. Da habe ich sie auf den Armen getragen und behütet und bewacht. Als meine Mutter vor dreißig Jahren starb, ich war kaum sechszehn alt, sagte sie mir: ‚Verlaß Deine Schwester nicht, sie hat Niemanden als Dich.' Sie hätte das nicht zu sagen brauchen, es verstand sich von selbst. Damit war mir die Aufgabe meines Lebens vorgezeichnet, und je länger ich sie erfüllte, desto lieber wurde sie mir. Und nun ist mir diese Aufgabe genommen." Sie schwieg; mir war es als hätte sie sagen wollen: „Was soll ich nun noch im Leben?"

„Aber man sagte mir," fuhr ich fort, „daß Sie neben der

anstrengenden Krankenpflege noch mühsam arbeiten mußten, daß Sie noch außerdem Noth und Sorgen getragen haben!“

Sie schüttelte leise den Kopf und erwiderte: „Noth habe ich wohl nicht gekannt, denn wir hatten alle Tage unsere warme Suppe. Sorgen habe ich wohl zuweilen gehabt, aber ich trug sie für meine Schwester und in dem Gedanken fühlte ich mich gestärkt und meine Kräfte angespornt.“

„Sie waren so einsam und verlassen,“ sagte ich wieder, „haben Sie nie Groll gefühlt gegen die hartherzigen Menschen, die Ihnen keine Hülfe gewährten?“

„Die Menschen sind nicht so hartherzig, wie Sie glauben,“ antwortete sie, „man gab mir überall gern Arbeit und war freundlich gegen mich. Was sollten die Leute mehr thun? Geschenke brauchte und begehrte ich nicht. Und doch bot man mir einmal an, meine sieche Schwester in's Krankenhaus aufzunehmen. Der Vorsteher, der mir das sagte, sprach freundlich, redete mir zu und setzte mir auseinander, daß es mir zu schwer werden würde die Last allein zu tragen. Da warf ich einen Blick auf meine kranke Schwester, die gespannt den Worten des Mannes zuhörte. Ihre Lippen waren fest aufeinander gepreßt, ihre Züge wie verzerrt, in ihren Augen sprach sich eine ungeheuere Angst aus. Da fühlte ich, es wäre ihr Tod gewesen, wenn man sie von mir getrennt hätte, und ich lehnte das Anerbieten ab.“

„Dann war die Schwester wohl recht dankbar und sanft gegen Sie?“ fragte ich wieder.

„O ja,“ antwortete das Mädchen, „dankbar war sie, sanft eben nicht immer. Sie hatte viele Schmerzen und dann oft böse Stunden, wo sie ungeduldig wurde und ich ihr nichts recht machen konnte. Aber das ging vorüber, dann war sie wieder ruhig.“

Ich erstaunte immer mehr über die einfachen und schlichten Antworten, die ich erhielt. Ich konnte mir nur denken, daß eine recht tief eingewurzelte Frömmigkeit dies Mädchen befähigt habe ein Loos zu tragen, das jedem Dritten als ein hartes erscheinen mußte. Ich fragte sie auch darnach, fragte sie, ob sie nicht in der Kirche sich Trost und Kraft geholt habe. Sie schlug die Augen nieder und sagte leise: „In die Kirche bin ich seit vielen Jahren nicht gekommen. Meine Schwester hatte häufig Krampfanfälle. Nur ich wußte diese zu behandeln, wußte ihr die Lage zu geben, die sie erleichterte, und wußte ihr die Mittel zu reichen, die mildernd wirkten. Da konnte ich mich nicht Stunden lang von der armen Kranken entfernen und sie Gefahr laufen lassen in meiner Abwesenheit ihren Anfall zu bekommen, und so mußte ich die Kirche aufgeben. Der Herr Pfarrer hat das sehr hart aufgenommen und mich bitter getadelt, auch öffentlich über meine Versäumniß der Kirche ungünstig von mir gesprochen. Darum kam er auch nicht zum Begräbniß meiner armen Schwester — und das hat mir sehr weh gethan, denn auch die Nachbarn haben es gescheut den Sarg zu begleiten, weil sie die Vorwürfe des Herrn Pfarrers fürchteten, der ein strenger und eifriger Mann ist.“

Darum also war sie allein hinter dem Sarge hergewankt! Daß sie die christlichsten aller christlichen Tugenden im vollsten Maße übte, galt dem frommen Pfarrer nichts, daß sie aber seine Predigten versäumte, konnte er nicht verzeihen! Ich war ergriffen. Mich drängte es hinaus, um meine Bewegung zur Ruhe kommen zu lassen. „Die Zeit wird Ihren Schmerz lindern,“ sagte ich, „leben Sie wohl.“

„Glauben Sie das?“ fragte sie einfach, „ich denke nicht. Bin ich doch nun ganz allein. Wenn ich da saß und nähte, sprach ich hier und da ein paar Worte mit Hannchen, ich stand zuweilen auf, um ihr das Kissen zurecht zu legen oder ihr etwas zu reichen, ich begrüßte sie freundlich des Morgens, ich saß bei ihr, bis sie Abends entschlafen war; das Alles ist nun vorbei. Jetzt werde ich Niemanden am Morgen begrüßen, ich werde für Niemanden sorgen können, der Abend wird mir schaurig einsam sein. Davor fürchte ich mich. Es war nur ein armes, gebrechliches Wesen, mein gutes Hannchen, aber ich hatte sie lieb, — nun ich sie verloren habe, bin ich ganz allein, und die Welt kommt mir recht leer und öde vor.“ Sie trocknete ihre wieder hervorquellenden Thränen, ich drückte ihr die Hand und entfernte mich.

Es ist ein herrliches, liebliches Thal, das Saalthal, und lachte mir in voller Frühlingspracht entgegen, als ich es nach allen Seiten durchstrich. Aber oft bei den schönsten Stellen fiel mir die arme Nähterin ein, der ein kummervolles Loos gefallen war und die es nicht nur mit Seelenstärke, die es mit argloser Zufriedenheit trug. Sie meinte, es sei eben recht so wie es war. Ihr blieb Alles versagt, was die Menschen sonst Glück nennen — und sie vermißte es nicht einmal. Kein Neid, kein Groll wohnte in ihrem einfachen Gemüthe, sondern nur die Liebe, und zwar eine Liebe, wie sie nur in einem weiblichen Herzen vorkommt.

So schmerzlich mich die Begegnung berührte, so gehört doch das Bild der armen alten Nähterin zu meinen liebsten Erinnerungen, die nur lebte um ihre Pflicht zu erfüllen, die dieser harten Pflicht ihre schöne Seite abzugewinnen wußte und den bittersten Schmerz empfand, als diese Pflicht ihr abgenommen wurde und sie dabei auch ihre Liebe verlor. „Ich bin ja nun ganz allein und habe Niemanden mehr.“

Ich werde diese Worte niemals vergessen.

Kleiner Briefkasten.

K. in G. Das Comité der Schleswig-Holstein-Lotterie wird nächstens einen ausführlichen Prospect ihres Spielplans vermittelst der Gartenlaube verbreiten lassen. Sie werden darin Beantwortung Ihrer Anfrage finden.

Zur Nachricht!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die fortwährend steigende Auflage unsers Blattes ist uns eine Bürgschaft, daß dasselbe nach wie vor seine Aufgabe mit Glück gelöst hat und noch immer ein Liebling der deutschen Lesewelt geblieben ist. Auch im nächsten Quartal hoffen wir die Erwartungen des Publicums zu erfüllen und erlauben uns aus dem reichen Schatze von literarischen und artistischen Beiträgen aller Art, über die wir zu gebieten haben, nur einige wenige der zunächst zum Abdrucke kommenden zu nennen.

Außer den bekannten Beiträgen eines Bock, Roderich Benedix, H. Beta, Guido Hammer, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Max Ring, Julius Rodenberg, Fr. Spielhagen, Theodor Storm, Temme u. a. m. erwähnen wir die nachstehenden:

Der böse Nachbar. Erzählung von Levin Schücking. — Er kommt nicht! Novelle von C. A. Heigel. — Der baierische Hiesel. Bild aus dem Volksleben. Von Herman Schmid. — Der Urmensch. Von Karl Vogt. — Der Vogelfreund im Priesterkleide. Von Brehm. Mit Illustration, nach einem Aquarell von Werner. — Glanz und Elend. Böhmisches Industriebild. Die Wiesbadener Spielhölle. Zweite Enthüllung. Von Paul Frank. — Ein seltener Mönch. Von Gustav Steinacker. Mit Illustration. — Sonntagsidyll aus dem baierischen Hochlande. Von Ludwig Steub. Mit Illustration von Theodor Pixis. — Aus der Turnhalle. Von Georg Hirth. — Eine Fahnenweihe zu Athen, im Mai 1864. — Ein Wasserbahnbrecher. Von Fr. Hofmann. Mit dem Portrait von Karl Heine. — Ein Tag im Harem. Mit Illustrationen nach persischen Originalbildern. — Das Freitagsgebet des Sultans. Geschichten und Skizzen aus Paris. Vom Verfasser der „lebenden Bilder aus dem modernen Paris“. — Der Segen des Mansfelder Bergbaus. Mit Illustration. — Ein französischer Oppositionsmann. Von Schmidt-Weißenfels. — Aus den Sclavenstaaten. Von einem reisenden Naturforscher. 1. Der Negerball. — In der Liedertafel. Mit vielen Illustrationen. — Die Amazonen. Von Otto Ule. — Palast Vendramin in Venedig. Ein Reliquiencabinet der Herzogin von Berry. Von Georg Hiltl. — Der Faustthurm in Schwaben. Mit Illustration von Theodor Pixis. — Schiller's Räuber im Walde von Stuttgart. Von Karl Schöll. Mit Illustration nach Heideloff von Paul Thumann. — Eine Felsencolonie ungarischer Winzer. Mit Illustration. — Erinnerungen an Herloßsohn. Von Ferdinand Stolle. — Federzeichnungen aus Thüringen. Von Ludwig Walesrode. II. Der Naturmörder. — Burgherr und Sammler. Von Ludwig Storch. Mit Illustration. — Eine Tochter Nürnbergs. Deutsches Culturbild. — Eine leichte Person. Wiener Reminiscenz. Von Albert Traeger.

Daß wie immer

den Tagesereignissen und Zeiterscheinungen

eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden wird, bedarf keiner ausdrücklichen Betonung.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im September 1864.

Die Verlagshandlung von
Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 40. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der böse Nachbar.

Erzählung von **Levin Schücking**.

1.

Ein junger Mann schritt unfern der Weser durch eine waldreiche Gegend, in welcher die wenig erhobenen Hügelrücken dichtes Laubholz trugen, während die schmalen Thaleinsenkungen dazwischen von saftig grünen Wiesenflächen eingenommen waren. Der Weg des Wanderers, ein gewundener Fußpfad, hielt sich fast immer in wohlthuendem Schatten, und einen anmuthigeren Weg für eine Fußwanderung konnte es nicht geben. Bald durch die grünen Waldeshallen, in welche die Nachmittagssonne schräg ihre Lichter warf; bald an den klaren, hier und da über ein Wehr rauschenden Bächen entlang, welche die Wiesenflächen durchliefen; auch zuweilen über kleine Brücken und Stege, über welche die breiten Aeste sich wölbten wie hohe Lauben. Im Walde pfiff die Goldamsel, und anderes Gevögel zwitscherte und sang in den Zweigen; den starren Waldbäumen, die sich nicht regen und bewegen können, ist ja das beweglichste und beschwingteste Volk in der ganzen Schöpfung zu Gesellen gegeben. Wo die Sonne einen größeren Fleck des Weges beschien, schlängelte sich auch wohl eine behende Eidechse und verschwand raschelnd im vorjährigen Laube. Sonst war alles still. Menschen schienen in dieser romantischen Waldgegend nicht zu hausen, oder, wenn sie da waren, die Hut ihrer Wiesen dem lieben Gott überlassen zu haben, den sie, in grober Holzarbeit ausgeschnitzelt, an braune, neben dem Wege aufgerichtete Kreuze gehangen hatten.

Schloß Falkenrieth.

Der junge Mann, welcher durch diese Gegend schritt, sah am meisten einem wandernden Studenten ähnlich — dann aber jedenfalls einem, der über den Büchern nicht die frische und kecke Lebenszuversicht verloren. Er blickte aus den dunklen Augen sehr scharf und fast herrisch um sich; die Züge waren gebräunt, unter der feingeschnittenen Nase hatte sich ein respectabler blonder Schnurbart entwickelt; blond auch war trotz der dunkelbraunen Augen das lockig gekräuselte Haupthaar; hoch und stark entwickelt die Stirn, auf der ein österreichisches Militärkäppchen mit dem gerade vorstehenden Lederschirm thronte.

Das letztere deutete nun freilich nicht gerade auf den Studenten; aber das Aeußere des jungen Mannes that es, der bestaubte Kittel, der kleine leichte Tornister und, mehr als das, etwas Keckes, Selbstbewußtes und doch Gedankenvolles in seinen Zügen.

Noch einen von Wald überschatteten Hügel hatte unser Wanderer hinter sich und war eben an ein Drehkreuz am Ausgange des Gehölzes gekommen, als er überrascht plötzlich von der Seite her vor diesem Drehkreuze ein lebendes Wesen Halt machen sah, das freilich nicht hindurchkonnte und nun ungeduldig den Kopf aufwarf, sich streckte und heftig schüttelte und dann aus Leibeskräften ungestüm um sich schlug, um das Fliegen- und Bremsenzeug abzuwehren, das sich über ihm versammelt hatte.

Dies neu auftauchende Wesen war ein schönes, kräftig gebautes braunes Pferd, das auf seinem Rücken ein Paar Gurte

und unter seinem Bauche einen nicht mehr neuen, nach alter Art construirten Damensattel trug, dessen kurzer Bügel nachschleppte und jeden Augenblick die Hinterhufe des Thieres einzufangen drohte.

Unser junger Mann nahte dem Flüchtling mit möglichst ruhigen Bewegungen; das Pferd blickte ihn mit vorgestrecktem Hals durch die weitgeöffneten Nüstern schnaubend an; in dem Augenblick, wo der Wanderer mit raschem Griff den herabhängenden Zügel faßte, schnellte es den Kopf in die Höhe und wollte die Flucht ergreifen; aber es war zu spät — es war gefangen!

Der junge Mann klopfte und streichelte dem Thiere den Hals, und sprach ihm mit einer weichen eigenthümlich wohllautend klingenden Stimme zu; dann knüpfte er die zerrissenen Zügel aneinander, und nachdem er diese fest um das Drehkreuz geschlungen, begann er den Sattel loszuschnallen und wieder in seine richtige Lage zu bringen. Dies gelang ihm, indem er seine Thätigkeit häufig unterbrach, um die Bremsen abzuwehren, welche augenscheinlich das arme Thier in die Aufregung gebracht, in der es seine leichtsinnige Escapade gemacht hatte. Als er damit zu Stande gekommen und die Zügel wieder gelöst hatte, führte er es eine Strecke weit auf dem Fußpfade hinter sich. Der Weg lief jetzt zwischen dem Gehölz links und einer schmalen Wiesenfläche rechts; die tief in den weichen Wiesengrund eingeschlagenen Hufspuren zeigten, daß das flüchtige Thier von dieser Seite gekommen war. Nach einer Weile blieb der junge Mann stehen, warf dem Pferde die Zügel über den Hals, trat an seine Seite und schwang sich mit großer Leichtigkeit, ohne des fehlenden hülfreichen Männer-Bügels zu bedürfen, auf den Rücken des Pferdes, auf dem er sich leicht und sicher wie eine Dame festsetzte und nun das Thier völlig in seiner Gewalt zeigte.

War unser Wanderer ein Student, so mußte er mit vielem Erfolg, das sah man, die Universitätsreitbahn besucht haben und jedenfalls war er „in allen Sätteln gerecht".

Der Pfad, dem der Reiter folgte, verließ jetzt das schmale Wiesenthal, zog sich rechts über einen kleinen mit Buchenwald bedeckten Rücken, der eine Verbindung zwischen zwei höheren rechts und links sich erhebenden Waldbergen bildete, und führte, leise niedersteigend, an der anderen Seite des Rückens hinab bis an eine Stelle, wo der Fremde durch ein von den Buchenzweigen gewölbtes dunkles Thor ein von der Sonne grell beschienenes reizendes kleines Landschaftsbild erblickte, welches das Waldthor auf's schönste umrahmte.

2.

Es war eine Scenerie ganz eigenthümlicher Art. Ein kleines rundumher abgeschlossenes Thal, umgeben von grünen, dicht mit Laubholz bestandenen Bergen, an deren Fuß Wald und Wiese sich um den Raum stritten und in diesem Kampfe kleine Buchten hervorgebracht hatten, jenachdem das eine oder das andere in das Gebiet des Grenznachbars eingedrungen. In der Mitte ein großer ovaler Weiher, dunkel, spiegelglatt, reich besäet mit träumerischen weißen Seerosen und belebt von einer Schaar weißer Enten, und inmitten des Wassers, von seiner Fläche klar gespiegelt, auf starken Grundmauern sich erhebend, ein kleiner eigenthümlicher Schloßbau, über einer Terrasse mit vier kleinen Eckpavillons aufsteigend, gelbgrau, verfallen, aber reizend wie ein Märchenbild, wie ein Traum, wie ein Luftschloß, das eine Poetenphantasie sich baut.

Das braune Damenpferd wieherte, als es des kleinen Schlosses ansichtig ward, und hob sich aus eigenem Antrieb zu einem kurzen Galopp, der den Reiter nach wenigen Augenblicken, an einer verfallenen Gartenmauer entlang, zu einem Wirthschaftsgebäude brachte, in welchem eine offenstehende Thür in einen Stall blicken ließ. Da der Braune vor dieser Thür hielt, so schloß der Fremde daraus, daß das Pferd sich hier heimisch fühle, und sprang auf den Boden. Keine Menschenseele ließ sich blicken. Er rief. Niemand kam. So führte er das Thier selbst in den Stall. An einem Ring in der Krippe hing das Stück des Zaums, das der Flüchtling abgerissen hatte.

„Also von hier aus," sagte der Fremde, „hast Du den kleinen Ausflug unternommen, mein Brauner . . . nun, es war ja auch Niemand da, der Dich hütete, und wenn die Stallthüren so leichtsinnig offen gelassen werden, kommen die Bremsen herein, die so abscheulich stechen, daß ein geduldigerer Gast, als Du bist, darüber den Koller bekommen könnte! Und jetzt erhole Dich," setzte er hinzu, nachdem er das Thier auf's Neue angebunden hatte und indem er ihm einen Schlag auf die Kruppe gab . . . „und nun will ich sehen, wo wohl Deine Herrin steckt und ob mir denn Niemand dankt, daß ich Dich eingefangen!"

Er schritt, nachdem er die Stallthür hinter sich geschlossen, an dem kleinen Wirthschaftsgebäude entlang einer steinernen Brücke zu, welche mit einer zierlichen auf kleinen Sandsteinsäulen ruhenden Balustrade versehen war. Die Brücke mündete auf die breite mit Steinplatten belegte Terrasse, die ringsumher mit einer gleichen Balustrade versehen war. Dem Ende der Brücke gegenüber stand die Thür, die in das Innere des Gebäudes führte, halb offen.

Das kleine Schloß war ein Bau von einer Hauptetage, mit einem Entresolstock, den runde Fenster, sogenannte Oeils de boeuf andeuteten, darüber; dann kam ein Mansardendach mit schwarzer Schieferbedeckung und hohen breiten Essen; in der Mitte über dem Portal aber sprang aus dem Entresolstock ein Balcon vor, unter welchem in weißer Stuckarbeit ein von mächtigen Sonnenstrahlen umwobenes Phöbushaupt auf die Eintretenden niederblickte; an den Wandflächen zwischen den Fenstern rechts und links waren Jagdtrophäen in Sandstein angebracht; an beiden Seiten des Baues aber erhoben sich zwei schlanke viereckige Thürme mit kleinen Kuppeln und Laternen darauf. Alle Verhältnisse waren edel und schön, das Ganze hätte man in der That kokett nennen mögen, wenn ein Gebäude kokett sein kann . . . und weshalb sollte es das nicht, wenn es zu gefallen und zu bestricken sucht durch ganz besondere Mittel und . . . doch von demselben Stein ist wie das Herz einer koketten Frau!

Der junge Mann schritt von der Terrasse durch die halbgeöffnete Glasthür, die ohne Treppenstufe oder Schwellenerhöhung in das Innere führte, und betrat einen ovalen Salon, der in vollkommenster Harmonie mit dem Aeußeren des Gebäudes stand. Er war kunstreich parkettirt, während an der Decke ein großes mythologisches Gemälde prangte, aus dem nackte Amouretten und halbnackte Nymphen Blumen auf den Eintretenden niederwarfen; über den Thüren Süpporten mit Schäferscenen, die Wandfelder von reichen Stuckzierrathen umrahmt — Alles das gehörte einem und demselben Geschmack an und war sehr hübsch, wenn es auch sehr zerfallen und vom Zahn der Zeit benagt war, der mit so leichten Werkzeugen wie Staub und Spinneweben und feuchtem Dunst Steine zerbricht und Wände umwirft.

An den beiden entgegengesetzten Enden befanden sich zwei Nischen angebracht; die eine war mit allerlei Muschelwerk ausgelegt, und oben auf einer kleinen Stufenpyramide stand hier mit hochaufgerecktem Schnabel ein stolzer Schwan, bestimmt das Wasser auszusprudeln, das einst in Cascatellen die Stufen niedergeströmt war; aber leider war der Schwan todt, das Wasser sprudelte, die Cascatellen rauschten nicht mehr . . . des Fremden Auge flog von der todten staubgeschwärzten Muschelnische der gegenüberliegenden Nische am andern Ende des ovalen Raumes zu, und hier traf es auf einen Schwan, der lebendig war und athmete.

Der athmete und zwar sehr überrascht hoch auf athmete; ein hochgewachsenes, schlankes junges Mädchen, das auf dem Sockel einer Statue des Meleager saß und bisher in eine Lecture versunken gewesen war — das Buch, welches sie gehalten, entsank ihrer Hand, als sie jetzt auffahrend ein leises: Ah! der Ueberraschung ausstieß.

Sie war gekleidet in eine weiße Blouse und einen langen dunkelgrünen Reitrock; ihr Reithut mit weißer Feder, Handschuhe und Gerte lagen neben ihr zu Füßen des Meleager, der die zweite Nische ausfüllte.

Der Fremde nahte sich ihr rasch und hob das Buch auf, das sie hatte fallen lassen. Er überreichte es ihr mit einer Verbeugung, nachdem er einen Blick auf den blauen Umschlag geworfen.

„Sie lesen da ein reizendes Buch, mein gnädiges Fräulein," sagte er dabei mit einer gemüthlichen Unbefangenheit, als ob er eine längst Bekannte anrede, „,das Pferd des Phidias',* ich freue mich zu sehen, daß es bis in diese Waldgebirge gedrungen, es kann nichts Geistreicheres und Hübscheres geben, als diese Plaudereien à propos d'un cheval — aber man darf nicht ganz das eigene darüber vergessen und in den Wald durchgehen lassen . . ."

Die junge Dame, die etwa zwei- bis vierundzwanzig Jahre haben konnte und deren feine vornehme Züge sich mit hellem Roth bedeckt hatten, während der Fremde, der ihre völlige Einsamkeit so unvermuthet unterbrochen, sie angeredet, blickte ihn jetzt mit einem

* Plaudereien aus Athen von V. Cherbuliez. Jena, 1861.

Ausdruck an, worin etwas von zurückweisender Kälte lag. Aber zugleich war sie augenscheinlich verlegen und verwirrt durch diese plötzliche Erscheinung, und sie fragte ein wenig stotternd:

„Ich verstehe Sie nicht . . . mein Pferd ist doch nicht . . .“

„Ist aus Verzweiflung über die Vernachlässigung von Seiten seiner Herrin aus dem Stalle gelaufen und durchgegangen.“

Die Dame sprang auf und machte einen hastigen Schritt der Thür zu.

„Beruhigen Sie sich, mein gnädiges Fräulein, ich habe es eine Viertelstunde von hier im Walde aufgefangen und zurückgebracht. Es steht jetzt an seiner Krippe so ruhig wie das Pferd des Phidias an seinem Fries.“

„Dann muß ich Ihnen in der That dankbar sein,“ sagte die Dame leise und langsam, den Fremden jetzt ruhiger musternd und ein wenig widerstrebend, einem unbekannten Menschen danken zu müssen . . . „ich hoffe es ist unverletzt?“

„Es ist Alles unverletzt daran bis auf die Zügel, die ich wieder zusammengeknotet habe.“

„Nun, in der That, ich bin Ihnen sehr verbunden,“ wiederholte das junge Mädchen mit einer kurzen Verbeugung und nahm den Hut und die Handschuhe auf, um zu gehen.

„Darf ich Sie nicht bitten, mir eine Auskunft über dies kleine Schloß zu geben?“ fragte der junge Mann, während sie den Hut auf ihren blonden Locken befestigte. „Ich bin fremd hier, fremd geworden wenigstens. . .“

„Das Schloß heißt Falkenrieth und war ursprünglich ein Jagdhaus der Fürsten von W. Man sagt, einer der Fürsten habe es zur Sommerfrische für seine . . .“

Das junge Mädchen zog, während sie dies sagte, langsam ihre Handschuhe an und schien bei den letzten Worten plötzlich auf eine Schwierigkeit dabei zu stoßen, so daß sie über dem heftigen Niederstreichen des widerspenstigen gelben Leders vergaß, was sie sagen wollte.

„Falkenrieth? der Name lautet hübsch!“ bemerkte der Fremde.

„Es gehört jetzt zur Concursmasse der gräflichen Familie von Wasenstein, und die sucht es zu verkaufen, weil es nur Erhaltungskosten macht und der kleine Waldbering, der ringsumher dazu gehört, sehr wenig einbringt in dieser entlegenen Gegend . . .“

„Es ist ganz allerliebst und eine würdige Schöpfung einer verliebten Fürstenphantasie,“ versetzte der junge Mann. „Man sollte es allen Neuvermählten im Lande für ihre Flitterwochen einräumen, wie die Thurmstube auf dem Stephansthurm zu Mainz. Kann man die übrigen Räume sehen?“

„O ja,“ fiel die junge Dame, gesprächiger werdend, ein; und als ob es ihr eine Befriedigung gewähre, die kleine Schöpfung Jemandem, der ein Auge für seine Schönheit verrieth, zu zeigen, ging sie lebhaften Schritts der nächsten Flügelthür zu und öffnete sie.

Der Fremde blickte in ein kleineres, weiß und rosaroth decorirtes Zimmer, dessen Farben sich besser erhalten hatten, als die des ovalen Saales.

„Das reinste Rococo, das man sehen kann,“ bemerkte er; „man kann den Styl Louis Quinze nicht geschmackvoller durchgeführt finden! Es ist nur schade, daß alle Einrichtung fehlt. Welch' schöne Marmortische auf vergoldeten Löwenklauen und Bocksfüßen, welche prächtigen eingelegten Schränke und Boule-Arbeiten würden wir sonst sehen!“

„Das ist Alles längst fortgeschleppt,“ antwortete die Dame, „das Gebäude steht schon lange vollständig leer . . . Sie sind wohl Künstler?“ wandte sie sich dann plötzlich an den jungen Mann.

„Künstler? . . . nun ja; aber wer darf sich so nennen? Wer darf von sich sagen, in dem, was seine Hände stümpern, sei von ihm ein Strahl der ewigen Schönheit eingefangen?“

„Ich sah es, weil Sie ein Auge für diese Sachen haben,“ fuhr die junge Dame jetzt, seitdem sie den Fremden in eine bestimmte Lebensstellung eingerückt erblickte, mit weit größerer Unbefangenheit fort. „Sie werden Studien in unserer Waldgegend machen wollen, und es freut mich, daß Sie dies vorhaben. Wir haben so wundervolle Partieen, und doch ist es so selten, daß sich hierher ein Künstler verirrt!“

„Leider komm' auch ich nicht zu solchen Studien hierher, ich bin, wie gesagt, nicht anmaßend genug mich Künstler zu nennen, und mein Dilettiren beschränkt sich auf Kneten von Thon und Bosseln von Stein — ich pfusche in die Plastik!“

„Plastik?“ wiederholte die junge Dame; „ein seltenes Talent, das am höchsten stehen soll, obwohl ich in seine Geheimnisse nicht recht einzudringen verstehe, die Plastik hat und behält etwas Todtes, Kaltes für mich. . .“

„Trotz Ihrer Lectüre?“ fragte der Fremde, indem er auf das zu den Füßen des Meleager liegen gebliebene Buch deutete.

„Trotz des Pferdes des Phidias und alles Geistvollen, was darin über die plastische Darstellung eines atheniensischen Gaules gesagt ist . . . ich bin hier in der romantischen Waldeinsamkeit groß geworden, zwischen einfachen Scenerien, die nur durch Linien und Farben wirken — die Romantik soll sich mit der Plastik nicht vertragen . . .“

„Sind Sie musikalisch?“

„Auch das nicht!“

„Dann sind Sie für die Plastik nicht verloren!“

„Sonst wäre ich es?“ fiel sie lächelnd ein — „aber,“ sagte sie sich wendend, „der atheniensische Gaul hat mich an den meinen erinnert; es wird Zeit, daß ich heimkehre. Wollen Sie sich noch umschauen in dem Gebäude, so thuen Sie es, aber schließen Sie die Thür und geben Sie den Schlüssel drüben im Wirthschaftsgebäude bei den Wärtersleuten ab.“

„Ich habe genug für heut' und werde später wohl zurückkehren,“ sagte der Fremde . . . „ich hätte große Lust, das hübsche Schlößchen zu kaufen. Was wird es kosten?“

„Sie? kaufen?“ rief die junge Dame mit einem Tone wie unangenehme Ueberraschung aus, und mit einer Miene, aus der alle Heiterkeit verschwunden war, zu ihm zurückblickend. Der Blick auf seine äußere Erscheinung aber schien sie zu beruhigen.

„Man fordert mehr als zehntausend Thaler dafür,“ fuhr sie fort, indem sie durch die Thür des Salons schritt und, nachdem der Fremde ihr nachgekommen, zu schließen versuchte, eine Mühe, bei welcher der junge Mann ihr zuvorkam.

Sie gingen schweigend über die Brücke. Am Ende deutete die Dame auf eine kleinere Thür im Wirthschaftsgebäude und sagte: „Geben Sie da den Schlüssel ab. Adieu, mein Herr!“

Sie wandte sich mit einem halb freundlichen, halb stolzen Nicken des Hauptes von ihm ab und ging zu ihrem Pferde. Der junge Mann öffnete die ihm bezeichnete Thür und trat in eine kleine Küche; es war Niemand darin, auch in der hinterliegenden Kammer nicht. Er legte deshalb den Schlüssel auf den Tisch und kehrte zurück.

„Es ist Niemand da,“ sagte er, der Dame nacheilend, „Niemand, der Ihnen behülflich sein kann, und Sie müssen sich deshalb schon meine Dienste gefallen lassen.“

Ohne ihre Einwilligung abzuwarten, holte er das Pferd aus dem Stalle, zog die Sattelgurte an und führte das Thier an einen daliegenden kurzen Holzblock, der das Aufsteigen erleichtern konnte. Die Dame sprang darauf, aber bevor sie aufstieg, untersuchte sie die kleine Satteltasche.

„Mein Gott, nun ist das Tuch und das Taschenbuch, das ich hineingesteckt hatte, verloren!“ rief sie klagend aus.

„Wenn Sie es darin gelassen haben, so ist es freilich herausgefallen, der Sattel hing unter dem Bauch des Thieres . . . hatte das Taschenbuch Werth für Sie?“

„Gewiß, großen . . . ich möchte es um Vieles nicht missen —“

„So will ich suchen, den Spuren des Pferdes nach, die es bei seinem Ausbrechen hinterlassen hat . . .“

„O nein, nein, nein, das sollen Sie nicht,“ fiel die Dame geängstigt und erschrocken vor dieser neuen Verpflichtung gegen den Fremden ein.

„Aber wenn es Werth für Sie hat . . . und da Niemand anders da ist . . .“

„Doch, doch, da kommt schon Jemand!“

In der That hörte man Schritte, die Schritte eines eilig Laufenden; im nächsten Augenblick kam ein Bauernbursche von etwa fünfzehn Jahren um die Ecke des Wirthschaftsgebäudes gelaufen, über dessen gerötheten Gesicht die hellen Tropfen Schweißes niederperlten. Er hielt ein feines gesticktes Taschentuch und das Buch in der Hand.

„Gnädiges Fräulein, ist das Ihres?“ rief er athemlos aus.

„Ja, ja,“ sagte sie hocherfreut, „das ist brav von Dir, mein Junge!“

„Ich fand es auf der Wiese drüben im Sundern,“ sagte der Junge luftschöpfend . . . „und da dacht' ich's gleich, daß es

Ihr's sein müsse, und gab mich auf den Lauf, um's Ihnen zu bringen, weil ich Sie nach Tisch hatte auf Falkenrieth zureiten sehen . . ."

„Ich danke Dir in der That . . . wie heißt Du?"

„Ich bin des Waldkaspars Franz . . . geben Sie mir etwas, gnädiges Fräulein!"

Das gnädige Fräulein griff in eine Falte ihres Reitrockes, und roth werdend zog sie die Hand leer wieder heraus, einen verlegenen Seitenblick auf den Fremden werfend.

„Wir sind so arm," sagte der Junge, sich zu dem fremden Herrn wendend.

Der Fremde zog eine Börse hervor, öffnete sie und mit einem unbefangenen Lächeln sagte er: „Mein Junge, ich habe nicht einen rothen Pfennig!"

Die junge Dame sah mit einem Blick, worin etwas von Verwunderung und etwas von Schadenfreude lag, den Käufer von Schloß Falkenrieth an; dann sagte sie mit spöttischem Ton: „Nun, Sie werden Falkenrieth wohl nicht theurer machen." Und zu dem Jungen sich wendend: „Mein guter Bursche, willst Du morgen Nachmittag wieder hier sein? Dann werd' ich Dir einen Gulden mitbringen, hörst Du?"

„Es ist gut!" sagte der Bursche ein wenig verdrossen und ging, um hinter der Ecke des Gebäudes wieder zu verschwinden.

Sie schwang sich jetzt in den Sattel, während der Fremde das Pferd hielt. Als sie die Zügel genommen hatte, blickte sie auf den jungen Mann mit einer Miene herab, in welcher sich jetzt ein Ausdruck verlegenen Zweifels malte, sie bewegte die Lippe, als ob sie sprechen wolle, und schwieg doch und erröthete dann, als ob sie etwas gesagt, was sie verlegen mache, endlich sagte sie halblaut: „Wie werden Sie denn weiterreisen können, wenn . . ."

„Wenn Sie Ihren letzten Groschen schon vor zwei Stunden einem Bettler geschenkt haben?" fiel der junge Mann ein, da sie sich unterbrach; „ich danke Ihnen für Ihre Sorge, mein gnädiges Fräulein; in einer Stunde werde ich daheim sein!"

„Dann leben Sie wohl, ich danke Ihnen für Alles, was Sie an mir und meinem Pferde gethan!"

Mit einem huldvollen Lächeln neigte sie den Kopf und ritt davon. Der Fremde schaute ihr eine Weile nach, als ob seine Blicke ihr magnetisch angezogen folgten; dann, wie aus einem Traum erwachend, sagte er: „Was mag sie von mir denken — keinen Pfennig Geld in der Tasche und große Reden führen — Schloß Falkenrieth kaufen! Welch ein Renommist! Wie boshaft sie mir's vorwarf! Wie sarkastisch! — Es war abscheulich!" Er lachte auf, dann fuhr er mit einem tiefen Seufzer sehr ernst fort: „Ach, es ist oft sehr hart, keinen Pfennig zu haben . . . wir kennen das ja!"

Er schritt voran, den Fußsteig, den er gekommen, nach rechts hin weiter verfolgend, während die Dame einen Fahrweg nach links eingeschlagen hatte. Bevor sie hinter den Waldbäumen, die sie jetzt erreicht hatte, verschwand, blickte sie noch einmal nach dem Wandernden um; er grüßte lebhaft winkend und erröthete dann über das, was er gethan.

3.

Der Weg, den der junge Mann verfolgte, führte aus den Bergen heraus in ebnere Gegend, worin der Anbau vorherrschte. Hier und da lagen kleine Gehöfte; nach einer halben Stunde hatte er einen Weiler erreicht, und durch die einzige breite Gasse desselben schreitend, kam er an ein altes verfallenes eisernes Gitterthor, hinter welchem eine dunkle Ulmenallee auf einen hohen stattlichen Edelhof zuleitete. Das Gitterthor war verschlossen, aber die kleineren Einlässe rechts und links daneben standen offen, und unser Wanderer schritt durch einen derselben und dann unter den dunkeln Wipfeln der Allee dahin. Am Ende derselben lagen zwei kleine Gebäude, achteckig, mit schindelbedeckten Kuppeln versehen; eine brusthohe Mauer verband sie und schloß so einen Hof ab, in dessen Hintergrunde ein altes Herrenhaus mit doppelfluchtiger Treppe und großem Portal sich erhob.

Als der junge Mann durch das Staketthor in jener Mauer den Hof betreten hatte, hielt er seine Schritte an und überschaute mit einem ernsten, sinnenden Blick die Scene. Sein Auge glitt über das Ganze, als ob er längst Gesehenes wiederzuerkennen suche, oder als ob seine Erinnerung den abendstillen, verlassenen Hof mit entschwundenen Gestalten bevölkern wollte. Dann trat er an eines der achteckigen Gebäude und blickte durch ein vergittertes Fenster in das Innere. Es war zu einer Kapelle eingerichtet; sein Auge haftete auf dem im Schatten liegenden Altar, auf den Stufen, wie das eines Mannes, der die Stelle erblickt, wo er vor Jahren gekniet und die ersten Gebete seiner kindlich gläubigen und reinen Seele gesprochen. Dann wandte er sich ab und näherte sich dem Herrenhause. Aus dem Portal trat eine Magd und kam ihm die Treppe niedersteigend entgegen; hinter ihr aus der geöffneten Hausthüre stürzte ein großer Hühnerhund hervor und bellte den Fremdling an.

Die Magd hatte Mühe, das Thier zu besänftigen, und die Frage des Fremdlings nach dem Herrn Administrator beantwortete sie dahin, der Herr sei nicht daheim, auf den Feldern irgendwo, aber er werde gleich heimkehren, da es Zeit zum Abendessen sei.

„Ich will auf ihn warten," sagte der junge Mann und schritt in's Innere des Hauses. In dem Corridor, der ihn umfing, öffnete das Mädchen eine Seitenthür, die in das Empfangzimmer des Herrn führte.

Der Fremde warf seinen leichten Tornister vom Rücken und auf den runden Tisch inmitten des Zimmers; dann setzte er sich auf ein hartes Roßhaarkanapee und überblickte die Einrichtung des Gemachs: altfränkische Möbel, schlechte Lithographien in schwarzen Rahmen an den Wänden und schäbige werthlose Nippsachen auf der geschweiften Commode unter einem großen venetianischen Spiegel. Nachdem der junge Mann eine Weile ausgeruht, sprang er, wie unruhig bewegt, wieder auf. Er suchte aus einem Bündel Cigarren, das auf der Commode lag, die bestgearbeitete heraus, entzündete sie mit dem Feuerzeug, das daneben stand und ging dann hinaus, um im gegenüberliegenden Raume das Mädchen wieder aufzusuchen, das darin verschwunden war; es war eine große dunkle Küche, die er betrat, das Mädchen stand neben einem andern am Heerd und hantirte mit Teller und Schüsseln.

„Du kannst auf einen Gast mehr zählen," sagte er zu der ländlichen Schönen, „aber jetzt komm mit mir und schließ mir den oberen Stock auf, ich will die herrschaftlichen Zimmer sehen."

Das Mädchen warf ihm einen erstaunten, ihrer Küchencollegin einen fragenden Blick zu; in der Annahme, daß der Fremde, der so befehlend auftrat, ein genauer Freund des Herrn sei, gehorchte sie jedoch. Sie nahm ein Schlüsselbund von der Wand und schritt voran.

(Fortsetzung folgt.)

Behüt Dich Gott!

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n,
Und was das arme Herz auch sehnt und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergeh'n.
In Deinen Augen hab' ich einst gelesen,
Es blitzte drin von Liebe, Glück und Schein:
Behüt Dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden,
Ein sturmgeprüfter müder Wandersmann.
Ich träumt' von Frieden dann und stillen Stunden,
Da führte mich der Weg zu Dir hinan.
In Deinen Armen wollt' ich ganz genesen,
Zum Danke Dir mein junges Leben weih'n:
Behüt Dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Die Wolken flieh'n, der Wind saust durch die Blätter,
Ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld,
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt;
Doch wend' es sich zum Guten oder Bösen,
Du schlanke Maid, in Treuen denk' ich Dein!
Behüt Dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Victor Scheffel.

Schiller's Räuber auf ihrer ersten Bühne.

v. Hoven. Heideloff. Dannecker. Schiller. Kapf. Schlotterbeck.

Schiller liest fünf Mitschülern die „Räuber" im Walde bei Stuttgart vor.
Nach der Originalskizze von Victor Peter Heideloff auf Holz gezeichnet von Paul Thumann.

An einem Sonntage des Sommers 1778 begab sich in Stuttgart am Thor der Militär-Akademie das Ungewöhnliche, daß bereits am frühen Morgen eine große Zahl Eleven hinausmarschirte. Sie waren schon in der sonntäglich blanken Montirung, die Degen an der Seite, wohlfrisirt unter ihren Uniformhütchen; sie mußten also dispensirt sein sowohl von dem Rangiren der Abtheilungen zum Frühstück, der Toilette-Revision und Stellung nach demselben, als auch vom Kirchgange. Sie gingen paarweise in gleichem Tritt, mit Aufsehern und Dienern zur Seite, auch der führende Hauptmann fehlte nicht, aber an ihren belebten Mienen konnte man doch merken, daß sie diesmal nicht von der Dienstuhr in Gang gesetzt wurden. Auch nahm der Hauptmann den Weg nach der Weinsteig hinaus, und als sie auf dieser zwischen Baumgeländen und Weinbergen anwärts rückten, löste sich die Colonne in freiere Wander-

gruppen auf. Sie genossen der frischen Morgenluft, der Aussichten über die Stadt und auf das liebliche Thal von Häslach, der ungezwungenen Bewegung und des Gesprächs nach Wahl und Laune. Denn dieser Auszug war ein Spaziergang, keiner der allgemeinen, zu welchen die Akademie bisweilen nach der Vesper in's Freie geführt wurde, auch keine Excursion in Folge gnädigster Einladung des Herzogs, um eine seiner großen Jagden mit anzusehen, aber ebensowenig ein Spaziergang, wie ihn gewöhnliche Menschenkinder sich in einer freien Stunde erlauben, sondern ein — ärztlich verordneter Spaziergang.

In die Karlsschule war eine epidemische Krankheit eingedrungen und hatte nach und nach die Mehrzahl der Schüler ergriffen. Nun das Uebel endlich besiegt war, zog die letzte Abtheilung der in der Genesung begriffenen Karlsschüler aus, um die ihnen vom Hofmedicus Reuß verordnete Waldpromenade abzumachen.

Unter diesen Reconvalescenten waren auch die beiden Eleven von Hoven und Schiller, welche in diesem dritten Jahr ihres Studiums der Medicin schon einigen Theil an der praktischen Behandlung von Patienten, die nach ihnen von der Epidemie befallen worden waren, genommen hatten. Vier andere Eleven aus verschiedenen Abtheilungen, welche aber in der letzten Zeit sich mit Schiller und von Hoven im Krankenzimmer vereint gefunden, hielten sich auch jetzt bei dem gemächlichen Ansteigen und fröhlichen Gewimmel des Trupps meistens in der Nähe dieser beiden Freunde.

Die einzelnen Glieder dieser Jünglingsgruppe müssen wir uns näher betrachten, ehe wir sie zu ihrem heutigen geheimen Ziel weiter verfolgen. Einige von ihnen hob der Glücksstern ihres Lebens hoch genug, um ihre Namen in das Ehrenbuch der Nation zu schreiben. Nicht blos im Widerschein von Schiller's Ruhm glänzen die drei Künstler unter ihnen: Dannecker, der große Bildhauer, der einer der fruchtbarsten Künstler seines Fachs wurde, dem wir die gefeierte Kolossalbüste Schiller's und die bekannte Ariadne im Bethmann'schen Garten zu Frankfurt a. M. verdanken und der, nachdem er bis 1839 die Stuttgarter Kunstschule geleitet, 1841 als Dreiundachtzigjähriger starb; ferner Victor Peter Heideloff, der Stuttgarter, der sich als Bildhauer, Maler und Architekt auszeichnete und besonders die Theaterdecorationsmalerei zu einer gepriesenen Kunst erhob; er ist schon 1816 gestorben, hat aber in seinem Sohne Karl Alexander einen Träger seines Namens hinterlassen, der auch den des Vaters nie vergessen läßt; endlich Jacob Schlotterbeck, gestorben um 1820, als Kupferstecher und Maler einer der geachtetsten Künstler seiner Zeit. Von den beiden Anderen der fünf Krankenzimmer- und Waldgenossen des „Eleven Schiller" erreichte Friedrich Wilhelm von Hoven, der 1838 als Ober-Medicinalrath zu Nürnberg gestorben ist, als akademischer Lehrer (in Würzburg) und als Schriftsteller seines Fachs s. Z. hohen Ruf; der fünfte der Jünglinge, der „Chevalier" Kapf, wird in allen Erinnerungen aus der Karlsschule als „nachheriger Lieutenant" bezeichnet.

Eilen wir nun der hoffnungsreichen Schaar nach. Wir sehen, wie von den Fünfen eben Heinrich Dannecker, dermalen Schüler der Académie des Arts, der, vor sieben Jahren vom Herzog zum Tänzer bestimmt, bald jedoch den Professoren der bildenden Kunst sein Talent zur Plastik verrathen und rasch entwickelt hatte, mit seinen offenen blauen Augen an Schiller's Lippen hing, den er zu Bemerkungen aus dem Bereich seiner anatomischen Auffassung des menschlichen Körpers veranlaßt hatte, und so angeregt aufmerksam war, daß er kaum die zustimmenden Worte hörte, die von seiner andern Seite Jakob Schlotterbeck dazwischen warf.

Nach der auch gedankenspringlustigen Weise der Jugend hatten die erregten Geister der Kunstjünger sich plötzlich im Lobe ihres Lieblingslehrers, des Professor Guibal, festgehakt. Dies veranlaßte wieder den Maler-Eleven Heideloff die hohe Mission der Nadel des Stechers zu preisen, der für die Verbindung der Künste wirke und deren durch Zeit und Ort getrennte Leistungen in reiche Uebersicht sammle — und ebenso rasch sprang er auf die nothwendige Verbindung der Poesie und der Malerei über und war eben daran, erst recht in's Feuer zu kommen, als er von einem Zeichen, das ihm Hoven gab, plötzlich verstummte: die zwanglosen Gruppen zogen sich wieder in eine knappere Ordnung und gleichen Takt der Schritte zusammen, denn der Hauptmann ließ defiliren, während die Aufseher zur Wendung von der Steig in das Gehölz des Bopsers lenkten. Die Einrückenden begrüßten den Wald mit freudigen Blicken und Lauten, die der Hauptmann mit wohlwollendem Lächeln bemerkte, und indem er nun wieder voran durch die Gebüsche ging, folgten die Gefährten in ihrer Bewegung und Zueinandergesellung auf's Neue der Bequemlichkeit und Neigung.

Die drei Kunst-Eleven umgaben mit sichtlicher Anhänglichkeit den still hinschreitenden Schiller, der in Gedanken verloren schien. Hoven zog den Chevalier Kapf heran, weil er Heideloff gar aushören müsse. Unter Schiller's Cameraden war Victor Heideloff derjenige, der auf Schiller bei seinem ersten dramatischen Versuche bezüglich der theatralisch-technischen Gestaltung desselben vorzugsweise einwirkte. Es muß hier nachgeholt werden, daß Schiller während seines dreiwöchentlichen Krankenlagers — gegen das ausdrückliche strenge Verbot jeder geistigen Arbeit im Krankenzimmer — so oft als möglich unter der Bettdecke an seinen „Räubern" schrieb. Das Verbot fand später einige Milderung in der Nachsicht eines Krankenwärters, der aus Rücksicht für Heideloff, in dessen elterlichem Hause er bekannt war, Schiller's Arbeiten stillschweigend gestattete, weil die Freunde sie für medicinische ausgaben. — Heideloff, Schiller's Bettnachbar im Krankenzimmer, war damals Schüler der Theater- und Decorationsmalerei und der Theaterbaukunst und in seiner Ausbildung soweit fortgeschritten, daß nicht nur der Herzog ihn häufig bei seinen prachtvollen Theatervorstellungen in Anspruch nahm, sondern auch die Cameraden ihm die Besorgung des theatralischen Theils ihrer dramatischen Aufführungen in der Karlsschule ausschließlich übergaben. Dagegen benutzte Heideloff ebenso eifrig die ausgezeichnete Dichtergabe seines Freundes Schiller, er munterte ihn auf, sein Talent dem akademischen Theater zuzuwenden, Prologe, Monologe, Epiloge dafür zu fertigen und selbst vorzutragen, und als von Beiden das erste deutsche Schauspiel in der Karlsschule eingeführt wurde, darin die Hauptrolle selbst zu übernehmen. — Es war daher sehr natürlich, daß Schiller sich auch enger an Heideloff anschloß und ihn bei seinen Kunstschöpfungen stets zu Rathe zog. Auch die übrigen Vier nahmen oft an diesen Unterhaltungen, die meist die „Räuber" betrafen, Theil. Da jedoch solche ästhetische Besprechungen im Krankenzimmer zu beschränkt und kärglich waren, so beschloß Schiller, die Gelegenheit des nächsten Genesungs-Spaziergangs zu benutzen, um an einem ruhigen und ungestörten Orte sein Stück zur Beurtheilung und zum Genuß, wie er es so gern that, vorzutragen.

Dieser Augenblick stand den Jünglingen bevor, das wußte Heideloff, und darum zielte er schon in dem Gespräche darauf hin, zu welchem Kapf und Hoven ihn, auf Guibal's Wirksamkeit für das Kunstleben der Karlsschule zurückkommend, von Neuem angeregt hatten. „Was," rief er — „was würde man hier mit all dem Aufwand für Musik und Ballet in der Oper ausrichten, was würden die Verse unsers gekrönten Poeten Haug helfen, wenn nicht Guibal mit Costümen und Attributen und mit seinen Decorationen die unmittelbaren Reize und Contraste der Darstellung, die Scenen und Tempel der festlichen Handlungen erschüfe? Er wird auch wieder für das Festspiel, das Haug schon jetzt auf den Januar zur Geburtsfeier der Frau Reichsgräfin von Hohenheim vorbereitet, den zauberisch geschmückten Schloßsaal und für den Schluß der Vorstellung den brillanten Parnaß mit seiner Phantasie ausstatten. Für die Decoration des mittleren Acts hab' ich gestern die Baumflur bei dem neuen Dorfe und Perspective auf Schloß Hohenheim an Ort und Stelle aufgenommen. Und Schlotterbeck wird fleißig sein, Euch Akademisten zu Bauern und Cyklopen, Schäfern und Göttern harmonisch bunt herauszustaffiren und die Demoiselles von der Ecole als Musen und Nymphen idealisch zu drapiren. Seht, das ist das Feld, wo wir zusammengehören, Ihr Studirenden und wir Kunstschüler, wo wir einander helfen und im Schönen uns höher heben sollen: ein Theater, wo die geistige Bildung durch den Verein aller Künste mit hinreißender Macht sich offenbart und die ganze Gesellschaft begeistert."

„Läßt sich aushalten," versetzte Kapf trocken, „mit der geistigen Bildung bei diesen Maskeraden. Für den Augenblick kann der Spectakel unterhalten, wenn die Beleuchtung glänzend ist, hübsche Gesichter darunter sind und die Schminke nicht zu grob aufgetragen ist auf den Backen und in den Versen. Aber es ist doch Jahr aus Jahr ein dieselbe Garderobe von ländlichen und olympischen Figuranten und dieselbe alte Leier von überhimmlischer Herablassung und Tugend wie Heu."

Ein Lachen ließ rechts und links sich hören in dem Gedränge der Freunde, die auf dem Waldpfade nicht ohne Mühe mit Umgehung von Wurzeln, Sträuchern, Stämmen einander nahe blieben. „Ei, erfreut Dich dieser Rasen und das Laubgehölz nicht?“ fragte Heideloff, „weil sie Jahr für Jahr immer wieder dieselben sind? So sind die Ideale der Kunst freilich alt, aber unsterblich. Nur muß es ein Frühling, ein jugendwarmer Geist sein, der sie zum Blühen hervorruft. Sind Euch die hergebrachten Schauspiele nicht geistreich genug, bietet Euer eigenes Feuer auf, Ihr beredten, witzigen Denker. Nichts ist so sympathetisch, als neuentstehende Poesie! Wenn ich eine Schulaufgabe bekomme, eine Art Ornament auszuzeichnen oder einen Gartenplan, da hängt der Alltagsgeist über meinem Reißbret. Hör' ich aber den Entwurf einer dramatischen Dichtung, wie unlängst von Dir, Schiller, das Scenar des ‚Jahrmarkts‘, der ein Vorspiel werden soll für das Geburtsfest des Herzogs, gleich sind meine Sinne in Bewegung, Vor- und Hintergründe steigen mir auf, ich sehe Figuren und Gruppen mit einem Leben der Motive und einer Kraft der Farben, die durch das Mitgefühl mit der Bildungslust des Dichters, durch den Reiz der Erwartung, ich kann nicht sagen wie, gehoben sind!“

„Glaubt mir,“ rief Schlotterbeck, „die Tage vorigen Monats auf dem Krankenzimmer waren die glücklichsten, seit ich hier bin. Was helfen uns alle Mittel, zu zeichnen, zu schraffiren, zu malen, wenn unsere Empfindung nicht erregt ist? Die quillt auf, wenn uns der Dichter die Welt interessant macht. Als ich im Bett zu hören bekam; woran Schiller schrieb und was er unter der Decke hielt, wenn der Inspector hereinkam, war's mir nicht anders, als wüchs' ich inwendig und auswendig und säh' über die Berge in neue Länder. Nun verstand ich, warum Dannecker zu ihm springt, so oft er kann. Und Hoven mußte ich glücklich preisen, der seit Jahren solche keimende und steigende Phantasieen mit Schiller theilt. Diesen neuesten großen Stoff — nicht wahr, Du, Hoven, hast ihn auf die Idee gebracht? Wir hören doch bald mehr davon ..?“

Da Hoven's Augen dem Fragenden Geduld winkten, ergriff wieder Heideloff das Wort: „Nein, sage selbst, Schiller, hab' ich nicht Recht, daß das erst eine Akademie wird, wenn wir so zusammen, Ihr Dichter voran, große Gebilde zur Reife bringen, nicht verschnörkelte Recepte, sondern wahre Pflanzungen der schönen Kunst, daß wirklich Griechenland in Deutschland neu wird, Poesie und Geschmack in unserm Schwabenland heimisch werden und es verherrlichen!“

„Aber seht,“ rief Hoven, „hier ist's prächtig, hier wird's gut!“

Man war auf einem freieren Platz des Wäldchens angekommen, wo zwischen den Bäumen die Aussicht auf jenseitige Hügel sich öffnete und der lehne Rasen unter den Büschen, erwärmt von der steigenden Sonne, angenehme Ruheplätze bot. Der Hauptmann lud ein, sich hier zu lagern und die leichten Erfrischungen zu genießen, die von den Bedienten gereicht wurden. Er selbst machte sich's in der Mitte des Kreises bequem, etwas erhöht an einer kleinen Böschung, von wo er alle übersehen konnte. Seine Blicke waren jedoch so wenig gespannt, daß sich merken ließ, er wollte die jungen Leute in ihren Unterhaltungen ungestört gewähren lassen. Sie saßen, lagen und schwatzten denn auch nach Herzenslust in verschiedenen kleinen Cirkeln umher.

Schiller's Freunde hatten sich am äußersten Ende des Platzes um einen Buchenstamm gesetzt, und man konnte erkennen, daß der Hauptmann dieses Grüppchen mit etwas mehr Freiheit begünstigte, als die anderen. Hier hielt endlich Heideloff sich nicht länger. „Nun heraus damit, Schiller! Ich brenne darauf schon den ganzen Weg her! Ich hoffe, Du hast Dein Versprechen nicht vergessen.“

„Ich dachte mir auch schon,“ sagte Dannecker mit herzlichem Ton, „daß Du es bei Dir hast.“

Schlotterbeck sah bittend, Kapf erwartend her, und Hoven bemerkte: „Höre, Fritz, der Augenblick ist wirklich geschickt dazu. Da drüben spielen Einige Fangens, Andere botanisiren in der Nähe herum, die Aufseher trinken; der Hauptmann läßt uns Zeit, ein wenig tiefer in's Dickicht zu gehen und in Ruhe Dich lesen zu hören.“

„Wenn Ihr mögt —“ sagte Schiller, sich rasch erhebend, indem eine Röthe seine Wangen überflog.

Sie bogen ein in den Wald und schweigend gingen sie dem Holzweg eine Strecke nach. Unter einer Buchengruppe machte Schiller Halt. Er lehnte sich stehend an einen mächtigen Stamm und zog sofort das Manuscript seiner Räuber hervor. Rechts vor ihm stellte sich Dannecker vor einen anderen Baum, an dessen Seite sich Hoven und neben diesem Heideloff niederließ. Zur Linken von Schiller stemmte sich Schlotterbeck hinter ihm gegen denselben breiten Stamm, der des Dichters Rückenwand machte, und weiter vorn saß hier Kapf auf den Wurzeln einer Fichte, gegenüber von Heideloff.

Augenblicks war dieser Kreis geschlossen, und Schiller begann ruhig mit Erinnerung an das, was er den Cameraden schon mitgetheilt und theilweise vorgelesen. Dann trug er weitere Scenen vor, zwischen welchen er wieder Manches kurz erzählend ergänzte, das noch nicht ausgeführt war. Die Freunde folgten der Darstellung mit solcher Begierde, daß kein Laut sie unterbrach, wo nicht etwa Kapf sich von einem kühnen Witz oder einem drastischen Auftritt einen kurzen Ausruf entlocken ließ. Im Fortschritt zum vierten Act nahm Schiller's Feuer im Lesen und die Spannung der Hörer zu. Es kam zu der nächtlichen Scene, wo Räuber Moor den Alten aus dem Gefängniß des Thurms hervorzieht und in dem schauerlichen Greis den todtgeglaubten Vater erkennt. Als Schiller die Anrede an ihn, die sich aus der furchtbar aufgewühlten Brust des Sohnes hervorkämpft, mit leidenschaftlicher Gewalt über seine glühenden Lippen dröhnen ließ, da zuckte unglaubliche Erschütterung durch die hingerissenen Freunde, und nach einem Augenblick des Entsetzens brachen unaufhaltsam die Ergüsse ihrer Bewunderung los.

„Kerl,“ rief Kapf, „Du hast in Deinem Papier Orkane, die einen umwerfen.“

„Aber,“ fuhr Hoven darein, „wie im Sturm der Blitz mit eins die ganze Landschaft in Gründen und Kanten erhellt, so flackt in diesen erschreckenden Handlungen eine hohe Schärfe der Wahrheit auf.“

„Ja,“ stammelte Dannecker, „groß, unwiderstehlich groß!“

Schiller stand anscheinend ruhig da, aber das Hämmern in seiner Brust verrieth die kochende Aufregung, in die sein eigenes Werk ihn hineingerissen. Gewiß labte sich sein Herz am Anblick der erschütterten Freunde, und wer weiß, ob je wieder ein Dichterlohn ihn so hoch erhoben, als der in diesem Waldwinkel. Dennoch war er der Erste, der vom herrlichen Augenblick der göttlichen Freude zum raschen Abschied rief. „Aber nun, Freunde, leise zurück,“ sagte er, „damit nicht auch Andere, als der Hauptmann, uns vermissen.“

„Da hab' ich wahrhaftig,“ rief Schlotterbeck, „ganz vergessen, wo ich bin, und ich werde wie im Traum zurückkommen. Aber Du, Victor, hast Dein Taschenbuch auf dem Kniee gehabt. Hast Dir wohl Notizen gemacht für die Scene und skizzirst schon eine Decoration?“

„Doch nicht,“ antwortete Heideloff, indem er sich vom Wurzelboden erhob; „denn so viel hab' ich gemerkt: Das läßt sich mit keiner Decoration von Guibal, Scotti und Colomba in's kleine Komödienhaus des Herzogs hineinbringen, es würde Wände und Decken, Bühne und Baldachinloge auseinandersprengen wie eine Bombe. Um so weniger kann ich diese Vorstellung im Walde, unsern engen schmelzend heißen Ring in dieser großen freien Scene vergessen, und darum hab' ich mir geschwind mit zitternder Hand diesen Platz und Schiller in unserer Mitte stehend hier skizzirt.“

Alle, auch Schiller mit blinzenden Augen, steckten die erhitzten Köpfe über dem Blatt zusammen, über demselben Blatte, das jetzt vor den Augen unserer Leser liegt. Es ist eine theure Reliquie des Mannes, der damals als Jüngling für die Verbindung der Poesie und der Malerei schwärmte. Es ward mit rührender Pietät als ein Heiligthum bewahrt vom glücklichen Sohne eines solchen Vaters; es wird nicht entweiht dadurch, daß es endlich durch die Gartenlaube ein Eigenthum und ein Erinnerungsblatt an die stille kleine Wiege unserer großen Literatur für die ganze deutsche Nation wird.

Uebertünchte Ruinen.

Aus der neuesten Aera im Lande Homer's.

Die Besichtigung der zahlreichen Ruinen der griechischen Hauptstadt war beendet, — die üblichen Ausflüge in Athen's Umgegend sollten unsern dortigen Aufenthalt beschließen. Wir gingen daher zu Herrn **Theophilus**, einem neben unserm Hôtel wohnenden Fuhrherrn, und sagten ihm, wir wünschten zu morgen früh um neun Uhr einen zweispännigen Wagen nach Eleusis.

„Wie steht es denn mit der Bedeckung?" fragte der Fuhrherr, der durch langjährigen Umgang mit den in Athen lebenden Deutschen unsere Sprache ziemlich geläufig sprach.

„Sie können einen halben Wagen schicken," gaben wir zur Antwort, „dessen Verdeck sich aufschlagen läßt, wenn es zu warm wird."

„Ganz wohl," bemerkte der Fuhrherr lächelnd; „von einem Verdeck ist aber nicht die Rede. Ich meine die Militär-Bedeckung."

Wir sahen ihn verwundert an.

„Sie scheinen nicht zu wissen," fuhr Herr Theophilus fort, „daß man seit dem Thronwechsel nicht die Nase aus den Thoren von Athen stecken kann, ohne von Räubern angefallen zu werden, und daß zu einer Fahrt nach Eleusis, sowie nach jedem andern Orte, nicht einmal den Piräus ausgenommen, eine militärische Escorte erforderlich ist, deren Bezahlung dem Reisenden den Beutel nicht weniger leicht macht, als ein räuberischer Anfall."

Jetzt lachten wir. Der Aermste hatte wahrscheinlich unter der Regierung des Königs Otto die Kundschaft der Hof-Cavaliere besessen und durch den Thronwechsel Einbuße erlitten.

„Wir sehen wohl," bemerkten wir daher spöttisch, „für morgen sind bei Ihnen keine Pferde mehr disponibel."

„Sie glauben mir nicht?" rief er mit zornblitzenden Augen. „Sehen Sie sich um! Und wenn Sie morgen ohne Bedeckung nach Eleusis fahren, so werden Sie den Cameraden jener fünf Galgenvögel dort einen großen Gefallen thun."

Unsere Blicke folgten seiner Hand, die auf die Straße deutete. Was sahen wir? Fünf wüste Männergestalten, umringt von reitenden Gensdarmen, die theils den blanken Säbel, theils den Karabiner mit gespanntem Hahn in der Hand trugen und ihren Fang einem sichern Gewahrsam zuführten. An Neugierigen, die bei dergleichen Anlässen schreiend nebenher laufen, fehlte es hier gänzlich; das Publicum schien in Bezug auf Räubertransporte bereits blasirt zu sein. Einige von den Räubern waren ohne Kopfbedeckung, die sie wohl bei der Verfolgung verloren hatten. Alle gingen barfuß, trugen die bei den griechischen Landleuten übliche „Flockusta", einen kurzen zottigen Mantel aus grober Schafwolle, dessen glatte Seite im Sommer, und dessen zottige im Winter nach innen gekehrt wird; Alle blickten scheu und trotzig umher wie Eulen, die bei Tage aus ihrem Schlupfwinkel vertrieben und von Sperlingen umschrieen sind.

„Ja, ja!" triumphirte der Fuhrherr, als er unsere betretenen Mienen sah. „Das ist in dieser Woche der dritte Fang, den die Gensdarmen in der Umgegend gemacht haben, und dennoch ist vorgestern Abend auf dem Wege von hier nach dem Piräus die Post angefallen und des Geldes, das sie mit sich führte, beraubt worden. Die Passagiere aber, drei Matrosen, die keinen Heller in der Tasche hatten, sind mit einer Tracht Prügel davongekommen, deren Verdoppelung die Räuber in Aussicht gestellt, wenn die Seeleute sich abermals auf der Landstraße ohne Geld betreten ließen. Damit Sie aber sehen," schloß der Fuhrherr, „daß über meine Pferde noch nicht disponirt ist, soll der Wagen morgen früh um neun Uhr vor Ihrer Thür sein."

„Wir danken für Ihre Güte," riefen wir eifrig, „unter den obwaltenden Umständen leisten wir auf Eleusis Verzicht."

„Das glaub' ich, ohne daß Sie darauf schwören," höhnte Theophilus. „Von Eleusis rede ich nicht mehr. Der Wagen soll Sie nach dem Champ de Mars, dem Exercirplatz, eine Viertelstunde von der Stadt, führen, wo Sie morgen ganz Athen versammelt finden."

„Was giebt es dort zu schauen?"

„Allerlei! Den jungen König, unsere ganze Armee, alle Schönen der Stadt in ausgesuchter Toilette."

„Und die Veranlassung?"

„Sie wissen, daß England uns die ionischen Inseln abgetreten hat. Um nun diese neue Eroberung besetzen zu können, — denn was man besitzen will, muß man bekanntlich besetzen, — ist ein neues Regiment Gensdarmen errichtet worden, denen der König morgen vor ihrem Aufbruche nach den Inseln die Fahne übergiebt. Bei dieser Gelegenheit ist für die übrigen Truppen große Parade und Vorbeimarsch."

Wir gingen auf den Vorschlag des Fuhrherrn mit Vergnügen ein; denn wo die Bewohner des Landes zusammenströmen — sei die Veranlassung, welche sie wolle — darf der Fremde nicht fehlen. Am nächsten Morgen war es sehr lebendig auf dem Schloßplatze, an welchem wir wohnten. Truppen mit klingendem Spiele kreuzten ihn, Equipagen mit Damen in glänzender Toilette rollten darüber hin, zahlreiche Bewohner der Stadt und Umgegend bildeten Gruppen auf demselben, die in jedem Augenblick wechselten. Wir warteten auf unsern Wagen, — er kam nicht. Voller Ungeduld und um auch nicht die geringste Minute zu verlieren, gingen wir hinunter vor die Thür unseres Hôtels und vertrieben uns die Zeit damit, die graziösen Pfefferbäume vor demselben zu betrachten und den feinen, hellgrünen Blättern durch Zerreiben den auffallend starken Gewürzgeruch zu entlocken. Da der Wagen nicht erschien, klagten wir unsere Noth unserm Wirthe, der seine Mußestunden, d. h. seine ganze Zeit mit Ausnahme der Schlaf- und Eßstunden, im Schatten der erwähnten Pfefferbäume zuzubringen pflegt.

„Theophilus ist ein Mann von Wort," entgegnete er. „Aber man kann nicht wissen, was man ihm heut für Ihren Wagen geboten hat. Sie mögen getrost den meinigen nehmen. Anastasius!" rief er dann, und als Anastasius, der Kellner, erschien, befahl er: „Anspannen für den Effendi!"

Der Wirth hatte die Kunst, Fremden die Heimath zu ersetzen, in Constantinopel studirt und nannte, um dies zu zeigen, einen Jeden Effendi. Bald erschien der auffallend anständige, einer Privat-Equipage ähnliche Wagen unseres Hôtels, und wir fuhren zur Stadt hinaus.

Wohl in keinem Orte der Welt kommt man so schnell zur Stadt hinaus, als in Athen; denn von dieser Capitale ist bis jetzt so wenig vorhanden, daß man sich fast an jedem Punkt innerhalb zugleich außerhalb derselben befindet. Mit Ausnahme der Aeolus-Straße, die zum „Thurm der Winde" und zur Akropolis führt, und der Hermes-Straße, welche die vorige senkrecht durchschneidet, findet man fast noch nichts, was man in älteren Städten eine Straße zu nennen pflegt. Athen existirt für jetzt nur in seinem Grundrisse, die Straßen sind ausgesteckt und getauft, aber die Häuser fehlen noch. Dagegen wird an vielen Stellen rüstig gebaut, und das bereits Vollendete wird sauber gehalten. Fertig sind bis jetzt an öffentlichen Gebäuden hauptsächlich das kasernenartige Schloß, welches das neue Athen ebenso beherrscht, wie das alte von der Akropolis dominirt wurde; die Kathedrale, äußerlich sehr frappant im byzantinischen Styl, innen bunt, prächtig und phantastisch; endlich mehrere palastartige Gasthöfe, in denen die schöne Kunst blüht, Rechnungen zu schreiben, und zwar solche, die sich bisher ein Versehen zu Gunsten des Fremden nicht haben zu Schulden kommen lassen.

Wenn sich der Reisende nicht schon durch die herrlichen, an den Meißel des Phidias erinnernden Menschengestalten, die krystallreine Luft und die Schönheit der scharf in sie hineingezeichneten Umrisse der die Stadt umgebenden Höhen des Hymettus und des Lykabettus belohnt genug fühlt, so wäre es wohl der dem Publicum geöffnete Schloßgarten, eine Schöpfung der Königin Amalie, was ihn für so manche Täuschung in und über Athen entschädigen könnte. Die unvergleichlichen und hochphantastischen Gartenanlagen vor dem neuen Orangeriehause in Potsdam; die aus der Mode gekommenen Spielereien zu Wörlitz, Schwetzingen und Hellbrunn bei Salzburg; die unter der Scheere gehaltenen Heckenwände von Versailles und Schönbrunn, die Hesperiden- und Blumengärten der Villa Butera und ihrer Nachbarin, der Villa Serra di Falco in der goldenen Muschel bei Palermo, — diese alle sind uns bekannt und wir wissen ihre Reize zu würdigen; aber über den Garten hinter dem Schlosse von Athen geht doch nichts!

Mag das wüste, dürre Ansehen, welches die griechischen In-

seln, mit Ausnahme von Chios, die griechischen Küsten, der Weg vom Piräus nach Athen und die Umgebungen dieser Stadt selbst haben, freilich viel dazu beitragen, den Reiz des Schloßgartens zu erhöhen, dennoch bleibt er an und für sich eine Schöpfung, die dem Geiste und dem Geschmack der vorigen Königin die höchste Ehre macht. Der Garten ist wie die Offenbarung eines reichen, schönen Frauengemüths, welches sich einzig und allein dem geliebten Freunde erschließt. Je mehr man in ihm herumwandelt, desto mehr Reize entdeckt man, desto mehr fühlt man sich beglückt. Der Fremde hat in einem Lande, dessen Sprache er nicht versteht, das Gefühl der Isolirtheit; fangen aber die Nachtigallen im Schloßgarten an zu schlagen, dann glaubt er sich in seine Heimath versetzt, denn sie reden eine ihm und aller Welt verständliche Sprache. Was ihn aber stets in den Süden zurückführt, das sind die vielen großen Palmen, welche die Königin, so kühn im Versetzen großer Bäume wie der geistreiche Fürst Pückler, von den griechischen Inseln hierher verpflanzen ließ und die alle gut fortgekommen sind. Die Rosenpracht des Gartens erreicht zwar nicht die der Terrasse vor dem erwähnten Orangeriehause bei Potsdam, dafür glüht aber diese „Blume der Liebe“ unter dem griechischen Himmel weit tiefer und leidenschaftlicher, als im Norden.

Aus einer langen Veranda blickt man über das Thal des beinahe wasserlosen Ilissus auf die Säulenreste des von Hadrian erbauten Jupitertempels. Eine der Säulen ist vor einiger Zeit vom Sturmwind umgeworfen und gleichsam in einzelne runde Scheiben zerlegt worden; da sieht man nun die riesigen Verhältnisse des Capitäls und die Stärke der Eisenzapfen, welche die cannelirten Säulenstücke zusammenhielten. Zwei oben miteinander verbundene Säulen dieses Tempels wurden uns als der fünfzehnjährige Aufenthaltsort eines „Säulen-Heiligen“ bezeichnet. Nichts indeß geht über die Anmuth des ziemlich in der Nähe des Schlosses befindlichen Laubsaales, dessen Dach auf Wänden von blühenden Rankgewächsen schwebt und dessen Fußboden mit einem Teppich in matten, stillen Farben bedeckt zu sein scheint. Es ist dieser vermeintliche Teppich indeß ein in der Umgegend aufgefundener antiker Mosaik-Fußboden mit einem so geschmackvollen Muster, daß unsere Teppichfabriken ihn gern als Modell nehmen würden.

Athen leidet Mangel an Wasser. Die Königin aber nahm für die Bewässerung ihres Gartens einen großen Theil des vorhandenen unentbehrlichen Elements in Anspruch. Dies soll ein Grund mit zu der Unzufriedenheit gewesen sein, die zu dem Thronwechsel geführt hat. Die Anhänger der früheren Zustände, deren Zahl, wie behauptet wird, Legion ist, haben der Königin zu ihrem letzten Geburtstage einen Blumenstrauß aus dem geliebten Garten gesendet, — ein sinnreiches, feingefühltes Geschenk, das aber wohl mehr Kummer als Freude bereitet haben dürfte. Das Schloß, in dessen großen Sälen es seit dem Thronwechsel ziemlich still geworden ist, beginnt den Ausdruck von Verlassenheit anzunehmen. In seinem Innern ist es öde und leer, denn die Kunst- und Werthsachen, die es schmückten, sind dem Könige Otto, dessen Eigenthum sie waren, verabfolgt worden, und man sieht nur kahle Wände. Aber „unfühlend ist die Natur“; um das Schloß herum grünt und blüht es, als wäre nichts im Lande vorgefallen. Da jedoch von den 60,000 Drachmen, welche die Königin jährlich auf den Garten verwendete, von der neuen Regierung 40,000 gestrichen sind, so dürfte auch mit dem Grünen und Blühen bald eine Veränderung vor sich gehen.

Warum man nach der Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche die Hauptstadt nicht zum Hafen Piräus hinab verlegt hat, ist schwer zu begreifen; das fabelhaft schnelle Aufblühen von Syra hätte als Fingerzeig dienen können. Freilich ist eine Eisenbahn von Athen nach dem Piräus in Aussicht genommen, aber die Ausführung des Projects kann auf sich warten lassen.

Inzwischen ist unser Wagen beim Champ de Mars angelangt. Wir biegen rechts von der sogenannten Promenade ab, die — ohne Bäume, folglich ohne Schatten — eine Zukunfts-Promenade ist, und verlängern die bereits vorhandene Reihe der Wagen um den unsrigen. Vorläufig sehen wir vor lauter Staub so gut wie nichts. Dann wird eine dichte Wand von Zuschauern sichtbar, die drei Seiten eines offenen Carré's umgeben, dessen vierte Seite von Truppen in zwei Treffen gebildet wird. Lanzenreiter verhindern die Zuschauer, in das Carré einzudringen oder es zu verengen. In der Mitte des auf diese Weise freigehaltenen Raumes erhebt sich ein bescheidener kleiner Pavillon von Holz, zu dem drei Stufen hinaufführen. Er ist nach allen Seiten offen und besteht aus vier schlichten Säulen, die ein Dach tragen. Dieser Pavillon ist mit den höchsten Würdenträgern der griechischen Kirche angefüllt. Ihre ehrwürdigen Gesichter mit den langen, oft silbergrauen Bärten und ihre Gewänder — die Dalmatiken von weißer oder violetter Seide mit reicher Goldstickerei — erinnern an die Apostel, die man in alten byzantinischen Kirchen auf Goldgrund dargestellt findet. Wenn die Priester auseinander treten, zeigt sich ein mit drap d'argent überdeckter Altar, auf welchem kostbare silberne und vergoldete Kirchengefäße blitzen. Einer der Geistlichen hält die neue Fahne in der Hand; man sieht der Ankunft des Königs entgegen.

Während wir uns die Augen eines Argus wünschen, um Alles zu betrachten, was uns umgiebt: die beispiellos schönen Frauen in den Wagen neben uns, die schlanken Männergestalten in der rothen, hellblauen und gelben gestickten Nationaltracht zur weißen, faltenreichen Fustanella und ihre Begleiterinnen mit dem Feß auf den schwarzen Locken vor uns, tritt ein junger griechischer Officier zu uns heran, den wir von Berlin her kennen, woselbst er seine Studien auf der Artillerie- und Ingenieur-Schule gemacht und etwas Deutsch gelernt hat.

„Schlechte Plätze Sie haben,“ rief er, „laßt sorgen mich für bessere.“

Damit verläßt er uns, um bald darauf, begleitet von dem die Lanzenreiter befehligenden Officier, der einen herrlichen arabischen Grauschimmel reitet, zu uns zurückzukehren.

„Aussteigen Sie, bitte!“ sagt unser Freund. „Wir gehen in Pavillon, ist abgemacht Alles!“

Dabei deutet er auf den Schimmelreiter, welcher, des Deutschen nicht mächtig, zur Bestätigung dessen, was uns verkündet worden, freundlich grüßt, mit der Hand auf den Pavillon deutet und sein Pferd, dessen Fell im Sonnenschein wie Atlas glänzt, anmuthig stallmeistert. Wir sträubten uns mit Hand und Fuß gegen dies freundliche Anerbieten, denn wir befanden uns sämmtlich, Damen sowohl wie Herren, in den einfachsten Reiseanzügen. Aber es half kein Widerstreben.

„Hat zu sagen nichts,“ rief unser Freund, indem er den Wagenschlag öffnete; „aussteigen Sie schnell, ich durchführe Sie.“

Kaum hatten wir den kleinen Pavillon erreicht, wo die Priester unsern Gruß dadurch erwiderten, daß sie die Hand auf's Herz legten, als eine Staubwolke von der Stadt her die Ankunft des Königs und seines Gefolges verkündete. Er kam in Generals-Uniform, geschmückt mit dem himmelblauen, gewässerten Cordon seines Hausordens, auf einem hellbraunen Vollblutspferde von großer Schönheit herangesprengt. In seiner zahlreichen Suite befanden sich der Kriegsminister in Uniform, der bekannte vierundachtzigjährige General Hadgi Petros im goldgestickten National-Costüm, die Adjutanten des Königs, berittene Diener, Ordonnanzen ɾc. Vor dem Pavillon anlangend, sprang der junge König rüstig vom Pferde, dieses den Dienern überlassend; die Suite folgte mit Blitzesschnelle seinem Beispiel, wobei der betagte Hadgi Petros seinen jüngeren Cameraden an Behendigkeit nichts nachgab. Die Truppen präsentirten unter Hurrahruf, und die Musik ertönte.

Der König erstieg die Stufen des Pavillons, erwiderte von hier aus den Waffengruß, indem er die Hand an den Hut legte. Sodann wendete er sich nach dem Innern des Pavillons, entblößte sein Haupt und verneigte sich ehrerbietig vor den Geistlichen. Unmittelbar darauf begann die Ceremonie der Fahnenweihe. Sie war für einen mit den Gebräuchen der griechischen Kirche Unbekannten fremdartig und sonderbar genug. Ein Priester goß aus einer kostbar gearbeiteten silbernen Kanne Wasser in ein silbernes Becken, in welchem ein großer Strauß der schönsten Blumen lag. Auf dem Altar standen keine Kerzen; dagegen trug ein junger, schöner Priester in violettem Seidengewande einen wunderlich geformten silbernen Leuchter in der Hand. Dieser bestand aus drei nach unten hin durch drei Arme verbundenen Leuchterknechten, die sich so zu einander neigten, daß die darin steckenden langen Wachskerzen sich in einem Punkte über ihnen kreuzten. In dem Kreuzungspunkte waren sie von einem hellfarbigen Seidenbande umschlungen. Diese drei Kerzen wurden angezündet. Endlich stellte sich vor den Priester, welcher die bunte Dalmatika trug, ein schwarzer, untergeordneter Geistlicher, schlug ein mit Gold und Edelsteinen geschmücktes Kirchenbuch auf und hielt es Jenem vor. Sodann trat der alte Erzbischof an den Altar, der König und alle Anwesenden entblößten ihr Haupt, und die rothseidene Fahne, die bisher zusammen-

gerollt geblieben, wurde entfaltet. Inzwischen hatte sich auch der Oberst des neuen Regiments im Pavillon eingefunden, gefolgt von einem Fahnenjunker und einigen Unterofficieren, die außen an den Stufen harrten, um die Fahne später in Empfang zu nehmen.

Was hätte ein Maler für den Anblick gegeben, der sich in diesem Augenblick uns darbot! Das schönste Bild war gestellt, da brauchte weder etwas hinzugethan, noch etwas hinweggenommen zu werden. Die Ceremonie im Pavillon, die byzantinischen Costüme der Geistlichen, die Uniformen der Officiere, die Kirchengefäße, die Waffen, sie wären des Pinsels eines Paul Veronese würdig gewesen. Die zahlreichen Diener, ungeduldige Rosse an goldenen Zügeln haltend, und das bunte Zuschauer-Publicum, welch' ein Vordergrund! Das Militär, die Akropolis und die Höhenzüge des Hymettus — was für ein Hintergrund!

Bei der krystallreinen Luft Griechenlands hat man auch die entferntesten Gegenstände immer fast dicht vor den Augen; und so schien es denn, als hätten die Akropolis, der Lykabettus, der Hymettus und der Pentelikon sich persönlich zur Fahnenweihe eingefunden. Der Erzbischof fing nun an zu psalmodiren, die Priester antworteten durch ein Gemurmel. Mitunter erhob seine Stimme sich zum schwachen Gesange, dann tönte auch die Antwort der Priester im vollen harmonischen Chor. Dabei neigten, beugten und bekreuzigten sie sich mit großer Würde. Endlich breitete der Erzbischof beide Hände über das Wasser und sprach unter lautloser Stille seiner Umgebung ein Gebet dazu. Nachdem er so das Wasser geweiht, nahm er aus demselben den Blumenstrauß, küßte ihn feierlich dreimal und bespritzte damit zuerst die Fahne, dann die Geistlichkeit und zuletzt die übrigen im Pavillon Anwesenden. Sodann tauchte er den Strauß abermals ein, und nachdem er ihn wiederholt bekreuzt und an die Lippen geführt, nahte er sich unter dem vollen Gesange der Priester dem jungen Könige und benetzte ihm damit die Stirn. Hiermit war der geistliche Act der Fahnenweihe beendet.

Der König, welcher weder der griechischen Kirche angehört, noch der griechischen Sprache mächtig ist, zog sein Taschentuch hervor, trocknete sich damit Stirn und Gesicht und bedeckte sich. Hierauf überreichte ihm einer der Adjutanten ein beschriebenes Blatt, von welchem er — zum Obersten gewendet — mit lauter, volltönender Stimme eine kurze griechische Rede ablas. Am Schluß derselben nahm er die Fahne aus der Hand des Priesters und übergab sie dem Befehlshaber des neuen Regiments. Dieser hob sie hoch empor, daß sie — Allen sichtbar — im Winde flatterte, und beantwortete die Rede des Königs durch Angelobung von Treue und Gehorsam, indem er scharf betonte, die Griechen würden solche stets einer constitutionellen Regierung halten. Dazu präsentirten die Truppen, die Musik spielte und die Kanonen donnerten. Endlich übergab der Oberst das neue Panier dem Fahnenjunker, der damit in Begleitung der vier Unterofficiere zur Front des Regiments zurückkehrte. Als Musik und Kanonendonner schwiegen und die Truppen das Gewehr geschultert hatten, entstand innerhalb und außerhalb des Pavillons eine lebhafte Bewegung. Der König warf sich mit seinem Gefolge zu Pferde und sprengte davon, um das neue Regiment und die übrigen Truppen zu mustern. Dabei gaben die Fustanellen, welche sich bei jedem Galoppsprunge hoben und senkten, den Pferden das Ansehen von Flügelrossen. Die Priester legten ihre glänzenden Dalmatiken ab und vertauschten sie gegen die gewöhnliche schwarze Kleidung; die Kerzen wurden ausgelöscht, die Altartücher zusammengelegt und die kostbaren Gefäße eingepackt. Bald waren wir mit unserm griechischen Freunde die Einzigen im Pavillon.

Nachdem die Truppen vor dem Könige mehrere Evolutionen ausgeführt hatten, nahm dieser vor dem Pavillon Platz und ließ sie vorbeimarschiren. Was uns dabei am meisten interessirte, war die mit Maulthieren bespannte Gebirgs-Artillerie. Sie kann ihre kleinen Geschütze auseinandernehmen, die einzelnen Stücke auf die mit Packsätteln versehenen Maulthiere laden, also überall hingelangen und im schwierigsten Terrain agiren. Haltung, Armirung und Bekleidung der Truppen konnte man nur loben.

Ein junger Mann in reicher Nationaltracht ging an unserm Pavillon vorüber, ohne daß ihn die Lanzenreiter zurückhielten.

„Wer ist der junge Mann?" fragten wir unsern Freund.

„Ist Diener des Obersten vom neuen Regiment; — war Räuber."

Diese letztere, für uns höchst bedenkliche Mittheilung machte der griechische Officier mit einer so gleichgültigen Miene, als wenn er erzählt hätte, der junge Mann sei früher Schneider oder Schuster gewesen.

Der König galoppirte nach der Stadt zurück, die bunte Menge, welche sich äußerst ruhig und anständig verhalten hatte, verlief sich, wir aber suchten und fanden unseren Wagen, in welchem wir unserm Freunde einen Platz anboten. Er nahm ihn an. Wir machten gegen ihn unserm Herzen Luft in Bezug auf die Unsicherheit der Umgegend.

„Ist alles richtig," sagte er, „sollen aber Eleusis dennoch sehen und zwar noch heut. König giebt Nachmittags neuem Regiment großen Schmaus in Daphne, auf halbem Weg nach Eleusis; dann schwärmt ganze Gegend von Soldaten und ist überall sicher. Kommen dann auch an allerletzten Ausgrabungen dicht vor Stadt links vom Wege nach Eleusis vorüber. Da aber Nachmittag nicht viel Zeit ist, sie zu betrachten, ist ‚guter', gleich zu fahren hin."

Wir erklärten uns mit dem Vorschlage einverstanden; der Freund ertheilte daher dem Kutscher den nöthigen Befehl, und wir rollten davon. Unterwegs hielt unser Begleiter es für seine Pflicht, uns auf eine Brauerei aufmerksam zu machen, woselbst ein Baier vortreffliches baierisches Bier fabricirt. Wir stiegen aus und erquickten uns dergestalt an dem deutschen Getränk, sowie an Käse und grobem Brod, als hätte man uns Nektar und Ambrosia vorgesetzt.

Die griechischen Weine sind nämlich Geschwisterkind mit Vitriol und Scheidewasser, der griechische Kaffee fängt bereits an in die türkische Kaffeesuppe überzugehen, und die griechische Küche ist der Art für einen deutschen Gaumen, daß man glaubt, die Speisen werden im Irrenhause bereitet. Die Gewürze sind geradezu ätzend, alles Fleisch ist zähe wie Schuhsohle, jeder Fisch trocken zum Ersticken, das Gebäck säuerlich, von einer schmackhaften Sauce niemals die Rede, und verlangt man Butter, so erhält man ein widriges Product aus Ziegenmilch. Wie froh waren wir daher, als uns mit deutscher Freundlichkeit und deutschem Zuspruch das vaterländische Getränk vorgesetzt wurde, die einzige Flüssigkeit, welche uns in Griechenland gemundet hat.

„O schöner Brunnen, der uns fließt!" jubelten wir.

Wie bedauerlich, daß wir diesen Brunnen erst kurz vor unserer Abreise entdeckten! In der vortrefflichsten Laune und sehr disponirt „zur Beschauung der Antike" setzten wir unsern Weg fort zu den Ausgrabungen der letzten Tage. Wir fanden dicht bei der Stadt links vom Wege nach Eleusis einen langen Graben. Die ausgehobene Erde war nach einer Seite geworfen, und auf der Sohle des Grabens standen zahlreiche Grabsteine, so neu und so wohl erhalten, als wären die Monumente erst gestern gesetzt worden. Man hatte einen Haupt-Begräbnißplatz des alten Athen entdeckt, und gedenkt fleißig mit den Ausgrabungen fortzufahren. Eine reiche Beute aber verspricht man sich von dem Inhalte der Gräber. In der That findet man in und um Athen fast bei jedem Spatenstich einen Schatz. Den besten aber dürfte seiner Zeit wohl Herodes — freilich vor langen, langen Jahren — hier gefunden haben. Bei dem römischen Kaiserhofe, der die frühere Herrscherfamilie des unterjochten Palästina mit Eifersucht betrachtete und im Stillen beobachten ließ, in Ungnade gefallen, sah sich Herodes — wie die Sage erzählt — endlich genöthigt, bei Nacht und Nebel zu entfliehen, um gedungenen Meuchelmördern zu entrinnen. Arm und unbekannt, dem Aeußern nach ein zerlumpter Bettler, kam er nach Athen. Geld, um ein Nachtlager zu bezahlen, besaß er nicht; er setzte sich daher am Fuße der Akropolis hinter einem Felsenvorsprung nieder und beschloß, hier die Nacht zuzubringen. Den Unglücklichen flieht der Schlaf, auch wenn sein Körper todmüde ist. Bei dem Ueberdenken seiner verzweifelten Lage stieß Herodes vor Unmuth mit seinem Wanderstabe auf die Erde. Was war das? Ein sonderbarer Klang tönte ihm entgegen. Er scharrte die Erde bei Seite und kam bald auf den Deckel eines großen ehernen Gefäßes. Wohl hunderte von Jahren mußte es hier gestanden haben, denn es war vom Roste so zernagt, daß Herodes geringe Mühe hatte, es zu erbrechen. Aber wer malt sein Erstaunen, seine Bestürzung, als Gold und Edelsteine ihm entgegenleuchteten.

„Sollten diese Reichthümer zu dem Tempelschätzen des Parthenons gehören, welche die Athener zur Zeit der Perserkriege an vielen Orten vergruben?" so fragt er sich, während er fortfährt, das Gefäß mehr und mehr vom Schutt zu befreien. Aber je weiter er den Deckel öffnet, je mehr Gold und Geschmeide findet er.

Am nächsten Morgen sendet er einen Boten nach Rom, an den Kaiser Nerva, mit einem Schreiben des Inhaltes:

„Herr! Ich habe zu Athen einen Schatz gefunden. Befiehl in Gnaden, was Dein Knecht damit beginne."

Der Kaiser antwortete kurz und kaiserlich: „Brauch' ihn."

Herodes, der inzwischen die Größe des Schatzes näher kennen gelernt und ihn unerschöpflich gefunden hatte, glaubte sich bei dieser Antwort noch nicht beruhigen zu dürfen. Er schrieb abermals an den Kaiser:

„Herr! Der Schatz ist unermeßlich. Sende in Gnaden Deine Befehle."

Der Kaiser antwortete: „Mißbrauch' ihn."

Da glaubte Herodes seiner Pflicht genügt zu haben. Er wurde der Wohlthäter seiner neuen Heimath. An der Stelle, wo er den Schatz gefunden hatte, an der Südwestseite der Akropolis, ließ er das jetzt wieder ausgegrabene sogenannte Theater des Herodes Atticus aufführen; für sich selbst aber erbaute er in Athen einen herrlichen Wohnsitz und zu Kephissia, zwei Meilen davon, einen Sommerpalast. Die Athener jedoch ertheilten ihrem Wohlthäter den Beinamen Atticus und errichteten ihm ein Denkmal, von dem noch Spuren vorhanden sind.

Als wir in die Stadt hineinfuhren, begegneten wir bereits Soldaten, die nach Daphne hinausmarschirten. Wir säumten daher nicht, ihnen bald nachzufolgen. Zuerst führte der staubige Weg durch unangebautes, ödes Land. Als wir auf jegliche Vegetation zu verzichten anfingen, zeigten sich einige alte, melancholische Oelbäume. Endlich wurden wir durch den Anblick des botanischen Gartens erquickt, einer schattigen Oase in der grauen Wüste. Bald hinter dieser hob sich der Weg zu einem Bergrücken empor, von dem aus wir ein verfallenes Gemäuer, von einem ziemlich ausgedehnten Walde umgeben, erblickten. Es war das alte Frauenkloster Daphne, errichtet auf den Trümmern eines Tempels des daphnischen Apollo. Von ihm her ertönte verworrene Musik, Gesang und Jubelgeschrei; es waren die Soldaten, welche im Walde rechts vom Wege an langen, improvisirten Tischen aßen und tranken.

Bald war das kleine Gasthaus neben dem Kloster erreicht. Wir ließen uns Rachat Lukum (zu deutsch: Mund voll Glück), eine aus feinem Mehl, Zucker und Fruchtsaft bereitete und in Würfelform gebrachte türkische Leckerei geben, die wir — wie alle türkische Leckereien — vor Ueberfüßigkeit fast nicht genießen konnten. Substantieller nährten sich die Soldaten; aber wir beneideten sie weder um ihre griechische Kost, noch um ihren harzigen, nach dem Bocksschlauch schmeckenden Wein. Der junge König war nicht persönlich, sondern nur in einer Gypsbüste anwesend, die auf einem von Zweigen errichteten Postament an dem oberen Ende der Tafel prangte. Die Soldaten wurden nicht müde, auf seine Gesundheit zu trinken. Einer derselben, welcher die Aufrichtigkeit seiner Gefühle besonders an den Tag legen wollte, ergriff ein an der Erde liegendes Weinfaß, führte es mit herkulischer Kraft an den Mund und that unter dem rauschenden Beifall seiner Cameraden einen langen Zug aus dem Spuntloch. Ein anderer Soldat, um ihn zu überbieten, sprang auf, hob die Büste des Königs von ihrem Postament und bedeckte sie mit Küssen.

Unsere Weiterfahrt, die vor Anbruch der Dämmerung beendet sein mußte, führte in der That durch eine wie für Raubanfälle gemachte Gegend, nämlich durch einen Wald mit unzähligen bemoosten Felsblöcken, die Gelegenheit zum Hinterhalt boten, und so steil bergan, daß Schritt gefahren werden mußte. Aber im Bereich der Stimmen der jubelnden Soldaten, die jetzt sogar anfingen ihre Gewehre abzuschießen, fürchteten wir nichts. Auch zeigte unser Kutscher unter den obwaltenden Umständen eine große „Courage" und sagte wiederholt: „sie möchten nur kommen, er fürchte sich vor dem Lumpengesindel nicht."

Als wir die Höhe erstiegen hatten, erblickten wir das Meer, und zwar den blauen Golf von Aegina. Zur Rechten an seinem Gestade zeigte sich Eleusis, zur Linken die Insel Salamis; hinter dem Golf aber stiegen die Höhenzüge von Megara bis nach Korinth und dem Golf von Lepanto in einer Beleuchtung, Durchsichtigkeit und in einem Dufte empor, wie sie nur einem Maiabende in Griechenland eigen sind. Deutlich markirte sich der Hügel, auf welchem Xerxes vor der Schlacht bei Salamis seinen Thron errichten ließ, um von ihm aus mit anzusehen, wie Themistokles im saronischen Busen der Insel mit 380 griechischen Schiffen die aus 2000 Fahrzeugen bestehende persische Flotte in die Flucht schlug. Die Beute war unermeßlich. Zu dem Siege gesellte sich für die Griechen ein zweites Glück: es fand sich ein Perikles, der die Beute mit Hülfe eines Phidias zum Ruhme Athens verwendete.

Wir wollten uns mit der Aussicht — der großartigsten und schönsten, die uns in Griechenland zu Theil geworden — begnügen, der muthige Kutscher bestand aber darauf, uns bis zum Meeresstrande hinab und wo möglich bis nach Eleusis selbst zu fahren. Wir ließen ihn gewähren, kehrten aber bald um, ohne Eleusis erreicht zu haben, da die Dämmerung anbrach und die Feldarbeiter, welche das hier im Mai bereits reife Getreide den Tag über gemäht hatten, die Fluren verließen.

Ohne den geringsten Unfall, nur von den Wagen dann und wann behindert, welche die zu dem Militär-Schmause hinausgeschafften Utensilien nach der Stadt zurückbrachten, erreichten wir unser Hotel.

Eine Felsencolonie deutscher Winzer in Ungarn.

Die zehn Minuten der Ueberfahrt von Pesth nach Ofen sind im Strome verrauscht. Wir steigen an das Ufer der Stadt mit ihren krummen Berggäßchen, mit ihren Hütten und freundlichen Landhäusern. Ein jüdischer Wagenbesitzer bietet sich zu einer Fahrt an. Wir schließen den üblichen Handel ab, besteigen das Fragment von Kutsche und fahren dem Thore zu, das uns in's Freie führen soll. Immer kleiner werden die Häuser und immer origineller die Schilder der zahllosen Wirthshäuser. Hier zum rothen Ochsen, dort zum grünen Esel. Eine Hebamme benutzt ein altes Muttergottesbild als Firma für ihre Function, und jene Kneipe, die mit einem bunten Ungeheuer bemalt ist, heißt „zum polnischen Freiwilligen". Jetzt kommen wir an den letzten Häusern vorüber. Hier lehnt der bärtige Pandur in bunt beschnürter Uniform lässig am Schlagbaum, und drüben lungern die Finanzler vor ihrer Wachtstube umher. Endlich sind wir im Freien.

Vor unsern Blicken breitet sich die herrlichste Landschaft aus. Links die Donau, die sich gerade hier theilt, um die große Csepel-Insel zu bilden, die neun Dörfer und einen Marktflecken umfaßt. Rechts, unmittelbar neben uns aufsteigend, liegt das liebliche Ofner Gebirge mit seinen Weinbergen und Villen, und in der Mitte an den felsigen Ausläufern des Gebirges zeigt sich, noch eine ziemliche Strecke vor uns, das Dorf Promontor.

Hier ist das Ziel unseres heutigen Ausfluges, das wir auf der ziemlich geraden Chaussee, auf welcher städtische Fuhrwerke mit Kutschern in reicher Nationaltracht, Bauernwagen von den kleinen ungarischen Pferden gezogen, große Heerden weißer Ochsen und die hier unvermeidliche wandernde Zigeunerbande den Staffagenreichthum lebender Bilder boten, nach manchem schweren Augenblick unseres müden Magyarenrosses erreichten.

Schon beim Anblick der ersten Häuser des Dorfes leuchten uns aus den blitzenden Fenstern mit ihren Blumentöpfen deutsche Sitte und deutsche Gemüthlichkeit entgegen. Dafür befinden wir uns auch in einem deutschen oder, wie der Ungar sagt, in einem schwäbischen Dorfe, wie es deren so viele in Ungarn giebt, und wie es sich sogleich durch das Deutsch kennzeichnet, mit dem man zu uns spricht, freilich einen Dialekt, der verstanden sein will, aber doch Deutsch.

Vor einem freundlichen Gasthofe machten wir Halt, bedeuteten unsern Kutscher, hier zu warten und derzeit eine Halbe Wein zu trinken, und erkundigten uns nach dem Wege zu den Felsencolonien. Da erhob sich aus den Gruppen von Gästen ein runder behäbiger alter Mann und bot sich uns zur Begleitung an, was wir natürlich mit Dank annahmen.

Wir waren hinter dem herrschaftlichen Gute einen steilen Weg hinangestiegen, den wir uns durch Unterhaltung verkürzten. Plötzlich standen wir vor dem modernen Wunder, das wir schauen wollten. Mitten zwischen den Weinbergen empfängt uns ein Felsenthor, wir durchschreiten es, und vor uns öffnet sich der Eingang

in ein halb unterirdisches Winzerdorf: in unregelmäßigen Windungen und Ecken dringen eine Menge von Gäßchen und Schluchten in den Berg hinein, augenscheinlich ohne irgendwelchen Plan angelegt, im Schooße der Erde Felsenwohnungen und oben als Dach die schönsten Weingärten. Jeder Winzer hat hier nach seiner Bequemlichkeit sich seine Wohnung im Felsen ausgebrochen, unbekümmert um alle Symmetrie. Ehe wir das Innere betraten, standen wir einen Augenblick still, und ich konnte mich eines Gefühls sonderbarer Rührung nicht erwehren. Hier also wohnten die Leute, die mit ihrer Arbeit den glänzenden Tafeln reicher Leute den schönsten Schmuck verleihen! Hier in den Winkeln und Felsenecken stehen die einfachen Geräthe, die den herrlichsten Saft der Traube zu Tage fördern! Dort vor den Höhlen sitzen die armen Leutchen, die im Schweiße ihres Angesichts Jahr aus Jahr ein an den sonnigen Berghalden für kümmerlichen Lohn schaffen! Während ihre Erzeugnisse über die Feste der Mächtigsten ihr begeisterndes Licht ausstreuen, müssen die armen Winzer ihre Stätte aufschlagen unter der Erde, entsagen sie um wenige Gulden Ersparniß den sonnigen Freuden der Welt!

Der alte Bauer sah uns bedeutungsvoll an, er schien zu errathen, was wir im Augenblicke dachten. „Ja, ja, arme Leute sein's freilich, aber sie wohnen doch gerne hier und alle Jahre werden neue Häuser gebaut.“ Er hatte Recht, man bricht noch immer neue Höhlen aus, weil sie doppelten Vortheil gewähren, denn nicht nur werden neue Wohnungen dadurch geschaffen, sondern man treibt mit den hier oben ausgebrochenen Steinen einen einträglichen Handel nach Pesth, wo sie das trefflichste Material zu den Prachtbauten der schönen Stadt liefern. „Aber nun kommen's, meine Herrn,“ sagte ungeduldig der Alte, als wir noch immer am Eingange standen. „Sie müssen noch Vieles sehen.“ Und so führte er uns denn hinein in die eigentlichen Gassen. Wie malerisch lagen die einzelnen Hütten dort! Hier steigen wir herunter, dort müssen wir wieder hinaufklettern, unten zwischen menschlichen Wohnungen, oben zwischen Weingärten. Dort zieht sich ein schlecht gehaltener Friedhof auf der Hochebene entlang, oben die Todten und unten die Lebenden; auch unser Führer zieht uns hinauf auf den Friedhof. Wir sind seine Freunde geworden, und nun will er uns auch seine lieben Todten zeigen. „Da liegt mein einziger Sohn,“ sagt er, indem er auf einen kleinen Hügel zeigt.

„Woran ist er denn gestorben?“

„Am Ungrischen,“ war die räthselhafte Antwort. „Ja, ja, am Ungrischen,“ wiederholte er, als wir ihn fragend anblickten. „Wir sind hier deutsche Leute und Keiner kann ein Wort Ungrisch, aber jetzt wollen's doch Alles wieder ungrisch machen, und da mußte ich mein Kind auch fortschicken in ein andres Dorf, wo eine ungrische Schule ist, und dabei hat sich der Bube in dem kalten Winter auf dem Wege eine Krankheit zugezogen, und nun liegt er da, und ich und mein Weib sind wieder ganz allein.“ Wir standen eine Weile still und fühlten das Leid des Mannes mit, und das schien ihm wohl zu thun.

Wieder steigen wir hinab, und ein neues Wunder überrascht uns: die Steine, die wir erst für Leichensteine ansahen, sind Schornsteine, der Rauch des Kaffeefeuers dringt ja daraus hervor, und tief unter den Todten sitzen die Lebenden vor ihren Wohnungen, halbnackte Kinder spielen auf den Steinen umher, während sich die Erwachsenen ernster beschäftigen. Unser Erscheinen macht einiges Aufsehen, und unser guter Alter hat eine Menge neugieriger Fragen zu beantworten, als z. B. daß wir Ausländer und noch weit hinter Böhmen zu Hause seien, daß wir durchaus nicht gekommen wären, um neue Vermessungen vorzunehmen und neue Steuern auszuschreiben, wir seien nur gekommen, um uns Alles einmal anzusehen. Dann wurden die Leutchen zutraulicher; freundlich wurden wir eingeladen näher zu treten, und bereitwillig führten sie uns in das Innere ihrer Wohnungen. Hier fanden wir Alles, oben, unten und an den Seiten, Stein und nichts als Stein, aber weiß getüncht, zuweilen sogar gemalt. Ueberhaupt machten die Zimmerchen, die im Ganzen sehr reinlich gehalten waren, lange nicht einen so trüben Anblick, als man von draußen vermuthen mußte. „Das hätten's wohl nicht glaubt, daß es hier bei uns so ausschaut?“ sagte unser Alter, als er sich mit uns an den einfachen Tisch einer solchen Wohnung setzte. „Ja, ja, es giebt noch bessere hier, wir sein ja Deutsche.“

Damit wollte er sagen, daß die Deutschen in Ungarn sich immer vor allen Anderen durch häusliche und wirthschaftliche Ordnung auszeichnen. Wahrhaft rührend ist die Anhänglichkeit, mit welcher die Leutchen noch vom alten Vaterlande sprechen, wie sie bei ihren sonst so beschränkten Lebensansichten doch das Interesse an den Vorgängen in demselben nicht verlieren. Wie freudig lauschten sie, als wir ihnen von dem Kriege erzählten, den jüngst die Deutschen für ihre bedrängten Brüder im Norden gegen die Dänen führten! Die ganze Liebe zur Heimath, zu dem schönen Schwabenlande, wo ihre Vorfahren gewohnt, schien in ihnen wieder zu erwachen, und während wir so plauderten, zog ein Trupp von jungen Burschen und Mädeln vorüber und sang eines jener lieblichen oberösterreichischen Volkslieder, die aus der gemüthlich sprudelnden Heiterkeit des süddeutschen Volkslebens so keck emporgewachsen sind.

Unser Führer drängt abermals weiter, er will uns noch mehr zeigen. Wieder durchwandern wir die Schluchten, jeder Punkt eine Studie für den Maler. Es gehört wahrlich kein geringes Orientirungsvermögen dazu, sich beim Herabsteigen in den Gäßchen zurecht zu finden, die wie eine Guirlande den Fuß des Berges umschlingen. Hütten, Gehöfte, nette Steinhäuschen, zerfallene Brunnen, wüste Plätze und Baracken wechseln in bunter Reihenfolge mit einander ab. Nichts von der Behaglichkeit der deutschen Dörfer; das Meiste scheint Nothbau oder Verfall zu sein, da es jedoch Sonntag ist und die Leute in ihrem Sonntagsstaate erscheinen, so fällt ein Schimmer von idyllischer Heiterkeit auf das Ganze.

Wir kommen jetzt an einem Wirthshause vorüber; wie lieblich und einladend sieht das aus! Vor dem Eingange sitzen unter weit hervorspringendem Dache die älteren Bauern und sehen vergnügt dem lustigen Treiben der Jugend zu, die nach den grellen Strichen der Zigeuner-Geigen munter umherspringt. Wir wollten hier einen Augenblick verweilen, aber unser Führer zieht uns vorüber, er hat noch etwas Wichtiges für uns bereit. Wir folgen ihm, und bald gähnt uns der gewaltige Bogen einer mächtigen Felsenhöhle entgegen, welche die Natur geschaffen hat. Ergriffen von dem interessanten Anblick starrten wir in die Finsterniß, in diesen Eingang zur Unterwelt hinein. Welche malerische Zusammenstellung von Baracken, Felsstücken, Arbeitsgeräthschaften aller Art, Wagen, Leitern rc. scheint sich dort in der Höhle zu verlieren; wie bunt ist die Staffage, welche die halbnackten Kinder und größeren Bewohner dieser Höhle bilden! Die wildeste Phantasie könnte es sich nicht kühner zusammenstellen. Aber treten wir ein, die Höhle ist ja nur erst der Eingang zu einem jener berühmten Promontorer Weinkeller, die so große Mengen des flüssigen Goldes verbergen. Dort hinten aus der Finsterniß schimmert uns ein Licht entgegen, und darauf lossteuernd kommen wir vor den Eingang des Kellers. Ein alter Mann nebst Frau und ein jüngeres Paar waren eben mit dem Proben eines alten Fasses beschäftigt. Einen Moment sahen uns die Leute ob der Seltenheit eines solchen Besuchs an, dann aber, als wir nach Kräften uns entschuldigten, wurden wir um so herzlicher aufgenommen, und namentlich die hübsche junge Frau verstand es, die so gerühmte ungarische Gastfreundschaft mit vieler Liebenswürdigkeit zu üben. Schnell wurden noch ein Paar Gläser hergebracht, und schon nach einigen Augenblicken sprachen und tranken wir, als wären wir alte Bekannte.

Der Keller, in dem wir uns befanden, war einer jener alten Riesenkeller von Promontor, die, wie man uns versicherte, oft 40—50,000 österreichische Eimer Weins enthalten und Jahrhunderte schon die riesigen Fässer beherbergen. Viele Generationen der besitzenden Familie haben sie erlebt und immer noch bergen sie den flüssigen Schatz. Mit sichtbarem Stolze zeigte uns der junge Mann dieses und jenes Faß und machte uns genau mit dem Alter und der Herkunft des Weines bekannt, während er uns von den verschiedenen Sorten zu kosten gab. Ein Stündchen später, und wir waren wieder auf der Oberwelt, die eben von der untergehenden Sonne beleuchtet wurde.

Unser alter Bauer war sichtlich gerührt, als wir ihm mit der aufrichtigsten Herzensfreude für die Ueberraschungen dankten, die er uns bereitet hatte. Er erwiderte, stolz und verschämt zugleich: „Es habe ihm selbst Freude gemacht, fremden Herren einmal so Etwas zu zeigen, es komme ja so selten ein Fremder hierher.“

Wir stiegen nun vollends zum Ufer der Donau hinab, um auch den untern Theil des Dorfes zu sehen, das hier zwischen üppigen Obstgärten sich lang am Ufer hinzieht. Heerden kamen nach Haus und brüllten fröhlich ihren Ställen entgegen. Wagen

Höhlengassen.

Die Lese.

Die Weinprobe

Im Wirthshause

Ein Höhlengehöft.

Das unterirdische deutsche Winzerdorf Promontor in Ungarn.

mit Landleuten, die von Pesth kamen, fuhren im schnellen Trabe daher, daß die bunten Bänder und weiten Aermel der Nationaltracht gar lustig flatterten, kurz wir waren jetzt wieder in einer andern Welt und mitten in einem üppigen Dorfleben, das hier so unmittelbar an die Armuth der Winzer angrenzt.

„Leben Sie wohl!“ sagte, in der Nähe des Gasthauses wieder angelangt, unser lieber Führer, „und wenn's mal wieder hinaus kommen nach Deutschland, dann erzählen's etwas von uns hier. Das ist mein Haus, vergessen Sie nicht, daß ich hier wohne, wenn Sie Promontor einmal wieder sehen wollen.“

Wir versprachen es, bestiegen unser Ofener Geschirr und fuhren frohgemuth von dannen, um in der deutschen Heimath zur lieben Gartenlaube zu eilen und ihr für ihren Leserkreis, d. h. für unsere lieben Landsleute rings um den Erdkreis, die Nachricht zu bringen von unseren deutschen Winzern in den Felsen des ungarischen Weinparadieses.

Der Urmensch.

Von **Karl Vogt** in Genf.

I.

Schule und Geschichte. — Die redenden Steine. — Der Urzustand des Menschengeschlechts. — Eiszeit. — Höhlenbärperiode. — Die drei fossilen Menschenschädel. — Der Affenmensch. — Rennthierperiode.

Sollte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.

Der Reim ist zwar keiner der besten (obgleich, wenn ich nicht irre, von einem großen Dichter), die Sache aber darum nicht minder wahr.

Wenn ich noch an die älteste Geschichte denke, die wir als Gymnasiasten aufgetischt erhielten und bei den Prüfungen herplappern mußten, so graut mir zuweilen: Einerseits hatten wir einen bibelgläubigen Theologen als Religionslehrer, der uns auch kein Titelchen von den haarsträubenden Familiengeschichten des jüdischen Stammes nachließ, und andererseits einen im etymologischen Wurzelsuchen aufgegangenen Geschichtsprofessor, der uns unwiderleglich bewies, daß die Griechen ägyptisch und die Deutschen griechisch gesprochen hätten, daß Chinesen und Hindus und Altperser e i n Volk seien und auch nur e i n e gemeinschaftliche Historie besäßen, die zwar leider verloren gegangen sei, aber wieder construirt werden könne. Sprach der Eine von Moses, so fabelte der Andere von Wischnu — berief sich Jener auf die Bibel, so baute Dieser Häuser auf die Vedas, und in Mitten saßen wir armen Kerle über den kleinen Bredow gebeugt und schwitzten hinter den drei Brezeln (333), wie wir die reducirte Jahreszahl Alexander's des Großen, oder den drei Roßnägeln, wie wir die Zahl Solon's (666) nannten. Daß wir noch einigen Verstand aus dem Zusammenstoß der beiden unser Gehirn ackernden und säenden Lehrmaschinen retteten, daran sind diese selbst wahrhaftig nicht schuld. Und wenn nun gar der Professor der classischen Philologie dazu kam (ich glaube gar, er hieß Geist, weil er keinen hatte) und uns mit eben so voller Ueberzeugung das goldene, silberne, eherne und eiserne Zeitalter demonstrirte, so geriethen die verschiedenen Paradiese und Stammörter des Urmenschengeschlechtes in eine solche Verwirrung in unseren Köpfen, daß wir vorzogen, auf Mord auswendig zu lernen, aber schließlich gar nichts von dem Gelernten zu glauben.

Ob wohl unsere Jungen jetzt, nach der Ausgrabung der Urmenschen und der von ihnen redenden Steine, noch immer auf den Schulbänken in ähnlicher Weise wie ihre Väter bearbeitet werden? Fast möchte ich es glauben — die meinen wenigstens bringen zuweilen seltsame Bruchstücke aus der Schule heim. Um so mehr aber dürfte es geboten sein, von Zeit zu Zeit die Funde zusammenzustellen, welche Mythen und Traditionen, religiöse Sagen und poetische Fictionen wirklich mit Steinen todtschlagen und einer gesunderen, naturgemäßeren Auffassung der menschlichen Entwicklung von Urbeginn an die Thür öffnen.

Nichts giebt in der That eine großartigere Anschauung des Entwicklungsganges unseres Geschlechtes, als jene mühsamen Untersuchungen, welche aus Sandgruben und Höhlen, aus Torfmooren und Seegründen, aus Steinhaufen und Gräbern die Zeugnisse vom Urzustande des Menschen zu Tage fördern. Mit welch' harter Mühseligkeit kämpfte ein armseliges Volk, das hinsichtlich seiner Geistesfähigkeiten, seiner Hülfsmittel weit unter den niedrigsten Wilden stehen mußte, welche uns überhaupt unter den mitlebenden Völkern bekannt wurden, den Kampf um das Dasein! Wie elend mußten die Zustände sein, wo man einen gespaltenen Kiesel für das non plus ultra einer Waffe, das Mark eines halbverkohlten und gespaltenen Knochen für den größten aller Leckerbissen hielt; wo man mit dem Bären um seine Beute ringen und mit dem Eichhörnchen um seine Nüsse klettern mußte; wo der Mensch und des Menschen Sohn in der That nicht hatte, wo sein Haupt hinlegen, und der Gorilla in seinem Urwalde und seiner Hütte aus Baumzweigen fast auf derselben Stufe stand, wie der Mensch, der noch obenein vielleicht in einem kälteren Klima ausdauern mußte!

Wenn wir aber nun sehen und an der Hand der Thatsachen nachweisen können, wie diese kaum über die Thierstufe erhabenen Geschöpfe sich allmählich aus der Wildheit hervorarbeiten, wie sie feste Wohnsitze sich gründen, den Nahrungsschatz, den wilde Pflanzen und wilde Thiere ihnen bieten können, durch Anbauung des Bodens und Zähmung der Thiere vermehren, wie sie also Ackerbau und Viehzucht sich gründen und nun, stets weiter und weiter gehend, sogar zu dem Punkte kommen, neben dem Bedürfnisse der Noth auch dem Gefühle der Schönheit Genüge leisten zu können; wenn wir sehen, wie sie dies Alles aus dem eigenen Nachdenken schöpfen und sich zugleich auf stets höhere Stufen der Intelligenz schwingen, indem sie die Hindernisse bekämpfen, die ihnen im Wege stehen, und die Mittel erfinden, sie zu besiegen — wenn wir so, indem wir die Producte der schöpferischen Kraft, die diesen Wesen innewohnt, kennen lernen, zugleich eine stets größere und weitere Vorstellung von dieser schöpferischen Kraft und der unendlichen Sphäre gewinnen, welche der Menschengeist sich nach und nach erobert und dienstbar gemacht hat: so meine ich, sollte uns das Alles weit mehr erheben, stärken und erfreuen, als alle noch so tiefsinnigen Dichtungen oder wunderbaren Erzählungen, die man uns als das letzte Wort selbst eines über den menschlichen erhabenen Geistes aufnehmen möchte. Die in Stein, Horn oder Metall ausgeprägten Zeugnisse des Urzustandes des Menschengeschlechtes, welche uns die Forschung in die Hand legt, reden lauter in der That, vernehmlicher und überzeugender von der steten Vervollkommnung des Menschen, von der beständigen Verbesserung seiner Lage, der unablässigen Veredlung seiner Sitten, der unausgesetzten Fortbildung seines Wesens, als hundert philosophische Deductionen oder tausend langweilige Predigten. Man staunt über das Gewaltige, was Menschen, die von Allem entblößt zu sein schienen, zu leisten vermochten — man fragt sich zögernd, ob man werth sei, solchen Vorgängern nachzueifern — aber man fühlt sich zugleich gehoben durch das Bewußtsein, daß die Verbesserungen des Menschen eigenes Werk und der Zustand, in dem sich der Mensch und die menschliche Gesellschaft befindet, nur ihm und der Gesellschaft selber zuzuschreiben ist.

Die Erde war durchaus nicht wüste noch leer, sondern wohl besetzt mit Pflanzen und Thieren zur Zeit, in welcher bis jetzt die ersten Spuren des Menschen in Europa gefunden worden sind. Die Organismen waren fast in gleicher Weise vertheilt, wie jetzt, dieselben Verbreitungszonen mögen etwa existirt haben, nur mit dem Unterschiede, daß kurz vorher die Zonen weiter nach Süden herabgedrückt und etwas früher noch weiter gegen den Norden hin vorgerückt waren.

Es war eine Kälteperiode vorhergegangen, deren Spuren sich nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika, ja auf der ganzen nördlichen Hälfte des Erdballs deutlich nachweisen lassen. Von den Gebirgen, welche heute noch Gletscher tragen, waren die Eisströme weiter herabgedrungen in die Thäler, hatten die ebene Schweiz bis zu den Gipfeln des Jura selbst erfüllt, ganz Scandinavien überzogen mit Finnland als Beigabe und waren selbst bis unter den Wasserspiegel der jetzigen Ostsee hinabgerückt. Gebirgs-

züge, die heute keine Gletscher mehr tragen, wie die schottischen Gipfel, die Ketten der Vogesen und des Schwarzwalds, waren damals ebenso mit Gletschern gekrönt, wie heute die Alpen. Gewaltige Ströme entsprangen aus diesen Eismeeren und führten den feinen Gletscherschlamm, den Löß, durch die Thäler hinab dem Meere zu. Die Umgrenzung des Festlandes und der Meere war damals eine andere. Die Wüste Sahara war ein Meer, das wahrscheinlich direct mit dem rothen Meere zusammenhing; die Säulen des Herkules dagegen und wahrscheinlich auch die Dardanellen waren geschlossen, während das schwarze Meer weithin die russischen Steppen überfluthete und jedenfalls mit dem kaspischen Meere bei Astrachan, vielleicht selbst mit dem Aralsee zusammenhing. Die Küstenketten, welche heute das Mittelmeer umgeben, bildeten also einen geschlossenen Ring, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Landenge von Suez, über welche hinaus die Wasser des Mittelmeeres mit denjenigen des rothen Meeres zusammenflossen. Dieser Küstenring des Mittelmeeres war also nach Süden durch die Wüstenmeere, nach Norden durch die Steppenmeere, nach Nordwesten durch die Gletscher der Pyrenäen und Alpen von allem übrigen Lande abgeschlossen und bildete so ein zusammenhängendes Ganze mit eigenthümlicher Fauna und Flora. Schon längst ist es den Naturforschern aufgefallen, daß die Begrenzung des Mittelmeeres eine ganz eigene, ihr zukommende organische Bevölkerung besitzt, gleich weit verschieden von der transalpinischen in Mitteleuropa, wie von der eigentlich afrikanischen im Süden. Noch neulich erst hat mein Freund, Professor Martins in Montpellier, darauf aufmerksam gemacht, wie sehr die Pflanzen und Thiere der Provence und Italiens mit denen Algeriens übereinstimmen, und wen die Sache interessirt, der mag die näheren Belege dieses Satzes in der Revue des deux mondes nachlesen, wo die charakteristischen Züge des nördlichen Küstenlandes von Algerien mit denen der Provence zusammengehalten und denen der Sahara gegenüber gestellt werden. Der Löwe war früher in Griechenland heimisch, die Hyäne in Sicilien, der Makakea-Affe lebt noch auf dem Felsen Gibraltars, und selbst bis auf den Menschen erstreckt sich die Scheidung in Afrika, indem der Neger im Küstenlande nur eingeführt, aber erst südlich von der Sahara eigentlich heimisch ist.

Wie im Süden unseres Continentes, so zeigten sich aber auch im Norden desselben bedeutende Verschiedenheiten. England bildete eine Halbinsel und hing mit der Bretagne zusammen — ein großer Theil Nordfrankreichs, Belgiens und Hollands so wie der norddeutschen Ebene stand dagegen unter Wasser. Dänemark hing mit Schweden zusammen, so daß die Ostsee nach Westen hin vollkommen geschlossen war, während sie durch ein breites Meer um Finnland herum mit dem weißen Meere zusammenhing und also nur einen Arm des Eismeeres darstellte — selbst ein wahres Eismeer, indem überall von Norwegen, Schweden und Finnland her die Gletscher bis in dieses Meer hinein durch die Thäler sich ergossen. Scandinavien mit Finnland bildete also damals eine Art Spitzbergen oder Grönland und die früheren Theile Deutschlands mit einem Theile Frankreichs und Ost-Europas eine rings umfluthete Insel, die aber freilich mit England direct durch die französischen Westgebiete zusammenhing.

Diese Eiszeit, sagen wir, ging zurück; der Canal, der Sund, die Meerengen von Gibraltar und den Dardanellen brachen durch, die Landenge von Suez, die Wüsten, Steppen und Ebenen hoben sich aus den Wellen, und die Gletscher zogen sich allmählich in ihre jetzigen Grenzen zurück. In den Bildungen aber, welche diese Rückzugsperiode bezeichnen, in den Schwemmungebilden, welche man auch als Ablagerungen der Diluvial-Periode bezeichnete (ohne daß diese Bezeichnung im Sinne der heutigen Geologen die mindeste Beziehung zu der rein hypothetischen, niemals stattgefunden habenden Sündfluth hätte), in diesen Schwemmgebilden und in den Höhlen, welche zu dieser Zeit ausgefüllt wurden, finden sich die ersten Spuren des Menschen auf europäischem Boden.

Sehen wir zuerst nach, in welcher Gesellschaft.

Theils mit ausgestorbenen, theils mit noch lebenden Thierarten, die aber häufig auch von dem Orte ausgewandert sind, an welchem jetzt ihre Knochen gefunden werden, stößt man auf menschliche Ueberreste. Da giebt es Arten, welche man als Höhlen-Arten bezeichnet hat, weil ihre Knochen bis jetzt vorzugsweise oder einzig in Höhlen und Grotten gefunden wurden — mehrere Bären, worunter besonders der gewaltige Höhlenbär — die Hyäne, der Tiger, der Panther der Höhlen — Alles von den jetzigen Arten verschieden und, wie es scheint, vollkommen ausgestorben. Aber mit den ausgestorbenen Raubthieren lebten auch noch jetzt im Norden vorkommende, der Luchs, der Vielfraß, der Wolf, oder bei uns noch einheimische, wie der Fuchs, der Igel, der Maulwurf. Alle diese Raubthiere nährten sich von Nagern, Wiederkäuern, Dickhäutern, bei welchen ähnliche Verhältnisse vorkommen, indem einige Arten ganz ausgestorben, andere nur ausgewandert, andere noch an denselben Orten wohnhaft und einheimisch sind. Ausgestorben sind Arten von Biber, Hase, Eichhorn, Wühlmaus; der irische Riesenhirsch, von welchem man in einzelnen Torfmooren ganze Skelete fand, als sei das Thier dort eingesunken; der Riesendamhirsch, Antilopen, Steinböcke, Ochsenarten, Elephanten, Nashörner, Flußpferde und Mastodonten, während das Rennthier, der Lemming, der Auerochs, das Elen ausgewandert sind und Gemse, Steinbock, Murmelthier, Muflon, Stachelschwein und andere Arten noch in unseren Gegenden wohnen, aber theilweise sich auf hohe Gebirge zurückgezogen haben, deren Klima dem der nordischen Länder entspricht.

Man kann diese Periode die Periode des Höhlenbären nennen, da dieser wohl am häufigsten vorkommt und seine Zähne besonders leicht kenntlich sind.

Der Mensch fand also eine mit Wild reich besetzte Tafel vor, sobald er sich nur der Thiere bemächtigen konnte.

Es ist in der That wahrscheinlich, daß er sich vorzugsweise von Fleisch nährte, denn man hat nur sehr wenige Pflanzenreste, die ihm zur Nahrung gedient haben könnten, gefunden. Das Feuer kannte er jedenfalls, Asche und Kohlen haben sich überall an seinen Nahrungsstellen gezeigt, zuweilen mochte wohl ein platter Stein als Heerd dienen. Er kratzte das Fleisch sorgfältig von den Knochen, die häufig Spuren dieses Abkratzens tragen; er nagte an den jungen Knochen die Gelenkknorpel ab bis auf das Bein; er spaltete die langen Knochen, um das darin enthaltene Mark zu genießen, er öffnete den Schädel, um das darin enthaltene Gehirn zu verzehren. Also ein Jägerleben. Das Fleisch wurde wohl auf heißen Steinen geröstet oder auch an Spießen gebraten; gewiß aber nur in geringem Grade, denn es finden sich kaum Knochen, welche einigermaßen vom Feuer ergriffen oder verkohlt wären. Das Jagdthier zu erlegen und mit höchst mangelhaften Werkzeugen zuzubereiten, kostete gewiß zu viel Mühe und Anstrengung, als daß der Mensch nicht im äußersten Grade sparsam mit der schwer erbeuteten Nahrung hätte umgehen sollen.

Die Instrumente und Waffen, deren sich der Mensch in dieser ersten Zeit bediente, waren äußerst mangelhaft. Feuersteinkiesel und Knollen wurden mit anderen Steinen so gespalten und dann später langsam und mühselig durch leichtes Behauen zugeschärft, daß sie eine unregelmäßige Schneide erhielten und nun theils als Waffen, theils als Messer benutzt werden konnten. Je nach der Form und Größe haben die Alterthumsforscher diese bearbeiteten Steine Aexte oder Messer genannt. Außerdem dienten noch Bärenkiefer mit abgebrochenem Ende und vorstehenden Backzähnen als Waffen, vielleicht auch als Instrumente zum Bearbeiten der Erde; Geweihstücke der Hirsche, besonders die Augenzinken, die mit dem daran befindlichen Stamme einen Haken oder sonst eine Waffe darstellten; endlich zugespitzte Holzstücke, die wohl als Piken dienen konnten. Bis jetzt hat man keine Spur von Wohnungen oder Gräbern aus dieser Periode gefunden; die Knochen liegen kunterbunt zwischen den Thierknochen und in den Anschwemmungen; die Steinärte an den Orten, wo sie aus den Kieseln der Kreide und den Feuersteinknollen herausgeschlagen wurden. Die Steinärte und Messer haben offenbar mehr zufällige Formen, die aus der Spaltbarkeit des benutzten Kiesels hervorgingen; man suchte ihnen dann eine Schneide oder Spitze zu geben, indem man an den geeigneten Rändern kleine Stücke absprengte. Niemals zeigen die Aexte aus dieser Periode eine weitere Bearbeitung, Schleifung oder Politur, wie später, sie sind nur roh ausgeschlagen. Auch Bruchstücke eines rohen Töpfergeschirrs, Thon mit Sand und kleinen Kieselstückchen zusammengeknetet und an der Sonne oder im Feuer getrocknet, aber nicht gebrannt, findet man hier und da. Offenbar konnten diese porösen Gefäße höchstens zum Auffangen von Flüssigkeiten, nicht aber zum Kochen dienen.

Sie waren also ärmer als Robinson, diese Menschen, ärmer in doppelter Beziehung, weil sie niemals etwas Besseres gekannt hatten, und dann, weil Robinson doch einige Bruchstücke der Cultur aus seinem gestrandeten Schiffe gerettet hatte.

Außer ihren rohen Instrumenten haben diese Menschen auch

ihre Knochen in den Ablagerungen zurückgelassen, deren Zahl freilich noch sehr gering ist, nämlich außer einer gewissen Menge von Kiefern, Zähnen, Schenkel- und Armbeinen nur drei Schädel, von denen einer in der Höhle von Engis bei Lüttich, ein zweiter in einer Grotte des Neanderthales bei Düsseldorf und der dritte am 17. Juni 1864 in den Schwemmgebilden von Moulin-Quignon bei Abbeville in Frankreich gefunden wurde. An letzterem Orte entdeckte man vor zwei Jahren eine menschliche Kinnlade, über deren Authenticität sogar ein wissenschaftlicher Congreß zusammenberufen wurde, der trotz englischer, auf biblische Vorstellungen gegründeter Einsprüche endlich doch die Echtheit des Fundes und das hohe Alter der Kinnlade anerkannte — heute, wo man an derselben Fundstätte noch viele andere Knochenreste entdeckt hat, die von über alle Zweifel erhabenen Forschern selbst aus dem Lager gezogen wurden, dürfte ein solcher Congreß wohl gar nicht mehr zusammenberufen werden.

Der Schädel von Moulin-Quignon ist noch nicht genauer untersucht worden; aus der Beschaffenheit der Kinnlade schloß Quatrefages, ein bekanntes Mitglied der französischen Akademie, daß es ein Volksstamm von kleiner Statur mit wahrscheinlich rundem Kopfe gewesen sein müsse, vielleicht den heutigen Lappen ähnlich, eine vorläufige Untersuchung der neulich gefundenen Reste scheint seine damaligen Schlüsse bestätigen zu wollen.

Ich habe in meinen „Vorlesungen über den Menschen“ im zweiten Bande die Resultate der bis jetzt bekannten Untersuchungen über die beiden Schädel von Engis und Neanderthal zusammengestellt und nachgewiesen, daß sie keiner jetzt bekannten europäischen Race, wohl aber den Australiern am nächsten stehen, indem sie bei großer Länge eine nur sehr geringe Breite besitzen, wozu noch außerdem eine Menge anderer Eigenthümlichkeiten kommen; daß der Schädel von Engis vielleicht einem Weibe angehörte, während der vom Neanderthal, wie auch die dabei gefundenen sonstigen Knochen bestätigten, der eines großen und starken Mannes gewesen und der wildeste und affenähnlichste Schädel ist, der uns überhaupt bis jetzt bekannt. Einem normalen deutschen Schädel gegenüber gehalten, bietet dieser Schädel aus der Bärenzeit eine so furchtbare Degradation dar, daß man sich eines gelinden Schauders nicht erwehren kann. Die entsetzlich aufgewulsteten Lagen der Augenbrauen, ähnlich den Ringen, welche die Augen des erwachsenen Gorill oder Orang umgeben; die tiefe Einbuchtung dahinter, die sich in ein flaches Gewölbe fortsetzt, so daß man bei horizontaler Stellung der Schädeldecke über den Augenbrauen gar keine Stirne mehr sieht; der flache Scheitel und die ungeheure Dicke der Schädelknochen selbst — Alles das läßt eher den Gedanken an eine wilde Bestie als an einen Menschen aufkommen, und erst eine genauere Untersuchung läßt uns erkennen, daß dies doch ein menschlicher Schädel war und das darin eingeschlossene Gehirn einen menschlichen Typus hatte.

Aber dieser Affenmensch, denn anders können wir ihn wohl kaum nennen, hat doch einen Funken in sich, der ihn über seine nächsten Verwandten erhebt; er sinnt darauf, seine Lage zu verbessern und sich das Uebergewicht über die ihn umgebende Thierwelt zu verschaffen. Diese wird nicht durch irgend einen Machtbefehl in seine Hand gegeben, sondern er selbst muß sich die Mittel schaffen, sie zu überwältigen. Zugleich ändern sich nach und nach auch die umgebenden Verhältnisse. Der Höhlenbär wird seltener und macht seinem weniger kolossalen Vetter, dem gewöhnlichen braunen Bär, Platz. Höhlentiger und Hyänen verschwinden ebenfalls nach und nach, ebenso die großen Dickhäuter, Flußpferd, Nashorn und Mammuth, während dagegen Auerochsen, Pferde und namentlich Rennthiere im südlichen Frankreich häufig sind und die gewöhnliche Nahrung des Menschen zu bilden scheinen. Man kann diese Epoche füglich die Periode des Rennthiers nennen, da dieses das charakteristischste Thier ist, dessen Knochen auch am häufigsten ihrer Härte wegen verarbeitet werden, woraus man fast schließen könnte, daß der Mensch damals ein Leben führte, ähnlich den wandernden Lappen, denen früher auch das Rennthier Alles war. Jetzt freilich, seit die Civilisation in die Finnmarken gedrungen ist, weiß auch der wandernde Lappe die Producte derselben zu schätzen, und Kaffee und Zucker, Wollengewebe und ähnliche Dinge gegen seine Rennthierhäute und Zungen einzutauschen. Es ist also diese Periode die Aussterbezeit der untergegangenen Thierarten und zugleich die Rückzugszeit der nordischen Thiere, die noch im Süden hausten, gegen höhere Breiten hin.

Blätter und Blüthen.

Karl August und der Oberförstersohn. Ein Oberförster, der seit langen Jahren treu und redlich gedient, wurde einst bei der Holzrevision beschuldigt und überführt, daß mehrere Klaftern Holz auf seinem Schlage fehlten. „Da weiß der Himmel, wie das zugegangen,“ entschuldigt sich der alte Mann, „ich hab' sie nicht; auch weiß ich nicht, wer hier etwa der Thäter ist.“

Mit dieser Entschuldigung waren das großherzogl. Oberforstamt und Kammercollegium natürlich nicht zufrieden; es wurde eine gerichtliche Untersuchung über den Armen verhängt, in Folge deren der Oberförster seines Dienstes entsetzt werden sollte. Das Haus des Oberförsters war seitdem ein Haus der tiefsten Trauer, nicht sowohl über den bevorstehenden Verlust des Amtes und Brodes, als vielmehr über den Verlust der bürgerlichen Ehre.

Da macht sich der älteste Sohn des Oberförsters, dem der Schmerz und das Elend seiner Familie auch zu Herzen ging, in aller Stille auf, eilt in die Residenz und meldet sich bei dem Oberforstamte freiwillig als denjenigen, der als Forstgehülfe seines Vaters das fehlende Holz auf dem Schlage heimlich verkauft und das Geld dafür verthan habe. Der Thäter wird bestraft, seines Amtes als Jagd- und Forstgehülfe entsetzt und muß — was am meisten schmerzte — für alle Zukunft jeglichem etwaigen Anspruche auf eine Anstellung als Förster im Großherzogthume feierlich und förmlich entsagen.

Was nun zu thun? Der junge Mann wählte das Beste für damalige Zeiten, er wurde Soldat und als Oberjäger eingestellt. Nach beendigtem Kriege kehrte er in sein Vaterland und Vaterhaus zurück, aber mit welchen Aussichten, welchen Hoffnungen? Der Vater redet ihm zu, sich vor der Hand wieder um eine Anstellung als Jägerbursche auf irgend einem Reviere des Großherzogthums zu bewerben. Mit schwachem Glauben, daß man über seinen mehrjährigen, treuen Soldatendiensten sein früheres Vergeben vergessen haben werde, begiebt sich der Sohn in die Residenz und meldet sich. Jedoch vergebens. Der greise Vater selber verwendet sich für ihn, umsonst. Es bleibt sonach dem Armen nichts anderes übrig, als irgend einen andern Lebensberuf zu wählen, was auch geschah; er wurde Großknecht auf einem Gute.

Da wird nach Jahresfrist fast durch Zufall der wahre Thäter jenes Holzdiebstahls entdeckt. Es wird dem Großherzoge sogleich gemeldet, und dieser läßt den Großknecht zu sich bescheiden.

„Sie sind der Sohn des Oberförsters S.?“ fragt Karl August streng, als der junge Mann in das Zimmer des Großherzogs tritt.

„Zu Befehl, Hoheit.“

„Wie kommen Sie dazu meine Justizbehörde zu belügen und sich als den Dieb und Verkäufer von gestohlenen Hölzern auszugeben?“

Der junge Mann trat einen Schritt näher. „Hoheit kennen meinen alten Vater,“ sagte er leise. „Er hatte nichts als seine Kinder und seine Ehre, er war uns stets ein lieber Vater, und da dachte ich denn, es sei Schuldigkeit des Kindes, die Ehre . . . . .“

Der Großherzog, der am Tische stand, unterbrach ihn. Als der junge Missethäter so einfach und ohne alle Ruhmrederei seine edle That entschuldigen wollte, packte es den Fürsten, und er pochte, um seine Rührung und die aufperlenden Thränen zu verbergen, unwillkürlich auf den Tisch. Hastig ging er dann auf den Erschreckenen zu, und indem er ihn mit zornigen Blicken ansah, sagte er mit erhobener Stimme:

„Und da dachten Sie die Ehre Ihres Vaters mit einer Lüge zu retten? Wissen Sie, was Sie verdienen, junger Mann? . . . . Die Oberförsterstelle in T. (es war die Stelle seines Vaters), und damit der wackere Sohn des wackern Vaters die bösen Tage vergessen kann — hier eine Anweisung auf meine Kammer zum Bau eines neuen Hauses und für den alten Vater den vollen Gehalt als Pension. Geben Sie — geben Sie, lieber S.,“ rief er, als der junge Mann weinend zu seinen Füßen stürzte und danken wollte, „geben Sie — und Gott schenke in meinem Lande allen Vätern solche Söhne!“ —

In einem der hübschesten Forsthäuser des weimarischen Landes wird heute noch von den Kindern des ehemaligen vermeintlichen Diebes am 3. September das Bild des „alten Herrn“ bekränzt, der es verstand in so echt fürstlicher Weise lang getragenes Unrecht wieder gut zu machen und Kindesliebe zu belohnen.

Struve's Weltgeschichte (jetzt bei Streit in Coburg) scheint sich, nachdem das Buch in Tausenden von Exemplaren in Amerika verbreitet wurde, in neuer Zeit auch in Deutschland Bahn zu brechen. Gottfried Kinkel schreibt darüber: „Es ist die erste ganz frei geschriebene und dabei volksthümliche Geschichte, die es giebt. Im Kerker zu Rastatt begonnen, ist es ein Triumph des freien Geistes geworden, dessen Ueberzeugung keine Fessel beugt. Die Sprache ist einfach, der Sinn ist rund und nett, die Sätze, was für ein populäres Werk unschätzbar ist, kurz und treffend, die Beurtheilung vergangener Völker und Reiche klar, scharf und radical. Es thut einem wohl unter den deutschen officiellen Redensarten, einmal auf einen Schriftsteller zu stoßen, der kein Blatt vor den Mund nimmt. Ganz vortrefflich sind am Schlusse der längeren Abschnitte die Rückblicke auf den Fortschritt der menschlichen Bildung während jeder einzelnen Periode. Die Folgen der Zeit zwischen der Reformation und dem westphälischen Frieden sind hier z. B. treuer und vollständiger entwickelt, als ich sie in irgend einem anderen Buche gefunden habe. Ich wundere mich nicht, zu hören, daß dieses Buch in Amerika sich eine so breite Bahn gebrochen hat. Allen Landsleuten im Vaterlande sollte die Verbreitung desselben am Herzen liegen.“

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 41. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der böse Nachbar.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Am Ende des Corridors führte eine breite schöne Steintreppe mit kunstreichem Eisengeländer in die Höhe. Oben auf dem Vorplatze schloß das Mädchen eine hohe Flügelthür auf, und der Fremde trat in einen Vorsaal, in welchem offenstehende Thüren nach rechts wie nach links in eine Enfilade von dunkelnden, schon von der anbrechenden Dämmerung erfüllten Gemächern blicken ließen. Sie waren meublirt, wie die Wohnräume einer wohlhabenden Adelsfamilie zu sein pflegen, Alles ein wenig veraltet und noch mehr bestäubt, verschossen, vernachlässigt. An den Wänden hingen Oelbilder, Portraits, Landschaften; am Ende der Reihe rechts befand sich ein die ganze Breite des Gebäudes einnehmender Saal mit Fenstern nach zwei Seiten, mit Krystalllüstre und krystallenen Wandleuchtern, in der Mitte der dunkelrothen Wandflächen mit Statuetten geschmückt, die sich weißleuchtend von dem dunklen Grunde abhoben; auch die Decke war mit weißen Stuckfiguren verziert — der Raum war augenscheinlich der Festsaal des Hauses.

Der junge Mann schritt quer durch den Raum auf die Nische zu, welche in der der Eingangsthür gegenüberliegenden Längenwand angebracht war, auf die weißleuchtende Statue, welche in dieser Nische auf kniehohem Postamente von dunklem Marmor stand ... er blieb vor ihr stehen und stieß ein leises unwilliges „Ah!“ aus, es schien ihn etwas in hohem Grade betroffen zu machen. Er streckte den Arm aus und fuhr mit der Hand über die Schulter der Statue ... dann stieß er mit der Fußspitze an den Sockel; dieser klapperte — der dunkle Marmor war nur hohles Holz. Mit einem Tone zorniger Entrüstung rief der Fremde dem Mädchen, das ihm gefolgt war, über die Schulter zu:

„Wo ist die Statue? Das hier ist ja ein elender Gypsabguß ... wo ist die Statue hingekommen ...?“

„Ich habe nie etwas Anderes hier gesehen!“ versetzte das Mädchen verwundert.

„Nie etwas Anderes gesehen? So mögen alle Wetter drein schlagen!“ rief der junge Mann im höchsten Zorne aus ... „an die Stelle des wundervollen Marmorbildes dieses schäbige Ding ... reiß' das nächste Fenster auf ... das Fenster auf, sag' ich ... zum Teufel mit dem Plunder!“

Das Mädchen stand tief erschrocken vor dem plötzlichen grenzenlosen Zorn des Fremden; sie sah regungslos, wie er das Bild mit beiden Händen an den Armen ergriff, es zum nächsten Fenster schleppte und dieses aufriß. Dann stieß sie einen Schrei aus und stürzte, wie um Hülfe herbeizurufen, davon, quer durch den Saal und die nächsten Gemächer ... wie wildzornig der Fremde das Bild durch das Fenster warf, sah sie nicht mehr, aber sie hörte den heftigen Krach, mit welchem es draußen an der Seite des Gebäudes unten auf dem Boden ankam und in tausend Stücke zerschellte.

Zornige Verwünschungen zwischen den Zähnen murmelnd, ging der junge Mann zurück; er schritt durch die Zimmerreihe, durch welche er gekommen; vom Treppenvorplatz her hörte er eilige schwere Schritte ihm entgegenkommen, und als er in die nächste Thür trat, stand ein großgewachsener, breitschultriger Mann in einem grauen Jagdrock und mit einem Strohhut auf dem Kopfe vor ihm, der ihn mit einem Tone, in welchem Betroffenheit und Zorn sich in eigenthümlicher Weise mischten, anschrie:

„Herr, wer sind Sie, was machen Sie denn hier?“

„Wer ich bin, können Sie sich ungefähr vorstellen,“ sagte der junge Mann hochmüthig und scharf — „Sie sind der Administrator?“

„Der bin ich, und Sie sind der Baron Horst?“

Der Baron Horst beantwortete diese Frage nicht, er versetzte nur: „Folgen Sie mir in die Zimmer meines Vaters ... lassen Sie Lichter dahin bringen, wir werden länger miteinander zu reden haben.“

Er schritt voran in die andere Zimmerreihe links von dem Treppenvorraum, und hier warf er sich bequem in einen Lehnstuhl, der neben einem großen Tische mit dunkler Marmorplatte stand.

„Erklären Sie mir vor allen Dingen,“ sagte er hier, „wo ist die kostbare Marmorstatue der Flora?“

Der Administrator stand vor ihm — der Mann mit dem kräftig geschnittenen, aber gewinnenden, intelligenten Gesicht, das ein dunkler Vollbart umrahmte, sah mit gerunzelten Brauen scharf auf ihn nieder; dann glätteten sich diese Brauen, er nahm ruhig in einem gegenüberstehenden Stuhle Platz und sagte:

„Herr Baron, ich fürchte, wenn wir in diesem Tone einsetzen, so kommen wir nicht zu einer ordentlichen Harmonie, die doch Ihnen ebenso wünschenswerth sein möchte, wie mir. Schlagen wir die Stimmgabel deshalb noch einmal an. Ich heiße Sie herzlich willkommen im Hause Ihrer Väter, auf Ihrem Erbe, das ich Ihnen selbst zu überliefern habe. Ich habe es von dem Augenblicke an, wo es Ihr Vormundschaftsgericht mir übergab, als ehrlicher Mann nach bestem Wissen und Gewissen verwaltet. Als Sie nach Ihrer Eltern Tode in ein österreichisches Cadetteninstitut gegeben wurden und die Behörde mich zum Administrator Ihres ganz verschuldeten und sequestrirten Erbes einsetzte, da glaubte man, daß es kaum jemals in Ihre Hände kommen und daß es mehr als ein Men-

schenalter dauern würde, bis die Schulden abgetragen seien. Seitdem sind achtzehn Jahre verflossen ... Sie waren damals acht Jahre und zählen jetzt sechsundzwanzig ..."

„Es ist wahr," sagte der junge Baron milder und wie einem überlegenen Wesen sich beugend, „ich war in der That sehr überrascht durch die unverhoffte Nachricht des Gerichts, daß ich kommen und mein Erbe übernehmen könne ..."

„Ohne die Rentenablösungen, die uns so viel Geld brachten, und ohne die unerwartete Erbschaft von Ihrem Vetter in Schlesien wäre es freilich nicht möglich gewesen ... aber trotzdem," fuhr der Administrator selbstbewußt fort, „darf ich sagen, daß ohne meine ehrliche, umsichtige und rastlose Ausbeutung der Hülfsquellen, welche Ihre Besitzungen darboten, das Ziel nicht so rasch erreicht worden wäre, und so habe ich denn freilich einigen Anspruch — nicht auf Ihren Dank, Herr Baron, den ich nicht verlange, aber auf eine andere Art des Verkehrs!"

Der junge Mann sah den Redenden groß und offen an; er schien zu fühlen, daß er mit dem Tone, den er angeschlagen, ein Unrecht begangen, und ganz bereit, es gut zu machen, entgegnete er:

„Ich bin aber durchaus nicht gewillt, mich dem Danke zu entziehen, mein lieber Herr! Glauben Sie das nicht — ich weiß auch sehr wohl, daß ich, ohne Ihre fortdauernde Hülfe bei der Verwaltung meiner Herrschaft zu finden, für die nächste Zeit in großer Verlegenheit sein würde. Aber ich gestehe Ihnen, daß der erste Eintritt in mein Vaterhaus mir einen unangenehmen Eindruck gemacht hat. Ich bin etwas von einem Kunst-Dilettanten ... ich habe meines Vaters Interesse für die Plastik geerbt, und so war mir lebhaft in der Erinnerung der große Werth geblieben, den mein Vater auf seine farnesische Flora setzte, auf die Marmorstatue, die er einst in Italien erstanden, die er hütete wie seinen Augapfel. Wenn ich in den langen Jahren, die ich in der Fremde zubrachte, mich meiner Heimath erinnerte, so trat mir dies weißglänzende schöne Bild entgegen wie eine Art von waltender Hausgottheit, wie ein schützender Genius des Orts — Sie wissen, welche Rolle in unserer Seele solch' ein Ding, das sich tief der kindlichen Phantasie eingeprägt hat, spielen kann — und nun ist das schöne Bild verschwunden, ich finde einen wahren Plunder an seiner Stelle ... wo ist es? wohin ist es gerathen?"

Wäre die Dämmerung nicht schon so stark eingebrochen, Baron Horst, der bei diesen Worten in die Züge des Mannes vor ihm blickte, hätte wahrnehmen müssen, daß diese Züge sich leise verfärbt hatten, während er sprach, daß sich wieder tiefe Falten in die Stirn des Administrators gruben und seine Blicke einen etwas scheuen und unsteten Ausdruck einnahmen.

„Wenn ich nicht irre," versetzte er ein wenig zögernd und mit dem Tone eines Mannes, der sein Gedächtniß anstrengt, „wenn ich nicht irre, ist das Bild verkauft, schon vor Jahren, Sie wissen vielleicht nicht, daß das Gericht für gut befunden hat, manches Werthvolle, was nicht zum Fideicommiß gehörte, z. B. das Silberzeug Ihrer Eltern, verkaufen zu lassen; die Statue wird mit verkauft sein ... es wird sich bei den alten Rechnungen eine Notiz darüber finden ... es war mir unbekannt, daß Sie so großen Werth darauf legten ... daß Sie selbst die Kunst treiben ... und ich meine," setzte er lächelnd hinzu, „Sie können ja jetzt solche alte Kunstsachen wieder kaufen, so viel Sie wollen ... von der Erbschaft des Vetters in Schlesien und den Renten des letzten halben Jahres, die schon Ihnen zu gute kommen, liegt eine ganz hübsche Summe für Sie bei Gericht deponirt ... Sie brauchen sich nur zu melden, um sie ausgeantwortet zu bekommen, sie muß etwas wie dreißigtausend Thaler sein ..."

„Mit Geld allein sind solche Kunstschätze nicht zu erlangen, mein lieber Administrator," fiel Horst ein ... „daß die Flora mir geraubt, vielleicht für einen Spottpreis an irgend einen Althändler losgeschlagen ist, bleibt mir ein bitterer Tropfen in die Freude dieses Tages, der ein so wichtiger und bedeutungsvoller in meinem Leben ist ... sehen Sie ja die Rechnungen nach, damit ich erfahre, wohin die Statue gekommen ist!"

„Gern, Herr Baron."

„Schon morgen, ich bitte darum ..."

„Wollen Sie sich jetzt nicht gefallen lassen, eine Erfrischung unten bei mir einzunehmen, bis das Abendessen bereitet ist ...?"

„Das will ich mit Vergnügen," sagte Horst, „ich habe, wie Sie sagen, dreißigtausend Thaler auf dem Gericht liegen und bin doch so hungrig und durstig, wie ein armer Student ... ich habe mein letztes Geldstück am Thor der Stadt, wo ich zu Mittag gegessen, an einen Bettler gegeben und bin eingezogen in die Pforten meines Ahnensitzes ohne einen Heller in der Tasche!"

Der Administrator lachte und entgegnete: „Mein Gott, weshalb schrieben Sie mir nicht?"

„Weil ich Sie nicht kannte, nicht wußte, ob ich Geld fordern könne ... so mußt' ich die ganze Reise mit den Ersparnissen meiner österreichischen Oberlieutenantsgage machen."

„Ich kann Ihnen den Inhalt der ganzen Rentcasse zur Disposition stellen," sagte der Rentmeister.

Beide erhoben sich nun und begaben sich nach unten in das Wohnzimmer des Administrators.

„Und nun," sagte Horst, indem er sich hier auf dem harten Roßhaarkanapee lang ausstreckte, „müssen Sie mir vor allen Dingen von einer bezaubernden jungen Dame erzählen, welche ich in Schloß Falkenrieth gesehen und gesprochen habe."

Allmer, so hieß der Administrator, wandte bei diesen Worten sehr lebhaft sein Gesicht dem jungen Manne zu, ohne zu antworten.

„So viel ich mich entsinne," fuhr Horst fort, „lebt nur eine Gutsbesitzerfamilie hier in der Nähe, ein Herr von Schollbeck ... ist es nicht so?"

Allmer wandte sich ab und trat an den Klingelzug in der Ecke, um nach Licht zu schellen.

„Hat Herr von Schollbeck Töchter, so war die schöne Dame ohne Zweifel ein Fräulein von Schollbeck ... sie ist bildhübsch, gescheidt, beredt, ich war ganz bezaubert von ihrer Erscheinung, als ich sie völlig unvermuthet in dem Salon auf Falkenrieth vor mir erblickte."

„Also Fräulein Eugenie hat bereits Ihre Eroberung gemacht?" versetzte jetzt Allmer mit einem Tone kühlen Spotts.

„Erzählen Sie mir von ihr ..."

„Ich will Ihre Illusionen nicht stören, Herr Baron — hier kommt Speise und Trank, und dem sollen Sie sich jetzt in völliger Gemüthsruhe hingeben."

4.

Es waren einige Tage verflossen, die Horst dazu angewandt hatte, sich in seinem großen und schönen Besitzthum zu orientiren, das ihm, dem armen Oberlieutenant, so unvermutheter Weise zurückgegeben war, während er es vielleicht noch für ein halbes Jahrhundert hinaus sich entzogen geglaubt und demgemäß sich in seinen fernen steierischen und italienischen Standquartieren nicht das Allermindeste darum gekümmert hatte.

Wir finden ihn wieder in der nächsten Stadt, welche der Sitz eines Kreisgerichts ist, und eben neben seinem Administrator die Stufen des Gerichtsgebäudes niederschreitend, einem offenen leichten Jagdwagen zu, der, mit zwei hübschen Braunen bespannt, vor dem Gebäude hält. Ein Diener trägt ihnen schwere graue Leinensäcke nach, die hinten im Wagen niedergelegt werden.

„Seltsam," sagt der junge Mann, „daß sich auch da oben in den Gerichtsacten keine Notiz über den Verkauf der Flora findet."

„Es sind noch viele ältere reponirte Acten da," versetzte der Administrator, „wenn Sie befehlen, werde ich darum einmal eine besondere Reise hierher machen und einen ganzen Tag daran wenden, in den alten Papieren nachzusuchen."

„Thun Sie das ja, Herr Allmer," entgegnete der junge Mann, „und jetzt kommen Sie mit mir zum Notar ..."

„Dahin müssen Sie schon allein gehen, Herr Baron," antwortete der Administrator ein wenig barsch, „ich bleibe bei den Geldsäcken zurück."

„Die Geldsäcke werden schon gehütet werden von Kutscher und Knecht ... bei der Verhandlung mit dem Notar habe ich Sie nöthig ..."

Allmer schüttelte den Kopf. „Sie werden schon fertig werden, Sie geben einfach Ihr Gebot, und damit ist die Sache abgemacht; alles Andere ordnet der Notar."

„Aber wenn man in solchen Geschäften so unerfahren ist..."

„Ich kann Ihnen nicht helfen ... ich gehe vom Wagen nicht fort," versetzte Allmer mit einer fast groben Bestimmtheit und sich abwendend.

„Mißbilligen Sie vielleicht meine Absicht?"

„Nicht im geringsten ... ich hab's Ihnen ja gesagt, Herr

Baron, daß Sie die Gelegenheit, Falkenrieth zu bekommen, nicht fahren lassen dürften . . . der Wald, der dazu gehört, arrondirt Ihre Herrschaft zu gut . . . und da drüben das Haus mit den Glasscherben im grauen Bewurf ist das des Notars . . . es sind also nur zwei Schritte . . . Sie werden den Herrn zu Hause finden."

Baron Horst wandte sich dem bezeichneten Hause zu; während er quer über den Platz schritt, blickte ihm Allmer mit einem Gesichte nach, in welchem etwas wie Spott und schadenfrohe Befriedigung lag, es war ein flüchtiges Mienenspiel, das rasch wieder verschwand und dem gewöhnlichen sehr ernsten Ausdruck des männlich schönen Gesichtes Platz machte.

Der junge Mann hatte unterdeß das Haus erreicht und stand nach wenigen Augenblicken im Bureau des Rechtsanwalts und Notars, eines durch seine goldene Brille ihn mit scharfen Blicken fixirenden Herrn, der auch fortfuhr, ihn schweigend zu fixiren, als Horst ihm gesagt hatte, daß er zu ihm komme, weil der Herr Rechtsanwalt mit dem Verkauf des Schlößchens Falkenrieth und seines Zubehörs beauftragt sei.

Der Rechtsmann wandte sich endlich und holte ein Actenfascikel herbei.

„Kommen Sie in eigenem Namen oder im Auftrag?" fragte er dann.

„In eigenem Namen, und dieser Name ist Baron Horst."

Der Anwalt betrachtete den jungen Mann noch einmal und diesmal über seine Brille her noch schärfer als zuvor. Es war, als ob er mit dem mißtrauischen Spürsinn, womit Kleinstädter Leute ansehen, die in ihre Nachbarschaft gerathen, fragen wollte: Weß Geistes Kind bist Du, und wie wirst Du Dich zu uns stellen, und wirst Du Deine Herrschaft dahin bringen, wohin Dein schuldenmachender Herr Papa sie gebracht hat, oder ein ordentlicher Wirth sein?

„Ich bin mit dem Verkauf beauftragt, und hier ist die Liste der Bedingungen . . . die Summe, unter welche ich nicht hinabgehen soll, ist 12,000 Thaler . . . 10,000 sind von anderer Seite geboten."

„Darf ich mir den Katasterauszug erbitten, um die Morgenzahl zu sehen?" versetzte Horst, über das Heft der Bedingungen gleichgültig wegblickend.

Der Anwalt suchte das Blatt, welches den Katasterauszug enthielt, und Horst sagte nun:

„Ich gebe 12,000 Thaler . . . ich werde Ihnen das Geld sogleich bringen!"

Der Anwalt blickte ihn noch einmal an, diesmal, als wolle er sagen: „Du bist auf dem rechten Wege, in den Fußstapfen des Papas!" Er erwiderte mit einem etwas kaustischen Ton lakonisch: „So werde ich den Vertrag niederschreiben; setzen sich der Herr Baron!"

Dann zog er die Klingel und befahl der eintretenden Magd: „Ruf' Sie zwei Zeugen herbei."

Der Rechtsanwalt begann nun zu schreiben, die Zeugen traten ein. Horst verließ das Haus, um von seinem Wagen die Summe von 12,000 Thalern wieder abpacken und durch den Diener zum Notar hinübertransportiren zu lassen. Nach einer halben Stunde war die Sache so weit gediehen, daß der Baron seine Unterschrift unter den Act setzen konnte. . .

„In einigen Tagen," sagte der Rechtsmann, „werde ich Ihnen eine Ausfertigung sammt allen nöthigen Beilagen übersenden."

Horst ging . . . Falkenrieth war sein. Er fühlte eine große Befriedigung bei dem Gedanken, daß die hübsche Schöpfung im stillen Gebirgsthal ihm gehöre, und eine noch größere bei dem, daß er der jungen Dame, die er dort gesehen, sagen könne, es sei sein — als Antwort auf ihr spöttisches: „Sie werden Falkenrieth auch nicht theurer machen!"

„Ich will morgen zu Schollbeck's hinüberreiten und dort meinen Besuch machen," sprach er, als er neben dem Administrator auf dem Jagdwagen saß und mit ihm wieder heimfuhr.

Allmer machte ein eigenthümliches Gesicht.

„Wollen Sie es wagen?" sagte er kalt lächelnd.

„Wagen? Weshalb nicht? Der alte Baron hat mich sicherlich längst erwartet!"

„Schwerlich," versetzte Allmer gedehnt; „oder wenn er es hat, so hat er auch schon eine Ausflucht erdacht, sich Ihrem Besuche zu entziehen. Er liebt keine fremden Gesichter, am wenigsten die von jungen Herren."

„Und was stößt ihn ab in den Gesichtern junger Herren?"

„Die Möglichkeit seiner Tochter zu gefallen. Jedenfalls wird er seine Tochter eingesperrt halten, wenn Sie kommen. An der Thür werden Sie den spitzbübischen Vetter finden, der Sie zum Hause wieder hinauscomplimentirt — ich würde mir den Weg ersparen an Ihrer Stelle!"

„Das werde ich nicht . . . ich interessire mich, ganz aufrichtig gesagt, sehr lebhaft für seine Tochter Eugenie. . ."

„In dem Fräulein würden Sie nichts finden als eine wilde und sehr hochmüthige Hummel; Sie würden dem Vetter, der von Kindesbeinen an mit ihr verlobt ist, viel Glück zu der Partie wünschen. . ."

„Vielleicht . . . vielleicht auch nicht! Also dieser Vetter, den Sie als einen so spitzbübischen Menschen schildern, soll Eugenie Schollbeck durchaus heirathen, und jeder andere junge Mann . . ."

„Wird unerbittlich ferngehalten, weil der alte Griesgram nicht will, daß seine Tochter Gefallen finde an einem Manne, welcher sie dem Vater entführen würde; Fräulein Eugenie ist dazu verurtheilt, bei dem alten Manne ihr Leben lang auszuhalten, und der Vetter ist deshalb als ihr Bräutigam auserkoren, weil er sich diese Bedingung, für immer im Hause und unter dem Commando des alten Bösewichts zu bleiben, gefallen läßt . . . was ließe der sich nicht gefallen!"

„Ich bin doch sehr gespannt auf die ganze Familie," sagte Horst und ließ dann das Gespräch fallen. Das, was Allmer ihm von der Unzugänglichkeit seiner Gutsnachbarn gesagt, hatte natürlich sein Verlangen, das junge Mädchen, das ihm einen so tiefen Eindruck bei der ersten Begegnung gemacht, wiederzusehen, nur gesteigert. Er versank in Sinnen und Träumen.

„Und was treibt denn der alte eigensinnige Mann in seiner Einsamkeit?" fragte er nach einer langen Zeit aus seinen Träumen auffahrend.

„Was er treibt? . . . er hockt bei seinen Alterthümern, seinen Kunstsachen und schreibt gutes Papier zu Schanden mit Abhandlungen über alte Römerstraßen, Heidenwälle, Hünenringe und dergleichen Unsinn. . ."

„Also Kunstsammlungen besitzt er . . . in der That, ich besinne mich, als Kind in seinem Hause curiose alte Töpfe gesehen zu haben, in merkwürdigen altfränkischen Schränken, auch alte Bilder. . ."

„Es ist altes Gerümpel, Alles, was er hat, und dennoch hat er viel Geld dafür weggeworfen, so viel, daß er in Schulden steckt und die ganze Wirthschaft den Krebsgang geht. . ."

„Altes Gerümpel?" dachte Horst bei diesen Worten seines Administrators, „es thut nichts, wenn der Mann Kunstsinn hat, so werde ich ihn mir schon zugänglich machen!"

Nach einer Stunde raschen Fahrens hielt der Jagdwagen auf dem Hofe von Haus Horst; der junge Baron sprang leicht und behende hinaus, während Allmer langsamer folgte.

„In die Rentcasse mit dem Gelde," sagte Horst; „wenn Sie es weggeschlossen haben, Allmer, so kommen Sie zu mir herauf. Da mir nun gerichtlich meine Herrschaft übergeben ist, so wollen wir gleich den Contract niederschreiben, wonach Sie noch für die nächsten Jahre meine Verwaltung fortführen."

„Für heute Abend hab' ich nicht Zeit dazu," versetzte Allmer, sich mit den Geldsäcken hinten im Wagen beschäftigend, „ich muß sogleich in's Feld hinausreiten und nachsehen, wie weit die Leute mit dem Getreidemähen gekommen sind."

„Das hat Zeit. . ."

„Wenn ich nicht heute Abend nachsehe, wie viel sie vor sich gebracht haben, so thun sie morgen den geschlagenen langen Tag nichts!"

„Nun, wie Sie wollen," versetzte Horst, die Treppe hinaufschreitend, und fügte bei sich hinzu: „Der Mann hat einen fürchterlichen Diensteifer . . . es scheint eine Perle von einem Administrator zu sein, aber ich möchte wissen, ob er gegen alle Leute so grob ist, oder nur seinen Herrn auf diese Weise auszeichnet!"

Er betrat die Zimmer, die er seit seiner Ankunft für sich herrichten lassen, in denen er seine unterdeß angelangten Sachen untergebracht hatte und wo er sich jetzt ermüdet in einem Sessel ausstreckte. Nach einer Weile fand er das Alleinsein in den leeren Gemächern ziemlich drückend. Er ließ sich Erfrischungen bringen, und als er etwas davon zu sich genommen, sprang er auf und sagte:

„Werde ich denn den Winter hindurch hier bleiben können? ... Es wäre grauenhaft, diese Einsamkeit! Ich werde nach Wien gehen müssen und dort recht ernstlich Kunststudien treiben, modelliren, Thon kneten — und ... das alte Junggesellen- und Wirthshausleben weiter treiben! Als ob ich nicht auch das so recht herzlich satt hätte! Es ist seltsam, aber seit ich in diesem alten Hause bin, mein' ich, ich habe just Alles, Alles in der Welt recht herzlich satt ... es fehlt mir etwas — der Himmel weiß was — am Ende ist es die Statue, die schöne Flora, die man mir geraubt hat, obwohl ich nicht weiß, warum ich in diesem Augenblick solch' eine marmorne Schönheit sehr amüsant finden sollte, eine lebendige wäre mir lieber ... ja, eine lebendige Schönheit, die mir zum Herzen redete wie eine marmorne, nur mit rothen Lippen und warmem Odem ... eine Schönheit, wie dieses Mädchen von Falkenrieth, diese Eugenie, die mir's angethan hat ... und das so gründlich wie es möglich ist!"

Er verschränkte die Arme auf der Brust und blickte eine Weile in Gedanken verloren auf den Boden. Dann nahm er Hut und Handschuhe wieder und ging hinaus, um sich das Pferd satteln zu lassen, das er sich zu seinem Gebrauch ausgesucht, bis er ein besseres zu erwerben Gelegenheit gefunden, und bestieg es, um Allmer zu folgen.

Allmer war bisher seine einzige Gesellschaft gewesen, der ruhige gesetzte Mann, der so wenig Zuvorkommendes gegen ihn hatte, zog ihn doch an. Er hatte begonnen sich an ihn zu gewöhnen, sich von ihm leiten zu lassen in seinen Geschäftsangelegenheiten; wie magnetisch von der Aussicht auf Unterhaltung mit Allmer gezogen ritt er ihm nach.

Als er das kleine Dorf, welches zu seiner Besitzung gehörte, hinter sich gelassen hatte, sah er rechts weithin ausgedehnt die Getreideflur liegen, auf welcher in der Entfernung Schnitter mit Mähen und Weiber mit Garbenbinden beschäftigt waren. Er ritt langsam über die Stoppelfelder, bis er die Gruppen erreicht hatte. Allmer war nicht bei ihnen.

„Er war eben hier," gab einer der Arbeiter auf Horst's Frage nach ihm Bescheid, „aber er ist gleich dort hinaus weiter geritten, auf Schollbeck zu."

„Nach Haus Schollbeck?" wiederholte Horst ein wenig überrascht. Dann setzte er hinzu: „Wohinaus der Weg dahin?"

Der Arbeiter beschrieb den Weg, und Horst ließ sein Pferd demselben folgen. Nach kurzer Zeit hatte er die Ackerflur hinter sich und kam an das Ufer eines kleinen Bergflusses, der einen schmalen dünnen Wasserfaden durch ein breites trockenes Felsbett rinnen ließ, im Winter und Frühjahr wahrscheinlich ein wilder rauschender Gesell, jetzt, in den trockenen Sommermonaten dem Anschein nach kaum tief genug, um eine tüchtige Forelle zu verbergen. Rechts und links stiegen niedrige Hügelwände auf, die mit Lärchentannen bedeckt waren.

Forellen mußte das Gewässer aber doch ernähren, oder wenigstens irgend eine andere des Nachstellens werthe Fischart, denn Horst sah nach einer Weile einen jungen Mann in Hemdsärmeln mit einer langen Angelruthe am Ufer sitzen. Freilich war da, wo der junge Mann saß, ein kleiner Mühlteich angelegt; drüben am andern Ufer, das mit einer nackten niedrigen Felswand hier ein wenig zurücktrat, war die Mühle errichtet, ein dunkles kleines Bauwerk aus braungrauem Stein mit einem schwarzen Schieferdach darauf; dunkle Tannen, die auf der Höhe drüben standen, lugten dem Müller in den Schornstein.

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 16. Aus der Sommerfrische im bairischen Hochlande.

Von Ludwig Steub.

Vom mächtigen Inn, von der Thiersee Ache, von der friedlichen Leitzach eingefangen, dehnt sich im südlichen Baiern ein Alpenstock aus, den ein behaglicher Wanderer in vier Tagen kaum umgehen möchte. Dieser Alpenstock ist reich an Waldungen und an offenen Triften. Die Sennhütten sind kaum abzuzählen und die Zahl der Rinder ist Legion. Wo du gehst und stehst, begleitet dich das Geläute der Almenglocken, die melodisch hinschallen über Berg und Thal. Die Pfade ziehen entweder in leichter Steigung am rauschenden Bache empor und sind dann meist steinig, von Felswänden überragt, von Ahorn und Buchen beschattet, oder sie gehen über sonnige Weiden, die sich oft ganz sanft und glatt dahinlegen, reich geschmückt mit schönster Alpenflora und umgeben von dunklem Hochwalde — mitunter so still und einsam, so feierlich, als wehte noch der Geist der alten germanischen Waldheiligthümer über sie hin. Dieses Zusammenspiel aller Elemente schöner Gebirgslandschaft bringt oft wundervolle Wirkungen hervor, zumal da sich mitunter gar herrliche Blicke in andre Bergketten hinüber oder in die Ebene hinaus aufthun. Obgleich diese Alpenlandschaft meistentheils mild ist, die Wege selten beschwerlich, die Schauer der Gletscherwelt gar nicht vorhanden sind, so zeigen sich doch einige Ungethüme, die daselbst auffahren und welche, obwohl rauh und wild, doch sich zu großer Beliebtheit emporgeschwungen haben. Es sind dies z. B. der vielbesungene Wendelstein, der die Gegend von Aibling und von Rosenheim beherrscht und sehr oft bestiegen wird; der Brinnstein in der Audorfer Gegend, der allmählich mehr und mehr Besuch erhält und von Vielen, was den Glanz der Aussicht betrifft, dem Wendelsteine vorgezogen wird, so wie noch andere minder erhebliche Häupter.

In diesem Hochlande liegt weder Flecken noch Dorf, auch kaum eine Kirche, sondern nur hin und wieder eine kleine Bergkapelle, aber an seinem Rande finden sich viele schöne und wohlhabende Ortschaften. An der Abendseite z. B. liegt das idyllische Baierisch-Zell, wo in alten Zeiten ein kleines Kloster, das die Wildniß zu bezwingen gegründet, später aber nach Scheiern verlegt wurde; Fischbachau in dem stillen Thal der Leitzach, gleichfalls eine Stelle alter Andacht, mit der weitbekannten Wallfahrt am Biebenstein, ein kleiner, aber schön gelegener Ort, wo viele Jahre lang der gute alte Förster eine fröhliche Gastfreundschaft übte und das Einerl seine wunderschönen Almenlieder sang.

Viel lebendiger, als diese geräuschlosen Thäler, sind im Sommer die Dörfer, welche am Fuße des besagten Bergstocks, dem Inn entlang liegen. Die Eisenbahn, die an ihnen vorüber nach Innsbruck zieht, trägt zu dem regeren Verkehre mächtig bei. Ueberdies winken verschiedene Reize, die nicht gerade ganz von der Landschaft abhängen. Gern steigt der Baier, der etwa zu Rosenheim oder Aibling Haus hält, auf einen Nachmittag in's Tirol hinein, um sich zu Kufstein oder in der nahegelegenen Klause einmal eine gute Stunde beim tiroler Wein zu spendiren — gern schließt sich der Sommerfrischgast, der von München gekommen, dem heitern Unternehmen an. Auch die Verpflegung in den tirolischen Grenzorten wird sehr gerühmt, und man trifft Manchen an, der die schönen Forellen, die leckern Spielhähne und den edlen Gemsenbraten, so er dort genossen, nicht mehr vergessen kann. Für Andere liegt eine mächtige Anziehung in den Bauertheatern, welche hier am Grenzsaume Baierns und Tirols von beiden Nationen mit gleicher Vorliebe betrieben werden. Nicht mit Unrecht giebt man jenem von Kiefersfelden in Baiern den Vorzug, sowohl was Talent der Spielenden als Glanz der Ausstattung betrifft. Aber auch die tirolischen Dörfer Niederndorf und Erl wetteiferten heuer rühmlich mit ihren stammverwandten Nebenbuhlern. Es ist bekannt, daß die Stücke alle in den Ritterzeiten spielen müssen und daß sie von den Bauern selbst verfertigt werden. Einen großen Namen als Theaterdichter hatte der Kohlenbrenner Joseph Schmalz, der vor dreißig Jahren gestorben ist und viele dramatische Arbeiten hinterlassen hat. Seine Schule scheint noch immer fortzublühen, obgleich es uns schwer fiele, einen seiner Nachfolger namhaft zu machen. Gewöhnlich wird nur im Sommer gespielt und nur an Sonn- oder Feiertagen. Man giebt dann ein und dasselbe Stück vom Mai an bis Johannis und läßt hierauf ein zweites folgen, welches wiederholt wird bis zum Ende der Saison. So gab man während des letzten Sommers im tirolischen Niederndorf anfangs: „Die Grafen von Hohenstein, oder: Die Sclaven in Aegypten"; nach diesem aber: „Graf Ubald von Treuenstein, oder: Der Rächer am Todtensarge", jedes ein „Ritterschauspiel in fünf Acten mit

Die Frohnleichnamsprocession in Brannenburg.
Nach der Natur gezeichnet von Theodor Pixis.

Gesang und Musik". Die Theaterzettel der Bühne zu Niederndorf sind noch in alter Weise geschrieben und zwar mit all den orthographischen Kennzeichen einer ländlichen Feder; die strebsamen Histrionen von Erl dagegen ließen sich die ihrigen auf gelbes Papier nicht unzierlich drucken. Darauf ist zu lesen, daß sich die Theatergesellschaft entschlossen habe, heuer aufzuführen: „Mangolf von Rottenburg, oder: Der Kampf um Mitternacht. Ein großes Ritterschauspiel mit Geister- und Schlachtenvorstellungen, auch Musik und Gesang in fünf Aufzügen." Der Anfang war auf zwei Uhr Nachmittag festgesetzt; die Dauer auf vierthalb Stunden.

Auch historische Merkwürdigkeiten sind hier viele zu finden, aus der Römerzeit und aus dem Mittelalter. Ein gar wunderbares Oertlein ist das alte Neubeuern, ein räthselhafter Flecken. Es liegt auf der rechten Seite des Inns, fast außerhalb des Verkehrs der Menschenwelt, denn die Landstraße nach Tirol zieht sich auf der linken Seite dem Strom entlang und die junge Eisenbahn befolgt dieselbe Richtung. Früherhin gingen oft Jahre vorüber, ehe den einsamen Bewohnern ein fremdes Menschengesicht entgegentrat, wenn es nicht etwa ein wandernder Scheerenschleifer oder ein versprengter Handwerksbursche gewesen. Jetzt treibt der mächtige Trieb der Sommerfrischler, sich gegenseitig auszuweichen, wohl auch hin und wieder einen Culturmenschen in das öde Nest.

Der alten Veste Neubeuern gegenüber, am linken lebendigen Ufer des Stroms, erhebt sich das alte Schloß von Brannenburg und das gleichnamige Dorf. Ersteres, das schon mancherlei Herren gesehen, ging vor etwa zwanzig Jahren durch Kauf an den italienische Marchese Pallavicini über, der sich hier so sehr gefiel, daß er eine glänzende Erneuerung der alten Burg zu unternehmen beschloß und diese auch fast zum Ziele führte, bis allerlei Verdrießlichkeiten mit den Eingeborenen ihm den Besitz verleideten, so daß er ihn jüngst an eine württembergische Gesellschaft veräußerte, welche eine wissenschaftliche Ausbeutung der schönen dazu gehörigen Wälder vorhaben soll — eine Absicht, die nicht Jedermann zu Gefallen ist, am wenigsten den Malern, denen jetzt oft der Gegenstand ihrer Baumstudien fast unter dem Pinsel weggehauen wird.

Dieses Brannenburg genießt schon seit Jahrzehnten den Ruf einer besonderen Annehmlichkeit. Die sanfte Erhebung, auf welcher es erbaut ist, gewährt den meisten der zierlichen Häuser eine malerische Lage, die schönen dichtbelaubten Baumgruppen verleihen dem Orte im Sommer lieblichen Schatten, und die mancherlei Ausflüge, die sich von hier aus unternehmen lassen, erheitern das Leben der Sommerfrischler. Auch ein Wirthshaus steht in dem Dorfe, das von langen Jahren her als gut und wohlfeil bekannt ist und deshalb schon viele berühmte und unberühmte Leute unter seinem Dache gesehen hat. Vor allen haben die Münchner Maler daselbst, wie früher auf Frauenchiemsee, gleichsam eine Gerechtigkeit, das gastliche Haus als ihr eigenes zu betrachten und darin ihr fröhliches Wesen zu treiben nach Herzenslust. Davon werden wir erst am Schlusse noch Einiges erzählen dürfen.

In diesem Dorfe ging nun eine gar lebhafte und malerische Scene vor, gerad' als wir heuer dort einrückten, dieselbe Scene, welche die kunstreiche Hand des Herrn Theodor Pixis für die Gartenlaube gezeichnet hat. Es war eben Frohnleichnamstag und wir kamen just recht, die große Procession an uns vorübergehen zu sehen, bekanntlich die höchst gefeierte der katholischen Christenheit. Sie fällt immer auf den Donnerstag nach dem Dreifaltigkeitssonntag, entweder in die letzte Hälfte des Mai oder in die erste des Juni, also in die Zeit, wo das Jahr am schönsten ist. Am Vorabend schon eilt die Jugend des Dorfes in die üppigen Fluren hinaus und pflückt die Blumen des Frühlings, um sie auf den Pfad zu streuen, den das „hochwürdige Gut" in der Hand des frommen Kirchenhirten dahinwandeln wird. Auch der Birkenwald muß seine jungen Sprossen hergeben, um das hohe Fest zu schmücken. Mit den laubigen, wehenden Bäumen werden die Wände der Pfarrkirche und die Häuser verziert, an welchen der Zug vorübergeht. Auf dem Lande ziehen diese Processionen durch Feld und Wald, über Berg und Thal auf längst bestimmten Steigen, über welche schon die Processionen der Urväter geschritten. Von Alters her sind denn auch in jeder Gemeinde vier Orte aufgezeichnet, wo die wandernde Andacht sich zur Ruhe setzt und etwas ausputzet. Solche Orte nennt man Evangelien, und es werden dieselben an diesem Tage mit tragbaren Feldaltären zum Gottesdienste zierlich zugerichtet. Meist ist es eine alte Linde oder ein anderer ehrwürdiger Baum, in dessen Schatten das Evangelium celebrirt wird. Das Gewicht der Sache liegt aber darin, daß der Herr Pfarrer, in seinem schönsten Ornate, nachdem sich der Zug gestellt hat und das Volk auf den Knieen liegt, vom Feldaltare herab ein Stück aus dem Evangelium, z. B. den Stammbaum Jesu Christi, singend vorträgt. Alles lauscht den feierlichen lateinischen Klängen, und wenn sie zu Ende, ertönen die Böller, die Blechmusik fällt ein, die Rauchfässer hauchen ihre wohlriechenden Dämpfe aus. Der Gebirgsschützenhauptmann, dessen Compagnie heute in höchster Gala ausgerückt, läßt sein kriegerisches Commando erschallen, und so wallt der lange Zug dahin bis zum nächsten Evangelium und zwar immer mit lautem, wenn auch gedankenlosem Gebete und mit hellem Gesange der Schuljugend und der ländlichen Bassisten, die der Lehrer im Hymnenvortrag eingeübt.

Hoch darüber wehen im Winde die Kirchenfahnen, kleine, meist rothe Wimpel an himmelhohen bemalten Stangen, welche zu tragen, wenn die Luft nur etwas bewegt, eine wahre Herculesarbeit für die rüstigsten Leute der Gemeinde ist. In vielen Dörfern besteht auch unter dem Vorsitz des Kaplans ein Jungfernbund, dessen Gelübde aber für die Genossinnen nicht sehr drückend sind. Es versteht sich von selbst, daß an solchen Tagen auch der Jungfernbund in die Erscheinung tritt und zwar in seiner ganzen Lieblichkeit. Die Mädchen tragen dann im blonden Haare duftende Blumenkränze und sind sämmtlich in die Farbe der Unschuld gekleidet. Sie gehen paarweise mit gesenkten Augen, etwa einen Lilienstengel in der Hand, vor dem hochwürdigen Gute einher. Den kräftigsten unter diesen Jungfrauen wird auch die Ehre zu Theil, die Heiligenbilder zu tragen.

Auf jedem Altar in der Kirche — es sind deren gewöhnlich drei — steht nämlich Jahr aus Jahr ein ein hölzernes Bild, welches an solchen Tagen herabgenommen, auf eine Tragbahre gesetzt und so den zarten Schultern der weiblichen Jugend überantwortet wird. Am herrlichsten prangen die Bilder der Gottesmutter, welche in ihrer prächtigsten Feiertagstoilette, mit Seidendamast in Goldbrocat geputzt, über den Häuptern der tragenden Mädchen majestätisch einherschwebt.

Alles dieses aber, was wir bisher beschrieben, zusammengefaßt, ergiebt eine Augenweide, deren Reiz sich selbst der eingefleischteste Ketzer nicht entziehen kann; viel eher wird er zugestehen, daß eine solche Procession für eine Alpenlandschaft die farbigste Staffage ist, die sich erdenken läßt.

Es war ein prächtiges Bild, das sich uns bot. Vor uns zunächst der Kirchthurm und die Vorhalle des Gotteshauses, diesen gegenüber aber die Fenster und die hohen Mauern des Schlosses. In der Ferne glänzt der Inn und über diesem erhebt sich als eine Veste aus dem Mittelalter das Schloß von Neubeuern und der weithin gesehene Römerthurm. Aus der Dorfkirche tritt soeben unter dem Baldachin der ehrenwerthe Herr Pfarrer, im goldenen Rauchmantel, der das hochwürdige Gut, eine goldene Monstranz mit der heiligen Hostie, weihevoll in beiden Händen hält. Vor ihm geht ein andrer Diener der Kirche, der ein Crucifix trägt. Um ihn herum reihen sich die sittsamsten Knaben des Dorfes, heute im weißen Chorhemde, wohl geübt, das Rauchfaß zu schwingen, die Klingel zu schellen und lateinisch zu ministriren. Das Publicum ist, mit einer später zu besprechenden Ausnahme, nur ein andächtiges. Doch sind die Männlein und die Weiblein, die hier betend umherstehen und auf die Kniee gesunken, meist herzugewandertes, mitunter auch fremdes Volk; denn die Eingebornen erscheinen an solchen Tagen möglichst vollzählig unter den Bittgängern, um dadurch die Länge und die Pracht des Aufzugs zu vermehren. Der würdige Landmann, der dort oben mit gebeugtem Haupte seiner Andacht pflegt, ist also sicherlich ein Bergbauer, der seinen entlegenen Hof in der Höhe am dämmernden Morgen verlassen hat und voll hausväterlichen Pflichtgefühls bald wieder zu seinen Kleinen zurückkehren will, obgleich es sich öfter ereignet, daß er vor der offenen Thür des Wirthshauses seine guten Vorsätze wieder vergißt und der harrenden Gattin erst am späten Abend in rosigster Sonntagslaune in die Arme sinkt. Der erwachsene Sohn, der zu seiner Seite steht, bleibt vielleicht noch etwas länger an jenem freudenreichen Orte, dem er der großen Entfernung halber nur so selten seine Aufmerksamkeit bezeigen kann; leicht möglich, daß er nicht

mehr ganz unbehelligt herauskommt, denn da sich die Gegensätze bekanntlich gern berühren, so hat man schon oft die Erfahrung gemacht, daß die Jugend am Abend desto rauflustiger ist, je andächtiger sie am Morgen gewesen. Von der jungfräulichen Tochter, die in seidenem Kopftuche hinter Beiden steht, wollen wir nur das Beste denken. Wenn sie diesem Gedanken entspricht, so trinkt sie vielleicht nur ein frisches Seidel und geht dann rüstig voraus, um die Mutter bei Zeiten zu verständigen, daß ihre Lieben noch im Wirthshaus sitzen.

Die andern schönen Beterinnen sind ebenfalls von der Alm herabgekommen, verrichten ihr Gebet für sich und mischen sich nicht unter die Gemeinde. Wahrscheinlich sind auch etliche Tirolerinnen darunter, die dem bessern Verdienste nach in das menschenarme, aber sattsam nährende Baierland gezogen, um da als christliche Dienstboten ihre Laufbahn zu eröffnen, die sich mitunter durch eine fröhliche Hochzeit abschließt. Die zierliche Gestalt, welche zur Seite kniet, mit dem Spitzhut, der mit goldenen Schnüren umzogen ist, und dem reichen Haargeflechte, ist, wir kennen sie wohl, das liebliche Walperl, des früheren Wirthes Töchterlein, welches von Manchen, außer den Reizen der Landschaft, auch für einen kleinen Magnet der Brannenburger Gegend angesehen wird. Sie ist zwar nicht von der Alm gekommen, hat sich aber wohl sonst ein wenig verspätet und giebt sich jetzt keine Mühe mehr, sich in die Procession zu drängen. Die beiden Mädchen auf der andern Seite scheinen dagegen wieder Sennerinnen zu sein, ein derber, gutmüthiger, mitunter etwas leichtfertiger Schlag, der zu Gesang und Tanz und Liebe fast noch mehr aufgelegt ist, als zum Beten, Fasten und Almosengeben.

Nicht fern von dieser, doch geschieden durch eine trennende Wand von blühenden Büschen und dadurch gleichsam als ein Wesen aus anderen Sphären charakterisirt, lauert Freund Maler, in seinem leichten Reise-Costum ein sehr glücklicher Gegensatz zu dem Bäuerlein, das in seinem zopfigen Feiertagsrock auf der anderen Seite steht. Des Malers Ausdruck hat etwas Herrschendes und Imponirendes, womit wir nicht sagen wollen, daß er für sanftere Gefühle ganz unempfänglich wäre. Seine Augen sind dem schönen Walperl zugewendet, ob auch sein Herz es ist, das müssen wir im Zweifel lassen. Seinen Bleistift führt er mit nerviger Hand, der, wie es scheint, nur kräftige Gestalten entquellen können. Wir würden gern einen Blick in sein Album werfen, wenn es erlaubt wäre, ihn jetzt zu stören. Wir würden gewiß nur Schönes darin finden. Hut, Gesicht und der Bart dazu bezeichnen deutlich eine unabhängige, geniale Richtung auf politischem, wie auf artistischem Felde. Sicherlich noch Großes dürfen wir von ihm erwarten. (Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, müssen wir gleichwohl urkundlich machen, daß der hier dargestellte Kunstjünger mit dem Zeichner des Bildes nicht zusammenfällt.)

Brannenburgs städtische Insassen, die in schönen Sommern sehr zahlreich sind, theilt man nach dortigem Schema in Maler und Luftschnapper. Letztere sind solche, welche, etwa der Kanzlei oder dem Comptoir entflohen, sich lediglich in den gesunden Lüften des Hochlands gütlich thun und an dem lustigen Leben der Maler freundlich Theil nehmen wollen. Misanthropischen Leuten ist der Aufenthalt im hiesigen Orte mit nichten zu empfehlen, denn die Landschafter und die Historiker treiben hier gar arge Narretheien und führen mitunter einen so absonderlichen Lärm auf, daß der traurige Griesgram in seinem einsamen Bettlein vor Mitternacht oft kein Auge zudrücken kann. Besser also, wenn er mit oder ohne Entsagung seinen Weltschmerz vergißt und bei ihren heiteren Spielen selber eine entsprechende Rolle übernimmt. Hier giebt's gesellige Scherze, Mummereien, Maskeraden aller Art. Nicht leicht kommt ein einigermaßen bedeutendes Licht aus der Künstler- oder sonstigen Welt in's Dorf, es würde denn in allegorischer Weise und mit Gedichten, Gesang und Trinksprüchen empfangen. Kommt es aus Berlin, so tritt eine schöne Frau als Borussia angethan vor ihn hin und übergiebt ihn weinend, aber mit Segenssprüchen ihrer entlegenen Schwester Bavaria. Zieht die Berühmtheit wieder ab, so tritt Frau Bavaria auf und händigt sie mit bittern Abschiedsthränen ihrer Schwester Borussia aus oder, wenn sie nach Rom abreist, ihrer geliebten Freundin Italia, welche sie wohl Acht auf ihn zu haben bittet. Bei schlechtem Wetter und wenn die Abende länger werden, bietet der Tanzplatz im Wirthshause Raum zu allerlei Lustbarkeiten. Heute ist maskirtes Caroussel, morgen Circus, wobei die gewandtesten Reitkünstler, als Monsieur Renz oder Monsieur Carré verkleidet, auf einem hölzernen Pegasus die halsbrechendsten Wagstücke vollziehen. Zum Lohne für die Wackeren fängt dann der Wirth auf seiner Geige zu spielen an — „bis knisternd strömt Feuer um Saiten und Hand" — und sofort fällt auch ein benachbartes Clavier ein, und der entzückte Hörer fühlt sich plötzlich von den Schwingungen einer ländlichen Tanzmusik getragen und gehoben, welche bald Alles ihrem Zauber unterthänig macht.

Es versteht sich, daß an schönen Tagen namentlich die Luftschnapper aus dem Dorfe ziehen, um in der herrlichen Umgebung Ausflüge zu unternehmen oder die winkenden Berghäupter zu erklimmen. Wohin diese Züge gehen, das wollen wir nicht weiter ausführen. Einige Orte haben wir schon berührt — alle können wir nicht erwähnen. Nur damit er nicht geflissentlich vergessen scheine, wollen wir noch des nahen Petersbergs gedenken, einer waldigen Felsenspitze, auf welcher ein uraltes Münsterlein und ein Priesterhaus stehen, wo man gut erquickt wird und viele Meilen weit in's Land hinausschaut. Auch zum „Tatzebauern" am Audorfer Berg sind's nur dritthalb Stunden, und es führt ein sehr angenehmer Pfad dahin, bald sanft ansteigend im Waldschatten, bald über die friedliche Einsamkeit der grünen Triften. Unter dem Schild des Tatzebauern haust der alte Schweinsteiger, ein demüthiger Freund der deutschen Wissenschaft und ihrer Pfleger, sonst licenzirter Bierschenk und Hofbesitzer, dessen seltsame Schicksale schon Manchen, der nicht an alle Möglichkeiten gewöhnt ist, überrascht haben sollen. Ihm zuerst in der ganzen Nation kam einst der Gedanke, ob man sich nicht ein Verdienst erwerben könnte, wenn man müde Wanderer und Pilger auf einem vielbetretenen Bergwege mit Speise und Trank ergötzte. Dieser Gedanke, der in der Schweiz schon etliche tausend Mal durchgeführt ist, kam aber unsern Leuten so in die Quere, daß sie dem kühnen Denker einen Schabernack nach dem andern spielten und ihm allmählich fast das Leben verleideten. Indessen haben sich jetzt die Gebildeten durch ganz Deutschland im Geiste um den wackern Dulder geschaart, und sein herrlich gelegenes Häuslein ist stets besetzt von wandernden Gelehrten, Dichtern und andern Edlen, die sehr gern an seinem Rheinwein nippen und seinen Amsbacher Schinken anerkennend zusprechen. Das Fremdenbuch, das er aufgelegt, weist schon manchen namhaften Pilger auf und darf vielleicht in kurzer Zeit selbst culturhistorische Wichtigkeit in Anspruch nehmen.

Wenn sich nun früh am Tage die guten Gesellen zu Brannenburg rüsten, und mit den Frauen und Jungfrauen, mit dem Alpenstock in der Hand und dem reichgefüllten Proviantranzen auf dem Rücken, sich vor der Herberge sammeln, dann ist ein schwerer Moment für den jungen Maler gekommen, der voll der besten Vorsätze so eben aufgestanden ist und mit seinem Malkasten und seinem ungeheuren Parapluie z. B. auf die Schwarzlack emporsteigen will, um dort die interessanten Waldstudien abzuschließen, die während der letzten Regentage so schmerzlich liegen geblieben. Wenn nämlich der Maler im Vorbeigehen stehen bleibt und die fröhlichen Luftschnapper betrachtet und die heiteren Frauen und die lachenden, schäkernden Fräulein, und wie sie sich alle auf die hohen Aftenhöfe freuen oder auf den Riesenkopf mit seiner unermeßlichen Aussicht, dann wird ihm wind und weh um's Herz und es beginnt ein Seelenkampf, zwar von der peinlichsten Art, der aber doch gewöhnlich einen guten Ausgang nimmt. „Ach ja," pflegt dann der Jüngling mit seinen guten Vorsätzen zu lispeln, „die schönen Tage sind so selten hier zu Lande, und Wälder finden sich wohl immer wieder" — und wenn er dieses einige Male leise gelispelt, überreicht er Malkasten und Parapluie der Kellnerin zum Aufheben, bis er wieder komme, und dann giebt er der Gesellschaft erröthend zu erkennen, daß er sich auch ein bischen anschließen werde, worauf ihn dann diese Beifall klatschend als ihren Genossen aufnimmt. Und so lassen wir sie denn ziehen im Frieden und freuen uns, wenn sie am Abend jubelnd über den wonnigen Tag vom Berg herunter wieder heimkehren.

Das Freitagsgebet des Sultans.

Auf jeder Culturstufe und unter jeder Zone ist es ein und dieselbe Erscheinung, daß die Gekrönten dieser Welt die öffentlichen Acte ihres Cultus mit der ausgesuchtesten Pracht umgeben, im grellsten Widerstreit mit dem schönen Winke: „Und wenn Du beten willst, so gehe in Dein Kämmerlein einsam und schließ die Thür hinter Dir zu ꝛc." — Die Geschlechter der Gekrönten beharren auf dieser vereinten Schaustellung ihres irdischen Glanzes und ihrer kirchlichen Frömmigkeit wie auf einem ganz besondern Recht und Vorzug der Krone, ja mit einer Pünktlichkeit, als ob ein geheimnißvoller Glaube an ein geheimes Bündniß der himmlischen und der irdischen Weltregierung darüber walte, als ob eine Garantie der Throne mit ihr verbunden sei. So ist's im Abendlande, und so zeigt uns dasselbe bunte Religions-Ceremonienbild auch das Morgenland.

Der Koran schreibt den Gläubigen nicht nur vor, an jedem Tage zu den festgesetzten Stunden die üblichen Gebete zu verrichten, sondern gebietet ihnen auch, an jedem Freitage in einem Gotteshause öffentlich zu beten. Diesem Gebote gewissenhaft nachzukommen, lassen sich die Sultane — schon des Beispiels halber — ganz besonders angelegen sein. Die Geschichte erzählt, daß Sultan Mahmud I. auf dem Rückwege von der Moschee nach dem Serail gestorben sei. Goethe's Mutter antwortete auf eine Einladung, die sie kurz vor ihrem Tode erhielt, sie bedaure recht sehr, nicht kommen zu können, „sie habe zu sterben". Sultan Mahmud hatte zwar ebenfalls zu sterben, als der Muezzin an jenem Freitag vom Minaret zum Gebete rief; aber er nahm seine letzten Kräfte zusammen, ließ die Todtenblässe seines Gesichtes mit rother Schminke bedecken und sich auf's Pferd heben.

Was der Sultan die Woche über thut und treibt, erfährt in Constantinopel Niemand; in welche Moschee er aber am Freitag reitet, um öffentlich sein Gebet zu verrichten, und zu welcher Stunde dies geschieht, das weiß jedes Kind. Vielleicht ist die Reihenfolge der Moscheen eine festgesetzte, die sich regelmäßig wiederholt, oder die Kunde wird absichtlich vom Serail aus verbreitet; denn der Sultan, der sonst unerreichbar ist, muß einmal in der Woche ein Lebenszeichen von sich geben und den Glanz seiner Majestät vor den Augen der Muselmänner leuchten lassen. Der Fremde erhält dadurch Gelegenheit, den Beherrscher der Gläubigen von Angesicht zu Angesicht zu schauen, was sonst sehr schwierig ist.

Während unsers Aufenthaltes in Constantinopel — im Juni dieses Jahres — bewohnte der Sultan seinen Kiosk, d. h. sein Landhaus, „an dem süßen Gewässer von Europa". Mit dieser Benennung wird ein von Bäumen beschattetes Flüßchen bezeichnet, das durch einen von grünen Hügeln eingefaßten Wiesengrund dem salzigen Wasser des „goldenen Horns" zufließt und zwar so, daß das goldene Horn das Delta des Flüßchens bildet. In nächster Nähe von jenem Kiosk liegt eine Moschee, die „Moschee des süßen Gewässers". Da wir nun am ersten Freitage unsers Aufenthaltes in Constantinopel von den Lohndienern erfuhren, daß der Sultan „um sechs Uhr türkisch" in diese Moschee zum Gebet gehen werde, und außerdem wußten, daß die Türkinnen — die bei ihren Ausfahrten niemals von ihren Gebietern begleitet werden — an den Freitagen im Monat Juni das süße Gewässer von Europa zu Tausenden besuchen, um dort spazieren — zu sitzen, so beschlossen wir, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen und uns zur Schau des Padischahs und seiner schönen Unterthaninnen um zwölf Uhr dort einzufinden. Der Weg dahin ist ein ziemlich langer und wird im Kaik zurückgelegt.

Das Kaik ist ein sehr elegantes, hinten und vorn spitz zulaufendes bebendes Boot, das braun gebeizt, mit Schnitzwerk und vergoldeten Schnörkeln verziert und so schmal ist, daß es umschlägt, wenn man beim Einsteigen nicht genau in die Mitte tritt oder beim Aussteigen es nicht von der Mitte aus verläßt. Der Fahrgast sitzt auf dem Boden, mit dem Gesicht nach der Spitze gewendet. Hat man Platz genommen, so muß man sich ganz still halten, denn das Kaik ist empfindlich wie eine Goldwage und geräth bei der geringsten Bewegung in's Schwanken. Die ruhige, gravitätische Haltung der Türken, welche an die starre Bewegungslosigkeit heidnischer Götzenbilder streift, paßt also vortrefflich zu den Eigenschaften des Kaiks.

Hinter dem Herrn oder Fahrgast auf einer Erhöhung kauert der Diener mit untergeschlagenen Beinen; vor ihm auf Querbänken sitzen die Ruderer, in der Regel einer hinter dem andern, Jeder zwei Ruder führend. Hohe Würdenträger bedienen sich breiterer Kaiken, in denen immer zwei Ruderer, jeder ein Ruder führend, nebeneinander Platz haben; doch ist es nicht einem Jeden erlaubt, dergleichen größere Fahrzeuge zu halten, da die Schildwachen an den Ufern vor solchen Kaiken „Honneurs" machen müssen.

Je mehr sich das goldene Horn verengte, je näher rückten die Kaiks, die zahllos durch das Wasser stechen, aneinander. Das war für uns höchst willkommen; setzte es uns doch in den Stand, die bunten Gestalten in ihnen recht genau in Augenschein zu nehmen. Da fuhren Minister und Paschas in den mit reicher Goldstickerei verzierten schwarzen Reform-Ueberröcken. Ein buntes Zeltdach, ehemals ausschließliches Privilegium der Kaiken des Sultans, schützt sie gegen die Sonnenstrahlen. Hinter ihnen kauert der Pfeifenstopfer, stets ein junger, schöner und sehr vertrauter Diener, um dessen Gunst sich ein Jeder bewirbt, der vom Herrn irgend etwas zu erringen wünscht. Die zahlreichen Ruderer, sonnverbrannte Arnauten von herkulischer Kraft und Gestalt, je zwei und zwei auf einer Bank, tragen Hemden von einem dünnen Seidenzeuge mit Atlasstreifen, und weite, bis an's Knie reichende Leinwandhosen. Der Pascha, den rothen Fez auf dem Kopf, raucht gravitätisch die lange Pfeife, mit dem Mundstück von undurchsichtigem Bernstein. Einer von ihnen, in militärischer Uniform, dictirte seinen Secretairen, die ehrerbietig vor ihm hockten und eifrig schrieben. Alle Spitzen der Militär- und Civil-Verwaltung müssen den Sultan in die Moschee begleiten.

Aber die Kaiken waren es nicht allein, welche dem süßen Gewässer Schaulustige zuführten; an den Ufern entlang plätscherten kleine Dampfschiffe und pfiffen sich Passagiere zusammen, während große Barken schwerfällig einherkrochen wie Schildkröten auf dem Lande. Eine stattliche Fregatte, in der Mitte des goldenen Horns beim Marine-Ministerium vor Anker liegend, beherrschte mit ihren drei Reihen Kanonen das Gewimmel um sie her, und ihr rother Wimpel mit dem Halbmond und dem darüber schwebenden Stern schien ein dem Bilde aufgedrücktes Fürstensiegel.

Endlich zeigt sich im blauen Seewasser ein trüber grauer Streifen; es ist das „süße Gewässer von Europa", ein zahmes Flüßchen, in dessen Mündung wir einbiegen und unsere Fahrt stromauf fortsetzen bis in die Nähe einer Brücke, bei welcher wir an's Land steigen.

An beiden Ufern dieses süßen Gewässers herrscht das regste Leben. Im Schatten der Bäume breiten Sclavinnen Teppiche aus, und die vornehmen Türkinnen lassen sich darauf nieder, während ihre Kinder umherspringen. Wo der Schatten nicht ausreicht, werden bunte Stoffe über die Zweige der Bäume geworfen; denn die Sonne meint es nur zu gut, und die Türkinnen lieben es nicht, ihren Teint zu exponiren. Je näher der Brücke, je enger rücken die Gruppen aneinander, zuletzt sitzen die Schönen in mehreren Reihen fast Schulter an Schulter gedrängt. Wagen von grauen, wunderlich aufgeschirrten Ochsen gezogen — sogenannte Arabas — führen Bewohnerinnen der Umgegend heran, ihre Gebieter folgen ihnen zu Pferde, deren Zügel, wenn sie absteigen, nachkeuchende Diener in Empfang nehmen. Damit es aber an nichts mangele, erscheinen auch noch vier bulgarische Musikanten in Schafpelzen, die ein wunderliches Concert aufführen. Der eine spielt den Dudelsack, der andere die Flöte und der dritte die Gusla, eine Art Geige mit drei Saiten, während der vierte eine kleine dumpfklingende Trommel schlägt. Was sie vortragen, hat weder Melodie noch Rhythmus; die Türkinnen scheinen aber dennoch davon erbaut, denn die Kinder werden fleißig mit kleinen Gaben an die Bulgaren abgeschickt.

Doch wir hatten nicht Zeit, das vor uns entfaltete und immer reicher werdende Bild lange zu betrachten; es galt zur Moschee zu gelangen und den Sultan zu sehen. Wir gingen daher über die Brücke und gelangten, einer hohen Mauer folgend und uns durch ein zahlreich versammeltes männliches Publicum drängend, an ein geöffnetes, von Soldaten besetztes Portal. Es führte in einen großen Hofraum, in dessen Mitte wir die Moschee, viele fränkische

Zuschauer und Zuschauerinnen und eine starke Cavallerie- und Infanterie-Abtheilung, sowie eine Menge kostbar aufgezäumter Pferde erblickten, auf denen vornehme Würdenträger hergeritten waren. Die Schildwachen in Constantinopel halten Niemand auf, der — ohne sie eines Blickes zu würdigen — mit der Miene der Sicherheit einherschreitet. Diese Miene nahmen wir an, drangen glücklich vor bis zur Moschee und erreichten einen sehr günstigen, freilich aber auch äußerst sonnigen Standpunkt.

Vor uns lag ein breites Thor, welches in den Garten und zum Kiosk des Sultans führte. Durch dieses Thor mußte der Beherrscher der Gläubigen eintreten und den ganzen Raum bis zum Eingange in die Moschee durchschreiten. Da wir kaum zwanzig Schritt von dem Eingange entfernt standen, so konnten wir darauf rechnen, unsere Schaulust gehörig befriedigt zu sehen.

Die Moschee an dem süßen Gewässer ist ein kleines, weiß abgetünchtes, viereckiges Gebäude mit zwei ziemlich niedrigen Minarets. Der Eingang für den Sultan besteht aus einem bescheidenen, von zwei Säulen getragenen Porticus aus weißem Marmor, von dessen Fußboden zu beiden Seiten Stufen hinabführen und der so hoch ist, daß er einem Reiter bis an den Steigbügel reicht. Ein schwarzer „Läufer“, d. h. ein schmaler Teppich, kreuzte die weiße Marmorplatte des Porticus und war bestimmt, den Fuß des Sultans gegen die Berührung mit dem kalten Stein zu schützen; aber nur den Fuß des Sultans, keines Andern, denn er allein hat als Groß-Khan der Tatarei das Vorrecht des schwarzen Teppichs.

Es war zwölf Uhr, die Sonne brannte heftig, die Zuschauer mehrten sich; viele wohlbeleibte Türken mit Fez und großen goldenen Epaulettes fanden sich ein; der Sultan erschien nicht. Da spannten unsere Damen, um sich vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen, die Sonnenschirme auf. Sogleich wurde ihnen aber von den Türken bedeutet, in der Nähe des Sultans dürfe Niemand einen Sonnenschirm öffnen, ja es müsse sogar ein Jeder, der an einem Kiosk des Sultans vorübergeht, den Schirm schließen, selbst wenn sich der Beherrscher der Gläubigen auch nicht in dem Kiosk befinde; denn der Sonnenschirm sei ein ausschließliches Privilegium des Sultans.

Endlich ertönten Commandowörter, die Truppen präsentirten, die Musik schmetterte und in dem Portal uns gegenüber erschien der Sultan, er allein zu Pferde, seine Begleiter sämmtlich zu Fuß. Will der Sultan ausreiten, so werden ihm stets drei Pferde vorgeführt, von denen er sich eins aussucht. Diesmal war seine Wahl auf einen mehr stark als elegant gebauten Grauschimmel gefallen, der unter seiner vornehmen Last gemessen einherschritt.

Der Sultan Abdul Asis, ein schwarzbärtiger Herr in rothem Fez, trug die türkische Generals-Uniform, auf welcher zwei Diamantsterne blitzten. Er zählt dreißig und einige Jahre und ist der Bruder des vorigen Beherrschers der Gläubigen; denn es succedirt in Constantinopel nicht unbedingt der Sohn dem Vater, sondern stets der älteste Prinz des Hauses. Die Stirnen der anwesenden Türken neigten sich vor dem „Schatten Gottes“ bis zur Erde; aber weder von diesen Ehrfurchtsbezeigungen, noch von dem militärischen Gruße der Truppen nahm der Sultan auch nur die allergeringste Notiz. Er blickte weder rechts noch links und schien weder zu hören, noch zu sehen. Er achtete so wenig auf die ihn umgebende Menge, wie Jemand auf die Bäume achtet, der in tiefen Gedanken durch einen Wald reitet.

Sein Gefolge bildeten die Paschas, die Minister und die sonstigen höchsten Würdenträger des Reichs, lauter wohlgenährte Gestalten im Reform-Ueberrock, mit mehr oder minder Goldstickerei auf den Aermeln. Diener sah man nicht; sie stehen zu niedrig, um sich bei solchen Anlässen zeigen zu dürfen. Der ganze Zug war zu beiden Seiten von einer wandelnden Hecke, der Leibwache des Sultans, eingefaßt. Sie besteht aus je zehn schönen Jünglingen der reichsten und angesehensten Familien der verschiedenen Völker, welche unter dem türkischen Scepter leben. Wir bemerkten Aethiopier, Nubier, Aegypter, Beduinen, Araber, Drusen, Kurden, Arnauten, Bulgaren, Montenegriner &c. sämmtlich in ihren mit Gold, Silber, Sammet und Seide prangenden, buntfarbigen Nationaltrachten und mit den kostbarsten Waffen ausgerüstet. Nur die Edlen der Moldau und Walachei, sowie diejenigen Serbiens haben sich noch nicht dazu verstehen wollen, ihre Söhne zu Leibgardisten herzugeben; vielleicht werden aber die Wünsche des Sultans — wenigstens was die Moldau und die Walachei betrifft — durch Vermittelung des Fürsten Cusa erfüllt werden, den man bei seinem Aufenthalt in Constantinopel mit Aufmerksamkeiten überschüttet hat.

In der That, die jetzige Leibwache des Sultans ist allein eine Reise nach Constantinopel werth, denn wo fände man eine ähnliche Musterkarte von Menschenracen, Costümen und Waffen! Die Mannigfaltigkeit der Turbane, die Schneepracht der weißen Burnusse, die Wunderlichkeit der Fußbekleidungen lassen sich ebensowenig beschreiben, wie die vornehmen, unbekümmerten Mienen, die fremden dunklen Augen und die schlanken Urgestalten der edlen Jünglinge. Während wir diese Leibwache mit den Blicken verschlangen, ritt der Sultan langsam an uns vorüber, trat aus dem Bügel auf den schwarzen „Läufer“ und verschwand in der Moschee. Die hohen Würdenträger erstiegen die Stufen zu beiden Seiten des Porticus und folgten dem Sultan, das Betreten des schwarzen Teppichstreifens sorgfältig vermeidend. Zu gleicher Zeit formirten mehrere von den mit goldenen Epaulettes geschmückten Türken vor der Moschee einen Kreis und erhoben ein infernalisches Geheul, welches sie drei Mal wiederholten. Es war dies, wie man uns sagte, das übliche Lebehoch auf den Sultan. Kaum war es verhallt, so rief der Muezzin vom Minaret herab zum Gebet. Auf diesen Ruf begaben sich alle Rechtgläubigen in die Moschee, während es den Ungläubigen überlassen blieb, sich die Zeit bis zur Beendigung des Gebets zu vertreiben. Und es gebrach keineswegs an Unterhaltung. Die Moschee war nämlich so klein, daß sie die Zahl der anwesenden Türken nicht zu fassen vermochte. Die Ausgeschlossenen versammelten sich nun in Reihen vor den geöffneten Thüren, zogen Schuhe und Röcke aus, knieten auf diesen nieder und verrichteten darauf ihr Gebet mit dem üblichen Neigen und Beugen. Zu den Ausgeschlossenen gehörte beinahe die ganze Leibwache. Aber da das Sprüchwort „Jugend hat nicht Tugend“ im Orient eben so wahr ist wie im Occident, so fiel es fast keinem der schönen Jünglinge ein, sich in die Reihen der Knieenden zu drängen. Sie zogen es vor, unter den Zuschauern umherzulungern und sich die fremden Damen anzusehen, denen dies eben recht war. Die Ceremonie in der Moschee hatte ihr Ende erreicht, aber der Sultan blieb gleichwohl in derselben.

„Was zögert der Sultan?“ fragten wir.

„Er zieht sich um,“ lautete die Antwort.

„Für die kurze Strecke von der Moschee zum Kiosk?“

„Er kehrt nicht nach dem Kiosk zurück.“

„Wohin begiebt er sich?“

„Das wird sich finden.“

Wenn der Sultan seinen Aufenthalt wechselt, was gewöhnlich des Freitags nach dem Gebet zu geschehen pflegt, so bezeichnet er den neuen Kiosk nicht eher, als bis er zu Pferde steigt. Bei so bewandten Umständen kann von Vorbereitungen zum Empfange des Sultans nicht die Rede sein, ja der Beherrscher der Gläubigen findet in der neuen Residenz weder etwas zu essen, noch etwas zu trinken. Gleichwohl darf es ihm an nichts von dem gebrechen, woran er gewöhnt ist, sei es in Bezug auf Personen oder Sachen. Es bleibt daher für das lebende und todte Inventar eines aufgegebenen Landhauses nichts übrig, als dem Sultan in das neue zu folgen.

Nichts war uns erwünschter, als zu erfahren, daß Abdul Asis nach dem Gebet den Kiosk an dem süßen Gewässer verlassen und sich nach einem anderen, am Bosporus gelegenen Sommersitze begeben werde; da stand uns der Genuß bevor, sein ganzes Haus, den Harem nicht ausgenommen, an uns vorüberziehen zu sehen. Kein Gläubiger befand sich mehr in der Moschee, der Sultan aber kam nicht und kam nicht.

„Was macht der Sultan?“ fragten wir.

„Er trinkt Kaffee und raucht,“ lautete die Antwort.

Jetzt zeigte sich auf dem süßen Gewässer das reich vergoldete Kaik des Padischa. Es war mit dreißig Ruderern bemannt. Sie trugen den rothen Fez, das weißgelbliche, vorn offene Hemde von durchsichtigem Seidenzeuge, schneeweiße Pumphosen bis an's Knie und rothe Schärpen um den Leib. Hinter dem Polstersitz des Sultans kauerte ein Neger mit einem großen Sonnenschirm von rothem Sammet.

Gleich darauf erschien Abdul Asis im Fez und dunklem Paletot, ohne jegliches Zeichen seiner hohen Würde, auf dem schwarzen Teppich in der Thür der Moschee. Die Paschas und Minister, unter ihnen auch **Omer Pascha**, welche sich nach dem Gebet der Thür gegenüber, abgesondert von den Zuschauern, aufgestellt hatten,

senkten die Stirn in den Staub; der Sultan aber nahm wiederum von nichts Notiz, was vor ihm geschah. Er stieg die wenigen Marmorstufen nach der Wasserseite hinab und ging gemessenen Schrittes auf das Kaik zu, ohne daß Jemand ihn begleitete. Als er einstieg, hielt ein Bootsmann das Kaik mit einem Haken, damit es nicht schwankte oder gar umschlüge; Niemand aber war ihm behülflich, denn die geheiligte Person des Beherrschers der Gläubigen darf nur von den höchsten Würdenträgern des ottomanischen Reiches — und zwar an der Fußspitze — berührt werden. Es geschieht dies alljährlich am Bairams-Fest bei der Ceremonie des Fußkusses, nach welcher der Sultan einem Jeden, der ihm die Lippen auf den Fuß gedrückt hat, ein schönes Mädchen zum Geschenk macht.

Sobald der Sultan Platz genommen hatte, spannte der Neger den großen Sonnenschirm auf, die Ruderer tauchten die unten mit einem halbmondförmigen Einschnitt versehenen Ruder in's süße Gewässer, und fort schoß das goldene Kaik dem goldenen Horne zu.

Kaum hatte der Sultan den Rücken gewendet, so trat die unbefangenste Gemüthlichkeit an die Stelle der strengen Etiquette. Aus der Moschee kommend, erschienen auf dem schwarzen, geheiligten Teppich plappernde Diener des Sultans, die seine Parade-Kleidungsstücke, Uniform, Weste, Hosen, Stiefeln und allerlei Cartons in äußerst nachlässiger Weise über und unter den Armen oder in den Händen trugen. Sie ließen die sämmtlichen Sachen auf die Erde fallen, nahmen sodann die Epaulettes und Brillantsterne von der Uniform und warfen sie in die Cartons, als wäre es altes Eisen, — endlich banden sie den ganzen Kram in Schnupftücher und gingen, die Bündel nachlässig schwenkend, in aller Heiterkeit davon.

Wir standen im Begriff, in ein höchst unmuselmännisches Gelächter über diese Naivetät auszubrechen, als unsere Aufmerksamkeit auf andere Dinge gelenkt wurde. Ein langer Zug von eleganten Wagen kam aus dem zum Kiosk des Sultans führenden Portale auf uns zu; — es waren die Damen des Harems, welche ihrem Gebieter zu Lande folgten.

Man kann sich denken, wie schnell wir der Moschee den Rücken wendeten und wie sehr wir uns durchdrängten, um so nahe wie möglich an die Wagenreihe zu kommen; denn wie wir bemerkten, fuhren die Schönen sämmtlich mit heruntergelassenen Fenstern.

In dem ersten, prächtig mit Silber beschlagenen und oben herum mit einer silbernen Galerie verzierten Wagen, der wie alle übrigen nur mit zwei Pferden bespannt war, saß die Sultanin. Zu dieser Würde und zu allen damit in Verbindung stehenden Vorrechten avancirt eine jede Harem-Schöne, die den Beherrscher der Gläubigen mit einem Kinde beschenkt, sei dies ein Knabe oder ein Mädchen. Sultan Abdul Asis besitzt an Kindern nur *einen* Sohn, folglich hat er auch nur *eine* Sultanin.

Der Wagen der Sultanin war von vielen schwarzen Harem-Wächtern umgeben, während die übrigen Wagen nur je von einem escortirt wurden. Die Wächter hielten sich jedoch so dicht um den Wagen, daß die Zuschauer auf beiden Seiten kaum vier Schritt von ihm entfernt standen. Wir konnten daher sowohl die Sultanin, als auch alle übrigen Damen so genau sehen, wie der Yachmak, jene Verhüllung, die vom Gesicht nur die Augen freiläßt, dies nur irgend gestattet.

Gewöhnlich besteht der Yachmak nur aus Musselin in mehreren Lagen übereinander, so daß der Blick nicht hindurchzudringen vermag; die Haremdamen trugen ihn aber von Flor, der — obwohl doppelt und dreifach — ihre Reize nicht nur nicht verbarg, sondern im Gegentheil noch erhöhte. Diese Flor-Yachmake sind eine Neuerung, welche sich unter der Regierung des vorigen Sultans eingeschlichen hat.

Abdul Medjid's Herz war nämlich so groß, daß fünf- bis sechshundert Schöne Platz darin fanden. Wer die Hauptstadt erobert hat, der beherrscht das Land und er kann darin nach Belieben schalten und walten. Das Herz ist aber für den Menschen das, was die Hauptstadt für ein Land ist. Im unumschränkten Besitz des Herzens ihres Gebieters emancipirten sich die Harem-Schönen auf eine bisher unerhörte Weise. Sie legten sogar den Yachmak von doppeltem Musselin ab und vertauschten ihn gegen eine durchsichtige Umhüllung von einfachem Flor. In diesem Aufzuge — für die Rechtgläubigen ein unerhörter — fuhren sie in Constantinopel und Pera von einem Laden zum andern, um Einkäufe zu machen. Es stellte sich dabei heraus, daß sie diejenigen Artikel, welche sie suchten, immer nur bei schönen und jungen Kaufleuten, ganz besonders bei böhmischen Glashändlern, fanden.

Aber nicht nur in den unteren Schichten des Harems fanden die Neuerungen Anklang, sogar eine der Sultaninnen trat zur Fortschrittspartei über. Kein Tag verging, an welchem sie nicht einen schönen schlanken armenischen Kaufmann, der mit Seidenstoffen handelte, im Bazar besucht hätte und mit reichen Einkäufen in das Serail zurückgekehrt wäre.

In den Bazar, der aus lauter überwölbten Passagen besteht, kann man nicht hineinfahren; Wagen und Diener mußten daher vor der Thür warten, während die schöne Sultanin ihre Einkäufe machte. Die kostbarsten Waaren befinden sich aber nicht in den Läden des Bazars selbst, sondern hinter ihnen in kleinen traulichen Zimmern, zu welchen man durch ein dunkles Treppchen gelangt. Der Kaufmann läßt nun keinen Kunden von Distinction vor dem Ladentisch im Bazar stehen, sondern nöthigt ihn stets in das kleine verschwiegene Hinterzimmer. Bei einer Sultanin verstand sich diese Auszeichnung von selbst. Sie wurde nicht müde, sich im Bazar einzufinden, — der Kaufmann ermangelte nicht, ihr beim Ersteigen des Treppchens behülflich zu sein; Beide waren völlig miteinander zufrieden. Aber —

„Befindet sich Einer vortrefflich und wohl,
Gleich will ihn der Nachbar peinigen."

Eines Tages, als die schöne Sultanin wieder in den Bazar kommt, findet sie den Laden des schönen Armeniers zugenagelt. Sie fragt seine Nachbarn, diese senken statt der Antwort die Augen zur Erde. Eine bange Ahnung sagt ihr, daß sich hier etwas Entsetzliches zugetragen und daß der Sultan dem nicht fremd sein könne. Den Tod im Herzen, kehrt sie in das Serail zurück und flüchtet sich, des Aergsten gewärtig, mit einer getreuen Dienerin in den nächsten Kiosk.

Wer sie erwartet hatte, war Abdul Medjid. Er erscheint an der Thür des Kiosks und findet sie verschlossen.

„Mach' auf!" ruft er.

Keine Antwort.

„Fürchte nichts, ich bin von Deiner Unschuld überzeugt. Du hast nur unüberlegt gehandelt und wirst künftig auch den bösen Schein vermeiden."

Die Sultanin begriff die Situation. Was mit dem schönen Armenier geschehen war, ließ sich nicht ändern. Nach seinem Schicksal forschen durfte sie nicht; war ihr doch überdies bekannt genug, in welcher Weise man die Bande zerreißt, die der Harem zuweilen trotz aller Wachsamkeit der Eunuchen mit der Außenwelt anknüpft. Sie schmollte viele Tage mit dem Sultan, weinte viele Nächte hindurch und ließ sich endlich durch dringendes Zureden ihrer Verwandten dahin bewegen, ihren Herrn und Gebieter wieder zu Gnaden anzunehmen.

Der Harem des gegenwärtigen Sultans ist bedeutend kleiner, als der seines Vorgängers, denn er füllte nur acht bis zehn Wagen, deren jeder vier Schöne enthielt. Der Sultan hat ihn aber nicht nur beschränkt in der Zahl, sondern auch in den usurpirten Freiheiten. Vor allen Dingen wurde den Damen verboten, Yachmaks von einfachem Flor zu tragen; sie haben den Flor daher verdoppelt. Hierdurch sind sie dem Befehle ihres Gebieters einigermaßen nachgekommen, ohne ihr Licht unter den Scheffel zu setzen.

Hinter dem Harem erschien der Sohn des Sultans in einem offenen Wagen, und ihm folgte der ganze Marstall seines Vaters. Die lange Reihe schöner Pferde wäre ein Götteranblick für den Kenner gewesen; aber auch der Nichtkenner fand seine Rechnung, ja sogar die Damen unserer Gesellschaft waren entzückt von dem, was wir sahen. Berittene Neger in den wunderbarsten Trachten führten jeder ein vollständig aufgezäumtes und gesatteltes Roß des Sultans als Handpferd. Theils mochten die edlen Thiere bei dem guten Futter zu ihrer geringen Arbeit schon an und für sich stallmuthig genug sein, theils wollte ein jeder Neger sich und seine Rosse vor den vielen Zuschauern so vortheilhaft wie möglich produciren, — genug, alle schnaubten und courbettirten, warfen die Köpfe und wieherten, daß es eine Lust war. Dabei setzte uns das mit Gold und Silber beschlagene und mit bunten Edelsteinen besetzte Zaumzeug nicht weniger in Erstaunen.

Nur selten befanden sich die Neger allein im Sattel; fast ein Jeder von ihnen war der glückliche Beschützer irgend eines animalischen Lieblings der Damen vor ihnen. Sie transportirten, ihnen sicher von den Sclavinnen auf die schwarze Seele gebunden, bunte

Vögel in Käfigen, kleine Affen an silbernen Kettchen, Eichhörnchen in Drehrollen, Hündchen von allen Racen. Der Sultan ist ein großer Liebhaber von Thieren, besonders von Katzen; wie sollten es da seine Damen nicht ebenfalls sein?

Doch wer malt unser Erstaunen, als sich aus dem mehrerwähnten Portal eine lange Procession von wohlgenährten Männern in weißleinenen Anzügen entwickelte, von denen ein jeder eine große, oben zugeschnürte, braunlederne Wulst auf dem Kopfe trug! Es waren die Köche und Zuckerbäcker des Sultans, die in runden, in der angegebenen Weise verpackten Körben die Speisen und Leckereien transportirten, die sie für den Sultan und sein ganzes Haus bereitet hatten und die nun, anstatt an dem süßen Gewässer, am Bosporus verzehrt werden sollten.

Gravitätisch und im Gefühl seiner Küchenwürde ging ein Koch und ein Zuckerbäcker hinter dem andern, und die Reihe wollte kein Ende nehmen, denn die Tafel eines Sultans will reich und mannigfaltig besetzt sein. Bald aber bog der Vorderste von dem Wege ab, den Harem und Marstall genommen hatten, um sich der Stelle zuzuwenden, wo der Sultan in das Kaik gestiegen war.

Hier hatten sich inzwischen viele Barken versammelt, in denen die weißen Männer Platz nahmen. Wir folgten ihnen zum Ufer und gewannen einen Blick auf den Fluß nach der Seite des Kiosk hinauf, wo es nicht minder Interessantes zu schauen gab, als auf dem Hofe der Moschee. Man war nämlich hier beschäftigt, alle Möbel und Einrichtungsgegenstände, an welche der Sultan und seine Schönen gewöhnt sind, in Barken zu schaffen und nachzutransportiren. Da leuchtete es von Polstern in Sammt und Seide, da blitzte es von vergoldeten Truhen und abenteuerlichen Koffern mit Email-Verzierungen, da funkelten Leibwaffen mit kostbaren Edelsteinen incrustirt; es leuchtete, blitzte und funkelte, bis die Barkenführer die ihnen anvertrauten Kostbarkeiten mit großen Wachstüchern überdeckten und den Blicken der Neugierigen entzogen.

Wir aber waren nach dem, was wir gesehen hatten, dergestalt blasirt, daß wir uns schwerlich gewundert hätten, wenn zum Finale auch noch die Moschee und der Kiosk des Sultans eingepackt und ihm nachgeschickt worden wären. Auch das wird kommen. Für die Sultane wären keine andern Häuser zweckmäßiger, als transportable.

So endete „das Freitagsgebet des Sultans" für uns und wohl für die meisten der hier „Gläubigen" mit einem sehr weltlichen Schauspiel. Und mehr ist ja das Ganze nicht, dort wie anderwärts. Ob Tempel, ob Moschee — der Vorsehung imponirt kein Paradedienst der Frömmigkeit, ob die Mächtigen ihn nur befehlen oder selber aufführen. Die goldenen Vorhänge am Kirchenthron von Byzanz zerriß der siegende Türke — trotz byzantinischer Andachtspracht — das Reich Osman's wird nicht erhalten durch des Sultans Freitagsgebet, und keine Kirchenparade macht Dynastien unsterblich, deren Untergang von der ewigen Gerechtigkeit beschlossen ist.

„Wenn die Schwalben heimwärts ziehn."

Ein Erinnerungsblatt aus dem vormärzlichen Schriftstellerleben, von Ferdinand Stolle.

Wer hat das Lied nicht schon gesungen oder singen hören und wer kennt heute noch den Dichter dieses und noch vieler andern schönen Lieder und wer spricht noch von ihm?

Es war gegen das Ende der zwanziger Jahre, als in der Mittagzeit eines schönen Sommertags aus dem Marterkasten eines der Dresdner Lohnkutscher, die damals in Leipzig im Birnenbaum, dem heutigen Hotel de Pologne, ihre Einkehr zu halten pflegten, ein junger Mann stieg und die mit einer Brille bewaffneten Augen die hohen Häuser der Hainstraße entlang schweifen ließ. Sein Alter mochte die mittleren Zwanziger erreicht haben. Die Figur gehörte mehr der kleinern Menschenausgabe an und war nichts weniger denn imponirend. Den besten Empfehlungsbrief aber trug der junge Mann auf seinem Antlitz, das geistreich, aber zugleich von ungemeiner Gutmüthigkeit sprach.

Leipzig, die Metropole des buchhändlerischen Lebens und Verkehrs, galt damals jungen strebsamen Schriftstellern, namentlich den außersächsischen, für das Eldorado, wo das goldne Manna in die Straßen regnete. Andere auch, die sich in der Heimath von einer allzu ängstlichen Censur beengt fühlten, glaubten in einer Stadt, wo die angebliche deutsche Freiheitsschlacht geschlagen worden, für ihre freisinnigen und patriotischen Gefühle eine freiere und frischere Luft zu finden.

Auch Carl Herloßsohn, von Prag kommend, wo er seine akademischen Studien beendet, und von dem Bewußtsein „auch ich bin ein Maler" getrieben, war dem verlockenden Leuchtthurme gefolgt und hatte hoffnungsreich und als Millionär an guten schriftstellerischen Ideen die Musenstadt betreten.

Der Mensch denkt, Gott lenkt! ein Sprüchwort, das bei Niemandem ersichtlicher hervortritt, als bei jungen künstlerischen und phantasiereichen Naturen. So auch mit unserm Herloßsohn. Da war er nun in Leipzig, dem Ziele seiner langgehegten Wünsche; aber Niemand bekümmerte sich um ihn. Das praktische Leben und Treiben der Handelsstadt, wo sich Alles um's „Geschäft" dreht, hatte keine Zeit, sich um einen jungen Mann zu kümmern, dem kein Ruf vorherging. Es öffnete sich gastlich keine Thür, kein befreundeter Heerd nahm ihn auf, und dem hoffnungsreichen, aber völlig mittellosen Dichter — sein Ränzlein war so bescheiden, als je ein armer deutscher Akademiker solches getragen — blieb nichts übrig, als in einem Oberstübchen des Thomaskirchhofes seinen Musentempel aufzuschlagen.

War aber auch sein Ränzlein leicht und unscheinbar, so ruhten gleichwohl unbezahlbare Schätze darin, und der glückliche Dichter glaubte, wie der französische Soldat, seinen Marschallstab im Tornister zu tragen. Es waren die unterschiedlichen Manuscripte, die er von Prag mitgebracht, und er gab sich gern der frohen Hoffnung hin, die ja ein Erbtheil junger Autoren, daß sich die Leipziger Buchhändler um Acquirirung dieser werthvollen Manuscripte jedenfalls über das Schnupftuch schießen würden.

Die Buchhändler schossen sich aber nicht, sondern schickten, Einer nach dem Andern, Mancher vielleicht ohne einen Blick hineingethan zu haben, die für den Dichter so schätzbaren belletristischen Arbeiten zurück. Das hatte er nicht erwartet. Für so verblendet hatte er den Leipziger Buchhandel, der doch so viel druckt, nicht gehalten. Wie oft stieg er in jener Zeit, das Herz voll Wehmuth und den Kopf voll Sorgen, die dunkle Stiege hinab zum benachbarten Schweizerbäcker Kintschy, um sein Herzeleid in einer Tasse Mocca oder einem Gläschen Parfait d'amour zu versenken! Eine Hoffnung nach der andern schwand, ein Regenbogenstrahl nach dem andern erlosch, eine Illusion nach der andern zerrann vor der herben Wirklichkeit.

Nur zu bald erkannte unser Dichter, daß es selbst in der Metropole des Buchhandels, und obschon daselbst Tausende von Büchern gedruckt werden, mit lohnender Schriftstellerei seine nur zu großen Schwierigkeiten habe; und so blieb, nachdem alle Versuche, ein Manuscript an den Mann zu bringen, vergebens gewesen, ihm, der später selbst manchem Abschreiber zu verdienen gegeben, um nur den bescheidensten Lebensunterhalt zu erschwingen, nichts übrig, als selbst — Abschreiber zu werden. Ein Leipziger Gelehrter gewährte solch kärglichen Verdienst, indem er ihm Manuscript zur Reinschrift gab.

Indeß sollte diese Prüfungszeit für unsern Herloßsohn nicht von allzulanger Dauer sein. Ein untergehendes Gestirn am damaligen belletristischen Himmel ward für ihn zum Glücksstern. Es war dies der bekannte H. Clauren (Carl Heun). Die süßliche Manie und Unnatur der „Mimilis" und der „Tausendsappermentsmädels" neigte sich ihrem Ende zu. Wilhelm Hauff mit seinem jene Manie persiflirenden „Mann im Monde" führte den ersten schweren Schwertschlag, und Herloßsohn mit seiner eine gleiche Tendenz verfolgenden „Emmy, oder des Schicksals Wege sind des Schicksals Stimme" setzte das Geschäft mit Glück fort. Da Herloßsohn gleichfalls den Namen Clauren (Heinrich Clauren) dazu benutzte, fand sich bald ein Verleger.

Der Name dieses zweiten falschen Demetrius ward aber bald bekannt, und so hatte der gelungene Wurf auch das Gute, daß man auf Herloßsohn's glückliches Erzählungstalent aufmerksam wurde, und aus dem Bogenschreiber für zwei gute Groschen ent-

puppte sich zwar bald wieder ein Bogenschreiber, nur daß sich die Sache hundertfach besser lohnte.

Bereits nach zwei Jahren sehen wir unsern Freund in ganz behaglichen Verhältnissen an schönen Sommernachmittagen im Schweizerhäuschen des Rosenthales, im Kreise von Freunden, deren er sich durch seine joviale Laune bald in Menge erworben hatte, sein Gläschen Grog schlürfend und von Zeit zu Zeit mit einem Operngucker, seinem steten treuen Begleiter, die anwesenden Frauen und Mädchen musternd.

Die glücklichste Periode seines Lebens begann unstreitig mit der Gründung des „Kometen", eines belletristischen und für die damalige Zeit ziemlich freisinnigen Blattes, obschon das erste Jahr durch Mißhelligkeiten mit dem ersten Verleger getrübt war. Der Komet trat mit dem Jahre 1830 in's Leben und wurde in Altenburg gedruckt, wo die Censur weniger streng war, als in der Stadt der deutschen Befreiungsschlacht und der Musen. Die pikante Weise, in der das Blatt geschrieben war, fand überall Freunde. Mit ihm zugleich erschien ein satirischer Band unter dem Namen „Hahn und Henne", der aber weniger ansprach, da er nur die Schattenseiten des gesellschaftlichen Lebens behandelte. Nachdem der Roman „der Venetianer" den Reigen eröffnet, folgte „der Ungar" und diesem nun von Jahr zu Jahr, in fast ununterbrochener Reihenfolge, die übrigen bekannten historisch-romantischen Gemälde.

Als Lyriker hat Herloßsohn manch schönes inniges Lied gesungen. Viele seiner metrischen Dichtungen sind componirt, und außer einigen gefälligen Trinkliedern ist besonders das „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn" in's Volk gedrungen. Viel Freude machte es dem Dichter, wenn zu Messenszeiten dieses Lied von den Preßnitzer Jenny Linds zum Besten gegeben wurde, und er bedachte dann stets reichlicher das umherwandelnde Notenblatt. Und dieses Lied war durch einen reinen Zufall in die Hand des Componisten gelangt, der es berühmt machte. Der Leipziger Schriftsteller hatte an F. Abt ein Paket Bücher zu schicken und benutzte als Umschlag zufällig die Kometennummer, worin das Lied zum ersten Male abgedruckt war. Die einfachen Verse sprachen den Componisten in einem Grade an, daß er sofort die Melodie dazu schuf, die bald die Reise um die Welt machte.

Herloßsohn war nie verheirathet, obschon er, wie seine erotischen Dichtungen hinreichend darthun, ein großer Verehrer des schönen Geschlechts war. So kam denn seine ganze freie Zeit und gute Laune allein seinen Freunden zu gute, die er im Hause oder an der Wirthstafel aufsuchte. Hier sprudelte sein harmloser, nie verletzender Witz mit seltener Unermüdlichkeit, und seinem Anekdotenschatze ward Gelegenheit, sich in seinem ganzen Reichthume zu zeigen.

Zu den vertrautern Bekannten unsers Herloßsohn gehörten eine Reihe von Jahren der liebenswürdige Componist des „Czar und Zimmermann", Albert Lortzing und der beliebte Baßbuffo Berthold. Man sah die Drei oft beieinander, zuweilen auch bei einem Fläschchen Scharlach- oder Johannisberger in einer der bekannten Leipziger Weingrüfte. Der heiterste Scherz wechselte da mit den ernstesten Stimmungen, da die zwei Letztgenannten mit den grauen Sorgen des Lebens nur zu schwer zu kämpfen hatten. Wenn diese Drei, die der Himmel so reich mit Talenten und Liebenswürdigkeit gesegnet hatte, zusammensaßen, dann sammelte sich rasch ein größeres Publicum um sie und Alles horchte ihrer geistreichen und immer anregenden Unterhaltung. Es war ein seltenes Kleeblatt aus der Musenwelt: der sinnige reichbegabte Dichter, der tüchtige Opernsänger und Schauspieler und der liederreiche Componist — der Schöpfer von „Czar und Zimmermann", des „Wildschützen" 2c. 2c.

Zur Ruhe, zu jener abgeklärten Abgeschlossenheit und künstlerischem Stillleben, wie sehr er sich oft danach sehnte, konnte Herloßsohn indeß nie gelangen. Es ist darum ein Räthsel geblieben, wann er überhaupt seine zart empfundenen und sauber geformten Lieder gedichtet. Seine Wohnung, zugleich sein Redactionsbüreau, ward nicht leer von Mitarbeitern, Schauspielern 2c., die alle den damals mächtigen Schriftsteller um seine Fürsprache baten. Der Komet war zu jener Zeit das gelesenste Wochenjournal und Alles geizte nach einer Erwähnung in die Spalten dieses Blattes.

Einmal nahm der störende Besuch in solchem Grade überhand, daß sich unser Freund in seiner Verzweiflung nicht anders zu helfen wußte, als daß er sich nach Baiern flüchtete, nicht in das Bierland, sondern nach Hotel de Baviere, wo er sich für seine „anatomischen Leiden", die damals fertig werden mußten, nach dem Hofe hinaus ein einsames, selbst für den Pedell unergründliches Stübchen gemiethet hatte. Ein ähnliches Asyl gewährte ihm später der Buchhändler Taubert, für den er einen Roman schrieb. Hier saß er in einem Stüblein, dessen Fenster nach einem Sackgäßchen hinausging; und um ihn vor etwaigem Besuche möglichst zu schützen, hatte Madame Taubert die Vorsicht getroffen, die Thür mit einem vorgelegten Plattbrete zu verbarrikadiren und selbst plattend Wache zu halten. Das schlagbaumartige Plattbret mußte erst aufgehoben werden, ehe man zu Herloßsohn gelangen konnte, was natürlich nur in den außerordentlichsten Fällen und den intimsten Freunden verstattet war.

Zur Zeit der Ostermesse erreichte der Tumult auf dem Bureau des Kometen den höchsten Grad. Zu den inständischen schönen Geistern gesellten sich auch noch die ausländischen, von denen jeder glaubte, dem beliebten Herloßsohn seinen Besuch abstatten und seine Bekanntschaft machen zu müssen. Letztern schlossen sich dann die Löwenbändiger, Feuerfresser, Reitkünstler und sonstigen Beherrscher des Roßplatzes an, die alle den geplagten Redacteur um eine Empfehlung im Kometen bestürmten. Herloßsohn in seiner überaus großen Gutmüthigkeit vermochte kein derartiges Gesuch abzuschlagen, sobald aber Petent das Zimmer verlassen, fluchte ihm der Besitzer desselben über alle Maßen nach.

Herloßsohn's Witz und Schlagfertigkeit waren allbekannt und es existiren darüber eine Masse der prächtigsten Anekdoten. So hatte der Besitzer des Hotel de Pologne zu einer Messe die Säle seines Hauses neu decoriren lassen und Alles freute sich der geschmackvollen Einrichtung. Nur ein paar Berliner Kaufleute, die in Geschäften zur Messe anwesend, fanden sich in Betracht ihrer heimischen Etablissements keineswegs befriedigt und sprachen in vielfacher Beziehung ihren Tadel aus. Herloßsohn, der an der Table d'hôte in nächster Nähe saß, erwiderte kein Wort. Endlich wandte sich einer dieser Meßfremden an den Dichter selbst.

„Sagen Sie mal," schnarrte er, „man hat uns so viel von der noblen Einrichtung dieser Säle erzählt — wir sehen aber nichts Besonderes und auch das Publicum, namentlich die Frauen, scheinen uns nicht zur Noblesse zu gehören."

„Nein," sagte Herloßsohn ganz trocken, „zur Noblesse gehören diese nicht. Es sind die Frauen der Meßfremden."

Der Berliner sagte kein Wort mehr.

Gern liebte es Herloßsohn, wenn er im heitern Kreise seiner Bekannten saß, die ihm zunächst Sitzenden durch taschenspielerische Scherze zu necken. Namentlich that er sich auf seine Escamotage viel zu Gute, und eh' man sich's versah, hatte man eine fremde Tabaksdose, ein Cigarrenetui, einen Fidibusbecher in der Tasche. An einem heißen Sommertage speiste Verfasser dieses mit Herloßsohn im Hotel de Baviere. Zu Herloßsohn's Linken saß ein etwas zudringlicher, aber sonst gutmüthiger Bewundrer seiner Muse, dem indeß die neckenden Liebhabereien des Dichters weniger bekannt waren. Herloßsohn benutzte diese Unschuld und prakticirte aus dem neben ihm stehenden Eiskühler ein Stück Eis nach dem andern geschickt in die Fracktasche seines Bewundrers. Er rieb sich vergnügt die Hände, als ihm die Escamotage vollständig gelungen; denn als wir bald darauf mitsammen die Petersstraße entlang gingen, begann das schmelzende Eis seine hydraulischen Belustigungen aus dem Frackschooße und ließ eine eigenthümliche Wasserspur hinter dem Bewundrer der Herloßsohn'schen Muse zurück. Der Betreffende wollte aus der Haut fahren, als er den durchweichten Zustand seiner Tasche visitirte, während sich der Escamoteur vor Lachen die Thränen aus den Augen trocknete.

Von Herloßsohn's überaus großer Herzensgüte nur ein Beispiel. Ich ging mit ihm eines Sonntagnachmittags aus dem Rosenthale nach der Stadt zurück. Viel geputzte Spaziergänger kamen uns entgegen. Da entstand am Ufer der Pleiße plötzlich ein Auflauf. Ein paar Jungen hatten einen kleinen Hund in's Wasser geworfen. Angstvoll kämpfte das arme Thier mit den Wellen. Herloßsohn vermochte dies nicht anzusehen, und eh ich mir's versah, sprang er trotz seiner schneeweißen Sommerbeinkleider in's Wasser und rettete das gequälte Thier. Wir mußten einen Umweg machen, um so unbemerkt wie möglich Herloßsohn's Wohnung zu erreichen, wo sich der thierfreundliche Retter umkleidete.

Bei Herloßsohn's ungemeiner Gutmüthigkeit — er hat nie einen Bittenden abgewiesen — war es kein Wunder, wenn trotz der schönen Honorare seine finanziellen Verhältnisse nie recht zu einem ersprießlichen Gedeihen gelangen wollten. So lange die

firirte monatliche Kometeneinnahme anhielt, mochte es gehen; als aber in Folge der Strömung einer neuen politischen Zeit das betreffende Journal einging, war der zeitherige Redacteur lediglich auf den Erwerb durch Romanschriftstellerei angewiesen.

Von hier beginnt unstreitig die trübste Periode in dem Leben unsers Dichters, da sich zu den Sorgen für die Existenz auch noch zunehmende Kränklichkeit gesellte, wodurch Muse und Schaffungskraft in hohem Grade beeinträchtigt wurden. In diese Zeit fällt auch ein Brief Saphir's aus Wien, welcher unsern Freund auf das Allerschmerzlichste verwundete; wahrscheinlich weil der kranke Mann die darin allerdings sehr rücksichtlos ausgesprochene Wahrheit im Stillen doch anerkennen mochte. Saphir hatte nämlich in dem Briefe ein sehr demüthigendes, ja verletzendes Urtheil über Herloßsohn ausgesprochen, das mit den lieblosen Worten schloß: „werft ihn zu den Todten", und der Briefempfänger war abscheulich genug gewesen, dieses Schreiben in des bereits kränkelnden Schriftstellers Hand gelangen zu lassen.

Er war, wie gesagt, tief, tief gebeugt, als ich ihn eines Tages besuchte. „Da lies einmal," sprach er mit matter Stimme, „was der Saphir schreibt," und gab mir dies lieblose Schreiben. Ich war tief empört, mehr über die unglückselige Dienstfertigkeit des angeblichen Freundes, als über Saphir, der gewiß keine Ahnung gehabt, daß sein Schreiben je Herloßsohn zu Gesicht kommen werde.

Das Halsübel unseres Freundes nahm indeß von Woche zu Woche zu und die Erwerbfähigkeit immer mehr ab; die Sorgen um des Leibes Nahrung und Nothdurft wurden immer drückender. Die Opferwilligkeit von des Dichters zahlreichen und darunter sehr begüterten Freunden mußte wiederholt in Anspruch genommen werden; aber was stumpft wohl leichter ab als Wohlthätigkeitssinn! Wenn ich in damaliger Zeit nach Leipzig kam, war stets mein erster Gang zu dem alten Freunde. Ich sprach ihn das letzte Mal im Spätherbst 1849. Er saß matt und mit erloschnen Augen im Sopha seines Erkerzimmers in der Hainstraße. Auf meine theilnehmende Anfrage erwiderte er: „Es geht schlecht, recht schlecht," und mit bitterm Lächeln fügte er hinzu: „sieh mal, wie das Schicksal ironisch mit mir spielt. Was hab' ich mich jahrelang gesehnt, einmal weit ab von dem wüsten und betäubenden Stadtlärm in freundlicher ländlicher Abgeschiedenheit recht ungestört arbeiten zu können nach Herzenslust — jetzt schreibt mir der K....*, ich soll zu ihm ziehen, er will mir ein freundlich Stüblein einräumen, im Frühling und Sommer mit erquicklicher Aussicht in's Grüne; ich soll für nichts zu sorgen haben, um recht ungestört arbeiten zu können, und nun bin ich so schwach."

Ich tröstete so viel ich konnte und schied mit tiefer Wehmuth im Herzen von dem alten Freunde.

Kurze Zeit darauf erhielt ich die Nachricht, daß derselbe ins Krankenhaus aufgenommen und wenige Wochen später gestorben sei. In allen Blättern, welche die Todesnachricht brachten, sprach sich die große Liebe aus, die der Dichter im Leben genossen. Sehr wahr hat ihn damals Ernst Keil im Leuchtthurm in einem kurzen Nachruf charakterisirt:

Ein Kleeblatt aus der Musenwelt.

Herloßsohn. Berthold. Lortzing.

* Ein Herloßsohn seit Jahren befreundeter Buchhändler in Böhmen.

„Herloßsohn, der gute, allbekannte, herzliche Herloßsohn ist schlafen gegangen. Was er als Romanschriftsteller, als Novellist und Dichter war — und wahrlich, er war keiner der schlechtesten im liederreichen Deutschland — das kritisch auseinanderzusetzen, überlassen wir den Literaturblättern und belletristischen Journalen. Aber er war mehr als ein Dichter, er war ein guter Mensch im schönsten und höchsten Sinne des Wortes, ein Gemüth, wie es in der kalten Welt jetzt seltener und immer seltener wird. Er kannte nur ein Streben, und das hieß: helfen und immer wieder helfen! Wo die Armuth hungerte oder das Unglück weinte, wo es einen herabgekommenen Schriftsteller oder eine darbende Familie zu unterstützen gab, einem zugereisten Künstler aus der Noth zu helfen, da war Herloßsohn dabei, und wenn er selbst keinen Groschen mehr besaß, dann lief er umher bei seinen wohlhabenden und reichen Freunden und bettelte, bis er geholfen und die Noth gehoben. Er hat Tausende im Leben verschenkt, hat tausend und abertausend Thränen damit getrocknet, und er selbst ist arm, bettelarm gestorben im Spital! — Ein deutsches Dichterleben!" —

Ich selbst habe die nachfolgenden Zeilen auf seinen Grabeshügel niedergelegt:

Und als der Herbst kam trüb daher gegangen,
Vom Baume fiel das letzte Blatt,
Da grub auf Sanct Johannis wieder man ein Grab.
Und in der Erde dunkeln Schrein
Da senkte man mit stiller Wehmuth ein
Ein treu Gemüth, ein treues Blut,
Gar liebevoll und kindlich gut,
Und einen liederreichen Mund,
Voll ernster Rede, heitern Scherz,
Doch eine Perle war sein Herz.
Ach, dem man damals grub ein Grab,
Mit Freuden wohl sank er hinab,
Denn keine Rose wollte ihm mehr blühn,
Und keine Freude war ihm mehr verliehn
Drum mußt' er „heimwärts mit den Schwalben ziehn."

Die Wohlthäterin der Frauenwelt.

Jede Erfindung ist mehr ein Product der Zeit, als eines einzelnen Geistes. Daher kommt es denn auch, daß gemeinhin eine industrielle Erfindung mehrere Urheber zugleich hat. Man denke nur an die Telegraphie! Nicht weniger als neunzehn Namen machen Anspruch auf die Ehre dieser Errungenschaft unserer Zeit, und erst neulich ist in diesen Blättern diese geistige Großthat für einen Deutschen in Anspruch genommen worden. Ebenso ist es mit derjenigen bedeutsamen Erfindung, welcher diese Zeilen gewidmet sind, mit der Nähmaschine. Sie ist ein echtes Kind der Zeit, und unzählbar sind die Namen alle, welche mit ihrer Erfindung, Verbesserung und Vervollkommnung verknüpft sind. Als in der Industrie das Bedürfniß gekommen war, Näharbeit schneller und bequemer als bisher anfertigen zu können, da ließ auch die Nähmaschine nicht lange auf sich warten. Es ist kein Zweifel, daß, wenn schon ein halbes Jahrhundert früher eine Maschine, mit welcher genäht werden könnte, ein Bedürfniß gewesen wäre, schon ein halbes Jahrhundert früher die Menschheit mit dieser neuen schönen Erfindung beglückt worden wäre. Jeder, welcher den einfachen Mechanismus der Nähmaschinen kennt, wird zugestehen müssen, daß die mechanischen Wissenschaften und Fertigkeiten schon vor fünfzig Jahren hingereicht hätten, um Nähmaschinen anzufertigen, wie wir sie jetzt besitzen.

Der Antheil, welchen die Nähmaschine, wenn sie sich erst genügend verbreitet, an der Vergrößerung des nationalen Wohlstandes haben wird, ist nicht gering. Ich spreche nicht von den Vortheilen, welche deutsche Unternehmer durch die neu geschaffene Industrie der Nähmaschinen-Fabrikation gezogen haben; ich spreche auch nicht von dem allgemeinen Nutzen, welchen die Nähmaschine durch Herabsetzung des Preises der auf ihr gefertigten Artikel dem Publicum gebracht hat: ich richte die Aufmerksamkeit einzig und allein auf denjenigen Einfluß, welchen die Nähmaschine auf die Lage der Arbeiterfamilien auszuüben im Stande ist. Durch eine immer größere Ausdehnung der Klein-Industrie, in welcher namentlich die Frauen eine ihnen angemessene Beschäftigung finden, sucht man jenes schwierige sociale Problem seiner Lösung nahe zu bringen. Und hierbei spielt denn die Nähmaschine eine nicht hoch genug anzuschlagende Rolle.

Es wäre überflüssig, den Lesern und Leserinnen der Gartenlaube das Bild einer Nähmaschine zu entwerfen. Wer hätte heutzutage noch keine Nähmaschine, noch nicht auf einer Nähmaschine arbeiten sehen? Wer kennte nicht alle die vorzüglichen Eigenschaften dieses Instruments, und wer wüßte nicht, wie unschätzbar es gerade in den Händen der Frauen ist? Denke man sich eine Nähmaschine in der Stube einer Arbeiterfamilie aufgestellt: in einer Ecke des Zimmers, dem Fenster nahe, nimmt sie nur wenige Quadratfuß Raum ein; die an ihr arbeitende Frau übersieht mit jedem Blick, welchen sie von ihrer Arbeit wegwendet, ihre ganze Wirthschaft; jeden Augenblick kann sie das Nähen unterbrechen, um dies oder jenes Bedürfniß der Ihrigen zu erfüllen. Die Arbeit ist weder körperlich anstrengend, noch den Geist ermüdend; sie bietet im Gegentheil den Gliedern eine heilsame Bewegung, und die Aufmerksamkeit, welche die Arbeiterin einzig und allein auf den schnellen Fortgang der Naht zu richten hat, ist geeignet, den Geist frisch und lebendig zu erhalten. — Die großen Vortheile, welche die Nähmaschine als ein Werkzeug für die Klein-Industrie in den Händen der Arbeiterfrauen bietet, liegen somit zu klar zu Tage, als daß es einer genauern Auseinandersetzung derselben bedürfte. Es sei darum nur noch gestattet, Einiges über die verschiedenen Systeme von Nähmaschinen zu sagen und über den verschiedenen Standpunkt, welchen dieselben in der Nähindustrie einnehmen.

Jedes der bis jetzt erfundenen Systeme von Nähmaschinen hat einen gewissen Kreis der Wirksamkeit, in welchem es sich am besten bewährt. Das eine System ist das praktischste zur Ausführung von Verzierungsarbeiten, ein anderes liefert die besten Befestigungsnähte; die Maschinen des einen Systems finden ihren besten Platz in den Werkstätten, welche die festesten Stoffe, wie Leder &c. verarbeiten, die eines andern Systems sind wieder passend zum Gebrauch in der Familie.

Die drei verschiedenen Hauptsysteme unterscheiden sich dadurch wesentlich von einander, daß sie verschiedene Nähte liefern. Durch eine nähere Betrachtung der Nähte, d. h. durch Würdigung dessen, was die Maschinen hervorbringen, gelangt man also schon zu einer Würdigung der drei verschiedenen Systeme. Die erste, einfachste, aber auch mindest werthvolle Naht ist die unsern Handarbeiterinnen schon längst vor Erfindung der Nähmaschinen bekannte Tambourirnaht, auch Kettennaht genannt, weil der Faden eine Reihe von ineinander geketteten Stichen bildet. Diese Naht ist eben nur zu erwähnen; denn unsere Näherinnen wissen recht gut, daß sie sich allzuleicht löst und nicht als eigentliche Befestigungsnaht angesehen werden kann. Sie ist ihrer Natur nach eine Ziernaht und die Kettenstichmaschinen können deswegen nur in den einzelnen Fällen, wo blos Zierarbeit verrichtet werden soll, in der Klein-Industrie verwendet werden. Der Kreis der Anwendbarkeit dieser Naht ist im Verhältniß zu den andern nur ein kleiner. Als eine Vervollkommnung dieser Naht kann die Doppelkettennaht angesehen werden. Dieselbe erfüllt den Zweck einer Ziernaht in erhöhtem Maße, indem die hier aus zwei Fäden geschlungene Kette wie eine auf schönste Weise verzierende Schnur auf dem Stoffe sich hinzieht, und bietet zugleich den Vortheil einer größern Festigkeit. Der Kreis ihrer Anwendbarkeit ist daher ein bei weitem größerer; wo geschmackvolle und in die Augen fallende Verzierung und zugleich ein etwas höherer Grad von Festigkeit verlangt wird, ist diese Nahtart an ihrem Platze. Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Gründe, welche dieser Doppelkettennaht den Grad der Festigkeit versagen, den wir nachher bei der dritten zu besprechenden Naht antreffen.

Die Doppelkettennaht setzt sich aus zwei Fäden zusammen; der eine obere Faden dringt Stich für Stich durch den Nähstoff hindurch und bildet an der untern Seite desselben Schleifen, welche sich gegenseitig mit den Schlingen des untern Fadens binden, der selbst nicht in den Nähstoff dringt. Die Befestigung des Stichs findet also nur an der untern Seite des Nähstoffs statt, wo sich auch die aus Schlingen des untern und obern Fadens entstandene Kette oder Schnur bildet. Diese Schnur, welche desto dicker auf-

liegt, je stärker der zum Nähen verwendete Faden ist, hat den Nachtheil, daß sie beim Tragen der Kleidungsstücke der Abnutzung sehr unterworfen ist. Die beistehende Figur zeigt das Schema einer

solchen Naht; es ist leicht ersichtlich und klar, daß ein Zug an dem Ende des untern Fadens die ganze Reihe von Befestigungen und Schlingen auflöst und daß ein zweiter Zug an dem Ende des obern Fadens auch diesen aus dem Nähstoff herauszieht. Die Naht ist also immerhin eine aufzulösende, wenn sie auch mehr Dauerhaftigkeit besitzt, als die oben erwähnte einfache Kettennaht. Die amerikanische Fabrik von Grover und Baker ist die Repräsentantin des Systems der Doppelkettennaht.

An Festigkeit und Dauerhaftigkeit unübertroffen, selbst nicht von irgend einer Art der Handnaht, ist die auf der Nähmaschine angefertigte Doppelsteppnaht. Unsere Abbildung stellt das Schema dieser Naht dar, und es ist schon daraus leicht ersichtlich, welche

gute Eigenschaften dieselbe besitzen muß. Wir bemerken zuvörderst mit Wohlgefallen, daß das Aussehen der Naht auf beiden Seiten des Nähstoffs dasselbe ist. Wir können, wenn die Naht fertig ist, nicht mehr bestimmen, welche Seite des Stoffes als oben und welche als unten behandelt worden ist. Dies ist der erste Vortheil, welchen die Doppelsteppnaht vor den beiden andern Maschinennähten, ja selbst vor den meisten Handnähten voraus hat. Ein zweiter Vortheil, welcher gerade vom Standpunkte der Arbeiterfrau als ein sehr erheblicher betrachtet werden muß, ist der geringe Garnverbrauch, welchen die Doppelsteppnaht erheischt; man kann den Garnverbrauch einer Doppelkettennaht ungefähr auf das Doppelte dessen der Doppelsteppnaht schätzen. Macht man sich einen richtigen Begriff von der Leistungsfähigkeit einer Nähmaschine überhaupt, so wird man die Bedeutung würdigen können, welchen diese Kostenersparniß der Doppelsteppstich-Maschinen für die Arbeiterinnen hat. Das Ansehen der obigen Figuren allein giebt schon die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Thatsache, ebenso davon, daß die Doppelsteppnaht die andere an Festigkeit, Dauerhaftigkeit und Unauflöslichkeit übertreffen müsse. Der obere und der untere Faden der Naht verschlingen sich, wie man sieht, mitten im Stoff selbst und es ist unmöglich — ist die Naht gut und regelrecht gebildet — durch Zug an dem obern oder untern oder an beiden Fäden zugleich die Naht zu lösen, ebensowenig wie dies bei der Handnaht geschehen kann. Es ist unglaublich, wie sehr die Unkenntniß dieser einzigen Thatsache der Einführung und allgemeinen Verbreitung der Nähmaschinen geschadet hat. Das Vorurtheil ist durch die Einführung der Kettenstich-Maschinen geweckt worden und hat bis zum heutigen Tage auch in Betreff der Doppelstepp-Maschinen bei einem Theile des Publicums nicht zerstört werden können. „Wenn sich ein Stich in der Naht löst, so löst sich die ganze Naht" — dies ist das Evangelium, auf welches alle Gegner der Nähmaschine schwören, mögen sie dies nun aus eigenem falschen Vorurtheil thun, oder um falsche Vorurtheile zu wecken. Es kann nicht oft genug wiederholt werden: die auf der Nähmaschine angefertigte Doppelsteppnaht besitzt alle Eigenschaften der Schönheit und Festigkeit, welche man überhaupt von einer Naht verlangen kann. Der Kreis ihrer Anwendbarkeit und Brauchbarkeit bei allen Arten Näharbeit ist deswegen der ausgedehnteste. Alle Arten von Stoffen, von den dünnsten bis zu den dicksten, von den weichsten bis zu den härtesten, von den biegsamsten bis zu den starrsten, von den lockersten bis zu den festesten, können auf den Doppelsteppstich-Maschinen mit größter Leichtigkeit und Bequemlichkeit verarbeitet werden.

Die Maschinen, welche die Doppelsteppnaht anfertigen, zerfallen wieder für sich in zwei verschiedene Classen: wir bezeichnen die eine als das System mit dem Weberschiffchen, die andere als das System mit der Spule. Das erstere, welches wirklich mit einer Art bei jedem Stiche hin- und herschießenden Weberschiffchens arbeitet, hat die Eigenthümlichkeit, daß seine Maschinen bei langsamerem Gange die allerstärksten Stoffe, bis zum festesten Sohlenleder, mit einer ebenso festen Naht zu versehen im Stande sind; die amerikanische Fabrik von Singer und Comp. ist die Repräsentantin dieses Systems. Das zweite System, welches statt des hin- und herschießenden Schiffchens eine feststehende Spule aufzuweisen hat, ist dadurch charakteristisch, daß seine Maschinen das Maximum der Schnelligkeit zu erreichen im Stande sind. Die Fabrik von Wheeler und Wilson, ebenfalls in Amerika, vertritt dieses System. Diese Maschinen bewältigen Nähstoffe aller Art mit einer Schnelligkeit und Sauberkeit, welche alle Begriffe übersteigt. Man muß das Auf- und Absteigen der Nadel, welches so schnell geschieht, daß man mit den Augen nicht mehr folgen kann, muß die Reihe unzähliger Stiche von genauester Gleichheit, Regelmäßigkeit und Vollkommenheit gesehen haben, um nur die Möglichkeit einer solchen Leistungsfähigkeit glauben zu können.

Die Wheeler- und Wilson-Maschinen sind die eigentlichen Maschinen der Klein-Industrie, und auf diese haben wir deswegen hier unser besonderes Augenmerk zu richten. In allen kleineren und größeren Werkstätten, welche sich mit der Fabrikation von Weißund Bettzeug, Herren- und ganz besonders Damenkleidern, Manschetten, Handschuhen ꝛc. ꝛc. beschäftigen, sieht man diese geräuschlose und geschwinde Näharbeiterin unter der Aufsicht von jungen Mädchen oder Frauen ihr Tagewerk verrichten. Dies ist das eigentliche Werkzeug, welches in den Händen der Arbeiterfrauen eine Wohlthat für die Arbeiterfamilien zu werden verspricht.

Ich kann nicht umhin, noch eines Einwurfs zu gedenken, welcher schon so oft bei Einführung neuer Maschinen gemacht und ebenso oft durch die Erfahrung widerlegt worden ist. Man hat gesagt: wenn die Näharbeit vor Einführung der Nähmaschine die Hälfte aller in der Industrie überhaupt beschäftigten Frauen in Anspruch genommen hat und wenn die Nähmaschine unter der Aufsicht einer Arbeiterin so viel leistet, wie fünf Näherinnen ohne Maschine, so ist die Nähmaschine als ein Unglück für die arbeitende Frauenwelt anzusehen, denn sie macht zwei Fünftel aller Arbeiterinnen entbehrlich und also brodlos. Wie grundlos ist dieser Einwurf! Durch die Einführung der Nähmaschine hat sich die Anzahl der Näherinnen keineswegs vermindert, im Gegentheil — vermehrt; denn die Nachfrage nach Arbeit ist dadurch ganz enorm gesteigert worden. Arbeitet die Nähmaschine auch fünf Mal schneller als die Menschenhand, so giebt es doch vielleicht jetzt zehnmal so viel zu nähen als früher. Das Feld der Frauenarbeit hat sich vergrößert und ein Theil der Arbeiterinnen ist nicht nur nicht brodlos geworden, sondern kann jetzt mit Hülfe der Nähmaschine so viel und mehr verdienen, als dies vorher durch die verderbliche Beschäftigung in den Werkstätten der Groß-Industrie möglich war. Und welcher Unterschied ist erst zwischen dem Verdienst, den eine gewöhnliche Handnäherin zu erzielen im Stande ist, und demjenigen, welchen eine Maschinennäherin erreicht! Die letztere, selbst wenn sie außerhalb einer Familie für sich allein lebt, wenn sie einzig und allein auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen ist, sichert sich durch die Nähmaschine eine wenn auch nicht glänzende, so doch sorgenlose und anständige Existenz; erstere aber ist nicht im Stande, sich nur kümmerlich das Leben zu fristen, wenn sie nicht als Glied einer Familie lebt und so im Verein mit Andern den gemeinsamen Lebensunterhalt miterwerben hilft. Zu alledem aber kommt noch, daß, während die Handnäharbeit den allerschlimmsten Einfluß auf den Gesundheitszustand der Arbeiterinnen ausübt, die Arbeit an der Nähmaschine der Gesundheit keineswegs nachtheilig ist. Es wäre wünschenswerth, statistisch festzustellen, ein wie großer Theil der Handnäherinnen mit der Zeit ein Opfer von Augenübeln, Schwindsucht und allen möglichen Krankheitsformen werden, die sich aus einer Augen, Brust und Rücken anstrengenden Arbeit herleiten, um danach den günstigen Einfluß auf den Gesundheitszustand der Arbeiterinnen bemessen zu können, welchen die Nähmaschine ausübt. Und so läßt sich noch eine ganze Reihe nebensächlicher Vortheile aufführen — auch wenn man ganz von den wohlthätigen Einflüssen absieht, welche die Nähmaschine auf das Familienleben selbst der gebildeten und wohlhabenden Classen der Gesellschaft auszuüben im Stande ist. Die Nähmaschine ist und bleibt eine Erfindung von der größten und segensreichsten Bedeutung, die Wohlthäterin der Frauenwelt.

R. H.

Blätter und Blüthen.

Ein neuer Industriezweig. In der „Hermannstädter Zeitung, vereinigt mit dem Siebenbürger Boten“ vom 28. Juli l. J., Nr. 178 — schreibt uns ein Abonnent der Gartenlaube — ist unter den Annoncen Folgendes zu lesen: „Zur Beachtung. Personen, den besseren Ständen angehörend, ist Gelegenheit geboten, sich mit wenig Mühe einen sichern und rentablen Nebenverdienst zu verschaffen. Gefällige frankirte Offerte beliebe man unter der Chiffre R. S. 12 poste restante Frankfurt a. M. nebst Beischluß von 50 Neukreuzern zu richten.“

Auf eine mit 50 Neukreuzern versehene Anfrage erfolgte umgehend eine „lithographirte“ Antwort nachstehenden Inhalts: „Ew. Wohlgeboren! Frankfurt a. M., Datum des Poststempels. In höflicher Entgegnung Ihrer werthen Anfrage bezüglich der von mir erlassenen Annonce beehre ich mich, Ihnen Nachstehendes zu erwidern. Zur bessern Ausdehnung eines mercantilischen Unternehmens bedarf ich einer großen Anzahl Adressen solcher Personen, welche in ihren finanziellen Verhältnissen derart gestellt sind, daß selbige möglichen Falls eine kleine Ausgabe zu machen im Stande sind.

Es würde nun Ihre Aufgabe sein, derartige Adressen mit sorgfältiger Genauigkeit zu sammeln, deren Vor- und Zunamen, sowie den Wohnungsort nebst Angabe des Kreises oder Bezirks genau zu notiren und mir selbige zu übersenden. Selbstverständlich dürfen derartige Adressen in den bekannten Adreßbüchern nicht enthalten sein, da ich diese bereits zur Genüge besitze. Am erwünschtesten wären mir die Namen von gut gestellten Beamten, Gutsbesitzern, reichen Geschäftsleuten, wohlhabenden Bauersleuten, Fabrikanten, Geistlichen, Gewerbtreibenden &c. &c. Ebenso reflectire ich hauptsächlich auf solche Personen, die in kleineren Landstädtchen, Dörfern, Weilern oder Flecken wohnhaft sind, da von den größeren Städten ohnedies überall Adreßbücher existiren. — Ferner mache ich Sie noch darauf aufmerksam, daß von solch kleineren Plätzen nur höchstens 3—4 Personen verzeichnet sein dürfen.

Für Ihre Bemühungen würde ich Ihnen ein Honorar von Fl. 20. ‚pr. mille‘ aussetzen, und würde es mir angenehm sein, recht bald und recht oft Gelegenheit zu haben, Ihnen Baarsendungen übermachen zu können. Hochachtungsvoll und ergebenst zeichnet

Rudolph Selle mp.“

Der hiesige Empfänger dieses lithographirten, somit für Viele vorräthigen Briefes sah die ganze Sache einzig und allein als „Schwindelei“ an, schrieb dies in kurzen bündigen Worten an den genannten „R. S. 12“ und forderte denselben trocken auf, ihm die gesandten 50 Nkr. sammt Postportoauslagen frankirt rückzusenden, weil er nicht gesonnen sei, unter solchen Verhältnissen auch nur einen Kreuzer zu verlieren. R. S. fand den Brief, so kurz und einfach er auch war, „ungezogen“, schrieb aber einen noch „ungezogeneren“ und meinte, er sende die 50 Nkr. nur auf eine anständige und manierliche Reclamation zurück. Zu seiner Rechtfertigung gab er an, daß er bereits eine „gewisse Anzahl Privatleute“ habe, die jährlich 1000 bis 1200 fl. auf die im obigen Briefe erwähnte Weise verdienen, und das wäre „folglich ein rentabler und sicherer Nebenverdienst“. Diesem entgegen haben wir nur zu bemerken, daß, wenn sich Jemand auf obige Weise 1200 fl. (20 fl. für das Tausend Adressen) verdienen wollte, er dem R. S. nicht weniger als 60,000 Namen Wohlhabender bekannt geben müßte, worunter aber kein Mann sein dürfte, der in irgend einem Adreßbuche vorkommt und aus Dörfern und Märkten &c. höchstens 3—4 Personen namhaft zu machen wären. Das ist doch schon das „Höhere“ der Industrie!

Da man voraussetzen muß, daß die „Hermannstädter Zeitung“ nicht die allein glückliche ist, welche mit der Annonce „Zur Beachtung“ bevorzugt wurde, so halten wir uns verpflichtet, unsere Landsleute von dieser neuen Art Besteuerung zu Gunsten eines Privatsäckels zu benachrichtigen und auf den Namen Rudolph Selle besonders aufmerksam zu machen, damit, seine ungeheuerlichen Anerbietungen nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden.

Es wäre wünschenswerth, wenn auch andere Zeitungen noch von dieser Mittheilung Notiz nehmen und ihren Leserkreis auf diese neue Industrie (bei welcher R. S. für eine von ihm selbst angesuchte Gefälligkeit der Namennennung 50 Nkr. im Voraus eincassirt!!) hinweisen würden. J. B.

Ein Primadonnenstücklein. Der Director des Theaters „della Scala“ in Mailand beschloß, die gerade in der Blüthe ihrer Kunst in Berlin sich aufhaltende Mme. Alboni für zwölf Vorstellungen zu engagiren. Er nahm Postpferde und reiste ab. In einem Dorfe nahe bei Innsbruck in Tirol zerbrach etwas am Wagen, und unser Impressario war zu einem unfreiwilligen Aufenthalte gezwungen. Mißmuthig geht er, während der Schmied sich beeilt den Wagen auszubessern, das Dorf entlang spazieren. Da hört er plötzlich aus einem der Berghäuser die schönste, frischeste, reinste und gefühlvollste Stimme von der Welt erschallen. Man denke sich sein Erstaunen! Er nähert sich und befindet sich bald dem Gegenstande seiner Aufmerksamkeit gegenüber. Die Sängerin war ein kräftiges, schönes Tirolermädchen von einem eigenthümlich feinen Anstand, das von drei kleinen ihm aufmerksam zuhörenden Kindern umgeben war. Er entschuldigt sich wegen der Unterbrechung und fragt, ob das Fräulein sich auf die Musik verstehe, oder ob alles soeben Gehörte reines Naturtalent sei. Das Tirolermädchen antwortet ihm, sie kenne auch die Musik. Augenblicklich zieht der Director einige Blätter aus der Regimentstochter, die er zufällig bei sich trug, aus seiner Tasche und bittet seine Sängerin, ihm einige Takte zu singen. Die Tirolerin lächelt und singt mit ebensoviel Anmuth als Kunstsinn und Genauigkeit. Der Director ist vor Entzücken außer sich.

„Mein Fräulein, ich war im Begriff nach Berlin zu reisen, um Mme. Alboni, die große europäische Berühmtheit, für mein Theater als Gast zu engagiren; da ich Sie fand, ist meine Reise unnütz, denn Sie ersetzen mir die Alboni; ich biete Ihnen 2000 Franken für jede Vorstellung und engagire Sie für zwölf.“

„Und wie viel hätten Sie Mme. Alboni geboten?“

„Mme. Alboni, das ist etwas Anderes, der hätte ich wenigstens 5000 Franken geben müssen; aber Fräulein, bedenken Sie, jene hat einen europäischen Namen, während Sie noch gänzlich unbekannt sind.“

„Vor einem Augenblicke sagten Sie mir, ich könnte Ihnen Mme. Alboni ersetzen, und deshalb verlange ich dieselbe Bezahlung, die Sie ihr bestimmten.“

„Das ist unmöglich, Fräulein, wollen Sie 3000 Franken?“

„Nein.“

„4000 Franken?“

„Nein.“

„So leben Sie denn wohl, weiter kann ich nicht gehen, denn da Ihr Name noch unbekannt ist, riskire ich Alles, Sie Nichts. Sie konnten das Glück Ihrer Familie und das Ihre machen, Sie stoßen es von sich, Adieu.“

Der Director kommt in Berlin an und erkundigt sich nach Mme. Alboni. Der Intendant antwortet ihm, Mme. Alboni sei auf drei Monate verreist und bringe die Saison bei ihrer Milchschwester auf dem Lande zu.

„Wo?“

„In Tirol.“

„In Tirol? Und wo da?“

„Im Dorfe N. zwei Stunden von Innsbruck.“

„Ich bin verloren!!“

Augenblicklich reist er ab, kommt nach Tirol zurück und findet sein Bauermädchen.

„Madame,“ ruft er, „ich kenne Sie jetzt, Sie trieben das grausamste Spiel mit mir.“

„Ich? Hören Sie, mein Herr Director, da Sie mich nun kennen und da Sie so unklug waren, das erste beste Bauermädchen mir vorziehen zu wollen, so erkläre ich Ihnen, daß ich gar kein Engagement mit Ihnen eingehe.“

Der Director verzweifelt, fällt ihr zu Füßen und erweicht nur nach langem Flehen und unter dem Versprechen von 6000 Franken für jede der zwölf Vorstellungen das Herz der Mme. Alboni. Beide reisten zusammen ab, doch ließ Mme. Alboni die Summe von 12,000 Franken den Kindern ihrer Milchschwester zurück. R. L.

Ein neuer Roman. „Leichtes Blut“ heißt ein dreibändiger Roman von A. Diezmann, der eben bei Costenoble in Jena erschienen ist und auf den wir die Leser nur aufmerksam machen, weil ein Urtheil darüber in einem Blatte, auf dem der Name des Verfassers steht, unpassend sein würde.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 42. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Gnade für ein Kind!

Als die Kunde von der sittlichen und geistigen Verirrung des jungen Kober, sowie von dessen Verhaftung vor die Oeffentlichkeit gelangte,* wo hätte es einen Vater, wo eine Mutter gegeben, die nicht erschüttert ausgerufen: Gott möge jedwedes Elternherz vor solchem Leid in Gnaden bewahren! Mit wie gerechtem Abscheu aber das religiöse und sittliche Gefühl sich von dem beabsichtigten Verbrechen abwandte — bei näherer Betrachtung der dabei obwaltenden thörichten und kindischen Umstände trat immer wieder der Gedanke in den Vordergrund: Es bleibt schließlich doch nur ein unsinniger Kinderstreich!

Ein Kind an Jahren noch und in der Schwäche seiner physischen Ausbildung liegt indeß der jugendliche sogenannte Hochverräther schon zur Untersuchungshaft mit verwetterten gemeinen Verbrechern zusammen in einem Kerker, zusammen mit Menschen, welche die kaum zur Blüthe gekommene Knospe mit ihrem verderblichen Hauch vergiften und morden.

Das Urtheil erster Instanz wird endlich gesprochen und lautet auf fünfjährigen schweren Kerker in Ketten und in der Züchtlingskleidung.

Es kommt uns nicht zu, den Herren Richtern einen Vorwurf zu machen. Sie haben als Männer des Gesetzes nach Pflicht und Gewissen das Urtheil gesprochen; gleichwohl mag aber nicht verschwiegen bleiben, daß namentlich den Nichtösterreichern dieses Urtheil als sehr hart erscheint; zumal man sich im Auslande neuerdings gewöhnt hatte, in dem staatlich neuaufblühenden Oesterreich eine mildere Praxis über starre, veraltete Form sich Bahn brechen zu sehen.

Fünf Jahre schwerer Kerker in Ketten, und ein vierzehnjähriges Kind —! Man vergegenwärtige sich in Oesterreich wie außerhalb desselben jedes fühlende Vater- und Mutterherz, wenn es in seiner innersten Kammer die entsetzliche Frage thut: Wie würde Dir sein, wüßtest Du Dein Kind — und im vorliegenden Falle das einzige Kind — dem Du die sorgfältigste Erziehung hast geben lassen, das noch im zarten Lebensalter, Deine Freude, Deine Hoffnung, im Kerker mit Ketten beladen und vielleicht einer Genossenschaft eingereiht, wo sein religiöses Gefühl, seine sittliche Kraft keinen sorgenden Pfleger, keinen liebenden Mahner findet — im Gegentheil —!

Vater und Mutter suchen zu retten! Ihr kennt ja Alle, die Ihr ein Kind habt, Ihr Alle kennt das Mutterherz und die Hochfluth seiner Empfindungen, wenn es sich um Glück und Zukunft eines Kindes handelt. Ihr müßt es fühlen und wissen, wie eine Mutter bittet; wie sie von der Majestät auf dem Throne die Gnade mit Thränen in dem tiefgrundigen Auge erfleht; wie sie Alles bietet, Alles, um ihr Kind dem entsetzlichen Kerker, der Moderluft von Verbrechern zu entreißen und es einer sittlichen Welt, einer sonnigen Zukunft zurück zu erobern. Wer wird nicht mit ihnen flehen? Wer wird diese unglücklichen Eltern allein bitten lassen für ihr unglückliches, für das ganze Leben verlorenes Kind?

Wir kennen die Entscheidung nicht, aber das wissen wir: tausend und abertausend gute Menschen richten mit der Mutter ihre Blicke vertrauend und hoffend nach jenem Kaiserthrone, auf welchen die gütige Vorsehung neben dem sühnenden Schwerte der Gerechtigkeit auch den Oelzweig der Barmherzigkeit niedergelegt hat. Und wenn im vorliegenden Falle Tausende einen Wunsch hegen, so ist es nicht allein der Wunsch von Unterthanen an ihren erhabenen Monarchen, sondern der Wunsch von Elternherzen in und außer den Kaiserstaaten an das liebende und geliebte Elternpaar, das auf Oesterreichs Throne sitzt.

Wie wohlthuend es für das Gemüth schon sein muß, einem abgehärteten Verbrecher, so er reuemüthig wiederkehrt, Gnade angedeihen zu lassen: um wie wohlthuender muß dies bei einem Kinde sein, dessen ganzes Leben noch vor ihm liegt und das durch ein väterliches Gnadenwort vielleicht gerettet, der bürgerlichen Gesellschaft wieder gegeben und ihr als gutes Mitglied erhalten wird!

Gnade denn für das Kind! An den Thron der Habsburger legen wir, die wir weder den unglücklichen Vater noch das bethörte Kind kennen, die flehende Bitte nieder: Gnade für ein Kind — Gnade für ein nur verirrtes Kind, daß es nicht zum Verbrecher werde! Wir, die Leute der Presse, haben das Recht und die Verpflichtung, die geheimsten Gedanken unserer tausend und abertausend Leser laut auszusprechen. Ein Mutterherz, wollte es seinem Gefühle vollkommen Ausdruck leihen, ihm würde das Zittern jedes Nervs das rechte Wort versagen. Ihm werden nichts bleiben als — Thränen; aber Thränen, die vor dem Angesichte Gottes schöner leuchten, als aller Redeglanz der höchsten Leidenschaft es vermöchte.

Gnade also — Gnade für ein Kind!

---

* Wir setzen den traurigen Vorgang und seine unerquicklichen Details als hinreichend bekannt voraus. D. Red.

Der böse Nachbar.

Erzählung von **Levin Schücking**.

(Fortsetzung.)

Der Fischer saß auf einem Steine am Ufer und blickte sehr gedankenvoll in's Wasser. Horst hielt neben ihm und sah, daß der junge Mann den bessern Ständen angehören mußte, nach seiner Kleidung und dem feinen, ein wenig blassen, aus großen hellblauen Augen sehr ruhig dreinschauenden Gesichte. Er war schlank, groß und mager.

„Ist Allmer dieses Weges geritten?" fragte Horst den Angler nach einem leichten Gruße.

Der junge Mann erhob sich und höflich die kleine Lederkappe, die er trug, ziehend, sagte er: „Allmer . . . dieses Weges? . . . ich weiß es nicht . . . ich sah ihn nicht. Meinen Sie, daß er dieses Weges geritten sei?" Der junge Mann fragte dies in einem Tone, in welchem etwas wie Sorge oder Aengstlichkeit durchklang.

„Ob ich es meine? Man sagte es mir. Aber ich bedaure, daß Sie sich durch mich haben stören lassen, es war nicht meine Absicht. . ."

„Das thut durchaus nichts," versetzte der junge Mann, zerstreuten und scheuen Auges den Weg hinauf- und hinabblickend, als ob er fürchte, Allmer unten oder oben um die nächste Bergecke kommen zu sehen, „ich will ohnehin aufhören, ich habe wenig Glück heute; wir müssen anderes Wetter bekommen! Sie sind wohl Baron Horst?"

Horst machte eine leichte Verbeugung. „Und Sie?" sagte er dabei.

„Ich heiße Florens von Ambotten, ich bin der Vetter von Herrn von Schollbeck."

„Der Vetter von Herrn von Schollbeck?" fragte Horst ein wenig überrascht, und nachdem er sich den „spitzbübischen" Jüngling noch einmal angesehen, setzte er rasch entschlossen hinzu: „es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen; wenn Sie heimgehen wollen, erlauben Sie mir wohl, daß ich Sie eine Strecke begleite?"

„O, Sie sind gar gütig," versetzte der Vetter, und seinen im Grase liegenden Rock anziehend, seine Anglergeräthschaft zusammenpackend, machte er sich auf den Heimweg thalaufwärts, während Horst, der abgestiegen war, sein Pferd hinter sich führend neben ihm blieb.

„Sie sind der Verlobte von Fräulein von Schollbeck?" eröffnete Horst ein wenig brüsk die Unterhaltung.

„Der Verlobte . . . ja," antwortete der junge Mensch mit seiner merkwürdig sanften Stimme und ein wenig erröthend, „ja, Herr von Schollbeck sagt es wohl mal, aber Fräulein Eugenie spricht nie davon, und so kann ich es auch nicht glauben, daß . . ."

„Nun," fiel Horst, ihn betroffen ansehend und dann merkwürdig erleichtert aufathmend, ein, „Fräulein Eugenie erwartet wohl, daß Sie davon zu sprechen beginnen . . ."

Der Vetter seufzte. „Ach," sagte er, „wenn Sie das Fräulein kennten, würden Sie einsehen, daß bei ihr davon zu beginnen nicht leicht ist, und zudem . . ."

„Zudem?"

„Bin ich auch gar nicht des Vetters Ansicht," fuhr der junge Mann fort, „daß ich Eugenie glücklich machen kann, wenn ich ihr Mann werde und ewig mit ihr bei ihm auf Haus Schollbeck sitzen bleibe, was doch die Folge wäre, da ich arm bin . . . Eugenie gehört in die Welt, in eine große glänzende Welt, da würde sie erst an ihrer Stelle sein — denn sie hat Geist, viel Geist, und hat viel gelernt, viel, viel mehr als andere Damen, und dabei ist sie so überaus schön. Soll sie nun ihr Leben lang in dem einsamen alten Hause bleiben?"

„Das ist ebenso einsichtig als selbstverleugnend von Ihnen bemerkt," sagte Horst immer mehr erstaunt über den jungen Mann.

„Nicht wahr, Sie geben mir auch Recht?" fiel der Vetter sehr lebhaft ein.

„Gewiß," versetzte Horst.

„Wann werden Sie zu uns kommen?" fuhr der junge Mann fort.

„Ich beabsichtigte Ihnen morgen meinen Besuch zu machen, aber Herr Allmer sagte mir, daß Ihr Vetter so wenig eine Störung seiner Einsamkeit liebe, daß ich schon auf die Hoffnung verzichtete, empfangen zu werden . . ."

„O," versetzte Florens von Ambotten mit einem Tone der Verwunderung. „Allmer sagte das? Nun, Allmer weiß es vielleicht . . . ich meine, der Vetter hätte Sie mit Spannung erwartet, da Sie doch unser nächster und einziger Nachbar hier sind. Eugenie hat sich auch auf Ihr Kommen gefreut, als wir hörten, daß Sie da seien, und Eugenie sich sagen mußte, daß Sie es gewesen, den sie in Falkenrieth getroffen . . ."

„In der That? — Und Herr von Schollbeck ist durchaus nicht so abgeschlossen?"

„O gewiß nicht . . . wir haben manchmal Fremde aus der Stadt, und Eugenie wird sich sicherlich freuen, wenn Sie zu uns kommen . . ."

„Nun, ich bin herzlich erfreut, das zu hören; so hat Allmer mich verkehrt berichtet und umsonst besorgt gemacht!"

„Ja, Allmer!" sagte der Vetter mit einem eigenthümlichen Tone, dessen Bedeutung Horst völlig entging.

Sie waren an eine Stelle gekommen, wo der Fluß und das Thal mit ihm eine starke Biegung nach links machten. Das Thal zeigte sich nun bedeutend verbreitert; der kleine Fluß zweigte sich in zwei Arme auseinander, und weiter hinauf zwischen diesen Armen, vor einer Reihe hoher Baumwipfel, stand Haus Schollbeck, ein weißübertünchtes großes Gebäude mit grünen Jalousien und einem hoch hinan mit Epheu bewachsenen Eckthurm, der rechts an den Bau stieß, während links unten eine lange Holzbrücke über den einen Flußarm führte. Neben dem Aufgang zur Brücke stand an der einen Seite eine Gruppe Trauerweiden, an der andern ein Pförtnerhaus. Das Terrain vor dem Gebäude bis in die Spitze des Flußdeltas hinein war mit wohlgepflegten Gartenanlagen bedeckt. Das Ganze bildete ein hübsches Landschaftsbild und sah weit freundlicher und wohlerhaltener aus, als Horst's Residenz. Als der Letztere seine Blicke darüber schweifen ließ, sagte der Vetter:

„Da kommt Allmer!"

„Allmer? Sie haben in der That ein gutes Auge, Herr von Ambotten!" versetzte Horst den Reiter fixirend, der eben über die Brücke von Haus Schollbeck kam, „ich hätte ihn nicht so weit erkannt . . . aber er ist es!"

„Nun werden Sie wohl mit ihm heimreiten," fuhr Florens von Ambotten in einer Weise zu reden fort, welche offenbar eine gewisse Aufregung verrieth, in die er gekommen war . . . „und morgen werden wir Sie sehen . . . wann werden Sie kommen, damit ich sicherlich zu Hause bin?"

„Etwa um elf Uhr, wenn Ihnen die Stunde genehm ist?"

„O gewiß . . . ich werde Sie auf elf dem Vetter und Eugenien ankündigen — sie werden sich sehr freuen, Sie zu sehen, zweifeln Sie nicht daran."

Der junge Mann zog sein Lederkäppchen und eilte nun mit langen Schritten davon, als ob er brenne, von Horst los und heim zu kommen. Die Angelruthe schwankte auf seiner Schulter wie ein langes Schilfrohr. Als er Allmer erreicht hatte, sprachen beide zusammen . . . nicht lange, denn Allmer setzte gleich darauf sein Pferd in Trab und erreichte in wenig Augenblicken seinen Gebieter, der sich unterdeß wieder in den Sattel geschwungen hatte.

„Sie in Schollbeck?" sagte Horst mit einem Tone der Verwunderung, während Allmer ihn begrüßte und an seine linke Seite ritt.

„Ich bin hingeritten, um dem Schlingel von Wirthschafts-Inspector meine Meinung zu sagen," rief Allmer in einem hitzigen Aerger aus. „Es ist eine verrottete Wirthschaft in diesem Schollbeck . . . ein Schlagbaum zwischen ihrer Weide da drüben und unsern jungen Eichenschlägen ist morsch und zerbrochen, und so sind uns ihre Rinder in das junge Holz gedrungen und haben für mehr als zwanzig Thaler Schaden angerichtet; ich habe dem Inspector gesagt, wenn nicht noch in dieser Nacht der Schlagbaum wieder hergestellt würde, verklagt' ich ihn morgen am Tage und seine Rinder ließ ich ihm ohne Gnade und Barmherzigkeit pfänden."

„Sie gehen ja gewaltig scharf mit unsern Nachbarn in's Gericht."

„Das muß man leider, das werden Sie bald selbst einsehen lernen, es ist gar kein Auskommen sonst mit diesen Leuten . . . da heißt es: wie der Herr, so der Knecht . . ."

„Den Herrn haben Sie mir aber doch wohl in etwas zu dunklen Farben geschildert . . . den Vetter Florens von Ambotten, der mir ganz und gar nicht wie ein durchtriebener Spitzbube, sondern als die kindlichste und harmloseste Seele von der Welt vorkommt . . ."

„In der That?" fiel Allmer mit einem offenbar sehr spöttischen Lächeln ein.

„In der That," versetzte Horst nachdrücklich und fast geärgert, „dieser Vetter hat mich versichert, daß mein Besuch in Schollbeck erwartet würde, daß der alte Herr sich freuen werde, mich zu sehen, daß man keineswegs dort so abgeschlossen sei . . ."

„Dieser Vetter!" sagte Allmer just mit demselben nicht näher zu deutenden Tone, womit der Vetter früher gesagt hatte: ‚O Allmer!' „Nun, es ist ja möglich," fuhr er dann kaustisch fort, „daß man in Schollbeck sich gegen Sie anders zeigen wird, als gegen Andere; daß der Alte Ihnen gegenüber seinen Menschenhaß und seine Grämlichkeit ablegt; daß der Vetter seine Eifersucht auf Fräulein Eugenie und seine Neigung zu bösen Streichen und Tücken Ihnen gegenüber verleugnet . . ."

„Halten Sie ein, Allmer," rief hier Horst lachend aus . . . „dieser Florens von Ambotten sollte Neigung zu Tücken und bösen Streichen hegen, das ist ja ganz unglaublich!"

„Wir werden sehen!" sagte Allmer ruhig.

Horst schüttelte schweigend den Kopf.

„Es ist unglaublich!" sagte er noch einmal und ritt dann schweigend neben Allmer her, der diesen Abend die entschiedenste Wortkargheit an den Tag legte.

5

Es war am andern Tage zwischen elf und Mittag, als Horst, einen zum Groom beförderten Knecht hinter sich, auf die Brücke zuritt, welche den Zugang zum Haus Schollbeck bildete. Als sein Pferd den ersten Schritt auf die Brücke setzte, kam ein großgewachsener Mann, der vor dem Pförtnerhause auf einer Steinbank gesessen und sich mit dem Verfertigen von Krammetsvogeldohnen beschäftigt hatte, herangeschritten, mit der ziemlich barschen Frage: „Wohin wollen Sie?"

„Ich wünsche Herrn von Schollbeck zu sehen!"

„Herr von Schollbeck ist nicht daheim."

„Nicht daheim?" wiederholte Horst überrascht. „Dann wünsche ich dem gnädigen Fräulein gemeldet zu werden."

„Das gnädige Fräulein ist mit dem gnädigen Herrn . . . auch nicht daheim!"

„Auch nicht daheim? das ist seltsam: ich habe mich gestern ansagen lassen . . . gehen Sie doch, um zu sehen, ob sie nicht doch daheim ist, melden Sie Baron Alfred Horst . . . und wenn das Fräulein wirklich nicht da ist, so melden Sie mich bei Herrn von Ambotten an."

„Herr von Ambotten ist schon vor einer Stunde mit der Angelruthe ausgegangen . . ."

„Herr von Ambotten ist mit der Angelruthe ausgegangen?" rief Horst aus und warf sein Pferd herum . . . „wahrhaftig, das ist ein wenig überraschend für mich!"

Ein helles Roth des Zornes färbte seine Züge, als er sich zum Heimkehren wendete.

„Gröber," sagte er für sich, „kann man freilich nicht abgewiesen werden — wenn man sich ausdrücklich angekündigt hat! Wenn man eingeladen ist, zu kommen! Das Wetter soll diesem heimtückischen, falschen Menschen von Vetter auf den Kopf fahren . . . so Recht hatte also Allmer, als er mich vor den Leuten warnte und diesen Vetter einen Schelm nannte!"

Horst war in tiefster Seele gekränkt. Es war nicht allein die beleidigende Weise, wie man sein Entgegenkommen aufgenommen, es war mehr als das, es war eine unsägliche Bitterkeit in ihm, daß er von Eugenie's Schwelle so hochmüthig zurückgewiesen war. Seit er das Mädchen gesehen, hatte er nicht aufgehört, an sie zu denken, er hatte sich in glückliche Träume verloren bei dem Gedanken an sie . . . er hatte ja ganz allein ihretwegen das kleine Schloß Falkenrieth gekauft, ihretwegen, weil sie seiner gespottet hatte, und noch mehr, weil er sie dort gesehen, weil es für ihn ein auf immer mit dem Gedanken an sie verbundener Gegenstand war. Und jetzt . . . sagte man ihm bei der ersten Annäherung mit einer fast naiven Rücksichtslosigkeit und Grobheit, daß man ihn nicht sehen und nichts von ihm wissen wolle . . . es war in der That eine Beleidigung, die sich kaum so ohne Weiteres hinnehmen ließ; es war mehr, als was ein Edelmann vertrug. Horst murmelte einen leisen Fluch zwischen den Zähnen und gelobte sich, wenn er diesem Vetter wieder begegne — nein, er beschloß, diesem Vetter lieber gleich, sobald er zu Hause angekommen, eine Herausforderung zu schicken, auf der Stelle ihm zu zeigen, daß er sich nicht höhnen lasse; und mit der ihm eigenen Raschheit, in der Hitze der Aufregung stachelte er sein Pferd zum Galopp, um nur möglichst bald heimzukommen und seinen Vorsatz ausführen zu können. — —

Eine Stunde später saß die Familie von Schollbeck im Schatten des alten epheuumrankten Thurmes um einen runden Sandsteintisch, umgeben von den blühenden Gesträuchen der Anlagen, die den alten Seitenthurm des Hauses umfingen. Der menschenfeindliche alte Herr von Schollbeck, ein Mann von etwa sechszig Jahren, lag in einem Schaukelstuhl aus leichtem Rohrgeflecht und sah mit gerunzelter Stirn auf seine Tochter Eugenie, die auf einer Bank von Gußeisen Platz genommen hatte und gedankenvoll das Haupt auf den Arm stützte, der auf der Lehne der Bank ruhte. Der Vetter saß ihr gegenüber und zeichnete, wie es schien, eben so nachdenklich mit einer Gerte Figuren in den Sand zu seinen Füßen.

„Du blickst seit einer Viertelstunde vor Dich nieder, Eugenie, und sagst nichts," bemerkte der kleine, ziemlich starke und aus seinen hellen Augen unter dichten grauen Brauen her so verdrießliche Blicke werfende alte Herr endlich.

„Was kann ich sagen?" versetzte Eugenie mit einem traurigen Blicke ihren Vater streifend. „Es ist schlimm, einen bösen Menschen zum Nachbar zu haben . . . aber was kann man anders thun, als ihm ausweichen? Die Statue ihm ohne Weiteres zurücksenden willst Du nicht . . ."

„Nein, nein, nein!" rief Herr von Schollbeck heftig den Kopf schüttelnd aus, „das nicht, das ist unmöglich. Ich bin Allmer schuldig, Alles zu thun, damit Horst nicht erfährt, daß die Statue unter meinen Sammlungen ist . . . ein Mensch wie er würde Allmer das größte Verbrechen daraus machen, daß er die Statue weggegeben, er würde ihn als ungetreuen Verwalter der Unterschlagung anklagen . . . ich darf nicht, ich darf nicht!"

Eugenie schwieg. Auf dem Gesichte des Vetters war deutlich zu lesen, daß irgend ein Gedanke in ihm arbeitete, den er nicht aussprach, vielleicht in der Sorge, entschiedenes Fiasco damit zu machen.

„Was willst Du sagen, Florens?" fragte Eugenie ihn nach einer Pause, in der sie die Züge des Vetters beobachtet hatte.

„Ich meine," sagte er jetzt, ein wenig scheu in die Züge des alten Herrn blickend, „wenn wir es heimlich machten . . ."

„Heimlich — was?"

„Wenn wir heimlich die Statue in Horst's Haus auf ihre alte Stelle zurückbringen ließen . . . dann würde er ja zufrieden sein und . . ."

„Du bist ein Thor, Florens!" fiel hier Herr von Schollbeck ein; „heimlich . . . ein Edelmann thut nichts heimlich, und zudem würde das ihn erst recht anstacheln, Nachforschungen anzustellen, und würde Allmer deshalb gefährden!"

„Ja, Allmer!" sagte der Vetter wieder mit einem ganz eigenthümlichen Tone.

Eugenie legte mit einem freundlichen Lächeln die Hand auf Florens' Schulter und sah ihn mit einem Blicke an, dessen Sprache der Vetter nicht im geringsten verstand und die in klaren Worten nichts anderes sagte, als: Du Guter, wie wenig ahnst Du, daß die Hauptsache die ist, daß mein Vater lieber sein Leben ließe, als das kostbare Marmorbild, die Perle seiner Kunstschätze oder dessen, was er so nennt!

„Es handelt sich ja auch nicht allein um die Statue," fuhr Herr von Schollbeck ärgerlich fort, „es handelt sich um einen Nachbar, der ein böser Mensch ist, der mit Allmer, statt ihm bis an sein Lebensende für das zu danken, was er für die verschuldete Herrschaft gethan, im ersten Zusammentreffen Streit gesucht hat; der dann, sobald er vernommen, daß es Eugeniens und auch mein Lebenswunsch war, Falkenrieth, das unmittelbar an unser Gut stößt, zu erwerben, es uns vor der Nase weggekauft, und der uns endlich um eines Paars verlaufener Rinder willen mit allen möglichen gerichtlichen Chicanen bedroht . . . um all' den Verdruß, der uns noch von ihm bevorsteht, handelt es sich. . ."

„Und mit etwas wie einem neuen kann ich aufwarten,“ sagte in diesem Augenblick die Stimme eines Mannes, der eben um einen Jasminstrauch trat und der Gesellschaft eine leichte Verbeugung machte. Es war Allmer. „Hier,“ fuhr er zu Florens von Ambotten gewendet fort, „lesen Sie das, dies Billetdoux hier!“

Florens nahm mit einem mißtrauisch scheuen Blick das Billet, das Allmer ihm reichte, und erbrach es. Seine Züge verfärbten sich, während er las.

„Um Gott,“ stammelte er, wie hülfeflehend zu Herrn von Schollbeck und zu Eugenien aufblickend, „er hat mich gefordert!“

„Er . . . Horst?“ fragte Eugenie.

„Horst!“

„Und weshalb?“ rief Herr von Schollbeck aus.

„Weil . . . weil mein Betragen beleidigend gegen ihn gewesen . . . da lesen Sie selbst . . . gefordert auf Pistolen!“

„Das ist ja ein wahrer Türke!“ sagte Herr von Schollbeck.

„Armer Florens!“ flüsterte Eugenie mit einem Blick des Mitleids, wie man ihn auf ein geängstigtes Kind wirft.

Florens war aufgesprungen. Florens von Ambotten war, was selten zu geschehen pflegte, in Aufregung gekommen; er war zornig geworden . . . aber sein Zorn äußerte sich in unendlich sanft vorgebrachten Vorwürfen gegen Herrn von Schollbeck.

„Es war aber auch unrecht von Ihnen,“ sagte er, „daß Sie mir nicht früher erklärten, daß Sie ihn nicht empfangen, daß Sie seinen Besuch abweisen und auch mir befehlen würden, ihn abzuweisen. Ich konnte es ja gestern Abend nicht wissen . . . und jetzt, jetzt hat er mich gefordert. . .“

„Da machst Du mir sehr ungerechte Vorwürfe,“ unterbrach ihn Herr von Schollbeck ärgerlich, „es wurde ja erst gestern Abend spät beschlossen, daß wir ihn abweisen wollten, nachdem Allmer dagewesen und uns den Kauf von Falkenrieth und seine Drohungen mitgetheilt hatte. . . .“

„Ja, Allmer!“ rief Florens wieder aus, diesmal mit dem Tone entschiedenen Verdrusses.

„Was willst Du thun? Willst Du Dich mit ihm schießen?“ fragte Herr von Schollbeck.

„Ich, schießen . . . o mein Gott, das wäre ja fürchterlich! Muß ich das denn?“

„Ich sehe nicht, wie Du ihm ausweichen willst!“

„Was meinst Du, Eugenie?“ sagte der Vetter, wie in der Erwartung, Hülfe in seiner Noth bei dem jungen Mädchen zu finden.

Eugenie sah zu Boden, ohne zu antworten. „Ich, ich würde mich mit ihm schießen,“ sagte sie dann, plötzlich den Kopf erhebend, mit geröthetem Gesichte und zornig die Worte zwischen den Zähnen murmelnd.

„Aber Sie können es nicht, Fräulein Eugenie,“ fiel hier Allmer ein, „und Herr von Ambotten ist zu ungeübt in den Waffen, um es zu können. Ueberlassen Sie mir, den heftigen jungen Mann für den Verdruß zu strafen, den er Ihnen gemacht hat!“

Allmer blickte bei diesen Worten das junge Mädchen mit einem der sprechenden, wie schwer auf ihrem Gegenstande lastenden Blicke aus seinen dunklen Augen an, die sie seit seinem ersten Kommen nicht verlassen hatten.

„Sie wollten . . .“ fiel Herr von Schollbeck hier ein, „für Florens . . .?“

„Lassen Sie Herrn von Ambotten erwidern,“ entgegnete langsam und bestimmt Allmer, „er sei ungeübt im Pistolenschießen, es sei wider seine Grundsätze sich zu schlagen, oder was er für gut findet, und statt seiner werde ich die verlangte Genugthuung geben. . .“

„Aber bei dem Verhältnisse, in welchem Sie zu ihm stehen?“ unterbrach ihn Florens.

„Dies Verhältniß wird bald abgebrochen sein — noch heute. Ich habe nicht die geringste Lust, es nur noch einen Tag lang fortzusetzen. Zudem habe ich für mein eigenes Gut zu sorgen. Sie wissen, daß ich in Unterhandlungen wegen des Ankaufs des Ritterguts zu Flursheim stand — dasselbe ist seit voriger Woche mein!“

„So wünsche ich Glück, von Herzen Glück dazu!“ sagte Herr von Schollbeck.

„Ich danke Ihnen, Herr von Schollbeck,“ versetzte Allmer, immer in derselben Ruhe, welche einen so eigenthümlichen Contrast mit der inneren Aufgeregtheit der Anderen bildete; „ich danke Ihnen, wenn ich auch das Glück — sein Auge lag bei diesen Worten wieder auf Eugenie — nicht von Umständen erwarte, die immer nur die Grundlage für ein darauf zu bauendes Glück bilden können! Aber zur Sache . . . werden Sie den Brief schreiben, werden Sie mich zu Ihrem Stellvertreter annehmen, Herr von Ambotten?“

Florens von Ambotten schien in seinem sanften Gemüth am wenigsten für Allmer die Gefühle zu hegen, die ihn geneigt machten, von ihm einen solchen Freundschaftsdienst anzunehmen. Mit einer gewissen Aengstlichkeit hatte er die auf Eugenien liegenden Blicke Allmer's bewacht. Auf der anderen Seite hatte er noch weniger Lust, sich den Kugeln des bösen Menschen, der ihn zu erschießen drohte, zu stellen, und so sah er mit einem eigenthümlichen Blicke von Rathlosigkeit und Verlegenheit zu Herrn von Schollbeck und Eugenie auf.

„Ist es denn zulässig, kann man denn einem Andern überlassen, eine Ehrensache auszufechten, die uns persönlich angeht?“ sagte er schwankend.

„Herr von Horst verlangt eine Satisfaction,“ fiel Eugenie hier ein, „wenn sie ihm wird, so ist es einerlei, wer sie ihm giebt, ob Du oder ein Freund an Deiner Statt, Florens — laß sie deshalb ruhig Allmer ihm geben. Ich hoffe, die Belehrung, die dieser böse Mensch dann erhält, wird um so gründlicher sein . . . es ist wahrhaftig abscheulich, ein, nimm mir's nicht übel, ein harmloses Kind wie Dich auf Pistolen zu fordern . . . es gehört so entsetzlich wenig Muth zu dieser Heldenthat . . . es ist erbärmlich, verächtlich . . . wenn Allmer ihm entgegentritt, wird er vielleicht Gelegenheit es zu bereuen bekommen!“

„Wenn Du es so auffassest!“ sagte Florens, der bei der Heftigkeit, womit Eugenie gesprochen, gar nicht wagte, gegen die kindliche Harmlosigkeit zu protestiren, die ihm seine Cousine zuschrieb und die ihn doch so verletzte, daß er einen vorwurfsvollen Blick auf Herrn von Schollbeck warf, als ob er sagen wollte: „Du siehst, wie sie mit mir umgeht!“ Dann stand er auf und fügte hinzu: „So will ich gehen und eine solche Antwort an Horst schreiben!“

Damit verließ er die Gesellschaft. Diese letztere blieb eine Weile stumm und schweigend; Eugenie nahm eine Stickerei zu Händen, ihr Vater blickte gedankenvoll auf die nächste grüne Rasenfläche hinaus. Nach einer Weile erhob auch er sich.

„Ich muß doch gehen und schauen, was Florens schreibt . . . ob er sich in der gehörigen Weise ausdrückt!“ sagte er und ließ Eugenie und Allmer allein.

Eugenie wechselte leicht die Farbe; es zuckte etwas über ihr Gesicht, als sie ihrem Vater nachblickte, und die Finger, womit sie in einem kleinen, auf Papierunterlage genähten Stücke weißen Zeuges Stiche machte, begannen von diesem Augenblicke an zu zittern. Allmer entging diese Bewegung nicht. Er beobachtete sie eine Weile schweigend; dann sagte er: „Fräulein Eugenie, Ihre Hand zittert ein wenig. . .“

„Sie irren,“ entgegnete sie halblaut; in der That die Finger hatten von diesem Augenblicke an ihre ganze Festigkeit wieder erhalten.

„Ich bewundere die Kraft, welche Sie über sich besitzen. Sie haben eine seltene Gewalt sich zu beherrschen. . .“

„Sich beherrschen können ist der Anfang aller Weisheit. . .“

„Und aller Anfang ist schwer, wie bekannt.“

„Man muß nur den Willen haben!“

„Den Willen! Was ist der Wille! Es giebt viel in uns, was den Willen unterjocht, ihn unter die Füße tritt, oder ihn zum Spielzeug macht!“

„Das sagt ein Mann?“

„Ja, ein Mann, ein Mann von starkem, nicht leicht zu beugendem Willen sagt Ihnen, daß sein Wille nichts werden kann als eine Seifenblase, die der Hauch der Leidenschaft schaukelt und hinbläst wohin sie mag.“

„Welch' kläglicher Wille!“ fiel Eugenie mit spottendem und doch offenbar ängstlichem Tone ein, indem sie einen scheuen Blick in Allmer's dunkel auf sie niederglühende Augen warf und dann die ihren rasch wieder auf ihre Arbeit senkte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vogelfreund im Pfarrhause.

Ein Lebensbild von seinem Sohne.

„Der alte Brehm."
Nach dem im britischen Museum befindlichen Aquarellbilde von Karl Werner.

Es war ein Kirchenrath und Professor einer Hochschule, welcher alles Ernstes einmal seine Zuhörer und Jünger „vor dergleichen Allotria" verwarnte, „wie sie der alte Pastor Brehm in Renthendorf treibt, den sie nun sogar zum Ehrendoctor der Medicin creirt haben!" Der Mann hatte von seinem Standpunkte Recht, denn die Naturwissenschaft ist allerdings fähig, solche Menschen zu schaffen, wie mein Vater einer war, dessen Lebensbild ich den Lesern der Gartenlaube

vorführen will, nachdem er selbst vor wenigen Wochen zu den Todten gegangen ist.

Ja, vor wenigen Wochen habe ich meinen geliebten Vater zu Grabe geleitet. Und nicht blos den Vater habe ich hinabsenken sehen in die Gruft: auch den Erzieher, den Lehrer und Rathgeber, den Freund, den Mann, welcher das Samenkorn mir in das Herz gelegt hat, das später aufgegangen, welcher vor und mit mir nach demselben Ziele gestrebt, den Priester, dessen Worten ich in der Jugendzeit ehrfurchtsvoll nachgelebt, mit dem ich als Mann so oft verschiedene Meinungen und Ansichten ausgetauscht und mit dem ich mich immer verständigt!

Sein Lebensbild habe ich mir gerade rücksichtlich des Leserkreises der Gartenlaube nicht nehmen lassen wollen. Von den vielen Freunden des Heimgegangenen an dieser Stelle haben sich mehrere erboten, anstatt meiner von dem Altmeister der deutschen Vogelkundigen zu reden; ich aber habe meinen Freund Keil gebeten, mir die wehmüthige Freude zu gönnen, von ihm Denen zu erzählen, welche mit ihm und mit mir bekannt geworden sind, so wenig ich auch verkenne, daß die Liebe des Sohnes zum Vater wohl befangen machen kann. Ich fürchte jedoch nicht, befangen zu werden; denn ich will weniger von dem Vater, als von dem Priester reden, welcher der Vater war, von dem Priester in doppelter Hinsicht: innerhalb seiner Gemeinde und draußen in der Natur, die er verehrte und liebte, in der er lebte und von der er lehrte, wie Keiner besser.

Ueber das, was man „den Lebenslauf“ eines Menschen nennt, habe ich, wenn ich nicht in die Einzelnheiten des Entwickelungsganges meines Vaters eingehen will, wenig zu sagen. Er, Christian Ludwig Brehm, war am 24. Januar 1784 zu Schönau vor dem Walde, einem thüringischen Dorfe unweit Gotha, geboren. Seine erste geistige Regung verrieth die ihm angeborene Liebe zu den Vögeln, zum Walde, zur Natur. Man möchte sagen, daß der ornithologische Sammeleifer bei ihm von Kindesbeinen an begonnen, denn als vierjähriger Knabe schon trug er alle Vogelfedern zusammen, die er finden konnte, im elften Jahre lernte er das Ausstopfen der Vögel, und von da begründete er eine Sammlung, die auch während seines Aufenthaltes auf der Gelehrtenschule in Gotha wuchs und, als der Jüngling die Universität Jena beziehen sollte, auf 230 Stück angewachsen war, aus deren Verkauf ein Sümmchen gelöst wurde, das die Sorgen des nur an Kindern reichen Großvaters für meinen Vater wenn auch nicht aufhob, so doch milderte. Im Jahre 1810 wurde der Vater Candidat des Predigtamtes, 1812 Pfarrer in Drakendorf bei Jena und am 1. Juni 1813 zog er als Pfarrer nach Renthendorf im Neustädter Kreise des Großherzogthums Sachsen-Weimar, wo er bis an sein Lebensende blieb; also über fünfzig Jahre wirkte und im Sommer 1864 starb.

Es ließe sich Vieles sagen über meines Vaters Wirksamkeit gerade als Geistlicher, wenn wir hier nicht vorzugsweise den Naturforscher hervorzuheben hätten. Das Eine darf hier jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß „der alte Pastor Brehm“ weit über sein Kirchspiel hinaus ein geliebter und verehrter Mann war sowohl als Prediger, wie als stets bereiter Helfer in allen Verlegenheiten und Nöthen. „Geh' zum Renthendorfer, — der hilft, wenn es möglich ist“ – war fast sprüchwörtlich in der ganzen Umgegend. Man wußte: der Mann scheute keine Mühe und keinen Schritt bis zu den Stufen der Gekrönten, wenn ein Bedrängter dessen würdig war. Und wie treu sein Herz im Volke lebt, so stand doch sein Geist über dessen Schwächen, wie er auch tapfer den Schwächen gewisser Glaubensrichtungen der Zeit widerstand. „Ich warte, bis die Modekrankheit vorüber sein wird“ — tröstete er einen vor der Kopfhängerei besorgten Amtsbruder. Und wer das gerechteste Urtheil über des Vaters Predigergabe hören will, dem giebt es ein Bauer aus einem Nachbardorf seines Kirchspiels, welcher äußerte: „der Renthendörf'sche saet in finf Minuten märre, as en Annerer in ehner Stunne.“ Wenn ich dazu bemerke, daß der Vater fast zwei Generationen seiner Beichtkinder getauft, copulirt und zum Theil wieder zu Grabe geleitet hatte, so wird man ein Bild von der Patriarchenwürde haben, mit welcher er in seinen Gemeinden waltete, wie er Jedermann Du nannte, weil er Alle als Kinder gekannt, wie selbst die ältesten Männer es als eine Ehre sich erbaten, von ihm Du genannt zu werden, und welche Liebe und aufrichtige Thränen den Sarg begleiteten, der „den alten Pastor Brehm“ barg.

Gewiß, er war ein treuer Priester der Kirche, aber mehr noch ehren wir in ihm einen hohen Priester der Natur. Den „alten Pastor Brehm“ hat nur die Umgegend seines Wohnortes kennen gelernt, den „alten Brehm“ die Welt. In Spanien, wie in Norwegen sprangen uns, meinem Bruder und mir, die Pforten der Tempel einer herrlichen Wissenschaft auf, wenn wir den Namen nannten, welchen der Vater sich erwarb. Der einfache thüringische Landgeistliche war nicht blos einer der Altmeister deutscher Wissenschaft, sondern auch Einer von Denen, welche das Feld urbar machen halfen, auf welchem jetzt Andere Früchte ernten. Naumann, Thienemann, Gloger und Brehm, diese Vier sind es, welche nach Bechstein als die eigentlichen Begründer der Kunde unserer Vogelwelt angesehen werden müssen. Der Vater war einer der Ersten, welche das Feld bebaueten, und hat seinen Platz am längsten behauptet. Es ist ein kleiner Zweig des Baumes, Naturwissenschaft genannt, welchen die Vier gepflegt haben; aber auch dieser Zweig hat dazu beigetragen, die Blüthe des ganzen Baumes zu zeigen. Dem Vater gebührt wenigstens ein Theil des Verdienstes, die Wissenschaft, welcher er sein Leben widmete, zu der ihr gebührenden Geltung gebracht zu haben. In Hinsicht auf die Mittel, welche ihm zu Gebote standen, hat er Großes geleistet: er hat eben schaffen helfen. Es fehlte ihm die Gelegenheit, sich mit dem einschläglichen Schriftthum so vertraut zu machen, wie er oft, sehr oft gewünscht hat; deshalb wandte er sich unmittelbar an die Natur selber, — und sie hat ihn denn auch nie verlassen. Er hat sich deshalb seinen Meisterruhm bewahrt bis zu seinem Tode.

Als der Vater nach Renthendorf kam, waren die Wälder der Umgegend Urwaldungen zu vergleichen. Das Schrotgewehr, welches er meisterhaft zu handhaben verstand, reichte oft nicht bis zu den Wipfeln der Bäume hinauf. In diesen Wäldern hat er Jahre seines Lebens verlebt. Der „Herr Pastor aus Renthendorf“ war allen Grünröcken der Umgegend eine befreundete Persönlichkeit. Man hegte damals andere Ansichten von der geistlichen Würde, als jetzt: kein Mensch nahm es dem Pfarrer übel, daß er mit dem Gewehr über der Schulter durch die Wälder zog, zumal da man wußte, daß solche Waldgänge weniger der Jagd, als der Wissenschaft galten. Im Kreise der Geistlichen wußte er sich seine Würde zu wahren — im Walde war er ein Waidmann, welchen die Grünröcke als einen der Ihrigen anerkannten, obgleich er an den eigentlichen Jagden nicht theil nahm. Auch die forstamtlichen Behörden kamen ihm freundlich entgegen: in den Thüringer Landen hat kein Privatmann je ein größeres Revier beschossen, als der Vater. Er jagte, wo er wollte, und war in jedem Forsthause der Umgegend eines freundlichen Willkommens im Voraus gewiß. Mit dem Morgengrauen zog der jagende Naturforscher aus, und gar nicht selten kehrte er erst Abends wieder. Aber die Jagd war immer nur eine nebensächliche Beschäftigung meines Vaters: Beobachtung, Belauschung, Erforschung des Lebens seiner Jagdthiere blieb unter allen Umständen die Hauptsache. Er verfolgte den Vogel im Walde durch alle Abschnitte seines Lebens, wie er ihn später, mit Hülfe der Freunde, durch alle Strecken seines Verbreitungskreises verfolgte. Als er die genügende Kunde der deutschen Landvögel erlangt zu haben vermeinte, sandte er seinen Schüler Schilling nach den Gestaden der Ostsee, um dort an seiner Statt das Leben der Meeresvögel zu erforschen, und später ließ er mich hinausziehen nach Süden und Norden hin, ein volles Sechstheil der Erde durchstreifen, damit ihm auch aus ferneren Landen Kunde werde über das Treiben seiner Lieblinge. Man verstehe mich recht, wenn ich sage: „Er ließ mich ziehen“ — denn er hat mich nicht aufgefordert zum Reisen, sondern mir nur seine Genehmigung dazu ertheilt und seine väterlich warmen, frommen Wünsche auf die Reise mitgegeben.

In den Jahren 1820 bis 1822 erschien sein erstes Werk, „Beiträge zur Vögelkunde“. Ich habe es gerade vor mir liegen, nachdem es mir gelungen, dasselbe auf antiquarischem Wege zu erlangen; denn vergriffen ist es schon seit Jahren. Das Buch, welches auch Schilling's Beobachtungen enthält, beweist, daß der Vater nicht umsonst die Wälder durchstreift. Es ist heute noch als mustergültig anzusehen. Naumann, der berühmteste deutsche Vogelkundige Ornitholog, der 1857 in Köthen gestorben ist, hat in seiner zwölfbändigen „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands“ viele, viele Seiten aus ihm fast wörtlich wiedergegeben, und viele Forscher unserer Tage nehmen, wenn sie es lesen, zu ihrem Erstaunen wahr, daß dieses Buch zum

Schatze ihres Wissens den Grund legen half. Es begründete den Ruf des späteren Altmeisters und führte ihn in alle Kreise der damaligen Forscherwelt ein. Das Buch hat aber, meines Erachtens, noch ein weit größeres Verdienst. Es ist bei aller Wissenschaftlichkeit so volksthümlich geschrieben, daß sein Verfasser wohl als einer der Bahnbrecher in dieser Richtung bezeichnet werden darf. Die Beschreibungen der Vögel, zumal die Schilderung ihres Lebens, zeichnen sich namentlich durch eine wohlthuende Kürze aus.

Einem „Lehrbuch der Naturgeschichte aller europäischen Vögel“ und einer Zeitschrift „Ornis“ folgte 1831 das „Handbuch der Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands“, in welchem sich die eigenthümliche Anschauung des Vaters zum ersten Male bekundet, indem es Arten beschreibt, welche in den Augen der meisten Forscher höchstens Abarten sind, und Unterarten (subspecies), mit welchen die Leute gar nichts anzufangen wissen; das Handbuch wird heute noch kopfschüttelnd bei Seite gelegt. Wohlwollende Beurtheiler der Neuzeit meinen, daß es eine andere Auffassung der Darwin'schen Lehrsätze bekunde. Wo nämlich mein Vater die geringste Abweichung im Gefieder eines Vogels erkannte und fand, daß solche Verschiedenheiten nicht auf einzelne Vögel sich beschränkten, sondern mehreren gemeinsam waren, so sah er in diesen eine selbstständige Form und diese nannte er „Unterart“ oder „Gattung“, während Andere von „Racen“ sprechen; das ist der ganze Unterschied zwischen ihren und seinen Ansichten. Einer unserer Altmeister der Thierkunde aber, der hochverdiente Reichenbach, urtheilt anders. „Er schöpfte,“ sagt er von meinem Vater, „immer aus ungemein reichen Quellen, und die Summe seiner Beobachtungen gestaltete freilich eine Fülle von Objecten zu specieller Unterscheidung, welche manche seiner Gegner darum nicht begriffen, weil es ihnen an ähnlichem Reichthum von Objecten gebrach.“ Gewiß, so war er. Es mag sein, daß auch der Vater manchmal zu weit gegangen; Folgerichtigkeit, beharrliche Gleichmäßigkeit der Anschauungen und Auffassung, ist ihm aber nicht abzusprechen, und — selbst weil er Widerspruch hervorrief, hat er die Wissenschaft unendlich gefördert.

Außer den genannten und noch einigen andern größeren Werken, führt die „Bibliotheca zoologica“ von Carus und Engelmann noch einige achtzig verschiedene naturwissenschaftliche Aufsätze seiner Feder an, die ungerechnet, welche er für volksthümliche Zeitschriften verfaßte, weil von diesen die Wissenschaft keine Kenntniß nimmt. Diese kleineren Arbeiten verdienen den Ruhm, welchen ihnen Reichenbach zuerkannt hat, in den nachstehenden warmen Worten: „Sein tiefes Gemüth waltete thätig in seinen Beschreibungen mit, und rührend sind seine Schilderungen von der Liebe und Treue der Vögel, von ihrem Familienleben und von ihren Freund- und Feindschaften, von ihrem immer thätigen Treiben in der freien Natur und von ihrer Bedeutung für die große Oekonomie in der Regierung des Weltalls. Sein amtlicher Beruf als geistlicher Lehrer in seiner Gemeinde verlieh auch seinen Berichten aus dem Naturleben jene eigenthümliche Weihe, welche dem selbst beobachtenden und erfahrungsreichen Naturforscher die Ueberzeugung von einer Harmonie des allgemeinen Naturlebens immer gewährt. Seine unabläßige Erforschung der Naturgesetze stimmte ihn zu milder Gesinnung, und sein Grundprincip beruhte auf der steten Anschauung einer Veredlung des Menschenlebens durch die Hingabe an die Erforschung der ursprünglich reinen Natur.“ Ja, wahrlich — diese milde Gesinnung, welche ihm eigenthümlich war, er hat sie auch in seinen Schriften stets bewährt. Er ist oft auch angegriffen worden wegen seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, und nicht blos von seiner würdigen, sondern auch von seiner unwürdigen Gegnern, der erfahrungsreiche Meister von unreifen Lehrlingen; er aber hat jene Milde nie verleugnen und sich deshalb zwar Gegner, niemals aber Feinde schaffen können!

Mit der schriftstellerischen Wirksamkeit meines Vaters war eine andere Thätigkeit unzertrennlich verbunden, die stete, sorgenvolle Arbeit, welche seine Vögelsammlung beanspruchte. Diese Sammlung ist nicht blos der Theilnahme werth, welche sie bei den Naturforschern aller Länder gefunden hat — sie verdient mehr: sie verdient die Beachtung unseres gesammten Volkes, denn sie ist ein des deutschen Fleißes und der deutschen Gelehrsamkeit würdiges Denkmal; *sie hat ihres Gleichen nicht.* Wir, die Söhne ihres Gründers, kennen sie von unserer Jugend an, und wir mußten erstaunen immer von neuem, als wir nach des Vaters Tode die traurige Pflicht erfüllten, sie zu ordnen, in der Absicht, sie, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, dem Vaterlande zu erhalten. Diese Vögelsammlung, d. h. der Kern, die „Hauptsammlung“, wie wir sie nennen, enthält siebentausend europäische Vögel, diese aber nicht blos in beiden Geschlechtern, sondern auch in allen Unter-, Ab- und Spielarten, in allen Kleidern und aus allen Ländern, in denen die betreffenden Arten vorkommen. Ich will einige genauere Zahlen geben, um die Gesammtmenge verständlicher zu machen. Die Sammlung wird gebildet durch gegen 700 Raubvögel, ungefähr 400 Würgvögel (Schwalben, Würger), 450 Rabenvögel, über 3000 Singvögel, 300 Tauben und Hühner, 900 Sumpf- und gegen 800 Schwimmvögel. Diese Sammlung ist ein ganz unschätzbarer Stoff für die Wissenschaft; sie ist ein Museum für die Thierkunde der Zukunft, dessen Wichtigkeit erst begriffen wird, nachdem Darwin den alten Sauerteig wieder einmal aufgerührt und die ganze deutsche und englische Forscherwelt in gährende Aufregung versetzt hat. Jetzt, gerade jetzt bedarf die Wissenschaft einer solchen Rüstkammer! Und deshalb ist es unser ernstes Streben, sie dem Vaterlande und zwar, wo möglich, unserer thüringischen Hochschule, dem vom Vater und uns, den Söhnen, gleich warm geliebten *Jena* zu erhalten. Wir dürfen Hoffnung hegen, daß der alten Ehrenkrone Jenas diese Perle eingereiht werde — und wenn nicht, so würde ich bei allen übrigen deutschen Hochschulen betteln gehen, bevor ich mich entschließen könnte, dem geldreicheren Ausland einen Schatz auszuliefern, den ich mir selbst nun einmal nicht erhalten kann. Außer diesen 7000 Vogelbälgen sind aber noch über 2000 andere vorhanden, welche der Hauptsammlung unmöglich eingereiht werden können, weil sie dieselbe nur beschweren würden. Sie sollen später nach und nach an Schulen abgegeben werden, damit wir dem Manne, welcher unabläßig für seines Volkes Bildung arbeitete, in jeder Hinsicht gerecht werden.

Und diese Sammlung von mehr als 9000 Stück hat der Mann, welcher sein beschwerliches Amt treu verwaltete und noch immer Zeit fand, Anderen zu helfen, welcher nebenbei als Schriftsteller thätig war, durch seine eigene Arbeit zusammengebracht — ohne jemals zu kaufen! Er hat weitaus die größere Anzahl dieser Vögel erlegt, zubereitet und durch fünfzig Jahre bewahrt vor dem Verderben; er hat die außerdeutschen Vögel durch deutsche ertauscht. Ein Grundsatz von ihm erklärt seinen späteren Reichthum. Er ließ Nichts „umkommen“ von dem, was er zu wissenschaftlichen Zwecken in seine Hand bekam. Ihm war der von ihm oder von Anderen getödtete Vogel ein heiliger Gegenstand, mit welchem er, wie er sich ausdrückte, nicht freveln durfte. Deshalb saß er oft noch in später Nachtstunde ausstopfend an seinem Arbeitstische, um eine Vogelleiche zu „erretten“, d. h. um sie nicht der natürlichen Zerstörung preiszugeben. Seine Wissenschaft war ihm Gottesdienst: „Ich habe,“ sagte er schon vor nunmehr vierundvierzig Jahren, „in diesen Beiträgen nur da auf den Schöpfer hingewiesen, wo ich dem Drange, dies zu thun, nicht widerstehen konnte. Doch bin ich mir bewußt, bei Abfassung des Ganzen Gott im Herzen gehabt zu haben . . . und trüge dieses Werkchen etwas dazu bei, unseren Forschungen in der großen Natur die Richtung zu geben, daß man bei ihnen mehr, als bisher, den Einzigen, der Alles erfüllt und belebt, suchte und fände, dann wäre sein höchster Zweck auf das Vollkommenste erreicht!“ Es bedarf keines Wortes weiter, um die „Allotria“, welche der alte Pastor trieb, zu kennzeichnen.

Der Vater arbeitete in seinem Greisenalter, wie er in seiner Jugend gearbeitet hatte, unabläßig, unermüdlich. In seinen letzten Lebensjahren vermehrte sich seine Sammlung außerordentlich rasch. Von allen Seiten kamen Geschenke — ganze Kisten voll. Man kannte seine Art zu sammeln, und man ehrte sie und dadurch sich. Wir Beiden, mein Bruder und ich, haben auch das Unsrige beigetragen, dem alten Herrn die Lösung mancher Fragen zu erleichtern. Er wünschte von mir, als ich in Afrika reiste und sammelte, *Thurmfalken* zu haben, ich brachte ihm 362 Stück derselben mit; er verlangte *Schafstelzen*, ich sammelte gegen fünfhundert von ihnen. Mit diesen Schätzen erwarb er sich tauschweise neue. Spanien, Norwegen, Lappland brachten ihm auch ihren Zoll. Es war eine Freude für uns, dem geliebten Mann Freude zu bereiten, eine Lust, ihn beim Auspacken einer seiner Kisten zu beobachten, ihn das Neuangekommene prüfen, vergleichen zu sehen. Nicht blos der Sohn, auch der Künstler konnte sich dann an dem Eifer des greisen Forschers begeistern.

Unser Bild ist der Beweis dafür. *Karl Werner*, der Vielgerühmte, einer unserer größten Architekturmaler, wollte gerade ihn, den forschenden Priester, durch eine seiner Schöpfungen verewigen. In das

alte, malerische Zimmer, welches er irgendwo — im Renthendorfer Pfarrhause wahrhaftig nicht! — entdeckt, da hinein zeichnete und malte er den alten Herrn, so wie er leibte und lebte. Eine von Heuglin gesandte Vogelkiste ist angekommen; die in ihr enthaltenen Schätze liegen noch auf den Dielen zerstreut; nur der Balaeniceps Rex hat bereits einen Platz gefunden, ein deutsches Blaukehlchen aber einen Ehrenplatz in seiner Hand. Das Bild, welches jetzt im britischen Museum hängt, ist treu und wahr: — nur das reiche Arbeitszimmer ist eine harmlose Lüge des Künstlers.

Soll ich nach diesem auch noch von dem Vater erzählen? Es bedarf der weiteren Worte nicht.

Ein Mann, welcher ein Priester war, wie er, muß auch als Vater und Gatte ein wahrer, voller, ganzer Mensch gewesen sein. Er hat nach meinem Dafürhalten nur einen Fehler gehabt: er war auch gegen uns so mild, so nachsichtig, wie gegen die übrige Menschheit, vielleicht zu mild, zu nachsichtig. Kommt es mir zu, deshalb mit ihm zu rechten?

Der Vater hat viel Schweres erlebt und ertragen. Er hat sein erstes, geliebtes Weib und acht seiner Kinder verloren; er hat von mir Nachricht erhalten, daß sein in Afrika mit mir forschender Sohn Oskar vor meinen Augen im Nile ertrank: er hat meine einzige Schwester in der Blüthe ihrer Jahre hinabsenken sehen in die kühle Erde; er hat den Schmerz ertragen müssen, daß nicht alle seine Kinder genugsam befähigt sind, um sich selbstständig durch's Leben zu helfen: er hat das Schwere getragen mit der ihm eigenen Kraft und Geduld. Er hat aber auch große Freuden gehabt: Freude an der Natur und ihren Erzeugnissen, Freuden im Schooße seiner Familie und außerhalb derselben. Er ist beglückt worden durch Freundschaften, wie sie selten sind, und hat Ehren empfangen von nah und fern. Ein gewöhnlicher Maßstab ist nicht an ihn zu legen. Seinen Namen hat er sich selbst eingetragen in den Büchern der Wissenschaft, und uns hat er in diesem Namen ein Erbtheil hinterlassen, welches wir uns erst noch einmal verdienen müssen, bevor wir es als unser Eigenthum ansehen dürfen.

Ich weiß nicht, ob ich den Vater so beurtheilt habe, wie meine Pflicht den Lesern vorstehender Zeilen gegenüber es verlangt. Die, welche den Mann kennen lernten, als Geistlichen wie als Forscher, mögen entscheiden, ob ich zu viel über ihn gesagt. Leicht ist es mir nicht geworden, von ihm zu reden: es schreibt sich schwer, wenn das Auge sich trübt über der Arbeit.

A. Brehm.

Klopf- und Spukgeister in Sachsen.

Alle redliche Arbeit des deutschen Geistes strebt zum Licht. Aus einsamen Werkstätten und Studirstuben traten die Männer hervor, um sich unter Gottes Sonne die Hände zu dem großen Fortschrittsbunde zu reichen, der in den ewigen Gesetzen der Natur die einzig feste Grundlage alles Menschenglücks erkannt hat. Zu diesem aller Welt offenkundigen Bunde gehörten von je Alle, die wir als Wohlthäter der Menschheit verehren und deren Kampf gegen die Bollwerke und das Rüstzeug der Finsterniß gerichtet war, die den Wahn gebar und hegte und schleichend ausbreitete gerade in jenen dichten Massen der Völker, in welche die Sonne der Bildung so schwer eindringt. — Der Kampf war schwer, aber dennoch ist's Licht geworden in weiten Länderstrichen der Erde, — und mit hoffnungsfrohem Herzen sieht der Menschenfreund auf den Fortschritt der Zeit, und vor Allem der deutsche Patriot auf die gesunde, jedes Hinderniß kräftig überwindende Entwickelung der einzig wahrhaft menschenbeglückenden Bildung im deutschen Volke.

Da — mitten in diese Freude, in diese Siegesgewißheit der rastlosen Ringer nach dem höchsten Bildungsziel wirft im Lande Sachsen ein Mann mit einem Gelehrtentitel uns ein Stück aus der wüstesten Wucherzeit des Aberglaubens als ein Resultat neuester deutscher wissenschaftlicher Forschung vor die Füße — eine so plumpe Satire, einen so lichthaßtriefenden Hohn auf das Streben der erhabensten Geister unserer Nation und den von allen Völkern geachteten Standpunkt deutscher Cultur, daß sich die Faust von selbst ballt, die den Wisch in den Winkel schleuderte. — Aber lange kann der Zorn nicht dauern, wir blicken wieder und wieder in das blaue Heft, und endlich haben wir's in das rechte Licht gelegt, in welchem wir es unsern Lesern — nicht zu ihrer Beunruhigung, nicht zu ihrer Empörung, sondern zu ihrer Erheiterung — vor Augen bringen können.

Aus dem heimlicherweise vielbesuchten Schmollwinkel des deutschen Büchermarkts, in welchem neben den alten schielenden Weibern, welche das „wahrhaftige Traumbüchlein, gedruckt in diesem Jahr“ feil bieten, die Tractätleinverkäufer in ihren langen Angströcken stehen, die Augen gen Himmel verdrehend, und hinter schmutzigen Tischen voll „Geheimmitteln“ runde Reclamegesichter lächeln, aus diesem düsteren Schmollwinkel der gruseligen, windigen und lichtscheuen Literatur drängt sich, angethan mit dem Loyalitätsfrack der „Schriftgemäßheit“, der Herr Doctor K. A. Berthelen aus Zittau bis auf des Marktes Mitte, das erste Heft einer Schrift emporhaltend, welche den Titel führt: „Die Klopf- und Spukgeister in Oderwitz und Herwigsdorf bei Zittau, mit ähnlichen Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart verglichen und ganz einfach erklärt.“ In dem Vorwort zu derselben sagt er wörtlich: „Ich erkläre diese wunderbare Geschichte von meinem eigenthümlichen wissenschaftlichen Standpunkte aus und nach den Erfahrungen und Studien, welche ich mir auf dem Gebiete der Geisterkunde erworben; denn ich bin mir bewußt, daß ich bei der wissenschaftlichen Erforschung dieser geheimnißvollen Geschichte den höchsten und vielseitigsten Standpunkt eingenommen, der sich überhaupt erklimmen läßt!“

Wir lassen ihn nun „die Thatsachen“ — jedoch, um nicht gegen seine Clausel: „Nachdruck und Uebersetzungsrecht ist vorbehalten“ zu verstoßen, nur im Auszuge — selbst erzählen.

„Es war um die Zeit vor der heiligen Weihnacht des Jahres 1863, daß in dem Häuschen des Webers Biehayn zu Nieder-Oderwitz ein heimliches, und eben deshalb unheimliches Klopfen und Pochen sich hören ließ, ohne daß es den Bewohnern des Hauses gelang, zu entdecken, wer oder was es war, das da klopfte, obgleich es sich alltäglich, besonders Abends wiederholte. Weil man nun diese Erscheinung nicht anders als menschlich und von einem Menschen ausgehend sich denken konnte, so warf man den Verdacht auf die sechzehnjährige Louise Steudner aus Herwigsdorf, welche seit einem halben Jahre bei Biehayn als Webermädchen (Wirkmagd) diente. Man traute diesem einfachen Kinde so viel Geschicklichkeit zu, daß, während sie an ihrem Webstuhl wirkte, sie auch das Klopfen zuwege brächte, was bald an die untere, bald an die obere Stubenwand immer wie von außen erfolgte und so laut war, daß es das Geräusch des Wirkstuhles übertönte. So befremdend nun auch dieses sonderbare Klopfen den Hausgenossen anfangs war, so gewöhnten sie sich doch mit der Zeit daran, wie sich der Mensch an Alles gewöhnt, selbst an das Unangenehmste. Dann und wann kam wohl ein neugieriger Nachbar und frug an, ob es denn immer noch klopfe, forderte wohl auch das Klopfeding oder klopfende Wesen durch Klopfen mit dem Finger auf den Tisch gleichsam zur Antwort heraus, was auch wirklich manchmal gelang, dergestalt, daß das Wesen mit derselben Anzahl Schlägen zu antworten pflegte, mit der es gefragt und aufgeweckt wurde. Manchmal antwortete es aber auch gar nicht. Der Wirkmagd war aber dies Klopfen nicht so kurzweilig, wie jenen Leuten, da sie es natürlich verdroß, daß man just sie im Verdacht hatte, als ob sie das Klopfen künstlich erzeuge, während sie sich doch nichts Böses bewußt war, noch darüber Rechenschaft geben konnte, wie es zuging. Klopfte es ja doch, gleichsam um ihre Unschuld zu beweisen, unverändert fort in demselben Hause, während sie einmal wegen einer Halsentzündung nach Hause gegangen und dort zehn Tage geblieben war. Aber auch dieser Umstand änderte die Gedanken der Mißtrauischen nicht, sie verfolgten nun einmal das Mädchen mit ihrem Argwohn. Diesem zu entgehen, floh dasselbe zunächst wieder zu seinen Eltern.* Da es aber diesmal dort nur einen Tag lang mit der Klopferei verschont blieb, weilte es nur vier Tage daselbst, suchte ein neues Unterkommen als Wirkmagd bei einem Weber Lorenz wieder in Nieder-Oderwitz, und als es auch hier den andern Tag ebenfalls von diesem Spuck heimgesucht ward, nahm es seine Zuflucht wieder zu den Eltern nach Herwigsdorf. Als es nun dort bei dem Klopfen nicht blieb, sondern anderer viel gröberer Unfug sich hinzugesellte, es unter anderm sogar mit Steinen warf, so

* Dies war am 2. Januar 1864.

that Steudtner seine Tochter zu seinem Schwager, dem Gärtner Wunderlich, nach Nieder-Olbersdorf. Dieser ist ein sehr ruhiger, nüchterner Mann, der mir, als ich ihn am 6. Mai kennen lernte, versicherte, daß er das Mädchen in der Voraussetzung bei sich aufgenommen, daß ein böser Mensch hier im Spiel sein müsse, bis er durch die aufmerksamste Beobachtung von dieser Ansicht zurückgekommen sei." Der alte Unfug beginnt auch hier, und zwar in verstärktem Maße. „Nun wohnt aber noch ein einundzwanzigjähriger Schmiedegeselle daselbst. Dieser hört auch einmal früh um halb sechs Uhr, als er schon munter ist, unter seinem Fenster draußen das bekannte Klopfen, schleicht sacht an's Fenster und schaut hinab, um den Thäter zu erspähen, gewahrt aber bei aller Anstrengung seiner Augen nichts als *ein kleines graues Wölkchen*, das sich vom Hause hinweg über den dicht vorbeiführenden Fußsteig nach einem am jenseitigen Zaune stehenden hohlen Weidenstamme hinbewegt und in diesem spurlos verschwindet. Zweimal trug es sich zu, daß Wunderlich, wenn er früh sechs Uhr auf Arbeit ging, ein Stück alten Strickes, an dessen einem Ende ein Stück Braunkohle, wie solche draußen am Hause lagern, lose angeschleift war, einmal dicht an seinem Hause hin befestigt, das zweite Mal von der einen Ecke des Hauses und seiner Gartenthür weg quer über den Fußsteig bis zu jenem erwähnten Weidenbaume hin an der Erde liegend fand."

Das arme Mädchen aber, da es sich bald überzeugt, daß es auch hier vor dem Spuk nicht geschützt war, bittet seine Muhme, sie wieder heim zu begleiten, was diese denn auch am Abend des vierten Tages thut. Kaum dorthin zurückgekehrt, verfolgt sie das ärgerliche und grausige Spiel auf's Neue, worauf ihres Vaters Bruder, August Steudtner, sie in sein Haus aufnimmt.

Der Herr Doctor erzählt weiter, wie in dem neuen Asyl der Unfug immer toller, aus dem einfachen Pochen ein mit Heulen und Pfeifen abwechselndes Kratzen geworden sei, so daß selbst dem frommen Onkel die Geduld ausging und er das Mädchen mit den Worten angefahren: „Sieh, Louise, wenn Du im Stande wärest, so etwas auszuüben, so wäre es das Allerbeste, einen Klotz her und den Kopf herunter!" — „Diese Drohung," fährt der Verfasser fort, „änderte gar nichts an der Sache. Die Ortsgerichte, ihrer Pflicht entsprechend, besuchten endlich auch das Mädchen Abends, als es im Bett lag und daran geklopft wurde, besahen nicht allein ihre Finger und Fußnägel, *welche ihnen durch das Klopfen und Kratzen sehr abgenutzt schienen*, hielten ihr Hände und Füße mit Gewalt fest (während dem klopfte es zufällig nicht) und untersuchten den Inhalt ihres Bettes bis auf den untersten Grund, fanden aber weder einen lebendigen Klopfer oder Spielmann darin, noch einen verborgenen Mechanismus, wie dergleichen Spieldosen bei reichen Leuten wohl zuweilen in dem Sitzpolster von Lehnsesseln verborgen sind, welche beim Niedersitzen zu spielen beginnen. Die Männer sahen, daß ihr Scharfsinn nicht ausreichte, und machten dem Gensd'armen Anzeige davon, welcher ebenfalls seinen Verdacht nur auf dies Mädchen warf. Und doch geschahen andere wunderbare Dinge, theils in des Mädchens Abwesenheit, theils so, daß es ihre Kräfte menschlicher Weise nicht vermocht hätten. Nicht nur bewegten sich außen am Hause hängende oder lehnende große Stangen, Pfähle, eine Leiter u. a., von unsichtbarer Hand berührt, weit weg, während das Mädchen in der Stube arbeitete, sondern einer seiner Nachbarn erzählte mir auch, er habe einmal mit Steudner in dessen Hausflur gestanden und ein Beil beobachtet, das zwischen ihnen auf einer Bank gelegen. Dasselbe habe sich von freien Stücken um seine Längsachse gedreht, bis er Steudtner gebeten, es wegzunehmen, damit es ihnen kein Unheil zufüge. Aber auch andere Dinge bewegten sich auf wunderbare Weise, „wofern man wunderbar alle die Vorgänge nennen will, *wo man die bewegende Kraft nicht sinnlich wahrnimmt*, was wir freilich bei den Bewegungen unserer Glieder eben so wenig vermögen, die uns daher immer noch ein Wunder und Räthsel sind, das wir täglich an uns herumtragen" — sagt der Herr Doctor.

Der Spuk wird immer schlimmer. „Bald fand Louise zu Häupten ihres Bettes einen ganz runden Stein liegen, den sie nicht selbst dahin gelegt haben will, bald war ihre Mutter Augenzeuge, wie ihr Taschenmesser von unsichtbarer Hand ihr aus der Rocktasche herausgenommen, in der Luft geöffnet und ihr mit der Spitze gegen das Gesicht geschleudert wurde, ohne sie zu beschädigen, endlich kam es mehr als *ein* Mal vor, daß ihr große mehrere Pfund schwere Steine (Ziegel- und Pflastersteine) nachflogen, besonders wenn sie *allein* die untere Stube verlassen und sich durch die Hausflur hinausbegeben wollte, oder von da zurückkehrte. Hier nun ist der merkwürdige Umstand auffallend, daß die Nähe August Steudner's für seine Nichte von sichtlich schützender Kraft und Wirkung war. Denn obgleich es schon wieder ein Wunder ist, daß diese massiven Geschosse, welche noch dazu, wie man aus den Narben an der Stubenthüre schließen kann, mit großer Kraft geschleudert wurden, machtlos an dem Körper des Mädchens niederfielen, so war doch wahrzunehmen, daß das Mädchen diesem Steinhagel weniger ausgesetzt war, wenn sein Oheim es begleitete. So oft er aber fluchte, *das beachte man wohl*, begann der Steinhagel desto heftiger an die Thür anzuschlagen, ohne daß Steudner mit aller Anstrengung wahrnehmen konnte, wo die Steine herkamen.

„So steigerte sich der Unfug immer mehr bis zum Palmsonntag, wo er seinen Höhepunkt, aber auch seinen Wendepunkt erreichte. Daß das an sich schon schwache Mädchen durch solche täglich wiederkehrende, nun schon ein Vierteljahr unausgesetzt anhaltende Schrecknisse und Vexationen, sowie durch den Aerger über den Spott und Hohn der Welt erschüttert, endlich auf's Krankenlager dahinsank, dies ist kein Wunder. Als es soweit mit ihr gekommen war, rief man den Oderwitzer Arzt, Herrn med. pract. Schniebs, zu Hülfe, der Louise von früher kannte. Dieser besuchte sie nur ein einziges Mal, beobachtete sie auch gerade *während eines Hellsehens in schlafwachem Zustande* (sagt natürlich Alles der Verfasser), welchen Zustand er leider für Verstellung hielt, und sandte ihr zwar eine Flasche Arzenei, kam aber nicht wieder, weil er hörte, daß sie schnell gesund geworden und nun Ruhe habe, welche plötzliche Genesung er sich dadurch erklärte, daß er dem Mädchen das Zittauer *Stadtkrankenhaus* in Aussicht gestellt hatte, wo sie unausgesetzt streng beobachtet und bewacht werden würde. Mein College Schniebs, den ich sonst als einen sehr erfahrenen und geschickten Arzt persönlich hochschätze, möge mir es nicht übel deuten, wenn ich nicht umhin kann, es hier um der Wahrheit willen, der ich treu sein will und muß, auszusprechen, daß er sich nach meiner Ansicht in einem doppelten Irrthum befunden oder noch befindet. Weder war jenes Hellsehen Verstellung, noch hat er diese vermeintliche Verstellung durch jene Drohung mit dem Krankenhause so schnell geheilt. Vielmehr hatte es mit der Genesung des Mädchens eine ganz andere *höhere, aber auch verborgenere* Bewandtniß. *Gerade um dieselbe Zeit* nämlich, wo der Arzt sie beobachtet, und auch der Ortsgeistliche, Herr Pastor Ludwig, sie auf ihr eigenes dringendes Verlangen einmal besucht und durch Gebet und geistlichen Zuspruch gestärkt und erbaut hatte, *waren die äußeren Anfechtungen und Kämpfe zu einem inneren Seelenkampfe umgewandelt.* Darum sagte ich oben, daß hier der Wendepunkt, die Krisis des ganzen Handels liege. Da nun ein solcher innerer Seelenkampf kein Kinderspiel ist, auch die Verstellung und Schauspielkunst dabei nichts hilft, im Gegentheil es dabei oft über die Kräfte eines schwachen Menschen geht, so fügt es die Vorsehung Gottes sehr weise, daß *sie den Geist eines so Kämpfenden in ein inneres Schauen versetzt*, ihn von den Fesseln des Körpers mehr befreit, diesen sammt seinen Sinnen in einen tiefen Schlaf versenkt und für die feindliche Außenwelt unempfindlich macht. Dieser Schlaf *scheint* allerdings dem unerfahrenen Laien wegen seines plötzlichen Eintrittes sowohl, als auch wegen der lebhaften Gespräche, die darin geführt werden, oder auch wegen der vorkommenden Krämpfe, welche nur ein Abbild der geistigen Kämpfe sind, krankhaft, er ist es aber im Grunde nicht, sondern nur außergewöhnlich und bedarf daher gar nicht der Hülfe des Leibarztes, wohl aber immer und vor allem des einzigen Seelenarztes Jesus Christus. Denn hier nun gilt es, was der Apostel Paulus die Epheser ermahnt 6, 10.

„In solchem Zustande des inneren Schauens sah das Mädchen mit geistigem Auge öfters zwei feindliche schwarze Gestalten seinem Lager nahen, welche nicht allein durch böse Mienen, sondern auch durch die schrecklichsten Drohungen ihm dergestalt zusetzten und es ängstigten, daß es von Schweiß und Thränen gebadet nicht anders glaubte, als sein letztes Stündlein sei gekommen. Der eine jener beiden schwarzen Geister erschien dem Mädchen gerade in derselben thierischen Gestalt, wie die Volkssage den Teufel darstellt. Nachdem es den Bösen mit den Worten von sich gewiesen: „Weiche weg von mir, Satan, denn es steht geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!" siehe, so erschien ihm dieser selbst in Person mit seinem himmlisch friedevollen Antlitz,

reichte ihm die tröstende Hand und richtete seine leidende Seele mit den Worten empor: „Nun hört es auf mit deinen Klagen!“

Dies geschah aber erst, nachdem noch drei Stürme des Bösen mit dem Beten vieler Lieder des Zittauer Gesangbuchs abgeschlagen waren. Wir kommen nun aber zum Ueberraschendsten aller dieser Wunder.

„Daß (so fährt wieder der Herr Doctor fort) diese Gebete wenigstens nicht alle in der Seele und dem Gedächtniß geschlummert, erhellt deutlich aus folgendem Umstande. Nachdem sie unendlich viele Lieder laut gebetet, die im Zittauer Gesangbuche stehen, das in Herwigsdorf eingeführt ist, erkannten die Umstehenden aus dem Zwiegespräch des Mädchens mit dem Heiland, daß dieser ihm ein zwölf Strophen langes Lied vorsagte, das es beten solle. Verwundert sagte Louise zu dem Herrn: „Dieses Lied finde ich ja nicht in dem Gesangbuch,“ worauf er ihr das Grabebüchlein* andeutete, worin sie es auch fand und laut betete. Die fromme Mutter Louisen's, welche mir dieses Alles erzählte, konnte sich leider nicht entsinnen, ob sie dieses lange Lied mit offenen oder geschlossenen Augen gelesen. Letzteres wäre nicht unmöglich, da, wie bekannt, hellsehende Personen nicht allein offene Bücher, sondern selbst verschlossene Briefe, zumal, wenn diese in die Gegend ihres Herzens gelegt werden, lesen können. Es giebt zwar immer noch Aerzte, z. B. Prof. Dr. Bock in seinem „Buch vom gesunden und kranken Menschen“, welche dies für Fabel halten, weil sie es nicht selbst erlebt haben, allein die Thatsache ist denn doch schon durch zu glaubwürdige Zeugen bestätigt worden, als daß sie sich von Gelehrten bestreiten läßt. Da einmal heute noch Wunder geschehen, d. h. Dinge, von denen sich unsere Schulweisheit entweder gar nichts träumen läßt, oder die sie nicht ergründen kann, so wird sie es auch bleiben lassen müssen, zu bestimmen, wo die Natur aufhört, wo das Wunder anfängt. Der Herr läßt sich darüber so wenig Vorschriften machen, wie damals, wo Petrus auf Johannes deutend ihn fragte: „Herr, was soll aber dieser?“ und er antwortete ihm: „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was gehet es dich an? Folge du mir nach! —“

Nach diesem kühnen Citat des Herrn Doctor würden unsere Leser uns wohl gestatten, ihn und den traurigen Gegenstand seiner „wissenschaftlichen“ Ereiferung hier zu verlassen. Wir glauben jedoch, das Thatsächliche kurz zu Ende führen und der haarsträubenden Art, wie der Verfasser die Berechtigung des Geister- und Teufelsglaubens „wissenschaftlich“ belegt, einigen Raum gönnen zu müssen.

Das Klopfen und Kratzen, Rumoren und Steinwerfen hörte nach jener „Krisis“ auf. Dagegen sah man jetzt Thüren, Tische, Stühle, Bänke, Fensterladen mit Kreide beschrieben, in leserlicher deutscher Handschrift, aber meist so unsaubern Inhalts, daß der Herr Doctor „sich wohl denken kann, daß sie eines Geistes würdig sind, der eben im Pfuhl der Hölle sich wälzt.“ — Noch die sauberste dieser Inschriften lautete: „August Steudner, wenn Du das Luder (nämlich das Mädchen Louise) nicht aus dem Hause schaffst, so zünde ich Dir heute noch das Stroh an der Stallthür an und in der Scheune soll es auch lodern!“ — Diese Kreideschriften sollen sich an einem Tag über zweihundert Male nach jedem Abwischen erneuert und vervielfältigt haben, Alles von unsichtbarer Hand und selbst in streng verschlossenen Gemächern. Nachdem jedoch ein Nachbar eine dieser Inschriften abgeschrieben und dem königl. Gerichtsamte mitgetheilt hatte, — athmeten sie plötzlich einen versöhnlichen Geist und hörten endlich ganz auf. Kurze Zeit nachher (am 13. April) wurde das Mädchen zur Untersuchungshaft gebracht, nach vier Wochen, während welcher es erkrankte und namentlich Krämpfe bekam, zwar straffrei entlassen, jedoch mit der Drohung, daß man es körperlich züchtigen, ja sogar zwei Jahre lang in Hubertusburg einsperren werde, falls der Spuk nach ihrer Heimkehr sich wiederholen sollte. —

Der Spuk in den Häusern hat sich nicht wiederholt; desto ärger tobt er im Kopfe des Herrn Doctor fort und trieb ihn zur Veröffentlichung der vorliegenden Schrift. Wir begnügen uns damit, aus derselben noch folgende Blumenlese mitzutheilen.

„Sehr verbreitet war die Ansicht, daß ein böser Mensch, der etwas von der sogenannten schwarzen Kunst verstehen müsse, es dem Mädchen angethan habe. Insbesondere hatte man einen armen reisenden Handwerksburschen im Verdacht, diesen Zauber an der Louise ausgeübt zu haben, da sie noch bei Biehayn diente. Als dessen Frau ihm Brod statt Geld geboten, habe er dies, wie das oft vorkommt, verschmäht und ihr mit spöttischer Ironie durch die Wirkmagd einen Dreier darreichen lassen, weil sie ärmer zu sein scheine, als er. Da nun Frau Biehayn zu stolz gewesen, von dem Bettler diese Münze anzunehmen, so habe die Magd dieselbe behalten und sei mit diesem behexten Dreier der Spuk und Zauber an ihr haften geblieben. Bestärkt wird dieser Verdacht durch den Umstand, daß jener Mensch beim Fortgehen eine bedeutende Drohung ausgesprochen haben soll. — Obgleich nun das Mädchen mir versichert hat, daß es weder diesen Handwerksburschen gesehen, noch von ihm Geld empfangen habe, so kann ich doch jene Landleute, welche diesen Argwohn hegen, deshalb nicht abergläubisch nennen, wie dies von aufgeklärten Männern geschehen ist, welche geradezu behaupten, die Oderwitzer und Herwigsdorfer müßten trotzdem, daß sie an einer Eisenbahn wohnen, in der Bildung noch um dreihundert Jahre zurück sein. Daß Zauberei eine Kunst ist, die schon im hohen Alterthum von den Heiden geübt worden, sollte doch jeder Christ aus der Bibel wissen. — Daß aber die Kunst der Zauberei auch heute noch nicht ganz ausgestorben ist, sondern selbst in der Christenheit noch ein wenn auch heimliches und kümmerliches Leben fristet, davon habe ich mich in meiner ärztlichen Praxis zu überzeugen oft Gelegenheit gehabt und muß es deshalb aufrichtig beklagen, daß christliche Gesetzgeber neuerer Zeit von dem Vorurtheil befangen, daß eine solche Kunst gar nicht existire, die Strafen der Zaubereisünden gänzlich aufgehoben haben.“

Mit großer Verehrung citirt er Richard Baxter, „der bis zu seinem Tode (1691) als presbyterianischer Geistlicher in England segensreich gewirkt“ und aus dessen Buch über die „Gewißheit der Geister“ er den zwölffachen Nutzen, den wir aus dem rechten Gebrauch von Geistergeschichten schöpfen können, mittheilt. Uns genügt Nr. 1. „Wir sehen darin eine bewunderungswürdige Anordnung Gottes, welcher die verschiedenartigsten Geschöpfe unter seiner Obhut hat und alle zu seinen Zwecken verwendet. Wie Kröten und Schlangen oder Raubthiere nicht umsonst da sind, so sind auch Teufel oder verdammte Seelen nicht umsonst da, sondern Gott verwendet sie zu seinen Zwecken, wenn er gleich nicht will, daß Jemand in diesen Zustand gerathe.“

Und, als ein neuer Beitrag zur Meteorologie, Nr. 8. „Wenn wir durch den Luftraum, der von Teufeln und bösen Geistern bewohnt ist, dahinfahren, werden Engel uns geleiten und Christus wird uns aufnehmen.“

Nachdem der Verfasser endlich nach Baxter „verschiedene geschichtliche Beispiele von Geistererscheinungen, Hexen und wunderbaren überzeugenden Werken der Vorsehung Gottes“ mitgetheilt hat, setzt er seinem Werk die Krone auf durch die Schlußbemerkung:

„Diese alten Geschichten nun werden unsern heutigen Teufelsleugnern, deren Partei in der Christenheit so groß ist (zumal in Norddeutschland, z. B. in Hannover, wo es den Leuten an Phantasie zu fehlen scheint, um sich einen persönlichen Teufel vorstellen zu können, daß ein christlicher Familienvater kaum drei Zeugen zu der Taufe eines Kindes auffinden kann, welche unser christliches Glaubensbekenntniß mit einem aufrichtigen ‚Ja‘ angeloben möchten, sehr anstößig und ein wahrer Gräuel sein. Deshalb halte ich es für nöthig, sie daran zu erinnern, daß die letzte Geschichte (vom Citiren und Erscheinen des Teufels) gerade ebenso im Leben des Dr. Faust wirklich vorgekommen ist und den großen Freigeist, die höchste Blüthe der Aufklärung, unsern Lessing, zu dem Entwurf eines Schauspieles begeistert hat, der nur leider nicht ausgeführt, aber von Goethe neu aufgenommen und durchgeführt worden ist. Würden wohl diese beiden Geister sich mit dem Teufel so befaßt haben, würde auch wohl ein feinfühlendes und gebildetes Publicum Goethe's Faust heute noch ohne Ekel auf der Bühne sehen können, wenn nicht in dieser Dichtung die tiefste Wahrheit läge, die aber sowohl Lessing als Goethe aus der Bibel, nämlich aus der Geschichte des Hiob geschöpft haben? Da sich aber heutzutage viele in dem Wahne wiegen, als ob jene Dichter uns das Princip des Bösen nur deshalb persönlich dargestellt, weil sie es sonst überhaupt nicht sinnlich darstellen gekonnt hätten, so muß ich diesen Männern es denn doch einmal recht ordentlich zu Gemüthe führen, daß in der ganzen heiligen Schrift die Hauptperson eigentlich der Teufel ist. Dies hat uns ganz

* So nennen die Landleute dort die „Sammlung alter und neuer Lieder an den Gräbern unsrer Entschlafenen“ von M. K. G. Willkomm, weiland Pfarrer zu Herwigsdorf, herausgegeben. Zittau u. Leipzig 1819.

treffend und schlagend der evangelische Prediger Wimmer in seiner gediegenen Schrift: 'Adam und sein Geschlecht' — Versuch einer Geschichte der Menschheit aus ihrer ältesten Urkunde. Bremen 1863 — bewiesen."

Und so ständen wir denn auf dem Höhepunkt orthodox-dogmatischer Frechheit, denn nachdem man in Gottes Wort den Teufel als Hauptperson gefunden, werden wohl die Wortgläubigen das Höchste geleistet haben.

Bedarf's noch einer Bemerkung? — Ja, denn viele unserer Leser werden fragen: Warum theilt die „Gartenlaube" uns diesen Blödsinn mit, der sein Urtheil sich auf jeder Seite des Schriftchens selbst spricht? — Antwort: Dieses Spuk- und Klopfgeister-Büchlein, im Selbstverlag des Verfassers erschienen, war ganz geeignet, hauptsächlich durch Colportage in den unteren Schichten des Volks verbreitet zu werden, ohne vielleicht von Seiten der Gebildeten und der Kritik Beachtung zu finden. Darin lag das einzige Gefährliche desselben und dies wird dadurch beseitigt, daß man das Machwerk möglichst hoch, recht weit sichtbar, am Pranger der Lächerlichkeit annagelt. Ohne Zweifel wird gerade deshalb mit demselben der Herr Doctor ein besseres Geschäft machen; gönnt es ihm! Die Hauptsache ist, daß dem Aberglauben das Geschäft in unserm Volke verdorben werde.

Charakterköpfe aus der deutschen Liedertafel.

I.

Ich möchte behaupten, daß mit dem Singen genau dieselben Umwandlungen vor sich gegangen sind, wie mit dem Spinnen. Man sang früher allein oder zu zwei, was die Stimmung eingab. In jedem Hause drehte sich lustig das Singrädchen, wie in jedem Hause ein Spinnrad schnurrte, und beide arbeiteten heimlich miteinander an dem Aufbau eines kleinen, reizvollen Himmels im eigenen Herzen, in dessen Kreise jeder Hörer mit stiller Macht gezogen wurde. Und wenn die sorglichen Gedanken, von Lust verwirrt oder von Schmerz übertäubt, das Schließen der Pforte vergaßen, dann leuchtete der helle Sonnenstrahl aus befreundetem Auge mit hinein und ließ tausend goldene Herrlichkeiten aufflimmern und stöberte die kalte Winterluft und den Winterstaub aus den trüben Winkeln, die Jeder im Herzen hat und vor denen die Seele sonst immer scheu und rasch vorübergeht.

Die Rädchen rückten enger zusammen, und es begann ein emsiges Drehen. Bei dem heimlichen Surren sprach sich manches Wort leichter aus, das sonst seinen Weg nicht über die Lippen gefunden hätte. Jetzt verlor es sich mit im allgemeinen Geräusch. Und bei dem oftmaligen Niederbücken, um den Faden zu befeuchten, konnte sich manches nasse Auge verbergen und seinen Tropfen fallen lassen, ohne daß es die Andern merkten. Dann ging man nach Hause über den hartgefrorenen Boden, viel leichter und beruhigter, als man gekommen war. Aus dem verfitzten Werg waren die Spelzen heraus, und mit jeder war ein Zweifel von der Brust herabgefallen. Auf der Spule aber lag das Garn klar und knotenlos, wie ein silberner Faden, — so hatte sich auch das Wirrsal der Gedanken und Gefühle geglättet. Aber nun sind große mechanische Spinnereien entstanden, in denen der Dampf in seinem Kampfe gegen die Hemdennoth allen Flachs der Erde verarbeitet, und das Spinnrad, der alte Freund des Herzens, ist in die Rumpelkammer gewandert. Man hört sein vereinzeltes Summen nicht mehr. Fast so ist es auch mit dem Singen.

Der Associationstrieb, das Princip der Arbeitstheilung, hat sich auch hier geltend gemacht. Ueber die Sänger kam die Einsicht des neunzehnten Jahrhunderts, sie vereinigten sich zu gemeinschaftlichen Gesangsspinnereien, in denen Jeder nach seinen besonderen Fähigkeiten seine Spindel dreht. Die hohen Stimmen wurden von den tiefen, die Tenöre von den Bässen gesondert, und wie in der Uhrenfabrikation der Eine blos Rädchen, der Andere blos Zeiger und wieder ein Anderer blos Zifferblätter macht, so sang von nun an die eine Partei die Melodie, die andere den Grundbaß, und der Rest theilte sich in die harmonische Ausfüllung.

Das wäre nun ganz gut gewesen. Aber wie das Spinnrad noch eine andere Bedeutung hatte, als nur für den Garnmarkt zu arbeiten, so war ursprünglich der Gesang auch mehr für das eigne innere Haus und nicht eine Waare, die in möglichst großer Menge für Andere geliefert werden mußte. Mit der Erfindung der Gesangsfabriken ist das anders geworden; allein es sei ferne von uns, dagegen reden zu wollen, denn der Vortheil liegt ja offenbar auf Seiten des hörenden Publicums, und dieses scheint, wie eine oberflächliche Berechnung ergeben hat, zur Zeit noch in der Majorität zu sein. Eine eigentliche Gesangsnoth — in dem Sinne, wie eine Brodnoth, — kann gar nicht mehr vorkommen. Der gesangshungrigste Mensch muß seine Befriedigung finden, denn wenn er irgend im Stande ist, sich im Sommer mit einem Hendichel'schen Telegraphen und dem nöthigen Fahrgelde auszurüsten, so kann er, im Fall er immer die passenden Züge benutzt und dann und wann eine Nachtfahrt nicht scheut, im Laufe von sechs Wochen mindestens 60,000 ausgewachsene, singende, sonst aber ganz gesunde Männer sehen und hören. Denn es kommt den Orpheusen, Harmonien, Polyhymnias, Arions und was für heidnische Namen jene Associationen noch führen mögen, bisweilen vor, als ob die Versicherung, daß

„die stille Wasserrose vor Liebe und Liebesweh"

zittert, nicht glaubhaft genug erschiene, wenn sie nur von achtzig handfesten Männern in allen erdenklichen Stimmlagen gegeben wird, oder als ob der Wunsch

„Das Liebchen, ach! nur ein einzigsmal zu sehen"

sich gar nicht anders aussprechen ließe, als durch die gleichzeitige Betheuerung einer ganzen Eidgenossenschaft.

Von dem Drange geleitet, diesen ihren Gefühlen einmal einen wirklich entsprechenden Ausdruck zu verleihen, rufen sie dann einander zu gegenseitiger Hülfsleistung zusammen. Es werden förmliche Ausstellungen veranstaltet, gegen welche die Londoner von 1851 ein erbärmliches Kinderspiel ist. Je nach der Betheiligung an diesen Massendemonstrationen kann man die Männergesangvereine in mobile und stabile theilen. Indessen ist der letztere Zustand nur ein vorübergehender, eine Entwickelungsphase, gleichsam die Säuglingszeit. Denn es läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß jeder Verein in derselben Zeit auch laufen lernt, wo er anfängt, selbstständig zu lallen, das heißt, ohne am Gängelbande eines ausgespielten Claviers geführt zu werden. Die erste Probe davon erfüllt alle weiblichen Angehörigen mit dem höchsten Entzücken. Im Handumdrehen ist eine Fahne gestickt. Der Posamentier und der Buchdrucker des Vereins entschlagen sich soweit ihrer natürlichen Verpflichtungen gegen Weib und Kind, daß sie begeistert erklären, die Sängerzeichen für den Selbstkostenpreis herstellen zu wollen. Die Polyhymnia geht damit aus dem stabilen Zustande in den mobilen über, denn das Erste ist der einstimmig gefaßte Beschluß, dem nächsten großen Gesangfeste in pleno beizuwohnen. Diesen großen Act hat hauptsächlich der erste Baß bewirkt, der seine gemeinnützige Gesinnung so weit bethätigt, daß er zur Anschaffung eines Trinkhornes sofort die nöthigen Gelder zusammensteuert.

Der erste Baß ist überhaupt in allen innern Angelegenheiten von dem wesentlichsten Einfluß. In ihm befinden sich die eigentlichen Vereinsmenschen. Durch Quantität und Qualität üben sie eine keimende Kraft, welche zwar keine in Duft und Farbenpracht sonderlich auffallenden Blüthen treibt, die aber das Ganze in seinem eigenthümlichen Charakter erhält. Die ersten Bassisten sind der Nährstand, die eigentlichen Bourgeois des Vereines. Denn sie zählen in der Regel ebensoviel Köpfe, wie alle übrigen Stimmen zusammen, und tragen demnach allein die Hälfte aller Lasten mit, während die Einkünfte an öffentlichem Beifall und heimlichen Schwärmereien ihnen nur zum allergeringsten Theile zufließen. Das ist insofern vom nationalökonomischen Standpunkte zu bedauern, als der erste Bassist kraft seiner Körperbeschaffenheit selbst den enthusiastischsten Verehrungen nicht erliegen würde und demnach das „Gefeiertwerden" für ihn zu einer wirklich naturwüchsigen Industrie werden könnte. „Das vertrage ich nicht," steht in keinem seiner Wörterbücher. Die Brauer gehen ihm beschämt aus dem Wege, denn ihre stärksten Producte belächelt er, wie der Matrose die Mandelmilch. Er würde sich an Arsenik gewöhnen, wenn er einen Grund dazu sähe, denn er thut nichts ohne Grund. Und es be-

dürfte für ihn nur einer geringen Uebung, um selbst von Lindnern sich anreden lassen zu können. Aber man redet ihn eben nicht an. Ueber dem Werke vergißt man den Meister, und nur dieselbe große Charaktereigenthümlichkeit, welche das deutsche Volk zum Träger des patrimonial-monarchischen Princips macht, kann den ersten Bassisten erheben und ihn im Gefühl seines innern Werthes den nie zu erlangenden äußern Erfolg verschmerzen lassen.

Die Ansprüche an seine Leistungen sind die bedeutendsten und können es sein, denn er kennt keine Schwierigkeiten. Er singt und raucht, was ihm vor's Rohr kommt, und mit unfehlbarer Sicherheit mischt er mit dem zweiten Tenor die Farben zu den Effecten, welche erster Tenor und zweiter Baß ausnutzen. Trotzdem wird ihm auch im Verein kein Dank, er bleibt auch hier der dienende Bruder. Als armer Ritter des Ordens trägt er alle Mühseligkeit des Dienstes, ohne mit dem glänzenden Bande der Capitelherren geschmückt zu werden. Jene bevorzugteren Stimmen behandeln ihn nur als Genus, und es ist nicht zu verwundern, wenn es bisweilen den Anschein gewinnt, als ob er durch diese ewige Unterdrückung endlich wie Aschenbrödel den Muth verloren habe für etwas gelten zu wollen. Dem ist aber in der That nicht so. Seine heißen Gefühle schlummern nur unter der Decke tiefer Philosophie, aber dann und wann, wenn sie auf Verständniß stoßen, zucken sie lodernd hervor. Ich habe einst den unendlich dankbaren Blick beobachtet, der sich von der befreiten Seele eines ersten Bassisten losrang, als bei einem Ständchen die gefeierte schöne Dame des Hauses, nachdem sie sich mit allen übrigen Sängern bereits unterhalten hatte, schließlich zu einem einsam von ferne Stehenden mit der Frage wandte, welche Stimme er denn sänge. Er war offenbar überrascht, daß von Leuten seines Tones Notiz genommen wurde.

„Nun, ich singe eigentlich — ich bin erster Baß," klang es förmlich kleinlaut.

„Ah, also Bariton."

Ich will nicht darauf schwören, aber ich glaube es nicht, daß den also Bezeichneten ein beseligenderer Stolz erfaßt hätte, wenn plötzlich der englische Premierminister zur Thür hereingekommen wäre, vor ihm die Kniee gebeugt und ihn angeredet hätte: „Sir, die graziöseste Königin der Welt hat von Ihren schönen Eigenschaften vernommen, und seit Ihre Majestät Sie, hochedler Lord, voriges Jahr gesehen, vermag sie Ihr Bild nicht aus ihrem Herzen zu bannen. Sie bietet Ihnen Herz und Hand. Sind Sie gleicher Meinung, so bin ich beauftragt, Sie, den Herzog von Cumberland, durch dies Band unter die Zahl der Ritter vom Hosenband-Orden aufzunehmen." Er, der haufenweise erste Baß, war von einer schönen Dame „Bariton" genannt worden, das war ihm in seinem ganzen Leben zum ersten Male passirt; in diesem Wort lagen für ihn alle Standeserhöhungen der Welt. Seit dieser Zeit ging er auch ganz still herum; dann und wann griff er in die Luft nach Händen, die er zu drücken ein unbesiegbares Bedürfniß hatte; kurz über sein Wesen breitete sich ein seliger Friede, wie ihn nur ein Mädchenherz empfinden kann, welches von dem Heißgeliebten zum ersten Male „mein süßes Leben" oder dergleichen genannt worden ist. Im großen Ganzen unterliegt der erste Baß im spätern Alter erst dem Gott mit verbundenen Augen, und seine ausgedehnten Beziehungen zu dem weiblichen Theile der „kohlensauren Trinkhallen" haben zur Zeit noch vorwiegend diätetische Beweggründe.

Das ist total anders bei seinem, was Stellung anbelangt, gleich unglücklichen Genossen, dem zweiten Tenor. Bei diesem bleibt das ein ewiger Conflict, was sich bei dem ersten Baß so schön ausgeglichen hat. Der zweite Tenor ist eine in sich zernichtete Lilie, und sein Pflichteifer, sein Gesangsfanatismus müssen Jeden in die tiefste Mitleidenschaft versetzen, der je einen Blick in das Innere eines dieser Armen gethan hat. Bis zur Stellung eines überall gefeierten ersten Hochsängers fehlen demselben, wie er sich fortwährend selber sagt, nur einige wenige Töne, aber diese sind eben unerreichbar. Wenn Jemand in der Lotterie ein Loos gespielt hat, dessen Nummer von der mit dem Hunderttausendthalergewinn gezogenen etwa gerade nur um zehn verschieden war, so kann man sicher sein, in der nächsten Zeit einer Stimmung bei ihm zu begegnen, die mit einem Absud von Seidelbast die größte Verwandtschaft hat. Aber sie legt sich doch allmählich. Nicht so beim zweiten Tenor, der sein ganzes Leben an der Pforte der schönsten Triumphe steht, aber trotz Hängen und Würgen nicht hindurchkommt. Warum nur nicht? Bin ich denn ein zu großer Verbrecher? murrt er täglich gegen sein Schicksal. Trotzdem erreicht er ein hohes Alter, sein ägrirtes Gemüth conservirt ihn wie Holzessig.

Die große Menge hat für ihn keine Aufmunterung, und das ist weiter nichts als der schwärzeste Undank. Auf die genaue Erkenntniß dieser unnatürlichen Verhältnisse stützt sich auch die beim letzten Juristentage von einem unserer berühmtesten Criminalisten verfochtene Ansicht, daß bei der Beurtheilung staatsgefährlicher Verbrecher der beigebrachte Beweis „ist zweiter Tenor" als ein wesentlicher Milderungsgrund angesehen werden müsse. Es ist ein großes Glück für alle bestehenden Verhältnisse, daß der erste Baß durch seine unmittelbare Nähe den besänftigendsten Einfluß auf seinen Schicksalsgenossen ausüben kann. Seine Wirkung wird aber ganz besonders noch verstärkt durch jene Shakespeareschen „guten Leute", die hauptsächlich zu Winters Anfang stromweis in die Liedertafel treten, weil sie durch eine gewissenhafte Berechnung zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß sie bei einem einigermaßen harten Winter als Sangesgenossen die allerbilligste Calefaction genießen. Sie werden ohne Probe vom Herrn Director in die Mittelstimmen verwiesen, hier können sie nie schaden, denn der Tenorschlüssel verblüfft sie von vornherein wie ein Drudenfuß. Sie erkennen ihre Stellung sehr wohl und betrachten sich als Stipendiaten, welche überall zum Guten zu reden haben. Sie sind das „lindernde Oel", um welches Hero die Götter bat, so lange nicht Extrasteuern ihren anfänglichen Ueberschlag über den Haufen werfen. In diesem Falle können sie aber plötzlich ihren Austritt anmelden, und dem natürlichen Lauf der Dinge gemäß erfolgte dies früher, wo die großen Gesangfeste noch nicht ihre zauberische Anziehungskraft bewähren konnten, am häufigsten zur Zeit der Frühjahrsäquinoctien.

Sobald die Polyhymnia mit Fahne und Trinkhorn mobil gemacht ist, nennen sich ihre Mitglieder „Sangesbrüder" — und sie begiebt sich, nachdem mit unsäglichen Mühen von den Eisenbahnverwaltungen ermäßigte Fahrpreise ausgewirkt worden sind, von Thränen und Gebeten der Zurückbleibenden begleitet, auf den Kriegspfad. Die administrative Leitung dieser ersten Unternehmung ist dem sogenannten „Onkel" übergeben worden, einem alten Garçon, der sich in der kleinen Stadt zur Ruhe gesetzt hat und seine halbofficielle Stellung dem Renommée verdankt, in seinen jungen Jahren bei der Begründung einer Liedertafel betheiligt gewesen zu sein. Er hat sich zwar aus seiner musikalischen Vergangenheit nichts weiter gerettet, als den höchst gefühlvollen Vortrag des Liedes: „Ich lobe mir das Kegelschieben"; allein das genügte vollständig, ihm in Hinblick auf seine im Uebrigen geordneten Vermögensverhältnisse das Amt eines Cassirers zu übertragen. Leider sterben die „Stifter", jene liebenswürdigen alten Knaben, die auf den Gesangfesten zur Zeit noch eine besondere muntere Classe bilden, nach und nach ganz aus. Für den jungen Verein ist übrigens der erste Zug zu einem allgemeinen Gesangfest ein bängliches Unternehmen. Späterhin erlangen die Einzelnen aber durch häufige Uebung eine virtuose Sicherheit, die jedem Dritten bewundernde Achtung abnöthigt.

Ich besuchte vor mehreren Jahren einen Universitätsfreund. Derselbe war ein beliebter Arzt in einer Stadt, in der gerade ein Gesangfest gefeiert werden sollte. Natürlich war er im Festcomité. Eines Mittags kommt der Mann ganz seelenvergnügt nach Hause: „Frauchen, wir bekommen sechs Sänger — einen aus Wolfenbüttel, zwei aus Ritzebüttel, einen vom Wiener Männergesangverein, den Cantor aus Unterschindmaß, einen aus Heiligenblut und einen aus Heiligenkreuz — Donnerwetter! das sind ja sieben!"

Ich denke doch, die arme Frau rührt bei dieser Freudenbotschaft der Schlag.

„Aber lieber Mann, wie soll ich denn die beherbergen?"

Nun kurz und gut, sie wurden untergebracht, wie bei dergleichen Gelegenheiten Alles untergebracht wird, und einer wurde mir zugetheilt. Wir hatten aber schon auf sein Eintreffen resignirt; denn die übrigen sechs waren längst in ihren Clausen heimisch geworden, als mein Nächster immer noch fehlte. Da klopft es.

„Ganz ergebenster Diener. Wohnt hier der Herr Doctor R.?" frug es zur Thüre herein und gleichzeitig erschien die persönliche Ursache, die sich ohne alle Ungewißheit sofort an die Wirthin wandte, „mein Name ist so und so, ich bin Sänger und habe diesen Quartierzettel für Sie erhalten. Hoffentlich komme ich Ihnen nicht ungelegen. Ich danke, gefrühstückt habe ich bereits. Ich bitte überhaupt, daß Sie sich so wenig wie möglich meinetwegen geniren.

Den Hausschlüssel habe ich mir schon vom Mädchen geben lassen, der Saalschlüssel wird, wie ich höre, auf das Treppenfenster gelegt; damit wäre zunächst das Geschäftliche beendet."

Zu etwas Außergeschäftlichem schien er entschieden keine Zeit zu haben, denn bis jetzt war es noch nicht möglich gewesen, seinem Redefluß etwas anderes entgegenzusetzen, als einige andeutende Pantomimen: „er möge sich doch setzen und an dem Frühstück betheiligen." In aller Geschwindigkeit erklärte er noch, daß er den Frühkaffee schwarz zu trinken pflege, und nachdem er sich unerbittlich den Hausschlüssel eincassirt hatte, griff er ohne jede gemüthliche Erregung wieder nach der Thür.

Der erste Baß.

„Aber wollen Sie nicht erst auf Ihr Zimmer gehen? Sie wünschen sich vielleicht etwas auszuruhen oder umzukleiden." Ich wollte ihn führen, er aber schüttelte seltsam das Haupt.

„Lieber Herr, ein Gesangfest ist nicht zum Ausruhen, und umgekleidet habe ich mich im Coupé; meinen Koffer habe ich dem

Der zweite Tenor.

Hausmann gegeben, der mag ihn auf das Zimmer schaffen." Damit ging er, wie ein Meteor erschienen und wie ein solches wieder verschwunden. Wir sahen ihn den ganzen Tag nicht wieder. In der Nacht aber erwachte ich durch das Gepolter eines fallenden Leuchters. Ich höre Schritte sich meiner Thür nähern; dieselbe wird geöffnet und einzelne etwas undeutliche Solfeggien verrathen mir, daß der biedere Gastfreund doch den Entschluß gefaßt haben mußte, sein Haupt zur Ruhe zu legen. War mir nun schon unerklärlich, wie er, dem Maulthier gleich, im Finstern seinen Weg bis an meine Thür gefunden, so überlief es mich förmlich kalt, als ich ihn, der vorher nie in diesem Zimmer gewesen war, schnurgerade wie Kolter auf sein Bett zusteuern hörte. Er zog sich hier mit einer rapiden Schnelligkeit aus und lag und schlief, ehe ich mich soweit gefaßt hatte, um ihn anreden zu können. Nun frage ich: da es längst ausgemacht ist, daß selbst die Katzen im Finstern nicht sehen können, was in aller Welt lenkte den Schritt dieses Edlen, wenn nicht ein göttlicher Instinct?

„Gewohnheit," sagte er am andern Morgen und mag Recht haben, wenn er damit jene Schärfung der Sinne bezeichnen will, die den nordamerikanischen Indianer auf dem glatten Felsen die

Auch eine Mittelstimme.

Fußspuren der Feinde erkennen läßt und in Folge deren wohl auch sich der Geruchssinn so auszubilden vermag, daß der Duft eines frisch überzogenen Bettes für ihn eine leitende Kraft bekommt, wie der Faden der Ariadne. Das ist nicht zu leugnen, daß eine solche „Gewohnheit" den wahren reisenden Sangesbrüdern sehr zu

Der Herr Director.

statten kommt. Namentlich aber ist sie für den Herrn Director wünschenswerth, unter dessen „ausgezeichneter Leitung" das Ganze steht.

Wie habe ich immer den Mann mit dem Jupitergesicht bewundert, der auf einem erhöhten Postament abgesondert von den Tausenden steht, die sich auf dem großen, großen Holzbau zusammendrängen. An den Bewegungen seiner Arme hängen alle Glieder des vielköpfigen Mechanismus, wie alle Rädchen an den Regula

torkugeln einer Dampfmaschine hängen. „Meine Herren, ich muß bitten!“ dabei klopft er mit einem Stäbchen auf das kleine Pult und seine Augen schweifen über die Menge. Sind alle vorbereitenden Verrichtungen beendet, dann beginnt er gewisse einsegnende Verbeugungen, die er mit feierlichen Beschwörungsformeln nach den verschiedenen Richtungen der Windrose begleitet.

„Meine Herren, sehen Sie recht genau auf mich. Im ersten Tenor nur das gis recht scharf — um Gotteswillen bei dem Mondesstrahl nicht runterziehen.“ Nun noch ein unendlich ausdrucksvoller Blick, ein Zukneipen der Augen, als ob er von einem der höchsten Thürme in ein tiefes unbekanntes Wasser springen müsse — Unglück, geh Deinen Gang! und er stürzt sich mit seinen Heerschaaren in den Kampf. In diesem letzten Blicke spiegelt sich eine Welt. Man fühlt heraus, daß der Arme alle Brücken hinter sich abgebrochen weiß und daß ihn in diesem Moment die bittersten Vorwürfe zerfleischen, selber die Hand zu einem Werke geboten zu haben, welches allerdings möglicher Weise ihm einige zwanzigtausend jubelnde Menschenherzen vor die Füße legen, möglicherweise aber auch doppelt soviel enttäuscht vorwurfsvoll blickende Augen ihm zurichten kann. Denn man nehme nur den Fall, die fünftausend entschlossenen Männer, welche dreißig, vierzig, sechzig Meilen weit hergereist sind, um unter seiner Aegide dem Publicum die Mittheilung zu machen, daß „sie jetz an's Brünnele gehe, aber net trinke wolle“, würden an der Ausführung dieses Unternehmens durch irgend einen Umstand gehindert — nein, etwas so Gräßliches läßt sich nicht denken! —

Der Urmensch.

Von **Karl Vogt** in Genf.

II.

Funde im Trüffellande. — Das Auftreten des Haushunds. — Erste Spuren von Malerei und Skulptur. — Das Liliputanervolk. — Ein Völker-Aërolith. — Die Baskenschädel. — Die Periode von Dänemarks Küchenabfällen. — Geschliffene Instrumente. — Mecklenburger und Südseeinsulaner.

Die Instrumente werden in dieser Rennthier-Periode mannigfaltiger, besser bearbeitet. Die Kieseläxte und Messer werden zum Theil geschliffen, ihre Form wird auch handlicher oder besser zum Einfügen in Griffe von Horn oder Holz zugerüstet. Das Rennthierhorn besonders wird mit großer Sorgfalt bearbeitet. Lanzen- und Pfeilspitzen, Ahle und Nadeln, Glättmesser (vielleicht zum Gerben der Häute) werden zugerichtet; Pfeifchen aus den Fingerknochen gebildet durch Aushöhlung; Zähne von wilden Thieren angebohrt, um sie als Schmuck umhängen zu können, ja man denkt selbst an Verzierung und Ausschmückung des Geräthes, dessen man sich bediente.

In dieser letzteren Beziehung höchst merkwürdige Funde haben die Herren Lartet und Christy im Trüffellande, im alten Périgord, dem heutigen Departement der Dordogne, gemacht. Das Kalkgebirge der dortigen Gegend hat eine Menge von Grotten und Höhlen nachzuweisen, auf deren Boden Knochenanhäufungen liegen, die zuweilen in zwei Schichten getrennt sind, von denen die untere der Periode des Höhlenbären, die obere derjenigen des Rennthiers entspricht. Die Knochenablagerung selbst besteht aus einer schwarzen, muffig riechenden Erde, die offenbar aus der Verwitterung und Fäulniß des Fleisches, welches die Knochen umhüllte, hervorgegangen und durch Infiltration von Tropfsteinmasse eine feste Kruste geworden ist, in welcher die Ueberreste stecken, Alles durcheinander, zerschlagene und ganze Knochen, bearbeitete Hornstücke und Steinäxte, die man dann aus der Masse herausklauben kann. Wagenladungen voll von diesem Fußboden der Grotte von Eyzies, dessen Dicke zwischen einem bis dritthalb Fuß schwankt, haben die Herren Lartet und Christy gefördert und theils den einzelnen Museen geschenkt, theils selbst ein Museum aus ihren Funden zusammengestellt, das vielleicht eines der merkwürdigsten in seiner Art ist.

Wie oft die kleinsten Umstände bei diesen Untersuchungen zu überraschenden Schlüssen Veranlassung geben können, möge aus folgendem Bruchstücke der Abhandlung der Finder hervorgehen, das ich mit ihren eigenen Worten wiedergebe.

„Der erste Anblick der herausgebrochenen Platten zeigte uns, daß zwar alle Röhrenknochen unfehlbar zerbrochen oder der Länge nach gespalten waren, daß aber dennoch die Wirbelreihen in ihrer natürlichen Folge sich aneinandersetzten und daß die mehrfachen Stücke, welche gewisse Gelenke zusammensetzen, wie die Hand- und Fußwurzel, stets in ihrer relativen, anatomischen Lage zu einander sich befanden.

Dies bewies uns, daß jene Ur-Jäger, welche das Mark der Knochen für einen Leckerbissen hielten, nicht die gleiche Vorliebe für die Knorpel der Gelenke zu haben schienen, wie wir dies bei noch früheren Racen zu bemerken geglaubt hatten. Wir finden in diesem Umstande auch einen freilich negativen Beweis für das Nicht-Vorhandensein des Haushundes bei unseren Ahnen aus der Rennthierperiode, denn wenn der Hund an ihrem Essen Theil genommen hätte, so würde er schwerlich die Knorpel des Rennthiers und der anderen Grasfresser verschont haben. Auch sehen wir in der Grotte keine von Fleischfressern angenagten Knochen, und den Vogelknochen fehlen auch die Gelenkköpfe nicht, wie dies in den ‚Küchenabfällen‘ in Dänemark der Fall ist. Bekanntlich hatte Professor Stenstrup in Kopenhagen aus diesem Umstande auf die Gegenwart des Haushundes bei den Eingeborenen der Ostsee geschlossen.“

Die Rennthierjäger des Périgord zeigten offenbar einen künstlerischen Sinn und künstlerische Begabung. Man findet dort schon Steinmesser mit gerundetem Rücken und schmalem Stiele, der in einen Hornstiel befestigt werden konnte; die Instrumente aus Rennthierhorn sind wohlgeformt, oft sehr fein, wie z. B. Nadeln mit ihren Oehren und mit geschlungenen oder gebrochenen Linien im Relief und in Hohlarbeit geziert. Außerdem aber giebt es einige Versuche, auf Schieferplatten und Horninstrumenten Bildnisse von Thieren anzubringen. Die meisten derselben stellen offenbar Wiederkäuer dar, viele allerdings unkenntlich und nicht besser, als wenn ein Kind die Wände beschmiert; in einigen ist das Rennthier unverkennbar. „Das schönste Stück, welches wir besitzen,“ sagen die Herren Lartet und Christy, „stammt aus der Grotte von Laugerie-Basse und ist ein Degen- oder Dolchgriff, der aus der Stange eines Rennthiergeweihes geschnitzt wurde. Der Handwerker oder, besser gesagt, Künstler hat eine gewisse Geschicklichkeit an den Tag gelegt, indem er die Form des Thieres, ohne ihr zu viel Gewalt anzuthun, dem Gebrauch der Waffe anschmiegte. Die Hinterbeine sind in der Längsrichtung der Klinge ausgestreckt; die Vorderbeine unter den Leib gebogen, wie beim Sprunge. Der Kopf ist zurückgebogen und die Schnauze so emporgestreckt, daß die verästelten Geweihe auf die Schultern fallen, wo sie sich anlegen, ohne die Führung der Waffe zu beeinträchtigen. Doch gehört zu dem so gebildeten Griffe eine sehr kleine Hand, weit kleiner, als die der jetzigen europäischen Racen. Die dem Kopf gegebene Lage erlaubte dem Künstler nicht, die für das Rennthier so charakteristischen Augenzinken des Geweihes anzugeben; doch läßt die Kürze der Ohren und die Dicke des Halses schließen, daß er ein Rennthier ausschnitzen wollte. Außerdem hat der Künstler unter dem Halse einen dünnen und zackigen Kamm stehen lassen, der wohl den Haarbüschel vorstellen soll, welchen der männliche Rennhirsch an dieser Stelle trägt und der dem Hirsch selbst fehlt.“

Ich habe diese Waffe selbst in der Hand gehabt und muß sagen, daß mir die Absicht des Künstlers, ein Rennthier darzustellen, in der That unzweifelhaft scheint. Der Griff paßt aber höchstens in die Hand eines zehnjährigen Knaben germanischer Race.

Es waren also wohl kleine Leute, die mit dem Rennthiere, dem wilden Pferde, der Gemse, dem Steinbock, dem Auerochs im Trüffellande zusammenlebten, die sich von dem Ertrage der Jagd und des Fischfanges nährten, in die Felle der erlegten Thiere kleideten, die noch kein Hausthier, selbst den Hund nicht gezähmt hatten, die noch kein Metall und selbst die Politur der Steine nicht kannten, dagegen aber schon sich Zierrathen und Schmuckwaffen verfertigten, welche von einigem Kunstsinn Zeugniß ablegen.

Wer aber sich hinsetzen soll, um mühsam mit einem Steinmesser aus hartem Rennthierhorn eine Figur zu schnitzen, der muß Zeit dazu haben! Erst muß, nach dem alten Homer, das Bedürfniß nach Speise und Trank gestillt sein, ehe der Mensch an etwas

Anderes, an die Befriedigung eines höheren Kunsttriebes, gehen kann. Die Rennthierjäger des Périgord müssen also Wild genug zu ihrer Disposition gehabt haben, um einige Stunden dieser Beschäftigung widmen zu können, sie müssen nicht von steten Nahrungssorgen gedrängt gewesen sein.

Dann aber ist die Art dieser Kunstbethätigung höchst merkwürdig. Es ist Nachahmung der Natur. Bei andern Racen tritt diese erst weit später auf. In der Schweiz z. B. findet sich selbst bis in eine weit spätere Periode, in die Zeit der Metalle hinein, keine Spur von Ausschmückung durch Naturnachahmung, sondern einzig und allein durch geometrische Linien, gerade, gebogene, gewellte und zackige Linien. Sollte der Geschmack der Naturnachahmung, die realistische Kunstrichtung, etwas diesem französischen Boden Eigenthümliches sein, während diesseits des Rheines die idealistische Richtung sich in geometrischen Abstractionen kund gäbe? Sollte die Race der Rennthierjäger des Trüffellandes ganz besondere künstlerische Fähigkeiten besessen haben?

Ein französischer Forscher, Herr von Gobineau, behauptete vor einigen Jahren in einem mehrbändigen Werke, das manches Gute, aber auch manches Bizarre enthält, der Kunstsinn nach allen seinen Richtungen sei wesentlich der schwarzen Race eigen und die Bethätigung desselben hänge bei den verschiedenen Stämmen nur von der größeren oder geringeren Menge von Beimischung schwarzen Blutes ab, welches sich bei ihnen finde. Die germanische Race kommt bei dieser Anschauung freilich sehr schlecht weg: trotz Cornelius und Thorwaldsen (wenn es überhaupt erlaubt ist, in unseren Zeiten einen Dänen und einen Deutschen nebeneinander zu nennen), Mozart und Beethoven, verdammt uns Herr von Gobineau zu ewiger Unproductivität in der Kunst, weil wir ursprünglich blonde Haare, blaue Augen und weiße Haut haben, eine Beimischung schwarzen Blutes also nur schwer nachweisbar ist. Vielleicht kommt uns diese schwarze Kunstinfusion nur durch dritte Hand mittels der Romanen, besonders der Franzosen, denen Herr von Gobineau natürlich die bedeutendste Dosis davon zuspricht.

Immerhin mögen dies Träume sein, aber ich wurde doch daran erinnert, als ich die Kunstproducte der Lartet'schen Sammlung in Händen hatte und zugleich an die Schädel dachte, welche man von solchen Rennthierjägern gefunden hat. Die mir bekannten stammen aus der Höhle von Lombrive im südfranzösischen Departement der Arriège. Es sind schöne Schädel mit hochgewölbter Stirn, von mittlerer Länge und bedeutender Hirn-Capacität, ohne vorgewulstete Augenbrauen und überhaupt von sanft gerundeten Linien begrenzt, also offenbar Schädel eines Culturvolkes und von den Schädeln der Höhlenbärenzeit himmelweit verschieden. Genauere Untersuchungen, die Broca in Paris, einer der ausgezeichnetsten Forscher im Gebiete der Menschenkunde, über die Schädel der Basken angestellt hat (Broca war so glücklich, den Kirchhof eines tief in den Pyrenäen liegenden baskischen Dörfchens ausräumen und sechszig Schädel von dort entnehmen zu können), lassen eine große Aehnlichkeit der Schädel von Lombrive mit den Baskenschädeln nicht verkennen. Sie gehören dazu, unterscheiden sich nicht von ihnen. Man würde sie in der Reihe der Baskenschädel aufstellen, ohne sie unterscheiden zu können.

Nun sind aber diese Basken ein gar seltsames Völkchen, eine Völkerinsel mitten im indogermanischen Racen-Ocean, mit einer Sprache, die von allen andern in ihren tiefsten Wurzeln sich entschieden abtrennt, gar nichts mit ihnen gemein hat, gleichsam ein Völker-Aërolith, der auf die Pyrenäen gefallen scheint, ohne daß Spuren vorhanden wären über die Wurfbahn, auf welcher er dahin gelangt ist.

Vielleicht kann die Untersuchung der Baskenschädel selbst hierüber einige Auskunft geben. Broca findet in der That, daß dieselben mit den afrikanischen Langköpfen, nicht aber mit den europäischen Aehnlichkeit haben, und daß man unter den Racen des afrikanischen Mittelmeergürtels ihre Verwandten suchen müsse. Ist dies nicht ein bedeutsamer Fingerzeig auf die anderen Thatsachen entnommene Zusammengehörigkeit dieses Gürtels und auf den Zusammenhang der Säulen des Hercules, zur Zeit, als die Basken den pyrenäischen Theil dieses Gürtels bewohnten und in den Ebenen der Provence und des Périgord das Rennthier jagten?

Einen noch späteren Abschnitt der Zeit des Urmenschen mögen wohl die **Küchenabfälle** Dänemarks (Kjoekkenmöddinger) bezeichnen, welche in ungeheuren Haufen von Schalen der dort im Meere lebenden Seeschnecken, besonders Austern, Mies- und Herzmuscheln, in Fischgräten, Vögel- und Säugethierknochen, Kohlen, Bruchstücken von Töpferwaaren, Kieselgeräthschaften aller Art bestehen und von einem Strandvolke Zeugniß ablegen, das auch Gräber hinterlassen hat. Alles, was früher, zur Zeit jener Küstenlappen, hier wuchs und lebte, hat sich mehrmals geändert; anstatt der Fichten wuchsen später Eichen, auch diese gedeihen jetzt in Dänemark nicht mehr; der Auerhahn ist verschwunden und der große nordische Taucher ist gänzlich ausgestorben. Der Küstenlappe lebte im Sommer vom Fisch- und Austernfang und von der Jagd, welche sich auf die nächste Umgebung der Lagerplätze beschränkte, denn alle vorgefundenen Thierknochen, von Vögeln wie Säugethieren, weisen auf Geschöpfe hin, die gern Meer und Strand und Tiefgrund besuchten; er weidete seine Heerden vielleicht in einiger Entfernung und nährte sich nur von ihrer Milch, während im Winter das Fleisch und Blut des Rennthieres seine wesentliche Speise abgab.

Die Thierbevölkerung hat sich in dieser Periode der Küchenabfälle schon mehr der jetzigen genähert, wenn auch noch immer einige dieser Thiere, wie Schwan und Taucher, auf die nördlichere Fauna hindeuten. Aber der Fortschritt documentirt sich auch durch andere Thatsachen. Vor allen Dingen durch die Gegenwart des Haushundes, dessen Anwesenheit man zwar zuerst aus den benagten Vogelknochen erschloß, denen stets die verknorpelten Enden, sowie die feineren Knochen des Rumpfes, Wirbel und Rippen fehlten, welche die Hunde so gern zusammenknetschen, und von dem man später auch Knochen fand. Es war eine kleine, aber offenbar intelligente Hunderace mit ziemlich rundem und geräumigem Schädel und mittellanger Schnauze, die zwischen dem Wachtel- und Jagdhunde innestand. Vielleicht benutzten die Küstenlappen diesen Hund ebensowohl zur Jagd wie zur Wacht — vielleicht finden wir die Nachkommen dieser Urrace in den kleinen, struppigen, aber klugen und wachsamen Hunden, die den heutigen Lappen stets begleiten und ohne welche er seine Rennthierheerde nicht führen und zusammenhalten könnte. Die Race ist in der That ganz eigenthümlich, langleibig mit kurzen Beinen, meist mit langem Haar, die ihr etwas Aehnliches mit den jetzt so beliebten Griffons giebt, deren Schönheit in ihrer Häßlichkeit besteht — aber die Lappen schätzen sie sehr, und ein guter Hund wird bei ihnen im Verhältniß zehnmal theurer bezahlt, als ein wohldressirter Hühnerhund bei uns. Merkwürdiger Weise war diese kleine Hunderace mit rundem Schädel während der Zeit, wo die Bevölkerung nur Stein, Horn und Holz als Material zu Werkzeugen kannte, über ganz Europa verbreitet und stets in ihren Charakteren identisch, so daß sich also damals keine Spur von jener außerordentlichen Menge von Raritäten, Racen und Arten fand, die wir jetzt in dem Hundegeschlechte gewahren. Erst später, mit der Kenntniß des Metalles, findet man einen großen Wolfshund oder Windhund, von welchem mir neulich ein außerordentlich schöner und wohlerhaltener Schädel zukam, den Professor Jeitteles in Olmütz in den Pfahlbauten am Ufer der March gefunden hat.

Derselbe Fortschritt, welcher sich in der Zähmung des Haushundes erblicken läßt, zeigt sich auch in der Bearbeitung der Instrumente. Zwar bleiben die Kieselmesser und Aexte, die man zum Oeffnen der Muscheln, zum Zerschlagen der Knochen braucht, noch eben so roh und nur durch Spalten der Feuersteine gebildet wie früher, aber daneben finden sich auch wohlpolirte und geschliffene Instrumente von höherem Werth, die offenbar auch der Seltenheit und der Schwierigkeit der Bearbeitung wegen geschont wurden, vielleicht selbst als Zeichen einer socialen Stellung dienten. Wenigstens fand man bei der Entdeckung mancher Südsee-Inseln, daß solche wohlpolirte und geschliffene Steinwaffen von Vater zu Sohn mit einer gewissen Häuptlingswürde sich vererbten.

Ich nannte die austernessenden Steinmenschen Küstenlappen und zwar mit vollem Rechte. Man hat Schädel dieser Race in ziemlicher Anzahl ausgegraben, die unter großen aus zusammengeworfenen Steinen gebildeten Hügeln, in Grabkammern aus rohen Steinblöcken, mit Steinwaffen an ihrer Seite lagen; ja man hat ähnliche Schädel im deutschen Küstenlande, in Mecklenburg, einfach im Sande gefunden, nebst einigen Stein- und Hornwaffen daneben. Diese Schädel sind klein, sehr rund, sehr kurz, die Nasenwurzel tief eingesenkt, die Augenbrauenbogen bei den Männern meist wild vorgetrieben. Es sind entschiedene Kurzköpfe und stehen, den Schädeln von Engis und Neanderthal gegenüber, fast am entgegenge-

setzten Ende der möglichen Reihe menschlicher Schädelformen. Sie gleichen am meisten denjenigen der heutigen Lappen und Finnen, doch zeigen sie nicht vollständige Uebereinstimmung. Die Charaktere aber, welche sie von den heutigen Lappen trennen, gehören vielleicht zu der Anzahl derjenigen, welche im Laufe der Zeiten durch die Civilisation sich abändern können. Die Aehnlichkeit des Schädelbaues, die Uebereinstimmung in der geringen Körpergröße, der Schmächtigkeit des ganzen Knochenbaues, und die Analogie der Lebensweise, die sich aus den Funden ergiebt, mag also wohl meine Bezeichnung als Küstenlappen rechtfertigen.

Blätter und Blüthen.

Ein technisches Räthsel. Noch giebt es trotz der enormen Leistungen und Fortschritte der Wissenschaft unserer Zeit im Gebiet der Naturwissenschaft und Technik ein ganzes Heer von Aufgaben und Räthseln, deren Lösung dem Uneingeweihten so nahe liegend, so leicht scheint und welche in der That noch ungelöst sind. Ein solches unscheinbares Räthsel ist es, welches hier in Kurzem vorgeführt werden soll — die Sache liegt auch dem gewöhnlichen Menschenverstande so nahe, daß sicherlich mancher Leser der Gartenlaube, auch wenn er kein gelehrter Physiker oder Techniker vom Fach ist, wenn er sich nur für die Sache interessirt, Erfahrungen sammeln kann, die zur Lösung des Problems beitragen. Schon in mehreren Hauptversammlungen des sächsischen Ingenieur-Vereins und des Vereins deutscher Ingenieure ist der Gegenstand besprochen worden; aber eine ausreichende, alle Entgegnungen beseitigende Erklärung der Erscheinung, von welcher die Rede ist, läßt noch immer auf sich warten. Jedermann kann die Beobachtung anstellen, um die es sich hier handelt: er begebe sich um die Zeit, wo gegossen wird, in eine Eisengießerei, werfe ein Stück festes Eisen in die flüssige Eisenmasse, und er wird die sonderbare Bemerkung machen, daß das feste Eisen auf dem flüssigen schwimmt.

„Ist das denn nun etwas so gar Wunderbares?“ wird man sagen; „weiß man doch, daß auch festes Eis auf dem flüssigen Wasser schwimmt, und ist Eis weiter nichts als gefrorenes Wasser, so ist auch festes Eisen weiter nichts, als flüssiges Eisen, welches gefroren ist. Wenn man also eine Erklärung dafür hat, daß Eis auf Wasser schwimmt, so wird dieselbe wohl auch für unsern ganz ähnlichen Fall des auf flüssigem schwimmenden festen Eisens gelten.“ Weit gefehlt! Die Sache verhält sich anders, und zwischen Eis und Eisen ist ein Unterschied. Wir wollen sehen, worin dieser liegt. Eis schwimmt auf Wasser, weil ein Stück Eis weniger wiegt, als ein Quantum Wassers, welches denselben Raum einnimmt. Daraus kann man schließen, daß Wasser, wenn es gefriert, sich ausdehnt, und dies geschieht auch in der That. Allerdings weiß man, daß alle Gegenstände bei sinkender Temperatur sich zusammenziehen; allein dies Naturgesetz findet nicht ohne Ausnahme statt. Wenn sich heißes Wasser abkühlt, so zieht es sich ebenfalls immer mehr und mehr zusammen, aber nur bis zu einer gewissen Grenze, bei welcher es seine größte Dichtigkeit erreicht; diese Grenze liegt aber noch über dem Gefrierpunkte, und unterhalb dieser Grenze bis zum Gefrierpunkte dehnt sich das Wasser wieder aus. Hier ist also die Erklärung richtig. Eis schwimmt auf kaltem Wasser, weil es wirklich relativ leichter ist, als dieses. Will man nun diese Erklärung auf die Erscheinung des schwimmenden Eisens anwenden, so wird man finden, daß sie nicht genügt. Es läßt sich nämlich nachweisen, daß kaltes festes Eisen nicht dünner und relativ leichter, sondern wirklich dichter und relativ schwerer ist, als flüssiges. Es ist bekannt, daß das Modell, nach welchem ein Gegenstand in Eisen gegossen wird, um ein Gewisses größer sein muß, als der eiserne Gegenstand selbst werden soll. Da man nun auch weiß, daß das flüssige Eisen die Formen, in welche es gegossen wird, sehr genau ausfüllt — und hiervon kann sich Jedermann an den äußerst fein und sauber ausgeführten Kunstgußgegenständen überzeugen — so muß der Raum, welchen festes Eisen einnimmt, kleiner sein, als der, welchen ein gleiches Gewicht flüssigen Eisens eingenommen hat; d. h. festes Eisen ist wirklich relativ schwerer, als flüssiges. Mit der Erklärung durch „schwer“ und „leicht“ ist es also nichts. Hiernach hat man andere Kräfte zur Erklärung hervorgesucht. Der Eine sagt: Jede Flüssigkeit besitzt einen Zusammenhang seiner Theilchen, welchen ein untersinkender Körper überwinden muß und nur überwinden kann, wenn er um ein Gewisses schwerer ist, als die Flüssigkeit. Aber würde wohl, wenn dies richtig wäre, das feste Stück Eisen wieder emporschnellen, wenn man es in der flüssigen Eisenmasse untertaucht? Ein Anderer führt die Strömungen an, welche in jeder sich abkühlenden heißen Flüssigkeit entstehen dadurch, daß die sich zuerst erkältenden oberen Schichten, welche schwerer sind, untersinken und die heißen unteren emporsteigen; der Strom nach oben in der Mitte des Gefäßes soll nun die tragende Kraft hergeben. Nur schade, daß dieser Erklärung die Beobachtung entgegensteht, daß in flüssigem Eisen die kälteren Schichten die oberen und die wärmeren die unteren sind.

Endlich wird noch angemerkt, daß das feste Eisen ebenso wie alle festen Körper Luft und Wasser einsaugt und beim Erwärmen beides wieder ausströmen läßt; dieser Gasstrom soll nun wiederum die tragende Kraft ausüben. Auch diesem läßt sich entgegnen, daß das feste Eisen sehr bald anfängt, an seiner Oberfläche zu schmelzen, während es immer weiter schwimmt; dann kann aber wohl schwerlich noch von ausströmenden Gasen oder wohl gar von einer sich um den festen Körper bildenden Gashülle die Rede sein. Alles aber, wie es geschehen ist, als die Wirkung der „tragenden Kraft der Wärme“ zu erklären, ist eines Physikers oder Technikers unwürdig; wenigstens liegt in dieser Erklärung weiter nichts, als die Erklärung: „Ich habe keine Erklärung.“ Ebensowenig wie die Physiologie durch die Einführung des Begriffes der Lebenskraft, welche die Erscheinungen des Lebens erklären sollte, bereichert worden ist, ebensowenig ist durch den Begriff der tragenden Kraft der Wärme unser Phänomen aufgeklärt worden. Kurz, die Zukunft erst soll dieses Problems Lösung bringen.

R. H.

Ein deutscher Consul am Cap der guten Hoffnung. Es ist ein altes Lied, welches wir heute singen, das aber leider immer und immer wieder seine Berechtigung hat, — wir meinen die hier und da noch mehr als klägliche Vertretung Deutschlands im Auslande.

„Sehr groß ist die Zahl der Deutschen,“ schreibt der Gartenlaube ein seit Jahren in der Capstadt in Südafrika angesiedelter deutscher Arzt, „welche hier in der Capcolonie leben. Unähnlich ihren Brüdern in Nordamerika, die sich nur zu rasch yankeeisiren, halten sie mit Zähigkeit an ihrer Nationalität fest und sind stolz darauf, Deutsche zu sein. Das wollen wir auch bleiben unter allen Umständen, selbst wenn das Vaterland uns nur eine Stiefmutter ist. Ja, manchmal leider eine arge Stiefmutter! Denn wie steht es hier zum Theil mit unserer Vertretung? Denken Sie, der preußische Consul, der Consul des größten deutschen Staates, versteht kein einziges Wort Deutsch!!

Vor etwa zwei Jahren war es, als nahe der Capstadt eine preußische Barke scheiterte. Natürlich wandten sich die armen Schiffbrüchigen zunächst an ihren Consul. Doch, o weh! Sie waren nicht im Stande sich dem Manne verständlich zu machen, und es mußten erst Dolmetscher zusammengeholt werden, damit die armen Landsleute um einen Bissen Brod, um ein Hemd, um einen Rock bitten konnten. Und das in einer Stadt, welche eine beträchtliche und angesehene deutsche Bevölkerung zählt, wo so viele hochachtbare deutsche Geschäfts- und Kaufleute leben, daß sich Preußen aus ihnen zehn Consuln statt eines mit Leichtigkeit auswählen könnte! Aber das geschah leider nicht, — es ernannte einen Stock-Engländer mit antideutschen Gesinnungen und Anschauungen zu seinem Vertreter. Oesterreich und die anderen hier vertretenen deutschen Staaten, sie haben sammt und sonders Deutsche zu Consuln, nur Preußen, das intelligente, große Preußen, findet es für gut, dies für seine Staatsangehörigen so wichtige Amt in die Hände eines steifnackigen John Bull zu legen!

Wohl wissen wir hier, daß die Gartenlaube, die auch bei uns eifrigst gelesen und hochgehalten wird, so hoch, daß wir jedes Dampfboot, welches uns das liebe Blatt bringt, als eine freudige Erscheinung begrüßen, — wir wissen hier recht wohl, daß die Gartenlaube augenblicklich in Preußen als ‚feuergefährliche Waare‘ verboten ist, aber ich glaube doch gerade in ihr, der gelesensten aller deutschen Zeitschriften, die fabelhafte Thatsache veröffentlichen zu müssen, daß Preußen am Cap der guten Hoffnung einen Consul hält und besoldet, welcher den an ihn Gewiesenen, seines Schutzes Bedürftigen keine Sylbe Rath, Trost oder Hülfe zuzusprechen vermag, ohne erst zur Vermittelung von Uebersetzern und Dolmetschern genöthigt zu sein.

Vielleicht bringt diese Mittheilung doch in jene Regionen, von wo aus dem unerhörten Mißstande abgeholfen werden kann.“

Gnade für ein Kind. Für unsere Leser im fernen Auslande bemerken wir, daß das Kind, für welches unsere Ansprache an der Spitze unserer heutigen Nummer die kaiserliche Gnade anruft, der vierzehnjährige Sohn des in weiten Kreisen bekannten und geachteten Buchhändlers Kober in Prag ist. Von den Eltern sorgfältig erzogen, gehörte der Knabe seit dem Herbste des vorigen Jahres einer Privaterziehungsanstalt in Wien an, und hier war es, wo er — Gott weiß wie und wodurch — in kindlicher Ueberspannung zwei seiner Mitschüler mündlich und schriftlich zu einem Geheimbunde aufforderte, dessen Zweck die Ermordung des Kaisers von Oesterreich sein sollte. Der wahnsinnige Plan wurde verrathen, und Karl Kober am 13. September l. J., trotz aller Rettungsversuche der unglücklichen Mutter und trotz der glänzenden Vertheidigung seines Anwalts, vom Gerichtshofe zu fünfjähriger schwerer Kerkerstrafe verurtheilt. Dies das traurige Factum, auf welches sich die erwähnte Ansprache bezieht und das, für sich selbst redend, jedes Wort der Erläuterung und Betrachtung überflüssig macht.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 43. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der böse Nachbar.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Allmer seufzte. „Sagen Sie es immerhin, mein Fräulein,“ sprach er dann . . . „ja wohl, es ist ein kläglicher Wille, dieser Wille, den ich hatte, Ihnen zu gehorchen, Ihnen durch meine leidenschaftlichen Bewerbungen nicht lästig zu fallen, Ihnen Zeit zu lassen, sich über Ihre Gefühle klar zu werden, mir die Zeit, durch stille Ergebenheit Ihre Gunst zu erringen . . . die Leidenschaft ist stärker, die Leidenschaft, die mich während dieses Harrens, während dieser furchtbaren Ungewißheit verzehrt, martert, auf eine unsägliche Folter spannt, die mich tödtet . . . Eugenie, seien Sie barmherzig . . . jetzt, wo ich in einen Kampf, in eine Gefahr um Ihretwillen gehen will, nur um den Verdruß zu rächen, der Ihnen angethan wurde — jetzt sprechen Sie endlich ein Ja, das diesen Zustand in ein grenzenloses Glück verkehrt, oder ein Nein, das mich zur Raserei treibt, das mich fähig macht, zu tödten und zu vernichten, die Welt in Flammen zu setzen, das entsetzlich, ganz entsetzlich wäre. . .“

Allmer sprach diese Worte mit einer Heftigkeit, mit einer Gluth aus, die nur allzu deutlich von der furchtbaren Leidenschaft zeugte, der dieser Mann sich hingegeben fühlte und die seinen Willen in der That vollständig sich dienstbar gemacht zu haben schien.

„O mein Gott!“ sagte Eugenie tief erschrocken und vollständig darauf verzichtend, die Zeichen dieses Erschrockenseins durch ihre Selbstbeherrschung zu unterdrücken . . . „wie darf ich denn zu einem Manne sprechen, der sich so von seiner Leidenschaft bewältigen läßt, der mich zwingen will, der meinen Willen durch Schrecken zu unterjochen sucht . . . Sie sind fürchterlich!“

Eugenie war todtenblaß geworden, sie hatte ihre Arbeit fallen lassen und sah Allmer mit weit aufgerissenen Augen, in denen sich eine wirkliche Seelenangst spiegelte, an.

„Haben Sie Erbarmen mit mir,“ fuhr Allmer fort, „und verdammen Sie diese Leidenschaft nicht . . . Sie, Sie haben sie erweckt, und was sie stachelt, das ist ein Gedanke, der mich nicht verläßt, der mich rasend macht. Ich glaube, daß Sie mir Ihre Hand geben, daß Sie ohne Widerstreben die Meine werden würden, wenn nicht das Einzige zwischen uns stände, das ganz allein, daß ich ein Bürgerlicher bin, ein Mann ohne Namen und Titel, daß ich mir meine Stellung, mein Vermögen nicht habe schenken, vermachen, vererben lassen, sondern daß ich durch eigene Anstrengung, durch Arbeit und Mühe es errungen habe . . . Ihr denkt ja so, Ihr Alle, Sclaven des unsinnigsten Vorurtheils, die Ihr seid, und daß Sie, Sie Eugenie, die ich liebe, die ich anbete, so denken, daß auch Ihr Verstand von diesem Wahnsinn umnebelt ist und daß darunter all mein Lebensglück zu Grunde gehen soll — das eben, die Verzweiflung darüber ist es, was mich so leidenschaftlich macht!“

„Sie kennen mich genug, ich habe Ihnen auch gesagt, daß Sie sich darüber täuschen, daß ich solche Vorurtheile nicht hege, daß ich vollaus den Muth und die männliche Kraft anerkenne, mit der Sie Ihr Schicksal sich selbst gegründet haben.“

„Nun, dann begreife ich nicht, Eugenie, weshalb Sie mich meiner Folter überlassen; Sie wissen, daß ich mit Ihrem Vater geredet habe, daß er nicht wider meine Wünsche ist, daß er das Verhältniß zu Ihrem Vetter nicht als Etwas betrachtet, was Ihren Neigungen ernstlich in den Weg treten kann.“

„Aber mein Gott, habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß ich frei, ganz frei meine Entschlüsse . . .“

Zu Eugeniens unaussprechlicher Erleichterung wurde sie hier unterbrochen; ihr Vater trat, aus dem Hause zurückkehrend, um die Thurmecke. Allmer wandte ihm sein hochgeröthetes Gesicht mit einem Ausdruck unverkennbaren Aergers zu, Eugenie aber sprang auf, raffte ihre Arbeit zusammen und eilte davon. Auf Allmer's Lippen schwebte ein leiser, kaum unterdrückter Fluch, als er ihr mit flammendem Auge nachblickte.

„Da ist der Brief von Florens,“ sagte Herr von Schollbeck, „wollen Sie seine Besorgung übernehmen?“

„Ich will ihn Horst übersenden und meinen eigenen Absagebrief beilegen!“ versetzte Allmer und verabschiedete sich dann rasch von dem alten Herrn.

6.

Es war spät Abends geworden. Die Bewohner von Haus Schollbeck hatten sich zur Ruhe auf ihre Zimmer zurückgezogen. Aber vielleicht der alte Herr allein hatte sich wirklich zur Ruhe gelegt. Aus den Fenstern Eugeniens schimmerte das Licht der Lampe weit hinaus und beleuchtete das grüne Laubgezweige der nächsten Bäume, welche den Hintergrund von Haus Schollbeck bildeten. Die Zimmer Eugeniens lagen nach hinten hinaus; ihr Wohnzimmer hatte eine Glasthür, die auf einen Altan führte, der, an der einen Seite von dem vorspringenden alten Thurme abgeschnitten, mit leichtem Lattenwerk überbaut und mit Reben überkleidet war, so daß er eine allerliebste, in der Höhe des ersten Stockwerks angebrachte Veranda bildete.

Die Thür stand offen und ließ das Licht der großen Lampe

ungehindert hinausfallen und sich mit dem Schimmer des Mondes vermischen, der hell und voll am Nachthimmel schwebte und sein bläuliches Licht außen über die Veranda ergoß, während das gelblichere der Lampe sie innen erfüllte.

Eugenie ging unruhig bewegt in ihrem Zimmer umher. Bald trat sie auf die Schwelle der Glasthür und blickte sinnend in die Sommernacht hinaus; dann wandelte sie in ihrem Zimmer auf und ab, dann setzte sie sich an den runden Tisch in der Mitte und stützte die Stirn auf ihre Hand. Schwere und beängstigende Gedanken arbeiteten unter dieser Stirn und ließen ihre Brust unter rascheren Pulsschlägen wogen. Sie dachte an Allmer ... sie suchte nach voller Klarheit über ihr Gefühl für diesen Mann, der seit einer Reihe von Monaten um sie warb; der es verstanden hatte, ihres Vaters stillschweigende Genehmigung für diese Bewerbung zu erlangen; der sich mehr als die Rechte eines Nachbars in ihrem Familienkreise errungen; der von dem Tage an, wo er des Alten Herz durch die Statue gewonnen, sich mit seinem Umgang, mit seinem Rath in Haus Schollbeck unentbehrlich gemacht; den sie wegen seiner männlichen Eigenschaften, seiner Energie, seiner Kenntnisse achtete; dessen gehaltenes Wesen sie anziehend gefunden und den sie zuletzt ... lieben? nein, fürchten gelernt!

Fürchten ... das war es; sie fürchtete ihn, seine Nähe hatte eine magische Gewalt für sie, die Luft wurde ihr schwer und drückend wie eine Gewitterluft, wenn er kam, und wenn sie seine Blicke auf sich gerichtet wußte, war es ihr, als ob sie diese Blicke fühlen könne wie eine beängstigende Last. Und niemals war sie sich über dies Gefühl bewußter geworden, als seit einigen Tagen, seit ihre Gedanken sich mit dem jungen Manne beschäftigt hatten, den sie im Schloß Falkenrieth gesehen, mit dem sie sich so viel beschäftigt hatten, dem sie mit lebhafter Sorge gefolgt waren auf seiner leichtsinnigen geldlosen Künstlerfahrt ... und als Eugenie dann von der Ankunft Horst's vernommen und ihr klar geworden, daß ihr Künstler von Falkenrieth und der junge Baron eine und dieselbe Person sei — wie theilnehmend hatte sie da an den armen, alleinstehenden, in ein verlassenes, verödetes Haus zurückkehrenden jungen Mann gedacht, den keine Seele, die ihm nahe stehe, umgab, kein freundlicher Gruß an der Schwelle seines Vaterhauses willkommen heiße, und wie sehr hatte sie verlangt, ihn wiederzusehen, um ihm sagen zu können, daß man in Schollbeck des neuen Nachbars sich freue, daß man so herzlich bereitwillig sei, ihm ein Asyl gegen die Vereinsamung zu bieten; wie hatte sie sich auf das neubelebende Element gefreut, welches in ihr ländlich stilles Dasein kommen werde! Und ... für all diese freundliche Beschäftigung mit ihm — wie hatte dieser junge Mann sie belohnt? Wie ein böser Dämon mit lauter Feindschaft und Tücke; es war, als habe er nichts Eifrigeres zu thun gehabt, als alle drei Bewohner von Schollbeck an der empfindlichsten Seite zu verwunden und zu kränken — den Vater bedrohte er durch seine eigensinnigen Nachforschungen nach der Statue, die Allmer dem alten Herrn auf sein Andringen schon vor ein paar Jahren, freilich ohne besondere Befugniß, für eine ganz geringe Summe verkauft hatte und die seitdem des Vaters Augapfel geworden, die der alte von der Sammelwuth besessene Mann nicht zurückgeben konnte, ohne sein Herz dabei brechen zu fühlen; dann hatte Horst Eugenien gekränkt, indem er ihr Falkenrieth geraubt ... es war Eugeniens heißester Wunsch, Falkenrieth zu besitzen, sie hatte das ganze Capital, welches sie selbst persönlich aus der Erbschaft ihrer Mutter besaß — zehntausend Thaler — dafür längst geboten und die sichere Hoffnung gehegt, daß, da kein anderer Käufer sich gemeldet, es ihr für diese Summe zugeschlagen würde! Und nun hatte dieser Horst nichts Eiligeres zu thun gehabt, als es ihr für immer und ewig zu entreißen, diese unvergleichliche Perle von einem kleinen Besitzthum, das sie längst als ihr gehörend in Gedanken in Besitz genommen. Und endlich diese letzte abscheuliche Grausamkeit, den armen harmlosen Vetter Florens, diesen unschuldigen Mann mit der Seele eines Kindes, auf Pistolen zu fordern .... es war wahrhaft abscheulich. Eugenie war in tiefster Seele empört, sie zürnte diesem Horst nicht, nein, sie haßte, sie verabscheute ihn, und — dachte den ganzen Tag an ihn, vom Morgen bis in die Nacht; sie hätte Alles thun können, um sich an ihm zu rächen, ihn zu bestrafen — sie hätte Allmer ihre Hand reichen können, wenn sie gewußt, daß ihn das ärgere, stachele — aber ach, das, gerade das hätte ihn gewiß am wenigsten geärgert!

Sie stand wieder auf; sie trat auf die Schwelle der Glasthür und dann unter die Veranda, und hier lehnte sie sich auf das Geländer und sah in den dunklen Park hinaus. Nach einer Weile wurde Eugenie in ihren Gedanken durch ein Geräusch unterbrochen, das sie unten zu vernehmen glaubte; es war wie ein leiser Schritt und das Knicken eines Zweiges im Gesträuch. Gleich darauf war Alles wieder still.

Aber nein, nur eine kleine Pause hindurch, während welcher sich Eugenie beruhigt gesagt hatte, daß irgend ein Thier, ein Nachtvogel das Geräusch gemacht, war es still, dann tönte der leise Schritt wieder ... er kam näher und näher, wurde lauter und fester ... Eugenie blickte ängstlich gespannt in das Dunkel der Gebüsche hinunter — eine Gestalt löste sich aus dem Schatten los, es war ein Mann, der geraden Wegs und eilig auf Eugeniens Veranda zuschritt ... nun stehen blieb und sich umsah ... nun näher kam und Eugenie endlich den Ausruf entlockte: „Florens, bist Du es? Was treibst Du so spät da?"

„Ich bin's, Eugenie — darf ich zu Dir heraufkommen? Ich möchte Dir etwas sagen."

„Du darfst kommen ... ich will Dir öffnen!"

Sie ging in ihr Zimmer zurück und schloß die Thür wieder auf, die sie für die Nacht schon verriegelt hatte; dann ging sie, die offenstehende Thür, welche in ihr Schlafzimmer führte, anzuziehen. Nach kurzer Weile kam mit möglichst leisen Schritten Florens herein. Als er in den Lichtkreis der Lampe trat, nahm Eugenie wahr, daß er blaß und aufgeregt aussah.

„Was hast Du, Florens, was ist, daß Du so spät da unten umherschweifst?"

„Ich habe ihn gesehen .... er stand ..."

„Ihn ... wen hast Du gesehen?"

„Wen anders, als Horst!"

„Horst?"

„Ja, ihn, soeben!"

„Das ist seltsam," fiel Eugenie eigenthümlich erregt von dieser Nachricht ein.

„Er stand wohl eine Viertelstunde und starrte nach Deiner Veranda hinauf. Du lehntest Dich über die Brüstung und blicktest so in derselben Richtung hinaus, daß man hätte darauf schwören können, Du sähest ihn wieder an!"

„Gott weiß, ich hatte keine Ahnung ..."

„Ich glaub' es; er stand ganz im Schatten. Ich weiß auch, weshalb er sich da umtrieb ... ich habe ihn schon vor mehreren Stunden beobachtet; er war den Abend gegen Sonnenuntergang drüben auf dem andern Flußufer, auf der Höhe, wo Du die Rasenbank hast anlegen lassen; da saß er, Büchse und Waidtasche neben sich, aber in der Hand hielt er ein Taschenperspectiv und durch das blickte er unverwandt hierher."

„Hierher, nach unserm Hause?"

„Nach unserm Hause, und in unserm Hause, gerade an der Westseite, ihm gegenüber, standen alle Fenster auf, daß die niedergehende Sonne voll und glänzend hineinschien ... just in den Saal, worin Deines Vaters Sammlungen aufgestellt sind."

„Du meinst doch nicht ..."

„Er mußte blind gewesen sein, wenn er sie nicht gesehen hätte, und blind war er nicht, wahrhaftig nicht, und zudem hatte er ein Perspectiv, das er gar nicht vom Auge brachte!"

„O mein Gott," sagte Eugenie erschrocken, „dann hat er gewiß, ganz gewiß die Flora gesehen, und wir sind in seinen Augen auf's Fürchterlichste bloßgestellt!"

„Das sind wir," sagte Florens seufzend.

„Das ist schrecklich!"

„Und schrecklich wird der Lärm sein, den dieser böse Mensch nun erheben wird," fuhr Florens fort, „er wird einen Scandal machen, der Allmer ruinirt und auf Deinen Vater das übelste Licht wirft!"

„Es ist ganz entsetzlich!" rief Eugenie aus, vor Aufregung außer sich.

„Wenn nur Dein Vater an der unseligen Statue nicht so sehr hinge ..."

„Dann sollte man sie in den Fluß schleudern, wo er am tiefsten ist."

„In der That, ich gäbe viel darum, wenn sie da läge," sagte Florens.

„Aber wozu ist er jetzt eben in unserm Park so dicht an unserm Hause gewesen? ... kannst Du Dir das deuten, Florens?"

„O gewiß! Als die Sonne gesunken war und die Dämmerung eintrat, stand er auf, steckte das Perspectiv in die Waidtasche, warf die Büchse über und ging in den Wald hinein, wie um da zu bürschen — es ist ja jetzt sein Gehege, der Wald gehört schon zu Falkenrieth — und so verschwand er. Ich wollte es Euch sagen, aber ich besann mich, daß es besser sei, Deinen Vater nicht damit zu erschrecken, bis ich mit Dir gesprochen. Und nun vorhin ging ich aus, den Fluß aufwärts, weil ich da oben in der Wiese Asche ausgestreut habe, um die Aale zu fangen, wenn sie aus dem Wasser gehen und auf's Land kommen; ich sitze da und gebe Acht, ob keines von den Thieren sich in den Mondschein herauswagt — da seh' ich ihn von oben her den Fußpfad, der durch die Wiesen läuft, daherkommen, er muß über die obere Brücke gegangen sein, und so stehe ich auf und gehe ihm leise im Schatten der Gebüsche nach. Er schreitet langsam schlendernd vor mir her, bis er in der Nähe des Hauses ist; da blickt er sich um, geht eine Weile hin und her, wie ungewiß, wie etwas suchend; endlich geht er an der westlichen Wand entlang, blickt zu den Fenstern auf, kommt dann zur hintern Fronte zurück und schleicht da in den Schatten der Gebüsche, wo er regungslos stehen bleibt und zu Dir — Du warst unterdeß auf die Veranda herausgetreten — hinaufstarrt."

„Seltsam . . . und wohin wandte er sich dann?" fragte Eugenie ängstlich aufathmend.

„Dann verschwand er nach der Brücke zu. . ."

„Und Du hast eine Ahnung, was er gewollt, einen Schlüssel dazu?"

„Gewiß . . . er hat irgend einen schlimmen Anschlag vor . . . er hat die Lage des Hauses ausspionirt . . . er will mit Gewalt seine Flora zurückholen . . . vielleicht hat er gehofft, auf irgend Jemanden von unseren Leuten zu stoßen, ihn ausholen, bestechen zu können . . . solch' ein böser Mensch rastet und ruht ja nicht . . . und ein böser Mensch, der gar Recht hat oder Recht zu haben glaubt. . ."

„In der That," sagte Eugenie, im höchsten Grad bewegt, „und dem muß ein Ende gemacht werden, er darf, nein, er darf nicht Recht zu haben glauben wider uns; der Gedanke ist mehr, als ich ertragen kann!"

Sie warf sich in ihren Sessel und stützte die Stirn in die Hand.

„Eugenie," sagte nach einer Pause schüchtern Florens von Ambotten.

„Was willst Du sagen?" fragte sie in zerstreutem Tone, ohne ihre Stellung zu ändern.

„Wenn Du mit Allmer redetest . . . wenn Du . . . Allmer hat ja so viel Einfluß, so viel Macht über Dich . . ."

„Macht? Allmer Macht über mich?" rief Eugenie auffahrend aus . . . „und das hast Du — Du bemerkt, Florens?"

Sie war auf's Schwerste betroffen von diesen Worten des Vetters. Also übte in der That schon jener Mann, den sie fürchtete, eine „Macht" über sie aus, eine so große, daß es sogar dem harmlosen Vetter sichtbar geworden?

„Nun ja, das ist doch wohl zu merken," erwiderte Florens, „er blickt ja immer nur auf Dich, und wenn er spricht, so ist Niemand, der so gespannt auf das, was er sagt, lauscht, als Du, und . . ."

„Sprich weiter!"

„Und so mein' ich, müßtest auch Du etwas über ihn vermögen . . . Du müßtest ihn zu dem bringen können, was die einzige ehrliche Art und Weise ist, aus dieser Sache zu kommen. Du müßtest ihn dazu bringen, daß er offen zu Horst spricht: ‚Vor Jahren, als ich nicht daran dachte, daß Sie Ihre Herrschaft jemals überantwortet erhalten würden, habe ich das Kunstkleinod, auf welches Sie so großen Werth legen, verkauft. Herr von Schollbeck wünschte es zu besitzen und bot eine Summe dafür, welche ich annahm, weil ich es im Interesse des Guts, das ich zu verwalten hatte, geboten hielt, sie anzunehmen. Die Summe hat dazu gedient, die Lage Ihrer verschuldeten Herrschaft zu verbessern. Sind Sie nun unzufrieden mit dem Geschehenen, so bieten Sie in friedlicher Weise Herrn von Schollbeck den Ersatz der Summe an, und als Ehrenmann wird er sich nicht weigern, Ihnen die Statue zurückzusenden!'"

„Wird Allmer das thun? Er war nicht befugt ohne Einwilligung der Gerichtsbehörde zu verkaufen."

„Er muß also selbst wünschen, auf friedliche Weise aus dem Handel zu kommen!"

„Wenn er das wünschte, hätte er nicht gleich bei der ersten Frage Horst's nach der Statue so gesprochen?"

Florens zuckte die Achseln.

„Ich kann mir denken, weshalb er es nicht that; er wollte Deinen Vater nicht um seinen Schatz bringen, er wollte vor allen Dingen sich die Gunst und Gnade Deines Vaters erhalten, und weshalb er das will, das," setzte Florens mit einem fast bitteren Tone hinzu, „ist mir nicht räthselhaft!"

Eugenie sah ihm groß und voll in's Gesicht.

„Du hast Recht," sagte sie plötzlich bewegt und zornig aufspringend, „und gerade deshalb rede mir nie mehr davon, daß ich mich mit einer Bitte an diesen Allmer wenden soll . . . nie . . . niemals!"

„Und sollen wir es denn ruhig darauf ankommen lassen, was dieser Horst wider uns beginnt? Gerichtliche Verfolgungen, die Schmach gezwungen zu werden . . . das Gespötte der Welt . . . ich glaube, Dein Vater mit seinem reizbaren Ehrgefühle überlebte es nicht."

„O mein Gott!" rief händeringend Eugenie aus, deren Verzweiflung noch gemehrt wurde durch den Gedanken, daß er, er, dieser Horst, jetzt einen innerlichen Triumph über sie Alle hege, sie fühlte sich in einer ganz trostlosen Lage . . . Allmer um etwas bitten, mit ihm gemeinschaftlich handeln, nein, nimmermehr! und dem bösen Nachbar sein Recht lassen — der Gedanke war gleich fürchterlich!

7.

Sehen wir uns jetzt nach unserem jungen Freunde, nach dem bösen Nachbar um, der Nachts die Häuser seiner Feinde umschleicht, um sie zu verderben.

Horst war in einer schwer zu beschreibenden Stimmung. Die zornige Gereiztheit, in welcher er sich befunden, als er den Brief an Florens von Ambotten geschrieben, war verschwunden. Statt Andere anzuklagen, klagte er jetzt nur noch sich an. Diese Wandlung war durch nichts Anderes hervorgebracht, als durch einen Brief Allmer's, den er am Nachmittage dieses Tages erhalten und worin Allmer ihm zweierlei Mittheilungen machte: zuerst die, daß er, Allmer, die Verwaltung seiner Herrschaft weiterzuführen nicht beabsichtige und das Verhältniß von dem Tage an, an welchem die gerichtliche Uebergabe und Rechnungablage erfolgt sei, als gelöst betrachte; sodann, daß er die von Florens von Ambotten gewünschte Genugthuung an dessen Statt zu geben bereit sei. Horst ließ das Blatt vor Ueberraschung aus den Händen fallen.

„Nun erhältst du auch von dem einen Absagebrief!" sagte er sich. „Bist du unter einem bösen Bann hier! Oder hast du selbst verschuldet, daß du jetzt so jammervoll verlassen und rathlos allein dastehst? Zum Verzweifeln rathlos! Was beginnen ohne diesen Allmer? Alle Welt nennt ihn einen Menschen von seltener Tüchtigkeit. Alle Welt sagt, du habest die größte Verpflichtung gegen ihn für das, was er an deinem Eigenthum gethan, für das, was er in den wenigen Jahren geleistet! Und nun kündigt er dir an, daß er nichts mehr mit dir zu schaffen habe wolle! Welche Gründe hat der Mann? Bist du ein thörichter, unverträglicher Mensch, mit dem nicht zu hausen ist? Zu rasch und vorschnell haben dich deine Freunde immer genannt! Du mußt ihn dadurch verletzt haben, du mußt ihm zu sehr den Herrn und Gebieter gezeigt . . . er muß keinen Charakter in dir erkannt haben, mit dem er länger Hand in Hand gehen mag!"

Horst nahm zerknirscht eine wahre Gewissensprüfung mit sich vor. Es fiel ihm jetzt schwer seine Forderung an Florens auf's Herz; das, ja, das ganz gewiß, war eine nicht zu rechtfertigende Voreiligkeit, eine Handlung der Hitze gewesen, die sich nicht entschuldigen ließ. Mit der Pistole in der Hand zurückkommen, wenn unser Besuch abgewiesen wird, es war thöricht, kindisch. Horst ärgerte sich jetzt gründlich über diese Unbesonnenheit, und weniger darüber, weil sie seine Stellung in seiner neuen Heimath gründlich verschlechtern mußte, als weil er ihr, ihr, die bei allem diesem der Mittelpunkt seiner Gedanken blieb, dadurch absurd vorkommen mußte, oder gar gehässig, oder vollends lächerlich! Und dies wurmte ihn so fürchterlich, daß er hätte darüber weinen können, wie sich seiner denn überhaupt bald eine Stimmung so tragischer Art bemächtigte, wie er sie nie empfunden. Er kam sich so allein, so verlassen, so von Allen zurückgestoßen vor, daß er etwas wie ein vollständiges Mitleid mit sich selber empfand. Die Zimmer, das

Haus, in welchem er sich befand, wurden ihm mit ihrer todten Oede so unheimlich, so unaussprechlich drückend, daß er es nicht in ihnen aushielt. Er machte Pläne, durchzugehen, sich zu flüchten aus dieser Welt, die ihn zurückwies, seine Herrschaft dem Zufalle zu überlassen, sie zu Grunde gehen zu lassen, wenn sie zu Grunde gehen wollte, nur um fortzukommen! Und dann . . . dann hielt ihn doch etwas hier; dann war doch etwas da, was ihn fesselte an diese stille, für ihn so freundlose Gegend . . . etwas, das er selber sich nicht nannte und das ihn doch zog, in die Wälder hinauszuschweifen, durch seine Wälder und zuletzt durch den Wald, der zu Falkenrieth gehörte.

So war er an die Stelle über dem Flusse, wo Eugenie die Rasenbank anlegen lassen, wo man Haus Schellbeck nur ein paar Büchsenschüsse entfernt unter sich daliegen sah, gekommen. Er hatte sich da niedergelassen, hatte das Haus, die Gärten mit seinem Perspectiv überschaut und hatte geharrt, ob er nicht Eugenie vielleicht erscheinen sehe . . . er hätte sie so gern einmal noch gesehen, ehe er sich zum Scheiden rüste! Und dann war es dunkel geworden, ohne daß er sie gesehen, und er hatte sich wieder in die Wälder verloren mit dem schmerzlichen Gefühl einer verlorenen Hoffnung, eines zusammengebrochenen Lebensplans. Ein lasciate ogni speranza stand in seiner Seele . . . und doch war die Hoffnung so schön gewesen, dies Mädchen so bezaubernd, und daß man so feindlich ihn zurückwies, hatte das Verlangen nach ihr, das schon durch seine Einsamkeit so genährt worden, so unermeßlich gesteigert!

Er hatte sich wieder in die Wälder verloren, und ohne sich um Bürsch und Wild zu kümmern, hatte er ein entlegenes Forsthaus erreicht, und sein Förster hatte sich nicht nehmen lassen, ihm eine Abendmahlzeit aufzutragen, von der er nichts genoß. Und dann war er heimgekehrt, ohne die Begleitung des Försters anzunehmen, den nächsten Weg, durch das Flußthal, durch die Wiesenniederungen, durch die Grundstücke, die zu Haus Schollbeck gehörten, und so war er in den Park dicht am Hause gerathen, und im Schatten der Parkgebüsche, als er betroffen und scheu einen Ausweg gesucht, der ihn weiter führe, ohne ihn von Augen erblicken zu lassen, die in Haus Schollbeck noch wach sein konnten, im Schatten der Parkgebüsche umherirrend, hatte er Eugenie erblickt, zuerst auf und abschreitend in ihrem Zimmer, an den erleuchteten Fenstern vorüber; dann ihre ganze schlanke, reizende Gestalt, wie sie an die Brüstung ihrer Veranda trat, und die Lampe im Innern des Hauses und der helle Vollmond draußen wetteiferten, sie mit einem eigenthümlichen Lichte zu übergießen, in welchem sie zehnmal hinreißender, verführerischer erschien. Und dann, nach langem Hinüberstarren, war er wie aus einem wachen Traume auffahrend geflohen, viel, viel Schmerz und Verzweiflung in der Seele! Und am andern Tage, in den Morgenstunden nach einer unruhigen, langsam hinschleichenden Nacht, hatte er seine Auswanderungspläne wieder aufgenommen. Er wollte fort. Ja, er hatte es beschlossen. Er war es sich schuldig. Es litt ihn nicht hier. Er wollte nicht verkommen in der Einsamkeit, lächerlich in seinen eigenen Augen, zehrend an einem unseligen Gedanken, über dem er, das fühlte er lebendig, zum Thoren, zum Wahnwitzigen werden konnte!

(Fortsetzung folgt.)

Der Meister und der Jünger.

Erinnerung von J. C. Lobe.

Wer Du auch sein magst, lieber Leser, soviel weiß ich von Dir — es wohnen Erinnerungen in Deiner Seele, an geliebte Personen, an freudige Ereignisse, die, wenn irgend ein Anlaß sie in spätern Jahren Dir wieder auffrischt, Dich mit jener Art von Glück durchwehen, das, aus Wehmuth und Sehnsucht gewebt, dem Heimweh zu vergleichen ist. Ein solches Gefühl und solche Erinnerungen ergriffen mich, als ich unlängst das vortreffliche Portrait Carl Maria v. Weber's erblickte, das den kürzlich erschienenen ersten Band der Biographie schmückt, mit welcher ein geistvoller Sohn dem großen Vater ein würdiges Denkmal setzt. Ich habe ihn noch gesehen von Angesicht zu Angesicht, den schon so lange dahingeschiedenen großen Tonmeister, ich habe ihn noch spielen hören, ja, einige Jahre vor seinem Tode das Glück genossen, ihn besuchen und sprechen zu dürfen. Auch einen Brief von ihm besaß ich einst. Den haben aber die gottvergessenen Autographensammler meiner Gutmüthigkeit längst, fast zeilenweise, abgeschwatzt und den Schluß desselben mit der Unterschrift zuletzt gestohlen. Wer theilt nicht gern mit, was ihm in seinem Leben vorzüglich theuer und wichtig erschienen ist? Zu den theuersten und wichtigsten Erinnerungen meines Lebens aber gehören mir die an Carl Maria von Weber.

Es war Ende Januars des Jahres 1812, als Weber mit seinem Freunde, dem berühmten Clarinettisten Bärmann, nach Weimar kam, um, von gewichtiger Seite empfohlen, am Hofe Karl August's ein Concert zu geben. Beide Künstler wurden von der Großfürstin Maria Paulowna mit der ihr eigenen fesselnden Huld empfangen und brachten bei anmuthigster Unterhaltung und Musik, zwanglos wie im Familienkreise, mehrere Abende bei ihr zu. An einem dieser Abende, als Weber gerade mit Bärmann die für den letztern componirte Variation über ein Thema aus „Sylvana" spielte, stand an der äußern halb geöffneten Thür des großfürstlichen Gemachs ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren und lauschte in trunkenem Entzücken der Composition und dem Spiel der genannten Musiker.

Der junge Mann war der noch heute in Weimar lebende ausgezeichnete Orgelspieler Professor Töpfer, welchen die Großfürstin vom damaligen Capellmeister Müller ausbilden ließ. Töpfer besuchte am andern Tage ein anderer Kunstjünger, der Schreiber dieser Zeilen, und wie ward er von diesem wegen des gestrigen Hochgenusses beneidet, den zu schildern er keine Worte hatte! Weber's Compositionen wichen ja ab von Allem, was wir von unsern sonstigen Tonmeistern kannten, sie erinnerten weder an Haydn, noch Mozart, noch Beethoven und waren doch in einem so überaus effectvollen, von den lieblichsten Melodien durchwebten Style gehalten.

Monate vergingen inzwischen. „Was ist das?" rief mir Töpfer mit freudefunkelnden Augen entgegen, als ich im Herbste desselben Jahres wieder in das Stüblein meines Genossen eintrat und auf dessen Pianofortepulte ein in Saffian gebundenes ziemlich dickleibiges Notenheft liegen sah.

„Eine Sonate von C. M. von Weber."

Die Großfürstin hatte Weber dringend um seine Sonate in C dur gebeten, die dieser denn auch im September nach Weimar sandte. Wie aber kam das Exemplar der Fürstin so bald in die Hände des armen Musiklehrers? Maria Paulowna hatte es dem Capellmeister, wahrscheinlich um sein Urtheil darüber zu vernehmen, zur Ansicht mit nach Hause gegeben, und von diesem war es dem Schüler auf dessen dringende Bitte auf kurze Zeit überlassen worden. Töpfer hatte die Sonate, als ich zu ihm kam, schon vollständig in seinen Fingern. Daß er mir sie gleich vorspielen mußte, versteht sich. Ach, das Leben, wie schön war es doch in dieser Periode des jugendlichen Kunstenthusiasmus! Wie schwelgten wir in dieser neuen eigenthümlichen Tonidee, die, wie man in späteren kühlern und kritischer gebildeten Jahren wohl erkannte, in ihrem architektonischen Bau der einheitlicheren Form der Beethovenschen Sonaten zwar nicht entsprach, aber durch ihre deutliche und ungemein energische Gefühlssprache uns fesselte und einer unserer bevorzugtesten Lieblinge ward. Von diesem Augenblick an trat Weber in die erste Reihe unserer Tongötter ein, und er ist es geblieben bis auf den heutigen Tag und wird es bleiben bis zu unserem letzten. Ich glaube nicht, daß uns eine seiner Noten, die überhaupt in die Oeffentlichkeit gelangt, unbekannt und ungenossen geblieben ist. Aber diese Sonate, die noch ungedruckt war, wieder aus den Händen geben? Uns nach kaum gewonnener Bekanntschaft schon wieder losreißen von dem Meisterwerke? Das war unmöglich, das hätte uns in's Herz geschnitten, unser Leben auf's Bitterste vergällt! Ohne Zaudern, ohne die geringste moralische Regung zu empfinden, wurde ein Verbrechen, ein Diebstahl beschlossen und ausgeführt — die Sonate wurde zum Theil unter dem langen Deckmantel der Nacht abgeschrieben. Doch betrachteten und hegten wir die

Carl Maria v. Weber's letzte Augenblicke.
Nach dem Originalgemälde von De Keyser auf Holz gezeichnet von Adolph Neumann.

Copie natürlich wie einen heiligen Schatz, an dem wir uns heimlich labten, dem aber kein anderes menschliches Auge und Ohr nahen durften. —

Endlich sollte auch mir der heiße Wunsch erfüllt werden, den geliebten Meister wirklich zu sehen und spielen zu hören. Ein Hofconcert wurde angesagt, in der sogenannten langen Galerie des Schlosses. Als ich erfuhr, daß er spielen werde, bekam ich das Fieber, das Freudenfieber nämlich der Erwartung. Alle Leser kennen jenen wunderbaren Zustand der äußersten Spannung, wenn man in jedem nächsten Moment den Anblick einer hochberühmten Person zum ersten Male erwartet. Als ich ihn nun aber endlich hereintreten oder vielmehr, wenn auch nicht sehr merklich, hereinhinken sah in den Saal, fühlte ich, wie ein leises Weh sich auf mein Herz legte. Er war mir wohl als ein kleiner Mann geschildert worden, aber eine so schmächtige, so gebrechlich scheinende Gestalt mit den auffallend langen Armen, einem kürzeren und einem längeren Bein hatte ich doch nicht erwartet. Dazu das schmale, längliche, bleiche Angesicht, die eingefallenen Schläfe, gegen die eine ziemlich lange Nase etwas zu sehr hervortrat! Der Ausdruck in seinen Gesichtszügen war dagegen unverkennbar edel, geistvoll und wahrhaft vornehm. „Ach, diesem hohen Genius ist in seinem zarten irdischen Körper gleich Mozart kein langes Verweilen und Schaffen auf dieser rauhen Erde beschieden!" Das war mein erster trauriger Gedanke beim Anblick des geliebten Meisters.

Ich wirkte in der Capelle mit. Ein Wort an den Meister zu richten, wäre mir jungem schüchternen Manne ebenso undenkbar gewesen, wie an den größten Monarchen. Aus den Augen aber ließ ich ihn den ganzen Abend nicht, wo ich sie nicht unmittelbar auf die Noten zu richten hatte. Ja, auch da selbst raffte ich mit einem raschen Ueberblick eine ganze Linie voller Noten auf und schoß mit meinen Augen während ihrer Ausführung aus dem Gedächtniß auf den Meister. So schlich ich ihm auch nach, als er vor Beginn des Es-dur-Concerts durch die Notenpulte sich zu dem ersten Trompeter wand, Pfeiffer hieß der Mensch, um diesen auf eine Stelle aufmerksam zu machen, die er so und so vorzutragen nicht vergessen möge. Da antwortete ihm dieser rohe Mann, der ab und zu der Flasche mehr als gebührlich zusprach: „Das werde ich schon machen, ohne daß ich es erst von Ihnen zu lernen brauche."

Der Meister sah ihn einen Augenblick verwundert an und ging dann, ohne ein Wort zu erwidern. Mir aber fuhr diese ungeschlachte Rede wie ein Blitz in's Pulverfaß, und die Explosion war unaufhaltbar. Kochend vor Wuth platzte ich heraus: „Sie Grobian sind nicht werth, einem solchen Manne die Schuhriemen aufzulösen, und sind ein wahrer Schandfleck unserer Capelle." Freilich mußte ich auf dem eiligen Abzug an mein Pult einen nachgeschickten „dummen Jungen" mitnehmen, aber ich hatte doch dem geliebten Meister Satisfaction verschafft und hätte allenfalls für diese Freude auch eine Ohrfeige noch hingenommen.

Weber spielte an diesem Abend sein Es-dur Concert, Variationen und gab zum Schluß auf Verlangen der Großfürstin eine freie Phantasie. Ueber sein Spiel, seine Composition und Improvisation noch etwas zu sagen, was nicht schon bekannt und namentlich in seiner Biographie mehrfach ausgesprochen wäre, ist nicht wohl möglich. Seine Fertigkeit als Virtuos, obwohl damals auf der Höhe seiner Zeit stehend, ist seitdem übertroffen worden, niemals aber sind es seine geistreichen Combinationen und die Eigenthümlichkeit seiner Gedanken in seinen Phantasien. Es war eben die Weber'sche Seele, die ihren ganzen Gefühls- und Gedankenreichthum in noch nie gehörte Tonbilder ausströmte.

Auch seine Oper „Sylvana", die mit Unrecht nur auf wenigen Bühnen gegeben worden, kam in Weimar zur Aufführung. Wie aber überall ein böser Stern über dieser Schöpfung gewaltet, so auch bei uns. Die interessanteste Partie darin ist bekanntlich die der Sylvana selbst, die nicht singt und nicht spricht, sondern nur durch Mimik, Gesten und Tanz zu wirken hat. Die Darstellung dieses jungen, reizend lieblichen Wesens übernahm aber die damals schon alternde, kleine, kugelrunde Frau von Heygendorf, die, obwohl eine ausgezeichnete Sängerin und Schauspielerin, doch zu dieser Rolle durchaus nicht paßte. Ich mag dem Andenken der sonst so ausgezeichneten Frau zu Liebe den ungünstigen Eindruck ihrer Erscheinung in dieser Rolle auf das Publicum und damit auch auf die ganze Oper nicht ausmalen. Genug, als sie zu tanzen anfing, war an eine Wirkung der Musik nicht mehr zu denken, und so wurde das Werk bei Seite gelegt. Erreicht es aber auch die andern Opern Weber's nicht, so enthält es doch schon so viele eigenthümliche Schönheiten, daß es, in unserer Zeit mit den geeigneten Darstellern wieder auf die Bühne gebracht, sicher wenigstens bei den gebildeteren Musikfreunden ein höheres Wohlgefallen erregen würde, als viele der neufranzösischen und neuitalienischen Klingeleien. —

Weber's spätere Werke hatten die volle Strahlenkrone des Ruhms auf des Meisters Haupt gelegt, aber mehr und mehr kränkelte er. Aus dem Bade hoffte er Stärkung und erneute Kraft schöpfen zu können. Auf seiner Reise dahin kam er durch Weimar und mußte, erschöpft, einige Tage im Gasthof „zum Erbprinzen" verweilen. Hier nun war mir das Glück vergönnt, ihn besuchen zu dürfen. Als ich in sein Zimmer trat, lag er krank im Bett, zugedeckt bis an's Kinn, nur das bleiche liebe Angesicht war sichtbar! Ich wollte mich, über meinen ungelegenen Besuch erschreckend, augenblicklich wieder entfernen, er lud mich aber freundlich ein, auf einem Stuhl an seinem Bett Platz zu nehmen. Die Unterhaltung, deren er mich würdigte, gab mir eine der glücklichsten Stunden meines Lebens.

Die Idee eines geistig reichen und kräftigen Menschen verleiht ihm so natürlich auch einen entsprechenden Leib dazu. Geistig kräftige, energische Gebilde, möchte man meinen, könnten nur aus einem körperlich kräftigen, energischen Organismus hervorgetrieben werden. Wem vermöchte man einzureden, die himmelstürmenden Titanen hätten kleine, schwächliche Gestalten gehabt? Die Erfahrung lehrt uns indessen, daß innere und äußere Kraft zwei von einander unabhängige Wesen sein müssen und nicht selten in umgekehrtem Verhältniß stehen. Der körperliche Riese Spohr vermochte nur zarte, weiche, elegische Tongebilde zu spinnen und offenbarte seine Schwäche, so oft er sich kraft- und schwungvoll zeigen wollte; das schwächliche kleine Männchen Carl Maria, das hier vor mir lag, ein Kind an Gestalt im Vergleich zu jenem, sprühte Feuer- und Flammengedanken aus sich heraus, wenn sein Object sie verlangte, und führte Cyklopenschläge auf das Herz der Hörer. Mit der Anstrengung seines ganzen Lebens hätte Spohr den hinreißenden, kraft- und schwungvollen Feuerstrom des Freischütz-Ouvertürenschlusses nicht zu schaffen vermocht.

Euryanthe war zu jener Zeit noch nicht bei uns aufgeführt worden, Oberon noch nicht componirt. Den „Freischütz" aber hatte ich so oft gehört und die Partitur so unablässig durchstudirt, daß ich die Musik vollständig im Kopfe hatte und sie allenfalls aus dem Gedächtniß hätte niederschreiben können. Nun drängte es mich, Alles, was mir darüber an Bemerkungen und Fragen im Sinne lag, dem Meister mitzutheilen, um durch seine Bestätigung oder Berichtigung meine Einsichten zu vermehren und abzuklären. Zögernd, schüchtern wagte ich mich anfangs hervor mit meinen Gedanken, als er aber geduldig zuhörte, liebevoll meine Fragen beantwortete, wurde ich nach und nach muthiger, und ein interessanter Punkt nach dem andern wurde durchsprochen: über den Totalton in der Oper und speciell im Freischütz, über das bewußte Schaffen des Künstlers, über Nachahmung der Meister, über Instrumentation und vieles Andere noch, wie ich es in den Fliegenden Blättern für Musik bekannt gemacht habe und deshalb hier übergehen muß.

Ich erzählte ihm von den so überaus glücklichen Momenten, die seine Erscheinung schon unserer Jugend bereitet, von dem entzückten Lauschen des jungen Mannes an der Thür des großfürstlichen Zimmers, von der gestohlenen Sonate &c., und der Enthusiasmus, in welchen ich dabei unwillkürlich gerieth, schien ihn sehr zu erfreuen, ja, eine besondere Wirkung auf ihn zu machen. Mit einem eigenthümlichen Ausdruck, den ich als ein Gemisch von Erhebung und Erbitterung bezeichnen möchte, rief er aus: „Ja, wenn ich das damals gewußt hätte! Eine solche Wirkung meiner Arbeiten auf jugendliche, unbefangene, verwandte Musikgemüther hätte mich über manche trübe Stunde jener Zeit trösten und hinwegheben können, zuerst über meine eigenen peinigenden Zweifel an meinem Talent!" In der Biographie fand ich später, daß diese Aeußerung des Meisters keine Redensart, sondern in seinem Charakter begründet gewesen ist. Am 1. November 1812 schrieb er ja an einen Freund: „Ich bin ohnedies immer so gewissenhaft und auf der Folter, wenn ich arbeite. Oft verzweifle ich an mir selbst und meinem Genius und glaube mich zu schwach, ein Werk nach der Größe meiner Ansicht, meines Wunsches vollenden zu können." Während unsers Gesprächs wurde Weber's Stimmung sichtlich

angeregter. „Was ist denn der Lohn des Künstlers," fuhr er fort und legte seine Hand theilnehmend auf die meinige, „der es ernst meint, für alle seine Anstrengungen? Sind es die Collegen, die ihn als ebenbürtigen Genius mit ungeheuchelter Achtung und Freundschaft aufnehmen? In's Angesicht, ja; hinter seinem Rücken zucken sie erhaben mitleidig die Achseln über seine Einbildung, sich auch als einen Maler fühlen zu wollen, da er doch nicht gerade so componirt wie sie. Ist es die Kritik, die ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt? Die Journale zeigen's. Entweder Erhebungen seiner Freunde, die, selbst im Falle daß sie reine Wahrheit redeten, dem Künstler keine Freude machen können, weil er aus der Quelle der Freundschaft keine reine Wahrheit schöpfen kann, oder Herabsetzungen des Neides und feindseliger Coterie. Sind es die öffentlichen Ehrenbezeigungen, die Applaudissements, zugeworfenen Kränze, Dacapos, zwei-, dreimaligen Hervorrufe unmittelbar hintereinander? Sie können dem echten Künstler keine Genugthuung bereiten, denn dieselben Ehren, die heute ihm, werden morgen dem gewöhnlichsten Talente entgegengebracht, wenn es nur das ‚Klappern' geschickt auszuüben versteht. Was bleibt also, frage ich, nach all dem problematischen Zeug einem Künstler für seine treue Hingabe an die Kunst übrig?"

„Der an der halbgeöffneten Thür, im tiefsten Innern ergriffene, den hohen Genius voll begreifende, begeisterte arme Jüngling," fiel ich ein, „ferner derjenige, welcher jetzt das Glück hat, an Ihrer Seite sitzen zu dürfen, und übrigens — Millionen guter, treuer, unbefangener Menschenherzen, denen Sie durch Ihre Schöpfungen so viele Stunden reinsten Glücks geschenkt und die Ihnen dafür danken, Sie lieben und verehren." — Meine warme Rede that dem kranken Meister sichtlich wohl. Er sah, daß sie aus einer unmittelbaren wahren Empfindung floß.

„Es macht mir immer Freude," sagte er freundlich, „mich mit jungen Männern zu unterhalten, die ein ernstes und redliches Streben in ihrer Kunst bekunden. Führt Sie Ihr Lebensweg einmal nach Dresden, so werden Sie nicht an meiner Wohnung vorübergehen, und Sie sollen wohl aufgenommen werden."

Er reichte mir die Hand. Ich zog sie, trotz seines Sträubens, an meine Lippen und drückte mehrere heiße Küsse darauf. Dann entfernte ich mich rasch. Ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen.

Das eingefallene Angesicht, mit jener kränklichen Blässe überzogen, die mir schon wie ein Widerschein des immer näher schwebenden Todesengels traurig ahnungsvoll das Herz beengte, ließ die Hoffnung auf eine längere Lebensdauer des Meisters nicht aufkommen. Jenes schreckliche Uebel, das kein Erbarmen kennt und aller Hoffnung spottet, die Lungensucht, hatte ihr Zerstörungswerk längst in ihm begonnen. Dennoch nahm er den Auftrag des Covent-Garden-Theaters zur Composition des „Oberon" an. Mehr als die Ehre, deren er seit dem Freischütz zur Genüge genossen, mehr als der schöpferische Drang nach einem neuen Werke, den ihm der Musiksinn des englischen Publicums schwerlich in hohem Maße erregen konnte, mochte ihn diesmal die heiße Liebe zu den Seinen, für die er eine reiche Ernte zu halten und ihre Existenz dadurch nach seinem Tode zu sichern hoffte, antreiben zu langer Reise im Winter, über's Meer, und mit der Last einer erst halbvollendeten Partitur. Die Anstrengungen, die ihn in London empfingen, die Direction der Concerte, des „Freischütz" und „Oberon", das Probehalten, Componiren, die Gesellschaft der Freunde und derer, die den berühmten Künstler bei sich gesehen haben wollten, die Nebel und Dämpfe Londons — das Alles mußte die schwindende Lebenskraft vollends verzehren.

Nur ein Gedanke lebte in seiner Seele, der Gedanke an das Wiedersehen seiner Lieben, nur ein Gefühl regte sich noch in seinem Gemüth — das Heimweh! Er hatte versprochen über Paris zurückzukehren, wo ihn neue Aufträge erwarteten, er gab sie auf; man wünschte ihn in London länger zu behalten, er kürzte den Aufenthalt nach Möglichkeit ab, die Tage, die Stunden zählte er ununterbrochen bis zu dem Augenblick, wo er den Reisewagen besteigen könne. Aber dies heißersehnte Glück des Wiedersehens war dem versagt, der Anderen so viel glückliche Lebensstunden geschenkt hatte. Am 4. Juni Abends befand er sich noch in Gesellschaft seiner Freunde. Er verließ sie mit dem Ausdruck des Gedankens, der allein noch seine Seele einnahm: „Wieder einen Tag dem Wiedersehen näher!" Allein begab er sich in sein Zimmer, im Hause seines edlen Freundes, Sir George Smart, bei dem er wohnte. Was sich von da an mit dem Meister begeben, weiß Niemand. Er wurde am nächsten Tage, den 5. Juni, nicht sichtbar, die Thür war und blieb verschlossen. Als die Freunde, davon benachrichtigt, herbei kamen, lauschten und seinen Namen riefen, erfolgte keine Antwort. Nun erbrach man spät am Tage sein Zimmer. Da lag der Meister, wie ruhig schlummernd, todt im Bett. Obwohl die Katastrophe nahe geschienen, hatte sie doch Niemand so schnell erwartet! Wenn in dem Gedanken „ein schöner Tod" Trost für den Verlust unserer Lieben liegen kann, so konnte man ihn hier finden. C. M. v. Weber hat allem menschlichen Ermessen nach einen schönen Tod gehabt. So hoffnungslos sein Zustand in den Augen aller seiner Freunde war, den Lungensüchtigen selbst verläßt die Hoffnung auf Genesung nicht; ja, die meisten wenigstens sollen sich, je näher der Auflösung, desto näher der Genesung wähnen. Jedenfalls zeigt die letzte Aeußerung Weber's an jenem Abende, als er die Gesellschaft verließ: „Wieder einen Tag dem Wiedersehen nahe," daß er den vollen Glauben daran in sich hegte.

Mit dem Gedanken an Frau und Kind in der schönen lieben deutschen Heimath ist der Meister aller Wahrscheinlichkeit nach hinüber geschlummert.

Was man dem Künstler an Ehren anthut, wenn er seine irdische Bahn durchwandelt hat, darüber will ich kein Wort weiter verlieren. Schiller mußte aus Stuttgart fliehen, weil er nicht aufhören wollte zu dichten, später setzten sie ihm in Stuttgart eine Statue, weil er zu dichten nicht aufgehört hatte. Eine Huldigung aber, die ein großer Künstler in einem andern Kunstgebiete, der Malerei, unserem großen Tondichter gebracht, hat mich tief gerührt, eine Huldigung, welche das obige Bild geschaffen, und mit der Geschichte derselben, wie sie uns der talentreiche Sohn, Max von Weber, gütigst mitgetheilt, will ich meinen kleinen Artikel schließen.

„Das obige Bild," schreibt der Sohn an den Herausgeber der Gartenlaube, „ist von einem der größten jetzt lebenden belgischen Maler, dem Director der königlichen Akademie zu Antwerpen, de Keyser, der ein warmer Freund der Musik meines Vaters war. Vor einer Reihe von Jahren sandte dieser berühmte Künstler ein Bild zur Dresdner Ausstellung, das ein reines Phantasiestück war und das er „den letzten Augenblick Carl Maria v. Weber's" nannte. Der Gedanke war an das verlöschende Licht auf dem Piano und den hereinbrechenden Morgen geknüpft, der das Gesicht des sterbenden Meisters beleuchtet. An ein historisches Factum war er nicht gebunden. Das Bild war nichts Anderes, als eine lebensgroße Darstellung desselben Bildes, das Sie Ihren Lesern in der heutigen Nummer vorlegen. Von Portraitähnlichkeit war in jenem großen Bilde keine Rede. Nichtsdestoweniger interessirte mich das herrlich gemalte Werk, und ich schrieb an den Meister, den ich von meinem Aufenthalte in Belgien her schon kannte, und bat ihn um die Erlaubniß, eine Photographie des Bildes nehmen zu dürfen, wobei ich ihm jedoch bemerkte, wie sehr ich bedaure, daß sein schönes Bild durchaus keinen Anklang von Portraitähnlichkeit habe. De Keyser antwortete mir sofort, daß er mich bitte, keine Photographie von dem Bilde nehmen zu lassen, das seine ganze Wirkung der Farbe verdanke, und ersuchte mich schließlich um Sendung von Portraits, da er sein Bild darnach zu ändern beabsichtige. Ich schickte ihm die besten Stiche und einen Abguß der Leichenmaske. Jahr und Tag hörte ich nun nichts weiter von der Sache, als eines Tages das Gemälde, das hier die Gartenlaube nachbildet, an mich ankam mit der Frage de Keyser's: ob es nun ähnlich sei? In der That ist es dem großen Meister gelungen, nach dem ihm gesendeten Material das ähnlichste Portrait meines Vaters zu schaffen, das existirt! Freudig schrieb ich ihm dies und erhielt umgehend den liebenswürdigsten Brief mit der Bitte, das Bild als Andenken an ihn zu behalten!"

Möge dem liederreichen Deutschland bald wieder ein Meister erstehen, in dessen Tonschöpfungen das deutsche Gemüth, die deutsche Herzensinnigkeit einen so vollen Ausdruck findet, wie in den unsterblichen Melodien unsers großen Carl Maria v. Weber.

Ein leeres Grab und ein Mann ohne Namen.

Palastmysterium aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Am 11. August 1853 erwachten die Bewohner des Städtchens Villefranche, welches am Ufer der Rhone ungefähr vier Meilen von Lyon entfernt liegt, in einer eigenthümlich neugierigen Spannung. Zwei Tage zuvor hatte die Gräfin von A***, die Stammhalterin einer der ältesten und reichsten Legitimistenfamilien des Lyonnais, ihre Equipage nach dem Bahnhofe gesandt und war trotz des spitzigen Steinpflasters und ihrer siebenzig Jahre am Arme ihres einzigen Sohnes, des Grafen Maurice, dem Wagen zu Fuße gefolgt. Bei der Ankunft des Zuges hatte der Graf sich einem Waggon genähert und, den Hut in der Hand, einen noch rüstig aussehenden alten Mann begrüßt, dessen einfache Kleidung gegen sein schneeweißes Batistjabot merklich abstach.

Der Fremde hatte lächelnd den Gruß des Grafen erwidert und mit ihm den Perron verlassen, aber — und alle Welt bemerkte es mit Erstaunen — der Graf war ihm mit entblößtem Haupte gefolgt. Im Wartesaal harrte die Gräfin, und die Reisenden konnten hier eine jener Verbeugungen des vorigen Jahrhunderts bewundern, die man in unsern Tagen belächelt, sollte man sie einmal auf der Bühne sehen. Der Fremde stieg in den ihn erwartenden Wagen, und man sah, daß er die Gräfin einlud, mit ihrem Sohne darin Platz zu nehmen, was Beide unter mehrmaliger Verbeugung auch thaten.

Der Wagen der Gräfin von A*** war schon lange in ihrem Schlosse Vaulx-Renard angekommen, als das Gespräch der guten Kleinstädter noch fortdauerte und tausende von Hypothesen über die Persönlichkeit des räthselhaften Fremden aufgestellt wurden. Am nächsten Morgen steigerte sich die Spannung noch mehr, denn ein Bote hatte den Dr. B. eiligst auf's Schloß beschieden, und dieser war eine Stunde später nach Villefranche zurückgekehrt und hatte erzählt, daß der Fremde in der vergangenen Nacht am Schlagflusse gestorben sei.

Den ganzen Tag über fuhren Diener des Schlosses nach Lyon und kehrten einige Stunden später zurück; gegen Abend kamen zwei Särge, ein hölzerner und ein bleierner, an, in Begleitung eines mehr als achtzigjährigen Priesters, der sich sogleich zum Parochialpfarrer begab und diesen mit auf das Schloß nahm. — Der letzte Zug, der um 12 Uhr 45 Minuten von Paris eintrifft, brachte einige zwanzig — fast nur alte — Herren mit, die sich direct auf's Schloß begaben und unter denen man Herzöge und Fürsten zu erkennen glaubte.

Am 12. um 10 Uhr setzte sich ein Trauerzug von der Capelle des Schlosses aus in Bewegung. Einige fünfzig Personen folgten zu Fuße, den greisen Priester an der Spitze. Auf dem Kirchhof von Villefranche angekommen, fand man ein frisch aufgeworfenes Grab. Der Priester sprach die üblichen Gebete — der Sarg wurde in die Erde gesenkt, und die Begleiter, größtentheils Fremde, verließen mit dem nächsten Zuge Villefranche.

Acht Tage später kam ein Leichenstein aus Paris an, der bei Nacht auf das Grab gesetzt wurde und auf dem die erstaunten Besucher des Kirchhofes lasen:

Hier ruht
Louis Charles von Frankreich,
geboren in Versailles
den 27sten März 1785,
gestorben im Schlosse Vaulx Renard
den 10ten August 1853.

Jetzt erst begannen die Bewohner des Städtchens zu begreifen, welch einen hohen Gast das Schloß eine Nacht hindurch beherbergt hatte, und das Räthsel schien vollständig gelöst, als sie in den Pariser Zeitungen die Nekrologe über den sogenannten „Baron von Richemont" lasen, dessen eifrige und zahlreiche Anhänger ihn für den aus dem Gefängnisse des Temple entsprungenen Ludwig den Siebzehnten hielten.

Das Schicksal schien sich verschworen zu haben, der Einbildungskraft jener guten Leute mehr und mehr Nahrung zu geben. Im Jahre 1857 bereiste ein Mitarbeiter des ultraclericalen und legitimistischen Blattes „Le Monde" jene Gegend, und als er zufälliger Weise die obengenannte Grabschrift las, schickte er eine überaus entrüstete Correspondenz an sein Journal, in der er, den Cultus vergessend, welchen jedes Grab verdient, die Regierung, die „solche Entweihung der vaterländischen Geschichte duldete", auf das Heftigste angriff.

Gewöhnlich giebt die Napoleonische Regierung sehr wenig auf Ermahnungen, die ihr von legitimistischer Seite zukommen. Dieses Mal jedoch — wir wissen nicht, aus welchen Gründen — schien sie die Sache sehr ernst zu nehmen, denn am 12. November kam der Präfect des Rhonedepartements, der kürzlich verstorbene Senator Vaïsse, in Begleitung seines Generalsecretärs, des Untersuchungsrichters und einiger Gensd'armerie-Officiere, in Villefranche an und begab sich, nachdem er den Bürgermeister und den Parochialpfarrer zu sich hatte bescheiden lassen, von einer großen Menschenmenge gefolgt, auf den Kirchhof, wo er durch einige Arbeiter den Grabstein umreißen und an dessen Stelle ein in der Eile verfertigtes hölzernes Kreuz aufstellen ließ.

Im Augenblicke, wo er den Kirchhof verlassen wollte, überbrachte man ihm eine telegraphische Depesche, die er mehrere Male überlas; dann kehrte er zu dem Grabeshügel zurück und befahl den Todtengräbern das Grab zu öffnen. — Man denke sich das Erstaunen der Umstehenden! —

Während der Arbeit unterhielt sich der Präfect leise mit seinem Generalsecretär, dem er die erhaltene Depesche zeigte und der, nachdem er sie gelesen, dieselbe mit einem ungläubigen Lächeln seinem Vorgesetzten wieder überreichte.

Als die Todtengräber bis zum Sarge gegraben hatten, hielten sie inne und erwarteten neue Befehle des Präfecten. Er hieß sie fortfahren und den Deckel des Sarges lüften. Sie gehorchten, und da das Holz von der Feuchtigkeit des Bodens sehr angegriffen war, so war in einem Augenblicke der Befehl vollzogen. Als der Deckel gehoben war, fand man einen zweiten Sarg von Blei. Der Präfect befahl auch diesen zu öffnen. Hunderte von Augen spähten begierig — der Deckel des bleiernen Sarges fiel. . . . .

Ein Schrei des Erstaunens entfuhr allen Umstehenden. — Der Sarg war leer! — —

Kein französisches Journal erwähnte dieses Vorfalles, nur in ausländischen Zeitungen wurde er besprochen. —

Vielleicht werden die ernsten Leser dieses Blattes uns mit jenen Schriftstellern verwechseln, welche der Geschichte einen Rahmen geben und es für nothwendig halten, die nackten Facten durch ihre Phantasie zu beleuchten. Wir fühlen uns veranlaßt, jeglichen Vorwurf dieser Art zurückzuweisen. Wie unglaublich das Nachfolgende dem Leser auch erscheinen möge, er darf fest überzeugt sein, daß die regste Phantasie, die überschwenglichste Einbildungskraft nicht im Stande sind, mit der Wirklichkeit zu rivalisiren, wenn die letzte sich einmal die Mühe giebt, dem Leben gewisser Menschen einen außergewöhnlichen Stempel aufzudrücken. Nebenbei machen wir den Leser noch darauf aufmerksam, daß alle Actenstücke, die wir citiren oder andeuten werden, bei Herrn J. Suvigny, Advocaten am kaiserlichen Cassationshof in Paris, deponirt sind. —

Der Glaube an die Errettung aus der Gefangenschaft im Temple und an die spätere Existenz des unglücklichen Sohnes Ludwig des Sechzehnten ist in alle Classen der französischen Gesellschaft gedrungen, bei Einigen im Stadium des Zweifels geblieben, bei Anderen jedoch zur festen, unerschütterlichen Ueberzeugung geworden, und diese allgemeine Tendenz, den Tod des Dauphin nicht als eine unumstößliche Thatsache anzusehen, schaffte den verschiedenen Prätendenten, die nach dem Falle Napoleon's ihre Identität mit dem verschwundenen Prinzen geltend zu machen suchten, viele Parteigänger.

Einige durch Zufall aufgefundene Actenstücke wurden dem zweifelnden Theile des Publicums als Basis des Glaubens an die Existenz des Dauphin oder vielmehr des rechtmäßigen Königs Ludwig's des Siebenzehnten hingestellt, und so wurde die Regierung der Restauration selbst gezwungen, Maßregeln dagegen zu treffen.

Das erste Schriftstück, welches das Publicum in Erstaunen setzte, war der von den Aerzten am 12. Juni 1795 (vier Tage nach dem Tode) ausgestellte Todtenschein, in welchem die Doctoren Pelletan und Dumangin erklärten, daß man ihnen den Cadaver eines Knaben gezeigt und „ihnen gesagt hätte", es sei der des Sohnes des verstorbenen Louis Capet (Ludwig XVI.).

Die Art und Weise der Redaction dieses Attestes erregte Er-

staunen, da es in seinen Ausdrücken von der gewöhnlichen Form solcher Schriftstücke abwich. Es wäre dies jedoch vielleicht unbemerkt vorübergegangen, wenn man nicht ein vom 14. Juni (26. Prairial) datirtes Decret des Convents gefunden hätte, das allen Behörden den Befehl gab, „den jungen Capet nach allen Richtungen hin zu verfolgen."

Die Prätendenten stützten sich hauptsächlich auf diese beiden Actenstücke und suchten, von ihnen ausgehend, ihre Identität zu beweisen.

Nur drei Personen haben öffentlich und gerichtlich ihre Ansprüche geltend gemacht:

1. Mathurin Bruneau, Holzschuhmacher aus Vezins, Departement Maine et Loire,
2. Carl Wilh. Naundorff, Uhrmacher, gebürtig aus der Niederlausitz, wohnhaft in Spandau,
3. der sogenannte Baron von Richemont, mit dem dieser Artikel sich speciell beschäftigen wird.

Mathurin Bruneau trat am Ende des Jahres 1815 auf, und bald darauf hatte die Polizei sein ganzes vergangenes Leben von dem Tage seiner Geburt bis zum Augenblicke seiner Verhaftung aufgespürt. Seine kurze königliche Würde endete mit einer Verurtheilung zu sieben Jahren Zuchthaus wegen Betrugs, und Béranger setzte der Beschämung der Anhänger des sogenannten Prinzen von Navarra die Krone auf mit seinem bekannten Liede: „prince, faites-nous des sabots etc." (Prinz, macht uns Holzschuhe.)

Kaum hatte Naundorff sich in Frankreich gezeigt, kaum hatte er dort einige Anhänger gefunden, als die französische Regierung in Deutschland Nachforschungen über ihn anstellte und von der preußischen Regierung die vollständigsten Beweise erlangte, daß Carl Wilhelm Naundorff ein aus einer polnisch-jüdischen Familie entsprungener gemeiner Abenteurer sei, der, nachdem er zehn Jahre in Spandau bei Berlin als Uhrmacher gelebt und nebenbei Wucher (?) getrieben hatte, nach Brandenburg gezogen war.

Der Baron von Richemont jedoch, der dritte der Prätendenten, hat der französischen Regierung die Herausforderung hingeworfen, ihm zu beweisen, daß er nicht der sei, für den er sich ausgebe, und trotz aller dazu angewandten Mittel (der Leser wird einsehen, daß während beinahe eines halben Jahrhunderts es einer Regierung wie der französischen hätte leicht werden müssen, irgend einen entschiedenen Beweis der lügnerischen Anmaßung dieses Menschen, hätte eine solche existirt, zu finden) gelang es fünf in ihren Principien ganz entgegengesetzten Regierungen nicht, die Frage des Publicums: „Wenn der Baron von Richemont nicht Ludwig der Siebenzehnte ist, wer ist er?" — zu beantworten. —

Einhundertsiebenzehn Actenstücke liegen uns vor, und unter den vielen Namen, welche die Prätentionen des Baron von Richemont bekräftigen, machen sich einige bemerklich, denen jeder Mensch einen unbedingten Glauben schenken muß.

Der Dauphin soll am 19. Januar von den Herren von Frotté und Ojardias, Emissären des Prinzen von Condé, in einem Pferde von Pappe verborgen, aus dem Temple entführt worden sein. Die berüchtigte Familie des Schusters Simon war durch Geld bewogen, sich dieser Entführung nicht zu widersetzen. Ein taubstummes Kind, das, von einer skrophulösen Krankheit befallen, am Rande des Grabes stand, der Sohn eines Baron von Tardif, ward statt des Dauphins in den Temple gebracht. Die Entführung wurde dadurch erleichtert, daß am selben Tage Simon seine Entlassung nahm und der einige Stunden später eingesetzte neue Wärter das Kind nicht persönlich kannte.

Den vorstehenden Zeilen kann wohl kein besseres Zeugniß beigelegt werden, als die Worte des General-Staatsanwaltes, der im Processe gegen Mathurin Bruneau sagte: „Was die Flucht des Dauphin aus dem Temple anbetrifft, so haben die Nachforschungen, die ich angestellt habe, mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß sie unbestreitbar ist."*

Der Aufenthalt des Herrn von Frotté in Paris war der Regierung gänzlich unbekannt, während Ojardias sich seit längerer Zeit bewacht wußte. Der Letztere benutzte diesen Umstand, und während der Herr von Frotté mit der äußersten Vorsicht den Dauphin nach der Vendée geleitete, reiste Ojardias öffentlich, von dem zehnjährigen Sohne des Herrn Morin de Guerivière begleitet, in einer vierspännigen eleganten Reisekutsche nach Puy.

* Dieser Ausspruch, welcher bei der Gerichtsverhandlung vom Correspondenten der „Gazette des Tribunaux" aufgenommen ward, ist allerdings später vom Staatsanwalt abgeleugnet worden.

Der Plan gelang vollständig; in Puy wurden beide arretirt, der Abgeordnete Chazel kam direct von Paris, um das Kind zu recognosciren, überzeugte sich aber nach einigen Tagen, daß es der Dauphin nicht sei, und befahl Beider Freilassung. Mittlerweile war Herr von Frotté schon mit seinem Schützlinge in der Vendée angelangt.

Welche Gründe den Prinzen von Condé bewogen, den Dauphin aus seiner Nähe zu entfernen, das kann hier nicht erläutert werden; aber wer den Charakter Ludwig des Achtzehnten genauer kennt, wird Condé vollständig beistimmen, das durch ein Wunder errettete Kind aus jenes Lager entfernt zu haben. Condé, der am besten wußte, welche Gefahr seinen königlichen Schützling bedrohte, nahm seine Zuflucht zu einem, man könnte sagen, romanhaften Mittel, welches aber ganz mit seinem chevaleresken Charakter in Einklang steht. Er veranstaltete eine geheime Zusammenkunft mit dem republikanischen Generale Kleber, seinem berühmten Gegner, und vertraute nicht allein diesem das ganze Geheimniß von der Flucht des Dauphin, sondern übergab das Kind selbst dem General, dessen Ehrenhaftigkeit er vollkommen vertraute.

Die königliche Waise wurde von Kleber für seinen Neffen ausgegeben, und als Bonaparte dem General befahl, ihm nach Aegypten zu folgen, wollte dieser das ihm anvertraute Pfand nicht in dem immer noch bewegten Frankreich zurücklassen, sondern nahm es mit sich. Der vierzehnjährige Knabe machte den ganzen Feldzug in Aegypten mit; als jedoch Bonaparte sich entschloß, nach Frankreich zurückzukehren und den Oberbefehl dem General Kleber zu übergeben, hielt dieser es für gerathener, sein Mündel einem Waffenbruder, der sich in Begleitung des Obergenerals einschiffte, anzuvertrauen. Er konnte Niemanden besser wählen, als den braven General Dessaix, und dieser nahm gern und willig die Vormundschaft an.

Alle Welt kennt den glänzenden Sieg, den der aus den Wüsten Afrikas zurückkehrende Feldherr in der Ebene von Marengo errang; aber wenn Frankreich den 14. Juni 1800 sich als einen seiner glorreichsten Tage anrechnen kann, so ward dieser doch ein ewiger Trauertag im Leben des Dauphin — Dessaix fiel bei Marengo am Tage, wo Kleber in Cairo ermordet wurde! — Nach dem Tode seiner beiden Beschützer griff der fünfzehnjährige Knabe zu einem Mittel, welches schon dem Prinzen von Condé gelungen war — er suchte Schutz bei seinen Feinden. Im Jahre 1802 begab er sich nach Paris und entdeckte sich Lucian Bonaparte, dem Bruder des ersten Consuls. Dieser führte den jungen Prinzen bei seiner Schwägerin Josephine ein, welche sich lebhaft für ihn interessirte. Fouché, der mit in das Geheimniß gezogen ward, rieth auf schleunige Entfernung aus Frankreich und aus Europa. Der Rath wurde befolgt, und der junge Mann schiffte sich, reich mit Geldmitteln versehen, in Hâvre nach New-York ein. Während seines Aufenthaltes in Paris hatte er die Frau des berüchtigten Simon im Hospital aufgefunden und war von dieser auf der Stelle wiedererkannt worden!

Bis 1809 lebte er in Nordamerika und widmete diese Zeit hauptsächlich seiner so ganz vernachlässigten Ausbildung. Am Ende dieses Jahres begab er sich nach Brasilien, wo er von dem Infant-Regenten Don Juan mit königlichen Ehrenbezeigungen empfangen wurde. Den Bitten und Ermahnungen dieses Prinzen widerstehend, schiffte sich der Dauphin im Jahre 1810 nach Europa ein, wurde aber gleich beim Aussteigen aus dem Schiffe in Civita-vecchia verhaftet und nach Paris geführt. Glücklicherweise wurde er, ohne vorher verhört zu werden, alsbald dem Polizei-Minister vorgeführt, der ihn am folgenden Tage wieder nach Hâvre bringen ließ, von wo aus ein Schiff ihn von Neuem nach Brasilien trug. Hier genoß er abermals die Gunst des Infant-Regenten, welcher ihn fünf Jahre lang am Hofe behielt und ihn im Jahre 1812 mit der Pacification der Insel Goa beauftragte, die unter Anführung des Erzbischofs sich gegen die Regierung empört hatte. Der Prinz erreichte den günstigsten Erfolg seiner Mission und lebte am brasilianischen Hofe bis zum Jahre 1815, mit Ehren überhäuft. Nachdem er den Sturz Napoleon's erfahren, schiffte er sich nach Europa ein, wo er die Restauration, zum zweiten Male von der heiligen Allianz eingesetzt, auf dem Throne Frankreichs in der Person Ludwig des Achtzehnten fand. Sein erster Schritt nach seiner Ankunft in Frankreich war natürlich, den Prinzen von Condé aufzusuchen, der ihn sogleich wiedererkannte und sich zunächst bemühte, eine Verständigung zwischen dem Prinzen und der regierenden königlichen Familie zu Stande zu bringen.

In den ersten Tagen des Monat Mai 1816 wurde Ludwig der Siebenzehnte der Herzogin von Angoulême, seiner Schwester, im Beisein des Herzogs von Berry, des zukünftigen Thronfolgers, im Parke von Versailles vorgestellt.

Der Graf von Pons, damaliger Page des Grafen von Artois (des späteren Carl des Zehnten), befand sich mit drei anderen Pagen, den Herren von Curial, von Montbrun und Baron d'Arjuson, in einer Seitenallee des Parkes, und einer von ihm unterzeichneten Declaration entnehmen wir, daß er folgende Worte deutlich gehört:

Die Herzogin: „Gehen Sie, gehen Sie, Sie sind schuld an allem Unglück unserer Familie."

Der Unbekannte, die Hände ringend: „Ach, meine Schwester, meine Schwester!"

Eine andere von einem an demselben Tage in Trianon Wacht habenden Officiere abgegebene Erklärung berichtet, daß er die Herzogin und den Herzog von Angoulême im eifrigen Gespräche mit dem Herzoge von Berry begriffen gesehen und folgende Worte gehört hätte:

Der Herzog von Berry: „Aber ich bitte Sie, es ist Ihr Bruder."

Die Herzogin: „Ich, ein Ungeheuer anerkennen, der das Todesurtheil meiner Mutter unterzeichnet hat?"

Wahrscheinlich dachte die Herzogin an jene himmelschreienden Angaben, die der Dauphin als achtjähriges Kind unter Drohungen und Mißhandlungen Simon's unterschreiben mußte und die der Königin Marie Antoinette vor dem Gerichte in ungemein brutaler Weise vorgelesen wurden, worauf sie das bekannte „Ich appellire an alle Mütter!" antwortete.

Jetzt begriff der Dauphin, daß Alles für ihn verloren war, daß er unmöglich gegen seine ganze Familie kämpfen konnte. Eine momentane Entmuthigung bemächtigte sich seiner; er, welcher so lange Jahre hindurch ein freies, unabhängiges Leben geführt hatte, fing an, sich zu fragen, ob ein königlicher Rang, ein Thron selbst das Opfer aller seiner Neigungen werth sei.

Von Neuem verließ er Frankreich, von seinem väterlichen Freunde, dem Prinzen von Condé, mit Allem reich ausgestattet, und nahm seine Residenz in Edinburg. Von hier aus sandte er am 1. Juni 1816 einen Protest an die europäischen Cabinete, in der er seine Rechte beanspruchte und feierlich gegen die Verträge von 1814 und 1815, die Frankreich zerstückelten und demüthigten, protestirte. Nachdem er darauf achtzehn Monate lang Asien und Afrika bereist hatte, wagte er sich wieder nach Europa, aber schon nach einigen Wochen ward er erkannt und auf Ansuchen des französischen Gesandten in Wien den 12. April 1818 in Mantua verhaftet und in das Gefängniß von Mailand abgeführt.

Sieben Jahre, sechs Monate und zwölf Tage verbrachte der unglückliche Prinz in den Kerkern der österreichischen Regierung. Unaufhörlich forderte er Richter, begehrte er wenigstens den Namen des ihm vorgeworfenen Verbrechens zu kennen, sieben Jahre Pein, Leiden, Verzweiflung waren die stumme Antwort auf sein unaufhörliches Fragen. Wer von unseren Lesern kennt nicht das Buch Silvio Pellico's? Silvio Pellico bewohnte eine Zeit lang im Gefängnisse die Zelle neben der des Prinzen, und man kann nicht ohne inniges Interesse die Unterhaltungen der beiden Unglücklichen im Buche des italienischen Märtyrers lesen. Nach dem Tode Ludwig des Achtzehnten jedoch wurde der Prätendent mit vieler Aufmerksamkeit im Gefängnisse behandelt; mehrere Erzherzöge besuchten ihn daselbst, und am 25. October 1825 im Augenblicke, wo er glaubte, daß er verurtheilt sei, sein Leben hier zu beschließen, öffneten sich die Thore des Gefängnisses und wurde ihm die Freiheit angekündigt. Seine Freilassung wie seine Verhaftung geschah, ohne daß ihm der Grund der einen oder der andern mitgetheilt wurde. Seine persönliche Meinung jedoch war, daß er seine Freilassung einem Briefe verdankte, der trotz der Aufsicht, die ihn umgab, bis zum Kaiser von Rußland gelangte.

Er lebte jetzt einige Jahre in der Schweiz, und am 12. August 1830 sandte er wiederum einen Protest an die europäischen Regierungen gegen die Erhebung Louis Philipp's auf den Thron von Frankreich.

Der schreckliche Tod des Prinzen von Condé, den man am 27. August 1830 in seinem Schlafzimmer auf dem Schlosse St. Leu erhängt fand, ist bekannt, aber auch noch ein unaufgeklärtes Räthsel. Man kann begreifen, welch einen Verlust der Dauphin, der auf seinen Reisen den Namen Baron von Richemont angenommen hatte, hierdurch erlitt. Eine andere hohe Persönlichkeit suchte jedoch den Verlust zu ersetzen. Es war dies die verwittwete Herzogin von Orleans, die Mutter Louis Philipp's, welche, wie wir aus den uns vorliegenden Schriftstücken ersehen, dem unglücklichen Prinzen vollständig huldigte, und es ist vielleicht ihrem moralischen Einflusse zuzuschreiben, daß die Polizei den Dauphin einige Jahre ruhig in Paris leben ließ. Kaum jedoch begriff die Juli-Regierung, daß er Beweise genug in Händen hatte, um den Legitimisten durch einen öffentlichen Eclat schädlich zu werden, als sie Alles anwandte, einen solchen Eclat herbeizuführen. Am 29. August 1833 wurde er arretirt und nach fünfzehn Monaten Voruntersuchung unter der Anklage der „Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates" vor das Geschwornengericht des Seinedepartements gestellt.

Dieser Proceß, welcher in den Annalen der französischen Jurisprudenz für immer einen außergewöhnlichen Platz behaupten wird, befindet sich in der Gazette des Tribunaux vom 3., 4. und 5. November 1834 mitgetheilt. Die Staatsanwaltschaft ward durch die große Masse von Zeugnissen fast gezwungen, die Identität des Baron von Richemont mit dem aus dem Temple geretteten Dauphin anzuerkennen, und mußte stumm bleiben, als der Angeklagte ihr die Frage vorwarf: „Wenn ich nicht Ludwig der Siebzehnte bin, wer bin ich dann?" Der Proceß schlug der legitimistischen Partei in der That eine gefährliche Wunde, und einige Enthüllungen, die er mit sich brachte, ließen das Publicum klar und offen in die Intriguen der verjagten Dynastie schauen. Merkwürdig vor Allem sind die Worte, welche der Präsident des Gerichtshofes beim Schlusse des Processes an die Geschworenen richtete: „Meine Herren, wer ist der Angeklagte, der heute vor Ihnen steht? Was ist sein wahrer Name, seine Herkunft, seine Familie, was sind seine Antecedentien, was sein ganzes Leben? Ist er ein Werkzeug der Feinde Frankreichs, die in unser Land überallhin den Bürgerkrieg zu tragen streben? oder ist er vielmehr nur ein Unglücklicher, der, wie durch ein Wunder, den Schrecken einer blutigen Revolution entronnen ist, der, geächtet und durch seine Geburt selbst mit dem Bann belegt, keinen Namen und keine Zuflucht findet, wo er sein Haupt niederlegen kann?"

Wir überlassen dem Leser den Commentar über solche Worte im Munde des Präsidenten eines Gerichtshofes. Die Geschworenen konnten auf die Frage der Identität des Dauphin nicht eingehen und fanden ihn schuldig der „Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates", in Folge dessen er vom Gerichtshofe zu zwölf Jahren Gefängniß verurtheilt wurde.

Ein in den Annalen der Justiz vielleicht noch nie dagewesener Fall trat jetzt ein. Unter welchem Namen den Angeklagten verurtheilen? Ihn unter dem von ihm geforderten zu verurtheilen, hieß ihm diesen Namen und Alles, was damit verbunden war, zuerkennen, und soweit wollte die Juli-Regierung sich doch nicht compromittiren. Die Staatsanwaltschaft fand einen Ausweg, indem das Urtheil alle die Pseudonymen anführte, die der Dauphin auf seinen vielen Reisen geführt.

Der Prinz wurde in das Gefängniß von St. Pelagie geführt, wo er die Chefs der republikanischen Partei, Armand Marrast, G. Cavaignac, Bache ꝛc. als Gefangene fand, die seinem Charakter und seinem Unglücke die nothwendige Achtung nicht versagen konnten und mit denen er Beziehungen anknüpfte, die sich nach langen Jahren noch als freundschaftliche bewiesen. Im Jahre 1835 fand man eines Tages den politischen Theil des Gefängnisses leer — die Gefangenen waren während der Nacht entsprungen.

Der Baron von Richemont zog sich nach der Schweiz zurück. Hier lebte er bis zum Jahre 1840, wo ihm die allgemeine Amnestie erlaubte, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Im Jahre 1842 wurde er von Neuem verhaftet, aber nach einigen Tagen wieder freigelassen.

Die Revolution im Jahre 1848 gab seiner Existenz eine neue Wendung. Seine Anhänger zeigten sich jetzt frei und ohne Scheu, sie gründeten ein Journal, dessen Name l'Inflexible war, welches die Aufgabe hatte, die Frage von der Existenz Ludwig des Siebzehnten in der Person des Baron von Richemont der Oeffentlichkeit zu übergeben und das Publicum, dessen unumstößlicher Richterspruch die öffentliche Meinung bildet, als Jury anzuerkennen.

In der kurzen Zeit des Erscheinens dieses Blattes gewann der Baron von Richemont Tausende von Anhängern; verborgene, längst vergessene Thatsachen kamen an's Licht; Zeugen, an die Niemand mehr dachte (unter Andern der frühere Gesandte eines deut-

schen Staates am Bundestage), belegten mit Documenten Erzählungen, die man bis dahin für unglaublich gehalten hatte. Wenige Monate noch, und das erwünschte Ziel, die Aufgabe seines ganzen Lebens wäre erreicht gewesen . . . da spielten die Legitimisten ihr va banque und gewannen die Partie. —

Der Baron von Richemont war 64 Jahre alt, ein Schlagfluß hatte ihm eine Seite des Körpers gelähmt, er hatte in seinem Leben unmenschlich viel gelitten; man muß den greisen, fast verkrüppelten Mann nicht zu streng richten, wenn die Energie ihn nahe am Ziel seines harten Kampfes verließ.

Aus besonderen Rücksichten ist es uns unmöglich, auf die Gründe einzugehen, die so plötzlich eine gänzliche Veränderung in der Gesinnung des Barons hervorriefen. Vielleicht werden unsere Leser aus den nachstehenden Thatsachen sich selbst eine Meinung bilden. Das Journal stellte seine Publicationen ein, der Baron reiste nach Italien, wo er am 20. Februar 1849 vom Papste Pius IX. in Gaeta in einer mehrstündigen Audienz empfangen wurde. Nach seiner Rückkehr sagte er sich nach und nach von seiner bisherigen Umgebung los, frequentirte nur Geistliche und alte Legitimisten, machte eine Reise nach Niederbronn, wo eine paralytische Nonne, welche vorgebliche Ekstasen hatte, ihn als König und Gesalbten des Herrn begrüßte, ließ sich vom Bischof von Straßburg noch einmal confirmiren — kurz, fiel ganz und gar in die Hände einer Partei, die ihm die Theilnahme aller derer zu entziehen wußte, welche ihm wenigstens ihr aufrichtiges Beileid nie versagt hatten.

Das Kaiserthum ließ ihn ruhig seine Prätentionen an den Tag legen und sah zu, wie sogar Mitglieder der Napoleonischen Familie mit königlichen Ehrenbezeigungen nicht karg gegen ihn waren. Man sagt, daß die Herzogin von Angoulême auf ihrem Todtenbette ihn öffentlich als ihren Bruder hätte anerkennen wollen, aber von ihrem Beichtvater daran verhindert worden und daß ein ansehnlicher Jahrgehalt an Stelle der öffentlichen Anerkennung getreten wäre. Wir haben keine Beweise für oder gegen diese Erzählung, die im Kreise seiner Anhänger circulirte.

Sein plötzlicher Tod im Schlosse Vaulx-Renard und das Verschwinden seines Leichnams haben zu mancherlei Gerüchten Anlaß gegeben, die wir für unnütz halten zu wiederholen. Ein letztes Factum jedoch, das vielleicht den Leser interessiren wird und für dessen Glaubwürdigkeit wir Bürge sind, ist folgendes. Bei seiner letzten Abreise nach Lyon, einige Tage vor seinem Tode, verfehlte er den Zug und trat mit einer ihn begleitenden Person in ein nahegelegenes, im Augenblicke leeres Kaffeehaus. Auf einem Tische lag ein aufgeschlagenes Buch; es war der „Graf von Montecristo" von Alex. Dumas. Nachdem er einen Augenblick darin geblättert hatte, wandte sich der Baron an die Person, die bei ihm war, und sagte: „Glauben Sie, daß es möglich sei, daß durch die Wirkung des Haschisch eine Person Tage lang für todt gehalten, begraben und noch lebend aus dem Grabe gebracht werden könne?"

Um den Lesern diese interessante Persönlichkeit noch bekannter zu machen, wollen wir ein Fragment aus einem seiner Briefe wörtlich anführen.

„. . . . . Was ich eigentlich will, welches der Zweck meines Kampfes, der über ein halbes Jahrhundert jetzt dauert, ist, fragen Sie mich? Ich will Ihnen darauf antworten. Es ist Ihnen wohl noch nie eingefallen, daß ich jetzt noch daran denke, den französischen Thron zu besteigen; es wäre ein sehr großes Unglück für mich, aber wahrhaftig ein noch größeres für Frankreich, und man könnte von uns Beiden sagen, wir verdienten mit Recht all unser Unglück; noch weniger denke ich daran, mich durch meine Anerkennung reich und hochgestellt zu machen. Sie wissen, daß für mein Leben gar wenig nothwendig ist, und daß für dieses Wenige reichlich gesorgt ist. Mich rächen? Es kommt ein Alter, lieber Herr, wo das Blut langsamer durch die Adern rinnt, und wo man eine unaussprechliche Wollust im Verzeihen fühlt. Also? — was ich will — was ich begehre — warum ich unermüdlich streite, ist Folgendes, lieber Herr: ich möchte gern vor meinem Tode allen Denen, die mir mit so vieler Ergebung und Uneigennützigkeit gefolgt sind, die unumstößliche Ueberzeugung einflößen, daß nicht ein politischer Abenteurer, sondern die königliche Waise des Temple ihnen so oft mit wahrer Freundschaft und mit dem herzlichsten Danke für ihre Aufopferung die Hand gedrückt hat." —

Aus einem Privatbriefe einer Person, die lange Jahre mit dem Baron von Richemont verkehrte, jedoch seine Ansprüche für unbegründet hält, entnehmen wir endlich folgende Einzelheiten über seine äußere Erscheinung.

„Unser ‚Dauphin' ist immer noch derselbe; es ist und bleibt eine merkwürdige Erscheinung, vielleicht eine der merkwürdigsten, die in diesem Chaos von verschiedenen Welten, die man Paris nennt, existirt. Da Sie ihn nicht kennen, will ich Ihnen eine Beschreibung dieses Menschen geben. Er ist von mittlerer Größe, und obgleich er viel an Rheumatismus leidet, geht er doch gerade und aufrecht; seine schneeweißen Haare liegen glatt auf seinem Kopfe und sein ganzes Aeußere macht den Eindruck eines vollständigen Gentleman im strengsten Sinne des Wortes. Sein blaues Auge hat einen seltsamen Ausdruck von Güte und Wohlwollen; man sieht diesem Auge an, daß manche herbe Thräne ihm entflossen ist. Er spricht langsam und immer freundlich und äußerst gewählt; seine Stimme hat einen festen, energischen Klang und scheint vom Alter gar nicht gelitten zu haben. Er behandelt alle Gegenstände, die ihn betreffen, mit der äußersten Ruhe, man möchte sagen mit Gleichgültigkeit; ich habe noch nie ein herbes Wort von ihm gehört. Wenn er von Ludwig dem Achtzehnten spricht, ziehen sich seine Augenbrauen zusammen, ohne daß jedoch der Klang seiner Stimme sich verändert. Kommt das Gespräch auf Louis Philipp, so bemerkt man ein verachtungsvolles Lächeln auf seinen Lippen; bei der Erwähnung Marie Antoinette's schüttelt er traurig den Kopf, und wenn man von der Kaiserin Josephine spricht, hat er eine stehende Phrase: „ce n'était pas une femme, c'était un ange." (Das war keine Frau, das war ein Engel.)

„Merkwürdiger Mensch! Sie könnten Jahre lang mit ihm umgehen, ohne daß er Ihnen nur ein einziges Mal von seinen Prätentionen spräche; fangen Sie aber davon an, so wird er unerschöpflich, und ich muß es Ihnen gestehen, dieser langsame, kalte, würdige Vortrag eines unerhörten Unglücks aus dem Munde des Märtyrers selbst macht mehr Proselyten, als die Declarationen seiner Advocaten. Er ist unermüdlich im Wohlthun; ich selbst weiß von nicht unbedeutenden Summen, die er im vorigen Winter selbst an Arme vertheilt hat. Er nimmt fast nie Geschenke von Werth an, sehr gern aber kleine Souvenirs, besonders Handarbeiten von Damen, gegen die er äußerst zuvorkommend ist, namentlich wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben. Er ist äußerst wohlwollend gegen Jedermann und übt durch diese sich nie verändernde Güte einen großen Einfluß auf seine ganze Umgebung aus. Sein Portier und dessen ganze Familie, die ihn nur als Monsieur Louis kennen, schwärmen für ihn. Was mich so sehr an seinem Umgang fesselt, ist die Abwesenheit alles Theatralischen in seiner Person; er weiß ganz gut, daß ich von seinen Prätentionen nichts halte, und doch ist es ihm nie eingefallen, mich überzeugen zu wollen. Wenn wir zusammen sind, sprechen wir von den Tagesneuigkeiten, von Diesem oder Jenem, nie jedoch von Ludwig dem Siebenzehnten." . . . .

Wer mag das Räthsel ergründen, das uns dieser merkwürdige Baron Richemont vorlegt? wer wagt zu entscheiden, ob er Betrüger, ob Betrogener, ob er wirklich der Mann war, für den er sich ausgab? Sollte sich Keiner unserer historischen Schriftsteller veranlaßt finden, seine Forschungen einem Gegenstande zuzuwenden, der jedenfalls unser größtes Interesse in Anspruch nimmt, wenn ihm auch jetzt kaum noch eine praktische Bedeutung beigelegt werden kann?

H. M – n.

Der Himmel des Hauses.

Ein Himmel zwischen vier Wänden? Wo ist der? Suche nur! Du wirst ihn in jedem Hause finden, und wäre es noch so klein, ja wäre es selbst noch so groß und prächtig, wenn es nur einen Winkel hat, aus welchem Kinderstimmen lockend zu Dir dringen. Und da suche ja nicht in den größten Häusern den größten Himmel. Gott bewahre! Die Häuser thun's nicht, die Kinder sind's ganz allein, die den Himmel machen, und da kannst Du es gar oft erfahren, daß gerade im kleinsten Hause der größte und schönste Himmel ist.

Und auch die Kinder thun's eigentlich nicht ganz allein: es

gehört auch das „Mutterchen" der Kinder dazu, und was machte sich wieder der liebe Himmel aus all seinen Freuden, wenn nicht die Kinder und das Mutterchen „Horch!" rufsten, wenn sie den Schritt des Vaters hören, und die Größeren ihm entgegenhüpften und das Kleinste ihm entgegenrutschte und alle ihm die Händchen entgegenstreckten, das Mutterchen auch, wenn er die Thür zu seinem Himmel aufmacht.

Das gehört gar sehr zu diesem Himmel. Die Kinder allein thun es nicht, und wären deren noch so viele beisammen. Sonst müßte ja — das Waisenhaus der herrlichste Himmel sein! Du lieber Gott! Geht nur einmal mit und seht hinein, wo die vielen vielen Kinder sind. Da ist's freilich gar ordentlich, wie auf einem Kornacker, die Furchen richtig gezogen und die Halmen darauf, und einer sieht aus wie der andre, nur lacht nirgends dazwischen heraus eine rothe Klitsche und eine blaue Kornblume. Die sind vor lauter Ordnung alle dahin! Wie lachen die armen Kinder so traurig! Da ist kein Himmel! Es kann ja keiner sein, denn mit Vater und Mutter ist ihnen ihr Himmel gestorben und ist ihnen nichts davon übrig geblieben, als das kleine Stückchen Erdboden, auf dem das Gras des Gottesackers wächst. Wer giebt den Armen ihren Himmel wieder?

Wer? Der liebe Gott! Der thut's doch! Wenn sie groß geworden sind und brav und arbeiten fleißig und werden selbst Vater und Mutter, dann geht auch ihnen zwischen ihren vier Wänden ihr verlorener Himmel wieder auf! So schön ist's auf Erden, daß Niemand zu sterben braucht, ohne je in diesem Himmel gelebt zu haben.

Wollen wir uns auch ein wenig hineinschleichen? Ich habe eine offene Thür dazu gefunden, eine ganz kleine, nicht größer als der Deckel eines Buches, eines Prachtbandes, und wenn wir den aufschlagen, stehen wir mitten darin! Du glaubst gar nicht, was wir „aus unsern vier Wänden" dann Prächtiges weiter erzählen können.

Gut. Machen wir denn unsern Thürdeckel auf! — Ah! Wie lieblich! Eine Kinderstube — und wir kommen gerade zur „Morgentoilette" zurecht. Ein Kindchen plätschert in der Badewanne und ein anderes wird just gewaschen.

„Halte aber auch hübsch still," sagt der Schwamm.

„Dummes Zeug, du mußt still halten," sagt das Wasser, nachdem es sich vorgeblich kokett einschmeichelnd als das „schöne, weiche, lauwarme" Wasser angepriesen.

„Wenn wir nicht ordentlich reiben," sagt das Seifläppchen, „kriegen wir keinen Grund."

„Das eine Öhrchen ist schon gut," sagt schlau das Handtuch, „nun blos noch das andere."

Kamm und Bürste streichen die verwirrten Löckchen glatt, theilen den Scheitel und sagen: „Gleich sind wir fertig."

„Erst das rechte Aermelchen, dann das linke Aermelchen," sagt das reine Hemdchen.

„Ueber Nacht sind wir auch nicht magerer geworden," sagen die Strümpfchen zu den wurstrunden kleinen Wadelwaden.

Die Schuhchen sagen: „Schmuck Pferdchen, blanke Hufchen."

„Kopfüber, ohne die Frisur zu verderben, das ist die Kunst," sagt das Unterröckchen.

„Jetzt komme ich," sagt das Kleidchen, wie der Vornehmste in der Gesellschaft, auf den alle Anderen gewartet haben. Es weiß recht gut, daß es das rothe Kleidchen mit den Glasknöpfchen ist, zu dem das Kind das Zeug sich selbst ausgesucht nach der Probe; es weiß, daß es des Kindes Lieblingskleidchen ist.

„Nun noch das Näschen bohnern," sagt das Taschentuch, seine unangenehme Commission in eine launige Form kleidend.

„Fix und fertig," sagt der ganze Chor.

„Ach, da sitzt noch ein Thränchen, ein dummes kleines Thränchen, das sich nicht abtrocknen lassen wollte, auf der Backe. Das küsse ich schnell weg," sagt die Mutter, „und dann gehen wir Papa Guten Morgen sagen, einen freundlichen, reingewaschenen, ‚angezogenen' Guten Morgen."

Ist das nicht eine Lust? Und da sollen wir uns schon wieder von dannen schleichen? Nein! Jetzt geht die rechte Freude erst los! Die Mutter bringt eine Schüssel und Butter und Mehl und Eier zur Thür herein und stellt alles auf den großen Tisch. Da giebt's die liebste Kinderlust, die noch den Alten so wohl gefällt, daß sie selbige auf jeder Straße am hellerlichten Tag ausüben, so oft sich die Gelegenheit dazu bietet, und das ist? — „Das Zusehen!" — Sehen wir denn auch mit zu!

Die Butter thut spröde und glitscht alle Augenblicke unter dem Löffel weg, sie wird aber immer wieder zurückgeholt zum lösenden Rundlauf. Endlich läßt sie jeden Widerstand schwinden und fügt sich still in das Unabänderliche, wie es im Recept steht, „zu Sahne gerührt zu werden". „Es schneit, es schneit," nämlich Mehl. Am Schüsselrand aufgeschlagene Eier fallen in den Mehlschnee und werden, in lustigem Wirbel kreiselnd, als gelblackirte Jagdschlittchen begrüßt. — Es wird Kuchen eingerührt. — Die Kinder sehen zu.

Der Wächter, dessen Amt naturgemäß auch die Sorge für die nächtliche Straßenbeleuchtung in sich schließt, kommt, die Laterne zu putzen. Er stutzt den Docht, polirt den messingenen Hohlspiegel und die Glasscheiben, schlägt nach vollbrachter Arbeit — es ist Winterszeit — die Arme kräftig um den Leib zu seiner Erwärmung, nimmt die Leiter schräg über die Schulter, den Arm durch die Sprossen steckend, und setzt seine Tour weiter fort: — die Kinder stehen am Fenster und sehen zu.

In der Badewanne.

Morgen am Sonntage soll spazieren gefahren werden. Der Wagen ist zur Säuberung vom Kutscher aus dem Schuppen gezogen. Zuerst wird er mit der Hand aus dem Eimer, so im großen Ganzen angespritzt, wie Leinwand auf der Bleiche; dann erfolgen ein paar Sturzgüsse kräftigster Schwenkung, recht unter den Kasten nach der Gegend der Deichselgabel und des Spannnagels hin, dann werden die Achsen geschmiert, die abgestreiften Räder glitschend wieder aufgestreift, und es ist eine Lust, wie leicht sie sich jetzt drehen, frei schwebend über dem untergestellten Hebebaum, während sie nun abermals gleichmäßig von allen Seiten bespült werden können. Dann zum Schluß noch das Einthranen des Lederzeuges und das Blankreiben der Metallbeschläge. Alles höchst anziehende Dinge: — die Kinder sehen zu.

„Mache Dein Mäulchen auf, ich thue Dir nichts, ich will blos

probiren, ob er schon lose ist; ist er noch fest, so lassen wir ihn ruhig sitzen." Der Faden wird umgeschlungen, ein kleiner schwacher Ruck, und wahrhaftig, da baumelt er schon, der kleine allerliebste Mausezahn, am abgestumpften Kegelende mit einem schimmernden frischrothen Blutpünktchen geziert.

Die Thür geht auf, die Thür wie andere Thüren nicht ohne Schlüsselloch; der glücklich Operirte kehrt weinend zu seinen Geschwistern zurück, die natürlich nicht etwa — zugesehen haben. Denn erstens stehen sie ganz am andern Ende des Zimmers, und zweitens nicht überall, wo die Kinder zuzusehen wünschen, ist dies erlaubt. Ueberhaupt müssen sie nicht so neugierig sein und nicht von Allem wissen wollen, sonst werden sie zu früh alt.

Glücklicherweise sind diese Fälle ausgeschlossener Oeffentlichkeit nicht häufig. Wenn ein slovakischer Hausirer altes Geschirr mit Drahtgeflecht bestrickt, wenn der Glaser eine Scheibe einsetzt, wenn der Uhrmacher die große Kastenuhr auseinandernimmt, oder der Böttcher Reifen um das Faß schlägt, wenn der Maurer Mörtel mischt — der fette weiße Kalk ist die Schlagsahne, der bräunliche Sandkies zuckersüßes Backwerk — bei Gartenarbeiten und beim Wäscherollen, beim Zuckerschlagen und Bratenaufschneiden, beim Packen zu versendender und beim Oeffnen angekommener Kisten, und bei einer Menge anderer interessanter und lehrreicher Vorgänge in Haus und Hof, dürfen die Kinder frei und ungehindert, was sie so gerne thun, und was nur sie allein mit dieser selbstvergessenen, sich ganz in den Gegenstand versenkenden Naivetät zu thun vermögen — zusehen.

Die ersten Schuhe.

Aber wie die Zeit vergeht bei dem — Zuschauen! Da dämmert es schon, und doch ist's nicht zum Fortkommen aus diesem Himmel, ja es wird immer schöner, je länger wir zwischen unseren vier Wänden verweilen, und — was schmeckt denn dem Kleinsten da so gar gut? Sein eigener Schuh! Wer sieht euch nicht mit leiser, wonniger Rührung an, ihr kleinen lieben Kinderschuhe!

Abends, wenn das kleine Volk ausgezogen und zu Bett gebracht ist, stehen an der Thür der Kinderstube, paarweise, in langer Reihe, Schuhchen aller Gattungen, bei deren Anblick wir gern verweilen. Winzige Schlappschuhchen stehen da, nicht viel größer als Puppenschuhe, mit mehr Neigung und Geschick, in den Mund gesteckt zu werden, als aufrechten Ganges das Kind zu tragen.

Die Reise in der Kinderstube.

Schuhchen, die wie „ein Pfeil" kriechen.

Schuhchen, denen wir Bedeutungsvolles genug nachzusagen glauben, wenn wir anführen, es sind die ersten „kalbledernen" schwarz gewichsten; das kindische Prunken mit rothem Saffian und blanken, gelben Knöpfchen ist für sie eine längst überwundene Jugendthorheit.

Schuhchen, die nach vielen vorübenden Gehversuchen endlich die ersten freien Schritte ohne Anhalt gethan.

Schuhchen, die, wenn sie nicht mehr laufen wollen, gar schmeichelnd „uppa" betteln, um auf den Schooß genommen zu werden.

Schuhchen, es sind Mädchenschuhe, von so leichtem, kurz schreitenden, und doch unendlich fixen Gangwerk, daß ihr Hin- und Hertappeln an die zierliche Behendigkeit der Rebhühner erinnert.

Schuhchen, es sind charaktervolle Knabenschuhchen, deren fester, sicherer Schritt auf den Ernst und die Willenskraft künftiger Jahre hinweisen, und leichtlebige Schuhchen, die ein Gelübde abgelegt zu haben scheinen, niemals zu gehen, sondern stets zu hüpfen, zu springen, zu traben und zu galoppiren.

Schuhchen, die mit einem schwungkräftigen „Hopsa" über die Gosse gehoben werden.

Schuhchen, hochbeglückt dadurch, daß sie beim letztmaligen Versohlen knarren gelernt.

Schuhchen, die den nach Hause kommenden Eltern die halbe Straße lang entgegen laufen.

Schuhchen mit der Devise wasserdichten Selbstvertrauens „durch Dick und Dünn", die von draußen ganze Rittergüter an den Sohlen mitbringen und zur Fußbürste zurückgeschickt werden mit der Weisung: „Vorher aber erst tüchtig den Strauchbesen gebraucht!"

Schuhchen, gedankenvollem Baumeln ergeben, die nach melancholischer Auffassung den „Esel zu Grabe läuten".

Schuhchen, fein lang und schlank, von schwarzem Zeuge mit Glanzlederspitzen; sie haben Tanzstunden und stehen in regelrechter dritter Position.

Schuhchen, die gar zu gerne schon Halbstiefel wären, junge Halbstiefelchen, die den Wunsch hegen, zum Geburtstage Anschlagesporen zu bekommen, und andere, noch ehrgeizigere Halbstiefelchen, die sich bereits in still verwegenen Hoffnungsträumen als wirkliche effective Schäftenstiefel erblicken.

Man sieht, es herrscht eine große Mannigfaltigkeit der Charaktere, Eigenarten und Thätigkeiten unter den Schuhchen so gut, wie unter den Kindern, die sie tragen, aber eine Eigenschaft ist durchgehend — kleine Reißteufel sind sie alle.

Laßt sie reißen in Gottes Namen! Besser eine große Rechnung vom Schuster, als vom Apotheker.

Was sollte sonst aus dem höchsten Fest in diesem Himmel des Hauses werden, wenn das Christkindlein bescheert und seinen Sack ganz ausleert? — Wie waren doch die Tage in den letzten Wochen alle so lang! Endlich ist der letzte Tag ertragen und der heilige Abend auch, und das ist die letzte Nacht, — und morgen ist's endlich Morgen! O Du liebe Ungeduld!

Die Sonne wußte recht gut, weshalb sie gestern Abend so frühzeitig in die entlegenste Südwestecke hinabsank, sie hat einen weiten Weg unten um die ganze Erde herum, ehe sie wieder aufsteigt im Osten. Der Zeit aber ist das ganz recht, sie will wieder einbringen, was in den übergeschäftigen letzten Tagen an rennender Hast zu viel geschah, oder will sie gar, im demüthigen Gefühl ihrer Endlichkeit, ganz und gar vom Posten gehen und der Ewigkeit selbst die Ehrenwache bei den hochheiligen Mysterien überlassen?

Dennoch schwingt der Pendel, die Zeiger rücken, der Glockenhammer hebt sich, wenn die schleichende Stunde endlich vollbracht ist.

Der Hahn wird unruhig auf seiner Latte, obwohl er weder selbst Bescheerung erwartet, noch für seine Familie heimlich aufgebaut hat. Er krähte schon mehrmals und läßt sich nicht länger irre dadurch führen, daß noch Mond und Sterne scheinen, er hat

die Uhr im Kopfe. Die Hofthür wird geöffnet, der Widerhall des Hauses erwacht vom Scharren des Kehrbesens, benutzt aber, verschlafen wie es Alle sind nach den vielen Störungen in der Nacht, jede kleine Pause, abermals einzunicken zur köstlichen Nachruhe.

Es poltert im Ofen, Kleider werden geklopft, der wache Morgen schreitet immer dreister einher, dringt immer weiter vor in das Gebiet der Träume und ruft endlich, das blendende Licht in der Hand: „Kinder, steht auf!"

Endlich, endlich ist es Morgen! Morgen, der aber doch immer noch Nacht ist, der einzige Morgen des ganzen Jahres, an dem auch die kleinsten der kleinen Leute bei Lichte aufstehen — dies allein schon ein Ereigniß, eine That, ein Wunder und Glück — das reine Märchen!

Nicht selten müssen sehr kräftige Erweckungsmittel angewandt werden, um die fesselnde Kraft der „himmlisch warmen Bettchen" zu überwinden. Heute fährt das gesammte Aufgebot der Kinderbeine beim ersten Anruf zugleich heraus — wie ein Bein, und die Schnelligkeit des Ankleidens wird nur von der fröhlichen Verwirrung, die sie erzeugt, übertroffen — und gehemmt.

Endlich trotz aller Confusion fertig gekleidet, fügen sich die Kleinen, die doch sonst nicht genöthigt zu werden brauchen, nur der kategorisch festgehaltenen Weisung, erst noch ruhig zu frühstücken.

Welch ein Zauber für die Kindesseele, eben wieder erstanden aus dem Schlummer, rein und klar wie der sternhelle Morgen, in der ganzen, unberührten Frische eines neuen Tageslebens, an dem noch keine prosaische Erinnerung der Gewöhnlichkeit haftet, das noch kein, wenn auch nur in unbewußter Trübung des Behagens nachwirkender, schnellvergessener Streit, keine paradiesaustreibende Unart entstellte — der höchsten Freude des Jahres entgegen zu gehen! Welch ein Zauber in dieser Verschmelzung der Reize aller Tageszeiten und der entgegengesetztesten Stimmungen, in dieser Nachtdunkel, strahlendes Kerzenlicht und Morgenweihe, Entzücken und Andacht in Eins verwebenden, zeitlos ideellen Wunderwelt! Welch ein Zauber, wenn beim wohlbekannten Klange des Silberglöckchens die Thürflügel aufgehen, von unsichtbarer Hand bewegt, als wären es wirklich geflügelte Thüren, und die stürmisch Herbeigeeilten, geblendet von all dem Glanze, nun doch im ersten Augenblick wie erstarrt auf der Schwelle stehen bleiben, bis der Eltern ermunternder Zuruf zum Nähertreten auffordert — welch ein Zauber, wenn nach der süßen Betäubung erster allgemeiner Freude die jubelnde Besitzergreifung der köstlichen Gaben folgt, wenn ein Jeder gerade das findet, was er „sich am meisten gewünscht" — die Mädchen ihre Puppen, die sie gar nicht mehr aus dem Arme lassen, die Knaben Trommeln und Trompetchen, deren lustiger Schall dem Feste so wesentlich ist, wie der Glockenklang des Frühgottesdienstes — welch ein Zauber, wenn den Zweigen des Christbaumes jener eigenthümlich würzige Duft entströmt, der, mit keinem andern Wohlgeruch vergleichbar, noch in der Erinnerung so magisch wirkt, daß die Kinder schon wochenlang vor dem nächsten Feste jeden verlöschenden Wachsstock, von Wonneschauern der Vorahnung durchrieselt, begrüßen: „Es riecht nach Weihnachten!" Welch ein Zauber auch dann noch, wenn die letzten herabgebrannten Lichtchen im Tannengrün zwischen den zurückgeschlagenen Fenstervorhängen die Rosen des Osthimmels aufglühen sehen, den goldigen Alpenschnee der Morgenwolken über den Häusern, die wallenden Rauchsäulen, purpurdurchleuchtet, nicht als stiegen sie aus Schornsteinröhren empor, von Feuerstätten, auf denen klafterweise gekaufte Birken- und Kiefernkloben gebrannt werden, sondern wie Opferdampf flammender Cederscheite, der auf seinen Schwingen die Andacht heiliger Beter emporträgt! — Und von der Höhe dieses Morgens die Aussicht nicht wie bei der Abendfeier auf das immer zu frühe Zubettgestecktwerden, sondern auf einen ganzen langen Tag, dessen frommes Gebot festlicher Muße die Spiel- und Naschfreuden zu einer Gewissenspflicht macht!

So! Nun laßt uns aus dem Himmel scheiden in seinem liebsten Glanz! Wir machen mit frohem, reichem Herzen die Thür auf, die „aus unsern vier Wänden" wieder in das Leben des Alltags führt, und klappen den Deckel des köstlichen Buches zu, in welchem die kunstreiche Hand eines Kindesherzens die Bilder aus dem Kindesleben so wunderbar schön und wahr gemalt hat. Drückt ihm recht warm die Hand, dem Rudolf Reichenau und auch den Künstlern Pletsch und Bürkner, und wer sein Herz frisch und gut erhalten will, der lasse sich recht oft von ihnen in den Himmel des Hauses führen: er wird, und säße er selbst in diesem Himmel zwischen den eigenen vier Wänden, durch solche Führer ihn immer höher würdigen, immer inniger lieben lernen.*

Fr. Hsm.

* Das so freudenreiche Prachtbuch, welches uns Gelegenheit bot, einige der schönsten Kinderseligkeiten zu belauschen, führt den Titel: „Aus unsern vier Wänden, von Rudolf Reichenau. Erste Abtheilung: Bilder aus dem Kinderleben. Zehnte Auflage. Mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holz ausgeführt von H. Bürkner. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1865." — Sollen wir zur Empfehlung desselben noch ein Wort zu obigem Artikel hinzufügen, in welchem nur Abschnitte des Textes im Auszug zu einem runden Ganzen verwebt und mit Proben der Illustrationen ausgeschmückt sind, so könnte es nur die Anerkennung für die Verlagshandlung sein, daß sie durch höchst elegante und geschmackvolle Ausstattung des Dichters und des Künstlers Werk in der würdigsten Gestalt dem Publicum vorführt. Jeder Mutter wird das Buch die schönste Weihnachtsgabe sein.

D. Redaction.

Alles hat seine Wissenschaft.

Das Rasiren ist eine chirurgische Operation, und zwar eine der schmerzhaftesten. Wer durch die Umstände dazu verdammt ist, sie an sich vornehmen zu lassen oder selbst vorzunehmen, gehört unter die unglücklichsten Menschen. Verlorenes Vermögen, Zahnschmerz, Arm- und Beinbrüche, Untreue der Geliebten — das sind alles zwar höchst traurige Ereignisse, aber sie gehen vorüber und am Ende lächelt Einem wieder die Hoffnung einer besseren Zukunft. Dagegen steht Dir das Rasirtwerden alle Tage bevor. Das wußten schon die alten Griechen, und ich würde den für einen sehr oberflächlichen Denker halten, der noch nicht eingesehen hätte, daß in der gewaltigen Prometheusmythe das Schicksal der zum ewigen Leiden verdammten Männerwelt mit dem Zauber der versöhnenden Poesie umgossen werden sollte. Prometheus ist ein Mann, welchem es gesellschaftliche Stellung, eheliche Verhältnisse oder Farbensinn nicht erlauben, seinen Bart lang und voll zu tragen; der Felsen, an den er geschmiedet, ist der durch die Phantasie des Dichters verklärte Rasirschemel; die alle Tage auf's Neue wachsende Leber bedeutet eben den Bart, welchen der Geier, der Barbier, allmorgentlich ihm wieder abhackt.

Du magst den Barbier, der Dich aus Deinem schönsten Morgenschlummer stört, wohl einmal fortschicken, „es wäre heut nicht nöthig"; allein Du täuschest Dich selbst. Sobald Du zu klarer Beurtheilung der Verhältnisse gelangt bist, fühlst Du, daß Du Dich mit dem struppigen Kinne nicht unter den Menschen sehen lassen kannst, ohne Deine männlichen Reize der bittersten Bekrittelung ausgesetzt zu sehen. Was bleibt Dir übrig, als Dich selbst zu rasiren — und nach qualvollem Besinnen entschließest Du Dich dazu.

Mit der überaus wehmüthigen Vorahnung, daß es wohl auch nicht sehr gut schneiden wird, langst Du das Rasirmesser aus seinem alten Futterale. Der Gedanke an die teuflischsten Folterwerkzeuge hat etwas Süßes im Vergleich zu dem Vorgefühl, welches ein stumpfes Rasirmesser hervorzurufen im Stande ist, und weder die Aussicht auf englisches Pflaster, noch die auf blutstillenden Schwamm kann als ein ausgiebiger Trost erscheinen.

„Wir setzen uns mit Thränen nieder" ist diesmal nicht der Schlußchor der Passion, sondern die Ouvertüre.

Allein „Du hast's gewollt, Octavio."

Uebrigens kannst Du das feinste Rasirmesser nehmen und es auf das Sorgfältigste abziehen lassen, wenn Du es unter dem Mikroskop betrachtest, so zeigt sich seine Schneide durchaus nicht als eine scharfe ununterbrochene Linie, sondern sie hat, mannigfach zerrissen und gezahnt, ein unregelmäßiges, sägenartiges Aussehen.

Die einzelnen Risse, welche die Zähne von einander trennen, werden theils durch die Poren des Stahles, theils durch die Einwirkung des rauhen Schleifsteines, endlich auch durch den Druck beim Abziehen hervorgebracht, und da sie natürlich nur von ungemeiner Kleinheit sind — man kann mehr als 600 auf das Zoll rechnen

— und da die scharfe Stahlkante, dies feine Sägeblatt, äußerst dünn ist, so werden die Zähnchen bei der jedesmaligen Benutzung und Wiederherstellung der Klinge in ihrer Form verändert.

Das Rasiren besteht also eigentlich aus einem Durchsägen des Barthaares; das Messer wird stumpf durch ein Verbiegen oder Ausbrechen der kleinen Zähne und durch das Abziehen wieder geschärft, indem dadurch die kleinen Zähne wieder gerade gerichtet werden.

Nun weiß man aber, daß eine Säge am kräftigsten wirkt, wenn ihre Zähne nach der Stoßrichtung hin stehen; daß sie dagegen ziemlich effectlos über die Unterlage hingleitet, wenn sie die entgegengesetzte Bewegung ausführt. Beim Rasirmesser muß sich's demnach ebenso verhalten: es muß am besten schneiden, wenn seine Zähnchen nach der Seite hin steh n, nach welcher das Messer geführt wird. Es geschieht dies aber immer nach der Hand hin, das Messer wird durch das Haar gezogen, nicht gestoßen, und wenn es am besten schneiden soll, so müssen also seine Zähne durch das Abziehen nach dem Hefte des Messers zu gerichtet werden. Das ist der Kern der Sache. Er wird aber bei der gewöhnlichen Behandlung der Messer immer verfehlt. Denn gebräuchlicherweise geschieht das Abziehen in der Art, daß das Messer, wie es in Figur 1 und 2 abgebildet ist, von dem Griff nach der Spitze hin über den Riemen geführt wird; die Zähne müssen sich also nach der Spitze zu richten (wie es nebenbei jede Abbildung in vergrößerter Art darstellt) und gleiten beim Rasiren, weil dabei das Messer wieder in derselben Richtung bewegt wird, über das Haar hinweg, wie eine Stoßsäge beim Rückgange. Die volle Kraft des Messers kann so nicht ausgenutzt werden.

Wenn man aber das Messer so streicht, wie es Figur 3 und 4 zeigen, das heißt von der Klinge nach dem Heft zu, so werden die Zähnchen entgegengesetzt gerichtet und so gestellt, wie es für das Rasiren am günstigsten ist. Das Messer wirkt der Natur der Sache entsprechend dann nicht wie eine Stoßsäge, sondern wie eine Zugsäge, und der erste Versuch mit einem der Art abgezogenen Messer wird das Vortheilhafte der neuen Methode zeigen. Es giebt zwar eine alte Regel, nach welcher die letzten Züge über den Streichriemen so gemacht werden sollen, daß dabei das Messer von dem Körper abgeführt wird, allein sie ist wohl wenig bekannt oder wird von Vielen für nichts bedeutend gehalten, weil man keinen Grund dafür anführen konnte. In dem Gesagten liegt derselbe, und wir haben unsere Leser mit einer Theorie bekannt machen zu müssen geglaubt, welche, obwohl sie nützlicher ist als manche großartige phantastische Welthypothese, bisher nur in wenige technische Zeitschriften übergegangen ist.

Fig. 1 und 2. **Alte Art das Rasirmesser abzuziehen.**

Fig. 3 und 4. **Neue Art das Rasirmesser abzuziehen.**

Wir hoffen, daß mancher Wuthschrei unterdrückt, manche Thräne getrocknet wird, wenn die Messer nicht mehr nach der alten Methode (Fig. 1 u. 2), sondern nach der neuen (Fig. 3 u. 4) abgezogen werden.

Blätter und Blüthen.

Die Jesuiten — immer die alten. Als Eugen Sue seinen „Ewigen Juden" veröffentlichte, hielten Manche dessen Schilderungen von den Jesuiten für Dichtungen und zwar für Ausgeburten der gehässigsten Verfolgungssucht gegen eine Gesellschaft sehr ehrenwerther Männer. Sue hat aber nur zu wahr gezeichnet, die Jesuiten von heute sind von genau demselben Schlage, wie vor hundert Jahren, die Störer des confessionellen Friedens und darum die Schädiger und Verwirrer der bürgerlichen Gesellschaft. Zu ihrer Thätigkeit bedürfen sie ungewöhnlicher Geldmittel, und darum steht ihr Sinn vor Allem nach den irdischen Gütern ihrer Pflegebefohlenen. Wie der römische Kaiser, als er die Urinsteuer empfing, sagte: „Dem Gelde riecht man es nicht an," so sagen sie: woher und wie das Geld kommt, ist gleichgültig, wenn wir es nur bekommen; unser heiliger Zweck heiligt unsere Mittel, wenn diese auch etwas unheilig sein sollten.

Im Mai des Jahres 1864 ereignete sich zu Brüssel eine von den Jesuiten selbst ausnahmsweise einmal höchst unvorsichtig herbeigeführte Gerichtsverhandlung, welche gerade eine solche Schaudergeschichte, wie sie nur von Romandichtern erfunden sein sollte, an das helle Tageslicht brachte.

Ein kürzlich von den Galeeren entlassener Mann war Seitens mehrerer Jesuiten denuncirt, sie mit dem Tode bedroht zu haben. Und was ergaben die Verhandlungen? Um eine grandiose Erbschleicherei an einem Millionär zu Antwerpen ausführen zu können, hatten die Jesuiten einen der zunächst berechtigten Erben, den Neffen des reichen Mannes, unter ihre Flügel genommen. Ein alter Jesuiten Pater hatte ihn so erfolgreich behütet, daß der junge Mensch schon im siebenzehnten Jahre auf die Bahn des Verbrechens gerieth. An dem langen Faden, von dem schon der Groß Inquisitor in „Don Carlos" spricht, durch die frommen Väter geleitet, kam er nacheinander in eine Irrenanstalt, dann auf die Galeere. Einen gemeinen Verbrecher zu enterben, konnte der reiche Onkel natürlich leicht veranlaßt werden, und für alle Fälle sagte man den Neffen todt, denn er lebte ja im Bagno unter einem andern Namen. Aber die Strafzeit des Erben erreichte ihr Ende; wenn er frei blieb, konnte er sehr gefährlich werden; also es galt, ihn auf's Neue unschädlich zu machen. Der alte „Erzieher" hatte aber auch diesen Fall längst vorgesehen, er hatte sich von seinem folgsamen Zögling schon vor Jahren ein schriftliches Sündenbekenntniß, angeblich für den Onkel, geben lassen; dieses unter dem Siegel der Beichte empfangene Schriftstück übergab er nun der Justiz in dem Moment, als der arme entlassene Sträfling wegen Vagabondage vor Gericht stand — und erreichte dadurch eine neue Verurtheilung zu zehn Jahren Galeere. Der Onkel starb, die Jesuiten bekamen das große Vermögen; aber auch die neue Strafzeit verging, und um den rechtmäßigen Erben nun für den ganzen Rest seines Lebens unschädlich zu machen, erfolgte eine neue Denunciation auf Grund eines Briefes, worin der Neffe den Jesuiten den Tod angedroht haben sollte. Die Jesuiten hatten sich den Ausgang des Schwurgerichts anders gedacht, als er kam. Der von ihnen Angeklagte wurde freigesprochen, sie aber schlichen als Verurtheilte vor Gott und den Menschen aus der Gerichtshalle heim.

Hinterher sagen jetzt die Jesuiten, sie seien zu gutmüthig und schonend, ihre Zeugen zu dumm und die Sachwalter ihres Angeklagten zu verschlagen gewesen; der Präsident habe die Fragen an die Geschworenen absichtlich verkehrt gestellt, und die Geschworenen seien Schufte, und an dem Ganzen seien die Freimaurer schuld. Das Alles beten die ultramontanen Blätter in Deutschland gehorsamst nach; und als die deutsche Presse die Verhandlungen übertrug und damit das Volk in den Stand setzte, sich selbst ein Urtheil über diese belgische Geschichte zu bilden, da mußten die

ultramontanen Blätter behaupten, die ganze Geschichte sei erlogen. Das wäre freilich eine sehr gescheidte Ausrede gewesen, wenn sie nur nicht zu spät gekommen wäre.

Die Ultramontanen in Deutschland hätten besser von Anfang an ganz davon geschwiegen, denn, veranlaßt durch ihre Invectiven, gab eine rheinische Buchhandlung die Verhandlungen des Processes in einer Broschüre heraus („Der Jesuiten-Proceß in Brüssel, Verhandlungen vor dem Assisenhof in Brabant vom 13.–16. Mai 1864, Preis 5 Sgr.), die in Monatsfrist vier Auflagen erlebte und besser noch als der Sue'sche Roman zur Aufklärung über das Treiben der Gesellschaft Jesu beitragen wird.

Beitrag zu Schiller's Charakteristik. Es ist bekannt, daß der Herzog Karl von Würtemberg kurz nach dem Erscheinen der „Räuber“ Schillern verbot, etwas Anderes als medicinische Fachschriften drucken zu lassen, und daß es hauptsächlich diese Beschränkung war, welche die Flucht des Dichters nach Mannheim hervorrief. Die Veranlassung zu diesem Verbot war eine an den Herzog gerichtete Reclamation der Graubündner Regierung, in welcher man sich über eine in den Räubern vorkommende Beschimpfung dieser Republik beschwerte. Es lauteten nämlich in der zweiten Scene des ersten Actes die Worte des Libertiner Schwarz, in welchen er nach dem heutigen Texte Karl Moor auffordert, „mit in die böhmischen Wälder zu kommen und dort eine Räuberbande zu sammeln“, im Originale folgendermaßen: „Komm mit uns nach Graubünden, dem Athen der Räuber und Diebe.“

Kaum waren nun 1781 die Räuber im Drucke erschienen und, getragen von der allgemeinen Aufmerksamkeit, auch nach Graubünden gedrungen, als daselbst einige müßige Patrioten an dieser Stelle Anstoß nahmen und eine großartige Petition veranstalteten, in welcher die Regierung gebeten wurde, Einsprache gegen diese Unbilde zu erheben. Dieser Bitte wurde dann auch sofort entsprochen, und die Folge für Schiller war das oben erwähnte Verbot, seine belletristischen Producte drucken zu lassen, und der Befehl, jene Stelle abzuändern. Noch existirt in dem Staatsarchiv zu Chur die diesfällige Relation der Regierung an die „Ehrsamen Räthe und Gemeinden der Republik alt-fry Rhätien“; sie beginnt charakteristisch folgendermaßen: „Getreue, liebe Bundesgenossen! Ein gewißer wirtenbergischer Militär-Arzt, Namens Schieler, hat sich erfrecht, in einem Comödianten-Stück unsere Republik als Athen (d. h. etwa sonderlich günstiges Land) der Räuber und Diebe zu qualificiren. Die Häupter der Republik haben daher“ ꝛc. ꝛc. — Es hätte vielleicht diese Notiz für einen weitern Leserkreis wenig Interesse, wenn sie nicht einen eigenthümlichen Beitrag zur Charakteristik Schiller's liefern und einen neuen Zug in seinem Wesen hervorheben würde, dessen, irren wir nicht, bisher noch nirgends Erwähnung geschah. Wenn wir nämlich fragen, wie Schiller dazu kommen mochte, gerade das Graubündnerland mit dem schmeichelhaften Attribut eines „Athens der Räuber und Diebe“ zu belegen, so finden wir dafür durchaus keinen Grund, indem gerade im Gegentheil jene Gegenden sich von jeher der tiefsten Ruhe und Sicherheit erfreuten. Auch ein Zufall ist hier kaum denkbar, und so scheint uns denn am plausibelsten eine Ansicht zu sein, die unter der höhern Graubündner Gesellschaft gang und gäbe ist und derzufolge Schiller jene Stelle geschrieben haben soll, um sich für einige durch bündnerische Landeskinder ihm zugefügte Unbilden zu rächen. Es wären nämlich zugleich mit Schiller zwei junge adlige Graubündner, Herr von Salis und Herr von Pestalozzi, auf der hohen Carlsschule gewesen und hätten den etwas unbeholfenen und linkischen, weil immer in den Sphären der Poesie weilenden, jungen Mann derart mit Neckereien jeder Gattung verfolgt, daß Schiller ihnen Rache geschworen und dieselbe nach Dichterart nicht mit dem Degen, sondern mit der wirksamern Feder vollführt habe. Eine Bestätigung dieser Annahme finde ich in einer Stelle aus „Wallenstein“, wo in der zweiten Scene des fünften Actes Buttler zu den zögernden Hauptleuten Devereux und Macdonald sagt:

„Nun denn, so geht und schickt mir Pestalutzen.
Wenn Ihr's verschmäht, es finden sich genug!“

und einige Zeilen weiter unten, wo von der Ermordung des Terzky und Illo die Rede ist:

— — — — — — „dort wird man sie
Bei Tafel überfallen, niederstoßen;
Der Pestalutz, der Leßly sind dabei.“

Pestalutz, wie der Name von Schiller's Quälgeist in der schweizerischen Depravation lautet, ist auch hier gewiß nicht ohne Absicht gesetzt, und es ist charakteristisch, daß der Dichter noch zur Zeit der Abfassung des Wallenstein, also viele Jahre nach dem Austritt aus der hohen Karlsschule, sich so drastisch an die dort erlittenen Neckereien erinnerte, wenn wir auch daraus weniger auf Unversöhnlichkeit, als auf eine gewisse Schalkhaftigkeit schließen.

Up ewig ungedeelt! Es war eine wahre, heilige Herzenssache für das ganze Deutschland, die Sache unserer schmählich geknechteten Brüder, und sie wird es auch, will's Gott, im noch nicht beendeten Kampfe mit der Diplomatie bleiben. Die dunkle und doch von Opferfreudigkeit sonder Gleichen auch wieder hell durchleuchtete Zeit sechzehnjährigen Leidens, Hoffens und Kämpfens fest zu halten in Wort und Schrift zur Nacheiferung für die Enkel, erachten wir als eine Ehrenaufgabe des Schriftstellers und begrüßen darum mit Freude ein solches Werk, das, da es die Form eines Romans auf strenggeschichtlichem Boden festhält, zu einem wahren Volksbuch werden kann. Es ist das bereits in den ersten Theilen vorliegende und schnell seiner Vollendung in vier Bänden entgegengehende: „Up ewig ungedeelt“. Schleswig-Holstein 1848–1864. Roman aus der jüngsten Geschichte der Herzogthümer von Stanislaus Grafen Grabowski. — In frischer Darstellungsweise giebt der Verfasser die geschichtlichen Ereignisse in den Herzogthümern, anknüpfend an die ersten Befreiungskriege und mit Benutzung der besten Quellen. Wen das Schicksal selbst auf die Blut- und Siegesfelder geführt, der wird vielleicht auf diesem Schilderungsterrain die eigenen Fußstapfen wiederfinden, und wer fern davon jeder Kunde von dort mit warmer Theilnahme lauschte, sich lebhaft in die Scenerie hineinversetzt fühlen. So liegt das Buch — ein Stück unvergeßlichen Völkerlebens — vor uns, und was der Preis des Kampfes war und wie er errungen, dolmetscht die kostbare große künstlerisch ausgeführte Photographie, die der Verleger, Th. Lemke in Berlin, dem Werke — das übrigens einer solchen Zugabe nicht bedurft hätte, um einer guten Aufnahme sicher zu sein — beigegeben, das allegorische Kunstblatt: „Die Befreiung der gefesselten Herzogthümer.“

Erklärung. In meinem Artikel „Mecklenburg in Thüringen“ (Gartenlaube Nr. 36) erzählte ich Seite 572 Spalte 2, daß ein mecklenburgischer Schulmeister auf einer Art von Kunstreise Fritz Reuter'sche Dichtungen öffentlich vorgelesen habe, und führte dabei wörtlich an: „In einer Residenz — ich glaube, in Schwerin war's — wurden ihm sogar die Vorlesungen von Polizeiwegen verboten, weil dieselben dem Besuche des Theaters Abbruch thaten.“

Gegen diese letztere Aeußerung hat der Herr Bürgermeister A. Möller zu Schwerin in einer Zuschrift an die Redaction der Gartenlaube Verwahrung eingelegt. Er sagt in derselben:

„Es ist mir, der ich die Polizei in Schwerin verwalte, nicht gleichgültig, wenn in Ihrem weitverbreiteten Blatte der hiesigen Polizei ein solches höchst seltsames Verbot zur Last gelegt wird und eine solche Nachricht die Runde durch die Welt macht. Gestatten Sie mir deshalb die Versicherung, daß der referirte Vorfall hier in Schwerin überall nicht passirt ist ꝛc.“

Die Redaction der Gartenlaube hat mir diese Zuschrift des Herrn Bürgermeister Möller zur Rückäußerung zugesandt.

Ich erkläre hiermit, daß ich unmittelbar nach dem Erscheinen meines Artikels, noch bevor das Schreiben des Herrn Bürgermeisters eingegangen war, von wohlunterrichteter competenter Seite darauf aufmerksam gemacht worden bin, daß jener von mir angeführte Vorfall thatsächlich vollkommen richtig, nur daß der Vorleser kein Schullehrer, sondern ein Musiklehrer, Namens Kräplin, aus Neustrelitz gewesen sei und die Geschichte nicht, wie ich glaubte, in Schwerin, sondern in Rostock, wo die Polizei vom Senator Blank(!!) verwaltet wird, sich zugetragen habe.

Auch ohne den Protest des Herrn Bürgermeister Möller würde ich daher Veranlassung genommen haben, zu berichtigen, daß der Vorgang, den ich, wenn auch nicht mit Sicherheit, nach Schwerin verlegt hatte, in Rostock stattgefunden habe. Jener Protest macht es mir jedoch zu einer Ehrenpflicht dem Herrn Bürgermeister Möller zu Schwerin öffentlich hiermit mein Bedauern auszudrücken, daß durch eine beiläufige Aeußerung in meinem Artikel seine Polizeiverwaltung einem so ungerechtfertigten Verdachte ausgesetzt worden.

Aber auch der Herr Bürgermeister Möller dürfte mir das Zugeständniß machen, daß ich mit der Mittheilung jenes Polizeiverbotes, das er selbst in seinem Schreiben als ein „höchst seltsames“ bezeichnet hat, nicht leichtsinniger Weise etwas Unglaubliches veröffentlicht habe. Die Mittheilung ist verbürgte Thatsache. Könnte man doch aus Mecklenburg noch weit unglaublichere Dinge erzählen, die dennoch leider den vollsten Glauben verdienen! —

Gotha, September 1864. Ludwig Walesrode.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 44. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der böse Nachbar.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Es mochte zehn Uhr sein, als er Allmer zu sich bescheiden ließ, um sich mit ihm zu verständigen. War Allmer entschlossen, ihn zu verlassen, wie es nach der Annahme der Herausforderung von seiner Seite allerdings schien, so wollte Horst sich von ihm einen andern tüchtigen Mann vorschlagen lassen, dem er die Verwaltung seiner Besitzung übertragen konnte. Allmer war nicht daheim. Horst befahl nun, sein Pferd zu satteln. Er war von einer eigenthümlichen Unruhe besessen, die ihn daheim nicht rasten ließ. Er ritt durch's Dorf ... draußen lenkte er sein Thier auf den Weg nach Falkenrieth. Es war eine Beschäftigung, Falkenrieth einmal wiederzusehen. Ein gutes Stück des Tages ließ sich hinbringen mit Untersuchungen, welche Wiederherstellungen die zunächst nöthigen sein würden. In lässigem Schritt trug ihn der schwerknochige Rappe hin.

Als er angekommen war, fand sich das Haus des Wärters vor der Brücke so leer wie damals, als Horst zum ersten Male hier gewesen. Er mußte für seinen Klepper selbst sorgen, und so führte er das Thier der Stallthür zu, hinter welcher er damals Eugeniens flüchtigen Fuchs untergebracht. Als er die Stallthür geöffnet, stieß er einen leisen Schrei der Ueberraschung aus. An der alten Stelle, mit demselben Damensattel auf dem Rücken, stand der Fuchs Eugeniens an der Krippe und kaute widerwillig an einigen daliegenden Strohhalmen.

Horst fühlte alles Blut zu seinem Herzen schießen. „Sie da!“ sagte er sich athemlos ... aber zugleich faßte er sich zu einem kühnen Entschlusse.

Er wollte dies Zusammentreffen benutzen; er fühlte, daß es ein unermeßliches Glück für ihn sei, sich gegen sie aussprechen zu können ... Aug' in Auge mit ihr mußte er ja eine Brücke zu einem ruhigen, freundlichen Verständniß wenigstens finden, und das schien ihm schon ein unsägliches Glück zu sein. Schnell führte er seinen Klepper in den Stall und befestigte ihn in einer Weise, die für ein friedliches Verträgniß mit dem muthwilligen Fuchs Gewährschaft leistete, und dann eilte er davon, über die Brücke, dem Portal des kleinen Schlosses zu.

Die Portalthür, welche von der Terrasse unmittelbar in den ovalen Salon führte, stand halbgeöffnet, aber der Salon war leer. Horst sah sich flüchtig darin um; dabei entdeckte er, daß die Thür nach dem weiß und rosaroth decorirten Nebensalon nur angelehnt war. Er eilte hastigen Schrittes — die Schritte klangen in dem leeren Gebäude und auf dem knarrenden Parket laut hallend wieder — auf diese Thür zu. In dem Augenblicke aber, wo er sie öffnete und sah, daß auch dieser Raum leer war, vernahm er das rasche und, wie es schien, heftige Aufreißen einer Thür in einiger Entfernung, einige Zimmer vor ihm, wie am Ende der Reihe von Gemächern, worin er sich befand.

„Bei Gott ... sie flieht vor dir ... sie hat dich erblickt und will dir ausweichen!“ sagte er sich mit einem Gefühl von innerer Demüthigung und Aerger und Verdruß, daß seine Wangen sich hoch und zornig rötheten ... „aber es soll ihr nicht gelingen, ich will sie sehen ... ich will zu ihr reden — das Haus hat nur den einen Ausgang — ziehen wir den Schlüssel ab, und sie ist gefangen!“

Er ging zurück, verschloß die Portalthür und steckte den Schlüssel zu sich. Dann kehrte er in den Raum zurück, den er verlassen hatte, schritt in den nächsten, ein ganz kleines Boudoir mit alten verblichenen Seidentapeten, in die allerlei Chinoiserien eingewebt waren; auch hier war seine Flüchtige nicht; er eilte weiter, in ein kleines, verfallenes Badezimmer, und damit war die Zimmerreihe zu Ende. Die Flüchtige war nicht da, wohin war sie verschwunden? Keine Thür führte aus dem Raume, das Fenster ging nach hinten auf den kleinen See hinaus, an dem Falkenrieth lag; da hinaus war keine Rettung gewesen! Hatte am Ende der Eckschrank sie aufgenommen ... es wäre gar zu komödienhaft gewesen! ... Horst stand einen Augenblick betroffen und zögernd da, ehe er die Hand nach der schmalen dunkelgebohnten Thür des Eckschrankes ausstreckte ... dann streckte er sie aus, aber die Hand zitterte, als er es that, sein Gesicht entfärbte sich dabei, und doch, er riß die Thür auf und athmete überrascht tief und wie erleichtert auf.

Es war kein Wandschrank. Das Ding war auf eine Täuschung berechnet. Es war eine geheime Treppe, die, schmal, gewunden, in die Höhe führte. Also konnte die Flüchtige nicht entwischt sein, nur weiter in ein oberes Stockwerk entflohen. Horst stürmte die Stufen hinauf; er gelangte an einen Absatz, wo zu seiner Linken eine Thür in die Entresolgemächer führen mußte ... jetzt, wohin sollte er sich wenden? ... hatte sie sich in diese Gemächer hineingeflüchtet oder weiter hinauf ganz nach oben, in die Mansardenzimmer, zu denen die Treppe wahrscheinlich weiter führte? Er stand einen Augenblick schwankend ... dann war es ihm, als höre er oben, über seinem Kopfe, ein Geräusch, und hastig, athemlos stürmte er weiter, die gewundenen, unter seinem Fuß knirschenden Stufen hinan.

Aber nicht dahin kam er, wohin er zu kommen glaubte, auf einen Vorplatz, der zu einer Reihe Mansardenräumen führte; er

sah plötzlich über seinem Kopf die Decke, in dieser Decke einen viereckigen Ausschnitt, in diesem Ausschnitt eine ihn schließende Klappe, die sich eben senkte, um die Durchlaß gewährende viereckige Oeffnung zu schließen. Im Eifer, im zornigen Sturm seiner Verfolgung, fuhr er mit beiden vorgestreckten Armen wider diese Klappe an, schleuderte sie empor und stand, bevor eine Secunde vergangen, in dem obern Raum, in den die Oeffnung führte; zugleich fiel mit einem heftigen lauten Gekrach die stürmisch aufgeschleuderte schwere Klappe zurück und in den Durchlaß hinein.

Horst sah sich in einem runden, eiförmig über ihm gewölbten Raum, der sein Licht von oben erhielt; er sah vor sich Eugenie stehen und fühlte sich vor Aufregung, Verwunderung und Bestürzung völlig sprachlos. Die Verwunderung, die Bestürzung wurden verursacht von dem Anblick, den ihm das junge Mädchen darbot.

Ihr Gesicht war dunkelroth und wurde dann leichenblaß, bleich wie der Kalk an der Wand hinter ihr . . . sie streckte beide Arme vor, sie lallte ein paar unverständliche Worte, sie ließ dann die Hände sinken, sie schlug sie vor's Gesicht, als ob sie einen fürchterlichen Anblick von sich abwehren wolle, sie verrieth in jeder ihrer Bewegungen einen Zustand, als ob sie sterben wolle vor Angst.

Horst stand mehrere Minuten lang stumm und ohne eine Silbe hervorbringen zu können vor diesen Symptomen einer unerklärlichen Erschütterung.

„Mein Fräulein," stammelte er endlich, einen kleinen Schritt näher tretend „. . . finde ich Sie hier . . . sehe ich endlich . . ."

„Kommen Sie nicht näher, kommen Sie nicht näher, rühren Sie mich nicht an, oder ich sterbe!" rief Eugenie aus mit einem herzerschütternden Tone der Verzweiflung.

„Um Gotteswillen, Sie scheinen ja eine ganz fürchterliche Angst vor mir zu haben . . . ich begreife nicht . . ."

„O, Sie sind ein fürchterlicher, ein abscheulicher, böser Mensch!" rief sie jetzt wie im hellen auflodernden Zorn, „wie ist es möglich, daß . . ."

„Ich ein böser, abscheulicher Mensch? Das sind seltsame Vorwürfe, während ich Ihnen doch nur gefolgt bin, um Ihnen zu sagen . . ."

„Sie sollen mir nichts sagen, ich will nichts hören, nichts . . . keine Silbe, Sie sollen mich gehen lassen, ohne mich anzurühren!"

„Nun, mein Gott," versetzte Horst, der bei diesem seltsamen Benehmen, bei diesem beleidigenden Mißtrauen der jungen Dame auch ein Etwas wie plötzlichen Zorn in sich aufkochen fühlte, „ich bedaure in hohem Grade, daß Sie sich unnützer Weise so furchtbar ängstigen . . . Sie anzurühren ist durchaus nicht meine Absicht, wenn ich auch nicht im Entferntesten ahne, weshalb Sie zu fürchten scheinen, daß ich etwa die Pest habe und meine Berührung Sie tödten würde! Und wenn Sie gehen wollen, ohne mich angehört zu haben, mein gnädiges Fräulein, so vertrete ich, wie Sie sehen, Ihnen den Weg nicht!"

Eugenie sah ihn groß an; es schien, sie bedurfte der Zeit, seine Worte zu verstehen und sich klar zu machen. Sie athmete hoch auf. Sie machte einen Schritt der Klappe zu, die allein aus diesem Behältniß hinausführte; Horst zog sich, sie mit Blicken, in denen Zorn und Trauer lagen, messend, so weit zur Seite zurück, wie es ihm nur möglich war, er drückte sich förmlich an die Wand. Sie hielt ihr Auge in scheuer Angst auf ihn gerichtet, während sie langsam schwankend weiter ging . . . es war, als ob sie eines Zusammenraffens all ihres Muthes bedürfe, bevor sie wagte, sich zu bücken, um den Ring zu fassen, mit dem man die Klappe aufhob . . . noch einen letzten Angstblick auf ihn, dann wagte sie es in der That; aber die Klappe hob sich nicht!

„Sie sehen," sagte jetzt Horst in fast spöttischem Tone, „die Klappe ist zu schwer für Sie; Sie werden am Ende doch gestatten müssen, daß ein so gefährlicher Mensch wie ich Ihnen näher tritt, um die Arbeit für Sie zu verrichten!"

Eugenie riß mit aller Kraft, mit beiden Händen an dem Ringe . . . aber fruchtlos. Horst sah ihr mit ironisch bitterem Lächeln zu, ohne ihr zu helfen!

„Es geht nicht," sagte er dann, „Sie sehen, ohne mir mit einem guten Wort eine gewisse Ehrenerklärung zu gönnen, ist keine Rettung für Sie möglich!"

Eugenie sah zu ihm auf, und plötzlich schossen ihre Augen voll Thränen; ein ganzer Strom rieselte ihre bleichen Wangen hinab.

„O mein Gott!" rief Horst von diesem Anblick wie vollständig umgewandelt und mit einem Tone wahrer Trauer aus, „bin ich Ihnen denn wirklich eine so fürchterliche, so ganz entsetzliche Erscheinung . . . beruhigen Sie sich doch, Sie werden im nächsten Augenblick befreit sein und mich nie wieder sehen!"

Betroffen von diesem Tone hielt Eugenie ihre Thränen ein, in dem Blick, den sie auf ihn warf, während er jetzt rasch an den Ring herantrat und sich zu ihm niederbückte, lag etwas von zurückkehrender Beruhigung.

Aber auch dem Kraftgriff, mit dem Horst den Ring emporreißen wollte, folgte die Klappe nicht.

„Das alte Holzwerk hat sich geklemmt, die Klappe ist so heftig in die Oeffnung hineingeschlagen, daß sie nun schwer wieder herauszuziehen ist. . ."

Er machte noch einen vergeblichen Versuch, und blickte dann halb rathlos, halb spöttisch zu dem jungen Mädchen auf.

Eugenie begegnete diesem Blick mit einem Ausdruck von zurückkehrender grenzenloser Bestürzung.

Horst schwieg einen Augenblick.

„Sie denken," sagte er dann achselzuckend, „ich spiele Komödie und stelle mich nur so, als vermöchte ich die Last nicht zu heben."

Eugenie antwortete nicht.

„Es thut mir leid," fuhr er fort, „aber ich kann leider nichts daran ändern. Vielleicht werden wir fertig damit, wenn es Ihnen möglich wäre, Ihre Furcht vor mir so weit loszuwerden und mir so nahe zu kommen, daß wir den Ring gemeinsam fassen . . . vielleicht gelingt es unseren vereinten Kräften, was ich allein mit dem besten Willen nicht zu Stande bringe!"

Der Versuch mit vereinten Kräften wurde gemacht . . . Eugenie trat dazu rasch und wie ein wenig beschämt über ihr bisheriges Betragen heran und zeigte auch kein Symptom von Erschrecken, als Horst's Schulter beim Niederbeugen die ihre berührte. Nichts destoweniger mißlang der Versuch.

Horst stieß nun einen zornigen Ausruf aus, kniete mit beiden Knieen vor dem Ring und zog daran mit dem Aufgebot aller seiner Kraft, so daß die Schweißperlen über seine Stirn rannen. Nach einigen Augenblicken erhob er sich.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er, „ich bedauere Ihnen erklären zu müssen, daß wir hier in allem Ernste eingesperrt sind. In der Hast, Ihnen zu folgen, in dem stürmischen Verlangen, Sie zu sehen und die Gelegenheit, mich gegen Sie auszusprechen, um keinen Preis fahren zu lassen, habe ich eine Unbesonnenheit begangen und diese einzige Thüre in die Freiheit sich auf eine Weise hinter mir schließen lassen, die uns nun den Ausgang versperrt. Es ist das leider mein Charakterfehler, daß ich ein wenig rasch und unbesonnen bin, und hier seh ich einmal wieder, wohin das führt! Wir sind gefangen! Ich kann Ihnen nur mein Bedauern darüber aussprechen, und — das Ehrenwort eines Mannes, daß ich es bedauere! Ich habe diese Lage verschuldet . . . ob Sie mir glauben wollen, daß es unabsichtlich geschah, das muß ich Ihnen überlassen . . . große Hoffnungen hegen darf ich in dieser Beziehung freilich nicht, denn ich habe Sie von einem so seltsamen Mißtrauen, von einem solchen Schrecken vor mir erfüllt gesehen . . ."

„Mein Gott, o mein Gott!" antwortete Eugenie nur, die wieder leichenblaß geworden war und sich in rathloser Angst rund umher in dem Raume umsah, ob denn nichts da sei, das ein Mittel zur Rettung aus dieser Lage werden könne.

Auch Horst untersuchte den Raum jetzt näher. Es war offenbar das Innere einer Thurmkappe, wie man ihrer zwei, in der Form kleiner Kuppeln, mit Kupfer gedeckt, außen die beiden Thürme krönen sah, welche rechts und links Schloß Falkenrieth flankirten. Die Wände bestanden aus gekrümmten, daubenartig nebeneinander befestigten und nach oben hin immer schmaler werdenden Eichenbohlen, die um eine oben angebrachte runde, vielleicht zwei Fuß im Durchmesser haltende Oeffnung, durch welche das Licht einfiel, zusammenliefen. Ein starker Holzring wie eine Radfelge hielt sie hier zusammen. Durch die Oeffnung aber blickte man in eine kleine, die Kuppel krönende, rings offene Thurmlaterne hinein. Die Höhe der Kuppel betrug ungefähr sieben Fuß vom Boden an. Der Raum selbst war vollständig leer; er zeigte nichts als die mit weißer, stellenweise abgefallener Tünche überzogenen Wände und auf dem Boden, da wo Eugenie zuerst gestanden, ein blaubroschirtes Buch.

„Die Hülfe aus unserer Lage," hub Horst nach einer Pause wieder an, „kann uns nur von außen kommen. Aber sie herbei-

zuziehen haben wir kein Mittel. Wir . . . in unserem gegenseitigen Verhältniß wenigstens nicht! Wär' es anders, Fräulein Eugenie . . . wäre nicht dies räthselhafte Mißtrauen, dieser unverdiente Abscheu, welchen Sie mir beweisen . . . so wäre es vielleicht nicht so; so wäre eine Möglichkeit, daß wir uns über ein Rettungsmittel verständigten!"

Eugenie blickte ihn fragend an, mit einem wahrhaft hülfeflehenden Blick. Horst war grausam genug, diesen Blick nicht zu beachten, ihn nicht zu beantworten. Er sagte nur:

„So aber kann nicht die Rede davon sein! Nehmen Sie immerhin an, daß ich zu stolz bin, nur davon zu sprechen. Wir können nichts thun, als warten, bis man unruhig um unsertwillen wird, bis man uns sucht, bis man das ganze Haus durchstreift hat und endlich auch in diesen Thurm gelangt."

„O mein Gott, das ist ja ganz entsetzlich!" machte Eugenie ihrem Jammer in einem wahren Angst- und Entsetzensschrei Luft.

„Wenigstens eine kleine Geduldprobe," sagte Horst ruhig. Dann nahm er das am Boden liegende Buch auf, blätterte darin und setzte sich bequem auf den Boden nieder, den Rücken gegen die Wand lehnend.

„Wollen Sie mir erlauben, daß ich mir mit Ihrem ‚Pferde des Phidias' die Zeit ein wenig vertreibe?" sagte er.

Sie nickte leis mit dem Kopfe, offenbar überrascht und verwundert ihn anstarrend.

Horst begann anscheinend ganz ruhig zu lesen. Von Zeit zu Zeit schielte er freilich ganz unmerklich über die Blätter zu Eugenien hinüber. Sie stand, sich wie müde an die Wand lehnend, halb abgekehrt von ihm, die Arme über der Brust verschränkt, die Blicke auf den Boden geheftet. Von Zeit zu Zeit schweiften diese Blicke verstohlen zu Horst hinüber . . . immer fragender, immer häufiger, immer sprechender.

Horst schien immer tiefer in seine Lectüre versunken.

Nach einer langen Pause machte sie eine Bewegung, die ihn aufzufahren zwang; sie schlug die Hände zusammen, sie rief wie mit dem Tone einer zornigen Verzweiflung, wie aus tiefster Brust: „O mein Gott, ich möchte sterben!" Und dann stieß sie mit der Stirn an die Wand, und blieb in dieser Stellung, Horst halb den Rücken zukehrend.

Der junge Mann ließ jetzt die Vorspiegelung, als ob er lese, fallen; er legte das Buch sanft in seinen Schoß und hielt die Blicke auf Eugenie geheftet. Es war, als ob er auf etwas harre . . . der Ausdruck gespannter Erwartung lag in seinen bewegten Zügen. Aber die Erwartung schien sich nicht erfüllen zu wollen. Eine lange Pause verging, worin Eugenie so stumm und regungslos dastand, wie es je die marmorne Statue der Flora gethan. Eine Viertelstunde verstrich so. Da endlich regte die Statue sich . . . sie blickte plötzlich um sich, Horst hatte kaum Zeit, das Buch wieder aufzugreifen.

„Ich begreife nicht, wie Sie so ruhig lesen können," sagte sie unwillig, „mir ist es nicht möglich, länger in dieser Lage auszuhalten . . . meine Kniee tragen mich nicht länger. . ."

„Lassen Sie sich nieder, wie ich es that. Was wollen Sie . . . man muß sich in die Nothwendigkeit zu fügen wissen! Wünschen Sie das Buch vielleicht zurück?"

„Und doch," versetzte Eugenie, ohne diese Frage einer Antwort zu würdigen, „doch sagten Sie vorhin, es gäbe ein Mittel, Hülfe herbeizurufen. . ."

Ueber Horst's Züge flog ein Ausdruck von Genugthuung bei diesen Worten Eugeniens.

„Allerdings," versetzte er lebhaft. „Es giebt eins. Aber besorgen Sie nicht, daß ich es Ihnen vorschlagen werde!"

„Besorgen. . ."

„Ja," fuhr Horst in demselben Tone, der etwas von Vorwurf und etwas von tiefem Gekränktsein hatte, fort, „dies Mittel setzt ein freundliches Einvernehmen voraus, und Sie haben mir hinlänglich angedeutet, wie vermessen es von mir sein würde, ein solches zwischen uns je zu hoffen! Ich würde Sie beleidigen, wenn ich mein Mittel nennte, und das ist nicht im Entferntesten meine Absicht. Ich bin ohnehin zerknirscht genug, daß meine Unbesonnenheit Sie in diese Lage gebracht hat; ich werde mir meine Unvorsichtigkeit nie verzeihen!"

Eugenie sah ihn fragend und mit einem Ausdruck an, der ganz und gar nichts mehr von dem früheren, halb zornigen, halb angstvollen Gereiztsein verrieth. Es lag im Gegentheil etwas wie ein rückhaltloses Hülfeflehen darin.

„Haben Sie denn kein Erbarmen mit mir?" sagte sie nach einer Pause leise, mit zitternder Lippe.

„Gewiß, das größte . . . um so mehr, da ich ganz fühle, wie entsetzlich Ihnen dies Eingeschlossensein mit einem Manne sein muß, der sich, Gott weiß weshalb, in so hohem Maße Ihre Ungnade, Ihren Haß, Ihr unbegrenztes Mißtrauen zugezogen hat. Sie haben mir das Alles aber so unverhüllt und rückhaltlos gezeigt, daß ich es als völlig fruchtlos und überflüssig betrachten muß, dagegen anzukämpfen, und statt mein Rettungsmittel zu nennen, lieber der Zeit überlasse, uns zu befreien, und unterdessen zum ‚Pferde des Phidias' zurückkehre."

„Der Zeit," rief Eugenie aus, „aber, mein Gott, wie lange kann es währen . . . die Wärtersleute drüben sind daran gewöhnt, daß ich stundenlang in Falkenrieth sitze und da lese, Briefe schreibe, arbeite . . . vor Abend würden sie vielleicht nicht auf den Gedanken kommen, nach mir zu sehen, zu suchen!"

„So müssen wir bis Abend warten," sagte Horst mit einem Seufzer und legte sich ruhig auf die Seite, den Kopf auf den Arm stützend.

„Ich sehe," antwortete Eugenie, „Sie verlangen, ich soll Sie um Verzeihung wegen meines Betragens bitten . . . das ist es, was . . ."

„O nein, nein, nein!" fiel Horst lebhaft, sich aus seiner Stellung erhebend, ein, „nicht das ist es, was ich verlange."

„Und was verlangen Sie denn?"

„Nichts. Gar nichts. Die Welt, in welche ich hier gerathen bin, hat mir so wenig freundliches Entgegenkommen gezeigt, sie hat so rasch die froheste Hoffnung, mit der ich das Haus meiner Väter wiederbetrat, zerstört, daß ich beschlossen habe, sie sehr bald wieder zu verlassen. Wenn man mich zurückstößt, so bin ich zu stolz, noch einmal wiederzukommen. Ich werde dahin zurückgehen, wo ich zwar keine Beschäftigung und keinen Zweck mehr habe, aber wenigstens unter Menschen bin, die mir freundlich gesinnt sind!"

Horst ließ, nachdem er dies mit einem offenbaren Ausdruck von Trauer und Schmerz gesprochen, den Kopf wieder auf seine Hand sinken.

„Aber, mein Gott," sagte Eugenie mit einem Tone sehr großer Ueberraschung, „weshalb sollten Sie solche Menschen nicht auch hier finden, wenn Sie selbst ihnen in einer Weise entgegenkommen, die zeigt, daß Sie Werth auf eine solche Gesinnung legen?"

„Habe ich etwa das Gegentheil gezeigt?"

„Nun, ich meine doch . . . wenn Sie damit beginnen, meinen armen harmlosen Vetter erschießen zu wollen . . ."

„Das ist ein Vorwurf, der vielleicht mich trifft; vielleicht habe ich in dem Punkte Unrecht gehabt. Aber Sie wissen nicht, wie tief verwundet ich mich fühlte. Ich hatte seit Tagen nur noch für den einen Augenblick gelebt, wo ich Sie wiedersehen würde. Ich hatte Alles überhört, was mir mein Administrator von der Unzugänglichkeit Ihres Vaters erzählt . . ."

„Was Allmer Ihnen erzählt von der Unzugänglichkeit meines Vaters?" unterbrach ihn lebhaft Eugenie.

„Nun ja," fuhr Horst fort, „ich glaubte zu wissen, daß Sie mich freundlich empfangen, mit Theilnahme den rückkehrenden Nachbar in seiner Heimath begrüßen würden, aus der er so lange verbannt war . . . ein einsames Herz, das verlassen allein steht in einer kalten, öden Welt, hat solche Hallucinationen, mein gnädiges Fräulein; und nun wurde ich in rücksichtsloser, grober Weise zurückgewiesen . . . und das, das empfand ich tief, sehr tief, mehr als ich es Ihnen heute sagen mag; daher ließ ich mich hinreißen zu etwas, das . . . nun, dessen Beurtheilung ich Ihnen preisgebe!"

Eugenie hörte Horst's Worten zu mit einem Ausdruck der unverstelltesten Verwunderung.

„Aber um's Himmelswillen," sagte sie, „wenn Sie Werth auf die Art, wie ich Sie in Ihrer Heimath begrüßte, legten, weshalb kauften Sie dann Falkenrieth?!"

„Weshalb ich Falkenrieth kaufte? Nun, weil es mir gefiel . . . mehr noch, weil ich davon in Ihrer Gegenwart bei unserm ersten Zusammentreffen hier gesprochen und ich Ihnen nicht als ein Charakter erscheinen wollte, der unbedacht Vorsätze faßt, die er später nicht ausführt, und mehr noch aus einem Grunde, den . . . den ich Ihnen nicht gestehen kann . . ."

„Aber Sie wußten ja, Herr Allmer hatte Ihnen ja gesagt, daß es mein sehnlichster Wunsch, mein seit Jahren gehegtes Verlangen sei, Falkenrieth zu besitzen, daß ich eine Summe dafür geboten, für welche es mein geworden wäre, wenn kein Anderer, wenn Sie nicht gekommen …“

„Davon weiß ich keine Silbe!“

„Allmer hatte es Ihnen nicht gesagt, Ihnen den Kauf nicht widerrathen?“

„Widerrathen? … er hat mir den Kauf gerathen … nur sich geweigert, Theil daran zu nehmen, d. h. mich bei dem wirklichen Abschluß zu unterstützen.“

„In der That?“

„So ist es!“

Eugenie schien aus einer Ueberraschung in die andere zu gerathen.

„So sind Sie allerdings gerechtfertigt in dem, was Sie wider meinen Vetter und mich unternommen — aber wider meinen Vater …“

„Auch wider Ihren Vater habe ich ein Verbrechen begangen?“ rief Horst aus.

„Sie wissen, er hat eine kindliche Freude an seinen Sammlungen, und das Juwel dieser Sammlungen …“

„Habe ich … doch nicht etwa geraubt, zerstört?!“

Eugenie antwortete nicht; sie sah ihn nur mit ihren großen, verwunderten Augen an.

„Nennen Sie es mir, das Juwel … und ich will Boten nach allen vier Weltgegenden aussenden, um es wieder herbeischaffen zu lassen und es Ihrem Vater zu ersetzen!“

„Nein … in der That … Sie sind kein böser Mensch,“ sagte Eugenie mit einem plötzlich eigenthümlich veränderten Wesen, ihre Gestalt aufrichtend, mit lächelndem Antlitz und mit Wimpern, in die Thränen schossen, und dabei Horst ihre Rechte entgegenstreckend „… wir haben Ihnen viel, viel abzubitten und ich am meisten!“

„Nichts, nichts, was ich Ihnen nicht verzieh,“ rief Horst, ihre Hand ergreifend, „nichts, was ich nicht vergäße über dem Glück dieses Augenblickes, der alle meine schönen Hoffnungen wieder aufleben läßt, die Träume, die ich hegte, nachdem ich Sie zum ersten Male hier in Falkenrieth gesehen …“

„O, lassen Sie uns nicht von Träumen reden,“ fiel hastig und dunkelroth werdend Eugenie ein, „die harte Wirklichkeit umschließt uns zu eng, uns arme Gefangene; ich hoffe, Sie denken jetzt an nichts Anderes, als an unsere Befreiung.“

„Unsere Befreiung — Sie haben Recht … soll ich Ihnen mein Mittel nennen?“

„Muß ich denn gestehen, daß ich seit einer halben Stunde brenne, es zu erfahren?“

(Schluß folgt.)

Leipzigs Wasserpionier.

Ein Industriebild. Von Friedrich Hofmann.

„In der großen Seestadt Leipzig …“

so beginnt ein altes Scherzlied, welches ohne Zweifel die ausgedehnten Sümpfe verherrlichte, mittels deren es einst Leipzigs schöner Gegend gelungen war, hier Osten und Westen unnahbar zu trennen. Es gehörte der hohe Dammbau der Leipzig-Lindenauer Chaussee dazu, um die deutschen Brüder diesseits und jenseits der Sümpfe zueinander zu bringen. Und wenn die drei Ströme dieser Ebene, die tückische Elster, die verdächtige Pleiße und die gemüthliche Parthe den ihnen eigenthümlichen Uebermuth des Ueberflusses entwickelten, so mochte Leipzig zu einer temporären Seestadt wohl Wasser genug haben, aber weiter nichts.

Anders ist es heute, ja gerade umgekehrt. Die ehemalige Macht der Ueberschwemmungen ist gebrochen, üppiges Wiesengrün wurde Herr über die Sumpflachen, der prahlerische Spiegel weiter Wasserflächen heuchelt kein Seebild mehr in die Ebene der Weltschlachten, — aber ein viel überraschenderes Wunder fesselt Dich, reisender Mann, der Du von Lindenau des hohen Weges her Dich der alten Stadt der Messen, Buchhändler und Lerchen nahest: der schrille Pfiff der Dampfpfeife schreit, Du blickst hinüber zur Rechten, und Du traust Deinen Augen kaum — ein Dampfschiff fährt zwischen dem grünen Meer der Wiesen dahin! Es ist wahrhaftig so! Die Dampfsäule steigt auf und legt sich zwischen die Erlen, Hainbuchen und Eichen, welche den Weg des Schiffs beschatten, und auch die Schiffsglocke ertönt — eine andere Dampfsäule kommt dieser von der Stadt her entgegen, Wimpel flattern, es kracht der Böller — Dein letzter Zweifel schwindet, und Du eilst in die neue Seestadt, um mit eigenen Augen zu sehen, welch Leben sich in ihrem Hafen entwickelt.

Eile nur, Du bist gerade zurecht gekommen — zum denkwürdigen 25. Juni 1864, dem Feste der Einweihung eines Canals, welcher die Elster mit der Pleiße verbindet und einen directen Schifffahrtsverkehr zwischen den Bahnhöfen der Stadt und dem großen Canal ermöglichen soll, der einst die Gewässer Leipzigs mit der Saale verbinden wird. — Wir begeben uns zum ehemaligen durch die Messen weltbekannt gewordenen Gerhard's Garten. Dort sehen wir deutsche, sächsische, leipziger und schleswig-holsteinische Fahnen von Gebäuden und Bäumen lang herabwallen, Dampf qualmt auf, und vieler Menschen Stimmen murmeln und schreien durcheinander. Dort ist der Hafen; aber sie bauen ihn erst; auf schwankem Stege überschreiten wir die Pleiße, vor uns dringt der neue Canal in Gerhards Garten hinein, und jenseits drängen Hunderte von Männern durcheinander, trotz des beginnenden Regens Alle mit frohen Festgesichtern, aus denen der Stolz strahlt, Zeugen der Krönung eines gelungenen schweren Werkes und Gäste eines Mannes zu sein, der die Krone des Tages trägt.

Da steht er, der Doctor Carl Heine, jener „Leipziger Bürger“, welchem die Gartenlaube schon 1856 ein Denkmal der Anerkennung in ihren Spalten setzte. Carl Heine gehört zu den thatkräftigen Geistern unserer Nation, aber nicht zu denen, welche fruchtverheißende Gedanken über weite Länder ausstreuen und ganze Völker fernen Zielen entgegenführen, sondern zu den energisch-praktischen, welche auf beschränktem Gebiete Großes leisten, ihre engste Heimath zu ihrem Wirkensfelde ausersehen und hier die widerstrebende Natur mit dem Aufwande aller Kraft zwingen, eine andere Gestalt anzunehmen und die Mittel, die sie bisher zum Schaden für Tausende in Ueberfluß hatte, in den Nutzen für Hunderttausende zu verwenden. Darin besteht die Größe des Mannes, in ihr ist er ein Muster deutscher Bürgertugend und darum ein würdiger Gegenstand nochmaliger Besprechung in diesem Weltblatte.

Im neuen Canal und in der Pleiße liegen die Fahrzeuge bereit. Ein neues Dampfschiff von 15—18 Pferdekraft, für hundert Personen, nach Art der Alsterdampfschiffe von Schlick in Dresden erbaut, macht heute seine erste Fahrt. Zwei ältere Dampfschlepper stehen bereit, mächtige Boote, von 120 Fuß Länge, 16 Fuß Breite, mit Kajüten versehen und festlich geschmückt, in's Tau zu nehmen; diese drei Fahrzeuge und viele kleinere Boote und Barken nehmen die fünfhundert besonders geladenen Gäste des Festgebers auf. Ein Boot mit Musik begleitet sie, ein zweites dergleichen führt einen zweiten Zug von Booten, in welchem die fünfhundert Arbeiter Heine's Platz finden. Die Musik ertönt, Böller krachen, ein Hoch erschallt, beantwortet von Tausenden an den Ufern und an den Fenstern der Gebäude, ein Blumenregen fällt auf Heine's Festgondel, und die Fahrt beginnt.

Wenn Männer einer Stadt in erhöhter Stimmung vor den Werken eines Mannes stehen, der Bürger ist, wie sie, so reißt das Herz sie über die Rücksichten des Alltags fort, und sie fühlen es in solchen Augenblicken ihrer eigenen Ehre schuldig, der Wahrheit allein die Ehre zu geben. Darum lauschen wir in stiller Freude, wie hier, weß das Herz voll ist, der Mund übergeht.

Wir fahren den Schleußen des Canals entgegen.

„Mag's auf meine alte Glatze regnen, den Hut zieh' ich ab vor einem Bau, der unsern Vätern im Traum zu kühn gewesen wäre. Und das ist **eines** Mannes Arbeit, wir fahren durch ein neues Land, das **ein** Mann aus Sumpf und Oede geschaffen hat!“

„Wenn wir ihn recht bewundern sollen, müssen wir von ihm

Carl Heine.

Zahlen sprechen lassen. Heine's wasserbahnbrechende Thätigkeit hat, wie Sie wissen, ein doppeltes Ziel. Wollte er die weiten Sumpfstrecken zunächst zwischen Leipzig und dem Dorfe Plagwitz (unweit Lindenau, eine Stunde von Leipzig entfernt) zu bauwürdigem Land umgestalten, so bedurfte er trocknes gutes Erdreich zum Ausfüllen derselben, und dieses gab ihm am besten das hochgelegene Terrain von Plagwitz. Und wollte er von dort das Ausfüllmaterial möglichst billig nach Leipzig schaffen, so bedurfte er einer Wasserstraße. Deshalb ließ er die Elster ausbaggern und für Boote bis zu 3000 Centner Tragfähigkeit befahrbar machen, und ebendeshalb verband er Plagwitz durch einen Canal mit der Elster. Der Canal giebt nun das Erdreich, das in Leipzig neues Bauland aus den Sümpfen erhebt, und jemehr Füllmaterial für Leipzig nöthig ist, desto weiter kann der Canalbau fortschreiten. Hätte Heine weiter nichts zu überwinden, als die Schwierigkeiten der Natur, so würden wir sein Werk schon bedeutend weiter gediehen sehen; — um so höher haben wir das zu ehren, ja anzustaunen, was trotz alledem bereits durch ihn geschehen ist. Nicht weniger als 1,100,000 Quadratellen Land umfaßt der neue Stadttheil, den Heine gegründet hat, und bildet, nach dem Durchschnittspreis von 1 ½ Thlr. für die Quadratelle Bauplatz, einen Grundwerth von 1,300,000 Thlr. Von diesem Areal waren ehedem 600,000 Quadratellen der Hochfluth ausgesetzte Wiesen und 200,000 Quadratellen sumpfige Gärten, von Gräben durchschnitten, welche Fieberluft über die Stadt hin verbreiteten; — jene Wiesen, früher um 44,000 Thlr. feil, haben jetzt einen Werth von 700,000 Thlr. Dafür hatte allerdings Heine nur für die Herstellung des Baugrundes der West-, Rudolfs-, Wiesen-, Plagwitzer- und Elsterstraße nahe an eine halbe Million Kubikellen Füllmaterial herbeizuschaffen! Die Waldstraße nahm dessen sogar über eine ganze Million in Anspruch."

„So also entstand die neue ‚alte Seestadt Leipzig'! Um sich von Wasser zu befreien, mußte sie die Schifffahrt einführen!"

„Es ist wirklich so. Um einen Hafen zu bekommen, baute Heine eine Stadt, die ganze westliche Vorstadt, die man Heine-Stadt nennen sollte. Jene Prachtstraßen mit bereits über zweihundert Häusern sind Ehrensäulen, die ihm kein Feind entreißt. Da steht die Menschenmenge auf Heine's Meisterstück, seiner Weststraße! Hört nur das „Hoch!" von der Brücke, und welche That war sie selbst, die das ganze südwestliche Leipzig näher an Frankfurt gebracht hat!"

„Ist's nicht ein wahres Volksfest, diese Canaleinweihung beim schönsten Regenwetter? Jetzt möchte ich in Heine's Herz sehen können. Wie muß das freudig schlagen beim Anblick einer solchen Theilnahme für ihn und sein Wirken! Fast kein Haus steht am Ufer und keine Menschengruppe drängt heran, daraus nicht ein Blumenregen auf ihn niederfiele. Man wird stolz darauf, zu einer Bevölkerung zu gehören, die einen hervorragenden, so hochverdienten und doch so viel angefeindeten Mitbürger so sinnig und großartig zu ehren versteht."

„Ging doch unser König ihr mit dem besten Beispiel voran. Als er vor zwei Jahren die Rundschau im Leipziger Regierungsbezirk hielt, widmete er den Heine'schen Etablissements einen ganzen Tag. Diese Auszeichnung hat Manchem über die eigentliche Bedeutung des Mannes erst die Augen öffnen müssen!"

„Ist die Nothwendigkeit solcher Augenöffnung auch an sich ebenso beklagenswerth als ihr Gelingen für die Zukunft erfreulich, so hat dies wenigstens bis jetzt dem armen Plagwitzer Weg nicht weiter geholfen."

„Ja, der Plagwitzer Weg!" erscholl es im langgedehnten Unisono über das ganze Boot.

„Welche absonderliche Bewandtniß hat es denn damit?"

„Wie Allen wohl bekannt, hat unser Heine sich in Leipzig große Grundbesitzungen geschaffen und in Plagwitz erworben, wie wir ja in einer halben Stunde selbst sehen werden. Es mußte ihm nun darum zu thun sein, Leipzig und Plagwitz, das er durch die erste Leipziger Dampfschifffahrt verbunden hat, auch durch einen Landweg auf kürzester Strecke zu verbinden. So weit Heine auf eigenem Gebiet von Leipzig und Plagwitz aus dies ausführen konnte, ist's geschehen, auch eine Brücke gebaut, unter welcher selbst beim höchsten Wasserstand seine Schiffe und Boote passiren. Dazwischen liegt jedoch städtisches und Universitäts Eigenthum — und darüberweg darf bis heute nur der Fußweg führen, den wir soeben linker Hand dem Ufer sich nähern sehen und von dem aus uns abermals der fröhliche Gruß einer Völkerwanderung unter Regenschirmen entgegenjubelt!"

„Hoch! Hoch! Wiederum Böller, Fahnen, Blumen. Wie wimmelt es jetzt von Kähnen um die Boote, und dazwischen schlüpfen die langen schlanken ‚Grönländer' dahin, eine rüstige Gesellschaft ‚Leipziger Seeleute', welche richtige Grönländer Gondeln in Gebrauch haben. Welch ein Fest! Aber wie nöthig auch, um unsern Heine die Schmerzen des Plagwitzer Weges auf Augenblicke vergessen zu machen."

„Da kommen wir zum Hochzeitswehr — rechts dort! Das weiß auch von einem Stück Heine'scher Arbeit zu erzählen. Heine hatte bis 1862 zur Entwässerung der Leipziger und Plagwitzer Grundstücke circa 9000 laufende Ellen Schleußen, theils aus Thonröhren, theils aus Backsteinen bestehend, angelegt, das fehlende Gefälle aber durch unter dem Grunde der Elster angelegte mächtige eiserne Ducker ermöglicht."

„Diese Riesenarbeit war hier mit besonderer Schwierigkeit auszuführen, denn der Stadtrath machte es Heine zur Bedingung seiner Concession zu diesem Bau, daß die Duckers hier groß genug seien, um künftig sämmtliche Schleußen der südwestlichen Vorstadt von Leipzig aufzunehmen, weil für sie keine andere Entwässerung möglich sei. Diese Bedingung vertheuerte die Arbeit um etliche tausend Thaler, vor denen die Stadtcasse gerettet war."

„O die Stadtcassenfanatiker! So nennt sie Heine, — und doch gehen die Herren vom Rath nicht auf ein Anerbieten ein, wie es sicherlich noch kein Bürger seiner Stadt gemacht hat. Hören Sie Heine's eigene Worte. Da habe ich sein jüngstes Schriftchen, es sind ‚Betrachtungen über die Elster Regulirung bei Leipzig, vom Mai 1864', und da heißt es: ‚Ich habe dem Rathe der Stadt Leipzig das Anerbieten gemacht, auf meine Kosten ein großes Wehr zu erbauen, um die Hochwasser an der Westseite der Stadt Leipzig abzuführen, für welche Arbeit mich die Trockenlegung eines mir gehörigen Areals von nur zwanzig Acker entschädigen soll. Dabei habe ich, als Nebenproduct dieser Vorschläge, einen mit Händen greifbaren, sofortigen Gewinn von etwa 80,000 Thalern für die Stadtgemeinde nachgewiesen und die Trockenlegung von etwa sieben Millionen Quadratellen Fläche zugesagt, deren kleinster Theil in kürzester Zeit ein Vermögen von einer Million Thaler für die Stadtgemeinde und etwa 300,000 Thaler für die Universität repräsentiren muß, ganz abgesehen von den Vortheilen für die Verkehrsverhältnisse der Stadt überhaupt. Für alle diese Vortheile habe ich nichts verlangt, als eine Wasserkraft, die der Stadt gegenwärtig beinahe mehr kostet, als sie einbringt, wenn man die Wehre auf dem Mühlenconto bucht, wohin sie doch gehören. Ich habe dabei die Beseitigung aller dem Unternehmen etwa entgegenstehender Berechtigungen übernommen, welche als wirkliche Rechte Dritter nachgewiesen werden; ich habe mich dabei ferner selbstverständlich der competenten Strompolizeibehörde untergeordnet und beanspruche die gedachte Wasserkraft nicht eher, als bis ich die Wahrheit der von mir in Aussicht gestellten Erfolge durch factische Herstellung wirklich erwiesen habe. Aus Rücksicht auf das von den Herren Technikern (einer Regulirungs-Commission) seit zehn Jahren bearbeitete Regulirungswerk fanden meine billigen Vorschläge bisher keine Berücksichtigung; auch die einstimmig beschlossenen, auf Annahme meiner Offerte gerichteten Anträge der Herren Stadtverordneten ruhen gegenwärtig in der Hand des Stadtraths zu Leipzig, und ich vermuthe, daß sie lange ruhen werden.'"

„Ist denn so etwas möglich?"

„Armer Heine!"

„Nichts als Plagwitzer Wege!"

„Amen! Ihr Herren. Die Natur ist hier zu reizend, um sie uns durch den Stadtrath verderben zu lassen. Wie lieblich ist dieses Wäldchen, zwischen dem der Fluß mit heimlicher tiefer Verschwiegenheit seine festliche Last dahinträgt! Sie nennen's das Ritterspürchen und die tiefste Stelle des Flusses das Ritterloch. Prächtige Hainbuchen und Eichen! Es wird einem hoch und deutsch zu Muthe bei ihrem Anschauen. Verzeihen Sie es mir, wenn es mich gerade hier zu der Frage drängt: Was haben diejenigen Männer Leipzigs, welche sich ihrer Bürgerwürde bewußt sind, bisher für ihren Mitbürger Heine gethan? Haben sie sich nicht damit begnügt, zuzusehen, was ihre Stadtverordneten ausrichten werden, und geduldig mit zu murren, wenn sie nichts ausrichteten? Haben sie sich ermannt zu allen gesetzlichen Mitteln, um durch gemeinsames und einmüthiges Auftreten die Stimme der Bürgerschaft selbst bis zum schwersten Gehör vordringen zu lassen? Nein! — Nicht einmal in der Presse haben sie sich seiner angenommen, auch da, wie überall, dem einen Manne den ganzen Kampf allein überlassen. — Betrachten Sie diese Eichen recht genau! Wer an einem solchen Kampfe keinen Theil nimmt, den soll auch ihr ehrendes Blatt nicht schmücken."

Lebewohl, Du stiller Wald! Du hast heute keine Macht, die Gemüther der Männer zu beruhigen. Möchten doch viele derselben gerade durch diesen Triumphzug muthiger Arbeit nicht nur von dem Unrecht, das Andere, sondern von dem, das sie selbst durch ihre passive Stellung zu seinen Kämpfen an Heine begangen, recht schmerzlich überzeugt worden sein. —

Vorbei sind wir am Ritterloch. Bald sehen wir links drüben die stattliche Brücke, welche die Grenze zwischen dem Leipziger und Plagwitzer Gebiet bildet, dann noch eine kurze Fahrt und wir verlassen den Fluß, der, nun getheilt, als Luppe und Elster sich der Saale zuwendet, während wir durch ein Schleußenthor in den breiten Plagwitzer Canal einbiegen.

Welch ein Leben! Hier erst ist die ganze Menge der Boote, Barken, Gondeln, Kähne, Grönländer zu überblicken, hier zeigen die hohen ansteigenden Ufer bis zur „Königsbrücke" am dermaligen Ende des Canals die herbeigeströmte Menschenmasse, hier ist auch das Ziel des Festzugs, der nun die Fahrzeuge aller Art verläßt, um sich in des Festgebers Besitzung, seine stattliche Wohnung mit dem geräumigen und geschmackvollen Park zu begeben, wo Leib und Seele erquickt werden sollen mit Speisen und Freuden.

Wir ziehen es jedoch vor, erst des Mannes hiesige Bau- und industriellen Werke zu betrachten. Bei der Herfahrt im Canal sahen wir zuerst links und rechts am Lande großartige Ziegelfabriken; die Brennerei selbst ist ausgezeichnet durch die rauchverzehrende Construction der Oefen; die an sich einfache Einrichtung befreit die Nachbarschaft gänzlich von den sonst so beschwerlichen Unannehmlichkeiten großer Feuerungsanlagen.

Weiter erblicken wir zur Linken ein Fabrikgebäude mit schlanker Esse. Hier wurden anfangs die langhaarigen sogenannten Halb-Plüsch-Teppiche nach englischer Weise fabricirt; Mangel an Betriebscapital nöthigte, das Etablissement der jetzt einträglicheren mechanischen Stickerei zu widmen.

Am Ende des Canals zur Rechten erhebt sich ein zur Farbeholzbereitung dienendes Dampfsägewerk, das für Leipziger Handelshäuser arbeitet. Alle diese Bauten Heine's entstanden, während zugleich unter seinen rastlosen Händen aus einem ärmlichen Dorfe ein blühender Ort, der einem Städtchen gleicht, wie durch Zauberkraft emporstieg. Die Unternehmungen in Plagwitz begann Heine in den Jahren 1854 und 1855, und in wenigen Jahren erwarb er sämmtliche Bauergüter des Dorfes mit allen dazu gehörigen Feldern und Wiesen. Er war dadurch in der Lage ohne irgend ein Hinderniß die schönsten und breitesten Straßen anzulegen, die mit Obstbäumen, Linden und Ahorn zu beiden Seiten bepflanzt

sind und namentlich an ihren Anfangs- und Endpunkten einen malerisch imposanten Anblick gewähren. Der Besitz der Bauergüter des Dorfes machte, wegen eines rationelleren Wirthschaftsbetriebes, auch neue Wirthschaftsgebäude nothwendig, die im Jahre 1860 und 1861 erbaut worden und in ihrer Art Sehenswürdigkeiten durch Zweckmäßigkeit und Geschmack der Anlage sind; dies gilt namentlich auch von Heine's stattlichem Wohnhaus, von dessen dreiunddreißig Ellen hohem Thurme man bei günstiger Witterung eine Fernsicht bis Schkeuditz und Lützen hat. Die Heine'sche Oekonomie (mit ihren 80 Milchkühen, 30 Pferden &c.) kann jeder Musterwirthschaft zur Seite gestellt werden. Sie war es, die den Director der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Lützschena, Begeley, bewog, vor einigen Jahren seine Anstalt nach Plagwitz zu verlegen; hier erfreut sie sich seitdem eines zahlreichen Zuspruchs, wozu namentlich der Umstand beiträgt, daß den Zöglingen durch die unmittelbare Nähe Leipzigs die Möglichkeit gegeben ist, Collegia an der Universität zu hören. Gegenwärtig ist diese Anstalt von Jünglingen aus mehr als zwanzig deutschen Staaten besucht.

Das gesammte Heine'sche Areal an Feldern und Wiesen in Plagwitzer und den angrenzenden Fluren beläuft sich dermalen auf circa 400 Acker, worunter mehr als zwei Millionen Quadrat-Ellen zum Bauen geeignetes Land sich befinden. —

Die Entwickelung des Dorfes geschah in fast amerikanischem Maßstab. Als Heine 1854 den ersten Kauf dort that, mochte ganz Plagwitz 14 bis 16 Häuser zählen, schon 1858 war es auf 42 Häuser mit 457 Einwohnern gestiegen, und gegenwärtig hat es weit über 100 Häuser mit mehr als 1500 Einwohnern. Die Mehrzahl der Häuser baute Heine selbst oder trug wenigstens zum Bau bei; auch eine Schule gab er dem Orte und sorgte endlich dafür, daß er, gemeinschaftlich mit dem nahen Nachbardorf Lindenau (1800 Einwohner) Gasbeleuchtung erhielt. Die Gasanstalt ist seit Michaelis 1863 in Betrieb.

Werfen wir noch einen Blick auf Heine's größtes Unternehmen, den Canal, welcher Leipzig, und zwar von seinen Bahnhöfen aus, mit der Saale verbinden soll. Die Eisenbahnen ließen den Werth schiffbarer Canäle eine Zeit lang zurücksetzen, und noch jetzt sind die Vorurtheile gegen sie nicht ganz überwunden. Geläuterte Begriffe der Volkswirthschaftslehre, von der Erfahrung geprüfte Berechnungen über Verkehrskosten allein bringen sie wieder zu Ehren. Namentlich ist nun Leipzig in dem Fall, doppelten Gewinn von einer großen Wasserstraße zu ziehen, weil sie die Regulirung ihrer zahlreichen Wasserarme erleichtert und die Trockenlegung großer werthvoller Landstrecken ermöglicht, während sie zugleich die Kosten der Herbeischaffung von Häuser- und Straßenbau-Material außerordentlich verringert. Man berechne nur, welche Vortheile die Beschaffung von Steinen, Kalk, Kies, Thon, Sand u. dergl. Rohmaterial gewähren würde, und man wird Heine beistimmen, wenn er behauptet, daß der Entwickelung jeder Stadt engere Grenzen gezogen sind, sofern sie eine Wasserstraße nicht besitzt. — Gegenwärtig hält der Bau an seiner schwierigsten Stelle, „wo das zu bearbeitende Land aus harten Steinmassen besteht und der Durchbruch in einer Tiefe von 49 Fuß herzustellen ist, während in einer Entfernung von 40 Ruthen das Terrain merklich fällt, so daß in einer Entfernung von 600 Ellen dem Canalbette nur eine Tiefe von drei Ellen zu geben sein wird." — Man kann von diesem Werke nicht scheiden ohne den Wunsch, daß es zum Wohl und zur Ehre der Stadt, des Landes und des kühnen Mannes kein Anfang ohne Ende bleiben möge.

Die Leser der Gartenlaube müssen es diesem Artikel verzeihen, wenn ihm vielleicht hier und da eine zu starke Localfärbung anhaften sollte. Es ist oben angedeutet, und sie haben nunmehr ersehen, daß Heine's Wirken, wie auch die Folgen seiner Unternehmungen über weitere Gebiete segensreich sich später ausbreiten mögen, doch gegenwärtig die engen Grenzen der nächsten Umgebung seiner Vaterstadt und seines dermaligen Wohnsitzes nicht übersteigt. Wenn aber auf so beschränktem Raume so Großes mit so eifriger Anstrengung geschaffen wurde, so verdient es wohl die Ehre, als Muster für viele andere Orte aufgestellt zu werden, und dann ist es doch immer ein deutsches Stückchen Erde, wo so Tüchtiges vollbracht wird, und ist's ein deutscher Mann, der es vollbringt.

Wir eilen nun zu den Festschaaren, mit denen wir gekommen sind, und freuen uns mit allen Gästen, den rastlosen, mit dem Augenblick geizenden Industrie-Pionier und Wasserbahnbrecher als ebenso liebenswürdigen Wirth und noch mehr, als väterlichen Freund seiner Arbeiter achten zu lernen. Wir kommen eben zurecht, um den Anmarsch der fünfhundert Arbeiter, gefahren- und wettererprobte Männer jeden Alters, zu sehen. Sie begrüßt Heine mit einer Rede, die Allen das Herz erhebt, Alle begeistert für Das, was er in ebenso einfachen als schönen Worten preist: die Ehre der Arbeit! Mit der Dankbarkeit eines edeln Gemüths gedenkt er der Hingebung, mit welcher seine Arbeiter so oft ihrem schweren Werke obliegen müssen, einer Hingebung, welcher Geld keinen Lohn zu gewähren vermöge, welche nur das tiefe Bewußtsein belohnen könne, daß die Arbeit die höchste Zierde des Menschen und zugleich seine höchste Genugthuung sei. Gleich herzlich erhebt er das Verdienst der allgemein geliebten und geachteten Führer seiner Arbeiter, dankt Allen, die in schweren Stunden den Muth nicht sinken ließen, und schließt mit einem Hoch auf das Wohl aller seiner Arbeiter. — Und wie nun Dr. Ferdinand Götz von Lindenau, allen Turnern des Vaterlandes bekannt, das Wort Allen aus der Seele nehmend, Heine als den Mann preist, der, unter Tausenden, ja Hunderttausenden einzig dastehend, seine Werke so thatkräftig ihrem Ziele entgegenzuführen vermöge, ein Vorbild des echten Bürgersinns, frei von kleinlichen Bedenken und ängstlichem Zaudern, und mit dem Wunsche schließt, daß der Mann uns und allem Guten noch recht lange erhalten bleiben möge, da erschallt ein Hoch, wie es nur die wahrste Begeisterung bringt und das sein Echo finden möge, so weit die Gartenlaube zu Herzen redet, die gleicher Begeisterung für alles Große im Vaterlande fähig sind.

Wie soll man essen?

Je mehr in dem ruhelosen Treiben und Jagen des geschäftlichen Lebens das Essen selbst zu einem bloßen Geschäfte wird, dem man möglichst wenig Aufmerksamkeit und Zeit gönnen will, desto häufiger finden die Aerzte Gelegenheit, Folgezustände dieser Ueberhastung zu beobachten und zu behandeln, die man sonst nur bei unpassender Nahrung oder bei Ueberladung des Magens finden konnte. Mannigfaltige Verdauungsstörungen, wie Druck im Magen und Unterleibe, sogenannte Verschleimung u. a. m., selbst Darniederliegen der gesammten Ernährung kommen endlich zu Tage und werden mehr oder weniger kunstgerecht mit Arzneimitteln, Mineralwässern und Wassercuren, mit Bullrich'schem Salz, Hoff'schem Malzextract, Daubitz'schem Kräuterliqueur und unzähligen andern Mitteln, Mittelchen und Methoden behandelt und gemißhandelt.

Die Alten hatten nicht Unrecht, die Hauptmahlzeit wenigstens mit religiösen Gebräuchen zu umgeben, welche nicht nur sinnbildlich die Bedeutung der Handlung darstellten, als des ersten Schrittes eines Lebensvorganges, der dem Blute neue Stoffe zuführt, aus welchen der Körper seine Wärme und sein Wachsthum, die Muskeln und Nerven ihre Kräfte, das Gehirn die Grundlage und Bedingungen aller Vorstellungen und Gedanken, kurz aller Geistesthätigkeit beziehen, sondern welche auch dem Körper und dem Geiste die Ruhe und Sammlung verliehen die dieser wichtigen Lebensgrundlage zukommt. Denn das Essen ist nicht allein die Speisung einer Maschine, durch welche dieselbe in Gang gesetzt und erhalten wird, sondern zugleich der Anfang der steten Erneuerung dieser Maschine selbst, ohne welche dieselbe alsbald abgenutzt sein würde.

Die Nahrungsstoffe und Speisen, ihre Zubereitung und Menge sind allerdings von der höchsten Wichtigkeit, aber fast nicht geringere Bedeutung kommt auch der Art und Weise des Essens zu, die keineswegs immer dem Zwecke entspricht, das Genossene möglichst vollständig auszunutzen und mit möglichst sparsamer Verwendung von Mitteln und Kräften dem Organismus neue Kraftquellen zuzuführen. Schon die Zeit des Essens wird namentlich in den größeren Städten oft mehr als gut ist durch die Tagesgeschäfte bedingt, wodurch dann die rasche Abnutzung der Geschäftsleute großentheils mit herbeigeführt wird. Denn trotz aller Biegsamkeit und Schnellkraft der menschlichen Natur, welche es erlaubt, sich den verschiedensten Lebensbedingungen anzuschmiegen, werden doch

die Grenzen dieser Kräfte nicht ungestraft überschritten. Jedenfalls ist große Regelmäßigkeit sehr zweckmäßig, und die Lebenseinrichtungen müssen so getroffen werden, daß die Hauptmahlzeit mit der Stunde zusammenfällt, wo die Lust und das Bedürfniß zu essen am größten ist, d. i. nach vollbrachter Hauptarbeit, indem dann nicht allein das Bedürfniß am größten, sondern auch die zur Vollendung des Mahles und der Verdauung erforderliche geistige und körperliche Ruhe am ehesten zu haben ist. Die Hauptsache ist aber, daß der Magen sich in dem für die Verarbeitung des Genossenen günstigsten Zustande befindet.

Der ganze Magen ist inwendig von einer dichten Lage von Drüsen ausgekleidet, in welchen der Saft bereitet wird, der die Speisen auflöst und zur Aufsaugung in die Blutgefäße geeignet macht. Während der Ruhe laden sich diese Drüsen allmählich mit jenem Saft, der beständig ausfließt, so lange sich zu verdauende Stoffe im Magen befinden. Der Magen muß also eine Zeit lang in Ruhe sein, damit die Drüsen sich laden können, und der Zeitpunkt, wo sie am stärksten geladen sind, giebt sich durch das Hungergefühl zu erkennen. Wird letzteres nicht befriedigt, so entleeren sich die Drüsen trotzdem, ihr Saft fließt ungenutzt in die unteren Theile des Verdauungsrohres ab und das Hungergefühl geht wieder vorüber, „man hat sich überhungert“ und ist nun nicht mehr im Stande, gleich zu essen und ordentlich zu verdauen. Es darf also so lange vor der Hauptmahlzeit nicht gegessen werden, daß sich in der Zwischenzeit ein ordentliches Hungergefühl ausgebildet hat; es darf aber auch nicht länger gewartet werden, als bis letzteres sich geltend macht. Die Dauer dieser Zwischenzeit ist bei verschiedenen Personen nicht gleich: Kinder und Schwächliche haben das Bedürfniß zu essen öfter, als Erwachsene und Kräftige, und natürlich dauert diese Zeit um so länger, je stärker der Magen vorher mit Speisen gefüllt war und demgemäß in Thätigkeit gesetzt wurde. Im Allgemeinen wird es richtig sein, wenn gesunde Erwachsene nicht später als vier Stunden vor dem Mittagsessen ein leichtes Frühstück einnehmen und wenn in der Zwischenzeit der Magen nicht durch Kleinigkeiten, wie Backwerk, Leckereien, Chocolade, Bier und dergl. zur Entleerung seiner sich eben wieder ansammelnden Verdauungssäfte gereizt wird.

Ist solchergestalt die Zeit des Essens herangekommen, so soll man nicht hastig von der Arbeit weg zum Mahle stürzen, sondern Geist und Körper vorher beruhigen. Blut und Nervenkräfte, die für das Denken oder für Muskelarbeit in Anspruch genommen sind, werden dem Magen entzogen, der doch zur Verdauung ihrer nicht entbehren kann; auch verhindern die hastig fortarbeitenden Gedanken und die nach rascher Arbeit eine Zeit lang fortdauernde Unruhe das regelmäßige und gehörige Zerkleinern der Speisen durch Messer und Zähne, und der ungenügend zerkleinerte und halbdurchkaute Bissen beschwert den Magen, verzögert und stört die Verdauung. Als zweite Regel erkennen wir also: eine kurze Ruhe des Geistes und des Körpers vor dem Essen.

Zum Beginn der Tagesarbeit ein leicht erregendes Getränk, wie Kaffee oder Thee, zu nehmen, ist weit zweckmäßiger, als nahrhafte Speisen, namentlich für Solche, welche allein oder vorzugsweise mit dem Kopfe arbeiten, weil größere Anforderungen an die Verdauung die Klarheit und Freiheit des Denkens beeinträchtigen. Zu langes Fasten ist aber in mehrfacher Beziehung schädlich: es entkräftet den Körper, reizt durch zu starken Hunger zur späteren Ueberladung des Magens, und der im nüchternen Zustande sauer abgesonderte Speichel greift die Zähne an und belästigt den Magen. Ein kräftiges Frühstück von leicht verdaulichem Fleisch oder Eiern und Weißbrod ist das beste Mittel gegen solche Uebelstände, die in der Regel nach kurzer Zeit auch Bleichsucht herbeiführen.

Einige Stunden nach diesem Fastenbrecher folge das Mittagessen, aber nicht in Hast während einer kurzen Arbeitpause und bei fortarbeitenden Gedanken, sondern in aller Ruhe. Die Hauptmahlzeit wird zweckmäßig mit einer Suppe eingeleitet, welche den sich nun ergießenden Magensaft aufnimmt und verdünnt, so daß er sich leicht mit den nachfolgenden festeren Speisen vermischen und diese durchdringen und auflösen kann. Um diese Auflösung zu erleichtern, müssen die festeren Speisen vor allen Dingen gut gekauet oder, wo die Zähne fehlen, recht weich zubereitet und mit dem Messer fein zerkleinert werden. Aber auch dann schlucke man nicht hastig, damit die Bissen gehörig mit Speichel durchfeuchtet werden, dessen Absonderung durch das Kauen stärker erregt wird. Es giebt nichts Verderblicheres, als während des Essens Geschäfte zu verhandeln oder zu lesen; denn bei abgezogener Aufmerksamkeit wird nicht nur das Kauen vergessen und der Magen mit groben Bissen beschwert, sondern das Gehirn entzieht dem letzteren die für die Verdauung erforderlichen Nervenkräfte und reichlicheren Blutmengen. Eine leichte Unterhaltung, welche den Geist zerstreut ohne ihn anzustrengen, ist bei Weitem das Zuträglichste für die Mahlzeit. Deshalb soll man wo möglich nicht allein oder unter Fremden, sondern in der Familie oder mit guten Bekannten zu Mittag essen.

Ein Glas Wasser, das nicht zu kalt sein darf, um nicht durch Abkühlung die Magenverdauung zu verzögern, gegen Ende der Mahlzeit getrunken, erleichtert die Auflösung der genossenen Speisen; auch ein Glas Bier, Wein oder bei schwereren Speisen ein Schnäpschen unterstützt die Verdauung durch Beförderung der Magensaftabsonderung. Aber alle diese Mittel müssen sehr mäßig genossen werden, wenn sie nicht mehr schaden als nützen sollen. Dann esse man aber auch nicht mehr, als der Magen ohne Belästigung zu fassen und zu bewältigen vermag. Stärkere Mahlzeiten erfordern Reizmittel, die aber nicht ohne Schaden bleiben, und ein Theil des Genossenen geht unter solchen Umständen unverdaut und also ungenutzt durch den Darmcanal.

Nach der Mahlzeit gönne man sich eine kurze Zeit der Ruhe des Körpers und des Geistes, damit das Geschäft der Magenverdauung ohne Störung von Statten gehe. Der Magen erfordert nämlich jetzt einen stärkeren Zufluß von Säften aus dem Blute, um die Speisen gehörig auflösen und umwandeln zu können, und dieser Zufluß wird beeinträchtigt, wenn gleichzeitig das arbeitende Gehirn oder die arbeitenden Muskeln den Nerven- und Blutstrom für sich in Anspruch nehmen. Je stärker und je schwerer verdaulich die aufgenommene Mahlzeit war, desto mehr ist natürlich diese Ruhe Bedürfniß. Nach ihr wird die weitere Tagesarbeit um so besser von Statten gehen, wenngleich niemals so gut als Vormittags, wo in Folge der Nachtruhe alle Kräfte frischer und das Blut vollständiger durchgearbeitet war. Die Speisen erfordern eben Zeit, um vollständig in Blut, die flüssige Quelle aller unserer Kräfte und Leistungen, umgewandelt zu werden. Nach dem Essen zu schlafen ist keineswegs für Alle nützlich, da viele Menschen durch Schlafen nach Tische für den ganzen übrigen Tag unbrauchbar werden. Die natürliche Müdigkeit, welche sich namentlich nach starken Mahlzeiten einstellt, wird am besten durch leichte, anregende Unterhaltung oder Lectüre, durch eine Cigarre oder Pfeife Tabak, und endlich durch kräftigen Kaffee — der aber zum Besten der Verdauung wenig oder gar keinen Rahm und noch weniger Milch enthalten darf — überwunden. Schwarzer Kaffee gewährt den doppelten Vortheil, zugleich die Verdauung zu befördern, indem er die Magensaftabsonderung neu anregt. Diese künstlichen Mittel sind aber sehr entbehrlich, wenn in der Mahlzeit das Maß gehalten worden ist, daß der Magen nicht überladen oder durch zu schwere Speisen belästigt ist.

Die Dauer der Magenverdauung ist nach der Beschaffenheit und Menge der aufgenommenen Speisen verschieden lang. Das Gefühl giebt den sichersten Maßstab, ob man ihr noch weiter Rücksicht zu schenken hat. Jedenfalls muthe man aber dem Magen nicht zu bald nach einer tüchtigen Mahlzeit wiederum Verdauungsarbeit zu, denn die Magensaftdrüsen erfordern mindestens drei bis vier Stunden und nach starkem Mahle wohl doppelt so lange, um wieder ordentlich absondern zu können. Bedarf der Körper während dieser Zeit einer Erquickung und Anregung, so ist abermals Kaffee oder Thee, allenfalls ein Glas Bier, bei Kindern Milch mit Weißbrod, bei schwerer Arbeit, die in der Regel nicht mit starken Mahlzeiten verbunden zu sein pflegt, auch wohl ein Butterbrod u. dergl. m. am Platze. Abends läßt man dann, namentlich wo das Mittagessen früh, d. h. etwa um die Mitte des Tages eingenommen wird, ein leichtes Abendessen nachfolgen.

Es soll nicht behauptet werden, daß viele Leute sich nicht auch bei erheblichen Abweichungen von diesen Regeln ganz gut befinden, aber jedenfalls wird die Befolgung derselben dazu beitragen, daß die genossenen Speisen besser ausgenutzt werden, und ebenso dazu, manche unscheinbare Ursachen von Unwohlsein und Krankheit fern zu halten.

Fr. Dornblüth.

Volk, werde hart!

Den Nachkommen der Freiburger Edelpflüger gewidmet.

Es klang wie lang verhaltner Jammer,
Schrill wie ein Schrei der höchsten Noth,
Und hielt den Wand'rer in der Kammer
Wach bis zum frühen Morgenroth.
Er hörte nicht den Lärm der Schmiede,
Er lauschte, bis in's Mark erstarrt,
Des Schmiedes schmerzerfülltem Liede:
„O Landgraf, Landgraf, werde hart!"

Und hart ward er bei solchem Wachen,
Schritt eisern aus dem Wald hervor
Und trat auf's Haupt dem schnöden Drachen,
Der sich das Volk zum Fraß erkor;
Doch, ob die Mächt'gen auch erbebten,
Verklungen ist das alte Lied,
Des Volkes Dränger überlebten
Den Landgraf und den Ruhler Schmied.

Wohl ging des Landgrafs Art verloren,
Des Drachen Kamm schwellt schrankenlos,
Doch werden immer neu geboren
Die Schmiede in des Volkes Schooß,
Und noch ertönt aus jeder Schmiede
Bang durch die schwüle Gegenwart
Der alte Klang im neuen Liede:
„Volk, werde hart! Volk, werde hart!"

Du hörst das Lied bei'm fleiß'gen Hämmern,
Doch härtet Dich nicht Lied noch Schlag,
Schon oft sahst Du das Frühroth dämmern,
Und noch verschliefst Du jeden Tag;
Die Noth, die einst den Fürsten weckte,
Noch immer ist sie Deine Noth,
Der Drache, den sein Fußtritt schreckte,
Hält ärger Dich als je bedroht.

Kein Landgraf wird Dich mehr erretten,
Kein Fremder wagt für Dich den Strauß,
Nur eig'ne Kraft zerbricht die Ketten,
Tritt eisern aus Dir selbst heraus!
Dem Kind das kindliche Vertrauen,
Doch Du, gehöhnt oft und genarrt,
Laß Dich im Manneszorn erschauen:
„Volk, werde hart! Volk, werde hart!"

Albert Traeger.

Bilder von der deutschen Landstraße.

2. Der Handwerksbursch.

I.

Wanderzwang und Wanderlust. — Die Insignien des Gesellenstandes. — Der Knotenstock und die Tabakspfeife. — Die Raupe, die Wurst und der „Berliner". — Die Ausrüstung des Wanderburschen und das Reisegeld. — Auf der Straße. — Heimath und Fremde. — Die Erkennungszeichen der Handwerksburschen. — Die Schwäger. — Löwenschütz und Kayof. — Zunft-Charakteristik. — Ceremoniel beim Zureisen. — Das Umschauen. — Obermeister und Zeichenmeister. — Das Geschenk.

Jeder Geselle, welcher sein Handwerk zünftig erlernt hatte und dasselbe einst als Meister zu betreiben gedachte, war bekanntlich früher genöthigt, mindestens drei Jahre „auf die Wanderschaft" zu gehen. Nur selten und nur in den äußersten Nothfällen wurde dem wandernden Sohne eines Meisters oder einer Meisterswittwe von der betreffenden Innung ein Theil der gesetzlichen Wanderzeit nachgelassen, wobei übrigens je nach den Umständen eine geringere oder höhere Summe Geldes an die Handwerkscasse zu entrichten war. Unsere älteren Leser erinnern sich deshalb noch recht gut der Zeit — als weder an Eisenbahnen noch an Gewerbefreiheit zu denken war — wo die Landstraßen wie von Fuhrmannswagen so auch von zahlreichen Handwerksburschen belebt waren.

Wanderzwang! — Und doch kein Zwang! — Wem hätte nicht in den Tagen seiner Jugend, wenn der Frühling in das Land gezogen kam, selige Wanderlust die Brust geschwellt! Wer hätte nichts von jenem geheimen Regen in unserem Innern erfahren, wenn es uns in der sonst lieben, trauten Heimath zu enge ward und uns unwiderstehlich hinauszog in die Fremde! Gewiß, den bei weitem meisten Handwerksburschen, welchen die Freude an der Wanderzeit nicht durch beengende Familienverhältnisse in der Heimath getrübt wurde, mußte der Wanderzwang als willkommene Gelegenheit erscheinen, recht viel von fremden Ländern und Menschen sehen zu können. Was der Vater dem Knaben aus seiner Wanderzeit erzählt hatte, was der Lehrling in der Werkstätte nach dem Feierabende den Gesprächen der Gesellen abgelauscht, was Schule und Bücher dem Gedächtniß überliefert und welche anderen Bilder aus der Fremde die Einbildungskraft des angehenden Wanderburschen beleben mochten, — alle diese Dinge sollten in wenigen Jahren in Wirklichkeit an seinem Auge vorüberziehen. Dazu kam, daß die Lehrzeit mit ihren mancherlei Anfechtungen und Leiden und namentlich ihrem Pennalismus, der in der Werkstatt des Handwerkers einst eine eben so große Rolle spielte, wie in den Sälen der Lyceen und Akademieen, überstanden war und der nach Handwerksgebrauch „zum Gesellen Gesprochene" die ihm gewordene

Freiheit gerade in der Fremde in vollen Zügen zu genießen hoffte. Wie stolz darum auch der schwarze Cylinderhut auf dem Kopfe des eben erst zum Gesellen Ernannten saß, und wie gravitätisch auch in der rechten Hand des Neulings der Rohrstock mit mächtiger Quaste paradirte, — die Freude an diesen Insignien der Gesellenwürde sollte immer nur von kurzer Dauer sein, denn der Hut überzog sich gar bald mit dem üblichen schwarzen Wachstuche, wie es die Sitte auf der Wanderschaft erforderte, und ebenso wurde der Rohrstock nur zu bald mit dem Wanderstabe, d. h. mit dem Knotenstocke, vertauscht.

Du Knotenstock! Du oft einziger treuer Gefährte des Wanderburschen in den Tagen der Freude wie des Leids! Wie bist du in diesen modernen Tagen durch allerlei naseweises, unsolides und phantastisches Volk von Reisestöcken in so tiefes Vergessen gesunken! Wie warst du einst als theures Familienstück, das vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Enkel forterbte, hoch in Ehren gehalten, und wie freudig schlug dir das Herz, wenn du nach oft nur zu langem Ausruhen von deinem wohlbewahrten Ehrenplatze wieder herabstiegst und dein von Staub und Spinneweben umzogenes Kleid gereinigt wurde, daß du über Berg und Thal in trunkener Lust die Frische des Wanderlebens wieder einsogest wie in den Tagen deiner Jugend! — Und ein solider Stock war dieser Knotenstock! Langsam und stetig war er in die Höhe gewachsen aus festem Wachholderholz, fast unzählbar waren seine schönen Knoten und die neben diesen eingeschlagenen Nägel, die als blitzende Augen nach allen Seiten ausschauten, um den Handwerksburschen rechtzeitig vor jeder Gefahr zu warnen; sein mit Eisen beschlagener Fuß gewährte in allerlei Noth und Anfechtung eine zuverlässige Stütze. Kein Wunder also, wenn der Wanderbursch seinen treuen Begleiter fest an der Hand nahm, die sich ihm in der Gestalt eines langen Riemens darbot, und ihn, wenn Beide müde Abends in einem Orte einwanderten, aus Dankbarkeit sanft hinter sich nachzog.

Nächst dem Knotenstocke stand die mit langer Spitze und mächtigen Troddeln versehene Tabakspfeife mit unserem Wanderburschen im intimsten Verkehre. Nicht nur „auf der Walze“, d. h. auf der Straße, sondern auch am Abende in der Werkstätte und auf der Herberge verscheuchten ihm ihre Wolken gar manchen Unmuth und erhöhten ihm den Genuß manch traulichen Stündchens. Zudem hatte er als Geselle mit hoher polizeilicher Erlaubniß das Recht, eine Pfeife mit Anstand zu rauchen, und die Berliner Professoren Kranichfeld und Virchow hatten sich damals mit ihren Verketzerungen der „nicotinfreien“ Tabaksblätter noch nicht hervorgewagt. — Zu den übrigen Ausrüstungsgegenständen des Wanderburschen gehörte der lederne Tabaksbeutel, welcher auf der linken Brust getragen wurde, und eine in Weidengeflecht oder auch in einem ledernen Futterale geborgene „Schnapsbulle,“ welche an der anderen Seite der Brust herabhing. Außerdem blickte, an einer langen Schnur befestigt, unter dem linken Rockschooß ein blechernes Behältniß hervor, welches das Wanderbuch und zuweilen auch eine Landkarte barg. Dieses blecherne Behältniß war für die Handwerksburschen der eherne Schild, an welchem die Pfeile der reitenden und Fuß-Gensdarmerie abprallten.

Kleider, Wäsche, Arbeitszeug und dergleichen nahm das Felleisen oder die „Raupe“ auf, an deren Stelle indessen bei gewissen Zünften das „Bündel“ oder die „Wurst“ trat. Der sogenannte Berliner, d. h. eine mäßig große Rolle, welche den kleineren Theil der Kleidungsstücke des Handwerksburschen enthielt und über der linken Achsel zu tragen war, ist erst in späterer Zeit in Aufnahme gekommen, als man hie und da anfing, die alten Gebräuche des Handwerksburschenwesens theilweise zu verlassen und der Bequemlichkeit halber den übrigen Theil der Reiseeffecten in einem Kofferchen durch die Post nachkommen ließ. Wie auf dem Felleisen, so waren auch über dem mit Hülfe eines Nebengesellen schön und fest geschnürten Bündel zwei Paar Stiefeln sichtbar, deren Absätze sich nach außen richteten, während die kleine Schmierbüchse, mehrere Bürsten und andere kleine Utensilien an den Seiten des Tornisters untergebracht wurden. Ein wohlausgestattetes Felleisen wog nicht selten gegen einen halben Centner. Daher kam es, daß der Handwerksbursch seinen Tornister zuweilen auf einem kleinen eisernen Gestelle fuhr, wobei er allerdings von Brücken-, Straßen- und Pflasterzoll befreit war. Am schwersten hatten die Schuhmacher zu tragen, da das Gewicht des von ihnen auf die Wanderschaft mitzunehmenden Handwerkszeuges zehn bis zwölf Pfund betrug. Weniger schwer — und dies mit vollem Rechte — war der Schneider belastet, obschon seine „bekleidungs-akademischen Hülfsmittel“ — wie man heute zu Tage schicklicherweise wohl sagen muß — blos aus Metall bestanden; sein Handwerkszeug wurde nämlich repräsentirt durch eine Scheere, einige Nadeln und den Nähring. Auch die Buchbinder gehörten in dieser Hinsicht zum leichten Fußvolk: sie führten nur das Falzbein, den Heftstift, die Heftnadel und das Schärfmesser mit sich. Diejenigen Zünfte, welche kein Handwerkszeug auf die Wanderschaft mitzunehmen brauchten, wie z. B. die Tuchmacher, die Färber, die Seifensieder, die Weber &c., hatten in die fremde Werkstelle doch wenigstens eine Arbeitsschürze, bezüglich ein Schurzfell mitzubringen. Doch machten die Sattler auch hiervon eine Ausnahme. Die Bauhandwerker bekamen in jeder Stadt, wo sie Arbeit nahmen, das Handwerkszeug gegen einen billigen Miethzins geliehen. Die Färber führten häufig ein Buch in Quartformat bei sich, in welches allerlei erprobte Färberecepte verzeichnet und Tuch- und Garnproben eingelegt wurden.

Zur vollständigen Ausrüstung des Handwerksburschen gehörte endlich auch das Reisegeld. Wenn die Entdeckung, mit wie wenig Verstand oft ein Land oder ein Ländchen regiert wird, einst großes Aufsehen erregt hat, so würde die Ueberraschung noch viel größer sein, wenn wir — alle Rücksichten bei Seite setzend — verrathen wollten, mit wie wenig Reisegeld oft ein Handwerksbursch durch alle deutschen Reichsgebiete hindurchzukommen wußte. In der That war das Reisegeld dem Wanderburschen oft sehr knapp zugemessen, weshalb schon der Lehrling die hie und da abfallenden Trinkgelder für die Zukunft sparen mußte. Wir begreifen darum auch die Entrüstung jenes Prager Schusterlehrlings, welcher jeden ersparten Kreuzer einem öffentlichen Standbilde des heiligen Nepomuk zum Aufheben übergeben hatte und schließlich, als er seine Wanderschaft antreten wollte und sich sein Geld zurück erbat, nicht einen Heller wiederbekam; wir theilen — sage ich — die Entrüstung des Armen, wenn er in die Zornesworte ausbrach: „Du heiliger Nepomuk bist ein ebenso gemeiner Spitzbube, wie die anderen Spitzbuben auch!“

Wohl müssen wir gestehen, daß der Handwerksbursch rücksichtlich der Lebensbedürfnisse von Haus aus meist nicht eben verwöhnt war und daß er, noch jung und den ungewöhnten Dingen auf der Wanderschaft sich unschwer anbequemend, trotz mancher Widerwärtigkeiten frischen leichten Sinnes fröhlich seine Straße zog, ohne sich um den folgenden Tag weiter Sorge zu machen. Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß das Wanderleben im Gegensatz zur Heimath auch seine Schattenseiten bot. Es war nicht nur der Wechsel des Klimas, es war die ganze veränderte Lebensweise im Essen und Trinken und Schlafen, es waren die Unbilden und Wechselfälle des Wetters und der Jahreszeiten, welche auf den körperlichen und geistigen Zustand des jungen Handwerksburschen einen nicht geringen Einfluß ausübten. Man denke sich ferner in die Lage eines Wanderburschen, der bei großer Geschäftsstockung seines Gewerbes vielleicht ein halbes Jahr „laufen“ mußte, ehe er Arbeit bekam. Da wurde das Felleisen oder das Bündel von Woche zu Woche leichter, Kleider und Wäsche wurden zu Fetzen; zum Besohlen der Stiefeln fehlte das Geld, trotz Regen, Schnee und Eis ging es auf dem „Deutschen“, d. h. barfuß oder in Stiefeln, denen der letzte Rest von Sohle abhanden gekommen war.

Durchnäßt bis auf die Haut legte sich der arme Handwerksbursch am Abende im Wirthshause mit triefenden Kleidern auf ein Bündel Stroh, an warmes Essen war natürlich ebenfalls nicht zu denken; denn das oft sauer verdiente und gesparte Geld war mit dem letzten Mutterpfennig, der in den Rock oder auch in einen Gurt eingenäht war und im letzteren Falle um den bloßen Leib getragen wurde, längst verausgabt. Das einzige, letzte Hemd wurde schon seit Wochen ununterbrochen auf dem Leibe getragen. Trotz aller Vorsicht nahm der „abgerissene“ Wanderer unversehens aus einer schmutzigen Herberge oder einem unreinlichen Wirthshause ein Volk abscheulicher und entsetzlich lästiger Sechsfüßler mit sich. Wie warst du da willkommen, du murmelnder frischer Quell in dem von der Hauptstraße abseits liegenden stillen Thale! Da wurde gewaschen und gebadet, und an den Zweigen der Weiden hingen die weißen Gewänder zum Trocknen, und daneben am sonnigen Rain lag unser Wanderbursch mit anderen Leidensgefährten derselben Art lang ausgestreckt — auch von dem Letzten entblößt! In solcher Lage hat gar mancher Bursch wehmüthig an das Vaterhaus gedacht und unwillkommene Gelegenheit gehabt, über Heimath und Fremde im Stillen Betrachtungen anzustellen.

Und dennoch halfen Jugendlust und Jugendmuth leicht und schnell über solch bittere Erfahrungen hinweg! Zudem war ja auch bei den Wanderburschen getheilter Schmerz nur halber Schmerz; denn er reiste selten oder nie allein, sondern immer in Gesellschaft von Gesellen seiner eigenen oder auch einer fremden Zunft. „Mit Erlaubniß! Sind Sie ein fremder (Bäcker= rc.) Geselle?" war auf der Straße die stehende Anrede. Die Worte: „Zu dienen, ich bin ein fremder (Bäcker= rc.) Geselle!" enthielten die übliche Antwort. Darauf reichte man einander die Hand. Nachdem alsdann über Woher? und Wohin? die nöthigen Mittheilungen gewechselt worden waren, theilte man sich im gemüthlichen Geplauder die gegenseitigen Erfahrungen und Erlebnisse mit, für die Zukunft wohl auch Reisepläne entwerfend, die freilich dadurch oft gekreuzt wurden, daß nicht alle zugereisten Gesellen in der in's Auge genommenen Stadt Arbeit bekamen.

Der in das Handwerksburschenleben Eingeweihte erkannte nicht nur an bestimmten, oft unscheinbaren Abzeichen am Felleisen oder dem Bündel und an der Kleidung, sondern auch am Gange und an der Haltung, welcher Zunft der Einzelne angehörte. So trugen die Gerber ihr Bündel in einem gelben, die Färber in einem dunkelblauen Tuche. Bei diesen war der Knotenstock in Blauholz schwarz, bei jenen in Eichenlohe gelb gefärbt. Das Bündel der Seifensieder hatte an beiden Enden sogenannte Wulste, während dasjenige der Seiler an beiden Seiten schön abgerundet sein mußte und an einem vom Seiler selbst gefertigten Gurte getragen wurde. Die Mühlknappen erkannte man an ihrem weißen Bündel und die Klempner — wenigstens in späterer Zeit — an dem grünen Berliner. Bei den Brauern mußte auf dem Felleisen eine weiße Schürze sichtbar sein, ebenso bei den Maurern zwei Finger hoch das Schurzfell. Die Nagelschmiede führten einen in ein ledernes Schurzfell gewickeltes Bündel, auf welchem außen eine Raspel befestigt war, während die Hufschmiede an dem in gleicher Weise angebrachten Hammer zu erkennen waren. Die Bäcker trugen zwar auch blaue Bündel, ihr Knotenstock war aber von weißer Farbe. Die Zimmerleute erkannte man an ihren weiten manchesternen Hosen, die Maurer dagegen an den steifen Stiefeln, an den Hosen von weißem englischen Leder, an ihren zugeknöpften Röcken und dem mehr seitwärts nach hinten zu gesetzten Hute. Die Metzger trugen einen Gurt um den Leib und meist blau= oder rothweiße Jacken. Die Schieferdecker erkannte man an ihrem Hammer, welcher an einer um den Leib geschlungenen Kette getragen wurde. Bei den Schornsteinfegern endlich war das Erkennungszeichen die in einem Gürtel eingehakte Kratze.

Auch die verschiedene Art der Arbeit bewirkte Erkennungszeichen für die betreffenden Handwerke. Bei den Färbern sorgte die Küpe, bei den Gerbern die Lohe für ein untrügliches Signalement. Die Bäcker erkannte man an den Säbelbeinen, die Tischler und Buchbinder an der erhöhten rechten Schulter. Bei den Seilern war die linke Seite nach vorn zu gehalten und der Kopf etwas geneigt; bei den Schmieden dagegen das linke Bein nach innen gebogen und die Haltung, namentlich bei hohen Staturen, gebückt. Die Schuster pflegten bekanntlich einen gewissen Körpertheil mit ganz besonderer Emphase nach hinten zu strecken; die Schneider dagegen ließen durch besonders auffallende burschikose Tracht und den Schnitt des Haares auf ihre Kunst schließen. In dieser Hinsicht stand den Schneidern am nächsten das Volk der jungen Barbiere, welche außerdem an dem Schlenkern der Arme und an den geseiften Händen zu erkennen waren.

Sieben Zünfte — und gewiß nicht zufällig gerade sieben — nämlich die Roth= und Weißgerber, die Seifensieder, die Färber, die Hutmacher, die Kupferschmiede und die Schornsteinfeger, führten den gemeinschaftlichen Namen „die Schwäger". Die Meister dieser Innungen redeten die Gesellen mit Du an, und unter den Gesellen eben derselben Zünfte war der Du=Comment eingeführt. Bei fast allen übrigen Zünften aber wurden die Gesellen vom Meister und untereinander mit Sie angeredet. Auf der Straße und beim Zureisen auf der Herberge riefen die Schwäger einander ein kurzes „Hui, Schwager!" zu, wobei jedes Mal die rechte Hand gleichsam salutirend über das rechte Auge zu legen war. Wenn sich fremde Bäckergesellen begegneten, so rief der erste: „Hui, Schütz!" und der zweite antwortete: „Löwenschütz!" Die Bäcker führen nämlich einen doppelten Löwen im Wappen. Die Metzger begrüßten einander mit dem Worte: „Katzof!" (Schlachter), worauf mit dem ebenfalls dem Judendeutsch entlehnten Worte: „Ken" (Ja) geantwortet wurde. Unter den Schwägern bildeten die Schornsteinfeger die am wenigsten von der Cultur beleckten, da natürlich außer den Söhnen der Schornsteinfegermeister nur Jungen der niedrigsten Stände sich diesem Berufe zuwandten. Die Färber repräsentirten in der „Schwägerschaft" die Aristokratie, da sie meist wohlhabenderen Familien entstammten, hohe Löhne empfingen und auch, wie wir weiter unten wahrnehmen werden, auf der Wanderschaft nicht auf der Herberge, sondern bei den Meistern Quartier und Kost erhielten. Die Gerber waren aus Gründen, die wohl ebenfalls ziemlich nahe lagen, nicht selten versucht, anderen Zünften gegenüber ihre Ueberlegenheit durch ein gemessenes, zurückhaltendes Wesen an den Tag zu legen. Von den Schuhmachern ging — gewiß aber nur boshafter Weise — die Rede, daß sie, meist eigensinniges, knurriges, zum Krawallen geneigtes, auf ihr Metier äußerst stolzes Volk, die knotige Seite des Handwerksburschenleben in Manieren und Sprache vertreten hätten, die raffinirtesten Schnupfer wären und in der ganzen Welt in schwarzem Bunde mit allen Depots des Frankfurter Hühneraugenpflasters stünden. Unter den Fettlappen oder Tuchmachern gab es viele gemüthliche Gesellen oder vielmehr „Knappen", die einen derben Schwank und Scherz unter Umständen mit Geld bezahlten. Die Schneider endlich, die ja selbst dem Kaiser „auf den Leib kommen" — selbstverständlich nur beim An= oder Abmessen — und in England die höchsten Staatsmänner zu ihren Zunftgenossen zählen, hielt man für die affectirtesten und rücksichtlich des Blickes den Astronomen verwandtesten unter dem gesammten Gesellenstande, und mit Recht mögen sie wohl manchen Anlaß zu Spott und Hohn gegeben haben; daß sie aber auch vielfach unschuldig leiden mußten und daß ihnen häufig Dinge untergeschoben wurden, die sich später als reine Erfindungen erwiesen, dafür fehlt es ebenfalls nicht an Belegen. So wurde in vielen deutschen Städten in früherer Zeit gemunkelt, die Schneidergesellen säßen nicht selten auf ihrer Herberge bei verschlossener Thür um einen großen runden Tisch herum, über welchem ein an einer Schnur befestigter Hering von der Decke des Zimmers herabhinge. Während jeder Geselle nun seine beiden Zeigefinger auf den Tisch zu legen habe, setzte der Altgeselle den Hering durch einen Schlag in Bewegung, wobei die um den Tisch Sitzenden sich bemühten, mit der Zunge mit dem hin und her geschwungenen Hering in Berührung zu kommen, um auf diese Weise ihren Fischappetit zu stillen. Die sorgfältigsten, die gewissenhaftesten Forschungen haben ergeben, daß diese ganze Erzählung rein aus der Luft gegriffen ist und sich als eine infame Beleidigung der ganzen ehrsamen Schneiderzunft erweist. Selbstverständlich reden wir hier nicht von der Gegenwart, sondern von längst vergangenen Zeiten.

Beim Zureisen in eine Stadt, wo seiner Zunft angehörende Meister wohnten, hatte der Handwerksbursch gewisse alte Gebräuche zu beobachten. Ohne Ausnahme war es bei allen Zünften Sitte, „mit Rock, Stock, Hut und Bündel" oder „Felleisen" einzuwandern. Das Bündel war hierbei stets über der linken Schulter zu tragen und der Cylinderhut mußte mit einem schwarzen Wachstuch überzogen sein. Im Sommer legte man den Staubmantel vor dem Thore ab. Bei den Hufschmieden und einigen anderen Zünften wurde der linke Tragriemen des Felleisens, welcher zum Einhaken eingerichtet war, beim Einwandern in eine Stadt oben über den Tornister zurückgeschlagen. Zuweilen und namentlich wenn Festtage im Anzuge waren, wurde die Sache auch mit Humor betrieben. In Wien, Lauban, Zittau und vielen andern deutschen Städten kam es nicht selten vor, daß dreißig bis vierzig Färbergesellen, die von verschiedenen Seiten zugereist kamen, sich vor einem und demselben Thore sammelten, aus der Stadt eine Musikbande herbeiholten und in Procession unter Vorantragung einer langen Stange, von welcher eine blaue Färberschürze herabwehte, mit Trompeten und Pauken ihren Einzug hielten. Alsdann wurde vor das Haus des Obermeisters gezogen, diesem ein Vivat gebracht, und in gleicher Weise hierauf auch die Herberge begrüßt.

Das Ceremoniel beim „Umschauen" oder „Zusprechen" war ebenfalls an ganz bestimmte Formen gewiesen. In manchen Städten wurde das „Geschenk" von jedem einzelnen Meister verabreicht, in anderen aber im Ganzen aus der Handwerkscasse ausgezahlt. Auf der Herberge erhielt der zugereiste Handwerksbursch vom Herbergsvater das „Umschaubuch", welches die Namen der Meister mit Angabe ihrer Wohnungen enthielt. Das Umschaubuch wurde zunächst zum Obermeister getragen, welcher in längerer oder kürzerer Ansprache — der sogenannten „Schuldigkeit" — die bei einzelnen

Zünften sogar in einen Dialog zwischen dem Meister und dem Gesellen überging, begrüßt wurde. In Norddeutschland waren längere, in Süddeutschland dagegen kürzere Grüße in Gebrauch. So lautete der Gruß der Seifensieder folgendermaßen:

Gesell: „Verzeihen Sie, sind Sie der Herr Meister?"

Meister: „Ja."

G.: „Erlauben Sie, Herr Meister! Ich möchte gern meine Schuldigkeit bei Ihnen ablegen."

M.: „Recht gern."

G.: „Ehrliche Meister und Gesellen lassen Sie freundlich grüßen von wegen des Handwerks."

M.: „Von welchen ehrlichen Meistern und Gesellen bringst Du mir den Gruß?"

G.: „Von den ehrlichen Meistern und Gesellen aus N. N."

M.: „Sei willkommen von wegen des Handwerks."

G.: „Verzeihen Sie, Herr Meister, liegt das Gesellenbuch hier?"

M.: „Ja."

G.: „Erlauben Sie, Herr Meister, ich wollte Ihnen um ein ehrliches Geschenke angesprochen haben. Ich werde mich verhalten, wie es einem ordentlichen Burschen zukommt."

Selbstverständlich mußten die in der Stube des Obermeisters etwa anwesenden Gesellen beim Eintritt des Zureisenden sich von ihren Sitzen erheben. Hierauf schrieb der Obermeister den Namen des zugewanderten Gesellen in das fragliche Buch ein. Vom Obermeister ging es alsdann zum Zettel- oder Zeichen-Meister, bei welchem das Wanderbuch aufgezeigt werden mußte. Dieser schrieb, um das zu häufige Wiederkommen des betreffenden Gesellen zu verhüten, seinen Namen mit Angabe des Datums in das vorgezeigte Wanderbuch. Die Zeichen, welche der Zettelmeister verabreichte, bestanden in runden oder auch viereckigen Marken, welche den Namen und die Wohnung desjenigen Meisters enthielten, bei welchem gegen Abgabe des Zeichens das Geschenk ausgezahlt wurde.

Charakterköpfe aus der deutschen Liedertafel.

II.

Im gewöhnlichen Leben vermag der Herr Director sein Jupitergesicht nicht immer beizubehalten, dafür trägt er aber eine je nach der Stärke seines Vereines mehr oder minder werthvolle goldene Uhr, eine ditto Uhrkette und einen Siegelring der schwersten Sorte, sämmtlich von verschiedenen Jahrgängen. Einige der hervorragendsten Mitglieder würdigt er seiner besonderen Vertraulichkeit, die ihn in unbewachten Stunden schon bis zum Eingehen von Brüderschaften geführt hat. Die andern nähern sich ihm mit einem aus Begeisterung und Ergebenheit zusammengemischten Gefühl.

„Herr, gieb ihm eine unbegrenzte Fähigkeit, in den allerverschiedensten Bier- und Weinsorten jedwedem Zutrinkenden Bescheid zu thun!" das ist bei der Einsegnung eines Directors das Gebet, welches erfahrene Sangesgenossen für ihn zum Himmel richten. Zu seiner vollständigen Ausrüstung gehört außerdem eine seltene Macht der ungebundenen Rede und die Fähigkeit, Nachts beim Oeffnen der Thür mit einem unmerklichen Ruck die Vorsaalklingel anhalten und mit derselben Geschwindigkeit das Schlaggewicht der Nachtuhr abhängen zu können.

Man sagt, daß es Directoren gäbe, welche sich in der ersten Zeit hinter dem Rücken ihrer Ehehälfte auf diese Künste an heimlichen Orten und mit ledernen Klingeln eingeübt hätten, — das kann ich indessen nicht glauben. Man sagt ja so viel!

Im Gegentheil habe ich unter der Classe dieser würdigen Männer gerade die zärtlichsten Gatten gefunden. Immer besorgt, ihrem nächtlich harrenden Gespons die Freude des Wiedersehens auf jede Weise zu erhöhen, versehen sie sich an den Tagen der Vereinszusammenkünfte schon in den Vormittagsstunden mit einem kleinen Geschenk, um die liebe Frau zu überraschen, falls dieselbe bei ihrer Heimkehr noch munter sein sollte. Schläft sie freilich, dann hat sie sich's selbst zuzuschreiben, wenn ihr die zugedachte Freude entgeht, und der beobachtende Director kommt deshalb auch bald dahinter, für dergleichen Morgengaben kleine, dem Verderben nicht ausgesetzte Fabrikate zu wählen, die er wie ein Amulet längere Zeit bei sich tragen kann und womit er eintretendenfalls sogleich jede eheliche Aufwallung besänftigt. Kein Billigdenkender wird dem Manne diese Vorsicht zu einem Verbrechen machen wollen.

„Wenn wer ein braf weip hat, der sorge und thue, daß ihme kein Rauch und Zank daraus wirt," lehrt Fischart, und es ist nichts als fernere Befolgung dieses weisen Rathes, wenn der Herr Director seinem „brafen weip" das Herannahen benachbarter Gesangfeste absichtlich verschweigt und vorsorglich drei bis vier Wochen vorher sich den Schlüssel zu dem Wäschschrank zu verschaffen sucht, um daraus für sich eine kleine Hemdenanleihe zu machen. Denn die Erfahrung hat ihm gelehrt, daß die besorgte Mutter seiner Kinder dem Wunsche, „er möge sobald als möglich wieder heimkommen", dadurch einen concreten Ausdruck zu geben vermeint, daß sie ihm die Reisetasche nur in der spärlichsten Art mit Weißzeug ausstattet. Früher hat ihn das oft in Verlegenheit gesetzt. Jetzt knöpft er zu Haus das heimlich an sich gebrachte Linnen unter den Ueberrock, und wenn er es im Coupé der legal bewilligten Aussteuer einverleibt hat, fühlt er sich vollständig sicher. Uebrigens darf man nicht in Jedem, der bei Beginn einer Sängerfahrt versteckte Wäsche zu Tage fördert, den Director vermuthen. Alle verheiratheten Sangesbrüder verstehen sich mehr oder weniger auf dergleichen Exercitien, nur haben sich die Häuptlinge darin die größte Gewandtheit angeeignet, weil sie am häufigsten in die Lage kommen, sie auszuüben.

Der Geburtstag wird dem Herrn Director alljährlich zum herbsten Prüfungstage; denn am frühesten Morgen schon überrascht ihn sein Verein mit einem hinter seinem Rücken einstudirten Morgengesange, wobei dann gewöhnlich auch irgend eine compositorische Jugendsünde des Gefeierten wieder einmal an das helle Licht des Tages gezogen wird.

Als fungirenden Herrn Director erblickt man ihn stets von vier Solisten garnirt, und das ist ein Anblick, welcher jedem Anthropologen das größte Interesse abnöthigen muß. Was es nur für Gegensätze in Schädelbildungen, Haarfärbung, Knochenbau, Temperament &c. geben kann, sie kommen hier zur Erscheinung. Diese Abweichungen sowohl von Andern, als unter sich, geben Jedem der in Frage Stehenden sein besonderes Fascikel menschlicher und unmenschlicher Gefühle, Zufälle und Leidenschaften, zu deren alleinigem Ausdruck ihn seine Stellung berechtigt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der lyrische Tenor der Liebling sämmtlicher unverheiratheter Damen ist, während die verheiratheten Frauen mehr für den Bariton incliniren. Heldentenor und tiefer Solo-Baß theilen sich in den Beifall der Männerwelt und fühlen sich wohl dabei; denn obgleich im Allgemeinen die angegebenen Grenzen gegenseitig respectirt werden, so kommen doch bei ihren Ruhmesgenossen bisweilen Ueberschreitungen vor, welche zu den gefährlichsten Feindschaften führen können.

Das Ideal zarter Mädchenherzen, der provençalische Minnesänger, ist zwar ein durchweg blonder Charakter, allein was hat nicht Liebe und Eifersucht schon zu Wege gebracht! Um das sensibelste aller Instrumente nicht zu verstimmen, sind daher alle Mitglieder und namentlich der Herr Director auf das Sorglichste beflissen, von dem „Rühre mich nicht an, ich sinke" des Vereins alle schädlichen Einflüsse fern zu halten. Man weiß, was man an ihm hat und daß er es ist, der den Leistungen erst den feinsten Lack giebt. Deswegen wird er auch nur sparsam „herausgelassen"; erst wo nichts Anderes mehr verfängt, schiebt man ihn vor und ist des Erfolges sicher.

Jedes öffentliche Auftreten ist daher ein Ereigniß, das durch einen unmäßigen Verbrauch von geschlagenen Eiern und Kandis eingeleitet wird. Während noch der Beifall rauscht, tritt aber schon sein Herr Director auf ihn zu: „Lieber Grasedorst, Du hast wieder ganz herrlich gesungen, aber thu' mir den Gefallen und knöpfe Dir den Frack zu, es zieht." Und nun wird Grasedorst in viele Quadratruthen Shawls und gewärmte Decken gewickelt und wieder in den Kasten gelegt, wie die Boa constrictor, mit welcher der Menageriewärter immer zuletzt noch das Publicum zu einer besondern „kleinen Recommandation" nöthigt.

Was ein richtiger Tenor ist, den wird man aus dem größten Menschengewühl herauserkennen, und wenn er ein Papagenoschloß vor dem Munde hätte. Er liebt es sich in helle Farben zu klei-

den. Wenn er dürfte, ginge er ganz rosenroth. Dem ist aber sein Schneider total entgegen, und zwischen Beiden besteht deswegen ein ewiger Krieg, in welchem unser Freund freilich immer den Kürzern zieht. Kaum daß es ihm gelingt, dann und wann ein rosa Aermelfutter durchzusetzen. Dagegen rächt er sich durch eine beispiellose Verschwendung von Himmelblau und besteckt sich heimlich

Der lyrische Tenor.

mit Rosenknospen, wie eine Festtorte. Man sieht, daß seine Laufbahn nicht eine so ganz und gar dornenlose ist, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte. Außerdem ruht der Fluch auf seiner Stellung, mit den Augen fortwährend nach noch nicht entdeckten Sternen suchen zu müssen. Nun hat zwar die vorsorgliche Mutter Natur jedem wahren lyrischen Hochsänger ein paar Quadratzoll Weißes

Der sentimentale Bariton.

im Auge mehr gegeben, als andern Menschen, aber bei dem verschwenderischen Gebrauch, den er davon macht, kostet es ihn oft die schmerzlichste Anstrengung, den trotzdem eintretenden Mangel zu decken. Eins hängt mit dem Andern zusammen. Seine unaussprechliche Kopfhaltung nöthigt ihn dann wieder alle wirkungsvollen Lieder auswendig zu lernen, und das kommt ihm bisweilen sehr schwer an. Er macht deswegen häufige und einsame Spaziergänge die er aber immer so zu beenden weiß, daß er zu Ausgang der Unterrichtsstunden zufällig an den besuchtesten Mädchenpensionaten vorübergeht. Die lose Schaar, der er hier begegnet, kennt ihn auch ganz gut und weiß ihn durch die Bezeichnung „das Blümchen" oder „der Goldschnitt" von allen seinen Concurrenten treffend zu unterscheiden.

Zu diesen gehört in erster Reihe der **sentimentale Bariton**, in der Regel „ein schöner Mann". Es ist dieser seiner augenscheinlichen Begabung wegen der interessanteste Gegenstand für

Der Heldentenor.

große Schnittwaarenhändler, denen er noch ganz besonders durch die immensen Carreaux seiner Hosenmuster zu imponiren weiß. Die Vertreter der größten Modewaarenhandlungen gehen ihm Tage lang nach und machen ihm die glänzendsten Offerten, in der Regel ohne ihren Zweck zu erreichen, denn wenn er sich selbstständig machen will, ist sein erster Gedanke die Anlegung einer Luxuspapierfabrik.

In seiner Jugend hat er keine Ahnung davon, daß der Gott des Gesanges in ihm schlummert. Er wird davon ganz plötzlich

Der tiefste Baß.

erst durch den namenlosen Beifall überzeugt, welchen ihm der Vortrag der „letzten Rose" bei einer Landpartie einbringt. Eine junge Wittwe, die es dabei mit der Ohnmacht kriegt, ist ihm ein Fingerzeig von oben, in sich zu gehen und einen Wirkungskreis zu suchen, wo er es mit widerhaltigeren Probeobjecten zu thun hat.

In seinem Vereine nimmt er eine ganz exceptionelle Stellung

ein, die durch eine Atmosphäre seiner Parfüms markirt ist. Sologesang ist seine einzige Leistung, gewöhnlich läßt er sich dieselbe von einem Seminaristen auf seinem Zimmer — fünf Neugroschen die Stunde — einüben. Der wahre Bariton singt nie, wie er eigentlich könnte. Er bedauert stets „heute doch nicht ganz bei Stimme zu sein“, und das ist sehr schade; denn wenn dieser Fall wirklich einmal einträte, so, denke ich, müßte das einen großen Genuß geben. Von der Betheiligung am Chorgesang hat er sich gänzlich losgesagt, seit der erste Tenor sich seine chronische Sextenbegleitung nicht mehr gefallen lassen wollte. Er betrachtet daher den Verein auch nur als Folie; um sich dies aber nicht merken zu lassen, legt er bei Stiftungsfesten in der Besorgung von Cotillonorden und bei Landpartien im Losbrennen von Feuerwerk einen großen Eifer an den Tag.

Wenn er sich photographiren läßt, und das geschieht in der Regel bei jedem Mondwechsel, so bittet er stets, mit seinem Bilde nicht zu indiscret umzugehen. Die nächsten Tage sieht man ihn aber vor allen Aushängekästen stehen, und er kann sich ganz heftig erbosen, wenn er sein Conterfei nicht neben dem einer Schönheit vom Theater erblickt. Er arbeitet aus allen Kräften, um sich in den Ruf eines „gefährlichen Menschen“ zu bringen; deswegen trägt er auch nur gestickte Cigarrenetuis, Portemonnaies, Notizbücher und wechselt damit, sobald er glauben kann, daß seine Bekannten durch ein anderes wieder überrascht werden. Das kostet ihn viel Geld.

Man kann dem Bariton-Solisten keine größere Schmeichelei sagen, als wenn man seine Stimme mit dem Klange eines Violoncello's vergleicht. Der lyrische Tenor dagegen betrachtet sich als die menschgewordene Schalmei, obwohl er nie in seinem Leben eine solche gehört hat. Mag nun diesen beiden Vergleichen etwas Wahres zu Grunde liegen oder nicht, so viel ist sicher, daß der Heldentenor in der allernächsten Verwandtschaft zu der Trompete steht. Er hat etwas entschieden Kriegerisches in seinem ganzen Wesen. Ihm sind alle Räume für die Entfaltung seiner Stimme zu klein, und wenn er an seine Jugend erinnert wird, wo ihn, wie er behauptet, ein Theaterdirector für die Oper gewinnen wollte, so kann er in die fürchterlichsten Verwünschungen gegen sein Schicksal verfallen, welches ihn eine fideicommissarische Leihbibliothek erben ließ.

Privatim ist er stets mit der Einübung einer großen Rolle beschäftigt, denn er lebt der festen Ueberzeugung, daß ihm eines Tages das Glück lächelt und er plötzlich gebeten wird, für den heiser gewordenen Lohengrin einzutreten. Er könnte es sich nicht vergeben, wenn ihn die Mahnung unvorbereitet träfe. So betrachtet er sich zum Theater gehörig und er giebt seinem Kunstberuf einen äußern Ausdruck, indem er in seinen Lesezirkel die „Signale für die musikalische Welt“ und einige der bekanntesten Theaterzeitungen aufnimmt, außerdem aber sich mit durchreisenden Inhabern von Stereoskopencabineten und anderen Zauberern Arm in Arm an öffentlichen Vergnügungsorten zeigt.

Seine Kinder heißen, wenn er deren hat und bei ihrer Namengebung zu Rathe gezogen worden ist, Masaniello, Elsa, Recha, Hundebert — anders thut er's nicht. Dabei ist er ihnen aber sonst ein guter Vater und seinen Sangesgenossen ein ausgezeichneter Camerad. Trotzdem wird er von den Letzteren immer wieder auf das Empfindlichste dadurch gekränkt, daß sie ihm beim nächtlichen Ständchensingen mit ängstlicher Sorgfalt aus dem Wege gehen.

Es war nicht immer so. Einst durfte auch er seine Stimme zu den halbgeöffneten Fenstern der Schönen mit emporklingen lassen, allein seitdem man bemerkt hat, daß der Nachtwächter, durch die immer lauter schmetternden Töne angezogen, regelmäßig schon bei dem zweiten Verse höchst fragweise erschien, „was denn das wieder für ein Scandal sei,“ — seitdem verschweigt man unserm Helden alle derartigen minniglichen Unternehmungen. Er ahnt so etwas und hat mit einem gräßlichen Fluche geschworen, jegliches Piano vom Erdenrunde zu verbannen.

Fern diesem ganzen leidenschaftlichen Treiben steht der tiefe Baß, der eherne Grundpfeiler jeder Harmonie. Dies schönste Bewußtsein füllt seine Brust, aber macht sie nicht stolz. Er lächelt über die Thorheiten seiner Umgebung; groß übersieht er sie und kommt deswegen nie in Gefahr, an denselben Theil zu nehmen. Entgegengesetzt den drei von den Wirbeln der widerstrebendsten Leidenschaften hin und her Geschleuderten, durchschifft er ruhig wie Kühleborn die Wogen. Drängt sich die kleine Außenwelt zu lärmend an ihn heran, dann, weiß er, braucht er nur niederzutauchen in die grundlosen Tiefen seiner gewaltigen Resonanz, um ganz allein zu sein mit seiner Majestät, denn Niemand vermag ihm in diese Regionen zu folgen.

Selbstverständlich gilt dies nur von dem tiefsten Baß, von jener phänomenalen Erscheinung, die sich in jedem Vereine nur in einem einzigen Exemplare vorfindet. Die große Menge der übrigen zweiten Bässe steht vor ihrem Meister, wie Faust vor dem Erdgeiste. Aber mild lächelt er ihnen zu, wenn das tiefe C sich aus den Kellerräumen seiner Kehle entwickelt: „Fürchtet Euch nicht, ich thue Euch nichts.“ Es scheint in der That unglaublich, daß ein Mensch mit einem so furchterregenden Schnarrwerke in der Brust nicht manchmal in Versuchung kommen sollte, davon einen unchristlichen Gebrauch zu machen. Und doch wird man nie davon gehört haben, daß sich dieses tiefste aller Organe je feindlich gegen einen Nebenmenschen gekehrt habe. Man denke an Sarastro.

Der tiefe Baß steht deswegen allein schon hoch über dem Löwen, wenn ihn auch nicht die angeborne Möglichkeit sein Leben mit Pflanzenkost zu fristen von dem König der Thiere noch zu seinem Vortheile unterschiede.

Nur in einem Punkte ist er verwundbar, und leider drückt sich bisweilen schon bei der Geburt der Dorn in diese weiche Ferse. Je tiefer nämlich die Stimme herabgeht, umsomehr steigt, nach einem übrigens ganz natürlichen Gesetze, die Vorliebe für das Rasselnde, welches im Buchstaben r liegt, und unser Freund kann von einer chronischen Schwermuth ergriffen werden, wenn er eines Tages inne wird, daß er ja doch eigentlich „Hempel“ heißt, oder gar „Leimlein“, wie es häufig der Fall ist.

Amerikanische Special-Mittheilungen der „Gartenlaube“.

Nr. 1. Eine Präsidentenwahl.

Wir stehen mitten in einem Präsidentschaftswahlkampfe. Ja wohl, ein Kampf ist's, und ein „Feldzug“ wird es nicht unpassend genannt, dieses Ringen zweier großen Parteien um die Stimmenmehrheit, und trotz aller Mängel des hiesigen Parteilebens ist es obendrein ein großartiger Kampf. Es wird in jedem dieser aller vier Jahre wiederkehrenden Präsidentschafts-Wahlkämpfe ein Stück Weltgeschichte fertig, ein größeres Stück, als im Mittelalter in einem Jahrhundert zurückgelegt wurde, und indem sich jeder Mensch im Lande — höchstens die Kinder in der Wiege ausgenommen — irgendwie an diesem weltgeschichtlichen Thun betheiligt und obendrein sich bewußt ist, daß die Augen aller denkenden Zeitgenossen sämmtlicher Erdtheile auf dasselbe gerichtet sind, bekommt diese Wahlbewegung ein ungemein aufgeregtes Ansehen.

Um diese Zeit erkennt man das amerikanische Volk kaum wieder. Seine sonstige Kühle und Gleichgültigkeit weichen einer fast fieberhaften Unruhe, seine sonst nur passive, ruhig zusehende Betheiligung an der Politik seines Landes einer selbstthätigen und lauten. Man kann kaum zwei Menschen beisammen sehen, ohne sie zugleich von der Wahl, den Wahlbewerbern, ihren Glaubensbekenntnissen und Aussichten reden, wenn nicht etwa gar sich streiten zu hören. Jeder stimmberechtigte Bürger (und selbst solche, die es nicht sind) wird zum Propagandisten seines Parteistandpunktes, die Frauen und Kinder werden davon mit angesteckt, und so verschlingt auf ein paar Monate die Politik fast jedes andere allgemeine Interesse. Kein anderer Volkscharakter hat so wenig Anlage dazu, sich für irgend etwas zu begeistern, als der anglo-amerikanische, und dennoch macht sich während einer Präsidentenwahl etwas bemerklich, welches der Begeisterung sehr ähnlich sieht. Man arbeitet sich künstlich in eine tiefe Ergriffenheit für die Landesangelegenheiten der Gegenwart hinein und bringt dafür Opfer an Zeit, Geld und Gesundheit, welche andere Nationalitäten nur bringen, wenn sie wirklich begeistert sind. Stadt und Land bekommen in solchen Zeiten ein festliches Aussehen. Riesige Banner in den Landesfarben und mit Inschriften aller Art versehen hängen aus den obersten Fenstern einander gegenüberliegender Häuser über fast jede Straße herab; viele Privathäuser sind mit Flaggen geschmückt; hier und da werden wohl riesige Freiheitsbäume errichtet und mit Blumengehängen, den Landesfarben und der phrygischen Freiheitsmütze verziert; nicht selten durchziehen bei Tage, gewöhnlich aber fast jede Nacht, Aufzüge der Parteien die Straßen, Transparente mit allerlei Inschriften oder sinnbildliche Gegenstände tragend, von Musik oder Trommeln geführt, Hurrah für die Partei und ihre Candidaten schreiend, Feuerwerke abbrennend und zuletzt in Wahlversammlungen in Sälen oder unter freiem Himmel endend, bei denen oft drei, vier und mehr Redner sich hören lassen, so eindrucksvoll und kräftig wie möglich. Jede Partei hat in jedem Oertchen von einiger Größe, sowie in jedem Stadtviertel größerer Städte ihr „Haupt-

quartier“, wo täglich die gewerbsmäßigen Politiker zusammenströmen, die übrigen Bürger wenigstens gelegentlich vorsprechen, um die Bedeutung der Tagesereignisse für die Parteiaussichten und die höchst erfinderischen Wahlmanöver zu berathen, durch welche jede Partei der andern Abbruch zu thun sucht. Die politischen Tagesblätter, welche in solchen Zeiten ihre Ernte halten, führen eine leidenschaftlichere Sprache als sonst; die Beweisführung zu Gunsten jeder Partei wird folglich fanatischer und sophistischer, und da um solche Zeit Jedermann mehr als gewöhnlich Politisches liest, so stecken sie das ganze Volk mit mehr oder weniger Sophismus und Fanatismus an. Jedermann redet so, als glaube er allen Ernstes, die Welt werde untergehen, oder mindestens die Freiheit und Bildung des Landes der Barbarei und Knechtschaft Platz machen, falls seine Partei in der bevorstehenden Wahl unterliegen müsse.

Bei einer so ernsten, allgemein ergriffenen Volksstimmung ist es kein Wunder, wenn dieses sonst so prosaische Volk einen poetischen Anstrich bekommt. Es regnet Gedichte politischen Inhalts, auf die Wahl bezüglich; es erscheinen eine Masse Caricaturen auf die Parteien und ihre Candidaten und werden begierig durchmustert; die Flaggen, Banner, bunten Laternen und Transparente sind oft sehr geschmackvoll und tragen mitunter sehr sinnreiche Kraft- und Wahlsprüche; die Redner — und es giebt deren alsdann viele Tausende — suchen allen möglichen Redeschmuck hervor und fließen über von Bildern und Gleichnissen, witzigen Anspielungen und schwunghaften Seitenhieben auf die Gegenpartei. In den Redepausen treten Sänger auf, welche politische Gedichte voller Witz und Laune, oder aber voll tragischen Ernstes solo recitiren, seltener im Chor singen, der jedoch wenigstens immer den Refrain vorträgt und wobei die ganze Volksmenge stürmisch mit einfällt. Das Alles steckt wie gesagt an; die Elektricität, welche große Volksmassen einander am Ende immer mittheilen, steigert bei jedem Einzelnen die Aufregung, welche dann wieder auf die Masse rückwirkt.

Einen schroffen Gegensatz zu dieser Zeit vor der Wahl bildet diejenige nach derselben. Die siegreiche Partei vermeidet in der Regel ein die andere verletzendes Frohlocken, die unterlegene fügt sich ganz ruhig der Entscheidung der Stimmenmehrheit und tröstet sich mit Hoffnungen auf zukünftige Wahlsiege. Eine allgemeine Abspannung ist eingetreten, und was ausgesehen hatte wie ein Weltgericht mit obligatem Weltuntergange, das erweist sich ebenso harmlos, wie ein Bühnenschauspiel: die gefallenen Helden stehen hinter dem Vorhange wieder auf und gehen nach Hause oder zu anderen Geschäften über. Nach der Wahl kann man Jedermann zugestehen hören, daß die im Parteikampfe gebrauchten Gründe doch beiderseits übertrieben, die benutzten Waffen auch auf der eigenen Seite nicht immer die reinsten und edelsten waren; daß die Gegenpartei nicht ganz so schwarz ist, wie sie angestrichen wurde, und daß innerhalb der eigenen Partei beiweitem nicht Alles ist, wie es sein sollte.

So wenigstens war es immer bis zu dem verhängnißvollen Präsidentschafts-Wahlkampfe von 1860 gewesen. Damals wurde zuerst innerhalb der Union „vom Stimmkasten an den Protzkasten Berufung eingelegt“, und die noch wüthende Sonderbunds-Bewegung mit ihrem Ergebniß, dem blutigen Bürgerkriege, entstand. Damals machten die praktischsten aller Menschen und größten aller Erfinder, die Angloamerikaner, zum ersten Male die merkwürdige Entdeckung — welche allerdings andere gebildete Völker schon längst kannten — daß man in einem und demselben Bundesstaate wohl verschiedene Nationalitäten, Racen und Religionen, aber nicht verschiedene Culturzustände, nicht die Barbarei und die Civilisation, nicht die Sclaverei und die Freiheit vereinigen könnte. Bis dahin hatten allerdings die südlichen, auf Negersclaverei, Verthierung der armen Weißen und große Boden-Aristokratie begründeten, von normannischem Adelsstolze strotzenden Staaten mit den nördlichen auf vollständigste Demokratie und freie Arbeit gebauten Freistaaten an demselben Strange gezogen; aber nur unter der Bedingung, daß die „schwarzen Barone“ des Südens die ganze Union beherrschen dürften, um das Wachsthum des Nordens beschränken, die Durchführung der Demokratie in alle Lebensgebiete hinein vereiteln, kurz die Union allmählich in eine über Sclaven und willenlose Pöbelmassen gebietende Oligarchie verwandeln zu können. Sobald es aber gewiß wurde, daß der Norden trotzdem an Bevölkerung, Reichthum, Macht und Bildung den Süden weit überholte, sobald der Norden auch einmal einen Präsidenten in seinem Sinne haben wollte: da spielten die schwarzen Barone nicht mehr mit; sie richteten ihren Sonderbund auf und trieben es absichtlich zum Blutvergießen, um die Brücke zur Versöhnung hinter sich abzubrechen.

Heute, vier Jahre später, ist ihr Versuch der Zerstörung der Union als gescheitert zu betrachten. Der Sonderbund und seine treibende Ursache, die Sclaverei, röcheln soeben beide ihre Seele aus. Die Zeit der Präsidentenwahl ist wieder da, und die schwarzen Barone, im Felde besiegt und außer Stande, ihre ganz erschöpfte Macht mit den Waffen zu behaupten, suchen sich durch ihre Mitverschworenen im Norden Luft zu schaffen, welche einen Präsidenten im Sinne der Sonderbündler wählen sollen. Mc. Clellan, der Candidat der „demokratischen“ Partei, der geheimen und offenen Bundesgenossen des rebellischen Südens im Norden, würde, wenn er zum Präsidenten gewählt wäre, darauf verpflichtet sein, mit dem fast besiegten Süden einen Waffenstillstand abzuschließen, unsere Heere zurückzurufen von ihrer Siegeslaufbahn und die Wiederherstellung der Union auf lediglich friedlichem Wege, also auch unter Fortbestand der Sclaverei, zu betreiben. Abraham Lincoln dagegen, der jetzige zur Wiederwahl aufgestellte Präsident, der Candidat der „republikanischen Unionspartei“, ist durch das Parteiprogramm (die „Platform“) zur vollständigen Niederwerfung des Sonderbundes und zur Zerstörung der Sclaverei verbunden.

So einfach nun, wie wir die Frage, um welche es sich bei dem jetzigen Wahlkampfe im Wesentlichen handelt, darstellen, erscheint sie freilich vielen Mitkämpfenden selber nicht, sondern sie wird durch Parteiauffassung vielfach entstellt und die Entscheidung durch viele Nebenfragen erschwert. Dem mit allen Fortschrittsbestrebungen sympathisirenden Europäer wird es schwer zu begreifen, wie es im freien Norden selbst eine große Partei geben könne, welche dem Süden Sieg wünscht, der die Demokratie auf den Tod bekämpft und die Sclaverei für den naturgemäßen und gottgewollten Zustand aller, nicht blos der schwarzen, Arbeiter erklärt. Allein der nördliche Flügel der „demokratischen“ Partei besteht weit überwiegend aus viehisch verdummten katholischen Irländern, aus den dümmsten Schichten der eingewanderten wie eingebornen Bevölkerung überhaupt. Es ist leicht für Demagogen, diese Massen zu mißleiten, da sie entweder gar nicht lesen können, oder doch nur Zeitungen und Flugschriften ihrer eigenen Partei lesen, die Versammlungen der Gegenpartei nicht besuchen, oder höchstens zu dem Zwecke, um sie durch wüstes Geschrei zu stören und zu vereiteln, und da sie fast soldatisch den Geboten der Parteiführer gehorchen. Es ist leicht, ihren Racenhaß und ihre Vorurtheile gegen die Neger, auf deren Befreiung es ankommt, durch die Verleumdung zur Siedehitze anzuflammen, daß die Schwarzen blos befreit werden sollen, um die weißen Arbeiter mehr und mehr zu versclaven. Der größte Blödsinn wird solchen Menschen glaublich, wenn er recht oft wiederholt wird, und im Entstellen, Lügen und Verleumden haben die „demokratischen“ Häuptlinge durch langjährige Uebung eine seltene Meisterschaft. Es ist endlich der größte Theil der katholischen Geistlichkeit mit ihrem tiefgehenden Einflusse lebhaft an der „demokratischen“ Partei interessirt, wie der weit überwiegende Theil der protestantischen an der Antisclavereipartei; auch sind solche rohe Massen der Bestechung nicht unzugänglich — und man vermuthet, daß im jetzigen Wahlkampfe Jefferson Davis, die englische Aristokratie, Louis Bonaparte und die Rothschilds große Summen zu solchem Behufe verwenden.

Die Aussicht ist, daß trotzdem Mc. Clellan geschlagen, Lincoln wiedererwählt wird. Es haben, da von den wiedereroberten Sclavenstaaten nur Maryland, Delaware, Westvirginien, Kentucky und Missouri stimmberechtigt sind, fünfundzwanzig von den sechsunddreißig Staaten abzustimmen, von denen alle für Lincoln sicher scheinen, außer New-Jersey, Kentucky, Indiana, Illinois und Missouri; selbst diese aber mögen noch für Lincoln gewonnen werden. Von den vierthalb Millionen Wählern dieser fünfundzwanzig Staaten werden allem Anscheine nach zwei Millionen und darüber für Lincoln's Wiederwahl und nicht volle anderthalb Millionen für Mc. Clellan's Präsidentschaft stimmen. Von den 231 Wahlmännern, welche von diesen Wählern zu wählen sind, um den Ausfall der Volkswahl festzustellen, werden höchst wahrscheinlich 172, ja vermuthlich nahezu alle Lincoln-Männer sein. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß Lincoln wirklich der Mann der freien Wahl jener zwei Millionen sei; es wird der Wahrheit viel näher kommen, wenn man annimmt, daß nicht der vierte Theil derselben ihn zu ihrem Candidaten ausersehen haben würde, wäre eine andere Wahl möglich gewesen. Sein Mangel an Bildung, seine übermäßige Bedächtigkeit, seine Abneigung gegen die radicalen Sclavereifeinde und deren Politik, seine Schwäche, die ihn zum Werkzeuge Anderer, besonders des Staatssecretair Seward macht, vor Allem aber die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er seit Jahren auf seine Wiederwahl hinarbeitet und dafür dem Lande ganz unersetzliche Menschen- und Geldopfer auferlegt hat — dies entfremdete ihm frühzeitig gerade den gebildetsten und edelsten Theil seiner Partei, welcher daran dachte, entweder Fremont, oder den gewesenen Finanzsecretair Chase, oder den gescheidten General (früher Advocaten) Butler als Candidaten der Freiheitspartei aufzustellen. Noch Ende August waren die Aussichten Lincoln's auf Wiederwahl entschieden ungünstig; seitdem haben die großen Siege Sherman's bei Atlanta, Farragut's bei Mobile und Sheridan's im Shenandoahthale die fast verzweifelte Stimmung aller Patrioten sehr gehoben. Diese Siege, die begründete Hoffnung, daß der Krieg in der Hauptsache noch diesen Herbst zu Ende gehen werde, und ein fast romantisches Zusammentreffen verschiedener Lincoln günstiger Umstände und in seinem Interesse angesponnener Intriguen, deren Schilderung wir auf einen nächsten Artikel verschieben müssen, haben binnen wenigen Wochen einen Wahlsieg Lincoln's am 8. November außer aller Frage gestellt.

Die Wiederwahl Lincoln's bedeutet trotzdem nicht einen Sieg der Intrigue, der Corruption und des gouvernementalen Einflusses über den gesunden republikanischen Sinn des ihn wählenden Volkstheiles — nichts weniger als das; denn die große Masse der „Administrations“-Partei ist der sittlich und geistig ehrenwertheste Theil des Volkes. Sie ist blos ein Beweis der vollendeten politischen Klugheit des Angloamerikaners und eine glänzende Probe des großartigen Patriotismus, dessen dieser bessere Theil der Nation fähig ist.

Das Räthselhafte, das in diesen Aussprüchen liegen könnte, klären wir das nächste Mal auf.

New-York, 25. September 1864. **Adolph Douai.**

Blätter und Blüthen.

Alexander Dumas. Unter seinen vielen geselligen Tugenden besitzt Alexander Dumas Vater auch die, ein ganz vortrefflicher Koch zu sein. Er versteht wirklich die edle Kochkunst aus dem Grunde, und nichts ist spaßhafter, als ihn kochen zu sehen. Mit vorgebundener Küchenschürze, in der ein langes Küchenmesser steckt, steht er hochaufgerichtet da, überwacht die Kasserole und die Tiegel, wirft hier ein wenig Pfeffer in eine Speise, schöpft dort die Bouillon in einem Topfe ab, schwingt den Rührlöffel, macht Witze, erzählt Anekdoten, stellt culinarische Thesen auf — es ist eine wahre Komödie, bei der man aus dem Lachen nicht herauskommt. Früher machte er auch alle seine Einkäufe selbst und begab sich wöchentlich mehrmals nach den Hallen, um die nothwendigen Küchenbedürfnisse herbeizuschaffen. Die „Damen der Halle“ (vulgo: Fisch-

weiber, Obst- und Gemüseverkäuferinnen ꝛc.) kannten ihn alle sehr wohl, und sein Erscheinen war ihnen ein Fest. Sie eilten ihm entgegen, umringten ihn, schmeichelten ihm, und er nahm die Huldigungen dieser Grazien sehr gnädig an und erzählte ihnen zum Dank rührende Geschichten oder lustige Anekdoten, die sodann wahre Ströme von Thränen oder endloses homerisches Gelächter unter den reizenden Zuhörerinnen hervorriefen. Eines Tages aber wäre ihm von diesen Damen beinahe ein schlimmer Handel bereitet worden; bei seiner Ankunft in den Hallen empfing ihn nicht die gewohnte lärmende Begeisterung, sondern ein wahrer Hagel von Vorwürfen und sogar Drohungen. Er hatte nämlich gerade seine „Musketiere“ vollendet und Porthos von einem Felsblock erdrückt sterben lassen. Diese Todesart für den braven, den guten, den edeln Porthos hatte die weichen Gemüther und die empfindsamen Seelen der Damen der Halle dermaßen empört und verletzt, daß sie den Urheber dieses entsetzlichen Verbrechens dafür züchtigen wollten. Nur durch die schleunigste Flucht konnte sich der hart bedrängte Schriftsteller der Rache der wüthend auf ihn einstürmenden Amazonen entziehen.

Alexander Dumas ist ein unverwüstlicher und unermüdlicher Arbeiter; die Arbeit ist ihm Freude und Bedürfniß, seine schöpferische Kraft ruht nie. Er steht regelmäßig sehr zeitig auf und arbeitet Jahr aus Jahr ein täglich zwölf bis vierzehn Stunden. Es ist höchst interessant, ihn in seinem Arbeitscabinet zu beobachten. Möglichst leicht bekleidet — in Hemdärmeln, leinenem Beinkleid, Pantoffeln — sitzt er an seinem Schreibtisch, die Feder fliegt über das Papier, er schreibt schön und deutlich, streicht nie aus; macht sich ja einmal eine Correctur nöthig, so nimmt er sofort einen frischen Bogen, da er in seinen Manuscripten durchaus keine Striche dulden will. Seit dreißig Jahren bedient er sich derselben Papiersorte in blauer Farbe, zur Schonung der Augen, wie er sagt. Da seine Thür den ganzen Tag hindurch ohne Unterlaß von Freunden, Bekannten und wohl auch von Zudringlichen belagert ist, so wird er sehr oft gestört, und ich habe häufig bewundert, mit wie liebenswürdiger Geduld er sich derartige Unterbrechungen gefallen läßt. In der Regel schreibt er ganz ruhig weiter und blickt gar nicht vom Papiere auf, hört, was man ihm sagt, giebt Antwort darauf, aber schreibt dabei immer fort. Wenn die Unterbrechungen zu häufig werden und die Schaar der Besucher sich in bedenklicher Weise vermehrt, so bittet und fleht er endlich, daß man ihn allein lassen solle; hilft indeß das Flehen nichts, so wird er endlich heftig, faßt verzweiflungsvoll seinen Kopf mit beiden Händen und erklärt, daß sein Zimmer geräumt werden müsse. Diese Zornesausbrüche sind aber bei ihm höchst selten, und sogar in seiner Verzweiflung ist er noch liebenswürdig und spaßhaft.

Um ein Uhr frühstückt er und um sechs Uhr speist er zu Mittag. Da sein Haus für seine zahlreichen Freunde und Bekannten stets gastfrei geöffnet ist, so finden sich zu den Mahlzeiten immer sehr viele Gäste ein, und je zahlreicher der Tisch besetzt ist, desto heiterer und vergnügter wird Dumas. Er entfaltet seine ganze Liebenswürdigkeit, seinen unauslöschlichen Humor und ist der angenehmste und geistreichste Wirth. Er selbst ist überaus mäßig, ißt sehr wenig und trinkt noch weniger, aber freut sich wie ein Kind, wenn seine Gäste seiner Küche und seinem Keller Ehre machen. Nach beendeten Mahlzeiten zieht er sich sogleich wieder in sein Arbeitszimmer zurück und schreibt oft bis spät in die Nacht. Während des Tages geht er nur selten aus; er besucht die große Welt gar nicht, weist fast alle Einladungen zurück, besucht die Theater nur höchst selten und vermeidet alle officiellen Feste. Dagegen hält er, wie ich bereits gesagt habe, offenes Haus und freut sich, wenn die Gäste recht zahlreich bei ihm einsprechen. Wie sein Haus, so steht auch seine Börse seinen Freunden immer großmüthig offen, und man muß ihm fast den Vorwurf machen, daß er in dieser Beziehung allzu freigebig ist; er gehört zu denen, die nicht „nein“ sagen können, und so wird er oft das Opfer seines guten Herzens. Dumas ist kein Financier; das weiß übrigens die ganze Welt. Indessen verzeiht man dem liebenswürdigen Manne gern diese Schwäche, die durch tausend andere seiner vortrefflichen Eigenschaften wieder aufgewogen wird. Seine Werke werden ihm übrigens, wie sich von selbst versteht, ganz vortrefflich bezahlt, ja mit Gold aufgewogen; man honorirt ihn nach den Buchstaben und zwar so, daß jeder Buchstabe, den er schreibt, mit einem Centime berechnet wird. Die Schriften von George Sand sind die einzigen, die nach demselben Modus honorirt werden. Trotz dieser brillanten Bezahlung und trotz seines wirklich riesenhaften Fleißes befindet sich doch seine Casse selten in glänzenden Umständen, und namentlich in früheren Zeiten sah er sich zuweilen genöthigt Paris zeitweilig zu verlassen, um einem gezwungenen Aufenthalte in Clichy (dem Schuldgefängnisse) zu entgehen. Es existiren zahlreiche Anekdoten über die geistreiche Art, auf welche der große Romancier sich stets aus solchen momentanen Klemmen zu helfen wußte, und namentlich auch über die Mittel, die er anwandte, um sich die Gerichtsboten, die ihn unbarmherzig verfolgten, vom Halse zu schaffen. Eines Tages erzählt man ihm, daß ein solcher Gerichtsbote, der ihm gerade viel zu schaffen gemacht hatte, im tiefsten Elend gestorben sei und man nicht wisse, wovon man ihn begraben lassen solle.

„Wie viel kostet das Begräbniß?“ fragt Dumas.

„Vierzig Francs!“ ist die Antwort.

„Hier haben Sie achtzig Francs,“ sagte Dumas, „dafür können Sie gleich zwei solcher verdammter Kerls begraben lassen!“

Zur Vervollständigung dieser kurzen Skizze will ich die nachstehende Zusammenstellung mittheilen, die Alexander Dumas bereits vor sechzehn Jahren selbst aufstellte und die ich seinen Memoiren entlehne:

„Ich habe zwanzig Jahre hindurch täglich zehn Stunden gearbeitet; das ergiebt 73,000 Arbeitsstunden. Während dieser zwanzig Jahre habe ich 400 Bände Romane und 35 Schauspiele geschrieben. Die Romane haben eine Summe von 11,853,000 Francs eingetragen, die also zu vertheilen sind:

Den	Setzern	261,000	Francs.
„	Druckern	528,000	„
„	Papierhändlern	638,000	„
	Bücherheftern	120,000	„
„	Buchhändlern	2,400,000	„
„	Unterhändlern	1,600,000	„
„	Commissionären	1,600,000	„
„	Messagerieen	100,000	„
„	Leih-Bibliotheken	4,580,000	„
„	Zeichnern	28,000	„
	Sa.:	11,853,000	Francs.

Meine Schauspiele haben die Summe von 6,360,000 Francs eingetragen, die sich also vertheilt:

Den	Directoren	1,400,000	Francs.
„	Schauspielern	1,225,000	„
„	Decorateuren	210,000	„
„	Costumiers	140,000	„
„	Theaterbesitzern	700,000	„
„	Comparsen	350,000	„
	Feuerwächtern	70,000	„
„	Holzhändlern	70,000	„
„	Schneidern	50,000	„
„	Oelhändlern	525,000	„
„	Pappenhändlern	60,000	„
„	Musikern	257,000	„
	Armen	630,000	„
„	Zettelträgern	80,000	„
„	Kehrweibern	20,000	„
„	Versicherungs-Gesellschaften	60,000	„
„	Controleuren	140,000	„
„	Maschinisten	180,000	„
„	Friseuren	93,000	„
	Sa.:	6,200,000	Francs.

Wenn ich einen täglichen Arbeitslohn zu 3 Francs anschlage und das Jahr mit 300 Arbeitstagen berechne, so haben meine Bücher während zwanzig Jahren 692 Personen ernährt. Meine Schauspiele haben während zehn Jahren in Paris 347 Personen, in der Provinz 1111 Personen, zusammen 1458 Personen ernährt. Somit haben meine Bücher und meine Schauspiele im Durchschnitt 2160 Personen ernährt.“

Diese Zahlen sprechen! sie zeugen für ein reiches, thätiges Leben. Wie man auch über Alexander Dumas denken, wie man sein Talent und seine Muse beurtheilen möge, so wird man doch seinem Fleiße, seiner unermüdlichen Thätigkeit und schöpferischen Kraft alle Anerkennung zollen müssen; ganz ebenso, wie alle Jene, die das Glück haben, ihn persönlich zu kennen, sich dem Zauber seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit nicht zu entziehen vermögen. Zum Schluß noch folgender charakteristische Zug, der den Verehrern des geistreichen Schriftstellers die beruhigende Gewißheit verschaffen wird, daß er sich sehr wohl befindet und ein hohes Alter zu erreichen hofft.

Dumas hatte den Wunsch nach einem Landaufenthalte ausgesprochen, und einige seiner Freunde hatten in der Nähe von Paris ein derartiges Absteigequartier für ihn aufgefunden. Er macht sich sogleich auf, um das neue Eldorado in Augenschein zu nehmen. Unterwegs aber bemerkt er ein Landhaus, das ihm sehr gut gefällt und das zu verkaufen steht; er besichtigt es und nach kurzer Unterhandlung kauft er das Haus für 80,000 Francs.

„Das ist aber entsetzlich theuer!“ bemerkt ihm einer seiner Freunde.

„Theuer?!“ entgegnet Dumas, „im Gegentheil, es ist halb verschenkt! Sie müssen freilich wissen, daß ich mir zwanzig Jahre Zahlungsfrist ausbedinge!“

Man darf nicht vergessen, daß Dumas 1802 geboren ist, demnach jetzt in seinem 62. Jahre steht!!

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 45. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der böse Nachbar.

Erzählung von Levin Schücking.

(Schluß.)

„Nun wohl … das Mittel besteht darin,“ sagte Horst, „daß Sie mir behülflich sind, mich zu dem oberen Loche unsrer Thurmkappe hinauszuschwingen. Dort kann ich die Wärtersleute herbeirufen, oder welches lebende Wesen ich zuerst erblicke. Vielleicht kann ich noch mehr thun; die Thurmkappe ruht, soviel ich von außen gesehen, auf dem viereckigen Unterbau, der mit einer Balustrade versehen ist. Man wird also umhergehen können, und es wäre wunderlich, wenn sich nicht eine Thür fände, die auf den Dachraum des Hauses führt … man muß doch einen Weg haben, auf die Thurmplattform zu kommen, für den Fall, daß Reparaturen da nöthig sind. Dann wäre uns noch rascher geholfen!“

„Aber wie wollen Sie es anstellen, sich zu der Oeffnung hinauszuschwingen?“ frug Eugenie.

„Das ist's eben,“ versetzte Horst, „dabei bedarf ich Ihrer.“

„Ich seh' nicht, was ich thun kann!“

„Jedenfalls mir versichern, daß Sie nicht zürnen wollen, wenn ich sage, was Sie thun können — aber was ich weit entfernt bin zu verlangen. . .“

„So sprechen Sie doch endlich!“

„Wenn Sie sich hier in die Mitte unter der Oeffnung aufstellen und die Hände verschränkt so halten wollen, wie es die Stallmeister machen, wenn sie einer Dame behülflich sind, zu Pferde zu steigen, dann würde ich zuerst auf Ihre Hände, sodann auf Ihre Schulter treten, dann mich zur Oeffnung hinausschnellen.“

Eugenie lachte im ersten Augenblick verlegen auf … dann zog sie ernst ihre Stirn zusammen und sagte halb beleidigt: „Das ist allerdings eine seltsame Zumuthung. . .“

„Ich hab' es Ihnen vorausgesagt!“

„Das haben Sie.“

„Und es nicht etwa Ihnen vorgeschlagen, nur auf Ihr Verlangen Ihnen genannt!“

„Nun ja … und es ist das einzige Mittel?“

„Das einzige!“

„Dann,“ fiel Eugenie plötzlich entschlossen ein, „dann sei's darum … man soll mir nicht nachsagen, ich habe aus Prüderie etwas zu thun unterlassen, was zu thun doch sehr vernünftig war. … Kommen Sie … denken wir, wir seien Kinder, die einem Vogelnest nachstellen.“

„Ich wünsche nur, daß ich mir die Leichtigkeit eines Kindes geben kann,“ erwiderte Horst und warf die Stiefel aus.

Eugenie stand mit verschränkten Händen, wie Horst es angegeben hatte; dieser legte leicht die Hand auf ihren Scheitel, trat in ihre Hände, auf ihre rechte Schulter, hatte im nächsten Augenblick beide Ellbogen auf den äußeren Rand der Oeffnung gestemmt und zog nun, während Eugenie tapfer einen seiner Füße nachschob, den Körper mit der Gewandtheit eines erfahrenen Turners nach. Eugenie brach dabei in ein lautes, herzliches Gelächter aus.

„Ich glaube, Sie lachen mich aus,“ sagte er von oben her in die Oeffnung hinabsprechend, „aber desto besser, ich sehe daraus, daß ich Ihnen nicht wehe gethan! … Und da seh' ich auch eine Thür, die auf den Dachraum führt. Ich werde mich jetzt außen niedergleiten lassen.“

„Aber mein Gott, ist denn das nicht gefährlich?“

„Nicht im mindesten.“

„O gewiß, gewiß … wenn Sie den Thurm hinabstürzten!“

„Haben Sie keine Sorge!“

„Ich habe aber Sorge, ich ängstige mich zu Tode, wenn Sie es thun … ich will es nicht!“

„Seien Sie vernünftig, Eugenie, es ist ja da unter mir eine Balustrade. . .“

„Sie kann morsch sein, sie kann nachgeben, wenn Sie dagegen anprallen.“

„Ich muß aber hinunter, wenn ich Sie befreien will.“

„Nein, nein, nein, lieber bleib' ich eingesperrt hier, als daß ich es zugebe, ich will es nun einmal nicht. . . Sie müssen bleiben, wo Sie sind, ich muß Sie im Auge behalten, oder ich vergehe vor Angst hier; warten wir, bis Jemand sichtbar wird, den Sie anrufen können!“

„Ich will mich Ihrem Willen fügen, wenn Sie mir eines versprechen.“

„Und was?“

„Daß Sie mich freundlich aufnehmen wollen, wenn ich morgen nach Schollbeck komme.“

„Können Sie daran zweifeln?“ versetzte sie leise, fast vorwurfsvoll.

Horst also blieb in der Thurmlaterne sitzen, wo er am Rande der runden Lichtöffnung kniete, und den Arm um einen der vier schmalen Pfeiler geschlungen hielt, welche die Laterne bildeten. Nach einer Weile sah er zu seiner Freude eine Frau dem Wärterhause zugehen, welche auf ihrem Kopfe einen in ihre blaue Schürze gepackten Armvoll frischen Klees trug. Er schrie ihr aus Leibeskräften ein „He! Holla! Hier!“ zu.

Die Frau ließ vor Verwunderung ihr Bündel fallen, als sie

nach dem ersten Aufstarren ihren neuen Gebieter da oben in der Thurmlaterne von Falkenrieth entdeckte. Sie lief dem Hause zu und kam im nächsten Augenblick mit ihrem Manne, dem Wärter, daraus wieder hervorgestürzt.

Als die beiden Leute auf der Terrasse vor dem Schlosse waren, rief Horst ihnen hinab, was sie thun sollten. Er warf ihnen den Schlüssel zur Portalthür, den er bei sich trug, in einem geschickten Bogenwurf zu und machte ihnen deutlich, daß sie mit einem schweren Holzstück oder einer Stange wider die Klappe über der Wendeltreppe anfahren müßten, um sie aufzusprengen. Der Mann ging zurück, um einen solchen Gegenstand aufzusuchen, und kam bald darauf mit einem langen Riegelholz wieder; nach fünf Minuten vernahm Eugenie unter ihren Füßen einen formidablen durch die ganze Thurmklappe zitternden Stoß, dann einen zweiten, und die Klappe fuhr krachend aus ihrer Klemme empor. Gleich darauf wurde sie von dem Arm des Wärters ganz aufgehoben, und der Oberkörper des Mannes tauchte durch die Oeffnung auf, um Eugenie und den jetzt von oben her aus der Laterne wieder herabvoltigirenden Horst mit dem Ausdruck höchster Verwunderung anzustarren.

Es war natürlich, daß, den fragenden Augen dieses Mannes gegenüber, Eugenie die Verlegenheit doppelt fühlte, in welche sie ohnehin gerathen mußte, als sie sich mit Horst wieder in der Freiheit sah; sie eilte davon zu kommen und flog die Treppe hinab, während Horst dem Wärter ein Trinkgeld gab und ihm mit möglichst unbefangener Miene erklärte, wie er mit der jungen Dame das Schloß besichtigt habe und wie, als sie auch das Innere des Thurmes sehen wollen, die Klappe hinter ihnen niedergeschlagen sei.

Horst nahm dann noch das Buch vom Boden auf und eilte Eugenie nach. Er erreichte sie nicht eher, als bis sie schon unten auf der Brücke war.

„Ich will Ihnen das Buch morgen bringen," sagte er, „darf ich?"

„Ach, das Buch," versetzte sie mit bewegter Stimme, „es ist an Allem schuld! Ich hatte mich heute beim Ausreiten daran erinnert, daß ich es in Falkenrieth liegen lassen und daß ich, da Falkenrieth nun Ihnen gehöre, es zurückholen müsse; ich ging dann durch die Zimmer, um von ihnen für immer Abschied zu nehmen . . . da sah ich plötzlich Sie auf der Brücke . . . schon auf der Terrasse, an der Thür . . . zu Tode erschrocken beim Gedanken eines Zusammentreffens mit Ihnen, nahm ich die Flucht, aber Sie, Sie folgten mir, Sie fürchterlicher Mensch. . ."

„Haben Sie es mir jetzt nicht vergeben? Was soll ich thun, um Alles das, was ich verschuldet, was ich durch meine sträfliche Unbesonnenheit verbrochen, wieder gut zu machen?"

„Nichts, nichts," rief sie hastig und vor Aufregung zitternd aus, „als mich jetzt allein lassen . . . Sie sollen mich allein heimreiten lassen . . . gehen Sie jetzt, gehen Sie gleich . . . der Wärter wird mir mein Pferd halten!"

„Nun, wenn Sie es befehlen," versetzte Horst gedehnt und unangenehm betroffen.

„Ja, ja, adieu . . . bis morgen!"

Horst verstand dies heftig geäußerte Verlangen Eugeniens, mit sich und Allem, was in ihr stürmte, allein zu sein, nicht, und darum fühlte er sich ein wenig gekränkt und niedergeschlagen dadurch; aber er fügte sich gehorsam in ihren Willen; er ließ ihr das Pferd vom Wärter vorführen und halten; sie schwang sich auf und ritt im Galopp davon. . . Horst war von dem Augenblick an, wo sie das letzte Wort zu ihm gesprochen, für sie gar nicht mehr dagewesen.

Er sah ihr lange nach . . . und dann, dann war es ihm, als ob ihn etwas zurückhielte in Falkenrieth; es widerstand ihm, sich davon sogleich zu trennen . . . er ging noch lange mit dem Wärter umher und hörte ihm schweigend zu, während der Mann ihm auseinandersetzte, wo und was für die Reparatur dringend nöthig zu thun sei.

8.

Mehrere Stunden nachher . . . es war Abend geworden und Horst wieder daheim; er saß in seinem Zimmer im Armsessel ausgestreckt, die erloschene Cigarre in der lässig niederhängenden Hand und tief in Träumen verloren durch die Fenster in die Dämmerung draußen blickend, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde und Allmer hereintrat, sehr bleich, sehr aufgeregt aussehend und sehr unceremoniös sich Horst gegenüber in einen Sessel werfend.

„Ich bedaure, daß ich gezwungen bin, eine letzte Unterredung mit Ihnen zu suchen, Herr Baron," sagte er, „aber beruhigen Sie sich, sie wird desto kürzer sein."

„Sie nehmen sehr cavalière Manieren mir gegenüber an, mein Herr Allmer," versetzte der junge Mann überrascht und gereizt. „Sie haben eine Forderung von mir angenommen, und ich begreife nicht, wie Sie diesen brüsken Ueberfall damit verträglich finden."

„Ei was Forderung!" rief Allmer unwillig aus, „ich habe nicht das geringste Interesse mehr, mich mit Ihnen zu schlagen . . . schießen Sie immerhin den albernen Vetter über den Haufen, Sie werden mir noch mehr Vergnügen damit machen, als sich selber!"

„Und was hat Ihre Entschlüsse so schnell und so vollständig verändert?"

„Ich bin Ihnen keine Rechenschaft darüber schuldig, glaub' ich . . . worüber ich Ihnen Rechenschaft schuldig bin, ehe wir auseinandergehen, das ist etwas Anderes, und die komme ich Ihnen zu geben!"

„Rechenschaft, mir? Ich glaubte . . ."

„Rechenschaft über Ihre Statue, Ihre Flora, an der Sie so gewaltig hängen!"

„Ach, die Flora!" sagte Horst . . . „in der That, ich gab Ihnen den Auftrag zu forschen . . ."

„Es bedarf nicht langen Forschens. Die Flora hat der alte Schollbeck. Der alte Mensch hat mich verführt, sie ihm zu überlassen, ohne mir im geringsten anzudeuten, welchen eigentlichen Werth solch ein Kunstwerk habe . . . Ich ahnte ihn nicht . . . was versteh' ich von Kunstwerken! Er gab mir hundert Thaler dafür. Ich nahm sie gern. Ich hatte Drainirungen vorzunehmen und die Cassen waren leer; ich glaubte allen Dank zu verdienen, daß ich hundert Thaler mehr hineinschaffte für die alte Scharteke. Jetzt, wo ich erfahren habe, daß solch ein Ding zehnmal mehr werth ist, daß der alte Spitzbube mich auf's Ruchloseste überlistet hat, zwingt mich mein Gewissen, Ihnen den wahren Sachverhalt mitzutheilen . . . Sie werden jetzt sofort Schollbeck auf Herausgabe anklagen, Sie werden den Proceß unbedingt gewinnen; ich war gar nicht autorisirt zu der Veräußerung, und ich bin zu jedem Zeugniß in Ihrem Interesse erbötig. . ."

„Sie sagen mir da seltsame Dinge, Allmer," versetzte Horst ruhig in die erhitzten Züge des Mannes blickend. „Also Herr von Schollbeck hat die Flora . . . und ich soll einen Proceß darum beginnen . . . Sie wollen mein Zeuge sein . . . in der That, Sie haben einen fürchterlichen Haß auf die Familie meines Nachbars geworfen . . . Sie haben mir alles mögliche Schlechte von ihnen mitgetheilt, Sie haben mir gerathen, durch den Ankauf von Falkenrieth einen Lieblingswunsch von Fräulein Eugenie zu zerstören . . . jetzt soll ich den alten Herrn noch durch einen Proceß verfolgen . . . und dazwischen erbieten Sie sich doch wieder zum Champion für Herrn von Ambotten . . . seltsam das in der That, und Sie werden es wohl natürlich finden, daß ich einige Aufklärung wünsche, bevor ich mich von Ihnen zum Werkzeug der Absichten machen lasse, die Sie ohne jeden Zweifel bei alledem haben. . ."

„Das ist eine sehr beleidigende Voraussetzung," fuhr Allmer auf; „ich habe Ihnen immer ehrlich gesagt, was meine Ueberzeugung war."

„Gestatten Sie mir, mein werthester Herr Allmer, daß ich daran zweifle," fuhr Horst in seiner kühlen Ruhe fort. „Ich habe aus zufälligen Unterredungen, die ich mit Herrn von Ambotten und mit Fräulein von Schollbeck hatte, den Schluß gezogen, daß Sie beflissen gewesen sind, mir falsche Vorstellungen von meinen Nachbarn zu machen, und daß Sie in einem andern Verhältniß zu denselben stehen, als Sie vorgeben."

„Es kann mir sehr gleichgültig sein, welche Schlüsse Sie ziehen," versetzte Allmer aufspringend; „ich habe Ihnen gesagt, was ich Ihnen noch sagen wollte. . ."

„Aber ich nicht das, was ich Ihnen noch sagen wollte, deshalb verweilen Sie noch einen Augenblick . . . Sie haben von meinem heutigen Abenteuer mit Fräulein Eugenie gehört, das hat Sie beunruhigt, und deshalb haben Sie es für an der Zeit gehalten, Ihre letzte Karte auszuspielen, mich in einen Proceß wider Schollbeck zu hetzen — ist es nicht so?"

„Von einem Abenteuer . . . das Sie mit Eugenie gehabt, hab' ich nichts gehört," fiel Allmer heftig ein, „aber ich rathe

Ihnen," setzte er mit einer furchtbar ausbrechenden Leidenschaftlichkeit hinzu, „keine weiteren Abenteuer mit dieser Dame zu suchen, sonst jag' ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf, so wahr ich Allmer heiße!"

„In der That?" sagte Horst bitter auflachend; „so habe ich recht gesehen — das ist des Pudels Kern. Nun wohl, da ich ebenso große Lust habe, Sie für Ihre Verrätherei zu strafen, so kann ja uns Beiden geholfen werden . . . haben Sie jetzt die Güte, mich zu verlassen . . . ich bin Ihrer Sendung mit Vorschlägen des Wann? und Wo? gewärtig. Gehen Sie."

„Sie werden von mir hören," sagte Allmer und ging. —

Am andern Morgen, als Horst das Frühstück gebracht wurde, meldete ihm der Bediente, daß der Herr Administrator in der Frühe abgereist sei, mit der Aeußerung, er werde nicht wieder zurückkehren.

„Desto besser!" sagte Horst, diesmal sehr beruhigt und ohne jeden Anflug von Selbstvorwürfen.

Als er ein paar Stunden später in den Hof hinabging, um satteln zu lassen und den Weg nach Schollbeck anzutreten, kam er an der offenen Thür von Allmer's Zimmer vorüber, aus dem eine Magd den Staub fortkehrte; in dem Kehricht lagen zerrissene Stücke eines Billets . . . Horst nahm sie auf und indem er sie zusammenfügte, las er die Worte:

„Nach einer längeren Erörterung, die ich eben mit meiner Tochter hatte, sehe ich mich zu meinem Bedauern gezwungen, Sie zu bitten, Ihre Besuche in meinem Hause nicht fortsetzen zu wollen. Seien Sie dagegen überzeugt, daß in der bewußten Angelegenheit mich nichts zu einem Schritte führen kann, der Sie compromittiren würde. Achtungsvoll von Schollbeck."

„Der ritterliche alte Herr!" sagte Horst lächelnd, „wie besorgt er ist, diesen Lügner nicht zu compromittiren! Und dies also ist der Schlüssel zu Allmer's Geständniß und Absichten von gestern Abend . . . Wie kann die Leidenschaft einen ehrlichen Menschen zum Schufte machen!"

Nach einer starken halben Stunde hatte er die Brücke vor Haus Schollbeck erreicht. Der Mann im Wächterhäuschen nickte diesmal, ehe er noch eine Frage nach der Herrschaft ausgesprochen, bejahend zu, und Horst überließ ihm die Sorge für sein Pferd. Dann schritt er der Eingangsthür zu; ehe er sie erreicht, trat ihm Eugenie im Morgenanzug, ein Körbchen mit Arbeit in der Hand, entgegen, sie wollte sich zu dem Platze im Schatten des alten Thurmes begeben. Als sie Horst erblickte, übergoß eine dunkle Röthe ihr Gesicht bis unter die Haarwurzeln. Ebenso verlegen, wie sie, streckte ihr Horst die Hand entgegen, die sie leise drückte.

„Sie kommen früh," sagte sie, „der Vater ist noch in seinen Zimmern."

„Ich komme früh, weil ich Ihnen viel zu sagen habe," versetzte Horst . . . „es ist mir so, als hätte ich den ganzen Tag dazu nöthig und würde doch darin nicht fertig."

„In der That," antwortete Eugenie rasch mit wachsender Verlegenheit, „Sie haben gewiß viel, recht viel zu erzählen . . . und wir dagegen haben Ihnen viel, recht viel zu zeigen; der Vater wird Sie nicht entlassen, ohne daß Sie alle seine Herrlichkeiten bewundert haben . . . kommen Sie, ich will Ihnen einen Vorgeschmack davon geben . . . es ist zwar grausam, daß ich den Vater um einen Theil seines Vergnügens bringe, aber . . . ich möchte Ihnen etwas zeigen, das Sie gleich sehen sollen . . . kommen Sie hierhin, die Treppen hinauf!"

Horst war an Eugeniens Seite in das Haus eingetreten, in einen Flur, wo seltsame Geweihe von Dam- und Elenthieren über den dunkelgebohnten Thüren prangten. Eine Treppe mit schwerem Geländer aus Eichenholz führte in den ersten Stock, und der Treppenraum, der Corridor, zu welchem die Stufen führten, Alles zeigte, daß man sich im Hause eines Sammlers befand. In Schränken, auf Consolen, an den Wänden standen ausgestopfte Thiere aller Art; große Uhus und Raubvögel schwebten an Drähten aufgehängt von der Decke nieder; alte Bilder hingen über den Thüren. Als Eugenie eine von diesen öffnete, trat Horst in ein Cabinet, welches zur Hälfte eine Sammlung von Oelgemälden sehr verschiedenen Werths, wie es Horst bei einem flüchtigen Ueberblick schien, einnahm, während an der gegenüberliegenden Wand Schränke standen, die mit Terracotten, Majoliken und altem Porzellan aller Art angefüllt waren.

„Und setzen Sie bei mir die Stimmung voraus, Fräulein Eugenie, daß ich das jetzt ansehen, bewundern soll?" fragte Horst, seine Blicke zu dem jungen Mädchen zurückkehren lassend und ihr Auge suchend.

„Nein," versetzte sie, „Sie dürfen es jetzt nicht bewundern, da muß erst der Vater dabei sein, folgen Sie mir hierhin, in diesen Saal, in die eigentliche Kunsthalle, wie der Vater sagt."

Horst schritt ihr folgend durch die offene Seitenthür in die „Kunsthalle". Es war ein Saal mit drei Fenstern, angefüllt mit Gemälden, mit schönen alterthümlichen Möbeln von vortrefflicher Schnitzarbeit, mit einer Menge kostbaren Alterthums, und dem mittleren Fenster gegenüber in einer Nische auf ihrem marmornen Sockel stand die Flora in ihrer ganzen Schönheit.

„Ihr Vater muß ein großer Verehrer der Kunst sein," sagte Horst der Statue näher tretend, „daß sein Herz von einem Bildwerk so erwärmt wird, um ihm den Ofen zu ersetzen, der in andern Häusern diese Stelle einnimmt!"

„Und das ist Alles, was Sie dazu sagen?"

„Was soll ich sagen . . . es ist meine Flora!" versetzte gleichmüthig Horst.

„Deren Verlust Sie so in Harnisch brachte, daß Sie einen Gypsabguß zum Fenster hinausschleuderten und mein Vater fürchtete, Sie würden ihn erwürgen, wenn . . ."

„In welchem Lichte mag dieser . . . dieser Allmer mich Ihnen dargestellt haben!" sagte leise und fast flehend zu Eugenien aufblickend Horst.

„Es ist Ihre Flora," fuhr Eugenie fort, „und Sie" — ihre Lippe zitterte vor Bewegung, als sie weiter sprach — „Sie werden sie jetzt zurückverlangen."

Horst blickte in ihr Auge, das mit eigenthümlicher Spannung an seiner Lippe hing.

„Hängt Ihr Vater so sehr daran?"

„Mit seiner ganzen Seele!"

„Wie Sie an Falkenrieth, Eugenie . . . ebenso sehr? Antworten Sie mir, ebenso sehr?"

„Und weshalb bringen Sie das damit in Verbindung?"

„Weil ich Ihnen dann einen Handel vorschlagen möchte. Nehmen Sie Falkenrieth zum Geschenke von mir an, und dagegen erspart mir Ihr Vater den Verdruß, die Flora wieder in meinem Hause sehen und mich täglich an eine Handlung kindischer, kläglicher Leidenschaftlichkeit erinnern zu müssen!"

„Mein Gott," sagte Eugenie zitternd, „wie können Sie im Ernste glauben . . ."

„Daß Sie Falkenrieth von mir annehmen würden . . . in der That, Eugenie, es gehört eine große Verwegenheit dazu, es zu hoffen . . . Sie hielten mich für einen bösen Menschen, und ich mußte Ihnen ja nicht nur erst beweisen, daß ich ein guter und harmloser bin, sondern Sie mußten mir vorher auch ein wenig gut werden . . . und das, das hab' ich freilich nicht um Sie verdient, und es wird mir dabei vielleicht auch nichts helfen, wenn ich Ihnen eben das Alles sage, was so lang ist, daß ich in einem Tage nicht damit fertig zu werden meine . . ."

„Nun," sagte Eugenie ihm lächelnd die Hand hinstreckend, „so versuchen Sie's einmal . . . wir haben ja Zeit!"

Er zog leidenschaftlich ihre Hand an seine Lippen, die sie ihm anfangs ruhig überließ; aber mit einem leisen Schrei entzog sie ihm dieselbe plötzlich und rief aus: „Mein Vater!"

Eine Seitenthür hatte sich geöffnet, und Herr von Schollbeck war eingetreten. Der alte Herr war offenbar sehr erschrocken, Horst vor seiner Flora zu sehen.

„Eugenie!" rief er vorwurfsvoll aus . . . und zugleich maß er mit verwunderten Blicken die Gruppe der beiden jungen Leute, die beide eine gewisse Bestürzung nicht verkennen ließen; Eugenie flog auf ihn zu und warf sich in einer Weise an seine Brust, die durch die Situation gar nicht motivirt erschien.

Horst war unterdeß dem alten Herrn ebenfalls näher getreten.

„Wir haben von der Statue geredet, Herr von Schollbeck," sagte er verwirrt . . . „und ich habe gewagt, Fräulein Eugenie einen Handel vorzuschlagen, bei dem es Ihrer Genehmigung . . ."

„O Sie wollen am Ende, ich soll für die Flora mein Kind hergeben," rief Herr von Schollbeck halb bestürzt halb gerührt aus.

„Nein, so viel ist die Flora nicht werth," fiel Horst rasch ein . . . „aber Fräulein Eugenie hat mir Hoffnung gemacht, daß Sie die Statue behalten würden, wenn ich erst alles das gesagt, was sie mir versprochen hat anzuhören!"

„Mußte ich das nicht?“ sagte Eugenie, zu Horst aufblickend und dann das Auge wieder senkend . . . „Sie haben eine so fürchterliche Energie, sich Gehör zu verschaffen . . .“

„Nun, ich höre schon,“ fiel hier Schollbeck lächelnd und gerührt ein — „am Ende ist's doch so wie ich eben sagte — und ich will meine Genehmigung geben, wenn Sie mir versprechen, mein Kind nie wieder in eine Thurmkappe einsperren zu wollen, Sie böser Nachbar . . . aber nun kommen Sie herab, zum Frühstück in den Garten, wir müssen sehen, was Vetter Florens zu dem Allen sagt.“

Horst reichte Eugenie den Arm, um Schollbeck, der vorauf ging, zu folgen. So gelangten sie zu dem Frühstücksplatze im Garten, wo Florens von Ambotten ihnen mit einer etwas unsicheren Haltung entgegen kam. Horst bot ihm die Hand dar, indem er mit der wärmsten Offenheit sagte:

„Sie sehen mich ein wenig beschämt vor sich stehen, Herr von Ambotten — werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mein Unrecht einsehe?“

„O, ich glaube nicht, daß Sie so sehr Unrecht hatten,“ stammelte Florens verlegen.

„Wir hatten Alle ein wenig Unrecht,“ fiel Herr von Schollbeck ein. „Da aber die Hauptschuldigen ihre Verbrechen durch eine strenge Haft im Thurm von Falkenrieth bereits gehörig gebüßt haben, so wollen wir die Vergangenheit ruhen lassen und unsere Gläser füllen auf das Wohl der Zukunft!“

„Und ich,“ sagte Horst, „werde das meine leeren auf das Wohl — der Herrin von Falkenrieth!“

Hyde-Park und Rotten-Row.*

Englisches Lebensbild.

Von H. Beta.

Andere Stadtleute begeben sich aus der Straßen quetschender Enge und durch die Thore hinaus, hinaus, um in's Freie zu kommen und Luft zu schöpfen; in London machen sie's für den gewöhnlichen Bedarf umgekehrt und gehen, fahren und reiten stadteinwärts in freie, frische Luft, auf lachende Rasenteppiche, unter tausendjährige, jugendfrische Baumgruppen an großen, lachenden, fließenden Zierteichen und deren Inseln und Wasserpflanzenranken entlang. London — längst keine Stadt mehr, sondern die höhere Einheit und Verschmelzung der Vorzüge von Stadt und Land, nachdem es auf den zwanzig deutschen Geviertmeilen, die es einnimmt, eine große Zahl von Dörfern und Städtchen verschlungen und schöner wiedergeboren hat — schwelgt jetzt alle Tage innerhalb seiner 3500 Straßen „im Freien“, auf dem Lande, und zwar viel schöner und gesunder, als unsere Dorfbewohner. Man hat den Schmutz und die Bäuerischkeit der londonisirten Dörfer weggeräumt und nur deren ländliche Schönheit geläutert in die Urbanität oder Stadtcultur aufgenommen.

Dies ist einer von den vielen Vorzügen, durch welche sich London und andere englische Hauptstädte vor deutschen auszeichnen. Die mannigfachen Parkoasen, deren sich London erfreut, halten wir unbedingt für das Schönste, was die britische Metropole aufzuweisen hat und vor Allem eines Besuches unserer Leser und Leserinnen werth, damit sie sehen, wie weit und breit und sonnig und luftig sich hier die Bewohner aller Stände und Classen täglich hunderttausendweise mitten in London gesunder Lebensluft, grüner Bäume und Plätze und wonnigen Lichtes gelaben.

Wir gehen in den Hyde-Park, von dem fast jeder gehört, den Tausende von uns gesehen haben, ohne daran zu denken, daß dies der Haupttriumph des Gesundheits- und Schönheitssinnes von London ist, der größte Juwel des ländlichen Schmuckes, der alle Stadttheile des Ungeheuers verschönt. Hyde Park lag einst auch weit außerhalb Londons. Aber das freie Volk erlaubte der rascher und rascher zunehmenden Menge von Bewohnern nicht, sich Häuser darauf zu bauen. Und dies nicht allein. Von der eigentlichen Mitte der Weltstadt, von Charing-Croß und Trafalgar-Square aus, streckt sich St. James-Park nach dem großen Parke der Königin am Buckingham-Palaste auf dem freien, weiten Constitutionshügel, der sich unmittelbar an den baum- und rasenreichen Green-Park anschließt. Dieser führt nun unmittelbar in den Hyde-Park, jenseits welches die Kensington Gärten die Schönheiten aller drei Parke vereinigen und weiter hinaus nach Westen dehnen. Diese Oase von immergrünem Rasen, wundervollen Bäumen, fließenden Teichen und duftigen Inseln — allein groß genug für das ganze Berlin — lacht und sonnt sich und die Menschen mitten in der Westendstadt. Keinem Angebote, keinem Speculanten, keiner Intrigue gelang es, diese immer kostbarer gewordenen Plätze zu kaufen und als Baustellen auszuschlachten. So mußte sich das Westend jenseits derselben westlich, südlich und nördlich darum herumlegen und hat dafür nun täglich das Vergnügen, aus seinen kostbaren Palästen und umgartelen Villas stadteinwärts zu reiten und zu fahren und sich — während der Parlamentszeit — in der sonnigsten, gesundesten Frühzeit seiner Fahr- und Reitcorsos zu erfreuen.

Aehnliche Schonung von Bäumen und offenen Plätzen und deren Verschönerung zu Parks machen sich in allen andern Theilen Londons geltend, in ganz England, wo kein öffentlicher Baum ohne besondere Parlaments-Majorität umgehauen werden darf. Der erste Industrie-Ausstellungs-Palast von 1851 mußte für viele Hunderttausend Thaler mit dem großen Mittel-Transeptgewölbe versehen werden, weil die noch jetzt stehende mächtige Ulme mitten auf der Baustelle vom Parlamente in Schutz genommen ward, so daß der riesige Baum mitten im Glaspalaste stehen bleiben mußte.

Nachdem wir durch St. James- und Green-Park uns schon frisch gewandert, nähern wir uns mit empfänglicheren Sinnen der Hyde-Park-Ecke, dem Hyde-Park-Corner. Ich habe berühmte Touristen gesprochen, die alle städtischen Großartigkeiten vom Newsky Prospect in Petersburg bis zur Puerta del Sol in Madrid kennen und natürlich auch die an sich classische Schönheit des Brandenburger Thores in Berlin, aber sie sagen, es gäbe nichts Malerischeres, Kaleidoskopischeres und Moussirenderes von Scenerie und Leben, als Hyde-Park-Corner. Häßlich und lächerlich reitet allerdings Wellington hoch oben quer über den noblen, großartigen Thorbogen mit den Meisterstücken nie gebrauchter gußeiserner Riesenportale, reitet er, in sein eisernes Bettlaken gewickelt, ewig zum Scandale des englischen Geschmacks; allein wir denken nicht daran, uns den Nacken zu verrenken, um dieses Monstrum in Augenschein zu nehmen. Die großartig heitern Eingangscolonnaden locken uns hinüber über die wimmelnd, reitend und fahrend belebte Straße, hinein in die unabsehbare Sonnigkeit auf grünem Riesenteppich mit den malerisch verstreuten und gruppirten Bäumen, der glänzenden Mannigfaltigkeit von Lustequipagen, den Pferden, den Damen und Herren zu Pferde, dem bunten Geschiebe und Getriebe von Menschen, die sich hier wirklich amüsiren, erholen wollen und nicht mit gespannten Gesichtern und fliegenden Rockschößen vom Geschäft getrieben und geschoben werden, wie weit im Osten, in der City. Vor uns die unbegrenzte Herrlichkeit englischer Parknatur mit dem reichsten Lebens- und Lustgewoge, die stolzesten Paläste an der einen Seite, die Achillesstatue und vieles Andere, hinter uns die immer frischen Reize des Green-Parks und doch mitten in London mit seinen glänzendsten, reichsten Theilen; denn jenseits dieses Parkes und weit und breit darum herum liegen, prangend und sich weiter und weiter streckend, die Westendprachtvorstädte — ohne daß wir im ganzen Hyde Parke nur eine Ahnung von denselben bekommen.

Die meisten Herrschaften um Hyde Park herum haben, glaub'

* Der Verfasser hat hier Rotten Row und Hyde Park benutzt, um, wie er seit länger als zehn Jahren schon in unserm Blatte gethan, auf den einen großen englischen Vorzug öffentlicher Gesundheitspflege und gesunden Städtelebens hinzudeuten. Ganz in demselben Sinne sollen seine „Deutschen Früchte aus England. Erzählungen und Erlebnisse“ wirken, die soeben bei Grunow in Leipzig erschienen sind. Wir erlauben uns unsere Leser und Leserinnen auf dieses neueste Erzeugniß des fleißigen und geistvollen Verfassers aufmerksam zu machen, in welchem dieser mit allen Mitteln des Ernstes und des Scherzes, der Erzählung und der Schilderung die wirklich deutschen Früchte englischer Cultur bei uns zu acclimatisiren und einheimisch zu machen sucht. Die Redaction.

Der Amazonencorso von Rotten-Row in Hyde-Park.
Originalzeichnung unseres Londoner Artisten.

ich, doppelte und dreifache Equipagen und ein Reitpferd für jedes Familienmitglied — männliches und weibliches — und noch Reitpferde für die „grooms“, die stupiden Reitknechte hinter den berittenen Amazonen. Und da die Dienerschaften in einem solchen herrschaftlichen Hause bis auf zwanzig steigen, auch „Tattersalls“ die Centralpferderennen-Wettbörse Englands, sich in der Nähe versteckt; da endlich auch eine erstaunliche Menge junger, unverheiratheter Damen (oft von niedrigster Herkunft) unweit davon fürstlich mit Pferden, Equipagen und Dienerschaften in eigenen Palästen residiren und blühen, ohne daß sie nähen oder spinnen oder irgend etwas Nützliches thun (und die jungen und alten Lords ernähren sie doch, so lange sie als Lilien blühen), und auch aus fernen Theilen Londons sich die Roués und höheren Tagediebe aller Nationen, Tausende von Neugierigen und fremden Besuchern hier zwischen zwei bis fünf Uhr englischen Vormittags zum täglichen Reit- und Fahrcorso einfinden — unter solchen Umständen, Umgebungen und Zusammenflüssen darf man sich nicht wundern, daß wir dieses Hyde-Park Saison-Rendez-vous etwa um drei Uhr etwas märchenhaft und zu dicht und weit ausgedehnt für unsere Seh- und Fassungskraft finden. Es gilt deshalb, sich vor allen Dingen zu beschränken und gleichsam selbst einzurahmen, um ein abgeschlossenes Bild zu gewinnen. Unsere Abbildung, deren Zeichner sich ebenfalls doppelt beschränken mußte und zwar auf einen Augenblick und einen bestimmten Raum, kann uns dabei nur behülflich sein. Wozu brauchen wir auch die ganze schattige, luftige Länge von Rotten-Row, die sich gleich links im Hyde-Park entlang streckt, um uns ein Bild von diesem täglichen Reitcorso zu verschaffen?

Stellen wir uns dicht an das Eisengeländer und lassen sie alle hin und her, auf und ab — fast immer wie dichte, kostbare, lebendige Pferde-, Reiter- und Reiterinnen-Ströme — an uns vorbeigaloppiren und kokettiren, carrieren und traben. Doch der Rahmen, wovon wir am Geländer einen Theil bilden, ist auch nicht zu verachten. Kenner behaupten sogar, er sei malerischer, als das Bild selbst mit seinen gar zu vielen schwarzflatternden Reithabits. Wir stecken mitten in einer Gruppe der ärgsten Dandies, getreuen, wenn nicht übertriebenen Copieen der absurden Modemagazin-Abbildungen. Früher meint' ich immer die abgebildeten und colorirten männlichen Modemagazin-Scheusale seien Caricaturen und Verhöhnungen des stutzernden Geckenthums. Aber hier erkannt' ich meinen Irrthum. Solche abgebildete Beinkleider werden also wirklich getragen! Und diese fabelhaften Westenmuster pressen hier eine ganze Menge lebendiger Taillen. Auf diesen erhabenen Hacken stehen Wesen, die man nicht nur zu den vernunftbegabten, sondern wohl gar zu den obersten Zehntausenden rechnet. Und diese riesigen „Whiskers“ oder Backenbärte, deren jeder fashionable Stockengländer zwei trägt, auf jeder Backe einen so groß, wie einen Handfeger! Solche Bürden von Uhrketten, noch belastet mit durchlöcherten Münzen und massiven Kleinodien (auch verbrecherischen Miniatur-Stereoskopen)! Und in welchen bretsteifen Vatermördern sie ringsum mit den Köpfen stecken! Dazu brillante Cravatten und Nadeln und Ringe — es müssen doch sehr reiche hocharistokratische Gentlemen sein!

Wirklich? „Mind your pockets!“ (Nehmen Sie Ihre Taschen in Acht!) flüstert mir ein wohlwollendes Mitglied der geheimen Polizei in's Ohr. Natürlich, es sind Taschendiebe. Ein echter englischer Gentleman trägt nie Gold und Mode zur Schau, und selbst seine Lorgnette darf nicht in Gold, sondern muß in Horn gefaßt sein. Die andern Herren und Straßenjungen, die zum Theil mit fabelhafter Gymnastik auf den Eisengeländern balanciren — welche Physiognomien, Mienenspiele, Trachten, Ausrufe! Vor lauter Wunder und Stoff kann ich selbst in keine ruhige Construction kommen. Liebe Leser und Leserinnen, es werden lauter Interjectionen und abgebrochene Sätze. Eben wollt' ich classisch, elegant zu schildern anfangen, und ich kann wieder nur ausrufen: Diese Ladies! O, diese Ladies — wirkliche Ladies! Wie majestätisch sie ihre Crinolinenriesenkörbe dahinschieben! Welch blumige Gesichter und brillante, große, ruhige Augen! Herzoginnen, Marquisen, Lordstöchter, nicht wahr? Im Rahmen hier und in solchen Hühnerkörben? Erlauben Sie mir, Sie wieder auf einen kleinen Irrthum aufmerksam zu machen. Ich habe mir diese Corsos zehn Jahre lang gelegentlich immer von Neuem angesehen und weiß ziemlich genau, daß diese Damen nicht zu den Herzoginnen und dergleichen, sondern wo anders hin gehören, daß ihre Blume vom Gin, Wachholderbranntwein, auf die Gesichter getriebhaust ward und daß nach Muster der Königin und ihres Hofes die Crinolinen schon seit Jahr und Tag von den Hüften wirklicher Ladies verbannt wurden.

Doch fehlt es natürlich auch nicht an Vertreterinnen weiblicher Tugend, Schönheit und Vornehmheit. Selbst die Häßlichkeit ist stark vertreten zu Fuß und zu Pferde; warum es leugnen? Schönheiten und alte kokette Vogelscheuchen in superlativen Toiletten, einige „armselig“ an der Seite getrauter und ungetrauter Herren aller Art, andere stolz und fürchterlich allein heran- und vorbeirauschend, feindlich blickend wie Kriegsschiffe, gefolgt von riesigen, gepuderten, wadenausgestopften „Fußmännern“ (Lakaien), deren Blicke vom stolzen Bewußtsein des Glanzes und der Größe ihres Vortrabs strahlen; aber auch lustige, lachende, übermüthige Kindermärchen, Bonnen, Ammen mit beispiellosen Schönheiten rosiger, lockiger Kinder, die weit weg, der Serpentine und dem täglichen Fahrcorso zu, auf dem sonnigen Rasenteppiche umherjubeln und springen wie Gummibälle um allerhand Erwachsene herum, die in allen möglichen Positionen auf dem duftigen Grase liegen. Und dann die geputzten Tagediebe, die swells, manchmal ihrer drei oder vier Arm in Arm hinter dem Menschenrahmen weg hinlavirend; strenge, hochkirchlich orthodox blickende Duennen und Erzieherinnen, denen gottlose alte Sünder, jugendlich aufgekratzt, frech in die frommen Gesichter stieren; dazwischen auch einzelne Lumpen und Jammergestalten, aus fernen, furchtbaren Winkeln des Proletariats und der Verbrechen hervorgekrochen, um durch Grauen und Entsetzen Mitleid und kleine Münze zu erringen und den tiefsten Schlagschatten zu dem massenhaften Glanze und Reichthume zu Fuß und zu Pferde zu bilden!

Ja, wie der goldene, blitzende Regen von Sonnenstrahlen zugleich auf diese Jammerbilder und die reizenden reitenden Amazonen durch die lustig rauschenden Baumkronen herabschießt! Diese Amazonen, Danaës, Aspasien, Phrynen, Lais ꝛc. (wie man diese höchste Aristokratie der zahlreichen weiblichen Wesen ihrer Classe zu tituliren für anständig findet) mitten unter den tugendhaften Töchtern und Frauen des Oberhauses und der „obersten Zehntausend“ in oft überstrahlender Schönheit auf den schönsten Pferden haben selbst die Zeitung des Hofes und der höchsten Kreise zu moralischen Leitartikelstrafpredigten entrüstet; aber es half nichts. Was sie rügte, gilt noch als Recht und Regel, so daß es wahr geblieben ist, was sie als die Krone alles sittlichen Verderbens geißelte. Das ist die Sitte junger Amazonen aus den tugendhaftesten Aristokratenfamilien, sich die Freiheiten der Aspasien und Danaës, denen das Gold reicher Roués in den Schooß regnet, zum Muster zu nehmen, um ebenfalls liebens- und anbetungswürdig zu werden. Es ist daher auch kein Wunder, daß sie, zu Hause Musik und Deutsch lernend (sie lernen meist Alle Deutsch und sprechen's oft reizend), nicht selten mit dem deutschen Musik- oder Sprachlehrer die Sprache der Liebe reden lernen und durchgehen. Auch Italiener und Franzosen werden leicht gewonnen, diese Rolle zu spielen, da die englischen Liebhaber im Vergleich zu diesen foreigners (Ausländern) oft „auf beiden Händen links sind“.

Aber wir freuen uns hier blos der unvergleichlichen berittenen Scenerie und moralisiren nicht. Die Sommersonne scheint in vollster Blüthe der Saison mit unparteiischer Glorie auf Gerechte und Ungerechte, und das Ganze ist so bezaubernd schön. Wozu also ausmerzen? Die Phantasie kann sich's aus „Tausend und Eine Nacht“ nicht märchenhafter ausmalen. Wie die grünen Bäume im würzigen Winde oben drüber rauschen und sich lustig verbeugen und die zahmen Vögel dazu herabzwitschern! Der Himmel wölbt sich hoch oben und die Sonne blickt mit unermüdlicher Freude und Neugier durch die vom Winde zerrissenen Baumschatten auf diese Massen auf- und abcourbettirender heiliger Cäcilien und unheiliger Phrynen. Diese Lady Cavaliere und Pferde-Gardistinnen kommen nur einmal in der Welt so massenhaft und regelmäßig zu solchen Lebensbildern zusammen, und neben diesem Rotten Row giebt es kein zweites in der Welt. Bois de Boulogne, Course in Calcutta, Cascinen in Florenz, Prado in Madrid, Prater in Wien, Atmeidan in Constantinopel — ihr alle vereinigt bringt mit der höchsten Anstrengung nicht so viel graciöse Pferde und Gracien darauf zusammen, wie sich hier im Mai und Juni täglich von drei bis fünf Uhr ganz von selbst einfinden. Auch machen alle eure Plätze zusammen noch lange keinen Hyde-Park. Rotten-Row ist ein wirklicher Peri-Garten schöner Mädchen und Frauen

zu Pferde, trotz der oft sehr stark vertretenen Häßlichkeit und Ueberbeleibtheit unter ihnen.

Sieh nur, sieh, wie die sich auf den glänzenden Pferderücken wiegenden Sylphiden immer hin und her vorbeifliegen in ihren bezaubernden Reithabiten mit den glatt anschließenden Taillen und dem reichen Gewoge nach unten! Und unter diesen berauschenden Hüten ihre wallenden kastanienbraunen und goldblonden Locken! Einige fühlen sich glücklich und schön unter den orthodoxen cylindrischen Biberhüten und weithin flatternden Schleiern, andere verrathen ihren Uebermuth unter schalkischen, kleinen Baretts, oder sie fordern die Welt noch kecker heraus mit ihren halb aufgekrempelten Cavalierhüten und grünen Federn. Auch fehlt es nicht an beinahe Pariser Mode-Angströhren auf dem reichen Haar mit dem modigen Zopfsacke hinten. Kurz, in Hüten und Haaren sucht man sich mit aller Lust und Laune für die Einförmigkeit des Reitkleides zu entschädigen. Und indem nun die glänzende Cavalcade immer so still und staublos auf dem feuchten Sande unter den Bäumen vorbeiströmt und die Herren bald hier, bald da anzukommen und erotische Worte oder pikanten Klatsch zuzuflüstern suchen, hat der muthwillige Wind manchmal sein Spiel und bläst die decente Länge des Reithabits über den Fuß herauf, als wollt' er selbst mit dem niedlichen, koketten, kleinen Stiefel und Fuße kokettiren und mit den militärischen Häckchen und den dicht anschließenden Reithöschen. Die Herren am Geländer bewundern dann wohl ganz laut den himmlischen Fuß und thun dabei, als ob sie blos vom Pferdebeine so entzückt wären. Auch fehlt es nicht an wirklichen andächtigen Kennern, die für nichts Auge und Sinn haben, als für diese unvergleichliche, massenhafte Aristokratie von Pferden. Vielleicht ist auch Rotten Row für Hippologen ein höherer Genuß, als für Aristokraten- und Aspasien-Anbeter. Die Aristokratie der Menschen gedeiht in England immer noch besser, als irgendwo, obgleich ihre Köpfe und ihre diplomatischen Künste immer jämmerlicher werden; aber der alte Ruhm von den besten, theuersten, schnellsten und graciösesten Rossen hält sich in voller Glorie. Die Menschen-Aristokratie geht als politische Macht in den gauklerischen beiden Cliquen der Palmerstonianer und Derby-Disraeliten sichtlich zu Grunde, um den gesunden Männern richtiger Volkswirthschaft und des Friedens und der Freiheit mit allen Völkern Platz zu machen.

Dann wird die Zeit kommen, daß sich Deutsche und Engländer, jetzt durch politischen Schimpf gegen einander entfremdet und erbost, in ihren vielen Gegensätzen, die sich einander ergänzen, wieder erkennen und freudig von einander importiren und Vorzüge einbürgern. Im wahren Kerne des englischen Lebens ist viel mehr echt germanisches Leben zur Ausbildung, Blüthe und Frucht gekommen, als unter beschränkteren Verhältnissen in Deutschland. Wir müssen dieses unser Eigenthum von dort aus importiren lernen, wie sich die gebildeten Engländer durch Einbürgerung deutscher Vorzüge längst von der Stockengländerei zu befreien angefangen haben.

Zur Beruhigung der Mütter am Krankenbette.

Kinderkrämpfe.

Herzzerreißend ist sicherlich für eine Mutter der Anblick ihres ächzenden und wimmernden oder laut aufschreienden, bewußtlos und in Krämpfen daliegenden Kindes. Und doch entspricht sehr oft die Ursache dieses Krampfzustandes, — bei dem das Kind mit starren oder schielenden Augen, verstörter Miene, rückwärts gezogenem Kopfe und bei Verzerrung der Glieder ganz ungewöhnliche Bewegungen oder Zuckungen macht, — diesen schrecklichen Krankheitserscheinungen durchaus nicht. Ja es liegt diesen Krämpfen gar nicht selten eine sehr geringfügige Störung in diesem oder jenem Organe des Kindeskörpers zu Grunde. Deshalb brauchen auch die Mütter, wenn ihre kleinen Kinder von Krämpfen heimgesucht werden, durchaus nicht gleich die Hoffnung auf Wiederherstellung derselben zu verlieren. Sie können sich ferner noch zu ihrem Troste und zur Beruhigung dem Gedanken hingeben, daß ein Kind in den ersten Lebensjahren, wegen des unentwickelten Zustandes seines Gehirns, noch kein Selbstbewußtsein besitzt und deshalb Schmerzen, die bei ähnlichen Krämpfen von Erwachsenen empfunden werden, gar nicht hat und nicht fühlen kann; sowie daß, wenn doch Schmerzempfindung wirklich schon vorhanden sein könnte, die Ursache des Krampfzustandes in der Regel eine solche ist, welche auch das Empfindungsorgan betäubt und darum ein Schmerzgefühl nicht aufkommen läßt. Wenn die Mütter meinen, daß bei einem kranken kleinen Kinde das Schreien und Strampeln mit Armen und Beinen durch Schmerz veranlaßt würde, so irren sie; das geschieht ganz automatisch und ohne Zuthun des Gefühls und Willens des Kindes, ebenso wie ein Chloroformirter, ein durch Fall oder Schlag Betäubter oder ein Schlafender nicht selten die zweckmäßigsten Bewegungen, ohne nur das Geringste davon zu wissen, ausführt (z. B. eine Fliege von seinem Gesichte jagt, sich an einer kranken Hautstelle kratzt). Man nennt, wie wir später sehen werden, solche unwillkürliche Bewegungen „Reflexbewegungen".

Um einzusehen, wie leicht kranke und krampfhafte Bewegungen bei kleinen Kindern zu Stande kommen können, muß der Leser zuvörderst einige Einsicht in die elektrische Nervenmaschinerie des menschlichen Körpers bekommen. Er denke sich die Sache etwa so: von allen Punkten unseres Körpers gehen feine elektrische Drähte (Fäden, Nerven) zu einem Apparate, den man den Mittelpunkt des Nervensystems nennt, der aus dem Gehirne (in der Schädelhöhle) und Rückenmarke (im Wirbelsäulencanale) besteht und den Auslade-platz für elektrische Fünkchen bildet, welche hier aus den sogen. centralen Enden dieser zuleitenden (centripetalen) Drähte herausschlagen. In demselben Apparate nun, in welchem die zuleitenden Nerven endigen, nehmen aber auch elektrische Drähte ihren Anfang, welche sich aus diesem Apparate heraus zu den Bewegungsorganen (Muskeln, aller Körpertheile hinziehen, wegleitende (centrifugale) Nervenfäden genannt werden und für bestimmte Bewegungen bestimmter Bewegungsapparate in passende Gruppen geordnet dicht nebeneinander liegen.

Wird ein zuleitender Faden irgendwie und irgendwo in seinem Verlaufe veranlaßt elektrische Fünkchen im Centralapparate (Gehirn, Rückenmark) auszuladen (man pflegt zu sagen „gereizt"), so können diese Fünkchen unter gewissen Umständen im Centralapparate selbst (besonders im Gehirne) verbraucht werden, häufig schlagen sie aber auf die dem funkenliefernden centripetalen Faden zunächst liegenden centrifugalen Fäden über, reizen dieselben und veranlassen so in demjenigen Bewegungsapparate, zu welchem sich jene Fäden hinziehen, diejenige Bewegung, für welche sie gerade von Natur bestimmt sind. Z. B. würden die von der Hand zum Centrum leitenden Nerven gereizt, so fände die Uebertragung dieser Reizung zunächst auf die den Arm bewegenden Muskeln statt und daher kommt es, daß man die Hand, die zufällig an den heißen Ofen trifft, sofort wegzieht, selbst in dem Falle, daß man ganz bewußtlos ist. Nur dann würde dies nicht geschehen und die Hand könnte dabei total bis zur Kohle verbrennen, wenn die zuleitenden Nerven ihre elektrischen und im Centrum auszuladenden Fünkchen zu liefern nicht mehr im Stande (d. h. die Nerven gelähmt) wären.

Mit einigen der zuleitenden elektrischen Fäden (oder den centripetal leitenden Nerven) hat es nun aber noch eine ganz besondere Bewandtniß. Diejenigen derselben nämlich, welche sich in dem Theile des Gehirns endigen, welcher vorzugsweise dem Gefühle vorsteht, veranlassen, wenn sie gereizt werden, Empfindungen, jedoch immer nur dann, wenn sich das Gefühlsgehirn schon gehörig entwickelt hat (was beim kleinen Kinde eben noch nicht der Fall ist), und wenn es nicht außer Thätigkeit gesetzt, betäubt (gefühllos) wurde, was beim Chloroformiren und dergl. vorkommt. Man nennt diese Art der zuleitenden Fäden auch Empfindungsnerven. Sie veranlassen, wenn sie ungewöhnlich stark gereizt werden, oder wenn das Gefühlsgehirn krankhaft reizbar ist, widernatürliche und bisweilen äußerst schmerzhafte Empfindungen. Sie können gleichzeitig aber auch dadurch, daß ihre elektrischen Fünkchen, die sich entweder in Folge der stärkeren Reizung in größerer Menge und mit mehr Heftigkeit entladen, oder auch wegen des reizbaren (leitungsfähigeren) Gehirns über eine größere Strecke ausbreiten, auf die Wurzeln von Bewegungsnerven überschlagen und so neben abnormen Empfindungen auch noch abnorme Bewegungen der verschiedensten Art veranlassen. Das Ueberspringen elektrischer Fünkchen (der Reizung)

von Empfindungs- auf Bewegungsnerven nennt man in der Wissenschaft „Reflex, Ueberstrahlung", und die so ohne und gegen den Willen erzeugten Bewegungen „Reflexbewegungen". Die Kinderkrämpfe sind in sehr vielen Fällen solche Reflexbewegungen; bisweilen werden sie natürlich auch durch Krankheiten im Nervencentrum veranlaßt.

Daß nun aber bei kleineren Kindern häufig Reflex-Krämpfe auftreten, hat seinen Grund darin, daß in dem noch sehr weichen Gehirne bei nur einigermaßen heftigerer Reizung der zuleitenden Nerven das Ueberspringen jener elektrischen Fünkchen auf eine große Anzahl auch entfernt von einander liegender Bewegungsnerven leichter vor sich geht, als bei Erwachsenen. So sah Verfasser beim eigenen Kinde mehrtägige sehr heftige allgemeine Krämpfe in Folge einer starken Reizung des Gehörnerven (durch einen Dampfwagenpfiff) eintreten. Deshalb kommen bei Würmern im Darme, bei leichten Reizungen der Haut, beim Zahnen 2c. oft schreckenerregende Krämpfe bei Kindern zum Vorschein, die aber sehr bald und ohne Anwendung irgend eines Arzneimittels wieder verschwinden. Allerdings gesellen sich solche Krämpfe nicht selten auch zu nicht ungefährlichen Krankheiten, besonders im Athmungs- und Verdauungsapparat, aber auch diese Reflexkrämpfe haben keine so gefährliche Bedeutung wie die Krämpfe, deren Ursache im Schädel sitzt. Glücklicher Weise sind diese letzteren (centralen) Krämpfe seltener als Reflexkrämpfe.

Wenn Verfasser nun durch diese Darlegung eines Theils die Angst der Mütter bei vorkommenden Krämpfen ihrer Kinder in Etwas zu beschwichtigen gesucht hat, so möchte er andern Theils aber auch noch vor dem vielen Medicinieren bei Kinderkrämpfen warnen. Man bedenke doch nur, daß der Arzt bei diesen Leiden in den allerwenigsten Fällen die Ursache der Krämpfe mit Sicherheit ausfindig machen kann und daß es gewissenlos ist, auf gut Glück hin wirksam einzugreifen. Verf. würde es niemals über das Herz bringen können, kleinen Krampfpatienten Blutegel an den Kopf zu setzen und das scheußliche Calomel einzugeben, ja er ist sogar der festen Ansicht, daß schon manches mit Krämpfen behaftete Kind nicht diesen, sondern den Mitteln unterlegen ist. Leider nur zu oft öffnete Verf. Kinder, welche unter Krämpfen gestorben waren, bei denen das Gehirn widernatürlich blutarm gefunden wurde, obschon im Leben mit Energie gegen Blutüberfüllung und Entzündung des Gehirns gekämpft worden war. Man möchte wahrlich, selbst als Feind der ganz unwissenschaftlichen homöopathischen Heilkünstelei, doch bei Kinderkrämpfen, wenn es denn durchaus nicht ohne Arzt und Arznei geht, einen Homöopathen mit seinen Nichtsen in Streuküchelchen und Tröpfchen empfehlen.

Ein vernünftiges diätetisches Verfahren bei diesen Krämpfen richtet sein Augenmerk darauf, daß die natürlichen Functionen im kindlichen Körper gehörig in Ordnung gehalten werden. Man lasse den kleinen Patienten in guter, reiner, mäßig warmer Luft athmen und in weichem, trocknem, warmem Lager ohne beengende Kleidung ruhen, sorge durch Klystiere für Stuhlentleerung, fördere die Hautthätigkeit durch warme Waschungen oder Bäder und erhalte die Ernährung mittels leichtverdaulicher nahrhafter Kost (besonders durch Milch und Ei) aufrecht. Ist's freilich möglich, die Art und den Ort der Reizung, welche durch Ueberstrahlung die Krämpfe hervorrief, aufzufinden, dann muß dieselbe natürlich zu heben versucht werden, aber nur auf unschädliche Weise. Das überlasse man dann einem rationellen Arzte.

Bock.

Die Spielhölle in Wiesbaden.*

Von Paul Frank.

2. Ein Beispiel von Hunderten.

Eines Tages flanirte ich im Westende von Wiesbaden, auf der Emser Straße, einer mit hübschen Gärten und einzeln stehenden Landhäusern flankirten Chaussee. Ziemlich weit draußen beredete mich mein Begleiter, in einen bescheidenen Wirthsgarten einzutreten, wo die Leute aus der Stadt ihren Aepfelwein und ihre saure Milch nehmen und zugleich auch die Fuhrleute und Bauern von draußen einzukehren pflegen. Wir fanden in dem Garten eine Gruppe, die mich interessirte. Zwei Bauern hörten mit Aufmerksamkeit, ja beinahe mit Andacht, einem Dritten zu, der halb leise und ganz heiser zu ihnen sprach. Dieser Dritte war halb bäuerlich und halb städtisch gekleidet. Er hatte, was bei den hiesigen Bauern eine große Seltenheit ist, eine mächtige Glatze. Sein Gesicht war durchfurcht von einem Netze tiefer Runzeln und Einschnitte, welche sich um die Augen herum zu einer solchen Hautwulst zusammenästelten, daß man nur zeitweise die kleinen grauen Augäpfel zu sehen bekam. Neben sich hatte er einen ledernen Büchsenranzen liegen, aus welchem vergilbte und schmutzige Papiere hervorsahen. Der Mann interessirte mich. Ich erkundigte mich bei dem Wirthe nach ihm und erfuhr, daß er ein durch das Spiel heruntergekommener, ehedem reicher Bauer sei, der jetzt zu den „problematischen Existenzen" gehöre. Seine Geschichte ist kurz, aber lehrreich. Hier ist sie:

Der Mann hatte ein schönes Bauerngut in dem zwischen den Bädern Schwalbach und Schlangenbad mitteninne liegenden Dorfe Wombach. Man schätzte sein Vermögen auf etwa fünfzigtausend Gulden rheinisch. Er war verheirathet mit einer jungen und hübschen Bäuerin, die ihm zwei kräftige Jungen geboren hatte. Die Ehe war glücklich, die Frau wirthschaftlich und ordnungsliebend, der Mann fleißig. Sie kamen hübsch vorwärts oder — um einen bei den hiesigen Bauern grassirenden Provinzialismus zu gebrauchen, über den ich, so oft ich ihn hörte, habe lachen müssen — sie „empörten sich gehörig", d. h. sie kamen empor. Der Bauer hatte schon in seiner Jugend die Spinnstuben und sonstigen bäuerlichen Vergnügungen nicht aufgesucht, die bei Branntwein und einer hier zu Lande üblichen Art Tabak, die Miggeferimer heißt und übel duftet, gefeiert zu werden pflegen. Er schien sich für etwas Besseres zu halten und war deshalb bei seinen Standesgenossen mißliebig. Man beschuldigte ihn des Stolzes. So kam es, daß er, da nun einmal ein jeder Mensch das Bedürfniß nach menschlicher Gesellschaft hat, öfters nach dem benachbarten Bade Schwalbach ging und dort den Umgang der Kleinstädter suchte. Damals wimmelte es hier zu Lande noch von Spielhöllen. Sogar das kleine Schwalbach und das noch kleinere Schlangenbad hatten jedes seine „Bank". Jetzt sind die kleinen „Banken" verschwunden. Sie trugen den Unternehmern nicht genug ein. Das Laster des Spiels hat sich concentrirt auf einige große Etablissements, wovon eins gefährlicher ist, als früher ein Dutzend kleine.

Damals, als unser Wombacher Bauer, — er hieß Peter — nach Schwalbach ging, war ein Baron Fechenbach Bankhalter, wie auch gegenwärtig ein Baron Wellens Chef der Wiesbadner Spielhöllen-Actiengesellschaft ist. Wenn es heißt „der Baron", so versteht man darunter den Chef des Spiels. So ein adeliger Titel giebt dem Spiel Lüstre, auch wenn er unecht ist. Bei dem „seligen Fechenbach" war er aber echt. Sein Vater lebte als pensionirter Officier in einem Städtchen am Main. Er hatte sechs Söhne und ließ sie alle sechs gar nichts lernen. Ein Freund fragte ihn: „Aber lieber Baron, was soll aus Ihren sechs Söhnen werden; Vermögen haben Sie nicht, und Sie lassen den Jungen auch nichts lernen?" — „Bah", antwortete der alte Baron, „wenn sie groß sind, gebe ich Jedem ein Spiel Karten in die Hand und schicke ihn in die Welt, da mag er sein Glück machen und sich mit der Karte den Weg suchen." Mit der Karte meinte er natürlich nicht die Landkarte, sondern das Kartenspiel. Einer dieser sechs Söhne, die der alte Baron mit einem so sicheren Wegweiser in die Welt geschickt hatte, war der Spielbaron Fechenbach in Schwalbach. Er verstand sein Geschäft. Schwalbach war und ist noch kein Luxus-, sondern ein Heilbad. Sogenannte „große Spieler" kamen nicht hin. Man mußte daher der klugen Spinne nachahmen, die, wenn keine großen Fliegen in das Netz flogen, keinen Anstand nahm, in Erwartung besserer Glücksumstände, auch die kleinen zu verspeisen. So war denn in den damaligen Spielhöllen, und auch in Bad Schwalbach, der geringste Satz eine österreichische Silber-

* S. Nr. 3, 1864.

münze, welche man „Sechsbätzener" nannte. Sie betrug vierundzwanzig Kreuzer rheinisch und ist in Folge der letzten Münzconvention aus dem Verkehr verschwunden.

Unser Peter aus Wombach hatte einst seine Hafierernte gut verkauft und regalirte den Schullehrer mit einer Flasche Wein. Beide kamen auf die Idee, einmal in „gute Gesellschaft" d. h. in den Spielsaal zu gehen, und da der Bauernkittel dort nicht zugelassen wurde, so lieh der Schulmeister unserem Peter einen dunkelblauen Leibrock und Vatermörder. Hiermit ausstaffirt, setzte Peter einen Sechsbätzener auf Roth. Dieselbe Farbe kam viermal hintereinander heraus. Peter hatte den Satz aus Unverstand stehen lassen und wurde erst nach dem vierten Spiel durch den Lehrer veranlaßt, ihn zurückzuziehen. Er hatte fünf Gulden sechsunddreißig Kreuzer gewonnen, neben seinem Einsatz. Das war viel für einen Bauern, der nicht an größere Summen baaren Geldes gewöhnt ist. Er kaufte seiner Frau ein schönes buntes Kopftuch; mit dem Reste des Geldes bezahlte er die Steuern. Er blieb ein solider Mann. Aber die Sache ging ihm im Kopfe herum. Während er den Erntearbeiten oblag, dachte er oft daran, wie sauer er sich hier plagen müsse im Schweiße seines Angesichts, um ein paar Kreuzer zu verdienen. Und wie leicht war es doch gewesen, die paar Gulden zu erwerben! Er hatte seinen Sechsbätzener hingesetzt; das Rad der Roulette war ein paar Mal herumgegangen; der Mensch, der es drehete, hatte ein paar unverständliche Worte vor sich hingeschnurrt, und siehe da, der Sechsbätzener hatte sich verdreißigfacht. Der Weizen hatte schnell und schön geblüht. Und dabei war Peter in vornehmer Gesellschaft gewesen, in einem schön decorirten und hell erleuchteten Saal, wo es nach allerlei fremdartigen Gerüchen duftete, aber nicht nach Tabak und Schnaps. Er hatte den Leibrock und die Vatermörder eines Gelehrten angehabt und man hatte ihn respectvoll behandelt, und die Leute, die ihn so respectvoll behandelten, waren doch anscheinend vornehm, weit vornehmer, als der Schulze und der Amtmann, die ihn, statt mit „Sie", mit „Er" oder „Du" anredeten und in der Regel übergrob waren.

Gegenüber solchen Verlockungen rief sich Peter alle gute Lehren seiner seligen Mutter in das Gedächtniß zurück, ihr „Wie gewonnen, so zerronnen", ihr „Bauer-Brod — sauer Brod, aber ehrlich Brod". Er erinnerte sich, wie oft sie ihn gewarnt hatte vor dem Kartenspiel, vor dem alten einbeinigen Sergeanten und seinem Freund, dem „Säuschnitter", welche zu betrügen pflegten und einmal seinen seligen Vater beinahe in eine Criminalgeschichte verwickelt hätten, woran er so unschuldig war, wie ein neugeboren Kind. Er gedachte des „Vetter Anton", der, von Haus aus ein vermögender Bauer, an das Kartenspiel und durch das Spiel an die Verzweiflung und durch die Verzweiflung an den Trunk gerathen war und einen frühen Tod fand, seiner Familie nichts hinterlassend, als den Bettelstab. Er sah noch jetzt das Bild des Vetter Anton vor Augen, wie der, wenn er die Nacht durch mit dem „Einbein" und dem „Säuschnitter" bei Branntwein und Karten gesessen, mit blaugrauem Gesicht und übernächtigen gerötheten Augen, im Dorf herumlotterte und zur Arbeit nicht zu brauchen war. Er gedachte zurück, wie sich Einer nach dem Andern von dem Vetter Anton zurückzog und wie zuletzt, als der nichts mehr hatte, was er verspielen konnte, sogar der Sergeant und der Schweineschneider sich mit geflissentlich an den Tag gelegter Verachtung von ihm abwandten. Damit wußte er den Lockungen so lange zu widerstehen, bis der Herbst kam, das Roulettespiel in Schwalbach aufhörte und der Spielbaron ging. Am 10. September wurde die Bank geschlossen und die Versuchung war vorbei. Der Lehrer war zwischenzeitig auf eine bessere Schulstelle versetzt worden. Sonst wußte Niemand von der Sache. Die Brücke nach dem Gebiete des Lasters war vollständig abgebrochen. Peter lächelte zuweilen still vor sich hin. Seine Frau fragte ihn, warum. Aber er sagte nichts. In Wirklichkeit freute er sich, daß er den Fallstricken entronnen war, und als er in den Psalmen las: „Herr, ich danke Dir, daß Du mich erlöset hast aus den Netzen und Stricken der Jäger", da meinte er im Stillen, das paßte auch auf seinen Fall.

Nach der schweren arbeitsamen Zeit des Herbstes kam der Winter, wo unsere Bauern nichts zu thun haben. Sie schlafen lange, bei Tag liegen sie auf der Ofenbank und rauchen ihre Pfeife. Der Müßiggang macht böse Gedanken. Auf der Ofenbank ist schon mancher verderbliche Proceß ausgesonnen worden. Da werden die alten Erbtheilzettel, die alten Flur- und Grenzbücher, die vergilbten Schuldscheine und Briefe hervorgesucht, ein wirkliches oder vermeintliches Unrecht, das schon fast verjährt und jedenfalls schwer zu erweisen ist, wird da entdeckt und mit jener Hartnäckigkeit verfolgt, welche sich in dem Bauernsprüchwort ausdrückt: „Nach einem Loth Recht darfst Du das beste Pferd aus Deinem Stalle zu Schanden reiten". Peter war zu wohlhabend und zu gutmüthig, um proceßsüchtig zu sein. Aber wenn er auf der Ofenbank lag, nahete sich ihm ein Versucher, der schlimmer war, als der Proceßteufel.

Der Spielteufel hielt ihm die Roulettetafel vor, in der Mitte die Drehscheibe, in welcher das elfenbeinerne Kügelchen springt, rechts und links daneben die grünen Teppiche, die bemalt sind mit rothen und schwarzen Strichen und allerlei Nummern, darunter auch Null und Doppelnull, wie sie auch geschrieben stehen in den achtunddreißig Fächern der Drehscheibe, auf welche die verhängnißvolle Kugel springt. Der Schulmeister hatte ihm ausgelegt, daß man auf Roth und auf Schwarz allemal das Doppelte gewinnen könne, ebenso auf „Grad" und „Ungrad" und auf „Drunter" (manque) und „Drüber" (passe), daß man aber auf einer Zahl gar das Fünfunddreißigfache gewinne. Davon, daß, wenn das Kügelchen auf Null oder Doppelnull falle, fast alle Einsätze eingestrichen werden, fast alle Spieler verlieren und nur die Bank gewinnt; daß überhaupt, wenn man die Sache mathematisch untersucht, die Spieler nur unter sich spielen und die Spielbank von jedem Satze etwa sechs Procent zieht, so daß, wenn ein Gulden zehnmal gesetzt worden ist, er der Bank gehört, und daß, wenn dieselben Spieler, ohne Zufuhr von außen zu erhalten, vierzehn Tage mit der Bank spielten, keiner einen Kreuzer übrig hätte, unmöglich übrig haben könnte, nach den unumstößlichsten, unbarmherzig-ehernen Gesetzen der Mathematik — von Alledem hatte der Schulmeister dem Bauern nichts gesagt. Er wußte es selbst nicht. Giebt es ja doch noch heutzutage eine Menge hochstudirter Leute, Staatsmänner, Geschäftsleute, Grafen und Fürsten, die es auch nicht wissen, obgleich es keine dunkle und schwierige Geheimlehre ist, sondern gedruckt steht in Büchern, die für ein paar Groschen zu haben sind (z. B. in dem Schriftchen über das Roulette-Spiel von Dr. Wiener, Lehrer der Mathematik in Darmstadt. Frankfurt a. M. Expedition des Arbeitgeber, 1863), und verstanden werden kann von Jedermann, der die vier Species nothdürftig erlernt hat.

Nachts im Bette mit geschlossenen Augen, bei Tage auf der Ofenbank mit offenen Augen, träumte Peter vom Roulettespiel. Er spielte nicht mehr mit Sechsbätznern, sondern mit großen und schweren Goldstücken, und wo er hinsetzte, da gewann er. Von dem Gewinn kaufte er sich ein großes Gut. Er legte darauf eine Branntweinbrennerei neuesten Systems an. Denn die alten kleinen Brennereien in Wombach mußten vor der neuen Steuergesetzgebung die Segel streichen. Er trug Sporen und einen Cylinder, von dem Leibrock und den Vatermördern gar nicht zu reden. Er wurde in den Vorstand des landwirthschaftlichen Vereins gewählt und von dem Minister, der ihn in landwirthschaftlichen Dingen zu Rathe zog, zu Tisch gebeten. Seine Nachbarn platzten vor Neid. Er aber dachte: „Besser beneidet, als bemitleidet!" . . . Und wenn er sich bis zu dieser Stufe des Glücks im Traum emporgeschwindelt hatte, dann trat plötzlich wieder vor seine Augen das Bild des Vetter Anton mit seinem verzerrten, bleichen und verzweifelten Gesicht, rechts der „Einbein", links der Säuschnitter, wie sie ihm die Taschen leerten, und dann kam seine gute selige Mutter mit ihren klaren, treuen, blauen Augen, die schon so lange gebrochen waren; sie hob warnend den Finger und wiederholte das „Bauer-Brod, sauer Brod" und die anderen Sprüchwörter, worin sie so stark war.

„Ach was," sagte Peter, der sich zu helfen wußte, dagegen, „meine Mutter hatte gewiß Recht, aber das hier ist ja ganz etwas Anderes. In dem Schwalbacher Spielsaal, da geht es nicht zu wie im Solospiel bei dem einbeinigen Sergeanten. Das Schwalbacher Roulettespiel ist von hoher und höchster Obrigkeit gestattet und verpachtet, und die Pachtgelder fließen in die herzogliche Domainencasse; und wenn das was Unrechtes wäre, dann würde es der gnädigste Herr und die hohe Regierung nicht erlauben und noch weniger würden sie ein Sündengeld von einem Pacht davon beziehen. Auch ist ein extraer landesherrlicher Commissarius darüber gesetzt, der darauf Acht giebt, daß Alles mit rechten Dingen zugeht und daß Jeder von der richtigen Katz gefressen wird. Wenn der einbeinige Sergeant und der rothhaarige Säuschnitter meinen versoffenen Vetter Anton rupfen wollten, dann nahmen sie ihn mit

in das hinterste grüne Stübchen des Wirths Moos, wo ohnedies kein ehrlicher Mann hinging. Aber hier wird gespielt in einem hellerleuchteten Saal voll Glanz und Pracht, und rundherum stehen vornehme Herren und geputzte Damen, die viel zu vornehm und zu reich sind, um selbst zu betrügen, und viel zu gelehrt und klug, um sich betrügen zu lassen. Jedermann kann dem Mann, der die Scheibe dreht, auf die Finger gucken. Da geht Alles ehrlich und offen zu. Das ist nicht, wie in Moosens Haus. Und was thut's denn, wenn ich auch einmal ein Goldstück verliere? Das soll dann das letzte Mal sein. Einmal ist Keinmal. Und wenn ich die gewonnenen fünf Gulden sechsunddreißig Kreuzer abziehe, wie viel Verlust bleibt dann? . . .“

Im Frühjahr, als die Schwalben wieder kamen, kam auch der Baron Fechenbach und schlug sein Roulettespiel wieder auf im Alleesaal in Schwalbach, ein paar hundert Schritte vom Weinbrunnen. Und die Leute, die an dem Brunnen Gesundheit trinken sollten, tranken lieber im Alleesaal Gift, das Gift der bösen Leidenschaften, des Hoffens auf Wunder, des Aberglaubens und der Verachtung der ehrlichen saueren bürgerlichen Arbeit.

Unser Peter von Wombach hatte ein gutes Bienenjahr gehabt und viel feinen Honig erzielt. Er hatte diesen im Mai in die Stadt getragen und einen schönen Preis erzielt, zehn Gulden mehr, als er gehofft. Da stieg ihm wie eine Feuergarbe der Gedanke im Kopfe auf: „Von diesen zehn Gulden weiß Deine Frau nichts, damit wird gespielt; damit wechsele ich mir ein Goldstück ein und setze es auf eine Nummer. Gewinne ich, dann habe ich statt eines meine sechsunddreißig Goldstücke. Verliere ich's, nun dann hat die arm' Seel' Ruh, dann ist's aus und vorbei, und kein Teufel soll mich mehr in dem Alleesaal sehen.“

Zu Hause gab er seiner Frau den Erlös um zehn Gulden geringer an. Er schlief die Nacht, obgleich er müd war, schlecht; er hatte seine Frau belogen und ging mit geheimen Gedanken um. Auch überlegte er, wie er zu einem Goldstück kommen sollte. Da fiel ihm das „Ziegen-Herzchen“ ein, oder wie es sich nach seiner neuen Aera nannte, der Commissionär und Advocat Herz Jesaias Fays in Schwalbach. Herzchen war ein israelitisches Waisenknäblein. In seiner Jugend hatte er sich damit ernährt, daß er in der Umgegend von Schwalbach die Felle der Lämmer und Ziegen zusammenkaufte und an den Hauthändler Bär Hirsch Baum in Wiesbaden verkaufte. Damit hatte er sich ein kleines Capital gemacht, und mit diesem Capital war er in die Welt gegangen. Später hatte er eine Zeit lang in Wiesbaden als Advocatenschreiber prakticirt, und zuletzt war er Amanuensis bei dem Chef der geheimen Polizei, dem damaligen Regierungsrath W*. Von da kehrte er nach Schwalbach zurück und etablirte sich als Commissionär und Advocat (d. h. als Winkeladvocat, oder wie es die Bauern etwas derb nennen, als „Ferkelstecher“), indem er prätendirte, daß die Leute, die ihn früher „Herzchen“ und „Du“ angeredet hatten, ihn nunmehr „Herr Doctor Fays“ und „Sie“ nennen sollten. Allein die Leute thaten das nicht, sondern wählten einen Mittelweg, indem sie ihn „Doctor Pfui“ titulirten. Von der Advocatur des selbstgeschaffenen Herrn Doctor war nun zwar nicht viel zu verspüren, wohl aber hatte er sonst seine Hände in Allem und namentlich in Allem, was das Spiel angeht. Das Spiel ist eine sociale Krankheit, und es heißt: „Wo das Aas ist, da sammeln sich die Geier“. Haltet Euch nur wenige Tage an dem Orte einer Spielhölle auf, und wenn Ihr nur die geringste naturwissenschaftliche Beobachtungsgabe habt, so werdet Ihr unter allen den Masken mit Uniform und Degen, von Director und Rath und Geheimerath und Commerzienrath, alsbald die Aaszüger herausfinden. Auch Herr H. J. Fays war ein solcher, aber vorerst nur noch ein ganz kleiner. Indeß „was ein Dörnlein werden will, das spitzt sich bei Zeiten.“

Herr H. J. Fays lieh auf Pfänder und Zinsen, und zwar ganz geheim an Solche, welche öffentlichen Credit entweder nicht besaßen, oder ihn zu gebrauchen sich scheuten, sei es aus wahrer, oder — was das häufigere ist — aus falscher Scham. Er nahm in der Regel nur auf den Monat neun, also auf das Jahr hundertundacht Procent. Allein es klagte Niemand darüber, denn erstens ging Alles ganz geheim, und zweitens hatte Fays auszusprengen gewußt, die Gelder kämen von einem gar mächtigen und hohen Herrn in Wiesbaden, und wer mit dem anbinde, der komme in des Teufels Küche. Daß Fays mit der geheimen Polizei in Beziehungen stand, glaubte man. Noch kürzlich war ein Mann, den man zur Opposition zählte, zu einer Correctionshausstrafe verurtheilt worden, weil er auf einer öffentlichen Versteigerung für ein Portrait des Landtagspräsidenten Herber einige Gulden und dagegen für das des regierenden Herrn nur ebenso viele Kreuzer geboten hatte. Man fand darin eine Majestätsbeleidigung. Es waren gefährliche Zeiten. In Mainz saß und tagte die „schwarze Commission“ oder, wie sie mit ihrem officiellen Titel hieß: „Die geheime Bundes-Central-Untersuchungs-Commission“ . . .

Und Doctor Fays war sehr intim mit dem Amtmann. Er war ein sehr loyaler und frommer Unterthan. Auf Herzogs Geburtstag schrie er bei dem Toast immer am allerlautesten von Allen sein „Hoch“, und wenn er nicht zufällig ein Israelite gewesen wäre, würde er auch bei der Procession eine Kerze oder Fahne getragen, oder allerwenigstens aus einem dicken Goldschnittsgesangbuch laut gesungen haben.

Warum ich diesen Herrn genauer beschrieben habe, als den Helden der Geschichte? fragt der Leser. Ei nun, weil der Herr zu den charakteristischen Anhängseln des Spiels gehört, und weil er in unserer Geschichte eine wichtige Rolle spielt. Denn an dem Tag, welcher dem Verkauf des Bienenhonig und dem Belügen der Frau folgte, schlich unser Wombacher Peter bei Fays zur Hinterthür herein. Zu der Vorderthür, auf welcher in einem blauen Schild mit großen gelben Buchstaben geschrieben stand: „Commissionsbureau und Advocatur von H. J. Fays“, hineinzugehen, schämte sich der Bauer. Auch zur Hinterthür kam er wieder heraus.

Was hatte er drinnen gethan? Nichts als einen Tresorschein von zehn Gulden umgewechselt gegen ein Goldstück. Als solches hatte ihm der Herr Doctor einen Napoleon ausgehändigt, der freilich vierzig Kreuzer weniger werth war, als die zehn Gulden. Das nannte der Herr Doctor eine kleine Provision. Warum hatte Peter das Geldwechselungsgeschäft gerade bei Fays vorgenommen? Weil er das Geheimniß suchte, weil ihn sein Gewissen drückte, und weil er deshalb dachte, er gehe am besten zu Jemandem, der selber in seines Herzens Schrein gerade nicht Alles in bester Ordnung habe.

Abends spät zu einer Stunde, wo noch gespielt wurde, aber Einheimische nicht mehr dabei waren, huschte Peter in den Alleesaal. Er ging, wieder mit Rock und Vatermördern maskirt, entschlossen auf den Spieltisch zu und setzte seinen Napoleon auf Nummer Eilf. Die Kugel rollte und sprang, der Bankhalter sprach einige Worte, die Peter nicht verstand. Der Croupier schob ihm mit einem hölzernen Rechen fünfunddreißig blanke Goldstücke zu seinem einen hinzu. Die Nummer war herausgekommen. Peter griff mit beiden Händen zu und schob das Gold in die Hosentaschen. Er stürzte aus dem Saal in's Freie. Er konnte kaum athmen und fürchtete einen Schlagfluß. Erst nach und nach kam er zu sich, aber er war nicht froh. Er ging den Lampen, die vor dem Hause hingen, aus dem Wege und suchte sich die dunkelste Hainbuchen-Allee auf, welche dem Weinbrunnen und dem Paulinenbrunnen entlang an den Münzbach aufwärts führt. Je näher er dem Walde kam, desto unheimlicher ward es ihm, er glaubte allerlei Schatten zu sehen und Stimmen zu hören. Hatte es nicht da eben dicht neben ihm ganz leise „Peter“ gerufen? Es „gruselte“ ihn. Auf einmal hält ihn auch Jemand an dem Zipfel des erborgten Leibrocks. Es war eine lange, knochige, krallenartige Hand und die Hand gehörte einem aus dem Schatten einer alten Hainbuche hervortretenden kleinen Menschenkind mit krummem Rücken und noch krummerer Nase, dem über seine niedrige Stirn kleine schwarze Locken in Pfropfenzieher-Format herabhingen. Es war Fays. „Peter,“ schmunzelte er, „was habt Ihr in Eurem Hosensacke? Gebt mir eins von den schönen blanken Dingen. Mir habt Ihr sie doch zu verdanken. Es war ein Heckelthaler, den ich Euch wechselte. In ihm stak das Glück. Gebt mir eins; es wird Euch nicht thun leid, es wird nicht sein Euer Schaden!“

„Dummes Geschwätz,“ sagte Peter und wollte weiter eilen. Aber Fays folgte ihm zur Seite, wie sein Schatten, immer leise auf ihn einredend.

„Peter,“ lispelte er, „Ihr habt gespielt an der Roulette. Wißt Ihr, wer spielen darf an der Roulette? Der Curfremdling. Wißt Ihr, wer nicht spielen darf? Das eingeborene herzoglich nassauische Landeskind. Für uns hat gemacht der gnädigste Landesvater ein mächtig Gesetz, wo gedruckt steht im Gesetzblatt, daß, wenn wir spielen an der Roulette, so kostet's das erste Mal

fünfzig Gulden Strafe, das zweite Mal hundertfünfzig Gulden, und das dritte Mal werden wir gethan hinter Schloß und Riegel auf volle drei Monat. Von der Straf' kriegt der Anzeiger die Hälfte als Fanggeld. Könnt' ich mir nicht verdienen fünfundzwanzig Gulden? Gebt mir einen Napoleon, es soll nicht sein Euer Schaden."

„Miserabler Bub'," zürnte der Bauer, „dann fang' ich lieber gleich mit der dritten Strafe an und gebe Dir die Hälfte, sechs Wochen Correctionshaus. Lieber bezahl' ich dem Amtmann fünfzig Gulden Straf', als Dir einen Kreuzer Hehlgeld."

„Peter, seid vernünftig," mahnte Fays, „Ihr könnt nicht zahlen an den Amtmann. Der Amtmann setzt nur die Strafen, aber Geld darf er keins nehmen. Er schreibt die Straf' in ein groß Buch. Das Buch wird geschickt alle Vierteljahr an die Steuercasse. Die schreibt dem Rentmeister und der dem Erheber und der dem Dorfschulzen, und dann wird's Euch gefordert. Eh' Ihr's nur bezahlen dürft, werdet Ihr eingeschrieben in sechs große Bücher und herumgeschleppt bei allen hohen und niedrigen Obrigkeiten. Weiß es der Dorfschulze, weiß es Euer Schwiegervater; weiß es der, dann weiß es Eure Frau, daß Ihr gespielt habt an der Roulette. Nun Peter, wie heißt?"

„Kerl, ich zerschlage Dir alle Knochen in Deinem nichtsnutzigen —" schrie Peter, indem er den Stock hob.

„Halt, Peter, halt," mahnte Fays, „hitzig ist nicht witzig. Peter, bedenkt, wart Ihr nicht gewesen am vorletzten Sonntag mit dem Schuster-Jacob zu Wiesbaden in dem Wirthshause bei dem Polen-Bücher, wo gesungen worden sind gefährliche Lieder? ‚Noch ist Polen nicht verloren', und ‚Fürsten, zum Land hinaus', und sonst?"

„Ich hab' nicht mitgesungen," antwortete Peter mit der Ruhe eines guten Gewissens.

„Nicht mitgesungen? Wird Dir was Schönes helfen," höhnte Fays, „solche Lieder singen ist Hochverrath. Wer Hochverrath hört, sieht oder riecht, muß es anzeigen in den ersten vierundzwanzig Stunden, sonst ist er so schuldig und strafbar, wie der Maleficant selber und kommt auf Lebenszeit wohin, wo er scheinen sieht keine Sonn' und keinen Mond. Peter, bedenkt. Hier steh' ich, wenn es noch dauert eine Minut' und ich hab' nicht zwei Napoleon, dann kost's drei; und dauert es dann noch eine Minut', dann geh' ich und schell' den gestrengen Amtmann aus seinem Bett, nicht wegen Roulettespiel, aber wegen Hochverrath, und es dauert keine halbe Stund', dann kommen die Landjäger zu reiten mit den Ketten, und Du und der Schuster-Jacob —"

Peter ließ ihn nicht ausreden. Das Ende vom Liede war, daß Fays zwei Napoleon erhielt und Schweigen versprach. Er drückte zum Abschied Petern die Hand mit dem Bemerken: „Ihr werdet mich kennen lernen als einen Mann von Wort, als einen Mann von Wahrheit und Ehre; wenn Ihr habt nöthig Beistand und Hülf', kommt zum Fays."

Und es ist richtig; was er über die bestehenden Gesetze gesagt hatte, das war wahr. Als das Ziegenherzchen heimlich wie ein Schatten in der Allee verschwunden war, wischte Peter seine Hand, die ihm Fays gedrückt, im nassen Gras neben dem Wege ab. Sie kam ihm vor wie schmutzig. Die vierunddreißig Napoleon brannten ihm in der Tasche, wie höllisches Feuer, und auf der Zunge glitt ihm ein Fluch hin von der hier landesüblichen Länge. Er fing an mit: „Himmel-Kreuz-Element-Millionen-Donnerwetter-Schockschwerenoth, krieg' die Kränk', Du miserabeliger —" rc., und als er zu Ende war, war Peter zu Haus. Er hatte vierunddreißig Geldstücke, aber einen Mitwisser, einen Rathgeber, einen Beherrscher. Das lag ihm schwer auf dem Herzen.

Ein Mann, der gespielt und gewonnen, ist wie ein Löwe, der Blut geleckt hat: er kommt wieder. Denn es schmeckt nach Fortsetzung. Jeden Sommer lassen die Spieldirectoren von bezahlten Federn große Gewinne in die Welt posaunen. Da heißt es: In Homburg vor der Höhe hat der große Spieler Don Manuele Garcia die Bank gesprengt und eine halbe Million gewonnen; in Wiesbaden hat der walachische Fürst Metadiamantopetrovicz oder der Grieche Anataladiapopulos das Gleiche gethan und eine Million Franken davongetragen. Es ist gerade, als wenn alle Spielbanken der Welt Bankerott machen müßten. Wenn aber im Herbst die Herren Spieldirectoren den Actionären auf der Generalversammlung Rechnung ablegen, dann weist der „Baron Wellens" in Wiesbaden eine Spieleinnahme von anderthalb Million Gulden nach und vertheilt einige dreißig Procent Dividende. Wie stimmt das zusammen? Die Einnahme und Dividende sind jedenfalls Wahrheit, und die Nachrichten über die Verluste sind theils übertrieben, theils ganz erfunden, um Gimpel in das Netz zu locken. Wenn aber einmal ein Spieler wirklich einen großen Gewinn gemacht hat, dann streicht der „Spielbaron" lächelnd seinen Bart und sagt: „Das ist blos geliehen." Und richtig, der Spieler kommt wieder, er verliert seinen Gewinn und wird daneben noch ausgeplündert bis auf's Hemd. Der vielgenannte Spanier, der in Baden, Wiesbaden, Homburg, Nauheim rc. die Millionen gewonnen hat, endete damit, daß ihn das Schicksal nackt und bloß an den Strand von Paris warf, wo ihn die Polizei in einer geheimen Spielhölle beim Betrug ertappte und durch Vermittelung des Gerichts auf die Galeeren schickte. Die Spieler kommen von den Galeeren, oder sie gehen dahin — und das Alles unter der schützenden Aegide deutscher Landesväterlichkeit!

Auch Peter kam wieder, wobei ihm sein Freund Fays, als „Mann von Wort und Ehre", behülflich war. Fays hatte, nachdem er die zwei Napoleon bekommen, Wort gehalten. Er hatte Petern weder wegen Hochverraths, noch wegen strafbaren Hazardspiels denuncirt, er hatte ihm vielmehr seinen Beistand und seine Hülfe angedeihen lassen, freilich in seiner Art. Zunächst hatte Peter seiner Frau etwas vorgeschwindelt in Betreff der Einnahmequelle, woraus das Geld geflossen. Den größern Theil hatte er zu wirthschaftlichen Zwecken verwandt, den Rest aber u. A. dazu, sich städtische Kleidung anzuschaffen, womit er seinem eigenen Hochmuth schmeichelte, die bäuerlichen Landsleute gegen sich erbitterte und, was das Schlimmste war, sich die courfähige Tracht zum Spielsaal erwarb.

Sein zu Tag getragener Wohlstand, dessen Ursache man im Dorfe nicht kannte, weckte den Neid. Man raunte sich zu, das sei nicht just, wer wüßte, wem der sich verschrieben; der habe gewiß ein Hanselmännchen, oder eine „Spirifilaris" (spiritus familiaris). Darüber gab's Zank, Streit, blutige Köpfe, Untersuchung, Strafe, Kosten, Amtsgeläufe, Sporteln, Anwaltstaxen und — immer größere Abhängigkeit von dem „Manne von Wort und Ehre", immer häufigere Rückkehr zum Spiel. Aber das Glück hatte sich gewandt. Die Alten malen es als ein reizendes Weib, das auf der Stirn schöne volle Locken trägt und auf dem Hinterhaupt eine Glatze. Für unsern armen Peter existirten die Locken nicht mehr, nur noch die Glatze.

Nachdem er ansehnliche Summen verloren, kam er auf die Idee, das Terrain in Schwalbach sei ihm nicht mehr günstig. Denn alle Spieler sind abergläubisch. Statt von Wombach aus gen Norden, nach Schwalbach zu pilgern, zog er gen Süden, nach Schlangenbad, wo damals auch eine Spielbank war. Als es dort auch schlecht ging, zog er nach Wiesbaden und dann nach Homburg vor der Höhe und darauf nach Wilhelmsthal, Nauheim und wie alle diese Spielbäder heißen, die sich unweit des Rheins gruppiren als Ueberreste aus jener Zeit, da man diesen Strom die „große Pfaffengasse" nannte und sich Erzbischof und Bischof, Prior und Abt, Domherr und Generalvicar, Weihbischof und Ordinariatsrath, Canonicus und Aebtissin, Deutschordensherr und Stiftsdame und der sonstige hohe und niedere Adel aus den zahlreichen und üppigen Manns- und Frauenklöstern der Umgegend in diesen Bädern tummelten.

Peter entfremdete sich immer mehr der treuen Mutter Erde, welche dem Bauer ein schweres, aber sicheres Stück Brod bietet. Er wurde ein Spiel-Nomade. Habe ich nöthig, ausführlich zu erzählen, wie er von Stufe zu Stufe seines Wohlstandes herabstieg; wie er dies und jenes verkaufte, um seiner Frau die wirkliche Lage zu verheimlichen; wie er in den Schuldthurm wandern mußte und in Concurs gerieth, und wie sein Weib endlich vor Gram sich hinlegte und starb?

Unermüdlich wanderte Peter von einem Spielbad zum andern, ein moderner Ahasver. Sein Haar wurde vor der Zeit grau und fiel dann aus. Seine Rettung erblickte er endlich in einem Franzosen, der zu der Zunft der professeurs de jeux gehörte und auf wissenschaftlich praktischem Wege das unfehlbare Mittel entdeckt hatte, eine jede Bank zu sprengen. Das gab einen Wendepunkt in Peter's Schicksal. Er wurde nämlich von nun an

nicht blos von der Spielbank geplündert, sondern auch von dem Spiel-Professor. Desto schneller ging es mit ihm den Berg hinunter, und wie einst der Stelzfuß und der rothe Säuschnitter sich von dem Vetter Anton zurückgezogen, so zog sich nun das „Ziegen-Herzchen“ von Peter zurück. Haus und Hof waren ihm verkauft, und die unbarmherzigen Gläubiger hatten ihm nichts gelassen, als einen Büchsenranzen und den Bettelstab. Den nahm er und zog in das Land. Die landwirthschaftlichen Arbeiten hatte er verlernt. Dazu fehlten ihm jene Ausdauer und Andacht, die der Bauer nöthig hat, der Herr wie der Knecht. Er hatte kein Obdach mehr. Er wurde ein Stromer.

In der Umgebung der Badeorte, wo er sich ruinirt hat, sieht man ihn bis auf den heutigen Tag umherstreichen, bekannt unter dem Namen der „Ranzen-Peter“. „Aber wovon lebt er denn?“ fragt der Leser. Je nun, wovon leben die „verfehlten Existenzen“? Von Allem, nur nicht von der Arbeit. Das Unglück, sogar das selbstverschuldete, giebt eine Art Nimbus. Peter war durch sein Spiel, durch seine Finanzen, durch seine Streitigkeiten, seine Processe, seinen Concurs mit allen möglichen Menschen und Behörden in Berührung gekommen. Er hatte allerlei erfahren und gelernt, was sonst dem Bauern fremd bleibt. Er, der sich selbst nicht zu helfen gewußt hatte, verlegte sich nun darauf, Andern zu rathen. Wenn ein Bauer in Nöthen war, wenn er sich in Finanznoth oder Gewissensangst befand, wenn ihm Strafe drohte, oder er einen Proceß hatte, dann fragte er heimlich den Ranzen-Peter. Denn der war in den nämlichen Schuhen krank gewesen und mußte es wissen. Die Sachen, worin Peter rieth, waren meistens mißlicher und verdächtiger Natur. Einige Meineidscomplote, darauf gerichtet, durch falsches Zeugniß bei Gericht Processe zu gewinnen, waren kürzlich zur Aburtheilung gekommen. In den Verhandlungen figurirte auch Peter, jedoch nicht als Angeklagter. —

Während ich Ihnen diesen seinen wahrhaftigen Lebenslauf erzähle, hat Peter seine Unterredung mit den zwei Bauern beendigt. Jeder derselben legt ihm ein Sechskreuzerstück auf den Tisch und geht. Peter bleibt in tiefes Sinnen versenkt sitzen. Auch wir verlassen den Wirthsgarten. Auf der Chaussee begegnet uns ein elegantes Fuhrwerk. Eine geputzte schöne Frau und ein schwarzes häßliches Männlein, letzteres wo möglich noch mehr geputzt, sitzen darin. Wer ist es? Die Prima-Donna vom Theater und das vormalige Ziegen-Herzchen, jetzt Herr Häuserbesitzer und Rentier Faus in Wiesbaden. Sie fahren nach der Fasanerie, einem Vergnügungsort in der Nähe von Wiesbaden.

Der letzte Schirmherr deutscher Burgen.

Von **Ludwig Storch**.

Wenn die Wahrheit des ästhetischen Lehrsatzes, daß die krumme Linie die Trägerin der Schönheit ist, sich an irgend einem deutschen Landschaftsbilde recht klar und eindringlich offenbart, so ist es an der reizenden Stelle, wo der Main seinen prächtigen Bogen um die südliche Spitze des Spessart schlingt und, eben von Nordost gekommen, nun nach Nordwest weiter wallt. Dieser Bogen ist von allen landschaftlichen Reizen umlagert, welche ein deutsches Gemüth entzücken und in die süßeste Befriedigung harmonischer Beschaulichkeit des äußern und innern Sinnes versetzen. An das linke (südliche) Ufer des Stroms tritt ein Halbkreis von malerisch geformten, üppig bewaldeten Bergen heran, die geographisch nicht mehr zum Odenwald gezählt werden, aber doch eigentlich dazu gehören, und an ihrem Fuße hat sich dicht an das Ufer, der Biegung des Flusses auf der einen Seite und jener der Berge auf der andern folgend, das uralte freundliche Städtchen Miltenberg gelagert, das, wie fast alle diese kleinen Mainuferstädte, kaum aus mehr als einer sehr lang gestreckten Straße besteht. Aus seinen hellen Fenstern schaut es über den blaugrünen Main hinüber an die nicht minder schönen Spessartberge, die ihre trotzigen Stirnen im Strome spiegeln. An einer dieser bewaldeten Stirnen hängt, wie ein großes Schwalbennest, das stattliche Kloster Engelberg, dessen Mönche eine der köstlichsten Aussichten genießen.

Stromaufwärts hat sich das Thal zu einer kleinen lieblichen Ebene gestaltet, in welcher am linken Ufer der freundliche Ort Bürgstadt liegt; stromab tritt man aus dem Thore in einen großartigen lieblichen Park, auf dessen breiten saubern Sandwegen wir in einer halben Stunde das imposante fürstlich Löwensteinsche Residenzschloß dicht am Ufer des Mains und dabei das schmucke Dorf Kleinheubach mit den fürstlichen Dienstgebäuden erreichen. Am gegenüberliegenden Ufer breitet sich das große Dorf Großheubach mit seinen umfangreichen Weinbergen an den Wänden der letzten Spessartberge aus. Am untern Stadtthore haben wir die Mud überschritten, welche links aus einem sehr anmuthigen Thale ihr klares Gebirgswasser dem Main zuführt. Durch dieses Thal zieht sich der Weg nach dem nahen Amorbach, der Residenz des Fürsten von Leiningen, empor, welche in jüngster Zeit durch die Königin Victoria von England ein neues Interesse erhalten hat. Hier lebten ihre Eltern, und hätte die Herzogin von Kent sich nicht beeilt, ihre Niederkunft auf englischem Boden zu halten, so dürfte das Töchterlein schwerlich den Thron bestiegen haben. Das Thal der Mud wird von der malerischen Ruine des einst wichtigen Klosters Gotthardsberg auf einem Bergscheitel geschmückt.

Oberhalb der Stadt zieht sich ein andres nicht minder idyllisch schönes Thal, aus welchem die helle Erf dem Maine zuströmt, in die Berge empor. Ueberall, wohin sich das Auge wendet, wird es vom lieblichsten Wechsel von Berg und Thal, Wald und Rebenpflanzung, Wiese und Garten, Strom und Bach, Stadt und Dorf, Schloß und Kloster ergötzt. Aber so anmuthig und reich die Umgebung, die Stadt selbst ist dennoch der reizendste Punkt in diesem Bilde. Denn in ihr erhebt sich das schöne deutsche Landschaftsgedicht zur Romantik, und zwar sind mittelaltrige und moderne Romantik hier auf's Innigste verwebt und verbunden. Wie sie in der Stadt selbst überall, wohin man blickt, Arm in Arm auftreten, so werden sie ganz besonders noch in zwei die Stadt malerisch überragenden Schlössern repräsentirt, in der uralten Miltenburg, vorzugsweise das Schloß genannt, und in der benachbarten neuen Woldecksburg, einer großen prächtigen Villa im neudeutschen Styl. Beide Bauten liegen auf Bergstufen, die letztere etwas höher als die erstere, und sind durch eine tiefe, den Berghalbring theilende Schlucht geschieden; dicht hinter ihnen erheben sich majestätisch die brüderlichen Waldberge. Diese beiden Schlösser sind die Kronen der Stadt und die Perlen des ganzen Landschaftsbildes. Die Woldecksburg, ein Kind der neuesten Zeit, wurde von einem preußischen hohen Officier Namens von Woldeck erbaut. Wir haben es hier blos mit der Miltenburg, dem in mehrfacher Hinsicht interessantesten Gebäude der Stadt und der Umgegend, zu thun.

Ursprünglich ein römisches Castell und zwar die letzte jener Flußvesten, welche die Römer zur Ueberwachung des Mains gegen die germanischen Volksstämme an den Ufern des Stromes von Mainz herauf in großer Anzahl erbauten (Aschaffenburg, Obernburg, Niedernburg, Dieburg, Großkotzenburg, Bürgel u. a.), dann unter den fränkischen Kaisern Sitz eines Gaugrafen (Ministerialen), kam sie zu Ende des zehnten Jahrhunderts als Geschenk der Kaiserin Theophania, Mutter und Vormündin Otto's III., an den schlauen Kurfürsten Willigis von Mainz, mit ihr die Stadt und die Umgegend. Beim Mainzer Erzstift blieb sie bis zur Auflösung desselben durch den Lüneviller Frieden 1801 und den Reichsdeputationshauptschluß von 1803.

Nunmehr gelangte sie in den Besitz des eben mediatisirten Fürsten von Leiningen, der sie als Kaserne seiner Truppen benutzte und 1807 an einen Privatmann verkaufte. Ihr Besitz hat bis heute einigemale gewechselt. Der Hauch der Vergänglichkeit hat sie stark gestreift und der Zahn der Zeit und der Kriegsstürme, die sie heimgesucht, tief angenagt. Besonders ist dies mit dem umfangreichen Burghause der Fall, welches, 1552 von den wilden Kriegssöldnern des pfaffenfeindlichen Markgrafen Albrecht von Brandenburg, unter Anführung des Grafen von Oldenburg, zerstört (nachdem Albrecht vom kaiserlich-bischöflichen Heere bei Mainz geschlagen worden), noch jetzt Ruine ist und als solche nicht wenig zum malerischen Ansehen der Burg beiträgt.

Die Stadt Miltenberg ist die Tochter der Burg, und die Schicksale der Einen sind immer von maßgebendem Einfluß auf

die der Andern gewesen. Nach wechselvollen Schicksalen, in der Reformationszeit und im dreißigjährigen Kriege, wie so viele andere deutsche Städte, mehrfach ausgeplündert und verheert, hat sie, erst in der neuesten Zeit zum Königreich Baiern gehörig, Muße gefunden, sich würdig zu heben und zu entfalten, und wenn erst die projectirte Eisenbahn das Mainthal hier durchzieht, wird sie einer neuen Blüthe entgegengehen. Und daß diese eine reiche und schöne sein wird, dafür bürgt der aufgeweckte, regsame Geist ihrer Bewohner. Zweifelsohne werden sich die Bergwände und das Thal mit reizenden Landhäusern schmücken, erbaut von gebildeten wohlhabenden Menschen, welche in Miltenberg einen der gesündesten und angenehmsten Aufenthaltsorte Deutschlands entdecken werden. —

Außer vielen wackern Männern haust jetzt ein merkwürdiges Männerkleeblatt in Miltenberg, von welchem jeder in seiner Art sehr interessant und schätzenswerth ist: der Dichter Ludwig Bauer, der Geschichtsschreiber Madler und der Alterthumsforscher Habel. Dr. L. Bauer, Lehrer an der Studienanstalt, ist einer der originellsten und begabtesten Lyriker unserer Tage und ein sehr geistesreger elastischer Kopf, der sich durch eigne angeborne Kraft auf die Zinne der Neuzeit geschwungen und von ihr das Leben beherrscht. Seine Gedichte (2. Aufl., Würzburg, Stuber) enthalten eine überraschende Fülle von Schönheit und gefälliger Anmuth, aber — was den Werth des Mannes noch sehr erhöht — er steht als politischer Dichter durch hohe Freisinnigkeit, Witz, Humor, Satire und Gewandtheit in der vordersten Reihe; dabei ist er heiterer, gemüthlicher Umgangsmensch und als Parteimann muthig und unerschrocken.

Dr. phil. Jos. Madler ist fürstlich leiningenscher Revierförster und fleißiger, geschickter Geschichtschreiber seiner Vaterstadt Miltenberg und deren Umgegend. Wir verdanken ihm eine Anzahl historischer Monographien, die für höhere und allgemeine Geschichtsdarstellung ein schätzbares Material bieten. Die Verdienste solcher Localgeschichtschreiber sind immer hoch anzuschlagen; denn, aus der richtig erforschten und dargestellten Localgeschichte kann erst die wahre allgemeine Geschichte hervorgehen. Der treffliche Madler ist aber auch Auffinder von einer nicht geringen Anzahl zum Theil wichtiger römischer Alterthümer in den Bergen des Odenwaldes, die ohne ihn wohl nie zur Kenntniß der Alterthumsforscher gekommen wären. Das Rathhaus in Miltenberg bewahrt mehrere werthvolle Denksteine mit altrömischen Inschriften auf, die Dr. Madler aufgefunden hat. In gerechter Würdigung seiner Verdienste um die vaterländische Geschichtschreibung haben eine Menge historischer Vereine den geistesregen Mann zu ihrem Ehrenmitglied und Correspondenten ernannt. Es ist gewiß eine Seltenheit, wenn nicht gar ein Unicum, daß ein Revierförster tüchtiger Geschichtschreiber, Alterthumsforscher, Doctor der Philosophie und Ehrenmitglied bedeutender wissenschaftlicher Vereine ist.

Der dritte und interessanteste dieser Männer ist der quiescirte herzoglich nassauische Archivar Habel, der jetzige Besitzer der Miltenburg, die nach ihm vom Volksmunde schon allmählich den Namen „Habelburg" erhält. Wenn ich von Madler die Vermuthung äußerte, er möchte wohl ein Unicum sein, so darf ich das von Habel als Gewißheit aussprechen. Es giebt keinen zweiten Mann in der Welt von Habel's eigenthümlichem Wirken und Verdienst, und es hat nie einen andern gegeben. Wie oft, wenn ich diesem verehrungswürdigen Manne gegenüber saß, in den hellen, heitern, vom Flügelschlag des deutschen Genius durchfächelten Gemächern seiner Burg, und wir, die Gläser voll würzigen Rhein- oder Mainweins aus seinem Keller, auf die würdige Zukunft unseres Vaterlandes zusammen anstießen, die wir Grauköpfe nicht erleben sollen — zuweilen ließen Bauer und Madler ihre Gläser auch mitanklingen — und ich mich in sein mildes schönes Auge und in die fein und schelmisch lächelnden deutsch-humanen Züge Habel's vertiefte, kam mir der Gedanke: Wie wunderbar mannigfach ist doch die Strahlenbrechung des deutschen Geistes in den verschiedenen edlen deutschen Geistern! Wie glühen und flammen sie alle für des gemeinsamen Vaterlandes Ehre, Ruhm, Einheit und Größe! Wie streben sie alle auf den

Die Miltenburg.

verschiedensten Wegen ihm eine würdige Zukunft zu bereiten! Soll denn dieses Streben immer und immer noch nicht sein erhabenes Ziel erreichen? Dieser Mann hat nun zur Verherrlichung des Genius Deutschlands seinen eigenen Weg betreten. Kein Deutscher ist mit ihm gegangen, keiner ihm gefolgt; er hat es stets vermieden von sich reden zu machen. Still und geräuschlos hat er sein Ziel angestrebt, und es ist wahrlich ein schönes, echt deutsches gewesen. Soll denn das Alles nun vergebens gewesen sein? Sollen die angeschlagenen Töne verklingen und verhallen, ohne in einen vollen Chor einzuströmen? Gewiß nicht! Auch auf der Miltenburg, in Habel's denkwürdigen Räumen hat sich meine alte Ueberzeugung befestigt, daß alle diese Strahlen des deutschen Geistes in einen Brennpunkt zusammenschießen werden, welcher die Flamme der höchsten allgemeinen Begeisterung für Deutschland entzünden wird.

Von seinem Vater, einem reich begüterten hochgebildeten Manne, erhielt unser 1793 in Idstein in Nassau geborner Habel die ersten Anregungen zum Studium des Alterthums, das bald genug von ihm mit glühender Begeisterung betrieben wurde. Neigte sich der Vater vorzüglich lebhaft zur classischen Römerwelt, so vertiefte sich der Sohn vorzugsweise mit deutschem Ernst und Nachhaltigkeit in das Mittelalter, und hier verlegte er sich besonders auf Kunst, Wissenschaft und Geschichte des deutschen Mittelalters. Dabei wurde er von einem nicht unbedeutenden, durch guten Unterricht ausgebildeten Talent zum Zeichnen unterstützt. Unablässiges tiefes Eindringen mit gesundem Sinn in den Geist des Mittelalters hielt ihn frei von jeder süßlichen falsch sentimentalen Auffassung desselben, wie sie zu Anfang unseres Jahrhunderts in den Schöpfungen deutscher Dichter spukte. Sein jugendlicher, echt poetischer Hang trieb ihn auf die verfallenen Burgen seines Heimathlandes, und in ihren Trümmern empfing er früh den Weihekuß des deutschen Genius für die Erforschung jener wichtigen Culturstätten des mittelalterlichen deutschen Lebens. Die deutsche Burg in allen ihren Beziehungen, so genau als dies noch möglich, kennen zu lernen, wurde die Aufgabe seines Lebens. Und wie schön und vollständig hat er sie gelöst! Kein Mensch kennt die deutsche Burg in architektonischer, künstlerischer, culturgeschichtlicher Hinsicht wie er.

Der Vater siedelte später auf das von ihm erworbene Gut Schierstein im Rheingau über, welches der Sohn jetzt noch besitzt. Hier hielt er sich auf, als er seine juristischen Studien in Heidelberg und Gießen absolvirt hatte, durchwanderte mit der Zeichenmappe sein geliebtes Rheinland von Burg zu Burg und gab sich mit begeisterter Liebe ihrer Erforschung hin. Er zeichnete nicht nur fast alle Burgen des Rheins, nahm ihren Grundriß auf und suchte aus ihren Resten ihre frühere Gestalt sich zu construiren, er strebte auch in den Archiven und Bibliotheken der Rheinstädte und Klöster, sich durch Urkunden und geschichtliche Documente so genau als möglich über ihre und ihrer frühern Bewohner Leben und Schicksale zu unterrichten. Da ging seinem regen Geiste eine ganze versunkene Welt auf, eine bedeutsame deutsche, meist falsch beurtheilte oder uns ganz fremd gewordene Welt, in die sich seine Phantasie mit immer steigender warmer Vorliebe mehr und mehr hineinlebte. Oft zauberte der alte Vater Rhein dem seltnen und geliebten Sohne das Spiegelbild der Burgen, wie es sich vor einem halben Jahrtausend und länger auf seiner Fläche dargestellt, und in stiller zauberischer Mondnacht weihten die sagenhaften Burggeister, umflüstert von der leiseren Welle des Stromes, den edlen Jüngling zum Kenner und Bewahrer ihres alten Glanzes.

„Ehret die deutschen Burgen! Erhaltet diese Denkmale der deutschen Vorzeit so viel ihr vermögt! Ehrt euch selbst in den Bauten der Vergangenheit!" Das war Habel's begeisterter Mahnruf meist an taube Ohren und Herzen. Das neuerwachte Deutschthum, das sich noch den Schlaf aus den Augen rieb und die französischen Bettfedern aus den Haaren zupfte, hatte dafür noch keinen Sinn. Da folgte Habel dem Drange seines Herzens und that wenigstens das Seine für seine Lieblinge. Zuerst kaufte er die Burg Eppstein im Taunus mit den zu ihr gehörigen Grundstücken an, baute sich darauf ein kleines romantisches Wohnhaus und sicherte das alte Bergschloß, das er wieder bewohnbar machte, mit großen Kosten vor dem gänzlichen Verfall. Dann kam Gutenfels bei Caub an die Reihe, das er nur mit Mühe und Opfern den Klauen einer prosaischen Gerberseele entreißen konnte, welche eben dran und drauf war in der poetischen Ruine eine Gerberei zu errichten. Auch diese Burg wurde durch kostspielige Bauten restaurirt. Ferner Thurnberg bei Welmich am Rhein, die dritte Burg, welcher Habel seine conservative Vorsorge zuwendete.

Weiter folgte die Burg Reichenberg, in einem Nebenthale des Rheins bei St. Goarshausen, das Stammschloß der Dynasten von Katzenellnbogen, die er vor Verfall bewahrte und mit freundlichen Anlagen versah. Nach Umfang, Kunstwerth und Geschichte ist sie höchst bedeutend und die merkwürdigste der Besitzungen Habel's.

Die jüngste seiner Erwerbungen und das älteste seiner Bergschlösser ist die Miltenburg, die er vor fünf Jahren von einem Magdeburger Kaufmann für achttausend Gulden an sich brachte. Sie wurde ihm die liebste, sie wurde sein Wohnsitz, und sie bestimmte er zu einem Zwecke, mit dem sich seine patriotische Begeisterung schon lange getragen hatte. Ein köstlicher Plan, wie ihn nur ein edler deutscher Mann, wie Habel, fassen kann, soll hier zur schönen Ausführung kommen.

Schon vom Vater war eine umfangreiche und sehr werthvolle Sammlung von Büchern, Urkunden und Alterthümern aller Art auf Habel gekommen, die er im Laufe seines thätigen Lebens unablässig sehr vermehrt und vergrößert hat. Besonders reich und großartig ist seine Urkundensammlung für deutsche Geschichte. Ein fast wunderbarer Zufall, über welchen Habel jedoch ein geheimnißvolles Schweigen beobachtet, setzte ihn in den rechtlichen Besitz von geschichtlichen Urkunden von höchster Wichtigkeit, die über manche Partien der deutschen Geschichte ein ganz neues Licht verbreiten. Dadurch erhalten seine Sammlungen einen unschätzbaren Werth. Bei der Ansammlung und Vermehrung dieser großen Schätze kam unserm Patrioten seine Stellung als herzoglich nassauischer Archivrath sehr zu Hülfe. Er hatte inzwischen in seinem Lieblingsfache, worin er bewandert war, wie wenig Mitlebende, Anstellung im Staatsdienste gefunden.

Die Habel'schen Sammlungen sind ungemein groß, reich, vielseitig und können sich mit fürstlichen dieser Art ohne Scheu messen. Außer der großen Bibliothek, die, zumeist historischen und archäologischen Inhalts, doch auch alle übrigen Fächer des menschlichen Wissens umfaßt, und der bereits erwähnten wichtigen Urkundensammlung sind es Kunstgegenstände aller Art, als Oelbilder aus allen Zeiten und Schulen, darunter Werke der berühmtesten Meister; Skulpturen in Marmor, Elfenbein, Holz, Erzgüsse. Sehr bedeutend ist die Sammlung der Alterthümer, vorzüglich der christlich mittelaltrigen; ebenso die mineralogische, botanische &c. Der Reichthum und die Vielseitigkeit sind so groß, daß ich Manches übersehen habe, zumal die Sammlungen noch nicht aufgestellt sind.

Die Miltenburg ist nämlich zu einem großartigen deutschen Museum bestimmt, in welchem alle diese Sammlungen in wissenschaftlicher Ordnung zur allgemeinen Benutzung der Jünger der Wissenschaft aufgestellt werden sollen, und zu diesem Zwecke eben im Umbau begriffen. Die weiten Räume der Burg, die sonst von Waffengeklirr und Kriegsgeschrei, von Jagdlärm und Geräusch der Zechgelage widerhallten, welche die Flamme der Zerstörungswuth durchleuchtete und die Blutspur der Mordgier zeichnete, werden nun ein Emporium der Wissens- und Kunstschätze des deutschen Forschergeistes werden und dem sanften Ringer nach Erkenntniß zum erwünschten Aufenthalt dienen.

Statt des grellen Scheins der Kriegsfackel wird Minerva's süßes Lampenlicht diese Hallen durchdämmern, wo die Zeichen trotziger Gewalt und widriger Unsittlichkeit den Siegesfahnen des geistigen Aufschwungs, der Sitte und Humanität, der Würde und wahren Bestimmung des Menschen Platz gemacht haben. Die Stätte der Rohheit der „guten alten Zeit" wandelt sich sanft in eine Stätte der edelsten und höchsten Güter der bessern neuen Zeit. Sehet da in dieser Wandlung den Prototyp des deutschen Bildungsganges überhaupt! Die Habelburg wird ein leuchtendes Vorbild der „festen Burg" des Vaterlandes sein. Heil der schönen Wandlung! Heil dem edlen Vorbildner! Denn das muß ich zuletzt noch mit klaren Worten aussprechen, was ich bis jetzt nur ahnen ließ, daß unser Burgenfreund und Museumstifter mit Geist und Seele ein Mann der deutschen Zukunft ist.

Eben weil er das Mittelalter kennt, wie Wenige, weiß er, daß es eine Leiche ist, deren Exuvien wir ehren und erhalten sollen, um sie möglichst zu Schmuck und Zierde der Neuzeit zu verwenden, die aber selbst durch Galvanisation nicht zu einem widrigen Scheinleben zu bringen ist. Gerade weil seine Liebe die untergegangene Welt umfaßt, hat sie das volle warme Verständniß für

die aufsteigende. Denn der klare und sichere Blick in die Vergangenheit schärft das gesunde Auge für Gegenwart und Zukunft, und wer die politischen und religiösen Zustände des Mittelalters richtig versteht, wird sich in Beurtheilung der Gesetze nicht irren, nach welchen das Leben der Menschheit sich stets umgestaltet.

Habel war Mitglied der nassauischen zweiten Kammer, wo er durch seine consequente Opposition das Mißfallen der Regierung auf sich zog, die nun ein ebenso consequentes als beliebtes Verfahren gegen ihn beobachtete. Der ewigen Chicane müde, gab er seine amtliche Stellung als Archivrath auf, um sich ganz der Ausführung seines herrlichen Planes zu widmen. Und er hat Sorge getragen, daß sein Werk auch nach seinem Ableben nicht untergehe und seine Lieblinge, die von ihm gepflegten Burgen, nicht verfallen. Wir aber dürfen Goethe's schönes Wort auf ihn anwenden:

„Die Stätte, die ein edler Mensch betrat,
Ist eingeweiht für alle Zeiten.“

Blätter und Blüthen.

Eine Luftpost in Deutschland. Es ist noch nicht lange her, daß diese Blätter eine ausführliche Beschreibung der durch zusammengepreßte und verdünnte Luft in Betrieb gesetzten Paketpost, welche im Postamte von Eversholt-Street in London mündet, brachten, jetzt hört man schon wieder von einer neuen, auf demselben Princip beruhenden Anlage zur Beförderung von Personen. Dieselbe befindet sich im Gebiete des Glaspalastes von Sydenham und scheint nur zu dem Zwecke eingerichtet worden zu sein, um den Besuchern dieses Ortes das besondere und seltene Vergnügen gewähren zu können, statt mit Dampf nun auch ausnahmsweise einmal mit Luft eine Strecke weit befördert zu werden. Bei dieser Gelegenheit gedenke ich eines deutschen Unternehmens, welches als eine schöne und vervollkommnete Anwendung des nämlichen Princips in Berlin zur Ausführung gebracht werden sollte. Dasselbe ist, so viel ich weiß, nur in einem engern Kreise bekannt geworden, und seit einem Jahre etwa ist auch in diesem vielleicht nicht mehr die Rede davon, sei es, daß augenblicklich im preußischen Staate kein Geld für neue Unternehmungen vorhanden ist, sei es, daß der schleswig-holsteinische Krieg nicht Zeit übrig gelassen hat, sich mit andern Dingen als gezogenen Kanonen und Panzerschiffen zu beschäftigen. Die Idee zu diesem Unternehmen ist, glaube ich, von dem um das preußische Telegraphenwesen hochverdienten Directer Chauvin ausgegangen und die Unterhandlungen zur Ausführung waren bereits mit einem namhaften Industriellen Berlins bis nahe zum Abschluß gediehen, als man von der Sache wieder Abstand nahm.

Wie bekannt, müssen die telegraphischen Depeschen, welche vom Central-Telegraphenamt in Berlin nach irgend einem Orte hin befördert werden sollen, durch Boten nach dem Telegraphenamt gebracht werden; ebenso werden die Depeschen, welche daselbst ankommen, durch besondere Boten an ihre Adresse gesendet. Es ist klar, daß die Zeit, welche diese Beförderungsweise in Berlin selbst in Anspruch nimmt, in keinem Verhältniß zu derjenigen steht, welche die Depesche zum Durcheilen großer Länderstrecken nöthig hat. Durch Errichtung von mehreren einzelnen, über die Stadt zerstreuten Depeschen-Annahme-Stellen trug man wohl der Bequemlichkeit des Publicums Rechnung, aber dem Uebel selbst wurde dadurch nicht gesteuert. Selbst wenn man diese Stellen auch durch den telegraphischen Draht mit dem Central-Bureau verbunden hätte, würde man den Uebelstand noch nicht beseitigt haben; denn jede in Berlin aufgegebene Depesche hätte erst nach dem Central-Bureau und von da aus wiederum nach dem Bestimmungsort, und umgekehrt hätte jede auf dem Central-Bureau von außerhalb ankommende Depesche nach der Bezirksstation umtelegraphirt werden müssen. Daß die auswärtigen Orte nicht wegen einer einzelnen Depesche direct mit der betreffenden Bezirksstation in Berlin in Verbindung gesetzt werden können, sieht Jedermann ein, welcher sich einen Begriff von der Zahl der in Berlin ankommenden und der von dort abgehenden Depeschen machen kann. Mit dem Bau des neuen Berliner Börsengebäudes trat noch ein anderer Uebelstand ein. Wegen des enormen Depeschenverkehrs, welcher während der Börsenzeit von den Börsenmännern mit den bedeutenderen Städten Deutschlands und des Auslands unterhalten wird, sah man sich genöthigt, im Börsengebäude selbst Telegraphenapparate aufzustellen, um von hier aus direct — ohne erst die Central-Telegraphenstation zu benutzen — nach den betreffenden Orten telegraphiren zu können. Während der Börsenzeit müssen also alle Depeschen, welche zur Beförderung nach der Centralstation gebracht werden, warten, bis die Börsenzeit vorüber ist. Diese Benachtheiligung des großen Publicums zu Gunsten der Börsenwelt erheischte eine Abänderung des Verkehrssystems, und man verfiel unter diesem Drängen der Uebelstände auf die Luftröhrenposten. Man wollte die an passenden Orten der Stadt errichteten Bezirksstationen durch Röhrenposten mit der Centralstation verbinden, und das neue Börsengebäude selbst sollte eine Bezirksstation werden. Die auf Papier geschriebenen und auf einer Bezirksstation aufgegebenen Depeschen sollten nun durch das Rohr nach der Centralstation und die daselbst von außerhalb ankommenden Depeschen sollten ebenfalls auf Papier geschrieben und ebenfalls durch das Rohr nach der betreffenden Bezirksstation befördert werden.

Man hatte sich von vorn herein überzeugt, daß, damit dieses Depeschen-Beförderungs-System einer Entwickelung und Ausdehnung dem Wachsthum der Stadt Berlin gemäß fähig sei, jede Bezirksstation durch einen doppelten Röhrenstrang mit der Centralstation verbunden werden müsse. Der eine befördert dann die Depeschen in der Richtung von der Peripherie zum Centrum, der andere in umgekehrter Direction. Die beiden Röhren, welche auf der Bezirksstation verbunden sind, münden auf der Centralstation mit einer Oeffnung in einen großen Windkessel, welcher zusammengepreßte, und mit der anderen Oeffnung in einen andern großen Windkessel, welcher verdünnte Luft enthält. Eine von einer Dampfmaschine fortwährend in Bewegung erhaltene Pumpe saugt zu gleicher Zeit aus dem einen Windkessel die Luft und drückt sie in den anderen hinein, wodurch ein continuirlicher, im Kreislauf sich bewegender Luftstrom durch die einzelnen Röhrensysteme getrieben wird. Dieser Luftstrom kann in jedem Moment, sowohl auf der Central- als auf der Bezirksstation benutzt werden, Depeschen in kleinen mit vier Rädern versehenen Wagen abzusenden. Wegen der doppelten Röhrenstränge ist keine Gefahr vorhanden, daß ein Depeschenwagen sich mit einem andern treffe, und so können von Secunde zu Secunde immer neue Depeschenwagen den eben abgegangenen nachgesendet werden.

Dieses interessante und schöne Project sollte zuerst zwischen der neuen Börse und der Central-Telegraphenstation ausgeführt werden. Die Entfernung beider Punkte beträgt auf dem in Vorschlag gebrachten Wege ungefähr 3000 Fuß, und bei einer Geschwindigkeit von 30 Fuß in der Secunde hätte der Depeschenwagen noch nicht ganz zwei Minuten gebraucht, um diesen Weg zu durchlaufen. Hätte sich diese Strecke bewährt, dann sollten hierauf die Bahnhöfe mit dem Telegraphengebäude verbunden werden, und so wäre das System nach und nach über die ganze Stadt ausgedehnt worden. Daß man mit der neuen Börse den Anfang machen wollte, daran gerade ist, wie ich vermuthe, das ganze Project gescheitert. Die Börsenwelt steht sich bei dem jetzigen Beförderungssystem zu gut, als daß sie wünschen sollte, eine Aenderung eintreten zu sehen. Die reiche Kaufmannschaft von Berlin besitzt aber eine große Macht, und wer weiß, ob sie nicht Schuld daran hat, daß bis jetzt die Luftpost noch ein — Luftschloß ist! R. H.

Der theuerste Farbstoff der Welt. Im Alterthum hielt man den Purpur dafür, jenen Saft einer Schneckenart, mit welchem ein Schäferhund sich zuerst die Schnauze gefärbt hatte. Purpurkleider durften nur die Edlen tragen — heut zu Tage vermag sich das ärmste Spinnermädchen, Dank der Chemie, ein schönes, gefärbtes Sonntagskleidchen zu erzeugen. Im Mittelalter, als der fromme Sinn die Riesenbauten gothischer Kirchen aufführte, lernte man mittels Gold in der Glasmalerei jenes glühende Roth hervorbringen, dessen Geheimniß nachher Jahrhunderte lang verloren war, bis neuere Forschungen das Recept wieder zu Tage brachten. — Das echte Ultramarin, aus dem Lapis Lazuli dargestellt, der weit hinten aus der Mongolei in den Handel kam, wurde im vollen Sinne des Wortes mit Gold aufgewogen. Heute kauft man für denselben Preis, den früher ein Loth kostete, einen ganzen Centner des künstlich aus Thon, Soda, Eisen und Schwefel erzeugten, aber ebenso schönen Farbstoffes.

An und für sich sind diese Farben also kaum von einem nennenswerthen Preis, sie erhalten aber einen Werth durch die Art ihrer künstlerischen Verwendung. Es giebt kleine Gemälde, kaum von der Größe einer Schiefertafel, die für viele tausende von Thalern verkauft werden — des Künstlers Genie hat den ursprünglichen Werth der Farbenkörper vermillionenfacht.

Alles Können, alles Genie aber und aller Geist vermögen nicht bei der Menge die höchste Stufe der Werthschätzung zu erklimmen. Das vermag allein die Curiosität, die Seltenheit — sie wird höher bezahlt (darin liegt für die Menge ja der Maßstab) als die erhabensten Schöpfungen des Genius.

Wenn die Möglichkeit geboten werden könnte, ein Werk der Tonkunst, etwa eine Beethoven'sche Symphonie, der Menschheit nur mit einer Summe von Hunderttausenden zu gewinnen oder zu erhalten, anderenfalls solle es unwiederbringlich verloren sein — die Mittel dazu, man kann die Behauptung wagen, würden nicht aufzubringen sein. Wir haben ja genug dergleichen Musik! Dagegen reißen sich die Menschen um einen Diamant, der ihnen nichts ist als ein Stück Kohle, um Rubine, die aus schlechtem Thone bestehen. Die Edelsteine insgesammt sind ihren Bestandtheilen nach durchaus nichts besonders Werthvolles. Einzelne ihrer Eigenschaften, bedeutende Härte zum Beispiel, geben manchen zwar einen wirklichen Werth, insofern dieselben dadurch zu technischen Verwendungen geschickt werden, — allein das besonders an den Edelsteinen Geschätzte ist ein eingebildeter Gehalt, der durch die Seltenheit vervielfacht wird.

Glanz, Durchsichtigkeit und Farbe machen den Kiesel zum gesuchten Amethyst, die Thonerde zum kostbaren Sapphir. Der gewöhnliche Beryll, welcher in centnerschweren Krystallen vorkommt, wird in erbsengroßen Stückchen mit ungeheuren Summen bezahlt, wenn er schön rein und grün und durchsichtig ist. Die Hauptbestandtheile aller sind so häufig in der Natur, daß sie für nichts geachtet werden. Bergkrystall und Amethyst sind in Allem gleich, nur enthält der letztere eine unwägbare Spur Mangan, welches die Ursache seiner violetten Farbe und seines vielmal höheren Preises ist. Mangan aber wird im Harz in ungeheuren Massen gewonnen, und alle Amethysten der Welt enthalten zusammen nicht soviel davon, als dort ein einziger Bergmann in einem Tage fördern kann.

Der Smaragd ist durch Chromoxyd gefärbt, welches man in der Porzellanmalerei anwendet; der Spinell verdankt seine Farbe demselben Körper, der Granat ist durch Eisen oder Mangan, der Rubin wieder durch Chrom, der Türkis durch Kupfer gefärbt etc. Durch diese an und für sich werthlosen Stoffe erhalten die Edelsteine ihr Aussehen und ihren hohen Preis, denn farblos würden sie oft kaum beachtet werden. Eisen, Mangan, Chrom und Kupfer treten hier also als die theuersten Farbstoffe auf. In einzelnen Beispielen steigert sich dies bis in's Unglaubliche. Was man aber auch davon erzählen kann, — Alles wird übertroffen durch einige

farbige Diamanten, welche gerade ihrer Färbung wegen die höchsten Summen erreichen.

Im russischen Schatze befindet sich ein rubinrother Diamant, welcher beim Ankauf mit 100,000 Rubeln bezahlt worden ist. Wäre er farblos, so würde er, da er nicht mehr als 10 Karat wiegt, kaum den zehnten Theil gekostet haben; das Bißchen Farbstoff, welches ihn um 90,000 Rubel theurer gemacht hat, wiegt nicht soviel als der Staub, den man täglich von einem Buche wischen kann.

August der Starke kaufte einen grünen Diamant für 60,000 Ducaten; wenn derselbe über Nacht einmal seine schöne Farbe verlöre, würde man nicht mehr soviel Thaler dafür geben, trotzdem daß man für einen Dreier mehr jenes Farbstoffes kaufen könnte, als der ganze Diamant enthält. Ganz unschätzbar aber ist der schöne blaue Diamant, welchen der Banquier Hope zur Londoner Ausstellung gegeben hatte. Er ist so groß wie die Hälfte einer kleinen wälschen Nuß und wiegt 44 Karat; gleich große farblose Steine würden einen Preis von etwa 200,000 Thaler erreichen, während sich für ihn, der um eine Stecknadelkuppe Farbstoff enthält, gar kein Preis angeben läßt.

Vorbereitungen zu einem Himmelsfeste. Wie die wissenschaftlichen Engländer eine große, kostspielige und kostbare Expedition zu Wasser und zu Lande machten, um die totale Sonnenfinsterniß vor sechs Jahren von dem günstigsten Punkte (in Spanien) aus zu beobachten und das offene, nach allen Seiten strahlende, bis jetzt unenthüllte Geheimniß des Sonnenlichtes zu erforschen, rüsten sie sich jetzt schon wieder zu einem der seltensten astronomischen Ormuzd- oder Sonnenfeste. Diese Festlichkeit wird erst in achtzehn Jahren am 6. December auf der Sonnenscheibe stattfinden. An diesem 6. December des Jahres 1882 wird nämlich die erste planetarische Nachbarin der Sonne, der göttliche Morgen- und Abendstern Venus, zur Sonne auf Besuch kommen, so daß sie die bewaffneten Augen der Himmelsforscher von gewissen Breitengraden der Erde aus über die Sonnenscheibe hinweggehen sehen können.

Der Präsident der astronomischen Gesellschaft in London, Professor Airy, der, wie die Gartenlaube bereits früher mittheilte, das Gewicht der Erde ermittelte, hat nun schon vor einigen Wochen seine Collegen und ganz England aufgefordert, Vorbereitungen zur Feier und Benutzung dieses seltenen, wichtigen Himmelsfestes zu treffen. Es sei durchaus nicht zu früh, meint er, da bei der Wichtigkeit dieses Ereignisses alle astronomischen Kenntnisse und Hülfsmittel, alle Genialität und Weisheit, die Ermittelung der geeignetsten Beobachtungsplätze und deren Ausrüstung nöthig sein würden, um mit einiger Wahrscheinlichkeit auf einen genauen Erfolg rechnen zu können. Dieser Erfolg, auf den man rechnet, bezieht sich auf die dann eintretende Möglichkeit, endlich die Entfernung zwischen Sonne und Erde genau zu messen. Dies weiß man nämlich jetzt in Folge wissenschaftlicherer Beobachtungen nicht mehr genau, obwohl das Maß dieser Entfernung Jahr aus Jahr ein in allen Schulen gelehrt und auswendig gelernt wird.

Das Mittel dieser bestimmteren Messung ist durch das Licht gegeben, dessen Geschwindigkeit man genau kennt. Da man nun auch jetzt schon auf's Haar weiß, wo und in welcher Secunde Venus über die Sonnenscheibe zu wandern beginnt, genau weiß und schon in Zeichnungen anschaulich gemacht hat, welchen Weg sie über die Sonnenscheibe machen und wo und in welchem Augenblicke sie den äußersten Rand der Sonne verlassen wird, so hat man in Beobachtung des Schattens &c. und mit Berechnung der Zeit, die zwischen dem wirklichen und scheinbaren Ein- und Austritt verfließt, das Mittel, die Entfernung zwischen Sonne und Erde astronomisch genau zu erkunden. Da diese Entfernung gewissermaßen die astronomische Himmelselle für alle andern Entfernungen ausmacht, wird man ohne weitere Kenntnisse wenigstens ahnen, wie wichtig die genaue Ermittelung dieses Ellenmaßes sein muß.

Warum aber achtzehn lange Jahre vorher rüsten und vorbereiten?

Dies ergiebt sich aus dem Umstande, daß die besten Beobachtungsgegenden unter dem 65. Grade südlicher Breite, also unter dem Polarkreise des südlichen Eismeers, liegen werden. Professor Airy trägt also darauf an, daß zunächst eine große See-Expedition ausgerüstet werde, welche untersuchen soll, ob sich der 65. Grad und wo er sich am besten erreichen lasse, ob dort fester Boden für Beobachtungsstationen aufzufinden sei &c. Da diese Forschungen ungünstig ausfallen könnten, müsse diese oder eine andere Expedition in jenen eisigen Gegenden andere geeignete Beobachtungsstationen zu ermitteln suchen. Das erfordere viel Geld, Zeit, Mühe, Wissenschaft und Opfer, und deshalb sei es durchaus nicht zu früh, schon jetzt anzufangen.

Für uns, die wir keine Astronomen sind, hat diese weit voraussehende kühne Wissenschaftlichkeit kein besonders warmes Interesse; aber es ist schön und eines Culturstaates würdig, wie dies England vor allen andern ganz besonders häufig und mit reichen Mitteln gethan hat und noch thut, den Männern der Wissenschaft Schiffe und Geld und sonstige Staatshülfe für ihre Zwecke zur Verfügung zu stellen. Leider denken die Lenker unserer deutschen Staaten von der Wissenschaft minder hoch.

Zur Abwehr. Das Wochenblatt des Reformvereins richtet einen mit allerlei gehässigen Unterstellungen ausgeschmückten, anonymen Angriff gegen die im vorigen Jahre hier in's Leben getretene Lotterie von Kunstgegenständen zu Gunsten nothleidender Schleswig-Holsteiner. Ein ähnlicher, wenn auch minder gehässiger Angriff, dessen Autor gleichfalls Gründe gehabt zu haben scheint, seine Person nicht an das Tageslicht treten zu lassen, ist in dem Börsenblatt für den Buchhandel enthalten. Der letztere hat bereits von dem jetzigen Concessionar der Lotterie seine Erwiderung gefunden. Der Angriff des Reformvereinsblattes hat mehr oder weniger zugleich eine persönliche Tendenz gegen die Mitglieder des unterzeichneten Comités, denen bestimmte Parteistellungen beigemessen werden.

Zur Steuer der Wahrheit gegen diese aus der Luft gegriffenen Angriffe werden folgende Thatsachen genügen.

Das unterzeichnete Comité hat diese Lotterie nicht unternommen, steht derselben in allen seinen Mitgliedern persönlich gänzlich fern und ist überhaupt erst zusammengetreten, nachdem das Lotterieunternehmen von anderer Seite bereits in's Leben gerufen und von der herzoglichen Staatsregierung geprüft und genehmigt war. Weder der ursprüngliche, noch der jetzige Concessionar sind Mitglieder des Nationalvereins, der Verlag des jetzigen Concessionars ist sogar ein dem Nationalverein entschieden gegnerischer! Das controlirende Comité steht zu der Lotterie in weiter keiner Beziehung, als in der der Controlübung, im Interesse der spielplanmäßigen Durchführung, also im Interesse der Loosabnehmer. Von den Mitgliedern des Comités ist ein einziges zugleich Mitglied des Nationalvereins und dieses ist, auf ihm ausgesprochenen Wunsch, erst nachträglich, nach Bildung des Comités, beigetreten. Ueberhaupt erscheint es, gegenüber dem wohlthätigen Zweck des Unternehmens, im hohen Grade beschränkt oder böswillig, hierbei die politische Parteistellung in Frage zu ziehen, geschweige gehässig auszubeuten.

An der Organisation hat das Comité nichts ändern können, es hat dieselbe, als es, dazu dringend ersucht, zusammentrat, in dem von Seiten der Staatsregierung genehmigten Spielplan diese Organisation bereits fertig vorgefunden.

Wenn das Unternehmen für den Loosvertrieb mehr aufwenden muß, als im Interesse des eigentlichen Zweckes wünschenswerth ist und als vielleicht die von dem Reformvereinsblatt nicht angegriffene Kölner Dombaulotterie, unterstützt durch zahlreiche geistliche Agenten, zu verwenden nöthig hat, so liegt der Grund hauptsächlich in den gehässigen Angriffen, die den Loosabsatz fortwährend erschweren und so den Erfolg gefährden.

Coburg, den 23. October 1864.

Für das controlirende Comité zur Lotterie zu Gunsten nothleidender Schleswig-Holsteiner.

Der Vorsitzende.

Oberländer, Bürgermeister.

Für die braven Schleswig-Holsteiner

sind neuerdings wieder bei mir eingegangen: 26 Thlr. 5 Ngr., ges. in der Schützenzunft zu Neubrandenburg — 5 Thlr., ges. bei dem Stiftungsfeste des Musikvereins zu Meerane — 3 Thlr. 20½ Ngr., ges. bei einer Landpartie der „Erheiterung" in Chemnitz — 2 Thlr. 10 Ngr., ges. in einem Leipziger Bootsverbande — 2 Thlr., ges. vom Ruderclub in Leipzig — 10 Thlr. 15½ Ngr., ges. von den vereinigten Ruderbooten der Elster bei der Taufe der „Amazone" — 5 Rubel als jährlicher Beitrag von einem Holsteiner in Finnland — 4 Thlr. von der Gesellschaft „Ewigjung" in Lakehof — 10 Thlr., ges. am runden Tische bei F. Lorenz in Zwickau — 3 Thlr. 25½ Ngr., ges. in der Gesellschaft „Sanssouci" in Leipzig — 3 Thlr. 15 Ngr. von der Barnikow'schen Riege in Leipzig — 3 Thlr. von der Gesellschaft „Turnerfreundschaft" in Gera — 4 Thlr. von einem Kränzchen junger Hausfrauen in Markneukirchen durch Bürgermeister Kuno Schweitzer — 32 Thlr. vom Turnverein in Bautzen — 24 fl. rhein. vom Turnverein in Wörstadt, ges. bei der Turnfahnenweihe — 10 Thlr. 14 Ngr. vom Turnverein zu Hirschberg in Schlesien — 11 Thlr., ges. im letzten Winter auf einem Maskenballe in der „Bürgererholung" zu Gera — 20 fl. österr. von der Gesellschaft „Germania" in Asch in Böhmen — 10 Thlr. von der Zschetzschingk'schen Riege in Leipzig — 6 Thlr. von A. R. in Leipzig — 1 Thlr. von F. H. — 5 Thlr. von einigen Mitgliedern der Schützengesellschaft in Lommatzsch — 10 Thlr. 7 Ngr., ges. bei einer Abendunterhaltung der Liedertafel zu Zwenkau — 4 Thlr. 15 Ngr., ges. bei Fritzen's Abschied — 4 Thlr. von der Dienstagabendgesellschaft in Ruschbrunn — 22 Thlr. vom Turnverein in Hirschberg in Schlesien — 1 Thlr. 3 Ngr., ges. in einer kleinen Gesellschaft im Löwen zu Eisenach — 6 Thlr., Ertrag eines vom Walsdorfer Liederkranze veranstalteten Concerts — 5 Thlr. 20 Ngr. (10 fl. rhein.), Ertrag einer musikal. Abendunterhaltung des Gesangvereins in Effelder bei Sonneberg in Thüringen — 2 Thlr. 1 Ngr., ges. bei einer Abendunterhaltung bei Riedel in Zwickau — 15 Thlr., ges. von jungen Kaufleuten im Bären zu Göttingen — 1 Thlr., Monatsbeitrag von A. — 20 Ngr. von Sophie in B…heim — 35 Thlr. 3 fl. rhein. (fl. 64. 15.) von der Turngemeinde zu Ravensburg in Würtemberg — 1 Thlr. von einem deutschen Knaben im Erzgebirge — 3 Thlr., ges. vom Club „Krusemünt" — 18 Thlr. 20 Ngr. (20 Rubel) von drei Deutschen in St. Petersburg durch A. G. — 1 Thlr., ges. in einem Kaufladen zu Sondheim v. d. Rhön — 1 Thlr. von Amalie T. in Chemnitz — 53 Thlr. vom Turnverein zu Zeulenroda — 8 Thlr., Ertrag einer Gesangunterhaltung in Ebersbach bei Löbau — 15 Ngr. von E. G. in Unterrißdorf — 3 Thlr. von einer vergnügten Abendgesellschaft zu Altoschatz — 2 Thlr., gelegentlich einer nicht zum Austrage gelangten Wette — 14 Thlr., ges. im Liederkranz zu Naunhof — 15 Thlr., Ertrag einer musikal. Abendunterhaltung zu Geithain — 100 Thlr., Ertrag einer von drei Leipziger jungen Damen, T. S., M. B., A. W., veranstalteten Lotterie — 16 Thlr., ges. bei einem Mittagsessen auf dem Schützenplatz in Meerane — 1 Thlr. von S. — 10 Thlr., weiterer Beitrag der Leipziger Liedertafel — 82 Thlr., Ertrag einer Lotterie in der Kaltwasserheilanstalt zu Alexandersbad — 11 Thlr. 18 Ngr. 2 Pfg., ges. von der Liedertafel zu Hildburghausen — 21 Thlr. von Sebnitz und Umgegend — 1 Thlr. von G. N. in Sebnitz — 14 Thlr., ges. in Coblowa bei Moslau — 10 Thlr., ges. in Oederan.

Außerdem empfing ich ferner noch: eine goldene Schnalle von Frau Giesendörfer in Odessa — einen kleinen goldnen Ring von A. X.

Indem ich hiermit meine Sammlung für die braven Schleswig-Holsteiner schließe, danke ich herzlich für den so warm und nachhaltig bethätigten Brudersinn und behalte mir vor, sowohl von dem Erlös aus den mir zahlreich eingesandten Schmuckgegenständen, als von der Verwendung der Gelder Rechenschaft zu geben, soweit dieselben noch nicht nach Schleswig-Holstein abgeführt wurden und einstweilen bei der Leipziger Creditanstalt verzinslich angelegt sind.

Ernst Keil.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 46. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Pater Canisius.

Vor Kurzem las ich in der Zeitung, daß zu Freiburg im Uechtlande — in der Schweiz — die Gebeine des im Jahre 1597 dort gestorbenen Jesuitenpaters Canisius aus dem Grabe genommen seien,* um nach Rom gebracht zu werden, wo die Heiligsprechung des Paters erfolgen sollte.

Da fiel mir eine alte Geschichte wieder ein. Ich war von meinem Vater zum Juristen bestimmt. Seit fast zweihundert Jahren war der älteste Sohn der Familie immer ein Rechtsgelehrter gewesen; mein Vater war es so geworden, und so sollte auch ich als sein ältester Sohn es werden. Ich war unglücklich darüber, denn ich wollte Soldat werden, da wir in der Zeit der Befreiungskriege lebten. Mein Wunsch war ein thörichter; ich war kaum vierzehn Jahre alt und ein schmächtiger Knabe, der die Strapazen des Exercirens und Marschirens keine vierzehn Tage hätte aushalten können; ich war nicht von Adel — doch das war damals Nebensache. Ich wandte mich um Rath und Hülfe an meinen Onkel und fand bei ihm Rath, freilich keine Hülfe.

„Dein Schicksal ist nun einmal, Jurist zu werden,“ sagte er in seiner halb scherzenden und halb ernsten Weise, „und seinem Schicksale kann Niemand entgehen. Auch ich konnte es nicht, und meinst Du, ich wäre mit Freuden geworden, was ich werden sollte und was ich doch nun mit Liebe und mit Freude bin?“

Mein Oheim war Geistlicher, katholischer Geistlicher. Wie die ersten Söhne in unserer Familie hatten Juristen werden müssen, so mußten die dritten sich dem geistlichen Stande widmen. Er war der dritte Sohn gewesen.

„Ich war ein lebenslustiger junger Mann,“ fuhr er fort. „Ich ritt und focht und tanzte lieber, als ich die Kirchenväter studirte und später das Brevier. Aber der Wille meines Vaters war ein eiserner. Man hatte mir schon, als ich noch in der Wiege lag, bei dem Collegiatstifte eine Vicarie gekauft; sie mußte mich zum Canonicate führen, und als Canonicus war ich ein gemachter Mann. Ein zufriedener Mann wurde ich schon früher, und dazu trug sehr viel ein Abenteuer bei, das ich einst erlebte. Laß es Dir erzählen, auch zu Deinem Nutz und Frommen.“

Und mein Oheim erzählte nun Folgendes:

Ich hatte die Weihe empfangen und meine Vicarie übernommen. Tanten, Vettern und Basen wünschten mir Glück; meine Freunde bedauerten mich im Stillen; mein Vater gab mir ein paar hundert Thaler.

„Reise, sieh Dich in der Welt um; zerstreue Dich und komm zufriedener zurück,“ sprach er.

Ich reiste. Mein Vater hatte mir keinen Weg und kein Ziel vorgeschrieben. Ich konnte gehen, wie ich wollte; ich konnte ausbleiben, so lange mein Geld vorhielt. Ich reiste durch Westphalen, durch die Niederlande — viel weiter kam ich nicht. In Antwerpen hatte ich jenes Abenteuer, von dem ich Dir erzählen will. Ich hatte in Harlem das gewöhnliche Postschiff bestiegen, das nach Antwerpen fuhr. Es ging des Morgens sehr früh ab; es sollte, bei günstigem Winde, noch an demselben Tage bei Zeiten in Antwerpen ankommen. Der Wind stand ziemlich günstig. Ich war einer der Letzten auf dem Schiff, dessen wenige Passagiere sich bei dem schönen Maimorgen sämmtlich auf dem Verdecke befanden, alte, steife, holländische Kaufleute; junge Commis, die noch steifer waren als die Alten; eine hübsche junge Frau mit einem Kinde, die vom Lande zu sein schien. Der Capitain wollte die Anker lichten lassen. Er sah noch einmal nach dem Lande, da hielt er sein Commando zurück. Vom Ufer stieß ein kleines Boot ab und ruderte auf das Schiff zu. Auf der Bank in dem Boote saß eine schwarze Gestalt; es schien eine Frau zu sein. Das Boot kam näher, es war eine in schwarze Seide gekleidete Dame, die darin saß. Sie war allein und hatte am Ufer von Niemandem Abschied genommen; ich entdeckte auch kein Auge, das ihr nachgesehen hätte.

Das Boot erreichte das Schiff; die Frau stieg aus. Eine große, schöne, volle Gestalt trat auf das Verdeck mit edler, stolzer Haltung, mit jugendlichen, elastischen Bewegungen. Ihr Gesicht sah man nicht; ein dichter, schwarzer Schleier bedeckte es. Gepäck führte sie nicht bei sich; sie trug nur im Arm eine kleine Cassette von Ebenholz mit silbernem Beschlag und silbernem Schloß. Ihre Erscheinung hatte etwas Imponirendes, für mich zugleich etwas Geheimnißvolles; ich wußte selbst nicht, warum. Die steifen Holländer sahen sie kaum an; dann sprachen sie weiter von ihren Handelsgeschäften. Sie suchte einen Platz auf dem Verdeck, um sich niederzulassen. Nach den Holländern blickte auch sie kaum. Auch an mir schien ihr Blick unter dem schwarzen Schleier leicht vorüberzugleiten. Sie nahm in der Nähe der Frau mit dem Kinde Platz, die bisher allein gesessen hatte. Die fremde Dame mit der schönen Gestalt, der stolzen Haltung, den jugendlichen Bewegungen war mir interessant geworden. Langsam, auf Umwegen, wie zufällig, wußte ich mich in ihre Nähe zu bringen. Sie war unterdeß dichter zu der Frau mit dem Kinde heran gerückt und schien letzteres mit Theilnahme zu betrachten. Es war ein hübsches, frisches, wohlgenährtes Kind, weiß und roth, wie echt holländische Milch und echt holländisches Blut.

„Ist es Ihr Kind?“ fragte die Dame die Frau.

Das war eine wunderbare Stimme, mit der sie die paar Worte sprach; ein zitternder Ton, der eine innere Bewegung anzeigte, aber so rein, so voll, so weich, daß er mir tief in das Herz drang und ich meinte, er müsse jedes Herz, das ihn höre, erbeben machen.

* Am 26. August 1864.

„Ja, mi Frou!“ erwiderte die Holländerin.

„Wie alt ist es?“

„Anderthalb Jahr, mi Frou!“

„Es ist ein Mädchen?“

„Ja, mi Frou!“

„Es ist ein hübsches Kind!“

„Ja, mi Frou!“

Die Dame fragte die Frau nicht mehr. Sie sah auch nach dem Kinde nicht mehr. Sollen wir uns für ein kleines Kind interessiren — ein wenig Interesse muß uns auch die Mutter einflößen; selbst die Frauen fühlen so. Sie wandte den Blick ganz von dem Verdeck weg, auf die See, nach dem Lande hin. Es ist eine langweilige Fahrt der holländischen Küste entlang; man sieht nichts, als die niedrigen, kahlen Sanddünen, hin und wider die grauen Flügel einer Windmühle. Man muß viel Sehnsucht im Herzen tragen, um nach solchen Gegenständen mit Sehnsucht blicken zu können. Die Dame hatte wohl nicht das Eine, und konnte daher nicht das Andere. Sie wandte sich um, nach der Seeseite, wo ich stand. Ihr Blick mußte mich streifen. Sie schien in dem nämlichen Augenblicke zu stutzen und sah über das Wasser hin; dann kehrten ihre Augen zu mir zurück. Ich konnte die Augen nicht sehen, der Schleier hing noch immer über ihrem Gesicht; aber die Haltung des Kopfes ließ mir keinen Zweifel, daß sie mich betrachte. Warum, zumal da sie mich schon vorher gesehen hatte, ohne daß ich ihr aufgefallen war? Ich konnte es nicht errathen. Sie sah darauf eine Weile vor sich hin; sie schien über etwas nachzudenken. Dann stand sie auf und trat rasch zu mir.

„Sie sind Geistlicher?“ fragte sie mich rasch in französischer Sprache.

Ich trug gewöhnliche weltliche Kleidung ohne irgend eine Ab- oder Auszeichnung. Aber jetzt, da ich hinter ihr stand, hatte ich einen Augenblick meinen Hut abgenommen, und sie hatte meine Tonsur wahrnehmen können.

„Ja, Madame,“ antwortete ich ihr.

„Und Sie reisen nach —?“ fragte sie weiter.

„Nach Antwerpen.“

„Mein Herr, eine Bitte.“

„Befehlen Sie, Madame.“

„Folgen Sie mir in die Cajüte. Aber nicht sogleich. Nach einer Viertelstunde etwa. Und — wenn wir dort allein sind, nahen Sie sich mir. Ist ein Dritter anwesend, so bin ich nicht für Sie da.“

„Ich werde Ihnen folgen, Madame, und auch Ihrer Anweisung.“

Sie kehrte zu dem Platze zurück, auf dem sie gesessen hatte, und sah noch eine Zeit lang über das Wasser hinüber; dann erhob sie sich wieder und ging mit ihrem leichten und doch so stolzen Schritt zu der Cajüte. Sie entschwand meinen Augen, wie sie die Treppe hinunterstieg. Sie hatte leise, rasch, kurz abgebrochen mit mir geredet. Sie hatte sich umgesehen, ob einer der Anwesenden auf uns achte; Niemand aber hatte nach uns hingeblickt; auch die holländische Frau nicht, die gerade mit ihrem Kinde beschäftigt war. Was sie von mir, dem Geistlichen, wollte? Was sie war? Diese Fragen kehrten mir immer und immer wieder. Und auch, ich leugne es nicht, ich war ein junger Mensch, meine fünfundzwanzig Jahre alt — war sie jung? war sie schön? — Aber ich mußte es ja erfahren, das Eine wie das Andere, noch mehr von ihr. Sie hatte mir sogar etwas anzuvertrauen. Die Viertelstunde war verflossen. Ich ging in die Cajüte. Sie war allein darin und saß hinten an der Wand auf einer Bank in tiefem Nachsinnen; sie war noch verschleiert und hatte den Kopf in die Hand gestützt. Bei meinem Eintreten sah sie leicht auf, dann wieder vor sich nieder, dann winkte sie mit der Hand nach einem Feldstuhle, der zur Seite stand.

„Setzen Sie sich mir gegenüber.“

Ihre Stimme klang so besonders weich. Ich nahm den Stuhl und setzte mich ihr gegenüber.

„Sie sind ein Deutscher?“ fragte sie mich.

„Ja, Madame.“

„So sprechen wir deutsch.“

Wir hatten bisher französisch miteinander gesprochen. Das Letzte sagte sie in deutscher Sprache, und in dieser redeten wir weiter. Aber ehe sie wieder begann, schlug sie den Schleier zurück. Nie hatte ich bis dahin, nie habe ich seitdem ein schöneres Gesicht gesehen. Das waren die vollendetsten Formen, die edelsten Züge, Alles in der Frische, in dem Glanz und in dem Schmelz der Jugend. Aber es lag kein Friede auf diesem schönen Gesichte. Sie hatte den Schleier aufgeschlagen, um ihre Augen zu trocknen, sie hatte geweint. Schwere Thränen hingen noch an den langen, dunklen, seidenen Wimpern. Sie trocknete sie, die Augen blieben feucht; ihr Glanz war desto bezaubernder.

Sie sah mich ein paar Momente nachdenkend an, um, wie es schien in meinem Gesichte, in meinen Augen lesen zu wollen, nochmals, klarer, deutlicher, als durch den dichten, schwarzen Schleier, ob sie mir das sagen dürfe, was sie mir zu sagen habe.

„Haben Sie gern diese Tonsur genommen?“ fragte sie dann.

Es war eine sonderbare Frage. Ich antwortete ausweichend: „Ich war von früher Jugend an mit dem Gedanken vertraut, Geistlicher zu werden.“

„Ah, also mußten Sie es werden!“

Ich schwieg. Sie verließ den Gegenstand.

„Waren Sie schon früher in Antwerpen?“ fragte sie.

„Nein.“

„Werden Sie längere Zeit dableiben?“

„Ein paar Tage, denke ich.“

„Im Gasthofe?“

„Ich werde in einem Gasthof einkehren.“

„Mein Herr, darf ich Sie dahin begleiten?“

Ich mußte sie doch darauf ansehen. Sie konnte eine Abenteurerin sein, trotz alledem, und ich war ein Geistlicher, hielt sonst auf meine Ehre und auf meinen Namen. Sie sah meine Zweifel. Eine Aeußerung tiefer Betrübniß zeigte sich in ihrem Gesichte, in den schönen edlen Zügen, in den feuchten, glänzenden, bezaubernden Augen.

„O, mein Herr,“ sagte sie mit ihrer weichen, in das Herz dringenden Stimme, „das ist die schwerste Last des Unglücks, daß man ihm mißtraut. Aber Sie haben Recht. Ich bin Ihnen eine Fremde —“

Sie wollte noch etwas hinzusetzen, doch sie brach ab. Ich hatte schon keinen Zweifel, keinen Argwohn, kein Mißtrauen mehr. Ich hätte nicht jung sein müssen, sie hätte nicht — Genug!

„Madame,“ sagte ich, „Sie sind eine Unglückliche, die um meinen Schutz bittet —“

„Nur um eine Gefälligkeit, mein Herr.“

„Sie werden auch unter meinem Schutze stehen.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie.

Dann sann sie ein paar Secunden nach und setzte hinzu: „Vielleicht werde ich Sie auch um Ihren Schutz bitten müssen, es ist möglich. Aber ihn dürfen Sie keiner Fremden geben; Sie werden dann vorher mein Schicksal erfahren. Für jetzt darf ich Sie nicht zum Vertrauten machen. Und nun noch eine Bitte. Verlassen Sie mich, und begegnen und kennen wir uns vor Antwerpen nicht wieder.“

Sie reichte mir ihre feine Hand. Ich glaubte einen leisen Druck zu fühlen, wie ich sie in die meinige legte. Sie zog den Schleier wieder über das Gesicht. Ich verließ die Cajüte, allein der Druck der Hand durchschauerte noch lange meinen ganzen Körper.

Ich sah sie nicht wieder, bis wir in Antwerpen landeten und ausstiegen, da ich oben auf dem Verdeck gewesen, sie aber unten in der Cajüte geblieben war. Als sie herauf kam, sah ich sie zittern. Die hohe, stolze Gestalt ging gebeugt; sie schien sich kaum aufrecht halten zu können. Einen Augenblick schlug sie den Schleier auf; sie war sehr blaß; ihre Augen waren verweint. Sie hatte den Schleier gelüftet, um mir einen Blick zuzuwerfen. Es war ein bittender, als wenn sie gefürchtet hätte, ich könne sie vergessen haben, verlassen wollen. Meine Augen antworteten ihr beruhigend. Sie ließ mit einem dankenden Blicke den Schleier wieder fallen. Dann bemerkte ich, wie sie sich die Stadt ansah, den Hafen, das Bollwerk. Sie sah nach Allem lange und immer wieder von Neuem, als wenn sie es sich recht tief in das Gedächtniß einprägen wolle. Ein paar Mal schienen ihre Augen über die Stadt hinüber zu schweifen, nach den Häusern, die draußen unter Bäumen lagen; sie schienen dort etwas zu suchen. Dann senkten sie sich angelegentlich auf die Menge von Menschen, die am Kai standen, unser Schiff, andere Schiffe erwarteten; sie schien jeden der einzelnen Haufen durchdringen zu wollen. Sie fand wohl nirgends, was sie suchte. Ich war näher an sie herangetreten und hörte sie schwer seufzen. Wir stiegen aus. Sie hatte mir einen Wink gegeben. Ich verließ vor ihr das Schiff, bestellte einen der Wagen, die am Ufer hielten, ließ ihn hinter eine Reihe von Buden fahren, hinter denen er dem großen Haufen der Leute verborgen war, und kehrte zum Schiffe zurück. Sie kam mir entgegen.

„Ich habe einen Wagen,“ sagte ich ihr.

„Wo?"

„Hinter jenen Buden."

„Folgen Sie mir von Weitem."

Sie ging nach den Buden, und ich folgte ihr von Weitem. Im Gehen wandte sie ein paar Mal den Kopf zurück, ängstlich, wie es schien, nicht nach mir. Zwei Geistliche standen dort, wohin sie sich wandte, katholische Geistliche, in den langen schwarzen Priesterröcken, mit den niedrigen, breitgekrämpten schwarzen Hüten. Sie sahen nicht nach ihr. Hatte sie sich davon überzeugen wollen? Und warum fürchtete sie diese Geistlichen, während sie mich aufgesucht hatte, weil ich Geistlicher war? Hinter den Buden wartete sie auf mich.

„Ich logire im Gasthofe zur Stadt Amsterdam," sagte ich zu ihr. „Er ist mir empfohlen. Wünschen Sie einen anderen?"

„Fahren wir hin. Ich kenne hier keinen Gasthof."

Schweigend saß sie auf unserer Fahrt neben mir im Wagen. Nur manchmal hörte ich sie schwer und bang aufseufzen. Als wir vor dem Gasthofe hielten, ergriff sie auf einmal meine Hand; sie drückte sie fast krampfhaft.

„Ich gehe einem schweren Schicksale entgegen," sagte sie mit gepreßter, zitternder Stimme. „Verlassen Sie mich nicht," setzte sie, wie in höchster Angst, hinzu.

Wir waren ausgestiegen.

„Befehlen Sie ein oder zwei Zimmer?" fragte der Kellner.

„Zwei!" sagte sie.

Der Kellner führte uns ein paar Treppen hinauf und wies uns dort zwei nebeneinander gelegene Zimmer an.

„Werden Sie heute noch ausgehen?" fragte sie mich, während wir die Treppen hinaufstiegen.

„Nur zu einer Promenade durch die Stadt, falls Sie meiner nicht bedürfen sollten."

„Vor der Hand danke ich Ihnen."

Sie ging in ihr Zimmer, ich in das meinige. Ich kleidete mich um zu der Promenade durch die Stadt. Meine Gedanken waren nur mit der Dame beschäftigt, mit ihrer Trauer, mit dem schweren Geschick, dem sie entgegenging, mit dem Geheimnisse, das über dem Allen lag. Ich hörte sie in ihrem Zimmer nebenan auf- und abgehen; ihr Schritt war bald rasch, bald langsam; sie mußte in großer Unruhe, in schwerem Kampfe mit sich sein. Manchmal, wenn sie stand, seufzte sie wieder so tief und bang auf, als wenn die Angst ihr das Herz zuschnüre. Einmal sprach sie laut mit sich, nur wenige, abgerissene Worte:

„Es war schon vier Uhr vorbei — unter allen den Menschen nicht — auch er, auch er — was sind Schwüre?"

Dann eilte sie zu der Klingel in ihrem Zimmer; sie zog sie hastig. Jemand trat bei ihr ein.

„Wann kommt das nächste Schiff von Brügge?" fragte sie.

„Es kommen jede Stunde Schiffe an," wurde ihr geantwortet.

„Gut."

Sie war wieder allein. Sie öffnete einen Secretair, der in ihrem Zimmer stand, und setzte sich davor. Ich hörte, wie sie ein Blatt Papier nahm und faltete. Sie wollte schreiben, sprang aber wieder auf.

„Nein, nein!" rief sie.

Sie durcheilte mit hastigen Schritten das Zimmer.

„Nein, nein!" rief sie noch einmal. „Und was dann?" fragte sie sich. „Nimmer!" schrie sie fast auf, wie unter einem furchtbaren Schauder des ganzen Körpers.

Sie flog wieder an den Secretair und schrieb hastig, nur wenige Worte. Sie faltete das Papier zusammen und siegelte es zu.

„Es muß sein! Gott sei mir gnädig. Gott? —"

Sie stand auf. Ich hörte, wie sie an ihrer Kleidung ordnete. Sie verließ das Zimmer, schloß die Thür ab, ging den Gang, die Treppe hinunter. Ich sah durch das Fenster, das auf die Straße führte. Sie erschien auf der Straße, tief verschleiert und ging sie hinunter, in der Richtung, in der wir angekommen waren, die zum Kai führte. Ich glaubte die Worte zu verstehen, die ich sie hatte mit sich sprechen hören. Bald nach vier Uhr waren wir im Hafen angelangt; sie hatte dort Jemanden erwartet; darum ihre angelegentlich suchenden Blicke unter den Menschen am Ufer. Sie hatte ihn nicht gefunden. Er war nicht dagewesen, trotz seiner Schwüre nicht. Sie wollte jetzt zum Kai zurück, ihn noch einmal zu suchen. Er konnte unterdeß angekommen sein, von Brügge. Aber was hatte sie geschrieben? So combinirte ich. Ich mußte Gewißheit haben und ging ihr nach. Es war ein eigenmächtiges Eindringen in ihre Geheimnisse. Aber sie hatte sich ja unter meinen Schutz begeben.

Ich verfolgte die Straßen, durch die wir vorhin gefahren waren, und ich sah sie bald vor mir gehen. Sie ging rasch, eilig. Ich hielt mich zurück, um nicht von ihr bemerkt zu werden. Wir erreichten den Kai, wo es, wie immer, von Menschen wimmelte. Sie drängte sich durch die Menschen, durch die dichtesten Haufen, spähend, suchend. Sie ging zu der Stelle, an der vor etwa drei Stunden unser Schiff gelandet hatte; auch dort suchte sie vergebens. Sie fragte einen Matrosen etwas. Er zeigte mit der Hand nach einer anderen Gegend des Landungsplatzes der Schiffe. Hatte sie nach der Stelle gefragt, wo die Schiffe von Brügge landeten? Es war so. Sie ging dorthin, wohin der Matrose gezeigt hatte. Sie sprach dort wieder mit einem Schiffer. Ich hatte unter den vielen Leuten nahe zu ihr treten können. Ich hörte die Antwort des Menschen.

„Heute kommt kein Schiff von Brügge mehr, Madame."

Sie zuckte heftig zusammen. Dann durcheilte sie noch einmal den ganzen Kai und sah sich alle Leute an. Sie mußte in fieberhafter Aufregung sein, ihre Schritte flogen. Ich konnte ihr kaum folgen. Daß man nach ihr sah, daß sie auffiel, beachtete sie jetzt nicht. Es hatte angefangen zu dunkeln. Die Sonne war untergegangen und an einzelnen Stellen des weiten Landungsplatzes wurden bereits Laternen angezündet. Auf den Thürmen der Stadt schlug es acht Uhr. Das Gewühl der Menschen ließ noch nicht nach. Sie verließ es und ging links, die Schelde hinauf, wo es leerer und stiller war. Ich konnte ihr in der eingetretenen mehr als halben Dunkelheit auch in die menschenleere Gegend folgen. Sie ging, ohne anzuhalten, immer am Wasser hinauf. An einem einzeln stehenden kleinen Hause hielt sie an. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren saß vor der Thür. Sie blieb vor ihm stehen, redete ihn an und gab ihm dann Geld und ein Papier.

Der Knabe kam eilig stromabwärts an mir vorüber. Er trug einen kleinen Brief in der Hand. Ich konnte ihn nicht anhalten. Sie sah ihm nach. Ich durfte hinter einem Baume, an dem ich mich verborgen hatte, nicht hervortreten. Sie ging weiter und ich folgte ihr weiter. Wir kamen in eine völlig menschenleere Gegend. Sie setzte sich auf einen Stein, der am Ufer der Schelde stand. Ich blieb zwanzig Schritte von ihr stehen, wieder hinter einem Baume. Sie saß lange. Sehen konnte ich in der stärker gewordenen Dunkelheit nur wenig von ihr. Sie saß unbeweglich, aber ihr schweres, banges Seufzen hörte ich deutlich durch die Stille des Abends und der einsamen Gegend. Mir war selbst so bange geworden. Was wollte sie in dieser menschenleeren Gegend! Den Tod suchen? In der Schelde? Ich schwankte, ob ich an sie herantreten sollte.

Auf einmal erhob sie sich. Sie war rasch aufgesprungen. Sie stand hoch aufrecht, stolz, erhaben. Dann beugte sie sich, tief, tiefer — sie war verschwunden. Wie ich ihr nachsehen wollte, hörte ich einen Fall in das Wasser. Sie hatte den Tod gesucht. Ich flog zu der Stelle, zu dem Steine, an dem sie verschwunden war. Ich sah in den Strom; ich sah nur die kreisförmigen Wellen. Aber mitten in dem Kreise tauchte ein schwarzer Gegenstand auf. Sie war es. Ich stürzte in das Wasser, und da ich immer ein tüchtiger Schwimmer war, so erreichte ich sie und brachte sie an das Ufer. Sie war leblos, aber ihr Körper war noch warm; sie mußte in das Leben zurückzurufen sein. Ich legte sie auf den Rasen des Ufers und rief um Hülfe. Ich öffnete ihre Kleider, rieb ihre Füße, sie kam nicht in das Leben zurück. Weitere Mittel kannte ich nicht, auf mein Rufen kam Niemand. Ich ließ sie im Grase und eilte fort, zu den benachbarten Häusern, an denen ich vorbeigekommen war, um dort Hülfe und Beistand zu suchen, um einen Arzt herbeiholen zu lassen. Ich wußte mir nicht anders zu helfen.

Das nächste Haus war ein paar hundert Schritte entfernt. Nahe vor demselben begegnete mir ein Wagen mit zwei Pferden. Es schien eine vornehme Equipage zu sein. Sie war verschlossen; ich konnte nicht sehen, ob Jemand darin saß. Ich wollte sie anhalten, doch die Pferde jagten im Galopp an mir vorüber und der Kutscher auf dem Bocke achtete nicht auf mein Rufen. Ich erreichte das Haus; es war das nämliche, an welchem die Dame dem Knaben das Papier, einen Brief, übergeben hatte. Eine Frau stand in der Thür, welche dem Wagen nachzusehen schien, der vorbeigejagt war. Ich theilte ihr mit, daß eine Dame in's Wasser gefallen sei, daß ich sie herausgeholt; ich bat sie, mit mir zu kommen, um Ret-

tungsversuche an der Leblosen zu machen und einen ihrer Hausgenossen zu einem Arzte zu schicken. Sie war eine mitleidige Frau. Sie rief ihrem Manne zu, zu dem nächsten Arzte zu laufen. Sie selbst eilte mit mir zurück.

Aber die Stelle war leer, auf die ich den Körper der Dame gelegt hatte. Keine Spur der Ertrunkenen war zu finden. Die Frau, die mich begleitet hatte, sah mich an, ob ich ein Wahnsinniger sei, oder ob ich sie habe zum Besten halten wollen. Ich schwor ihr, daß ich ihr die Wahrheit gesagt hatte. Sie glaubte mir. Aber wo war die Ertrunkene geblieben? Daß sie während der wenigen Minuten meiner Entfernung wieder zu sich gekommen und sich noch einmal in's Wasser geworfen habe, war gar nicht anzunehmen. So mußte sie durch einen Dritten fortgeschafft sein, und — der Frau ging ein Licht auf. „Der Herr in dem Wagen!" rief sie. Und dann erzählte sie.

Der Wagen, der mir begegnet war, hatte, vom Kai her kommend, an ihrem Hause angehalten. Ein junger Herr, ein schöner, vornehmer, junger Herr, wie die Frau sagte, war herausgesprungen, hatte sie gefragt, ob nicht vor etwa einer Viertelstunde eine einzelne Dame in schwarzer Kleidung vorbeigekommen; auf dem Kai habe er erfahren, daß sie den Weg hierher eingeschlagen. Die Frau hatte die Dame gesehen, wie sie ihrem Knaben den Brief gegeben. Sie sagte es dem Herrn, der rasch in den Wagen zurücksprang und den Kutscher im Galopp weiterfahren ließ.

Der Herr hatte die Ertrunkene in seinem Wagen mitgenommen. Es war die Vermuthung der Frau; es erschien mir unzweifelhaft. Für mich war nichts weiter zu machen. Der Wagen war längst fort; man sah und hörte nichts von ihm. Ich kehrte in meinen Gasthof zurück — meine nassen Kleider zu wechseln. Sie waren das Einzige, was mir von meinem Abenteuer übrig geblieben war, nebst der Erinnerung an dieses und an ein ungelöstes Räthsel, das nun für immer ein Räthsel für mich bleiben sollte. So meinte ich. Ich kam verstimmt in dem Gasthofe an.

„Ein Knabe wartet auf Sie, mein Herr," kam mir der Kellner entgegen.

„Auf mich?"

Ich kannte keinen Menschen in ganz Antwerpen; ich wußte nicht, wer mich dort hätte kennen, wer von mir hätte wissen sollen.

„Was will er?" fragte ich den Kellner.

„Er hat ein Billet, das er nur an Sie selbst abgeben will."

„Lassen Sie ihn kommen."

Eine Ahnung war plötzlich in mir aufgetaucht. Sie hatte mich nicht betrogen. Der Knabe kam. Es war derselbe Bursch, den ich mit der verschwundenen Dame gesehen, dem sie Geld und ein Papier gegeben, der mit dem Papier an mir vorbeigekommen war. Er trug es noch in der Hand.

„Sind Sie der Herr, der hier heute mit einer fremden Dame angekommen ist?" fragte er mich.

„Ja, mein Sohn."

„Sind Sie zu Wagen oder zu Schiff gekommen?"

„Zu Schiffe, von Harlem."

„Sie sind es. Die Dame hat Sie mir auch so beschrieben, wie ich Sie sehe. Ich soll Ihnen dieses Billet übergeben."

Er übergab es mir. Es war ohne Aufschrift, mit einer Oblate verschlossen, ohne Wappen oder Petschaft. Ich erbrach und las es. Ich fragte dann den Knaben noch nach der Dame.

Sie hatte ihm einen Kronthaler gegeben, wenn er pünktlich ihrem Befehle nachkommen wolle. Er hatte es versprochen. Ihr Befehl war, mit dem Billet zum Gasthof zur Stadt Amsterdam zu gehen, sich dort zu dem Herrn führen zu lassen, der heute mit ihr zu Schiff von Harlem gekommen sei, auf ihn, wenn er nicht da sei, bis zu seiner Rückkehr zu warten und ihm dann das Billet zu übergeben, nur ihm, den sie zugleich dem Knaben genau beschrieben hatte. Der gewandte Knabe hatte ihren Befehl pünktlich ausgeführt.

Der Inhalt des Billets war kurz:

„Mein Herr, ich bitte Sie, sogleich nach Empfang dieser Zeilen, jedenfalls noch am heutigen Abende, sich zu dem Pater Canisius zu begeben und ihm die verschlossene Cassette zu überbringen, die Sie in meinem Zimmer finden werden. Die Wohnung des Pater Canisius kann Ihnen Jedermann in Antwerpen zeigen."

Eine Unterschrift fehlte. Die Schrift war fein und zeigte eine gebildete Dame. Mein Abenteuer war also noch nicht zu Ende. Jedenfalls sollte das Räthsel kein ungelöstes bleiben. Ich wechselte schnell meine Kleider. Dann fragte ich den Kellner, wo der Pater Canisius wohne. Der Mann sah mich verwundert an.

„Der Pater Canisius spricht keinen Menschen."

„Und warum nicht?"

„Es geht auch kein Mensch zu ihm."

„Wer ist der Pater Canisius?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, mein Herr. Ich bin erst seit einigen Monaten in Antwerpen und habe nur im Allgemeinen gehört, wie Jedermann von dem alten Pater Canisius als einem unheimlichen Menschen spricht, der Niemanden zu sich lasse, mit dem aber auch Niemand etwas zu thun haben möge. Einzelnes kann ich Ihnen nicht mittheilen; Sie werden aber von dem Herrn Wirth Näheres erfahren können."

Er führte mich zu dem Wirth.

„Sie wünschen Nachricht über den Pater Canisius?" fragte der Wirth.

„Ich bitte darum. Ich habe ihm einen Besuch zu machen."

„Und kennen ihn nicht?"

Der Wirth sah mich halb verwundert, halb mißtrauisch an.

„Ich habe einen sehr dringenden und wichtigen Auftrag an den Pater," sagte ich.

Er schüttelte den Kopf, aber er gab mir die Auskunft, die ich wünschte.

„Der Pater Canisius ist ein Mann, dessen Alter man auf mindestens fünfundachtzig Jahre schätzt. Wie er aussieht, das weiß man schon seit vielen Jahren nicht mehr; es sieht ihn nur sein alter Diener, und dieser spricht nie von ihm. Er ist Jesuitenpater. Er nahm in dem Orden schon eine bedeutende Stellung ein, als dessen Aufhebung vor etwa dreißig Jahren erfolgte. Er soll jetzt — der Orden besteht noch, Sie werden es selbst wissen, mein Herr, Sie sind ja Geistlicher, denn Sie tragen die Tonsur, wie ich sehe — der Orden besteht, trotz jenes Verbots; er besteht durch die ganze katholische Welt, im Geheimen, Verborgenen, desto fester zusammenhaltend. Und der Pater Canisius soll seitdem in der Gesellschaft Jesu von Stufe zu Stufe höher gestiegen sein und gegenwärtig, wie man sagt, an seiner Spitze stehen, Ordensgeneral sein. Es wäre erklärlich. Er hatte immer den Ruf eines der gelehrtesten, strengsten und frömmsten Mitglieder des Ordens. Er hat sich seit Aufhebung des Ordens von jedem Umgange zurückgezogen; nach Manchem zu urtheilen, muß er aber ein fürstliches Vermögen haben. Zu bestimmten Zeiten kommen des Jahres Personen zu ihm, von denen Niemand weiß, wer sie sind und was sie bei ihm wollen. Sie gehen in der Nacht zu ihm, kehren in der Nacht von ihm zurück; man sieht sie nur in weite, dunkle Mäntel gehüllt; man weiß nicht, woher sie kamen, man weiß nicht, wohin sie wieder gehen. In den Gasthöfen der Stadt logiren zu derselben Zeit unbekannte Fremde, deren Wesen man ansieht oder anzusehen glaubt, daß sie hohe Würdenträger der Kirche seien. Ermessen Sie selbst, ehrwürdiger Herr, in wiefern das Gerücht von jener hohen Stellung des Pater Canisius entstehen konnte, aber auch begründet sein kann. Das Volk hat aus jenen Erscheinungen indessen andere Folgerungen gezogen. Wie es leicht alles Verborgene- und Geheimnißvolle mit Zauberei und mit bösen oder guten Geistern, am liebsten mit den bösen Geistern der Hölle, in Verbindung setzt, wie besonders der Orden der Jesuiten schon vor und später noch mehr seit seiner Aufhebung in solche Verbindung gebracht wurde, so sind auch die schwarzen Männer, die um Mitternacht zum Pater Canisius schleichen, der Masse nur böse Geister, mit denen er seinen Pact gemacht hat, die ihm dienen, ihm das hohe Alter gewährleisten, ihm seine großen Reichthümer bringen müssen. Darum scheut ihn das Volk und Niemand mag unmittelbar mit ihm verkehren. Unmittelbar, sage ich. Denn der Pater Canisius ist der Vater der Armen, der Helfer der Hülfsbedürftigen, der Retter in der Noth. Dazu verwendet er sein großes Vermögen, und er macht keinen Unterschied zwischen Christen und Juden, zwischen Katholiken und Protestanten, und Alle wenden sie sich durch seinen Diener an ihn, und die Bedürftigen und Würdigen werden herausgefunden, mit sicherem Blick, Gott weiß wie, und Alle nehmen von dem Manne, von dem sie überzeugt sind, daß er seine Seele dem Teufel verkauft habe, und Alle segnen den Mann und beten für seine arme Seele. Da haben Sie den Widerspruch der Menschen; da haben Sie den Mann, zu dem Sie wollen."

(Schluß folgt.)

Gode Nacht

ever de stillen Straten
Geit klar de Klokkenslag;
God' Nacht! Din Hart will slapen
Un morgen is ok en Dag.

Din Kind liggt in de Wegen,
Un ik bün ok bi di;
Din Sorgen un din Leven
Is allens um un bi.

Noch eenmal lat uns spräken:
Goden Abend, gode Nacht!
De Maand schient op de Dälen,
Uns' Herrgott hölt de Wacht.

Theodor Storm.*

* Abendlied eines frühern schleswig-holsteinischen Flüchtlings, der nach manchem Jahre des Exils nun wieder in seine meerumschlungene Heimath zurückgekehrt ist.

Der Urmensch.

Von Karl Vogt in Genf.

III.

Verschiedener Menschentypus der verschiedenen Epochen. — Die Pfahlbauerepoche. — Verbreitung der Pfahlbauten über ganz Europa. — Die Steinpfähler. — Die Bronzepfähler. — Die Epoche des Eisens. — Der helvetische oder Sion-Menschentypus. — Das Alter des Menschengeschlechts.

Die Aufeinanderfolge der Epochen, welche wir aus der Veränderung der umgebenden Thierwelt, aus der Bearbeitung der Instrumente und der Zähmung der Hausthiere nachzuweisen suchen, hat uns also von Belgien und Nordfrankreich nach Südfrankreich und Nordspanien und von dort wieder nach Dänemark und Norddeutschland geführt. Dabei hat sich aber das merkwürdige Resultat herausgestellt, daß jede dieser Epochen wenigstens eine ihr zukommende Menschenrace besitzt, deren physische Charaktere ebensoweit von einander abstehen, wie nur die jetzigen, über die ganze Erde verbreiteten Menschenracen abweichen können. Mit der Ansicht, daß alle Menschenarten von einem einzigen Paare abstammen und ihre Verschiedenheiten sich nur allmählich herausgebildet haben, wie jeder consequente Einheitler des Menschengeschlechtes doch annehmen muß, stimmt doch wohl diese nackte Thatsache am wenigsten. Die Verschiedenheit der Menschenracen ist schon in den ältesten Resten derselben vorhanden, die wir nur irgend kennen.

Aber unsere Aufgabe ist noch nicht beendet. Innerhalb der engen Grenzen, welche die Unkenntniß der Metalle und die Beschränkung auf Stein, Horn und Holz dem menschlichen Erfindungsgeiste zieht, innerhalb der Steinzeit, wie man diese lange Urzeit genannt hat, ist noch mancher Fortschritt möglich. Wir treten in die Epoche der Pfahlbauer.

Warum sie gerade in Lagunen, in Seen, in Torfmoore und Flußbuchten bauten? Man hat uns neulich gerathen, nach Venedig zu gehen, dessen Paläste ebenfalls auf Pfähle und Roste gegründet sind, und dort nach dem Grunde der Erscheinung zu suchen. Aber ich zweifle, daß Venedig, wo sich Civilisation auf Civilisation gethürmt hat und die alten Culturschichten unter der Last der Marmorpaläste vergraben liegen, daß diese Lagunenstadt uns nur so viel bieten könnte, als die alten Pfahlbauten, über die sich nur schützender Torf oder Schlamm gelegt hat. Der fromme Troyon hat die Frage für alle Frommen genügend beantwortet — die Pfahlbauten sind die bibelgemäße Entwicklung der Flöße, auf welchen die Nachkommen Sem's, Ham's und Japhet's das Mittelmeer umschifften und in die Flußmündungen eindrangen, um dem Laufe der Flüsse folgend bis in das Innere des Continents zu gelangen. Mußten doch capitale Kerle sein, diese Flößer! Heut zu Tage flößt man flußabwärts, genau in derselben Richtung, in welcher das Wasser strömt — damals floß wahrscheinlich das Wasser bergauf! Welche Antwort man wohl von einem Schwarzwälder Floßmeister bekommen würde, dem man zumuthen wollte, sein Floß von Basel aus nach dem Bodensee, statt nach der Nordsee schwimmen zu lassen?

Mögen es nun Wohnungen zum Schutze gegen Angriffe und wilde Thiere oder Magazine sein, welche auf den damals fast nur allein möglichen Handelswegen der Wasserverbindungen errichtet wurden — genug, die Pfahlbauten existiren und der Kreis ihrer Verbreitung erweitert sich mit jedem Tage. Die Schweiz ging voran mit der Entdeckung und allseitigen Ausforschung, Italien folgte, Irland und England blieben nicht zurück, und neuerdings nimmt Deutschland auch seinen Antheil daran, indem Desor mit seinem treuen Benz im Stahrenberger See und Jeitteles in Olmütz sie nachwies. „Was sie im Auslande nicht Alles erfinden!“ sagte ein Custode in München zu einem meiner Freunde. „Da ist neulich ein Professor aus der Schweiz gekommen mit einem kleinen Kerl mit katzgrauen Augen, und der Professor sagte: Da im See, da an der Roseninsel, da müssen's sein. Ja, sagte der Andere, ich seh's auch. Und da fischten sie hinein und zogen die Sachen heraus. Unsere Herren, die mit waren, konnten nix sehen, bis es heraus war. Dann sind sie wieder fort — aber den Orden werden's dem Professor wohl nachschicken, wenn er auch in der Schweiz wohnt, wo sie darauf nicht viel geben.“

Die Pfahlbauten sind also wohl über ganz Europa zerstreut und dienen sogar häufig als Grundlagen späterer Ansiedlungen, die sie verdecken. In Italien kömmt es nicht selten vor, daß man über der Pfahlbauschicht alle die Culturschichten findet, welche auf diesem classischen Boden sich ausgebreitet haben, etruskische, römische, mittelalterliche Reste, die einen die andern deckend und bergend. Anderswo sind diese Reste unter dem Schlamm der Seen, unter dem Torf der Moore begraben.

Es waren längliche Hütten, die theils auf Rosten, theils auch auf Packwerk standen, das aus Holzstücken zusammengehäuft, mit Lehm verbunden und durch Pfähle festgehalten wurde. Offenbar liefen um die Hütten Rostböden, die über dem Wasserspiegel standen und die Communication vermittelten. Die Pfähle selbst staken tief im Seegrunde, häufig mit angekohlten Spitzen. Die meisten Ansiedlungen sind durch Feuer zerstört worden, und aus der Richtung der Kohlenstückchen und der Asche konnte Messikomer, einer der verdientesten Forscher in der Nähe von Zürich, nachweisen, daß die Ansiedlung von Robenhausen am Pfäffikon-See bei einem heftigen Föhnsturme abgebrannt sei.

In der Schweiz läßt sich der Fortschritt in der Civilisation des Urmenschen während der Pfahlzeit deutlich verfolgen. In der Ostschweiz am Bodensee, an den Seen von Pfäffikon und Zürich sind die Geräthschaften noch roh, klotzig, unbeholfen, bäurisch in der Form, in der Westschweiz, bei Concise am Neuenburger See, in einer sehr reichen Station, welche der waadtländische Cantönligeist, gestützt auf die sprüchwörtlich gewordene Selbstsucht eines frommen Privilegienhaschers, während längerer Zeit der freien Forschung unzugänglich gemacht hatte, in Concise finden sich feinere Formen, gefälligere Werkzeuge, besser ausgearbeitete Verzierungen.

Offenbar ist es der Besitz fester Wohnungen, welcher die erste Bedingung der Civilisation bildet. Sobald das Jäger- und Nomadenvolk sich an den Boden gefesselt hat, strengt es auch seinen Scharfsinn an, denselben urbar und nutzbar zu machen, seine Production zu erhöhen und mehr Nahrungsstoff aus der Umgegend zu ziehen, als diese freiwillig bieten würde. Mit dem Zusammenwohnen muß auch eine gewisse Ordnung, ein gesellschaftlicher Verband entstehen, der vielleicht im Anfange sich nur auf die Familie beschränkt, bald aber sich ausdehnt. Wenn man bedenkt, daß in den Seen und Torfmooren der Schweiz allein jetzt über dreihundert Pfahlbauten nachgewiesen worden sein mögen, daß der Bieler- und Neuenburger-See überall den Ufern entlang mit solchen Bauten, deren Flächenraum oft großen Dörfern entspricht, förmlich bespickt erscheinen; daß außerdem noch ganz gewiß auf dem Lande Ansiedlungen waren, da man einerseits bei Zürich am Ebersberge eine solche gefunden hat, anderseits menschliche Gebeine in der Umgebung der Wasserbauten fast gänzlich fehlen: so kommt man unwillkürlich zu dem Schlusse, daß diese Bevölkerung eine ziemlich zahlreiche gewesen sein muß, in gesellschaftlichen Beziehungen lebte und Ackerbau und Viehzucht zu treiben genöthigt war, um auf so beschränktem Raume sich nähren zu können.

Der Fortschritt der Cultur läßt sich besonders an den Hausthieren, an der Landwirthschaft und den Gewerben nachweisen. Der Hund, der auch in den ältesten Zeiten der dänischen „Küchenabfälle“ vorhanden war, findet sich überall in der Schweiz; eine eigene Schweinsart, das Torfschwein, dessen Nachkommen jetzt kaum noch in den Thälern um den Gotthardt gezüchtet werden, findet sich anfangs nur wild, später aber in gezähmtem Zustande vor; das Wildschwein bleibt lange noch wild, erst in Concise gegen das Ende der Periode, die wir als die Epoche der Steinpfähler bezeichnen können, kommt es in Concise gezähmt vor und scheint dort als zahme Hausthierrace eingeführt worden zu sein. Der Wisent oder Auerochs, der jetzt noch in den polnischen Wäldern lebt, ist niemals gezähmt worden; der nicht minder große Ur hat sich zur friesischen Rindviehrace einigermaßen umbilden lassen, zeigt sich aber in der Steinzeit nur selten gezähmt. Dagegen giebt es eine kleine Rindviehrace, am ähnlichsten vielleicht dem noch jetzt in Algier gezüchteten Kleinvieh, die Torfkuh, welche allgemeines Hausthier wurde und die bekannte Schwyzer Race oder das Braunvieh der Schweiz gebildet hat. So haben also die Steinpfähler das Schwein und das Rind — aber auch das Schaf und die Ziege fehlen nicht. Letztere unterscheidet sich nicht von der gegenwärtigen, das Schaf aber hatte ziegenähnliche Hörner und scheint sich noch

jetzt in einer Race fortzupflanzen, die schlechten Ertrag an Wolle und Fleisch liefert und nur noch in der Nähe des Gotthardts, sowie in den Hochgebirgen von Schottland und Wales gezüchtet wird. Die wilden Jagdthiere haben sich in so fern verändert seit jener Zeit, als Ur und Wisent, Hirsch und Elen, die erst von den Steinpfählern gejagt wurden, ganz aus der Schweiz geschwunden sind, Damhirsch und Reh, Wildschwein und Wolf und Steinbock dagegen nur noch selten und ausnahmsweise sich antreffen lassen. Rütimeyer, der an dem lockeren Gewebe und fettigen Aussehen die Hausthierknochen leicht von den Knochen der entsprechenden wilden Racen unterscheidet, macht übrigens die sehr triftige Anmerkung, daß in den ältesten Ansiedlungen die Knochen der Jagdthiere überwiegen, in den jüngeren diejenigen der Hausthiere, woraus eben wieder mit Sicherheit geschlossen werden kann, daß erst die Steinpfähler in der Schweiz überhaupt festere Wohnsitze gründeten und die Thiere, welche ihnen das angrenzende Land bot, zu züchten versuchten, was ihnen auch bei einzelnen Arten allerdings gelang. Erst in der spätesten Zeit dieser Ansiedlungen finden sich Spuren von Einführungen neuer Hausthierracen, wie eine besondere Rindviehrace, Pferd und Esel, die alle auf den Mittelmeergürtel hindeuten — echt asiatische Thiere, wie das Huhn z. B., fehlen überall gänzlich, und keine Spur führt, wenigstens von den Thieren, nach Hochasien oder Indien hinüber.

Der Ackerbau stand auf verhältnißmäßig hoher Stufe. Der Weizen wurde allgemein gebaut, seltener der Emmer und die Gerste; die Brodfrucht wurde auf großen Steinen mit Läufern gequetscht und gebacken; das Brod sieht verkohltem Pumpernickel nicht unähnlich. Aepfel und Birnen wurden gezogen und mit der äußeren Haut, meist in Hälften gespalten, zu Schnitzen gedörrt. Faserpflanze war allein der Flachs; der Hanf war ebenso unbekannt, als die Weinrebe. Bewundernswürdig sind die Gewebe, welche auf offenbar höchst einfachen Webstühlen zu verschiedenen Zwecken angefertigt wurden.

Das Rennthier, dessen härtere Geweihe zu Instrumenten vorgezogen worden wären, existirte offenbar in der Schweiz nicht mehr — die Geräthe, oft sehr kunstvoll und fein (Nadeln, Strickstöcke, Speerspitzen, Feldhacken rc.) sind aus Hirsch- und Rehgeweihen verfertigt, und an einzelnen Stellen, wie in Concise, hat man solche Massen von Geweihen, halb und ganz bearbeiteten Stücken gefunden, daß man Haufen davon aufklaftern konnte und der Gedanke einer Fabrik und eines Magazins nahegelegt werden mußte. Die Art und Weise, wie die Steinärte und Hämmer mit Horn- und Holzstielen befestigt wurden, indem bald die Art in den Stiel geklemmt und gebunden, bald wieder ein Loch in den Stein gebohrt und der Stiel darin befestigt wurde, zeugt sowohl von der Festigkeit der benutzten Bänder, als von der Geschicklichkeit der Verfertiger. Ebenso bieten die Töpfergeräthschaften merkwürdige Zeichen allmählicher Vervollkommnung sowohl durch bessere Zubereitung des Materials, als durch Verfeinerung der Formen und künstlerische Anordnung der einfachen Verzierungen. Bogen und Pfeile, Schlägel und Speere, Schüsseln und Quirle aus Holz fehlen ebensowenig als Kämme und Körbe — ja selbst Räder zeigen, daß man sich schon wenigstens der Schubkarren bediente, wenn nicht ein jochähnliches Holz sogar auf Einspannung der Rinder und also auf Gebrauch wirklicher Wagen hindeutet.

Das Einzige, was auf einen Cultus bezogen werden könnte, wären mondsichelähnliche Gegenstände aus Stein, Thon und Holz — die Hörner des Mondes sind nach oben gerichtet — mir haben indessen diese Geräthe von ansehnlicher Größe eher den Eindruck von Kopfträgern zum Schlafen gemacht. Bekanntlich legen die Chinesen und Japanesen ebenfalls das Genick beim Schlafe auf einen Holzblock, dessen etwas ausgehöhlter Rand nicht gerade allzu abgerundet ist, und der rohe Holzsattel, den der ungarische Pferdehirt als Kopfkissen benutzt, mag an Weichheit der Mondsichel der Pfahlbauern nicht weit voranstehen.

Es war also mit Holz, Horn und Stein von diesen Steinpfählern erreicht, was nur irgend erreicht werden konnte. Die Landwirthschaft blühte — von fast rein thierischer Nahrung war der Urmensch zu vorwiegend pflanzlicher übergegangen; er wob sich seine Kleiderstoffe, statt den Thieren ihr Fell zu rauben; statt von dem Zufalle der Jagd zu leben, strengte er seine Intelligenz an, um seine eigene Vorsehung zu werden und sich den zum Unterhalte des Lebens nöthigen Nahrungsstoff selbst zu schaffen. Aber es fehlt noch jede Spur von höherer Entwickelung — namentlich jede Spur von einer Zeichen- oder Buchstabenschrift, durch welche der Mensch seine Gedanken befestigen und Solchen, die außer dem Bereich seiner Stimme waren, hätte mittheilen können.

Sogar in der nächsten Epoche, welche man die Periode der Bronzepfähler nennen könnte, fehlt eine jede solche Andeutung gänzlich. Das Metall wird offenbar allmählich eingeführt; das Erz wird, chemischen Analysen zufolge, aus den Alpen selbst gewonnen. Die Bearbeitung der Mischung geschieht nur durch Gießen in Formen; aber diese Formen selbst erreichen einen hohen Grad von Vollkommenheit und selbst künstlicher Schönheit. Die Schwerter und Aexte, die Messer und Dolche, die Speer- und Pfeilspitzen, die Sicheln und Sensen haben alle höchst eigenthümliche, aber auch sehr passende Formen, und der Schmuck? — mein Freund Desor hat Haarnadeln mit verzierten Köpfen, Arm- und Fußringe, Gehänge für Ohren, vielleicht auch für Nasen und Lippen, Agraffen und Brochen aus Bronze, die Jahrtausende lang im See gelegen hatten, durch geschickte Hände aufpoliren lassen, und ich kann versichern, daß viele dieser Gegenstände geschmackvoller und reicher gearbeitet sind, als viele Schmuckgegenstände aus Gold, die jetzt an den Schaufenstern der Genfer Juweliere den neuesten Modegeschmack repräsentiren.

Ich will mich über die Zeit der Bronzepfähler nicht weiter verbreiten. Mit dem Ende der Steinzeit, mit der Kenntniß des Metalls hört eigentlich die Urzeit der Menschheit auf. Aber das Ringen mit dem Material hört auch in der folgenden Periode nicht auf. Nach langen Jahren erst tritt das Eisen wahrscheinlich ebenso allmählich an die Stelle der Bronze, wie diese an die Stelle des Steins und des Hornes getreten war. Jedenfalls geschah letztere Einführung nicht plötzlich durch Invasion eines anderen Stammes, einer anderen Race, sondern nur nach und nach; jedenfalls waren die Bronzeinstrumente anfangs nur Seltenheiten, reichen Leuten angehörig, bis endlich die zunehmende Civilisation dem Metall mehr und mehr seine Rechte auch in den niederen Schichten der Gesellschaft eroberte. Ich will zum Schluß nur noch zwei Fragen berühren, welche mit dieser ganzen Darstellung enge verknüpft sind — das Raceverhältniß der Pfahlbauern der Schweiz zu den übrigen Urmenschen und das Alter der Ablagerungen, aus welchen wir die hier besprochenen Reste hervorgeholt haben.

In Beziehung auf den ersteren Punkt läßt sich sagen, daß die bis jetzt gefundenen Schädel der Pfahlbauern in Helvetien einem eigenen Typus angehören, der mit den bis jetzt besprochenen Schädeln gar nichts gemein hat; daß dieser Schädeltypus, den man den helvetischen oder Sion-Typus genannt hat und der sich durch große Länge und Breite auszeichnet, auch in den älteren Gräbern überwiegt und ununterbrochen von den ältesten Pfahlbauten bis in die neueste Zeit verfolgt werden kann, wenn auch in stets abnehmender Proportion, indem er von einer kurzköpfigen Race, den Alemannen und Rhätiern, nach und nach verdrängt wird, während zugleich später noch in historischer Zeit zwei Schädeltypen sich in die Schweiz einschieben, die aber niemals eine große Bedeutung erlangen. Die Fortpflanzung des ursprünglichen Schädeltypus beweist also die Autochthonie, die Urwüchsigkeit eines Theiles der heutigen schweizerischen Bevölkerung, und die Verschiedenheit von den Schädeln der übrigen Urmenschen ist zugleich so groß, daß an eine Ableitung des Typus von diesen nicht gedacht werden kann.

Das Alter aber — du lieber Himmel! Wie sollen wir mit unseren Genealogien da hinauf reichen? Tubalkain, der Vetter Noah's, der vor der Sündfluth lebte, war schon Meister in Erz und Eisen, und ein Deuteln dieser Worte ist nicht erlaubt, denn das hebräische Wort für Eisen, das im ersten Buche Mosis vorkommt, hat nie eine andere oder eine Nebenbedeutung gehabt. Keine Tradition irgend eines Volkes führt uns in eine Zeit zurück, wo dasselbe noch kein Metall, ja noch kein Eisen kannte.

Die Berechnungen aber, die man auf geologische Gründe, auf das Anwachsen des Torfes, auf das Anschwemmen der Sand- und Kieslager, stützen könnte, sind trügerisch. Die Anschwemmungen sind kein regelmäßiger Factor, welcher von Jahr zu Jahr sich wiederholte — auch das Anwachsen des Torfes findet nicht überall in demselben Maße statt, sondern richtet sich nach der Feuchtigkeit des Bodens, der Jahre, nach einer Menge von Bedingungen, die beträchtlichem Schwanken unterworfen sind. Man hat römische Geschirre in einer Tiefe von zweiundvierzig Centimetern im Torfe

gefunden. Der Torf ist also, wenn man das Alter dieser Geschirre auf mindestens 1400 Jahre zurück datirt, etwa einen Fuß (genau dreißig Centimeter) im Jahrtausend gewachsen. Wenn nun in einzelnen Torfmooren nicht nur ein Fuß Dammerde, sondern auch sieben bis zehn und noch mehr Fuß Torf über den Pfahlbauten liegen, so müssen wir diese, die jüngsten und neuesten Producte der Urmenschen, wenigstens auf ebensoviel Jahrtausende zurücksetzen, und gehörten die Scherben, statt dem vierten Jahrhundert nach Christo, der Invasion Cäsar's an, so wüchse unsere Berechnung sogleich um einige Jahrtausende. Welche ungeheure Anzahl von Jahren muß aber von dem ersten Auftreten der Urmenschen, von der Periode der Höhlenbären an bis zu der Epoche der Pfahlbauern verflossen sein, damit so ungemeine Fortschritte in der Cultur bewirkt und so große Aenderungen in der umgebenden Thierwelt durchgeführt werden konnten, wie wir sie im Verlaufe dieser Zeiten schilderten? Annähernd läßt sich dies nur aus dem Umstande erschließen, daß die Feuersteinmesser aus der Höhlenbären-Periode unter Anschwemmungsschichten liegen, die bis zu zehn Meter, also dreißig Fuß Mächtigkeit erreichen und daß erst über diesen Anschwemmungen der Seegrund folgt, in welchen die Pfähle eingetrieben wurden, und der Torf, der sie bedeckte.

Wenn wir aber auf eine solche Altersbestimmung nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden insofern verzichten, als wir nur das über alle Berechnung hohe Alter behaupten, so können wir nicht umhin, noch einmal auf die Resultate kurz hinzuweisen, die aus den Forschungen bis jetzt hervorgehen. Diese sind aber wesentlich die ursprüngliche Verschiedenheit der Menschenracen, die Europa's Boden bewohnen, und ihre selbstständige Entwickelung auf diesem Boden durch harten Kampf hindurch und durch stete Bethätigung ihrer intelligenten Arbeit. Hinab also mit jener Annahme von ursprünglicher Einheit des Menschengeschlechtes und Abstammung desselben von einem einzigen Menschenpaare — hinab mit jenen Träumen von einem früheren glücklicheren Zustande, von einem Paradiese und ursprünglicher Unschuld und Leichtlebigkeit ohne Kampf um das Dasein — hinab damit in die Ideenkämpfe und aufgeschaut zu diesem Entwickelungsgange und diesem Entwickelungsgesetze, das den Menschen auf seine eigenen Füße stellt und die Verbesserung seiner Zustände in seine eigene Hand legt!

Versunken und vergessen.

Historische Erinnerungen aus dem Palast Vendramin zu Venedig.

Von Georg Hiltl.

Durch den Canal grande der Lagunenstadt Venedig, auf die sich seit der bekannten September-Convention Napoleon's mit Victor Emanuel Aller Augen von Neuem lenken, fliegt die Gondel! Sie trägt den neugierigen Reisenden vorüber an jenen Palästen, die ein gewaltiges Geschlecht zum Tummelplatz seiner Intriguen, seiner Fröhlichkeit, zum Sesam für zahllose Schätze des Handels, der Kunst und Industrie auserseheh hatte. Verschwunden, versunken, vergessen, das müßte die Inschrift sein für alle Häuser jener alten, dahingegangenen Familien Venedigs. Wo sind sie, die Zianis, Moncenigos, Dandolos u. s. w.? Noch prahlen ihre Zeichen an den öden Gebäuden, welche der Marmor bedeckt, aber von den Balconen herab, aus den Fenstern, den Orten, von denen die üppigen Besitzer einst stolz auf das Getreibe der Stadt sahen, hängt das Lederzeug der österreichischen Soldaten. Die Pfähle in der trüben Fluth des Canals, die das Anstoßen der Gondeln verhindern sollen, waren sie nicht geziert mit den prunkenden Wappen, den bunten Farben der Hausbesitzer und Familien? Kein Wappen, keine Farbe Derer sichtbar, die hinter kolossalen Denkmälern in den Kirchen Venedigs längst zu Asche zerfielen. Und doch tauchen dort Pfähle auf geschmückt mit heraldischen Zeichen. Aber es ist kein Schild des italischen Adels: in Blau eine goldene Lilie — das Wappen der Bourbonen. Die Gondel legt an. Aus den Wellen der Lagune steigt der Palast Vendramin, ein Bau im herrlichen Renaissancestyl des Meisters Lombardo, dem nach erhaltenem Lohne noch ein Ring von ungeheuerem Werthe zum Andenken verehrt ward.

Wiederum fragen wir: „Wo sind die Vendramins?" Die Antwort lautet wieder: „Verschollen oder vergessen." Wer aber besitzt heutzutage den Palast? Maria Caroline, Herzogin von Berri, geborene Prinzessin von Sicilien. Der Besitz eines versunkenen Geschlechtes gelangte in die Hände der Familie, welche seit einem Menschenalter bestimmt scheint, ruhe- und heimathlos umhergeworfen zu werden; die kaum auf Thronen, dereinst den Ruhestühlen ihrer Vorfahren, von Neuem Platz genommen hatte, als das Schicksal sie wieder hinunterstieß; die, immer unglücklich in ihren Versuchen die verlorene Krone Frankreichs wieder zu gewinnen, dennoch nie die stolze Hoffnung verlor.

Die hervorragendste Persönlichkeit der gegenwärtigen Sprossen des Geschlechtes, die muthige Herzogin von Berri, ist also Besitzerin des Palastes Vendramin und sie hat die Mauern und Gemächer desselben umgewandelt zu einem Epitaphium, es ist eine Galerie des Mißgeschickes königlicher, erlauchter Häupter. Fast scheint es, als wollte in allen Zusammenstellungen die Herzogin zeigen, wie nichtig die irdische Größe, wie ohne Wahl die Hand des Geschickes eingreift auch in den Lebenslauf des Mächtigsten; als wollte sie die Bilder und Statuen reden lassen für das Recht ihrer selbst und das ihrer Kinder.

Ueber die breite Treppe, deren Geländerstäbe qualvoll sich ringelnde, von fletschenden Löwenzähnen gepackte Schlangen umwinden, stieg ich in das Innere dieses Palastes, der, angefüllt mit ernsten Reliquien, nicht nur zum Beschauen, sondern weit mehr zum Nachdenken stimmt.

Durch den mit Bildwerken von Palma gezierten Vorsaal gelangt man in den Speisesaal, woselbst schon die Geschichte des Unglücks beginnt, eine Geschichte in Bildern. Ich betrachtete mit Empfindungen, wie sie der Geschichtsfreund in solchen Augenblicken hegen muß, die schmerzausdrückenden Züge Henriette's von Frankreich, die stolzen ihrer herzlosen Mutter Maria von Medicis. Ich gedachte des Hauses zu Köln am Rhein, des Hauses, in welchem Rubens geboren, gelebt, und in welchem Maria verlassen und arm gestorben. Zwischen beiden Portraits leuchtet das der Katharina Cornaro hervor, umgeben von Bildern der Mitglieder des Geschlechtes Vendramin, des Geschlechts, von dessen einstiger Existenz nur noch seine Leichensteine zeugen.

Daneben — ein Sprung von mehrern hundert Jahren — erblickte ich die Bilder der Tanten Ludwig's XVI., jener armen, alten Damen aus bourbonischem Blute, die, hinausgetrieben aus Frankreich, umherirrten und in der Fremde starben. Wie viel Unglück auf dieser kleinen Stelle vereinigt ist! Nur wenige Schritte weiter, und wir finden Heinrich IV., den größten der Bourbonen; Bosio's Meisterhand hat ihn als Knaben dargestellt. Er lächelt, ein Zug reizender Unbefangenheit umspielt den schönen Mund, heiter, sorglos. Die Zeit ist noch fern, wo Ravaillac's Mörderstoß die Hoffnung Europa's vernichten soll.

Ludwig XIII., der kalte, gefühllose Sohn des großen Königs, Franz I. mit seinem mephistophelischen Antlitz erwecken das Gefühl des Unheimlichen. Wesentlich trägt hierzu das Düster des Zimmers bei, in welchem die Gemälde hängen. Alte Ledertapeten bedecken die Wände, seltsame Holzschnitzereien springen aus den Ecken und Winkeln hervor; wohin ich mich wende — eine trübe Erinnerung, eine Reliquie, welche von einem durch das Schicksal, sei es selbstverschuldetes oder unverdientes, schwer heimgesuchten Wesen stammt. Dort in der Ecke legen wir die Hand auf ein Schreibepult, vor dem dereinst die unglückliche Maria Antoinette gesessen, wir betasten die Schubladenknöpfe, die ihre zarten, zitternden Finger umklammerten — wenige Schritte weiter trägt ein alter, schwerfällig, aber kostbar verzierter Tisch ein Schreibzeug Katharina Cornaro's, jener Königin, die nur schreiben gelernt hatte, um Abdankungen, Urtheile über Leben und Tod und zuletzt die Einwilligung in ihre eigene ewige Kerkerhaft unterzeichnen zu können. Nachdem ich mich ein wenig an den herrlichen Gemälden, welche das Zimmer links von dem Speisesaale füllen, erheitert hatte obwohl die Vorwürfe auch gerade nicht erfreulich auf das Gemüth wirken, denn man findet Martern und Büßungen genugsam dar-

gestellt, aber Pordenone, Bassano, Tintorett und Veronese helfen darüber hinweg), folgte ich dem Führer in den großen Salon.

Die Herzogin hat hier eine Anzahl schöner Büsten aus der französischen Schule aufgestellt. Es sind Bronze- und Marmorbilder von Heinrich IV., dem Minister Sully, Ludwig XIV., dem Herzoge von Angoulême und dem durch Louvel's Mörderhand gefallenen Herzoge von Berri. Ueber jenem kostbar verzierten Eckschranke ein Bild Ludwig's XV. Wir haben hier drei Bourbonen vor uns, die theils unter Mörderhänden ihr Leben aushauchten, oder doch das Eisen des Vernichters an ihrem Herzen fühlten: Heinrich IV. und Ravaillac, Ludwig XV. und Damiens, den Herzog von Berri und Louvel. Drei Jahrhunderte hintereinander sah die Familie den Dolch über den Scheiteln ihrer vornehmsten Häupter schweben oder den Weg zu deren Herzen finden.

Wiederum durchschreiten wir einen Corridor, der zu dem Arbeitszimmer der Herzogin führt. Wiederum spricht das Unglück, die Einsamkeit, die Verlassenheit auf Thronen oder die Stimme des Verbannten von den Wänden herab in Bildern zu uns. Ludwig XIV., XV., dann das große, in einem Menschen verkörperte königliche Märtyrerthum Ludwig XVI., endlich Ludwig XVIII., Carl X. und neben diesen Bildern das der Zerstörerin Frankreichs, das Bildniß des schönen, bösen Wurmes, der sich zuerst hineinfraß in das Mark des mächtigen Baumes, das Bild der Marquise von Maintenon.

Ich konnte mich nicht enthalten, meine Bemerkung darüber zu machen, daß diesen Herrscherbildern gegenüber das Portrait des deutschen Kaisers Joseph II. aufgehangen worden sei, dessen Charakter und Ansichten so unendlich verschieden von denen der Originale aller neben ihm befindlichen Portraits gewesen.

„Ja," sagte der Führer, ein Diener im herzoglichen Palaste, „sehen Sie, er ist doch einmal ein Verwandter des Hauses, weil seine Schwester einen Bourbon geheirathet hat. Er war auch, glaube ich, einmal in Paris, aber er hat sich da sehr gefreut, daß es so viele unruhige Köpfe dort gebe. Denn mit denen verkehrte er gern." Wir schritten in das Arbeitscabinet der Herzogin — wenn der Leser jemals die Räume des Palastes Vendramin zu Venedig betreten sollte, so verweile er in diesem Gemache und versenke sich, gleich mir, in die Betrachtung der zahlreichen kleinen Miniaturportraits, welche die Wände schmücken, sie fast bedeckend.

Ich ging sie der Reihe nach durch. Sie sind reizend gefertigt, sie tragen den Stempel des vergangenen Jahrhunderts in Auffassung, Ausführung, Form und Tracht. Fast alle stellen Genossen dar jenes großen Unglücks eines hochgestellten Hauses, jener Leidenszeit des sechszehnten Ludwig und seiner mitleidenswerthen Gattin, die so viel erduldet, so viel ertragen und so viel fremde Schuld auf sich genommen haben. Ich kannte sie bald wieder: die schöne Lamballe, die Polignac, Madame Elisabeth, diesen Engel an Tugend, die schuldlose Dauphine, den armen Dauphin. Wer nennt sie Alle, die von jenes Zimmers Wänden herabschauen? Denn so Mancher ist dem Beschauer unbekannt, aber tief eingeschrieben vielleicht in die Herzen der Familie Bourbon. Heiter und lachend, noch nicht am Rande des Verderbens stehend, zeigt sich Maria Antoinette hier im Bilde. Ihr schönes Haar ist ohne Puder und fällt in herrlichen Locken blond und üppig auf den Nacken. Es war noch nicht die Zeit gekommen, in der sie eine Locke ihres weiß gewordenen, greisenhaften Haares für Frau von Campan abschnitt und auf das die Locke umhüllende Papier die Worte schrieb: „Gebleicht durch Unglück."

Eilen wir jedoch nun in den Saal, welcher die Erinnerungen an die jüngsten Sprossen der Familie Bourbon einschließt. Wir sind der Herzogin, der muthigen Frau, der heroischen Mutter, Caroline Maria von Berri, eine längere Betrachtung ihres Wirkens schuldig. Hinunter in das Meer der Vergangenheit tauchen die Gestalten Derer aus dem Geschlechte der Bourbonen, welche geziert waren mit Purpur und der Krone Ludwig's des Heiligen, die in ihren Händen das Scepter und die goldne Hand Carl's des Großen hielten. Vor uns auf steigt das Geschlecht wieder, aber nur Die aus seiner Mitte, die da ringen mit dem Geschicke und die bis jetzt unterlagen.

Bevor wir die sprechendsten bekannten Bilder und Reliquien betrachten, müssen wir ein Portrait besichtigen, das, fast in den Winkel des Saales gehängt, doch gleichsam hervorleuchtet aus seinem Versteck. Es stellt einen jungen Mann in einer beinahe mittelalterlichen Tracht dar, aber man sieht dem Bilde an, daß diese Tracht nur beigegeben wurde, daß sie nicht zu dem modernen Kopfe paßt, ja — es hat fast den Anschein, als sollte eine Art von Verwirrung, eine Ungewißheit absichtlich erzeugt werden, denn dieses Bild ist ohne Zweifel mit einem Familiengeheimniß, möglicherweise der zartesten Art, verknüpft. Der Ausdruck des Gesichts ist ein wenig theatralisch. Im ersten Augenblicke glaubt man das Bild irgend eines Schauspielers von Bedeutung vor sich zu sehen. Schaut man es aber länger an, so findet man leicht, daß ein tiefer Schmerz sich um den Mund lagert, daß die Augen fast übergehen wollen von andrängenden Thränen. Dabei ist das Bild nur in zwei Farben ausgeführt und die Lichter sind alle recht grell aufgesetzt; dadurch tritt es besonders hervor und macht eine eigenthümliche Wirkung. „Wen stellt dieses Bild vor?" fragte ich den Führer.

„Ich weiß es nicht. Ueberhaupt weiß es Niemand. Nur so viel ist uns bekannt, daß es von den Angehörigen sehr hoch gehalten wird, und es beweist dies schon der Umstand, daß ihm sein Platz unter den Bildern der Familie angewiesen wurde. Die Herzogin wird es wohl wissen."

Das Geheimnißvolle reizt. Mit doppeltem Interesse schauen wir auf diese edlen Züge, diese wehmüthig blickenden Augen. Wen mag das Bild vorstellen? Das Haus Bourbon ist stets reich an mystischen Vorgängen und Persönlichkeiten gewesen. — Hoch zu Pferde zeigt sich im Bilde der Herzog von Bordeaux. Er ist es, der Frankreichs Krone als Heinrich V. sich auf das Haupt setzen sollte. Er ist es, um dessenwillen seine Mutter das Ungeheuerste wagte, was eine zarte Frau wagen kann; er ist es, um den sie zur Heldin, zur Gefangenen, zur Verbannten wurde; indem wir bis zu ihm gelangt sind, kommen wir auf das bewegte Leben Maria Carolina's, die von seiner Geburt an mit Beaumarchais ausrufen kann: ‚Ma vie est un combat.'"

Die Betrachtung der merkwürdigen Frau soll uns länger beschäftigen. Im Februar des Jahres 1820 hatte Louvel's Mörderhand dem Leben des Herzogs von Berri durch den Stoß seines Messers ein Ende gemacht. Damals trug Maria Caroline den Herzog von Bordeaux unter ihrem Herzen. Am 15. Sept. 1820 ward die Herzogin von einem Sohne entbunden. Die Geburtsstunde des Herzogs von Bordeaux ist thatsächlich einer der merkwürdigsten Eintritte in das Leben. Bekanntlich findet bei den Geburten hoher Persönlichkeiten, welche bestimmt sind, eine Krone zu tragen, eine Art von Zeugenversammlung statt, um die Echtheit der Geburt zu constatiren. Da im entscheidenden Augenblicke nur Personen aus der nächsten Umgebung zugegen waren, so rief man eine Wache des Dauphins herbei, damit Zeugen unverdächtiger Art in der Nähe seien. Maria Caroline aber dachte in dieser schweren Stunde, während dieses Schwebens zwischen Leben und Tod, an die Zukunft des Kindes, welches erst das Licht der Welt erblicken sollte. „Die Wache des Dauphins," rief sie mitten in den Wehen, „gehört zum Hause, sie ist nicht unverdächtig. Nationalgarden herbei, sie sollen zeugen."

Zehn Minuten später traten die Nationalgardisten Lainé, Dauphinot und Ladong ein. „Sehen Sie, meine Herren," sagte die Herzogin, „da ist ein Prinz von Frankreich."

Englische Blätter brachten bald darauf einen Protest gegen die Echtheit der Geburt, ein Manoeuvre, welches das Herz der Mutter tief verwundete. Die Erziehung des jungen Herzogs sollte nach dem Willen der Mutter in einem dem Volke zusagenden Sinne stattfinden. Allein eine höhere Macht hatte es anders beschlossen. Die Kugeln der Julirevolution zerrissen das Band, welches die Bourbonen mit Frankreich verknüpfte. Maria Caroline war bald die Begleiterin des flüchtenden Königs. Carl X. saß in der Kutsche, welche ihn aus den erregten Umgebungen der Hauptstadt hinwegtrug, neben der Herzogin von Angoulême, der Tochter Ludwig's XVI. Zum zweiten Male flüchtete die unglückliche Prinzessin vor den heranwogenden Fluthen der Empörung. Man erzählt, der Zug der Flüchtlinge sei wieder über Varennes gegangen und wieder sei vor der verhängnißvollen Brücke, bei welcher einst Ludwig's XVI. Wagen angehalten wurde, ein Rad an der königlichen Kutsche gebrochen. Carl X. habe halten wollen, allein die Herzogin von Angoulême habe es nicht zugegeben, sondern darauf gedrungen, daß die ganze Familie zu Fuß den Weg fortsetze, bis man Varennes im Rücken hatte.

In Schottland angekommen, wo das Schloß Holy Rood die Entthronten aufnahm, hatte die Herzogin Maria Caroline von Berri nur einen Plan: die Krone Frankreichs für ihren Sohn

den Herzog von Bordeaux, als Heinrich V. wieder zu erringen. Vielleicht kam zu diesen politischen Plänen noch eine gewisse der Herzogin innewohnende Romantik. Wie alle Bourbonen, hatte sie ihre Blicke auf die Vendée geworfen. Die Vendée ist Frankreichs königliches Wappenfeld. Dort schlagen die Herzen höher bei dem Rufe: „Vive le roi!“

Die Vendée war auch ein Hauptziel der Herzogin, von dort sollte, so hoffte sie, die Bewegung ausgehen, in deren Verlauf ihr Kind, geschmückt mit der Krone von Frankreich, wieder in die königlichen Hallen der Tuilerien einziehen würde. Trotz aller Hindernisse und Gegenreden verließ darum Maria Caroline England und ging nach Italien. Eine Reise in das südliche Frankreich, um die Stimmung zu sondiren, ward durch die Agenten der Regierung unterbrochen; doch hatte die Herzogin sich genugsam überzeugt, daß in gewissen Kreisen der Aufruf zur Erhebung für das Haus Bourbon Anklang finden werde.

Wie die Herzogin ihre Reise, ihre Ankunft in Marseille bewerkstelligte, ohne von den Spähern entdeckt zu werden, ist ein Geheimniß geblieben. Am 30. April 1832 fand in Marseille die erste Schilderhebung der Bourbonisten statt. Wie sie verunglückte, das zu erzählen, bedarf einer für diesen Zweck zu langen Auseinandersetzung. Flüchtend, von Ort zu Ort im Schutze der Nacht, im Dunkel des Waldes, belauschen wir Maria Caroline. Sie schläft, in ihren Reisemantel gehüllt, auf der Erde, unter freiem Himmel. Sie ruht, zitternd vor Frost, nach langer Wanderung in der Hürde eines Schäfers aus. Der zarten Frau versagen die Füße, die nur gewöhnt sind, den Parquetboden königlicher Zimmer zu betreten, den Dienst. Sie schläft ermattet ein. Sie träumt von Kronen, von dem Jubel des Einzuges in Paris. Endlich wird sie von ihren Getreuen geweckt. Man hatte einen Wagen gefunden, und die Herzogin konnte die mühevolle Reise wenigstens fahrend vollenden. Ihr Ziel war die Vendée, dorthin ging der Zug ihres Herzens. „Auf Wiedersehen in der Vendée!“ das war der Ruf, als sie sich von ihren Begleitern trennte.

Nur von einem Getreuen beschützt, jede belebte Straße vermeidend, ist die Herzogin auf dem Wege nach der Vendée jeder Gefahr ausgesetzt. Verdächtige Patrouillen von Gensdarmen gewahrte man zu verschiedenen Tageszeiten, und endlich, es unterlag keinem Zweifel — ward die Kutsche verfolgt. Was beginnen? Die Reiter mußten die Papiere der Reisenden sehen und — wenn sie die Herzogin erkannten? In der Nähe ist kein schützendes Haus. Der treue Führer kannte alle Bourbonisten auf der ganzen, langen Reiseroute. Immer näher kamen die Gensdarmen. „Ist keine Behausung zu erreichen, die uns verbergen könnte?“ flüsterte die Herzogin.

„Ich kenne keine, deren Wirth ein Bourbonist wäre. Wollen Sie das Aeußerste wagen, Madame? Das nächste Gut ist Eigenthum eines Republikaners.“

„Hin zu ihm, schnell!“

Der Besitzer des Hauses eilte herbei. „Mein Herr,“ sagte Maria Caroline, „ich kenne Ihre Gesinnungen, aber für eine Proscribirte, wie ich es bin, giebt es keine Meinung: ich bin die Herzogin von Berri.“

Der Republikaner reichte der Flüchtigen seine Hand. Die Herzogin schlief unter dem Dache seines Hauses sicher vor den Nachstellungen ihrer Feinde. Hier suchte Niemand die Mutter des Herzogs von Bordeaux, Niemand dachte daran, daß der Republikaner dem Haupte der Bourbonenfamilie ein Obdach gewähren, daß er am folgenden Morgen, beim Grauen des Tages, neue Pferde herbeischaffen würde, mit denen Maria Caroline nach vielen Gefahren in das Haus eines ergebenen Freundes gelangte. Endlich in der Vendée — endlich in der Mitte jener alten, ländlichen Barone, jener Pächter und Waldläufer, die bereit waren, auf das Zeichen der Sturmglocke die Waffen zu ergreifen, die Fahne der Bourbonen zu erheben und sich mit dem Rufe: „Es lebe Heinrich der Fünfte!“ in den Tod zu stürzen!

Die Herzogin war an allen Orten zugleich. Sie entwickelte eine ungeheuere Thätigkeit. Sämmtliche Correspondenz, die Geldangelegenheiten, die Pläne, Alles ging von ihr aus, war das Werk ihrer Hände, der Entwurf ihrer glühenden, rastlos arbeitenden Phantasie. Nicht genug, daß diese gewaltige Last einer Frau oblag. Sie mußte es Alles heimlich, verborgen unter dem Schutze des Gastrechtes ausführen. Die Landleute hüteten die Wohnung der Herzogin, und die Gemeinde von Legé, woselbst Maria Caroline verborgen wohnte, gab ihr in der That rührende Beweise von Anhänglichkeit. Von hier aus erließ sie die Proclamationen, aber den Streifcolonnen gelang es nicht, ihrer habhaft zu werden. Hier empfing sie unter anderen Berryer, den bekannten legitimistischen Advocaten. Als er an die Wohnung der Herzogin kam, mußte er das Losungswort geben. Man antwortete aus dem Innern des Hauses in verabredeter Weise. Dann öffnete eine alte Frau, in Begleitung eines stämmigen Burschen, dessen Hand mit dem eisenbeschlagenen Knittel der Vendéer bewaffnet war, die Thür.

Berryer ward in ein ärmliches Zimmer geführt. Hier sah er sich einer Frau gegenüber. Es war die Herzogin. Sie trug einen leinenen Kopfputz, die Tracht der Bäuerinnen jener Gegend. Berryer war ein Gegner der Erhebung. Er beurtheilte die Sachlage mit seinem kalten, ruhigen Verstande. Allein die Herzogin hörte auf keine Rathschläge. Sie wollte handeln für die Sache ihres Kindes, und an demselben Abende, wo Berryer sie verließ, richtete sie an die Häuptlinge der bourbonischen Verschwörung ein Schreiben, in welchem sie die Nacht vom 3. zum 4. Juni als den Zeitpunkt des Ausbruchs bezeichnete. In Manneskleidern ging Maria Caroline von Ort zu Ort. Sie bereitete, unterstützt von einigen phantastischen Köpfen, die Schilderhebung der Vendée vor. Sie hieß bei ihren Gefährten Petit Pierre und entging, in der Verkleidung eines Bauern der Vendée, den Forschungen der Behörden.

Die Julireglerung, unterrichtet von dem sich vorbereitenden Aufstande, ließ kein Mittel unbenutzt dem drohenden Ereignisse gerüstet entgegentreten zu können. Mobile Colonnen unter Commando des General Dermoncourt durchstreiften das Land, untersuchten die Schlösser, und eine derselben war so glücklich, höchst wichtige Papiere aufzufinden, welche der Regierung alle Pläne und Namen der in die Verschwörung verflochtenen Persönlichkeiten verriethen. Mit einem Schlage wechselten jetzt die Rollen. Statt angegriffen zu werden durch die Vendéer, griff die Regierung diese an, und als am 4. Juni 1832 die Sturmglocke in der Vendée die Kämpfer für Heinrich V. zu den Waffen rief, fanden diese überall einen schlagfertigen Feind, der nicht wartete, bis sie sich in Reih und Glied gestellt, sondern der über jeden, oft ganz ohne alle Absicht sich zusammenfindenden Trupp Vendéer herfiel und ihn zerstreute. Vereinzelt brach überall der Aufstand aus, und so ward er einzeln niedergeworfen.

Die Herzogin war auf die erste Nachricht der Erhebung in den Kampf geeilt. Durch eine fliegende Colonne erkannt und verfolgt, mußte sie in einem Dickicht die Nacht verbringen; während dieser Zeit hatte das blutige Drama geendet. Am folgenden Tage entkam die Herzogin nur durch schnelle Wechselung der Kleider mit einer Bauerfrau der Verhaftung. Heute nahm ein Schloß die Flüchtende auf, morgen war eine Windmühle ihr Obdach, am nächsten Tage ein Pachthof. Hierher kamen, flüchtig, verfolgt, durch das Dickicht sich schlagend, Verwundete aus den Gefechten. Noch ein Mal wollte Maria Caroline zu den Kämpfenden eilen, aber wieder zeigten sich die Colonnen Dermoncourt's von allen Seiten, und der General hatte die Versicherung gegeben: „Er werde Madame und deren Begleitung ohne Gnade niederschießen lassen.“

Trotz der wüthendsten Tapferkeit unterlagen die Vendéer. Während dieser Kämpfe waren Unruhen in Paris, bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses des Generals Lamarque, ausgebrochen. Mit doppeltem Eifer bekämpfte daher die Regierung die Bewegungen. Immer enger zog sich das Netz um die Vendée und die Anhänger des Hauses Bourbon, die Kämpfer alle und zuletzt Maria Caroline verzweifelten an dem Ausgange. Die Sache Heinrich's V. war verloren.

Wieder ist die Herzogin eine Geächtete, eine Umherirrende; wieder eilt sie von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft. Aber dieses Mal ist sie nicht erfüllt mit stolzer Hoffnung auf kommende Siege oder Erfolge, welche dem Ermattenden neue Kraft geben. Sie ist eine Geschlagene, die nur noch den sicheren Zufluchtsort zu erreichen suchen muß, eine trostlose Mutter, deren schönste Aussichten in die Zukunft vernichtet sind. Aber der Geist Maria Carolina's blieb ungebeugt. Als Bäuerin verkleidet und von einer getreuen Gefährtin begleitet, gelangte sie glücklich in die alte Stadt Nantes. Als sie durch das Thor getreten waren, fielen die Blicke der Flüchtlinge auf ein Placat der Regierung, welches die Ueberschrift trug: „Etat de Siége“. Nantes befand sich in Belagerungszustand. Die Herzogin eilte weiter durch die Straßen und half

einer alten Frau die Körbe packen, weil die Alte die beiden Verkleideten für wirkliche Bäuerinnen hielt und sie um Hülfe bat. Endlich nahm das Haus der Familie Duguigny in der Straße Haute du Château die Flüchtenden auf. Hier blieb Caroline fünf bis sechs Monate lang verborgen. Wie dies möglich war, ist fast nicht zu begreifen, wenn man nicht den Ansichten der Tagesblätter beipflichten will, die behaupteten, daß die Regierung sehr wohl um den Aufenthalt der Herzogin wisse, sie aber nicht fangen wolle. Maria Caroline führte immer noch eine Correspondenz mit ihren Anhängern von diesem Schlupfwinkel aus, sie empfing Besuche, sie ward lebensgefährlich krank. Alles dies konnte geschehen, ohne — zur Ehre der Nation muß es gesagt sein — ohne daß sich ein Verräther fand, denn wenn auch vielleicht die Regierung ein Auge zudrücken wollte, so machte sie doch gewaltige militärische und polizeiliche Anstrengungen, und leicht konnte irgend ein Mensch sich vorfinden, der den Preis des Verrathes erringen mochte.

Er fand sich auch, aber es war kein Franzose, sondern ein gewisser Simon Deutz aus Köln, der sich in das Vertrauen der Herzogin einzuschleichen gewußt hatte, daß er bald so besaß, daß er in den wichtigsten Angelegenheiten ihr Agent wurde. Er war es, der am 6. November die zur Gefangennahme der Herzogin beorderten Militär-Colonnen um das Haus aufstellen ließ, wo Maria Caroline verborgen.

„Retten Sie sich, Madame," rief plötzlich einer ihrer Getreuen, „ich sehe rund herum um das Haus Bayonnete blitzen." Der Mond war aufgegangen, und man konnte deutlich das Funkeln der Waffen sehen. Volk lief zusammen, von allen Seiten rückte Militär gegen das Haus.

„Eilen Sie in Ihr Versteck, Madame," riefen die Freunde.

In diesem kritischen Augenblicke zeigte die Herzogin eine seltene Ruhe und Beherrschung. Sie warf einen Blick durch das Fenster auf die herannahenden Soldaten und begab sich langsam in ihr Versteck. In einer Mansarde des dritten Stockes im Duguigny'schen Hause war hinter dem Kamin ein kleines Kämmerchen, dessen Eingang durch die Kaminplatte gebildet und verschlossen wurde. Den Hintergrund des Zimmers gab die äußere Mauer des Hauses, auf welcher die Dachsparren ruhten, welche wiederum das Versteck von oben schützten und bedeckten. Vorn am Eingang hatte dieser Raum achtzehn Zoll Breite, gegen das Ende zu nur acht bis zehn Zoll, dabei eine Länge von drei bis vierthalb Fuß.

Als die von den Commissären eingeführten Soldaten in das Haus drangen, waren die Compromittirten bereits in ihrem Verstecke. Man denke sich vier Personen in dem beschriebenen engen Raume. Auf den ersten Blick konnte man wahrnehmen, daß Deutz die Behörde von Allem genau unterrichtet hatte. Die Commissäre gingen in dem Hause umher, als wären sie alte Bekannte. Nichts war zu entdecken. Bald aber befanden sich die Verborgenen in höchst peinlicher Lage. Dumpfe Schläge gegen die Mauer des Nachbarhauses, welche den Schlupfwinkel begrenzte, zeigten ihnen an, wie eifrig gesucht ward. Schon fielen größere und kleinere Stücke Mauerwerk auf die Geängstigten herab, der Kalkstaub zog in dichten Wolken durch das enge Gemach. Fest aneinandergepreßt standen die Herzogin und Fräulein von Kersabiec, die Herren Mesnard und Guibourg hatten sich auf dem Boden zusammengekauert. Während dessen ward das ganze Haus durchwühlt, aber nach einer siebenstündigen Untersuchung gab der Präfect die Hoffnung auf.

Die Gefangenen des Mansard-Zimmers athmeten ein wenig freier. Sie konnten nicht wissen, was vorging, aber sie hörten die Tritte abmarschirender Soldaten. Die Nacht brach herein. Sie flüstern schon untereinander von Rettung, von Flucht — da — horch! In das Zimmer vor dem Schlupfwinkel treten Leute. Das Klirren ihrer Säbel, die Reden welche sie führen, zeigen deutlich, daß es Gensdarmen sind. Die Flüchtlinge halten den Athem an. Eine schneidende Kälte dringt durch die Ziegel des Daches, die Zähne klappern, die Hände und Füße sterben ab. Da knistert es in dem Kamine, dessen eiserne Platte die einzige Scheidewand zwischen den Verfolgten und ihren Häschern bildet, die Soldaten haben Feuer gemacht; das thut den fröstelnden Gefangenen wohl, aber was ihnen anfangs ein Glück schien, wird ihr Verderben. Immer glühender wird die Eisenplatte, immer furchtbarer die Hitze in dem engen Raume, zwei Mal faßt das Feuer die Kleider der Damen, man löscht es mit den Händen, welche sofort die Brandmale zeigen. Will man die Lage ändern, muß man über den Andern hinwegsteigen; so gelangt die Herzogin dicht an die glühende Platte. Sie hält mit furchtbarer Resignation aus. Das Feuer erlischt, die Soldaten schnarchen. Die Nacht vergeht. Fast ohnmächtig vor Hunger, Erschöpfung und Erregung sehen die Gefangenen das Tageslicht durch die Ritzen des Daches schimmern. Kaum graut der Tag, so beginnen die Arbeiten gegen die Mauern des Hauses von Neuem, Stöße, Schläge mit Eichenbohlen machen das ganze Hotel Duguigny erzittern. Dann tiefe Stille.

Darauf wieder neue Arbeit. Dicht an der Kaminplatte wühlt und hämmert es, die Steine bröckeln ab; schon glauben die Gefangenen, der Augenblick der Entdeckung sei gekommen, da lassen die Arbeiter in ihren Forschungen nach. „Wir sind gerettet," flüstert die Herzogin. Alle drücken sich die Hände. Umsonst — die Wachen erscheinen wieder, und das verderbenbringende Feuer knistert im Kamine. Einer der Soldaten hat unglücklicher Weise ein Paket Acten aufgestöbert, mit denen er das Feuer unterhält. Zu der Qual der Hitze gesellt sich die des Rauches. Schon müssen die Eingesperrten den Mund an die Oeffnungen der Dachsteine legen, um athmen zu können, während ihre Kleider neue Brandflecken zeigen. Die Stunde der Entdeckung war gekommen. Nicht fähig mehr dem Rauch und der Gluth zu widerstehen, öffneten die Herren auf Befehl der Herzogin die Platte durch Fußtritte.

Ein „Wer da?" der Gensdarmen beantwortete den mit fester Stimme ausgestoßenen Ruf: „Ich bin die Herzogin von Berri, öffnet die Platte." — Das Erstaunen war maßlos. Es theilte sich dem auf der Straße versammelten Volke gleichfalls mit. General Dermoncourt eilte herbei, Erfrischungen aller Art wurden den Erschöpften gereicht. Groß war die Theilnahme, welche die heroische Frau und deren treue Begleiter erweckten. Der Gegner der Herzogin, Dermoncourt, rief aus: „Diese Frau ist eine Heldin!"

Maria Caroline ward mit allen Ehren und den einer Fürstin gebührenden Auszeichnung behandelt. Aber ihre Sache war verloren. Um sie den Augen der erregten Menge so schnell wie möglich zu entziehen, brachte man sie auf die Brigg La Capricieuse, welche sie am 11. November von den Küsten Frankreichs hinwegführte. Sie wird das Land ihrer Wünsche, ihrer Hoffnungen wohl nicht mehr betreten dürfen, und gleich vielen Andern, findet auch ihr Bildniß im Palaste Vendramin eine passende Stelle unter den Gegenständen, welche die Erinnerung an herbe Schicksale wach rufen. —

Daß die Herzogin den Besucher des Palastes lebhaft interessirt, ist begreiflich. Ihr Leben, ihr Dulden, ihr Handeln sind nicht minder interessant, als die jener Personen, welche im Schimmer der Romantik, verklärt durch entschwundene Jahrhunderte, vor uns stehen. Ein Faden des großen Geschichtsnetzes verbindet außerdem Venedig immer mit Frankreich, und gerade in diesem Augenblicke erzittern die Fäden des Gewebes mehr als je. Wo die Convention Italien Frankreich neue, große Ereignisse, deren Mittelpunkt Venedig sein dürfte, vorbereitet, war es vielleicht nicht ohne Interesse, das Tusculum einer französischen Fürstin in der Stadt zu betrachten, nach welcher sich unsere Blicke jetzt erwartungsvoll richten.

Maria Caroline theilt in Allem die Schicksale so mancher im Palaste Vendramin durch sie verherrlichter Persönlichkeiten, und das Gemäuer des alten, mächtigen Gebäudes scheint sich nicht hergeben zu wollen zur Ruhestätte seiner Insassen. Wie seine Erbauer, so ist auch seine jetzige Besitzerin fern von ihm auf einsamem Schlosse in den schönen, stillen Bergen Steiermarks.

Besteigen wir wieder die Gondel, die uns hinwegführt von dem Palaste Vendramin! Werfen wir noch einen Blick auf das stolze Haus! Da, auf dem Gemäuer, steht in schwarzer Schrift — tief in den Stein gehauen — gleich einer Entschuldigung dem Geschicke gegenüber, ein kurzer Spruch der Vendramins: „Non nobis." „Nicht für uns." Der Spruch ist zum traurigen Symbole für Alle die geworden, welche sich Besitzer des Palastes nannten. „Non nobis" sollte aber auf allen Palästen Venedigs stehen, besonders auf den Mauern derer, die den Canal grande zieren, durch dessen gewaltiges Thor, Ponte di Rialto, wir so eben, in ernste Stimmung versenkt, mit der pfeilschnellen Gondel gleiten.

Leute bei der Spritze.

Alte und neue Feuerwehr.

„Haben Sie von dem gräßlichen Brandunglück in — statt gelesen? Hundertfünfzig Häuser, worunter sämmtliche öffentliche Gebäude, liegen in Asche! Mehr als achthundert Menschen jedes Alters und Geschlechtes sind nicht nur obdachlos geworden, sondern haben Alles, was sie besessen, verloren! Versichert sind die Wenigsten, und welch' trauriger Zukunft sehen diese entgegen! Das Schrecklichste ist aber, daß eine ganze aus acht Gliedern bestehende Familie, bis auf ein Mädchen von zehn Jahren, den schauderhaften Tod in den Flammen gefunden hat! Schnell muß hier geholfen werden, und jeder Menschenfreund wird sein Scherflein beitragen, um die Noth zu lindern." Mit diesen Worten tritt uns ein Freund entgegen, der so eben die Unglücksbotschaft vernommen, indem er hinzufügt, daß freilich zum guten Theil die große Ausdehnung des anfangs unbedeutenden Schadenfeuers den höchst unzureichenden Löschanstalten, wie dem Mangel an jeder Organisation der „Feuerwehrmannschaften" zu danken sei; ebenso falle diesem Umstande der Tod der in den Flammen Umgekommenen zur Last.

1. Abladen der Spritze.

Leider ist man an gar vielen Orten noch sorglos genug, der Organisation des Feuerwehrwesens nicht die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. Um aber würdigen zu können, wie viel von einer wohlorganisirten und disciplinirten Feuerwehr abhängt, braucht man sich nur einmal die Thätigkeit sogenannter „wilder" Mannschaften bei einem Schadenfeuer etwas näher anzusehen. Es ist mitten in der Nacht, als die Sturmglocke ertönt und die Ortsbewohner aus dem Schlummer aufgeschreckt werden. Das Horn des Nachtwächters läßt seine schauerlichen Töne vernehmen, und mitten in den Lärm mischt sich der vielstimmige Ruf: Feuer! Der Dachstuhl eines mehrstöckigen Hauses steht bereits in vollen Flammen, und es wird Sorge der Feuerwehr sein, das Feuer nicht allein direct anzugreifen, sondern auch, was hauptsächlich in's Auge zu fassen ist, eine ungefähr zwanzig Schritt davon entfernt stehende Scheune, welche die Verbindung mit einem besonders feuergefährlichen Häusercomplex herstellt, zu decken, denn schon erhebt sich der Wind nach dieser Richtung hin. An diesen bedrohten Punkt muß so schnell wie möglich eine Spritze, die ununterbrochen in Thätigkeit zu halten ist, postirt werden.

2. Aufladen der Spritze.

Drei Spritzen aus dem Orte kommen herangefahren. Die Besetzung ist aber nur spärlich, und die Spritzenmeister greifen zu dem üblichen Mittel, die nöthigen Mannschaften aus den zahlreichen müßigen Zuschauern, die sich eingefunden haben, zu pressen. Der Bürgermeister, der gleichzeitig als Feuerwehrcommandant fungirt, giebt dem Führer einer Spritze den Befehl, die Scheune zu halten. Aber seine Worte verhallen vor dem Schreien und Toben der Mannschaften, die sich mit einer wahren Wuth auf die Spritzen stürzen, um sie in Stand zu setzen, und durch dieses planlose Draufgehen die schönste Unordnung, namentlich hinsichtlich des Legens der Schläuche, hervorbringen. Der Bürgermeister erneuert seinen Befehl. Umsonst; man sagt ihm geradezu in's Gesicht, daß er gar nichts zu befehlen habe. „Was sollen wir da hinten, wo es gar nicht brennt? Der Herr Commandant versteht nichts, das haben wir immer schon gesagt." Diese und andere ähnliche Redensarten, die der beklagenswerthe Mann, ohne etwas dagegen thun zu können, schweigend anhören muß, erschallen wie aus einem Munde. Eine fernere Anstrengung seinerseits, eine Wasserreihe aus dem gaffenden Publicum zu bilden, schlägt ebenfalls fehl, und als er selbst zwei Eimer ergreift, um aus dem höchstens dreißig Schritt entfernten Flusse Wasser zur nächsten Spritze zu tragen, wird dies keineswegs als eine Aufforderung betrachtet, seinem Beispiele zu folgen. Die Leute sehen ihn vielmehr gleichgültig an und glauben, daß diese Verrichtung gewissermaßen mit zu seinen Amtsverrichtungen gehöre. Mit vieler Mühe sind endlich die Spritzen mit Wasser, das durch die gebräuchlichen unpraktischen Sturmfässer herbeigeschafft worden ist, gefüllt; die Mannschaften setzen die Druckbäume in Bewegung, aber, ganz abgesehen davon, daß das Wasserquantum bald consumirt ist und nur mit großen Unterbrechungen erneuert wird, haben sich die Rohrführer so postirt, daß der Wasserstrahl mit seinem äußersten Ende gleich einem sanften Sprühregen die Gluth erreicht und diese dadurch nur vermehrt. Jetzt rasseln noch drei Spritzen aus benachbarten Ortschaften herbei; allein die Mannschaften derselben fügen sich ebenso wenig den Anordnungen des Bürgermeisters, der ihnen befohlen hat, die immer mehr und mehr bedrohte Scheune zu halten. Sie gehen vielmehr ganz auf eigene Faust vor und steigern dadurch nur die bereits im höchsten Grade herrschende Unordnung.

Unterdessen wird in dem brennenden Hause arg gewirthschaftet. Ganz unberufene Leute haben sich in dasselbe gedrängt, zerschlagen Thüren und Fenster, schleppen Möbel und Gegenstände aller Art, ohne auf deren Schonung Rücksicht zu nehmen, aus den Zimmern, oder werfen diese aus den oberen Stockwerken auf die Straße. Diese destructive Gesellschaft nennt das ironisch genug „retten", und wie die Besitzer ihr Eigenthum gegen solche Behandlung schützen wollen, wird ihnen in der unglimpflichsten Weise entgegengetreten.

Da bricht plötzlich das längst gefürchtete Ereigniß ein: die Scheune hat Feuer gefangen und im Nu steht das Dach in Flammen, die sich in Folge des heftiger gewordenen Windes den daranstoßenden Gebäuden mittheilen. Ein allgemeines sauve qui peut entsteht und ein großer Theil der Mannschaften verläßt die Spritzen, unter ihnen diejenigen, welche in dem bedrohten Stadttheile wohnen, während die Uebrigen gar nicht daran denken, den Standort der Spritzen zu verändern. Sie sind überhaupt weit entfernt davon, ihre Pflicht zu erfüllen, und besitzen auch, bis auf Wenige, gar nicht mehr die Fähigkeit dazu, denn sie befinden sich in Folge von im Uebermaße genossenen geistigen Getränken, die ihnen nach althergebrachter Unsitte geliefert worden sind, in einem sehr bedenklichen Zustande der Aufregung und Schlaffheit zugleich. Während die Einen toll und ausgelassen sind, als feierten sie ein frohes Fest, schwanken Andere in seliger Stimmung hin und her, oder suchen allerlei Händel, oder blicken endlich, mit dem Rücken an die Spritze gelehnt, mit starren Augen regungslos in den gräulichen Wirrwarr.

Schon liegen vier Gebäude in Asche, und da das Löschen auf-

gehört hat, so sucht man dem Feuer durch Einreißen des anstoßenden Daches Einhalt zu thun. Nichts hilft, denn die Gluth ist viel zu intensiv und überspringt die Lücken. Es brennt weiter, und hört auch nicht eher auf, als bis der zwanzig Häuser zählende Gebäudecomplex den Flammen zum Opfer gefallen ist. Auf dem Platze, wo die Spritzen stehen, mit denen eben gar nichts geleistet worden ist, herrscht fast vollkommene Ruhe. Sie sind von der Mannschaft verlassen; nur hinter einem umgestürzten Sturmfasse liegen einige Männer, nicht etwa um von ihren Anstrengungen auszuruhen, sondern vielmehr — um ihren Rausch auszuschlafen.

Dies eine kurze, aber bestimmt nicht übertriebene Schilderung der Thätigkeit nicht organisirter und ungeübter Mannschaften bei Gelegenheit eines Schadenfeuers.

Betrachten wir nun einmal das Gegenbild. Als Muster steht in dieser Beziehung die Berliner Feuerwehr da. Freilich ist dieselbe fest besoldet und militärisch organisirt, sowie vermöge der in den verschiedenen Stadttheilen vertheilten, unter einander und mit dem Polizeigebäude in telegraphischer Verbindung stehenden Feuerwachen in den Stand gesetzt, schnell bei einem Schadenfeuer zur Hand zu sein. Derartige Einrichtungen sind natürlich nur in größeren Städten möglich. Auf diese Vorzüge kommt es aber vor der Hand gar nicht an, betrachten wir vielmehr die Thätigkeit der alarmirten Mannschaften bei einer Feuersbrunst.

Sobald das Commando zum Instandsetzen der Geräthe erfolgt, begiebt sich Jeder, ohne ein Wort zu sprechen, an seinen Posten, und in wenigen Minuten ist Alles fix und fertig. Das nöthige Wasser liefert entweder die Wasserleitung, oder es wird durch große, mit zwei Pferden bespannte Wasserfässer, und nebenbei auch durch von der Mannschaft transportirte Rädertienen in der nöthigen Menge herbeigeschafft. Die Spritzenmannschaften beginnen ihre Thätigkeit, und in das brennende Haus werden, dafern dies nöthig, Feuermänner beordert, welche die Möbel von den Wänden in die Mitte jedes Zimmers rücken und mit einer wasserdichten Decke überdecken, um sie auf diese Weise vor dem aus den oberen Etagen gewöhnlich zuerst an den Wänden herablaufenden Wasser zu schützen. Befinden sich in der Nähe des Feuers leicht brennbare Gegenstände, so werden diese schleunigst durch die Mannschaften, denen die dazu nöthigen Geräthe zu Gebote stehen, entfernt. Um die Verbindung mit den oberen Etagen an der Außenseite des Hauses herzustellen, oder um Menschenleben, die sich in Gefahr befinden, von dort zu retten, werden die Rettungsleitern geschlagen. Hiervon wird jedoch nur in den allernöthigsten Fällen Gebrauch gemacht, denn es wird eben nichts ausgeführt, wozu kein triftiger Grund vorhanden ist. Bei einer größeren Feuersbrunst werden sofort die nöthigen Maßregeln getroffen, um die Ausbreitung zu verhindern. Das Feuer wird von allen Seiten energisch in Angriff genommen, und es ist bisher immer gelungen, derartige größere Brände, die nur dann entstehen, wenn die Feuerwehr zu spät alarmirt wird, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu löschen. Mit derselben Ruhe, wie die Mannschaft gekommen ist und gearbeitet hat, geht sie auf gegebenen Befehl zurück, macht die verschiedenen Geräthe zum Abmarsch fertig und fährt nach ihren Wachen ab.

3. Die Rettungsleiter.

Dieses System muß von jeder freiwilligen Feuerwehr befolgt werden, wenn sie den Anspruch auf Organisation und Disciplin machen will. Das wird übrigens allenthalben begriffen. Gar zu peinlich braucht man dabei in Bezug auf gewisse Einzelheiten nicht zu sein; die Hauptsache bleibt, daß die Mannschaften das gegebene Commando befolgen und schnell ausführen, und dazu gehören natürlich Unterordnung und Uebung.

Auch die Leipziger Turnerfeuerwehr genießt eines wohlverdienten Rufes. Wir geben im Nachstehenden die Abbildungen einiger von ihr benutzten Geräthschaften, die sich durch ihre Zweckmäßigkeit zu allgemeiner Annahme empfehlen. Die von der Turnerfeuerwehr bedienten Spritzen sind sogenannte zweirädrige Pariser Karrenspritzen, welche ab- und aufgeladen werden müssen. Die Zweckmäßigkeit dieser Spritzen, namentlich in Städten, steht außer allem Zweifel, denn erstens lassen sie sich sehr leicht transportiren, und zweitens können sie ohne besondere Schwierigkeiten selbst in enge Räume gebracht werden. Die Druckbäume werden durch Unterdruck in Bewegung gesetzt, und es sind zur unausgesetzten Bedienung einer Spritze, einschließlich Ablösung, etwa zwanzig Mann erforderlich. Die Spritze kann indessen schon von drei Mann ab- und aufgeladen werden. Das Abladen zeigt Figur 1, während das Aufladen durch Abbildung 2 veranschaulicht wird. Die gebräuchlichen Rettungsleitern (Figur 3 und 4) sind einholmig; um dieselben von der Leiter aus in höhere Stockwerke zu schlagen, befestigen sich die Steiger mittelst entsprechend großer, am Leibgurt festgenähter Carabinerhaken um den Holm (s. Figur 3), wie dies in ähnlicher Weise auch bei der Berliner Feuerwehr geschieht. Zur Rettung von Menschen dienen Rettungsschlauch und Fangtuch, welche beide in solchen Nothfällen vor so vielen anderen meistens complicirten Geräthen unbedingt den Vorzug verdienen.

Wie nöthig aber energische Verbesserungen im Feuerwehrwesen geboten sind, dies stellen die vielen Brände der neueren Zeit zur Genüge heraus. Nach einer für das Jahr 1863 veröffentlichten Uebersicht der Landes-Immobiliar-Brandversicherungs-Anstalt des Königreichs Sachsen betrug die Zahl der Brände, nach welchen Entschädigungen (d. h. nur für zerstörte Baulichkeiten) gezahlt wurden, 865, und die verausgabte Summe belief sich auf anderthalb Million Thaler. Wie groß der Schaden an Mobilien &c. &c. gewesen sein mag, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. Zu hoch dürften wir aber bestimmt nicht greifen, wenn wir den Gesammtschaden auf nahe an zwei Millionen Thaler veranschlagen. Von Menschenleben, die hierbei etwa zu Grunde gegangen oder doch auf dem Spiele standen, ist noch gar nicht einmal die Rede.

4. Der Aufstieg.

Einer Notiz aus Baiern zufolge, die uns zur Verfügung steht, betrug in diesem Lande der Schaden an durch Feuer zerstörten Baulichkeiten bei 615 Bränden anderthalb Million Gulden.

Sollte man Angesichts solcher Verluste nicht zur Vorsicht gemahnt werden? Gewiß. Lege man deshalb nicht die Hände ruhig in den Schooß, fange man vielmehr mit den nöthigen Verbesserungen bei Zeiten an, damit, wenn die Gefahr hereinbricht, man ihr mit Entschiedenheit entgegentreten könne und das Sprüchwort: Durch Schaden wird man klug, sich nicht bewahrheite.

Trotzdem sich überall eine recht löbliche Agitation zu Gunsten von Verbesserungen im Feuerwehrwesen kundgiebt, hat es in den meisten Fällen seine guten Wege, ehe es bis zu einer durchgreifenden That kommt. Es ist geradezu merkwürdig mit anzusehen, wie schwer es sich gewöhnlich die Menschen machen, das Ueberlebte zu beseitigen und dafür etwas Zweckmäßiges zu schaffen. Die leidigen Rücksichten und die Sucht nach Vielregiererei sind fast immer der Hemmschuh der freieren Entwicklung einer gemeinnützigen Sache, besonders einer freiwilligen Feuerwehr. Es fehlen dem Volke noch viel zu sehr die nöthige Hingebung, Opferfreudigkeit und Selbstverleugnung — Alles Eigenschaften, auf denen jegliche Selbstregierung basirt. Wäre es anders, so würden wir uns, wie es so häufig geschieht, besonders in gemeinnützigen Bestrebungen nicht gegenseitig das Leben verbittern und dadurch die Lacher auf jene Seite treiben, wo ohnedem jede Einrichtung, die aus dem Volke hervorgeht, von Haus aus bespöttelt wird.

Eine freiwillige Feuerwehr muß ganz besonders die oben genannten Eigenschaften an die Spitze stellen, wenn sie mit Ehren bestehen und ihre Schuldigkeit erfüllen will. Von ihr fordert man strenge Beobachtung der selbstgeschaffenen Gesetze, und jemehr sie die schwere Tugend übt, sich den unbedingt nöthigen, in gleicher Weise entstandenen Disciplinarbestimmungen zu unterwerfen, desto tüchtiger wird sie sein, desto geachteter wird sie dastehen.

Wird aber durch so organisirte Genossenschaften nicht ein gut Stück Selbstregierung gewonnen und das freie Bürgerthum damit zugleich gekräftigt? Dies kann sicher nicht geleugnet werden. Deshalb ist sie auch die Schule des Gemeinsinns zu nennen. Schaffe man nur recht viele solcher Genossenschaften, sie sind die Bausteine eines kräftigen und freien Gemeinde- wie Staatslebens.

Die Feuerwehrbewegung hat namentlich in den Turnvereinen Grund und Boden gefunden, und wir können wohl die Zahl der Turnerfeuerwehrmänner in ganz Deutschland auf mindestens zwanzig Tausend veranschlagen. Dies ist sicherlich ein erfreulicher Beweis von der Thatkraft, welche das Turnen in dem Einzelnen erzeugt, und es ist sehr wünschenswerth, daß diese Bewegung sich nicht nur mehr und mehr ausbreite, sondern auch von allen Seiten die nöthige Unterstützung finde.

Jetzt, verehrte Leser, prüfen Sie das Gesagte, und wenn Sie von der Wahrheit desselben überzeugt sind, wie wir es hoffen, so treten Sie, falls es überhaupt noch nicht geschehen sein sollte, schleunigst in die edle Zunft der Feuerlöscher. Schaffen Sie sich Helm und Blouse an und werden Sie tüchtige Leute „bei der Spritze"! Durch dieses Vorgehen werden Sie nicht nur die dringliche Feuerwehrfrage erledigen, sondern auch die Lösung der deutschen Frage wird dann, und wir meinen dies ganz im Ernste, wesentlich gefördert werden.

L. Faber.

Das Sanct Martinsfest am Rhein.

Der Zufall wollte es, daß ich am 10. November mit eintretender Dunkelheit zu Coblenz den Eisenbahnzug bestieg, um nach Köln zurückzufahren. Als wir die Brücke über die Mosel passirt hatten, gewahrte ich an der Ecke der Landzunge, von welcher der lotharingische Fluß sich in den Rhein ergießt, ein mächtiges Feuer, um das sich eine Menge von kleinen Flammen springend und hüpfend bewegte, so daß das Ganze einen wunderlichen gespensterhaften Eindruck gewährte. Ich wußte mir die seltsame Erscheinung nicht zu erklären und hatte sie auch schon fast wieder vergessen, als sich auf dem weitern Verlauf der Fahrt durch die breitgestreckten Gefilde des sogenannten Neuwieder Beckens, wie man diese Ausbuchtung zu beiden Ufern des Stromes zwischen dem rechtsseitigen Westerwald und dem linksseitigen Maifeld, einer Partie der Eifel, nennt, an verschiedenen Orten dieselbe Scene wiederholte. Sowohl an den fernen Bergen wie in der Ebene erschienen nämlich ganz ähnliche größere Feuer, die von kleinen zuckenden Flammen umtanzt wurden.

Was hatten denn diese Freudenzeichen zu bedeuten? Ich dachte nach und fand die Lösung auf der Stelle. Am 11. November feiert die katholische Kirche das Fest des heiligen Martin. Heute war der Vorabend des Festes. Mit einem Male kamen mir die alten Angedenken der Jugend zurück. Ich erinnerte mich der Zeit, wo ich noch ein kleiner Knabe war und mit andern Knaben in den niederrheinischen Flächen zu Bergheim am Erft in die Schule ging und spielte und mich ganz besonders auf diesen Tag freute. Die Jugend wurde dann überaus lebendig in dem kleinen Städtchen. Irgend ein munterer kleiner Bursche, der zugleich ein keckes Mundwerk haben mußte, erschien mit Strohbüscheln umwunden und von seinen Genossen umgeben in der Straße. Diese Gestalt hieß das Martinsmännchen. Lärmend und schreiend begab sich darauf die lustige Schaar von einem Haus zum andern, klopfte an jede Thür und heischte Holz- und Strohbündel, die man auch nirgend zu weigern pflegte. Die hierbei übliche Ansprache hieß: „Gebt doch dem armen Martinsmännchen, Schuck; wie kalt!" Die gesammelten Brennmaterialien wurden nun mitgeschleppt und waren zuletzt so reichlich, daß keiner mehr etwas tragen konnte. So ging es zum Thor hinaus auf einen hochgelegenen Platz im Felde. Das Holz wurde auf einen hohen Haufen geschichtet, das Stroh wurde an Stangen gebunden und zu Fackeln bearbeitet. Sobald aber die Nacht eintrat, zündete man ein Feuer an, dessen Flammen hoch in die Luft flatterten, und um dieses Feuer tanzte die Jugend mit ihren angesteckten Fackeln einen wilden phantastischen Tanz, indem sie zugleich wilde Lieder durch das weite Dunkel erschallen ließ. Diese Scene dauerte so lange, wie das Feuer hielt. Dann ging die junge Schaar nach Hause und hatte einen überaus vergnügten Tag gehabt, dessen Erinnerung sie in den stillen Betten ausschlief.

Als ich später das Gymnasium in Düsseldorf besuchte, fand ich noch das Fest wieder, aber es hatte hier eine ganz andere Gestalt angenommen. Die ländliche Feier war offenbar in eine städtische umgeschaffen worden. Wenn man nämlich am Martinsabend hinaus auf die Straße geht, so findet man in derselben fast die ganze Jugend in fröhlichem Auf- und Abwandern. In jeder Hand aber befindet sich ein ausgehöhlter Kürbis, der in einigen Bindfäden hängt und in dessen Innern eine kleine brennende Kerze steht, welche die Wände, auf denen allerlei Figuren ausgeschnitten sind, erhellt und, je nach der Farbe der Frucht, ein grünes, gelbes oder rothes Licht ausstrahlt. Die Kinder singen dabei in eintöniger Melodie folgendes Lied:

> Sanct Märten, Sanct Märten,
> Die Kalver (Kälber) han lang' Stetten (Schwänze),
> Die Jenge kriege Rabaue (Aepfel),
> Die Weiter (Wichter, Mädchen) welln mer haue,
> Die Jenge kriege gebackene Feich,
> Die Weiter werfe mer onger den Desch.

Darauf gehen die Kleinen nach Hause und beschließen den Tag, indem sie „über das Kerzchen (d. h. den Kürbis) springen" und Aepfel und Nüsse verzehren. Es muß noch dabei bemerkt werden, daß die Mädchen den ebenerwähnten Vers anders singen und ihn gegen die Knaben wenden, denen sie Prügel androhen und die sie unter den Tisch werfen wollen. Jedenfalls ist aber dieses Fest in seiner äußern Erscheinung allerliebst. So hat es denn auch manche der besten Düsseldorfer Maler zu Darstellungen aller Art angeregt. Vielleicht sind dem einen oder andern Leser davon die Bilder zu Gesicht gekommen, die Adolf Schrödter, Alfred Rethel, Eduard Geselschap und Ludwig Knaus dem Düsseldorfer Sanct Martinsabend gewidmet haben.

In Bonn fand ich während meiner Studienjahre die Feier wieder. Sie hatte indeß in der Gegend des Siebengebirges jene Form, unter welcher ich sie in meiner frühesten Jugend kannte. Wir versäumten es damals nicht, am Martinsabend auf den alten Zoll hinauszugehen und die hellen Freudenfeuer der Jugend aller jener Dörfer aus der Ferne anzuschauen, welche sich längs des Siebengebirges und der Vorhügel der rheinischen Höhen erstrecken. Da zuckten denn überall die Flammen empor, um dieselben aber sprangen die dunkeln Gestalten mit ihren Strohfackeln, und es erklangen jene Lieder, die mein Freund und Meister, der treffliche Karl Simrock, besonders gesammelt hat.

Und woher stammt nun diese Feier? Wollte man ihren Ursprung in der katholischen Kirche suchen, so würde man sich sehr irren. Es ist bekannt, daß der christliche Cultus seine Feste den Festen aller Naturvölker angepaßt und sie so zu sagen in dieselben hineingeschmiegt hat. Alle alten Feste sind Producte der Natur, es sind Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterfeste. Die Kirche hat sehr wohl gethan, sie mit Heiligenfesten zu identificiren. Darüber ist ihr Ursprung aber nie verloren gegangen. Ostern entspricht dem Frühling, Pfingsten dem Sommer, Sanct Michael und Martin dem Herbste, Weihnachten dem Winter. Diese Vergleiche könnten noch weiter ausgeführt werden. Ich muß indeß hier auf die Forschungen unserer deutschen Mythologen verweisen. Jedenfalls ist auf die christlichen Feste viel von der alten heidnischen Feierlichkeit übergegangen. Und so ist auch das Martinsfest ohne Zweifel aus dem deutschen Heidenthum auf uns gekommen.

Mit dem Martinstage begann wahrscheinlich bei unsern altdeutschen Ahnen der Winter. Der Kreislauf des Jahres war vollendet. Die letzten Früchte lagen in der Scheune, der Wein, wenn sie nämlich schon Reben bauten, lag im Keller. Da war es schon der Mühe werth, den Abschluß der Feldarbeiten und den Beginn

der Winterruhe zu feiern. Dies geschah denn auch wahrscheinlich in reichlicher Weise. Vielleicht ist das Verzehren der Martinsgans ein Brauch aus uralter Zeit. Dieselbe mußte in neuem Weine schwimmen. Daher schreiben sich die Gastmahle um diese Tage, zu deren Ehren die Mönche allerlei schnurrige Lieder gedichtet haben:

Herbei, herbei zur Martinsgans,
Herr Burkart mit den Bretzeln — jubilemus —
Bruder Urban mit den Flaschen — cantemus —
Sanct Bartel mit den Würsten — gaudeamus —
Sind alle starke Patronen
Zur feisten Martinsgans.

oder:

Bruder Urban, gieb uns Wein,
So trinken wir und schenken ein,
Die Gans, die will begossen sein,
Sie will noch schwimmen und baden,
So wird uns wohl gerathen
Haec anseris memoria.

Dann ist aber der Tag auch deshalb merkwürdig, weil an demselben der Pächter seinem Gutsherrn den Zins zu entrichten verpflichtet war. Dieser Gebrauch besteht am Niederrhein noch allerwärts. Außerdem ist Sanct Martin von mystischer Bedeutung in Beziehung auf das Wetter. An seinem Vorabende gehen die Winzer hinaus und betrachten den Himmel. Soviel Sterne dann am Himmel stehen, soviel Ohm Wein bringt die nächste Weinlese. Der in altdeutschen Gedichten vorkommende Martinsvogel ist von besonderer Vorbedeutung: glücklich, wenn er von der linken zur rechten Seite vor dem Wanderer hinfliegt; unglücklich, wenn er sich links vom Wege niedersetzt. Stellen dieser Art finden sich in Reinhardt Fuchs (s. Ausg. von Jakob Grimm, S. 151). Ob die Legendengestalt des heil. Martin, der bekanntlich seinen Mantel mit einem armen Manne theilt, in Zusammenhang mit dem altdeutschen Gotte Wodan steht, wage ich als Laie nicht zu unterscheiden. Der verdienstvolle Forscher der rheinischen Vorzeit, Montanus, stellt diese Hypothese auf.

Leider verschwinden die schönen alten Volksbräuche mehr und mehr vor denen einer sich verallgemeinernden Welt- und Lebensanschauung, welche alle Völker und deren Gesellschaftsschichten durchdringt. Damit soll aber diese Zeit und ihre Bestrebungen nicht getadelt sein, zumal da sie in staatlichen und politischen Beziehungen ungleich bessere und glücklichere Grundlagen gewonnen hat. Es ist nur eine falsche Richtung der Bildung, wenn man die alten Sitten und Bräuche verspottet und verlacht und auf diese Weise zu ihrem Verschwinden beiträgt. Solche Leute haben sich nie die Mühe gegeben, den eigentlichen Sinn dieser Herkömmlichkeiten zu erforschen, sonst würden sie die schönen Feste pflegen und hegen, statt daß sie dieselben beseitigen. Es ist ein Glück, daß man noch in der letzten Stunde auf diese uralten Heiligthümer aufmerksam gemacht und daß ernste Forscher sie wenigstens durch Aufzeichnungen erhalten haben, wie dies namentlich durch die Gebrüder Grimm und ihre Schule geschehen ist.

Auch die deutsche Kunst erleidet durch das Verschwinden der alten Volksfeste keine geringe Einbuße. In einer Zeit, wo der künstlerische Geist sich mit besonderer Vorliebe der Darstellung des Volkslebens zuwendet, hätten manche Vorgänge dieser Art willkommene Vorwürfe zur bildnerischen Darstellung geboten. Als Beweis mögen die oben erwähnten Martinsabendbilder aus der Düsseldorfer Schule gelten. Als Rheinländer, der von früher Jugend her mit den alten Bräuchen der Heimath bekannt ist und dem sie an das Herz gewachsen sind, habe ich gleichfalls versucht, die schönsten und anmuthigsten derselben in poetischer Weise zu schildern. „Die Maikönigin, eine Dorfgeschichte in Versen (Stuttgart, b. Cotta)", ist ganz besonders in der Absicht entstanden, die verschwindenden Bräuche unseres Landvolks durch den ganzen Kreislauf des Jahres in einer poetischen Erzählung zu fixiren. In derselben heißt es vom Sanct Martinsabend (S. 61):

Drum klingt es rings, ob die Natur
Auch siechend stirbt, ob Berg und Flur
In Nacht schon liegt, noch einmal auf
In Strahlenlust, im Jubellauf.
Schau hin, das ist ein freudig Blitzen,
Denn hoch auf hundert Bergesspitzen
Erlodern hundert Feuer helle;
Im Lichte sprudelt auf die Welle
Des angeschwollnen wilden Rheines;
Es blinkt in's Land des glühen Scheines
Lichtrothe Loh. In ihrem Glanze
Da springen keck zum Fackeltanze
Die lustberauschten Knaben hin.
Der Schein gestaltet sich dem Sinn
Seltsam wie ein Gespensterreigen.
Geworfne Flammenbündel steigen
Hoch in die Luft; ein zuckend Schrein
Phantastisch klingt in's Thal hinein;
Es sieht so wirr und bunt und kraus
Gleich einer Hexenküche aus.

Seltsame Erscheinung! So hatte ich es in meiner Kindheit gesehen und so sah ich es jetzt wieder. Ja, die Jugend läßt sich ihre Spiele nicht nehmen, das thun nur die erwachsenen Leute. Das reizende Maifest, die lustigen Schwingtage, die wilde Thyrjagd, die dem bairischen Haberfeldtreiben gleicht, sind in unseren Gegenden gänzlich verschwunden. Aber der Martinsabend unserer Kinder ist derselbe geblieben. So wird auch das Niklas- und Weihnachtsfest in zäher Lebenslust fortdauern. Ich muß indeß gestehen, daß ich über meinen heurigen Martinsabend im höchsten Maße erstaunt war. So glänzend und herrlich hatte ich ihn in meinen Leben nicht gesehen, wie auf dieser nächtlichen Fahrt. Besonders herrlich wurden die Feuer- und Fackeltänze, als wir unter Andernach in das engere Rheinthal gelangten. Dort erhoben sich über den Dörfern auf allen vorspringenden Kuppen hochauflodernde Feuersäulen, um welche sich die Knaben mit ihren brennenden Strohwischen tummelten. Es war das doppelt schön, weil sich diese Scenen in den Fluthen des breiten majestätischen Rheines spiegelten. Mitunter sah man auch jenseits der Bergränder rothe Gluthen gegen die Wolken steigen. Es waren die Feuer der landeinwärts gelegenen Orte. Wenn der Zug hin und wieder an den Stationen hielt, so vernahm man das alte Lied:

Der hellige Sint Märten
Dat es 'ne brave Mann.

Wer weiß ob die Melodie nicht aus dem Heidenthum stammt. So ging es bis unter das Siebengebirge hinab. Als wir die niederrheinischen Ebenen berührten, war die Zeit für das Kindervergnügen abgelaufen. Ich hatte indeß in dem einsamen Wagen einen so genußreichen Abend gehabt, daß ich dem Leser anrathe, an demselben Tage und zu derselben Zeit einmal dieselbe Reise zu machen.

Wolfg. Müller von Königswinter.

Blätter und Blüthen.

Handeln die Thiere nur nach Instinct, oder auch mit Ueberlegung, Vorbedacht und Berechnung? Die interessanten Beobachtungen, welche mein alter Universitätsfreund Wilhelm von Waldbrül (von Z.) für letztere Ansicht mitgetheilt hat, veranlassen mich, zur Bestätigung derselben einige Thatsachen aus meiner eigenen Erfahrung anzuführen.

In früheren Jahren besaß ich einen Fuchs, welchen ich aufgezogen und auf dem Hofe an einer Kette liegen hatte. Von meinem Wohnzimmer aus konnte ich ihn den ganzen Tag beobachten und hatte dadurch Gelegenheit, während vier Jahren fast täglich folgenden Schelmenstreich zu constatiren. Sobald Meister Reinecke sein Mittagsmahl verzehrt hatte, fanden sich viele Vögel, besonders Rothschwänzchen, ein, welche die Reste seines Mahles verzehren wollten. Anfangs setzte sich der Fuchs in die Nähe seiner Schüssel und suchte, jedoch stets vergeblich, einen Vogel zu erhaschen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen legte sich der Erzschelm auf den Rücken, schloß halb und halb die Augen und stellte sich schlafend, um die Vögel zutraulich zu machen, was ihm auch so gut glückte, daß er fast täglich einige, welche über ihn hin- und herflogen, erschnappte. Ebenso charakteristisch ist eine andere Thatsache. Im Jahre 1859 jagte ich in den Rheinbergen in der Nähe der vielbesungenen Lorelei. Während zwei Jagdfreunde mit mir die Rückkehr unserer Hunde abwarteten, sahen wir in einer uns gegenüberliegenden Bergwand, welche nur mit einzelnen kleinen Büschen bewachsen war, einen Fuchs herumschleichen und beobachteten ihn fast eine Stunde lang. Der Fuchs ging den ganzen Berg ab von einem Busche zum andern, stellte sich der Länge nach quer gegen den Busch und schlug mit seiner Ruthe durch die dem Kopfe entgegengesetzte Seite, wodurch der darin sitzende Vogel veranlaßt wurde, auf der Seite hinauszufliegen, wo der Kopf des Fuchses sich befand, so daß er oft von demselben gefangen wurde. Eine halbe Stunde später hatte ich die Freude, den Räuber zu erlegen. Die sofort vorgenommene Section des Magens ergab, daß er bei seiner originellen Treibjagd, welche meines Wissens noch nirgend erwähnt worden ist, sieben Vögel erbeutet hatte.

Der Oberforstmeister von Wildungen theilt in seinem Taschenbuch vom Jahre 1796 mehrere andere interessante Fälle mit.

Ein Jäger, Abends auf dem Anstande nach einem Hirsche, sieht einen

alten Fuchs mit kräftigen Anläufen auf einen nahen und hohen alten Stock mehrmals hinauf und wieder herabspringen und endlich davonschleichen. Bald darauf erscheint er wieder mit einem dicken Eichenast im Maule und wiederholt nun so den vorigen Versuch, der anfänglich einige Mal mißlingt, so lange, bis er, auch mit dieser Bürde beladen, ohne Anstoß hinauf kommen kann. Nun läßt er seinen Ast herabfallen, drückt sich eben auf der ersprungenen Warte platt nieder und bleibt in dieser Stellung unbeweglich liegen. Der aufmerksame Waidmann kann trotz alles Nachsinnens den eigentlichen Beweggrund zu diesen wunderbaren Operationen nicht errathen. Aber was geschieht? Bei einbrechender Dämmerung tritt eine starke Bache mit fünf noch ganz kleinen Frischlingen aus der nächsten Dickung hervor. Sorglos zieht sie dicht an jenem alten Stocke vorbei, indeß zwei ihrer Kleinen ein wenig zurückbleiben. Kaum haben aber auch diese die gefährliche Stelle erreicht, als Meister Reinecke wie ein Pfeil auf eines derselben herabstürzt und auch im Augenblicke mit ihm sich recht glücklich wieder hinaufschwingt. Bestürzt über das Angstgeschrei des armen Schlachtopfers kehrt die Bache wüthend zurück, versucht es vergebens, zu seiner Rettung den hohen Sitz des verwegenen Räubers zu erklimmen, und muß endlich, nachdem sie ihn bis tief in die Nacht bestürmt hatte, voll Verzweiflung davongehen.

„Was dünkt meine Leser von dieser Geschichte,“ setzt Wildungen hinzu, „die ich gewiß selbst bis an mein Ende bezweifelt haben würde, wenn sie nicht deren Augenzeuge, einer der glaubwürdigsten Dianenpriester, die ich je gekannt habe, selbst noch in seinen letzten Stunden feierlichst bekräftigt hätte? Wenn die Thiere bloße Maschinen sind, wäre da nicht dieser Fuchs eine gar unbegreiflich kluge Maschine gewesen? Welche Speculationen, welche Erfahrungen, welche Vernunftschlüsse setzt dieser originelle Frischlingsfang nicht voraus! Hätte der scharfsinnige Mensch sich einen zweckmäßigern Plan ersinnen können, des leckern Bratens ohne Gefahr habhaft zu werden?“

Daß der Fuchs, wenn er sich mit einem Laufe in einem Eisen gefangen hat, sich den Lauf abbeißt, um sich zu retten, läßt sich ebensowenig durch den Instinct allein erklären, wie die Arbeiten der Ameisen, der Bienen, die ebenso künstlichen wie großartigen Wasserbauten der Biber, das Ausstellen der Schildwachen der wilden Gänse, Gemsen, Kraniche und Seekühe und viele ähnliche Erscheinungen bei anderen Thieren, welche alle auf Ueberlegung, Speculation und Berechnung hindeuten.

Am meisten zeichnet sich in dieser Beziehung der Hund, der treue Gefährte des Menschen in allen Welttheilen, aus, wie dieses schon durch die häufig vorkommenden Redensarten: „der Hund hat Menschenverstand“, „dem Hunde fehlt blos die Sprache“ &c., sowie durch das Epigramm:

„Hier liegt ein Hund, der fürwahr
Viel klüger als sein Jäger war —“

angedeutet wird. Es muß daher in der That Wunder nehmen, wie der Feder des Altmeisters Goethe das bittere Epigramm auf die Hunde entschlüpfen konnte:

„Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.“

Wislicenus' Bibel. Ueber dieses nunmehr complet erschienene Werk ging dem Verleger vor einigen Tagen folgendes treffende Urtheil eines bekannten Schriftstellers zu: „— — Kaum beschreiben kann ich die Ueberraschung, die es mir bereitete, als ich so Vieles, was mir schon vor langen Jahren in der biblischen Geschichte auffällig gewesen, in diesem Werke offen besprochen und in eben so klarer wie würdiger Weise zu einer Lösung gebracht sah, die sich bald augenscheinlich als Wahrheit herausstellt, bald mindestens das Gepräge der höchsten Wahrscheinlichkeit trägt. Wen es befrembet hat, daß verschiedene bisher erschienene Lebensbeschreibungen Jesu noch keinen gründlicheren Umschwung in der Meinung der Gebildeten über diesen Gegenstand hervorgebracht haben, der erkennt aus diesem Werke, wie viel an den herkömmlichen Vorstellungen über die ganze übrige biblische Geschichte, namentlich des Alten Testaments, und über die Entstehung der biblischen Bücher berichtigt werden mußte, ehe man an den Inhalt der neutestamentlichen Geschichte überhaupt mit dem rechten Verständnisse herantritt und für eine andere Anschauung empfänglich wird. Nach Lesung eines so scharfsinnig und ohne alle Befangenheit geschriebenen Buchs, dessen Verfasser nirgends die Folgerungen aus dem einmal für wahr Erkannten scheut oder sich vor der Tragweite seiner eigenen Erkenntniß fürchtet, ist es mir aber auch begreiflich geworden, warum jener im Anfang unseres Jahrhunderts beliebte Vernunftglaube keinen nachhaltigen Sieg erringen konnte. Wohl bekämpfte er viel Hergebrachtes, ließ aber dabei so viel mit seinem eigenen Geiste Unverträgliches stehen, daß hieraus Bollwerke für die Gegner wurden, von denen aus sie die neue Lehre bald mit den Waffen des Spotts, bald selbst in ernster Weise anzugreifen vermochten. Wislicenus kennt solche Halbheit nicht; er tritt den früher beliebten natürlichen Erklärungen der Wunder und den Versuchen, Widersprüche zu vereinigen, die sich nun einmal nicht vereinigen lassen, eben so entschieden entgegen, wie dem Glauben an die Wunder selbst und an übernatürliche Eingebung des Bibelworts; darum ist aber auch sein Werk eine feste Schlachtlinie, die sich nicht mit einigen hergebrachten Redensarten durchbrechen läßt. Sein Hauptverdienst scheint mir darin zu bestehen, daß er, obwohl ursprünglich durch Philosophie und Erfahrungswissenschaften auf seinen Standpunkt gelangt, doch die Beweise für seine Behauptungen fast durchgängig aus der Bibel selbst und aus der Vergleichung ihrer einzelnen Bücher schöpft und hier Entdeckungen macht, die jeden Unbefangenen zwingen, die Augen aufzuthun, und daß er, nachdem er viel umgestoßen, viel berichtigt, viel aufgehellt, schließlich doch von der hergebohen Spreu den Weizen zu sondern versteht und sich — was manche Gegner ungern lesen werden — der Bibel im innersten Herzensgrunde verwandt fühlt.“

Das Lied eines Dankbaren. Vor Kurzem sind die Leser der Gartenlaube an den am 23. Juni verstorbenen großen Freund und Kenner der Vögel, Ludwig Brehm, durch ein Bild von meisterhafter Künstlerhand und durch die Schilderung von kundiger und dankbarer Sohneshand erinnert worden. Ludwig Brehm war als Pfarrer, wie als Mann der Wissenschaft gleich ehrwürdig, dabei als Mensch so liebenswürdig und als Gesellschafter so heiter und unterhaltend, daß sich jeder glücklich preisen konnte, dem es auf längere oder kürzere Zeit vergönnt war, in seiner Nähe, ihn beobachtend und genießend, zu verweilen. Man schaute da einen außerordentlichen Mann, und doch in seiner Erscheinung einen so schlichten und in seiner Umgangsweise so kindlich harmlosen Menschen, daß man ihm nicht fern stehen blieb, sondern sich ihm auf das Innigste anschloß.

Als daher der Tag und die Stunde seiner Beerdigung gekommen war — es war Sonntag den 26. Juni, Nachmittag vier Uhr — da eilten nicht nur die Mitglieder der ihm anvertrauten Gemeinden, sowie die Bewohner der Nachbardörfer in der Runde, sondern auch mancher Freund und Verwandter aus der Ferne herbei, um dem theuern Dahingeschiedenen ein letztes Ruhe sanft! in die Gruft nachzurufen, und viele Thränen flossen dem liebevollen Gatten und Vater, dem treuen Seelenhirten und Freunde. Das Wetter war nicht eben freundlich, es war stürmisch und regnerisch; aber sowohl vor der Pfarrwohnung, wie auf dem Gottesacker fand die Trauerversammlung günstige ruhige Augenblicke, ja selbst die Sonne sandte freundliche Strahlen in das geöffnete Grab, in welches der Entschlafene eben gesenkt werden sollte. Der Sarg ward in das Grab hinabgelassen, und alle Anwesenden beteten still. Eine lautlose, heilige, wehmüthige Ruhe waltete über und um den menschenvollen Gottesacker. Da — als Glocken, Gesang und Rede schwiegen — da erhob ein Vöglein aus einem Gesträuch am Rande des Gottesackers seine Stimme — es war eine Grasmücke — und sang sein süßes Lied, das über die ganze Versammlung schallte; mitten in dieser Stille das Danklied eines Vogels, es war ein Moment ergreifendster Andacht.

Wie hätten auch die Vögel beim Begräbniß Ludwig Brehm's schweigen können? Im Namen sämmtlicher Vögel der Erde, die Brehm alle nach ihren Arten und Unterarten kannte, sang die Grasmücke das Lob ihres großen Freundes und rief ihm mit ihren lieblichen Klängen Dank und Segen in die Gruft nach, ihm, der sie so oft und so freundschaftlich belauscht, der sie so viel bewundert und geliebt und sie bewundern und lieben gelehrt, der noch am Tage vor seinem Tode durch's offne Fenster ihrem Gesange zugehört hatte. Wer das Lied dieses dankbaren Vogels am Grabe Ludwig Brehm's vernommen, dem ist es gewiß tief zu Herzen gedrungen und wird ihm unvergeßlich bleiben. Dieses Lied des dankbaren Vogels bildete den schönsten, würdigsten und erhebendsten Schluß der Begräbnißfeierlichkeit, wie denn in der That die Töne dieses Vogels die letzten Klänge waren, welche bei der Beerdigung vernommen wurden.

Die Menge zerstreute sich hierauf still, und die Todtengräber verrichteten ihr Amt. Wer aber von den Lesern der Gartenlaube einmal nach dem Neustädter Kreise des Großherzogthums Sachsen-Weimar kommt, wenn der Sommer wieder zum Genuß der Natur hinaus in's Freie und in's Weite ruft, der versäume nicht, das malerisch gelegene Renthendorf in seinem tiefen Thale zu besuchen. Dann steige er hinauf auf den Hügel, auf dem die Kirche steht, und weihe da dem Andenken eines seltenen und edlen Mannes, eines wahren geistlichen Vaters und eines großen Naturforschers seine dankbare Verehrung. Und wenn etwa ein Vöglein dabei auch seine Stimme erhebt — dann denke er der Grasmücke, welche zuletzt bei der Beerdigung Ludwig Brehm's ihre Stimme tönen ließ und dadurch der Feierlichkeit die letzte Weihe gab!

Z.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 47. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Pater Canisius.

(Schluß.)

Ich wollte nur den Mann, und ich hatte ihn, freilich nur soviel von ihm, daß ich um so begieriger wurde, ihn ganz kennen zu lernen. Mein Hauptzweck, der mich zu ihm führte, wurde mir beinahe zur Nebensache. Ich fragte noch nach der Wohnung des Paters.

„Sie können sie nicht verfehlen. Sie gehen zur Citadelle, verlassen dort die Stadt und wenden sich links. Sie kommen dann in einen schmalen Weg, den hübsche Gärten und hohe Hecken einfassen. Am Ende des Wegs liegt ein hohes Haus, das einzige in der Gegend. Es ist das Haus des Paters Canisius, der es mit seiner Bedienung allein bewohnt. Der alte Diener wird Ihnen die Thür öffnen, wenn Sie klingeln. Ob sein Herr Sie vor sich lassen wird, das ist freilich eine andere Frage.“

Ich glaubte nicht, daß es für mich eine Frage sein würde. Ich mußte sofort zu dem Pater gehen. Nach den Mittheilungen des Wirths war die späte Abendstunde die geeignetste zu meinem Besuche. Ich holte aus dem Zimmer der Dame die Cassette, die ich dem Pater Canisius überbringen sollte. Sie stand in dem Secretair der Stube. Sie war verschlossen und leicht; es schienen nur Papiere darin zu sein. Ich machte mich mit ihr auf den Weg. Es war beinahe halb eilf Uhr, als ich den Gasthof verließ.

Trotz der späten Abendstunde fand ich den Weg. Keine Laterne brannte, ich hörte keinen Laut, keinen Schritt in dem engen Heckengange, den ich zu durchwandern hatte. Ich erreichte das Ende der Straße und stand vor einem hohen, dunklen Hause; auch hier kein Licht, nicht der Schimmer eines Lichtes. Einige steinerne Stufen führten zur Hausthür, nach deren Klingelzug ich mich im Dunkel tastete. Eine feine Glocke schlug im Innern des Hauses an, und nach wenigen Minuten nahten sich langsame Schritte der Thür; ein Fenster über ihr wurde hell und ein Schlüssel wurde in der Thür gedreht. Sie wurde geöffnet, aber nur so weit, daß ein Gesicht hindurchblicken konnte; eine kleine, feste Kette sorgte dafür, daß Niemand unbefugt in das Haus dringen konnte. Ein kleiner, dürrer, alter Mann stand an der Oeffnung der Thür, mit einem grauen, vertrockneten Gesichte. Er trug eine Laterne, deren Schein er auf mich fallen ließ, um mich zu betrachten.

„Was wünschen Sie?“ fragte er mich dann.

„Ich wünsche den Pater Canisius zu sprechen.“

„Wer sind Sie?“

„Ein Fremder, der einen Auftrag an den Pater auszurichten hat.“

„Von wem ist Ihr Auftrag?“

„Ich kann es nur dem Pater sagen.“

„Ich bedaure, der Pater empfängt keine Fremden.“

Auf einmal sah er die Cassette, die ich unter dem Arme trug. Er stutzte.

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte er, „ich werde Sie dem Pater melden.“

Er verschloß die Thür, und ich hörte ihn eine Treppe hinaufgehen. Schon nach wenigen Minuten kam er zurück und schloß die Thür diesmal ganz auf.

„Folgen Sie mir zu dem Pater.“

Ich trat in das Haus, und er verschloß die Thür hinter mir. Ich stand in einer hohen, geräumigen, alterthümlich gebauten Vorhalle. An den Wänden hingen alte Gemälde, Portraits in Jesuitentracht, kluge, ernste, meist strenge Gesichter. Wir stiegen eine Treppe hinauf und kamen in einen weiten Gang, an dessen Wänden wiederum die Bilder alter Jesuiten hingen. Ueberall herrschte die tiefste Stille. Der alte Mann, der mich führte, der Diener des Paters, klopfte leise an eine der Thüren des Ganges, öffnete sie aber unmittelbar darauf.

„Treten Sie ein!“

Ich trat ein, und er zog die Thür hinter mir zu. Ich war in einem hohen, weiten, alterthümlichen Gemache mit altem, aber einfachem Meublement. Zwei Wachskerzen, die auf einem Tische in der Mitte des Zimmers standen, erleuchteten es ausreichend. Auf einem Ruhebette hinten in dem Zimmer lag ein alter Mann, welcher bei meinem Eintritt sich halb aufrichtete.

„Kommen Sie näher, hierher!“ sagte er.

Ich war an der Thür stehen geblieben und trat zu ihm an das Ruhebett, auf dem er saß. Es war ein hochgewachsener Mann; ich sah es, trotzdem daß er saß. Die enganliegende, einfache, schwarze Jesuitenkleidung ließ mich auch seine Gestalt unterscheiden; er war hager, aber kräftig gebaut und hatte breite Schultern; sein Rücken war ungekrümmt, ungeachtet seiner fünfundachtzig Jahre. Das Gesicht war grau, wie das des Dieners, hager, wie sein Körper, aber nicht eingetrocknet; es hatte kräftige, starke Züge. Die Augen waren unter den hervortretenden Stirnknochen durch dichte, lang herunterhängende, graue Augenbrauen mehr als halb verdeckt; man sah sie dennoch blitzen, leuchten. Ueber seinem ganzen Wesen lag ein tiefer Ernst ausgebreitet, ohne Strenge, aber zugleich mit einer Ruhe und Klarheit, durch die er jede Umgebung beherrschen mußte. Auf dem Kopfe trug er ein kleines, dicht anliegendes Sammetkäppchen. Es ließ seine Tonsur nicht sehen und nicht unterscheiden, ob ihm noch Haare das Haupt bedeckten. An seiner

geistlichen Kleidung war nirgends die Auszeichnung einer höheren Würde oder Stellung zu bemerken. Er sah mich scharf, durchdringend an. Mir klopfte doch das Herz.

„Wie heißen Sie?" fragte er.

Ich nannte ihm meinen Namen.

„Woher kommen Sie?"

„Aus Deutschland."

„Sie sind ein Deutscher?"

„Ja, hochwürdiger Pater."

„Sprechen wir deutsch," sagte er.

Auch er hatte bisher französisch gesprochen, und ich hatte ihm so geantwortet. Er sprach auch das Deutsche rein.

„Was führt Sie zu mir?" fuhr er fort.

„Hochwürdiger Pater, ich bin heute mit dem täglichen Schiffe von Harlem angelangt. Auf demselben Schiffe fuhr eine fremde Dame. Sie stieg hier in Antwerpen mit mir in dem nämlichen Gasthofe ab und machte bald nach ihrer Ankunft einen Ausgang in die Stadt, von welchem sie nicht zurückkam. Nach einigen Stunden brachte ein Knabe mir ein Billet, das sie ihm für mich übergeben hatte und in welchem sie mich bat, Ihnen, hochwürdiger Pater, diese Cassette zu überbringen. Ich überreiche sie Ihnen."

Er hatte die Cassette schon bei meinem Eintreten in meiner Hand gesehen; der Diener, dem sie aufgefallen war, mußte ihm von ihr gesagt haben. Er hatte indeß kaum einen Blick auf sie geworfen und nahm sie auch mit der größten Gleichgültigkeit von mir in Empfang.

„Kennen Sie den Inhalt der Cassette?" fragte er.

„Nein, hochwürdiger Pater, ein Schlüssel war nicht da. Ich würde sie gleichwohl nicht geöffnet haben."

Er sah mich wie durchbohrend an.

„Haben Sie das Billet bei sich, das Sie von der Dame erhielten?" fragte er dann.

Ich übergab es ihm offen. Er las es, veränderte aber auch dabei keine Miene. Dann gab er es mir mit einem kurzen „Ich danke Ihnen" zurück. Es sollte zugleich meine Verabschiedung sein. Ich stand zögernd, denn ich hatte ihm das Schicksal der Dame erzählen wollen, soweit ich Zeuge davon war, schwankte aber, ob ich es bei seiner großen Theilnahmlosigkeit noch thun sollte.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?" fragte er.

Ich hatte mich zum Erzählen entschlossen. Er mußte unzweifelhaft Interesse an der Dame nehmen, wenn er es auch nicht zeigte; vielleicht um so mehr, je mehr er es verbarg; ich fand es unehrenhaft, ihm etwas zu verschweigen.

„Ja, hochwürdiger Herr," antwortete ich, „über die Dame."

„Erzählen Sie."

„Sie bewohnte in dem Gasthofe ein Zimmer neben dem meinigen. Ich hörte sie darin weinen, dann schreiben und das Geschriebene versiegeln. Darauf verließ sie das Zimmer, den Gasthof. Sie war mir schon auf dem Schiffe wie eine Unglückliche vorgekommen. Ich interessirte mich für sie und folgte ihr. Sie ging zum Kai und schien dort Jemanden zu erwarten, zu suchen. Niemand kam zu ihr. Da ging sie die Schelde hinauf, immer weiter. Ich war ihr gefolgt. An einer einsamen Stelle stürzte sie sich, ehe ich es ahnen konnte, in's Wasser. Ich warf mich ihr nach und es gelang mir, sie an das Ufer zurückzubringen. Sie war leblos. Ich legte sie auf den Rasen und eilte in ein Nachbarhaus, um Hülfe herbeizuholen. Als ich zurückkehrte, war sie verschwunden. Kaum fünfzig Schritte von der Stelle, wo ich sie zurückgelassen hatte, war mir ein Wagen begegnet. Mit dem Wagen mußte sie verschwunden sein. Es hatte, wie ich in dem Nachbarhause erfuhr, ein junger Herr darin gesessen, der sich erkundigt hatte, ob sie vorbeigekommen sei."

Das Gesicht des Paters war während meiner Mittheilung völlig kalt und ruhig geblieben; nichts darin verrieth eine Theilnahme. Aber er hatte sich von seinem Ruhebette erhoben, und es war wie unwillkürlich geschehen; also doch eine Theilnahme, eine innere Unruhe sogar mußte sich seiner bemächtigt haben, und nur seine Gesichtszüge waren gewohnt, unter keinerlei Umständen eine Bewegung seines Innern zu zeigen. Ich hatte ihm mit kurzen Worten erzählt und hatte gehofft, er werde weitere Fragen an mich richten, die mir endlich Licht über die Dame geben könnten, aber ich hatte mich geirrt.

„Sie sind Priester?" fragte er mich auf einmal.

Er hatte, wie er vor mir stand, mich wiederholt betrachtet; ich hatte es kaum bemerkt.

„Weltpriester," antwortete ich.

„Haben Sie Ihren Stand aus Neigung gewählt?"

Die plötzliche Frage verwirrte mich. Die fremde Dame hatte sie schon auf dem Schiffe an mich gerichtet. Ihr hatte ich ausweichend antworten können. Dem ernsten, alten, in der Kirche so hoch stehenden Geistlichen gegenüber konnte ich es nicht. Seine Augen drangen, wie er die Frage an mich richtete, wie stechend in das Herz; sie lasen auf dessen tiefstem Grunde. Er hatte meine Antwort schon, während ich nach ihr suchte.

„Setzen Sie sich!" sagte er und zeigte nach einem Stuhle. Er hatte mich bisher stehen lassen. Er selbst setzte sich wieder auf das Ruhebett. Ich trug den Stuhl zu demselben und setzte mich ihm gegenüber. Sein Gesicht hatte einen ernsteren Ausdruck, als vorher; es war beinahe ein strenger, und doch schimmerte auch Milde hindurch. Seine Frage wiederholte er nicht.

„Hören Sie wenige Worte von mir an," sagte er. „Vergessen Sie sie nicht. Denken Sie daran, wenn das Gefühl über Sie kommen sollte, als seien Sie unglücklich. Das Unglück wird dann nicht an Sie herantreten. Sie haben durch Ihr freies, offenes Wesen meine Zuneigung gewonnen. Auch durch Ihr Herz. Es ist für edle Gefühle empfänglich, es hat den Muth und die Kraft der Aufopferung für sie. Sie können ihm aber auch gefährlich werden, und Ihr Stand würde Ihnen dann als ein Unglück erscheinen. Waren Sie nicht heute schon nahe daran? Sie haben jene Dame gesehen; Sie sahen nicht allein eine Unglückliche in ihr, Sie sahen eine junge, schöne, geheimnißvolle Unglückliche —"

Ich mußte die Augen niederschlagen. Ich war wohl feuerroth im Gesichte geworden.

Er fuhr ruhig fort: „Nur Ihre Phantasie war bis jetzt erregt, nicht das Herz. Aber auch das Herz kann, wird Ihnen ergriffen werden, ja, es wird es. Es wird auch Ihnen nicht ausbleiben, Ihnen am wenigsten. Es sollte nicht so sein, bei dem Stande, den Sie einmal gewählt haben. Dann werden Sie schwere Kämpfe durchzumachen haben, um nicht einer zweifachen Gefahr zu erliegen, daß nicht entweder Ihnen das Herz breche, oder daß Sie nicht ein Ehrloser werden. Und aus der Gefahr kann nur Eins Sie erretten, der Gedanke, daß ein höherer Wille Ihnen Ihr Schicksal auferlegt hat, und daß er es Ihnen auferlegt hat zum Heile Ihrer Seele. Auch jene Frau, aus deren Leben Sie mir eine Episode mitgetheilt haben, nur eine Episode — ihr Schicksal hat sich heute noch nicht vollendet —"

Er brach ab und sah vor sich hin, ob er fortfahren, ob er mir von der Frau erzählen solle; denn das hatte er gewollt. Er erzählte nicht.

„Kommen Sie nach einem Jahre wieder zu mir," sagte er. „Dann darf ich Ihnen mittheilen; dann wird die Wahrheit meiner Worte Ihnen völlig klar werden. Nach einem Jahre? fragt mich Ihr Blick, und Sie denken an mein Alter! Sie werden mich nach einem Jahre noch am Leben finden. Die höhere Hand, die unser Leben bestimmt und unsere Schicksale regiert, fordert ein Wirken von mir, das erst dann seinen Abschluß erhalten kann. Also über's Jahr, mein junger Freund, und zu dieser Stunde der Nacht, sie gehört mir."

Er war aufgestanden, auch ich hatte mich erhoben. Dann reichte er mir seine Hand hin. Ich drückte meine Lippen darauf. Er küßte mich auf die Stirn. So nahmen wir Abschied. Ich ging am andern Morgen noch einmal zu der Stelle, wo ich die Fremde aus dem Wasser geholt hatte. Ich erkundigte mich in der Nachbarschaft nach ihr. Niemand wußte etwas Weiteres über sie. Man dachte schon nicht mehr an sie. Aus meinem Gedächtnisse entschwand sie nicht; nicht ihre Schönheit, nicht ihr Unglück. Meine Phantasie mußte sich immer mit ihr beschäftigen, und immer angelegentlicher und lebhafter. Der Pater Canisius trug wohl einen Theil der Schuld mit, auch davon, wenn die Bilder der Phantasie manchmal einen leisen Schmerz in meinem Herzen entzünden wollten. Ich erwartete mit Sehnsucht, mit jenem Schmerze den Ablauf des Jahres. —

Ich war wieder in Antwerpen. Der Pater Canisius lebte noch, wie er es vor einem Jahre gesagt hatte. In der eilften Stunde des Abends ging ich zu ihm. In seinem Hause war noch Alles wie vor einem Jahre. Der alte Diener lebte auch noch und führte mich die Treppe hinauf, wie damals. Der Pater lag wie-

herum auf seinem Ruhebett. Ich fand auch an ihm nicht die geringste Veränderung; er schien um keinen Tag älter geworden zu sein. Ich meinte, er könne, er dürfe nicht anders werden; so mußte der Herr seinen Diener abrufen. Er reichte mir die Hand.

„Sie sind pünktlich. Es hat mich gefreut, aber auch — doch setzen Sie sich."

Ich mußte einen Stuhl nehmen und mich ihm wieder gegenübersetzen. Er sah mich nicht wieder mit jener durchbohrenden Schärfe an, durch die er früher in meiner Seele hatte lesen wollen. Er kannte mein Inneres jetzt; das las ich in seinen Augen. Aber sein Blick war mild.

„Sie waren pünktlich," wiederholte er. „Ich erwartete es. Aber mit größerer Unruhe, als Genugthuung. Ich kenne jeden Tag Ihres Lebens, seitdem ich Sie hier sah. Auch Ihre Gedanken wurden mir daher offenbar. Sie drohten, eine gefährliche Richtung für Sie anzunehmen. Die Schuld war freilich zum Theil mein. Die Gefahr für Sie ist noch nicht ganz vorüber. Damit sie völlig schwinde — hier, dieser Zettel führt Sie zu der Frau, mit der seit einem Jahre Ihre Gedanken sich mehr beschäftigen, als es hätte sein sollen. Sie werden sie sehen. Sie wird Ihnen danken für die Rettung ihres Lebens. Ihr bester Dank wird die Heilung sein, die sie Ihnen geben wird, für Ihr ganzes Leben."

Er übergab mir ein zusammengefaltetes Papier. Ich entfaltete es nicht. Mich beschäftigten seine Worte nach einer andern Richtung. Er kannte meine Gedanken, die ich keinem Menschen in der Welt verrathen hatte. Er konnte sie nur wissen durch die genaueste Kenntniß meines Lebens von jenem Tage an, da ich ihn zuerst gesehen hatte. So hatte er selbst gesagt. Er las meine Fragen in meinen Augen.

„Junger Bruder," sagte er, „Sie verfolgen einen Gedanken, der zu der erhabensten Aufgabe des Menschen führt. Unser heiliger Orden streitet und kämpft für sie. Wir streiten für die Religion Jesu, das heißt, für das Recht, für die Liebe, aber um Beider willen auch für den Glauben. Für die Macht der Kirche, sagt man gewöhnlich, sagen selbst manchmal unsere Freunde. Sie haben nicht Unrecht. Ja, wir streiten für die Macht unserer hohen Kirche, nur nicht für eine Gewalt. Und um für ihre Macht zu streiten, müssen wir eine Macht haben, eine Macht sein. Wir werden es wieder. Der neue Grund ist gelegt. Ich habe dafür gelebt, ihn zu legen, zu befestigen. Das Ziel ist erreicht. Der Herr kann mich jetzt jeden Tag zu sich rufen. Was Sie betrifft, mein junger Bruder, ich hatte daran gedacht, Sie zu einem der Unsrigen zu machen. Ich habe den Gedanken aufgegeben. Sie sind zu weich, und wir bedürfen eisenharter und eisenfester Streiter. Gehen Sie jetzt zu jener Frau, die Sie nur als eine Unglückliche gekannt haben, die Sie als eine Glückliche wiederfinden werden. Wenige Worte vorher über sie. Sie ist der Sprößling einer hohen, aber illegitimen Verbindung. Sie weiß es nicht; sie darf es nicht erfahren. Die Kirche hat ein Interesse daran, daß es unbekannt bleibt. Leben Sie wohl. Sie sehen mich nicht wieder."

Er umarmte mich, mit Rührung fast, wie es mir schien.

„Meinen Segen jener Frau!" sagte er noch.

Ein Wink seiner Hand entließ mich. Der Diener geleitete mich stumm aus dem Hause. Im Gasthofe entfaltete ich das Billet, das ich von dem Pater Canisius erhalten hatte. „Schwester Victoria im Kloster zu — wird den Ueberbringer dieser Zeilen empfangen." Das war der Inhalt des Zettels. An der Stelle der Unterschrift war ein einfaches Kreuz. Das Kloster, das benannt war, lag in Frankreich, unweit der niederländischen Grenze. Im Kloster also hatte die Unglückliche ihr Glück gefunden!

Schon am anderen Tage reiste ich nach dem Kloster. Es war ein großes, altes, reiches und doch finsteres Gebäude, das in einer einsamen, wilden und traurigen Gegend lag. Ich klopfte an seine Pforte. Die Pförtnerin öffnete mir, eine alte Nonne in der schwarzen Tracht des strengen Ordens der Franziskanerinnen.

„Was wünscht der Herr?"

„Ich wünsche die Schwester Victoria zu sprechen."

Bei dem Namen wurde sie aufmerksamer; er mußte eine Bedeutung im Kloster haben. Sie sah mich aber zweifelhaft an.

„Ich komme im Auftrage des Paters Canisius zu Antwerpen," sagte ich.

„Warte der Herr ein paar Minuten."

Ich wartete. Sie kam zurück.

„Folge der Herr mir."

Sie ließ mich durch die Thür treten, und ich stand am Eingange eines langen, weiten, hellen Ganges. An der einen Seite waren Thüren, an der anderen hohe Fenster. Sie führte mich zu der zweiten Thür und schloß dieselbe auf. Ich trat in ein hohes, helles Gemach. Aber es war leer, bis auf eine einzige hölzerne Bank, die an der Wand stand. Die weiß angestrichenen Wände waren völlig nackt und kahl. Die eine Seitenwand enthielt ein weites Gitter von starkem, engem Drahtgeflecht. Ich befand mich in dem Sprechzimmer des Klosters. An der anderen Seite des Gitters stand eine Nonne. Sie nahte sich dem Gitter. Es war eine alte Frau mit feinen Zügen. Sie trug auf der Brust ein schwarzes Kreuz. Es war die Vorsteherin des Klosters.

„Ich möchte die Schwester Victoria sprechen," begann ich, nachdem ich die Nonne ehrerbietig begrüßt hatte. „Wünschen Sie meine Legitimation zu sehen?"

„Ich bitte darum. Die Regel des Klosters erfordert es."

Ich reichte ihr den Zettel durch eine kleine Klappe in dem Drahtgeflecht des Gitters, die sie geöffnet hatte. Sie las den Zettel. Dann sagte sie: „Ich darf doch der Schwester Victoria das Billet überreichen? Sie werden sie sehen, mein Herr, die frömmste Dame, welche in einem Kloster der Welt lebt."

Sie ging und verschwand durch eine Thür, die dem Gitter gegenüber war. Nach kurzer Zeit öffnete die Thür sich wieder. Eine andere Nonne trat ein. Das Herz klopfte mir. Es war die hohe, schöne, edle Gestalt, die ich in meinen Armen, an meinem Herzen getragen, die seitdem meine Gedanken erfüllt hatte. Selbst das grobe, harte, unschöne schwarze Gewand, das sie trug, konnte die edlen, vollendeten Formen nicht verbergen. Das weiße Kopftuch der Nonnentracht bedeckte fast zur Hälfte das Gesicht, aber was frei blieb, zeigte sich in um so wunderbarerer Schönheit und Anmuth. Auch die Frische und Feinheit der durchsichtigen Haut hatte die Luft der Klostermauern ihr nicht rauben können. Einen neuen Zauber hatte sie dagegen zwischen diesen Mauern gewonnen: den des zufriedenen Glücks, des inneren Friedens der Seele. Sie trat zu mir an das Gitter. Sie hielt den Zettel des Pater Canisius in der Hand.

„Ein edler Mann sendet Sie zu mir," sagte sie. „Ich verdanke ihm Alles, was ich bin — in diesem Augenblicke das Glück, dem Retter meines Lebens und meiner Seele meinen Dank aussprechen zu können. Ich habe mich lange danach gesehnt, mein Herr."

„Der Pater Canisius," erwiderte ich ihr, „hat mir gesagt, daß Sie glücklich seien —"

„Ich bin es, mein Herr."

„Und daß Sie hier das Glück gefunden haben."

„In diesen Mauern, in meinem heiligen Berufe hier," setzte sie hinzu. Dann fuhr sie fort: „Der Pater Canisius hat mir auch von Ihnen gesagt, mein Herr, daß das wahre Glück in Ihrem Innern sich noch nicht befestigen wolle, und er hat mir aufgetragen, Ihnen meine Geschichte zu erzählen; es werde Sie stärken. Darf ich in wenigen Zügen Ihnen meine Schicksale mittheilen?"

„Ich bitte Sie darum."

Sie erzählte mir: „Ich genoß eine ausgezeichnete Erziehung; sie war zumeist auf die Ausbildung meines Innern gerichtet, und dies, weil ich, für das Kloster bestimmt, in der Einsamkeit der Klostermauern das Glück und den Frieden meines Herzens in der Ausbildung meines Geistes solle suchen können. Warum man mich für das Kloster bestimmt hatte, ich habe es nicht erfahren. Ich fragte nicht danach; der Gedanke daran machte mich nicht unglücklich. Als ich funfzehn Jahre alt war, wurde ich dem Kloster übergeben, diesem nämlichen Kloster, in dem Sie mich hier sehen. Ich wurde Novize. Die würdige Mutter, die Schwestern, Alle kamen mir mit Liebe entgegen. Ich wurde sogar vor Anderen ausgezeichnet; es entging mir nicht. Ich verdanke es dem Pater Canisius, wurde mir gesagt, unter dessen besonderem Schutze ich stehe, der mich dem Kloster empfohlen habe. Nach zwei Jahren wurde ich als Schwester eingesegnet. Ich blieb zufrieden. Da sah ich eines Tages — ich hatte acht Tage, gerade acht Tage vorher das Gelübde abgelegt — in der Kirche während der Frühmette einen Fremden, und es war um meine Ruhe und mein Glück geschehen. Dem Chore der Nonnen gegenüber war in der Höhe eine Tribüne, mit einem dichten, hölzernen Gitter versehen. Hinter dem Gitter wohnten an Sonntagen die Dienerinnen des Klosters dem Gottesdienste bei. Dort hinten sah ich an jenem frühen Morgen plötzlich

ein Paar dunkle, blitzende Augen auf mich gerichtet. Ich erschrak und schlug meinen Blick nieder; ich mußte ihn wieder erheben, und begegnete wieder den Blitzen der großen, dunklen Augen. Bald sah ich ein blasses Gesicht; aber es war schön geformt, es trug melancholische und doch so stolze, vornehme Züge. Mit meiner Andacht war es vorbei. Wer war der fremde Mann, der nur nach mir sah, der also nur um meinetwillen da oben war? Und er hatte nur mit Gefahr dahin gelangen können. Mit der Andacht war meine Ruhe dahin, und mit meiner Ruhe bald mein Glück. Er war noch da, als wir das Chor verließen; seine brennenden Blicke verfolgten mich bis zu dem letzten Schritt in der Kirche, und bei dem letzten Schritte hatte ich mich noch nach ihm umsehen müssen. Ich verschwieg, was ich gesehen hatte. Wie hätte ich es mittheilen können?

Am folgenden Morgen war er wieder da. In der Nacht darauf war er an dem Fenster meiner Zelle. Er hatte nur mit Gefahr seines Lebens die Höhe erklettern können. Ich sah im Mondenschein seine hohe, stolze, jugendliche Gestalt, die seinen edlen, stolzen Zügen entsprach. Lassen Sie mich kurz weiter erzählen. Er war auf einer Reise. Der Zufall hatte ihn am Tage meiner Einsegnung hierher geführt. Er hatte mich gesehen, und hatte mich wieder sehen müssen. Er liebte mich und schwor mir seine Liebe. Ich liebte ihn wieder. Ich konnte nicht anders, ich war glücklich und in meinem höchsten Glücke am tiefsten unglücklich. Ich konnte nicht mehr leben unter dem Eide, den ich am Altare geschworen; ich mußte verderben, wenn ich den Eid brach. Ich kämpfte lange, ich kämpfte furchtbar mit mir. Ich brach meinen Eid und entfloh mit dem Manne meines Herzens aus dem Kloster. Er gehörte einer edlen Familie des nördlichen Deutschlands an. Er war reich, unabhängig. Wir begaben uns nach Schottland. Dort ließen wir uns trauen. Ich hatte einen fremden Namen angenommen. Wir gingen auf seine Güter nach Deutschland und waren glücklich. Ich indessen nur wenige Monden. Da kam schon das Bewußtsein des Treubruchs, des Meineids über mich, der inneren, der äußeren Ehrlosigkeit. Ich war vor Gott eine Sünderin, vor den Menschen eine Verbrecherin. Noch kannte die Welt mein Verbrechen nicht. Ich war nicht verfolgt worden, nie hatte ich ein Wort über die Flucht einer Nonne aus einem französischen Kloster an der niederländischen Grenze vernommen. Aber war ich darum vergessen, todt? Wurde ich nicht im Geheimen verfolgt, und desto eifriger und wirksamer? Der Pater Canisius! Der Gedanke an ihn ergriff mich auf einmal, erfüllte mich mit Entsetzen. Ich hatte ihn nie gesehen; aber ich hatte in dem Kloster unter seinem besonderen Schutze gestanden; ich hatte aus Manchem geschlossen, daß ich durch ihn, auf seine Veranlassung, seinen Befehl, dem Kloster übergeben war, daß er überhaupt mein Schicksal bestimme; ich hatte dabei von ihm nur als von einem Manne gehört, der einen hohen geistlichen Rang einnehme, in der Kirche mit einer fast unumschränkten Macht bekleidet sei, vor der Alles sich beugen müsse, die Alles ergreife! Wenn diese Macht mich verfolgte, mich entdeckte! Wenn ich plötzlich in einer Nacht überfallen, aus den Armen meines Gatten, von der Wiege meines Kindes gerissen würde! — ich fühlte mich Mutter. Wenn man mich in das Kloster zurückschleppte, zur ewigen Einmauerung verdammte! In dem Kloster hatte man sich oft solche Geschichten von entflohenen und wiedereingefangenen Nonnen erzählt. Ich hatte keine ruhige Stunde mehr. Mein Leben war vergiftet, vernichtet. Ich warf mich in geräuschvolle Vergnügungen, um mich zu betäuben. Das Erwachen aus der Betäubung war um so fürchterlicher. Ich wollte mich an das unschuldige Kind anklammern, das ich gebären sollte, das ich gebar. Es war ein Kind der Sünde, des Verbrechens. Ich stieß es von mir. Mein Mann siechte; er war schon immer kränklich gewesen. Unter meinen Qualen, die ich ihm nicht verbergen konnte, litt er mit. Er starb. Einige Wochen nachher starb mein Kind. Durfte es am Leben bleiben? Und nun — hatte man absichtlich so lange gezögert? Aus Mitleiden? O, nein! Ich saß an dem Grabe meines Kindes. Da trat ein Unbekannter zu mir, ein Mann, den ich nie gesehen hatte.

‚Gnädige Frau, der Pater Canisius in Antwerpen befiehlt Ihnen, binnen heute und vier Wochen vor ihm zu erscheinen.‘

Die Worte sprach er, wie ich ihn kaum hatte ansehen können. Als er sie gesprochen hatte, war er verschwunden. Ich war verfolgt, ich war entdeckt. Wie ich entdeckt war, war ich ergriffen. Wie konnte ich der allmächtigen Macht des Pater Canisius entgehen? Mein Loos? Sie hatten es im Kloster durch jene Erzählungen mir vorhergesagt. Die furchtbarste Angst ergriff mich, verwirrte mir den Geist, brachte mich dem Wahnsinne der Verzweiflung nahe. Ich wußte nicht mehr, was ich that. Ich machte in Eile das Vermögen zu Gelde, das ich von meinem Manne, von meinem Kinde geerbt hatte. Es war nicht unbedeutend. Dann wollte ich fliehen, mich in dem verborgensten Winkel der Erde verbergen. Aber wo fand ich diesen? Wie kam ich dahin? Die Verzweiflung gab mir den unglücklichsten Gedanken ein. Ein Freund meines Gatten hatte mir eine innige, aber ehrerbietige und, wie ich meinte, blos freundschaftliche Zuneigung gezeigt. Er war unvermählt. An ihn schrieb ich, daß ich unglücklich, verfolgt sei, daß ich eines Schutzes bedürfe, daß ich ihn um seinen Schutz bitte. Ich bat ihn, wenn ihm mein Leben lieb sei, an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde in Antwerpen am Landungsplatze des Harlemer Schiffes zu sein. Er hielt sich in Brügge auf. Ich bestellte ihn nach Antwerpen aus einem doppelten Grunde. Kam er, so konnten wir von da mit einem der stündlich abgehenden Schiffe sofort nach irgend einem fernen Welttheile entkommen. Kam er nicht, so stand der Entschluß zu sterben in mir fest, und ich konnte in Antwerpen selbst am sichersten mein Vermögen in die Hände des Pater Canisius bringen, um es für das Heil meiner Seele, zum Besten der Kirche zu verwenden.

Ich kam an dem bestimmten Tage in Antwerpen an. Sie, mein Herr, waren mein Begleiter, hatten sich meiner angenommen. Ich war zu der bestimmten Stunde an dem Landungsplatze der Schiffe. Der Erwartete war nicht da. Mein Leben war mir nichts mehr. Ich ließ Ihnen die Cassette mit den Papieren, die mein Vermögen enthielten, übergeben, um sie dem Pater Canisius zu überbringen. Dann stürzte ich mich in das Wasser. Ich war gerettet. Ich fand mich wieder in einem Wagen, in den Armen des Mannes, den ich erwartet, der durch einen Zufall sich verspätet, der meine Spur, dann mich leblos im Grase am Ufer der Schelde gefunden, mich in seinen Wagen aufgenommen, mich in's Leben zurückgebracht hatte. Wie, durch wen ich aus dem Wasser errettet war, wußte weder er noch ich. Er brachte mich zum Hafen zurück, zu einem Schiffe, das in der nämlichen Stunde abging. Wir fuhren nach England, wir wollten von da weiter. Aber ich war in die Hände eines Heuchlers, eines elenden Schurken gefallen, der früher seine bösen Absichten gegen mich, da er sich überzeugte, daß er sie nicht erreichen konnte, zu verbergen gewußt hatte. Unglücklicher, als ich war, konnte ich nicht werden. Die Verzweiflung konnte mich zum zweiten Male nicht fassen. So gelangte ich durch das tiefste Unglück zu der Höhe des Glücks, zu dem wahren Glücke. Ich hatte die volle, klare Einsicht meiner Schuld, ich hatte die volle, klare Einsicht in das, was mir Noth that, meine Sünden, mein Vergehen zu büßen; ich war bereit, ich hatte nur noch den einen Willen, mich jeder, auch der schwersten, Buße zu unterwerfen. Ich entfloh jenem Manne und kehrte nach Antwerpen zurück. Mein erster Gang war zum Pater Canisius.

‚Ich wußte, daß Du zurückkommen werdest, meine Tochter. Kein Mensch entgeht seiner Bestimmung. Du wirst fortan auf der Erde glücklich leben und Dir das ewige Heil erwerben.‘

Das waren die Worte, mit denen er mich empfing, ernst, aber mild. Er schrieb einen Zettel, nur wenige Worte. Er übergab ihn mir versiegelt. Ich las die Aufschrift. Er war an die Vorsteherin des Klosters gerichtet, dem ich entflohen war.

‚Du wirst in Dein Kloster zurückkehren,‘ sagte der Pater.

Ich kehrte am anderen Tage zu dem Kloster zurück. Allein, freiwillig. Ich war drei Jahre fortgewesen. ‚Die reuige Schwester Salomea kehrt zurück,‘ warf ich mich vor der würdigen Mutter nieder.

‚Die Schwester Salomea ist todt; sie starb schon vor drei Jahren‘, antwortete sie mir.

Ich übergab ihr den Zettel des Pater Canisius. Sie las ihn. Sie hob mich auf und drückte einen Kuß auf meine Stirn.

‚Die fromme Schwester Victoria sei mir und ihren neuen Schwestern willkommen.‘

Seit beinahe einem Jahre lebe ich hier. Ich lebe glücklich. Vom Pater Canisius erfuhr ich, wer mich aus dem Wasser errettet hatte, wem ich den Grund zu meinem Glücke verdanke. Ich erfuhr mehr von ihm, daß Sie, mein Erretter, nicht in voller Zufriedenheit mit einem Stande leben, den Sie vielleicht nicht ganz freiwillig gewählt haben. Möge ich den Dank, den ich Ihnen verschulde, dadurch abtragen können, daß mein Beispiel Sie zufrieden

Schloß Hartenfels in Torgau.
Nach der Natur gezeichnet von C. F. Sprosse.

und glücklich mache. Es giebt nur ein wahres Glück für den Menschen — das ist der Friede mit sich selbst."

Ihr Wunsch war schon erfüllt, während sie ihn aussprach. Ich sagte es ihr.

„Fromme Schwester Victoria, Sie sind in dieser Stunde meine Retterin geworden."

Ein seliges Lächeln leuchtete in ihren Augen. Sie öffnete die kleine Klappe in dem Gitter und reichte mir ihre Hand hindurch. Ich führte sie an meine Lippen. Sie drückte leise meine Hand. Es war eine neue Weihe, die ich empfing.

„Beten Sie für mich, meine Schwester."

„Beten wir Beide für einander, mein Bruder."

Damit schieden wir. In meinem Herzen lebte fortan der Friede. Auch sie war zufrieden und glücklich geblieben. Der Pater Canisius war nach einem halben Jahre gestorben. Er hatte sein Werk vollbracht. — Das war die Erzählung meines Oheims. Er ist vor drei Jahren gestorben, zweiundachtzig Jahre alt. Ich habe nie einen Mann gekannt, der zufriedener und heiterer war, obschon ich im Uebrigen seine Anschauung nicht theilen konnte.

Von ihm habe ich gelernt, in jedem Schicksale den Frieden der Seele finden und bewahren zu können. Mein Oheim hatte es vom Pater Canisius gelernt. J. D. H. Temme.

Deutschlands Herrlichkeit in seinen Baudenkmälern.

Nr. 3. Schloß Hartenfels in Torgau.

(Mit Abbildung.)

Ein interessanter Nachmittag war mir in Graditz vergangen, dem bekanntesten unter den in der Nähe von Torgau, der alten sächsischen Kurfürstenresidenz, liegenden preußischen Gestüten, das geschichtlich dadurch bemerkenswerth ist, daß Karl August von Weimar bei einem Besuche des dortigen Hauptgestütes am 14. Juni 1828 plötzlich vom Schlage getroffen wurde.

Die reichste Abendsonne übergoß die Gegend mit ihrem goldenen Glanze, als ich mich auf einem zum Schutze gegen die Ueberschwemmungen der Elbe aufgeworfenen hohen Damme der kaum eine Stunde entfernten Stadt näherte. Rechts von dem Wege breitet sich eine fruchtbare, mit Dörfern reich besetzte Niederung aus, zur linken Hand aber hat man den Strom und jenseits desselben eine Ebene, die in einem weiten Bogen von niedrigen Höhenzügen eingeschlossen wird, welche als die letzten Ausläufer des Erzgebirges gelten können. Mit jedem Schritte wurde das Bild der Stadt imposanter; vor Allem bot das an ihrem südöstlichen Ende aufragende mächtige Schloß Hartenfels, das sich mir hier in seiner ganzen Ausdehnung darstellte, einen majestätischen Anblick. Ich erinnerte mich, früher gehört zu haben, daß nächst dem Residenzschlosse in Berlin unter allen ähnlichen Gebäuden Preußens Hartenfels die größten Massendimensionen habe und daß ihm hierin nur das Marienburger Schloß gleichkomme. „Es ist eine recht kaiserliche Burg," hatte Karl der Fünfte geäußert, als er, 1547 nach der Mühlberger Schlacht vor Torgau vorbeiziehend, des Schlosses von dieser Seite aus ansichtig wurde.

Je weiter ich an die gerade auf das Schloß gerichtete Brücke herankam, um so gewaltiger traten die Theile des großen Baues mit seinen vielen thurmartigen Vorsprüngen hervor. Am rechten Elbufer, dem Schlosse gegenüber, hatte ich den Brückenkopf mit einem in jüngster Zeit aufgeführten, zu fortificatorischen Zwecken dienenden bombenfesten Gebäude. Vom Mai bis September dieses Jahres — so erzählte mir ein desselben Weges Wandernder — waren die Räume dieses stattlichen Gebäudes von dreihundert bei Düppel und später noch von vierhundert auf Alsen gefangenen Dänen bewohnt gewesen. Nur wenige Schritte vom Ende dieser Elbbrücke erheben sich auf dem linken Ufer die Mauern des Schlosses, nach Südwest in gerader Richtung und nur in der Mitte von einem viereckigen Vorbau unterbrochen; an seinen Enden ist dieser Flügel von zwei mit schöner Bildhauerarbeit reich gezierten Erkerthürmen begrenzt, und hohe Fenster in Bogenform bezeichnen die vier Stockwerke, welche er enthält. Nach Norden tritt zunächst ein runder Thurm vor, versehen mit drei Reihen übereinander angebrachter Schießscharten.

„Das ist der Hasenthurm; ihn hat Kurfürst Johann Friedrich von Grund aus neu gebaut," sagte mein Begleiter, der mit der Geschichte des Schlosses sehr vertraut schien und sich erbot, mich mit den Hauptmerkwürdigkeiten desselben bekannt zu machen. Nicht weit von diesem und mit ihm durch einen Zwischenbau verbunden, bemerkte ich einen zweiten ähnlich gebauten Thurm. „Und da haben wir," so berichtete mein gefälliger Cicerone weiter, „den Flaschenthurm, einen gar wundersamen Bau. Anstatt der gewöhnlichen Treppe führt ein breiter gewölbter Fahrweg zu dem sogenannten brandenburgischen Gemache, welches die Breite des ganzen Gebäudes einnimmt. Früher verband eine künstliche Vorrichtung, welche in Gestalt einer hohlen Säule von der Mitte des Fußbodens unter einer Tafel ausging, diesen Raum mit dem tiefen unter dem Thurme befindlichen Keller, zu welchem hinab gleichfalls ein ebenso breiter Fahrweg leitete, so daß unvermerkt Gegenstände im Innern der Säule herauf- und heruntergelassen werden konnten. Als 1711 Peter der Große von Karlsbad aus, wo er den Sommer über zugebracht, seinen Rückweg über Dresden und von da zu Wasser über Torgau nahm, hielt er sich längere Zeit hier auf, um auf Hartenfels die Vermählung seines einzigen Sohnes Alexius mit der am Hofe der sächsischen Kurfürstin Eberhardine erzogenen braunschweigischen Prinzessin Charlotte Christiane Sophie zu feiern. Man tafelte in dem Thurmgemach, und der Czar, der bekanntlich ein wackerer Zecher war, wunderte sich nicht wenig, daß es ihm mitsammt einer Gesellschaft tüchtiger Trinker nicht möglich wurde, das halbe Dutzend Flaschen zu leeren, das unter dem Tische stand. Endlich wurde ihm das Zauberspiel, durch welches an die Stelle der geleerten immer wieder volle Flaschen traten, von seinem Wirthe August dem Starken erklärt."

Um zu dem Hauptportale zu gelangen, mußten wir einen großen Theil des Schlosses umgehen, so daß mein Geleiter mir noch Manches von dem Schlosse, von seiner Gründung, die sich bis auf das dreizehnte Jahrhundert zurückführen läßt, und von seinem Neubau durch den Kurfürsten Johann Friedrich (1532–1554) zu erzählen Zeit fand. „Während Peter's Anwesenheit," sagte er u. A., „hatte sich auch Leibnitz hier im Schlosse eingestellt und hielt eine lange Unterredung mit dem Czaren darüber, wie Kunst und Wissenschaft in Rußland eingeführt und verbreitet werden könnten. In Folge dieses Gesprächs hat ihn Peter zum geheimen Justizrath mit tausend Rubeln Pension ernannt. — Ueberhaupt hat das Schloß früher gar manche hohe Herrschaften beherbergt. So 1523 den entthronten König der Dänen und Schweden, Christian II., 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg den Erzherzog Ferdinand, den Bruder Kaiser Karl's V., und seine beiden Söhne, auch Gustav Adolph, der vor der Breitenfelder Schlacht auf Hartenfels den 5. September 1631 einen Kriegsrath hielt, und 1692 den Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich III., den nachmaligen ersten König in Preußen. Bei diesem letzten Besuche wurde zwischen Friedrich und dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg IV., am 10. Juni der Orden ‚der guten Freundschaft' gestiftet — der freilich nicht verhindert hat, daß sich nachmals die Herrscher beider Länder fast immer feindlich gegenüber gestanden haben.

Und wie gar viele fürstliche Vermählungen sind auf Hartenfels gefeiert worden! Da waren denn manchmal Tausende von Fremden in Schloß und Stadt einquartiert. Besonders aber knüpfen sich an die Burg mehrere der bedeutendsten Momente der Reformationsgeschichte. Hier schlossen den 5. Mai 1526 Kurfürst Johann der Beständige und Philipp, Landgraf von Hessen, das erste Schutz- und Trutzbündniß zur Vertheidigung der evangelischen Glaubensfreiheit; nach einer Berathung, die hier 1527 gehalten worden war, setzte Melanchthon die so berühmt gewordenen Visitationsartikel auf, welche von Luther in deutscher Sprache umgearbeitet wurden; hier wurden dem Kurfürsten Johann, ehe er nach Augsburg aufbrach, 1530 die von den Wittenberger Theologen abgefaßten sogenannten Torgauer Artikel vorgelegt, welche die Grundlage bildeten, auf der später Melanchthon die Augsburger Confession errichtete; hier fand das Interim — jene vom Kaiser erlassene Verordnung, wie es in der streitigen Glaubensangelegenheit inzwischen bis zur Entscheidung durch ein allgemeines Concil zu halten sei — als es unter dem Kurfürsten Moritz in Sachsen eingeführt wurde, die meisten und beharrlichsten Widersacher; unter der Regierung August's, des Bruders von Moritz, entstanden hier bei den Streitigkeiten innerhalb der protestantischen Kirche 1571 die berüchtigten Torg'schen Artikel, eine Anweisung und Vollmacht zu einem Ketzergericht; hier wurde demselben Kurfürsten 1576 das sogenannte Torg'sche Buch übergeben, aus dem durch nochmalige Berathung am 14. März 1577 die leidige Concordienformel hervorging, welche, nachdem sie von drei Kurfürsten, zweiundzwanzig Fürsten, einundertzweiundzwanzig Grafen, fünfunddreißig Reichsstädten und achttausendzweihundertsiebenunddreißig Theologen unterzeichnet worden war, zum symbolischen Buche der evangelischen Kirche gestempelt und

1580 publicirt wurde. Sie sehen also, daß unser Torgau keinen unwichtigen Platz behauptet in der Geschichte."

Mittlerweile waren wir an dem eigentlichen Eingange zum Schlosse angelangt, der sich dem Zeughause gegenüber unmittelbar neben der Hauptwache befindet. Eine Steinbrücke trug uns über den trockenen, aber tiefen Bärengraben, in welchem der aus porphyrartigem Gestein bestehende Fels, auf dem das ganze Schloß selbst sowie ein großer Theil der Stadt erbaut ist, zu Tage kommt. Wir standen im Hofe, einem länglichen, nicht ganz regelmäßigen Viereck. Uns zur Rechten lag der älteste Theil des Schlosses, der Küchenstock nach früherer Benennung, welchen, doch viel tiefer, der Schloßgarten begrenzt, zur linken Hand der sogenannte Kirchenstock, durch welchen unter dem Flaschenthurme das Thor bergab nach der Elbbrücke führt, während gerade dem Eingange gegenüber der Hauptflügel durch seine Bauart am meisten imponirt. Den Küchenstock flankiren zwei Thürme, am Eingange der unter Johann Georg I. gebaute achteckige, in seiner ursprünglichen Gestalt und Größe bis auf die neueste Zeit erhaltene Glockenthurm, am andern Ende der viereckige Hausmanns- oder Wächterthurm. Seine Zinne bildet einen breiten, durch eine eiserne Brustwehr geschützten steinernen Gang. In diesem Zustande dient er noch jetzt dem Thürmer zur Wohnung. Ein steinerner Säulengang, außen an dem Küchenstocke angebracht und in zwei Etagen um die innere Seite des Wächterthurmes herumgeführt, vermittelt die Verbindung von diesem Theile des Schlosses nach demjenigen Flügel, der durch die in seiner Mitte hervorspringende Schneckentreppe am meisten die Aufmerksamkeit des in den Hof Eintretenden auf sich zieht.

Diese Schneckentreppe ist ein wahres architektonisches Kleinod. Sie läuft in Schneckenwindungen um sich selbst herum und umgiebt einen, wie die Treppe selbst, von Sandstein gearbeiteten, von oben bis unten mit herrlicher Sculpturarbeit überkleideten Treppenthurm. „Früher," so wurde mir explicirt, „ward das Ganze durch reiche glänzende Vergoldung noch mehr gehoben, und mit seinen hohen und offenen Bogenfenstern zwischen ganz schmalen Pfeilern erschien es wie eine durchbrochene Arbeit. Jetzt hat man zum Schutze gegen die Witterung die Bogenfenster zum Theil mit Läden ausgesetzt, dennoch hat auch so der Thurm ein stattliches Ansehen. ‚Könnte ich sie in die Tasche stecken, so würde ich sie mitnehmen,' soll Friedrich der Große, als er am 13. Januar 1757 nach Torgau kam und im Schlosse sich umsah, beim Anblicke der schönen Schneckentreppe gesagt haben. Aehnlich hatte schon früher Albrecht von Brandenburg, als er mit Herzog Moritz nach der Mühlberger Schlacht die Treppe hinaufging, geäußert: ‚Herr Ohm, es möchte wohl einer einen Krieg führen, wenn er ein solches Schloß gewinnen könnte.' Die Treppe selbst führte früher in den im mittlern Stockwerke befindlichen Riesensaal, der, hundert Ellen lang und dreißig Ellen breit, mit den Brustbildern der deutschen Kaiser und der sächsischen Kurfürsten geziert war; an ihn schlossen sich in demselben Flügel, sowie in dem Küchenstocke eine ganze Reihe zu allerhand Gebrauche eingerichteter, zum Theil prächtig ausgeschmückter Zimmer an. Ueber dem Riesensaale wird als besonders sehenswerth ein Gemach bezeichnet, dessen Decke und Wände ganz mit venetianischem Spiegelglase belegt waren, so daß man, ohne an's Fenster zu treten, von jedem Punkte aus Alles übersehen konnte, was in den gegenüberliegenden Gemächern, auf dem Hofe, auf der Elbe und in der Umgegend vorging."

Am Fuße der zum Schneckenthurme aufführenden Freitreppe halten auf beiden Seiten zwei in Sandstein gearbeitete geharnischte Kriegsmänner Wacht, und ebenso erblickt man unter dem steinernen Gange, gleichsam denselben tragend, mehrere in Stein gehauene Figuren. Mir fiel besonders die erste neben der Treppe auf. „Die stellt den Claus Narr dar," — so lautete die Antwort auf meine Frage — „der bei dem Kurfürsten Ernst und dem Herzog Albert, bei dem Erzbischof von Magdeburg, bei Friedrich dem Weisen und Johann dem Beständigen Hofnarr gewesen ist. Auf dem Stadtkirchhofe, wo er begraben liegt, können Sie noch jetzt ein aus Sandstein gehauenes Denkmal finden, welches, wie die Inschrift besagt, eine großmächtige Fürstin ihm hat setzen lassen. Die Hofnarren haben wie anderwärts in jener Zeit, so auch am kursächsischen Hofe zu Hartenfels eine gar große Rolle gespielt. Das können Sie unter Anderem schon daraus abnehmen, daß hier sich ehedem ein besonderes Zimmer befand, welches mit Abbildungen der Schalksnarren geschmückt war."

Die von Johann Friedrich neuerbaute Kirche, überhaupt das erste für den evangelischen Cultus errichtete Gotteshaus, bildet äußerlich kein besonderes Gebäude, sondern ist ein Theil des gen Norden gerichteten Flügels und mit demselben durch Mauer und Dach zu einem Ganzen verbunden. Mein Begleiter ließ einen Beamten bitten, uns die Kirche zu öffnen, und machte mich unterdessen auf den in der Fronte der Kirche neben dem Flaschenthurme angebrachten von seinem Schafte bis an das obere Ende über und über mit Bildwerk bedeckten, in jüngster Zeit mit größter Genauigkeit wieder hergestellten Erker,* sowie auf den ziemlich in der Mitte des Hofes befindlichen Brunnen aufmerksam. Der daneben stehende Neptun mit dem Dreizacke, zu dessen Füßen ein Delphin ruht, war früher ganz vergoldet und hatte auf einer Säule in dem Brunnen selbst seinen Platz, so daß aus dem Rachen des Delphins das Wasser in den geräumigen Wasserbehälter floß. Das Wasser wurde dem Brunnen fast eine Meile weit zugeführt aus Quellen, die unweit der Stelle sprudeln, wo jetzt eine am 3. November 1860 zum Andenken an die vor hundert Jahren in der Torgauer Schlacht Gefallenen errichtete Sandsteinsäule weit in die Ebene hinausschaut.

Inzwischen war uns der Kirchenschlüssel gebracht worden. Das Innere bietet nicht viel Merkwürdiges, ausgenommen vielleicht, daß das ziemlich hohe Gewölbe jedes stützenden Pfeilers entbehrt und der Altar, wider den Brauch, nach Abend gerichtet ist. Am siebenzehnten Sonntag nach dem Trinitatisfeste des Jahres 1544 bestieg Luther zum ersten Male die Kanzel dieses Gotteshauses und gab diesem im Beisein des ganzen Hofes die feierliche Weihe, in einfacher und schlichter Rede, freimüthig und kräftig, ohne Rücksicht auf Fürstengegenwart und Fürstengunst über das Evangelium des Sonntags predigend. Die Geschichte der Kirche fällt im Laufe der Zeiten zusammen mit der Geschichte des Schlosses überhaupt. Als von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an die Kurfürsten Dresden zu ihrer gewöhnlichen Residenz erwählt hatten, hielten sie dennoch das Gotteshaus auf Hartenfels in hohen Ehren. Bei besonderen Veranlassungen, wenn sie längere Zeit hier residirten, namentlich bei Ständeversammlungen, feierten sie hier ihre Andacht und spendeten manches kostbare Gemälde von Lukas Cranach und anderen deutschen Meistern. Nach dem zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erfolgten Uebertritte des Kurfürsten August des Starken zur katholischen Confession hatte die Kirche an der Gattin desselben, der edlen Eberhardine, eine eifrige Beschützerin. Die gute Fürstin, die dem evangelischen Glauben unerschütterlich treu blieb, kam von Pretsch aus, wohin sie sich zurückgezogen hatte, zu wiederholten Malen nach Hartenfels, um hier dem Gottesdienste anzuwohnen. Es war in ihrem Todesjahre 1726, als der letzte protestantische Gottesdienst in der Kirche gehalten wurde; die Thüren derselben blieben seitdem zehn Jahre verschlossen. Bei der Huldigung Friedrich August's des Zweiten aber mußte die für den evangelischen Gottesdienst erbaute Kirche am 7. November 1736 dem katholischen Cultus ihre Pforten öffnen.

Mehr und mehr erblich nun, zumal unter den Stürmen der schlesischen Kriege, der Glanz des Schlosses. Von 1772 an diente es zur Aufnahme von Strafgefangenen; seit 1780 verband man mit dem Zuchthause noch eine Irrenanstalt, in welcher auch hülflose Gebrechliche Aufnahme fanden. Als später Festungszwecke die Räumung des Schlosses nöthig machten, wurde 1811 die Irrenanstalt nach Schloß Sonnenstein bei Pirna, die Strafanstalt in dem darauf folgenden Jahre theils nach Waldheim, theils nach Lichtenburg bei Prettin verlegt. Nach den Drangsalen der Belagerung im Jahre 1813, unter denen Stadt und Schloß unendlich litten, wandelte man sämmtliche Räume des letzteren zur Aufnahme der Garnison in Kasernen um, die Kirche aber dient seit dieser Zeit zum Gottesdienste für die Besatzung. — Beim Heraustreten aus der Kirche fanden wir den Schloßhof, da die Parade bald beginnen sollte, mit Soldaten der verschiedenen Truppentheile der Garnison gefüllt. In einzelnen Gruppen standen auch mehrere Artilleristen und Pioniere umher mit weißen Binden am linken Arme, die zum Theil als Reconvalescenten sich auf Stöcke stützten. Sie gehörten jenen Truppentheilen an, welche, heimkehrend aus dem Felde in Schleswig, in den jüngsten Tagen von den städtischen Behörden feierlich empfangen und bewirthet, als Landwehrmänner oder Reservisten in Torgau eingezogen waren, um von hier aus in ihre Heimathsorte entlassen zu werden.

* Bei diesem Erker befindet sich der Standpunkt, von welchem aus die Abbildung des Schloßhofes aufgenommen ist.

Bilder von der deutschen Landstraße.

2. Der Handwerksbursch.*

II.

Stadt- und Ortsgeschenk. — Zuwandern am Hauptquartal. — Die Färber im Quartier beim Meister. — Die Herberge oder das Gildehaus. — Die Schilder. — Die Arbeitstafel. — Der Herbergsvater. — Ceremoniel auf der Herberge. — Die Bruderschaften. — Die Pfaffen und die Voigtländer. — Der Altgeselle und der Zugereiste. — Die Zeichen. — Das Ausschenken. — Die Commerce. — Die Aufnahme in die Bruderschaft. — Der Pathenbrief. — Die Herbergsschwester. — Die trockene Ohrfeige. — Der Gesellenschlag.

Die „Schwäger", deren sich unsere Leser aus dem ersten Abschnitte noch erinnern werden, hatten beim Umschauen im vollen Ornat zu erscheinen. Bei den Färbern z. B. mußte der rechte Riemen des Bündels um die linke Schulter gelegt werden, unter dem linken Arm war ein Schnupftuch sichtbar, und in der rechten Hand wurden Hut und Stock — der letztere mit dem kleinen Finger am Riemen — gehalten. Die Seifensieder trugen das Bündel auf dem linken Arm und legten das Taschentuch in den Hut, welcher in die linke Hand zu nehmen war, während der Stock ein bis zwei Hände hoch vom Boden frei empor zu halten war. Bei den Zünften, welche nicht zur Schwägerschaft gehörten, wurde das Bündel oder das Felleisen nebst dem Stocke nicht mit in die Stube des Meisters genommen. Auch die Hufschmiede mußten das Felleisen und den Stock draußen vor der Schmiede ablegen, behielten dagegen, wenn sie eintraten, den Hut auf und trugen in der linken Hand einen Beschlaghammer in der Weise, daß der Stiel desselben unter den Rockärmel gesteckt war. Der Gruß selbst bestand in einem unverständlichen, mehrere Secunden andauernden Gemurmel, auf welches alsdann die Worte folgten: „Grüß Gott, Herr Meister und Gesellen von wegen des Handwerks!" Nachdem der Gruß erwidert worden war, hatte der fremde Geselle folgende vier Fragen an den Meister zu richten: „Was macht der Herr Vater?" „Was macht die Frau Mutter?" „Was macht der Herr Sohn?" „Was macht die Jungfer Tochter?" Dabei hatte er so lange an der Thüre zu stehen, bis diese Fragen sämmtlich beantwortet waren. Wenn der Meister in der Werkstelle zufällig nicht zugegen war, so schlug der Zureisende mit seinem Hammer drei Mal auf den Ambos. Mit Ausnahme von Merseburg an der Saale bekamen die Hufschmiede in keinem einzigen deutschen Orte ein sogenanntes Stadtgeschenk, wie dies bei anderen Zünften zuweilen geschah.

In vielen Städten, z. B. in Koblenz, hatte der Herbergsvater auf der Bäckerherberge eine große blecherne Brezel in Verwahrung. Sobald mehrere Gesellen zugewandert waren, nahm der zuerst Zugereiste diese Brezel in die Hand, ein Zweiter borgte vom Herbergsvater einen Sack, und fort ging's oft in langem Zuge von einem Meister zum andern, um das spärliche Geschenk — für den Mann in einem Weck bestehend — einzusammeln und in dem Sacke zu bergen, wobei natürlich nur einer den Gruß zu sprechen hatte. Selbstverständlich wurde der Inhalt des Sackes in irgend einem Winkelgäßchen verkauft und das erlöste Geld auf der Herberge getheilt. In Süddeutschland, namentlich in Altbaiern, im Würtembergischen rc. wurden dem „Handwerkskerle" selbst auf den Dörfern vom Ortsvorstande einige Kreuzer als „Ortsgeschenk" verabreicht, hie und da wurde auch Nachtquartier gewährt, wobei dieselbe Reihenfolge eingehalten wurde, in welcher der Dorfspieß weitergegeben wurde. Bei den Uhrmachern, den Klempnern, den Tuchmachern, den Glockengießern und allen Schwägern betrug das Geschenk oft vier bis zwölf gute Groschen, ja in einzelnen Fällen selbst noch mehr; bei den Schuhmachern, den Schneidern, den Webern, den Bäckern und Müllern war das „Uebliche" aber oft sehr winzig. Die Porzellanmaler und Dreher wurden meist von den Fabrikbesitzern mit einem ansehnlichen Geschenke bedacht.

Bei manchen Zünften wurde jedoch in dem Falle kein Geschenk gewährt, wenn Arbeit gegeben werden sollte, der Zugereiste dieselbe aber in der betreffenden Stadt nicht annehmen wollte. War in dieser Hinsicht nicht zu trauen, so beredeten sich die an einem und demselben Tage zugereisten Gesellen auf der Herberge; diejenigen, welche Arbeit nehmen wollten, wurden vorausgeschickt, und dann erst, wenn keine Arbeit mehr zu vergeben war, folgten die Andern hinterdrein. Bei den Klempnern und einigen andern Zünften bestand die Einrichtung, daß der umschauende Geselle nur die Hälfte der Meister zu besuchen brauchte. Hatten diese ihr „Gesehen" in das Umschaubuch geschrieben, ohne Arbeit anzubieten, so durfte der Fremde zum Obermeister zurückgehen, um das Geschenk in Empfang zu nehmen. Wenn die Zeit der Handwerksquartale herbeikam, suchten die wandernden Gesellen in die Nähe einer größeren Stadt zu kommen, um beim Quartale im Hause des Obermeisters, bei der ganzen Innung „vorzusprechen". Kam an einem solchen Tage die Stunde der Hauptmahlzeit der Quartalmeister herbei, dann bewegte sich von der betreffenden Herberge aus oft ein gar langer Zug von zugereisten Gesellen nach dem Hause des Obermeisters. Nebeneinander stellten sie sich nach Handwerksgebrauch vor der Tafel des Obermeisters und der Beisitzer auf, der Hauptsprecher that die „Schuldigkeit", Obermeister und Beisitzer — meist sehr stattliche, corpulente Gestalten — erhoben sich feierlich, und mit den Worten des Obermeisters: „Gesellen, leget ab! Macht's Euch commode!" begann für unsere zugereisten Wanderburschen ein „guter Tag".

Wie die Mühlknappen noch gegenwärtig hier und da in den Mühlen freies Nachtquartier nebst Kost erhalten, so übernachteten auch die wandernden Färbergesellen in früherer Zeit stets bei den Meistern. Ihr Gruß lautete folgendermaßen: „Verzeihen Sie, sind Sie der Herr Obermeister? Ich wünsche dem Herrn Obermeister einen guten Tag, Glück zu verehren von wegen des ehrsamen Handwerks. Meister und Gesellen von X. (hier wurde der Ort genannt, von welchem man zugereist kam) wünschen dem Herrn Meister und Gesellen einen guten Tag, Glück zu verehren von wegen eines ehrsamen Handwerks." Kam ein Färbergeselle jedoch vor zwölf Uhr Mittags zugereist, so durfte er blos „einsprechen", d. h. er bekam außer dem Mittagsessen nur das übliche Geschenk und mußte an demselben Tage weiter reisen. Deshalb lagen oft gar viele Färber vor den Thoren einer Stadt, um abzuwarten, bis die Thurmuhr ein Uhr schlagen würde. Hatte sich's der Zugereiste „commode" gemacht, so ging er in die Werkstelle, um die Gesellen zu begrüßen. Diese nöthigten ihn herkömmlicher Weise, sich von ihrem Tabak eine Pfeife zu stopfen, und nahmen ihn Abends nach dem Essen mit auf die Herberge. Am andern Morgen nach dem Frühstücke setzte der Fremde seine Reise alsdann weiter fort. War der nächste Tag aber ein Sonn- oder Festtag, so blieb der fremde Geselle auch die Feiertage über im Quartier; nur mußte derselbe jeden Tag nach dem Mittagsessen von Neuem zureisen, d. h. die Ceremonie des Zuwanderns mit Hut und Stock, Bündel und Schnupftuch wiederholen und seinen Gruß von Neuem vermelden.

Auch wir wollen der Herberge oder dem Gildehause nunmehr einen Besuch abstatten. Schon von weitem winkt uns dieselbe entgegen mit dem „Schilde" derjenigen Zunft, für welche die betreffende Herberge bestimmt ist. Nicht selten aber zeigen mehrere Schilder verschiedener Art an, daß eine und dieselbe Herberge mehreren Zünften gemeinsam ist. Die Bäcker führen im Schilde eine von zwei Löwen gehaltene Brezel, die Metzger oder Fleischer die Bankschabe mit dem Krummholze, die Schuster einen Courierstiefel, die Hutmacher einen Hut, die Horndreher eine Pfeife, die Klempner eine achteckige messingene Laterne, die Seiler ein Rad mit zwei kreuzweise übereinanderragenden Haken, die Buchbinder ein großes Buch, die Schlosser einen deutschen Schlüssel, die Nagelschmiede zwei Stiefeleisen, die Hufschmiede ein Hufeisen mit zwei kleineren an den Stollen, die Weber drei im Triangel zusammengestellte und von zwei Löwen gehaltene Schützen, die Sattler einen Sattel, die Tischler einen Hobel, die Glaser ein aus buntem Glase zusammengesetztes Fenster, die Wagner ein Rad, die Böttiger ein mit Triebel und Schlägel umgebenes Bierfaß rc. Das Schild der Zimmerleute zeigt eine Schrotsäge, ein Winkeleisen und die Bundaxt ohne Stiel; in dem Schilde der Maurer dagegen sieht man das Richtscheit, über diesem die von Hammer und Kelle durchkreuzte Setzwage, dann das Loth, den „Spitze" und „Fläche" geheißenen Hammer und endlich den halbaufgeschlagenen Cirkel. Einige wenige Zünfte, u. A. die Seifensieder, hatten gar keine

* S. Nr. 44.

Schilder. Daß sich unter diesen auch die Schneider befanden, die doch außerdem immer viel im Schilde führten, mag mit Recht befremden. Ihre Herbergen waren an einer modernen Firmentafel mit der Aufschrift „Schneiderherberge" kenntlich. Wie außen am Hause, so befanden sich dieselben Schilder auch in der Herbergsstube; nur waren sie hier meist aus besseren Stoffen gefertigt und hingen in stattlichen Glasschränkchen über den einzelnen Tischen, welche den verschiedenen Zünften zugewiesen waren. An den Wänden der Stube war häufig eine große Tafel angebracht, auf welcher die Namen derjenigen Innungsmeister verzeichnet waren, bei welchen der zureisende Geselle gerade Arbeit bekommen konnte.

Die Bäcker, die Metzger, die Nagelschmiede, die Schneider, die Schuhmacher, die Böttiger, die Müller und einige andere Zünfte hatten meist eine gemeinsame Herberge, während die Maurer, die Zimmerleute, die Tuchmacher, die Klempner und alle zur Schwägerschaft gehörenden Zünfte in größeren Städten in besonderen Herbergen zu finden waren. Die zuletzt genannten Zünfte kannten jene Tafel mit den Namen der arbeitgebenden Meister nicht. Häufig machte der Herbergsvater, welcher nicht selten als zünftiger Meister ein kleines Gewerbe betrieb, zwischen dem arbeitgebenden Meister und dem zugereisten Gesellen gegen ein Trinkgeld den Makler, wie er denn überhaupt dem zuwandernden Gesellen alle mögliche Auskunft zu geben hatte. Wo Bruderschaften bestanden, von welchen weiter unten die Rede sein wird, da hatte der fremde Geselle auch auf der Herberge ein bestimmtes Ceremoniel seiner Innung zu beobachten. Der Zimmermann z. B. mußte an der Herbergsthür drei Mal anklopfen, dann erst rief der Herbergsvater: „Herein!" Das Felleisen wurde stets so auf die Bank gelegt, daß die Bänder nach der Wand zu zu stehen kamen. War gerade kein der Bruderschaft angehörender Zimmergeselle auf der Herberge anwesend, dann machte sich's der zugereiste Zimmermannsgeselle bequem oder vielmehr „commode", im entgegengesetzten Falle aber setzte er sich neben sein Felleisen, den Hut auf dem Kopfe und den Stock in der Hand behaltend, wobei er das Halstuch ordentlich fest zu binden und am Rocke die Knöpfe zuzuknöpfen hatte. In dieser eigenthümlichen Haltung mußte er so lange verbleiben, bis der Altgeselle auf die Herberge kam, ihn willkommen hieß, ihm ein Glas Bier reichte und ihn mit den Worten: „Mach's Dich commode!" des strengen Ceremoniels entließ. Die Klempner, die Hutmacher und einige andere Zünfte setzten beim Zureisen auf der Herberge zwar den Hut ab, mußten aber Stock und Taschentuch so lange in der Hand behalten, bis der Altgeselle erschien. —

Die Bruderschaften der Handwerksburschen sind den Verbindungen auf den Universitäten zu vergleichen. Wie auf diesen die Nichtverbindungsstudenten von den Corps so lange über die Achsel angesehen werden, als der Termin des Examens noch nicht ganz nahe herangekommen ist, so erging es auch denjenigen Handwerksburschen, welche einer bestehenden Bruderschaft nicht beigetreten waren. Sie hießen meist Pfaffen oder Voigtländer und Schlesinger, weil vorzugsweise aus dem sächsischen Voigtlande und ebenso aus Schlesien viele verheirathete Gesellen auf die Wanderschaft gingen, die den Aufwand in der Bruderschaft nicht bestreiten konnten. Die Art und Weise, wie der Altgeselle auf der Herberge an einem zugereisten Fremden erforschte, ob er bereits irgendwo in die Bruderschaft der Zunft aufgenommen worden sei, war bei den verschiedenen Innungen verschieden. Bei den Klempnern z. B. setzte sich der zugewanderte Geselle, Hut und Stock in der Hand haltend, in gerader, fast steifer Haltung an den Tisch. Sobald der Altgeselle erschien, redete ihn dieser mit den Worten an: „Sind Sie ein fremder Klempner?" War die Frage bejaht, so reichte der Altgeselle dem Angeredeten die Hand, indem er dabei sagte: „Seien Sie willkommen, Fremder!" Erhob sich hierauf der also Begrüßte nicht augenblicklich von seinem Sitze, so ging der Altgeselle von ihm hinweg, ohne ihn weiter eines Wortes zu würdigen, und ebenso nahm keiner der bereits anwesenden oder später noch erscheinenden Gesellen der Bruderschaft Notiz von ihm; denn man wußte nunmehr, daß er der Bruderschaft nicht angehörte. Stand der Fremde von seinem Sitze aber auf, so reichte ihm der Altgeselle mit den Worten: „Trinken's, Fremder!" ein Glas Bier. Dieses mußte der Zugereiste jedoch mit den Worten: „Es steht in guter Hand!" zurückweisen; nun trank der Altgeselle einen Schluck und reichte das Glas dem Fremden zum zweiten Male, welcher nunmehr „Bescheid that" und das Glas alsdann auf seinen Tisch setzte. Der Altgeselle frug hierauf: „Was für ein Landsmann? Wo zuletzt gearbeitet?" und schloß mit den Worten: „Machen Sie sich's commode, Fremder!" Jetzt erst durfte dieser sich wieder setzen. Diese Scene wiederholte sich jedoch so oft, als gerade Arbeitsgesellen auf der Herberge anwesend waren. Ein Jeder hatte mit der Frage: „Sind Sie ein fremder Klempner?" zu beginnen und mit den Worten: „Machen Sie sich's commode, Fremder!" zu schließen. So kam es, daß der zugereiste Geselle oft eine ganze Reihe von gefüllten Biergläsern auf seinen Tisch zu setzen hatte, die alsdann ihm ganz allein gehörten. „Und wenn nun zufällig außer dem Altgesellen noch 10—12 Arbeitsgesellen auf der Herberge zugegen waren, was wurde dann mit dem Biere gemacht?" fragte ich einen ehrsamen Klempnermeister, der seiner Zeit viel gewandert war. „Sehen's," antwortete er mir blinzelnd, indem er seinen Schnurrbart zierlich drehte, jedoch mit etwas gedämpfter Stimme, so daß seine in der Stube mitanwesende Frau ihn nicht verstehen konnte, — „Sehen's, auf der Wanderschaft hat man immer viel Durst!" —

Wo Bruderschaften bestanden, bekam jeder zugereiste Geselle vom Altgesellen ein Zeichen im Werth von 2—4 Groschen, welches auf der Herberge zu verwerthen war. Außerdem wurde wöchentlich ein bis zwei Mal auch „ausgeschenkt", d. h. die Bruderschaft hielt den zugereisten Gesellen auf der Herberge im Essen und Trinken frei. Bei den Klempnern wurde nur in Stralsund jeden Tag ausgeschenkt, so daß hier der Altgeselle jeden Tag auf der Herberge nachsehen mußte, ob Fremde zugereist waren. Auch bei den Hutmachern wurde in vielen Städten jeden Tag ausgeschenkt, z. B. in Hanau, Offenbach, München, Wien, Breslau, Braunschweig, Wandsbeck ꝛc. Bei den Färbern erstreckte sich die Zeit des Ausschenkens nur auf die Stunden von 2—6 Uhr am Sonntage Nachmittags. Die hierdurch entstehenden Unkosten wurden durch die sogenannten Auflagen gedeckt, über welche der Altgeselle Rechnung zu legen hatte. Der letztere war zugleich auch Krankencassen-Verwalter der Bruderschaft.

In kleineren Städten, in welche mehrere belebte Landstraßen einmündeten, so daß also immer viele fremde Gesellen zugereist kamen, reichte oft der Wochenlohn nicht aus, um die Auflagen zu bestreiten und zugleich die Fremden frei halten zu können. Daher liegt die Vermuthung nahe, daß gar mancher heimkehrende Wanderbursch, wenn er sich wenig oder nichts in der Fremde erspart hatte, von Solchen, welche mit dem Handwerksburschenleben nicht bekannt waren, falsch beurtheilt wurde. Wer in einer Stadt arbeitete, wo sich eine Bruderschaft befand, konnte trotz alledem und alledem nicht umhin, sich in die Bruderschaft aufnehmen zu lassen und Freude und Leid der Genossen zu theilen. Ganz anders gestaltete sich die Sache für denjenigen, dessen Zunft keine Bruderschaft kannte oder welcher in einer kleinen abseits gelegenen Stadt arbeitete, in welche nur selten Fremde zugereist kamen. — Zuweilen fand auch eine Art solenner Commerce auf der Herberge Statt, wobei der Altgeselle mit zwei Beisitzern den Vorsitz führte und ein strenges Ceremoniel bei Vermeidung hoher Buße, die natürlich vertrunken wurde, zu beobachten war. Wer sich an die Tafel setzte, hatte die Anwesenden in der Weise zu begrüßen daß er einen jeden der Reihe nach ansah und hierbei alle Mal mit den Spitzen des Zeige- und Mittelfingers der rechten Hand zwei Mal auf den Tisch pochte. Die Vorsitzenden hielten als Insignien ihrer Würde kleine Stäbe in der Hand, auf deren Handhabung wohl aufzumerken war. Wer etwas sagen wollte, hatte seinen Worten stets die stehende Formel vorauszuschicken: „Also mit Gunst und Erlaubniß!" ꝛc. —

Die Aufnahme in die Bruderschaft erfolgte ebenfalls unter Gebräuchen, welche bei den einzelnen Zünften von einander abweichend waren. In zwei Punkten war die Aufnahme jedoch überall gleich: einmal nämlich darin, daß sie dem Säckel des Aufzunehmenden drei bis fünf Thaler entführte, und zweitens darin, daß dieses Geld von der aufnehmenden Bruderschaft durch Essen und Trinken absorbirt wurde. Wenn ein junger Geselle beim Altgesellen um Aufnahme in die Bruderschaft gebeten hatte, forderte dieser die übrigen Gesellen und zwei Beisitzer nach Feierabend „zu einem Freisprechen" auf die Herberge, nachdem er vorher dem Neuling vertraulich mitgetheilt hatte, wie er sich bei der ganzen Angelegenheit zu verhalten habe. Sind die Gesellen zur bestimmten Zeit erschienen, so wird die Lade auf den Tisch gesetzt und mittelst zweier Schlüssel, von denen der Herbergsvater den einen, der Altgeselle den andern in Verwahrung hat, geöffnet, wobei übrigens der Altgeselle vorher drei Mal auf den Tisch klopfen

muß. Waren Lade, Büchse und Bücher nach Handwerksgebrauch geöffnet, auch, wie z. B. bei den Schneidern, Krone und Scepter aufgerichtet, so redete der Altgeselle die löbliche Bruderschaft und die Herren Beisitzmeister, welche — gleichsam das Herrenhaus bildend — an einem besonderen Tische saßen, mit folgenden Worten an: „Es trotze, fluche, schwöre mir Keiner vor öffentlicher Lade, es gehe mir Keiner die Stube auf und ab spazieren, es trete mir sogleich der jüngste Bursche vor die Thür und verwahre mit der Hand das Schloß, damit Niemand hinaus und herein kann, bevor er gemeldet ist; bei Buße!"

Hierauf wird vom Altgesellen bekannt gegeben, wie viel der in die Bruderschaft Aufzunehmende zahlen wolle, und in Berathung darüber eingetreten, ob man mit dem Gebotenen sich begnügen oder ein Mehreres fordern wolle. Ist dies geschehen, so holt der Junggeselle den Fremden, der draußen warten muß, herein. Nun wird der natürlich ohne Kopfbedeckung Eingetretene vom Altgesellen gefragt, was er begehre, und weiter, wie viel er „anwenden" wolle. Hat die löbliche Bruderschaft ihre Zustimmung ertheilt, so legt der Fremde das zu zahlende und oft wer weiß wie sauer verdiente Geld auf dem geweihten Tische nieder. Nunmehr theilt ihm der Altgeselle die Geheimnisse der Bruderschaft mit, verpflichtet ihn auf Geheimhaltung derselben, lehrt ihn also, wie er sich auf der Herberge und gegen andere Gesellen zu verhalten habe, und offenbart ihm die Observanzen beim Zutrinken u. dergl. Zuweilen wurde außerdem auch eine Abschrift der gebräuchlichen Grüße und Ceremonien gegeben. Nachdem hierauf der Name des Fremden nebst Datum in das Buch der Bruderschaft eingetragen und ihm auch der mit dem Siegel der Bruderschaft und den Unterschriften des Altgesellen und wenigstens zweier anderer Gesellen versehene „Pathenbrief" oder das Diplom ausgehändigt worden war, wurde die Lade nach Handwerksgebrauch geschlossen, und die schon vorher bestellte Mahlzeit begann. Bei Tische hatte der Held des Tages als Jungbursche den untersten Platz einzunehmen. Nach dem Essen präsentirte ihm die Herbergsschwester, d. h. die Tochter oder die Magd des Herbergsvaters, auf einem Teller eine kleine thönerne, mit rothem Bändchen verzierte Tabakspfeife, damit auch für sie ein Trinkgeld abfallen möge. Glücklicher Fremdling! Was wolltest Du noch mehr! —

Zuweilen fand bei der Aufnahme in die Bruderschaft auch noch eine scheinbar ernste Ermahnung statt, hinter welcher sich jedoch in derber Weise der Schalk auf den Plan machte. So war bei den Seifensiedern und verschiedenen anderen Zünften folgende Ansprache des Altgesellen an den in die Bruderschaft Aufzunehmenden gebräuchlich:

„Also mit Gunst und Erlaubniß! Dieweil Du vor etlichen Jahren bei einem ganzen ehrsamen Handwerke und in unsere öffentlichen Ehren-Hauptlade bist aufgenommen und nun kürzlich bist frei- und losgesprochen worden und jetzo willens bist, Dich zu einem ehrsamen Burschen machen zu lassen, und Dich zu uns wendest, woran Du auch recht und wohl thust, also will ich Dich im Namen eines ganzen ehrsamen Handwerkes und des Herrn Beisitzers, sowie auch einer ganzen löblichen Bruderschaft gesagt haben, daß Du nunmehr alle Jugendpossen bei Seite setzest, nicht auf Straßen pfeifst, singst, springst und tanzst und dergleichen unanständige Dinge treibst, sondern Dich zu rechtschaffenen Burschen hältst, und wirst von keinem gewanderten Gesellen die Schuldigkeit nehmen ohne Vortuch und Halstuch, nie ohne Rock und Stock, Weste und Hut über die Straße gehst und einem jeden eingewanderten Gesellen die Schuldigkeit anthust. — Also mit Gunst und Erlaubniß! Ich frage Dich im Namen eines ganzen ehrsamen Handwerkes, des Herrn Beisitzers und einer ganzen löbl. Bruderschaft, ob Du dasjenige ausstehen willst, was ich und andere ehrliche Bursche ausgestanden haben? (Antwort: Ja!) Also mit Gunst und Erlaubniß! So werde ich Dich hiermit im Namen eines ganzen ehrsamen Handwerkes, des Herrn Beisitzers und einer ganzen löblichen Bruderschaft auf Du und Du zugebracht haben, und will Dir dies Alles mit einer trockenen Ohrfeige versichern; die leidest Du von mir und keinem Andern, und hat er einen Bart bis auf die Schuh', so ist er doch nicht mehr als Du!" —

Allein nicht immer blieb es bei einer „trockenen"; die meisten Bruderschaften waren in diesem Punkte äußerst freigebig. Den Gipfelpunkt erreichte diese Unsitte jedoch bei den Schlossern und Schmieden, so daß hier geradezu von dem „Gesellenschlag" in des Wortes verwegenster Bedeutung die Rede ging.

Aerztliche Winke für die Wintersaison.

Der kalte Trunk auf dem Balle. — Der erstickende Kohlendunst. — Der leichtsinnige Brustkranke.

1. Der kalte Trunk.

„Sie hat auf die Hitze getrunken, als sie vom Tanzen noch ganz echauffirt war;" ist's da ein Wunder, daß die Leichtsinnige nun an einer gefährlichen Brustkrankheit darniederliegt? An was denn für einer Brustkrankheit? Die Einen sagen: an der Lungenschwindsucht, die Anderen: an einer Lungen- oder Herzentzündung.

Freilich kann das Echauffement auf einem Balle gefährlich werden, aber nun und nimmermehr ein kalter Trunk. Die Sache verhält sich nämlich so: schnelle Abkühlung der erhitzten Haut erzeugt eine sehr hitzige Erkältungskrankheit, welche theils mit sehr schmerzhaften Gelenkentzündungen (acutem Rheumatismus), theils mit Herz- und Herzbeutelentzündung einhergeht. Tödtet eine solche Herzentzündung nicht bald, dann hinterläßt sie in der Regel unheilbare Herzfehler (Verengerung der Mündungen und Schlußunfähigkeit der Klappen des Herzens). Hat sich Jemand auf dem Balle eine dieser Erkältungskrankheiten zugezogen, so trägt stets ein schnelles Abkühlen der heißen Haut, welches außerhalb des Ballsaales, in der Garderobe, in der Nähe einer Thür oder eines Fensters zu Stande kommen kann, die Schuld davon, nicht aber das kalte Getränk, das während dieser Abkühlung getrunken wurde. Bei der ärgsten Erhitzung kann man kalt trinken, nur hüte man sich dabei vor einer Erkältung der Haut. Sollte aber eine solche doch stattgefunden haben, dann suche man so schnell als möglich wieder in Schweiß zu kommen, was durch starke Bewegung (Tanzen) oder reichlichen Genuß recht heißen Getränkes erreicht wird.

Sowie nun das schnelle Abkühlen der erhitzten Haut recht leicht die genannten gefährlichen Entzündungen nach sich ziehen kann, ebenso ist gar nicht selten auf dem Balle oder überhaupt beim Aufenthalt in warmen Localitäten der schnelle Wechsel der warmen und kalten Luft, welche man einathmet, Ursache von schweren Lungenkrankheiten. Denn die kalte Luft, welche man plötzlich einathmet, nachdem man vorher in warmer Luft geathmet hat, ruft innerhalb der Lunge einen Reizungszustand hervor, der entweder eine Lungenentzündung veranlassen oder, wenn die Lunge von früher schon krank (tuberculös) war, eine tödtliche Lungenschwindsucht hervorrufen kann. Da nun manche auf dem Balle durch das Tanzen Erhitzte außerhalb des Ballsaales im Kalten trinken, so wird, wenn sie darauf lungenkrank werden, stets der unschuldige kalte Trunk, nicht aber die eingeathmete kalte Luft als Ursache der Krankheit angeklagt.

Uebrigens erzeugt weder das Einathmen kalter, noch auch das staubiger Luft in einer noch ganz gesunden Lunge die sogenannte Lungenschwindsucht; wohl kann aber das Athmen in einer solchen Luft bei schon kranken (tuberculösen) Lungen einen sogenannten Tuberkel-Nachschub (d. i. eine neue Ablagerung von käsiger Schwindsuchtsmaterie) erzeugen, der nicht selten zum Tode führt. — Auch wenn sich beim Tanzen (zumal in staubiger Luft) ein kurzathmender Hustender so anstrengt, daß er starkes Herzklopfen bekommt, auch dann kann er sich recht leicht einen tödtlichen Tuberkelnachschub zuziehen.

Also nochmals: nicht der kalte Trunk auf dem Balle bringt Gefahr; wohl können das aber, zumal bei schon kranken Lungen die schnelle Abkühlung der erhitzten Haut, das Einathmen kalter oder staubiger Luft, Herzklopfen erzeugendes Tanzen, besonders bei enger, den Brustkasten am Athmen hindernder Kleidung.

2. Der erstickende Kohlendunst.

Beim Verbrennen von Holz, Holzkohle, Braun- und Steinkohle, Coaks, überhaupt von kohlenstoffhaltigen Materien, erzeugen

sich zwei farblose Luftarten, nämlich Kohlensäure und Kohlenoxyd, welche Menschen und Thiere betäuben und tödten, sobald sie von diesen in größerer Menge oder eine Zeit lang eingeathmet werden. Die Bildung dieser Gase geschieht auf folgende Weise: Beim Verbrennen der kohlenstoffhaltigen Materien verbindet sich der Sauerstoff in der atmosphärischen Luft mit dem Kohlenstoffe des Verbrennungsmaterials; verbrennt die Kohle nur unter spärlichem Luftzutritt, so entsteht das Kohlenoxyd, indem sich drei Gewichtstheile Kohlenstoff mit nur vier Gewichtstheilen Sauerstoff vereinigen; verbrennt die Kohle dagegen unter lebhaftem Luftzutritt, so verbinden sich stets drei Gewichtstheile Kohlenstoff mit acht Gewichtstheilen Sauerstoff und es bildet sich Kohlensäure. Es unterscheiden sich also Kohlensäure und Kohlenoxyd dadurch, daß die erstere gerade noch einmal so viel Sauerstoff enthält, als das letztere.

Das Kohlenoxyd oder Kohlenoxydgas, das ist es nun, was im gewöhnlichen Leben Kohlendunst genannt wird und im Winter schon oft zur Erstickung von Menschen Veranlassung gegeben hat, wenn bei Verbrennung von Kohlen der Luft nicht gehörig Zutritt gestattet wurde, wie dies beim Glimmen von Kohlen in einem Kohlenbecken oder in einem schlechtziehenden Heizapparate, zumal in einem Ofen, dessen Klappe geschlossen, der Fall ist. — Natürlich muß das Kohlenoxyd, wenn es gefährlich werden soll, anstatt nach dem Schornsteine hin zu entweichen und in diesem aufzusteigen, in das Zimmer treten und sich hier der Luft beimischen. Dies geschieht nun aber nicht blos beim Schließen der Ofenröhren und ihrer Luftklappen bei noch brennendem und glimmendem Feuer (bisweilen mit Heraustreten des Gases durch zufällige Ritzen und Oeffnungen im Heizapparate), sondern auch dann, wenn die Luft im Zimmer dünner und leichter geworden ist als die im Ofen und Rauchfange, was der Fall sein kann, sobald eine schnelle und bedeutende Abkühlung und Verdichtung des Kohlenoxydgases (z. B. bei großer Kälte) an der Ausmündung des Rauchfangs stattfindet. Stets tritt dann das Kohlenoxyd zugleich mit Rauch in das Zimmer, während es bei geschlossener Ofenklappe ganz unmerklich in das Zimmer eintreten kann. Selbst in ungeheizten Zimmern ist schon Erstickung durch Kohlenoxyd vorgekommen und zwar dadurch, daß die Ofenröhren und Rauchfänge derselben mit denjenigen eines höheren oder unteren Stockwerks, aus welchen viel Kohlenoxyd entwich, in offener Verbindung standen. Das Heizen der Zimmer mit glühenden Kohlen auf offenen Becken ist ganz verwerflich, denn dadurch muß eine Erstickung am leichtesten zu Stande kommen.

Beim Menschen erregt das Kohlenoxyd, schon wenn es in geringer Menge der Luft beigemengt ist, Eingenommensein und Schwere des Kopfes, heftigen Kopfschmerz, Uebelkeit, Ohrenklingen und Augenflimmern, Gefühl von Druck auf der Brust; in etwas größerer Menge erzeugt es Schwindel, Schlafneigung und Ohnmacht, und es tritt, enthält die Zimmerluft nur fünf Procent davon, schon Erstickungsgefahr, bisweilen mit Zuckungen und Krämpfen, schließlich Scheintod ein. — Das zunächst Nothwendige bei der Vergiftung durch Kohlenoxyd, sowie überhaupt bei Vergiftungen durch schädliche Gasarten (Kohlensäure, Leucht- und Cloakengas, Schwefelwasserstoffgas ꝛc.), ist die möglichst schnelle Entfernung des Scheintodten aus der schädlichen Gasart und Sorge für eine sich immer erneuernde, frische Luft; deshalb Oeffnen der Fenster und Thüren im Zimmer; die Kälte hat man hierbei nicht zu fürchten. Sodann löse man alle festanliegenden Kleidungsstücke oder entkleide den Scheintodten fast ganz; man bringe denselben in eine halbsitzende Lage mit erhöhtem Oberkörper und herabhängenden Füßen; besprenge Gesicht und Brust anhaltend mit kaltem Wasser, begieße den Kopf öfters damit; mache allgemeine Essigwaschungen und Klystiere von Essig und Salz; reibe und bürste den Körper (besonders das Rückgrat); veranlasse ein künstliches Athmen mittelst Einblasen von Luft durch Mund und Nase und darauffolgenden Zusammendrückens des Brustkastens. Auch können daneben noch niesenerzeugende Mittel, Hautreizungen (durch Senfspiritus oder Peitschen mit Brennnesseln) und Kitzeln des Schlundes mit einer Feder angewendet werden. Alle diese Hülfsmittel zur Erweckung des Scheintodten sind um so wirksamer, je kürzere Zeit nach der Vergiftung sie zur Anwendung kommen. Jedenfalls darf man mit ihrem Gebrauche, wenn sie auch erfolglos zu sein scheinen, nicht zu zeitig aufhören, da es oft bei der angestrengtesten Thätigkeit erst nach fünf bis sechs Stunden gelungen ist, den Bewußtlosen wieder zu sich zu bringen. Ob Blutentziehungen oder sonst noch Etwas anzuwenden, hat man dem Arzte zu überlassen.

3. Der Leichtsinn der Brustkranken.

Die hustenden Dürrländer, die, wenn's ihnen nur halbwegs wohl geht, die allerärgsten Abhärtungsrenommisten spielen und gleich darauf, wenn sie ein wenig Blut aushusten oder bei kurzem Athem Stechen in der Brust fühlen, ihrer Familie verzweifelnd bei Tag und Nacht vorwimmern, — denn solche Gesellschaft fürchtet sich entsetzlich vor dem Sterben —, diese Jämmerlinge sind's, denen Verfasser jetzt einmal tüchtig den Text lesen will.

Trotz Eurer schlechten Lungen — die übrigens, wenn sie richtig behandelt werden, immer noch zu einem langen Leben mit ziemlichem Wohlsein recht gut ausreichen können — wollt Ihr Unverständigen doch stets gerade das thun, was die Lungen schlechter macht, und das unterlassen, was diese verschlechterten Organe verbessert und vor weiterem Krankwerden schützt. Vor allen Dingen wollt Ihr eitlen Thoren einen Respirator*, den heilsamsten und sogar das südliche Klima beinahe ersetzenden Apparat, nicht vor den Mund binden; Ihr athmet aus purer dummer Eitelkeit lieber die rauhe, den tuberculösen Lungen höchst gefährliche Winterluft ein und bringt Euch dadurch als subtile Selbstmörder weit früher in's Grab, als es nöthig wäre. Solche rauhe Luft ist aber besonders dann den Lungen äußerst nachtheilig, wenn sie nach vorherigem Athmen in warmer Luft eingeathmet und wohl gar noch mit Staub versetzt ist.

Brustkranke und überhaupt Solche, die in der Jugend längere Zeit an Husten, wohl gar an Bluthusten, litten, gehören im Winter, zumal bei rauhem Ost- und Nordwind, nicht auf die Jagd und auf das Eis, sondern in geräumige und sonnige Zimmer mit reiner warmer Luft. Sie haben beim Verlassen von warmen Localen draußen in rauher Luft nicht zu schwatzen, sondern den Mund hübsch ordentlich zuzuhalten und durch die Nase Athem zu holen, wenn sie nämlich respiratorscheu (d. i. in meinen Augen soviel wie einfältig und gewissenlos) sind.

Im Tabaksqualm stundenlang zu sitzen und zu polemisiren ist für Lungenleidende ein Verbrechen, was in der Regel mit frühzeitiger tödtlicher Schwindsucht bestraft wird. Rauchen kann der Brustkranke allenfalls, aber den Tabaksrauch einathmen darf er durchaus nicht, am allerwenigsten aber im Schlafe. Also im Freien oder in einem großen Locale, welches aber recht oft gelüftet werden muß, genieße er seine Cigarre.

Der Tanz hat auch schon sehr viele hübsche, junge, schlanke Jungfrauen und Jünglinge mit schmaler Brust und kurzem Athem hingemordet. Alte Weiber wissen's dann gewiß, daß der Mörder ein Glas kaltes Wasser oder Limonade war. Dem ist aber nicht so, sondern, wie oben schon gesagt wurde, der schnelle Wechsel zwischen warmer und kalter Luft, welche letztere außerhalb des Ballsaales theils eingeathmet wurde, theils die erhitzte Haut schnell abkühlte, der ist es, welcher dem schon Lungenleidenden einen neuen Anfall der Lungentuberculose zuzog. Ebenso kann aber auch Alles, was einem Brustschwachen auf dem Balle starkes Herzklopfen macht (wie das übermäßige Tanzen, der Genuß von Spirituosen u. s. w.), insofern die Lungen kränken, als eine größere Menge Blut in dieselben hineingepumpt wird und dieses dann Veranlassung zu krankhaften Ausscheidungen giebt. Daß hierbei die Lungen in einem eingeschnürten weiblichen Brustkasten, der sich beim Einathmen nicht gehörig erweitern kann, was doch beim Tanzen gerade so nothwendig ist, noch weit schlimmer daran sind, als die im weiten Fracke, wird man wohl natürlich finden.

„Im Frühjahre wird der oder die Arme sicherlich zu Grabe gehen.“ Als ob's gerade der Frühling auf die Lungenschwindsüchtigen abgesehen hätte! Wie aber so ein gewissenloser Schwindsuchtscandidat im Winter gegen seine armen Lungen fortwährend gesündigt hat und daß nun diese Sünden nach den bestehenden unabänderlichen Naturgesetzen im Frühjahr die Todesstrafe nach sich ziehen müssen, das kommt bei den Trauernden gar nicht zur Sprache. Wir rufen dem Verstorbenen aber in's Grab nach: „Dir geschah recht!“

Bock.

* Bei Anschaffung eines Respirators sehe man aber ja darauf, daß derselbe aus sehr vielen feinen Metallfäden, und nicht etwa aus durchlöcherten Blechplatten oder einem Sieb- und Haargeflechte besteht; denn solche billige Nachäffungen des Jeffrey'schen Respirators schaden nur. In Leipzig sind echte Respiratoren beim Mechanikus Reichel zu haben.

Der Veteran der deutschen Theaterprincipale.

Ein Gefühl eigenthümlicher Wemuth ergreift uns, indem wir das Blatt zurechtlegen, auf dem wir unsern Lesern das Bild eines Mannes zeichnen wollen, dem jene classischen Breter, welche die Welt bedeuten, mehr als vielen Andern schuldig geworden sind. Wir glaubten dem Manne, den wir noch vor wenigen Wochen geistig frisch und körperlich rüstig in unserer Mitte weilen sahen, dem wir gar manchesmal begegneten, wenn er mit munterem Schritte die Straßen seines alten, vielgeliebten Leipzigs, der heimathlichen Stätte seiner ersten Wirksamkeit, durcheilte, — wir glaubten ihm eine frohe Ueberraschung zu bereiten, wenn wir ihm zur Feier seines nahen achtzigsten Geburtstages in der Gartenlaube einen bescheidenen Denkstein stifteten, der älteren Generation, namentlich unter seinen Leipziger Mitbürgern, zu lieber Erinnerung an vergangene schöne Tage, der jüngeren zur Kenntniß und Beherzigung. Und nun — deckt schon der erste Schnee seinen Hügel auf dem St. Johannis-Friedhofe der Vaterstadt, und das unerbittliche Geschick hat uns die gehoffte Freude vereitelt. Wir können jetzt nur noch unsern Kranz niederlegen neben den vielen, welche das Grab des Greises schmückten, indem wir in kurzen Worten das reiche Leben und Streben des Geschiedenen schildern, — Karl Theodor's von Küstner, des berühmten Bühnenleiters, ja in gewissem Sinne des Regenerators und Neuschöpfers der deutschen Bühne, wenigstens ihrer Verwaltung.

Es giebt keine Pflanzschulen und Seminarien zur Erziehung guter Bühnenleiter, sondern diese pflegen aus den verschiedenartigsten Berufen und Beschäftigungen, meist durch eine besondere Verkettung äußerer Umstände getrieben, zu einem solchen Wirkungskreise überzugehen, für den sie sich in der Regel durch eine alte leidenschaftliche Liebe zum Theater bestimmt, oder auch durch eigene künstlerische Versuche vorbereitet haben. Auch der Bühnenlaufbahn Küstner's ging mehrfache gelehrte und praktische Thätigkeit und mannigfache Erfahrung und Bethätigung im Dienste des Lebens und der Zeit voran. Ein geborener Leipziger, der Sohn eines in der kaufmännischen Welt noch heute hochgeachteten Bankhauses, besuchte Küstner von jeher das Theater in Leipzig, wo damals die Franz Seconda'sche Gesellschaft spielte und das sogenannte Conversationsstück, die Iffland'schen und Kotzebue'schen Dramen, mit großer Lebenswahrheit und Virtuosität gab. Iffland selbst, Ludwig Devrient, die Unzelmann-Bethmann nebst ihrem Gemahl, die Fleck, die Hendel-Schütz, Beschort und Rabenstein, Alles in der Bühnenwelt hochgefeierte Größen, gastirten häufig bei der Gesellschaft. Ganz besonders aber übten die Darstellungen des von Goethe und Schiller geleiteten Weimarischen Theaters im nahen Lauchstädt und in Leipzig selbst, wo die herzoglich-sächsischen Hofschauspieler 1807 als Gäste erschienen, eine mächtige Anziehung auf den jungen Bühnenenthusiasten und gaben seiner Neigung für die Bühne jene ernste und gediegene, classische Richtung, welcher er seitdem stets treu blieb.

Auf Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien lernte er nach und nach alle größeren und ersten Künstler des In- und Auslandes kennen, namentlich auch das Theatre français zu Paris und mit ihm Talma, die Georges, Duchesnois und Mars, die unübertroffenen Heroen der tragischen und komischen Muse Frankreichs. Die Anschauung des Theaters verband sich aber auch noch mit dem Studium der besten dramaturgischen Werke, sowie endlich mit eigenen mimischen Versuchen. Auf einem wahrhaft ausgezeichneten Liebhabertheater im Hause des auch in weiteren Kreisen bekannten Gelehrten und Kunstkenners, Oberhofgerichtsraths Blümner in Leipzig, wurden während mehrerer Jahre classische Dramen, z. B. „Nathan“, „Emilia Galotti“, „Minna von Barnhelm“, „Tasso“, „Iphigenia“, „die Laune des Verliebten“, „die Geschwister“ u. s. w. von einem Vereine hochgebildeter Männer und Frauen (Blümner selbst, Rochlitz, Müllner, Limburger, Wilhelmine Reichenbach, Caroline Hoffmann, Julie Limburger, Betty und Caroline Tischbein) mit Lust und Fleiß gegeben und mit einer Gründlichkeit, die nicht auf allen Dilettantenbühnen heimisch ist. Küstner schloß sich mit Begeisterung diesem Vereine an und übernahm unter Anderen die Rolle des Tasso, des Orest, des Wilhelm (in den Geschwistern).

So lebte und webte denn bereits der junge Mann in einer reichen und bunten Kunstwelt, als die mächtige Bewegung von 1813 alle Geister mit Sturmesgewalt ergriff und auch ihn gewaltig packte. Die Katastrophe in Rußland hatte im Frühling des genannten Jahres die Franzosen aus Sachsen vertrieben, da kam Theodor Körner mit einer Anzahl seiner Cameraden vom Lützow'schen Corps nach Leipzig. Ein gemeinschaftlicher Freund, von Behrenhorst aus Dessau, führte den Sänger von „Leier und Schwert“ auch mit Küstner zusammen, und bei diesem war es, wo sich die Jünglinge dann oft in traulichen Abendgesellschaften sahen.

Nach der Leipziger Schlacht im October 1813 meldete sich Küstner zu dem damals sich bildenden „Banner der freiwilligen Sachsen“, verschaffte demselben für Equipirung Unbemittelter bedeutende Summen und wurde demzufolge bei der Kammer des Freicorps angestellt. Er und Professor Krug, die ersten, die sich gemeldet hatten, waren auch die ersten vom Fürsten Repnin und General Carlowitz ernannten Officiere. Doch hatte, wie man weiß, das Banner keine Gelegenheit mehr, seinen Muth im Felde zu bewähren; schon auf dem Marsche nach Frankfurt a. M. traf es die Nachricht vom Einzuge der Verbündeten in Paris.

Das Kriegerthum hatte aber unseren Küstner nicht der Muse entfremdet, der er schon früh mit Innigkeit huldigte. Es kam vielmehr die Zeit, wo er zur Anknüpfung eines entschiedenen Verhältnisses für seine Lieblingsthätigkeit überging, die ihm, der nach wohlbestandenem Examen bereits seit 1810 zum Doctor juris promovirt und als Docent an der Leipziger Universität habilitirt war, schon lange als eigentlicher Lebensberuf gewinkt hatte. Er war es, der 1817 hauptsächlich den neuen Theaterbau und die Errichtung einer stehenden Bühne in seiner Vaterstadt förderte; er wußte das Interesse für Gründung einer solchen unter der Bewohnerschaft zu wecken und sammelte eine Menge gewichtiger Unterschriften zu einer von ihm verfaßten Adresse an den König von Sachsen, mit dem Gesuch um Erlaubniß zu einem stehenden Theater und um Aufhebung des Privilegiums, vermöge dessen die Seconda'sche Hofschauspielergesellschaft aus Dresden während der Messe in Leipzig gespielt hatte. Das Gesuch wurde genehmigt. Küstner erbot sich zur Uebernahme der Direction und zu dem bedeutenden Pachtzins von jährlich dreitausend Thalern, welche Summe die Zinsen des für den Theaterausbau aufgewendeten Capitals deckte, und so wurde die Errichtung des Leipziger Stadttheaters möglich gemacht. Er ist mithin der eigentliche Begründer desselben und verdient um so mehr den Dank seiner Mitbürger, als er seiner elfjährigen Unternehmung große finanzielle Opfer brachte.

Unter Küstner's von künstlerischer Begeisterung und praktischem Talent getragener Leitung stieg die Bühne Leipzigs zu einer ersten Kunstanstalt Deutschlands empor. Die äußeren Erfolge wie die artistischen Früchte dieser Leipziger Theaterepoche waren glänzend. Indem er der Anstalt eine allseitige Ausbildung, und zwar nach dem höchsten Maßstab, zu geben suchte, faßte er auch die gesellschaftliche und juristische Seite eines Bühnenverbandes in's Auge, wie es vor ihm noch nie mit solch umfassendem, alle Einzelheiten aus dem Gesichtspunkt eines großen und würdigen Ganzen durchdringendem Blick geschehen war. Bereits die Gesetze, welche er für seine Leipziger Schauspielergesellschaft aufstellte, bewiesen seine Befähigung zum Bühnenleiter, — ein Talent, das er später in München und Berlin unter noch schwierigeren und verwickelteren Verhältnissen abermals zu bethätigen Gelegenheit erhielt. Die günstigen Wirkungen dieser Gesetze zeigten sich in Leipzig nicht blos in der Stenge der inneren Disciplin, welche Küstner jederzeit aufrecht erhielt, sondern auch in der Einigkeit und dem regen Kunsteifer aller Mitglieder — Dingen, die bekanntlich weiße Sperlinge in den Bühnengesellschaften zu sein pflegen. Für die auserlesene Vorzüglichkeit des Personals sprechen die Namen Wohlbrück Vater, Genast und Frau, Doris Böhler, nachherige Devrient, Löwe, Stein, Emil Devrient, Wurm und Frau, Vetter und Frau, frühere Miedke, Anna Sessi, Corona Werner und Katharina Canzi. So steigerte sich natürlich die Theilnahme für das Theater in Leipzig ungemein und mit ihm die Einnahme desselben. Trotzdem und ungeachtet er es war, welcher auch die wirklich mustergültige Pensionsanstalt des Leipziger Theaters gründete, die jetzt so manche dienstunfähig gewordene frühere Mitglieder vor Noth und Entbehrung schützt, sah er sich doch durch örtliche und zufällige Umstände veranlaßt, seine in der gesammten deutschen Bühnenwelt Epoche machende Direction

Karl Theodor von Küstner.

schon zu Ostern 1828 niederzulegen. Wie er in allen Dingen eine freimüthige Oeffentlichkeit liebte, so ließ er auch diesen ersten bedeutenden Abschnitt seines Theaterlebens nicht vorübergehen, ohne dem Publicum in seinem „Rückblick auf das Leipziger Stadttheater" einen Rechenschaftsbericht seiner Verwaltung vorzulegen.

Viel und mancherlei Interessantes könnte aus der Zeit der Küstner'schen Leitung noch erzählt werden; wir wollen uns darauf beschränken, einen Besuch in seiner dicht neben der Bühne befindlichen Directorialloge zu machen. Wir sehen darin verschiedene Notabilitäten, den Herzog Karl von Braunschweig, Generalissimus Fürst Schwarzenberg, Staatskanzler Fürst Hardenberg und Frau, Kotzebue, Spontini, C. M. von Weber u. A. Auch der nach seiner Abdankung sich Oberst Gustavson nennende König von Schweden besuchte in Leipzig sehr oft Küstner's Loge und war z. B. einmal bei der Aufführung des „Freischütz" gegenwärtig. Als im ersten Act Samiel erschien, fragte er Küstner, was dieser vorstelle. Die Antwort lautete: „Das böse Princip oder, geradezu gesagt, den Teufel." Da entfernte sich der König mit zwei Riesenschritten und kam nie wieder; offenbar glaubte er an die leibhaftige Existenz des Höllensohnes. — Herzog Karl von Braunschweig, der später bekanntlich aus seiner Residenz fliehen mußte, kam zur Vorstellung des „Oberon" nach Leipzig. Am nächsten Tage erkundigte sich Küstner, wie der Fürst geschlafen habe. Der Herzog entgegnete, daß er von einem lebhaften Traum beunruhigt worden sei: er habe sein Schloß brennen sehen und flüchten müssen; ein sehr fatalistischer Traum, der bald genug sich verwirklichte.

Kotzebue sah in Leipzig die Oper: „Der Bergsturz von Goldau". Küstner bemerkte ihm, daß wegen der darin dargestellten Katastrophe die Maschinerie nicht gestatte, hinterher noch ein anderes Stück zu geben, und daher die Vorstellung sehr früh endige. Jener erbot sich hierauf gleich, ein Lustspiel zu schreiben, das vor dem Vorhang seinen Schauplatz habe — ein neues Beispiel seiner unerschöpflichen Erfindungsgabe. Doch — er ging nach Mannheim, wurde von Sand ermordet, und Küstner erhielt das Stück nicht! Weber war auf der Reise nach London in Leipzig und besprach sich mit Küstner bis tief in die Nacht über die Aufführung seines „Oberon" daselbst. Noch von der englischen Hauptstadt aus, wo er bekanntlich starb, schickte er die Partitur an Küstner, und so wurde es möglich, die Oper bereits ein Jahr früher, als auf allen übrigen deutschen Theatern, und zwar mit einer glänzenden Ausstattung, zu geben, welche eine Menge fremder Fürsten und Intendanten nach Leipzig zog. Um unserer Neugierde hier gleich auch einen Blick in Küstner's Logen in München und Berlin zu gönnen, gedenken wir der Dichter Eduard v. Schenk und Grillparzer als häufiger Besucher der ersteren, wogegen uns in letzterer der liebenswürdige englische Gesandte und große Beschützer der Musik, Lord Westmoreland, ferner der Fürst Pückler-Muskau und seine Gemahlin, geb. v. Hardenberg, mit ihrem Zwerge, die Herzogin von Sagan, Fürst Lichnowsky, Gutzkow u. v. A. begegnen.

Durch seine Leipziger Direction hatte sich Küstner einen so großen Ruf erworben, daß es ihm jetzt, als jene Unternehmung aufgegeben, nicht an mannigfachen Anträgen zu einer anderweitigen Wirksamkeit fehlte. So ergingen an ihn Berufungen zur Uebernahme der Dresdner Bühne auf eigene Rechnung und zur Leitung des Theaters in Frankfurt a. M. Beides lehnte er ab und ward statt dessen im Jahre 1830 Director der Hofbühne zu Darmstadt. Es war ihm jedoch nicht lange vergönnt, sich in den dortigen freundlichen Verhältnissen zu bewegen, da das betreffende Kunstinstitut bereits nach Verlauf eines Jahres aufgelöst werden mußte, weil der Hof sich veranlaßt sah, die Subvention zurückzuziehen. Küstner's nächster Wirkungskreis

ward nun München, wo ihm 1833 auf Veranlassung des Ministers und Dichters Eduard von Schenk die Intendanz des Hoftheaters angeboten wurde. Hier in München erhielt er ganz besonders Gelegenheit, nicht blos den ihm vorausgegangenen Ruhm seiner artistischen Verwaltungsgabe zu rechtfertigen, sondern auch seine Kunst einer ersprießlichen Theaterökonomie zu bewähren, durch welche letztere er nicht etwa in Folge einseitiger Sparmethode, vielmehr lediglich in Folge richtiger Berechnung der Ausgaben die Einnahmen beträchtlich zu erhöhen wußte. Es wurde ihm die Aufgabe gestellt, den Zuschuß von 78,000 Gulden, der bisher nie ausgereicht hatte, nicht zu überschreiten und außerdem eine Schuldenlast von 44,000 Gulden zu decken. Er erreichte vollkommen das ihm gesteckte Ziel, ohne im Mindesten der Kunst Eintrag zu thun, die vielmehr unter seiner Leitung an allgemeiner Anerkennung bedeutend gewann. Während der Leipziger Direction, die er für eigene Rechnung führte, war er überall und immer mit größter Liberalität zu Werke gegangen, ohne ängstliche Wahrnehmung seines pecuniären Vortheils. Bei den späteren Hoftheaterleitungen für fürstliche Rechnung hatte er dagegen streng das ihm bestimmte Maß des bewilligten Zuschusses im Auge und scheute keine, auch mit Unannehmlichkeiten verknüpfte Maßregel, die dazu dienen konnte, jenes Maß aufrecht zu halten. Der König von Baiern wußte übrigens Küstner's Verdienste zu würdigen, er ertheilte ihm 1837 den Adel.

Die ungemein glücklichen Erfolge seiner Münchner Wirksamkeit zogen die Aufmerksamkeit auch des Königs von Preußen auf sich, welcher im Jahre 1841 sich am bairischen Hofe zu Besuch befand und früher schon das Küstner'sche Theater in Leipzig kennen gelernt hatte. In Küstner glaubte Friedrich Wilhelm IV. den geeigneten Mann zu finden, der die Berliner Hofbühne innerhalb eines beschränkteren Finanzetats, als bisher, zu halten und trotzdem nach dem höchsten artistischen Maßstab weiterzuführen wissen würde. So verließ denn Küstner im Jahre 1842 München und übernahm, von einer Reise nach Italien zurückgekehrt, im Juni die Generalintendanz der königl. Schauspiele zu Berlin unter Zusicherung lebenslänglicher Anstellung.

Auch seine nun folgende Thätigkeit in der preußischen Hauptstadt zeigte das consequente Streben: eine musterhafte Disciplin in der Verwaltung mit vollster Hingebung an die Kunstinteressen und an die Forderungen der Gegenwart zu vereinigen. Alle seine Versuche und Schritte gingen dahin, eine Bühnenreorganisation in zeitentsprechender, auf der künstlerischen und gesellschaftlichen Höhe der Gegenwart stehender Form zu vollbringen. Wenn es nun auch in den verschiedenen Kreisen, welche durch seine Reformversuche, wie überhaupt durch seine mit Entschiedenheit und Freimuth behauptete Stellung berührt wurden, nicht an mannigfachen Gegenwirkungen fehlen konnte, so mußte man doch bei allen Parteien stets dem aufrichtigen und biedern Sinn, dem edlen, völlig selbstlosen Streben, sowie dem ebenso energischen, wie humanen Charakter, mit dem Küstner unter all den ihm bereiteten schwierigen Verhältnissen doch immer Herr seines Handelns und Wollens zu bleiben wußte, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unter den neuen Einrichtungen, die er in Berlin traf, verdient obenan der Autorenantheil, die Tantième, genannt zu werden, welche im Jahre 1844 gleichzeitig an dem Berliner Hoftheater und der Wiener Burg, die damals unter Holbein's Direction stand, zumeist auf Küstner's Anregung und wesentlich nach dem von ihm ausgearbeiteten Plane eingeführt wurde. Das allein bleibt ein unvergeßliches Verdienst der Küstner'schen Theaterverwaltung. Die Tantième wurde in beiden genannten Städten vorerst nur versuchsweise auf drei Jahre in's Leben gerufen, und obwohl es von gewisser Seite her nicht an Opposition fehlte und sogar Stimmen erstanden, die in ihr ein staatsgefährliches, die Schriftsteller zur Aufregung der Massen verführendes Element erkennen wollten, so blieb doch die Anerkennung ihrer Ersprießlichkeit Sieger und sie ward Anfang 1847 bis auf Weiteres prolongirt. Ein zweites, tief in das Bühnenwesen eingreifendes Verdienst erwarb sich Küstner durch das Theatergesetzbuch, den vollständigsten Bühnencodex, der je zusammengestellt worden ist und dessen Nutzen und Milde Zeit und Erfahrung an's Licht gebracht haben.

Auch die Abstellung eines alten Mißbrauchs ist unserm Küstner zu verdanken. Als er seine Berliner Stellung antrat, stand noch auf allen deutschen Theaterzetteln vor den Namen der Darstellerinnen Madame und Demoiselle, und bei Knaben von zehn bis vierzehn Jahren — höchst komischer Weise — Monsieur. Er verbannte diese lächerliche Ausländerei und setzte, wie sich's gehört: Frau, Fräulein, und bei Kindern einfach die Vor- zu den Familiennamen. Schon früher hatte er mehreren Intendanzen den Vorschlag hierzu gemacht; sie trugen aber Bedenken, darauf einzugehen. Da kam das Revolutionsjahr 1848 und räumte auch mit diesen kleinlichen Bedenklichkeiten auf. Küstner führte die neue Einrichtung ein, und alle Theater folgten.

Während er indeß in Berlin unablässig für die innere Verfassung des dortigen Bühnenwesens zu sorgen bemüht war, richtete er seine Blicke zugleich auch nach außen auf den Gesammtbestand der deutschen Theaterwelt überhaupt, in der bisher anstatt des gegenseitigen Rechtsschutzes fast nur wechselseitige Uebervortheilungen und Ablistungen gegolten hatten. — Die Idee eines rechtlich begründeten Theaterstaats, die Küstner innerhalb des einen Instituts durchzuführen bestrebt war, brachte ihn so auf den Gedanken einer allgemein deutschen Theaterassociation. Es sollte ein Verein der deutschen Bühnen begründet werden, dessen ausgesprochener Zweck dahin ging, „contractlich erworbenen Rechten in den Theaterverhältnissen durch Anerkennung derselben von Seiten sämmtlicher contrahirender Bühnen eine größere Sicherheit zu verleihen und mit diesem gehobenen Rechtszustand zugleich den Schauspielerstand moralisch zu heben." Der von Küstner ausgearbeitete Plan wurde die Grundlage vieler mühsam angeknüpfter und verfolgter Unterhandlungen mit allen deutschen Bühnenvorständen und hatte das erfreuliche Resultat, durchgängig Anklang zu finden und namentlich von Seiten der Fürsten und Regierungen lebhafteste Förderung und besonderen Schutz zu erfahren, so daß fast sämmtliche größere Bühnen Deutschlands (zweiunddreißig) sich dem Vertrage anschlossen. Seitdem ist ihre Zahl noch beträchtlich gestiegen.

Der glücklichen und bedeutenden Wirksamkeit Küstner's in Berlin lassen sich auch die dort von ihm erlangten finanziellen Resultate beizählen. Wenn die Einnahme im dreijährigen Durchschnitt vor ihm 170,000 Thaler betragen hatte, stieg sie unter ihm in den Jahren 1842, 1845 bis 1847, auf welche die Folgen des Opernhausbrandes und der Revolution nicht einwirkten, auf die Durchschnittseinnahme von 210,000 Thalern jährlich, vermehrte sich sonach um 40,000 Thaler. Mehr noch als diese Verbesserungen in der Theaterökonomie zeugen aber für die Thätigkeit, Umsicht und den Kunstgeschmack Küstner's die während seiner Leitung vollzogenen Engagements. Künstlerinnen, wie eine J. Wagner, Köster, Thomas, Hoppé, Viereck, Adolphine Neumann, Marie Taglioni; Künstler, wie Hendrichs, Döring, Hoppé, Dessoir, J. Wagner, Liedcke, Krause, Salomon, Hogunt-Vestris sprechen für sich selbst. Auch Ch. Birch-Pfeiffer, die beliebte Dichterin, ward durch Küstner für Berlin gewonnen.

Hatte er zu Leipzig und München in friedlichen und glücklichen Zeiten gewirkt, so legten ihm in Berlin der Brand des Opernhauses (1843) und die Jahre der Unruhen (1848 und 1849) große Hindernisse und Erschwerungen seiner Aufgabe in den Weg, ja gefährdeten selbst seine persönliche Stellung. Doch auch dies überwand er, obwohl nicht ohne Nachtheile für seine Gesundheit, ein Umstand, der ihn 1851, nachdem er die Generalintendanz neun Jahre geführt und seit 1817, also während ganzer vierunddreißig Jahre als Bühnenleiter thätig gewesen war — eine Zeitdauer, welche weder Schröder's noch Iffland's Regiment erreichte — um seine Pensionirung einzukommen bestimmte.

Allein dem Theater, der dramatischen Kunst sollte auch ferner noch seine Thätigkeit gewidmet bleiben. Zunächst schrieb er die „vierunddreißig Jahre seiner Theaterleitung" und legte darin über seine sämmtlichen vier Bühnenverwaltungen ausführliche und genaue Rechenschaft ab. Das Feld der Theaterstatistik war vor ihm ein noch völlig unbebautes, und das von ihm in zwei Auflagen herausgegebene Taschen- und Handbuch für Theaterstatistik ist darum als ein höchst bedeutsames zu bezeichnen. Ingleichen gelang es seinen von Anderen unterstützten, vielfältigen Bemühungen, sowohl für Preußen, als durch Annahme von Seiten des Bundestags für ganz Deutschland ein Gesetz zu erwirken, vermöge dessen kein Stück, sei es gedruckt oder Manuscript, ohne Einwilligung des Verfassers aufgeführt werden darf, während früher diese Bestimmung nur für ungedruckte Werke zu Recht bestand. Hierdurch erst wurde das geistige Eigenthum der dramatischen Dichter in Deutschland vollständig gesichert, sowie es in Frankreich schon seit der französischen Revolution 1791 gewesen war.

Küstner hatte nach seiner Pensionirung zunächst wieder eine Reise nach Italien gemacht, dann aber seinen Aufenthalt auf's Neue in Berlin genommen. Im Frühjahr 1860 siedelte er, sich nach grösserer Ruhe sehnend, in seine Vaterstadt Leipzig über, wo ihm noch nahe Verwandte lebten. Auch daselbst legte er sowohl für Theater und Kunst, als für alle politischen Begebenheiten und socialen Fortschritte ein fortdauerndes warmes Interesse an den Tag. Nach wie vor schrieb und wirkte er für die Tantième der dramatischen Schriftsteller, in deren Einführung den beiden Theatern zu Wien und Berlin leider bisher nur noch die Münchner Hofbühne nachfolgte, während anderwärts Küstner's dringendste Aufforderungen von den Theatervorständen noch immer unbeachtet gelassen sind.

Mit vollstem Recht galt Küstner in allen Angelegenheiten des Theaters als eine Autorität, die ihren guten Rath, ihre reiche Erfahrung Niemandem versagte, der sich an sie wendete. Dabei hielt er in Leipzig stets offenes und gastfreies Haus und versammelte allwöchentlich mehrmals einen heitern, geistig angeregten und gemüthlichen Kreis von Gelehrten und Künstlern, deren Seele und Mittelpunkt immer er selbst war. So schienen sein frischerhaltener jugendlicher Sinn und sein warm gebliebenes Herz das Alter fast spurlos an ihm vorübergehen lassen zu wollen, da, kurze Zeit nur vor seinem achtzigsten Geburtstage, erkrankte er an einem Unterleibsleiden, um, nach einem wohlvollbrachten Tagewerk und einem behaglichen schönen Lebensabende, am 27. October d. J. die Augen zu schließen.

Blätter und Blüthen.

Ein Braver. Am 16. April d. J. verbreitete sich bei unserem Regimente die Nachricht, daß die Düppeler Schanzen in der nächsten Nacht gestürmt werden würden. Wir zogen auf Vorposten. „Wirst Du zurückkommen?“ so fragten sich wohl Alle, und die Meisten mögen sich darauf mit Nein geantwortet haben; denn ein Blick auf die Physiognomie der Leute ließ dies leicht ahnen. Da saßen die braven märkischen Jungen, theils mit zusammengepreßten Lippen vor sich hin auf die nahen Dänenwerke schauend, während das Auge des Geistes in der fernen lieben, ach so lieben Heimath bei den Eltern, dem Weibe, den Kindern oder der rosigen Braut weilte, theils mit einander leise plaudernd von alle dem, was den jungen Herzen nun gerade am nächsten lag. Doch einen und denselben Schluß hatten alle Gedanken: „Besser stürmen und siegen oder fallen, als hier auf Vorposten länger alle nur denkbaren Strapazen ertragen.“

Die Nacht zum 17. April verging wider Aller Erwarten ruhig; wir wurden am Abend des genannten Tages vom achtzehnten Regiment abgelöst und marschirten nach Nübel, wo noch spät Nachts die Fleischportion mit der Weisung vertheilt wurde, „bis fünf Uhr das Mittagsbrod abgekocht zu haben.“ Dies sowohl, wie das Zusammenstehen der höheren Officiere, brachte abermals die Idee, daß etwas Wichtiges im Werke sei, in Aller Köpfe. „Diesmal wird's doch endlich den Schanzen gelten,“ sagte Der und Jener seinem neben ihm liegenden Schlafcameraden.

„Es wäre Zeit.“

„Gute Nacht.“

Der Morgen des 18. April machte die Idee fast zur Gewißheit; denn der Donner der Batterien war noch niemals so stark gehört worden, wie an diesem Tage; es gab keine Pause unter dem Krachen der einzelnen Schüsse, ein Dröhnen verband sich mit dem andern zum furchtbarsten Donner. Auf der Büffelkoppel, einer mit prachtvollen Buchen bewachsenen Anhöhe, sammelte sich unser Regiment, und hier erst erfuhren wir aus dem Munde des Obersten, daß der Sturmlauf auf die Schanzen eins bis sechs um zehn Uhr beginnen werde. Das Regiment stand, mit Ausnahme von zwei Compagnien, die durch's Loos zu den Sturmcolonnen gekommen waren, in der ersten Reserve.

Die Uhr zeigte zehn Minuten vor Zehn, als das Commando „an die Gewehre!“ ertönte. In diesem Augenblick sah ich kein rothes Gesicht, keinen lachenden Mund; mir selbst aber drängte sich der Gedanke mit aller Macht auf: „Dies ist dein letzter Gang.“ Ich war überzeugt, wie ich auch gegen diese Ahnung anzukämpfen versuchte, daß ich heute bleiben würde. Ich hatte einen Cameraden, der mir in diesem Feldzuge ein lieber, herziger Freund geworden war, T . . . ist sein Name, ihn bat ich, sich die Adresse der Meinen aufzuschreiben.

„Weshalb?“

„Ich werde heute bleiben, und sie mögen daheim bald Nachricht haben.“

„Sei kein Thor und fort mit diesen trüben Gedanken!“

„Mir sagt's aber eine Ahnung, und Ahnungen sind wahr.“

„Nun, wenn Ahnungen nicht trügen, dann sehen wir Beide heute Abend von den Schanzen ganz gemüthlich nach Alsen hinüber. Auch ich habe Gefühle so ganz anderer Art wie sonst, die aber alle sagen: Du und ich, wir werden siegen und leben; wie kann der einfältige Tod nur wagen, Dich von mir zu reißen, die wir ja Eins sind! Ade, mein Junge, ich gehe zu meinem Zuge. Apropos,“ drehte er sich noch einmal um, „meine Cigarren sind alle geworden, Du hast doch noch einige?“

„Etwa dreißig Stück.“

„Ah, sehr gut, wir werden sie heut Abend brauchen. Ade.“

Vorwärts ging's. Die erste Reserve, also auch wir, kam in's Gefecht, nicht etwa als ob die Sturmcolonnen geworfen worden wären, sondern um die Schanzen sieben bis zehn und den Brückenkopf anzugreifen. Das Regiment wurde auseinandergerissen und ging theils auf diese, theils auf jene vor, unsere Compagnie gehörte zu der nach dem Brückenkopf dirigirten Colonne. Wir hatten die Schanzen, auf denen der Kampf noch wüthete, im Rücken, vor uns aber nicht allein den Brückenkopf mit seinen Tod und Verderben speienden Geschossen, sondern auch die mit dänischen Schützen dicht besetzten Knicks. Jeder einzelne derselben mußte genommen werden, und das war die leichteste Arbeit nicht; denn die Dänen fochten brav; wenige wurden gefangen genommen, die meisten starben den Heldentod.

Wir hatten einen solchen Knick genommen und uns dahinter festgesetzt, ein heftiges Feuer mit einer uns gegenüberliegenden, etwa hundert Schritt entfernten dänischen Abtheilung unterhaltend. Einige Schritt vor uns lagen drei schwer getroffene Dänen. Die armen Kerle jammerten und ächzten ganz schrecklich und mühten sich vergeblich ab, zu ihren Cameraden zu gelangen. Mein Freund T . . . lag einige Schritte von mir, er rief mich zu sich, ich kroch zu ihm heran.

„Höre,“ sagte er, „ich kann das Schreien und Jammern nicht länger ertragen, ich hole die armen Kerle, sie müssen verbunden werden.“

Ich suchte ihn abzuhalten mit Güte, mit Gewalt; denn ich und jeder Andere wußte, daß ein derartiges Unternehmen sicherer Tod durch die Kugeln der gegenüberliegenden Feinde sein würde. Doch alles Bemühen war vergeblich, er drängte uns von sich und sprang über den Knick. Das Feuer unserer Gegner wurde von diesem Moment an heftiger; über uns hinweg zischten die Kugeln, massenweis schlugen sie klatschend in den Erdwall ein, daß Schmutz und Staub in die Höhe spritzte. Wieviel mochten nach jenem kühnen Jüngling gerichtet sein, wieviel trafen ihn? Mitten unter den Kugeln ging er schleunigen Schrittes zu den drei Verwundeten, keine traf ihn. Er erfaßt den Einen, er schleppt ihn zu uns; noch immer schießen die Dänen, obschon nicht mehr so heftig, er geht zum zweiten Male vor, hebt den zweiten Verwundeten auf, der arme Teufel schreit furchtbar dabei, da jedenfalls durch die Bewegung die im Unterleibe sitzende Kugel ihm noch größere Schmerzen verursacht, mit einem Male ist er ganz still — eine Dänenkugel hat ihm, dem Dänen, den Kopf zerschmettert. Hatte sie ihm gegolten oder dem wackern Preußen, der sein Retter werden wollte? Wir hörten ein dänisches Commando, kein Flintenschuß fiel mehr von drüben.

Zum dritten Male geht der Brave vor, den letzten bringt er zu uns heran. Wir ziehen den Dänen behutsam zu uns herüber, ich reiche meinem lieben T . . . die Hand zur Stütze beim Uebersteigen des Knicks, da schreit's „Bombe“, im nächsten Augenblick ein Knall, Erde, Dampf, Steine fliegen in die Höhe, ich fühle die Finger des T. eisenfest, bis zum Schmerz, sich um die meinen klammern, dann lassen sie los, der Arm fällt schlaff mit dem Oberkörper zusammen.

Ein Loch hier und dort, ein wildes Hurrah längs des ganzen Walles, und hinüber ging's mit wildem Ungestüm; kaum eine Minute darauf war der nächste Wall mit dem Bajonnet genommen. Er aber, der vor wenigen Stunden noch so gar nicht an Sterben und Fallen denken wollte, dem das junge Herz so ganz voll von frischer Hoffnung schlug, der arme, arme Junge lag zu einem blutigen Klumpen zusammengebrochen am Boden, eine Hohlkugel, die ganz in seiner Nähe geplatzt, hatte seinen Unterleib buchstäblich auseinandergerissen. Eine halbe Minute noch durfte ich bei dem geliebten Leichnam knieen und in das sonst so schöne treue Auge schauen, das jetzt starr und glanzlos [illegible] mich blickte. Dann kam die Pflicht; einen Kuß noch der bleichen Stirn, und weiter vorwärts.

Wo und mit wie Vielen mag er zusammen ein Grab [illegible]nden haben? Ich weiß es nicht. Als ich am nächsten Morgen ihn zu [illegible]n kam, fand ich zwar die von Blut geröthete Stelle, wo er gefallen, sein Leichnam aber war nicht mehr da, jedenfalls ruhte er schon in seiner letzten Wohnung.

Schlaf in Frieden, wackeres deutsches Jünglingsherz! R.

Ist die Erde im Laufe der Zeiten kälter geworden? Wenn einmal, wie es im laufenden Jahre geschehen, unsere Breitengrade einen kühleren Sommer als gewöhnlich haben, da entsteht so oft die obige Frage, trotzdem daß die Wissenschaft sie schon längst unzweifelhaft verneinte. Natürlich von jener Zeit an gerechnet, in der die Erde als feuriger, flüssiger oder doch als weicher Ball entstand, hat sie sich abgekühlt bis zu dem Punkte, auf welchem angekommen sie durch Ausstrahlung in den kalten Weltraum nur ebensoviel Wärme verliert, wie sie andererseits jährlich von der Sonne empfängt. Dabei hat die Oberfläche unseres Planeten, wenn man die ganze Wärmemenge des Jahres über alle Punkte desselben sich gleichmäßig vertheilt denkt, eine Temperatur von 11,,° R. Soviel aber hat sie vor tausenden, vielleicht hunderttausenden von Jahren auch gehabt, jedenfalls so lange schon, als Menschen auf ihr herumwandeln. Einen Beweis dafür liefert die Pflanzengeographie, welche lehrt, in welcher mittleren Jahrestemperatur diese oder jene Pflanze im Freien gedeihe, und welche dafür die geographischen Grenzen, denen also doch eine bestimmte mittlere Temperatur zukommt, angiebt. Die allerältesten Nachrichten nun, verglichen mit den Erfahrungen unserer Tage, weisen jeder Pflanze noch einen und denselben Standort an; die Temperatur dieser einzelnen Gegenden kann sich also nicht vermindert haben, sonst wären die Grenzen, welche den von der Natur gegebenen Standort der Pflanzen bezeichnen, südlicher, d. h. näher nach dem Aequator gerückt, das ist aber nicht der Fall. Im Gegentheil hat die intensive Cultur, die Entwaldung vieler Bodenstrecken, eher eine wenn auch sehr geringe höhere Erwärmung derselben Gegenden hervorgebracht.

Doch noch einen Beweis giebt es, der unumstößlich darlegt, daß eine Verminderung der Summe der Wärme des ganzen Erdballs nicht stattgefunden hat. Er ist zwar keineswegs neu, doch verdient er durch seine sinnreiche Ableitung sicher eine größere Verbreitung, als er bis jetzt haben wird. Bekanntlich dehnt die Wärme alle Körper aus, die Kälte zieht sie zusammen. Wenn ein Körper sich um seine Axe dreht, und zwar mit einer gewissen sich gleichbleibenden Kraft, so wird seine Drehung eine um so schnellere, je kleiner derselbe wird. Hätte die Temperatur der Erde abgenommen, so würde sie sich in dem Maße ihrer Abkühlung zusammengezogen, also verkleinert haben, ihre Umdrehung würde mithin schneller geworden sein. Mit unseren irdischen Uhren hätten wir das freilich nicht controliren können, wenn die Differenz für vierundzwanzig Stunden etwa $^1/_{100}$ Secunde betrüge. Wenn wir aber außer unserem Planeten liegende Uhren benutzen, nämlich die Beobachtung der Stellung anderer Himmelskörper zu einander, wie sie uns von der Erde aus erscheint, so wird doch eine Controle möglich. Nun hat nämlich Hipparch vor etwa zweitausend Jahren die Länge des Tages nach den in gewisse unwandelbare Perioden eingeschlossen wiederkehrenden Mondfinsternissen bestimmt, zwischen denen allemal so und so viel Tage, Stunden, Minuten und Secunden verlaufen, und heute — beträgt der Zeitraum noch ebensoviel. Drehte sich aber die Erde täglich um $^1/_{100}$ Secunde schneller um ihre Axe, so würde das im Verlaufe eines Jahres schon etwas über $3^1/_2$ Secunden Differenz für die vorausberechneten Finsternisse ergeben, ein Unterschied, der bei den so unendlich genauen Beobachtungsinstrumenten der Jetztzeit schon viel, viel eher bemerkbar werden müßte.

Also getrost! — so lange das Menschengeschlecht besteht, hat sich die Temperatur der Erde gewiß nicht um $^1/_{100}$ Grad vermindert, und wenn einmal ein Sommer bei uns kühler ist, dann hat ihn die westliche Halbkugel der Erde desto wärmer, und ein späterer wird das Versäumte auch bei uns einholen.

— y —

Gifthandel und Gifttrinker in England. In England, wo die Mäßigkeitsvereine zu Gesellschaften für gänzliche Enthaltsamkeit von dem sich ausbildeten, was mit Feuerwasser, mit dem Hopfen des Gambrinus oder mit Vater Noah's Weinrebe auch nur in verdünntester Stiefverwandtschaft steht, floriren bekanntlich die „Teatotaler“, d. h. totale Theetrinker, und leichtgläubige Gemüther glaubten lange, in dieser Weise wenigstens ein gutes Häuflein alter Sünder dem Verderben entrissen zu haben. Aber sie haben leider außer Augen gelassen, daß ihre Landsleute ein instinctmäßiges Talent für buchstäbliche Auslegungen haben und sich die Auslassungen im Enthaltsamkeitsgelübde bald zu Nutze machten. Bier, Wein und Feuerwasser rührten sie nicht an, aber — an Gifte, recht eigentliche Gifte, hatte der begeisterte Mäßigkeitsapostel Pater Mathew seiner Zeit freilich nicht denken können.

Auf Veranlassung der englischen Regierung hat jetzt ein Arzt, Dr. A. Taylor, an dieses fürchterliche, aber öffentliche Geheimniß gerührt und, was er entdeckt, dem Publicum vorgelegt. Beginnend mit der Angabe, daß die Mittel und Wege sich Gifte jeder Art zu verschaffen in England in unbeschränkter Anzahl vorhanden und Jedermann für drei Pence genug davon erhalten könne, um zwei ausgewachsene Leute auf stille und reinliche Weise aus der Welt zu fördern, verbreitet er sich über das in jedem Dorfe blühende Geschäft in betäubenden oder berauschenden Flüssigkeiten von tödtlicher Wirkung. Laudanum, eine Opiumtinctur, z. B. werde den Armen wie den Reichen, Alt und Jung mit unparteiischer Gleichgültigkeit von den profitliebenden Händlern credenzt. In sumpfreichen Districten des Landes prahlen die Apotheker und Quacksalber, welche sich selbst unter dem edlen Namen „Chemiker“ begreifen, damit, daß sie an jedem Sonnabend, dem Lohntage der Arbeiter, je drei- bis vierhundert Kunden mit solchem Getränk bedienen. Ein Ehemann beklagte sich Dr. Taylor gegenüber wegen der Verschwendung seiner Ehehälfte, welche seit ihrer Verheirathung gegen siebenhundert Thaler auf Mohnsaft vergeudet hätte! Händler in diesem Artikel gestanden, daß sie durchschnittlich zweihundert Pfund davon im Laufe eines Jahres loswürden. Und dies beschränke sich keineswegs auf Marschgegenden, wo Entschuldigungen hin und wieder darin gesucht werden, daß dieser Saft verhütend gegen rheumatische Störungen des Nervensystems wirke! Tausende von Pfunden Opium und Laudanum werden auch jährlich selbst in Districten verkauft, wo Rheumatismus und verwandte Krankheiten unbekannt sind. Der Apotheker reiht am Sonnabend auf seinem Ladentisch zahllose auf Flaschen gezogene Giftsummen und Betäubungs-Drachmen an einander.

Die Orientalen verdammen die Flasche und die Bowle, aber sie entschädigen sich in anderer Selbstbetäubung. Und in England, wo 34,000 Menschen jährlich an den Folgen übermäßiger Trunksucht sterben, wird der sogenannte enthaltsame Theil der Bevölkerung durch Opium und Laudanum decimirt und durch gewisse verderbliche Mischungen, die unter ästhetischen Namen das Ohr täuschen und das Gehirn bestehlen. Ein anderer angesehener Arzt Englands, Johnson, sagte schon vor einem halben Menschenalter: „Bei uns fliehen die Armen vom Becher von Thon zum Kopfe voll Mohn“. Alljährlich ist der Export von Opium aus Indien und China nach England im Wachsen begriffen. Die Apotheker machen ein glänzendes Geschäft mit diesen Opiumpräparaten, ja in den Provinzen kann die Apotheke oft nur durch die Nachfrage nach Laudanum allein bestehen, versichert mein Gewährsmann.

Dr. Taylor läßt es nicht an einer erschütternden Nutzanwendung auf Morde, Todtschläge, Selbstmorde und tödtliche Unfälle fehlen. Unter letztere Kategorie und als Folge der ungehinderten Geschäfte mit Giften rechnet er die allgemein verkauften Insectengifte, die ganzen Familien von naschhaften Kindern das Leben gekostet hätten. Bleizucker, Grünspan, Zinnober sieht er in allen Ladenfenstern der Zuckerbäcker; gebe doch selbst der Arsenikhändler seinem Artikel eine schöne Farbe von Roth oder Grün, ehe er ihn dem Apotheker für dessen zierliche Büchsen ablasse. „Thörichte englische Mädchen, die davon gehört, daß steirische Bauern zwölf bis dreizehn Gran des Tages nehmen, zur Stärkung ihrer Athmungswerkzeuge, sind auf den Gedanken gekommen, sich auch zu arsenificiren, um einen schönen, reinen Teint zu erhalten.“ So lautet eine andere Stelle des Rapports an die Regierung und zählt viele Fälle von solcher Selbstvergiftung auf, über welche sich Todtenjuries die Köpfe zerbrechen. Man verwendet diese Gifte, um Bädern damit Wohlgeruch zu verleihen, Blumen zu verschönern, Briefe, Fächer, Handschuhe zu parfümiren und Riechfläschchen verführerisch zu machen — mit dem Geruch des Todes. Arsenik kommt centnerweise in den Detailhandel, Laudanum aber ist so billig geworden, daß man für einen Penny genug zum sicheren Selbstmord erstehen könnte.

Ein echtes Volksbuch. Unserer heutigen Nummer liegt die Anzeige eines Werkes bei, das sich, schon durch die Namen seiner beiden Verfasser, ganz von selbst empfiehlt und, anerkannt wie es bereits ist, keines anpreisenden Wortes durch Buchhändler und Presse mehr bedarf. Es ist ein solches auch durchaus nicht unsere Absicht, wir wollen einfach nur nochmals aufmerksam machen auf jene Anzeige und auf das vortreffliche Buch — Dr. J. G. A. Wirth's Geschichte der Deutschen. Vierte Auflage neu durchgesehen und bis auf die Gegenwart fortgesetzt von Dr. W. Zimmermann — das sich, wie kaum ein zweites, dafür eignet, vom deutschen Vater dem deutschen Sohne auf den Gabentisch unter den nun bald wieder lichterstrahlenden Christbaum gelegt zu werden.

Wohl ist kein Mangel an Darstellungen unserer vaterländischen Geschichte, kein Mangel auch an guten und empfehlenswerthen, allein wir kennen in der That keine andere, die sich wie Wirth's, des edlen deutschen Patrioten und Märtyrers, des Redners vom Hambacher Feste und des späteren Mitgliedes des deutschen Parlaments, Geschichte der Deutschen bei einer wahrhaft großartigen Auffassung und Beherrschung des reichen Stoffes durch eine gleich schwungvolle und doch volksthümliche Darstellung auszeichnet. Die buchhändlerische Reclame pflegt sehr freigebig umzugehen mit dem Prädicate „echtes Volksbuch“ oder „Volksbuch im besten Sinne des Wortes“, um unter solchen Titeln manch Geistesproduct einzuschmuggeln, das lediglich der gewöhnlichsten materiellen Speculation und der rührigen Bücherfabrikation seine Entstehung verdankt, — Wirth's Geschichte der Deutschen aber ist wirklich einmal ein Buch, das auf jene schönste aller Bezeichnungen vollgültigen Anspruch hat.

Kleiner Briefkasten.

Dr. H. St. in D—h. n. Wiederholt müssen wir Ihnen bemerklich machen, daß wir, bei der großen Zahl der uns täglich werdenden Eingänge, Manuscripte, welche uns unverlangt zugesandt werden, nicht zurückschicken können, falls sie aus einem oder dem andern Grunde keine Verwendung für die Gartenlaube finden. Wir nehmen vielmehr an, daß die betreffenden Verfasser sich stets eine Abschrift der uns bestimmten Beiträge zurückbehalten. Lediglich bei umfänglicheren novellistischen Manuscripten machen wir, wie Sie selbst bereits erfahren haben, unter Umständen wohl eine Ausnahme von dieser unserer Regel.

Berichtigung. In der in Nr. 45 enthaltenen letzten Quittung über bei mir eingegangene Beiträge für Schleswig-Holstein muß es heißen:
40 Thlr. und 60 fl. rhein., Erlös einer von den Frauen im Bezirke Herbstein im Großherzogthum Hessen veranstalteten Verloosung
anstatt blos 40 Thlr., wie irrthümlich aufgeführt worden ist. **Ernst Keil.**

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 48. Die Gartenlaube. 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Er kommt nicht.

Erzählung von Karl August Heigel.

1.

Eines Tages erinnerte sich der reiche Gustav Flemming seiner Heimath. Es war im Juli; die Adeligen, die Banquiers und großen Industriellen, die Schauspielerinnen und Sängerinnen der Residenz waren an die Nord- und Ostsee, an den Rhein und in die Alpen gezogen. Im Casino vernahm Gustav täglich die Abreise dieses und jenes seiner Bekannten; selten noch, daß bei Tische „eine Flasche kalt gestellt“ und Abends eine Bank gelegt wurde. So ereignete es sich, daß er einmal vor Mitternacht nach Hause kam und am folgenden Morgen um acht Uhr schon zu seines Grooms Verwunderung nach dem Frühstück schellte. Und während er mit verdrießlicher Miene den Kaffee schlürfte, beunruhigte ihn der Gedanke, daß es heute, morgen und in den nächsten Wochen nicht anders sein werde; daß die „famosen“ Kerle alle fort; daß es in der Residenz langweilig sei … und da fiel ihm das bescheidene Waldkirchen in der Provinz, seine Geburtsstadt, und seine Mutter ein. Er beschloß, beide mit seiner Gegenwart zu beglücken. Während der Groom die Koffer packte, schrieb der junge Herr an seinen Freund Buttler, um ihn zum Mittagsmahle einzuladen.

Um neun Uhr Abends servirte Gustav's Diener den beiden Herren den Kaffee. Die Fenster des Gemaches gingen nach dem Thiergarten. Sie waren geöffnet und die laue Luft strich in das Gemach. Gustav hatte sich auf einen Divan hingestreckt und sah gedankenlos nach der Mondsichel über den Bäumen. Sein Freund Buttler, eine lange, dürre Gestalt mit kahlem Kopf und vollem Rothbart, saß ihm gegenüber und rauchte.

„Und Du bist wirklich entschlossen,“ begann der Letztere, „heute nach Dings da — wie heißt es doch? — zu reisen?“

„Hm — ich denke.“

„Du wirst Dich entsetzlich langweilen.“

„So fürchte ich.“

„Warum bleibst Du dann nicht hier?“

„Ich langweile mich hier — dort — ich fange an, mich überall zu langweilen … Wenn das so fortgeht, schieß' ich mich todt.“

Buttler lächelte überlegen. „Nein, Freundchen,“ sagte er, „wenn das so fort geht, wird eines Tages Dein Geld alle sein, und Du wirst Sorgen und Schulden haben, und damit fängt man erst zu leben an.“

„Du sprichst aus Erfahrung.“

„Wie immer,“ erwiderte Buttler und blies geringelte Rauchwölkchen in die Luft. Nach einer kurzen Weile begann er wieder: „Sind hübsche Weiber in Dings da?“

Gustav gähnte, dann erwiderte er: „Hm, ja — 's ist lange her, daß ich in Waldkirchen war, und damals war ich ein blöder Junge — aber ich denke, es sind welche dort.“

„Und Du kannst sie mir nicht an den Fingern herzählen?“

„Ich sagte Dir ja, es sind drei Jahre, seit ich Waldkirchen verlassen. Vor drei Jahren war ich einundzwanzig alt und erröthete noch und schlug die Augen nieder, wenn ich mit einer Frau allein war.“

„Das ist der Unterschied zwischen Euch Provinzialisten und uns geborenen Großstädtern: Ihr seid einmal blöde gewesen, was man von uns niemals behaupten kann. Das ist aber auch Alles! Jetzt bist Du nicht anders, als irgend Einer von uns, die wir mit vierzehn Jahren ein pince-nez und eine Liaison hatten. Freilich, ob Deine Frau Mama mit diesen Fortschritten zufrieden sein wird, das ist die Frage.“

„Bah,“ sagte Gustav wegwerfend, „meine Mutter findet Alles an mir gut und schön. Ich bin ihr die Strahlenkrone der Schöpfung; meine nobeln Passionen findet sie so natürlich; meinen Hang zum Nichtsthun weiß sie besser als ich selber zu entschuldigen. Ich glaube, wenn ich eines Tages die Sonne verlangte, so würde sie sich, trotzdem sie eine fromme Frau ist, über den lieben Herrgott wundern, daß er mir nicht sämmtliche Fixsterne zur Verfügung stellt.“

„Himmel! wenn ich nur auch eine so nachsichtige, einzige Mutter hätte, die meinen Lebenswandel moralisch finden und meine Schulden bezahlen würde. Aber, Freundchen, die Engelsgeduld Deiner Frau Mama in Ehren, rathe ich Dir doch, Dich nicht auf Specification Deiner Rechnungen einzulassen, denn wenn sie die verschiedenen Shawls, Spitzen und Roben für .. die Georgette vom Opernhaus zu lesen bekommt —“

Gustav zupfte ungeduldig an seinem winzigen Schnurrbart. „Sie wird sie bezahlen,“ sagte er und blies die Backen auf.

„Ja, aber sie wird Dich verheirathen.“

Diese ironische Warnung, so trockenen Tones sie gegeben ward, nahm Gustav all die gute Laune, mit der man nach einer trefflichen Mahlzeit auf elastischen Polstern die Glieder dehnt. Schon vom Wein geröthet, wurde er jetzt purpurn im Gesicht und sprang voll Entrüstung empor. „Mich verheirathen?“ rief er. „Bin ich ein Backfisch? Komme ich aus einem Mädchenpensionat? Ich heirathen? Niemals!“

Er streckte wie zur Abwehr anstürmender Mütter, Tanten und heirathsfähiger Basen den Arm aus und schwor, daß er sich lieber todtschießen als verheirathen wolle. Ja, so tief empörte ihn das

Ansinnen, welches er schon nicht mehr als freundschaftlichen Fingerzeig, sondern wie eine unmittelbare Drohung behandelte, daß er für seinen Widerspruch ein Dutzend und mehr Gründe aufzählte; thörichte, unlautere Einwürfe, wie sie junge Taugenichtse und alternde Junggesellen gegen die Ehe vorzubringen pflegen.

Der Groom trat in's Zimmer und meldete, daß angespannt sei. „Gut," sagte Flemming, indem er sich erhob. Nachdem er den Hut aufgesetzt und eine Cigarre angezündet hatte, reichte er Buttler einen Finger zum Abschied hin.

„Nimmst Du Deinen Groom mit?"

„Nein," erwiderte der Andere und zog die Augenbrauen in die Höhe. „Ich will meiner Mutter ihren Sohn, aber keinen Spitzbuben in's Haus bringen. Ich empfehle Dir meinen Groom und meine Freundin Georgette; Beide sind mir gleich theuer."

„Soll ich Dich zum Bahnhof begleiten, oder vielleicht erst Georgette abholen und mit ihr von Dir Abschied nehmen?"

„Bah; ich mache ja nur eine Landpartie, weiter nichts. In vier Wochen bin ich wieder hier."

„Wie lange fährst Du nach Dings da?"

„Um acht Uhr Morgens bin ich an Ort und Stelle."

„Glückliche Reise denn!"

„Adieu!"

Sobald Flemming die Thür hinter sich geschlossen hatte, nahm Buttler, der in des Freundes Wohnung sich's heimisch zu machen pflegte, als wäre es seine eigene, den bequemeren Platz auf dem Divan ein. „Geh' zum Geier," murmelte er zwischen den Zähnen, „Du eitler, thörichter Bursche, geh' zum Geier! Ohne Dein Geld könntest Du immer und ewig in Krähwinkel bleiben. Ah, warum sind die Reichen so selten gescheidt, und wir Klugen selten reich . . .?"

Flemming trat aus der Hausthür in's Freie und schritt durch den Vorgarten dem Wagen zu. Ein leichter Schwindel befiel ihn, auch waren seine Füße schwer und ungeschickt. „Gustav," sprach er mit sich selbst, „Du wirst doch zwei Flaschen Sekt trinken können, ohne — ohne —" Er blieb stehen und ließ seine Cigarre zur Erde fallen; mit starrem Blick, vorgebeugt, betrachtete er sie sodann.

„'S ist merkwürdig," sagte er plötzlich laut, wie aus tiefsten Gedanken . . . Als er endlich bei seinem Einspänner angelangt war, drohte er, den Groom, der mit pfiffig ernstem Gesicht am Kutschenschlag stand, aus dem Fenster zu werfen, wenn er noch einmal über ihn lache, schnalzte dem Kutscher zu und fuhr dann durch die langen Straßenzeilen und wogendes Menschengedränge, mit ziemlich unklarem Bewußtsein, wohin es ging.

Halb im Schlaf kam er am Bahnhof an; bald darauf, in einen heißen, trübeerleuchteten Waggon geschoben, hörte er den schrillen Pfiff der Locomotive und fühlte die erste, sacht anwachsende Bewegung, wobei er nach wenigen Minuten schon in festen Schlummer sank . . . So ward Gustav Flemming durch dunkle Forste und mondbeglänzte Haidegründe, an dunstenden Städten und stillen Dörfern vorüber, so ward er, von wüstem Gelag halbtrunken, im dumpfen Schlemmerschlaf, seiner Heimath, seiner Mutter entgegengeführt.

Aber der Traum, der ihm nahte, war edler als sein Schlaf. Er träumte von den Tagen, da er ein Besserer, da seine junge Seele von schnöder Eitelkeit, entnervenden Genüssen und falscher Freundschaft noch nicht entweiht war. Er träumte jetzt, was er einst erlebt hatte.

Vor sein inneres Gesicht trat ein Mädchen mit dem Rosenhauch von siebzehn Jahren auf dem Antlitz und unschuldiger Schwärmerei in den braunen Augen, von jungfräulich schlankem Gliederbau, zart und geschmeidig, märchenhaft und doch vollendet in der Form, von glänzend frischen Farben, heiter und träumerisch im Wesen, blond, schön, wie die Madonna eines mystischen Künstlers . . . Im wohlbekannten Garten seines Elternhauses sieht er sie. Hinter dichtem Gebüsch steigt ein Pavillon empor, und von dorther tönt Musik und fröhlicher Lärm. Sie aber wandelt wie eine einsame Fee zwischen den Blumenbeeten. Ja, wie eine Fee; Gustav zieht es zu ihr mit unwiderstehlicher Sehnsucht, und hinwieder hält er zitternd still, als müßte die glänzende Erscheinung zerfließen oder zum lichten Abendhimmel entschweben, wenn er sie anruft. Sie aber sieht den Zaudernden nahen und wendet sich nicht ab. Und jetzt steht er mit klopfendem Herzen vor ihr . . . Elise, spricht er, o du dreimal gesegneter Traum, der den Verirrten nach Jahren wieder diesen Namen lehrte! Elise, fragt er, warum verläßt du uns? . . . Ich liebe das Lied der Nachtigall mehr, als den Reigen, antwortet sie; ich liebe traute Einsamkeit und stille Gedanken . . . Und wenn du allein bist, bin ich in deinen Gedanken? . . . Sie antwortet nicht, aber ihre Hand wehrt ihm nicht, da er sie erfaßt, und ihre Lippen erwidern ihm den ersten Kuß, da er, sein nicht mehr mächtig, das holde Märchen an's Herz zieht; in heiliger Schwäche, in Ohnmacht der Sinne, über die ein Engel seine Flügel schirmend breitet, schluchzt sie an des Jugendgespielen Brust, und er, vor wenig Augenblicken noch ein Knabe, jetzt ein zukunftsstolzer Mann, schwört ihr, ein guter Mensch zu werden, sie zu lieben und ihr treu zu sein bis in den Tod.

So träumte Gustav eine selige Stunde, die er vor vier Jahren gelebt hatte. Und die schnaubende, funkenstiebende Maschine brachte ihn unterdessen den heimathlichen Gauen, dem elterlichen Garten, brachte ihn Elisen näher und näher. Am wolkenlosen Horizont tauchte die Sonne empor und beleuchtete den Jüngling, der in der Wagenecke, das Haupt an die Polster gedrückt, den Hut in der Hand, schlummerte. Jetzt, wo das rosige Frühlicht die Blässe der Wangen und die leisen Spuren eines leichtfertigen Lebens verbarg, sah er gut und hübsch aus, wie zur Zeit, da er zum ersten Mal durch dieselbe Gegend der Residenz entgegenfuhr. Hochaufgeschossen, aber nicht breitschulterig von Gestalt, hatte er ein Gesicht, das für sich einnahm, ohne regelmäßig und schön zu sein; länglich, mager und von zartem Teint. Die Lippen waren vollblütig und aufgeworfen; die Nase gerade mit weiten Flügeln; die Augenbrauen nicht dicht, doch wohl gewölbt; die Stirn hoch, und breit die Schläfe. Das dunkelbraune, kurzgeschnittene Haar kräuselte sich leicht.

Die Morgenfrische, die durch das offene Wagenfenster strich, weckte ihn endlich. Er sah verwundert um sich, gähnte, rieb die Augen und sammelte die Gedanken. „Wahrhaftig," sagte er bei sich, „ich muß gestern betrunken gewesen sein."

Ihm gegenüber saß eine greise Dame und schlief. Ihre dürren Hände, die gestrickte Halbhandschuhe trugen, lagen wie im Gebet gefaltet auf dem Schooß. Sie hatte einen altmodischen Hut von gelber Seide auf und eine blaßgrüne, spitzenbesetzte Echarpe um die Schultern. Außer ihr und Gustav befand sich Niemand im Coupé. Gustav, immer bemüht, vor sich wie vor Andern den Don Juan zu spielen, murmelte, nachdem er zur Musterung seiner Nachbarin das Augenglas eingeklemmt hatte, eine Verwünschung alter Weiber und langweiliger Gesellschaft zwischen den Zähnen, lächelte hochmüthig über die wunderliche Tracht der Alten und lehnte sich sodann weit aus dem Wagenschlag.

Der Zug rollte in voller Eile durch einen Buchenwald. Aus dem Gehölz heraus führte eine langgestreckte Steinbrücke über einen breiten, ruhig gleitenden Fluß. Unweit der Brücke begann dieser in weitem Bogen sich zu krümmen, während die Schienen in gerader Linie durch fruchtbares, wohlgepflegtes Ackerland einem Städtchen mit zwei Kirchthürmen entgegenliefen.

Gustav's Herz begann plötzlich laut zu klopfen, und das Blut schoß ihm in die Wangen. Die Stadt vor ihm war seine Vaterstadt!

Und ein Gefühl, das er seit Jahren nicht erfahren, ein Gefühl wonnigen Weh's überkam ihn. Erschüttert, dem Weinen nah, lehnte er sich in den Wagen zurück, und als jetzt sein Auge die fremde Greisin traf, blickte er sie voll Ehrfurcht an — er war seiner Mutter nahe!

Eine Viertelstunde später lag er in den Armen einer blassen, alten Frau, mit ihr schluchzend wie ein Kind . . . Ihr, die Ihr nach langjähriger Trennung Euere Mutter wiedersaht, Ihr kennt das Gefühl solcher Stunde. Wenn Ihr anderswo Weib und Kind, Haus und Heerd, Reichthum und Freudenfülle besitzet, in dem Augenblick, da Euer Herz am Mutterherzen ruhet, da Ihr — hochgewachsene Männer — Euch „Kind" nennen höret, ist Euch, als wäret Ihr die Zeit bisher doch nur in der Fremde gewesen und erst jetzt wieder im wahren Daheim. Und wenn Gustav Flemming ein Schlechterer noch, denn ein Müßiggänger, Verschwender und eitler Sinnenmensch, wenn er mit Verbrechen beladen zurückgekommen wäre, in jenem Augenblick heiliger Umarmung hätte der ewige Richter im Himmel gesprochen: Geduld mit ihm!

Die Marktstraße durchschnitt Waldkirchen von Osten nach Westen in zwei Hälften. Am westlichen Ende dieser Straße stand das Haus der reichen Holzhändlerswittwe Frau Flemming in einem schönen, großen Garten, der sich bis an den Fluß erstreckte. Als die Nachmittagssonne heiß auf dem Pflaster lag, schlenderte Gustav im erhebenden Bewußtsein, gegenwärtig das Gespräch sämmtlicher Kaffeekränzchen in Waldkirchen zu sein, den Hut keck auf's rechte Ohr gestülpt und mit einem Reitstocke fuchtelnd, durch die breite, stille Straße. An der Ecke, wo sie zum Marktplatz sich kreisförmig erweitert, stürzte der Kaufmann Marowsky, von der Ahnung einer aufblühenden, fruchtbaren Kundschaft getrieben, aus seinem Laden auf den Löwen des Tages los und nöthigte Herrn Flemming über seine bescheidene Schwelle, um eine Flasche gezehrten Ober-Ungars auf des Herrn Flemming glückliche Ankunft zu trinken. Gustav, der sich vom gesprächigen Kaufmann eine bedeutende Bereicherung seiner Localnotizen versprach, nahm die Einladung herablassend an und schritt durch den Laden in das gewölbte, kühle Weinstübchen, dessen Tapete, eine Rebenlaube mit ungeheuern Trauben darstellend, ihm vor drei, vier Jahren als der Triumph der Tapezirerkunst gegolten.

Mit einer Art jovialer Majestät lehnte er dann im Ledersopha unter den Bildnissen Ihrer Majestäten. Er war mit sich, wie mit Gott und der Welt zufrieden. Selbst die Gesichter der zwei Ladenburschen, die am Guckfenster der Thür abwechselnd auftauchten, störten ihn nicht, denn er las auf ihnen die aufrichtige Bewunderung seines englischen Sommeranzugs und seiner blauseidenen Halsbinde.

Aber trotz der behaglichen Stimmung lastete eine Frage auf seinem Herzen, die er nicht bei seiner Mutter, nicht jetzt beim redseligen Krämer auszusprechen wagte: „Was macht des alten Reiser Kind Elise?" Der Name derjenigen, deren Bild, entweiht und vergessen im Wirbel der Residenz, jetzt mit alter Macht und neuem Zauber in ihm erwacht war, wollte nicht über seine Lippen. Es bedrängte ihn ebenso sehr falsche Scham, sich ihrer zu erinnern, wie heimliche Reue, sie vergessen zu haben.

„Geduld!" sagte er sich im Innern, „Du hast ja Zeit. Ich wette, das gute Mädchen stellt sich heute oder morgen selbst bei meiner Mutter ein, und wenn sie noch immer so hübsch ist —"

„Aber Sie trinken ja gar nicht," unterbrach Marowsky seine Gedanken. „Hat Sie der Tod des alten Palm oder die Heirath von Bürgermeisters Anna so nachdenklich gemacht? Ja, ja, in drei Jahren kann sich vieles ändern. . . . In den nächsten Tagen werden wir wieder die Todtenglocke läuten hören: Komm' her! komm' her!"

„Liegt Jemand im Sterben?"

„Ja, eine blutjunge, schöne Frau — Sie brauchen nicht zu erschrecken; es ist keine Waldkirchnerin; sie kam von auswärts. Aber ihren Mann, dem Gott verzeihen möge, den Doctor Oldenburg, kennen Sie."

„Den Literaten?"

„Ja, den Sohn des verstorbenen Pastors, der vor sieben Jahren von hier fort und, anstatt unter die Theologen, unter die Literaten ging, den meine ich."

„Seit wann ist der wieder hier? Damals machte man ja ein Geschrei und Aufhebens von ihm, als ob er der zweite Goethe wäre. In der Residenz freilich hörte und las ich von dem neuen Wunder nichts."

Der Kaufmann schenkte seinem Gaste und sich die Gläser voll. „Was ich Ihnen jetzt erzähle," begann er, „bleibt unter uns; denn Sie werden einsehen, daß ich es mit dem Doctor nicht verderben darf. Er ist mein Kunde, und mehr noch, er schreibt eine Zeitung. Was nun den Rumor betrifft, den er hier machte, als Sie noch in die Schule gingen, so glaube ich, daß sein Lockenkopf und blonder Bart mehr dazu wirkten, als seine Verse. Er war und ist heute noch ein bildschöner Mann, fünf Fuß, elf Zoll hoch, breitschultrig, mit einem Paar Augen, in deren Himmelblau die Hölle brennt. Kurz, unser Frauenvolk war vernarrt in ihn, und weil es bei ihnen im Guten wie im Bösen, im Für und Wider immer aus dem Vollen geht, mußte der schöne Heinrich auch ein Genie sein. Zuletzt bildete er sich selber ein, ein Phönix zu sein, und ging nach der Residenz, um ein berühmter Mann zu werden. Wie es ihm dort, wo viele Vögel singen, ergangen, weiß man nicht. Er war lange Zeit wie verschollen. Eines Tages kam er wieder in Waldkirchen an, nicht reich, nicht berühmt, aber, was seine ehemaligen Gönnerinnen am meisten verdroß, verheirathet. Sie wurden meine Nachbarn; da drüben im rothen Roß wohnen sie nun zwei Jahre schon. Er machte dem Bürgermeister, dem Kreisrichter und andern Honoratioren seinen Besuch, und drei Wochen nach seiner Ankunft erschien zum ersten Mal die ‚Waldkirchener Morgenzeitung, redigirt von Doctor Heinrich Oldenburg'."

Marowsky reichte Gustav ein Exemplar der Zeitung hin, das dieser jedoch mit vornehmer Geringschätzung zurückschob, indem er bemerkte, daß er für Politik ganz und gar kein Interesse habe.

„Uns war es Wasser auf die Mühle," fuhr der Kaufmann in seiner Erzählung fort. „Nun hatten wir außer dem Kreisblatt und den drei Exemplaren der Vossischen, welche hier gehalten werden und nach vier Wochen in die letzte Hand gelangen, unser eigenes Organ. Jede Nummer war ein Feuerbrand. Abends debattirten über den Leitartikel vom Morgen drüben im rothen Roß die Fortschrittsmänner, bei mir die gemäßigt Liberalen und in der Theegesellschaft beim Major Falkenstein die Reactionären. Oldenburg ließ sich wenig sehen; er schrieb Tag und Nacht, hatte sein Auskommen und war wieder der Phönix. Seine Frau, der man die Güte und Sanftmuth zehn Schritte weit ansieht, führte einen musterhaften Hausstand; immer um ihren Gatten besorgt, geräuschlos thätig, nie recht gesund, aber niemals klagend. Soweit wäre nun Alles gut gewesen. Da lassen sich Oldenburgs im vergangenen Winter zu ihrem Unglück überreden, einen Ball im rothen Roß mitzumachen. Die Frau Doctorin sah wie ein Engel aus, aber unseres Apothekers Tochter, Mamsell Reiser, war doch schöner noch."

Hoch auf horchte Gustav. „Wer?" fragte er.

„Nun," erwiderte der Andere mit schlauem Lächeln, „ihrer müssen Sie sich doch erinnern. Sie war ja im Hause Ihrer Frau Mutter früher ein täglicher Gast."

„Ja, ja, ich erinnere mich jetzt," sagte Gustav, feuerroth im Gesicht, „ein leidlich hübsches Mädchen — aber was hat sie mit der Geschichte Oldenburg's zu thun?"

„Hm, sie wurde der Frau Doctorin vorgestellt, und diese stellte ihr hinwieder ihren Mann vor. Die arme Frau durfte nicht tanzen, denn sie war damals schon leidend, aber er, er tanzte und mit der neuen Bekannten mehr, als mit jeder Anderen. Und vom folgenden Tag an kam das Mädel täglich in Oldenburg's Haus. Erst wunderte man sich über die rasche Freundschaft einer Frau zu einem Mädchen, dann begann man zu munkeln; man beobachtete, man bemerkte, reimte zusammen — kurz, es dauerte nicht vier Wochen, so wußte ganz Waldkirchen, daß Doctor Oldenburg mit Mamsell Reiser eine Liebschaft habe."

„Tod und Teufel!" fuhr Gustav empor.

„Die Frauen riefen des Himmels Strafgericht auf die Schuldigen hernieder; die Mütter warnten ihre Töchter; wir Männer zuckten die Achsel; der Pastor Gottwald predigte eines Sonntags über den Ehebruch; nur sie, die am tiefsten verletzt ward, Frau Oldenburg sagte nichts, klagte nicht und that, als fände sie es durchaus natürlich und in der Ordnung, daß ihr Mann mit dem ehrvergeßnen Mädchen stundenlange Spaziergänge machte und bis in die sinkende Nacht im Garten des Apothekers saß. Aber was und wie sie litt, verriethen ihre blassen Wangen und verweinten Augen. Wenn sie am Arm ihres Gatten durch die Straßen vor das Thor wandelte, was immer seltener geschah, und dann links und rechts, immer lächelnd, immer freundlich grüßte, da schnitt Jedem dies Lächeln in's tiefste Herz, und Keiner war, der nicht den Hut vor ihr wie vor einer Prinzessin gezogen und die Faust hinter ihrem Manne her geballt hätte. Der unterdrückte Jammer zehrte an ihrem Leben. Bald kam der Arzt täglich in's rothe Roß; im Mai und Juni stand sie schon nicht mehr von ihrem Lager auf, und seit einigen Tagen soll sie hoffnungslos ihrer letzten Stunde entgegensiechen. Mamsell Reiser aber kommt nach wie vor Tag für Tag in ihr Haus."

Die Entrüstung und das Feuer, womit der Kaufmann seine Erzählung schloß, schien sich auch Gustav mitzutheilen. Er redete plötzlich der Tugend und strengen Sitte das Wort, als ob er nie auf ihrem Pfade gestrauchelt hätte. „Diese Verworfenen!" rief er. „Ehrvergessenes Mädchen! Treuloser Barbar! Seine Frau, eine solche Frau zu kränken, zu morden! Eine Kugel verdient er. Bei Gott, ich werde ihn fordern! Und wenn er zu feig ist, sich mit mir zu schießen — er ist feig — werd' ich ihn öffentlich peitschen, ihn massacriren!" Er knirschte die Zähne zusammen und

stieß sein Glas so heftig auf den Tisch, daß es in Stücke zerbrach.

„Marowsky," sagte er, den Wein von Hand und Aermel schüttelnd, „ein neues Glas und eine zweite Flasche!"

Während Gustav in herbem Ungarwein sich Trost trank, saß der gelästerte Oldenburg in seinem Arbeitszimmer. Er hatte beide Arme auf den Schreibtisch gestützt und barg sein Haupt in die Hände. Durch das breite Fenster, das nach der Marktstraße ging, fluthete der Sonnenschein und ließ das zerwühlte Haar des Sinnenden wie Gold schimmern. Ein zitternder Strahl von dieser Lichtfülle, vom wunderschönen Sommertag stahl sich durch die halboffene Thür in das verdunkelte Nebengemach, wo die kranke Frau des Schriftstellers lag.

Auf der Schwelle, welche die beiden Zimmer verband, erschien jetzt ein Mädchen, das Gesicht von Gram, Angst und Thränen entstellt. Sie trat mit geräuschlosen Schritten hinter Oldenburg und berührte leise seine Schulter. Er fuhr erschrocken empor, sah verstört um sich und stieß, als er das Mädchen erblickte, ein tiefes Stöhnen aus.

„Elise," sprach er, „sind Sie noch hier? Ach, ich leide entsetzlich . . ."

Er schlug sich vor die Stirn, dann stand er plötzlich auf, preßte Elise's Hände krampfhaft in die seinigen und fragte mit verzweiflungsvollem Blick: „Elise! Ist denn keine Hoffnung? Muß sie sterben? Muß ich ein Mörder sein?"

„Um des Himmels willen, still!" flehte Jene. „Sie kann Sie hören; sie ist aufgewacht und begehrt nach Ihnen. Kommen Sie!"

„Darf ich unter ihre Augen treten?"

„Wenn Sie verzweifeln," begann das Mädchen, „woher soll ich dann den Muth nehmen, diese Tage, diesen Tod zu überleben? Bin ich weniger unglücklich, weniger schuldig als Sie?"

„Heinrich!" rief aus dem Nebenzimmer eine schwache Stimme, bei deren Klang die kräftige Mannesgestalt zitternd zusammenzuckte.

„Kommen Sie!" drängte Elise. „Sie sagt, sie müsse Sie sprechen, denn —" ihre Stimme stockte und ward von hervorbrechenden Thränen fast erstickt — „denn heute sei ihr letzter Tag!"

Als beide Unglücklichen vor dem Leidenslager standen, bat die Sterbende, die Fensterladen zu öffnen. „Das Licht blendet meine Augen nicht mehr," sagte sie, „denn sie ahnen schon den Schimmer eines höheren. Aber noch einmal vorher will ich mein Liebstes auf dieser Welt in der Sonne wandeln sehen." Heinrich warf sich im Uebermaß des Jammers vor dem Lager auf die Kniee und bedeckte die abgemagerten Hände seiner Gemahlin mit heißen Küssen. Elise aber öffnete vorsichtig die Fensterladen, und während das süße Licht allmählich und mehr und mehr die Stube erfüllte, richtete die Kranke das Haupt des Gatten sanft empor und betrachtete mit schmerzlich seligem Lächeln sein Antlitz Zug für Zug.

„Weine nicht," bat sie dann, „denn sonst muß ich fürchten, Du glaubest an kein Wiedersehen — dort."

„Bleibe! bleibe! verlaß mich nicht!" rief er verzweifelnd aus, „oder laß mich mit Dir sterben!"

„Was soll dann aus Elise werden?" sagte sie sanft, ohne Vorwurf. Und da er vernichtet sein Antlitz in die Hände barg, beugte sie sich zu ihm und sprach: „O Du mein Alles, zürne mir nicht! Ich will ja nur Eins wissen, um Euch vor meinem Scheiden segnen zu dürfen: Liebt Ihr Euch?"

In diesem Augenblick sah Elise, die in dumpfem Sinnen am Fenster stand und theilnahmlos zur Straße niederschaute, aus dem Hause gegenüber einen jungen Mann treten, dessen Anblick sie wie ein Dolchstoß durchzuckte. „Heiliger Gott!" stammelte sie, „das ist — — Gustav!" schrie sie plötzlich mit herzzerreißender Stimme. „Gustav!" (Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 17. Das Gespensterkloster in Schwaben.

Von E. Förster.

Ein köstlicher Spätsommertag war es, einer der wenigen freundlichen dieses kühlen, trüben, weinfeindlichen Jahres, als eine heitere Gesellschaft von Männern und Frauen von Stuttgart aus nach dem nahen, vielbesuchten alten Kloster **Maulbronn** fuhr.

Durch eine offene steinerne Vorhalle, auf welche mächtige Linden ihre Schatten warfen, traten wir in die wohl zufällig offene Klosterkirche. Man erkennt sogleich die verschiedenen Bauzeiten des Langhauses und des Chors aus dem zwölften Jahrhundert gegenüber der spätern Vorhalle und der noch spätern gothischen Südseite. Ein colossales und leidlich erhaltenes altes Marienbild, das an einem der Pfeiler angebracht ist, zog zunächst die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich. Der Kirchendiener war inzwischen erschienen und hatte sich zu uns gesellt. Er gab die Erklärung, daß das Bild den heiligen Christoph vorstelle.

„Ja aber, bester Mann," erwiderte ich, „das ist ja offenbar ein Frauenbild; St. Christoph hatte einen langen Bart und keine Brust, an der er ein Kind hätte nähren können."

„O," antwortete er, „das haben Andere auch schon gesagt, es sei die Madonna; ich aber sage, die Jungfrau Maria war so groß nicht, so groß war nur der heilige Christoph!"

Dagegen ließ sich nichts ausrichten; ich meinte nur, am Ende sei die Bavaria in München auch ein heiliger Christoph. Der Mann führte uns in's Chor, wo uns die Chorstühle mit den seltsamen Holzschnitzereien fesselten. Mehr aber beschäftigte uns ein räthselhafteres Menschenwerk unter und vor den Chorstühlen. Da sind die dicken Dielen, ja selbst an deren Stelle gelegte starke Steinplatten stellenweis bis zur Durchlöcherung ausgewetzt. Hier schien mir unser Führer nach etwas rationelleren Grundsätzen zu erklären, als beim heiligen Christoph. „Diese Löcher sind noch aus der alten, katholischen Zeit," sagte er, „wo die Mönche hier Hora sangen. Das Horasingen muß ein langweiliges Geschäft sein, und gewiß sind die alten Herren darüber oft ungeduldig geworden und haben, wenn's zu lang gedauert, mit den Füßen zu arbeiten und zu scharren angefangen, und so haben sich nach und nach die Löcher gebildet. Noch zu rechter Zeit ist die Kirche protestantisch geworden, sonst wären die frommen Väter gar durchgefallen."

„Mir sind noch mehrere Beispiele der successiven Wirkung anhaltender Frömmigkeit bekannt," sagte ich. „Dem heiligen Petrus in der Peterskirche zu Rom muß, obschon er von Erz ist, von Zeit zu Zeit ein neuer Schuh angezogen werden, sobald der alte durchgeküßt ist; in der St. Lorenzkirche vor den Mauern Roms sind die Marmorstufen um sein Grab durchgekniet, und eine Madonna in der Marcuskirche zu Venedig verbraucht auch viel Schuhmacherarbeit, um die Andacht der Frommen auszuhalten."

„Ja, ja," meinte der Mann; „aber hier giebt es doch noch andere Sehenswürdigkeiten; denn das Kloster ist sehr alt und hat viele und große Schicksale erlebt. Sehen Sie," fuhr er fort und wies nach einem halbverlöschten Gemälde oben an der Südwand der Kreuzung, „da kniet der Gründer des Klosters, Ritter Walther von Lomersheim aus Eckweiler. Es ist eine sonderbare Geschichte. Der Ritter hatte das Kloster in Eckweiler gründen wollen; aber den Mönchen, die er aus Kloster Neuburg im Elsaß berufen, gefiel der Platz schlecht; sie packten ihre Geldsäcke auf einen Esel, nämlich auf einen Maulesel, und zogen weiter und beschlossen, da, wo der Esel stehen bleiben würde, da wollten sie auch bleiben und Gottes Fingerzeig darin erkennen und ihm da eine Wohnstatt erbauen. Nun kamen sie an eine Stelle im Walde, da immer viel Raub und Mord verübt worden, und wären gern ohne Aufenthalt weitergezogen; aber es war da auch eine frische Quelle; und ob nun aus Gottes Fügung, oder weil der Maulesel durstig war und das Plätzchen schattig und kühl — kurz, er blieb stehen und wollte auch nicht mehr weiter, und die Mönche sahen, das sei die Stelle, wo sie das Kloster erbauen sollten; und weil der Maulesel an dem Brunnen stehen geblieben, nannten sie den Ort **Mulenbrunnen** oder **Maulbronn**, wie er noch heißt bis auf diesen Tag.

Freilich, leicht ist es den Mönchen nicht geworden, ihr Werk auszuführen. Denn als sie mitten im Bau waren, kamen die Räuber und bedrohten sie mit Feuer und Schwert, nicht weiter zu

Kloster Maulbronn.
Originalzeichnung von Theodor Pixis in München.

bauen, denn sie fürchteten von der Gottesstatt für ihr Handwerk. Da sagte einer der Mönche und schwor's den Räubern zu, der Bau solle unvollendet bleiben. Damit gelang es, die Räuber zu verblüffen, so daß sie die Mönche unbehelligt ließen. Diese aber bauten lustig weiter, und bald riefen die Glocken die Andächtigen zum Gottesdienst. Da kamen aber auch die Räuber wieder und wollten Rache nehmen für den Betrug. Die Mönche aber zeigten ihnen oben an der Chorwand die leere Stelle — sehen Sie sie, dort links vom Crucifix? — und unten den Stein, der noch hier liegt, und sagten: ‚Vollendet ist die Kirche nicht und soll es nie werden; denn der Stein wird niemals eingesetzt!' Und damit mußten die Räuber abziehen. Da oben aber sehen Sie in der Wand die zum Schwur erhobene Rechte, eine Kelle, ein Winkelmaß und einen Spaten zum Andenken an die betrogenen Räuber. — Das Kloster ist aber bald sehr reich geworden, hat herrliche Gründe erhalten mit Obstbäumen, Feldern, Weinbergen, fischreichen Seen und mit Wäldern voll Hirschen, Rehen und Hasen; und viele Mönche sind hier eingezogen, und was an die Kirche, die, wie Sie sehen, gar schlicht und einfach ist, der Cistercienser Regel gemäß, nicht gewandt werden durfte, das haben sie dann auf ihren Leib gewendet, an ihre Wohnung, an Küche, Keller, Speisesaal, Spaziergang und Garten, wie Sie sich noch überzeugen können, wenn die Herrschaften mir folgen wollen."

Das thaten wir denn mit Vergnügen und überzeugten uns bald, daß die frommen Väter gegen ihr zeitliches Wohl sich nicht gleichgültig verhalten haben und daß es kein Wunder gewesen, wenn sie im Chorstuhl beim Gedanken an die übrigen Klosterräume hie und da zu scharren begonnen haben. Da ist gleich hart an der Kirche der kleine Keller, größer als der dritte Theil der Kirche bis zum Chor, und weiterhin der große Keller, in welchem der kleine einigemal Platz haben würde. Der Speisesäle oder Refectorien waren drei, zwei für den Sommer, einer für den Winter. Das ältere Sommerrefectorium liegt ganz in Trümmern, das neuere aber vom Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ist noch ziemlich gut erhalten und macht mit seiner einen Reihe hoher, schlanker Säulen und seinen leichten Wölbungen, den hohen Fenstern, Wandpfeilern und Nischen einen sehr heitern und festlichen Eindruck und somit seinem ausdrucksvollen Namen „Rebenthal" alle Ehre. Unser Führer machte uns darin auf eine Säule aufmerksam, die, mit zwei Seitenöffnungen versehen, als Brunnen und zwar für rothen und für weißen Wein gedient haben soll. Er hatte auch vorher in der Kirche uns ein anderes Denkmal der Zechlust der fröhlichen Brüder gezeigt, an dem Chorgewölbe nämlich die Buchstaben: A. V. K. L. W. H. und Noten darunter, nach welchen die Mönche in's Gloria hinein gesungen haben:

„Alle voll! Keine leere! Wein her!"

Bei allen Klöstern und Stiften bildet der sogenannte Kreuzgang einen Glanzpunkt der Gesammtanlage. Der Maulbronner gehört zu den schönsten in Deutschland; der ältere Theil, zunächst der Kirche, ist zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erbaut. Die übrigen drei Abtheilungen stammen aus dem vierzehnten Jahrhundert.

„Also dies ist," begann einer meiner Reisegesellschafter, „die bedeutungsvolle Stelle, an der unser würdiger Freund, Justinus Kerner, in frühester Knabenzeit seine Geisterjagd begonnen, die ihn später so berühmt gemacht. Sein Vater war in den neunziger Jahren Oberamtmann von Maulbronn, und wenn er nächtlicher Weile mit einer kleinen Laterne oder beim trügerischen Schimmer des Mondes von seinen Spielcameraden nach Hause ging, wählte der neunjährige Junge mit Vorliebe den Weg durch die Klosterkreuzgänge, in der Hoffnung, daß einmal einer der ehrwürdigen alten Kuttenträger mit langem Bart und dem schwarzen Gürtel der heiligen Jungfrau aus einem der eingesunkenen Gräber aufstehen und ihm erscheinen möchte. Auf jene Zeit bezieht sich sein bekanntes Gedicht:

„Würde wahrlich nicht erschauern,
Schwebtet ihr aus Grabesmauern,
In den Kutten, schwarzen, weißen,
In den Bärten, langen, greisen,
Im Gesichte Geistertrauern.
Schläfer, auf zum Rebenthale!
Dort im bunt bemalten Saale
Warten Euer die Pokale,
Warten auf dem Eichentische
Wildpret und gebackne Fische." ꝛc.

„Sollte mich sehr wundern," fiel unser kundiger Führer ein, „wenn die Beschwörungsformel des seligen Herrn Doctor Kerner keine Wirkung gehabt hätte! Er hat Geister genug gesehen, wie er mir selber gesagt, als er vor einigen Jahren noch einmal hier war, und in Kloster Maulbronn war nie Mangel an Geistern und Gespenstern, vornehmlich als die schwarze Katze hier ihr Wesen getrieben."

„Hu! das wird interessant und gruselig," sagte lachend eine der Damen, „erzählen Sie uns von der schwarzen Katze! Bei Sonnenschein ist's nicht so bedenklich, wie im Mondenlicht."

„Sehen Sie," hub der Schlüsselmann an, „wenn Sie den seligen Herrn Doctor Kerner gekannt haben, so wird er Ihnen gewiß von seinem alten Matthias, dem Kutscher des Herrn Oberamtmanns, erzählt haben und was der Alles erlebt und gesehen. Ich hab' den auch noch recht gut gekannt, und mir hat er's mehr als einmal zum Besten gegeben. Der hat verschiedentlich mit eigenen Augen den längst verstorbenen Prälaten Weiland im weißen Frack mit schwarzen Aufschlägen die Treppe herunter und in die Prälatenkutsche einsteigen sehen. Es hatte nämlich der Prälat Weiland für den üblichen Jahresbesuch bei dem katholischen Prälaten von Bruchsal sich — zum Angedenken an die alten weiß mit schwarz gekleideten Cistercienser von Maulbronn und vielleicht um seinem katholischen Herrn Collegen eine Artigkeit zu erweisen — einen weißen Frack mit schwarzen Aufschlägen machen lassen; ist aber plötzlich erkrankt, so daß er den Besuch aufgeben mußte. Um sich aber gewissermaßen zu entschädigen für das gestörte Glück, ließ er den schwarz-weißen Habit sich gegenüber über dem Bett aufhängen und betrachtete ihn von früh bis spät, bis sein Auge brach; und weil sein letzter Blick daran haften geblieben und sein letzter Gedanke der Besuch bei dem Herrn Prälaten in Bruchsal gewesen, hat er nach seinem Tode noch immerfort den weißen Frack mit den schwarzen Aufschlägen anziehen und in die Prälaturkutsche steigen müssen. Ich habe diese Prälatenkutsche noch gekannt, die jetzt längst zu ihren Vätern versammelt ist. Es war ein großes Gebäude, eine Kutsche wie ein kleines Haus, in welcher die Prälaten ihre Staatsvisiten abstatteten. Sie wurde von vier starken Pferden gezogen, den Vorreiter nicht gerechnet. Es soll eine Pracht gewesen sein! Sie wurde nur zwei- oder dreimal im Jahr angespannt; in der Zwischenzeit wohnten Fledermäuse darin, und Katzen hatten da ihr Lager aufgeschlagen, und vornehmlich die schwarze, bucklige Teufelskatze ohne Schwanz."

Er sah uns dabei Eins um das Andere an, und als er bemerkte, wie wir die Ohren spitzten, fuhr er fort: „Ja, die alte, böse, schwarze Katze! von der läßt sich was erzählen. In den festverschlossenen Zimmern hat es gerumpelt und getobt, als ob eine Schlacht mit Holzscheiten geliefert würde, und wenn man aufschloß und sah in die Stube, war nichts darin, als die schwarze Katze; und die verschwand vor Aller Augen wie Pulverdampf. In Schlappschuhen hörte man die Geister treppauf, treppab gehen; Tische, Bänke, Stühle, Krüge wurden von unsichtbaren Händen aufgehoben und durch's Fenster in den Garten geworfen, oder eigentlich nicht geworfen, sondern gleichsam durch die Luft getragen und langsam auf den Boden niedergesetzt."

„Was Kuckuk," rief ich, „da haben wir ja schon die Seherin von Prevorst mit den interessanten Erlebnissen, die uns unser würdiger Freund von Weinsberg von ihr erzählt hat."

„Es muß doch sehr ernsthaft gewesen sein," fuhr der Schließer fort; „denn Prälat Schlotterbeck hat wegen des Gepolters und wegen der schwarzen Katze das Prälatenhaus verlassen und eine andere Wohnung bezogen; Militär ist requirirt worden gegen den Teufelsspuk, und eine Commission fürstlicher Räthe waren von Stuttgart hierher gesandt, die nach gründlicher Prüfung der Umstände in der schwarzen Katze die Quelle alles Unheils und aller bösen Anschläge sah. Die Regierung setzte nach deren Bericht einen Preis von vierzig Gulden auf ihren Kopf. Verdient hat sie Niemand; aber die schwarze Katze ist verschwunden, und seitdem —"

„Spukt es nicht mehr?" frug ich.

„Wenig nur," antwortete er, „man könnte sagen, fast gar nicht mehr. Doch ganz sicher ist man nicht, und unheimlich ist's noch immer in dem alten Gemäuer bei finstrer Nacht oder bei Mondenschein, wo man lange Processionen durch den Kreuzgang hat ziehen sehen, freilich von Ratten, sagen sie, die der Durst zum Brunnen treibt; aber man weiß schon, was für Ratten das sind."

Aus dieser Geister- und Gespenster-Sphäre und -Atmosphäre geleitete uns unser einsichtsvoller Führer den Kreuzgang entlang nach der Ostseite und zeigte uns dort ein dunkles Gemach, wo wir beim Schein einer angezündeten Kerze das Bild eines Mönchs mit der Ruthe in der Hand auf der Mauer erkannten. „Es gab nicht immer Hammelskeulen," sagte er, „Wein und Fische für Jeden im Kloster; zuweilen mochte einer oder der andere der heiligen Männer an die Kutte nicht gedacht haben, in die er seinen Leib gesteckt, und dann wurde er hier in stiller Abgezogenheit dieser Kammer daran erinnert; davon hieß sie die ‚Geißelkammer'. — Heiterer sieht es drüben aus, weiter rechts, wenn's gefällig ist. Freilich liegen Grabsteine auf dem Fußboden, und darunter wird an Todtengebeinen kein Mangel sein; es war aber doch kein eigentlicher Begräbnißplatz, außer etwa zu besondern Ehren; es war der Capitelsaal, wo die geistlichen Herren Rath pflogen, bei hellem Tageslicht, das durch die großen, offenen Fenster zu ihnen hereingeschienen — denn hier, sehen Sie, ist nie ein Fensterrahmen befestigt gewesen. Allgemein bewundert man die Reihe der schönen Säulen, die das prächtige Sterngewölbe wie einen Sternenhimmel tragen."

Zwischen Geißelkammer und Capitelsaal führt ein kleiner Gang in einen schönen, lichten, mit einem gerippten Tonnengewölbe überdeckten Corridor, aus welchem man links in die Prälatur, rechts in einen reizvollen Garten gelangt. Wir gingen rechts. Wie lieblich ist die Stelle! Mauern und Geländer mit blühenden, grünenden Rankengewächsen bedeckt, zur Seite ein frischer, plätschernder Brunnen, vor uns Blumenbeete, weiche Rasenplätze, fruchtbeschwerte Pflaumen-, Aepfel- und Birnenbäume, Wege und Wiesenplätze übersäet mit dem abgefallenen, überreifen Obst, das ungeachtet seiner Güte in seiner Ueberfülle dem Verderben Preis gegeben war. Dazu nun ein überraschend malerischer Anblick der Ostseite der Kirche, der Prälatur zur Rechten und eines alten halbverfallenen Thurmes zur Linken. Wie ist es hier so heimlich und gemüthlich! Das mochten auch Andere außer uns empfunden haben; denn hier und da im Grase saßen Gäste, die sich's wohl sein ließen im lichten Sonnenschatten, im Genuß des behaglichsten Daseins.

„Endlich," sagte ich, „sind wir zur Stelle, an unserem eigentlichen Reiseziel! Es ist nicht so gemüthlich und harmlos, wie es augenblicklich den Anschein hat, bei diesem Segen Gottes über und um uns und bei der allgemeinen Lebenslust in uns. Nehmen Sie Platz, meine Damen, aber auch allen Muth zusammen, dessen Sie fähig sind; denn wir haben es hier mit größeren Ereignissen zu thun, als mit der Jagd auf die schwarze, schwanzlose Katze in der Prälatenkutsche! Ist's nicht so, vortrefflicher Schließer dieses geheimnißvollen Thurmes? Sagen Sie uns, was ist's mit diesem Thurme und welche Geschichte spielt hier?"

Während ich mein Skizzenbuch zur Hand nahm, um das in der That sehr malerische Bild vor mir wenigstens in allgemeinen Zügen für die Erinnerung fest zu halten, begann unser kundiger Führer: „Eine grauliche Geschichte, mein Herr! ja, eine sehr grauliche Geschichte hat hier gespielt! Gottlob, daß die Zeiten vorüber sind, wo sie spielen konnte! Wie die Schrift sagt: ‚Er geht herum wie ein brüllender Löwe,' ich meine den † † † mit Schwanz und Pferdefuß, und wie er zum Dr. Martin Luther selig gekommen, der ihm aber das Tintenfaß an den Kopf geworfen, so ist er hier auch in diesen Thurm gekommen, zu dem Dr. Faust von Knittlingen, unseligen Angedenkens, der ihm leider das Tintenfaß nicht an den Kopf geworfen, sondern seine Seele verschrieben hat, und zwar mit seinem eignen Blute statt der Tinte, dafür, daß ihm der Böse von Allem Wissenschaft gegeben hat, was auf der Erde und in der Erde ist — von dem, was über der Erde ist, im Himmelreich, hat er nichts zu wissen begehrt — und daß er sich wünschen könnte auf Erden, wohin und was er wollte, so sollte es ihm werden, dreißig Jahre lang. Nach Ablauf aber dieser Frist gehöre ihm, dem † † †, die Seele des Doctors. Nun war zu der Zeit der Prälat Entenfuß Abt von Maulbronn, auch aus Knittlingen gebürtig und ein Jugendfreund des Doctor Faust. Er hat ihn öfters zu sich eingeladen — gewiß ohne seine geheime Verbindung zu kennen — und wenn dann Faust zum Besuch kam, wurde er in diesen Thurm einquartiert, der ehedem ganz hübsche Zimmer hatte und von da an bis zur Stunde der Doctor-Faust-Thurm genannt worden ist. Hier hat er, so oft er da war, sein höllisch Spiel getrieben, die schwarze Kunst, und hat das Vieh im Stall, die Tauben auf dem Dach, die Trauben am Rebstock verhext, daß sie die Pestilenz bekommen und abgestorben sind, wie das Laub im Spätherbst. Er hatte immer einen schwarzen Pudel bei sich, den er Mephisto rief, mit feurigen Augen und rother Zunge. War er mit ihm allein im Thurm, dann zog der Pudel seinen schwarzen Pelz aus und stand in seiner höllischen Gestalt neben ihm und half ihm beim Goldmachen und anderen Hexenkünsten. Mehr als ein Mal hat man ihn in einem weiten Mantel zum Fenster hinaus in die weite Luft fliegen sehen, obwohl der Abt Entenfuß um seines eigenen Rufes willen all diesen Geschichten keinen Glauben hat schenken wollen. Und doch haben ihn ganz zuverlässige Leute auch in Venedig vom Marcusthurm frei fortfliegen sehen! Nun, der Krug geht so lange zu Wasser, bis — die dreißig Jahre um sind, und dann hat auch der Abt Entenfuß daran glauben müssen!

Und einstmals — es ist spät im November gewesen und wüstes Wetter dazu — ist Doctor Faust wieder zum Besuch in Maulbronn und hat im Thurm sein Wesen gehabt, und der Herr Abt ist bei ihm gewesen ohne Arg, und wie er ihm gute Nacht sagt, um nach der Prälatur zurück zu gehen, sagt Doctor Faust zu ihm: ‚Höre, Freund Entenfuß, erschrick nicht, wenn Du's heut Nacht hier im Thurm poltern und lärmen hörst, mein Hund ist den ganzen Tag über schon so ungebehrdig gewesen, daß ich fürchte, ich bekomme später noch Händel mit ihm.' Richtig! nach Mitternacht hört der Abt ein fürchterliches Poltern im Thurm, mit Ach und Krach, als wie bei einer blutigen Rauferei, und wäre wohl hinüber gegangen, um nachzusehen, hätte ihm der Doctor nicht voraus die Andeutung gegeben. Als aber am andern Morgen der Doctor nicht wie gewöhnt zum Frühstück kommt, geht der Abt in den Thurm und sieht mit Schrecken die gräuliche Bescheerung. Stühle und Tische liegen halb zerbrochen am Boden, zerfetzte Bücher dazwischen, die Lampe in Stücken, Gläser, Büchsen in Scherben unter Todtenschädeln und Thiergerippen — ein gräulicher Anblick! Im Kamin noch ein paar glimmende Kohlen und darauf der halbversengte Pelz des schwarzen Pudels; Blutflecken an der Wand neben dem Kamin — man sieht sie noch heutigen Tags — vom Doctor keine Spur! Er hatte mit dem † † † auf Tod und Leben gerungen. Der aber war mit ihm durch den Kamin nach einem andern Feuer abgezogen!"

Wir mußten nun der herannahenden Stunde unserer Rückreise denken, beschenkten und verabschiedeten daher unsern kenntnißvollen Führer und gingen nach dem Wirthshaus, wo wir erfahren sollten, daß man auch neben dem Kloster noch verstehe zu leben und leben zu lassen.

„Was ist aber jetzt aus der alten Abtei geworden? Vielleicht können Sie uns davon berichten," wandte ich mich an den Wirth, der den Tisch ordnete und intelligent genug aussah, um auf die Frage Rede zu stehen.

„Sind Sie nicht mit unserm Herrn Ephorus Bäumlein bekannt? Der hätte Ihnen sehr gründliche Belehrung geben können; er hat auch eine sehr gelehrte Schrift über das Kloster herausgegeben. Ich habe sie gelesen und mir Einiges daraus gemerkt. Weiß nicht, ob es Ihnen genügen wird. So viel ich mich erinnere, haben sich in alten Zeiten mehrere große Herren, ich glaube der Pfalzgraf bei Rhein und der Herzog von Würtemberg um die Ehre gestritten, das Kloster zu beschirmen. Schließlich hat der Kaiser Maximilian den Herzog Ulrich von Würtemberg als Schirmherrn von Maulbronn eingesetzt. Dieser war der Lehre Luther's zugethan und hat sich viel Mühe gegeben, die Reformation im Kloster einzuführen. Das ist ihm aber nicht gelungen, und erst unter seinem Nachfolger, Herzog Christoph, ist der erste protestantische Abt, Prälat Valentin Wanner, im Jahre 1550 eingesetzt und die Klosterschule nach evangelischer Ordnung gegründet worden. — Im dreißigjährigen Krieg, der auch an manchem Steine im Klostergebäu gerüttelt, bekamen die Katholischen zeitenweis die Oberhand und die Maulbronner ihre alten Klosterbrüder wieder zu sehen. Es war aber doch nur Märzenschnee und ist bald wieder zerflossen. Nach dem westphälischen Frieden ist Maulbronn wieder protestantische Klosterschule geworden und geblieben.

Die jungen Leute, die man durch eine Art Mönchskutte auf gesetzten Wegen zu halten gesucht, haben sich aber die tollsten und schlechtesten Streiche zu Schulden kommen lassen und eine Ehre

darin gesehen, die Klostergesetze zu übertreten; die alten Leute, Professoren und Prälaten, sind in ihrer Würde halb erstickt, oder haben sich durch Thorheiten lächerlich gemacht, wie der Professor Mayer, den mein Vater noch gekannt hat, mit dem, zum Entsetzen seiner gestrengen Ehehälfte und zum lauten Halloh der Klosterjugend, eines Tages sein Gaul — er ritt gern spazieren — im Schritt durch- und nach Hause ging, trotz alles Rufens, Schreiens und Protestirens des gelehrten Reiters.

Sie können sich eine Vorstellung von diesem Professor Mayer und dem Ansehen machen, in welchem er bei der Jugend stehen mußte, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle, die in Maulbronn noch heute nicht vergessen ist. Das war im Jahre 1796, als die Franzosen unter Desaix in die Gegend kamen, und zwar nicht als willkommene Gäste. Professor Mayer hatte einen schönen Vorrath von Schinken und Würsten im Schlot hängen und, um seine Schätze zu retten, bereits die Leiter auf den Heerd gestellt und capitulirte nur noch mit seiner Gattin, die sich entschieden dieser ungastlichen Maßregel widersetzte, um Uebergabe des Schlüssels zur Speisekammer, als er plötzlich die französischen Chasseurs im Hofe sah und, im kattunenen Schlafrock und mit der Zipfelmütze wie er war, auf die Leiter in den Schlot emporstieg, um mit den Schinken und Würsten nun zunächst sich zu retten. Aber schon waren die Chasseurs in der Küche, sahen die Leiter, fingen an daran zu rütteln und frugen: ‚Was ist das?‘ Und Thereschen, die Frau Professorin, gab sogleich Bescheid: ‚Es ist mein Mann so eben hinaufgestiegen, um für die Herren Franzosen eine kleine Collation von Schinken und Wurst herabzuholen.‘ Und der Herr Professor mußte nun mit möglichst guter Miene selbst seine kostbaren Schätze den Räubern mit der Bitte, fürlieb zu nehmen, ausliefern, worauf sie ihn wie im Triumph auf ihren Armen in sein Studirzimmer trugen und in seinen Armstuhl unter Lachen und Danksagungen niedersetzten und mit den geräucherten Schätzen von dannen ritten.

Neben solchen Schöppenstädter Lächerlichkeiten herrschte aber im Kloster eine gewaltige Vornehmheit. Ein Luxus ist an der Tagesordnung gewesen, wie bei Grafen und Fürsten, und so zahlreich war die Dienerschaft, daß Einer hätte der Schleppträger des Andern werden müssen, nur um eine Beschäftigung zu haben. Da gab es einen Klosterchirurgus, der zugleich Famulus war, und einen Unterfamulus, den Gegen- oder Küchenschreiber, den Speisemeister sammt Köchin und Magd, den Küfermeister, den Hausschneider, der zugleich Meßnerdienste besorgte, den Ueberreiter, den Klosterboten, den Thorwart, mehrere Nachtwächter, den Werkmeister, den Zimmermann, den Hof- und Weingartenmeister, den Gärtner, den Waldmeister nebst dem Waldknecht, den Todtengräber und Gott weiß was noch sonst für Gesinde.

Jetzt ist aus der Klosterschule ein theologisches Seminar geworden, in welchem tüchtige junge Leute gebildet werden, die, nachdem sie vorher die Seminarien von Blaubeuren und Urach besucht, hierher kommen, von hier nach Schönthal und dann auf die Universität Tübingen gehen. —

Aber die Herrschaften werden Appetit haben. Friedrich, die Suppe!"

Das Ackerkreuz.

Ein Nachtstück aus dem patriarchalischen Staat.

Deutschland zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. — Der Hofstaat ist der Staat. — Ein deutscher „Ober-Admiral". — Das Werbesystem. — Goethe und „das schamvolle Geschäft". — Holländische Offerte. — Preis der „fehlenden Mannschaft". — Der „Römhilder Krieg". — Die dänischen Werber in Hildburghausen. — Andreas Kornesser. — Der Grenadier des herzoglichen Landregiments. — Das Ende des Werbeofficiers. — Die Fürsten des patriarchalischen Staats. — Der Hildburghäuser Hof. — Die Unterthanen. — Das Ackerkreuz.

„Mancher, der die Straße von Hildburghausen nach Heldburg zog, wird zunächst des Fahrwegs in der Streufdorfer Flur ein schlichtes, von Feldsteinen zusammengelegtes Kreuz gewahrt und sich gewundert haben, daß, wenn dies Kreuz heut von ihm oder Andern zerstört worden war, er es am andern oder dritten Tag immer wieder an derselben Stätte sorgfältig zusammengefügt fand; Mancher möchte das Kreuz für ein Zauberwerk oder ein Spiel des Muthwillens gehalten haben. Es ist aber — ein Denkmal der Liebe." Ja, alter ehrlicher Buchdrucker Elias Christoph Bauer, der Du dieses in dem Heimathverherrlichungsdrang, welcher dem Franken so arg anhängt, selber drucktest in einem Schriftchen, das Deinen Geburtsflecken „die alte Villa Streufdorf" nebst dem hoch über ihm auf grüner Waldeshöhe thronenden alten Bergschloß Straufhain schilderte, und zwar schon vor vierzig Jahren, — Du hast Recht, jenes Ackerkreuz ist ein Denkmal der Liebe, aber es ist noch weit mehr, es ist ein Merkzeichen von des deutschen Volks tiefster innerer Erniedrigung, von der Zeit seiner schmachvollsten Rechtlosigkeit. An dieser Stätte ist unschuldig Blut geflossen, hier hat die Mörderkugel des Schergen der Gewalt einen Jüngling niedergestreckt, der von der eigenen Landesherrschaft an fremde Werber verkauft worden war.

Um durch das Mitleid mit einem Unglücklichen uns nicht zu einem zu harten Urtheil über die gewaltthätigen Menschen jener Zeit, anstatt über diese Zeit selbst, verführen zu lassen, müssen wir diese und das Werbesystem, das zunächst jene Unthat verschuldet hat, etwas näher betrachten.

Vor Allem müssen wir das Jahr derselben nennen, es ist 1730; das allein erklärt unseren geschichtskundigen Lesern schon Vieles. Die deutsche Geschichte kann, trotzdem daß Deutschland an Mißgeschick in allen Jahrhunderten reich ist, keinen jämmerlicheren Zeitraum aufweisen, als den vom Ende des dreißigjährigen Kriegs bis zum Anfang der französischen Revolution, der ersten Erlösungsregung aller europäischen Völker gegen den bis dahin unerschütterlichen Fürstenalpdruck. Wir müssen uns auf den Standpunkt der Menschheit vor dieser allgemeinen Geistesreinigung zurückversetzen, um auch die fürstlichen Missethäter durch unser Urtheil nicht schwerer zu strafen, als ihre eigene Schuld war.

Wir geben unseren Lesern eine Probe aus dem deutschen Geschichtswerke des Patrioten und Märtyrers Wirth, das ihnen in der vorigen Nummer der Gartenlaube empfohlen wurde, wenn wir seine Schilderung jener Zeit hier folgen lassen. Er sagt über die inneren Zustände Deutschlands zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts: „Während die Ohnmacht des Reichs gegen außen fortwährend zunahm, äußerten sich die Folgen des westphälischen Friedens auch im Innern stets deutlicher, indem die Bedrückung der unteren Stände stieg und die vielfachsten Uebel sich verbreiteten. Schon das Bewußtsein der (durch den westphälischen Frieden gewonnenen) Erhöhung ihrer Macht hatte die Fürsten zu größerem Aufwand bewogen; allein der Besitz der Macht selbst steigerte noch die Prachtliebe. Um die Oberst-Kämmerer, Marschälle, Ceremonienmeister, Küchenmeister u. s. w. (jedes der vielen deutschen Fürstenhöfe) sammelten sich Schaaren untergeordneter Diener, welche kleinen Heeren glichen, und da der Hof den Landesherrn bei Reisen gewöhnlich begleitete, so veranlaßte dies ungeheueren Aufwand. Bei der Eröffnung des Reichstages vom Jahre 1652 hatte schon die Zunahme des Luxus großes Aufsehen erregt, da selbst kleinere Fürsten mit einem Gefolge von dreihundert Personen erschienen und zugleich in Kleidern, wie in Equipagen, ungewöhnliche Pracht zeigten. Im achtzehnten Jahrhundert stieg dagegen der Aufwand noch höher, indem die Fürsten häufig nach Paris zu reisen pflegten und von dort neue Arten von Verschwendung zurückbrachten. Die Hofleute strengten ihren Witz an, immer neue Ergötzlichkeiten für den Herrn zu erfinden, die Tafel ward mit überschwänglichen Genüssen ausgestattet, die Jagd mit verheerendem Luxus getrieben, das Hofleben zu einer ununterbrochenen Reihe von Festen erhoben. Nicht blos die weltlichen, sondern auch die geistlichen Fürsten wetteiferten in der Schaustellung der Pracht, welche sich gleichmäßig auf den Marstall, den Garten, die Jagd und die Hofmusik ausdehnte. Am württembergischen Hof unterhielt man allein eine Kapelle von sechzig Musikanten (für jene Zeit außerordentlich viel), und am baierischen ganze Heere von Pferden und Hunden. Auf der Tafel des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg wurden täglich sechsundfunfzig Gerichte aufgesetzt, und der Herzog von Braunschweig stellte blos zum Mästen von Kapaunen besondere

Hofdiener an, die sogenannten Kapaunenstopfer. Zur Erhöhung der Pracht gewöhnte man sich endlich an überaus feierliche Hof-Etiquette, welche den Landesherrn noch mehr von den gewöhnlichen Menschen unterscheiden und als ein Wesen besonderer Gattung darstellen sollte. Alles geschah nun mit Feierlichkeit, und der Mittagstisch war so sehr von Gepränge begleitet, daß es eine Kunst wurde, das dabei übliche Ceremoniel zu erlernen. Während der Bischof von Bamberg und Würzburg dreißig Kammerherren unterhielt, stieg die Zahl der Kämmerer bei dem Erzbischof von Köln sogar auf einhundertundfünfzig, und an diese schloß sich erst ein Heer von Hof-Cavalieren an, welche bei Festlichkeiten förmliche Spaliere bildeten."

Soweit Wirth. In dieser Vergöttlichung der fürstlichen Menschen durch das adlige Hofschranzenthum liegt die einzige Entschuldigung für jene selbst. *Sie waren der Staat*, und was sich um sie herum drängte, zählte sich mit zum Staat, der sich in der That auf den *Hofstaat* beschränkte, zu dessen Füßen die übrige Einwohnermasse, das sogenannte Volk, als pflichtschuldiger Arbeiter für jenen lag.

Zum Hofstaat gehörte, namentlich in den kleineren Ländern, auch eine stattliche Truppenmacht: sie gab dem Fürstenthrone erst das rechte Fundament. Da hielt zum Beispiel der Herzog des kleinen Braunschweig nicht weniger als zweiundzwanzig Regimenter Fußgänger und dreizehn Regimenter Reiter, Kursachsen eine Armee von 25—30,000, Würtemberg von 14,000, Hannover sogar von 20,000 Mann, und Pfalzbaiern theilte seine 18,000 Mann in dreißig Regimenter mit soviel Officieren, daß sie den vierten Theil der Armee ausmachten; für seine drei kleinen Wachtschiffe auf dem Rhein besoldete es einen „Ober Admiral"!

Dieses kostbare Spielzeug der fürstlichen Prunksucht wurde *durch Werben* aufgebracht, solange die Fürsten es noch für vortheilhaft hielten, die eigene fleißige und arbeitende Mannschaft im Lande zu schonen, oder so lange das Vermiethen und Verkaufen von Truppen noch nicht als eine der einträglichsten fürstlichen Erwerbsquellen entdeckt worden war. Als erst diese hohe Speculation begonnen hatte, warb und hob man zugleich im eigenen Lande aus, rein nach Passion oder je nachdem das Angebot auf die Waare lautete.

Das Werbesystem schmeichelte sich allerdings dadurch ein, daß es im eigenen Lande den Bauer am Pflug, den Handwerker in der Werkstatt erhielt und daß dafür die große Menge der Herumlungerer, denen durch den dreißigjährigen Krieg der Krieg selbst ein Nahrungszweig geworden war, unter den Fahnen für die bürgerliche Gesellschaft unschädlich wurde. Man machte freilich erst später die Erfahrung, wie nach jedem Krieg durch die Entlassung der überflüssigen Soldateska eine wahre Landplage von Gesindel sich über das Reich ausbreitete. — Die Werbung selbst, zu welcher jeder Reichsfürst das Recht hatte, wurde durch Werbeofficiere ausgeführt, die mit einem Werbepatent und mit Werbegeldern versehen sein mußten und einen bestimmten Werbeplatz und Werbedistrict angewiesen erhielten, und sie war entweder eine öffentliche und ganz legale, oder eine heimliche, mit List und Gewalt verbundene. In ersterem Fall zog der Werbeofficier von seinem Quartier aus, wo er seine Fahne ausgesteckt hatte, mit einem Trommler, Pfeifer oder Trompeter durch den Ort und von Ort zu Ort in seinem Werbebezirk, forderte zum Eintritt in seine Truppe auf, und selten verfehlte er seinen Zweck. Der Faulheit und Liederlichkeit, sagt Karl Biedermann in seinem „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert", boten diese Werbeplätze eine willkommene Zufluchtsstätte. Verbrecher fanden hier nicht selten Schutz vor der Gerechtigkeit und waren froh, um diesen Preis einem härtern Schicksal zu entrinnen. Entlaufene Mönche suchten unter der Fahne des protestantischen Königs von Preußen der strafenden Hand ihrer Kirche zu entgehen. Vagabunden wurden von Polizeiwegen, ungerathene Söhne von den eigenen Eltern oder Vormündern „zur Correction" unter die Soldaten gesteckt. Bankerotte Kaufleute, erwerbs- und aussichtslose Gelehrte ergriffen, um ihr Leben zu fristen, aus Verzweiflung die Muskete. Kam jedoch auf diesen und ähnlichen Wegen die erforderliche Anzahl von Soldaten nicht zusammen, so gebrauchten die Werber ungescheut alle Mittel der List, der Täuschung, selbst der Gewalt, um die Lücken auszufüllen. Bekamen sie doch eine bestimmte Prämie für jeden Mann, den sie den Fahnen zuführten! Da wurden betrügerische Vorspiegelungen gemacht, die man niemals zu halten gesonnen war, Verlegenheiten benutzt, in welche man oft selbst die unglücklichen Schlachtopfer hatte stürzen helfen; auch berauschende Getränke sparte man nicht, und mancher junge Mann fand sich, nüchtern geworden, zu seinem Schrecken, in den bunten Rock gekleidet, den man im Taumel des Rausches ihm aufgeschwatzt.

Wie annehmlich nun dieses Werbesystem für die Fürsten insgemein erscheint, so konnte es doch für die kleinen den großmächtigen, also schon damals Preußen und dem Kaiser gegenüber, zur Ursache großer Verlegenheiten werden. Eine solche, in welcher wir *Goethe*, den Minister, *noch vor* der französischen Revolution sich winden sehen, dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten.

Friedrich der Große drang im Winter von 1778 auf 1779 darauf, daß der Herzog von Weimar ihm die Werbung in seinem Lande gestatte, und beauftragte den preuß. General Möllendorf mit der Leitung dieser Angelegenheit. Goethe berichtet darüber an Carl August: „Gesetzt, man fügt sich dem Begehren des Königs, so kann es entweder geschehen, wenn man ihm die Werbung erlaubt, oder mit dem General Möllendorf auf eine gewisse Anzahl abzugebender Mannschaft übereinkommt und auch diese entweder durch die Preußen ausnehmen läßt oder sie selbst aushebt und sie ihm überliefert. Erwählt man das Erste, so werden diese gefährlichen Leute sich festsetzen und überall Wurzel fassen; sie werden auf alle Weise die beste junge Mannschaft an sich zu ziehen suchen; sie werden mit List und Gewalt eine große Anzahl wegnehmen; sie werden's an nichts fehlen lassen, selbst die Soldaten Ew. Durchlaucht untreu zu machen.

Will man mit dem General Möllendorf auf eine gewisse Anzahl übereinkommen und ihnen etwa selbst überlassen, die junge Mannschaft mit gewissen zu fertigenden Verzeichnissen aus den Aemtern auszuheben, so kann man nicht versichert sein, daß es dabei bleiben wird. Ein und der Andere, der es merkt, wird austreten, sie werden statt dessen nach Andern greifen, es werden Händel entstehen, und sie werden davon Anlaß nehmen, was man mit ihnen ausgemacht hat, zu überschreiten.

Will man endlich sich entschließen, eine Auswahl selbst zu machen, und *ihnen die Leute ausliefern*: so ist darin wohl für das Ganze das geringste Uebel, aber es bleibt doch auch dieses ein unangenehmes, *verhaßtes und schamvolles Geschäft*. — — *Diese mit Gewalt in fremde Hände gegebenen Leute* werden desertiren &c., die Preußen werden sie wiederfordern &c." — Dazu noch die Bedenken, daß für die so wider Willen Preußen gestattete Werbung ohne Zweifel „der kaiserliche Hof" dem fürstlichen Haus manches Unangenehme fühlen lassen werde."*

Und dennoch scheint man zu letzterem Auskunftsmittel geschritten zu sein, denn ein Brief Goethe's (die obige Notiz steht in dem Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe) aus Buttstedt vom 8. März 1779 beginnt: „Indeß die Pursche gemessen und besichtigt werden, will ich Ihnen ein Paar Worte schreiben."

So etwas war noch unter Carl August und Goethe in jenen Zeiten *vor* der französischen Revolution möglich, nur daß Beide darin *ein schamvolles Geschäft* erkannten, während es den meisten Fürsten als ein landesherrliches und dazu ein sehr einträgliches Recht galt.

An dieses Recht, andere deutsche Mächte im eigenen Lande werben zu lassen, schloß sich das noch entsetzlichere, das zuerst durch Seume's Schicksal und Donnerworte in seiner ganzen Scheußlichkeit dargestellt worden ist: schlagfertig ausgerüstete Truppen, einerlei ob geworbene, gestohlene oder aus den eigenen Landeskindern gepreßte, an auswärtige Staaten zu vermiethen oder zu verkaufen. Auch dafür liefert obiger Briefwechsel uns eine werthvolle Notiz in einer „holländischen Offerte" an Weimar, deren Hauptbedingungen lauten: „Es werden für jeden Mann jährlich fünfzig Thaler in Ducaten à 2⅔ Rthlr. an Subsidien bezahlt. Im Fall die Hülfstruppen nicht gebraucht, werden die Subsidien dennoch auf ein halbes Jahr bezahlt. Nach geendigtem Kriege werden die Subsidien noch auf drei Monate bezahlt. *Was bei Zurückgabe der Mannschaft fehlt, wird vergütet*, als: für einen Reiter und Pferd dreihundert holländische Gulden, für einen Infanteristen einhundert Gulden."

So hoch belief sich der Preis des Menschenfleisches, wenn der betreffende Inhaber desselben „den Heldentod" fand. Die Engländer zahlten für jeden todten Hessenkopf sogar zwanzig Pfund

* In Hildburghausen wußte man sich damals einfacher zu helfen. Dort lagen zu gleicher Zeit preußische *und* österreichische Werber.

Sterling. Daher die Entrüstung jenes Prinzen von Hessen-Cassel, der an den Befehlshaber seiner Truppen in Amerika schrieb: „Erinnern Sie daran, daß von den dreihundert Spartanern, welche den Paß bei Thermopylä vertheidigten, nicht einer zurückkam. Ich wäre glücklich, wenn ich dasselbe von meinen braven Hessen sagen könnte. Sagen Sie dem Herrn Major Mindorff, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit seinem Benehmen, weil er die dreihundert Mann gerettet habe, welche von Trenton entflohen. Während des ganzen Feldzugs sind nicht zehn von seinen Leuten gefallen." Vergl. S. 295 dieses Bandes.

Noch mehr. Reichsbeschlüsse zwangen sogar Reichsstände, ihre geworbenen Truppen an das Ausland abzugeben, wie dies z. B. bei dem sogenannten Römhilder Krieg der Fall. Das Herzogthum Sachsen-Römhild war 1710 mit seinem ersten Fürsten, Heinrich (einem Sohn Ernst's des Frommen), ausgestorben. Sofort schickte Sachsen-Meiningen geworbene Truppen in das Ländchen, um es in Besitz zu nehmen. Aber pochend auf dieselben Erbansprüche rückte man von Hildburghausen mit vierhundert Mann auf denselben Boden ein. Von nennenswerthen Heldenthaten wird zwar Nichts berichtet, dagegen rief dieser Erbstreit nicht weniger als einhundertundfünfzig Druckschriften, zweihundertundsechs kaiserliche Conclusa und zweiundsiebenzig Recesse in's Leben, die endlich einen (uns jetzt gleichgültigen) Vergleich herbeiführten, in Folge dessen nach Reichsbeschluß der eine Theil seine geworbenen Truppen in dänische, der andere die seinen in polnische Dienste abgeben mußte. — Nach solchen Thatsachen wundern wir uns nicht mehr: „daß man sogar ausländischen Mächten Werbungen im Reich gestattete und diese Erlaubniß auch dann nicht immer zurücknahm, wenn zwischen einer solchen Macht und dem Reiche selbst ein Conflict drohte". Es gehört dies, sagt K. Biedermann (a. a. O.) mit Recht, zu jenen Ungeheuerlichkeiten, welche nur bei einem Zustande gänzlicher innerer Auflösung, wie ihn das deutsche Reich damals schon darstellte, möglich waren. — Und so war auch die Zeit, und so waren die Zustände, welche die armen Menschen, denen man mit den Menschenrechten nicht auch das menschliche Fühlen rauben konnte, zur Legung unseres Ackerkreuzes zwangen.

Im Frühjahre von 1730 kamen dänische Werber in's Hildburghäuser Land. Der Werbeofficier schlug in der Haupt- und Residenzstadt Hildburghausen sein Quartier auf; sein Werbebezirk scheint sich über das ganze Herzogthum erstreckt und seine wohlgefüllte Casse ihm ungewöhnliche Vergünstigungen verschafft zu haben. Wenn nämlich bisher wohl ganze Truppenkörper verkauft worden sind und wenn die Werbeofficiere für die Erlaubniß der Werbung im Ganzen oder für jeden einzelnen angeworbenen Mann an die Casse des Landesherrn eine gewisse Summe zu entrichten hatten, so scheint in dem vorliegenden Fall dieser dänische Werbeofficier sich ein Eigenthumsrecht an die von ihm begehrten Personen durch Erkaufung derselben von der Landesbehörde erworben zu haben.

In Streufdorf, einem stattlichen Marktflecken an der Straße zwischen Hildburghausen und Heldburg, war das begehrliche Auge der Werber auf einen Bauernburschen gefallen, der vor allen anderen sich durch schöne schlanke Gestalt auszeichnete. Es war dies der Sohn einer wohlhabenden angesessenen Familie des Orts und hieß Andreas Kornesser. Ein solcher Bursche würde schon an sich den gewöhnlichen Anerbietungen und Kunstgriffen der Werber unerreichbar gewesen sein, auch wenn derselbe nicht in Margaretha Barbara Eichhorn, der schönen Tochter eines angesehenen Ortsnachbarn, eine geliebte Braut gehabt hätte. Alle gewöhnlichen Anschläge der Werber waren vergeblich, aber das Geld hat eine gewaltige Macht. Wir lesen in des alten Buchdrucker Bauer's Schriftchen, daß der junge Kornesser an den Werbeofficier verkauft worden sei, und in der That marschirte am 27. April ein Grenadier des herzoglichen Landregiments von Hildburghausen ab, um den Verkauften zu ergreifen und ihn den Werbern zu überliefern. Man hatte mit dieser Vollmacht einen Menschen betraut, der wegen seiner Verwegenheit berüchtigt war und dessen Name mit dieser Geschichte fortlebt; er heißt Johann Faber.

Ohne Ahnung von der Gewaltthat, zu deren Opfer er ausersehen war, hantirte Andreas Kornesser am selben Tag vom frühen Morgen an fleißig den Pflug auf einem Acker, der hinter der Meierei an dem Wege nach Seidingstadt lag, dem nächsten Dorfe nach Heldburg hin, und wo unsern zur Linken sich die schönen bewaldeten Hügel erheben, die zum hohen Straufhain aufsteigen, ein reizendes Fleckchen von Gottes Erde.

Es muß nicht möglich gewesen sein, den armen Jüngling vor der Gefahr zu warnen, die ihm drohte, denn plötzlich sieht er den Grenadier Faber in voller Armatur auf sich zueilen. Ein Gedanke an das, was seiner harre, mochte ihn durchfahren; er ließ Pflug und Peitsche und floh, um den nahen Wald zu erreichen und die Berge, hinter denen er sich retten konnte. Aber nur wenige Schritte waren es, er hatte seinen eigenen Acker kaum verlassen, da brach er blutend zusammen, die Kugel des Verfolgers hatte ihn erreicht und niedergestreckt.

Die Unthat war geschehen; als ein Verbrechen ist sie weder angesehen noch bestraft worden. Der Grenadier Faber hatte seine Ordre erfüllt, und wenn die tödtende Kugel nicht mit in seiner Ordre stand, so waren die Kriegsartikel nicht in Verlegenheit, einen rettenden Paragraphen für ihn zu finden. Die Klage der Eltern fand keine Gerichtsstätte, und wenn auch der Himmel sein Strafgericht ergehen ließ, und zwar vielleicht am Unschuldigsten, an dem Werbeofficier, der später in Hildburghausen einem qualvollen Selbstmord erlag, so blieb den Eltern doch Nichts, als des Sohnes blutiger Leichnam und sein Grab.

So erging es in diesem patriarchalischen Staat. Und doch waren die Fürsten von Hildburghausen nicht schlimmer als ihre ebenbürtigen Zeitgenossen, ja, der Herzog Ernst Friedrich der Zweite, welcher damals regierte, war ein an Körper und Geist kranker Mann, für den seine vortreffliche Gemahlin ein vernünftiges und mildes Regiment führte. Aber Geld brauchte man freilich allezeit, denn der Vater des Herzogs, Ernst Friedrich der Erste, war ein arger Verschwender gewesen. Seine hochfürstlichen Passionen, Bauten, glanzvolle Hofhaltung, Jagden, Soldaten, Processe, verschlangen ungeheure Summen und häuften Schulden auf Schulden. Sie lebten wie die unmündigen Kinder, wie immer in den Flegeljahren, die Fürsten jener Zeit, bald im Heldenharnisch und die Krone auf dem Haupte bereit, sich von ihrem Schranzenvolke anbeten zu lassen, bald wieder der menschlichsten Gutmüthigkeit zugänglich. Da sehen wir denselben glanzsüchtigen stolzen Ernst Friedrich den Ersten von Heldburg her den Hildburghäuser Stadtberg hinauffahren. Ein Gewitter kommt. Der Herzog ruft dem alten Kutscher zu: „Andres, fahr' auf!" Andres bleibt im selben Schritt. Zum zweiten Mal fährt das Fenster auf: „Kerl, fahr' zu!" Es bleibt beim Alten. Zum dritten Mal: „Verdammter Kerl, so hau' die Pferde, daß sie stürzen! Es donnert ja schon!" Da wendet sich Andres halb auf seinem Sitze um und schreit den Herzog an: „Durchlaucht, Ihr habt wohl der Pferd' zu viel'?" Das Fenster fährt zu, Andres bleibt im Schritt; aber das Gewitter und die Ungnade ziehen miteinander vorüber. — Und derselbe Fürst konnte durch seine Jagdwuth unsäglichen Schaden und viel Drangsal über seine Unterthanen verhängen, er konnte hart und grausam sein, wo der Satz in Gefahr kam, daß diese Unterthanen einzig nur der Fürsten wegen da seien. Dieser fürstliche Wahn erfüllte auch bessere Häupter, und darum wundern wir uns nicht, wenn von diesem Hildburghäuser Hofe den Eltern des armen hingemordeten Jünglings auch die letzte Gunst versagt wurde, die ihnen Balsam auf ihre wunden Herzen gewesen wäre, die Gunst, einen Denkstein an der Stätte errichten zu dürfen, wo ihr Andreas sein junges Leben ausgehaucht.

Auch dies wurde versagt. Es durfte kein Denkmal erhöht werden, um die Schandthat todtzuschweigen. Aber das einfache Gefühl der treuen Volksherzen siegte über das Verbot und machte seine Absicht zu Schanden. Als die letzte Bitte versagt war, gingen Andreas Kornesser's Braut und Schwester zu jener blutigen Stätte und legten auf dem Boden aus Steinen des Feldes das Kreuz, das heute, nach mehr als hundertundvierunddreißig Jahren, noch auf derselben Stelle liegt.

Die Nachkommen jener Familie Kornesser leben noch in Streufdorf, und in ihnen lebt es als eine stille heilige Pflicht fort, das Ackerkreuz zu wahren. Aber wenn selbst kein Glied der Familie mehr übrig wäre, — dieses Kreuz müßte erhalten werden. War es einst ein Liebeszeichen, ein stilles, am Boden verborgenes, das nur zu vertrauten Herzen sprechen konnte, so reden jetzt diese Steine zu jedem Deutschen und erzählen ihm die Geschichte von den wiedereroberten Menschenrechten. Da liegt es am Ackerrand, wie einst das deutsche Volk am Boden lag, doch über ihm schwebt der unbezwingliche Geist der Nation: ihm, seinen Kämpfen, seinen Siegen sei dies Denkmal geweiht für alle Zeiten!

Friedrich Hofmann.

Dorfanlage und Hausbau in Deutschland.

Von **Wilhelm Jungermann.**

Die Dorfanlage als geschichtliche Urkunde. — Dr. Landau in Kassel. — Der fränkische, der sächsische und der thüringisch-slavische Bauernhof. — Die Hufeisenform der thüringischen und lausitzer Dörfer. — Die Inschriften, Sinnsprüche und Rebus am fränkischen Hause. — Die Urlucht und die Dehle des altsächsischen Hauses. — Gemüthliche Behaglichkeit desselben.

Wie wir heutzulage andere Augen bekommen haben für uns selbst und unsere Rechte und Aufgaben im Leben, so haben wir auch das Leben der früheren Zeiten mit anderen Augen ansehen lernen. Mit dieser veränderten Anschauung aber über die Aufgaben der Geschichtschreibung ist nun auch die Art und Weise der Forschung eine ganz andere und gar Manches als werthvolle Quelle erkannt worden, woran wir früher gleichgültig vorüber gegangen sind. So wäre es wohl noch vor zwanzig Jahren Niemand eingefallen, die Anlage unserer Dörfer und den Bau unserer Häuser als Mittel zur Erkenntniß für Dinge und Zustände anzusehen, die auf weit über tausend Jahre in unsere frühere Geschichte hinabreichen, ja die einzigen sicheren Urkunden für die wichtige und interessante Frage sind, wie es in der vorgeschichtlichen Zeit im deutschen Lande ausgesehen und was wir eigentlich als ursprünglich deutsches Land zu betrachten haben.

Der Mann, der zuerst auf diesen Gedanken gekommen, ist in der gelehrten Welt bereits wohlbekannt; er verdient es aber auch um seines treuen Fleißes und seiner naturwüchsigen und echt volksthümlichen Forschungsweise willen, daß auch die weiteren Volkskreise von ihm und seinen Arbeiten Kenntniß erhalten. Es ist der Archivrath Dr. Georg Landau zu Kassel. Landau, der sich vielfach mit unserer ältesten Geschichte und deren dürftigen und unzureichenden Quellen beschäftigt hat, über dem Schweinsleder und Pergament aber das helle Auge für die Dinge des wirklichen Lebens nicht verlor, gewann nach und nach die Ueberzeugung, daß Häuser und Dörfer es wohl in Deutschland so lange gegeben haben müsse, als unser Volk überhaupt Ackerbau betrieben und feste Wohnsitze gehabt, daß ferner auch die Art und Weise, wie unsere Dörfer angelegt, unsere Feldfluren ausgetheilt und unsere Bauernhäuser gebaut und eingerichtet worden, jedenfalls Einrichtungen von einer solchen Zähigkeit und unverwüstlichen Dauer seien, daß von ihnen aus vielleicht ein sicherer Rückschluß auf die ältesten Zustände unseres Volkes möglich erscheine. Weitere Nachforschungen ergaben denn auch wirklich für den Theil von Deutschland, wo sie zunächst angestellt wurden, eine so überraschende Stetigkeit und Gleichmäßigkeit in allen diesen Dingen, daß der Versuch, auf diesem Wege weiter vorzudringen, in jedem Fall als lohnend erscheinen mußte. Mit diesen Ergebnissen trat Landau — ich glaube es war im Jahre 1855 oder 1856 — vor die Hauptversammlung des Vereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher und sprach denselben um seine Unterstützung für die Ausführung derartiger Forschungen durch ganz Deutschland an. Der Verein ging auch bereitwillig auf diesen Vorschlag ein; es nahm sich jedoch auch König Johann von Sachsen der Sache an, und später bewilligte auch die preußische Regierung eine entsprechende Geldsumme zur Förderung dieses Zweckes. So wurde Landau in den Stand gesetzt, zunächst die Dörfer und Häuser in beiden Hessen, Nassau und baierisch Franken zu untersuchen, denn diese Art von Studien muß nicht blos mit den Augen, sondern auch mit den Beinen abgemacht werden. Eine zweite Reise führte ihn nach Westphalen und in das alte Sachsenland, eine dritte nach Thüringen, in die Lausitz, nach Schlesien und bis nach Polen. Seitdem haben die Untersuchungen geruht, weil der Alterthumsverein keine Mittel mehr hatte und auch sonst Niemand sich bereit fand, die nöthigen Mittel herzugeben. Noch aber stehen die Forschungen in einem großen Theile von Deutschland zurück: die Rheinlande fehlen noch, Baiern, Baden, Würtemberg und die norddeutschen Länder sind noch nicht besucht, und ein Abschluß der ganzen wichtigen und mühevollen Arbeit ist daher vor Beendigung dieser Forschungen nicht möglich.

Und nun zur Sache selbst.

Vor Allem sei darauf aufmerksam gemacht, daß wir es hier nicht mit der Anlage der Städte und dem Bau der städtischen Häuser, sondern nur mit den Dorfanlagen und den Bauernhäusern zu thun haben. So wichtig die Entwickelung des städtischen Eigenthums für viele geschichtliche Fragen ist, so entscheiden doch die städtischen Bauten nichts für die hier in Betracht kommenden Verhältnisse, weil die ältesten Deutschen nicht in Städten, sondern nur in Dörfern oder etwa in Einzelhöfen gewohnt haben. Nach dem Charakter der Dorfanlage und dem bäuerlichen Hausbau aber hat Landau bis jetzt drei scharf gesonderte Gruppen unterschieden: den fränkischen Bauernhof in beiden Hessen, Nassau, dem fränkischen Baiern und bis zum Neckar; den sächsischen Bauernhof im alten Sachsenland (Westphalen, Engern und Ostphalen) und den thüringisch-slavischen Bauernhof an der Nordgrenze von Kurhessen, in Thüringen und in der Lausitz bis zum Queis. Daneben steht dann noch mit einem anscheinend dem altsächsischen Bauernhause ganz gleichen Hausbau der räthselhafte westphälische Einzelhof in dem Lande nordwärts von der Lippe. Dieser westphälische Einzelhof, der sich sonst nirgends weder in Franken, noch im alten Sachsenland, noch in Thüringen und in der Lausitz findet, der scharf abhebend von der Lippe nur in dem Lande nördlich von diesem Flusse vorkommt, wird uns weiter unten noch ausführlicher beschäftigen. Hier genüge nur die kurze Bemerkung, daß dieser Einzelhof — wie ja schon der Name erkennen läßt — den geraden Gegensatz zu der Dorfanlage bildet. In der Dorfanlage aber unterscheiden sich die echt deutschen Dörfer in Franken und im alten Sachsenland in keiner Weise von einander, wohl aber bilden sie einen sehr auffallenden Gegensatz zu der Anlage der — nach dem Urtheil Landau's wenigstens — ursprünglich nicht deutschen, sondern slavischen Dörfer in Thüringen und in der Lausitz.

Grundriß des thüringischen Dorfes Müncherode bei Jena.

Die echt deutschen Dörfer nämlich haben eine doppelte Art der Anlage. Die älteste Form ist diejenige, bei welcher das Dorf als eine Gruppe von Höfen sich darstellt, in der eine bestimmte Ordnung nach Gassen nicht erkennbar oder, wo diese dennoch sich zeigt, erst durch spätere Anbauten gebildet worden ist. Mit dieser Dorfform ist sodann regelmäßig auch diejenige Flurordnung verbunden, in welcher die Hufe aus einzelnen Ackerstücken besteht, die je nach der Beschaffenheit des Bodens (Gewanne) in der ganzen Feldflur zerstreut liegen. Eine jüngere Dorfform zeigen diejenigen Dörfer, welche entweder in einer oder mehreren Gassen angelegt sind, oder auch als eine lang sich hinziehende Reihe zerstreuter Höfe erscheinen, während in beiden Fällen die Hufen dieser Dörfer in der Regel ein zusammenhängendes Stück bilden. Dörfer mit solchen zerstreut liegenden Höfen finden sich hauptsächlich im Gebirge (Oberbaiern) und in den Marschen Norddeutschlands. Im Gegensatz zu dieser deutschen Dorfanlage haben nun die slavischen Dörfer in Thüringen und in der Lausitz eine bald mehr bald minder scharf ausgeprägte runde, hufeisenähnliche Form. Die einzelnen Hofreithen nämlich schließen sich fest an einander und die Einfahrten der Höfe gehen sämmtlich auf den inneren offenen Raum

des Dorfes aus, und das ganze Dorf hat in Folge dessen nur einen Zugang von außen. Der innere offene Raum des Dorfes, der Anger, ist meist mit Gras bewachsen und in der Mitte desselben befindet sich in der Regel ein kleiner, von Weiden rc. beschatteter Teich, zuweilen jedoch auch die Dorfkirche. Hinter den Häusern liegen die Gärten, und da diese sich wie die Hofreithen fest an einander schließen, so bilden auch diese eine mehr oder minder runde Form und, von ihren Hecken umgeben, vielfach einen das ganze Dorf umschließenden, undurchdringlichen Hag. Um diese Hecken herum lief sodann – wenigstens in alter Zeit – noch ein jetzt fast überall zugeworfener Graben von nicht unbeträchtlicher Breite und Tiefe, der in Verbindung mit dem Umstande, daß das Dorf nur einen Zugang von außen hatte, die Vertheidigung gegen äußere Feinde ziemlich leicht machte.

Die vorstehende Zeichnung ist der Grundriß des Dorfes Müncherode bei Jena. Die schwarz gehaltenen Stellen bezeichnen die Wohngebäude; die Wirthschaftsgebäude sind durch eine schieflinige Schraffur angegeben; die wagerechten Striche gelten dem Hofraum; die mit W bezeichneten Stellen und das Kreuz im Innern des Dorfes deuten die kleinen Weiher und die Kirche an; die abgetheilten Parcellen sind die Gärten. Wir erkennen aus dieser Zeichnung noch sehr deutlich die runde Hufeisenform der Dorfanlage, dagegen sehen wir, daß auf der Südseite sich ein zweiter Zugang zum Dorf gebildet hat; dies ist vielfach auch anderwärts,

Altsächsisches Haus in Kohlenstädt in Hessen.

theils durch die heutige stärkere Bevölkerung und die höhere Entwickelung der Landwirthschaft, theils auch unter dem Einfluß der Staatsbehörden mit Rücksicht auf die große Feuergefährlichkeit eines einzigen Zuganges nothwendig geworden. Ueberhaupt aber muß bemerkt werden, daß diese runde Form der Dorfanlage in Thüringen nur die Regel bildet, welche Ausnahmen, namentlich deutsche Coloniedörfer, nicht ausschließt. Thatsache aber ist, daß in Thüringen und jenseit der Saale und Elbe bis nach Schlesien hin noch heute die eben beschriebene, mehr oder weniger runde, eigenthümliche Dorfanlage herrscht und daß sich diese Dorfform niemals und nirgends in den ursprünglich deutschen Ländern, im alten Franken- und Sachsenland, vorfindet.

Gehen wir nun zu dem Hausbau über. Der Bauernhof im alten Frankenland, d. h. also in dem Land von der altsassischen Grenze — wir werden später sehen, wo diese hinläuft — rechts des Rheins bis nach Schwaben hin, hat durchweg folgende Eigenthümlichkeiten: Haus und Scheune sind, mit alleiniger Ausnahme der Grundmauer, stets von Holz; beide sind, wenn auch oft verbunden, immer zwei selbstständige Gebäude; das Haus ist stets zweistöckig, hat im Erdgeschoß Stallungen und seinen Eingang stets auf der langen Seite. Im Uebrigen zeigen die Häuser wohl manche Verschiedenheiten, in diesen Punkten aber stimmen sie alle überein. Jeder größere Bauernhof bildet in der Regel ein ziemlich geräumiges Viereck.

Eine Eigenthümlichkeit des fränkischen Hauses ist sodann noch die, daß die äußeren, mit weißer Kalkfarbe angestrichenen Wände des Wohnhauses und der Scheuer vielfach bald mit gemalten Blumen, Reitern und sonstigen Figuren, bald mit ernsten und scherzhaften Sprüchen, bald in beiden Weisen verziert sind. Sprüche dieser Art sind z. B.:

An Gottes reichem mildem Segen
Ist aller Menschen Thun gelegen;

oder:

Unse Mäd, di Ann,
Die hätt so gern en Mann.
Weßt ü Nimäds, den se neme kann?

Selbst Rebus Räthsel kommen oft vor. Auch am sächsischen Hause finden sich solche Inschriften, doch sind sie nicht auf die Balken gemalt, sondern in dieselben eingeschnitten und lauten gewöhnlich: „N. N. und seine Ehefrau haben Gott vertraut und dieses Haus gebaut". Figuren werden dagegen zur Verzierung des sächsischen Hauses nicht angebracht, eigenthümlich aber sind dem Sachsenhaus die über einander sich kreuzenden obersten Dachsparren an den Giebelwänden, deren Spitzen fast stets zu Pferdeköpfen ausgeschnitzt sind. Das thüringische Haus hat weder Inschriften, noch Figuren, noch Pferdeköpfe.

Wesentlich verschieden von Haus und Hof des fränkischen Bauern ist Haus und Hof des altsächsischen Bauern, und zwar ist diese Verschiedenheit so in die Augen fallend, daß sie sich in die paar Worte zusammendrängen läßt: der sächsische Bauernhof vereinigt Alles unter einem Dach: Haus, Scheune und Stallung. Aus dieser Grundverschiedenheit ergeben sich nun noch folgende Einzelverschiedenheiten: das sächsische Haus hat stets nur ein Erdgeschoß und die Höhe desselben bis zum Dachstuhl mißt kaum zehn

Innere Einrichtung des altsächsischen Bauernhauses.

bis zwölf Fuß, darüber aber erhebt sich ein gewaltiges Strohdach, welches blos auf den äußeren Wänden ruht und nur Querbalken, nicht auch aufrechtstehende Säulen hat; das sächsische Haus geht zwar ferner, ebenso wie das fränkische, mit der schmalen (Giebel-) Seite auf die Straße und mit der langen Seite auf den Hof, allein die Wohnung liegt nicht, wie bei dem fränkischen Hause, in dieser nach der Straße hin gekehrten Giebelseite, sondern in der gerade entgegengesetzten Rückseite, während die Giebelwand nur den Haupteingang, ein gewaltiges Thor, enthält. Außer diesem Thor erblickt man daher von der Straße aus nur etwa noch einige Stallthüren und Fensterluken, und das Ganze macht also, im Gegensatz zu dem freundlichen fränkischen Hause, einen überaus öden, unwirthlichen, abgeschlossenen Eindruck. Unsere zweite Zeichnung wird hiervon ein entsprechendes Bild geben; sie ist von einem Hause in Kohlenstädt, einem der ältesten Häuser der kurhessischen Grafschaft Schaumburg, aufgenommen, das freilich inzwischen einem neuen Gebäude hat weichen müssen. Die innere Einrichtung wird dagegen die dritte Zeichnung veranschaulichen.

Auf derselben bezeichnet 13 den Vorschoppen (die sogenannte Utlucht), 5 den Gänsestall, 12 den Pferdestall, 4 den Kälberstall, 11 den Hackstall (die Häckselkammer), der zugleich als Schlafkammer der Knechte dient (im fränkischen Bauernhaus schläft der Knecht stets im Pferdestall selbst), 3 den Kuhstall, 10 den Fohlenstall, 9 den Gemüsekeller, 8 die Mägdekammer, 7 die Kammer des Leibzüchters, 2 die Kammer des Hausherrn und der Hausfrau, 1 die Wohnstube derselben, 15 den Feuerheerd und die Küche, 14 endlich die Dehle, d. h. den vom Thor bis zur anderen Giebelwand offenen Raum, auf dem gedroschen wird und dessen Boden deshalb meist aus gestampftem Lehm, nicht selten aber auch aus Steinpflaster besteht. Diese Dehle ist ein ganz charakteristischer Bestandtheil des sächsischen Hauses. Sie ist in der Regel so breit, daß ein mit vier Pferden bespannter Erntewagen bequem darin einfahren kann (im vorliegen-

den Falle sechszehn Fuß breit), auf ihr oder von ihr aus bewegt sich das Treiben des ganzen Hauses. Die sämmtlichen Ställe sind gegen die Dehle hin offen, so daß das Vieh seine Köpfe auf sie herausstreckt und von hier aus gefüttert wird; auf der Dehle wird der Flachs zubereitet, auf ihr treiben sich Hühner und Tauben, Gänse und Enten umher, um ihr Futter zu suchen und zu finden, auf ihr bewegt sich auch vorzugsweise die Kinderwelt des Hauses. Die Dehle ist sodann in entsprechender Höhe durch starke Eichenbohlen vom Dachraum abgeschieden, und auf diesem Raum, dem sogenannten Balken, wird das noch nicht gedroschene Getreide aufbewahrt. Die Räume über den Ställen und Kammern dagegen, rechts und links von der Dehle, sind ebenfalls durch Eichenbohlen vom Dachraum abgeschieden. Es sind dies die Böhnen, auf denen, je über den entsprechenden Ställen, das Viehfutter und außerdem das Obst, das Mehl, die Victualien und das gedroschene Getreide untergebracht wird. Zu diesen Böhnen sowohl, als zu dem Raum über der Dehle führen aber keine Treppen, sondern einfache Leitern. Nur der über dem Heerd befindliche Raum ist ganz offen. Es ist zwar daselbst aus Bretern ein Rauchfang angebracht, ein Schornstein aber fehlt. Der Rauch durchzieht das ganze Haus und sucht sich seinen Ausweg, wo er ihn eben findet.

Das soeben beschriebene Haus bildet, geräumig wie es ist und sein muß, den Hauptbestandtheil des altsächsischen Bauernhofs. Ein rechter sächsischer Bauernhof aber umfaßt mit dem Haus immerhin eine Fläche von mindestens zwei Morgen und bildet gewöhnlich ein längliches, von einem Zaune umfriedigtes und durch ein breites Thor (das Heck) verschlossenes Viereck, das sehr häufig von einem Kranze alter Eichen und anderer Waldbäume umschlossen wird.

So unvortheilhaft das finstere Aeußere des sächsischen Bauernhauses gegen das fränkische Haus absticht, ein so sinniges, patriarchalisches Familienleben gestattet doch dasselbe. Je abgeschlossener nach außen das Hauswesen des sächsischen Bauern auftritt, um so inniger verbunden zeigt sich dasselbe in seiner inneren Einrichtung. Vieh und Menschen, Herr und Knecht, Frau und Magd, Kind und Kegel — das Alles ist nur ein Ganzes und bewegt sich unter einem und demselben Dach, fast auf einem und demselben Raum. Wie der Hausherr zu jeder Zeit das Treiben der Knechte, so kann die Hausfrau auch in jedem Augenblick das Treiben der Mägde, die Pflege des Viehes übersehen. Der Theil des Hauses aber, an dem die Hausfrau die meiste Zeit des Tages, jahraus jahrein sich aufhält, ist der Heerd. Am westphälischen Haus versteht man erst den Sinn des Wortes: „sich einen eigenen Heerd gründen". Hier brennt fast den ganzen Tag ein lustiges Feuer, hier wird das Mittag- und Abendbrod verzehrt, hier sitzt die Hausfrau hinter dem Spinnrad und betrachtet und übersieht Alles, was im Hause vorgeht. Namentlich aber ist dies in den Häusern der Fall, wo die Wohnstube nicht längs der Dehle liegt, sondern die der Utlucht entgegengesetzte Seite des Hauses abschließt, der Heerd also, der unmittelbar vor der Wohnstube gelegen ist, fast den Mittelpunkt des ganzen Hauses bildet.

Fragen wir nun nach dem Gebiet, in dem dieses sächsische, jedoch in manchen Gegenden bereits stark modificirte Bauernhaus sich vorfindet, so dürfen wir wohl annehmen, daß es ursprünglich in dem ganzen alten Sachsenlande verbreitet gewesen ist, also in dem Gebiet der alten Westphalen, Engern und Ostphalen, nämlich in den Ländern südlich von der Lippe bis zur Weser und von der Weser bis zum Harz. Die heutige Ausdehnung dieser Bauweise entspricht dagegen nicht mehr diesen Grenzen des alten Sachsenlandes. Gänzlich verwischt ist dieselbe namentlich im Osten, wo vom sächsischen Thüringen her der thüringische Hausbau seit ein paar Jahrhunderten — wir wissen nicht aus welchen Gründen — übergegriffen hat und zwar von den Ufern der untern Werra her bis zur Ostseite des Solling, ja bis zum Harz, so daß erst bei Elze und Hildesheim sich der sächsische Bau wiederfindet. Dagegen scheint der sächsische Bau in das Land nördlich der Lippe, wo der Einzelhof herrscht, bis an die Grenze Ostfrieslands sich ausgedehnt zu haben. Die Grenzen im Westen nach dem Rhein hin sind noch nicht festgestellt, wohl aber ist dies geschehen in der Richtung nach Süden, also nach dem Gebiet des fränkischen Stammes, und zwar geht hier die Scheide haarscharf auf der Grenze der beiden großen Volksstämme her, so daß wir z. B. im nördlichen Theil von Kurhessen und in Waldeck schon die dicht bei einander liegenden Dörfer mit fränkischem und sächsischem Bau genau erkennen.

(Schluß folgt.)

Der Ueberfall bei Zwickau.

Nach den Mittheilungen eines alten Freiwilligen.

Von G. Ladendorff.

Am 28. Mai des Völkerfrühlingsjahres 1813, wo aus den tief auf Deutschland herabhängenden Wetterwolken plötzlich die Gedankenblitze Freiheit und Vaterland den Sturmgeist entzündeten, der die Erhebung und bürgerliche Selbstthätigkeit des preußischen Volkes hervorrief, lagerte in einem prächtigen Laubwalde zwischen Reichenbach und Schneeberg in Sachsen eine achtzig Mann starke Abtheilung freiwilliger Jäger und zwölf Husaren, die der preußische Rittmeister von Colomb vom brandenburgischen Husarenregiment befehligte.

Dieser unternehmende, gewandte und glückliche Parteigänger, der den gehobenen Pulsschlag der Zeit erkannte und der deutschpatriotischen Gesinnung des sächsischen Bruderstammes vertraute, hatte die kleine ausgewählte Schaar aus dem Lager von Meißen über die Elbe, längs der böhmischen Grenze nach dem Voigtlande geführt, um hier, im Rücken der französischen Armee, seinen Thatendurst und Napoleonhaß im Blute des Feindes zu kühlen.

Es war damals eine Zeit der Angst und Besorgniß. Die bei Lützen und Bautzen geschlagene Armee der Preußen und Russen war auf das rechte Ufer der Elbe zurückgegangen und sollte über die Oder geführt werden, nach deren Ufer an mehreren Punkten bereits die Pontonbrücken vorausgeschickt waren. Die Russen ließen deutlich die Absicht durchblicken, Schlesien aufzugeben und sich nach Polen zurückzuziehen, wohin die preußische Armee ihnen folgen sollte. Wenn diese Absicht zur Ausführung kam, war Preußen verloren. Die verbündete Armee hätte die aufgegebenen Gebiete, welche sie ja nicht einmal zu vertheidigen wagte, niemals wieder zurückerobert, die Erhebung des preußischen Volkes verblutete unter der Adlerkralle des fränkischen Kaisers und Deutschland war eine sichere Beute des glücklichen Corsen.

Dazu hatte man Verhandlungen wegen eines Waffenstillstandes eingeleitet, die das ganze Land in die größte Aufregung versetzten, weil man glaubte, daß daraus ein fauler, für Preußen schimpflicher Frieden hervorgehen würde. Blücher, den die Umgebung seines Kriegsherrn einen „betrunkenen Tollkopf" und „blinden Dreinstürmer" schelten durfte, und die thatkräftigen Männer seines Generalstabes paralysirten zum Glück die Anstrengungen, womit die Schwachköpfe im Hauptquartier die Friedenspolitik des flachen, pfiffigen, undeutschen Metternich unterstützten, und das Feldgeschrei der Nation: „Sieg oder Tod! Freiheit oder Untergang!" besiegte die Bedenklichkeiten, welche man der Fortführung des Krieges entgegensetzte.

Auch der Rittmeister von Colomb gehörte zu jenen Männern der That, des Wagnisses auf Leben und Tod, die in den Zelten der Armee den mächtigen Ideenstrom wach erhielten, der so thatkräftig durch das Land rauschte. Er hatte erkannt, daß die Ketten der Fremdherrschaft nur durch die selbstthätige Kraft der Nation gesprengt werden konnten, und darum unterstützte und beförderte er die Erhebung der todesmuthigen Jugend und war eifrig bemüht, daß die Hitze des Freiheitsenthusiasmus, welche den in prudelwitzischen Subordinationsideen befangenen Officieren der alten Schule oft unbequem wurde, bei den ihm untergebenen Freiwilligen nicht unter dem Kühlapparat einer capriciösen Dressur verdampfte. Er behandelte die Schwadron freiwilliger Jäger, welche er führte, mit einer cameradschaftlichen Vertraulichkeit, die ihm alle Herzen gewann und seinen Befehlen die rücksichtsloseste und freudigste Ausführung sicherte.

Es war ein angenehmer Maitag, als Colomb nach einem anstrengenden Marsche seinem kleinen Detachement eine kurze Rast in dem Gehölz von Reichenbach gönnte. Langsam graute der Abend

herauf. Die auf den Ackerfeldern beschäftigten Landleute eilten nach vollendeter Arbeit ihren Wohnungen zu, die Heerden zogen heimwärts, der Vogelgesang verstummte nach und nach, und still und immer stiller wurde es auf der Feldflur.

Dagegen entfaltete sich in dieser Stunde in den grünen Gehegen des mit Vedetten umstellten Reichenbacher Waldes ein heiteres Treiben, ein frisches, fröhliches Leben. Auf einem von alten Buchen und Eichen umschlossenen freien Platze brannte ein mächtiges Feuer, das grell die bunte Scenerie beleuchtete, die den Wald belebte. An der einen Seite des geräumigen Platzes standen die Pferde des Detachements, lebhafte und kräftige Thiere, die ihre Rationen aus den vorgebundenen Freßbeuteln mit dem besten Appetit verzehrten. Hinter ihnen lag das Sattel- und Zaumzeug in einer wohleingerichteten Linie, in einer zweiten Reihe glänzten die Waffen der Reiter, die, mit Ausnahme der Stall- und Lagerwache, ungebunden in den dunklen Laubgängen umherschwärmten. Das lebhaft brennende Feuer war von allen Seiten mit den verschiedenartigsten Kochapparaten umstellt, mit Feldkesseln, Töpfen, Kasserolen, Pfannen und Bratspießen soldatischer Erfindung, was zu der Vermuthung führte, daß in dem Bivouak ein substanzieller Comfort herrschte, der selbst dem verwöhntesten Gaumen Befriedigung versprach.

Diese Vermuthung war vollständig begründet. Die kühnen Freiwilligen hatten nämlich vor einigen Tagen bei Roda im Altenburgischen einen reich beladenen würtembergischen Wagenzug weggenommen, der mit Bekleidungsstücken und Victualien befrachtet war. Da wurden nun die verschiedensten Gerichte: Setzeier, Pfannkuchen, Beefsteaks oder Hammelsrippchen unter dem Beirath der schönen Damen bereitet, die aus der ganzen Umgegend in das Bivouak gekommen waren, um den preußischen Weglagerern ihre Sympathien zu bezeugen. Der Jubel war grenzenlos, der Widernapoleonismus der braven Bevölkerung machte sich in den kühnsten Demonstrationen Luft, obgleich der Rittmeister die freudig erregten Leute darauf aufmerksam machte, daß sie sich dadurch den übelsten Folgen aussetzten. Das Bivouak verwandelte sich in ein Lustlager, es wurde getrunken, gesungen, getanzt, und die kecken Jäger bedienten die Damen mit der ritterlichsten Courtoisie.

Eine kleine Gesellschaft musikalischer Dilettanten, an welchen Sachsen so reich ist, improvisirte unter einer Gruppe alter Föhren ein Concert. Zwei Mandolinen, eine Violine und eine Flöte führten zunächst einige Tanzstücke aus. Nachdem dies geschehen, erhob ein junges Mädchen ihre Stimme; sie sang zur Mandoline ein patriotisches Lied. Die Augen der Umstehenden begannen zu funkeln, Feldmützen und Hüte flogen in die Luft. Die Sängerin schwieg. Ein rasender Applaus erschütterte den Wald, ein Donner der Begeisterung, ein jubelnder Dank für das Arndt'sche Sturm- und Freiheitslied, welches die deutsche Jungfrau mit glockenreiner Stimme und richtiger Betonung vorgetragen hatte.

An einer anderen Stelle lagerte eine Gruppe Jäger, die unter studentischen Formen dem Bacchus so manche Libation darbrachten. Ein mächtiges mit Frankenwein gefülltes Trinkhorn kreiste fleißig in der lustigen Runde und wurde, wenn es geleert war, aus einem Fäßchen gefüllt, das die umsichtige Marketenderin des Detachements aus Neustadt an der Orla mitgeführt hatte.

Der Oberjäger von Heulhausen, ein junger Mann mit offnen, kecken Zügen, der die Pandekten mit der Kugelbüchse vertauscht hatte, richtete sich aus seiner liegenden Stellung auf, und das volle Trinkhorn schwingend, rief er mit einer Stimme, die wie tönend Erz erklang: „Cameraden, ich trinke in diesem Wein auf den Tod und das Verderben jener diplomatischen Ischariothe, welche die Erhebung des deutschen Volkes paralysiren, den Freiheitskampf in die ausgefahrenen Geleise eines nüchternen Cabinetkrieges hinüberleiten, die freiheitlichen Blüthen von den Bäumen schlagen möchten, bevor sie zu Früchten werden können. Pereant die uniformirten und nichtuniformirten Metterniche des preußischen Hauptquartiers!"

„Pereant!" schallte es weit über den Platz hinaus; das Trinkhorn machte die Runde und wurde bis auf die Nagelprobe geleert.

Der Jäger Föring, der von dem Comptoirstuhl auf den Rücken eines Husarenpferdes gestiegen war, schlank und leicht gebaut, sein Haar hell, seine Augen blau und tief, ließ das Trinkhorn von Neuem füllen. Der kaum siebenzehnjährige Jüngling besaß die volle Neigung seiner Cameraden; immer guten Muthes war er stets Hahn im Korbe. Er hob das randvolle Trinkhorn gegen den abendlichen Himmel und mit dem musikalischen Accent seiner Heimath Schlesien rief er: „Es leben die Männer der That, die Kraftgenies in den Reihen der schlesischen Armee! Hoch Scharnhorst, Gneisenau und Boyen, und drei Mal Hoch Blücher, der Roland der Schlachten!"

Ein kräftiges Hurrah tönte durch den Wald und fand einen hundertfachen Widerhall in der enthusiastischen Beistimmung, womit es von den auf dem Platz zerstreuten Jägern und ihren Gästen aufgenommen wurde. In diesem Augenblick trat der Rittmeister in den Kreis der begeisterten Zecher. Jugendkräftig wie ein Achill, blickte er mit einem Gesicht voll freundlichen Wohlwollens auf die jüngern Cameraden, die sich achtungsvoll erhoben hatten und ihrem Commandeur in militärischer Haltung gegenüberstanden.

„Auch das haben die Herren mit den homerischen Helden gemein, daß sie sich nach dem Kampfe bei dem lecker bereiteten Mahle versammeln," sagte er lächelnd, indem er auf einen gebratenen Kapaun zeigte, den die flinke Marketenderin soeben servirte.

„Es ist leicht ein Tapferer zu sein," entgegnete Heulhausen, „wenn man einen Führer hat, wie ihn uns das Glück beschert."

„Lassen wir die Complimente," unterbrach ihn der Rittmeister, „und machen wir's uns bequem. Nehmen Sie Ihre Plätze wieder ein, meine Herren, und erlauben Sie mir, daß ich mich in Ihre fröhliche Runde einreihen darf."

Sich behaglich auf den weichen Rasen hinstreckend, setzte er freundlich hinzu: „Föring wird so gütig sein, den Kapaun zu tranchiren. Er weiß ja sonst so prächtig mit den Gallischen Henningen umzugehen, daß es ihm nicht schwer werden wird, mit diesem vaterländischen fertig zu werden."

Der Kapaun und einige appetitliche Beigaben wurden ohne jedes Ceremoniel verzehrt. Der reichlich dargereichte Wein würzte das Mahl und regte die bereits gehobene Stimmung noch mehr an.

Der Rittmeister ergriff das Trinkhorn, hielt es hoch empor und rief: „Ich trinke auf das Wohl der todesmuthigen preußischen Jugend, die in freier Selbstbestimmung und mit dem Jubelruf: Krieg, Krieg für Freiheit und Vaterland! unter die Fahnen eilte. Geloben wir tödtlichen Haß dem Franzosenthum und seinem despotischen Gewalthaber. Dieser Haß muß der Brennpunkt werden, in dem alle die zerstreuten Flämmchen sich zusammenfinden, die der heilige Sturm, der durch das Land geht, ausstrahlt. Hoch das thatkräftige Preußen und seine nach Kampf und Sieg lechzende todesmuthige Jugend!"

Der Enthusiasmus, den diese Worte entzündeten, machte sich in Toasten Luft, welche erkennen ließen, wie heiß diese Jünglinge das Vaterland liebten, wie tief sie den Unterdrücker der deutschen Nation haßten. Die edelsten Gelübde, begeistert gethan und schön erfüllt, wurden laut ausgesprochen, denn noch war die Zeit nicht da, welche, was in diesen Völkerfrühlingstagen eine Tugend war, zum Verbrechen stempelte und die deutschen Jünglinge wie Verbrecher hetzte, weil sie die freiheitliche und nationale Entwicklung zeitigen wollten, für welche sie gekämpft und geblutet hatten.

Ruhig ließ der Rittmeister das Feuer, welches er selbst angefacht hatte, ausbrennen; als man aber ein Lebehoch auf sein Wohl mit sinnigen und tief empfundenen Worten ausbrachte, unterbrach er den Redner, und während ein wunderlicher Ausdruck, aus Humor und Gereiztheit gemischt, durch seine Züge ging, sagte er: „Wissen Sie schon, meine Herren, daß die Majestät in Kassel im westphälischen Moniteur auf mich, weil ich in Ostfriesland geboren bin, als einen davongelaufenen ‚Brigand' fahnden läßt?"

„Mag er kommen, dieser Komödiant im Purpurmantel, dies Zerrbild eines deutschen Königs, und Sie aus unserer Mitte wegholen!" entgegnete Föring, während sich seine Rechte unwillkürlich um den Griff seines Säbels legte. „Wenn er und seine Schergen, die um ihn herumkriechen, um seinen Speichel zu lecken und sich von ihm mit Füßen treten zu lassen, dazu aber nicht den Muth haben, so möchten wir schon entschlossen sein, der grotesken Majestät in Kassel eine Visite abzustatten. Die Artigkeit, womit er Sie, Herr Rittmeister, behandelt, macht es uns zur Pflicht, ihn nicht zu lange warten zu lassen."

„Ein Zug nach Kassel gehört nicht zu den Unmöglichkeiten," erwiderte der Rittmeister. „Ich würde mich nicht lange besinnen, denselben in Ausführung zu bringen, wenn ich bei den Hessen dieselbe deutsch-patriotische Gesinnung voraussetzen dürfte, welche die brave thüringische Bevölkerung uns entgegenbringt. Darüber muß ich mich erst orientiren; doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

In diesem Augenblick schmetterte die Retraite in lang gezogenen Tönen durch den Wald und mahnte die Besucher des Bivouaks an die Rückkehr nach der Heimath. Man verabschiedete sich mit Herzlichkeit, wobei manches schöne Auge feucht wurde, weil neben der allgemeinen Theilnahme, die man dem von tausend Gefahren bedrohten Detachement schenkte, mancher Jäger noch ein besonderes Interesse erregt hatte.

Bald darauf verstummte auch das fröhliche Treiben, welches das Bivouak belebt hatte. Die durch einen anstrengenden Marsch ermüdeten Jäger warfen sich, in ihre Mäntel gehüllt, an das Feuer und überließen sich der Ruhe. Der Rittmeister zog sich in eine Strauchhütte zurück, die er mit den beiden Officieren der Abtheilung, den Lieutenants von Katte und Eckart, theilte. Auf den weichen Pferdedecken, die den Rasen bedeckten, verfiel er bald in einen tiefen Schlaf.

Mehrere Stunden vergingen in der vollständigsten Ruhe. Um Mitternacht wurde der Rittmeister aber von dem Oberjäger, der die Lagerwache befehligte, geweckt. Eine Patrouille hatte einen Menschen eingebracht, der sich bei den Vedetten mit der Bitte gemeldet, ihn sogleich zum Commandeur zu führen. Er wollte demselben eine höchst dringliche und unaufschiebbare Mittheilung zu machen haben. Der Gefangene war noch sehr jung und kaum dem Knabenalter entwachsen. Leicht und beinahe zart gebaut, konnte er für ein verkleidetes Mädchen gehalten werden, wenn nicht der blonde Flaum auf seiner Oberlippe sein Geschlecht verrathen hätte. Er war gut beritten und mit einem Husarensäbel und zwei Reiterpistolen bewaffnet. Die Patrouille hatte ihn entwaffnet und an die Lagerwache abgegeben, die den Vorfall zur Kenntniß des Rittmeisters brachte.

Dieser schüttelte den Schlaf von sich ab und trat, ohne daß sich in seinem Gesicht irgend eine Verdrießlichkeit über die unangenehme Störung bemerkbar machte, vor die Hütte, wo der Jüngling, roth übergossen von dem Schein des sorgfältig unterhaltenen Feuers, zwischen zwei Jägern stand, die ihn mit aufgenommenem Gewehr bewachten.

„Ich bin der Commandeur dieses Detachements, Sie wünschen mich zu sprechen? Was haben Sie vorzubringen?“ fragte der Rittmeister in seiner kurzen Redeweise, während seine Augen prüfend über die Gestalt des jungen Mannes flogen und sich zuletzt auf dessen Gesicht festbohrten.

„Ich wünsche Ihnen eine Mittheilung zu machen,“ entgegnete dieser ohne jede Verlegenheit, „die den Herren Preußen eine gewünschte Gelegenheit bieten wird, den Franzosen eine empfindliche Schlappe beizubringen.“

„Wie heißen Sie und was sind Sie?“

„Ich heiße Bömann und arbeitete bis heute in dem Bureau des Bürgermeisters von Zwickau, Hofrath Ferber. Der Haß gegen Napoleon, der in den Herzen aller deutschen Patrioten brennt, führt mich in Ihr Bivouak und erweckte in mir das unabweisbare Verlangen, Theil zu haben an der Befreiung Deutschlands von der schmach- und jammervollen fränkischen Zwingherrschaft.“

„Sie wollten mir eine Mittheilung machen,“ unterbrach ihn der Rittmeister, „aus der den Franzosen Nachtheile erwachsen können; ich bitte Sie, dieselbe ohne Umschweif abzugeben, dabei aber wohl zu bedenken, daß Sie für die Richtigkeit Ihrer Eröffnungen mit Ihrem Leben einstehen müssen.“

„Ich kenne die Verantwortlichkeit, der ich mich aussetze,“ entgegnete Bömann mit einem leichten Lächeln, „befinde mich aber in der glücklichen Lage, dieselbe nicht fürchten zu dürfen. Kann ich meine Auslassungen in Gegenwart der Wache abgeben?“

„Sprechen Sie ohne Furcht; in den Reihen meiner braven Freiwilligen giebt es keine Verräther.“

Nach einem kurzen Nachdenken hob Bömann an: „In Zwickau übernachtet heute ein französischer Artillerie-Train, der mit Anbruch des Tages über Chemnitz nach Dresden zur großen Armee marschiren wird. Ich bin überzeugt, daß sich derselbe in den Defileen der nach Chemnitz führenden Straße überfallen und wegnehmen läßt.“

„Aus wie viel Fahrzeugen besteht der Train, und wie stark ist die Bedeckung, die ihn begleitet?“ fragte der Rittmeister, indem eine lebhafte Bewegung durch seine Züge ging.

„Der Zug besteht aus vierundzwanzig funkelnagelneuen Geschützen und achtundvierzig Munitionswagen und Fahrzeugen,“ antwortete Bömann. „Die Bedeckung zählt 300 Infanteristen und 120 Cavalleristen und wird von dem Capitain Bizot und sechs französischen Officieren befehligt.“

„Aus welcher Quelle, junger Herr, schöpfen Sie diese genauen Zahlen?“

„Aus den Listen der Franzosen, Herr Rittmeister, die mir vorlagen, als ich gestern für dieselben die Quartierzettel schrieb.“

„Dann sind Ihre Angaben freilich nicht zu bezweifeln. Sie meinen also, daß wir in den Hohlpässen der Chemnitzer Straße unbemerkt an die Franzosen herankommen können?“

„Es ist dies keinem Zweifel unterworfen, wenn man die Vortheile, welche die Gegend zwischen Zwickau und Chemnitz für einen Ueberfall darbietet, wahrzunehmen weiß.“

„Kennen Sie die Gegend?“

„Ich bin in Zwickau geboren, und es giebt in der ganzen Umgegend keine Terrainfalte, die mir unbekannt wäre.“

„Prächtig!“ rief der Rittmeister, indem er sich vergnügt die Hände rieb. „Ich werde den Zug unternehmen, Sie sollen uns führen; ich vertraue Ihnen vollständig.“

„Ich werde dies Vertrauen zu verdienen wissen,“ versetzte Bömann, während ein Zug freudigen Stolzes über sein Gesicht glitt. „Ich habe Ihnen aber noch mitzutheilen, daß der französische Commandant durch den Hofrath Ferber von der Nähe der preußischen Streifpartei in Kenntniß gesetzt worden ist.“

„Verdammt!“ fluchte der Rittmeister unwillkürlich. „Wie nahm der Franzose diese Mittheilung des deutschen Hofraths auf?“

„Sie schien ihn wenig zu berühren,“ erwiderte Bömann. ‚Das macht mir keine Sorge!‘ äußerte er. ‚Wenn die Brigands sich blicken lassen sollten, so werde ich sie von meinen Leuten mit dem Säbel in der Scheide einfangen und den der Schule entlaufenen Buben die Ruthe geben lassen. Einen Schuß Pulver sind solche Burschen nicht werth.‘“

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der Herr Commandant. In dem lärmenden, meist von Arbeitern bewohnten Pariser Stadtviertel Popincourt, wo Hammer und Ambos gewaltig in Bewegung gesetzt werden, erblickt man am Ende eines schmalen, düstern Durchganges, der in einen großen Garten ausmündet, ein kleines, altes Haus aus dem vorigen Jahrhundert. Dieses Haus, das ehemals der berühmten und galanten Tänzerin Duthé angehört hat, wird heute von einem alten, braven Soldaten, einem Officier der Ehrenlegion, bewohnt.

Dieser alte Officier, der Herr Commandant, wie die Nachbarn ihn nennen, ist ein höchst sonderbarer Kauz, ein Original, wie man deren heutzutage nur selten noch findet. Er hat weder Kind noch Kegel, und um der traurigen Vereinsamung, mit welcher die Vorsehung ihn heimgesucht hat, einigermaßen abzuhelfen, ist er auf den sonderbaren Einfall gerathen, sich mit sämmtlichen herumirrenden Hunden zu umgeben, die der Zufall auf seinen Weg führte. Sowie er eines dieser armen, magern, ausgehungerten Thiere ansichtig wird, nimmt er es auf, pflegt es, giebt ihm zu fressen und erringt sich sehr bald sein Vertrauen und seine Freundschaft. Von diesem Augenblicke an ist das Schicksal des Vierfüßlers gesichert, er wird als Hausgenosse betrachtet, gehört zur Familie, hat Wohnung und Kost bis an's Ende seiner Tage und kann somit getrost der Zukunft entgegenblicken.

Die Erscheinung des alten Commandanten hat etwas höchst Eigenthümliches und Charakteristisches. Er ist ein langer, hagerer Mann; sein starker, grauer Schnurrbart verleiht seinem scharf ausgeprägten Gesicht einen noch markigeren Ausdruck; seine spärlichen, schlohweißen Haare sind sorgfältig über die Schläfe gebürstet; er trägt einen langen, eng anliegenden blauen Ueberrock, der bis an den Hals zugeknöpft ist, und in der rechten Hand schwingt er ein spanisches Rohr, das die Stelle des Säbels vertritt, den er einst mit Ehren geführt hat. So schreitet er dahin, immer reinlich und nett, geschniegelt und gebügelt, umgeben von seiner Schwadron keuchender und hinkender Hunde, und kümmert sich weder um das laute Gelächter der Straßenbuben, denen sein Erscheinen ein Fest ist, noch um das Geflüster der erstaunten Spaziergänger.

Des Morgens, punkt fünf Uhr im Sommer und punkt sechs Uhr während des Winters, schlägt der Commandant die Reveille und mustert seine Truppe, die aus vierzig Hunden besteht, in allen Größen und allen Farben, und von denen der eine immer häßlicher ist, als der andere. Nach beendeter Musterung stellt sich die Schwadron in zwei Gliedern auf und wird vom Commandanten an den benachbarten Canal geführt, wo die tägliche Morgenwaschung vorgenommen wird. Die beiden ältesten Hunde galoppiren an der Spitze und springen zuerst in's Wasser, um den Uebrigen ein gutes Beispiel zu geben; etwaige Widerspenstige oder Wasserscheue werden vom Commandanten eigenhändig in die reinigenden Fluthen geschleudert. Der Befehl besagt, daß dreimal nach einem Stück Holz geschwommen wer-

den muß; nach dem dritten Male apportirt der älteste Hund das corpus delicti, und diese Handlung, die stets mit großer Präcision ausgeführt wird, bildet den Schluß des allgemeinen Bades. Hierauf begiebt sich die Truppe nach dem Exercirplatze, der außerhalb der Barrière gelegen ist, und es lohnt sich wahrlich der Mühe, ihr dahin zu folgen. Ich glaube, daß selbst auf den berühmtesten Affen- oder Hundetheatern jener Grad von Dressur und Gewandtheit niemals erreicht worden ist, den der Commandant seinen Untergebenen beizubringen verstanden hat. Seine Hunde manövriren wie eine Schwadron Husaren; sie formiren sich in Pelotons und in Divisionen, führen Angriffe aus, rücken vor, ziehen sich zurück, galoppiren, traben, gehen im Schritt, bleiben stehen ꝛc. und alles dies mit der größten Präcision und genau nach dem Commando. Der Commandant leitet die Uebungen mit dem höchsten Ernst und mit unerschütterlicher Ruhe; er lobt, tadelt, eifert an, muntert auf. „Bravo, Caro!“ ruft er z. B., „das war sehr gut gemacht!“ oder „Cartouche, wenn du mir noch einmal aus der Richtung kommst, so wirst du bestraft!“ oder „das war ein schlechter Angriff, sehr schlecht! wir müssen das Manoeuvre noch einmal machen und ich bitte mir aus, daß Ihr Euch besser zusammennehmt!“ So wird weiter manövrirt, bis Alles zur vollkommnen Zufriedenheit des Commandanten ausgeführt ist. Nach beendeter Uebung werden diejenigen Hunde, die sich besonders ungeschickt gezeigt und zu wiederholtem Tadel Veranlassung gegeben haben, bestraft. Die Strafe besteht darin, daß die Inculpaten mit den beiden Hinterpfoten in die Luft und gegen eine Mauer angestemmt aufgestellt werden und eine kürzere oder längere Zeit, nach Maßgabe ihres Vergehens, in dieser höchst unbehaglichen Lage verharren müssen. Zwei alte Pudel, Bataillon und Musketon, werden als Schildwachen bei den Sträflingen aufgestellt und haben streng darauf zu sehen, daß die verhängten Strafen richtig ausgehalten werden. Das ganze Exercitium, inclusive der Strafzeit, dauert in der Regel mindestens zwei bis drei Stunden; hierauf marschirt die Schwadron in der größten Ordnung in ihr Quartier zurück, wo alsbald ein angemessenes Frühstück aufgetragen und, wie sich leicht denken läßt, mit sehr gesundem Appetit verzehrt wird.

Nach dem Frühstück begeben sich sämmtliche Hunde in den Garten und dürfen nach Belieben ihren verschiedenen kleinen Geschäften oder Zerstreuungen nachgehen. Diese Ruhezeit dauert bis Nachmittags zwei Uhr, das heißt bis eine Stunde vor dem Mittagessen, und dann wieder bis fünf Uhr, also eine Stunde vor dem Abendbrod, wo regelmäßig die Uebungen wieder beginnen, die demnach täglich drei Mal vorgenommen werden. Indessen verläßt die Truppe ihr Quartier alle Tage nur ein Mal, weil die Nachbarn sich beklagt und schändlicher Weise behauptet haben, daß der allzu häufige Vorbeimarsch dieses Hunde-Regimentes ihre Frauen und Kinder beunruhige und erschrecke. Der Polizeicommissär des Stadtviertels hatte demnach für gut befunden, die militärischen Promenaden des Herrn Commandanten auf das Minimum zu reduciren. Diese Maßregel war aber den garstigen Nachbarn noch keineswegs genügend gewesen, so daß auf ihre erneute Klage der Polizeicommissär sich endlich veranlaßt gesehen hatte, den Herrn Commandanten zu sich entbieten zu lassen und ihm zu eröffnen, daß, wenn er sich nicht freiwillig dazu verstehen wolle, einen Theil seiner Schwadron zu entlassen, die Auflösung des ganzen Corps von Polizeiwegen erfolgen werde.

Auf diese kategorische Erklärung, die ihn an seiner empfindlichsten Stelle und zwar sehr schmerzlich berührte, erwiderte der alte Soldat nach einigem Bedenken mit bewegter Stimme: „Herr Commissär, ich habe meinem Vaterlande vierzig Jahre hindurch treu gedient; habe die letzten Feldzüge des ersten Kaiserreiches mitgemacht, sodann in Algier gefochten und mich überall ehrenvoll betragen –“ hier warf er einen stolzen Blick auf das Kreuz der Ehrenlegion an seiner Brust und fuhr dann fort, indem seine Stimme einen immer weicheren Ausdruck annahm: „meine besten Freunde, das heißt Alles was ich liebte und was mich wieder liebte, habe ich auf den Schlachtfeldern verloren, so daß ich nun auf meine alten Tage ganz einsam und verlassen in der Welt dastehe; ich habe nur noch meine Hunde, und wenn Sie mir diese armen Thiere wegnehmen, so rauben Sie mir den einzigen Trost, der mir noch bleibt!“

Als der Herr Commandant seine Rede geendet hatte, gab ihm der Polizeicommissär keine Antwort, und die Schreiber, die in seiner Kanzlei beschäftigt sind, erzählen, daß ihrem Chef in jenem Augenblicke vermuthlich eine Mücke in's Auge geflogen sei, so daß er sich die Augen mehrmals habe wischen müssen. Um jedoch etwas zu thun, habe er dem Herrn Commandanten die Hand gedrückt, worauf dieser die Kanzlei wieder verlassen habe. Seit jener Stunde ist die Hundefrage als erledigt betrachtet und der alte Soldat in seinen Lieblingsneigungen nie wieder behelligt worden.

Ursprünglich bestand das Corps des Commandanten nur aus zehn, höchstens zwölf Hunden; mit der Zeit hat sich aber dieses Contingent natürlich ganz bedeutend vermehrt. Jedoch der Commandant, dieser tapfere Soldat, der den Tod so oft in der Nähe gesehen, Kanonendonner und Schlachtenrufe gehört und vor den ärgsten Gefahren nicht gezittert hat – dieser alte tapfere Soldat hatte nicht das Herz auch nur einen einzigen von den jungen Sprößlingen seiner großen Hundefamilie umzubringen. Er behält sie alle, und wenn der liebe Gott den alten Mann noch einige Jahre leben läßt, so wird dieser schließlich buchstäblich von einem ganzen Regimente von Hunden umgeben sein. Schon jetzt reicht seine kleine Pension kaum hin, um den Unterhalt der Hundeschwadron zu bestreiten, und ich frage mich zuweilen nicht ohne Besorgniß, wie der Commandant es anfangen wird, um die fernern jungen Rekruten seines Corps auch noch zu ernähren.

Endlich wieder ein komischer deutscher Roman! Ferdinand Stolle, der bekannte Gründer des „Dorfbarbier“, der Verfasser zahlreicher gern gelesener Erzählungen und Romane, der jetzige Hauptrepräsentant des gemüthlichen deutschen Humors, wird uns, nach langer Rast, demnächst wieder mit einem komischen Romane erfreuen, den wir nur zu nennen brauchen, um ihm im Voraus ein allgemeines Interesse zu sichern. „Die deutschen Pickwickier auf Reisen“, so heißt dieses neueste Erzeugniß von Stolle's heiterer Muse, ein Buch voll der köstlichsten komischen Situationen, welches sich, obschon eine durchaus selbstständige Composition, würdig anschließt an die in vielen Auflagen erschienenen „Deutschen Pickwickier“ des nämlichen Verfassers, die gelungenste seiner Schriften, und gerade zur rechten Zeit kommt, um manchen langen Winterabend behaglich auszufüllen.

E. K.

Erklärung. Von der herzoglich nassauischen Polizeidirection zu Wiesbaden ging uns die nachstehende Erklärung zu, der wir laut Preßgesetz die Aufnahme in die Spalten unseres Blattes nicht versagen dürfen:

In der Nr. [illegible] und [illegible] der Gartenlaube befindet sich ein „Deutscher Menschenhandel der Neuzeit“ überschriebener Artikel „aus der Mappe eines Wiesbadener Curgastes“ (?), worin erzählt wird, daß jährlich eine große Anzahl Deutscher das Ausland überschwemmen und sich dort zu den niedrigsten Verrichtungen herablassen, daß insbesondere aber aus verschiedenen nassauischen und hessischen Orten jährlich eine beträchtliche Anzahl Kinder ausgeführt würden, um unter dem Vorwande des Hausirens und Musicirens zum Bettel und zur Prostitution benutzt zu werden.

Der Artikel wendet sich dann speciell gegen Nassau und behauptet, daß die nassauische Regierung diesem Unwesen nicht entgegentrete.

Im Jahre [illegible] habe der verstorbene Medicinalrath Dr. Kalb aus Wiesbaden in der nassauischen Kammer beantragt, daß die Regierung, da die bisherigen polizeilichen Maßregeln gegen das Verdingen von Kindern an Subjecte, welche dieselben in fremde Länder ausführten, um sie dort zu mißbrauchen, erfolglos gewesen seien, strengere Maßregeln gegen diesen Unfug ergreifen, namentlich die Verdingungsverträge für ungültig erklären und die Verdinger sowohl, wie die verdingenden Menschenhändler mit angemessenen Strafen belegen solle. Es wird behauptet, die Kammer habe diesem Antrage wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und dann fortgefahren: „Die Wirkungen dieses Kammerschlafes (motivirte Tagesordnung) waren unschwer vorauszusehen. Die Regierung that das Nämliche wie bisher, d. h. Nichts.“ – Der genannte Artikel ist im Auszug in andere Blätter, wie z. B. die Wiener Presse, Augsburger Allgemeine Zeitung, Kölnische Zeitung, übergegangen und zu weiteren Ausfällen gegen die nassauische Regierung benutzt worden. Wir waren in der Lage, uns über die Verhältnisse speciell zu informiren, und geben hiermit das Resultat unserer Erhebungen. Wir haben erfahren, daß es allerdings vorgekommen ist, daß unerwachsene Personen aus Nassau von ihren Eltern sowohl, wie anderen Unternehmern in's Ausland geführt und dort mißbraucht worden sind. Wir haben aber auch weiter erfahren, daß die nassauische Regierung diesem Gegenstand fortwährend ihre Aufmerksamkeit zuwendet und im Laufe der Zeit die verschiedensten Maßregeln durch Weisungen an die inländischen Behörden sowohl, wie an ihre Vertreter im Ausland und durch Vernehmen mit auswärtigen Behörden getroffen hat, um die Wiederholung solcher Fälle zu verhindern. Es besteht das Gesetz, daß schulpflichtige Kinder unter keinen Umständen der Schule entzogen werden dürfen, bei Vermeidung ansehnlicher Strafen für die Eltern oder Vormünder. Es besteht schon seit Jahren die Bestimmung, daß nur den Eltern für der Schule entlassene Knaben Legitimationspapiere zum Zweck des Hausirens oder Musicirens im Auslande ausgefertigt werden dürfen, daß aber ledige Mädchen zu dem angegebenen Zwecke überhaupt, sogar von ihren Eltern nicht in das Ausland mitgenommen werden dürfen. Weiter ist bestimmt, daß solchen Eltern, gegen welche der Verdacht vorliegt, daß sie ihre Söhne zu unerlaubtem Erwerb im Auslande verwenden, auch das Mitnehmen der Söhne durch Verweigerung der Pässe für dieselben verwehrt werden soll. Selbst hausirende Handelspersonen haben nur einen erwachsenen Sohn in's Ausland mitnehmen dürfen.

Die Wachsamkeit auf Ausländer, welche etwa Knaben und Mädchen zur angeblichen Hülfe beim Handel anwerben wollten, ist wiederholt eingeschärft und endlich ist durch den §. 9 des unterm 25. September [illegible] erlassenen Gesetzes über den Hausirhandel und die hausirend betriebenen Gewerbe wörtlich Folgendes verordnet worden: „Derjenige, welcher fremde Kinder unter achtzehn Jahren ohne vorherige amtliche Erlaubniß anwirbt oder mitführt, um sie bei dem Hausirhandel, den hausirend betriebenen Gewerben oder zu solchen Schaustellungen, künstlerischen Vorstellungen, Musiciren, Orgelspielen und dergleichen, welche zu den öffentlichen Lustbarkeiten des niederen Grades gerechnet werden, in außerdeutschen Staaten zu verwenden, wird, sofern nicht ein höher zu bestrafendes Vergehen vorliegt, bestraft mit Geldstrafe von fünfzig bis hundert Gulden oder Gefängniß von vierzehn Tagen bis zu drei Monaten Correctionshaus. – Derjenige, welcher fremde Kinder unter achtzehn Jahren ohne besondere amtliche Erlaubniß zu den erwähnten Schaustellungen im Inlande oder anderen deutschen Staaten verwendet, wird, sofern nicht ein höher zu bestrafendes Vergehen vorliegt, bestraft mit Gefängniß von vierzehn Tagen bis zu vier Wochen. Gleiche Strafe trifft Eltern und Pflegeeltern, welche ihre Kinder unter achtzehn Jahren Dritten zu dem gedachten Zwecke überlassen.“ – Die Behauptung, daß die nassauische Regierung in der Sache weder in früherer noch in neuerer Zeit etwas gethan habe, ist hiernach einfach unwahr. Ebenso ist unwahr, daß „jährlich Tausende von der halben Million Einwohner Nassaus, Männer, Weiber und Kinder, ausgesendet würden, um in der Fremde ein elendes Dasein zu fristen und zugleich den deutschen Namen zu schänden.“ Die gewerblichen Zustände Nassaus sind der Art, daß überall ausreichender Arbeitsverdienst zu finden ist, die Taglöhne stehen überall hoch, wohl aber ist vielfach derartiger Mangel an Arbeitskräften, daß jährlich tausende von Ausländern in das Herzogthum kommen und als Taglöhner reichlichen Erwerb finden. Das Mitnehmen unerwachsener Personen auf den Handel ist nach mit Sorgfalt vorgenommenen Erhebungen der Regierung nicht von bedeutender Ausdehnung gewesen. Was von Mißbräuchen dieser Art in neuerer Zeit vorgekommen, beschränkt sich auf vereinzelte Fälle. In den sterilen Gegenden, z. B. des hinteren Taunus, war allerdings in früherer Zeit große Armuth; die Regierung ist aber nicht blos durch polizeiliche Maßregeln den hier vorgekommenen Mißbräuchen entgegengetreten, sie hat auch durch Anregung und Unterstützung passender Industriezweige, z. B. der Drahtflechterei und von Baumwollenarbeiten, dahin gewirkt, daß nunmehr der Wohlstand in jenen Gegenden aufblüht. Was aber das Hausiren erwachsener selbstständiger Personen anlangt, so ist es bekannt, daß die vorzüglichen Thonwaaren Nassaus bis in entfernte Gegenden versendet werden und daß deren Verschleiß naturgemäß und herkömmlich vielfach im Hausirhandel betrieben wird. Gleiche Industriezweige und gleiches Verfahren bestehen in vielen anderen Ländern. Auf einzelne solcher Händler mögen die Reisen in's Ausland bezüglich der Moralität von nachtheiligem Einflusse sein. Dies kann jedoch keinen Grund abgeben, diesen Handel zu beschränken, und es verdient wohl der Erwägung, ob die Regierung eines Landes, in welchem volle Gewerbefreiheit und Freizügigkeit besteht, die Mittel hat, allen Consequenzen dieser persönlichen und gewerblichen Freiheit entgegen zu treten. Wohl aber sind die Behörden angewiesen, solchen Personen, von welchen anzunehmen ist, daß sie ihren Aufenthalt im Ausland zu Mißbräuchen benutzen, entweder keine Legitimationspapiere zu ertheilen, oder aber in die Papiere derselben das Ersuchen an die Behörden des Auslandes aufzunehmen, sie an der Grenze zurückzuweisen.

Was die entstellenden Angaben über die Verhandlungen in der nassauischen Kammer vom Jahre [illegible] betrifft, so wollen wir, obwohl wir die gedruckten Protokolle hierüber eingesehen haben, hierauf nicht eingehen. Es würde uns dies auf das Gebiet der Parteipolemik führen, welchem wir ferne stehen. Nur den auffallenden Umstand müssen wir noch hervorheben, daß nach des Verfassers Darstellung hauptsächlich nur nassauische Hausirer und Musikanten im Auslande zu finden sein sollen und daß der Gegenstand gerade jetzt vom Verfasser sowohl, wie in der Wiener Presse und Kölnischen Zeitung zu unwahren Vorwürfen gegen die nassauische Regierung benutzt wird, indem das, was nach dem Obigen als Wahres an der ganzen Schilderung verbleibt, sich nicht auf die Gegenwart, sondern auf eine seit Decennien hinter uns liegende Vergangenheit beschränkt. Wir wollen die Gründe dieses Verfahrens nicht untersuchen. Wir vindiciren der Presse nicht blos die Berechtigung, sondern auch die Verpflichtung, Mißstände zur Sprache zu bringen, wir verlangen aber vor Allem Wahrheit und Unparteilichkeit. In letzterer Beziehung können wir nicht unterlassen, den Verfasser des Artikels schließlich noch darauf aufmerksam zu machen, daß durch einen eigenthümlichen Zufall gerade die Nummer der Gartenlaube, welche den ersten Theil seines Artikels bringt, noch einen andern Artikel enthält, überschrieben: „Die Sklaverei der Kinder in England“, welcher „die leibliche und geistige Noth der Kinder des freien Englands“ schildert, es aber nicht unternimmt, der Regierung dieses Landes hieraus einen Vorwurf zu machen, sich vielmehr mit den Worten zum Schlusse wendet: „Gegen gewohnheitsgemäße Gewissenlosigkeit kämpft das Gesetz selbst vergebens.“

Wiesbaden, 9. October 1864.

Die herzogliche Polizei-Direction.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 49. **Die Gartenlaube** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Er kommt nicht.

Erzählung von Karl August Heigel.

(Fortsetzung.)

2.

Als Gustav, mit heißem Gesicht und schwellender Brust, aus dem Kaufladen trat, streifte sein Blick den Fenstern im rothen Roß entlang und entdeckte das blasse, wohlbekannte Mädchenantlitz. Auch ihm ging ein Stich durch das Herz, seine Wangen verfärbten sich, und mit einer unwillkürlichen Bewegung hob er die Hand wie zum Gruß empor. Aber das plötzliche Aufflackern jenes Lichts, welches sein Traumbild der vergangenen Nacht verklärt hatte, verging, so schnell es kam. Er zog die Augenbrauen zusammen, schlug mit dem Reitstock in der erhobenen Rechten einen Kreuzhieb durch die Luft und steckte die geballte Linke in die Hosentasche. Doch bevor er den Blick abwandte und weiter schritt, war ihm Elisens jähe Ueberraschung keineswegs entgangen, und diese Beobachtung erfüllte ihn mit einer gewissen Genugthuung. Er, dessen Gewissen in seinen eigenen Sachen flügellahm und taubstumm war, erschien sich jetzt wie das mahnende Gewissen der Verirrten. „Glaub' es wohl, daß sie erschrickt,“ sagte er zu sich, während er mit hocherhobenem Haupt die Straße nach seiner Mutter Haus hinabschritt. „Hat alle Ursache, vor mir zu erschrecken. . .“ Er stieß ein kurzes Gelächter aus. Seine Einbildung ward indessen nicht müde, das erschreckene, zarte Mädchenantlitz festzuhalten, ein Gesicht, das bei aller Verwirrung schön — Gustav mußte es trotz seiner Empörung zugestehen — sehr schön war. Aber erscheint in einer solchen Lichtgestalt ein schwarzes Herz nicht um so schwärzer? Muß ihn der Verrath nicht um so tiefer kränken, da sie sich in ihrem äußeren Wesen so gar nicht oder, wenn möglich, nur zu ihren Gunsten verändert hat? „Man spreche mir noch von Taubenaugen und Rosenlippen!“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Sie besitzt Beides und ist doch eine Schlange. . . Man spreche mir noch von Tugend und Treue der Frauen! Herzlose Ungeheuer sind sie; ich verachte sie alle.“ Er kam sich in diesem Entschluß unendlich erhaben vor und war überzeugt, daß zur Stunde ein tiefer Schatten auf das gesammte weibliche Geschlecht fallen müsse: denn er verachtet es hinfüro!

Seine Mutter erwartete ihn im Garten hinter ihrem Hause, in einer kühlen, schattigen Laube. Sie hatte eine große silberne Brille auf und strickte an einem Strumpf für ihr Herzenssöhnchen. Seit drei Jahren hatte kein menschliches Auge Frau Flemming anders als mit dem Strickstrumpf gesehen. Wie das Rad einer Maschine, während es sich gedankenschnell dreht, scheinbar still steht, mochte es einem oberflächlichen Beobachter scheinen, als ob die ehrwürdige Matrone seit Jahr und Tag an einem und demselben Strumpf und in die geheimnißvollen Maschen gleichzeitig den Fluch stricke, nie fertig zu werden. In der That aber hätte Gustav mit seinem Vorrath an weicher, warmer, bequemer Fußbekleidung ein ganzes Bataillon für drei Winterfeldzüge ausstatten können.

Nachdem die gute alte Frau Gustav Stirn und Wangen geküßt hatte, machte sie ihm zärtliche Vorwürfe, daß er in der Nachmittagshitze so weite, ermüdende Spaziergänge unternehme. „Ermüdend — ja, aber nicht so weit,“ dachte Gustav, hütete sich jedoch, es zu sagen. Sodann händigte ihm Frau Flemming einen Brief ein, einen Brief aus der Residenz an Monsieur — Monsieur Gustave Flemming.

„Das muß ein guter Mensch, ein wahrer Freund sein,“ setzte sie mit strahlendem Lächeln hinzu, „der schon am ersten Tag nach Deiner Abreise an Dich denkt.“

Gustav steckte den Brief, der Buttler's Schriftzüge trug, gleichgültig in die Tasche und bemerkte, daß er nur wahre und zuverlässige Freunde besitze. „Gott segne sie!“ sagte Frau Flemming. „Aber vergiß über den vornehmen Freunden in der Residenz Deine alten nicht. Auch hier sind Viele, die es mit Dir gut meinen und sich Deiner Ankunft herzlich freuen. Du mußt mir versprechen, sie Alle zu besuchen. Erst die Freunde Deines seligen Vaters, dann Deine Schulcameraden.“

Gustav schien am Wiedersehen weder Jener, noch der Andern viel gelegen zu sein. Er brummte eine unverständliche Antwort und zeichnete mit dem Stock Figuren in den Sand.

„Da wäre morgen der Kreisrichter, unser Bürgermeister, der Doctor —“ begann Frau Flemming an den Fingern herzuzählen.

„Und der Apotheker Reiser?“ fragte Gustav, während er den Blick auf seine Zeichnung geheftet hielt, „ihn werd' ich doch auch unter den Ersten besuchen müssen?!“

Ein Schatten legte sich auf Frau Flemming's Stirn. „Wenn Du willst, auch ihn,“ antwortete sie zögernd.

„Wie seltsam Du das sagst?! Was fiel denn zwischen Dir und dem Alten vor?“

„O, nichts zwischen uns Beiden; ich achte und schätze Herrn Reiser nach wie vor,“ versetzte eifrig Gustav's Mutter. „Er ist ein wenig menschenscheu, ein wenig wunderlich, aber ein kreuzbraver Mensch und hat dieses Schicksal wahrhaftig nicht verdient.“

Gustav hatte auch nicht die leiseste Ahnung, was für ein Schicksal den wackeren Mann heimgesucht haben könnte. Ist er abgebrannt? verarmt? erkrankt? Oder — halt da! Gustav

erinnert sich jetzt, daß Herr Reiser Vater eines unerwachsenen Mädchens ist, von dem Frau Flemming vor zwei Jahren noch ungebührlich viel in ihren Briefen geschrieben. . . Ist dieses unerwachsene Mädchen — wie heißt sie doch? — an den Pocken oder einer andern acuten Krankheit gestorben?

Die Mutter sah ihn über die Brille weg mit großen Blicken an. Dann legte sie kopfschüttelnd ihr Strickzeug vor sich hin, fuhr mit der Hand ein, zwei Mal über den Strumpf und sagte: „So ist die Jugend!"

„Hab' ich doch heute den ganzen Tag," redete sie hierauf ihren Sohn an, „hab' ich doch die liebe lange Zeit seither davon weder zu reden, noch zu schreiben gewagt, weil ich Dir schweren Herzenskummer zu bereiten fürchtete. Und nun erinnerst Du Dich des Mädels, Deiner Jugendgespielin und besten Freundin, Deiner Elise kaum! Aber so ist die Jugend, so ist sie. Heute heiß, morgen Eis. Wenn die Kinder groß sind, werfen sie anstatt der Puppen ihre Freundschaften in den Winkel. . . . O! o! kennt Apothekers Lieschen nicht mehr!"

Gustav bedauerte sein schwaches Gedächtniß und versprach das größte Interesse für die Nachrichten, die er über das Fräulein hören würde.

Nach einiger Ueberlegung, wie sie ihrem unschuldigen Sohne von einer so leichtsinnigen, sündlichen Person sprechen sollte, erzählte Frau Flemming die Geschichte von Elisens Verirrung, welche Gustav in kräftigeren Zügen bereits vom Kaufmann gehört hatte. Sie schloß ihren Bericht mit der Versicherung, daß ihr Gustav's leichter Sinn, obschon sehr tadelnswerth an sich, in diesem Falle eine Centnerlast vom Herzen wälze. Denn sie habe früheren Beobachtungen zufolge bis zur Stunde geglaubt, Gustav wäre Lieschen ganz besonders zugethan; eine Neigung, die sie vor einem Jahre noch von ganzem Herzen gesegnet hätte, unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber als ein heilloses Unglück betrachten müßte. „Gott sei Dank," schloß sie, „Du hast sie vergessen. Nun bitte ich Dich selbst, zum alten Reiser zu gehen, der mir in tiefster Seele leid thut. Sei freundlich gegen den armen, geschlagenen Mann, und wenn — wenn seine Tochter zufällig anwesend ist, sei nicht verletzend, sei höflich auch gegen die Unglückliche, Verführte."

Gustav erhob sich in seiner ganzen Größe, zuckte bedauernd die Schultern und sagte: „Es betrübt mich außerordentlich, Deinem Wunsch nicht willfahren zu können, allein nach dem, was Du mir soeben von Fräulein Reiser mitgetheilt, kann ich in ihrem Hause die alten Verbindungen nicht wieder anknüpfen, unmöglich!"

„Aber warum willst Du den guten Mann, ihren Vater, nicht besuchen?"

„Warum?" fragte er voll flammender Entrüstung. „Ich setze den Fall, Fräulein Reiser sei anwesend; ich setze den Fall, Fräulein Reiser grüße mich, spreche mich an — Wie? Du könntest im Ernst wünschen, daß ich ihr Red' und Antwort stehe, ihr, einer Person, welche sich ihrer Familie, ihrer Stadt, Deiner und meiner Freundschaft so unwürdig zeigte?! Nimmermehr."

Nach diesen großartigen Worten verließ er die alte Frau, welche dem wohlgezogenen, sittenstrengen Jüngling mit mütterlichem Stolze nachblickte, bis er im Gebüsch, das tiefer in den Garten führte, verschwand. „Gott segne und erhalte Dir Dein reines Herz!" sagte sie.

Gustav aber, der mit den hochmüthigen Worten und Mienen den inneren Aerger nur verbarg, nicht beschwichtigte, rannte, sobald er sich unbemerkt wußte, wüthend die Gartenpfade auf und nieder, hieb mit seinem Stock links und rechts in die Sträucher und stieß Drohungen, Hohnworte und Verwünschungen aus. Möglich, daß sein Herz blutete, über allen Zweifel gewiß aber war es, daß seine Eitelkeit sich wand und bäumte, züngelte und zischte, wie eine getretene Schlange.

Erschöpft ließ er sich zuletzt auf einer Bank nieder, die am Saum einer Birkenpflanzung stand, wo der Fluß als Grenze des Gartens vorüberglitt. Die Beine von sich gestreckt, die Hände in den Taschen und das Haupt finster zur Brust geneigt, suchte der Gekränkte sich zu beruhigen. „Sie verdient nicht," dachte er, „daß ich mich ihretwegen gräme. Ja, wenn sie mich einem würdigen Nebenbuhler geopfert hätte, irgend einem Crösus oder Prinzen! Dann wollte ich nichts dagegen sagen und ihr großmüthig verzeihen. Aber wer stellte mich in den Schatten? wer? Ein alter Ehe-Invalid; ein verkommener, bettelarmer Blattschreiber. Wie schändlich, nein, wie lächerlich! Einen Oldenburg zieht man mir vor, mir, Gustav Flemming, dem reichen Erben, dessen Herz und Hand ganz andere Schönen als Apothekerstöchter höchst begehrenswerth erachten und eifersüchtig bewachen würden! Bah, verließ ich die Vergnügungen der Residenz, um hier einer losen Dirne nachzuweinen? Bewahren wir den Fall als eine Erfahrung im Gedächtniß und vergessen wir die Thörin!"

Er erinnerte sich an den Brief, den ihm seine Mutter ausgehändigt hatte. Er zog ihn hervor und erbrach das Siegel. Das Couvert enthielt folgendes Schreiben, das mit wenig Schonung für die Augen des Lesers und noch weniger Rücksicht auf Styl und Orthographie von einer Damenhand gekritzelt war:

„Abscheulicher Mensch! lieber Gusti!

Ich sitze hier, in der maison dorée, mit dem garstigsten aller Männer, blos weil er Dein Freund ist, mit Buttler nämlich. Wir haben soupirt, und obwohl ich Deine plötzliche abschiedslose Abreise sehr ungalant und unbeschreiblich finde, auch Mitternacht beinahe vorüber ist, kann ich doch nicht umhin, Dir heute noch zu schreiben. Aufrichtig gestanden, wundere ich mich sehr, wie ein gentiler Mann, wie Du, dorthin reisen kann. Ich will Dir also in aller Eile nur sagen, daß der Diener von Gerson gestern und heute wieder mit der Rechnung bei mir war. Bester, herzliebster Gusti, Du wirst von meiner Liebe zu Dir überzeugt sein und mir das Versprochene gewiß recht bald schicken. Adieu, mein Engel, mein Goldkäfer! Die Adresse wird der garstige Buttler schreiben, denn ich kenne die Neugier einer Mama, wenn man an ihr Herzblättchen schreibt, das wahrhaftig die Liebe nicht verdient, mit der ich bin

Deine getreue Georgette Fachini,
Solo-Tänzerin am königl. Hoftheater.

P. S. Du bist doch auf Buttler nicht eifersüchtig? Er ist heute wieder so borstig und trinkt wie ein Igel. Aber er meint es recht gut mit Dir, sonst würde ich mit ihm wahrhaftig nicht soupiren. Das Essen war übrigens herzlich schlecht. Die Müller tanzt morgen bei Kroll! Wie findest Du das?!"

Gustav zerriß den Brief in vier Stücke und schleuderte das zerknüllte Papier verächtlich in den Fluß. Eine Weile zauderte sein Blick auf der braunen, ruhig ruhlosen Fluth und schweifte dann über Aehrenfelder, Weidengänge und Gehöfte zur waldigen Hügelkette, welche das Thal umschließt.

Die Sonne schied, und ein sanftes, hinsterbendes Licht ergoß sich durch Himmel und Erde. Gustav's Ohr, vom Getös der Hauptstadt so lange betäubt, hörte nach langer Zeit nun wieder die Musik der Vögel, den Nachtgesang der Grille und das leise Rauschen der Blätter; sein Auge, nicht mehr gebannt durch ein Gewirr von Häusern, Mauern, rauchenden Schornsteinen und riesigen Thürmen, tauchte nach langer Zeit wieder in die blauen Tiefen des Himmels. Eine weiche Stimmung bemächtigte sich seiner mehr und mehr. Nicht als lauter, stürmischer Schmerz, sondern als wehmüthige Sehnsucht beschlich ihn die Reue über drei wüste, verlorene Jahre. Er wünschte — er wollte — — Seltsam! Inmitten seines heimathlichen Thals fühlte Gustav zu ersten Male Heimweh.

Um sechs Uhr Nachmittags machte der Lehrjunge der Adler'schen Druckerei Toilette, um Herrn Oldenburg den Correcturbogen der Waldkirchener Morgenzeitung zu bringen, das heißt, er zog den linken Zipfel seiner blauen Schürze durch das Gürtelband und nahm sein Portefeuille von grauer Pappe mit dem feuchten Druckbogen unter den Arm. Die schwarzen Spuren auf Nase und Wangen gehörten zum Geschäft; die Hemdärmel waren der Jahreszeit und dem unternehmenden Charakter angemessen; die ungeheuern, in vergeblicher Sehnsucht nach Wichse ergrauten Stiefel waren seine Eigenthümlichkeit. So konnte er ohne Weiteres seinen wichtigen Geschäftsgang antreten.

Die Druckerei lag vom rothen Roß nicht zweihundert Schritt entfernt; man hatte nur über den Marktplatz zu gehen. Aber in Anbetracht gewisser Umstände hielt es der Junge heute für gut, so langsam als möglich vorwärts zu kommen. . .

Seit einer Stunde herrschte in den Straßen Waldkirchens ein ungewöhnliches Getriebe. Der Jahrmarkt und das Schützenfest sollten andern Tages beginnen. Festzüge und Zechgelage, Musik und Tanz, buntbewegte, fröhliche Tage in Aussicht! Ist es das allein, was die Bewohner des Städtchens so fieberhaft erregt?

Lungern sie darum in den offenen Fenstern, stehen sie darum in dichten Gruppen an den Straßenecken und vor den Hausthüren, schließen sie darum ihre Läden und Gewölbe? Warum denn blicken die Frauen so ängstlich? — — Der Junge mit der Zeitungsmappe, er weiß es. Nur einen verächtlichen Blick hat er heute für seine sorgenfreien Altersgenossen, die sich zwischen den Budenreihen tummeln und jagen; wenn er aber auf eine Gruppe bejahrter, ehrenfester Männer stößt, welche in heißer Rede die Arme werfen oder aufhorchend die Köpfe schütteln, bleibt er stehen und legt sein Gesicht in Falten, als wäre er hundert Jahre alt.

Was bedeuten die singenden, brüllenden Truppen trunkener Gesellen in Arbeitskitteln, die Arm in Arm die Straßen durchziehen? Warum hat der Gensdarm, der aus dem Hause des Bürgermeisters tritt, denn gar so große Eile und läßt seinen Säbel lauter denn je auf dem Pflaster rasseln? Der Druckerjunge des Herrn Adler weiß Alles, versteht Alle. Er ist nicht umsonst „Einer von der Morgenzeitung“, er ist ein Wissender und könnte Jedermann die Ereignisse voraussagen, an deren Vorabend die Waldkirchener stehen. Aber er begnügt sich damit, seine unpolitischen Altersgenossen zu verachten, den Kopf hoch zu tragen und den Radetzkymarsch zu pfeifen, wobei er sich seiner Zeitungsmappe anstatt der türkischen Trommel bedient.

Als er beim rothen Roß anlangt, sieht er einen Schwarm von Knaben und Mädchen davor versammelt und einen Triumphbogen von Tannenreisern anstaunen, der das Thor des Gasthauses schmückt. Er staunt nicht; er hat für die Guirlanden nur einen verständnißvollen Seitenblick. Im kühlen Thorweg sitzen einige schwarzbefrackte Männer um ein leeres Faß und trinken Bier. Er geht mit höchster Geringschätzung dieses auffallenden Häufleins vorüber und pfeift den Sturmgalopp.

Er pfiff noch, während er die Treppe zu Oldenburg's Wohnung hinanstieg, aber er verstummte plötzlich, als ihm der wohlbekannte Waldkirchner Arzt von oben entgegenkam. Doctor Werner war ein stattlicher Mann, von rosiger Gesichtsfarbe, wohlgenährt und wohlgekleidet. Er sah neben dem haarstruppigen, schmutzigen Jungen wie ein indischer Nabob aus; doch nicht der strenge Seitenblick, den er ihm zuwarf, nicht das Bambusrohr mit dem Goldknopf, nicht die Diamanten im schneeweißen Brustlatz schüchterten den Knaben ein. Dieser war in Bezug auf Aerzte der Meinung, daß sie nur für reiche Leute da seien, und pflegte mit so wenig Ehrerbietung am Doctor vorüberzupfeifen, als ob er vom Herrgott selbst ewige Gesundheit patentirt erhalten hätte. Aber heute lag in den zwei Stirnfalten zwischen den Augenbrauen des Doctors ein so seltsamer Ausdruck, lag über seiner Gestalt trotz der hellfarbigen Sommerkleidung ein düstrer Schatten und in seinem Hinabschreiten eine Art schwermüthiger Feierlichkeit, daß der Knabe sich scheu zur Seite drückte und dann, über das Geländer gelehnt, Werner bis in den Thorweg nachblickte, von einer dunkeln Vorstellung beunruhigt, daß so der Arzt aussähe, wenn er zum letztenmal von einem Kranken geht.

Er fand Oldenburg in einem Zustande, der ihm seine frühere Sicherheit nicht wiedergab, blaß, verweint, niedergeschlagen. Als er ihm den Correcturbogen überreichte, starrte Oldenburg mit leerem Blick auf das Papier und gab es dann, wie geistesabwesend, wieder zurück. Auf einen fragenden Blick des Knaben stammelte der Andere, daß Herr Adler die Correctur übernehmen möchte, denn er selber wäre heute unfähig dazu.

Dem Jungen trat das Wasser in die Augen. „Haben Sie keine Angst nicht,“ sagte er mit gutgemeinter Wichtigkeit, als wenn er der Verleger und Druckereibesitzer wäre, „das wollen wir besorgen. Und die Weber,“ fuhr er fort, „die Weber sollen nur kommen und uns bedrohen. Wozu haben wir die Fünfunddreißiger in Neustadt? Wupp! sind sie da; und eine Kanone kommt vor die Druckerei, die andere vor das rothe Roß. Hurrah! die Morgenzeitung fürchtet sich nicht.“

Er sprach diese Worte wirklich aus der Seele seines Principals, des Herrn Adler, aber Oldenburg sah ihn mit verwunderten Augen an. „Wovon redest Du denn?“ fragte er. „Was ist's mit den Webern?“

„Was!“ schrie Jener, „das wissen der Herr Doctor nicht? Das wissen Sie nicht?! Drüben in der Baumwollenfabrik haben sie heute die Arbeit eingestellt. Ein Einziger war dagegen und wurde deshalb von seinen Cameraden krumm und lahm geschlagen. Und in der Zuckersiederei wollen sie heute Abends höheren Lohn begehren. Randal an allen Ecken und Enden!“

„Die Unglücklichen!“ sagte Oldenburg.

„Hallunken und von der Reaction bestochen sind sie, meint der Principal,“ versetzte eifrig der frühreife Junge. „Der bucklige Nöldeken ist ihr Rädelsführer. Na, den Burschen kennen wir! Als er im vorigen Jahr in der Residenz ohne Arbeit war, ließ er sich von der ‚Gesellschaft der wahren Volksfreunde‘ unterstützen . . . Merken Sie jetzt, woher der Wind weht? Wie? Daß just heute der Präsident der wahren Volksfreunde — na, für die Freunde danken wir! — daß er just heute nach Waldkirchen kommt und im rothen Roß einen Vortrag halten wird, das ist doch merkwürdig, meint der Principal.“

Oldenburg stand an der Thür des Krankenzimmers. Er schlug sich vor die Stirn und stöhnte. „Heute! Warum gerade heute?!“ sagte er verzweiflungsvoll.

„Major Falkenstein und der bucklige Nöldeken haben nach Kräften gewühlt,“ fuhr der Lehrling fort. „Nicht allein die Fabrikarbeiter, auch Honoratioren und Bürger werden den Präsidenten Brausewetter empfangen. Der dumme Teufel, Ihr Wirth, ließ sich herumkriegen, giebt sein Local her und staffirt es obendrein mit Laubwerk und Fahnen aus, als ob ein Prinz käme. Pfui! — Sie müssen kündigen, meint der Principal.“

„Ach, ich werde ohnedies dies Haus verlassen,“ sagte Oldenburg leise vor sich hin.

Der junge Politiker aber fuhr fort, indem er sich in die Brust warf: „Gegen wen wird Brausewetter sprechen? Gegen den Fortschritt, gegen uns, gegen die Morgenzeitung.“

Trotz seiner Aufregung fiel der Knabe nur selten aus dem Flüsterton, denn Oldenburg schien mehr nach der Thür, als nach dem Gespräch hinzuhorchen. „Unsern famosen Artikel gegen die falschen Volksfreunde,“ begann Jener nach einer Pause wieder, während welcher auch er den Blick ängstlich auf die Thür gerichtet hatte, „vergiebt und vergißt uns Brausewetter nicht. Er wird uns ein Feuerchen anschüren, wird gegen uns schäumen und hetzen. Und die dummen Kerle werden ihm glauben. 'S ist keine Bildung im Kattun. Betrunken, wie sie jetzt schon sind, und mit Nöldeken an der Spitze, stürmen sie die Druckerei. Aber es giebt eine Gewerbeordnung, meint der Principal, und in Neustadt liegen die Fünfunddreißiger. Unsere Fabrikherren und er, der Principal, waren bereits beim Bürgermeister. Wir lassen uns nicht bange machen.“

Oldenburg durchwandelte in größter Unruhe das Zimmer. „So weit wird, so weit darf es nicht kommen,“ sprach er dann. „Geh, mein Junge, und sage Herrn Adler, er möge sich beruhigen. Brausewetter, der besternte, conservative Mann, kann um seiner eigenen Stellung willen den Schritt der Weber nicht billigen. Darüber bin ich ruhig, aber meine Frau — — meine arme Frau —“

Er sprach nicht mehr, doch der Knabe verstand ihn und brach trotz seines politischen Bewußtseins plötzlich in Thränen aus. „Sagen Sie das nicht!“ schluchzte er, „sagen Sie das nicht! Die gute Frau Doctorin wird gewiß wieder gesund. Man kann die Schwindsucht haben und hundert Jahr alt werden, meint der Principal . . . .“

Vom Bahnhof her klang ein schriller Pfiff.

„Da kommt der Zug,“ sagte der Knabe, während er sich mit seinem Aermel die Augen wischte. „Ich wollt', ich dürfte den Brausewetter empfangen . . . Die liebe, gute Frau Doctorin! . . . Ich wollte ihm zeigen, was 'ne Volksfreundschaft ist . . . Adieu, Herr Doctor . . . Und es ist nicht so schlimm, meint der Principal.“

Der Knabe ging, und Oldenburg öffnete langsam die Thür des Krankenzimmers. Elise saß zu Füßen des Bettes; sie hielt die Arme auf den Schooß gestützt und das Gesicht in die Hände begraben, stumm, regungslos, ganz versunken in Gram und vergebliche Reue. Die Kranke aber machte einen ohnmächtigen Versuch, ihr Antlitz dem Eintretenden zuzukehren. Als er dann neben ihr stand und sich über sie niederbeugte, entdeckte er mit Entsetzen, daß auf diesem Antlitz selbst das sanfte Abendlicht nicht mehr Wärme und Leben heucheln konnte. Der Schatten aus dem unbekannten Thal lag auf Stirn und Wangen . . . Er faßte ihre Hand und fühlte sich von Kälte bis an's Herz durchschaudert, als hätte er Eis berührt. Nur in den Augen noch war ein schwacher

Kampf gegen den Anbruch der Nacht. Aus zunehmendem Dunkel suchten sie den Geliebten, den Gatten.

„Armer Heinrich!" flüsterte sie, „Du wirst allein sein ... Ich habe Dich doch mehr geliebt ..."

Eine Thräne entquoll ihr, das Sinnbild ihres stillen, leidvollen Lebens. Und als flösse ihre Seele in dieser Thräne dahin, sagte sie plötzlich: „Warum schließt Ihr den Laden? — Ich sehe Dich nicht mehr —"

Dann bewegten sich nur noch leicht die Lippen — ein schweres, gewaltsames Ringen der Brust begann und endigte mit einem schmerzlichen Seufzer — — Heinrich war allein.

Elise fuhr empor, ihr Blick irrte vom knieenden, laut schluchzenden Mann über die ausgestreckte, marmorstille Gestalt auf dem Lager. Todt! todt! Keine Sühnung, keine Genugthuung, keine Versöhnung mehr ... Sie sank vernichtet zurück.

Aus ihrem dumpfen, keines Gedankens fähigen Brüten weckten sie Schritte im Zimmer. Aufblickend gewahrte sie den Pastor, der zum Todtenbett trat und die Hand auf Oldenburg's Schulter legte. Denn dieser kniete noch immer, ganz in Thränen, verloren in seinem Schmerz, vor der Entseelten.

Als sich Elise erhob, warf der Pastor einen strengen Blick auf sie und sagte: „Was wollen Sie hier? Gott ließ es in seiner unerforschlichen Geduld geschehen, daß Sie das Lebensglück dieser armen Frau zerstörten. Genügt Ihnen dies Opfer nicht? Wollen Sie der Todten auch seinen Schmerz und seine Reue nicht gönnen? Gehen Sie! Entweihen Sie nicht die Heiligkeit eines Sterbelagers!"

Elise machte eine flehende Bewegung mit den Händen, dann preßte sie ihre Rechte auf das verwundete, zuckende Herz und sprach mit schmerzlicher Gelassenheit: „Seien Sie nicht härter, als sie, die strenger als Alle mit mir rechten durfte! Sie hat mir vergeben."

„Fiel die Vergebung eines Engels nicht brennender als ein Fluch auf Ihre Seele?" eiferte der Andere. „Können Sie selber sich vergeben?"

Jetzt erhob Elise den Blick, den sie gesenkt hatte, und sah dem Priester nicht trotzig, aber fest in's Auge. „Ich weiß," sagte sie, „daß ich, gestern verachtet, von heut' an geächtet bin. Ich könnte jetzt mein Herzblut aus den Augen weinen, Sie blieben ungerührt. Doch nicht das ist's, was mich schaudern macht, sondern der Gedanke, daß jene Frau und er und ich an einer Lüge zu Grunde gingen ... Schuld aus Liebe erhält von der Liebe Flügel und flüchtet sich über der Welt Erbärmlichkeit zu Gottes Richterthron. Seit heute aber weiß ich, daß wir — jener Mann und ich — uns nicht liebten, und das, das stürzt mich vor Eure Füße; steinigt mich!"

Bevor der erstarrte Priester Worte der Entgegnung fand, hatte Elise mit einem letzten Blick auf Oldenburg, der nichts sah, nichts hörte, das Zimmer verlassen.

Sie ging durch den Wirthsgarten, der an das Grundstück ihres Vaters grenzte. Es war unterdessen spät geworden; der Abendwind spielte mit ihrem verwirrten Haar und kühlte ihre heißen Wangen. Aber der stechende Schmerz in den Schläfen, der Krampf ihrer Brust löste sich nicht. Niemand begegnete ihr, doch wäre auch das ihr gleichgültig gewesen, in diesem Zustand gesehen zu werden. Als sie am Garten vorüberschritt, sah sie durch die tiefgehenden Fenster eine zahlreiche Versammlung von Waldkirchener Bürgern und Arbeitern. Ein fremder, schwarzgekleideter Mann stand auf einer Tribüne, welche sonst als Orchester diente, und redete zu Jenen mit großem Pathos und heftigen Geberden. Allein auch dies seltsame Schauspiel verzögerte nicht Elisens Schritt, zerstreute nicht ihre düstern Gedanken. Sie hatte es vergessen, sowie sie am Saal vorbei war. Hinter einer Rebenhecke im Zaun versteckt befand sich eine Thür. Diese erschloß das Mädchen und betrat durch sie den Garten ihres Vaters.

(Fortsetzung folgt.)

Ein gekröntes Opfer.

Historische Skizze. Von H.

Die kaiserliche Burg zu Wien bot im Innern und Aeußern den Anblick eines ungeheuren steinernen Bienenstocks, als der 16. April des Jahres 1770 herangekommen war. Die große Treppe, welche zu den kaiserlich-königlichen Gemächern führte, war besetzt mit Hatschieren und den Soldaten der ungarischen und deutschen Leibgarde, die sich in zwei Gliedern bis an die Vorzimmer der Empfangssäle aufgestellt hatten. Draußen auf der Gasse und dem Platze wogte eine erregte Menschenmenge hin und her und eilte neugierig herbei, wenn wieder eine Galakutsche vorfuhr und ihres Inhaltes, reich gekleideter Herren oder Damen jedes Alters, sich vor dem Hauptportale entledigte, unter dessen Bogen sechs ungeheuer große Hatschiere gleich Automaten, nur durch ihre Honneurbewegungen ein Lebenszeichen verrathend, postirt waren. — Ebenso lebendig, wie vor der Kaiserburg, ging es innerhalb derselben her. Schon wallte eine glänzend gekleidete, von Juwelen blitzende, mit den wunderlichsten Coiffuren versehene Gesellschaft durch die kaiserlichen Gemächer, welche in einem durch Tausende von Kerzen erzeugten Meere von Lichtschein zu schwimmen schienen. Alle Stände waren vertreten; die Uniform, die Robe des Advocaten, die Soutane des Abbé's, das kostbare Gewand des Cardinals, des Bischofs — Alles mischte sich mit der eleganten Tracht stutzerhafter Cavaliere und den prächtigen Toiletten schöner, graziöser Damen.

Als die Uhren die sechste Stunde schlugen, fuhr donnernd, mit schnaubenden Rossen, eine kostbare Equipage vor das Portal. Die Läufer öffneten den Schlag. In prachtvoll gesticktem, rothsammtnem Hofkleide, die Kniegürtel, die Agraffen seiner Spitzenmanschetten, die Schuhschnallen, Schleifenhalter, die Knöpfe des Rockes und sein Degengefäß in Brillanten funkelnd — so stieg ein Cavalier aus dem Wagen. Alsbald präsentirten sämmtliche Soldaten und Hatschiere, und die höchsten Officiere gingen dem reichgekleideten Manne entgegen und geleiteten ihn in den Empfangssaal, wo sich die Menge aller der Hohen vor ihm neigte, was er mit tiefer, sehr ceremonieller Verbeugung erwiderte.

„Seine Excellenz der Herr Marquis de Durfort, Envoyé Sr. allerheiligsten Majestät Ludwig's des Fünfzehnten von Frankreich," tönte es durch den Saal; fast zu gleicher Zeit sprangen die Flügelthüren, welche in das Innere des Kaiserschlosses führten, auf, und eine zweite Stimme rief: „Die Kaiserin-Königin! der Kaiser!"

Maria Theresia trat in den Saal, geführt von ihrem Sohne Joseph dem Zweiten. Hinter ihnen folgten die Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses. Darauf ward es still im weiten Saale, dann hörte man eine Rede in französischer Sprache, dann wieder eine Antwort darauf, und endlich nahm die Kaiserin die Hand eines jungen Mädchens und führte es dem Marquis Durfort zu.

Das junge, schöne Wesen zitterte und war bleich. Es empfing aus den Händen des Gesandten ein Bildniß, umgeben von Diamanten, welche funkelten und zackige Blitze schossen. Als die junge Dame das Bild ergriff, stammelte sie eine kurze Rede. Dann nahm die Gräfin Trautmannsdorf das Portrait und heftete es mit einer kostbaren Nadel an die Brust der jungen Dame. Nun konnte man sehen, daß es das Conterfei eines stattlichen, dabei gutmüthig und freundlich blickenden Jünglings von sechszehn bis siebzehn Jahren war. Zugleich übergab Durfort ein Schreiben, und damit hatte die Ceremonie ein Ende. Die schöne, junge Prinzessin war **Maria Antoinette**, Erzherzogin von Oesterreich, welche in diesem Augenblicke verlobt und hingegeben ward an **Louis, Herzog von Berri** und zukünftigen **König Ludwig den Sechszehnten** von Frankreich, der in jenem Schreiben seine Freude aussprach.

Als das Portrait des Dauphins an dem Busen der edlen, schönen, kaum fünfzehn Lebensjahre zählenden Prinzessin schaukelte, glänzten die Augen der Kaiserin Mutter vor Entzücken. Sie hatte es vollbracht, das große, politische Werk der Verbindung dieser zwei gewaltigen Häuser. Ihre Tochter theilte den ersten Thron Europa's mit dem Nachkommen des heiligen Ludwig. Gleich einem elektrischen Strome durchlief dies Gefühl des Glückes, der Bewunderung, von Maria Theresia ausgehend, die versammelte Menge. „Welches Glück! welch eine Größe, welche Zukunft!" so tönte das

Maria Antoinette's Abschied von ihrer Mutter.

Gemurmel durch den Saal. „Welch' eine Zukunft?" fragte sich Maria Antoinette. Sie preßte das Portrait an ihr klopfendes Herz. Von ihrem Bruder Joseph geführt, verließ sie den Saal. Gleich dem Rauschen des Baches hallte es jetzt durch den großen Raum dahin; es waren die seidenen Roben der Damen, die zur Beugung sich herablassenden Füße der Herren, bei dem ersten, ehrfurchtsvollen devoten Gruße für Maria Antoinette, Dauphine von Frankreich. Abends war französisches Theater: ein Stück von Marivaux und ein Ballet von Noverre.

Am folgenden Tage die Vorlesung der Entsagungsacte durch den Fürsten Kaunitz. Maria Antoinette hatte keine Heimath mehr als Frankreich. Väterlicher und mütterlicher Hinterlassenschaft zu entsagen, gelobte sie an dem Altare; ihre schöne Hand ruhte auf dem Evangelium, das ihr der Graf Herberstein vorhielt. Frankreich — das Land ihrer Zukunft! Das Land der Pompadour, der Dubarry — vor dem die deutschen, gutmüthigen Scribenten warnten, ihre Hauptstadt Paris — jene glänzende Höhle des Lasters, verlockend, verwirrend, verderbend! —

Mit den Blicken des Triumphes schaute die Kaiserin auf die menschengefüllte Hofkirche nieder, als am 19. April die feierliche Einsegnung stattfand. Erzherzog Ferdinand vertrat die Stelle des Dauphins. Maria Antoinette trug ein Kleid von Silberstoff — sie sagte mit lauter Stimme „Ja", die Orgel ertönte, die Weihrauchwolken stiegen empor, die Sänger setzten mit voller Stimme ein, und die Kaiserin lag andächtig betend für das Heil der geliebten Tochter auf den Knieen. Welch eine Reihe von Gedankenbildern zieht an dem innern Gesicht Maria Theresia's vorüber? Eine Angst, ein Zittern ergreift sie. Woher kommen plötzlich diese schwarzen, unheimlichen Gesichte? Ein unentwirrbarer Knäuel von Geschicken und Gefahren aller Art rollt sich vor den Augen der Kaiserin zusammen. O, wer ihr einen Aufschluß gäbe! „Versuchen wir es," flüstert sie sich selber zu. Ein Körnlein Gewißheit, ein Tropfen lindernden Balsams für den Schmerz dieser Angst einer mütterlich liebenden Kaiserin! Maria Theresia zittert vor der Stunde der Trennung von ihrem Kinde.

Tiefe Nacht ruht über Wien. Nach dem anstrengenden Feste der kirchlichen Einsegnung ist eine Ruhe eingetreten. Nur die Kaiserin wacht noch. Sie erhebt sich von ihrem Lager, sie schreitet durch das Gemach und öffnet die Thür des Vorzimmers. Leise ruft sie der Kammerfrau, welche sogleich erscheint.

„Ist er da?" fragt die Kaiserin.

„Schon seit einer Stunde, Majestät," lautet die Antwort.

„Laß ihn eintreten."

Die Kammerfrau verläßt das Gemach und kehrt nach einigen Minuten in Begleitung eines ältlichen, schwarzgekleideten Mannes zurück. Die Kaiserin ist mit dem Fremden allein in dem stillen Gemache. Das Aeußere dieses Mannes war wenig empfehlend. Eine fast skeletartige Magerkeit, eine Hakennase, hoch hinaufgezogene Augenbrauen und große, stechende Augen machten die Erscheinung des Doctor Gaßner zu einer unheimlichen. Wer war der Doctor Gaßner? Einer jener Männer, wie sie um 1770 durch ganz Europa verstreut lebten, ein Cagliostro oder St. Germain en miniature. Gaßner heilte durch Handauflegen, hatte Visionen, Inspirationen und war nebenbei kein ungeschickter Arzt. Seine Beziehungen zur Geisterwelt hatten ihn in Conflicte mit verschiedenen geistlichen Kurfürsten gebracht, bis er am Hofe Maria Theresia's Schutz fand, denn die Kaiserin liebte das Geheimnißvolle. Sie unterhielt sich oft mit dem wunderlichen Manne — heute wollte sie eine ernsthafte Probe seines höhern Wissens.

„Doctor," begann die Kaiserin, „wir haben heut die Einsegnung meiner geliebten Erzherzogin mit dem künftigen Gemahl vollzogen."

„Ich weiß es, Majestät. Ich war in der Hofkirche."

„Sie haben dem Gottesdienste beigewohnt?"

„Ja. Meine Augen hafteten an der glänzenden Erscheinung der Dauphine. Ich las und studirte in den Lineamenten ihres Gesichtes, das nie so reizend war, wie am heutigen Tage."

„Das ist es gerade, Doctor, worauf ich kommen will!" rief die Kaiserin lebhaft, „ich will von Ihnen Etwas über meine Tochter hören."

„Sie wissen, Majestät, ich gebe meine Ansichten nicht gern von mir," sagte der Doctor mit leichtem Stirnrunzeln.

„Weiß es Gott, Doctor! Ihr seid karg genug mit Euren Schätzen. Aber jetzt — jetzt sagt Eure Ansicht. Was habt Ihr aus dem Gesichte Maria Antonia's gelesen? Denkt, wie bald ich sie verliere, denkt, daß Ihr einer Mutter nichts vorenthalten dürft. Was haltet Ihr von meiner Tochter Zukunft?"

„Glauben Eure Majestät denn so fest an mein Wissen?"

„Ich glaube daran."

„Hüten Sie sich dann nur vor Dero aufgeklärtem Sohne, dem gnädigsten Kaiser Joseph. Seine Majestät lieben die Schicksalspropheten nicht und lachen über die Geheimnisse der Geisterwelt."

„Ja — er ist ein Freigeist," seufzte die Kaiserin, „aber eben deswegen, damit mein Sohn, Niemand meines Hofes Etwas erfahre, ließ ich Euch, Doctor, zu mir entbieten in der Stille der Nacht. Heut ergriff es mich in der Kirche wie mit Krallen; ich will von Euch erfahren — wissen, was die Aussichten meiner Tochter sind. O, seid nur ein klein wenig offenherzig, was Ihr sprecht — ich will es hinnehmen."

Der Doctor versank in tiefes Sinnen. Er blickte auf die Erde, dann nach einer Pause hob er den Kopf und sagte zur Kaiserin: „Fragen Sie mich nicht weiter, gnädigste Frau."

„Um aller Heiligen willen," rief Maria Theresia, „Doctor, so schlimm ist es? Ich bitte — ich befehle Euch, mir zu sagen, was Eures Geistes Augen in der Zukunft Buche lesen." Sie hatte den hagern Arm des Sehers ergriffen. Die stechenden Augen Gaßner's umschleierten sich, seine Gestalt schien in dem Halbdunkel des Zimmers zu wachsen. Sanft machte er die Hand der Kaiserin von seinem Arme los, holte tief Athem und sagte dann langsam, mit dumpfer Stimme: „Majestät, die herrlichen Schultern Maria Antoinette's sind bestimmt, ein schweres Kreuz zu tragen." —

In dem Taumel der Feste wird die Angst erstickt. Wer wird auch an Alles glauben, was die erhitzte Phantasie sich vorgaukelt? Großes Fest im Belvedere zu Wien. Hundert Arbeiter haben den vierhundert Schuh langen Saal hergestellt, den siebentausend Wachsfackeln erleuchten, dessen Façade zehntausend Lampions umsäumen, innerhalb dessen sich sechstausend Masken belustigen. Springbrunnen von Wein, Schüsseln voll Leckerbissen — Alles zu Ehren der französischen Heirath. Am folgenden Tage giebt der Marquis von Durfort ein Fest im Lichtensteinischen Garten, und so geht es weiter und weiter mit ängstlicher Hast, wie um nicht nachsinnen zu müssen über den Tag, der endlich doch herannaht, der schmerzlich erregende Tag, der 26. April, der Tag der Trennung.

Ein feuchter Morgen, eine matte Sonne. Wiederum ist die große Treppe besetzt mit Menschen, mit stillen, traurigen Zeugen eines Abschieds der Tochter von der Mutter, nicht der Kronprinzessin von der Kaiserin. Auf der letzten Windung der Treppe steht die Fürstin, ihre Arme halten das zitternde Kind umschlungen. „Leb wohl, Toni! leb wohl, tausend — tausend Mal leb wohl! führ' Dich Gott! denk an uns!" so flüstert die Kaiserin der Tochter in's Ohr. Nicht lassen wollen die Beiden von einander, immer wieder schließen sich die Arme um den Hals der geliebten Tochter, immer wieder preßt Maria Antoinette ihr Haupt an die Brust der Mutter. „Schreib recht oft, Toni. Ich werd' Deine Briefe mit Thränen lesen. Ich schreib' nicht wie die Sevigné, aber ich lieb' Dich so unendlich; ich weiß, meine Briefe freuen Dich."

„Mutter! Mutter!" schluchzte Maria Antoinette. Dann raffte das junge, schöne Mädchen sich empor, „es muß sein!" rief sie. Noch einen Druck, noch eine Umarmung. Dann jedem der Geschwister, die dem erschütternden Schauspiele von Weitem zusahen, die Hand zum Abschiede reichend, sagte sie zu Kaiser Joseph: „Dich seh' ich bald."

„Gewiß," antwortete der junge Kaiser, „ich bin der Erste, der Dich heimsucht."

Schnell stieg sie die Stufen hinab, unten angelangt wendete sie sich noch ein Mal um, zwei Stufen stieg sie wieder hinauf. „Mutter, wir sehen uns nicht wieder!" schrie sie laut und wankte zurück. Die Pferde stampften, die Dauphine fühlte sich in den Wagen gehoben, Alles weht mit den Tüchern, zahllose Lebewohls hallen der Scheidenden nach, sie streckt die Arme nach ihrer Mutter aus, ein schneidender, furchtbarer Schmerz zieht durch die Seele — hinweg! hinweg! Der Wagen rollt davon. Maria Theresia blieb auf der Treppe lange in sich gekehrt stehen. Ihre Blicke konnten sich nicht von der Stelle trennen, an welcher sie die entschwundene Tochter zuletzt gesehen hatte. Ihre Kinder umringten sie. Wie aus tiefem Traume erwachend fuhr die Kaiserin auf. Sie stützte sich auf Joseph's Arm. „Gehen wir," flüsterte sie leise. Die kaiserliche Familie ging langsam in das Schloß zurück. Unter dem Thorbogen wendete sich Maria Theresia noch ein Mal um, sie suchte die Stelle, wo ihr geliebtes Kind das letzte Lebewohl gerufen. „Auf ewig," murmelte sie. Ihre Lippen bewegten sich leise. Die Kaiserin sprach ein Gebet und trat, das heilige Kreuz schlagend, in die Vorhalle der Burg.

Die Menge verlief sich lautlos. Selbst die zurückmarschirenden Garden, welche beim Abschiede der Erzherzogin Spalier gebildet hatten, schulterten ihre Gewehre, ohne daß ein Commando ertönt war; kein Officier unterbrach die Stille durch lauten Zuruf eines militärischen Befehles. Der Wagen der Dauphine rollte mit seinem lieblichen Inhalte weiter. Ein großer Zug treuer, deutscher Landsleute begleitete die scheidende Prinzessin. Antoinette konnte ihren Schmerz nicht bemeistern. Die Oberhofmeisterin, Frau von Paar, suchte vergebens zu trösten.

Noch war Maria Antoinette in Wien! ist keine Umkehr möglich? Nein, das Band, die Kette der Politik hält sie stark und ewig gefesselt. Immer näher rückt die Grenze, das Weichbild der Stadt, schon eilt der Wagen durch die letzten Vorstädte. „Leb

wohl, geliebtes Wien!" Nur noch der alte, ehrwürdige Dom von St. Stephan ist sichtbar und erglänzt in den Strahlen der Sonne, endlich versinkt auch er, die Häuser sind verschwunden. Die Kutschen rollen auf der Landstraße hin. „Ich werde Wien nie wieder sehen," spricht Maria Antoinette ruhig und mit Resignation. Dann schreit sie laut: „Maria Theresia! Maria Theresia!" und sinkt ermattet in die Kissen des Wagens.

Glänzend begann die neue Laufbahn der Kaiserstochter. Ihr Empfang von der Grenze Frankreichs an bis zur Hauptstadt war eine Kette von Huldigungen, von Triumphen. „Unsere Dauphine", „der Engel", „die schöne Maria", so tönte es von allen Seiten.

Aber inmitten der Freude, aus dem rosigen Nebel, den das Glück um die Sinne Aller ziehen läßt, ragen die Gestalten schon hervor, die einst das irdische Heil Maria Antoinette's vernichten helfen sollen. Dicht neben ihrem Gatten empfängt sie der alte Ludwig der Fünfzehnte. Die reine, keusche Dauphine liegt in den Armen des Mannes, dessen Laster den Sturz seines Geschlechtes veranlaßten. Dieser Mann fühlt sich beschämt beim Anblick der schuldlosen Jugend Maria Antoinette's. Dessenungeachtet läßt er seine Maitresse, die Gräfin Dubarry, an einem Tische mit der Tochter Maria Theresia's speisen! Der Pavillon, in welchem die Neuvermählte zuerst absteigt, ist mit Tapeten behängt. Ein Schauer läuft über den Nacken der Dauphine, als sie die Darstellungen betrachtet: Jason, Kreusa und Medea, das Prototyp unglücklicher Ehen, die Darstellungen des Kindesmordes und hoch über diesen Schauergemälden die Furien in einem Wagen von Drachen gezogen. Das sind die Zierden der Wände des Gemaches, darin Maria Antoinette nach langer Fahrt, nach aufregenden Scenen ausruhen soll.

Straßburg! Gottesdienst in der Kathedrale! vor den Pforten des mächtigen Tempels empfängt die Geistlichkeit, in Pontificalibus, die neue, zukünftige Gebieterin. Beim Aussteigen aus dem Wagen bietet ein schöner, hochgewachsener Mann seine mit kostbaren Ringen bedeckte Hand der Dauphine, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Dieser Mann in reicher, prachtvoller Priesterkleidung, in dessen Hand Maria Antoinette die ihrige legte, war Louis de Rohan, Coadjutor, später Cardinal, der unglückliche oder unbesonnene Anstifter des entsetzlichen Handels, der bekannt ist in den Annalen jener Zeit unter den Namen der Halsbandgeschichte.

Keine Wolke zieht über den heiteren Himmel des jungen Ehelebens. Die Scheu, die Zurückhaltung des Gatten weichen bald der zärtlichsten Liebe. Harmlose Freuden in geselligem Kreise, endlich der Einzug in Paris. Zahllose Freudenfeste. Da — steigt die Wolke empor. Ein Feuerwerk zu Ehren des jungen Herrscherpaares. Schlechte Anordnungen bringen einen gewaltigen Tumult hervor, die Menge der Zuschauer drängt sich durcheinander, zerquetscht, zertreten von den Hufen scheuer Pferde, zieht man Hunderte von Leichen aus den wirren Menschenknäueln hervor. Schon bemächtigt sich die Bosheit dieses Ereignisses. Spottlieder tönen überall. Die Feinde der Dauphine regen sich, denn Tugend, Unschuld und Schönheit haben überall ihre Feinde. Die bösartigsten derselben sind im Schooße ihrer eigenen Familie zu finden. Im Finstern schleichen die Intriguen. Jeder Schritt der Dauphine wird mißdeutet, ihr herzliches Lachen ist Frivolität, ihr emsiges Wohlthun Prahlerei, ihr heiterer Scherz Unanständigkeit. Spricht sie freundlich mit einem Cavaliere, so ahnt man verbrecherischen Umgang; ist sie zurückhaltend, so verschreit man sie als stolz. Sie heißt nicht mehr die „schöne Dauphine", sie heißt die „Rothe"; Frau von Dubarry hat sie so getauft. Der alte König stirbt. Die jungen Herrscher besteigen den Thron. Immer zahlreicher werden die Feinde. Die Krone, welche der König sich zu Rheims auf das Haupt setzt, schneidet einen blutigen Streif in seine Stirne. „Sie drückt mich," ruft der König voll Angst. Die Königin Maria Antoinette erbleicht. „Wir sind zu jung, zu regieren. Beten Sie für Ihre unglücklichen Kinder," schreibt sie an Maria Theresia.

Wohl drückte diese Krone. Mit ihrer Last stürzte das Unglück des Lebens über die königliche Familie gleich rasenden Wogen her. Das Deficit im Staatshaushalte, die Hungersnoth, zerrüttetes Ansehen, Frivolität im Innern unter den oberen Schichten der Gesellschaft, die Hochzeit des Figaro, die Halsbandgeschichte, der Zusammentritt der Notabeln, Mirabeau, der Sturm der Bastille. Immer dunkler wird der Himmel. Persönliche Angriffe gegen die Königin werden häufiger. Wo ist die Benennung „himmlische Dauphine" — „Engel" — geblieben? Sie heißt nur noch Madame Veto, oder die Bäckerin, oder l'Autrichienne! Allein steht sie in der Fremde. Die theure Mutter, der edle Bruder Joseph, sie sind hinübergegangen in das Land des Friedens. Der wenigen Getreuen, der wahrhaft anhänglichen Seelen werden täglich weniger. Immer mehr hebt die Revolution ihr Haupt. Flucht aus dem entfesselten Paris! Sie wird vereitelt. Von nun an ist jede Schranke gebrochen. Man stürmt die königliche Wohnung; man schleppt die Unglücklichen vor den Richterstuhl der Volksversammlung, Gefangenschaft, Kerker, endlich der Tod!

Maria Antoinette hat alle Leiden, die größten, welche ein Mensch zu ertragen vermag, durchgekostet, den Wermuthbecher bis auf die Neige geleert. Wohl schweifte der trübe Blick der Königin oftmals zurück zu den Hallen der Kaiserburg. „Welch ein Glück! welch eine Größe! welch eine Zukunft!" so hatte man entzückt gerufen, als das Bild des Dauphins an der Brust Maria Antoinette's funkelte. Und nun? Sie war gekommen, die schreckliche Gegenwart; dachte sie zurück an Wien, die unglücklichste aller Königinnen, als sie am Morgen des 16. Oct. 1793 den fürchterlichen Karren bestieg? zurück an den rührenden Abschied von der großen, kaiserlichen Mutter? an jene Worte, die sie ausrief in prophetischer Stimmung?

Maria Antoinette hatte Abschied nehmen gelernt. Abschied von der Mutter, von dem Glücke, von der Hoheit, von ihrem Gatten, von ihren Kindern, vom Leben. Unter allen Trennungen war ihr die letzte gewiß die leichteste.

„Lebt wohl, meine Kinder. Ich gehe zu Euerem Vater!" das waren die letzten Worte der Dulderin, die im Schimmer der kaiserlichen Hofburg, bei dem prunkenden Einzuge in Paris, auf dem Throne Frankreichs selbst nicht größer gewesen, als in dem Augenblicke, wo sie das Schaffot bestieg, als das herniederfallende Eisen ihr Leben durchschnitt und zerriß. Sie war groß in ihrem Elende, heroisch, gewaltig; denn treu hielt zu ihrem bedrohten, dem Tode geweihten Gatten die deutsche Kaisertochter.

Am 17. April 1770 überreichte Abends um sechs Uhr im großen Saale der Burg zu Wien der Gesandte, Marquis von Durfort, der Erzherzogin Marie Antoinette ein Schreiben. Es war der in Ausdrücken des Entzückens abgefaßte Liebesbrief des Dauphins — am 16. Oct. 1793, dreiundzwanzig Jahre später, überreichte Abends sechs Uhr im Cassengebäude des Wohlfahrts-Ausschusses zu Paris ein Mann von schmutzigem Aussehen, eine rothe Jakobinermütze auf dem struppigen Haare, ein Schreiben an den Cassirer. Es war eine Rechnung. Sie lautete:

Kosten

für die Bestattung der Personen, welche, durch das Revolutions Tribunal zum Tode verurtheilt, gerichtet worden sind.

Den 1. des Monats 2c. 2c.

(Folgen die Namen der Guillotinirten nebst Kosten der Bestattung.)

Den 16.:

Die Wittwe Capet (Maria Antoinette).

Für den Sarg . . . . . . 6 Livres.

Für die Grube und die Arbeiter 25 „

Joly,

Todtengräber von la Madelaine,

de la ville-l'Evêque.

Darunter stand:

Zweihundert vier und sechszig Livres sind an den Todtengräber de la Madelaine, Bürger Joly, für gehabte Auslagen und als Entschädigung aus der Nationalcasse zu zahlen.

Jahr II der Republik.

Herman, Präsident.

Der Ueberfall bei Zwickau.

Nach den Mittheilungen eines alten Freiwilligen.

Von G. Ladendorff.

(Schluß.)

Ein tiefes Roth bedeckte die Stirn des Rittmeisters und seine Augen funkelten, als er sagte: „Mit diesem bramarbasirenden Falstaff der großen Nation werde ich morgen Abrechnung halten. So Gott will, soll er die preußischen Schulbuben fürchten und achten lernen und sich als Gefangener vor ihnen beugen."

Dem jungen Mann die Hand reichend, setzte er hinzu: „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen und werde dafür Sorge tragen, daß Ihnen aus dieser patriotischen Handlung keine Unannehmlichkeiten erwachsen."

„Unannehmlichkeiten, die mir von den sächsischen und französischen Behörden bereitet werden könnten," entgegnete Bömann, „glaube ich nicht mehr fürchten zu dürfen, weil ich mich der Hoffnung hingebe, daß Sie mir erlauben werden, fortan unter Ihrer Führung für Deutschlands Befreiung fechten zu dürfen."

„Ich werde Sie gern in die von mir befehligte Schwadron aufnehmen," erwiderte der Rittmeister mit freudiger Ueberraschung. „Möchte Ihr Beispiel dazu dienen, die deutsche Jugend zu einer gleichen thatkräftigen Handlungsweise anzuregen, damit wir die Schmach auslöschen können, womit Niedertracht, Feigheit und gemeine Selbstsucht den vaterländischen Boden befleckt haben."

Sich an einen Officier wendend, der mit ihm aus der Hütte getreten war, sagte er: „Herr Lieutenant Eckart, ich ersuche Sie, den Freiwilligen Bömann für den preußischen Waffendienst in Eid und Pflicht zu nehmen. Lassen Sie ihm sein Pferd zurückgeben und ergänzen Sie nach Möglichkeit seine Ausrüstung. Zugleich bitte ich Sie, dafür Sorge tragen zu wollen, daß das Detachement in einer Stunde marschfertig ist."

Nach der bestimmten Zeit trat der Rittmeister vor die Front seiner kleinen Schaar.

„Cameraden," rief er mit seiner klaren durchdringenden Stimme, „ich führe Sie heute einem eben so ernsten wie wichtigen Unternehmen entgegen. Wir werden einen feindlichen Artillerie-Train angreifen, der von einer uns weit überlegenen Bedeckung escortirt wird. Ich weiß, daß Sie den Feind nicht zählen, und daß ich Ihrer persönlichen Tapferkeit das Unmögliche anmuthen darf. Dies reicht aber nicht aus, um unserem heutigen Unternehmen den Erfolg zu sichern, der uns allein gegen den Vorwurf unüberlegter Tollkühnheit schützen kann. Ruhe und unbedingte Befolgung jedes Befehls, Umsicht und Geistesgegenwart sind unerläßlich, wenn wir den Sieg erringen wollen. Lassen Sie uns heute zeigen, daß wir nicht blos tapfere, sondern auch gut geschulte Soldaten sind, die sich in allen militärischen Tugenden den alten Schnurrbärten, welche so oft die Nase über uns gerümpft haben, ebenbürtig an die Seite stellen können. Verunglückt unser heutiges Unternehmen, so verwelkt aller Ruhm, den wir uns bereits erfochten haben, unter dem Tadel der öffentlichen Stimme, die ihre Weisheit und ihre Vorsicht durch den Ausgang zu rechtfertigen sucht. Ich habe genug gesagt! Aufgesessen! Marsch!"

Es war eine finstere Nacht, als die kühnen Parteigänger in tiefem Schweigen und fast lautlos aus dem Reichenbacher Walde rückten. Schwarze Wolken bedeckten den Himmel, ein dunstiger Nebel lag wie ein weißer Schleier auf Berg und Thal.

Colomb, bei seinem Muthe jederzeit auf die Winke der Vorsicht hörend, ließ seine kleine Schaar sich nur langsam vorwärts bewegen. Er selbst befand sich bei der Spitze der Avantgarde, die ihre Marschrichtung nach den Angaben des Freiwilligen Bömann einrichtete, welcher das Corps auf Nebenwegen, durch dichtes Gebüsch, über zahlreiche Bäche, Hügel und Gräben und die Ortschaften Oberheinsdorf und Planitz seinem Ziele entgegenführte.

Bei Anbruch des Tages umging das Detachement die Stadt Zwickau und gelangte bald darauf auf die Straße, welche von diesem Ort nach Chemnitz führt.

Der Rittmeister recognoscirte die Gegend und gab hierauf die Dispositionen zum Angriff. Den Lieutenant von Katte legte er mit seinem Zuge auf der dicht bewaldeten Mülsener Anhöhe, welche die Straße beherrscht, mit dem Befehl in den Hinterhalt, die feindliche Avantgarde ungestört auf den Berg vorrücken zu lassen und sie hier stürmisch anzufallen. Mit dem übrigen Theil des Detachements ging er etwa sechshundert Schritt gegen Zwickau zurück und stellte seine Reiter hier, bei einer Biegung, welche die Straße macht, wohl verdeckt in einem Gehölz auf. Er selbst nahm mit dem Oberjäger von Heuthausen und den Freiwilligen Föring und Bömann hinter einem Erlengebüsch Stellung, von wo aus sich die ganze Straße übersehen ließ.

In der Erwartung auf den bevorstehenden Kampf gingen die Morgenstunden dieses Tages an den heißblütigen Weglagerern mit fast unerträglicher Langsamkeit vorüber. Während der Schlachtenmuth ihr Blut stürmisch durch die Adern trieb und sie heftig aufregte, mußten sie eine lange Zeit, wie angenagelt, in den ihnen angewiesenen Stellungen stehen und mit brennender Thatenlust auf den Feind lauern, der sich gerade nicht beeilte, die schönen Nachtquartiere zu früh zu verlassen.

Endlich, die Sonne stand schon hoch am Himmel, zeigte sich die Avantgarde der Franzosen, und bald darauf entwickelte sich auch aus dem nach der Muldenbrücke führenden Thor der Stadt die schwerfällige Traincolonne. An der Spitze derselben marschirte eine Compagnie Infanterie, kleine Trupps derselben Waffengattung umgaben den langen Wagenzug von beiden Seiten, während eine starke Cavallerie-Abtheilung den Nachtrab bildete. Die Avantgarde bestand aus etwa sechzig Cavalleristen, welchen man es an ihrer Haltung ansah, daß es ungeübte Leute waren, die ihre rohen, undressirten Pferde kaum zu zügeln vermochten. Ungeordnet zogen sie an der Aufstellung des Rittmeisters vorüber, gefolgt von zweiundsiebzig Fahrzeugen, deren Bedeckung sich der größten Sorglosigkeit überließ. Der Rittmeister ließ sie ruhig ziehen. Als die Avantgarde aber die Höhe der Straße erreicht hatte und die Colonne eben aus dem Hohlwege treten wollte, in dem sich an dieser Stelle die Straße hinzieht, warf sich der Lieutenant v. Katte stürmenden Laufes auf die überraschten feindlichen Reiter, die nach einem kurzen Handgemenge kopfüber kopfunter den Berg herabgestürzt wurden, sich in einem ungeordneten Knäuel auf die an der Spitze marschirende Infanterie warfen und sie niederritten.

Einer Windsbraut ähnlich, stürmte fast in demselben Augenblick der Rittmeister mit seiner Abtheilung auf den Nachtrab ein, der sich eben formiren wollte, um seiner Avantgarde zu Hülfe zu kommen. Die todesmuthigen Jäger hieben nach den Pferden, verwundeten die überraschten Reiter, sprengten sie auseinander und bahnten sich mit unwiderstehlicher Tapferkeit eine Straße bis tief in den Wagenzug hinein. Sobald die Trainsoldaten merkten, daß sie im Rücken und in der Front von einem erbarmungslosen Feinde angefallen waren, schnitten sie die Gespanne ab und stürzten sich mit dem verhängnißvollen Geschrei: „Sauve qui peut!" in wilder Flucht über Alles hinweg, was ihnen in den Weg kam. In gestrecktem Galopp ritten die Freiwilligen die Straße entlang; die Bedeckung wurde überall niedergehauen, die Pferde an den Fahrzeugen erstochen und nach kurzer Zeit waren sie an der Spitze der Colonne, wo der ganze aus Cavalleristen und Trainsoldaten bestehende Haufen den Berg hinaufgetrieben wurde, während der Lieutenant v. Katte die Avantgarde gleich einer wilden Fluth heruntersjagte. Hierdurch entstand ein entsetzliches Durcheinander, in dem die Jäger mit ihren scharfen Klingen mächtig aufräumten. Nach und nach entwirrte sich der zusammengerollte Menschenknäuel, die französischen Reiter setzten über den Graben, der die Straße einfaßte, gewannen freies Feld und suchten in eiliger Flucht ihr Leben und ihre Freiheit zu retten.

Den Capitain Bizot, den Führer des Parks, traf hier die wohlverdiente Strafe für die dummstolze Großsprecherei, womit er sich über die preußischen Freiwilligen ausgelassen hatte. Derselbe wurde nämlich auf der Flucht von dem Lieutenant v. Katte und einigen Jägern eingeholt. Er bat um Pardon, als er aber den Degen abgeben sollte, warf er sein Pferd schnell herum und jagte davon. Der Lieutenant von Katte war ihm jedoch bald wieder zur Seite und sein Säbel schwebte bereits drohend über dem Haupte des Franzosen, als dieser sich abermals Pardon erflehte. Nachdem

ihm Verzeihung zugesagt war, warf er sich plötzlich vom Pferde, sprang seitwärts über den Graben der Landstraße und suchte nach dem nahen Gebüsch zu entkommen. Das sumpfige Terrain verhinderte jedoch die Flucht des wortbrüchigen Schurken, er konnte nur langsam vorwärts kommen und blieb endlich ganz stecken. Katte drohte ihm mit Erschießen, wenn er nicht sogleich umkehren würde, und ließ, um seiner Drohung den gehörigen Nachdruck zu geben, die Büchsenmündungen der ihn begleitenden Jäger auf das Haupt des Capitains richten. Dies Manöver erschien demselben doch nicht ganz geheuer, denn er zog es vor, herauszukommen und mit Ueberreichung seines Säbels sich zu ergeben. Den von einem Ehrlosen und Feigen geführten Degen warf Katte in den Sumpf, ein paar kostbare kleine Pistolen, die dem Capitain gehörten, wollte er zum Andenken an diesen Tag behalten, der schamlose Franzose, die Waffen für ein altes Familienstück ausgebend, das schon seit langer Zeit vom Vater auf den Sohn vererbt worden war, bettelte jedoch so lange um deren Rückgabe, bis sich der Lieutenant erweichen ließ und dieselben ihm wieder einhändigte.

Während dieser Kampfesscenen hatte sich die feindliche Infanterie von ihrer Bestürzung erholt und in kleinen Trupps in den die Straße begrenzenden Kornfeldern Deckung gesucht. Von dort eröffnete sie plötzlich ein lebhaftes Feuer auf die zerstreuten Jäger.

„Auf die Infanterie!" rief der Rittmeister mit einer Stimme, die scharf und deutlich, wie der Schlag einer Kanone, das Kampfgewühl übertönte.

Ohne sich Zeit zum Sammeln zu lassen, fanden sich die unerschrockenen Jäger in Abtheilungen von fünfzehn bis zwanzig Mann zusammen, sausten mit verhängten Zügeln den Kugeln und Bajonneten entgegen, ritten die Infanteristen nieder und nahmen, was nicht unter ihren Klingen fiel, gefangen.

An der Spitze eines solchen Trupps attakirte Föring eine feindliche Infanterieabtheilung. An der Kopfbedeckung erkannte er, daß es Rheinbündler waren. „Werft die Gewehre weg, deutsche Brüder, Ihr sollt Pardon haben!" rief er ihnen zu, und wie auf Befehl ihres Officiers streckten fünfzig Mann vor zehn preußischen Freiwilligen die Waffen.

Eine andere Abtheilung von über sechszig Mann italienischer Truppen hatte in einem Gehöft Aufstellung genommen, wo ihnen schwer beizukommen war. Die das Gehöft umschwärmenden Jäger wurden durch Flintenschüsse zurückgewiesen und konnten nichts ausrichten. Der Rittmeister nahm dieselben zurück und ritt mit einer Parlamentärflagge, in Begleitung des Oberjägers v. Heuthausen, der italienisch sprach, auf das Gehöft los. Die Italiener stellten das Feuer ein und schickten ihm einen unbewaffneten Mann zur Unterhandlung entgegen. Colomb ließ ihnen sagen, daß sie mit Kosaken umstellt seien, denen sie nicht entgehen könnten. Sie möchten sich lieber den Preußen übergeben, von welchen sie eine gute Behandlung und Schutz für ihre Person und ihr Eigenthum zu erwarten hätten. Auf diese Aufforderung gaben die Italiener ihre für Cavalleristen uneinnehmbare Stellung auf; sie traten heraus, zerschlugen die Gewehre und ließen sich entwaffnen und fortführen.

Kaum waren sie in Sicherheit gebracht, als dem Rittmeister gemeldet wurde, daß sich die feindliche Cavallerie wieder gesammelt habe und von Zwickau auf's Neue heranziehe. Er ließ sogleich zum Sammeln blasen, konnte aber in der Eile kaum dreißig Pferde zusammenbringen, mit welchen er dem weit überlegenen Feinde muthig entgegeneilte. Bis auf hundert Schritt war die kleine Schaar bereits gegen den Feind herangekommen, als die Trompete Halt gebot. Der Rittmeister wollte zum letzten entscheidenden Choc die Pferde verschnaufen lassen. Nicht lange, so ertönte die Fanfare, und im vollen Rosseslauf, mit hochgeschwungenen Säbeln und lautem Hurrah warfen sich die Jäger auf die Franzosen, durchbrachen deren Front, nahmen im Handgemenge ihren Führer, einen sich tapfer vertheidigenden Artillerie-Officier, gefangen und jagten sie endlich in wilder Flucht über die Muldenbrücke nach der Stadt zurück. Die Verfolgung überließ Colomb dem Lieutenant v. Katte, der den letzten Rest der Franzosen in Zwickau gefangen nahm und, was sich nicht ergeben wollte, niederhieb.

Der Rittmeister wischte die blutige Säbelklinge an der Mähne seines Pferdes ab und begab sich nach der Colonne zurück, um die noch umherschwärmenden Jäger zu sammeln und sich die gewonnene Beute anzusehen.

Der Siegespreis, aus vierundzwanzig neuen Geschützen, über dreißig gefüllten Munitionswagen, Feldschmieden und andern Fahrzeugen, zusammen aus zweiundsiebzig Wagen und beinahe vierhundert Pferden bestehend, war mit einem geringen Verlust erstritten worden.

Was sollte man aber mit dieser reichen Beute beginnen? Mitschleppen konnte man sie nicht, es mußten deshalb Veranstaltungen getroffen werden, den Train zu zerstören. In dieser Absicht ließ der Rittmeister die gefüllten Munitionswagen auf einem an der Straße belegenen großen Ackerfelde zusammenfahren, um sie in die Luft zu sprengen. Von den erbeuteten Pferden überließ er gegen zweihundert Stück den Landleuten, die sich sehr zahlreich auf dem Kampfplatze eingefunden hatten, um die siegreichen Preußen zu beglückwünschen. Eine kleine Anzahl verkaufte er an einen böhmischen Juden; die Officierpferde und einige der bessern wurden mitgenommen, die übrigen an die Munitionswagen gebunden, um sie durch die Explosion zu tödten. Ein furchtbarer Knall erschütterte die Luft, der kostbare Artillerietrain war nur noch ein dampfender Trümmerhaufen, aus dem noch dann und wann helle Flammen emporschlugen, welche die letzten Holztheile der zertrümmerten Fahrzeuge zerstörten. Die Eisentheile wurden den jubelnden Landleuten überlassen, die Geschützröhre zersägt oder auf eine andere Weise unbrauchbar gemacht.

Am Nachmittage dieses ereignißreichen Tages marschirten die Freiwilligen mit dreihundert und sechszig Gefangenen, worunter sich sechs Officiere und die Maitresse des Capitain Bizot befanden, nach Zwickau, wo sie von den Einwohnern mit endlosem Jubel begrüßt und sehr splendid bewirthet wurden. Dort wurden die gefangenen Officiere, nachdem sie sich ehrenwörtlich verpflichtet hatten, während dieses Krieges nicht wieder gegen die Preußen zu dienen, entlassen; die Unterofficiere und Gemeinen mußten ein gleiches Gelübde an Eidesstatt abgeben.

Der Capitain Bizot erbat sich von dem Rittmeister eine Bescheinigung, daß er nach einem hartnäckigen Kampfe einzig und allein der Uebermacht gewichen sei. Er behauptete, daß die Streifpartei mindestens fünfhundert Pferde zähle, empfand aber eine tiefe Beschämung, als er an der Front der achtzig preußischen „Schulbuben", die ihm eine so empfindliche Niederlage beigebracht hatten, heruntergeführt wurde. Nachdem er die Erklärung abgegeben hatte, daß die preußischen freiwilligen Jäger den besten französischen Elitetruppen gleichzustellen seien, wurde ihm die verlangte Bescheinigung ausgefertigt, darin aber ausdrücklich hervorgehoben, daß der Capitain sich erst dann ergeben habe, als er der Tapferkeit der Freiwilligen nicht länger habe widerstehen können.

Das Detachement lagerte auf dem Marktplatze der festlich geschmückten Stadt, umrauscht von enthusiasmirten Bürgern, die sich mit patriotischem Eifer für die Befreiung Deutschlands aussprachen und die preußischen Freiwilligen mit ihren Gunstbezeigungen fast erdrückten. Der Platz war mit langen Tafeln umstellt, an welchen die Jäger bewirthet und von schönen Händen bedient wurden. Der bisher niedergehaltene Patriotismus der braven Zwickauer loderte bei der Flasche in hellen Flammen empor, die feierlichsten Gelübde wurden gethan und eine ewige Brüderschaft zwischen den Bürgern und den Preußen geschlossen.

Der regierende Bürgermeister, Herr Hofrath Ferber, ließ dem Rittmeister seinen Respect vermelden und bedauerte es, dies nicht persönlich thun zu können. Er wollte krank sein. Die Bürgerschaft schien dies übel vermerkt zu haben, denn als das Detachement gegen Abend unter lautem Vivatrufen der Einwohner an seinem Hause vorüberzog, um die Stadt zu verlassen, wurde ihm eine todte Katze an die Hausthür genagelt und eine Menge wuchtiger Steine nach den dichtverhangenen Fenstern seiner Wohnung geschleudert.

In solchen Demonstrationen machten sich der Freiheitsdrang und die deutsche Gesinnung der Bevölkerung selbst unter den Augen der Schergen der französischen Zwingherrschaft schon damals Luft. Umstellt von französischen Bajonneten, niedergehalten von einer nicht wohl berathenen Regierung, umlauert von einem charakterlosen Beamtentroß, der seine Dienste dem Meistbietenden zuschlug und dem glücklichen Verbrecher die Füße leckte, bäumte sich das Volk dennoch mit unbezähmbarem Trotz gegen die fremden Gewalthaber und ihre deutschen Helfershelfer bei jeder geeigneten Gelegenheit auf, und die heiligen Gedankenblitze Freiheit und Vaterland, die an Preußens Horizont emporzuckten, schlugen auch hier zündend in die Herzen, daß sie aufloderten in hellen Flammen.

Unter dem Antrieb des heiligen Sturmes, dessen Odem damals alle Seelen weitete und weit über die preußische Grenze hinaus

wehte, durften die freiwilligen Jäger es wagen, tief in die von den Franzosen besetzten deutschen Gebiete einzudringen. In dem deutsch patriotischen Sinn der Bevölkerung fanden sie einen starken Bundesgenossen; im Volke gab es keinen Verräther, der ihre Stellungen, ihre Märsche dem Feinde verrathen hätte, überall wurden sie mit Jubel empfangen und mit tausend Segenswünschen auf ihren gefährlichen Pfaden begleitet. Sie waren ja die Träger der nationalen Begeisterung, die hellleuchtenden Meteore der Erhebung, die Apostel der Freiheit und bürgerlichen Selbstthätigkeit, welche diese ganze Bewegung so charakteristisch kennzeichnete. Ueberall, wo sie erschienen, hinterließen sie eine Gedankensaat, aus der die schönsten Früchte erblühten.

In der Armee waren die freiwilligen Jäger die Männer der That, des rücksichtslosen Wagens, die dem engherzigen dynastischen Egoismus offen entgegentraten und den Krieg auf Leben und Tod predigten. Deshalb waren sie dem „diplomatischen Federvieh", wie der alte Recke Blücher die federkundigen Beamten des großen Hauptquartiers nannte, und auch den „altfritzigen" Officieren ein Dorn im Auge. Diese in Hochmuth und Junkerthum verknöcherten alten Soldaten suchten der jungen Adlerbrut bei jeder Gelegenheit die Schwingen zu beschneiden und waren eifrig bemüht, ihren Thaten die Anerkennung zu entziehen.

Auch der Rittmeister von Colomb mußte dies erfahren, als er nach abgeschlossenem Waffenstillstand sich unter tausend Fährlichkeiten aus den feindlichen Haufen herauswickelte, die ihn umstellt hielten, und endlich bei Breitenhagen unweit Aken das rechte Ufer der Elbe erreichte. Von seinen jüngeren Cameraden wurden er und seine tapfere Schaar zwar mit der herzlichsten Freude empfangen, die höheren Officiere behandelten ihn dagegen mit kalter Nichtachtung und grätiger dienstlicher Kleinigkeitskrämerei. Als er sich in Ohlau bei dem General York meldete, ließ dieser seiner Abneigung gegen die Parteigänger frei die Zügel schießen.

„Solche Züge," meinte er, „lockern die Subordination; es tritt dabei eine Cameradschaft zwischen den Officieren und ihren Leuten ein, die den Respect untergräbt und endlich zur Auflösung aller Disciplin führt. Die Vortheile, welche Sie errungen haben, wägen die Nachtheile nicht auf, die aus solchen Actionen, wo ein jeder Mann sich in fessselloser Ungebundenheit bewegt, der militärischen Dressur erwachsen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Ihren Kraftgenies die langgelassenen Zügel wieder verkürzt werden, und sie an Zaum und Zügel gewöhnen."

Der alte Griesgram, der in der Poscheruner Mühle, als er durch den mit den Russen abgeschlossenen Vertrag von Tauroggen der Politik Preußens eine feste Basis gab, selbst „Kraftgenie" gespielt hatte, hielt Wort. Um die innige Cameradschaft zu zerstören, welche Colomb mit seinen Freiwilligen geschlossen hatte, sorgte er dafür, daß diesem das Commando derselben noch während des Waffenstillstandes abgenommen und derselbe zu einem anderen Armeecorps, obschon mit Avancement, versetzt wurde. Das schöne Band, welches die freiwilligen Jäger an den hochherzigen Mann fesselte, wurde dadurch aber nicht gelöst. Seine Schwadron verehrte ihm zum Andenken einen reichverzierten Säbel, blieb ihm mit inniger Liebe zugethan, und noch heute, nach einem halben Jahrhundert, sprechen die hochbetagten Greise, die einst seinem Commando untergeben waren, mit hoher Begeisterung und inniger Anerkennung von ihrem heldenmüthigen Führer.

Dorfanlage und Hausbau in Deutschland.

Von **Wilhelm Jungermann.**

(Schluß.)

Das thüringische Bauernhaus. — Der Einzelhof. — Dörfer und Städte ohne Grund und Boden. — Die Kämpe.

Wir kommen zum **thüringischen Bauernhaus**. Daß wir hier auf anderem Grund und Boden stehen, haben wir schon oben an der Verschiedenheit der Dorfanlage gesehen. Die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten des Hausbaues aber sind: die stets viereckige Form und die Geschlossenheit des Hofes durch ein Thor und eine neben diesem stehende Pforte; die Einfassung der muldenförmig vertieften Miststätte durch einen vor den Gebäuden sich herziehenden gepflasterten oder geplatteten Gang (die s. g. Häuste); an der dem Hof zugekehrten Außenseite des Stallgebäudes eine offene Galerie (der s. g. Gang oder auch die Laube); das Taubenhaus in der Mitte des Hofes; die Holzwände des untern Stockwerks des Wohnhauses; die hohe Esse der Küche; die offene Durchfahrt in einem der Wirthschaftsgebäude, und der mangelnde Holzbau an den Wänden der letztern, die vielmehr meist aus reinem Lehm aufgeführt sind. Nicht sowohl im Hausbau als in wirthschaftlichen Verhältnissen beruhende Eigenthümlichkeiten sind sodann noch: der fast nie fehlende große Käsekorb an einem der Nebengebäude und die Umfriedigung der Miststätte mit einem Strohgeflecht oder in anderer Weise, eine Einrichtung, die wahrscheinlich damit zusammenhängt, daß sich vielfach das Vieh während des Tages auf der Miststätte aufhält.

Nicht alle thüringischen Bauernhöfe sind übrigens gleich geräumig, und es haben demnach auch nicht die Wirthschaftsgebäude aller dieselbe Ausdehnung. Die größere oder geringere Wohlhabenheit des Besitzers äußert hier wie überall ihre modificirenden Wirkungen, namentlich in der Richtung, daß mehrfach Wohnhaus und Stallung nicht zwei selbstständige, sondern ein zusammenhängendes Gebäude sind. Bei kleineren Höfen fehlt wohl auch das Taubenhaus im Hof, wogegen dann ein Taubenschlag im Giebel des Wohnhauses angebracht ist. Auch das Thor und die Pforte haben nicht überall die gleiche Ausdehnung. Nach Westen zu werden die geschlossenen Thoreinfahrten immer seltener. Um Heiligenstadt und Mühlhausen sieht man sie nur noch vereinzelt, an der Oder gar nicht, im Werrathal nur hier und da. Thor und Pforte bleiben zwar auch in diesen Gegenden, aber, entsprechend dem geringern Umfang der Güter, sind sie meist oben offen, und nur hin und wieder liegt ein Querriegel oben auf den beiden Säulen. Südlich und östlich am Harze, in Meißen und im Altenburgischen sind die Pfeiler fast durchweg von Stein und oben entweder durch ein Dach oder durch einen Bogen geschlossen, in der Lausitz dagegen wird statt des Steines schon häufig Holz angewendet, während in Böhmen das hohe meist steinerne Thor sich ganz besonders bemerklich macht. Hin und wieder findet man auch wohl das Thor gänzlich überbaut, in welchem Falle dann gewöhnlich die offene Durchfahrt wegfällt. Auch der Gang oder die Laube wird nach Westen zu im Werrathale schon seltener und verschwindet mehr und mehr. Ebenso verdrängt die reine Lehmwand oder auch die gewöhnliche Gefachwand die Holzwand in dem untern Stockwerk des Wohnhauses. Ein Bild des äußeren und inneren Aussehens eines thüringisch-slavischen Hofes werden die beiden folgenden Zeichnungen gewähren, die von einem Hof in Altbernsdorf an der Pliesnitz, dicht beim Städtchen Bernstadt in der Oberlausitz, aufgenommen sind.

Es bleibt uns nur noch die Schilderung des **Einzelhofs** in dem Land nördlich von der Lippe übrig. Es ist bereits oben bemerkt worden, daß der Hausbau auf diesen Einzelhöfen der altsächsische zu sein scheint. Der Hausbau des Einzelhofs wird uns daher hier nicht weiter beschäftigen, es gilt davon ganz dasselbe, was oben über das sächsische Haus mitgetheilt wurde. Die Eigenthümlichkeit des Einzelhofs liegt vielmehr in dem gänzlichen Mangel jedes landwirthschaftlichen Gemeindeverbandes. Es giebt in dem Gebiet des Einzelhofs eine politische Gemeinde — die „Bauerschaft", die von einer Anzahl von Einzelhöfen gebildet wird und unter einem „Schulzen" stand, dessen Amt mit dem Besitz eines bestimmten Hofes verbunden war — und es giebt dort auch eine kirchliche Gemeinde, eine landwirthschaftliche Gemeinde dagegen, d. h. eine solche mit gemeinsamer, in Hufen abgetheilter Feldflur, gab und giebt es nicht. Die einzelnen Einzelhöfe sind und waren von jeher vollständig für sich abgeschlossene und stets zusammenhängende Ganze. Mit der Zeit haben sich allerdings auch Dörfer und Städte hier und da gebildet, aber weder die einen, noch die andern haben in Hufen eingetheilte Fluren; die Einzelhöfe hatten ja viel früher schon den gesammten bestellbaren Grund und Boden vorweg genommen. Etwas Land haben natürlich auch diese Städte und Dörfer,

die fast sämmtlich sich um ein ehemaliges Kloster, eine Burg oder Pfarrkirche entwickelt haben, allein dieses Land ist sehr unbedeutend und besteht nur aus einzelnen Stücken, die von benachbarten Höfen gekauft oder gepachtet worden sind. Die Hauptbeschäftigung dieser Stadt- und Dorfbewohner ist daher auch nicht der Ackerbau, sondern sie sind meist Krämer, Wirthe und andere Gewerbtreibende — gehört doch selbst die Stätte, worauf ihr Haus (Wort) steht, nicht ihnen, sondern einem andern Grundherrn, der für die Ueberlassung derselben einen Grundzins (Wortzins) bezieht. Diese erst spät entstandenen Städte und Dörfer sind also Ausnahmen, ursprünglich war das Land mit lauter Einzelhöfen besiedelt.

Bauernhaus in Altbernsdorf bei Bernstadt in der Oberlausitz.

Der Schilderung des Einzelhofs sei hier der Grundriß einer bestimmten Hofflur zu Grund gelegt, der des Schulzenhofs Gassel in der Gemeinde Ueberwasser, nordwestlich von Münster.

Von den Buchstaben bezeichnen a die Ackerkämpe, wi die Wiesenkämpe, w die Weidekämpe, h die Holzkämpe. Von den Zahlen bezeichnet 1 die Hofstätte mit ihrem ringsherum laufenden Wassergraben; 2 die Wohnung des „Plaskötter", nämlich eines Tagelöhners, der zum Hof gehört; 20 eine Quelle, von der ein Wassergraben ausgeht; 21 die beim Hof vorbeiziehenden Wege. Wir sehen also, mitten im Hofgut liegt die Hofstätte mit den Wirthschaftsgebäuden, und rings um diese schließen sich die Hofgründe an, Acker und Wiese, Weide und Holz in buntem Gemisch. Alle diese Gründe sind in einzelne Stücke von verschiedenster Größe (ein bis zehn Morgen) zertheilt und zwar, nach den unregelmäßigen Formen zu schließen, in größter Willkür. Diese einzelnen Stücke

Der Hof eines Bauerngutes in Altbernsdorf bei Bernstadt in der Oberlausitz.

nun werden Kämpe genannt und jeder Kamp wird vom andern durch Graben und Wall getrennt, der Wall aber ist mit einer Hecke bepflanzt und der Zugang mit einem Schlagbaum verschlossen. Dies ist aber nicht blos bei den Aeckern und Wiesen der Fall, sondern auch die Holz- und Weidekämpe haben dergleichen Verschluß. Selbst in der Benutzung dieser Kämpe findet zuweilen ein Wechsel statt; ein Ackerkamp bleibt wohl einmal zur Wiese liegen und ein Wiesenkamp wird zu Land umgebrochen. Liegt der Acker „trisch", so dient er als Viehhut — der Schlagbaum vertritt die Stelle des Hirten. Die Wallhecken aber werden nach einem gewissen Kreislauf von etwa fünf Jahren nach und nach ausgehauen und liefern dem Besitzer den größern Theil seines Brennmaterials. Insoweit ist die Abgeschlossenheit des Einzelhofs vollständig durchgeführt. Es giebt jedoch einzelne Theile des Grundbesitzes, welche früher Gemeingut mehrerer Höfe waren und zum Theil noch sind. Diese Bestandtheile des Grundbesitzes liegen aber außerhalb des Hofgrundes; es sind Haide und Moor oder Holz oder kleine Waldstücke (Busch). Wo die Haide sich nun zum Fruchtbau eignete, hat man sie in neuerer Zeit umgebrochen und in einzelne Ackerstücke getheilt. Dies sind die sogenannten Eschen (esk), und für diese offen liegenden Feldstücke hat sich denn auch die Feldgemeinschaft gebildet, wie in den eigentlichen Dorffluren. Sie sind daher auch vermessen, so daß man bei ihnen von Morgen und Ruthen Landes spricht — Bezeichnungen, von denen bei den Ländereien in den Kämpen ebensowenig die Rede ist, wie von Hufen.

Die Baumgruppen um den Einzelhof und die zerstreut durch die Hofflur liegenden Hölzer und Wallhecken sind es besonders, die

Grundriß des Schulzenhofs Gassel im Münsterlande.

dem starr und streng abgeschlossenen Ganzen doch wieder einen eigenthümlichen, wechselvollen, ja poëtischen Charakter verleihen und gegen das ermüdende Einerlei der Feldfluren im sonstigen Flachland sehr vortheilhaft abstechen. Starr und streng aber schließt sich dieser nordwestphälische Einzelhof ab, das ist nicht zu leugnen. Wie der Wassergraben um die Hofstätte darauf hinweist, daß vordem hier ein Geschlecht saß, das Grund hatte sich gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen, so trägt auch die ganze Anlage des Gutes etwas Kraftvolles, Herrisches, Eigenmächtiges, Sichselbstgenügendes. Wer auch zuerst dies Land besiedelt haben mag, ob die Sachsen, die es jetzt innehaben oder — was viel wahrscheinlicher ist — ein anderes nichtdeutsches Volk, das von den Sachsen später vertrieben wurde — es waren freie, streitbare Männer, welche die Einzelhöfe gründeten. Aber so frei sie auch waren, sie hatten doch ihren Herrn, und das war ihr eigen Besitzthum, der Einzelhof selbst. Das Gut selbst ist nämlich im nördlichen Westphalen ein so übermächtiges, wichtiges Ding, daß davor die Persönlichkeit des Besitzers ganz zurücktritt, und das geht so weit, daß bis auf diesen Tag der Name des nordwestphälischen Bauern in seinem Gute aufgeht. Der

Besitzer des Oberhofs heißt und schreibt sich „Oberhöfer“, der Besitzer des Nordhofs heißt und schreibt sich „Nordhöfer“, und alle Die, welche vor ihnen den Oberhof oder den Nordhof besaßen, haben so geheißen und sich so geschrieben. Und wenn der Oberhöfer vom Oberhof wegziehen und den Westhof kaufen sollte, so heißt und schreibt er sich von Stund' an „Westhöfer“ und sein Nachfolger auf dem Oberhof führt von da ab dessen früheren Namen. Der Einzelhof ist das wirkliche Bild im Kleinen von einem ackerbautreibenden Staat und wird es wohl auch noch lange Zeit bleiben.

Wir sind zu Ende. Die Ausführungen, die ich, vorzugsweise nach den vortrefflichen Abhandlungen Landau's, gegeben, tragen, wie diese selbst, das Gepräge einer nothwendigen Unfertigkeit und können, weit entfernt einen wissenschaftlichen Abschluß zu bieten, eigentlich nur als die Anfänge einer gründlichen, streng methodischen Untersuchung gelten. Aber klar und bestimmt erkennen wir bereits, daß die vollständige und auffallende Verschiedenheit des fränkischen, sächsischen und thüringischen Hausbaues und der deutschen und thüringischen Dorfanlage im Gegensatz sowohl unter sich, als zu dem räthselhaften nordwestphälischen Einzelhof, nicht auf zufälliger und willkürlicher Laune der ersten Ansiedler, sondern auf tief im Volksleben, in Stammes- und nationaler Verschiedenheit begründeten Ursachen beruhen müssen. Dafür bürgt sowohl das Zusammenfallen dieser grundverschiedenen Bauarten mit den aus anderen Quellen uns bekannten Grenzen der einzelnen Volsstämme im Allgemeinen, als die ungeheuere Zähigkeit dieser Bauweisen auch unter später veränderten politischen Verhältnissen. Fast ein Jahrtausend ist es her, daß die fränkischen Hessen den angrenzenden sächsischen Stamm der Cherusker unterwarfen und das sächsische Hessen demselben Staat wie das fränkische Hessen angehört, und doch fällt noch heute die Grenze des sächsischen Hausbaues mit der alten Stammesgrenze genau zusammen. Gegenüber solchen Beweisen einer allen Einflüssen der Zeit trotzenden Stetigkeit ist es daher nicht zu viel gewagt, wenn man an der Hand derselben den Versuch macht, die vergangenen Jahrtausende jetzt noch zu zwingen, ihren stummen Mund zu öffnen und dem heute lebenden Geschlecht Zeugniß abzulegen von dem Kampf und Streit, dem Weben und Leben der Menschen, die nur sie gesehen. Das aber ist keine müßige Neugier. Je tiefer unser Blick hinabdringt in das Dunkel der Vergangenheit, um so schärfer und besser verstehen wir unsere eigene Gegenwart; ja das Volk spricht sich selbst das Recht auf eine Zukunft ab, das die Quellen seiner Geschichte verschüttet liegen läßt und es versäumt, an dem Leben und Treiben seiner Vorfahren, auch der ältesten Zeit, sich zu bespiegeln und zu erfrischen. Vergessen wir es nicht, daß mit dem Beginn des Studiums unserer alten Sprache und unserer nationalen Alterthümer auch unser selbstbewußtes nationales Leben wieder begonnen hat und daß dies kein Zufall war, sondern die lebendigste Wechselwirkung. Aber Eile thut hier Noth. Die heutige Zeit mit ihren Dampfpflügen und Dreschmaschinen, mit ihren Verkoppelungen und ihrer Auflösung der alten unwirthschaftlichen Flurordnung räumt in raschem Flug einen dieser alten werthvollen Zeugen nach dem andern hinweg. Unser Hausbau wird ein anderer, die alte Bauweise und Dorfanlage weicht mehr und mehr den heutigen veränderten Bedürfnissen. Zu säumen ist da nicht länger, und deshalb sei hier das echt nationale Werk von Georg Landau der allseitigsten Unterstützung dringend empfohlen.

Cypressenzweig

auf das Grab des englischen Humoristen John Leech, vom deutschen Humor.*

Armer John — an Deinem Grabe stehen auch Deine deutschen Collegen, in der Gestalt einer Trauerweide — denn unsere Haare sind zu Trauerzweigen geworden und senken sich über Dein schlichtes Kreuz. Neidlos blicken wir auf Deinen Ruhm, neidlos auf Deinen Witz, auf Deine Hechtnatur, die in den faulen Karpfenteich des Lebens Bewegung brachte. Wir gedenken Deiner Fuchsjäger und Angler, die Dein scharfgespitzter Griffel schuf, Deiner Ladies, der schönen und der abgelagerten, Deiner Blaustrümpfe, Deiner Gentlemen, Deiner „Freiwilligen“, Deiner Sportsmen, Deiner „Flunkeiana“ und des unsterblichen „Mr. Briggs“, dieser Krone alles englischen Spleens. — Auch Master Punch, dessen Hauptzierde Du warst, sitzt trauernd auf Deinem Grabe. Er hat sein lustiges Polichinel-Costüm abgelegt und ist nur noch ein alter bekümmerter Mann. — Lebewohl, lustiger John, Du „Bursch von unendlichem Gemüth“! Wir setzten Dir dies kleine Denkmal in Deinem Sinne, mit einem nassen und einem heitern Auge, denn nachdem Du die ersten bangen Todesahnungen überstanden, hast Du gewiß in Deinem letzten Stündlein gelächelt — diese miserable Welt verlassen zu müssen.

H. Kg.

* Das deutsche Nationalgefühl, welches besonders in letzter Zeit vom stolzen England herausgefordert wurde und nicht ermangelte, in Wort und Bild Wiedervergeltung zu üben, ist vorurtheilsfrei genug, um den Guten und Besten jenes Landes die gebührende Anerkennung nicht vorzuenthalten. Thackeray, dem großen humoristischen Schriftsteller, der vor Kurzem ebenfalls aus der Reihe der Lebenden schied, setzten wir bereits in diesen Blättern ein Denkmal der Liebe und Bewunderung, wie es dem Genius gebührt, möge aus diesem oder jenem Winkel der Erde sein Licht strahlen. — Jetzt gilt es John Leech, dem berühmten Humoristen und Satiriker, der mit seinem nie rastenden Griffel in dem weltbekannten englischen Witzblatte, dem Punch, dessen Hauptzeichner er war, seit einer Reihe von Jahren die Sitten und Gewohnheiten seines Volks mit einer Schärfe, mit einer Unparteilichkeit und Unerbittlichkeit geißelte, wie kaum ein Anderer vor ihm. Hogarth schilderte uns das alte — Leech das moderne London in hundert und aber hundert Persönlichkeiten und Situationen, so daß selbst der Ausländer von dem Treiben, von den Originalen der ungeheuern Weltstadt das treueste Abbild erhielt. Er war ein Maler seiner Zeit, seines Zeitgeistes — seine Skizzen, ausgestattet mit einer Fülle des köstlichsten Humors, sind Epoche machend und werden die Freude Aller bleiben, welche Sinn und Empfänglichkeit haben für die Spenden wahren Humors.

Bilder von der deutschen Landstraße.

2. Der Handwerksbursch.

III.

Kundschaft, Paß und Wanderbuch. — Die Hochschulen der Handwerksburschen. — Das Lohn-Machen und die Kündigung. — Das Abdanken. — Das Hauptquartal. Die Umfragen. — Der Ehrenwillkommen oder der Schauer. — Das Ehrengeschenk. — Das Duell der Bauhandwerker. — Die Walze. — Der blaue Montag. — Das Geleite. — Schwärzen und Waichen. — Das Fechten. — Die Marschroute und der Schub. — Das Visiren. — Die Polizei. — Ueber die Grenze. — Die Wahrzeichen. — Nach der Heimath. — Das Wanderbuch und die Erinnerung.

Wenn ein Handwerksbursch nicht „verschrieben" war, so mußte er eine „Kundschaft". bei sich führen. Es war dies eine nach einem vorgeschriebenen Formulare von den „geschworenen Meistern und Beisitzern" der betreffenden Zunft ausgestellte Bescheinigung darüber, daß der Inhaber die und die Zeit bei dem und dem Meister in Arbeit gestanden und sich gut betragen habe. Da die Kundschaft ein kurzes Signalement des Wanderburschen enthielt und von der Polizei beglaubigt wurde, so vertrat dieselbe zugleich die Stelle des Wanderpasses. In späterer Zeit vereinigte sich Beides, Kundschaft und Paß, im Wanderbuche. Nahm ein Geselle Arbeit, die sich übrigens in manchen Städten der Zugereiste nicht beliebig auswählen durfte, indem er vom Obermeister oder dem Altgesellen demjenigen Meister oder derjenigen Meisterswittwe zugewiesen wurde, welche gerade mit dem Einstellen eines Gesellen an der Reihe waren, so wurde die Kundschaft beim Obermeister abgegeben, der dieselbe in der Lade zu verwahren hatte. Blieb der Geselle länger als vier Wochen in Arbeit, so wurde ihm, wenn er die betreffende Stadt wieder verlassen wollte und einen Nachweis darüber beigebracht hatte, daß er seine Auflagen sämmtlich entrichtet und der Bruderschaft oder auch der Herberge nichts schuldig sei, eine neue Kundschaft mitgegeben, die er ebenfalls als Beleg seiner Wanderzeit später beim Meisterwerden vorzulegen hatte. Dem seine Wanderschaft beginnenden Gesellen sollte nach den meisten Handwerksordnungen auch ein Reiseplan mitgegeben werden, „in dem man ihm von Handwerkswegen ein umständliches Verzeichniß aller derer Orte in die Hände giebt, in welchen sein Handwerk mit vorzüglicher Industrie getrieben wird". Für die Klempner war die Hochschule Wien, für die Bäcker Dresden, für die Sattler und Curschmiede München, für die Schlosser und Gürtler Fürth, für die Weber Hof und Chemnitz, für die Färber Berlin, Dresden und Erfurt, für die Nadler Schwabach, für die Tuchmacher Crimmitzschau und Großenhain, für die Brauer München, für die Münchener Brauer aber Wien, für die Schuhmacher Erfurt, für die Metzger Hamburg, für die Schieferdecker Lehesten, für die Hutmacher Offenbach, für die Böttiger Frankfurt a. M.

Wenn ein Geselle Arbeit bekam, so war er zwar in den ersten vierzehn Tagen von allen Auflagen und Abgaben frei, erhielt dafür aber auch weder das Meister- noch das Gesellengeschenk. Erst nach dieser Zeit wurde, und zwar stets Sonntags nach dem Mittagsessen, „Lohn gemacht", d. h. der Wochenlohn zwischen Meister und Gesellen festgesetzt, wobei jedes Mal alle Anwesenden das Zimmer zu verlassen hatten, so daß sich der Meister mit dem Gesellen allein befand. Bei manchen Zünften, wie z. B. bei den Schuhmachern, Bäckern, Fleischern etc., war es üblich, die Gesellen auf eine bestimmte Zeit zu miethen, daher denn auch — namentlich in Süddeutschland — die Bezeichnung „Handwerksknecht" gebräuchlich war. Hier und da arbeitete man auch „auf Stück"; „Nachschichten", d. h. solche Arbeit, welche nach dem Feierabend verrichtet wurde, mußten natürlich besonders gelohnt werden. Wollte ein Geselle eine Werkstelle wieder verlassen, so pflegte er — und wiederum stets Sonntags nach dem Mittagsessen — zu dem Meister zu sagen: „Ich danke vor die Arbeit!" oder auch: „Schreiben Sie mir meinen Fremdenzettel!" worauf er alsdann noch vierzehn Tage in Arbeit blieb. Mit den Worten aber: „Du hast Feierabend!" kündigte der Meister dem Gesellen, jedoch ebenfalls immer vierzehn Tage vor dem wirklichen Aufhören der Arbeit. Standen Jahrmärkte, Handelsmessen oder Feiertage in der Kürze zu erwarten, so durfte von beiden Theilen nicht gekündigt werden. Der Abschied vom Meister oder das sogenannte „Abdanken" geschah, wenn Meister und Geselle in gutem Einvernehmen gestanden hatten, meist unter Anwendung der Worte: „Ich danke dem Herrn Meister vor alles Gute und Liebe, was ich bei Ihnen genossen habe; kann ich es heute oder morgen an Ihnen oder Ihren Kindern vergelten, so bin ich es zu thun schuldig!" In den Worten: „Finde bald eine gute Werkstelle wieder, reise glücklich, Fremder!" bestand der Scheidegruß des Meisters.

Nur ungern verließ der Wanderbursch eine ihm liebgewordene Werkstelle, besonders aber dann, wenn das Hauptquartal nahe bevorstand; denn dieses bildete den Glanzpunkt des Handwerkerlebens im ganzen Jahre. Da wurde der beste Sonntagsstaat angelegt, wenn bei „offener Lade" verhandelt wurde. Nach Beendigung der ernsten Geschäfte, des Ein- und Ausschreibens, der Rechnungsablegung, der Beilegung von Zwistigkeiten etc. wurde alsdann auch in der Bruderschaft unter Assistenz zweier Meister nach altem Brauche noch ein besonderes Haupt-Quartal abgehalten. Die Lade stand geöffnet auf der Tafel, daneben lagen aufgeschlagen die Bücher der Bruderschaft, Krone und Scepter waren aufgerichtet, der Ehrenwillkommen oder der Schauer, im ganzen Jahre nicht wieder sichtbar, prangte auf dem Tische. Nun wurden die Umfragen, die erste, die zweite und die dritte, gehalten, d. h. gefragt, „ob einer oder der andere vorhanden sei, der auf den Altgesellen oder auf einen anderen ehrlichen Gesellen etwas Böses wüßte oder haben möchte, was sich der Ehre nicht gezieme, einem ganzen ehrsamen Handwerk zuwider oder einer ganzen löblichen Bruderschaft zu einem Schimpf oder übeln Nachtheil gereichen möchte: derselbe wolle dasjenige nicht verschweigen, sondern ordentlicher Weise vor den öffentlichen Ehrentisch treten und seine Worte mit Bescheidenheit vorbringend vermelden, dieweil der öffentliche Ehrenwillkommen auf dem öffentlichen Ehrentische stehe und die erste öffentliche Umfrage herumgehe!" Wer keine Klage anzubringen hatte, der erhob sich mit den Worten: „Also mit Gunst und Erlaubniß! Was meine Person anbelangt, weiß ich für dies Mal auf keinen ehrlichen Gesellen nichts denn Liebes und Gutes. Also mit Gunst und Erlaubniß bin ich aufgestanden; also mit Gunst und Erlaubniß setze ich mich wieder." Wurde Jemand eines Vergehens beschuldigt, dann wurde eine förmliche Anklage und ein förmliches Verhör über ihn verhängt, wobei der Junggeselle die Functionen des Gerichtsdieners zu übernehmen hatte. Wer schuldig befunden wurde, wurde gebüßt und die Buße vertrunken.

Die zweite Umfrage verlangt zu wissen, „wo einer oder der andere sein ehrlich Handwerk erlernt und wo er seinen ehrlichen Gesellenbraten gegeben habe, auch wohl, welchen ehrlichen Gesellennamen, der meist in einem kurzen Spruche bestand, er erhalten habe. An dem ehrsamen Willkommen, welcher gewöhnlich aus Zinn, hier und da auch aus Silber kunstvoll gearbeitet war, befanden sich kleine Ringe, an welchen diejenigen Gesellen, welche Meister wurden, Erinnerungsbänder und Gedächtnißschilder befestigten. Die Färber in Wien besaßen z. B. drei große silberne Ehren-Willkommen. Diese stattlichen Gefäße waren meist zwei bis drei Fuß hoch und erweiterten sich bedeutend nach oben, so daß sie ein ansehnliches Quantum Bier in sich aufnehmen konnten.

War er gefüllt, dieser Ehrenwillkommen, dann „präsentirte" ihn der Altgeselle als „Ehrengeschenk", denselben mit beiden Händen hoch empor haltend und ihn reichend in wohlgesetzter, sich immer gleich bleibender Rede, in welcher auch aller derjenigen Gesellen gedacht wurde, die „anderswo fremd oder wandernsfertig seien, oder auf grüner Haide liefen, oder willens zu laufen wären; denselben wolle Gott geben Glück, Heil und Segen zu Wasser und zu Land, über Berg und Thal, oder wo sie der liebe Gott hinsenden wolle etc.". Und „mit Gunst und Erlaubniß" machte alsdann der ehrsame Ehrenwillkommen die Runde.

Die dritte Umfrage erstreckte sich blos auf Vergehen, welche während der Abhaltung des Quartales selbst begangen wurden. Unter lautloser Stille wurde die Lade wieder geschlossen.

Für diejenigen, welche behaupten, daß da, wo viele junge Leute zusammenkommen, das Duell schlechterdings nicht zu entbehren sei, liefert das Handwersburschenleben einen in der That recht „schlagenden" Beweis. Bei den Bauhandwerkern nämlich, auch bei den Hufschmieden und Schlossern war in Norddeutschland das Duell in der Weise eingeführt, daß die Forderung in den Worten bestand: „Jetzt hast Du es mit mir zu thun!" Abends

nach zehn Uhr versammelte man sich in einem besonderen, der Polizei unbekannten Raume auf der Herberge; hier stellten sich die Duellanten einander gegenüber, wobei ein Jeder seinen Secundanten zur Seite hatte; der Angeklagte, respective der Geforderte, mußte den ersten Schlag mit der Faust auf den Kopf aushalten, und dann ging's Schlag auf Schlag — natürlich ohne Binden und Bandagen, — bis einer von Beiden zusammenstürzte und mit dem Worte: „Frieden!" sich für besiegt erklärte. Im Kreise herum standen die Genossen, einer Paukerei nach der andern mit Spannung folgend. In der Linienstraße in Berlin, wo die Zimmerleute ihre Herberge hatten, ist oft viel Blut geflossen. Doch gab es auch abgehärtete Naturen, welche für einige Groschen sich für einen Andern schlugen, was, ohne Anstoß zu erregen, gestattet war.

Jetzt aber sträubt sich die Feder, weiter ihren Dienst zu verrichten. Dennoch — so schwer es uns auch ankommen will, darf nichts verschwiegen bleiben; zudem würden wir ja auch den Verdacht erregen, nicht die ganze und volle Wahrheit gesagt zu haben. Es wurde nämlich bei den Bauhandwerkern auch „gewalzt". „Gewalzt?" fragt staunend der Leser; „Walzen, Tanzen, — versteht sich dies bei jungen Leuten nicht ganz von selbst?" O nein, es war ein ganz anderes Walzen, bei welchem die Gemüthlichkeit in der That ihr Ende erreichte. Laß Dir sagen, lieber Leser, wie weit der Uebermuth oder vielmehr die Rohheit ging, wenn Einer wegen irgend eines Vergehens „gewalzt" wurde. Zwei schwere Mangehölzer lagen auf der Tafel; darüber legten sie ihn mit dem Gesichte nach unten; Einer hielt ihn am Kopfe, ein Anderer bei den Beinen fest, dann zogen sie ihn hin und her, wobei zwei Mann sich auf ihn setzten, damit er die gehörige Last erhielte. Es hat mehr als Einer beim Walzen seine gesunden Glieder eingebüßt.

Trotzdem daß der sogenannte blaue Montag in allen Handwerksordnungen mit schwerer Gefängnißstrafe bedroht und den Wirthen bei hoher Strafe verboten war, den Gesellen „vor beendigter Arbeitszeit Aufenthalt zu gestatten", wurde doch mindestens der Nachmittag blau gemacht. Die Hutmacher aber ließen sich's nicht nehmen, stets den ganzen Tag zu feiern. Bei den Porzellanmalern und Drehern war die Unsitte in früherer Zeit sogar soweit gediehen, daß sie oft die halbe Woche blau machten, namentlich wenn ihnen die Anwandlung kam, daß sie, mit den wirklichen Künstlern auf gleicher Stufe stehend, auch die geniale Seite des Künstlerlebens hervorkehren müßten. Nicht selten wurde — und besonders auch am blauen Montage — einer kleinen Schaar weiterreisender Handwerksburschen unter Gesang und Jubel bis vor das Thor oder auch bis zum nächsten Dorfe das Geleite gegeben.

„Schwärzen" hieß das fürchterliche Wort, mit welchem bei den Zimmerleuten drei Bruderschaften eine Stadt in Verruf erklären konnten, wenn aus irgend einem Grunde zwischen den Meistern und Gesellen ein Conflict entstand. War die Stadt „schwarz", so verließen die fremden Zimmergesellen dieselbe und es kam so lange kein einziger Geselle dahin zugereist, bis sich die Meister des Ortes „gewaschen", d. h. bei sieben Bruderschaften in Deutschland mit je drei Thalern den Frieden erkauft hatten. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von dem Schwarzsein einer Stadt von einer Bruderschaft zur andern durch ganz Deutschland.

Mit der Polizei gerieth der Handwerksbursch meistens nur dann in Conflict, wenn er beim Fechten betroffen wurde. Man mag die Sache ansehen, wie man will, man wird zugestehen müssen, daß der beste, redlichste und fleißigste Handwerksbursch in die Lage kommen konnte, hie und da einmal zu „klopfen" oder zu „pochen". Daß hierbei auch mancher muthwillige Streich gespielt wurde, läßt sich unschwer begreifen. Mit Absicht reden wir hier natürlich nicht von den eigentlichen Stromern, auf welche jenes Sprüchwort seine Anwendung findet: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie sind nicht von uns." Namentlich im Hannöverschen wurde manches Stück Speck, manche Wurst und manches Ei heimlich mitgenommen. Im Herbste lagerte wohl auch eine kleine Schaar Handwerksburschen in einem Obstgarten, ein frugales Mittagsmahl mit Ruhe verzehrend, wobei der sonst beim Meister übliche Comment natürlich aufgehoben war, nach welchem jeder Geselle und Lehrbursch sofort vom Tische aufstehen muß, wenn sich der Altgeselle erhebt. Auf der andern Seite steht die uns von Hebel mitgetheilte Erzählung vom fechtenden Handwerksburschen in Anklam nicht vereinzelt da, welcher in einem Hause eine arme kranke Frau fand, die selbst nichts besaß, und welcher dann nach einigen Stunden zurückkehrte und viele Stücken Brod und kleine Kupfermünzen auf den Tisch legte. Ich wüßte manchen rührenden Zug von Theilnahme an fremder Noth zu erzählen. So wurde ein Leipziger Student, welcher auf einer Ferienreise in die Heimath begriffen war, am letzten Tage seiner Route von einem Handwerksburschen in dem Augenblicke angegangen, als er selbst nur noch zwei Kreuzer besaß. „Hier, es ist mein Letztes," sagte der Studiosus, „ich kann ohnehin nichts damit anfangen!" Allein der Handwerksbursch nahm das Geld nicht an, sondern lief schnell voraus, pochte das nächste Städtchen — es hieß Schalkau im Meiningenschen — durch und kam alsdann dem Studenten wieder nach. In Eisfeld saßen sie dann selbander in einem Gasthofe, aßen und tranken, und der Handwerksbursch bezahlte die Zeche. Jener Student aber war späterhin wohlbestallter Bürgermeister in einer Meiningenschen Stadt, und so oft ihm ein fechtender Handwerksbursch vorgeführt wurde, griff er in die Tasche und gab sein Scherflein zu dem officiellen Verweis.

Am einträglichsten war das Fechten in den reichen Klöstern an der Donau; hier wurde außer einigen Kreuzern Geld auch eine Halbe Bier und ein Viertel Brod verabreicht. Mitunter tauschte auch ein Müller mit einem Bäcker das Wanderbuch beim Umschauen, um ein doppeltes Geschenk zu erzielen. Daß dergleichen Gaunereien nicht immer glückten, davon konnte jener Barbier erzählen, der in Kreuznach bei einem Uhrmacher zusprach. „Sie sind Uhrmacher?" fragte der Mann mißtrauisch. „Wie heißt denn dieses Instrument?" Da erblaßte der Arme, denn er hatte in seinem ganzen Leben den Eingreifzirkel noch nicht ein einziges Mal nennen hören, vielleicht auch noch nie gesehen. Noch schlimmer ging es einem kecken Schneiderlein, welches sich in eine Hufschmiede gewagt hatte, um da „umzuschauen". „So, Sie sind Schmied?" fragte der Meister, „da kommer Sie gerade recht, helfen Sie ein paar Augenblicke am Amboß, ich bin gleich wieder da!" Und nun mußte unser Schneider den schwersten Zuschlagehammer — Altgeselle genannt — ergreifen, um unter herzlichem Gelächter der Gesellen sich abzuquälen und schließlich ohne Geschenk beschämt wieder abzuziehen. Uebler noch traf es ein Schuster im Spessart, der freilich auch ein frevelhaftes Spiel unternommen hatte. Bei den Fallmeistern ist es nämlich Sitte, daß der zugereiste Knecht die Stubenthür öffnet, seinen Hut in die Stube hineinsetzt und die Thür hierauf wieder schließt. Einige Minuten später wird dann die Thür von innen geöffnet, so daß der Zugewanderte seinen Hut wieder herausnehmen kann, in welchen inzwischen das Geschenk gelegt worden ist. Wenn aber beim Oeffnen der Thür der Hut nicht mehr sichtbar ist, so ist dies ein Zeichen dafür, daß der Fremde Arbeit bekommen soll. Nun hatte sich unser Schuster in eine Fallmeisterei gewagt, von welcher er annahm, daß keine Arbeit darin gegeben würde. Er beobachtete ganz genau das Ceremoniel der Fallmeisterei und richtig, — als sich die Thür öffnete, war sein Hut verschwunden. Als er sein Wagniß für einen Spaß ausgeben wollte, verstand der Fallmeistereibesitzer den Spaß falsch, und es regnete eine Tracht Prügel von der Art, daß alle Erinnerungen an den Meisterriemen in der Lehrzeit für die Folge verschwanden.

Hatte der „Putz" (Gensdarm oder Polizeidiener) einen Handwerksburschen bei dem Fechten betroffen, so wurde ihm „der Bettel" in das Wanderbuch geschrieben. Wurde er abermals ertappt, dann blieb es nicht mehr bei dem bloßen Verweis. Wohlweislich waren ja auch vor jedem Orte, selbst vor dem kleinsten Dorfe, Warnungstafeln errichtet, welche das Fechten mit Arbeitshaus- und Zuchthausstrafe bedrohten. War ein Handwerksbursch mehrmals festgehalten worden oder auch seit längerer Zeit ohne Arbeit und nicht im Stande, Reisegeld aufzuzeigen, so wurde ihm die Reiseroute in die Heimath genau vorgeschrieben. Wenn er von seiner „Marschroute" abwich und darüber betroffen ward, so wurde er alsdann „auf den Schub" gebracht, d. h. durch Gensdarmerie von Ort zu Ort in seine Heimath geschafft. Zuweilen freilich wurde der Polizei auch Eins aufgebunden. Es ist mehr als ein Handwerksbursch, dessen Wanderzeit abgelaufen war, in einem Milchboote von Harburg nach Hamburg mit hinübergefahren, der absichtlich seinen Hut, in welchem das Wanderbuch lag, in das Wasser fallen ließ. In Hamburg bezeugten ihm gern einige Reisegefährten auf der Polizei das fatale Ereigniß, sodaß ihm ein neues Wanderbuch ausgefertigt werden konnte. In Preußen wurden nur Pässe auf die Zeit von drei Monaten ausgegeben, und in Baiern wurde nur von einem Landgericht zum andern visirt. Häufig war das Visiren in die Hände junger Polizeiofficianten gegeben, welche selbst noch nicht

weiter gekommen waren, als man vom Rathhausthurme der Stadt aus sehen konnte. Da war es denn kein Wunder, wenn der Handwerksbursch in den Augen eines hochmüthigen, brutalen Unterbeamten nur als Lump und Schuft angesehen und wie ein Hund angefahren wurde. Wer in Leipzig z. B. nicht so und so viel Thaler Reisegeld aufzeigen konnte, wurde sofort im Thor von einem Polizisten in Empfang genommen und zum andern Thor wieder hinausgebracht. Kam ein Handwerksbursch am Abende ohne das gesetzliche Reisegeld in Leipzig an, so mußte er auf der Polizei übernachten, um am frühen Morgen durch die Stadt fortgebracht zu werden, nachdem man ihm noch einen Groschen für das Visiren des Wanderbuchs abgenommen hatte.

Wer nach Oesterreich wandern wollte, mußte fünf Gulden, wer nach Baiern, drei bis fünf Gulden, wer nach Preußen reisen wollte, drei Thaler Reisegeld aufzeigen. Dies hielt indessen nirgends schwer; wenn es nämlich wirklich an Baarem mangelte, so wurde die Uhr oder das Bündel auf eine halbe Stunde versetzt, oder dasselbe Geld, welches der eine Wanderbursch bereits aufgezeigt hatte, wurde kurz darauf auch von einem zweiten, dritten, vierten &c. hintereinander auf die Polizei getragen.

Die Grenze mußte ja überschritten werden, denn weit herum suchte jeder rechtschaffene Handwerksbursch zu kommen, damit er einst in der Heimath recht viel erzählen könne von fremden Ländern und Menschen. Zu den Sehenswürdigkeiten in der Fremde zählten nicht gerade Museen und Kunstsammlungen, sondern vor allen Dingen die sogenannten Wahrzeichen der Städte. Wer in Wien drin gewesen war, der hatte auch den Stephansthurm und den „Stock in Eisen" gesehen. Bei Görlitz wurde das heilige Grab besucht, in Erfurt die große Glocke auf dem Dome angestaunt und in Hamburg das Glockenspiel auf dem Nicolaikirchthurme bewundert. In München war für den Handwerksburschen das Merkwürdigste der Stein im Schloß und der Fuß in der Frauenkirche, in Regensburg auf der Donaubrücke der Hahn und der Hund, in Nürnberg die alte Linde bei der Burg und der schöne Brunnen auf dem Markte, in Brünn der Lindwurm, in Arnstadt der Lehrling und der Hund auf dem Thurme der Liebfrauenkirche und in Rudolstadt an der Stadtkirche die Stelle, wo kein Gras wächst. In Wittenberg wurden Luther und Melanchthon gesehen, in Rostock der alte Blücher, in Stettin die Uhr am Schloßthurme, in Eisenach der St. Georg besichtigt und in Lübeck die zwölf Apostel im Dom betrachtet. Wer nach Andernach kam, der mußte die Kanone sehen, welche einst bis vor Koblenz geschossen hatte, und ebenso den Laacher See; wer in Düsseldorf gewesen war, der wußte auch von dem silbernen Pferde zu erzählen, d. h. von der bronzenen colossalen Reiterstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm; wer in Darmstadt gewesen sein wollte und das Ludwigsmonument nicht gesehen hatte, der war nicht dort gewesen. In Olmütz sah man am Rathhause die merkwürdige Uhr mit den Aposteln als Trompeter, in Baden bei Wien den Husarentempel, in Münster den Lambertusthurm und in Lüneburg am Rathhause einen Knochen jenes Schweines, welches die Salzquellen in der Umgegend aufgewühlt hatte &c.

Kam der Wanderbursch dann in die Heimath zurück, so blieb ihm die Erinnerung an die Wanderjahre durch sein ganzes Leben hindurch eine gar freundliche Begleiterin, und gar oft nach dem Feierabende griff er wieder nach dem Wanderbuche, um, darin blätternd, sich im Geiste zurückzuversetzen in die Zeit seiner Wanderschaft. Darum war auch das Wanderbuch des Vaters den Kindern stets ein liebes, theures Familienstück, und ich weiß, daß sich meine Jungen um das Wanderbuch des Großvaters dereinst einmal streiten werden. Denn wie über das deutsche Burschenleben auf den Universitäten, so ist auch über das Wanderburschenleben der Zauber der Poesie ausgegossen und in ihm eine Fülle von Romantik enthalten.

August Topf.

Blätter und Blüthen.

Der Stedinger Freiheitskampf. Im Lande Oldenburg breiten sich, wo die Hunte und die Weser einander sich nähern und endlich zusammenfließen, die weiten Marschen und Geeststrecken aus, auf welchen seit tausend Jahren das Völklein der Stedinger wohnt. Es sollen Holländer und Friesen gewesen sein, die dort zuerst sich ansiedelten und die Sündfluth bewältigten durch ihre gewaltigen Dämme, jene rettenden Erdmauern der tiefen Ebene. Der Kampf mit der Natur erzieht überall ein starkes, muthiges Geschlecht, das voll Gottesfurcht und Frömmigkeit zum Himmel betet und im Höchsten des Reichs willig seinen Herrn anerkennt, aber um so entschlossener jedem Gelüste entgegentritt, mit dem kleine Gewaltherren ihm die Kette der Botmäßigkeit über den Nacken werfen wollen. Kämpfe, wie sie die Eidgenossen führten, sind in Deutschland viele gewagt worden, aber nie wieder so glücklich, wie jene des Alpenvolks, und niemals mit mehr Tapferkeit und Opfermuth, als auf diesem Stedinger Boden.

Weltliche und geistliche Herrschsucht vereinigten sich gegen diese freien Bauern; die Grafen von Oldenburg und die Erzbischöfe von Bremen, wie erbitterte Feinde sie oft auch selbst einander waren, reichten sich die Hände, wo es galt, der Volksfreiheit, die zwischen ihnen eine feste Burg gegründet hatte, ein Ende zu machen. Beide begannen damit, daß sie den Stedingern ihren Schutz aufdrangen und Vögte in feste Schlösser setzten, welche die Gerichtsbarkeit über die gräflichen und bischöflichen Meier und Unterthanen im Lande ausüben sollten. Auch diese „Geßler" übten bald alle Schandthaten des Uebermuths und der Zuchtlosigkeit am Volke aus, raubten sogar Weiber und Töchter der Bauern, um sie in der Sicherheit ihrer Burgen zu schänden, und riefen so selbst die Rache gegen sich auf. Im Walde beim Brookdeich fanden die Stedinger ihr Rütli. Hier hielten sie nächtlichen Rath und beschlossen erst friedlich ihr Recht zu suchen. Und als sie das nicht fanden, brachen sie die Burgen und erschlugen die Junker und vertrieben von ihnen Alles, was nicht erschlagen war. Das geschah im Jahre 1198, nach Andern schon 1159.

Die That war geschehen, der Kampf begonnen, die Stedinger wußten, daß sie das Schwert nicht in die Scheide stecken durften. So verwandelten sie denn ihr Land in eine große Festung; ringsum ragten die Wälle der hohen Dämme, und wo ihren beiden Feinden sich ein Weg bahnen konnte, da warfen sie die stärksten Bollwerke auf und besetzten sie mit wachsamen Mannen. Auch verbanden sie sich mit ihren Nachbarvölkern, besonders mit den allezeit schlagfertigen Friesen. So blieb ihr Land in Sicherheit vor feindlicher Verheerung, während sie selbst der Schrecken ihrer Gegner wurden. Denn durch ihre großen Reichthümer und ihre Wehrhaftigkeit war nun der Uebermuth in die Bauern gefahren, der nun wiederum die Rache der Fürsten gegen sich wach rief.

Im Jahre 1234 brach dieser Rachekampf aus. Was den Vögten und auch dem Oldenburger Grafen Burchard nicht gelungen war, der im selben Jahr noch eine schwere Niederlage durch die Stedinger erlitten hatte, die Unterjochung dieses Volkes, das sollte durch die Pfaffen und Mönche des Erzbischofs vollbracht werden. Die Kutten überschwemmten förmlich das Land; aber ihr freches Gebahren führte nicht zur Versöhnung, sondern zum Verzweiflungskampf des Volks.

Wie hundert Jahre später in der Schweiz jener Freiherr, welcher in des Bauern Mittagsmahl spuckte, und den der Bauer mit dem Kopf in die Schüssel stieß, ausrufend: „Nun friß, was Du gewürzet hast!" — die Freiheitsfeuer des Eidgenossenkriegs entzündete: — so hier ein Pfaffe. Die Münze, die er als Beichtgeld von einer Stedinger Frau empfangen, war ihm zu gering gewesen, und er gab sie ihr zum Hohne beim Abendmahl als Oblate in den Mund. Nicht diese Schandthat am Altar, sondern die Rachethat des Ehemanns, der den Pfaffen in dessen Behausung aufsuchte und niederstieß, — rief das Strafgericht der Geistlichkeit bis zum Papst hinauf gegen die Uebelthäter auf, ein Kreuzzug gegen die Ketzer wurde gepredigt von allen Bischöfen rings umher, und ein Kreuzheer, aus dem verworfensten Gesindel erlesen, dem dafür Ablaß und Gnade des Himmels verheißen wurden, zog gegen die Bauern heran. Alle Fürsten umher, ein Herzog von Brabant, die Grafen von Holland, von der Mark, von Cleve, von Oldenburg verbanden sich mit ihm, und 40,000 Mann stark war das Heer, gegen das die 11,000 Stedinger ihre Freiheit behaupten sollten.

Zwischen Alten-Esch und Ochtum war das Schlachtfeld. Bolko von Barnefleth, Tanne von Huntorp und Detmar von Diese hießen die Führer der Bauern. So viel der Stedinger Mannen waren, so viel Leichen des Kreuzheeres deckten den Boden. Aber die Uebermacht siegte. Vergeblich kämpfte der Rest der Helden. Die Frauen steckten die Wohnungen in Brand und starben mit ihren Kindern in den Flammen. Die Freiheit war erstickt. Nur der große Grabhügel bei Warfleth, der die Tausende der erschlagenen Feinde und Freunde deckt, ist das Denkmal des Stedinger Freiheitskampfes.

Dieser Kampf, dem nur jener glücklichere der Dithmarsen gegen die Dänenmacht gleich würdig zur Seite steht, lag in der schlachtenreichen Geschichte unsers Vaterlandes abseits von den strahlenden Fürstenthaten, wie ein Armer im Friedhof, begraben, bis ein Dichter ihn zu neuem Leben erweckte, und wir können es mit Stolz und Freude aussprechen: die große That fand einen würdigen Sänger.

Arnold Schloenbach, der in seinen großen epischen Dichtungen, den nur zu wenig bekannt gewordenen „Hohenstaufen" und im „Ulrich Hutten" die Kraft und das Geschick, große Stoffmassen zu bewältigen, glänzend bewährte und aus dessen sämmtlichen Schriften ein für Freiheit, Volk und Vaterland erglühender und muthiger Geist weht, hat auch dieses ergreifende Stück deutscher Vergangenheit dem Volke der Gegenwart als ein vaterländisches Heldengedicht vorgeführt.

„Der Stedinger Freiheitskampf" — ist der einfache Titel dieser bei Müller in Bremen erschienenen Dichtungen. In achtzehn Gesängen und einem Vorgesang rollt sich das ganze reiche Bild vor uns ab.

Selten hat eine epische Dichtung den Referenten so gepackt, so gefesselt, so vom ersten bis zum letzten Gesang unaufhaltsam fortgerissen, so oft bis zu Thränen ergriffen, so oft ihm die Fäuste geballt, so oft ihn zum finni-

gen Mitbeschauen des geschilderten so süß anheimelnden Lebens eines Völkleins verlockt, dessen Nachkommen noch heute kein anderes Haus bauen, als wie einst ihre Väter es bewohnten. Und wie geschickt ist die Eintheilung des großen Stoffs, wie anschaulich, wie klar der Gang der Handlung, wie plastisch treten die Gestalten hervor! In der ganzen Dichtung hat sich kein unnöthiges Wort eingedrängt, keine einzige Phrase eingeschlichen, in der würdigen Einfachheit liegt ein Hauptzauber dieses jüngsten deutschen Heldenliedes.

Wir dürfen uns nicht auf Einzelnheiten einlassen, nicht Stellen mittheilen wollen, sonst wüßten wir wohl einen Anfang, aber kein Ende; sollten wir in der „Deichschau“ die herrliche Naturschilderung des Morgens auf der Düne wählen, oder im „Urtheilsspruch“ die Cato-Gestalt des alten Bolko, in „Wehrkraft“ die Schilderung des Bauernheerzugs zum Festspiel, oder in „Sturm“ den Kampf der Menschen mit dem verderbendrohenden Meer, im „Haus“ das treue, reizende Bild der Häuslichkeit und des stattlichen Wohlhabens, wie es dem Gaste des alten Bolko, dem jungen Grafen von Oldenburg, dem Jüngling mit dem Herzen voll Ritterlichkeit und Menschenliebe, vor das Auge tritt, oder im „Beichtpfennig“ die Empörung der gläubigfrommen Herzen, oder den Ketzerrichter „auf der Haide“, oder das „Kreuzheer“, oder endlich das furchtbare Bild der „Todesschlacht“, wo der Vernichtungskampf wüthet, bis „die Letzten“ fallen,

> Bis die Nacht den Trauermantel
> auf die todten Helden legt,
> Bis am schwarzumsäumten Himmel
> angefacht Millionen Kerzen:
> Trauerlichter für die großen,
> die gewalt'gen Bauernherzen!

Erschüttert stehen wir am Ende der herrlichen Dichtung, und wir bedürfen des labenden, erhebenden Wortes, mit dem der Dichter das Ganze schließt:

> Jedes Kämpfen für die Freiheit
> geht der Menschheit nie verloren,
> Und aus jedem ihrer Gräber
> wird sie mächt'ger stets geboren.
> Alles Blut, das ihr geflossen,
> tränkt allewig ihre Saat;
> Jede That der Weltgeschichte
> zeugt auch wieder eine That. —

Auch die bildende Kunst verherrlicht nun diese That. Der Verfasser des besten Werkes über die Marschen an der Unterweser, **Hermann Allmers**, dem Schloenbach seine Dichtung gewidmet, läßt den großen Saal seines Hauses zu Rechtenfleth in Osterstade mit Wandbildern aus der Geschichte der Marschen schmücken, zu denen auch „die Stedinger Schlacht bei Alten Esch“ und „der Kampf mit den empörten Fluthen“ gehören werden. F. H.

Der erste Koch der Welt. Eine eigenthümliche Erscheinung, gewissermaßen ein psychologisches Räthsel ist es, daß die Mehrzahl der Menschen, namentlich die besonders begabten und geistreichen, Das, worin sie wirklich Tüchtiges oder Ungewöhnliches leisten, was die eigentliche Sphäre ihres Wissens und Könnens ausmacht, worin sie sich vor Andern auszeichnen, weniger zu schätzen, mit geringerem Stolze zu betrachten pflegen, als irgend eine Liebhaberei, die sie oft mit sehr unerheblichem Erfolge cultiviren. Wir könnten für diese merkwürdige Erscheinung eine Anzahl der bedeutendsten Namen anführen, begnügen uns aber hier u. A. blos an Goethe zu erinnern, der sich Jahre lang unsägliche Mühe gab, ein nicht die Mittelmäßigkeit überragendes Talent zum Zeichnen auszubilden und an mehr als einer Stelle seiner Werke und seines Briefwechsels durchblicken läßt, wie er auf diese Dilettantenversuche höheren Werth legt, als auf die unsterblichen Schöpfungen seines Dichtergenius.

Einen andern Beweis für diese eigenthümliche Erfahrung liefert uns der **ältere Dumas**. Erst neulich hat die Gartenlaube erzählt, welche ausgezeichneten culinarischen Talente derselbe entwickelt, und wirklich ist es Dumas nicht genug an dem Ruhme, der fruchtbarste und zugleich der ergötzlichste aller Romanschriftsteller der Gegenwart zu sein, er setzt vielmehr seine Eitelkeit darein, auch unter den größten Küchenkünstlern aller Zeiten und Völker als ein Stern ersten Ranges zu glänzen. Um diesen Anspruch zu rechtfertigen und Zeugniß von seinem gastrosophischen Genie abzulegen, ist er vor Kurzem eine Art von Küchenduell eingegangen, nicht etwa mit einem gewöhnlichen Koche, einem Vatel dritter oder vierter Größe, sondern mit den Besitzern der berühmten Maison dorée in Paris, das heißt, mit dem ersten Restaurant, welchen Paris augenblicklich besitzt, einem Etablissement, das gleichsam als vornehmste culinarische Hochschule der Welt gilt.

Man hat denn zwei Diners veranstaltet; das eine haben die Gebrüder Verdier, die Eigenthümer des erwähnten goldnen Hauses, das andere hat Alexander Dumas in seiner Villa zu Enghien unweit Paris gegeben. Natürlich wohnten den beiden Kunstproben die nämlichen Kunstrichter bei, sämmtlich sehr competente Kritiker, die Elite der Pariser Gastronomen, „Leute von Geist und Herz“, wie sich das französische Blatt ausdrückt, welchem wir die Anekdote entlehnen.

Schlag sechs Uhr stellten sich die Geladenen bei Dumas ein. Dieser empfing sie an seiner Küchenthür, siegesgewiß wie ein Feldherr, welcher noch niemals überwunden worden ist. Dann trat er in sein Heiligthum, den Schauplatz seines genialen Wirkens, ein. Die Zeugen belagerten die Fenster dieses geheimnißvollen Laboratoriums, und unter ihren gespannten Augen begann der Autor zahlloser Romane und Schauspiele, der unerschöpfliche Verfasser von weit über tausend Bänden, der liebenswürdige Erzähler und Gesellschafter, seine Thätigkeit. Er buk, er kochte, dämpfte, briet, röstete, regierte Topf und Tiegel, Pfannen und Casserole, und — nach Verlauf von nicht anderthalb Stunden war ein Werk vollbracht, welches die Brüder Verdier als eine überlegene Schöpfung, eine fast übermenschliche Leistung anzuerkennen gezwungen waren und die sowohl Rumohr als König und Brillat-Savarin als ein nächstes Anstreifen an das Ideal würden haben bezeichnen müssen.

„Zu Tisch jetzt, ich bin fertig!“ rief der große Künstler aus seinem Atelier heraus.

Man setzte sich zur Tafel; das Gebotene war unübertrefflich von A bis Z, Dumas unbestrittener Sieger im Wettkampfe. Aal- und Karpfenpastete, fricassirter Kalbskopf mit Tomatensauce, gedämpftes Kaninchen, Lendenbraten, gebackenes Hühnchen, eine Reihe pikanter Zwischenschüsseln und das mannigfaltigste Dessert, — das die Bestandtheile dieses classischen Diners und Alles in wenig mehr als einer Stunde fix und fertig hergestellt und aufgetragen.

Die Besitzer der Maison dorée, obwohl geschlagen, waren so bezaubert von Dumas' Leistungen, daß sie ihm alles Ernstes den Antrag machten, als erster Vorstand ihres Küchendepartements mit einem von ihm selbst zu bestimmenden Gehalte in ihr Haus einzutreten, — allein Dumas scheint als Koch bescheidener zu sein, denn als Autor: er hat, wie wir hören, das glänzende Anerbieten abgelehnt, gewiß zur Betrübniß aller wahren Lebensphilosophen, welche jenen europäischen Mittelpunkt culinarischen Triumphes besuchen.

Ein Kindergarten für den Weihnachtstisch. Es ist kein neuer Gärtner, sondern ein Alten und Jungen schon längst bekannter Blumenmann, der auf den Christmarkt mit einem „Kindergarten“ gekommen ist. Wer hätte „die traurige Geschichte vom dummen Hänschen“, der erst ein Tischler &c. werden will, oder „Liebes Kätzchen, glatt und munter“, oder „Sitzt ein Vögelein widewidewit“, oder „Nun laß Dir erzählen, mein liebes Kind“, oder „Die Bremse strich den Contrabaß“, oder das schöne Sonntagslied „Es tönt über das weite Feld“ (zu dem unser Bildchen gehört) nicht einmal mitgesungen? Und wem wären denn die gedanken- und klangvollen Gedichte des Kladderadatsch unbekannt? — „Was, dieser Satiriker wäre derselbe gemüthliche Dichter für die Kinderwelt?“ Ja, derselbe **Rudolph Loewenstein** ist es, der nun endlich dem Wunsche so vieler Verehrer seiner schönen, sinnigen Kindergedichte nachkommt, indem er seinen bisher zerstreuten lyrischen Reichthum euch in einem stattlichen Quartbändchen darbringt, und zwar auch in der Ausstattung als nichts Gewöhnliches. Schon auf dem Titelblatt droht euch der Schornsteinfegerjunge als „schwarzer Mann“, und wenn ihr das liebe Buch aufschlagt, so lachen euch auf vielen S[…]n fröhliche Bilder entgegen, welche sofort **Th. Hosemann's** Griffel verrathen, auch wenn das nicht auf dem Titel gedruckt stände. Der Verleger, **A. Hofmann** in Berlin, hat seine Schuldigkeit gethan, damit dieser Kindergarten auf jedem Weihnachtstisch Ehre einlegen kann.

Illustrationsprobe aus Loewenstein's Kindergarten.

Zur Beachtung. Schon in einer der nächsten Nummern unsers Blattes hoffen wir unsern Lesern als Ergänzung des Aufsatzes: „Ein gekröntes Opfer“ nach eben aufgefundenen neuen Quellen höchst interessante und ergreifende Mittheilungen über **Maria Antoinette's** letzte Tage und Stunden im Kerker der Conciergerie machen zu können. D. Redaction.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 50. **Die Gartenlaube.** 1864.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Er kommt nicht.

Eine Erzählung von Karl August Heigel.

(Fortsetzung.)

Es war ein schmaler Fleck Erde zwischen einem Gewirr von Hintergebäuden und Hofmauern; drei, vier Beete und im Hintergrund eine Laube. Aber Elisens Vater war ein Blumenfreund; ein wunderschöner Rosenflor blühte im Gärtchen und erfüllte die Luft mit Wohlgeruch.

Und wie betäubt von diesem Duft, blieb Elise, nachdem sie die Pforte wieder hinter sich geschlossen hatte, eine Weile schwankend und mit gesenkten Wimpern stehen ... der Mond war noch nicht aufgegangen, nur der Abendstern stand hoch im dunkeln Blau; aber ein milder, geheimnißvoller Glanz schien aus des Himmels tiefsten Tiefen zu quellen, dämpfte auf Erden alles Grelle und durchleuchtete das Dunkle — es war, als verströmte die Nacht ihre Seele. In diesem magischen Licht, zwischen den zitternden Rosenbüschchen glich die einsame, weiße Mädchengestalt der Muse der Melancholie, die in wollustathmender Nacht der Vergänglichkeit der Blumen und Menschen, der Schönheit und Freude nachsinnt. Das Haupt, das sonst so stolz auf dem kräftigen Halse saß, neigte sich zur Brust; das Gesicht war blaß, nur dicht unter den Augen, wo die Haut vom Weinen entzündet war, brannten zwei Purpurflecke. Sie hatte die feinen, langen Finger gefaltet, und der Schlüssel zur Gartenpforte war zur Erde gefallen. Aber sie bückte sich nicht nach ihm und hob ihn auch nicht auf, als sie aus dieser Art Ohnmacht erwachte und langsam in's Haus schritt.

In ihrem dunkeln Zimmer saß sie dann, das Kinn auf die Hand gestützt, und verlor sich in die unselige Geschichte ihres Herzens. „Eine Zeile, ein Gruß von Gustav,“ dachte sie, „hätte damals mich retten können. Von Tag zu Tag hofft' ich auf ein Wort der Liebe und Treue, erst mit Zuversicht, mit Angst, mit Thränen dann, bis mich endlich zornige Scham ergriff. Des Mädchens nicht achten, dem man die ersten Schwüre gab, heißt es verachten. Mein erster Kuß war entheiligt, meine innerste Empfindung zum leeren Traum herabgestimmt, und der Ferne, der Treulose erschien mir nur noch als ein kecker, leichtfertiger Knabe. Oldenburg aber stand vor mir voll männlicher Schönheit und männlichen Ernstes — schön, geistreich und unglücklich.“

„Nein! nein!“ schalt sie sich selbst, „ich darf mich nicht entschuldigen. Weh mir, was hab' ich gethan! Ueber einen Engel wollte ich durch menschliche Sünde triumphiren. Einem sanften, alles Glückes würdigen Wesen raubt' ich sein einziges Glück, das Herz des Gatten. Einer Kranken verbitterte ich die letzten Tage. Es giebt keine Verzeihung für mich. Ja, wenn mich eine große Leidenschaft sturmähnlich in den Abgrund gerissen hätte, doch tändelnd, Schritt für Schritt, sank ich und verlor mein Heiligstes, die jungfräuliche Scham ... So mußte es kommen; da keine Sühnung mehr möglich ist, am Sterbelager des armen Opfers erwache ich aus meiner Verblendung, und der erste Blick trifft Ihn, den ich verrathen, doch nicht vergessen konnte.“

Elisens Vater, der alte Reiser, trat mit Licht in das Gemach, ein graues Männchen mit blassem, gutmüthigem Gesicht, altmodisch und schlotterig gekleidet. Er trug der kranken Augen wegen eine blaue Brille. Wie er lebte, ist bald gesagt. Durch Elisens Geburt zum Wittwer geworden, vereinsamte und verwellte er unter Büchern und Retorten, mit wunderlichen, unnützen Experimenten und planlosen Studien beschäftigt. Aus dem dumpfen Laboratorium stieg er zuweilen in das Stübchen seiner Tochter; jenes war seine Welt und diese seine Sonne.

Elise erhob sich bei seinem Eintritt nicht ohne Verwirrung, aber er drängte sie sanft auf ihren Sitz zurück und sagte, daß er sie nur einen Augenblick sehen und sprechen wolle. Selbst dem eigenen Kinde gegenüber benahm er sich schüchtern und linkisch. Während er sich verlegen die Hände rieb, suchte er, da Elise die stumme Pause nicht unterbrach, nach Worten. „Du bist traurig, mein armes Lieschen,“ sagte er endlich. „Ich weiß — Deine Freundin, Frau Oldenburg, ist gestorben. Die Actuarius Müller kam in die Apotheke und erzählte mir's. Eine redselige Frau, die Actuarius Müller. Hm, ja, was ich sagen wollte — Herr Gustav Flemming ist heute Morgen angekommen. Das ist doch auch eine frohe Nachricht. Ein prächtiger Junge! Und doch, und doch, Eins wundert und kränkt mich —“

„Was, lieber Vater?“

„Daß er seine Freunde nicht aufsucht. Ich sah ihn über den Marktplatz gehen. Aha, dacht' ich, jetzt kommt er zu uns. Aber er kam nicht.“

Elise seufzte. „Er kommt nicht,“ sagte sie leise.

3.

„Märtyrer hat uns Brausewetter gestern genannt. Frage Deinen Mann! Märtyrer. Ist's nicht so? Märtyrer hat er gesagt.“

Mit diesen Worten wandte sich eine ungestalte, häßliche, schielende Frauensperson mit ungekämmten Haaren, in schlechten Kleidern und Holzschuhen, von ihrer Begleiterin, die ebenso schlecht, aber sauberer gekleidet und auch in Holzschuhen ging, sehr klein,

abgehärmt und immer erschrocken aussah, an einen von den Webern, welche auf dem Vorplatz eines casernenähnlichen Hauses in müßigen Gruppen umherstanden.

Dies Haus lag zwischen der Baumwollenspinnerei und dem Waldkirchener Friedhof. Der geräumige Vorhof wurde durch eine dunkelrothe hohe Mauer vom gleichfarbigen Fabrikgebäude getrennt und sah wie das Haus kahl, ärmlich und trotz des heitern Sommertages düster aus. Er besaß einen Rasenplatz, aber auch dieser war farblos und kahl, während jenseits der Straße Wiesen im saftigsten Grün lagen. Nur an Armuth reich und an Kindern gesegnet erschien der Ort. Im Grase, wie auf den Sandwegen, um den Brunnen herum und im Hausflur sprang, lief und kroch, schob und stieß sich der junge Nachwuchs, Mädchen und Knaben jeden Alters. An vielen Fenstern standen Frauen, mit Säuglingen auf dem Arm oder an der Brust, sahen stumpf auf das Getümmel nieder und schrieen zuweilen etwas herab, was im Höllenlärm natürlich unverständlich blieb und höchstens den einen oder andern Flachskopf einen Augenblick lang aufblicken machte.

Der Mann, dessen Arm die Schielende mit ihrer Stricknadel berührte, kehrte von der Unterhaltung seiner Cameraden ein erhitztes, trotziges Gesicht den beiden Frauen zu. „He! Du, Peter! Wie nannte uns Brausewetter?“ wiederholte Jene.

„Märtyrer.“

„Hörst Du?“ wandte sich die Schielende mit stolzer Befriedigung an Peter's Frau. „Märtyrer sind arme, geplagte Leute wie wir. Alle Märtyrer sind Weber gewesen.“

„Nein,“ bemerkte Peter, den Kopf schüttelnd. „Nein, alle Weber sind Märtyrer.“

„So ist's! Recht hat er! Brausewetter ist unser Mann!“ sprachen die Männer, welche mit Peter zusammen standen. Nur die Schüchterne schien nicht beruhigt. „Wenn er es so gut mit uns meint,“ entgegnete sie, „warum batet Ihr ihn nicht, uns bei unserm Fabrikherrn zu vertreten? Weiß er, was gestern geschehen ist? Und wenn er es weiß, warum ist er schon heute wieder abgereist?“

„Der Brausewetter?“ fragte Peter. „Na, warum sollte er es wissen? Er ist ein gescheidter Mann, der den Nagel auf den Kopf trifft, aber doch kein Weber. Und da er nicht aus Waldkirchen und kein Weber ist, so geht es ihn den Teufel an, was wir mit unserm Fabrikherrn haben.“

„Uns wird, uns muß geholfen werden, hat er gesagt,“ eiferte ein Zweiter. „Wir sollten nur Vertrauen haben.“

„Und uns nicht verführen lassen,“ fiel ein Anderer ein. „Die Morgenzeitung ist an unserm Unglück schuld! Die Regierung will uns helfen, aber die Fabrikanten, die Geldjuden und in ihrem Sold die Zeitungsschreiber schreien dagegen. Woher wissen wir, wie es der Regierung geht? Aus den Zeitungen. Woher weiß die Regierung, wie es uns geht? Aus den Zeitungen. Was aber stand neulich in der Waldkirchener Morgenzeitung? Daß sich unsere Lage von Jahr zu Jahr verbessere und der Lohn steige, daß wir keine Staatshülfe brauchten, sondern uns selber hülfen. Nun frag' ich Euch: Wenn die Herren droben dergleichen Schwarz auf Weiß und gedruckt lesen, müssen sie nicht glauben, daß es uns gut geht, daß wir am Fleischtopf sitzen und fett werden? Hängen sollte man den Kerl, der das schreibt! Eine schöne Wahrheit! Wir verbessern uns, wir nehmen zu! Ja, unser Verdienst geht den Botenschritt, aber die Theuerung fährt sechsspännig voraus. Ein Thaler Zuwachs meinem Lohn bringt tausend dem Lohngeber.“

Ein kleiner, verwachsener Kerl stürzte in den Kreis. „Wißt Ihr die Neuigkeit?“ rief er aufgeregt und rieb sich die Hände. „Der Fabrikherr wird Abends herüber kommen — denkt Euch, Er zu uns! — will begütigen, mit uns unterhandeln! Er kriecht zum Kreuz! Sagt' ich es nicht? er kriecht zum Kreuz!“

Die Aufregung, welche seine Worte hervorriefen, war groß. In einigen Secunden verbreitete sich die Nachricht im Hof, stürmte wie eine Lärmglocke die Leute im Hause aus der Nachmittagsruhe und trieb sie an's Licht. Es war erstaunlich, wieviel Menschen das eine Gebäude ausspie, Männer in grauen Kitteln oder schmutzigen Hemdsärmeln, Weiber in Flanellunterröcken und ausgewaschenen Spensern, Alle voll banger Erwartung, Unruhe und Hoffnung. Selbst die Kinder hörten auf zu spielen und drängten sich in den großen Kreis, der sich um den Buckligen bildete. Man fragte, rieth und schrie wirr durcheinander. Die Mehrzahl der Arbeiter jubelte, und ihre Frauen beglückwünschten sich. Allein der Bringer der Freudenbotschaft, der bucklige Nöldeken, derselbe, der zuerst zur Arbeitseinstellung gerathen hatte, war gegen die Aussöhnung mit dem Fabrikherrn. Als der erste Sturm vorüber war, ergriff er das Wort. „Freunde!“ begann er und warf die langfingrigen Hände in die Höhe. „Seht Ihr denn nicht, daß man anfängt, uns zu hören, zu achten, zu fürchten? Der Augenblick ist unser. Die Rede vom Präsidenten der wahren Volksfreunde schuf uns einen Anhang unter den Bürgern. Der Soldat, der Beamte und kleine Handwerker murrt längst über den Fabrikanten; Brausewetter hat sie mit uns verbrüdert! Darüber erschrickt unser Bedrücker. Er bietet die Hand zum Vergleich — wir haben gesiegt. Steht es dem Sieger an, sich Bedingungen vorschreiben zu lassen oder gar in's alte Joch zurückzukehren? Nein, lasset uns fest sein! Vorgestern baten wir um ein Drittel unseres Lohnes; fordern wir heute das Doppelte, so erlangen wir morgen das Dreifache. Consequenz, meine Freunde, Consequenz, eiserne Consequenz! Geben wir unsern Brüdern in der Provinz, im ganzen Lande ein Beispiel. Die Fabrik kann nicht still stehen. Hände aber sind rar; es ist Erntezeit und Krieg vor der Thür. Und dann — und dann — man kann uns nicht verhungern lassen. Wir sollen der Regierung vertrauen, sprach gestern Brausewetter, und unsere Sache ihr anheimstellen. Brausewetter ist ein Freund der Regierung, er muß wissen, welcher Wind für uns weht. Brausewetter ist ein ganz andrer Kerl, als unser Fabrikherr!“

Er machte eine Pause, und schon nickten ihm Mehrere beifällig zu. „Und nun paßt auf!“ erhob er seine Stimme, „kann die Regierung uns als Ruhestörer und Aufständische behandeln, wenn wir uns in ihren Schutz begeben? Kann sie das? Wie immer unsere heutige Verhandlung endigen möge, der Weg nach der Residenz bleibt uns offen. Laßt uns eine Adresse an den Minister, an den König entwerfen! Denn ich frage Euch: Wollt Ihr in der Morgenzeitung lesen: ‚die Waldkirchener Weber stellten vorgestern ihre Arbeit ein, haben heute Reue und Leid gethan und sehen morgen ihrer Bestrafung entgegen‘? Ha, eher wollte ich, ich allein die Pressen zerstören und die Druckerei anzünden. . . Wer aber wagt gegen uns zu schreiben, wer uns zu richten, wenn wir zum Könige selber gehen? Eine Adresse, eine Deputation, das ist mein Vorschlag.“

Die Weber sahen sich überrascht an; die Frauen und Mädchen blickten mit scheuer Bewunderung auf das zwerghafte Männchen. Er aber, Nöldeken, zog ein Papier aus der Tasche und schwenkte es in der Luft. „Hier,“ rief er, „hier ist der Entwurf einer Adresse. Und wenn ich Euch bitte, das unter uns Männern droben zu berathen, so weiß ich, daß jeder, der kein Feigling ist, mir folgen wird.“

. . . Sie folgten ihm Alle, weil er — obwohl weder klüger, noch klarer — so doch entschlossener und beredter als Alle war. . . . Nur Peter's Frau wollte sich nicht beruhigen, nicht zu heitern Hoffnungen überreden lassen. Während sie mit der Schielenden, ihrer Freundin, auf und ab ging, weinte sie still vor sich hin und sagte ein über das andere Mal: „Es ist unser Unglück.“

Ihr Töchterchen, ein winziges Ding mit den erschrockenen Augen der Mutter, zupfte sie an der Schürze und fragte: „Mutter, wer wird denn da begraben?“

Die Webersfrau stand betroffen still, blickte dem Mädchen starr in's Gesicht und stammelte: „Herr Jesus, Kind, was meinst Du?“

„Drüben auf dem Friedhofe graben sie ein großes, großes Grab — so groß,“ sagte das Kind und breitete die Aermchen weit auseinander.

„Ich wollt', es wäre für mich,“ seufzte die Mutter.

„Unsinn!“ versetzte die Andere und zog ihre Freundin mit sich zum Hagedornzaun . . . „weißt Du's denn nicht, 's ist der Doctorin Grab.“ — Der Begräbnißplatz war, mit dem Hof verglichen, ein üppiger Garten, mit einer Pappelallee in der Mitte, mit Rosensträuchern und Hollunderbüschen. Im hohen Gras standen rothe und blaue Blumen, Epheu umrankte die Kreuze und Weiden neigten sich über die Grabhügel. Im Mai und Juni sang hier die Nachtigall, an jenem Nachmittag aber summten nur geschäftige Hummeln über den Halmen, und gelbe Schmetterlinge flatterten auf und nieder, hin und her, als tändelte die Luft mit Blumenblättern.

„Prost Mahlzeit, Meister!“ rief die Schielende dem Todtengräber zu, der unweit des Zaunes bis an die Schultern in einem frischen Grabe stand und Erde ausschaufelte.

„'N Morgen,“ erwiderte er, ohne sich umzusehen.

„Ist das der Doctorin Grab?"

„Es wird's, es wird's," antwortete Jener.

„Wenn es nach Recht und Verdienst ginge," sagte die Schielende, „müßte eine Andere hinein."

„Ah bah; ein wenig früher, ein wenig später — ich begrabe sie Alle."

„Bis Ihr selber an die Reihe müßt."

„Na," sagte der Alte und drehte jetzt sein rothes, pfiffiges Gesicht den Frauen zu, „ich habe lange genug Andern eine Grube gegraben."

Da die Arbeit gethan war, half er sich mit dem Spaten aus der Tiefe und hob seinen schwarzen Kittel aus dem Grase auf.

„Ist's schon so weit?" fragte die Webersfrau.

„Wird bald zum ersten Mal läuten," war die Antwort. Dann zog er eine Branntweinflasche aus der Westentasche und that einen tüchtigen Schluck.

„Gut vor einem Begräbniß," schmunzelte er, die Flasche den Frauen reichend. Aber nur die Schielende that ihm Bescheid. „Gut für Alles," sagte sie nach einem langen Zug.

„Ihr habt wohl heute noch Feiertag?" fragte der Alte und zwinkerte mit den Augen. Aber Peter's Frau nahm seine Anspielung übel auf.

„Ihr seid ein alter Sünder!" zürnte sie. „Das ewige Leichenbuddeln hat Euch herzlos und verstockt gemacht. Sonst würdet Ihr Euch schämen, über uns arme Leute zu spotten! Weil Ihr vom Tod das gute Leben habt, Todtenwachen, Begräbnißsporteln und den ganzen Kirchhof! Ihr könnt nicht leugnen, das habt Ihr!" Sie begann zu schluchzen. „Und ich frage mich oft: warum ist mein Mann nicht Todtengräber geworden? Dann litte er nicht Noth — und mich, mich könnte er begraben." Ihre Stimme erstickte in Thränen. Auch das Kind begann zu weinen.

„Na," beschwichtigte der Alte, „ich meint' es nicht so böse. Aber der Oldenburg," fuhr er ironisch fort, indem er sich mit einem neuen Schluck aus der Flasche stärkte, „der Oldenburg, das ist ein Gescheidter, der weiß Alles; er mußte natürlich auch vorherwissen, daß seine Frau bald sterben wird, und darum sah er sich bei Zeiten nach einem Ersatz um . . . Ein Tausendsappermenter, dieser Oldenburg!"

„Ein ruchloser Mensch ist er," rief Peter's Frau und gewann plötzlich Muth und Beweglichkeit. „Eine Liebschaft vor den Augen seiner Frau zu unterhalten! dem braven Weib das Herz zu brechen!"

„Und solch ein Mörder will uns in seiner Zeitung vorschreiben, was wir thun und lassen sollen?" fiel ihre Begleiterin ein. „Ha, seine Mamsell, des Pillendrehers Tochter, soll sich heute blicken lassen! die Augen kratz' ich ihr aus."

„Dabei bin ich auch," sagte die Schüchterne sehr entschlossen.

„Sie wird sich hüten," meinte der Todtengräber, „doch in die Grabrede kommt sie, dafür lass' ich den Pastor sorgen." Damit verließ er den Platz. Die Webersfrauen aber kehrten in das Haus zurück und mahnten ihre Hausgenossinnen, daß es Zeit zum Begräbniß sei. Und bevor von der Kirche die Glocken riefen, wanderte eine Truppe von mehr als hundert Fabrikarbeiterinnen über den Marktplatz zum rothen Roß. Als sie beim Trauerhaus anlangten, wo Männer, Frauen und Kinder in flüsternden und doch aufgeregten, unruhigen Gruppen sich drängten, deutete die Schüchterne auf ein Fenster und sagte: „Da droben liegt sie."

Droben lag sie. Des Doctors Wohnung steht wie die Schenke im Erdgeschoß Jedermann offen, und es herrscht zwischen unten und oben ein stillgeschäftiger Verkehr. Man sieht den wohlgenährten Bürger, der jetzt in der Wirthsstube mit Andern zusammensteht, ein Bierseidel leert und zornigen Gesichts die Fabrikfrage erörtert, einige Minuten später im Trauerzimmer mit herabgezogenen Mundwinkeln und feuchten Augen seinen Bekannten feierlich die Hand schütteln, als wäre fortan die Welt schwarz für ihn und interesselos. Kinder drängen sich an den Schänktisch und sehen mit eben der Scheu, womit sie droben den Sarg betrachteten, dem Bierschank des Kellners zu. Frauen wühlen auf der Treppe noch schonungslos in der Herzenswunde der Verstorbenen und treten dann schluchzend vor die Todte, deren Leben Dulden und Verzeihen war. Es ist ein Köpfezusammenstecken, Flüstern und Seufzen, ein rastlos Kommen und Gehen im Todtenzimmer, daß die Wachslichter um die Bahre unruhig flackern und qualmen. Aber diesen Schlaf stört kein Geräusch . . .

Oldenburg saß in der Nebenstube. Der Geruch von Rosen und Wachskerzen, Trauertüchern und von der Truhe, das Gemurmel und die Tritte drangen zu ihm, nichts aber zerstreute seine Gedanken, nichts verwirrte und bannte das Traumbild, das ihm vor Jahren erschienen war, als er seine Braut im Myrthenkranz an die Brust drückte, und das nun mit peinlicher Treue wiederkehrt, das er weiter denkt und ausmalt, als wäre das Dazwischen, die Enttäuschungen und Kämpfe, der Kummer und der Tod ein Traum. Er sah sich in seinem Arbeitszimmer, wie jetzt, aber mit ruhiger Stirn über Bücher und Schriften gebeugt. Es öffnet sich die Thür, und herein tritt sein schönes Weib, blühend in Gesundheit, Liebes- und Lebensglück, einen blondgelockten Knaben auf dem Arm. Lächelnd begrüßt sie den Gatten und reicht ihm das Kind zum Kusse hin. „Vater!" sagt der Knabe, indem er die Aermchen schmeichelnd um seinen Hals legt. Er nimmt das Kind auf seinen Schooß, streicht ihm die Locken zurück und betrachtet das geliebte Antlitz: das ist seine Stirn und das sind der Mutter Augen — — Nein! nein! diese sanften, treuen Augen hatte nur ein Wesen, und sie sind gebrochen. Sein Traum ist Traum, und er ist einsam — einsam für immer.

Er schaute empor und sah Elise vor sich stehen . . . Es war eine Zeit, wo dieses Mädchens Besitz ihm der schönste Wunsch, das höchste Glück schien. Aber das Gedächtniß selbst jener frevelnden Gedanken ist ausgelöscht, und das blonde Weib, das nicht mehr ist, waltet allein in seinem Traum. Elise reicht ihm tröstend die Hand, aber er fühlt, daß er einsam ist, einsam für immer.

Elise verstand Oldenburg's irren Blick, las in seiner Seele. Schmerzlich, doch ohne Vorwurf, ließ sie seine Rechte und trat an's Fenster. Die heiße Stirn an die Scheibe drückend, blickte sie auf die wogende Menschenmenge hinab. Und wieder zuckte sie zusammen, wie gestern. Wieder begegnete ihr Auge Gustav, der am Hause gegenüber stand und mit verächtlicher Miene zu ihr emporschaute. Sie wollte vom Fenster zurücktreten, aber ihre Augen waren gebannt, ihre Füße gelähmt. Ein wilder Schmerz ergriff sie, und sie war in Versuchung, das Fenster zu zertrümmern, sich hinabzustürzen und sterbend zu bitten: Gustav, nicht diesen Blick! . . . Und jetzt — bemerkt sie —, wendet sich Flemming an einen Mann, der neben ihm steht, und zeigt mit seinem Stock auf das Mädchen droben — auf sie, auf sie — — Es ist ihr, als hörte sie sein Hohnwort. Ihre Sinne verwirren sich, und eine Weile lang ist es Nacht vor ihr. Dann wieder hinabblickend, sieht sie die Leute sich zusammenrotten, sieht alle Augen auf sich gerichtet, sieht zornige Gesichter, drohende Gebehrden. Sie vernimmt das Rufen der wildbewegten Gruppe — es wächst zum wüthenden Geschrei an, und ihr Name ist's, ihr Name, den Männer mit drohend erhobenem Arm ausstoßen, Frauen kreischen, Kinder verwünschen. Elise erkennt die Einzelnen. Da ist Peter's Frau, die Weberin; aber wie verwandelt: ihr Haar hat sich gelöst und ringelt sich den Nacken nieder; mit funkelnden Augen und fliegender Brust drängt sie sich durch die anwachsende Volksmasse, redet ihre Freundinnen und Fremde an und stachelt den Unwillen zur Wuth. Der Wirth vom rothen Roß tritt unter die Menge, will anscheinend beschwichtigen, aber bald verschwindet er unter den Tobenden. Ist Niemand da, der das Mädchen vertheidigt? Niemand. Nur mit Flüchen gepaart, schallt ihr Name zu der Unglücklichen empor. Gustav ist vor dem Andrange in den Kaufladen zurückgetreten und verfolgt als Zuschauer den Aufruhr, zu welchem er die Losung gab. Sein Blick vermeidet jetzt das Opfer droben.

Das Entsetzen raubt Elisen die Besinnung. Keines Schrittes fähig, mit schlotternden Knieen, hält sie sich am Fensterriegel aufrecht und steigert dadurch die Erbitterung der Untenstehenden, denn man legt ihr Verweilen als schamlosen Hohn aus. Da fliegt ein Stein empor, zerschmettert das Fenster, streift Elisens Arm und fällt dicht neben Oldenburg nieder, der endlich aus seinem dumpfen Brüten erwacht und die Sinkende in seinen Armen auffängt. In demselben Augenblick wird die Thür aufgerissen und aus dem Trauergemach stürzt der Pastor herein, hinter ihm drängen sich die zum Leichenzug Versammelten zur Schwelle und blicken mit Angst und Unwillen auf das verfehmte Paar.

„Man stürmt das Haus!" schreit der Priester. „Wehe, Wehe über die Sünde!" Anklagen, Vorwürfe, Warnungen der Uebrigen begleiten seine Worte.

„Elende!" ruft Oldenburg außer sich. „Achtet der Todten Nähe!"

„Sie schändet den Sarg! Fluch über die Dirne! Hinweg!" tönen die verworrenen Antworten zurück.

„Sie kommen! sie kommen!" kreischt es aus dem Hintergrund.

Da richtet sich Oldenburg plötzlich in seiner ganzen Größe auf. „Den Sarg empor!" befiehlt er mit mächtiger Stimme und, das bewußtlose Mädchen den Nächststehenden in die Arme drängend, setzt er hastig hinzu, daß man sie durch den Garten entführe, während er sich opfern wolle. . . .

Während dies im Zeitraum weniger Secunden sich in Oldenburg's Wohnung ereignete, war im Hausflur, wie auf der Treppe ein wildes Getümmel. Unmittelbar nachdem der Stein geschleudert worden und das Mädchen vom Fenster zurückgesunken war, stürmte der Volkshaufen in das rothe Roß. Ein edles Gefühl, die Theilnahme für eine tugendhafte Frau, artete so in blinden Eifer und rohe Gewaltthätigkeit aus. Die Richter wurden Henker. Diese Tobenden, welche jetzt mit wüstem Geschrei und drohenden Mienen sich die Stufen hinanstießen und drängten, waren nicht mehr das Volk, das sein Heiligstes, Scham und Sitte, vertheidigt, sondern ein zuchtloser Pöbel. Ohne bestimmte Gedanken, was sie zunächst thun wollten, schrieen sie nach der Schuldigen — im nächsten Augenblick vielleicht ein Mordgeschrei!

Schon war der Widerstand, welchen einige besonnene Bürger auf der Treppe den Eindringlingen entgegensetzten, überwunden; schon donnerten die Vordersten — Peter's Frau an der Spitze — gegen die Flügelthür von Oldenburg's Wohnung, die man in der ersten Verwirrung von innen zugeschlossen hatte — da wurden beide Flügel weit geöffnet und den Anstürmenden entgegen schwankte, von Männerschultern getragen, der offene Sarg. Dicht dahinter schritt Oldenburg. Das lichtblonde Gelock umwallte ihn wie eine Löwenmähne; er hielt das Haupt emporgerichtet, ohne Trotz, aber auch ohne Furcht. Doch der düstere Pomp, das unerforschliche Geheimniß des Todes, der Anblick der schönen Frauenleiche, welche die Hände wie eine Bittende über der Brust gefaltet hatte, überraschte und überwältigte so sehr, daß der Lärm mit einem Zauberschlag sich in tiefste Stille wandelte. Von Stufe zu Stufe machte man dem langsam niederschreitenden Zuge Platz, die Männer entblößten ihre Häupter, der Frauen Wuth erstickte die aufquellende Thräne. Keine Hand hob sich gegen Oldenburg, sondern er schritt ungehindert, unbeleidigt hinter dem Sarge einer Gattin, wie hinter einem heiligen Schilde, einher. Niemand mehr erinnerte an die Mitschuldige; die Meisten schlossen sich dem Trauergefolge an. . . .

Voll ernster Feierlichkeit bewegte sich der Zug durch die verstummte Straße dem stillen Garten zu, wo die Schmetterlinge ein gähnendes Grab umschwebten.

Elise aber wurde, als die Gefahren vorüber, Haus und Platz geleert waren, von einigen Frauen, deren Herz der jammervolle Zustand des Mädchens mehr und mehr erweichte, nach ihrer Wohnung geleitet. Sie hatte sich entschieden geweigert, den sichereren Weg durch den Wirthsgarten und das versteckte Pförtchen zu wählen. Daheim erwartete sie ein neuer Schmerz, denn kurz vor ihrer Ankunft hatte man ihrem Vater ziemlich schonungslos das Ereigniß mitgetheilt. Ein Blick auf sein gramvolles Gesicht verrieth ihr dies. Sie warf sich ihm zu Füßen und umklammerte seine Knie. Der alte Mann stand eine Weile rathlos und barg sein Antlitz in die zitternden Hände. Dann plötzlich hob er seine Tochter stürmisch empor, um sie an's Herz zu drücken.

„Sage mir nichts, nichts, mein Kind," rief er. „Ich glaube an Dich — ich glaube an Dich." Und die Faust gegen unsichtbare Gegner schüttelnd, fügte er hinzu, daß sie nur kommen sollten, die sein Kind verleumdeten und bedrohten. Hierauf legte er den Kopf des Mädchens zärtlich an seine Brust und streichelte ihre Wange. Dann wieder von Verzweiflung erfaßt, sagte er: „Wir müssen fort von hier! fort! — Ach, haben wir denn nicht einen Freund?" Und eine Weile vor sich hinbrütend, sprach er: „Gustav, der Sohn meines Freundes, mein Liebling — auch er kommt nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Einer von Oeversee.

Eine Erinnerung aus dem schleswig-holsteinschen Kriege.

Von **Julius Rodenberg**.

Gegen Ende October war ich einige Tage in Hamburg. Die Bäume standen zwar schon blätterlos, aber die Luft war noch ziemlich mild und die Sonne schien freundlich auf die belebten Gassen.

Ich bekenne mich zu einer gewissen Vorliebe für Hamburg. Ich liebe die Schiffe und die Matrosen, den Hafen und all' das seltsame Gewühl, das darin herumliegt, rudert und schwimmt. Es macht mir Vergnügen hier und da stehen zu bleiben vor einem altmodischen Gebäude, welches mich an die Tage der Hansa erinnert, oder in einer Straße, die ganz nach Hanf, Theer und Farbehölzern riecht. Die Mittel und Wege des Welthandels interessiren mich, und an solch einem Platze scheint die wunderreiche Ferne mir näher gerückt, sowohl der neblige Norden, als der licht- und farbeschillernde Süden. Mir ist da zuweilen, als hört' ich das Herz der Welt klopfen und als verstünd' ich, gleich dem weisen König, all' ihre Sprachen. Das Bunte, Mannigfaltige, Vielgestaltige eines solchen Platzes fesselt mich. Vor Allem, was groß und großartig ist, habe ich Respect. Ich sehe nicht ein, warum ich einen großen Kaufmann, der seine zehn, zwölf und mehr Schiffe auf der See und seine Comptoirs in den Colonien hat und der all' das aus eigener Kraft erworben und geworden, warum ich den nicht ebenso sehr bewundern soll, wie einen großen Feldherrn, oder einen großen Gelehrten, oder einen großen Künstler. Denn das Große bei all' diesen Männern, so verschieden auch das Feld ist, auf dem sie sich ausgezeichnet, besteht darin, daß sie, mit irgend einer außergewöhnlichen Eigenschaft von Natur begabt, durch eisernen Fleiß und ehrliche Benutzung derselben sich emporgearbeitet und so gewissermaßen aus ihrem eigenen Vorrath die Welt um neue Schätze des Geistes oder des materiellen Wohlbefindens bereichert haben.

Ein solcher Mann ist auch mein Freund J. in Hamburg. Er hat mit Nichts angefangen, wie man zu sagen pflegt; aber er hat damals, als er anfing, zuweilen die Nächte durch gearbeitet, Nichts vor sich, als seine Bücher und zwei Gläser Wasser: das eine, um daraus zu trinken, das andere, um sich die Augen damit anzufeuchten, wenn sie ihm zufallen wollten. Dann ist es dem Manne auffallend geglückt. Nachdem er einige Jahre lang seine Briefe selbst geschrieben, selbst copirt und selbst zur Post getragen hatte, schaffte er sich zuerst für die Post einen Hausknecht, dann für das Copirbuch einen Lehrling und endlich auch für die Correspondenz einen Commis an. Dann konnte man das Wachsthum dieses Mannes von Jahr zu Jahr verfolgen. Ich habe ihn gekannt, als er noch in einer von den innern Straßen Hamburgs ein ganz bescheidenes Quartier mit Hausknecht, Lehrling und Commis bewohnte. Jetzt hat er zwei stattliche Paläste, den einen an der Binnenalster, den anderen an der Außenalster, auf dem Uhlenhorst. Seine Geschäftsräume sind gänzlich von seinem Wohnhaus getrennt, und die Zahl der Hausknechte, Lehrlinge und Commis hat sich erstaunlich vermehrt. Ich weiß nicht, wie viel Hunderte von Leuten in seinem Solde stehen, Beides zu Wasser und zu Lande; denn sein Hauptgeschäft ist das überseeische. Jetzt ist er nicht blos ein Mann von Reichthum, sondern auch einer von Rang und Würden, seitdem eine große außereuropäische Macht ihn zu ihrem General-Consul ernannt. Gar stattlich prangt das Consulatswappen über der Thür seines herrschaftlichen Hauses, und es ist nun auch ein hübsches Frauchen darin. Das war es, woran die Freunde des General-Consuls lange zweifelten. Er war noch nicht so alt; nein, keineswegs, er war nicht mehr, als auf der schattigen Seite der Dreißiger. Dennoch glaubte Niemand, daß er sich noch verheirathen würde, bis er es eines Tages selber sagte. Auf einer seiner Geschäftsreisen nach einem österreichischen Handelsplatz am Adriatischen Meer lernte er die Dame kennen, welche jetzt, seit vier oder fünf Jahren, den Namen der Frau General-Consul führt. Sie ist eine jener wunderbar eigenthümlichen Erscheinungen, frappant, exotisch, wie man sie nur dort finden kann, an den Ufern der Adria, wo sich seit Jahrhunderten so viele Racen

Einer von Oeversee.

und Elemente gekreuzt haben; sie hat das Auge der Morgenländerin und das Haar des germanischen Nordens, das goldene, lange, weiche, reiche Haar, welches wie ein ausgeworfenes Netz ist. Sie hat die schlanke biegsame Gestalt der Griechin und sie hat ein Lächeln, das keiner Nation — das nur ihr allein angehört. In Leben und Haus des General-Consuls ist durch diese Frau ein feiner, poetischer Zug gekommen.

Das war der Freund, der mich am Bahnhof empfing, als ich in Hamburg ankam. Er hielt da mit seiner schönen Equipage und seinen schönen Pferden, und ihn, seinen Wagen und seine Pferde zu sehen, war in der That ein großes Vergnügen für mich. Gar behaglich saß ich an der Seite meines Freundes in seinem wohlgepolsterten Wagen, den zwei prächtige Braune zogen. Da flogen wir durch die gedrängten Straßen und menschenbelebten Märkte und Plätze, bis wir zuletzt an dem Alsterbassin Halt machten. Es war Nachmittag, spät gegen fünf Uhr, und ein herrlicher Nachmittag war es, voll von jener goldenen Herbstpracht, von jenem sanften Blau, von jener leuchtenden Klarheit und Flüssigkeit der Farben, die nur dem Norden eigen ist und nirgends schöner sein kann, als in Hamburg. Ich weiß wohl, daß Hamburg in Regen kein wünschenswerther Aufenthalt ist; aber Hamburg in Sonne, in Herbstabendsonne ist gar prächtig, es ist beinah wie es im Gedichte von Thomas Moore heißt: „Scheint selten auch die Sonne hier — 's ist Himmelsglanz, wenn sie hier scheint!"

Am Rande des Alsterbassins bestiegen wir eine von den kleinen Dampfgondeln, die hier zum Gebrauch und Vergnügen von Einheimischen und Fremden die breite Wasserfläche unaufhörlich kreuzen. Allerliebste Dinger sind es, diese Kähne, welche Schlot und Maschine haben, wie das größte Dampfschiff, und kleine Cajüten mit kleinen Stühlen von grünem oder rothem Sammet und kleinen Spiegeln in goldenen Rahmen. Und ein kleines Verdeck ist da, wo man auf kleinen Bänken gar angenehm sitzt, während die Schraube im Wasser arbeitet und das kleine Ding mit Schornstein, Mast und alledem pfeifend unter einer Brücke oder der andern durchfährt. Plaudernd saßen wir da, und zu dem traulichen Dampf einer Manilla (es sind veritable Manillas und mein Freund importirt sie selber) erzählte er mir unterwegs, daß ich auch seine Schwägerin und seinen künftigen Schwager in seiner Villa kennen lernen würde. Ich wußte gar nicht, daß mein Freund so bald einen Schwager haben würde; die Sache war auch noch ganz neu. Die Schwester seiner Gemahlin, sagte er mir, habe schon längere Zeit die Bekanntschaft eines wackern Soldaten, eines Oberlieutenants gemacht, dessen Regiment in der Seestadt an der Adria lag, wo ihre Eltern wohnen. Die jungen Leute hatten sich in den Gesellschaften gesehen; sie hatten beim Gouverneur und auf den Carnevalsbällen mit einander getanzt und hatten eine Neigung für einander empfunden, die immer tiefer ward und zuletzt auch den Eltern nicht verborgen bleiben konnte. Diese jedoch hätten sie lieber unterdrückt gesehen, wenn es nur möglich gewesen wäre. Denn das Loos eines Oberlieutenants in k. k. österreichischen Diensten gehört nicht zu den glänzendsten dieser Welt; und wenn auch Signorina Virginia (so hieß die Schwester der Frau General-Consul) ein sehr reiches Mädchen war, welches jeden Mann, dem sie sich vermählt, in doppeltem Sinne beglückt haben würde, so hätten die Eltern ihr bei einer solchen Wahl doch wenigstens Rang und Stellung, wenn keine anderen Güter, gewünscht. Und da war gar keine Aussicht auf Avancement. Ja, wenn's nur in Italien hätte losgehen wollen! Da standen immerfort schwere Gewitterwolken über Venedig und Rom, aber die Diplomatie intervenirte immer als guter Blitzableiter; da war kein tüchtiger Schlag zu erwarten, und die Hoffnungen zweier liebenden Herzen auf die Lösung der italienischen Frage zu vertrösten, wäre doch gar zu grausam gewesen. Da explodirte die Gewitterwolke an einem ganz andern Punkte des Horizontes: im Norden von Deutschland, in Schleswig-Holstein; der Krieg brach aus. Das Regiment, in welchem der Oberlieutenant Paul von K. stand, wurde mobil gemacht, bekam Ordre, mußte marschiren.

Wer schildert den Zustand der Liebenden, welcher zwischen dem Schmerz der ersten Trennung und der Aussicht auf das Glück der Waffen getheilt war?

Der Oberlieutenant, bevor er Abschied nahm, entdeckte sich den Eltern Virginia's, d. h. er machte sie officiell mit dem bekannt, was sie schon längst wußten. Er hielt um die Hand ihrer Tochter an, für den Fall, daß Fortuna seine Werbung begünstige. Man nahm seinen Antrag mit Unentschiedenheit auf; man wies ihn nicht ab, aber man gab ihm auch keine bestimmte Zusage. Aber fröhlich, daß er hoffen dürfe, reiste er ab zur Armee, und der Göttin, die auf einer Kugel steht, überließ er das Weitere.

Und eine Kugel traf ihn, riß ihn hin, mitten in der Hitze des Gefechts von Oeversee. Aber das Mißgeschick im Kriege ist oft der Krieger bestes Glück. Er hatte sich so sehr ausgezeichnet vor dem Feinde und war durch That und Beispiel so behülflich gewesen bei der glorreichen Entscheidung des Tages, daß der Höchstcommandirende auf dem Schlachtfelde selber ihn, vorbehaltlich der kaiserlichen Genehmigung, zum Hauptmann machte und daß das Patent, welches diese Rangerhöhung bestätigte, mit der ersten Avancementsliste von Wien zusammen mit dem Orden der eisernen Krone für den Blessirten ankam.

Er war von einem Streifschuß in den Schenkel getroffen worden und lag wochenlang im Feldlazareth. Die Kunde seines ruhmreichen Betragens blieb nicht verborgen, und die österreichischen Blätter trugen sie auch nach dem Hafenplatz der Adria und der Casa di S., in welcher Virginia's Eltern wohnten. Eine directe Correspondenz war den Liebenden nämlich von diesen verboten worden. So las denn Virginia zuerst in der „Wiener Zeitung" von des Geliebten Heldenthat und gefährlicher Verwundung. Nun schrieb sie an die Schwester nach Hamburg, die sie schon früher in ihr Vertrauen eingeweiht und die demgemäß die Bekanntschaft des jungen Officiers bereits bei seinem Durchmarsch durch Hamburg gemacht hatte. Die Augen einer Schwester pflegen in solchen Fällen entscheidend zu sein. Nachdem sie den jungen Officier gesehen, billigte sie die Wahl Virginia's vollkommen und gelobte sich, den beiden Liebenden an das erwünschte Ziel zu verhelfen. Auch ihren Gemahl, den General-Consul, der eine gewichtige Stimme im Familienconcil besaß, wußte sie für die Sache zu interessiren, und als sie nun den oben erwähnten Brief Virginia's erhielt, meinte sie, jetzt sei es Zeit, Etwas für die Beiden zu thun. „Er ist jetzt Hauptmann," sagte sie, „und Ritter der eisernen Krone; er hat um Virginia's Liebe und Besitz wie ein tapfrer Mann gekämpft und er hat sie ehrlich verdient."

Auf das Betreiben seiner Gemahlin reiste hierauf der General-Consul in das österreichische Hauptquartier, um den Leidenden aufzusuchen. Er fand ihn in einem sehr beklagenswerthen Zustande; denn weder im Krieg noch im Frieden gewinnt man Ruhm und Auszeichnung, wenn man nicht zu jedem Opfer bereit ist. Das wußte wohl Niemand besser, als der General-Consul selber, obwohl er die Erfahrung in anderer Weise gemacht; und darum faßte er gleich eine entschiedene Sympathie für den Kranken, dem es im Lazareth zwar nicht an der Sorgfalt und Pflege, wie man sie im Felde haben kann, fehlte, der aber, getrennt von seiner Geliebten, ohne Nachricht, ohne Kunde, ohne Zuspruch von ihr, einen doppelten Schmerz litt. Der General-Consul lud nun den jungen Hauptmann ein, die Tage seiner vollständigen Wiederherstellung in seiner Villa zu erwarten, und nach eingeholtem Urlaub folgte ihm derselbe dahin. Durch die Vermittelung des General-Consuls hatten endlich auch, nach längerem Widerstreben, Virginia's Eltern ihre Einwilligung zur Verlobung ihrer Tochter mit dem Hauptmann von K. gegeben, und seit Mitte August war die glückselige Braut auch nach Hamburg gekommen, um den geliebten Kranken zu pflegen und mit ihm unablässig von einer schönen und rosigen Zukunft zu plaudern.

Das war es, was mir mein Freund, der General-Consul, erzählte, während die kleine Dampfgondel das Wasser durchfurchte und nun zuletzt an dem Landungsplatz des Uhlenhorst anlegte, von welchem man in wenigen Minuten zu der Villa J. gelangt.

Diese Villa liegt ganz wundervoll. Sie ist von einem Parke umschlossen, mit so viel dunklen, alten Bäumen, Ulmen, Linden und Pappeln, als ob es ein Wald wäre. Da rauscht und säuselt es immer, und über den blauen Spiegel des Alsterbassins hin hat man die Fernsicht auf die prächtigen Häuserreihen, welche den Rand der Binnenalster decoriren. Das ist wie ein Bild. Wenn der blaue, feine Duft eines Herbstnachmittages darauf ruht, mit einem Sonnenblick, mit einem silbernen Segel auf dem Wasser, mit einem Gartenbosquet am Lande hier und da: so könnte man glauben, das Alles sei nur wie ein Märchen da heraufgezaubert und könne, wie ein Märchen, auch wieder versinken.

Durch das massive Thor traten wir nun in den Park, und indem wir die breite Kastanienallee hinausschauten, welche mit dem

Blick auf die weiße Villa abschließt, da hatt' ich eine Scene vor mir, so rührend in ihrer Natürlichkeit und so malerisch in ihrer Wirkung, daß ich sie wirklich niemals vergessen werde.

Den Laubgang herunter, uns entgegen, kam ein kleiner Handwagen, eine Art von Rollstuhl, so wie man ihn für Kinder oder Patienten gebrauchen mag, und darin saß die kräftige und schöne Gestalt eines verwundeten Kriegers, in dem Mantel, den er am Tage der Schlacht getragen; und hinter dem Wagen, halb über ihn gebeugt, war die volle, üppige Figur einer Tochter des Südens, mit dunklen Augen, dunkel wie eine südliche Nacht, die ganz voll Sterne ist, mit schwarzen, dicken Flechten, mit so viel Anmuth, so viel Grazie, so viel Melodie in der üppigen Formenfülle und mit einer Hülle, die sie nach Art der italienischen oder spanischen Frauen um den Kopf geschlungen hatte. Sie war es, die den Wagen fuhr, in welchem der Blessirte im Mantel saß. Daneben ging eine andere Dame, schlank, majestätisch in ihrer aufrechten Haltung, mit einem Gesicht, das voll innigster Sorgfalt und Theilnahme dem Kranken und der Krankenpflegerin zugewendet war. Gab es einen größern Contrast, als den zwischen den beiden Schwestern? Die Eine mit dem nixenhaften Lächeln, mit dem abendländischen Haar und dem morgenländischen Profil, die Andere mit der satten, tiefen Gluth des Südens in der Farbe ihres Gesichts und mit jener bezaubernden Harmonie in den Formen ihres Körpers, in jeder Bewegung, jeder Biegung, als ob Alles Musik und Wohllaut wäre — Musik für das Auge! Aber doch waren es Schwestern, die Schwestern, von denen die eine die Frau meines Freundes, des General-Consuls J., und die andere die Braut des Hauptmanns Paul von K. war.

Welch ein liebliches Bild das war, wie sich die Gruppe daherbewegte, mit so viel Liebe in den drei Gesichtern und mit so viel Herbstduft und Abendsonne rings um sie her!

Ein Soldat — der Diener des Hauptmanns, der ebenfalls verwundet war — folgte in gemessener Entfernung, damit dem Idyll auch der kriegerische Hintergrund, aus dem es hervorgegangen, nicht fehlen möge.

Einige glückliche Stunden verlebte ich mit diesen liebenswürdigen Menschen. Es that meinem Herzen und meinem Auge wohl, die stille Seligkeit der Liebenden theilnehmend mitzuempfinden, und ich sagte, daß es für uns Poeten doch ein wahres Glück sei, hier und da im nüchternen Leben einmal solch ein romantisches Intermezzo zu haben, etwas von wirklichen Abenteuern, Gefahren, Verwickelungen und erfreulichen Lösungen, dieser Poesie der Wirklichkeit, die schöner, rührender und ergreifender ist, als Alles, was wir zu erfinden im Stande wären.

Dies sagte ich bei Tische, indem ich um die Erlaubniß bat, ein Glas funkelnden Böslauer Weines (dieses Heimathweines der guten Oesterreicher) dem Wohle der Beiden zu trinken, welche der Schleswig-Holstein-Krieg auf eine so unerwartete und ehrenvolle Weise vereint hatte.

„Selbst ist der Mann!" erwiderte darauf mein Freund. „Das ist immer meine Maxime gewesen. Das Schicksal der Menschen wie der Völker liegt in ihren eigenen Händen. Denn der Erfolg fällt Niemandem fertig in den Schooß. Er will errungen und verdient sein. Ehrliche Arbeit und ehrlicher Lohn heißt es bei uns Kaufleuten; darum auch nach dem ehrlichen Kriege ein ehrlicher Frieden, ein ehrliches Glück allen Denen, die kämpfend oder duldend daran Theil genommen, und langen Ruhm dem Vaterlande, welches jetzt wieder in neuer Herrlichkeit vor allen Nationen steht!"

Ein Abglanz dieser Glorie schien auf die Beiden zu fallen, indem sie, von der Abendsonne umglüht, mit den Gläsern anstießen und sich treuinnig in die Augen blickten.

Mit einer angenehmen Empfindung denk' ich an diesen Nachmittag und diesen Abend zurück; denn wenn ich von den wilden und blutigen Scenen des Krieges nur gelesen und gehört habe, so habe ich doch von dem Frieden ein wirkliches Bild — und welch ein freundliches! — gesehen und in meiner Erinnerung mit mir nach Hause, in dies große, volkreiche Berlin genommen.

Und heute, während ich diese Zeilen flüchtig zu Papier gebracht, wie sie das Herz mir dictirte, prangt ganz Berlin im Fahnen- und Flaggenschmuck zum festlichen Willkommen für die heimkehrenden Sieger, und auf dem Hamburger Bahnhof ist immerfort Musik und Hurrahgeschrei für die Oesterreicher, welche auf ihrem Weg in die Heimath unsere Stadt passiren.

Dort werde ich heut' Nachmittag auch den Hauptmann von K. begrüßen, der, wie ich zu meiner Freude schon vernommen habe, von seiner Wunde vollständig wieder hergestellt ist, und noch ehe dies Jahr zu Ende gegangen, hoffe ich die Karte zu erhalten, welche mir die Anzeige macht, daß „Paul und Virginia" ein glückliches Paar geworden sind.

Der Vogeltobies.

Die Wohnstube des Vogelmätens. — Der Bauer mit dreiundzwanzig verschiedenen Vögeln. — Das Vogelfutter. — Die Vögel als Wetterpropheten. — Die Saison des Vogelgesangs. — Das Singen der Vögel im Traume. — „Gelernte" Vögel und ihr Unterricht. — Der Finkenschlag — Hahn und „Sie". — Billigkeit des Vogelhaltens. Das Finkenstechen. — Auf der Tränke. — Die Schneis. — Der Meisenfang. — Der Vogelheerd.

„Hier finden wir den Mann, zu welchem ich Sie führen will," sagte mein Begleiter, ein bairischer Revierförster, mit dem ich auf einer Tour in den Frankenwald zusammengekommen war, „er ist Factor der kleinen Löffelfabrik, deren rußige Gebäude hier neben dem freundlichen Wohnhäuschen des Mannes liegen." Wir wurden auf das Herzlichste willkommen geheißen, nur wurde bedauert, daß wir gerade zu einer Zeit kämen, wo die Vögel nicht mehr fängen. Das mit zwei kleinen Fenstern versehene Wohnstübchen enthielt außer dem Bett, dem Tisch und einigen Stühlen in der That nichts als Vogelbauer, die theils an den Fenstern hingen, theils die diesen gegenüberliegende Wand bedeckten und selbst unter dem Ofen angebracht waren. Und welch ein Leben hier in den vielen kleinen und großen Käfigen! Diese kleine bunte Welt in ihrem schmucken Gefieder bildete einen wunderbaren Gegensatz zu der einförmigen todten Landschaft, die wir eben erst verlassen hatten. Es war ein unaufhörliches Hüpfen und Springen, ein lustiges Zwitschern und Piepen, ein munteres Spielen und Necken, so daß man fast meinen sollte, die kleine Gesellschaft befände sich hier in der Gefangenschaft wohler, als draußen im Freien. In einem einzigen Bauer, der sechs Fuß breit, vier Fuß hoch und zwei Fuß tief in eine Wandnische eingefügt war, wohnten dreiundzwanzig Vögel beisammen. Wir sahen hier eine Amsel, drei Dompfaffen, vier Finkmeisen, drei Blaumeisen, einen Zeisig, einen Hänfling, einen Stieglitz, eine welsche Grasmücke, drei Finken, ein Rothkehlchen, einen Grünling, einen Buchfinken oder Quäker, einen Emmerling und einen Meerzeisig oder Zetscher. Unter dem Ofen hatten außer verschiedenen schwarzköpfigen und welschen Grasmücken, Stieglitzen, Hänflingen und Rothkehlchen auch Feld-, Haide- und Dullerchen ihr Logis angewiesen bekommen. An Zippen, Weindrosseln, Krammetsvögeln und dergl. fehlte es natürlich auch nicht.

In kleineren Drahtbauern, welche an den Fenstern hingen, waren die Kreuzschnäbel oder die „Kreinitze" verwahrt. Auch im Frankenwalde ist der Glaube weit verbreitet, daß der Kreuzschnabel gewisse Krankheiten, namentlich die Gicht, der Menschen an sich ziehe und alsdann sterben müsse. Ob der Umstand, daß der Kreuzschnabel — von allen Vögeln der einzige — im Winter brütet, an der Entstehung dieses Volksglaubens Antheil hat, wollen wir dahingestellt sein lassen. Man findet aber, wie auf dem Thüringer Walde, so auch auf den Höhen des Frankenwaldes, fast in jedem Hause einen Kreuzschnabel, welcher, je nach seiner Stimme, mit dem Namen Kipper, Tripper, Witzer oder Sapper belegt wird und nur von den Samen der Tannenzapfen lebt, die er sich aus den ihm zugesteckten „Kruseln" selbst herauszulösen weiß. Sämmtliche Vögel eines und desselben Vogelbauers, auch diejenigen des erwähnten größten Käfigs, fraßen aus einem und demselben Gefäße, und alle zusammen hatten auch nur ein Saufnäpfchen. Als der Besitzer der kleinen befiederten Wesen eine Hand voll Hanf in das Freßnäpfchen that, war es eine Lust, zu sehen, wie schnell die meisten Vögel von ihren Stangen herabgeflogen kamen, um rasch einige Körner zu erhaschen.

Am Eifrigsten zeigten sich die Dompfaffen oder Gimpel, die sogar Niemanden weiter am kleinen Freßständer dulden wollten und um sich bissen, hierdurch aber sich in einen Krieg verwickelten, der äußerst lebhaft im ganzen Bauer herum geführt wurde und so lange währte, bis die anderen Vögel ungestört die sämmtlichen vorgeworfenen Körner aufgefressen hatten, so daß die Gimpel schließlich gar

nichts bekamen. Jeder Vogel hatte im Bauer sein selbstgewähltes, bestimmtes Plätzchen, und zwar meist auf den Stangen des Bauers, welches unser Vogelkundige auch selbst dann noch und zwar an der Losung zu erkennen glaubte, wenn die Vögel auf einige Zeit im Bauer herumflogen oder sonst wie promenirten oder sich nachbarliche Besuche abstatteten oder in eine Fehde verwickelt waren oder Vesper und dergl. hielten. Einige, wie z. B. die Grasmücken, die Rothkehlchen und die Amseln, lieben ein dunkles Plätzchen; andere, wie die Finken, Zeisige und namentlich die Meisen, sind weniger lichtscheu. Die unruhigsten Gesellen unter der Bevölkerung des großen Bauers waren die Meisen, die, von einer unwiderstehlichen Neugierde und Spiel- und Zanksucht getrieben, fast fortwährend hin und herfliegen oder hüpfen. Aeußerst lebhaft sind auch die Rothkehlchen, während die Dompfaffen, solange als es nicht zum Essen geht, sich als die Faulsten und Trägsten erweisen. Die Finkmeisen sind äußerst streitsüchtig, und der Zeisig macht sich als ein naseweiser und sehr gefräßiger Bursch bemerklich.

Im ersten Augenblicke war ich der Meinung, das Beisammensein so vieler Vögel in einem kleinen Raume müsse einen übelen Geruch in dem Zimmer erzeugen. Es war dies jedoch durchaus nicht der Fall. Unser Vogelmäcen gab uns auch darüber die gewünschte Auskunft. „Reinlichkeit," sagte er, „ist auch bei den Stubenvögeln ein Haupterforderniß, um sie recht lange munter und frisch zu erhalten. Aus diesem Grunde wird die Losung der Vögel täglich zwei Mal und zwar stets vor dem Füttern entfernt. Reines, frisches Wasser muß ebenfalls täglich mindestens zwei Mal gegeben werden. Das Futter selbst, aus griesiger Weizenkleie, gekochten Erdäpfeln und Milch bestehend, soll man jeden Tag frisch anmachen und alsdann an einem kühlen Orte aufbewahren, um das Säuern zu verhüten. Manche Vögel, z. B. die Amseln, Drosseln rc., ziehen zwar das bereits in Säure eingetretene dem frischen Futter vor; man darf indessen hierin nicht nachgeben. Als „hartes Futter" dienen Rübsen, Canariensamen und gekochter Hanf; der letztere muß jedoch nach dem Kochen schnell an der Sonne oder auf dem Ofen getrocknet werden. Es ist sehr anzurathen, solchen Vögeln, welche, wie die Finken, Quäker, Stieglitze, Hänflinge rc., das sogenannte harte Futter dem weichen vorziehen, zuweilen nur weiches zu reichen, weil man dadurch die Lebenszeit der Vögel verlängert. Ameiseneier und Mehlwürmer dürfen nicht im Uebermaß gespendet werden, da dieselben sonst leicht ihre gute Eigenschaft, zum Singen anzureizen, verlieren." Als ein vorzüglich gutes Recept für Vogelkost, die ebenfalls zum Singen vielen Anreiz gäbe, empfahl unser Vogelfreund Folgendes: Man siede mehrere Eier, schneide sie in Stücke, trockne diese und gebe alsdann täglich Morgens jedem Vogel ein Stückchen, nachdem über dasselbe siedende Milch gegossen worden ist. Beinahe alle Vögel fressen das Ei gern. Je nach der Jahreszeit verabreicht unser Löffelfactor seinen Lieblingen auch etwas Grünes, z. B. Salat, Knöterich („Hühnerscherbel"), Sauerampfer, Hollunderbeeren rc. Die Hänflinge fressen den Wegebreitsamen gern.

Bei dieser sorgfältigen Abwartung der kleinen Thiere ist es wohl kein Wunder, wenn unser Vogelfreund auch ganz besondere Resultate erzielt hat. Matthias Bechstein, der große Kenner unserer Stubenvögel, sagt irgendwo, daß man eine welsche Grasmücke kaum länger als vier Jahre in der Stube fortbringen könne; der mich begleitende Revierförster bezeugte aber unserem Factor, daß derselbe eine welsche Grasmücke bereits seit funfzehn Jahren besitze, die jetzt noch ganz wacker sänge. Ebendasselbe Thierchen hatte sich vor sechs Jahren während der Flugzeit, in welcher die Vögel Nachts bekanntlich im Vogelbauer sehr unruhig werden, die Flügelfedern ausgestoßen, so daß ihm seit dieser Zeit ein besonderer Bauer zur Wohnung gegeben werden mußte.

Auch als Wetterpropheten gelten unserem Vogelfreunde seine gefiederten Sänger. Wenn nämlich regnerisches Wetter im Anzuge ist, so verwandelt sich der Gesang der Vögel in ein unangenehmes eintöniges „Pfietschen". Höchst ausgebildet ist ferner der Instinct, mit welchem die Stubensingvögel die Nähe eines Raubvogels draußen im Freien wittern. In einem solchen Falle verstummt natürlich der Gesang ebenfalls, und die Vögel selber machen lange Hälse, die Augen scharf nach den Fenstern des Zimmers gerichtet, bis der böse Geselle die Gegend wieder verlassen hat oder von dem Schirmherrn der geängsteten kleinen Gesellschaft mit dem stets bereit gehaltenen Gewehre erlegt ist.

Anfangs Februar fangen die meisten Vögel zu singen an, und im Mai ist das ganze Orchester besetzt, bis dann Anfangs Juli die Saison zu Ende geht. Das Morgenconcert, von den melancholischen Tönen des Rothkehlchens eingeleitet, beginnt schon während der Dämmerung. Nach der Mauserzeit, welche in den ersten Wochen des August ihren Anfang nimmt und sechs Wochen währt, singen viele Vögel noch einige Wochen zum zweiten Male. Es wurde uns auch erzählt, daß nicht selten einzelne Vögel Nachts, namentlich bei Mondenschein, im Traume zu singen anfangen. Die sogenannten Nachtschläger, wie z. B. die Haide- und die Nachtlerche, die schwarzköpfige Grasmücke oder der Meiselmönch, der Steinklitscher, die Wachtel rc., beginnen ihren Gesang einen Tag wie den andern immer zu derselben Stunde. Auch „gelernte" Vögel bekamen wir zu sehen und theilweise auch zu hören. Es wurde uns mitgetheilt, daß es am besten sei, nur solche Vögel etwas zu lehren, welche man ganz jung, d. h. vor dem neunten Tage und also noch im Zustande der Blindheit, dem Neste entnommen habe. Die zum Lernen bestimmten Vögel werden in mit Tüchern verhängte Käfige gethan. Den Schwarzamseln bläst man auf der Flöte Melodieen in A- oder D-Dur vor. Die Orgeln, deren man sich beim Lernen wohl auch bedient, enthalten meist unreine Töne; deshalb ist es besser, eine und dieselbe Melodie mit dem Munde vorzupfeifen, was denn auch meist geschieht. Für die Gimpel oder Dompfaffen muß die Lehrstunde auf den Abend verlegt werden, wenn draußen im Freien mit der einbrechenden Dunkelheit auch vollkommene Stille und Ruhe eintritt. Ein Gimpel, welcher auch nur einige kleine Melodieen pfeift, wird nicht selten mit zehn bis fünfzehn Gulden rheinisch bezahlt.

Wie nicht selten ein junger Canarienvogel dadurch „gelernt" wird, daß man ihn in die Nähe eines anderen Canarienvogels bringt, welcher ein guter Schläger ist, so geschieht dies auch bei den Finken. Gerade bei der Schätzung des Finkenschlages gelten die feinsten Rücksichten. Unser Stubenornitholog erzählte uns, daß in seiner Gegend noch einzelne gute Reitzugschläger, auch Reitpatscher und Reithähne angetroffen würden; in entfernteren Gegenden habe er einen Quetschiger, einen Hochzeitgebier und einen Wirzgebier „gestochen", welche letzteren häufig mit fünf bis acht Gulden gekauft werden. Auch die Grünlinge lernen von anderen Vögeln und namentlich von den Finken. Auf die Spottvögel aber, welche erst Mitte Mai in den Frankenwald kommen und die Stimmen anderer Vögel gleichsam scherzend nachahmen, war unser Factor nicht gut zu sprechen. „Sie vertreiben," sagte er, „nicht nur die Grasmücken, sondern stören auch den Gesang anderer guter Schläger."

„Und woran erkennen Sie denn," fragte ich weiter, „ob ein Vogel ein Hahn oder eine Sie ist?" „Nur in wenigen Fällen," entgegnete unser Factor, „kann man sich irren. So ist der Hahn bei den Schwarzamseln bekanntlich ganz schwarz, die Henne aber rothbraun; bei den Finken zeigt der Hahn eine rothe, die Sie eine graue Brust, zudem hat der Hahn auch einen blauen Kopf. Die Hähne der Gimpel zeichnen sich durch rothe, die Hennen aber durch aschgraue Brust aus. Der männliche Zeisig ist gelb und hat einen schwarzen Kopf, während der weibliche grau und nur auf der Brust mit Blaßgelb vermischt ist. Bei den Nachtigallen fehlt ein untrügliches Unterscheidungszeichen der Geschlechter, dagegen hat das Männchen der Waldgrasmücke einen schwarzen, das Weibchen aber einen rothbraunen Kopf. Nur in der Brutzeit giebt's ein untrügliches Kennzeichen für fast alle Vögel. Wird z. B. ein Rothkehlchen oder eine Feldlerche während der angegebenen Zeit vom Neste weggefangen, so ist das Männchen auf der Schärfe der Brust mit Flaumfedern bedeckt, während das Weibchen an derselben Stelle nackend ist. Es mag dies daher kommen, daß die Sie in der fraglichen Periode fortwährend sitzt, wodurch die zarten Flaumfedern verloren gehen. Bei vielen Vögeln, wie z. B. bei den Rothkehlchen und den Haidelerchen, ist das Weibchen übrigens von Gefieder viel schöner als das Männchen."

Die Zeit und die Arbeit und selbst den Aufwand, welchen die Abwartung und die Unterhaltung seiner kleinen gefiederten Wesen erfordere, schlug der Mann nicht hoch an. Er meinte, daß man das wöchentliche Kostgeld eines Vogels durchschnittlich mit einem Kreuzer berechnen könne, sodaß sich für seine dreißig Vögel jährlich die Summe von sechsundzwanzig Gulden rheinisch ergäbe. Für einen echten Vogelliebhaber sei dies aber gar kein Geld. Er habe schon Grasmücken gezogen, für welche er je einen Louisdor habe lösen können. Ein guter Schläger sei ihm aber niemals feil

gewesen. Es schmerze ihn wohl, daß er nicht auch eine Nachtigall unter seinen Lieblingen zähle; als loyaler Unterthan suche er aber jeden Conflict mit dem königlichen Landgericht zu vermeiden; denn das Halten der Nachtigallen sei streng verboten. Uebrigens sei die Abwartung und die Beobachtung und namentlich der Gesang seiner gefiederten Pfleglinge ein Genuß, der, ihm wenigstens, durch ein Zweites nicht ersetzt werden könne. Wir sollten nur einmal im Frühjahr in der Morgendämmerung zu ihm kommen; gewiß würden wir, wie seine Arbeiter aus den unteren Dörfern, schon von Weitem stehen bleiben und seinem Morgenconcerte lauschen. Die schönste Cadenz einer Opersängerin und das beste Orchester einer Hofcapelle seien gegen diese vielen und verschiedenartigen Natursänger in keinen Vergleich zu stellen.

Als ich die Frage aufwarf, ob die eingesperrten Vögelchen nicht auf irgend eine Weise den Verlust ihrer Freiheit merken ließen, entgegnete mir der Factor, daß man hierbei wohl unterscheiden müsse, ob blos ein Vogel in einer Stube eingesperrt sei, oder ob zu gleicher Zeit mehrere Vögel die Gefangenschaft theilten. Im letzteren Falle wollte unser Ornitholog die Beobachtung gemacht haben, daß die neuen Bewohner eines Käfigs sich leicht und schnell an die Stube gewöhnten. Er habe z. B. Schwarzamseln eingefangen, welche schon am zweiten Tage gesungen hätten. Nur die Finken zeigten in der Gefangenschaft fort und fort einen bestimmten Grad von Wildheit; doch sei ihm auch der Fall begegnet, daß einige Finken, denen er die Freiheit zurückgegeben habe, immer wieder zum Fenster hereingeflogen seien oder so lange an das Fenster gepickt hätten, bis es ihnen geöffnet worden wäre.

Wie wir schon angedeutet haben, hatte unser Stubenvögelfreund seine Lieblinge auch selbst eingefangen. Aus seinen Mittheilungen ging hervor, daß die verschiedenen Fangarten im Frankenwalde ganz dieselben sind, wie auf dem Thüringerwalde, dem Harze und im Erzgebirge. Auch im Frankenwalde ist das Finkenstechen zu Hause. Hat ein Vogelsteller irgendwie Kunde erhalten, daß sich da oder dort im Freien ein Finke aufhalte, der einen ganz besonders werthvollen Schlag hat, so macht er sich mit zwei Finken auf den Weg, von denen der eine ein Schläger sein muß, während der andere als sogenannter Läufer in einem kleinen ledernen Geschirre steckt, an welches ein anderthalb Fuß langes Drahtkettchen befestigt ist. Ist der fragliche Ort ermittelt, wobei eine Entfernung von acht, ja selbst von zwölf Stunden kein Hinderniß bietet, so wird in dem vier bis acht Morgen umfassenden Standquartier des zu fangenden Finken, in welchem dieser wohl andere Vögel, aber keinen zweiten Finken duldet und welches er wie jeder andere Vogel alljährlich wieder von Neuem bezieht, an einer freien Stelle der sogenannte Läufer an einem eingeschlagenen Nagel mit seinem Kettchen befestigt, ihm auch etwas Futter vorgestreut und einige Zoll außerhalb der Peripherie, welche der Läufer mit seiner Kette beschreiben kann, ein Ring von Leimruthen hergerichtet. Einige Fuß von dieser Stelle entfernt setzt man alsdann den kleinen Bauer nieder, in welchem — jedoch verdunkelt — der Schläger steckt, wobei man sorgfältig über sein Behältniß grüne Zweige breitet, um keine Spur von seinem Dasein aufkommen zu lassen. Während nun der Läufer an seinem Kettchen hin und her flattert und sein Futter frißt, beginnt der Finke im verdeckten Bauer zu schlagen. Der Insasse des Standquartiers, hierdurch eifersüchtig gemacht, eilt herbei, fliegt auf den höchsten Baum seines Reviers, erspäht von da den Läufer als den vermeintlichen Schläger und stößt schnell auf diesen herab. Hierbei muß er aber den den Läufer umgebenden Ring von Leimruthen durchbrechen, wobei er natürlich hängen bleibt, so daß seine Freiheit unvermuthet und schnell ihr Ende erreicht.

Die meisten der uns gezeigten Vögel hatte unser freundlicher Factor „auf der Tränke" gefangen. Zur Tränke eignet sich am besten eine rings von Wald umgebene sonnige Stelle, wo sich etwas Quell- oder Regenwasser ansammeln läßt. Nachdem alle übrigen Wassertümpel in der Nähe sorgfältig mit Reisig zugedeckt worden sind, legt man über die Fangstelle oder die Tränke kreuzweise Leimruthen, auf welche die Vögel hierauf geflogen kommen, um ihren Durst zu stillen und zugleich ihre Freiheit einzubüßen. Hie und da bedient man sich auch auf der Tränke eines Garnes. In einer einzigen Stunde hatte unser Factor einmal sechsundsiebenzig Vögel auf der Tränke gefangen. Die Zeit der Tränke beginnt erst dann, wenn die letzten jungen Vögel die Nester verlassen haben.

Leider werden aber wie anderwärts so auch im Frankenwalde nicht blos nordische Zugvögel wie Krammetsvögel, Grünlinge, Zetscher 2c., sondern auch die höchst nützlichen heimischen Singvögel massenweis weggefangen, obschon sich's die Forstpolizei hat angelegen sein lassen, dieser Unsitte zu begegnen. Schon am anderen Tage hatte ich Gelegenheit, mit einem Vogelsteller eine „Schneis" zu begehen. In einem nach Nordosten zu gelegenen und mit Fichten und Kiefern bestandenen Gelände hatte der Mann wohl gegen zwanzig Schock Bügel in zwei Reihen in Brusthöhe in die Bäume befestigt; in die aus Pferdehaaren bestehenden verschiedenen Schlingen waren als Locke Vogelbeeren gelegt. An einigen Stellen hatten Eichhörnchen die Beeren unberufen weggenommen, hie und da kam auch eine Amsel geflogen, welche, die Schlinge vorsichtig vermeidend, im Fluge ein Paar Beeren erhaschte. Wo „ausgebeert" war, mußten frische Beeren eingehängt werden. Außer einigen Quäkern, Finken und Grünlingen hatten sich vorzugsweise auch Weindrosseln gefangen, welche in dieser Jahreszeit, wo sie aus den Weinbergen zurückkommen, besonders gut schmecken sollen. Man unterscheidet vier Perioden in der Schneis; die erste ist diejenige der Zippen, die zweite die der Weindrosseln, nach diesen kommen die Meeramseln, und ihnen wieder folgen die Krammetsvögel. Auch einen Nußhäher trafen wir an und zwar noch lebend. „Sein Fleisch ist durchaus nicht zu verachten", meinte der Mann, und so wurde ihm die Freiheit nicht zurück gegeben. In der Schneis selbst waren hie und da — natürlich ganz versteckt — auch Laufschlingen angebracht; in einer derselben, am Ausgange des Waldes nach dem Felde zu, hatte ein Rebhuhn seinen letzten Athemzug gethan.

So lange sich im Walde noch Heidel- und Preißelbeeren finden, ist indessen die Schneis im Ganzen nicht sehr ergiebig. Auf die „Kluppe" werden zwei Krammser und zwei Schnerren, vier Zippen und ebenso vier Weindrosseln gerechnet, während von den kleineren Vögeln, wie z. B. den Buchfinken, zwölf Stück, und von den allerkleinsten vierundzwanzig Stück eine Kluppe ausmachen. Die Kluppe wird gewöhnlich mit sieben bis neun Groschen bezahlt. Die Krammetsvögel werden auch, wenn sie sich auf Wachholderbüschen oder auf Vogelbeerbäumen niederlassen, oft massenweise im Spätherbst geschossen. Auch die Staare, welche die Gegend schon Ende August verlassen und gegen Michaelis aus den Weinbergen zurückkehren, sollen vielfach als leckeres Mahl verspeist werden. Die Zeisige loben sich den Erlensamen; deshalb legt man über die Bäche, an welchen Erlen stehen, kreuzweise einige Stecken, auf welchen Leimruthen befestigt sind.

Für den Vogelsteller von Profession ist namentlich auch der Meisenfang von Wichtigkeit. Die Finkmeisen, bekanntlich äußerst neugierige Vögel, kehren in manchen Jahren in ungemein großen Schaaren nach dem Süden zurück. Um sie zu fangen, baut man aus Fichten- und Tannenreisig eine Hütte von der Größe, daß ein Mann bequem in derselben stehen kann. Der Eingang zu derselben muß jedoch, sobald der Vogelsteller in die Hütte eingetreten ist, vollständig mit grünem Reisig bedeckt werden, so daß die herbeigelockten Meisen nichts von dem Innern der Hütte gewahr werden können. Sobald der Vogelsteller hierauf aus einem kleinen Loche der Hütte den „Kloben" oder das Fangholz herausgesteckt und mit der Lockpfeife, die aus dem Rohre eines Gänseflügels besteht oder auch aus Messing gefertigt ist, zu locken begonnen hat, kommen die Meisen herbeigeflogen und setzen sich auf den Kloben. Hat eine hinreichende Zahl Vögel Platz genommen, so wird der Kloben „gerückt", wodurch die Vögel mit den Füßen zwischen den zwei Hölzern des Klobens gefangen und hierauf eingezogen werden. Alsdann werden die Meisen getödtet, was am besten von einem zweiten Steller in der Hütte besorgt wird, und der Fang beginnt sofort von Neuem. An besonders nebeligen Morgen ist schon oft von einem einzigen Vogelsteller von fünf bis zehn Uhr in guten Jahren ein ganzer Korb voll Meisen gefangen worden. Nur hat sich der Vogelsteller zu hüten, daß nicht beim Zuziehen des Klobens eine Meise, die mit auf dem Kloben stand, entschlüpft. Die einmal Geprellte schwirrt nämlich von diesem Augenblicke an ununterbrochen um die Hütte herum, fliegt jedem neuankommenden Zuge ihrer Colleginnen entgegen und zeigt diesen durch besondere Töne und unruhiges Umherfliegen die Gefahr an, so daß sich keine einzige Meise mehr dem Kloben nähert.

Am großartigsten wird der Vogelfang aber auf den Vogelheerden betrieben. Meist sind industrielle Anlagen, z. B. Hammerwerke, Glashütten 2c., auch Forsteien und selbst Pfarreien mit dem Privilegium eines Vogelheerdes ausgestattet. Wer auf dem Vogel-

heerd stellen will, muß das ganze Jahr hindurch gegen zwanzig gute Schläger, die den verschiedensten Vogelarten angehören, unterhalten, um dieselben dann im Herbst als sogenannte Lockvögel verwenden zu können. Damit die Vögel aber während der Zugzeit im Herbste singen, werden ihre Käfige schon Anfangs April in eine dunkle Kammer gebracht, so daß die Vögel sich unbehaglich fühlen und zu singen aufhören. Mitte August läßt man das Licht alsdann wieder zu, worauf die Vögel dann bis tief in den Herbst hinein schlagen. Als ich nach einigen Tagen zu unserem freundlichen Factor zurückkehrte, verabredeten wir, am andern Morgen einen Vogelheerd in der Nähe zu besuchen. Wir machten uns gegen vier Uhr auf den Weg, sodaß wir bei dem Heerde eben ankamen, als die Knechte des Besitzers desselben die Lockvögel in großen, eigens für diesen Zweck bestimmten Körben herbeitrugen. Es war noch völlig dunkel, und ein kalter Ostwind fegte über die kahle Hochebene, auf welcher wir uns befanden. Wir gingen deshalb in die jedem Vogelheerde nothwendige kleine Hütte, welche eine Moosbank und einen Kochheerd enthielt, auf welchem der eine Knecht auch sofort ein Feuer anzündete, das nicht nur die nöthige Wärme in der Hütte verbreiten, sondern auch zur Bereitung des Kaffees dienen sollte. Draußen wurden unterdessen beim Schein einer Laterne die kleinen Käfige der Lockvögel an den den eigentlichen Heerd ringsum umstehenden „Krakeln“ aufgehängt. Diese Krakeln sind entweder lange Stangen, in welchen etliche grüne Zweige als Scheinäste befestigt sind, oder sie werden von natürlichen Fichten gebildet, denen man jedoch die Aeste bis fast hinauf zum obersten Wipfel abgeschnitten hat, damit die herbeigelockten Vögel nicht viel Raum zum Niedersetzen finden, sondern vielmehr genöthigt sind, auf den Heerd aufzufallen. Der Heerd selbst besteht aus einem sechs bis acht Fuß breiten, vierzehn bis sechszehn Fuß langen und zwei bis drei Fuß hohen horizontalen Erdaufwurf. Auf demselben werden Wachholderbüsche und Vogelbeeräste herumgelegt, verschiedene Sorten Vogelfutter ausgestreut, und zuletzt die sogenannten Läufer an ihren Kettchen befestigt. Das Heerdtuch endlich, aus starkem Bindfaden filetmäßig gestrickt und schon in früherer Zeit mit zwei bis drei Karolin bezahlt, wird in der Weise um den Heerd herum ausgebreitet, daß durch einen raschen, festen Zug an einem Seile, welches durch eine kleine Oeffnung bis in die Hütte reicht, sofort sämmtliche Vögel zu Gefangenen gemacht werden, die im Augenblicke des „Rückens“ sich auf dem Heerde befinden.

Inzwischen war der Besitzer des Heerdes selbst angekommen. Er besichtigte die sämmtlichen Vorrichtungen, und nachdem er Alles in Ordnung gefunden hatte und in die Hütte wieder eingetreten war, befahl er, ihm das Rückseil durch die fragliche Oeffnung in die Hütte zuzureichen. Die Morgendämmerung begann; einzelne Sterne fingen schon an zu erbleichen. Jetzt wurden wir gebeten, die größte Stille zu beobachten. Der Vogelsteller nahm seine kleine messingene Locke vor den Mund und spähte wie wir durch eine kleine Oeffnung, die einen Blick von der Hütte aus über den Vogelheerd gestattete. Da mit einem Male wurde es draußen lebendig: das Morgenconcert der Lockvögel begann. Das war ein Wettgesang, wie ich ihn noch nie gehört, ein Schmettern und ein Pfeifen, ein Jubiliren und Frohlocken in die Stille der Morgendämmerung hinein, daß man sich plötzlich in den Frühling versetzt glaubte. Der Vogelsteller fing jetzt an, lauter und lauter zu locken; ein großer Schwarm Quäker kam näher geflogen und nahm seine Richtung nach dem Heerde zu; plötzlich fiel ein Schwarm von mehr als vierzig Stück auf den Heerd auf, andere herbeigeflogene Vögel nahmen auf den Krakeln Platz, und nun galt es, auch diese noch auf den Heerd zu locken. Bald da, bald dort verließ ein Vogel seinen Krakel, um die tückische Lust auf dem Heerde zu theilen. Schnell ein gewaltiger Ruck — und das rings um den Heerd ausgebreitete Garn schnellte in die Höhe, die Vögel waren gefangen. Nun ging es an ein grausames Morden der harmlosen Thiere, daß mir die Lust in der That verging, noch länger diesem Schauspiele zuzusehen. Nachdem die Beute in einem Sacke geborgen war, wurde von Neuem gestellt, wiederum gelockt und, sobald sich eine größere Anzahl Vögel auf dem Heerde niedergelassen hatte, gerückt &c. Mitunter verstummen die Lockvögel plötzlich, dann ist stets ein Raubvogel in der Nähe, der weggeschossen oder doch wenigstens vertrieben werden muß, wenn die Lockvögel ihren Gesang wieder beginnen sollen.

Auf dem Heimwege konnte ich nicht umhin, meinem Begleiter zu bemerken, daß unter den Lockvögeln auf dem Heerde doch ganz vorzügliche Schläger gewesen seien. „Glauben Sie dies nicht, lieber Herr!“ sagte er, „erst müssen Sie einmal im Frühjahr zu mir kommen, um meine Vögel zu hören; dann wird Ihr Urtheil anders lauten.“

„Und hat der Mann auch immer Absatz für die vielen Vögel, welche er jeden Morgen fängt?“ fragte ich weiter.

„Meistens doch,“ wurde mir entgegnet, „außerdem werden die Vögel gebrüht, gerupft und eingepökelt!“

Ihr lieben gefiederten Sänger des Waldes — eingepökelt in Fässern!

„Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau!“ sagte ich beim Abschied.

„Sie meinen meine Schwester, lieber Herr. Ich habe nie eine Frau gehabt!“

„Und wie kommt das, da Sie doch ohnedies so klösterlich einsam wohnen?“

„Das ist wohl wahr,“ entgegnete mein Begleiter, „aber wer konnte wissen, ob die Frau, wenn ich geheirathet hätte, die Liebe zu meinen Vögeln billigen würde, und ohne meine Vögel kann ich ja doch nicht leben!“

„So grüßen Sie mir die Schwester und Ihre Vögel dazu,“ antwortete ich, „bis ich im Frühjahr wiederkehren und Ihre Schläger bewundern werde.“ Und mit einem herzlichen Händedruck schieden wir von einander.

August Topf.

Land und Leute.

Nr. 18. Der fahrende Krautschneider.

Noch im Jahre 1846 durfte Herr Ludwig Steub, der geistvolle Reisende nach Tirol und in's bairische Gebirge, ohne ernstlichen Einwurf zu gewärtigen, behaupten: „In's Montavon gerathen nur wenig Reisende.“ Wohl hat sich seit jener Zeit in dem stillen Hochthale, das mächtige Bergzüge der rhätischen Alpen einund abschließen, Vieles zum Bessern gewendet, und auch Reisende verschiedenster Gattung gerathen nun von Jahr zu Jahr in ansehnlicher Menge in's Montavon. Dennoch aber dürfte es noch gar Viele weiter draußen im deutschen Reiche und auch manche Leser der Gartenlaube geben, deren geographische Begriffe hinsichtlich dieses Montavon einigermaßen unbestimmter Natur sind. Wir wollen ihnen also für's Erste sagen, daß das Montavon zum Lande Vorarlberg gehört, welches man seit den achtziger Jahren zur Grafschaft Tirol geschlagen hat, von dem es der Arberg scheidet. Es ist ein herrlich Stück Erde, unser Montavon. Reichbevölkert und fleißig bebaut, dehnt sich die liebliche Landschaft, durch welche die Ill ihre silbernen Wasser spült, zu geräumiger Weite aus; rundum steht das Mittelgebirge mit Gebüsch und Laubwald, mit Häusern und Kapellen, und darüber schauen die beschneiten Zacken des hohen Rhätikon in stiller Majestät in das grüne Thal hernieder. Die Bevölkerung hat unverkennbar unterschiedliche Tropfen romanischen Bluts in ihren Adern; das bekunden die tiefe Färbung, das starke Incarnat, die großen leuchtenden Augen, die vollen hochrothen Lippen der Montavonerinnen, mit deren reizvollen Zügen seitdem dieser und jener Münchner Kunstzögling seine Skizzenbücher geschmückt hat.

Der Vorarlberger ist ein wanderlustiger Mensch, der Montavoner aber der wanderlustigste; fast ein Drittel der Thalbewohner (etwa neuntausend) geht jährlich in mehrerlei Gestalten in's Ausland. Etwa um Lichtmeß machen sich die Maurer und Gypser auf die Beine und ziehen nach Frankreich und in die wälsche Schweiz, um den reichen Galliern und Helvetiern ihre Paläste zu bauen. Ihnen folgen, sobald der Schnee geschmolzen, zahlreiche Haufen von Jungen, welche auf die großen Verdingstätten von Ravensburg und Leutkirch in Württemberg oder nach andern Orten jener Gegend wandern, wo von Lichtmeß an von den Bauern wei-

umher die Hirtenbuben gedungen werden und zwar je für eine Sommerszeit, so daß die Zuzügler im Spätherbst mit ihrer Errungenschaft wieder in's Heimaththal zurückpilgern können. Im schönen Monat Mai stellen sich die Sensenhändler ein, im Glarnerlande, im Appenzellschen der Schweiz und allenthalb in Baiern und Schwaben. Zur größeren Ehre und genauern Charakteristik dieser Sensenmänner muß noch erwähnt werden, daß sie sich durch merklich vornehmere Gebehrde, Haltung und Sprache vor den andern Auswanderern des Thales vortheilhaft auszeichnen. Auch die Mädchen suchen sich zur Zeit der Ernte für ihre zarten Hände einen geeigneten Erwerb aus, nämlich das Aehrenlesen. Da schlendern sie zu Hauf nach Schwaben hinaus und bringen daselbst den Tag ährenlesend auf den Getreidefeldern, die Nacht schlummernd und träumend in den Heuschcuern zu. Ist die Erntezeit vorüber, so sammeln sich die Jungfrauen wieder alle zu Leutkirch, miethen mehrere große Leiterwagen, laden das aus den gesammelten Aehren gewonnene gute Schwabenkorn in Säcken auf und fahren singend zurück in's Montavon. Es hat sich indessen auch schon zugetragen, daß eine oder die andere ährenlesende Montavoner Ruth einen reichen schwäbischen Boas berückte und nicht mehr in die heimathlichen Berge zurückkehren mochte.

Wer von den Männern den Frühling und Sommer über durch Feld- und Ackerbau, Viehzucht und Alpenwirthschaft daheim gehalten wurde, zieht Ende Septembers noch thalauswärts in die weite Welt auf den — Krautschnitt, d. h. nicht auf das Absicheln oder Abschneiden der in Gärten und Feldern prangenden Krauthäupter, sondern auf deren Umwandlung zu delicatem Sauerkraute. Ja auch mancher Maurer, der beim Beginn des Lenzes nach Frankreich gezogen, macht sich plötzlich auf um diese Zeit, verläßt die üppigen Fluren an der Rhone und eilt zurück über den Rheinstrom und so fort und fort heim nach Gaschurn oder Partenna zu Füßen des riesigen Vermont Gletschers, und nach nur drei- oder viertägigem Aufenthalte bei seiner „Husehr" rüstet er sich auch schon auf den Krautschnitt. Von dem aus Frankreich mitgebrachten Häufchen gelber Napoleone werden drei bis vier Stücke als Zehr- und Reisepfennige ausgehoben, die übrigen aber vorsorglich im Wandschranke deponirt; die blaue Maurerblouse wird gegen eine graue Joppe ausgetauscht, die schwarze Zipfelkappe weicht einem flotten grünen Tirolerhut, die gemeine Pflasterkelle wird aus der Hand gelegt, und dafür ein blanker sechsmesseriger Krauthobel auf den Rücken geschnallt. Ein Ledersack mit verschiedenartigem Marend (Speck, gedörrtem Fleisch und Obst, Käse, Kirschengeist ꝛc.) wohl gespickt, schützt ihn unterwegs vor theurer Wirthshauszeche, und ein tüchtiger Bergstock unter dem Arme hilft ihm gelegentlich bei steilen Pfaden unterstützend nach. So schreitet denn der Montavoner Krautschneider in Tirolercostüm bedächtigen Schrittes und gemüthlich seine Pfeife rauchend, ganz so wie es unser Bildlein darstellt, hinaus durch das Thal der gletschermilchenden Ill entlang und denkt schon an das reichgesegnete Banat tief unten im Ungarnlande, oder an das stolze Köln am Rhein und die großen Krautköpfe, die heuer daselbst gewachsen, und an den künftigen Gewinn seines Schweißes.

Wie? Banat, Rheinlande? Ja, in allem Ernste gesagt, das ganze große Gebiet zwischen Rhein und Theiß, zwischen Saar und Oder beherrschen die Montavoner Krautschneider, und sie theilen sich so ziemlich friedlich in diese großen Länderstrecken. Eine Gruppe von zehn bis zwölf Hoblern nimmt sich z. B. Wien und Umgebung zu ihrem „Revier"; jeder einzelne aber hat sein eigenes „Gäu" in diesem Reviere als: den Graben und Kohlmarkt in der inneren Stadt Wien, die Vorstadt Wieden, oder Weidling am Bach, oder Penzing und Hitzing und wie die freundlichen Dörfer und Städtchen in der Umgebung der österreichischen Kaiserstadt heißen. Natürlich die meisten Reviere und folglich auch die meisten Gäu haben sie sich in dem lieben Kaiserstaate ausgesucht, und wohl die meisten größern Städte der Monarchie: Agram, Peterwardein, Temesvar, Szegedin, Kaschau, Ofen-Pesth, Preßburg, Graz, Wien, Brünn, Prag, werden allherbstlich von ihnen befahren. Doch auch München, Ulm, Augsburg, Tübingen, Stuttgart, Carlsruhe, Mannheim, ja selbst mancher größere und kleinere Ort des deutschen Norden und Nordwesten sind von den Montavonern gesuchte und gepriesene Krautschnittstationen. Einzelne tragen den Hobel selbst bis nach Holland, bis nach Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, in die wallonischen Lande, nach Brabant, Hennegau, Luxemburg und in das liebe, ehemals so recht gutdeutsche Elsaß nach Kolmar und Straßburg.

Man will übrigens behaupten, daß die Züge der Montavoner Krautschneider an Ausdehnung eher ab-, als zunehmen; noch vor zwanzig Jahren setzten etliche Verwegene bei Belgrad über die Save und streiften bis vor die Thore Stambuls, und massenhaft sanken die türkischen Kabishäupter unter Montavon's vielschneidigem Hobel. Zur selben Zeit führten sie außer Hobel und Marendsack noch zwei mächtige Holzschuhe mit, in ein kirschblüthenweißes Tüchlein eingebunden; diese Schuhe benutzten sie, um das geschnittene Kraut fest in die Tonnen einzustampfen.

Es wurde oben kurz erwähnt, daß sich die krautschneidenden Montavoner in das im Herzen Europas auserkorene Ländergebiet so ziemlich friedlich theilten; mit dem soll aber nicht gesagt sein, daß nie unliebsame Mißhelligkeiten wegen Grenzverletzungen, Annectirungen („in's Gäu go," sagt man von solchen Uebergriffen im Krautschneider-Idiom), Vertragsbrüchen ꝛc. vorgekommen wären. So kam just im laufenden Jahre beim k. k. Bezirksamte in Schruns, dem Hauptorte Montavon's, folgende Civilklage vor: A. verklagt B., weil dieser dem Erstern, der durch viele Jahre die Provinz Westphalen als seinen Krautschnitt Gäu bereiste, für Ueberlassung dieser Provinz und Anhandgabe des bezüglichen Ueberlassungsbriefes jährliche sechs Gulden ö. W. oder sechs Tage Holzarbeit zu leisten vor Zeugen versprochen habe. B. habe nun seit drei Jahren den Krautschnitt ausgeübt und gute Geschäfte gemacht, stehe dagegen mit der versprochenen Zahlung jährlicher sechs Gulden oder der Leistung der versprochenen Holzarbeit im Rückstande. A. stellt somit das Klagebegehren, es wolle zur Verhandlung dieser Rechtssache Tagsatzung bestimmt und sohin durch Urtheil zu Recht erkannt werden: B. habe bei Executions-Vermeidung dem A. für die letzten drei Jahre achtzehn Gulden binnen vierzehn Tagen zu bezahlen, auch für die Folge jährlich sechs Gulden oder drei Tage Arbeit zu leisten, oder aber ihm die Provinz Westphalen zurückzustellen.

Es ist nun aber Zeit auf das eigentlich praktische Thema, den Geldpunkt, zu kommen. Das Einkommen eines Krautschneiders besteht durchschnittlich in einer Kopfsteuer, die er in seinem jeweiligen Gäu erhebt; sie ist je nach Gäu und Kopf verschieden. Das reine Einkommen während einer ganzen Schneidezeit (acht bis zehn Wochen) beläuft sich auf etwa hundert Gulden, ein ordentliches Sümmchen für die kurze Zeit, wo auch noch ohnehin zu Hause nichts versäumt wurde. Die Mühsal eines Krautschneiders ist übrigens keine geringe; sobald nämlich in einem Gäu einmal der Ruf erschollen: „Der Krautschneider ist da!" so regen all' die bekümmerten Hausfrauen und Köchinnen ihre fleißigen Hände und putzen und höhlen die Köpfe, und sind sie damit fertig, so will jede zuerst bedient sein, um baldmöglichst den Schweinsrippchen solide und schmackhafte Unterlage unterbreiten zu können. So geschieht es, daß sich die Arbeit für den Krautschneider manche Woche außerordentlich häuft und er von des Morgens Grauen bis tief in die Nacht hobeln und immer hobeln muß — gewiß eine ermüdende Arbeit. Die billigdenkenden Rheinländerinnen aber und die gutherzigen Oesterreicherinnen sehen das auch zur Genüge ein und spenden ihrem armen Krautmann neuen Wein in Hülle und Fülle; jener spricht natürlich dem erquickenden Naß tapfer zu unter der schalkhaften Behauptung: „Je mehr dem Hobler Wein, desto besser wird das Kraut gegohren sein."

Der Werth eines gewöhnlichen Krauthobels wird auf sieben bis neun Gulden berechnet, der eines Küchenhobels auf zwei bis vier Gulden. Es ist nämlich zu wissen, daß der recht praktische und geschmeidige Krautschneider außer dem großen Hobel auch noch ein apartes, kleines „Höbele" mitführt, mit dem er Abends nach vollbrachtem Tagewerk in den Küchen saubern Kochkünstlerinnen gefällig noch Salat, rothe Rüben, Rettige und verschiedenes Wurzelwerk zusammenhobelt, um vor dem süßen Schlummer noch ein „Nebenverdienstle" mitzunehmen.

Die Hobeleisen verfertigt der Schmied in Schruns für den ganzen Bedarf des Thales. Es sei das Anfertigen mit gewissen Kunstgriffen verbunden, behauptet man insgemein; aber eine weit höhere Kunstfertigkeit erheische das Schärfen der Eisen, das „Dengeln" (mittels Dengelstock und Hammer nach Art der Sensen), auf das sich aber gleichwohl gar mancher Montavoner vortrefflich versteht. Auch die Rahmen, die „Gefäße" zu den Hobeleisen, fertigen die einheimischen Schreiner meisterlich aus Buchenholz, und so fürchtet man denn eigentlich in Montavon die Concurrenz mit andern Hobeleisenschmieden und Hobelmachern nicht, bedauert es

Der Montavoner Krautschneider.

Portraitskizze nach der Natur.

aber tief, wenn echte Montavoner Hobel leichtsinnig von Montavonern selbst verkauft werden. Man ist zwar still zur Sache, wenn solche in großen Lieferungen über das Wasser nach Amerika gehen, macht aber dem Unmuthe um so lauter Luft, wenn selbe in den bisher von Montavonern innegehabten Grenzen käuflich abgesetzt werden; man nimmt nämlich hierbei stillschweigend an, es möchten in der Länge der Zeit und mit dangelrechtem Hobel ausgerüstet die Westphalen, die Wiener, die Ungarn u. A. ihre Weißkohlköpfe zu Sauerkraut zu hobeln selbst erlernen.

Und nach Wochen und Wochen, am Weihnachtsabende, erscheint dann unser Krautschneider, der Ende Septembers ausgezogen war, in seinem erborgten Tirolercostüm, mit Hobel, Stock und Marendsack und einhundert Gulden in der Tasche, wieder in Vorarlberg, wohlgenährt und seelenvergnügt zu Bludenz auf dem Markte und „stört" noch, ehe er die Alfenz überschreitet und in's Montavon einbiegt, für seine Kinder „de Klosa". Dieser Klos ist St. Nikolaus, der Bischof von Myra. Derselbe kommt nach der kindlichen Anschauung am heil. Abend (25. Decbr.) als freundlich lächelnder Greis mit Mitra, Kreuz und Tunica hoch zu Roß und mit Geschenken aller Art gerade aus dem Paradies nach Bludenz auf den Markt. Die guten Hausmütter und Hausväter „stören" dort den heiligen Mann, d. h. zupfen ihn etwa manierlich am Aermel und bitten ihn, ihrer Kinder nicht zu vergessen. St. Nikolaus kennt aber genau alle Kinder im Revier, und je nachdem dieselben gesittet und brav waren oder nicht, fallen seine Bescheerungen reichlich oder spärlich aus. Es wissen aber des Krautschneiders Kinder, daß heute Abend der Aetti aus der Fremde kommt, daß er in Bludenz Klosa stören und mancherlei „Kräm" mitbringen wird, was Wunder also, wenn ihnen aller Schlaf aus den Augen gewichen und sie vor Ungeduld fast vergehen. Es ist zehn Uhr Abends, und unser Krautschneider tritt in Gaschura in eine niedrige Hütte und in eine traulich warme Stube ein, wo im Tischwinkel zwei bausbackige Buben und ein kleines, braunes, glanzäugiges Mädchen andächtiglich beisammen „höckeln" und zu dem Klosa beten, aber plötzlich erschrocken zusammenfahren, wie der Tiroler hereinkommt. Dieser aber reißt rasch den spitzen Hut vom Kopfe: „Er werden mi wol no kenna?" und sucht und greift hastig und geheimnißvoll lächelnd herum in den Taschen nach all' den Geschenken und Krämen, und da ist nun unter den Kleinen ein Aufschrei des Entzückens, ein fröhliches „Gottwilcha, Aetti" und ein endloses, freudiges Begucken und Betasten all' der Sachen, die St. Nikolaus durch ihren heimkehrenden Aetti ihnen eingelegt, daß der Hausmutter, und ich glaube fast auch dem Aetti, das helle Wasser in die Augen schießt.

Wir, die wir dies niederschreiben, und der geneigte Leser, der es liest, befinden uns in dem Falle, als ständen wir bei einem halbgeöffneten Fensterläufer des krautschneiderischen Häuschens in Gaschura und als sähen wir, selbst unbemerkt, all' diese Glückseligkeit. Wenn uns auch Niemand übel nehmen wird, daß wir in seliger Erinnerung an unsere eigene Jugendzeit und die beglückende Christbescheerung einen Augenblick hier stehen bleiben, die schöne Gruppe betrachtend, so halten wir es doch für passend, gleich darauf leise den Fensterläufer zuzuschieben, still vorüber zu gehen und somit vom Montavoner Krautschneider Abschied zu nehmen.

J. Vonbun.

Amerikanische Special-Mittheilungen der „Gartenlaube".

Nr. 2. Der nordamerikanische Eisenbahn-Buchhandel.

Als ich nach Amerika kam, schien mir hier eine in der That neue und bessere Welt vorhanden; allein dies lag nur in der Unbekanntschaft, und das Essen vom Baume der Erkenntniß hatte seine leidige Wirkung. Mit frischer Empfänglichkeit nahm ich alle Erscheinungen im Babel am Hudson, in New-York, in mich auf, und als dieses weite Revier einigermaßen geläufig geworden war, kam mir die Einladung zum Besuch nach Philadelphia überaus gelegen. Dort sollte dem Vernehmen nach ein viel gemüthlicheres Leben herrschen, als in New-York, und Niemand machte mich aufmerksam, daß die Bezeichnung durch „Stadt der Bruderliebe" nur ironisch aufzufassen sei. Niemand führte an, wie auch dort die grobe Selbstsucht ihr Unwesen treibe und arme Menschen wegen Nichtzahlung des Hauszinses dem unbarmherzigen „Help yourself" (hilf dir selbst) in die Arme geworfen würden, indem man sie einfach an die Luft setzt. Kurzum, ich trat die kurze Reise in bester Stimmung an, ohne der herkömmlichen Eisenbahnunfälle zu gedenken, wodurch die Zeitungen ein Hauptinteresse erhalten. In allen „Cars", oder Karren, wie man die eleganten Eisenbahnwagen nennt, glitzerten die prächtigsten Ladiesaugen und überstrahlten vielfach recht elende Schminkungen, so wie meistens sehr gute Toiletten. Durch die Vermittelung eines Conducteurs bekam ich einen Rücksitz ohne Nachbarschaft, von wo aus sich die gesammten Wagengenossen von Angesicht zu Angesicht überschauen ließen. Da in der Regel nur Herren in Begleitung von Ladies Zutritt erhalten, wo besondere Ladies-Cars eingerichtet sind, so zog ich Vereinzelter natürlich die Augen besonders auf mich, und Neugierde sprach entschieden durchweg aus denselben. Welch eine schöne Gelegenheit, sich in das Studium leuchtender Augensterne zu vertiefen! Allein trotz aller Bereitwilligkeit, dies zu thun, konnte ich doch zu keiner rechten Andacht dabei gelangen, denn fortwährend erschien im Wagen ein etwa vierzehnjähriger Bursche, hinter sich stets die Thür unflätig zukrachend, um — Buchhändlergeschäfte zu treiben. Dergleichen sind auf allen Eisenbahnlinien stationär etablirt und scheinen unter Concession der Directionen, speciell aber der Schaffner zu stehen.

In Deutschland würde solch ein kleiner Geschäftsmann, wenn er existiren dürfte, sicher so sanft und bescheiden wie möglich auftreten, dabei sich der sprachgewandtesten Ausführlichkeit bedienend. Es würde dort etwa klingen: „Ist Ihnen vielleicht ein Eisenbahnwegweiser gefällig, mein Herr?" während hier zu Lande republicanischer Lakonismus freiheitsflegleirisch waltet. Nach dem Eintritt in einen Wagen mit obligatem Thürgekrach, schreit so ein Bursch gellend blos die Namen der Zeitungen aus und geht dabei links und rechts frech um sich blickend durch die Mitte des Wagens, hinter sich darauf dessen entgegengesetzte Thür wieder barbarisch zuschmeißend. Wer ein Blatt zu haben wünscht, muß dasselbe verlangen und es wird ihm gegen Bezahlung protzig dargereicht, wobei der Bengel sich wohl auf die Lehne eines der Sitze hinlümmelt, seinen Fuß irgendwo hoch aufstemmt und gewöhnlich einen Gassenhauer pfeift, wenn er nicht etwa Tabak kaut und dabei widerwärtig spuckt. Das Publicum zeigt sich dieser Art des Auftretens keineswegs abgeneigt, es hat sich daran gewöhnt, und Viele freuen sich im Gegentheil noch darüber, indem sie darin Zeichen lobenswerther, freiheitsfreundlicher Gesinnung erblicken, worauf der Fortbestand der großen republicanischen Union basirt sein soll. Nur Einzelne fangen jetzt an, das Nachtheilige solcher Zuchtlosigkeit zu begreifen, und es wird noch geraume Zeit erfordern, bis man allgemein bessere Sitten einführt.

Kaum hat der junge Geschäftsmann seine Tour durch alle Wagen des Zuges vollendet und ist in einen der hintersten, oder auch gelegentlich der vordersten, zurückgekehrt, wo er sein Depot hat, so kommt er auch schon wieder mit einer neuen Literaturtracht herangelärmt. Diesmal erscheint der Betriebsame bücherbelastet und findet mich eben beschäftigt, die klebrigen Finger eines etwa fünfjährigen, buntspechtartig herausgeputzten, candisnaschenden Mädchens von mir abzuwehren. Dergestalt in Anspruch genommen, kann ich dem literarischen Vermittler keine besondere Aufmerksamkeit widmen, die er mir dafür schenkt; denn es schallt in mein Ohr der gellende Ruf: „United States Railroad Guide, Sirrrrrr!" (der Vereinigte Staaten-Eisenbahnführer, Herr!) das Trommelfell bedenklich erschütternd. Emporfahrend halte ich meine beiden Ohren zu, mache ein grimmiges Gesicht und brumme dazu lakonisch: „No!" worauf der Schlingel höhnisch hell auflacht. Er hat vermuthlich die Wagengesellschaft irgendwie von seiner witzigen Absicht unterrichtet; denn ich sehe auf allen Gesichtern beifälliges Lächeln oder Lachen. Man gönnt ersichtlich dem „old Dutchman" (altem Deutschen), wofür mich sicher Alle erkennen, die Verhöhnung und genügt damit einem Widerwillen gegen unsere Landsmannschaft, der an ein gewisses Schülerverhältniß Lehrern gegenüber erinnert, an denen man schwache Seiten findet.

Jetzt hält der Zug auf irgend einer Station zwischen Amboy und Camden. Die Wagen sind umringt von kleinen Knaben, unter denen nur zwei schon etwa zwölfjährige sich befinden. Der ganze Knirpschorus schreit aus vollen Hälsen: „No papers, Gentlemen? No papers, papers, papers?“ („Keine Zeitungen, meine Herren?") Das heißt so viel als: die Passagiere sollen ihre gekauften und gelesenen Zeitungen der mehr verlangenden als bettelnden, in keinem Falle aber bittenden Brut schenken. Kein echter amerikanischer Junge wird sich überhaupt zur Bitte herablassen. Das Kind in Amerika ist von klein auf gewöhnt, in allen Dingen seinen Willen auf bloßen Begehr hin erfüllt zu bekommen, ohne zur Bitte oder zum Dank angehalten zu werden. Aber die Amerikaner sind trotzdem auf ihre Weise gutmüthig und besonders gegen Schwache überaus hingebend, so daß sich von Schwäche dabei reden läßt. Dies thut sich eben wieder kund, denn die meisten Zeitungen erhält der allerkleinste Knabe, ein Kerlchen von gewiß nicht mehr als drei Jahren, „weil er so klein und hülflos ist," sagt ein in meiner Nähe sitzender robuster Herr, anscheinend aus dem Lande der menschlichen Alligatoren, aus Kentucky stammend, dabei seinen Kautabak von einer Seite des Mundes zur andern wälzend und darauf einen braunen Strahl nach der Gegend hinspuckend, wo der ihm zunächst befindliche Spucknapf im Wagen aufgestellt war. Die größern Knaben erhielten selten von Jemandem ein Blatt, denn es hieß auf meine Nachfrage deshalb: „Ach, sie können irgend ein anderes Geschäft ergreifen," worunter natürlich Gelderwerb verstanden wird, der das eigentliche Betteln ausschließt. Mir kam dabei in's Gedächtniß, daß hier zu Lande die Knaben fast ausnahmslos schon mit dem zwölften oder dreizehnten Jahre von den Eltern auf eigenen Broderwerb angewiesen werden, wobei bis zur Grenze des Criminellen gehende Uebervortheilung in der Regel als lobenswerthe Gewandtheit gilt. Wenn nicht geradezu die altspartanische Sitte angenommen wird, geschickte Dieberei als Vorzug anzuerkennen, so kann man sich darüber nur wundern. Von den kleinen Zeitungsbettlern, die uns mit echten Straßenräubermanieren anfallen und deren Verlangen durchaus in keine wirkliche Bitte eingekleidet wird, ist die Bettelei sicher nur als Geschäft angesehen, und entweder verkaufen sie die erhaltenen Blätter im Orte, oder stehen mit den Eisenbahn-Buchhändlern im Rückkaufshandel; denn ihr Aussehen verräth durchaus keine Armuth.

Der Zug geht weiter, und während der Fahrt zur nächsten Station zeigt sich unser stationäres Exemplar, der Literaturverkäufer, in einer neuen Verwandlungsphase. Er bringt unter seinem Arm einen gewaltigen Stoß Broschüren, nebst zwei eingebundenen Büchern und schreit gellend: „Harper's Monthly Magazine, Sirrrrr!" (Harper's Monatshefte, Herr!) in mein Ohr, indem er mir das neueste Heft dieser schönwissenschaftlichen Monatsschrift dicht unter die Nase hält. Um mich zu amüsiren, frage ich: „Was kostet's?" Warum bin ich kein geschickter Zeichner! Hier müßte durchaus das Schelmengesicht meines Buchhändlers dargestellt werden, denn mit Worten läßt sich nicht einmal annäherungsweise der pikante Ausdruck desselben wiedergeben. Ein Paar feurig-braune Augen verschlingen meine ganze Figur gleich Schlangen, die blitzschnell zuschnappen; der Mund ist energisch zusammengepreßt; auf der hohen Stirn, die eine knappe Reisemütze von Glanzleder stark hervortreten läßt, zeigt sich ein Zusammenziehen der Haut, wie solches bei scharfen Denkern häufig zum Vorschein zu kommen pflegt, und außerdem zucken die Finger der rechten Hand. Ach, der junge Schelm hat es noch nicht weit gebracht im Leben; man kann noch Eindrücke auf sein Inneres äußerlich an ihm bemerken. Ich lese seinen Gedanken mit unverkennbarer Deutlichkeit: „Dies scheint mir ein Neuangekommener zu sein; mag er dafür bezahlen!". Und mit gedämpfter Stimme, so daß es den Umsitzenden nicht auffallen möge, erfolgt fast schüchtern die Antwort: „Nur vier Schillinge, mein Herr." Das Bürschlein brach aber in helles Gelächter aus, als ich ihm trocken erklärte: „So, mein Herr? ich kaufte gestern ein Exemplar für zwei Schillinge." Der kleine Mann meinte, nun müsse ich ihm Etwas abkaufen, nachdem er von mir so angeführt worden sei. Er bot mir noch etliche andere „Monthlies" an, und als ich darauf nicht einging, kamen Novellen an die Reihe, das Stück zwei Schillinge. Als auch diese Romanlockspeise verschmäht wurde, zog der Unermüdliche aus der Mitte seines Bündels etliche Hefte, die er vor meinen Augen rasch aufblätterte, um die darin enthaltenen Bilderchen sehen zu lassen, welche Nuditäten zeigten. „Belieben Sie diese Sorte?" hieß es dabei unter verschmitztem Augenblinzeln. Aber auch damit war bei mir nichts zu machen, denn der amerikanische Verlegerwitz war nichts Neues mehr für mich: allerlei Abklatsche von Holzschnitten mit lüsternen Darstellungen aufzukaufen und sie dann irgend einer trivialen Novelle beizudrucken, ohne Rücksicht darauf, ob sie zum Texte passen oder nicht.

Während einer spätern Reise auf der Erie-Eisenbahn lernte ich das Geheimniß kennen, wie es den Eisenbahnbuchhändlern möglich wird, ihr Publicum so mannigfaltig zu versehen. Der vorletzte Wagen unseres Zuges war für die Dienerschaft bestimmt, und es trugen dessen Eingangsthüren entsprechende Ueberschriften. Hier war es erlaubt zu rauchen; man fand da Gelegenheit sich zu waschen und konnte sonst noch Mancherlei abmachen, was nicht für andere Wagen paßte. In diesem Kosmopoliten-Wagen hatte der stationäre Buchhändler sein Literatur-Depot in ein paar Koffern. Als wir — ich weiß nicht mehr auf welcher Station — zu Mittag speisten, war unser Eisenbahnbuchhändler mein Tischnachbar und in Dunkirk bewohnten wir zusammen das nämliche Hotel. Es war mir darum zu thun, von ihm Einzelnheiten über die Bedingungen bei seinen Büchereinkäufen zu erfahren, allein der Mensch wich allen meinen desfallsigen Fragen aus, so wie ich denn seither — trotz mannigfacher Buchhändlerbekanntschaften in mehreren Städten der Union — niemals genau Rabattverhältnisse und dergleichen erfahren konnte. Ich mußte mich damit trösten, daß auch im lieben Deutschland nur direct Eingeweihte, als da sind Buchbinder und Marktbudenbuchhändler, hinter den Isisschleier der Literaturverhältnisse zu blicken Gelegenheit haben, bei denen das „gedruckt in diesem Jahr" eine sehr bedeutsame Rolle spielt. Allen Vermuthungen nach finden in Amerika ähnliche Mysterien den Laien und Profanen gegenüber statt, deren Enthüllung so verpönt ist, wie einst jene der Ceres-Mysterien und jetzt die der Freimaurer-Geheimnisse, an deren Vorhandensein sogar gezweifelt wird. Die populärste Literatur steht auch zum Publicum in viel zu intimen Verhältnissen, als daß nicht gewisse Verhüllungen dabei vom Decorum dictirt sein sollten; zumal in einem Lande, wo das Volk als Souverän ausgeschrieen wird, am Lebhaftesten von Leuten, die während ihres Schreiens ein verschmitztes Lächeln kaum unterdrücken. Souveräne aller Art finden wir am Häufigsten geneigt, zur Aufrechterhaltung ihrer „Gewalt und Autorität" kleine, zärtliche Umgangsverhältnisse mit dem Schleier der Heimlichkeit zu überdecken; ich sehe also keinen Grund, weshalb nicht auch über obenerwähnte Zustände der Mantel christlicher Liebe gebreitet sein und bleiben sollte.

Auf zahlreichen anderen Ausflügen, die ich mit Eisenbahnzügen nach verschiedenen Richtungen hier zu Lande unternahm, bot sich mir noch öfter Gelegenheit dar, allerlei Beobachtungen nach literarischen Richtungen hin anzustellen, wovon nur Folgendes herausgehoben werden möge. Auf einer meiner Touren nach dem Westen handelten die stationären Eisenbahn-Buchhändler auch noch mit Aepfeln, Kuchen und namentlich mit dem landesüblichen, unerläßlichen Zuckerwerk, worin die Näscherei bei Alt und Jung epidemisch zu nennen ist, wogegen Literaturspeise — Zeitungen ausgenommen — nur sporadisch vorkommt.

Bei Gelegenheit einer Fahrt in westlicher Richtung wurde mir von einer Person, die eilig durch alle Wagen unseres Zuges streifte, eine rosafarbene Ankündigung, auf starkem Kartenpapier abgedruckt, in die Hand geschoben, mit den Worten: „Miß Burnham wird gleich selbst erscheinen." Ich hatte eben nur Zeit die empfangene Karte zu besehen; sie enthielt die ziemlich plump in Holz geschnittene Abbildung eines Schiffes mit vollen Segeln, auf dessen Flagge zu lesen war: „Gebt das Schiff nicht auf." Nebenbei und darunter stand: „Eben veröffentlicht: die schauerliche und erstaunliche Geschichte der Fostina Woodman. Geschrieben und herausgegeben von Miß A. A. Burnham." Aus kleinerer Schrift war dann noch ein Salm darunter gedruckt, der deutsch etwa wie folgt lautete: „Der Gegenstand dieser wahrhaft interessanten Erzählung stammte aus S. in Massachusetts, wo sie bis zum Alter von neunzehn Jahren wohnte. Zu dieser Zeit wurde sie eine Waise, worauf ihre abenteuerliche Laufbahn begann, begleitet von so sehr befremdenden und mysteriösen Begebenheiten, wie sie nur jemals aufgezeichnet wurden. Nach dem Tode ihrer Eltern wurde sie der Sorgfalt von Fremden überlassen, welche kurz nachher mit dem Schiffe Essex (welches Schiff, wie die meisten unserer Leser sich erinnern werden, den Hafen von Boston im Juni 1849 verließ) nach Californien unter Segel ging; unsere Heldin folgte bald in der Verkleidung ihres Bruders, und ihre kühnen Heldenthaten,

beispiellos in den Annalen weiblicher Abenteuerer, sind vollständig in diesem Werke dargestellt, welches von der Verfasserin zu erhalten ist, die bald diese Karte abverlangen wird.“ Dann kam wieder mit fetter Schrift gedruckt: „Verkauft von der Verfasserin für den Preis von fünfundzwanzig Cents“ und darunter in Petit-Schrift hinter einer Hand: „Bitte, bewahren Sie die Karte, bis sie abverlangt wird.“ Man sollte also gefälligst die Karte aufbewahren, bis die beblaustrumpfte Verfasserin dieselbe abforderte.

Besagte Kartenabforderung ließ auch nicht lange auf sich warten, denn kaum hatte ich die erfinderische Ankündigung durchflogen, so präsentirte sich in unserem Wagen eine ziemlich phantastisch gekleidete, nicht hübsch, nicht häßlich zu nennende und weder zu jung noch zu alt erscheinende „Lady“, was bekanntlich alle Amerikanerinnen sein wollen, deren Gesichtszüge jene verschmitzte Einfalt oder dreiste Geradheit ausdrückten, die dem Yankeecharakter eigenthümlich ist. Miß Burnham reichte mir eine in rosafarbenen Umschlag geheftete Broschüre ungefähr wie eine Sache dar, die sich nur von der Hand weisen läßt, wenn man völlig darüber hinweg ist, was die Nachbarn von uns denken; ob sie uns für einen „Gentleman“ halten oder nicht; ob wir für einen Knauser, armen Schelm und dergleichen angesehen werden, oder für freigebig, galant, bemittelt u. s. w. Ist man vollends in gewissen verhängnißvollen Jahren, werden die Kopfhaare überhandnehmend grau, dann bleibt uns vollends nichts übrig, als freigebig zu erscheinen, wenn es irgend möglich ist, denn wir können dann eben nicht mehr mit der Jugend bezahlen, die es allenfalls verzeihlich macht, daß man knapp an Gelde ist. Von den Umständen eines deutschen Schriftstellers in Amerika hat nur dessen nächster Bekanntenkreis eine annähernd richtige Vorstellung, und mir war ungefähr so zu Muthe wie in meiner Jugendzeit, wenn der Klingelbeutel in der Kirche herumgetragen wurde und ich aus ärmlicher Tasche den Säckel der Geistlichkeit füllen helfen sollte. Ich zinste also mit Gedankensäure vermischt die fünfundzwanzig Cents für sechzig gedruckte Seiten in groß Octav, obgleich mir einleuchtete, es sei viel zu viel weißes Papier durch den Druck hier verdorben worden. Wer in fremden Ländern reist, muß nun einmal auf Anzapfungen gefaßt sein, und es bleibt immerhin vorzüglicher, wenn es durch Mitglieder des schönen Geschlechts geschieht, als wenn ein Buschklepper unter dem rohen Rufe: „Den Beutel oder das Leben!“ uns die Pistole auf die Brust setzt. Uebrigens muß ich der Miß Burnham alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie begnügte sich damit, mir nur die Ankündigung eines zweiten ihrer geistreichen Werke zu überreichen, anstatt dieses selbst zu präsentiren. Für nur einen Schilling wurde da sehr Merkwürdiges geboten, unter der bescheidenen, lakonischen Ueberschrift: „Reich, genial und selten. Die Geheimnisse von Fort Hamilton, geschrieben von Miß A. A. Burnham, während ihrer Passage am Bord des Dampfers Chingarora.“

Bei einer andern Reisegelegenheit empfing ich aus der Hand eines schwarzgekleideten Herrn mit weißer Halsbinde ein Circular folgenden Inhalts: „Das Closet, oder die Morgen- & Abendgebetstunde. Jede Seite mit einem neuen Thema beginnend. Vom ehrwürdigen David Sly.“ Mir fiel hier das angebrachte kaufmännische & zuerst auf und machte mich Wissensfreundlichen stutzig; denn der Verdacht einer beabsichtigten Speculation auf Kopfumnebelung und Taschenerleichterung drängte sich mir unwillkürlich auf. Zudem hatte der Name Sly sein etymologisch Bedenkliches, und so erkundigte ich mich denn beim Conducteur näher über den Austheiler des Circulars, wodurch herauskam, daß es der ehrwürdige Verfasser in eigner Person sei, mithin an keine Mystification zu denken wäre. Durch meinen Kopf war gefahren, was Flügel in seinem Wörterbuch Erklärendes über „sly“ sagt, das mit: schlau, verschlagen, listig und sogar hinterlistig verdeutscht wird.

Getröstet durch des Conducteurs Bescheid, las ich im „Circular“ weiter: „Eine Appellation an das reisende Publicum,“ die in deutscher Uebersetzung folgendermaßen lautete: „Menschen und Brüder, unsere beste Vertheidigung dieser Appellation ist: 1) Zum Besten einer andern Art von Lectüre, als die gewöhnlich auf unsern öffentlichen Durchfahrten (längern Reisen) umlaufende. 2) Während die Tendenz des Lesens von Romanen und Novellen auf Faulheit und Unkeuschheit hinausläuft, führt die Closet-Lectüre zur Tugend, zum Fleiß, Glück und Himmel. 3) Weil Closet-Andacht göttlicher Anordnung ist und den Keim zur ersichtlichen Gottesverehrung enthält. 4) Weil alle wahren Wiedererweckungen im Closet beginnen. Kurzum, es ist, um im Wesen dies süße System christlicher Thätigkeit in Hoffnung zu erwecken, besonders zur Sicherung der Generalausgießung des heiligen Geistes auf alles Volk, daß alle reisenden Bürger achtungsvoll eingeladen werden, ein Exemplar vom Closet zu nehmen und dadurch das Werk in ihren respectiven Familien und Kirchen einzuführen. Preis 12½ Cents. Bitte, dies Circular zu behalten, bis es abgefordert wird.“

Mag man deshalb über mich noch so schlimm urtheilen, ich muß dennoch gestehen, daß von mir das „Closet“ nicht gekauft wurde und ich beim Erscheinen des Klingelbeutelträgers Sly den moralischen Muth hatte, mit dem Kopfe zu schütteln, was mir gegen Miß Burnham nicht gelang. Der ehrwürdige Eisenbahn-Buchhändler machte ersichtlich keine guten Geschäfte, vielleicht weil es in den Wagen unseres Zuges an entsprechenden Closets gänzlich mangelte und nur in etlichen derselben Water-Closets vorhanden waren, deren Frequenz zum Ueberfluß Closet-Einsamkeit ausschloß. Vielen Spaß machte es mir, der Unterhaltung zuzuhören, die ein unfern von mir sitzender alter Yankee mit dem ehrwürdigen Sly pflog und welche am Ende mit der runden Erklärung schloß: „Ich gehöre zu einer Gesellschaft, die sich Verbreitung von Wahrheit und Aufklärung zur Aufgabe gemacht hat. Wir sind übereingekommen, den Dunkelmännern allerwärts entschieden entgegenzutreten, weil sie unsere Republik in's Verderben bringen können.“

Lolia.

Blätter und Blüthen.

Die Blumenmalerin von Altona. In Altona war es und im Jahre 1794. In einem bescheidenen Zimmer, mit der Aussicht auf die Elbe, saß eine Frau mittleren Alters und malte bunte Blumen auf ein vor ihr liegendes Blatt Papier. „Nicht zu fleißig,“ sagte ein stattlicher Herr, der neben ihr stand, Herr Wengraf, der Besitzer einer Altonaer Kattunfabrik, „und unterdrücken Sie das Heimweh.“ Darauf ging er. Madame Felicie aber, so nannte man unsere emsige Blumenmalerin, sank in einen Stuhl und dachte an Frankreich, ihre Heimath, an Paris, an Versailles, und ihr Herz bebte vor Schmerz. Sie war eine Emigrantin, die, wie so viele ihrer Landsleute, die Revolution aus Frankreich vertrieben hatte.

Arm war sie nach Altona gekommen. Hier wollte sie unter dem Namen „Madame Felicie“ leben und sich mit der Blumenmalerei für Wengraf's Kattunfabrik ihren Unterhalt erwerben. Ihren wahren Namen zu nennen, verbot ihr der Stolz der Aristokratin, denn auch sie gehörte dem alten französischen Adel an; nicht einmal ihre Landsleute, deren sich gegen vierzigtausend in und um Hamburg aufhielten, sollten von ihr erfahren; arbeiten wollte sie und in der Einsamkeit auf glücklichere Tage hoffen.

Wacker ertrug sie ihr Geschick; hätte sie nur ihre Harfe nicht zurücklassen müssen, das Instrument, das sie mit Meisterschaft spielte, wie zu ihrer Zeit kaum Jemand sonst! Während des Sonnenscheins half die Arbeit wohl über Alles fort, aber mit den langen, trüben Abenden stellten sich auch die trüben Gedanken ein und immer größer wurde die Sehnsucht nach der Harfe. Sie war ein Geschenk des Königs Ludwig's des Sechzehnten gewesen, der gar oft ihrem Spiele in Bewunderung gelauscht hatte. Diese Tage konnte Felicie nicht vergessen. Je öfter sie daran zurückdachte, je mächtiger wuchs ihr Verlangen nach dem Instrumente. So stand sie manchen Abend trauernd am Fenster, auch heute wieder — da plötzlich bebte sie zusammen und schrie vor freudiger Ueberraschung laut auf, denn im Hause gegenüber ertönte Harfenspiel. Sie vergaß, daß sie in Altona unbekannt bleiben wollte; sie warf ein Tuch über die Schultern und eilte hinüber.

Am nächsten Tage sehen wir einen Mann nach Hamburg wandern. Es ist Portales, der frühere Secretair des früheren Ministers Dumouriez. Er pflegte sein Mittagsmahl bei einer Wittwe zu nehmen, deren Tochter ein wenig auf der Harfe zu klimpern verstand. Das waren die Leute, zu denen Felicie in's Zimmer stürzte. Sie spielte dort stundenlang; den Hörern drängten sich Thränen in die Augen. Portales erkannte schon an der Sprache die Landsmännin, die wieder forteilte, ohne ihren wahren Namen zu nennen, aber er rief aus: „So kann nur eine Dame Frankreichs, nur die Gräfin von Genlis kann so spielen. Stets war es mein Wunsch, sie auf der Harfe zu hören; ach, nur Denen jedoch, welche die Tuilerien und Versailles betreten durften, ward diese Gunst zu Theil. Aber ganz Frankreich liebt die Gräfin ob ihrer Kunst. Morgen gehe ich zu Dumouriez. Ihm ist es ein Leichtes, Licht zu bringen in das geheimnißvolle Dunkel, mit dem sich die sogenannte Madame Felicie umgiebt. Es wäre eine Schande für jedes französische Herz, wenn sich die Gräfin durch geisttödtende Handarbeit kümmerlich durch das Leben schlagen, wenn sie gar darben müßte!“

Und Portales kam zu Dumouriez — und Dumouriez kam zu Georg Sieveking, dem Rothschild Hamburgs, dem Freund der hervorragendsten Emigranten. Beaumarchais, der Dichter des „Figaro“, General Valence, die Gräfinnen Rochefoucauld, Choiseul und Vergennes waren seine täglichen

Gäste. Seine Salons hatten Weltruf wie seine Handelsunternehmungen; zwei Agenten kauften für das Haus Sieveking ein französisches Nationalgut nach dem andern, und in London gehörten ihm zwei Häuser in der City.

Dumouriez's Bericht rief einen wahren Sturm hervor. Eine Muthmaßung jagte die andere, aber man wollte Gewißheit. Waren die Blumenmalerin und die Gräfin Genlis, die schöne Erzieherin der Kinder des Herzogs von Orleans, die bekannte geistvolle Schriftstellerin, die erste Harfenspielerin ihrer Zeit, wirklich eine Person, so hatte Sieveking einen Plan im Sinne, den er seiner Frau, einer Tochter des unsterblichen Reimarus, anvertraute und der eines Crösus würdig war. Also am andern Morgen nach Altona! Nicht nur Dumouriez erbot sich den Kaufherrn und seine Frau zu begleiten, auch die übrigen Emigranten, welche früher mit der Gräfin Genlis verkehrt hatten, wollten von der Partie sein.

In zwei Wagen machte man sich auf den Weg. Bald hatte man das niedrige Haus erreicht und stieg seine schwindelige Treppe hinauf. Vor einem Tische saß Felicie. Fertige Zeichnungen deckten den Tisch; vor ihr lag eine Skizze, über deren Ausführung sie eben nachsann, während die Gedanken in's Weite hinausflogen. Sie hatte den Ellbogen gestützt, um über die Vertheilung ihrer Blumen und Ranken nachzusinnen — und sie dachte an die Veilchen und Rosen im Garten zu Roucou, ihrer heimathlichen Besitzung. Da pochte es.

Die Gräfin Rochefoucauld war die Erste in der Stube. Ein Blick, ein Schrei hüben und drüben — Felicie, Gräfin von Genlis, war einer Ohnmacht nahe. Alle sprangen zu ihrer Stütze herbei; nachdem sie sich von der Erregung erholt, sagte sie: „Unbekannt und still wollte ich hier als Blumenmalerin für das Geschäft des Herrn Wengraf bis zu dem Tage leben, wo Frankreichs Stern wieder . . .“

Da traten Georg Sieveking und seine Gattin vor. „Um Vergebung, Frau Gräfin,“ begann der Kaufmann und nannte seinen und seiner Frau Namen, „in meinem Salon sollen Sie erfahren, wie wir Sie und Ihren traurigen Aufenthalt entdeckten. In meinem Musikzimmer steht eine Pariser Harfe, die fortan die Ihre ist.“

In Felicien regte sich der Stolz. „Meine Herrschaften,“ versetzte sie, „ich finde es weit ehrenhafter, von der Arbeit zu leben, als im Müßiggange.“

Aber Sieveking faßte ihre Hände und sagte: „Blumenmuster für eine Kattunfabrik zu malen, das ist keine Arbeit für Ihren Geist. Es wird eine Zeit kommen, wo die Sonne des Glückes wieder über Frankreich aufgehen wird. Für diese Zeit müssen Sie von heute ab in Hamburg thätig sein. Mein Vorschlag ist der: Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß ich einige der sogenannten Nationalgüter durch Kauf an mich brachte. Jetzt gedenke ich auch Schloß und Felder von Roucou zu erwerben. Sie gehörten Ihnen, bis das Volk sie an sich riß. Aber ich müßte ein herzloser Mensch sein, wollte ich, nachdem ich die Bekanntschaft der rechtmäßigen Besitzerin gemacht, den vollen Gewinn für mich behalten. Nein, Frau Gräfin, meine Ehre gebietet, den Gewinn zu theilen, und von diesem Theile leben Sie fortan in Hamburg, schreiben Ihre Werke, bis Frankreich wieder zur Ruhe gekommen ist. Dann kehren Sie in's Vaterland zurück, dann werden Sie mit Ihren Werken Tausende erwerben, dann kaufen Sie mir das Schloß Roucou wieder ab. Nicht wahr,“ fügte er lächelnd hinzu, „ich bin doch ein Rechenmeister comme il faut?“

Auch Felicie mußte lächeln über den — schlechten Rechenmeister. Wie zart wurde die Wohlthat geboten! Mit einem Blicke voll Dankes sank sie in Frau Sieveking's offene Arme. Sogleich eilte Sieveking zu Wengraf und löste die Blumenmalerin von dem bindenden Contracte. Dann ging's nach Hamburg zurück. Ein Jahr darauf siedelte Frau von Genlis nach Berlin über. Dort blieb sie, bis über Frankreich die Sonne ihres Glückes wieder aufging; dann kehrte sie in die Heimath zurück und sah noch, nachdem sie über neunzig Bände von Jugendschriften, Romanen und Memoiren verfaßt, den Mann den Thron besteigen, über dessen Kindheit sie gewacht hatte — Louis Philipp.

Handeln die Thiere nur nach Instinct, oder auch mit Ueberlegung, Vorbedacht und Berechnung? Einer meiner Freunde hatte einen jungen Fuchs aufgezogen und dergestalt gezähmt, daß ihm derselbe auf Spaziergängen durch Wald und Feld so getreu folgte, wie ein Hund. Bei aller Zahmheit konnte der Fuchs aber sein Gelüste nach frischen Hühnern doch nicht völlig bezwingen und machte, um sich diesen Genuß zu verschaffen, nicht selten nächtliche Excursionen nach den benachbarten Hühnerställen, indem er die etwa sechs bis sieben Fuß hohe Umfriedigung des Hofes übersprang und sich einen leckern Braten aus der Nachbarschaft holte. Einige Male wurde der Schelm bei seinen Räubereien ertappt, und meines Freundes Geldbeutel mußte für den Strauchdieb büßen. Um diesem sein sauberes Handwerk zu legen, band mein Freund ihm in meinem Beisein einen etwa anderthalb Fuß langen und zwei Zoll dicken Knüttel am Halsbande fest, der, indem er zwischen die Läufe zu hängen kam, ihn wesentlich im Springen hindern mußte. Darauf wurde Meister Reineke aus dem Stalle und in den Hof gelassen. Wir begaben uns hinauf in's Zimmer, um ihn von dort aus zu belauschen. Er lief, offenbar sehr ärgerlich über das Hemmniß, mehrmals den Hof auf und ab. Dann blieb er stehen und betrachtete den Knüttel sehr nachdenklich, faßte ihn und warf ihn entrüstet zur Erde. Aber was konnte das helfen? Hierauf setzte er zu dem gewöhnlichen Sprunge an, doch umsonst; denn der Knüttel kam ihm dabei zwischen die Läufe und er kugelte wieder herunter, ohne sein Ziel erreicht zu haben.

Gleich darauf ein zweiter, ebenso vergeblicher Versuch. Was that der Schelm nun? Er betrachtete nochmals mit prüfenden Blicken lange Zeit den fatalen Knüttel, dann zog er ihn hervor, nahm ihn zwischen die Zähne und machte, den Knüttel hoch tragend, aus freier Hand mehrere Sprünge zur Probe, frei in die Luft. Mit einem Male, den gehörigen Anlauf nehmend und den Knüttel hoch im Maule tragend, flog er mit einem sichern Sprunge über die Hofmauer, und fort war er. —

Mein Hühnerhund, der mein täglicher Stubengenosse ist, hat eine große Passion, jeden auf die Diele des Zimmers fallenden Sonnenstrahl wahrzunehmen, um sich dort niederzulegen. Vor einigen Tagen stehe ich, mich rasirend, vor dem Spiegel und höre zu meiner Verwunderung — denn ich war allein im Zimmer — einen Stuhl rücken. Was gewahre ich durch den Spiegel? Durch das Fenster, über meinen Schreibtisch hinweg, fällt die Sonne unter einen Stuhl. Daneben steht mein Perdrix und schiebt mit seinem Rücken den Stuhl und zwar sehr vorsichtig und anständig, indem er sich von der Seite gegen den Sitz lehnt, allmählich so weit zur Seite, bis der von der Sonne beschienene Raum vollständig frei ist, auf dem er sich nun gemächlich niederstreckt. Ist das nur Instinct? B.

Der Dichter der Gartenlaube. Bei der herannahenden Festzeit dürfte es manchem der Leser unsers Blattes, der auf eine sinnige zugleich und elegante Christspende für Gattin oder Schwester, für Geliebte oder Braut sinnt, gewiß eine willkommene Mittheilung sein, daß von Albert Traeger, dem Dichter der Gartenlaube, so eben eine mit manchem neuen und schönen Liede bereicherte vierte Auflage der Gedichte und zwar in so reichem Kleide erschienen ist, daß das Buch auch äußerlich sich neben den stattlichsten Weihnachtsgaben nicht zu schämen braucht. In einer der nächsten Nummern denken wir ausführlich auf den Inhalt dieser neuen Auflage zurück zu kommen.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 51. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Am Christabend.

Heil'ger Abend ist es wieder
Und der Christbaum ist erblüht —
In das Erdendunkel nieder
Klingt des Himmels schönstes Lied;
Und von Neuem wird vernommen
Aus der Höhe liebereich:
„Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Ihrer ist das Himmelreich.“

Und in tausend reichen Zimmern
Prangt des Christbaums goldner Schein —
Doch das schönste Bäumchen schimmern
Seh' ich dort im Hüttchen klein.
Brennt das Bäumchen auch nur Armen,
Dürftig nur die Gaben sind —
Hält die Mutter doch in Armen
Selig ihr gerettet Kind.

Aus gar schwerem Krankheitstraume
Ist es wieder aufgewacht,
Christus mit dem Weihnachtbaume
Hat Genesung ihm gebracht.
Das verfallen dunkelm Loose,
Seiner nahm der Herr sich an —
Freudig auf der Mutter Schooße
Lacht es seinen Christbaum an.

Freudig streckt es seine Händchen
Nach den Lichtlein arm und klein,
Zappelmann am bunten Bändchen
Will es gar so sehr erfreun.
— Heil'ger Abend — goldne Kerzen
Prangen hier nicht reich und schön —
Aber schau zum Mutterherzen,
Willst Du einen Christbaum sehn.

F. Stolle.

Er kommt nicht.

Erzählung von Karl August Heigel.

(Fortsetzung.)

Flemming war ein schwacher, kein schlechter Mensch. Während des Aufruhrs gegen das unglückliche Mädchen heuchelte er Gleichgültigkeit in seinen Mienen, im Innern jedoch war ein Kampf von Stolz und Mitgefühl. Mitunter wandelte ihn die Versuchung an, unter die Schmähenden zu stürzen und den Nächsten Besten niederzuschlagen. Sie verdient es, beschwichtigte er sich dann. Aber es ist ein Mädchen, ist die Tochter eines braven Mannes, warf ihm sein zartes Gefühl ein. Bah, warum treibt sie ihre Liebestollheit so weit, sogar heute sich bei ihrem Buhlen zu zeigen! Sie mögen büßen! Pfui über Beide! Hinwider durchfuhr ihn der Gedanke, wie Elisen jetzt zu Muthe sein müßte, und indem ihr bleiches, leidendes Gesicht vor seine Seele trat, konnte er sich eines Seufzers nicht erwehren. Als die Aufregung auf der Straße zur Raserei stieg, begann er die gar zu engherzigen, pedantischen Kleinstädter und seine Waldkirchner Reise zu verwünschen.

Da stellte sich ein kleiner, häßlicher Mensch mit einem Höcker dicht vor Marowsky's Ladenthür auf. Dieser Mann hielt den rechten Arm in seiner Blouse verborgen. Einige Augenblicke später sah Gustav die Hand des Mannes mit einem großen Stein blitzschnell aus der Blouse gleiten und den Stein nach dem Fenster im rothen Roß schleudern. Beim Klirren des Glases fuhr Gustav zurück, als hätte ihn der Wurf getroffen, und dann sah er, wie auf ein Signal, die aufbrüllende Menge in das Haus dringen.

Das war zu viel. Seiner Bewegung nicht mehr Meister, sprang er aus dem Laden und auf den Verwachsenen los, der sogleich die Flucht ergriff. Mit langen Sätzen eilte Gustav dem Schnellfüßigen nach.

Niemand achtete auf dies Zwischenspiel, denn Alle, welche sich durch Toben und Schmähreden an der Bewegung betheiligt hatten — Leute in groben Kitteln und Kleidern — waren im rothen Roß oder drängten sich hinein; die Müßigen, die größtentheils auf dem Trottoir dem Gasthof gegenüber standen, hielten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Ereignisse im Trauerhaus gespannt.

Erst am entgegengesetzten Ausgang des Marktplatzes holte Flemming den Verfolgten ein. Er erfaßte ihn von hinten und hob den kleinen Mann mit einem kräftigen Ruck hoch empor, die andere, stockbewehrte Hand zum Schlag ausholend. Aber die Scham, sich an einem schwachen, zwerghaften, wehrlosen Menschen zu ver-

greif:n, hielt ihn von der Züchtigung zurück. Er begnügte sich, das Kerlchen tüchtig zu schütteln, und entließ es dann unsanft zur Erde. „Danke dem Himmel," sagte Gustav, „daß Du mir nicht gewachsen bist!"

Der Andere — Nöldeken, der Weber, war es — raffte sich mit wuthverzerrtem Gesicht empor. Er warf einen giftigen Blick auf den schlanken, feingekleideten Jüngling und schüttelte drohend seine Faust. Dann wandte er Flemming den ungestalten Rücken, den Kopf zurückgeworfen und sich in den Hüften wiegend, als schritte er als großmüthiger Sieger davon. Gustav aber ging über den Platz zum rothen Roß zurück. Unabweisbare Sorge um das Schicksal der Geächteten beflügelte seinen Schritt.

Dicht vor dem Gasthof kam ihm der Leichenzug entgegen, der offene Sarg, der leidtragende Gatte in Begleitung des Pastors, die Bürger, die Schüler, das Volk. „Sie sind gerettet!" sagte sich Gustav und ließ den Zug an sich vorübergehen.

Er konnte seinen Rivalen nicht ohne Stirnrunzeln betrachten. Oldenburg aber blickte weder rechts noch links, sondern hielt die Augen starr auf den Sarg und auf das rosenbekränzte, von der Bewegung zitternde Todtenhaupt gerichtet. „Er ist schön," sagte sich Gustav, „aber auch unglücklich!" setzte er unwillkürlich hinzu.

Bis in die späte Nacht saß er dann in Marowsky's Weinstube. Schweigsam, in eine Ecke gedrückt, hörte er nur mit halbem Ohr auf die Unterhaltung der übrigen Gäste. Denn sie drehte sich bald nicht mehr um Oldenburg und Elise, sondern um die Arbeitseinstellung der Weber. Als die Leute vom Begräbniß zurückkamen, war an den Tischen kein Platz mehr. In der Stube, wie im Laden, standen dann, dicht gedrängt, Waldkirchner Bürger, Gerichtsbeamte und Pachter aus der Nachbarschaft. Da Alle rauchten, hüllte ein entsetzlicher Qualm die verschiedenen Gruppen ein. Weil Alle redeten, herrschte ein ununterbrochenes Stimmengewirr. Seit den Tagen der Revolution hatte es nicht eine ähnliche Aufregung und soviel Stoff zur Aufregung in Waldkirchen gegeben . . . Ein untersetzter, rothbäckiger Mann, Inhaber einer Zuckersiederei, stellte die störrischen Arbeiter als die schlimmsten Verbrecher hin; einige Grauköpfe wollten zwar keineswegs die Letzteren vertheidigen — keineswegs und durchaus nicht! — hatten aber auch gegen den Fabrikanten ihre Bedenken, der im Handumdrehen all' seine Mitbürger überflügeln und Millionär werden wolle. „Fragen wir die Statistik! die Statistik, meine Herren!" rief ein Referendar mit schadhaftem Scheitel und spitzer Nase und zog einen Vergleich zwischen den Lohnsätzen in Waldkirchen und Neustadt. Man behauptete, verwarf, erhitzte sich und war schließlich nur darin einstimmig, daß das Beispiel der Weber ein böses Beispiel, Hab und Gut in Gefahr und exemplarische Bestrafung die einzige Rettung wäre. Einer wagte zwar den schüchternen Zweifel, ob nicht doch zwischen dem Arbeitgeber und den Arbeitern ein Vergleich zu Stande kommen möchte, dem aber widersprach ein hastig eintretender Magistratsschreiber mit der Neuigkeit, daß zwischen dem Fabrikanten und seinen Arbeitern stürmische Auftritte stattgefunden hätten und ganz und gar nicht an Aussöhnung zu denken wäre. Diese Nachricht bestätigte ein Dritter, der Jenem auf dem Fuße folgte, und fügte hinzu, die aufständischen Weber durchzögen in hellen Haufen und mit wildem Geschrei die Straßen und Mord und Todtschlag seien zu fürchten, wenn die Fünfunddreißiger aus Neustadt nicht bald kämen.

Diese Kunde trieb die Mehrzahl der Gäste nach Hause. Der Laden wurde geschlossen und in der Weinstube Licht angezündet. Die wenigen Junggesellen, welche noch bei der Flasche saßen, begannen ein politisches Gespräch, das Flemming's Aufmerksamkeit insofern wieder fesselte, als die Waldkirchner Morgenzeitung und ihr Redacteur mehrmals erwähnt wurden. Die Auslassungen über Oldenburg waren wunderlich, ein Gemisch von Widerwillen und Anerkennung, Neid und Stolz auf ihn. Soviel errieth Gustav zu seinem Aerger, daß Oldenburg zwar nicht beliebt, aber „eine Autorität" in seiner Vaterstadt sei.

Als eine Pause in der Unterhaltung eintrat, hörte man plötzlich einen Trommelwirbel. Er klang zwar durch den eisernen Fensterladen nur schwach und wie aus großer Entfernung, aber Jeder hatte ihn vernommen, und die Anwesenden sahen sich mit ängstlicher Spannung in's Gesicht. Wenige Augenblicke später lief draußen Jemand am Laden vorüber — dem Schall der Tritte nach sehr, sehr eilig — und schrie: „Feurio! Feurio!"

„Feuer?!" Alle sprangen entsetzt empor. Und nun rief langgezogenen Tones auch das Horn vom Thurm, und die eiligen Tritte auf dem Pflaster mehrten sich . . .

Als Marowsky's Gäste in's Freie traten, war der Nachthimmel geröthet; über den Platz durch die Marktstraße liefen mit verworrenem Geschrei die Leute; an den Häusern wurden die erleuchteten Fenster aufgerissen; vom Rathhaus her rasselte die Feuerspritze.

Ein Junge rannte im Vorüberlaufen gegen den Kaufmann an. Dieser hielt ihn am Aermel fest und fragte, wo es brenne. „Um Himmelswillen, lassen Sie mich los," bat der Knabe. „Die Fabrik brennt, und der Principal und der Doctor sind dort beim Löschen, und gerade jetzt kommt ein Telegraph!"

„Welcher Doctor? Ein Telegramm?"

„Na, unser Doctor natürlich, und ein Telegraph für unsere Zeitung. Bitte, lassen Sie mich los!" — — Ein Mann, der von dorther kam, wohin die Leute rannten, blieb bei der Gruppe am Laden stehen und sagte, daß der Brand bald vorüber sein werde. Eine Compagnie der wackern Fünfunddreißiger wäre just beim Ausbruch des Feuers in Waldkirchen eingetroffen und sofort zum Löschen commandirt worden. Uebrigens hätten sie die Straße gesperrt und ließen Niemanden mehr zur Brandstätte.

Trotz dieser Nachricht beschlossen die Gäste aus der Weinstube mit Ausnahme Flemming's, sich an Ort und Stelle zu begeben. Gustav aber kehrte mit dem Kaufmann, welcher seinen Laden nicht verlassen wollte, in das Stübchen zurück. Selbst dieses Ereigniß gab seinen Gedanken, die sich immer und immer um die Scenen des Nachmittags drehten, keine andere Richtung. Er antwortete dem aufgeregten Marowsky kaum und kauerte, von unsäglicher Traurigkeit abgespannt, vor dem unberührten Glase. Das Feuerhorn war längst verstummt, auch die Unruhe auf der Straße legte sich allmählich; die Stimmen und Tritte auf der Straße kamen zurück und schallten zuletzt nur noch vereinzelt.

Endlich gedachte Gustav der Angst seiner Mutter und raffte sich gewaltsam auf. Als er langsam durch die Reihen der Jahrmarktbuden über den Platz ging, stieß er auf mehrere Gruppen von Männern, die geheimnißvoll unter sich flüsterten. Ihrer Kleidung nach schienen es Arbeiter zu sein. Das Tagesereigniß und der nächtliche Brand erklärten diese Erscheinung. Am Ausgang der Buden, dicht vor einem alten, einstöckigen Hause, der Adler'schen Druckerei, blieb Gustav stehen und schaute zum gestirnten Himmel empor. Da klangen zahlreiche Schritte hinter ihm, und sich umdrehend, sah er eine ansehnliche Truppe jener Männer sich nähern. Ehe er an einen möglichen Angriff und an Flucht dachte, war er von ihnen umzingelt, und plötzlich stand der zwerghafte Mensch vom Nachmittag ihm gegenüber. Der Vollmond beschien das häßliche Gesicht, das Hohn, Grimm und Rachelust noch mehr entstellten.

„Willst Du mich wieder schlagen, Du Hund?" lallte der Bursche und streckte die geballte Knochenhand drohend unter Gustav's Kinn. Diesem schoß das Blut in die Wangen; er gab dem Knirps einen leichten Stoß und that einen Schritt vorwärts. Aber Nöldeken kreischte: „Nieder mit dem Zierbengel! Er ist Einer von denen, die ernten, was wir säen; die schlemmen, während wir hungern, die uns bestehlen und doch mit Füßen treten!" Damit klammerte er sich an Flemming's Brust und Kehle wie ein wildes Thier fest. Zwar gelang es Gustav, ihn abzuschütteln, aber nun stürzten sich Nöldeken's Begleiter, trunken von Branntwein, vom Feuer und ihrem Unglück, auf den Jüngling. Nach ebenso ungestümer, wie kurzer Gegenwehr, schon von Blut überronnen, ward er zu Boden gerissen, wie unter eine losgelassene Meute von Mordhunden. Nöldeken preßte ihm beide Hände auf den Mund, daß er nicht Hülfe rufen konnte. Er gab sich verloren und das Bewußtsein schwand ihm.

Dann wieder fühlte er sich emporgerichtet und sah durch Blut, Schweiß und Thränen eine reckenhafte Gestalt in lautlosem, erbittertem Kampfe mit seinen Angreifern. Und so wuchtig fiel der Arm des Fremden auf die Köpfe und Schultern der Ueberraschten, daß sie eine Secunde lang zurückwichen. Diesen Augenblick benutzte Jener, indem er den taumelnden Flemming mit sich in den offenen Flur der Druckerei riß und die Thür rasch hinter sich in's Schloß warf. Kaum war dies geschehen, so stürzte sich die Bande mit erneuter Wuth gegen die Thür. Ein schriller Pfiff ertönte und Nöldeken's Stimme rief: „Nieder mit dem Volksfeind, dem Ehebrecher! Nieder mit der Morgenzeitung! Reißt das Haus in den Grund!"

Obwohl sie noch im dunkeln Hausflur standen, wußte Gustav jetzt, daß der Mann an seiner Seite, sein Retter — Oldenburg war. —

4.

In wenigen Minuten waren fünfhundert Menschen auf dem Platze versammelt. Nicht die brodlosen Weber allein! Eisengießer und Maschinenbauer benachbarter Fabriken, Männer mit breiten Schultern und muskulösen Armen, hatte der Abend nach Waldkirchen gebracht, wo sie, von der allgemeinen Aufregung ergriffen, die drohende Nacht in den Straßen und Schenken des Städtchens durchwachten. Der Brand in der Baumwollenfabrik wurde von den Meisten wie ein Fanal begrüßt. Da trifft rechtzeitig ein Commando von fünfzig Soldaten ein, und das Feuer wird rasch gedämpft. Aber der Zorn und die Gier nach Gewaltthat schlagen in desto hellere Flammen aus. Die Soldaten haben die Straße vor der Fabrik besetzt. Unter den Arbeitern verbreiten sich empörende Gerüchte. . . . Unzweifelhaft sind es Lügen, aber in diesem Augenblick wird jedes Geschichtchen, das die Wuth stachelt, geglaubt, geht von Mund zu Mund und wächst sozusagen unter Liebkosungen groß. Man erzählt sich, die Soldaten hätten mit Kolbenstößen jeden Mann im Leinwandkittel zurückgetrieben. . . Ein Gemeiner habe die Aeußerung gethan: „die Weber geben uns ein Feuerwerk, dafür werden wir Feuer auf die Weber geben!" und der Officier soll zu einem Bürger gesagt haben: „Befürchten Sie nichts! Ich lasse die Mordbrenner niederschießen." — „Diese Handvoll Soldaten!" bemerkte Jemand zu diesen Gerüchten; Jemand, man weiß nicht mehr wer; aber Jeder spricht es nach, höhnisch, drohend, bedeutsam: „Diese Handvoll Soldaten!"

Mit dem Ueberfall auf Flemming wandelt sich die Gährung in thätliche Wuth. Keiner kennt Flemming, allein die Meisten haben die feingekleidete, geschniegelte Puppe Nachmittags beim Kaufmann gesehen. Ein Baron, nach andern ein Spion, heißt es, mißhandelte Nöldeken; Tod und Hölle! mißhandelte unseren Nöldeken! Ihm nach! Nieder mit ihm! „O," schreit einer, „Oldenburg hat ihn befreit." „Oldenburg? Wer ist Oldenburg?" fragen nicht Wenige. „Nun, der Mann, dessen Frau man heute begrub. Er hat sie schlecht behandelt, er ist schuld an ihrem Tod." „Schuld an ihrem Tod! Nieder mit Oldenburg!"

Und wieder wirft Jemand ein Schlagwort in dies Gewirre von Wahrheit und Lüge, sinnloser und gerechter Empörung: „Oldenburg denuncirte", sagt Einer. „Vor vier Tagen stand in der Morgenzeitung: Wir würden uns durch Ungesetzlichkeit unsern Gegnern ausliefern. . . War das nicht ein Fingerzeig für die Polizei, daß sie ein Auge auf uns haben sollte und daß wir etwas thun wollten? Er ist ein Angeber, ein Verräther! Nieder mit Oldenburg! Nieder mit der Morgenzeitung! Es lebe Brausewetter!"

Es ist unmöglich, diese thörichten Reden und Rufe mit der Schnelligkeit zu erzählen, womit sie unter den Massen hin und her schwirrten, Jeden überzeugten und zu Gewaltthaten trieben. Eins! zwei! drei! Der größte Haufe wirft sich gegen die Druckerei. Mit Fäusten, Steinen, Knitteln bearbeitet man die Eichenthür; wer mit der Sturzwelle nicht mit kann, schäumt gegen das Gemäuer und rüttelt an den Fenstergittern im Erdgeschoß. Hinter dieser Gruppe, deren Geheul von schrillem Pfeifen unterbrochen wird, reißen Andere das Pflaster auf; Marktbuden werden in einem Augenblick zertrümmert, die Balken auf den Weg geworfen oder als Waffe geschwungen. . . „Warum stürmen wir just die Druckerei?" fragte ein jünger Arbeiter einen ältern, während sie, mit Steinen beladen, zum größeren Haufen liefen. „Wir wollen keine Worte mehr," schrie der Zweite als Antwort; „wir wollen Brod!" -

Brod!

An den Fenstern der umliegenden Häuser tauchten die Lichter der geängstigten Bürger auf und verschwanden wieder. Hinter den verriegelten und verrammten Hausthüren und auf den Treppen ist ein ängstliches Flüstern und Horchen: „Hört Ihr noch nichts?"

Denn das Gebrüll übertönt den Trommelwirbel und taktmäßigen Soldatenschritt. Aber sie rücken näher und näher. . .

„Bah! diese Handvoll Soldaten. . ."

„Wir sind verloren," stöhnte Gustav und fuhr sich über die Stirn, welche der Angstschweiß bedeckte. Oldenburg hielt Flemming's andern Arm krampfhaft fest und horchte.

Sie standen in einer Parterrestube, deren vergittertes Fenster auf das benachbarte Grundstück ging. Sie stieß unmittelbar an die Räume, wo die Pressen standen, und diente am Tage als Bureau. Es roch darin noch nach dem Dunst der ausgelöschten Lampe, denn Oldenburg hatte vor wenigen Minuten erst das Zimmer verlassen. Die oberen Räume des Hauses wurden vom Herrn Adler bewohnt; aber sie waren verschlossen, da der Druckereibesitzer in jener verhängnißvollen Nacht beim Bürgermeister weilte. So blieb den Bedrohten das erwähnte Hinterstübchen als einziger Zufluchtsort. Konnte die massive Thür dem wüthenden Andrang nicht widerstehen, wie leicht dann waren die Eingänge zur Werkstätte, zum Redactionszimmer erbrochen! Und was vermochten zwei waffenlose Männer dieser Menge gegenüber, welche, aller Besinnung bar, Todfeinde und Verräther in ihnen erblickte? Oldenburg's kühner Angriff hatte sie überrascht, aber jetzt war sie um das Zehnfache gewachsen.

Aehnliche trostlose Gedanken bewegten Gustav sowohl, als Oldenburg, während das Geräusch von Stimmen, Stößen und Steinwürfen zu ihnen drang. „Mein Gott! mein Gott!" stammelte der Erstere einige Male, wie im Versuch, zu beten; der Andere dagegen erschien gefaßter.

Und jetzt kracht die Thür, und durch das Aufjauchzen der Stürmenden hören die Bedrängten einen Thürhaspen in den Flur poltern. Gustav schlägt beide Hände über das Gesicht. „Jetzt!" sagt Oldenburg mit dumpfer Stimme. . .

Doch der zweite, entscheidende Stoß erfolgte nicht. Zwar dauert das Geschrei draußen fort, aber hindurch schallt deutlich jetzt und nah, ganz nah das Wirbeln von Trommeln.

Hochauf schlug bei diesem Ton Gustav's Herz. „Gerettet!" rief er in wahnsinniger Freude. Oldenburg riß die Zimmerthür auf — „Ja, Trommeln und Commandoruf!"

„Militär ist da!" jauchzte der junge Flemming. „Man hat den Pöbel umzingelt. Ha, wie sie aufheulen vor Angst und Wuth!" Er war in solcher Aufregung über die plötzliche Wendung, daß er mit den Füßen stampfte, die Arme in die Luft warf und, als ob er den Soldaten draußen commandirte, die Bajonnete zu fällen befahl. „Horchen Sie!" rief er dann wieder. „Die Thür ist frei! Unsere Feinde werden angegriffen. . ."

„Oder greifen an," murmelte Oldenburg, der jetzt zum ersten Mal zitterte.

„Fällt die Bajonnete! Schießt sie nieder!" schrie Gustav, aber Jener schüttelte ihn am Arm und sagte zornig, daß er schweigen sollte. Ob es ihm nicht genüge, gerettet zu sein? Und als Gustav verwundert ein Aber — begann, wiederholte Oldenburg geradezu gebieterisch, daß keine Ursache zu jubeln sei. Darauf schwiegen und lauschten sie wieder.

Im Geschrei der Rotte und Trommelrasseln unterschieden sie deutlich das Wogen und Drängen von Schritten, das einem Handgemenge vorherzugehen pflegt. Jählings gipfelte sich dann das Toben und Pfeifen zum langathmigen Aufschrei, welcher mehr dem Schlachtruf von Dämonen, als von Menschen glich, und gleich darauf fiel ein Schuß. . .

Wenn die Kugel ihn getroffen hätte, hätte Oldenburg nicht entsetzter zurücktaumeln können. . .

Einen Augenblick lang Stille; das commandomäßige „Vorwärts" einer einzelnen Stimme dann; bestürztes Hin- und Herlaufen vor dem Hause, das dem Takt soldatischer Schritte weicht. Eins, zwei! — das Geräusch entfernt sich vom Hause, mehr und mehr. . .

Sie schlossen die Thüre auf und traten in's Freie. Oldenburg stützte sich auf seines Begleiters Schulter, denn die Kniee schlotterten ihm. Der Platz war von den rebellischen Haufen gesäubert, auch die Trommelwirbel ertönten nur noch aus der Ferne. Ungefähr hundert Schritte von der Druckerei aber, dort, wo die Marktbuden begannen, stand ein Kreis von Männern und Frauen. Andere eilten aus den Häusern herbei, einige mit Laterne. Auch aus den Fenstern bogen sich Neugierige. . . Aber dies Getriebe, diese Neugierde war merkwürdig schweigsam. Als Oldenburg und Gustav in den Kreis traten, sahen sie einen Mann in Arbeitertracht auf der Erde liegen, mit ausgestreckten Armen, das Antlitz dem Sternenhimmel zugekehrt. An seiner Brust kniete ein Weib. Sie rang die Hände, blickte wild im Kreise umher und rief: „Todt! todt!"

Dies Weib war Peter's Frau, der Mann auf dem Pflaster aber eine Leiche. — —

Der Anblick des Erschossenen erschütterte Oldenburg mehr als alle anderen Vorgänge des verhängnißvollen Tages. Er schien jeder Willensäußerung, ja, der Sprache selbst beraubt. Auch auf

Gustav übte der Ernst der Stunde seinen Einfluß. Die Dankbarkeit und Theilnahme für seinen Retter war größer als seine Eifersucht gegen den Nebenbuhler. Er nahm, fast zärtlich, den gebrochenen, halb ohnmächtigen Mann und führte ihn vom traurigen Schauspiel hinweg. Als sie den Kreis, der sich von Minute zu Minute um das Opfer vergrößerte, hinter sich hatten, machte Gustav den Vorschlag, Oldenburg in das rothe Neß zu bringen, aber dieser entgegnete heftig: „Nein, nein — ich würde mich dort tödten. . .“ Nach einigem Nachdenken fragte Flemming, ob er — Oldenburg — den Rest der unseligen Nacht im Haus seiner Mutter verbringen wolle.

Der Wankende nahm die Einladung an, indem er sagte, daß er allerdings menschlichen Mitgefühles bedürfe, es aber gerade jetzt lieber von einem Fremden, als von Bekannten beanspruche. Da Gustav hierauf bedeutungsvoll entgegnete, daß sie einander nicht fremd seien, sah Oldenburg mit einem irren Blick in's Antlitz und sagte: „Sie haben Recht. Diese Stunde hat uns verbrüdert.“

„Er kennt mich nicht,“ dachte Gustav und bewunderte die eigne Großmuth, womit er gegen den Todfeind Gastfreundschaft üben wollte. „Wie wird er sich schämen,“ sagte er bei sich, „wenn er erfährt, wer ihn aufnahm!“

Schweigend gingen sie dann die Straße hinab nach dem Hause Gustav's. Da dieses am entgegengesetzten Ende der Stadt weit vom Schauplatz des Tumults und seiner gewaltsamen Beendigung lag, walteten in seiner Umgebung die Stille und der Friede der Nacht. Wenige Schritte vom Gartenthor aber verließ Oldenburg der Rest von Kraft. Er schwankte wie ein Trunkener und mußte sich auf einen Stein am Weg setzen, während Gustav in den Garten und zum Hause trat, wo im Erdgeschoß Licht schimmerte.

(Schluß folgt.)

Land und Leute.

Nr. 19. Auf rother Erde.*

II.

Altgeregelter Hausstand von Edelmann und Bauer in Westphalen. — Abfinden der jüngern Geschwister. — Die Tenne. — Das große Familienbett. — Das „Kürstündchen“. — Der Jahrmarkt. — Das Erntefest mit Umfahrt und Erntetanz. — „Hofbestattung“ und Leibzucht. — Der letzte Segen.

Das beglückende Bewußtsein, einen eigenen Heerd zu besitzen, verbindet sich wohl bei den meisten jungen Frauen mit dem angenehmen Gedanken, nun auch einen eigenen Willen zu haben und künftighin im Hause nach Gefallen schalten und walten zu können. Auf rother Erde ist das Loos einer Neuvermählten nicht ein solches; wenigstens ein durchaus anderes bei den Bewohnern Westphalens, die den Kern seines Adels, den Kern seines Bauernstandes bilden. Dort ist der ganze Hausstand seit Jahrhunderten ähnlich dem Räderwerk einer Uhr eingerichtet, dort sind Gesetze, ja selbst Handlungen statutenmäßig vorgeschrieben. Sowie Edelmann und Bauer bei der Wahl ihrer Lebensgefährtinnen nach festgestellten Regeln und Principien handeln müssen, so haben auch ihre rebellischsten Frauen sich dem alten Gesetz zu fügen, das sie einzig wie ein Glied in die unzerreißbare Kette jenes großen Ganzen einfügt, das sich nicht allein als eine Art chinesischer Mauer um den Boden der rothen Erde zieht, sondern auch als fester Grund- und Eckstein unter die Pfeiler gelegt worden ist, auf dem Westphalens Adel und Volk seine Schlösser und Höfe errichtet, seinen Wohlstand gegründet und seine Familien vor Ruin und Untergang geschützt hat. Nirgends wohl sind die Gesetze über das Erbrecht starrer, die Statuten über die Erbfolge eigenthümlicher, als in Westphalen.

Die Frau eines der reichsten Grundbesitzer kann, wenn sie keinen Sohn hat und ohne eigenes Vermögen ist, was meistentheils der Fall, nach plötzlichem Tode ihres Gatten ärmer als die ärmste Bauerfrau sein, weil sie verwöhnter ist! Man reißt ihr zwar nicht das Brillantdiadem, das sie lang geschmückt, vom Haupte, man ringt ihr nicht die kostbaren Juwelen des Familienschmucks mit Gewalt ab, aber sie darf von all den Schätzen nicht einen Stein, eine Perle zum eigenen Gebrauch behalten, und könnte solcher Stein, solche Perle sie auch auf Jahre vor dem Mangel schützen, vor dem das alte Familienstatut oft weder sie, noch ihre Töchter geschützt hat. Eine vierspännige Staatscarosse fährt solche Wittwe eines begüterten Edelmanns, laut Statut einzelner Besitzungen, aus den Gefilden des Reichthums und der Ueppigkeit. Sie bleibt ihr auch und ist die größte Ironie auf jenes bescheidene Jahrgehalt, das nur zur Nothdurft für sie und vielleicht einen Schooßhund ausreicht.

Meistens ist der älteste Sohn einziger Erbe des gesammten Vermögens, Erbe von Haus und Hof. Die jüngeren Geschwister werden unter Adel und Volk „abgefunden“ vom Erben, wie jene Theilung unter den Geschwistern heißt. Dies „Abfinden“ ist für den Begüterten aber ein sehr kleiner Ausfall in der Gesammtmasse seines Vermögens, oft die Revenue eines Monats, einer Woche, bei den Reichen vielleicht die eines Tages.

Der westphälische Edelmann, der den Sproß von sechzehn untadelhaften Ahnen als Gemahlin auf das Stammgut seiner Familie führt, der westphälische Bauer, der sein Weib auf den Hof seiner Väter bringt, Beide versetzen ihre jungen Frauen, trotz der neuen Welt, die sie ihnen erschließen, doch in eine alte Welt, in eine Welt, an der Nichts verändert, in der Nichts umgemodelt werden darf! Mit gleichem Stolz führen auch Edelmann und Bauer das Weib ihrer Wahl in diesen gefeiten Kreis altpatriarchalischer Gesinnung. Jener deutet stolz auf sein reines, unbeflecktes Wappenschild über dem mächtigen Portale des aus starken Quadersteinen aufgeführten Einfahrtsthores der Schloßhalle; dieser bleibt voll Triumph unter dem hohen Laubdach der alten Linden stehen und zeigt seinem jungen Weibe die moosbewachsenen Stämme, die sein Urahn dort einst gepflanzt.

Darf nun die Bäuerin im Haus auch ebenso wenig Etwas ändern, wie die Aristokratin im Schloß, so wird sie doch bald in der neuen Heimath ebenso heimisch und fleißig sein, wie auf dem Hof ihres Vaters. Erstaunen oder Verwunderung über Neues, noch nicht Gesehenes raubt ihr keine Zeit! Sowie die Wohnstube des Bauerhofes stereotyp ihren großen Kachelofen mit der hölzernen Bank darum hat, so überall im Hause, in der Tenne, in den Ställen, auf den Böden, dieselbe Einrichtung. In die Thür der Tenne kann ein mit vier Pferden bespannter, hoch mit Getreide angefüllter Wagen bequem einfahren und dort vom Manne abgeladen werden, ohne die am Heerde beschäftigte Frau zu belästigen. Jene Thür ist auch zugleich der Schornstein für allen Küchenrauch. In mächtigem Strome quillt dieser dem Eintretenden gar oft entgegen, wenn die auf dem Heerde fast ewig lodernde Flamme mit nicht völlig trocknem Holze genährt wird. Ueber dieser Flamme hängt an langen eisernen Haken bald ein Kessel, bald ein Topf, und Beides meist so groß, daß Ziege oder Schaf mit Bequemlichkeit Platz darin hätten.

Frühjahr, Sommer, Herbst dient diese Tenne dem Bauern als Aufenthalt bei seinen Mahlzeiten und in den Ruhestunden, und es genirt ihn nicht, daß der Theil seines Viehbestandes, welcher frei umherzulaufen pflegt, sich auch dort zu flüchtigen oder längeren Besuchen einfindet. Die meist mit Thon ausgestampfte Tenne ist stets sauber, und in musterhafter Ordnung hängen an den in verschiedenen Balken eingefügten Pflöcken die Ackergeräthe. An die eine Seite der Tenne grenzen die Stallungen für Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine, und wirksam angebrachte Luken lassen diesen die freie Ein- und Aussicht in und auf den Hauptsammelplatz der Familie und jene niedern Regionen ihrer Standesgenossen, die sich dem geselligen Treiben der Menschen anzuschließen pflegen. An die andere Seite der Tenne stoßen die Milchkammern, die Wohnstube und der Alkoven, in welchem letztern ein Bett, mit Kissenbergen und Deckbetten, schwerer als das belastetste Gewissen, der ganzen Familie, sei sie noch so zahlreich, ein nach Länge und Breite ausreichendes Asyl bietet.

Knechte und Mägde schlafen auf dem Heuboden. Einem Gast, sei's Mann oder Frau, wird aber, wenn er Nachts auf dem Hofe bleibt, jenes Familienbett ebenso freundlich und unbefangen zur Disposition gestellt, wie auf dem Edelsitz einem forschenden Heraldiker das Familienarchiv. Einem jungen reichen Bielefelder Kaufmanns-

* S. Nr. 32, S. 502 d. Jahrg.

Auf dem Jahrmarkt. **Westphälisches Bauernleben.** Kärständchen.

Die Leibzucht. Erntetanz. Der letzte Segen

Originalzeichnung von Otto Günther.

sohne, der, von Reisen aus England und Frankreich heimkehrend, durch Landwehrpflicht zur Manöverzeit auf den Hof eines Bauern als Einquartierung kam, wurde, als er Abends die Ofenbank vorzog und die Ruhe im Familienbett ausschlug, vom Hofbesitzer freundlich gesagt: „Nu, wä Aehr wollt, Häer; aberst Platz is er nach for vier sonne Dünne, wä Aehr sihd!" (Nun, wie Ihr wollt, Herr, aber Platz ist noch für vier so Schlanke, wie Ihr seid.)

Die Wohnstube ist Aufenthalt für den Winter. Bricht der Abend ein, so zieht Jung und Alt mit seinem Spinnrade zum „Künstündchen" (Plauderstunde) in das Haus eines reichen Bauern. Da werden, wenn die Mädchen schnurren, „Fameltüten" (Märchen und Sagen) erzählt und wohl Geschichten so schauerlicher Art vorgetragen, daß Alle oft bis nach Mitternacht bleiben, um nur nicht zur Geisterstunde am Friedhof vorbei zu müssen oder am Weiher, aus dem der Sage nach die dort einst eingesenkten Hexen flehend die Hände emporstrecken.

Aber nicht blos schauerliche Fameltüten erzählt man sich in der Spinnstube, nein, auch hübsche von schönen Wichtelweibchen und neckischen Ulken, und seit Gisbert von Vinke Westphalens Sagen bearbeitet, nimmt die von der blondgelockten Else und dem Grafen von Schauenburg namentlich einen Hauptplatz in der Spinnstube ein. Diese Lieblingssage des Sonnenthals erzählt der Verliebte der Geliebten schon deshalb so gern, weil er daran die Versicherung seiner ewigen Treue reihen kann und die andere ebenso angenehme Versicherung, daß sie noch tausendmal schöner sei, als die Else, um deretwillen der Graf sein Weib verlassen. Das Mädchen läßt bei solchen Worten das Rad still stehen, vielleicht auch, um den ihrer Liebe nicht günstig gesinnten Vater nicht zu erwecken, der stets zu ihrem Schutz mitgeht, sich dicht neben den jungen Burschen setzt, in der warmen Spinnstube aber bald in den tiefen Schlaf des Gerechten versinkt und, die Zipfelmütze weit über die Ohren gezogen, die Füße lang von sich gestreckt, glücklich die schwerste Sorge seines Lebens verschnarcht, Vater einer schönen Tochter zu sein. Die Freuden der Spinnstube läßt sich Keiner gern entgehen. Da giebt's außer Sagen und Märchen gebratene Aepfel und trockene Birnen, um die Weihnachtszeit Nüsse und Honig, und keine Hofmutter geizt, trifft sie das Loos auch noch so oft, Spinngäste zu haben.

In den einfachen Lebensgang der Dorf- und Hofbewohner bringt eine Messe oder ein Jahrmarkt reiche Abwechselung. Im Sonntagsstaat zieht der junge Bauer mit seinem Weibe in die Stadt, um in den Schätzen zu schwelgen, welche die Budenreihen bieten. Wo ein Sohn Abrahams auf bescheidenem Bret die buntesten Tücher ausgelegt, weilt die hübsche Frau am längsten und liebsten. Daß sie sich aber je von dem beschwatzen ließe, der da Moses und die Propheten zu Zeugen anruft: „wie er nur ihr das Tuch zu so billigem Preis verkaufe," dafür ist dem Hans bei seiner Grete weniger bange. Sie ist eben so klug, wie sie hübsch ist, und nicht lange wird es währen, so kehrt sie dem Händler den Rücken, während ihr Hund sich eifrig und immer eifriger jenem kleinen Knaben nähert, der da inmitten des Marktgewühls ein Plätzchen gefunden, wo er sein bescheidnes Diner, eine einfache Wassersuppe verzehrt. Plötzlich gewahrt Grete Bekannte! — Sind's auch nur Schweine — so doch ihre Schweine, die so schön fett geworden und nun vom Knecht auf den Jahrmarkt getrieben wurden! Jetzt folgen sie schon ihrem neuen Herrn, denn sie sind verkauft und ein gut Stück Geld ist für sie eingekommen. —

Spinnstube mit Sagen und Märchen, Aepfeln und Nüssen, Jahrmarkt mit Budenreihen und glücklich abgesetzten Schweinen —; was sind diese Freuden eines Kindes der rothen Erde aber gegen die Lust eines Erntereigens! Ein Triller, eine Coloratur der Patti, eine Pirouette von Lucile Grahn, was sind sie gegen den Geigenstrich einer Dorffidel, gegen den Luftsprung eines glücklichen Bauern am Erntefest! Kein Vergnügen, kein Entzücken des Vornehmen kommt der Freude und dem Jubel gleich, das den Bauern jene Musik, jener Tanz vor der Tenne um den Erntebaum bietet.

Wenn des Feldes letzte Garben in Scheunen und auf Böden untergebracht sind, denkt der Hof- oder Grundbesitzer daran, den Fleiß seiner Leute und Tagelöhner zu belohnen. Wenn auch der reichste Bauer wissentlich vielleicht hat keinen Halm umkommen lassen, dem Grummet dieselbe Sorgfalt geschenkt, wie der ersten Heuernte, so knausert er wiederum nicht, wenn die starken Ackergäule vor dem Leiterwagen stehen, um sein Weib mit der Großmagd zur Besorgung der Einkäufe für das Erntefest nach der Stadt zu fahren. Er, der den Pfennig zusammenhält, achtet dann nicht des entfliehenden Goldes, und ist der Festestag da, stehen Bier- und Branntweinfässer in der Tenne, hat die Hofmutter gebacken und gebraten, dann giebt's kein froheres Antlitz, als das des Hofbesitzers, wenn er den kommenden Gästen an der Pforte das Willkommen bietet und sie zum Hause geleitet.

Die Erntefeier beginnt gewöhnlich um zwei Uhr mit der „Umfahrt" über die Felder, die dem Besitzer ihren Segen gespendet haben. Die Leiterwagen sind dazu schon am Morgen von den Knechten und Mägden des Hofes mit grünen Kränzen behangen, die Pferde an den Köpfen mit mächtigen Blumensträußen und flatternden Bändern geschmückt, und in der Mitte des ersten Wagens thront auch der aus Garben geflochtene, mit den Blumen des Feldes und der Wiesen verzierte Erntebaum. Seine Krone, auf der ein künstlich nachgebildetes Huhn sitzt und von deren unterem Reif lange bunte Bänder herabhängen, wird in der Tenne als eine Art von Trophäe nach beendetem Feste aufgehangen und behält den Platz, bis eine frische sie ersetzt. Auf dem ersten Wagen sitzt das Dorforchester vorn an, und um den Erntebaum, den der Großknecht und die Großmagd abwechselnd halten und unablässig heben und senken, schaaren sich die zum Hof gehörigen Leute, drängt sich Jeder, sobald noch ein Plätzchen frei, denn auf diesem Wagen zu stehen ist Ehrensache.

Unter dem Hurrah der Vorreiter, die, wie auch ihre Pferde, mit Blumen verziert, selbst mit Kränzen geschmückt sind, unter den Tönen einer fröhlichen Musik, die weniger harmonisch ist, als laut, setzt sich der Zug in Bewegung, fährt über Feld und Wiese mit Singen und Lachen und kehrt, noch lauter jubelnd, auf den Hof zurück. Wer an klaren Herbsttagen, wie sich ihrer Westphalen um jene Jahreszeit immer erfreut, solchem Erntezuge in den Feldern begegnet, ihn in den roth und goldenen Laubmassen eines alten Eichenkamps mit all seinem bunten Festesputz und farbenreichen Kränzeschmuck verschwinden sieht, der wird den Anblick gewiß zu den poetischsten und lebensvollsten Bildern rechnen, die er erschaut.

So fleißig, so ernst Westphalens Volk ist, eben so lustig und munter kann's bei seinen Festen sein, und den jungen Burschen und Dirnen hängt mit dem ersten Geigenstrich nicht nur der Himmel — nein, die ganze Welt voller Geigen. Ehrbar wie Mönche und Nonnen stehen sie aber bei der Heimkehr von der Umfahrt in der Tenne um den Hofbesitzer, wenn dieser Gottes Güte preist, ihm dankt für Segen und Gedeihen und Cantor und Schulze dann den Choral anstimmen, der dieser Rede folgt. Die Rede eines Hofbesitzers könnte manchem Dorfpfarrer Ehre machen, und sie ist in ihrer schlichten Einfachheit und dem schmucklosen Gewande oft ergreifender, als wenn die glänzendsten Blüthen der Rhetorik sie zierten. Bringt der Großknecht aber nach beendetem Choral das Wohl des Hofbesitzers aus, so bricht in buntem Hurrah die Fröhlichkeit wieder an. In diesem Lärm wirken die erschreckten Thiere des Hofes stets mit, nicht nur die der Tenne, nein, auch die Hunde bellen, die Gänse schnattern, die Enten kommen aus dem Teich und selbst die Hühner, die Nachmittags schon in das ihnen eigne stille Sinnen versinken und nachdenklich auf den Leitersprossen sitzen, fliegen behende auf und flüchten gackernd auf den Boden, den auch die Hauskatze an dem Tage der Tenne mit all ihrer Unruhe vorzieht. Nach dem Kaffee beginnt der Erntetanz unter den Linden vor der Tenne. Alt und Jung strömt hinaus, wenn der erste Reigen um den Erntebaum eröffnet wird. In froher Lust umspringt ihn die Reihe der Hofburschen und Hofmägde; die Rockschöße und Zipfelmützen fliegen nach rechts und links, die Bänder und Schürzen der Mädchen flattern — bewundernd hängen die Blicke der Zuschauer an den kühnen Sätzen, die dem Aufschnellen der Gummibälle an Höhe oft nicht nachstehen.

Wie fröhlich auch das Treiben ringsum, zwei Gäste werden inmitten alles Troubles stets ihre Würde zu wahren wissen: der dicke Gerichtsschulze und der magere Dorfschullehrer. Politisirend, das Wohl der Staaten und Völker berathend, schreiten sie in dem engen Raume, zwischen Entenpfütze und Brunnen, auf und ab, den die Tanzlust nicht mit Beschlag belegt. Die Tanzenden lassen sich in ihrer Lust durch nichts stören, sie tanzen und tanzen, sie jubeln, singen und lachen, und zu den Ausbrüchen ihrer Heiterkeit spielt das Dorforchester den Dessauer Marsch in einem Tempo, welches ebenso glücklich wie genial eine beliebige Mitte zwischen Walzer und Galopp hält. Solchem Dorforchester wird die Tribüne gewöhnlich unter einem der Lindenbäume erbaut und das gebrechliche

Gerüst, das der corpulente Paukenschläger schon allein in's Krachen bringen kann, ist gewöhnlich der Magnet für eine Knabenschaar, die an dem häufigen Zuspruch ihres Cantors bei seiner Schnupftabaksdose den Barometer seiner guten Laune hat und somit keinen Verweis fürchtet.

Gegen Abend hat die vielfach mißhandelte Geige meistens nur noch eine Saite, das Waldhorn und die Trompete keinen einzigen reinen Ton mehr, und die Clarinette piept wie eine müde Grille in öder Haide. Die Alles überbietende Pauke dauert aber aus, und je schwächer das Reich der übrigen Töne, desto kräftiger die jenes Instruments, bei dessen Bearbeitung der ausübende Künstler, gewöhnlich der Böttiger des Dorfs, mehr und mehr in eine Art von Berserkerwuth verfällt.

Die Tanzenden stört Nichts, sie hopsen und springen weiter, auch wenn das Orchester schweigt und an den gebratnen Hühnern der Hofmutter sich erquickt und den Bierfässern mehr zuspricht, als Kunst und Natur vertragen können. Es ist ja aber auch nur einmal Erntefest im Jahr! Das denkt auch zuletzt der junge Bursch, den Eifersucht aus dem Kreise der Tanzenden vertrieben und der sich in seiner bösen Laune zu den Alten gewendet, welche in friedlicher Ruhe vor der Tenne sitzen. Er stürzt sich dann wieder in den Reigen, nachdem der erste Zorn verraucht, und seine Zipfelmütze fliegt bald ebenso lustig, wie sie wenige Secunden zuvor verdrossen über ein Ohr gezogen worden, als seine Lise zum dritten Mal mit dem Großknecht des Hofes tanzte. —

So lang der Hofbesitzer und sein junges Weib noch mit zu den Fröhlichsten im Erntereigen gehören, so lang ist's noch gute Zeit für sie. Sind sie aber erst in die Jahre gekommen, wo das „Ehrentänzchen" kaum mehr Freude macht, dann wird's schlimm und schlimmer und es rückt allgemach die „böse Zeit" näher, wo nicht allein sie daran denken, ihren Hof zu „bestatten" d. h. an den Sohn abzutreten, sondern wo auch der Sohn öfter in sie dringt, die schöne Leibzucht zu beziehen und sich zu pflegen. Die Leibzucht ist ein mit auf dem Hofe stehendes kleineres Wohnhaus, in das sich die alten Bauern bei zunehmendem Alter zurückziehen. Endlich thut man aber den schweren Schritt, theils weil die Kräfte nicht mehr ausreichen, theils um auch den Sohn selbstständig zu machen, der jetzt als „junger Hofbesitzer" bei der reichsten Bauerntochter anfragen kann, ohne einen Korb zu riskiren.

Ist nun die Einrichtung auf der Leibzucht getroffen, so findet sich das alte Bauernpaar christlich in den Wechsel und freut sich des Glücks ihres Sohnes. Dann aber leben Beide noch einmal auf, wenn der Ehe ihres Kindes ein neu Geschlecht erblüht. Entgegengesetzt wie einst, giebt nun der Alte auf der Leibzucht der Enkeltochter den Vorzug vor dem Sohne, denn das kleine Mädchen leistet ihm Gesellschaft, während der wilde Knabe sich in Feld und Wald tummelt. Der Großmutter Liebling ist aber der Enkel. Um des Mädchens willen bleibt sie ruhig bei ihrer Arbeit des Kartoffel- oder Rübenschälens für den Hof. Die Kleine weiß das auch schon, und ihr Weg ist stets zum Großvater; wie gern dieser auch seinen Kaffee allein trinkt, für die kleine Anne-Marie ist immer eine Tasse da. Die Rüstigkeit der Jugendjahre entfaltet die Alte auf der Leibzucht dann noch einmal, wenn der treue Gefährte ihres Lebens erkrankt, „benaut is", wie das heißt. Den Doctor holt sie zwar nicht, denn an des Arztes Wissenschaft ist der Glaube auf rother Erde nicht groß; aber alle Theesorten, die sie Zeit ihres Lebens für den bösen Fall gesammelt, kocht sie auf, und geduldiger denn ein Hiob schluckt der Patient all das schlecht schmeckende Gebräu. „Bekrigt" (erholt) er sich darnach nicht, so eilt sie in die Haide, wo allemal ein altes Zigeunerweib wohnt, die „Wunder" verrichten kann. Jenes Weib hat ihr in der Jugend einmal die Karten gelegt und ihr Schicksal prophezeit, sie hat ihre Hühner besprochen, daß sie fleißig Eier legten, hat ihre Katze gesund gemacht, als der Hund sie gebissen — wie sollte solche Zauberin also nicht Krankheit und Tod bannen können! Die Zigeunerin kommt zu den Kranken auch stets mit einer Miene, als sei sie der liebe Gott selbst; tritt aber trotz ihrer Heil- und Wundertränke, trotz ihrer Zauberformeln der Tod an's Lager, so reiten Sohn und Knechte spornstreichs nach der Stadt zum Arzte. Lebt der Patient bis zu dessen Ankunft oder stirbt er, wenn ihn der Jünger Aesculap's kaum angesehen und den Puls befühlt hat, so wäscht die Zigeunerin bei dem Tode ihre Hände in Unschuld und deutet seufzend an, wie schädlich das Einschreiten solches Mannes! Nicht allein sie ruft: „Gott, Gott! warum holtet ihr den Doctor!" nein, das ganze Dorf sagt: „Wär' dä Doctor nich kümmen, so left he nach hunnert Jahr."

Die alten Doctoren der rothen Erde kennen dies ihr Loos, als der leibhaftige Todbringer betrachtet zu werden, und finden sich darein; die jungen machen ab und zu Versuche die Leute in solchen Fällen zu bestimmen, sie künftig früher holen zu lassen. Vergeblich! die Bauern denken: „läen künnen wär vun sülmenst un for's Stäern hatt är nie no was habt."*

Auf dem Hofe, wo ein Todter liegt, ist's oft lebendiger, als bei einer Hochzeit. Alt und Jung, Groß und Klein, kommt von Nah und Fern und drängt sich zur Leiche. So lange wie der Sarg offen, umsteht den Todten eine Menschenmenge', in der bald das Urtheil laut wird: „wech schöner Dode! oder: „wech leiger Dode!"** Das Erscheinen des Pastors, dem in gebeugter Haltung der Küster mit Sterbemiene folgt, beendet die Leichenbelagerung. Er segnet den Todten, und der Sarg wird geschlossen. Es naht der schrecklichste Augenblick im Leben der alten Hofmutter, wenn nun Der, der sie einst auf diesen Hof geführt, über die Schwelle des Hauses getragen wird nach dem kleinen Friedhofe, über dessen eingesunkene Hügel er sie zum Altare geleitet. Hunderte von Bauern und Bäuerinnen folgen dem Sarge. Am Grabe hält der Pastor eine Rede, in der er die Verdienste und Tugenden des Verstorbenen so ausführlich erwähnt, daß der Tiefbetrübteste im Gefolge beim Schluß seiner Worte sagt: „Nä, nu wär es än Schanne, nach to flennen, nachdem dä Häer Pastter ihn so niederträchtig bepredigêt."***

So traurig wie der Zug gekommen, so fröhlich tritt er oft den Rückweg zum Trauerhause an, wo es Kaffee und Kuchen giebt. Der Küster legt sein Antlitz in die Falten frommer Gottergebenheit und sagt mit solcher Sicherheit zur tiefbetrübten Wittwe: „Ihr Seliger ist nun im Himmel!" als wenn er selbst dem Verstorbenen die Pforten des Paradieses erschlossen hätte. Trocknen sich nach dem Zuspruch noch nicht die Thränen, so ruft er im Hinblick auf das bereits Kaffee trinkende Gefolge, ein wenig ungeduldig: „Na gute Frau, wie lange wird's dauern, daß wir Euch auch hinaustragen! tröstet Euch daher."

Damit hat er sich erschöpft; nun wendet er sich zur jungen Hoffrau, die den Kaffee in Tassen füllt. Hat er ein Dutzend Tassen getrunken, so schließt er sich dem Gespräch von Neuem an, dessen einziges Thema der Todte ist. Bei einbrechender Nacht verlassen die Gäste das Haus, und still wird's, immer stiller auf dem friedlichen Hofe, wo vordem ein so reges Leben geherrscht. Nur in den Kronen der Linden endet nicht Flüstern noch Rauschen, und fast ist's, als theilte Blatt um Blatt sich die Kunde mit, daß abermals Einer von Denen, der unter ihrem Schatten gespielt, fort und abberufen sei und nimmer wiederkehre. Still, ganz still ist's nun im Herzen der einsamen Frau. Ruhig und ergeben legt sie sich auch nieder, und wenn der neue Morgen ihr neues Leid bringen will, findet er sie gefaßt und die Worte des Küsters werden ihr immer größerer Trost, jene Worte: „Wie lang' wird's dauern, daß wir auch Euch hinaustragen!"

Wie lang es auch dauert — ewig nicht! Geschlechter kamen, Geschlechter gingen durch das blühende Land Westphalens. Geschlechter werden kommen und gehen über den Boden der rothen Erde, so lange die Welt steht. Wie Viele aber auch kamen, wie viel Tausende schon dahinzogen über jene lichten Fluren Germaniens hin zur dunkeln Pforte des Todes — die Menschen wechselten, doch ihre Gesinnung nicht.

Die Gesinnung des Volkes der rothen Erde erhob sich von jeher auf der festesten Basis des Bestehenden, der Ehre, und die mächtigen Pfeiler, die sie fort und fort schützten vor dem Wogenandrang der Geschicke, waren Treue, Glauben, Recht und Wahrheit. Diese Gesinnung wurzelt fest in ihnen, wie die alten Eichen im Boden ihrer Wälder, und so wird man immer von Westphalens Volke sagen können:

> Wo sich der Thorweg hebt, von Rauch gebräunt,
> Von grünem Eichkamp lassich noch umzäunt,
> Wo des Gehöftes Halmendächer ragen,
> Da fest und stark ein altes Volk noch steht,
> Das ewig neu der alte Geist umweht,
> Der Geist der Treu' aus alten Heldensagen.

* Leben können wir allein, und für's Sterben hat er noch nie Etwas gehabt.

** Leidend, häßlich aussehender Todter.

*** Nein, nun wär's eine Schande, noch zu weinen, nachdem der Herr Pastor ihn so freundlich besprochen.

Aus den Erinnerungen eines Gefängnißinspectors.

1. Nur aus Nachlässigkeit.

Es war bereits zehn Uhr Abends, als die Klingel an der äußern Thür des Gefangenenhauses drei Mal heftig und in rascher Folge gezogen wurde. Das war das Zeichen, durch welches der Director seine Ankunft meldete, wenn er nicht selbst den Schlüssel zur Thür bei sich trug. Sein Erscheinen zu dieser Stunde ließ allemal auf etwas Ungewöhnliches schließen. An jenem Abend mußte ich das um so mehr annehmen, als ein schauerliches Wetter und eine fast undurchdringliche Finsterniß den Aufenthalt außerhalb seiner vier Pfähle höchst unangenehm machten. Ich beeilte mich daher auch, an die Thür zu kommen und diese zu öffnen.

Der Director war nicht allein. An seiner Seite befand sich ein Mann, den ich nicht kannte, der einige fünfzig Jahre alt sein mochte und leicht, aber anständig gekleidet war. Der Director ließ ihn zuerst in das Haus eintreten. Aus der Art und Weise, wie das geschah, konnte ich annehmen, daß der Mann nicht freiwillig gekommen war, daß er vielmehr ein Bewohner des Hauses werden sollte. Und die Anwesenheit des Directors war ein sicheres Zeichen dafür, daß ich eine Person von „Distinction" vor mir hatte. Ich sollte darüber nicht lange in Zweifel bleiben. Bei dem Eintreten in das Haus sagte der Director: „Ich drücke Ihnen, Herr von S., nochmals mein Bedauern aus, daß mich die Nothwendigkeit zwingt, Sie hier zurückhalten zu müssen; ich wünsche und hoffe aber zuversichtlich, daß dies nur von kurzer Dauer sein, daß die Untersuchung Ihre Unschuld zweifellos herausstellen wird."

Herr v. S. erwiderte nichts. Er schien gar nicht gehört zu haben, was der Director gesagt hatte, er starrte in den langen Gang hinein, welcher zu den Gefängnißräumen führte und ihm in seiner halben Beleuchtung unheimlich erscheinen mochte. Ich stand dicht an seiner Seite und sah, daß ein leises Zittern seinen Körper überlief. Vielleicht war das eine Folge der Kälte, denn S. war nur leicht gekleidet. Es konnte aber auch der Ausdruck von Furcht sein; ist doch das Gefängniß ein Ort, der manche Schrecknisse in sich birgt.

„Sie übernehmen den Herrn v. S.," wendete sich der Director zu mir, „und behandeln ihn mit aller Achtung, die Sie seiner Stellung schuldig sind."

Diese Mahnung war eigentlich unnöthig. Aber der Director liebte es, in Gegenwart Dritter Weisungen zu ertheilen und sich so als Mann der Milde und Humanität zu geriren, während er dem Beamten gegenüber den gestrengen Herrn spielte und auch das geringste Abweichen von den zahlreichen Instructionen unnachsichtlich, manchmal sogar unbarmherzig, ahndete. In diesem Falle sollte die Mahnung indeß nur eine Verlegenheit zudecken, welche das Schweigen des Herrn v. S. hervorgerufen hatte. Denn unmittelbar darauf verließ der Director nach einem kurzen „guten Abend" das Haus.

Ich war nun mit Herrn v. S. allein. Vor der Einschließung mußten noch einige lästige Förmlichkeiten beseitigt werden. In der Regel geschah das durch einen Aufseher, in diesem Falle mußte ich aber selbst thätig sein, damit die Achtung nicht verletzt würde, auf welche der neue Gefangene Anspruch hatte. In meinem Zimmer war es angenehm warm. Außerdem hatte ich mir eine Tasse Thee bereiten lassen. Da Herr v. S. noch nicht als Gefangener eingeschrieben war, so durfte ich noch Rücksichten nehmen. Ich stellte ihm einen Stuhl in die Nähe des Ofens, machte eine Tasse Thee zurecht und bat ihn, diese anzunehmen. Zu meinem Befremden wurde Beides abgelehnt. S. war stolz, er wollte von mir nichts annehmen und blieb unfern der Thür stehen. Es war eine imponirende Figur, groß, stark und kräftig, mit einem feinen, aber blassen Gesichte, das von einem vollen dunkeln Barte eingefaßt wurde. Der Ausdruck des Gesichts war ruhig und ernst, ich möchte sagen würdevoll; nichts verrieth Schwäche oder Niedergeschlagenheit, Alles wies auf Festigkeit und Vertrauen hin. Als ich ihn darum bat, nannte mir S. seinen vollständigen Namen, sein Alter und seinen Stand. Erst als er mir den Grund der Verhaftung angeben sollte, da wollten die Worte nicht über die Lippen; ich mußte die Frage wiederholen.

„Man giebt mir schuld," sagte er dann hastig, „Cassengelder veruntreut zu haben."

Er sagte nicht, daß er unschuldig sei; er wollte sich jedenfalls mir gegenüber nicht rechtfertigen. Aber er preßte die Lippen fest zusammen und vermochte mich nicht anzusehen.

„Sie müssen," versetzte ich, um ihm nicht wehe zu thun, mehr bittend als befehlend, „bis auf die Kleidung, welche Sie tragen, Alles, was Sie bei sich führen, herausgeben und an mich abliefern."

S. rührte sich nicht.

„Ich darf keine Ausnahme eintreten lassen," fuhr ich fort, „es ist unerläßlich, daß Sie das thun."

Auch diese Bemerkung blieb unbeachtet.

„Wenn Sie mein Verlangen nicht freiwillig erfüllen," sagte ich etwas erregt, „so nöthigen Sie mich zu einer Durchsuchung, die ich gern vermeiden möchte."

Erst hierauf leerte S. seine Taschen und legte die verschiedenen Gegenstände hastig und trotzig auf den Tisch, er behielt nur seine Uhr und zwei Ringe, einen großen Siegelring und einen einfachen Goldreif mit einem blauen Steine.

„Sie müssen auch die Uhr und die Ringe zurücklassen."

„Die Uhr?" fragte er und fügte, noch ehe ich antworten konnte, hinzu: „ja, und auch den Siegelring. Aber den zweiten Ring lassen Sie mir."

„Es thut mir unendlich leid, ich muß auf meiner Forderung beharren."

„Aber," rief S. heftig, „ich habe diesen Ring seit einundzwanzig Jahren an meiner Hand, ich habe ihn nie abgelegt und gelobt, ihn nie abzulegen; ich kann mich von demselben nicht trennen, die theuersten Erinnerungen sind damit verbunden."

„Und dennoch darf ich den Ring nicht in Ihrem Besitze lassen. Ich bitte, legen Sie denselben zu den übrigen Sachen auf den Tisch."

„Herr Gott!" schrie S., fast weinend, „was ist aus mir geworden! ich kann ihn nicht freiwillig hergeben; ich muß Ihnen überlassen, den Ring mir — wegzunehmen."

Ich ergriff die Hand des Gefangenen, zog den Ring ab und legte ihn auf den Tisch. S. leistete keinen Widerstand, aber die Hand zuckte, und als ich ihm zufällig in das Gesicht sah, bemerkte ich, daß der große, starke Mann weinte. Ich mußte ihm unendlich wehe gethan, ihn tief gekränkt haben. Jedenfalls war dieser Ring der Schlußstein, auf welchen vieljähriges Familienglück sich gründete, und bei der gewaltsamen Wegnahme desselben mußten die vielfachen Freuden, welche jenem Glücke entsprossen waren, ihm vor das Auge getreten sein und dies genäßt haben.

Das Maß der Leiden war damit aber noch nicht voll. Die Eintragung in die Liste war erfolgt. Eben so hatte ich die Asservate verzeichnet und dies Verzeichniß anerkennen lassen. Ich konnte nun Herrn v. S. in meinem Zimmer nicht mehr zurückhalten, ich mußte ihn einschließen. S. mußte mir voraufgehen. Er folgte willig, aber schweigend. Ich führte ihn in die zweite Etage des Hauses, in welcher sich die Zellen für die Untersuchungs-Gefangenen befanden. Dieselben waren sämmtlich gleichmäßig groß und unterschieden sich nur dadurch von einander, daß ein Theil nach Mittag, der andere dagegen nach Mitternacht zu gelegen war. S. sollte eine nach Mittag gelegene Zelle bewohnen. Bei dem Ueberschreiten der Thürschwelle stutzte derselbe; er zog den bereits erhobenen Fuß wieder zurück, wendete sich mir zu und sagte dann:

„Wollen Sie die Güte haben, zuerst einzutreten und Licht anzuzünden? Vielleicht, daß der Aufenthalt mir dann weniger schrecklich ist."

„Sie erhalten kein Licht," entgegnete ich.

„Was?" fragte er erschreckt, „gar kein Licht?"

„Nein," erklärte ich bestimmt, „es ist das ausdrücklich verboten."

„Das ist ja schrecklich," rief er voller Entsetzen. „Jetzt im November von vier Uhr Nachmittag bis acht Uhr Morgens ohne Licht, also geistig todt, das muß ja einen vernünftigen Menschen wahnsinnig machen!"

„Sobald Sie geistig oder körperlich krank werden sollten," versetzte ich tröstend, „erhalten Sie Licht, wenn der Arzt dies für nöthig findet. Bis dahin darf Ihnen keins verabreicht werden."

„Das ist entsetzlich, das ist fürchterlich!" sagte S. dumpf in sich hinein, indem er die Schwelle hastig überschritt.

Das Gefängniß war etwa zwölf Fuß lang und sechs Fuß breit. In der einen Ecke befand sich auf dem Fußboden ein Strohsack, darüber ausgebreitet ein weißes leinenes Tuch und eine wollene Decke; auf der andern Seite ein kleiner Tisch und eine Bank, welches Beides auf dem Fußboden befestigt war.

„Sie müssen," sagte ich zu dem Gefangnen, nachdem ich ihm die Einrichtung gezeigt hatte, „jetzt die Kleider ab- und geordnet auf die Bank legen und dann Ihr Lager aufsuchen. Da Sie sich im Dunkeln nicht werden zurechtfinden können, so werde ich das Licht hier an der Thür stehen lassen, nach fünf Minuten aber zurückkehren. Ich erwarte, daß Sie dann fertig sein werden."

Der Gefangene erwiderte nichts. Als ich die Zelle verließ, bemerkte ich, daß er beide Hände an seinen Kopf legte, sonst aber sich nicht rührte. Der Mann that mir leid, er mußte unendlich viel leiden. Sein Stolz wurde gebeugt, sein Trotz gebrochen und ihm eine Wunde geschlagen, welche unheilbar sein und für die ganze Lebenszeit fortbluten mußte. Der Schmerz war tief in das Innere hineingedrungen, hatte sich hier festgesetzt und wühlte nun in der Brust, ohne einen Ausgang finden zu können. Solche Schmerzen thun zehnfach wehe.

Nach etwa zehn Minuten war ich wieder bei S. Er stand noch genau ebenso, wie ich ihn verlassen hatte. Ich durfte das nicht dulden.

„Herr v. S.," sagte ich ernst, „ich habe Ihnen statt fünf zehn Minuten Zeit gelassen. Sie haben meine Weisung nicht befolgt. Jetzt fordere ich Sie auf, dies sofort zu thun, damit Sie sich keine Verlegenheiten bereiten."

Er schreckte zusammen, als er mich sprechen hörte, die Hände fielen schlaff herab, und seine großen, braunen Augen starrten mich wie abwesend an. Nach einer kleinen Pause sagte er langsam und in tiefer Bewegung:

„Aber, mein Herr, ich will mich nicht legen, ich will auf meinen Füßen bleiben. Das werde ich doch thun dürfen?"

„Ich bedauere," entgegnete ich, „Ihnen bemerken zu müssen, daß der Gefangene in diesen Mauern keinen Willen hat. Nach der Hausordnung ist es unstatthaft, daß der Gefangene während der Nacht angekleidet bleibt und nicht auf seinem Lager zubringt. Es geschieht dies, um Fluchtversuche zu verhindern, weshalb bei Verdächtigen die Kleider während der Nacht auch außerhalb der Zelle verwahrt werden. Sie sind nicht verdächtig, Herr v. S., ich werde Ihnen daher Ihre Kleider belassen; aber auskleiden und niederlegen müssen Sie sich auf jeden Fall."

Ich sagte das Letztere mit erhobener Stimme, damit S. nicht zweifelhaft sein konnte, daß er folgen müsse. Er that das auch. Aber ich werde in meinem Leben den Ausdruck seines Gesichts nicht vergessen. Ich hatte und habe nie etwas Schmerzlicheres gesehen. Und als er fertig war, als er sich auf den Strohsack niederwarf, da gewahrte ich, wie seine Brust keuchte und wie er das laute Aufschreien unterdrückte. Mir ging das so nahe, daß ich an seiner Stelle hätte weinen mögen. Auch der Gefängnißbeamte weiß den wahren Schmerz zu würdigen. —

Die Nacht war vorüber. Mich drängte es, S. aufzusuchen. Ich fand ihn noch unangekleidet auf seinem Strohsacke sitzen. Als ich eintrat, sprang er auf.

„Nun muß ich wieder aufstehen und mich ankleiden," sagte er ruhig, „nicht wahr? Ich bin ja hier nicht mehr als eine Maschine. Sie sehen, ich bin heute viel ruhiger, als ich diese Nacht war. Und wissen Sie, mein Herr, wodurch ich das geworden bin? Ich habe mein Leben Schritt vor Schritt verfolgt und mich so überzeugt, daß ich das nicht gethan habe, was man mir schuld giebt. Aber noch mehr, ich konnte mit einer seltenen Gedankenschärfe die Ursachen aufsuchen, welche zu meinem Mißgeschicke Veranlassung gegeben haben. Und ich bin auch so glücklich gewesen, auf einen Umstand zu stoßen, der mir meine Freiheit wiederbringen muß. Ich bitte, mein Herr, melden Sie dem Herrn Director oder, wenn dieser behindert sein sollte, dem Herrn Untersuchungsrichter, daß ich so bald als möglich vernommen zu werden wünsche, weil ich im Stande wäre, die Differenz aufzuklären."

„Da werden Sie sich doch wohl noch einige Stunden gedulden müssen," versetzte ich. „Der Rapport geht erst acht Uhr ab. Außerdem haben Sie heute Vormittag Ihr Verhör zu gewärtigen, also Gelegenheit, sich auszusprechen. Eine besondere Meldung darf ich in diesem Falle nicht erstatten, weil derselbe nicht zu den besonders schleunigen gehört."

„Ich werde warten," entgegnete S. ruhig, „bis ich gerufen werde."

Gegen elf Uhr wurde er zum Verhör vorgeführt. Er ging aufrecht mit festen Schritten, mit erhobenem Kopfe, nicht wie ein Schuldiger. Das Auge strahlte in seltenem Glanze, wie das eines Siegers nach glücklich beendetem Kampfe. Und doch hatte er noch nicht gesiegt, er wollte erst für seine Freiheit kämpfen. Gegen ein Uhr kehrte er zurück, betrübt und niedergeschlagen.

„Man hat mir nicht glauben, mich nicht freigeben wollen." Das war Alles, was er mir sagte. Er hatte sich getäuscht, wie das so häufig geschieht. Die Criminal-Justiz läßt Den nicht so leicht wieder los, welchen sie einmal gefaßt hat. Nach etwa sechs Wochen, in welcher Zeit sich S. fügsam, willig und anspruchslos, aber auch stets schweigsam zeigte, wurde derselbe vor die Geschworenen gestellt. Ich erfuhr nun, daß er achthundert Thaler nicht zu der von ihm verwalteten Casse gebracht und ebenso die Eintragung in die Bücher unterlassen habe.

S. gestand das zu, bekannte sich aber nicht für schuldig und behauptete, daß der Fehler blos aus Vergeßlichkeit geschehen sei. Unmittelbar nach der Abgabe des mit der Post eingegangenen Geldcouverts sei eine entfernt wohnende Schwester unvermerkt bei ihm eingetreten. In der Freude über diesen Besuch habe er sich nicht die Zeit genommen, das Geld in die Casse zu bringen und den Eingang in das Cassenbuch einzuschreiben; er habe den Geldbrief eiligst in ein auf seinem Arbeitstische liegendes Actenheft gesteckt und damit weggelegt. An diesem Tage sei er nicht wieder in sein Arbeitszimmer gekommen und bei der Revision am Nachmittag des folgenden Tages sich in der Bestürzung nicht erinnern können, wo das Geld geblieben sei; erst in dem Gefängnisse sei ihm das wieder in das Gedächtniß gekommen.

Obgleich das Geld an der bezeichneten Stelle unentsiegelt gefunden worden war, so führte der Staatsanwalt in einer längeren Rede doch aus, daß das Nichtzurcassebringen ein Beiseiteschaffen und die unterlassene Eintragung in das Cassenbuch eine unrichtige Buchführung darstelle; daß auf den Nachweis des Geldes nichts gegeben werden dürfe, weil dieser Nachweis erst das Ergebniß der Verhaftung sei, und daß mithin das Schuldig ausgesprochen werden müsse.

Der Vertheidiger war ein geschickter Mann. Er sprach klar und faßlich. Zuerst wies er nach, daß von den Erfordernissen, welche die Anwendung des Strafgesetzes voraussetzten, hier nichts dargethan sei, und dann wußte er mit wenigen ergreifenden Worten auf das Gefühl der Geschworenen einzuwirken, indem er die bisherige Unbescholtenheit und Reinheit des Angeklagten vorhielt und diesen Eigenschaften das Ungeheuerliche der Strafe gegenüberstellte. Sein Antrag lautete: Nichtschuldig.

S. behielt unverändert seine Ruhe. Noch am Schlusse der Verhandlung erklärte er laut und fest, daß er nicht im Entferntesten daran gedacht habe, das Geld bei Seite zu schaffen und die Eintragung in die Bücher zu unterlassen, daß dies vielmehr aus Nachlässigkeit unterblieben sei, die er allerdings zugeben müsse.

Die Geschworenen blieben nur kurze Zeit in ihrem Berathungszimmer. Sie hatten dem Angeklagten Glauben geschenkt, denn ihr Obmann erklärte: „Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig."

S. kehrte nicht wieder in das Gefängniß zurück. Er hat die eine Nachlässigkeit schwer büßen müssen und trägt vielleicht jetzt noch daran, obgleich seitdem bereits mehr als zehn Jahre verstrichen sind.

Die Amazonen.

Unter all den schönen Sagen, welche die Dichter des Alterthums berichten, ist kaum eine, die ein gleiches Interesse und kopfschüttelndes Staunen erregt, wie die Sage von den Amazonen. Die schönen Leserinnen sind stolz darauf, daß zu den schwersten Arbeiten, die der Zorn einer Göttin für den Helden Hercules ersann, die gehörte, einer Frau das Wehrgehenk zu entreißen; daß der tapfere Perseus sich unter allen seinen Thaten keiner so sehr rühmte, als daß er einer Dame, der Medusa, den Kopf abge-

schlagen; daß der Welteroberer Cyrus, der in so vielen Schlachten gesiegt, gegen ein Heer von Frauen schmachvoll unterlag. Zu andern Gedanken dürfte die lesende Männerwelt angeregt werden. Sie dürfte meinen, daß das Amazonenthum ja auch heute noch nicht ganz ausgestorben sei, wenn es auch statt des Wehrgehenkes der Hippolyta nur den Gürtel des Liebreizes trage und statt mit Bogen und Pfeil oder mit Pistolen und Dolch, wie das jüngste sarmatische Amazonenfräulein Wustowoitoff, nur mit dem scharfen Schwerte der Zunge kämpfe; daß vielleicht unsere modernen Amazonen von der Feder, die man so höchst ungalant „Blaustrümpfe" nennt, viel fürchterlicher seien, als selbst die schlangenhaarigen Gorgonen, und daß ohne Zweifel noch heute mancher Frauenkopf mehr Unheil unter der Männerwelt anrichte, als das versteinernde Haupt der Medusa. In einem Punkte aber werden Leser und Leserinnen übereinkommen, in dem Entsetzen über den Amazonenstaat, von dem die alten Dichter reden. Man denke sich einen Staat von lauter Frauen, von Frauen regiert, von Frauen vertheidigt, wo die Männer höchstens geduldet werden, um die Kinder zu hüten, namentlich die Säuglinge mit der Milch der Heerden zu ernähren! Am ausgebildetsten soll dieser Weiberstaat bei den Amazonen Kleinasiens und Afrikas bestanden haben.

Dort, wird erzählt, sei nie ein Mann in das Land gelassen worden und nur zur Erhaltung des Staates habe man mit den Männern benachbarter Völker Umgang gepflogen. Nur die weiblichen Kinder seien erzogen, die männlichen entweder getödtet oder den Vätern zurückgeschickt worden. Die Mädchen aber habe man von Jugend auf in den Waffen geübt und ihnen sogar die rechte Brust ausgebrannt, weil man sie für ein Hinderniß im Kriege gehalten habe. Das Unnatürliche, Widerspruchsvolle, das in einem solchen kriegerischen Gemeindewesen von lauter Weibern ohne Männer liegt, dessen Hauptstreben doch auf die Vertilgung des ganzen Männervolks gerichtet sein mußte, hat selbst die guten Alten, welche sonst im Glauben an Unglaublichkeiten nicht eben sehr engherzig waren, zu gerechten Zweifeln veranlaßt. Die meisten alten Geschichtsschreiber erklären geradezu das Ganze für eine Fabel, der vielleicht nur das eine Wahre zu Grunde liege, daß einmal Frauen, die von ihren Männern verlassen oder von Unwillen über die Feigheit und unkriegerische Schwäche ihrer Männer erfüllt waren, zu den Waffen griffen und die Bedränger ihres Volkes siegreich zurückschlugen. In ähnlicher Weise wird in der That der Ursprung der pontischen Amazonen von einem Scythenstamme hergeleitet, der sich in Cappadocien niedergelassen und, nachdem der größte Theil der Männer im Kampfe gefallen, durch die Weiber gerettet und zu großer Macht erhoben wurde. Andere wollten das Amazonenthum auf die unter den scythischen Völkern vielfach verbreitete Sitte zurückführen, daß die Weiber mit den Männern in den Kampf zogen. Sie sollen darum auch durchaus nicht so von den Männern abgeschieden gelebt haben, wie es von den pontischen und afrikanischen Amazonen erzählt wird, sondern sich nur als Lohn ihrer Tapferkeit einen Antheil an den Beschäftigungen der Männer, namentlich auch an der Leitung der Volksangelegenheiten, errungen, vielleicht auch zuweilen über jene ein strenges Pantoffelregiment geführt haben. Ein großer Theil alter Schriftsteller und besonders die neuern Philosophen haben sich auch damit nicht begnügt; sie wollen den Amazonen überhaupt keine andere Existenz gönnen, als höchstens eine symbolische.

Solchen Zweifeln gegenüber bleibt den alten Amazonen die einzige Rettung durch die noch jetzt lebenden Amazonen. Ich meine damit nicht die crinolinenumhüllten, federschwingenden Amazonen Europas, sondern die wirklichen, Wehr und Waffen schwingenden, freilich schwarzen Amazonen Afrikas. Hier in dieser Welt der Menschenfresser, der geschwänzten Menschen, der Einhorne ꝛc. ist auch das Amazonenthum noch nicht ausgestorben. Es lebt fort in den Amazonenheeren der Fürsten von Dahome und Aschanti. Diese Länder sind der Sitz des entsetzlichsten und blutigsten Despotismus, der je auf der Erde geherrscht hat, und namentlich Dahome ist in unserer Zeit vielfach genannt worden wegen der gräßlichen Menschenopfer, mit denen die Thronbesteigung jedes Königs gefeiert wird. Hier ist der König der unbeschränkte Eigenthümer alles Grund und Bodens und aller seiner Unterthanen. Ihm allein gehören alle Frauen des Landes, und er verkauft sie alljährlich den Männern, wenn er nicht Einen oder den Andern als Zeichen seiner Gunst oder als Lohn für große Verdienste damit beschenkt. Jeder muß das Weib nehmen, das der König ihm zutheilt, ob auch seine Laune einmal einem jungen Manne dessen Mutter oder gar Großmutter als Frau octroyiren mag. Dieser despotische Fürst wird gleichwohl von Frauen vertheidigt. Frauen bilden den kräftigsten und tapfersten Theil seines Heeres und sind in Zeiten ernster Gefahr seine beste Schutzwehr. Dieses fast durchweg mit Musketen bewaffnete Frauenheer, das gegenwärtig etwa fünftausend Köpfe zählen soll, ist vortrefflich organisirt und hat unter seinen eigenen weiblichen Officieren in allen Kriegen Dahome's die wichtigste Rolle gespielt; seiner Tapferkeit und Ausdauer verdankte der jetzige König die Rettung seines Lebens bei einem der letzten unglücklichen Angriffe auf Abeokuta.

Es kann auf den ersten Blick befremden, daß dieses Amazonenthum, welches doch eine gewisse Anerkennung des weiblichen Geschlechts, wenigstens seiner Kraft und seines Muthes, einschließt, gerade in den despotischsten Ländern Afrika's besteht, wo bekanntlich das Weib in der tiefsten Erniedrigung lebt. Aber dieses Räthsel löst sich bei näherer Betrachtung. Das Weib ist es in Afrika, dem alle Arbeit aufgebürdet wird; es hat nicht blos für Haus und Küche, sondern auch für das Vieh und den Feldbau zu sorgen, hat die Häuser zu bauen und auf Reisen oft schwere Lasten zu tragen, während der Mann nur seinem Vergnügen nachgeht und höchstens mit Jagd und Krieg sich beschäftigt. Bei der großen Trägheit der Männer kann es daher wohl geschehen, daß sie den Weibern auch noch die wichtigste und fast nie ruhende Arbeit, den Krieg, überlassen. Dazu aber kommt bisweilen noch ein anderer Umstand. Während der Mann in Folge seines Müßigganges und seiner Ausschweifungen in Schwäche und Unmännlichkeit verfällt, schöpft die Frau aus ihrer beständigen Arbeit, sofern diese nicht übertrieben wird — und dafür sorgt der natürliche Reichthum des Landes — Kraft, Gewandtheit, Regsamkeit. Es kann leicht der Fall eintreten, daß sich das Verhältniß der Geschlechter geradezu umkehrt, daß das Weib nicht mehr als die schwächere Hälfte des Menschen erscheint, und es bedarf nur der Erkenntniß dieser Ueberlegenheit, um auch die Herrschaft des Weibes, den Amazonenstaat, zu begründen. So hätten wir eine doppelte Gestalt des Amazonenwesens: einmal ein tapferes Heer kriegerischer Frauen, aber doch im Dienste der Männer, wie in Dahome; dann ein Frauenregiment, gegründet auf die erworbene geistige und physische Ueberlegenheit des thätigen Weibes über den faulenzenden Mann. Auch für diese letztere Gestalt des Amazonenthums, das uns an die pontischen und libyschen Amazonenstaaten der griechischen Dichter erinnert, hat es in Afrika nicht an Beispielen gefehlt.

Die tiefe Stellung des Weibes bei den Negern, die ihm selbst das Eigenthumsrecht bestreitet, schließt nämlich keineswegs aus, daß es bisweilen zu den höchsten Ehren und zur absolutesten Machtstellung zugelassen wird. Livingstone hat in Südafrika vielfach weibliche Häuptlinge gefunden, die durch Erbfolgerecht diese Stellung erlangt hatten und die denselben blinden Gehorsam, dieselbe abgöttische Verehrung fanden, ja dieselbe Furcht erregten, wie nur je ein männlicher Fürst des Landes. Sie durften freilich nicht heirathen, da ihre hohe Stellung sich mit der Unterwerfung unter einen Mann nicht vertragen hätte, und Livingstone erzählt ein rührendes Beispiel von einer jungen Fürstin, die, nachdem sie die Freuden des Herrscherlebens gekostet, aus freien Stücken ihnen entsagte, um der Liebe ihre Huldigung darzubringen. Wenn eine solche afrikanische Despotin aber zum vollen Bewußtsein ihrer Macht gekommen, so könnte ihr wohl die Versuchung nahe treten, einmal Rache zu nehmen an den Bedrückern ihres Geschlechts und an der eigenen Herrschaft die Mitschwestern theilnehmen zu lassen. Daß es in der Regel freilich bei dem bloßen Versuche bleiben wird, dafür sorgt schon die Natur, und dazu bedarf es kaum noch des Widerstandes der Männer. Einen solchen Versuch zur Gründung eines Amazonenreichs erzählt Reade von einer jungen Fürstin der Dschagas am Kongo. Tembandumba — so hieß diese Königin, vielleicht eine der grausamsten und blutgierigsten ihres Geschlechts — gerieth auf den Gedanken, die Welt um sich in eine Wildniß zu verwandeln. Alle Thiere sollten getödtet, alle Wälder, alles Gras vernichtet werden, damit ihre Unterthanen gezwungen würden, allein von Menschenfleisch und Menschenblut zu leben. Alle männlichen Kinder, alle Zwillinge, alle Kinder insbesondere, denen die oberen Zähne vor den unteren hervorbrechen und gegen welche in ganz Afrika ein merkwürdiges Vorurtheil besteht, sollten umgebracht werden. Nur die weiblichen Kinder sollten aufgezogen und in kriegerischen Dingen unterrichtet werden. So sollte in der

That ein Amazonenreich gegründet werden, dem nur das Ausbrennen der Brüste fehlte, um ganz dem einer Myrina oder Hippolyta oder Penthesileia zu gleichen. Indeß das blutige Project scheiterte an dem natürlichen Instinct der Frauen, die alle ihre angeborne List hervorsuchten, um das Mordedict ihrer Königin zu umgehen. Sie sah sich selbst gezwungen, ihre Befehle zurückzunehmen und das Gebot der Tödtung allein auf die im Kriege gefangenen Kinder zu beschränken. Später soll sich diese männermörderische Fürstin für das Scheitern ihrer Pläne dadurch entschädigt haben, daß sie sich zahlreiche Liebhaber hielt und, wenn sie deren überdrüssig geworden — verspeiste.

Daß Afrika heutzutage das gelobte Land der Amazonen ist, giebt uns eine Andeutung, daß zur Zeit, als jene Damen lebten, von denen die großen Dichter der Griechen singen, die Heldinnen, die nur von Halbgöttern besiegt wurden, die Cultur Europa's wohl kaum auf einer höheren Stufe stand, als die der heutigen Neger von Dahome oder vom Kongo — ein Wink für unsere emancipationslustigen Damen, daß, was sie erstreben, nicht einen Culturfortschritt, sondern einen Culturrückschritt bedeutet. Die einzigen würdigen Amazonen unserer Zeit sind nicht die Gorgonen, aber auch nicht die Blaustrümpfe, sondern die mit dem Gürtel der Anmuth eine weit dauerndere Herrschaft über die Männerwelt erkämpfenden Frauen.

Otto Ule.

Ein Merkstein katholischen Zusammenwirkens.

Wir Deutschen gefallen uns oft darin, den Franzosen ihren Mangel an geographischen Kenntnissen vorzuwerfen. Erzählt man doch, daß Goethe 1807 in Erfurt die vom Standpunkt französischer Höflichkeitsregeln unverzeihliche Grobheit begangen habe, zu Napoleon dem Ersten zu sagen: „Sire, das Charakteristische Ihrer Nation ist theils die Urbanität und Geistreichheit, theils die Unwissenheit in der Geographie!"

Gleichwohl dürfte es vielen Deutschen schwer fallen, sich vor gleichen Vorwürfen der Unwissenheit zu wahren, wenn sie über die Geographie Frankreichs befragt würden. So glaube ich, daß eine Menge unserer Leser heute zum ersten Mal von der merkwürdigen Stadt Le Puy hören, welche doch eine Hauptstadt des früheren Landes Velay oder der südlichen Auvergne, jetzt des Departements der oberen Loire ist. Mir wenigstens, ich gestehe es frei, war diese Stadt fast nur aus den Schriften der Geologen, besonders Lyell's, bekannt, welche berichten, daß sich daselbst jene vulcanischen Erscheinungen, welche das ganze Gebirg der Auvergne berühmt machen, in besonders interessanten Vorkommnissen finden und daß man dort in vorsündfluthlichen Kalklagern, noch unterhalb uralter Lavaströme, auch Menschenknochen, den sogenannten „fossilen Menschen von Denise", aufgefunden und aufbewahrt habe.

Als ich im heurigen Sommer die erloschenen Vulcane der Auvergne und ihre aufblühenden Thermalbäder (Vichy, Mont d'Or, Royat ꝛc.) besuchte, las ich am Schlusse meines vortrefflichen Reisebuches die Aeußerung: „Wenn man einmal so weit gereist sei, solle man nicht versäumen, das in seiner Art einzige Panorama von Le Puy zu sehen." Da ich nun ohnedies nicht gern denselben Weg rück- wie hinwärts mache, so beschloß ich, die Eisenbahn zu verlassen und quer durch das Land mit Post von der Endstation Brioude über Le Puy nach St. Etienne zurückzureisen. So geschah's. Ich fuhr hoch oben auf der Banquette der Diligence, dem einzigen Platz, von wo man nicht nur das ganze Land schaut, sondern auch den Charakter des Volks am besten kennen lernt. Denn im Coupé und in den ersten Classen der Eisenbahnen ist der heutige Franzos ein höchst schweigsamer, ängstlich zurückhaltender Reisegefährte, welcher jedes Gespräch kurz abbricht oder am liebsten ganz vermeidet.

Wir waren soeben bei dem auf riesigem, schroffem Basaltfelsen prangenden alten Stammschlosse der Fürsten Polignac vorbeigefahren, als ich meine Reisegefährten fragte, ob nicht hier in der Nähe ein Dorf Namens Denise liege. Man belehrte mich, daß Denise kein Dorf sei, sondern ein Berg, und zwar der, auf welchem unser Wagen eben hinfahre. In der That zeigte sich bald, was ich suchte. Der Berg besteht aus zwei hohen Schichten, von denen die obere eine schwarze, säulenförmige Lavamasse, die untere eine milchweiße Kalkbildung ist. Beide sind, dicht neben der Chaussee, durch einen gleichzeitig oben und unten betriebenen Steinbruch erschlossen, und der unten lagernde Kalkstein ist vermuthlich derselbe, in welchem der „fossile Mensch" gefunden worden, welchen ich Tags darauf in dem Museum von Le Puy besichtigen konnte. Im Weiterfahren belehrten mich meine Reisegefährten, daß wir jetzt zur „Grotte des Eremiten" kämen. Dies war weiter nichts, als eine Schlucht oder ein Engpaß, gebildet durch eine zweite, neben dem Berge Denise emporstrebende kuppelförmige Lavamasse. Aber indem wir durch diese Schlucht herumbogen, eröffnete sich plötzlich das wirklich überraschende und nach meinem Reisehandbuche „einzige" Panorama, welches ich dem Leser in beifolgender Abbildung vorführe.

Die Stadt Le Puy (das heißt der Pik, daher man sagt: je vais au Puy, je viens du Puy etc.) liegt auf einem flachpyramidalischen Berge terrassenförmig aufsteigend, inmitten eines doppelten Kessels erst niedrigerer, dann höherer Berge, beide stellenweise mit vulcanischen Kegeln oder scharfabgeschnittenen Lavafelsen besetzt. Der Gipfel des Berges ist seit mehr als tausend Jahren ausschließlich von der Geistlichkeit besetzt, welche daselbst eine Menge von Kirchen, Klöstern, Hospitälern ꝛc. inne hatte und noch inne hat. Den untern Berg und seinen Fuß nimmt die handel- und gewerbtreibende Bürgerschaft ein. Beide Stadttheile sind seit alten Zeiten in Sitten, Rechten und Ansprüchen, oftmals sehr scharf, geschieden gewesen. Eine große Kathedrale krönt den Gipfel. Aber hoch über den Thürmen derselben ragt noch eine grauschwarze vulcanische Felsmasse empor, der „Felsen oder Dyck von Corneille" genannt, welche eben den Namen „Le Puy" veranlaßt hat. Eine andere solche Felsmasse oder Dyck*, noch grotesker und völlig zuckerhutähnlich geformt, ragt unterhalb des Berges aus einer Vorstadt empor und ist mit einer dem Erzengel Michael gewidmeten Kirche besetzt, woher sie den Namen „Aiguille de St. Michel" erhält; im Heidenthum war hier ein Mercur-Tempel. Die alten Heidenbekehrer haben an die Stelle dieses geflügelten Götterboten in der Regel und klugerweise den ebenfalls geflügelten Erzengel gesetzt.

Der näher um die Stadt herumziehende niedrigere Bergkreis ist zur größeren Hälfte von Weinbergen, mit zahlreichen Land- und Winzerhäuschen, malerisch besetzt, und an seinem Fuß schlängelt sich die hier noch kleine Loire. Auf der anderen Seite bilden Wälder, Felder, Villen, Dörfer ꝛc. eine belebte Aussicht. Im Hintergrunde sind dann die dunkleren höheren Berge mit ihren Kuppen. Das Ganze giebt daher, verbunden mit dem grotesken Anblick der schwärzlichen Felszähne oder Dycks, ein eigenthümliches Bild, mit dessen Beschreibung ich jedoch den Leser nicht ermüden will.

Dasjenige aber, was neben diesen Naturschönheiten sofort den Blick des Reisenden auf sich zieht und dauernd fesselt, ist ein Menschenwerk, nämlich ein riesengroßes Standbild, welches auf der Spitze des obengenannten „Dyck von Corneille", also hoch über allen Kirchthürmen in den Himmel hinaufragt. Dies ist die Riesenstatue der Himmelskönigin, seit fünf Jahren dort oben aufgerichtet, weit und breit im Lande als „Notre Dame de France" berühmt und verehrt, in künstlerischer und culturgeschichtlicher Hinsicht merkwürdig, aber gleichwohl, soviel mir bekannt, von unseren deutschen Blättern bisher noch gar nicht in Betracht gezogen. Sie ist ein Merkstein, theils für den Einfluß der Geistlichkeit im heutigen Frankreich, theils für die Höhe seiner Technik, theils für die Regentenklugheit seines Kaisers.

Der Erste, welcher die Idee einer solchen Schöpfung öffentlich aussprach, war ein Abbé Combolat, der in einer am 27. Juli 1850 zu Puy gehaltenen Predigt darauf aufmerksam machte, wie schön sich auf dem kahlen, vordem als Festungswerk benutzten Felsenkegel Corneille eine Statue der heiligen Jungfrau ausnehmen würde. Der Bischof von Puy, Monseigneur de Morlhon, ergriff diesen Gedanken mit Energie. Er ernannte am 5. März

* Unter Dyck oder Dyke versteht man in jenen Gegenden (Auvergne, Cantal, Velay) gewisse scharfabgeschnittene, einzelnstehende Felskegel oder Würfel, aus vulcanischem Gestein, meist Lavaconglomeraten gebildet, welche, wie man vermuthet, inmitten großer Auswaschungen stehen geblieben sind. Sie sind, meist mit alten Ritterburgen oder Kirchen besetzt, weithin sichtbar.

1852 eine Commission aus den angesehensten Bürgern der Stadt, um das Project zu prüfen. Dasselbe ward gebilligt, Geld zusammengeschossen, Preise für die besten Modelle ausgesetzt und ein Aufruf an alle Künstler Europas erlassen. Darauf hin wurden vierundfünfzig Modelle eingesendet: aus Paris, Neapel, Brüssel, Köln, Speier, Straßburg, Lyon ꝛc. Den ersten Preis erhielt der Bildhauer Bonnassieux aus Paris, den zweiten Rimm aus Speier, die folgenden vier Montagny, Ramus, Fabisch und Lavigne. Also unter Sechs doch zwei Deutsche! Bonnassieux's Entwurf ward zur Ausführung gewählt.

Inzwischen hatte der Bischof einen Aufruf zu Beiträgen an alle Gläubigen erlassen und selbst 10,000 Francs gezeichnet. Der Kaiser Napoleon der Dritte war der nächste Subscribent. Er zeichnete für sich und die Kaiserin 12,000 Francs, bemerkte aber nebenbei sehr richtig: es werde zu kostspielig und langaussehend werden, wenn man das Werk in Bronze ausführen wolle; auch sei dies Metall zu werthvoll, daher z. B. in Kriegs- oder Revolutionszeiten der Plünderung ausgesetzt: er schlage daher Gußeisen vor und werde für das Material sorgen. Wirklich schenkte er der Stiftung unterm 20. April 1856 eine Masse von den inzwischen bei Sebastopol eroberten eisernen Kanonen, 150,000 Kilogramm (= 300,000 Zollpfund) an Gewicht, zur Ausführung des Gusses. Und damit stempelte er das Werk zu einem Siegesdenkmal für den Krimfeldzug, während es im Sinne seiner Stifter zur Verherrlichung der inzwischen von den Kirchenfürsten proclamirten unbefleckten Empfängniß dienen sollte. „Durch diese Nationalisirung des Unternehmens," wie mein klericaler Gewährsmann Francisque Mandet in seinen „Monuments historiques de la haute Loire etc." ausdrücklich zugesteht, „hat der kluge Kaiser dasselbe möglich, leicht und volksthümlich zu machen gewußt." Er hat es verstanden, mit einem Federzug die zwei wichtigsten Factoren des heutigen französischen Staatslebens zu befriedigen: die Geistlichen mit ihrem Anhang und die nationale Partei. Er hat damit den Glanz des ausgeführten Riesenwerkes abgelenkt von dem theologischen Dogma auf die nationale Glorie, von dem Vatican auf die Tuilerien." — Die Unterzeichnungen nahmen nun einen raschen Gang. Bald überstieg die Summe der Beisteuer 300,000 Francs, wovon ein Drittel allein aus dem Departement der oberen Loire.

Am 16. Mai 1856 schloß die oben erwähnte Commission einen Vertrag mit einem der größten Eisengießer Frankreichs, Herrn Prenat zu Givors bei Lyon, wodurch derselbe sich verpflichtete, für eine Summe von 190,000 Francs (etwa 50,000 Thaler) die Statue zu formen, zu gießen und auf dem Felsen Corneille aufzustellen. Am 15. September schickte Bonnassieux sein zwei und zwei Drittel Meter hohes Modell ein. Nach diesem ward die Riesenstatue erst in Thon bis in die feinsten Details ausgeführt; über den Thon ward dann eine Gypsmasse geschlagen, alsdann der Thon herausgegraben und so eine gypserne Hohlform gewonnen, in welche wieder Gyps gegossen wurde. Letztere stellte nun das eigentliche Modell (40,000 Kilogramm = 80,000 Zollpfund schwer) dar, welches nach abermaliger sorgfältigster Ausarbeitung jeder Einzelnheit in soviel (etwa hundert) Theile zersägt wurde, als einzelne Stücke gegossen werden mußten; darüber wurden wieder Hohlformen gemacht und in diesen der Guß vollzogen. In allen diesen Operationen mußte die größte Umsicht und Genauigkeit angewendet werden, wenn nicht das Ganze verunglücken sollte. Fast noch mehr Schwierigkeiten machte der Transport dieser schweren Eisenmasse nach Puy und auf den Felsen hinauf. Ungeheure Gerüste mußten errichtet, gewaltig kräftige Maschinen in Gang gesetzt werden, um solche kolossale Massen aus dem Abgrund hinauf auf die schwindelnde Höhe längs der zackigen Felswandungen emporzuziehen. Der steinerne Sockel, auf welchen die Statue zu stehen

Die Stadt Le Puy in Frankreich.

kam, war inzwischen durch eine Sou-Steuer der in den Schulen der „Doctrine chrétienne de la France“ unterrichteten Kinder aufgebaut worden. Derselbe hat sieben Meter (= zehn und eine halbe Elle) Höhe und kostet 15,000 Francs, was also, da jedes Kind nur vier Pfennige beisteuerte, auf eine Zahl von 300,000 Kindern hinweist, welche dem Orden anvertraut sind.

Das Standbild, welches ich hierbei unsern Lesern in treuer Abbildung zeige, ist nach meinem Geschmack eins der lieblichsten Erzeugnisse der modernen Plastik. Dasselbe stellt die Mutter mit dem Jesuskinde auf dem Arme dar, welches letztere seine Hand segnend über das Land ausstreckt. Das gesammte Denkmal macht einen Eindruck von Majestät, Festigkeit, Milde und Ruhe. Um von den Größenverhältnissen einen Begriff zu geben, dienen folgende Angaben. Die gesammte Statue wiegt 80,000 Kilogramm (= 160,000 Zollpfund) an Gußeisen; das Jesuskind allein 13,000 Kilogramm (= 26,000 Pfund). Die ganze Statue ist sechszehn Meter (= 24 preußische Ellen) hoch, also fast ebenso groß, wie die Bavaria bei München (26 Ellen), aber kleiner als die Borromäus-Statue bei Arona am Lago maggiore (33 Ellen). Sie ist innen hohl und mittels einer Wendeltreppe, die durch einzelne Fensterchen erleuchtet ist, zu besteigen. Der Vorderarm, welcher das Kind trägt, ist drei und dreiviertel Meter lang, in seiner Höhlung können drei Männer der Länge nach, d. h. Kopf an Fuß, liegen. Wir standen drei Herren nebeneinander in dem Kopf, mit den Füßen oberhalb der Augenbrauen, und schauten über die stark vergoldete Krone, deren Spitzen aus Platin als Blitzableiter dienen, in das von solchem Standpunkt besonders herrliche Panorama hinaus, hoch wie Adler in der Luft schwebend.

Am 29. Juli 1859 waren die ersten Gußstücke aus Givors im Puy angekommen, und schon am 26. September desselben Jahres konnte die Enthüllung und Einweihung des Standbildes, welches den Namen „Notre Dame de France“ erhielt, stattfinden. Ich übergehe die Beschreibung der Festlichkeiten, welche sich nebst allen amtlichen Einzelheiten über das gesammte Unternehmen in einer besondern Broschüre des Herrn Charles Calemard de Lafayette, Präsidenten der Ackerbau- und Wissenschafts-Gesellschaft zu Puy, mitgetheilt findet. Auch will ich dem Leser nicht ausführlicher von der Stadt Le Puy erzählen, von ihren einzelnen mittelalterlichen Häusern, Mauern und Thürmen, ihrer alten geplünderten Kathedrale, ihren modernen Plätzen und Anlagen, besonders der Place du Breuil mit dem schönen Springbrunnen, wozu ein Bürger, Crochaquiers, nicht nur die Zeichnung, sondern auch das ganze Geld zur Herstellung geschenkt hat, ferner von dem großen neuerbauten Museum für Natur- und Kunstgegenstände, wozu ebenfalls schlichte Bürger die meisten Fonds gespendet haben. Alles das sieht sich besser in Person an und findet sich in den Reisehandbüchern.

Die Himmelskönigin (Notre Dame de France).
Standbild auf dem „Dyck von Corneille“ bei Le Puy.

Aber ich kann nicht ohne eine Nutzanwendung schließen, welche an meine eigenen Gesinnungsgenossen, an die Männer der naturwissenschaftlichen Schule, gerichtet ist. Die Geistlichkeit von Le Puy und ihr Zusammenwirken bei dieser Verherrlichung der Himmelskönigin giebt uns ein wohlzubeherzigendes Beispiel. Ich meine nicht, daß wir unsere ganz analogen Streitfragen über die Gültigkeit der Generatio aequivoca oder der Darwin'schen Schöpfungslehre in ähnlicher Weise durch einen Machtspruch hoher Würdenträger unserer Wissenschaft ein für allemal entscheiden lassen sollen. Nein, aber beachten und bewundern sollen wir die bienenhafte Betriebsamkeit, mit welcher der Clerus das Werk der Dame de France ergriffen, gefördert und binnen wenig Jahren ausgeführt hat. Der Höchste und der Niedrigste, der Priester und der Lehrer, der Welt- und Ordensgeistliche, wie ihre Diener- und Laienschaft, haben brüderlich und eifrig dem gemeinsamen Zweck gedient, geschickt einander die Hände geboten und ohne persönlichen Vortheil zusammengearbeitet. Was bewegt diese Leute dazu? was befähigt sie zu solchen Anstrengungen und Erfolgen? Gewiß kein Machtgebot, sondern der Geist der Genossenschaft (esprit de corps), der Glaube an die Zukunft ihrer Sache, die Ueberzeugung, zur Weltherrschaft berufen zu sein, und der Wille, diesen Beruf mit allen Mitteln durchzusetzen. Dies sind die Motive, wie ich glaube, welche einen großen Theil der katholischen Cleriker beseelen — und in dieser Hinsicht sollten wir Naturforscher von ihnen lernen.

Auch wir dienen einer Sache, welche berufen ist, alle denkenden Köpfe zu erobern und durch sie die Welt zu beherrschen. Naturwissenschaftliche Kenntniß und Methode müssen in Zukunft jeden menschlichen Wissenszweig durchdringen, Kenntniß des wirklich Seienden und seiner Gesetze muß jedem Gebildeten zu eigen werden. Naturwissenschaftliche, beziehentlich statistische Thatsachen und Forschungsmethoden müssen in jeder Wissenschaft, sogar in den idealsten, im Geschichts-, Rechts-, Kunst- und Religionsgebiet, zu Grunde gelegt werden. Nichts Un- oder Uebernatürliches darf in den Köpfen oder Schriften auf Kosten thatsächlicher Kenntnisse herrschen wollen. Was am Probestein der exacten Forschung nicht stichhaltig ist, muß aus dem Verzeichniß menschenwürdiger Kenntnisse gestrichen werden, darunter eine Menge abergläubischer, theils heidnischer, theils mittelalterlicher Vorstellungen, welche heutzutage noch allenthalben in den Köpfen, in Sprache und Schrift für baare Münze gelten.

Daß dies unsere Zukunftsaufgabe ist, werden wenige Naturforscher oder Aerzte im Allgemeinen leugnen. Aber diesem Berufe gemäß zu wirken, wie wenigen von ihnen fällt dies bei! Da sitzt der eine bei seinen Käfern, der andere bei Steinen, der dritte im Laboratorium, der vierte an den Krankenbetten; keiner kümmert sich um den andern, viel weniger um das Ganze, am wenigsten um die weltgeschichtliche Geisterbewegung. Schaut so Einer ja aus seinen archimedischen Kreisen heraus, so ist es nach einer besseren Professur oder Gehaltsvermehrung, einer akademischen Ehre, einem Orden oder einer sonstigen, für den Naturforscher ganz gehaltlosen menschlichen Gunstbezeigung. Die Bestrebungen, das Volk für die Naturwissenschaften zu gewinnen — was doch der einzige Weg ist, um letztere zur Weltherrschaft zu bringen — gelten bei vielen dieser Käuze als flache, eines echten Gelehrten unwürdige Rede- und Schreib-Uebungen. Die Mehrzahl der eigentlichen, d. h. der wirklichen Akademiemitglieder, Geheimenräthe ꝛc., hält sich von solchen Bestrebungen ganz zurück; viele scheuen sich, die Consequenzen ihrer eigenen Forschungen zu ziehen oder, von Anderen gezogen, anzuerkennen. Wie ganz anders müßte Das sein, wenn in jedem Naturforscher und Arzt das Bewußtsein unseres Weltberufs, der Drang für die naturwissenschaftliche Aufklärung des Menschengeschlechts zu wirken, mächtig wäre; wenn jeder sich verpflichtet fühlte, nach seinen Kräften mitzuarbeiten an der Erlösung der Menschenseelen aus tausendjähriger Verdummung und Abergläubigkeit! In dieser Hinsicht möge uns Allen der Eifer und Gemeingeist der Klericalen von Puy zum nachahmenswerthen Beispiel dienen.

Dr. H. E. Richter in Dresden.

Zwei Weihnachtsabende.

In jener prachtvollen Straße der reichen Kaufmannsstadt, wo sich die geräumigen, wohnlichen Häuser an Eleganz zu überbieten scheinen, gewahrt man heute an vielen Fenstern hellen Lichterglanz. Riesige Christbäume mit zahllosen Kerzen verbreiten einen Schimmer, der selbst durch die dichten Gardinen dringt und den Vorübergehenden eine Ahnung giebt von der Pracht und dem Reichthume, die sich heute dort entfalten mögen.

Nur eines der palastähnlichen Häuser ist finster und die wenigen erleuchteten Fenster geben Zeugniß, daß man dort auch heute in nichts von der täglichen Gewohnheit abgegangen ist. Das Haus gehört einem Manne, dessen Reichthum ein fürstlicher genannt werden kann. Er bewohnt das weitläufige Gebäude nur mit seiner Gattin und der Dienerschaft, aber es ist ein finsterer Geist, der in jenen Räumen waltet. Der reiche Mann scheint den Freuden des Lebens entsagt zu haben, finster ist sein Blick, gebeugt sein Gang, die bleichen Lippen mögen des Lächelns schon längst entwöhnt sein; nur ein bitter höhnischer Zug spielt zuweilen um seinen Mund. Auch des reichen Mannes Gattin, eine würdige Matrone, muß schon schwere Sorgen in ihrem Leben ertragen haben; ihr Haar ist gebleicht und die kummervollen Falten des edlen Antlitzes erzählen von den schweren Leiden eines gekränkten Mutterherzens. Die matten Augen mögen wohl unzählige Thränen geweint haben, aber den Zug unendlicher Güte konnten sie aus den sanften Blicken doch nicht verwischen. In Gegenwart ihres Gatten zwingt sich die Matrone, heiter und gefaßt zu erscheinen; sie möchte so gern seinen Kummer heilen, den sie so lange getheilt hat und der noch immer schwer ihr Herz bedrückt.

Die beiden alten Leute stehen allein, ganz allein in der Welt, und nie mag wohl eine solche Einsamkeit drückender auf Herz und Seele lasten, als am Christabend, wo Jubel und Freude überall zu herrschen pflegen.

Einstens freilich war es anders in diesem Hause. Vor zehn Jahren herrschte auch hier ein freudiges Leben und das jetzt so stille und trübe Elternpaar schwelgte im Vollgenusse eines Glückes, das durch ihr einziges Kind, die liebliche Gertrud, begründet wurde. Wie es kam, daß dieses schöne Glück mit einem Schlage für immer zertrümmert ward — wir wollen es hier nicht des Breitern erzählen. Es ist kalt heute auf der Straße, und die Geschichte, die da drinnen in dem reichen dunklen Hause just vor zehn Jahren am Weihnachtsabend spielte, ist eine heiße, glühende Geschichte, wie sie nur im Herzen der Menschenbrust geschrieben steht. Unter den heißen Thränen eines schönen Mädchenauges, unter Bitten und Flehen eines jungen, aber armen Mannes und dem zürnenden Fluche eines Vaters wickelt sich hier ein trübes, erschütterndes Drama ab, dessen Schlußact mit der Zerstörung eines schönen Familienglückes endet. An jenem Weihnachtsabend brannten umsonst die Lichter des Tannenbaums, umsonst waren all' die reichen Gaben für das geliebte Kind in dem Salon aufgestapelt, umsonst das Warten der Eltern — das einzige Kind, um dessenwillen alle Pracht aufgebaut war, erschien nicht am Weihnachtstisch, und statt ihrer kam nur ein Brief mit Worten des Abschieds und Bitten um Verzeihung, daß sie mit dem geliebten Mann hinausgezogen — fort von dem zürnenden Vater, der dem armen Liebling ihres Herzens die Anerkennung versagte.

Was an jenem Abend des gestörten Christfestes in dem Hause vorging, übergehen wir mit Stillschweigen. In den Ausbrüchen des wüthenden Zorns warf der Vater der fliehenden Tochter Verwünschungen nach, die das Herz der armen Mutter erbeben machten. All' ihr Bitten und Flehen prallte am eisernen Willen des beleidigten Vaters ab. Selbst als die erste Nachricht von der glücklichen Ankunft des jungen Paares in London eintraf, als die junge Frau mit der ganzen Gluth der jungen Liebe ihr Glück schilderte, dem nur noch die Verzeihung des Vaters fehle, um die sie mit aufgehobenen Händen flehe — selbst da wies der Zürnende jede Vermittelung zurück und befahl seiner Frau Stillschweigen, als sie immer und immer wieder für das einzige Kind bat.

Aufgebracht, wie er war, schrieb er damals sofort an den Verführer, daß ihn seine ganze, tiefste Verachtung treffe, Gertrud aber möge versuchen, ob sie, belastet mit dem Vaterfluche, im Stande sei, an der Seite ihres Verführers zu vergessen, daß ihre eigenen Eltern den Tod herbeisehnten, um von der Schande befreit zu werden, die ein mißrathenes Kind über ihr Haupt gebracht hätte.

Die jungen Leute hatten sich hierauf, wiewohl mit schwerem Herzen, hinüber nach Amerika gewandt, von wo aus Gertrud noch einigemal versuchte, den harten Sinn ihres Vaters zu erweichen. Alle ihre Briefe aber blieben ohne Antwort, denn der alte Herr öffnete niemals einen derselben, sondern übergab sie ungelesen den Flammen. Er hatte das Bild seiner Tochter ganz aus dem Herzen verbannt, wenigstens versicherte er dies oft kalt seiner Gattin, wenn diese in Klagen um ihr verlorenes einziges Kind ausbrach. Unter solchen Verhältnissen wird man leicht begreifen, daß gerade das Fest allgemeiner Freude — Weihnachten, für jenes alte Ehepaar immer ein sehr trauriges war. An diesen Tagen flossen der Mutter Thränen im Geheimen endlos um die Tochter, von deren Schicksal sie schon seit Jahren nicht das Mindeste erfahren hatte. Der Vater dagegen bemühte sich, in dieser Zeit womöglich noch kälter und verschlossener zu sein, als es gewöhnlich der Fall war.

Der Weihnachtsjubel war verbannt aus jener Stätte des Reichthums, doch unterließ die würdige Matrone es nie, am Christfeste wohlthätige Spenden an Bedürftige nach allen Seiten hin auszutheilen, und wenn dann die Armen kamen, um ihr dankerfülltes Herz vor ihrer Wohlthäterin auszuschütten, sagte sie beim Abschied heimlich zu den Beglückten: „Betet für mein armes Kind, das vielleicht so arm wie Ihr in der weiten Welt umherirrt; dies ist der einzige Dank, den ich von Euch verlange."

An dem Abend, von dem im Eingang unserer Erzählung die Rede war, am zehnten Jahrestage von Gertrud's Flucht aus dem elterlichen Hause, konnte sich die alte Mutter einer tiefen Wehmuth nicht erwehren. Sie hat an eine Menge Armer die gewohnten Wohlthaten vertheilt, womöglich noch reichlicher, als früher. Aber auch ihrem tiefgebeugten Gatten wollte sie eine Freude bereiten. So Manches, wodurch sie ihn zu erfreuen glaubt, hat sie eingekauft und dazu auch einen mächtigen Tannenbaum, den ersten, der seit jenem Schreckensabend wieder in das Haus der Trauer gekommen ist. Wieder hat sie unter Thränen der Erinnerung im Prunkzimmer den Weihnachtstisch geordnet und die Gaben für ihren Gatten darauf ausgebreitet. Sie will jetzt die Kerzen des Baumes anzünden. Da mitten in die Vorbereitung fällt ihr ein, daß diese Ueberraschung vielleicht den Gatten unangenehm berühren könne; sie beschließt deshalb, ihn lieber auf die beabsichtigte Feier vorzubereiten.

Drüben im Nebenzimmer sitzt der alte Herr vor dem Kamine und blickt finster in die lustig emporleckenden Flammen.

„Guter Ferdinand," sagt seine Frau, sich ihm nähernd und die Hand schmeichelnd auf seine Schultern legend, „darf ich Dir wohl einen Vorschlag machen?"

„Warum nicht? sprich nur," entgegnet gleichgültig der alte Herr, ohne seine Stellung zu verändern.

„Du weißt, wir haben so lange kein Weihnachtsfest mehr gefeiert," beginnt zaghaft die Matrone.

„Ich dächte, das letzte vor zehn Jahren wäre ein so mißlungenes gewesen, daß Dir wohl auf Lebenszeit die Lust dazu hätte vergehen müssen," unterbricht sie der Gatte heftig.

„Ich möchte Dir gern auch wieder einmal eine Freude bereiten," fährt die Gattin im sanftesten Tone fort, als überhörte sie jene bittere Anspielung. „Ich habe Dir einige Kleinigkeiten gekauft, auch habe ich, soweit es meine blöden Augen erlaubten, selbst etwas für Dich gearbeitet, worüber Du Dich gewiß freuen wirst. Drüben liegt Alles bereit, darf ich die Kerzen des Christbaumes anzünden?"

„Frau, wenn Du mich noch ein klein wenig lieb hast und wenn Du willst, daß ich Dir nicht gram werden soll, so sprich mir kein Wort von Weihnachten und vom Christbaume. Fort, fort, in das Feuer damit!"

So poltert, heftig aufspringend, der alte Herr und durchmißt mit großen Schritten die Stube.

„Aber Ferdinand, willst Du mir denn nicht diese kleine Liebe erweisen?" bittet die gute Frau, die sich schon ihrer Thränen nicht mehr erwehren kann.

„Keine Silbe mehr, oder — ich laufe zum Hause hinaus," ruft im höchsten Zorn der aufgebrachte Mann und achtet es selbst nicht, als seine Gattin laut schluchzend das Zimmer verläßt. Es ist, als ob sich der Groll der verflossenen zehn Jahre in ihm auf einmal Luft machen wollte. Erst nach geraumer Zeit findet er seine Ruhe und Fassung wieder und nimmt seinen gewohnten Platz am Kamine ein.

Die bekümmerte Gattin aber ist hinübergegangen in das Prunkzimmer und läßt dort ihren Thränen freien Lauf. Wie wenig entsprach der Erfolg der geringen Freude, die sie vom heutigen Abend gehofft hatte! Mit tiefbekümmertem Herzen nahm sie die für ihren Gatten so liebevoll gewählten Geschenke wieder von dem Tische und verbarg sie in dem untersten Winkel eines Schrankes, damit die zufällige, spätere Entdeckung der schönen Sachen durch ihren Gatten die Heftigkeit desselben nicht noch einmal wach rufe.

Während dieser traurigen Beschäftigung hat, unbemerkt von ihr und von dem mühsam beruhigten Manne, ein Wagen unten vor dem Hause gehalten, Thüren sind leise geöffnet worden, und bald darauf tritt Martin, der alte Diener, vorsichtig, aber mit freudig überraschten Blicken in das Prunkzimmer, wo die Matrone noch am Weihnachtstische beschäftigt ist. Es wären Fremde da, meldet mit leiser Stimme Martin und bittet die Herrin, sich nur auf wenige Augenblicke in das untere Stockwerk hinab zu bemühen. Verwundert folgt die Frau dieser Aufforderung, und nicht lange währt es, so hört man von unten herauf einen mühsam unterdrückten Ruf der Freude, dem ein langes, verhaltenes Schluchzen mehrerer Stimmen folgt.

Der alte Herr hat nichts von dem bemerkt, seine trüben Gedanken machen ihn unempfindlich für die Einwirkungen der Außenwelt, und dennoch scheint es zuweilen, als hätte er alle Kraft nöthig, um eine aufkeimende Rührung seinem Zorne unterzuordnen.

Eine halbe Stunde mag vergangen sein, da wird plötzlich leise die Thür seines Zimmers geöffnet und zwei liebliche Kinder, ein Knabe von neun Jahren und ein etwa siebenjähriges Mädchen, treten ebenso leise ein. Der alte Herr gewahrt sie anfangs gar nicht und fährt erschrocken zusammen, als sich der Knabe durch ein freundliches „guten Abend" bemerkbar macht.

„Was wollt Ihr hier?!" fährt der Ueberraschte auf.

Die Kinder erschrecken über diese barsche Frage und zumal das Mädchen will sogleich die Flucht ergreifen, allein der Knabe, dessen ganzes Wesen schon große Entschlossenheit zeigt, faßt seine Schwester beim Arm und hindert sie, davon zu laufen.

„Schämst Du Dich nicht?" flüstert er ihr zu, „Mama hat Dir doch gesagt, daß Großpapa ein ganz guter Mann wäre. Habe nur keine Furcht und stocke nicht in Deinem Verschen."

„Wer hat Euch hier eingelassen?" fragt der alte Herr noch einmal ziemlich heftig. Anstatt aller Antwort schiebt der Knabe seine Schwester, die ein Blatt Papier in der Hand hält, jetzt noch weiter vor, und das kleine, liebe Mädchen spricht mit vor Angst zitternder, aber so recht zum Herzen dringender Stimme:

Vergieb, daß einst die Tochter Dir
So schweren Kummer zugefügt;
Ihr Kind ist's, das zu Füßen hier,
Verzeihung [illegible]hend, vor Dir liegt.

Bei den letzten Worten knieet die Kleine nieder und will dem finstern Manne das Blatt überreichen. Auch der Knabe knieet jetzt neben der Schwester hin und hält ebenfalls ein Blatt empor.

„Was soll mir diese Komödie?" ruft aufspringend und zornig der alte Herr. „Ich kenne Euch nicht und mag Euch nicht kennen; wehe Demjenigen, der Euch hier eingelassen hat!"

Das Mädchen bricht bei diesen harten Worten in Thränen aus, der Knabe aber verliert nicht so rasch seine Fassung. Mit einem Sprunge steht er wieder aufrecht da.

„Wie? Du willst uns nicht kennen und doch bist Du unser Großpapa," spricht unerschrocken der Knabe. „Ich heiße Ferdinand Bernhard; die Mutter sagte mir immer, Du hießest auch Ferdinand und Dir zu Liebe wäre ich so genannt. Das hier ist meine Schwester, Marie Bernhard. Wir sind aus Amerika herübergekommen, weil die Mutter so große Sehnsucht nach Dir hat. Der kleine Vers, den Marie Dir gesagt, steht dort auf dem Blatt; Mama hat ihn gedichtet und meine Schwester hat ihn selbst geschrieben. Und hier auf meinem Blatte habe ich das Haus gezeichnet, worin wir in Amerika wohnten. Diese beiden Blätter sollen das Weihnachtsgeschenk sein, das wir Dir bringen. „Da nimm, Großpapa!"

Dieser aber hat sich während der Erzählung des Knaben abgewandt. Kalt und unwillig kehrt er den beiden Kindern den Rücken zu. Nur einmal war es, als wolle ihn die Rührung übermannen und versöhnlichere Gedanken bei ihm einkehren; doch plötzlich fuhr er rasch mit der Hand über die Augen, stampfte heftig mit dem Fuße und rief, ohne sich umzusehen, den kleinen Geschwistern zu: „Fort von hier, ich will Euch nicht länger hören. Sagt nur Euerer Mutter, daß ich sie längst aus meinem Herzen und aus meinem Gedächtnisse verbannt habe. Jetzt, wo wahrscheinlich die verdiente Noth sie drückt, denkt sie wieder einmal an den reichen Vater. Das hätte Euere Mutter aber schon heut vor zehn Jahren thun sollen. Geht nur hin, sagt ihr das und — bettelt dann vor anderen Thüren!"

„Betteln? Wir brauchen nicht zu betteln," entgegnete stolz der kleine Ferdinand. „Wir haben in Amerika so schöne Zimmer gehabt, als dieses hier ist, und Papa hat selbst oft gesagt, daß er weit mehr Geld verdiene, als er brauche. Mama hat aber so lange geweint und gebeten, bis Papa sagte: ‚Gut, wir wollen die Reise machen, Gott gebe ihr nur Erfolg!' Und dann erst ist Mama wieder froh geworden und hat uns von Dir erzählt, daß Du ein guter lieber Mann wärest; aber Mama hat uns belogen; Du bist kein guter Mann!"

Dann ergreift der Knabe seine noch immer auf den Knieen liegende und heftig weinende Schwester und zieht sie sanft in die Höhe. „Komm, Marie," tröstet er sie, „weine nicht mehr. Mama hat uns ja gesagt, daß wir nach Amerika zurückfahren würden, wenn Großpapa noch immer böse sei. Komm, Schwester, Großpapa will uns ja nicht einmal ansehen; wir reisen wieder nach Amerika!"

Bei diesen Worten hat der kleine Ferdinand die weinende Schwester bis zur Thüre gezogen. Der Großvater ist aber in seinen Stuhl zurückgesunken und bedeckt im heftigen Gemüthskampfe sein Gesicht mit beiden Händen. Und schon sind die beiden Kinder an der Thür angekommen und die ängstliche Schwester greift nach der Thürklinke, da dreht sich der Junge noch einmal um nach dem Großvater. Er sieht den alten Mann, wie er in sich geknickt dasitzt, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt — still weinend. Mit einem Sprunge ist er zurück und reißt die beiden Hände des Alten herunter. „Großvater!" ruft er und hält die Hände des Greises gefaßt, „lieber, guter Großvater . . ."

Da endlich löst sich die eisige Rinde vom Herzen des strengen alten Vaters, stärker rollen die Thränen und vor Schluchzen bringt er kaum die Worte hervor: „Bleibt bei mir, Kinder! bleibt bei mir!"

Kaum aber ertönt diese Botschaft des Friedens, so öffnet sich die Thür, und die alte Mutter und Gertrud mit ihrem Gatten an der Hand treten herein und werfen sich um Verzeihung flehend zu den Füßen des Vaters nieder. Worte vermag der alte Herr nicht hervorzubringen, die Thränen hindern ihn daran, aber segnend legt er die Hände auf die Häupter der vor ihm Knieenden — der Vaterfluch ist vergessen, alles Unrecht verziehen.

Endlich nimmt die Matrone ihren Gatten bei der Hand. „Darf ich nun die Christbescheerung eröffnen?" fragt sie schmeichelnd den Gatten.

„In Gottes Namen!" antwortet dieser, unter Thränen lächelnd, indem er Kinder und Enkel freudig umfaßt.

Die Thüren des Prunkzimmers fliegen auf, und jetzt strömt von dort her auch der altgewohnte Lichterglanz. Neben den wieder aufgebreiteten Geschenken für den Großvater und dicht vor dem Lichterbaum sitzt aber auf dem Tische noch ein kleiner, prächtiger Knabe von vier Jahren, der aus voller Kehle ununterbrochen ruft: „Vivat Großvater und vivat Großmutter! Juchhe! Nun gehen wir nicht wieder nach Amerika!"

A. D.

Blätter und Blüthen.

Alte Vorurtheile. „Der Rhein verliert sich im Sande.“ So wurde uns in der Schule gelehrt und so stand es in den geographischen Lehrbüchern, und was der Lehrer sagt, muß wahr sein. Ich habe später die Angabe des schnöden Endes unseres Rheins noch mehrmals gefunden und finde sie eben wieder in einem Romane eines geschätzten Schriftstellers aus der neuesten Zeit. Wenn es nun auch möglich gewesen wäre, daß seit der Zeit der Normannen und der Hansa der Rhein sein Bette geändert habe und endlich wirklich im Sande verlaufe (wie denn unsere ganze politische Entwicklung seit jener Zeit im Sande versiechte), so hat man doch in neuester Zeit wiederholte Versuche einer directen Seeschifffahrt von Köln aus gemacht; in den vierziger Jahren kam eine Dampf-Yacht der Königin von England direct von London nach Köln, man fährt auf allen Rheinschiffen direct nach Rotterdam und von dort auf einem andern Schiffe nach London. Indessen die alte Lehre klebt uns noch immer an, und bis auf die neueste Zeit wird der Rhein mit der Verleumdung heimgesucht, daß er sich im Sande verliere.

Das wahre Sachverhältniß ist dieses. Bald nach seinem Eintritt in Holland theilt sich der Rhein in zwei Arme. Der südliche Arm bekommt den Namen „Waal“, nimmt dann die Maas auf, theilt sich und vereinigt sich wieder und diese verschiedene Arme heißen dann: „neue Maas“, „alte Maas“, „Marve“ u. s. w. Zuletzt fällt die Wassermasse in mehreren Mündungen in die Nordsee. Der nördliche Arm behält noch eine Zeit lang den Namen Rhein, giebt einen Theil seiner Wasser durch den Drususcanal an die Yssel ab und theilt sich dann abermals. Der südliche Arm heißt nun „Leck“, der nördliche „krummer Rhein“. Noch einige Theilungen bringen dann noch die Namen „alter Rhein“, und „Vecht“ hinzu. Der krumme Rhein und der alte Rhein sind wenig mehr als todte Gräben, die nur vermittelst Schleußen fahrbar sind. Hier hatte sich allerdings, da sieben Achtel der Wassermasse an Waal und Leck abgegeben waren und für den alten Rhein nichts mehr übrig blieb, die Mündung in die See verstopft. Allein seit länger als 50 Jahren ist auch diese Mündung wieder geöffnet. Demnach verliert sich der Rhein nicht im Sande.

Daß man den verschiedenen Armen, in die er sich theilt, andere Namen gegeben hat, thut nichts zur Sache. Vielleicht mochte es, damit man sich zurechtfinden könne, nothwendig sein, die verschiedenen Arme, die sich namentlich durch Verbindung mit der Maas bilden, mit verschiedenen Namen zu bezeichnen. Daß man den Namen des Hauptstromes aufgab und dafür den Namen des Nebenstromes Maas annahm, gehört zu den Ungeschicklichkeiten, die mehrfach vorkommen. So muß der schöne und stärkere Missouri in Amerika bei seiner Vereinigung mit dem Mississippi auch seinen Namen aufgeben und ihn in dem letzteren verlieren. Daß nur die letzten todten Ausläufer des Rheins den alten eigentlichen Namen beibehalten, ist ebenso eine Ungeschicklichkeit, die sich vielleicht dadurch erklären läßt, daß der Rhein früher den Haupttheil seiner Gewässer wirklich in diesen Armen ergoß und daß sich das im Laufe der Jahrhunderte geändert hat. Denn der Rhein hat sein Bette vielfach verändert, und noch heute giebt es große Strecken von trockenen Flußbetten, in denen sonst der Rhein strömte. So lagen Rheinberg und Cleve früher unmittelbar am Rhein und liegen jetzt eine, resp. zwei Stunden von ihm entfernt.

Der alte eigentliche Rhein verläuft sich nicht im Sande, sondern theilt sich nur in mehrere Arme, die dann andere Namen bekommen. Er bringt seine grünen Wellen endlich dem deutschen Meere zu und trägt ehrlich die Schiffe aus der See und in die See.

„Ein technisches Räthsel“ in Nr. 42 dieses Jahrganges der Gartenlaube hat zu einer Menge von Zuschriften Veranlassung gegeben, welche wir nicht mit Stillschweigen übergehen wollen, trotzdem wir in keiner derselben eine hinreichende Lösung des Räthsels haben auffinden können. In den allermeisten der kleinen Aufsätze, die zum Theil mit vielem Geschick, alle aber mit dem lebhaftesten Interesse für die Sache abgefaßt sind, finden sich Gründe angeführt, welche schon in der ursprünglichen Notiz widerlegt worden sind. Ein „einfacher Eisenarbeiter“ will die Lösung des Räthsels mit den Worten gefunden haben: „Der Grund der Erscheinung liegt in den Wärmegraden“; wie wenig diese nicht weiter ausgeführte Erklärung überhaupt eine Erklärung genannt werden kann, liegt auf der Hand. Ein „Goldarbeiter“ hält für die Hauptursache des Phänomens „eine abstoßende Bewegung gegen alles Fremde oder gegen alle feste Körper, welche die Kugelbildung stören.“ Nach ihm ist es außerdem der Strom der durch die Hitze aus dem festen Eisen ausgestoßenen Lufttheilchen, welcher das letztere auf der Höhe hält. Wenn wir recht verstehen, ist mit der „Kugelbildung“ die gegenseitige Anziehung der Theilchen des flüssigen Eisens gemeint, welche das Eindringen des festen Eisens in die flüssige Masse verhindert. Auch diese Ansicht, sowie die von dem Luftstrom, sind in dem Artikel der Nr. 42 nicht nur erwähnt, sondern auch widerlegt. Eingehender beschäftigt sich mit unserer Frage ein aus Schöningen eingesandter Aufsatz, welcher die Erscheinung „auf das einfache physikalische Gesetz der Scheidung der Körper nach dem specifischen Gewichte“ zurückzuführen versucht. Nach dem Verfasser „dehnt sich das flüssige Eisen im Momente der Erstarrung so stark aus, daß es sich beim weitern Erkalten nicht wieder auf die Dichtigkeit des flüssigen Zustandes zusammenzuziehen vermag“. Dieser Behauptung widerspricht ganz entschieden die Erscheinung des Schwindens, obgleich der Verfasser dieselbe mit seiner Behauptung folgendermaßen in Einklang zu setzen bemüht ist. „So lange das Eisen in der Form flüssig ist,“ sagt er, „erfüllt es diese vermöge seiner Molecularwirkung nur unvollständig.“ Dies ist allerdings richtig, aber vor dem Erstarren füllt doch das flüssige Eisen die Form immer noch bei weitem vollständiger, als das fest gewordene Gußstück. Nur an solchen Stellen, wo das Modell nicht abgerundet ist, wo es scharfe Kanten und dergleichen hat, füllt die flüssige Eisenmasse wegen der Molecularwirkung die Form nicht ganz aus; ja, ich behaupte, wenn das Modell eine Kugel ist, füllt das flüssige Eisen die Form ganz vollständig aus. Und doch findet auch in diesem Falle die Erscheinung des Schwindens statt. Daraus folgt mit mathematischer Gewißheit, daß festes Eisen immer einen kleineren Raum einnimmt als flüssiges Eisen von demselben Gewicht, d. h. daß festes Eisen specifisch schwerer als flüssiges ist. In dem specifischen Gewicht liegt daher die Lösung unseres Räthsels nicht. Schließlich erwähnen wir noch einer Beobachtung, welche uns in einem mit dem Stempel der Stadtpost Leipzig versehenen Schreiben mitgetheilt wird. Darin wird eine Erklärung der vielbesprochenen Erscheinung durch die Strömungen gegeben, welche in jeder sich abkühlenden heißen Flüssigkeit entstehen. Auch diese Erklärung ist in unserer Notiz schon durch den Einwand beseitigt, daß nach neueren Erfahrungen in flüssigem Eisen die obern Schichten die kälteren, die untern aber die wärmern sind. Dieser Erfahrung stellt der Einsender seine eigenen Beobachtungen an flüssigem Platin entgegen. Wollen wir nun auch den Schluß nicht anfechten, vermöge dessen derselbe aus seinen Beobachtungen folgert, daß bei flüssigem Platin die obern Schichten und nicht die untern die wärmern sind, so steht doch so viel fest, daß Platin kein Eisen ist und daß eine Beobachtung am Platin nicht eine Erscheinung am Eisen zu erklären vermag.

R. H.

Rebus-Spiel. Als sehr passendes Weihnachtsgeschenk für Kinder reiferen Alters, ja selbst für Gesellschaftskreise Erwachsener empfiehlt sich das bei Hermann Fries in Leipzig soeben erschienene Rebus-Spiel, erfunden von Roderich Benedix, mit Zeichnungen von Robert Kretschmer. Dieses Spiel besteht aus 150 kleinen Bildern, aus denen sich durch Beschreibung einzelner Buchstaben an 2000 Wörter bilden lassen. Aus diesen lassen sich durch Hinzufügen einzelner Wörter Tausende von Rebus oder Bilderräthseln zusammensetzen. Dieses Spiel ist mehr als ein gewöhnlicher Zeitvertreib, denn es schärft den Verstand und weckt die Erfindungsgabe. Bei der großen Vorliebe, die in unserer Zeit für Rebus und Räthsel besteht, wird es Vielen willkommen sein, sich auf die einfachste Weise eine unendliche Menge von Rebus bilden zu können, und indem man dieselben Andern zum Errathen vorlegt, entwickelt sich eine gar anmuthige Gesellschaftsunterhaltung. Die Ausstattung ist hübsch und elegant.

Carl Maria von Weber's Leben. Noch zur rechten Zeit, um unter die Christspenden aufgenommen werden zu können, erscheint soeben der langerwartete zweite Band der Biographie Carl Maria von Weber's aus der Feder seines auch den Lesern unsers Blattes durch manchen geist- und farbenreichen Artikel rühmlichst bekannten Sohnes. Damit ist dies gründliche und vortreffliche Werk zum Abschlusse gediehen, wenigstens so weit es das Leben des unvergeßlichen Tondichters erzählt; ein dritter Band wird nur noch die seither in den verschiedensten Blättern zerstreut gewesenen ästhetisch-kritischen und musiktheoretischen Aufsätze Weber's vereinigen. Schildert der gerade vor Jahresfrist veröffentlichte erste Band die Lehr- und Kampfjahre des Componisten, so stellt der zweite die Meister- und Leidensjahre desselben dar mit der Pietät des Sohnes, aber zugleich mit der vollen objectiven Unparteilichkeit des gewissenhaften Autors. Dies als vorläufiger Fingerzeig, da wir in Kurzem unsere Leser eingehender mit dem Buche bekannt zu machen gedenken.

Zur Nachricht!

Mit Nummer 52 schließt das vierte Quartal unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Leipzig, im December 1864. **Ernst Keil.**

Nicht zu übersehen!

Für diejenigen Abonnenten, welche sich die Gartenlaube einbinden lassen, sind durch uns auch zum Jahrgang 1864 höchst

geschmackvolle Decken

nach eigens dazu angefertigter Zeichnung zu beziehen. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, dieselben zu dem billigen Preise von 13 Ngr. zu liefern. — Zu den Jahrgängen 1854 bis 1863 stehen ebenfalls Decken zu dem gleichen Preise zur Verfügung.

Die Verlagshandlung.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 52. 1864.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

An unsere Leser.

Trotz der mannigfachen Nachahmungen und trotz der Gegner, welche unserm Blatte neuerdings erstanden sind, haben wir die Genugthuung, daß die Verbreitung der Gartenlaube sich abermals und nach allen Gegenden hin sehr wesentlich gesteigert hat, indem derselben seit Beginn dieses Jahres wiederum eine Zahl von weit über Zehntausend neuen Abonnenten zufloß. Diese nachhaltige und fort und fort wachsende Theilnahme des Publicums ist der beste Beweis, daß wir, wie Rückschrittsmänner und Finsterlinge auch gegen unsere Zeitschrift eifern mögen, mit dem von uns Gebotenen nach wie vor auf dem rechten Pfade geblieben sind, den wir auch künftig unbeirrt verfolgen werden, treu unserem Banner — Volksbelehrung und Humanität — und neben dem guten Ziele die schöne Form fest im Auge.

Die als trefflich anerkannten Beiträge eines **Bock**, **Beta**, **Brehm**, **Schulze-Delitzsch**, **Karl Vogt**, **Ludwig Storch**, **Fr. Gerstäcker** **Georg Hiltl**, **Levin Schücking**, **Johannes Scherr**, **Temme**, **G. Hammer**, **K. A. Heigel**, **Julius Rodenberg**, **Roderich Benedix**, **Ernst Förster**, **Arnold Schloenbach**, **G. Rasch**, **L. Ernesti**, **Ludwig Steub**, **Ludwig Walesrode** u. s. w. werden auch den Jahrgang 1865 zieren und unter vielen anderen ausgezeichneten Aufsätzen im nächsten Quartale die nachverzeichneten interessanten Artikel zum Abdruck kommen:

Gleich und Gleich. Erzählung von Melchior Meyr. — Der Richter. Von Temme. — Erkauft und erkämpft. Novelle von Johannes Scherr. — Ein Hochthal auf Island. Von Karl Vogt. Mit Illustration. — Ein Abend bei Heinrich Heine. Von H. M . . . n. — Aus einem Leipziger Künstleratelier. Mit dem Portrait Karl Werner's von A. Neumann. — Unter dem Wasserfall. Von Brehm. Mit Illustration von H. Leutemann. — Die deutsche Schillerstiftung. Von Fr. Gerstäcker. — Aus dem Leben eines deutschen Naturforschers. Mit dem Portrait Berthold Sigismund's. — Heim aus dem Exile. Mit dem Portrait G. Struve's. — Bilder aus der Berliner Industrie. Von Dr. Levinstein. — Des Freiherrn von Trenck's Gefängnißbibel und ihre Blutschrift. — In der Region der Gemsen. Von Ludwig Steub. Mit Illustration von Th. Pixis. — Die deutsche Wissenschaft in England. Mit dem Portrait Max Müller's. — Die weiße Magie und ihre Geheimnisse. — Ein Capitel aus der deutschen Martyrologie. Von Johannes Scherr. — Nordischer Kampf. Mit Illustration nach einem Gemälde von Tidemand. — Nachklänge aus dem letzten Kriege in Schleswig. Mit Illustration von Paul Thumann. — Aus der deutschen Weinstadt. Von Ludwig Storch. Mit Illustrationen. — Die Christnacht in den Alpen. Mit Illustration von Stauber. — Bilder aus der kaufmännischen Welt. J. H. Gerson's Bazar in Berlin. — Das Werk eines deutschen Bürgers. Von Ludwig Walesrode. Mit Abbildung der Lebensversicherungsbank für Deutschland zu Gotha. — Ein König der deutschen Industrie. Von M. M. v. Weber. Mit Abbildungen aus dem Krupp'schen Etablissement in Essen. — Die nationale Bedeutung der Genossenschaft. Von Schulze-Delitzsch. — Aus den Erinnerungen eines Gefängnißinspectors. — Verkümmerte Existenzen. Von Roderich Benedix. — Uebersicht des Neuesten aus dem Gebiete der Industrie und Technik. — Bei dem Lumpenhändler. Von Professor Dr. H. Schwarz in Breslau. — Eine Quelle des Uebels in der Küche. — Der Kampf der Dominicaner und Franciscaner. Von Alfred Meißner. — Specialmittheilungen aus Amerika. — Aerztliche Kinderstubenpredigten. Von Bock. 1. Gewöhnung zur Gesundheit.

Von den am Schlusse des letzten Vierteljahrs angekündigten Beiträgen, die bis jetzt noch keine Aufnahme in unserer Zeitschrift finden konnten, werden im nächsten Jahrgang erscheinen:

Der baierische Hiesel. Ein Bild aus dem Volksleben. Von Herman Schmid (beginnt in einer der nächsten Nummern von 1865). — Glanz und Elend. Böhmisches Industriebild. — Ein seltener Mönch. Von Gustav Steinacker. Mit Illustration. — Ein Tag im Harem. Mit Illustrationen nach persischen Originalbildern. — Eine Tochter Nürnbergs. Deutsches Culturbild. — Aus den Sclavenstaaten. Von einem deutschen Naturforscher. I. Der Negerball. II. Das Haus des Creolen. — Geschichte des Claviers.

Leipzig, im December 1864.

Die Redaction.

Er kommt nicht.

Erzählung von Karl August Heigel.

(Schluß.)

Auf Gustav's Pochen wurde die Hausthür aufgeschlossen, und Frau Flemming's Diener, ein weißhaariger Alter, begrüßte Gustav mit sichtlicher Freude. „Gott sei Dank,“ sagte er, „Gott sei Dank, daß Sie da sind! Welche Nacht, welche Angst!“

„Schläft meine Mutter?“

„Freilich, freilich,“ entgegnete der Diener, „und wir müssen recht leise sein, denn wenn Ihre Frau Mutter erwachte und erführe, daß Sie während des Spectakels in der Stadt gewesen sind — ich glaube, sie wäre jetzt noch halb todt vor Schrecken … Ihre Frau Mutter nämlich,“ fuhr er erzählend fort, „legte sich

um acht Uhr zu Bett. Als der Feuerlärm losging, klingelt sie der Marianne und ruft in einem Athem: ‚Wo brennt's und wo ist Gusti?‘ Die Marianne hatte glücklicherweise einmal einen gescheidten Gedanken und sagt, es brenne weit draußen im Vorwerk, und der junge Herr seien längst zu Hause und schliefen der Hitze wegen im Pavillon. Da lacht Ihre Frau Mutter still vor sich hin und sagt: ‚Wie gut, wie gut! Dort wird er vom Feuerlärm nicht geweckt‘ . . . Dann legte sie sich wieder auf's Ohr und ist seitdem nicht mehr erwacht. Wir aber, die Marianne und ich, starben fast vor Angst und Sorge, als der Kutscher mit der Nachricht nach Hause kam, daß am Marktplatz Mord und Todtschlag los sei. Und die Marianne und der Kutscher sind fortgelaufen, um Sie zu suchen. Ach Gott, ach Gott! weil Sie nur da sind!"

Gustav spiegelte dem Alten vor, er habe einen Freund mitgebracht, der plötzlich erkrankt sei. „Wir wollen ihn nach dem Pavillon bringen," sagte er, „denn Du hast Recht, meine Mutter darf nicht geweckt werden."

Sie begaben sich auf die Straße, wo Oldenburg noch auf dem Steine saß, das Haupt müde zur Brust geneigt, seine Arme um die Kniee geschlungen. Der Diener trug eine Laterne. Als ihre Strahlen den Mann auf dem Stein beleuchteten, fuhr der Alte entsetzt zurück.

„Nun?" fragte Gustav.

Der Diener schüttelte unwillig den Kopf und murmelte: „Nichts für ungut, Herr Gustav — aber ich hörte jeden Andern lieber, als den, Ihren Freund nennen!"

Flemming biß sich auf die Lippen. „Unverschämter!" flüsterte er dann; „eine zweite ähnliche Bemerkung, und Du verläßt meiner Mutter Dienst!"

Murrend gehorchte der Diener. Sie richteten Oldenburg empor, und indem sie ihn unter beiden Schultern faßten, führten sie ihn langsam zum Pavillon, der hinter dem Hause tief im Garten lag.

Im hohen, luftigen Gemach war ein Feldbett aufgeschlagen. Nachdem sie Oldenburg, der willenlos und stumm Alles mit sich geschehen ließ, auf das Lager gestreckt hatten, entfernte sich der Diener. Die Laterne ließ er zurück.

Gustav stellte das Licht auf einen Tisch unweit des Lagers. Dann öffnete er das Fenster. Es war sehr breit und gewährte die Aussicht auf den Fluß, der am Fuß eines abschüssigen Rasens vorüberglitt. Nach einem Blick in die dunkle Landschaft trat Gustav an das Ruhebett. Oldenburg lag mit zurückgelehntem Haupt und geschlossenen Wimpern da. Seine Rechte ruhte lässig auf der Brust; die andere Hand hing herab. Die Ohnmacht von Leib und Seele hatte sich in wohlthätigen Schlaf verwandelt . . .

Gustav nahm dem Bett gegenüber in einem niedrigen Lehnstuhl Platz und dachte, während er mit gerunzelter Stirn den Schlummernden betrachtete, über das wundersame Spiel des Lebens nach. Wer ihm gestern gesagt hätte, daß jemals eine Stunde komme, wo er Elisen's Verführer stützend den Arm reichen und eine Stätte unter seinem Dach bereiten würde! Wie empört würde er die Zumuthung zurückgewiesen haben! Und nun traf dies Ereigniß zwischen heut' und gestern e . . .

Doch ändert diese Gegenwart das Vergangene? Löscht sie Elisens Schuld und Gustav's Haß? „Ich habe ein Recht, diesen Mann zu hassen," sucht Gustav sich selber zu stacheln. Aber ist es die Folge der überstandenen, mächtigen Aufregungen oder das erhabene Bild des Schlafes — seine Empfindung gleicht der lodernden Flamme nicht mehr, ergießt sich nicht mehr in gewaltsame Wünsche. Es ist, je länger er den Schläfer betrachtet, als würde seiner Hand ein Dolch entwunden, und nur noch ein bitteres Gefühl bleibt ihm, daß dieser Mann ihm ein süßes Glück geraubt. Ein süßes Glück, denn auch das war ihm jetzt innerlich klar geworden, daß ein Leben, wie er es fern von der Heimath führte, nur eines Thoren Leben auszufüllen vermag und daß er weit, weitab von dem Weg gerathen, der einen Mann zum Glück und Segen leitet.

Das Wort des Arbeiters fällt ihm ein: „Sie ernten, was wir säen." Seine Wahrheit zerschmettert den Müßiggänger auch noch durch den Mund eines häßlichen, gemeinen Menschen. Alle Redlichen und alle Unglücklichen treten auf des häßlichsten und gemeinsten Menschen Seite, wenn er nur eine schwielige, von Arbeit gehärtete Hand hat und diese Hand gegen den feingekleideten Sybariten erhebt.

Dann taucht das Bild des Mannes vor ihm auf, der auf dem Straßenpflaster liegt, mit verzerrtem Antlitz, mit blutiger Brust. Er sieht das Weib, das über den Starren sich hinwirft, wahnsinnig auffährt und „Todt! todt!" zu den Sternen emporschreit . . . Wünschte Gustav nicht gestern, ihn, der zwei Schritte von ihm schläft, mit blutiger Brust auf der Erde liegen zu sehen? Malte er es sich nicht aus, wie Elise über den bleichen Buhlen sich werfen und die Hände ringen würde: „Todt! todt!"? Er entsetzt sich jetzt vor seinen eigenen Gedanken.

Aber kann es nicht immer noch dahin kommen? Wenn sein Gast vom Schlummer erwacht, wenn der Tag die Eindrücke der Nacht verdrängt und ihnen gegenseitig den Feind beleuchtet? Soll Gustav schweigen? Wird er es können? Und was folgt, wenn das Wort zwischen ihnen gesprochen wird? Gustav, der gelehrige Schüler moderner Romanhelden, kennt noch keine andere Sühnung, als die mit dem Degen, mit dem Mordgewehr vollzogen wird . . . „Nein, nein!" denkt er, „wenn es dahin kommt, mag mich die Kugel treffen, und Elise wird dann an mir auch niedersinken und jammern ‚Todt!‘" . . . O, wie entwindet sich ihm der häßliche Haß mehr und mehr!

In diesem stillgeschäftigen Wirken der Gedanken saß der Schlaflose lange, lange. Durch das offene Fenster hörte er vom nächsten Kirchenthurm die Viertelstunden schlagen. Aber er zählte sie nicht. Er hatte Angst vor dem Erwachen des Tages und des Schläfers.

Als sein Blick einmal vom Antlitz Oldenburg's auf das Licht am Tische fiel, bemerkte Gustav, daß das Roth der Flamme düsterer glühte. Er erhob sich rasch und trat zum Fenster.

Die Sterne am Himmel waren verschwunden, und über dem Fluß wallten weiße Schleier. Der Morgen graute.

Das Geräusch der Schritte aber weckte den Schlummernden. Als Gustav sich umdrehte, stand Oldenburg vom Lager auf und streckte Jenem die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen," sagte er herzlich, während Gustav in den Boden gewurzelt blieb, „ich danke Ihnen. Zwar weiß ich nicht einmal Ihren Namen, wiewohl mir Ihre Züge nicht unbekannt dünken; aber wer immer Sie sein mögen, Sie haben die entsetzlichste Stunde meines Lebens mit mir durchlebt — ich meine damit nicht den Augenblick der Gefahr, sondern den unserer Rettung. Mehr noch, Sie gewährten mir Hülfe und ein gastlich Dach, als ich mir ein Ausgestoßener erschien — "

„Sie vergessen, mein Herr," unterbrach ihn der Jüngere mit herber Kälte, „Sie vergessen, daß ich Ihnen mein Leben verdanke." Seltsam! Anstatt ihn völlig zu entwaffnen, belebte die Erinnerung, daß Oldenburg ihn einer rasenden Meute entrissen, das Gefühl tiefster Kränkung und Rachgier, welches er kurz vorher fast überwunden hatte.

„Sprechen wir davon nicht" erwiderte Oldenburg mit unveränderter Herzlichkeit. „Suchen Sie diese Nacht um der Menschen willen zu vergessen. Ich weiß nicht, ob Sie das Volk kennen und wie Sie von ihm denken, immerhin glauben Sie, daß seine Unvernunft von heute mehr Vernunftgründe hat, als manche gute That. Mir ist unbekannt, wodurch Sie ihre Wuth erregten, gewiß war es nicht Ihre Schuld — aber verbannen Sie den Gedanken an das Unrecht, um nicht daran denken zu müssen, wie Sie gerächt wurden! Die Nacht ist vorüber, und indem Sie mir, einem armen, unglücklichen Manne, die Hand reichen, versöhnen Sie sich mit jenen Armen, Unglücklichen!" Damit trat er zu Gustav und ergriff dessen Hand; aber dieser, nun wieder ganz in Wuth, entriß sie ihm.

„Sie wissen nicht, zu wem Sie sprechen," rief er hastig. „Mein Name ist Gustav Flemming . . . Wollen Sie mir noch Ihre Freundschaft antragen? Sie retteten mir zufällig das Leben, gut; aber das Mädchen, das ich liebte, mit dem ich glücklich zu werden hoffte, haben Sie mit Ueberlegung und, wer weiß, mit welchen Buhlerkünsten und Intriguen, verführt! Mir däucht, ich komme viel zu kurz, wenn ich sage, daß wir quitt sind . . ."

Oldenburg prallte überrascht zurück. Wie oft nicht hatte ihm Elise den Namen Gustav's genannt, um Gustav's willen sich in Vorwürfe, Anklagen und Thränen ergossen. Und nun, da das Verhängniß sich Schlag auf Schlag entlad t, tritt auch dieser Mann ihm entgegen, und Oldenburg sieht sich unvermuthet als Gustav's Retter, Leidensgefährte, Gast . . .

Nachdem er im Dämmerlicht das Antlitz des jungen Mannes

mit einem langen Blick betrachtet hatte, durchwandelte er einigemal das Zimmer, um Fassung und einen klaren Gedanken zu gewinnen. Dann blieb er eine Weile am Fenster stehen und schaute hinaus auf das Wogen und Wallen der Nebel, auf den Kampf von Licht und Schatten in den Gefilden und auf das erglimmende Morgenroth. Als er sein Antlitz wieder Gustav zukehrte, gab der Aufruhr seiner Seele nur den großen Augen Feuer, seine Züge, seine Bewegungen waren fest, ruhig, würdevoll. Das offene Fenster im Rücken, leicht an den Sims sich anlehnend, begann er:

„Ich weiß, wohin Sie zielen. Sie sind beleidigt und wollen Genugthuung, das heißt, was man so Genugthuung nennt. Wohlan. Ich bewies Ihnen in der verflossenen Nacht meinen Muth. Sie werden mir also nicht Feigheit als Beweggrund zuschieben, wenn ich Ihnen eine bessere Genugthuung verspreche. Hören Sie mich an!

„Es gab zu allen Zeiten Schwärmer für Ideen, welche zu Märtyrern für dieselben werden, auch wenn es weder Zeit, noch Umstände erfordern. Ich war ein solcher Schwärmer. Weil es in meinem System stand, daß ein Mann des Volkes — dafür halte ich mich auch heute noch — heirathen muß, verband ich mich mit einer armen Wäscherstochter von unaussprechlich sanfter Gemüthsart und zarter Schönheit, harmlos, unerfahren, unwissend wie ein Kind. So weit war es gut: der Volksmann freit die Tochter aus dem Volke. Meine Schuld begann erst, als der Mann des Volkes begehrte, daß seine Frau mehr als gut, häuslich und arbeitsam sein sollte; als ich die Geduld verlor, wenn die Wäscherstochter nicht für Lessing und Goethe schwärmte; als ich unwillig wurde, wenn sie mit erschrockenen Augen meinem Arbeitstisch sich näherte, und außer mir war, weil sie meine literarische Thätigkeit, meine Ideen und Pläne, meinen Ehrgeiz für ein Unglück hielt. Unsere Ehe blieb kinderlos. Aeußeres Mißgeschick trat hinzu. Die tausend Räthsel und Probleme der Gegenwart im Staats- und Völkerleben, in Kunst und Wissenschaft lasteten auf meiner Seele. Ich zersplitterte meine Kraft, indem ich alle zu lösen versuchte. Meine Frau siechte. Ich zog ihr zu Liebe hierher, in meine stille Heimath, das heißt, ich gab Alles auf, was ich in der großen Stadt und durch die große Stadt zu erreichen hoffte. Hier begegnete mir Elise Reiser, die ich als Kind verlassen hatte, als herrliche Jungfrau, geistreich ohne Affectation, bei aller Grazie voll Wissen und Wißbegierde, feurig und schwermüthig zugleich, gut und schön. Sie begriff die titanischen Kämpfe in meiner Brust, weil sie die Zeit begreift; nahm an meinen Arbeiten Theil und hielt mich hoch bei den Verdächtigungen und Vorwürfen, die ich als Journalist von Gegnern und Parteigenossen erlitt, weil ich ihnen bald zu viel, bald zu wenig sagte. Sie ergänzte meine Frau, und wir Drei waren in der Freundschaft glücklich. Aber das Entzücken meines Geistes hielt ich für den Taumel der Empfindung und eines Tages, als Elise Ihren Verrath beweinte, zog ich sie an meine Brust und küßte sie mit den Lippen, die von der Reinheit des Volkes und von Bürgertugend so trefflich zu sprechen wissen . . . Wir fanden uns wieder, aber der Fluch fiel auf uns Beide. Die Verleumdung, die an unser Ohr schlug, vergrößerte nur, aber er dichtete nicht die Schuld. Meine Frau welkte rasch unter dem Schatten, der auf uns lag. Ich begrub sie gestern, und gestern auch ward mein Urtheil gesprochen: Ich sah das Volk, dessen Vertheidiger, Freund und Bruder ich sein will, im Wahn und Irrthum, aber es weist meine Stimme zurück, weil auch mein Leben nicht mehr rein von Makel ist; ich darf den Armen nicht mehr Geduld! zurufen, seitdem ich gegen die Losung meines Standes knirschte, die Resignation, die Entsagung persönlichen Glücks. Wer Priester sein will, muß den Nimbus haben!"

Er schwieg eine Weile. Als Gustav ihn nicht unterbrach, fuhr er fort: „Sie hegen wahrscheinlich den Wunsch, mich zu tödten. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht weiß, wie ich weiter leben soll, seitdem ich die Entdeckung machte, daß ich im Entsagungsmuthe wanken kann. Von großen Ideen für den Fortschritt der Menschheit, für das Wohl des Allgemeinen erfüllt, nahm ich Rücksicht auf mein kleines Ich und wollte mehr als nützlich, wollte geliebt sein. Das verdient den Tod . . . Was aber berechtigt Sie, mein Richter zu sein?! Ihre Wahlstatt ist — soviel ich gehört habe — der Salon, Ihre Losung Genuß, Ihr Abgott die eigene Person. Sie könnten ebensogut unter Nero in Rom oder unter Ludwig dem Vierzehnten in Frankreich leben. Ich aber bin der getreue Sohn meiner Zeit. Mit meinen Anlagen würde ich in vergangenen Tagen vielleicht ein berühmter Mann geworden sein, und doch, wenn ich mit einem Wink meiner Hand die Welt verwandeln könnte — ich würde mir lieber die Rechte abhauen, als sie gegen meine Zeit erheben. Ich leide unermeßlich, daß ich einmal, auch nur einmal des Vaterlandes vergessen und genießen wollte. Wann denken Sie an Ihr Volk, weinen über ihm zugefügtes Unrecht, träumen von seiner Zukunft? Ich arbeite, und wenn es auch nur ein Wälzen von Gedanken ist, ich arbeite. Was thaten Sie bisher?"

Er hatte sich in leidenschaftlicher Erregung hoch aufgerichtet. Hinter ihm leuchtete und flammte jetzt der ganze Himmel. War es der Widerschein des Morgens oder Scham, Gustav's Antlitz glühte. Aber mit dem rauhen Ton verletzter Eitelkeit entgegnete er: „Halten wir uns an die Thatsache, mein Herr! Ich bilde mir nicht ein, Haupt- und Staatsfragen zu lösen, aber über die Tugend eines Mädchens kann ich urtheilen, wenn ich mein Urtheil nöthigenfalls mit der Pistole in der Hand vertheidige."

„Herr," versetzte der Andere zornig, während er vorwärts trat und Gustav's Arm preßte, „die Tugend der Frauen ist kein Ziel für Kugeln."

„Bah, ich glaube mit mehr Recht, als Sie, für Elise schwärmen zu dürfen. Ich liebte sie; ich war überzeugt von ihrer Tugend, stolz auf ihre Treue."

„Würden Sie diese Sprache auch Ihren Genossen, Ihren Freunden gegenüber führen?" fragte Oldenburg mit kühler Verachtung und ließ den Arm des Andern los. „Würden Sie vor der jeunesse dorée der Residenz Ihrer Liebe zur Apothekerstochter in anderem Ton, als Ihrer andern Eroberungen, Erwähnung thun?"

„Herr!" brauste Gustav auf.

„Ich frage, warum Sie den Fehltritt eines Mädchens plötzlich schmähen, da ich hundert Mal Ihresgleichen sich solcher und größerer Vergehen rühmen hörte!?"

In der Verwirrung widerstreitender Gefühle entflohen Gustav die Worte: „Sie thun mir Unrecht. Ich wäre an Elisens Seite etwas geworden."

Oldenburg sah mit ernstem, großem Blick den Jüngling an. „Was thaten Sie denn," sprach er, „den Traum Ihrer Jugend zu verwirklichen? Man muß sich sein Ideal verdienen. Wenn Sie nicht Seelenstärke genug besitzen, dem Mädchen zu verzeihen, seien Sie wenigstens auch darin Egoist, sich aus Ihrem Verlust Gewinn zu schaffen. Im Schmerz liegt Kraft. Widmen Sie diese Kraft dem Guten, dem Schönen, dem Vaterlande!"

Gustav blickte nachdenklich vor sich hin. In seiner Seele ward es mehr und mehr klar und lichtvoll, wie draußen am Himmel . . . „Sie sind frei," sagte er leise, „Sie werden Elisen jetzt Ihre Hand reichen."

„Wie klein denken Sie von ihr, von mir!" versetzte Oldenburg mit schmerzlichem Lächeln. „Sollen wir die Lästerungen durch eine Lüge zum Schweigen, soll ich über dem Grabe meiner Frau des Mädchens Zukunft zum Opfer bringen? Nein, Elise liebt mich nicht. Ich aber werde meine Schuld büßen, ohne Sie in mein Schicksal zu ziehen und Sie zum Mörder zu machen. Gestern Nachts während des Brandes erhielt ich aus der Residenz die Nachricht, daß unser König für Schleswig-Holsteins Recht das Schwert ergreift. Der Krieg ist erklärt, das Heer bricht auf. Ich werde für die Ehre Deutschlands kämpfen, ich werde dafür fallen. . ."

Er sprach dies mit schlichter Innigkeit; der erbittertste Verleumder hätte seinen Worten geglaubt. Und wie er so dastand, von rosigem Licht übergossen, die Augen voll milden Ernstes dem Sonnenaufgang zugewandt, ein Bild kraftvoller Schönheit, ergriff Gustav tiefe Bewegung. Aber noch drängte dieser den Sturm zurück. „Was wird aus Elise werden?" fragte er mit bebender Stimme.

„Elise ist eine große Seele," gab Oldenburg als Antwort zurück. „Sie wird denjenigen, welche sie gestern am grimmigsten lästerten, am meisten Gutes thun. Ihr Alle, wenn ich längst vergessen und begraben bin, werdet sie einst bewundern und segnen."

Da warf sich Gustav plötzlich aufweinend an Oldenburg's Hals. „Nein," rief er, „ich werde Sie niemals vergessen, so wenig ich dieser Nacht vergesse, die mich in meinem tiefsten Wesen verwandelt und geläutert hat. Sie sind ein Held, ich will wenigstens ein Mann sein. Heute noch, in Ihrer Gegenwart, werfe ich mich

Elisen zu Füßen, bitte um Vergeben und Vergessen, um die alte Liebe und Treue. Und wenn die ganze Welt sich gegen sie erhebt, trotz' ich der ganzen Welt, und will sie hochhalten und lieben als mein Weib, so lang ich lebe. . ."

Oldenburg sah dem Leidenschaftlichen verwundert, zweifelnd in's Antlitz, dann aber erwiderte er die Umarmung und sagte: „Dies Wort ist eine größere Heldenthat, als wenn Sie mit Todesgefahr zehn Leben retteten. . ."

Durch das Gemach und draußen in der Natur fluthete der goldene Quell des Tages; in den Blüthen und Bäumen des Gartens sangen die Vögel, und fernab bliesen die Zinkenisten der Waldkirchener Schützengilde zum Beginn ihres Festes die erhabene Weise eines Chorals. . .

Beide Männer lagen sich noch in den Armen, als Frau Flemming hastig in den Pavillon trat. Sie war zu erregt, um über Oldenburg's Anwesenheit zu staunen, eilte auf ihren Sohn zu und küßte, ihn zu sich niederziehend, ihn auf die Stirn. Dann ergoß sie sich in zärtliche Vorwürfe. Aus einem unholden Schlaf, erzählte sie, dessen Traumbilder ihr Gustav bald mit dem ausgetretenen Fluß kämpfend, bald von Flammen umringt, gezeigt hätten, wäre sie beim Morgengrauen erwacht. Marianne, an ihr Bett gerufen, hätte ihr die entsetzlichen Vorgänge der Nacht geschildert, sie über Gustav's Anwesenheit beruhigt, aber auch von einer Frau erzählt, welche von einem Fenster am Markt Flemming mitten im wüthenden Haufen gesehen haben wollte. Darum überzeuge sie sich mit eigenen Augen, daß die Aussage der Frau ein Märchen, und Gustav wohlbehalten und unverletzt nach Hause gekommen sei. „Nein, kein Märchen!" rief sie plötzlich erblassend, indem ihre schwachen Augen den Liebling näher betrachteten. „An Deinem Haar klebt Blut, Deine Kleider sind zerrissen — — Heiliger Gott! Du bist verwundet! Was ist geschehen? Wer, wer that's?!"

Gustav beruhigte die Frau, die außer sich war, und indem er ihre Hand in die Oldenburg's legte, sagte er: „Ich war in Todesgefahr, aber dieser edle Mann wurde mein Retter."

„Sie?!" rief Frau Flemming in aufwallender Dankbarkeit und wiederholte dann, nicht ohne Verwirrung und kälter: „Sie!?" Gustav jedoch, als er sah, wie sie mit Staunen und Unruhe bald ihn, bald seinen Gast betrachtete, bat sie, mit einem bedeutungsvollen Blick auf Oldenburg, mit ihm einen Gang durch den Garten zu machen.

Im Garten kam es zwischen Mutter und Sohn zu einem heftigen Auftritt. Als Gustav gestanden hatte, daß er Elise Reiser noch immer liebe und heute noch bei ihrem Vater um sie freien wolle, erklärte die erst erstaunte, dann empörte Frau rund heraus, daß sie das nimmer und nimmer zugeben werde. Bittere Anklagen Oldenburg's und Elisens folgten. Gustav nahm Beide in Schutz, worauf sie ihn zornig aufforderte, sich also wegzuwerfen, den Spott der Stadt auf sich zu ziehen, aber auch das mütterliche Haus für immer zu meiden. Als Flemming einsah, daß weder Bitten, noch Beschwichtigungen ausreichten, fragte er seine Mutter, ob sie die Ueberzeugung hege, daß ein Mädchen auf seine Wahl stolz sein dürfe.

Sie sah ihn verwundert an und erwiderte, sie hoffe es.

„Nun denn," versetzte er gelassen, „so befindest Du Dich in einem gewaltigen Irrthum, denn bis gestern war ich ein müßiger, heuchlerischer, herzloser Taugenichts."

Frau Flemming fragte verdrießlich, was das heißen solle.

„Daß ich zur Selbsterkenntniß gekommen bin," rief er und begann dann mit grausamer Wahrheit sich und sein Leben in der Residenz zu schildern. „So war Dein geliebter, wackerer Sohn," schloß er. „Während Du daheim Thränen der Rührung über seine heuchlerischen, erlogenen Briefe weintest, während Du ihn brav und fleißig wähntest und für ihn wie für ein köstliches Kleinod Gottes Schutz und Segen anriefst, verpraßte er seines ehrlichen Vaters Vermögen und Deine großmüthigen Geschenke mit liederlichen Burschen, charakterlosen Speichelleckern und feilen Dirnen. Soll ich Dir mein Tagewerk schildern? Wenn der Morgen angebrochen war, taumelte ich mit schlotternden Kleidern und verworrnem Haar, mit gerötheten Augen und gelbem Gesicht aus einem Weinkeller, das Aergerniß und der Abscheu der Redlichen, die an mir vorüber schon wieder zur Arbeit eilten. In viehischem Schlaf bis Mittag dann stärkte ich die erschlafften Kräfte zu neuem Schwelgen. Am Toilettentisch, einer verweichlichten Buhlerin gleich, empfing ich die Besuche von Gecken oder Wucherern. Dann in einem Strudel sinnloser, wüster Vergnügungen, niemals in ernster Thätigkeit, niemals in würdigen Gedanken! So lebte, so war ich, mit Elise verglichen, häßlicher als ein Satyr neben einer Heiligen. Ich, höre mich! ich wäre nicht werth, den Saum ihres Kleides zu berühren, wenn nicht einzig und allein die Liebe zu ihr mir einen Schimmer von Adel und die Hoffnung verliehe, mit ihr und durch sie ein Besserer zu werden. Verstoße, enterbe mich, ich kann nicht anders; der erste Schritt in meinem neuen Leben wird, muß der sein, was ich, ich verschuldete, zu sühnen und Elisen mein Wort, meinen Schwur zu halten. . ."

Gustav's Mutter stand erstarrt, vernichtet, während zwei Thränen langsam über ihre Backen rannen. Dann faßte sie sich gewaltsam und sagte: „Komm!" Sie gingen in den Pavillon zurück, wo Frau Flemming Oldenburg beide Hände reichte. „Verzeihen Sie es der alten, thörichten Frau," sagte sie, „daß ich mich vorhin so undankbar zeigte. Gott segne Sie! Gott segne Sie! Ich glaube, Sie haben meinen Sohn zweimal gerettet."

Um die Mittagsstunde saß Elise in der Wohnstube ihres Vaters. Vom Marktplatz herauf schallte der Lärm eines friedlich lebendigen Gewühles. Denn die Unruhen waren gestillt, die Weber zur Arbeit zurückgekehrt, und der Jahrmarkt hatte begonnen. Das Gesumme der auf- und niederwogenden Menge, das Gekreische der Verkäufer, Pferdewiehern und Räderrollen, Trompetenstöße und Gebrüll einer Thierbude tönten wirr und wunderlich, aber lustig zum blauen Sommerhimmel empor.

Als vor der nahen Post ein Posthorn anhob und gleich darauf der Wagen unter den Fenstern der Apotheke vorbeirasselte, stürzte Elisens Vater athemlos in das Zimmer.

„Um Gottes willen, was ist's?" fuhr das Mädchen in der Ahnung neuen Unglücks empor. Der alte Mann rieb sich wie wahnsinnig die schwarzsammetne Mütze auf dem Kopf. „Ich weiß nicht, was ich denken soll," sagte er. „Doctor Oldenburg reist ab, verläßt Waldkirchen — die Actuarius Müller kam in den Laden und erzählt es mir — ich kann es nicht glauben und stürze auf die Post, da, da, just wie ich ankomme, steigt der Doctor in die Chaise und winkt zum Abschied — wem, glaubst Du, wem winkte er? und wer, glaubst Du, wer am Wagen stand und ihm nachwinkte — still!" unterbrach er sich plötzlich, aufhorchend. „Es kommt Jemand."

Auf der Treppe näherten sich Schritte.

„Ich bitte Dich, Vater, laß Niemand — —" stammelte Elise.

Aber schon hatte der alte Reiser die Thür geöffnet und die Nahenden erblickt. Außer sich, stürzte er zurück, schlug in die Hände und rief: „Wer, glaubst Du, kommt zum Besuche?! Wer kommt mit seiner Mutter?"

Elise warf einen jähen Blick auf ihren Vater, dann von einer himmlischen Ahnung durchzuckt, schrie sie auf: „Gustav?!"

„Ja," jubelte der Alte. „Er und seine Mutter — er, er kommt."

Ein neuer Tempel des Frohsinns.

Wer Berlin kennt, ja, möchten wir behaupten, wer nur ein Mal ein paar Tage in Berlin gewesen ist, kennt auch das Wallnertheater, wie er die Linden und das Brandenburger Thor, Kroll und Kranzler, Gardelieutenants und Schutzmänner, Papa Wrangel und die Rinnsteine kennt. Das Wallnertheater ist jetzt eine Merkwürdigkeit der preußischen Residenz, die Bädeker und andere rothe Scharte der Reisenden mit dem obligaten Doppelstern decoriren.

Im Jahre 1857 war es, als Franz Wallner, der beliebte Schauspieler, an dessen Darstellung gemüthlich-österreichischer Rollen sich sicher so mancher unserer Leser ergötzt hat, nach Berlin kam, um hier sich als Theaterprincipal zu etabliren. Damals hatte noch

der bekannte Director Rudolph Cerf die Concession zu einem Theater inne und seine Breter in der Blumenstraße aufgeschlagen. Diese Gasse mit dem poetischen Namen lag in jenen Tagen so ziemlich am Ende der Berliner Civilisation und die Cerf'sche Bühne in ihrer selten gestörten Einsamkeit so gut wie im Sterben. Es war darum wohl ein Wagestück, daß Wallner die Concession zu diesem hinsiechenden Theater von ihrem Eigenthümer pachtweise übernahm und in dem kleinen ärmlichen Hause seine Wirksamkeit als Berliner Theaterdirector begann. Aber er ging mit frischem Muthe und der ihn kennzeichnenden Thatkraft an das problematische Werk, — und es gelang über alle, jedenfalls auch weit über Wallner's eigene Erwartungen, wenn schon im Anfange, trotz der Anerkennung, welche die Presse spendete, die bessere Berliner Gesellschaft sich nur mit Mühe zu einem Besuche des in den öden Gebreiten des Ostens gelegenen Musentempels überreden ließ. Mehr und mehr aber ward es in der Stadt bekannt, welche Genüsse das dürftige Haus zu bieten hatte, welches reiche interessante Repertoire, was für ein exactes Zusammenspiel des trefflichen Personals, welche vorzüglichen Kunstleistungen, und so krönte schließlich der günstigste Erfolg die von Wallner gemachten Anstrengungen, dem Publicum zu genügen, so daß er sich schon im nächsten Jahre in den Stand gesetzt sah, auf einem daneben liegenden Grundstücke, dem Bouché'schen Garten, ein Sommertheater in großem Maßstabe errichten zu lassen.

Bald war das Haus zu klein für die Schaulustigen. Es mußte ausgebaut und erweitert werden; doch in kurzer Zeit genügte auch dies nicht mehr dem Bedürfniß des täglich wachsenden Publicums. Der Besuch des Wallnertheaters gehörte zum guten Ton; die feine Welt, die Fremden strömten täglich massenhafter nach der ehedem gemiedenen Blumenstraße; deshalb trug sich der glückliche Unternehmer der in Mode gekommenen Bühne mit dem Gedanken, seiner Wirksamkeit eine völlig neue, den Ansprüchen der Zeit entsprechende räumige und elegante Stätte zu bereiten, nachdem er die seither nur erpachtete Concession, welche Cerf mit Gründung des Victoriatheaters zurückgezogen, inzwischen für den Stadttheil seiner Thätigkeit auf seinen eigenen Namen zu erlangen gewußt hatte. Es sollte dieses neue Theater ein der schönen Residenz in jeder Weise, durch künstlerische Vollendung und Erfüllung aller Anforderungen auch der Technik, ebenbürtiges und würdiges Bauwerk werden, und Baumeister Titz, der sich bereits durch Erbauung von dreizehn Schauspielhäusern als ein Meister seines Faches bewährt, wurde mit der Leitung des Neubaues beauftragt. Die demselben gestellte Aufgabe lautete: ein Sommer- und Wintertheater in einem Raume zu schaffen.

Das neue Wallnertheater in Berlin.

Jetzt steht dies neue Schauspielhaus vollendet da, ein Zeugniß der Genialität des Architecten, wie des Geschmackes seines Besitzers, und unbedingt eines der schönsten, elegantesten und zweckmäßigsten Theater Deutschlands. Eine wahre Wallfahrt zog es in letzter Woche hinaus, als es feierlichst eröffnet wurde. Die Elite der Berliner Gesellschaft, die Majestäten an der Spitze, die Minister, Vater Wrangel, die elegantesten Damen Berlins in zauberhaften Toiletten, die Hauptvertreter der Presse füllten bei der ersten Vorstellung die gasstrahlenden Räume, — man wußte nicht, wohin zunächst die Augen richten, und ein Glück war's, daß uns Freund Wallner schon vorher überall durch sein prachtvolles Kunsthaus geführt hatte, denn an jenem Abende schwanden die Einzelheiten vor dem feenartigen Ensemble, das unsere Blicke blendete und uns förmlich berauschte.

Schon die Lage des Theaters ist vortrefflich. Was früher noch halbe Wüste war, ist jetzt ein schöner Stadttheil geworden, mit eleganten Straßen und bequemen Zugängen. Die durch einen prächtigen Säulenvorbau geschmückte Vorderfaçade des Gebäudes ist

einem eigens für das Theater geschaffenen freien Platze zugekehrt, während die Hinterfronten, welche den 1600 Personen umfassenden Zuschauerraum umschließen, durch ihre Hallen und mächtigen Freitreppen mit einem umgebenden hübschen Park in Verbindung stehen. Im Sommer öffnet sich das Auditorium durch hohe Arcaden und Gänge auf diese lieblichen Baumgruppen und Rasenpartien; Kühlung und erfrischende Luft strömen aus ihnen ein, und das Tageslicht dringt in den Zwischenacten hell und freundlich durch die buntgemalten Scheiben, während die Vorstellungen selbst, ebenso wie im Winter, nur bei voller Gasbeleuchtung stattfinden. Für die Abend-Concerte bietet der durch die brillanteste Erleuchtung erhellte, von Springbrunnen, Säulenhallen, Lauben und Statuen phantastisch geschmückte Park den reizendsten Aufenthaltsort.

Jetzt während der Wintermonate ist der Zuschauerraum abgeschlossen von dem Parke. Hier nun hat die Kunst Alles aufgeboten. Säulen und Karyatiden tragen die Balcons, figürlicher und ornamentaler Schmuck, von den ersten Meistern Berlins ausgeführt, ziert die Brüstungen; ein mächtiger, von acht gewaltigen korinthischen Säulen gebildeter Porticus bildet die Oeffnung zur Bühne. Zierliche, vergoldete Säulen, zwischen denen die Brüstung des dritten Ranges, hinter die anderen Ränge zurückspringend, sich befindet, stützen die Decke, die in höchster Entfaltung plastischer und malerischer Kunst, unter anderen durch ein Gemälde von Bega's Meisterhand, das Ganze würdig schließt. Ein neuerfundener Apparat ruft durch concentrirtes Gas eine fortwährende Luftcirculation hervor und setzt eine vollständig ausreichende Ventilation in's Werk, während durch Heizung mit erwärmter Luft selbst im strengsten Winter eine stets behagliche Temperatur im Hause erzielt wird.

Für alle Arbeiten waren die tüchtigsten Kräfte gewonnen worden. Hunderte von Händen schafften auf dem Bau selbst oder außerhalb desselben an der Vollendung des Werkes, und nur so ist es erklärlich, wie dieses in der verhältnißmäßig so kurzen Zeit vom 1. Februar bis zum Spätherbst d. J. geschaffen werden konnte. Das sich immer schöner gestaltende, immer mehr fesselnde Berlin, dem Jahr aus Jahr ein größere Fremdenschaaren zustreben, hat im jetzigen Wallnertheater einen neuen Magnet erhalten, der, wie wir den Mann kennen, der ihn schuf, und die Künstler, die er um sich versammelte, sicher lange seine Anziehungskraft auf Nähe und Ferne ausüben wird.

Ein geheimnißvoller Mörder.

Naturwissenschaftliche Skizze. Von K. R.

Das kleine Stübchen erscheint als die gemüthlichste Behaglichkeit selbst. Je ärger es draußen stürmt und tobt, desto wohliger fühlen sich seine Bewohner in der Nähe des warmen Ofens. Und doch birgt das Gemach bereits den furchtbaren geheimen Feind, der ihnen mit Tod und Verderben droht, ohne daß sie eine Ahnung von seiner Anwesenheit haben. Arglos gehen sie zur Ruhe, goldene Träume des Glückes und der süßesten Lebenshoffnungen umgaukeln die jugendlichen kräftig-gesunden Schläfer — die dennoch der nächste Morgen nimmermehr erwecken wird, die schon in wenigen Stunden daliegen werden als starre, kalte Leichen!

Noch viel weiter könnten wir das grausige Bild ausmalen; wie der furchtbare Mörder, einem finsteren Gespenste gleich, auf die Schläfer heimtückisch eindringt, sie umgarnt, so daß sie jede That- und Bewegungskraft verlieren, sie dann wohl gar zum Bewußtsein erweckt und nun langsam, unter Pein und Qualen erwürgt. Doch es sei hiermit genug, denn der Vorgang ist ja in Wirklichkeit viel entsetzlicher, als ihn auch die geschäftigste Phantasie uns darzustellen vermöchte.

Vielleicht haben die Leser es schon errathen, daß wir die Erstickung in Kohlenoxydgas meinen, welche ja leider in jedem Winter zahlreiche Menschenleben als Opfer fordert. Nachdem auch der ebenso düster geheimnißvolle, wie beklagenswerthe Vorfall in Glogau die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Luftart gezogen hat, dürfte es wohl an der Zeit sein, dieselbe einmal nach allen ihren Eigenschaften hin zu beleuchten.

Verfasser dieses hatte einst Gelegenheit, diesen Feind der Menschheit sehr nahe kennen zu lernen, und ist daher im Stande, auch die Empfindungen zu schildern, welche durch die Einwirkung des Gases auf den menschlichen Körper hervorgebracht werden. In Folge der Glogauer Geschichte sind mannigfache, häufig sich widersprechende Angaben über das Kohlenoxydgas in die Oeffentlichkeit gelangt, so daß unter anderen die Erörterung der Frage: wann und in welcher Weise ist das Gas durch die menschlichen Sinne wahrzunehmen? als außerordentlich wichtig erscheinen muß.

Nach einer ermüdenden Tagesreise im eisigen Januar kehrten wir, mein jüngerer Bruder und ich, in einem Gasthofe ein und begaben uns sogleich in das für uns vorherbestellte Zimmer. Eine starke Hitze strahlte uns von dem großen Kachelofen entgegen, die, zwar im ersten Augenblicke unangenehm, doch allmählich sehr wohlthuend unsere frosterstarrten Glieder durchwärmte. Durch Speise und Trank erquickt, suchten wir bald die einladenden Betten auf. Obwohl aus der frischen Luft kommend und ohne im Geringsten an Schnupfen zu leiden, hatten wir Beide eben so wenig, wie der ab- und zugehende Kellner, beim Betreten des Zimmers außer dem grellen Contrast der Hitze im Zimmer gegen die Kälte draußen irgend etwas Verdächtiges wahrgenommen — wenngleich die Stube doch bereits stark mit Gas gefüllt sein mußte. Sehr ermüdet, waren wir Beide rasch eingeschlafen, und noch war kaum eine Stunde vergangen, als ich durch ein röchelndes Stöhnen meines Bruders erweckt wurde. Der Vollmond schien in die Stube, so daß sie fast tageshell erleuchtet war. Sobald ich mich soweit ermuntert, daß ich jene ängstlichen Laute deutlich hören konnte, wollte ich aufspringen, um dem Armen, den ich von irgend einer Krankheit befallen glaubte, zu Hülfe zu eilen. Allein was war denn das? Ich fiel machtlos in die Kissen zurück, unfähig, Hände oder Füße zu gebrauchen.

Ein entsetzlicher Zustand, so bei vollem, klarem Bewußtsein gelähmt dazuliegen und das immer furchtbarer werdende Stöhnen, vielleicht das Todesröcheln des geliebten Bruders mit anhören zu müssen! So lag ich wohl eine geraume Zeit, ich konnte die Uhr auf dem Stuhle sehen und unterschied ganz deutlich, daß es noch frühe an der Zeit war. Noch immer wußte ich mir aber darüber keine Erklärung zu geben, was eigentlich mit uns vorgegangen war. Indessen wurde ich immer matter, ein entsetzliches Gefühl, wie wenn mit einem stumpfen Instrumente mir auf die Stirn gehämmert und dann wieder oben die Schädelplatte durchbohrt würde, nahm mehr und mehr zu, verschwand dann für Augenblicke, um mit erneuerter Heftigkeit plötzlich wiederzukehren. Darauf wurde das Bewußtsein dunkler und entschwand, trotz des starken Stöhnens des Andern, allmählich ganz. Sonderbarer Weise, und ich erinnere mich dessen ganz genau, fühlte ich durchaus keine Beschwerden beim Athemholen, keine Beklemmungen und dergleichen, und ebenso entsinne ich mich noch, daß ich bis zum letzten Augenblick des Bewußtseins in größter Angst um den Bruder war.

Wie lange wir so gelegen, weiß ich nicht; ich wurde aus der Ohnmacht durch das Gepolter aufgerüttelt, welches ein Stuhl, den mein Bruder, wohl in der Qual des beginnenden Erstickens, umgeworfen hatte. Das volle Bewußtsein kehrte mir zurück, und nun kam mir mit einmal der Gedanke, daß es Kohlenoxydgas sein müsse, was uns Beide krank gemacht. Sei es, daß mir noch einmal etwas größere Kraft zurückgekehrt, oder daß die Macht der Verzweiflung in der Angst vor dem Erstickungstode mir geholfen, genug, ich wälzte mich aus dem Bette, kroch mit unsäglicher Mühe bis nach dem Fenster, erhob mich mit noch viel größerer Anstrengung und schlug mit beiden Fäusten in die Scheibe und zum Glück so stark, daß sie klirrend zu Boden flog.

Die kalte Winterluft, welche in starkem Zuge in das noch immer sehr erhitzte Zimmer drang, war mir wohlthätig und belebte mich allmählich soweit, daß ich um Hülfe rufen konnte. Wir wurden nun Beide schleunigst in ein anderes, gelinde erwärmtes Zimmer gebracht und genasen unter der Pflege eines erfahrenen Arztes, so daß wir in vier bis fünf Tagen das Bett verlassen konnten. Allein die Pein dieser vier Tage war noch eine entsetzliche, denn die beschriebenen Schmerzempfindungen tobten noch die ganze Zeit

mit furchtbarer Heftigkeit in meinem Kopfe, und ein eigenthümliches dumpfes Kopfweh habe ich noch Monate lang behalten. Mein Bruder kam etwas besser davon. Jedenfalls dankten wir unsere Rettung aber nur dem Umstande, daß wir Beide kräftige, gesunde Menschen zwischen sechszehn und vierundzwanzig Jahren waren, sonst würden wir dem tödtlichen Einflusse des giftigen Gases wohl erlegen sein.

Bekanntlich sind die Empfindungen, welche man unter dem Einflusse des Kohlenoxydgases zu erleiden hat, sehr verschieden. Mein Bruder schwebte über einem furchtbaren Abgrunde, in den er in jedem Augenblick hinabzustürzen wähnte; Andere versichern, sie fühlten sich gewürgt oder gepreßt 2c. Im Allgemeinen sind die Symptome, unter denen auch schauderhafte Uebelkeit und Drang zum Erbrechen eines der häufigsten ist, mindestens den Aerzten genau bekannt. Ein Vergleich sei mir aber gestattet zwischen diesem Tode und dem des Erfrierens. Kurze Zeit nachher hatte ich nämlich auf der Jagd auch die Gelegenheit, dem letzteren nahe zu kommen, und wurde erst gerettet, nachdem ich bereits erstarrt und völlig bewußtlos war. Während aber die Kälte uns mit den angenehmsten und trotz der völlig bewußten Rettungslosigkeit mindestens ruhigen Betrachtungen und Träumen schmerz- und qualllos einzuschläfern vermag, ertödtet uns das Kohlenoxydgas auch im besten Falle, dem der baldigen Bewußtlosigkeit, nimmer ohne heftiges Weh, bis zum letzten lichten Augenblicke.

Ueber die Fähigkeit, das Kohlenoxydgas wahrzunehmen, habe ich mehrfache Beobachtungen gemacht. Es giebt Personen, welche in eine damit völlig gefüllte Stube eintreten können, ohne das Geringste zu empfinden, während Andere die kleinste Spur davon sofort bemerken. Im Allgemeinen dürfte die Annahme richtig sein, daß zartorganisirte und besonders nervöse Leute die Anwesenheit des Gases stets weit früher erkennen, als stark und kräftig gebaute. Auch ist dies bekanntlich viel leichter der Fall, wenn man in eine bereits mit dem Gase gefüllte Stube hereinkommt, als wenn man während der Entwickelung desselben sich schon drinnen befindet. Dies bezieht sich jedoch nur auf das reine eigentliche Kohlenoxydgas selbst und allein. Ist dagegen der wirkliche Kohlendunst, ein Gemenge aus Kohlenoxydgas, Rauch und verschiedenen in dem letzteren enthaltenen brenzlichen und sauren Dämpfen, in das Zimmer gedrungen, so muß denselben Jeder zu entdecken vermögen, welcher die Fähigkeit des Riechens besitzt. Während im Kohlendunst sich aber jederzeit auch Kohlenoxydgas befindet und der brenzliche und saure Torf-, Stein- oder Braunkohlengeruch uns ein sicherer Warner und Mahner ist, das Gemach sofort durch Oeffnen von Thüren und Fenstern zu reinigen, kann das Kohlenoxydgas sehr wohl allein, ohne den begleitenden Dunst, in das Zimmer dringen. Und in diesem Falle ist es, wie vorhin bemerkt, von vielen Personen gar nicht oder doch erst an seinen Einwirkungen zu erkennen.

Das Kohlenoxydgas entsteht überall dort, wo Feuermaterialien bei behindertem oder ungenügendem Luftzutritt verbrennen. So bildet es sich im Kohlenbecken, wenn die Kohlen ohne lebhaften Luftzug sich mit einem Aschenhäufchen bedecken, oder im Stubenofen, wenn die Klappe zu früh geschlossen und damit der Luftzug abgeschnitten wird. Während bei jeder regelrechten, lebhaften Verbrennung Kohlensäure entsteht, ist in solchen Fällen nicht mehr Sauerstoff genug vorhanden, und es bildet sich eine niedere Oxydationsstufe, eben das Kohlenoxyd, welches letztere aber unter günstigen Umständen sofort verbrennt und zwar mit einer lichtblauen Flamme, d. h. sich mit mehr Sauerstoff zu Kohlensäure verbindet.

Diese blaue Flamme ist ein charakteristisches Kennzeichen unseres Gases. Wir bemerken sie stets beim Anzünden der Kohlen, bevor dieselben so recht in den vollen Zug gerathen. Seine ferneren Eigenschaften sind folgende: Es kann weder das Verbrennen eines Körpers, noch das Athmen eines lebenden Wesens unterhalten und würde uns daher, wie die Kohlensäure, schon den Tod in einer mit ihm angefüllten Stube bringen. Dies ist es indeß noch nicht allein, was uns das Gas so furchtbar macht, sondern dasselbe *wirkt beim Einathmen auch direct giftig auf unsern Körper ein.* Es bringt eine Zersetzung des Blutes hervor, und in dieser Einwirkung sind eben die schmerzlichen Nachwehen begründet, die mehr oder weniger jeder dem Gase ausgesetzt gewesene Mensch zu erdulden hat. Bemerkenswerth ist noch die Eigenschaft des Kohlenoxydgases, daß es, mit atmosphärischer Luft gemengt, eine Art Knallgas bildet und daher sogar, wenn sich große Mengen desselben plötzlich entzünden, Explosionen verursachen kann.

Fast sollte es nun unbegreiflich erscheinen, wie immer noch Unglücksfälle durch Kohlenoxydgas vorkommen können. Eine Reihenfolge von einfachen Sicherheitsmaßregeln muß sie ja durchaus unmöglich machen. Wir dürfen ja nur einen beim Beginne jedes Winters gut gereinigten, kräftig ziehenden Ofen haben, denselben niemals früher schließen, als bis das Brennmaterial völlig ausgebrannt ist, nur noch reine, ganz durchglühte Kohlen vorhanden sind und nicht der geringste Brand mehr zu entdecken ist, darauf die Klappe zumachen — wie soll nun wohl Kohlendunst in die Stube kommen? Wer noch sicherer gehen will, läßt sich eine hermetisch schließende Ofenthür machen und hat nun doch gewiß nichts zu befürchten.

Und dennoch vermag der arge Feind bei ihnen Allen einzudringen, ihnen Leben und Gesundheit zu gefährden!

Tausend Nachlässigkeiten lassen irgend eine jener Sicherheitsmaßregeln außer Augen setzen, Eile, Unbedachtsamkeit, Vergessenheit 2c. verursachen eine geringe Unregelmäßigkeit und das Zimmer füllt sich mit dem Gas, das Tod und Verderben Allen droht, die den Raum bewohnen. Selbst bei einem Ofen mit luftdicht verschließbarer Thür ist ein Eindringen des Gases in das Zimmer möglich. Bekanntlich wird die Thür zugemacht, sobald das Feuermaterial tüchtig durchgebrannt ist; ein besorgtes Achtgeben, ob die Kohlen schon ausgeglüht sind oder nicht, ist ja nicht nöthig, im Gegentheil, man sucht die ganze Hitze im Ofen zu erhalten und schließt darum auch die Klappe sobald wie möglich. Zufälliger Weise ist aber beim Einheizen durch die Nachlässigkeit der Dienstboten eine Thonschicht losgestoßen oder auch von selbst losgeplatzt, das Gas sucht sich durch eine davon entstandene Ritze einen Ausweg, dringt vermöge seiner Leichtigkeit in die Stube und kann die Bewohner gefährden, trotz der hermetisch schließenden Ofenthür.

Wie, wird man fragen, wie ist es dann aber möglich, sich gegen diesen heillosen Feind zu bewahren? Am Ende sind wir demselben rettungslos verfallen und vermögen ihm in keiner Weise zu entgehen! Nein, *einen* Weg giebt es, freilich nur einen, doch einen völlig sicheren, der die ganze unheimliche Gefahr ein für allemal verbannt. Es ist dies die Einrichtung der Oefen mit luftdicht schließender Thür, jedoch ganz ohne eine Klappe des Ofenrohres. Sobald das Feuermaterial in einem solchen Ofen tüchtig durchglüht ist, wird die Thür zugemacht, und während dadurch jede Dunstentwickelung oder doch das Eindringen des Dunstes in die Zimmer an und für sich verhindert wird, verbindet sich damit auch zugleich der ganze Vortheil der Klappe von selbst. Sobald nämlich der Luftzug vorn abgeschnitten ist, kann, erklärlicher Weise, auch kein Zug mehr zum Rohre hinaus stattfinden. Die ganze Hitze muß also im Ofen bleiben und die Klappe ist völlig überflüssig, während sie andererseits doch die größte Gefahr bringen kann.

Nach diesen längst schon allenthalben anerkannten Thatsachen müßte es uns wahrlich als ein Schimpf und eine Schande für die gesammte aufgeklärte Menschheit erscheinen, daß noch immer Unglücksfälle durch Kohlenoxydgas vorkommen können. Doch leider hat der größte Theil unserer Oefen noch gar nicht einmal luftdicht oder nach neuerer verbesserter Construction eingerichtete Thüren, Roste und Klappen. Weder der Gedanke an die nothwendige Ersparung des immer theurer werdenden Brennmaterials, noch der an die in jedem Winter vorkommenden zahlreichen Ofenmorde hat den deutschen Philister bis jetzt aus seiner Gleichgültigkeit aufzurütteln vermocht, und dadurch ist der größte Theil unserer deutschen Oefen noch in einem Zustande, der den Erstickungstod der Zimmerbewohner unter Umständen unabweisbar macht.

Unverantwortlich muß es erscheinen, daß in Gasthöfen und anderen öffentlichen Anstalten noch dergleichen Oefen vorhanden sein dürfen. Die wohlmeinende Fürsorge der Polizei, die sich ja so mütterlich besorgt um alles Mögliche bekümmert, sie hätte diesen die Menschheit so arg bedrohenden Oefen längst den Vernichtungskrieg erklären müssen, und jeder denkende gebildete Mann sollte dies in seinen Kreisen mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht ebenfalls thun.

Das Allerschlimmste ist noch der Umstand, daß das Kohlenoxydgas oft genug in Schulstuben und anderen von Menschen erfüllten Räumen vorhanden ist, wo Niemand eine Ahnung von seiner Existenz hat und wo es doch eine nur zu betrübende Wirkung ausüben mag. Wie viele Brust-, Hals- und andere Uebel mögen

durch diesen heimlichen, schleichenden Feind der Menschheit ursprünglich begründet sein! Wie unendlich viele Opfer mag derselbe im Laufe der Zeit heimlich verschlungen haben, außer Denen, die uns bereits in wahrhaft erschreckender Zahl bekannt werden!

Beiläufig sei noch bemerkt, daß man selbst in den leichteren Erkrankungsfällen in Folge des Einathmens von Kohlenoxydgas alle Ursache hat, einen tüchtigen Arzt zu Hülfe zu ziehen. Bei dem geringsten Vorkommen des Giftes säume man nimmer, das Zimmer augenblicklich durch Zugluft (Oeffnen von Thüren und Fenstern) unverweilt zu reinigen und die davon bereits Angegriffenen in ein anderes reines Zimmer zu bringen. Der geringste Aufschub kann gefährlich werden.

Italienische Lichtfeste.

Von G. St.

In keinem Lande der Erde, von China allein abgesehen, hegt das Volk eine so außerordentliche Vorliebe und enthusiastische Freude an der Verherrlichung der verschiedensten Feste durch künstliche Lichtmassen, wie in Italien. Nirgends anderwärts die gleiche Erfindungsgabe und der feine, künstlerisch gebildete Geschmack, um in das rasch vorübereilende, Auge und Ohr zugleich in Anspruch nehmende und oft sehr kostspielige Schauspiel einer mit Feuerwerk verbundenen Illumination Abwechselung und Harmonie zu bringen. In solcher Verbindung ist derlei Fest kein bloßes Darstellen großer und imposanter buntfarbiger Lichtgestalten, sondern es verläuft in bedachter und wohlgeordneter Folge, in Acte getheilt, als ein Drama, das von Scene zu Scene eine Ueberraschung durch eine noch unerwartetere, noch aufregendere und noch gewaltigere bis zum Ende zu steigern vermag.

Wir lassen dahin gestellt, woher diese Neigung gekommen; ob sie von den mit Hunderten von brennenden Kerzen umstrahlten Altären des katholischen Cultus in das bürgerliche Leben übertragen, oder ob umgekehrt dergleichen Darstellungen, weil sie in der Volkssitte altherkömmliche waren, aus ihr, wie so vieles Andere, von der Kirche aufgenommen und zu jenen magischen, wahrhaft schönen Aufführungen fortgebildet worden sind, die auch den Nordländer mit staunendem Entzücken erfüllen.

Man gehe in Rom zur Zeit eines Heiligenfestes an den Straßenbuden der Kleinhändler umher. Zwischen den Waaren und dem Kram der verschiedensten Art sieht man da ein Räumchen ausgesondert, worin die Legende des Tages in Gruppen von Puppen veranschaulicht ist, die in ihrer Costümirung, in der Wahl der Farben, Stellung, Zusammenordnung oft etwas außerordentlich Reizendes und Anziehendes haben, zumal wenn sie des Abends durch die an passendster Stelle vertheilten Lichter aus dem Dunkel hervorleuchten. Man wird es inne, das Volk hat bis in seine unteren Schichten wie Freude, so Uebung und besonderen Geschmack in dergleichen.

Alle Zeit unvergeßlich wird mir ein großartiger Anblick bleiben, der mich am 18. März 1860 bei meinem Eintritt in Italien empfing. Die Eisenbahn hatte mich gegen Abend, an dem herrlichen Gardasee entlang, bei Desenzano über die piemontesische Grenze und dann an Brescia vorbeigeführt; da tauchten plötzlich etwa um acht Uhr in Westen, wo eine schwarze Bergwand sich am Horizont abzeichnete, auf einem vorliegenden niedrigen Hügel völlig unerwartet, aus Lichtstreifen gebildet, die Umrisse einer bedeutenden Stadt aus der dunkeln Nacht auf. Der ganze Lauf einer langen Umfassungsmauer mit Vorsprüngen und Bastionen wie einer Festung war durch einen leuchtenden Faden gezeichnet; über der Mauer ließen sich im Innern die höhern Straßenzüge an den intensiven Lichtmassen verfolgen, während einzelne besonders hohe Häuser mit ihren breiten strahlenden Fronten vor den andern hervortraten; über alle aber erhoben sich zwei thurmhohe gewölbte Kuppeln, deren Rippen und Rundungen mit Lichterreihen umschrieben und wie mit glänzenden Bändern durchzogen waren. An einer Stelle in der Stadt, auf einem Hügel vor dem Dome, ließ sich nichts Einzelnes unterscheiden, es war lauter Glanz und Licht, eine compacte Feuermasse wie ein convex nach oben gekehrtes Gluthbecken. Hier mußten Tausende von Lampen zusammengehäuft sein. Dies Bild stand hinlänglich nahe vor Augen, um das Besondere deutlich unterscheiden, und auch fern genug, um es mit einem Male überschauen zu können. Der ganze Anblick hatte in seiner Ruhe und Stille etwas höchst Feierliches und zauberartig Wirksames, weil der Beschauende, in raschem Fluge herangeführt, nach kurzer Rast auf der Station der Eisenbahn ebenso schnell entrückt und Alles wie in einem Feenmärchen wieder in Nacht und Dunkel entschwunden war. Die also erleuchtete Stadt war Bergamo; man feierte die Annexion Mittelitaliens an Piemont.

Damit sollte jedoch an demselben Abende das Lichtschauspiel noch nicht zu Ende sein. Nach etwa anderthalb Stunden zeigte sich an der Tiefe des Horizonts in weiter Breite ein Lichtstreifen, wie von einer brennenden Stadt, deren Flammen man nicht sieht. Wir nahten Mailand. Auch da wurde dasselbe Fest mit einer dem Reichthume und der Exaltation der Bevölkerung entsprechenden prachtvollen Beleuchtung gefeiert. Die Straßen, durch welche sich unser Fahrzeug bewegte, und die Nebengassen, in die sich der Blick öffnete, waren von unten bis oben wie in ein Meer von Licht getaucht; die Privathäuser, kleine wie große, die öffentlichen Amtsgebäude, Paläste, Kirchen mit Fahnen und langen Bahnen buntfarbiger Zeuge und malerischen Drapirungen reich geschmückt; vor allem aber flatterten von dem Wunderbau des Domes auf den Tausenden von Thürmen und Thürmchen, Zacken und Spitzen, wie auf einem riesenhaften Schiffe, Flaggen und Wimpel ohne Zahl, während die Säulen und Nischen, Portale und Frontispize und der unsäglich reiche Schmuck architektonischer Zierrathen bis zur äußersten Höhe mit dichten Lampenreihen besetzt waren, deren Licht vom weißen Marmor des Baues reflectirt wurde. Anderswo, auf einem kleinen Platze, schwebte, ohne daß sichtbar war, wodurch er gestützt wurde, hoch in der Luft ein Ballon oder ein länglicher Turban von der Weite eines Thurmes, mit Zeugen von Roth, Weiß, Grün durchflochten und mit Sternstreifen mannigfach durchzogen, von innen mit intensivstem Licht erhellt. Wohin man in der Stadt den Blick wandte, die langen auf- und absteigenden Lichtbahnen und die hellen Farben der Schmuckstoffe, das zusammen machte einen in der That überwältigenden Effect des Lebens und der Heiterkeit, dem Niemand zu widerstehen vermochte.

In dem Lande der Wunder wird aber das Staunenswerthe durch noch Wundersameres überboten. Wenn die päpstliche Kirche so ziemlich alle menschlichen, sinnerregenden Künste in ihre Dienste genommen hat, so mag es ihr am wenigsten verargt werden, gerade auch das Licht als das feinste und ätherischste Element, nach der Schrift die Hülle der Gottheit selbst, für ihre Symbolik verwendet zu haben. Den Höhepunkt aller katholischen Kirchenfeste, ja man kann sagen, aller christlichen Feste überhaupt, macht die Feier der Charwoche in St. Peter zu Rom, die selbst wieder in einer Menge feierlicher Handlungen und Darstellungen, Processionen, Versammlungen verläuft, um die tiefste Trauer und höchste Freude dem religiösen Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Als Schluß des Ganzen dürfen die beiden Lichtfeste, die Erleuchtung der Peterskirche und die Girandola, betrachtet werden, womit alles Vorhergehende überstrahlt und das Aeußerste geleistet schien, wozu menschliche Kunst und Herrlichkeit sich steigern können. Nachdem die sieben Tage der Festwoche hindurch die Mitfeiernden ununterbrochen körperlich und geistig in Bewegung gehalten worden und selbst die stärksten Nerven abgespannt und ermattet worden sind, wird in jenen beiden Acten noch einmal die vollste und höchste Kraft sinnlichen Reizes gleichsam zusammengenommen, um die apathisch Gewordenen aufzurütteln und die innersten Saiten der Empfindung noch einmal in Schwingung zu bringen.

Im Jahre 1860 war nach dem Verluste vieler der ergiebigsten Einnahmequellen des römischen Staats und unter dem Drucke der politischen Ereignisse, die noch Schlimmeres fürchten ließen, die Stimmung in Rom um die Osterzeit eine sehr niedergeschlagene. Dazu strömte fast täglich Regen vom Himmel. Die Frage, ob dieses Jahr eine Erleuchtung St. Peter's stattfinden oder unterbleiben, aus finanziellen Rücksichten vielleicht unterlassen werden müsse, wurde von Einheimischen wie Fremden überall

lebhaft discutirt. Ein Unterlassen wäre wie ein Fall des Papstthums selbst empfunden worden. Aber der Fels St. Peter's stand noch fest und ließ sein Licht leuchten.

Am Sonntag nach Ostern, den 15. April, wogte des Abends ein dichter Menschenstrom über Ponte St. Angelo nach dem St. Petersplatze. Von der Brücke aus sah man gen Westen nur die Kuppel und Laterne des Domes leuchtend emporragen, indem eine zwischenliegende hohe und dunkle Häusermasse den Unterbau verdeckte. Durch die Straße Borgo nuovo vom Gedränge fortgeschoben, gelangte ich bis an den ägyptischen Obelisk, der, aus Heliopolis durch Caligula nach Rom gebracht, jetzt im Mittelpunkt jener in der Welt einzigen Piazza di S. Petro aufgerichtet ist; zur Rechten und Linken das Oval der Colonnade von 284 Säulen und 84 Pfeilern in einem Längendurchmesser von 804 Fuß, gegenüber die Façade der Peterskirche mit der Loggia, aus welcher der Papst den Segen ertheilt, 372 Fuß breit, 150 Fuß hoch, über der dann die weiteste Kuppel, welche einen irdischen Raum überspannt, mit der Laterne, dem Knopfe von 18 Fuß Durchmesser und dem 14 Fuß hohen Kreuze, bis zu einer Höhe von 413 Fuß emporsteigt. Dieser ganze Wunderbau stand jetzt sammt der Säulenhalle in allen seinen Haupttheilen und Nebengliedern und architektonischem Schmucke von viertausend und vierhundert Lampen bis in die äußersten Spitzen beleuchtet in ruhiger Grandiosität vor mir, in strahlender Pracht sich auf dem schwarzblauen Hintergrunde des unbewölkten Sternenhimmels abhebend. Am hellsten waren die Laterne und die Rippen der Kuppel von oben an der Wölbung herab beleuchtet; hier einigten sich die Lichtpunkte fast zu allen Linien, und wieder umzog die Kuppel da, wo sie auf dem Unterbaue aufsitzt, eine dichte Lichtguirlande. Niemals sonst wird man so wie in dieser Beleuchtung sich der Immensität jener wundervollen Bauschöpfung bewußt.

Mit ungeduldiger Spannung erwartete die Menge die Verwandlung. Beim ersten Glockenschlage der zweiten Stunde nach Sonnenuntergang flammte plötzlich auf der äußersten Spitze des Kreuzes über der Kuppel ein blauweißes Brillantfeuer auf und bedeckte blitzschnell die ganze Kreuzesform mit blendendem Glanze. Im Nu bewegten sich Fackeln zugleich auf allen Stellen des Baues und nach allen Richtungen durcheinander wimmelnd, auf dem Dach des Haupt- und der Nebendome, an der Façade, auf den Gängen, am Frontispize, an den Säulen umher, und in ungefähr einer halben Minute strahlte wie durch einen Zauberschlag das Ganze von etwa siebenhundert Fackeln und Feuerbecken in einem Glanze großer Flammensterne von so intensiver Stärke, daß die vorige Beleuchtung kaum schwach flimmernd noch und schattenartig durchdämmerte. Das ganze ungeheure Bauwerk war wie mit lauterstem, hellstem Golde übergossen. Großartigeres, Imposanteres von überwältigendem Lichtglanze in den schönsten Bauformen kann ein menschliches Auge nicht sehen!

Die unglaublich schnelle Umwandlung wird folgendermaßen ausgeführt. Auf den Dächern der Peterskirche und in anderen ihrer Räume haben fünfzig Familien Wohnungen, von denen zweihundert und einundfünfzig Personen an bestimmten Stationen über den ganzen Bau vertheilt werden und mit Fackeln bereit stehen; auf das gegebene Zeichen entzündet ein Jeder mit größter Geschwindigkeit vier große Feuerpfannen, die ihm zugewiesen sind.

Michel Angelo soll der Urheber dieses Staunen und Bewunderung erregenden Schauspiels sein. Seine Wirkung erneut sich dem Beschauenden, so oft er sich einige Minuten mit dem Gesicht abgewendet hat und dann dem Feuertempel und Flammenglanze wieder zukehrt.

Als letzter zugehöriger Schlußact ist die **Girandola** zu betrachten, ein Feuerwerk, das vormals auf der Engelsburg abgebrannt wurde, an demselben Abend mit der Kuppelbeleuchtung. Die Lichtreflexe in der unmittelbar an jener Veste vorüberströmenden Tiber müssen die Pracht eines solchen Schauspiels bedeutend gehoben, verdoppelt haben. Seit etlichen Jahren, seitdem die päpstliche Citadelle durch die französischen Occupationstruppen besetzt gehalten wird, hat man es, wie man sagte, wegen der Gefahr der dort aufgehäuften Pulvervorräthe in einen andern Stadttheil, einige Male auf das Capitol, verlegt. In dem Jahre 1860 war der Monte Pincio am nördlichen Ende der Stadt nächst der Porta del Popolo, durch welche wir Nordländer gewöhnlich einziehen in der ewigen Stadt, zum Schauplatze gewählt worden.

Wer, der in Rom gelebt hat, kennte nicht jene luftige, breite Berghöhe, zu der man durch die lange Via delle quattro Fontane und Via felice, oder von der Piazza di Spagna oder Piazza del Popolo, dort allmählich, hier steiler, hinansteigt? Ein Lieblingsort der heutigen Römer, die frequenteste Promenade für die zu Fuß Lustwandelnden sowohl, wie für die in stolzen Carossen. Schon im alten Rom trug diese Höhe den Namen des Hügels der Gärtner, und bis heute hat sie, Dank der Fürsorge der Stadtverwaltung, ihren Charakter bewahrt. Ich möchte jedem Fremden rathen, wie es dem Erzähler zu Theil ward, zuerst nach seiner Ankunft dorthin seine Schritte zu wenden. Man genießt von da eine der herrlichsten Aussichten über die ewige Roma. An eine breite, nach Seite der Stadt offene Ebene reihen sich weiter zurück prachtvolle Park- und Gartenanlagen mit Blumenbeeten, wo Veilchen und Rosen den größten Theil des Jahres hindurch duften, die Südgewächse Aloe und Cactus, Lorbeer und Palme im Freien, auch während des Winters, gedeihen und die weißen Marmorbüsten der berühmtesten Dichter und Künstler Italiens, jede von einem Lorbeerstrauch umwölbt, in mäßigen Entfernungen von einander aufgestellt sind.

Auf jenem erhabenen und großen Freiplatze war für die Aufführung der Girandola eine sorgfältige Nachbildung des Capitols in seinen architektonischen Formen und in einer der Höhe dieses Standpunkts entsprechenden, beträchtlichen Größe aus Gebälken, Latten und anderem Holzwerke aufgebaut, mit der Front der Stadt, genauer der Piazza del Popolo, zugekehrt. Der Bau stand dem Abhang nahe, welcher in terrassenförmigen Absätzen von der Höhe des Monte Pincio zu dieser Piazza allmählich abfällt, jedoch steil genug, daß dem unten auf dem Platze Befindlichen eine am Berghange verlaufende Darstellung als ein volles, durch nichts verdecktes Bild vor Augen tritt. Denn der Berg ist vorn offen. Indem aber noch zu beiden Seiten, für den Beschauenden zur Rechten und Linken, die freie Fronte durch dunkelgrüne Pinienbäume umschlossen ist und unten, am Fuße, springende Fontainen ihre perlenden Wasserstrahlen emporwerfen, ist durch Natur und Kunst eine Bühne geschaffen, wie sie nur irgend gewünscht werden kann.

Als Raum für die Zuschauer diente die Piazza del Popolo, ein weiter, ebener Platz in Form einer Ellipse, von dem drei Hauptstraßen, die Via del Babuino, der Corso und die Ripetta, fächerartig auslaufen, groß genug für viele Tausende. An der Nordseite die schöne Porta del Popolo mit Palästen daneben, deren einer der Garde-Gensdarmerie als Kaserne und Hauptwacht diente; im Rücken, der Bergbühne gerade gegenüber, eine Gartenanlage, deren Myrthen- und Pinienbäume eine Mauer überragen, welche in halbrunden, weiten Bogen und mit eisernen Gitterthüren den Platz nach Westen abschließt. Auf der Mauer lagern steinerne Sphinxe; in den Zwischenräumen waren Tribünen aufgerichtet, die, durch Wände von rothen und weißen Zeugen umfaßt und überdeckt, zu Zelten oder nach vorn offenen Nischen hergerichtet und mit Wachskerzen erleuchtet waren. In ihnen nahm die vornehme Welt Platz; in der Ecknische nach der Stadt zu der französische commandirende General Goyon mit Damen und etlichen Cardinälen. An der Südseite endlich wieder hohe Häuser und Paläste, die von den drei genannten Hauptstraßen durchbrochen wurden.

So war gewissermaßen die Anschauung eines alten Circus geboten, nur mit umgekehrten Verhältnissen. Die Arena, den Schauplatz der Kämpfenden, nahmen hier die Zuschauer ein, und wo diese dort ihre Sitze hatten, war hier an dem etagenförmig aufsteigenden Berge der Ort der Handlung.

Mit anbrechender Dämmerung am Sonntage nach der Kuppelbeleuchtung zogen zuerst einzeln, dann in immer dichteren Schaaren Roms Bewohner zu der beschriebenen Stelle. Der weite Raum füllte sich mehr und mehr, und immer schwieriger wurde es während der Stunde, die dem Beginn der Feier vorherging, auch nur einige Schritte sich hin und her zu bewegen. Die Volksstimmung galt als nicht recht geheuerlich. Darum war nicht nur die Gensdarmerie mit ihren hohen Bärenmützen und weißen Lederhosen vor ihrer Wacht, sondern im Hintergrunde und an den Seiten des Platzes waren auch Infanterie-Bataillone aufgestellt, vor deren Fronten stehende Posten den Andrang der Menge an das Militär verhinderten, und noch hatte man Soldaten truppweise, mit dem Seitengewehr bewaffnet, aber nur Franzosen, unter die Volksmasse vertheilt. Drei Militär-Musikchöre im Garten und auf dem Platze spielten abwechselnd bis zum Anfange der Girandola.

Ein Trommelwirbel verkündete um acht Uhr die Ankunft des Generals. Mit dem Glockenschlage eine Stunde nach Ave Maria blitzten und donnerten fünf Kanonenschüsse vom Berge herab; eine Rakete stieg auf und gab das Signal zum Beginnen. In einem Augenblick prangte auf der Höhe des Berges in blauweißlichem, glitzerndem Lichtgefunkel der ganze Capitolbau; die Wände als breite dichte Sternenflächen, der Thurm, die Säulen, die Portale und alle Einzelheiten in treuer Zeichnung. Unbeschreiblich schön war es, als, von solchen bläulich-weißen Strahlen umflossen, in dunkelstem Rothfeuer eine Krone und ähnliche Embleme hervortraten. Nun flogen Leuchtkugeln und Raketen empor, die gewaltige Sternbüschel hier von dunkelrother, dort von kornblumenblauer, oder weißer, oder gelber, oder grüner Farbe aus sich ergossen in unzählbarer Menge. Wie sie, außer in den Generalpausen, unablässig und in jeder Richtung zischend und sausend ihre leuchtenden Streifen zogen, während die Hauptfiguren des Schauspiels sich Scene um Scene wandelten, machten sie gleichsam den begleitenden Chorus. Das Ganze verlief ungefähr in zehn Acten, zwischen denen sehr zweckmäßig Pausen eintraten, um den Zuschauer einigermaßen wieder Fassung und Besinnung gewinnen zu lassen. Eine einzelne Rakete und einige Kanonenschüsse gaben jedesmal das Signal einer neuen Abtheilung. Die zweite Scene ließ Feuerräder aufflammen, die in symmetrischer Ordnung vom Fuße des Berges aus bis zum Gipfel hinauf über die ganze Fläche vertheilt waren und mit langsamer Drehung dicke buntfarbige Funkenströme in Halbbogen aussprühten, dann aber, alle zugleich mit einem Male stillstehend, vom Mittelpunkte aus vier breite Feuerhörner in gerader Richtung ausfahren ließen, sodaß das Ganze als ein ungeheueres Kreuz über die Bergwand ausgebreitet war. Auch diese Gestalt ward nochmals umgewandelt. In einer folgenden Scene erschien der Berg sammt dem Capitole und den dunkeln Baumgruppen lange mit einem blauen Duftlichte überzogen, das allmählich in ein dünnes Roth überging, hiernach immer intensiver werdend, endlich sich zu dem brillantesten glühendsten Ton dieser Farbe verstärkte und die Paläste, die Volksmasse, den Berg und den ganzen Horizont davon wiederstrahlen machte. Ein anderes Mal schien sich der Berg ganz und gar in Feuer und Krachen entladen zu wollen. Die Raketen, Leucht- und Feuerkugeln fuhren zu Hunderten über der ganzen Breite hervor und knatterten und blitzten im wildesten Tumulte kreuz und quer durcheinander, und noch schossen durch das Gewirr, dem das Auge nicht zu folgen vermochte, von Zeit zu Zeit dicke Feuerballen und Tourbillons hindurch, die sich zu zahllosen Schwärmern und sprühenden Schlangen auflösten und im Zickzack nach allen Seiten zischend und bis an die Zuschauer vordringend mit Knallen verpufften.

Mit solchem betäubenden Höllenlärmen wechselten dann wieder ruhigere Bilder und Scenen. Eine der anmuthigsten war es, als eine Menge Feuerbäumchen aufleuchtete; ihre kugeligen runden Kronen auf schlanken Stämmen gaben ihnen Aehnlichkeit mit Orangen- und Citronenbäumen, deren Blätter wie aus bläulichen Diamanten gebildet schienen. Sie waren zu einem Theil am Fuße des Berges als ein Halbkreis um die Fontainen in gleichmäßigen Abständen gereiht, ein anderer Theil bildete eine Allee den Berghang hinan bis an das Capitol. Diese ruhig strahlenden Baumgruppen umspielten wieder fliegende farbige Lichtsterne.

Beim Schlußacte des ganzen Schauspiels glitten von verschiedenen Punkten unten am Berge in langsamem Zuge nicht gar hoch über den Köpfen der Zuschauermenge und in horizontaler Richtung an geraden Leitfäden zischende Raketen gleichzeitig nach dem Obelisken, der in der Mitte der Piazza del Popolo steht und vom Volke umdrängt war. Beim Zusammentreffen entzündeten sie an diesem Centralpunkte andere Raketen, die nun, wie die Speichen eines großen Rades, ebenso langsam und horizontal über der Volksmasse sich nach außen an die Peripherie des Platzes bewegten, wo rundherum Pfähle mit Leuchtstoffen aufgepflanzt waren, die von den herzufahrenden Raketen entflammt wurden. In einem Momente war der Platz in seiner ganzen Rundung von Rothfeuer übergossen. Einen Augenblick darauf gerieth der Berg noch einmal wie in eine donnernde und Blitze schleudernde Erregung. Wie ein unerschöpflicher Feuerregen flogen Brennstoffe jeglicher Art empor und hernieder, Funken und feurige Schlangenmassen zuckten kaum unterscheidbar in den verschiedensten Windungen ineinander, knatterten, prasselten, zufften, knallten; Kanonenschläge donnerten, die Geschütze gaben Salven darein, der Boden unter den Füßen bebte, über die Zuschauer wurden Feuergarben ausgeschüttet, und so endete betäubend, mit gewaltigem Krachen und blendendem Glanze, dieses Schauspiel der Girandola.

Noch ist in diesen Kirchenfesten etwas von der alten römischen Größe und Herrlichkeit zu spüren. Wann aber werden solchen physischen Lichtspenden die geistigen gleichen?

Menagerie-Bilder.

Nr. 7. Die junge Schwedin mit ihren Schülern.

Vor allen Dingen sei mir zum Beginn der das nachstehende Bild erläuternden Zeilen die Versicherung gestattet, daß in demselben Nichts übertrieben ist; Alles, nicht blos das muthvolle und herausfordernde Auftreten des kühnen Mädchens, sondern auch die verschiedenen Arten, sowie die Gesammtzahl der dargestellten Bestien und deren Auftreten, ist streng wahrheitgemäß. Einmal scheint mir diese Versicherung nicht überflüssig, weil sich dem Beschauer des Bildes, der diesen Glanzpunkt der Kreutzberg'schen Menagerie noch nicht in Wirklichkeit gesehen hat, leicht Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Künstlers aufdrängen möchten. Sodann giebt sie mir aber auch Gelegenheit, eine Lanze einzulegen gegen Die, welche, oft dazu am wenigsten berufen, die üblich gewordene Redensart von den „grämlichen, faulen, halbtodten, sich selbst nicht mehr ähnlichen Löwen" der Menagerien immer von Neuem wiederkäuen. Weil sie vielleicht den Löwen in seinem Käfig gähnend oder schlafend antrafen und er so vernünftig war, sich nicht stören zu lassen, so müssen nun alle Menagerielöwen verkommene Geschöpfe sein. Mit einem Gerard, der allein und oft auf wenige Schritte Entfernung dem Löwen der Wildniß entgegengestanden und ihn erlegt hat, ließe sich über diesen Punkt streiten, mit jenen Leuten nicht. Ich verweise einfach auf das Bild.

Dies vorausgeschickt, will ich nun mich gleich der Hauptperson des Dramas, der kühnen Thierbändigerin, zuwenden. Fräulein Cäcilie Nicolai aus Stockholm, in den Ankündigungen der Menagerie nur „die junge Schwedin" genannt, arbeitet, ohne sich vielleicht dessen selbst bewußt zu sein, mächtig mit an den Aufgaben der Zeit. Jedermann weiß, daß unter die Zeitströmungen der Gegenwart auch das Bestreben gehört, der Frauenthätigkeit neue und größere Bahnen anzuweisen. Man hat Mädchen und Frauen zum Schriftsetzen empfohlen, leider aber wollen die Herren Schriftsetzer Nichts davon wissen; in den Telegraphenstationen will man sie beschäftigt sehen, allein die Telegraphisten sind nicht damit einverstanden, und nur die edlen Künstler empfangen die Künstlerinnen stets mit offenen Armen.

Unserer Künstlerin muß das große Verdienst zugeschrieben werden, sich und andern ihres Geschlechts durch eigene Kraft eine neue Bahn gebrochen zu haben. Gleich den großen Künstlern der Vergangenheit und Gegenwart, welche ohne die jetzt oft unentbehrlichen Kunstkritiker ihren Weg fanden, hat sie nicht erst einen Hinweis auf das Thierbändigen abgewartet, sondern ist kühn dem Fingerzeig des Schicksals gefolgt. Zwar ist sie keineswegs die erste Dame, welche Zahmheitsproductionen mit wilden Thieren zeigt, aber in der Vorführung von Wildheitsvorstellungen dürfte sie denn doch noch keine Nebenbuhlerin haben. Wie es geschehen ist, daß gerade sie berufen war, bei den in solcher Weise noch nicht dagewesenen Vorstellungen der Kreutzberg'schen Menagerie eine so bedeutende Rolle zu spielen, soll hier, soweit mein Wissen reicht, mitgetheilt werden.

Schon seit einer Reihe von Jahren haben Damen bei den Vorstellungen in dieser Menagerie mitgewirkt und Herr Kreutzberg scheint den Schwedinnen eine besondere Anziehungskraft zugetraut zu haben. Die erste Frau des Menageriebesitzers, welche zunächst mit auftrat, führte diese Bezeichnung nicht, wohl aber ein mehrere

Jahre nachher sich producirendes junges, sehr hübsches Mädchen, die Tochter des dänischen Zauberkünstlers Bils, also eine Dänin. Sie trat unter der Bezeichnung der „sechzehnjährigen Schwedin“ auf, indem sie zu Bären, Hyänen und Leoparden in den Käfig ging und mit ihnen das oft gesehene afrikanische Gastmahl aufführte. Sie schien sich nicht sehr glücklich in der wohl nicht ganz freiwillig gewählten Thätigkeit zu fühlen und mochte auch kein rechtes Talent dazu haben, womit ich ihr keineswegs zu nahe treten will. Lange hat sie darum nicht gethierbändigt, denn sie ist schon seit geraumer Zeit glückliche Gattin geworden. Für die Menagerie schien aber seitdem das Auftreten einer sechzehnjährigen Schwedin zur Nothwendigkeit geworden zu sein, und Herr Kreutzberg hat es verstanden, für doppelten Ersatz zu sorgen. Zunächst war es die eine seiner eigenen Töchter, welche die Reisen der Menagerie begleitete und in das Geschäft mit eintrat. Ziemlich gleichzeitig aber dürfte unsere Heldin der Menagerie durch das Schicksal zugeführt worden sein, und zwar als Kreutzberg die Städte Rußlands besuchte. Unsere Dame war bis dahin als Sängerin gereist, und noch jetzt rühmt man ihre schöne Stimme. Ob nun die kühne Sängerin und der Schwedinsuchende Herr Kreutzberg sich in Riga oder Petersburg trafen und fanden, dürfte gleichgültig sein; genug, unsere Heldin brach mit ihrer Vergangenheit, denn, so sagte sie einst zu mir, „wenn man jetzt kommen will durch die Welt, so muß man haben Courag!“ So reist sie denn bereits seit einigen Jahren nun in Begleitung der Bestien und hat bis Ostern dieses Jahres gewöhnlich in den Vorstellungen mit Fräulein Kreutzberg abgewechselt. Dabei war aber fast immer die „junge Schwedin“ angekündigt, so daß damals wohl Mancher die wahre gar nicht zu Gesicht bekam.

Seitdem ist dies anders geworden. Fräulein Kreutzberg hatte in letzter Ostermesse das Unglück, bei einer der Vorstellungen von einer Hyäne in den Arm gebissen zu werden, so daß sie zur Heilung ihrer Wunde in Leipzig zurückbleiben mußte, und, wie mir der Vater sagte, nicht mehr mitwirken wird. (Beiläufig hier gleich die Bemerkung, daß merkwürdigerweise gerade diese Hyäne von dem noch zu erwähnenden Löwen Leo bei einer Vorstellung todtgebissen wurde; zugleich ein Beweis, daß die Nemesis überall waltet, in der Menagerie so gut wie sonstwo.)

Nunmehr ist unsere Heldin wieder die alleinige Schwedin geworden, und gerade dieses Jahr sollte ihren Ruhmeskränzen neue hinzufügen.

Die Leser der Gartenlaube werden sich vielleicht erinnern, daß ich ihnen vor einem halben Jahre die Vorstellung, welche Batty mit seinen fünf Löwen in Deutschland gab, in Wort und Bild zu schildern versuchte. Die nicht gewöhnliche Dressur dieser Thiere war es keineswegs, welche das Aufsehen verursachte, sondern vielmehr die fortwährende Gefahr, in welcher sich der eine Mann den fünf auf's Höchste gereizten Bestien gegenüber zu befinden schien und auch wirklich befand. Nun, Herr Kreutzberg verstand das Zeichen der fortschreitenden Zeit und, dem Thun mancher alten Leute entgegen, welche sich von der Verfahrungsweise ihrer Jugend nicht trennen können, säumte er nicht, dem Zeitgeist Rechnung zu tragen. War die Devise bisher: „Zahme Löwen“, so hieß sie jetzt: „Wilde Löwen“, und zwar so viel als möglich. Sie wurden geschafft. Sieben Löwen, in einem großen Käfig vereinigt, wurden angekauft, alle ungezähmt und von gleichem jugendlichen Alter. Sie stammten sämmtlich aus Südafrika und waren von dem allen Menageriebesitzern und zoologischen Gärten wohlbekannten Thierhändler Jamrach in London an Herrn Kreutzberg für die Summe von 3500 Thalern verkauft.

Bis dahin waren die Vorstellungen in der Weise gegeben worden, daß die Schwedin, nachdem sie mit den Bären und Hyänen in deren Käfig „gearbeitet“ hatte, dieselben, d. h. zwei schwarze Bären, drei gefleckte und zwei gestreifte Hyänen, aus dem Käfig auf die nebenan befindliche Bühne ließ, wozu dann von der andern Seite der schöne Löwe Leo kam. Das afrikanische Gastmahl folgte und den Schluß machte die Vorführung der Dressur des Löwen.

Jetzt sollte Neues geboten werden; es galt die sieben frisch angekommenen Zöglinge mit der bisherigen Gesellschaft bei den Vorstellungen zu vereinigen. Wie mir Herr Kreutzberg erzählte, hat er diesen sicher höchst interessanten Versuch zuerst in Schwerin, wo sich die Menagerie bei der Ankunft der Sieben befand, vor dem Großherzog unternommen. Ich selbst mußte mir daher sehr erhaben vorkommen, als Herr Kreutzberg eines Morgens vor mir und einem mitgebrachten Freunde allein die nämliche Probe wiederholte. Es war dies in Hamburg im August. Er hatte die Scene dort noch nicht vorgeführt, wahrscheinlich um bei längerer Anwesenheit ein neues Anziehungsmittel in Bereitschaft zu haben.

Ich habe viel Aehnliches gesehen und bin daher nicht gleich hingerissen, bei dieser Gelegenheit sah ich indessen doch manches mir ganz Neue. Vor Allem überraschend und zugleich rührend war der Anblick, wie, als zunächst die sieben jungen mit dem erwachsenen Löwen Leo zusammenkamen, jene sich zu diesem hindrängten und unter eigenthümlichen, an das Miauen der Katzen erinnernden Tönen ihn mit ihren Liebkosungen förmlich bestürmten. Leo fühlte sich aber durch das Massenhafte dieser Liebe offenbar sehr beängstigt, er suchte die Stürmischen durch kurzes, seinen Zweck aber ganz verfehlendes Brüllen zurückzuschrecken und nahm wohl auch manchmal den Kopf des nächsten ganz in seinen Rachen, ohne ihm aber zu schaden, wahrscheinlich nur zur Andeutung des Möglichen. Außer bei einer schon früher in der Gartenlaube erzählten Gelegenheit habe ich das Seelenleben dieser edlen Raubthiere noch nie so schön und rührend hervorbrechen sehen, denn es war klar, daß die noch nicht ganz erwachsenen sieben Löwen, welche die Erinnerung an ihre Eltern offenbar noch nicht verloren hatten, in dem erwachsenen und ausgebildeten Thier ihren Vater zu erblicken glaubten und nun ihre Freude darüber zu erkennen gaben.

Dieser Auftritt fand aber nur statt, so lange die acht Löwen unter sich waren; sobald die Hyänen und Bären mit ihnen zusammenkamen, entwickelte sich ein entgegengesetztes Bild. Die sanften Regungen der Löwen verschwanden und machten dem entschiedensten Widerwillen gegen die Hyänen Platz, den ich in solchem Grade bis dahin noch nie beobachtet hatte. Stets suchten sie sich auf der einen Seite des Theaters zusammenzuhalten, um nur ja den Verhaßten nicht zu nahe zu kommen. Diese aber, vor allen die gefleckten Hyänen, liefen mit einer fast pöbelhaften Frechheit überall umher, kamen den Löwen trotz deren Aufbrüllen bis unter die Nase, fraßen gierig den Koth ihrer Feinde und thaten überhaupt Alles, um den Widerwillen jener zu verdienen. Die furchtbarste Aufregung entstand aber, als die Löwen nun von Herrn Kreutzberg, welcher sich bis dahin nur als Zuschauer verhalten hatte, gezwungen wurden, über ein Bret und mitten in ihre Feinde hineinzuspringen. Auf der einen Seite das zornige Widerstreben der Thiere, ihren Platz zu verlassen, die schönen Gestalten der springenden Thiere in der Mitte und die wilde Aufregung der unter ihre Feinde gerathenen Löwen auf der andern Seite — dies bildete und bildet noch jetzt bei jeder Vorstellung ein so gewaltiges Schauspiel, daß es wohl Jedem unvergessen bleiben wird.

Selbst ich, nachdem ich die Vorstellung in Leipzig von Herrn Kreutzberg noch öfter vorgeführt sah, erwartete nicht, auch die Schwedin in dieser wilden Scene zu erblicken. Und doch war's der Fall. Nachdem sie die seit Jahren vorgeführte Dressur der Bären und Hyänen gezeigt, läßt sie dieselben auf die Bühne, zu ihnen den Löwen Leo, führt das afrikanische Gastmahl auf und tritt, nur mit einer dünnen Reitgerte bewaffnet, schließlich in den Käfig der Sieben, um die Widerstrebenden heraus und unter die übrige Gesellschaft zu treiben. Man vergesse nicht, daß jetzt noch von keiner vollendeten Dressur derselben die Rede sein kann; ihr Anfang besteht darin, daß einige von ihnen auf zwei an dem Gitter befestigte Breter hinaufzuspringen und die übrigen über ein Bret zu setzen haben, was, wie schon erwähnt, Mühe genug verursacht. Zum Ausruhen setzt sich dann wohl auch unsere Heldin auf ein umgekehrtes Faß, mit einer Unbefangenheit, als befände sie sich in der gemüthlichsten Kaffeegesellschaft und nicht umgeben von zähnefletschenden Bestien.

Mit unverkennbarer Freudigkeit und großer Eile verlassen übrigens jedesmal die Sieben den Schauplatz, sobald ihnen durch Oeffnen der Käfigthür das Zeichen dazu gegeben wird, und ihre Aufregung schwindet erst nach geraumer Zeit. Auch die Bären und Hyänen empfehlen sich und nur Leo bleibt zurück, u[illegible] im Gegensatz zu der bisher so wilden Scene nunmehr Proben s[illegible]iner Zahmheit abzulegen, wobei gleichfalls Fräulein Cäcilie eine merkwürdige Kühnheit entwickelt.

Schon mehrfach ist die kühne Schwedin verwundet worden, sie spricht aber ziemlich geringschätzig davon. Daß dies vorgekommen, ist bei ihrer Kleidung doppelt erklärlich, denn im Gegensatz zu Batty, welcher bis an's Kinn zugeknöpft gekleidet war, trägt sie sich nichts weniger als zugeknöpft, was eben auch ihre Sorglosigkeit

Die junge Schwedin mit ihren

Nach der Natur gezeich

llern in Kreutzberg's Menagerie.
von H. Leutemann.

bekundet. Die Bären spielen bei der Vorstellung so gut wie keine Rolle. Sobald das afrikanische Gastmahl vorüber und die böse Sieben hereingestürzt ist, ziehen sie sich in eine Ecke zurück, wo sie, auf den Hinterfüßen aufgerichtet und mit höchst bedenklichen Gesichtern, dem Aufruhr der Andern zuschauen und dessen Ende abwarten.

Wie bei den Theatervorstellungen der alten Griechen nach der erschütternden Tragödie ein lustiges Satyrspiel den Schluß bildete, so folgt auch in der Kreutzberg'schen Menagerie auf das gewaltige Schauspiel der im Verein vorgeführten fünfzehn Bestien die heitere Erscheinung des Elephanten Pepita und seiner schönen Künste.

L.

Aus dem deutschen Schriftstellerleben.

Ein Weihnachtskranz auf das Grab eines Vielgeprüften.

Von Friedrich Hofmann.

„Rastatt! — Bruchsal! — Waldheim! — Alles überwunden! Freund, leb' wohl!" — Diese Scheideworte rief, drei Erdbrocken, für jeden der drei Kerker einen, als letzten Gruß auf den Sarg werfend, am 7. Juli dieses Jahres Ludwig Würkert dem Heimgegangenen in's Grab. Drei Eichenkränze und ein Lorbeerkranz, geschmückt mit den schwer errungenen Farben Deutschlands, waren der letzte Lohn, den hier ein deutscher Dichter und Freiheitskämpfer mit in die Gruft nahm. Er hatte sie verdient, durch sein Streben und Leiden, wie Wenige. Und wie ein Gruß von den Eisengittern her, hinter denen er einst die Blüthentage seines Lebens im Züchtlingskittel vertrauert, schüttelte ein Regenschauer die Blätter der Bäume auf seine Sargdecke, als eine treue Schaar von Gesinnungsgenossen ihm die letzte Ehre erwies.

Im neuen Gottesacker zu Leipzig, unweit dem Grabe seines Freundes Hermann Marggraff, fand August Peters seine ewige Ruhestätte. Sie gehörten nebeneinander, die beiden Dulder, denen der gemeinsame Nachruf gilt:

„Zwei Dichterherzen haben ausgeschlagen,
Zwei Herzen, die ihr redlich Theil getragen
Von dieses Lebens Liebe, Kampf und Noth;
Zwei Männer, die den Pfad der Freien gingen
Und von der schnöden Welt den Dank empfingen,
Den sie von je dem Dienst der Freiheit bot."

Der Sturm des Jahres 1848, welcher Tausende von Männern jedes Alters und Standes selbst aus bis dahin ungestörten und der Politik fremden Friedensbahnen zu reißen vermochte, fand in August Peters eine jugendliche Kraft, die durch ihre Natur von selbst in seinen Strom hineingerissen wurde.

Aus tiefer, bitterer Armuth hervorgegangen, ein Kind des Volks, das mühselig von Tag zu Tag um den Bissen Brod ringen muß, hatte August Peters eines mächtigen inneren Triebes bedurft, um eine früh erkannte ungewöhnliche Begabung nicht innerhalb der Schranken des elterlichen Gesichtskreises verkümmern zu lassen. Der tägliche Anblick des Strumpfwirkerstuhls, hinter welchem er seinen Vater sein Leben in Kummer und Sorgen trotz unsäglichen Fleißes hinbringen sah, erfüllte ihn mit Grauen; er war es, der den dreizehnjährigen Knaben aus dem Elternhaus trieb, um sein Glück in der Welt zu suchen. Und denselben Knaben, dessen Vater aus Noth sogar seine Familie verlassen mußte, um in einer böhmischen Fabrik für sie und sich den Unterhalt zu erarbeiten, den sein Handwerk ihm nicht mehr einbrachte, sehen wir, zum Jüngling herangereift, durch eigene Kraft die Lyceen von Marienberg, Annaberg und Chemnitz und endlich die Universität Leipzig besuchen und finden ihn im Jahre 1847 als Redacteur eines politischen Blattes in Berlin. Dazwischen war er Schreiber, Kaufmannslehrling, Soldat, Schauspieler, Forst- und Brandcassen-Secretair gewesen, und alle diese scheinbaren Abschweifungen von der wissenschaftlichen Laufbahn hatten ihm nur als Nothstufen gedient, durch die er bis zu der Möglichkeit: „zu studiren" sich nach und nach hatte emporschwingen müssen.

Eine solche Kraft war, wie oben angedeutet, eine von Natur revolutionäre, sie war im Kampfe gegen Schranken aller Art groß gezogen; eine solche brauchte der Sturm von 1848 nicht erst an sich zu reißen, sie gehörte von selbst zu ihm.

Aber nicht etwa die pure Lust am Umsturz, nein, der redliche Trieb und der feste Entschluß, dem armen Volke, dessen Kind er war und dessen Herz er sich auch als Dichter und Schriftsteller bewahrt hatte, aus Erniedrigung und Gebundenheit emporzuhelfen — das war es, was August Peters die Waffe in die Hand drückte. Nicht ein eigenliebiger Gedanke vermochte in seiner Seele aufzusteigen; unter den uneigennützigsten und opferfähigsten Kämpfern und Duldern jener Zeit gebührt ihm ein Ehrenplatz.

Dieser Sturm von 1848 überraschte den von Berlin schon 1847 wieder nach Sachsen zurückgekehrten August Peters in Dresden. Die frisch aufathmende Presse zur Gründung eines republikanischen Wochenblatts, „die Barrikade", benutzend, knüpfte er damals im Interesse der Redaction einen Briefwechsel mit Louise Otto an, die schon damals durch ihre freisinnigen Gedichte und Schriften sich einen volksbeliebten Namen erworben hatte. Wie wenig ahnte wohl Peters, daß die treue Liebe der Dichterin später ihm, dem armen Gefangenen, in der Nacht dreier Kerker als Stern des Trostes, der Ermuthigung, der geistigen Rettung leuchten sollte!

Im Januar 1849 begab er sich nach Marienberg (dem Wohnort seiner Eltern, wohin sie von Taura, dem Geburtsdorfe August Peters', übergesiedelt waren und wo dieser seine Knabenjahre verlebt hatte), um hier, für die eingegangene „Barrikade", eine neue Zeitschrift, „die Bergglocke", zu gründen. Er vertrat in derselben jene gemäßigte Demokratie, welche das damalige Ministerium Oberländer in Sachsen lieber stützen, als stürzen wollte, weil man bereits voraussehen konnte, daß kein freisinnigeres an dessen Stelle kommen würde, und weil man erkannte, daß Sachsen der von auswärts drängenden Reaction nicht allein sich zu widersetzen vermöge. Als aber dieses Ministerium dennoch fiel und im Mai in Dresden der Kampf um die Reichsverfassung ausbrach, eilte auch er von Marienberg über Freiberg dorthin. Aber schon in Freiberg kamen ihm Flüchtige entgegen, denen er sich nun anschloß und mit denen er über Chemnitz, Altenburg und dann durch Thüringen nach der Pfalz und Baden eilte. Hier stieß er auf eine verlassene Freischaar, deren Führer davongelaufen waren, wurde aufgefordert sich ihr anzuschließen und kam so nach Rastatt — und in Gefangenschaft.

Ueber Peters' Thätigkeit in dieser Festung können wir keine authentischere Mittheilung machen, als die betreffende Stelle aus den „Entscheidungsgründen" seiner Verurtheilung „zu einer gemeinen Zuchthausstrafe von acht Jahren". Nachdem erwähnt ist, daß Peters erst die Stelle eines Quartiermeisters des sogenannten Rheinhessischen Bataillons und zuletzt die eines Hauptmanns in der Lunette 33 übertragen worden war, heißt es weiter:

„In dieser Eigenschaft leitete der Angeschuldigte am 8. Juli einen Ausfall, welchen er mit Freiwilligen aus der Lunette 33 unternahm, und drang, nachdem er die Mannschaft mit geistigen Getränken angefeuert hatte, im Gefecht mit den königlich preußischen Truppen bis an das Dorf Niederbühl vor. Die Einzelheiten des Ausfalls sind in der Seite 50 der Acten befindlichen Meldung des Angeschuldigten an den Gouverneur der Festung angeführt, einer Meldung, welche zugleich darthut, daß der Angeschuldigte mit großer Energie dabei zu Werke ging und das Kenzinger Aufgebot mit dem Säbel vom Rückzuge abhielt."

Die Verurtheilung, so hart sie erscheint, war immer noch ein Glück, denn weit Schlimmeres war ihm bestimmt: auch er war vor das Standgericht geladen. Damals schrieb er an Louise Otto und seine Eltern: „daß er wohl Trützschler's Loos theilen werde und daß er mit ihren Namen auf den Lippen ruhig sterben wolle." — Wirklich wurden ihm bisher gestattet gewesene Begünstigungen plötzlich entzogen, er kam in strenge Haft in eine Casematte, aus welcher man täglich Einen um den Andern zum „Schlußverhör" abführte — d. h. vor das Standgericht. Keiner kam wieder. — Da erkrankte Peters mit vielen Anderen an der Ruhr; täglich kam die Anfrage, ob er „zum Schlußverhör" vorgeführt werden könne; der menschenfreundliche Militärarzt ver-

neinte dies jedoch beharrlich, und so hatte die Krankheit ihn vom sichern Tode gerettet; das Standgericht ward aufgehoben und Peters sammt den noch übrigen Schwer Gravirten dem ordentlichen Gericht übergeben. — Bitten und Anträge, ihn, wie seinen sämmtlichen übrigen sächsischen Schicksalsgenossen geschehen war, nach Sachsen auszuliefern, oder wenigstens ihn die badische Strafe in Sachsen verbüßen zu lassen, blieben unberücksichtigt.

Im Zuchthause zu Bruchsal, in der Zelle 287, bestand Peters' Beschäftigung anfangs in Bretterhobeln; später gab man ihm seine Zeit für seine Studien frei. Nach den Hausgesetzen durfte er jeden Monat zwei Briefe schreiben und einen Besuch erhalten. Die Behandlung pries Peters als außerordentlich human. Der Director Füßli wie der Pfarrer Heinz ehrten edel in ihm den gebildeten begabten Mann, ohne daß sie dabei der Strenge und Würde des Gesetzes Etwas vergaben. Sie verschmähten die Menschenquälerei, mit der man in anderen Strafanstalten in unmenschlicher Lust sich eine Güte that. Selbst die einzige Härte, die Peters widerfuhr, geschah auf auswärtige Veranlassung. Peters' im Glück und Unglück unwandelbare Freundin, Louise Otto, wollte den armen Gefangenen gegen Ende August 1851 mit einem Besuch erfreuen. Die Kunde davon war der Badischen Regierung eiligst mitgetheilt worden, so daß ihrer in Bruchsal bereits ein Ausweisungsbefehl harrte. Dennoch gestattete der humane Director Beiden das Wiedersehen und eine Unterhaltung von einer Stunde, aber freilich trennte Beide ein doppeltes Gitter. —

Trotz dieses Doppelgitters und der Ausweisung — trotzdem Louise Otto und August Peters sich nicht die Hände reichen, geschweige einen Kuß des Wiedersehens geben konnten, — trennte das kalte Eisen zwei glückliche, in gegenseitiger Liebe glühende Herzen. Nur der Mund, nur das Auge dienten dem Ausdruck des bewegten Innern, aber sie genügten, um zwei Seelen, welche Freundschaft und Dankbarkeit zur Liebe geführt, hier die innigste Vereinigung feiern zu lassen, eine Verlobung, wie vielleicht keine zweite gefeiert worden ist. Der Besuch und der arme Gefangene — schieden vom Doppelgitter als Braut und Bräutigam. —

Am 31. Juli 1852 wurde Peters in Baden begnadigt und an Sachsen ausgeliefert. Die nun beginnende neue Untersuchungshaft im Justizamt Lauterstein in Zöblitz, wegen seiner politischen Vergehen in Sachsen, war sehr streng; selbst an Louise Otto durfte er nicht schreiben, bis diese als seine Braut die Erlaubniß dazu erwirkt hatte; besuchen durfte sie ihn erst zu Pfingsten 1853, nach dem Schluß der Untersuchung und der abermaligen Verurtheilung Peters' zu acht Jahren Zuchthaus.

Im ersten Brief aus Waldheim (vom 10. October 1853) an seine Braut schrieb Peters: „Soll ich Dir erzählen von der Schwere des neuen Wehes, das mir auferlegt ist? Louise! Freue Dich, daß ich mit heiterem Antlitz, mit aufgerichtetem Haupte vor Dich treten und bezeugen kann: Gott legt Niemand mehr auf, als er tragen kann. — Ich verhehle Dir nicht, daß mir hier manches Niederbeugende entgegentrat, dem ich mich bis jetzt (auch in Bruchsal) nicht unterworfen gesehen, — aber das feste Bewußtsein, in der Hand Gottes zu stehen, half es überwinden, — es erhob mich über die ganze Schmach meines gegenwärtigen Looses. Dazu kam Dein letzter Brief (vom 27. v. M.), der mir sagte, daß auch Du muthig und getrost dieses Weh erträgst. Nach diesem Briefe setze ich ein unerschütterliches Vertrauen in Dein muthiges Ausharren bis an's Ende unserer Leiden. Louise! Wenn einst Alles überwunden sein wird — wie wird uns dann sein? — Nur sehr wenige Menschen wissen, was uns zusammen innerlich und äußerlich betroffen, was wir miteinander erlebt und erduldet haben — es würde auch den meisten Menschen märchenhaft erscheinen, wenn wir es ihnen erzählen wollten. Aber wir dürfen es einander einst sagen: Das war gekämpft!"

In Waldheim durfte August Peters sich literarisch beschäftigen, nachdem Ernst Keil der Anstalts-Direction gegenüber sich dafür verbürgt hatte, daß es Peters weder an Arbeit noch Verdienst fehlen solle; da er unter seinem Namen jetzt Nichts drucken lassen durfte, so nahm er hier den Autornamen „Elfried von Taura" an, nach seiner Leipziger Studenten-Bezeichnung und seinem Heimathsorte. Von Ostern 1854 an durfte drei Mal im Jahre seine Braut ihn — ebenfalls durch ein Gitter geschieden — sprechen.

In der Züchtlingsjacke schrieb nun Elfried von Taura viele seiner gelungensten Werke, von denen wir besonders hervorheben: den Romanzenkranz „Friedrich der Freudige" (Freib. 1856); eine Reihe von Sonetten, die zu den besten unserer Literatur gehören; eine Novelle „die stille Mühle", die einen ersten Preis gewann, und andere treffliche Novellen, welche in der Gartenlaube, in den Unterhaltungen am häuslichen Heerd u. s. w. veröffentlicht worden und später theilweise gesammelt als „Erzgebirgische Geschichten" und „Aus Heimath und Fremde" erschienen sind. — Man kann daher wohl dem Herrn Straf- und Corrections-Anstalts-Director Heink in Waldheim nicht widersprechen, wenn er in seiner „Tabellarischen Notiz, den Züchtling August Friedrich Peters aus Taura betreffend" sein Urtheil über denselben u. A. dahin ausspricht: „Nicht ohne geistige Begabung und als Schriftsteller bereits bewährt."

Im Januar 1856 hatte der König die Strafzeit Peters' um die Hälfte gekürzt, eine Verordnung des königl. Ministeriums der Justiz aber schloß ihm schon am 9. Juli desselben Jahres den Kerker auf, nachdem er fünfundachtzig Monate lang den Hauch der Freiheit entbehrt hatte. — Am 24. Novbr. 1858 schloß er in Meißen mit Louise Otto den Ehebund und siedelte Anfang Novbr. 1859 nach Leipzig über. Hier wandelte August Peters erst den „General-Anzeiger" in eine entschieden demokratische Zeitschrift um, begründete nach der Unterdrückung derselben die „Mitteldeutsche Volkszeitung" mit und leitete sie bis an seinen Tod. Er starb am 4. Juli d. J., trotz abermaliger Gefängnißstrafe in seinen Grundsätzen unerschüttert, erst siebenundvierzig Jahre alt. Sein Vater war aus Gram über das Unglück des Sohnes kurz vor dessen Eintritt in Waldheim gestorben; sein altes Mütterlein hat ihn überlebt, aber in seiner Wittwe eine Tochter gefunden, die des Sohnes Pflicht auf sich nahm.

Wie August Peters vor der Revolution schon eine Sammlung Gedichte (Schneeberg, 1845) und mehrere Erzählungen und später viele politische Artikel veröffentlicht hatte, so trat in der neu gewonnenen Freiheit Elfried von Taura mit einer Reihe Romane und Erzählungen hervor, die, nach dem glücklichen Novellen-Preisdebüt im Zuchthause, seinen neuen Autornamen bald zu einem von gutem Klang erhoben. Um so mehr muß man wünschen, daß auch der literarische Nachlaß der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werde, namentlich seine noch ungedruckten und neuausgewählten Novellen und die von ihm begonnene Selbstbiographie, die seine bewegte Jugend schildert und, von der Hand der treuen Gattin mit einer Auswahl der Briefe des Gefangenen aus seinen drei Kerkern verbunden, ein in vieler Beziehung sehr interessantes, sehr beachtenswerthes Buch werden und das schönste Denkmal dieses Vielgeprüften sein würde.

Blätter und Blüthen.

Eine naturwissenschaftliche Vexir-Frage. Als wir neulich den Lesern der Gartenlaube ein technisches Räthsel zur Lösung vorlegten, hatten wir darauf gerechnet, daß das gebildete Publicum, wenn es auch am liebsten unterhalten und dabei belehrt sein will, es nicht verschmähen würde, auch einmal selbst über die „Natur der Dinge" nachzudenken. Wir hatten uns nicht geirrt und haben noch immer unsere Freude an dem Interesse, welches unsere Notiz erregt hat; noch jetzt gehen uns von allen Seiten kleine Aufsätze über den Gegenstand zu, welche beweisen, wie viele Köpfe sich eifrig mit demselben beschäftigt haben. Deswegen glauben wir im Sinne Vieler zu handeln, wenn wir auch heute wieder eine naturwissenschaftliche Frage zur Beantwortung vorlegen, ist sie auch nicht von b[illegible], daß die Männer vom Fach selbst nicht die richtige Antwort darau[illegible]geben vermöchten. Sie kann sogar durch einen von Jedermann bequem anzustellenden Versuch sofort entschieden werden. Wir bitten daher die Leser und Leserinnen, uns zuvörderst durch Handschlag zu versichern, daß sie die Frage beantworten wollen, ohne daß sie diesen Versuch anstellen. Erst wenn sie mit sich selbst über die Antwort einig geworden sind, wollen sie den Versuch darüber entscheiden lassen, ob die Antwort richtig war oder falsch. Also aufgepaßt! Die Sache ist folgende:

„Man stelle auf die eine Wagschale einer gewöhnlichen Wage ein Glas mit Wasser und lege auf die andere Wagschale so viele Gewichte, daß vollkommenes Gleichgewicht hergestellt ist. Nun tauche man den Finger in das Wasser. — Frage: wird die Wagschale mit dem Glase Wasser sich senken oder wird der Wagebalken in seinem Gleichgewicht verharren?"

Wie gesagt, der einfache Versuch entscheidet die Sache augenblicklich; aber die denkenden Leser mögen sich die Frage beantworten, bevor sie den Versuch anstellen. Was gilt die Wette, daß die Antwort der einen Hälfte „ja", die der andern Hälfte „nein" lauten wird?

Ehe wir uns nun die Sache näher überlegen, sei noch eine kleine Bemerkung vorausgeschickt. Wenn man den Finger in ein Glas Wasser taucht,

so kann dies sehr behutsam, es kann aber auch sehr schnell und plötzlich geschehen. Im letztern Falle wird die Wageschale sofort sinken, das ist keine Frage; denn der Finger vollführt einen Stoß auf das Wasser und da die Wassertheilchen dem Finger nicht schnell genug ausweichen können, so muß die Wagschale mit dem Glase tief gehen. Von einem Stoße soll aber bei unserm Versuche durchaus nicht die Rede sein, vielmehr soll der Finger so langsam und so behutsam wie möglich in die Flüssigkeit eindringen, so daß dieselbe Zeit genug hat, dem Finger Platz zu machen. Ob nun auch so die Wage noch außer Gleichgewicht kommen wird, ist eine andere Frage, die wir untersuchen wollen. Wenn der Finger direct auf das Ende des Wagebalkens drückt, so senkt sich dieser natürlich, denn er kann dem Drucke nicht anders ausweichen als dadurch, daß er sich senkt; der Finger kann aber auf das Wasser eigentlich gar keinen Druck ausüben, denn dasselbe ist so leicht beweglich, daß es dem Drucke des Fingers innerhalb des Glases ausweichen kann, auch ohne daß die Wageschale sich senkt. Wenn meine Hand einer Backe einen Streich versetzt, so ist derselbe nur wirksam, wenn die Backe mehr oder weniger still hält; weicht aber die Backe ebenso schnell aus, als meine schlagende Hand sich bewegt, so wird der Backenstreich nicht sitzen, d. h. naturwissenschaftlich ausgedrückt: die Hand wird keinen Druck auf die Backe auszuüben im Stande sein. Oder ein besseres Beispiel! Jedermann weiß, daß die Fortbewegung eines Raddampfers bewirkt wird durch den Druck der Radschaufeln gegen das Wasser. Die Radschaufeln bewegen sich so schnell, daß das Wasser ihrem Drucke nicht schnell genug ausweichen kann. Bei einer sehr langsamen Drehung des Schaufelrades wird das Schiff, wie man sich auf jedem schiffbaren Flusse leicht überzeugen kann, um keinen Zoll vorwärts getrieben, denn die Wassertheilchen haben Zeit, den Schaufeln auszuweichen. Nach alledem muß also auch die Wage beim behutsamen Eintauchen des Fingers im Gleichgewicht bleiben. Aber wie jedes Ding zwei Seiten hat, so kann man auch unsere Frage von einem andern Gesichtspunkte betrachten und dann kommt man zu einem andern Resultat.

Wenn ich mit dem Finger gegen eine Wand drücke, so wird nicht nur die Wand von meinem Finger gedrückt, sondern auch mein Finger wird von der Wand gedrückt – der Druck des Fingers ist ja auch fühlbar! Im Allgemeinen: überall, wo überhaupt ein Druck ausgeübt wird, wird er immer in zwei entgegengesetzten Richtungen ausgeübt. Nun ist es aber schon seit Jahrhunderten bekannt, daß jeder Körper, welcher in eine Flüssigkeit getaucht wird, von dieser einen Druck auszuhalten hat. Also wird auch der in das Wasserglas eingetauchte Finger vom Wasser einen Druck erfahren und nach dem oben Gesagten auch wiederum einen Druck auf das Wasser ausüben. Da aber jeder Körper, auf welchen ein Druck ausgeübt wird, diesem Drucke ausweicht, wenn er nur ausweichen kann, so hat auch unser Glas Wasser das Bestreben, dem Finger auszuweichen, und da es durch Senkung des Wagebalkens recht gut ausweichen kann, wird es auch ausweichen. Das Resultat dieser Ueberlegung ist also: die Wageschale mit dem Glase Wasser wird sich beim Eintauchen des Fingers senken — gerade das entgegengesetzte des obigen.

Nach dieser Auseinandersetzung haben wir für gewiß angenommen, daß der in das Wasser getauchte Finger einen Druck auf die Flüssigkeit und somit auch auf die Wageschale ausübt. Dagegen scheint sich denn aber doch noch ein gewichtiges Bedenken erheben zu lassen. Eine Fischverkäuferin versicherte mir einmal alles Ernstes, daß, wenn man Fische wägen wolle, man sie nicht etwa im Wasser schwimmend auf die Wagschale setzen dürfe, sondern in einem durchlöcherten Gefäß, denn wenn sie auf der Wagschale schwämmen, so wögen sie eben gar nichts. Daß dies nur eine alberne Einbildung der Fischverkäuferin war, werden mir auch die Leserinnen sicherlich zugeben. Der schwimmende Fisch wiegt natürlich mit, und ein Stück Holz, welches in das Glas Wasser geworfen auf dessen Oberfläche schwimmt, wiegt ebenfalls mit und zwar genau so viel, als es schwer ist. Wenn ich aber meinen Finger in das Glas Wasser tauche, so wird mir doch wohl kein Mensch bestreiten wollen, daß mir mein Finger angewachsen ist und daß ich ihn selbst trage; also kann doch unmöglich die Wageschale etwas von seinem Gewichte zu tragen haben. Hiernach würde sich also die Wageschale mit dem Glase Wasser beim Eintauchen des Fingers nicht senken

„Gut,“ sagt jetzt der freundliche Leser der Gartenlaube, „jetzt haben wir zwei Gründe, welche uns die Frage verneinen lassen, und nur einen, aus welchem wir sie bejahen könnten; da zwei Gründe aber mehr wiegen, als einer, so antworten wir mit einem Nein.“ So schnell lassen wir dich nicht los, naturforschender Leser; in der Natur sind keine Widersprüche vorhanden, sondern nur in dem menschlichen Gedanken, und diese Widersprüche müssen gelöst werden. Wenn du aber wirklich meinst, daß zwei Gründe für Nein mehr wiegen, als ein Grund für Ja, so wollen wir doch sehen, ob wir nicht noch einen stichhaltigen Grund für Ja anführen können. Und wahrhaftig, hier ist einer! Ueberlegen wir noch einmal! Es ist doch sicher, daß der Versuch ganz derselbe bleibt, mag nun unser in das Wasser getauchter Finger von Fleisch, von Eisen oder von Holz sein. Nehmen wir demnach einmal an, er wäre von Holz und wäre an der Hand nur befestigt. Also zuvörderst befindet sich die Wage im Gleichgewicht. Nun nehme ich meinen Holzfinger von der Hand ab und werfe ihn in das Wasserglas. Wird die Wagschale sinken? Natürlich, denn jetzt wiegt ja der Holzfinger mit! Nun aber weiter! Ich bringe meine Hand mit dem schwimmenden Holzfinger in Berührung, aber nur in Berührung, ohne den mindesten Druck auszuüben — wird sich in der Stellung des Wagebalkens etwas ändern? Natürlich nein! Denken wir uns nun, daß in dieser Stellung der Finger plötzlich wieder an der Hand fest würde — würde dadurch etwas geändert? Natürlich wieder nein! So, nun sind wir fertig: der Wagebalken hat sich gesenkt und ich halte meinen an der Hand befestigten oder (was dasselbe ist) festgewachsenen Finger in dem Wasser. Das Resultat ist also hier wieder: die Wagschale mit dem Glase Wasser senkt sich beim Eintauchen des Fingers.

Wir wollen unsere Untersuchungen nicht weiter fortführen und es dem Leser überlassen, noch Mancherlei für und wider zu denken und zu sagen. Hat er sich aber für Ja oder Nein entschieden, so erfahre er durch den Versuch, ob er Recht habe, und — was die Hauptsache ist — er widerlege sich alle Gegengründe. Die einfachsten Dinge machen manchmal die größten Schwierigkeiten!

R. H.

Vom Sterbebette des Prinzen Albert. Erst ganz vor Kurzem ist in London ein Brief in die Oeffentlichkeit gedrungen, welchen eine der königlichen Familie sehr nahe stehende Persönlichkeit, die von den kleinsten Vorgängen im Windsorschloß und im Buckinghampalaste genau unterrichtet zu sein pflegte, wenige Tage nach dem Hintritte des Prinzen Albert an einen Freund geschrieben hat. Einige auf die letzten Tage des vielbeklagten Prinzen bezügliche Einzelheiten jenes Schreibens dürften auch heute noch in Deutschland nicht ohne ein wehmüthiges Interesse gelesen werden.

Der letzte Sonntag, welchen der Prinz erlebte, wird der ganzen königlichen Familie, namentlich aber der Prinzessin Alice, unvergeßlich sein. Prinz Albert war schon sehr angegriffen und leidend und darum seine Tochter Alice um ihn geblieben, während die andern Glieder der Familie sich, der englischen Etikette gemäß, zum Gottesdienste begeben hatten. Er bat sie, das Sopha, auf dem er saß, an das Fenster rollen zu lassen, damit er den Himmel und die über ihn schiffenden Wolken sehen könnte, deren Bewegung für ihn immer so große Anziehung gehabt hatte, und äußerte dann den Wunsch, sie möchte ihm ein paar Stücke auf dem Piano spielen, welche er ihr bezeichnete. Die Prinzessin willfahrte ihm, und da der Vater sie so gern singen hörte, so sang sie ihm auch einige deutsche Lieder.

Als sie den Flügel zumachte und sich nach dem Kranken umschaute, hatte er sich auf den Divan gestreckt, die Augen geschlossen und die Hände gefaltet, als wenn er gebetet hätte, so unbeweglich liegend, daß die Prinzessin glaubte, der Vater sei eingeschlafen. Leise wollte sie sich in seine Nähe schleichen; doch wie sie sich erhob, schlug er plötzlich die Augen auf und lächelte.

„Hast Du geschlafen, lieber Papa?“ frug sie.

„Nein, mein Kind, ich hatte nur so süße Gedanken, daß ich sie durch keine Bewegung verscheuchen mochte.“

So faltete er während seiner letzten Krankheit häufig die Hände, und sein ruhiges, friedvolles Antlitz zeigte, daß diese „süßen Gedanken“ oft bei ihm einkehrten.

Die Fassung der Prinzessin Alice war bewunderungswerth; sie hat uns Alle in Erstaunen gesetzt. Vom ersten Tage an, wo der Vater erkrankte, sah sie ein, daß sie sich zusammenraffen mußte, um durch ihre Energie und Standhaftigkeit Vater und Mutter Muth und Trost zu geben, und beschloß, diese ihre Pflicht getreulich bis zum Ende zu erfüllen, wie schwer es sie auch ankommen mochte, ruhig zu bleiben, wo sie nicht mehr hoffen konnte.

Der Prinz selbst täuschte sich nicht über die Bedeutung seiner Krankheit und lieh seinen Befürchtungen unverzagt und unumwunden Worte. Jedesmal aber, wenn er von der Möglichkeit seines Scheidens sprach, brach die Königin in solchen herzzerreißenden Jammer aus, daß er ihr nicht mehr von seinem Tode zu reden wagte. Und doch hatte er noch so Manches zu sagen, von so Manchem sein Herz zu erleichtern, so manchen Wunsch zu äußern, so vielerlei Anordnungen zu treffen!

Das entging der Tochter nicht, sie begriff daher, wie sie sich verhalten müßte, wollte sie dem geliebten Vater seine letzten Stunden wirklich erleichtern. Mit einer überraschenden Kraft wußte sie ihre Gefühle zu beherrschen, so daß sie im Beisein des Kranken nicht ein einziges Mal die schmerzliche Erregung verrieth, welche ihr die Brust zu zersprengen drohte, und nie den Thränen freien Lauf ließ, von denen ihre Augen überströmen wollten. Neben dem Kopfkissen des Vaters sitzend, hörte sie aufmerksam den Bestimmungen zu, die er gab, und den letzten Verfügungen, die er traf, und sang ihm von Zeit zu Zeit eines seiner Lieblingslieder, mit fester klarer Stimme, ob ihr auch das Herz dabei brechen wollte. Nur ab und zu einmal stahl sie sich in die Einsamkeit ihres Zimmers und weinte sich aus, um bald darauf mit der alten Fassung zu dem sterbenden Vater zurückzukehren.

Und als der Theuere den letzten Athemzug gethan und die unglückliche Königin sich nicht mehr täuschen konnte über den Verlust, welchen das Schicksal über sie verhängt hatte, wieder war es allein die Prinzessin Alice, welche für die in ihrem Schmerze schier zusammenbrechende Mutter das Wort linden Trostes fand, wo Niemand sonst das Ohr der in dumpfer Schwermuth hinbrütenden Königin zu erreichen vermochte.

Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. Druck von Alexander Wiede in Leipzig.